Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben

von

Dr. Th. Barth.

XVIII. Jahrgang 1900/1901.

Berlin W. 35.

Lützowstraße 107—8.

Verlag von Georg Reimer.

Jahrgang XVIII. der „Nation“.

Oktober 1900 — Oktober 1901.

Sachregister.

Die eingeklammerten Ziffern bezeichnen die Nummern, die freigelassenen die Seiten des achtzehnten Jahrgangs.

Die im Register klein gedruckten Titel beziehen sich auf in kleinerem Satz gedruckte Artikel.

Autorenregister.

Die neben den Namen stehenden Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen.

Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 1. Berlin, den 6. Oktober 1900. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Es liegt bei:

Nr. I der Handelspolitischen Flugblätter der „Nation“:
Die Wirkungen der Handelsverträge von 1892 und 1894.

Politische Wochenübersicht.

Kein Mensch weiß genau, wo der Kaiser von China sich befindet. Kein Mensch weiß, über welche Macht der Kaiser von China verfügt; es ist ebensogut möglich, daß er vollständig einflußlos ist, wie daß er in irgend welchem erheblichen oder unerheblichen Grade wieder Einfluß auf die Geschicke Chinas auszuüben vermag. Dieser Kaiser, von dem Sicheres sich überhaupt nicht aussagen läßt, über den man selbst ohne Verwunderung vernehmen würde, daß er schon gestorben ist — solche Nachrichten sind bereits wiederholt umgegangen —, hat sich in einem Schreiben an den Kaiser von Deutschland gewendet und hat diesem demüthig angeboten, daß seine Beamten zwei Trankopfer darbringen sollen zur Sühne alles dessen, was in China geschehen ist; und darauf sei wieder Friede und Freundschaft zwischen China und Deutschland.

Wir wissen von China sehr wenig; aber die chinesischste Ueberraschung, die uns China bereitet hat, ist doch dieses kaiserlich chinesische Schreiben. Würde ein Spaßvogel sich einen verwegenen, hohnvollen Witz haben machen wollen, so würde er schwerlich auf den Gedanken gekommen sein, als Sühne für die blutigen Greuel in China zwei Trankopfer vorzuschlagen. Vielleicht bedeuten sie nach chinesischer Auffassung sehr viel, vielleicht bedeuten sie nach chinesischer Auffassung so gut wie gar nichts; wir wissen es nicht. Aber hierauf kommt es weniger an, sondern darauf, daß auch die Chinesen in einer so gänzlich andern Welt leben, um mit dem ernstesten und feierlichsten Gesicht von der Welt zwei Trankopfer im jetzigen Augenblick anbieten zu können. Und von diesem Schreiben hatte auch Li-Hung-Chang Kenntniß, der in Europa gewesen ist, und der angeblich die Europäer kennt. Wie soll man sich vorstellen, daß das Gehirn chinesischer Staatsmänner arbeitet, wenn sie zu solchem Vorschlag gelangen, der abendländischer Kultur ebenso gut als Hohn wie als sittlicher Ernst erscheinen kann. Schwände nicht jeder Maßstab für uns, so könnte man zum Vergleiche sagen: Nach blutigen Greueln, nach Mord und Todtschlag erbietet sich der christliche Beleidiger zwei Seelenmessen am Grabe des vornehmsten Todten lesen zu lassen. Daß ein geflüchteter, abendländischer Herrscher siegreichen Feinden gegenüber diesen Vorschlag machte, erscheint ganz undenkbar; und was für die abendländische Kultur undenkbar wäre, ist in der chinesischen Kultur zum Ereigniß geworden.

Diese Thatsache bedeutet auch politisch mehr, als es im ersten Augenblick scheinen könnte. Politik treiben heißt, an die Interessen und das Verständniß, vielleicht an die Leidenschaften jener zu appelliren, auf die man einzuwirken wünscht; aber auf welches wie immer geartete Verständniß hat man bei chinesischen Staatsmännern zu rechnen, die Friedensverhandlungen auf solche Weise einzuleiten für gut befinden. Davon sich eine Vorstellung zu machen, ist außerordentlich schwierig. Und so wird es denn uns wieder deutlich, daß wir dem chinesischen Problem gegenüber fast gänzlich im Dunkel sind. Wir vermögen die chinesischen Heere zu schlagen; aber welche politischen Strömungen in dem Riesenreiche herrschen, welche Anschauungen man sich dienstbar zu machen hätte, um zu einem Ausgleich zu gelangen, welche Vorurtheile klüglich zu schonen wären darüber wissen wir so gut wie garnichts. Und sind die Gesandten in Peking, die China beobachten sollten, von den Ereignissen durchaus überrascht worden, so tappt auch jetzt die Diplomatie augenscheinlich völlig im Finstern. Wir tasten nur unsicher, um

außer durch die brutale Gewalt, die für dieses Riesenreich das letzte Wort nicht sprechen kann, durch moralische und intellektuelle Mittel das chinesische Problem zu beeinflussen. China ist trotz Allem für unsere Diplomatie das Unbekannte, das jede neue gefährliche Ueberraschung bringen kann.

Da man bei uns glaubt annehmen zu dürfen, daß thatsächlich Kaiser Kwangsü in höchst eigener Person seine zwei Trankopfer angeboten hat, so ist auf seinen Brief eine Antwort des deutschen Kaisers erfolgt. Die Antwort sucht dem Kaiser von China klar zu machen, welche Art Sühne nach europäischen Begriffen nothwendig sein würde; wiederum wird nur verlangt, daß die verantwortlichen Beamten zur Rechenschaft gezogen werden sollen; der Kaiser von China soll sie unter Assistenz der Großmächte abstrafen und dem Kaiser wird der Schutz der deutschen Truppen in Peking angeboten, wenn er zur Erleichterung der Verhandlungen nach Peking kommen will, wie es zur Herstellung eines schnellen Friedens erwünscht wäre. Der Kaiser von China scheint sich diesem Standpunkt auch seinerseits bereits genähert zu haben, wenn die Mittheilung eines neuesten Edikts zutreffend ist, worin die Bestrafung einer Anzahl mit Namen aufgeführter Prinzen und Großwürdenträger wegen Begünstigung der Boxer angeordnet wird.

Aus diesem jüngsten Edikt kann hervorgehen, daß einflußreiche Personen mit Deutschland zu einem Ausgleich zu kommen wünschen; ob auch, wenn hierzu erheblichere Opfer nothwendig sind, das ist schon fraglich. Die deutsche Regierung hat dies neueste Edikt immerhin für wichtig genug gehalten, um dasselbe in einer Cirkularnote zur Unterlage weiterer Vorschläge zu machen.

Der Standpunkt der ersten Bülow'schen Cirkularnote wird darin ebenso festgehalten, wie in dem Antwortschreiben des deutschen Kaisers an den chinesischen Kaiser.

Die kaiserliche Antwort ist fest und gemäßigt in dem, was verlangt wird; — vielleicht fällt man über sie in China ein gänzlich anderes Urtheil — und vor Allem entsagt das Schreiben jeder formalistischen, rechthaberischen Starrköpfigkeit. Hatte die Bülow'sche Note die Aburtheilung der Schuldigen durch die Mächte ins Auge gefaßt, so läßt die Antwort die entscheidende Mitwirkung des Kaisers von China zu. Nicht auf die Form kommt es an, sondern auf den Kern der Sache; darauf, daß in irgend einer Weise ein Exempel statuirt werde, um von verderblichen und gefahrvollen Ereignissen, wie sie sich abgespielt haben, in Zukunft abzuschrecken. Um zu diesem Ziele zu gelangen, das zum Schutze abendländischer Kultur wohl erreicht werden muß, ist jeder gangbare Weg gut, und daß die deutsche Diplomatie geneigt ist, je nach den Ereignissen in diesem Labyrinth die Richtung zu wechseln, ist nur anerkennenswerth.

Ob aber in der neuen Richtung vorwärts zu kommen ist? Um so besser wird sich Deutschland jedenfalls stehen, je weniger es prätendirt, das geheimnißvolle Wort für das chinesische Räthsel allein finden zu wollen.

Die Wahlen in England bringen der Opposition eine Enttäuschung. Die entschiedenen Liberalen hatten gehofft, oder hatten doch in ihrer Presse und bei Versammlungen sich den Anschein gegeben, zu hoffen, daß die Kriegsbegeisterung in England sich in eine Abneigung gegen das jetzige Ministerium gewandelt habe. Davon ist keine Rede. Die wenigen Verschiebungen, die bisher bei den Wahlen eingetreten sind, halten sich ungefähr die Waage.

In Südafrika dauert der Kleinkrieg fort, bei dem Menschen geopfert werden, und bei dem Erfolge von Bedeutung sich durch die Buren nicht mehr erringen lassen.

* * *

Schach den Handelsverträgen.

Allmählich kommt es auch den mit handelspolitischen Fragen weniger Vertrauten zum Bewußtsein, daß über die Erneuerung der Handelsverträge die eigentliche Entscheidung bereits in der nächsten Reichstagssession, nämlich bei der Neugestaltung des autonomen Zolltarifs, fallen wird. Wenn es den Agrariern gelingt, ihre Wünsche auf namhafte Erhöhung der Zollsätze für landwirthschaftliche Produkte im autonomen Zolltarif durchzusetzen, wenn es ihnen insbesondere gelingt, die gegenwärtigen Vertragszollsätze für Brotgetreide von 35 auf 60 oder gar 70 Mark pro Tonne zu steigern, so ist die Wahrscheinlichkeit, daß es zu einer Erneuerung der Handelsverträge, insbesondere des wichtigsten aller Handelsverträge, des Vertrages mit Rußland, kommt, so gut wie beseitigt. Man muß sich vergegenwärtigen, daß es heute auf der ganzen Erde kein Reich gibt, welches so sehr auf eine Freihandelspolitik angewiesen ist wie Deutschland mit seinem 4000 Millionen Mark übersteigenden Jahresexport. Ungefähr drei Viertel dieses Exports entfallen auf Erzeugnisse der Industrie. Kein anderes Land, auch England nicht, hat ein größeres Interesse als Deutschland, seinen Export durch eine rationelle Handelspolitik vor schweren Erschütterungen zu sichern. England kann schlimmstenfalls, wenn es von dem freien Weltmarkte verdrängt wird, daran denken, sich mit seinen großen Kolonien: Australien, Kanada, Kapland, Indien: enger zusammenzuschließen, um wenigstens für einen Theil seines vom freien Weltmarkt verdrängten Exports in den Kolonien ein Absatzgebiet zu finden, das die Waaren des Mutterlandes bevorzugt. Aber Deutschland mit seinen wirthschaftlich bisher nahezu werthlosen Kolonien kann sich nicht einmal solchen Zukunftsträumen hingeben. Für uns ist die Politik der offenen Thür eine handelspolitische Lebensfrage geworden, für uns ist ein wirklicher Schutz der nationalen Arbeit nur noch in der Handelsfreiheit zu finden. Das alles liegt so offen zu Tage, daß eine geradezu naive Unbesonnenheit dazu gehört, Deutschland noch heute in der Welt den protektionistischen Chorführer spielen lassen zu wollen. Es wird schon nicht leicht sein, ein Land wie Rußland zu bestimmen, in einen neuen Handelsvertrag mit Deutschland zu willigen, ohne daß die deutschen Lebensmittelzölle, an deren Ermäßigung Rußland ein besonderes Interesse nimmt, herabgesetzt werden. 1893 ließ es Rußland bekanntlich auf einen Zollkrieg ankommen, weil es sich in Bezug auf die Getreidezölle nicht schlechter behandeln lassen wollte als Oesterreich-Ungarn. Der Glaube, daß Rußland heute bereit sein werde, die ihm deutscherseits im Handelsvertrage von 1894 gemachten Zugeständnisse auf dem Gebiet der Agrarzölle ohne Weiteres preiszugeben, ist ohne logisches Fundament. In Rußland sind die Anhänger der Handelsverträge die Ackerbauinteressenten, während die Industriellen durchweg recht zufrieden sein werden, wenn es zu keiner Erneuerung der Handelsverträge mit Deutschland kommt und auf diese Weise die Konkurrenz der deutschen Industrie auf dem russischen Markte erschwert wird. Nun muthen unsere agrarisch-protektionistischen Handelspolitiker der russischen Regierung zu, sich mit einer Steigerung der deutschen Zölle auf Getreide und andere Ackerbauprodukte, also mit einer Erschwerung des Absatzes der Erzeugnisse der russischen Landwirthschaft auf dem deutschen Markte einverstanden zu erklären, und gleichzeitig verlangen sie von Rußland betreffs der Industriezölle des Zarenreiches noch Zugeständnisse über die Konzessionen des Handelsvertrages von 1894 hinaus. Auf eine handelspolitische Ueberredungskraft, die dies Kunststück fertig bringt, darf man einigermaßen neugierig sein. In Wirklichkeit muß man darauf gefaßt sein, daß überhaupt kein neuer Handelsvertrag mit Rußland zu Stande kommt, wenn Deutschland auf einer Steigerung der Zölle auf Getreide, Fleisch und Holz über die seit dem Vertrage von 1894 bestehenden Sätze beharrt.

Nun gibt es manche handelspolitische Schlaumeier bei uns, die den autonomen Zolltarif nur unter dem Gesichtspunkte der Abschreckungstheorie betrachten. Sie meinen, man thue gut, in den autonomen Zolltarif recht hohe Sätze einzurücken, um später um so mehr bei den Handelsvertragsverhandlungen ablassen zu können. Das ist der Standpunkt des unsoliden Krämers, der mit den Preisen vorschlägt, um sich nachher vom Kunden etwas abhandeln zu lassen. Selbst wenn man die Psychologie dieser Krämerpolitik für richtig halten könnte, so bleibt zu berücksichtigen, daß ein autonomer Zolltarif kein Gebilde ist, das man ohne Schwierigkeiten beliebig hin- und herkneten kann. Um diesen autonomen Zolltarif werden bei uns die heftigsten parlamentarischen Kämpfe entbrennen. Die schutzzöllnerischen Interessenten werden alle Minen springen lassen, um in dem autonomen Zolltarif für die Artikel, die ihnen besonders am Herzen liegen, hohe Zollsätze zu erlangen. Das Gerenne hat ja schon begonnen, und wir wissen aus den Erfahrungen des Jahres 1879, wie die Unbescheidenheit wächst, wenn man sieht, daß andere Gruppen ihre schutzzöllnerischen Forderungen steigern. Passirte es doch im Jahre 1879, daß ein schutzzöllnerischer Interessenverband in vier aufeinanderfolgenden Petitionen seine schutzzöllnerischen Wünsche fortgesetzt steigerte. Aehnliches werden wir auch in diesem Winter erleben. Insbesondere wird der agrarische Appetit, der schon jetzt nicht klein ist, beim Essen noch erheblich wachsen. Ist es nun aber nach vielen Mühen, Petitioniren und Agitiren einer Interessentengruppe gelungen, in dem autonomen Zolltarif eine Zollerhöhung durchzusetzen, so wird dieser Interessentenverband auch zweifellos bemüht bleiben, den höheren Zollsatz nicht durch einen späteren Handelsvertrag wieder herabgedrückt zu sehen. Eine jede solche Herabsetzung muß die Regierung später von den einheimischen Schutzzollinteressenten wieder zurückerkämpfen. Ist es wahrscheinlich, daß dazu eine Regierung Lust verspüren und die nöthige Energie aufweisen wird, die bei den Vorbereitungen zur Neugestaltung des autonomen Zolltarifs sich den allgemeinen Interessen gegenüber so schwach und den Schutzzöllnern gegenüber so entgegenkommend verhält wie unsere gegenwärtige Regierung im Reich und in Preußen? Ist es nicht viel wahrscheinlicher, daß diese Regierung, um den inneren Kämpfen zu entgehen, lieber darauf verzichten wird, einen neuen Tarifvertrag mit anderen Ländern und insbesondere mit Rußland abzuschließen, sobald sie erkennt, daß ein solcher Vertrag ohne namhafte Herabsetzung der Agrarzölle unter die im autonomen Zolltarif gezogene Linie nicht möglich ist? Unsere Agrarier werden ihnen nicht böse sein, wenn sie aus den Handelsvertragsverhandlungen schließlich mit leeren Händen und der Erklärung zurückkommen, unsere bisherigen Kontrahenten hätten eine Herabsetzung der Agrarzölle verlangt, die man im Interesse des Schutzes der einheimischen Landwirthschaft nicht habe konzediren können, und daran sei der Wiederabschluß der Verträge gescheitert.

Alles kommt unter solchen Umständen darauf an, daß der autonome Zolltarif nicht eine so schutzzöllnerische Gestaltung gewinnt, daß er wie ein Pentagramma die Schwelle absperrt, über die man zum Abschluß rationeller Handelsverträge gelangen kann. Was bisher zur Vorbereitung der Neugestaltung des autonomen Zolltarifs geschehen ist, kann durchweg nur als zur Unterstützung schutzzöllnerischer Gelüste geschehen bezeichnet werden. Zunächst hat man das Schema des gegenwärtigen Zolltarifs dadurch von Grund aus verändert, daß man die bisherigen umfassenderen Waarengruppen in zahllose kleinere Gruppen zerlegt hat. Da diese Differenzirung nicht freihändlerischen, sondern protektionistischen Wünschen entsprungen ist, so ist auch der Grund für diese Differenzirung leicht ersichtlich. Ein Schutzzöllner, der eine einzelne Gruppe in mehrere Untergruppen zertheilt wissen will, hat dabei gewiß nicht das Verlangen, eine einzelne dieser Untergruppen unter den einheitlichen Zollsatz der bisherigen Gesammtgruppe herabzusetzen, sondern er wünscht eine oder die andere der so entstandenen Untergruppen über den bisherigen Zollsatz der Gesammtgruppe hinauszuheben: daher das Bestreben nach dieser angeblich besseren Systematik und detaillirteren Klassifikation. Die Hamburger Handelskammer, deren Sachverstand in diesen Dingen gewiß nicht zu bezweifeln ist, hat in einem Gutachten zum Ausdruck gebracht, daß ihr die vorgeschlagene Anordnung mindestens ebenso viele und große Mängel zu haben scheine als die bisherige, und daß es deshalb richtiger sei, an der alten gewohnten Anordnung festzuhalten, es sei denn, daß es gelinge, ein einheitliches Schema für alle oder doch die wichtigsten Länder zu vereinbaren. Es ist bisher, soweit ich gesehen habe, noch nicht in der Oeffentlichkeit hervorgehoben worden, daß auch die Zolltarifkommission des Bundesraths, die im Jahre 1879 die damalige Zolltarifreform vorbereitete, die Frage eines neuen Schemas geprüft und völlig ablehnend beantwortet hat. Es heißt in dem Bericht dieser Kommission wörtlich:

„Aufgabe des Tarifs ist es, die einem Zoll zu unterwerfenden Waaren ihrer besonderen charakteristischen Beschaffenheit nach unter sich und gegenüber den zollfrei belassenen Gegenständen deutlich zu bezeichnen. Keineswegs aber kommt es darauf an, alle beweglichen Dinge mit größerer oder geringerer Vollständigkeit und geordnet nach irgend einem System aufzuführen . . . . Eine sogenannte systematische Anordnung kann nur nach Gesichtspunkten erfolgen, die außerhalb der Aufgabe und der Zwecke des Zolltarifs liegen. Aber auch die Auffindung der einzelnen Artikel wird durch eine derartige Anordnung keineswegs erleichtert. . . . Außer diesen gegen den Uebergang zur systematischen Anordnung sprechenden Gründen fällt aber auch das Interesse an der Kontinuität des bisherigen ins Gewicht. . . . Es erleichtert für die Zukunft nicht nur die statistische Vergleichung, sondern auch die praktische Benutzung des Tarifs sowohl für die Abfertigungsbeamten als auch für das Publikum, wenn die bisherige Eintheilung und Nummernfolge thunlichst unverändert bleibt".

Das ganze neue Schema ist, bei Licht betrachtet, nichts anderes als ein Hilfsmittel, um dort, wo man für eine größere Waarengruppe glaubt einen höheren Zollsatz nicht durchsetzen zu können, wenigstens für einzelne Abtheilungen dieser Gruppe höhere Zollsätze zu erlangen. Auch was sonst an Vorbereitungen für die neue handelspolitische Kampagne seitens des Reichsamts des Innern geschehen ist, macht den Eindruck bloßer Unterstützung schutzzöllnerischer Bestrebungen. Aus manchen Mittheilungen vernommener Sachverständiger wissen wir, daß das Reichsamt des Innern vorzugsweise bemüht gewesen ist, den schutzzöllnerischen Interessenten die Zunge zu lösen. Alles „Material", das seit Monaten herbeigeschleppt wird, scheint schutzzöllnerischen Absichten dienen zu sollen. Es ist danach zehn gegen eins zu wetten, daß, wenn demnächst das Resultat aller dieser geheimen, bisher der öffentlichen Kritik entzogenen Vorbereitungen in dem Regierungsentwurf eines neuen autonomen Zolltarifs zu Tage treten wird, wir ein schutzzöllnerisches Monstrum vor uns sehen werden, das zwar den Schutzzollinteressenten und insbesondere den Agrariern in seinen einzelnen Sätzen noch nicht genügen wird, das aber sicher völlig ausreicht, um bei Annahme des Entwurfs alle Hoffnungen auf die Erneuerung von Handelsverträgen, die mehr sind, als ein bloßer Name, zu begraben. Wer deshalb die Ansicht hat, daß es im nationalen Interesse Deutschlands geboten ist, die Caprivi'sche Handelsvertragspolitik fortzuführen, der hat auch die politische Verpflichtung sich energisch zu rühren, um zu verhindern, daß die Ausgestaltung des neuen autonomen Zolltarifs einen extrem schutzzöllnerischen Charakter bekommt. Ein hochschutzzöllnerischer autonomer Zolltarif bedeutet die Unmöglichkeit, zu verständigen neuen Handelsverträgen zu kommen; er bedeutet einen Rückgang unseres Exports und eben deshalb eine Erschwerung der Arbeitsgelegenheit und Lohndruck, daneben aber eine Vertheuerung und Herabdrückung der Lebenshaltung unserer Arbeiter, die Wahrscheinlichkeit schwerer wirthschaftlicher Krisen, die Ausbreitung

der Unzufriedenheit in breiten Schichten der Bevölkerung, kurzum eine schwere Erschütterung der Grundfesten unseres Reichs. Wer eine derartige Entwicklung nicht zu verhindern bestrebt ist, kann auf den Namen eines guten Staatsbürgers keinen Anspruch erheben.

Theodor Barth.

Zur chinesischen Frage.

Rückblick und Ausblick.

Als im Jahre 1840 der erste Krieg zwischen China und einer europäischen Macht, England ausbrach, lag es in der Natur der Verhältnisse, daß die Nachrichten von dem was im fernsten Osten geschah, nur langsam nach Europa gelangen konnten. Es war das eine unvermeidliche Thatsache, die um so leichter zu ertragen war, als alle gleichmäßig unter dem Mangel an Nachrichten zu leiden hatten und daran gewöhnt waren. Der elektrische Telegraph und der Zeitungskriegsberichterstatter waren noch nicht erfunden worden und auch unter den gewöhnlichen Menschen grassirte die Schreibwuth noch nicht in dem Maße, wie das heute der Fall ist. In diesen Beziehungen haben die letzten dreißig bis vierzig Jahre eine gründliche Aenderung geschaffen, und der Heißhunger nach Neuigkeiten seitens der großen Menge ist in einer mit den zur Befriedigung derselben verfügbaren Mitteln in keinem Verhältnisse stehenden Weise gewachsen. Da aber das Angebot mit der Nachfrage Schritt zu halten sucht und bis zu einem gewissen Punkte auch wohl suchen muß, so hat sich in der Tagespresse ein Nachrichtendienst entwickelt, der, wo er nicht Thatsachen melden kann, Gerüchte bringt, die dann seeschlangenartigen Umfang annehmen und die öffentliche Meinung um so mehr verwirren, je weniger von autoritativer Seite geschieht, dieselbe auf den richtigen Weg zu leiten. Nie aber hat sich wohl das Mißverhältniß zwischen amtlicher und privater, d. h. zwischen verantwortlicher und unverantwortlicher Informirung und Beeinflussung — ich gebrauche das Wort im guten Sinne — der öffentlichen Meinung schärfer und in bedauerlicherer Weise gezeigt als im Verlauf dessen, was unter dem Namen der Wirren in China die Aufmerksamkeit der Welt seit Monaten in fast athemloser Spannung erhält. Während man Bände mit dem füllen könnte, was die Zeitungsberichterstatter telegraphiren und schreiben, schweigen die Regierungen selbst über die Punkte, über die sie informirt sein müssen und die von weitgehendster Wichtigkeit für die Beurtheilung der Lage sind. Am 15. August ist Peking entsetzt worden, wir schreiben heute den 30. September, und trotzdem unter gewöhnlichen Verhältnissen ein Brief nicht vierzig Tage von Peking bis Berlin gebraucht, liegen heute noch nicht einmal, wenigstens nicht dem Lande, ausführliche und zuverlässige telegraphische Berichte über die Ermordung des deutschen Gesandten vor, die doch den Ausgangspunkt für die ganze Politik des Reichs in der chinesischen Frage bildet; ja, man weiß kaum mit Bestimmtheit, an welchem Tage dieselbe stattgefunden hat. Nachdem in den ersten Nachrichten der 16. Juni angegeben worden war, wurden schließlich der 13. und dann der 19. genannt, während nach dem Bericht des Grafen von Soden der 20. der Tag der That sein würde. Außerdem ist bei der Ermordung ein anderes Mitglied der Gesandtschaft, der Dolmetscher Cordes, zugegen gewesen; beim Entsatz der Gesandtschaft war derselbe von seinen Wunden genesen, und es scheint daher keine übermäßige Zumuthung, daß, wo Millionen für die Herausendung von Schiffen und Truppen ausgegeben werden, um die That zu rächen, auch der Betrag für einen telegraphischen Bericht flüssig gemacht werde, aus dem man ersehen könne, wann, wo und wie dieselbe geschehen ist. Das Schweigen nicht nur der deutschen Regierung, sondern aller Mächte über das, was dem Angriff auf die Gesandtschaften vorausgegangen, kann die Vermuthung aufkommen lassen, daß etwas zu verschweigen sei, und es muß als im Interesse der Sache der Zivilisation gegen die Barbarei, wie ja das, was in China vorgeht, vielfach genannt wird, liegend bezeichnet werden, daß auch die Möglichkeit einer Mißdeutung vermieden werde. —

Wenn so den Regierungen ein Theil des Vorwurfs wegen der ungenügenden Informirung der öffentlichen Meinung, deren Zustimmung schließlich doch für die Durchführung der Angelegenheit in einer oder der anderen Form nothwendig ist, nicht erspart werden kann, muß einen Theil der Presse der treffen, über die Ziele, die die verschiedenen Mächte in ihrer Chinapolitik verfolgen, ebenso unzutreffende wie der Sache des Friedens schädliche Gerüchte zu verbreiten. Wenn Rußland und England allerhand Pläne von Landerwerbungen zugeschrieben werden, so dürfte das in Deutschland uns nur insofern interessiren, als dadurch die Einigkeit unter den Mächten gestört und der Erfolg der Friedensverhandlungen in Frage gestellt werden kann; und schließlich ist es doch der Frieden, den der Kampf herbeizuführen sucht, wie es ebensowenig einem Zweifel unterliegen kann, daß die Einigkeit der in Frage kommenden Mächte die Aussichten der Erfolge der kriegerischen Unternehmungen und damit wieder des baldigen günstigen Friedensschlusses erhöht. Als geradezu gemeingefährlich muß aber die Art und Weise bezeichnet werden, in der gewisse Organe der Presse immer wieder auf die Erwerbungen zurückkommen, die Deutschland in China machen müsse oder zu machen gedenke. Bald ist es die Provinz Shantung, in der Deutschland seinen Besitzstand erheblich zu vergrößern beabsichtige, bald wird die Provinz Chili Deutschland von Rußland, das die Mandschurei bereits annektirt habe, angeboten, und schließlich entdeckt ein findiger Korrespondent sogar, daß Deutschland im Begriff stehe, die Provinz Kiangsu zu nehmen und sich der Yangtse-Mündung zu bemächtigen. Das alles wird mit mehr oder weniger Brio vorgetragen und, wenn es auch auf den Gang und die Entschließungen der deutschen Politik gar keinen Einfluß ausübt, so trägt es doch dazu bei, in sehr wesentlicher Weise das Mißtrauen gegen Deutschlands Ziele und Absichten zu erhöhen. Und Gott weiß, daß unser Ruf in der Beziehung schon schlecht genug ist! Was aber die Idee von Landerwerbungen in China anbetrifft, sei es, daß dieselben mißverstandenen kolonisatorischen Bestrebungen dienen oder als Aequivalent für Entschädigungsforderungen in Frage kommen würden, so kann nicht oft und nicht entschieden genug wiederholt werden, daß das größte Unglück, das Deutschland treffen könnte, das sein würde, wenn die chinesischen Wirren zu einer Ausdehnung des deutschen Landbesitzes in China führten. Die erste Folge eines solchen Schrittes würde die sich aus demselben ergebende Nothwendigkeit der Vermehrung der deutschen Armee um ein bis zwei Armeekorps sein, denn wir würden nicht allein das neu erworbene Territorium besetzen und sichern, sondern uns auch darauf einrichten müssen, dasselbe gegen einen unausbleiblichen chinesischen Gegenstoß halten zu können. Dabei dürfte es immer eine schwer im Voraus zu entscheidende Frage bleiben, ob wir uns bei einer solchen Eventualität China allein oder nicht auch der einen oder der andern der Mächte gegenüber befinden würden, die die Zufälligkeiten der Politik heute zu unsern mehr oder minder unwilligen Genossen gemacht haben. In dieser Frage aber und in der Weise, wie sie beantwortet wird, liegt der Schlüssel von Deutschlands Zukunft. In Petersburg hat der Ausbruch der Wirren in China ganz besonders deswegen sehr verstimmt, weil man in dem Vorfalle die Absicht und die Hand Deutschlands sehen wollte, das bemüht sei, Rußland Ungelegenheiten im fernen Osten zu schaffen. Das waren natürlich, wie man hätte wissen können, ganz unbegründete und unberechtigte Annahmen, aber es ist immerhin lehrreich, zu sehen, daß man in Rußland eine Festlegung eines erheblichen Theils der Kräfte des Reiches in Ostasien als eine nicht wünschenswerthe Schädigung der allgemeinen Interessen desselben ansehen

würde. Und was Rußland mit seinen gewaltigen asiatischen Interessen, mit seinem kolossalen Reich, mit seinem Talent sich Asiaten zu assimiliren, und mit seinen Landverbindungen mit dem Osten nicht glaubt leisten zu können, ohne andere näher liegende und wichtigere Interessen vernachlässigen zu müssen, das wollten wir mit leichtem Herzen, wie einst Mr. Ollivier Frankreich in den Krieg mit Deutschland stürzte, unternehmen? Wir sollten Menschen und Geld fortwerfen für eine Erwerbung, die weit entfernt etwas einzubringen, uns nur neue Lasten auferlegen und den ganzen Schwerpunkt unserer Politik verrücken würde, indem sie einen verwundbaren Punkt unserer Interessen an einer Stelle und in einem Umfange schüfe, daß wir ihn nicht aufgeben und ihn auch nicht vertheidigen könnten und so der Gefahr ausgesetzt würden, uns an ihm zu verbluten! Denn auch der Annahme, daß Deutschland aus einer solchen Erwerbung industrielle und kommerzielle Vortheile ziehen könne, muß auf das Bestimmteste entgegengetreten werden. Die Erwerbung eines maritimen Stützpunkts in Ostasien war eine Nothwendigkeit; wir konnten uns bei dem steten Wachsen unserer kommerziellen, finanziellen und industriellen Interessen in jenen Gegenden und bei der stets zunehmenden politischen Bedeutung des Beckens des stillen Ozeans nicht der Gefahr aussetzen, daß unsere guten Freunde unseren Kriegsschiffen eines Tages unter Berufung auf die Bestimmungen des Völkerrechts ihre Häfen schlossen und wir unseren Handel und unsere Schiffahrt schutzlos einem vielleicht viel schwächeren Feinde ausliefern mußten. Auch darüber kann kein Zweifel bestehen, daß die Erwerbung eines solchen Stützpunkts uns weitere Pflichten für die Nutzbarmachung desselben, und damit weitere Kosten auferlegt, sowie daß es im wohlverstandenen Interesse Deutschlands liegt, zu versuchen, wenigstens einen Theil dieser Kosten durch einen vermehrten Antheil seines Handels und seiner Industrie an dem Verkehr mit China wie an der inneren Entwicklung dieses Reichs wieder einzubringen. Aber diese Hoffnung kann nicht dadurch ihre Erfüllung finden, daß wir die Kosten für die Entwicklung der neuen Erwerbung durch eine Vergrößerung derselben immer mehr steigern und in ihr einen wunden Punkt für unsere äußere Politik wie für unsere Finanzen schaffen, sondern nur indem wir Ruhe und Frieden im ganzen China wiederherstellen und zu erhalten suchen. Dazu gehört aber vor allen Dingen, daß wir uns über die Eigenthümlichkeiten der Chinesen so wie über das, was von ihnen zu verlangen ist oder ihnen geboten werden kann, genügend informiren und das, was wir erfahren und gelernt haben, zur Grundlage unseres Vorgehens machen. Das ist aber schon seit Jahren nicht mehr der Fall gewesen. Es war so gang und gäbe geworden, das chinesische Reich als einen todten Körper zu behandeln, aus dessen Haut man Riemen schneiden könne, ohne daß er auch nur zucke, China überhaupt als eine quantité négligeable anzusehen, die man mit einem Unteroffizier und 10 Mann zur Raison bringen könne, daß als der große Koloß anfing sich zu bewegen und dabei allerhand Unheil anrichtete, die Ansichten plötzlich umschlugen und man nun glaubte einer großen Armee zu bedürfen, um Tientsin halten und von dort die kurze Strecke bis nach Peking marschiren und die eingeschlossenen Gesandtschaften befreien zu können. Als sich dann die hunderttausende von Chinesen, die zwischen Tientsin und Peking stehen sollten, in eben so viele tausende verwandelten, als sich die unpassirbaren Wege als doch passirbar und die sommerliche Hitze als nicht unerträglich herausstellte und es nur eines Entschlusses bedurfte, um einer kleineren Truppenzahl das zu ermöglichen, wozu man einer großen Armee zu bedürfen geglaubt hatte, da war die Ueberraschung, um nicht Enttäuschung zu sagen, ebenfalls groß, wenn auch vielleicht für viele nicht größer als in diesem Augenblick, in dem es anfängt, zweifelhaft zu erscheinen, ob die Hoffnungen derer in Erfüllung gehen werden, die auf eine schnelle Verständigung mit der chinesischen Regierung und eine baldige Wiederherstellung geordneter Verhältnisse in dem Reich der Mitte gerechnet hatten. Alles dies beweist aber, wie schwer es ist, sich einen zutreffenden Begriff von den Zuständen in China, von den Stimmungen im Volk, von den Schwankungen am Hofe und von den hunderten von Einzelheiten zu machen, aus denen sich das Ganze zusammensetzt, mit dem der Politiker und noch mehr der Staatsmann zu rechnen haben. Es war daher doppelt bedauerlich, daß Deutschland in der Chinafrage die Führung zu übernehmen schien, die ihm nichts, auch nicht die Ermordung des deutschen Gesandten, auferlegte, denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der während zwei Monaten fortgesetzte Angriff auf die fremden Gesandtschaften eine viel schwerere Verletzung des Völkerrechts darstellt, als die Mordthat, die, wie immer sie auch geplant gewesen sein mag, das Werk weniger Augenblicke war. Es war daher gegeben, sich in dieser Frage mit der Rolle zu begnügen, die im Verhältnisse zu den engagirten Interessen stand, und sich nicht eine Aufgabe zu stellen, bei der man der Mißgunst, wenn nicht der offenen Feindschaft der anderen an der Frage interessirten Mächte sicher sein konnte.

Es muß dagegen als ein Verdienst der deutschen Politik anerkannt werden, daß dieselbe versucht hat, durch die Stellung einer bestimmten Forderung, der der Bestrafung der Schuldigen, eine Grundlage für das gemeinsame Vorgehen der Mächte China gegenüber zu geben. — Ueber die Form, die Tragweite und die Ausführung der an China zu richtenden Forderung können und werden Meinungsverschiedenheiten bestehen, darüber aber, daß die Erfüllung derselben die einzige Garantie dafür ist und sein kann, daß sich ähnliche Vorgänge wie die des letzten Sommers nicht so bald wiederholen, werden alle diejenigen einverstanden sein, die nicht von dem Gedanken ausgehen, daß selbst die faulste Verständigung mit China besser sei, als sich der Gefahr einer Verlängerung des Konflikts auszusetzen. Auf diesem Standpunkt stehe ich nicht. Ich habe nicht angestanden, schon Ende 1898, d. h. lange bevor die Wirren ausbrachen, wiederholt darauf aufmerksam zu machen, daß mit der Bedrohung der Integrität Chinas aufgehört werden müsse und daß, falls dies nicht geschehe, die fremden Mächte sich sehr bald in China Zuständen gegenüber finden würden, die eine Ausnutzung der erlangten Zugeständnisse auf Jahrzehnte hinaus unmöglich machen müßten. Ich habe dabei zugleich betont, daß jede Erhebung im Innern, welcher Art sie auch sein möge, in erster Linie gegen die Fremden und Christen gerichtet sein würde. Ich habe auch nach Ausbruch der Wirren nicht gezögert, auf die Gefahr hin als Verräther an der Sache des Vaterlandes angegriffen und bekämpft zu werden, wie das vor mir schon besseren Leuten geschehen ist, die den Muth ihrer Ueberzeugung gehabt haben, darauf aufmerksam zu machen, daß die fremden Mächte und ihre Vertreter ein großer Theil der Schuld an dem Ausbruche des Fremdenhasses träfe und daß es einer radikalen Aenderung in der Politik derselben bedürfen würde, um bessere Beziehungen herzustellen, ich habe auch und ich thue das noch, auf die Nothwendigkeit der Erhaltung der Dynastie und der Integrität des Landes hingewiesen, aber ich stehe nicht an, mit eben solcher Bestimmtheit zu erklären, daß die Bestrafung der Schuldigen, d. h. derjenigen, die sich nachweisbar verrätherischer Akte gegen Fremde und eingeborene Christen schuldig gemacht haben, die Vorbedingung jeder Verständigung sein muß. Die Außenwelt würde sich sonst in wenigen Jahren vielleicht unter ungünstigeren Bedingungen ganz ähnlichen Zuständen wie denen dieses Jahres gegenüberfinden. Ich lege auf Manifestationen wie die der posthumen Ehrenbezeigungen für Lipingheng und Genossen gar keinen Werth, dieselben müssen vom asiatischen und nicht vom europäischen Standpunkt aus beurtheilt werden, habe ich es doch selbst z. B. in Japan erlebt, daß der Begräbnißplatz des Mörders des deutschen Konsuls Haber, eines Lumpen, wenn es je einen gab, ebenso wie der des als Empörer gegen den Mikado hingerichteten früheren Ministers Eto zu Wallfahrtsorten für die Bevölkerung wurden, aber ich bin der Ansicht, daß der deutsche Vor-

schlag, vielleicht mit einzelnen Abänderungen in Betreff der ihm zu gebenden Ausführung, die Grundlage jeder Verständigung mit China, auch um den Preis einer Verlängerung und Ausdehnung der Feindseligkeiten zu bilden habe. Das schließt aber nicht ein, daß die deutsche Regierung bestrebt sein müsse, die Führung der Verhandlungen zu übernehmen, sie wird vielleicht gut thun, um andere Interessen und Empfindlichkeiten zu schonen, mehr als bisher in den Hintergrund zu treten. Derjenige wird immer der beste Staatsmann sein, der sein Ziel mit dem geringsten Aufwand von Lärm und Kraft erreicht und, daß man heute noch des Herostratus Namen kennt, wo viele von besseren Leuten vergessen sind, dürfte denselben kaum dafür entschädigen, sich so gründlich verbrannt zu haben. Dem deutschen Volke wie den fremden Mächten gegenüber wird eine offene Aussprache der Regierung — wozu haben wir denn einen Reichstag — das beste Mittel sein, allen Entstellungen und Insinuationen vorzubeugen oder ihnen die Spitze abzubrechen. Hoffen wir, daß man bald zu diesem Mittel greifen wird, denn daß man in der Lage sein sollte, mit der Rechnung für die Kosten auch zugleich die Bescheinigung über den Erfolg vorlegen zu können, scheint doch kaum recht wahrscheinlich.

M. v. Brandt.

Die nationale Bedeutung der Börse.

Die Börse in ihrer heutigen Form ist durchaus verschieden von allen den gleichen Namen tragenden kaufmännischen Vereinigungen früherer Jahrhunderte. Sie ist eine Schöpfung der Neuzeit. Auch untereinander sind die Börsen nicht gleichartig. In London und Newyork sind es geschlossene Privatgesellschaften: in Berlin und Hamburg ist für jeden Handeltreibenden nur die Erfüllung gewisser leicht erfüllbarer Formalitäten behufs Erlangung des Zutritts erforderlich. Gemeinsam ist allen Ländern nur, daß die Börse ein Ort ist, wohin Leute kommen, um an demselben unter Beobachtung gewisser Regeln Geschäfte abzuschließen; im übrigen bestimmen Zahl und Charakter der Besucher sowohl die Geschäfte als die Regeln.

Das Ideal eines nationalen Wirthschaftsbetriebes ist die Schaffung eines Clearing, durch welches die ökonomische Bewegung des Landes auf kürzestem Wege ausgeglichen wird. Von der Verwirklichung dieses Ideals ist die civilisirte Welt freilich noch weit entfernt, so rasch auch die Entwicklung des letzten Jahrhunderts gewesen sein mag. Jedenfalls aber kann man behaupten: Je größer die Börse, um so besser für den wirthschaftlichen Betrieb des Landes.

In Deutschland fällt die Entwicklung der Fondsbörse zusammen mit der Dampfmaschine und der Eisenbahn, deren erstere die Produktion um das Vielfache vermehrte, während letztere den Absatz über die provinzielle Grenze hinaus ermöglichte.

Die für die Entwicklung dieser beiden neuen Erscheinungen erforderlichen Geldmittel waren in dem verarmten Deutschland nur unzureichend vorhanden. Die Privatvermögen reichten nicht aus. Da trat die Börse helfend ein. Die Form der Aktiengesellschaft erleichterte das Zusammentreten von Kapitalien. Die Begebbarkeit der, auf den Inhaber lautenden, an der Börse verkäuflichen Aktien ermöglichte es, daß dem einzelnen Besitzer die für ihn wünschenswerthe, flüssige Form seines Einschusses erhalten und dem Unternehmen daneben die Sicherheit geboten wurde, daß ihm das Kapital verblieb. Die Form des Zeitgeschäfts und der für jeden Kaufmann leicht erlangbare Zutritt machten es sogar möglich, die nur vorübergehend disponiblen Kapitalien der Nation in den Dienst dieser wirthschaftlichen Bewegung hineinzuziehen. Neben der Wissenschaft beruht der schnelle Fortschritt der industriellen Entwicklung wesentlich auf diesem Dienst der Börse; und zwar war dies in Deutschland in höherem Maße der Fall, als in dem durch die napoleonischen Kriege reich gewordenen England und dem klimatisch bevorzugten Frankreich. Die Freiheit in der Bewegung half die in der größeren Armuth liegenden Hindernisse leichter zu überwinden.

Es ist eine eigenthümliche, mit unseren sozialen und gesellschaftlichen Verhältnissen zusammenhängende Erscheinung, daß in Deutschland die sehr großen Vermögen seltener sind, als in anderen Ländern. Nicht nur kehrten, abweichend von England, Frankreich und Rußland, die im Ausland reich gewordenen Deutschen höchst selten nach der Heimath zurück; sogar viele der in Deutschland selbst reich gewordenen Leute zogen den Aufenthalt in London und Paris vor. Dies dauert sogar noch jetzt fort. So sind z. B. noch in jüngster Zeit die in Transvaal reich gewordenen Deutschen (es befanden sich darunter sehr große Vermögen) fast ohne Ausnahme in England geblieben oder nach Frankreich verzogen. Um so wichtiger war es, den Zusammenfluß kleinerer Kapitalien zu erleichtern. Außer den kolossalen für den Bau der Privatbahnen aufgebrachten Kapitalien sind die für unsere Kohlenwerke flüssig gemachten Mittel auf 600 Millionen Mark, diejenigen für die Erzbergwerke und Hütten auf 1 100 Millionen Mark, diejenigen für die Textil-Spinnerei und Weberei auf 700 Millionen Mark zu veranschlagen. Aber es wurde Deutschland verhältnißmäßig leicht, diese großen Summen aufzubringen, weil seine Plätze, namentlich aber Berlin, bis über die Mitte des 80. Jahrzehnts hinaus allen übrigen Plätzen der Welt durch die Billigkeit ihrer Sätze, durch die Redlichkeit der Kursnotiz, sowie durch die Einfachheit ihrer Rechtsformen und die Pünktlichkeit des inneren Dienstes weit voraus waren. Geld ist flüssig wie die Luft. Es fließt dorthin, wo seiner Bewegung die geringsten Hindernisse entgegengestellt werden. Mit Einführung der Goldwährung war Deutschland in den Wirthschaftsbetrieb der westlichen Kulturvölker eingetreten; seine politische Konsolidirung und seine wirthschaftliche Entwicklung waren unbestreitbar. Berlin wurde daher bald ein gesuchter Aufbewahrungsort für die Kapitalien dieser reicheren Nationen; allmählich wurde es auch von ausländischen Regierungen aufgesucht, welche Anleihen unterzubringen hatten. Wenngleich die eigene Kapitalskraft für das dauernde Festhalten dieser übernommenen Anleihen in vielen Fällen noch nicht ausreichte, so wurden doch viele grundlegende Verträge mit deutschen Häusern abgeschlossen. Die Führung und Abwicklung der Geschäfte lag in solchen Fällen bei dem deutschen Markt, welcher damit zugleich die Verfügung über die fremden, die betreffenden Anlagen aufsuchenden Kapitalien erhielt und durch die Verbindung selbst eine Reihe indirekter Vortheile gewann. So wuchs Berlin allmählich an die anderen drei großen Weltbörsen London, Newyork und Paris heran.

Alle größeren Ansprüche, sei es auf industriellem Gebiete, sei es auf demjenigen der Staatsanleihen, welche durch die Einzelvermögen nicht befriedigt werden können, suchen natürlich den größten Markt auf, weil sich dort bessere Aussichten eröffnen. Je umfangreicher die Organisation, um so leistungsfähiger das Absatzgebiet. Diese Absatzgebiete sind von den geographischen oder sprachlichen Abgrenzungen unabhängig. So werden z. B. fast sämmtliche in der civilisirten Welt gemachten Geschäfte in Goldaktien hauptsächlich in London und zum geringeren Theil in Paris ausgeglichen. Die Berliner Börse kennt dieselben nicht, obgleich sicherlich mehrere hundert Millionen deutschen Kapitals in solchen Aktien angelegt sind; ebenso muß der Liebhaber von amerikanischen Eisenbahnaktien, von argentinischen, spanischen, türkischen Werthen sich in den meisten Fällen nach London, in manchen Fällen auch nach Paris wenden. Umgekehrt aber werden die Unternehmer aus solchen Staaten oder diese Staaten selbst sich rücksichtlich ihrer Geldbedürfnisse nach denjenigen Plätzen wenden, wo sie Verständniß für ihre Werthe zu finden hoffen.

Jedes einigermaßen wohlhabende Land wird die Bedürfnisse seiner Industrie an seiner eigenen Börse zu befriedigen suchen. Man hat es bis vor Kurzem in Oesterreich und noch jetzt in Spanien als einen schweren Nachtheil empfunden, daß ein Theil ihrer Eisenbahnen von französischem Einfluß beherrscht wurde. Reichere Länder sind natürlich bestrebt, ihre industrielle Thätigkeit auch auf das Ausland auszudehnen. Jede in fremdem Lande errichtete Bank oder Eisenbahn, deren Aktien in der Heimath geblieben sind, ist zugleich ein Pionier für die Beschäftigung der heimischen Industrie und für die Herstellung dauernder Beziehungen zwischen den zwei Wirthschaftsgebieten. Auf solchem Besitz beruht ein großer Theil des englischen Einflusses in den außereuropäischen Kontinenten, des französischen Einflusses in Spanien, Portugal, Italien und dem Orient. Die Zeiten sind unwiderruflich vorüber, wo man es für möglich halten durfte, angenehme politische Beziehungen zwischen zwei Regierungen aufrecht zu erhalten, während die Nationen sich in wirthschaftlichen Gegensätzen bewegen. Mit der Vermehrung des Einflusses der Massen werden allmählich die Magenfragen zu politischen Fragen und entscheiden schließlich über die politische Haltung des Staates.

In den letzten Jahrzehnten hat auch Deutschland begonnen, seine industrielle Thätigkeit auf das Ausland auszudehnen, nachdem es Jahre lang sich mit dem Betrieb des Handels an auswärtigen Küstenplätzen und mit Schifffahrtsunternehmungen begnügt hatte. Die von Deutschland ausgegangene und daselbst zuerst in großem Style angewendete Erfindung der Dynamomaschine hatte ein neues Kraftmoment in unsere Industrie hineingetragen. Neue große industrielle Werke entstanden, welche auch bald ständige Unternehmungen im Auslande begründeten. In den letzten 15 Jahren sind sicherlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Milliarden Mark von der Elektrizität beansprucht worden. Es ist dies der erste Fall, in welchem Deutschland systematisch das englische Beispiel nachzuahmen versucht hat. Die so stark auftretende englische Abneigung und der französische Neid beweisen, daß unsere Konkurrenten auch politische Nachtheile von dieser Bewegung für sich erwarten.

Noch erkennbarer werden die Beziehungen zwischen Politik und Börse auf dem Gebiete der Staatsanleihen.

Die Veränderungen, welche in dem wirthschaftlichen Betrieb der Kulturwelt vor sich gegangen sind, haben mit Nothwendigkeit auch politische Veränderungen im Gefolge. Die Beziehungen der Nationen zu einander ändern sich, wenn alle Entfernungen für Transporte von Personen und Gütern auf den dritten Theil, für Nachrichten auf fast Null reduzirt werden. Unterdrückte Stämme kommen zum Bewußtsein ihrer Existenz und erstreben Selbständigkeit: andere Nationen müssen sich ausdehnen, wenn sie ihre Stellung aufrecht erhalten wollen. Es ist eine außerordentliche Unruhe in die Welt gekommen; der Gegensatz zwischen Europa und Amerika beginnt erst sich zu accentuiren; noch andere Gegensätze stehen in Aussicht. Jede politische Veränderung — gleichviel ob kriegerisch oder friedlich — hat auch wirthschaftliche Bewegungen im Gefolge, und jede große wirthschaftliche Veränderung wirkt auf die Politik zurück. In allen diesen Bewegungen ist eine leistungsfähige Börse ein unentbehrliches Machtmittel. Sie vertritt im Frieden die Stelle der Armee im Kriege. Eine kluge Regierung wird dieses Machtmittel gern benutzen, um ihren Freunden Geld zuzuwenden und um ihrem Gegner Mittel zu entziehen. Eine vernünftig geführte Börse wird sich nie mit den politischen Interessen ihres Heimathlandes in Widerspruch setzen.

Alle Börsen lieben gleichmäßig den Frieden; denn im Kriege können zwar Einzelne große Gewinne erzielen, aber die Masse verliert und über die Kurse entscheidet die Masse. Wir haben im letzten Jahrzehnt wiederholt erlebt, daß Länder ihren kriegerischen Neigungen Zwang auferlegen mußten, weil sie das für deren Verwirklichung erforderliche Geld nicht aufbringen konnten. Die ablehnende Haltung der europäischen Börsen bewirkte es, daß Argentinien und Chili beschlossen, die Entscheidung über ihre Grenzstreitigkeiten einem Schiedsgericht zu unterbreiten, daß in Macedonien die Ruhe erhalten wurde u. dgl.

Aber nicht nur in der Positive: auch in der Negative können die Börsen ein nützliches Hülfsmittel für die Politik werden.

Die ersten russischen Bahnen wurden zur Zeit Louis Napoleons mit französischem Gelde gebaut. Als die französische Politik russenfeindlich wurde, wendeten sich die russischen Unternehmer nach Berlin, welches eine Reihe russischer Eisenbahnanleihen aufnahm. Die Folge war, daß eine große Menge russischer Bestellungen von Eisenbahnmaterial nach Deutschland fielen. Die russische Politik war deutschfreundlich. Mit dem Eintreten einer kühleren politischen Haltung fiel zusammen die Auswanderung der russischen Papiere aus Berlin und deren Aufnahme in Frankreich. Es hat einer ziemlich angestrengten, fast zweijährigen Arbeit bedurft, bis Frankreich die russischen Werthe in großem Style aufnahm. In dem Maße wie Frankreichs Aufnahmefähigkeit für russische Anleihen zunahm, wuchs auch die politische Intimität zwischen beiden Ländern. Italien hatte früher seine finanziellen Bedürfnisse in Frankreich befriedigt. Als diese beiden Länder politisch zerfielen, beeilte sich Deutschland, der italienischen Regierung seine Börsen zur Verfügung zu stellen. Es begann sodann die mit der französisch-russischen Verständigung und mit dem Dreibund zusammenhängende Auswanderung italienischer Werthe aus Frankreich und deren Einwanderung nach Deutschland, verbunden mit der Aufnahme neuer italienischer Eisenbahnanlehen. Die Börsen waren bei diesem chassez croissez ein unentbehrliches Hilfsmittel für die Durchführung der politischen Aktion. —

Im Orient war seit dem Krimkrieg die Türkei von Frankreich und England gemeinsam unterstützt worden. Als die Intimität zwischen diesen beiden Staaten schwächer wurde, räumten die Engländer die Türkei und überließen es den Franzosen, deren staatliche Bedürfnisse zu befriedigen: dagegen verdrängten sie die Franzosen politisch und finanziell aus Aegypten. Heute ist Paris der Börsenplatz für die türkischen Anleihen. Der österreichische Einfluß auf Serbien und Bulgarien wäre nicht aufrecht zu erhalten gewesen, wenn die österreichische Regierung es nicht verstanden hätte, mit Hilfe der Wiener Börse diesen Ländern die Mittel zum Ausbau ihres Eisenbahnnetzes und zur Organisirung ihrer Verwaltung zu verschaffen. In Norwegen und Schweden, welche sich früher finanziell an Deutschland anlehnten, sind die Franzosen mit Erfolg beschäftigt, Deutschland zu verdrängen. Der Kampf um Persien wird zwischen England und Rußland auf finanziellem Gebiete geführt; Rußland hat den Persern die Mittel vorgeschossen, um die bei der Gruppe der Imperial Bank of Persia aufgenommenen Schulden zurückzuzahlen, die verpfändeten Zollstätten am persischen Meerbusen einzulösen und auf diese Weise den englischen Einfluß zu schwächen.

Es ist nicht zu bestreiten, daß Deutschland bei diesen Bewegungen des letzten Jahrzehnts fast überall den Kürzeren gezogen hat. Hieran trägt nicht zum geringsten Theil die Gesetzgebung die Mitschuld. Daß die neu sich entwickelnde Macht der Börse Neid hervorrief, ist erklärlich: daß dieser Neid Einfluß auf die Gesetzgebung gewann, ist bedauerlich. Man kann dies an dem Verlauf der jüngsten, viel besprochenen Begebung von 80 Millionen Mark Schatzscheinen beobachten. An sich ist nichts dagegen einzuwenden, daß ein Land größere Beträge seiner Staatsschuld im Ausland unterbringt. Deutschland besaß früher große Summen von amerikanischen Staatsbonds: es hält gegenwärtig noch große Beträge amerikanischer Eisenbahnpapiere. Niemand bezweifelt die Macht Rußlands, obgleich sicherlich sechs oder mehr Milliarden Mark seiner Schuld sich in außerrussischem Besitz befinden. Aber in finanziellen Transaktionen sind die Formen ebenso wichtig wie im gesellschaftlichen Verkehr. Es ist ein Unterschied, ob man sich suchen läßt, oder ob man sucht. Die Art des Abschlusses hat leider im

Ausland den Glauben erweckt, daß Deutschland finanziell schwach sei. Darüber daß Deutschland ein solches Anlehen spielend im Inland hätte verdauen können, besteht bei den Sachkennern keinerlei Zweifel. Auch beruhte der Grund für die Bevorzugung der amerikanischen Käufer allem Anschein nach nur in der Rücksicht auf die Schulmeinung einzelner nervöser Leute, welche glaubten, daß man auf diese Weise fremdes Gold in das Land bringen werde. Diese Ansicht wird sich vermuthlich als irrig herausstellen: vielmehr wird in ziemlich kurzer Zeit der größte Theil der Anleihe nach Deutschland zurückwandern. Doch sei dem, wie ihm wolle: man kann nicht mehr bestreiten, daß die dem Abschluß folgenden, wesentlich durch die Rücksicht auf börsengesetzliche Bestimmungen hervorgerufenen Umstände fast überall einen ungünstigen Eindruck gemacht haben. Noch vor Abschluß dieses verblüffenden Geschäfts entstand in der amerikanischen Presse ein großer Lärm darüber, daß Deutschland sich the probable cost of fitting out the German Expedition in Amerika beschaffen wolle. Sofort nach dem Abschluß publizirte der New-York Herald die Details unter der mit Riesenbuchstaben gedruckten Ueberschrift: American Money for German Needs und mit dem wohlgetroffenen Bilde des Herrn von Miquel. Der höhnische Grundton der Presse war, that the United States could easily afford to let Germany have a few millions if she desired them. Nun beweisen diese Preßartikel zwar in der Sache nichts weiter als ein gewisses Ungeschick des Unterhändlers: aber sie erhielten einen Schein von Begründung dadurch, daß am 18. September die amerikanische Subskription allein stattfand, während in Deutschland wegen der börsengesetzlichen Vorschriften die Einführung erst eine Woche später, am 26. September, stattfinden konnte. Dadurch wurde allerdings in der ganzen Welt der Eindruck hervorgerufen, daß man sich nach Amerika habe wenden müssen, daß nur der von Amerika verschmähte Theil des Anlehens im Inlande untergebracht werden sollte. Daß der deutsche Kurs jetzt bereits höher ist als der amerikanische, und daß vom ersten Tage ab die Rückwanderung der Anleihe begonnen hat, kann an diesem Eindruck leider nichts mehr ändern. Die durch die Bestimmungen der Börsenordnung bedingte Art der Abwickelung erweckte den Eindruck, als ob Deutschland seine Mittel für erschöpft ansehe: sie stempelte das Geschäft nicht nur zu einer finanziellen sondern machte es zugleich zu einer politischen Niederlage. Wäre die Börse freier gewesen, so hätte dies nicht vorkommen dürfen.

Die Gegner der Börse verdanken ihren Erfolg der geschickten Benutzung des an sich berechtigten moralischen Widerwillens gegen den Börsenschwindel. Daß der nützliche Handel die gleichen Formen nicht entbehren kann, ist ihnen gleichgiltig; denn die neue Erscheinung der Börse ist ihnen antipathisch. Es erscheint ihnen im Interesse der Aufrechterhaltung ihres politischen und sozialen Einflusses unerwünscht, daß Klassen, welche bisher unter ihrer Vorherrschaft standen, durch die Entwicklung der Neuzeit in die Lage gebracht sind, der Allgemeinheit Dienste zu leisten, für welche ihre eigenen wirthschaftlichen Kräfte nie ausgereicht haben und nie ausreichen werden.

Die in diesem Streite zur Entscheidung stehende prinzipielle Frage ist die: ob die Vermehrung des mobilen Vermögens in seinem Verhältniß zum immobilen Vermögen einen Fortschritt oder dessen Gegentheil darstellt. In Deutschland schätzt man gegenwärtig das immobile Vermögen auf $^3/_5$, das mobile auf $^2/_5$ des Gesammtvermögens der Nation. Das mobile Vermögen hat den Vorzug der größeren Theilbarkeit und der leichteren Konzentration: es ist leichter erlangbar und leichter verlierbar; es spornt zu größerer Thätigkeit an und kann ein werthvollerer Kulturträger werden: ohne genügenden Vorrath an mobilem Kapital ist eine expansive Weltpolitik unmöglich. Das Gegentheil von allem diesem ist das immobile Vermögen. Somit handelt es sich auch auf diesem Gebiet um den alten Gegensatz zwischen gefesseltem und freiem Willen, zwischen Vormundschaft und freier Initiative. Je nach seiner Weltanschauung wird jeder Einzelne in diesem Streit, der so alt ist wie die Menschheit, sich einer oder der anderen Partei anzuschließen haben: denn die Börse ist eine der prägnantesten Vertretungsformen des mobilen Kapitals.

G. v. Siemens.

Theorie contra Sonderinteresse.

Eine Berliner Wochenschrift hat unlängst verlangt, daß nunmehr auch die Vertreter der ökonomischen Wissenschaft in dem zollpolitischen Kampfe das Wort ergreifen möchten. Alsbald ist das Organ des Centralverbandes deutscher Industrieller dieser Forderung entgegengetreten. Man wisse auch ohnedies, was die Wissenschaft zu sagen habe. Die Handelspolitik aber sei wie die Politik mehr eine Kunst wie eine Wissenschaft. Worauf es bei den bevorstehenden Verhandlungen ankomme, das seien nicht Theorien, das sei praktisches Können. Wer sich am besten auf sie vorbereite, wer die größte Kunst im Unterhandeln besitze, der werde Sieger sein.

Der Artikel ist charakteristisch für die Sophismen, mit denen die politische Diskussion heute ohne Scheu arbeitet. Ich will damit keineswegs sagen, daß der Schreiber des Artikels nicht selbst ein klar denkender Kopf sei. Vielleicht kennt er den Fehler, der seiner Ausführung zu Grunde liegt, selbst ganz genau und hat seine Worte nur geschickt dem angepaßt, was bei seinen Lesern verfängt. In diesem Falle wäre der Aufsatz nur ein prägnanteres Zeichen der die Oeffentlichkeit beherrschenden Denkverworrenheit.

Die Ausführung beruht auf einer leicht zu durchschauenden Verwechslung. Die Aufgabe, ein festgestelltes Ziel zu erreichen, wird an die Stelle derjenigen, dieses Ziel festzustellen, gesetzt. Wäre die Richtung, welche die Handelspolitik im Interesse des gesammten Vaterlandes einzuschlagen hat, dem Streite bereits entrückt, so hätte die „Deutsche Industrie-Zeitung" recht. Dann käme es nur mehr auf die Geschicklichkeit der Unterhändler an, in welchem Maße das gesteckte Ziel erreicht würde. Einstweilen aber sind wir noch nicht so weit. Noch wird heftig gestritten, ob sich unsere künftige Handelspolitik nach der Richtung einer Ermäßigung oder einer Verstärkung des Zollschutzes bewegen soll. Das ist eine Frage, mit der die größte Kunst im Unterhandeln nichts zu thun hat. In erster Linie gehört der Wissenschaft hier das Wort. Denn ihre Aufgabe ist die rücksichtslose Feststellung der Thatsachen und die Darlegung des ursächlichen Zusammenhangs, der sie verbindet. Sie hat die Wirkungen zu untersuchen, welche die eine oder andere Zollpolitik auf das gesammte Leben des deutschen Volkes ausübt. Fürchtet das Organ des Centralverbandes, daß eine von keinerlei Sonderinteressen beeinflußte Untersuchung den Wünschen, die dieser hinsichtlich der Fortführung unserer Handelspolitik hegt, nicht entsprechen würde, weil es die Betheiligung der Vertreter der Wissenschaft an der zollpolitischen Diskussion mit solchem Eifer zurückweist? Seine Aeußerung über das „nicht sehr glückliche" Eingreifen der „Professoren" in die Besprechung der sozialpolitischen Fragen legt diese Vermuthung nahe. Aber die „Professoren" sind wirklich nicht so weltfremd, wie die „Deutsche Industrie-Zeitung" sie hinstellt, wo sie von „Vorgängen, Einflüssen, Rücksichten, kurz Kräften" spricht, „denen gegenüber die Wissenschaft versage". Hätten die Vertreter der letzteren nicht vielmehr längst jene Dinge, welche „thatsächlich in der Praxis den Ausschlag geben", erkannt, hätten sie die entsprechende Warnung vor jenen mächtigen Einflüssen, welche Sonderinteressen an die Stelle des Gesammtinteresses der Nation zu setzen verstehen, nicht „in die theoretische Wissenschaft aufgenommen", so wären

sie heute weniger Angriffen ausgesetzt, und auch das Organ des Centralverbands würde freundlicher über sie denken.

Von jeher sind es die einseitigen Sonderinteressen gewesen, welche jeder unbefangenen wirthschaftswissenschaftlichen Forschung mit erbittertster Feindschaft entgegengetreten sind. Interessenten haben das dringendste Interesse, daß ihre Angaben über thatsächliche Zustände kritiklos für wahr genommen und die Dinge in einem Kausalzusammenhange angesehen werden, der ihrem individuellen Vortheile günstig ist. Eine Betrachtung, die sich über ihren egoistischen Sonderstandpunkt erhebt und unvoreingenommen von den Wünschen der Agrarier oder Großindustriellen, der Handwerker oder der Arbeiter die Thatsachen feststellt, wie sie wirklich sind, und die Schlüsse zieht, welche mit Rücksicht auf das Interesse der Gesammtheit zu ziehen sind, ist ihnen verhaßt. Um sie zurückzuweisen erhebt man den Ruf: Theorie und stellt ihr die Forderungen der engherzigen Sonderinteressen Einzelner als die Weisheit praktischer Männer entgegen.

Schon Adam Smith hatte mit diesem Einwand zu kämpfen. Als die Untersuchung über den Reichthum der Nationen erschien, bemerkte Sir John Pringle, daß Smith, da er nie im Handel thätig gewesen, auch nichts Brauchbares darüber zu schreiben vermöge, ebenso wenig wie ein Advokat über Medizin. Damals erwiderte darauf Dr. Johnson: „Ein Mann, der nie im Handel thätig war, vermag trotzdem unzweifelhaft darüber gut zu schreiben; im Gegentheil, es gibt nichts, was mehr nöthig hat, durch eine philosophische Betrachtungsweise aufgeklärt zu werden, als gerade der Handel. Was bloßen Geldreichthum angeht, so ist allerdings klar, daß eine Nation gleich jedem Einzelnen seinen Antheil daran nicht mehren kann, ohne den eines anderen zu mindern. Allein anders mit dem Handel. Er schafft, was weit werthvoller ist, einem jeden Lande gegen das, was es besser und billiger als andere Länder zu bieten hat, das, was diese besser und billiger liefern. Ein Geschäftsmann denkt selten weiter als über sein eigenes Geschäft und Gewerbe. Um ein gutes Buch über den Handel zu schreiben, muß ein Mann umfassende Anschauungen haben; es ist, um gut über einen Gegenstand zu schreiben, nicht nöthig, daß man selbst in der Praxis ihm näher getreten sei."

Was Dr. Johnson über den Handel gesagt, gilt aber für alle Zweige des Wirthschaftslebens, und gerade die Unzufriedenheit der Deutschen Industrie-Zeitung mit dem Eingreifen der „Professoren" in die Besprechung der sozialpolitischen Fragen zeigt, wie sehr eine auf umfassenden Anschauungen beruhende, das Interesse des Ganzen berücksichtigende Auffassung von einer Beurtheilungsweise, die nur den einseitigen Interessenstandpunkt ins Auge faßt, abweicht.

Nichts destoweniger haben die Vertreter der Sonderinteressen einen mächtigen Verbündeten in den sogenannten praktischen Staatsmännern, obwohl auch diese darauf angewiesen sind, lediglich das Ganze ins Auge zu fassen. Der wichtigste Grund dafür ist unzweifelhaft, daß diese von jenen parlamentarisch abhängig sind, und dem entsprechend erscheint ihnen das Sonderinteresse der parlamentarisch Einflußreichsten um so eher als identisch mit dem Interesse des Ganzen, als sie wissenschaftlich meist nicht ausreichend geschult sind, um den Trugschlüssen egoistischer Argumentation kritisch entgegentreten zu können. Am wunderlichsten zeigt sich ihre Verlegenheit dann, je vollkommener und begründeter, je unwiderleglicher die Lehre ist, welche die unbefangene Wissenschaft den Forderungen des Sonderinteresses entgegenstellt. Die Beweise sind überwältigend; die Thatsachen stehen unanfechtbar fest; die logische Schlußfolgerung ist gleich unangreifbar. Man kann ihr also wissenschaftlich gar nicht beikommen. Wie hilft man sich in dieser Hilflosigkeit?

Ich übergehe die üblichen mehr oder minder herabsetzenden Bezeichnungen, die alsdann gebraucht werden, wie spekulativ, theoretisch, visionär, chimärisch, romantisch, utopistisch, zu denen neuerdings noch die des „nervösen Dilettantismus" gekommen ist. Der verbreitetste Ausweg ist, daß man sagt, die Lehre sei zwar theoretisch richtig, aber in Wirklichkeit falsch. Als ob eine Theorie etwas anderes wäre als eine Abstraktion aus der Wirklichkeit. Entweder die Theorie ist aus ungenügend festgestellten oder einseitig gesammelten Thatsachen abstrahirt, dann ist sie irrig und muß deshalb, aber nicht weil sie eine Theorie ist, bekämpft werden. Oder aber sie ist richtig; dann ist sie das eben deshalb, weil sie, auf Grund der Thatsachen festgestellt, mit der Wirklichkeit übereinstimmt. Allein eine Theorie, die einerseits richtig, andererseits mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmt, ist ein Unding. So etwas existirt nicht und kann nicht existiren, weil es unmöglich ist, daß etwas gleichzeitig richtig und nicht richtig ist.

Hält man eine Theorie für der Wirklichkeit widersprechend, so darf man also nicht zu jener thörichten Ausflucht greifen; man muß die Ursachen aufdecken, warum sie ungenügend, unvollständig ist und daher auf einen vorliegenden konkreten Fall nicht paßt. Theorien sind so wenig an sich etwas Verwerfliches, daß wir ohne solche gar nicht zu denken vermögen. Selbst diejenigen, die gegen jede Theorie eifern, haben alle die eine oder andere Theorie; sonst könnten sie ihre Proteste gegen eine entgegenstehende Theorie gar nicht vorbringen. Denn was gibt es denn außer Theorien? Vereinzelte Thatsachen. Diese Thatsachen an sich sind etwas vollständig Werthloses. Sie sind von Werth, nur wenn sie zusammengefaßt und verglichen werden und dadurch zu Schlußfolgerungen Anlaß geben, d. h. wenn sie allgemeine Lehren, Theorien erzeugen. Auch die Eiferer gegen die Theorie eifern dagegen auf Grund von Lehren, die sie aus Thatsachen, die in ihrem besonderen Erfahrungsbereich liegen, gezogen haben. Sie eifern dagegen, nicht, weil sie an sich gegen Schlußfolgerungen aus Thatsachen wären; sie bedienen sich solcher selbst und können sie gar nicht entbehren; sie eifern bloß dagegen, weil ihr beschränkter Erfahrungskreis sie zu anderen Schlußfolgerungen führt als der weitere der Theoretiker.

Ist man mit einer Theorie unzufrieden, so ist nichts thörichter als das Eifern gegen die Theorie überhaupt. Wo immer sich solches findet, ist es ein Zeichen wissenschaftlicher Unbildung. Die einzige richtige Bekämpfung ist die Kritik der angefochtenen Theorie an der Hand der Thatsachen. Dann zeigt sich, wer Recht hat. Das Ergebniß wird dann zur richtigen Theorie führen. Theorien sind so wenig verwerflich, daß vielmehr die Größe des Wissens eines Jeden von dem Umfang und der Zahl der Theorien abhängt, die er beherrscht, und daß gerade in der erschreckenden Abnahme der Zahl der Politiker, welche eine theoretische Durchbildung haben, die Hauptursache liegt, warum sie steuerlos den wildtobenden Wogen preisgegeben sind, welche die leidenschaftlich erregten Sonderinteressen im öffentlichen Leben aufwerfen. Was heute denen, die an diesem theilzunehmen berufen sind, nöthig ist, ist nicht Abkehr von der Theorie, sondern eine systematische theoretische Durchbildung.

Lujo Brentano.

Die Kunst zu lügen in der Politik.

Aus dem achtzehnten Jahrhundert ist uns ein englisches Buch „The art of political lying" überkommen, das noch heute nützlich und interessant zu lesen ist. Der Verfasser, welcher später ein Würdenträger der Kirche war, geht darin von dem Grundsatze aus, der gewöhnliche Staatsbürger habe überhaupt keinen Anspruch darauf, daß ihm in politischen Dingen die Wahrheit gesagt werde. Das Volk habe nur ein Recht auf private truth, auf Wahrheit in privaten Angelegenheiten.

Unser englischer Autor macht sich dann daran, die politische Lüge zu klassifiziren. Er unterscheidet dabei besonders zwei Hauptgruppen: Lügen, um Schrecken zu verbreiten (terrifying lies), und animirende oder ermuthigende Lügen (animating or encouraging lies).

Ein Schriftsteller, der heute das interessante Thema zu behandeln hätte, würde mit einer so einfachen Klassifikation ebensowenig auskommen, wie mit der Voraussetzung, daß bei den politischen Lügen stets die Regierungen die gebenden und die Völker die empfangenden seien. Die politische Welt hat sich inzwischen bekanntlich demokratisirt und die Völker suchen dementsprechend auch den Bedarf an politischen Lügen direkt zu decken. Die Völker belügen sich heute mit Vorliebe selbst. Vor Allem reden sie sich gern vor, aus wie trefflichen, tapferen, edlen, braven, friedfertigen, humanen Elementen die eigene Nation zusammengesetzt ist, im Gegensatz zu den Nachbarn, die mancherlei, und den Antipoden, die alles zu wünschen übrig lassen. Ein Kapitel über „nationale Illusionen", das die vorletzte Nummer der Pariser „Revue des Revues" aus einem demnächst erscheinenden Buch des bekannten russischen Soziologen J. Novicow zum Abdruck bringt, führt das im Einzelnen höchst anschaulich aus.

Emile Ollivier, der napoleonische Unglücksminister, nennt es die Bestimmung Frankreichs, bald der Apostel, bald der Soldat, bald der Märtyrer des ewigen Rechts zu sein. Gesta dei per Francos. Er beruft sich dabei auf eine Aeußerung Michelet's: „Wenn man abschätzen würde, was eine jede Nation an Blut, Gold und Kraftanstrengungen jeder Art ohne eigennütziges Interesse für Zwecke aufgewandt hat, die der ganzen Welt zu Gute kommen sollten, so würde die Pyramide Frankreichs bis zum Himmel aufsteigen."

Novicow legt den hitzigen französischen Patrioten einige kalte Kompressen auf, indem er daran erinnert, daß dies uneigennützige Frankreich in den 23 Jahren von 1792 bis 1815 fortgesetzt die frivolsten Eroberungskriege geführt hat, in denen — gering angeschlagen — von Angreifern und Angegriffenen 7 Millionen Menschenleben zum Opfer gebracht sind. Die Metzeleien von Dschingiskhan und Tamerlan waren dagegen quantitativ das reine Kinderspiel.

Diese Wahrheit darf natürlich ein „patriotischer" Franzose nicht zugeben, ebensowenig wie er anerkennen wird, daß die Annexion von Nizza und Savoyen im Wege einer Erpressung sich vollzogen hat. Die nationale Heuchelei verlangt, darin einen Akt freiwilliger Hingabe zu sehen, in der Abtretung von Elsaß-Lothringen an Deutschland dagegen eine himmelschreiende Ungerechtigkeit.

Eher werden die patriotischen Franzosen schon damit einverstanden sein, daß Novicow auch den Engländern den Anspruch bestreitet, sich als vornehmliche Träger der Humanität und Freiheit zu geriren. Ihr Sündenregister ist, was Brutalität, Unterdrückung fremden Rechts und ausbeuterischen Eigennutz anlangt, so lang wie das irgend eines Volkes. Irland und neuerdings Transvaal bieten sich dem russischen Wahrheitsfreund ungezwungen als packende Belege für seine Anklagen dar.

Novicow verzichtet aber auch darauf, etwa die Russen als Muster politischer Nächstenliebe hinzustellen. Was für England Irland und Transvaal, ist für Rußland Polen und Finland. Von wieviel Niedertracht, Blut und Thränen gibt fast jedes Kapitel russischer Geschichte Zeugniß!

Und Deutschland? Sind die Deutschen etwa so vortreffliche Menschen, wie sie in nationalen Toasten geschildert werden? Fürchten sie nur Gott und sonst nichts in der Welt? Sind sie so friedliebend, so gesittet, so fromm, so gebildet, so aufopferungsfähig, so human, wie sie in den Schulbüchern dargestellt werden? Novicow bezweifelt es.

Mit anderen Worten: jede Nation bleibt hinter ihrer eigenen Werthschätzung weit zurück, und die anderen Nationen sind alle besser, als ihr Ruf bei ihren Nachbarn.

Die Schmeicheleien, mit denen sich jedes Volk gewohnheitsmäßig selbst belügt, sind um so überflüssiger, als dieselben außerhalb des Bannkreises der nationalen Suggestion niemand für baare Münze nimmt. Sie haben wie schlechtes Papiergeld nur im Inlande einen Kurs.

Das Bedürfniß, sich national zu beweihräuchern, ist aber so groß, daß man denjenigen geradezu für einen schlechten Patrioten erklärt, der seine Mütze nicht mit in die Luft wirft, wenn man sich zur größeren Ehre der eigenen Nationalität gegenseitig anlügt.

Wahrheit ist zwar schon im Privatleben ein nicht gern gesehener Gast. Läßt sie sich aber im Kreise nationalgesinnter Männer blicken, so muß sie darauf gefaßt sein, mit dem Besenstiel der Grobheit aus dem Kreise der Begeisterten hinausgeprügelt zu werden. Und die Patrioten, die den Besenstiel schwingen, kommen sich dabei noch ganz besonders edel vor und äußerst sittlich, wenn sie ihren Leibspruch vortragen: right or wrong — my country!

Die politische Brutalität hat nie einen nichtswürdigeren Grundsatz proklamirt. Man stellt damit jedem Rechtsbruch, jeder Vergewaltigung, jeder eigennützigen Ausbeutung einen Freibrief aus. Die Frage nach Recht oder Unrecht wird damit aus dem Völkerverkehr grundsätzlich ausgeschaltet. Und das offizielle Christenthum billigt solche Grundsätze nicht nur, sondern preist sie; ebenso wie es die Waffen segnet, einerlei ob sie zur Vertheidigung oder zum Angriff gebraucht werden.

Das eigene Volk ist immer im Recht; vielleicht nicht „dem Buchstaben nach", aber gewiß „im höheren Sinne", selbst da, wo es klare Verträge frech zerreißt. In jedem Konflikt muß Gott gerade ihm helfen. Bei den alten Juden, die sich als das einzige auserwählte Volk fühlten, war dieser Anspruch an die Unterstützung durch Jehova noch begreiflich. Aber das Christenthum kennt keinen nationalen Gott, und dennoch verlangt jedes Volk bei einem Konflikt die göttliche Parteinahme für sich. Gott mit uns! Das gehört eben mit zu den encouraging lies.

Die Neigung, sich für besser zu erklären, als man ist, scheint übrigens zu wachsen mit dem Umfange des Kreises, in dem man sich befindet. Ein Verein begnügt sich vielleicht noch mit dem Zugeständniß, daß er bloß für das Wohl der Stadt oder des Staates arbeitet — pro patria est dum ludere videmur! Eine Partei arbeitet schon für Wahrheit, Freiheit und Recht. Ein ganzer Stand ist bereits der Inbegriff aller bürgerlichen Tugenden. Eine Nation aber ist der „Apostel, Soldat und Märtyrer des ewigen Rechts". Die Gemeinschaft der christlichen Völker endlich repräsentirt die Zivilisation und die Humanität.

Humanität? Man sollte meinen: als Objekt müßte sie alles umfassen, was Menschenantlitz trägt. Wer human denkt, kann die Menschen nicht in rothe, weiße, schwarze und gelbe eintheilen, und je nach der Hautfarbe völlig verschieden behandeln: die weißen nach der Genfer Konvention und die gelben nach den Gewohnheiten der Sioux-Indianer. Auch das Christenthum unterscheidet nicht zwischen schwarzen Menschen, die man lynchen darf, und gelben, denen man keinen Pardon zu geben braucht, und weißen, auf die der Grundsatz anzuwenden sei: liebet Eure Feinde. Desungeachtet bestätigt sich jede Nation immer wieder, daß sie entweder direkt an der Spitze der Civilisation oder wenigstens mit in der ersten Reihe marschirt.

Das Gefühl dafür scheint verloren gegangen zu sein, daß Humanität und Civilisation vor allem demjenigen zu Gute kommen, der sie ausübt. Die Prügelstrafe ist nicht deswegen abgeschafft, weil es keine Verbrecher mehr gibt, welche Prügel verdienten, sondern deshalb, weil derjenige sich moralisch erniedrigt, der Prügel verordnet. Mit der Brutalität im Kriege steht es nicht anders. Die Hauptschädigung erleidet derjenige, der die Humanität außer Augen läßt.

Zur politischen Lüge gehört es, daß man sich mit dem bloßen Schein von Tugenden begnügt, daß man zwar viel von Humanität und Civilisation redet, aber auf die Verwirklichung der schönen moralischen Grundsätze nicht allzu viel nationale Kraft verschwendet.

Ferdinand Svendsen.

Der Reiz des Ungesunden.

Es gibt Bücher, gegen deren Inhalt sich die gesunde Empfindung und das klare Denken auflehnt, und dieses Verwerfen hindert doch nicht, daß ihr ungesunder Reiz seine Wirkung ausübt.

Solche Künste entfaltet der Russe Fjodor Ssologub; vier Erzählungen von ihm sind, zu einem Band vereinigt, unter dem Titel „Schatten“ erschienen*).

Es sind Kindererzählungen — nicht für Kinder geschrieben; aber sie handeln alle ohne Ausnahme von Kindern und ihren Schicksalen.

Kindererzählungen —! Der erste Gedanke, der sich mit diesem Worte verbindet, ist eine paradisische Welt reiner Fröhlichkeit, eine Zeit, in der auch die Wunden, die der Schmerz schlägt, vom nächsten Sonnenstrahl des Lebens rasch hinweggeheilt sind, ohne daß die kleinste Narbe zurückbliebe. Das Leben wird zum ewig neuen, geheimnißvollen, goldenen Märchen, und das geheimnißvollste, goldstrahlende Märchen wird zu lebendigstem Leben.

O gioventù primavera della vita.

Es giebt freilich auch das leidende Kind in der Litteratur; aber ich kenne kein anderes Buch, das auf so grausame Art die Leiden des Kindes schildert, wie es dieser Russe thut. Und nicht nur die Leiden sind grausam, das Grausamste ist, wie sie ertragen werden, und echt russisch ist dieses Ertragen.

Eine der tiefsinnigsten Verkörperungen der abendländischen Menschheit ist Prometheus; diese Kraft und dieser Stolz, der sich gegen das unentrinnbare, furchtbare Schicksal aufbäumt. Die Furchtbarkeit des Menschenschicksals tönt aus der Poesie der europäischen Völkerfamilie, so weit sie eine alte Kultur hat, immer wieder heraus bis auf Byron und Leopardi in ergreifenden Lauten. Aber in die Dumpfheit der Klage mischt sich stets und ständig und bis zum gellenden Empörerschrei die Auflehnung gegen die zermalmende Nothwendigkeit. Und diese Empörung wirkt wie Befreiung. Der Mensch, der sich richtend dem Weltenschicksal gegenüberstellt, der über seine Schuld mit dem Schicksal in souveränem Selbstgefühl abrechnet, ist eine erhabene Gestalt, und der Stolz auf die menschliche Größe bleibt noch ein Balsam für die tiefsten Wunden, die das Leben zu schlagen vermag.

> In ew'gem Kampf mit dir, auf Tod und Leben,
> Unwürd'ges Fatum, liegt
> Wer sich nicht beugen mag; und deine Hand
> Abschüttelnd, wenn sie ihn gewaltsam trifft,
> Ruft er Triumph, indem er unterliegt,
> Wenn mit dem herben Stahl,
> Er löst' die stolzen Glieder
> Und lachend wandelt zu den Schatten nieder.

Ganz anders, wenn das Schicksal das schuldlose und das wehrlose Kind unter seiner Wucht lautlos begräbt; wenn das Unglück und der Schmerz und der Tod an das Kind herankriecht, und es aus dem Leben widerstandslos hinausdrängt; aus dem Leben, zu dem es nur erwacht war um zu leiden, und um leidend wieder aus ihm zu verschwinden. Wohin? Irgend wohin in die neblige unbekannte Ferne. Wer kann es wissen?

Dieses geräuschlose, kampflose Abwürgen des Menschengeschlechtes zur Zeit seiner unschuldvollen, knospenden ersten Blüthe ist besonders grausam, und diese Grausamkeit ist so russisch, und so russisch ist das Dulden und das stille Ertragen solch furchtbaren Geschickes. Diese Menschheit beugt sich auch unter der Despotie des Weltenschicksals und sagt demüthig: So ist es; sie lehnt sich nicht auf. Der Wahnsinn und der Tod heilt gütig allein die Leiden der Wirklichkeit.

Rajetschka, Ljoljetschka, Serjoscha, Wolodja sind vier Kinder. In jeder dieser Erzählungen beschleicht der Tod oder der Wahnsinn oder beide sein Opfer, und er ergreift sie unfehlbar, wie die Schlange die zarte Taube, die nicht flüchten will und nicht flüchten kann. Der Anblick solch eines stillen Beschleichens ist widerwärtig und ist empörend und doch bestrickend; man vermag den Blick nicht eher abzuwenden, bis das Schicksal erfüllt ist, und dann schüttelt man sich und bricht den beängstigenden Bann, der einen belastet hat.

Ssologub nimmt den Leser ganz leise bei der Hand und zeigt ohne jedes große Wort seine Kinder und seine Erwachsenen, und dann weist er mit stiller Gebärde auf eine ganz kleine Stelle in ihrem Gehirn. Wie die Phantastik dort ihre wunderbaren Gebilde lautlos spinnt; oder ist es Krankheit, oder ist es Phantastik und Krankheit; und wie diese krankhaften und phantastischen Gebilde die häßliche Wirklichkeit langsam verhüllen. Von der Kinderphantasie laufen die zarten Fäden mählich zum Wahnsinn und zum Tod, in das Reich des Unwirklichen und der Schatten; und dieses Unwirkliche und diese Schatten sind selige Erlösung von der Qual des Wirklichen und der Körperlichkeit.

Die derbe Frau aus dem Volke, die sagt, was ist, faßt ihre Philosophie in die Worte zusammen: „Wir leben nicht, wir quälen uns nur.“ Und das zarte Kind, das über das Leben spintisirt, meint: „Wie im Schlafe leben wir und wissen nicht, wozu ein jedes auf der Welt ist. Und von uns wissen wir nicht, ob wir da sind oder nicht . . . Das ist unser ganzes Leben.“ Mit gelassener, dumpfer Traurigkeit tönen aus dem Buche die Worte: Das Leben ist wie ein böser Alp, und wenn Wahnsinn und Tod uns den Anblick des Lebens entziehen, soll das ein Unglück sein? Das ist doch wie ein Glück, aber selbst solchem Glücke eilt nicht der Wollende bewußt entgegen; nur das dunkle Fatum führt den Willenlosen diesem Glück in den Arm, dem Wahnsinn und dem Tode. Alles, Glück und Unglück, kommt über den Menschen; nicht einmal fliehen kann er; nirgends hin kann er fliehen. Diese Menschen ertragen das Leben, wie es auch sein mag; sie gestalten es nicht, diese unfreien Menschen, diese Sklaven des Schicksals, diese Slaven.

Solch ungesunder Hauch steigt aus diesem Buche auf; und dieser Hauch hat doch zugleich etwas Berückendes, gleich dem schweren, betäubenden Duft giftiger Blumen, die den gesunden Sinnen widerwärtig sind und sie doch einschläfern und gefangen nehmen, bis ein frischer Lufthauch Befreiung bringt. Die leisen, gelassenen Töne dieser Erzählungen, die immer still und gedämpft bleiben, auch wenn sie zum Grausigen hinführen, umstricken, so lange sie erklingen. Daß das Buch solche Wirkung hervorbringt, macht es zu einem künstlerisch starken Werk; es ist ausgestattet mit allen Reizen des Ungesunden, dieses echt russische Buch.

Aus Rußland kommen die traurigsten Bücher, die die Weltlitteratur kennt; das russische Monopol ist jene, wie ein lastender Alp bedrückende Traurigkeit; die Tragödie des Sklaven, der nicht an seiner Kette zerrt, und der sie nicht zerreißen will, der die Kette des Schicksals duldend trägt: das ist die russische Menschheit. Das Schicksal hängt über ihr, wie der graue, blasse, niedere Winterhimmel über einer endlosen Einöde, aus der es keine Flucht gibt. Es gibt kein Entrinnen und auch nicht den Willen zum Entrinnen.

Dieses Volk mit seiner Jugendbarbarei und seiner ergebenen Traurigkeit, das gleichwohl soviel in der Welt vor sich bringt, erscheint immer von Neuem so alt, so jugendunfrisch, so ohne die jugendliche Spannkraft des Idealismus und der Hoffnungsfreudigkeit in seiner Litteratur. Die Hölle liegt für dieses Volk nicht erst im Jenseits; sie ist im Diesseits, und über dem Diesseits stehen die entnervenden Worte:

Lasciate ogni speranza.

Immer wieder buchstabirt dieses merkwürdige Volk solche Worte aus seiner Litteratur heraus, und wie es sich zu jedem Thun willig gebrauchen läßt, so stets auch zum Handeln auf der Weltbühne, wenn es sein irdisches Schicksal, die Regierung, so will.

P. Nathan.

---

*) Schatten. Aus dem Russischen von Alexander und Clara Brauner. Wiener Verlag 1900. Wenige Unebenheiten abgerechnet, ist die Uebersetzung trefflich.

Theater.

Deutsches Theater: „Rosenmontag“, eine Offizierstragödie in 5 Akten von Otto Erich Hartleben.

Otto Erich Hartleben hat ein außerordentlich wirkungsvolles Theaterstück geschrieben. Ich kann dieser Offizierstragödie das höchste Lob des Theatergängers spenden: die Tragik ist durchaus nicht störend.

Ein sehr wirkungsvolles Theaterstück der „Rosenmontag“ und doch etwas mehr. Diese Offiziere sind mit Hartleben'schen Augen angesehen. Und das sind Augen, in denen ein Schalk wohnt, der seine Freude an den Schwächen der Menschen hat; scharfsehende Augen. Hartleben ist ein guter Beobachter, und er hat am äußerlichen Thun und Sein des Menschen eine so herzhafte Freude, daß er es wirklich nicht nöthig hat, erst ihr Inneres zu ergründen. Genug, er lacht. Und er zeichnet, wie er sieht. Zeichnet lachend die treffendsten Konturen, und man sagt sich, ja, so sehen die Leute aus, und man lacht mit. Hartleben sieht lächelnd auf seine Welt herab. Das thun alle echten Humoristen auch. Nur ist da meines Empfindens ein kleiner Unterschied, — der kleine Unterschied zwischen Aeußerem und Innerlichkeit. Hartleben führt die Pritsche im Wappen. Nur die Pritsche. Und doch ist ein ehrlicher Unmuth in ihm, ein männlicher Haß gegen das Philisterpack und gegen die Korrekten, die stumpf-ängstlich auf den altgebahnten Wegen einhertrotten und mit plumpen Füßen den niedertreten, der ihnen entgegenstrebt. Ein Freier tritt Hartleben ihnen gegenüber, aber er führt nur die Pritsche. Und so sind es nur Worte, ohnmächtige Worte, in denen er mit diesen Korrekten abrechnen kann.

Uebrigens, seine Offizierstragödie selbst ist ein äußerst korrektes Stück. Sauber im Aufbau, sauber in der Motivirung. Fehlt weder die Intrigue, noch das Gegenspiel, noch die rechte Mischung von Schuld und Sühne. Zwei korrekte Vettern haben ihren jüngeren Verwandten, der Offizier in dem gleichen Regiment wie sie, ein allzu dauerhaftes Verhältniß abgewöhnt, indem sie das Mädchen kompromittirten und ein ganz raffinirtes Lügennetz spannen. Diese Intrigue wird aufgedeckt und damit kommt die tragische Entwicklung in Fluß, ganz so folgerichtig als drehte man an einem Hahn. Der Offizier hat das Mädchen geliebt, er liebt es noch. Und nunmehr wird das zweite Ventil geöffnet. Damals, als die Geschichte ruchbar wurde, hat der Oberst dem jungen Offizier das Ehrenwort abgenommen, das Verhältniß ein für allemal zu lösen. Jetzt, da der Glaube an die Schuld des Mädchens zerstört ist, da die alte Liebe wieder aufflammt, wird er seinem Versprechen untreu. Damit ist seine Ehre verwirkt, ihm selbst nach Familientradition und Weltanschauung die Lebensmöglichkeit genommen. Eine tief Getreue folgt ihm das Mädchen in den Tod.

Sehr korrekt das alles, und auf dieser Korrektheit beruht zum großen Theil des Dramas Bühnenwirkung. Dazu eine sehr glückliche Abwechselung ernster und heiterer Scenen, viel lustige, bühnenwirksame Auftritte und flotte greifbare Charakteristik. Und wo das Wort versagt, da stellt zur rechten Zeit ein militärisches Signal sich ein. Und immer hat man seine Freude an all den bunten Uniformen auf der Bühne. Wirklich, diese Tragik ist durchaus nicht störend. Doch auch wie oberflächlich ist das alles! Epaulettentragik, nicht mehr. Wo es darauf ankommt, wo ein Menschenherz ergründet werden mußte, da wird ein Adjektiv, sauber eingewickelt, den Menschen in die Brust gesteckt. Dies Mädchen, auf deren Sinn die innerliche Motivirung beruhte, ist treu und stolz und glaubt an den lieben Gott: damit ist ihre Wesenheit vollständig, aber auch vollständig ausgeschöpft. Der Mann, der mit ihr in den Tod geht, ist etwas weniger in Standesvorurtheilen befangen als die anderen, ist liebefähig und spielt Klavier.

In diesem Theaterstück trat Albert Bassermann zum erstenmal auf der Bühne des deutschen Theaters auf. Das war in Wahrheit der Gewinn des Abends. Er ist ein Künstler vor all den anderen und er gibt Kunst.

Ernst Heilborn.

Elsbeth Meyer-Förster: „Der gnädige Herr“. Secessionsbühne.

Drei Stücke hat die Secessionsbühne gespielt. Dieses dritte fand den stärksten Beifall. Es ist das werthloseste.

Nach seiner Gattung ist es naturalistisches Milieustück. Wir müssen heute wieder zusehn, was das heißt. Es heißt: ein Stück, welches genau und beinahe vollständig, mit naturalistischen Mitteln (nicht mit impressionistischen oder symbolistischen) den schier bewegungslosen Untergrund zeichnet, worauf die Bewegung oder Handlung geschieht. Nicht jedes naturalistische Stück ist ein Milieustück: der Naturalismus kann sich allein auf das Seelische beziehn. Nicht jedes Milieustück ist ein naturalistisches Stück: der sorgsam reale Untergrund kann eine nichtreale Handlung tragen; Typus: das Heimchen am Heerd.

In den meisten Fällen aber des letzten Jahrzehnts fiel der Begriff des Milieustücks mit dem Begriff des naturalistischen Stücks zusammen. Und dieser zusammengefaßten Art wirft man heute vor, heute nachdrücklicher als zu irgend einer Zeit: sie habe nur die kleinen Mißlichkeiten des Alltags gegeben, nichts Höheres. Das ist wahr für die kleinen Dichter; es ist unwahr für die großen dieser Gattung. Hauptmann bot nicht die kleinen Mißlichkeiten des Alltags, ohne zugleich die großen Leiden des Lebens zu bieten. Die kleinen Mißlichkeiten gab, als Typus, die Familie Selicke: das ist die niedere Linie. Die großen Leiden gab das tragische Friedensfest und der tragische Fuhrmann Henschel; das ist die obere Linie. Die Einen brachten das Spießbürgerliche; der Andere verknüpfte es mit dem Ewigen. Kurz und gut: der Vorwurf trifft nicht die Gattung, sondern die mittelmäßigen Vertreter der Gattung. Also trifft er die Mittelmäßigkeit.

Er träfe mit hohem Recht das Stück der Else Meyer-Förster. Es besteht aus Zügen, die mickrig, dürftig, mißlich, bedeutungslos, unangenehm, verkümmert und kleinlich sind. Die Fatalitäten einer Inspektorsfamilie werden gemalt. Möge diese Inspektorsfamilie glücklich werden, — hol' sie der Teufel. Nicht alle Inspektorsfamilien der Welt können unsere Theilnahme fordern. Der Alte fürchtet, seine Stellung zu verlieren. Möge er sie verlieren, möge er sie behalten, möge er sich pensioniren lassen, möge er sich aufhängen. Man hat nicht Zeit, sich mit jedem Inspektor zu befassen: wenn es nicht ein besonderer Inspektor ist; oder wenn seine Hoffnungen und Fürchte nicht auf besondere Art gestaltet werden. Man sieht den Mann von außen; sieht keine tiefere Schicht seines Herzens; sieht blos die Gebärde seiner Quängeleien. Möge er sich ruhig aufhängen.

Aber die Tochter ist Mittelpunkt, nicht er. Auch sie erlebt Widerwärtiges, ohne daß es tragisch wird. Mit dem Einen verlobt sie sich; in den Zweiten verliebt sie sich, dem Dritten ergiebt sie sich. Der Dritte ist der gnädige Herr. Sie thut es, um den Fatalitäten der Inspektorsfamilie ein Ende zu machen. Sie thut es, ohne daß ein schmerzensreicher Zwang irgendwo herauskäme. Sie thut es, weil die Familie quängelt und drängelt. Sie thut es aus Milieu. Sie thut es —, und keine tiefere Schicht ihres Herzens wird aufgedeckt. Das Milieu ist gewahrt, und die menschliche Tragik fiel weg. Nachher aber zieht sie mit tragischer Gebärde in die Ferne. Diese Gebärde erscheint so unwahr, als machte sie ein Püppchen; denn keiner weiß, was vorherging. Spräche sie im letzten Augenblick: „Ich habe meinen Leib dem gnädigen Herrn thatsächlich nicht geschenkt“, wir würden sie nicht weniger lieb haben. Hol' sie der Teufel, — möge sie glücklich werden.

Das Leben ist kurz. Soll man es nicht besser verwenden als auf die Rezension schlechter Stücke? Mit List und Lockungen werden sie aufgetischt. Eine neue Bühne gründet sich, um ein hervorragend unterwerthiges Milieudrama zu spielen. Um nach zehn Jahren das zu geben, was vor Beginn dieser zehn Jahre schon keine Geltung hatte.

Wenn Ihr so fortfahrt, meine Lieben, . . .

Alfred Kerr.

Bahnzug.

Wie das Mondlicht seine bleichen
Schleier um die Wiesen spinnt,
Und die Blätternacht der Eichen
Riesenhafte Form gewinnt!
An den Teichen
Regt sich kaum ein Schilf im Abendwind,
Und im Weizenfeld, wie süß,
Aus den schweren goldnen Halmen
Ruft die Wachtel ihr: Gott grüß!

Längst verstummten Wunsch und Wille,
Die mein Leben einst vergällt;
Laßt mich wandeln durch die Stille
Meines Gartens, meiner Welt;
Zur Idylle
Klösterlichen Friedens aufgehellt
Ruht der tragisch dunkle Streit
Mit den Wunden, mit den Schmerzen
Um die Kronen dieser Zeit.

Herz, du hast Nichts zu begehren,
Laß die Welt, wie sie dich läßt;
Segn' entsagend diese Aehren
Für der Brüder Erntefest;
Laß den Rest
Deiner Liebe still vom Rost verzehren;
Mag sie Niemand, hadre du
Nicht darob und schließe schweigend
Ohne Groll die Seele zu.

Aber durch des Kornfelds Wogen
Fern welch dumpfes Schüttern grollt?
Kommt ein Furientrupp gezogen?
Stürmt die Windsbraut? Näher tollt
Dampfumflogen,
Dröhnend, rasselnd, Rad an Rad gerollt,
Wie gluthäugiger Drachenflug
Nun durchs Thal, nun über Brücken,
Donnernd durch die Nacht der Zug.

Hör' ich in dem fernen Keuchen
Arge Welt, dein Kriegsgeheul?
Kündet es von Pest und Seuchen,
Elend, Brand und Mord und Gräul?
Faulen Bäuchen
Pöbelhurrah, wenn ein Knäul
Hungernder Gerippe Brot
Mit den abgequälten Händen
Schweigend sucht in Rauch und Koth?

Pfeifendes Signal! Sie fahren
Ein. — Wie's dort wohl braust und tost,
Fragt und drängt in Wimmelscharen!
Wie dazwischen wohl die Post,
Zeitungswaaren,
Briefsackhaufen schleudert! — Nur getrost:
Morgen früh vor Tag und Thau
Schleppt die Tagesneuigkeiten
Mir ins Haus die Zeitungsfrau.

Fester noch will ich sie schließen,
Meine Klause; fern vorbei
Mag der große Heerstrom fließen
Und des Lebens wüst Geschrei.
Still genießen
Will ich mein vorzeitig Grab und frei
Und verklärt, ein seliger Geist,
Schweben über meinem Hügel,
Während rings der Abgrund kreist.

Noch ein Pfiff — der Furienreigen
Taucht hinrollend in die Nacht,
Und die weiten Lande schweigen;
Doch ein Nachhall höhnt und lacht:
Hast dein eigen
Theures Haupt in Sicherheit gebracht,
Wie der tapfre Vogel Strauß;
Aber Blindheit schließt Gespenster,
Taubheit schließt nicht Teufel aus.

Wisse, daß an deiner Schwelle
Schon ein Strom von Thränen quillt,
Daß in jener Nachbarzelle
Folterlust ihr Müthchen stillt,
Daß die Hölle
Drüben in der Pfennigschenke brüllt.
Sünd' und Elend hausen vor,
Sünd' und Elend in den Mauern,
Und du sperrst umsonst dein Thor.

Ruhe wähnst du dir gefunden
Bei der Menschheit Todeslauf?
Wähnst gemächlich zu gesunden,
Gährt die Welt in Krankheit auf?
Deinen Wunden
Hielte Kunst ein heilend Kraut zu Kauf,
Während fremdes Leid ans Licht
Unabsehbar, hydrahäuptig
Auf in tausend Blattern bricht?

Thor! Was sind die Jugendthränen,
Die du einst um dich geweint,
Wenn in Lieb', in Reu', in Sehnen
Du so elend dich gemeint,
Neben denen,
Die im Greisenauge sich versteint?
Eigen Leid ist bald verthan;
Doch statt Frieden, tausendkrallig
Faßt dich nun das Mitleid an.

A. Fitger.

Der Väter Gut.

Vor dem üblichen kleinen backsteinernen Bahnhofsgebäude, mit seinem üblichen Briefkasten, Brunnen und Gärtchen stand einsam der Bahnhofsvorsteher und erwartete den Zug. Nur drei Mal am Tag brauchte er den Uniformrock überzuziehen, die rothe Mütze vom Nagel zu nehmen, oft stieg Keiner in Ellerdamm aus oder ein. Unbekannte kaum je. So besah er sich Max Ulrich von Barnow mit dem überraschtesten Interesse, vertrat ihm fast den Weg, erzwang sich beinah eine erklärende Aeußerung. Max Ulrich ließ sich terrorisiren, grüßte und frug (obwohl er schwerlich den Weg verfehlt hätte), wie man nach Neuwerder käme.

„Ach, nach Neuwerder", er strahlte devot, . . . „aber ich begreife nicht . . . . es ist kein Neuwerder Wagen gekommen! Ich will doch ausschauen, er muß sich verspätet haben" . . . ., diensteifrig sprang er auf eine Kiste.

„Nein, nein, . . . vielen Dank . . . ich werde nicht erwartet, ich wollte zu Fuß hin."

Der Bahnhofsvorsteher besah sich erstaunt den jungen Mann. Dies war offenkundig ein „Herr"; wie hing das zusammen. „Ich könnte ja an elephoniren, in weniger als einer halben Stunde wäre ein Wagen zur Stelle."

„Nein, bitte, bemühen Sie sich nicht. Ich bin den . . . jetzigen Besitzern unbekannt, ich wollte mir das Gut nur ansehen. Ich habe ein besonderes Interesse daran . . . . mein Name ist von Barnow."

„Ah", sagte respektvoll apathisch der Bahnhofsvorsteher.

„Sie sind wohl erst seit Kurzem hier in der Gegend?" frug Max Ulrich.

„An die fünfzehn Jahr, seit Eröffnung der Bahn. Ich bin aus Mensen gebürtig."

Mensen war die Kreisstadt; seit unvordenklicher Zeit „die Stadt" der Neuenwerder gewesen. Diese gänzliche Wirkungslosigkeit des Namens bei einem Sohn der unmittelbaren Gegend war doch eigenthümlich.

„Der gnädige Herr von Seyler", fuhr der Bahnhofsvorsteher fort, „die gnädige Frau, Fräulein Else, Fräulein Armgard und Herr Oskar sind alle augenblicklich auf Neuwerder. In der nächsten Woche kommen der Bräutigam von Fräulein Else und auch der Herr Lieutnant Günther, sie sind ja Regimentskameraden. Es wird viel Besuch für die nächsten Monate erwartet".

Max Ulrich bewies keinerlei Interesse und wandte sich nach dem Ausgang. So erklärte ihm der Bahnhofsvorsteher noch den einzuschlagenden Weg und sah der kräftigen Gestalt mit unbefriedigter Neugierde nach.

Max Ulrich ging die Landstraße herunter, bald kam ein Kreuzweg in Sicht und schon von Weitem richtete er gespannt die Augen auf den Wegweiser, auf dessen weißangestrichene, ausgebreitete Arme. Ja, da stand wirklich der geliebte Name Neuwerder.

Schon von der frühesten Kinderstubenzeit her war ihm der Klang vertraut. In Neuwerder war zu Weihnachten auch so am Ende des Zimmers aufgebaut worden, in Neuwerder hatten sie auch auf überschwemmten Wiesen Schlittschuh gelaufen, zu des Großvaters Geburtstag war man im Holderwald Nüsse pflücken gegangen, zu Großmutters Geburtstag hatten im Beet der Kinder die ersten Schneeglöckchen geblüht. Dann hatten sie Einquartirungsgeschichten aus der Franzosenzeit zu hören bekommen. Vom Ur-Urgroßonkel Heinrich, der auf eine freimüthig-freche Bemerkung hin vom Sergeanten einen Säbelhieb über den Kopf bekommen hatte, von der alten Nanne, deren Schlauheit es doch noch gelang, das silberne Theeservice zu verstecken. Später, als Gymnasiast, durfte er dann dem Vater mit der Barnow'schen Familiengeschichte helfen, stand dem Major an Begeisterung nicht nach, wußte bald ebenso gut als jener mit den Schicksalen des Gutes, den Verschwägerungen, den Seitenlinien Bescheid. Manchmal sagte darauf die Mutter: Paß auf, Max Ulrich wird es noch zu etwas bringen und kauft dann Schönwerder zurück. Der Vater hatte gelächelt, den Kopf geschüttelt, aber es nicht ungern gehört.

Gab es in der ganzen Welt ein Wort, das so viel heraufzubeschwören vermochte, dessen bloßer Klang so in das innerste Herz hinein griff?

Da standen die Buchstaben auf dem Wegweiser, und auch die anderen Namen waren wohlbekannt. Kremnow, das hatte den Puttlitzen's und anderen märkischen Geschlechtern gehört, 1871 war es als Dotationsgut an den General v. H. gekommen. Mattentin, das war das eine Bauerngut, mit dem nach der Stein-Hardenberg'schen Reorganisation, auch 1848, schwierige Auseinandersetzungen stattgefunden hatten. Beeskow das gehörte noch immer wie seit über sechshundert Jahren den Ribben's, sehr weitläufigen Vettern; sie hielten sich noch immer, galten aber für etwas heruntergekommen und verbauert. Er schlug die bezeichnete Richtung ein, dies war ja die Landstraße nach Mensen, dies war bis Ende der Fünfziger Jahre, bis zur Eröffnung der Zweigbahn, die einzige Verbindung mit der Außenwelt gewesen. Hier war 1852 der Großvater mit gepreßten Lippen und schwerem Herzen zum letzten Mal heruntergefahren. Wen traf die Schuld? Ihn oder die Verhältnisse? Wohl das Zusammentreffen eines schwachen Charakters, einer großen Familie, einer besonders ungünstigen landwirthschaftlichen Lage. Aber viel Glück war auch des Weges gezogen. Die Großeltern wurden hier als junges Ehepaar mit der neuen Kalesche eingeholt, hier fuhren in Schlitten die jungen Mädchen auf die Bälle, hier waren die Söhne von der Universität, von den Garnisonen auf Urlaub so vergnügt angeritten gekommen. Hier war vor hundertundfünfzig Jahren die als „la belle Barnow" in den Memoiren oft vorkommende verwittwete Frau von Barnow alljährlich mit drei Karossen, mit sechs Dienern und zwei Vorreitern, den Winter über nach Berlin gezogen; in der zweiten Kutsche der spätere Odendichter und Stadtprobst Andräi, der damalige Hauslehrer ihrer Söhne. Und noch weiter ließen sich die Erinnerungen verfolgen, bis 1660, bis Jochem von Barnow, der eine Erbtochter geheirathet hatte, Neuwerder von den Schlippenbach's erwarb.

Der Wald kam immer näher — der Holderwald. Seit dem Manne jener schönen Sophie Luise bildete der Waldsaum die westliche Grenze des Gutes. Das Herz schlug ihm lauter, dies war die heimathliche Scholle gewesen, der Väter Gut! Anscheinend ein Kiefernwald wie manche andere, schöne Stämme, fast überständig, aber doch wohl nicht jene, welche nach der Abholzung, die des Großvaters Leutnant-Schulden deckte, gepflanzt worden waren. Nein, doch wohl der Nachwuchs, Kiefern sind kurzlebige Bäume. Hier an der Grenze hatte dann 1841 der Großvater als braver Ehemann mit der hübschen Gattin, den ältesten drei Kindern sich aufgestellt, um den vorbeifahrenden jungen Friedrich Wilhelm den Vierten zu begrüßen. Dies mußte die Stelle sein, der hohe Herr kam von Mensen, hatte leutselig den Strauß der jugendlichen Gutsherrin angenommen, sich eingehend über die Familiengeschichte der Barnow's geäußert. Er wußte vom Duell aus der friderizianischen Zeit zwischen Louis Friedrich von Barnow und dem Gottlieb von Ribben, erkundigte sich nach des Letzteren Grabdenkmal mit der sonderbaren Inschrift.

Auf dem kleinen, von Nadeln bestreuten Fußweg schritt er dahin, um ihn das spezifisch märkische Aroma von Kiefern, von besonntem, leichten oft sandigen Boden. Der Wind fuhr durch die Stämme, er lauschte, glücklich lächelnd, dem Klang. Dann hörten die grauröthlichen Stämme auf, das Rauschen verstummte, vor ihm lag die hellgrüne Ebene, hier und da aufgehellt durch einen leuchtenden Fleck von intensivgelbem Raps. Jetzt kam er in das Bereich der auf Neuwerder mündenden Alleen, die von Mensen kommende war die Akazienallee, es blühte und duftete um ihn. Er beschleunigte den Schritt, als aber die ersten Dächer in Sicht kamen, ging er langsamer, als wollte er sich vorbereiten, als würde ihm verlegen zu Muthe. Eine richtige märkische Dorfstraße, der sandige, ausgefahrene Weg, vier Reihen Bäume, rechts und links niedrige Häuser. Einige mit braun und smaragdfarbenen Strohdächern, den pferdekopfartigen Giebeldächern, dem grün oder blau angestrichenen Stacket; die neueren Häuser höher und mit Ziegeldächern, alle mit Blumen im Vorgärtchen, einige mit einem Storchnest auf dem First. Leiterwagen ächzten staubaufwirbelnd vorbei, die nebenherziehenden Arbeiter grüßten, einige saßen vor der Hausthür. Frauen wuschen Töpfe und Pfannen am Brunnen, schälten Kartoffeln und hielten Ordnung unter den sich balgenden Kindern. Viele dieser Familien entstammten gewiß noch der „guten, alten Zeit", ihre Vorfahren hatten den Erntekranz alljährlich nach dem Gutshaus gebracht, hatten alle dortigen Bewohner mit Namen von Kindheit auf gekannt, wie sie von diesen gekannt worden waren. In guten und schlechten Tagen hatten sie gegenseitig am Wohl und Wehe Antheil genommen. Er betrachtete sich die Typen, am Ende hätte er verwandte Züge auffinden können, wer weiß, ob nicht doch vielleicht Barnow'sche Nachkommen an der Scholle geblieben; der Louis Friedrich von den Gendarmen und vom Ribben'schen Duell war sehr beliebt aber etwas unmoralisch gewesen. Immer langsamer ging er, die Leute sahen ihn an, wußten nicht, was dieser fremde junge Herr hier wolle, auch er wußte es nicht recht. Ueber den Akazien erblickte er den Kirchthurm, hier herum mußte der Krug sich befinden, ja, dort las er: Gasthaus zum König von Preußen, Ausspannung, Getränke aller Art . . . Gustav Mäseritz. Mäseritz, wirklich noch die Mäseritzens, hier hatte er greifbar die Ueberlieferung, die alte Tradition. Mit Entzücken betrachtete er den messingnen Thürgriff, die Linien des einfachen Ornamentes über dem Eingang, das war unverfälscht aus dem Anfang des Jahrhunderts, das war aus der Barnow'schen Zeit. Er trat ein und bat um Mittagessen, die Wirthin öffnete ihm eine dumpfige kleine Honoratiorenstube mit graubraunem, Jute bezogenen Sopha, der traurigen

modern=städtischen, braungoldschwarzen Tapete, wie sie jetzt überall auf dem Lande den freundlichen Anstrich, die bunten Muster verdrängt. An den Wänden eine Chromolithographie der kaiserlichen Familie, ein Bismarckkopf mit der „Wir Deutschen fürchten Gott u. s. w.“ Inschrift und einer Eichenkranzumrahmung, dann altmodische, niedlich ausgetiftelte Plakate, von süßlichen jungen Mädchen oder jovialen Männern, welche von Werder'schen Obstweinen oder Berliner Schnäpsen nippen, ein ausgeschnittenes Zeitungsblatt mit den Eisenbahnverbindungen von Ellerdamm und Mensen. Die Wirthin brachte ihm ein recht ordentliches Essen; als sie abräumte, lobte er das ihm Vorgesetzte.

„Ja, für uns würden wir es auch nicht so haben, aber zwei Volontäre haben ihren Mittagstisch hier, und bald kommt noch ein dritter.“

„Landwirthschaftliche Volontäre? So! Gilt die Bewirthschaftung für besonders gut?“

„Na, Herr von Seylern hält man so ziemlich für den allerbesten Landwirth im ganzen Kreis.“

„Ja, ja, heutigen Tages ist das eben leider eine Sache des Kapitals.“

„Na, neulich wurde behauptet, er sei keineswegs der Reichste der Gegend. Wir haben ja jetzt den Herrn von Briehsenow mit der geborenen Stern aus Berlin, dann hat der Fürst Lottum die früheren Arnim'schen Güter gekauft. Aber die Leute hier herum sagen, so wie Herr von Seyler hat es keiner heraus.“ Sie besah sich den jungen Mann mit nicht allzu gnädiger Miene.

„Sagen Sie mal, Frau Mäseritz, besitzt die Familie Ihres Mannes nicht schon sehr lange diesen Krug?“

„Ach Gott ja, schon vom Urgroßvater her.“

Max Ulrich sah sie lächelnd an. „Dann haben wir gewisse Beziehungen zu einander“, er machte eine kurze Pause, „meinem Großvater gehörte noch Neuwerder, die Familie von Barnow hat es fast drei Jahrhunderte besessen. Ich bin Max Ulrich von Barnow.“

„Ach Gott ja“, meinte Frau Mäseritz, „das ist alles schon recht lange her“. Sie dachte angestrengt nach, dann hellte sich ihr behagliches Gesicht, „nu weiß ich auch, von Barnow steht auf Denkmalen in der Kirche.“

Das war Alles, Max Ulrich hatte es sich dramatischer gedacht. „Haben Sie denn nie etwas von der früheren Herrschaft, von der alten Familie gehört?“

Sie schüttelte den Kopf, „ne, ich bin aus Mattentin, nicht von hier.“ Sie hatte ein dunkles Gefühl, daß etwas mehr von ihr erwartet würde. „Ich hole Ihnen meinen Mann.“

Herr Mäseritz erschien, vierschrötig und roth. „Ja, ja, das ist sehr lange her“, meinte Herr Mäseritz.

„Haben Ihre Eltern nie über meine Großeltern gesprochen?“

„Doch, ja doch, warten Sie mal, gewiß. Die Mutter von meinem Vater war Jungfer bei der damaligen gnädigen Frau. Richtig, von der ist noch ein Gesangbuch mit ihr Bild.“ Er ging in das Nebenzimmer, man hörte ihn schnaufend einige Möbel rücken und Schubladen öffnen, dann erschien er mit einem verstaubten alten Buch. „Das ist meiner Großmutter ihr Betbuch und hier“, er blätterte mit angefeuchtetem Finger darin, „des is ihr Bild!“

Gerührt ergriff Max Ulrich den verlesenen Band und betrachtete die blasse Daguerretype der freundlichen Frau mit dem glatten Scheitel, der großen Broche, dem karrirten, weit absiehenden seidenen Kleid. Neugierig sah Frau Mäseritz ihm über die Schulter, anscheinend war das Bild ihr fremd. „Und deren Schwiegereltern“, erzählte Max Ulrich, „waren zur Franzosenzeit hier und in den zwanziger Jahren erbauten sie das Pastorhaus und später restaurirten sie die Kirche und stifteten die Orgel.“

„So“, meinten die Mäseritze.

„Und der eine Sohn dieser Frau von Barnow stürzte als dreizehnjähriger Knabe hier in der Dorfstraße vom Pferd und starb kurz darauf . . . . Haben Sie nie etwas von der Familie gehört?“

„Ich kann mich nicht besinnen, Herr Baron, es ist ja alles so lange her.“

„Weitere Familienandenken sind nicht in Ihrem Besitz?“

Herr Mäseritz starrte geistesabwesend nach der Zimmerecke und schüttelte den Kopf, die Gattin antwortete aber freudig: „Oh, wir haben wunderschöne Bilder von der Herrschaft!“ Und im Handumdrehen schleppte sie eine Anzahl Photographien in Plüsch- und Bronzeeinrahmen aus dem Nebenzimmer herbei, sie eifrig erklärend. „Dies ist Fräulein Else, als sie nach der Konfirmation vom Stift kam, jetzt ist sie schlanker geworden, aber so dicke Zöpfe hat sie doch nicht mehr, es waren auch die schönsten rings herum. Und die Photographie von ihrem Bräutigam hat sie mir versprochen. Und dies ist Herr Günther als Kadett, und dies ist die gnädige Frau mit den beiden Jüngsten als kleinen Kindern.“ Max Ulrich ließ Zeichen der Ungeduld erkennen. „Ach, das müssen der Herr noch sehen . . .“ ein Gruppenbild wurde herbeigeholt. „Dies sind die achtunddreißig Herrschaften zur silbernen Hochzeit auf der Rampe. Sie können sich garnich denken, wie schön das war! Die Kinder kriegten Kaffee und Kuchen, die Erwachsenen hatten ein Tanzvergnügen in der Scheune und Abends war Fackelzug . . . . Ach müssen der Herr fort?“ Max Ulrich war aufgestanden und öffnete seine Börse. „Also“, sie rechnete zusammen, „macht eine Mark fünfundsechzig, ich danke bestens.“

Sie geleiteten Max Ulrich zur Thür, beide empfanden dumpf, daß der Gast sie enttäuscht verließe; da hatte Gustav Mäseritz einen glänzenden Gedanken. „Wissen Sie was, Herr Baron, der Herr Pastor Gaede kümmert sich viel für alte Sachen und rumort viel um die alte Steine in der Kirche rum. Der wird Ihnen besser als wir Bescheid wissen, unsereins hat nich so von früher gehört.“

Dies leuchtete dem Max Ulrich ein, er überquerte den Weg, klopfte an, der Pastor öffnete die Thür, er stellt sich ihm vor und erklärte ihm den Zweck seines Kommens.

„Das ist ja hochinteressant, bitte treten Sie näher. So, so, es gibt also noch Barnows. Ich weiß nicht, ich wähnte das Geschlecht bereits ausgestorben.“

„Oh keineswegs, Herr Pastor.“

Sie setzten sich in das verrauchte Studirzimmer, welches ein Lutherbild, der Thorwaldsen'sche Christus und ein Plockhorst'scher Kupferstich schmückte, das mit einem verhältnißmäßig reichhaltigen Bücherschrank und einem behäbigen, zum Mittagsschlaf einladenden Sopha versehen war. Der Pastor bot Cigarren an, nahm aber Gott sei Dank nicht übel, daß Max Ulrich seine eigenen Cigaretten hervorzog, und friedlich rauchten sie zusammen. „Freilich“, begann der Geistliche, „freilich ist mir die Barnow'sche Familiengeschichte vertraut.“ Es war die erste sympathische Kundgebung, und Max Ulrich rückte, angenehm berührt, näher. Ziemlich richtig zählte darauf Pastor Gaede die verschiedenen Mitglieder auf, Kirchenbücher und Grabinschriften hatte er augenscheinlich sorgfältig gelesen. Max Ulrich drückte ihm seine Bewunderung aus. „Sie begreifen, da sich Frau von Seyler für alles Alte interessirt, auf die Instandhaltung der Denkmäler hält, wäre es meinerseits ein Mangel an Entgegenkommen, wenn ich ihr in diesen achtungswerthen Bestrebungen nicht beistünde.“

„Die neuen Besitzer scheinen recht beliebt.“

Pastor Gaede stutzte einen Augenblick. „Ach, Sie meinen die Seylers. In der That, und nicht ohne Grund. So wie der alte Herr von Rochow die Augen schließt, wird Herr von Seyler Landrath und, meiner Ueberzeugung nach, durch einstimmige Wahl. Auch sind die Damen sehr thätig; hier in Neuwerder wurde die erste Strickklasse, die erste Dorfbibliothek des ganzen Kreises eingerichtet. Auch der erste Arbeiterkonsumverein; jetzt verwalten ihn die Töchter, nachdem Frau von Seyler und der Hauslehrer ihn in Gang gebracht hatten . . . Aber wenn es Ihnen, verehrter Herr, recht ist, schreiten wir zur Kirche herüber“, er

nahm die Schlüssel vom Nagel, „und dann erweisen Sie uns hoffentlich die Ehre, hier Kaffee zu trinken".

„Sie sind wirklich zu liebenswürdig . . . . aber . . ."

Pastor Gaede war verschwunden und Max Ulrich vernahm eine weibliche, mißvergnügte Stimme: „Herr Jesus . . . . na wenn Du meinst!"

Es war eine märkische Kirche wie viele andere; ein alter Steinbau, wohl von Cisterziensern erbaut, ein nichtssagendes Dach, ein malerischer, wenn auch dürftiger Thurm, eiserne Grabkreuze, viel Hollunder und Flieder. Innen trostlose Talmigothik der dreißiger Jahre. Gemalte graue Quadersteine, gemaltes graubraunes Maßwerk um den Chor, spillerige Glasfenster mit harten blau und rothen Mustern. Der Pastor seufzte: „Vorher schmückte das liebe Gotteshaus eine recht ansehnliche Kanzel aus der Zopfzeit, auch an den Estraden waren gefällige Barockornamente, alles in weiß und grün und gold gehalten. Frau von Seyler hatte eine kleine Skizze davon entdeckt. Fräulein Amalie von Barnow hatte sie seiner Zeit aquarellirt. Gern würde Frau von Seyler ihren Gemahl bewegen diese Restaurirung zu entfernen und die einstige Verfassung wieder herzustellen, aber dann kommt Herr von Seyler, wie das bei solchen Herren ja üblich, mit dem agrarischen Niedergang; so wird es wohl vorläufig unterbleiben." Und aufmerksam widmeten sich Beide den Denkmälern und Tafeln.

„Der Kaffee wird kalt, läßt Mama sagen"; eine der Pastorsprossen mit Stupsnase und blonden Zöpfen meldete es, und sie kehrten zurück. Frau Pastors mißliebige Stimmung war verflogen; nachdem ihre Neugierde durch den Fremdling gesättigt war, machte sich ihr Mittheilungsbedürfniß geltend. Wieder bekam Max Ulrich von Fräulein Else, Fräulein Armgard, Herrn Günther und Herrn Oskar zu hören, nur durch die angestrengteste Geschicklichkeit entging er ihren Photographieen, einschließlich des Gruppenbildes zur silbernen Hochzeit.

„Sie werden selbstverständlich nachher im Schloß Besuch machen?" frug sie.

„Ja, ich wollte schon Herrn von Barnow den Vorschlag unterbreiten, nach eingenommenem Imbiß dort vorzusprechen. Die Herrschaften werden ihn gewiß außerordentlich liebenswürdig empfangen."

Max Ulrich schwankte. „Allerdings möchte ich gern Alles in Augenschein nehmen . . . es ist aber wohl recht verändert?"

„Vollständig", meinte der Pastor und räusperte sich. . . „Sie wissen . . . jene Zeit der vierziger Jahre, grau und weiße Kachelöfen, Polisandermöbel, Ripsbezüge. Und grade die jetzige Frau von Seyler hat einen hoch entwickelten Geschmack."

„Was ist dieses für eine geborene, wer waren eigentlich die Seylers?"

„Sehr geachtete Großindustrielle aus Berlin; der jetzige Besitzer stand bei den Garde-Ulanen, seine Frau ist die Tochter des Obersten Bachmann, des später geadelten Erziehers des Kronprinzen. Sie versteht sich meisterhaft auf Stilarten, hat die Verhunzungen dieses verflossenen Jahrhunderts allmählich entfernt; viele gute alte Möbel fanden sich auf dem Boden, auch in den Bauernhäusern der Umgegend verstreut. Die Eintrittshalle ist wieder wie zur Zeit der Sophie Luise von Barnow freigelegt worden, der alte Kamin steht wieder an Ort und Stelle. Alle Veränderungen sind mit Sorgfalt und Liebe vorgenommen worden; verehrter Herr, Sie werden Ihre helle Freude daran haben."

„Gewiß", meinte Max Ulrich höflich. . . . „Ich will aber doch lieber nicht stören und werde mir das Gebäude von außen besehn."

Das Ehepaar war ganz verdutzt. Aber ich bitte Sie, die Herrschaften würden sich ja so ganz besonders freuen!" . . . . . „Es würde Sie doch gewiß lebhaft interessiren, und die Familie würde Ihnen ungemein zusagen!" . . . .

Aber Max Ulrich ließ sich nicht umstimmen, so begleitete Herr Pastor Gaede ihn herüber. Er hatte sogar den Takt, Max Ulrich seinen eigenen Gedanken zu überlassen, und still blieb dieser am Eingangsthor stehen. Rechts und links die Oekonomiegebäude, augenscheinlich kürzlich neu aufgeführt und vorzüglich im Stand. Dann, vor ihm, das einfache, liebe alte Schloß. Da war das hohe Dach, da die Eingangsthür mit dem Wappen, fast drei Jahrhunderte lang war es das wohlbekannte gewesen! Da die Rampe, von der während eines Schneesturmes der Wagen mit den Großeltern heruntergestürzt war, ohne daß sich die Insassen verletzt hatten. Jene Fenster unten links mußten die des Eßzimmers sein, jene rechts die vom Arbeitszimmer des Hausherrn; da war der „Spion", von dort aus übersah das Auge des Gutsherrn den Hof. Das Eckfenster war jenes der Ur-Urgroßtante Amalie gewesen, von dort aus hatte sie immer nach dem Bräutigam, der die Allee herunterreiten sollte, ausgeschaut. Er war aber bei Jena gefallen. Viele ihrer Briefe hatten sich erhalten, in dem Zimmer war sie als altes Fräulein gestorben.

„Das Aeußere des Schlosses ist unverändert geblieben", begann Pastor Gaede, „nur ist statt des steingrauen Anstriches der freundliche und stilgerechte hellgelbliche getreten, auch Fensterläden und Rahmen haben wieder ihre ursprüngliche weiße Farbe erhalten. Die Blumenbeete sind ebenfalls der Frau von Seyler zu verdanken", es waren einfache, stilisirte Rabattenbeete mit Rosenstöcken und Clematisguirlanden.

„Als sie hier einzogen, soll es nur einige Gummibäume und Blattpflanzen gegeben haben. Der Hauptgarten liegt aber nach dem Park zu, die Damen beschäftigen sich lebhaft mit demselben, haben jetzt die altmodischen Bauernblumen wieder eingeführt. Sie müßten das sehen."

Aber Max Ulrich ließ sich nicht bewegen. „Es wird auch Zeit, er sah nach der Uhr; den 3.28 Zug hatte er eigentlich nehmen wollen, es gab aber auch einen um 5.17, den konnte er noch erreichen; hier hatte er nichts mehr zu suchen.

„Die Herrschaften würden Sie ja so überaus gern nach Ellerdamm befördern . . . wenn ich Sie nur anmelden dürfte!"

„Tausend Dank, Sie sind allzu freundlich; ich gehe aber wirklich lieber. Es ist mir auch verordnet worden, ich gebrauche eine Kur."

Zweifelnd besah Herr Pastor Gaede Max Ulrich's gesunde Erscheinung, aber es ließ sich nichts machen und mit wohlgesetzten Worten nahmen sie von einander Abschied.

Als er allein war, wandte sich Max Ulrich und betrachtete noch einmal das Schloß, die Bäume, die heimathliche Scholle. „Hier werde ich nie wieder stehen!"

Am Abend schrieb er aus seiner kleinen Referendar-Junggesellenstube seiner Schwester einen ausführlichen Brief. Er endete mit den Worten: . . . „Du kennst das Ideal, welches seit meiner Knabenzeit mir vorschwebte. Nun suche ich mir ein neues; vielleicht wird es kein schöneres, es wird aber ein echteres sein. Erinnerst Du Dich, einmal erzählte Vater von seiner Begegnung mit einem Schlippenbach, bei dem es sich herausstellte, daß er gradlinig von den einstmaligen Besitzern von Neuwerder stammte? Diese Schlippenbach's hatten nie wieder einen Morgen besessen, waren all die Generationen über Soldaten und Beamtenadel gewesen. So wird es wohl auch mit uns werden und wir dürfen uns nicht beklagen. Wer hat denn ein angestammtes Recht?"

Marie von Bunsen.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 2. Berlin, den 13. Oktober 1900. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Es liegt bei:

Nr. 2 der Handelspolitischen Flugblätter der „Nation“:

Die Legende von der Schädigung der Landwirthschaft durch die Caprivi'sche Handelspolitik.

Politische Wochenübersicht.

Wir werden belehrt, daß die chinesischen Angelegenheiten heute günstiger stehen sollen, als vor acht Tagen. Und warum? Neue Meinungsverschiedenheiten sind unter den Mächten nicht zu Tage getreten; auch über die wesentlichsten Punkte des deutschen Rundschreibens scheint man sich geeinigt zu haben; gleichfalls fand das letzte französische Rundschreiben in seiner Tendenz Zustimmung; mit einem Worte die Mächte sind nicht auseinander gerückt; das ist freilich etwas; aber viel gewiß nicht.

Die Einigkeit der Mächte ist ein Faktor; aber der noch wichtigere Faktor für den Frieden ist China selbst, und über die Absichten dieses Hauptpartners im Spiel weiß man heute so wenig wie bisher. Die friedlichen Versicherungen Chinas haben wir erhalten; die Ankündigung von Enthauptungen und Degradirungen der Hauptschuldigen auch; aber ob diese Ankündigungen zu Thaten werden — wer weiß es. Hingegen glaubt man zuverlässig zu wissen, daß der Hof sich weiter in das Innere des Landes zurückgezogen hat, und solche Handlung deutet nicht auf die Neigung, durch schnelle, geradlinige Verhandlungen zum Frieden zu kommen.

Die Frage bleibt, wie sehr leidet der Hof und wie sehr leiden einflußreiche chinesische Kreise unter den jetzigen Verhältnissen. Erscheinen ihnen diese Verhältnisse unerträglich, so wird man auf einen baldigen, erwünschten Frieden rechnen können; finden diese Elemente hingegen, daß sich auch heute ganz gut leben lasse, dann stehen die Mächte vor einem außerordentlich schwierigen Problem, vor dem Problem, einen Staat zur Nachgiebigkeit zu bringen, der militärisch bereits niedergeworfen ist, dessen Hauptstadt erobert wurde; aber der zu groß ist, um nach allen Richtungen hin militärisch okkupirt werden zu können, und der gedehmüthigt, erschüttert, gleichwohl fortexistirt. Einen verwundbaren und zugleich erreichbaren Punkt am chinesischen Staatskörper zu finden, wäre alsdann die Aufgabe der Diplomaten und der leitenden militärischen Befehlshaber. Ob es aber einen solchen verwundbaren Punkt gibt? Asiatische Staatswesen haben mit den Thieren niederer Ordnung es gemein, daß die schwersten Eingriffe an Theilen eines solchen Körpers vorgenommen werden können, ohne eine wesentliche Schädigung des Gesammtorganismus herbeizuführen. Die Chirurgie der Koalirten wird alsdann auf eine harte Probe gestellt werden.

Nur Rußland befindet sich in einer unvergleichlich günstigeren Lage. Dieser Freund Chinas, der die Verbündeten zum Nutzen des himmlischen Reiches aus Peking hinausbugsiren wollte, bethätigt in der Mandschurei seine friedlichen und freundschaftlichen Gesinnungen gegen das Land der Mitte dadurch, daß er immer mehr Land besetzt und jetzt bereits bis Mukden vorgedrungen ist, und auch auf dieses Centrum des nördlichen China hat er seine von Chinesenblut triefende Freundeshand gelegt. Und bei jedem Fortschritt der russischen Armee in Nordchina versichert die russische offiziöse Presse mit um so größerem Nachdruck, daß das Zarenreich keineswegs beabsichtige bleibend diese Gebiete mit bewaffneter Hand zu erobern. Und warum rückt alsdann der Freund Chinas immer tiefer in chinesisches Gebiet hinein?

Ein Korrespondent der „Kreuz-Zeitung" in St. Petersburg behauptet, die Lösung des Räthsels geben zu können. Rußland werde diese Gebiete nicht erobern, aber wenn sie ihm „geschenkt" würden, aus Höflichkeit nicht ablehnen. Eine andere Version geht dahin, daß es sich weder um Eroberung noch um Schenkung dieser ausgedehnten Ländermassen handeln werde, sondern Rußland beabsichtige nur, für seine Eisenbahn- und Wegebauten durch die Mandschurei einen Streifen zu öffnen und durch eine militärische Postenkette quer durch diese Provinzen freizuhalten. Das wäre vom politischen Standpunkt aus das allerklügste. Die reale Macht über diese Gebiete erlangte dann Rußland, und die Verwaltungslast bliebe bei China.

So weit man die ostasiatische Lage überblicken kann, ist eines ziemlich deutlich: der russische Einfluß im fernsten Osten wird weiter wichtige Stützpunkte für seine Ausbreitung erlangen; der Rest ist unübersehbar.

Die Wahlen in England nahen ihrem Ende; die Ministeriellen halten einen kleinen Zuwachs, die Opposition hatte einen kleinen Verlust bisher an Mandaten zu verzeichnen. Der Sieg für die Ministeriellen wäre kein glorreicher, wenn sie nicht schon bisher über eine so überwältigende Majorität verfügt hätten. Chamberlain ist Herr der Situation, und er empfand daher das Bedürfniß, in einer Rede auseinanderzusetzen, daß er ein friedliebender Mann sei, der der gute Freund aller Mächte sein wolle und der recht gute Freund der Vereinigten Staaten. Solcher friedliebenden Gesinnung ist der Burenkrieg Zeugniß, der nunmehr ein Jahr dauert und noch nicht beendet ist; noch immer kämpfen die tapfern Reste der Burenbevölkerung den letzten Verzweiflungskampf, ohne daß die Möglichkeit eines entscheidenden Erfolges auch nur in fernster Ferne vorhanden wäre.

Ein beachtenswerthes Zugeständniß machte die „Kreuzzeitung" am Mittwoch Abend. In einem Leitartikel unter der Ueberschrift „Offener Doppeltarif" heißt es:

„Bei einem Doppeltarif . . . mit Maximal- und Minimalsätzen wird das Ermessen der Unterhändler (die Handelsverträge zu Stande bringen sollen) begrenzt. Als Grundlage der Verhandlungen gilt dann der Maximaltarif, von dem ebenfalls Ermäßigungen zulässig sind, aber nicht unter die Sätze des Minimaltarifs. Dieser bildet die unterste Grenze des Schutzes für die nationale Arbeit.

Die Aufstellung eines Doppeltarifs bietet . . . Bürgschaft dafür, daß bei Vertragsverhandlungen die Zölle nicht unter das Maß des nothwendigen Schutzes herabgesetzt werden. Der Doppeltarif schafft eine klare Lage, schützt die Interessenten vor unangenehmen Ueberraschungen . .

Bei der Aufstellung eines Mindesttarifs bindet der Reichstag weniger sich die Hände als der Regierung . . ."

Völlig nackt, deutlich und zutreffend wird es hier ausgesprochen, daß die unmittelbar bevorstehenden Verhandlungen über den Maximal- und Minimaltarif zugleich die Entscheidung über die Frage der Handelsverträge bringen. Es sollen schon jetzt der Regierung die Hände so gebunden werden, daß der Abschluß von Handelsverträgen zu einer Unmöglichkeit wird.

Wir stehen also dicht vor den folgenschwersten Kämpfen um unsere wirthschaftliche Zukunft, und keine Zeit ist zu verlieren, soll mit Aussicht auf Erfolg der Kampf aufgenommen werden. Bisher sind rührig nur die Agrarier, und deren Anmaßung wächst in demselben Grade, wie die Passivität der übrigen Bevölkerung andauert.

* * *

Eine gemeinsame Aufgabe für Arbeiter und Arbeitgeber.

Hochmuth — so heißt es — kommt vor dem Fall. Den agrarischen Hochmuth lernen wir jetzt gründlich kennen. Wird der Fall lange auf sich warten lassen? Das wird davon abhängen, in welchem Prozentsatz das deutsche Volk aus Schlafmützen besteht.

Man versichert uns, daß der Reichstag auch für die tollsten agrarischen Forderungen eine Mehrheit stellen werde. Selbst Getreidezölle von 65 Mark und mehr per Tonne würden von dieser Mehrheit angenommen werden. Ich zweifle nicht daran — wenn die Bevölkerung die Herren Volksvertreter ruhig arbeiten läßt. Aber die Mehrheit wird es schwerlich wagen, das geplante Attentat auf die wirthschaftlichen Lebensinteressen der Arbeiter durchzuführen, und die Regierungen werden die Rolle bloßer gesetzgeberischer Handlanger des Agrarierthums gewiß verschmähen, wenn die misera plebs contribuens ein deutliches Wort spricht.

Bisher entwickelt sich ja noch alles recht gemüthlich. Hinter den Kulissen — in vertraulichen Vernehmungen — sind vom Reichsamt des Innern alle schutzzöllnerischen Wünsche fein säuberlich gebucht. Um die Kritik nicht vorzeitig mobil zu machen, hält man das gesammelte Material hübsch sekret. Nur gelegentlich schwitzt mal etwas aus, wie das Resultat jener famosen Enquête über die Rentabilität oder vielmehr Nichtrentabilität der Landwirthschaft, die gewiß ihren Werth hat, aber nur — als Karikatur einer volkswirthschaftlichen Untersuchung. Wenn alle vorbereitenden Akte des Reichsamts des Innern von gleichem Werth sind, dann wird an wirthschaftspolitischer Makulatur in der nächsten Zeit kein Mangel sein.

Angesichts dieser zollpolitischen Geheimnißkrämerei ist es besonders wichtig, daß die öffentliche Meinung die springenden Punkte bei den bevorstehenden zollpolitischen Kämpfen fest im Auge behält. Es sind, wie mir scheint, die folgenden:

Alles kommt darauf an, daß die Agrarier nicht bei der Gestaltung des autonomen Zolltarifs ihren Willen durchsetzen. Die industriellen Schutzzöllner laufen nur hinter den Agrariern her. Wenn die Agrarier höhere Schutzzölle bekommen, wollen sie auch welche haben. Gelingt es, die Anschläge der Agrarier zu hintertreiben, so ist die Gefahr minimal, daß die industriellen Schutzzöllner mit ihren Anträgen durchdringen.

Die Gestaltung des autonomen Zolltarifs ist ferner entscheidend für die Frage der Erneuerung der Handelsverträge. Gelingt es den Agrariern, im autonomen Zolltarif Getreidezölle von 65 Mark und mehr per Tonne durchzusetzen, so ist es von vornherein ausgeschlossen, daß der wichtigste Handelsvertrag, der mit Rußland erneuert wird. Statt des Handelsvertrages werden wir einen Zollkrieg haben. Jene schwachmüthige Hoffnung, die sich an die Möglichkeit anklammert, Handelsverträge zu Stande zu bringen, in denen die deutschen Agrarzölle wesentlich unter die von unseren Agrariern nach heftiger Agitation eroberten Sätze des autonomen Zolltarifs herabgesetzt werden, ist ohne jedes reale Fundament. War die Regierung schwach genug, die wichtigsten Interessen der Konsumenten im autonomen Zolltarif preiszugeben, so ist sie auch nicht stark genug, den Agrariern jene Zollsätze wieder zu entreißen, die dieselben im autonomen Zolltarif erobert haben. Sie wird lieber mit leeren Händen aus den Handelsvertragsverhandlungen zu ihren geliebten Agrariern zurückkehren, als einen harten Kampf gegen diese um eine Herabsetzung der eben erst bewilligten Zollsätze des autonomen Zolltarifs aufzunehmen. Dann aber bleibt es eben einfach bei den Sätzen des neuen autonomen Zolltarifs.

Sollte es überdies zu dem von den Agrariern angestrebten System eines Minimal- und Maximaltarifs kommen,

so ist die Ermäßigung unter das Niveau der Minimalsätze (65 Mark für die Tonne Brotgetreide) auch formell außer Frage.

Eine wirksame Bekämpfung der Agrarier ist deshalb nur bei der bevorstehenden Festsetzung des autonomen Zolltarifs möglich.

Die Reichsregierung wird — das ist schon heute klar — den Agrariern im Wesentlichen zu Willen sein; auch von der Einsicht der Mehrheit des Reichstags ist nichts zu erhoffen. Aber es geschähe nicht zum ersten Mal, daß etwas, was die Mehrheit des Reichstags möchte und die Regierung zulassen will, doch nicht Gesetz wird. Das Schicksal der lex Heinze ist noch in frischer Erinnerung.

Gerade bei Zollfragen von großer Tragweite kann eine kräftige Agitation enorm viel wirken. Es kommt nur darauf an, alle Gegner einer künstlichen Herabdrückung der Lebenshaltung unserer breiten konsumirenden Bevölkerung zu sammeln. Die Millionen unserer industriellen Arbeiterbevölkerung müssen, wenn sie nur eine Spur von Nachdenken besitzen, leidenschaftliche Gegner der agrarischen Interessenpolitik sein. Der ganze Handelsstand hat ein natürliches Interesse an einem möglichst ungehinderten Waarenaustausch. Die Handwerker werden durch die künstliche Vertheuerung ihres Lebensunterhalts direkt geschädigt und indirekt durch die Herabdrückung der Kauffähigkeit der Arbeiterbevölkerung, die das, was sie für Nahrungsmittel mehr auszugeben gezwungen wird, wenigstens zum Theil durch Einschränkung ihrer Bedürfnisse an Handwerkerwaaren wieder einbringen muß.

Endlich aber können auch die industriellen Unternehmer — selbst wenn ihre Einsicht durch die Begierde nach höheren industriellen Schutzzöllen arg getrübt ist — unmöglich verkennen, daß sie den Vorwurf, der ihnen oft zu Unrecht gemacht wird, sie nähmen an dem Wohlergehen ihrer Arbeiter nur oberflächlichen Antheil, vollauf verdienen, wenn sie bei einem Kampfe, in dem die schwerste Belastung ihrer Arbeiter mit Lebensmittelzöllen zur Entscheidung kommt, den Agrariern den Steigbügel halten; ja sich wohl gar mit diesen verbinden, um die Lebenshaltung der Arbeiter herabzudrücken. Der industrielle Unternehmer wird es nicht gerade leicht haben, eine Begünstigung der agrarischen Ansprüche oder auch nur eine für die Agrarier wohlwollende Neutralität aufrechtzuerhalten, wenn er von den in seinem Betriebe beschäftigten Arbeitern vor die einfache Frage gestellt wird, ob er bereit sei, eine Politik mit zu bekämpfen, die seine Arbeiter unmittelbar mit neuen schweren Lasten bedroht, die Leistungsfähigkeit der Arbeiter zu schmälern geeignet ist und außerdem eine Absatzkrisis für die Exportindustrie und damit rückwirkend für die gesammte Industrie des Landes in ziemlich sichere Aussicht stellt.

Man spricht so gern davon — besonders die „staatserhaltenden" Parteien —, daß die wahren Interessen von Arbeitern und Arbeitgebern zusammenfallen. Darin liegt viel Wahres. Jedenfalls kann man bei der Abwehr einer weiteren Besteuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse von einer solchen Solidarität der Interessen bei den Arbeitern und den Unternehmern der Industrie reden.

Die Arbeiter in jedem einzelnen industriellen Betriebe sollten deshalb gerade gegenüber der drohenden Einführung der Lebensmittelzölle die Probe auf die Arbeiterfreundlichkeit der Unternehmer machen, indem sie dieselben demnächst, sobald der Schleier, der die agrarischen Forderungen noch lose verdeckt, gefallen ist, zum gemeinsamen öffentlichen Eintreten — unter anderem auch in Petitionen an den Reichstag — gegen die agrarische Interessenpolitik auffordern. Versagen hier die Unternehmer, so wird man sie auffordern können, sich zu verpflichten, den Arbeitslohn entsprechend den Mehrlasten, die den Arbeitern aus den geplanten Zollerhöhungen erwachsen, zu erhöhen.

Ehe der autonome Zolltarif im Reichstage zur Berathung kommt, werden noch 4 bis 5 Monate ins Land gehen. Es bleibt somit noch Zeit, eine zollpolitische Erziehungs-Kampagne zu führen, aus der die Regierung wie die Mehrheitsparteien des Reichstages die Lehre schöpfen können, daß die formale gesetzgeberische Macht nicht immer ausreicht, um etwas durchzusetzen, das ebenso sehr gegen die elementarsten Grundsätze der Gerechtigkeit und Billigkeit wie gegen wirthschaftliche Lebensinteressen des Reichs verstößt.

Th. Barth.

Die Genossenschaftsbewegung und die Bewegung gegen die Genossenschaften.

Am 31. März 1900 bestanden in Deutschland 17 988 Genossenschaften, in dem Jahrzehnt von 1890 bis 1900 sind 11 211 Genossenschaften gegründet. Das von den verschiedenen deutschen Staaten „zur Förderung des Genossenschaftswesens" zur Verfügung g stellte Kapital, bezw. die in den letzten Jahren direkt zur Förderung verwandten Mittel werden die erhebliche Summe von 60 Millionen Mark erreicht, vielleicht sogar überstiegen haben und die große Mehrzahl der neu gegründeten Genossenschaften ist auf diese Subvention zurückzuführen. Kleinigkeiten sind das freilich, wenn man an die geforderte Entschuldung des ländlichen Besitzes denkt oder an die verlangte Ausgabe der Lechler'schen Reichsbau-Pfandscheine zur Lösung der Wohnungsfrage, wie sie der evangelisch-soziale Kongreß auf seiner letzten Tagung erörtert hat. Wenn solche Summen bereits aufgewendet sind und noch viel größere gefordert werden, erklärt sich, wie selbst der preußische Finanzminister von Miquel am 8. Mai und am 21. Juni 1899 im preußischen Abgeordnetenhaus das hohe Lied der Selbsthilfe anstimmen konnte — als der Antrag Weihe einige Millionen zur Errichtung kleiner Rentengüter verlangte. Herr von Miquel erwiderte: „Ich habe die lebendige Befürchtung, bei der Stimmung, in die jetzt auch die besitzenden Klassen gerathen sind, daß aus diesen 2 Millionen bald 2 Milliarden werden, und daß der Finanzminister, wenn er von der persönlichen Ermächtigung, die ihm hier gegeben wird, die Höhe der auszugebenden Rentenbriefe frei zu bestimmen, vorsichtigen Gebrauch machen wollte, einen felsenfesten Thurm darstellen müßte, der nicht überwunden werden kann. Ich habe schon vorher gesagt, principiis obsta! ein kleiner Anfang ist leicht, aber man muß untersuchen, was wird aus dem Kinde herauswachsen."

Ein hoher preußischer Beamter erklärte vor einigen Jahren auf einem Genossenschaftstage, daß die Staatshilfe nur den Zweck habe, Landwirthe und Handwerker zur Selbsthilfe zu erziehen. Aber wer die Verhandlungen des Vereinstages der landwirthschaftlichen Genossenschaften zu Halle a. S. verfolgt hat, wird sich freilich davon überzeugt haben, daß die Erziehung eine schlechte gewesen ist, denn Herr Endell aus Posen, eine Leuchte der Agrarier, hat dort folgenden wirthschaftlichen Grundsatz aufgestellt:

> Der Landwirth erwarte keineswegs eine Liebesgabe des Staates auf dem Wege der genossenschaftlichen Kreditgewährung, aber er wünsche einen angemessenen Kredit seitens des Staates.

Und es ist dann in Halle beschlossen, „eine angemessene Erhöhung des Grundkapitals der Preußischen Central-Genossenschafts-Kasse anzustreben". Die agrarischen Kreise des Abgeordnetenhauses werden es nicht daran fehlen lassen, dieses Ziel zu „erstreben"; hoffentlich fordert man dann, um die Sache endgiltig aus der Welt zu schaffen, gleich so viel wie nöthig ist, um den Staat in die Lage zu versetzen, jedem Landwirth einen angemessenen Kredit zu gewähren — d. h. natürlich „angemessen" vom Standpunkt des kreditsuchenden Landwirths aus. Wenn Herr Endell nach agrarischer Methode darauf hinwies, daß ein „angemessener" Kredit „dem Handel und der Industrie längst durch die Reichsbank gewährt" werde, um damit seine Forderungen zu begründen, so zeigt dies nur, wie wenig der Wortführer auf dem Halle'schen Vereinstag vom Bankwesen versteht.

Das sind die Resultate der Erziehung durch Staatshilfe zur Selbsthilfe! So stellt denn die genossenschaftliche Organisation heute vielfach nur das Mittel dar, um Staatskredit zu erhalten, und dies beeinträchtigt erheblich den wirthschaftlichen Werth jener 11 211 neu gegründeten Genossenschaften, deren Qualität nicht im richtigen Verhältniß zur Quantität steht. Es ist dies bedauerlich, da gerade der Werth der Genossenschaften in ihrer Qualität, in ihrer Leistungsfähigkeit beruht.

Es fehlt eine alle Genossenschaften umfassende Statistik, doch ein annäherndes Bild über die Leistungen bietet uns eine Zusammenstellung, die das „Jahrbuch" des Allgemeinen Verbandes der auf Selbsthilfe beruhenden deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften enthält und der wir Folgendes entnehmen:

Nach dem Jahrbuch des Allgemeinen Verbandes der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften (Schulze-Delitzsch) hatten 875 Schulze-Delitzsch'sche Kreditgenossenschaften 508 327 Mitglieder, es waren im Jahre 1899 von diesen Genossenschaften 2 127 929 807 M. Kredite gewährt, am Jahresschluß standen 628 509 869 M. an Krediten aus; die Summe der Aktiven ergab 753 452 799 Mark, das eigene Vermögen belief sich auf 170 085 202 M.

Der Bericht des Verbandes der deutschen landwirthschaftlichen Genossenschaften (Offenbach) enthält die Statistik von 3667 Kreditgenossenschaften mit 260 050 Mitgliedern; die Genossenschaften hatten 122 258 862 M. an Krediten gewährt, es standen aus am Jahresschluß (1898): 198 817 227 M. (bei der daselbst üblichen langen Befristung bleibt die Kreditgewährung hinter den Kreditaußenständen zurück), die Summe der Aktiven ergibt 239 486 120 M., das eigene Vermögen der Genossenschaften betrug 11 951 617 M.

Noch geringer sind die Leistungen der Genossenschaften des Neuwieder Verbandes, dessen neueste Statistik sich auf das Jahr 1897 bezieht: auf 2014 Kreditgenossenschaften kommen 168 675 Mitgliedern 48 103 270 M. gewährte Kredite, 71 481 886 M. Kreditaußenstände (ein Verhältniß, das auf eine bedenkliche Festlegung der Gelder schließen läßt) und nur 4 068 238 M. eigenes Vermögen (gegen 101 448 104 M. fremde Gelder!)

534 dem Allgemeinen Verbande (Schulze-Delitzsch) der deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften angehörige Konsumvereine hatten einen Verkaufserlös von 115 281 841 M. erzielt bei 468 992 Mitgliedern und 14 311 186 M. eigenem Vermögen — 38 dem Verbande angehörige Baugenossenschaften mit 10 191 Mitgliedern besitzen 793 Häuser im Werthe von 12 342 167 M. Das Jahrbuch für 1899 enthält die Statistik von 106 Baugenossenschaften mit 22 286 Mitgliedern, sie besitzen Häuser und Grund und Boden im Werthe von 24 157 506 M.; jeder, der sich mit der Baugenossenschaftsfrage beschäftigt, findet in dieser Statistik eine Fülle lehrreichen Materials.

Von 1019 Genossenschaften des Offenbacher Verbandes waren für 19 878 099 M. landwirthschaftliche Rohstoffe für die Mitglieder beschafft.

In Neuwied erfolgt der Waarenbezug durch die Darlehnskassen, er belief sich auf 6 312 009 M. Wie schlecht es mit der Bezahlung der Waaren aussieht, werden wir gleich sehen.

794 dem Offenbacher Verband angehörige Molkereigenossenschaften hatten 1898 63 848 Mitglieder, von Mitgliedern (und Nichtmitgliedern) waren zur Verarbeitung 991 930 862 Liter Milch eingeliefert worden, wofür 67 245 763 M. bezahlt waren, es waren 33 566 769 Kilogramm Butter und 37 890 144 Liter Milch verkauft.

Es mögen diese Angaben über die Resultate der Genossenschaften der 3 größten Genossenschaftsverbände genügen, zu weit würde es führen, auch die kleineren Verbände heranzuziehen, obgleich für die Beurtheilung der Lage der Genossenschaften eine Prüfung der Resultate aller Verbände sehr wichtig ist. Da ersehen wir z. B., daß 382 Genossenschaften vom Verbande ländlicher Genossenschaften der Provinz Westfalen (Münster) mit 48 905 Mitgliedern im Jahre 1898 12 085 343 M. Kredit gewährt haben und am Jahresschluß bei ihnen 44 862 279 M. Kredite ausstanden — wie mag es da mit der Rückzahlung der Kredite stehen!

Die Statistik verschiedener kleiner Verbände ist so mangelhaft, daß sie nicht einmal die Kreditaußenstände erkennen läßt. Wurde in den Fachorganen an der Statistik Kritik geübt, dann ist es vorgekommen, daß die nächste Veröffentlichung durch Fortlassung der entsprechenden Kolonnen die Kritik unmöglich machte! Da passiren merkwürdige Dinge!

Die mitgetheilten Zahlen ergeben die Ueberlegenheit des Schulze-Delitzsch'schen Verbandes über die anderen Verbände, sie zeigen, daß auf wirthschaftlichem Gebiete selbst die intensivste Staatshilfe nicht annähernd solche Resultate erzielt, wie die Selbsthilfe.

Darf man danach auch nicht die Leistungen der Genossenschaften bemessen nach der Breite, in die das Genossenschaftswesen gegangen ist, und ist gerade die Gründung solcher Genossenschaften, die durch Jahre hindurch nur ein Scheindasein führen werden, geeignet, auf die Dauer die Entwicklung des Genossenschaftswesens nachtheilig zu beeinflussen, so muß andererseits anerkannt werden, wie die Bedeutung der genossenschaftlichen Organisation für den Kampf mit Kapital und Großbetrieb mehr und mehr auch selbst von den Kreisen anerkannt wird, die bisher nur an Befähigungsnachweis und dergleichen Dinge glaubten. Größer geworden ist insbesondere die Zahl der leistungsfähigen Genossenschaften der Kleinkaufleute und der Handwerker. Freilich hat kein Stand die genossenschaftliche Organisation für sich so verwerthet, wie der Landwirth; in landwirthschaftlichen Kreisen nimmt man vielfach zur genossenschaftlichen Organisation eine Stellung ein, als wenn sie einst das gesammte wirthschaftliche Leben beherrschen könnte — ob die Führer dabei an eine Zwangsorganisation als das Endziel denken, wie sie den österreichischen Landwirthen vorschwebte und vielleicht noch vorschwebt?*) Die freie Genossenschaft als Vorläufer der Monopolstellung der Landwirthe — das würde dem agrarischen Programm entsprechen. Es ist ja auch schon ganz offen zugegeben, daß z. B. die Kornhausgenossenschaften nur den Uebergang zum Getreidemonopol bilden sollen, und hat etwa die Genossenschaft für Viehverwerthung in Deutschland, die gegründet ist zur „Regulirung des Angebots", einen anderen Zweck, als den Konsumenten die Fleischpreise diktiren zu können? Das sind Genossenschaften, die sich anreihen dem Spiritus- und Zuckerring.

Dieselben Männer nun aber, die in Halle dem Zwischenhandel den Tod schwuren, ihn ausschalten wollen, wo sie glauben, den Gewinn des Zwischenhandels in die eigenen Taschen lenken zu können, spielen sich als die Schützer des Mittelstandes auf und sind gern bereit, die Hand zu bieten, wo es gilt der Organisation der Konsumenten: den Konsumvereinen, neue Lasten und Beschränkungen aufzubürden; die Herren von Mendel-Steinfels und von Brockhausen, die Vorkämpfer der Waarenhaussteuer, die Stützen der Mittelstandspolitik, sind stets gewillt, den Zwischenhandel zu opfern, wenn es sich um ihrer Freunde Vortheile handelt.

Aber jede Schuld rächt sich auf Erden. Die Agitation gegen die Organisation der Konsumenten, die Konsumvereine, hat Herrn von Brockhausen als eifrigen Förderer gehabt; schon beginnt man seine Genossenschaften mit den gleichen Waffen zu bekämpfen, die er gegen die Konsumvereine geführt; die Agitation der Kleinhändler richtet sich gegen die mit allen möglichen Waaren handelnden Darlehnskassen, die Einkaufsgenossenschaften der Landwirthe, die Kornhausgenossenschaften, die Schlächterei- und Bäckereigenossenschaften; diese Agitation findet selbst schon die Unterstützung der Handelskammern, die logisch genug denken, um sich zu sagen, daß das, was für die Konsumvereine recht ist, für die landwirthschaftlichen Genossenschaften billig ist. Man glaubt nicht mehr den Versicherungen der „Deutschen

---

*) Vergl. Nr. 36 der „Nation" von 1896.

Tageszeitung", „daß Bäckereigenossenschaften von unseren Freunden (den Bündlern) nirgends gegründet worden sind", wenn sie abstreitet, daß die Empfehlung der Ausdehnung des Genossenschaftswesens auch auf die Verarbeitung der landwirthschaftlichen Erzeugnisse zu ihrem Rüstzeug gehört, denn man erinnert sich, daß auf dem Vereinstage der landwirthschaftlichen Genossenschaften zu Dresden 1897 Herr Bach erklärte: „Alle Bäckereigenossenschaften, die bestehen, arbeiten gut, und ob die paar Bäcker, die in Frage kommen, Revolution machen wollen, läßt mich ganz kalt. Die Hauptsache ist, daß nicht die Landwirthe Revolution machen und die Leute, die das Brot essen." Und die „Deutsche Tageszeitung" selbst schrieb im September 1897: „Es wird sich nicht bestreiten lassen, daß einzelne Gewerbe, und darunter gerade vornehmlich das Bäckergewerbe und zum Theil, namentlich auf dem Lande, auch das Müllergewerbe, im Stande sind, ihre Kundschaft im hohen Grade willkürlich zu behandeln und zu vergewaltigen. Darum ist es gut, daß das brotverzehrende Volk die Waffe der Genossenschaftsbildung stets in Bereitschaft habe. Diese Waffe muß, wie der Alte vom Sachsenwalde sagte, stets auf dem Fechtboden liegen."

Die Antigenossenschaftsbewegung, die mit dem Kampfe gegen die Konsumvereine begonnen, nimmt einen bedenklichen Umfang an. Während die Regierung die Gründung von Handwerkergenossenschaften fördert, schreibt die „Deutsche Farbenzeitung":

„Es ist eine Forderung der Gerechtigkeit, unsere Genossenschafts-Gesetzgebung dahin abzuändern, daß jeder von mehr als drei Personen zu errichtende genossenschaftliche Betrieb der besonderen behördlichen Genehmigung (nicht bloß Anzeige) bedarf, welche dann zu versagen ist, wenn weder ein allgemeines noch ein örtliches Bedürfniß für die Errichtung eines solchen Betriebes vorliegt. Ein Bedürfniß ist dann nicht anzuerkennen, wenn durch eine anderweitige einzelne Unternehmung in ausreichender Weise für den Bedarf in den Produkten oder Handelsartikeln des geplanten Unternehmens gesorgt ist. Die Einführung der Bedürfnißfrage bei der Konzessionirung für Genossenschaften ist das nothwendige Korrelat für unsere Gewerbefreiheit. Der Regel nach ist der Einzelne verpflichtet, zu seinem Theile zur Befriedigung der Bedürfnisse der Gesammtheit beizutragen. Diese Pflicht entspricht dem Rechte der Gewerbefreiheit der Einzelnen. Erst wenn die einzelnen Individuen dieser Pflicht nicht nachkommen, oder wenn besondere Umstände, örtliche Verhältnisse u. s. w. sie daran hindern, erst dann ist die Beschränkung der Gewerbefreiheit der Einzelnen erlaubt, indem sie zu Gunsten von Vereinigungen eintritt. Heute aber kann jeder ordens- und titelsüchtige Streber eine gemeinnützige Genossenschaft gründen, unbekümmert darum, ob dadurch einer großen Zahl von Einzelexistenzen das Fortkommen erschwert oder unmöglich gemacht wird. In dieser Ausdehnung ist das Genossenschaftswesen ein Feind des Mittelstandes, der energisch bekämpft werden muß."

Und der Rheinisch-Westphälische Provinzialverband städtischer Haus- und Grundbesitzervereine hat dem preußischen Abgeordnetenhaus eine Petition unterbreitet, in der es heißt:

„Das Baugenossenschaftswesen charakterisirt sich als eine dem Privathausbesitz feindliche, volkswirthschaftlich fehlerhafte und sozialpolitisch nicht ungefährliche Richtung der Wohnungsproduktion, die im staatlichen Interesse zu beschränken und mit gewissen Kautelen zu umgeben ist. Die Baugenossenschaften sind nur eine neue unter dem Deckmantel der Gemeinnützigkeit auf reinen Erwerb gerichtete Unternehmungsform für eine gute und gesicherte Kapitals-Anlegung, welche durch Nichts und in keiner Weise eine Begünstigung vor anderen Unternehmungsformen rechtfertigt, vielmehr von einer bedürfnißgemäßen Genehmigung abhängig gemacht werden sollte. . . . . Zudem wird durch die Vereinigung solcher Elemente in besonderen Häusern und Vierteln eine Scheidung von anderen staatserhaltenden Elementen und Ständen bewirkt, die nicht nur zu einer Verschärfung der Klassengegensätze beiträgt, sondern die durch die Isolirung der immer eine gewisse „revolutionäre Spannung" in sich tragenden minder gebildeten Volksschichten zu einer direkten Gefahr für Thron und Altar wird."

Es ist überall der häßliche persönliche Interessenstandpunkt, der die Stellungnahme diktirt — auch ein Beitrag zu unserem politischen Leben; es sind die Früchte jener Politik, die darin gipfelt, einen Stand gegen den anderen auszuspielen. Jeder möchte die genossenschaftliche Organisation verboten sehen, die geeignet ist, seine persönlichen Interessen zu stören — dagegen die genossenschaftliche Organisation will er selbst vom Staate gefördert wissen, die geeignet ist, seinen Interessen zu dienen. Das stimmt allerdings schlecht überein mit der schönen Charakterisirung der Genossenschaften durch Schmoller:

. . . „Ihre allgemeine Bedeutung für die Signatur der Volkswirthschaft ist eine außerordentlich große. Die Genossenschaftsbewegung erstreckt sich mit ihren Folgen auf den ganzen Mittel- und Arbeiterstand, theilweise schon auch auf die höheren Schichten der Landwirthe, der Konsumenten. Ihre allgemeine Bedeutung liegt in dem siegreichen Kampfe für ehrliche Geschäftsmaximen, für Baarzahlung, für Sparsamkeit, in der Bekämpfung des Wuchers und der Waarenfälschung, in der glücklichen Verbindung von Erwerbstrieb und sympathisch-genossenschaftlichen Gefühlen, auf denen sie beruhen, die sie fördern. Sie können die Tausende von theilnehmenden Kleinbürgern und Arbeitern nicht plötzlich zu etwas ganz anderem machen; aber sie heben sie technisch, geschäftlich, sozial empor, sie schaffen eine große Zahl von neuen Organen, die modern wirthschaften, theilweise einen vollendeten Mittel- und Großbetrieb haben und doch in Leitung, Mitgliedschaft und Besitzvertheilung bis in die untersten Kreise herabreichen; sie erhalten die bestehenden kleinen und mittleren gesunden Betriebe und füllen die soziale Kluft zwischen den großen Privatunternehmern und kleinen Leuten aus. Sie sind im eminenten Sinne ein konservatives Element, das doch ausschließlich dem sozialen Fortschritt dient und noch eine große Zukunft hat!"

Auf dem Katholikentag in Trier rühmte man sich, daß es gelungen wäre, Hunderte von Darlehnskassen zu gründen — ahnt die Preußische Regierung vielleicht, wohin ihre Förderung der Darlehnskassen führt? Die Verhandlungen auf den internationalen Kongressen der Neuwieder Kassen sollten ihr die genügende Klarheit schon längst verschafft haben.

Neuwied hat in den letzten Jahren tiefgehende Umwälzungen in seiner Organisation erfahren, die Firma Raiffeisen & Kons., die sich noch vor garnicht langer Zeit nicht nur mit der Errichtnng von Speichern begnügte, sondern auch Hotels erbaute, hat sich aus dem öffentlichen Leben zurückziehen müssen, sie hat ihren Geschäftsbetrieb der Neuwieder Centralkasse abgetreten, und da erfahren wir denn, daß diese Kasse, die jetzt für die angeschlossenen Genossenschaften und Verbände den Waarenbezug besorgt, im Jahre 1899 rund 25 Millionen Mark Waaren verkauft hat, am Jahresschluß aber mehr als $5^1/_2$ Millionen Mark Waarenforderungen ausstehen hatte. Gleichwohl bleibt Neuwied stolz auf seine genossenschaftlichen Einrichtungen. Als nach Zeitungsberichten der Anwalt des Offenbacher Verbandes, Geheimrath Haas, auf dem Vereinstag in Halle a/S. die Arme öffnete und schon die Neuwieder Kassen willkommen hieß, da erließ der Neuwieder Verband eine Erklärung, wonach es unerfindlich sei, wie eine solche Aufforderung habe ergehen können, denn an Offenbach würde man sich nur anschließen, wenn man sich dort zu den allein nur seelig machenden Neuwieder Grundsätzen bekannt hätte. Ein solches Ansinnen wird dem Offenbacher Verband gestellt, der im Jahre 1883 unter Mitwirkung von Schulze-Delitzsch ins Leben gerufen wurde und zwar im Gegensatz zum Neuwieder Verband.

Das sind andere Zeiten, als jene, in denen der Kronprinz Friedrich Wilhelm mit Schulze-Delitzsch im eifrigen Briefwechsel stand und gern sich in Audienzen über die Entwicklung des freiheitlichen Genossenschaftswesens berichten ließ.

Und während Agrarier und Klerikale suchen das Genossenschaftswesen in die ihnen genehmen Bahnen zu lenken, beginnen die Sozialdemokraten in dem Allgemeinen Verband der auf Selbsthilfe beruhenden deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften den Kampf um die Herrschaft. Der Schlußakt des in Hannover abgehaltenen Kongresses der Schulze-Delitzsch'schen Genossenschaften scheint in weiteren Kreisen nicht die genügende Beachtung gefunden zu haben. Es lag ein Antrag zur Verhandlung vor, in dem den Kleinhändlern Hebung der kaufmännischen Bildung, Anschluß an Kreditgenossenschaften, Bildung von Einkaufsgenossenschaften zur Besserung ihrer wirthschaftlichen Lage empfohlen wird. Der Reichstagsabgeordnete von Elm als Vertreter des Konsum-, Bau- und Sparvereins „Pro-

duktion", e. G. m. b. H., in Hamburg, bekämpfte den Antrag, da einmal den Konsumvereinen nicht angesonnen werden könne, den Konkurrenten Wege zu zeigen, auf denen sie ihre Konkurrenzfähigkeit heben würden, dann aber auch der Kleinhandelsstand wie das Handwerk dem Absterben verfallen seien. Der Unterzeichnete entgegnete, daß Politik und Religion im Allgemeinen Verbande keine Rolle spielten, daß es unerheblich ist, ob der Vertreter der Genossenschaft Freihändler, Schutzzöllner, Bodenreformer oder was sonst ist; wer aber Mitglied des Verbandes sein wolle, müsse auf dem Standpunkt stehen, daß er die genossenschaftliche Organisation überall empfehle, wo mit Hilfe derselben die wirthschaftliche Leistungsfähigkeit eines um seine Existenz ringenden Berufsstandes gehoben werden könne. Ob die Sozialdemokraten nun ihren eigenen Genossenschaftsverband bilden werden?

Gerade auf diesem Kongreß konnte diese Erklärung mit vollem Rechte erfolgen, wo die Anträge sich fast auf alle Berufsstände bezogen und zum ersten Mal auch die Lage der ländlichen Arbeiter und die genossenschaftliche Organisation zur Ansiedlung der ländlichen Arbeiter in den Bereich der Erörterung gezogen wurden.

Es ist ein buntes Bild, das uns das Genossenschaftswesen am Schluß des 19. Jahrhunderts zeigt.

Hans Crüger.

Aus unserem Citatenschatz.

Schon Alles dagewesen.

Motto: — — die höchste derzeit'ge Bildung und die tiefste allzeitige Unbildung. — —

Wilh. Raabe, Ges. Erzähl. III, 328.

Juli 1099.

Am 15. Juli 1099 war das Kreuzheer unter Gottfried von Bouillon in die heilige Stadt eingezogen. Wie rasende Thiere wütheten und raubten die Sieger in Jerusalem. Die Juden Jerusalems zogen, da aller Widerstand als vergeblich erkannt wurde, unter Führung ihrer Rabbiner in die Synagoge und erwarteten dort den Tod. Die Kreuzfahrer steckten das Gotteshaus in Brand, und die ganze Gemeinde fand den Tod in den Flammen, unter den Jubelrufen der Mörder.

Wilken, Gesch. der Kreuzzüge I, 296; Michaud, bibl. des croisades IV, 92.

Juli 1900.

Der Bischof Guillon, zwei Priester, zwei Nonnen und gegen dreihundert christliche Chinesen wurden von den Boxern angegriffen. Anfangs vertheidigten sie sich gegen die Feinde; als aber Artillerie aufgefahren wurde und der Bischof erkannte, daß aller Widerstand umsonst sein würde, befahl er den Christen, sich in die Kirche zurückzuziehen. Dort erwartete er an der Spitze der Gemeinde den Tod. Die Boxer legten Feuer an die Kirche, und die ganze Gemeinde fand den Flammentod.

Brief von Missionspater Choulet, abgedruckt in „Missions Catholiques", Sept. 1900.

September 1900.

. . . Von Tongku (Kopfstation der Bahn) an haben wir die grauenhaftesten Zerstörungen des Krieges gesehen, wie sie fürchterlicher nicht gedacht werden können. Alle Dörfer an der Bahnlinie, an der zahlreiche russische Feldwachen stehen, sind systematisch niedergebrannt und verwüstet, todtenstill liegen sie da, nur ein paar Hunde streifen um den Ortsrand und suchen Leichen, alle Einwohner, ohne Rücksicht von Alter und Geschlecht, sind von den Russen niedergemetzelt worden. Die Russen sind übrigens reizende, gute Kameraden, nächst ihnen gefallen mir am besten die Japaner. In Tientsin spottet die Verwüstung jeder Beschreibung! Die Chinesenstadt ist ein Trümmerhaufen, das Europäerviertel größtentheils durch Granaten zerstört . . .

Brief eines deutschen Offiziers an die „Münch. Neuesten Nachrichten". Oktober 1900.

Kunst, Wissenschaft und Technik.

Es ist bekannt, daß die „Kunstwissenschaft", die H. Hettner schon vor einem halben Jahrhundert forderte, sich neuerdings als selbständige Disziplin zu organisiren beginnt. Man will nicht mehr nur über das Wesen der Kunst philosophiren, wie die alte Aesthetik; denn man fürchtet dabei immer tiefer ins Blaue zu gerathen. Man will aber auch nicht mehr bloß die Entwicklung der einzelnen Künstler studiren, wie die neuere Kunstgeschichte; denn man fürchtet dabei über Einzelheiten das Ganze zu verlieren. So erstrebt man eine Wissenschaft, die historisch und systematisch zugleich sei und die aus der exakten Erforschung der einzelnen Entwicklungen eine tiefere Kenntniß vom Wesen der Künstler und der Kunst erlange.

Unter den Verfechtern dieser neuen Richtung steht Ernst Große in Freiburg mit in erster Reihe. Sein schönes Buch „Die Anfänge der Kunst" hat ihn als Meister sicherer, vorurtheilsfreier Beobachtung erwiesen; soziologische Arbeiten haben den Umfang seiner Kenntnisse dargethan; und auch kleinere Aufsätze zeigten einen Geist von leidenschaftlichem Ernst, der seinen Problemen mit festem Sinne nachhing, und von feinem Geschmack, der seiner Darstellung eine schlicht vornehme Form zu geben wußte.

Wenn ein solcher Mann ein fast melancholisch anmuthendes Buch erscheinen läßt, das uns nach vielfacher Belehrung, mannigfacher Aufreizung zum Widerspruch und gelegentlicher Verwunderung als Haupteindruck eine tiefe Verstimmung gegen den Zeitgeist empfinden läßt, so fühlen wir unwillkürlich das Bedürfniß, uns Rechenschaft abzulegen über unsere eigene Stellung zu seinen Urtheilen. Denn in diesen „Kunstwissenschaftlichen Studien"*) spricht eben nicht ein grämlicher Parteigänger früherer Methoden, der die goldene Zeit versinken sieht, seitdem man ihm nicht mehr Weihrauch streut; spricht auch nicht — oder mindestens nicht in erster Linie — der Bekenner eines religiösen oder philosophischen oder politischen Evangeliums, dem unsere Zeit Feind ist; spricht am allerwenigsten einer von jenen Armseligen, die die Gegenwart bekämpfen, weil sie nichts Positives in sich selbst fühlen. Es spricht vielmehr der mit gerechter Anerkennung von allen Seiten begrüßte Vertreter einer jungen, hoffnungsvollen Richtung, ein erfolgreicher Forscher, der augenscheinlich Freude hat auch an dem wissenschaftlichen Buch als Kunstwerk. Und ihm wird von Kapitel zu Kapitel, zuletzt von Seite zu Seite der Mund bitterer, und unsere Zeit erscheint ihm so bettelarm und unsere Kunst fast ganz nichtig und unsere Freude an der Blüthe von Technik und Wissenschaft nahezu kindisch! Er sagt es nicht so hart; er schreibt einen gelinden Stil mit leisen ironischen Wendungen; aber item — er sagt es doch beinah so deutlich wie einst der Rembrandtdeutsche!

Freilich — den Satz, daß ihn nicht das Bekenntniß eines zeitfeindlichen Evangeliums treibe, mußten wir gleich einschränken. Große ist augenscheinlich nicht bloß Verehrer Schopenhauer's — sondern auch ein klein bischen Schopenhauerianer, was eben nicht dasselbe ist. Und er ist Jung-Schopenhauerianer, das heißt Verehrer eines zu Richard Wagner bekehrten Schopenhauer. Daher denn gewisse Eigentöne, die bei den vielen begabten Gliedern dieser Gemein-

*) Tübingen 1900, Verlag von J. C. B. Mohr.

ersten Falle. Ein überragender Granitblock dient als Aussichtspunkt. Zischend und brausend wirbelt der weiße Gischt darunter durch, hochaufstäubend und alles im weiten Umkreise benässend wie nieselnder Herbstregen. Die Sonnenstrahlen aber brechen sich in dem sprühenden Naß und malen helle Regenbogen auf dem vielfarbigen Grund. — Noch wilder und mächtiger ist der dritte, der oberste Fall, der allein 200 Meter Höhe mißt. Doch fehlt uns die Muße, ihm die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen. Von der in der Höhe die Ache überquerenden „Schettbrücke" (1463 Meter) werfen wir noch einen Blick hinab auf die schäumende Masse, dann führt uns der alte „Tauernweg" links ab in dichten Wald und zur Höhe. Steil, doch nicht lange geht es bergan. Bald haben wir wieder eine Stufe der Terrasse erreicht, und nun läuft der Pfad im breiten Krimmlerachen-Thale, bald links, bald rechts von der Ache, eben hin, ein Weg, der zum Radfahren ganz praktikabel wäre. Zu beiden Seiten hochanstrebende Berge, aus denen zahllose Bäche zur Ache niederrieseln, vor und neben uns grüne Almen mit weidenden Rindern; und die Sennen — Sennerinnen sind hier nicht der Brauch — lüften den Hut und wechseln einige Worte mit dem Führer. Fast zwei Stunden lang gehen wir so fort. Bloß das Auge verräth, daß wir im Gebirge sind. Dann steigt es wieder mäßig an, über einen kleinen Sattel hinweg zum Krimmler Tauernhaus, (1631 Meter) einem alten, festgefügten Holzbau. Wir nehmen einen kleinen Imbiß in der geräumigen Wirthsstube, schreiben unsere Namen ins Fremdenbuch und halten kurze Rast. Und wieder geht es eine Stunde lang eben fort wie vordem, die schon ganz klein gewordene Ache noch mehrmals übersetzend. Die Rinder werden seltener, an ihre Stelle treten ganze Rudel von braunen, eigenartig gezeichneten Ziegen, die, oben an den Hängen ihre kärgliche Nahrung suchend, fast wie Gemsen aussehen. Wir locken die Thiere mit Cigarettentabak, ihrer Lieblingsspeise, heran, und erhalten für kurze Wegstrecken ebenso seltsame als zudringliche Begleitung. Unterdessen sind wir am Ende des Krimmlerachen-Thales angelangt. Vor uns liegt der in prächtigen Eisbrüchen abstürzende Krimmlergletscher, dahinter jäh und hoch aufragend die Zinnen der Dreiherrenspitze, der beiden Simonyspitzen u. a. Dem Grün sagen wir nun für längere Zeit Lebewohl. Auf dem steinigen, doch gut gehaltenen Wege geht es aufwärts, voran der Führer mit dem diesen Leuten eigenen maschinenmäßig gleichen Schritt, der das ganze Geheimniß ausdauernden Berggehens in sich schließt. Um 1/2 7 Uhr treffen wir bei der Warnsdorfer Hütte ein (2450 Meter). Und uns zum Empfange, der scheidenden Sonne zum Gruß hüllen sich die weitgedehnten Firne in zartestes Rosa. Lange verharren wir in stummer Bewunderung vor dem schier andächtig stimmenden Bilde, dann aber, sobald das Glühen verblaßt und die Abendschatten mit herbstlicher Schnelligkeit niedersinken, regen sich profanere Wünsche, und wir kehren in die Hütte ein, wo ein ganz vortreffliches Mahl uns erwartet: Tiroler Knödelsuppe und Schöpsenbraten. . . .

Nach kaum vierstündigem Schlafe weckt uns das laute Klopfen des Führers. Um ein Uhr Morgens ein gutes Bett zu verlassen, ist nicht gerade vergnüglich. Doch es muß sein, sobald wir unserem Programm gemäß noch Abends im Salzachthal landen wollen. So erheben wir uns denn, räkelnd, wohl auch ein bischen fluchend, und suchen in dem dämmerigen Mondlicht, das durch die kleinen Fenster hereinfluthet, nach unseren Kleidern. Von Forstleuten kann man öfter hören, daß sie, nach dem Nächtigen in Jagdhäusern, sich bloß das rechte Auge zu waschen pflegen. Mit ähnlicher Gründlichkeit besorgen auch wir diese morgendliche Prozedur. In der Gaststube unten steht der Thee bereit. Die Rucksäcke sind rasch gepackt, die Rechnung beglichen und die am Abend geschriebenen Ansichtskarten mit dem Stempel der Hütte versehen. Vor dem Aufbruch sagen wir noch den beiden da oben hausenden Frauen Dank für die treffliche Bewirthung. Von ihnen geleitet, treten wir ins Freie. Und obgleich wir schon durch die Fenster hinausgeblickt haben in die klare, sternenhelle Nacht, wirkt der Anblick, der sich uns nun bietet, dennoch geradezu überwältigend. Der Mond steht nahe dem Zenith, und sein kaltes, ruhiges Licht übergießt die weit ausladenden Riesenmassen von Eis und Gestein mit bläulichem, milchfarbenem Schimmer; die zackigen Eisbrüche und die vielgestaltigen Steinblöcke der Moräne nehmen die bizarrsten, abenteuerlichsten Formen an in dem scharf umrissenen Mondschatten. Und darüber die fast blauschwarze Wölbung des Firmaments, besät von unzähligen flimmernden Lichtern. — Leider müssen wir der herrlichen Scenerie den Rücken kehren und uns dem Felsenkopf zur Linken zuwenden. An ihm streben wir empor auf steinigen, kurzgewundenen Serpentinen, die der Mond taghell beleuchtet. Nach $1^1/_2$ Stunden haben wir die Höhe des Gamsspitzels erreicht. (2880 Meter). Nun stehen wir im Mittelpunkt der Venedigergruppe. Hinter uns die oben genannten Spitzen des Krimmlerachen-Thales, vor uns die weißen Häupter des großen Geigers (3352 Meter), des Gr.-Venedigers (3673 Meter) u. m. a., und darunter das mächtige Firnbecken des Obersulzbachkeeses. An den Absturz dieses Riesengletschers müssen wir hinunter, tief hinab wieder von der schon gewonnenen Höhe. Wir werden angeseilt, und im Gänsemarsch je zehn Schritte hintereinander folgen wir dem Führer über die glatte Schneefläche. Der Schnee ist nicht zu hart, nicht zu weich, und das Gehen sehr bequem. Minder angenehm wirkt die darauf folgende Wanderung über Fels und Moräne, vorbei an der „türkischen Zeltstadt" zum Keeskogel und dort steil bergan über Felsblöcke und schieferige Platten zur Kürsingerhütte (2700 Meter). Um fünf Uhr erreichen wir sie. Der Mond, unser treuer Begleiter, steht noch hoch, die Sterne aber sind verblaßt, und schon zeigt sich am Horizont ein schwacher, gelblicher Schimmer, ein früher Vorbote des leuchtenden Tagesgestirns.

In der Hütte, die wir zu kurzer Rast betreten, erfahren wir, daß eine Gesellschaft von vier Personen nebst Führer vor Kurzem aufgebrochen sei; eine erfreuliche Botschaft. Denn wir sind somit einer Fährte über den Gletscher sicher und sehen uns des oft langwierigen Suchens beim Umgehen der Spalten enthoben. Bald rüsten wir zu dem letzten Stück des Aufstieges. Der größte Theil der Bagage bleibt in der Hütte, nur die Mäntel, Proviant und Wein, sowie ein gutes Fernglas werden mitgenommen. Auch die Steigeisen bleiben zurück, da sie der Führer bei den bestehenden Schneeverhältnissen für überflüssig erklärt. Eine Stunde lang führt uns nun der Weg über Felsen und Platten, vorerst fast eben, dann abwärts an den Nordrand des gewaltigen Gletschers. Wieder knüpft der Führer um eines jeden Brust den kunstgerechten Knoten; doch diesmal für längere Zeit, denn die nächsten 6 Stunden gehören dieser Schneewüste. Die Spur unserer Vorgänger ist deutlich zu sehen und weithin auf dem weißen Gefilde zu verfolgen. Der Schnee trägt gut. Noch haben ihn die Sonnenstrahlen nicht berührt. Der Groß-Venediger aber und auch der Kleine leuchten schon im hellsten Licht. Wir sehen sie förmlich, die strahlende Wärme da oben, allerdings ohne das geringste davon zu spüren; hier unten bleibt es noch kalt, sehr kalt. Am empfindlichsten wird uns dies bei dem steilen Aufstieg auf den Kamm, wo wir wieder im Schatten gehen müssen, nachdem wir vorher schon für ein Weilchen das Sonnenlicht genossen haben. Frierend, mit kurzem Athem erreichen wir diesen Kamm, die breite Schneebrücke, die den kleinen und großen Venediger verbindet. Und hier begrüßt uns die wärmende Sonne endgiltig, mit dem sicheren Versprechen, uns nun lange, — vielleicht allzu lange zu begleiten.

Noch eine Stunde Weges trennt uns von der Spitze. Vorerst aber wird gerastet. Die auf den Schnee gebreiteten Mäntel geben bequemen Sitz, die festgerammten Eispickel wehren dem Rutschen. Das Frühstück schmeckt vorzüglich auf dem endlosen weißen Tafeltuche, das da droben allezeit für die Gäste bereit und rein gehalten wird. — Zum Greifen nahe liegt der Gipfel vor uns. Er erscheint als ein geradliniger Rücken, der gleichmäßig, giebelförmig von Süden

nach Norden ansteigt, um — gegen das Obersulzbachkees — senkrecht abzufallen; diese Gestalt ist übrigens veränderlich wie bei allen von Schneewächten gekrönten Gipfeln. So nah uns das Ziel auch scheint, — man glaubt, in wenigen Minuten hinauflaufen zu können, — die Stunde, die der Führer angegeben, brauchen wir vollauf. Kurz vorher begegnen wir der ersten Parthie, die schon im Abstiege begriffen ist; zwei Damen, zwei Herren und ein Führer. Man bleibt stehen und tauscht ein paar Worte, beglückwünscht sich gegenseitig zu dem herrlichen Wetter, die Zurückkehrenden schwärmen von der Aussicht. Bald können wir selbst darüber urtheilen. Um zehn Uhr stehen wir oben. Ueber uns ein wolkenlos blauer Himmel, unter uns Schnee, Schnee und wieder Schnee, rings darum ein unübersehbarer Kranz von Bergen . . .

Die Aussicht vom Großvenediger gilt als eine der großartigsten im ganzen Gebiete der Alpen. Nur im Osten erscheint der Horizont durch die dort unmittelbar vorgelagerte, gigantische Glocknergruppe etwas beschränkt; sonst aber eröffnen sich dem ungehinderten Blick allüberallhin immense Weiten. Vom Ortler zum Chiemsee, von der Berninagruppe zum Dachstein. In zwanzig und mehr Koulissen schiebt sich Berg vor Berg. Man sucht den Adamello. Dort ist er. Den Hochkönig? Dort, ganz deutlich, auch ohne Glas zu finden. Und doch — man verzeihe! — bietet all dies mehr optisches und geographisches Interesse, als ästhetischen Genuß. Wie ungleich mächtiger, reicher wirkte doch der vom Mond beglänzte Krimmlgletscher, als dieses schier unbegrenzte Panorama. Allerdings, ein Sonnenuntergang da droben müßte herrlich sein. Die rothen und violetten Lichter der verschwindenden Sonne auf all den unzähligen Zacken und Riffen spielen zu sehen, immer höher und höher hinan bis zum mähligen Verlöschen. Jawohl, das müßte . . . Doch, den Sonnenuntergang können wir hier nicht erwarten. Es wäre auch zu kalt dazu. Das Lüftchen weht nicht gerade sanft. Und so heißt es denn wieder scheiden von dem stolzen Gipfel, zu dem wir — vor 24 Stunden — aus dem Eisenbahnwagen emporgeblickt haben, — sehnsuchtsvoll und in Ehrfurcht. . . .

Der Abstieg gestaltet sich fast beschwerlicher als das Kommen. Die Sonne hat den Neuschnee erweicht, so daß wir bei jedem Schritte bis zur Wade, oft zum Knie einsinken; ein lästiges, ermüdendes Gehen. Und — ein neuerlicher Beweis dafür, daß jedes Lust- und Unlustgefühl nur relativ ist, — wir freuen uns nun fast auf das sonst nicht so beliebte „Plattenhupfen", d. h. auf die Wanderung über die großen Steinplatten bis zur Kürsingerhütte. Gegen ein Uhr sind wir dort. Die nassen Schuhe werden mit Pantoffeln vertauscht, das Mittagmahl ist rasch beendet, dann wird geschlafen, — auch ziemlich rasch. Denn noch steht uns ein fünfstündiger Marsch durch das Obersulzbachthal bevor. Um drei Uhr wird er begonnen. Ueber Felsen und Geröll geht es abwärts, zuerst fast zwei Stunden lang neben der Riesenmoräne des Obersulzbachgletschers, dann bei zahlreichen Almen vorbei, ähnlich wie an der Krimmler Ache, nur nicht so eben, über eine letzte Stufe noch steil hinab und schließlich quer durch das uns endlos dünkende Salzachthal. Allerdings sind wir die letzte halbe Stunde bei Laternenlicht gegangen, und solche Wanderungen scheinen stets unverhältnißmäßig lang, besonders in fremder Gegend. Um ¼9 Uhr Abends empfängt uns ein freundlicher Gasthof in Rosenthal, einem Dörfchen an der Krimmler Bahn.

Der Venediger wäre überwunden. Die Tour ist — bei entsprechender Vorsicht — vollkommen ungefährlich. Und sehr beschwerlich ist sie eigentlich auch nur dann, wenn sie in so forcirt kurzer Zeit zurückgelegt wird, wie von uns. Man sieht: die Aussicht haben wir genossen; jetzt folgt Punkt zwei — das Renommiren.

Wien. Gustav Alexander Pollak.

Theater.

Hermann Sudermann: „Johannisfeuer". Lessingtheater.

Sudermann's Theaterstücke zerfallen in zwei Gattungen: in die gewaltsamen und die weniger gewaltsamen. Die gewaltsamen waren die erfolgreichen. Darin liegt eine gewisse Tragik. Johannisfeuer gehört zur zweiten Art.

Vorläufer sind bei aller Verschiedenheit die Schmetterlingsschlacht und sogar das Glück im Winkel. Das Gemeinsame ist dieses: ein Gemälde wird entrollt von sanfterem Farbenton; eine ruhigere, leis ebbende Stimmung umwebt den großen Theil der Vorgänge, die Luft strahlt milderen Glanz, eigentliche Knallerbsen werden nicht geworfen. Das ist der Grundton der Zeichnung: die Einzelheiten darin können außerordentlich unwahr sein. Im Johannisfeuer ist dieser friedvollere, zartere Fluß der Dinge. Selbst wenn sogenannte dramatische Momente kommen (sie versagen insgesammt) bleibt alles gedämpfter. Von Sudermann's Romanen ist der Beginn des entsetzlichen Buchs „Es war" hierherzurechnen: er hat wieder den Reiz des Grundtons. Kurz: eine stille glanzvolle Tönung der Luft vermag Sudermann. Und das ist der eine schätzbare Zug am Johannisfeuer.

Ich setze gleich den andern her. Der andre liegt in der szenischen Gewandtheit. Er spricht in den ersten zwei Akten; hierauf nicht mehr. Unter szenischer Gewandtheit ist eine Art Abrundung zu verstehen. Die Gabe, Nothwendiges aus der Vorgeschichte recht greifbar, mühelos, wirkungsvoll, ohne Verschleppung herauszubringen. Die Hörer langweilen sich nicht, fühlen selten den Zweck, Spannung wird erzeugt. Die Geschicklichkeit, einen Auftritt glatt mit dem nächsten zu verbinden; die Verve einen Akt elegant hinzulegen: es ist alles da. Unwahrscheinlichkeiten, wie, daß ein Pastor um acht Uhr Morgens bei einem Besuch seine Lebensgeschichte erzählt; daß die gemiedenste Person des Stücks zum heimlichen Empfang grade in das Wohnzimmer der feindlichen Familie geladen wird, hat man in den Kauf zu nehmen. Aber der bühnenmäßige Wurf und Elan bleibt unbestreitbar. Das Werk ist im Beginn fein gearbeitet. Das ist der andere Vorzug.

Was dem Drama fehlt, ist die Echtheit. Außer diesem Einwand bleibt selten etwas gegen Sudermann vorzubringen. Wir prüfen, wieso das Dichterische im Johannisfeuer mangelt; und wieso das Aeußerliche überwiegt. Man sehe die Gestalten, man sehe ihr Verhalten. Ein Neffe ist mit der Tochter des Onkels und der Tante verlobt. Kurz vor der Hochzeit entbrennt er für eine Andere, die im selben Hause lebt. Kurz vor der Hochzeit wird die Andre „sein Weib vor Gott", wie es in der Sudermann'schen Sprache heißt. Aber die Heirath findet doch statt: aus Dankbarkeit gegen Onkel und Tante, obwohl der Bräutigam ein harter Kopf und selbständiger Charakter ist. Die Andre bleibt mit der lebenslänglichen Wunde im Herzen zurück; er heirathet die Gans, für die er wenig empfindet, der selbständige Charakter und harte Kopf. Auch der Weiseste versteht nicht, weshalb das geschieht. Aus Dankbarkeit bezahlt der Bräutigam mit dem Lebensglück einer fremden Person. Jeder andere Ausgang wäre glaubhafter. In Willkür, ohne zureichende Begründung, wird dieser wehmütige gewählt. Reizvoll ist nur die Begründung für die Dankbarkeit. Bei Sudermann wird alles romanhaft verschärft. Der Vater lag auf der Totenbahre, da bezahlte der Onkel seine Ehrenscheine. Nicht anders! Und der Neffe ist von einem romanhaft harten Kopf. Ein so harter Kopf, daß er nach verschmähter Unterstützung seine Jünglingsjahre in Nöthen siegreich durchfocht. Ein so harter Kopf, daß er dem schweren gewaltsamen Onkel das Gleichgewicht hält. Aus Dankbarkeit verläßt er hierauf das Weib vor Gott im Elend.

Dieses Mädchen ist die farbigste Gestalt des Werkes. Wie sind die andern? Wer ist dieser Neffe? Wer ist dieser Onkel? Wer ist diese Tante? Wer ist diese Braut? Bühnenfiguren. Der Onkel ist der rauhe Mann mit

dem gutmüthigen Kern. Der Neffe ist der romanhaft trotzige Mensch ohne Umriß. Die Tante ist eine Tante. Und die Nichte bleibt mit etlichen Holdseligkeiten von kaum erregender Art ein unbeschriebenes Blatt. Nicht ein differenzirtes junges Mädchen (auch mit diesen Jahren kann man das in hohem Maße sein) sondern ein Schatten. Folgt die Figur eines Predigers von drolliger Lebensbejahung; eine greifbare Durchschnittsgestalt aus diesem Dasein; ein ausgeführter glänzender Episoderich. Aber die farbigste Gestalt ist die Andere. Ihre Mischung zeigt den Sudermannstil. An ihr fühlt man, wie naiv dieser Schriftsteller in mancher Hinsicht ist (so wenig er es in anderer Hinsicht ist). Nach so vielen Jahren arbeitet er offenherzig noch immer mit dem Apparat der falschen Interessantheit. Ist so klug und sieht so vieles und verbirgt so vieles und macht so vieles mit; und verhehlt nicht, daß eine schreibende Frauensperson in ihm steckt. Dieses Mädchen, die Andere, muß das Kind einer Landstreicherin sein, wie Felicitas bei der Marlitt die Tochter eines Taschenspielerdirektors ist. Ihre Mutter stiehlt. Man nennt sie Heimchen. Armes Heimchen. Sie ist sehr unglücklich, sehr rührend, sehr seltsam und fast auch tückisch — das Heimchen. Wenn Sudermann junge Mädchen zeichnet, sind es so seltsame, interessante Geschöpfe. Zum Beispiel Klärchen Fröhlich, die alle Thiere und Menschen liebte und keine Schuld hatte, daß der Molly davonlief. Oder Lenchen Wiedemann, die blind war und jedesmal in ihrer Blindheit unruhig wurde, wenn ein böser Mensch nur von ferne nahte. Vollends das Mädchen aus dem Katzensteg gehört hierhin, die noch interessanter, noch slavischer, noch schlangenhafter und noch rührender auftrat. Von ihrer aller Stamm ist das seltsame Heimchen. Heimchen, die Tochter der Landstreicherin. Es ist darüber nicht zu diskutiren, wir stellen bloß noch die Thatsachen fest.

Das abgefallene Drama ist in Einzelheiten vornehmer gebaut als große Sudermann'sche Erfolgnummern. Nicht dieser zufällige Abfall gibt zu denken. Wohl aber die Art, wie man sich allgemein heut zur Kunst dieses Autors stellt.

Die Lehre, daß Hermann Sudermann weniger ein Dichter als eine theatralische Natur ist, die Lehre braucht niemand mehr der Welt zu predigen; sie hat sie bereits anerkannt. Ich selbst übte nur geringen Einfluß auf das öffentliche Urtheil über diese Gestalt; die meisten Leute lesen keine Zeitschriften. Das öffentliche Urtheil ist aber dahin gekommen, ihn so einzuschätzen, wie ich ihn vor Jahren eingeschätzt habe. Was also haben die niedlichen Verfolgungen genützt, die von seinen Trabanten ausgingen? Was hat es genützt, daß man den einzelnen Wahrheitsprecher in den B. V. zu erklären bemüht war? Ihn unmöglich zu machen suchte? Ihn hintenrum feig mit den übelsten Düften besprengte? Alle Welt weiß heute doch, daß Hermann Sudermann kein tieferer Künstler, sondern ein begabter Macher ist.

Es gibt nichts mehr zu vertuschen; es gibt nichts mehr zu bedrohen; es gibt nichts mehr zu verleumden; — alle Welt weiß es.

Alfred Kerr.

Herbstnaturen.

Es ist charakteristisch für jeden Menschen, welche der Jahreszeiten ihm die liebste ist: — der ewig jung sein wollende Vorwärtsstürmer preist den Frühling als den Erneuenden, Umstürzenden, Vielversprechenden, und denkt nicht daran, daß es alle Jahre doch denselben grünen Witz gibt; daß von Herodot bis auf unsere Tage die Weltgeschichte stets sich wiederholt, — daß jeder Frühling am Ende nicht mehr erreicht, als immer dasselbe Heu und die gleichen Stoppelfelder! — Der Sportsmann lobt hoch zu Rad, am Ruder, oder mit dem Eispickel im Rucksack die langen Sommertage; — die Mondaine schwärmt für den Winter. — Ein ganz kleiner Kreis von Menschen nur fühlt sich am wohlsten in der klaren, stillen Herbstluft, wenn sich vom durchsichtig graublauen Himmel das goldige Laub und die Dolden rother Beeren farbenprächtig abheben, wenn sich am frühen Abend schon Mond und Sterne am zartbewölkten Himmel zeigen und am Morgen weißliche Nebelschleier auf Wald und Wiese gelagert sind, die an den dunkelgrünen Zweigen der Tannen und am stets kahler werdenden Laubholz immer dichter und länger hängen bleiben; bis man endlich fröstelnd fühlt: — nun gehts ans Abschied nehmen! — — — Ein wehmüthiger Reiz liegt darinnen; und die Menschen, die ihn recht tief empfinden und doch den Herbst am liebsten haben von allen Zeiten des Jahres, gehen auch im Uebrigen gerne abseits von der großen Heerstraße des Lebens.

Es sind wohl die, die mit dem Dasein sich freundlich, auf ihre Art, abgefunden: — es sind die, welche nicht mehr suchen und hasten, die, still in sich selbst gefestigt, gefunden was sie beglückt, dem Treiben draußen gelassen zusehen, und ruhig, ohne Reu' und ohne Wunsch daran denken können, daß, wenn auch über sie der lange, starre Winter hereinbrechen wird, es auch für sie ein Abschiednehmen geben soll! — Es sind die Menschen, die es sich abgewöhnt haben, der großen Frage weiter nachzusinnen, denn sie wissen . . . . . „ein Narr wartet auf Antwort!" . . . . . Es sind die Menschen, die sich nicht mehr wundern über Alles, was um sie herum vorgeht, denn sie gedenken Goethe's Vers:

> „Ueber's Niederträchtige
> Niemand sich beklage;
> Denn es ist das Mächtige,
> Was man dir auch sage!" . . .

Es sind die Virtuosen des stillen Abschiednehmens von den Illusionen, dem Menschenglauben und den Dingen! — Und doch — glücklich der Mensch, der von Vielem Abschied zu nehmen hat, denn er hat viel besessen und er bleibt reich, trotz allem, was er hergibt, weil Nichts ihm die Erinnerung an das Erlebte rauben kann. — Glücklich der, der eine liebe Kindheits- und Jugendheimath im Scheine der herbstlichen Sonne Abschied nehmend vor sich sieht, ehe das Leben ihn gleichgültig gemacht, — so sieht er plötzlich nur alles Gute und Schöne darin, das dort sein eigen war; selbst jede Thräne, die er dort geweint, wird ihm verklärt und jede Freude strahlt in tausendfachem Glanze!

Und so wie man im Herbste Frühling und Sommer rückschauend überblickt, ihre Früchte genießend und zugleich alle herbstliche Farbenpracht vom hellfreudigsten Ton bis zum tieftraurigsten Nebelgrau — so sieht man sein eigen Dasein rückblickend klar erscheinen; gibt sich Rechenschaft davon und frägt bei jedem Abschied nur: „Hast du die Zeit genützt, als du das alles noch besaßest?" — — Und welche Freude, kannst du dann ruhig sagen: „Ja!" — Da taucht in jenem Hause, das du als Kind schon bewohnt und nun verlassen sollst, aus jedem Winkel eine treue Erinnerung empor: — am liebsten ist dir dann nicht das Gedenken an das ins Auge fallende Erlebniß, das alle mit dir getheilt in deinem Kreis, — nein, das damals ganz unscheinbar gewesen, durch deine Seele erst belebt gewordene! — Am liebsten sind dir jene Plätze, wo du in athemloser Erregung ein Buch verschlangst, das neue Gedanken dir dereinst erschloß, — wo du den ersten Brief gelesen, der unausgesproch'ne Lieb' nur zagend ahnen ließ, — die Stellen am Seegestade, wo du im Frühlingshaidekraut und hohem Sommergras gelagert dem Rauschen der Wellen gelauscht, mit dem Blick dem Zug der Wolken gefolgt, und für deine Pläne, dein Hoffen und Sehnen, das ganze Weltall dir eben groß genug erschien! — Und wo über allem Wandelbaren, unwandelbar wie Sonnenlicht und Sterngefunkel, des Vaters Segen lag auf Wald und Haus! — Dann thut der Abschied wohl weh, während du zum letzten Mal die Thür ins Schloß drückst und sie mit wohl vertrautem Ton zum letzten Male in den Angeln knarren hörst! — — Doch später, wenig später nur, gehört das alles in der Erinnerung dir um so vollkommener ganz und gar. Kein böser Zufall

kann mehr das Bild entstellen, das abgeschlossen vor dir liegt im klaren Lichte stiller Herbstschönheit. — Ein Abschied mehr, — man wird's gewöhnt im Leben! — Nur einen Abschied gewöhnt man nicht; — wenn ein Mensch von einem gegangen, der ein Stück des eigenen Selbst gewesen ist! — Und doch — wogegen man sich erst verzweifelnd aufgelehnt, daß der Verlust stets frisch und neu empfunden wird, wenn Jahre auch darüber hingegangen — es wird am Ende erst zum Segen! — Der Todte ist dadurch nicht todt für uns, denn er ist mit uns auf allen Wegen, die wir mit ihm gewandelt. Die alten Sagen leben wieder auf: — wir hören seine Stimme im Flackern des Feuers, im Rauschen des Wassers, im Klagen und Brausen des Sturmes —, er ist nicht todt für uns! — Und so geht es den Herbstnaturen mit jedem Abschied — die Vergangenheit geht neben der Gegenwart lebendig einher — wie die Herbstsonne, die die Natur schöner, reicher, glühender denn je uns zeigt — während der Herbstwind an langen Abenden singt: Dir wie jedem wird für alles, was dich jetzt und künftig quälen mag, ein letzter Tag und eine letzte Nacht! — Dir wie jedem! — darin liegt der Schmerz und der Trost! Herbststurm und Herbstsonne, wehmüthig und beglückend zugleich, wie wenn im Auge des geliebten Kindes der Blick des eigenen, heimgegangenen Vaters leuchtet!

Wenn die Vergangenheit auflebt in sonniger Gegenwart und Zukunft — dann ist der Herbsttag schön und sanft ein jeder Abschied!

Grundlsee, September 1900.

Helene Bettelheim-Gabillon.

Wie er's empfand.

Von keinem ihrer Altersgenossen sprachen die Knaben so verächtlich als von Philipp Adelmann. Er hatte noch keinen von ihnen geprügelt, wie sollten sie ihn da estimiren?

Es wurde ihm viel Unrühmliches nachgesagt. Man behauptete, er fürchte sich vor den Gänsen.

Das traf nun eigentlich schon lange nicht mehr zu. Früher allerdings, als er noch nicht in die Schule ging, da hatte er sich höllisch gefürchtet vor diesen geflügelten Biestern.

Die Gänse waren aber auch ganz besonders frech in dem kleinen Städtchen. Denn sie bildeten fast die Mehrzahl aller Einwohnerschaft. Man konnte durch keine Gasse gehen, daß nicht ein Trupp beisammenstand und schwatzte oder Toilette machte.

Dieses Geschäft besorgten sie mit Vorliebe auf der Gasse. Sie bildeten sich ein, daß der Rinnstein ganz allein zu diesem Zweck vorhanden war.

Und es war lieblich anzusehen, wie sie sich bei dem seichten schmutzigen Rinnsal doch zu helfen wußten; wie sie, den gelben Schnabel platt vorschiebend, ihren Kopf unter das bischen Wasser zu bringen suchten, um sich die schwärzliche Brühe über den blendend weißen Rücken zu werfen, oder über den schieferblauen, indem sie den Kopf als Badeschwamm benutzten, oder wie sie die schneeweiße Brust tief in die Gosse drückten und wohlig darin pludderten.

Wenn sie dann durch einen kleinen Knirps von Menschenkind in diesem Geschäft gestört wurden, da konnten sie eklig werden.

Da reckten sie die Hälse, da sperrten sie die Schnäbel weit auf, da fauchten sie. . . .

Der kleine Philipp ging ihnen da lieber aus dem Wege.

Er hatte sich gut einreden, es seien ja nur Gänse, die lächerlichsten Geschöpfe von der Welt. Und er hatte sich gut sagen: ein kleiner Fußtritt und die Fauchenden weichen kreischend bei Seite.

Philipp hatte so viel Verstand wie ein anderer. Aber größer war seine Einbildungskraft. Sie war stärker als er. Und wenn sie wach wurde, da sah er keine Gänse vor sich, sondern was da die Schlangenhälse reckte und bäumte und einen feuerrothen Rachen aufsperrte, das waren für ihn feuerspeiende Drachen, zornige Ungeheuer.

Er hatte sie einigemal furchtbar gesehen, wie sie, bei der Heimkehr vom Feld, sich plötzlich zum Flug erhoben mit wildem bacchantischem Geschrei.

Gleich dem Sturmwind waren sie daher gefegt durch die engen Gassen, wie weiße Windsbräute. Und selbst große Leute waren erschrocken ausgewichen.

Philipp fürchtete sich vor den Ausgeburten seiner Phantasie.

Die Leute aber behaupteten, er fürchte sich vor den Gänsen.

Das war aber eine ehrenrührige Behauptung. Und Philipp hätte sicher viel Mißachtung und Kränkung deswegen erfahren, wenn er durch seine ganze Jugendzeit in dem Städtchen geblieben wäre. Er hätte sozusagen ohne Ehre leben müssen. Und das soll schrecklich sein.

Diesem Unglück entging er dadurch, daß ihn seine Eltern in eine größere Stadt thaten, um dort die Schule zu besuchen. In größeren Städten aber gibt es keine Gänse.

Das war ein Glück für Philipp.

In sein heimathliches Krähwinckel kam Philipp nur noch in den Ferien. Aber da geschah eines Tages das Unglaubliche.

Er wurde als Held berühmt.

* * *

In der Pfingstwoche war's.

Und es war ein Wald mit dichtem Unterholz, wie ihn die kleinen Vögel lieben zum Nesterbau, die Singvögel, und wo man um diese Zeit gern dem mütterlichen Reh begegnet mit seinen zierlichen Jungen, die gelbbraun sind wie der schönste Rahmkaffee, und deren Nasenspitzen glänzen wie ein frisch gewichster Stiefel.

Und so war auch das Buchenlaub noch gelbgrün vor Jugend und flimmerte in der Sonne wie Goldschaum.

Es war um die Mittagsstunde. Nichts regte sich im Wald, er schien zu schlafen, und zu schlafen schienen die Vögel und alles Gethier.

Nur der langgezogene Ruf eines Blutfinks klang von Zeit zu Zeit traumhaft durch die schläfrige Stille. Nur einen Kuckuck hörte man von weither, seine Stimme klang melancholisch, wie ein verlorenes Echo. . . .

Dann waren es plötzlich nahe Geräusche. Das dürre Bodenlaub raschelte, Zweige knackten.

Und manchmal klang es, wie wenn ein Beil durch dünnes Holz fährt.

Und wieder plötzlich leuchtete es feuerroth, wie eine große märchenhafte Mohnblume, durch das goldene Grün des Gezweigs.

Das war Philipps rothe Schülermütze. Er trug in der rechten Hand ein zierliches Handbeil, dessen Stahl in der Sonne wie Silber blitzte, und unter dem linken Arm hielt er ein Bündel schlanker Gerten, daraus wollte er seiner Schwester Stöcke zurechthauen, für ihre Blumen im Garten und vor den Fenstern.

Doch nun hatte er genug.

Er überließ sich seinen Träumen.

Er überließ sich der süßen Seligkeit, die seine Sinne tranken aus der Schönheit des Frühlings wie einen leichten stillen Rausch.

Ein Erbeben ging von Zeit zu Zeit durch seine Seele und durch seine Sinne.

Seine Nerven vernahmen, wie nie zuvor, die geheimnißvolle Sprache des Frühlings und antworteten darauf.

Und meinten sie zu verstehen.

Sie verstanden aber den Frühling als die Liebe Gottes.

Seiner Seele war zu Muth wie in einer heiligen Kommunion.

Das Wort hatte seit vier Wochen für ihn einen Sinn. Da hatte er in der Kirche kommunizirt, zum erstenmal. Und alle mystischen Ekstasen und Erschütterungen, womit er, das Kind einer schwärmerischen Mutter, das Sakrament in sich aufgenommen, und alle religiösen Schauer dieses Erlebnisses zitterten noch heute nach in seiner frommen Kinderseele. Und er empfand den Frühling als eine andere Kommunion, als ein starkes Sichfühlen in der Liebe Gottes, die auch das sterbliche Herz mit einer großen Liebe erfüllt und einem tiefen Gefühl der Bruderschaft gegen alle menschliche und jede Kreatur.

Philipp hätte vielleicht, wie der heilige Eustachus, wenn ihm nun ein weißer Hirsch begegnet wäre, zwischen seinem Gehörn das Bildniß des Gottes ragen sehen, der aus Liebe sich selber geopfert hat.

Ein tiefer Friede lag in der Welt. Nichts regte sich. Die Welt schien zu schlafen, und zu schlafen schienen die Vögel und alles Gethier.

Nur der langgezogene Ruf eines Blutfinks klang von Zeit zu Zeit traumhaft durch die schläfrige Stille. Nur einen Kuckuck hörte man von weither, seine Stimme klang melancholisch, wie ein verlorenes Echo.

Philipp selber drang so geräuschlos als möglich durch die Stille, durch das Gebüsch und das hohe Grasgehälm.

Auf einmal erschrak er.

Er hatte, ganz nahe, einen Ton vernommen wie ein tiefes Schnarchen, wie das Schnarchen eines Greises.

Oder war es das Röcheln eines Sterbenden?

Philipp stand unbeweglich, in bangem Lauschen. Sein Auge strengte sich an, die grünen Blattgegitter zu durchdringen. Aber er sah immer nur wieder grüne Blätter und hohes Grasgehälm.

Das Schnarchen war jetzt ganz deutlich. Es klang unheimlich in dieser Stille. Und Philipp fragte sich, wie nur ein schnarchender Mensch mitten in die Wildniß gekommen sein möchte.

Er rief laut „Holla!“

Da, wie von der Erde ausgespien, schoß es vor ihm in die Höhe.

Er taumelte rückwärts.

Und nahe, ganz nahe bei seinen eigenen Augen, leuchteten ihm zwei andere Augen entgegen, zwei schwarzbraune Augen, die ihn anstierten, angstvoll oder feindlich, er konnte sich keine Rechenschaft geben.

Und wie ein Beben lief es über einen mächtigen braunen Körper.

Und der riesige Thierleib erhob sich, bäumte sich auf und — knickte plötzlich in sich zusammen.

Philipps Beil hatte ihn getroffen.

Zwischen dem Gehörn, auf der Stirn, klaffte die Wunde, quoll Blut und Gehirn hervor.

Das Thier röchelte. Seine großen schwarzbraunen Augen sahen stumm-vorwurfsvoll zu dem Mörder empor.

Philipp hatte ein Gefühl, daß er diesen Blick in seinem Leben nicht vergessen werde.

Er war also zum Mörder geworden.

Da lag das prächtige Thier, ein junger Rehbock, todt zu seinen Füßen.

Wie war es möglich, daß er das thun konnte, daß er mit einem schnöden Mordinstrument dieses herrliche Geschöpf seines jungen Lebens berauben konnte, an diesem Festtag des Frühlings, wo die Liebe Gottes zu seiner Kreatur sichtbar über der Erde lag. Er hätte weinen mögen vor Schmerz und Weh.

Wie ein Verbrecher kam Philipp nach Hause. Das brechende Auge des Thieres verfolgte ihn. Er fand keine Ruhe, er mußte die Sünde beichten.

Aber der alte Dekan wollte Philipp nicht recht verstehen. Und dann wieder verstand Philipp den Dekan nicht. Er hörte etwas von Jägern, die die Rehe zu Hunderten schießen, und von Schlächtern, die das Rind mit dem Beil tödten, weil wir vom Fleisch des Rindes leben.

Philipp hatte nie an diese Dinge gedacht. Aber es gelang dem Priester nicht, das böse Gewissen des Kindes zu beruhigen. Des Seelsorgers Worte verklangen; aber das Auge des sterbenden Thieres sah Philipp immerfort an mit vorwurfsvollem erlöschendem Blick.

Diesen Blick konnte er nicht los werden.

Der alte Dekan schüttelte den Kopf über ihn. Ein sonderbarer Junge. Daß er einen Jagdfrevel begangen hat, ist ihm kaum bewußt. Was die Welt am furchtbarsten ahndet, die Verletzung fremder Eigenthumsrechte, dafür scheint ihm das Verständniß zu fehlen; aber ein Thier getödtet zu haben, kommt ihm wie ein Verbrechen vor. Seine Mutter möchte einen Priester aus ihm machen. Er ist ja sehr fromm. Aber seine Frömmigkeit, fürchte ich, stammt aus der Phantasie, und das ist eine verdächtige Quelle.

Philipps Abenteuer wurde bekannt. Man sprach nicht öffentlich davon — denn der Jagdpächter sollte es nicht erfahren — aber alle Welt erzählte sich's heimlich. Und von aller Welt wurde Philipp bewundert.

Das hatte ihm Niemand zugetraut.

Um so mehr bestaunte man seine That.

Er aber ging umher sozusagen mit einer Wunde im Gewissen und lange träumte er von nichts anderem, als von dem vorwurfsvoll brechenden Auge des sterbenden Rehs.

* * *

Man sollte meinen, daß ein junger Mensch, dem man so lange nachsagte, daß er sich vor den Gänsen fürchtete, zum Soldaten und Krieger wenig tauglich sei. Aber was soll das heißen in einem Land, wo eben alles Soldat werden muß?

Da wurde es denn auch Philipp. Und er machte auf dem Kasernenhof in der That nicht die beste Figur.

Aber da gerade brach der große Krieg aus.

Und nun war es an einem Frühmorgen im Oktober. Und wieder war es ein Wald. Und wieder waren die Blätter gelb, aber vor Alter statt vor Jugend. Das waren die Blätter des Ahorn und der Espe. Diese kleinen runden Blätter der Espe lagen wie ausgestreute Goldstücke auf dem braunen Boden umher. Die Blätter der Buche aber waren rothbraun, und wo gerade ein Sonnenstrahl darauf fiel, da bekamen sie ein Leuchten wie gescheuertes Kupfer.

Der ganze Wald war überhaupt von einer tollen Farbigkeit, als wären alle Farbentöpfe der Welt darüber ausgegossen gewesen. Und dem Wald gegenüber, jenseits einer breiten offenen Thalmulde, da ging die Sonne auf mit einem Angesicht wie Blut so roth.

Beim Eingang in den Wald, an dem gewundenen Stamm einer Heinbuche, lehnte ein deutscher Soldat. Den braunhaarigen Tournister gegen den feuchten Stamm gedrückt, die Hände an der Mündung seines Gewehres, auf das er sich stützte, stand er da, reglos. Etwa dreihundert Schritte von ihm entfernt mochte sich sein Kamerad postirt haben. Der hatte schon lange kein Zeichen mehr von sich gegeben, vielleicht war er im Stehen eingeschlafen.

Seit drei Stunden standen die beiden auf diesem äußersten Vorposten, und sie hatten bis jetzt weder einen Feind, noch das leiseste Anzeichen eines Feindes wahrgenommen.

Doch galt der Posten für außerordentlich wichtig. Drüben in dem Dorf, auf der anderen Seite der Mulde, und im Bivouak eine Stunde herwärts, lagen zwei Regimenter Infanterie. Das Bivouak konnte man vom Waldsaum aus übersehen.

Ein Ueberfall vom Walde her hätte verhängnißvoll werden müssen. Man war übrigens nicht darauf gefaßt.

Man vermuthete, allem nach, keinen Feind in nächster Nähe.

Auch dort der Soldat, hinter dem weißen Stamm der Heinbuche, dachte kaum an den Feind.

Es hatte sich ja lange genug nichts gerührt.

Der Wald selber lag ohne Regung. Kein Thier, kein Vogel gab ein Lebenszeichen von sich, es war noch zu früh am Tag.

Nur die fallenden Blätter hörte man. Es war ein geisterhaftes Geräusch. Wie ein unaufhörliches leises Antippen von einem unsichtbaren Etwas.

Es war auch wie eine heimlich leise, eintönige Melodie, eine einschläfernde Melodie . . .

Und der zweite Mann des Vorpostens, dort weiter hinüber, der lange schon kein Zeichen gegeben hatte, er mochte in der That eingedufelt sein vor übergroßer Ermüdung.

Der an der Buche aber sah wach und hell in den Morgen hinein.

Doch sein Auge blickte nicht wie das eines Jägers, der auf dem Anstand einem Wild auflauert. Und ein Mann auf dem Vorposten ist nichts anderes.

Der dort blickte wie ein Poet, wie ein Künstler, den Farben und Lichter entzückten. Sein Auge haftete eben an einem wilden Kirschbaum, der sich in dem braungelben Mantel des Waldes ausnahm wie ein blutiger Fleck, wie eine rothe Wunde, an der das Leben des Waldes verblutete.

Und er mußte sich rückwärts wenden der Sonne entgegen. Sie war unterdessen höher gestiegen und nicht mehr roth, und durchtränkte den Duft des Morgens mit silbernem Lichtgeflimmer.

Es war schön.

Da schlug Geräusch an sein Ohr — Rascheln des Laubes, Geräusch von Zweigen, die auf die Seite gebogen und wieder losgelassen werden.

Und schon hatte er sein Gewehr zum Anschlag emporgerissen. Er machte sich dünn hinter seinem Baumstamm und sein Auge suchte.

Es brauchte nicht lange zu suchen.

Und diesmal war's wirklich der Feind. Und ganz nahe stand ihm das Unerwartete, das nicht mehr Erwartete.

Kaum mehr als dreißig Schritte von ihm zog sich ein halbverwachsener Weg hin, dort ritt ein Reiter langsam und vorsichtig gegen den Waldrand. Er ritt einen Apfelschimmel mit fast grünlichem Anflug, und von den Schultern fiel ihm ein schwarzer Radmantel mit aufgezogener Kapuze.

So ritt er langsam und vorsichtig zwischen einer Art Birkenallee.

Am Waldrand machte er Halt.

Er nahm die Kapuze ab und sah um sich. Es war ein Jüngling in der Blüthe der Jahre, in der Kraft und Schönheit der Jugend. Sein regelmäßig schönes Gesicht war rosig angehaucht von der Morgenfrische. Aus seinen Augen, fast wie schöne Frauenaugen dunkel umschattet, ging ein schwärmerischer Blick über das Thal hin, das im lichtgetränkten Duft verschleiert lag.

Das schöne Reiterbild stand so, unbeweglich, zwischen den gelben Birken, wie in einem Goldrahmen.

Nach seinem Käppi war der Jüngling ein Offizier.

Er setzte seinen Feldstecher ans Auge.

Da — that es einen Knall.

Und einige Augenblicke darnach raste ein lediger Schimmel auf dem verwachsenen Weg in den Wald hinein, wie ein verfolgter weißer Hirsch.

Sein Reiter lag dort bei den Birken auf dem Boden in seinem Blute.

Er lag auf dem abgefallenen Birkenlaub wie auf gelber Seide.

Mit Entsetzen hatte ihn Philipp Adelmann fallen sehen.

Das hatte er gethan.

Er hatte einen Menschen getödtet in der Kraft und Schönheit seiner Jugend. Eine wunderbare Menschenblüthe hatte er abgeknickt. Er hatte sich dem Tod, dem grausigen Herrn, zum Henkersknecht verdingt.

Er hatte einer Mutter ihr Kind erschlagen.

Er hatte in dem Herzen einer Braut, mit kalter Faust, einen ganzen Frühling der Liebe verheert mit allen Träumen künftiger Seligkeiten.

Er hatte Welten der Schönheit zerstört, die der Jüngling vielleicht unter seiner Stirne trug.

Das hatte er gethan.

Er kam sich selber vor wie ein unheimliches Räthsel.

Ganz verstört eilte Philipp hin zu seinem Opfer.

Der Jüngling lebte noch.

Rastlos, verzweifelt, vernichtet stand Philipp vor seinem Werk.

Ein matter Blick aus den Augen des Sterbenden traf ihn wie fragend. Wie ein ungeheuer Schmerz, wie ein unendliches Weh kam es über Philipp.

Der andere mochte lesen, was in seiner Seele vorging, ein eigenthümliches schwaches Lächeln trat auf seine Lippen. Sein Arm machte eine Bewegung, wie wenn er die Hand ausstrecken wollte, er sagte leis und mühsam: Je vous pardonne . . .

Da konnte sich Philipp nicht mehr halten. Er sank in die Knie und verbarg sein Gesicht in den Händen und weinte.

Sein Kamerad kam herbei.

— Donnerwetter, rief er, den Hund hast du aber gut getroffen. Um den Schuß beneid' ich dich . . .

Philipp bekam eine Auszeichnung.

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Afrikanische Skizzen. Von Oscar Baumann. Mit 13 Lichtdruckbildern und 7 Bildern im Text. Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Am 12. Oktober war ein Jahr vergangen, seitdem der ausgezeichnete Afrikaforscher Oscar Baumann gestorben ist. Der Verlag, der s. Z. Baumann's bedeutendste wissenschaftliche Werke veröffentlichte, hat zum Jahrestage des Hinscheidens von Baumann diese nachgelassenen „Afrikanischen Skizzen" herausgegeben, eine Reihe von novellistischen Sittenbildern, die das Leben und die Seele der ostafrikanischen Neger und seiner arabischen Bedrücker in höchst anschaulicher Weise dem Leser vergegenwärtigt. Es sind sechs einzelne novellestische Skizzen in diesem Buche zusammengefaßt. Der Leser lernt aus diesen feinen Federzeichnungen mehr über Sansibar und unsere deutsch-ostafrikanischen Besitzungen als in vielen der dickleibigen Bücher über Afrika, die zu den Passiven unserer afrikanischen Kolonialpolitik gehören. Baumann läßt uns in die Seele des exotischen Menschen Einblicke thun, wie es nur ein scharfsinniger Psychologe vermag, der mit künstlerischer Hand die Feder führt. Ein humoristischer Zug geht durch die kleinen Erzählungen, die durch eine gewisse humane Ironie gegenüber der üblichen kolonialpolitischen Brutalität eine besondere Würze erhalten. Das Buch kann den Lesern der „Nation" angelegentlichst empfohlen werden. Der Reinertrag ist bestimmt, um zur Errichtung eines Denkmals für den verstorbenen Baumann beizutragen.

B.

Briefkasten der Redaktion.

H. M. hier: Das Kapitel XII in Heinrich Heine's Buch „Le Grand" darf man ungestraft nicht abdrucken. — Freundlichen Dank.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 3. Berlin, den 20. Oktober 1900. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von **Georg Reimer**, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Es liegt bei:

Nr. 3 der Handelspolitischen Flugblätter der „Nation“:
Die Schädigung der nationalen Arbeit durch Schutzzölle.

Politische Wochenübersicht.

Ein seit langer Zeit erwartetes Ereigniß ist eingetreten: der Reichskanzler Fürst Hohenlohe scheidet aus seinem Amte, und Graf Bülow ist Reichskanzler, preußischer Ministerpräsident und Minister der auswärtigen Angelegenheiten geworden. Eine wesentliche Aenderung der auswärtigen Politik ist also durchaus nicht zu erwarten; denn auch schon bisher ist Graf Bülow der thatsächliche Leiter unserer Beziehungen zu den fremden Mächten gewesen. Freilich bis zu einem gewissen Grade bleibt es ein Unterschied, ob man die Geschäfte an zweiter Stelle oder in der ersten Stellung zu führen hat. Eine Initiative großen Stiles ist jenem erschwert, der im Namen eines Vordermannes zu handeln hat, und der Hintermann wird sich auch leicht scheuen, sein Ansehen in einer weitangelegten Politik aufs Spiel zu setzen und sich verbrauchen zu lassen, ehe mit der Verantwortung zugleich der Erfolg ihm allein gutgeschrieben wird. Dieses psychologische Moment kann für unsere auswärtige Politik in gewissem Umfange ins Gewicht fallen.

Für die innere Politik ist Graf Bülow noch ein unbeschriebenes Blatt, und auch hier harren seiner überaus schwierige Aufgaben. Eines ist jedenfalls Graf Bülow seiner Erziehung und seiner Bildung nach nicht: ein rückständiger Junker; er ist ein moderner Mensch; ob er seine modernen Anschauungen aber zur Geltung bringen will, und ob er die Kraft dazu hat, das bleibt die Frage.

Die abgeschlossene Laufbahn des Fürsten Hohenlohe als Reichskanzler wäre in keinem anderen Lande mit parlamentarischen Einrichtungen außer in Deutschland möglich gewesen. Fürst Hohenlohe hat zweifellos sich Verdienste um Deutschland erworben; auch er ist ein moderner Mensch, und er hat gewiß manche reaktionäre Maßregel verhindert oder abgeschwächt; er hat sicher überdies das Seine gethan, um uns von Abenteuern fernzuhalten; aber eine Fähigkeit besaß er nicht: ein Parlament zu beherrschen oder auch nur durch seine Persönlichkeit zu leiten und wesentlich zu beeinflussen, vermochte er nicht. Und da das Parlament dort, wo es besteht, der centrale Punkt für das politische Leben einer Nation ist, so wäre Fürst Hohenlohe als leitender Minister überall, — in England, in Frankreich, in Italien, selbst in Oesterreich mit seinem Nationalitätenstreit — undenkbar gewesen.

In Deutschland ging es gleichwohl und zwar aus zwei Gründen, die beide charakteristisch genug für unsere Verhältnisse sind. Niemand hatte ein wesentliches Interesse daran, den Fürsten Hohenlohe zu stürzen, weil niemand mit einiger Sicherheit hätte voraussehen können, wer an seine Stelle kommen würde; diese Erwägungen mußten jedem Ansturm seine Kraft nehmen. Und hierzu kam ein gewisses politisches Anstandsgefühl, das unserem Volke zur Ehre gereicht, obgleich dieses Anstandsgefühl zugleich ein Beweis dafür ist, daß wir über jene politische Rücksichtslosigkeit und jene politische Leidenschaftlichkeit nicht verfügen, die den Nationen mit einem starken Empfinden für die öffentlichen Angelegenheiten und einer feurigen Hingabe an sie eignet. So wurde die Schwäche des Fürsten Hohenlohe auf der parlamentarischen Bühne bei uns niemals, auch nicht von den extremsten Parteien, ausgebeutet. Man achtete sein Alter und seinen guten Willen, und daher blieb ein Reichskanzler bei uns möglich, der an den parlamentarischen Redeschlachten als hörender Zuschauer sich zu betheiligen pflegte.

Haben wir nicht jenes politische Feuer, das in der Hitze des Kampfes skrupellos jeglichen Vortheil ausbeutet, so eignete uns doch in diesem Falle jene politische Vor-

nehmheit, die gewisse Waffen zu gebrauchen verschmäht. Trotz Bismarck und den Agrariern kann man ausrufen: O Deutschland, du große und du fromme Kinderstube. Und ein solches Volk begann man mit Ausnahmegesetzen so lange zu malträtiren, bis es im Begriff war, bösartig zu werden.

Gleichzeitig mit der Ankündigung des Kanzlerwechsels ist die Berufung des Reichstages erfolgt; endlich! Der Reichstag wird am 14. November zusammentreten.

Die Nachrichten über das Befinden der Kaiserin Friedrich lauten im hohen Grade besorgnißerregend. Eine akute Verschlimmerung scheint freilich überwunden zu sein; allein das Grundübel besteht fort, und es soll ein sehr ernstes sein. Die Kaiserin Friedrich, der das Schicksal schon so schweres zugefügt hat, war, wie Eingeweihte wußten, seit längerer Zeit recht leidend; dieses Leiden macht schlimme Befürchtungen rege.

Die Landtagsnachwahl in Breslau hat ein erfreuliches Ergebniß gehabt. Trotz einer wahrhaft schmachvollen Art den Kampf zu führen, verfügen die Konservativen und Ultramontanen nur über 628 Wahlmänner; während Liberale und Sozialdemokraten zusammen 692 Wahlmänner zählen. Selbst wenn durch Beeinflussungen diese Zahlen sich noch etwas verschieben sollten, so werden die Freisinnigen doch ihre Mandate behaupten können.

Wie die Zeitungen melden, beabsichtigt die nationalliberale Partei Badens für die eigenen Landtagswahlen das gleiche, direkte und geheime Wahlrecht zu verlangen. Bravo! Soll das Wort vom liberalen Musterstaate wieder zur Wahrheit werden? Und ein solches Vorgehen in einem deutschen Staat hat auch seine Rückwirkung in jedem Falle auf das übrige Deutschland. Wir in Preußen vor allem könnten es gebrauchen, durch ein gutes Beispiel zur Nachahmung angeregt zu werden.

Der Magistrat von Hamm schrickt davor zurück, die Errichtung eines Denkmals für den früheren Kultusminister Falk zu gestatten; ursprünglich glaubte man es durchsetzen zu können; aber dann erinnerte man sich, daß die Ultramontanen an solcher Denkmalserrichtung Anstoß nehmen könnten, und so wurde der Plan aufgegeben.

Es ist gewiß gut, die Empfindungen der Mitbürger nicht muthwillig zu verletzen; aber es ist eine nicht zu billigende Nachgiebigkeit, einem Ehrenmann, den auch seine ruhig urtheilenden Gegner für einen Ehrenmann halten, ein Denkmal zu versagen, weil Fanatiker dies verstimmen könnte. Vor Fanatikern die Flagge zu streichen, ist nicht Rücksichtnahme, sondern ist Schwäche, und wenn solche Haltung in Deutschland zum Grundsatz erhoben werden sollte, dann wird man nur noch gänzlich unbekannten Männern der Vergangenheit und den gänzlich inoffensiven Mittelmäßigkeiten der Gegenwart die Ehrung durch ein Denkmal angedeihen lassen dürfen; ein paar Fürstenstandbilder wird die Loyalität sich auch verstatten. Auf unseren Plätzen würde die steinerne oder erzerne Gleichgültigkeit sich breit machen. Ein Land, das auch Heine kein Denkmal zu setzen wagt, ist freilich schon auf dem Wege zu solchem Ideal.

Die junge Königin von Holland hat sich mit dem Herzog Heinrich von Mecklenburg-Schwerin verlobt. Ehebündnisse haben heute eine sehr geringe, meist gar keine politische Bedeutung, und es wäre gewiß falsch, an diese Verlobung irgend welche politische Hoffnungen zu knüpfen. Aber die intellektuellen und materiellen Verbindungen über die Grenze hinüber, können noch engere werden, wenn Herzog Heinrich hierfür die geeignete Person ist, und auch solche Intimität, die durchaus nicht in politische Münze umgeschmolzen werden muß, würde segensvoll für beide Theile, für Holland wie für Deutschland, sein.

In Europa gestaltet sich die chinesische Frage immer günstiger, und in China selbst bleibt sie so ungünstig wie je. Die europäischen Mächte und auch die Vereinigten Staaten und Japan sind, wie versichert wird, einig darüber, was von China zu verlangen ist; das ist wundervoll; aber es wäre wundervoller, wenn man wüßte, auf welche Weise das gemeinsam Verlangte sich durchsetzen läßt; und darüber herrscht dieselbe Dunkelheit, die immer geherrscht hat.

Wir erhalten eine Anzahl von Nachrichten aus China, deren überwiegender Inhalt darin besteht, vorangegangene Nachrichten als irrthümlich oder erfunden zu bezeichnen, und was nunmehr Wahrheit sei, wird heute nicht leicht Jemand verbürgen können. Sicher ist nur, daß auch in Südchina eine aufständische Bewegung ausgebrochen ist; sie soll sich gegen die jetzige chinesische Dynastie richten. Wenn das richtig ist, ob dann der Kaiser und die Kaiserin um ihre Zukunft zu bangen beginnen und nachgeben werden? Nur mit solchen Wenns und Obs läßt sich vorläufig in der chinesischen Frage operiren.

Die englischen Wahlen sind abgeschlossen; die ministerielle Partei kehrt nur so stark wieder, wie sie aus dem Hause ausgezogen ist; das heißt, es ist ihr nicht gelungen, jene Zahl wiederzuerlangen wie nach den vorausgegangenen Parlamentswahlen, die alsdann durch ungünstige Nachwahlen langsam zusammengeschmolzen war. Diese Thatsache verdient Beachtung, obgleich die Majorität der Rechten noch groß genug bleibt.

In Südafrika schießt man sich noch immer gegenseitig todt, und dieser blutige Kleinkrieg zeigt, mit welcher Erbitterung schließlich die englische Regierung bei ihren Zwangsunterthanen zu rechnen haben wird.

Der Krieg war für England ein sehr schweres Stück Arbeit; eine friedliche Verwaltung einzuführen, wird ein gleich schweres, vielleicht ein schwereres Stück Arbeit für das Vereinigte Königreich sein. Und wenn alsdann die ganze Rechnung aufgemacht sein wird, so könnte vielleicht auch die englische Bevölkerung finden, daß die Chamberlain'sche Politik Siege von äußerst zweifelhaftem Werth unverhältnißmäßig theuer bezahlt hat. Solches Rechnen kann freilich erst beginnen, wenn die Begeisterung sich ausgetobt hat. Rechnen und Begeisterung verträgt sich nicht miteinander.

* * *

Der Kanzlerwechsel.

Deutschland hat einen neuen Reichskanzler. Der Wechsel hat sich ganz geschäftsmäßig vollzogen. Fürst Hohenlohe ist nicht einer politischen Katastrophe zum Opfer gefallen, der Nachfolger des Grafen Caprivi ist eines natürlichen politischen Todes gestorben; und die Erbschaft wird von jenem seiner Mitarbeiter angetreten, der ihm am nächsten stand und vom Fürsten Hohenlohe schon seit Jahr und Tag nicht gehindert wurde selbständige Politik zu treiben. Die politischen Grundanschauungen des achtzigjährigen Vorgängers waren ersichtlich so ziemlich dieselben, wie die seines fünfzigjährigen Nachfolgers. Aber die große Altersdifferenz, die Verschiedenheit der geistigen Anlagen und des Temperaments wie auch der historischen Stellung lassen es desungeachtet als ausgeschlossen erscheinen, daß die Politik — mag sie auch dieselben Zielpunkte haben, wie unter dem Fürsten Hohenlohe — sich unter dem Reichskanzler Grafen Bülow in denselben Bahnen bewegen wird, wie bisher.

Von dem Fürsten Hohenlohe erwartete man schließlich nichts weiter, als daß er bremse, daß er sich der Reaktion wenigstens gelegentlich in den Weg stelle, daß er nach allen Richtungen mäßigend wirke. Er hat diese nicht gerade dankbare Rolle mit philosophischer Resignation eine Reihe von Jahren durchgeführt und sich unzweifelhaft dadurch

Verdienste um sein Vaterland erworben, daß er gelegentlich Schlimmeres verhütete. Die Vorurtheilslosigkeit des alten Diplomaten und des Grandseigneurs, der keinerlei Vorliebe für das preußische Junkerthum besaß, kam ihm dabei zu Statten.

Graf Bülow wird als Reichskanzler eine ungleich schwierigere Stellung haben. Die Benefizien des Alters und der mangelnden Redegabe können ihm nicht zugebilligt werden. Von ihm wird man eine aktive Politik verlangen; ihm wird man die volle Verantwortlichkeit für das, was in der Reichspolitik geschieht, zuschieben. Bisher begnügte er sich mit der Leitung der auswärtigen Politik und war sogar geflissentlich bestrebt, sich um die außerhalb seines Ressorts liegende Reichspolitik nicht zu bekümmern. Jetzt muß er — unter Beibehaltung der obersten Leitung in der auswärtigen Politik — zugleich im Reich und in Preußen der allgemeinen Politik die Wege weisen. In seiner bisherigen Stellung reichte ein geschickter Diplomat aus; die neue erfordert einen Staatsmann.

Hat Graf Bülow das Zeug zu einem leitenden Staatsmann? Er ist gewiß ein gescheidter moderner Mensch. Auf dem Boden des Parlaments hat er sich von Anfang an mit Gewandtheit und Glück bewegt. An geistiger Elastizität fehlt es ihm nicht. Aber von jener nothwendigsten Eigenschaft eines führenden Staatsmanns, von der energischen Geltendmachung des eigenen politischen Willens, hat man bisher noch nichts bemerken können. In der neuen Stellung genügt es nicht, sich schlecht und recht zwischen den Gegensätzen unseres politischen Lebens durchzuwinden. Ein wirklicher Reichskanzler muß Partei ergreifen; er darf sich nicht vor einem ernsthaften Kampfe scheuen.

Dieser ernsthafte Kampf ist ganz unvermeidlich. Kein Reichskanzler kann ihn verhindern. Aber jeder Reichskanzler sollte in diesem Kampfe eine führende Stellung einnehmen: einerlei, ob auf Seiten der agrarischen Reaktion oder auf Seiten der Vertreter einer modernen Weltanschauung. Es muß sich bald zeigen, ob Graf Bülow den Ehrgeiz hat, ein wirklich leitender Staatsmann zu sein. Wir stehen im Reiche und in Preußen vor zwei Fragen ersten Ranges: vor der Frage der Erneuerung der Handelsverträge und der Kanalfrage. Beide Aufgaben lassen sich nur dann erfolgreich durchführen, wenn der Widerstand der Agrarier gebrochen wird. Bisher ist dieser Widerstand durch die Schwäche und das Entgegenkommen der Regierung nur gestärkt. In Preußen sehen die Agrarier Herrn von Miquel, im Reiche den Grafen Posadowsky als ihre stillen Verbündeten an. Sie sind seit Jahren verhätschelt und durch ihre oppositionellen Erfolge übermüthig gemacht. Graf Bülow kann sicher sein, von den preußischen Junkern genau so behandelt zu werden, wie Graf Caprivi, wenn er sich weigert, die Politik des preußischen Junkerthums mitzumachen. Wird er sich weigern? Und wenn er sich weigert, wird er die Entschlossenheit besitzen, den dann unausbleiblichen Kampf mit jener Rücksichtslosigkeit zu führen, der allein den Erfolg verbürgt?

Th. Barth.

Die englische Wahlschlacht.

Die englische Regierung hat unter sonderbaren Umständen an die Wählerschaft appellirt. Die für drei Jahre aufgestellten Wahlregister waren so gut wie abgelaufen; im Frühjahre wären neue Register in Wirkung getreten. Einer sehr bedeutenden Anzahl nach dem Gesetze stimmberechtigter Bürger war demnach bei den jüngsten Wahlen der Weg zur Urne versperrt. Außerdem befinden sich Zehntausende von Wählern im südafrikanischen Heere. Diese Erwägungen hätten den Aufschub der Wahlen bis zum Frühjahr veranlassen sollen.

Doch der Kriegsrausch ist im Schwinden begriffen, und deshalb war ein Aufschub für die Regierung nachtheilig. „In diesem Sommer wären wir geschlagen; im Herbste bleiben die Parteien gleich; im Frühjahr gewinnen wir", sagte mir vor den Wahlen ein liberales englisches Mitglied der interparlamentarischen Konferenz und fügte hinzu: „Chamberlain weiß das auch. Somit wird er sein Möglichstes thun, Salisbury zu bewegen, im Herbste das Parlament aufzulösen." Seine Voraussage traf zu.

Einem aus solchen Erwägungen hervorgegangenen Parlamente haftet ein vice d'origine an. Bei den unentwickelten parlamentarischen Zuständen Deutschlands konnte Bismarck vorübergehende Strömungen benutzen, um einen gefügigen Reichstag zusammen zu bringen und auszunutzen. Aber in England hält die öffentliche Meinung in der Regel auch die Parlamentsmajorität in gewissen Schranken. Die jetzt zusammenkommende Majorität weiß, daß sie auf thönernen Füßen steht; daß, wenn der kleine Krieg noch einige Zeit fortdauert, wenn das Heer weiter aufgerieben und Englands auswärtige Politik in anderen Welttheilen lahm gelegt wird, wenn aus dem Kapland fortwährend bedrohlichere Berichte einlaufen und, last not least, ein großes Defizit zu decken ist, die Stimmung sich entschieden gegen sie kehren muß. Einer der Redner im Wahlkampf ging schon jetzt so weit, die Lebensdauer des eben neu gewählten Parlaments auf nur 18 Monate zu veranschlagen. Dem steht allerdings entgegen, daß eine so baldige Parlamentsauflösung von allen Parteien perhorrescirt wird, sowohl der Kosten und Anstrengungen wegen, welche mit jeder Neuwahl verbunden sind, als wegen der Unsicherheit jedes einzelnen Wahlresultats in vier Fünfteln der Distrikte, auch wenn das Gesammtresultat sicher vorherzusehen ist. Es scheint mir aus diesen Gründen wahrscheinlicher, daß es das Bestreben der Majorität sein wird, scharfe Konflikte mit der öffentlichen Meinung zu vermeiden, und daß mit der Abschwächung des Khaki-Fiebers auch eine Aenderung in der afrikanischen Khaki-Politik bevorsteht.

Der Hauptfehler der englischen Regierung ist, wie ich bereits in meinem Artikel vom 28. April ausgeführt habe, daß sie — wiewohl sie den Buren nach ihrer Unterwerfung eine goldene Aera verspricht — vorher eine unbedingte Unterwerfung fordert. Da nun aber der Bur überhaupt zu englischen Versprechungen und erst recht zu Versprechen Chamberlain's und Milner's kein Vertrauen hat, dauert der Krieg fort, auch seitdem fast kein Schimmer von Hoffnung auf ein günstiges Resultat mehr dämmert. Die Burenführer wissen natürlich sehr gut, daß auch dem englischen Volke einmal die Geduld ausgeht, und daß es nur zu Chamberlain hält, weil es meint, daß dieser sein Versprechen betreffs eines baldigen Endes des Elends einlösen kann. Der Bur hofft demgemäß von Monat zu Monat auf eine Aenderung der Stimmung in England. Der Wahlsieg der englischen Regierung ändert hieran nichts.

Die entscheidende Frage ist also die, ob und wie die Buren zu bewegen sind, diese Taktik zu ändern. Durch den Krieg ist das früher schlummernde Ideal nicht nur der Buren, sondern aller in Südafrika ansässigen Afrikander, unabhängige Vereinigte Staaten Südafrikas zu schaffen, zu vollem Verständniß erwacht. Einstweilen scheint einem Theil der Afrikander der Kriegsweg noch der gerade und der kürzere Weg zu sein. Der Friedenszustand wird aber eintreten, sobald man in Südafrika allgemein einsieht, daß dieser Zweck auch bei vorläufiger Organisation solcher Vereinigten Staaten unter englischer Fahne zu erreichen ist. Bleiben die Geister so unabhängig und von England entfremdet, wie ein Jahrhundert von Unrecht, beschlossen durch den jetzigen Krieg, sie gestaltet hat, so hat man dann nur zu geeigneter Zeit die südafrikanische Fahne statt der englischen zu hissen und den englischen Gouverneur zu verabschieden.

Wohl oder übel muß England es jetzt versuchen, ob es dieser Gefahr durch Milde und Gerechtigkeit begegnen kann. Physische Machtmittel werden nicht ausreichen; schon

jetzt hätten sie nicht genügt, wenn alle anti-englischen Elemente Südafrikas sich geeinigt hätten; später, wenn die Bevölkerung gewachsen und verdoppelt sein wird, werden sie jedenfalls versagen, auch wenn die Kapländer englischer Nationalität sich an England halten möchten. Es ist nur eine moralische Eroberung möglich, und eine solche — dies muß auch die Majorität des Parlaments einsehen — bewirkt Chamberlain nie, weil er nie mehr als Repräsentant moralischer Begriffe auftreten kann. Hierfür fehlen ihm die „credentials“.

Ich habe täglich die englischen Zeitungen während der Wahlperiode gelesen und bin dadurch überzeugt worden, daß Chamberlain's persönliche Stellung sehr geschwächt ist. Für ihn bedeutete die Auflösung mehr als einen Wahlsieg der Regierung; für ihn persönlich handelte es sich um die Nachfolge Salisbury's. Er dachte nicht nur einen Sieg der Regierungspartei, sondern insbesondere einen liberal-unionistischen Sieg zu erkämpfen. Hätten seine Kreaturen einige Dutzende radikaler Kandidaten verdrängt, so hätte er Salisbury seine Bedingungen diktiren können. Wie die Sachen jetzt stehen, haben die Tories ihn aber nur als ihren Haudegen benutzt. Salisbury, Balfour und Genossen stehen Chamberlain gegenüber weit stärker da, als vor den Wahlen. In Toryblättern, welche sich mit der Rekonstruktion des Kabinets beschäftigen, heißt es fast ironisch: Chamberlain ist unersetzlich im Kolonialamte, welches Amt seine Bedeutung nur durch den Krieg erlangte, aber schließlich auch in England ein untergeordnetes Amt ist, dessen Träger kein Einfluß auf die allgemeine Politik, weder die auswärtige noch die innere, zugemuthet wird.

Dies Sinken des Chamberlain'schen Einflusses trotz des äußerlich glänzenden Wahlsiegs ist auf dreierlei Ursachen zurückzuführen. Erstens darauf, daß Chamberlain zu viel verwandtschaftliche Verbindungen mit Interessenten bei Armeelieferungen, Interessenten männlichen und weiblichen Geschlechts, hat. Dies hat ihm offenbar geschadet; so wenig das auch in den großen Handels- und Fabrikstädten hervortreten mag, wo die gros bonnets fast alle aus Lieferungen, Befrachtungen und Anleihen große Vortheile vom Kriege gezogen haben und in Folge dessen die Moralbegriffe in Bezug auf die Gewinnung indirekter Vortheile aus Staatsämtern etwas lax geworden sind. Hiermit verwandt ist der immer wieder auftauchende Zweifel an der Wahrheit von Chamberlain's Aussagen bezüglich des Jameson-raid. Stanhope hat seinen Sitz zeitweilig eingebüßt, aber wenn ein in weiten Kreisen bekannter wirklicher Gentleman wie Stanhope Chamberlain tagtäglich zuruft: „es besteht eine für dich kompromittirende Korrespondenz, und du warst moralisch gezwungen, Rhodes weiß zu waschen, weil sonst durch Vorlesung dieser Korrespondenz deine öffentliche Exekution im Parlament erfolgt wäre“; und ferner: „das englische Volk würde, wenn es dich kennte, sagen, wir brauchen als Minister honest English gentlemen; du, Joseph Chamberlain, kannst gehen“; so bleibt an dem so Angegriffenen etwas kleben, wenn er einer Verleumdungsklage ausweicht, wie es Chamberlain fortgesetzt thut. Mit Grobheiten macht man sich von solchen „Verleumdern“ wie Stanhope nicht frei. Und die dritte Ursache des Sinkens von Chamberlain's Einfluß ist die, daß er diese Wahlkampagne als ein Boxer, nicht als ein möglicher Premier betrieben hat. Offenbar lieben die englischen Wahlversammlungen gewürzte Ausdrücke, und ein guter scharfer Scherz ist auch erlaubt; aber es gibt auch da Anstandsgrenzen der gegnerischen Partei gegenüber, welche nicht straflos überschritten werden. Ehrenwerthe Gegner als Landesverräther zu bezeichnen, wie Chamberlain es that, und ähnliche Ausdrücke tagtäglich zu wiederholen, das ging über den Strich, umsomehr da er noch das Thatsachenmaterial für solche Anschuldigungen destillirte aus einigen privaten Korrespondenzen, die Roberts in Bloemfontein erbeutet hatte. Die Abkanzelung, die Chamberlain dieserhalb von Harcourt und Campbell-Bannermann erfuhr, war verdient; ihre Hiebe haben gesessen.

Chamberlain trat in die Wahlschlacht ein als künftiger erster Minister, nach derselben wird er seinen Ehrgeiz darauf beschränken müssen, der erste Wahlmacher zu sein.

Sachliche Differenzen kamen in den Wahlreden beinahe gar nicht zur Behandlung. Der Krieg, gerecht oder ungerecht, ist nun einmal da; er muß beendet werden, und eine demokratische Wählerschaft ist nur langsam zu gewinnen für die Einsicht, daß es wirklich staatsmännisch sein würde das Unrecht zu sühnen, selbst nachdem das Schlachtenglück günstig entschieden hat. Mit wenigen Ausnahmen acceptiren auch die oppositionellen Liberalen die Annexion der Republiken; sie fanden sich mit ihr als einer bedauernswerthen Nothwendigkeit ab. Nur wenige wagten es, gegen die rohe Volksmeinung anzukämpfen, die doch etwas haben will für die Zehntausende Menschenleben und die hundert Millionen Pfund und sei es auch — ein Dorn im eigenen Fleische. Damit besiegelten die Durchschnittsliberalen auch den moralischen Fall Englands. Den Liberalen gegenüber hatte Chamberlain völlig Recht zu sagen: „Habt den Muth Eurer Ueberzeugung; ist der Krieg ungerecht, reparirt dann das Unrecht!“ Campbell-Bannerman und Genossen haben zweifelsohne die besten Vorsätze; auch der Weg zur Hölle ist damit gepflastert. Sie können jedoch die Thatsache nicht beseitigen, daß der Bur nicht zum britischen Reiche gehören will. Sie wollen es ihm allerdings ganz behaglich machen. Campbell-Bannermann, der sich überhaupt betreffs der Zukunft Südafrikas im Falle eines liberalen Sieges zunächst in einen beinahe eben so dichten Nebel gehüllt hatte wie Chamberlain, behandelte am 12. Oktober diesen Punkt ausführlich und beinahe ausschließlich in der Börse von Kilmarnock. Es ist die beachtenswertheste aller oppositionellen Wahlreden. Er kündigte darin der Regierung an, daß er keiner Behandlung der unterworfenen Republiken als Kronkolonien zustimmen werde. Aus der nachdrücklichen Art, mit der dieser Punkt so ex professo beim Schluß der Wahlen festgelegt wurde, darf man annehmen, daß hier ein künftiger praktischer Streitpunkt liegt, bei welchem eine Spaltung der Majorität erwartet wird. Auch die Minenbesitzer wollen nicht von Downing-street aus regiert werden und die Beziehungen des Kaplands zu den bisherigen Buren-Republiken sind zu vielfältig, um dauernd verschiedene Regierungssysteme zu ertragen. Manche Einflüsse, die bis jetzt Chamberlain gestützt haben, werden sich muthmaßlich gegen ihn wenden, wenn er die Republiken zu Crown-Colonies machen will.

Es gibt noch einen Anlaß zu Verwicklungen in der ministeriellen Partei. In den offiziellen Wahlreden wurde so gut wie ganz geschwiegen über die Finanzfrage; auch die Zeitungen, die vielfach in engen Beziehungen zu den Börsengrößen stehen, haben diesen Gegenstand so wenig wie möglich berührt. Mir sind nur zwei Aeußerungen zu Gesicht gekommen; keine derselben war darauf berechnet, den Mineninteressenten zu behagen. Ein Mitglied der Regierung sagte in einer Rede, die nur im Auszug in den großen Parteizeitungen wiedergegeben wurde, daß ein Theil der Kriegskosten aus einer Anleihe der künftigen Transvaalkolonie gedeckt werden könnte, und der radikale Sir Charles Dilke wollte dazu die Domänen dieser Kolonie verwenden. Das ist alles, was, so weit mir bekannt, über diesen wichtigen Punkt gesagt wurde. Es ist aber genug, um die Mineninteressenten stutzig zu machen und bei denselben den Wunsch zu erwecken und lebendig zu erhalten, bald möglichst die südafrikanischen Geschäfte in die Hände eines südafrikanischen Parlaments überzuleiten und die Beziehungen Transvaals zu der leeren englischen Staatskasse recht lose zu gestalten. Was Rhodes thut, wenn die englische Fahne für ihn und seine Freunde keinen „Handelswerth“ (commercial asset) mehr repräsentirt, sondern eine Steuerpflicht, läßt sich ahnen. Er hat seinem früheren Widersacher Krüger durch Chamberlain und Roberts schlagen und beseitigen lassen, er verfolgt jetzt seine Karriere weiter. Eben dieser Tage hörte man nach längerem Schweigen wieder von seinem Eintritt in die Oeffentlichkeit.

Auch hier kann der Wind für Chamberlain bald aus einer anderen Ecke wehen.

Die liberale Partei hat genug Kraft gezeigt, um den Minenbesitzern als allianzfähig zu erscheinen. Bei passender Gelegenheit werden sie die Ansichten Campbell-Bannerman's über die unmittelbare Einführung des australischen Systems in Südafrika annehmbar finden. Eine unabweisbare Folge davon muß dann sein, daß die englische Königin, wie Leopold I. im Jahre 1898 zu den Belgiern, so zu den Afrikandern sagt: halten Sie das Königthum für überflüssig, so kämpfe ich dafür nicht und ziehe mich zurück. Es besteht die Möglichkeit, daß darauf hin die Afrikander wie seiner Zeit die Belgier einstimmig antworten: bleiben sie vorläufig; wenn wir wollen, können wir Sie ja noch immer heimschicken; wollen Sie nur Fahne sein, so haben wir dabei auch nur zu gewinnen. In der Auflehnung der Buren gegen die englische Krone spielt allerdings das „sentiment" eine Hauptrolle, aber der Bur kennt auch den Werth des Friedens und . . . des Geldes.

Haag, 14. Oktober 1900.

S. van Houten.

Christliche Missionen in China.

Nachdem durch die jüngsten für uns Europäer höchst unerquicklichen Vorgänge im Reiche der Mitte die Frage der Missionen eine eingehendere Beachtung gefunden, dürfte es nicht uninteressant sein, auch noch über die Art und Weise, wie sich die christliche Mission überhaupt im Innern Chinas Eingang zu verschaffen wußte, etwas Näheres zu erfahren. Es ist — soweit mir bekannt — dieser besonders dunkle Punkt noch nirgends zur Genüge hervorgehoben worden. Ich lasse daher eine Schilderung der betreffenden Vorgänge folgen, und zwar dient mir als Quelle das bekannte Werk des jetzigen Vizekönigs von Indien, Lord Curzon „Problems of the far East", dessen Verfasser unter vielem anderen Lesenswerthen Folgendes schreibt:

China wird niemals vergessen, daß es die Zulassung der Missionen, nicht, wie dies bei den Christen im alten Rom oder Gallien der Fall war, einer stillen Duldung — von einer Sehnsucht natürlich gar nicht zu reden — verdankt, sondern lediglich dem Zwange einer überlegenen siegreichen Macht. Jede Missionsanstalt erinnert infolgedessen an den Marsch durch das „Kaudinische Joch", sie ist sogar noch mehr, nämlich eine Erinnerung nicht nur an die Macht des Eroberers, sondern auch an seine Falschheit. Denn es steht fest, daß das Ansiedelungsrecht von englischen und anderen Missionen im Innern von China nur auf der Meistbegünstigungsklausel in unserem (englischen) Vertrag beruht, indem man sich einen Paragraphen, der von einer französischen Mission in den chinesischen Text des französischen Vertrages von 1860 eingeschmuggelt wurde, zu Nutze macht, einen Paragraphen, der entweder von den Chinesen nicht entdeckt, oder erst dann zurückgewiesen wurde, als es zu spät war. Lassen sie mich diese merkwürdige, nicht besonders anständige Geschichte rekapituliren:

Der einzige Abschnitt des Tientsiner Vertrags von 1858, welcher sich direkt auf die Missionen bezieht, ist der, welcher allgemein unter dem Namen „Tolerationsklausel" bekannt ist und den man ohne wesentliche Abänderungen aus den bereits zwischen China und Rußland und den Vereinigten Staaten bestehenden Verträgen übernahm.

Artikel VIII des englischen Vertrags lautet wie folgt:

The christian religion, as professed by Protestants and Roman Catholics, inculcates the practice of virtue and teaches man to do, as he would be done by Persons teaching or professing it, therefore, shall alike be entitled to the protection of the chinese authorities; nor shall any such, peaceably pursuing their calling, and not offending against the law, be persecuted or interfered with.

(Die christliche Religion, wie sie von Protestanten und Römisch-Katholischen bekannt wird, schärft die Ausübung der Tugend ein und lehrt den Menschen gegen andere so gut zu handeln, wie sie es an sich selbst von anderen erfahren möchten. Deshalb stehen alle, welche diese Lehre lehren, oder sich zu ihr bekennen, unter dem Schutze der chinesischen Autoritäten, und es soll Niemand von denen, welche friedlich diesem Rufe Folge leisten und nicht gegen die Gesetze verstoßen, verfolgt, noch sonst belästigt werden.)

Eine weitere Klausel desselben Vertrages (Art. XII) wurde nachher dahin ausgelegt, daß sie den englischen Missionen das Recht zuspreche, im Innern Land und Häuser zu miethen oder eigenthümlich zu besitzen:

British subjects, whether at the ports or at other places desiring to build or open houses, warehouses, churches, hospitals, or burial-grounds, shall make their agreement for the land or buildings, they require at the rates prevailing among the people, equitably and without exactions on either side.

(Britische Unterthanen, welche in den Häfen oder an anderen Orten Häuser, Lagerräume, Kirchen, Hospitäler, Friedhöfe anlegen oder benutzen wollen, sollen ihre Abschlüsse auf Land und Häuser billig und ohne besondere Besteuerung machen können.)

Aber es wurde damals auseinandergesetzt und die britische Regierung hielt sich stets daran, daß die Worte „oder an anderen Orten", auf die man die Ansprüche stützte, niemals ein derartiges Recht auszudrücken bestimmt waren. Denn Lord Elgin hatte sie nur in den Vertrag aufgenommen, um sich für Orte, wie Whampoa, Woosung und Taku zu decken, die einige Meilen von Canton, Shanghai und Tientsin liegen, und in denen eventuell auch fremde Niederlassungen eingerichtet werden sollten. Hätte jene Bestimmung Orte überall im Innern gemeint, man hätte später nicht Verträge wegen Eröffnung neuer Vertragshäfen zu schließen brauchen, was nur unter den größten Schwierigkeiten oder als Entschädigung für Gewaltthätigkeiten zu erreichen war.

Während also die britischen Verträge der Mission überall bei Ausübung ihres Berufes vollkommenen Schutz gewährleisten, ebenso wie den Besitz von Häusern und Kirchen in den Vertragshäfen, sprechen sie ihr weder die Residenzberechtigung noch das Eigenthumsrecht im Innern zu. Es war den Franzosen überlassen, diesen Mangel zu ergänzen.

Schon im französischen Vertrage von 1858 waren alle oben erwähnten Privilegien garantirt worden. Artikel XIII lautete, ähnlich dem englischen Vertrage, wie folgt:

„Da die christliche Religion als Hauptzweck ihrer Lehre die Menschen zur Ausübung der Tugend zu veranlassen sucht, sollen die Mitglieder christlicher Gemeinden überall persönliche, sowie Sicherheit für ihr Eigenthum genießen und in Ausübung ihrer Religion nicht gehindert werden. Auch die Missionare, welche friedfertig im Innern reisen und mit den im Art. VIII vorgesehenen Pässen versehen sind, sollen genügend beschützt werden. Die chinesischen Behörden werden jedem, der sich aus freiem Willen zum Christenthum bekehrt, keinerlei Hindernisse in den Weg legen, noch soll sich der Betreffende, wenn er sich an den neuen Riten betheiligt, irgendwelcher Strafe aussetzen."

Zwei Jahre später, nach der Einnahme von Peking und der Zerstörung des Sommerpalastes durch die vereinigten Truppen, forderten England und Frankreich Ergänzungskonventionen, die in Peking 1860 gezeichnet wurden. Art. VI der französischen Konvention stipulirte die Wiederherstellung der religiösen und philantropischen Anlagen, der Friedhöfe u. s. w., welche während der Verfolgung konfiscirt gewesen waren. Bei dieser Gelegenheit wurde von einem französischen Missionar, der den Franzosen als Dolmetsch diente, folgende Klausel beim Abschreiben in den chinesischen Text eingeschoben:

„Die französischen Missionen haben außerdem das Recht, in allen Provinzen Land zu miethen oder zu kaufen und darauf nach Belieben Gebäude zu errichten."

Nachdem man nun schon laut Art. III des früheren Vertrages von Tientsin (1858) dahin übereingekommen war, daß der französische Text als maßgebend zu betrachten sei, war diese Klausel, welche heimlich nur in den chinesischen Text eingeschoben war und in dem franzö-

sischen Text nicht vorzufinden ist, ab initio ungültig. Die Chinesen entdeckten jedoch diesen Betrug nicht sofort und waren, als sie dies thaten, entweder zu stolz oder der Folgen wegen zu ängstlich, diesen Punkt auszufechten. Die britische Regierung erklärte sich sofort bereit, einen Anspruch fallen zu lassen, der keine feste und gesetzliche Begründung hatte. Da jedoch die Franzosen ohne ernstlichen Widerstand der Chinesen fest auf ihrer Forderung bestanden, erwarb sich auch England stillschweigend dieses Recht; und zwar beruht auf ihm einzig und allein die bevorzugte Stellung, deren sich die Missionen jetzt erfreuen, und an der andere Klassen ihrer Landsleute keinen Antheil haben.

Wenn auch die Chinesen die untergeschobene Klausel nicht zurückwiesen, so gab es doch einigen Streit und Korrespondenzen über diesen Punkt, die 1865 zu einer Vereinbarung zwischen dem Tsungli Yamen und dem französischen Gesandten führten, durch welche die Auslegung des Paragraphen genau festgesetzt wurde. Unter anderem wurde da vereinbart, daß Eigenthum, welches von französischen Mission ren im Innern erworben werde, nicht auf den Namen eines Missionars oder eines Bekehrten, sondern auf das Mutterhaus einzutragen sei. Thatsächlich werden aber diese Bedingungen nicht immer von den protestantischen Missionaren beobachtet, und viel von ihnen erworbenes Eigenthum ist auf den Namen von Bekehrten eingetragen und durch Privatverträge den Missionaren überschrieben.

Bei den diplomatischen Schwierigkeiten, welche durch die Massacres in Wuhu und Wuhsueh 1891 entstanden, diente der Druck aller fremden Vertreter, durch Schlachtschiffe besonders unterstützt, dazu, um von der chinesischen Regierung ein kaiserliches Edikt zu erwirken, das in der „Peking Gazette“ am 13. Juni 1891 veröffentlicht wurde und in allen größeren Städten des Reiches angeschlagen werden sollte, eine Vorschrift, der die Provinzialbeamten — eigentlich versteht sich das von selbst — wenn es irgend anging nicht gehorchten. Nachdem angeordnet war, daß die Civil- und Militärbeamten derjenigen Provinzen, in denen die Unruhen stattgefunden hatten, zu arretiren und die Hauptschuldigen zum Tode zu verurtheilen seien, sprach sich der Kaiser über die Rechte der Missionen wie folgt aus:

„Das Recht der fremden Missionenen, ihre Religion in China zu verkünden, steht vertragsmäßig und durch Edikte, welche früher bekannt gegeben wurden, fest; sämmtliche Provinzialgewalten waren angewiesen, unter Umständen den nöthigen Schutz zu gewähren. . . .

Die westlichen Religionen streben darnach, den Bekehrten die Tugend einzuschärfen, und wenn auch Leute bekehrt werden, so bleiben sie deswegen doch chinesische Unterthanen und unterstehen nach wie vor der Rechtsprechung der Lokalbehörden. Wir sehen nicht ein, warum zwischen den Anhängern der neuen Religion und den Unbekehrten kein Einvernehmen herrschen sollte. Der ganze Aufruhr geht nur von gesetzlosen Räubern aus, die unbegründete Geschichten in Umlauf bringen, um dadurch Schwierigkeiten hervorzurufen. Solch schlechte Menschen gibt es überall. Wir weisen daher die Mandschugeneräle, die Vicekönige und Gouverneure aller Provinzen an, Proklamationen zu erlassen, in denen der Bevölkerung deutlich klar gemacht wird, daß sie solch albernen Geschichten kein williges Ohr leihen dürfen. Alle, welche anonyme Plakate anschlagen und solche Gerüchte verbreiten, sollen sofort eingesperrt und streng bestraft werden. Die Lokalbehörden sind verpflichtet, zu jeder Zeit das Leben und den Besitz fremder Kaufleute und Missionare zu beschützen, und dürfen nicht gestatten, daß diese durch böse Menschen belästigt werden. Sollten die Vorsichtsmaßregeln ungenügende sein und dadurch wieder Schwierigkeiten entstehen, so befehlen wir, daß uns die betreffenden Lokalbeamten unnachsichtlich namhaft gemacht werden.“

Dieses Dekret mag allerdings als kaiserliche Sanktion für die Duldung der Missionen und ihrer Propaganda im Innern Chinas ausgelegt werden, immerhin dürfen aber auch die äußeren Verhältnisse, unter denen von den fremden Gesandten China dieses Zugeständniß zugeführt wurde, nicht außer Acht gelassen werden.

So berichtet Lord Curzon über die Verträge, auf Grund derer die fremden Missionen im Innern des „himmlischen Reiches“ Fuß gefaßt haben. Dem Takte und Gefühl jedes einzelnen Lesers sei das Urtheil über die Handlungsweise der civilisirten Europäer überlassen.

Davos, Anfang Oktober 1900.

F. C. Dürbig.

„Retroactive“ Suggestion und Hallucination bei Zeugen.

Unter „retroactiver Hallucination“ versteht man, nach dem bezeichnenden Ausdruck von Bernheim, Erinnerungsfälschungen, die — sei es auf dem Wege der hypnotischen Suggestion oder der Wachsuggestion — bei einzelnen dafür geeigneten Personen oder selbst bei einer größeren Gesammtheit von Individuen gleichzeitig künstlich erzeugt werden. Der berühmte Nancyer Kliniker, dem die wissenschaftliche Lehre von der Suggestion ihre Begründung und ihren Ausbau vorzugsweise verdankt, hat in der That solche Kollektivsuggestionen einer ganzen Anzahl disponirter Persönlichkeiten gemeinschaftlich ertheilt und sie dadurch zu übereinstimmenden Erinnerungsfälschungen, zu widerspruchlosen Falschaussagen, die mit dem vollen Brustton der Ueberzeugung abgegeben wurden, veranlaßt. — Wohl jeder, der sich experimentell mit Hypnose beschäftigt hat, wird bei einzelnen suggestibelen Individuen entsprechende Erfahrungen gemacht haben. Forel berichtet, daß er einem Fräulein X. in dem Augenblicke, wo ein ihr gänzlich fremder junger Mann ins Zimmer trat, plötzlich zugerufen habe: „Sie kennen diesen Herrn; er hat Ihnen vor einem Monat am Bahnhofplatz Ihre Börse gestohlen und ist damit durchgebrannt“ u. s. w. Sie schaute ihn an, zuerst etwas staunend, war aber gänzlich überzeugt, erinnerte sich genau, fügte sogar hinzu, es seien 20 Francs in der Börse gewesen, und verlangte schließlich die Bestrafung des vermeintlichen Diebes. Ich selbst war einmal Zeuge, als einer durch große Suggestibilität ausgezeichneten jungen Dame seitens eines bekannten Hypnotiseurs suggerirt wurde, ein in der Gesellschaft anwesender Arzt habe vor einiger Zeit ein unsittliches Attentat auf sie begangen; sie schritt sogleich auf den Betreffenden los und sagte ihm mit verblüffender Offenheit die haarsträubendsten Einzelheiten auf den Kopf zu. — Das Alles ist bei gehörig entwickelter Disposition nicht etwa bloß im Zustande der Hypnose, sondern auch schon in der Wachsuggestion mit Erfolg ausführbar. Diese „Disposition“ besteht eben darin, daß die einer solchen Beeinflussung unterzogenen Individuen in solchem Maße „suggestibel“ sein müssen, daß für sie ihre eigenen und die von anderen eingepflanzten Vorstellungen leicht mit Wirklichkeitsbildern verschmelzen, ihnen sogar ohne weitere Prüfung als wirklich erscheinen. Also ein Ueberwiegen der Phantasiethätigkeit bei ausgesprochenem Mangel an Kritik, ein ungehindertes Hineinragen der Phantasiewelt in die Welt des Realen! Wir finden diesen Zug mehr oder weniger stark entwickelt bei Naturvölkern, bei niedriger stehenden Rassen — aber auch bei den Angehörigen unserer Kulturstufe, bei den unkritisch veranlagten oder nicht zur Kritik erzogenen Gesellschaftsgliedern, bei Kindern, bei Frauen, und natürlich auch bei Männern, die überhaupt unerzogen, oder nicht zu besonnenem, nüchternem Denken veranlagt sind, oder bei denen in aufregenden Situationen und Gelegenheiten der geringe Reservevorrath verstandesmäßiger Urtheilsfähigkeit bald völlig erschöpft ist, und die nun zum willenlosen Spielball der auf sie einstürmenden eigenen und Fremdsuggestionen herabsinken — mögen diese Fremdsuggestionen in der Gestalt so und so vieler männlicher und weiblicher Klatschbasen, oder der agitatorisch verhetzten „öffentlichen Meinung“ und ihrer Organe, oder anwaltlicher Beredtsamkeit und des inquisitorischen Scharfsinns eines Untersuchungsrichters an sie herantreten. —

Es sind das Thatsachen, die nicht nur an sich ein hohes psychologisches und wissenschaftlich-ärztliches Interesse erwecken, sondern auch unter Umständen zu hoher kriminalistischer Bedeutung emporwachsen und auf Wohl und Wehe des Angeschuldigten — sei es durch Erinnerungsfälschungen der Zeugen, oder (wie es auch vorgekommen ist) des Angeschuldigten selbst — entscheidenden Einfluß ausüben können. Ueber die ungeheure Rolle, die diese „retroactiven Hallucinationen“ u. a. bei den Hexen-

prozessen vergangener Jahrhunderte, sowohl in den Geständnissen und Selbstbeschuldigungen der Beklagten, wie in den Zeugenaussagen ehedem gespielt haben, sind wir alle wohl jetzt nachgerade genug unterrichtet. Aber wir halten dergleichen Spuk im hellen Lichte unseres aufklärungsstolzen Zeitalters nicht mehr recht für möglich — und doch könnten uns so manche, in nächster zeitlicher und örtlicher Nähe sich abspielende Vorgänge, könnten uns so manche sensationelle Gerichtsverhandlungen z. B. eines Besseren (oder vielmehr eines Schlechteren) belehren. Es sei, um nicht in die Ferne zu schweifen, nur an die Verhandlungen des Xantener Knabenmords vor dem Schwurgericht zu Cleve (vom 4. bis 14. Juli 1892) erinnert — und an die vielfach analogen Dinge, die wir so eben bei den mit dem Konitzer Mord zusammenhängenden Prozessen gewissermaßen unter unseren Augen sich abrollen sehen.

Bei dem Xantener Mordprozeß (bei der gegen Buschhoff als vermeintlichen Thäter erhobenen Anklage) war dieser Zusammenhang so auffällig, daß der Oberstaatsanwalt Hamm sich in seinem Plaidoyer u. a. veranlaßt sah, sogar die Aussage eines ärztlichen Sachverständigen mit den Worten zurückzuweisen, daß „bei ihm offenbar die Phantasie stark mitgewirkt habe“, und ebenso den hervorragendsten Belastungszeugen, Mallmann, in der Weise zu kennzeichnen, daß er sagte: „es wirkt bei ihm eine überreiche Phantasie, mit der er glaubt, dieses und jenes in der Sache aufklären zu müssen“. Woher derartige, in ganz gutem Glauben abgegebene Zeugen- und Sachverständigenaussagen stammen, darüber kann auch kaum ein Zweifel bestehen. Sie sind Produkte jener „Kollektivsuggestion“, die, durch ein bestimmtes die Gemüther lebhaft erregendes Ereigniß erzeugt und in weiteren Bevölkerungsschichten verbreitet, von der Presse oder wenigstens einem Theile dieser die „öffentliche Meinung“ schaffenden und führenden (gelegentlich auch irreführenden) Großmacht künstlich genährt und gesteigert, schließlich zu einer die einzelnen, schwächeren und widerstandsloseren Individuen bedingungslos unterwerfenden und beherrschenden Obergewalt wird. Diese ganze sich unter solchen Umständen nothwendig entwickelnde Atmosphäre fanatischer Verblendung und Verhetzung hat der vorgenannte Xantener Oberstaatsanwalt im Eingange seines Plaidoyers prächtig geschildert, und ich möchte es mir nicht versagen, seine — gewissermaßen einen Warnungsruf für ähnliche Vorkommnisse enthaltenden — Worte hier wiederzugeben: „Die That, welche den Gegenstand der gegen Buschhoff erhobenen Anklage bildet, hat leider schon vor dieser Verhandlung eine leidenschaftliche Erörterung in der Presse gefunden und ist geradezu zu einem Kampf- und Hetzmittel sozialer und politischer Parteien geworden. In unerhörter Weise hat man der Beurtheilung der Schuld durch die berufenen Organe vorgegriffen und Mißtrauen gegen diese in weite Kreise getragen. Und auch jetzt noch, wo wir unausgesetzt bemüht sind, durch eine gewissenhafte Aufnahme der End- und Belastungsmomente den Sachverhalt klarzustellen und den Schuldigen zu ermitteln, hört dieser Kampf nicht auf. Wir haben wiederholt gesehen, wie fanatische Parteiblätter und -Männer nicht vor dem Versuche zurückschrecken, Ihnen und uns allen ihr Parteiurtheil aufzudrängen, das doch Richter und Geschworene nur aus gewissenhafter Prüfung der Beweisaufnahme und der dadurch gewonnenen Ueberzeugung schöpfen können und dürfen.“

Diese Worte könnten unmittelbar auch als für die Konitzer Affaire gesprochen gelten, wo wir aus ganz ähnlichen Ursachen heraus ganz ähnliche Wirkungen zu Tage treten sehen. In diesem Lichte betrachtet erwecken u. a. neuerdings so manche, bei dem Speisiger'schen Meineidsprozesse abgegebene Zeugenaussagen und überhaupt der eigenthümliche Gang dieser Prozeßverhandlung einen recht bedenklichen Eindruck. Mußte doch, den Zeitungsberichten zufolge, der Erste Staatsanwalt auch hier in seiner Schlußerwiderung auf das Plaidoyer des Vertheidigers dem von ihm als schuldig betrachteten Angeklagten (Speisiger) gewissermaßen als mildernden Umstand zubilligen, „daß die im Allgemeinen verbreitete Behauptung, die Behörden führten die Untersuchung in der Konitzer Sache im jüdischen Sinne, den Angeklagten beeinflußt haben konnte.“ Es dürfte vielleicht kaum zu weit gegangen sein, wenn wir noch manche andere in diesem Prozesse abgegebene Zeugenaussagen, wie z. B. einen Theil derjenigen, die den Zeugen Moritz Levy des Meineids bezichtigen und zur vorläufigen Festnahme dieses Zeugen geführt haben, aus dem gleichen Gesichtswinkel betrachten. Jedenfalls erscheint bei einer in solcher Weise kritisch zugespitzten Sachlage die äußerste Vorsicht und sorgfältigste kritische Abwägung aller schon abgegebenen und noch abzugebenden Zeugenaussagen dringend geboten — denn der Verdacht dürfte kaum abzuweisen sein, daß sich Konitz bereits zu einem überaus günstigen Nährboden für die Züchtung solcher „retroactiven Hallucinationen“ entwickelt hat und noch fort und fort weiter entwickelt. Die „Konsuln“ — oder in diesem Falle die Prätoren! — mögen zusehen, daß dabei das öffentliche Wohl keinen Schaden erleide, und mögen zu diesem Zwecke auch den Beistand, den ihnen die fortschreitende wissenschaftliche Durchdringung dieses Grenzgebietes psychologischer und ärztlicher Forschung vielleicht leisten kann, nicht von der Hand weisen!

Berlin, 17. Oktober 1900. A. Eulenburg.

Prometheus, der Erdenheiland.*)

Die ersten Blätter aus der Geschichte des griechischen Dramas sind verweht. Aber sehr schnell hat sich in dies Buch mit starken Zügen ein großer Meister eingetragen und von dem, was Aeschylus schrieb, ist so viel erhalten, daß man von ihm reden darf. Er muß mit dem, was ihm die Vorgänger überliefern konnten, so souverän geschaltet haben, als sei er der Entdecker. Indem er zu dem bis dahin einzigen Schauspieler den zweiten fügte, ermöglichte er im Grunde erst die Weite und Mannigfaltigkeit einer wirklich dramatischen Handlung; durch seinen eigenen Entwicklungsgang aber gelangte er dazu, die ehemals überwiegende Bedeutung des Chors herabzudrücken und die des Helden im Stücke zu heben. Die „Perser“ zeigen ihn noch auf einem Standpunkte, auf dem das Drama nur erst verschwindend wenig Handlung zeigt und noch nicht viel mehr als eine Zusammenfassung von Chor- und Einzelgesängen ist, die theils episch erzählen, theils lyrisch klagen. Von Handlung ist noch wenig die Rede, ein Bach'sches Oratorium ist dramatischer als dieser Triumphgesang auf die Demüthigung des Perservolks. Aber Steigerung und ein wirksamer Aufbau des Gedichtes sind schon in diesen Anfängen da, und die Komposition wächst sogleich über das einzelne Stück hinaus zu der umfassenden Konzeption einer höheren Einheit von drei oder vier Tragödien. An dem Gipfel seiner Bahn aber, im „Prometheus“, ist wie auch in der Atriden-Trilogie nicht die Rede mehr von matter und schleppender Wechselrede, die Aktion schreitet in wohlabgemessenen Vorstößen vorwärts. Immer noch ist, was dieses Stück an Handlung enthält, höchstens mit dem Inhalt von anderthalb Akten eines Shakespeare'schen Stückes zu vergleichen. Kein Zweifel, ein Moderner hätte die gesammte Prometheus-Trilogie in ein Drama zusammengedrängt, ohne sich überhasten zu müssen; aber einmal steht Aeschylus am Anfang

*) Bruchstück aus einem demnächst erscheinenden Werk Alterthum und Mittelalter als Vorstufen der Neuzeit. Zwei Jahrtausende europäischer Geschichte im Ueberblick. (Kulturgeschichte der Neuzeit. Ban. II 1. Berlin. Bondi.)

des Wegs, er schuf dieses neue Wunderwerk verfeinerter Geisteskultur, das Drama, erst und konnte nicht sogleich alle Stadien des Laufes durchmessen; sodann aber steht dieses getragene Tempo der feierlichen Größe seines Gegenstandes wohl an.

Denn was immer hier auch der Dramatiker leistete, der Poet ist nicht hinter ihm zurückgeblieben. Der Aeschylus des „Prometheus" wenigstens, denn von ihm soll als dem Größten hier allein die Rede sein, reicht mit diesem Werk bauender Phantasie hinaus über alle spätere Poesie der Griechen. Die drei Tragödien, die Aeschylus auf Agamemnon's Herrscherhaus und die darin geschehenen Greuel gedichtet hat, haben die furchtbaren Wendungen, die das Schicksal eben den höchst Stehenden unter den Menschen zu bereiten liebt, in breiten Freskozügen zu einem Bilde vereinigt, das auch uns Nachlebenden imponirt in der rauhen Größe seiner archaisch-primitiven Kunst. Die allereinfachsten, aber auch allermächtigsten Konflikte zwischen Vaterliebe und Herrschersinn, zwischen Sohnestreue und Blutrache werden hier in ihrer ganz elementaren Kraft geschildert. Nur selten kompliziren sich verschiedene Motive, so wenn Klytämnestra als rächende Mutter und doch auch als Eifersüchtige und mehr noch als Ehebrecherin den Mordstahl gegen den Gatten schwingt, aber auch dann ist über die Mischung kein Zweifel. Die Einwirkung der Götter ist nicht immer ganz begreiflich. Apollo ruft den Sohn zum rächenden Muttermord auf und läßt ihn dann doch schuldig werden, überläßt ihn dann doch der Pein der strafenden Gewissensgöttinnen; aber dies Problem steht nicht im Vordergrunde, und zuletzt ist es lösbar durch den Hinweis auf das alte unheilvolle Verhängniß, das von Atreus' Unthat her auf diesem Geschlechte ruht und das zur Sühnung alter Greuel immer neue Frevel nothwendig heraufbeschwört. Der Dichter selbst deutet durch den Schiedsspruch der Athene an, daß die Götter selbst zum guten Schlusse bringen, was auf ihren Rath hin scheinbar zu schlimmem Ausgang führen mußte.

Doch weit höher noch als diese Vorstellung von Menschenweh und Menschentrotz führt die Göttertragödie des „Prometheus" aufwärts, über alles Erleben des Einzelnen fort zum Menschheitsschicksal selbst. Indem sie von Göttern und ihren Thaten erzählt, geschieht es freilich zuweilen so, als sei im Grunde nur Menschenlos in diese großen Maße hinein projizirt und also nur vergrößert wiedergegeben, aber der große Konflikt des Dramas selbst redet in Wahrheit von den Weltlenkern, ihrer Größe und ihren Leidenschaften. Dieses Gedicht steht auch in dieser großen Litteratur auf einsamer Höhe, es ist wie ein Gipfel, der, weit über Sophokles oder Euripides hinweg, hinüber grüßt zu den Höhen, zu denen nur Dantes göttlich-tragische Komödie, Hamlet, Lord Byron's Kain und der Faust noch hinaufreichen.

In der wunderlich-philiströsen Art, mit der diese Dinge in unserem Jahrhundert zuweilen betrieben werden und die über dem Kleinen und Kleinsten das Höchste nicht nur nicht zu sehen vermag, sondern es sich noch gar künstlich verkleinert, hat man hier und da versucht, dieses im tiefsten Innersten zerrissene Stück zu einem Erzeugniß harmlos harmonischer Frömmigkeit umzustempeln und es damit selbst, ganz ebenso wie seinen Autor all seiner erhabenen, gewitterschwülen Größe zu berauben. Sieht man denn nicht, daß in diesem Drama das erste Todeszucken des griechischen Götterglaubens in einer reinen Seele sich wiederspiegelt und daß hier einem übergroßen Künstler gegeben wurde zu sagen, was nicht er nur, sondern was ein ganzes geistvolles Volk an diesem Glauben litt? Denn allerdings ist der gefesselte Prometheus nicht nur ein poetisches, künstlerisches, er ist auch ein religions-, ein kulturgeschichtliches Ereigniß höchsten Ranges.

Prometheus, der göttliche Menschheitserlöser, von der neidischen Gottheit gekreuzigt, damit ist alles — und wie Vieles, wie Tiefes! — gesagt. Immer wieder hat man behauptet, Aeschylus nehme ja nicht Partei für seinen Helden, er sei ganz durchdrungen von der Autorität der Götter, er habe dem leidenden Titanen nur zeigen wollen, daß niemand sich ihrem Willen widersetzen dürfe. Nun wohl, Aeschylus, der mit allen Fasern seines Herzens dem Glauben der Väter anhing, mag sich zu solch ergebener Erkenntniß durchgerungen haben, aber glaubt man, die Ideen der verwegensten Kritik an den Göttern hätten eben in einem so frommen Gemüthe sich zu diesem göttlichen Rebellen und Menschheitsbildner verdichten können, wenn es nicht auch zu einem Theile von ihnen erfüllt gewesen wäre. Die wissen von dem leidvoll-bunten Leben und Treiben im Geiste eines Künstlers wenig, die da glauben, er könne einen Helden erdenken, ohne daß er ihn mit dem Herzblut seiner geheimsten Gedanken nährt. Und nun gar diese Gestalt, die erhabenste, von der die Weltlitteratur weiß, wie hätte sie anders entstehen können, als aus den persönlichsten Vorstellungen und Ideen des großen Poeten, der sie formte.

Unzweifelhaft, und es wäre sehr einseitig, dieser gewichtigen Klausel zu vergessen, lag von jeher im griechischen Glauben ein Element, daß in den Göttern eher ein übermächtiges Nachbarvolk hoch oben auf den Bergen sah, als einen Kreis untadelig reiner Schutzgeister. Die Mythologie der homerischen Gedichte hatte von den Göttern genug Menschlichkeiten verbreitet; aber von ihnen bis zu Aeschylus' Tagen führte ein weiter Weg und eine lange Reihe von inneren Wandlungen und elementaren Vertiefungen der ethisch-religiösen Anschauung. Aeschylus selbst — die orphische Bewegung mag ihn beeinflußt haben — redet in ganz anderem Sinne von Zeus und Zeus' Geschlecht. Sein Götterglaube ist offenbar sehr weit entfernt von dem Boccaccio-Tone mancher Ilias- und Odyssee-Episoden — in tiefer Ehrfurcht wird der Göttervater als der Inhaber einer Uebermacht verehrt, deren Wille in jedem Falle zu respektiren ist. Aber diese Ehrfurcht paart sich mit der Einsicht, daß der Götter Thun weit eher in den Dimensionen als im Wesen sich von dem der Menschen unterscheide. Und unter dem Einfluß dieser trüben Erkenntniß legt sich ein leichter Schatten über seine Götterverehrung. Denn eben weil Aeschylus von der Majestät der Gottheit so viel ernster und höher denkt, als die Poeten des homerischen Sängerkreises, darum tönt durch sein Gedicht ein leises Stöhnen: warum seid ihr Unsterblichen nur uns, ach, so ähnlich?

Und was immer Aeschylus sich anders wünschen mag an der Gottheit, das alles hat er mit verschwenderischer Liebe auf die Gestalt seines Helden, auf Prometheus, gehäuft. Es ist, als sollten sich in ihm wie in einem Brennspiegel alle Tugenden zusammengesellt finden, die noch Hellenensinn begehrenswerth erschienen. Ja mehr als das, er wird zu einer Lichtgestalt, die die Ideale ganz verschiedener Lebensalter des Griechenvolks bis zu widerspruchsvoller Zwiespältigkeit in sich vereinigt, denn er behält wohl die alte Stärke und Klugheit, die älteren, primitiveren Generationen allein verehrungswürdig galten, aber dazu fügt er eine Gütigkeit und Lindigkeit des Herzens, die ohne die ganz neue Welt- und Gottanschauung der Orphiker undenkbar wäre. Wie wunderbar ertönen aus dem Munde dieses gottgleichen Titanen, der mit der Kraft eines Giganten odysseische List vereinigt, die Worte, die doch den Kern der Tragödie, den Grund aller Leiden ihres Helden in sich fassen *διὰ τὴν λίαν φιλότητα βροτῶν* — weil allzu sehr ich die Menschen geliebt, das ist doch in der That das einzige Verbrechen dieses großen Befreiers, dieses großen Dulders. Er hatte gegen den Willen des Göttervaters, der die Menschen zu verderben gedachte, das Geschlecht der Sterblichen gerettet und es ist mit allen Gütern überhäuft, damit es sich die Erde wohnlich und das Leben lebenswerth machen könne. Und als ihn nun der Zorn des Zeus erreicht und an den Felsen geschmiedet hat, da erhält er sich zwar all' seinen Trotz und Stolz gegen den Peiniger, aber den freundlichen Meergott, der für ihn Fürbitte einlegen will, bewahrt er ebenso milden, ebenso liebevollen Sinnes vor dem Schaden, der ihm aus seinem Einspruch erwachsen könnte.

Welch eine wunderbare Vereinigung selbstgewisser Kraft und allzu linder Herzensgüte — es ist vielleicht der weiteste Schritt, den griechische Weltanschauung der leisen, demüthigen Lehre des Nazareners entgegengethan hat, denn von dem an den Felsen Geschmiedeten schweift der Blick doch unaufhaltsam immer wieder zu dem ans Kreuz Geschlagenen hinüber. Beide Dulder, beide gepeinigt, weil sie die Menschen so sehr geliebt haben — aber welch ein Unterschied auch: dort ein Menschheitsbildner, der unser armes Geschlecht stark machen will zum Kampf gegen alle mächtigen Gewalten dieser rauhen Erde, und hier ein anderer Erzieher, der es nichts als demüthige Hingabe lehrt, der ihm nur die Waffe der Schwachen, die unterwürfige Selbstaufopferung in die Hand drückt. Dort ein Lehrer, der die Menschen zu jeder Erdenlust, zum Besitz ihrer selbst und aller Güter, aller Schätze der Natur erst fähig, der sie der höchsten Gaben dieses kurzen Lebens, der Freuden des Erkennens und des bildenden Nachschaffens, erst theilhaftig machen will, und hier der Prophet einer weltfernen und weltfremden Gottesverehrung, die in den Wonnen der Selbstentäußerung und in der Abwendung von allem Irdischen ganz aufgeht. Und dazu der letzte, stärkste Gegensatz, der freilich nur aus allen diesen entsprungen scheint: dort die Götter selbst die Mörder des Erdenheilands und hier die Menschen die des Himmelsboten, dort der Neid der Götter, die den Sterblichen so gute Gaben nicht vergönnen wollen, und hier zwar auch ein zornig-rächender Gott, doch versöhnt durch die liebende Hingabe seines Verkündigers, der Menschheitsbildner selbst aber von seinen Zöglingen mißverstanden, verschmäht und gerichtet.

Und dennoch läßt all' dieses Vergleichen einen letzten Rest von Aehnlichkeit bestehen — alle die, man ist versucht zu sagen, ganz ungriechische Güte und Opferfreude, die den duldenden Halbgott so weit entfernt von der frohen Selbstsucht der Olympier. Sie giebt dieser großen Gestalt des Aeschylus eine Weihe, die sie vielleicht noch einmal zu einem Symbol neuer Menschheitsideale machen wird. Denn wonach ringt unser Geschlecht mehr, als nach Vereinigung von starker Selbst- und gütiger Nächstenliebe?

Hinter der greifbaren Gestalt des Dramas aber kann noch ein anderer Sinn verborgen liegen, den dies Gedicht, wie jedes andere von tiefen Gedanken, neben der nächsten Deutung noch vermuthen läßt. Denn es heißt doch Aeschylus nicht schale Allegorien zuschreiben, nimmt man an, er habe in dem Helden seines Götter- und Menschheitsdramas ein wenig auch die Kultur personifiziren wollen, die in Wahrheit doch die Sterblichen sich durch eigene Kraft errungen hatten. Dann aber leuchtet die Grundidee des Ganzen, der Neid der Götter, noch viel greller hervor, denn er erscheint dann gegen alle Stärke, gegen alles Aufwärtsstreben der Menschheit selbst gerichtet. Und wer gedächte bei dieser noch minder frommen Symbolik nicht des andern, altjüdischen Mythus vom Baume der Erkenntniß und der sehr wenig devoten Deutungen, denen auch sein räthselreicher Sinn schon ausgesetzt gewesen ist?

Und noch ein dritter Hintergedanke leuchtet aus den Versen dieses deutungsreichen Dramas hervor. Gewiß, Aeschylus hat sich sehr hoch über den Ton jener homerischen Gesänge erhoben, in denen den Göttern eine nur allzu menschliche Rolle zugewiesen ist; aber in ernsten Dingen, das darf unmöglich verkannt werden, ist der Götterkreis und sein Handeln doch auch bei ihm ein aufgehöhtes Spiegelbild irdischer Leidenschaften und Bestrebungen. Nur daß dieser große Poet auch in solcher Richtung nur von großen Dingen spricht. Was er zum mindesten andeutend von seinen Olympiern schildert, ist das gewaltigste Staatsproblem, das die Generation von 500 beschäftigte und das auch sie noch im Innersten durchschütterte: wie ein als Emporkömmling und durch Gewalthat soeben zur Herrschaft gelangter Monarch, ein Tyrann also, auftritt, um sein Regiment zu befestigen, ist sehr unverhüllt hier in den Zeilen dargestellt, in denen Prometheus den verhaßten Göttervater und sein ungerechtes, willkürliches Walten anklagt. „Denn dies Gebahren haftet stets dem Tyrannen an, daß er den eig'nen Freunden nicht zu trauen wagt", mit diesen beiden Zeilen ist der Finger auf die schmerzlichste Wunde gelegt, an der die Tyrannis des in Athen erst eben dahingegangenen Zeitalters litt. Und Aeschylus steht gar nicht an, den Vergleich noch weiter zu führen, er läßt Prometheus des ferneren von Zeus sagen: „Stracks theilt er Ehrenämter an die Götter aus, dem dieses, andere jenem und bestellt des Reichs Gewalten." Und dem Freunde des Titanen, Okeanos, ist die vorsichtige Warnung in den Mund gelegt: „Löcke nicht dem Stachel kühn entgegen, der du siehst, wie streng ein unumschränkter König hält den Herrscherstab.*) Damit ist dem Widerwillen eines freien Volkes gegen den Absolutismus ein ähnlich halbverhüllter Ausdruck gegeben wie dem zurückgehaltenen Murren über den Eigensinn der Götter, das aus der Gesammttendenz der Trilogie spricht. Der Tiefsinn des Mythos selbst aber erlaubte dem Dichter, den Gegensatz zweier aufeinanderfolgender Generationen, der im Staat am schroffsten, wenn auch da nicht allein hervortritt, auch auf die Götter zu übertragen und von Zeus als einem Tyrannen zu reden, der durch die schlimmste von allen denkbaren Gewaltthaten zum Thron gelangt sei — durch den Sturz des Vaters.

Doch wie hoch auch immer einzuschätzen ist, was dieser übermenschlichen und doch auch nicht ganz göttlichen Heldenfigur an Bedeutung zukommt, faßt man ihn als ein innerstes Bekenntniß der griechischen Volksseele, so möchte eingewendet werden, daß mit allem dem über ihren ästhetischen Werth nichts ausgesagt sei. Aber es bedarf nicht allzutiefen Nachdenkens, um zu der Erkenntniß zu gelangen, daß die volle Größe dieses Dichtwerks erst empfunden wird, wenn man sich seiner religiösen Produktivität bewußt geworden ist. Denn wie gewaltig wächst der Poet Aeschylus vor unseren Blicken in die Höhe, sobald wir inne werden, aus welchen Tiefen des Glaubens — und des Zweifels — er zu schöpfen vermochte. Und alle diese innersten Kämpfe, alle diese Gedanken, die sich in der Seele seines Volkes untereinander verklagten, hat er nicht als spekulativer Philosoph, oder als theologisirender Mystiker wiedergespiegelt, sondern er hat sie als Künstler bewältigt, d. h. er hat sie geschaut und zu lebendigen Gestalten geformt. Und für den Adel aller der Kunst, die großen Stoff, große Ideen zu bemeistern weiß, weil sie der großen Form gewiß ist, gibt es kein lebendigeres Zeugniß, als sein Werk. Was die orphisch-dionysischen Kulte von Götterleid und von der Heiligung demüthiger Hingabe ahnten, ist vielleicht niemals so klar gefühlt, so greifbar objektivirt worden, wie von dem divinirenden Dichter, wenn er auch etwas olympischer, etwas apollinischer denken mochte, als die Hierophanten, die in dem Dämmern ihrer Weihen und Mysterien flüsternd die neue, fremde Botschaft von dem Dulden des göttlichen Knaben Dionysos verkündeten.

Und wenn schon die Religion des griechischen Mittelalters sich am Stamm der epischen und plastischen Kunst emporgerankt hatte, wie der Epheu am schlanken Eschenbaum, so war es ein neuer, großer Triumph der geistigen Herrschaft des griechischen Künstlers über sein Volk, wenn er im Drama vermochte auszusprechen und Form und Farbe zu finden für das, was die Frömmsten und Gläubigsten im Innersten empfanden. Freilich die Zeiten waren vorüber, in denen dem Volksglauben von der Kunst neue Gestalten hatten untergeschoben werden können, dem Heilbringer Prometheus mögen selbst in Attika, dem Lande seiner Verehrung, keine neuen, keine anderen Tempel außer den schon bestehenden geweiht worden sein. Und Aeschylus selbst hing auch dem nunmehr schon in allzu feste Formen gegossenen Glaubensleben viel zu hingegeben an, als daß er solche Neuerung erstrebt hätte. Seine Trilogie scheint mit einer völligen Versöhnung zwischen dem widerspenstig-edlen Halbgott und den Olympiern abgeschlossen zu haben. Ihm war genug, sich einmal rücksichtslos vom Herzen gewälzt zu

*) Nach der Uebersetzung Donners (Aeschylus II [1854] Vers 224 f., 229 ff., 323 ff.), ebenso in der Zählung Weils (Aeschyli Tragoediae) [1884] S. 12 ff.).

haben, was ihn und manches andere tiefe Gemüth in seinem Volke als stille Klage längst bedrückt hatte. Ein tragischer Sang vom Neide der Götter und ihrem unzähmbaren Haß auch gegen den Edelsten, der nur ihrem Willen sich nicht fügt, ward das Drama trotzdem, und einem Künstler war hier vergönnt gewesen, eine Gestalt zu schaffen, die über Erde und Schicksal, Göttliches und Menschliches hinaus hoch aufwärts in den reinen Aether der erhabensten Gedanken ragte und doch noch menschlich begreiflich, doch noch künstlerisch darstellbar blieb.

Und zur selben Höhe der Ideen, die der Mythos dieses Gedichts erreicht hat, steigt die Weltanschauung des Dichters auch in allen irdischen Dingen empor. Wie wunderbar muthen uns die Verse an, in denen von den dumpfen Felshöhlen der Menschen vor Prometheus gesprochen ist, uns, denen fort und fort von irischen Höhlenbauten berichtet wird. Was könnte man Bezeichnenderes über die Fesselung aller Kunst an die Wirklichkeit sagen, als daß sie die Allerinnrerin sei! Wie wäre plastischer menschliche Kultur in jedem ihrer Zweige zu schildern, als in der kurzen Erzählung des Feuerbringers von seinen Segnungen, und wie hoch steht die beredte Verkündigung der Nothwendigkeit alles Geschehens, die dem weisen Halbgott in den Mund gelegt ist, über dem selbstgefälligen Wahn späterer Zeiten von der souveränen Freiheit des Menschenwillens.

Doch zuerst und zuletzt kommt alles an auf die Form, die der Dichter, der Artist seinen Gedanken und seinem Stoffe zu geben vermochte. Und eben in dieser Hinsicht empfindet der heutige Beschauer, der ohne alle vertraute Sprachkenntniß sich diesen Kunstwerken nähert, schwer, wie weit sie doch durch die Jahrtausende von uns abgerückt sind. Und selbst der gelehrteste Gräcist mag von der Sprache doch nur einen vielfältig vermittelten und reflektirten Eindruck haben: denn was die Zeitgenossen, soweit sie fein empfanden, mit der Zunge kosteten, muß er sich durch mühsame Rekonstruktionen des sonstigen Sprachgebrauchs vergegenwärtigen. Doch scheint soviel sicher zu sein, daß Aeschylus, wie in manchen anderen Stücken, auch darin seinem großen Zeitgenossen und Vorgänger Pindar ähnlich war, daß er mächtige, starke, hohe Worte wählte, daß er zu archaisiren liebte und daß er trotzdem vornehmlich in allen lyrischen Theilen seiner Dramen die Gewalt seiner Rede in wunderbar künstliche Metren und Rhythmen zu gießen wußte. Und eben diese Sicherheit der Formen hat sich vielleicht noch mehr darin bewährt, daß sie nicht nur die überströmende Macht seiner Sprache, sondern auch die Tiefe seiner Gedanken, den Drang seiner Vorstellungen zu meistern vermochte. Es war etwas Großes, daß dieser erste von den erlauchten Tragikern der Griechen die Grundform aller Poesie, die Lyrik, die eben durch ihn vom Vordergrund der nationalen Litteratur verdrängt wurde, doch hinüberrettete in das Drama und daß der Tragödie mit dieser musikalischsten aller redenden Künste auch die Musik selbst erhalten blieb. Aber noch stärkere Kraft mag dazu gehört haben, daß Aeschylus alle die tiefen, das ganze Fühlen und Denken der Menschheit umspannenden Gedanken, die er faßte, in Bilder zu formen vermochte, daß er die Klippe, die die Fahrt gerade der ideenreichsten Künstler am tückischsten gefährdet, zu umschiffen wußte und nicht zum spekulirenden Philosophen wurde, wo er nur schauender Bildner sein sollte und wollte. Vielleicht, ja wahrscheinlich, hat er sogar — denn so pflegt echte Kunst zu schaffen — alles, was wir Nachlebenden aus seinem Werk herauslesen, vom Ursprung an viel mehr gesehen, als gedacht und eben damit sich als wahrhaft artistisches Genie erwiesen.

Kein Zweifel, Aeschylus ist der Träger einer Frühkunst. Sein Pinsel malt nur in den breitesten Freskozügen, die Charaktere, die Leidenschaften seiner Gestalten sind elementarisch brüsk und oft für uns empfindsame Nachgeborene fast noch verletzend. Seine Lyrik selbst ist hart und weit weniger einschmeichelnd, als die süßen Weisen der älteren Jonier. Aber mit den Nachtheilen archaischer Kunstübung theilt er auch ihre höchsten Vorzüge: die Gewalt seiner Phantasie erweckt, wie sie selbst rein und ungebrochen ist, auch ganze und unvermischte Eindrücke. Und wenn das große ästhetische Räthsel aller Primitiven auch seinem Werke anhaftet, die Frage nämlich, ob die Breitzügigkeit, die gewaltige Stilisirung seiner dramatischen Gemälde, wirklich nur ganz unwillkürlich, ob sie nicht zu einem gewissen Theile auch schon Absicht war — so wird ihm damit nur ein neuer Reiz zugefügt. Wer kann ermessen, inwieweit sein Prometheus der alten ursprünglichen Symbolik des Mythos angehört, die in dieser Figur die uralten Erinnerungen an die Erfindung der Feuererzeugung personifiziren wollte, und in wie weit er das Erzeugniß einer viel moderneren, allegorisirenden Versinnbildlichung der menschlichen Kultur ist. Eines aber ist gewiß, daß hier ein höchster Gipfel aller Kunst erreicht worden ist und daß ein gigantischer Stoff durch ebenso riesenhafte Formen gebändigt wurde. Feineres und Zarteres ist von späteren Dichtern der Griechen oft geschaffen worden, Größeres niemals.

Kurt Breysig.

Lord Macaulay.

Zur hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages.

Die Regierungszeit der Königin Victoria wird wohl dereinst als ein goldenes Zeitalter Englands betrachtet werden. Während derselben hat das Vereinigte Königreich an Ausdehnung und Menschenzahl, an Macht und Reichthum in einer Weise zugenommen, die solche Bezeichnung auch einem Beurtheiler berechtigt erscheinen läßt, dessen Urtheil nicht durch die Nebelbilder eines phrasenhaften Imperialismus getrübt wird. Ich glaube, dieses goldene Zeitalter nähert sich seinem Ende.

Nicht etwa, daß Englands Macht im Schwinden wäre. Gleichzeitig mit dem Wachsthum des Reiches nach außen hin fielen bisher im Innern lästige Privilegien. Die Freiheit des Einzelnen nahm zu und die Achtung vor der Arbeit. Soziale Reform im Innern lief friedlich neben territorialer Ausbreitung her. Es ist zu hoffen, daß auch in Zukunft der innere Fortschritt mit äußerer Machtentfaltung Hand in Hand gehen kann. Aber eines darf nicht vergessen werden.

Während der Aufbau des britischen Weltreichs mit verhältnißmäßig geringen Opfern erfolgt ist, hat die Geschichte der letzten Jahre gezeigt, daß zur Erhaltung dieser Größe eine gewaltige finanzielle und militärische Anspannung nöthig sein wird, wie sie die Gründer des Reichs nie zu fordern gewagt hätten. Das Zeitalter, in dem England ohne solche Opfer frei und mächtig war, wird daher dem künftigen Geschichtsschreiber mit Recht als goldenes gelten dürfen.

Nicht nur aus diesem Grunde allein. Die Namen Darwin und Huxley, Mill und Spencer, Tennyson und Browning, Thackeray, Dickens, Carlyle und viele andere, die selbst dem Halbgebildeten vom Hörensagen geläufig sind, beweisen, daß die Regierungszeit der Königin Victoria das wichtigste Kennzeichen eines goldenen Zeitalters aufzuweisen hat, ein selbständiges geistiges Leben.

Sie ist ein einheitliches Ganze, die Litteratur dieses zweiten goldenen Zeitalters Englands, nicht von der gigantischen Größe des ersten Elizabethischen zwar, das in Shakespeare und Bacon gipfelt, aber breiter vielleicht und mannigfacher.

Einer der bedeutendsten und in mancher Beziehung vielleicht der typischste aus der großen Schar, die fast alle schon in Westminster Abtei schlummern, ist Lord Macaulay.

I.

Thomas Babington Macaulay ist am 25. Oktober 1800 in Rothley Temple, Leicestershire geboren, und am 28. Dezember 1859 in London gestorben. Sein Leben, reich an berechtigten Erfolgen, beendet durch einen plötzlichen, schmerzlosen Tod, hat durch Sir George Trevelyan eine Darstellung gefunden, die den Namen Macaulay auch dann noch frisch halten wird, wenn unsere Schulknaben die Regellosigkeit der englischen Grammatik und die Regelwidrigkeiten der englischen Aussprache nicht mehr aus „Lord Clive“ und „Warren Hastings“ lernen werden.*)

Macaulay stammte väterlicherseits von einer langen Reihe schottischer Geistlicher ab. Sein Vater, Zachary Macaulay, lebte in London als Mitinhaber eines Hauses, das mit Westafrika Handel trieb. Er hatte sich vor seiner 1799 erfolgten Heirath mit Selina Mills, der Tochter eines Quäkers, lange in Westafrika aufgehalten. Sein Leben gehörte ganz der Sache der Negerbefreiung. Er war ein Freund Samuel Wilberforces, ein Mitglied jener kleinen Gruppe fortschrittlich gesinnter Tories, die sich um Pitt zusammengeschart hatte, im Laufe der Zeit aber erkennen mußte, daß der Toryismus der Liverpool und Castlereaghs jede Reform in England selbst, wie vor allem in den Kolonien, bezüglich der Frage der Sklavenbefreiung ausschloß.

Zachary Macaulay, der dabei ein wirklich gebildeter Mann war, sah das Leben als eine harte Pflicht an, neben der für Freude wenig Raum blieb. Was an Frohsinn in Lord Macaulay war — und in jüngeren Jahren schäumte es oft mächtig und laut in ihm auf, — hat er von seiner Mutter geerbt.

Thomas Babington war der älteste von 9 Geschwistern. Er war ein frühreifer, leicht erregbarer Knabe, der schon mit 8 Jahren erträgliche Verse schrieb, kurios gravitätische Aussprüche that, aber dabei doch ein vergnügtes echtes Kind war. Seine Eltern sandten ihn in keine der großen öffentlichen Schulen des Landes, wo gewandte Sportsleute und gut gekleidete Gentlemen erzogen werden, die Liebe zum Nachsinnen aber nicht sonderlich reift. Der junge Macaulay besuchte vielmehr verschiedene kleine Schulen, bis er 1818 nach Trinity College, Cambridge ging.

Seine Universitätskarriere enttäuschte die auf ihn gesetzten Erwartungen ein wenig. Er war nicht dazu geschaffen, Dinge zu treiben, die ihn nicht interessirten. Er las lieber Novellen mit einem merkwürdigen Heißhunger, den er bis in seine letzten Jahre für die unmöglichsten Geschichten beibehielt, und redete im Kreise vertrauter Freunde Tage und Nächte lang mit einer überquellenden Beredsamkeit, die nur selten durch „blitzartiges Schweigen“ unterbrochen wurde. Daher wurde er erst 1824 zum Fellow gewählt.

Dann verließ er die Universität und widmete sich offiziell der Advokatur. In Wirklichkeit steuerte er der Politik zu und verdiente sich seine litterarischen Sporen.

Er brauchte nicht lange zu warten. Die „Edinburgh Review“, die unter Jeffrey's umsichtiger Leitung das litterarische Organ der zu neuem Leben erwachenden Whigpartei geworden war, forderte den Fünfundzwanzigjährigen zur Mitarbeiterschaft auf. Er nahm natürlich an und ließ 1825 einen ersten Aufsatz über Milton erscheinen, der ihn mit einem Schlage zu einem Essayisten ersten Ranges erhob. Bis zum Jahre 1844 blieb er der Zeitschrift, die ihm zuerst den Weg zum Ruhm erschlossen hatte, ein getreuer Mitarbeiter.

Der Erfolg kam gerade zur rechten Zeit. Die finanzielle Lage Zachary Macaulay's hatte sich im Laufe der Jahre sehr verschlechtert. Die Jurisprudenz brachte nichts ein. Selbst die Verbindung mit der Edinburgh Review ermöglichte es Macaulay nicht, einen Sitz im Parlament anzustreben. Erst 1830 als ihm Lord Landsdowne, einer der Whigmagnaten, die Vertretung des Flecken Calne anbot, konnte er als Mitglied der Whigs einen Sitz im Unterhaus einnehmen.

*) Die folgenden biographischen Ausführungen beruhen ganz auf „The life and letters of Lord Macaulay“ by his nephew the Rt. Hon. Sir George Otto Trevelyan Bart.

Macaulay kam in eine wundervolle Zeit hinein. An 40 Jahre hatte die Reaktion in England geherrscht. Nun endlich war der Umschwung nahe. Der Schrei nach Parlamentsreform schwoll täglich mächtiger an. Wie einst die Schrecken der ersten französischen Revolution England 40 Jahre politischen Stillstands aufgezwungen hatten, so sollte der Enthusiasmus der zweiten die große Reformbill durchsetzen helfen. Am 14. November 1830 fiel das Toryministerium Wellington und Lord Grey, der 40 Jahre politischer Reaktion als ein Führer der Opposition durchlebt hatte, übernahm die Regierung, deren Hauptaufgabe eine Parlamentsreform war. Am 7. Juni 1832 erst wurde die verschiedentlich geänderte Reformbill Gesetz.

In die leidenschaftlichen Debatten jener Tage fiel Macaulay's politische Lehrzeit, wenn man bei einem, der von Anfang an eine Meisterhand zeigte, von einer solchen reden darf. Er war zwar kein Debatter, der die Reden der Gegner geistreich zerpflückte, er war ein gewaltiger Deklamator, der in brausender Beredsamkeit dem Hause zurief, daß nur Reform, willig und schnell durchgeführt, das Land vor den Schrecken der Revolution bewahren könne.

Nach dem Ende des Kampfes trat Macaulay als Commissioner of the Board of Control für Indien, und dann als dessen Sekretär in die Regierung ein. Bei den Neuwahlen von 1832 vertauschte er Calne mit dem durch die Reformakte geschaffenen Mandate der Stadt Leeds.

Dem jungen Manne, der als aufgehendes Gestirn der Whigs betrachtet wurde, dem gefeierten Mitarbeiter der Edinburgh Review, öffneten sich die politischen Salons von selbst. „Small talk“ zu pflegen und Süßholz zu raspeln war nun allerdings dessen Sache nicht, aber er konnte reden. Er konnte erzählen, wie kaum einer vor ihm und nach ihm. Nicht kleine mit einem „da fällt mir ein“ mühsam eingeleitete Anekdoten waren es, die er zum Besten gab, er sprach von Menschen und Zeiten in einem, wie es schien, nie versiegenden Strom, den ein unerschöpfliches Gedächtniß speiste. Das Zuhören hat er erst im Laufe der Jahre erlernt, wie viele meinen, auch dann nur unvollkommen. Aber wer stark genug ist, die Umsitzenden zum Zuhören zu zwingen, den werden zwar die paar hassen, deren Unterhaltung im Selbstreden besteht, die vielen aber, deren Konversationskunst Schweigen ist, werden ihn bewundern; besonders in England, wo die Menschen so beharrlich schweigen können.

Die Briefe aus jener Zeit, die der in der großen Welt lebende Bruder regelmäßig an die zu Hause sitzenden Schwestern schrieb, geben ein reizvolles Bild seines Lebens in dieser Gesellschaft von Magnaten, deren Thüren nur wenigen außer ihm geöffnet waren. Macaulay ist wohl der Einzige gewesen, der sich dort wie zu Hause gefühlt hat und dabei doch immer wieder mit Freuden in den einfachen Kreis der Seinen zurückgekehrt ist.

Die Tage des jungen Ruhms waren indes nicht sorgenlos. Macaulay hatte damals kaum eine andere Einnahmequelle als sein Gehalt. Zur Schriftstellerei ließ ihm das Amt keine Zeit übrig, auch wollte er nicht seine Feder in regelmäßiger Zeilenschinderei entweihen. Die Aufgabe des Amtes würde ihm die Fortsetzung seiner politischen Laufbahn unmöglich machen. Ein solcher Verlust mußte über kurz oder lang sicher eintreten. Macaulay's Gewissen wurde durch die Vorstellung bedrückt, daß seine politische Handlungsweise auch nur durch den Schatten einer Vermuthung persönlicher Interessirtheit verdächtigt werden könnte.

Da bot sich ihm eine Gelegenheit, die ihn zwar mehrere Jahre dem Parlamente entziehen mußte, ihm aber ein interessantes Arbeitsfeld gewährte, sowie die Möglichkeit, in

wenigen Jahren aus Gehaltsersparnissen ein mäßiges Vermögen anzusammeln, das ihm selbst Unabhängigkeit, dem alternden Vater aber und den Geschwistern Sorgenlosigkeit bringen würde. Die Regierung bot ihm die Stelle eines Mitglieds des obersten Raths von Indien an, mit der ein Gehalt von 10 000 Lstr. verbunden war. Seine Schwester Hannah war bereit, ihn nach Kalkutta zu begleiten. So nahm er nach kurzer Bedenkzeit an und verließ England am 15. Februar 1834.

Macaulay blieb in Indien bis zum Jahre 1838. Seine Hauptleistung daselbst bestand in der Mitarbeit am Indischen Strafgesetzbuch. Nach dessen Vollendung glaubte er sich nicht länger dem tückischen Klima Bengalens aussetzen zu dürfen, zumal er schon ein kleines Vermögen erübrigt hatte. Er kehrte mit seiner Schwester, die sich bereits 1834 mit Charles Trevelyan verlobt hatte, nach Europa zurück.

Die ersten Monate seines europäischen Aufenthaltes benutzte Macaulay zu einer italienischen Reise. Dann aber begann die Politik ihn wieder zu locken. Der Litteratur war er auch in Indien nicht untreu geworden, wo er vor allem den Aufsatz über Lord Bacon geschrieben hatte (1837).

Die großen Tage des Reformministeriums, an dessen Spitze nun Lord Melbourne stand, waren längst vorüber. Noch regierten die Whigs, aber ihre Macht war im Ausrollen begriffen. Sie benutzten gerne die Gelegenheit, ihre Reihen zu verstärken. Macaulay wurde 1839 bei einer Nachwahl in Edinburgh gewählt und erhielt gleich darauf das Kriegsministerium mit einem Sitze im Kabinet, dem eigentlichen Ministerrathe. Die Thätigkeit an der Spitze eines Fachministeriums befriedigte ihn sehr, aber seinem unabhängigen Sinne, vor dem das Phantom der Macht mehr und mehr verblaßte, waren die parlamentarischen Todeszuckungen des einst so mächtigen Ministeriums unerträglich. Er athmete beinahe auf, als bei den Neuwahlen von 1841 die Opposition siegreich war und Sir Robert Peel an die Spitze der Regierung trat.

Macaulay war für Edinburgh wieder gewählt worden. Er fand jedoch als einfacher Abgeordneter Zeit genug, sich litterarischen Arbeiten größeren Umfangs zuzuwenden. Er hatte auch als Minister die Feder nicht ganz niedergelegt. 1840 waren „Lord Clive“ und der Aufsatz über „Ranke's Geschichte der Päpste“ erschienen. Kurz nach dem Fall des Ministeriums folgte „Warren Hastings“.

Ende 1842 trat Macaulay in einer neuen Gestalt vor das Publikum. Er veröffentlichte ein kleines Bändchen, „Lays of Ancient Rome“ genannt, in dem er versuchte, die verloren gegangenen Volkslieder in Balladenform wieder herzustellen, aus denen, nach Niebuhr, unsere Kenntniß der älteren römischen Geschichte stammt. Der Erfolg war groß. Die Kritik war über Erwarten günstig, nicht minder das buchhändlerische Ergebniß. In 10 Jahren wurden nicht weniger als 18 000 Exemplare verkauft.

Inzwischen waren in Amerika unerlaubte Nachdrucke der in der Edinburgh Review veröffentlichten Essays erschienen. Macaulay, der an den bleibenden Werth dieser Aufsätze nicht recht glaubte, sträubte sich lange, selbst eine Buchausgabe zu veranstalten. Endlich 1843 gab er der Bitte seines Verlegers nach, mit dem Ergebniß, daß zwischen 1843 und 1853 jährlich über 1200 Exemplare verkauft wurden, eine Zahl die nach 1864 auf 6000 stieg.

Während dieser und der folgenden Jahre lebte Macaulay im Albany. Ein kleines Höfchen führt von dem lärmenden Picadilly zu einem großen unansehnlichen Hause, dessen hintere Anbauten sich durch einen ganzen Häuserblock fortsetzen. Es ist ein Gebäudekomplex, in dem sich nur gut eingerichtete Junggesellenwohnungen befinden. Inmitten des lauten London herrscht hier eine fast klösterliche Stille. Ein langer, gedeckter Gang läuft vom Haupthaus zwischen den Anbauten bis zur nächsten Straße, Vigo Street, hin, den klosterartigen Eindruck verstärkend. In diesem Hause, in der Weltstadt und doch fern derselben, schrieb Macaulay den größten Theil seiner Geschichte Englands.

Schon im Jahre 1838 hatte er den Gedanken geäußert, eine Geschichte Englands zu schreiben, die vom endgiltigen Falle des Hauses Stuart bis zum Tode George des IV. reichen sollte. Nach dem Sturze des Ministeriums Melbourne begann er sich dieser lockenden Aufgabe mit ganzer Kraft zu widmen. Wohl ward er dem Unterhaus nicht untreu, aber sein eigentliches Leben lag fortab zwischen dem Britischen Museum und dem Athenäum, dem Klubhaus der englischen Gelehrten, an der Ecke von Pall Mall gelegen, wo noch heute ehrwürdige Greise den neuen Mitgliedern, die auch selten zu den jüngsten zählen, andachtsvoll den Lehnstuhl zeigen, in dem Macaulay zu sitzen pflegte.

Ein gütiges Geschick fügte es, daß Charles Trevelyan, statt nach Indien zurückzukehren, ins englische Schatzamt eintrat, so daß Macaulay die Trennung von seiner liebsten Schwester erspart blieb.

Noch einmal wurde Macaulay's litterarische Ruhe gestört. Peel fiel 1846 über die Kornzölle, und im Ministerium Russel übernahm Macaulay den allerdings wenig mühseligen Posten eines Generalzahlmeisters. Die gänzliche Befreiung von der Politik kam indeß bald. Bei den Wahlen von 1847 ließ Edinburgh seinen berühmten Vertreter durchfallen, der gern den willkommenen Anlaß benutzte, dem House of Commons Valet zu sagen.

Die Frucht von Macaulay's Muße waren die ersten beiden Bände seiner Geschichte Englands, die Ende 1848 erschien und einen solch durchschlagenden Erfolg hatte, daß Anfang 1849 bereits 40 000 Exemplare verkauft worden waren. Nicht nur der kritiklose Leser, auch der Fachmann erkannte an, daß hier ein Werk von bleibendem Werthe geschaffen worden war. Die Angst, reiche Gaben an Dinge verschwendet zu haben, die den morgigen Tag nicht sehen werden, war fürderhin von Macaulay genommen.

Der Rest seines Lebens war der Fortsetzung der Geschichte gewidmet. Noch einmal trat er ins Unterhaus, als ihn Edinburgh 1852 ohne sein Dazuthun wählte. Aber seine politische Laufbahn war zu Ende. Am Tage der Wahl selbst erlitt er den ersten Anfall eines Herzleidens, das ihm jede Anstrengung und Aufregung fortan unmöglich machte. Er erholte sich allerdings wieder, aber wenn auch seine Fähigkeiten ungeschwächt blieben, seine überschäumende Lebenskraft war dahin. Fortan war seine Arbeit ein qualvolles Ringen. Man merkt den späteren Bänden nicht an, daß das Leben ihres Verfassers ebbte. Macaulay schrieb gerade so gut wie früher, ja vielleicht besser, aber weniger und langsamer. Der dritte und vierte Band seiner „Geschichte“ erschienen Ende 1855 und wurden mit dem gleichen Enthusiasmus aufgenommen wie ihre Vorgänger.

Aber Macaulay fühlte, daß er mit seinen Kräften haushalten müsse. Aktive Politik interessirte ihn nicht mehr. Er lebte im Zeitalter Wilhelm's von Oranien, nicht mehr in dem der Königin Victoria und hoffte nur, daß es ihm vergönnt sein möchte, wenigstens die Geschichte Wilhelm's zu Ende zu bringen. Er legte seinen Sitz für Edinburgh nieder und verließ das Albany, um von nun an in einem gartenumgebenen Häuschen Kensingtons zu wohnen. Während er über dem 5. Bande arbeitete, kam eine stets größer werdende Erschlaffung und Hoffnungslosigkeit über ihn. Er schrieb noch einige kleine Biographien in die Encyclopaedia Britannica, deren letzte, diejenige William Pitt's, 1858 erschien.

Schon 1857 war er als Lord Macaulay ins Oberhaus erhoben worden. Er nahm die Standeserhöhung mit Freuden an, betheiligte sich aber nie an den Debatten der Lords.

Das Jahr 1858 war ereignißlos für Macaulay zu Ende gegangen. Die ersten Wochen des neuen Jahres brachten ihm einen schweren Schlag. Sein Schwager Trevelyan war zum Gouverneur von Madras ernannt worden und schiffte sich am 18. Februar 1859 dorthin ein.

Macaulay wußte, es war ein Abschied fürs Leben. Lady Trevelyan sollte ihrem Gatten später folgen. Der Gedanke der Trennung lastete schwer auf Macaulay. Er begleitete ihn auf der letzten gemeinsamen Sommerreise zu den englischen Seen und nach Schottland; er drückte ihn schwer und schwerer nieder, als die Londoner Herbstnebeltage einsetzten. Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich zusehends. Nur die Geisteskräfte blieben frisch und mit ihnen die Freude an Büchern.

So kam der Dezember; Weihnachten kam und ging, die letzte Weihnachten vor einer Trennung, die er mehr fürchtete als den Tod. Das Glück blieb ihm treu. Auf seinem Lehnstuhl sitzend, schlief er am 28. Dezember 1859 schmerzlos ein, wie er sichs in seinem letzten Briefe gewünscht hatte.

Der Schatten, der Macaulay's letzte Tage umdüsterte, war schon früher manchmal über seinen Lebensweg gefallen. Macaulay war von Jugend auf die Stütze seiner Familie gewesen. Er lebte in zärtlichster Freundschaft mit seinen Geschwistern, vor allem mit seinen Schwestern Margarethe und Hannah. Ihnen gab er sein ganzes Herz und sein ganzes Vertrauen, mehr, weit mehr als ein Bruder auch der besten Schwester geben darf. Nach der Liebe einer Frau scheint er, wenn Tagebücher und Briefe die ganze Wahrheit reden, nie verlangt zu haben; auch hat er sie nie gefunden. Er war eine wenig lyrische Natur, stets voll von großen Arbeitsplänen und vielleicht froh, durch die Freundschaft der Schwestern des Suchens nach einer Lebensgefährtin enthoben zu sein. Die Schwestern gaben ihm, was Schwestern je einem Bruder gegeben haben; nur nicht das eigene Glück. Erst heirathete Margarethe und dann Hannah. Wie bitter Macaulay dies empfand, geht aus seinen Tagebüchern hervor. Wohl blieb, durch glückliche Fügung, sein Verhältniß zu Hannah Lady Trevelyan, ungestört, wohl fand er in ihren Kindern zärtlichste Liebe, aber eine gewisse innere Einsamkeit geht durch seine äußerlich so glückliche Laufbahn. Er half sich in seiner Weise. Die Schriftsteller, die er las, waren ihm wie lebende Wesen, mit denen er endlos über ferne Zeiten reden konnte; er liebte es, noch in späteren Jahren seinen Träumen nachzuhängen; vielleicht, daß er dadurch den Frost aufzuthauen suchte, der ihn manchmal zu erstarren drohte. Solche Phantasien, sagt er einmal, nannten die Griechen „κενὴ μακαρία“, „leere Seligkeit“. Und eine gewisse innere Leere liegt über diesem Leben, das an Arbeit und Erfolg so reich war.

(Ein Schlußartikel folgt.)

M. J. Bonn.

Goethe und die ästhetische Erziehung.

Jeder, der unser humanistisches Gymnasium selbst nach der letzten Reform einigermaßen kennt, weiß, daß die ästhetische Ausbildung der Schüler, besonders nach der Seite der bildenden Kunst, ganz unverhältnißmäßig vernachlässigt, daß unsere Gymnasialbildung nicht nur außer Stande ist, eine bei ihren Zöglingen vorhandene Kunstbegabung zu entwickeln, sondern daß sie auch ihre rezeptive Genußfähigkeit für darstellende Kunst nicht in dem Maße ausbildet, wie es für ihr späteres Leben und die Zukunft unserer Kunst nothwendig wäre.

Die moderne Erziehungsreform hat ganz im Sinne aller großen Pädagogen der Ausbildung des Körpers wieder eine gesteigerte Pflege zu Theil werden lassen. Bei der Frage der künstlerischen Bildung ist die Reform auf halbem Wege stehen geblieben. Die Ausbildung der Muskeln zwingt man jetzt dem Knaben — und zwar mit vollem Recht — auf, die Ausbildung der Sinne und daran anknüpfend die Entwicklung der ästhetischen Genußfähigkeit überläßt man im Wesentlichen noch seinem eigenen Belieben. Mit welchem Erfolg weiß jeder, der sein eigenes Leben betrachtet, wenn nicht der Zufall mit besonders günstigen Umständen eingegriffen hat. Und wie leicht kommen wir über diesen thatsächlichen Mangel der Bildung hinweg, wie gering wird es empfunden, wenn ein im Uebrigen gesund organisirter Mensch keine Genußfähigkeit für Kunst besitzt, mithin eines der edelsten Mittel sich zu erholen, sich über die Mühseligkeit der Berufsarbeit emporzuheben, verlustig geht. Goethe's Autorität, jenen Abschnitt aus seiner Pädagogik, der von der Erziehung der Phantasie handelt, hier ins Treffen zu führen, scheint mir unter diesen Umständen besonders nothwendig.

Das Schöne ist für Goethe nach Art der Griechen der Werthmesser aller Dinge, auch des Menschen, die Aesthetik steht ihm im gewissen Sinn sogar höher als die Ethik, sodaß das Schöne, ganz allgemein gefaßt, als Ziel des menschlichen Strebens zu betrachten ist.

Wie selten dieses Ziel erreicht wird, war dem Dichter nicht unbekannt.

„Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen“ lautet ein Spruch in Wilhelm Meister, womit gesagt sein soll, daß das Streben nach dem Nützlichen auf der untersten Stufe steht, aber schon den Beginn des Höheren bildet. Durch das Nützliche wird der Mensch gleichsam angelockt, das Wahre zu erkennen, er findet allmählich mehr als er gesucht, die Natur hat somit echt pädagogisch mit ihm verfahren. Vom Wahren zum Schönen ist ein weiterer, viel größerer Schritt, die Stufe, die nicht leicht erstiegen wird. Für Goethe würde dieses Ziel in der vollendeten Harmonie zwischen Geist und Körper erreicht sein, in der Darstellung des nach griechischer Anschauung vollkommenen Menschen.

Daß die Erziehung der Phantasie für den geborenen Dichter Goethe von entscheidender Wichtigkeit war, ist bekannt. Die Worte der Frau von Staël: „Keine seiner Fähigkeiten ist dem Menschen werther als die Einbildungskraft“ unterschreibt zunächst der Lyriker Goethe, wir hören aber bald den Pädagogen, der sich so vernehmen läßt: „Wenn man bedenkt, wie sich der Geschmack mancher, selbst gebildeter Menschen, in abscheulichen Mißgestalten gefallen kann, so fällt es recht auf, wie nöthig es sei, in der Erziehung die Einbildungskraft nicht zu beseitigen, sondern zu regeln, ihr durch zeitig vorgeführte edle Bilder Lust am Schönen, Bedürfniß des Vortrefflichen zu geben. Was hilft es, die Sinnlichkeit zu zähmen, den Verstand zu bilden, der Vernunft ihre Herrschaft zu sichern, die Einbildungskraft lauert als der mächtigste Feind, sie hat von Natur einen unwiderstehlichen Trieb zum Absurden, der selbst in gebildeten Menschen mächtig wirkt.“ Bis jetzt hat man jedenfalls versäumt, diesen Feind mit Verständniß zu bekämpfen, die Phantasie ist das Stiefkind der Erziehung geblieben. Zum Erwerb scheinbar untauglich wächst sie meist wild auf wie ein nutzloses Unkraut. Und doch ist sie so reich an Segen, so überwuchernd an Unsegen, wenn sie verwildert.

Wem erwachen nicht Erinnerungen bei jenem kleinen Gedicht Goethe's „Der neue Amadis“, jener wehmüthigen Klage über die dahingeschwundene ahnungsreiche, träumerische Fülle der Kinderzeit mit dem zauberischen Glück der Phantasie:

> „Als ich noch ein Knabe war,
> Sperrte man mich ein;
> Und so saß ich manches Jahr
> Ueber mir allein
> Wie im Mutterleib. —
> Doch du warst mein Zeitvertreib,
> Goldene Phantasie,
> Und ich ward ein warmer Held,
> Wie der Prinz Pipi,
> Und durchzog die Welt.“ —

Die frische, fröhliche Einbildungskraft hätte dem Knaben Wolfgang allerdings leicht verderblich werden können. Das junge Gehirn war schnell mit einer Masse von Bildern und

Begebenheiten von bedeutenden und wunderbaren Gestalten und Ereignissen angefüllt — aber dadurch, daß er diesen Erwerb zu verarbeiten, zu wiederholen und wieder hervorzubringen nicht müde wurde, schuf er sich das nöthige Gegengewicht. Jedenfalls hatte Goethe an sich selber erprobt, daß sich die Phantasie durch den Verstand keine Gesetze vorschreiben läßt, daß sie ihre eigenen Gesetze hat und nur diese allein verfolgt. Sie verträgt keinen Aufseher, wohl aber einen Gefährten, weil sie die Geselligkeit liebt. Deshalb räth er, ihr einen Spielgenossen zu suchen, der unschuldig und fröhlich, doch eine still wirkende Macht über sie ausübt. — Da die Einbildungskraft nur aus dem Farbentopf der sinnlichen Anschauung malen kann, ist es von der größten Bedeutung, in welcher Umgebung der Mensch aufwächst.

Den Unterschied, ob jemand in einer alten ernsten Stadt, oder in der freien schönen Natur seine Jugendzeit zubringt, hat uns Goethe in „Vater und Sohn" der Wanderjahre veranschaulicht. Der verderbliche Einfluß der Großstadt wird in drastisch-humorvoller Weise in jenem aus dem Leipziger Liederbuch stammenden Gedicht „Kinderverstand" geschildert:

In großen Städten lernen früh
Die jüngsten Knaben was;
Denn manche Bücher lesen sie
Und hören dies und das
Vom Lieben und vom Küssen;
Sie brauchten's nicht zu wissen.
Und Mancher ist im zwölften Jahr
Fast klüger als sein Vater war,
Da er die Mutter nahm.

Diesen Gefahren gegenüber kann Goethe den unmoralischen Wirkungen von Romanen auf das Publikum im Allgemeinen und die Kinder im Besonderen keine so hohe Bedeutung beimessen, als es gewöhnlich geschieht. „Es müßte schlimm zugehen", meint er, „wenn ein Buch unmoralischer wirken sollte, als das Leben selber, das täglich die skandalösen Szenen im Ueberfluß, wo nicht vor unseren Augen, doch vor unseren Ohren entwickelt. Selbst bei Kindern braucht man wegen der Wirkungen eines Buches oder Theaterstückes keineswegs so ängstlich zu sein. Das tägliche Leben ist, wie gesagt, lehrreicher als das wirksamste Buch. Auch hält der Dichter die Vorsicht, in Gegenwart der Kinder gewisse Dinge nicht zu berühren, für durchaus unnütz, obwohl er selber in der Praxis so verfährt. „Denn", so begründet er, „die Kinder haben, wie die Hunde, einen so scharfen und feinen Geruch, daß sie alles entdecken und auswittern, und das Schlimmste vor allem anderen". Daß es unmöglich ist, den Menschen vor dem Menschen zu verheimlichen, wie die jugendliche Neugierde sich auf irgend eine Weise über die natürliche Geschichte unseres Geschlechtes Aufklärung zu verschaffen weiß, hat er uns in den „Bekenntnissen der schönen Seele" gezeigt. Der Frage, wie weit das Nackte in der Kunst, speziell für die weibliche Erziehung zulässig sei, tritt er in der „Kunstnovelle" (W. XXVIII. S. 146) näher. Die von dem Bilde der nackten Venus beleidigte Dame, die dort im Briefe vorgeführt wird, kann die Erzieher nicht loben, die solche Gegenstände nicht vor den Augen eines jungen Mädchens verheimlichen, worauf die Angeredete, die den Gegenstand von Jugend auf gesehen, zurückfragt: „Wie hätten sie das sollen, und wie hätten sie's gekonnt? Man lehrte mich die Naturgeschichte, man zeigte mir die Vögel in ihren Federn, die Tiere in ihren Fellen, man erließ mir die Schuppen der Fische nicht; und man hätte mir sollen ein Geheimniß aus der Gestalt des Menschen machen, wohin alles weist, deutet und drängt! Sollte das wohl möglich gewesen sein? Gewiß, hätte man mir alle Menschen mit Kutten zugedeckt, mein Geist hätte nicht eher gerastet und geruht, bis ich mir eine menschliche Gestalt selbst erfunden hätte. Und bin ich nicht auch ein Mädchen? Wie kann man den Menschen vor dem Menschen verheimlichen? Und ist es nicht eine gute Schule der Bescheidenheit, wenn man uns, die wir uns überhaupt noch immer für hübsch genug halten, das wahre Schöne kennen lehrt?"

Goethe setzt bekanntlich alles daran, den Menschen in seiner ganzen Körperlichkeit kennen zu lernen. Bald dringt er anatomisch zergliedernd in sein Inneres ein, bald haftet er in liebevollem Anschauen der Gestalt an der Oberfläche, und umgeben von antiken Statuen glaubt er sich in einem „bewegten Naturleben" zu befinden. „Man wird die Mannigfaltigkeit der Menschengestaltung gewahr und durchaus auf den Menschen in seinem reinsten Zustand zurückgeführt, wodurch dann der Beschauer selbst lebendig und rein menschlich wird." Wie für Goethe nichts fürchterlicher ist, als Einbildungskraft ohne Geschmack, so ist er andererseits überzeugt, daß jene nur durch Kunst, besonders durch Poesie geregelt werden könne. Unter dem ästhetischen Gesichtspunkt betrachtet, gewähren ihm die Deutschen keinen erfreulichen Anblick. Goethe fällt über seine Landsleute ein wenig günstiges Urtheil, weil sie, gewohnt das Gute ohne viel Prunk zu thun, selten daran denken, „daß es auch eine Art gibt, das Rechte mit Zierlichkeit und Anmuth zu thun." Den Grund, warum es mit der ästhetischen Bildung so traurig bestellt ist, sucht er vor allem in der Ungewohntheit des Menschen, etwas Gutes zu genießen. So kommt es, daß viele schon am Albernen und Abgeschmackten, wenn es nur neu ist, Vergnügen finden. „Der Mensch ist so geneigt, sich mit dem Gemeinsten abzugeben, Geist und Sinne stumpfen sich zu leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit, es zu empfinden, bei sich auf alle Weise erhalten sollte. Man sollte alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde sehen und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte sprechen." Wie unendlich weit wir von der Erfüllung dieser Forderung entfernt sind, braucht hier nicht besonders betont zu werden. Jeder Blick ins Getriebe des Tages enthüllt hier häßliche Bilder, die Nachtseite des struggle for life, aber in den seltensten Fällen die Freude am Dasein, die Freude am Schönen. Für die Erziehung des heranwachsenden Geschlechts, das mit materiellen Sorgen noch nicht belastet ist, erwachsen um so größere Aufgaben. Namentlich die Werke der bildenden Kunst sind hier berufen, eine große Rolle zu spielen.

Wie Goethe darüber gedacht, läßt sich am ersten durch Rückschluß aus den Bemerkungen über seine Jugenderziehung und die Wirkung der ersten künstlerischen Eindrücke darthun.

Schon durch den Vater war ihm Interesse für Gemälde und Kupferstiche eingeimpft worden. Zur Zeit des Königsleutnant wurde das Interesse für Malerei lebhaft angeregt, der Maler Seekatz gehört zu den Freunden des Hauses, außerdem bekommt der junge Wolfgang täglichen Zeichenunterricht, lernt früh mit Zirkel und Lineal umgehen, zeichnet nach der Natur und gewöhnt sich frühzeitig daran, die ihm vorkommenden Gegenstände mit künstlerischem Blick zu betrachten. Oeser's Unterricht in Leipzig fördert Geist und Geschmack, er treibt auch Kunstgeschichte, kommt aber über die großen Mängel seiner künstlerischen Jugendbildung nicht hinweg. Namentlich tadelt er die illustrirten Werke, z. B. die Kupfer in der prosaischen Uebersetzung des Homer, die er bei Onkel Stark immer studirt, Bilder, die ihm dermaßen den Geschmack verderben, daß er sich lange Zeit die homerischen Helden nur unter diesen Gestalten vergegenwärtigen konnte. Plastisches lernte er in seiner Vaterstadt überhaupt nicht kennen. Um so empfänglicher tritt er in die neue Welt der antiken Statuen ein. In Leipzig macht der tanzende Faun den tiefsten Eindruck auf ihn, der nachhaltig bleibt, bis er sich in das volle Meer der Mannheimer Sammlung stürzt. Dann werden die edlen Gestalten eines Laokoon, einer Niobe für ihn eine Art „von heimlichem Gegengift" gegen das Schwache, Falsche, Manierirte, und wie vor einem „Unendlichen, Unerforschlichen" sehen wir ihn vor den plastischen Kunstwerken stehen.

Seinen Lieblingsgedanken, selber ausübender Künstler zu werden, mußte Goethe in richtiger Erkenntniß seiner Beanlagung aufgeben, der Frage aber, wie die Kunst in den Dienst der Erziehung gestellt werden könne, hat er Zeit seines Lebens das regste Interesse zugewendet.

Nachdem er durch seine Versuche im Zeichnen und Malen, durch Betrachten von Bildern die Fähigkeit erworben, „die Natur mit den Augen dieses oder jenes Künstlers zu sehen“, hat er dem Zeichnen stets eine große Bedeutung beigemessen. Mit Zeichenunterricht, jener Disziplin, um die in der Gegenwart noch lebhaft gekämpft wird*), hat er es immer zu thun. Für Frankfurt empfiehlt er Zeichenschulen als Noviziate für Talente, Diderot's Vorschläge zur Errichtung einer Zeichenschule werden eingehend betrachtet, ein Zeichenbuch für die Zöglinge der Kunst nicht minder genau besprochen. Die Kunstempfänglichkeit, den Sinn für das Maß auszubilden und zu pflegen, stellt er als die Aufgabe des Erziehers hin. Dementsprechend ist in der pädagogischen Provinz alles auf ästhetische Erziehung zugeschnitten, den Künsten die erste Stelle eingeräumt. Hier zeigt sich namentlich, welch hohen Werth er der Musik beimißt, die in seinen Werken sonst zurücktritt. Musik und Gesang sind die Grundlagen alles Unterrichts, und die ganze pädagogische Provinz kann als ein Utopien der Erziehung durch und zur Musik bezeichnet werden. Die Dichtkunst und der Bezirk der bildenden Künste darf dabei natürlich nicht fehlen. Maler, Bildhauer, Baumeister sehen wir inmitten einer durchaus würdigen Umgebung sich entwickeln, wie sie dem bildenden Künstler, dessen Geist namentlich der Reinheit der Anschauung bedarf, entspricht. Die niederen Künste bis zum Tanze herab schließen sich an. Für alles, was im Leben wünschenswerth erscheint, ist in der pädagogischen Provinz gesorgt, die Erziehung im Wesentlichen als ein Mittel zum menschlichen Glück aufgefaßt, wozu die Künste nach Goethe's Anschauungen in erster Linie beitragen. Ihnen schreibt Schiller's kunstphilosophische Betrachtung in den „Künstlern“ die Entwilderung und höhere Entwicklung des Menschengeschlechts zu, und der Altmeister singt:

Gott sandte seinen rohen Kindern
Gesetz und Ordnung, Wissenschaft und Kunst,
Begabte sie mit aller Himmelsgunst,
Der Erde krasses Loos zu mindern.
Sie kamen nackt vom Himmel an
Und wußten sich nicht zu benehmen;
Die Poesie zog ihnen Kleider an,
Und keiner hatte sich zu schämen.

Für unsere höheren Schulen ist dieser eudämonistische Gesichtspunkt bis jetzt kaum ernstlich in's Auge gefaßt worden. Man kann, selbst als prinzipieller Freund der Gymnasien, sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß diese Schulgattung namentlich für die Ausbildung der künstlerischen Anschauung wenig leistet. Was bringen, fragt K. Lange, die meisten Gymnasialabiturienten von Vorkenntnissen und Begriffen von Kunst auf die Universität mit? Ich antworte: Nichts oder so gut wie nichts. Sie können keine gothische Kirche von einer romanischen, keinen Kupferstich von einem Holzschnitt, kein Aquarell von einem Oelbild unterscheiden. Und wenn sie es selbst können, so haben sie doch nicht die Vorkenntnisse, um den Unterschied in Worte zu fassen. Es fehlt ihnen jeder klare Begriff vom Wesen der Kunst. Sie sehen in den Kunstwerken nicht das, worauf es ankommt, und die Fähigkeit, sich in die Intentionen eines Künstlers zu versetzen, ist bei ihnen meistens in sehr geringem Grade ausgebildet. — So lautet das Urtheil, wenn man die Ausbildung des Schülers für einen bestimmten Beruf ins Auge faßt. Die andere Seite der Frage, was wird für die allgemeine Bildung geleistet, muß in demselben negativen Sinne beantwortet werden. Wenn aber die Schule wirklich den Zweck hat, die Menschen nicht nur tüchtig und nützlich, sondern auch glücklich und im edleren Sinn genußfähig zu machen, wenn die Fähigkeit des künstlerischen Genusses für das spätere Leben im Gegensatz zu dem Streben nach schrankenlosem materiellen Lebensgenuß auf der einen und zur absoluten Lebensverneinung auf der anderen Seite die edelste und schönste Form der Erholung bietet, dann hat jede neue Schulreform auch hier einzusetzen.

Ad. Langguth.

*) Hier sei namentlich auf Konrad Lange's schönes Buch: „Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend“ (Darmstadt 1893) verwiesen.

Matti's Pfeife.

(Ein Charakterbild.*)

Matti besitzt keine großen Freuden im Leben und auch nicht viele Genüsse; seine Pfeife ist sein bester Freund auf der Welt.

Darum liebt er seine Pfeife und behütet dieses Rauchgeräth, wie der Wahrsager all das behütet, was er braucht, um sein Opfer zu verrichten.

Welcher Unterschied zwischen der Art, wie die heutige Jugend ihr Rauchzeug behandelt und die, in der Matti vorgeht. Die Cigarette, die in dem Haufen zwischen den andern gedrückt ist, oder die Cigarre, die in der Tasche aufgerollt ist, steckt man nachlässig zwischen die Zähne, man zündet sie in Eile an und wirft den halbausgebrauchten Stummel verächtlich auf den Boden. Wenn Matti aber seine Pfeife stopft, ist dies Geschäft für ihn wie eine heilige Ceremonie, ein Fest, das der Erinnerung an die glücklichsten Stunden seines Lebens gewidmet ist.

Darum zieht er fast mit Andacht dieses Zaubergeräth aus seiner Brusttasche; darum paßt er so sorgfältig den Stiel in den Pfeifenkopf, den die plumpen Finger so zärtlich liebkosen, als wäre er das Köpfchen eines kleinen Kindes — seines eigenen.

Und zahlreich und angenehm sind die Erinnerungen, die sich an diesen Kopf aus Maserkropf**) knüpfen und die jedes Mal wieder emportauchen, wenn seine Finger ihn berühren.

Einst im Sommer, als Matti noch jung war, wanderte er an einem schönen Samstagabend nach vollendetem Tagewerk in der Stadt heim zu seiner kleinen neuen Ansiedlung. Am Wegrande fand er eine uralte Birke, die einen Maserkropf trug. Behutsam löste er ihn von der Birke los und trug ihn nach Hause, als wäre es ein kleines Lamm gewesen. Während des Sommers ließ er den Maserkropf trocknen und untersuchte ihn fortwährend, und während der langen Winterabende schnitzte er daraus einen Pfeifenkopf. Er schnitt ein Gesicht mit breitem Kinn, großem Munde, dicken Lippen und einer platten Nase aus — ein vollkommenes Abbild von sich selbst.

Es ist an einem Sommerabend. Matti hat gebadet***) und sein derbes Abendbrot gegessen und rüstet sich nun, seine Pfeife zu stopfen. Laubzweige duften unter den Dachsparren, und frisches Gras ist auf dem Boden ausgestreut. Im Mundwinkel hängt der gebogene Pfeifenstiel, der aus einem einzigen Holzstück gemacht ist. Der Mund ist ernst, aber sein Auge lacht, und aus der Hosentasche sticht der schwellende weiche Beutel, strotzend voll Tabaksblätter, hervor.

Seit langer Zeit hat Matti sich nicht mehr über die Ernte vom eigenen Felde freuen können; er mußte von seinem Acker fortgehen, um für andere Ackergräben zu graben und auf den Schwendeäckern Anderer sein Tagewerk

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Finnischen von E. Brausewetter.

**) Gemaserte Auswüchse aus Holz an Birken und ähnlichen Bäumen.

***) In Finland ist es üblich, ganz regelmäßig Dampfbäder zu nehmen. Jedes Bauernhaus hat seine Badehütte.

zu vollbringen. Ein Ackerstückchen hat er aber doch für sich behalten, nämlich sein Tabaksland, das hinter dem Stall, der zu seinem einstigen Höfchen gehörte, in der Ecke zwischen zwei Nebengebäuden, nur nach Süden frei lag, sodaß die Wärme in kalten Nächten tüchtig von den Wänden ausstrahlen sollte.

Wie man seine Blumen am Fenster hegt und pflegt, so pflegt Matti seine paar Tabakspflanzen. Er begießt sie, pflückt das Unkraut und überflüssige Blumen ab, an kalten, klaren Abenden blickt er unruhig zum Himmel hinauf und schleicht sich bisweilen mitten in der Nacht hinaus, um zu fühlen, ob der Boden auch nicht mit Reif*) bedeckt ist. Noch ist es dem Frost niemals geglückt, Matti's Tabaksernte zu zerstören; es ist ihm noch immer gelungen, sie zu bergen, bevor der Feind sich in sie hineingebissen, und er hat sie trotzdem niemals zu früh abgeschnitten. Und Matti's Tabak ist vortrefflich, nicht zu schwach und auch nicht zu stark, denn er weiß, wie er nach allen Regeln der Kunst getrocknet, verwahrt, zerrieben und — wie die Pfeife damit gestopft werden muß.

Nun taucht der Pfeifenkopf in den Tabaksbeutel hinab, und die Hand füllt ihn zärtlich und sorgfältig mit zerriebenen Blättern, darauf taucht er wieder aus seinem Versteck hervor und der gebogene Stiel nimmt seinen alten Platz zwischen den Lippen ein, während die Oeffnung des Beutels langsam zugeschnürt wird, worauf er in die linke Hosentasche gleitet, niemals in die rechte.

Matti hat es nicht eilig, denn noch ist der Abend hell genug, daß man sitzen und rauchen kann, und eine Arbeit, die eilig ausgeführt wird, wird immer schlecht gemacht. Und ruhig und gründlich und schmunzelnd vor Wohlbehagen rüstet sich Matti, sein Opferfeuer anzuzünden.

Er gehört nicht zu denen, die eigene Thaten preisen und die aller andern tadeln, aber dennoch empfindet er bisweilen einen gewissen Stolz darüber, daß er noch nie in seinem Leben ein Streichholz benutzt hat, um seine Pfeife anzuzünden. Er traut diesen sprühenden kleinen Dingern nicht, die einem ins Gesicht zischen, wie böse Katzen, und ausgehen oder nicht zünden, wenn man sie gerade brauchen will. Matti will auf kunstmäßige Weise Feuer schlagen und macht es immer mit Feuerstein und Feuerschwamm.**)

Zahlreich sind auch die Erinnerungen, die sich an die Bereitung des Feuerschwamms knüpfen. Er holt nicht ein einziges Mal sein Feuergeräth aus der Tasche, drückt den Feuerschwamm auf den Feuerstein und schlägt blinkende Funken daraus, ohne daß nicht seine Gedanken ihn zu einsamen Einödeplätzen***) führen, wo die Birken herrliche Feuerschwämme tragen und wohin die heutige Jugend nicht mehr den Weg kennt. Einmal im Jahr, in der Woche nach Johanni wenn die Frühlingssaat bestellt ist, verschwindet Matti mit seinem Birkenrindenränzel auf dem Rücken und der Axt in der Hand in die Tiefe der Einöde, dringt in die dunkelsten Wälder ein, verbringt einige Nächte beim Holzfeuer und kehrt mit einer ganzen Last Feuerschwämme auf dem Rücken zurück, die er bereits im Walde ganz fertig geschnitten hat. Und er weiß sehr genau, was man an den verschiedenen Stellen finden kann, sowohl in den Thälern, als auf den Bergesgipfeln und Abhängen.

Schon sprüht ein Funke aus Matti's Feuerstein, und fast immer flammt der Feuerschwamm sofort auf. Der Feuerschwamm brennt in einer ganz anderen Weise, als ein Streichholz, er glüht ganz still und verbreitet in der Stube einen Duft wie von brennendem Moor an Sommerabenden.

Und denselben Duft verleiht er auch dem Tabak, den er mild und behutsam anzündet. Der Tabak knistert dabei leise und hebt sich aus dem Pfeifenkopf; aber Matti drückt ihn mit dem Daumen hinab und ordnet ihn sorgfältig darin. Und wenn die Naturkräfte in dem Pfeifenkopf zu wirken begonnen haben und der Rauch den alten Weg durch den Stiel zu dem saugenden Munde zu wandern beginnt, von dem er durch den Mundwinkel auf der andern Seite sich seinen Ausweg sucht, während eine dichte Rauchwolke vom Pfeifenkopf bei jedem neuen Aufflackern aufwallt — dann stützt Matti die Ellenbogen auf die Knie und versinkt in Gedanken.

Der Abend beginnt dunkel zu werden, nur die Gluth im Pfeifenkopf glimmt, und der wallende Rauch leuchtet roth gegen die schwarze Wand der Hütte. Woran denkt wohl der Matti, wenn er da so sitzt, fern von den andern, ohne sich in ihr Gespräch zu mischen? Er hat viele Sorgen gehabt und viel Noth erlitten. Der Frost nahm seine Ernte und trieb ihn von seinem Ansiedlerhof. Seine Frau starb, seine Kinder wurden rings in der Welt verstreut. Wenn er abends ermattet von seiner Arbeit wieder erkehrt, überkommen ihn all die alten Erinnerungen doppelt schwer. Aber in den Rauchwirbeln ruht Vergessen, sie zaubern in seinem Gedächtniß andere Erinnerungen hervor, die sich an den Tabak knüpfen: er entsinnt sich, wie er den Baum fand, aus dem er den Pfeifenkopf schnitt, er entsinnt sich, wie er Feuerschwämme suchte, wie er sein Tabaksland hegte und wie er dann seine Pfeife stopfte, wie er sie am Morgen stopfte, wenn er zur Arbeit ging, und am Abend, wenn er wieder heimkehrte, und bisweilen auch mitten am Tage, wenn er an einem Grabenrande saß. Im Rauch dieser Erinnerungen, dieser einzigen Freuden, die er je genossen, verdunsten Matti's frühere Leiden, und alle Zukunftssorgen lösen sich auf und verschwinden. Und er sorgt sich nicht, wer sein Tabaksland bestellen und ihm Feuerschwämme holen soll, wenn er selbst es einmal nicht mehr vermag. Noch reichen ja seine Tabaksvorräthe mindestens für fünf Jahre und Feuerschwämme hat er mindestens zehn Jahre fertig liegen; vielleicht kann auch die Pfeife noch so lange Dienste leisten, wie er lebt. Und warum sich um den morgenden Tag sorgen?

Mattis Pfeife ist bis auf den Grund ausgebrannt; während er so in Gedanken versunken dagesessen hat. Noch ein letztes Mal flammt die Gluth auf und erlischt dann und mahnt ihn daran, daß es an der Zeit ist, zu Bett zu gehen.

Dennoch muß er erst gehen sich sein Tabaksland ansehen. Großblättrig gedeihen Matti's Pflanzen, immer dicker sind die Stiele geworden, je dunkler die Nächte wurden. Noch braucht er nicht vor Frost Furcht zu haben, der Himmel ist wolkig, und ein warmer, milder Windhauch kommt drüben vom See herüber.

Matti streckt sich auf der Schlafbank aus mit der Pfeife im Munde und den Tabaksbeutel unter dem Kopf. Er hat keine anderen Schätze zu behüten und beneidet auch keinen andern, der solche besitzt. Aber ich glaube, es gibt manche, die Matti um seine friedlichen Tabakstimmungen beneiden und glücklicher wären, wenn sie keine größeren Schätze zu hüten hätten, als er.

Juhani Aho.

*) Nachtfröste kommen in Finland zu jeder Jahreszeit vor.

**) Ein an Bäumen wachsender Schwamm, der zur Zunderbereitung gebraucht wird.

***) „Einöde" nennt man in Finland die riesigen sandkreideartigen Waldstrecken, die ganz unbebaut und unbewohnt sind, von Höhen und auch von Sümpfen und Morästen durchzogen.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 4. Berlin, den 27. Oktober 1900. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von **Georg Reimer**, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¼—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Es liegt bei:

Nr. 4 der Handelspolitischen Flugblätter der „Nation“: Maximal- und Minimal-Tarif.

Politische Wochenübersicht.

Der Reichskanzler Graf Bülow hat mit England ein Abkommen getroffen, gegen dessen Inhalt sich nichts einwenden läßt. Beide Mächte bekennen sich zum Programm der offenen Thür in China; beide Mächte wollen sich kein chinesisches Gebiet aneignen; sie wollen die anderen interessirten Staaten veranlassen, in gleicher Weise zu handeln, und sollte es doch zu einer Auftheilung Chinas kommen, so wollen England und Deutschland berathen, was alsdann zu thun sei.

Von diesem Abkommen kann die Kritik nur eines sagen. Bedeutung hat die Uebereinkunft, so wie sie vorliegt, allein in dem Falle, wenn alle Mächte bereit sind, kein chinesisches Gebiet anzutasten. Gelangt aber ausschließlich unter dieser Bedingung der Vertrag zu realer Bedeutung, so muß man fragen, warum ihn veröffentlichen, ehe die allseitige Zustimmung vorliegt; solche vorzeitige Veröffentlichung kann Antipathien wecken und macht den Eindruck, als sollte den anderen Staaten ein von Außen kommender unerfreulicher Zwang auferlegt werden.

Geht aber auf diesen Vorschlag auch nur eine Großmacht nicht ein, und schreitet sie zur Aneignung chinesischen Gebietes, so stehen wir wiederum vor dem Nichts; denn alsdann ist neuen Erwägungen anheimgegeben, was nunmehr erfolgen soll. Also nicht nur die bisher nicht gebundenen Mächte behalten die Freiheit ihrer Entschließung, sondern auch England und Deutschland erlangen dann ihre Freiheit wieder.

Die reale Bedeutung der Vereinbarung liegt daher zunächst in einer anderen Richtung. Sie beweist China, daß man mit Deutschland und England ohne entehrende territoriale Verstümmelung zu einem Frieden gelangen kann. Das mag den Abschluß des Friedens beschleunigen, und das mag die deutsche und englische Position in China kräftigen. Der Vertrag zwingt andererseits die Mächte, ihre Karten vor der Oeffentlichkeit auf den Tisch zu legen und zur Frage der Uneigennützigkeit nicht nur offiziös, sondern definitiv Stellung zu nehmen. Das sind gewisse Vortheile. Als größten Vortheil aber betrachten wir es, daß Deutschland gegenüber aller Abenteuerlust sich jetzt zunächst selbst die Hände gebunden hat und für den Augenblick nicht in der Lage ist, sich durch Annektionen den Mühlstein chinesischer Gebietstheile an den Hals zu hängen. Daß wir selbst für eine vorsichtige Politik uns so energisch engagiren und auf diesem Grund uns festankern und allen Treibereien auch in Deutschland einen Riegel vorschieben, ist das allererfreulichste.

Das chinesische Problem ist durch die Unberechenbarkeit der chinesischen Verhältnisse so verwickelt; es ist so verwickelt, weil eine so große Anzahl von Großmächten zusammen zu wirken gezwungen ist; so kann denn jeder Schritt, der gethan wird, zu Zweifeln Anlaß bieten, und er muß in seiner Tragweite zunächst einigermaßen skeptisch beurtheilt werden. Nur tastend kann man vorwärts kommen; und ob das jetzt angewandte Mittel hierzu geeignet ist, ob auf diese Weise sich alle Mächte um ein Programm sammeln lassen—?

Es ist ein neuer Versuch, der zeigt, was Deutschland will; der unser Programm enthält; der erweist, daß außer der Frage der Sühne uns nur handelspolitische und nicht eroberungssüchtige Absichten beseelen. Mit diesem Vertrage ist daher sicher auch nicht eine Option Deutschlands zwischen Rußland und England erfolgt; gerade wenn Deutschland handelspolitische Ziele verfolgt, dann mußten wir freilich mit England, der größten Handelsmacht im Osten, zuerst ins Reine zu kommen suchen.

Man sollte die Tragweite der Uebereinkunft nach der Richtung, um zum Frieden zu gelangen, nicht überschätzen, aber man sollte auch nicht über den Vertrag pessimistisch urtheilen, und es ist schwerlich ein Grund zu der Befürchtung vorhanden, daß wir nunmehr, langsam von England geschoben, gegen unseren Willen in einen schroffen Antagonismus zu Rußland hineingleiten werden.

Aus China selbst nichts neues. Im Süden Revolten und in Petschili militärische Bewegungen; weder die Bedeutung dieser noch jener vermag man näher zu erkennen.

An die freigewordene Stelle des Grafen Bülow als Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten ist Freiherr von Richthofen getreten.

Der Bund der Landwirthe hat sich endlich einmal um das deutsche Vaterland verdient gemacht. Die Vorsitzenden sandten an den neuen Reichskanzler, Grafen Bülow, eine Eingabe, in der sie klipp und klar ihre Bedingungen für die künftige Gestaltung der deutschen Zollverhältnisse stellen; unter allen Umständen Maximal- und Minimaltarif und Ausschließung jeder Möglichkeit, „noch unter den Minimaltarif gehende vertragliche Zollkonzessionen an fremde Staaten zu ertheilen."

Nun weiß Graf Bülow, was von ihm verlangt wird; es wird ihm das agrarische Messer an die Kehle gesetzt, und er hat zu sagen, ob er sich demüthig dem Bund der Landwirthe unterwirft, oder ob der Krieg bis zum Aeußersten zu beginnen hat. Diese Alternative hat auch unsern Beifall, denn was vor Allem Noth thut, ist Klarheit, damit sich das Volk auf die kommenden Eventualitäten einzurichten in der Lage ist. Diese Klarheit wird auch dem Bürgerthum und dem Arbeiterstand zu einer Energie verhelfen, die für Kämpfe von dieser Bedeutung geboten ist.

Sich an den Gegensätzen vorbeizuschleichen, ist nicht mehr möglich, und daß den Weg für dieses Vorbeischleichen der Bund der Landwirthe versperrt hat, ist ein Gewinn für alle Theile.

Der Direktor im Reichsamt des Innern von Woedtke hat seiner Zeit, wie jetzt bekannt wird, mit Erfolg das „etwas eigenthümliche" Verlangen an die Großindustrie gestellt, 12 000 Mark für die Agitation zu Gunsten der „Zuchthausvorlage" herzugeben. Die Frage bleibt, wußte Graf Posadowsky von diesem Staatsgeschäft mit privater Konsortialbetheiligung, von diesem Gesetzgebungsversuch in großindustrieller Entreprise? Eine Frage, die zu Gunsten des Grafen Posadowsky sich nur dann verneinen läßt, wenn man annehmen wollte, daß im Reichsamt des Innern eine anarchische Disziplinlosigkeit herrscht.

Die Freisinnige Volkspartei hat in Görlitz einen Parteitag abgehalten. Die Berathungen bewegten sich in den bekannten Bahnen, die die Partei verfolgt. Es sind gute Reden gehalten worden, und wenn diese Reden einen größeren Eindruck auf die Bevölkerung machen, um so besser für die Linke des Parlamentes.

* *
*

Zur chinesischen Frage.

Das am 16. d. M. in London abgeschlossene deutsch-englische Uebereinkommen muß als ein Schritt vorwärts auf dem richtigen Wege mit Freuden begrüßt werden. Während es auf der einen Seite das Prinzip der offenen Thür proklamirt, macht es auf der andern allen den Unterstellungen, Anschuldigungen und Verleumdungen ein Ende, die durch Gegner und übereifrige Freunde über die Absichten Englands und Deutschlands seit Wochen und Monaten verbreitet worden sind. In der englischen Presse, in der das Hetzen gegen China, die mandschurische Dynastie, die Kaiserin-Regentin und die chinesischen Staatsmänner, besonders Li Hung chang, systematisch betrieben worden ist, mit der mehr oder weniger offen eingestandenen Absicht, die Regierung zur Besitznahme des Yangtsegebiets zu drängen, wird das Abkommen daher auch nur mit sehr getheilten Gefühlen aufgenommen werden; man wird dort versuchen, sich über die Enttäuschung, die dasselbe den chauvinistischen Heißspornen bereitet, damit zu trösten, daß seine Spitze gegen Rußland gerichtet sei. „Sollte eine andere Macht, — heißt es in dem Abkommen —, die chinesischen Komplikationen benutzen, um unter irgend einer Form solche territorialen Vortheile zu erlangen, so behalten beide Kontrahenten sich vor, über etwaige Schritte zur Sicherung ihrer eigenen Interessen in China sich vorher untereinander zu verständigen." Da die russische Regierung vom Beginn der Wirren an stets erklärt hat, auch in den im Kampf gegen die Chinesen besetzten Landstrichen keine territorialen Erwerbungen machen zu wollen, so fallen damit die gegen Rußland gerichteten Unterstellungen fort, dem ja außerdem volle Freiheit gelassen ist, sich dem durchaus mit den von ihm verkündeten Prinzipien übereinstimmenden Abkommen anzuschließen. Daß die Vereinigten Staaten und Japan, Oesterreich-Ungarn und Italien dies thun werden, ist ebenfalls zu erwarten, wenn auch seitens der ersteren vielleicht mit der Einschränkung, daß sie im Falle einer Gebietserwerbung durch eine andere Macht sich weitere Schritte allein vorbehalten. Frankreich wird unzweifelhaft dem Beispiel Rußlands folgen und es ist daher zum wenigsten nicht unmöglich, daß auch in dieser Beziehung Einstimmigkeit der Mächte erzielt und damit die Grundlage für eine weitere gemeinsame Aktion geschaffen werde. Die letztere kann sich aber als nothwendig erweisen, falls man sich am Sitz des Hofes über die von den Mächten geforderte Bestrafung der Hauptschuldigen nicht bald schlüssig machen sollte. Die in dieser Beziehung vorliegenden Meldungen sind leider weder endgültig noch zuverlässig; sie stammen zum größten Theil aus Quellen, die der chinesischen Regierung feindlich sind und Mißtrauen gegen dieselbe zu säen suchen; auf der anderen Seite scheint es nur natürlich, daß Leute, deren Kopf man verlangt, jedes Mittel anwenden, um zu versuchen, denselben zu retten. Alle Mittheilungen werden daher mit großer Vorsicht aufzunehmen sein.

Auch die Berichte über die Verhandlungen im Schoße des diplomatischen Korps in China scheinen darauf hinzudeuten, daß man dort beginnt, zu einer allgemeinen Verständigung zu gelangen. Von den angeblich in einer Konferenz der in Peking anwesenden Gesandten am 10. d. M. gefaßten Beschlüssen lassen sich die meisten: die Bestrafung der schuldigen Beamten, die Zahlung einer Entschädigung und die Einstellung der öffentlichen Prüfungen in den Distrikten, in denen Fremde ermordet worden sind, während eines Zeitraums von fünf Jahren als durchaus sachgemäß bezeichnen. Ob die verlangte Abschaffung des Tsungli-Yamen und die Ersetzung desselben durch einen Minister der auswärtigen Angelegenheiten sich als praktisch erweisen dürfte, scheint zum mindesten zweifelhaft. Der Schaffung einer mit der Wahrnehmung der äußeren Angelegenheiten betrauten aus den höchsten Beamten der verschiedenen Ministerien zusammengesetzten Kommission in 1861 lag die Idee zu Grunde, die Lösung der Schwierigkeiten, die sich aus den Widersprüchen zwischen den Bedürfnissen der inneren und äußeren Politik

ergeben konnten und mußten, innerhalb dieser Kommission herbeizuführen und den Entschließungen derselben so von vornherein die Unterstützung der großen Staatsämter, d. h. der Ministerien, zu sichern. Daß die Zusammensetzung des Tsungli-Yamen und die derselben zu Grunde liegende Idee die Verhandlungen der fremden Diplomaten mit dieser vielköpfigen Behörde nicht gerade erleichtern konnten, ist selbstverständlich, und die Ueberzeugung, oder wenigstens die Hoffnung, daß man mit einem Manne leichter fertig werden würde als mit acht oder neun, ist wohl die Mutter des Gedankens der Schaffung eines Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten. Fraglich bleibt aber immer, ob derselbe sich nicht auf die Dauer viel unentschlossener als das Tsungli-Yamen zeigen wird, da er sich allein der Opposition aller Fachminister und der Provinzialbehörden gegenüber befinden dürfte. Was unter der Forderung von Vorkehrungen für einen vernünftigen Verkehr mit dem Kaiser verstanden wird, ist schwer zu sagen. Wird damit gemeint, daß die einzelnen fremden Gesandten das Recht haben sollen, in Privataudienzen dem Kaiser gegenüber ihre Wünsche und Forderungen resp. die Weisungen ihrer Regierungen zum Ausdruck zu bringen und Entscheidungen desselben zu verlangen und eventuell zu erzwingen, so scheint eine solche Forderung nicht allein allen im internationalen Verkehr bestehenden Vorschriften und Gebräuchen entgegenzulaufen, sondern auch ganz dazu geeignet zu sein, in Peking neue Verwicklungen und Schwierigkeiten hervorzurufen. Man braucht sich nur vorzustellen, wie die Sachen sich gestaltet haben würden, wenn die Befehdung der Vertreter Englands, Frankreichs und Rußlands unter einander, die die politische Signatur der letzten Jahre war, sich vor resp. gegenüber dem Kaiser selbst abgespielt gehabt hätte, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß ein geschäftlicher Verkehr der Gesandten mit dem Kaiser auch in der Zukunft die politische Lage nur verschlechtern, nicht aber verbessern könne.

Die Rasirung der Takuforts und der zwischen Taku und Tientsin gelegenen Befestigungen wird, wenn sie sich als nothwendig herausstellen sollte, jedenfalls als Korrelat einer Erklärung der fremden Mächte bedürfen, daß sie gemeinschaftlich die Verpflichtung übernehmen, während der Dauer der Aufrechterhaltung dieser Maßregel Peking und Nordchina gegen jeden Angriff einer nicht bei den Verhandlungen betheiligt gewesenen Macht wie auch einer der kontrahirenden Mächte zu schützen. Anderenfalls würde es weder gerecht noch klug sein, den Eingang zur hauptstädtischen Provinz und der Hauptstadt schutzlos jedem Angriff bloßzustellen.

Das Verbot der Einfuhr von Feuerwaffen mag als eine vorübergehende Maßregel, bis zur Wiederherstellung der Ruhe resp. der Bezahlung der zu fordernden Entschädigungen ersprießlich und nothwendig sein; länger wird es sich schon aus dem Grunde nicht aufrecht erhalten lassen, weil zur Durchführung einer solchen Maßregel die Zustimmung aller Mächte nothwendig ist. Wie würde man sich z. B. die Aufrechterhaltung des Verbots denken, wenn augenblicklich oder später eine der größeren Mächte erklärte, dasselbe nicht mehr anzuerkennen? Und an dem Willen dazu wird es der einen oder anderen nicht fehlen.

Ganz besonders schwierig wird sich die Frage wegen der Etablirung dauernder Schutzwachen der Gesandtschaften gestalten, wenn auch nicht während der ersten Zeit, so doch späterhin. Und sie wird dadurch nicht erleichtert werden, daß die Verwendung der Schutzwachen der Gesandtschaften im Juni d. J. nicht eine solche gewesen ist, wie sie sich nach dem Völkerrecht rechtfertigt. Die ersten Angriffe auf die Gesandtschaften haben am 20. Juni stattgefunden, aber schon in der Zeit vom 14. bis zum 17. Juni sind zahlreiche Chinesen, angeblich Boxer, von den Schutzwachen der Gesandtschaften und Privatpersonen, die sich den ersteren angeschlossen hatten, auf den Straßen und in Tempeln niedergemacht worden. In manchen der von Augenzeugen angeführten Fälle kann die Entrüstung über den Mord und die Mißhandlung eingeborener Christen als Erklärung und Entschuldigung dienen, aber wenn, wie dies leider unzweifelhaft scheint, von der Stadtmauer der Tatarenstadt aus auf die in der Chinesenstadt exerzirenden Boxer geschossen wird und einige vierzig derselben getödtet werden, ohne daß die Leute den fremden Angreifern auch nur die geringste Veranlassung gegeben hätten, so kann man das dringende Verlangen der chinesischen Behörden nach der Entfernung der Schutzwachen wohl auch aus anderen Gründen als dem ihnen untergelegten erklären, die Gesandtschaften wehrlos machen zu wollen.

Je mehr man die Einzelheiten der Vorgänge in China kennen lernt, die der chinesischen Kriegserklärung am 19. Juni vorangegangen sind, desto mehr muß man zu der Ueberzeugung kommen, daß nicht nur von Seiten der Chinesen viel gefehlt worden ist. Gerade darum aber wird es nothwendig sein, in dem Ausgang der in Angriff genommenen Verhandlungen nicht ein Werk der Vergeltung und der Rache zu suchen, sondern ein Mittel, die Beziehungen zwischen China und dem Auslande auf einer Grundlage wieder herzustellen, die die Möglichkeit einer weiteren gesunden Entwicklung derselben zum Vortheile Chinas und des Auslandes zum mindesten nicht ausschließt. Es ist in der Beziehung schon zu viel gefehlt worden, als daß es nicht endlich an der Zeit sein sollte, auf den ersten Grundsatz aller wirklich guten Politik zurückzugreifen, d. h. darauf, daß gute Beziehungen zwischen zwei Staaten auf die Dauer nur dann möglich sind, wenn die wirthschaftlichen Interessen beider ihre Rechnung finden. Dann werden auch die traurigen Wirren dieses Sommers nicht ohne segensreiche Nachwirkungen bleiben.

M. v. Brandt.

Moltke's hundertjähriger Geburtstag.

Vor hundert Jahren wurde Moltke geboren.

Um das Jahr 1800 gab es eine fast beispiellose geistige Blüthe in Deutschland.

Welche Namen: Goethe und Schiller; Jean Paul; Tieck und Schlegel; Hölderlin; Novalis und Kleist; Hebel; Arndt; die Humboldt; Schleiermacher; Schelling; dann kommt Hegel und Fichte, und tief in die Zeit hineinragend Lessing und Kant, und die Liste läßt sich in alle Gebiete der Dichtkunst und in viele der Wissenschaft verlängern.

1805 war Schiller gestorben, und 1806 wurde die Schlacht von Jena geschlagen, und es begann die Ausgabe der Goethe'schen Werke in 12 Bänden.

Die höchste geistige Entwicklung, die sich mit den höchsten Gipfelpunkten irgend einer Kulturentwicklung vergleichen läßt, und der staatliche Zusammenbruch, das staatliche Wegwischen eben jenes Volkes, dessen Heroen den deutschen Geist wieder einmal zur Unsterblichkeit emporgeführt hatten. Es gibt wenige Katastrophen in der Geschichte von gleicher Tragik.

> Wehe, mein Vaterland Dir, die Leier zum Ruhm Dir zu schlagen
> Ist, getreu Dir im Schoß, mir Deinem Dichter verwehrt.

Der Zurückschauende hat es leicht, sich zu sagen, daß dieser staatliche Niedergang nur eine Episode sein konnte bei einer Nation, die zu gleicher Zeit zu dieser Gesundheit und Höhe und Fülle geistiger Entwicklung gelangt war. Der staatliche Organismus brach zusammen, weil er gänzlich losgelöst von der Volkskraft, weil er ohne Bereicherung und ohne Befruchtung durch die schöpferischen Kräfte des deutschen Volkes dahin vegetirt hatte.

In diese Zeiten fiel die Geburt Moltke's; und die Entwicklung des Jünglings und Mannes war auch noch begleitet von segensvollen, geistigen Ernten. Sein Wesen trägt den Stempel dieser Epoche. Eine abgeklärte Reife; eine humane, universelle Höhe; eine Kultur, die in ihrer Har-

monie wundervoll bliebe, auch wenn nicht der Abglanz zweier gewaltiger siegreicher Feldzüge auf sie zurückstrahlte. Ueber Moltke als Feldherr hat der Erfolg geurtheilt, und kompetente Kritiker mögen diesen Erfolg zergliedern; aber Moltke ist für Deutschland zugleich der Weiterträger einer Kultur, die für uns als Nation und für die Menschheit einen Gipfelpunkt bezeichnet.

Kein stärkerer Gegensatz ist möglich, als der zwischen Moltke und Bismarck. Es gibt von einem Italiener eine geistlose Kompilation, die eine Fülle geistiger Anregungen zu spenden vermag. Mariotti hat die Aussprüche Cavour's und Bismarck's über die verschiedensten Fragen schematisch neben einander gestellt. Bei Cavour gibt es Wandlungen; aber alles sprießt schließlich aus dem festen, unerschütterlichen Untergrund von Ueberzeugungen hervor; er hat das, was man eine Weltanschauung nennt, trotz aller Wandlungsfähigkeit, die unter neuen Verhältnissen zu immer neuen Anpassungen gelangt. Bei Bismarck ist es fast unmöglich, einen solchen unerschütterlichen Untergrund zu entdecken, wenn nicht in dem unverrückbaren Trieb die eigene Macht zu steigern und damit die Kraft jenes Instrumentes, das die eigene Macht darstellt: die Kraft Preußens zu stärken und weiter zu stärken bis zu dem gewaltigen heutigen Umfang; daneben nur Versatilität; jene Versatilität, die sich für jenes Ziel jeden Weg offen hält, und die unter Umständen jeden Weg zu wandeln bereit ist. Es läßt sich zuversichtlich kaum behaupten, daß Bismarck unter gar keinen Umständen eine bestimmte That zu thun unfähig gewesen wäre. Wenn sie in einem gegebenen Augenblick zweckmäßig war, so lag sie sicher auch nicht gänzlich außer dem Bereich seiner Erwägungen. Seine Thatkraft und seine Fähigkeit, das geeignetste Mittel für den Einzelfall meist mit unübertrefflicher Virtuosität und Wucht zur Anwendung zu bringen, führten ihn zu den genialsten Höhen. Er war der Beherrscher des Augenblicks, der Beherrscher der Entwicklung von Fall zu Fall, — was darüber hinaus lag, erschien ihm problematisch, utopisch und chimärisch. Und gerade darum ist Bismarck ein so gefährlicher Erzieher für eine Nation.

Seine Thatkraft ist allerpersönlichster Art, die nicht zu erlernen ist; und jene Konstellationen der Vergangenheit, die er fast immer zu beherrschen vermochte, kehren nicht wieder. Seine Thaten sind das Bleibende; nicht jene Methode, die sie herbeiführten, und die nur er aus seinem Eigensten zu schaffen und fortzugestalten vermochte. Hat Bismarck den Intellekt des deutschen Volkes unmittelbar entwickelt, so nur dadurch, daß er die Deutschen zu einer realistischen Betrachtung der Weltverhältnisse erzog; er lehrte sie, Wesen und Schein zu unterscheiden, und zu sehen, was ist. Auch eine große Bereicherung für ein Volk; eine Gabe gerade für die ideologischen Deutschen von höchstem Werthe.

Wesentlich anders Moltke; er hat eine Tradition und eine Methode für unser Heer hinterlassen, auf der unmittelbar fortgebaut worden ist, und auf der fortgebaut wird. Und dieser große Mensch verkörpert zugleich die Tradition der höchsten geistigen Blüthe des modernen Deutschland, die umfassende organische wissenschaftliche Betrachtung, und bei aller Thatkraft jene sachliche Humanität, die den gedankenreichen, universellen Deutschen auszeichnet. In Moltke lebte jene Weltanschauung, die individuell ausgestattet, sich als das Ergebniß der Blüthe unseres geistigen Lebens zu Beginn dieses Jahrhunderts darstellt.

Aus der junkerlichen Unkultur und dem junkerlichen Nihilismus gelangte Bismarck's Genialität zur Höhe; Moltke fußt auf der gegebenen hohen, positiven Kultur unserer Zeit; Moltke ist undenkbar ohne unser geistiges Heroenzeitalter; Bismarck verdankt diesem Zeitalter nichts Richtunggebendes für seinen Charakter und für seine Weltbetrachtung. Moltke erscheint wie ein harmonisches, organisches Gebilde in der deutschen Entwicklung; Bismarck wie eine Gestalt geformt von eruptiven, vulkanischen Kräften, die nie wieder in solchem Zusammenwirken sich finden werden. Zur Größe von Moltke und Bismark gelangt auch nicht die kleinere Zahl der Auserwählten. Aber der Moltke'sche folgerichtige Emporstieg kann auch schwächeren Kräften, jedem für seine Strecke Weges, vorbildlich sein. Bismarck ist nur er selbst; er ist unnachahmlich und, wer ihm folgen wollte, stürzte in Abgründe.

Es mag ein Ereigniß von tiefgreifender Bedeutung für die deutsche Entwickelung werden, daß von unseren großen Gestalten, die die Augen von Generationen auf sich ziehen und die Phantasie gefangen nehmen, der Militär sich in die deutsche edelste Geistesentwickelung folgerichtig einfügt und der Staatsmann wie ein isolirter mächtiger erratischer Block erscheint, zwar auch echt deutsch, aber von jener deutschen Art, die sich nicht einfügt, und wenn sie bleibend eingefügt werden soll, schließlich sprengend wirkt.

P. Nathan.

Zur Frage des Rückerwerbs von Straßenbahnen (Kleinbahnen) durch die betheiligten Gemeinden.

Das erst vor einigen Jahren (1892) ergangene Gesetz über Kleinbahnen ist gegenwärtig in einer Hauptbestimmung Gegenstand eines lebhaften Streites geworden, dessen definitive Entscheidung für die betheiligten Gemeinden, insbesondere für die großen städtischen, von sehr erheblicher Bedeutung sein kann. Es handelt sich, juristisch betrachtet, um die Frage, ob die Staatsbehörde, welche dem Bahn-Unternehmer die Konzession nach Maßgabe der §§ 2, 4 des genannten Gesetzes zu ertheilen hat, diese Konzession für eine beliebig lange Dauer oder nur für diejenige Zeitdauer bemessen darf, für welche nach §§ 6, 7 des Gesetzes die, sei es freiwillig gegebene, sei es erzwungene Zustimmung desjenigen vorliegt, der zur Unterhaltung der öffentlichen von der Kleinbahn benutzten Wege aus Gründen des öffentlichen Rechtes verpflichtet ist, praktisch gesagt, da die zur Unterhaltung der öffentlichen Wege Verpflichteten innerhalb der städtischen Grenzen die Städte sind: kann die Staatsbehörde, wenn die städtischen Verwaltungen sich durch den Vertrag mit dem Bahnunternehmer nicht länger als z. B. 15 oder 20 Jahre binden wollen, gleichwohl die Konzession mit rechtlicher Wirkung auf 30, 50 oder selbst mehr Jahre hinaus ertheilen? Hätte solche längere Konzessionsertheilung irgend eine praktische Bedeutung, so würde es jedenfalls die sein, die Kommunalverwaltungen zeitweilig an der Uebernahme solcher Straßenbahnen in eigene Verwaltung zu hindern, die bereits in den Händen anderer Unternehmer sich befinden, und nach einem Vortrage, den Regierungsrath a. D. Dr. Eger vor Kurzem zu Wiesbaden in der Versammlung deutscher Straßenbahn- und Kleinbahn-Verwaltungen gehalten hat, würden daraus, daß innerhalb eines Stadtbezirks einmal ein Straßenbahnunternehmen von einer Straßenbahngesellschaft eingerichtet, sehr bedeutende Beschränkungen der städtischen Verwaltungen sich ergeben,*) wenn diese Verwaltungen selbst etwa neue Linien in eigenen Betrieb zu nehmen gesonnen sein würden.

Das Gesetz enthält nun eine ausdrückliche Bestimmung über die Dauer der Konzessionsertheilung nicht. Aber im § 6 heißt es Absatz 1:

„Soweit ein öffentlicher Weg benutzt werden soll, hat der Unternehmer die Zustimmung der aus Gründen des öffentlichen Rechts zur

*) Nach diesem Vortrag scheint Eger den Bau von irgend welchen Konkurrenzlinien den Städten selbst nicht gestatten zu wollen, auch z. B. nicht von Untergrundbahnen.

Unterhaltung des Weges Verpflichteten (d. h. in den hier fraglichen Fällen der betheiligten Kommunalverwaltungen) beizubringen.

und im Absatz 3:

„Die Unterhaltungspflichtigen können . . . . sich den Erwerb der Bahn im Ganzen nach Ablauf einer bestimmten Frist gegen angemessene Schadloshaltung des Unternehmens vorbehalten."

Wer diese Bestimmungen unbefangen liest, kann, da jene Zustimmung beigebracht werden muß, bevor die Konzession ertheilt wird, schwerlich auf einen anderen Gedanken kommen, als daß die Zustimmung der betreffenden Kommunalverwaltung (praktisch genommen, der Vertrag zwischen Unternehmer und Kommunalverwaltung) — die Straßenbahnen werden ja in der Hauptsache nur unter Benutzung der öffentlichen Wege eingerichtet — die unumgängliche Grundlage für die Konzessionsertheilung bildet, und darin liegt zugleich, daß die Konzessionsertheilung an dieser Grundlage auch nichts ändern darf; denn würde das der Fall sein, so würde die Zustimmung überhaupt von keiner Bedeutung sein oder doch nur von der Bedeutung, daß die Behörde, welche die Konzession ertheilt, nach unbeschränktem Ermessen einige billige Rücksicht auf die Wünsche der Kommunalverwaltungen zu nehmen hätte. Es liegt nun aber weiter so zu sagen auf der Hand, daß, wenn jemand seine Zustimmung zur Benutzung einer ihm gehörenden Sache erklärt, dabei die Dauer der Benutzung einen der allerwesentlichsten Punkte bildet. Ein Mieth- oder Pachtvertrag, geschlossen auf die Dauer von zwei oder drei Jahren, kann dem Eigenthümer eines Grundstücks vortheilhaft und unbedenklich erscheinen; ein solcher Vertrag, geschlossen auf die Dauer von dreißig oder funfzig Jahren, nimmt einen wesentlich anderen, unter Umständen das Eigenthumsrecht praktisch illusorisch machenden Charakter an. Dauer des Benutzungsvertrags und die in dem Vertrage bestimmten Entgeltleistungen des Benutzers bilden also eine untrennbare Einheit.

Nach dem Gesetze sind nun allerdings die Kommunalverwaltungen — es können freilich, sofern Landstraßen im eigentlichen Sinne benutzt werden sollten, auch die Provinzialverbände in Betracht kommen — nicht souverän, was die Ertheilung der Zustimmung zu Straßenbahnunternehmen betrifft. Ihre Zustimmung kann durch Beschluß des Bezirksausschusses ergänzt werden, und am Schluß des § 7 des Gesetzes ist ausdrücklich bestimmt:

„Durch den Ergänzungsbeschluß wird unter Ausschluß des Rechtsweges zugleich über die nach § 6 an den Unternehmer gestellten Ansprüche entschieden."

Da mit diesen Ansprüchen dem oben Dargelegten zufolge auch die Dauer der Zustimmung untrennbar verbunden ist, so hat, falls eine Einigung zwischen Unternehmer und Kommunalverwaltung nicht erfolgt ist, der Bezirksausschuß auch die Frist festzusetzen, nach deren Ablauf die Kommunalverwaltung die Bahn gegen Entschädigung des Unternehmers erwerben kann, mit anderen Worten die Dauer des Unternehmens.

Der Staatsbehörde, welche die Konzession ertheilt, verbleibt hiernach, abgesehen von der polizeilichen Prüfung in technischer Beziehung, die Prüfung des Unternehmens mit Rücksicht auf die Wahrung der Interessen des öffentlichen Verkehrs und sodann die Prüfung der finanziellen Unterlagen des Unternehmens. Es scheint, daß hiernach die Befugnisse der Staatsbehörde weit genug gehen, und daß Willkürlichkeiten städtischer Verwaltungen, welche etwa nützliche Bahnunternehmungen durch arge finanzielle Anforderungen überhaupt oder am erfolgreichen Betriebe hindern würden, andererseits durch den Ergänzungsbeschluß des Bezirksausschusses, der eine unabhängige zum Theil aus gewählten Mitgliedern gebildete Behörde ist, genügend vorgebeugt sei.

Eine Konzession, deren Dauer sich über die Zeit hinaus erstrecken würde, welche von der Kommunalverwaltung zugestanden oder vom Bezirksausschusse erzwungen ist, scheint also vom Gesetze absolut nicht vorgesehen zu sein, außerhalb des Gesetzes zu fallen und damit jeglicher Bedeutung zu entbehren.*)

Ein Zweifel ergibt sich nur aus einem Zusatze in Abs. 3 des § 6 des Gesetzes, und vielleicht findet sich hier auch der Schlüssel zu der von der Behörde über die Vertragsbestimmung hinaus ertheilten längeren Konzession, welche der Berliner Großen Straßenbahngesellschaft jüngst ertheilt ist.

In jenem Abs. 3 des § 6 sind nämlich im Abgeordnetenhause die Worte „im Ganzen" eingeschoben, welche im Regierungsentwurfe nicht enthalten waren. Der Wege-Unterhaltungspflichtige ist nach dieser im Gesetze angenommenen Einschiebung nur befugt, sich den Erwerb der „Bahn im Ganzen" vorzubehalten; ein Vorbehalt oder die Geltendmachung eines Vorbehalts betreffend einen Theil der Bahn erscheint hiernach unzulässig. Die Absicht war die, es sollte durch den Rückerwerb seitens der Gemeinden ein für den Verkehr nützliches Unternehmen nicht zerrissen oder geschädigt werden. Bei der Einfügung jener beiden Worte wäre es nun aber nöthig gewesen zu bestimmen, was unter einer „Bahn im Ganzen", mit anderen Worten unter einer einheitlichen Bahn, zu verstehen sei. Wie dergleichen oft bei solchen parlamentarisch improvisirten Zusätzen vorkommt, ist man wohl der Meinung gewesen, was eine Bahn im Ganzen sei, wisse man schon. Die Sache ist aber nicht so einfach, wie sie aussieht. Daß die in Betracht kommenden Strecken sämmtlich demselben Unternehmer gehören, kann die Einheit der Bahn noch nicht begründen, und so trifft ja auch § 36 des späteren Gesetzes vom 19. August 1895 betreffend das Pfandrecht an Privateisenbahnen und Kleinbahnen ausdrückliche Bestimmungen über die Zwangsvollstreckung an Gegenständen und Rechten, welche zu mehreren Bahnen desselben Eigenthümers gehören. Ebensowenig kann der Natur der Sache nach die Einheit der Bahn begründen der Umstand, daß die betreffenden Bahnstrecken demselben Eigenthümer gehören und mit einander in Verbindung stehen: der Anschluß einer Strecke an die andere hindert ihre völlige Selbständigkeit nicht. Dagegen entsteht nach § 3 des Gesetzes vom 12. August 1895 die Bahneinheit mit der Genehmigung zur Eröffnung des Betriebes auf der ganzen Bahnstrecke und nach § 48 eben dieses Gesetzes hört mit dem Erlöschen der Genehmigung die Bahneinheit in der Art auf, daß nunmehr eine Zwangsvollstreckung in die einzelnen Bestandtheile der Bahneinheit stattfindet. Die Konzession, d. h. mit anderen Worten die Frage, welche Strecken umfaßt die Konzession, ist also für die Frage der Bahneinheit, d. h. einheitlichen Bahnunternehmens entscheidend. Welche Bedeutung könnte daher eine Konzessionsertheilung haben, die sich hinauserstreckt über die in dem Vertrage mit Wegeunterhaltungspflichtigen einer Kommune bedungene Zeit bis zur Möglichkeit des Rückerwerbs? Keine andere, da doch, wie der Polizeipräsident von Berlin erklärt hat, die Zustimmung des Wegeunterhaltungspflichtigen zur Verlängerung des Betriebes beigebracht werden muß, als die, daß das Unternehmen, auf welches sich die Genehmigung erstreckt, als ein einheitliches betrachtet werden soll und zwar vielleicht mit allen Erweiterungen, die bis zum Ablaufe der Konzessionszeit hinzutreten mögen. Natürlich können dadurch etwaige an einzelnen Bahnstrecken begründete besondere Pfandrechte, für welche die Eintragung in das Grundbuch entscheidet, nicht berührt werden, wohl kann die Meinung sein, daß die Gemeinde, welche von dem Rückerwerbsrechte Gebrauch machen will, das nicht eher soll thun können, als bis die ganze Konzessionszeit abgelaufen ist, und daß sie es auch nicht anders soll thun können, als wenn sie sämmtliche bis zu jenem Termine in Betrieb gesetzte Strecken, die mög-

*) Uebereinstimmend eine für die Berliner städtische Verwaltung im Mai d. J. ausgearbeitete Denkschrift von Rechtsanwalt Hugo Sachs, in der noch besonders darauf hingewiesen wird, daß auch in der bisherigen Litteratur über das Kleinbahngesetz die Zustimmung der Gemeinden als unumgängliche Vorbedingung der Konzessionsertheilung betrachtet wird.

licher Weise in entfernten Bezirken belegen sind, miterwirbt. Das wäre unter Umständen eine weitgehende Beschränkung des Rückerwerbsrechts der Gemeinden.

Aber die Rechtswirksamkeit der für jene längere Zeit ertheilten Konzession ist auch in dieser Beschränkung zu bestreiten; denn wenn das Gesetz von 1895 von einer Entstehung der Bahneinheit mit Ertheilung der Genehmigung spricht, so hat es ohne Zweifel die ordnungsmäßige, dem Gesetze von 1892 entsprechende Genehmigung im Auge, welche die Zustimmung des Wegeunterhaltungspflichtigen voraussetzt. Eine ohne diese Unterlage gegebene Genehmigung, gleichsam ins Unbestimmte ertheilte Genehmigung kann die Einheit des Unternehmens nicht begründen, noch weniger könnte sie allen Regeln der Jurisprudenz zuwider vertragsmäßige Rechte und Pflichten modifiziren, also etwa eine Bahngesellschaft von der vertragsmäßigen Pflicht entbinden, die im Vertrage bezeichneten Bahnstrecken zu der im Vertrage bezeichneten Zeit abzutreten.

Die gesammte Kontroverse ist anscheinend entstanden oder doch gefördert durch die vorhin erwähnte Einschiebung der Worte „im Ganzen" in das Gesetz von 1892, die wohlgemeint, aber unklar und im Beihalt anderer Bestimmungen des Gesetzes als ein Fehler zu bezeichnen ist. Wenn man einmal, wie es offenbar im Gesetze geschehen ist, den Rückerwerb von Straßenbahnen durch die Gemeinden als deren natürliches Recht betrachtete, so durfte man diesen Rückerwerb nicht dadurch erschweren, daß man einer Gemeinde zwangsweise auferlegte, auch Strecken mitzuerwerben, die im Bezirke anderer Gemeinden belegen sind.

Allerdings scheint es auf den ersten Blick so, als ob durch Rückerwerb von Theilstrecken nützliche Verkehrseinrichtungen gestört, ja vernichtet werden könnten. War aber das Unternehmen in seiner bisherigen Gestalt nach Ablauf der vorbestimmten Zeit noch den Bedürfnissen entsprechend, so werden zweifellos die bisherigen Betriebsstrecken auch in Betrieb bleiben, mögen sie nun derselben oder verschiedenen Gemeinden zufallen. Auch bei Staatsbahnen ist es vorgekommen, daß ein Theil einer Eisenbahn wegen vorbehaltenen Rückerwerbs juristisch abgetrennt wurde; ein Unheil ist daraus nicht einmal in dem Falle entstanden, daß ein Theil der Bahnstrecke in das Eigenthum eines anderen Staates überging; wie viel weniger ist an eine Störung des Betriebes zu denken, wenn die betreffenden Bahneigenthümer unter Aufsicht der Behörden eines und desselben Staates stehen! Sehr möglich ist aber auch, daß eine Theilung des bisher einheitlichen Unternehmens im Anschluß einzelner Theilstrecken an andere Bahnunternehmungen, z. B. der Städte selbst, sich empfiehlt, da die Verkehrsbedürfnisse doch im Verlaufe längerer Perioden sich zu ändern pflegen.*) Wäre es zweckmäßig, da durch eine übermäßig lange Dauer der Konzession, wenn diese irgend eine juristische oder auch nur faktische Bedeutung haben sollte, für unübersehbare Verhältnisse der Zukunft ein Präjudiz, gleichsam ein Petrefakt zu schaffen, das allen neuen zweckmäßigen Kombinationen einen schwer überwindlichen Widerstand entgegen setzen würde?

Die Gegengründe Eger's aber sind (nach einer ausführlichen Mittheilung in der „Nationalzeitung" Nr. 568 vom 10. Oktober d. J.) die folgenden:

1. Dauer der Konzessionsertheilung durch die Staatsbehörde und Zeitpunkt des Rückerwerbes durch die Gemeinden stehen nach Eger durchaus nicht im Zusammenhange. Das ist unseres Erachtens eine sog. Petitio principii, die den Bestimmungen des Gesetzes widerspricht.

2. Wenn die Staatsbehörde nicht lediglich nach ihrem Ermessen die Dauer der Genehmigung bestimmen könnte, so würde sie eine zu unbedeutende Stellung und Zuständigkeit besitzen. Das ist kein Grund, der für das geltende Gesetz entscheidet, sondern eine subjektive Erwägung de lege ferenda.

3. Das Gesetz selbst erschwere den Erwerb der Bahnen durch die Gemeinden, indem es nur den Erwerb einer Bahn im Ganzen gestatte. Diese Schwierigkeit ist vorhanden, kann aber durch Verträge der Gemeinden unter einander gehoben werden, beweist also für die hier behandelte Frage nichts.

4. Die Gemeindeverwaltungen seien an sich wenig geeignet, den Betrieb von Straßenbahnen zu übernehmen. Das ist eine subjektive Behauptung. Dem Gesetze, welches offenbar den Rückerwerb durch die Gemeinden als unangemessen nicht betrachtet, liegt eine derartige Annahme sicher nicht zu Grunde. Kleine und unbemittelte Gemeinden werden schon selbst nicht daran denken, den Betrieb von Bahnstrecken zu übernehmen; sind sie ungeeignet, so erhalten sie eben die Genehmigung nicht.

5. Die Straßen seien Gemeingut und der Betrieb von Straßenbahnen sei ebensowenig für die Städte angezeigt, wie der Betrieb von Droschken-, Omnibus-Unternehmungen u. s. w. Dies sind zweifellos juristische Gründe nicht, ebensowenig wie die hinzugefügte Behauptung, daß für die städtischen Verwaltungen die Uebernahme von Straßenbahnen mehr im finanziellen Interesse als im wirklichen Bedürfniß liege.

6. Endlich könne ja auch der Staat bei gesteigerter Verkehrsbedeutung jeder Zeit die Bahn erwerben. Das ist richtig, beweist aber offenbar gegen den Erwerb durch die Städte nichts.

Göttingen. L. v. Bar.

*) Die Rechte von Pfandgläubigern des bisher einheitlichen Unternehmens können, sobald große zahlungsfähige Gemeinden in Betracht kommen, leicht sicher gestellt werden; im Nothfalle kann man die Pfandgläubiger abfinden. Jedenfalls aber ist es doch nicht absolut nothwendig, daß überhaupt, wenn der Rückerwerb eintritt, Pfandgläubiger vorhanden sind.

Bryan oder McKinley?

Die politischen Vorgänge in den Vereinigten Staaten und insbesondere die Präsidentschaftswahlen, die alle vier Jahre erneut zur Entscheidung bringen, welche Partei die politischen Geschicke der großen Republik zu bestimmen hat, erlangen mit jedem Jahre eine erhöhte Bedeutung für die Völker der alten Welt, denn mit jedem Jahre spielt Amerika im Konzert der Großmächte eine bedeutsamere Rolle, und mit jedem Jahre wächst der wirthschaftliche Einfluß, den nicht nur die amerikanische Landwirthschaft, sondern auch die amerikanische Industrie auf den großen Märkten der Welt ausübt. Gerade in jüngster Zeit ist das besonders deutlich hervorgetreten. Jede Großmacht ist beflissen, bei den gegenwärtigen chinesischen Wirren Amerika auf seine Seite zu ziehen, und wenn der Grundsatz der offenen Thür in China bei der demnächstigen Neuregelung thatsächliche Anerkennung finden sollte, so wird man das nicht in letzter Linie der entschiedenen Stellungnahme Amerikas zu verdanken haben. Die Vereinigten Staaten haben bisher keinerlei Neigung verspürt, in China Territorien zu erwerben. Um so größeren Werth aber legt die Washingtoner Politik darauf, daß die europäischen Mächte, die sich in China festsetzen, dem ständig wachsenden Import der Vereinigten Staaten nach China keine unübersteiglichen Schwierigkeiten bereiten. Die Gesammtausfuhr der Vereinigten Staaten, die bis vor zehn Jahren sich im wesentlichen auf Agrikulturprodukte beschränkte, hat sich inzwischen auch in industrieller Beziehung großartig entwickelt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß nach Ablauf weiterer zehn Jahre die Vereinigten Staaten auch das bedeutendste Exportland für Industrieprodukte sein werden. Wie sich ferner Amerika anschickt, auch der Bankier der alten Welt zu werden, das haben die kürzlich von England und von Deutschland in New-York placirten Anleihen deutlich genug gezeigt.

Angesichts dieser stetig wachsenden politischen und wirthschaftlichen Bedeutung der transatlantischen Republik

für Europa und insbesondere für Deutschland ist es sehr bedauerlich, daß das Verständniß für die Vorgänge der amerikanischen Politik bei uns so außerordentlich gering ist. Was man in deutschen Zeitungen über amerikanische Politik liest, erweckt nur zu oft mit vollem Recht den Spott der Amerikaner. Diese Unkenntniß ist nicht ungefährlicher Natur, da sie gelegentlich zu den seltsamsten Vorstellungen von dem, was man den Amerikanern in der Politik bieten könne, führt. So hat z. B. Herr Vosberg-Rekow kürzlich als eine der Publikationen der Centralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen eine Schrift erscheinen lassen, in der er dafür plädirt, die Meistbegünstigung aus dem handelspolitischen Verhältniß zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten auszuschalten. Der Autor glaubt dabei versichern zu können, daß es auch, wenn man Amerika die Meistbegünstigung versage, zu einem Zollkriege nicht kommen werde, vielmehr würden die Vereinigten Staaten sich alsbald herbeilassen, mit uns einen Tarifvertrag abzuschließen. Diese Annahme beruht auf einer völligen Verkennung des amerikanischen Volkscharakters. Ein dreimaliger längerer Aufenthalt in den Vereinigten Staaten, der sich nicht nur auf den Besuch von Newyork und Philadelphia beschränkte, sondern alle Theile des großen Landes umfaßte, ein spezielles Studium der amerikanischen Präsidentschaftswahl vor vier Jahren an Ort und Stelle, die persönliche Bekanntschaft mit vielen einflußreichen Politikern beider Parteien und eine fortgesetzte Beobachtung der politischen Strömungen in den Vereinigten Staaten berechtigen mich, wie ich glaube, zu einer Warnung vor den Rathschlägen des Herrn Vosberg-Rekow. Der Versuch, die amerikanische Union durch schlechte Behandlung zum Abschluß eines Tarifvertrages zwingen zu wollen, würde die deutsche Diplomatie unfehlbar einer prompten Niederlage aussetzen, während Differenzialzölle zu Ungunsten Amerikas bei dem Artikel Getreide, sofort und ganz einerlei, welche Partei am Ruder ist, zu einem Zollkrieg führen müßten, der an Rücksichtslosigkeit seines Gleichen suchen würde. Was ein Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten für Deutschlands Industrie und Deutschlands Rhederei bedeuten würde, soll hier für diesmal nicht im Einzelnen ausgeführt werden. Auch ohne das wird jeder anerkennen, daß es nicht im deutschnationalen Interesse liegt, auf irrige Voraussetzungen von dem, was sich Amerika bieten läßt, hin sich in einen Zollkrieg zu stürzen, und daß die Gefahr solcher irrigen Voraussetzungen um so geringer ist, je eingehender man sich in Deutschland auch gerade mit den amerikanischen politischen Dingen befaßt.

Es ist allerdings nicht leicht, sich in dem Irrgarten der amerikanischen Politik zurechtzufinden. Die beiden großen Parteien, die Demokraten und die Republikaner, kämpfen zwar hartnäckig um die Macht, aber die Programme und politischen Grundsätze sind gerade gegenwärtig nicht allzuweit von einander verschieden. Der am 6. November zur Entscheidung kommende Präsidentschafts-Wahlkampf zeigt das besonders deutlich.

Die drei wichtigsten Fragen des Wahlkampfes sind: der sogenannte Imperialismus, die Silberfrage und die Frage der Trusts. Die Zollpolitik spielt in diesem Wahlkampf so gut wie gar keine Rolle. Seitdem der freihändlerische und demokratische Süden sich auch industriell stärker entwickelt hat, und seitdem die Industrien der Vereinigten Staaten mehr und mehr Exportindustrien werden, verliert der zollpolitische Gegensatz zwischen dem demokratischen Süden und dem im Großen und Ganzen republikanischen Norden fortgesetzt an Schärfe. Die Demokraten sind weniger entschiedene Freihändler als früher und innerhalb der schutzzöllnerischen republikanischen Partei treten die schutzzöllnerischen Tendenzen neuerdings mehr zurück.

Aber auch in den drei anderen Fragen, um die sich der Wahlkampf angeblich dreht, ist der Gegensatz zwischen den beiden großen Parteien ziemlich äußerlicher Natur. Die Silberplanke, welche die Demokraten auf der Konvention von Kansas City im Juli dieses Jahres wieder in ihre Parteiplattform einfügten, ist zwar dieselbe, die vor vier Jahren das ganze Land in die gewaltigste Aufregung versetzte, aber während vor vier Jahren das Land mit athemloser Spannung auf die Volksentscheidung in der Silberfrage wartete, erscheint heute die Silberplanke als ein recht morsches Brett. Jeder nicht völlig verbohrte Politiker fühlt, daß die Währungsfrage für die ganze civilisirte Welt thatsächlich entschieden ist, und daß es eine schlechthin wahnsinnige Politik sein würde, die freie Silberprägung mit dem Werthverhältniß von 1 : 16 in den Vereinigten Staaten zuzulassen. Auch wenn Bryan gewählt wird, ist deshalb die Gefahr minimal, daß die Gesetzgebung der Vereinigten Staaten einen derartigen Unfug anrichtet. Das schließt nicht aus, daß die meisten vorsichtigen Geschäftsleute nach dem Grundsatz: je sicherer desto besser, doch auch diesmal lieber McKinley wählen werden. Andererseits hat der Umstand, daß heute die demokratische Silberplanke von niemandem mehr völlig ernst genommen wird, nicht wenig dazu beigetragen, um manche Gegner, die vor vier Jahren Bryan in der eindrucksvollsten Weise bekämpften, diesmal in das Lager der Bryan-Demokratie zu führen. Dahin gehört z. B. Karl Schurz, der 1896 in der ersten Reihe der Kämpfer gegen Bryan stand und der heute öffentlich für Bryan eintritt, weil er dessen Silberprogramm für gänzlich undurchführbar und deshalb für ungefährlich hält, während er Bryan's Eintreten gegen die imperialistische Politik McKinley's für unterstützungswerth erachtet.

Ob aber der Anti-Imperialismus Bryan's echt ist? Daß innerhalb der demokratischen Partei zahlreiche und sehr einflußreiche Elemente stecken, die an imperialistischem Chauvinismus den Heißspornen der republikanischen Partei nichts nachgeben, ist gewiß. Es ist deshalb recht fraglich, ob betreffs der jetzt in Amerika herrschenden Expansionspolitik sich etwas wesentliches ändern würde, wenn statt McKinley Bryan in das weiße Haus einzöge. Die Kerntruppen Bryan's wohnen im Süden, in Gegenden, in denen die Staatengesetzgebung unter jesuitischer Umgehung der Absichten der Bundesverfassung seit Jahr und Tag mit Erfolg bemüht ist, die Schwarzen ihres Wahlrechts zu berauben. Es ist nicht gerade wahrscheinlich, daß diese demokratischen Gemüthsmenschen, wenn sie an die Macht gelangen, sich für das den Filipinos zugefügte Unrecht besonders erhitzen werden; eher werden sie sich schon bemühen, den schwarzen amerikanischen Bürgern im eigenen Lande auch den letzten Rest ihrer staatsbürgerlichen Rechte durch allerlei gesetzgeberische Kniffe zu verkümmern.

Was endlich die Frage der Trusts anlangt, so haben beide Parteien so viel Butter auf dem Kopf, daß in den Anklagen gegen die Trusts, an denen die Republikaner übrigens auch ganz munter theilnehmen, ein gut Theil Heuchelei steckt. Da die republikanische Partei die kapitalistisch stärkere ist, so sind an den Trusts Republikaner auch in weit höherem Prozentsatz als Demokraten aktiv betheiligt. Aber wenn die Demokraten weniger gesündigt haben, so ist das wesentlich darauf zurückzuführen, daß die Versuchung zum Sündigen wegen ihrer geringeren Kapitalkraft nicht so stark an sie herangetreten ist. Wo sich die Gelegenheit bot, wie z. B. bei dem berüchtigten Eistrust in New-York, haben die Demokraten, sogar die Großwürdenträger von Tammany Hall, in New-York sich gar nicht genirt, die konsumirende Bevölkerung nach derselben bewährten Methode zu rupfen, wie es gar manche der unter republikanischer Leitung stehenden Trusts virtuos verstehen.

Was den gegenwärtigen Wahlkampf deshalb vor allem auszeichnet, ist der diesmal ganz ungewöhnlich große Mangel an politischer Aufrichtigkeit. Sämmtliche mit großer Emphase vorgetragenen Gegensätze sind mehr scheinbarer als wirklicher Natur. Das hat denn auch zur Folge gehabt, daß seit 80 Jahren kein Präsidentschafts-Wahlkampf verhältnißmäßig so theilnahmlos verlaufen ist wie der gegenwärtige, während seit 1860 kein Wahlkampf so aufregend war wie der Wahlkampf von 1896. Diese Wahlmüdigkeit kommt natürlich der herrschenden Partei in erster Linie zu Gute. Weiter wirkt für diese die günstige wirthschaftliche Lage, die speziell im Süden und Westen der Vereinigten Staaten noch immer anhält. Der Nordosten ist McKinley so wie so

durchweg sicher, und besonders der Staat Pennsylvanien ist eine Hochburg der republikanischen Partei, so daß auch die Nachwirkungen des den Republikanern recht unbequemen Streiks der Kohlenarbeiter Pennsylvaniens den Wahlausfall in diesem Staate nicht in bedenklicher Weise beeinflussen werden. Die Zuversicht, daß McKinley wiedergewählt werden wird, eine Zuversicht, die auch in Wetten von 1 : 3 oder gar 1 : 4 und 5 demonstrativ zum Ausdruck gelangt, erscheint danach berechtigt. Die amerikanische Geschäftswelt rechnet ersichtlich mit einer zu Gunsten McKinley's ausfallenden Entscheidung und läßt sich deshalb in ihren Geschäften diesmal viel weniger durch die Wahlbewegung stören, als das früher, und insbesondere vor vier Jahren, der Fall war.

Bryan's Niederlage scheint selbst dann unabwendbar, wenn es den Demokraten gelingen würde, den Staat New-York zu erobern. Dieser größte Staat der Union hat schon oft demokratisch gestimmt, beispielsweise in den Jahren 1884 und 1892, als Cleveland gewählt wurde. Die größte Stadt der Vereinigten Staaten, Greater New-York, mit ihren 3½ Millionen Einwohnern steht bekanntlich auch unter demokratischer Herrschaft, unter der Herrschaft von Tammany Hall und dem Boß Richard Croker. An und für sich wäre es nun gewiß nicht ausgeschlossen, daß der Staat New-York mit seinen 36 Elektorenstimmen von den Demokraten gewonnen würde, aber ganz abgesehen davon, daß sich keine Majorität in diesem Staate finden wird, die Lust hat, über die Silberplanke der demokratischen Plattform zu marschiren, hat auch der unumschränkte Beherrscher der demokratischen Parteiorganisation in der Stadt New-York, Richard Croker, ein Mann, der auf seine Partei einen despotischeren Einfluß ausübt als der Zar von Rußland oder der Schah von Persien auf ihre Unterthanen, kein besonderes Interesse gezeigt, um in dem Staate New-York bei der gegenwärtigen Präsidentschaftswahl den Sieg an Bryan's Fahne zu fesseln. Die demokratische Partei besitzt in ihren Reihen einen ausgezeichneten Mann Namens Coler, der als Kandidat für den Gouverneurposten von New-York außerordentlich stark gewesen wäre, weil er nahezu alle Stimmen der gerade in New-York sehr zahlreichen Unabhängigen erhalten haben würde. Da der Gouverneur auf demselben Stimmbogen wie die Präsidentschaftselektoren gewählt wird, so würde ein so starker demokratischer Gouverneurskandidat auch die Chancen für die Wahl demokratischer Elektoren wesentlich verbessert haben. Aber Mr. Coler ist, wenn er auch zur demokratischen Partei gehört, kein bloßes Instrument des Boß Croker. Croker aber verlangt zum Gouverneur von New-York ein völlig gefügiges Werkzeug, und es ist ihm lieber, daß das gefügige Werkzeug des republikanischen Boß Platt, ein Mr. Odell, zum Gouverneur gewählt wird, als daß ein unabhängiger Demokrat diesen Posten erlangt. Mit dem republikanischen Boß und dessen Kreaturen kann er sich viel leichter verständigen als mit dem unabhängig dastehenden Vertreter seiner eigenen Partei. Gerade solche selbständigen Naturen in der eigenen Partei fürchtet er vor allem, denn sie könnten sein absolutes Regiment in der Stadt New-York gefährden, was die Kreaturen des gegnerischen Boß nie thun werden. Die eigennützigen Interessen der verschiedenen Parteibosses sind eben viel stärker als die Rücksichten, die diese Parteityrannen auf das allgemeine Interesse ihrer Parteien oder gar auf die Interessen des Landes nehmen. Danach ist auch die Möglichkeit, New-York für Bryan zu gewinnen, so gut wie völlig außer Betracht zu ziehen, und es ist ernsthaft kaum noch daran zu zweifeln, daß Mac Kinley den Staat New-York wie im Jahre 1896 behauptet.

Auch das deutsche Element, das anfänglich zu schwanken schien, tritt immer deutlicher auf die Seite Mac Kinley's, nicht weil man ihn besonders liebt, oder von ihm irgend etwas erwartet, sondern nur deshalb, weil er Bryan gegenüber noch immer als das kleinere Uebel erscheint. Karl Schurz' Dialektik ist in diesem Falle zu fein, als daß die Volksmassen ihm zu folgen vermöchten. Trotz seiner mächtigen Beredsamkeit, seiner tiefen politischen Moralität und seines hohen politischen Pflichtgefühls wird er selbst in den Reihen der Deutschen diesmal keine besonders zahlreiche Gefolgschaft finden. Soweit er Erfolg erzielt, wird derselbe wahrscheinlich nur darin bestehen, daß er gewissenhafte Wähler, die zwischen Mac Kinley, den sie nicht mögen, und Bryan, dessen Programm sie theilweise verabscheuen, schwanken, dazu führen wird, sich der Wahl überhaupt zu enthalten. Vermuthlich wird die Wahlbetheiligung überhaupt im ganzen Lande diesmal eine verhältnißmäßig geringe sein. Hat doch sogar ein hervorragender politischer Veteran wie John Bigelow, der länger als ein Menschenalter hindurch in der amerikanischen Politik eine Rolle gespielt hat, kürzlich öffentlich reklärt, er beabsichtige, diesmal überhaupt nicht zu stimmen. In diesem passiven Verhalten führender Männer liegt keine bloße Neutralität. Auch wer mit Absicht nicht abstimmt, äußert eine Meinung. Als der berühmte französische Schauspieler Got beim Vorlesen eines neuen Theaterstückes einschlief, meinte der empörte Verfasser: „Wie können Sie Sich über mein Stück ein Urtheil bilden, wenn Sie schlafen!" Got antwortete darauf: „Der Schlaf ist auch ein Urtheil." Stimmenthaltung ist in der Politik auch eine Kritik. Die Republikaner werden sich damit aber noch am leichtesten abfinden, denn eine schlechte Wahlbetheiligung kommt in der Regel der herrschenden Partei zu Gute. Man darf somit schon heute ziemlich sicher darauf rechnen, daß die unmittelbar bevorstehende Präsidentschaftswahl in der amerikanischen Union zunächst alles beim Alten läßt.

Theodor Barth.

Der Chinese als Kolonist.

Die nationale Flagge Chinas wird selten in den Häfen der weißen Rasse oder in deren Kolonien entfaltet. Und doch gibt es viele fremde Staatsgebiete, woselbst der Chinese mit Vortheil in den verschiedensten Berufszweigen thätig ist, vom Bankhause abwärts bis zum Waschtrog.

Hongkong, das eine verseuchte Wüste war, als England davon Besitz nahm (im Jahre 1841), ist jetzt einer der größten Seehäfen der Welt und so mit Chinesen angefüllt, daß ein großer Theil der Bevölkerung über die Küsten hinaus auf Wohnbarken gedrängt wurde. Singapore, eine andere Insel, von der England erst vor 80 Jahren Besitz ergriff, hat eine beständig zunehmende chinesische Bevölkerung, welche nicht nur ihre Ueberlegenheit über die ostindischen Eingeborenen bewiesen hat, sondern die auch erfolgreich mit Kaufleuten unserer Rasse konkurrirt. Die britische Verwaltung hat zudem bewirkt, daß der Chinese, welcher seinen Reichthum in Peking und Canton sorgfältig verbirgt, ihn in Singapore und Hongkong in einer Weise entfaltet, die Neuankömmlinge in Erstaunen setzt. Es ist in Singapore nichts ungewöhnliches, chinesische Kaufleute zu treffen, wie sie ihre abendlichen Spazierfahrten in europäisch eingerichteten Wagen unternehmen mit kostbaren und wohlgeschirrten Pferden und mit Kutschern und Bedienten in Livree auf dem Bock. Dieselben Leute würden in ihrem eigenen Lande auf dem Rücksitz eines zweirädrigen federlosen Karrens hocken und die Tugend der Armuth zur Schau tragen, obgleich sie diese nicht besitzen. In Java und auf den Philippinen hat jede Regierung nur zeitweise die Einwanderungen aus dem himmlischen Reiche verhindern können, obgleich Holländer und Spanier beständig Gesetze erließen, welche die Chinesen von der Ansiedlung abschrecken sollten. In Batavia wie in Manila umfaßt der chinesische Wettbewerb fast jeden Erwerbszweig, von der Tagesarbeit in den Pflanzungen bis zum Chartern von Frachtdampfern.

Die Vereinigten Staaten haben für die Chinesen nicht viel liberalere Gesetze als Holland und Spanien erlassen, und deshalb wird auch wahrscheinlich die Entwicklung der Philippinen weniger zufriedenstellend bleiben als die englischer Besitzungen in jenen Gegenden.

Durch ganz Ostindien und über Hunderte von Inseln im Norden Australiens, vom Indischen Ozean bis zu den Küsten Südamerikas, verbreiten sich die Chinesen in dem Maße, wie sie nicht gewaltsam unterdrückt werden. Wie die Juden haben sie gute oder schlechte Eigenschaften an den Tag gelegt, je nach der Verwaltung des Landes, das sie gewählt hatten. Es ist kein bloßer Zufall, daß die besten Juden in England und die gemeinsten in Rußland gefunden werden. Zöge man aus solchen historischen Erfahrungen Nutzen, so würde Manila bald ebenso gute Chinesen wie Singapore herbeiziehen und würde San Francisco ein ebenso geachtetes chinesisches Viertel besitzen wie Hongkong.

Australien theilt mit den Vereinigten Staaten, zum Theil wenigstens, eine offene Feindseligkeit gegen die chinesische Einwanderung, obgleich keins dieser Länder seine eigenen chinesenfeindlichen Gesetze in ihrer ganzen Tragweite zur Anwendung bringen kann.

Der Chinese besitzt eine Eigenschaft, die ihn nach vielen Richtungen hin zum besten Kolonisten der Welt macht; ich meine seine außergewöhnliche Fähigkeit, die äußerste Hitze und die äußerste Kälte zu ertragen. Wenn der Pei-ho Fluß stark zugefroren ist und die europäischen Kanonenboote in Tientsin verankert liegen; wenn der Nordwind, der quer über die mongolische Wüste streift, eine Temperatur ähnlich der von Dakota im Januar hervorbringt; wenn sich alle, die es irgend thun können, in Felle wickeln und die langen Kameelzüge, die von der anderen Seite der Großen Mauer kommen, sich wie Schaaren erfrorener Gestalten bewegen — während solcher Winter arbeitet der chinesische Kuli von früh bis spät in seinem baumwollenen Kittel oder hockt auf der Straße neben seinem kleinen Wohnstall, indem er sich nicht mehr aus dem sibirischen Winter macht als der russische Bauer in seinem Schafspelz.

Zur selben Jahreszeit setzt der Chinese am Cantonflusse bei tropischer Sonnengluth den weißen Seemann dadurch in Erstaunen, daß er so energisch und andauernd arbeitet, wie es jedem andern menschlichen Geschöpfe geradezu unglaublich erscheinen würde. Sommer und Winter, die Nähe des Aequators oder des nördlichen Polarkreises, jede Witterung scheint dem Chinesen gleich zu sein. Ich habe gesehen, wie sie im Juli und August in Singapore und Hongkong, und zur Winterszeit in Kanada und Korea, in Südamerika an der Mündung des Orinoco, und im Rothen Meere Kohlen in die Feuerungsräume eines Postdampfers schaufelten. Wo der weiße Mann durch die Kälte niedergeschlagen wird oder in Folge der Hitze erlahmt, trabt der Chinese mit einer schweren Last auf seinem Rücken dahin, eine Art Singsang brummend und sich wundernd, daß andere Leute das Leben nicht leicht nehmen. Bei meiner ersten Reise von Hongkong nach San Francisco, im Jahre 1876, befanden sich auf unserem Schiff 2000 Chinesen, und der Kapitän gab mir die Versicherung, daß sie reinlicher in ihrer Kleidung seien und ihm unendlich weniger Unruhe bereiteten als 20 Iren. 1898 hatten wir auf Deck etwas über 1500 Chinesen, die von Singapore oder Hongkong zurückkehrten, und die so reinlich und ruhig waren, daß ihr Vorhandensein kaum von den weißen Passagieren des Oberdecks bemerkt wurde. Sie bereiteten sich ihre Mahlzeiten in ihrer eigenen Weise, schliefen auf ihren Matten, hielten die Decks peinlich sauber und zankten sich nicht. Ich glaube beinahe, daß diese Passagiere in drei Tagen das Schiff nicht so stark verunreinigten, als es die Zwischendeckspassagiere von Queenstown in einer halben Stunde gethan haben würden. Im selben Jahre hatte eines der prächtigen Schiffe der „Empreß"-Linie, das mich von Yokohama nach Vancouver führte, mehr als 1000 Chinesen zu befördern, und diese wurden bei ihrer Ankunft in Kanada durchgeräuchert. Das geschah nach der Meinung des Kapitäns und derjenigen, die die Chinesen kannten, auf Grund eines lächerlichen Vorurtheils. Wenn irgend eine Ausräucherung von Einwanderern berechtigt ist, so war sie es nicht an der Küste des Stillen Ozeans, sondern in Newyork oder Montreal — bei unseren christlichen Mitmenschen!

Den Vereinigten Staaten wurde der Chinese ein industrieller Segen, ja eine industrielle Nothwendigkeit beim Bau unserer ersten Eisenbahn, die den Atlantischen und den Stillen Ozean verband. Laut Kontrakt sollte er als Kuli Erde schaufeln und Schwellen und Eisenbahnschienen legen. Man erwartete, daß er nach Vollendung seiner Arbeit mit den Kambüsen der Arbeiterschaaren verschwinden würde. Aber wir hatten die Intelligenz unserer Gäste unterschätzt, und in wenigen Jahren waren die Minenfelder Californiens durch eine neue Rasse produktiv gemacht, deren Gedeihen auf amerikanischem Boden nur zuweilen durch die Gewaltthaten des Pöbels gehemmt wurde. Oft habe ich in Californien vor 25 Jahren gesehen, wie der Chinese noch in Minen arbeitete, die die Weißen als erschöpft ansahen. Sie wurden reich, indem sie auf Besitzungen gruben, die den neuangekommenen Einwanderern aus Irland werthlos erschienen. Offiziere des Heeres der Vereinigten Staaten, die in unseren entlegenen Gegenden stationirt waren, gaben mir die Versicherung, daß sie ihre eigene Hausarbeit nur von Chinesen verrichtet haben wollten. Der Chinese bewirthschafte den Boden besser als jeder andere Einwanderer, er nehme sich der wachsenden Pflanzen an, bediene bei Tisch, koche das Mittagessen und führe das Kind zu einem Spaziergange aus.

Indessen war der politische Einfluß der Arbeitergenossenschaften in San Francisco stark genug, um ein Gesetz durchzubringen, welches die Chinesen von den Vereinigten Staaten ausschließen oder wenigstens eine weitere Einwanderung verhindern sollte. Dank der Schlaffheit unserer Grenzbeamten sind jedoch die Chinesen über die 3000 Meilen lange nördliche Grenze so beständig eingedrungen, daß es heutzutage kaum ein Dorf in den Vereinigten Staaten gibt, wo nicht einer oder mehrere Chinesen ihr Auskommen finden — mindestens am Waschtrog. Wir haben es hier mit einer Kolonisation zu thun, die weniger als ein halbes Jahrhundert alt ist, von der Regierung der Vereinigten Staaten nach Kräften unterdrückt ist und garnicht von der heimischen Regierung unterstützt wird, die aber dennoch ruhig, beständig und unaufhaltsam auf ihrem Wege der industriellen Eroberung fortschreitet. Es gibt Chinesen in Westindien und in Südamerika, ebenso wie in Canada und in den Vereinigten Staaten. Auf dem Stillen Ozean liefern sie die Mannschaft für englische und amerikanische Dampfschiffe von der Speisekammer des Küchenmeisters bis zu den Heizräumen. Der Norddeutsche Lloyd führt eine vollständig chinesisch eingerichtete Wäscherei zwischen Bremen und Shanghai, ebenso wie Schichten chinesischer Heizer. Man würde auch chinesische Stewards haben, wenn man nicht die politische Opposition im Parlament fürchtete.

Während der Seeschlacht in der Bucht von Manila zeigten die Chinesen, welche unter Admiral Dewey als Heizer, Stewards u. s. w. dienten, so viel Eifer und Muth im Gefecht, wie nur irgend eine Blaujacke. Ein Offizier von der „Massachusetts", der einige ihm unterstellte Chinesen während der Seeschlacht mit dem Herbeischaffen von Munition beauftragt hatte, sagte mir, sie hätten sich beständig den Geschossen ausgesetzt aus Eifer, den Fortgang des Gefechtes zu beobachten. Sie schnellten von unten hervor, riefen den Leuten an den Geschützen zu: „Gebt es ihnen ordentlich, Jungens!" und verschwanden dann wie Präriehunde, um mehr Munition zu holen. Ihr Eifer wurde ohne Zweifel verschärft durch die Annahme, daß die amerikanische Verwaltung auf den Philippinen für sie günstiger als die spanische sein würde.

Der Chinese kolonisirt die Welt ebenso wie es der Deutsche gethan hat — in mancher Beziehung ist der Chinese der Deutsche des fernen Ostens —, er ist der einzige, der die Arbeit um ihrer selbst willen zu lieben scheint, der unglücklich aussieht, wenn er seine Arbeit beendet hat. Der Deutsche hat, wie der Chinese, die Kolonien aller anderen Länder benutzt und hat seinen Erfolg überall seiner über-

legenen Fähigkeit verdankt, andauernd schwer arbeiten zu können.

Der Chinese gleicht dem Deutschen noch in anderer Hinsicht, nämlich in der Fähigkeit, sein Land zu verlassen, ohne sich viel mit religiösen Dingen abzuquälen. Der irische Kolonist fragt zuerst danach, wie nahe ihm die römisch-katholische Kirche ist. Der Chinese und der Deutsche kümmern sich sehr wenig darum, ob eine Kirche in ihrer Nähe ist; sie kümmern sich ebenso wenig darum, wer König oder Präsident ist.

Im Sommer des Jahres 1900 hallten die Straßen New-Yorks wieder von dem Gebrüll des weißen Pöbels, der harmlose Neger angriff, sie gewaltthätig schlug und sie in einigen Fällen für todt auf dem Pflaster liegen ließ.

Solch ein Ereigniß ist die Kundgebung eines Rassenhasses, der nur einer schwachen Begründung bedarf, um darzuthun, daß die Gleichheit der Schwarzen und Weißen in den Vereinigten Staaten bloß auf dem Papier steht. Die Schwarzen haben formell mit den Weißen gleiche politische Rechte. Den Chinesen schließen wir vollständig von dem amerikanischen Bürgerrecht aus. Es würde mehr Sinn haben, den Chinesen als unseres Gleichen anzuerkennen als den Neger. Aber keins von beiden erscheint mir weise.

Beiden sollte jedoch erlaubt sein, unter passender politischer Beschränkung frei zu leben. Wir sollten nicht seine Farbe sondern seine politische Fähigkeit berücksichtigen. Der Neger hat seine allgemeine Minderwerthigkeit gegenüber dem Weißen bewiesen; es fragt sich nur, bis zu welcher Ausdehnung lassen sich Ausnahmen von der allgemeinen Regel der Rechtsgleichheit rechtfertigen und durchführen. Die Negerfrage ist in den Vereinigten Staaten eine sehr ernsthafte Frage, denn die Schwarzen sind zahlreich, vermehren sich schnell und können nicht wieder nach Afrika zurückgebracht werden.

Wir haben bisher den Chinesen als einen Fremdling angesehen, der den Wunsch habe, bald nach seinem eigenen Lande zurückzukehren, den wir deshalb politisch unwissend lassen könnten. Da er kein Stimmrecht hatte, haben sich unsere Politiker seinetwegen keine Gedanken gemacht, und da er keine politischen Freunde im Lande hatte, hat der Pöbel gefühlt, daß er ihn ungestraft angreifen konnte. Aber weder der Pöbel noch die politische Rechtlosigkeit konnten ihn entmuthigen und er ist jetzt ein wichtiges ökonomisches Element in den Vereinigten Staaten.

Bis jetzt hat er sich nur furchtsam gezeigt, und nur in wenigen Fällen hat er sich zum Arbeitgeber emporgeschwungen. An der Küste des Stillen Ozeans spielt er in ausgedehntem Maße beim Landbau eine Rolle und hauptsächlich ihm verdankt Californien seine führende Stellung als Fruchtproduzent. In naher Zukunft werden wir das chinesische Element ohne Zweifel sich über die Pflanzungen der südlichen Staaten ausdehnen sehen; wir werden erleben, wie es den Ackerbau am Mississippi und in Südcarolina pflegt, wie es große Güter erwirbt, wie es den Neger bei seiner eigenen Arbeit übertrifft und wie es schließlich einen in industrieller und politischer Beziehung neuen Süden schafft.

Wir haben bisher gedacht, daß nur Neger die Niederungen unserer Golfstaaten kultiviren könnten, wir werden aber entdecken, daß der Chinese dies viel besser thun kann, und daß wir, obgleich wir ihm einen höheren Tagelohn geben müssen, von seiner Arbeit einen Nutzen haben, der vollständig die erhöhten Auslagen decken würde. In Natal waren bei Gelegenheit meines Besuches etwa 40 000 indische Eingeborene auf den Zuckerplantagen beschäftigt. Das hieß in der That Kohlen nach Newcastle tragen, da man nach der Heimath des Negers Leute schaffte, die unter der tropischen Sonne auf den niedrig gelegenen Ländereien um Durban herum arbeiten sollten. Indessen zahlten die Pflanzer in Natal gern die Kosten, weil die Erfahrung sie gelehrt hatte, daß sie sich nicht von dem Neger bei einer andauernden Arbeit abhängig machen konnten, zum wenigsten nicht bei der politischen Freiheit und den geographischen Bedingungen, die in Südafrika herrschen.

Auf einer kleinen Insel wie Santa Cruz oder Barbados in Westindien kann der Neger, der einen Arbeitskontrakt zu bestimmten Bedingungen eingeht, zur Erfüllung dieses Kontrakts gezwungen werden, weil es dort nirgends einen Ort gibt, wohin er fortlaufen kann, um sich dem Nichtsthun hinzugeben. Die Polizei würde einen kontraktbrüchigen Neger auf einer derartigen Insel bald zurückbringen.

Aber der Kaffer in Natal, der arbeitsmüde ist, entwischt in der Nacht und ist am nächsten Tage unter seinen Stammesbrüdern im Zululand und kann sich lang in die Sonne legen, während seine Frauen Bananen für ihn pflücken und sein Mittagessen bereiten. In den Vereinigten Staaten haben wir keine Gesetzgebung, durch welche ein Neger gezwungen werden könnte, einen Arbeitskontrakt wirklich einzuhalten; und in Folge dessen ist die Arbeit auf den Pflanzungen keine ideale Beschäftigung für den, der Kapital in einem Unternehmen erwerben möchte, bei dem in jedem Augenblick ein Feiertag gemacht werden kann.

Der Chinese hat den großen Vorzug, für Feiertage ebenso unempfindlich zu sein wie für Hitze und Kälte. Wenn er Einem ein Versprechen gibt, so kann man sicher sein, daß er es hält. Der Direktor der Hongkong- und Shanghai-Bank sagte mir, daß er an der chinesischen Küste hunderte von Chinesen beschäftige, die ausgedehnte Gelegenheit hätten ihn zu betrügen, wenn sie wollten, aber daß der Gedanke eines Verlustes durch chinesische Unehrlichkeit ihm oder anderen weißen Kaufleuten nie käme. Die Chinesen haben den Begriff der kaufmännischen Ehrlichkeit hoch entwickelt, und es gibt Gesellschaften an den einzelnen Orten, die gegen jede Art von Unehrlichkeit versichern: von der des Küchenjungen bis zur Unregelmäßigkeit eines Bankkassirers. Wenn ein Chinese bei einem Handel sein Wort gibt, so kann man auf ihn rechnen, selbst wenn der Handel für ihn unvortheilhaft sein sollte. Kaufmännische Ehrlichkeit mag nicht die höchste Form menschlicher Ehrlichkeit sein, aber so, wie sie ist, gehört sie zu den chinesischen Tugenden.

Der Neger hat nicht die Spur von dieser Eigenschaft. Er kann feierlich das Versprechen geben, an einem gewissen Tage die Baumwollenernte abzulesen, und in diesem Augenblick meint er es auch so; aber wenn ihn an dem Morgen des betreffenden Tages irgend eine Laune treibt, nach der Stadt zu einem Tanz, einem Kuchenessen oder einem Picknick irgend welcher Art zu gehen, so kann die Baumwollenernte verfaulen trotz aller Sorge, die er darauf verwendet, nachdem er seinen Drang nach Vergnügen befriedigt hat. Bei einem Chinesen würde die Baumwolle der einzige Gedanke geblieben sein, bis er die letzte Faser abgelesen hätte.

Bisher ist der Chinese an der Küste des Atlantischen Ozeans hauptsächlich als Wäscher bekannt, als Tagelöhner. In Hongkong konkurrirt er indessen mit dem weißen Arbeitnehmer in Fabrikationsartikeln. Er baut bereits Dampfböte, von Schiffsreparaturen zu schweigen. In Shanghai betreibt der Chinese Baumwollenspinnereien mit Dampfbetrieb, und in Macao besuchte ich eine Seidenfabrik, die ganz von Chinesen bevölkert war, von Männern, Frauen und Kindern. Die militärischen Erfordernisse des chinesischen Kaiserreiches steigern die Nachfrage nach Maschinenarbeitern, und die Vertrautheit mit Dampfmaschinen wird nach und nach eine Klasse von handwerksmäßigen Arbeitern erzeugen, die unsere Maschinenbetriebe ebenso wie unsere Wäschereien bedrohen wird. In dem Zeitraum zwischen meinem ersten und meinem zweiten Besuche Chinas (dreiundzwanzig Jahre) sind viele Veränderungen vor sich gegangen, aber fast ausschließlich unter dem Vorbilde der Ansiedlungen der weißen Rasse. Es ist noch nicht klar, bis zu welchem Grade die große Masse in China neuen Ideen zugänglich ist. Die Leiter der Fabrikgeschäfte in China, mit denen ich 1898 sprach, hatten über die chinesische Konkurrenz alle dasselbe Urtheil. Sie erblickten in dem Chinesen einen ausgezeichneten Arbeiter unter der Leitung der Weißen, aber nur ein schwaches Geschöpf, wenn er sich selbst über-

lassen bleibe. Der Chinese ist in der That viel zu sehr selbst Maschine, um je ein guter Mechaniker zu sein. In Amerika ist jeder Mechaniker, der diesen Namen verdient, gleichzeitig ein Erfinder. In China arbeitet der Kuli Tag für Tag sein ganzes Leben lang, ohne über die weitere Ausgestaltung seiner Maschine nachzudenken. Für ihn gehören alle Dinge der Vergangenheit an, er ist noch nicht dazu gelangt, seine Arbeit als eine Aussicht für die Zukunft anzusehen. Auf den Werften von Hongkong sind die Arbeiter nahezu sämmtlich Chinesen, und ihr Lohn ist eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem, was ein Amerikaner am Delaware verdienen würde; jedoch sagte mir der englische Leiter, daß diese Arbeit so viel Kontrolle erfordere, daß ihr Werth dadurch sehr beeinträchtigt werde. Der Weiße erhält mehr Geld, weil er es thatsächlich verdient. Wenn die Chinesen jetzt ein Kriegsschiff bauten, so ist anzunehmen, daß sie denselben Typus für die nächsten fünfzig Jahre wiederholen würden ohne Rücksicht auf irgend welche Verbesserungen, die in der Zwischenzeit gemacht werden könnten.

Der Triumph des industriellen Chinas ist deshalb nur eine fernliegende Möglichkeit.

London. Poultney Bigelow.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Scharfmacher und Geldmacher.

Auch das Einsammeln „freiwilliger“ Beiträge ist eine Kunst, die gelernt sein will.

Es war Einer, dem's zu Herzen ging, daß für die Zuchthausvorlage sich keine rechte Stimmung entwickeln wollte. Er beschloß also, einige Tausend Mark in Stimmung anzulegen. Das Geld war ja da, wenn auch nicht in der eigenen Tasche. Aber wozu hat man reiche Freunde! Haben doch auch große Monarchen gelegentlich in Kriegszeiten zu Zwangsanleihen ihre Zuflucht genommen. Was war begreiflicher, als daß unser Staatsmann darauf verfiel, das Prinzip der Zwangsanleihe auch auf den sozialpolitischen Krieg zu übertragen. Nachdem das im Innern beschlossen war, schritt man zur Ausführung und wandte sich an Herrn Bueck, den Geschäftsführer des Centralverbandes deutscher Industrieller. Man verlangte lumpige 12 000 Mark. Herr Bueck fand das Verlangen „etwas eigenthümlich“. Aber er glaubte „aus naheliegenden Gründen“ es „nicht zurückweisen“ zu sollen. Der Geh. Finanzrath Jencke, dem Herr Bueck das „etwas eigenthümliche Verlangen“ mitgetheilt hatte, war derselben Meinung und opferte für die Firma Krupp 5000 Mark. Wir zweifeln nicht daran, daß auch der Restbetrag der sozialpatriotischen Zwangsanleihe gedeckt und die gewünschten 12 000 Mark abgeliefert und zur Verwendung gelangt sind.

Aber für 12 000 Mark kann man heutigen Tages nicht viel sozialpatriotische Stimmung kaufen. Dazu ist das Angebot von Scharfmacherstimmung in der Bevölkerung nicht drängend genug. Die „populäre“ Kampagne zu Gunsten der Zuchthausvorlage nahm deshalb ein trauriges Ende — vielleicht aus Mangel an Mitteln.

Es wiederholte sich hier eine Erfahrung, die unsere Agrarier so häufig in ihren landwirthschaftlichen Betrieben machen. Sie gehen mit zu geringem Kapital in das Unternehmen hinein. Das Scharfmachergeschäft hätte man nicht mit der kleinbürgerlichen Summe von 12 000 Mark, sondern auf großkapitalistischer Basis eröffnen sollen. Dann wäre aus der Sache vielleicht noch etwas geworden. Aber ein solcher Versuch mit untauglichen Mitteln, das ist wirklich kompromittirend. „Es ist schimpflich, eine Börse zu leeren, — es ist frech, eine Million zu veruntreuen, aber es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen. Die Schande nimmt ab mit der wachsenden Sünde.“ Das war die Meinung des Fiesco von Genua. Wäre Fiesco Geheimrath im Reichsamt des Innern gewesen, er hätte als vortragender Rath gewiß empfohlen, sich nicht wegen 12 000 Mark in die Gefahr zu begeben, „mißverstanden“ zu werden. Das ganze Geschäft entbehrt jeglicher Größe, es hat einen Stich ins Ruppige. Es scheint obendrein, daß man auch nicht einmal umsichtig genug gewesen ist, rechtzeitig für einen untergeordneten Sündenbock Sorge zu tragen, dem man die Ungeschicklichkeit in die Schuhe schieben kann, ohne leitende Personen allzusehr bloß zu stellen. Bismarck war auch darin groß, daß er solche Sündenböcke immer zur Hand hatte. Der Konsul Knappe, samoanischen Angedenkens, weiß davon ein Lied zu singen. Ist kein Knappe da, kein innerer Knappe? Ohne einen willfährigen Knappen kommt, wie wir fürchten, der Ritter nicht heil vom Roß.

Uebrigens möchten wir nicht gern in den Verdacht der Naivetät kommen. Daß, um eine „spontane“ Volksstimmung zu erzeugen, leistungsfähige Kapitalisten einspringen, ist eine so oft geübte Praxis, daß man deswegen bei diesem Einzelfalle nicht die Hände über dem Kopfe zusammenzuschlagen braucht. Wenn alle Staatsmänner unserer Zeit eidlich zu bekunden hätten, welche schätzbaren „Anregungen in dieser Beziehung ihnen zu verdanken sind, so würde die Liste der „freiwilligen Beiträge“ nicht klein sein. Aber die Sache ist im vorliegenden Falle maßlos ungeschickt angefangen. Nur mit Schaudern kann man daran denken, daß in solchen Händen die Vorbereitungen zu unseren Handelsverträgen liegen.

Junius.

Lord Macaulay.

II.

Man bedarf keiner besonders scharfsinnigen Intuition, um ein litterarisches Charakterbild Lord Macaulay's zu entwerfen. Einfach und gradlinig, wie sich der Mensch im Leben erwies, zeichnet sich der Schriftsteller in den Werken. Es ist nichts Widerspruchsvolles oder Geheimnißvolles an ihm, nichts, das einer zärtlichen Analyse bedarf und auch dann nur durch liebevolle Betonung der „Vorrechte des Genius“ verständlich wird.

Macaulay ist vielleicht der englischste unter den Schriftstellern des Zeitalters der Königin Victoria gewesen. Er war ein Sohn jener „vertrauenswürdigen Mittelklasse“, in der zwei Jahrhunderte politischer und religiöser Unterdrückung alle die Eigenschaften ausgebildet haben, die man fälschlich als Gesammtinhalt des englischen Volkscharakters betrachtet, der Mittelklasse, deren politische Emanzipation er als junger Parlamentarier mit heraufführen half. An Bildung und sozialen Beziehungen stand er thurmhoch über ihr. Aber gewisse Seiten seines persönlichen und vor allem seines litterarischen Charakters lassen uns nicht vergessen, daß er einer sozialen Schicht entstammte, die zwar einen Browning und einen John Bright hervorgebracht hat, der jedoch auch „Mrs. Grundy“ entsprossen ist, diese Verkörperung engster moralischer Vorurtheile.

Unter der Einfachheit seines litterarischen Charakterbildes hat Macaulay's Angedenken ein wenig gelitten. In unserer psychologisch gestimmten Zeit, wo ein Nietzsche gegen John Stuart Mill den beifällig aufgenommenen Vorwurf „beleidigender Deutlichkeit“ erhoben hat, schwindet das Interesse an einem Manne, der uns kein psychisches Problem ist. Wie viel lockender erscheint dagegen Carlyle, den man zum Weltweisen hat aufrücken lassen, weil er Räthsel aufgibt, die nur lösbar sind, wenn man sich die flammenden Funken göttlichen Geistes in Carlyle's düsterer Persönlichkeit von vielem, vielem irdischen Staub umschlossen denkt.

Ein vielseitig beanlagter Mensch ist sein Leben lang in Gefahr, seine kleinen Talente auszubilden und seine großen Gaben verwildern zu lassen. Das Größte an Macaulay war, daß er früh genug erkannte, wo seine wirkliche Stärke lag, und trotz lockender äußerer Versuchung die Dinge ließ, in denen andere ihm gleich sein konnten, und sich denen zuwandte, worin er einzig war. Viele Jahre hindurch schien er ein aufstrebender Politiker zu sein, der in den Mußestunden geistreiche Essays schrieb.*) Er hatte zweifellos eine ganze Anzahl der Eigenschaften, die einen großen Staatsmann ausmachen. Er konnte nicht nur reden, er konnte auch verwalten. Seine Auffassung politischer Fragen ging über das Bedürfniß des Tages weit hinaus. Er erkannte von Anfang an, daß Parlamentsreform nichts anderes bedeute, als den Uebergang der politischen Macht, — die die glorreiche Revolution vom König ans Unterhaus gebracht hatte, — von einer korrumpirten Wähleroligarchie zu den breiteren Massen der Mittelklasse. Er sah als einer der ersten in der gesetzlichen Verkürzung der Arbeitszeit eine segenbringende nationale Pflicht; er war schon früh von der Nothwendigkeit der Abschaffung der Kornzölle überzeugt.

Macaulay's Art politisch zu denken war von der der Mittelklasse nicht wesentlich verschieden. Eigenthumsordnung und politische Freiheit waren auch ihm die Grundpfeiler des englischen Staatsgebäudes. Aber sein reiches politisches Wissen bewahrte ihn vor vielen Vorurtheilen und trieb ihn zu Schlüssen, die seinen dieser Klasse entstammten Wählern nicht immer gefielen. Er machte sich nichts daraus. Er war in jungen Jahren ohne besonders große Anstrengung in die Politik gelangt, so daß Macht auf ihn nicht den dämonischen Zauber ausübte, der schon gleich starke Charaktere zum Verrath an gleich festen Prinzipien verlockt hat, wenn sie nur lange genug nach ihr gehungert haben. Er brachte überdies ein wenig von der Rechthaberei, die erfolgreiches Forschen nach Wahrheit leicht im Gelehrten entwickelt, in die Politik mit. Früh war er mit seinen politischen Gedanken ins Reine gekommen, daher galt ihm Beständigkeit als Zeichen der Aufrichtigkeit.**) Das war bei ihm keine leere Phrase. Als junger Mann, als seine politische Laufbahn vom Fortbezug seines Gehalts abhängig war, hatte er seinen Prinzipien zu Liebe zurücktreten wollen. Seiner Starrköpfigkeit wegen fiel er später in Edinburgh durch, wo er sich mit der allgemein üblichen politischen Doppelzüngigkeit leicht hätte behaupten können.

Eine solche Betonung der eigenen Ueberzeugung sichert einem Manne die Anerkennung der politischen Ideologen, die sich selbst gerne als „die anständigen Menschen" bezeichnen, sie ist nicht die Eigenschaft, die Premierminister macht. Die Peel und Derby, die Disraeli und Gladstone haben in ihrer politischen Laufbahn manche Meinung geändert. Und nicht ganz mit Unrecht. In einem parlamentarisch regierten Lande müssen die Dinge schließlich doch so gemacht werden, wie es der Wähler will. Wenn der Wähler nicht weiß, was ihm frommt, um so schlimmer für ihn selbst. Den, der's wirklich besser weiß und tapfer diesem Wissen Ausdruck gibt, wird er trotzdem nicht wählen. Macaulay wußte es oft besser. Als Fachminister konnte er sich so etwas allenfalls gestatten.

Zum Premier aber oder zum Führer des Unterhauses — und ein Macaulay wird nicht Politiker, um ein Leben lang Fachminister zu bleiben, — hätte er zu viel Gewissen gehabt. Wenngleich er ein guter Parteimann war, so fehlte ihm doch der richtige furor politicus. Nicht nur, daß er nicht alle Gegner für Schurken und Dummköpfe hielt, er nannte sie nicht einmal so im Wahlkampfe. Er konnte sehr heftig werden, aber es war nicht die zündende Leidenschaft des Fanatikers, dem der Schaum vor dem Munde steht, noch die des großen politischen Sehers, der die Volksphantasie auf neue Ziele zu bannen vermag. Macaulay war laut, nicht leidenschaftlich. Er kam im Laufe der Zeit allmählich auf den Standpunkt Lord Halifax's: „Er sah den Verlauf der Dinge nicht in der Beleuchtung, in der er den dabei Betheiligten erscheint; er sah ihn in dem Lichte, in dem er sich nach Jahren dem philosophischen Historiker darstellt."*) Macaulay hat daher weise gehandelt, als er sich entschloß, Geschichte zu schreiben statt ein Leben an den vermuthlich vergeblichen Versuch zu wagen, sie ganz so zu gestalten, wie er sie sich dachte. Seine politische Thätigkeit hat seinen schriftstellerischen Leistungen in jeder Weise genutzt. Nicht nur, daß er durch sie all die großen und kleinen Kräfte kennen lernte, die Geschichte machen, sie nahm auch die Jahre seines Lebens in Anspruch, wo Leute seines Schlages wohl im Stande sind, schillernde Essays zu verfassen, nicht aber reif sind, Geschichte im großen Stile zu schreiben. Macaulay war nie tief; ohne praktische Erfahrung wäre er eng und hart gewesen.

Ausdauernde Arbeit und eine bis ins kleinste gehende Genauigkeit sind Erfordernisse, ohne die eine fruchtbringende schriftstellerische Thätigkeit unmöglich ist. Man hat nun Macaulay oft genug beschuldigt, er habe als Whig-Politiker Whig-Geschichte geschrieben; vielleicht ist er indeß nur deshalb als Politiker Whig gewesen, weil die Whigs die Erben jener Partei waren, deren Schicksale während des 17. Jahrhunderts ihn so mächtig anzogen. Allerdings wenn derjenige schon ein Geschichtsfälscher ist, der Menschen und Dinge von einem gegebenen politischen Standpunkte aus beurtheilt, dann kann man Macaulay diesen Vorwurf nicht ersparen. Aber selbst seine Feinde haben eines zugeben müssen: Er hat keine Thatsache, deren er habhaft werden konnte, wissentlich übersehen oder weggedeutet und hat nichts hinzugedichtet. Vergleicht man Macaulay mit anderen Historikern, die am Leben ihrer Zeit Antheil genommen haben, z. B. mit Treitschke, so wird man seine Wahrheitsliebe wie seine Gründlichkeit und Genauigkeit anerkennen müssen. Manche seiner Urtheile sind durch neu gefundene Thatsachen widerlegt worden; jeder Tag trägt neue Gesichtspunkte in die altbekannten hinein. Indem jede Zeit wechselnden Zielen zustrebt, ändert sich ihre Auffassung der Vergangenheit von selbst. Das gibt uns kein Recht, die zu tadeln, die vor uns mit sorgsamem Fleiße ein Bild zu zeichnen suchten, das uns heute bald zu wenig, bald zu viel zu enthalten scheint.

Genauigkeit in der Arbeit war Macaulay nicht Selbstzweck, sondern nur unerläßliche Vorbedingung; wie bloße Aehnlichkeit nicht der Zweck eines wahrhaft künstlerischen Porträts ist, aber doch die unbedingte Voraussetzung wirklicher Vollkommenheit. Die Aufgabe, die er sich schon in jungen Jahre stellte, war: Zu erzählen**). Im Stile der Herodot und Thucydides, die Dinge berichten, die sie selbst hörten und sahen, ohne sie erst aus staubigen Archiven auskramen zu müssen, wollte er moderne Geschichte erzählen. Ihm selbst war die Freude am Geschichten-Hören unerschöpflich. Ob's Novellen waren oder „große Geschichte" galt ihm gleich. Er wußte aus eigenem Empfinden, wie wir alle von Kindesbeinen an nichts lieber thun, als dem Erzähler lauschen. Wenn wir klein sind, hören wir von der Kinderfrau die Geschichte von Hänsel und Gretel und harren zitternden Herzens, ob sie wohl der Hexe entrinnen werden. Dann folgt abwechselnd der Lederstrumpf

---

*) Für das Folgende: Speeches, Vol. II und III der Miscellaneous Writings, Speeches and Poems. Es sind 4 Bände, die auch die Lays of Ancient Rome, Balladen, und den Indian Penal Code enthalten, daneben eine Anzahl Essays. Die „Critical and Historical Essays" füllen gleichfalls 4 Bände, die History of England from the Accession of James the Second ist in der Cabinet Edition 8 Bände stark. Der letzte Band ist von Lady Trevelyan aus Macaulay's Nachlaß herausgegeben worden. Die Daten der Veröffentlichung im ersten Aufsatze beziehen sich auf die in 5 Bänden erschienene Library Edition.

**) Speeches Vol. III p. 269.

*) History of England Vol. I 253.

**) History, Miscellaneous Writings Vol. I. Hallam, Essays Vol. I. p. 112 and 113. Macchiavelli ib. p. 109. „The classical histories may almost be called romances founded on facts."

und das Lied der Helden von Troja. Und dann geht's bei denen, denen das Leben nicht nur broterwerbende Arbeit oder hochmüthige geistige Abstraktion ist, bis ans Ende der Tage weiter. Die Bücher, die die meisten von uns in späteren Jahren lesen, behandeln gewöhnlich die ewige Geschichte zwischen dem anderen Hans und der anderen Grete. Sie beginnt meist herkömmlicher Weise im Mai, wenn die Blumen blühen, und endet nach Bedürfniß bald mit einer Hochzeit, bald mit einem Doppelt-Selbstmord oder mit einer der vielen Möglichkeiten, die zwischen beiden liegen. Manchmal glauben wir ein Stückchen unseres eigenen Lebens darin zu entdecken und dann weinen und lachen wir leise mit.

Von Völkern und Zeiten lesen wir selten. Denn die Bücher, in denen darüber gehandelt wird, sind zwar sehr gelehrt und sehr nützlich, oft aber in einer Sprache geschrieben, die die meisten von uns nicht verstehen. Sie handeln von Haupt- und Staatsaktionen, von Schlachten und Kabinettssitzungen, von Königen und Ministern. Vom Leben unserer Vorfahren aber, vom täglichen Leben, das sie geführt haben, wie wir heute das unserige führen, hören wir nichts; das steht höchstens im historischen Roman. Die ewigen Schlachten und die ewigen Könige werden schließlich langweilig. Die wenigsten Leser sind auf die Dauer kriegerisch gesinnt, und selten nur vermag einer wirklich königlich zu empfinden. Eine Geschichte zu schreiben, die nicht in Form des historischen Romans Lust und Leiden vergangener Tage schildert, das Leben der Kleinen und Armseligen, wie die Thaten derer, die in den Akten stehen, das ist Macaulay's Ziel gewesen.

Der Forscher und Denker wird leicht eine Geschichtsauffassung vorziehen, deren Ziel die Ergründung der Entwicklungsgesetze ist, nach denen sich das historische Leben abspielt. Er will außer den Thatsachen Betrachtungen. Mancher indeß wird der alten spanischen Chronik Recht geben, die das Gehör als wichtigsten Sinn preist, weil man durch ihn Kunde hat „von den alten Büchern und den Geschichten der guten Thaten, die die wackeren Männer der Vorzeit vollbracht“ haben.*)

Macaulay suchte die selbstgesteckte Aufgabe zuerst in seinen Essays zu lösen. Diese Essays knüpfen meist in loser Form an ein neu erschienenes oder neu herausgegebenes Buch an. Abgesehen von den polemischen Aufsätzen beschäftigen sie sich nur flüchtig mit den Ansichten des betreffenden Verfassers oder Herausgebers. Macaulay kritisirt ihn in aller Kürze und geht dann dazu über, selbst ein Portrait zu entwerfen oder selbst ein Kapitel Geschichte zu erzählen. Was er bringt, sind fast nie Auszüge aus den besprochenen Büchern, es sind selbstgesammelte Thatsachen und selbst überdachte Urtheile. In einem solchen Essay steht oft mehr, als in dem dickleibigen Buche, das Macaulay Gelegenheit bot, sein reiches Wissen zum Besten zu geben. Denn er schrieb nur, weil er viel über einen Gegenstand gelesen hatte, und setzte sich nicht erst zum Lesen hin, weil er schreiben wollte.**) Er besaß ein nie versagendes Gedächtniß, aus dem ihm nach Bedarf Bilder und Analogien zuströmten. Andere Menschen suchen Vergleiche, indem sie ihr Gehirn zermartern und Inhaltsverzeichnisse durchblättern; andere Menschen müssen das Beiwerk zu ihren Hauptfiguren mühsam durch Spezialstudien ansammeln und gerathen dann leicht in Gefahr, den Aufbau des Ganzen durch Ueberlastung des Einzelnen zu zerstören. Macaulay's Anlage blieb immer ruhig und klar, das Beiwerk wurde ihm nie zum langweiligen Exkurs, denn es kam von selbst. Er kannte die Litteratur der führenden Völker genau, er kannte die Biographie eines jeden in Grubstreet hungernden Litteraten, er kannte die Pamphlete, religiöse und politische, die in den Zeiten der Stuarts wie der Hanoveraner geschrieben wurden, er kannte die Straßenballaden, in denen das Volk seine Feinde verhöhnte und seine Freunde bejubelte. Er hatte den reichsten Schatz an Wissen und er nutzte ihn mit Meisterschaft. Der, der wenig wußte, wunderte sich, daß ein Mensch so viel wissen konnte; der, der viel wußte, staunte, daß ein anderer noch viel, viel mehr wußte. Macaulay's beste Essays — die über Ranke und Friedrich den Großen ausgenommen — behandeln englische und angloindische Gegenstände seit dem Zeitalter der Königin Elisabeth. Er liebte die Männer, über die er schrieb, auch wenn er sie scharf verurtheilte. Er hätte mit Addison und Sir William Temple, mit Horace Walpole und Milton, wenn sie, aus dem Grabe erstehend, ihn im Albany besucht hätten, über die Fragen reden können, die zu ihrer Zeit die Kaffeehäuser erregten. Wo er Staatsaktionen erzählte, stand das Hauptsächliche zum Nebensächlichen im richtigen Verhältniß, wo er Charaktere schilderte, wußte er die verschiedenen Eigenschaften so zu gruppiren, daß Menschen, nicht Typen daraus wurden.*)

Zu der Klarheit der Anordnung kam die Klarheit des Stils. Wenn die Fähigkeit, einen Gedanken so auszudrücken, daß Mißverständniß unmöglich ist, das einzige Kennzeichen großer Stilisten wäre, dann war Macaulay der größte Stilkünstler, der je gelebt hat.

Ein Mann, der allgemein interessante Dinge in einer Weise darstellt, daß selbst der Langsamste ihm zu folgen vermag, muß populär werden. Um so mehr, wenn ein gewisser wohlwollender Optimismus, ein Glaube an die Verbesserungsfähigkeit der Welt überall durchblickt, wenn dieselben Dinge gut und böse genannt werden, die die Masse der in bürgerlicher Respektabilität erzogenen Leser so bezeichnet. Die feinen Köpfe aber werden manchmal unwillig die Stirn runzeln. Bei der Menge liegt das Urtheil der Gegenwart, bei diesen Wenigen die Erziehung des künftigen Geschmacks. Sie sind die geistigen Aristokraten, die nicht verschmerzen können, daß die Entscheidung über Erfolg und Mißerfolg nicht mehr bei ihnen ruht. Denn der Schriftsteller, der seine Zeit beeinflussen will, muß sich heute wie früher an diejenigen wenden, die die Macht haben. Das waren früher die wenigen Gebildeten, die zugleich Kritiker und Leser waren. Heute fallen Kritiker und Leser oft auseinander. Um der Menge zu gefallen, muß man häufig die Wenigen erzürnen, die längst nicht mehr das buchhändlerische Schicksal bestimmen. Aber wie alle abgesetzten Aristokraten bilden sich die Wenigen zu den Hütern des wirklich guten Geschmacks aus und sind im Laufe der Zeit immer im Stande, der eben noch triumphirenden Menge ihre Lieblingsschriften abzugewöhnen. Gar mancher von den Vielen schreit dann über Enge und Beschränktheit eines Schriftstellers, den er nur deshalb verstehen konnte, weil eine nicht unbeträchtliche Dosis Durchschnittlichkeit ihm das wahrhaft Bedeutende erträglich gemacht hatte.

Macaulay's Popularität beruhte in erster Linie auf den Essays. Sie haben eine Anzahl leicht erkennbarer Fehler. Sie sind außerdem so bequem zu lesen, daß selbst der Langsamste den von den feinen Köpfen gerügten Mängeln nachzugehen vermag. Hierbei unterhält er sich eine zeitlang aufs trefflichste und schwelgt obendrein in der Empfindung, dem Urheber seines litterarischen Vergnügens an geistiger Weite überlegen zu sein. So ist heute die Popularität der Essays im Sinken begriffen. Die Geschichte Englands, die vermöge ihres Umfangs kaum den gleichen Leserkreis wie die Essays gefunden hat, ist durch den gleichen Umstand vor oberflächlicher Kritik bewahrt geblieben.

Als Macaulay daran ging, seine Geschichte niederzuschreiben, war er bereits ein reifer Mann, der mehr über diese Zeiten wußte, als je einer vor ihm, und, man darf wohl hinzusetzen, mehr, als je einer nach ihm wissen wird. Sein früher Tod hat ihn nicht bis zum Zeitalter der Königin Anna kommen lassen, das der Gipfelpunkt seiner Erzählung werden sollte. So hat er nur von der glorreichen Revolution bis zum Tode Wilhelms III. berichten können.

Die glorreiche Revolution ist das Ereigniß, das England endgiltig von der kontinentalen Entwicklung abschnitt, indem hier aus dem mittelalterlichen Ständestaat der Parlamentarismus reifte, wo anderswo der Absolutismus folgte.

*) La Gran Conquista de Ultramar. Prólogo.

**) The Life and Writings of Addison. Essays IV, 163.

*) Madame D'Arblay; Essays IV, 149.

Aber die glorreiche Revolution ist ein Ereigniß, bei dem mehr Niederträchtigkeit und Gemeinheit mitgespielt hat, als bei irgend einem anderen gleich segensreich wirkenden Vorgang. Wenn man von James Monmouth blutig endenden Abenteuer absieht, ist kaum ein Irrthum da, der menschlich schön erschiene. Die Tyrannei ist beschränkt und kleinlich; ihr Sturz erfolgt nicht durch mächtige Volksleidenschaft, sondern durch niedrigsten Verrath. Eine solche Gallerie politischer Bravos wie der ewig heitere Verräther Marlborough, der von Durst nach Macht und Geld zerfressene Danby, wie der schmeichlerische Sunderland u. a. hat kaum das Italien der Borgias aufzuweisen; denn hier ist Größe der Verbrechen noch nicht einmal verbrecherische Größe. Nur Halifax und Somers sind anständige Menschen. Der einzige, dessen mächtige Persönlichkeit alle überschattet, Wilhelm von Oranien, hat in seinem Wesen Eigenschaften, wie sie einem haßerfüllten Porträtisten Philipps des Zweiten willkommen sein mögen, die es aber dem Biographen unmöglich machen, seinem Helden unsere Sympathie zuzuführen. Ueber solche Menschen hat Macaulay eine Geschichte geschrieben, deren 8. Band wir ungern niederlegen, bedauernd, daß es der letzte ist.

Wir haben in derselben von Parlamentssitzungen gehört, in denen konstitutionelle Fragen nach weit zurückliegenden Präzedenzfällen entschieden werden, von schmutzigen Intriguen und Verrath, von verlorenen Schlachten und detaillirten Finanzarrangements, von der Geschichte unzähliger Sekten, für die wir an und für sich weder Interesse noch Sympathie empfinden. Einem anderen Historiker würden wir nicht über den ersten Band hinaus folgen; hier bleiben wir durch 4000 Seiten in Spannung. Monmouth's Niederlage und Gefangenschaft bei Sedgemoor, Wilhelms Landung bei Torbay, die Schlacht am Boyne u. a., das hätte auch ein anderer erzählen können.*) Macaulay's Kunst liegt darin, daß er auch durch die Dinge, die an sich langweilig sind und die man doch kennen muß, unsere Aufmerksamkeit zu fesseln vermag.

Das wird in erster Linie durch den wundervoll klaren Aufbau der Geschichte erreicht. Wer nie eine größere schriftstellerische Arbeit unternommen hat, der weiß gar nicht, was es heißt, einen großen Gegenstand nur richtig, geschweige denn künstlerisch anzuordnen. Im Drama wie im Roman ist's nicht so schwer, da stutzt man den Stoff zurecht, bis er in die Form paßt. Geschichte hat nur dann Werth, wenn der Stoff unverstümmelt in die Form gepreßt wird. Das hat Macaulay wundervoll verstanden.

Derjenige allerdings, der in der Geschichte nicht sucht, was einem Volke und einer Zeit eigenthümlich ist, sondern der die Feststellung großer Gesetzmäßigkeiten verlangt, den wird Macaulay enttäuschen. Einen solchen Menschen reizt nicht die Geschichte an und für sich, wie meisterhaft sie auch erzählt sei, sondern die Glosse des Erzählers. In der Rolle des Chorführers, der dem Zuschauer die Bedeutung des auf der Weltbühne sich abspielenden Dramas klar machen soll, der Zusammenhänge aufdeckt, die dem blöden Auge verborgen sind, lag Macaulay's Stärke nicht. Er sah nur dieselben Dinge, wie der „Mann aus dem Volke", wenn sie sich auch seinem Auge unendlich schärfer darstellten. Wohl hatte er in Beurtheilung der einzelnen Fragen das gesunde Urtheil des praktischen Politikers, aber seine Weltauffassung war nicht weit. Er war ein durch und durch unphilosophischer Kopf, der den Werth der Philosophie überhaupt nicht verstand. Er war dabei ein genauer Kenner der griechischen Philosophie, aber er las Plato und Aristoteles als litterarischer Feinschmecker nicht um über sie nachzudenken.**) Für die Dinge, die man sehen kann, reichte ihm ein flacher optimistischer Utilitarismus aus, und gegenüber dem Unerkennbaren war er mit einer guten Dosis starker aber nüchterner Religiosität versehen. Vielleicht, daß ihm auch diese Beschränkung von Nutzen war. Wer den Hader der englischen und schottischen Sekten als Philosoph hätte schildern wollen, dem wäre es leicht ergangen, wie dem armen Buckle, der darüber Gesundheit und Leben verlor.

*) History of England II 186—208, III. 222—226, V 262—268.

**) Lord Bacon, Essays II 372/73, Trevelyan 675.

Die Fehler Macaulay's treten in der „Geschichte Englands" weit weniger hervor als in den Essays, und in den spätern Essays und den Biographien weniger als in den früheren. Sie stammen alle aus einer Quelle: einem Mangel an Phantasie. Die Phantasie, deren der Historiker in erster Linie bedarf, die Fähigkeit, Thatsachen der Vergangenheit zu einem Ganzen zusammen zu reihen, die Fähigkeit Gewesenes neu zu beleben, die besaß Macaulay in hohem Grade. Man lese nur das wundervolle dritte Kapitel der Geschichte, das England vor der Revolution schildert, oder die „Lays of Ancient Rome" oder die Balladen. Die künstlerische Phantasie aber, die aus Angedeutetem und Errathenem etwas zu schaffen vermag, das nie in dieser Form gewesen ist und doch wahr ist, wahrer als manche beweisbare Thatsache, diese Phantasie war ihm nicht gegeben. Wenn Macaulay eine Landschaft schilderte, so fehlte kein Baum und kein Strauch; jedes Grashälmchen sproßte an der richtigen Stelle.*) Nur eines war nicht da: Die Stimmung, die aus den vorübereilenden Wolken fließt und aus den rauschenden Blättern flüstert. Eine Landschaft nicht als Schauplatz historischer Begebenheiten gedacht war Macaulay langweilig. Es war nichts lyrisches in ihm; er hat, obwohl er der poetischen Form in hohem Grade mächtig war, nur ein Gedicht geschrieben, das lyrisches Empfinden verräth. Er verachtete die Lyrik und hielt sie für gleichbedeutend mit posirendem Egoismus. Ein einziges Liebeslied stammt von ihm, das man, wenn man ihm wohl will, als schwächliche Nachbildung eines italienischen Gassenhauers betrachten wird. Seine Briefe und Tagebücher enthalten auch nicht die leiseste Andeutung darüber, ob je eine Leidenschaft den ebenmäßigen Fluß seines Gemüthslebens gestört habe. Vielleicht, daß er, der sonst offen über alles Persönliche sprach, uns in übertriebener Scheu diesen Theil seines Seins verhüllt hat. Aber die ganze Anlage seines Lebens scheint zu sagen, daß für eine die Liebe zu Eltern und Geschwistern an Wärme übersteigende Neigung in ihm nicht Raum war. Ein solcher Mann kann wundervolle Balladen schreiben, aber er ist kein Dichter. Er formt sie aus Thatsachen, nicht aus Empfindungen.

Die Porträts, die er von Menschen entwirft, werden alles das enthalten, was sich durch Forschung erfahren läßt. Alle Eigenschaften, die sich bethätigt haben, werden sorgsam aufgezeichnet sein, wie in einem Kataloge. Aber die Kräfte, die die widerspruchsvollen Handlungen entstehen lassen, die Triebfedern, die man errathen muß, die werden seiner Analyse entgehen. Was faßbar an seinen Helden war, das hat Macaulay immer mit scharfem Blicke erkannt; er wußte genau, daß die Menschen nicht streng-geschlossene einheitliche Wesen sind; er hat die klaffenden Widersprüche in ihren Charakteren nie verschwiegen. Aber aufzählen heißt nicht erklären. Was geheimnißvoll im Menschen webt, das ist ihm verborgen geblieben. Die meisten Charaktere, die er zu schildern hatte, waren verhältnißmäßig einfach angelegt; daher reichte seine Art zu zeichnen aus. Einen Mann aber wie Lord Bacon, der ein Denker ersten Ranges und gleichzeitig ein käuflicher Höfling war, hat uns Macaulay's Analyse nicht befriedigend erklärt. Bacon, der Verfasser des „Novum Organon" und Bacon der bestechliche Richter sind in Macaulay's Darstellung gesonderte Hälften, nicht eng verwobene Theile eines Menschen. Macaulay's Frauenporträts sieht man leicht an, daß ihm die Fähigkeit anzudeuten und zu errathen fehlte. Von diesen ist eigentlich nur Lady Temple gelungen.

Der Historiker geht gern von der Ueberzeugung aus, daß die Weltgeschichte das Weltgericht sei. Macaulay begnügte sich nicht damit, ein Urtheil des Lesers durch ein-

*) History IV p. 140—141 Beschreibung von Kenmare. IV p. 178 Beschreibung von Cork. Trevelyon p. 349.

faches Erzählen von Thatsachen zu erzwingen. Er fühlte sich als Staatsanwalt und als Vertheidiger, als Richter und als begutachtender Moralist. Er maß zwar die Männer des 17. Jahrhunderts nicht mit dem Maßstab des 19. Aber er hatte die Gewohnheit, einen jeden entweder den Böcken oder den Schafen zuzuweisen, und sprach immer ein, wie es ihm schien, endgiltiges Urtheil. Er kannte ja alle beweiskräftigen Thatsachen und sah die Dinge nicht, die hinter den Thatsachen liegen.

Bericht und Urtheil erfolgten in einem Stile, dessen Klarheit man mit Recht gerühmt hat. Aber es läßt sich nicht leugnen, in den früheren Aufsätzen war dieser Stil manchmal etwas geschwollen. Man verschlingt nicht ungestraft hunderte schlechtgeschriebener sentimentaler Novellen. Man mag über ihren geschraubten Stil lachen, aber ohne daß man's merkt, verfällt man in ihn. Die Novellen der Mrs. Meeke, die Macaulay auswendig wußte, sind sicher für manche Geschmacklosigkeiten seiner jüngeren Jahre verantwortlich.*) Mit der Zeit verloren sich diese; Macaulay wurde einfacher, aber, was schon sein Vater an seiner Redeweise getadelt hatte, er blieb immer laut. Als Rhapsode plante er seine Geschichte, als Rhapsode schrieb er sie nieder; als Rhapsode allerdings, der nicht in lyrischen Exkursen schwelgte und die Wahrheit nicht als nebensächlich betrachtete. Was er erzählen wollte, sah er klar und sagte er vernehmlich. Es war nie Zweifel in seiner Seele. Jeder Satz seiner Essays klingt unterstrichen; Abtönungen hatte er keine. Seine Porträts erinnern einen manchmal an Ribera's Bilder: Er hatte nur Hell und Dunkel auf seiner Palette. Wenn er einen Gegensatz hervorheben wollte, so konnte er das nur mittelst der Antithese, die zwar stets geistreich war, aber durch allzu häufige Verwendung den Leser manchmal erzürnte. In der „Geschichte" tritt dieser Fehler wie andere sehr zurück. Hier hatte Macaulay oft Dinge zu erzählen, denen der schmetternde Klang seines Vortrags wohl anstand; aber in den Essays macht er manchmal unnöthigen Lärm.

Es gibt wenig ernste Historiker, die man auf ihren Stil hin untersucht. Daß man das bei Macaulay thun darf, beweist allein schon, daß man ihn nicht als bloßen Forscher, sondern als bleibende Kraft in der Litteratur betrachtet**). Er ist in der That eine solche gewesen. Man hat, wie es scheint nicht mit Unrecht, seiner Schreibweise ungünstigen Einfluß auf den Stil des heutigen Englands nachgesagt; doch sollte das nicht zu schwer in die Wagschale gegen ihn fallen. Er war ja nicht wie ein spätgriechischer Rhetor, der die Leute gut schreiben lehren wollte; er war ein Erzähler, nicht mehr. Mit Englands großen Erzählern, mit Sir Walter Scott und Thackeray, nicht mit seinen Denkern und Erziehern muß Macaulay verglichen werden. Wohl hat er nicht, wie Sir Walter, eine Welt geschaffen, in der die blaue Blume der Romantik nie welken wird. Er hat uns auch kein Buch gegeben wie Thackeray's „Henry Esmond", in dem die Geschichte einer Zeit so eng in die Schicksale eines Menschen hineingewoben ist, daß der Dichter beinahe den Historiker überflüssig gemacht hat. Aber er hat gleich ihnen eine Geschichte erzählt, eine Geschichte, die wahr ist, und der doch Tausende und Abertausende begeistert gelauscht haben, als ob's ein buntes Märchen wäre. In unserer Zeit, die mit Recht die Männer preist, die der wißbegierigen Menge fremde Gedanken vermitteln, sollte man Macaulay doppelt ehren. Er hat die Geschichte seines Volkes erforscht und sie so erzählt, daß ein jeder sie zu verstehen vermag.

M. J. Bonn.

---

*) Trevelyan p. 96 (Popular ed.).

**) Vergl. John Morley's Macaulay. Miscellaneous Essays Vol. I. Eine glänzende Kritik, die indeß vielleicht die Bedeutung Macaulay's als Erzähler unterschätzt.

Theater.

Hugo von Hofmannsthal: Der Thor und der Tod. — Jacob Wassermann: Hockenjos. (Sezessionsbühne.)

Hofmannsthal's edle Juwelierkunst spricht am beseeltesten in der leisen Trauer des Gedichts vom Thoren und vom Tode.

Sonst gibt dieser Eklekt eine kühle, reiche Egoistenpoesie. Außen mattstrahlende Kleinodien, innen wenig Blut. Kein Schrei; kein Duft der frisch dampfenden Erde. Nur eine wundersam abgestimmte Temperamentlosigkeit. Das feine Gehirn dieses vielfältig durchgebildeten Epigonen ist voll von halberloschenen Fresken erloschener Jahrhunderte; von nachgedunkelten Bildwerken, verblichenen Seidenkleidern, vergilbten Büchern, vergangenen Stilen, seltenen Kostbarkeiten, altmodischen Melodien, fremden künstlichen Kulturen. Er ist ein edler junger Kenner, der mit geschmackvoll ordnender Hand die Besitzthümer vieler Epochen verwest; der seine Formbeherrschung zum Rahmen dafür leiht. Er ist das Gegentheil einer elementaren Gestalt. Ein kenntnißreicher Spätling, die Blüthe eines Gewächshauses, eine mittelbare Natur voll stiller Gehaltenheit. Sein Herz ist zu einem Viertel von Menschlichem erfüllt, zu drei Vierteln von Formensinn.

Wenn Hofmannsthal den Thoren auf die Beine stellt, so fühlt man: es wird kein einfacher Thor sein. Es ist in Wahrheit das Gegentheil eines solchen. Der Thor, der nie ein Thor war; seine Thorheit bestand darin, es nie zu sein. Claudio hat das Leben versäumt. Claudio blieb egoistisch im Gewächshaus. Claudio schritt niemals über die dampfende Erde. Claudio war ein Betrachter mehr als ein Durchlebender. Claudio ordnete menschliche Gefühle, Claudio besaß aber wenig davon. Claudio war ein Mittelbarer, Künstlicher. Claudio gab sich nicht; rebelle à l'abandon nennt Bourget diesen Zug der ästhetisch feinen Genüßlinge, die das Leben nur ästhetisch durchqueren. Kurzum: Claudio war ein Thor, weil er niemals thöricht lebte, thöricht haßte und thöricht liebte.

Ein Blinder sieht: Herr von Hofmannsthal und Claudio sind Vettern. Das Werk gestaltet die Krankheit seines Dichters. So wird es ein Bekenntniß; so wird es beseelter; so wird es der Gipfel seiner Kunst.

Wie zum Beweis der mangelnden Erdwüchsigkeit gibt Hofmannsthal Verse, die schier parodistisch im Goethestil sind. Man höre:

> Im Innern quillt euch treu ein Geist,
> Der diesem Chaos todter Sachen
> Beziehung einzuhauchen heißt,
> Und euren Garten draus zu machen
> Für Wirksamkeit, Beglückung und Verdruß.

Ist das nicht himmlisch? Oder Folgendes:

> Es gab Natur sich ihnen zum Geschäfte,
> In allen ihren Wünschen quillt Natur,
> Im Wechselspiel der frisch und müden Kräfte
> Wird ihnen jedes warmen Glückes Spur.

Claudio wird noch eingehender faustisch und seufzt:

> Jetzt läßt der Lampe Glanz mich wieder sehen
> Die Rumpelkammer, voller todtem Tand.

Es erfolgt, damit das Geringste nicht fehle zur Analogie des Faustmonologs, der Anruf:

> Ihr Becher, ihr, an deren kühlem Rand
> Wohl etlich Lippen selig hingen,
> Ihr alten Lauten, ihr, bei deren Klingen
> Sich manches Herz die tiefste Rührung fand.

Und so weiter. Dazwischen aber quillt und blüht manches, das von eigenem Dämmerglanz beschienen wird.

Unter den Werken aller symbolistischen Deutschen ist dieses das größte. Eine menschliche Schwermuth liegt darüber. Beim Lesen wirkt es ergreifend, beinahe erschütternd. Die Mutter, die Geliebte, der Freund kommen, — todte Schatten, die noch einmal reden, ehe der Thor von der versäumten Erde Abschied nimmt. Die Worte „Zu spät", die entsetzlichsten, flammen dunkel auf. Der Tod spielt die Geige, Claudio zieht hinter den Schattengestalten drein. Es wird nicht klar, wie diese posthume Gesellung zu verstehen ist. Ob die Gestalten untereinander Bewußtseins-Beziehungen haben oder nicht. Es ergibt sich ein Bild. Uebrig bleibt ein seltsam verschwimmendes symbolistisches Gefühl: tiefe, hoheitvolle Trauer.

Die Darstellung war sehr verdienstlich; die Akustik war sehr hassenswerth. Wenn das junge Mädchen spricht, hätten die Worte „Es war doch schön . . .", die immer wieder ergreifend in der Rede leuchten, auch wirklich leuchten müssen. Das ging unter, wie manches sonst. Die Abtönung des Ganzen bleibt allen Lobes werth. Dormez sur vos deux oreilles!

Auch „Hockenjos" gespielt zu haben ist ein Verdienst. Dieses dicke, hingehauene, abgehackte Skizzenwerk wird neben der Fahnenweihe von Rüderer und dem Kammersänger von Wedekind eine Hoffnung für unser deutsches Humordrama sein. Die Komik darin hat den Stil der Uebertreibung. Niederländische Züge finden sich, manches erinnert an Gottfried Keller, manchmal denkt man an Courteline.

Gesucht wird ein Sohn der Stadt, der für ein Denkmal geeignet wäre. Gefunden wird ein verbummelter Künstler, der vermeintlich am Südpol unterging: Hockenjos. Festakt, Vereine treten auf, der Regierungspräsident naht. Doch Hockenjos ging nicht unter. Prachtvoll, wenn der große Todte ankommt, schwäbelnd und versoffen, sich gleich über eine Jubelflasche hermacht und dann von „dene Oisbäre" am Südpol erzählt, und wie alles dort so theuer sei. Prachtvoll, wie er sich dann gleichgiltig und behaglich abschieben läßt; und wie er barbirt wird, während man draußen sein Denkmal enthüllt. Das Menschliche in dieser Komödie ist der Spaß darüber, daß Selbstsucht und Lüge in der Welt herrscht. Ein gesund und fröhlich Lachender blickt von oben auf dieses nette Getrieb, ohne pathetisch im Innern zu greinen. Man fühlt: er liebt die Wahrheit und sagt es nicht. Ein Kind ist die einzig anständige Person der Vorgänge.

Bedenklich stimmen Motive, die litteraturtypisch sind. Ein Journalist, der selber weint, als er einen wider besseres Wissen geschriebenen Artikel vorliest; das Urbild findet sich bei Pailleron in den „Cabotins". Ferner die Rückkehr des Hockenjos, die lange vorher durchsichtig ist. Endlich die Rolle des Kindes. Man fühlt: das sind schablonig epigrammatische Züge.

Die Lustigkeit verwischt sie. Hier liegt ein Stück Zukunft. Ave, Wassermann.

Alfred Kerr.

Ostwald, Hans. Vagabonden. Berlin. 1900. Bruno und Paul Cassirer.

Ein Simplicissimus-Roman von anno 1900. Ganz wie sein Ahne Simplicius entläuft der moderne Landstörzer, der Held des Buches, dem Vater und treibt sich auf der Straße als „Kunde", „Chausseegrabentapezirer", „Berg- und Thalversetzer", „Himmelsfechter" (Landstreicher) herum, tippelt von „Penne" zu „Penne" (Herberge), lernt auch „platt machen" (im Freien übernachten), und „Kohldampfschieben" (hungern), wird von „Putz" (Polizist) oder „Spitzkopp" (Gensdarm) „geflebbt" (untersucht), geräth ins „Kittchen" (Gefängniß), entgeht der „linken Winde" (Arbeitshaus), bis er endlich als der verlorene Sohn reuig heimkehrt. Eine bunte Gesellschaft hat er auf seiner Wanderung kennen gelernt. Schiffbrüchige aus allen Ständen: „Heringsbändiger" (Kaufleute), „Katzhoffs" (Schlächter), „Lehmer" (Bäcker), „Hobeloffiziere" (Tischler), dann die große Gilde der „Tippelschicksen" (Landstreicherinnen). Natürlich lebt er bald wie die anderen vom Fechten, vom „oberkünftig" (nur in den oberen Stockwerken) und „hinterkünftig" (in Hinterhäusern) fechten, vom „Ladenstoßen" (im Laden betteln), „auf Kohl (Schwindel) fechten" oder „schmalmachen" (die Leute auf der Straße anbetteln). Künstlerisch hat das Buch wenig Werth. Wie tief sinkt es, gemessen an der nun dreihundert Jahre alten köstlichen und naturfrischen Schilderung von dem Treiben und Leben der Landstörzer in den Romanen Grimmelshausen's oder seiner spanischen Vorbilder, der Mendoza, Aleman, Quevedo und Espinel. Die Treue der Beobachtung und der Wiedergabe, die Richtigkeit des Slang in Ostwald's „Vagabonden" kann natürlich nur prüfen, wer selbst als „Kunde" „getippelt" hat. Erweist sich Schilderung und Sprache als wahrhaft, so mag das Buch immerhin dem Kulturhistoriker und Sprachforscher — ein Werk über die Gaunersprache wird ja von mehreren Seiten vorbereitet — dankenswerthes Material bieten. Als Buch der „schönen Litteratur" streift es schon bedenklich an die Zehnpfennigromane.

Wien. A. L. Jellinek.

Leopold Freiherr von Hoverbeck. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte von Ludolf Parisius. Zweiter Theil. Abtheilung II. Berlin 1900. J. Guttentag. 328 Seiten.

Ludolf Parisius hat die von ihm begonnene Biographie des hervorragenden Parlamentariers nicht mehr vollenden können. Aber die letzten Kapitel derselben waren schon so weit von ihm vorbereitet, daß es Eugen Richter nicht schwer fallen konnte, in die Lücke zu treten und statt des Freundes das Werk zu Ende zu führen. Auch dieser Schlußtheil gibt sich nicht als Versuch einer kunstvoll gegliederten Darstellung. In schlichter, um nicht zu sagen lockerer Form wird vielmehr die Erzählung der allgemeinen Thatsachen mit den Fäden der Lebensgeschichte des Führers der Fortschrittspartei nach den gedruckten Materialien und nach handschriftlichen Quellen verflochten. Daß der politische Standpunkt des Bearbeiters bei der Schilderung längst verklungener aber deshalb für das heutige Geschlecht um nichts weniger lehrreicher parlamentarischer Kämpfe deutlich hervortritt, ist vollkommen begreiflich. Häufig erwächst der Kritik früherer Werke, die denselben Zeitraum behandeln, ein unverächtlicher Gewinn. Besonders auffällig ist der Nachweis gewisser falscher thatsächlicher Angaben in Sybel's „Geschichte der Begründung des Deutschen Reiches." Am Schlusse des Werkes durfte ein Auszug aus der Gedächtnißrede nicht fehlen, die Virchow am 13. November 1875 dem entschlafenen Freunde gehalten hat. Virchow's Charakteristik erhält durch die nun fertig vorliegende Biographie volle Bestätigung. Wer sie durchgelesen hat, wird sich sagen: „Hoverbeck war in Wirklichkeit eine durch und durch demokratisch angelegte Persönlichkeit. Er wußte, daß ein gutes Stück des gegebenen Rechts Unrecht ist, und er besann sich keinen Augenblick, die Axt an solches unrechtes Recht zu legen, um neues und besseres Recht zu schaffen. . . Für ihn war der Freiherrntitel nur eine stete Mahnung, adligen Sinnes zu sein und adlig zu handeln." Das Andenken dieses Mannes zu erhalten ist eine Ehrenpflicht, die bei allem Wechsel der Zeiten nicht vergessen werden darf.

A. St.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37. Dr. P. Nathan W. Zietenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 5. Berlin, den 3. November 1900. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. [illegible] eingetragen.

Inhalt.

Es liegt bei:

Nr. 5 der Handelspolitischen Flugblätter der „Nation":

Getreidezölle nnd das Jahresbudget einer Arbeiterfamilie.

Politische Wochenübersicht.

In Nürnberg-Fürth hat sich ein Vorgang abgespielt, der politisch in hohem Grade beachtenswerth ist. Eine Anzahl von angesehenen Männern, zumeist der Industrie und dem Handel angehörig, ist zu einem „Komitee für die Erneuerung der Handelsverträge" zusammengetreten, und dieses Komitee beginnt seine Thätigkeit damit, laut und kraftvoll seine Stimme gegen das Agrarierthum zu erheben. Man hat zunächst eine Petition abgefaßt, für die Unterschriften gesammelt werden, und die an das bayerische Ministerium gerichtet wird. In dieser Petition wird rund und klar gesagt: Halt auf dem Wege des Verderbens auf den die Agrarier das deutsche Volk drängen wollen. Fort mit jener Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des Großgrundbesitzerthums, die für die erdrückende Masse des deutschen Volks und damit für das Vaterland selbst zu einem schweren Unglück werden müssen. Wir protestiren mit rücksichtsloser Vernehmlichkeit gegen eine Politik, die uns langsam in den agrarischen Sumpf hineinzuführen droht. Endlich vernimmt man solche Sprache aus den Kreisen der Industrie und des Handels. Das ist der erste Schritt aus jener Lässigkeit heraus, die bisher dem Bunde der Landwirthe das politische Feld allein überlassen hat, und die der Regierung die Ueberzeugung beibringen konnte: die Bevölkerung sei gleichgültig gegenüber den wirthschaftlichen Ansprüchen der Rechten. Welch eine gefährliche Versuchung aber muß in solcher Ueberzeugung für eine schwache Regierung liegen, die den resoluten Kampf scheut, und die geneigt ist, dem stärksten Drängen am ehesten nachzugeben. Das Nürnberger Vorgehen kann dann eine große Bedeutung gewinnen, wenn nun auch andere Städte diesem Beispiele folgen und ihrerseits sehr vernehmlich sagen: Es ist genug; es ist übergenug.

Die Petition der Nürnberger Bürger eröffnet aber zugleich eine zweite Perspektive. Eines ist ganz klar; in der Frage der künftigen Handelsverträge können die Arbeitgeber und die Arbeitnehmer nur dieselben Interessen vertreten. Dem einen wird das Brot vertheuert; dem andern wird der Exporthandel vernichtet oder erschwert. Also die einen wie die andern werden wirthschaftlich auf das Schwerste geschädigt, und die Schädigung des einen muß wechselseitig wiederum die Schädigung des andern verschärfen. Die vertheuerten Lebensbedürfnisse zwingen den Arbeitnehmer, auf höheren Lohn zu dringen, und die erschwerten Absatzverhältnisse zwingen den Arbeitgeber, die Löhne herabzudrücken. In diesem Schraubstock muß der soziale Friede zertrümmert werden, und diese ernste Krisis für Arbeiter und Unternehmer zu vermeiden, liegt im öffentlichen Interesse der einen wie der anderen. Auch das hat man in Nürnberg begriffen, und die Folge war, daß sich die dortige Sozialdemokratie — erklärlicherweise unter Wahrung ihrer Selbstständigkeit als Partei — dem Vorgehen des gleich bedrohten Bürgerthums angeschlossen hat. Das ist eine gesunde Politik, die ein konkretes Ziel ins Auge faßt und für die Erreichung dieses verständigen Zieles gemeinsam die Kräfte einsetzt. Man marschirt zusammen — ohne Recriminationen über die Vergangenheit und ohne theoretische Skrupel für die Zukunft — weil das gemeinsame klare Interesse des Augenblicks gemeinsam am besten gewahrt werden kann.

Breiten sich diese gesunden politischen Anschauungen über Deutschland aus, vertheidigen Arbeitnehmer und

Arbeitgeber ihre übereinstimmenden Interessen in Anlehnung an einander, dann werden wir in Deutschland eine Bewegung haben, die unwiderstehlich ist. Diese Phalanx ist für diese Frage nicht künstlich zusammengeschweißt; die Nothwendigkeit hat sie zusammengefügt, und sie wird dem Agrarierthum überlegen sein, an Zahl, an intellektueller und materieller Macht und weil die Größe des Bundes der Landwirthe auf einer Unwahrheit aufgebaut ist: auf der nicht vorhandenen Interessenidentität des Großgrundbesitzes mit dem Bauern- und ländlichen Arbeiterstand.

Dieser Interessengegensatz kam zu klarem Ausdruck auf der Generalversammlung des Bauernvereins Nordost, die am letzten Sonntag unter sehr zahlreicher Betheiligung in Greifswald stattgefunden hat. Auf Grund einer Enquete, die unter den Mitgliedern des Nordost stattgefunden hat, erklärt sich dieser Verein kleinbäuerlicher Besitzer in zutreffender Erkenntniß der eigenen Interessen gegen jede Erhöhung der Getreidezölle und für die Erneuerung der Handelsverträge.

Und wer werden nun die nächsten sein, die dem Nürnberger Vorbild folgen?

Herr Bueck hat dem Grafen Posadowsky bescheinigt, daß nur einmal das Reichsamt des Innern an die Kassen der Großindustriellen appellirt hat, um ein Reichsgesetz zu fördern, das zum Nutzen derselben Großindustriellen gedacht war. Nicht zweimal soll die gesetzgeberische Thätigkeit des Reichsamts des Innern durch großindustrielle Spenden gefördert worden sein. Zugegeben. Und ist einmal nicht genug?

Man sagt, daß Graf Posadowsky mit Bestimmtheit darauf gerechnet hat, Reichskanzler zu werden, und er soll seiner Enttäuschung in seinen Kreisen ganz unverholenen Ausdruck geben. Diesen Reichskanzler nicht erhalten zu haben, dazu kann sich Deutschland Glück wünschen. Dabei kommen die agrarischen Neigungen des Grafen Posadowsky nicht einmal in Ansatz, denn man weiß nicht, wie weit sie gehen und wie stabil sie sind, da der nämliche Graf Posadowsky ja auch der thätige Mitarbeiter des Grafen Caprivi bei den letzten Handelsverträgen gewesen ist. Dies ist ein Gebiet, auf dem die Ueberraschungen nicht ausgeschlossen sind, nicht einmal für die Agrarier. Aber vor der Thatsache freilich muß jede zweideutige Interpretation weichen, daß dieser Beamte es glaubt mit seiner politischen Klugheit und mit den traditionellen Beamtengewohnheiten vereinigen zu können, wenn unter seinen Augen die Reichsmaschine mit Oel geschmiert wird, das interessirte Privatpersonen nur unter überraschtem Zögern zu liefern bereit waren. Wie ein hoher Staatsbeamter in solcher Lage sich vor dem Reichstage hält, das wird jedenfalls interessant zu beobachten sein; und für Deutschland bieten derartige Auseinandersetzungen den Reiz, freilich den unerfreulichen Reiz der Neuheit.

Zum Unterstaatssekretär im auswärtigen Amte an Stelle des Freiherrn von Richthofen ist Herr von Mühlberg berufen worden.

In Breslau haben die Landtagswahlen einen Sieg der Freisinnigen ergeben; die bisherigen Inhaber der Mandate sind wiedergewählt worden. Das ist sehr erfreulich.

Bekanntlich war diese Wahl nothwendig geworden, weil das Abgeordnetenhaus die Mandate für ungiltig erklärt hatte; ungiltig sollten sie sein, da die sozialdemokratische Partei ihren Wahlmännern eine Entschädigung von 5 Mark für den am Wahltage entgangenen Arbeitsverdienst gewährt hatte. Gegen dieses Vorkommniß bäumte sich die politische Moralität der Konservativen wie gegen eine Form der Wahlbestechung auf. Nun ist aber bekannt geworden, daß bei den diesmaligen Wahlen ein volksfreundlicher Konservativer den Sozialdemokraten 1000 Mark geboten hatte zu dem Zweck, daß die sozialdemokratischen Wahlmänner am Wahltage einen Ausflug ins Freie machten und damit ihre Stimmen den Freisinnigen entzögen. Die zutreffende Antwort auf diesen Vorschlag bestand darin, daß der Angesprochene seinerseits sogleich den Versucher — einen Ausflug ins Freie — wenigstens bis vor die Wohnungsthür — machen ließ; und der Sieg der Freisinnigen war da. Er ist auch darum so erfreulich, weil er zugleich eine Genugthuung für den Breslauer Oberbürgermeister Bender sein muß. Die Breslauer Bevölkerung quittirte in dieser Weise über den pharisäischen Angriff, dem Oberbürgermeister Bender durch Mittelparteiler, Antisemiten, Reaktionäre ausgesetzt gewesen ist.

Graf Pückler hält ab und zu Reden, in denen er seine Zuhörer ermahnt und immer wieder ermahnt, auf die Juden „loszudreschen"; manchmal fügt er auch kraftvoll hinzu, daß es „knackt", oder daß sie gleich „über die Grenze fliegen". Wegen einer solchen Rede hatte Graf Pückler sich vor Gericht zu verantworten, und das Gericht sprach ihn frei, weil „losdreschen" nur im bildlichen Sinne gemeint sein könne, und weil die gewählte Zuhörerschaft einer antisemitischen Volksversammlung wohl zu unterscheiden wissen werde zwischen der Poesie Pückler'scher Reden und der Realität unserer staatlichen Zustände, die das naturalistische Losdreschen auf Menschen und seien es auch nur Juden — noch nicht gestattet.

In der That ist Graf Pückler ein Vorkämpfer der Redefreiheit in Deutschland; man wird ihm freilich nur mit Vorsicht nachfolgen dürfen; denn wenn beispielsweise die Sozialdemokraten so rednerisch schwungvoll wären zu sagen: Auf die Junker muß losgedroschen werden, bis es knackt, oder die Kapitalisten müssen verdroschen werden, bis sie über die Grenze fliegen, — wir ahnen, daß alsdann das Gericht bei den Zuhörern nicht jenes feine Unterscheidungsvermögen voraussetzen würde, das es ermöglicht, dreschen als einen oratorischen Ausdruck zu betrachten, der bedeutet, daß man fein säuberlich mit gesetzlichen Mitteln seine Nebenmenschen zur Erfüllung der eigenen Wünsche veranlassen will.

Das englische Kabinet ist umgebildet worden. Die wichtigste Veränderung besteht darin, daß Lord Salisbury nur die Premierschaft beibehält und das Ressort des auswärtigen Amtes an den bisherigen Kriegsminister Lord Lansdowne abgegeben hat. Goschen ist aus dem Kabinet ausgeschieden.

In Südafrika kämpft man weiter, und jede neue Woche bringt eine weitere Verwilderung. Immer drakonischer werden die Maßregeln der Engländer, die enttäuscht, ungeduldig, rabiat sind, weil der Krieg nicht zu Ende gehen will. Es ist schon heute einigermaßen möglich, zwischen dem Hausen der Russen in Polen und zwischen der zivilisatorischen Thätigkeit der Engländer in Südafrika — zu Gunsten der Uitländer — einen Vergleich zu ziehen.

Aus China hört man nichts von Bedeutung; das wäre gut, wenn die Mächte gleichgiltig warten könnten, bis sich die dortigen Schwierigkeiten lösen. Allein diese Stagnation ist nicht ohne Bedenken, und es fragt sich nur, wer kann das Abwarten länger aushalten, die regierenden Kreise des Reiches der Mitte oder die Mächte.

Die Karlisten regen sich in Spanien; hier und dort glimmt das revolutionäre Feuer auf; nach dem unglücklichen Krieg die Revolution — das wäre ein letzter Stoß ins Herz für den spanischen Staat.

* * *

Graf Posadowsky als Handelspolitiker.

Bei dem kritischen Hagelwetter, das anläßlich der 12 000 Mark-Affaire über das Reichsamt des Innern hereinbrach, haben die Herren Agrarier den Staatssekretär Grafen von Posadowsky sorgsam mit dem Mantel der christlichen Liebe zugedeckt, damit die handelspolitische Laufbahn dieser schätzbaren agrarischen Arbeitskraft nicht vorzeitig unterbrochen werde. Man hat es zwar nicht geradezu für verdienstlich erklärt, daß hohe Reichsbeamte, um für gewisse Gesetzesvorlagen Stimmung zu machen, die vorzugsweise an solchen Vorlagen Interessirten in Kontribution setzen, aber man findet die Sache entschuldbar. Das Unentschuldbare ist nur das Aufdecken dieser Angelegenheit, die allerdings gewiß nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war. Auch stellt sich jetzt heraus, daß es sich nicht um zweimal 12 000 Mark, sondern nur um einmal 12 000 Mark handelt. Nun kann man mit vollem Recht über die „Verleumder" herziehen, die behauptet haben, eine bisher unbescholtene Jungfrau habe Zwillinge bekommen, während es jetzt beinahe sicher ist, daß es nur ein Kind war.

Je mehr sich die Stützen von Thron und Altar übrigens bemühen, den Fall Bueck—von Woedtke als eine harmlose Aufmerksamkeit hinzustellen, etwa wie den Austausch von Neujahrsgeschenken und Ostereiern, um so mehr wird man auf die Wiederholung solcher Fälle gefaßt sein müssen. That man nichts Verfängliches und Bedenkliches, weshalb soll man es nicht später wieder thun. That man nichts Böses, indem man Großindustrielle um 12 000 Mark anging, damit die Vorzüge der Zuchthausvorlage in ein helleres Licht gestellt werden könnten, so versündigt man sich regierungsseitig auch nicht gegen den politischen Anstand, wenn man von Großgrundbesitzern freiwillige Beiträge einzieht, um die Begeisterung für höhere Getreidezölle zu entflammen.

Die krampfhaften Bemühungen der agrarischen Apologeten, den besten Freund innerhalb der Regierung zu halten, zeigen mehr als alles Frühere, wie sehr Graf Posadowsky als agrarischer Parteimann anzusehen ist. Die Agrarier halten ihn ersichtlich für ebenso beflissen, neue Handelsverträge zu Stande zu bringen, wie sie Herrn von Miquel bemüht glauben, den Mittellandkanal durchzusetzen.

Verschiedene agrarische Blätter haben ihrem gepreßten Herzen auch offen Luft gemacht, indem sie ausriefen: Wer soll uns denn die Zolltarifreform besorgen, wenn der gegenwärtige Staatssekretär des Innern der moralpolitischen Entrüstung zum Opfer fällt. Graf Posadowsky ist unersetzlich!

Ist er wirklich unersetzlich? Daß seine Wirksamkeit gerade in der Vorbereitung des neuen autonomen Zolltarifs den Agrariern gefällt, verstehe ich. Denn diese Vorbereitung ist bisher nichts anderes gewesen, als eine Kette von Hindernissen für die Erneuerung der Handelsverträge. Man kann ja darüber verschiedener Meinung sein, ob es rathsam ist, überhaupt neue Handelsverträge zu Stande kommen zu lassen. Steuert die Reichsregierung aber auf den Hafen neuer Handelsverträge los, so kann sie den Mann, der bisher am Steuer gestanden hat, nicht rasch genug ablösen, denn dieser Steuermann wird das Schiff unfehlbar auf den Strand setzen, wenn der Kurs nicht geändert wird.

Schon der Grundgedanke, unmittelbar vor dem Ablauf der Handelsverträge eine grundstürzende Aenderung des Zolltarifs auf autonomem Wege vorzunehmen, war ein Erschwerniß für die Erneuerung der Handelsverträge; war ein Fehler gerade für Deutschland, das unter allen Ländern der Welt heute das größte Interesse an der Politik der offenen Thür hat. Wie aber hat das Reichsamt des Innern die Vorbereitungen für die Revision des Zolltarifs getroffen?

Man traut seinen Ohren kaum, wenn man manche Einzelheiten über die vertraulichen Vorbesprechungen mit Schutzzollinteressenten hört. Die Vertreter des Reichsamts des Innern haben den Interessenten vielfach die Schutzzollwünsche geradezu herausinquirirt, wie ein eifriger Untersuchungsrichter, der einen Unschuldigen zum Geständniß bringt. Daß bei einer solchen Methode die Ansprüche der Befragten schließlich bis zu jener Maßlosigkeit anschwellen, wie sie in der Forderung von 75 Mark Zoll für die Tonne Brotgetreide zu Tage getreten ist, erscheint begreiflich genug. Alle diese in der sorgfältigen Pflege des Reichsamts des Innern großgezogenen Schutzzollwünsche versperren den Zugang zu neuen Handelsverträgen und eröffnen die Aussicht auf die wildesten Interessenkämpfe.

Der Zolltarifentwurf, der aus solchen Vorbereitungen hervorgeht, wird ein erbauliches Opus sein.

Ob schon der Bundesrath sich dazu aufschwingen wird, dieses Werk von Grund auf zu ändern, mag zweifelhaft erscheinen.

Daß der Reichstag einen so vorbereiteten Zolltarif-Entwurf in der kommenden Session nicht durchgehen läßt, halte ich für gewiß. Die Agrarier werden zwar sehr ungeduldig sein, ihren Zolltarif unter Dach und Fach zu bringen, und gern auf jede eingehendere Prüfung verzichten, aber die Freunde einer aufrichtigen Handelsvertragspolitik sind verpflichtet, die eingehendste Prüfung zu verlangen, und sie haben nicht den geringsten Grund, das berechtigte Verlangen nach genauer Prüfung deshalb zurückzustellen, weil diese Prüfung, so wie sie sein muß, in einer halben Reichstagssession nicht zu beendigen ist. Ein weiteres Jahr nüchterner Ueberlegung kann nach gar keiner Richtung hin Schaden anrichten, vielmehr die Aussichten für ein Zustandekommen rationeller Handelsverträge nur verbessern. Etwaige agrarische Versuche, die Minderheit des Reichstags zu vergewaltigen, erscheinen andererseits von vornherein aussichtslos. Ein Zolltarif hat viele Positionen, wie ein Strafgesetzbuch viele Paragraphen hat, und hinter jeder Position kann sich die Opposition aufs Neue verschanzen. Es ist ein parlamentarisches Kinderspiel, bei dieser Materie die Rechte der Minderheit zu wahren.

Inzwischen aber kommt vielleicht die Reichsregierung zu der Einsicht, daß die Art, wie die Vorbereitung neuer Handelsverträge von dem Grafen Posadowsky als Staatssekretär des Innern betrieben ist, die denkbar unzweckmäßigste war. Je rascher man zu dieser Einsicht kommt, um so besser für das Deutsche Reich.

Theodor Barth.

Schmoller's Volkswirthschaftslehre.

I.

Gustav Schmoller hat den ersten Theil eines Grundrisses der Volkswirthschaftslehre veröffentlicht. Er hat damit begonnen eine Schuld einzulösen, zu der er sich schon seit Jahren bekannt hat und die dem Verjährungstermin bedenklich nahe gekommen war.

Als etwa im Jahre 1872 ein verwegenes Geschlecht jüngerer Volkswirthe unter einem Korybanten-Lärmen alle diejenigen, die bis dahin auf volkswirthschaftlichem Boden thätig gewesen waren, für Ignoranten und Dilettanten, ja für wahre Kretins erklärte, und ihre Lehren als ein dem Fluche der Lächerlichkeit verfallenes Manchesterthum brandmarkte, übernahm es natürlich die Verpflichtung, an Stelle der Rollen, die es zerrissen, neue zu schreiben, die das, was sie leisten könnten und zu leisten gedachten, in ein stattliches System brächten.

Es sind nun in der That einige Lehr- und Handbücher der Volkswirthschaft erschienen, die auf dem Boden der

neuen Schule stehen. Einem derselben mißt Schmoller einen „essayistischen“ Charakter bei. Das ist sehr kollegialisch ausgedrückt, aber die Thatsache ist wohl nicht aus der Welt zu schaffen, daß „essayistisch“ einen Gegensatz zu „wissenschaftlich“ zum Ausdruck bringt. Ein anderes dieser Lehrbücher bezeichnet Schmoller als „bedeutsam“, ohne hinzuzufügen, daß er es auch für gut hält. Ich will mich mit diesen beiden Büchern nicht beschäftigen; ich vermisse in ihnen diejenige Schärfe in der Feststellung der Begriffe und in der Schlußfolgerung, die mich reizen könnte, in eine Polemik einzutreten.

Es war Zeit, daß Schmoller selbst auf den Plan trat. Er hat den äußeren Beruf, für die Schule zu sprechen. Er ist seit fast dreißig Jahren Vorsitzender des Vereins für Sozialpolitik und hat als Mitglied der Berliner Akademie die höchste Staffel erreicht, die in der Gelehrtenrepublik zu erreichen ist. Er hat aber auch den inneren Beruf. Er hat als Historiker gezeigt, daß er das wissenschaftliche Handwerkszeug streng methodisch zu handhaben versteht; er besitzt eine gründliche philosophische Bildung.

Das Versprechen ist bisher nur halb eingelöst; der erste Band seines Grundrisses einer Volkswirthschaftslehre enthält nur wenig von dem, was man in einem volkswirthschaftlichen Lehrbuch sucht, und vieles, was man bisher nie darin gesucht hat. Dem zweiten Theile, der die Themata von der Erzeugung, Vertheilung und Konsumtion der Güter enthalten wird, darf man mit Spannung entgegensehen. Indessen drängen sich mir schon bei diesem ersten Bande viele Betrachtungen auf, die ich nicht zurückhalten möchte, bis ich den zweiten gelesen habe.

Es ist in der That ein schönes Werk, reich an Geist und Studien. Und ich möchte von vornherein von ihm alles Gute sagen, was ich von einem Buche sagen kann, dem ich vom ersten bis zum letzten Worte widersprechen muß. Wenn ich in dem Folgenden meinen Widerspruch motivire, so bitte ich doch immer eingedenk zu bleiben, daß durch diesen Widerspruch meine Anerkennung und meine Bewunderung hindurchklingt.

Vom ersten bis zum letzten Worte regt sich mein Widerspruch. Das erste Wort lautet: „Die Volkswirthschaft ist ein staatswissenschaftlicher Kollektivbegriff, ähnlich wie Staat, Volk u. s. w.“ Ich bestreite das; die Wissenschaft der Volkswirthschaft ist die Lehre vom individuellen Menschen, der seine Kraft bethätigt, um sich zu dem zu entwickeln, was er werden soll.

Schmoller macht zur Begründung seiner Auffassung eine Reihe von Ausführungen, die an sich völlig richtig sind, aber die nicht ausreichen, um das zu beweisen, was er beweisen will. Der Mensch wird als abhängiges Wesen geboren. Er ist abhängig von der Mutterbrust, die ihm die erste Nahrung spendet, von der Sippe, in der er aufgewachsen ist, von der Siedelungsgemeinschaft, in der er sich bewegt, von der Sprache, die er von Kindesbeinen an erlernt, von dem Staate, dessen Unterthan er ist, von der Sitte, die seine Handlungen beherrscht ꝛc. Wer möchte das Alles bestreiten! Blutsverwandtschaft, Sprache, Sitte, Recht sind gewaltige Mächte; aber die gewaltigste von allen Mächten, die im menschlichen Leben thätig sind, ist der Wille des Menschen. „Staunliches waltet viel, aber nichts Staunlicheres als der Mensch“ sagt Sophokles. „Im Anfang war die That!“ sagt Goethe's Faust.

Alle die Mächte, von denen der Mensch abhängig ist, Familienzusammenhang, gemeinschaftliche Ansiedelung, Rassengemeinschaft und Rassengegensätze, Staat, Gemeinde, klimatische Verschiedenheit, Klassengegensätze, Sprache, Schrift, Sitte werden ausführlich abgehandelt; im Anfang werden aber auch den Trieben des Menschen, insbesondere dem Erwerbsbetriebe und den wirthschaftlichen Tugenden, sowie dem Sittlichen einige Worte gewidmet. Dann aber ist auf 200 Seiten von der menschlichen Freiheit mit keinem Worte die Rede. Die Absicht ist klar: Dem Individualismus in der Volkswirthschaft soll das Gebiet von Anfang an so viel wie möglich verengt werden. Der Gemeinschaft soll ihr Recht gewahrt werden, durch staatlichen Zwang in die Freiheit des Einzelnen einzuwirken.

Gewiß war es eine Einseitigkeit der Aufklärungsperiode, alle gesellschaftlichen Einrichtungen, den Staat, das Recht, die Sprache als Schöpfungen der menschlichen Vernunft darzustellen. Aber es ist doch nur die entgegengesetzte Einseitigkeit, sich die Entstehung der Sprache, des Staates, des Rechts, der Sitte vorzustellen wie das Wachsen einer Pflanze, bei welchem das Eingreifen des Menschen ausgeschlossen ist. Wir werden wohl niemals erfahren, was früher war, das Ei oder die Henne. So werden wir auch niemals erfahren, was früher war, die Sitte und das Recht, oder die menschliche Handlung, aus der Sitte und Recht hervorgingen. Eine Sitte wird wenn nicht immer, so doch häufig dadurch entstanden sein, daß eine einzelne angesehene Person das Beispiel gab und andere das Beispiel befolgten. Eine Rechtsregel wird häufig dadurch entstanden sein, daß eine gewaltige Persönlichkeit ihren Willen durchsetzte und die anderen zwang, sich zu fügen. Was die Sprache anbetrifft, so sprechen wir noch heute von sprachschöpferischen, sprachgewaltigen Geistern, und solche Sprachgewaltigen wird es auch in den ältesten Zeiten gegeben haben. Ein einzelner Mensch hat nie die Sprache schaffen können, aber einzelne hervorragende Persönlichkeiten haben zuerst das Mittel gebraucht, durch welches sie in einem bestimmten Falle ihrem Wollen und Denken einen überzeugenden Ausdruck gegeben und dadurch andere zur Nachahmung bestimmt haben. Wo man den Versuch macht, auf dem Gebiete des menschlichen Geisteslebens, nach Hegel's Ausdruck des „objektiven Geistes“, die menschliche Freiheit auszuschalten, da wird man stets in die dichteste Mystik gerathen.

Die menschliche Freiheit spricht überall mit, in der Sprache, der Sitte, dem Rechte, nirgend aber spielt sie eine entscheidendere Rolle, als in der Wirthschaft. Wie der Mensch ein Bedürfniß empfindet, wie er sich anstrengt, es zu befriedigen, wie er zu Vorräthen, Werkzeugen, zum Verkehr und Tausch gelangt, das wird stets nur aus der menschlichen Freiheit begriffen werden können.

Schmoller legt auf eine rein methodologische Frage ein Gewicht, das vielen unbegreiflich erscheinen wird. Die bisherigen Lehrbücher der Volkswirthschaft beginnen meist mit der Lehre von der Produktion, sprechen von Bedürfniß und von Befriedigung, von Arbeit und Arbeitstheilung, von Tausch und Verkehr. Schmoller erklärt diesen Anfang mit sehr ernsten Worten für vollkommen unwissenschaftlich. Seine Gliederung des Stoffes, so weit er sie bisher bekannt gemacht hat, ist folgende: Psychische. sittliche und rechtliche Grundlagen der Gesellschaft, Land, Leute und Technik, gesellschaftliche Verfassung der Volkswirthschaft, ihre Organe und deren Hauptursachen. Im zweiten Theile verspricht er auf die wichtigsten Bewegungsvorgänge, Verkehr, Geld, Werth, Preisbildung, Einkommensvertheilung zu kommen, als auf das, was in den meisten Lehrbüchern den Hauptgegenstand bildet. Nun ist aber dieser erste Theil nach meiner Auffassung eine Encyclopädie der Geisteswissenschaften geworden, in der von Psychologie, Sprache, Staat, Prähistorie gehandelt wird. Als solche bewundernswerth und von mir, in so vielen Dingen ich auch widerspreche, bewundert. Es lebt wohl kein zweiter, der im Stande wäre einen so gewaltigen Stoff zu sammeln, zu gliedern, übersichtlich und anmuthig darzustellen. Um Namen streite ich nicht; wenn man das, was man bisher Encyclopädie der Geisteswissenschaften nannte, in Zukunft Volkswirthschaft nennen will, in Gottes Namen. Man wird dann für das, was man bisher Volkswirthschaft nannte, einen anderen Namen suchen müssen, etwa den Namen Katallaktik.

Aber diese Katallaktik bleibt eine selbständige Disziplin, mit der menschlichen Freiheit als seiner Grundlage, mit dem Streben, in der Verkettung der menschlichen Verhältnisse das Verhältniß von Ursache und Wirkung zu erforschen. Sie ist im Stande, so zwingende Schlüsse zu ziehen, wie es die Psychologie oder die Sprachwissenschaft oder die

Politik nicht vermögen, und von dieser Fähigkeit will sie Gebrauch machen.

Für das Studium der Volkswirthschaft hat der Schmoller'sche Grundriß das Bedenken, daß er den Studenten zwingt, dem Lehrer auf Treu und Glauben sehr weit zu folgen, daß er den Studirenden nicht in den Stand setzt, selbst zu prüfen und sein Urtheilsvermögen zu üben.

Es sind nun zwei Punkte, in denen die Auffassung des Schmoller'schen Grundrisses mit der früher üblichen besonders hart zusammentrifft. Der eine betrifft das Verhältniß der Volkswirthschaftslehre zur Geschichte, der andere die Berechtigung des Staates, in wirthschaftliche Verhältnisse einzugreifen. Darüber soll in folgenden Artikeln gesprochen werden.

Alexander Meyer.

Zur Lage Finlands.

Der Kampf ums Recht hat für den Beobachter der Zeitereignisse stets eine tiefe Bedeutung, sei es, daß der Kampf sich auf dem großen Schauplatz der Weltgeschichte bewegt oder in engerem Raume geführt wird.

Es ist behauptet worden, der russisch-finländische Konflikt sei eine dem Bereiche der inneren Politik Rußlands zugehörende Frage, der gegenüber das Ausland sich gleichgültig zu verhalten habe oder die jedenfalls dem diplomatischen Meinungsaustausch fremd bleiben müsse. Das letztere ist allerdings, wenn man die Frage vom Standpunkt des formellen Völkerrechts beurtheilt, insofern richtig, als von fremden Mächten bloß Schweden, auf Grund des 6. Artikels des Friedensvertrages von 1809, eine urkundliche Berechtigung hätte, gegen die Verletzungen der finländischen Verfassung einen Einwand zu erheben.

Es läßt sich aber doch die Frage aufstellen, ob die gegen Finland geübten Rechtsbrüche ausschließlich staatsrechtlicher Natur sind, oder ob nicht auch anerkannte oder anerkennenswerthe Grundsätze des Völkerrechts von der russischen Regierung durch ihre Maßnahmen gegen Finland verletzt worden sind. Ohne auf eine nähere Erörterung dieser Frage einzugehen, wollen wir nur darauf hinweisen, daß die aus St. Petersburg ausgefertigten, die Verfassung Finlands kränkenden Dekrete unter zwei Kategorien zu bringen sind. Erstens solche, welche ohne die grundgesetzlich gebotene Zustimmung des Landtages das Gesetz abgeändert haben, und zwar um die Rechte und Freiheiten der Bürger einzuschränken, — jedoch ohne die politische Stellung des Großfürstenthums zu Rußland zu beeinträchtigen; zu diesen gehört z. B. die Einschränkung des Versammlungsrechts. Zweitens: Dekrete mit dem Zwecke, die innere Selbständigkeit und die nationale Existenz, welche im Jahre 1809 Finland zugesichert worden, zu zerstören. Dieser Art sind das Manifest vom 15. Februar 1899, laut welchem eine für Rußland und Finland gemeinsame Ordnung der Gesetzgebung geschaffen wird, um de facto legislative Angelegenheiten Finlands unter die Behandlung russischer Behörden zu bringen; ferner das Dekret, welches die russische Sprache der Verwaltung Finlands als offizielle Sprache aufnöthigt, und die Besetzung wichtiger finnischer Aemter durch Russen. In den erstgenannten Fällen hat der Kaiser als Großfürst Finlands die konstitutionellen Grenzen seiner Macht überschritten; das sind innere Fragen zwischen Herrscher und Volk, sie sind ausschließlich staatsrechtlicher Natur. Die Dekrete der zweiten Kategorie bedeuten aber Eingriffe Rußlands in die Rechte Finlands; es hat der Kaiser den Großfürsten bei Seite geschoben, um auf Rath und Antrag seiner russischen Beamten oder russischer Parteiführer dem finnischen Volke im Namen Rußlands und vermeintlicher russischer Interessen Verletzungen zuzufügen. Dieselbe Tendenz hat sich in den kaiserlichen Vorlagen wegen Umgestaltung des finnischen Militärwesens geltend gemacht. — Daß eine solche Handlungsweise nicht nur gegen das verbriefte finländische Staatsrecht, sondern auch gegen völkerrechtliche Grundsätze verstößt, dürfte kaum verneint werden können.

Die gewandte und korrekte Art und Weise, in welcher die auswärtigen Angelegenheiten Rußlands — im grellen Gegensatz zum Verfahren gegen Finland und zu manchen Zügen der inneren russischen Politik — gehandhabt werden, hat ohne Zweifel dazu beigetragen, daß die europäische Diplomatie den Vorgängen in Finland gegenüber ein rücksichtsvolles Schweigen beobachtet. Aber wenngleich die herrschende Denkweise im vorliegenden Falle nicht in diplomatischen Noten ausgedrückt worden ist, kann doch niemand darüber im Zweifel sein, was die gebildete Welt in Europa über die russischen Vergewaltigungen Finlands denkt. Hat doch die politische Presse der verschiedensten Länder sich beinahe ausnahmslos auf die Seite Finlands gestellt.

Die auf die Russifizirung Finlands hinarbeitenden Bureaukraten in St. Petersburg dürften ein Vorgefühl davon gehabt haben, daß ihre Ränke und Thaten doch nicht völlig in Europa ignorirt würden. Es erwies sich auch sofort, daß das kaiserliche Manifest vom 3./15. Februar 1899 allenthalben als ein willkürlicher Staatsstreich beurtheilt wurde. Es scheint, daß man hinsichtlich dieses unangenehmen Urtheils den irregeführten Monarchen beruhigen wollte. Man mußte auch versuchen, die auswärtige offizielle Welt glauben zu machen, daß die erwähnte Missethat ein berechtigter Akt gewesen sei.

So ward denn eine Schrift verfaßt und in französischer Sprache gedruckt in gewissen Kreisen verbreitet, um den Staatsstreich vom Februar 1899 als eine im Rechte begründete, weise Regierungshandlung darzustellen. In dieser Schrift werden Beweise folgender Art vorgeführt: Als Alexander I. bei der Vereinigung Finlands mit Rußland die früheren Grundgesetze bestätigte, da habe er nicht die eigentlichen Grundgesetze, sondern gewisse primitive Gesetze gemeint. Als er versicherte, daß das Großfürstenthum laut seiner Konstitution regiert werden solle, da habe er dabei nur „administrative Einrichtungen" im Sinne gehabt. Von der berühmten Rede Alexander's II. bei der Eröffnung des finländischen Landtages in Helsingfors 1863, worin der Kaiser sagte, daß er „le principe monarchique constitutionnel" aufrecht erhalten wolle, sagt die offiziöse Schrift: „Il eût été préférable qu'une autre rédaction eût été adoptée"; und so wird als Hauptsatz aufgestellt, „que le pouvoir des Empereurs est antérieur et supérieur à toute disposition législative pouvant être prise par lui par rapport à la totalité ou à une partie de l'Etat."

Also: Trotz der von Alexander I. dem finnischen Volke gegebenen und von allen seinen Nachfolgern wiederholten feierlichen Versicherung, daß die früheren schwedischen Grundgesetze als die Staatsverfassung Finlands in Kraft bleiben sollten, und trotzdem diese Herrschergewalt durch diese Grundgesetze sowie auch durch die von Alexander II. und Alexander III. bestätigten neueren Grundgesetze beschränkt ist und bisher mit solcher Beschränkung ausgeübt wurde, soll doch die im russischen Staate geltende autokratische Gewalt berechtigt sein, sich nach Belieben auch auf Finland zu erstrecken.

Die spröden Sophismen der oben erwähnten Schrift sind in einer in Paris 1899 gedruckten Broschüre gründlich und scharf widerlegt worden. Ueber die Persönlichkeiten, welche das Februarmanifest durchgesetzt haben, wird hier nach eingehender Motivirung gesagt: „Ils ont échoué complètement et irrévocablement dans leur tentation de faire croire à tout le monde que c'est un acte légitime qu'ils ont promulgué, tandis qu'ils violaient la constitution finlandaise."

Die europäische Wissenschaft hat den auf diesen Konflikt bezüglichen Rechtsfragen eine vielseitige Prüfung ge-

widmet. Es standen hierbei urkundliche Quellen auch in andern als den Landessprachen Finlands (schwedisch und finnisch) zu Gebote, indem eine Sammlung der finländischen Grundgesetze und anderer staatsrechtlicher Akte in französischer Sprache ausgegeben worden*) und die sehr bemerkenswerthen Antwortschreiben des finländischen Landtages auf die kaiserlichen Militärvorlagen von 1899, sowohl in deutscher, wie französischer und englischer Uebersetzung erschienen sind.**)

Eine sehr interessante Darstellung sowohl der historischen Entwicklung als der gegenwärtigen politischen Zustände Finlands gibt Joseph R. Fisher in seinem 1899 erschienenen Werke „Finland and the tsars 1809—1899“. Von den recht zahlreichen englischen Zeitschriftartikeln, die diesen Gegenstand behandeln, ist besonders hervorzuheben, „The case of Finland“ von J. Westlake, in der „National Review“, März 1900. Der norwegische Rechtsgelehrte und Generalstaatsanwalt B. Getz hat in einer auch in deutscher Sprache publizirten Abhandlung „Das staatsrechtliche Verhältniß zwischen Finland und Rußland“ einer streng juridischen Erörterung unterworfen. Dieser Schrift stellt sich eine Broschüre von C. V. Nyholm, Mitglied des höchsten Gerichtshofes in Dänemark, zur Seite. Von Arbeiten in französischer Sprache sind zu nennen: „La question finlandaise“ von J. Delpech und „La question finlandaise: le manifeste du Tsar, examiné au point de vue du droit international“, von Antoine Pillet (Professor der Rechte in Paris) und J. Delpech. Beide Aufsätze erschienen in der „Revue générale de droit international public“. Ferner eine inhaltreiche, unter dem Titel „La situation politique de la Finlande“ von der Redaktion der Brüsseler „Revue de droit international et législation comparée“ veröffentlichte Abhandlung, in welcher auch über die in früheren Werken ausgesprochenen Ansichten der Rechtsgelehrten betreffs der Stellung Finlands referirt wird.

Von deutschen Rechtsgelehrten haben namentlich L. v. Bar und Conrad Bornhak das Recht Finlands, aus Veranlassung des gegenwärtigen Konflikts, erläutert; v. Bar in seiner Broschüre: „Der Burenkrieg, die Russifizirung Finlands und die Haager Friedenskonferenz“, und Bornhak in seiner Schrift: „Rußland und Finland. Ein Beitrag zu der Lehre von den Staatsverbindungen“.

Der holländische Professor W. van der Vlugt hat in einer Broschüre „Finland. De Rechtsvraag. Amsterdam 1900“ (auch in französischer Uebersetzung erschienen) namentlich die Behauptungen der russischen Schriftsteller, welche die Rechte Finlands angegriffen haben, einer eingehenden Kritik unterworfen. Und neulich haben vier holländische Rechtsgelehrte, J. Oppenheim, J. de Louter, W. Reiger und L. de Hartog, in dem von Laband u. a. herausgegebenen Archiv für öffentliches Recht (3. Heft 1900) ein „Gutachten“ über die finnische Frage publizirt, worin die wichtigsten rechtlichen Gesichtspunkte konzentrirt sind.

Wir haben hier bei weitem nicht alle, wohl aber, wie wir glauben, die bedeutendsten der Schriften über die aktuelle finländische Frage aufgezählt.

Einige Verfasser haben sowohl die historische Begründung der politischen Stellung Finlands als auch die Hauptzüge der Verfassung des Landes eingehend dargestellt. Andere haben besonders untersucht, in wiefern das Manifest vom 15. Februar 1899 und sonstige Aeußerungen der russischen Politik gegen Finland in der letzten Zeit auf dem Boden des Rechtes fußen, sowie auch, ob etwa die Haltung des finnischen Volkes zu diesem Umschwung Veranlassung gegeben habe.

Aus allen diesen Schriften geht unbestreitbar hervor, daß die russische Macht die als unverbrüchlich bestätigten Rechte Finlands verletzt hat. Und dieser Mißbrauch der materiellen Uebermacht ist um so weniger zu entschuldigen, als das finnische Volk in seinen nur auf die innere Entwickelung gerichteten Bestrebungen keinen Interessen des russischen Reiches im Wege gestanden, und in seinem politischen Leben stets Besonnenheit und Loyalität an den Tag gelegt hat.

Wir müssen darauf verzichten, auch nur die wichtigsten Auseinandersetzungen und Gedanken der verschiedenen Verfasser unsern Lesern im Referat mitzutheilen. Der russisch-finländische Konflikt gehört zu den interessantesten und dabei traurigsten Erscheinungen unserer bewegten Zeit. Es empfiehlt sich für jeden ernsten Politiker, sich vermittelst einiger der oben genannten Publikationen mit dieser Frage vertraut zu machen; wir stehen davon ab, dieser oder jener der Schriften den Vorzug zu geben, es kann von ihnen allen gesagt werden, daß sie den Charakter genauer Prüfung, hoher Unparteilichkeit und klaren Verständnisses tragen.

Nur folgende Citate mögen hier Platz finden, um unserer kurzen Besprechung der Frage einiges Relief zu geben.

Gegen das russischerseits betonte Recht des Eroberers als fortwährender Rechtstitel Finland gegenüber stelle man diese Aussage L. v. Bar's:

„Ein erobernder Staat, wie Rußland gegenüber Finland im Jahre 1808 es war, hat es zwar völlig in seiner Macht, dem eroberten Gebiete die bisherige Verfassung zu nehmen; aber wenn er dies nicht thut, wenn er vielmehr, wie damals geschehen, die Eroberung dadurch zu festigen sucht, daß er die bisherige Verfassung bestätigt, um damit die ausdrückliche Huldigung der Bewohner zu erreichen, so hört der völkerrechtliche Titel der neuen Erwerbung auf der einer reinen Eroberung zu sein, nimmt vielmehr einen gemischten Charakter an, insofern als die an sich innerstaatliche Verpflichtung zugleich als Stütze der dauernden Erwerbung des Gebiets, somit als moralische Verpflichtung völkerrechtlichen Charakters anerkannt wird“.

Dem oben erwähnten „Gutachten“ der Herren Oppenheim, de Louter, Reiger und de Hartog entnehmen wir folgende Sätze:

„Finland hat sein eigenes Gebiet, sein eigenes Volk, seine eigene Verfassung, eigene Gesetze, eigene Regierungsorgane. Finland ist also ein Staat — — — Das russische Reich ist ein zusammengesetzter Staat, der völkerrechtlich ein einziges untheilbares internationales Rechtssubjekt bildet, staatsrechtlich aber aus zwei ungleichen Theilen besteht, die unter einer Krone vereint jeder nach eigenen Gesetzen und Anordnungen verwaltet wird, und wo überdies der eine Theil zugleich das ausschließliche Recht besitzt, den zusammengesetzten Staat als Rechtsperson zu vertreten und seine internationalen Interessen zu besorgen und zu erhalten. — — Das Manifest vom 15. Februar 1899 — — — ist in offenbarem Widerspruch mit den im Jahre 1809 ausdrücklich Finland gewährten und später wiederholt bestätigten konstitutionellen Rechten.“

Die „Revue de droit international et de législation comparée“ äußert anläßlich der von den Ständen Finlands dem Kaiser gemachten Meldung, daß das Manifest vom 15. Februar im Großfürstenthum nicht die Kraft eines Gesetzes haben könne:

„Ils ont raison. Le manifeste, édicté sans le consentiment des Etats de Finlande, n'a pas pu fonder de nouveaux droits. Chaque fois qu'il serait appliqué, il y aurait une nouvelle violation de la Constitution finlandaise.“

In dem Aufsatz der Herren Pilliet und Delpech wird die Bedeutung des kaiserlichen Versprechens, die Verfassung Finlands zu respektiren, besonders hervorgehoben:

*) La Constitution du Grand-duché de Finlande. Recueil des lois fondamentales et autres actes officiels qui déterminent ou éclaircissent la situation politique du Grand-duché, avec un aperçu du développement historique du droit public de la Finlande et un commentaire aux lois fondamentales de 1772 et de 1789. Paris, Société nouvelle de librairie et d'édition, 1900.

**) Die deutsche Uebersetzung ist unter der einsichtsvollen Leitung des Herrn Dr. F. Arnheim und mit einer orientirenden Vorrede von ihm im Verlage der Herren Duncker und Humblot herausgegeben, unter dem Titel: Der außerordentliche finländische Landtag 1899. Die Antwortschreiben der Stände auf die kaiserlichen Vorlagen über die Umgestaltung des finländischen Heerwesens. Leipzig 1900.

„Il existe au moins une loi d'une application tout à fait générale, également obligatoire pour les souverains et pour les simples individus, — — — — — — —, qui pénètre enfin toutes les societés humaines et est en réalité le lien qui les unit et leur permet d'exister: la loi du respect de la parole donnée. C'est, en effet, la grande loi de la paix du monde, à laquelle on ne peut toucher sans que les fondements du droit de chacun soient ébranlés. — — — — — — Nous nous sommes placés dans cette étude au seul point de vue du droit. Pourtant celui-ci n'est pas le seul que l'on puisse invoquer: en effet, sans parler des questions d'intérêt si graves engagées dans ce débat, il serait aisé de montrer que les Finlandais peuvent se réclamer du cri de l'honnêteté publique, des exigences de l'honneur, de cet honneur que Montesquieu place à la base des monarchies. Nous n'entrerons pas dans cet ordre de considérations. Il nous parait certain que l'Empereur Nicolas II ne voudra pas laisser en souffrance la parole engagée par son aïeul Alexandre I."

Die Führer der russischen Agressivpolitik gegen Finland haben ihren destruktiven Maßregeln den Schein rechtlicher Begründung geben wollen.

Die europäische Wissenschaft hat die Nichtigkeit dieses Scheins aufgewiesen.

Es steht fest, daß in dem Konflikt, um den es sich handelt, Finland sein gutes Recht gegen unrechtmäßige Vergewaltigung vertheidigt. Es steht fest, daß hinter der Sophistik der Phrasen, deren man sich als hüllenden Gewandes bedient hat, kein anderer Grund und Sinn zu finden ist als das alte Lied: Ich bin der Stärkere, ich thue mit dem Schwächeren, wie es mir beliebt!

Wird ein solcher Standpunkt sich von dem Urtheil der Rechtswissenschaft beeinflussen und mäßigen lassen? Ist für das schwer geprüfte finnische Volk ein Nutzen zu erwarten von den einstimmigen, beweiskräftigen Aussprüchen ausländischer Rechtsgelehrten?

Die Beantwortung dieser Fragen ist der Zukunft vorbehalten. Jedenfalls ist anzunehmen, daß auch in den Kreisen, wo man sich den Anschein des vornehmen Ignorirens gibt, die mahnenden Worte des Rechtsgefühls der civilisirten Welt nicht ohne allen Eindruck verhallen. Uebrigens wird es gewiß für die schließliche Lösung des Konfliktes von besonderer Bedeutung sein, mit welcher Festigkeit und Ausdauer, mit welcher Besonnenheit und Einsicht die Finländer an ihren Gesetzen, an ihren nationalen Rechten festhalten. Der Einfluß der reaktionären Faktion, welche gegenwärtig die chauvinistischen und bureaukratischen Tendenzen in der russischen Staatsleitung vertritt, kann noch lange dauern, aber die Lebenskraft eines gesitteten Volkes, sei es auch eines der Kleinen, ist doch von ganz anderer Ausdauer als die Aktionsfähigkeit einer Handvoll Bureaukraten.

Es ist hierbei in Betracht zu ziehen, daß der Kampf Finlands für sein Recht nicht ein Kampf gegen die russische Nation, gegen die realen Interessen des großen Kaiserreiches ist. Seitdem der russische Zeitungs- und Pamphletenkrieg gegen Finland anfing, hat es auch in Rußland Vertheidiger der Rechte Finlands in der Presse und namentlich in angesehenen Zeitschriften gegeben, wie denn auch die hervorragendsten russischen Rechtsgelehrten in ihren Schriften die garantirte Sonderstellung Finlands anerkannt haben. Und wenngleich die Ideen der Finlandhasser zur Zeit in offiziellen Kreisen die herrschenden sind, regen sich doch im gebildeten Rußland auch andere Lebensanschauungen, andere Zukunftsgedanken, als die der Herren Pobedonostsew und Genossen. Ein erhebendes Zeugniß dessen finden wir in einem unlängst erschienenen Buche „Rußland am Vorabend des zwanzigsten Jahrhundert", Berlin, Verlag von Hugo Steinitz. Der Verfasser dieser, bisher nur in russischer Sprache publizirten Arbeit, welcher sich „Russischer Patriot" zeichnet, gehört offenbar nicht zu den politischen Emigranten, welche ihrem Gram und ihrem Mißvergnügen in mehr oder weniger einseitigen Pamphleten Luft machen. Seine Schrift ist von tiefem sittlichen Ernst getragen und bekundet durch und durch den im wissenschaftlichen Denken geübten Geist. Dieser Verfasser widmet auch dem Verfahren gegen Finland seine Aufmerksamkeit und sagt u. a.:

„Es darf behauptet werden, daß die Veränderung der Politik gegen Finland nicht nur nicht von den Interessen Rußlands hervorgerufen war, sondern diesen geradezu widerstreitet. Diejenigen, welche den Zaren zu solcher Handlungsweise verleiteten, haben einen vollständigen Mangel an politischer Urtheilskraft an den Tag gelegt.

Rußland hat auch ein anderes, weit wichtigeres Interesse — das ethische Interesse. Das Glück der seiner Macht unterworfenen Völker erhöht seine moralische Würde; Finland war die schönste Perle in seiner Krone. Aber noch wichtiger ist für Rußland, daß man sich auf die in seinem Namen gegebenen Versprechen möge verlassen können, wie auf den Felsen, daß das kaiserliche Wort nicht ein leerer Schall sei, sondern auf unerschütterliches Zutrauen nicht nur Seitens der Fremden, sondern vor allem auch der Beherrschten, rechnen kann. — — — — Nein, weder staatliche Bedürfnisse noch militärische Rücksichten haben die sonderbaren Maßregeln veranlaßt, welche das unglückliche Land zertrümmert und die Herzen friedlicher Bürger in Trauer versenkt haben. Die Wurzel derselben liegt in dem Hasse, den geistlose Bureaukraten, servile Beamte und Generäle, die nichts als das Faustrecht kennen, gegen alle gesetzliche Ordnung, alle Rechtsgarantien, jegliche Begrenzung der Willkür hegen. Das wohlgeordnete Finland war ihnen unleidlich; es sollte, was da auch käme, erdrückt werden — und die Erdrückung hat begonnen." — — — —

Von deutscher Seite kann man dem Nachbarvolke nur wünschen, daß solche politische Denkungsart, wie die in der angeführten Schrift dargelegte, sich immer mehr in Rußland verbreiten und zum Einfluß im Staatsleben gelangen möge.

Justus.

Die einheitliche Garnnumerirung.

Die verschiedenen Stärken der Gespinnste, deren die Praxis bedarf, werden durch Nummern bezeichnet, welche bei wollenen, baumwollenen und leinenen Gespinnsten die auf eine konstante Gewichtseinheit gehende veränderliche Zahl von Längeneinheiten ausdrücken. Man bezeichnet mit Nr. 1 diejenige Garnstärke, bei der eine Längeneinheit die Gewichtseinheit ausmacht, während bei Nr. 2, 3, 4 u. s. w. 2, 3, 4 u. s. w. Längeneinheiten zum Ausfüllen der Gewichtseinheit erforderlich sind.

Der Entwicklungsgang der Textilindustrie hat es mit sich gebracht, daß die Wahl dieser Längen- und Gewichtseinheiten häufig aus lokalen Vereinbarungen hervorgegangen ist, so daß nicht nur ein jeder Spinnstoff seine eigene Numerirungsweise hat, sondern häufig für die nämliche Garnsorte nicht allein in den einzelnen Produktionsländern, sondern in demselben Lande in den einzelnen Produktionszentren verschiedene Numerirungsmethoden gebräuchlich waren. Je länger die Handspinnerei sich neben der Maschinenspinnerei erhielt, desto dauerhafter blieben territoriale oder lokale Numerirungsmethoden, blieben Maß- und Gewichtseinheiten in Kraft, die im sonstigen Verkehr nicht mehr angewendet wurden. Es war dies vorzugsweise in der Flachs-, der Kammgarn- und Streichgarnspinnerei der Fall und erzeugte, besonders seitdem die europäischen Kontinentalstaaten das metrische Maß- und Gewichtssystem adoptirt hatten, große Unzuträglichkeiten.

Der Webwaarenfabrikant, welcher Garne aus verschiedenen Gegenden bezog, hatte häufig verwickelte Berechnungen vorzunehmen, um festzustellen, in welchem Verhältniß die aus der neuen Quelle gekaufte Garnnummer zu der früher verwendeten stand, die verschiedene Länge der Strähnen erzeugte bei den einzelnen Operationen der Fabrikation erhebliche Unbequemlichkeiten und Verwicklungen, abgesehen davon, daß die Kontrole der veralteten Längen

und Gewichte schwierig war und der Unreellität Thür und Thor öffnete.

Es war erklärlich, daß diese Verhältnisse den Wunsch nach Abhülfe dringend machten. Ich glaube in der Litteratur der erste gewesen zu sein, der bereits im Jahre 1869 in einem Aufsatze „Zur Frage der Numerirung und Titrirung der Gespinnste" auf die Mißstände, welche die Vielheit der Numerirungssysteme erzeugte, hinwies und eine einheitliche Garnnumerirung forderte.

Die Angelegenheit wurde auf verschiedenen internationalen Kongressen (1873 in Wien, 1874 in Brüssel, 1875 in Turin) erörtert und einstimmig festgesetzt, daß die Numerirung der Gespinnste auf dem metrischen System zu basiren habe, daß die Nummer des Fadens bestimmt werden solle nach der Zahl der Meter, die auf ein Gramm gehen, und daß die Einheit des Strähns aus 1000 Gramm zu bestehen habe, so daß also Nr. 1 ein Gespinnst bezeichnet, bei dem 1000 Meter 1 Kilogramm wiegen.

Für die Ausführung dieser Beschlüsse wurde eine internationale gesetzliche Regelung ins Auge gefaßt; bei der Schwierigkeit, welcher dieselbe jedoch begegnen mußte, besonders seitens Englands, dessen große Textilindustrie für die Numerirung der Gespinnste sich der dort gesetzlichen Längen- und Gewichtssysteme, der Yard und des englischen Pfunds, bedient, wurde zunächst der Weg der freien Vereinbarung unter den Interessenten als der gangbarste erklärt.

Derselbe hat sich auch nicht schlecht bewährt. In den 25 Jahren, seitdem diese Frage die Oeffentlichkeit beschäftigt, ist eine große Zahl kleiner lokaler Numerirungssysteme, begünstigt durch die Ausdehnung der Maschinenspinnerei, verschwunden, und wir sehen bei uns in Deutschland auf dem Gebiete der Leinen-, Streichgarn- und Kammgarnspinnerei im Großen und Ganzen nur je ein Numerirungssystem. Allerdings besteht zwischen diesen Systemen keine Einheit, auch auf internationalem Gebiete fehlt dieselbe, besonders England ist seinem exklusiven Längen- und Gewichtssysteme treu geblieben.

So sehr aber auch heute noch anerkannt werden muß, daß die internationale einheitliche Garnnumerirung, basirt auf dem metrischen Systeme, eine äußerst erstrebenswerthe Errungenschaft sein würde, so kann der Weg, der zur Erreichung dieses Zieles jetzt vorgeschlagen wird, doch nicht betreten werden.

Am 3. und 4. September d. J. wurde in Paris ein internationaler Kongreß für einheitliche Garnnumerirung abgehalten, auf dessen Tagesordnung vor allem die wichtige Frage stand, wie die theoretischen Beschlüsse der früheren Kongresse in die Praxis eingeführt werden könnten. Zu diesem Zwecke wurde beantragt, daß den anders als nach dem metrischen Systeme numerirten und eingetheilten Gespinnsten der Eintritt in die Länder, welche dieses System angenommen haben, verwehrt werden solle, während bis jetzt in unserem Zolltarife, der für Baumwollengarne Staffelzölle enthält, dieselben nach englischen Nummern abgestuft sind, in anderen Ländern eine Umrechnung der englischen Nummern in metrische Nummern stattfindet.

Der rührige Vorkämpfer für die einheitliche metrische Garnnumerirung Gustav v. Pacher aus Wien hat in einer dem Kongresse vorgelegten Broschüre diese Forderung energisch vertreten und ausgesprochen, daß die Frage endgültig gesetzlich in diesem Sinne geregelt werden müsse, gleichviel ob England das metrische Numerirungssystem adoptirt oder nicht.

Da letzteres — wenn auch in Großbritannien gewichtige Stimmen für die Einführung des metrischen Längen- und Gewichtssystems laut werden — für absehbare Zeit nicht geschehen wird, geht also die Forderung dahin, englische Baumwollen-, Wollen- und Leinengarne von der Einfuhr auszuschließen, falls sie nicht metrisch aufgemacht sind.

Zweifellos würde England dieser Forderung nachkommen, aber da dies Land außer den mitteleuropäischen Kontinentalstaaten, welche dieselbe stellen, noch große andere Kundengebiete besitzt, die englisch numerirte Garne verlangen, würden unsere Konsumenten die Kosten der speziellen Aufmachung zu tragen haben, es würden sich also die Preise englischer Garne, abgesehen von den beträchtlichen Zöllen, die auf ihnen lasten, noch um die Kosten der besonders verlangten Haspelung 2c. erhöhen. Sie würden sich weiter erhöhen, da z. B. für den deutschen Konsumenten nicht die Preislage auf dem gesammten großen englischen Produktionsmarkte maßgebend sein würde, sondern nur die des beschränkten Quantums metrisch numerirter Garne. Seine Position würde auch bezüglich der Lieferzeiten eine wesentlich verschlechterte sein.

Wer erhebt nun diese Forderung, die von so einschneidender Bedeutung für unsere garnkonsumirenden Industrien sein würde? Ist es wirklich nur der Fanatismus für das zweifellos richtige Prinzip, sind es ideale Puristen und Theoretiker, oder nicht vielmehr sehr praktische Geschäftsleute, welche auf diese Weise bemüht sind zu den bestehenden, und noch zu erhöhenden, Schutzzöllen auf englische Garne (es handelt sich vornehmlich um baumwollene Garne) einen weiteren Schutzzoll auf Umwegen zu erlangen?

Diese Auffassung erscheint gerechtfertigt, wenn man betrachtet, wer diese Agitation betreibt. Es sind bei uns in Deutschland die bekannten schutzzöllnerischen Führer: der Verein süddeutscher Baumwoll-Industrieller, die Handelskammern von Augsburg, Straßburg i. Els., der Verein der sächsischen Baumwollspinner, während fast die gesammten Interessenvertretungen der Weberei sich mit größter Entschiedenheit gegen den geplanten Ausschluß der englischen Garne aussprechen. Ich erwähne den Verband deutscher Baumwollgarn-Konsumenten, die Vereinigung der rheinisch-westphälischen Handelskammern, den Verband der schlesischen Textilindustriellen, den Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirthschaftlichen Interessen in Rheinland und Westphalen, die Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin, die Handelskammern von Aachen, Bielefeld, Düsseldorf, Lauban, Lennep, Hanau, Nordhausen und zahlreiche andere!

Das Humoristische bei der Sache ist, daß naturgemäß die deutschen Baumwollspinner, die jetzt nach englischer Methode spinnen und haspeln und bei Einführung der metrischen Numerirung erhebliche Kosten für Umänderung ihrer Maschinen, Haspeln u. s. w. aufzuwenden haben würden, Gegner dieser Neuerung sein müßten, während sie ihre eifrigsten und alleinigen Befürworter sind!

Diejenigen aber, denen die einheitliche Garnnumerirung den großen Vortheil bietet, die verschiedenen Garnsorten, die sie verwenden, nach einem System gehaspelt zu erhalten, die unter der Vielheit der herrschenden Numerirsysteme die einzig Leidenden sind, die Weber, erklären sich mit Einmüthigkeit gegen die ohne England beabsichtigte Unifizirung!

Der Vertreter der deutschen Reichsregierung auf dem Kongresse in Paris hat in klarer und korrekter Weise erklärt, daß Deutschland nicht beabsichtigt, die metrische Garnnumerirung einseitig einzuführen und anders gehaspeltes Garn vom Import auszuschließen, es jedoch als wünschenswerth hingestellt, auf internationalem Wege eine Einigung der in Betracht kommenden Staaten, insbesondere Englands, über diese wichtige Frage herbeizuführen.

Die Erreichung dieses Zieles würde von allen interessirten Kreisen mit größter Genugthuung begrüßt werden.

Max Weigert.

Friedrich Max Müller.

Die gesammte englische Welt trauert mit der deutschen um einen Mann von der umfassenden Bildung Max Müller's, der die Tiefe wissenschaftlicher Einsicht mit einer Sprache, einem Stil verband, so leicht dahinfließend und kunstlos einfach, daß der Leser, der nicht weiß, wie sehr das scheinbar Kunstlose gerade die Frucht der höchsten Kunst ist, von der Schwierigkeit der Aufgabe keine Vorstellung hat und sich der Beweiskraft der Darstellung willig hingab. Das ist es es aber eben, was den großen Stilisten ausmacht, und aus eben diesem Grunde werden Max Müller's Schriften englisch und deutsch oder in irgend einer Sprache fortfahren, auf das Publikum der gesammten Kulturwelt den Zauber ihrer Anmuth auszuüben, nachdem deren realer Einzelinhalt von der fortschreitenden Forschung längst überholt sein wird oder vielleicht größtentheils schon überholt ist.

Max Müller oder mit seinem doppelten Vornamen Friedrich Max Müller — er begann sich so erst in den neunziger Jahren zu nennen, als aller Orten und Enden wissenschaftliche Schriftsteller Namens Max Müller auftauchten — wurde geboren den 6. Dezember 1823 zu Dessau als Sohn des „Griechenmüllers", des Philologen Wilhelm Müller, der sich durch seine poetische Begeisterung für die um ihre Freiheit kämpfenden Griechen einen europäischen Namen gemacht hatte und in zahlreichen volksmäßigen Singliedern bei Jung und Alt, auf der Wanderschaft durchs Buchengrün oder am Weintisch hinterm Rebenlaub, unsterblich fortlebt. Wer sänge sie nicht, die herrlichen Lieder „Am Brunnen vor dem Thore" oder „Im Krug zum grünen Kranze" oder „Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein" und so viele andere Lieder, die zugleich mit ihren einfachen Melodieen zu den edelsten deutschen Volksweisen zählen?

Der junge Max besuchte das Nikolaigymnasium in Leipzig und studirte dann an der dortigen Universität klassische Philologie. Bald aber wendete er sich unter Brockhaus dem Studium des Sanskrit zu, das er dann in Berlin unter Bopp und in Paris unter Burnouf erweiterte und vertiefte. Burnouf, der sich vorzüglich der Zend- und Paliforschung und somit der Ergründung der Sprachen und heiligen Schriften des Zoroastrismus und Buddhismus zugewendet hatte, machte Müller auf die Sprache und Hymnen des Rigveda aufmerksam, die damals, 1845, noch nicht herausgegeben waren. Im Jahre 1846 ging Müller nach England, um für eine Edition des Rigveda zu werben. Doch erst 1848 gelang es Bunsen, der damals preußischer Gesandter in London war, die ostindische Kompagnie zu bestimmen, das heiligste Buch der brahmanischen Hindus durch den jungen Sanskritgelehrten Müller herausgeben zu lassen. Nun war Max Müller's Ideal erreicht, und fortan bildet der Rigveda durch alle folgenden Jahrzehnte hindurch den Gegenstand seiner nie ermattenden Begeisterung und schriftstellerischen Darstellung. Der Rigveda in Max Müller's erster Ausgabe erschien 6 Quartbände stark von 1849—1875. Die erste Textausgabe des gesammten Rigveda erschien jedoch in der Edition von Aufrecht in lateinischer Schrift transskribirt als Band 6 und 7 von Albrecht Webers „Indischen Studien", Berlin 1862—1863, lange bevor Müller's Ausgabe, die allerdings auch den indischen Prosakommentar zu umfassen hatte, beendigt war. Im Jahre 1854 erhielt Müller an der Oxforder Universität eine Professur für neuere Sprachen und Litteraturen, im Jahre 1858 wurde er Fellow des sehr vornehmen und sehr reichen All Souls College, im Jahre 1869 wurde er Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft. Bei der Neugründung der Universität Straßburg folgte er dem Rufe auf den Lehrstuhl für vergleichende Sprachforschung, kehrte aber nach wenigen Wochen für immer nach Oxford zurück, um 1876 auch dort von sämmtlichen Aemtern zurückzutreten und sich fernerhin ausschließlich seiner wissenschaftlichen Forschung und schriftstellerischen Thätigkeit zu widmen.

Letztere ist enorm und gibt ein glänzendes Zeugniß für den Fleiß, die Ausdauer und stilistische Behendigkeit Max Müller's. Es ist hier nicht möglich, seine Hauptwerke alle einzeln zu besprechen, es handelt sich darum, eine Gesammtübersicht über Müller's ausgebreitete Thätigkeit als Sprach- und Religionsforscher zu gewinnen. Als Sanskritgelehrter stand er seinem Londoner Kollegen Goldstücker oder den Herausgebern des großen Sanskritwörterbuchs der Petersburger Akademie: den Sanskritisten Böhtlingk, Roth und Weber gewaltig nach, an umfassender allgemeiner Bildung auf dem Gebiete der Linguistik und Litteraturwissenschaft, insbesondere aber als glänzender Stilist überholte er sie alle. Seine dauernde Bedeutung beruht nicht auf mirakelhafter Sanskritgelehrsamkeit wie bei Böhtlingk und Weber, noch auf hellseherischer Formenanalyse wie bei Bopp, wohl aber auf einer künstlerischen Befähigung, die schwersten Dinge leicht und anmuthig darzustellen und damit die großen Leserkreise von der menschheitlichen oder weltgeschichtlichen Tragweite der vergleichenden Sprachwissenschaft, Sagenforschung und vergleichenden Religionswissenschaft zu überzeugen. Max Müller hat in dieser Beziehung eine große Aehnlichkeit mit Renan. Wie dieser auf denselben Gebieten ein französischer Klassiker ersten Ranges ist, so wird jener von den Engländern als ein englischer Klassiker anerkannt.

Diejenigen Werke, die Max Müller's Namen in die weitesten Kreise des Publikums aller zivilisirten Länder getragen haben, sind seine: „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache" (2 Bände), seine „Geschichte der alten Sanskritlitteratur (1 Band), seine „Essays" (4 Bände, englisch: Chips from a German workshop, ein Titel der seiner Zeit in dem starkaristokratischen Oxford übel empfunden wurde), die 4 Bände „Natürliche Religion", „Physische Religion", „Anthropologische Religion", „Psychologische Religion oder Theosophie", nicht minder aber das vorzügliche Buch: „Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung", (englisch unter dem Titel: „India what she can teach us"). Außer diesen Hauptwerken hat Max Müller eine Legion anderer für das große Publikum bestimmter Schriften veröffentlicht, die theils selbständig, theils in zahllosen Zeitschriften bald englisch, bald deutsch erschienen. Die Freude, mit der er unermüdlich das Füllhorn seiner stets geistreichen, oft auch geistvollen Eindrücke und Einfälle ausgoß, wurde von Jahrzehnt zu Jahrzehnt noch erhöht durch steten Anwachs seiner Honorare. Betrug doch, wie er mir einmal 1867, als ich frisch von der Universität Berlin weg nach Oxford kam, in einer wohlgelaunten Stunde mittheilte, seine rein schriftstellerische Jahreseinnahme schon damals 2000 Pfund Sterling. Wie hoch muß sie sich in den letzten Jahren erst gesteigert haben!

Das glänzendste Denkmal seiner wissenschaftlichen Thätigkei hat sich Max Müller in der Herausgabe der Sacred Books of the East gestiftet. Die „Heiligen Bücher des Orients" umfassen in drei Serien einige 50 Bände englischer Uebersetzung der heiligen Schriften des Brahmanismus, Buddhismus, Zoroastrismus, Confucianismus und Muhamedanismus. Außer Max Müller, der zwei Bände Upanischaden, das Dhammapada und einen Band Rigvedahymnen gab, haben an diesem grandiosen Sammelwerke die vorzüglichsten jüngeren Orientalisten Europas, Amerikas und Indiens gearbeitet, die Engländer Mills, Legge, Palmer, Beal, Rhys Davids, Cowell, West, der Deutschamerikaner Bloomfield, die Deutschen Bühler, Eggeling, Jacobi, Jolly, Thibaut, Oldenberg, der Däne Fausböll, der Franzose Darmsteter, der Holländer Kern, der Inder Telang. Es wäre ein großes Verdienst der Universität Oxford, wenn sie, was kaum zu bezweifeln, das herrliche Werk im Sinne Max Müller's fortführen würde. Denn noch fehlen in der Sammlung heilige Schriften ersten Ranges, sowohl des Brahmanismus wie des Buddhismus. Vor allem müßte eine Uebersetzung des ganzen Rigveda, der Liedersammlung des Brahmanismus aus noch unbekannten Jahrtausenden vor Christus, in Angriff genommen werden, eine Arbeit, mit der, nachdem er der Sammlung den Atharvaveda geschenkt,

vielleicht Bloomfield die wissenschaftliche Welt verpflichten würde. Darüber ist wohl kein Zweifel, daß die Sacred Books of the East, die Grundlage jeder vergleichenden Religionswissenschaft, wenn sie auch der Unternehmerlust und diplomatischen Gewandheit Max Müllers ihr Dasein verdanken, dennoch eine der glänzendsten Thaten Englands sind, das mit der finanziellen Ermöglichung der Sammlung einen mächtigen Schritt weiter nach der von ihm systematisch befolgten Richtung gethan hat, das Geistesleben der von ihm beherrschten Fremdvölker der wissenschaftlichen Erkenntniß zugänglich zu machen. Ich habe in einem längeren Feuilletonartikel über Max Müller's Sacred Books of the East in des Fürsten Uchtomskij Zeitung „Peterburgskija Wjedomosti" schon im Jahre 1896 Rußland aufgefordert, für seine nordasiatischen Völker ein ähnliches Werk, die „Heiligen Bücher" der Tibetaner, Mongolen und chinesischen Buddhisten umfassend, zu unternehmen, es ist jedoch vorläufig bei der Anregung geblieben, kann und wird aber im Laufe der Zeit wohl auch noch zur Ausführung gelangen. Was aber könnte den Kreis der Mitglieder, die das Commitee of the Clarendon Press in Oxford ausmachen, hindern, mit Englands ungemessenen Mitteln sich auch noch der Aufgabe Rußlands zu bemächtigen und die wissenschaftliche Welt auch noch mit den Hauptwerken des Lamaismus zu überraschen.

Abgesehen von der gewaltigen Arbeit, die in der Edition des Rigveda und den die einzelnen Quartbände derselben einleitenden textkritischen Vorreden zu Tage tritt, hat Max Müller an spezifisch sanskritphilologischen Werken im Grunde wenig herausgegeben. Nach dieser Richtung sind außer seiner Schulgrammatik des Sanskrit (Sanscrit Grammar for Beginners) nur noch zu nennen seine Edition, Uebersetzung und Erklärung des Prâtiçâkhya zum Rigveda, der „ältesten Phonetik und Grammatik." Es ist das eine systematische Sammlung von Lautregeln über die Aussprache und Betonung der einzelnen Wörter und Sätze der Lieder des Rigveda. Die Beobachtung der lautphysiologischen Entstehung der Vokale, Konsonanten, deren Verbindung und Accentuirung, ist von den Brahmanen der Urzeit mit so erstaunlich feinem Sprachgefühl gemacht, beschrieben und durch Hunderte von eigenen termini technici so sorgfältig unterschieden worden, daß die modernste Lautphysiologie gegenüber dieser völlig nüchternen, jeder indischen Phantastik entrückten Systematisirung des Laut- und Accentbestandes des Rigveda noch lange nicht aufkommt. So vorzüglich diese Kleinarbeit des tastenden Sprachgefühls in Max Müllers Uebersetzung und Erläuterung ist, so darf doch nicht verschwiegen werden, daß ihm der Franzose Regnier durch seine erste Edition und Erklärung des Prâtiçâkhya nützlich vorgearbeitet hatte. Ueberhaupt ist in dieser Beziehung zu bemerken, daß Max Müller nicht einen einzigen Text übersetzt hat, der nicht vorher schon von andern übersetzt gewesen wäre, so verhält es sich mit der Fabelsammlung des Hitopadeça, die er noch als Student 1844 in Leipzig deutsch herausgab, so mit dem lieblichen Gedicht Meghaduta, dem „Wolkengesandten", so mit den Upanischaden, dem Dhammapada, den Rigvedahymnen an die Sturmgötter u. s. w. Max Müller liebte die Vorarbeit, auf die sich stützend er dann Vorzügliches leistete. Benfey, Böthlingk, Weber, Roth und Goldstücker dagegen haben ihre Leistungen ohne Vorhut vollbracht.

An Ruhm und Ehren, auch abgesehen vom nervus rerum, ist Max Müller alles zu Theil geworden, was einem Gelehrten verliehen werden kann. Er war Mitglied des Privy Council, ferner eines der 8 auswärtigen Mitglieder des Institut de France und Ritter des Ordens pour le mérite. Letzteren erhielt er seiner Zeit insbesondere wegen seiner unbestreitbar großen Verdienste, die er sich während des schleswig-holsteinischen und dann während des deutsch-französischen Krieges durch seine muthige Vertheidigung des deutschen Rechts erworben hatte. Um so schmerzlicher fühlten sich seine zahllosen Bewunderer in Deutschland und in der weiten Welt betroffen, als er im letzten Frühling den ungerechtesten aller Kriege, den englischen Ausrottungskrieg gegen die stammverwandten Buren, vertheidigte. Hier aber, wo nach Möglichkeit nur das Gute, das von Max Müller ausgegangen ist, hervorgehoben werden soll, mag der Schleier der Liebe über dieses unerklärliche Beginnen gedeckt und noch daran erinnert werden, daß er, gleich Bunsen, dem er sein Glück verdankte, stets mit Empfehlungen zur Hand war, wenn es galt, jüngeren Kräften der Sanskritphilologie die Pfade zu ebnen und ihnen in England oder Indien dankbare Stellungen zu verschaffen. Ein Ersatz für Max Müller's mächtigen persönlichen Einfluß in England zu Gunsten wissenschaftlicher Unternehmungen wird nicht wieder nachwachsen.

Hermann Brunnhofer.

Paul Bourget in seinen letzten Büchern.

Ich fürchte, wir gehen einer Zeit der Banalisirung der schönen Literatur und der Kunst entgegen. Wir stehen schon mitten drin. Wenn ich mich zurückerinnere, drängt es sich mir unwillkürlich auf, mit welchen verschiedenen Empfindungen und Interessen bei den Lesern ein Werk der Dichtung früher und jetzt erwartet, empfangen und genossen wurde. Wenn man eines Tages das neue Buch von Jakobsen in der bekannten Ausstattung im Ladenfenster liegen sah, wurde es einem zu Muthe, wie dem Kinde am Vorabende irgend eines großen Festes, — still und hell und feierlich erwartungsvoll. Man stand da in einer seltsam zusammengesetzten Vorahnung voller Bangigkeit und Glück und wartete, daß diese reiche, schöne Welt einem erschlossen würde. Und wenn wir dann das Buch in unseren Händen hatten, — dann war das Buch nicht länger eins und wir selbst etwas anderes, sondern beide waren in eins verschmolzen; diese Dichtung war unser eigenstes Leben, und wir und das unsere war alles mit da im Buche. Das Blut der Dichtung, das volle, warme Blut, war in uns hineingeströmt; die Wirklichkeit und die Traumwelt hatten sich vermählt; wir empfanden neue Freuden und neue Leiden, und selbst die Natur lebte in einem neuen Leben in tieferer Trauer und strahlenderem Lichte.

Heutzutage würde man sagen, das sei eine große Naivetät. Gewiß. Aber alle Empfänglichkeit, wie jeder Genuß, setzt eine Naivetät voraus. Die große Dichtung und das große Kind gehören zusammen, und sie sind auch alle beide heutzutage zusammen verschwunden.

Deswegen haben wir auch heute eine neue Art von Litteratur bekommen, die einer neuen Art von Lesern angepaßt ist. Wir haben eine Mystifizirungslitteratur und eine Bestellungslitteratur; und diese beiden Genres beherrschen immer mehr den Buchmarkt. Alles wird seit einiger Zeit auf die Spitze getrieben, und zwar gewollt, absichtlich; es ist, als gäbe es irgendwo eine feste Hand und einen festen Willen, die es dahin haben wollen, damit der ganze Rummel ein Ende nähme. Die Originalität muß Fratze werden, die Eigenthümlichkeit Karikatur. Den Schlagwörtern wird, besonders wenn sie ganz blödsinnig sind, eine mystische Bedeutung beigemessen, bis die ganze Welt sich scheu an sie herandrängt; oder es wird auf ihnen herumgaloppirt, als ob es die stolzesten Traber wären. Niemand soll sich mehr auskennen; die vermummten Gestalten sind Trumpf; das auf-falsche-Fährte-locken wird als eine Art ideale Schläue aufgefaßt. Was hat aber dies alles mit der Dichtung zu schaffen? Genau so wenig, wie die „Bestellungsbücher", die freilich zu allen Zeiten dagewesen sind.

Kommt man in eine Kunstausstellung, begegnet einem dasselbe Bild. Die Kunst als Kunst hat einen sehr bescheidenen Platz; die Kunst mit den fremden Zwecken dagegen füllt die Säle. Die Illustrationen zur Tageschronik

sind da, Winke, Andeutungen über dieses Zeitübel und jenen bekannten Fall gibt es in Hülle und Fülle; die handgreiflichen Uebertreibungen schreien von allen Wänden, die Clowns grinsen uns durch alle Thüröffnungen schon aus der Ferne entgegen; aber das ganze, große Kunstwerk, in dem alle diese und jene Schmerzen überwunden sind und das stolz und ruhig und selbstherrlich dasteht, ist selten.

* * *

Diese Erinnerungen und Meditationen wurden in mir wachgerufen, als mir neulich die letzten Bücher von Paul Bourget in die Hände kamen. Der Dichter-Psychologe von „Cruelle énigme", „Un crime d'amour" und „Essais de la psychologie contemporaine" war auch einer gewesen, zu dem man gern ging, um Aufschlüsse über die schwierige Menschennatur und das komplizirte Wesen unserer Zeit zu erhalten.

Wenn man in ein paar Worten Bourget charakterisiren wollte, könnte man ihn einen Psychologen zu moralischen Zwecken nennen. Das war er von Anfang an; und das ist er während seiner ganzen schriftstellerischen Thätigkeit geblieben. Er hatte schon in seinen ersten Büchern sein eigenes Wesen klar erfaßt und sein Ziel genau gesteckt; und er verfolgt am heutigen Tage dieselben Aufgaben wie vor zwanzig Jahren. Nur ist der Moralist, der sich früher mehr hinter dem Rücken des Dichter-Psychologen verbarg, in letzter Zeit sichtbarer geworden und in den Vordergrund getreten. Die etwas dünneren, gesuchteren, zuweilen an den Haaren herbeigezogenen seelischen und sozialen Konflikte werden über alle Maßen breitgetreten; und hinten ist der Sens moral angehängt, wie eine erbauliche Nutzanwendung. Der feine und distinguirte Dichter-Psychologe ist aus lauter Gründlichkeit beinahe ein schwerfälliger Pedant geworden. Seine Produktion hat eine englische Note bekommen, die um so langweiliger wirkt, als sie des Untertons von Humor vollständig entbehrt.

Weiter war es Bourget eigenthümlich, daß die individuelle Psychologie ihn weniger interessirte, als die allgemeine. Die individuellen Geschicke wurden von ihm — sei es als Dichter, sei es als Kritiker — nur unter einem allgemeineren Gesichtspunkt erfaßt und verwerthet. Er studirte die modernen Menschen, um die Hauptmerkmale und Hauptgesetze der modernen Gesellschaft nachweisen und formuliren zu können; er analysirte die typischen Geister des Jahrhunderts, um ein überschauliches Schema der modernen Seele entwerfen zu können. Es ist nicht das Ehepaar Le Prieux („Le luxe des autres" in „Drames de famille") an und für sich, das ihn interessirt; was er in diesem Familieninterieur und in diesem kleinen Familiendrama erblickt, ist „cette maladie toute contemporaine, le maladif, le passionné souci du luxe des autres"; der Fall Le Prieux lockt den Psychologen-Moralisten in ihm nur als „un cas particulier de la grande dégénérescence démocratique"; und er erzählt nur deswegen diese Geschichte, weil „raconter l'histoire de ce couple, c'est donner, à ce récit d'une simple anecdote, sa pleine valeur d'enseignement social".*) Auf solche Weise bilden sich die geschichtlichen Epochen, und auf solche Weise muß der Kulturhistoriker ans Werk gehen: „les larges mouvements de moeurs que l'histoire enregistre ne sont que cela: une addition indéfiniment multipliée de minuscules habitudes individuelles".**)

Bei dieser Veranlagung Bourget's ist es eine natürliche Folge, daß der Aufwand von Apparat zuweilen in keinem gut abgewogenen Verhältniß zu dem winzigen Körnchen Stoff steht. Eine andere gleich natürliche Folge ist, daß die allgemeinen Ausführungen den kleinen Ausschnitt Leben, der den Stoff der Dichtung abgibt, völlig überwuchern. Der kleinen Erzählung „L'échéance" (in „Drames de famille") mit dem ziemlich mageren Thema schickt er eine ganze Psychologie des gegenwärtigen Frankreichs voraus; ebenso der dünnen Liebesgeschichte „L'inutile science" (in „Complications sentimentales") ein politisches Zeitbild vom Paris unserer Tage. Es liegt eben in seiner Methode, daß er immerwährend den Faden der Erzählung fallen läßt und sich selbst unterbricht, um zu resumiren, um zu erweitern, um zu verallgemeinern. Und diese Ausführungen sind oft ebenso opulent, wie die Geschichte selbst fade. Sie sind das bei Weitem Interessanteste bei Bourget, — in seinen letzten Büchern in noch höherem Grade als in seinen ersten.

* * *

Jene dichterische Phantasie, aus der die Gestalten mit einem Zuge lebendig und konkret hervorgehen, besitzt Bourget nicht. Das intuitive Ergreifen des springenden Punktes der Individualität ist nicht seine Sache. Er befolgt bei seiner Charakterisirungskunst eine bestimmte Methode. Entweder er geht von der allgemeinen Psychologie aus und zur individuellen über, formulirt zuerst ein Gesetz innerhalb der ersteren und wendet dasselbe dann auf das Individuum an. Das Gesetz lautet z. B.: „Chacun a dans son caractère des parties fortes qui correspondent exactement à des parties faibles. Celles-ci sont la rançon de celles-là";*) die Anwendung betrifft die mangelnde aktive Energie und die starke passive Energie bei dem Maler in „Duchesse bleue". Oder er geht von dem individuellen Typus aus und erweitert, vertieft, verallgemeinert denselben, bis er einen Zeittypus hergestellt und die Kategorie gefunden und fixirt hat, unter welche derselbe gehört. Z. B. in „L'écran" der junge Bertrand d'Aydie und der männliche Paristypus, den Bourget „les roués innocents" oder „les amoureux de l'amour" nennt; oder in „L'inutile science" die Mme. de Miossens und der von Bourget als „l'étrange et funeste tribu des coquettes sincères" fixirte Weibtypus.

Und wie er die Personen seiner Novellen und Romane allgemeine Zeittypen verkörpern läßt, sucht Bourget in dem individuellen Gefühlsleben und den individuellen Charaktereigenthümlichkeiten nach der großen und gemeinsamen Hauptwurzel der Volksgruppe, des Stammes, der Rasse. Hinter den vielen Nuancen der Individuen findet er jene drei oder vier großen Wesenszüge des betreffenden Volkstypus heraus, aus denen sie alle hervorgegangen sind und in denen sie sich alle wieder sammeln. Le Prieux, das Provinzkind aus Bourbonnais, das eine von den Pariser Journalistengrößen geworden, ist gewissermaßen in seinem körperlichen Habitus wie in seinen geistigen Eigenschaften die keltische Bauernrasse seiner Heimath, während seine Gattin — die Tochter eines Vaters aus dem äußersten Norden und einer Mutter aus dem äußersten Süden Frankreichs — jenes Resultat der Mischung darstellt, vor dem Bourget sich fragt: Peut-être la cause de la décadence de la race en France gît-elle là, dans cette continuelle mixture du nord et du midi, de l'est et de l'ouest, par des mariages trop disparates d'origine."**) Wenn der Gatte „la nostalgie de la terre" vertritt, so ist seine Frau die Trägerin des sozialen Instinkts, „ce don particulier et indéfinissable de la relation". Als dritter Volkstypus steht in derselben Studie der junge Provençale Charles Huguenin, einer jener Meridionalen reiner Rasse, bei denen — wie Bourget mit einem

*) „Die Geschichte dieses Paars erzählen, heißt einer einfachen Anekdote den vollen Werth einer sozialen Lehre geben."

**) „Die großen Sittenströmungen, die die Geschichte verzeichnet, sind nichts weiter als eine ins Unendliche vervielfältigte Zusammenzählung winziger individueller Gewohnheiten."

*) „Jeder hat in seinem Charakter starke Seiten, die aufs Genaueste den schwachen Seiten entsprechen. Diese sind der Tribut für jene."

**) „Vielleicht ruht die Ursache des Verfalls der französischen Rasse da, — in dieser beständigen Mischung von Nord und Süd, von Ost und West, durch allzu ungleichartige Abstammung der Eheschließenden."

vortrefflichen Bilde sagt — „les passions s'accompagnent presque toujours d'une lucidité dans l'ardeur qui rappelle la clarté brûlante de leur horizons et aussi l'hérédité latine.“

* * *

Wenn man sehen will, wie Bourget bei der Zurechtlegung und Ausformung seiner Stoffe vorgeht, wie er konzipirt und entwirft, braucht man nur die Vorrede zu seinem Roman „La duchesse bleue“ zu lesen. Der ganze Mechanismus mit den vielen feinen Rädern liegt da wie unter einem Glas vor unseren Augen. Die Sphäre seiner Motive zeigt sich als eine scharf umgrenzte; und die Handhabe derselben, die uns als eine sehr raffinirte vorkam, prägt sich wie alle vornehmen Dinge durch eine große Einfachheit aus.

Welches ist das litterarische Genre Bourget's? Er präzisirt es selbst: „le roman d'analyse“, indem er hinzufügt, daß diese litterarische Form ihrem Wesen nach von vornherein eins ausschließt, was eben der Vorzug einer anderen Romangattung ist: „le coloris de la vie en mouvement“. Was für eine Aufgabe verfolgt er mit seinen Arbeiten? Er antwortet wieder selbst: „poser un intéressant problème de psychologie“. Nachdem er in solcher Weise angegeben, wo — um bei seiner eigenen Terminologie zu verbleiben — der eigenthümliche Sensibilitätspunkt seines eigenen Geistes liegt, geht er zu dem betreffenden einzelnen Roman, der uns als „La duchesse bleue“ vorliegt, über und fixirt das Problem, das er sich darin gestellt, als „celui des rapports de l'expression et de l'impression“. Dies klingt ja sehr stark nach trockenster theoretischer Spekulation und sehr wenig nach Stoff für eine Dichtung! Er führt aber das Thema weiter aus, und schon beim nächsten Schritt sind wir thatsächlich an ein sehr interessantes und modernes psychologisches Problem gelangt: eine Art der Verdoppelung der Persönlichkeit, jene Form solcher Verdoppelung, die bei dem Künstler zum Vorschein kommt und sich in der Spaltung zwischen dem Talent und dem Menschen, zwischen jenen Organen, mit denen er schafft, und jenen, mit denen er leben soll, zeigt. Und mehr als so; es kann nicht nur eine totale Scheidung, sondern sogar ein absoluter Widerspruch eintreten zwischen dem Menschen, der schreibt, und dem Menschen, der handelt, zwischen dem Gehirn, das gestaltet, und dem Herzen, das fühlt. Um dieses Spezialproblem der künstlerischen Psychologie aus dem weiten und beinahe unerforschten Gebiete der „sensibilité intellectuelle“ in möglichst ergiebiger und erschöpfender Weise zu behandeln, hat er drei Künstlertypen zusammengestellt: einen Dichter, einen Maler und eine Schauspielerin; und in der Persönlichkeit von jeder von ihnen sowohl, wie in ihrem Spiel unter einander, bricht sich das Licht des Grundproblems in buntester Weise. Auf solche Art ist der Roman, der den Titel „La duchesse bleue“ trägt, entstanden. Der Ursprung ist eine „étude de vie intellectuelle“ gewesen; über diesen Knochenbau legen sich das Fleisch und Blut von einer „anecdote sentimentale“, von einer „aventure d'amour“; und so liest sich jetzt das Buch als ein „simple récit de la passion malheureuse d'une comédienne“.

* * *

Die psychologischen Etuden von Bourget haben alle ein moralisches Finale.

Um zuerst bei „La duchesse bleue“ zu bleiben, so liegt ja hier der moralische Kern in der traurigen Wahrheit des Künstlerloses selbst eingebettet. Wenn das Schicksal es so angeordnet hat, daß sich die großen und kleinen Künstler in zwei Kasten theilen und daß die einen die Leidenschaften wunderbar auszudrücken verstehen, ohne sie selbst zu fühlen, während die anderen sie in sich durchmachen, ohne sie ausdrücken zu können, — dann ergibt sich die moralische Nutzanwendung von selbst, und Bourget formulirt sie als das Opfer eines resignirten und demüthigen Herzens, das sich nicht über Unbemerktheit und Mittelmäßigkeit beklagen soll, wenn dies die Bedingung ist, um fühlen zu können. Freilich fügt der Fatalist, der immer am tiefsten in Bourget gesteckt hat, hinzu: „Et d'ailleurs, on n'a pas le choix.“

In „L'échéance“ besteht die moralische Lösung des psychologischen Knotens darin, daß der berühmte Arzt, der plötzlich entdeckt, daß seine glänzende Karriere einen anderen zu einem Verschollenen gemacht, indem seine Eltern diesem anderen dessen rechtmäßiges Eigenthum vorenthalten und für die Erziehung des Sohnes verwenden, auf Amt und Würden und Einkommen verzichtet, um in die Kongregation der Brüder von Saint-Jean de Dieu einzutreten. „En faisant de sa science la chose de tous, une richesse qu'il prodigue parce qu'il la considère comme n'étant pas à lui, il a découvert le seul moyen peut-être de résoudre le douloureux problème, . . . il rend le dépôt dont ses parents ont abusé.“*)

Le Prieux in „Le luxe des autres“, dessen Traum es gewesen, ein großer Dichter zu werden und in die Akademie zu kommen, der aber in der Tretmühle der Journalistik stecken geblieben ist, vergißt alle seine bitteren Enttäuschungen in dem tiefen Genuß zu fühlen, daß die beiden Wesen, die er in seinem Leben lieb gehabt, seine Frau und seine Tochter, glücklich sind, jede in ihrer Weise, und zwar glücklich durch ihn. „Non, il n'a pas manqué sa vie. Il a eu raison de dire à sa fille qu'il a réalisé son Idéal. Il est venu à Paris, comme il le disait, pour être un poète. Et qui donc en est un, s'il ne l'est pas?“**)

In „Sentiments précoces“ wird die Gattin und Mutter vor einem Fehltritt dadurch gerettet, daß sie ihre eigene Tochter in der Verwirrung eines bald erwachsenen Mädchens jenem Mann, der schon beinahe ihr Liebhaber geworden, die Stirn zum Kusse darreichen sieht. Die Psychologie eines Kindes in „Le Talisman“ dient ganz einem pädagogischen Zwecke. Wenn keine handgreifliche moralische Belehrung der Studie angehängt ist, so enthalten die Schlußworte gewöhnlich ein weises Resumé über den Gegenstand oder über das Ergebniß der Untersuchung. „C'est le plus délicieux régal de la coquetterie féminine“, schließt „L'inutile science“, „de se prouver combien toute la science que l'homme peut avoir d'elle est inutile et vaincue d'avance“.***) Und „Sauvetage“: „Qui peut savoir ce qui se passe, dans le coeur d'une fille, obligée soudain de juger de condamner sa mère, et qui doit cesser de la respecter, sans pouvoir cesser de l'aimer?“†) Und mit solchen Bemerkungen und Anregungen nach Hause zu gehen, ist ja reichlich so gut als einen ordinären Moralkuchen in der Tasche zu haben.

* * *

Ich war mit der Lektüre der letzten Bücher Bourget's zu Ende. Dann nahm ich wieder „Drames de famille“ in die Hand und las noch einmal die kleine Novellette

*) „Indem er seine Wissenschaft zur Sache aller macht, zu einem Reichthum, den er verschwendet, weil er ihn als nicht sich gehörig betrachtet, hat er das vielleicht einzige Mittel entdeckt, das schmerzliche Problem zu lösen, — er gibt das anvertraute Gut zurück, das von seinen Eltern gemißbraucht worden war.“

**) „Nein, er hat sein Leben nicht verfehlt. Er hat Recht gehabt, indem er seiner Tochter sagte, er habe sein Ideal verwirklicht. Er ist nach Paris gekommen, wie er sagte, um ein Dichter zu werden. Und wer ist denn einer, wenn nicht er?“

***) „Es ist der köstlichste Genuß der weiblichen Koketterie zu beweisen, in wie hohem Grade unnütz und im Voraus besiegt das ganze Wissen des Mannes von ihr ist.“

†) „Wer kann wissen, was in dem Herzen einer Tochter vorgeht, die plötzlich gezwungen ist, ihre Mutter zu beurtheilen und zu verurtheilen, und die aufhören muß sie zu achten, ohne daß sie aufhören kann sie zu lieben.“

„Résurrection". Und dann hielt ich in meinen Gedanken folgende Anrede:

Cher maître! Ich habe jetzt wieder Ihre Kunst genossen, wie ich sie als ganz junger Mann genoß. Sie sind in Ihrer Sprache wie in Ihrem Geiste ein pietätvoller Erbe und ein strenger Verwalter der Traditionen großer Ahnen. Ihr Stil ist der beste gallische Stil: leicht und klar, fein und prunklos, durchgearbeitet bis zur solidesten Einfachheit; und Ihre Analyse ist von der besten gallischen Art: durchsichtig, ohne seicht zu sein, und präzis ohne Schwerfälligkeit. Niemand hat das Wesen der zeitgenössischen Generation in seinen entscheidenden Grundzügen so klar fixirt wie Sie; Sie waren nicht ihr größter Dichter, wohl aber ihr bester Psychologe.

Und doch waren Sie mir, einem germanischen Nordländer, noch verwandter eben durch diese Ihre Dichtung als durch Ihre Analyse. Ihre Frauen gingen mir vorbei, mit traurigen Augen und zarten Konturen, und Ihre Landschaften, in die sie hineinwanderten und verschwanden, standen da in dem lichten Grün des Vorfrühlings, oder mit dem Reife der ersten Wintertage über den nackten Aesten.

So ging es mir auch jetzt, als ich nach langer Zeit wieder etwas von Ihnen las. Die schwellenden und warmen Seiten von „Résurrection", die feierliche Stille über den weiten Horizonten und der dunkle Ton eines Leids, das tiefer liegt als im einzelnen Menschen, ließen mich alles andere vergessen. Ich weiß nicht wie es kam; aber neben ihrer Elisabeth de Fresne stand da vor meinen Augen Jakobsens Frau Fönß, und die beiden kleinen Dichtungen brannten neben einander wie zwei reine, stille Flammen.

Ola Hansson.

Seine Frau.

Wenn Sie es hören wollen, ich . . . ich könnte Ihnen etwas davon erzählen.

Sie! etwas, das sich auf das Buch von Maurice Maeterlinck bezieht, auf den Satz, daß wahre Güte, — vielmehr Weisheit, wie er es nennt — eine Art von Schutzzone um sich her bildet, einen Zufluchtsort, an dem die Macht alles Bösen, die Macht des Schicksals selbst, erlischt? Sie? —

Ich musterte ihn ziemlich erstaunt. Wir nannten ihn den stummen Lord, weil er seit lange in England lebte und sich dort so eine wortkarge, vornehm zurückhaltende Art angewöhnt hatte. Auch hatte er sich nicht mit einer Silbe an jener Unterhaltung betheiligt. — So erzählen Sie nur.

Hier? fragte er.

Wollen Sie's mir allein beichten? Ist es so ernsthaft? Kommen Sie.

Und ich ging ihm voran, die Stufen hinauf in den kleinen Erker, von dem aus man den Salon mit der in einzelne plaudernde Gruppen aufgelösten Dinergesellschaft übersehen konnte, ohne selbst viel gesehen zu werden.

Hier hört uns Niemand. Berichten Sie mir, wo Sie so weise gehandelt haben.

Ich! . . . Ich sagte nicht, daß ich es selbst war. Ein Bekannter von mir, der . . . der erlebte . . .

Nun, wer's erlebt hat, ist nebensächlich. Wenn nur die Geschichte wahr ist.

Ja, das ist sie. — Vielleicht ist sie nicht neu. Ich glaube, ich habe früher selbst schon einmal ähnliches gelesen. Von Maupassant oder sonst einem Franzosen. Nur — es war so anders! Was man gedruckt liest, darüber geht man hin und vergißt es. Aber wenn man die Menschen kennt! . . .

Und die kennen Sie, scheint es.

Ja, sagte er leise.

Ich bin begierig, ob nun Ihre Erzählung des Herrn Doktors Meinung bestätigt, daß solche klare, die Dinge einfach hinnehmende Güte sich allein bei Männern findet. Oder bietet sie mir Rüstzeug für meine Behauptung, grade Frauen könnten das Schwerste oft lächelnd ertragen, weil ihnen allen ein Tröpflein mehr von Großmuth, Selbstlosigkeit und Edelsinn im Blute enthalten sei, als der Mehrzahl von Euch Herren der Schöpfung.

Ein Tröpflein? murmelte er und schwieg dann und sah vor sich hin.

So verloren schien er in sein Erinnern, daß ich ihn nicht stören mochte. Was wohl aus dem trockenen Menschen herauskommen würde? Ich wußte nichts von ihm, als daß er Kaufmann in London, früh verwittwet war und seitdem, obwohl viel begehrt und umworben, standhaft jede zweite Ehe vermieden hatte. Es hieß deshalb, er sei ein Weiberfeind.

Ja, fing er endlich an, ja, es war eine Frau. Möglich, daß es mehr solche gibt. Ich weiß das nicht. Ich kenne die anderen eben nicht. Die kannte ich. — Und wieder eine lange Pause. — Also sie saßen bei Tisch, begann er, eine junge Frau und ihr Mann, das Kind zwischen ihnen, — er ist ein Freund von mir gewesen, daher weiß ich alles so genau, wie ich Ihnen schon sagte. — Da kommt die Parlourmaid herein, — Servirkleinmädchen nennt man das ja hier wohl — und bringt einen Brief. Er will danach greifen.

Schon wieder ein Bettelbrief! sagt die Frau.

Er, — er sagt nichts. Ein Blick auf die Handschrift, so lang es her ist, daß er sie sah, er kennt sie gleich. Es ist ihm wie ein Schlag vor die Stirn. Er nimmt den Brief und dreht ihn um, daß man die Adresse nicht sehen soll, und steckt ihn hastig, besinnungslos zu sich.

Das Aufwartemädchen steht in ihrem schwarzen Kleide mit der silbernen Tablette, auf welcher sie den Brief gebracht hat, wartend neben ihm. Wie sein richtendes Gewissen.

Es ist keine Antwort, sagt er, und beugt sich über den Teller und will versuchen, seine Suppe weiter zu essen.

Seine junge Gattin bemerkt, er habe den Brief ja noch gar nicht gelesen.

Das ist wahr. Er las ihn nicht einmal. So schlecht versteht er Komödie zu spielen. Die Angst und Feigheit berauben ihn förmlich seines Verstandes. Er zieht das Schreiben also hervor aus der Tasche und bricht es auf. Sie sieht ihm zu.

Das Baby patscht mit den kleinen Händen nach ihm. Aus Couverts und Briefrückseiten hat er ihr oft Schiffe gefaltet, nun verlangt sie das auch heute. Die Mutter wehrt dem Kind, gibt ihm zu essen, plaudert leise mit ihm.

So hat er Zeit, den Brief zu lesen. Oder, nein, es braucht dazu keiner Zeit, er wußte es beim ersten Worte, wußte eigentlich schon vorher, was es sein mußte, das diese Schreiberin dazu bringen konnte, an ihn zu schreiben. Und er drückt das Blatt zusammen zu einem formlosen Knäuel, und schiebt es sich in seine Westentasche.

Keine Antwort. Gehen Sie!

Das Mädchen sah ihn etwas erstaunt an, indem sie sich entfernte. Seine Art, mit den Dienstleuten zu sprechen, ist sonst nicht so kurz und schroff.

Die Frau muß das Baby trösten. Das Kind schluchzt; es meint, der Papa sei böse geworden. — Was sie Unrechtes gethan hat, weiß das arme kleine Ding nicht, ist nur vor seinem Ton erschrocken.

Sie zu beruhigen, muß er schließlich selbst sie auf den Arm nehmen und ihr wirklich aus der unbeschriebenen Hälfte des Briefes, dieses Briefes! — ein Schiffchen machen, das sie mit Blasen über das Tischtuch hinsegeln läßt.

Seine Frau wirft sonst ihm oft vor, er verzöge das Kind mit seinem Spielen. Es würde viel vernünftiger sein, speiste die Kleine allein bei der Bonne, sie lernte dann auch besser gehorchen. Heute sagt sie kein Wort. Ist sie so ungewöhnlich schweigsam oder kommt es ihm nur so vor, weil er es ist? Nein, er ist ja gar nicht still, im Gegentheil, er schwatzt unaufhörlich, lauter sinnloses, läppisches Zeug mit ihr, mit dem Kind. Nur ansehen kann er sie nicht vermag die Augen nicht zu den ihren zu erheben, möchte wissen, mit welchem Ausdruck sie ihn ansieht, und hat doch den Muth nicht, ihren Blicken zu begegnen.

Das Essen geht so hin, wie jeden Tag. Baby wird müde. Er steckt ihr noch eine Kirsche in ihr kirschenrothes Mündchen und dann liegt ihr kleiner Kopf an seiner Schulter und die Mutter hebt sie auf und trägt sie hinaus, sie zu Bett zu bringen. So bleibt er allein. Er horcht, ob sie nicht wiederkommt. Hatte sie etwas bemerkt? Oder nichts? Das sah ihr nicht ähnlich, sie kannte ihn so genau, wie er sie. Er zieht den Brief halb heraus und steckt ihn wieder ein und liest ihn nicht nochmals. Er denkt kaum an das, was er thun will. Nur sie! Was würde sie thun und denken?

Und dann kam sie wieder.

Sie fragte, ob er seinen Wein ausgetrunken habe? Ihre Stimme klang ruhig. Sie ging ihm voran in das Bibliothekzimmer nebenan, wo das Kaffeeservice bereit stand, und zündete die Spiritusflamme unter dem Glasgefäß an. Dann wandte sie plötzlich sich von ihrem Thun und kam zu ihm und fragte ihn. Er hatte grade die Frage erwartet:

Was war das für ein Brief?

Sie stand vor ihm. Jetzt mußte er sie ansehen. Sie hatte geweint.

Er begann etwas zu reden und stockte. Er war feige. Was er zu ihr sagen sollte, das wußte er nicht.

Sie aber legte ihm ihre Hand auf die Lippen: Er sollte ihretwillen nicht einen Vertrauensbruch begehen. Der Brief beträfe wohl auch andere als ihn, von deren Geheimnissen begehre sie nichts zu wissen. Nur — nur das Eine, bat sie — sag mir, Du hast mich noch lieb?

Er sah sie an. Er sah, wie sie blaß war. Und er hatte sie sehr lieb. Sie verlangte die volle Wahrheit, das wußte er. Sagte er ihr die nicht, so würde sie zweifeln, würde so zittern, wie sie jetzt that, jedes seiner Worte belauschen, ihr Vertrauen zu ihm verlieren. Und weil er sie so lieb hatte, und weil er sich nicht zu helfen wußte, gab er ihr den Brief.

Sie glättete den zerknitterten Bogen und las die paar Zeilen:

Darling, der Arzt sagt, ich muß sterben. So breche ich denn mein Gelübde. Ich kann nicht anders. Ich muß Dich einmal noch wiedersehen! Komm bald!

Jennie.

Sie las daran lange. Es war still in dem Zimmer. Dann faltete sie das Blatt zusammen in die richtigen Falten und reichte es ihm hin. —

Als er nun anfangen wollte, ihr zu sagen, er habe mit jener Jennie lange gebrochen, an dem Tage sie verlassen, nachdem er sie, seine Frau, zuerst kennen gelernt, da winkte sie ihm mit der Hand ab. Es schien, als begriffe sie schon alles. Und das war's auch nicht, was sie wissen wollte. Sie erkundigte sich nicht, was das für ein Mädchen gewesen. Sie that überhaupt nur eine Frage: War sie gut? Sie will Dich, eh' sie stirbt noch sehen. Sie liebt Dich, das sieht man. War sie gut und Dir treu?

Das konnte er bejahen. Arme, arme kleine Jennie! Sie war Verkäuferin gewesen in einem großen Kravattengeschäft. Dann sah er sie durch Zufall wieder, sie hatte ihre Stelle verloren, war von ihrem Verlobten schmählich im Stich gelassen worden, erkrankt, um ihr bischen Erspartes gekommen. Er hatte Mitleid, bot ihr an, ihm seine Wäsche in Ordnung zu halten, — er wohnte damals noch in lodgings —, seine Sachen aufzuräumen. Sie kam jede Woche, nähte und stopfte, schalt, daß er so viel verbrauchte, blühte wieder auf, ward so lustig wie vorher. Und er war allein hier in der Fremde, und sie war es auch. Dann war sie geblieben, hatte ihm sein Hauswesen geführt, für ihn gesorgt, mit ihm gelebt. Drei Jahre lang. Bis jenen Sommer . . .

Drei Jahre! Seine Frau athmete schwer. So lange wie wir jetzt verheirathet sind, dachte sie. Er sah, daß sie's dachte. Er fragte sich selbst, ob er auch so von ihr gehen könne, wie er von Jennie gegangen war? Nein, das nicht, unmöglich, unmöglich!

Wenn sie es ihm nicht glaubte, daß alles schon so lang vorbei war? Es bangte ihm vor den ersten Worten, die sie zu ihm sprechen würde. Würde sie es ihm verzeihen, das von vorher, sie, die so rein war, so mädchenhaft rein? Würde sie von diesem Tag an mißtrauisch, eifersüchtig werden, wie er es von den Frauen seiner Freunde manchmal hörte, so daß dieser schreckliche Brief ihrer beiden ferneres Leben vergiftet, sein Glück ihm zerschmettert hätte? Er kannte sie so gut. Aber so gut kennt man einen Menschen doch nicht, um genau vorher zu wissen, was er in einer solchen Minute, die sein ganzes Sein ihm umstürzt, zuerst sagen wird.

Und dann stand sie auf und sagte: Komm, Du mußt zu ihr, wir wollen gehen

Wir, zu ihr! Du kannst doch nicht dorthin!

Weshalb denn nicht? Wohin Du gehst, kann ich doch auch gehen, laß mich mitkommen, bitte!

Da er nichts zu entgegnen wußte, verließ sie das Zimmer, kam wieder in Hut und Jacke und zog ihre Handschuhe an, und sie machten sich auf den Weg. Es war im Sommer und erst halb dunkel. Er führte sie nicht, sie hatte das nicht gern, sie ging lieber allein, ihr Kleid zusammenraffend, im gleichen Schritt, so nahe neben ihm, daß ihre Schulter die seine berührte. Und er fühlte die leise Berührung und wußte doch nicht, ob sie ganz so nahe wie sonst sei, oder etwas zwischen ihnen, eine Wand, die sie trennte.

Wenn Du nur noch nicht zu spät kommst, sagte sie einmal, wie sie wohl wartet!

Und er, der Mann, er wußte noch immer nicht, weshalb seine Frau mit ihm ging: Um ihn zu beobachten und bewachen; weil sie doch eifersüchtig war? Weil sie das, was früher gewesen, haßte, so wie er es gehaßt hatte? Er, an ihrer Stelle . . .! Nein, den Gedanken vermochte er nicht auszudenken. Frauen sind anders, sie haben sich gewöhnt zu ertragen, sie können das.

So gingen sie durch die menschenwimmelnde Stadt, an eleganten Leuten vorüber, an Volk, an Bettlern. Und ein jeder trägt sein Schicksal in sich selber. Und sie trugen ihres. — Wie ein Wehen ferner drohender, düsterer Flügel fühlte er's über seinem Haupte. Ob ihn die Finsterniß einhüllen würde? —

Sie hatten keinen sehr weiten Weg. Zwischen und hinter den besseren Straßen des Westends, in deren einer ihr hübsches Häuschen lag, ziehen sich andere, billige hin, in denen Kutscher, Händler wohnen, Leute, die für ihre reicheren Nachbarn zu arbeiten haben und von ihnen ihre Nahrung erwerben. Wie nahe seinem jungen Eheglück sein vergangenes, vergessenes Leben, das jenes ihm stündlich zertrümmern konnte, seit Jahren gehaust, davon hatte er keine Ahnung gehabt. Ein langer, schmutziger Hof, eine ärmliche Parterrewohnung. Die Wirthin, die ihm öffnete, fragte gleich, ob er der Herr sei, den die Kranke so sehnlich erwarte. Dann bemerkte sie erst, daß er nicht allein war.

Meine Frau, sagte er.

Die Vermietherin musterte neugierig die Beiden, indem sie ihnen den Weg durch den niedrigen Flur wies. Man stieß an verschiedene, halboffene Thüren. Die letzte führte zu Jennies Kammer. Er ging allein hinein. Seine Frau blieb im Korridor mit der Wirthin stehen. Von

drinnen rief ihn eine heisere Stimme: Bist Du's, bist Du's wirklich?

In der Tiefe des Zimmers war eine Art von Alkoven, noch finsterer als jenes. Hinter einem zerrissenen Vorhang richtete Jennie sich in die Höhe, griff nach ihm mit heißen Händen: Du, endlich Du! — weiter brachte sie nichts hervor.

Die Luft, die ihm ins Gesicht schlug, war so dumpfig, daß er glaubte, ersticken zu müssen. Und wie armselig ihr Bett und das Bettzeug. Er hatte doch gemeint, sie vor Noth geschützt zu haben.

Die Kranke dachte daran nicht. Sie weinte leise auf seine Hand. — Wie ich Dich haßte, wie ich Dich haßte! — Und sie küßte die Hand. Das hätte sie nicht ausgehalten, so aus dem Leben zu gehen, ohne ihn noch einmal zu sehen: Weißt Du noch, wie ich Dir sagte, als Du mich von Dir schicken wolltest, nie, nie solltest Du meinen Namen nur hören? Und nun doch . . . Sie stöhnte: Ich hab' ohne Dich nicht leben können!

Er versuchte, ihr etwas Wohlthuendes zu sagen. Seine Worte kamen ihm selber kalt und leer vor.

Draußen im Flur hörte man die Wirthin reden. Mit einer mitleidslos lauten Stimme erzählte sie, wie lang ihre Mietherin schon so danieder läge.

Jennie ward aufmerksam. Wer denn da nach ihr frage? Es brauche Niemand sich um sie zu kümmern. Mit ihr ging's zu Ende, das hätte der Doktor selbst gesagt. Und sie wollte Keinen mehr sehen, keine Seele, als nur ihn. Aber ihn wollt' sie allein für sich haben, ganz allein! Das schrie sie fast. Und dann packte sie ein Hustenanfall.

Seine Frau kam lautlos herein. Sie hob die Kissen, die Jennie umgeworfen hatte, rückte sie glatt, hielt die Stöhnende in ihren Armen bis der Krampf sich legte, bettete sie wieder und zog ihr die Decke über die Brust. So nah war sie am Ohr der Kranken, daß er es nicht hören konnte, was sie leise, flüsternd sprach. — Ich bin seine Frau, so sagte sie wohl ungefähr, und ich weiß, wie Sie ihn liebten. Darum möcht' ich Ihnen helfen.

Die Worte hatte er nicht verstanden. Aber ihre Wirkung sah er. Die arme Jennie, — so abgezehrt war sie und so alt, daß sie jemals hübsch gewesen, erschien kaum denkbar, — lag erschöpft. Aus weitoffenen Augen starrte sie in die Höhe zu dem Gesicht, das sich mitleidvoll, wie das eines Engels, über sie beugte. Erst glühte es ihr wie Zorn in den Augen. Dann nur ein Staunen, ein fassungsloses Nichtbegreifen. — Und dann sagte seine Frau: Sie wollten ihn ganz allein für sich haben, ich gehe schon. —

Er sprang auf, sie zu begleiten. Sie litt es nicht. Mit einer Handbewegung nur bedeutete sie ihn, noch zu bleiben. Und er mußte gehorchen.

Aber Jennie, als er nun allein an ihrem Bett stand, lag kraftlos da. Erst nach einer langen Zeit vermochte sie mit halbgebrochener Stimme zu sprechen. Nichts vom Sterben sagte sie jetzt mehr, auch nichts von früher. Nur von seiner Frau wollt' sie hören. Wie sie die durch all' die Jahre gehaßt hätte! Und ihn, weil er sie geheirathet hatte! Nun könnt' sie sich's denken. Sie sei aber zu jung für ihn. Und viel zu gut! Die feine, schmächtige Gestalt, — beinah etwas zu mager. Aber das stünde ihr nicht schlecht. Ob sie denn schon Kinder hätte? wie viele? nur eins? Ob es der Mutter ähnlich würde, oder ihm? — Ach, das Kind einmal, einmal nur sehen . . . —

Er schwieg dazu. Ob es ihr an etwas fehle, sie vielleicht besserer Pflege bedürfe, oder sonst noch Wünsche habe? fragte er nach einer Pause.

Nein, nichts. Sie brauche nun ja nichts mehr. Es sei doch vorbei. Ihn hätte sie nun wiedergesehen. Und sogar seine Frau! — Sonst, — ginge es nicht so sicher zu Ende, dann . . . die arme, zum Tode Erschöpfte stöhnt und lächelte dabei, — weißt Du, dann möcht' ich so ein Kleid noch mal haben aus solchem Stoff, wie sie eins hatte. Nicht ihren Hut, der war nichts Besonderes, — aber so ein Kleid, ja das möcht' ich! — Das sagte sie und sah zu ihm auf mit dem alten Blick, mit dem sie früher die Erfüllung jedes Wunsches von ihm erlangt hatte. Auf ihren vorstehenden Backenknochen brannten ihr zwei rothe Flecken, und ihre tiefgesunkenen Augen glühten vor schmerzlicher Lebenssehnsucht.

Er ging dann bald. Namen und Adresse des Distriktsarztes hatte er sich aufnotirt, etwas Geld, das sie erst zurückwies, dann rasch unter ihr Kopfkissen versteckte — vor der Hauswirthin, — ihr noch gegeben. Sonst wußte er nichts für sie zu thun. Er versprach ihr, wiederzukommen, sobald sie seiner bedürfen würde. Vielleicht erwartete sie, daß er sie zum Abschiede küssen würde. Er — er hätte es wohl müssen. Aber er gab ihr nur die Hand, er konnte es nicht.

Als er auf den Flur trat, sah er seine Frau, — die Zimmerthür gegenüber stand offen, — bei den Wirthsleuten am Tisch. Ein schmutziger Junge hatte sich an sie gedrängt, ein noch kleinerer saß ihr auf den Knieen. Sie stellte ihn auf die Erde und streichelte ihm den struppigen Blondkopf, eh' sie ging.

Draußen in der Straße fragte sie ihn, ob's ihn nicht zu sehr ergriffen habe?

Ergriffen, ihn! Er hatte sich nur geschämt die ganze Zeit, daß es ihm so gar nicht nah ging. Sie, seine junge Frau, hatte die Kranke gehalten, gestützt, mit ihren sorgsamen Händen gebettet. Obwohl sie ihre Geschichte kannte, obwohl sie Grund gehabt hätte, so ein armes Geschöpf zu verachten. Aber er, der Jennie geliebt, oder doch geglaubt, sie zu lieben, der ihr hätte für ihre Anhänglichkeit dankbar sein sollen, — er hätte das nicht können! —

Es war vollends dunkel geworden. Hin und wieder huschten geduckt vermummte Gestalten an ihnen vorüber, wie man sie in den Straßen von London so spät in der Nacht sieht, zerlumpt und mit geschminkten Backen und hungrigen Augen. Die junge Frau ging mit gesenktem Kopf neben ihm her. Dann nahm sie seinen Arm und drückte leise sich an ihn. Sie wüßte ja, daß er sich Vorwürfe mache. Sie handelten aber beide natürlich. Er wie wahrscheinlich jeder Mann. Und sie, — sie sei bei ihren Eltern gewohnt gewesen, zu kranken Gutsleuten ins Haus zu gehen, das fiele ihr nicht schwer. Das andere aber, was er so hoch stellte, das Verzeihen —, ja, was hätte sie denn zu verzeihen? Das arme Mädchen hatte ihn geliebt, so sehr vielleicht, — nicht ganz — nein, nein! — aber beinah so sehr wie sie. Nur sei sie von anderem Stande gewesen und daher . . . Die Welt sei einmal so eingerichtet, sagte sie, Vieles ungerecht vertheilt. Vielleicht könnt' es besser sein. Vielleicht würde es auch einmal noch besser. Aber jetzt, — daß sie es nicht ändern könnte, wüßte sie. Doch an dieser einen, die so gelitten, so viel sie könne, gutzumachen, das möcht' sie versuchen. — Ihre Stimme zitterte, als sie die nachsichtigen Worte ihm sagte: Dank mir doch nicht so. Was thue ich denn Großes? Sie muß sterben, hat nie ein Kind gehabt, hat Dich verloren! — Wie sollt' ich nicht aus meinem Reichthum dies bischen Mitleid ihr spenden können.

Er — er hätte sich gern auf der Straße, da wo sie just gingen, seiner Frau zu Füßen geworfen, ihr den Saum ihres Kleides zu küssen. Ihm war, als sei das alte Unrecht gesühnt und getilgt, die Wolke von seinem Haupte abgewendet, als sei in ihrer reinen Nähe er nun für immer vor der Tücke des Schicksals geschützt! . . . . — —

Der Mann schrieb gleich am nächsten Morgen, wie er sich's vorgenommen hatte, an den Distriktsarzt, daß er für die Kranke in der Straße so und so, Hausnummer so, Hof so und so, alles veranlasse, was für deren Zustand dienlich, womöglich, was zu ihrer Genesung beitragen könnte. Er fügte einen Check hinzu und bat, falls weiter etwas von Nöthen, ihn sofort zu benachrichtigen. Nachdem er diesen Brief verfaßt, trug er selbst ihn zum nächsten Kasten, besorgte darauf ein Kleid, wie sie sich's gewünscht und ließ es ihr schicken. Dann aber, — dann war sein Gewissen beruhigt. Er ging in's Geschäft, fand viel zu thun, mit ver-

schiedenen Leuten zu verhandeln, kam spät nach Hause, daß er kaum die Zeit hatte, einen Moment mit Baby zu spielen, ehe er Toilette machen mußte, um zu einem Diner zu fahren.

Sein Schwiegervater nahm ihn am Abend in der Gesellschaft auf die Seite: wie gut die junge Frau aussähe! Es schmeichelte ihm immer sehr, das zu hören. Denn er war sich's bewußt, wie der alte Herr ihm, dem Fremden, der Vermögen und Stellung erst allmählich durch eigenen Fleiß zu erwerben begann, die einzige Tochter ungern und mit schweren Zweifeln anvertraut hatte. Vielleicht ging ihm auch einmal der Gedanke durch den Kopf: früher besaß ich eine Geliebte, und wenn man mir ihr lachendes Gesichtchen lobte, so freute es mich ebenso, — jetzt liegt sie im Sterben und ich sitze hier an der vollen Tafel. — Er dachte es wohl.

Aber auch das ging bald vorüber. Es war so viel anderes, das seine Zeit in Anspruch nahm. Seine Frau war unverändert, gleichmäßig, gütig und liebevoll; aber sie erwähnte des traurigen Vorfalls auch nicht wieder. Und immer gab es neue Arbeit im Geschäft, gab Aufregungen in der hohen Politik und Geselligkeit und Zerstreuung. Dazu ward Baby täglich hübscher, lustiger. Die knappen paar Stunden, die er für's Haus hatte, die widmete er dem Kind ganz, spielte mit ihm, ließ sich als Hottepferd verwenden, und schleppte es durch alle Zimmer, daß sein Jubeln durch das Haus klang. —

In den ersten Tagen hatte er ein paar Mal nach der Kranken fragen lassen. Es hieß, ihr Zustand sei unverändert, eher besser als schlechter. Der Arzt hatte nach einem Dankbriefe ihm nichts weiter berichtet. Er hätte sich selbst nochmals erkundigen sollen. Er wollte es auch. Doch er kam nicht dazu.

Und dann plötzlich, eines Tages, wie er am Comptoir sitzt, bringt man ihm einen kleinen Zettel: Jennie liegt im Sterben, komm! — Und die Schrift war die seiner Frau.

Er griff nach seinem Hut, lief aus dem Haus, sprang in ein Cab, rief dem Kutscher zu, sich zu eilen, und raste davon. Wie kam seine Frau dazu, ihm das zu melden? Hatten die Wirthsleute zu ihr geschickt? wagten die das? Oder Jennie wieder selbst? Wie lange ist's denn her, wohl vier, sechs Wochen — da hatte sie auch schon zu sterben gemeint und ihn nur das eine Mal vor ihrem Ende noch sehen wollen. Ob's nun dieses Mal Ernst war oder sie sich's auch nur einredete? Dann wäre er lieber bei seiner Arbeit geblieben.

Die Fahrt von der City bis zum Westend war lang genug, daß er Zeit hatte, sich in seinen herzlosen Aerger recht einzuhüllen. Und dann war er da, er ging durch den übelduftenden Hof und in das Haus, das er schon kannte. Dieselbe Alte machte ihm auf. Sie hätte gehofft, es sei der Doktor . . . seit einer Stunde bald . . . Was seit einer Stunde war, brauchte sie nicht zu sagen, das schreckliche Röcheln vernahm man durch die dünnen Wände bis draußen im Flur. Ihm graute davor. Er hätte am liebsten Kehrt gemacht. Doch er nahm sich zusammen und trat hinein.

Und da am Bett, nein, auf dem Bettrand selber sitzend, fand er seine Frau. Sie stützte die Sterbende. Die schien ihn noch zu erkennen, sie schlug die Augen auf und griff nach seiner Hand. „Baby", sagte sie leise, „Baby"! Dazu lächelte sie mit einem verzerrten, grausigen, halbverklärten Lächeln, das doch ihn Jennies alte Züge rührend wiedererkennen ließ, streckte sich, schloß ihre Augen, röchelte, starb. —

Er hatte seiner Frau den schon erkaltenden Körper aus den Armen fortgenommen. Sie bettete die Leiche gerade, faltete die Hände, deckte sie zu und legte ihr noch ein paar Blumen auf die Brust. Das Bett sah so anders aus als bei dem ersten Wiedersehen, das Zimmer erschien ihm viel heller, reiner, freundlicher. Dann kam der Arzt mit der Distriktspflegeschwester, die ihn geholt hatte. Sie versprachen für alles Nöthige zu sorgen. Es sei ja wie ein Wunder gewesen, daß die Kranke überhaupt sich noch so lang hätte halten können. Nur durch die edle Unterstützung, die der Herr ihr so wohlthätig angedeihen lassen, sei ihr das Leben gefristet worden, meinte der junge, höfliche Doktor. Und dann noch besonders durch die Sorgfalt, die unermüdliche tägliche Pflege der Dame . . .

Er zog sie fort, er ertrug es nicht länger. Draußen wartete das Cab noch. Er hob sie hinein, er nahm ihre Hände, er sah ihr ins Auge, — für seinen Dank fand er keine Worte. Und sie — sie war erröthet, als fühlte sie sich auf unrechten Wegen von ihm ertappt. Sie hätte von diesen täglichen Besuchen immer mit ihm sprechen wollen. Aber sie hatte ja gesehen, wie's ihn bedrückte, an all das Trübe gemahnt zu werden, wie er sich mühte, die Erinnerung von sich zu thun, — da ließ sie es dann. Ob er ihr nun für ihr Schweigen zürne? Und sie bat ihn um Verzeihung, weil sie, — auch hinter seinem Rücken, — eines Tages Baby zu der Kranken gebracht, dieser eine Freude zu machen.

Ach, sagte sie an seiner Schulter, sie that mir so leid! Aber nun ist sie doch zumindest mit Deiner Hand in ihrer gestorben! —

Der Erzählende schwieg. Von der kleinen Ampel im Erker fiel über sein ergrautes Haupt sein von vielen Zügen durchfurchtes hartes Gesicht ein Lichtstrahl, in dem man unter dem Barte das Zittern der schmalen Lippen bemerkte. Er hatte nichts wieder davon erwähnt, daß dieses Erlebniß einem Bekannten geschehen sei. Er saß und starrte vor sich hin.

So war diese Frau, murmelte er mit kaum hörbarer Stimme. Doch als ihr Kind erkrankte und starb und sie dann derselben Krankheit drei Tage darauf erlag, — da ist ihr Mann nicht bei ihr gewesen. Er sah nicht ihren letzten Blick, hörte keins ihrer Abschiedsworte, konnte ihre Hand nicht halten, wie die jener anderen. — Er war auf einer Vergnügungsreise in Indien, — tausende von Meilen fern.

Vom Salon aus ward nach uns gerufen. Die Gesellschaft war schon im Aufbruch begriffen. Natürlich sprach Niemand mehr von jenem Satz aus Maeterlinks Buch über Weisheit und Schicksal. — Dagegen wünschte man vor dem Fortgehen noch von dem Engländer seine Ansicht über Polo und über Pferdesport zu vernehmen. Und darüber gab er ihnen Auskunft, so knapp und wortkarg und gemessen, wie immer.

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Amalie Skram, „Sommer", bei Albert Langen, München.

Augenblicke aus dem Alltagsleben der Frau von dem Blick einer Frau gesehen. Aber so kräftig, wie Schlag um Schlag, ohne viel Aufhebens, voll Natürlichkeit und einfach gegeben, daß man diese Kunst männlich nennen wollte, wenn man es noch dürfte. Skizzen aus jener romantischen Lebensstimmung, Schicksale reifer Frauenseelen, welche ihren Frühling ausgelebt, nun im Sommer hinreifen, unter den Gewittern, Sensenschlägen oder Gluthen des Geschickes fallen und eben in ihrem Ende ihr ganzes Wesen mit großartigem Ausblick enthüllen. In einem Moment ein ganzes Dasein erfaßt, in der Skizze ein ganzes Leben, eine ganze Seele in einem Wort. Die Kunst und die Natur dieser Dichterin sind ganz gewaltig. Vielleicht ist es nicht ihr, sondern unser Defekt, wenn uns an dieser Kraft die Feinheit, an dieser schonungslosen Darstellung und Empfindung ein wenig Weichheit, an diesen subjektiven oder mit viel Kunst sich objektiv anlassenden Studien ein bischen Sanftheit, Schmiegsamkeit, Wärme fehlt. Eben in dem Mangel aller sonst weiblichen Dichtereigenarten beruht die Individualität und der Vorzug dieses starken Weibes.

Wien. Otto Stoeßl.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 6. Berlin, den 10. November 1900. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{1}{4}$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5264 eingetragen.

Inhalt.

Es liegt bei:

Nr. 6 der Handelspolitischen Flugblätter der „Nation“:

Die Schädigung der Landwirthschaft durch höhere Getreidezölle.

Politische Wochenübersicht.

Habemus confitentem! Sie sind geständig — nämlich die Agrarier, und das ist gut. Sie gestehen ein, daß sie beabsichtigt hatten, den Maximal- und den Minimaltarif mit äußerster Beschleunigung durch den Reichstag durchzupeitschen, und da in dem Artikel der vorigen Nummer der „Nation“, der die Ueberschrift trägt: „Graf Posadowsky als Handelspolitiker“, eine sehr gründliche und sehr eingehende Berathung der zollpolitischen Vorlagen im Reichstag verlangt worden war, so forderten jene leidenschaftlich eine Aenderung der Geschäftsordnung des Reichstages.

Das litterarische Mundstück der Herren von Miquel und Schweinburg, die „Berl. Pol. Nachrichten“, zeichnet sich dabei, wie üblich, durch besondere Ungeschicklichkeit aus. Es meint, 1879 sei doch alles so glatt gegangen, warum nicht auch 1901. Wir wissen nicht genau, ob das deutsche Reich schon 1879 das Glück hatte, Herrn Schweinburg zu seinen Angehörigen zu zählen. Aber in jedem Falle könnte der geschätzte Herr sich erinnern, daß damals nur ein Zoll von 10 Mark auf die Tonne Brotgetreide in Frage kam, und daß 1879 — nach einem geflügelt gewordenen Wort — auch „der verrückteste Agrarier“ noch an keinen Zoll von 30 Mark dachte, während heute die sogenannten „bescheidensten Agrarier“ 60 Mark und die weniger bescheidenen 100 Mark verlangen. Selbst verwegene Quacksalber, die stets bereit sind, jemanden zur Ader zu lassen, pflegen sich doch zu besinnen, bevor sie ihren Opfern das Blut eimerweise entziehen.

Nach der Art, wie diesmal die Vorbereitungen zur — Verhinderung des Abschlusses von Handelsverträgen getroffen worden sind, konnte es übrigens kaum zweifelhaft sein, daß sowohl die Bevölkerung als auch der Reichstag überrannt werden sollten. Die Bevölkerung, die doch einigermaßen bei den in Frage kommenden zollpolitischen Verhandlungen interessirt ist, hatte man über das, was vorgeht, vollständig im Dunkeln gelassen. Graf Posadowsky ließ mit den Interessenten bei verschlossenen Thüren verhandeln, und er verlangte strengste Geheimhaltung; nur so viel wurde bekannt, daß man im Reichsamt des Innern die zollpolitische Begehrlichkeit durch die Sonne amtlichen Wohlwollens nach Möglichkeit zur Entfaltung zu bringen wußte. Die Bevölkerung kann mithin den Entwurf eines Minimalzolltarifs erwarten, der die kühnsten Hoffnungen der industriellen Hochschutzzöllner und des Bundes der Landwirthe befriedigt; von dem Maximaltarif natürlich zu schweigen. Und nach diesen geheimen Vorbereitungen, — um den Abschluß von Handelsverträgen thatsächlich unmöglich zu machen — rückt nunmehr die Presse, die für den Zollkrieg schwärmt, mit der weiteren Forderung heraus: Auch der Reichstag muß möglichst am Sprechen und Widerlegen und dem entsprechend die Bevölkerung an einem rechtzeitigen Erwachen gehindert werden.

Das ist nur logisch; die Vorbereitungen, die das Licht der Oeffentlichkeit gescheut haben, dürfen, nachdem sie eine Gesetzesvorlage geworden sind, auch nur eine möglichst kurze Zeit dem Lichte der Oeffentlichkeit im Parlamente ausgesetzt bleiben. Die Politik der Dunkelkammer muß fortgesetzt werden, und zu diesem Zwecke wird man selbst vor

dem Anschlage nicht zurückscheuen, die Geschäftsordnung des Reichstages umzugestalten.

Eine Politik, wie sie vom Grafen Posadowsky eingeleitet ist, mußte nothwendiger Weise auch zu solchem Endergebniß, zu solcher Forderung führen. Das war klar; aber eingestanden mußten diese Absichten von den wirthschaftlichen Reaktionären werden, und daß dieses Eingeständniß in Folge des Artikels der vorigen Nummer der „Nation" den Agrariern und Hochschutzzöllnern entschlüpfte — das ist gut. Jener Vorstoß hat damit seinen Zweck erreicht, und man weiß nun, daß es zu spät sein würde, wenn das deutsche Volk sich erst während der Verhandlungen im Reichstage zu regen begönne; die Gegner werden den Versuch machen — wie sie unklug zu früh bekannt gegeben haben — auch die Geschäftsordnung des Reichstages umzustoßen, auf daß zum Verderben Deutschlands ihre Wirthschaftspolitik durchgeführt werden kann, bevor die öffentliche Entrüstung den agrarischen Bau zum Zusammenbrechen bringt. Habemus confitentem.

Im Prozeß gegen den Bankier Sternberg sind Thatsachen zu Tage getreten, die ein ungünstiges Licht auf die Berliner Kriminalpolizei werfen. Auf Einzelheiten einzugehen, erübrigt um so mehr, da die vorgesetzten Behörden augenscheinlich vor einer durchgreifenden Aufdeckung und Beseitigung der Schäden nicht zurückschrecken; die belasteten Beamten sind bereits vom Amte suspendirt, und sie sind in Bezug auf die Vorkommnisse von der Amtsverschwiegenheit befreit.

Aus einer offiziösen Notiz der Norddeutschen „Allgemeinen Zeitung" scheint hervorzugehen, daß der Reichskanzler Graf Bülow sich mit den Vorkommnissen persönlich beschäftigt; es wird ein Zeichen von politischer Klugheit sein, wenn er die Kur des Uebels rücksichtslos und in voller Oeffentlichkeit vornehmen läßt.

Das Stiftungsfest des Berliner Sozialwissenschaftlichen Studentenvereins ist diesmal zu einer nationalökonomischen Demonstration geworden, die die „Kreuzzeitung" sogar zu einem Leitartikel veranlaßt hat. Schon die Besucher gaben dem Feste ein ungewöhnliches Relief; es waren unter anderen anwesend die Professoren Wagner und Schmoller, Gierke, Oertmann, Dilthey, und von Politikern und Sozialpolitikern Barth, Brömel, Pachnicke, Alexander Meyer, Fischbeck, Kopsch, Jastrow, Naumann, von Gerlach, Kautsky, Wurm u. a. Festredner war Professor Brentano aus München; er sprach über das „Argument des Freihandels", und seine Rede wurde zu einem wahrhaft glänzenden Plaidoyer zu Gunsten des Freihandels. Wie bezeichnend aber ist es, daß freihändlerische Ueberzeugungen sich jetzt wieder mehr und mehr die Hochschulen in Deutschland erobern!

Dafür liegt auch ein weiterer erfreulicher Beweis vor. In München hat am 7. d. M. eine öffentliche Versammlung stattgefunden, die von Männern aller liberalen Schattirungen besucht war, und in welcher der bekannte Professor der Volkswirthschaft an der Münchener Hochschule, Dr. Lotz, einen Vortrag gegen die Erhöhung der Zölle auf Brotgetreide hielt. In der Diskussion sprach sich unter lebhafter Zustimmung der Versammlung nicht nur der wildliberale Reichstagsabgeordnete Schwarz, sondern auch der Vorsitzende des Münchener nationalliberalen Vereins, Professor Haushofer, in gleichem Sinne aus.

Der Sieg McKinley's über Bryan ist seit längerer Zeit von allen kompetenten Beurtheilern vorausgesehen worden; er ist eingetreten; vielleicht glänzender noch als erwartet wurde. McKinley's Majorität ist annähernd eine Zweidrittelmehrheit. Auch im Repräsentantenhause haben die Republikaner die Mehrheit behauptet. Es wurden bisher gezählt 168 Republikaner, 139 Demokraten und je ein Fusionist, Populist und Anhänger der freien Silberprägung. Die Resultate aus 46 Bezirken stehen noch aus.

Nachfolgende Staaten werden jetzt mit Bestimmtheit für McKinley in Anspruch genommen: Kalifornien, Connecticut, Delaware, Illinois, Indiana, Maryland, Jowa-Kansas, Maine, Massachusetts, Michigan, Minnesota, New-Hampshire, New-Jersey, New-York, North-Dakota, Ohio, Oregon, Pennsylvanien, Rhode Island, South Dacota, Utah, Vermont, Washington, West-Virginia, Wisconsin und Wyoming. Kentucky und Nebraska scheinen zweifelhaft zu sein.

McKinley wird mit seinen Anhängern beide Häuser des Kongresses beherrschen.

Für die Währungsfrage ist dieser Ausgang nicht von Belang; denn der Bimetallismus war auch schon vor der Wahl todt; höchstens kann man sagen, es ist nunmehr ein so schwerer Stein auf dieses Grab gewälzt, daß niemand es unternehmen wird, das Gespenst des todten Bimetallismus nochmals zu citiren. Für die internationale Politik der Vereinigten Staaten kann hingegen die Wahl ihre Bedeutung haben. McKinley ist jetzt nicht mehr gezwungen in Rücksicht auf seine politischen Aussichten eine schwankende, die Stimmungen der Bevölkerung allzu sehr berücksichtigende internationale Politik zu verfolgen. Er ist heute stark genug, um seinen eigenen Weg zu gehen. Ist er aber der Mann, überhaupt einen eigenen Weg zu finden?

In China werden hier und dort Boxerhaufen massakrirt und Städte niedergebrannt; — eine widerwärtige Aufgabe für die Heere von Nationen, die sich die civilisirten nennen; und das Ende dieses Zustandes ist nicht abzusehen, da die Friedensverhandlungen durchaus nicht vorwärts kommen wollen.

Ebenso trübselig sind die Zustände in Südafrika. Die Buren führen ihren heldenhaften Verzweiflungskampf fort, und die Engländer behandeln die Buren wie die vereinigten Mächte die Chinesen. Man kann es nicht leugnen, dem hunnischen Ideal kommen die „Kulturmächte" schon recht nahe.

* * *

Lebensmittelvertheuerung und Beamtenbesoldung.

Nichts ist charakteristischer für den Geisteszustand unserer Agrarier als die Thatsache, daß sie die Kontributionen, zu denen durch unsere Schutzzollgesetzgebung die breite Masse der konsumirenden Bevölkerung gezwungen wird, für etwas ganz Selbstverständliches halten. Speziell der 5-Mark-Getreidezoll, wie er vor den Handelsverträgen von 1892 bestand, wird als ein wohlerworbenes Recht behandelt, und die Agrarier sehen es als ein himmelschreiendes Unrecht an, daß in Folge der Caprivi'schen Handelsvertragspolitik die Kontribution der Konsumenten an die inländischen Getreideproduzenten von 50 Mark für die Tonne auf 35 Mark heruntergesetzt ist. Daß diese Herabsetzung für die Konsumenten nur eine formale Bedeutung um deswillen erlangt hat, weil durch die gleichzeitige Aufhebung des Identitätsnachweises und die Einführung der Exportbonifikation für exportirtes inländisches Getreide die preissteigernde Wirkung der Getreidezölle heute zum Vollen und früher nur theilweise eintrat, wird von unseren Agrariern ignorirt. Was bliebe auch sonst von ihren Anklagen gegen die Caprivi'sche Handelsvertragspolitik!

Inzwischen ist man in der Entwicklung des agrarischen Naturrechts auf Zuschüsse der Konsumenten zur Grundrente bereits so weit gediehen, daß man es schon als eine Verletzung der Interessen der Landwirthschaft bezeichnet, wenn sich die Brotkonsumenten eine Verdoppelung der bisher über sie verhängten Kontribution nicht gefallen lassen wollen. Ich hatte vor einigen Monaten im „Fränkischen Kurier" eine Darstellung von den muthmaßlichen Folgen der Nichterneuerung unserer Handelsverträge gegeben und hervorgehoben, daß bei Erfüllung der Forderungen der Agrarier

mir die Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Handelsfriedens ausgeschlossen erscheine. Darauf antwortete die „Kreuz-Zeitung" wörtlich folgendermaßen: „Träfe dieses (scil. von mir entworfene) ‚schaudervolle' Bild auch nur zu einem kleinen Theil zu, so könnte man doch immer nur fragen, wie die Landwirthschaft dazu komme, sich ruiniren zu lassen, damit and rwärts Wohlstand herrsche." Mit anderen Worten: Was fragen wir Agrarier nach den Interessen der Industrie und des Arbeiterstandes, was fragen wir danach, ob die Handelsverträge von 1892 und 1894 den industriellen Wohlstand befördert haben, was fragen wir danach, ob durch Verlassen der Caprivi'schen Handelsvertragspolitik dieser Wohlstand vernichtet wird, wenn wir uns mit einem Getreidezoll von 35 Mark begnügen sollen! Kann das Herrschergefühl von Bettlern drastischer zum Ausdruck kommen? Es erinnert einigermaßen an Marc Twain's Vagabunden in Arkansas, der Betrachtungen darüber anstellte, ob er gezwungen sei, einen ihm geschenkten Papierdollar zum Parikurse anzunehmen. Unseren Agrariern ist das Gefühl dafür vollständig verloren gegangen, daß in einem Rechtsstaate niemand, am wenigsten der Grund- und Kapitalbesitzer, einen Anspruch auf die Ersparnisse anderer, auf mühsam erworbene Arbeitergroschen hat. Daß die Gesetzgebung die Armen und Aermsten zwingt, sich das Brot vom Munde abzusparen, um es zu ermöglichen, daß Großgrundbesitzer eine höhere Rente von ihrem Grund und Boden beziehen, ist ein Mißbrauch der Macht, der dadurch nicht besser wird, daß er alt und in vielen Ländern hergebracht ist.

Gelegentlich überkommt jedoch auch unsere Agrarier das Gefühl, daß es sich hier um eine Verschiebung von Mein und Dein handelt, die auf die zwangsweise Gebenden auf die Dauer recht aufreizend wirken kann. Man sucht deshalb den Glauben an einen mysteriösen volkswirthschaftlichen Prozeß zu erwecken, wonach es ja eigentlich unter Kameraden ganz egal ist, wer das Geld hat, wenn man es nur unter die Leute bringt. Hat der Bauer, so heißt im agitatorischen Jargon des Bundes der Landwirthe der Großgrundbesitzer, Geld, so hat es die ganze Welt; denn der Beschenkte kann sich für das erhaltene Geld etwas kaufen, und bei der Herstellung dessen, was er sich kauft, werden die Arbeiter, welche zur Verbesserung der Einnahme der Getreideproduzenten beim Einkauf theueren Brotes beigetragen haben, wieder beschäftigt. Was wollen sie also mehr? Man gibt ihnen Gelegenheit, für einen Theil des Lohns, für den sie schon einmal Arbeit hergegeben haben, später noch einmal Arbeit zu leisten. Die Arbeitsgelegenheit wächst also, und da die Arbeitsgelegenheit wächst, so eröffnet sich auch eine schöne Aussicht auf Lohnerhöhung und andere Annehmlichkeiten. Auch wird es sich der in seinen Einnahmen gekräftigte preußische Junker nicht nehmen lassen, freiwillig seinen ländlichen Arbeitern einen höheren Lohn zu bezahlen. So etwa sieht das Idyll aus, das die Agrarier bei Einführung eines Getreidezolles von 75 Mark in Aussicht stellen.

Wie steht es aber mit den Hunderttausenden von Beamten, die auf festes Gehalt angewiesen sind? Wird auch ihnen in diesem Idyll eine Entschädigung zu Theil werden? Dürfen sie auf eine Gehaltserhöhung hoffen als Entschädigung für jene künstliche Preiserhöhung bei Brot, Fleisch, Speck und anderen Produkten der Landwirthschaft, mit denen die agrarische Zollpolitik sie beglücken will? Bisher hat man den Beamten eine solche Gehaltserhöhung nicht einmal versprochen, und im Versprechen ist man doch sonst nicht faul, auch da, wo man von vornherein entschlossen ist, das Versprechen nicht zu halten. Meines Erachtens wird der Reichstag nicht umhin können, bei der Prüfung des neuen Zolltarifentwurfs die Frage der Entschädigung der Beamten für die künstliche Vertheuerung ihres Lebensunterhalts ernsthaft ins Auge zu fassen. Kommt es zu einer Verdoppelung der Getreidezölle und zur Erfüllung der sonstigen Forderungen des Bundes der Landwirthe, so wäre es eine unverantwortliche Härte, wenn die vielleicht 50—60 Mark, um welche damit im Jahre die Lebenshaltung einer Beamtenfamilie weiter vertheuert wird, nicht durch eine entsprechende Gehaltserhöhung ausgeglichen würde. Man denke nur an die Hunderttausende von kleinen Beamten, die bei der Post, bei den Staatseisenbahnen, im Polizeidienst, im Büreaudienst der Verwaltungen und anderweitig beschäftigt sind, ohne daß ihr Jahresgehalt 1000 Mk. übersteigt. Aber selbst für einen Beamten, der mit einem Jahresgehalt von 1500—2000 Mark eine Familie durchzubringen hat, ist eine plötzliche künstliche Vertheuerung des Lebensunterhalts um 50—60 Mark im Jahre eine sehr schwere Last. Kann man es verantworten, diese Last den Beamten aufzuerlegen, ohne ihr Gehalt gleichzeitig zu erhöhen? Was sagt insbesondere das Centrum mit seinem „warmen Herzen für den kleinen Mann" dazu? Mir scheint, der agrarische Zolltarif, wenn er nicht zu vermeiden sein sollte, darf keinesfalls in Kraft treten, ohne daß eine entsprechende Gehaltserhöhung für sämmtliche kleineren Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte gleichzeitig eintritt.

Dies Verlangen entspricht nicht bloß der Gerechtigkeit, sondern auch dem, was in anderen Ländern thatsächlich geschehen ist. Gerade in jüngster Zeit hat sich in unserem Nachbarlande Holland ein Vorgang abgespielt, der zur Nachahmung anreizt. Holland steht allerdings nicht unter der Herrschaft agrarischer Junker, aber es ist, wie männiglich bekannt, ein Staat, in dem die Landwirthschaft eine bedeutsame Rolle spielt, nicht bloß als Produzent von Fleisch, Butter, Käse u. s. w., sondern auch als Produzent von Getreide. Im Jahre 1893 wurde in Holland eine Fläche von 441 051 Hektar ermittelt, auf der Getreide gebaut wurde. Dies selbe Nachbarland Holland erfreut sich nun seit Jahrzehnten eines ausgebildeten Freihandels. Insbesondere ist der nothwendigste Lebensbedarf des kleinen Mannes, wenn man von einem beträchtlichen Zoll auf Zucker und einer Accise auf Rindfleisch absieht, von jeder Belastung durch Zölle und innere Verbrauchssteuern frei. Diese Freihandelspolitik hat dazu geführt, daß Holland sich wirthschaftlich außerordentlich günstig entwickelt hat, daß insbesondere, was vielfach übersehen wird, nicht das Anwachsen großer Vermögen, sondern die Kräftigung des Durchschnittswohlstandes für die holländische Volkswirthschaft charakteristisch geworden ist. Die Befreiung des nothwendigsten Lebensbedarfs von Zöllen und Steuern und die damit ermöglichte bessere Ernährung hat sogar zu einer erheblichen physischen Verbesserung der ganzen Bevölkerung geführt, was in besonders interessanter Weise aus der holländischen Militärstatistik ersichtlich ist. Von den Rekruten, die bei der Einstellung gemessen werden, hatten im Jahre 1863 12,98 Proz. ein Maß unter 1,55 Meter, im Jahre 1898 aber nur 3,19 Proz. Ein Maß von 1,70 Meter und darüber wiesen im Jahre 1863 23,09 Proz. aller Rekruten auf, im Jahre 1898 dagegen 37,37 Proz. Vielleicht lassen sich unsere Agrarier, die ja ihre Getreidezollpolitik auch gern unter dem Gesichtspunkt der Stärkung unserer militärischen Wehrkraft zu empfehlen suchen, einmal diese holländischen statistischen Erfahrungen zum Nachdenken dienen. In diesem freihändlerischen Holland mit seinen billigen Lebensmitteln besteht eine Gesellschaft der Niederländischen Staatsbahnen, die eine große Anzahl von Beamten und Arbeitern beschäftigt und einen Theil derselben auch in Emmerich auf der preußischen Seite der deutsch-holländischen Grenze. Seit mehreren Jahren haben die in Emmerich beschäftigten Beamten und Arbeiter darüber Klage geführt, daß sie dadurch schlechter gestellt seien als ihre in Holland lebenden Kollegen, daß in Deutschland wegen der Zölle auf nothwendige Lebensmittel die Lebenshaltung beträchtlich theuerer sei als in Holland. Die Direktion der Niederländischen Staatsbahnen konnte sich diesen Beschwerden auf die Dauer nicht entziehen. Sie setzte deshalb eine Kommission zur Prüfung nieder, die die Beschwerden im Großen und Ganzen als berechtigt anerkennen mußte. Das Ende dieser mehrere Jahre hindurch fortgeführten Beschwerden und Untersuchungen ist nun gewesen, daß die Verwaltung der holländischen Staatsbahnen allen in Emmerich stationirten holländischen Beamten, die

ein Jahresgehalt von 1000 Gulden (1700 Mk.) oder weniger haben, eine Gehaltszulage von 50 Gulden (85 Mk.) für das Jahr zugebilligt hat, und allen Arbeitern mit einem Tagelohn von 2,75 Gulden (4,67 Mk.) oder weniger eine Lohnerhöhung von 10 Cents (17 Pfennig) für den Tag. Ich entnehme diese Thatsachen dem Oktoberheft des holländischen „Economist".*) Dieselben sind mir außerdem durch einen sachverständigen Freund im Haag bestätigt worden.

Angesichts eines solchen Vorganges in unserem Nachbarlande erscheint es mir unmöglich, sich um die Frage einer Gehaltsaufbesserung beim Durchgehen der agrarischen Forderungen herumzudrücken. Die nicht im Reichs-, Staats- und Kommunaldienst angestellten Arbeiter und Beamten müssen sich ihrer Haut selbst wehren und werden es hoffentlich nachdrücklich thun. Die öffentlichen Beamten dagegen, die in ihrer politischen Agitationsfähigkeit vielfach beschränkt sind, müssen darauf zählen dürfen, daß die Volksvertreter sich ihrer unmittelbar annehmen.

Keine Steigerung der Getreidezölle ohne Steigerung des Gehalts der kleineren Beamten!

Theodor Barth.

*) De directie der Maatschappij tot Exploitatie van Staatspoorwegen heeft thans, wegen der duurte der levensmiddelen in Duitschland, aan het op Duitsch grondgebied gestationeerd personeel, evenals in onze beide groote steden het geval is, een plaatselijke toelage verleend, van f 50 per jaar voor ambtenaren die een tractement van f 1000 of minder genieten, en van 10 cents per dag voor de ambtenaren met een dagloon van f 2.75 of minder.

Die Wirren in China.

Der Ursprung der Boxer-Bewegung und die Ereignisse bis zur Eroberung Pekings.

In wenigen Tagen wird der Reichstag zusammengetreten sein und der Reichskanzler wird dann Gelegenheit haben, sich eingehend über das zu äußern, was seitens der Regierung bisher in der chinesischen Frage geschehen ist und was sie in Zukunft in derselben zu thun gedenke. Da es nicht unwahrscheinlich ist, daß bei den sich daraus und darüber entspinnenden Debatten auch des Ursprungs der Boxer-Bewegung gedacht und dabei, wie das früher schon wiederholt der Fall gewesen, der Stein auf die in Peking anwesenden Diplomaten und sonstigen Chinakenner geworfen werden wird, weil sie angeblich nicht rechtzeitig die Gefahr erkannt und ihre warnende Stimme erhoben hätten, so soll hier versucht werden, an der Hand der bis jetzt vorliegenden Berichte, die allerdings nur privaten Quellen entstammen, da von amtlicher Seite noch nichts veröffentlicht worden ist, kurz den Gang der Ereignisse zu schildern und dabei, soweit es möglich ist, Licht und Schatten gerecht zu vertheilen.

Der Ursprung der Boxer-Bewegung ist, wie darüber gar kein Zweifel bestehen kann, auf die patriotische Erregung zurückzuführen, die das Vorgehen der Vertragsmächte, der fremden Vertreter, der Missionare und der fremden Presse in China in weiten Kreisen hervorgerufen hatte. Ich habe darüber am 10. Juni, d. h. als der Telegraph die ersten Nachrichten von den Ausschreitungen der Boxer gegen Missionare und eingeborene Christen brachte, in der Wiener „Neuen Freien Presse" geschrieben, daß die Bewegung der Boxer das Ergebniß der Ueberzeugung eines großen Theils des Volkes sei, daß es vergewaltigt werden solle, und des Bedürfnisses sich gegen eine solche Vergewaltigung zu wehren. Daß die Leute, um dieses Ziel zu erreichen, zu Mitteln griffen, die ihrer Sache nur schaden könnten, ändere nichts an der Berechtigung, welche jedes Volk habe, sich gegen den Verlust seiner Selbständigkeit zu wehren.

Zwei Monate später schreibt wohl der beste Kenner Chinas, der General-Zoll-Inspektor der chinesischen Seezölle Sir Robert Hart, der soeben die ganze Aufregung und Gefahr der Vertheidigung in der englischen Gesandtschaft in Peking durchgemacht hatte, in einem vom 22. August datirten, in der Novembernummer der „Fortnightly Review" veröffentlichten Aufsatz: „Die Gesandtschaften in Peking: Eine nationale Erhebung und eine internationale Episode" über die Boxer-Bewegung und ihre Leiter, daß die erstere patriotisch in ihrem Ursprung und berechtigt in ihrem Grundgedanken gewesen sei und daß die chinesischen Staatsmänner, die mit der neuen Bewegung sympathisirt und ihr ihren Beifall und ihre Unterstützung hätten zu Theil werden lassen, dem Thron gerathen gehabt hätten, sich den fremden Forderungen nicht länger zu fügen, sondern den Kampf mit den Fremden aufzunehmen. Wie sehr sie sich auch in der Beurtheilung der Fremden geirrt haben möchten und wie falsch ihre Handlungsweise auch gewesen sein möge, so wären doch diese Männer, und Sir Robert Hart führt Hsütung und Kang-J an, hervorragend in ihrem Vaterlande durch ihr Wissen und ihre Dienste, von Patriotismus beseelt und entrüstet über das Gebahren der Fremden gewesen und hätten den Muth ihrer Ueberzeugung gehabt.

Und damit man nicht etwa glaube, daß es sich bei diesen und ähnlichen Bemerkungen nur um solche post festum handle, wo dann bekanntlich jeder klüger sein will als er vorher gewesen, so will ich noch anführen, was ich im Dezember 1898 in der „Deutschen Rundschau" geschrieben habe:

„Sache der fremden Regierungen, vielleicht noch mehr der fremden Vertretungen an Ort und Stelle, würde es sein, der chinesischen Regierung den Muth zur eigenen Initiative zu geben, indem sie am maßgebenden Orte die wichtigsten Reformen und den besten zur Erreichung derselben einzuschlagenden Weg erörterten und den verständigen, mäßigen, aber andauernden Druck ausübten, ohne den an einen Fortschritt in China nicht zu denken ist. Dazu würde allerdings gehören, daß alle Regierungen — und jede derselben dürfte genug mit der Ausführung der erlangten Konzessionen zu thun haben, um für den Augenblick auf weitere verzichten zu können — oder einige unter ihnen, die stark genug wären, die anderen in ihre Kreise zu zwingen, mit der Bedrohung der Integrität Chinas aufhörten und sich im Gegentheil, wie Deutschland dies gethan hat, zu Freunden und Stützen derselben erklärten. Geschieht dies nicht, so werden die fremden Mächte sich sehr bald in China Zuständen gegenüber finden, die eine Ausnutzung der erlangten Zugeständnisse auf Jahrzehnte hinaus unmöglich machen, denn es kann nicht oft genug betont werden, daß jede Erhebung im Innern, welcher Art sie auch sein möge, in erster Linie gegen die Fremden und Christen gerichtet sein wird."

Selbstverständlich sind die ersten Schritte nach dieser Richtung erst geschehen, nachdem das vorhergesagte Ereigniß eingetreten war, und eine internationale, wenn auch nicht bedingungslose Anerkennung der Integrität Chinas hat erst durch das deutsch-englische Abkommen vom 18. Oktober und die von den anderen Mächten ausgesprochene Zustimmung zu demselben stattgefunden.

Aber auch in Peking selbst ist man sich über die durch die Boxerbewegung drohende Gefahr vollständig klar gewesen. Am 10. März telegraphirte der englische Gesandte Sir Claude Macdonald an Lord Salisbury:

„Ich habe die Ehre zu berichten, daß ich in Betreff der mit den Missionaren im Zusammenhange stehenden Unruhen in Shantung und Chili mit meinen amerikanischen, französischen, deutschen und italienischen Kollegen, deren Missionare in gleicher Weise betroffen sind, konferirt habe. Am 27. Januar habe ich zugleich mit meinen vorgenannten Kollegen eine identische Note an das Tsungli-Yamen gerichtet, in der ich von demselben verlangte, daß ein kaiserliches Dekret veröffentlicht werde, durch das die Unterdrückung der beiden fremdenfeindlichen geheimen Gesellschaften, die beide Ruhestörungen in Shantung und Chili verursachen, angeordnet würde. — Am 2. März machten alle fünf Ver-

treter einen persönlichen Besuch auf dem Yamen, nachdem sie bereits am 27. Februar eine weitere identische Note an die chinesischen Minister gerichtet hatten, aber trotz dieser Schritte hat das Yamen sich geweigert, das Dekret zu veröffentlichen, wie wir es verlangen. — Ich erfahre nun, daß die Unruhen sich ausbreiten, daß seitens einer der Gesellschaften Rekruten eingestellt werden, und daß Exerzieren in der Umgegend von Peking und Tientsin stattfindet. Wir haben daher (dem Yamen) eine weitere Note gesandt, in der wir sagen, daß, wenn unser Verlangen nicht ohne Verzug erfüllt würde, wir unseren Regierungen gegenüber die Nothwendigkeit der Ergreifung anderer Maßregeln für den Schutz des Lebens und des Eigenthums unserer Staatsangehörigen dringend befürworten würden. — Falls die chinesische Regierung es ablehnen sollte, das Dekret zu veröffentlichen, das wir verlangt haben, und falls die Sachlage sich nicht erheblich bessern sollte, so würde ich ehrerbietigst empfehlen, daß einige Kriegsschiffe von jeder in Frage kommenden Nationalität eine maritime Demonstration in den nordchinesischen Gewässern machen. Gleiche Vorschläge werden von meinen vier vorangeführten Kollegen nach Hause telegraphirt." (Englisches Blaubuch China Nr. 3, 1900.)

Auf dieses Telegramm antwortet Lord Salisbury ebenfalls telegraphisch unter dem 11. März:

„Es ist wünschenswerth, zu einer maritimen Aktion erst zu schreiten, nachdem alle anderen Mittel einen Druck auszuüben erschöpft sind."

Aus den in dem Blaubuch ferner enthaltenen Berichten des englischen Botschafters in Paris geht gleichfalls hervor, daß man dort von englischer Seite das Möglichste gethan hat, um die französische Regierung zu bewegen, dem Verlangen der Gesandten keine Folge zu geben, auch unter dem Hinweis darauf, daß die Regierung der Vereinigten Staaten sich unzweifelhaft nicht an einer Aktion wie der vorgeschlagenen betheiligen werde. — Am 23. März bittet Sir Claude Macdonald wiederum dringend telegraphisch um die Sendung von zwei Kriegsschiffen nach Taku mit Rücksicht darauf, daß das Tsungli-Yamen noch immer nicht die Note der fremden Vertreter beantwortet habe und seinen Kollegen seitens ihrer Regierungen Schiffe zur Verfügung gestellt worden seien. Lord Salisbury entspricht diesmal dem Wunsch des Gesandten, der dann am 16. April telegraphisch meldet, daß die „Peking. Zeitung" jetzt einen Bericht des Generalgouverneurs von Chili veröffentlicht habe, der ein befriedigendes kaiserliches Dekret einschlösse, durch das die Boxer-Gesellschaften namentlich bezeichnet und verurtheilt würden.

Warum man sich in Peking mit diesem Erfolge begnügte und die Lage als erheblich gebessert ansah — erklärte doch Mr. Delcassé noch am 4. Juni, daß er nach den letzten Berichten des französischen Gesandten in Peking annehme, daß für den Augenblick alle dringende Gefahr vorüber sei — ergibt sich aus dem Artikel Sir Robert Hart's:

„Wir können nicht sagen", schreibt derselbe, „daß wir nicht gewarnt worden wären. Schon im September 1898, nach dem bekannten Coup, als der reformirende Kaiser Kwang Hsü in die Nichtigkeit des Haremslebens verwiesen wurde und die wohlbekannte Kaiserin-Wittwe, die das Reich während zweier Minderjährigkeiten regierte, wieder vorwärts kam, hatte die Haltung der Soldaten Tung Fuh hsiangs die Gesandtschaften beunruhigt, die Aufmerksamkeit auf die mögliche Unsicherheit der fremden Gemeinde gelenkt und Wachen nach Peking gebracht, und im Herbst des folgenden Jahres 1899 wies die fremde Presse in Shanghai auf die Boxer-Bewegung in Shantung, ihren Ursprung und ihre Ziele hin, während man sich über die Tientsin-Times im Frühjahr 1900 lustig machte wegen ihrer energischen Denunziation derselben Bewegung und ihrer Prophezeiungen des Schadens, der daraus entstehen müsse, daß die Thätigkeit der Gesellschaften die Grenze der Provinz überschritten habe und sich nach Peking hin auszudehnen beginne. Es ist eine Thatsache, daß, wenn es einen Ruf gab, an den unsere Ohren sich gewöhnt hatten und um den sie sich weniger als um den eigenen Herzschlag kümmerten, es dieser chinesische Ruf „Wolf" war. Aufruhr war immer auf dem Punkte, die Dynastie über den Haufen zu werfen, die Regierung pfiff immer auf dem letzten Loche, die Fremden sollten an einem bestimmten Datum ausgerottet werden — die Mächte standen im Begriff China zu theilen u. s. w. in jedem Jahre — nein, in jedem Monat — prophezeiten die Presse oder lokale Gerüchte, Cassandra ähnlich, Unheil, und doch, mit Ausnahme von ein Paar Episoden von verschiedener Bedeutung, ging die Regierung fort wie zuvor. Die letzte Hälfte des 19. Jahrhunderts sah den Taipingaufstand, den „Arrow"-Krieg (1858 bis 1860) das Tientsinmassacre (1870), die französisch-chinesischen Mißhelligkeiten (1883—85), den Krieg mit Japan (1894—95) und die Uebergabe von Cochinchina, Birma, Kiaochou, Port Arthur, Wei hai wei, Kwang chau wan an den Fremden — es sah auch die Ablehnung der italienischen Forderungen — und trotzdem ging das Leben ungeändert seinen Gang und der Schrei „Wolf" verlor mehr und mehr von seiner Bedeutung; so war es nicht überraschend, daß viele annahmen, daß auch der Boxerschrecken in ähnlicher Weise verglimmen würde, mit einem Minimum von Gefahr für die chinesische Regierung oder die fremden Interessen. Zugleich hielten einige von uns die Bewegung als von großer Bedeutung, glaubten aber nicht, daß dieselbe vor dem Herbst gefahrbringend sein würde, und die frühere Entwickelung war eine thatsächliche Ueberraschung."

Wie es in solchen Dingen häufig vorkommt, war mehr als eine Ursache vorhanden, um der Bewegung — die wie gesagt von patriotischen Beweggründen ausging, Kraft und Schwung zu verleihen. Der frühere Gouverneur von Shantung, Li Ping hêng, der wegen seiner Haltung in der Angelegenheit der Ermordung der beiden deutschen Missionare aus dem Dienst entlassen worden war und unter dem die große Messersekte, die sich später mit den Boxern vereinigte, in Shantung entstand, war ein sehr populärer und, wie es scheint, ehrlicher Beamte; er siedelte sich nach seiner Dienstentlassung in Chili an der Grenze von Shantung an und fuhr fort der Boxer-Bewegung seine ganze Zeit und Energie zu widmen. Gleichzeitig führte eine sehr schlechte Herbsternte und das Ausbleiben der für die nächste Ernte unerläßlich nothwendigen Frühsommerregen der Bewegung eine Menge Menschen zu, die ihr unter anderen Umständen wahrscheinlich fremd geblieben wären, und wie der Zufall es fügte, wurde der Glauben an die übernatürliche Begabung der Boxer und ihr den Göttern wohlgefälliges Vorgehen dadurch bestärkt, daß, wie es 1870 am Tage der Niedermetzelung der französischen Missionare, Schwestern u. s. w. nach langer Dürre zum ersten Male wieder regnete, auch diesmal der erste Regen am Tage der Zerstörung der Eisenbahnstation bei Peking fiel. Der Chinese glaubt stark an occulte Einflüsse und läßt sich leicht von ihnen leiten. So kam es, daß die Behauptung der Boxer, daß die Einweihung in die Mysterien der Gesellschaft ihnen einerseits übermenschliche Kräfte und andererseits Unverwundbarkeit gäbe, viele Gläubige fand und sehr wesentlich zur Ausbreitung der Sekte wie dazu, daß ihre Führer schließlich eine leitende Rolle spielten, beitrug. Eine vor dem Prinzen Tuan gegebene Vorstellung, der eine andere vor dem Kaiser und der Kaiserin-Wittwe folgte, scheint entscheidend auch auf diese Zuschauer gewirkt zu haben. Hypnotismus oder Mesmerismus scheinen in der That bei den Mysterien der Boxer eine Rolle gespielt zu haben, resp. noch zu spielen.

Die Bewegung der Boxer scheint, wie auch Sir Robert Hart annimmt, in erster Linie den Zweck verfolgt zu haben, die christlichen Konvertiten und damit das Christenthum in China auszurotten, und so das Land von dem zersetzenden Einfluß des fremden Glaubens zu erlösen, dann alles, was die Fremden in das Land gebracht, Eisenbahnen, Telegraphen u. s. w. zu zerstören und schließlich die Fremden selbst aus dem Lande fortzugraulen, um ein gewöhnliches aber bezeichnendes Wort zu gebrauchen, und so China von fremden Einflüssen, Befleckung und Erniedrigung zu befreien. Ob direkte Angriffe gegen Fremde in der Absicht der Boxer gelegen haben, muß dahin gestellt bleiben, jedenfalls kann es keinem Zweifel unterliegen, daß, wenn sie am 13. Juni in Peking fremde verlassene Kirchen, Kapellen und Missionarwohnungen zerstörten und eine große Anzahl eingeborener Christen niedermachten, die ersten Zusammenstöße zwischen Fremden und Boxern aus der Initiative der ersteren hervorgegangen sind. In der Zeit zwischen dem 14. und 18. Juni sind hunderte von Boxern oder solchen, die dafür gehalten wurden, von den Schutzwachen der Gesandtschaften und Freiwilligen aus der Zahl der Kaufleute, Zollbeamten, Zeitungskorrespondenten u. s. w. niedergemetzelt worden, theils, weil sie thatsächlich oder angeblich bei der Ermordung eingeborener Christen

betheiligt gewesen waren, theils ohne irgend einen faßlichen Grund. Das in der „Times“ veröffentlichte Tagebuch des Timeskorrespondenten, das im „Ostasiatischen Lloyd“ veröffentlichte Tagebuch eines jungen Deutschen, der Aufsatz Sir Robert Hart's und sonst in den Zeitungen veröffentlichte Berichte von Augenzeugen enthalten die Beweise dafür.

Der erste Angriff auf die Gesandtschaften ist am 20. Juni vier Uhr Nachmittags erfolgt, vierundzwanzig Stunden, nachdem den fremden Gesandtschaften die Note des Tsungli-Yamen zugegangen war, in welcher sie aufgefordert wurden, Peking innerhalb vierundzwanzig Stunden zu verlassen, da die fremden Befehlshaber im Begriff seien, sich der Takuforts zu bemächtigen; in Wirklichkeit wohl weil sie sich derselben bereits am 17. bemächtigt hatten. Es unterliegt also keinem Zweifel, daß wenigstens für die chinesische Regierung der Wendepunkt der Frage, d. h. ihre amtliche Parteinahme gegen die Fremden mit der Wegnahme der Takuforts zusammenfällt.

In Peking hatten sich indessen schon einzelne Personen auch trotz der Anwesenheit der Schutzwachen, die am 31. Mai und 1. Juni eingetroffen waren, auf weitere Eventualitäten gefaßt gemacht. Sir Claude Macdonald telegraphirte am 4. Juni:

„Die augenblickliche Lage in Peking ist eine solche, daß wir in jedem Augenblick hier belagert werden können, während die Eisenbahn- und Telegraphenverbindung unterbrochen wird. Ich bitte Eure Lordschaft, falls dies geschehen sollte, zu veranlassen, daß dringende Instruktionen an Admiral Seymour gesandt werden, damit sich derselbe mit den Befehlshabern der anderen Geschwader vor Taku über gemeinsame Maßnahmen über unseren Entsatz benehme. — Das Vorstehende ist auf einer gemeinsamen Konferenz der Vertreter beschlossen worden und die Vertreter von Oesterreich, Italien, Deutschland, Frankreich, Japan, Rußland und den Vereinigten Staaten, die alle Schiffe in Taku und Schutzwachen hier haben, haben ähnliche Telegramme an ihre Regierungen abgesandt. . . Das Telegramm wurde von dem französischen Gesandten vorgeschlagen und einstimmig angenommen. Es ist schwer zu sagen, ob die Lage so ernst ist, wie der Letztere voraussetzt, aber die Gleichgültigkeit (apathy) der chinesischen Regierung macht sie sehr bedenklich.“

Am 6. Juni telegraphirt die englische Admiralität an Admiral Seymour, daß sie ihm, im Falle den fremden Gesandtschaften in Peking oder britischen Unterthanen dort oder in Peking Gefahr drohe, freie Hand lasse, im Verein mit den Befehlshabern der anderen Geschwader alle Maßregeln zu ergreifen, die er für nothwendig und angänglich halte. — Trotz des Ernstes der Lage werden vier Tage mit Telegrammen zwischen China und England über die Frage des Oberbefehls und andere Dinge vertrödelt, und erst am 10. Juni entschließt sich Admiral Seymour zu handeln, nachdem er von dem englischen Gesandten ein Telegramm erhalten hatte: „Lage sehr ernst. Wenn nicht Maßregeln für einen sofortigen Vormarsch auf Peking getroffen werden, wird es zu spät sein“. Am 10. früh verläßt er Tientsin mit ca. 500 Mann, denen im Laufe desselben und des nächsten Tages ca. 1500 bis 1800 weitere folgten. Am 12. berichtet der Admiral von Langfang, daß er mit 2000 Mann dort auf dem halben Wege nach Peking sei und am Tage vorher ein Gefecht mit Boxern gehabt habe, von denen 35 getödtet worden seien; seine Truppen hätten keine Verluste erlitten. Der unglückliche Ausgang des Entsatzversuchs, der damit endete, daß Admiral Seymour selbst am 25. Juni wenige Meilen von Tientsin durch eine von dort kommende Truppenmacht entsetzt werden mußte, ist bekannt. Sein am 29. Juni an die Admiralität gerichteter Bericht beginnt: „Ich bin nach Tientsin mit den Truppen zurückgekehrt, da es unmöglich war, Peking mit der Eisenbahn zu erreichen.“ Sir Robert Hart sagt über die Episode:

„Seine (Admiral Seymour's) Macht war am 11. Juni in Langfang, einige vierzig Meilen (40 M. = 64 km) von Peking, und da er die Eisenbahn zerstört fand, blieb er dort stehen, um sie auszubessern; hätte er den Zug verlassen und wäre quer durchs Land nach der Hauptstadt marschirt, so hätte er am 13. oder 14. mit uns sein können und so die Geschichte geändert, denn Widerstand war noch nicht organisirt und einige Packthiere hätten in der Nähe für Transportzwecke aufgegriffen werden können. Aber der Hauptzweck der Expedition — die Sicherheit der Gesandtschaften — wurde aus den Augen verloren und das Unwesentlichere der Wiederherstellung der Eisenbahn zu etwas von überwiegender Wichtigkeit gemacht — das falsche Ende eines Fernrohres wurde anscheinend ans Auge gesetzt und so die Gelegenheit versäumt.“

Eine scharfe, aber verdiente Kritik.

Admiral Seymour telegraphirte am 2. Juli, daß 40 000 Mann nöthig sein würden, um auf Peking zu marschiren und die Verbindungen offen zu halten, Graf Aoki bezeichnete am 4. Juli 70 000 Mann als nothwendig, und ähnliche Ansichten mögen auch in Deutschland geherrscht haben. Schließlich ist Peking genommen und die Gesandtschaften befreit worden, ohne daß ein Mann der herausgesandten deutschen Truppen dabei, auch nur in der Reserve, betheiligt gewesen wäre.

Was das Verhalten der zur Wahrung der Interessen der Civilisation von allen Seiten nach Tientsin und Peking geeilten Truppen anbetrifft, so schreibt Sir Robert Hart: „Für den Augenblick ist das einst überfüllte Peking eine Wüste und die ersten Tage der fremden Besetzung haben viel gesehen, was sich nicht hätte zu ereignen brauchen und sicherlich bedauert werden wird.“ Ein Urtheil, das auch von anderer Seite bestätigt wird und auf das, wie auf die Ereignisse, die dasselbe hervorgerufen, zurückzukommen sein wird.

M. v. Brandt.

Großkapital und Börsenregister.

Zu den merkwürdigsten Schöpfungen, welche dem erfindungsreichen Kopfe des Börsengesetzgebers entsprungen sind, gehört bekanntlich das Register für Waaren und Werthpapiere. Auf der einen Seite dazu bestimmt, gesicherte Rechtsverhältnisse im Zeitgeschäft zu schaffen, sollte es auf der anderen Seite das sattsam bekannte Problem: Die Unterdrückung der Spekulation im Publikum: zur endgültigen Lösung bringen. Es zeugte von Anfang an von dem tiefen psychologischen Einblick des Gesetzgebers, daß er bei der Erreichung dieses letzteren Zieles, bei der Bekämpfung der Spekulation, die eigentliche Grundursache derselben, den im Menschen steckenden Spieltrieb, überhaupt auf sich beruhen ließ: nicht gegen den Spieltrieb an sich, sondern lediglich gegen die Art, wie er sich an der Börse bethätigte, sollte Front gemacht werden. In staatlich organisirten, in Kirchenbau-, in Pferde-Lotterien sollte der Spielteufel nach wie vor existenzberechtigt sein: der Eintritt in die Börse sollte ihm dagegen verwehrt sein. Das Ziel war augenscheinlich die völlige Verstaatlichung des Spielteufels.

Wir haben am 5. Dezember 1896 in dieser Zeitschrift das Schicksal des Börsenregisters besprochen. Ohne uns irgendwie eine Sehergabe vindiciren zu wollen, können wir doch sagen, daß unsere Auffassungen von damals sich in der Hauptsache bewahrheitet haben. Verschiedene Vorgänge der letzten Tage von allgemeinerem Interesse veranlassen uns, nochmals auf diese Frage zurückzukommen.

Faßt man die Wirkungen des Registers einerseits auf das Publikum, andererseits auf die Börse und die Bankwelt ins Auge, so ergibt sich, daß das Publikum an seinem vom ersten Augenblicke an eingenommenen Standpunkt, sich *nicht* in das Register eintragen zu lassen, ungeachtet aller Pressionsmittel unentwegt festgehalten hat. Das Publikum hat zwar nicht auf die Spekulation verzichtet, aber es hat die Bankwelt gezwungen, seine Aufträge außerhalb des Registers auszuführen. Neben dieser Prinzipalwirkung hat das Register noch eine zweite Wirkung im Publikum gezeitigt: niemals war die Disposition im Publikum, den Bankkommissionär zu betrügen, so intensiv, wie gegenwärtig. Es sind uns Fälle zu Ohren gekommen,

in denen die Kommittenten einen förmlichen Plan ausgearbeitet hatten, um mit Hilfe des Registereinwandes den Bankkommissionär hinters Licht zu führen. Das Stärkste in dieser Hinsicht ist wohl der unlängst mitgetheilte Fall, wonach zwei Brüder zu gleicher Zeit gleiche Quantitäten Effekten bei dem einen Bankier kaufen, bei dem anderen verkaufen ließen: wo die Differenz zu Gunsten dieses „Konsortiums“ war, wurde sie erhoben, wo gezahlt werden mußte, wurde der Differenzeinwand vorgeschützt. Der vielerörterte Fall Salmony ist selbst den enragirtesten Anhängern des Börsengesetzes über die Hutschnur gegangen. So ist das Börsenregister zu einer förmlichen Erwerbsquelle geworden, die ihren Mann durch lukrative Verletzung von Treu und Glauben ernährt und die demjenigen, der daraus schöpft, die Beruhigung gewährt, daß er gewissermaßen im „Geiste des Gesetzgebers“ handelt, wenn er seinen Gegenmann nach Möglichkeit betrügt, um auf diese Weise dem Börsengesetze zu der ihm zugedachten Wirkung zu verhelfen.

Was sodann die Wirkung des Registers auf die Börse betrifft, so war der Bankwelt der Weg von vornherein vorgezeichnet: mit der ablehnenden Haltung des Publikums fiel auch für die Bankierkreise der Grund fort, sich eintragen zu lassen, da ihre Eintragung ohne diejenige des Gegenkontrahenten (des Publikums) gleichbedeutend mit Nichteintragung war. Gleichwohl rief die Registeraffaire eine Spaltung in der Bankwelt hervor; während die kleinen und mittleren Bankierkreise die Eintragung ablehnten, erklärten die großen Banken, unter Berufung auf ihre Verantwortlichkeit den Aktionären gegenüber, sich eintragen lassen zu müssen, um mit dem Privatpublikum — außerhalb des Registers die Geschäfte abzuschließen. Dagegen wurde den kleinen Bankfirmen bereits im November 1896 unter Androhung von Repressivmaßnahmen das Ultimatum gestellt, die Eintragung vorzunehmen: die „Kleinen“ blieben indessen fest, und das Ultimatum der Banken blieb auf dem Papier. Infolge der reichsgerichtlichen Judikatur und unter dem niederschmetterden Eindruck des „Falles Salmony“, der auf den ersten Anblick in die Milliarden gehende Transaktionen gefährdet erscheinen ließ, sah sich die haute finance in diesen Tagen von Neuem veranlaßt, den „Kleinen“ die Bedingung der Registereintragung zu stellen. Am 15. Oktober d. J. trat das neue Bankenultimatum in Kraft, und schon am 2. November d. J., also nach siebzehn Tagen, war die haute finance gezwungen, dasselbe wieder aufzuheben. Die Bankenkundschaft begann sofort zu desertiren, und bei der Monatsabwicklung stellten sich Schwierigkeiten unerquicklichster Art für die Banken ein. So endete die Registeraffäre durch Parteiergreifung des großen Publikums für die kleinen und mittleren Bankfirmen mit einer eklatanten Niederlage des Großkapitals an der Berliner Börse, eine Erscheinung, die um so charakteristischer ist, als es sich hier um eine Frage handelte, welche die äußerste Kräfteanspannung der streitenden Parteien zur Folge gehabt hat.

Das Register sollte die Spekulation des Publikums einschränken und klare Rechtsverhältnisse schaffen. Hat es diesen Zweck erfüllt?

„Ob die Einrichtung des Börsenregisters dafür (nämlich: für die Beschränkung der Spekulation im Publikum) das geeignete Mittel war, ist hier nicht zu beurtheilen.“

Dieses Gutachten über das Börsenregister stammt nicht von einem „Börsenmann“, sondern es ist dem Urtheil des ersten Civilsenats des Reichsgerichts vom 28. Oktober 1899 entnommen, der an diesem Tage gegen die Börse entschieden hatte und der überhaupt nur berufen war, zu urtheilen, nicht aber sein Gutachten über die Zweckmäßigkeit gewisser Börseneinrichtungen abzugeben.

Ernst Heinemann.

Schmoller's Volkswirthschaftslehre.

II.

Daß für die Erkenntniß des wirthschaftlichen Zusammenlebens der Menschen zwei Dinge gleichzeitig erforderlich sind, eine Herbeischaffung des Materials auf historisch-statistischem Wege und eine Durchdringung dieses Materials auf logischem Wege, darüber herrscht, wenn es jemals zweifelhaft gewesen sein sollte, doch heute Einmüthigkeit und Schmoller spricht es bündig genug aus. Er warnt sogar davor, die Beschaffung des Materials zu überschätzen und die rationale Durchdringung zu vernachlässigen.

Aber darin sind seine Ausführungen der Ergänzung bedürftig, daß diese beiden Thätigkeiten ein ganz verschiedenes Arbeitsfeld haben. Nur die geschichtliche Methode kann uns Auskunft darüber geben, was thatsächlich ist und gewesen ist; nur die logische Methode kann uns erkennen lehren, was sein sollte, wonach wir zu streben haben, was richtig ist, wie sich in dem Gewirr der Thatsachen Grund und Folge, Ursache und Wirkung verketten. Ich möchte das so ausdrücken, daß Wirthschaftslehre und Wirthschaftsgeschichte zwei gleich berechtigte, gleich unentbehrliche Wissenschaften sind, daß man beide sorgfältig pflegen, aber nicht eine durch die andere verpfuschen soll. Daß eine solche Verpfuschung denkbar ist, ja daß sie stattgefunden hat, ließe sich wohl durch Beispiele beweisen.

Die wirthschaftlichen Zustände sind heute im Zeitalter der Aktiengesellschaften und der Elektrotechnik völlig andere, als sie im Mittelalter gewesen sind. Und im Mittelalter waren sie wiederum ganz anders, als sie im klassischen Alterthum gewesen sind. Und dem klassischen Alterthum gingen wiederum andere wirthschaftliche Zustände voraus, in denen Jäger- und Nomadenvölker hausten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, wenn Chidher, der ewig junge, abermals des Weges fährt, er wiederum ganz andere Zustände finden wird. Wie diese künftigen Zustände beschaffen sein werden, wissen wir nicht. Plato hat den Versuch gemacht, eine Staats- und Wirthschaftsordnung zu ersinnen, wie sie in Zukunft sein würde und er hat dabei, wie wir heute wissen, stark fehl gegriffen. Ich beneide diejenigen nicht um ihren Muth, die heute das versuchen, was einem Plato fehlgeschlagen ist.

Daß die wirthschaftlichen Zustände der Menschheit der Veränderung unterworfen sind, ist eine so auf der Oberfläche liegende Beobachtung, daß sie einem halbwegs gebildeten Menschen niemals entgehen konnte, und da man Adam Smith und Friedrich Bastiat doch nicht zu den ganz ungebildeten Menschen zählen wird, so muß man annehmen, daß auch ihnen diese Thatsache nicht unbekannt gewesen ist. Wenn sie auf diese Thatsache niemals hingewiesen haben, so kann man das nicht auf Unwissenheit zurückführen, sondern nur darauf, daß sie glaubten, diese Thatsache für ihre Schlußfolgerungen nicht nöthig zu haben.

Wenn zu etwa gleicher Zeit Hildebrand, Roscher, Bernhardy und Knies auf diese Thatsache nachdrücklich hingewiesen haben, so kann das nicht so aufgefaßt werden, als hätten sie eine neue Entdeckung gemacht, sondern sie haben es für nöthig gehalten, von dieser Thatsache für ihre Schlußfolgerungen Gebrauch zu machen. Ob sie den rechten Gebrauch davon gemacht haben, unterliegt der Kritik.

Alle Erscheinungen des geistigen Lebens unterliegen dem Wandel. Die Sprache, die Sitte, das Recht, die Staatsverfassung, die Technik, der wirthschaftliche Zustand unterliegen einer steten Veränderung, die niemand zu hemmen vermag. Schmoller geht so weit zu behaupten, daß auch das Nervengeflecht des Menschen der historischen Entwicklung unterworfen ist. Ob das richtig ist, entzieht sich meiner Beurtheilung. Aus persönlicher Hochachtung vor Schmoller enthalte ich mich dessen es zu bestreiten, aber ich bin auch nicht in der Lage, es zuzugeben.

Aber das Eine muß festgehalten werden: Dieser Wandel ist nicht ein Wechsel gleichberechtigter kaleidosko-

pischer Erscheinungen, sondern eine Entwicklung von dem Unvollkommenen zu dem Vollkommenen. Es handelt sich nicht um eine Abwechslung, sondern um eine Entwicklung. Der Begriff der Entwicklung ist die große Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts. Das achtzehnte Jahrhundert, das selbstgerechte, wie es Goethe nennt, kannte ihn noch nicht. Für Rousseau und Voltaire gleichmäßig lag die Schwäche darin, ihn zu übersehen. Das zwanzigste Jahrhundert soll ihn sich nicht wieder entreißen lassen.

Das Menschengeschlecht strebt zu einem Zustande der Vollkommenheit, den es nie erreichen wird, den es aber stets im Auge behält. Zwei Philosophen, die augenblicklich bewundert werden, bestreiten diese unendliche Vervollkommnungsfähigkeit. Nietzsche lehrt die ewige Wiederkehr aller Dinge, Schopenhauer lehrt die Werthlosigkeit aller geschichtlichen Entwickelung. Ich bin völlig außer Stande, den Einen wie den Andern zu widerlegen, aber ich halte ihre Behauptungen für unerwiesen. Für mich ist die unendliche Perfektibilität des Menschengeschlechts ein Glaubenssatz. Er ist mir unentbehrlich für meine geistige Existenz. Wenn ich die Ansichten von Schopenhauer und Nietzsche theilen könnte, so würde ich wahrscheinlich aufhören, über zeitliche Dinge nachzudenken und würde zum Fakir werden; jedenfalls fiele für mich jeder Antrieb und Reiz fort, meine Gedanken über zeitliche Dinge anderen mitzutheilen.

Ich halte den politisch-wirthschaftlichen Zustand, der heute besteht, der beruht auf der Gleichberechtigung aller Menschen, auf der Denk- und Gewissensfreiheit, auf der Einschränkung jeder Staatsgewalt durch ein unabhängiges Richteramt für einen Fortschritt gegenüber den Zuständen des Alterthums und des Mittelalters, den wir uns nie wieder entreißen lassen dürfen, der nur unter unsäglichen Schwierigkeiten und Hemmnissen gemacht werden konnte, der aber gemacht werden mußte, wenn das Menschengeschlecht eine höhere Staffel der Vollkommenheit erreichen sollte.

Jede wirthschaftliche Thätigkeit ist ein Ausfluß des freien Willens. Ich mag produziren oder konsumiren, kaufen oder verkaufen, in jedem Falle ist es mein freier Entschluß, der mich zu meiner Handlung bewegt. Jede Aeußerung des freien Willens beruht auf Motiven, und wer den Zusammenhang der wirthschaftlichen Dinge erkennen will, muß die Motive erkennen, durch die sich die Menschen zu wirthschaftlichen Handlungen bestimmen lassen. Die Motive sind stets zusammengesetzter Art. Es wirken die angeborenen Triebe mit; es wirken die bestehenden Gesetze und Gewohnheiten mit. Aber in immer steigendem Maße überwiegt die Einsicht in den Zusammenhang der Dinge, diese Einsicht, die auf der menschlichen Vernunft beruht, jedes andere untergeordnete Motiv. Und wer den wirthschaftlichen Zusammenhang der Dinge erkennen **will**, muß sich vor allen Dingen klar werden, wie ein vernünftiger Mensch denkt und handelt. Der politische und kirchenpolitische Fortschritt, der am Eingang der neueren Zeit steht, hat aus dem wirthschaftspolitischen Handeln der Menschen viele Motive ausgeschaltet, die in früherer Zeit die vernünftigen Entschließungen des Menschen beeinträchtigten. Die Sklaverei und die Leibeigenschaft, die Vorrechte einzelner Stände, die Rechtlosigkeit des Ausländers und dessen, dessen religiöse Anschauungen sich mit der durch den Staat begünstigten Religion nicht deckten, sind beseitigt. Den auf vernünftigen Erwägungen beruhenden Erwägungen ist ein viel größerer Spielraum eingeräumt. Die Möglichkeit einer Volkswirthschaftslehre beginnt erst mit dem Augenblick, wo das Recht den Satz der Gleichheit aller vor dem Gesetze anerkennt. In den frühesten Zeiten löst sich das erzwingbare Recht von der Sitte ab. Die Sitte bedarf keines Zwanges, weil ihre Vorschriften freiwillig erfüllt werden. Die Gebote des Rechts fielen eine Zeit lang mit den Geboten der Sitte zusammen und werden freiwillig erfüllt. In dem Augenblick, wo diese Freiwilligkeit der Erfüllung nachläßt, ist man genöthigt zu dem Zwange zu greifen und diejenigen Vorschriften, deren Erfüllung die Gemeinschaft in ihrem Interesse nicht entbehren kann, unter den Schutz des Befehls (jus) zu stellen. So sondert sich das Recht von der Sitte.

Genau in derselben Weise sondert sich im sechzehnten Jahrhundert die Wirthschaft vom Rechte, die bürgerliche Gesellschaft vom Staate. Einst hatte das Zwangsrecht zu weit gegriffen und sich auf Gebiete erstreckt, die seinem Einfluß besser entzogen bleiben. Es hatte zu weit greifen müssen, weil die Sitte verwildert war. Jetzt muß das Zwangsrecht seine Grenzen zurückstecken, weil die Sitte inzwischen durch Kultur erstarkt ist.

In dem Augenblicke, wo das Recht den Grundsatz von der natürlichen Gleichheit aller Menschen, den die Denker der Vorzeit, die Aristoteles und Thomasius geleugnet hatten, anerkennt, beginnt erst die Möglichkeit einer rein volkswirthschaftlichen Betrachtung. In den Schriften von Aristoteles und Xenophon, von Thomasius und Oresmius nach volkswirthschaftlichen Grundsätzen zu suchen ist eine recht unfruchtbare Beschäftigung. „Die Volkswirthschaftslehre ist die Lehre von dem individuellen Menschen, der seine Kraft bethätigt, um sich zu dem zu entwickeln, was er werden soll." So hatte ich in dem ersten Artikel geschrieben. Ich muß heute diesen Satz näher bestimmen. Die Volkswirthschaft ist die Lehre von dem individuellen Menschen, der nach rechtlicher anerkannter Gleichheit aller Menschen vor dem Gesetze seine Kraft bethätigt.

Sitte und Recht sind gleich der Sprache dem Wandel unterworfen. Aber ihre zeitlich verschiedenen Erscheinungsformen haben nicht den gleichen Werth. Die zeitlich spätere ist die sittlich höhere. Wir begreifen sehr wohl, daß frühere Zeiten die Sitte des Menschenopfers und der Blutrache gehabt haben; wir glauben nachweisen zu können, daß für einen gegebenen Zeitpunkt diese Sitte sich nothwendig entwickeln mußte. Aber gleichwohl war diese Sitte eine solche, die das Menschengeschlecht mit steigender Kultur abwerfen mußte. Wir begreifen sehr wohl, daß zu einer gewissen Zeit das Matriarchat, die Polyandrie, die Polygamie entstehen mußten, aber das Kulturbedürfniß drängte dazu, die heutige Gestalt der Monogamie einzuführen, über die hinaus ein Fortschritt auf diesem Gebiete uns heute unmöglich erscheint. Wir begreifen, daß auf einem gewissen Kulturzustand die Sklaverei unentbehrlich war, daß sie erst die Sitte des Kannibalismus beseitigt hat, aber es hat die Menschheit gedrängt, über alle Beschränkungen der menschlichen Freiheit hinaus zu dem Satze von der Rechtsgleichheit zu gelangen, der ein Besitzthum auf ewig ist, und den wir uns nie wieder entreißen lassen werden.

So ist auch die wirthschaftliche Freiheit ein Fortschritt über die wirthschaftliche Gebundenheit. Wer uns lehrt, daß wir vom Freihandel und der Gewerbefreiheit, die nur ihre historische Berechtigung haben, wiederum zum Zunftzwang und zum Prohibitionismus gelangen könnten, die gleichfalls ihre historische Berechtigung hatten, könnte mit demselben Rechte behaupten, daß wir aus dem Zustande der Denk- und Gewissensfreiheit wieder zurück zur Inquisition und zur Ketzerverfolgung müßten, die doch auch historische Kategorien gewesen sind.

Wenn man mir die Wahl stellte, mich in die Gesellschaft von Menschenfressern oder in die von Zünftlern oder von Schutzzöllnern zu begeben, so stehe ich nicht an zu bekennen, daß ich im Interesse meiner Person die letzteren wählen würde. Aber wohl würde mir in dieser Gesellschaft nicht werden. In dem einen wie in dem anderen Falle würde ich das Gefühl haben, mich in Gesellschaft von Menschen zu befinden, die sich dem Fortschritte der Kultur feindlich in den Weg stellen.

Die historische Betrachtung hat dahin geführt, anzuerkennen, daß frühere Kultur- und Wirthschaftsformen, die von der Aufklärung als schlechthin vernunftwidrig verworfen wurden, relativ berechtigt waren, daß sie unentbehrliche Durchgangsformen waren. Aber diese erwünschte Einsicht in ihr relatives Recht darf uns nicht blind machen gegen ihr relatives Unrecht späteren höheren Kultur- und Wirth-

schaftsformen gegenüber. Die Gleichgültigkeit, mit welcher die historische Schule auf einander folgende Wirthschaftsformen als gleichberechtigt behandelt, gibt uns das Recht, ihr den Mangel an dem ethischen Interesse für die ununterbrochene Entwicklung des Menschengeschlechts vorzuwerfen, aus dem sie uns einen unberechtigten Vorwurf macht.

Alexander Meyer.

Novalis in neuer Spiegelung.

„Jeder treue Sucher findet bei Novalis“ . . .

Aus solchem Gefühl ist eine neue Ausgabe der Werke des Romantikers erwachsen, die im Text höchste Treue des Wortes und tiefstes Mitschwingen mit der inneren Welt in dem begleitenden Lebensbilde bietet*).

Ernst Heilborn hat diesen Novalis sich neu aus den Handschriften erobert und ihn erlebt. Er, der eben in einer Novelle voll feiner sicherer Prägung den Typus einer im klaren, kühlen Lichte stehenden Gegenwartsgestalt gezeichnet, tauchte nun an der Hand des zarten todesgeweihten Jünglings in die Ahnungen und Dämmerungen der Romantik und spiegelt sie im clair obscure uns wieder.

Von jener Novelle „Kleefeld“ zum Novalis, das ist nicht Gegensatzbewegung und Widerspruch, sondern in diesem Reigen erklingen all die gemischten Akkorde, die modernes Fühlen so reich und vielfältig spielend machen. Wir wollen keine Einseitigen und Ausschließlichen mehr sein, wir wollen empfängnißfroh an allem theilhaben. Wir verehren die Wirklichkeit des Alltags in all seinen Erscheinungen, wir verstehen gut, was es Fontane gab, in einen Blumenladen oder ein Sargmagazin auf der Potsdamerstraße hineinzukucken; wir haben ein starkes künstlerisches Vergnügen an jedem Menschen und jeder Sache, die charakteristisch gerathen ist, die den Stil ihrer Art gelungen ausspricht, sei auch ihre Qualität nach Schöngeistermeinung so „unpoetisch“ wie möglich. Aber ein beschränkt pedantischer Positivismus in der Kunst erscheint darum noch nicht als höchstes. Wir haben die Augen offen für das Leben, das uns umgibt; aber wir schließen sie auch gern nnd lauschen den Stimmen, die uns locken „komm, folge mir ins dunkle Reich hinab“. Und gerade der Wirklichkeitssinn, verfeinerter und vertiefter angewandt, ists, der uns von den trügerischen Scenen der Außenwelt zu der Innenwelt führt, der einzigen Sphäre, in der das Geheimniß Ereigniß werden kann, in der es Gruppen aus dem Tartarus, elysäische Gefilde, Dämonien, höllische und himmlische Mysterien gibt und die einzige Möglichkeit begrenzten Glücks.

So hat es Heilborn's menschliches Verstehen und seine Freude an der charakteristischen Erscheinung der Wirklichkeit gereizt, in minutiöser Beleuchtung aller Eckchen und Winkelchen ein lebendiges Bild von dem äußerlich so präsentativen, und innerlich so karg bedachten Mitmenschen Kleefeld zu zeichnen, mit sorgfältiger Betonung aller Requisiten des äußeren Lebens. Als er aber dieses Bild des Mannes in objektivirten Umrissen vor sich sah, der kein inneres Eigenthum, kein Zu Hause hat, weil er immer nur in der Meinung der anderen und in der festschablonirten Begriffswelt seines staatlichen Berufes sein Scheinleben geführt, da schüttelte er dem armen Freund zum Abschied die Hand. Der hatte ihm nun nichts mehr zu sagen. Er aber ging in seine stille heimliche Stube, schloß die Thüren und Fenster zu, daß das Lärmen der Straßenbahn nur wie von weitem, ein fernes Echo der Außenwelt klang. Auf dem altmodischen Cylinderbureau — Kleefeld hatte gewiß einen Diplomatenschreibtisch — lag eine alte Handschrift mit vergilbten Rändern und schnörkligen Zügen, das Tagebuch des Novalis, die tiefen Traumgedichte eines Wesens, dessen äußeres Leben eng begrenzt und klein war, dessen inneres Leben durch alle Höhen und Tiefen, durch unsichtbare Königreiche, durch starrende Infernogrotten und am Ende in den ewigen Frieden leitet.

„In den Stimmungen, die Novalis rief und die uns wieder locken“, sagt Heilborn an der Pforte, „regt sich ein sonntägliches Etwas in der Seele, das zu Recht besteht. Auch will es mich dünken, als hätte Novalis eine Sendung an unsere Zeit. Ein Mahner zur Selbsteinkehr ersteht er wieder. Und wenn ich hier sein Bild zu zeichnen suche, thu ich es in dem Sinn seiner eigenen Worte:

„Wo gehen wir denn hin?“
„Immer nach Hause.“

* * *

Es war für Heilborn undenkbar, sich seinen Novalis aus fremden Händen reichen zu lassen, aus sekundären Quellen zu schöpfen. Es wurde ihm unabweisbar, auf die Handschriften selbst zurückzugehen. Da öffnete sich ein weites Feld. Und wir erleben das Schauspiel, daß Einer aus Stimmungs- und Stilgefühl zum peinlich textkritischen Philologen wird. Der Weg zu dem Tempel zu Sais ward für den Herausgeber mit Lesarten gepflastert. Tieck, der erste Editor, hatte textliche Aenderungen vorgenommen, die Fragmente nach Gutdünken geordnet, manches ausgeschieden. Heilborn wollte seinen Novalis in ursprünglicher Gestalt. Sollte ihm der Garten Freude bringen, so mußte alles Fremde ausgerodet werden. So stellt er den Wortlaut nach den Manuskripten her, er gibt die Hymnen an die Nacht in der ersten rythmischen Gestalt. Er macht den sehr interessanten Versuch einer chronologischen Ordnung der Fragmente. Diese selbst, die früher in der Art einer Lichtstrahlenauslese geboten wurden, sprechen nun mit der momentanen Wirkung unmittelbaren Entstehens zu uns. Um viele Einfälle, aus dem Schacht der Handschriften gehoben, sind sie bereichert worden, und feiner psychologischer Takt hat eine Anzahl von ihnen ohne jede Auslassung mit allen eingestreuten Notizen und Einfällen abgedruckt. So eröffnet sich ein Blick in den Gedankenorganismus des Novalis, wir sehen das Hinüber- und Herüberschießen der Fäden und folgen gespannt und gefesselt diesen locker gaukelnden frei vagirenden Ideenassoziationen, die ein Mensch in sich spielen läßt zum Schauspiel seines Geistes,“ ohne an die Oeffentlichkeit zu denken.

Und wie Heilborn für seine Novalisstimmung das reine unverfälschte Wort und nicht die mittelbare Ueberlieferung suchte, so suchte er auch den wirklich leibhaftigen Novalis sich darzustellen, nicht das von der Tradition in immer höhere reinere Hellen geführte seraphische Seelenbild, sondern auch die irdische Hülle und den Erdenrest.

So gab er das Tagebuch ganz, das bisher nur im Auszuge bekannt war, und das nun aufschlußreich wird dafür, wie aus oft nur allzu menschlichem Stoff des Novalis schöpferische Gefühlskraft sich ihre Flügel bildete.

Um die Atmosphäre dieses Lebens zu erfassen, kehrte Heilborn in den Stammsitz der Hardenberg's ein, in Ober-Wiederstedt. Dunkel und wehrhaft steigt es in seiner Schilderung auf, ein alter Klosterbau mit weinumrankten Bogenfenstern. Vor dem Schloß ein Park, ernst und blumenlos. Durch einen Laubengang hochstämmiger Bäume führt der Weg an einem Weiher vorbei zum Haus. Eine niedere Pforte öffnet sich auf lange hallende Gänge, breite Treppen und weite Gemächer. Im Erdgeschoß feuchte und düstere Zimmer, in ihnen lichtabgesperrt, ein brustschwaches absterbendes Geschlecht. Das Bett, in dem Novalis geboren ward, alkovenartig in die Wand gemauert über hohen steilen Stufen. Ist das nicht Schloß- und Parkscenerie wie für ein Schicksalsnotturno Maeterlink's, für Pelleas und Melisande, für den Tod des Tintagiles. . . .

* *

*) Berlin. Georg Reimer.

Aus diesem Boden voll Einsamkeit und Sage, phantasieerregenden Schauers, religiöser Stimmung, läßt Heilborn's Lebensbild die Jugend des Novalis aufgehen; er führt ihn dann nach den Knabenjahren in Weißenfels und Eisleben, nach Jena und Leipzig, wo er (es ist das Jahr 1791) als ein Bereiter und Berufener dem Bann der romantischen Ideen sich überläßt und nun die ganze Stimmungswelt seiner Generation in sich erlebt. Diese Stimmungswelt voll Zersetzung, Selbstbespiegelung, Unendlichkeitssehnsucht, Gefühlskultus, Orgien der Phantasien ist oft gezeichnet worden und gut hatte schon der Norweger Bing die Gestalt des Novalis, wie sie von all diesen Wellen umspielt wird, geschildert. Heilborn faßt nur noch komprimirter zusammen, wie all die Strömungen der Zeit in Novalis münden, von seiner fruchtbaren Empfänglichkeit aufgesogen werden, wie sie alle in ihm sogleich ihre Komplementärfarben finden und wie er, eine lebendige Synthese, das Fühlen seiner Epoche in Reinkultur verkörpert. So ist er die reine Emanation und Fleischwerdung der Romantik — Novalis der Romantiker.

Aber fruchtbarer als die litterarhistorische Betrachtung wird die menschlich-persönliche. Sie findet ihr Objekt an Novalis dem Liebenden.

Und hier hat Heilborn manches Neue zu sagen.

Das Bild der Braut und Muse des Novalis, Sophiens von Kühn, des dreizehnjährigen Kindes, das wie ein Engel aus Fiesole durch die Litteraturgeschichte ging, wandelt sich und wird durchaus vermenschlicht.

Ein Brief des Vaters dieser Sophie, der nicht druckbar ist, und die vorher unveröffentlichten Stellen des Tagebuches verändern durchaus den früheren Eindruck. Die Idylle in dem gelben Schloß von Grüningen bekommt sehr derbe körperliche Farben. Diese Familie hatte, das verrathen die Briefe, ein ganz niedriges Bildungsniveau und fast nur äußerliche Interessen. Es ging frei und ungenirt dort zu. Novalis notirt sich in einer selbstquälerisch peinlich angelegten Charakteristik seiner Braut, die die Trümmer ihres Wesens zu sammeln scheint: „ihr Gesicht bei Zoten" und an seinen Bruder schreibt er: „Du mußt Dir Grüningen nicht zur fixen Idee machen. Anthropomorphosire Dir diese Idee mehr. Es sollte mir für Dich und Grüningen leid thun, wenn einst ein plötzlicher Uebergang erfolgen sollte, und diesem ist der leidenschaftliche Verehrer von feinem Gefühl leicht ausgesetzt. —

Die Leute liebe ich, wie mich und Euch, aber es sind Menschen und bei einem so langen Aufenthalt daselbst, wie ich gemacht habe, würde Dir der schmutzigere Revers gewiß nicht entgehen."

Derbe Lebenslust herrscht in Grüningen, eine satte Eß- und Trinkfröhlichkeit, gewürzt mit Jäger- und Soldatenwitzen, zu denen die Damen verstohlen kichern. Die Stimmung von Frauendienst, Minnesang, Liebeshof, die die Tradition um Sophie und ihr Elternhaus breitete, muß vor dieser Wahrheit sich verflüchtigen.

Und Sophie selbst war, ihr Kalender zeigt das, innerlich arm, oberflächlich, ungebildet. Von ihrem Wesen mag vielleicht die Ahnung seelischen Reizes in gewisser Beleuchtung, in manchem Moment des Schweigens illusionistisch ausgegangen sein, die sichtbaren, hörbaren Zeichen ihres Wesens waren aber Menschlichkeit mäßiger Art.

Solch geistig regen Inhalt haben ihre Tage nach ihrer eigenen unorthographischen Rechenschaft: 7. Januar 1795: heude früh ritt Hardenberg noch wieder ford es bassirde heude weider nichts. 8. heute waren wir wieder allein und es viel auch nichts weider vor. 9. Heude waren wir wieder allein und es viel auch wieder nichts vor."

Und solche Liebesbriefe bekommt Novalis von ihr: „Nu, wie sind Sie denn nach Haus gekommen lieber Hardenberg doch recht wohl und fietehl? Nun muß ich Sie nur mein Leid klagen, stellen Sie sich nur mal vor, wie Sie mier die Hare gaben so wickelde ich sie sauber in ein Papiergen ein und legde sie auf Hansen seinen Tisch. Den andern Dag wollde ich sie wegnehmen, da waren weder Hare noch Papiergen zu sehn nun bittet nochmals sich schären zu lassen nähmlich den Kopf — Sophie von Kühn." Oder ein andermal: „Husten und Schnuden habe ich aber offenes leibes bin ich doch noch auch denke ich wenn es mir einfällt an Sie — Sophie."

In der neueren Litteraturgeschichte macht sich jetzt eine lebhafte Gegenbewegung gegen die Heroenverehrung merklich, das Naturalia non sunt turpia gilt als Leitwort und je menschlicher, je besser. Dies an sich gesunde ehrliche Wirklichkeitsstreben hat groteske Auswüchse gezeitigt. Litterarische Kriminalisten haben unter den Spirituspräparaten öffentlicher Kliniken nach illegitimen Nachkommenschaftsfragmenten großer Dichter gesucht und mit fanatischem Spürsinn hat man nach diskreten Krankheiten bei ihnen recherchirt.

Mit solchem Litteraturdetektivismus und solchem Nivellirungssport hat nun — das muß auf das Entschiedenste betont werden — diese Heilborn'sche Anthropomorphosirung der Sophialegende nicht das mindeste zu thun.

Er zeigt die brutale irdische Wirklichkeit nicht, weil ihm das naturalistische Alltagsbild lieber ist als das schöne Märchen auf Goldgrund. Diese Enthüllung ist ihm überhaupt nicht Selbstzweck, sie wird ihm zur Folie, um darauf die Eigenart des Novaliswesens aufschlußreich und wirksam zu entwickeln. Und diese Eigenart besteht in einer fruchtbar zeugenden, schöpfungsmächtigen Innerlichkeit, einer Innenwelt, die selbstherrlich besteht und die die ganze Außenwelt ihrem Dienst sich umprägt, die niederen Stoffe für ihren eigenen Gebrauch in Gold umsetzt, die alle Dinge des Lebens nicht so nimmt, wie sie gegeben sind, sondern so, wie sie sie brauchen kann. Er metamorphosirt sich alles so, daß es ihm organische Nahrung wird. Und wenn Circe die Heroen in Schweine verzaubert, so ist sein Zauberspiel ein umgekehrtes.

Also ein Illusionist!

Ja, aber nicht der arme Narr und Selbstbetrüger mit der rosenrothen Brille, den wir im Leben belächeln und der uns wegen seiner unverwüstlichen Fähigkeit, Luftschlösser zu bauen, intellektuell beschränkt erscheint.

Des Novalis Imaginationskraft ging nicht auf Kosten des Verstandes. Er konnte so scharf denken und die Dinge so konkret ins Auge fassen wie einer, und er that es auch, wenn es nöthig war. Seine Notizen und seine Bemermerkungen über Grüningen zeigen das. Solche Anschauung erschien ihm aber als nur eine Seite des Lebens, gewiß nothwendig und nicht zu entbehren, wie die physischen Funktionen der Existenz. Wesentlicher aber war ihm: neben dieser zufälligen Welt, in die wir hineingeworfen werden, eine andere zu entdecken, in der wir Schöpfer und Geschöpf zugleich sind, eine seelische Vorstellungswelt voll tönender Phantasien, alle Fernen überspannender Schwungkraft, voll göttlicher Allheit.

Von der Macht des Gemüths, die Keime dieser Welt in sich zu finden, sie zu nähren, zu züchten zu üppigem Wachsthum, bis die Wunderwildniß berauschend blüht, davon sprechen Leben und Werk des Novalis.

Das ist eine rein geistige Spielart des „Paradies artificiel", das Baudelaire im Haschisch suchte. Novalis brauchte so physische Stimulantien nicht, er trug, wie Baudelaire sagen würde, „en lui sa dose d'opium naturel, le moyen de multiplication de l'individualité".

Die Gefühlsimagination der Herrenhuter Lehre, in der er aufwuchs, Fichte's Subjektivismus, der nichts außer dem Ich anerkennt, seine eigene sinnliche Einbildungskraft, verschmolzen zu einer dreiköpfigen fruchtbar schaffenden Göttin. Ihren Mysterien weiht er sich ganz. Er ist aber nicht nur Genießer dieser Stimmung, er ist auch ein logischer Analysirer, der die Konstitution und die Gesetze seines Eleusis folgerichtig entwickelt. Den „magischen Idealisten" nennt Novalis einen zur Schöpfung solch neuer Welt Potenten. Er

lehrt die Kunst, unseren Willen zu realisiren. „In uns oder nirgends ist die Ewigkeit mit ihren Welten, die Vergangenheit und die Zukunft."

Er spricht von den Stunden, „wo man gleichsam in allen Gegenständen, die man betrachtet, steckt und die unendlichen, unbegreiflichen, gleichzeitigen Empfindungen eines zusammenstimmenden Pluralis hat", was übrigens wieder ganz der Baudelaire'schen „multiplication de l'individualité" entspricht.

Er zeigt das Ziel, mit Pflanzen, Blumen und Sternen zu reden und mit den Augen einer Dryade eine Landschaft anzusehen.

„In ein Gedicht grandioser Einheit wandelt Novalis das Universum", in seinen Fragmenten. Und in seinem Heinrich von Ofterdingen ist tiefsinniges Variationsspiel wirksam. Dessen Sinn ist, daß das Gemüth die Wege zeichnet, die dann die Wirklichkeit beschreiten muß, „Schicksal und Gemüth sind Namen eines Begriffes."

An den Evangelisten Johannes in Albrecht Dürer's Bilde erinnerte Novalis' Erscheinung seine Freunde. Und an das Johannisevangelium vom weltzeugenden Logos „in ihm war das Leben", „alle Dinge sind durch dasselbe gemacht", erinnert sein magischer Idealismus.

Und hier wölbt sich auch die Brücke von der alten Romantik zur modernen.

Die „Blätter für die Kunst" und ihr Kreis betonen das Schöpferische der Vorstellungskraft, die künstlerischer schafft als die physische Natur und eine reichere Welt zu errichten fähig ist, als die, in der unsere leibliche Existenz wurzelt. Und die gleichen Beflügelungsmotive finden wir hier wie dort. Des Novalis Sehnsucht lieh sich im Ofterdingen Vergangenheitsvorstellungen, Stimmungen des Mittelalters, nicht um getreues historisches Kolorit zu erzielen, sondern weil die Dämmerungsferne verschollener Zeit seine Phantasie in Schwingung brachte. Im gleichen Sinne heißt es von Stefan George's Gedichten: „Es steht wohl an, vorauszuschicken, daß in diesen Werken nirgends das Bild eines geschichtlichen oder Entwicklungsabschnittes entworfen werden soll: sie enthalten die Spiegelungen einer Seele, die vorübergehend in andere Zeiten und Oertlichkeiten geflohen ist und sich dort gewiegt hat."

Welche Rolle spielte nun Sophie auf dieser Bühne des „magischen Idealisten".

Man kann sich gut denken, wie er für ihr irdisches Wesen und seine intelligibele Vorstellung von ihr die Einheit fand. Er mochte sie wohl ansehen, wie eine verzauberte Prinzessin, deren Geist schläft, und sich als den Berufenen, sie zu wecken und höher zu führen.

An Don Quixote und Dulcinea darf man aber dabei nicht spöttisch sich erinnern.

Denn Novalis wurde nicht von seinen Ideen besessen, sondern er besaß sie und kommandirte sie. Und weiter hatte Sophie etwas, was sie trotz ihrer Briefe, trotz ihrer geistigen Armuth, aus der alltäglichen Sphäre hob. Was sie sprach, war alltäglich und banal, doch von ihrem Wesen ging unsichtbare Tragik aus. Sie war gezeichnet, die Schwindsucht zehrte an ihr, sie ging den Weg des Todes. Novalis, der eine so feine Witterung für alle Gefühlsraffinements hatte, fand vielleicht unbewußt darin eine künstlerisch-tragische Erregung, in dieser Mischung simpler Alltäglichkeit in einem Wesen mit einem Schicksalszug, einem Verhängniß, das das Wesen erhöht und heraushebt. Und man denkt an die Maeterlinckworte über die Alltagstragik im „Intérieur", die ganz zu Sophie stimmen: „Alle sind sie so . . . Sie sagen ganz alltägliche Dinge; und niemand merkt ihnen etwas an . . . Man lebt monatelang an der Seite eines Menschen, der nicht mehr dieser Welt angehört . . . Sie gleichen unbeweglichen Puppen, und in ihren Seelen spielt doch so viel. Sie wissen selbst nicht, was sie sind." Und dann heißt es weiter von dem todten Mädchen: „Sie hätte auch so weiter gelebt, wie die anderen leben. Sie hätte bis zu ihrem Tode gesagt: „Heute Mittag wird es regnen, oder wir wollen frühstücken, oder wir sind dreizehn am Tisch, oder die Früchte sind noch nicht reif."

Das jähe Schicksal hat sie gesteigert und gekrönt mit dem Schleierkranz des Geheimnisses. „Gestern Abend war sie noch da, bei der Lampe, wie ihre Schwestern. Man würde sie nicht so anblicken, wie man sie anblicken muß, wenn nicht so etwas geschehen wäre. Mir ist's, als sähe ich sie heut zum ersten Male. Man muß dem Alltagsleben etwas hinzufügen, um es begreifen zu können."

Und folgerichtig erfüllt und vollendet sich Sophiens Bild dem Novalis erst, als ihr Körper dahingeschwunden.

* * *

Das physische Leben hat keine restlosen Gleichungen, reinliche Scheidungen und Abgrenzungen, es ist alles Mischung, Uebergang, Zwischenstadium. So hat Novalis der Mensch natürlich an sich nicht glatt erreichen können, was Novalis der Romantiker und Dichter so unumschränkt dekretirte. Sein Leben wurde ein Ringen um sein höheres Ich. Er stand zwischen den Welten, der natürlichen und der intelligibelen.

Sein Tagebuch gibt darüber rückhaltlose, niemals sich selbst schonende Aufschlüsse. Novalis hatte, was Baudelaire an E. Th. A. Hoffmann bewundert, die Fähigkeit vollendet ausgebildet „de construire son baromètre spirituel".

Ein Gefühlskontobuch, peinlich-pedantisch geführt, in dem der „magische Idealismus", die Schöpferfähigkeit „bestimmtie Stimmungen nach Willkür zu erregen", häufig schlechtere Abschlüsse machen, als die zu überwindenden unerbittlichen Forderungen seines physischen Menschen.

Der „Entschluß" spielt in diesen Blättern eine große Rolle. Es ist der Entschluß, — die letzte Konsequenz jenes „magischen Idealismus", — durch intensive Willensbestrebung die Funktionen seines Körpers zu besiegen, durch einen Willensakt ohne äußere Gewalt sich zu tödten, wie später die Kleist'sche Penthesilea, um Sophien zu folgen.

Und hier ist es nun freilich nicht ohne Tragikomik, wie in dem Eleusis seiner Vorstellung nur zu häufig die heftigsten Revolten seines leiblichen Menschen ausbrechen, die durchaus nicht immer siegreich von den himmlischen Heerschaaren seines Seelenreiches zurückgeschlagen werden. Oft ist er entsetzt über seine „Lauheit", über seine „Alltagsstimmung", er ist verzweifelt, daß er „so wenig in der Höhe bleiben kann".

Bänglich wird konstatirt, daß der „Entschluß" schwankender und ferner gewesen sei. „So fest er zu seyn scheint, so macht mich das zuweilen argwöhnisch, daß er in unerreichbarer Ferne vor mir liegt und mir so fremd vorkömmt." Er errichtet sich eine Warnungstafel: „Uebernimm Dich nicht, sey mäßig, überlaß Dich nicht zu sehr Deinem Hang zu vexiren und zu belustigen."

Schlimme und beschämende Streiche spielen ihm materielle Neigungen, ein Hang zum starken Essen: „Zuviel gegessen hab ich heut wieder. Oh, ohne Sitten werd ich meines besseren Selbst nicht gewiß." Und noch quälender seine brennende Sinnlichkeit, die krankhaft wollüstige Empfindsamkeit des Schwindsüchtigen. Auf gefährliche Phantasieausschweifungen deuten die Stellen: „ein wenig weit die Lüsternheit getrieben", „lüsterne Fantasie des Morgens", „überließ mich gänzlich der Lüsternheit".

Diese Mischung religiös-mystischer Ideen, Abtödtungsvorstellungen, Unendlichkeitssehnsucht mit den Versuchungen überreizter Sinnlichkeit entspricht völlig den Mischungen in der Gefühlswelt christlicher Mystiker und Heiliger. Man kann an den heiligen Antonius denken, dann aber vor allem an die brünstigen Extasen der Katharina von Siena und der ihr verwandten Seelen. Gleich ist die Einbildungskraft derer und die des Novalis, und gleiche süchtige betäubende Passionsblumen blühen aus diesem

Boden auf: Todeswollust, Aufgehen in die Gottheit sinnlich dargestellt durch die Vereinigung mit der Geliebten, Märtyrerstimulanz, Flagellantenphantasien, erotische Auffassung der Krankheit als Mittlerin zwischen den getrennten Liebenden, perverse Blut- und Fleischmystik in der Auslegung des Abendmahls, die im sinnlichsten Sinne fleischliche Mischung symbolisiren soll, und die in der Hymne und in der Stelle vom „Appetit nach Menschenfleisch“ bis zu sadistischen Visionen gesteigert wird.

Wie sehr Novalis zu sinnlich-grüblerischem Spintisiren neigte, verräth auch seine krampfig überreizte Betrachtung der Laokoongruppe: „Wollust dieser Gruppe. Ein unmoralisches Kunstwerk. Die Schlange ein sinnliches Gift. Schlangen müssen nicht fressen, nur stechen, Gift einflößen und saugen, nur tödten und Leben saugen.“ Er spricht vom Moment „wo der höchste Schmerz in Rausch“ übergeht, und notirt gleichsam als Pendant: „Zwei Satyrs, die drei Nymphen fassen“.

Die gleiche erotische Assoziation hat vor der konvulsivischen Gruppe später Heine gehabt, nur daß sein leichterer Sinn aus ihr keck und verwegen eine pikant spielende Pointe sich holte:

> Du sollst mich liebend umschließen
> Geliebtes schönes Weib!
> Umschling mich mit Händen und Füßen
> Und mit dem geschmeidigen Leib.
>
> Gewaltig hat umfangen
> Umwunden, umschlungen schon
> Die allerschönste der Schlangen
> Den glücklichsten Laokoon.

Auf diese Wege im Leben des Novalis, mit Schierling bewachsen und schillernden Sumpfblüthen, wirft die Betrachtung Heilborn's nicht ihre schärfsten Blicke. Vielleicht aus Rücksicht auf die Oekonomie seines Bildes hat er alle lockenden Exkurse über diese Pathologien und ihre Parallelen vermieden. Nur die Einleitung weist andeutend auf Lamartine, Balzac, Verlaine. Oder, was viel wahrscheinlicher ist, seiner Persönlichkeitsstimmung, aus der ja doch diese ganze Novalissendung ihm gekommen ist, waren diese Wege, wenn er sie auch verstand, doch die fremdesten der Strecke.

Jeder treue Sucher findet bei Novalis.

Und er suchte und fand vor allem den Novalis, der zum ewigen Frieden pilgert, das Kind der Andacht und der Sehnsucht, die müde Seele, die verwundet durch die Außenwelt und durch die stechenden Dornen der Quälgeister seines Inneren, sich flüchtete.

Er flüchtet in die Sammlung und Stille altdeutschen Lebens im Ofterdingen.

Er flüchtet in die herzlich innige Einfalt kindlichen Glaubens in seinen Marienliedern. Er gibt sich einer Landschaft hin, mit der er durch seine schöpferische Imagination ganz verschmilzt, so daß sie ihm seelisches Erlebniß wird. Wie es im Ofterdingen heißt: „Jene Fernen sind mir so nah, und die reiche Landschaft ist mir wie eine innere Fantasie“, und wie jenes einfach tiefe Wort es ausspricht: „In Heinrichs Gemüth spiegelte sich das Märchen des Abends.“

Und am Ende wird auch ihm alles Vergängliche nur ein Gleichniß, die Welt ein Traum, der Traum die Welt; und wie weiche dunkle Schlummerfittiche hüllt es ihn und uns ein:

> „Wo gehen Wir denn hin?“
> „Immer nach Hause.“

Felix Poppenberg.

Was liest der deutsche Arbeiter?

Eine Untersuchung darüber, wie der deutsche Arbeiter seine freie Zeit verbringt, ist für den Kulturpsychologen ebenso wichtig wie eine Statistik seiner Lebenszeit, seiner Krankheitsfälle ꝛc. Arbeit ist für den primitiven Menschen ein Zwang, dem er sich nach Möglichkeit entzieht; daß aus der Arbeit, d. h. aus der Last eine Lust geworden, ist eine der wundervollsten Ergebnisse menschlicher Kulturentwicklung. Aber der Einzelne ist erst dort im höchsten Sinne Mensch, nicht wo er aus äußerer oder innerer Nothwendigkeit schafft und arbeitet, sondern wo er spielt, d. h. seine freie Zeit mit freier Laune ausfüllt.

Eine Statistik darüber gibt es nicht. Hat doch selbst der Einzelne noch nie Jahrelang hindurch aufnotirt, wie, wo und womit er seine freien Stunden verbracht hat. So ist es klar, daß jeder Versuch, in dieses fremde Gebiet hineinzuleuchten, ebenso klein in seinem Umfang wie werthvoll in seinem Ergebnisse sein wird.

Im Allgemeinen klagt man darüber, daß der deutsche Arbeiter dem blöden Vereinsleben und schalen Genüssen allzu sehr nachginge. Es fehlt nicht an Stimmen, die den Großstädten und der Industrie die geistige Verelendung gewissen Arbeiterklassen zuschreiben wollen. So haben auch, als der Pastor in Gr. Bülten (Hannover) Dr. A. H. Th. Pfannkuche für sein werthvolles Büchlein „Was liest der deutsche Arbeiter“*) eine Umfrage erließ, viele Bibliotheksverwalter die Vergnügungssucht mancher Arbeiterschichten bitter beklagt. So wettert ein Nürnberger Berichterstatter über die „übergroße Vereinsmeierei.“ „Man kann wohl sagen, daß jedes Vereinsmitglied zugleich Mitglied von 1—3 und noch mehr Vereinen ist.“ Andere Ursachen für die Ablehnung von Bildungsmaterial seitens der Arbeiter ist allzulange und ermüdende Arbeitszeit. Wo sich dagegen, — hier ist der Beweis Dr. Pfannkuche's wirklich zwingend — die beste Organisation, der höchste Lohn bei kürzester Arbeitszeit findet, zeigt sich ein gesteigertes Lesebedürfniß. Aus diesem Grunde kommt der hannoversche Pastor zu dem Ergebniß (S. 67), „daß jede Förderung der freien Arbeiterorganisationen zugleich eine Förderung des geistigen und sittlichen Niveaus der deutschen Arbeiterniveaus bedeutet. Vom Standpunkte des für diese Ziele interessirten Volksfreundes kann nicht entschieden genug gegen die immer wiederkehrenden Versuche, die Wirksamkeit der Arbeitervereine durch Umsturz- und Zuchthausvorlagen einzuengen oder lahm zu legen, protestirt werden.“ Polizeiliche Drangsalirungen und Chikanirungen der Organisationen schädigten gleichzeitig das Streben nach geistiger Fortbildung.

Nachdem Dr. Pfannkuche die Faktoren nachgewiesen, die das Lesebedürfniß des Arbeiters hemmen oder fördern, konstatirt er im Großen und Ganzen das starke Verlangen der organisirten deutschen Arbeiterschaft nach geistiger Nahrung. Es ist ungleich stärker als das des sog. Mittelstandes, der Handwerker und kleinen Gewerbetreibenden. In welcher Richtung sich dieses Lesebedürfniß bewegt, hat Dr. Pfannkuche's tüchtige und vorsichtig abwägende Arbeit klargestellt. Er hat damit auch einen kleinen Beitrag zu der Frage geliefert, in wieweit sich das Proletariat unter dem Einfluß der großindustriellen Entwicklung umgeformt hat. Natürlich ist die Zahl der Bibliotheken, die zuverlässiges Material zur Bearbeitung boten, nicht sehr groß gewesen, dennoch sind die Ergebnisse frappant:

Das Interesse des deutschen Arbeiters für die Entwicklung in Natur-, Kultur- und Geistesleben verhält sich zu dem Interesse für die politische Entwicklung der Gegenwart etwa wie 17 : 10. Man irrt in der Annahme, daß das politische Interesse des Arbeiters viele politische Bücher und Broschüren verschlingt. Selbst eine stark aktuell gewordene Frage reizt die Arbeiter wenig, sich die einschlägige politische Litteratur

*) Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr. 8. 79 S., 1,25 Mk.

aus der Vereinsbibliothek leihen zu lassen. Es scheint, als ob Zeitungen und Vereinsvorträge dieses Interesse genügend befriedigen. Die stärkste Theilnahme bringt der deutsche Arbeiter der Darwinistischen Weltanschauung entgegen. Von den Büchern, die sich auf moderne Naturerkenntniß beziehen, stehen Darwin und Häckel obenan, und zahlreich verlangt werden z. B. R. Bommeli's Geschichte der Erde (684 Seiten!), Werke über Darwinismus, Weltschöpfung und Weltuntergang (von O. Köhler 464 Seiten!), Der Mensch und seine Rassen, Brehm's Thierleben u. s. f. Mit schöner Unbefangenheit würdigt der hannoversche Pfarrer diese Thatsache (S. 60 f.):

„Es sind Fragen der Weltanschauung, die hier nach Beantwortung ringen, ein im weiteren Sinne religiöses Interesse, das nach Aufklärung trachtet. Der Kampf zwischen einer alten und einer neuen Weltanschauung ist hier brennend geworden und treibt dazu, die Entwicklung in Natur- und Menschenleben zu durchforschen. . . . Es ist eine ungemein interessante Beobachtung, daß die aufstrebende deutsche Arbeiterschaft sich nicht in erster Linie auf die Fragen des praktischen realen Gegenwartslebens wirft, sondern in echt deutscher Gründlichkeit die tiefsten Gründe der Welt zu durchmessen sucht, um Klarheit und Wahrheit über den Urgrund der Dinge zu finden.“

Auf Grund dieser Thatsachen ist der Vorwurf Dr. Pfannkuche's als nicht unbegründet anzusehen, daß die berufenen Vertreter der Wissenschaft es leider für unter ihrer Würde liegend betrachten, ihre Wissenschaften allgemein verständlich darzustellen. Infolgedessen ist die Arbeiterschaft oft auf Erzeugnisse untergeordneter Geister angewiesen, die Wahrheiten von gestern mittheilen oder gar für Wahrheiten ausposaunen, was nur sinnreiche Spekulation ist.

Die Angaben über Unterhaltungslitteratur, die der Industriearbeiter liest, sind naturgemäß davon abhängig, was die ausgefragten Volks-, Fabriks-, Gewerkschafts- und sozialdemokratischen Arbeitervereinsbibliotheken in ihren Bücherbeständen besitzen, und sind darum lückenhaft, weil sie die Privatbibliotheken der einzelnen Arbeiter außer Acht lassen. Ich kenne Arbeiter, deren Bibliothekschätze den Ankaufswerth von 100—400 M. ausmachen. Einzelne Gewerkschaften, die durch Schenkungen Kolportageromane erhalten haben, entfernten sie wieder, ebenso minderwerthige illustrirte Zeitschriften. Die klassische Litteratur ist in der Pfannkuche'schen Enquete mit einer relativ hohen Ausleihziffer vertreten. In 37 Bibliotheken wurden gelesen:

Goethe . .	137	Mal	in	16	Bibliotheken
Schiller . .	106	„	„	18	„
Lessing . .	27	„	„	7	„
Shakespeare	48	„	„	6	„
Heine . . .	215	„	„	18	„
Byron . .	27	„	„	4	„

Unter den 137 Entleihungen Goethe'scher Werke steht der „Faust“ an erster Stelle!

Freilich werden alle diese Ziffern von den Autoren übertroffen, die die Arbeiterschaft rein zu Unterhaltungszwecken liest. Zola steht mit 433 Entleihungen obenan*), dann kommt Jules Verne (278), die Marlitt (270), Gerstäcker (268). Lebende Autoren sind mit folgenden Ziffern vertreten: Spielhagen 166, G. Hauptmann 150, B. v. Suttner (Die Waffen nieder!) 119, Sudermann 112, Tolstoi 45.

Wie stark das Interesse an wirklicher Poesie unter den Arbeitern ist, geht am besten aus den Ziffern hervor, die die Bibliothek des Vereins der Buchdrucker und Schriftsetzergehülfen in Leipzig geliefert hat.

Vorhanden waren Deutsche Dichtung (Gesammtwerke, Dichtungen, dramatische Werke — Roman- und Novellenlitteratur ausgeschlossen):

1895	416	Bände,	davon wurden	entliehen	243	Bände
1896	405	„	„	„	„	448	„
1897	419	„	„	„	„	486	„
1898	433	„	„	„	„	418	„

Die Arbeiterschaft weiß auch wohl den Werth guter Ausgaben zu würdigen. Eine gute Ausstattung lockt, eine schlechte schreckt ab. Der eben bezeichnete Leipziger Verein besaß Walter Scott in einer Miniaturausgabe, die niemandem genehm war. Als sie durch die gediegene Grote'sche ersetzt wurde, schob sich W. Scott als gelesener Autor neben Spielhagen und G. Freytag.

In einem hochinteressanten Anhang untersucht Dr. Pfannkuche, dessen Büchlein nur von städtischen Industriearbeitern handelte, das Lesebedürfniß eines Industriedorfes der Provinz Sachsen. 1897/98 benutzten 30 Prozent der erwachsenen Dörfler die Bibliothek. Maurer, Bergleute, Landwirthe, Dienstboten 2c. lesen eifrig, indeß der eigentliche Bauer mißtrauisch bei Seite steht. „Was brauchen unsere Knechte solche Bücher zu lesen; sie sollen wohl noch heller gemacht werden, daß bei die Bauern gar keiner mehr ziehen will!“ Solche Worte sind öfter gefallen. „Der Bildungsdrang ist hier wirklich groß“, schließt der intelligente Berichterstatter, „etliche schon ziemlich alte Arbeiter kommen zu mir (dem Lehrer), um sie in die „neue Rechnerei“ einzuführen oder in andern Fragen Aufklärung zu suchen.“

Die unbefangene und kluge Schrift Dr. Pfannkuche's ist ein erneuter Beweis für die Trefflichkeit aller Bestrebungen, die das Bildungsniveau und das Lesebedürfniß der großen Masse zu fördern suchen.

Ludwig Jacobowski.

Theater.

Deutsches Theater: „Die Macht der Finsterniß.“ Drama in 5 Akten von Leo Tolstoi.

Von Zeit zu Zeit erläßt Graf Leo Tolstoi, der Eremit, Sendschreiben an sein Volk. Darin steht zu lesen, daß die Kultur der Lügnerinnen schlimmste, die menschliche Wissenschaft der Dirnen käuflichste, die Kunst, der Verführerinnen niedrigste; daß Arbeit an ihnen den Seelenmord bedeute. Und weiter steht darin zu lesen, daß alle, die im Dienst des Vaterlandes kämpfen, alle Soldaten, Mörder seien; daß aller Geldverkehr auf Betrug, auf Ausbeutung der Schwachen beruhe; daß man sich dem Unrecht, das einem widerfährt, nicht widersetzen dürfe. Harte körperliche Arbeit auf der eigenen Scholle, Keuschheit, Pflanzennahrung sind die Ideale.

Eine verbissene Romantik, die er predigt. Es sind das alles gut stilisirte Naivetäten. Sie erfreuen sich auch im Westen Europas ihres Publikums, weil dekadente Gemüther ihren Kitzel dabei finden. Auf jeden aber, der das Leben klaren, liebenden Auges ansieht, müssen sie lächerlich wirken, lächerlich und ärgerlich zugleich.

Zehn Jahre sind vergangen, seit die „Freie Bühne“ Leo Tolstoi's „Macht der Finsterniß“ zur ersten Aufführung brachte. Damals stand diese Aufführung im Dienste einer Theorie. Es galt die dichterische Berechtigung des Naturalismus auf der Bühne zu erweisen. Diese „Macht der Finsterniß“ war beides zugleich; ein Milieudrama und ein Wirklichkeitsausschnitt ganz mit naturalistischen Mitteln gegeben. Und die „Macht der Finsterniß“ bestand die Bühnenprobe glänzend.

Glänzend hat das Drama nunmehr sie wieder bestanden, auf der Bühne des Deutschen Theaters. Die Aufführung war stimmungsvoll, doch gehörte sie zu den besten nicht. Selbst Bassermann wurde trotz packender Einzelwirkungen der Rolle des Nikita nicht ganz gerecht. Unmöglich war Paul Schwaiger. Leistungen aus dem Ganzen boten nur Max Reinhardt und Hanns Fischer.

Wieder ist die Probe bestanden, und das Publikum von heute fragt nichts nach Theorien und begeistert sich für

---

*) Doch geht das Interesse für diesen Autor zurück. Im Bericht eines Buchdruckervereins heißt es (S. 327): Zolas Werke, in ca. 20 Bänden angeschafft, wurden anfangs fleißig gelesen, hauptsächlich „Germinal“, jetzt hat das Interesse bedeutend nachgelassen, verschiedene Leser haben über die Schreibweise Zola's einen wahren Ekel empfunden und wollen kein Werk dieses Autors wieder mitnehmen.

die Idee des Naturalismus wenig. Eine Dichtung nahm auf der Bühne Gestalt an, gleichviel mit welchen Mitteln die Gestaltung durchgeführt, und weckte in den Herzen Widerhall. Damit wäre die Berechtigung des naturalistischen Wirklichkeitsausschnitts auf der Bühne erst vollends erbracht. Wirklich? Ich weiß das doch nicht.

Es ist ein Bild aus des Lebens Niedergang, aus seinen trübsten, schmutzigsten Tiefen, das da sich zeichnet. Doch kein gewöhnlich, kein alltäglich Bild! Dieser Bauer Nikita bricht die Ehe mit der Frau eines andern, dieser andere wird gemordet. Ein Mädchen, das Nikita verführt hat, stößt er von sich, er leistet den Meineid, sie nie berührt zu haben. Er heirathet die Mitschuldige am Ehebruch, am Morde. Er verführt die Stieftochter seines Weibes. Das Kind dieses Mädchens, sein eigen Kind, mordet er angstgequält nächtlicherweile. Und dann, bei der Hochzeitsfeier dieser Verführten packt ihn die Reue plötzlich elementar. Er wirft alles von sich, bezichtigt der begangenen Verbrechen sich selbst, thut Buße. Das alles ist nicht das alltäglich Gewöhnliche.

Das Schauerliche ist es. Das Schauerliche aber ist so gut ein künstlerisches Prinzip, wie das Erhabene oder Lächerliche. Und niemand hat das besser gewußt, bewußter verwendet als E. Th. A. Hoffmann und Achim von Arnim, die Romatiker.

Dennoch, das Schaurige ist nicht das entscheidende künstlerische Element in Leo Tolstoi's „Macht der Finsterniß". In warmer Bauernstube sitzen sie beisammen, während der Schnee draußen eisig fällt. Ein alter, verkommener Soldat erzählt von seinem Schicksal; wie sie beide zu Grunde gegangen sind, er und sein Weib; im Trunk er selbst, sie in der Schande. Er spricht davon, wie ein Kind von einer Strafe, die es nicht empfindet. Sie reden auch von Geld und Zinsen, — wie die Zinsen dadurch zu Stande kommen, daß der Nothleidende gezwungen werde, höheren Betrag zurückzugeben als den empfangenen; wie Kinder sprechen sie davon. Und durch diese „Macht der Finsterniß" geht die Gestalt des alten Akim, des Vaters des Verbrechers. Ein kindischer, stammelnder Greis. Auf seinen frommen Lippen beben die Worte des Evangeliums, wie es in Einfalt ein Kind versteht. Und ein Sterbender bittet den Mann um Vergebung, der ihm das schwerste Unrecht angethan. Und der Sünder, dem jede Schandthat gelungen, wirft sich im hochzeitlichen Gewande in den Staub und bittet die und den, und den andern bittet er um Vergebung. Von all dem löst sich zwingend eine Stimmung ab, die kindlicher Einfalt. Niemand hat diese Stimmung inbrünstiger gesucht als Wackenroder und als Novalis, die Romantiker.

Gestalten und Vorgänge in Tolstoi's „Macht der Finsterniß" sind ganz stimmunggetragen. Und darauf eben kommt es an. Das allein entscheidet. Nichts hat der Erfolg dieser „Macht der Finsterniß" für den Naturalismus bewiesen —, mit Stimmung ist jede Kunstrichtung möglich, ohne zwingende Stimmung keine. Mir kommt dieser Streit über die Berechtigung der einen oder anderen Dichtungsart immer vor, als wollten Juweliere darüber uneins werden und Auseinandersetzungen pflegen, ob man Perlen in ein grünes, rothes oder gelbes Futteral verpacken müsse. Auf die Perlen kommt es an. Und in der Kunst heißt die eine, köstliche Perle: Stimmung. Der Eigenart der Stimmungen aber Rechnung getragen, — dieser wunderseltsamen Verbindung des Schaurigen mit kindlicher Einfalt —, ist der Dichter der „Macht der Finsterniß", Graf Leo Tolstoi, weit eher als ein Naturalist — Romantiker.

Und nun das Wundersame: all die Stimmungselemente, die ich aufgezählt, von der Gestalt des verkommenen Soldaten zu dem Gespräch über Geld und Zinseswerth, zu dem einfältigen frommen Greise, zu dem Sünder, der sich bekehrt, sie alle sind erstanden aus Leo Tolstoi's theoretischen Weltbesserungsideen; sie stehen im engsten Zusammenhang damit, sie sollen Beweiskraft dafür haben. Aus abgeschmackten Theoremen Stimmungselemente? Warum wirken sie nicht ärgerlich und lächerlich wie jene?

Alle Dichtung ist — man hat das längst noch nicht genug erwiesen — ein Irrationelles. Ein Etwas über und wider die Vernunft. Es ist auch nicht wahr, daß der zerlegende Verstand ihr irgendwelchen letzten Maßstab setzen könnte. Es gibt in Goethe's Lyrik Gedankenverbindungen, die man nie ganz ertüftelt, und denen vielleicht gerade deshalb die tiefe Wirkung gegeben. Die Dichtung wendet sich an einen andern Menschen im Menschen. Sie ruft Fähigkeiten wach, die alltags schlummern. Und außer jedem Zweifel scheint es, daß vor allen anderen Fähigkeiten die Sehnsucht dichterischer Wirkung unterliegt. Der Einfalt aber in der Kunst ist auf die Sehnsucht stärkste Kraft gegeben. Weil sie die Friedensstimmung ruft, die holde.

So ist es ein Widerspruch und dennoch keiner, wenn man dem Grafen Tolstoi, dem Theoretiker, der die Einfalt predigt, die Gefolgschaft kündigt, und wenn man dem Dichter Leo Tolstoi in die klingenden Wälder träumend nachgeht bis zu der Hütte hinter Dornenhecken, in der die Einfalt schläft. —

Leo Tolstoi, der Romantiker, hat ein naturalistisches Drama geschrieben, „Die Macht der Finsterniß." Naturalistisch vor allem die Sprache und Ausdrucksweise.

Leider, ich kann auch in der Sprachbehandlung nichts charakteristisch Naturalistisches entdecken. Diese Sprache ist häufig nur ein Stammeln, und manches rohe Wort mag zartbesaitete und schöne Seelen arg verletzen. Die vollendete Sprache der Einfalt ist's zugleich. Die Anschauungswelt der Unmündigen gibt sich in ihr. Und wundersam, voll dichterischen Zaubers klingt in ihr wieder das Wort des Evangeliums. Es ist die Sprache, die der Stimmung ganz entspricht. Und diese Einheit der sprachlichen Ausdrucksweise mit der Stimmung und mit dem Stofflichen — ist das nicht „Stil?"

Nur Eins, das in dieser Dichtung ernüchtert und der Stimmungskraft trotz starker Bühnenwirkung widerstrebt: der Schluß. Diese plötzliche Umkehr des großen Sünders zu Reu' und Buße. Nicht daß man sagen müßte, diese Reue ist der Charakteranlage nach unmöglich; im Gegentheil; doch fehlen da die psychologischen Verbindungsglieder. Immer spricht mit dem Dichter Tolstoi zugleich der Sozialtheoretiker, doch immer ist der Dichter stärker. In dieser Schlußwendung aber ist er dem Theoretiker ganz zu willen und unterthan geworden; Tolstoi, dem Theoretiker, — dem man nicht glaubt.

Ernst Heilborn.

Das Konzert.*)

Das Konzert war zu Ende. Der Saal hatte sich allmählich geleert. Die Gaslichter wurden ausgelöscht und die Bedienten zogen sich nach ihren Räumlichkeiten zurück. Auf der halbdunklen Treppe stiegen noch die letzten Besucher herab und bald waren auch diese entschwunden; einige verweilten noch vor der Auffahrt — endlich gingen auch sie auseinander. Die Wagen rollten nach den verschiedensten Richtungen auseinander; die Schutzleute, die im Galaanzuge postirt waren, entfernten sich und gaben dadurch Betrunkenen die Möglichkeit, aus dem Dunkel auf die lautlose menschenleere Straße hervor zu taumeln. Ein solcher erschien in der Person eines Schneiders, der einen sehr derangirten Anzug trug; er ging bis zur Mitte des Straßenpflasters und schrie mit unnatürlich wilder Stimme:

„Zu Hilfe, ho — ho — ho!"

Doch die Straße hatte dafür nur ein verächtliches Stillschweigen.

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen von A. Garbell.

Wir aber wollen nach dem Saale zurückkehren, der noch vor wenigen Minuten so hell und belebt war. Jetzt herrscht dort vollständiges Dunkel; die Stühle stehen so still in ihren Reihen, und es ist, als ob sie heimlich ihre Eindrücke über den Abend austauschten.

Nach einiger Zeit wurde die tiefe, lautlose Ruhe durch ein Rascheln unterbrochen, das allmählich aus allen Winkeln des Saales erscholl. Bald erschienen zwischen den Stühlen größere und kleinere graue Thierchen mit langen Schwänzen, spitzen Schnäuzchen und lebendigen durchdringenden Aeuglein. Das waren Ratten und Mäuse, die aus den Häusern der ganzen Nachbarschaft zu einem Konzert erschienen waren, welches „wohlthätige Ratten" zum Besten „des Asyls für arme, minderjährige Mäuschen" veranstalteten. Die Schutzpatronin dieser Anstalt war die sehr alte Maus Stepanida, die den Ehrenplatz in der ersten Reihe eingenommen hatte. Neben ihr saßen auf einigen Stühlen die Ehrenmitglieder, Wohlthäter, die für verschiedene Mäuseanstalten Beiträge spendeten, dann folgten verschiedene Beamtenratten von solidem Aussehen mit grauen Haaren und Glatzen — Intendanturratten, dick und würdevoll, mit vor Fett verschwommenen Aeuglein, gewandte und geschmeidige Mäuseriche, Archivratten, mager und alt mit Aktenstaub und hier und da mit Schimmel bedeckt. In den nächsten Reihen hatten Ratten beider Geschlechter, jeglichen Alters und verschiedener Stände Platz genommen. Da waren Speicherratten, die kaum ihren Bauch fortschleppen konnten, mit ihren wohlbeleibten Gattinnen und Sprößlingen, Ratten aus der niederen Beamtenwelt, schüchtern und hager, zwei, drei Studentenratten, von sehr liberalem Aussehen; da waren auch Rattenjungfrauen, Töchter armer, aber anständiger Eltern, die nach einem Bräutigam ausschauten und Musikstunden nahmen, und endlich auch Ratten, die mit frechen Stirnen jedem zulächelten und nicht mehr nach einem Bräutigam, sondern einfach nach „Kavalieren" ausschauten. Mit einem Worte, der ganze Stadttheil hatte sich zu diesem Konzerte versammelt, und jeder hatte als Eintrittsgeld sein Scherflein für den guten Zweck beigetragen.

Die Gaben wurden in einem freien Winkel des Saales zusammengelegt und bildeten einen ganzen Haufen aller möglichen Gegenstände, die für Ratten in Betracht kommen, vom Militärzwieback (Spenden der Intendanturratten) an bis zu einem Stückchen Sohlenleder von alten Studentenstiefeln.

Das versammelte Publikum verhielt sich in Erwartung des Konzerts ziemlich ungezwungen: — Die Speicherratten nagten Sonnenblumenkörner, die sie mitgebracht hatten, wobei hier und da Händel entstanden, und nur das Publikum in den ersten Reihen benahm sich mit der seiner Solidität angemessenen Würde und erwartete schweigend den Beginn des Konzertes. Am Auffälligsten von diesem Theil des Publikums betrug sich eine Ratte, die Berichterstatterin einer großen und weitverbreiteten Zeitung „Das patriotische Wehgeschrei". Unaufhörlich huschte sie zwischen den Reihen der Stühle hindurch, stieß die Sitzenden an, ohne sich zu entschuldigen, lief hinter die Scene, kehrte wieder zurück und befand sich sichtlich in ungewöhnlicher Aufregung. Sie hatte nämlich über das Konzert einen Bericht zu schreiben und der Redaktion einzuliefern; der aber zu spät kommen mußte, wenn der Beginn des Konzertes sich verzögerte.

Sie hatte schon alle Ordner bestürmt und bewog dieselben schließlich, mit dem Konzerte zu beginnen, ohne erst die Ankunft einer berühmten Sängerin, die ihre Mitwirkung zugesagt hatte, abzuwarten. Man ließ eine abgeschundene Ratte auf die Scene treten, die eine Romanze vortragen sollte. Dieselbe ließ zunächst einen schmachtenden Blick über das Publikum hingleiten, fast als ob sie um Nachsicht bitten wolle, begann dann zu piepsen und zu pfeifen und brachte es sogar fertig, in unbegreiflicher Weise zu schnarren. Die Zuhörer waren mit dem Vortrage sehr zufrieden und gaben dies durch anhaltendes Pfeifen zu erkennen; infolge dieses Beifalls erschien die Ratte nochmals, legte die Hand aufs Herz und verneigte sich vor dem Publikum.

Der Anfang war gelungen. Die dadurch ermuthigten Ordner ließen jetzt einen „jungen, talentvollen" Mäuserich auftreten, der so begabt war, daß er drei Instrumente auf einmal nachahmen konnte: die Violine, das Violoncell und das Fagott. Sein Spiel war ein so vollendetes und begeisterte das Publikum so sehr, daß der junge Künstler genöthigt war, seinen Vortrag zweimal zu wiederholen, worauf jedesmal ein anhaltendes, betäubendes Pfeifen erscholl. Dank diesem Beifallsturme war ein kleiner Skandal, der in den hinteren Reihen vor sich ging, ganz unbemerkt geblieben. Eine Speicherratte verlangte nämlich von einem jungen Mäuschen, daß es ihr den Platz einräumen solle, den es widerrechtlich besetzt hatte, und zeigte zum Beweise ihrer Berechtigung das Billet. Nachdem die junge Maus einige Augenblicke gestritten hatte, räumte sie den Platz und entfernte sich mit verhaltenem Grimme nach einem Winkel des Saales. Das Mäuschen hatte trotz seiner großen Jugend schon verhältnißmäßig viel Ungemach im Leben erfahren. Es war daher erbittert und hegte im Herzen einen unversöhnlichen Haß gegen die sogenannte Gesellschaft. Die Aermste lebte im Bodenstübchen eines Studenten; sie war ehrlich, nicht etwa nur, weil es bei dem Studenten nichts zu stehlen gab, sondern „aus Prinzip", und hatte, um dem Konzerte beiwohnen zu können, ihren letzten Brocken Brodrinde für einen Stehplatz hingegeben. Als sie aber einen freien Sitzplatz bemerkte, hatte sie sich zum Hinsetzen verlocken lassen, ohne vorauszusehen, daß dies zu Unannehmlichkeiten führen würde. Nun war sie gegen alle aufgebracht und beschloß, darauf zu merken, wie sie sich rächen könnte. Da sie den Charakter der „Wohlthäter" kannte, begab sie sich zunächst zur Kasse. Der Haufen der verschiedenen Spenden war noch unberührt, aber um denselben herum spazierten schon wie absichtslos einige verdächtige Gestalten mit hungrigen Blicken, jedoch mit den Manieren unzweifelhafter Gentlemen. Das junge Mäuschen begann scharf aufzupassen.

Unterdessen war das Konzert bis zur Mitte des Programms gediehen. Die bekannte Sängerin war angekommen und erschien auf der Estrade. Es ertönte ein nicht enden wollendes Pfeifen: Das Publikum gerieth in Entzücken, und es hatte auch Grund dazu. Die Sängerin erwies sich als eine reizende, weiße Maus. Schon längere Zeit hatte sie sich an Konzerten nicht mehr betheiligt und genoß in einem benachbarten Hause bei einem reichen alten Manne vollständige Verpflegung. Nur die eifrigen Bitten der Veranstalter und das Mitgefühl für die armen jungen Mäuschen hatten sie bewogen, wieder öffentlich aufzutreten. Sie erschien auf der Estrade, hinter sich einen langen, prächtigen Schwanz nachschleppend, der eine Schleppe vollständig ersetzte. Darauf verneigte sie sich graziös mit einem freundlichen Blicke ihrer blauen Augen, erhob sich auf die Hinterpfötchen und begann, die vorderen auf dem Bäuchlein zusammenlegend, ihren Gesang. Derselbe hatte Aehnlichkeit mit dem Gesange eines Kanarienvogels; wunderbar reine, hohe Töne, erstaunliche Passagen erklangen, und es war so unerhört schön, daß sich ein betäubender Lärm im Saale erhob, als die Sängerin geendet hatte. Es pfiffen alle, die es nur konnten. Sogar die Intendanturratten, die während der Zeit in einem leichten Schlummer von den der Krone angehörenden Mehlsäcken geträumt hatten, geriethen in ein unbeschreibliches Entzücken, und als die Sängerin nochmals erschien, überreichte ihr eine Intendanturratte sogar ein Stück Fruchtzucker, welches einem Kaufmann beim Verlassen des Konzerthauses auf der Treppe entfallen war, und eine andere ein Stückchen, diesmal ehrlich erworbenen, kleinrussischen Talges. Die Sängerin ließ ihre Stimme noch einmal ertönen und eilte dann, nach Hause zu kommen. Hinter der Scene umringten sie eine ganze Schaar von Verehrern, unter denen sich besonders einige Mäuseriche hervorthaten. Man dankte ihr, küßte ihr die Pfötchen, kurz man erwies ihr alle erdenkliche Anerkennung.

Die alte Maus Stepanida, die früher eine Modedame und sehr flatterhaft war, dankte persönlich und im Namen der „armen Kleinen" der Sängerin in den für

diese Gelegenheit passenden Ausdrücken, wobei sie jene bat, auch in Zukunft der „heiligen Sache" ihre Hilfe nicht versagen zu wollen. Die Sängerin verneigte sich nach allen Seiten, erklärte endlich, daß sie sich beeilen müsse, nach Hause zu kommen, machte noch einmal allen eine graziöse Verbeugung, ringelte ihr Schwänzchen und verschwand in die nächste Spalte. Einige Mäuseriche wollten ihr nachstürzen, um sie zu begleiten, stießen aber in der engen Oeffnung zusammen und blieben stecken. Es erfolgte eine ziemlich unangenehme Scene, die glücklicherweise ablief, ohne daß ein Protokoll aufgenommen wurde.

Unterdessen leerte sich allmählich der Saal. Mit Anstand und ohne zu eilen zerstreute sich das Publikum, die soeben gewonnenen Eindrücke untereinander austauschend. Nur an der Kasse hatte sich die Zahl der Gentlemen um das Dreifache vergrößert. Dieselben hatten wie aus Neugier um den Haufen der dargebrachten Spenden herum eine dichte Wand gebildet und folgten den Abrechnungen, welche die alte Maus vorgenommen hatte. Die Rechnungen waren wie gewöhnlich sehr große. Es war in denselben alles nur Mögliche aufgestellt. Da waren sowohl die Ausgaben für Aufforderung und Bewirthung der Künstler, als auch für Fahrten u. s. w. verzeichnet. Die alte Maus beglich alle Rechnungen, beauftragte einen ihrer Verwandten, das Uebriggebliebene nach dem Asyl zu schaffen, und begab sich darauf zu ihren armen Schützlingen.

Der Verwandte war ein sehr niedlicher Mäuserich, dessen Verwandte wiederum einen Verwandten hatten, der viele Verwandte besaß, die ihrerseits wieder viele nahe Bekannte hatten. In Anbetracht des gelungenen Konzertes lud er einige zu einem kleinen Imbis ein, diese luden ihrerseits die anderen schon „zu einem Abendbrod" ein, und es vergingen kaum einige Minuten, als der ganze Schwarm von Gentlemen sich mit heißhungerigen Blicken auf die Spenden stürzte.

Es begann ein orgienartiges Fressen. Die Fleischstücke, Brodkrumen und Talgstümpfe wurden in wenigen Augenblicken mit lautem Geräusch und Schnalzen der Zunge verzehrt. In kaum einer halben Stunde war von dem ganzen Haufen nichts übrig als die Sohlenstückchen vom Studentenstiefel. Alles war verschlungen. Die übersatten Räuber pusteten, beleckten ihre Pfoten und schlichen in ihre Winkel.

Sie hatten jedoch einen ungesehenen Rächer.

Der ehrliche Mäuserich war auf das Gesims der Mauer geklettert und hatte von dort aus die Orgie beobachtet. Von einem Gefühl edlen Unwillens geleitet, wartete er, bis alle verschwunden waren, schlich sich dann unter die Diele, bestrich das Ende seines Schwanzes mit Kreide, ging nach einer von Mäusen am meisten besuchten Stelle und begann folgende Worte an die Wand zu schreiben:

„Mitbürger! Das Konzert, das zum Besten des Asyls für arme, minderjährige Mäuschen veranstaltet wurde, hatte einen reichen Ertrag; die Wohlthäter haben denselben jedoch selbst aufgefressen und für die armen Kleinen ist nichts übrig geblieben. Ich wende mich in Folge dessen ..." In diesem Augenblick legte sich eine schwere Pfote mit scharfen Nägeln auf seine Schulter.

Er sah sich um und wurde kreidebleich: Vor ihm stand eine riesige graue Ratte — der örtliche Ordnungskommissar!

Der junge Mäuserich wurde arretirt, lange in Gewahrsam gehalten und endlich vor Gericht gestellt. So endete das „Wohlthätigkeitskonzert".

K. Baranzéwitsch.

33 Jahre in Ost-Asien. Erinnerungen eines deutschen Diplomaten. Von M. von Brandt. Band I. Leipzig. 1901. Verlag Georg Wigand.

Das auf drei Bände berechnete Memoirenwerk des bekannten früheren deutschen Gesandten in Peking liegt im ersten Bande, der vornehmlich die preußische Expedition nach Ost-Asien 1860—1862 umfaßt, jetzt vor. Herr von Brandt hat jener preußischen Expedition, die unter der Führung des Grafen Fritz Eulenburg, des späteren Ministers des Innern, stattfand, als Attaché beigewohnt. Er erzählt in reizvoller Weise über die ersten Eindrücke, die er damals von Ost-Asien, das er später so eingehend kennen lernen sollte, gesammelt hat. Wir werden dem Werk demnächst noch eine eingehendere Besprechung widmen, möchten unsere Leser nur zunächst darauf hinweisen, daß es sich hier um eine charmante Lektüre handelt: nichts Trockenes in dem ganzen Buch, auch das Belehrende ist mit litterarischem Geschmack ohne jede Aufdringlichkeit nur eingestreut. Es ist der erfahrene Weltmann, der zur Feder greift, um das bunte Wesen dieser Welt nicht ohne Skepsis und doch mit großer Frische darzustellen. Je größer die Anzahl jener Schilderungen von fernen Ländern ist, die jetzt alljährlich die Druckerpresse verlassen und wenig oder nichts taugen, um so willkommener sind Erinnerungen von Männern, die mehr erlebt haben als der gewöhnliche Globe-trotter, und die vor allen Dingen ein künstlerisches Darstellungsvermögen besitzen.

B.

Gustav Karpeles. Heinrich Heine. Aus seinem Leben und aus seiner Zeit. Leipzig, Adolf Titze.

Der Name des Verfassers der vorliegenden Biographie ist mit der Geschichte der Heine-Forschung unzertrennlich verknüpft. Gustav Karpeles hat in mehreren selbständigen Werken und vielen Aufsätzen werthvolle Beiträge zur Klarstellung der Lebensschicksale und zur Würdigung der Werke Heine's gegeben, und seine Arbeiten sind grundlegend bei der Erörterung aller litterarhistorischen Fragen, welche diesen Dichter betreffen. Das vorliegende Buch bietet eine Zusammenfassung dessen, was der Verfasser in den letzten 12 Jahren über Heine geschrieben; aber „nicht um das Büchergedränge zu vermehren", hat er sich der 100. Wiederkehr von Heine's Geburtstag mit dieser Festgabe erinnert. Auch sie soll dem Zwecke dienen, welchem er seit nunmehr 30 Jahren einen großen Theil seiner Lebensarbeit weihte: die Einsicht in die menschliche und dichterische Bedeutung Heine's zu fördern und zu heben — bei den großen Vorurtheilen, welche heute noch gegen den Dichter des Buches der Lieder herrschen, fürwahr keine verschwendete Mühe.

Das Buch bietet die Ergebnisse streng wissenschaftlicher Untersuchung in populärer Darstellung, ein Vorzug, welcher bei der gegenwärtig herrschenden Richtung litterarischer Forschung nicht genug hervorgehoben werden kann. Der Verfasser ist keiner jener zünftigen Litterarhistoriker, welche über dem Sammeln von Einzelheiten und Kleinigkeiten die großen Gesichtspunkte vergessen, welche allein einem Werke dauernden Werth verleihen; er bietet in seinem Heine-Buche nicht bloßes Stückwerk, wie man nach dem allzu bescheiden gewählten Titel anzunehmen geneigt wäre, sondern er gibt dem Leser ein ebenso klares als vollständiges, mit liebevoller Sorgfalt gezeichnetes Bild von dem Leben und Schaffen des Dichters. Er greift zurück bis auf die Ahnen Heine's, und verfolgt seine Schicksale über das Grab hinaus bis in die Erinnerung der Nachwelt und die ihm geweihten Darstellungen bildender Kunst. Speziell der Heine-Ikonographie widmet er besondere Aufmerksamkeit und unterzieht jedes ihm bekannt gewordene Heine-Bildniß — und deren sind viele — einer eingehenden Beurtheilung. Als willkommene Beigaben begleiten dieselben in chronologischer Reihenfolge die Biographie, was dem Buche, vereint mit den reproduzirten Autogrammen, einen erhöhten Reiz verleiht. Dank der geschmackvollen Auswahl und dem beobachteten Maße sinkt es jedoch keineswegs auf die Stufe jener illustrirten Werke herab, die das nicht minder abschreckende Gegenstück der obenerwähnten hypergelehrten Publikationen bilden. Wer immer Heine's Genie zu würdigen weiß, dem kann dieses Buch warm empfohlen werden. Es gehört zu den besten litterarhistorischen Werken, welche der Büchermarkt des letzten Jahres zu verzeichnen hatte.

Wien. W. von Wurzbach.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 7. Berlin, den 17. November 1900. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). – Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Es liegt bei:

Nr. 7 der Handelspolitischen Flugblätter der „Nation“:

Die Schädigung der Industrie durch die agrarische Zollpolitik.

Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser hat den Reichstag persönlich eröffnet. Die Thronrede bringt keine Ueberraschung, und das Einzige, wodurch sie sich auszeichnet, ist der Stil, in dem jener Abschnitt, der die ostasiatischen Ereignisse betrifft, gehalten ist; die politische Feinheit ist hier durch patriotisch-oratorischen Schwung ersetzt; das ist eine Neuerung, über deren Geschmack sich streiten läßt; sie paßt zu jenen politischen Inscenirungen, die bei uns üblich geworden sind; allein die Politik kann an dieser Frage des Geschmacks ohne Bemerkung vorübergehen.

Daß der Kostenaufwand für Ostasien 152 770 000 M. zunächst betragen wird, erfahren wir aus einer besonderen Vorlage; ein „verfassungsmäßiger Beschluß über den Kostenaufwand“ soll durch „nachträgliche Zustimmung“ des Reichstages herbeigeführt werden. Die Gründe, warum erst jetzt diese Rechnung vorgelegt wird, gibt die Thronrede in jenen Wendungen, die wir aus den offiziösen Darlegungen seit längerer Zeit kennen. Und in der That wird man annehmen dürfen, daß es Unentschlossenheit, mangelnde Energie und nicht absichtsvolle Mißachtung der Rechte des Reichstages gewesen sind, die eine so verspätete Einberufung herbeigeführt haben. Niemand hat den Fürsten Hohenlohe genügend stark gedrängt, den Reichstag zu berufen, und er selbst drängte am wenigsten auf eine Reichtagsberufung hin.

Ueber unsere ostasiatische Politik sagt glücklicher und sagt unglücklicher Weise die Thronrede nichts neues. Wir können damit einverstanden sein, daß der ursprünglich vom Grafen Bülow gezogene Rahmen nicht überschritten werden soll; keine Eroberungen, doch Kooperation mit den andern Mächten, zu denen unser Verhältniß ein normales geblieben ist — das ist gut; doch weniger gut ist es, daß die Thronrede darüber nichts zu sagen vermag, wie nahe wir dem endgiltigen Friedensschlusse sind. Die Nachrichten aus China selbst besagen darüber eben so wenig, wiewohl die Gesandten nunmehr in gemeinsamer Arbeit ein ganzes Menu für die Verhandlungen zusammengestellt haben.

Die Vorlagen, welche im Uebrigen die Thronrede ankündigt, sind ohne politische Erheblichkeit, und eine freilich sehr erhebliche Vorlage, das Zolltarifgesetz, wird noch nicht dem Reichstag, sondern nur als Vorlage — „im Laufe des Winters“ — dem Bundesrath in Aussicht gestellt. Es scheint also, daß dieser wichtigsten politischen Frage das Loos bisher nicht endgiltig geworfen ist. Auch im Schoße der Regierung werden wohl Agrarier und Freunde der Handelsvertragspolitik um diese kostbare Seele noch ringen.

Zur Verhandlung im Reichstag haben die Sozialdemokraten sogleich eine Interpellation eingebracht; sie lautet:

> „Welche Maßregeln gedenkt der Herr Reichskanzler gegen die Beamten des Reichsamts des Innern zu ergreifen, welche von einer Interessentengruppe, dem Centralverband deutscher Industrieller, die Summe von zwölftausend Mark gefordert und erhalten haben, um damit die Agitation für den vom Bundesrath dem Reichstag am 26. Mai 1899 vorgelegten Entwurf eines Gesetzes zum Schutze des gewerblichen Arbeitsverhältnisses zu betreiben?“

Es war ein politischer Fehler, daß das Reichsamt des Innern nicht an Haupt und Gliedern sogleich reformirt wurde, als die erbauliche Historie von den 12 000 Mark bekannt geworden war; es wird ein neuer politischer Fehler sein, wenn gemäß jener Taktik im Reichstage verfahren werden sollte, die heute, wie Vertraute sagen, von der

Regierung und insbesondere vom Grafen Posadowsky angeblich adoptirt ist.

Graf Posadowsky will, so hört man, erklären, daß er von der ganzen Sache nichts wisse; daß er zur Zeit der Transaktion in England gewesen sei; daß er also sein Alibi nach allen Regeln der Kriminalistik nachzuweisen im Stande wäre; und Herr Woedtke will sagen, daß der Schuldige er allein sei, wenn es schuldig sein heiße, sich von seiner Liebe zu seinem Chef, zum Vaterlande und zur Zuchthausvorlage über die hergebrachten Grenzen hinwegreißen zu lassen. Mein Fehl war allzu heißer Eifer im Dienst der besten Sache von der Welt, — und vor solch tugendhaftem Bekenntniß hätte alsdann die tugendhafte Kritik zu verstummen.

Es ist anzunehmen, daß die Kritik nicht ganz so tugendhaft sein wird. Eine englische Reise ist zwar eine gute Sache; aber es soll nicht ganz unmöglich sein, als Chef eines deutschen Ministeriums selbst in England zu erfahren, was im eigenen Ressort daheim sich ereignet; und dann gibt es ein Wiedersehen. Und wie erfreulich kann ein solches Wiedersehen sein, wenn sich herausstellt, daß ein befreundeter Verlag die eigenen, die Posadowskyschen Reden über die Zuchthausvorlage in vielen Tausenden von Exemplaren vertreibt. Gewiß, ein sehr vorsichtiger Mann fragt nicht, woher kommen die Mittel zu dieser erfreulichen Propaganda; aber selbst ein märchenhaft vorsichtiger Chef kann die Verantwortung nicht leicht für die Politik seiner Untergebenen ablehnen.

Eines ist sicher; einer preußischen Tradition würde es jedenfalls nicht entsprechen, wenn ein Chef vor dem heraufziehenden Unwetter hinter dem bereitwillig zur Verfügung gestellten Rücken eines Geheimraths Schutz suchen würde. Eine solche Alibitheorie hat bisher in unserer Politik nicht Eingang gefunden; ob diese Neuerung bevorsteht, wollen wir abwarten.

In Württemberg ist der Minister von Mittnacht zurückgetreten; er ist amtsmüde, und alt ist er auch. Länger als fünfzig Jahre hat er unter drei Königen gedient.

Er ist als Politiker ein kluger, welterfahrener und wandlungsfähiger Mann gewesen; ein Partikularist, der gegen Preußen und gegen die deutsche Einheit war, und der dann doch sich sehr gut mit dem Reiche und mit Bismarck abzufinden verstand; ein Reaktionär, der schließlich sehr gut mit den süddeutschen Demokraten auszukommen verstanden hat; kein Mann allerersten Ranges, der den Bewegungen ihren Lauf vorzuschreiben vermocht hätte; aber weit mehr als ein unbelehrbarer Rückschrittler und ein verrannter partikularistischer Bureaukrat; begabt mit jener Superiorität, die das eigene Schiff auch durch jene Strömungen hindurch rettet, gegen die aufzukommen unmöglich ist; kein Wetterprophet, aber ein Steuermann von großen Fähigkeiten, der sein Fahrzeug schließlich noch immer wieder vor den Wind zu bringen verstand.

Henry Villard, der die Gunst und Ungunst des Geschickes in seltenem Maße gekostet hat, ist am 11. November auf seinem Landsitz am Hudson in der Nähe von New York gestorben. Als er im Jahre 1883 Notabilitäten aus der ganzen Welt zusammenlud, damit diese der Vollendung der Northern Pacific-Bahn beiwohnten, da stand der ehemalige Journalist auf der Höhe seiner Erfolge, zu der er in wenigen Jahren emporgestiegen war. Villard gehörte zu jenen Unternehmertalenten, die mit großer Voraussicht der wirthschaftlichen Entwickelung neue Wege bahnen, aber durch ihr geschäftliches Temperament oft über das Ziel hinausgerissen werden, das für den gegebenen Moment das Endziel hätte sein müssen. So folgte denn auch der finanzielle Zusammensturz unmittelbar der glanzvollen Eröffnung seines großartigen Bahnunternehmens. Daß ihn sein Vertrauen zu der inneren Gesundheit seines Werks nicht getäuscht hat, zeigt die recuperative power, welche die im Jahre 1893 völlig bankerotte Northern Pacific-Bahn heute zu einer Unternehmung gemacht hat, die sogar den Inhabern ihrer common shares 4 Proz. Dividende zahlen kann. Der sanguine Pfälzer Villard hat den großen Erfolg seiner Lieblingsschöpfung noch erlebt, aber er hatte seit Jahren keinen Einfluß mehr auf die Verwaltung. Seine Gesundheit war untergraben, doch nahm er noch lebhaften Antheil an den politischen Vorgängen der Welt, an den Errungenschaften der Wissenschaft und an den Schöpfungen der Kunst. Sein Wohlthätigkeitssinn bethätigte sich oft und reichlich in seiner alten wie in seiner neuen Heimath. Das öffentliche Urtheil über ihn hat mannigfach geschwankt. Den besten Beweis, daß dies öffentliche Urtheil oft ungerecht gegen ihn war, sehen wir darin, daß ein Mann von der unantastbaren Integrität eines Carl Schurz in allen Wechselfällen der Villard'schen Laufbahn dem Verstorbenen die treueste Freundschaft bewahrt hat.

Die südafrikanische Wunde schließt sich für England noch immer nicht; Kämpfe, Kämpfe; englische Siege und wieder Kämpfe, aus denen hervorgeht, wie bedeutungslos die vorausgegangenen Siege waren; und dabei welche Verwilderung in der Kriegführung, und mit welcher Barbarei suchen die Engländer die Buren niederzuringen. Das Wort von dem südafrikanischen Irland ist im schlimmsten Sinne eine Wahrheit geworden.

* * *

Der Handelsvertragsverein.

Der Verein von Kaufleuten und Industriellen, der zum Zwecke der Fortführung der Caprivi'schen Handelsvertragspolitik am vorigen Sonntag in Berlin gegründet ist, trägt den Charakter eines Kampfvereins. Er richtet sich gegen das Agrarierthum und insbesondere gegen den Bund der Landwirthe. Der neue Verein legt Werth darauf, als Interessentenverband zu gelten; er identifizirt sich mit keiner politischen Partei. Er hat seine Arme weit nach rechts hin ausgebreitet, um auch möglichst viele Interessenten zu umfassen, die politisch zur nationalliberalen Partei gehören. Der Verein wird aus wirthschaftlich sehr potenten Männern bestehen, an deren ernstem Willen, eine Erneuerung der Handelsverträge zu erwirken, nicht gezweifelt werden kann.

Das ist so ziemlich alles, was man zur Charakteristik des neuen Vereins bisher sagen kann. Ob und wie er sich bewähren wird, bleibt abzuwarten.

Daß er nicht dazu berufen ist, die politische Führung in den bevorstehenden zoll- und handelspolitischen Kämpfen zu übernehmen, liegt auf der Hand. Ein Verein von Interessenten kann die protektionisten Parteien führen, wie es der Bund der Landwirthe thatsächlich thut, denn das Wesen des Protektionismus beruht in der Fruktifizirung der Gesetzgebung für wirthschaftliche Sonderinteressen. Die gegen diese Sonderinteressenpolitik aufzubietende Armee kämpft dagegen unter der Fahne der Allgemeinheit. Unter dieser Fahne vermögen sich auch alle von dem Agrarierthum bedrohten kaufmännischen und industriellen Interessen zu sammeln, die vom Staat keine Begünstigung, sondern nur Schutz vor agrarischer Ausbeutung verlangen, aber sie würden die Fahne nicht vorantragen können, auch wenn sie es wollten, weil sie *ihre eigenen* Interessen, nicht die Interessen *anderer* schützen wollen.

In richtiger Erkenntniß dieses seines Grundcharakters ist der Verein auch bestrebt, allen politischen Parteien gegenüber seine volle Selbständigkeit zu bewahren. Er enthebt deshalb auch keine der antiagrarischen politischen Parteien der Verpflichtung, an agitatorischer Arbeit alles zu leisten, was in ihren Kräften steht. Der neue Verein

kommt nur als willkommene Hülfstruppe in Betracht, nicht als Ersatz für politische Kämpfer.

Diese Hülfstruppe wird sich gewiß nicht auf die exponirtesten Punkte des Schlachtfeldes drängen, aber bei der Beschaffung von Munition und dem, was sonst zur wirksamen Kriegführung gehört, kann sie werthvolle Dienste leisten. Auch ist sie vortrefflich dazu geeignet, in den eigenen Berufskreisen, speziell in der Großindustrie und im Großhandel, den Lockungen der Agrarier entgegen zu wirken und jenen Regierungskreisen ein wenig den Rücken zu stärken, die ohne solche Rückenstärkung wahrscheinlich nach dem Grundsatz verfahren würden: video meliora proboque, deteriora sequor.

Offenbar hat somit der Verein manche Vorzüge, die den anderen anti-agrarischen Streitkräften abgehen. Aber er hat auch die Schwächen seiner Vorzüge. Im Kampfe gegen das preußische Junkerthum kommt man ohne eine gehörige Dosis von Rücksichtslosigkeit nicht durch. So wenig sentimental im Allgemeinen nun auch die Männer sind, die an der Spitze des Handelsvertragsvereins stehen werden, so ist ihre Gefolgschaft doch in öffentlichen Angelegenheiten geneigt, immer wieder den Versuch zu machen, mit lauwarmem Wasser zu kochen. Das ist auch schon in der Gründungsversammlung zu Tage getreten. Es war die Frage aufgeworfen, ob man nicht gleich in das Statut hineinschreiben wolle, daß man gegen jede, auch die kleinste, Erhöhung der Getreidezölle sei. Wäre die Frage nicht aufgeworfen, so hätte man die Stellungnahme des Vereins gegen jegliche Getreidezollerhöhung als selbstverständlich ansehen dürfen. Nachdem sie aber aufgeworfen war, konnte man durch eine unzweideutige Bejahung dieser Frage nur gewinnen. Die Gegensätze haben sich — glücklicher Weise — schon so zugespitzt, daß nur eine große oder gar keine, aber keine winzige Getreidezollerhöhung ernstlich in Betracht kommt. Schon aus diesem Grunde wird der Verein in seiner praktischen Thätigkeit genöthigt sein, jede Erhöhung der Brotgetreidezölle zu bekämpfen. Eine Aktion in dieser Richtung läßt sich auch nicht vertagen, denn zuerst kommt der autonome Zolltarif mit seinen höheren Zollsätzen daran, und erst viel später kann es sich entscheiden, ob die Handelsverträge erneuert werden. Der nächste und der entscheidende Kampf dreht sich also um die Gestaltung des autonomen Zolltarifs und der wichtigsten Position desselben, der Getreidezölle.

Noch zu einer anderen zeitgemäßen Betrachtung bieten die öffentlichen Verhandlungen bei der Gründung des Vereins Veranlassung. Herr Herz, der Präsident des Aeltestenkollegiums der Berliner Kaufmannschaft, machte die Bemerkung: „Unser Stand hat für alles Geld: für künstlerische, gemeinnützige, wohlthätige Zwecke; aber für unsere eigenen Interessen und ihre Vertretung, da ist niemand geiziger, als wir.“ Dieser Vorwurf ist nur allzu begründet. Ich habe nie ein Lächeln unterdrücken können, wenn ich gelegentlich in der gegnerischen Presse von den märchenhaften Schätzen las, die seitens der „Börse“ zu den Agitationsfonds freisinniger Parteien beigesteuert würden. In Wirklichkeit sind diese Beisteuern von jeher geradezu lächerlich klein gewesen. Börsenmillionäre, die über die Börsengesetzgebung und den sonstigen agrarischen Unfug bereits beim Morgenkaffee fluchen, kommen sich manchmal schon recht verschwenderisch vor, wenn sie auf dem Altar ihrer politischen Ueberzeugungen alljährlich einen Hundertmarkschein opfern, während die Elemente, welche den Löwenantheil der geistigen Arbeit verrichten, oft genug, ohne Millionäre zu sein, das Zehnfache hergeben. Wenn der Handelsvertragsverein seinen Mitgliedern ihre Sparsamkeit in dieser Beziehung abgewöhnen sollte, so könnte er schon allein dadurch sich ein politisches Verdienst erwerben. Allerdings kann man in der Politik für Geld nicht alles haben, nicht einmal viel. Die Bedeutung reicher Geldmittel in der Politik wird in der Regel gewaltig überschätzt. Das Beste und Wirksamste wird immer nur durch Männer geleistet werden, die für Geld nicht zu haben sind. Die Mitglieder des Handelsvertragsvereins müssen deshalb nicht bloß mit ihrem Checkbuch, sie müssen auch mit ihrer Person zahlen. Große Erfolge wird der Verein nur dann haben, wenn sich seine angesehensten Mitglieder auch persönlich an der Agitation gegen die agrarischen Anschläge betheiligen, wenn sie offen Farbe bekennen und nicht träge in ihren behaglichen Wohnungen verharren, während auf dem politischen Forum ihre Sache vertheidigt wird.

Was durch politische Apathie gesündigt werden kann, das hat das wohlhabende deutsche Bürgerthum reichlich gezeigt. Möge es jetzt, nachdem es genügend gereizt ist, auch einmal zeigen, daß es das Zeug dazu hat, den agrarischen Heckenreitern ihr Handwerk zu legen.

Theodor Barth.

Schmoller's Volkswirthschaftslehre.

III.

Ueber das Verhältniß des Staates zur Wirthschaft spricht Schmoller selbstverständlich bei vielen Gelegenheiten; die prägnanteste Stelle aber ist folgende:

> Es ist die große Frage unserer Zeit, durch welche sittliche Mittel und durch welche soziale Einrichtungen einerseits das Maß gesunden Erwerbstriebes zu erhalten ist, ohne welches das wirthschaftliche Streben großer Gemeinschaften, die Freiheit der Person und die Entwicklung der Individualität nicht zu denken ist, und andererseits doch jene Habsucht und soziale Ungerechtigkeit zu bannen wäre, die unsere sittliche wie wirthschaftliche Existenz bedrohen.

Als ich diese Worte las, dachte ich an die Erwiderung, welche König Philipp seinem Sohne Don Carlos gibt:

> Mein Sohn! Du brichst dir selbst den Stab. Sehr reizend
> Malst du ein Glück, das — du mir nie gewährtest.

Seit in unserem Staatsleben jene große Wandlung eingetreten ist, bei welcher der Verein für Sozialpolitik zwar nicht der Vorkämpfer, aber doch der Trommelschläger gewesen ist, ist da wohl der gesunde Erwerbstrieb gefördert und die Habsucht eingeschränkt worden? Oder ist der entgegengesetzte Erfolg eingetreten? Die Antwort geben die unermeßlichen Liebesgaben, die unaufhörlich in den Schoß einer kleinen, aber politisch mächtigen Partei geschüttet werden. Die Antwort gibt der schmähliche Handel, bei welchem Staatsbeamte eine Anzahl reicher Leute um eine kleine Summe anbettelten, mit welcher sie für die Beschränkung der Rechte der Armen agitiren wollten. Das ist der unbeabsichtigte, aber unvermeidliche Erfolg jenes sozialen und ethischen Geistes, für den man jetzt seit einem Menschenalter so schöne Worte findet.

Pflege gesunder Selbständigkeit und Einschränkung niedriger Triebe — das selbstverständliche, von jedem gewollte, von niemandem jemals verleugnete Ziel aller sittlichen Entwicklung. Aber dieses Ziel, das nur dadurch zu erreichen ist, daß die Menschen besser werden, soll durch soziale Einrichtungen, das heißt durch die Thätigkeit des Staates, erreicht werden.

Der Staat, als eine menschliche Einrichtung, kann nur mit den Kräften arbeiten, die in der Menschenbrust liegen. Wo der Staat arbeitet, oder vielmehr zu arbeiten scheint, arbeiten thatsächlich immer nur die Menschen, die die herrschende Partei bilden. Und jeder Parteikampf hat die unausgesprochene Voraussetzung: „Wir sind gut und Ihr seid schlecht.“ Im parlamentarischen Leben sucht man dafür nach einem parlamentarischen Ausdruck; außerhalb des Parlaments legt man sich keine Schranken auf. Da gibt es keine Partei, der nicht die ärgsten Gesinnungen und

Schandthaten nachgesagt werden. Die Sozialdemokratie, und das ist heute der nach Millionen zählende industrielle Arbeiterstand, ist eine Rotte vaterlandslosen Gesindels, und die besitzenden Klassen werden von diesen als eine sittlich angefaulte Gesellschaft bezeichnet; der Handelsstand ist eine Gesellschaft von Gaunern und Schwindlern, und dafür hat er dem Junkerthum gegenüber ebenso scharfe Bezeichnungen. Und nun soll der Staat, das heißt die jeweilig im Staate herrschende Partei Richter darüber werden, wo sich gesunder Erwerbssinn und niedrige Habsucht scheiden. Jedes einzelne Gesetz, das bei uns vorgeschlagen und angenommen wird, legt Zeugniß dafür ab, wie weit die einzelnen Parteien in ihren Urtheilen darüber auseinander gehen, wo die Grenze zwischen berechtigtem volkswirthschaftlichen Streben und niedriger Gewinnsucht, verbunden mit sozialer Ungerechtigkeit, liegt.

Aber vielleicht will Schmoller die Entscheidung nicht in die Hände der herrschenden Partei, sondern in die der Wissenschaft legen. Wie Plato die Regierung in die Hände der Philosophen legen wollte, werden heute die Professoren der Volkswirthschaft als die Männer bezeichnet, die die Wage der Gerechtigkeit in Händen halten sollen. Daß aber den Professoren, oder wenn das schöner lautet, der „heutigen Wissenschaft" zuweilen der Athem knapp wird, wenn sie im konkreten Falle darüber urtheilen soll, wo Gerechtigkeit und wo Ungerechtigkeit ist, beweist die Rede, die Schmoller selbst am 21. April 1879 im Verein für Sozialpolitik über den Uebergang Deutschlands zum Schutzzollsystem gehalten hat. Der Inhalt dieser Rede, kurz gefaßt, ist der folgende: Es ist vernünftig, daß ein Volk zuweilen Freihandels-, zuweilen Schutzpolitik treibt. Ob nicht im einzelnen Falle die augenblickliche Tendenz übertrieben wird, kann die Wissenschaft nicht beurtheilen. Man muß hier Vertrauen zu einem großen Staatsmann haben, der auf anderen Gebieten als auf dem wirthschaftlichen segensreich gewirkt hat.

Ein kleinmüthigeres Zurückweichen vor der Anforderung, in einer praktischen Frage der Gegenwart Farbe zu bekennen, ist wohl selten vorgekommen. Vielleicht war diese Zurückhaltung vom Standpunkte des Theoretikers geboten; ich enthalte mich, einen Tadel darüber auszusprechen. Aber einem Lootsen, der in einem so entscheidenden Augenblick den Dienst versagt hat, kann ich unmöglich das Vertrauen schenken, daß er mich jederzeit den klippenreichen Weg zwischen Anerkennung des gesunden Erwerbstriebes und Bekämpfung der niedrigen Habsucht hindurch führen wird.

Ich skizzire kurz meine eigenen Ansichten. Den vernünftigen Egoismus hat Adam Smith als den Ariadnefaden bezeichnet, der uns durch das Labyrinth der volkswirthschaftlichen Erscheinungen hindurchgeführt. Dieser Satz ist später als einseitig bezeichnet worden; neben dem Egoismus sei im Menschen auch der Altruismus mächtig, der Gemeinsinn, der Wohlthätigkeitssinn. Ich erblicke im Altruismus nicht einen Gegensatz zum Egoismus, sondern ein einzelnes Element desselben. Ich kann kein rechter Egoist sein, ohne zugleich ein Altruist zu sein. Ich kann mich unmöglich wohl befinden, wenn es allen um mich herum schlecht geht. Das Streben des Egoismus geht nicht dahin, den möglichst hohen Gewinn, auch nicht dahin, den möglichst hohen Ueberschuß zu erzielen, sondern dahin, das möglichst hohe Maß von Befriedigung zu erzielen. Ich kann nicht befriedigt sein, wenn alle um mich herum unbefriedigt sind. Ich muß danach streben, diejenigen um mich herum, die auf einem niedrigeren Standpunkte stehen, zu mir heraufzuziehen, weil ich sonst die schwere Gefahr laufe, daß sie mich zu sich herabziehen.

Man lasse den Egoismus walten, so lange er nicht zu Mitteln greift, die mit der öffentlichen Ordnung unvereinbar sind und darum als Verbrechen behandelt werden müssen. Der Egoismus wird zuweilen in die Irre gehen, denn es irrt der Mensch, so lang er strebt, aber er wird sich auf den rechten Weg um so leichter zurückfinden, je mehr man es ihm überläßt, den rechten Weg selbst zu suchen und ihn mit unberufenen Wegweisern verschont.

Das Streben des Menschen nach Selbsterhaltung führt ihn dazu, Koalitionen zu bilden. Derartige Koalitionen können einen sehr gemeinschädlichen Charakter annehmen. Ich denke dabei an gewisse Ringe, Syndikate, Trusts. Aber alle diese Koalitionen erhalten ihren schädlichen Charakter besonders dadurch, daß sie vom Staate in irgend einer Form unterstützt werden. Die Trusts in Nordamerika sind eine schwere Gefahr für das Land; sie sind anscheinend ein schlagender Beweis dafür, wie nachtheilig es ist, wenn der Staat wirthschaftlichen Fragen gegenüber Gleichgültigkeit bewahrt. Aber alle diese Trusts ziehen ihre Kraft aus dem in Amerika herrschenden Schutzzollsystem. In dem Augenblicke, wo Amerika zum Freihandel übergeht, ist die schlimmste Gefahr, die aus den Trusts hervorgeht, beseitigt. Auch über unseren Spiritusring wäre kein Wort mehr zu sprechen, sobald die Liebesgabe aufgehoben ist.

Nach Gerechtigkeit im volkswirthschaftlichen Leben streben auch wir mit demselben Eifer wie Herr Schmoller und seine Schule. Aber wir bestreiten die Fähigkeit des Staats, aus einem großen Fasse die Gerechtigkeit zu verzapfen. Die Gerechtigkeit auf Erden zu verwirklichen, liegt im Plane der göttlichen Vorsehung. Sie wird in dem Maße erscheinen, wie die Menschen tüchtiger und besser werden. Aber denjenigen, der sich für den Zeus ausgibt, der sich vermißt, heute zu schaffen, was die Zukunft langsam verwirklichen kann, wird die Strafe des Salmoneus treffen.

Ich muß noch einer Redewendung gedenken, die man seit Jahren häufig hört. Der Staat hat die Aufgabe, die Schwachen zu schützen. Diese Wendung steht nicht in dem Buche, aber sie steht überall dahinter. Die Aufgabe, sich der Schwachen anzunehmen, ist eine sittliche Pflicht jedes Menschen; wie sollte sie nicht dem Staate obliegen! Aber wir sollen dem Schwachen dazu verhelfen, daß er stark werde, und nicht dazu, daß er in seiner Schwäche verharre. Gegen die Ausdehnung der Aufgaben des Staates auf dem Gebiete des Unterrichtswesens und der Gesundheitspflege erhebt die sogenannte Manchesterpartei keine Einwendungen. Solche Thätigkeit dient dazu, die Schwachen stärker zu machen. Aber die Zoll- und Gewerbepolitik, wie sie seit Jahren bei uns getrieben wird, dient dazu, die Schwachen zu verweichlichen, und dagegen lehnen wir uns auf.

Ich komme noch einmal auf den Satz zurück, den ich in den früheren Artikeln hervorgehoben habe, auf dem nach meiner Auffassung die ganze Volkswirthschaftslehre beruht. Die stärkste Kraft, die in dem menschlichen Gemeinleben waltet, ist der Wille des Menschen, der auf Einsicht beruhende und durch den Charakter gestärkte Wille. Diese Macht zu erhöhen, muß das Ziel menschlichen Strebens sein, auch des Strebens im Staate, soweit der Staat zur Erfüllung beitragen kann. Das höchste Ziel der Volkswirthschaftspolitik ist also das, alle Einrichtungen zu treffen, durch die die Einsicht des Menschen und die Festigkeit seines Willens gestärkt, mit einem Worte, seine Tüchtigkeit gehoben wird. Geschieht dies, so wird uns alles Uebrige von selbst zufallen. In diesem Sinne halte auch ich Volkswirthschaftslehre und Volkswirthschaftspolitik für eine „ethische" Wissenschaft.

Alexander Meyer.

Konitz.

In Konitz hat sich ein Mord oder ein Todtschlag unter eigenartigen Umständen zugetragen. In Konitz haben alsdann in Anknüpfung an diesen traurigen Vorgang eine Reihe von Prozessen wegen Meineides und wegen Landfriedensbruch stattgefunden; das alles würde nicht ausreichen, um den dortigen Vorgängen ein regeres Interesse zuzuwenden, als sie die Berichte der Tageszeitungen über Kriminalverhandlungen zu finden pflegen.

Was in Konitz geschehen ist — die einzelne Thatsache selbst ist von untergeordneter Bedeutung; aber die Folgewirkungen, die aus den ursprünglichen Thatsachen hervorgegangen, verdienen Aufmerksamkeit.

Man fand den zerstückelten Leichnam des Gymnasiasten Winter; einzelne Theile des Leichnams fehlen noch jetzt. Regt jeder Mord die Phantasie an, so treibt die Zerstückelung eines Leichnams gewiß die Einbildungskraft zu den wildesten Vorstellungen. Diese Entwicklung war unabwendbar; dazu kam anderes.

Die ersten Folgerungen zu ziehen, war die medizinische Wissenschaft berufen; sie mußte die realen Grundlagen schaffen, aus denen mit möglichster Sicherheit sich schließen ließ: Welcher Todesursache ist Winter erlegen; um welche Zeit hat der Tod wohl stattgefunden. Auf beiden Voraussetzungen hätte dann die Untersuchung weiter bauen können.

Diese medizinischen Untersuchungen lagen in Konitz dem Kreisphysikus Müller ob; er erklärte den Körper Winter's sogleich für blutleer; er erklärte den Schnitt am Halse sogleich für einen Schächtschnitt; er behauptete, daß die Zerstückelung nur von einer sehr geschickten Hand sich habe ausführen lassen; er ließ dann die Leichentheile, auch jene, die am 13. März bereits aufgefunden waren, bis zum 28. März in Spiritus liegen, und man kam schließlich überein, daß Winter spätestens bis um 4 Uhr Nachmittags in Folge des Halsschnittes sein Leben gelassen haben sollte. —

Wenn man das an Material so reiche und seiner Belehrung wegen so verdienstvolle Buch von Prof. Strack „Das Blut im Glauben und Aberglauben der Menschheit"*) durchsieht, so stößt man auf sehr bezeichnende Mittheilungen aus Westpreußen, aus nächster Nähe von Konitz.

Ich führe einiges wenige an:

Ein Bauer in der Nähe von Mariensee (Westpreußen) that sich Schaden, als er den Sarg einer ihm bekannten Greisin auf den Kirchhof trug. „Eine Wahrsagerin erklärte, der Mann könne nur dann gerettet werden, wenn er ein Stück vom Sarge und vom Hemd der Verstorbenen verbrenne und die Asche verschlucke. Die Gattin wurde sammt einer Freundin vom Wächter festgenommen, als sie nachts den Versuch machte, die ihr genannten Stücke aus dem Grabe zu holen." **)

Oder:

„Die durch den Biß des Gierrach (Vampyr) Erkrankten werden dadurch geheilt, daß man ihnen von dem Blute ... des abgeschlagenen Hauptes etwas unter den Trank mischt. ... In Heidemühl im Kreise Schlochau ist die Leiche eines kürzlich verstorbenen Kindes .. im Grabe verstümmelt und ein Stückchen Fleisch des todten Körpers einem erkrankten Kinde als Heilmittel gegen den Gierrachbiß eingegeben worden." ***)

Oder:

„In Niederhütte (Kassubei) erkrankte plötzlich die Frau des Besitzers G. Die Nachbarn kamen ... schließlich zu dem Resultate, daß nicht alles mit natürlichen Dingen zugegangen sei, sondern Hexerei im Spiele sein müsse. Sehr bald war auch ein Sündenbock in dem Besitzer K., einem Anverwandten der Erkrankten, gefunden. Nichts ahnend, trat dieser an das Krankenbett, als er plötzlich von allen Basen und Vettern umringt wurde, die stürmisch Blut von ihm forderten, rothes, warmes Blut; denn das Blut des Hexenmeisters hatten die braven Kassuben in ihrer ärztlichen Fürsorge als einzig wirksames Heilmittel erkannt. Um bei dem fanatischen Drängen thätliche Angriffe zu vermeiden, verwundete sich K. am kleinen Finger. Allein ... eine „Kundige" erklärte, es müsse Blut vom Mittelfinger sein, und das unglückliche Opfer dieses Aberglaubens mußte sich auch in den Mittelfinger schneiden." *)

*) Fünfte bis siebente Auflage. München 1900. C. H. Beck.
**) Strack S. 62.
***) Strack S. 65.

*) Strack S. 67.

Während der Prozesse, die sich in Konitz jetzt abgespielt haben, zeigte sich gleichfalls der tiefe Aberglaube der ungebildeten Bevölkerung. Der Erbschlüssel soll den Mörder entlarven. Ahnungen befallen die Leute; der einen Betheiligten fällt etwas in den Schoß, und sie ist überzeugt, daß die entfliehende Seele Winter's diesen Fall zu Wege gebracht hat. Aus den Zeugenaussagen ließen sich gänzlich absurde, abergläubische Vorstellungen der dortigen Bewohner, in Hülle und Fülle anführen.

Am Bezeichnendsten ist es, daß der rechte Arm Winter's auf dem protestantischen Friedhof gefunden worden ist, und man weiß, daß in Westpreußen der Aberglaube besteht, so lange verfolge der Ermordete sein Opfer und lasse es nicht zur Ruhe kommen, bis wenigstens die rechte Hand auf dem Friedhof sich befindet. Der oder die, welche um Winter's Tod wußten, waren also ebenso abergläubisch, wie jene Volksschichten, die sich die Jagd nach dem Mörder angelegen sein ließen.

Das ist das Milieu. Dies allein hätte schwerlich die traurigen Zustände in Konitz und in der Umgebung gezeitigt; es mußte hinzukommen, daß das Kulturniveau der ungebildeten Massen in der wissenschaftlichen Bildung des Kreisphysikus Müller eine Bestätigung fand.

Alles, was der Kreisphysikus Müller behauptet hat, ist schließlich entweder für gänzlich falsch oder für durchaus zweifelhaft von medizinischen Autoritäten erklärt worden. Und dazu kam noch, daß eine Nachprüfung in den wichtigsten Punkten so gut wie ausgeschlossen war, weil die Präparate, bevor sie auch nur ein erstes Mal untersucht worden waren, zum Theil bereits 15 Tage in Spiritus gelegen hatten und dadurch entsprechende Veränderungen erlitten hatten.

Als Physikus Mittenzweig, Dr. Störmer und Privatdozent Dr. Puppe nach Monaten gleichfalls ein medizinisches Gutachten abgaben, verschob sich das Bild gänzlich. Hatte Müller den Halsschnitt als Todesursache bezeichnet, so ist heute die Todesursache zweifelhaft. Da wichtige innere Theile fehlen, ist Gift nicht ganz ausgeschlossen; es kann auch Erstickung stattgefunden haben; es kann der Halsschnitt nach dem Tode beigebracht sein; für eine ungewöhnliche Blutleere des Körpers spricht nichts, und vor allem, der Tod muß nicht bis 4 Uhr, sondern er kann bis Abends 7 Uhr eingetreten sein; darüber wenigstens sind jetzt alle Gutachten einig, und diese Thatsache allein verschiebt natürlich alle Kombinationen in Bezug auf den Thäter.

Daß der Kreisphysikus Dr. Müller nach bester Einsicht geurtheilt hat, ist ganz selbstverständlich; allein hier zeigt sich wieder einmal, daß die Kenntnisse eines Landarztes gänzlich unzureichend sind und nach seiner Vorbildung für komplizirte Fälle der gerichtlichen Medizin gänzlich unzureichend sein müssen. Wie soll ein Konitzer praktischer Arzt ein Urtheil abgeben können über Erscheinungen, für die ihm jede irgendwie geartete zuverlässige Erfahrung fehlt.

Der Aberglaube der Bevölkerung und der wissenschaftliche Ausspruch von der auffälligen Blutleere; dazu der Halsschnitt und die Zerstückelung der Leiche genügten erklärlicher Weise, um die Bevölkerung zu überzeugen, daß hier einer jener geheimnißvollen Morde vorliegen müsse, bei denen es sich um die Gewinnung von Menschenblut handelt; und da der Todte ein Christ war, mußten die Mörder Juden sein, die Christenblut gewinnen wollten. Konitz hatte seinen jüdischen Ritualmord.

Es ist bezeichnend, daß die polizeilichen Recherchen keineswegs sich ganz ausschließlich gegen die Juden richteten.

Der Verdacht vertheilte sich — ich lasse andere Spuren, die zeitweilig verfolgt wurden, unberücksichtigt — vor allem auf zwei Schlächter, die in der Nähe der Fundstelle des Winter'schen Rumpfes wohnten; einen Christen: Hoffmann, und einen Juden: Levy. Die Polizei war nicht überzeugt, daß die Thäter Juden sein müßten, aber freilich war sie dieser Annahme doch in sehr hohem Grade zugänglich; sie verstand sich daher zu Maßregeln, die in allerhöchstem Grade als bedenklich erscheinen müssen. Sie verfolgte nicht nur jede Spur gegen einen Juden auf das Sorgfältigste, sie nahm nicht nur wiederholt die sorgfältigsten Haussuchungen bei Levy vor; das alles war ihre Pflicht; sie vernahm aber überdies eine ganze Schaar christlicher Dienstmädchen, die bei Juden angestellt sind, um die Mädchen zu befragen, ob sie nicht irgend welche Verdachtsmomente gegen ihre Herrschaften vorzubringen vermöchten. Daß nicht auf diese Weise aus Böswilligkeit, aus Rancune oder aus Irrthum Angaben entstanden, die neues Unglück für ganze Familien und neue Verwirrung stifteten, ist ein unerhörtes Glück und trotz allem ein Beweis für die Gutartigkeit der Konitzer christlichen Bevölkerung in ihrer Gesammtheit; wie denn thatsächlich dort Juden und Christen bis zu dem Morde in bestem Einvernehmen gelebt hatten.

Nachdem die Polizei und die Untersuchungsbehörde aber alsdann festgestellt hatten, daß trotz rücksichtslosesten und nicht mehr zu billigenden Vorgehens sich Schuldmomente gegen die Juden nicht ermitteln ließen; daß die Denunziationen, phantastische und böswillige, und zum Theil von ganz unsinniger Art, die unaufhörlich einliefen, keine Berücksichtigung verdienten, da gewann bei den Behörden die Besonnenheit die Oberhand.

Und jetzt beginnt der zweite Theil des Dramas, und genau diese Entwicklung habe ich selbst schon zwei Mal früher bis in alle Einzelheiten beobachten können; bei dem Prozesse der Esther Solymossy in Tisza-Eslar und bei dem Prozeß Buschoff in Cleve.

Es sind die Behörden dem antisemitischen Wahnglauben leider durchaus nicht unzugänglich; aber schließlich kommt einmal der Augenblick, da ein weiteres Nachgeben gegen den antisemitischen Wahn unmittelbar zum Verbrechen führen müßte; dann schwenken die Behörden, die noch immer sich ihrer Pflicht bewußt wurden, ab, und nun richtet sich der Kampf der verhetzten Massen und der antisemitischen Hetzer nicht mehr allein gegen die Juden, sondern zugleich gegen die Behörden, die nach Pflicht und Gewissen Unschuldige dem blinden Fanatismus und der gemeinen Berechnung nicht auszuliefern bereit sind.

In Konitz geschah es genau so. Da die Untersuchung nicht das Ergebniß hatte, welches die Agitatoren und der Volksaberwitz verlangten, so suchte die lokale öffentliche Meinung von der Justiz das zu ertrotzen und zu erzwingen, was diese nicht freiwillig gewährte. Hatte die Justiz auch die Spuren, die auf Hoffmann hinweisen konnten, verfolgt, so stellte sich die öffentliche Meinung der Untersuchung, die auf dieses Ziel hinführte, rücksichtslos in den Weg. Mit einer Zuvorkommenheit, die im Interesse der Aufklärung nicht zu rechtfertigen war, hatte die Haussuchung vor der Privatwohnung von Hoffmann und vor seinem Laden Halt gemacht; bei Levy war man ganz berechtigter Weise mit äußerster Gründlichkeit vorgegangen. Aber schon der Gedanke, es könnten die Verdachtsmomente gegen Hoffmann sich verdichten, regte die Bevölkerung dermaßen auf, daß sehr ernste Krawalle entstanden auf die Nachricht hin, Hoffmann sei verhaftet; Krawalle, die sich dann gegen die Juden längere Zeit hindurch wiederholt haben, die eine Reihe der Betheiligten hinter Schloß und Riegel brachten, und die das soziale und wirthschaftliche Leben des friedlichen Städtchens auf das Schwerste geschädigt haben. Der Kampf gegen die Juden war jetzt zugleich ein antisemitischer Kampf gegen die Behörden und gegen die Staatsautorität.

Der antisemitische Agitator Bruhn, der Herausgeber der „Staatsbürgerzeitung“, erklärte dem Kriminalinspektor Braun ganz nüchtern, was man von der Behörde verlangte. Bei seiner Vernehmung im Prozeß Maßloff sagte Braun unter dem Zeugeneide Folgendes aus:

> „Herr Bruhn warf mir dann vor, daß wir die Sache einseitig betrachteten und gar keinen politischen Standpunkt dazu einnähmen. Ich erwiderte ihm: Wir haben nur den Thäter zu verfolgen und keine politischen Gesichtspunkte zu berücksichtigen, worauf er meinte, die Sache sei nun aber einmal eine politische und habe einen politischen Punkt.“

Das war es. Was kam es auf die Gerechtigkeit an. Gerechtigkeit hin, Gerechtigkeit her; — wenn man der Gesammtheit der Juden an den Leib will, dann müssen die Beweise für den Ritualmord als Gebot der jüdischen Religion beschafft werden. Und was sind Behörden werth, die sich solch löblichem Unternehmen, das über den Leib der Wahrheit hinwegführt, nicht anschließen?

Und nun das Allercharakteristischste. Die Führer in diesem Kampfe waren nicht nur gewerbsmäßige antisemitische Agitatoren, die sich natürlich eingestellt hatten, — Ereignisse dieser Art liefern ihnen ja den Lebensunterhalt und die Existenzberechtigung — sondern nicht weniger rührig waren Männer, die zu der sogenannten gebildeten Klasse in Konitz gehören, vor allem — zwei Oberlehrer und ein Zahnarzt. Der eine ist inzwischen verstorben; der andere Lehrer mußte versetzt werden; er und der Zahnarzt gehen ihrem kriminalistischen Nebenberuf noch jetzt nach. Der todte Oberlehrer verhörte Dienstmädchen und Herr Hofrichter und Meibauer trugen die albernsten Bekundungen zusammen, so die, daß die Juden sich in harmloser Offenheit hätten vernehmen lassen, es sei das Christenblut in diesem Jahr theuer; es koste eine halbe Million Mark, oder daß Monate vorher durch eine ohne Heimlichkeit zirkulirende Kurrende bei den Juden der Mord verabredet worden sei — und diese gebildeten Männer und Jugenderzieher waren empört, wenn die Polizeibeamten sich mit ihnen nicht auf ein gleiches Bildungsniveau zu stellen bereit waren.

Wenn zur Bildung vor allem die Fähigkeit gehört, daß man unterscheiden kann zwischen dem, was man zu beurtheilen vermag, und was nicht, so zeigt sich hier die absoluteste Unbildung dieser Kreise. Was wissen diese Leute von der jüdischen Religion? Gar nichts. Die kompetenten christlichen Beurtheiler, die es auf diesem Gebiete gibt, sind für sie hingegen nicht vorhanden. Was wissen diese Leute über die Art, wie eine schwierige kriminelle Untersuchung geführt werden muß; gar nichts; aber sie sind bestrebt und sie wagen es, der Behörde die Fäden einer verwickelten Untersuchung aus der Hand zu nehmen. Die geringste kritische Fähigkeit hätte diesen Leuten sagen müssen, daß im jüdischen Schriftthum keine Unterlage für den Ritualmord sich finden kann, denn das jüdische Schriftthum ist nach allen Richtungen wissenschaftlich durchforscht; und eine traditionelle derartige Blutlehre kann es ebenfalls nicht geben, denn die tausende von jüdischen Konvertiten hätte sie längst verrathen müssen. Diese primitivsten Erwägungen sind für diese Jugenderzieher nicht vorhanden, und sie sinken mit ihrer kritischen Fähigkeit auf das Niveau jenes Viehtreibers, der von dem halben Millionenpreis des Christenblutes berichtet.

Das ist eine Erscheinung unserer Kultur, die zu denken gibt.

Aus dem Zusammenwirken des Aberglaubens der ungebildeten Massen und der „gebildeten“ kleinstädtischen Minorität mit der bewußten antisemitisch-agitatorischen Frivolität ergab sich dann das Schauspiel, das wir erlebt haben: Krawalle, Verunglimpfungen der Justiz und aller betheiligten Behörden; Meineide und Falscheide; die bewußte Züchtung falscher Zeugnisse und die unbeabsichtigte Suggestion falscher Aussagen; Rechtsunsicherheit für Christen und Juden; Unschuldige kommen in höchste Gefahr und der oder die Schuldigen befinden sich bei der Verdunkelung des objektiven Thatbestandes in relativer Sicherheit; allgemeine Verhetzung, allgemeine Erregung und allgemeine Verrohung, die über den nächsten Umkreis der Ereignisse hinauswirken, und an Ort und Stelle völliger wirthschaftlicher Niedergang, ein Sumpf, in dem die Gerechtigkeit,

und der lokale Frieden und das lokale Gedeihen, die Sicherheit von Person und Eigenthum zu versinken drohen.

Daß solche Zustände der Antisemitismus schafft, ist zweckmäßig jenen ins Gedächtniß zurückzurufen, die mit einem Blatt wie der „Staatsbürger Zeitung“ zwar nichts zu thun haben wollen; aber die doch von einem berechtigten Kern des Antisemitismus zu sprechen lieben. Dieser berechtigte Kern trägt schließlich stets bei geeigneter Gelegenheit solche Früchte.

Wäre der Antisemitismus nur judenfeindlich, so könnte eine Realpolitik, die sich von der christlichen Nächstenliebe entsprechend weit entfernt hält, es den Juden überlassen, sich mit dieser liebenswürdigen Erscheinung auseinanderzusetzen; aber der Antisemitismus ist zugleich der Feind unserer Kultur und unseres Staates; er muß die Staatsautorität untergraben, die nicht bereit ist, die Gerechtigkeit schrankenlos preis zu geben, und er muß die Kultur untergraben, die den Aberglauben, die Unbildung, die Roheit und Bornirtheit zurückzudrängen sucht.

Das ist es, was Konitz lehrt, und groß bleibt die Zahl derer, denen solche Lehre immer wieder und wieder vor die Augen gerückt werden muß

P. Nathan.

Zeitungslinguistik.

Wir haben uns oft genug über die Irrthümer amüsirt, denen Engländer und Franzosen durch Unkenntniß der deutschen Sprache unterliegen. Wenn Sir Walter Scott, zu jener Zeit das anerkannte Haupt der englischen Kultur, in seiner klassischen Schrift über Waterloo die Verbündeten Plakate in englischer, deutscher und preußischer Sprache anschlagen läßt; wenn ein großes französisches Blatt kurz vor Sedan die Uhlanen ein in Preußen lebendes Reitervolk von altdeutschem Typ und Namen nannte, so lag es uns nahe, die Korrektur lächelnd dem Wörterbuch und der Grammatik zu überlassen. Von gelinderen, aber in ihrer beirrenden Wirkung ebenfalls nicht unbedeutenden linguistischen Versehen sind wir indes auch nicht frei und würden unseren Nachbarn vermuthlich ebenso viel Spaß damit machen wie sie uns, läsen sie uns so häufig wie wir sie. Zumal unsere Tagespresse, deren Feder, soweit sie auswärtige Nachrichten wiedergibt, hastig über das Papier zu gleiten pflegt, läßt sich nur allzu oft an einer scheinbar plausibelen, in Wahrheit aber mangelhaften Uebersetzung fremder Idiome genügen. Selbst der offiziöse Draht der telegraphischen Büreaus flimmert von Schnitzern. Lustig genug in sich selbst, aber dennoch einigermaßen ernst in den unrichtigen Schlüssen, zu denen sie führen, sind die folgenden Belege sämmtlich angesehenen deutschen Blättern der jüngsten Zeit entnommen und betreffen nur Versionen aus dem Englischen.

Als Graf Waldersee in Schanghai einritt, brach ein neben einem deutschen Korrespondenten stehender englischer Zuschauer in die erstaunten Worte aus: Straight as a ruler! Wie der Korrespondent männiglich belehrt, heiße das in unser geliebtes Deutsch übertragen „Aufrecht wie ein Herrscher!“ In Wirklichkeit heißt es leider nur „Grad wie ein Lineal!“ Das englische ruler vereint die scheinbar heterogenen und dennoch etymologisch einander naheliegenden Bedeutungen von Herrscher und Lineal, enthält aber in der angeführten sprichwörtlichen Phrase nur die letztere. Dem Engländer war die Haltung der preußischen Generalsbrust plus Hals und Helm aufgefallen, die allerdings von der üblichen lässigeren Attitüde britischer Offiziere nicht wenig abgestochen haben mag. Einen Herrscher, wie der Korrespondent sich schmeichelte, hat er im Feldmarschall nicht anerkannt.

Wie erinnerlich sein wird, haben wir im Burenkriege nur allzuviel von den „Hügeln“ gehört, auf denen so heftige Kämpfe stattgefunden haben. Diese merkwürdigen Hügel wurden stundenlang erstiegen und gaben, wenn der Angriff mißlang, zu langwierigen Rückzügen Anlaß. Was an der gewaltigen Hemmung, die sie bei aller ihrer Hügelhaftigkeit den Truppen in den Weg legten, räthselhaft schien, löst sich auf lexikalischem Wege leicht. A hill bedeutet freilich meisthin eine geringe Erhebung, obschon es auch Beträchtlicheres bezeichnen kann; the hills dagegen heißt schlechthin „das Gebirg“ und wird ebensowohl vom Himalaya wie vom Thüringer Wald oder Geringerem gesagt. Im vorliegenden Fall hoben sich die hills nicht selten über 1000 Fuß von der Ebene, sprangen oft genug mit jähem Hang in die Höhe und entsprachen demnach allem anderen eher, als der lieblichen Mäßigung unseres idyllischen deutschen Hügels. Der Plural ist eben manchmal etwas anderes als eine bloße Verdoppelung des Singulars, so im Wörterbuch wie im Leben, und die englischen Angriffe waren keineswegs an bloßen „Hügeln“ gescheitert, wie der befremdete deutsche Kritiker mitunter wähnte.

„Der Gouverneur von Schantung berichtet, daß alle Gesandtschaften in Peking mit Ausnahme der deutschen am 4. Juli sicher waren“ — so lautete ein New-Yorker Telegramm im Sommer. Eine unwillkürliche Fälschung liegt in der Uebertragung des im Original offenbar gebrauchten Wortes safe durch das deutsche „sicher“. Safe, das sowohl „sicher“ als „wohlbehalten“ besagen kann, muß im vorliegenden Fall für das letztere gestanden haben, da die Gesandtschaften damals belagert und nichts weniger als sicher, wohl aber nicht genommen und insofern wohlbehalten waren. Der Sinn ist also arg entstellt worden in einem Augenblick, in welchem die Aktion von ganz Europa an seiner richtigen Wiedergabe hing.

„Deutsche und Russen haben den chinesischen Kreuzer Hajang mit einer Anzahl provinzieller Offiziere an Bord, die Ausrottungsbefehle in der Tasche hatten, gefangen genommen“ — meldete im Juni ein anderes Telegramm aus London. Was es meinte, waren nicht „provinzielle Offiziere“, sondern Provinzialbeamte. Das englische officer kann ununterschiedlich für Offizier, Polizist und Beamter verwendet werden, und es hängt vom Zusammenhang ab, was man heraushört. Hier muß es sich auf höhere Provinzialbeamte beziehen, welche die Truppen unter sich haben und ihre Instruktionen vom Vizekönig, von den Pekinger Centralbehörden oder vom Thron empfangen. Militäroffiziere haben mit Ausnahme einiger weniger leitender Generale in China keine Bedeutung, erhalten keine Weisungen von oben und werden nicht einmal als Standespersonen angesehen. Wäre einigen von ihnen ein Mordbefehl zugegangen anstatt den allmächtigen Provinzialbehörden, so würde eine lokale oder persönliche Rache, keine Maßnahme der allgemeinen Regierungspolitik vorgelegen haben. Ein beträchtlicher Unterschied.

Da wir uns einmal vermessen, dem elektrischen Funken etwas mehr philologische Besonnenheit zu empfehlen, wenn er informirend zum Publikum spricht, so erinnern wir den feurigen Prudeler an eine Aeußerung, die er Lord Rosebery in denselben Sommer in den Mund legte. „Großbritannien“, sollte der edle Lord auf dem Glasgower Universitätsbanquet gesagt haben, „habe viel von Deutschland zu lernen in seiner außerordentlichen Industrie, seiner außerordentlichen Konzentration und der besonnenen Art und Weise, wie es seine Regierung im Vergleich zu England unterstütze.“ So viel Worte, so viel Fehler. Lord Rosebery sprach von industry und concentration in einem von der wörtlichen deutschen Wiedergabe völlig abweichenden Sinn. Industry umfaßt im Englischen die beiden Begriffe „Gewerbe“ und „Fleiß“; concentration kann sich, wenn überhaupt, nur knapp auf staatliche Centralisation beziehen, geht aber sehr überwiegend auf die geistige Sammlung des Individuums. Was der Redner sagte, wird also durch das letztere Wort zu einer allgemeinen Charakterisirung des deutschen Wesens, einem Lob unseres Fleißes und unserer ruhigen Stetigkeit im Thun und Erwägen; was das Kabel rapportirte, war eine Empfehlung unserer Fabriken und — obschon auch dieses

unklar — unserer centralisirten Verwaltung. Wenn ein Staatsmann, der britischer Minister des Auswärtigen war und es wieder werden kann, über uns in so wichtigen Punkten, wie die dauernden Eigenschaften der Nation es sind, redet, so sollte es uns sorgfältiger mitgetheilt werden, als hier geschehen ist. Obenein ist der letzte Passus betreffs der Art, wie wir die Regierung unterstützen, in der Uebersetzung fast das Gegentheil des Originals.

Noch ein paar kürzere Bemerkungen, und wir schließen. Die Russen machen bei Tientsin einen Scheinangriff, welchen Reuter's Office „admirable“ und unser deutsches Büreau daraufhin „bewundernswerth“ nennt. Dem Verdeutscher hat von der Quarta her die schrankenlose Anerkennung des lateinischen admirari und von der Tertia die fast ebenso lebhafte Färbung des französischen admirable im Sinn gelegen. Schade, daß das englische admirable eine ungleich mattere Nuance zeigt, durchaus nicht bewundert, sondern nur ziemlich konventionell bekomplimentirt, mithin einem ganz anderen deutschen Worte als dem gegebenen entspricht. Sintemal Reuter stellenweis offiziös und selbst offiziell ist, dürfte es für uns wünschenswerth sein, exakter belehrt zu werden, ob die englische Regierung die russischen Truppen öffentlich bewundert oder mit einer höflichen Alltagswendung abfertigt.

In seinem erklärlichen Wunsche, die Burenguerillas zu verkleinern, sprach Lord Roberts neulich von ihren irresponsible operations — ihren „unverantwortlichen Operationen“, wie die Version lautete. Eine „unverantwortliche Operation“ ist im Deutschen mindestens eine sträflich unbesonnene und leicht noch schlimmeres; an irresponsible operation im Englischen ist der gleichgültige Einfall eines unbedeutenden Unteroffiziers. Zu welchem unverdienten Urtheil über Lord Roberts werden wir hier verleitet durch den allzu flüchtigen Gebrauch des Diktionnairs von Seiten unseres Gewährsmannes!

In ähnlicher Weise führt to control die Uebersetzer fast regelmäßig auf das Glatteis. Das deutsche „kontrolliren“ wird nur für gewisse Arten der Beaufsichtigung, das englische to control sowohl für „beaufsichtigen“ als für „beherrschen“, und zwar gewöhnlich durch die Macht des Geldes beherrschen gebraucht. Im letzteren Sinne, der in der modernen Sprache der vorherrschende ist, kann demnach der englische Ausdruck keineswegs durch den deutschen ersetzt werden, wird es aber des ähnlichen Ursprungs und Klanges wegen trotzdem meisthin. Aber der amerikanische Banquier, der eine Eisenbahn controls, befaßt sich durchaus nicht mit der Ueberwachung ihrer Beamten, sondern dominirt Aufsichtsrath, Generalversammlung und, was die Hauptsache ist, den Cours. Eine Differenz, die zum Nachtheil der deutschen Interessenten verwischt wird, wenn man ihnen erzählt, der betreffende kontrollire den oder jenen railroad.

Ein scherzhaftes Mißverständniß liegt auch in der Uebersetzung der in den englischen Militärdepeschen ständig vorkommenden Phrase all is well durch „alles ist wohl“ anstatt durch „alles steht gut“. Die drei bedeutsamen Worte sind die Losung, mit der englische Patrouillen sich vorschriftsmäßig anrufen, und entsprechen etwa dem deutschen „nichts vorgefallen.“ Von diesem Gebrauch sind sie in die Dienstrapporte übergegangen. Sie beziehen sich auf den Stand der Campagne, nicht auf das persönliche Befinden der Mannschaften, wie die übliche Verdeutschung glauben machen könnte.

Wir könnten diese Beispiele nur allzu sehr vermehren, fürchteten wir nicht, in den Ruf des pedantischen Ordinarius zu kommen, der, sein eigenes severes Gebiet verlassend, sich mit Rothstift und Censurbüchlein in die luftigen Regionen längst ausexaminirter Freier zu erheben wagt. Nichts für ungut. Wer unterrichten will, muß sich unseren Anspruch gefallen lassen, so schwierig er sich auch der manuskriptheischenden Schnellpresse gegenüber gestaltet; wer in gespannten Zeitläuften die auswärtige Politik behandelt, muß es doppelt.

Carl Abel.

Fürst Krapotkin. Eine Lebensführung.*)

I.

Die Gestalten der Evangelien wurden in Nietzsche wieder lebendig, als er zum ersten Male Dostojewski las. Niemand ist dem Wesen des tiefsinnigsten Romanschriftstellers, des reichsten Psychologen näher gekommen, als Nietzsche mit diesem einen Worte.

Man könnte die russische Litteratur der letzten dreißig Jahre als eine Passionsdichtung auffassen, wie sie kein zweites Volk besitzt. Es liegt über ihr eine Schwermuth und Trauer, die das Herz rütteln, es gellt aus ihr der Aufschrei der Unterdrückten, die in unsagbarer Demuth Jahrhunderte hindurch das schwerste Joch getragen haben.

Den Gram der Volksseele haben die russischen Dichter begriffen — und aus diesem Begreifen wuchs eine malerische Stimmung, klang ein Ton, der im Gedächtniß haften blieb.

Ein Evangelienbuch sollte auch Tolstoi's „Auferstehung“ werden — feierlich und ernst, zornig und bitter. In den internationalen Salons der müden Herren und Damen, in Petersburg, Paris und Berlin, ist es verschlungen worden, wie kein zweites Werk der letzten Jahre. Es ruft die Satten und Besitzenden unterschiedslos auf die Anklagebank, es verkündet das Reich der Armen, es predigt puritanisches Urchristenthum. Es ist einseitig bis zur Bornirtheit, es ist brüchig in seiner Psychologie, und es ist bezwingend in seiner Wirkung. Wie kommt das? In einer zerrissenen Epoche verkündet es eine geschlossene Weltanschauung streng und konsequent. Es ist die fanatische Bußpredigt eines geistlichen Laien, dessen überlautes Eifern die Uebermüden und die Sehnsüchtigen einschüchtert. Es verblüfft, daß ein Künstler von diesem Range die Kunst wie etwas Verächtliches und Minderwerthiges abthut, daß ein Mann, der die wissenschaftlichen Erkenntnisse der Zeit in sich aufgenommen, für die Wissenschaft nur Geringschätzung und Hohn übrig hat.

Ein aristokratischer Müßiggänger ohne sittliche Energie erwacht, wird edel, hilfreich und gut — eine Dirne wird zur Madonna. Die Auferstehung dieser Beiden wollte Tolstoi's Roman, wenn man dem Titel glauben darf — schildern.

In Wirklichkeit ist die Geschichte des Fürsten Nechljudoff und der Dirne Maslowa nur der äußerliche Rahmen — es kam dem Autor auf ganz andere Dinge an. Die seichte Petersburger Gesellschaft sollte gebrandmarkt, die russische Justiz an den Pranger gestellt werden.

Die fürchterlichen Zustände russischer Gefängnisse werden einer erbarmungslosen Kritik unterzogen, es wird leidenschaftlich mit den Herrschenden abgerechnet, alles Bestehende wird angeklagt und von Grund aus verworfen. Die politischen Empörer, die man haufenweise nach Sibirien verschleppt, sind die Träger des sittlichen Gedankens, sie nehmen alles Leid und Kreuz des geknechteten Volkes auf sich — sie sind das laute Gewissen Rußlands, das keine Polizeidiktatur zum Schweigen bringt. Sie sind Evangeliengestalten, demüthig und rein, muthig bis zur Todesentschlossenheit, mit dem letzten Blutstropfen für die Idee der Volksbefreiung sich aufopfernd.

Ein asketischer, lebensfeindlicher Geist weht auch durch dieses letzte Werk des Einsiedlers von Jasnaja Poljana.

Der naive Leser beugt sich erschreckt unter der Wucht der Forderungen, unter den Ruthenhieben, die der Graf höchsteigen austheilt.

Einige Skeptiker zucken die Achseln und behalten es sich vor, wenn sie das siebzigste Lebensjahr erreicht haben, nach dem gräflichen Muster ebenfalls auf alle sinnlichen Genüsse zu verzichten. Sie meinen, es sei keine neue Erfahrung, daß alte Herren sich bekehren und zur Bibel greifen. Die Wiedergeburt Nechljudoff's und der Maslowa leuchten ihnen dagegen nicht völlig ein. Sie halten dafür, daß eine

*) Fürst Krapotkin. Memoiren eines Revolutionärs. Stuttgart. Rob. Lutz.

angefaulte Frucht faul bleibt — man mag mit ihr anstellen, was man will. Nur Menschen, die von Hause aus sittlich sind — sittlich und groß sein müssen, weil es tief in ihrer Natur begründet liegt — werden handeln wie Tolstoi's Liebespaar, das aller selbstischen Triebe sich entäußert.

* * *

Die Erinnerung an Tolstoi's großen Erziehungs- und Anklageroman mußte während der Lektüre einer Autobiographie lebendig werden, die den Fürsten Peter Krapotkin zum Verfasser hat. Sie betitelt sich Memoiren eines Revolutionärs und gehört, um es gleich vorweg zu sagen, nach Form und Inhalt zu den Büchern, von denen Schopenhauer verlangt, daß man sie zweimal lesen müsse. Wer ist Fürst Krapotkin? Selbst viele Gebildete in Deutschland kennen ihn kaum dem Namen nach, obwohl einige Sachen von ihm übersetzt sind. Aber eine Gruppe von Menschen gibt es auch bei uns zu Lande, die längst in ihm einen geistigen Führer sieht, einen für die Volkssache werkthätigen Genossen von beispielloser Güte und Energie. Diese Leute nennt man mit einem Schlagwort Anarchisten. Der Leser erschrecke nicht. Auch Peter Krapotkin ist Anarchist. Man hat mit dem Begriff einen solchen Unfug getrieben, daß für gläubige Zeitungsleser Anarchist in jedem Falle so viel wie Bombenwerfer und Verbrecher bedeutet. Den Leuten, denen man sagen würde, daß auch Tolstoi der Lehre anhängt, daß seine Auffassung des Urchristenthums ein wesentlicher Protest gegen jede Herrschaft ist — würden verwundert die Köpfe schütteln. Und ihr Erstaunen müßte noch wachsen, wenn sie erführen, daß diese Menschen von Hause aus nicht nur sanftmüthig und reinen Herzens sind, sondern auch von einer Hilfsbereitschaft, die vor keinem Opfer zurückschreckt, wenn es die Sache der Freiheit gilt.

Die Lebensführung Peter Krapotkin's und seines Kreises ist hierfür ein ewiges Dokument.

Mit seiner frühesten Jugend beginnt Krapotkin seine Aufzeichnungen. Das alte Marschallviertel in Moskau mit seinen stillen und gewundenen Straßen, in dem der Adel seinen Wohnsitz hatte, wächst vor uns auf. Wir lernen den fürstlichen Haushalt der Krapotkin's kennen, in dem es von Gästen und Bedienten wimmelt. Wir sehen den Fürsten, der ein Viveur und Lebemann ist, seine Leibeigenen durchpeitschen läßt, wie ein polternder Despot das Haus beherrscht und ganz in den Traditionen der russischen Edelleute aufgeht, nur etwas gutmüthiger und anständiger als die meisten. Neben ihm die Fürstin, eine unsagbar rührende Frauengestalt, aus deren ovalem Gesicht ein Paar verträumte, todeswunde Augen gleichsam in die Irre blicken. Sie war eine Künstlernatur, die den Tanz und das Leben liebte und dabei von einer leisen Schwermuth und einem wehen Glücksverlangen getragen wurde. Es gibt eine wundervolle Scene, in der die fünfunddreißigjährige Frau in ihrem Sterbezimmer auf weißen Tischen alle Leckerbissen auftragen und ihre Kinder zu sich rufen läßt. Aus dem schmalen, bleichen Gesicht, aus den erweiterten, dunkelen Augen bricht die letzte Freude beim Anblick der schmausenden Kinder. Die Leibeigenen nehmen sich in rührender Liebe der Waisen an, bis eine neue Herrin ins Haus zieht.

Dann kommt ein denkwürdiger Tag. Das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum Nikolaus I. wird mit allem Pomp und Glanz in Moskau gefeiert. Bei einem Kostümfest erregt der kleine Peter die Aufmerksamkeit des Zaren. „Die Sorte von Jungen mußt Du mir bringen“, soll der Kaiser in seiner kurzen soldatischen Art zu der tief erröthenden Maria Alexandrowna, der Frau des Thronerben gesagt haben, die damals gerade ihr drittes Kind erwartete. Hätte der Zar geahnt, daß Peter zu der Sorte von Jungen gehörte, die von den Romanows wie gehetztes Wild durch das Land getrieben, in Gefängnissen eingesargt, oder in die sibirische Verbannung geschleppt werden sollte — er hätte schwerlich an jenem Abend bestimmt, daß der Knabe in dem Petersburger Pagenkorps seine Erziehung erhielte.

Die Schilderungen, die Krapotkin von seiner Jugend gibt, sind von einer Intimität und einem Stimmungsgehalt, die an Turgeniew erinnern. Ein Künstler ersten Ranges gibt seine Erlebnisse und Eindrücke wieder. Alles fließt ihm leicht und schlicht aus der Feder. Die Zustände, die die Leibeigenschaft hervorgerufen hatte, werden mit erschütternder Wahrheitsliebe gezeichnet — dieser Knabe leidet mit den Mißhandelten; er trägt ihr Kreuz so schwer, wie sie. Seine unerbittliche Kritik erstreckt sich bis auf die Person des Vaters.

Die russische Fasten- und Osterzeit mit ihren heiligen Ceremonien, mit ihrem feierlichen, malerischen Kolorit taucht vor uns auf. Nur zweierlei von allem, was der Junge in der Kirche hörte, trifft sein Innerstes. Die zwölf Stücke aus den Evangelien, die von Christi Leiden handeln, und das kurze Gebet gegen den Geist der Herrschsucht, das Puschkin in russische Verse gebracht hat. So sehen wir in seiner frühesten Jugend diejenigen Eigenschaften seines Charakters klar und deutlich hervortreten, die für sein ganzes Leben bestimmend wurden. Er genießt den ersten Unterricht im Hause mit seinem kaum zwei Jahre älteren Bruder Alexander, der auf seine ganze Entwicklung den tiefsten Einfluß ausgeübt hat. Die beiden Menschen erfüllten und ergänzten sich, sie fühlten sich geistig und seelisch eins. Und als Peter in das Pagenkorps des Zaren eintrat, während Alexander die Moskauer Kadettenanstalt besucht, entspinnt sich zwischen ihnen ein Briefwechsel, der einen Ernst und Bildungsdrang athmet, eine Innigkeit und Zartheit ohne Gleichen. Diese Jungen, die äußerst knapp gehalten wurden, sparen sich jeden Pfennig ab, um das Porto zu erschwingen. Sie schreiben auf ganz dünnem Papier mit mikroskopischen Buchstaben. Trotz der hohen Ansprüche, die der Schulunterricht an sie stellte — benutzen sie jede freie Stunde, um wissenschaftlich weiter zu kommen. Sie lesen Kant und tauschen ihre Meinungen über das Gelesene aus; der kantische Agnosticismus ist das Thema ihrer Briefe, die „Relativität der Begriffe“, Begriffe in Zeit und Raum und Zeit allein möchten sie ergründen. Daneben wird mit Feuereifer politische Oekonomie getrieben. Die Probleme über die Veränderlichkeit der Arten beschäftigen sie. Alexander ist der Führende. Neben der wissenschaftlichen Bethätigung verlangt er einen weiten Spielraum für die Poesie. „Lies Poesie,“ schreibt er einmal an Peter, „Poesie macht den Menschen besser.“

Alle persönlichen und intimen Beziehungen seines Lebens schaltet Krapotkin mit einer fast keuschen Aengstlichkeit in seinem Buche aus — wir hören so gut wie nichts von seinem Liebes- und Eheleben — aber sobald er auf seinen Bruder Alexander zu sprechen kommt, geht ein Ton innerlicher Bewegung durch seine Sprache. Sie sind zwei Kameraden, weniger durch die Bande des Blutes, als durch die der gleichen geistigen Gesinnung aneinander geschmiedet.

Inzwischen lernt der junge Krapotkin das Hofleben kennen. Er gewinnt Einblicke in den Charakter Alexander II., der im Jahre 1861 die Leibeigenschaft aufhebt, die größten Erwartungen weckt und die bittersten Enttäuschungen hervorruft. In meisterhaften Strichen wird der tragische Charakter Alexander II. gezeichnet — ein wunderliches Gemisch von persönlichem Muthe und entsetzlicher Todesfurcht, von freiheitlichem Wollen und despotischer Willkür. Das Spionagesystem am Petersburger Hof thut sich vor unseren Augen auf, die Korruption des Petersburger Adels, das tolle Treiben der russischen Polizei, der sich Alexander II. mit Haut und Haaren verschrieben hatte.

Die Zeit kommt, wo der junge Krapotkin das Pagenkorps verläßt, um als Offizier in die Armee zu treten. Zum Schrecken seiner Vorgesetzten, zum rathlosen Erstaunen seiner Kameraden, zum Entsetzen seines Vaters wählt er anstatt der Garde ein sibirisches Kosakenregiment. Und nur mit Hilfe eines russischen Großfürsten gelingt es ihm, seinen Entschluß auszuführen.

Er will arbeiten, wenigstens als Offizier an den Reformen sich bethätigen. Er ist des satten und gedankenlosen Lebens überdrüssig. Alle seine sozialen Instinkte regen sich.

Was Krapotkin innerhalb der fünf Jahre seines sibirischen Aufenthalts geistig und körperlich geleistet hat — muß in jedem Leser ein Gefühl der Beschämung und Bescheidenheit hervorrufen. Die Reform des Gefängniß- und gesammten Verbannungswesens sollte durchgeführt werden — Krapotkin arbeitet mit Feuereifer — er arbeitet bis zur Erschlaffung und mit dem Erfolge, daß alle Pläne in den russischen Ministerien begraben wurden.

Inzwischen bricht der polnische Aufstand aus, der gewaltsam unterdrückt wurde. Die Führer werden erhängt und etwa elftausend Polen, zumeist Studenten, Offiziere, Künstler und Edelleute, nach Sibirien verschleppt. Ein Theil der Unglückseligen unternimmt einen verzweifelten Befreiungsversuch, der damit endet, daß die Anstifter erschossen werden.

Diese Ereignisse waren es, die den beiden Krapotkins die Entschlußkraft gaben, völlig mit ihrem früheren Leben auch nach außen hin zu brechen. Sie quittiren den Dienst und beziehen als arme Studenten die Petersburger Universität. Sie leben kümmerlich und entbehrungsreich — müssen für ihren eigenen Unterhalt eintreten — der alte Fürst hat sich erbittert von ihnen zurückgezogen — aber sie fühlen sich frei und glücklich.

Die Zeit, die Peter Krapotkin in Sibirien verlebt hatte, war nicht nur auf die Arbeiten des Dienstes von ihm angewandt worden. Sein wissenschaftlicher Geist hatte sich hier auf das glänzendste bethätigt. Der geographische Aufbau der sibirischen Gebirge und Hochebene wurde ihm klar. Er fand, daß die Theorien Alexanders von Humboldt den Thatsachen nicht entsprechen — und im Anschluß daran kommt er nach jahrelangem, hingebenden Studium zu der epochalen Entdeckung, daß die Höhenlinien in der Struktur Asiens nicht von Norden nach Süden, oder Westen nach Osten, sondern von Nordosten nach Südwesten gehen.

Der Forscher ist in ihm erwacht, er wird von der geographischen Gesellschaft in Petersburg zum Zwecke glacialer Studien nach Finland gesandt, macht hier wichtige und folgenreiche Beobachtungen und erhält eines Tages ein Telegramm, das ihm die Stellung des Sekretärs der Gesellschaft anbietet. Sein sehnlichster Wunsch ist erfüllt. Als Leiter der geographischen Gesellschaft hätte er das ganze wissenschaftliche Material in seine Hände vereint, dessen er zu seiner Lebensarbeit bedurfte. Aber gerade auf der Expedition nach Finland war ein völliger Umschwung in seiner Lebensanschauung eingetreten: Es kommt nicht darauf an, neue Erkenntnisse zu erringen, sondern die bereits vorhandenen zum Eigenthum aller zu machen: „Die Massen sind es, die des Wissens bedürfen — sie wollen lernen, sie können auch lernen. All die tönenden Redensarten vom Wirken für den Fortschritt der Menschheit, während die Fortschrittsförderer sich fern von denen halten, die sie angeblich vorwärts bringen, sind nichts als Sophismen, die nur das Bewußtsein eines peinigenden Widersinns beseitigen sollen."

Aus dieser Erkenntniß heraus, die sein ganzes Leben revolutioniren sollte, lautete seine telegraphische Rückantwort: „Herzlichsten Dank, aber ich kann nicht annehmen."

(Ein Schlußartikel folgt.)

Felix Hollaender.

Moderne Buchausstattung und moderne Schrift.

Immer wieder kann man jetzt beobachten, daß die dekorative Kunst im hohen Grade das ästhetische Interesse beschäftigt. Die Pariser Ausstellung war ein monatelang fortgesetzter und auf alle Nationen ausgedehnter Beweis in diesem Sinne. In einer Zeit, wo in dem Palais des Beaux Arts nur vereinzelte Frühaufsteher die Morgenstunden todtschlugen, staute sich in der Galerie des Invalides bereits die Menge vor den Interieurs oder den Keramikerzeugnissen oder dem bethörend schönen, glitzernden Schmuck Lalicque's, kurz das Kunstgewerbe hatte die Interessen des Publikums von der Malerei und Skulptur abgezogen. Für England und Frankreich war das nichts Sonderliches, in diesen Ländern ist die Tradition des autochthonen Kunstgewerbes schon alt. Seit jeher sammelten britannische Bürger Worcester-Porzellan und Chippendalemöbel, seit jeher wanderten die Pariser — auch mittleren und niedrigen Standes — nach Versailles hinaus, um die Prunkmöbel zu beschauen. Daß in Deutschland und Oesterreich das kunstgewerbliche Interesse jüngeren Datums ist, hat man oft gesagt, und die Neuheit dieser Interessen verbürgt die höhere Intensität. Deutschland und Oesterreich besitzen jetzt eine Reihe hervorragender Monatsschriften, die sich um das Kunstgewerbe — deutsches und ausländisches — bemühen, indes die Blätter, die sich vorherrschend mit der „hohen" Kunst beschäftigen, ihr Publikum, wie es scheint, kaum festzuhalten vermögen. Das gescheite Reklamewort eines findigen Industriellen: Schmücke Dein Heim! hat weit über seinen ursprünglichen Sinn hinaus Bedeutung und Anwendung gefunden. Lichtwark in Hamburg, das österreichische Museum unter Leitung des Hofrathes v. Scala und die Wiener Sezession (Olbrich und Hoffmann), die Darmstädter Künstlerkolonie unter der Patronanz des Großherzogs, dem die deutsche Kunst in ihrer Geschichte ein eigenes Blatt bewahren wird — alle diese Kräfte haben sich in den allerletzten Jahren vereint, um den oft gehegten Wunsch, das tägliche Leben mit Schönheit, mit Kunst zu durchdringen, in Thaten umzusetzen. Schon empfindet man in allen Kreisen bei uns den Abscheu vor imitirtem Prunk. Man darf ruhig sagen, daß in dieser Hinsicht die modernen kunstgewerblichen Bestrebungen eine Art moralischer Volkserziehung übernommen haben. Schon haben wir Ansätze zur Plakatkunst, zur Kunst der Straße. Und sogar unsere Bücher fangen an Schönheit und Anmuth zu gewinnen.

Wir haben jetzt die Gutenberg-Tage gefeiert. Die Wiener Hofbibliothek hat aus ihren reichen Schätzen handschriftlicher Bibeln und Chroniken, sowie früher Drucke das Kostbarste zu einer Ausstellung vereinigt, und wer diese illuminirten Pergamentblätter betrachtete, den kam wohl manchmal die Sehnsucht an, in derlei Büchern statt in unseren schlecht broschirten und lässig im besten Falle mit Antiqua-Lettern gedruckten Bänden lesen zu dürfen. Neidische Gedanken gingen dann wohl auch zu den Engländern, dem Volke, das selbst die schlechten Romane der Maria Corelli nur in Leinwand gebunden, auf starkem Papier und mit kräftigen Typen gedruckt in den Buchhandel schickt. Die deutsche Gewohnheit der broschirten Bücher, die wir mit den Franzosen theilen, scheint mir eine hervorragende Hemmung für den Büchersammler. Insbesondere für den Bücherfreund, der nur wenige Bände alljährlich anschaffen kann, steht die Ausgabe für den Buchbinder in gar keinem Verhältnisse zum Buchpreise, wenn anders er einen individuellen, dem Inhalte angepaßten und geschmackvollen Einband haben will. Man betrachte aber selbst unsere Klassikerausgaben in den stereotypen dünnen Leinwandeinbänden mit schablonirter Goldpressung. Wer z. B. die im letzten Jahre (bei Bell & Sons in London) erschienene wohlfeile einbändige Gesammtausgabe der Werke von John Keats in Vergleich mit unseren derartigen Publikationen bringt, muß sich wahrhaftig schämen.

Wenn es aber dem Einbande gegenüber wenigstens noch die Abhilfe durch eigenes Eingreifen gibt, die innere Ausstattung des Buches muß man hinnehmen, wie sie vom Verleger geboten wird. Und in dieser Hinsicht war es bis in die letzte Zeit schlecht bestellt; jetzt erst wird es besser. Es gibt nämlich doch schon an die drei Dutzend gutgedruckter deutscher Bücher, die jeden Vergleich mit den besten französischen oder englischen Erzeugnissen aushalten können.

Die Frage der Illustration und des Buchschmuckes möchte ich hier unerörtert lassen. Immerhin sei es erwähnt, daß Künstler wie Th. Th. Heine, Heinrich

Vogeler, Pankok, E. R. Weiß schon Hervorragendes geleistet haben und auf den besten Wegen sind. Die wichtigste Frage der Buchausstattung wird fraglos die Wahl der Drucktype sein. Denn Illustration und besonderer Buchschmuck müssen natürlicher Weise den theureren Ausgaben vorbehalten bleiben. Eine gute, leserliche, kräftige und doch dekorativ wirkende Type aber kann ohne erhöhte Kosten für jedes Buch benutzt werden. Und gerade in dieser Hinsicht wird in Deutschland und Oesterreich am schwersten gesündigt. Man kann in der That noch die Bücher aufzählen, die einigermaßen hohe Ansprüche in dieser Beziehung befriedigen. In allererster Linie wären die beiden Weltausstellungspublikationen der Deutschen Reichsdruckerei zu erwähnen: der Katalog der deutschen Abtheilung und die Musäus'schen Chronik-Bücher [mit Illustrationen der Wiener Leffler und Urban*)]. Beide Werke zeichnen sich durch gute Typen aus. Die Schrift für den Katalog ist von Georg Schiller entworfen worden; sie ist klar, wirkt einheitlich und in der Fläche dekorativ.

Große Verdienste um die Renaissance der deutschen Buchausstattung hat sich Prof. Otto Eckmann erworben. Er ist nicht nur der Zeichner ungemein geistreicher Buchumschläge und Zierleisten, er hat auch eine neue Type entworfen, die mit zu den besten Schriften gehört. Diese Lettern, am ehesten der Antiquaschrift zu vergleichen, sind ruhig, kräftig und — man muß es ausdrücklich hinzufügen — mühelos leserlich. Denn über der dekorativen Wirkung fängt man bereits an, das erste Bedingniß einer Drucktype — die leichte Lesbarkeit — zu vernachlässigen. Die Eckmann'sche Type ist jetzt auch bereits in die Praxis eingeführt; u. a. ist das letzte Buch des „Wiener Verlags" Hermann Bahr's „Franzl", durchweg mit der neuen Eckmannschrift gedruckt. — Ich möchte es nicht unterlassen, die Verdienste um Buchausstattung und Buchdruck zu erwähnen, die sich im letzten Jahre der „Inselverlag" erwirbt. Sowohl die Monatsschrift als auch die Buchausgaben des Verlags sind in dieser Richtung geradezu vorbildlich. Die Offizin von W. Drugulin in Leipzig, die den Druck besorgt, ist zur Zeit wohl die erste Anstalt in Deutschland und Oesterreich. Die Inseltype ist eine deutsche, große, ungemein deutliche Schrift, etwas archaisirender Art, wie ja überhaupt die Ideen der Inselherausgeber (O. J. Bierbaum, A. W. Heymel und R. A. Schroeder) gerne zu früher deutscher Art und Kultur zurückeilen. In diesem Zusammenhange mögen auch die Einleitungssätze aus dem Aufsatze von Dr. P. Jessen über „Buchgewerbe" Platz finden, der im vorhererwähnten deutschen Weltausstellungskatalog enthalten ist. Er gibt die Entwicklungsphasen deutscher Buchkunst kurz in folgenden Sätzen:

„Die Kunst, ein Buch als Ganzes schön zu gestalten, hat niemals höher gestanden, als in Deutschland zur Zeit der Erfindung des Buchdruckes. Was Gutenberg und seine Genossen im engen Anschlusse an die sichere Tradition der gothischen Handschriften geschnitten, gegossen, gesetzt, gedruckt haben, das hat keiner ihrer Nachfolger daheim oder im Auslande an Kraft und Harmonie übertroffen. Einen zweiten Höhepunkt erreichte die deutsche Buchkunst zur Zeit der frühen Renaissance, als Meister wie Dürer, Holbein und Cranach den auf deutschem Boden entstandenen und erprobten Holzschnitt für die Bilder und den Schmuck des Buches malerisch verwendeten. Ihr Beispiel wirkte fort, bis der dreißigjährige Krieg auch diese Blüthe knickte. In den Büchern des 18. Jahrhunderts haben die deutschen Kupferstecher und Drucker ihre französischen Vorbilder selten erreicht. Erst im 19. Jahrhundert hat die deutsche Buchkunst mit wachsendem Erfolge wieder eigene Wege beschritten. Die Richtung wechselte mit den historischen Stilarten."

„Eigene Wege" — das könnte das Motto zu einem neuen Buche sein, das vor ganz kurzer Zeit im Verlage von A. Schroll in Wien publizirt**), sich Verdienste um die Einführung neuartiger Druckschriften erwirbt. Durch eine feine Einleitung und eine reichhaltige Auswahl künstlerischer Schriftproben wird ein guter Ueberblick über den Stand dieser künstlerischen Angelegenheit gegeben. Die Wiener Ursprungsquelle gibt bei den jetzigen Wiener Kunstverhältnissen schon die Sicherheit, daß Vorzüge und Fehler der modernen Richtung, oder wie man nach einem Bahr'schen Worte hier sagt, „echte und falsche Sezession" zu gleichen Theilen vertreten sind.

*) Beide Werke im Verlage von J. A. Stargardt in Berlin. 1900.

**) „Moderne Schriften" von A. v. Larisch.

Der Herausgeber, Rudolf v. Larisch, ist in eigener Person der Zeichner einer neuen Schrift, die er mit Quellstift oder populär ausgedrückt mit gewöhnlichen Zündhölzchen niederschreibt. Diese Schrift, in der der Text der Einleitung gedruckt ist, gehört zu den besten des Buches. Sie macht der Theorie des Verfassers alle Ehre. Deshalb sei aus der Vorrede Einiges wiedergegeben. Als Hauptübel bezeichnet Herr v. Larisch das Nebeneinanderstellen der Buchstaben ohne Berücksichtigung der entstehenden Zwischenräume. Er verlangt, daß nicht allein die gedruckte Fläche, sondern auch der sich durch die Zwischenräume ergebende Hintergrundausschnitt in die kritische Betrachtung der Schriftwirkung einbezogen werde. Der am häufigsten vorkommende Hintergrundausschnitt ist das Rechteck, wodurch der Schrift eo ipso der Charakter der Gleichmäßigkeit gegeben wird. Das Prinzip Larisch' ist also: Die Buchstaben seien so zu vertheilen, daß die zwischen ihnen liegenden Hintergrundausschnitte dem Flächeninhalte nach gleich sind.

Dieser in der That vielversprechenden Theorie hätte man einige der Schriftproben entgegenzuhalten, die Herr v. Larisch in seine Sammlung, die doch ein musterhaftes Vorlagewerk sein soll, aufgenommen hat. Es gibt in dieser Sammlung nämlich Schriften (wie z. B. die von Fischl, R. Kirchner und Jan Kotera), die, trotzdem die Autoren auf anderen Gebieten hochtalentirte Künstler sind, aufs schärfste zurückzuweisen sind.

Aehnlich liegt es z. B. bei den Schriften von Mucha (Paris) und Roller (Wien), denen dekorative Feinheiten sicher nicht abzusprechen sind, die aber absolut den Schriftcharakter verleugnen. Und das Gesetz, daß in der klaren Zweckdeutlichkeit und Zweckdienlichkeit auch eine immanente Schönheit liegt, ist durch das moderne Kunstgewerbe doch oft genug erwiesen worden.

Ausgezeichnetes kam in diese Sammlung von England und Belgien. Die Walter Crane'sche Schrift, wenigstens eine, ist vorzüglich, geradezu von monumentaler Deutlichkeit. Der Belgier G. Lemmen hat klare gezeichnete Lettern mit ausgezogenen Linien ohne jede Schattirung. Von deutschen Künstlern ist Anerkennung zu zollen Otto Eckmann, dessen Art bereits oben charakterisirt wurde, und J. M. Olbrich, der eine einfache, klare, wenig verschnörkelte Type gezeichnet hat.

Dem vorliegenden Bande des Herrn v. Larisch soll nach einiger Zeit eine Fortsetzung folgen. Es ist meines Erachtens Pflicht und Recht der Kritik, den Herausgeber zu dieser Arbeit zu ermuthigen. Es kann viel geholfen werden durch ein derartiges Werk. Die Theorie erscheint mir — wie ja natürlich jede Theorie in der Kunst — weniger wichtig als die Schriftproben. Diese noch sorgsamer und mit mehr Schärfe und Härte der Kritik auszuwählen, um so in der That ein verläßliches Musterbuch zu schaffen, wird für die zweite Folge wohl nöthig sein. Die schöne Ausstattung des vorliegenden Bandes und das persönliche Feingefühl des Herausgebers in dekorativen Fragen ist eine gute Bürgschaft für die Erreichung dieses Zieles.

Wien. W. Fred.

Zittelgusts Anna.

Der Weber Zittel wohnte in dem belebtesten Theile des Dorfes, dort, wo von Alters her Kirche, Pfarrhaus und Schule standen und wo sich neuerdings neben dem Bahnhofe eine Fabrik aufgethan hatte. Das kleine Häuschen, welches er bewohnte, gehörte ihm nicht; er hielt Stube und Kammer nur als Miether inne. Viel Platz brauchte er ja auch nicht, da er Wittwer war und nur ein einziges Kind besaß: die zwölfjährige Anna. Ehemals war die Familie

freilich stärker gewesen. Im Laufe ein und desselben Jahres waren dem Manne die Frau und zwei blühende Kinder weggestorben, ihn mit dem jüngstgeborenen kränklichen Mädchen allein lassend. Die Gesunden waren gegangen und die Schwächlichen zurückgeblieben.

Zittelgust stammte aus einer Familie, die seit ungezählten Generationen sich den Lebensunterhalt durch Handweberei verdiente. Er war ein langer hagerer Mann mit schmaler Brust, völlig bartlos, die hohe Stirn über den tiefliegenden Augen setzte sich in eine glänzende Platte fort. Nur im Genick hing ihm von einem Ohr zum anderen ein schmaler ausgefranzter Kragen dunklen Haares als letzter Rest ehemaliger Pracht. Der Kopf glich dem eines Gelehrten; aber es war Entbehrung, schlechte Ernährung, Stubenluft, nicht geistige Arbeit, was diesem Gesichte den Stempel der Vergeistigung aufgedrückt hatte.

Man mußte den Mann gehen sehen: die Schultern zusammengezogen, den Kopf geduckt, die Kniee gekrümmt, und man verstand, daß er Armuth, Elend und Unverstand vergangener Geschlechter an seinem erschlafften, ausgemergelten, knochenschwachen und bleichsüchtigen Leibe abbüßte.

Zittelgust war als echter Weber abgesagter Feind der frischen Luft. Der muffige Dunstkreis der niederen Holzstube, in der vom frühen Morgen an gegessen, gekocht, gewirkt, getrieben und gespult wurde, bedeutete ihm altgewohntes und geliebtes Lebenselement. Wie etwas Kostbares, ja Geheiligtes, wurde diese Luft gehütet; Thür und Fenster, durch die sie hätte entweichen können, blieben Sommer und Winter hindurch sorgfältig verschlossen.

Man ging den ganzen Tag in Hemdsärmeln, barfuß oder in Holzpantoffeln einher. Stiefel, Rock und Kopfbedeckung wurden eigentlich nur zum Kirchgang angelegt. Selbst zum Nachbar über die Straße sprang man in dieser unvollkommenen Bekleidung, wenn nicht vorgezogen wurde, das Schiebefenster zu öffnen, das nur so groß war, den Kopf hinauszustecken, um auf diese Weise Neugier und Klatschsucht zu befriedigen und den Bedarf an wissenswerthen Ereignissen und Nachrichten einzuziehen.

Der Webersmann war glücklich und zufrieden bei dieser Art Leben. Den Tod seiner Frau und der beiden Kinder hatte er längst verschmerzt. Zittelgust war Philosoph. Sie hatten eben etwas zeitiger dran glauben müssen, tröstete er sich. Um die Frau grämte er sich noch am meisten; sie fehlte ihm besonders anfangs sehr empfindlich im Hauswesen. Die beiden Kinder aber vermißte er kaum. Sie hatten ihm mehr Noth und Sorge gemacht als Freude. Für den Armen fällt es eben schwer ins Gewicht, wieviel Menschen an seinem Tische niedersitzen. Jetzt, wo die Familie klein war, ließ sie sich auch billiger ernähren. Er hatte in den letzten Jahren sogar anfangen können, von seinem Weberverdienst zurückzulegen, woran vordem nicht zu denken gewesen.

Anna, sein einziges überlebendes Kind, machte ihm wenig Noth. Sie war ein kleines, blasses, schmales Ding, der Körper in der Entwicklung stark zurückgeblieben, während das Gesicht mit seinen ausgearbeiteten Zügen den Eindruck der Frühreife hervorrief. Aus großen verständigen Augen blickte die Zwölfjährige in die Welt, maß kritisch alle Erscheinungen, die in ihren Gesichtskreis traten, mit ihrem altklugen Kinderurtheil. Ihr schmaler Mund verzog sich leichter zu einem spöttischen Lächeln, als daß er ein fröhliches Gelächter oder Schreien hätte hören lassen. Denn dieses junge Geschöpf, das nur die Weberstube, ein Stückchen Dorfstraße und die Schulbank kannte, hatte doch ein fertiges Weltbild im Kopfe, war ein kleiner selbstbewußter, spröder, scharf beobachtender und scharf urtheilender Mensch.

Jung wie sie war, hatte Anna schon mancherlei durchgemacht. Sie war das Sorgenkind der Mutter gewesen, von ihr verwöhnt und verhätschelt, von den älteren Geschwistern eher scheel als freundlich angesehen und gelegentlich geneckt und gequält. Dann mit einem Male durch der Mutter Tod verwaist und als einziges Kind eine viel wichtigere Person als vordem.

Sehr bald wurde sich Anna ihrer besonderen Stellung bewußt. Schon in zartem Alter übersah sie ihren Vater. Der Wittwer war ängstlich von Natur, rathlos, zaghaft und in allem, was nicht sein Gewerbe betraf, unbeholfen. Er bedurfte der Abwartung und Fürsorge, war gewöhnt, daß ihm jemand das Essen zubereite, sich um seine Kleidung kümmere, alles, was nöthig, herbeischaffe und bedenke, während er vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht am Webstuhl saß und wirkte.

Die kleine Anna nahm nach und nach die Führung des Hauswesens an sich. Große Kochkünste waren eben nicht nöthig. Früh Haferschleim, Mittags Kartoffeln und Heringstunke, im besten Falle gab es mal Speck dazu oder Wurst, Abends wieder Kartoffeln mit Salz und Schmalz; die übrigen Mahlzeiten wurden mit Butterschnitten und Kaffee bestritten.

Früh, ehe Anna zur Schule ging, setzte sie das Essen an, schärfte dabei dem Vater ein, daß er gelegentlich nachlege und den Topf rücke. Wenn sie wiederkam, füllte sie dann die Speise um in die große runde Schüssel, aus der sie Tag aus Tag ein gemeinsam aßen. Den trüben und herzlich dünnen Kaffee trank man dazu aus braunen Henkeltöpfen. Zwar besaß man Teller und Tassen, Blumen waren darauf gemalt, Rosen und Vergißmeinnicht, auch mancher sinnige Spruch in Goldschrift, wohlverwahrt standen solche Kostbarkeiten im Spind; aber nur zum Staatmachen waren sie da. Auf den Gedanken, dergleichen zum Essen und Trinken zu benutzen, wäre man niemals gekommen.

Bei diesen beiden Menschen drehte sich von früh bis spät alles um die Weberei. Zittelgust arbeitete für einen Fabrikanten, der eine größere Anzahl Handweber beschäftigte. Da der Weber sich um nichts weiter zu kümmern brauchte als um die Leinewand, die er gerade auf dem Stuhle hatte, da keine Feldarbeit, keine andere Hantirung ihn abzog, brachte er eine Menge vor sich. Die kleine Anna war ihm auch darin eine tüchtige Gehilfin. Zwar zum „Wirken“ war sie zu schwächlich, aber das „Treiben“ und „Spulen“ hatte sie schon früh gelernt. Auch beim „Andrehen“ und „Scheren“ ging sie dem Vater zur Hand, wie beim „Aufbäumen“ der Kette. War aber einmal das Garn verworren oder der Faden gerissen, dann verstand sie es mit ihren geschickten kleinen Fingern, wie niemand anders, das Ganze wieder in Schuß zu bringen.

In allen schwierigen Fragen verließ sich der Vater auf sie. Zittelgust war zwar durchaus nicht etwa dumm, aber die angeborene Aengstlichkeit hinderte ihn häufig, von seinem Verstande Gebrauch zu machen.

Wenn nicht die kleine Anna gewesen wäre, hätte er sich von aller Welt übers Ohr hauen lassen. Aber das Kind war auf dem Posten; Anna paßte auf, daß der Kaufmann den Vater nicht übertheure, sie kümmerte sich darum, ob der Fabrikant die entsprechende Menge Garn geliefert habe und daß dem Weber bei Ablieferung der Leinewand keine ungerechtfertigten Abzüge gemacht würden.

Bei alledem versäumte das Kind seine Schulpflichten nicht. Anna Zittel war eine der besten Schülerinnen der Dorfschule. Sie schrieb eine saubere Handschrift, rechnete fix und konnte ihre Gesangbuchlieder und Bibelsprüche so gut auswendig, daß man sie mitten in der Nacht hätte wecken können, und auf das betreffende Stichwort würde sie Vers oder Lied heruntergeschnurrt haben, wie der Leierkasten sein Stücklein.

Sie war daher ein besonderer Liebling der Lehrer und wurde den anderen Mädchen immer als Beispiel von Fleiß und guten Sitten vorgehalten. Vielleicht war ihr Verdienst nicht so sehr groß; schwächlich wie Anna war, konnte sie an dummen Streichen kaum theilnehmen. Und das Lernen wurde ihr eben leicht.

Anna war sich bewußt, etwas Besonderes zu sein. Mit stiller Verachtung blickte sie auf die anderen minderbegabten Mädchen herab; die Jungen aber, die auf der anderen Seite der Schulstube saßen, waren ihr wegen ihrer Begriffsstutzigkeit lächerlich und wegen ihrer Unmanierlichkeit ein Greuel.

Sie las gern und war die fleißigste Kundin der Schulbibliothek. Die Bücher, die sie von dort mit nach Haus brachte, pflegte sie Abends ihrem Vater vorzulesen. Der hatte, wenn er Tags über am Webstuhle saß, bei seiner mechanischen Tretarbeit Zeit genug, das Gehörte weiter auszugrübeln und zu Ende zu spinnen.

So lebten diese beiden Menschen glücklich und zufrieden miteinander. Zittelgust vermißte das verstorbene Weib kaum noch; seine Anna ersetzte ihm die Lebensgefährtin vollauf. Daß ihn das Töchterchen ein wenig tyrannisirte, empfand er nicht unangenehm; er wollte es garnicht anders haben.

Der altersgebräunte Webstuhl aber in der Ecke, der nun schon der dritten Generation diente und manches Tausend Ellen Waare geliefert haben mochte, ließ unter dem gleichmäßigen Treten des Webers seinen altmodischen Rhythmus erklingen. Da ratzte das Trittschemelgeschlinge, der Schützen sauste geschäftig hin und her und schlug schütternd in die Kammer, und die Lade brummte und dröhnte, daß man schon von Weitem auf der Dorfstraße des Meisters regen Fleiß an der Melodie erkannte, die sein Webstuhl sang.

Selten kam mal jemand zu Besuch. Bei Zittelgust gab's wenig zu holen, das wußten die Nachbarn. Während Wittwer sich sonst oftmals nicht retten können vor dem Ansturm der ledigen Weiber, die ihnen aus Christenliebe helfen und rathen wollen in ihrer Einsamkeit, blieb Zittelgust ziemlich verschont von solcher Zudringlichkeit. Er war eben ein armer dürftiger Schlucker, und keine mannbare Jungfer, keine einsame Wittib riß sich darum, Nachfolgerin zu werden der verstorbenen Frau Zittel.

Nur eine Person kam häufiger ins Haus, das war die Rötschken. Sie war eine Handelsfrau. Ihr Mann besaß draußen am Walde ein Häuschen mit etwas Feld dazu. Die Rötschken hatte kein leichtes Leben. Ihr Mann war ein Bruder Liederlich und Trinker. Sie mußte ihn mitsammt den beiden Kindern erhalten. Wenn sie nicht auf dem Felde arbeitete, dann fuhr sie im Lande umher und handelte mit Schürzenzeug, Haderstoff, Bändern und Leinwandrestern, die sie billig aufkaufte und mit Profit loszuwerden suchte. Viel kam dabei nicht heraus; denn was sie etwa auf den Preis schlug, das mußte sie wieder für Eisenbahnfahrt und Schlafquartier an den fremden Orten ausgeben. So kam sie trotz aller Betriebsamkeit auf keinen grünen Zweig, aber sie erhielt sich und die Ihrigen doch wenigstens am Leben.

Mit Zittelgust war die Rötschken von Jugend auf gut bekannt. Sie stammten von einem Jahrgang, hatten in einer Klasse zusammen gesessen, waren an einem Ostern konfirmirt worden.

Der Grund, weshalb die Handelsfrau so oft bei ihrem Freunde Zittel einkehrte, war ein praktischer: sie brauchte einen Platz zum Aufstapeln ihrer Waare. Statt die Ballen, Säcke und Stücken bis ans Ende des Dorfes, wo sie wohnte, hinauszuschleppen, ließ sie sie lieber hier in der Nähe des Bahnhofs. Bei Zittelgust war die Waare gut aufgehoben; der Weber nahm auch kein Lagergeld, im Gegentheil, wenn die Handelsfrau müde und hungrig von der Reise zurückkehrte, durfte sie sich in dieser Herberge ausruhen und wärmen, so lange sie wollte, und wenn es der Zufall oder die gute Nase der Rötschken wollte, daß sie in eine Mahlzeit fiel, dann bekam sie reichlichen Antheil von dem, was gerade auf dem Tische stand.

Dafür erzählte sie dann dem Weber, der nie aus seinen vier Pfählen herausgekommen war, wie es draußen in der Welt zugehe, wie schlecht die Menschen seien, welche Schwierigkeiten man habe, sein Geld von den Kunden hereinzubekommen, und welche Listen man anwenden müsse, um ehrlich durchzukommen. Auch die Sehenswürdigkeiten in den Städten wußte sie mit beredtem Munde zu schildern, gelegentlich auch flocht sie mal die Schilderung eines schrecklichen Unglücksfalles ein. Zittelgust hörte ihr mit offenem Munde zu; ihre Besuche bedeuteten ihm willkommene Zerstreuung. Die Rötschken mit ihren Erzählungen ersparte ihm das Halten einer Zeitung.

Lina Rötschke war ein derbes, rothwangiges, kerngesundes Frauenzimmer. Unverdrossen und skrupellos schritt sie durchs Leben. Jede Gelegenheit verstand sie auszunutzen, alles, auch das Geringste zu Rathe zu ziehen. Wo hätte sie auch sonst bleiben sollen mit einem verschuldeten Grundstück, einem Mann, der trank, und Kindern, die noch nicht aus der Schule waren! — Sie hatte neben ihrem Hausirhandel noch einige kleine Nebenbeschäftigungen, die gelegentlich was abwarfen, so das Vermiethen von Mägden an Bauern oder von Kindermädchen und Ammen in die Stadt. Auch mit Heirathsvermitteln gab sie sich gelegentlich ab, wenn es gerade in den Gang der Geschäfte paßte. Kurz die Rötschken war eine vielbeschäftigte, vielerfahrene Person, die nicht leicht etwas verblüffte oder rathlos fand.

Anna liebte die Freundin des Vaters nicht. Jedes Butterbrod, jede Tasse Kaffee, welche die Handelsfrau bei ihnen verzehrte, war in Annas Augen unverantwortliche Verschwendung. Daß der Vater soviel Gefallen fand an der Unterhaltung mit der Person, paßte ihr ganz und gar nicht. Anna war eifersüchtig, fühlte sich beeinträchtigt in dem, was sie für ihr alleiniges Recht ansah. Instinktiv witterte das Kind in dieser Frau eine Rivalin und lehnte sich gegen den fremden Einfluß, von dem sie ihr Machtgebiet bedroht sah, auf. Daß die Rötschken allerhand Versuche machte, die Freundschaft des Kindes zu gewinnen, änderte nichts an Annas ablehnendem Verhalten. Die ließ sich so leicht nicht kirren.

In der letzten Zeit klagte die Rötschken oft, wenn sie bei ihrem Freunde Zittelgust einkehrte, über schlechten Geschäftsgang. Auch daheim hatte sie viel Sorge und Noth. Der Mann trieb es schlimmer denn je, in der Betrunkenheit schlug er alles kurz und klein. Ihre beiden Kinder, die nun aus der Schule waren, hatte sie in die Stadt gethan, den Jungen als Lehrling, die Tochter als Dienstmädchen. Das bedeutete eine Erleichterung, aber auf der anderen Seite fehlten ihr diese Hände in der Hauswirthschaft und auf dem Felde. Alles blieb da liegen; denn der Trunkenbold von Mann saß in der Schenke und wollte keine Arbeit anrühren.

Eines Tages nun kam die Rötschken in ungewöhnlicher Erregung zu Zittelgust herein. Sie war auf dem Wege zum Standesbeamten und zum Pastor. Ihr Mann war die Nacht zuvor im Säuferdelirium gestorben. Die Trauer der jungverwittweten war zwar anscheinend nicht groß; immerhin brachte sie anstandshalber ein Paar Thränen hervor, wohlbedacht, ihren Vorrath nicht vorzeitig zu erschöpfen. Denn sie brauchte deren noch im Pfarrhause und verschiedenen Freunden und Bekannten gegenüber.

Zum Begräbniß ging Zittelgust selbstverständlich mit. Anna hatte ihm den langschößigen Kirchenrock und den abgeschabten Cylinder ausbürsten müssen. Das Mädchen stand am Fenster, als der Zug vorbeikam. Ihrem Blicke entging nichts. Sie sah die Rötschken hinter dem Sarge schreiten, schwarz angethan, das weiße Taschentuch vor den Augen — wie es sich für die Wittwe schickt — der Vater schritt unter den Nachbarn.

Dem Kinde war nicht wohl zu Muthe. Ohne daß sie recht den Grund dafür gewußt hätte, sagte ihr eine dunkle Ahnung, daß für sie nunmehr böse Zeiten kommen würden.

Der Vater kam spät heim. Er war in einem Zustande, den sich Anna zunächst garnicht erklären konnte. Er sang und erzählte allerhand verworrenes Zeug. Bis das Mädchen, als sie ihm den Kirchenrock abnahm, am Geruche merkte, daß er Schnaps getrunken habe. Sie hatten den Hingang des Säufers in der Schenke gebührend gefeiert.

Fortan kam die Rötschken noch öfter als vordem; war sie doch nun verwittwet und in ihrem Thun und Lassen unbehindert.

Nicht bloß um sich ein Wenig auszuruhen, ihre Sachen abzulegen und eine Stärkung zu sich zu nehmen, sah man die Handelsfrau jetzt bei ihrem Freunde aus- und ein-

gehen, auch außer der Zeit kam sie, blieb stundenlang; und manchmal sahen neugierige Augen sogar des Abends spät die Wittwe das Haus des Wittwers verlassen. Man fing an, über die Beiden zu sprechen.

Der Weber Zittel begann seine Angewohnheiten völlig zu ändern. Er kaufte sich einen neuen Anzug. Beim Weben trällerte er allerhand lustige Melodieen vor sich hin. Des Abends ging er jetzt häufig aus, und Anna konnte nicht von ihm erfahren, wo er sich dann hinbegebe. Aber in ihrem klugen Kopfe brachte sie seine Ausgänge zusammen mit jener Frau, die sie niemals hatte leiden können.

Ein Gefühl großer Bitterkeit bemächtigte sich der Kindesseele. Die Kleine fühlte sich verdrängt, entthront. Den Vater zu pflegen, stets um ihn zu sein, ihn zu leiten und für ihn zu sorgen, war ihr gutes Recht und ganzes Glück gewesen. Nun wollte ihn ihr eine andere abspenstig machen! —

Anna machte kein Hehl aus dem, was sie empfand. Sie behandelte den Vater barsch und unfreundlich, seit der sich mit der Rötschken so tief eingelassen. Zittelgust hatte dem Kinde gegenüber kein gutes Gewissen. Wenn er des Nachts spät zurückkam, stahl er sich ins Bett wie ein Sünder, um Annas Fragen, wo er gewesen sei, zu entgehen.

Neun Monate etwa waren verflossen, seit die Rötschken ihren trunkenboldigen Mann beerdigt hatte, da kam sie eines Sonntags frühzeitig, um Zittelgust zum Kirchgang abzuholen. Sie war besonders feierlich angethan in einem lila Kleid, mit einem prächtigen Hut, von dem herab künstliche Blumen nickten. Während man Lina Rötschke bisher nur in einfachster Gewandung mit einem Kopftuch in der Kirchfahrt erblickt hatte.

Sie trug ein längliches Packet unter dem Arm, das sie mit feierlicher Miene auf den Tisch niederlegte. Dann rief sie die kleine Anna herbei, die verdutzt in der Ecke gestanden hatte, die ungewohnte Pracht dieses Aufzuges anstaunend.

„Na, kumm ack Madel! Bis ack nich tumm. Hier ha'ch der och was mitgebracht!" hieß es. Da Anna nicht zum Nähertreten zu bewegen war, entfernte die Rötschken selbst die Hülle von dem Packet. Ein Stück bunten Kleidstoffs kam zum Vorschein. „Das is für dich, Madel, zu an Kleede. Sieh' der 's ack an! Da wirst de schiene drin giehn, zur Huxt!" Dabei stieß sie Zittelgust, der verlegen kichernd dabei stand, mit dem Ellbogen an. „Nu ja doch! Se muß doch och mit zur Kirche, wenn der Vater sich a Weib nimmt! Heute is 's erste Aufgebot von der Kanzel, daß de 's nur weeßt!"

Anna sagte kein Wort des Dankes für das Kleid, das sie geschenkt bekam. Steif wie ein Stock stand sie davor.

Dann ging der Vater mit der Rötschken zur Kirche. Sie wollten sich doch der Gemeinde zeigen als Brautpaar und das Aufgebot persönlich mit anhören. Mittags kamen sie nach Haus und nahmen das Essen ein, das Anna gekocht hatte. Dabei gab es allerhand Scherze: verstohlenes Händedrücken, Anstoßen und Streicheln zwischen den Liebesleuten.

Anna saß mit weit aufgerissenen erstaunten Augen dabei. Die Beiden ließen sich durch die Anwesenheit des Kindes nicht in ihren Zärtlichkeiten stören. Nachmittags unternahmen sie einen Ausflug. Anna wurde zu Haus gelassen; es hieß, sie würde das weite Gehen nicht vertragen.

Es wurde über diese Beiden viel im Dorfe hin und her gesprochen. Zwar war es durchaus nichts Ungewöhnliches, daß ein ehrbarer Wittwer eine ehrbare Wittfrau zum Weibe nahm — was man einmal mit heiler Haut durchgemacht hatte, konnte man schließlich auch ein zweites Mal riskiren. — Trotzdem forderte diese Verbindung das Kopfschütteln der Leute heraus.

Lina Rötschke war bekannt als eine praktische Frau, die das Gras wachsen hörte. Mit ihrem ersten Manne war sie hereingefallen, und nun, wo sie den glücklich los war, nahm sie sich, kaum daß das Trauerjahr um war, einen neuen. Und was für einen! —

Was versprach sie sich eigentlich von dem Weber? Dieser hiefrige, lendenlahme, dürftige Stubenhocker! Eine Frau wie sie nahm es doch bequem mit einem halben Dutzend von seiner Sorte auf. Und dazu als Anhang das kränkelnde Kind von der ersten Frau. Ordentlich zugreifen würde Anna kaum jemals lernen, und dabei wollte sie doch auch gefüttert sein.

So sprachen die Nachbarn weise hin und her. Da sah man's wiedermal, wie die Verliebtheit selbst die gescheitesten Weiber rappelköpfisch machte! —

Die Leute hatten gut reden. Die Rötschken wußte ganz genau, was sie that. Verliebtheit war kaum bei ihr im Spiele; die lag nicht in ihrer Natur.

Lina Rötschke rechnete so: ihr erster Mann hatte ihr und den Kindern ein Grundstück hinterlassen, das hoch verschuldet war. Der Sohn, der sich an das Stadtleben gewöhnt hatte, bedankte sich dafür, ins Dorf zurückzukehren und dort unter schwierigen Verhältnissen zu wirthschaften; ähnlich hatte sich die Tochter geäußert.

Aber jemand mußte doch sein, der nach Haus, Stall und Feld sah, während die Besitzerin verreist war. Denn die Rötschken gedachte ihren Handel keineswegs aufzugeben; im Gegentheil, jetzt wollte sie das Geschäft in größerem Maßstabe betreiben. Sollte man nun für die kleine Wirthschaft eine Magd annehmen oder gar einen Knecht? — Das kostete schweres Geld, und dann machten einem die Leute nichts recht, verdarben mehr als sie schafften, und wenn man sie scharf rannahm, kündigten sie einem womöglich den Dienst auf. Alles das paßte der Rötschken nicht. Sie wollte jemanden haben, der ihr widerspruchlos Gehorsam leistete, der niemals aufmuckte und von dem man nicht befürchten mußte, daß er eines Tages davonlaufe.

Diese Person glaubte sie in dem Weber Zittel gefunden zu haben. Daß er ein Schwächling war, ängstlich und verschüchtert, sah sie natürlich auch. Aber in ihren Augen bedeutete das keinen Fehler. Ihr erster Mann war in seinen guten Tagen ein Riese gewesen an Kraft; gar manchmal hatte sie darunter zu leiden gehabt. Da lobte sie sich den sanften Gust, der würde ihr aus der Hand fressen. Daß er ein Kind mitbrachte in die Ehe, war zwar nicht angenehm; aber schließlich hatte jeder Mensch seine Fehler. Anna war kränklich und würde vielleicht jung sterben; und wenn sie am Leben blieb, konnte man sie beschäftigen mit Weben oder in der leichten Feldarbeit. Einen halben Dienstboten ersetzte einem das Mädel doch, wenn man sie richtig herannahm.

Alles das überschlug die kluge Frau im Geiste, stellte Ziffer gegen Ziffer, Posten gegen Posten. Und das Resultat der Berechnung war, daß ein Plus herauskam für die Verbindung mit Zittelgust.

Nachdem sie sich ihm einmal anverlobt hatte, nahm sie auch sofort alles energisch in die Hand. Die Wohnung, welche der Weber seit vielen Jahren innegehabt hatte, wurde gekündigt; in Zukunft sollte er ja bei ihr wohnen.

Zittelgust fügte sich murrlos in alles. Er war trotz seiner Jahre verliebt bis über die Ohren in die Braut. Ihm hing der Himmel voller Geigen. Nun werde er erst anfangen zu leben, glaubte er. Die Warnungen der Nachbarn wurden von ihm verlacht als müßiges Geschwätz oder boßhafte Mißgunst. Und auch die trübe Miene seines Töchterchens beachtete er nicht weiter. Anna verstand wohl nichts davon, sah nicht, daß auch für sie dieser Wechsel ein großes Glück bedeute.

Leichten Herzens nahm er Abschied von allem, was bisher sein Glück ausgemacht, von den vier Wänden, in denen er mit der verstorbenen Gattin Leid und Freud durchlebt hatte.

Anders faßte die kleine Anna die Veränderung auf. Sie hing voll Liebe an dem Raume, der niederen Weberstube, in der sie ihr junges Leben zugebracht, an der ganzen vertrauten Umgebung, dem Stückchen Dorfstraße, das man vor den Fenstern hatte, an allem ringsum. Ihr war zu Muthe, als müsse sie eine Reise antreten in ein fernes un-

bekanntes Land, weil sie diesen Theil des Dorfes verlassen und eine Viertelstunde weiter ziehen sollte.

An alles das aber, was die Rötschken erzählte von ihrem Hause, dem Grasgarten dabei mit den Obstbäumen den Ziegen im Stalle, den Hühnern und Gänsen, die sie besitze, glaubte Anna einfach nicht. Und als sie es nach einem Besuche in dem neuen Heim doch schließlich mit eigenen Augen sah und nicht mehr wegleugnen konnte, verachtete sie es im Herzen. Ihre Holzstube war doch viel schöner gewesen, als alles, was die fremde Frau besaß. Das Kind war nun mal entschlossen, diese Person zu hassen, von der sie wußte, daß sie ihr und des Vaters Unglück bedeute.

Anna blieb still und verschlossen, klagte nicht, lebte alles das stumm in sich hinein. Was wollte sie thun? Sie war ja ganz in der Hand der Erwachsenen. Keinen Freund besaß sie, niemanden, dem sie ihr Leid hätte klagen dürfen.

Ihre Erholung war die Schule. Dort galt sie etwas, dort konnte sie zeigen, daß auch sie etwas sei. Während die anderen Mädchen ihres Alters bereits von Liebschaften tuschelten, sah sie dem Augenblicke, wo die Schulzeit zu Ende sein würde, mit Bangen entgegen. Denn was sollte dann aus ihr werden? —

Die Hochzeit hatte stattgefunden. Die Rötschken hieß nun Frau Zittel, und ihr Mann war mit der kleinen Anna zu ihr gezogen.

Das Haus lag als letztes des ganzen Dorfes oben am Waldrande. Den Kirchthurm und die Fabrikesse sah man ganz aus der Ferne. Es war wirklich, als sei man in eine andere Welt versetzt. Hier gab es keine Dorfstraße, nur ein schmaler Feldweg verband das Häuschen mit der übrigen Welt. Zum Schulweg brauchte Anna jetzt eine halbe Stunde Zeit, während sie früher nur über die Straße gesprungen war.

Und gar verändert war das Leben, das sie hier oben führten. Wenn der Tag kaum graute, mußte aufgestanden werden. Die Hausfrau trieb ihre Leute zeitig aus den Federn und stellte sie zur Arbeit an.

Jede Minute war da ausgefüllt. Die Ziegen mußten gefüttert werden, die Eier mußte man zusammensuchen aus den Verstecken, wohin die eigensinnigen Thiere sie gelegt hatten. Und war man in Haus und Hof fertig, dann ging's hinaus aufs Feld. Zittelguſt, der niemals Hacke und Spaten in der Hand gehabt hatte, sollte bei seinen Jahren noch lernen, Feldarbeit verrichten. Er stellte sich dabei jedoch so hoffnungslos ungeschickt an, daß es die Frau bald aufgab, ihn vor die Egge zu spannen, ihn das Gras mähen oder das Getreide dreschen zu lassen. Nichtmal einen Schubkarren mit dem Jauchenzuber konnte er hinausfahren, ohne umzuwerfen. Schließlich richtete er nur Schaden an. Da war er noch besser hinter dem Webstuhle untergebracht.

Um so mehr wurde die kleine Anna von der Stiefmutter nützlich gemacht. Zu Arbeiten wie: Unkrautjäten, Gießen, Rechen, Heuwenden, Pflanzen, Kartoffelhacken und dergleichen war sie ganz gut zu verwenden. Auch das Besorgen des Kleinviehs hatte sie sehr bald erlernt. Im Stillen wunderte sich Frau Zittel, wie geschickt und gelehrig das Kind sei. Nur aus dem Schlaf war sie so sehr schwer zu wecken. Ordentlich angefaßt wollte sie sein, wenn man sie früh wach bekommen wollte. Nun, daran ließ es die Stiefmutter nicht fehlen. Eine Dienstmagd konnte nicht schärfer zur Arbeit angehalten werden, als das schwache Kind.

Zittelgust saß also auch im neuen Heim Tag ein Tag aus am Webstuhl. Er war sehr fleißig. Hinter ihm stand seine Frau, die es nicht an aufmunternden Bemerkungen fehlen ließ, wie: wer essen wolle, müsse auch arbeiten, und sie habe keine Lust, einen faulen Mann auf ihrem Puckel durchzuschleppen.

Das Feld lag dicht am Hause. Selbst wenn sie draußen war, konnte die Gattin daher feststellen, ob der Mann daheim auch schön fleißig sei. Wenn dort der Webstuhl mal aussetzte, dann kam sie herbeigeeilt und fragte durchs Fenster: warum er nicht wirke.

Zittelgust fand, daß zwischen seiner ehemaligen Freundin, der Rötschken, und seiner jetzigen Frau ein gewaltiger Unterschied bestehe. Manchmal beschlich ihn ein Ahnen, daß er, als er den Witwerstand aufgegeben, die größte Dummheit seines Lebens begangen habe. Aber er hütete sich wohl die Gattin von solchen Anwandlungen etwas merken zu lassen. Schlecht genug würde ihm das bekommen sein.

Die besten Zeiten für ihn waren die, wenn seine Frau verreiste. Dann kochte Anna für ihn, und er webte; das erinnerte Beide an die schönen Zeiten, wo sie allein miteinander gehaust hatten. Aber selbst aus der Ferne übte die Gestrenge ein unsichtbares Regiment aus über die beiden Menschenkinder. Zittelgust sowohl wie Anna wußten, daß sie zurückgekehrt, mit scharfem Auge feststellen würde, was in ihrer Abwesenheit im Hause vor sich gegangen sei; ob Anna die Thiere gut versorgt und die aufgetragene Arbeit in Garten und Feld richtig ausgeführt habe. Wehe den Beiden, wenn sie nach Ansicht der Hausfrau müßig gewesen waren. Dann gab es harte Worte. Und es blieb nicht immer beim Schelten allein. Frau Zittel hatte ein recht leichtes Handgelenk, das sie nicht gern aus der Uebung kommen ließ.

Der Herbst kam heran. Die Aepfel und Birnen im Garten reiften. Aber Zittelgust und Anna, die vordem viel davon zu hören bekommen hatten, wie wohlschmeckend solcher Fruchtsegen sei, fanden sich betrogen in ihrer Hoffnung, hiervon etwas zu genießen. Das Obst wanderte zum Händler. Auch die Gänse und Hühner, die man mit soviel Mühe aufgezogen hatte, wurden zu Geld gemacht, statt daß man sie, wie Zittelgust allzukühn geträumt, in der eigenen Pfanne gesehen hätte.

Mit dem Herbst kam die kühlere Witterung, die kurzen Tage und langen Nächte. Ganz anders pfiff der Sturmwind hier oben um den Giebel, als unten im warmen Dorf, wo ein Haus das andere schützte. Anna lag manchmal des Nachts wach in ihrer Kammer und hörte mit Grauen, wie der Wind hohl tönend über das freie Feld gestrichen kam und wie es im nahen Walde brauste, knackte, heulte und ächzte. Furchtbare Geräusche waren das für das Weberkind, das nur das gemüthliche Klappern und Brummen des Webstuhls gewöhnt war. Die freie Natur flößte ihr Bangen ein. Der Wald, in den sie nie den Fuß gesetzt hatte, stellte sich ihrer Phantasie dar als der düstere Sitz einer Horde böser Geister, die es auf sie abgesehen hatten.

Noch Schlimmeres brachte der Winter. Hohe Schneemauern umgaben das kleine Haus, daß man kaum aus den niederen Fenstern blicken konnte. Da mußte die kleine Anna Besen und Schaufel zur Hand nehmen, um Weg und Steg frei zu machen.

Und dabei war sie so furchtbar müde, alle Glieder thaten ihr weh. Am liebsten wäre sie früh gar nicht mehr aufgewacht. Es kam vor, daß Anna in der Schule einschlief vor Ermattung. Schon lange gehörte sie nicht mehr zu den besten Schülerinnen. Sie, die strebsame, wißbegierige, war laß geworden, träge und gleichgiltig. Selbst der Konfirmationsunterricht, der nunmehr begonnen hatte, und die Aussicht, zu Ostern aus der Schule zu kommen, änderten daran nichts. Für sie gab's ja keine Hoffnung auf Besserung; ihr Leben würde nach wie vor elend und qualvoll bleiben. Viel besser wäre es gewesen, wenn der Tod sie mitgenommen hätte, als er damals die Mutter und die älteren Geschwister holte.

Wenn sie auf dem Wege zur Schule an dem Hause vorbeischlich, in dem sie vordem gewohnt hatte, dann kam ihr alles, was gewesen war, wie ein Traum vor. Kaum daß sie begreifen konnte, daß sie und die Anna von damals ein und dieselbe Person seien. Wie hatte sich in dem kleinen einfachen Hause, das ihrer Erinnerung dennoch wie ein Paradies erschien, alles verändert. Hier wohnten jetzt Leute,

die aus der Fremde zugezogen waren. Eine Familie mit einem Haufen halberwachsener Kinder, die in die nahe Fabrik auf Arbeit gingen. Laute wilde Gesellschaft war's. Kein Webstuhl klapperte mehr in der Ecke. Wüst und schmuddelig sahen Wände, Fenster und Geräth aus, wie Anna feststellte, als sie von Neugier getrieben einen Blick in das alte traute Stübchen warf.

Eines Morgens, als die Stiefmutter sie wie gewöhnlich frühzeitig weckte, vermochte Anna sich nicht vom Lager zu erheben. Es ging nicht, beim besten Willen ging's nicht. Ihr Rücken war wie gebrochen.

Die robuste Frau hielt das für Verstellung. Sie wollte Anna mit Gewalt antreiben, riß sie aus dem Bett empor. Aber das hatte nur zum Erfolg, daß sich das Kind mühsam bis zur Thür schleppte und dort ohnmächtig zusammenbrach. Nun mußte Frau Zittel doch einsehen, daß es sich hier nicht bloß um Verstellung handle.

Anna konnte von da ab den weiten Schulweg nicht mehr zu Fuß zurücklegen. Man kam auf folgendes Auskunftsmittel: die Kinder der nächsten Nachbarn spannten sich vor einen Handwagen. Dahinein wurde Anna gesetzt. Leicht war sie ja! So ging es im Galopp mit menschlichen Pferden, erst den schmalen Feldweg hinab und dann auf der Dorfstraße fort zur Schule. Mit gelblichem Gesicht, verlegen lächelnd, saß Anna in dem kleinen Fahrzeuge. Sie schämte sich, daß ihr Zustand auf diese Weise vor aller Welt offenbar werde.

Aber nach einiger Zeit ging das auch nicht mehr. Anna war zu schwach, das Bett zu verlassen. Lange wurde darüber hin und her berathen, ob man den Doktor holen solle. Wenn's nach Zittelgust allein gegangen wäre, hätte man ihn gerufen; der Vater wollte die kleine Anna nicht gern hergeben. Aber er hatte ja nichts zu bestimmen; die Hausfrau regierte, und die war der Ansicht, daß der Arzt zu kostspielig sei. Es wurde versucht, Anna mit allerhand Kräutern, Einreibungen und Mixturen wieder auf die Beine zu bringen.

Frau Zittel war durchaus keine böse Frau; im Grunde ihres Herzens lebte eine gewisse Gutmüthigkeit. Sie war gesund und kräftig von Natur, und wie es bei solchen Menschen manchmal der Fall ist, war sie grausam aus reiner Naivetät. Die Krankheit der anderen kam ihr wie Unrecht, zum mindesten wie Dummheit, vor.

Die Kraft hat eben keine Geduld mit der Schwäche. Munter und leichten Sinnes schreitet der Starke über den Schwächling hinweg und empfindet dessen Gebrechen womöglich noch als Beleidigung. Frau Zittel klagte oft ganz ernsthaft, daß sie schön hereingefallen sei bei ihrer zweiten Heirath. Ein Mann, der zu nichts tauge als zum Webern, und dazu ein sieches Kind, das statt Arbeit zu verrichten welche verursache. Ihr war wirklich ein schweres Kreuz auferlegt vom lieben Gott! —

Schließlich mußte sie sich doch entschließen, den Doktor kommen zu lassen. Es geschah mehr, um das Gerede der Leute zum Schweigen zu bringen, als um Annas willen. Das Dorf sollte kein Recht haben, sie eine böse Stiefmutter zu nennen.

Der Arzt bezeichnete Annas Leiden als ein schweres. Er gab keine Hoffnung, daß das Kind jemals wieder hergestellt werden könne.

Von dem Augenblicke ab, wo feststand, daß es mit der Stieftochter zu Ende gehe, war Frau Zittel die Gutherzigkeit in Person gegen die Kranke. Während man die Lebende hatte verkommen lassen, mußte der Sterbenden jeder Wunsch erfüllt werden, und wäre er noch so unvernünftig gewesen.

Die kleine Anna, deren Bedürfnisse früher die bescheidensten gewesen waren, äußerte mit einemmale Gelüste nach allerhand Leckerbissen. Beim Landvolke sind solche Wünsche eines vom Tode gezeichneten Menschenkindes geheiligt. Die Stiefmutter scheute keinen Weg, keine Kosten, ihr zu verschaffen, was sie heischte.

Für einige Wochen tyrannisirte die Sterbende so das ganze Haus. Ihr Bett war hinunter geschafft worden in die große Stube, damit sie warm liegen solle. Der Vater mußte nach ihrem Kommando springen, ihr dies und jenes herbeiholen, an ihrem Bette sitzen und ihr vorlesen. Es war, als sei die gute alte Zeit zurückgekehrt, wo die Beiden allein gewesen waren und Anna unumschränkt über ihn geherrscht hatte.

Einmal kam auch der Pastor und betete mit ihr. Von da ab wurde sie stiller, theilnahmloser scheinbar. Es war ihr nun wohl zum Bewußtsein gekommen, daß der liebe Gott ihren Wunsch erfüllen wolle, sie zu sich zu nehmen.

Eines Nachts wurde das Ehepaar Zittel durch anhaltendes Klopfen von der großen Stube her geweckt. Das war das verabredete Zeichen, durch welches die Kranke sich meldete. Die Frau eilte aus der Schlafkammer hinunter. Aber Anna wehrte ihr mit ungeduldiger Gebärde ab. Sie wollte den Vater haben.

Mit kundigem Blicke sah die Stiefmutter, daß es hier zu Ende gehe. Das waren die starr in weite Ferne gerichteten Augen, das verlängerte Gesicht, die unruhig arbeitenden Hände, welche die haben, die sich zur letzten Reise anschicken.

Sie eilte in die Kammer zurück und zerrte ihren Mann, der sich eines festen Schlummers erfreute, am Arme. „Gust, wach uff! 's Madel will sterben."

Zittelgust dehnte und reckte sich. Gähnend fragte er, warum man ihn mitten in der Nacht wecke. Als er endlich begriffen hatte, um was es sich handle, fuhr er hastig in die Hosen und eilte hinab.

Der ungewohnt vergeistigte Ausdruck im Angesicht seines Kindes machte ihm alles klar. Er ließ sich an Annas Lager nieder und fing an zu weinen. Eine Ahnung überkam ihn, daß das Beste, was er auf der Welt besitze, nunmehr unwiederbringlich von ihm genommen werden solle. Er dachte an seine erste Frau und die beiden Kinder, die er schon verloren. Gerade so hatten die auch drein geschaut in ihrem letzten Kampfe.

Doch weinte er eigentlich mehr über sein eigenes trauriges Geschick als über Anna. Daran, die Sterbende aufzurichten und zu trösten, dachte er nicht. Das Kind war selbst in seiner Schwäche noch muthiger und klüger als er. „Weent ack nich, Vater!" sagte sie. „Wenn 'ch nuff kumma und 'ch sah de Mutter, hernachen wer 'ch 'r Alles derzahlen." —

Nach einer Weile fragte sie mit hoher, pfeifender, kaum noch verständlicher Stimme, ob eine Leinewand auf dem Stuhle sei. Zittelgust bejahte; er hatte vor Kurzem erst aufgebäumt. Anna bat ihn durch Zeichen — sprechen konnte sie schon nicht mehr — daß er sich an den Webstuhl setzen möge. Er that es und fing an zu wirken.

Der Stuhl ließ seine bekannte Melodie erklingen. Da ratzte das Trittschemelgeschlinge, der Schützen sauste geschäftig hin und her und schlug schütternd in die Kammer, die Lade brummte und dröhnte.

Das Weberkind lauschte den vertrauten Tönen, wie einer herrlichen Melodie. Ein beseligtes Lächeln huschte leicht über das schneeweiße Gesicht. Allmählich wich alle Spannung aus den Zügen. Das Köpfchen lag nach der Ecke gewandt, wo der Vater saß und webte.

Vom Rhythmus des alten Webstuhls wie von Engelsflügeln emporgehoben und davongetragen, so entfloh die junge Seele aus ihrem ärmlichen Gefängniß.

W. von Polenz.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 8. Berlin, den 24. November 1900. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Es haben im Deutschen Reichstag und in der französischen Deputirtenkammer Verhandlungen über die chinesischen Verhältnisse stattgefunden. Solche concilia politischer Aerzte in weiter Entfernung sind nicht ganz bedeutungslos; es können gewisse allgemeine Grundsätze für die Therapie aufgestellt werden, allein ob diese Grundsätze alsdann auf den konkreten, wechselnden Krankheitsfall sich auch im einzelnen anwenden lassen, das bleibt fraglich, und das läßt sich nur am Krankenbett selbst feststellen.

Der chinesische Fall zeigt nun leider eine Entwicklung, die am aller unerwünschtesten sein muß; an die Stelle des akuten Zustandes ist eine chronische Erkrankung getreten.

Die Truppen der Mächte machen von Peking aus Vorstöße in alle Himmelsrichtungen; sie überrennen ohne Schwierigkeit hier einige Boxerhaufen, und sie dringen dort ohne jeglichen Widerstand so weit vor, wie sie der Befehl ihrer Vorgesetzten und ihre Beine gebracht haben: Siege, wenn man die Ueberwältigung undisciplinirter und elend bewaffneter Horden Siege nennen will, und siegreiches Vordringen, wenn man dem fast ungehinderten Marsch durch fremdes Gebiet solch pompöses Beiwort zugesteht; doch alle diese sogenannten Erfolge scheinen bisher erfolglos, um uns dem eigentlichen Ziele des Krieges näher zu bringen; nämlich der Herstellung solcher Zustände in China, wie sie zur Verhinderung einer Wiederkehr des jetzigen Blutvergießens und im Interesse der Civilisation gefordert werden müssen. Man kann sich darüber leider nicht täuschen, daß weder die Diplomatie, noch die Waffengewalt, noch beide gemeinsam die zu lösende Aufgabe bisher zu bewältigen angefangen haben.

Die Feststellung dieser Thatsache muß kein Vorwurf sein; und sie ist es um so weniger, da sich noch Niemand gefunden hat, der vermocht hätte, Mittel anzugeben, die wirkungsvoller und zweckmäßiger als die angewandten hätten erscheinen können. Es ist aber wohlfeil zu verlangen, daß den Diplomaten die Verpflichtung obliegt, klüger zu sein als Monsieur tout le monde.

Die Diplomatie hat bisher eines zu Wege gebracht; sie hat eine Verschärfung der Gegensätze unter den koalirten Mächten verhindert; das ist nicht wenig, und das ist eine sehr dankenswerthe Leistung; nur ist es nicht alles, was schließlich gefordert werden muß. Wir dürfen nicht vergessen, daß, je länger der jetzige Zustand dauert, je wahrscheinlicher wird es, daß irgend eine Verschiebung der internationalen Lage, die mit dem chinesischen Problem garnicht in Zusammenhang zu stehen braucht, uns dieses Festliegen im fernsten Osten als sehr unbequem und sehr peinlich empfinden lassen kann. Darum ist, ganz abgesehen vom Kostenpunkt, ein Andauern dieser Occupation chinesischen Gebietes in hohem Grade unerwünscht. Die Frage bleibt nur, wie ist aus dieser Lage herauszukommen.

Es mag sein, daß durch die Verhandlungen in Peking sich ein Ergebniß erzielen läßt; die bisherigen Erfahrungen werden diese Hoffnungen freilich nicht allzu sehr festigen können. So muß denn auch damit gerechnet werden, daß

die Wege, die bisher verfolgt worden sind, sich als Sackgassen erweisen. Und dann?

Wie gesagt, ein fertiges und probates Rezept hat noch keiner der politischen Apotheker zu liefern vermocht; umsomehr Anlaß, daß die Möglichkeiten, die sich alsdann ergeben, in der öffentlichen Diskussion erwogen und geprüft werden.

Das chinesische Problem fängt in seinem chronischen Zustande an, des dramatischen Interesses zu entbehren, und die Aufmerksamkeit der Bevölkerung droht für dasselbe zu erlahmen. Allein die allgemeinen Gefahren, die es birgt, bleiben fortbestehen, trotz der militärischen Siegesberichte, mit denen der Telegraph die Aufmerksamkeit bei uns hin und wieder und nicht gerade erfolgreich anzuregen sucht.

Frankreich hat lange keinen Ministerpräsidenten gehabt, der sich solche Verdienste um die Erhaltung und Festigung der Republik erworben hat, wie Waldeck-Rousseau. Der Haß der Gegner beweist, was dieser Mann bedeutet, und die ganz veränderte, so viel gefestigtere Stellung, die heute das Ministerium gegenüber den Umstürzlern zu behaupten vermag, thut dar, wie viel an Boden Klerikale und Nationalisten bereits verloren haben.

Den neuesten Ansturm seiner Gegner hat das Ministerium mit Leichtigkeit abzuschlagen vermocht. Man hatte es von Neuem mit einem der beliebten Verleumdungsfeldzüge versucht; ein hoher Staatsbeamter, der Sohn eines Ministers, sollte Ordensschwindeleien getrieben haben. Die Thatsache war erfunden, und so fehlte dem Angriff die Basis; es war also nicht gerade schwierig, in diesem Falle den Platz zu behaupten; allein darauf beschränkte sich auch nicht der Erfolg des Ministeriums. Waldeck-Rousseau ging vielmehr zum Angriff über, und wie er diesen Angriff ausführte und durchführte, das ist ein Beweis für die Stärke dieser Person und die erstarkte Stellung dieses republikanischen Ministeriums.

Waldeck-Rousseau that dar, daß die Nationalisten und Reaktionäre ihn hassen müssen, weil gegen die ultramontanen Kongregationen und gegen die Umstürzler Gesetze in Vorbereitung sind, die diesen nicht gefallen können. Erst dieses Ministerium macht Ernst mit einer Festigung der republikanischen Einrichtung und, — was gleichbedeutend ist —, mit einer Einschränkung des klerikalen Einflusses, denn dieser ist der wesentlichste Rückhalt für alle Gegner der Republik. Wenn Waldeck Rousseau noch eine Zeit lang fortregiert, dann werden die Sünden allmählich gut gemacht sein, die republikanische Schwachheit und Halbheit und Verlogenheit unter Méline und unter Republikanern seines Geistes verschuldet haben.

Bei dieser Gelegenheit haben die antisemitischen Nationalisten übrigens ein neues Volksrecht proklamirt, ein Recht, das sie freilich immer ausreichend geübt haben: das Recht auf Verleumdung. Drumont ließ in seinem Blatte erklären, daß die Zeitungen dazu da seien, um unwahre Behauptungen wiederzugeben, die der Ehre des Nächsten auf das Empfindlichste zu nahe treten — natürlich muß der Nächste ein Gegner sein. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch bezeichnet man solche unbewiesenen Behauptungen mit dem treffenden Wort Verleumdungen.

Die Vertreter Drumont'scher Ideen in anderen Ländern handeln nach den gleichen Grundsätzen, und nur das laute Bekenntniß zu solchen Grundsätzen kann von jenen Franzosen mit dem Prioritätsrecht belegt werden.

Präsident Krüger ist in Marseille gelandet, und er wurde von der französischen Bevölkerung mit Enthusiasmus empfangen.

Es ist dieser Ausbruch sympathischer Empfindungen nicht verwunderlich. Der Freiheitskampf der Buren ist überall auf dem Festland mit regster Antheilnahme verfolgt worden; nun erscheint der greise Präsident der Burenrepublik selbst in Europa, und seine Ansprachen werden die Stimmung gegen England nur verschlechtern.

In Marseille sagte Krüger:

> Die Buren werden bis zum Aeußersten kämpfen. Wenn man hören wird, daß die Buren ihre Unabhängigkeit verloren haben, wird man sich sagen können, daß nun alle Buren sammt Frauen und Kindern todt sind. Man führt gegen sie Krieg nach der Manier von Barbaren und hat immer ein Schiedsgericht abgelehnt.

Solche Worte finden ihr Echo in den Depeschen, die aus Südafrika veröffentlicht werden, und solche lebendigen Worte wirken noch ganz anders wie der todte Buchstabe auf Zeitungspapier.

Wenn Krüger durch Europa zieht und überall sich an die Bevölkerung wendet, so tritt eines sicher ein; die Sympathien, die England überall gerade bei den Liberalen hatte und die schon so stark vermindert sind, werden auf ein Minimum in den breiten Massen sinken.

Ob die Antipathien, die immer stärker hervorbrechen werden, eine unmittelbare Gefahr für England sind, das hängt von der allgemeinen politischen Entwickelung ab. Keinesfalls ist es eine weise Staatskunst, diese Staatskunst des Herrn Chamberlain, die jeder antienglischen Politik irgend wo in der Welt einen Rückhalt in der Stimmung des gesammten europäischen Kontinents sichert.

* * *

Das Schicksal des Zolltarifentwurfs.

In der Thronrede, mit welcher der Reichstag eröffnet wurde, hat der Passus über den Zolltarif zu allerlei Kommentaren Veranlassung gegeben. Aus dem Umstande, daß die Thronrede nur von einer in diesem Winter zu erwartenden Vorlage an den Bundesrath spricht, hat man gefolgert, daß der Reichstag in dieser Session mit der Vorlage noch nicht befaßt sein werde. In Bestätigung dieser Auffassung hat die „Kölnische Zeitung“ dann für die Zweckmäßigkeit einer späteren Einbringung der Vorlage geltend gemacht:

> „daß das Ausland nicht vorzeitig über alle Einzelheiten des Tarifs und der Verhandlungen unterrichtet werde, da ohnehin schon die vielfache und zum Theil leidenschaftliche Aussprache über den Zolltarif und die Art und Weise seiner Feststellung die Aufmerksamkeit des Auslandes vorzeitig erregt habe.“

Dies Argument der Rücksichtnahme auf das Ausland macht einen recht kümmerlichen Eindruck. Gewisse Handelspolitiker können sich noch immer nicht von den Traditionen des Mühlendamms loslösen. Sie betrachten Handelsvertragsverhandlungen zwischen Großmächten unter demselben Gesichtspunkte wie das Feilschen um einen alten Rock, bei dem alles darauf ankommt, die offenen Schäden zu verdecken und den Gegenkontrahenten über die geheimen Schäden zu täuschen. Die Art und Weise der Feststellung eines Zolltarifs kann sich aber heutigen Tages, wo die Presse auch die geringsten Begebenheiten von wirthschaftlichem oder politischem Interesse sofort nach allen Richtungen hin publizirt, und durch parlamentarische Einrichtungen schließlich eine öffentliche Verhandlung vor aller Welt gesichert ist, nicht mehr in den Formen diplomatischer Geheimnißkrämerei abspielen. Dem Auslande ist es ebensowenig verborgen, wo uns der Schuh drückt, wie es uns unbekannt ist, welche Interessen das Ausland an dem Abschluß von Handelsverträgen mit Deutschland hat. Jede Geheimnißkrämerei ist deshalb bei Licht besehen nichts weiter als ein Vorwand für die zollpolitische Intrigue, bei der nicht das Ausland, sondern der inländische Konsument über das Ohr gehauen werden soll. Den komischsten Ausdruck hat diese Geheimnißkrämerei in dem köstlichen Vorschlage gefunden, einen Doppeltarif mit geheimen Minimalsätzen zwischen

den Klippen der parlamentarischen Verhandlung hindurchzusteuern. Dieser in der Dunkelkammer geborene Minimaltarif erinnert schon einigermaßen an die Verschwörungen der Operette.

Es kann somit auch gar keine Rede davon sein, daß die Gegner der agrarischen Anschläge sich etwa durch angebliche Rücksichten auf das Ausland davon abhalten lassen werden, die allerschärfste Kritik an den ungeheuerlichen Forderungen der Agrarier zu üben. Es erscheint auch angezeigt, sich in diesen kritischen Bemühungen nicht durch den unsicheren Hinweis darauf, daß der Zolltarif den Reichstag in dieser Session noch nicht beschäftigen werde, aufhalten zu lassen. Es könnte ja auch sein, daß mit dem Hinweis einer späteren Einbringung der Vorlage der Gedanke verknüpft ist, zugleich eine Vertagung der Kritik herbeizuführen. Eine solche Verzögerung der Kritik wäre aber durchaus nicht zweckmäßig. Die Position der agrarischen und industriellen Hochschutzzöllner ist vom logischen wie vom moralischen Standpunkte aus gleich schwach, und eine rücksichtslose Kritik, welche die Mühen eines längeren Erziehungsfeldzuges nicht scheut, vermag vor dem Forum der öffentlichen Meinung die Sache dieser Hochschutzzöllner dermaßen zu diskreditiren, daß keine anständige Regierung es mehr wagen wird, sich zum Schleppenträger dieser „Schützer der nationalen Arbeit" zu machen. Es ist darnach verständlich, daß man diese Kritik möglichst zu verzögern sucht. Die Einwirkung auf die Regierungen, die ja schon in nächster Zeit im Bundesrath über den Zolltarifentwurf zu berathen haben werden, ist aber ebenso wichtig wie die Einwirkung auf den Reichstag, vielleicht sogar noch wichtiger, und deshalb wäre es ein großer Fehler, die Gegenbewegung mit Rücksicht darauf einschlafen zu lassen, daß möglicherweise der Entwurf erst im Jahre 1902 an den Reichstag gelangt. Sollte sich der Bundesrath angesichts einer resoluten Gegenbewegung dazu bestimmen lassen, den Entwurf eines autonomen Zolltarifs vor der Eröffnung der Verhandlungen über neue Handelsverträge der Volksvertretung überhaupt nicht vorzulegen, so wäre das andererseits eine durchaus zu billigende Rückkehr zu den Erfordernissen handelspolitischer Zweckmäßigkeit. Der Gedanke, erst einen autonomen Zolltarif mit maßlos hohen Sätzen zu konstruiren und dann zu neuen Handelsvertragsverhandlungen überzugehen, war von vornherein ungesund und nur zu verstehen vom Standpunkt solcher Staatsmänner aus, die den Wiederabschluß neuer Handelsverträge verhindern wollen. Gegen eine Verzögerung der Vorlage ließe sich deshalb nichts einwenden, wenn diese Verzögerung sich gleich weiter in das Jahr 1903 erstreckte, d. h. bis zu dem Zeitraum, wo die Handelsvertragsverhandlungen mit Erfolg aufgenommen oder gescheitert sind. Alles Material, was die Reichsregierung zu ihrer Information haben wollte, hat sie ja inzwischen erlangt. Gestützt auf dieses Material kann sie den Versuch machen, neue Handelsverträge zum Abschluß zu bringen. Vorher sich selbst Hindernisse in ihrer freien handelspolitischen Bewegung dadurch zu schaffen, daß sie sich auf einen autonomen Zolltarif festnageln läßt, liegt weder im Interesse einer aufgeklärten Regierung noch im Interesse der breiten Massen unserer Bevölkerung.

Die Protektionisten haben es bisher als etwas Selbstverständliches bezeichnet, daß die Feststellung des autonomen Zolltarifs dem Neuabschluß der Handelsverträge vorangehe, ebenso wie sie es als etwas Selbstverständliches hinstellen, daß die Agrarzölle zu steigern seien. Es ist ein alter politischer Kniff, gerade die unverschämtesten Forderungen als bereits im Prinzip genehmigt zu bezeichnen und das Ungewöhnlichste als selbstverständlich zu erklären. Bisher ist es in der Handelspolitik Deutschlands keineswegs üblich gewesen, ja sogar nie vorgekommen, daß man das Pferd beim Schwanz aufgezäumt hat und zuerst den Zolltarif revidirte, um dann Handelsverträge abzuschließen, die, um überhaupt möglich zu werden, eine Rückwärtsrevision des Zolltarifs nöthig machen. Allerdings haben die früheren Staatsmänner Deutschlands, die Delbrück und Caprivi, die wirklich werthvolle Handelsverträge zu Stande brachten, auch von vornherein den festen Willen gehabt, Handelsverträge zu Stande zu bringen, während es gegenwärtig noch nicht zu erkennen ist, ob in der Reichsregierung der Wunsch, Handelsverträge unmöglich zu machen oder neue Handelsverträge herbeizuführen, der stärkere ist. Solange das noch nicht feststeht, ist es ganz besonders wichtig, daß die Freunde der Handelsverträge sich regen und womöglich in jene „leidenschaftliche Aussprache" über den Zolltarif eintreten, vor der die handelspolitischen Leisetreter eine so begreifliche Abneigung haben.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

I.

Die Präsidentenwahl, mit welcher der Reichstag regelmäßig seine Sessionen eröffnet, brachte diesmal eine Ueberraschung; während nach jeder Neuwahl die Zusammensetzung des Präsidiums ein Gegenstand ernster Verhandlungen zu sein pflegt, ist es üblich, in den folgenden Sessionen das Präsidium der ersten Session einfach wiederzuwählen. Diesmal kam es anders.

Vor fünf Jahren hatten die Konservativen und die Nationalliberalen in demonstrativer Weise auf jeden Sitz im Präsidium verzichtet. Offenbar hatten sie geglaubt, daß die Leitung des Reichstags unter einem aus Centrum und Freisinn gemischten Präsidium in kürzester Zeit zusammenbrechen würde. Der Hergang, bei welchem dem damals noch lebenden Fürsten Bismarck durch die Mehrheit eine Höflichkeit versagt wurde, wurde aus einer Frage der Etikette zu einer hochpolitischen Frage aufgebauscht, deren verkehrte Lösung einen Weltuntergang nach sich ziehen müsse. Die Welt ging aber in den alten Bahnen weiter, und so sahen sich nach kurzer Zeit die Konservativen ververanlaßt, im Präsidium wieder einen Sitz in Anspruch zu nehmen, und man konnte ihnen bei ihrer numerischen Stärke die Erfüllung dieses Anspruchs nicht verweigern. Nur mußten sie, die früher die erste Stelle innehatten, mit der zweiten vorlieb nehmen. Jetzt sind, einige Jahre später, auch die Nationalliberalen dahin gekommen, mit Goethe zu sagen:

> Du sollst Dich nie mit Schwur vermessen,
> Von dieser Speise will ich nicht essen.

Da man auch ihnen nach Erwägung der Stärkeverhältnisse der Parteien ihren Wunsch nicht versagen konnte, so blieb für die freisinnige Partei kein Sitz im Präsidium übrig. Für uns hat der ganze Hergang eine humoristische Färbung; der Verfolgungswahn spricht von einer Intrigue, die angezettelt worden sei.

Der ersten Geschäftssitzung des Reichstags sah man mit großer Spannung entgegen; der neue Reichskanzler sollte in dieser Eigenschaft zum ersten Male sprechen, sollte in einer Frage sprechen, die an sich hochwichtig ist und die dadurch noch eine besondere Färbung erhalten hatte, daß der Reichstag in seinem verfassungsmäßigen Rechte, um die Bewilligung von Geldmitteln befragt zu werden, verkürzt war.

Was nun diese Verfassungsfrage anbetrifft, so gab Graf Bülow Erklärungen ab, die sie völlig aus der Welt schaffen. Er persönlich sei daran, daß der Reichstag nicht rechtzeitig einberufen worden, völlig unschuldig; der Fürst Hohenlohe, der die Verantwortlichkeit trage, habe nicht die Absicht gehabt, die Rechte des Reichstags zu beeinträchtigen, er sei jetzt aus seiner Stellung geschieden; der begangene Fehler solle durch eine Indemnitätserklärung wieder gut gemacht werden und solle nicht wiederholt werden. Da nun

kein Zweifel darüber obwaltet, daß der Reichstag, wenn er rechtzeitig befragt worden wäre, die geforderten Mittel ebenso bewilligt haben würde, wie er jetzt bereit ist, sie zu bewilligen, so ist die weitere Erörterung der staatsrechtlichen Frage thatsächlich gegenstandslos geworden.

Was über die chinesische Frage vom Grafen Bülow gesagt wurde, fand den Beifall des Hauses. Man muß sich gegenwärtig halten, daß kein sterblicher Mensch in einem der fünf Welttheile heute sagen kann, wann und in welcher Weise die chinesischen Wirren zu Ende gebracht werden. Diplomatisch und militärisch befindet sich Europa vor neuen, bisher unbekannten Aufgaben. Die Lage aller derjenigen Staaten, die in China thätig sind, ist eine schwierige, und so auch die Lage Deutschlands, aber die Lage Deutschlands ist nicht schwieriger als die eines anderen Staates.

Gewiß ist es von großer Wichtigkeit, daß das Staatsschiff von einem Steuermann geleitet werde, der mit allen Regeln der Navigation und der Seemannschaft genau vertraut ist. Wir können selbstverständlich zum Grafen Bülow nicht dasjenige Vertrauen haben, das nur durch große schon errungene Erfolge erzielt wird. Aber wir haben eben so wenig Grund, dem Grafen Bülow mit Mißtrauen zu begegnen. Weder rechtfertigt sich ein solches Mißtrauen durch seine bisherige Thätigkeit noch durch die Art seines Auftretens. Diejenigen Aufgaben, die ihm bisher zur Lösung anvertraut waren, waren von geringerer Bedeutung, aber sie sind glücklich gelöst worden. Sein persönliches Auftreten zeugt von Besonnenheit, die sich in gleicher Weise von Verzagtheit wie von Ueberhebung unterscheidet. Jedes Zeichen von Unsicherheit, das er gegeben hätte, hätte Mißtrauen wach rufen müssen; jedes Zeichen übergroßer Sicherheit, die leicht als Uebermuth gedeutet werden kann, ebenso. Weder in den Jahren, wo er als Staatssekretär aufgetreten ist, noch jetzt als Reichskanzler hat er sich eine Blöße gegeben, wohl aber die Blößen seiner Gegner geschickt benutzt. Als Debatter im Parlament hat er die Schlagfertigkeit gezeigt, die einem Diplomaten unentbehrlich ist, eine Schlagfertigkeit, die durch eine ganz ungewöhnliche parlamentarische Ungeschicklichkeit des Kriegsministers, welcher die Grausamkeit der gegenwärtigen Kriegführung in China durch das Verhalten des Mongolen Attila vor anderthalbtausend Jahren rechtfertigen wollte, noch ein besonderes Relief erhielt.

So liegt denn zur Zeit eigentlich für keine Partei im Reichstage Veranlassung vor, ihm Schwierigkeiten zu bereiten. Unklug ist der Versuch ihn auf das Glatteis zu führen, indem man ihn zu Aeußerungen über Dinge provozirt, die sich ohne sein Zuthun zugetragen haben und die wie ein heißes Eisen angefaßt werden müssen.

Der zweite Gegenstand, der in der gegenwärtigen Woche zur Verhandlung steht, betrifft die Angelegenheit der „zwölftausend Mark". Die Debatte darüber erfolgt, während diese Blätter in der Presse sind. Verwandt mit der chinesischen Frage ist der Gegenstand insofern, als deutsche Beamte in hohen Stellungen sich zu einem Verhalten herbeigelassen haben, das man eher einem chinesischen Mandarinen zutrauen würde. Man hat sich von einer reichen und einflußreichen Klasse der Gesellschaft Geld geben lassen, um damit zu agitiren gegen eine zahlreiche aber arme Klasse der Gesellschaft und hat dabei den Spruch Friedrichs des Großen außer Acht gelassen, den man früher mit großem Aplomb citirt hatte, daß nämlich die Könige von Preußen nicht allein Könige der Reichen, sondern auch Könige der Armen sind.

Proteus.

Ein Wort zur Notabelnversammlung vom 11. November.

„Die Landwirthe — heißt es bei Adam Smith (Buch IV, Kap. II) — sind, zu ihrer großen Ehre, am wenigsten von allen dem elenden Monopolgeiste zugänglich. Ein großer Fabrikant geräth meist in Unruhe, wenn ein ähnliches Unternehmen auf 20 Meilen in der Runde errichtet wird . . . Grundherren und Pächter dagegen neigen in der Regel dazu, die Verbesserung ihrer Nachbargüter zu fördern statt zu hemmen. Sie haben keine Geheimnisse wie die meisten Industriellen, sondern theilen ihre Kenntnisse gern ihren Berufsgenossen mit und bemühen sich, eine neue und als vortheilhaft erprobte Methode so weit als möglich zu verbreiten. Pius Quaestus, sagt der alte Cato, stabilissimus, minimeque individiosus; minimeque male cogitantes sunt, qui in eo studio occupati sunt."

„Grundherren und Pächter können, da sie räumlich zerstreut wohnen, nicht so leicht zu Vereinigungen zusammentreten, wie die in den Städten zusammengeschaarten Kaufleute und Industriellen, die, an den unter ihnen vorherrschenden exklusiven Zunftgeist gewöhnt, naturgemäß danach streben, ihren sämmtlichen Landsleuten gegenüber das gleiche Monopol zu erlangen, welches sie gegenüber den Einwohnern der eigenen Stadt in der Regel besitzen. Sie scheinen auch demgemäß die ursprünglichen Erfinder jener Beschränkungen der Einfuhr ausländischer Waaren gewesen zu sein, welche ihnen die Alleinherrschaft auf dem inneren Markte sichern."

„Vermuthlich verlockt durch dies Vorbild, und um sich mit denen auf gleichen Fuß zu stellen, die — wie sie sahen — sie immer zu unterdrücken strebten, vergaßen die britischen Grundherren und Pächter ihre natürliche Generosität so weit, daß sie das Monopol, ihre Mitbürger mit Korn und Fleisch versehen zu dürfen, für sich beanspruchten."

Es ändert sich die Zeit! Die guten Sitten der Herren von dem „frommen, dem neidlosesten aller Berufe", der Biedermänner, die „am wenigsten Schlimmes sinnen", sind nicht bloß einmal zeitweise — wie der große Schotte von den Landwirthen Englands hoffte, die er, beeinflußt durch die Physiokratie, so nett idealisirt — durch das böse Beispiel der „shop-keepers" verdorben worden: sobald die Konkurrenz des Auslandes auch ihnen eine ernste Gefahr zu werden begann, haben sie, bei uns wie überall, „ihre natürliche Generosität" dauernd vergessen, und sie haben auch gelernt, nur zu gut gelernt, „zu Vereinigungen zusammenzutreten".

Darüber sich zu wundern, wäre thöricht. Die agrarische Bewegung mußte kommen, der „Bund der Landwirthe" mußte entstehen, — wäre auch entstanden, wenn Fürst Bismarck seine „Bauernbriefe" nicht geschrieben hätte.

Sonderbar dagegen ist, daß die Industriellen — gleichfalls bei uns wie überall, wo die „Partei des Pfluges" gegen die „Partei des Kontors" sich schaarte und die Mehrheit des Parlaments für sich gewann — die Fähigkeit, „to combine" zum Schutze ihres Interesses gegen das Agrarinteresse, verlernt zu haben scheinen.

„Die Landwirthe — so erklärt sich Adam Smith deren schutzzöllnerische Stimmung — nahmen sich wohl nicht die Zeit, zu erwägen, wie viel weniger ihr Interesse durch den Freihandel bedroht ist" — des natürlichen Schutzzolles der hohen Transportkosten agrikoler Produkte halber — „als dasjenige der Leute, deren Beispiel sie befolgen". In Hinsicht auf unsere Industriellen von heute könnte man meinen: sie nahmen sich wohl nicht die Zeit, zu erwägen, wie viel weniger ihr Interesse durch den Freihandel bedroht ist, als durch die Politik der Hemmung der Einfuhr, speziell der Korneinfuhr, welche sie, theils passiv, theils aktiv unterstützen, statt einen „Bund der Industriellen" zum Zwecke der Förderung der Ausfuhr zu bilden.

Wäre es nicht so traurig, man könnte eine famose Satire darüber schreiben, mit welcher Indolenz ein großer Theil unseres gewerblichen Großunternehmerthums der Möglichkeit einer Kornzollerhöhung gegenübersteht — so thut, als ob ihn die Sache eigentlich blutwenig angehe. Das agrarische Feuer brennt lichterloh, immer höhere

Flammen treibt es empor — bis zu zehn Mark Zoll hat die Begierde bereits hinaufgezüngelt. Aber, weit entfernt energische Löschversuche zu machen, wärmen sich sogar manche industrielle Gruppen ganz behaglich an dieser Gluth, schüren sie noch, indem sie ihrerseits Zollwünsche hinzutragen, stärken dadurch in den Führern des Bundes der Landwirthe die frohe Zuversicht auf eine zahlreiche, willige Klientel von Fabrikanten.

Man hätte erwarten sollen, daß, anläßlich der Erneuerung der Handelsverträge, aus den Kreisen der Industriellen, die mit ihren Ganzfabrikaten auf dem Weltmarkt konkurriren, eine zielbewußte, einheitliche Agitation begänne behufs Beseitigung, mindestens Herabsetzung der Zölle auf Halbfabrikate, deren Bestehen ihnen die Produktion vertheuert, den Wettbewerb erschwert. Man hätte erwarten sollen, daß z. B. die Exporteure von Eisenwaaren gegen den Roheisenzoll, die von Geweben gegen die Garnzölle, die von Bier gegen den Gerstenzoll, die von Büchern, Karten, Musikalien gegen den Papierzoll in geschlossener Phalanx zu Felde ziehen würden. Nichts davon — nur vereinzelt, und wie matt zumeist, kommen aus den betreffenden Branchen solche Forderungen. „Artige Kinder fordern nichts, artige Kinder kriegen nichts“, hat Fürst Bismarck einmal gesagt.

Mehr als die Frage der Halbfabrikatzölle, scheint die Möglichkeit, höhere Zölle auf Ganzfabrikate zu erlangen, in manchen Branchen zu interessiren. In der Lederindustrie z. B. werden Stimmen laut, welche ein Emporschrauben des Handschuhzolls auf das Zwölffache fordern — um der „überwältigenden Konkurrenz“ der Oesterreicher, Italiener, Franzosen, Engländer willen, während doch die Handschuhausfuhr Deutschlands die Einfuhr weit überragt.

In der Wollspinnerei drängt man auf kräftige Erschwerung des Imports englischer Cheviotgarne, die in brauchbaren Ersatzqualitäten von deutschen Kammgarnspinnern fast gar nicht hergestellt werden — welche Erschwerung daher nur die Folge haben würde, den Wettbewerb der deutschen Wollgewebe auf dem Weltmarkt zu beeinträchtigen. Aber, statt gemeinsam gegen die zollsüchtigen Spinner Front zu machen, sollen gewisse einflußreiche Kreise der Wollweberei — d. h. des Zweiges der deutschen Industrie, welcher mit der Zuckerindustrie die Spitze des Exports führt — auf eine wesentliche Zollerhöhung, durch Schaffung einer neuen Position, hindrängen.[1])

Ist es bei diesem Verhalten, ist es besonders angesichts der Thatsache, daß oft kleinlichste Sonderinteressen wider das Gesammtinteresse der Branche operiren, ein Wunder, daß — wie die „Nationalzeitung“ neulich einmal schrieb — die Industriellen seitens der Agrarier „politisch und moralisch so tief eingeschätzt werden“? Daß man sie mit der Drohung, die Landwirthschaft werde rabiat werden und zum „reinen Freihandel“ übergehen, schrecken zu können meint? Wie soll der Regierung der Respekt, den ihr der Bund der Landwirthe so gründlich eingeflößt hat, auch vor den Industriellen kommen, wenn sie sieht — wie ein französischer Agrarzöllner höhnte — daß „chacun est libre-échangiste pour les autres, et protectionniste pour soi“?[2])

Daß Deutschland im Geleise der Politik langfristiger Handelsverträge bleibe, ist und muß sein die Losung des ganzen deutschen Gewerbes. Die Erreichung dieses Ziels wird aber außerordentlich erschwert, wenn von den verschiedensten Zweigen dieses deutschen Gewerbes die Jammermelodie des Schutzbedürfnisses erklingt.

„Unser größter Feind“ — hat Bamberger einmal ausgerufen — „ist die Dummheit“. Auch der größte Feind unserer Industrie ist — ich bitte um Verzeihung für das harte Wort — deren Dummheit, d. h. die offenbare Unkenntniß der Wirkungen, die eintreten müssen, wenn, dank einer Koalition der Agrarier mit den Hüttenleuten, den Spinnern u. s. w., eine namhafte Erhöhung des Kornzolls erfolgt. Man ist sich nicht im Mindesten darüber klar, was da auf dem Spiel steht.

In recht zahlreichen Aeußerungen von industriellen Vereinen, Handelskammern u. s. w., die mir während der letzten Monate zu Gesicht kamen, ist es eigentlich immer nur ein Bedenken, das in eigener Sache — also abgesehen von dem Argumente der Brotvertheuerung u. s. w. — hervorgehoben und scharf unterstrichen wird. Nämlich die trübe Aussicht, daß das Ausland den höheren Kornzoll mit Steigerung seines Fabrikatentarifs beantworten könne, und somit unser Export sich mindern werde.

Dies Bedenken besteht zweifellos. Aber so sehr schwer wiegt es nicht, um ausschlaggebend zu sein. Denn einmal ist diese Folge keine unbedingt sichere — hat ja doch selbst die mächtige, und in Zollfragen recht nervöse Republik des Sternenbanners sich das neue deutsche Fleischimportgesetz bisher ruhig gefallen lassen; vielleicht reagirt sie, vielleicht reagiren Rußland, Agentinien u. s. w. auf höheren Kornzoll — vielleicht auch nicht. Quien sabe? Und zweitens läßt diese Befürchtung sich beschwichtigen, indem man sagt: wie viele Staaten haben seit 1879 ihre Fabrikatentarife heraufgesetzt, ohne die weitere Entwickelung der deutschen Fabrikatenausfuhr zu beeinträchtigen, wenn auch vielleicht zu verzögern — das Ausland braucht und kauft die deutschen Waaren trotzdem, bezahlt den Zoll, da es sie dann noch immer billiger erhält, als bei Eigenproduktion oder bei Bezug aus anderen Ländern. Warum soll das künftig anders sein? Die „Manchestermänner“ — spotten die Schutzzöllner — möchten es Euch gern weiß machen; beweisen können sie es nicht.

Und so viel ist richtig: es kann sein, daß wenn auch unsere Kundenländer auf den groben Klotz des höheren Agrarschutzes den groben Keil höheren Industrieschutzes setzen, der Absatz gewisser deutscher Fabrikate keine Minderung erleidet.

Aber — mag nun jene Folge eintreten oder nicht — unter allen Umständen muß die deutsche Industrie als ganze Schaden leiden, Schaden von vorläufig allerdings nicht sicher bezifferbarer Größe, falls die Kornzollerhöhung durchgeht.

Zwei Möglichkeiten müssen in Erwägung gezogen werden.

1. Es ist denkbar, daß, trotz einer Erhöhung des Kornzolls auf 6, 7, 8 Mark, das mit Brotgetreide bestellte Areal und die Produktion von Brotgetreide keine nennenswerthe, vielleicht überhaupt keine Erweiterung erfahren. Allerdings würde dann der Zweck der „Unabhängigmachung“ Deutschlands vom Korn des Auslandes nicht erreicht, die Gefahr, daß Deutschland in Kriegszeiten einmal in Kornnoth gerathe, nicht gemindert — das heißt: die Kornzollerhöhung erbrächte nicht die Wirkung, um deren willen allein sie von Vielen gefordert wird; von den Vielen, welche dem nationalen Interesse zu dienen meinen, wenn sie mit den Agrariern gemeinsame Sache machen, während sie auf der Gegenseite stehen würden, falls sich mit Bestimmtheit voraussagen ließe, daß eine Ausdehnung des deutschen Kornbaues nicht erfolgen werde, sondern nur eine Ausdehnung des Geldbeutels der deutschen Kornbauern.

Aber mit Bestimmtheit läßt sich weder diese noch die umgekehrte, angeblich im nationalen Interesse zu wünschende Wirkung voraussagen. Setzen wir also zunächst den Fall, daß der deutsche Kornbau auf gleichem Niveau bleibe, trotz der Kornzollerhöhung; m. a. W. daß die Völker, welche uns bisher Brotgetreide sendeten, es auch künftig in gleichem Betrage senden und als Gegenpart von uns Industrieartikel in gleichem Betrage wie bisher beziehen.

Dann würde also das deutsche Exportgewerbe über Verminderung seines Absatzes nach Rußland, Nordamerika, Argentinien u. s. w. nicht zu klagen, vielmehr, mit steigender Volksziffer und damit steigendem Bedarf Deutschlands an fremdem Korn, einer Steigerung der Fabrikatenausfuhr sich

[1]) Die Beispiele sind aus der „Nationalzeitung“ entnommen. Ihre Zahl ließe sich leicht vermehren.

[2]) J. d. Econ., August 1900, S. 290.

zu erfreuen haben. Reagiren die deutschen Kornbauern gar nicht auf die Zollerhöhung, sondern streichen einfach für gleiches Kornquantum höheren Preis ein, so ist das deutsche Exportgewerbe „schön heraus" — wenigstens sein Produktionsinteresse leidet nicht; Kapitalien und Arbeitskräfte bleiben an ihrem alten Platz. In diesem Falle würde nicht das Exportgewerbe, sondern die sogenannte „nationale", für den Binnenmarkt arbeitende Industrie die Zeche zahlen müssen. Denn die Kornzollerhöhung zieht ja eine entsprechende Brotpreiserhöhung nach sich — die deutschen Konsumenten, welche bisher, als der Brotpreis im Durchschnitt niedriger war, den deutschen Fabrikanten mehr Fabrikate abkaufen konnten, werden jetzt gezwungen, sich einzuschränken. Denn, wenn das Hemd Einem näher als der Rock, so ist Einem das Brot näher als beide — der höhere Brodpreis drückt nicht die Nachfrage nach Brod herab, sondern die Nachfrage nach den entbehrlicheren Industrieartikeln. Um die ganze — heute unwißbare — Summe, um welche der nationale Brotverbrauch dank der Zollerhöhung sich vertheuert, wird, neben dem Absatz höherwerthiger Nahrungsmittel, der Absatz der Inlandsindustrie zurückgehen. Welche Fabrikationszweige, welche mehr, welche minder davon getroffen werden — darüber sind nur vage Vermuthungen möglich. Daß aber, wenn auf allem Einkommen eine höhere Brotsteuer lastet als heute, dem entsprechend weniger von diesem Einkommen zum Ankauf von Fabrikaten übrig bleiben muß, als übrig bleiben würde, falls die heutige, niedrigere Brotsteuer fortdauern oder herabgesetzt würde, ist eine Thatsache von mathematischer Gewißheit. Sie leugnen hieße, wie Brentano in seinem „Argument des Freihandels" sich einmal ausdrückt, das Unbestreitbare bestreiten wollen.

2. Es ist ebenso denkbar, daß unter dem Impulse der Kornzollerhöhung der deutsche Kornbau wächst und künftig weniger fremdes Korn als heute über die Grenzen „einbricht" — und zufolge dessen weniger deutsches Fabrikat den Weg ins Ausland findet. In diesem Falle würde, statt der „nationalen" Industrie, das Exportgewerbe die Zeche zahlen müssen.

Das ist's, was — scheint mir — unsere Exportindustriellen nicht wissen, oder wenigstens nicht klar genug erkennen: den nothwendigen Parallelismus von Import und Export. Wenn wir künftig den Yankees, den Russen, den Argentiniern u. s. w. weniger Korn abnehmen als bisher, so können sie nur entsprechend weniger deutsche Fabrikate beziehen als bisher. Gewisse deutsche Fabrikate mögen sie in gleicher, vielleicht sogar noch steigender Menge kaufen — dafür aber dann andere in desto geringerem Maße. Wenn beispielsweise unser Kornimport, dank der Mehrproduktion der nationalen Kornbauern, um 100 Mill. Mark fallen sollte, so würde auch unser Fabrikatenexport, dank der Verminderung der Kaufkraft der amerikanischen u. s. w. Kornbauern, um die gleiche Summe fallen. Welche Zweige des Fabrikatenexports, welche mehr, welche weniger zurückgehen werden, kann Niemand sagen. Aber diese Wirkung auf das Exportgewerbe als Ganzes, ist unbedingt sicher — ebenso sicher wie im ersteren Falle, die Wirkung auf die „nationale" Industrie als Ganze. Les produits ne s'achètent que par des produits — es gibt keinen wirthschaftspolitischen Lehrsatz, dem, aus der Statistik — der Handelsstatistik — aller Länder, so reichliches und so zwingendes Induktionsmaterial zur Seite stünde wie diesem. —

Die These, daß Import und Export sich bedingen, miteinander steigen und miteinander fallen, ist, wie jüngst ein französischer Schriftsteller schrieb, ein „axiome de cuisinière", eine hausbackene, handgreifliche Wahrheit.

Dem „gesunden Menschenverstand" würde sie längst in Fleisch und Blut übergegangen sein, wenn in Deutschland dieser die löbliche Gepflogenheit hätte, sich um Kenntniß der Elemente der Volkswirthschaftslehre zu bemühen, während er so auf den Schein, welcher bisweilen, ziemlich oft sogar, gegen jene These spricht, leicht herein fällt.

Denn es kommt oft vor, daß einige Jahre hindurch der Import mächtig vorwärtsschreitet, während der Export weit nachhinkt — z. B. in Ländern, welche Eisenbahnen oder Kanäle bauen, Bergwerke anlegen, ihr Heer neu ausrüsten u. s. w. und, ganz oder theilweise, das Material, dessen sie zu diesen Zwecken bedürfen, aus dem Auslande entnehmen; sei es, weil sie dort es billiger erhalten, sei es, weil sie auf diesem Wege schleuniger zum Ziele kommen als bei Eigenproduktion. Infolge dieses Mehrimports tritt später dann ein Mehrexport ein — die Länder sind dem Ausland für die Lieferungen von Maschinen, Rohstoffen, Fabrikaten verschuldet; behufs Begleichung der Zinsen und allmähliger Tilgung dieser Schuld müssen sie, vielleicht während längerer Zeit, irgendwelche Produkte hinaussenden, ohne dafür ihrerseits Produkte des Auslandes zu empfangen.

Das große Importplus, welches in den Jahren der Kapitalinvestition statthatte, schlägt um in ein Exportplus, welches, je nachdem die Schuld langsamer oder rascher zurückgezahlt wird, einen kleineren oder größeren Betrag aufweist und von mehr oder weniger Dauer ist.

Ein solches zeitweises Ueberragen zunächst des Imports, dann des Exports, kann sich, außer im Falle der Kapitalinvestition, vor allem auch ereignen nach Mißernten; die Korneinfuhr schwillt gewaltig an, ohne daß es möglich wäre, diesen Mehrimport sofort durch entsprechenden Mehrexport wettzumachen. Die Wirkung ist die gleiche: das momentane Importplus zieht ein kürzere oder längere Frist währendes Exportplus nach sich, mittels dessen die Zahlung für das Auslandskorn erfolgt.

Völker, welche zeitweise weit mehr Waaren vom Auslande gekauft als nach dem Auslande verkauft haben, können diese Differenz, dies Passivsaldo, nur mit Waaren decken. Denn das Geld ist ja an den Dienst der Cirkulation gebunden; selbst ein verhältnißmäßig geringes Abströmen von Geld ruft sofort eine Gegenbewegung (nämlich Steigerung des Geldwerths, m. a. W. Sinken des Preis- und Lohnniveaus, und Steigerung des Diskonts) hervor, zufolge deren — wie hier nicht näher ausgeführt zu werden braucht — das Wiederzuströmen bewirkt wird.

Der Parallelismus von Import und Export, zeitweise scheinbar aufgehoben, stellt sich auf die Dauer immer wieder her. —

Gleichfalls kommt es oft vor, daß einige Jahre hindurch der Export mächtig vorwärtsschreitet, während der Import weit nachhinkt — besonders in Ländern, deren Exportvolumen, je nach dem Ausfall der Ernten, sich ausdehnt oder zusammenzieht. Wenn mehrere reiche Ernten aufeinander folgen, kann es sein, daß, während einer gewissen Frist, der Mehrexport durch den Mehrimport lange nicht erreicht wird.

Das naheliegendste Beispiel bieten die Vereinigten Staaten am Schlusse des 19. Jahrhunderts. Durch den Dingley-Tarif ist die Waareneinfuhr erschwert worden; aber die Ausfuhr hat einen Aufschwung genommen wie nie zuvor. Die Hauptursache dieses Aufschwungs liegt in der ungewöhnlichen Gunst der Ernteverhältnisse. Nicht dem neuen Tarif, sondern der alten, einmal so recht in der Gebelaune befindlichen Mutter Erde dankt die Republik die volkswirthschaftliche Prosperität, deren sie bisher unter den Auspizien McKinley's genießt. Schier fabelhafte Mengen Weizen und Baumwolle, beträchtlichen Ertrag an Mais lieferte der amerikanische Boden.

Während die Weizenernten der Jahre 1893 bis 1896 zwischen 400 und 467 Millionen Bushels lagen, so ergab das Jahr 1897 eine Ernte von 538, das Jahr 1898 eine Ernte von 598 Millionen — die relativ größte innerhalb der letzten Generation; denn 1891 wurden zwar 611 Mill. eingebracht, aber von einem etwa um 1/7 größeren Areal.[1]) Der Weizenexport schwankte in der Zeit 1893 bis 1896 zwischen einem Minimum von 60 Mill. Bushels (1895)

[1]) Handwörterbuch der Staatswissenschaften, Bd. IV, S. 331.

und einem Maximum von 88,4 Mill. (1893); dagegen wurden exportirt 1897: 148 Millionen, 1898: 139 Millionen Bushels.[1])

Die Baumwollernten von 1898 und 1899 waren gleichfalls enorme; während 1896: 7,15 Mill. Ballen, 1897: 8,75 Mill. Ballen geerntet wurden, so 1898: 11,19, 1899: 11,27, 1900: 9,43 Mill.[2]).

Die Maisernten von 1895 und 1896 hatten beide den Betrag von 2 Milliarden Bushels überstiegen; diesen zwei größten Ernten des Jahrhunderts folgten 1897 und 1899 zwei weitere, überdurchschnittlich gute Ernten von 1,9, bezüglich 1,82 Milliarden Bushels.

Die Union konnte weit mehr abgeben an Weizen, Baumwolle, Mais als sonst. Und sie konnte zu guten Preisen absetzen, weil Rußland und Frankreich in dieser Zeit zum Theil schlechte Weizenernten hatten, die Bewegung der Baumwollernten von Ostindien, Brasilien, Aegypten, der Levante dem steigenden, durch die industrielle Hochkonjunktur emporgetriebenen Bedarf Westeuropas nach Baumwollwaaren nicht entsprach[3]) und die Maisnachfrage der Viehzüchter hier sich hob, um den aus gleichem Grunde steigenden Fleischkonsum zu befriedigen — in Deutschland z. B. verdoppelte sich die Maiseinfuhr seit 1896.

Ein weiteres Kausalmoment der Exportsteigerung der Union ist im letzten Satze bereits angedeutet. Nicht nur die Ausfuhr an Lebensmitteln und Rohstoffen, sondern auch die Ausfuhr an Halb- und Ganzfabrikaten stieg zufolge der industriellen Hochkonjunktur, die vor allem in England und Deutschland waltete. Die Union kam mit Eisen und Stahl, mit Maschinen und Werkzeugen[4]) der rasch und gewaltig anschwellenden Nachfrage der Industriestaaten entgegen, ermöglichte deren Unternehmern, Aufträge zu erledigen, die anderenfalls, bei dem herrschenden Kapital- und Arbeitermangel, nicht hätten befriedigt werden können.

Schließlich wirkte mit der Transvaalkrieg, sowie der „kriegartige Zustand" in China, zufolge deren das Maß der Ansprüche an die bereits überlastete westeuropäische Industrie noch weiter gemehrt wurde.

So betrug der Vereinigten Staaten[5])

	Einfuhr Mill. Mk.	Ausfuhr Mill. Mk.
1895	3312.0	3810.1
1896	3536.5	4351.8
1897	3697.2	4764.1
1898	3223.0	5379.4
1899	3430.3	5451.5

Schon immer hatte die Union eine sogenannte „aktive" Handelsbilanz, richtiger: Waarenhandelsbilanz; d. h. sie mußte weit größeren Waarenwerth an das Ausland verkaufen, als sie kaufen konnte. Nämlich, um mittels des Exportplus an Waaren die Zinsen der englischen u. s. w. Kapitalien zu bezahlen, die in der Union arbeiten — angelegt in Grundstücken, Hypotheken, Werthpapieren oder thätig in Unternehmungen. Ferner um die Rhederei- und Kabeldienste zu bezahlen, welche vor allem England zu Gunsten des Verkehrs der Union mit andren Ländern leistet.

Berücksichtigt man, daß die nordamerikanische Einfuhrstatistik basirt auf den Werthen, welche die Waaren an den Produktionsorten haben[6]), also die Frachtkosten, welche den Konsumenten der Union zur Last fallen — von ihnen durch Versandt irgendwelcher Waaren beglichen werden müssen, im Einfuhretat nicht erscheinen, (während die Einfuhrstatistik der europäischen Länder sie den Werthen der Waaren zurechnet); und berücksichtigt man ferner, daß diese Frachtkosten in den letzten Jahren bekanntlich stark hinaufgingen, so ergibt sich, daß die Handelsbilanz der Union nicht ganz so „aktiv" ist, wie sie auf den ersten Blick sich darstellt. Doch die Thatsache bleibt allerdings bestehen: der Export der Union ist stark gewachsen, der Import eingeschrumpft.

Gewiß — aber mit unbedingter Bestimmtheit läßt sich behaupten, daß die Entwicklung künftig in der Richtung wachsenden Imports verlaufen wird.

Schon in den Jahren 1898 und 1899 (s. o. die Tabelle) schritt der Import der Union etwas rascher vorwärts, als der Export. Der Riesensprung, den der Export emporthat, wird durch allmähliches Steigen des Imports wieder eingeholt werden.

Wenn die nordamerikanischen Farmer und Industriellen sich weiterhin dagegen sträuben würden, die Produkte des Auslandes, vor allem die Fabrikate Westeuropas, die ihnen durch den Dingley-Tarif, z. Th. wenigstens, wesentlich vertheuert sind, als Gegenwerthe für Korn, Mais, Baumwolle, Maschinen u. s. w. zu nehmen, so könnten die ausländischen Konsumenten diese Exportprodukte der Union nicht mehr beziehen. In Baargeld sie zu bezahlen, geht, wie oben gesagt, nur in ganz beschränktem Maße an. Allerdings kann in größerem Stile Transferirung amerikanischer Grundstücke und Hypotheken, Verkauf von Werthpapieren und Geschäftsantheilen, die bisher im Eigenthum von Europäern standen, an Amerikaner stattfinden; aber: je mehr solches geschieht, desto stärker sinkt künftig die Kaufkraft Europas für amerikanische Waaren — desto stärker steigt die Kaufkraft Amerikas für europäische Waaren.

Für einige Jahre hat die Union, dank der oben dargelegten Umstände, ein gutes Geschäft gemacht[1]). Mit gewaltigen Summen ist sie Gläubigerin Europas dadurch geworden, daß ihr Export den Import weit überholte. Aber gerade weil sie Gläubigerin Europas geworden ist, wird sie künftig ihren Import, bei schwächer wachsendem Export, steigern — trotz des Dingley-Tarifs und der Preistyrannei der Trusts, welche die Konsumfähigkeit der Masse schwächt. Auf die Dauer kann der „alte Kontinent" dem neuen dessen Waaren nur mit Waaren bezahlen. Der Beweis wird durch die Handelsstatistik der Zukunft erbracht werden. —

Größerer Export an Korn u. s. w. bedingt für die Vereinigten Staaten größeren Import an irgendwelchen Dingen. Geringerer Import an Korn bedingt für Deutschland geringeren Export an irgendwelchen Dingen.

Gewisse Arten deutscher Chemikalien und deutscher Maschinen, z. B. solche, die im Kohlenbergbau, in der Elektrotechnik, in der Zuckerindustrie Verwendung finden — unser Zucker und unser Bier, Klaviere und Bücher, Spielzeug und Konfektionsartikel, kurz: solche Waaren, hinsichtlich deren wir an der Spitze der Weltmarktkonkurrenz marschiren, mögen, trotz der Kornzollerhöhung, noch in gleichen Mengen, vielleicht sogar steigenden Mengen hinausgehen wie bisher; hier mag nur ein „lucrum cessans", wie der Romanist sagt, eintreten — eine schwächere Steigerung der Ausfuhr, wie sie eingetreten wäre, falls die Einfuhr von Korn aus der Fremde, und damit deren Kaufkraft für deutsche Fabrikate gestiegen wäre, statt zu fallen.

Für andere Waaren aber, hinsichtlich deren unsere Position im internationalen Wettbewerbe weniger stark ist, muß sich dann ein „damnum emergens" ergeben — ein entsprechend stärkeres Einschrumpfen unseres Exports.

Ob das kornausführende Ausland seine Zollmauern gegen deutsche Fabrikate höher führe oder nicht — es kann, wenn ihm die Möglichkeit des Bezahlens mit Korn beschnitten wird, nicht mehr

[1]) Ebenda, Bd. IV, S. 309.
[2]) Export, 1900. Nr. 39. — D. Handelsarchiv, 1900. II. S. 569. — Econ. 1900. S. 1300.
[3]) Export 1900, Nr. 39.
[4]) Vgl. z. B. die Tabelle: Export 1900. S. 517.
[5]) Handwörterbuch u. s. w. Bd. IV, S. 1066. Die Einfuhrzahlen umfassen den total import, die Ausfuhr nur den domestic export; in beiden Zahlenreihen ist coin und bullion mit enthalten.
[6]) Ebenda, S. 1067.

[1]) Was keineswegs heißt, daß die Kundenstaaten der Union ein schlechtes Geschäft gemacht hätten!

so viel deutsche Industrieartikel erwerben wie bisher. Es wird dazu gedrängt, selbst mehr zu fabriziren — nicht nur das Korn, das wir ihm nicht mehr abnehmen, zum Unterhalte einer wachsenden Industriearbeiterschaft zu verwenden, sondern auch einen Theil der Fabrikationsmaterialien, die heute uns zur Verarbeitung zugehen — z. B. Holz, Kupfer, Häute, Wolle, Baumwolle — durch Eigenproduktion zu verwerthen. Den „Erhaltungszoll" auf Korn unsererseits hinaufsetzen, bedeutet so viel wie zu Gunsten der Industrie der Kornausfuhrländer einen „Erziehungszoll" errichten helfen. Macht sich Deutschland „unabhängiger" von fremdem Korn, so machen sich die Kunden unseres Exportgewerbes unabhängiger von deutschem Fabrikat. Ist es, wie es neulich in einem offiziösen Blatt hieß, „beschlossene Sache", daß der Kornzoll erhöht wird, so ist es auch — wenigstens in dem hier supponirten Falle, daß dann unsere Eigenproduktion an Korn steigt und die Korneinfuhr sinkt — beschlossene Sache, daß die Fabrikatausfuhr herabgedrückt wird. —

Wird unser Großunternehmerthum endlich begreifen, ein wie großes Risiko, sei es das Inlands-, sei es das Exportgewerbe läuft, falls die Agrarier ihren Wunschzettel durchsetzen?

Am 11. November hat in Berlin eine Versammlung von Notabeln der Industrie und des Handels aus ganz Deutschland „behufs Einleitung einer energischeren Agitation für Aufrechterhaltung der Handelsverträge" stattgefunden. Es ist wahrlich dringend, den Versuch zu machen, die Organisation der Landwirthe durch eine analoge Organisation zu pariren. Es ist allerhöchste Zeit, der Macht, die, so viel auch seitens ihrer Wortführer von „Sammlungspolitik", „mittlerer Linie" und „Parität" geredet wird, das Fabrikations-, wie selbstverständlich auch das kommerzielle Interesse schwer bedroht — die es rücksichtslos opfern würde, könnte sie souverän schalten — eine Macht entgegenzusetzen, stark genug, dieses Interesse, welches bei dem heutigen Stand der deutschen Volkswirthschaft mit dem nationalen Interesse sich deckt, zu schirmen: den Agrariern Trotz zu bieten, der Regierung zu imponiren, den großen Haufen der Konsumenten aus seiner trägen Ruhe aufzurütteln.

Bonn. Heinrich Dietzel.

Schmoller's Volkswirthschaftslehre.

IV.

(Schluß.)

Eine in Einzelheiten eingehende Kritik von Schmoller's Buch zu liefern ist weder in dieser Zeitschrift noch für mich eine Aufgabe. Ich habe an einigen Kernsätzen gezeigt, daß es berechtigt ist, in die volkswirthschaftliche Betrachtung Gesichtspunkte hineinzuziehen, die Schmoller vernachlässigt. Ich habe aber nun noch eine Reihe von Bemerkungen über Schmoller's Art der Polemik zu machen.

An einer Stelle macht er die Bemerkung: „das Manchesterthum sei noch immer nicht todt", und man kommt auf den Gedanken, er sei der Ritter Georg, der den Beruf habe, diesen gefährlichen Drachen zu erlegen. Ich war über diese Wendung sehr überrascht, denn schon vor vielen Jahren habe ich versichern hören, das Manchesterthum sei todt, mausetodt. Das Schlagwort vom „Manchesterthum" war eine sehr praktische Erfindung. In öffentlichen Versammlungen, im Reichstage, im Abgeordnetenhause konnte man jeder Darlegung, die man nicht widerlegen konnte, dadurch die Spitze abbrechen, daß man versicherte, diese Darlegung gehe von einem manchesterlichen Standpunkt aus. Dann war nicht weiter darüber zu sprechen. Damals habe ich selbst mit Betrübniß geglaubt, das Manchesterthum, oder wie ich es lieber zu nennen pflege, der gesunde Menschenverstand sei für immer todtgeschlagen. In den letzten Jahren haben sich aber so viele Berührungspunkte zwischen den Manchesterleuten und ihren früheren Gegnern gefunden, daß sie es für nöthig hielten, sich gegen einen gemeinsamen Feind zu verbünden. Ich habe nur nöthig, den Namen des Herrn von Stumm zu nennen. Je ne puis m'allier avec un cadavre, sagte Napoleon einst, und ich denke, die Kathedersozialisten würden sich auch nicht mit dem Manchesterthum verbündet haben, wenn sie es für einen Leichnam hielten. Darum schien mir diese Aeußerung Schmoller's etwas anachronistisch.

Da nun aber jene Erinnerung an den Kampf zwischen Manchesterleuten und Kathedersozialisten wieder belebt worden ist, mag es mir gestattet sein, meine Meinung darüber zu sagen. Die deutsche Universitätswissenschaft der Nationalökonomie hat in dem halben Jahrhundert, das dem Jahre 1866 voranging, des Ruhmes gar sehr ermangelt, den sie vor Gott haben sollte. Die drei bedeutendsten volkswirthschaftlichen Schriften, die in diesem Zeitraum erschienen, rühren von Männern her, die nie ein Katheder beschritten haben, Friedrich List, Heinrich von Thünen, Friedrich Bernhardi. Viele von denen, die in jenem Zeitraum eine Professur innehatten, haben es nicht einmal zu einem Grabstein in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" gebracht. Ich bin sehr weit entfernt von der Ansicht, daß es diesen Männern an Gelehrsamkeit und Scharfsinn gefehlt habe, aber es fehlte ihnen an Berührung mit dem praktischen Leben und darum an jedem Einfluß auf die Studenten. Der wohlerzogene Studiosus juris bezahlte ein Kollegium über Nationalökonomie, weil es ein Zwangskollegium war, ging auch wohl hin und wieder hinein, ging aber wieder heraus mit dem Bewußtsein, daß ihn die Sachen, von denen darin gesprochen wurde, gar nichts angingen. Und dieses Verhalten der Studenten wurde durch das der Professoren entschuldigt. Diese fühlten sich getragen von dem Bewußtsein, daß sie über Dinge geforscht und nachgedacht hätten, von denen sich ein zwanzigjähriger Jüngling, der noch nicht im Stande sei, fünf Groschen zu verdienen, keine Vorstellung machen könne.

Nun traten im Jahre 1859 auf dem volkswirthschaftlichen Kongreß Männer zusammen, die der Ansicht waren, daß die Volkswirthschaft sich nicht mit abgelegenen Dingen beschäftige, die nur für Hochgelehrte Interesse haben, sondern mit gemeinverständlichen Dingen, die für jeden Interesse haben, und sie sprachen von den Dingen, die in der nächsten Zeit kommen mußten, von der Einigung Deutschlands auf dem Gebiete des Niederlassungsrechts, des Gewerbebetriebes, des Münz- und Bankwesens und ähnlicher Dinge. Sie sprachen eine verständliche Sprache und hatten den Erfolg, daß sie gehört wurden.

Ohne diese vorbereitende Thätigkeit des volkswirthschaftlichen Kongresses wäre es undenkbar gewesen, daß in der Zeit nach 1866 und 1870 Deutschland eine einheitliche wirthschaftliche Gesetzgebung erhielt. Die Universitätswissenschaft aber hatte dazu nicht das Geringste beigetragen.

Von wissenschaftlichen Prätensionen waren die Männer des volkswirthschaftlichen Kongresses völlig frei. Sie wollten keine Lehrbücher schreiben und keine Systeme abfassen. Ja, sie erklärten, die Aufgabe ein volkswirthschaftliches System zu schreiben, könne ein einzelner Mann nicht lösen, weil kein einzelner Mensch die Spezialkenntnisse auf den verschiedensten Gebieten haben könne, die dazu erforderlich wären. Sie wollten nur von dem sprechen, was sie genau wußten, das aber, was sie wußten, wollten sie klar vortragen, so daß jeder ihnen folgen könne, dessen Begabung ausreiche, in der Vorstellung der Thatsachen den Zusammenhang von Ursache und Wirkung zu erkennen.

Nach der Gründung des deutschen Reiches fand sich nun eine Anzahl von jungen Männern, die von dem Streben erfüllt waren, gleichzeitig der Wissenschaft und dem Vaterlande zu dienen. Sie waren unzufrieden mit der mangelhaften Rolle, welche die Universitätswissenschaft

gespielt hatte, und faßten das löbliche Streben, das solle künftig anders werden. Wenn man mit sich selber sehr unzufrieden ist, handelt man immer praktisch, tüchtig auf einen anderen loszuschlagen, und so schlugen sie auf die Männer des volkswirthschaftlichen Kongresses los, deren geistiger Führer, Otto Michaelis, in wenigen Jahren die Riesenaufgabe bewältigt hatte, dem zerrissenen Deutschland ein Freizügigkeitsgesetz, eine Gewerbeordnung, ein Münzgesetz, eine Maß- und Gewichtsordnung zu entwerfen. Otto Michaelis selbst — ich kann seinen theueren Namen nicht ohne Dankbarkeit nennen — betrachtete diese Dinge nicht als tragisch. Er sagte mir wiederholt, es komme vor allen Dingen darauf an, daß diese jungen Männer sich eingehend mit den Dingen beschäftigen. Wenn sie das thäten, würden sie mit der Zeit auch zu den richtigen Ansichten gelangen.

Und diese Vorhersagung ist in Erfüllung gegangen. Es sind aus dieser Schule der Katheder-Sozialisten treffliche Werke hervorgegangen, an denen auch wir Freude haben, namentlich Werke von wirthschaftsgeschichtlichem Inhalt. Aber auch in praktischen Fragen unterstützen uns viele von ihnen. Einer von ihnen, der kürzlich einen trefflichen Vortrag über das Argument des Freihandels hielt, sagte mir im Privatgespräch: Wir müssen jetzt die Gründe vorbringen, die schon längst vergessen sind. Einzelne unter ihnen, und gerade solche, deren wissenschaftliche Leistungen am wenigsten zu rühmen sind, gefallen sich freilich noch immer in der Rolle des Herakles in der Unterwelt.

> Ὁ δ' ἐρεμνῇ νύκτι ἐοικὼς
> γυμνὸν τόξον ἔχων καὶ ἐπὶ νευρῆφιν οἰστόν
> δεινὸν παπταίνων, ἀεὶ βαλέοντι ἐοικώς.

Mögen sie immerhin; in der Unterwelt hat Herakles Erhebliches nicht mehr geleistet.

Nun ein Schlußwort zur Ehrenrettung Verstorbener. Schmoller schreibt:

> „Geschickte Agitatoren, wie in Deutschland die beiden Ausländer Prince Smith und Faucher, traten in den Dienst der dem englischen Industrieexport so förderlichen Ideen."

Wenn es ein Verbrechen ist, ein Ausländer zu sein, so ist Faucher dieses Verbrechens nicht schuldig. Seine Vorfahren sind nach Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahre 1689 in Berlin eingewandert. Glieder seiner Familie haben dem preußischen Staate als Beamte, wenn auch in bescheidenen Stellungen gedient. Er selbst hatte sich für den Beruf eines Oberlehrers der Mathematik vorbereitet. Als Student hatte er an einer Kundgebung zu Gunsten der Göttinger Sieben theilgenommen und in Folge dessen den Bescheid erhalten, daß er auf eine Anstellung im preußischen Staatsdienste nie zu rechnen habe. So kam er dazu, ein etwas fahrendes Leben zu führen.

Prince-Smith kann ich von dem Verbrechen, ein Ausländer gewesen zu sein, nicht freisprechen. Er hat als junger Mann seinen Lebensunterhalt als Lehrer der englischen Sprache gewonnen. Später hatte er das Glück, eine reiche Heirath zu thun. Er hat sich seitdem der Verbreitung freihändlerischer Lehren angenommen, aber davon nicht seinen Unterhalt bezogen, sondern für seine Ueberzeugungen reichlich pekuniäre Opfer gebracht. Daß einer von beiden oder ihren jüngeren Freunden in den Dienst einer Klassen- oder Parteiagitation getreten ist, bestreite ich. Wir alle sind für unsere Ueberzeugungen auch dann eingetreten, wenn sie uns in Konflikt mit den Parteien brachten, mit denen wir gewöhnlich zusammengingen.

Bei einer früheren Gelegenheit hatte Schmoller geäußert:

> „Der Vertreter der Wissenschaft ist mehr als jeder andere berufen, unbeirrt durch persönliche Verbindungen nur seiner Ueberzeugung zu folgen. Man mag ihn darum angreifen, das will ich mit Gleichmuth ertragen. Nur gegen eines erhebt sich jede sittliche Faser in mir, gegen jene Art der Charakterverdächtigung, wie sie jetzt von gewisser Seite mit Vorliebe gegen die Vertreter der Staatswissenschaften auf den Universitäten geübt wird."

Schmoller hat vieles geschrieben, was mir gefällt; etwas, was mir so gut gefällt, wie diese Sätze, erinnere ich mich nicht, von ihm gelesen zu haben. Die Wirkung dieser Sätze kann noch dadurch gesteigert werden, daß Schmoller selbst nach ihnen handelt. Auf persönliche Verdächtigungen muß jeder gefaßt sein, der im öffentlichen Leben steht. Wenn aber ein Universitätslehrer so grundlose Vorwürfe erhebt, wie sie hier gegen Faucher und Prince-Smith erhoben sind, so kann das nur die unerwünschte Folge haben, daß man die Unbefangenheit des Urhebers solcher Vorwürfe bezweifelt. Otto Michaelis, dessen große Verdienste um die deutsche Gesetzgebung ich kurz erwähnt habe, wird in dem Buche nicht mit Namen genannt; das ist mir um so auffälliger, als meiner Erinnerung nach Schmoller veranlaßt hat, daß Michaelis ein Diplom als Ehrendoktor zu Theil wurde, noch ehe er Gelegenheit hatte, seine Theorien als Staatsmann zu bethätigen.

Ich will mit diesem Mißklang nicht schließen und kehre zum Ausgangsakkord zurück. Es ist ein Buch reich an Stoff und Gedanken, werth studirt, und werth in dem, worin es irrt, bekämpft zu werden.

Alexander Meyer.

Die Neuwahlen in Oesterreich.

Es gehört einiges Geschick dazu, einem Fremden das Wirrsal des österreichischen Verfassungslebens halbwegs klar zu machen. Wenn Rousseau sagt: „Je ne sais pas l'art d'être clair pour qui ne veut pas être attentif"*), so mag diese Mahnung für alle anderen Fälle ausreichen, für denjenigen, der österreichische Ereignisse begreifen will, ist mehr als Aufmerksamkeit, für ihn ist ein liebevolles Sich-Versenken in Absurdidäten, eine gewisse perverse Freude an Mißbildungen nothwendig, damit er begreife. Eine österreichische Reichsrathswahl ist nicht etwa eine frischfröhliche Wahlschlacht, ein großer Tag mitten im ewiggleichen Alltagsleben der Bevölkerung, der sie aufruft und aufrüttelt. Das ist eine dreimaldreißig-tägige ächzende Qual, eine end- und planlose Wählerei, eine Wählerquälerei, bei der der ganze Verwaltungsapparat in allen Fugen stöhnt und das ganze Volk ächzt. Und wenn dieser kreißende Berg endlich sein Mäuslein geboren, dann ist es — todt. Nein, der alte Wagener hatte nicht Recht, als er sagte: „Ich gehe zunächst von der Auffassung aus, daß Wahlgesetze mehr oder weniger formale und untergeordnete Dinge sind."**) Die österreichische Reichsrathswahlordnung beweist, daß Wahlgesetze den Konstitutionalismus selbst zu einer halb lächerlichen, halb schauerlichen Farce machen und mit der Volksvertretung zugleich den Staat zu Grunde richten können.

Die Wahl der Volksvertretung erfolgt in den übrigen Staaten meist an einem Tag. Sieht man von den Stichwahlen ab, so kann man sagen: An diesem Tage wurde das Haus geboren, von diesem Tage beginnt die neue Legislaturperiode. An diesen Geburtstag sind ja auch Rechtswirkungen geknüpft: Wie es in der Bibel heißt, des Menschen Tage währen siebzig Jahre, also heißt es in unserer Verfassung, die Herrlichkeit des Abgeordnetendaseins währet sechs Jahre. Vom österreichischen Abgeordnetenhaus kann man nicht sagen, wann es gewählt ist. Es wird und stirbt ratenweise. Bekanntlich haben wir fünf Wahlkörper, die an fünf verschiedenen Tagen wählen. Zuerst wählt die fünfte Kurie, jene des allgemeinen Wahlrechts, dann die Uebrigen nach Maßgabe ihrer höheren Privilegien. Eine höchst sinnreiche Einrichtung, die es ermöglicht, daß ein muthiger Großgrundbesitzer nach einander in der Volkskurie, dann in der Städte- und drittens in der Land-

*) Contrat social, L. III. ch. 1.

**) Konstituirender Reichstag des Norddeutschen Bundes, Sitzung vom 28. März 1867.

gemeindekurie durchfällt, um endlich, nachdem ihm das Volk so eklatant sein Vertrauen votirt hat, von 25 Großgrundbesitzern als „Volksvertreter" in das hohe Haus geschickt zu werden. — Aber diese fünf Wahlkörper sind nicht in der ganzen Monarchie an denselben Tagen zur Urne berufen. Die Statthalter der siebzehn Königreiche und Länder bestimmen für ihre Amtssprengel die Wahltage nach dem Bedürfniß des Landes oder der im Lande herrschenden Partei. Von wannen es kommt, daß in Oesterreich das Haus der Abgeordneten Wochen und Monate braucht, um das Licht der Welt zu erblicken.

Offenbar um alle Möglichkeiten zu erschöpfen, schafft die Wahlordnung auch Wahlen außer Raum und Zeit. In Tirol und in der Bukowina zerfällt der Wahlkörper des Großgrundbesitzes abermals in zwei Kurien, in die des geistlichen und des weltlichen Großgrundbesitzes. Sieben Prälaten und Aebte in Tirol, elf griechisch-orientalische Geistliche in der Bukowina haben nämlich auch das Recht, je einen „Volksvertreter" in die zweite Kammer zu entsenden. Diese geistlichen Herren haben nach der Ausschreibung der Wahl an den Landeschef je einen Schreibebrief zu senden, worinnen geschrieben steht, wer der Mann ihres Vertrauens ist. Dem Scharfsinn des besagten Landeschefs ist es überlassen zu konstatiren, wann ein Kandidat so viele Schreibebriefe auf sich vereinigt, daß er gewählt erscheint. Dann wird er als gewählt proklamirt. So gelang es in der letzten Wahlperiode dem Tiroler Abt Treuinfels als erster Abgeordneter des Reiches aus dem — Schreibtisch des Tiroler Statthalters hervorzugehen, bevor noch die Urnen für die allgemeine Kurie aufgestellt waren.

Aber nicht nur das Haus als Ganzes, auch mehr als ein Drittel der Abgeordneten kommt ratenweise zur Welt. Denn das Gewähltwerden ist in Oesterreich nur für die Großgrundbesitzer eine einfache Sache. Man glaube ja nicht, daß die Bevölkerung oder, wenn man will, die Verwaltung nur die Wahl von 72 Vertretern der allgemeinen und 129 Vertretern der Landgemeinde-Kurie zu besorgen hat. Das letzte Mal, im Jahre 1897, mußten erst 44 991 Personen in den Dörfern, in Summa mehr als vierundachtzigtausend Personen gekoren werden. Wie viel Tinte muß die arme österreichische Verwaltung schwitzen — in Galizien ist es nicht Tinte allein, was da geschwitzt wird — bis diese Legionen von Wahlmännern ausgehoben sind! So viele sind berufen, damit so wenige auserwählt werden! Welche Kraftverschwendung sind solche indirekten Wahlen in einem großen Staate. Und dabei wählt der arme Landmann seine Wahlmänner nicht auf einmal, sondern in zwei Portionen: Erst die für die fünfte Kurie und später die für die vierte Kurie.

Wie aber werden diese Wahlmännerwahlen vorgenommen? Der Gemeindevorstand stellt die Liste her, er nimmt über Aufforderung des Bezirkshauptmanns den Wahlakt vor. Welch abenteuerliche Dinge bei solchen „Amtshandlungen" möglich sind, kann man daraus ersehen, daß es in Galizien Ortsgemeinden gibt, deren sämmtliche Funktionäre — Analphabeten sind! Im engen Kreis der Ortsgemeinde gebietet die wirthschaftliche Uebermacht despotisch. Da wählt der ruthenische Bauer den polnischen Grundherrn, den er tödtlich haßt, der tschechische sozialdemokratische Arbeiter — das Verfahren der Abstimmung ist in den meisten Kronländern mündlich! — den deutschnationalen Fabrikanten, der in der Wahlkommission sitzt. In reinbäuerlichen Distrikten holt der Ortsvorstand einfach seine Verwandten und Verschwägerten zusammen und erklärt die nothwendige Zahl von Personen als gewählte Wahlmänner. Obwohl die aufregenden Kämpfe der letzten Jahre auch die bäuerliche Bevölkerung aufgerüttelt haben, stehen doch sicherlich noch drei Viertheile der Landbevölkerung außerhalb des Staates und der Politik. Denn ihre ganze politische Bethätigung ist die Wahl eines oder mehrerer Gemeindeinsassen zu Wahlmännern. Den von diesen gewählten Abgeordneten kennen sie meist nicht einmal dem Namen nach, nicht seine Parteistellung, sondern die örtliche Beliebtheit des Wahlmannes kommt für sie in Betracht. Noch immer ist die politische Streitfrage: Der Pfarrer oder der Lehrer? Der Obmann des Veteranenvereins oder der Häuptling der Feuerwehr? — In diese anmuthigen Gegensätze interpretirt die Provinzpresse erst den weltgeschichtlichen Widerstreit der klerikalen und liberalen Weltanschauung, die unversöhnliche Feindschaft zwischen Kaisertreue und nationalem Irredentismus hinein, Dinge, die dem Bauern unverständlich oder gleichgiltig sind.

Die Wahlmännerwahlen werden nun abermals innerhalb der Kronländer nicht an einem und demselben Tage vorgenommen, sondern in jedem Bezirk, in jeder Gemeinde, wenn es den Bezirkshauptleuten und Ortsvorständen beliebt. Schon seit Wochen wird an allen Ecken und Enden des Staates herumgewählt, heute wählen einige Gemeinden in Mähren, morgen einige in Oberösterreich und so fort. Der Politiker liest also in den Blättern nacheinander vielleicht fünfzigtausend telegraphisch gemeldete Wahlergebnisse ohne Zusammenhang, ohne Urtheil über deren Tragweite für die Partei! Bevor es noch zur eigentlichen Wahl kommt, ist alles wahlmüde, die Journalisten haben sich ausgeschrieben, die Redner heiser geschrien, die Wähler sind versammlungsüberdrüssig. Die gewagtesten Hetzen, die kühnsten Verleumdungen, die ärgsten Demagogenkünste vermögen die Leidenschaften nicht mehr aufzupeitschen. Wo anders ist die „Wahlschlacht" ein reinigendes und zerstörendes Gewitter, bei uns ein monatelanger entsetzlicher Landregen, in dem aller politische Sinn ersäuft.

Wir haben unlängst gezeigt, wie das System der Interessenvertretung das österreichische Parlament depravirt hat und depraviren mußte. Es erübrigt noch nachzutragen, wie es die Wahl selbst beeinflußt. Da die 425 Abgeordnetensitze auf fünf Wahlkurien vertheilt sind und zwar so, daß nicht etwa jede Kurie gleichviel Mandate besitzt, sondern jene des Großgrundbesitzes 85, der Städte 118, der Handelskammern 21, der Landgemeinden 129 und der allgemeinen Wählerklasse 72, so laufen fünferlei Wahlkreiseintheilungen nebeneinander her. Es gibt kein Gebietsganzes, keine ökonomisch oder ethnographisch geschlossene Einheit, die zum Wahlbezirk erhoben wäre. Ein und derselbe Gerichtssprengel wählt mit diesen Nachbarsprengeln den Vertreter der Landgemeinden, mit jenen den der allgemeinen Wählerklasse, mit wieder anderen den der Städte, abermals verschieden sind die Territorien der Handelskammern und die Distrikte für die Wahl der Großgrundbesitzer. Ein Zusammenwachsen der Wählerschaft im Wahlkreise, eine Wahlorganisation ist ganz ausgeschlossen. Weiß doch kaum ein Prozent der Wähler, in welchen Nachbarbezirken die Mitwähler jeder Kurie sitzen. Dazu kommt noch, daß bei der fünffachen Wahlbezirkseintheilung der einzelne Wahlbezirk durchschnittlich fünfmal so groß sein muß, als wenn ein einheitliches Wahlsystem bestände. In der That sind die Wahlbezirke wahre Ungeheuer. Es gibt Landgemeinden-Wahlbezirke, die 300 000 Einwohner zählen, und das in dünnbevölkerten Gebieten wie Galizien! Die 72 Wahlbezirke der fünften Kurie umfassen zuweilen gar eine Bevölkerung von nahezu einer halben Million Einwohner! (Brody 492 000, Tarnopol 485 000 im Jahre 1890.) Es wählen Distrikte mit einander einen Abgeordneten, die wirthschaftlich gar nichts mit einander gemein haben, Leute, die den Himmelsstrich gar nicht kennen, wo ihre Mitwähler wohnen! Auf diese Art sollen sie sich über Kandidaten einigen, die ihre gemeinsamen Interessen vertreten!

Bei dieser Art zu wählen, gehen alle lokalen Interessen völlig unter. Einflußreiche Männer des Bezirks, die in ihrer Umgebung besondere Hochachtung genießen, die irgend ein offenbares Bezirksinteresse verkehrspolitischer oder wirthschaftlicher Natur vertreten, werden meist in anderen Ländern aufgestellt. Alle diese Leute, nachbarschaftlich, wirthschaftlich, sozial verpflichtete und daher auf die parlamentarische Arbeit angewiesene, obstruktionsfeindliche Elemente vermögen sich nicht durchzusetzen, die bei einer einheitlichen Eintheilung in 425 kleine Wahlbezirke ohne Zweifel gewählt würden. Aussicht hat nur ein

Bewerber, der ein allgemeines und daher fernliegendes, nebelhaftes Durchschnittsinteresse vertritt oder von einer weitverzweigten einheitlichen Organisation gestützt ist. Solche fernliegende Interessen sind einmal das nationale, dann das Klasseninteresse der Arbeiterschaft, eine solche Organisation ist nur die Kirche. Daher können nur nationale, proletarische oder klerikale Kandidaten durchdringen. Diese sind also nur auf einen Programmpunkt verpflichtet, im Uebrigen aber ganz verantwortungslos. Sie können das Parlament demoliren, wenn sie nur dem nationalen, sozialen oder konfessionellen Gegner eins anhängen, sie können sich in jegliche Art Schacher einlassen, wenn sie nur in dem einen Punkt ihren Schild rein halten. Taaffe regierte Jahrzehnte lang, indem er an keinem der verwundbaren Punkte rührte und im Uebrigen sich die Majoritäten für jede Abstimmung zusammenkaufte. Badeni aber fand die Fonds erschöpft, er mußte die Deutschen national kränken, um die Slaven zu kaufen. Aber gerade in nationalen Dingen allein ist der Abgeordnete von der Wählerschaft abhängig, das nationale Interesse allein vermag sich in diesen Kreisen durchzusetzen, alles andere geht in ihnen unter. Daher die Kraft der nationalen Gegenwehr im Parlament, die Rücksichtslosigkeit gegen Staat und Verfassung, die Bedeutungslosigkeit der wirthschaftlichen Interessen.

Die städtischen Wahlbezirke sind nicht so reich an Einwohnern. Sie werden gebildet, indem mehrere Nachbarstädte zu einem Wahlkörper vereinigt werden. Die so verbundenen Städte sind in der Regel kleine Nester, weit von einander entfernt, ganz zusammenhanglos. Außer der Wahlzeit wissen sie von einander nichts, die Bürgerschaft derselben kennt sich nicht, kümmert sich um einander nicht. Nach der Wahlausschreibung meldet sich in der Regel in jeder Stadt ein Kandidat für den ganzen Städtebezirk. Wäre jede Stadt mit den umliegenden, wirthschaftlich verbundenen Landgemeinden ein Wahlbezirk, dann würden diese Bewerber in den meisten Fällen gewählt — schon kraft ihrer persönlichen Bekanntschaft, auf Grund ihres die Ortsinteressen berücksichtigenden Programmes. Auch in der Städtekurie scheidet der Wahlmodus alle konkrete Verpflichtung und Verantwortlichkeit des Kandidaten aus. Der Bürgermeister der größten Stadt hat ipso facto jederzeit das Mandat, solange er in nationalen Dingen verläßlich ist.

Mirabeau hat bekanntlich von der Volksvertretung verlangt, daß sie das getreue Abbild der Bevölkerung sei, gleichsam eine Karte derselben im verjüngten Maßstab. Wir sehen, daß die österreichischen Wahlen nur ein Zerrbild von den wahren Interessen der Bevölkerung liefern können, und es wäre verfehlt, aus dem Wahlergebniß irgend welche Rückschlüsse auf die Volksstimmung zu ziehen. Es kann immer nur beweisen, daß das Wahlsystem verkehrt und für den Staat gefährlich ist, nie aber, daß in Oesterreich der Konstitutionalismus selbst unmöglich ist, und daß ein vernünftiges Vertretungssystem nicht auch eine vernünftige Vertretung ergeben müßte. Denn das Staatsgrundgesetz über die Reichsvertretung trägt so offen den Charakter der politischen Falschmünzung, daß aus seinem Gepräge kein Schluß auf den wahren Werth der Dinge, auf das, was ist, mehr zulässig ist. Die fünffache Wahlkreiseintheilung ist ein Meisterwerk der Wahlgeometrie. Die Unterschiede in den Volkszahlen der einzelnen Wahlkreise sind nicht zufällige oder nothwendige, sie sind nicht erst in Folge der inneren Wanderungen allmählich geworden, sondern mit voller Absicht geschaffen. Von den drei schlesischen Landgemeindewahlbezirken hat Troppau 98 000, Freudenthal 87 000, Teschen aber 250 000 Einwohner. Teschen hat aber eine überwiegend slavische Bevölkerung. In der Städtekurie ist die Wahlgeometrie geradezu verblüffend: Mitten aus dem Sprachgebiete einer Nationalität wird eine Stadt herausgerissen und als ewige Minorität weit abliegenden Städten anderer Nationalität angekoppelt. Alle diese Maßregeln sind ursprünglich zu Gunsten des Deutschthums gedacht und basiren auf der Voraussetzung eines hohen Census, der seinerzeit nur auf die Deutschen zutraf. Mit der Herabsetzung des Census auf 5 und 4 fl. schlug die Majorität zu Gunsten der Slaven um, so daß die Wahlgeometrie für die Deutschen nicht mehr von nationalpolitischem, für das Parlament aber von sehr zweifelhaftem Antiquitätenwerth als kühne Fälschung ist.

Aber diese geometrische Fälschung ist eine Kleinigkeit gegen die grandiose Konzeption einer Wahlarithmetik, die würdig ist, die Wissenschaft von der „Staatskunst“ um eine neue Disziplin zu bereichern. Die Freunde des Pluralvotums, welche alle Mühe haben, die öffentliche Meinung von der Nothwendigkeit einer zweiten, dritten oder gar vierten Stimme für Kapazitäten, Besitzende, Haushaltungsvorstände, Bejahrte u. s. w. zu überzeugen, können aus der österreichischen Wahlordnung lernen, wie man das Gewicht der Stimmen unbemerkt multiplizirt und potenzirt.

Die Kurieneintheilung würde wie ein Proporzverfahren eine verhältnißmäßige Vertretung der Interessengruppen bewirken, wenn die gleiche Wählerzahl in jeder der Kurien je einen Abgeordneten wählte. Aber das ist keineswegs der Fall. In der fünften Wählerklasse, in der jeder Staatsbürger wählt, kommt auf 70 000 Wähler ein Abgeordneter, in der Kurie der Landgemeinden bereits auf etwa 12 000 Wähler. Die Stimme des Landmanns, der 4 fl. Steuer zahlt, gilt also bereits soviel wie 6—7 Stimmen des Staatsbürgers schlechtweg. Es verleihen also 4, sage vier Gulden Grundsteuer bereits eine doppelt so hohe Pluralität des Stimmrechts als in Belgien alle auszeichnenden Qualifikationen zusammen! Da im Durchschnitt bereits 3300 Städter (4 fl.-Männer!) einen Abgeordneten wählen, so hat der städtische Kleinbürger ein Pluralvotum von 21 Stimmen! Aber das alles ist Lappalie; 64 Großgrundbesitzer designiren gleichfalls einen Volksvertreter, sodaß die Stimme eines Feudalherrn mehr als tausend einfache staatsbürgerliche Stimmen aufwiegt! Die idealsten Träume eines Pluralitätsschwärmers sind in diesem Wahlsystem übertroffen. Wie gehässig wirkt eine offene Erklärung: Der Besitzende soll doppelt so viel Recht haben, als der Besitzlose! Wie unverfänglich, wie unauffällig ist das Pluralvotum, wenn auch der große Grundherr nur einen Stimmzettel abgibt, dieser aber vermöge einer der Menge unverständlichen Wahlarithmetik die tausendfache Wahlkraft besitzt!

Erst wenn man liebevoll in die Absurditäten der österreichischen Wahlordnung eingedrungen ist, begreift man einigermaßen die große Wahlschlacht, die jetzt in Oesterreich geschlagen wird, erst dann begreift man die Herrschaft des Feudalismus und Klerikalismus, den Spektakel des kleinbürgerlichen und kleinbäuerlichen Antisemitismus, den Lärm der Nationalisten im Parlament, die politische Hilflosigkeit der Industriellen, der Arbeiterschaft, der Intellektuellen. Und doch ist all das nur künstlich, trügender Schein, hohler Lärm. Das Vertretungssystem ist kein Planspiegel, es ist das Spiegelsystem des Lachkabinets, und verzweifeln muß nur derjenige, der so thöricht ist, diese Fratzen für getreue Abbilder des Wirklichen zu halten. Je länger man aber die öffentliche Meinung in diesem Lachkabinet umherführt, destomehr befestigen sich in ihr die Trugbilder. Es ist nicht mehr lange Zeit zu verlieren, sonst glauben die Völker Oesterreichs wirklich das zu sein, was sie scheinen — Feinde des Staates und Feinde untereinander. Man muß dieses Spiegelwerk bei Zeiten zertrümmern! Man beherzige das warnende Wort Johannes Müllers: „Es ist gefährlich, Aufhebung einer Beschwerde oder Geschenk einer Freiheit auf die Zeit der Noth zu verschieben. In der Zeit der Noth werden alle Einrichtungen übereilt, und nur für die jedesmalige Krisis, nicht für die Zeit der Ruhe eingerichtet, sind daher nachmals verderblich.“

Wien. Rudolf Springer.

Adolf Pichler.

Sie sprechen mir telegraphisch den Wunsch nach einem Nekrolog Pichler's aus. Einen regelrechten Nachruf mit Lebenskalendarium und Schriftenkatalog erwarten Sie nicht von mir. Dergleichen findet sich in jedem Konversationslexikon. Es würde auch Pichler's Art und Kunst widerstreiten. In seinen aus den Neunzigerjahren stammenden Todtentänzen gießt er alle Schalen seines Hohnes über die herkömmliche schöne Poetenleich' aus:

Bum und bum! — in dumpfer Stimmung
Hört den Trauermarsch ihr klingen
Und die Liedertafeln alle
Längst gewohnte Lieder singen.

Der, der stets zu Fuß gegangen —
Manchmal mit zerrissnen Sohlen —
Ein Paradewagen trägt ihn,
Vorgespannt vier schwarze Fohlen.

Und die Reden erst! — mir graut schon!
Hör' ich nur von fern das Plappern,
Wie alljährlich am Charfreitag
Rasseln die verwünschten Klappern.

Doch genug; das hat ein Jeder
Schon erfahren dutzendmale,
Mocht' es gelten einem Hofrath
Oder einem Generale.

Um den Prunk zu zahlen, wurden
Subscribenten aufgeboten,
Die noch keinen Vers gekauft je
Von dem hochberühmten Todten.

Nekrologe der Journale
Weihen ihm Unsterblichkeiten,
Nach zwei Jahren liest von ihm doch
Niemand mehr auch nur zwei Seiten.

Im Papierkorb — der Walhalla
Deutschen Volks ist er versunken
Und vom hellen Sternbild seht ihr
Kaum am Himmel einen Funken.

Seine Büste steht im Mondschein
Ernst und feierlich, erhaben,
Gut, daß sie mit dem Geländer
Vorsichtig den Stein umgaben.

Manchmal hört man ein Gelächter
Zwölf Uhr Schlag — am Todestage —
So rankt um des Dichters Denkmal
Spät und einsam sich die Sage.

Und er hat also nicht etwa nur gesungen. Er hat testamentarisch ein Armenbegräbniß für sich angeordnet. Diese Bestimmung seines letzten Willens ist — so wenig wie seinerzeit die gleichlautende Victor Hugo's — erfüllt worden. Der pensionirte Universitätsprofessor der Geologie, der von einem recht mäßigen Ruhegehalt lebte und — wie jüngst Alfred v. Mensi wahrheitsgemäß und unumwunden in der „Allgemeinen Zeitung“ berichtete —, durch bittere häusliche Schicksale heimgesucht, immer mehr vereinsamte, wurde prunkvoll bestattet, in Gegenwart des Statthalters, aller städtischen Würdenträger und akademischen Körperschaften. Ein paar Jahre vorher war der müde, gichtbrüchige, vom Schlag gestreifte Achtzigjährige in den Mittelpunkt einer Landesfeier gerückt worden. Sie hat dem Vergrämten gewiß wohlgethan. Die größte Festfreude wurde ihm indessen zu Theil durch die — von Georg Heinrich Meyer's Verlag gewagte — Ausgabe von fünf Bänden „Dichterischer Werke“ und sechs Bänden „Gesammelter Prosa“, obwohl auch diese elf Bände lange nicht alles enthalten, was der Poet, der Erzähler, der Reiseschriftsteller, der Autobiograph und der Forscher veröffentlicht oder gar niedergeschrieben hat. Eine gute Gesammtausgabe wäre vorerst wichtiger, als die Aufrichtung eines Denkmals, das im Land, wo der Laaser Marmor wächst, schwerlich lange auf sich warten lassen wird. Eine Gesammtausgabe, die auch seine — wie die bisher bekannt gewordenen Proben seiner Briefe an Hebbel, Emil Kuh, Cornelie Schuler u. s. w. zeigen — gehaltvolle Korrespondenz umfassen sollte. Daneben eine Volksausgabe seiner besten, bezeichnendsten — in der „Nation“ vor einem halben Menschenalter von mir gewürdigten — poetischen Erzählungen, allen voran sein Meisterstück, der Fra Serafico. Erst dann wird es möglich sein, die Summe seiner Existenz zu ziehen und dem ganzen (nicht nur von Ludwig Steub, sondern auch von vielen seiner engeren Landsleute vielbefehdeten) Manne unbefangen gerecht zu werden.

Einstweilen werfen wir uns die Frage auf, aus welchen Ursachen Tirol im neunzehnten Jahrhundert nicht einen Dichter hervorgebracht hat, der über die Landesgrenzen hinaus in gleicher Weise, wie Reuter für Mecklenburg oder Rosegger für die Steiermark als Sprecher seines Stammes in ganz Deutschland Gehör und Geltung sich zu erobern wußte. An Naturgaben hat es Pichler nicht gefehlt. Er wurzelt im „Landl“ so fest, wie Grillparzer in der engeren Heimath. Wie der Dichter der Ahnfrau von sich sagen durfte: „Hast Du vom Kahlenberg das Land Dir rings besehen, so wirst Du, was ich bin, und, was ich schrieb, verstehen“, so hätte auch Pichler getrost wiederholen können: „Hast Du vom Inselberg das Land Dir rings besehen, dann wirst Du, was ich bin, und, was ich schrieb, verstehen“. Tirolische Landschaft und Landsmannschaft liebt und malt Pichler immer wieder. ‚Jüngst machte ich meinen Ausflug ins Hochgebirge“ — so schrieb er 1855 an Hebbel*) — „13 Stunden bin ich gestiegen und geklettert, ohne nur einmal niederzusitzen; es war eine öde Wüste von Schnee, Lawinentrümmern und Felsmassen fast zum Verzagen; auf den steilen Schneebahnen, über welche sonst nicht hinabzukommen war, mußte ich mich niederwerfen und abfahren, wie ein Schlitten, aber ich arbeitete mich überall durch im Gefühl der Kraft, und das war doch auch Ehre! Endlich stand ich auf einer Höhe, einzelne Grate ragten aus dem Schnee und waren umblüht von Heiderich und Steinbrech; hierher dringt doch nur der Schrei des Hochgeiers oder der Pfiff einer Gemse! — so war meine Meinung! Aber plötzlich summte es neben mir, einige Bienen setzten sich auf die Blätter, sie waren aus dem Thal zur Einsamkeit dieser Höhen emporgestiegen, wie freundliche und friedliche Boten. Ein kleines Ereigniß, aber es gewann für mich unmittelbar symbolische Bedeutung. Es ist doch auch ein Leben, warm und innig und was hätte ich, wenn ich das nicht hätte!“

Aus solchen Naturstimmungen wuchsen seine (von ihm meines Erachtens überschätzten) „Hymnen“, freie Rhythmen, hervor. „Dem gewaltigen Leben meiner Berge“, so bekannte er Hebbel schon im Jahre zuvor, „läßt sich durch ein einfaches Lied kaum beikommen.“ Nun, Pichler selbst hat späterhin tirolisches Naturleben größer und glücklicher in gebundener und ungebundener Rede behandelt. Zeuge dessen seine Landschaftsbilder, die vom Achen- bis zum Gardasee führen; seine Todtentänze und poetischen Erzählungen; seine derben und mitunter überderben Dorfgeschichten und nicht zum wenigsten seine Epigramme. „Ein Epigramm“, so bemerkt er selbst gelegentlich sehr hübsch, „ist freilich nur ein kleines Gedicht! Eine Welle, eben nur eine Welle! Ob sie jedoch hinrolle über ungemessene und dabei klare Tiefe oder flache Sanddünen, es ist auch an einer Welle zu erkennen.“

An Tiefe fehlte es Pichler nicht. Er hatte eigene Gedanken und beherrschte die Gedankenwelt der wahrhaft Großen von Pindar, Homer, Dante, Shakespeare bis auf Goethe und Byron. Auch nicht an dem Drange, trotz aller künstlerischen formalen Schulung in reiner Stilisirung reine

*) Friedrich Hebbel's Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Berlin 1892. Band II. Briefwechsel mit Adolf Pichler 397—408.

Natur zu geben. Weshalb ward er mit alledem nicht, um unsere frühere Frage wieder aufzunehmen, der Dichter Tirols, wie Gotthelf (auch nach Gottfried Kellers Zeugniß) der Epiker der Schweiz wurde? Emil Kuh, der in seiner Biographie Hebbels (Schuld) die — nach meinem Geschmack — bisher beste Charakteristik Pichlers entworfen hat, scheint die Schuld dem Geistesdruck beizumessen, der auf dem Lande lastete:

„Von einer gewaltigen, erhabenen Natur umgeben, in ehrwürdigen Sitten und Bräuchen aufgewachsen, sah er sich zugleich von einem dumpfen, religiösen Aberglauben, einer gedankenlosen Loyalität und von Vorurtheilen umgeben, welche noch bis auf den gegenwärtigen Tag, wenngleich namhaft verringert, die Entfaltung Tirols schwächen und irreleiten. Auf jedes Büschel Edelweiß, das er sich vom Joch herunterholte, kamen zehn Rosenkränze, welche den alten wie den jungen Weibern, den Kapuzinern in der Kutte wie im Leibrock, durch die Finger glitten, auf jede Anemone, die er im Frühling heimtrug, zehn Vaterunser, womit allem Ideellen als einem Teufelswerk der Weg in dieses Bergland versperrt werden sollte. Da wollte es schon etwas bedeuten, wenn ein Geist sich zur Freiheit, ja nur zur Unbefangenheit durch- und emporarbeitete, und wenn ein solcher Geist auf diesem schwierigen Pfade nicht jene heilige Empfindung menschlicher Unvollkommenheit und Abhängigkeit einbüßte, welcher der Glaube der Würdigen unter den Konfessionslosen ist. Leidenschaftlichen Temperaments, durch seine poetische Begabung für jeden Eindruck doppelt empfänglich und empfindlich, war Adolf Pichler mit seinem Freunde Purtscher auf einem Frachtschiffe den Inn hinunter und dann die Donau hinab 1842 nach Wien gekommen. Selbst an die Helden der Ilias erinnernd durch ihre kräftigen, hohen Leiber und durch ihre Hantirung auf dem Schiffe, lesen sie am Herdfeuer gelagert während der Fahrt stundenlang den Homer."

Daß Homer in seiner Mundart dichtete, hat Pichler dazumal so wenig, wie in dem folgenden halben Jahrhundert jemals beachtet. Vielleicht liegt auch darin eine Antwort auf die oben gestellte Frage. Pichler's Tiroler Prosageschichten, in denen es häufig so erotisch zugeht, wie bei Maupassant, den altitalienischen Novellisten oder, kürzer und richtiger gesagt, in Wahrheit auf der Alm, bringen zum Schaden der Glaubwürdigkeit die Wechselrede der Volksgestalten im Schriftdeutsch. „Die Braut von Korinth" (übrigens schon im Titel eine verfehlte Uebertragung klassisch-heidnischen Lebens in volksmäßige Sphären), „Der Riesensohn", „In der grünen Pertisau" würden — falls die Dialoge im Dialekt gehalten wären — ganz anders wirken. So ist es mehr als müßige Schulfrage, ob Rosegger und Anzengruber der Mangel an akademischer Bildung, oder naturnothwendiger Zug zur Dichtung in der Mundart am Ende nicht zum Segen ausgeschlagen ist. —

Auch Einer, wenngleich keine Nummer Eins, scheint uns nach alledem Adolf Pichler. Das mag den Extremen, Pichler-Schwärmern und Pichler-Hassern, wenig dünken. Uns ist und bleibt er jedenfalls mehr, als so mancher. Auch Keiner, der heutzutage in tausendundein ästhetischen Thees angestaunt und umschmeichelt wird.

Wien. Anton Bettelheim.

Fürst Krapotkin. Eine Lebensführung.*)

(Schluß.)

Hatte sich der Traum Krapotkin's, als Offizier eines sibirischen Kosaken-Regiments Reformarbeit leisten zu können, langsam und gründlich verflüchtigt — hatte er nach jahrelanger von außerordentlichen Erfolgen gekrönter Arbeit, seinen wissenschaftlichen Ehrgeiz versenkt — an einer Gelehrtenkarriere war ihm, der nur die Sache im Auge hatte, niemals etwas gelegen — so sah er nunmehr das Ziel seines Lebens unverrückbar vorgezeichnet.

Der Sturm und Drang, die Konflikte der Jugend liegen hinter ihm, als er von seiner Expedition aus Finland nach Petersburg zurückkehrte. Wettergebräunt — gestählten Körpers lebt in ihm ein unbeugsamer Wille, eine Entschlußkraft, die aus seiner sittlichen Organisation gewachsen und durch seine Erfahrungen zur Reife gelangt war.

Er findet jenes Petersburg vor, in dem die Gewaltherrschaft der Schuwalow und Trepow ihre üppigsten Blüthen treibt, wo jeder Liberalismus mit Stumpf und Stiel ausgerodet ist, wo selbst die ehedem muthigen Geister resignirt haben und furchtsam und verängstet jede freiheitliche Regung unterdrücken.

Im Winterpalast wohnt Alexander II., ein gebrochener, mürber Mensch, ganz in den Händen seiner Polizeichefs, die ihn mit dem Gespenst der Revolution eingeschüchtert und sich gefügig gemacht hatten. Schlug ihm in einsamen Stunden das Gewissen und empfand er dann bitter den rückläufigen Charakter seiner Regierung, die so freiheitlich eingesetzt hatte, so entführte ihn Schuwalow zur Bärenjagd in die Wälder von Nowgorod. Eine ausgelassene Hofgesellschaft, ein Schwarm von Balletdamen, die die Aufregungen der Jagd würzen halfen, brachten nicht nur die besseren Instinkte Alexanders II. langsam zum Schweigen — sie steigerten seine Cäsarengelüste. Die Petersburger Gesellschaft war in litterarischer, künstlerischer und politischer Beziehung korrumpirt — die besseren Elemente sahen sich nach dem Attentat Karakosow's auf Alexander II. von dem Polizei- und Spitzelwesen bedroht und beugten sich in Zittern und Vorsicht. Diejenigen, die noch vor zehn Jahren den Kampf für die innere Freiheit geführt hatten, mieden jetzt die heranwachsende Jugend, die in Aufruhr und Empörung gegen diese Schreckensherrschaft sich erhob. Gab es jemals einen Kampf, der unter tragischeren Umständen aufgenommen worden wäre, fragt Krapotkin, einen Kampf, wo die Jungen sich nicht allein gegen eine brutale Staatsgewalt zur Wehr zu setzen hatten, sondern auch von ihren Vätern und Brüdern sich verlassen sahen?

Und trotz all der Hemmnisse erhebt sich in Rußland eine Jugend, die bis zum äußersten entschlossen ist. Das eine Losungswort klingt in allen Ohren: „Zum Volk". Der Gram des Volkes hat sie aufgerüttelt und in ihnen einen leidenschaftlichen Zorn entfacht. Sie erheben sich, nicht um in Schöngeisterei und großen Worten zu machen — es treibt sie zur Propaganda, zu einem todesmuthigen Sturmlauf gegen alles Bestehende. Aufklärung und Wissen will man in die Massen tragen, auf blutende Wunden Balsam legen — trösten — lindern — helfen. Von dem Dienst aus dem Heer, vom Ladentisch, von der Werkstätte eilte die russische Jugend in die Hörsäle, um zunächst etwas Tüchtiges zu erlernen. Die Töchter der vornehmsten Häuser entlaufen ihren Eltern, um sich von dem häuslichen Joch zu befreien. Und als man nach jahrelangem Ringen unter Noth und Entbehrungen das ersehnte Ziel erreicht hat — da ist nur der eine Drang rege, der Masse Aufklärung zu bringen. Die jungen Leute gehen in die Dörfer und Städte als Aerzte, Heilgehilfen, Lehrer, Schreiber, die jungen Mädchen als Lehrerinnen, Hebeammen und Pflegerinnen, um sich in den Dienst der Elenden zu stellen. Die Studenten und Professoren richten unentgeltliche Kurse ein, um aus allen Disziplinen das Wissen dem Volke zugänglich zu machen. Keiner Seele lag daran, eine leitende Stellung einzunehmen — helfen und nur helfen wollte man.

Im Tschaikowski-Kreise, dem Krapotkin sich anschließt, wurden die Tendenzen der Selbstaufopferung gefördert und in das Land hinausgetragen. Man nahm an den Leiden und Arbeiten der Bauern praktischen Antheil, man agitirte unter den Petersburger Webern. Alle Standesunterschiede hörten auf.

Man ist den tollsten Haussuchungen ausgesetzt, einer nach dem andern verschwindet plötzlich aus dem Kreise, um hinter den Mauern der Peter-Pauls-Festung eingesargt oder

*) Die ausgezeichnete und gewissenhafte Uebersetzung der Krapotkin'schen Memoiren rührt von Max Pannwitz her.

in ferne Provinzen auf unabsehbare Zeit verschleppt zu werden.

Es war eine Lieblingsidee Alexander II., irgendwo in den einsamen Steppen eine unaufhörlich von Kosaken bewachte Stadt zu haben, wohin man die Verdächtigen transportiren konnte.

Als gefährliche Feinde der Staatsordnung, als Aufwiegler kennzeichnete man diese jungen Leute, die zunächst kein anderes Ziel hatten, als die Erkenntnisse moderner Forschung und Wissenschaft den Unterdrückten zu bringen. Sie hießen Nihilisten, und das Wort bekam bald nicht nur in Rußland, sondern auch in der westeuropäischen Presse einen verzerrten Sinn, obwohl jeder terroristische Gedanke, jede Gewaltthat der jungen Partei ursprünglich vollkommen fern lag. Es waren im Innersten sanftmüthige Menschen mit Leidensgesichtern; in der hinreißenden Schilderung Krapotkins wirken sie wie auferstandene Gestalten aus den Evangelien. Es waren Wahrheitssucher, die aus tausend Wunden bluteten — und die Wahrheit, die sie gefunden, lautete schlicht und fest: Wir müssen unser ganzes Leben für das geknechtete russische Volk einsetzen, um es frei und glücklich zu machen. Man trat gegen alle Heuchelei auf und warf die gesellschaftlichen Formen über den Haufen. Die zarten Rücksichtnahmen gegenüber dem weiblichen Geschlecht wollte der Nihilist nicht gelten lassen. Machst Du als Frau die gleichen Rechte wie der Mann geltend — gut, so verzichte auf jede Ausnahmestellung — arbeite, werde tüchtig. Der Nihilist bot einem jungen Mädchen keinen Stuhl an, aber er theilte mit ihr den letzten Groschen, wenn sie arbeitete. Er hungerte, darbte und unterrichtete sie unentgeltlich in seinen Freistunden, wenn ihr an ernsthafter Förderung gelegen war. Nihilisten waren es, die ein gefährliches Attentat auf Alexander II. mit aller Macht zu verhindern wußten.

Diesen Kreisen vermittelte Krapotkin, als er von einer Schweizer Reise nach Petersburg zurückkehrte, die modernste sozialistische Litteratur, die er mit Hilfe polnischer Schmuggler glücklich nach Rußland gebracht hatte, und was bedeutungsvoller wurde, seine eigenen und Bakunins Ueberzeugungen von einem freiheitlichen Sozialismus.

Er hatte in Zürich die internationale Arbeiter-Assoziation studirt — er hatte an den Arbeiten der Genfer Sektion der Internationale theilgenommen und war schließlich zu den Uhrmachern des Jura geflüchtet, da ihm Zweifel an der Lauterkeit der Führer aufgestiegen waren. Der Generalrath in London, den Marx und Engels bildeten, kam ihm gefährlich vor. Diese Art von Centralbureau, das alle Fäden der Bewegung zusammenfassen, nach allen Richtungen leiten und einzugreifen willens war, erschien ihm als eine Stätte zentralisirter Macht, die jedes Unabhängigkeits-Empfinden, jedes selbständige Denken von Grund aus vernichten mußte.

Er beginnt an dem Marxismus eine Kritik zu üben, die glänzend und schlagend ist. Er kommt zu den gleichen Resultaten und Argumenten gegen den Marxismus, die Dühring und Bakunin aufgestellt hatten. Der wirthschaftliche Despotismus der Sozialdemokratie, die zentralisirte Macht, die von ihnen angestrebt wird, ist noch verhängnißvoller als die gegenwärtige politische Gewaltherrschaft. Dieser Sozialismus ist für ihn ein feiger und kurzsichtiger Kompromiß, denn es handelt sich keineswegs allein um die Regelung der Futterfrage — es handelt sich um Freiheit im tiefsten und höchsten Sinne.

Krapotkin's Loosung lautet nunmehr: Ohne Herrschaft. Bei den Uhrmachern in Jura findet er die nämliche Gesinnung und Denkweise; unter dem Einfluß Bakunis hatte sich unter ihnen eine vernichtende Kritik des Staatssozialismus durchgesetzt. Ihre antigouvernementalen und föderalistischen Ideen, ihre Gedanken von der Gleichheit, ihre Unabhängigkeit im Urtheil, ihre absolute Hingabe an die gemeinsame Sache wurden entscheidend für sein ganzes Leben. Als er die Uhrmacher des Jura verließ, war er Anarchist.

Unter den Petersburger Arbeitern verbringt Krapotkin während der folgenden Zeit seine glücklichsten Stunden. Von den Diners der erlesenen Gesellschaft, aus dem Winterpalast fährt er zu irgend einem armen Studenten der Vorstadt, vertauscht seinen eleganten Anzug mit einem baumwollenen Hemd, Bauernstiefeln und Schafspelz und sucht seine Arbeiterfreunde in irgend einer verborgenen Winkelkneipe auf. Unter dem Namen Borodin kennt ihn ein jeder. Sie hängen an seinem Munde, sie lauschen gespannt, wenn er ihnen von der großen westeuropäischen Arbeiterbewegung, von den Kämpfen und Hoffnungen erzählt.

Er verschweigt seinen Anhängern nicht,, welchen Gefahren sie sich aussetzen, daß ihnen stündlich Sibirien droht, daß allein ihre Anwesenheit, ihr stilles Hören verhängnißvoll für sie werden kann.

Niemanden schreckt das ab. In Sibirien leben auch Menschen, nicht blos Bären, lautet die furchtlose Antwort.

Schließlich ereilt auch Krapotkin sein Schicksal. Er wird verhaftet, vor „die dritte Abtheilung" geführt (die seit Nikolaus I die Henkersarbeit im großen Stil verrichtete) und nach einem fruchtlosen Verhör in die Peter-Pauls-Festung geschafft. In einer wundervollen Schilderung, wie sie nur den ganz großen Künstlern gelingt, erzählt er die Fahrt nach dem Gefängniß.

Die Erlebnisse in der Peter-Pauls-Festung, in der unter anderen Dostojewski, Bakunin, Tschernischewski geschmachtet haben, werden mit erschütternder Realistik wiedergegeben; sie wirken unerhört stark, weil jedes Wort den Stempel der Wahrhaftigkeit trägt. Krapotkin beobachtet, wie ein Mitgefangener dem Wahnsinn verfällt, er selbst fürchtet an diesem eintönigen Dasein zu Grunde zu gehen. Da eilt der treue Alexander ihm zu Hilfe, er verläßt auf die Nachricht von Peters Verhaftung die Schweiz, setzt alle Hebel in Bewegung und erreicht es, daß der Bruder im Auftrage der geographischen Gesellschaft sein Werk über die Eiszeit in der Gefängnißzelle vollenden darf. Alexander, dessen ganzer Hausstand in Zürich war, rührt sich nicht mehr fort; eines Tages fängt die dritte Abtheilung einen Brief von ihm auf, in dem er seiner Besorgniß über des Bruders Gesundheit, wie seinem Unwillen über die immer zahlreicheren Verhaftungen Ausdruck gibt. Dieses Schreiben genügte, um ihn für zwölf Jahre nach Sibirien zu schaffen und einem Martyrium preis zu geben, das einen der edelsten und aufopferndsten Menschen zu Grunde richten sollte. Ein tragischer Zug geht hier durch Krapotkin's Darstellung. Alles bebt in ihm. In knappen Sätzen, in denen kein Wort zu viel ist, berichtet er von dem tiefsten Schmerz seines Lebens.

Nicht lange nach der Verhaftung Alexander's erhält er im Gefängniß den Besuch des Großfürsten Nikolaus des Bruders Alexanders II. Der Großfürst möchte mit allen erdenklichen Mitteln ergründen, wie ein Mensch, der im Petersburger Pagenkorps erzogen ist, zu solch entsetzlichen Ideen gelangte. Krapotkin behandelt ihn wie ein Werkzeug der Polizei und gibt die denkwürdige Antwort, daß alles, was in ihm, dem Knaben, geschlummert, im Manne nur erwacht sei.

Dieses Bekenntniß einer von Hause aus sittlichen Organisation ist für uns von höchstem, psychologischen Interesse. Kein Bekehrter, kein Sündiger, schlechtweg ein großer, reiner Mensch, ohne Sonderinteressen und ohne ärmlichen Ehrgeiz.

Wie ein bewegtes Drama liest sich das weitere Leben Krapotkin's von seiner waghalsigen Flucht bis zu seiner Reise nach England.

Größe erzeugt Größe. Eine Anzahl von Männern setzt ihre ganze Existenz aufs Spiel, um ihn zu retten! Wo gibt es noch einmal so viel Entschlossenheit und heroischen Muth! Während die ganze Petersburger Polizei alarmirt ist, speist Krapotkin mit seinen Kameraden in dem vornehmsten Restaurant der Stadt. Die Erwartung der Freunde, daß man hier am sichersten sei, erweist sich als logisch und richtig.

Er entkommt glücklich nach England, wo die westeuropäische Epoche seines Lebens beginnt.

Er schlägt sich in London als Journalist durch, siedelt nach der Schweiz über, gewinnt die engste Fühlung mit dem Jurabund, dessen hervorragendste Mitglieder in meisterhaften Portraits lebendig vor uns hintreten. Intelligente, scharfsinnige Arbeiter, mögen sie Uhrmacher oder Zimmerleute sein, arbeiten zusammen mit Männern von der höchsten, wissenschaftlichen Bedeutung. Und dieser Verkehr ist getragen von einer gegenseitigen Achtung und Liebe, von einer Begeisterung für die Sache des Volkes. So sieht Krapotkin Menschen und Verhältnisse. Seine Schilderung muß hinreißend auch auf den Leser wirken, dessen politisches und wirthschaftliches Ideal weit von dem Krapotkin's entfernt ist.

Lehr- und Wanderjahre folgen. Gehetzt und verfolgt von der politischen Polizei aller Länder, arbeitet er an dem Ausbau seiner Ideen, seiner Weltanschauung. Niemals entzieht er sich dem praktischen Leben. Unter Verhältnissen, deren unsagbare Schwierigkeiten hier nicht einmal angedeutet werden können, leitet er das Blatt „Le Révolté". Er kommt nach Paris und tritt in herzliche Beziehungen zu Turgéniew, der in seinen „Väter und Söhne" ein glänzendes Bild der nihilistischen Bewegung gegeben hat. Turgéniews inhaltsschwerer Vortrag über Hamlet und Don Quixote macht auf Krapotkin einen unverlöschlichen Eindruck. Hamlet und Don Quixote sind die typischen Repräsentanten aller Stillstände auf geistigen Bewegungen in der Geschichte der Menschheit. Der negative Grübler, der an nichts, weder an sich, noch an die Anderen glaubt, der unfruchtbare, elegische Skeptiker, der alles auflöst, der das Böse haßt, in dessen Erkenntniß aber kein Raum für das Gute ist — und der hoffnungstrunkene Optimist, der ein Barbierbecken für Mambrins Zauberhelm hält und unbekümmert um allen Hohn und Spott auf sein Ziel losgeht — der geborene Führer des Volkes, dem die Masse begeistert folgt, weil er die Freude und die Zuversicht des Gelingens in sich trägt. Wir gehen nicht fehl, wenn wir Krapotkin im Sinne Turgéniews als Don Quixote und den Dichter selbst als Hamlet bezeichnen.

Welt- und Entwicklungsbilder der Zukunft malt dieser Fürst, ein Baumeister luftiger Schlösser und hell erleuchteter Festsäle! Nichts vermag ihm seinen unverbrüchlichen Glauben zu nehmen. Man weist ihn aus Belgien aus und selbst die freie Schweiz versagt ihm das Asylrecht — man macht ihm in Lyon in schamloser Weise den Prozeß und sperrt ihn von Neuem auf Jahr und Tag hinter Schloß und Riegel, wo seine Gesundheit untergraben wird.

Seine Leiden können ihn nicht einmal niederdrücken. Sein wundervoller Humor, seine geniale Güte brechen immer wieder durch. Im Gegensatz zu Dostojewski und Tolstoi ist er ein Anhänger westeuropäischer Kultur, er glaubt an den Sieg seines freiheitlichen Ideals, das er glänzend in Wort und Schrift bis in alle Einzelheiten begründet hat.*) Er glaubt an eine immanente Gerechtigkeit und gibt mit einem sittlichen Ernst die Erklärung für die terroristische Strömung in Rußland, dem sich niemand entziehen kann. Auch darin unterscheidet er sich von den genannten russischen Dichtern, daß er niemals von Religion spricht — aber sein ganzes Leben ist Andacht, Sammlung und Religion.

Krapotkin gab die Geschichte seines Erlebens und Fühlens. Aber aus der Schlichtheit und Wahrhaftigkeit seiner Darstellung, aus dem Begreifen der russischen Volksseele, aus dem unerschöpflichen Reichthum einer groß und edel angelegten Natur entstand ein Buch mit Ewigkeitswerthen — ein Werk, das uns bescheiden und nachdenklich stimmen und auf die wirklichen Aufgaben des Lebens hinlenken sollte. Nicht auf die Theorien des Buches kommt es an, sondern auf die vorbildliche Persönlichkeit des Menschen, der das Buch geschrieben hat. Durch die Lektüre dieser Memoiren wird man angeregt, abseits vom Lärm des Tages über Weltanschauung und Lebensführung sich Gedanken zu machen.

*) Sein Buch: La conquête du pain hat Bernh. Kampfmeyer übersetzt.

Vielleicht ist es keine irrige Annahme, daß wir in Deutschland an einem Wendepunkt unseres geistigen Lebens angelangt sind, daß man des mehr oder weniger geistreichen Geschwätzes über das Theater, die Litteratur und die Tagesereignisse bei uns müde ist und nach freiheitlicher unabhängiger Erkenntniß und muthigem Handeln sich wieder sehnt.

Was man auch an Krapotkin's Anschauungen auszusetzen haben mag: man findet bei ihm geniale Güte und einen Idealismus der Weltanschauung, der befruchtend selbst dann wirkt, wenn der kritische Verstand daran erinnert, wie weit diese Gedanken von der Realität der Zeit hinwegführen.

Felix Hollaender.

Der starke Schneider.*)

Ein Dorf bekam einst einen neuen Schneider.

Er war sowohl lahm als verwachsen, und da er zugleich aus einer Stadt namens Stumperup stammte, war es weiter kein Wunder, daß er zur Zielscheibe für den Spott der Dörfler wurde. Besonders die Mädchen waren schlimm gegen ihn. Und am allerschlimmsten war die große schöne Abelone, um die sich alle Burschen des Ortes in den Haaren lagen. . . . Aber unglücklicherweise war es gerade sie, welche das Herz des kleinen Schneiders am heftigsten begehrte.

Doch was ihm in den Beinen fehlte, das hatte er in seinem Zwergenkopf, und durch fleißiges Studium der Weltgeschichte und der Biographieen bekannter Männer hatte er gelernt, wie man es anstellte, in der Welt geehrt und gefürchtet zu werden; und er beschloß, nun selbst einen Geniestreich zu versuchen.

Eines Abends war Weihnachtstanz im Kruge. Es wurde tüchtig getrunken, und bei Einbruch der Nacht begannen einige wüste Kerle, die in der Schenkstube saßen, mit ihrer Stärke zu prahlen.

„Ich kann einen Pflug auf meinem Nacken von Kirchthurm zu Kirchthurm tragen!" rief Einer und stieß fluchend sein Branntweinglas auf den Tisch.

„Was ist da zu prahlen!" sagte ein anderer höhnisch. Ich kann eine Achteltonne Bier auf meine flache Faust nehmen und es durch den Spund austrinken! Mache mir das nach, wer kann!"

„Ach, hol's der Teufel!" schrie ein Dritter. „Ich kann eine Tonne Roggen wie einen Wisch unter den Arm nehmen und damit einen Sechsschritt tanzen!"

„Ja, — aber ich kann zwei nehmen!" ertönte es sanftmüthig aus dem Munde des kleinen Schneiders, der für sich in einer Ecke saß, wo Keiner auf ihn geachtet hatte.

„Was sagt er?" rief man von allen Seiten. „Willst Du zwei Tonnen Roggen tragen, Schneiderlein?"

Er nickte ruhig bekräftigend.

Die Knechte blickten einander an. Da rief Einer:

„Für das Wort sollst Du einstehen, Schneider! Kommt her! Wir räumen den Tanzsaal aus!"

Nun gab es ein großes Gelächter. In aller Eile wurde der Tanzsaal ausgeräumt. Aus der Dreschtenne wurden zwei gefüllte Tonnensäcke hineingetragen, und unter dem Johlen der Knechte und dem Kichern der Mädchen bildete man einen großen Kreis um sie.

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Ida Anders.

Als der bucklige Schneider kaltblütig seinen Rock auszog, den Hosenriemen fester um den Leib spannte, seinen Halskragen aufmachte und sich zuletzt zwischen die Säcke stellte, wurde es allgemach still in der Versammlung.

Er warf sein langes Haar aus der Stirn zurück, hauchte seine Handflächen an und holte zuletzt Athem — dreimal, langsam und tief — Alles während die Zuschauer in steigender Spannung jeder seiner Bewegungen folgten.

Konnte es möglich sein? Sollte er dies wirklich ausführen können?

Endlich zog er seine Hosen über den Knieen hoch und beugte sich zu den Säcken herab. Mit großer Sorgfalt brachte er um jeden derselben einen Arm an, stemmte die Füße kräftig gegen den Fußboden und drückte die Zungenspitze gegen die eine Wange, gleichsam um mit einem einzigen übermächtigen Ruck die Säcke von der Erde aufzuheben.

Es herrschte in diesem Augenblick eine athemlose Stille im Saal. Ein paar Weiber, die zuvorderst im Kreise standen, wurden bleich, und eines von ihnen rief:

„Um Gotteswillen! Hör' auf! . . . Er sprengt sich selbst!"

Die Säcke blieben denn auch ganz ruhig auf dem Fußboden liegen.

Da that der Schneider, als ob er erbittert würde, stemmte das eine Knie gegen die Erde, biß die Zähne zusammen, preßte das Blut zu Kopf und brachte die Glieder zum Zittern. Es sah aus, als wenn er fest entschlossen wäre, eher sich selbst zu vernichten als das Spiel verloren zu geben.

„Hör' auf! — Hör' jetzt auf!" riefen Mehrere, auch unter den Männern — und die Weiber wendeten sich ab.

Und trotzdem die Säcke beständig unverrückt dastanden, und trotzdem der Schneider zuletzt wirklich den Versuch aufgab, erhob sich kein Hohngelächter.

Alle blickten sie ihn mit vor Ehrfurcht starren Augen an, als er sich seinen Weg durch den Kreis brach und fortging.

Und nach diesem Tage hieß es überall, wo der Name des kleinen Schneiders genannt wurde:

„Das ist ein Teufelskerl! Wer hätte das gedacht! . . . Er hat ja, hol's der Satan, beinahe eine Tonne Saat unter jedem Arm tragen können!"

Ja, als er nun um die schöne Abelone warb, schlug sie sofort mit Kußhand zu und lebte seitdem glücklich in der stolzen Gewißheit, daß sie den stärksten Mann des ganzen Bezirkes besäße.

Henrik Pontappidan.

Preußenbuch. Eine Festschrift zum 200. Krönungsjubiläum der preußischen Könige. Berlin 1901. Buchhandlung des ostdeutschen Jünglingsbundes. Diese, zum Preise von 20 Pfennig pro Exemplar angebotene Festschrift ist nach dem Titelblatt für Volk und Heer, Schule und Haus bestimmt und hat zum Verfasser den Pastor Müller-Wölfickendorf.

Wir können nur wünschen, daß sich durch den billigen Preis recht wenige verführen lassen, die Festschrift zu erwerben. Mit Loyalität gegen die Hohenzollern allein ist es nicht gethan; eine solche Festschrift muß dem Volke doch noch etwas mehr bieten als jene bis zum Ueberdruß wiederholten Behauptungen, daß Preußen eigentlich nichts weiter sei, wie eine bloße Schöpfung seiner Monarchen. Bis zu welchem Grade von Objektivität diese Festschrift geht, mag man daraus ersehen, daß zwar ein Bild des Generalfeldmarschalls Grafen von Waldersee aufgenommen, aber der Umstand mit keinem Worte erwähnt ist, daß Deutschland einen Reichskanzler Fürst Hohenlohe besessen hat. Dieses völlige Verschweigen der Existenz ist allerdings immer noch wohlwollender als die mesquine und ungerechte Behandlung, die dem Grafen Caprivi zu Theil wird. Man höre, was der Festschriftsteller über ihn sagt:

„Der neue Kurs unter dem persönlich unantastbaren Reichskanzler von Caprivi schien viele Errungenschaften dran zu geben, die man für Deutschlands und Preußens Gedeihen als unentbehrlich erachtete. Dazu brachte der Streit um ein neues Schulgesetz, das sich als dringend nöthig erwies, die Gemüther in Preußen in die größte Aufregung. Auch der Mangel an geordneter Fürsorge für die Landwirthschaft schien die Bahnen zu verlassen, auf denen Preußen zur Höhe gekommen war."

Was mich an diesem Urtheil besonders schmerzlich berührt, ist der „Mangel an geordneter Fürsorge" im Stil des Verfassers. Der Satz, den er hier geleistet hat, könnte in der That ein neues Schulgesetz dringend nöthig erscheinen lassen, wenn auch nicht ganz in dem Sinne des Verfassers der Festschrift. Daß ein „Mangel an geordneter Fürsorge" Bahnen verläßt, auf denen Preußen zur Höhe gekommen ist, müßte doch eigentlich einen guten Patrioten besonders freuen. Hier hat augenscheinlich die Logik selbst diejenigen Bahnen verlassen, auf denen ein Festschriftsteller zu einem großen Absatz seiner patriotischen Festschrift gelangt.

Wir denken mit einigem Schrecken daran, was uns zum 18. Januar 1901 alles bevorstehen wird, wenn wir uns vorstellen, daß diese litterarische Leistung für die Massenverbreitung bestimmt ist.

B.

P. Neumann: Nieder mit dem Realismus! W. Walther. Berlin 1900.

Dies von häßlichen Wuthausbrüchen über das „schurkische Treiben" der Realisten und von niedrigen Verdächtigungen (z. B. S. 63 und besonders S. 9) überfließende Pamphlet verdiente keine Erwähnung, wenn es nicht in eine widerwärtig byzantinische Verherrlichung des Kunstinteresses von Kaiser, Regierung und Schauspielhaus (S. 32 f. u. ö.) ausliefe. Die Regierung, welche mit genialem Geschick uns in diese gegenwärtige Blüthezeit geführt hat (S. 16), kann nur von solchen Leuten mit nicht unbedingtem Vertrauen angesehen werden, „die durch edle und achtungfordernde Arbeit nicht den Beifall ihrer Mitmenschen erringen konnten" (S. 66). —

Somit sind wir glücklich wieder bei Wolfgang Menzel und der politischen Denunziation einer der Polizei nicht „passenden" Richtung angelangt. Allerlei Artikel des rührigen Adolf Bartels deuteten schon längst dahin. Vielleicht erleben wir eine neue Censurära auch für das gedruckte Drama und ein neues Verbot auch der ungeborenen Werke der pp. Hauptmann und Konsorten. Dann ist die Bahn frei und die „vandalische und barbarische" Mißhandlung der deutschen Sprache macht dem edlen Deutsch des Herrn P. Neumann, Obmanns eines todesmuthigen Vereins junger Dichter, Raum, und man hört dann nur noch Sätze wie diesen (S. 76): „Nur dem Genius eines Schiller's und Goethe's mag der ausnahmsweise Gebrauch dieser Form gestattet sein, obwohl sie besser unterblieben wäre."

Berlin. R. M.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan W. Zietenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 9. **Berlin, den 1. Dezember 1900.** **18. Jahrgang.**

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von **Georg Reimer**, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). – Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Aus China lauten die Nachrichten noch immer unerwünscht. Die erfolgreichen militärischen Operationen können über die Thatsache nicht hinwegtäuschen, daß ein Ende der Wirren heute ebensowenig abzusehen ist, wie seither. Und überdies tritt es immer deutlicher zu Tage, daß sowohl die Russen, wie die Amerikaner sich aus Petschili gänzlich zurückziehen wollen. Eine unmittelbare Gefahr entsteht damit für die deutschen Truppen gewiß nicht; sie und die verbleibenden Kontingente der anderen Mächte sind militärisch augenscheinlich stark genug, um jenes Territorium behaupten zu können, das sie inne haben. Aber was liegt an der Behauptung dieses Territoriums? Die militärischen Expeditionen sind Mittel zum Zweck, und der Zweck ist, zum Frieden zu gelangen. Und nun kann man vor der Thatsache nicht die Augen verschließen, daß dieses Mittel zur Erreichung dieses Zieles sich als wirkungslos erwiesen hat. So bleibt denn die Frage zur Erörterung gestellt: Steht den Mächten ein anderes wirkungsvolleres Mittel zur Verfügung? Und wenn dies nicht der Fall ist, sollten die Friedensbedingungen nicht derartig umgestaltet werden, daß die Chinesen ihnen zuzustimmen geneigt sind, weil der Preis, um in den Besitz ihrer Hauptstadt zurückzugelangen, ihnen alsdann zu hoch nicht mehr erscheint.

Es liegt keine greifbare Veranlassung vor, unsere Regierung zu übereilten Entschlüssen zu drängen; aber es muß immer wieder hervorgehoben werden, daß doch unser Engagement in China uns sehr schnell unbequem werden kann.

Unser Staatsschiff war Jahrzehnte lang in jedem Augenblick völlig klar zum Gefecht; auf jeden Wellengang und jedes Wetter vorbereitet. Wenn dagegen heute ein Sturm heraufziehen sollte, dann wissen wir, daß eine Stelle des Schiffskörpers nicht so geschützt und gesichert ist, wie es zu wünschen wäre.

Gewiß, es zeigt sich am politischen Horizont für uns kein Sturmzeichen; eine geschickte Politik kann auch das Ihre thun, um, solange die chinesischen Wirren dauern, jede andere Verwicklung möglichst zu meiden, und am Ende aller Enden bleibt Deutschland stark genug, um selbst mit der chinesischen Kugel am Bein seine internationale Stellung behaupten zu können. Allein alle diese Gründe besagen doch nur, daß kein unmittelbarer und gebieterischer Zwang vorliegt, sich aus der chinesischen Umstrickung, es koste, was es wolle, loszulösen. Das ist nicht geboten; aber erforderlich bleibt es gleichwohl, daß wir unsere diplomatische Haltung gegenüber China zu modifiziren bereit sind, wenn die bisherige Methode, unterstützt von den militärischen Exekutionen, uns aus dem ostasiatischen Abenteuer nicht zu befreien vermag.

Natürlich können wir die Zukunft der Fremden in China nicht preisgeben; allein ob dieses Ziel nur durch eine Anzahl Hinrichtungen zu erreichen ist, das bleibt recht fraglich. Die Hinrichtungen beseitigen einige Personen, die morgen durch andere Personen von gleicher Qualität ersetzt sein können. Und wenn unsere militärischen Operationen nicht genügenden Respekt in China verbreitet haben, dann wird sich dieser Respekt auch nicht durch ein paar Todesurtheile erzielen lassen. Also den Hinrichtungen ist

vom Standpunkt der Realpolitik aus nur eine geringe Bedeutung beizumessen. Entscheidend bleibt, welchen Eindruck die militärische Machtentfaltung der fremden Staaten auf China gemacht hat, und es ist anzunehmen, daß die leitenden Personen im Reich der Mitte einsichtig genug sind, um in Zukunft von einer Kraftprobe mit abendländisch-organisirten Mächten zurückzuschrecken, zum Wenigsten so lange, bis China von Neuem, und stärker gerüstet ist. Dieser Zeitpunkt liegt aber gewiß nicht sehr nahe, und das sind somit Sorgen der Zukunft, denen durch zukünftige Maßregeln vorgebeugt werden kann.

Es ist beachtenswerth, daß genau zu der gleichen Auffassung auch die „Preußischen Jahrbücher" gelangen, die gewiß nicht im Rufe stehen, einer übertrieben zaghaften und ängstlichen auswärtigen Politik das Wort zu reden; der Herausgeber, Professor Hans Delbrück, schreibt:

„So ist die europäische Politik in Ostasien auf einem Punkt angelangt, wo es schwer ist, weiter zu kommen. Sucht man schließlich nach einem Kompromiß, so haben die Mächte eine Forderung, von der sie ohne gar großen Nachtheil viel ablassen können, das ist die Bestrafung der Boxerführer. Man glaube nicht, daß ein besonders weitgehendes Strafgericht eine bessere Sicherheit für die Zukunft schaffe. Die Abschreckungstheorie hat in derartigen Konflikten nur geringen Werth, die erregte nationale Leidenschaft läßt sich durch Furcht vor Strafe im Falle der Niederlage nicht unterdrücken. Die Sicherung der Europäer in China wird immer in erster Linie auf dem politischen Verhältnisse zur chinesischen Regierung und deren eigner innerer Kraft beruhen. Hier gesunde und klug berechnete Verhältnisse zu schaffen, ist also die eigentliche Aufgabe, hinter der jedes andere Motiv, auch das der Rache und Strafe, zurückstehen muß."

Das ist auch unser Standpunkt, und wir wollen nicht hoffen, daß die deutsche Regierung in Hartnäckigkeit auf Forderungen besteht, die, von den ersten Regungen berechtigter Empörung diktirt, uns von den Bahnen der Realpolitik ab und auf die gefahrvollen Pfade der Gefühlspolitik führen würden.

Zweifellos darf Deutschland im Osten sein Ansehen nicht einbüßen; zweifellos darf auch der Respekt der Chinesen vor den Waffen der Mächte nicht schwinden; nur unter dieser Voraussetzung wird die Sicherheit der Fremden für die nächste Zeit im chinesischen Reich verbürgt sein; aber die Annahme erscheint uns irrig, daß dieses Ergebniß sich ganz ausschließlich durch die geforderten Hinrichtungen erzielen läßt. Das Gleiche kann den Chinesen auf andere Weise demonstrirt werden, und jene unentbehrliche Demonstration wird voraussichtlich schon in recht erheblichem Umfang durch die militärischen Erfolge der Verbündeten geglückt sein.

Wie in Marseille, so ist Präsident Krüger auch in Paris von der Bevölkerung gefeiert worden. Mit großem politischen Takt hat er die Huldigung der Pariser entgegen genommen; auch damit bewies Präsident Krüger, daß er ein hervorragender Mensch ist, von jenen politischen Anlagen, die die Vorbedingung für solche Stellung sind.

Jener Enthusiasmus für die Burensache, dessen Zeuge Präsident Krüger gewesen ist, mag seinem Herzen wohl gethan haben; aber was sind diese Demonstrationen der Bevölkerung politisch werth? Zunächst gar nichts; in bestem Falle sind es Wechsel auf die Zukunft; auf irgend eine kommende politische Konstellation, die aus allgemeinen internationalen Ursachen die Franzosen in schrofffste Gegnerschaft zu England einmal bringen kann. Diese allgemeinen politischen Ursachen sind im Augenblick jedoch nicht vorhanden, und es gibt kein Anzeichen dafür, daß sie in absehbarer Zeit sich bemerkbar machen werden; so bleibt denn auch diese Politik der Straße unfruchtbar; sie ist eine Freude, keine Hilfe für die Buren.

Den Buren bleibt für jetzt nichts übrig als dem Spruch zu vertrauen: Hilf dir selbst. Und es scheint, daß sie demgemäß handeln. Es wird in Südafrika weiter gekämpft, und wenn Londoner Zeitungen Recht haben, so hat die harte rücksichtslose und erbitterte Kriegführung der Engländer es zu Wege gebracht, daß die Gährung in der Kapkolonie wiederum zu explodiren droht. Neue 50 000 Mann soll daher Feldmarschall Roberts verlangen.

Und wenn es nun den englischen Generalen schließlich gelingt, die russischen Worte, daß Polen zu den Füßen ihrer czarischen Majestät liege, in den entsprechenden beschämenden englischen Satz umzuformen; was dann? Dann hat die englische Politik nach riesigen Opfern, tödtlichen Haß gegen das Vereinigte Königreich in Südafrika ausgesät, und wenn es überhaupt einen Gewinner gibt — auch das ist überaus zweifelhaft — so sind die Gewinner einige wenige internationale Minenspekulanten. Eine Politik, die mit solcher Bilanz abschließt, ist in jedem Fall vor der Geschichte gerichtet.

Die Bewegung für Handelsverträge und gegen jede Erhöhung der Getreidezölle kommt langsam, aber doch sichtbarlich bei uns in Gang. Sehr erfreulich ist es, daß die städtischen Vertretungskörper sich zu rühren beginnen. In Bayern ist man vorangegangen. München und Nürnberg haben sich an die bayrische Regierung gewendet, damit diese bei den Verhandlungen im Bundesrath über den autonomen Tarif ihren Einfluß gegen jede Erhöhung der Zölle auf nothwendige Lebensmittel geltend mache. Das ist zur Zeit der richtige Weg, und da sich auch die Berliner städtische Vertretung über eine Petition verwandten Inhalts schlüssig machen will, so muß man auch Seitens der Reichshauptstadt entsprechend auf das preußische Ministerium einzuwirken suchen.

Eine Petition an den Reichstag wäre hingegen im jetzigen Stadium und für die nächste Zeit gänzlich verfehlt. Der Reichstag kann mit den handelspolitischen Fragen zunächst garnicht befaßt werden, weil der Bundesrath die betreffenden Vorlagen überhaupt noch nicht berathen, geschweige denn verabschiedet hat. Eine Petition an den Reichstag würde mithin ein Lufthieb sein und würde zum Gaudium der Agrarier die Berliner städtische Vertretung als recht übel berathen in der politischen Taktik erscheinen lassen. Wenn dagegen unter dem Vorantritt Berlins sich eine preußische Stadtvertretung nach der anderen petitionirend an das preußische Ministerium wendet und eine Ablehnung jeder Erhöhung der Getreidezölle für den jetzt zur Erörterung stehenden autonomen Tarif verlangt, und wenn das Gleiche in jedem einzelnen Bundesstaat geschieht, so können die Regierungen bei ihrer Stellungnahme diese Thatsachen nicht leicht ignoriren. Eine solche Bewegung sollte unmittelbar in die Wege geleitet werden.

Daß ein derartiges Vorgehen aber durchaus sich im Rahmen der gesetzlichen Befugnisse städtischer Vertretungskörperschaften bewegt, ist unzweifelhaft. Eine Erschwerung der Ernährung der Bevölkerung bedeutet eine direkte und eine indirekte starke Schädigung der städtischen Finanzen; eine Erschwerung der Konkurrenzfähigkeit und dementsprechend ein Rückgang von Industrie und Handel bedeutet einen Rückgang der städtischen Steuereinkünfte, und eine Vertheuerung der Lebensmittel zwingt zugleich die Stadt zu größeren Aufwendungen in der Armenverwaltung, in den Asylen, in den Krankenhäusern u. s. w. Zudem bleibt es fraglich, ob nicht entsprechend der Lebensmittelvertheuerung eine Aufbesserung der Gehälter aller städtischen Angestellten erfolgen müßte. Unter solchen Umständen durch Petitionen zu warnen, ist nicht nur ein Recht, sondern die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit der Städte.

Schließlich wird man doch nicht den Satz zu proklamiren wagen, daß nur die Großgrundbesitzer befugt seien, ihr Interesse zu wahren; daß die Regierung sich zu diesem Standpunkt als Aufsichtsbehörde bekennt, bezweifeln wir; und jedenfalls soll man es auf dieses lehrreiche Experiment ankommen lassen.

* * *

Die Wirren in China und die Missionar-Frage.

I.

Bei den Verhandlungen im Reichstage über den Nachtragsetat für die Chinaexpedition ist auch die Missionar-Frage gestreift worden. Ich gebrauche den Ausdruck „gestreift“ absichtlich, denn mit Ausnahme der Angriffe auf den Bischof Anzer, zu deren Mundstück sich Herr Bebel gemacht hatte, und die von Herrn Bachem ausführlich zurückgewiesen worden sind, ist der Missionar-Frage nur beiläufig gedacht worden. Das ist um so mehr zu bedauern, als einerseits von mancher Seite der Versuch gemacht wird, das Zwitterding zwischen Krieg und Feindseligkeiten, das jetzt in China vor sich geht, als einen Glaubenskrieg, d. h. einen für den christlichen Glauben inscenirten Kreuzzug, darzustellen, während andererseits die Gefahr vorhanden ist, daß die mit China schwebenden, oder um sich vielleicht richtiger auszudrücken, bevorstehenden Verhandlungen dazu benutzt werden können, einen weiteren Druck, handelte es sich um ein christliches Volk, so würde man sagen Gewissenszwang, auf die Chinesen auszuüben, um für die Bemühungen der verschiedenen Missions-Gesellschaften bessere Bedingungen zu schaffen. Beides würde nach mehr als einer Richtung hin, man kann dreist sagen nach allen, in hohem Grade um so bedenklicher sein, als es kaum einem Zweifel unterliegen kann, daß dem unvorsichtigen Gebahren vieler Missionare, um nicht einen schärferen Ausdruck zu gebrauchen, ein großer Theil der Schuld, vielleicht die Hauptschuld an den jetzigen Wirren in China zuzuschreiben ist.

Entgegen parlamentarischem Gebrauch, der persönliche Bemerkungen an das Ende der Debatte verlegt, bitte ich dem, was ich zu sagen habe, eine solche vorausschicken zu dürfen. Der Abgeordnete Stöcker hat in der Sitzung des Reichstags vom 22. November gesagt:

> „Herr von Brandt hat schon vieles gesagt und geschrieben, was er nachher zurückgenommen hat. Als Herr von Brandt angefaßt wurde, seine Vorwürfe bezüglich der Missionen zu beweisen, hat er seine Anklagen hinsichtlich der deutschen und schweizerischen Mission sehr eingeschränkt, dann ganz zurückgenommen und gesagt, diese hätten nie Politik getrieben. Herr von Brandt ist für viele Behauptungen noch den Beweis schuldig. Unsere protestantischen Missionen können also nicht schuld gewesen sein.“

Diese Behauptungen des Herrn Stöcker entbehren jeder Grundlage und sind absolut aus der Luft gegriffen; ich habe von dem, was ich gesagt und geschrieben, nichts zurückgenommen oder gemildert, und was meine Bemerkung, daß die deutschen und schweizerischen Missionen zu keiner Klage Veranlassung gegeben hätten, betrifft, so habe ich dieselbe schon im Jahre 1898 in einem in der „Deutschen Rundschau“ veröffentlichten Artikel gemacht, als ich mich tadelnd über das Vorgehen der protestantischen Missionen im Allgemeinen aussprach. Zu behaupten, daß etwas, was 1898 geschrieben worden ist, auf Anfassungen im Jahre 1900 zurückzuführen sei, dürfte aber wirklich einen bedenklichen Mangel an Logik, wenn nicht an etwas anderem verrathen. Im Uebrigen habe ich meine Behauptungen in einem in der Oktober-Nummer d. J. der „Deutschen Revue“ veröffentlichten Artikel über die Missionar-Frage in China ausdrücklich aufrecht erhalten und meiner Ansicht nach recht triftige Beweise für meine Ansicht, daß die protestantischen Missionen in China vielfach Politik getrieben und sich sonst allerhand Fehler und Mißgriffe schuldig gemacht hätten, beigebracht; aus der gegen mich gerichteten Polemik habe ich aber, ich darf wohl sagen, zu meinem Bedauern ersehen, daß es gar manche deutsche protestantische Missionare gibt, denen es an Gelegenheit, aber nicht an Neigung gefehlt zu haben scheint, eine unheilvolle politische Rolle zu spielen. Mein Urtheil über die deutschen Missionen würde daher heute vielleicht weniger günstig als 1898 ausfallen. In dem vorerwähnten Artikel habe ich auf einen Erlaß des amerikanischen Staatssekretärs vom Jahre 1894 hingewiesen, in dem die Einmischung der amerikanischen Missionare in die politischen Angelegenheiten Koreas scharf gekennzeichnet und verurtheilt wird, ich habe das Verhalten der protestantischen Missionare während des Taipingaufstandes getadelt und die Aeußerungen des jetzigen Vizekönigs von Indien, Lord Curzon, des früheren Times-Korrespondenten in China, Mr. Alexander Michie und schließlich die des methodistischen Bischofs Morrison erwähnt, welcher letztere am 16. August d. J. in Louisville öffentlich erklärt hat, daß er Gott danke, daß die Methodisten in China und in den Vereinigten Staaten in Amerika für die jetzige Unruhe in China verantwortlich seien. Der Erlaß des amerikanischen Staatsdepartements ist, wahrscheinlich als zu unbequem, in der Kontroverse gänzlich ignorirt worden, die Urtheile Lord Curzon's und Mr. Michie's hat man mit der Bemerkung, daß dieselben den Missionsbemühungen nicht günstig seien, eine allgemein beliebte Taktik, von der Hand gewiesen; was den Taipingaufstand anbetraf, so hat man behauptet, daß die protestantischen Missionare doch nicht dafür verantwortlich zu machen seien, daß einige phantastische Chinesenköpfe unklare Vorstellungen von Jesus Christus in den Dienst ihrer selbstsüchtigen Gelüste gestellt gehabt hätten, und die Aeußerung des Bischofs Morrison hat man damit abzuthun gesucht, daß der eine von ihm angeführte Missionar ein braver Mann und der andere ganz unbekannt sei. Zu der Abweisung des Urtheils Lord Curzon's möchte ich bemerken, daß andere hochgestellte protestantische Geistliche die Auffassung der deutschen Eiferer nicht zu theilen scheinen. So schreibt der Rt. Rev. Henry C. Potter, LL. D. Bischof von New-York in der Oktober-Nummer der „Century“:

> „In seinem interessanten und, im Ganzen, unparteiischen Werk über den Osten, spielt Lord Curzon mit beträchtlicher Reserve, aber doch verständlich genug, auf einige der Fehlgriffe in Missionarunternehmungen an, die lange bestanden haben. Dieselben beziehen sich im Allgemeinen auf die etwas sorglose Mißachtung lokaler oder nationaler Vorurtheile, durch die unsere modernen Missionen stark charakterisirt gewesen sind. Ich gestehe, daß ich nicht einsehe warum man sich eine solche Mißachtung erlauben soll. Zu Hause und unter uns sind wir alle darüber einig, daß man nicht immer Sachen thun dürfe, wenn dieselben, obgleich an sich ganz unschuldig, doch mißverstanden werden könnten, und es würde sich wohl empfehlen, wenn es für alle unsere Missionarautoritäten eine Regel würde, daß z. B. in Fragen der Anbequemung der Missionsstationen an das Herkömmliche, unverheiratheter weiblicher Personen, reisender Missionare und desgleichen, der Missionar chinesische soziale Gebräuche nicht verletzen dürfe, die, so verächtlich sie uns auch erscheinen mögen, zu weit und tief in heidnischen Ländern Wurzeln geschlagen haben, um zu leicht unberücksichtigt gelassen werden zu dürfen. Und ferner, des moderne Missionar zu einem Volke, dessen Adel seine Gelehrten sind, sollte ein Mann von Bildung und Feingefühl sein. Das Zeremonial der chinesischen Lebens ist unzweifelhaft oft lästig, aber ein Mann mit nicht nur den Instinkten, sondern auch der Erziehung eines Gentleman — und unglücklicher Weise gehen die beiden Dinge nicht immer zusammen — wird sie nicht leichthin mißachten. Und dann wieder soll der moderne Missionar, gleich seinem größten Vorgänger dem Apostel Paul, klüglich danach streben, die Religion, die zu ersetzen er gekommen ist, zu verstehen und sie achtungsvoll zu erwähnen.“

Und damit hat Bischof Porter den Finger auf die Ursache der Mißerfolge christlicher Missionare in China und zugleich auf die der jetzigen Wirren gelegt. Baron Hayachi, der Gesandte Japans in London hat ganz kürzlich einem der Vertreter der „Sunday Times“ gegenüber seine Ansicht über den Ursprung der Unruhen in China dahin ausgesprochen, daß er überzeugt sei, daß sie lediglich deshalb entstanden seien, weil die Missionare die chinesischen Ideen und Anschauungen mißverstanden hätten. „Eifer“, sagt Baron Hayachi, der erklärt Missionaren viel zu verdanken und selbst in der Familie eines Missionars erzogen worden zu sein, sowie viele Freunde unter Missionaren aller Konfessionen zu haben, „Eifer ist das Hauptrüstzeug und meistens das einzige der Missionare, aber Eifer ohne persönliches Taktgefühl nützt nichts, sondern schadet eher“, und er geht dann dazu über zu beweisen, daß hauptsächlich den Angriffen auf den Ahnendienst die Schuld an den jetzigen Wirren zu-

zuschreiben sei. Es ist nicht das erste Mal, daß diese Ansicht ausgesprochen und mit Beweisen belegt wird. — Von mir ist in der Kontroverse über meine Aeußerungen oft verlangt worden, daß ich Namen nennen soll, und ich habe mich im Stillen darüber gewundert, wie wenig die Herren, die solches verlangten, mit der Materie bekannt sein müßten, der sie ihr Leben gewidmet haben. Vor einigen Jahren, in 1895, ist von dem jetzigen Times-Korrespondenten in Peking, Dr. Morrison ein Buch unter dem Titel „An Australien in China" erschienen, in dem der Verfasser unter Nennung nicht von einigen, sondern von Dutzenden von Namen mit Missionen und Missionaren scharf ins Gericht geht. Seine Warnungen sind trotz Namensnennungen ebenso ungehört verhallt wie meine das ohne Namensnennungen thun werden, es gibt eben Leute, die nicht hören und nicht lernen wollen, weil sie dadurch an ihrer eigenen Unfehlbarkeit irre werden könnten. Dr. Morrison bespricht ausführlich die Frage der Missionen dem Ahnenkult gegenüber und es lohnt zu hören, was er sagt:

„In Snifu ist ein Zweig der China-Inland-Mission unter einem enthusiastischen jungen Missionar, der früher in Hereford Möbelpolirer war. Eine liebenswürdige Gattin und ein reizendes englisches Mädchen kaum zwanzig Jahre alt, unterstützen ihn. Sein Werk ist, wie er mir sagt, reich gesegnet worden, er hat sechs Bekehrte in den letzten drei Jahren getauft. Der Missionar ist ein feiner Typus von Mann, brav und voll Selbstvertrauen, sympathisch und voller Aufopferung, edler Hoffnung und zufrieden. Seine Ansichten als Missionar sind sehr bestimmte; ich gebe sie in seinen eigenen Worten wieder: ‚Die Chinesen, die niemals das Evangelium gehört haben, wird Gott richten wie Er es für recht hält, aber die Chinesen, die die christliche Lehre gehört haben, und trotzdem ihr Herz gegen den heiligen Geist verhärten, werden sicher zur Hölle fahren; für sie gibt es keine Hilfe, denn sie könnten glauben und sie thun es nicht; hätten sie geglaubt, so würde ihre Belohnung eine ewige sein, sie weigern sich zu glauben, also wird ihre Strafe eine ewige sein.' Aber die Vernichtung die den Chinesen erwartet, muß ihnen mit der erforderlichen Sanftmuth klar gemacht werden in Uebereinstimmung mit dem was der Rev. G. F. Woodin von der amerikanischen Baptisten-Mission in Fuchau sagt: ‚Es gibt Veranlassungen, wo wir das Wort „Hölle' gebrauchen müssen, aber das sollte immer im Geiste wahrer Liebe geschehen' (Berichte der Missionar-Konferenz in Shanghai 1877, S. 91). Es war ein eigenthümliches Gefühl zu beobachten, wie dieser gutmüthige Mann mit Seelenruhe sein Werk in China betrachtete, wo er um sechs zweifelhafte Bekehrungen zu erzielen, nach seinem eigenen Geständniß einige Tausende von Chinesen in die Hölle geschickt hatte, um dort ewig gebraten zu werden."

Dr. Morrison citirt dann Mr. C. J. Morgan, den Herausgeber von „The Christian." Mr B. Broomhall, den Sekretär der China-Inland-Mission und den Rev. Dr. Hudson Taylor, den Gründer dieser Mission, die sich alle dahin aussprechen, „daß alle Heiden in Gottes Augen schuldig seien und als Schuldige untergehen." „Glauben wir, daß diese Millionen ohne Hoffnung in der nächsten Welt seien? Wir wenden die Blätter von Gottes Wort vergeblich um, denn wir finden dort keine Hoffnung; nicht allein das, sondern bestimmte Worte für das Gegentheil. Ja, wir glauben es!" (Evangelization of the World p. 199.) Und bei der Missionar-Konferenz in Shanghai 1890 wies Dr. Hudson Taylor den Versuch des Rev. Dr. Martin einige Rücksicht für den Ahnendienst zu erlangen, mit den Worten zurück: „Der Ahnendienst ist Götzendienst von Anfang bis zu Ende, das Ganze und alles, was mit ihm zusammenhängt." Chinas Religion ist Götzendienst, die Chinesen sind alle Götzendiener und das Schicksal, das Götzendienern bevorsteht, wird sorgfältig von Dr. Taylor hingestellt: „Ihr Theil ist in dem See von Feuer."

„Und jetzt,, sagt Dr. Morrison, „werfe man einen Blick auf die ungeheuren Schwierigkeiten, die die 611 Missionare der China-Inlande mission (heute sind es viel mehr) von denen die Mehrheit wahrscheinlich mit Dr. Hudson Taylor übereinstimmt, für sich selbst schaffen. Sie sagen dem Chinesen, der sich an sie wendet, daß sein unbekehrter Vater, der niemals das Evangelium gehört hat, ebenso wie Confucius, für ewig verdammt sei. Aber die erste aller Tugenden in China ist die kindliche Liebe; das stärkste Gefühl, das das Herz eines Chinesen bewegen kann, ist der Wunsch, den Fußtapfen seines Vaters zu folgen. Bekehrung bei ihm wirkt nicht nur die ewige Trennung von dem Vater, der ihm das Leben gab, sondern die sofortige Ueberlieferung seiner Vorfahren an ein elendes Bettlerleben und Krankheit und alle möglichen Uebel für die Nachbarschaft."

Dr. Morrison führt den Gedanken noch weiter aus, aber das Gegebene wird genügen, was er und Baron Hayachi meinen klar zu machen. Niemand aber bei dem der religiöse Fanatismus nicht alle Gefühle der Menschlichkeit unterdrückt hat, wird den Chinesen sein Mitgefühl mit der schweren Prüfung verweigern, die ihnen von den Vertragsmächten auferlegt worden ist und wieder auferlegt werden soll.

Ich möchte, ehe ich auf die politischen Fehler, die von protestantischen Missionaren begangen worden sind und begangen werden, eingehe, ein Wort über meine persönliche Stellung zu der Missions-Frage sagen. Ich schätze den kulturellen Werth des Christenthums ungemein hoch; ich sage absichtlich den kulturellen Werth, da ich nicht in eine Diskussion über die Vorzüge oder Nachtheile des Protestantismus und Katholizismus, wie der Methoden derselben hineingezogen werden will, noch in eine solche über den Werth oder Unwerth der dreißig und mehr protestantischen Sekten, die in China vertreten sind, und von denen die englische Hochkirche nur durch die Breite eines Fingers vom Katholizismus getrennt ist, während die Unitarier die Gottheit Christi leugnen; ich schätze ebenso hoch die stille bescheidene Arbeit vieler Missionare, die eifrig bemüht sind, das Verständniß zwischen China und dem Auslande zu vermitteln und die Bewohner beider geistig einander näher zu bringen und so den Weg für den Einfluß des Auslandes auf China vorzubereiten, ich verkenne auch nicht den ernsten Eifer und die Opferfähigkeit und Bereitwilligkeit vieler Missionare, deren Methoden ich als falsch und gefährlich verurtheile und bekämpfe, aber ich halte es für die Pflicht eines jeden, der es mit der Humanität, der Zivilisation und dem Christenthum ernst meint, gegen alle diejenigen Front zu machen, die unter Mißachtung der Jahrtausende alten Zivilisation der Chinesen denselben fremde Anschauungen aufzudrängen versuchen und bereit sein würden, das Kreuz, wenn nicht anders, auf Haufen von Leichen und Schädeln aufzupflanzen. Es ist in der Geschichte unserer Erde genug in dieser Beziehung gesündigt worden, um den Wunsch gerechtfertigt erscheinen zu lassen, Deutschland vor Schritten nach dieser Richtung hin bewahrt zu sehen.

26. November 1900. v. Brandt.

„Politik und Selbstverwaltung."

Unter diesem Titel brachten jüngst die „Grenzboten" einen leider anonymen Artikel, der in mancher Hinsicht merkwürdig ist und zur Erörterung anregt. Ob auch noch jetzt nach dem Verschwinden Lothar Bucher's und Büschchen's gelegentlich der Geist der Regierung durch die Blätter der Grenzboten weht, weiß ich nicht. Jedenfalls legen sie Werth darauf, ihre regierungsfreundliche Gesinnung möglichst mit einer gewissen kritischen Selbständigkeit des Urtheils zu verbinden; ein gewiß höchst achtungswerthes Bestreben, das freilich manchmal in heillose Widersprüchen verwickelt. Diese Widersprüche sind nun auch das nicht am wenigsten Merkwürdige und Interessante an dem genannten Artikel.

Derselbe knüpft an die jüngst viel erörterten Zusammenstöße zwischen der großstädtischen Selbstverwaltung und der Staatsaufsicht, namentlich in Bestätigungsfragen, an, die an und für sich zwar keine Bedeutung hätten, aber als brauchbarer Stoff für parlamentarische Vorstöße im Ab-

geordnetenhause ausgenutzt werden würden. Diese Parlamentsdebatten würden vermuthlich die öffentliche Meinung nur noch mehr verwirren und verbittern; deshalb stellt sich der anonyme Verfasser die Aufgabe, in unbefangener Weise über die „hochwichtige politische Frage“ aufzuklären, „die der Staat unausgesetzt im Auge haben soll, um den Mißbrauch zu verhüten, den die Parteipolitik mit der Selbstverwaltung nach links oder rechts, nach rückwärts oder vorwärts zu treiben versucht.“ Also ganz unparteiisch! Da jedoch nach ziemlich oberflächlichen staatsrechtlichen Bemerkungen über das Wesen der Selbstverwaltung als Verwaltung „im Interesse des Staates“ und einigen ganz dürftigen Andeutungen über die viel größere Abhängigkeit der ländlichen Selbstverwaltung vom Staate, speziell die großstädtische Selbstverwaltung vorgenommen wird, so handelt es sich thatsächlich nur um die angebliche Gefahr von Mißbräuchen nach links und nach vorwärts.

Diese Gefahr erscheint nun dem Verfasser als sehr groß und dringend.

„Das politische Leben ist nicht nur viel demokratischer, sondern vor allem viel demagogischer geworden. Das gilt für reaktionäre Parteien gerade so wie für fortschrittliche, für die Agrarier, Ultramontanen, Mittelstandsleute, Antisemiten wie für die Freisinnigen und Sozialisten. Dadurch erst ist der Boden für die Selbstverwaltung in den Großstädten so völlig verändert worden, daß sich die Frage nach der Politik in der Selbstverwaltung zu einer brennenden hat auswachsen können.“

Der springende Punkt ist hier natürlich der steigende Einfluß der Sozialdemokratie in der großstädtischen Selbstverwaltung. Und zwar ist es gerade die „gemauserte“, die „politische“ Sozialdemokratie, die erfolgreich bemüht sei,

„Schritt für Schritt die Herrschaft in den preußischen Großstadtverwaltungen zu erobern. Diesen Erfolg würde sie niemals gehabt haben, wenn nicht zwei Umstände ihr kräftig zu Hülfe kämen: die Bundesgenossenschaft des bisher antisozialistischen Freisinns und die Gefolgschaft der Juden.“

Da bekommt es zunächst die freisinnige Vereinigung zu hören, die seit ihrem letzten Parteitage mit der Sozialdemokratie kokettirt; uns „in der Gesellschaft zu sehen“, thut dem Verfasser „eigentlich von Herzen weh“. Und die freisinnige Volkspartei

„muß man politisch vollkommen mit den Sozialdemokraten in einen Topf werfen. Sie arbeitet wie diese bewußt und energisch darauf hin, der großen Klasse der handarbeitenden, ungebildeten Einwohnerschaft die bestehende Staatsordnung, und das ist die monarchische, verächtlich und verhaßt zu machen.“ —

Jottedoch! darf man hier wohl als parlamentarischen Zwischenruf einschalten, und der Kundige wird sich dabei das Seinige denken.

„Dazu kommt nun der große Zulauf der Juden zur Sozialdemokratie und dem bürgerlichen Radikalismus. Die Brutalität der antisemitischen Hetzereien hat in dieser Beziehung ganz die Früchte getragen, die der feinfühlige, gebildete Politiker schon vor zwanzig Jahren hätte voraussehen sollen.“

Ach ja freilich hätte er sollen! Aber gerade die verehrlichen „Grenzboten“ sitzen da wohl im Glashause; ganz andere Stimmen, als die des „feinfühligen, gebildeten Politikers“ sind in dieser Frage während der zwanzig Jahre bei ihnen zu Worte gekommen. Und es ist doch zweifellos der äußerlich anständige, salonfähige Antisemitismus in Lackschuhen, der den auch äußerlich unanständigen, brutalen Antisemitismus im Bundschuh ausgelöst hat. Doch davon noch später.

Dieser böse Dreibund also von Sozialdemokraten, Freisinnigen und Juden bedroht unmittelbar das Staatsinteresse in der großstädtischen Selbstverwaltung, zu dessen nachdrücklicher Vertheidigung die Regierung so berechtigt wie verpflichtet ist. Die beiden Mittel dazu sind Peitsche und Zuckerbrot. „Strengere Handhabung des Aufsichtsrechts, namentlich des Bestätigungsrechts;“ — offenbar können den Verfasser die Nichtbestätigungen in der Provinz nicht über die Bestätigungen in Berlin trösten. Ja, die Städteordnung von 1853 scheint der Regierungsautorität kaum die genügenden Handhaben zu bieten, so daß man deren „zeitgemäßen Ausbau“ durch Verstärkung der Aufsichtsbefugnisse „ernstlich in Betracht ziehen“ müsse!! Daran schließt sich aber plötzlich ein merkwürdiges Gegenspiel.

„Vor allem aber nicht länger Extrem gegen Extrem ausspielen in der inneren Politik. Graf Posadowsky hat einmal gesagt, wenn das Agrarierthum nicht da wäre, müßte man es herbeiwünschen als konservatives Gegentheil der demokratischen Staatsfeindschaft. Soll das heißen: Reaktion gegen Demokratie, so könnte das Rezept leicht zum Uebeln ausschlagen . . . Man irrt schwer, wenn man durch die Pflege der extremen Auswüchse nach rechts die extreme Entartung nach links wirksam bekämpfen zu können glaubt. Die Regierung muß liberaler werden, wenn sie siegen will. — Und wir auch!“

Freilich bekennt sich der Verfasser zu gesinnungstüchtigstem Abscheu vor dem „entarteten“ Liberalismus. Aber:

„Sollen wir deshalb uns blind stellen gegen die leider immer weiter fortschreitende Entartung des modernen Konservatismus zu nackter Interessen- und Klassenpolitik? Sollen wir deshalb das grundsatzlose Streberthum unterstützen, das sich mehr und mehr in der Beamtenschaft hoch zu bringen sucht? Sollen wir uns erfreut stellen, daß im protestantischen Preußen die Orthodoxie zu einer intoleranten Alleinherrschaft gediehen ist, wie sie zu Raumer's und Mühler's Zeiten niemand träumte . . . ? Sollen wir deshalb orthodox thun, obgleich wir religiös liberal denken?“ . . .

Also in einem Athemzuge die scharfmacherische Forderung, daß die Regierung der großstädtischen Selbstverwaltung durch politisch-tendenziöse Ausübung der Staatsaufsicht die Faust auf's Auge drücke, ja daß sie das Produkt der ärgsten Reaktionszeit, die Städteordnung von 1853, — drei und fünfzig! —, bei der doch Herr v. Westphalen Gevatter gestanden, herzhaft rückwärts revidire; und gleichzeitig der freimüthige Ruf nach einer liberalen Politik! Das Merkwürdigste aber an diesem merkwürdigen Selbstwiderspruch ist, daß wir es hier nicht mit der Seltsamkeit eines wunderlichen Eigenbrödlers zu thun haben; vielmehr mit der Aeußerung einer politischen Denkweise, die bei uns recht weit verbreitet ist, und zwar gerade in den Kreisen „von Besitz und Bildung.“ Das ist der fruchtbare Boden für das Unkraut einer angeblichen Sammlungspolitik, die bald mit Absicht, bald ohne Einsicht dem politischen Kampfe gerade die Momente entrücken möchte, an denen sich heute in Wahrheit die Geister scheiden und scheiden müssen. Man erkennt oder empfindet wenigstens in jenen Kreisen ganz wohl den unlöslichen Widerspruch zwischen dem Wesen eines modernsten Großstaates, der einer auf Industrie und Handel sich stützenden „Weltpolitik“ zustrebt, und dem dominirenden Einfluß der Ritter und Heiligen, der, wirthschaftlich und geistig in einer überlebten, niedergehenden Welt wurzelnd, nicht nur unsere innere Politik verpestet und mit Unfruchtbarkeit schlägt, sondern auch die äußere schädigt und lähmt. Aber an diesem für den politischen und sozialen, geistigen und wirthschaftlichen Charakter des Zeitalters entscheidenden Gegensatz möchte man mit der weißen Salbe kleiner Kompromisse herumkuriren, weil man sonst erkennen und bekennen müßte, daß in dem Einen, was Noth thut, der Niederzwingung des agrarischen Junkerthums und der gescheitelten wie der geschorenen Orthodoxie alle Kinder der modernen Welt ohne jede Ausnahme natürliche Bundesgenossen sind. Sich mit klarem Bewußtsein auf den Boden dieser Thatsache zu stellen und daraus mit frischem Entschlusse die nothwendigen Konsequenzen zu ziehen, daran wird man in jenen Kreisen noch vielfach gehindert durch den blinden Wahn einer schier abergläubigen Furcht vor dem rothen Gespenst. Ach, es ist stets dasselbe Elend, das Einen zur Verzweiflung an der politischen Zurechnungsfähigkeit des deutschen Bürgerthums bringen könnte. Derselbe Irrwahn, der die etwa von links drohenden Gefahren in der tausendfachen Vergrößerung der Hallucination anstiert und darüber die sehr gegenwärtige Gefahr von rechts kaum beachtet, hat

die deutsche Bewegung von 1848 in eine Tragikomödie auslaufen lassen, und seitdem immer wieder der Reaktion die Wege geebnet. Aergste politische Philisterart ist es, hinterher auf die Regierung zu schimpfen und lediglich von ihr die Lösung des großen Problems zu verlangen. „Wenn sie den Stein der Weisen hätten, der Weise mangelte dem Stein." Die historische Erfahrung wie die innere Logik der Dinge zeigt, daß selbst jenes Minimum von Liberalismus, das sogar der Grenzbotenmann von der Regierung verlangt, eine Unmöglichkeit oder eine rasch zerstörte Illusion ist, wenn nicht der Entscheidungskampf gegen die Mächte der sozialen, wirthschaftlichen und geistigen Reaktion mit rücksichtsloser Entschlossenheit aufgenommen wird. Und glaubt heute Jemand im Ernste, bei einem solchen Kampfe die politische Organisation der großen Masse ausschalten zu können? Wer da wähnt, um nur zwei Beispiele herauszugreifen, die Grundlagen einer gesunden Handelspolitik sichern oder die Schule vor der fortschreitenden Vergiftung durch die Orthodoxie bewahren und gleichzeitig als Sozialistentödter brilliren zu können, der sollte sich mit harmloseren Dingen als den politischen beschäftigen.

Da nun jedenfalls im Bereich der östlichen Städteordnung, von dem hier wesentlich nur die Rede ist, die Großstädte doch eben die Träger moderner wirthschaftlicher und geistiger Kultur sind, so muß selbstverständlich jene Konstellation in den Vertretungskörpern der großstädtischen Selbstverwaltung vornehmlich zum Ausdruck kommen. In der Selbstverwaltung der überwiegend freisinnigen und sozialdemokratischen Großstädte muß ganz natürlich der politische Einfluß des Freisinns und der Sozialdemokratie überwiegen, wenn anders sie eben Selbstverwaltung sein soll. Die oft ausgegebene Losung, die Selbstverwaltung habe nichts mit der Politik zu thun, der Versuch, sie gewissermaßen politisch zu sterilisiren, ist meist nur ein Kniff, um nicht eine unpolitische, sondern eine der bisherigen feindliche politische Richtung zur Herrschaft zu bringen. Soweit die Meinung jedoch ehrlich ist, beruht sie entweder auf mißverstandener Uebertreibung oder spießbürgerlicher Kurzsichtigkeit. Gewiß soll und darf auch in der Selbstverwaltung das Interesse der Verwaltung nicht überwuchert werden von den Interessen politischer Drahtzieherei, der Gemeingeist nicht unterdrückt werden vom engen Fraktionsgeist. Gewiß mag bei Besetzung kommunaler Aemter im gegebenen Falle die technische Befähigung den Ausschlag geben vor der politischen Gesinnung. Aber auf der andern Seite ist es doch völlig verkehrt, in dem Besitz eines politisch unbeschriebenen Personalblattes, in dieser politischen „Unbescholtenheit" einen empfehlenswerthen Vorzug für Männer der kommunalen Selbstverwaltung zu sehen. Im Gegentheil; abgesehen etwa von bloßen Technikern, spricht doch die Vermuthung dafür, daß ein Mann, der in reiner parteipolitischer Jungfräulichkeit durch das bewegte öffentliche Leben unserer Tage geht, entweder einen allzu stumpfen Sinn für die großen Probleme dieses öffentlichen Lebens oder einen allzu scharfen Sinn für seinen persönlichsten Vortheil besitzt. Jene Anschauung entspricht denn auch durchaus nicht dem Geiste, aus dem die Städteordnung geboren wurde; vielmehr dem ihr feindlichsten, den sie gerade überwinden wollte, der in dem Diktum von der Ruhe als erster Bürgerpflicht gipfelt. Nicht um den Bürger von der politischen Bethätigung abzuziehen, sondern um ihn zu lebhaftestem politischem Interesse anzuregen, haben ihm die Väter der Städteordnung die Selbstverwaltung seiner kommunalen Angelegenheiten in die Hand gelegt. Sie wollten nicht die obrigkeitliche Bevormundung organisiren, sondern sie durch die politische Selbständigkeit des Bürgerthums ersetzen. Gewiß hat die staatliche Aufsicht das Staatsinteresse in der Selbstverwaltung zu wahren. Aber dieses Staatsinteresse besteht nach dem wahren Geiste der Selbstverwaltung lediglich in der Güte und Integrität der Verwaltung, nicht in der „guten" und politisch „unbescholtenen" Gesinnung ihrer Träger. Und nun muß sogar der Grenzboten-Mann von der heutigen, nach seiner Meinung unter der Herrschaft des bürgerlichen und sozialistischen Radikalismus stehenden großstädtischen Selbstverwaltung bekennen: „Persönliche Integrität, Geschäftstüchtigkeit und Fleiß springen in erfreulicher Häufigkeit, fast als Regel in die Augen." Das ‚fast' wird man dem Gegner zu Gute halten; jedenfalls bedürfte es zu seiner Beseitigung doch wahrlich keiner Verstärkung der Staatsaufsicht, wenn sie sich wirklich auf die Integrität und Tüchtigkeit der Verwaltung beschränken wollte. Da aber der Stoß in der That gegen die politische Unabhängigkeit und damit gegen den Kern der Selbstverwaltung gerichtet sein soll, so ist diese Betrachtung sehr geeignet, Freisinn und Sozialdemokratie von ihren häuslichen Kämpfen auf kommunalem Gebiet abzulenken und ihnen auch hier, wie auf dem Gebiete der allgemeinen staatlichen Politik, ihre überwiegende Interessensolidarität gegenüber den reaktionären Einflüssen klar vor Augen zu stellen.

Als Dritter im Bunde der Beherrscher großstädtischer Selbstverwaltung erscheint das Judenthum! Während der anonyme Verfasser als „feinfühliger, gebildeter Politiker" von den bösen Früchten der antisemitischen Hetzereien spricht, pflügt er selbst doch ganz munter mit antisemitischem Kalbe. Es ist der Kern der antisemitischen Hetzmethode, die Juden als eine eigene soziale, politische, wirthschaftliche Gruppe hinzustellen, was sie unter normalen Verhältnissen in einem modernen Kulturstaate in keiner Weise sind. Hier ist es nun allerdings dem Antisemitismus gelungen, das, was zuerst hetzerische Lüge war, durch die Erfolge seiner Agitation wenigstens bis zu einem gewissen Grade zur Wirklichkeit zu machen; wahrlich nicht zum Vortheil des Gemeinwohls, was jetzt sogar die Grenzboten einzusehen scheinen. In diesem Zusammenhange ist es nun von erheblicher Bedeutung, daß — gerade heraus gesagt — die einzige politische Partei, die auf die antisemitische Infektion absolut nicht reagirt hat, die Sozialdemokratie gewesen ist. Der Liberalismus hat namentlich in den kleinbürgerlichen Schichten unzweifelhaft starke Einbuße durch jene wüste Hetze erlitten und ist in seiner Aktionsfreiheit mannigfach gelähmt worden. Und wenn die konservativ-reaktionären Richtungen, die ja stets von antisemitischen Tendenzen durchsetzt waren, sich zunächst des leichten Gewinnes freuten, so ist diese Freude schon längst keine ungetrübte mehr, seitdem man auch hier den staatsfeindlich-nihilistischen Grundzug dieser Bewegung des geistigen Lumpenproletariats am eigenen Leibe erfährt. Noch weit bedeutender aber ist die tief entsittlichende Wirkung, die die Verbindung mit dem Antisemitismus auf die konservative Parteipolitik und Parteipresse ausübt, die innerliche Unwahrhaftigkeit und Niedrigkeit der Gesinnung, die sie in Reinkultur züchtet. Nur wer in sehr falsch verstandener Realpolitik die reale Macht sittlicher Faktoren für die politische Gestaltung leugnet, mag auch die reale Bedeutung dieser Thatsachen auf der einen, der Haltung der Sozialdemokratie auf der anderen Seite leugnen. Die Sozialdemokratie allein war stets ebenso wenig anti- wie philosemitisch; für sie hat thatsächlich die ganze aufgelogene Frage niemals existirt; und daß dies von einer Partei der breiten Massen gilt, das beweist, daß jene schmutzige Bewegung nicht mit elementarer Gewalt dem Volksgeiste entspringt, wie denn auch an ihrer Auflügung neben Junkern und Pfaffen „höhere" Lehrer und solche, die es waren, sich hervorragend betheiligten. Ob die mannigfachen Ursachen jener Haltung, die hier nicht zu erörtern sind, dem Sozialismus als solchem aufs Tugendkonto zu setzen seien, ist für die moralisch-politische Bedeutung der Thatsache durchaus gleichgiltig. Und diese Bedeutung liegt keineswegs darin, daß nun die „reichen Juden", wie der Grenzboten-Mann wähnt, aus Dankbarkeit der Sozialdemokratie zur Herrschaft in der großstädtischen Selbstverwaltung verhelfen; sie liegt überhaupt nicht auf dem Gebiet der blöden „Judenfrage", sondern darin, daß sie das Märchen von der absoluten Staatsgefährlichkeit der Sozialdemokratie gerade für die großstädtischen Verhältnisse ad absurdum führt. Man schaue nach Konitz oder ähnlich gesegneten Gegenden der Gottesfurcht und frommen Sitte, wo

unter der treuen Pflege von Junkerthum und Pfafferei die antisemitische Volksverblödung zu einer Macht angewachsen ist, der gegenüber jede staatliche Autorität versagt; eine eminent staatsgefährliche Macht, die aber nur gebrochen werden kann, wenn ihre feudalen und kirchlichen Stützen gebrochen werden; — und man vergleiche damit die Haltung der sozialdemokratischen Massen in den Großstädten! Die Grenzboten deuten warnend auf die Vorgänge in Paris und Wien, wo sich die Staatsautorität als zu schwach erwiesen habe. Ja, wem verdanken wir es denn, daß wir nicht Aehnliches in Berlin erleben? Etwa den famosen Stützen von Thron und Altar, die vielmehr das Mögliche gethan, um eine gleiche Schmutzlawine hier in Bewegung zu bringen? Wohl kommt die unzweifelhaft größere Integrität und Tüchtigkeit der kommunalen Verwaltung in Betracht; aber auch sie ist kein sicherer Schutz gegen den antisemitischen Nihilismus, dessen vergiftender Propaganda wesentlich die Aufklärungsarbeit und feste Organisation der Sozialdemokratie Schranken gesetzt hat, damit eine kulturelle und im besten Sinne staatserhaltende Mission erfüllend, welche die offiziellen Staatserhalter recht eigentlich beschämt.

Seltsam übrigens, daß man die Gefährlichkeit der Sozialdemokratie in Staat und Stadt so lebhaft betont in einer Zeit, da katholisch Trumpf, der Ultramontanismus die regierende Partei ist, der man ganz gern zur Herrschaft in den rheinischen Städten verhelfen wollte. Denn wenn man den „Mauserungen“ auf beiden Seiten kein Gewicht beilegt, so steht der prinzipienreine Ultramontanismus dem heutigen Staate mindestens ebenso feindlich gegenüber wie der radikalste Sozialismus; nur daß jener auch der modernen Kultur Feind ist, worin vielleicht das Geheimniß seiner gegenwärtigen Regierungsfähigkeit liegt. Ja; aber die monarchische Gesinnung?! Nun, der ketzerische Kaiser des garnicht mehr heilig-römischen, deutschen Reichs steht im Prinzip doch auf dem index; freilich: tolerari potest; das denkt aber der verständige Sozialdemokrat auch. Ueberhaupt ist es ein für kleine Zwecke vielleicht recht praktisches, sonst aber weder kluges noch ehrliches Verfahren, das schon bei Erlaß der Städteordnung ihre verbohrten Feinde eingeschlagen haben, und das auch der Grenzboten-Mann sich nicht versagt: von den Gefahren zu fabeln, die der Monarchie von den städtischen „Republiken“ und den kommunalen „Republikanern“ drohen. Die Stärke der deutschen Monarchie wurzelt in Verhältnissen, die jenseits der verschiedenen Parteiprogramme und Institutionen, auch jenseits von Verdienst und Schuld der verschiedenen Dynastien liegen. Jene ängstlich loyalen Gemüther verwechseln oft nicht ohne Absicht die Monarchie mit dem theils feudalistischen, theils byzantinischen Firlefanz, auf dem nicht die Existenz der Krone, wohl aber die Existenz der Hofjunker und Hofpfaffen beruht.

„Je unabhängiger die Selbstverwaltung ist, ein um so größeres Quantum von Bildungsaristokratie setzt sie voraus, mehr Leute, die den Staatszweck in der Selbstverwaltung zu verstehen und ihm trotz des Interessendrucks der Umgebung zu dienen befähigt erscheinen.“ Das ist wirklich ein gutes und treffendes Wort; aber man muß auch die richtigen Konsequenzen daraus ziehen. Es gibt wahrlich kein schlechteres Mittel zur Förderung jener Bildungsaristokratie in der Selbstverwaltung, als etwa durch Beschränkung des Wahlrechts und sonstige künstliche Mittel die Theilnahme der großen Masse möglichst auszuschließen; der Erfolg solcher Maßregeln kann im Gegentheil stets nur die Verstärkung des „Interessendrucks der Umgebung“ und damit die Beeinträchtigung des „Staatszwecks in der Selbstverwaltung“ sein. Gewiß ist es eine überaus schwere Aufgabe für das liberale Bürgerthum, sich in der großstädtischen Selbstverwaltung im friedlichen Wettstreite mit der Sozialdemokratie zu behaupten, eine Aufgabe, die von den Unentwegten hüben und drüben weidlich erschwert wird. Es soll auch gar nicht geleugnet werden, daß hier und da die Kommunalpolitik jener Aufgabe gegenüber es noch sehr an Weitsichtigkeit und Weitherzigkeit fehlen läßt. Doch das würde eine besondere Betrachtung erheischen. Jedenfalls kann jene Aufgabe, deren Lösung gerade im Hinblick auf die sozialdemokratische Agitation eine weit über das Interesse einer Partei und der bloßen Kommunalpolitik hinausgehende Bedeutung für die zukünftige Entwicklung beanspruchen darf, nur durch die freie Selbstbethätigung des Bürgerthums, nicht durch obrigkeitliche Bevormundung gefördert werden; und sicherlich gibt es keine schlechtere und destruktivere Politik gegenüber der Selbstverwaltung, als die Politik der staatsrettenden Thaten.

Hugo Preuß.

Handelshochschulen und kaufmännische Lehre.

Motto: „Ich wüßte nicht, wessen Geist größer und gebildeter sein müßte, als der eines echten Kaufmannes.“
Goethe.

In einer der letzten Nummern der „Nation“ fiel mir ein mit: „Contra Handelshochschulen“ überschriebener Artikel in die Augen, welchen ich bei dem lebhaften Interesse, das sich seit einigen Jahren in allen Theilen Deutschlands für eine vertiefende, wissenschaftliche Vorbildung des Kaufmanns geltend macht, nicht unerwidert lassen möchte.

Wie schon der Titel sagt, ist der Verfasser ein Gegner der Handelshochschulen; für seine Stellung ist besonders der Schlußsatz seiner Ausführungen bezeichnend, der in dem bekannten französischen Sprichworte: „à force de forger on devient forgéron“ gipfelt. Damit bekennt er sich zu einem Anhänger jener Richtung, die eine ausschließlich praktische Ausbildung des Kaufmanns durch eine längere Lehrzeit für ausreichend und eine theoretische Schulung des Geistes auf höheren Bildungsstätten für überflüssig, ja sogar für mehr oder weniger gefährlich hält.

Auf Grund langjähriger Erfahrung bin ich anderer Meinung.

Die kaufmännische Lehre ist eine Institution, die uns noch aus dem Mittelalter, aus der Zeit der Gilden und Zünfte überkommen ist. In jenen Zeiten der Unsicherheit und der Gewaltthätigkeit galt der Einzelne nichts, er mußte nothgedrungen, seinem Berufe entsprechend, einer dieser Genossenschaften sich anschließen und ihren harten, oft grausamen Satzungen sich unterwerfen. — Im Laufe der Jahrhunderte sind infolge der allmählichen Entwicklung des Welthandels und des Großbetriebes bei zunehmender Rechtssicherheit die Gilden und Zünfte in allen Kulturländern nach und nach verschwunden, zuerst in England, wo sie schon Anfang des 17. Jahrhunderts ihre Macht im Wesentlichen verloren hatten. Denn die damals beginnende englische Weltpolitik mußte sich frei machen von dem Zwange starrer Ueberlieferungen und veralteter Formen. Die anderen Länder folgten in der Aufhebung der Privilegien dieser Institutionen langsam nach, so Frankreich 1789, Deutschland erst 1868.

Als einziger Rest von den Satzungen der Kaufmannsgilde blieb die Lehrzeit bestehen und sie wird auch heute noch von dem größeren Theile der Kaufleute Deutschlands als die allein richtige Schule für den Kaufmannsstand betrachtet, obgleich die gesammte Struktur des deutschen Volkes hinsichtlich der gewerblichen und wirthschaftlichen Verhältnisse sich in der Zwischenzeit und besonders seit Begründung des Deutschen Reichs vollständig verändert und verschoben hat. Denn während Deutschland vor einem halben Jahrhundert fast noch ein ausschließlicher Agrarstaat war, in dem das bürgerliche Element und vor Allem der Kaufmannsstand eine sehr untergeordnete Rolle spielte, sind wir jetzt zu einem gewaltigen Handels- und Industriestaate mit einem internationalen Waarenaustausch von rund 10 Milliarden jährlich und zu einer führenden Welt-

macht herangewachsen. Mit dieser Wandlung aber ist, wie Schmoller vor Kurzem sich ausdrückte: „ein Großbürgerthum entstanden, das als neue Aristokratie, an Reichthum weit, aber vielfach auch schon an Macht, Ehre und Einfluß, die alte Grundaristokratie überflügelt hat."

Für dieses Großbürgerthum, das sich hauptsächlich aus dem Großhandel, der Hochfinanz und der Großindustrie rekrutirt, reicht aber das Maß einer wissenschaftlichen Bildung, die schon mit dem Einjährigenzeugniß abschließt, nicht mehr aus. Das Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität, der Eisenbahnen und überseeischen Großschifffahrt stellt sowohl in Bezug auf die Leitung der eigenen Geschäfte als auch auf die Theilnahme an der kommunalen und staatlichen Verwaltung so große Anforderungen an die Inhaber und Leiter großer Unternehmungen und Geschäfte, daß nur ein durch längere Schulung erworbenes, festgegliedertes positives Wissen in Verbindung mit umfassender praktischer Erfahrung ihnen gerecht werden kann. Heute aber muß jeder, der an der Spitze derartiger Unternehmungen steht, oder als Vertreter von Handel und Industrie mit den Organen staatlicher und kommunaler Körperschaften, wie Reichs- und Landtag, mit Eisenbahnräthen oder Volkswirthschaftsräthen, in Berührung kommt, unbedingt zugeben, wie außerordentlich selten man wissenschaftlich und fachtechnisch durchgebildete, den schwierigeren Aufgaben gewachsene Kaufleute antrifft. Es ist dies mit ein Grund, daß so häufig derartige höhere Stellungen, wie z. B. Direktorialstellen bei Eisenbahnen, Rhedereien, Banken, größeren Aktienunternehmungen u. dgl. m. von Juristen besetzt sind, während ihre Obliegenheiten, im Grunde, rein kaufmännischer Natur sind, und ein mit der angemessenen wissenschaftlichen Vorbildung ausgerüsteter Kaufmann sich viel leichter die für solche Stellungen nöthigen juristischen und volkswirthschaftlichen Kenntnisse aneignen könnte und dann infolge seiner praktischen Erfahrung eine viel bessere Kraft sein würde, als ein noch so tüchtiger Jurist, dem die langjährige praktische kaufmännische Erfahrung abgeht.

Will also der Kaufmann sich auf seinem eigensten Gebiete nicht durch den Juristen gerade aus den ersten und einflußreichsten Stellungen, wie es z. B. auch die Stellungen des Direktors der Reichsbank, in sich eines rein kaufmännischen Institutes, des Handelsministers sind, auf die Dauer verdrängen lassen, will er ferner den anderen auf einer höheren wissenschaftlichen Bildung stehenden Ständen gegenüber eine gleichberechtigte, soziale Stellung einnehmen, so muß er sein Wissen auf eine breitere, wissenschaftliche und volkswirthschaftliche Grundlage stellen. Dies aber kann natürlich nur in systematischer Weise auf einer höheren Bildungsanstalt und bei größerer geistiger Reife geschehen.

Natürlich soll nun nicht jeder, der Kaufmann heißt, studiren. In keinem anderen Berufszweige gibt es so viele Abstufungen als gerade im Kaufmannsstande. Der große Bankier, der die Weltpolitik beeinflußt, oder der Großkaufmann und Rheder, deren Schiffe die entferntesten Meere durchfurchen, sie heißen im Volksmunde Kaufleute in gleicher Weise wie der Geldwechsler im Grenzstädtchen oder der kleinste Krämer im Dorfe. Es bedarf somit keiner Ausführung, daß wir nicht die höhere Bildung für alle diese Abstufungen verlangen, besitzen doch, nach einer Berechnung von Syndikus Schloßmacher, kaum 15 Proz. der jährlich zukommenden Lehrlinge den Einjährig-Freiwilligenschein. Aber wer die höchsten Staffeln der kaufmännischen Laufbahn erklimmen, wer, durch Geburt berufen, dereinst ein väterliches weit verzweigtes Geschäft führen, wer Leiter großer kaufmännischer oder industrieller Unternehmungen werden oder wer als Vertreter der Kaufmannschaft die Interessen des gesammten Standes im öffentlichen Leben, im Reichstag oder Landtag vertreten will, der muß für eine tiefere, wissenschaftliche Ausbildung Sorge tragen.

Das Korrelat der höheren, wissenschaftlichen Bildung muß aber eine kürzere und modifizirte Lehrzeit sein. Diese hat bei den veränderten wirthschaftlichen Verhältnissen ihre frühere Bedeutung gänzlich verloren. Wenige Prinzipale größerer Geschäfte werden mit gutem Gewissen behaupten können, daß die ihnen anvertrauten Lehrlinge bei ihrem Abgange thatsächlich dasjenige Maß kaufmännischen Wissens in sich aufgenommen haben, welches einer so langen werthvollen Zeit, wie es die Jahre von 16—19 Lebensjahre für den strebsamen jungen Mann sind, entspricht. Ich will jene Geschäfte hier ganz außer Spiel lassen, obgleich es deren noch genug gibt, in denen der Lehrling während 1 bis 1½ Jahre fast ausschließlich mit rein mechanischen Arbeiten, wie Briefe kopiren und zur Post bringen, Packete machen, Wechsel austragen, Kopiebücher registriren u. s. w. beschäftigt ist und nur im letzten Jahre zu etwas besseren Comptoirarbeiten herangezogen wird. Aber selbst solche Geschäfte, in denen die Lehrlingsstellen wegen ihrer sogenannten guten Lehre gesucht sind, bieten sie thatsächlich Gelegenheit zur vollen Aneignung eines vielseitigen kaufmännischen, der Bezeichnung „Lehrzeit" wirklich entsprechenden Wissens? Werden die jungen Leute vom Prinzipal oder dessen Stellvertreter in systematischer Weise mit den etwas schwierigeren kaufmännischen Arbeiten, mit den Waaren u. dgl. m. bekannt gemacht? Gewährt man ihnen während der drei langen Jahre auch die nöthige freie Tageszeit zu weiterer geistigen Ausbildung, zur Aneignung des mehr wissenschaftlichen, kaufmännischen Stoffes? Gibt man dem wissensdurstigen Gemüthe die durchaus erforderliche geistige Nahrung, um es vor Verflachung und Verarmung zu bewahren?

Leider kann nach meiner eigenen langjährigen Erfahrung und nach angestellten Erhebungen eine befriedigende Antwort auf diese Fragen nicht ohne Weiteres gegeben werden. Denn selbst in diesen „guten" Lehrstellen besteht das Erlernte im Grunde doch nur in Formalien, wie Fakturen und Wechsel ausschreiben, Führung von Nebenbüchern, der Kasse, der leichteren Korrespondenz, häufig nach Diktat, und die wissenschaftliche Fachausbildung beschränkt sich meist auf einige, zu später Abendstunde bei körperlicher Erschöpfung genommene Privatstunden in der englischen, französischen und etwa noch der spanischen und portugiesischen Geschäftskorrespondenz, in Stenographie, Maschinenschreiben u. dgl. m. Ein systematischer, den jungen Geist zu scharfem, methodischen Denken anleitender Unterricht durch ein Vertiefen in die fremden Klassiker, durch nationalökonomische, juristische Studien findet nicht statt. Es gibt daher auch sehr wenige junge Kaufleute, welche nach beendigter Lehrzeit im Stande sind, eine klare Auskunft über die wirthschaftliche Bedeutung und juristische Tragweite des Connossements, der Charterpartie, des Wechsels, von denen sie vielleicht tausende mechanisch ausgeschrieben haben, zu geben, ein geschäftliches Thema in präziser, gewandter Form zu Papier zu bringen oder eine noch so kleine Denkschrift über irgend ein volkswirthschaftliches Thema abzufassen.

Bei den viel kleineren Verhältnissen in früheren Jahrhunderten und dem engeren Rahmen, in welchem jedes einzelne Geschäft sich damals bewegte, war die übliche 6 bis 7 jährige Lehrzeit in ihrer ursprünglichen Form thatsächlich eine Zeit des Lernens. Das Comptoirpersonal, vom Chef bis zum jüngsten Lehrling saß in demselben Zimmer. Commis und Lehrlinge hörten die Verhandlungen mit den Agenten und Maklern mit an, bekamen die Waaren unter die Hände, sahen, sozusagen, jede einzelne Transaktion vor ihren Augen sich abspiegeln. Selbst bei den Mahlzeiten, die mit dem Prinzipal eingenommen wurden — denn der Lehrling wohnte ja bei seinem Lehrherrn — bildete das Geschäft selbstverständlich das Hauptthema des Gesprächs. Ganz unbewußt wurde so selbst dem nicht strebsamen jungen Manne der kaufmännische Sinn eingeimpft. Auch blieb der Lehrling meist der erlernten Branche treu; er sah seine Zukunft entweder im Geschäft selbst oder doch wenigstens in der gleichen Branche, wurde Buchhalter, Reisender, Bureauchef. Sein ganzes Streben ging in dieser Branche auf, in ähnlicher Weise, wie der Handwerkslehrling ja auch dem erlernten Handwerk treu bleibt. In jenen Zeiten hatte daher das oben citirte Sprichwort: „à force

de forger on devient forgéron“ auch für den Kaufmannsstand seine volle Berechtigung.

Welch andere Formen und welch andere Gestaltung hat nun das moderne Geschäft angenommen! Das Comptoirpersonal in Engrosgeschäften, — und diese allein kommen hier in Frage — zählt häufig 20, 30 ja 100 und mehr Personen, die sich auf mehrere Zimmer vertheilen;*) der Prinzipal und häufig auch die Prokuristen und Bureauchefs sitzen in ihren Privatzimmern und der jüngste Lehrling ist meistens auf den um ½ Jahr im Range älteren als einzigen Lehrmeister angewiesen. Beziehungen zwischen Prinzipal und Lehrling treten in den ersten Jahren der Lehrperiode fast nie ein und auch in der letzten Zeit sind sie meist oberflächlicher Natur. Dem Leiter eines großen Geschäfts fehlt auch thatsächlich jede Zeit, um sich mit seinen Lehrlingen zu beschäftigen. Die allgemein gewordene Hast des Lebens zwingt ihn, diese Pflicht Anderen zu überlassen.

Kann man da ernstlich die Behauptung aufrecht erhalten, daß die dreijährige Lehrzeit unter den heutigen Verhältnissen wirklich die allein richtige Schulung für einen angehenden „echten Kaufmann“, um mit Goethe zu reden, ist, oder muß man nicht offen zugestehen, daß hier eine große, den Kaufmannsstand aufs empfindlichste schädigende Zeitverschwendung und ein schwerer Mißstand vorliegt? Wahrlich, diese drei Jahre vom 16.—19. Lebensjahre, der aufnahmefähigsten Zeit des Menschen können und müssen in werthvollerer Weise ausgenutzt werden! Und sollte ein junger Mann mit besserer wissenschaftlicher Vorbildung und mit einem zu methodischem Denken erzogenen Verstande nicht mit weit größerem Verständniß und lebendigerem Interesse an die Praxis herantreten und innerhalb zwölf Monaten mehr lernen, als ein mit seinen Gedanken fast noch in der Kindheit wurzelnder, auf keine abgeschlossene Bildung sich stützender junger Mann?

Man täusche sich nicht. Die Zeiten sind andere geworden und der Kampf ums Dasein wird auf allen Gebieten immer mehr in eine wissenschaftliche Doktrin gebracht. Es bedarf zu diesem Kampfe der besten Waffen der Logik, des wissenschaftlich geschulten Geistes, der naturwissenschaftlichen und volkswirthschaftlichen Kenntnisse. Sehr richtig heißt es daher in der Denkschrift der Aachener Handelskammer über die Errichtung einer Hochschule:

„Die lokale und provinzielle Beschränkung des Absatzes ist geschwunden; die Welt ist heute der Markt für alle größeren Artikel. Auf dem Weltmarkte ringen die verschiedensten Nationen mit einander und nur wer das höchste geistige Rüstzeug mit in diesen Kampf zu bringen vermag, nur der darf hoffen, nicht bei Seite geschoben zu werden. Der Großkaufmann muß die Sprache, die volkswirthschaftlichen Verhältnisse und die Rechtszustände eines großen Theiles der Erde kennen; er muß eine Fülle geistiger Kraft einsetzen, um die mannigfachen Verbindungen nach allen Theilen der Erde zu gewinnen und auszudehnen. Sein Blick muß die ganze Kulturwelt umspannen!“

Diese allgemeine wissenschaftliche und wirthschaftliche Bildung ist jedoch auf praktischem Wege allein bei der bisher üblichen Vorbildung nicht zu erreichen. Es ergibt sich daraus von selbst die Nothwendigkeit einer längeren Schulbildung auf entsprechenden Bildungsstätten sowie einer Verkürzung und Umgestaltung der in ihrer jetzigen Form gänzlich veralteten Lehrzeit auf den Comptoiren der Großhandlungen. Die Industrie- und Handelsweltmacht „Greater Britain“ hat diese Forderung der Zeit längst begriffen. Schon seit einem Jahrhundert hat England für seine jungen Großkaufleute diese Institution der langen Lehrzeit verworfen, fordert dafür aber von ihnen eine bessere wissenschaftliche Vorbildung. Auf diese Weise erzieht aber Großbritannien nicht nur Kaufleute, die den Welthandel beherrschen, sondern auch Männer, die im Leben des Staates und der Nation führende Stellungen einnehmen. Wenn selbstverständlich nun auch nicht behauptet werden soll, daß jeder Großkaufmann Englands sein Leben als bedeutender Staatsmann beschließt, so ist der Handelsstand in England — im Gegensatz zu Deutschland — doch in sehr hervorragendem Maße im Ministerium, im Parlamente, in der Regierung, im Hochadel bis zu den Stufen des Thrones, vertreten und übt dadurch naturgemäß einen gewaltigen Einfluß auf die Leitung der Staatsgeschäfte und der großen Politik aus.

Ein hochinteressantes und lehrreiches Bild in Bezug auf die Machtstellung des englischen Kaufmannsstandes bietet die Geschichte der erst vor einigen Dezennien, durch Uebertragung des gesammten Besitzstandes an die Regierung, aufgelösten „East-India-Company“, die als einfache Handelsgesellschaft auf Aktien ein altes Weltreich von über 200 Millionen Einwohnern eroberte, verwaltete und wirthschaftlich erschloß! Einer so hohen Aufgabe würde der deutsche Kaufmannsstand nicht gewachsen gewesen sein, wenngleich ich aus eigener Erfahrung und Kenntniß der europäischen und überseeischen Länder wohl weiß, und darin dem Verfasser des betreffenden Artikels in der „Nation“ Recht gebe, daß die nächst folgenden Stufen desselben den englischen entsprechenden weit überlegen sind. In der höchsten Stufe stehen wir jedoch England noch nach.

Als ein Beispiel für viele, aus der Gegenwart, sei noch auf die Laufbahn des erst kürzlich vom Amte des Marineministers zurückgetretenen und letzthin vielgenannten G. J. Goschen verwiesen. Er ist ein Abkömmling aus der niederdeutschen Buchhändler- und Kaufmannsfamilie Göschen. Sein Vater war von Leipzig nach England übergesiedelt und dort als Bankier reich geworden. Der Sohn trat ebenfalls nach Vollendung seiner wissenschaftlichen mit hohen Ehren ausgezeichneten Bildung in Rugby und Oxford als aktiver Kaufmann in das Bankgeschäft seines Vaters ein. Bereits mit 25 Jahren wurde er in das Direktorium der Bank von England berufen. Aber er blieb dabei unausgesetzt wissenschaftlich thätig. Eine Schrift über den auswärtigen Handel brachte ihm 1863 einen Parlamentssitz, erst für die City in London, dann für Edinburgh. Schon 1865 — erst 34 Jahre alt — wurde er in das Ministerium als Vizepräsident des Handelsamtes berufen und seitdem ist er fast ununterbrochen in den verschiedensten Aemtern und Stellungen, als Marineminister, Vertreter der englischen Staatsgläubiger in Egypten, Botschafter in Konstantinopel, Schatzkanzler ꝛc. thätig gewesen. — Eine hochinteressante Laufbahn, welche zur Zeit noch in Deutschland für einen Kaufmann ganz außer Betracht kommt und die der Kaufmann und Bankier Göschen ebensowohl seiner wissenschaftlichen Vorbildung wie seiner praktischen Tüchtigkeit verdankt.

Der sehr häufig gemachte Einwand, daß wissenschaftliche Ausbildung und wissenschaftliches Arbeiten mit der kaufmännischen Beschäftigung nicht recht vereinbar sei, ist entschieden nicht stichhaltig. So betont Ludwig Bamberger in seinen Memoiren wiederholt, daß ihm in seiner kaufmännischen Laufbahn seine auf der Universität erworbenen allgemein wissenschaftlichen und juristischen Kenntnisse in dem raschen Erfassen verwickelter Verhältnisse und in der Beurtheilung von Charakteren außerordentlich werthvoll gewesen seien.

Von den großen florentinischen und venetianischen Kaufherren des Mittelalters erzählt uns Alfred von Reumont, „daß sie ihre Zeit zwischen Handels- und Staatsgeschäften und litterarisch wissenschaftlichen Bestrebungen theilten, daß ihre Kenntnisse in der alten Litteratur ebenso gründlich waren, als ihr Geschmack sicher, und daß ihre Anschauungen durch thätiges Geschäftsleben und Ambassaden über den engeren Gesichtskreis der Philologen und übrigen Buchgelehrten unendlich erweitert war.“ Und diese auf so hoher Kultur stehenden Bürger der italienischen Kaufmanns-Republiken waren zugleich kluge und bedeutende Kaufleute und Bankiers von fürstlichem Reichthum und beherrschender Machtstellung.

Endlich möchte ich zu Gunsten einer längeren Schulzeit und gründlichern geistigen Schulung noch auf einen be-

---

*) Eine badische Anilinfabrik beschäftigt 200 kaufmännisch gebildete Beamte und ist dabei nur eine von vielen derartigen Betrieben. (Die Großindustrie von J. Vorster, Jena 1896.)

sonders wichtigen Punkt, auf die Nothwendigkeit einer besseren Charakterbildung der jungen Kaufleute hinweisen. Kein Beruf stellt so große Anforderungen an die sittliche Kraft des Menschen wie der Kaufmannsstand. Denn wenngleich Geldgewinn mit allen Berufsarten verbunden ist, so ist doch sonst der Gewinn nicht so der ausschließliche Zweck der Arbeit wie im Kaufmannsberuf. Es bedarf bei dem Streben nach Reichthum und gerade auch bei erfolgreichem Ringen sehr häufig eines besonders gefestigten Charakters, um sittlich ungeschädigt aus diesem Kampfe hervorzugehen. Kann man aber mit Recht voraussetzen, daß junge Leute, die im Alter von etwa 15 Jahren ihre eigentliche Bildung abschließen und in das Leben hinaustreten, schon genügend in sich geklärt und gefestigt sind, um den Versuchungen des geschäftlichen Lebens zu widerstehen, namentlich wenn sie, wie dies in den Seestädten so häufig der Fall ist, sofort nach der Lehrzeit nach transatlantischen Ländern auswandern, wo ganz neue, größere Verhältnisse und eine tropische, üppige Natur ihre Sinne und ihr Denken gefangen nimmt?

Leider kann der Eingeweihte auch diese Frage nicht bejahen, denn er weiß, daß in den überseeischen Ländern Hunderte und Tausende von hoffnungsvollen Menschenleben aus Mangel an Selbstzucht und Charakterstärke zu Grunde gehen. Nach dieser Richtung hin würde m. E. eine bessere, vertiefende Ausbildung der geistigen Fähigkeiten und der Charaktereigenschaften ungeheueren Segen stiften und rückwirkend von weittragender Bedeutung für Deutschlands Handel und Deutschlands Weltstellung sein.

„Unsere Zeit ist groß, fruchtbar, der Wunder voll", schrieb Immermann in seinem berühmten „Oberhof" schon im Jahre 1838. Dürfen wir diesen Ausspruch nicht noch mit größerem Rechte für die Gegenwart in Anspruch nehmen? Deutschland hat in dem letzten Jahrzehnt eine ungeahnte, phänomenale Entwicklung auf allen Gebieten des wirthschaftlichen Lebens erfahren, vornehmlich dank seiner hohen wissenschaftlichen, von keinem anderen Volke erreichten Bildung. So zählten die deutschen technischen Hochschulen im vergangenen Jahre über 11 000 Studirende, gegen noch nicht 800 in Frankreich. Aber ein Stand ist trotzdem in Deutschland nicht in gleichem Maße vorangeschritten. Das ist der Kaufmannsstand. Es wird Zeit, daß er das Versäumte nachhole. Der Kaufmann muß umsomehr streben, sowohl in wissenschaftlicher als auch in sozialer Beziehung eine den anderen gebildeten Berufsarten gleichberechtigte Stellung einzunehmen, als noch vielfach eine gewisse Antipathie des Vo kes gegen den Handelsstand überwunden werden muß. Das aber ist nur durch eine verfeinerte Bildung, eine veredelte Gesittung möglich.

Seitdem Deutschland in den Weltverkehr eingetreten ist und Weltpolitik treibt, hat der Handel gewaltige Dimensionen angenommen und bedarf eines intelligenten Nachwuchses und zwar nicht nur aus dem Kaufmannsstande, sondern auch aus den Kreisen der Beamtenschaft, des Großgrundbesitzes, des Adels, der Gelehrtenwelt — Stände, die bislang dem Handelsstande im Allgemeinen noch kühl, in Vorurtheilen befangen und voll Unkenntniß über die großen Aufgaben des Kaufmanns gegenüber stehen — zum Schaden der Gesammtheit. Eine Annäherung oder Verschmelzung der verschiedenen Stände, die in keinem anderen Lande sich heutzutage so schroff abscheiden wie in Deutschland, ist nach verschiedenen Richtungen hin äußerst wünschenswerth; denn einestheils leiden die studirten Berufsarten an Ueberfüllung, während der sich stetig ausdehnende Welthandel noch an wirklich ersten Kräften Mangel hat. Der Welthandel ist aber außerdem unbegrenzt und muß auch auf jede mögliche Weise gefördert werden, da von seiner Blüthe das Blühen und Gedeihen des ganzen Volkes abhängt. Deutschland kann ohne einen stetig steigenden Handel nicht mehr existiren; die zur Aufrechterhaltung unserer Weltmachtstellung nöthigen Milliardenbudgets können von einem Agrarstaate nicht getragen werden.

Es ist daher sehr erfreulich, daß seit einigen Jahren sich in Deutschland eine stark wachsende Bewegung für Ausgestaltung der höheren kaufmännischen Bildungsanstalten sowohl durch Vermehrung der für die Vorbildung des Kaufmannsstandes geeigneteren neunstufigen Ober-Realschulen und Realgymnasien sowie Gleichstellung derselben mit den humanistischen Gymnasien bezüglich der Zulassung zum Universitätsstudium, als auch durch Neugründung von höheren Handelslehranstalten bemerkbar macht. So wurde am 25. April 1898 eine Handelshochschule in Leipzig eröffnet, welche einen über Erwarten großen Zufluß von Studirenden gehabt hat. Zu Ende des zweiten Jahres waren im ganzen 403 Studirende immatrikulirt. Auch in Aachen ist, unter Angliederung an das dortige Polytechnikum, eine Handelshochschule gegründet worden, die sich gleichfalls eines guten Zuspruchs erfreut. In verschiedenen anderen großen Handelsplätzen, wie Köln, Frankfurt a. M., Halle, Hannover, Darmstadt, München, Düsseldorf u. a. sind Vorarbeiten für die Errichtung von Handelshochschulen im Gange und theilweise schon sehr weit vorgeschritten.

Diese Bewegung ist nicht künstlich geschaffen, sondern entspricht einer inneren Nothwendigkeit, einer nach größerer Bildung ringenden starken Lebenskraft; sie wird sich infolgedessen auch nicht unterdrücken lassen, wie es im Jahre 1787 geschah. Damals schon wurde die Begründung einer Handelshochschule und Angliederung an die Georg-August Universität in Göttingen von bedeutenden Männern geplant, doch vereitelten die Kriegsereignisse die Verwirklichung dieser Idee — sehr zum Schaden des deutschen Kaufmannsstandes —.

Wir kommen auf den Kardinalpunkt zurück. Der Zustand der jetzigen Lehrzeit ist für gebildete junge Leute unhaltbar. Hier, wo die Wurzel des Uebels liegt, muß zunächst Wandel geschaffen werden. Ist dieses geschehen, so folgt, als zweiter Schritt, die bessere Vorbildung von selbst. Und damit dringt nicht nur neues und frisches Blut in den Organismus des Handels, dessen Rolle in der Volkswirthschaft gar nicht überschätzt werden kann, sondern die deutsche Kaufmannschaft wird in ihrer Elite auch dann die politische und soziale Stellung, den Einfluß und die Kraft des öffentlichen Wirkens erhalten, die ihr in der Aera der Weltpolitik und des Welthandels gebühren.

Ich möchte daher meinen Berufsgenossen den vor Kurzem in China aus englischem Munde erklungenen, die deutschen Soldaten so hoch ehrenden Befehl: „Germans to the front" zurufen und wünschen, daß für unseren Stand auch in seinen höchsten Stufen dieser Ausspruch bald eine typische Bedeutung finden möge.

Hamburg, November 1900. **Mercator.**

Parlamentsbriefe.

II.

Die Verhandlungen über die Zwölftausend-Mark-Affaire entwickelten sich vollständig parallel denjenigen über die Nichteinberufung des Reichstags aus Anlaß der chinesischen Wirren. Die Erklärung des Reichskanzlers lautete in beiden Fällen: Unrecht gewesen ist es ohne Zweifel, und so lange ich Reichskanzler bin, soll Aehnliches gewiß nicht wiederkommen; aber eine böse Absicht hat nicht vorgelegen, und so ist es am besten, die Geschichte begraben sein zu lassen.

So weit liegen die beiden Fälle vollkommen parallel. Für die unterlassene Einberufung des Reichstages trug Fürst Hohenlohe die Verantwortlichkeit. Dieser ist inzwischen gegangen und kann dem Reichstage nicht mehr Rede stehen.

Und man weiß, daß er im Leben nichts mehr thun wird, wofür seine politische Verantwortlichkeit in Anspruch genommen werden wird. Für die zwölftausend Mark trägt Graf Posadowsky die Verantwortlichkeit, und dieser ist im Amte und konnte sich verantworten. Ja, er saß während der ganzen Verhandlung am Tische neben dem Reichskanzler und hat es über sich vermocht, nicht zu sprechen. Er hörte mit an, daß der Reichskanzler eine Handlung, die er, Graf Posadowsky, begangen, entschieden verurtheilte; er hörte mit an, daß der Reichskanzler erklärte, seine Auffassung stimme mit der des Grafen Posadowsky überein; er hörte endlich, daß Graf Bülow ihn mit Lobsprüchen überhäufte. Und er gewann es über sich, nicht zu sprechen. Große Seelen dulden still, sagt der Marquis Posa.

Graf Bülow hat den Fall offenbar zu glimpflich behandelt. Er wollte gegen die Urheber der von ihm getadelten Handlung nicht einschreiten, weil diese Handlung nur aus Intrigue zur Sprache gebracht sei, und einer Intrigue wolle er sich nicht beugen. Intrigue? Wer kann denn im Deutschen Reiche ein Interesse daran haben, gegen einen Minister zu intriguiren? Die Agrarier vielleicht; von der Linken gewiß Niemand. Wenn ein Minister gegangen ist, kommt ein anderer und spinnt denselben Faden. Man sehe die lange Reihe unserer Minister des Innern, unserer landwirthschaftlichen Minister durch; dem Herzen der Linken stand einer genau so nahe wie der andere. So sind wir auch überzeugt, daß, wenn Graf Posadowsky einmal abgelöst werden wird, er einen Nachfolger haben wird, der uns nicht sympathischer ist. Wir wissen Niemanden, der ein Interesse hat, gegen ihn zu intriguiren. Es ist Unrecht, den sachlichen Tadel eines begangenen Mißgriffs als eine persönliche Intrigue zu bezeichnen.

Die Schwere dieses Mißgriffs hat Graf Bülow aber weit unterschätzt. Es ist ja richtig, daß die Sozialdemokraten übertrieben hatten, wenn sie von einem Panama oder einer Mafia gesprochen hatten. Aber Graf Bülow hat doch die Sache zu milde aufgefaßt. Es wird häufig genug bei uns Klage geführt über die „Hintertreppenpolitik". Es sind die Parteien, die die Hintertreppen besteigen, um das Ohr der Behörden zu erreichen. Der Fall aber, daß hochgestellte Beamte auf den Hintertreppen den Weg zu den Parteien suchen, ist neu. Ein Rath erster Klasse, nur noch wenige Jahre von dem Titel einer Excellenz fern, erscheint vor Herrn Bueck als Bittsteller um 12 000 Mark. Ehe das geschehen konnte, mußten sich die Begriffe von den Beamtenpflichten in einer Weise verwirrt haben, für welche kein Ausdruck zu scharf ist.

Daß Graf Bülow seinen anfechtbaren Standpunkt mit großem parlamentarischen Geschick und mit einer Frische vertreten hat, deren wir lange entwöhnt waren, muß anerkannt werden.

Der folgende Gegenstand der Tagesordnung traf alle Parteien in schönster Harmonie. Die Militärpensionen müssen erhöht werden, und die Regierung kommt mit ihren Vorarbeiten nicht zu Ende.

Eine neue Seemannsordnung wurde an eine Kommission verwiesen. Es ist zu erwarten, daß die Vorlage, nachdem sie in der vorigen Session unerledigt geblieben, diesmal zum Abschluß kommen wird. Die Forderungen, welche die sozialdemokratische Partei stellt, berücksichtigen die Eigenthümlichkeiten der Schiffahrt und ihres Anspruches an Disziplin nicht, und über die übrigen Differenzpunkte sollte sich wohl eine Verständigung herstellen lassen.

Proteus.

Das Urtheil von Pisek.

„Vor dem Schwurgerichte in X. wurde gestern der Vagant Soundso, ein arbeitsscheues, übelbeleumundetes Individuum wegen zweier Mordthaten zum Tode durch den Strang verurtheilt. Der Vertheidiger meldete die Nichtigkeitsbeschwerde an." — So oder sehr ähnlich lauten die Notizen der Wiener Blätter über Mordprozesse in der Provinz. Ueber den Mord selbst ist seinerzeit kurz berichtet worden, dann bringt man ein paar Zeilen über die Verhandlung und später, im gegebenen Zeitpunkt die Nachricht, ob der Mörder begnadigt worden sei oder hingerichtet. In kleinen Lettern, an unscheinbarer Stelle stehen solche Notizen. Den obligaten Raum des Blattes zu füllen erscheint fast als ihr Hauptzweck, denn Interesse bieten sie keines. Morde sind nicht selten, die Monarchie ist groß. Wen kümmert es, daß in einem kleinen Dorfe, dessen Namen man vordem nicht gekannt, ein unbekannter Verbrecher ein unbekanntes Opfer hingemordet hat? . . . Auch vor dem Gerichte in Pisek dürfte schon einmal, vielleicht mehrmals, solch ein Mörder gestanden haben. Wer erinnert sich dessen? Und wie viele Menschen außerhalb Oesterreichs mögen vor einem Vierteljahre gewußt haben, daß es in Südböhmen eine Stadt Namens Pisek gibt? Diesmal aber trug der Telegraph die Nachrichten von dem „Mordprozeß in Pisek" sogar über die Grenzen Oesterreichs in die Welt hinaus. Die Verhandlung in Pisek ist zur „Affäre" geworden, und der Held dieser Affäre heißt Hülsner. Was ist geschehen? Hat ein Potentat oder ein weltberühmter Gelehrter unter der Hand dieses Mannes sein Leben gelassen? Nein, zwei arme Bauernmädchen sind ermordet worden. Oder ist der muthmaßliche Mörder selbst eine Persönlichkeit von so eminenter Geltung, ein Mann, den jeder seit Langem, aber von einer ganz anderen Seite gekannt hat, dem man wegen seiner sozialen, intellektuellen oder sonstigen Stellung niemals ein Verbrechen zugemuthet hätte? Durchaus nicht. Der vielgenannte Leopold Hülsner ist ein arbeitsscheuer Bettler von schlechtem Ruf, ein vagirender Strolch, kurz ein Individuum, das recht wohl geeignet scheint, die Anklagebank eines Gerichtssaales zu drücken. Aber ein Moment zeichnet ihn allerdings vor anderen des Mordes Beschuldigten aus, ein Moment, das alle Erregung und Sensation, allen Lärm vollständig erklärt: Hülsner ist nebstdem auch — ein Jude! Hinc illae lacrimae! Der muthmaßliche Mörder ist ein Jude. Das genügt. Alle Anzeichen, die, und sei es noch so deutlich, auf einen Lustmord hinweisen, werden dadurch belanglos. Klar am Tage liegt bloß der — Ritualmord. Für Denjenigen, der noch immer zweifelt, deutet man auf den „charakteristischen Halsschnitt" hin. Wie ein solcher charakteristischer Halsschnitt beschaffen sei? Er zieht nicht etwa vom Kinn zum Brustbein, sondern quer; man denke: der Hals ist quer durchschnitten. Nun könnte man einwenden, daß das Durchschneiden der großen Zehe oder des Ohrläppchens keineswegs so rasch und sicher tödte, wie das Durchschneiden des Halses, und daß diese profunde Erkenntniß erstaunlicherweise auch den ungebildetsten Herren Mördern seit jeher eigen sei. Ein solcher Einwand aber, und auch alle übrigen, ob von Gelehrten, Priestern oder Laien vorgebracht, sind ganz hinfällig, sind Ausflüchte der verbündeten Juden und Judenknechte. Unerschütterlich bleibt nur Eines: das Bestehen des jüdischen Ritualmordes.

Wie derlei Blutaffären gemacht und wie sie ausgebeutet werden, darüber ist man — dank Konitz und Xanten — auch im Deutschen Reiche recht gründlich unterrichtet. Das Wesen solcher Verhetzungen ist da und dort das gleiche; nur ihre Wirkung, der Grad ihrer Wirkung ist verschieden. Wie ja auch eine und dieselbe Giftdosis leicht schädigend oder vernichtend wirken kann, ob sie einen kraftvoll gesunden oder einen krankhaft geschwächten Organismus berührt. Bei uns, im Dorado der Analphabeten und Antisemiten schießt diese Saat natürlich ungleich üppiger

in die Halme, als draußen im Reiche. Und in dieser Hinsicht erscheint ein Vergleich zwischen Konitz und Pisek überaus lehrreich. Auch dort sehen wir unmittelbar nach der Entdeckung der räthselhaften Mordthat die berufsmäßigen Agitatoren an ihrer volksverhetzenden, volksverdummenden Arbeit. Ein ganzes Gemeinwesen, das friedlich dahingelebt, wird aufgewühlt, aufgehetzt zu einer ebenso sinnlosen, wie erbitterten Fehde. Die Behörden aber besinnen sich auf ihre Pflicht. Die „Volkesstimme“ sowohl, als die niedrigen Angriffe von Seiten der Agitatoren nicht achtend, schöpfen sie ihr Urtheil schließlich doch nach Gesetz und Recht, nach bestem Wissen und Gewissen. — Ganz anders sieht es diesbezüglich in Pisek aus. Von den Geschworenen sei abgesehen. Es wäre fast wunderbar, wenn diese zwölf Männer von mäßigem Bildungsgrad und Intellekt der durch Broschüren, Zeitungsartikel und Versammlungsreden andauernd geübten Suggestion vom Blutrituale nicht erlegen wären. Daß aber der Staatsanwalt, der Hüter des Gesetzes, der mit seinem Amte die Bürde einer ungeheueren Verantwortung übernimmt, ein Mann von akademischer Bildung und reicher Erfahrung, daß auch dieser sich durch die in der Luft liegende Blutlegende in eine zweideutige Stellung drängen ließ, das ist es, was dem Piseker Prozeß ein besonderes Blatt im Pitaval sichert, und durchaus kein Ehrenblatt. Nicht daß ein Todesurtheil fiel, sondern weshalb es gefällt wurde, drückt dem Prozeß den traurigen Stempel auf. — Ob jener Leopold Hülsner die beiden Lustmorde, deren er bezichtigt wird, auch wirklich begangen hat, das weiß nur er. Fraglich bleibt immerhin, ob der keineswegs geschlossene Indizienbeweis — die Richtigkeit aller belastenden Aussagen zunächst vorausgesetzt — für zwölf Richter aus dem Volke hinreichend stark sein kann, um einen Menschen, und sei er auch der verkommenste Vagabund, dem Henker zu überliefern.

Hülsner wurde aber gar nicht wegen Mordes verurtheilt, sondern wegen Mitschuld am Morde, obwohl weder eine Spur, noch eine begründete Vermuthung auf irgend einen Thäter hinweist, dessen Mitschuldiger er hätte sein können. Und daß dieser Nonsens möglich wurde, ist das Werk des Staatsanwalts. Daß Hülsner der Mörder der beiden Mädchen sei, ist, nach meiner subjektiven Ansicht — wohl möglich, aber nicht sicher. Doch diese Frage kommt, — so paradox es im ersten Augenblick erscheinen mag — bei diesem Schuldspruche gar nicht in Betracht, denn das Urtheil fußt gar nicht auf dem Beweisverfahren; es steht ganz abseits; es hätte in dieser Form ohne Weiteres auch am Tage vor dem Beginn der Verhandlung gefällt werden können.

Das amtliche Gutachten der medizinischen Fakultät, sowie andere maßgebende Faktoren haben den in Frage stehenden Mord in die sexuelle Sphäre verwiesen, als einen Fall von Sadismus und Fetischismus, wodurch an und für sich ein Zusammenwirken mehrerer Thäter nahezu ausgeschlossen erscheint*). Der Vorsitzende und auch der Staatsanwalt haben sich, nachdem sie beide das Märchen vom Ritualmord auf das Entschiedenste verurtheilt hatten, dem Gutachten der Fakultät angeschlossen; auch sie sprachen von Morden aus sexuellen Motiven. Und derselbe Staatsanwalt hat dann an die Geschworenen nebst der Frage auf Mord auch noch die Eventualfrage auf Mitschuld am Morde gestellt (oder doch zugelassen), obwohl das gesammte Beweismaterial auch nicht den Schatten eines ernstzunehmenden Verdachtes auf irgend eine Person außer dem Angeklagten geworfen hatte. Anders als aus einer Konnivenz gegenüber der herrschenden Strömung läßt sich diese Unlogik überhaupt nicht erklären. Das Verdikt der Geschworenen erscheint dann nur als eine durchaus nicht überraschende Antwort auf solche Fragestellung. Sie haben die Frage, ob Hülsner, — der einzige Angeklagte — des Mordes schuldig sei, einstimmig verneint, und haben die Eventualfrage auf Mitschuld, eine Frage, die im vorliegenden Falle nicht anders gedeutet werden kann, denn als „Eventualfrage auf Ritualmord“, einstimmig bejaht. Ist es da so unbegreiflich, daß dann ein Wiener Antisemitenblatt aus diesem Wust von Unlogik und Widersinn einen logisch richtigen Schluß zieht? Dieser Schluß lautet: „Die Geschworenen haben einstimmig erklärt, daß sie nicht Hülsner für den Hauptthäter, also für jenen Mordgesellen halten, der die armen Opfer abschlachtete, sondern daß er nur der Gehilfe jener fremden zugereisten Juden war, die nach den Morden sofort wieder verschwanden, um bis heute nicht mehr gefunden werden zu können.“ — An dem stylistischen Aufbau dieses Satzes ist der Staatsanwalt von Pisek unschuldig, aber auch nur daran. Der Styl ist Eigenthum der „Deutschen Zeitung“.

Daß die übrigen Antisemitenblätter sich recht ähnlich vernehmen ließen, ist begreiflich. Wie immer aber der Prozeß auch geendet hätte, das Urtheil dieser Volksbildungsorgane wäre unerschüttert geblieben. Die „Morde in Polna“ gehören bereits zu dem eisernen Bestande der antisemitischen Ritualmordlitteratur, die gegen Beweise, und seien sie auch noch so klar und unwiderleglich, vollkommen unempfindlich ist. Jede dort einmal aufgenommene Lüge und Fälschung bildet ein unantastbares Dokument. Und wenn schon, wie Schiller meint, mit der Dummheit allein selbst die Götter vergebens kämpfen, wer vermöchte ihr beizukommen, sobald sie sich noch mit skrupelloser Perfidie verbündet? Nicht wegen dieser Meute, sondern im Interesse des allgemeinen Rechtsbewußtseins ist eine Revision des Piseker Urtheils geboten, und man darf sie getrost erwarten. Ob ein in juristischem Sinne klares Urtheil über die in Frage stehenden Lustmorde möglich sein wird, scheint zweifelhaft; doch das kommt hierbei nicht Betracht. Ein Urtheil ohne Hinterthürchen kann und muß man fordern, ein Urtheil, das eine widersinnige und gefährliche Deutung, wie sie das jüngst geschöpfte geradezu provozirt hat, vollkommen ausschließt. Und ein solches Urtheil wird gesprochen werden. Auf welchem Wege und wann, ob direkt von der höheren Gerichtsstelle oder nach einer neuerlichen, dritten Verhandlung, das wird die Zukunft lehren.

Eine neue Verhandlung dürfte — für das Beweisverfahren — völlig belanglos verlaufen. Sie wird dasselbe krause Durcheinander von Zeugenaussagen bringen, wie es jüngst zu Tage getreten ist. Und zwar ganz begreiflicher Weise. Jeder Kriminalist weiß, mit welcher Vorsicht die Aussagen von Zeugen aus den unteren Schichten, namentlich der ländlichen Bevölkerung aufzunehmen sind. Die natürliche Schüchternheit der Leute, verbunden mit ihrer tiefwurzelnden Scheu vor allem, was Amt oder gar Gericht heißt, und manch andere suggestive Faktoren wirken in ihrer Gesammtheit derart, daß die Leute — im besten Glauben — für wahr halten, was nie wahr gewesen. Und nun erst in einem solchen Sensationsprozesse; in einem Falle obendrein, wo dem „Gedächtniß“ der Zeugen durch eine zwei Jahre lang andauernde Agitation so rührig . . nachgeholfen worden war! — — Eine kleine selbsterlebte Episode scheint mir für die Verläßlichkeit ländlicher Zeugen recht bezeichnend: Um die Mitte Oktober 1895 erhielt ich eine Vorladung zum Polizeiamt, woselbst mir mitgetheilt wurde, daß ich gelegentlich einer Radtour am 1. September in Schwechat bei Wien einen — mir bis heute unbekannten — Anderen im Raufhandel schwer verletzt hätte. (Die Verwechslung war recht einfach zu erklären. Jeder Radfahrer mußte damals eine beim Polizeiamt registrirte Nummer auf seinem Rade tragen. Entweder hatte nun der betreffende Raufbold die von mir gelöste Nummer widerrechtlich benützt, oder hatte ein Thatzeuge, was bei einer vierstelligen Zahl leicht möglich ist, die Nummer falsch abgelesen.) Ich selbst war zur angegebenen Zeit in Oberösterreich gewesen, was sich mühelos nachweisen ließ. Trotz-

*) Die Fälle, in denen ein Einzelner oder auch Mehrere eine Frau vergewaltigen und — aus Furcht vor Verrath — nachträglich tödten, werden vom üblichen Sprachgebrauch, aber fälschlich als Lustmorde bezeichnet. Ein Lustmord ist ein „Mord aus Wollust“, wobei das Morden als Selbstzweck zur Befriedigung der libido sexualis erscheint. — „Der Lustmörder aus psychopathischen Bedingungen dürfte niemals Komplizen haben.“ (Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis, 7. Auflage, Seite 397.)

dem kam es zu einer Protokollaufnahme in Schwechat. Und einer von den dort geführten Zeugen — seinem Aeußeren nach ein Taglöhner — versicherte, nachdem er mich längere Zeit gemustert hatte: „Jawohl, g'wesen is er's scho(n), nur an anderes G'wand hat er damals g'habt!" Trotz eifrigen Zusprechens von Seite des Richters, den ich von meiner „Unschuld" schon überzeugt hatte, blieb der Zeuge bei seiner Aussage. Ob jener meines Wissens nie entdeckte Raufbold auch nur einigermaßen ähnlich ausgesehen hat wie ich, konnte ich natürlich nicht eruiren. Es ist zumindest unwahrscheinlich, da ich meinen Vollbart in einer ziemlich seltenen Form trage. Und dennoch glaube ich fest an die bona fides dieses Zeugen. Der Mann hatte den Gerichtssaal mit der vorgefaßten Ueberzeugung betreten: „Jetzt wird dir da d'rin der Schuldige gezeigt werden." Und als er dann da d'rin mich erblickte, unterzog er sich keineswegs der geistigen Arbeit des Vergleichens zwischen mir und jenem Anderen von damals, sondern er korrigirte ganz einfach — unbewußt und ungewollt — sein ohnedies schon ziemlich verblaßtes Erinnerungsbild nach jenem Bilde, das er nun vor sich sah; ein psychologischer Vorgang, der bei einem Individuum von geringem Intellekt und geistiger Indolenz sehr leicht zu verstehen ist. — Und noch eine zweite Beobachtung verdanke ich jenem Quiproquo vom Oktober 1895. Ich stellte mir damals die Möglichkeit vor, daß es sich nicht um einen 300 Kilometer von meinem Domizil befindlichen Thatort handeln würde, sondern um die Nothwendigkeit eines strikten Alibibeweises. Und trotz angestrengten Nachdenkens war es mir schlechterdings unmöglich mich auch nur annähernd dessen zu entsinnen, wie und wo ich die einzelnen Stunden jenes Tages — ca. sechs Wochen vorher — zugebracht hatte. — — Und nun vergegenwärtige man sich gefälligst meinen Freund aus Schwechat (oder seinesgleichen) als Zeugen in Pisek, wenn der Vorsitzende an ihn die Frage richtet: „Wo waren Sie am Tage des Mordes, am 17. Juli des Jahres 1898 um 6 Uhr Abends?" . . . . Fürwahr, wenn diese ganze „Affäre" vermöge ihres düsteren Hintergrundes und hauptsächlich wegen der an sie geknüpften Agitation nicht so unsäglich traurig wäre und zugleich gefahrdrohend, gefahrdrohend nicht etwa für die Juden, sondern für Recht und Sitte, für die Gesellschaft überhaupt, — man wäre leicht versucht, ihr eine grotesk komische Seite abzugewinnen.

Wien. Gustav Alexander Pollak.

Die Heirath Ludwigs XV.

Die Vorgänge, welche die Verheirathung Ludwigs XV. beeinflußt und bestimmt haben, waren im wesentlichen schon zur Genüge bekannt; aber der Autor eines eben neu erscheinenden Buches, M. Gauthier-Villars, hat das Glück und Verdienst gehabt, eine Reihe von Dokumenten beizubringen, die bisher noch nicht benutzt waren*). So hat er im Einzelnen manches Neue nachtragen können, wenn auch die großen Grund- linien dieselben geblieben sind.

Die Nachricht, daß der König von Frankreich sich zur Gattin eine verarmte polnische Prinzessin ausgesucht habe, war dazumal im Jahre 1725 für Europa geradezu ein sensationelles Erlebniß gewesen, eines jener Vorkommnisse, die man hört und doch zunächst nicht für möglich halten möchte. Der Großvater Ludwigs XV., Victor Amadeus von Sardinien, schrieb damals an den Heirathsmacher, den ersten Minister, Herzog von Bourbon: „Es gab etwas Besseres und Schicklicheres, als diese Wahl, welche jeder verurtheilt, und welche, zusammen mit allem, was während Ihres Ministeriums ans Tageslicht getreten ist, gerade keine große Meinung von Ihren Rathschlägen gibt, ne donne pas une grande idée de votre conseil." Am Hofe in Versailles sprach man von der demoiselle Leczinska und von Mesalliance. Paris war natürlich mit Spott und Kritik bei der Hand. Es gab nur wenige, welche mit dieser Eheschließung zufrieden waren; und diese Wenigen bildeten eben die Koterie, welche das Projekt Leczinski aufgebracht und ihren Interessen gemäß gefördert hatte.

Ludwig XV. war bei der Wahl einer Gemahlin erst in zweiter Reihe und nur in letzter Stunde zu Worte gekommen. Diejenigen, welche den Ehehandel eingefädelt und abgeschlossen hatten, waren der Herzog von Bourbon und seine Maitresse, die Marquise de Prie. Sie sahen in Maria Leczinska die geeignete farblose Persönlichkeit, welche Gewähr dafür leistete, daß sie niemals dem Minister oder der Favoritin gefährlich werden würde; und in der That, diese Königin hat niemals irgend einer Favoritin im Wege gestanden.

Auch politisch genommen war diese Art Haremsintrigue geradezu eine Ungeheuerlichkeit. Man begreift das, wenn man die Zeitereignisse um einige Jahre zurückverfolgt. Der Regent Philipp von Orleans hatte im Jahre 1721 nach dem Sturze Alberonis einen „unlösbaren" Bündnißvertrag mit Spanien geschlossen, den eine Doppelheirath zwischen den beiden Herrscherfamilien besiegeln sollte. Eine Schwester des Herzogs, Mademoiselle de Montpensier, wurde mit dem Thronfolger Don Luis vermählt und der elfjährige Ludwig XV. mit der Infantin Maria Anna Viktoria verlobt. Die letztere, welche alsbald zur Erziehung nach Frankreich kam, war eben drei Jahre alt. Es hatte also mit der Hochzeit noch gute Wege. Gerade das aber ließ die Partie in den Augen der Orleans besonders empfehlenswerth und politisch erscheinen. Die ältere Linie des Hauses Bourbon war nur noch durch den königlichen Knaben vertreten; je länger seine Vermählung hinausgeschoben und die Frage der Thronfolge unentschieden gelassen wurde, desto länger durfte die jüngere Linie sich in der Hoffnung wiegen, daß ihr noch einmal die Krone anheimfallen würde. Die Orleans krankten von jeher an dem Ehrgeize, sich zur Herrschaft zu bringen. Der unzuverlässige Charakter und die politische Erbschleicherei datiren in dieser Familie nicht erst von heute oder gestern. — Der Regent starb jedoch am 2. Dezember 1723, und der Herzog von Bourbon riß die Regierung an sich. Er war ein erklärter Gegner der Orleans und darauf aus, sie, wenn irgend möglich, nicht ans Ruder gelangen zu lassen. Ihm lag daran, daß die Zukunft der älteren Linie gesichert würde. Die Situation war also das Gegentheil von ehedem: Der König mußte jetzt heirathen und je eher, je besser. In diesem Wunsche begegnete sich der Minister übrigens mit einem Theil der Bevölkerung, der von vornherein die Absichten bei der spanischen Heirath richtig erkannt und seine loyalen Bedenken nicht verheimlicht hatte. Die mißgünstige Stimmung trat noch schärfer hervor, als Philipp V. im Januar 1724 plötzlich zu Gunsten seines Sohnes abdankte und sich in das Kloster von St. Ildefonso zurückzog. Man murrte im Volk und meinte, „daß der König von Frankreich nicht die Tochter eines Exmonarchen heirathen könnte, dessen Reich nicht von dieser Welt wäre". — Bald darauf hatte der neue Herrscher, Luis I., noch das besondere Unglück, die Marquise de Prie in ihrer Eigenliebe zu treffen. Sie wollte für ihren Gatten die Grandenwürde von Spanien haben, und der Herzog von Bourbon, welcher ja allen Grund hatte, sich diesem gefälligen Ehemann auch einmal gefällig zu erweisen, hatte dieses dreiste Ansinnen durch den französischen Gesandten in halboffizieller Form vorbringen lassen. Aber der Hof von Madrid war nicht zu bewegen, die ungewöhnlichen Verdienste des Herrn de Prie auch seinerseits anzuerkennen, er gab eine würdige und ablehnende Antwort. Der Botschafter Herzog von Tessé, welcher diesen Bescheid nach Paris übermittelte, erläuterte boshaft: „In

*) Le mariage de Louis XV. d'après des documents nouveaux et une correspondance inédite de Stanislas Leczinski par Henry Gauthier-Villars. Paris. Plon. 1900.

Spanien ist alles, was attachement de corps ou de coeur heißt, ein Verbrechen, welches eine Gnade ausschließt." — Anderes kam hinzu, das gleichfalls im Sinne des ersten Ministers zu einer Entscheidung drängte. Ausschlaggebend war ein Unwohlsein, welches den König im Februar 1725 befiel. „Die Krankheit", schreibt ein Zeitgenosse, „dauerte nicht lange, aber so lange sie währte, war der Herzog in der größten Aufregung." Einer der behandelnden Aerzte, Maréchal, hörte, wie er eines Nachts halb laut vor sich hinsprach: „Das soll mir nicht wieder passiren; wenn er davon kommt, muß ich ihn verheirathen." Der Entschluß war gefaßt. Schon am 9. März mußte ein besonderer Gesandter, der Abbé de Livry, den Eltern der Infantin mittheilen, daß man sich in Paris aus zwingenden Gründen veranlaßt sehe, von der geplanten Verbindung zurückzutreten.

Natürlich war damit auch die politische Allianz der beiden Mächte gesprengt. Eine vorsorgliche Staatskunst hätte nun darauf bedacht nehmen müssen, durch die neue Heirath das Verlorene, so gut es ging, zu ersetzen oder wieder einzubringen. Hierzu bot sich die beste Gelegenheit, als eben in jener Zeit die Czarin Katharina I. dem Kabinet von Versailles eine Verbindung zwischen Ludwig XV. und ihrer etwa gleichaltrigen Tochter Elisabeth vorschlug. Gewiß die Kaiserin-Mutter war alles eher, denn eine einwandfreie Persönlichkeit, die Prinzessin nach höfischen Begriffen „d'un sang trop neuf". Doch welche unschätzbaren Vortheile konnten sich wieder für Frankreich aus einem Bündniß mit der nordischen Vormacht ergeben! Wenn man in Paris einen Blick für die wirklichen Interessen des Landes besaß, mußte man diese Heirath, welche sich auch durch die Persönlichkeit der Großfürstin empfahl, zustande bringen. Aber die Kandidatin entsprach nun leider nicht dem, was Madame de Prie für ihre engeren Zwecke wünschte und brauchte. Die Tochter einer selbstbewußten, energischen Rasse würde als Königin schwerlich die richtige Gefügigkeit zeigen und namentlich sich nicht der Favoritin für verpflichtet erachten. So kam es denn, daß man mit allgemeinen Höflichkeits- und Freundschaftsversicherungen den russischen Antrag ablehnte. Das war der zweite schwere Fehler dieser Ehepolitik.

Noch während die Krisis in ihrem latenten Stadium verharrte, war im Pariser auswärtigen Amt ein Verzeichniß sämmtlicher heirathsfähigen Prinzessinnen angelegt worden: Estat général des princesses en Europe qui ne sont pas mariées, avec leurs noms, maisons, âge et religion. Jede hatte sozusagen ihr Konto, wo das Für und Wider sorgfältig gebucht standen. Im Ganzen waren es ihrer Hundert; indessen vierundzwanzig wurden gleich ausgeschieden, weil sie die erste Maienblüthe bereits hinter sich hatten; neunundzwanzig anderesteckten mehr oder weniger noch in den Kinderschuhen. Dann merzte man zehn deutsche Prinzessinnen aus, die zu arm waren oder „de trop petite maison". Schließlich blieben also siebzehn übrig. Von diesen kamen vier in die engere Wahl, nämlich zwei Töchter des Königs von England und die beiden Schwestern des Herzogs von Bourbon. Fing das Spiel endlich an, durchsichtig zu werden? Vielleicht gar zu durchsichtig, denn wieder Erwarten entschied sich der Minister zunächst für die ältere britische Prinzessin; und erst als diese oder ihr Vater eine Absage gegeben hatten — was in einemhin ein Mißerfolg für Frankreich und ein Erfolg für den leitenden Staatsmann war — kam man, gleichsam gezwungen, gleichsam der Noth gehorchend, auf den Vorschlag zurück, eine Fürstin aus dem Hause Bourbon-Condé zu wählen. Mademoiselle de Vermandois, durch Schönheit und Tugend gleich ausgezeichnet, lebte seit Jahren in klösterlicher Stille; sie dachte sogar daran, den Schleier zu nehmen und war bislang nur durch ihre Familie zurückgehalten worden. Von ihrer Anmuth und ihrem Reize erzählte man sich: ein Geistlicher, der sie unterrichtete, habe sich in sie verliebt und ihr ein billet doux zugesteckt. Sie war in allem das Gegentheil ihres Bruders und vielleicht eben deshalb seinen Plänen nicht willfährig. Jedenfalls zerschlug sich auch diese Partie. Nach einer Version sei wieder Madame de Prie dazwischengefahren.

Nun wäre die Lage einigermaßen heikel gewesen, wenn sich nicht zuletzt noch ein Ausweg aufgethan hätte. Der Herzog von Bourbon war seit längerem Wittwer, und da er kinderlos geblieben, drängte ihn seine Mutter, sich wieder zu verheirathen. Er ging auf Freiersfüßen, wie jemand, der seinen Verpflichtungen nachkommen muß; und auch seine Geliebte hatte sich in das Unvermeidliche gefunden. Als passende, unschädliche Partie empfahl man die Maria Leczinska. Nun war es ein geschickter Zug der Marquise de Prie, diese Rivalin plötzlich in die erste Reihe zu rücken und als Braut für den König in Vorschlag zu bringen; es war ein Zug, durch den sie sich in doppelter Hinsicht deckte. Einmal ließ sich nach allem, was man hörte, erwarten, daß die arme Polin auf dem Throne ein recht gefügiges Werkzeug abgeben werde; und dann war die Heirath des Herzogs auch fürs erste wieder hinausgeschoben. Dieser höchst stichhaltigen Erwägung verdankte Frankreich seine neue Königin. Und ganz der Wahrheit gemäß, der exakten Historie entsprechend, mochte ein Dichterling singen:

> Enfin, par un bienfait de la bonté divine,
> Sur le trône françois éclate une héroïne,
> Des plus rares vertus modèle précieux,
> Princesse dont l'esprit est l'ouvrage des cieux,
> Où d'abord sans les soins de la prudence humaine
> S'est fait le choix heureux d'une aussi digne reine.

Wenn das keine einfältige, nichtssagende Schmeichelei gewesen wäre, hätte man es für die grausamste Satire halten können.

G. Ransohoff.

Theater.

Helge Rode: „Königssöhne". (Sezessionsbühne.) — Felix Philippi: „Die Mission". (Lessingtheater.)

Rode's Drama hat zwei Helden. Der eine ist Gedankenmensch, der andere Thatenmensch; der eine ist weise, der andere ist stark; der eine ist abgeschlossen, der andere gesellig; der eine ist Asket, der andere ist Genießer; der eine ist mild, der andere gewaltsam; der eine glaubt an die Güte der Menschen, der andere an ihre Verwendbarkeit; der eine heißt Telamon, der andere heißt Oinos. Das sind die Helden, dazwischen steht das schöne Mädchen Helena.

Dazwischen steht das schöne Mädchen Helena. Der Entsagungsvolle strebt ihr mit ganzer Seele zu. Er glaubt an Gedankenliebe. Er glaubt, daß thatsächliche Liebe die Menschen einander entfremdet, nicht sie vereint. Aber das Mädchen (komisch!) ist doch für die thatsächliche Liebe. Sie wendet sich vom weisen Mann zum starken Mann.

Ihr Eingreifen wendet die Lebensanschauung beider Männer. Das Weib wird Drehpunkt für den Propheten wie für das Weltkind. Der Prophet lernt das Begehren, da ihre Liebe für ihn entschlummert; das Weltkind wird zur Hybris verleitet, da ihre Liebe für ihn erwacht. Das Weltkind springt über die Bahre eines Todten, im Ueberschwang der Lust. Da hat die Lust ein Ende. Tod und Todesgedanke sind der Grenzpunkt für irdische Freudigkeit.

Der Lebensvolle macht die Krisis durch; er überlebt sie. Der Gedankenvolle ist nicht stark genug, die seine zu überleben. Er tödtet, in der Haltlosigkeit des Verzweifelnden, die Helena; er wird, einmal, ein Thatmensch: im schlimmen Sinn. Er flieht hiernach aus dem Dasein.

Kurz, der Andere siegt. Oinos, der durch Erfahrung gereifte Lebensbeherrscher, geht dieses Dasein bis zum Ziel; dieses von Schmerz und Wonne erfüllte Dasein; dem Frieden

des Todes entgegenharrend und die Arbeit des Tages aufrecht schaffend. So klingt das Werk aus wie das Werk vom Eyolf: die große Stille erwarten; in irdischer Bethätigung gefestigt hoffnungslos zu Ende leben. Nur daß beim dreißigjährigen Helge Rode Leuchtendes, Farbiges, Sanftes, um diesen Ausklang schwebt, wo beim siebzigjährigen Ibsen tiefe kalte Entsagung in Eisgefilden herrscht.

Der Siebzigjährige hat den Dreißigjährigen durch Empfehlungen gefördert: vielleicht um dieser Verwandtschaft willen. Die Sezessionsbühne hat das Werk gespielt: vielleicht um dieser Empfehlung willen. Es gibt aber in den ersten zwei Akten Manches, das ohne Empfehlung hätte gespielt werden dürfen. Die „tapfere" Sezessionsbühne! Fritz Mauthner hat ihr das Beiwort gegeben; sie soll es bewahren. Für das breite Publikum ist der Probekandidat jetzt durch den Rosenmontag abgelöst worden. Mit der Anziehungskraft von Offizierssitten zu wirthschaften, ist nicht schwer; unbewußt ein patriotisches Schauspiel zu liefern, ist sogar belustigend. Statt dessen verkörpert die tapfere Sezessionsbühne einen ewigen Gegensatz in der Menschennatur. In den letzten zwei Akten wird alles schattenhaft. Es gibt zweifellos Punkte, wo wir sagen: man hätte, um einen Dilettanten auszustellen, nicht nöthig gehabt, ihn aus Dänemark kommen zu lassen. Das Werk hat auch nicht den Ewigkeitszug; es ist auf Ewigkeitszüge ausschließlich gearbeitet; zu viel Ehr' ist eine halbe Schand'. Und doch: diese beiden, Oinos und Telamon, sind uns etwas. Der Krieg der zwei Seelen, den wir durchmachen vom Anfang des Lebens bis zum Ende, bekommt hier eine Art Gestalt. Merkwürdig ergreifend, die Träger der zwei Seelen körperlich nebeneinander zu sehen, wandelnd und handelnd. Am ergreifendsten, wo die feindlichen Brüder zur Versöhnung streben, — die immer mißlingt. Hier ist Werthvolles: in dieser Verleiblichung innerer Zustände. Die Hörer gingen wenig mit. Wir rufen dennoch: nicht verthan und nicht versungen. Und wiederholen Flaubert's Lobwort: Dormez sur vos deux oreilles!

Spaß muß sein. Als Gegenpol dieser ernsten Bestrebungen sei Felix Philippi's „Mission" gestreift. Vielleicht gewinnt sie ein größeres Publikum als der Rosenmontag. Poëta propheta. Auch der Kritikus kann ein Prophet sein. In diesen Blättern, am 5. November 1898, schrieb ich, als der Gesegnete das vorletzte Drama in die Welt sandte: „Sein nächstes Stück wird heißen ‚Kapitän Vierfus' und eine außerordentlich fein verhüllte Anspielung auf ein Zeitereigniß, das wir heut noch nicht verrathen wollen, enthalten. Ach, es gibt die merkwürdigsten Nahrungszweige." Die Phantasie ist Wirklichkeit geworden. Der Beamte einer Tunnelgesellschaft wird unschuldig verurtheilt; er soll strategisch wichtige Pläne verrathen haben. In Wahrheit fiel er dunklen Ränken zum Opfer. Die Gattin erlangt einen Brief mit dem Geständniß des Kopisten, mit dem Beweis für die Unschuld von Dreyfus. Jetzt ist er gerettet: ein Zeitungsmann wird den Brief in seinem Blatt facsimiliren. Das Kind aber des unschuldig verurtheilten Dreyfus fragt, ob der Vater bald zurückkehren wird und was Schönes mitbringen, vielleicht ein Gewehr. Der Journalist antwortet: Etwas Schöneres, — seine Ehre! Der Vorhang fällt. So hebt sich Philippi gegenüber der traurigen Wirklichkeit des Lebens zu strahlender Hoffnung und sieghaft gebenedeiter Zuversicht auf endlichen Triumph des Rechts. Ein Mann seiner Bedeutung muß sich verdichten und künftig mehrere Themen zugleich ins Auge fassen. Sein nächstes Drama wird heißen: „Die Harmlosen von Konitz oder Sternberg in Transvaal."

Alfred Kerr.

Das zarte Gewissen.

„Kind, Kind, Du wirst noch ein Unheil anrichten." . . . .

Der kleine Wildfang hat nach dem Gummiball des Benzinfläschchens gelangt, den die Mutter in der linken Hand hält, während ihre rechte den weißglühenden Platinastift über die Arabesken des Bauernstuhls führt. „Kleine Mädchen haben still zu sitzen, wenn die Mutter arbeitet."

„Söne Minka, ich muß seiden", zirpt das dünne Kinderstimmchen mit komischem Ernst. Die Mutter lächelt, die Sonne scheint in das schlichte, sauber gehaltene Stübchen, in dem verschiedene halbbegonnene und zum Theil vollendete Holzbrandarbeiten zu erblicken sind.

Da klopft es. Das hübsche Gesicht der jungen Frau, eigenartig durch die schweren Augenlider, die einen Roman von verwachten Nächten und vergossenen Thränen erzählen, erhebt sich von der Arbeit. Wer kann da kommen.

„Herein!"

„Guten Tag, Fräulein Homan!" Ein mit schäbiger Eleganz gekleideter junger Mensch schiebt sich zögernd herein.

„Entschuldigen Sie, ich komme nur — ich möchte nicht stören. Meine Name ist Zilinsky, Georg Zilinsky. Augenblicklich stellenlos, sonst —"

„Da kommen Sie an die rechten", lächelt Fräulein Homan trübselig, „wir sind selbst arm".

„O ich bitte! . . . ." Das blatternarbige Gesicht des Fremden färbt sich höher, „ich komme durchaus nicht, um zu betteln. Durchaus nicht. Ich meinte mit dem augenblicklich stellenlos nur, daß ich sonst wohl" — er läßt seinen Blick an sich herabgleiten — „in besserem Aufzug zu Ihnen gekommen wäre, aber wenn man ohne Gehalt ist — nun, Ihnen sind gewiß solche Verhältnisse nicht fremd . . . . Mir freilich ist anderes an der Wiege prophezeit worden. Ich stamme aus einer reichen Familie, die Zilinskys —"

„Aber — womit kann ich dienen?" Sie spielt nervös mit dem Stift, der inzwischen erkaltet ist. „Ich soll die Arbeit noch heute liefern."

„Werden Sie auch, liebes Fräulein Homan. Ich wollte nur bemerken, daß ich sonst, wenn ich nämlich Beschäftigung habe, Privatsekretär in vornehmen Häusern, Vertrauensperson bin, o, ich könnte Ihnen Geschichten erzählen, Geschichten von Herrschaften aus den allerersten Kreisen, aber — um zu unserer Sache zurückzukommen, ah, das ist also das liebe, nette Kindchen. Ellen, willst Du mir nicht das Patschhändchen geben?"

Er streckt dem Kinde die Hand hin, das mit einem höchst komisch wirkenden Uh! sich von ihm abwendet.

„Woher kennen Sie die Kleine?"

Die Wangen der jungen Mutter haben sich mit Rosengluth überzogen. Er macht eine gönnerhafte, vielsagende Handbewegung. „Ich bitte Sie, aber gestatten Sie, daß ich mich einen Augenblick setze."

Er läßt sich auf dem zweiten Stuhl, der am Tisch steht, nieder. Fräulein Homan sieht mit leisem Mißtrauen auf den fuchsigen Cylinder, den er fortwährend in den schwarz behandschuhten Händen dreht.

„Es ist übrigens nett bei Ihnen, freundlich, wenn man so sagen will, ein rechtes junges Mädchen — Weibchenzimmer", verbessert er sich.

Ihre Brauen runzeln sich leicht, sie hebt den Kopf höher, und richtet die dunklen Augen auf ihn.

„Ja, wie das oft so im Leben kommt, nicht?", er seufzt und dreht den Cylinder hastiger, „aber es gibt einen Ausgleich in der Welt. Ich komme nämlich von Herrn Büttner", wirft er plötzlich mit einem raschen Blick auf sie hin.

Sie zuckt zusammen, alle Farbe aus ihrem Gesicht weicht. „Ist ihm —"

„Gott bewahre, ihm gehts großartig. Er hat mir —, sehen Sie, in jedem Menschen regt sich das Gewissen, und

Herr Büttner ist ein zartfühlender Mensch, na, das wissen Sie ja besser als ich."

„Aber — was soll all das — was —"

„So warten Sie doch nur, verehrtes Fräulein, ich kann doch nicht gleich mit der Thür ins Haus fallen. Also er mit seinem zarten Gewissen — ihm ließ es keine Ruhe. Er konnte nicht zum vollen Genuß seines Lebens kommen, denn Vorwürfe quälten ihn . . . . ."

„Woher wollen Sie all das wissen?" Ihr Ton klingt brüsk. „Sie sehen mir doch nicht so aus, als ob Sie sein Vertrauter wären."

„Gemach, gemach, liebe Dame." . . . . .

„Söne Minka, ich muß seiden . . . ."

Sie thut, als überhöre sie das Stimmchen, über Zilinsky's Gesicht fliegt ein Lächeln.

„Sehen Sie, deswegen kam ich her." Er deutet auf das Kindchen. „Sie sind ein tapferer Mensch, das hat er mir gesagt, aber die arme Kleine dort! Sie wächst heran, eines Tages kommt sie zur Schule, heutzutage, bei der Frühreife der Kinder, was für bittere Konflikte stehen ihr da schon alle bevor. Dann später, nehmen wir an, sie möchte zum Beispiel Diakonissin werden, da haperts schon nach der ersten Erkundigung, aus naheliegenden Gründen. Oder aber, sie trifft einen Menschen, der sie heirathen will, aber nicht ohne Vorurtheile ist. Ihr ganzes Lebensglück kann vernichtet werden." . . .

Die junge Mutter legt die Hände über die Augen mit den schweren Lidern.

„Sie haben nicht unrecht, aber was kann ich mehr thun? Ich arbeite Tag und Nacht, um dem Kinde später eine gute Erziehung geben zu können, ihm sorgenfreie Lebensbedingungen zu schaffen, mein ganzes Herz hängt an ihm. Ich besitze ja sonst nichts auf der Welt, und unsereins muß etwas haben, wofür es strebt und sorgt. Früher" — ihre Stimme wird ganz leise und bebt — „da war er's. Ich war ihm alles, wenn er niedergedrückt oder in irgend einer Verlegenheit war, kam er zu mir. Ich bin ja seit den drei Jahren, da meine Mutter todt ist, ganz auf meine Arbeit angewiesen; aber bei meinen geringen Bedürfnissen hatte ich immer noch etwas übrig. . . . . Ich habe alles mit ihm getheilt. . ."

Herr Zilinsky blickt verlegen auf die Spitzen seiner ungewichsten Stiefel.

„Er ist Ihnen ja auch dankbar. Vielleicht ist seine Wahl nicht zum Wenigsten deshalb auf ein reiches Mädchen gefallen, weil er durch diese Heirath in die Lage kommt, Sie unterstützen zu können."

„Mich zu unterstützen?" Ihre Augen blitzen auf. „Ich Geld von ihm annehmen? Nein, das ist nicht wahr, das kann er nie geglaubt, nie zu Ihnen gesagt haben, dazu kennt er mich zu gut. . . ."

„Mein Gott, ereifern Sie sich doch nicht gleich so. Ich meinte ja nur daß er Ihnen wirklich dankbar sei was Sie aus meinem Besuche hier schließen können. — —"

„Aus Ihrem Besuche?" . . .

„Jawohl aus meinem Besuche. Sein zärtliches Vaterherz läßt ihm nämlich keine Ruhe mehr. Er will für sein Kind sorgen, für Sie mit. Er schickt mich um Sie — um Sie zu bitten, mir Ihre Hand zu reichen." Herr Zilinsky hat sich erhoben. Den fuchsigen Cylinder in der Hand, steht er mit leicht gesenktem Haupte vor ihr.

Sie schreit nicht auf, nur ein leises Schwanken geht durch ihre Gestalt.

„Hat er das wirklich gesagt und Sie deshalb — zu mir geschickt?"

„Ja, liebes Fräulein Homan, und daraus mögen Sie seine Fürsorge erkennen. . . ."

Sie preßt die Zähne auf die Lippen. Sie hat für alles, selbst für seine Heirath mit dem reichen jungen Mädchen eine Entschuldigung gefunden, doch dies Letzte, versetzt ihrem armen Herzen den Todesstoß.

„Aber — weshalb bekümmert er sich denn um mich? Ich habe ja nie geklagt, nie etwas verlangt. . ."

„Denken Sie doch an die Kleine, um ihretwillen. Der Gedanke an sie würde ihm und seiner jungen Gattin — so wird alles aufs Beste geordnet. . . ."

„Aber — ich kenne Sie ja gar nicht, wie soll ich Ihre Frau werden?" Ihre Augen gleiten wie die eines erschreckten Kindes, über seinen abgeschabten dunklen Anzug.

„Das ist gar nicht nöthig, Fräulein Homan. Wir gehen aufs Standesamt und nachher begegne ich Ihnen nie wieder. Ich gebe Ihnen dieses Versprechen schriftlich, unter Zeugenschaft, wenn Sie wollen. Es gibt ja zahllose solche Fälle."

„Mein Gott, ich kann es nicht fassen." . . . Sie neigt sich über das spielende Kind und drückt ihr Gesicht auf sein Lockenhaar.

„Ueberlegen Sie sich's, Fräulein Homan. Ich komme morgen nochmals vor. Denken Sie an den armen Vater." — — — —

Maria Janitschek.

Saarbrücken—Rom, über den Sankt Gotthard in 12 Tagen, Distanzritt von Spielberg, Rittmeister im westfälischen Dragonerregiment Nr. 7. Mit 26 Abbildungen und 13 Karten. Berlin. 1900. Verlag von Martin Oldenbourg.

Auch wer kein Sportsman ist, wird diese Darstellung eines berühmt gewordenen Distanzritts mit Vergnügen lesen. Die Darstellung ist schlicht und einfach gehalten, dabei höchst anschaulich und theilweise geradezu spannend geschrieben. Man begleitet den kühnen Reiter auf seiner 15jährigen Stute Cherry mit wachsender Antheilnahme durch die Schweiz, über den Schnee des Sankt Gotthard, durch den Staub der lombardischen Ebene und die Dünste der römischen Campagna. Es gelingt ihm, nach 12 Tagen 30 Minuten zur festgesetzten Stunde in Rom einzutreffen, ohne daß er selbst noch sein Pferd an ihrer Gesundheit Schaden gelitten hätten. Das Pferd hat bei seiner Rückkehr nach Deutschland später an den Manövern der deutschen Armee wie früher theilgenommen, der beste Beweis dafür, mit welcher Meisterschaft sein Reiter den Distanzritt von Saarbrücken nach Rom ausgeführt hat.

B.

Zoologische Plaudereien. Von William Marshall. Leipzig. Verlag von A. Twietmeyer.

Der Verfasser dieser Plaudereien ist kein Engländer, wie man aus seinem Namen schließen könnte, sondern ein guter Deutscher, der bekannte Professor an der Universität Leipzig. Die Plaudereien sind charmant. Sie riechen nicht im Entferntesten nach der Lampe, führen uns vielmehr in graziöser Weise in allerlei Geheimnisse der Natur ein. Dabei umfassen diese Plaudereien die verschiedenartigsten Gegenstände. Sie behandeln die Eigenthümlichkeiten des Wiedehopfs, die nützliche Rolle des Geckos und der Wanderheuschrecke; sie schildern uns Tiger, die im Schnee Renthiere beschleichen; sie sprechen von der Bedeutung des selbstbereiteten Leims bei Pflanzen und Thieren; sie führen uns zahlreiche Insekten als Nahrungs- und Genußmittel des Menschen vor, nicht bloß die Heuschrecken, an denen sich schon Johannes der Täufer delektirte, sondern auch Ameisen, Termiten, Käferlarven u. s. w. Wir wandern mit dem Verfasser einen Waldbach entlang, und er zeigt uns zahllose interessante Erscheinungen im Bach und an seinen Rändern, die uns bisher völlig entgangen waren, kurzum, wir lernen die Natur mit ganz anderen Augen ansehen und bedauern, nicht schon früher einen so ansprechenden Führer kennengelernt zu haben. Das Buch ist wie geschaffen als Weihnachtsgeschenk für Alt und Jung.

—th.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 10. Berlin, den 8. Dezember 1900. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1900 unter Nr. 5284 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Präsident Krüger, der in Frankreich enthusiastisch gefeiert worden ist, und der mit den französischen Staatsmännern einige höfliche Besuche austauschen konnte, kommt nicht nach Berlin. Auf seiner Fahrt nach Berlin gelangte er nur bis Köln; dort begrüßte ihn die deutsche Bevölkerung auf das Wärmste; aber zugleich erfuhr Präsident Krüger, daß ihn der Kaiser in der Reichshauptstadt zu empfangen nicht in der Lage sei.

Verständigen wir uns über einen Punkt. Es gibt keinen zurechnungsfähigen Politiker bei uns, der verlangte, daß Deutschland der englischen Politik in Südafrika entgegentreten müsse, denn ein solches Entgegentreten bedeutet, wenn es überhaupt etwas bedeuten soll und nicht gänzlich sinnlos ist, daß wir auch vor der letzten Konsequenz, vor dem kriegerischen Zusammenstoß mit dem Vereinigten Königreich, nicht zurückschrecken dürfen. Niemand fordert das; aber es gibt sehr viele, die dies nicht fordern, und die es doch für falsch erachten, daß dem Präsidenten Krüger der deutsche Schlagbaum vor der Nase herabgelassen worden ist.

Eine Reihe von Nachtheilen, die dieses Verhalten zeitigt, sind ganz augenscheinlich. Deutschland sind viele Sympathien verloren gegangen; so in Frankreich; vielleicht hat man auf die wetterwendischen französischen Sympathien keinen großen Werth zu legen; aber auch in Belgien, in Holland, in der Schweiz, und die Stimmung in diesen Ländern ist ein werthvolles Imponderabile für unsere Stellung in Europa. Dazu kommt, daß die Maßregel in Deutschland nichts weniger als populär ist, und Graf Bülow hat einen erheblichen Posten des Ansehens, über das er bereits verfügte, durch diese eine Handlung hinweggewischt. Endlich mag es sehr fraglich erscheinen, ob man in England diese offizielle Haltung Deutschlands gebührend würdigt. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß der englische Charakter diese Abweisung Krüger's als ein Anzeichen deutscher Schwäche auffaßt, und den Schwachen dankbar zu sein, entspricht nicht der Tradition englischer Politik. Wenn wir schwächlich jenseits des Kanals, und inhuman und im Hinblick auf die Kaiserdepesche bei dem Jameson-Einfall überdies wankelmüthig diesseits des Kanals erscheinen, so wäre dies ein diplomatisches Ergebniß, das nichts weniger als erfreulich ist.

Solches Facit kann die Betrachtung auf den ersten Blick ablesen; allein es ist nicht unmöglich, daß diesen Faktoren, die mit den Stimmungen der Massen rechnen, andere größere Faktoren gegenüber zu stellen sind, die das Exempel wesentlich umformen.

Die „Kreuz-Zeitung" hat wiederholt und mit vollster Sicherheit behauptet, daß der Kaiser von Rußland gegenüber England die persönliche Garantie übernommen hat, in Süd-Afrika nicht zu interveniren. Eine europäische Intervention in Süd-Afrika kann aber nur von Rußland ausgehen; sonst giebt es für die Buren kein Heil als ihre eigene Kämpferkraft.

Rußland ist in der Lage bei diesem Anlaß den Berathungen des Haager Friedenskongresses reale Bedeutung zu verleihen. Rußland hat die Möglichkeit in Asien auf

England zu drücken; ohne Rußland bleibt der Versuch einer Einwirkung auf England Phantasterei, die in Lächerlichkeit oder in unberechenbaren Gefahren endet.

Weiß man hier bei uns, daß Rußland unter gar keinen Umständen für einen Schritt zur Verwirklichung der Haager Beschlüsse zu haben ist, dann freilich konnte man zu dem Ergebniß kommen, daß jede Verhandlung mit dem Präsidenten Krüger nur eine von lärmenden und das Blut erhitzenden Demonstrationen umkränzte Nichtigkeit sein konnte. Und die Politik soll nicht das Ueberflüssige thun; die so schwer im Gleichgewicht zu erhaltende Politik darf auch nicht mit dem Ueberflüssigen belastet werden, das heute vielleicht bedeutungslos ist, — und morgen bereits eine Unbequemlichkeit sein kann.

Das ist, wenn man nach vernünftigen Gründen sucht, die Gegenrechnung, die sich wohl aufmachen läßt.

Allein es will uns scheinen, daß es noch einen dritten Weg gegeben hätte. Wenn man dem Präsidenten Krüger bevor er deutschen Boden betrat, mit vollster Klarheit und vollstem Nachdruck und öffentlich gesagt hätte, daß Deutschland nicht die Rolle des Weltanwalts für niedergetretenes Recht, irgendwo auf dieser Erde, auf sich nehmen könne und daß es diese Rolle nicht auf sich nehmen werde, dann durfte man es ruhig dem Präsidenten Krüger anheim geben, ob er seinerseits doch die Reise nach Berlin zu machen für zweckmäßig erachtete. Was ihn politisch erwartete, darüber konnte er und niemand nunmehr im Zweifel sein; politisch erwartete ihn nichts; aber die menschliche Sympathie und die Courtoisie wäre diesem, in seiner Art bedeutenden, so schwer geprüften Manne gegenüber alsdann von einer Großmacht wie Deutschland gewahrt worden.

Graf Bülow ist diesen Weg nicht gegangen; bei ihm überwog augenscheinlich die Erwägung, daß mit Sympathie und Courtoisie dem Präsidenten Krüger nicht gedient sei, und daß unsere Stellung vielleicht doch durch die Bezeugung solcher menschlicher Empfindungen politisch unbequem verrückt werde. Möglicherweise hat er ernste Gründe, die ihn in diesem Augenblick zu besonderer Vorsicht zwingen. Wir setzen das voraus; aber begreiflich ist es, daß ohne Kenntniß dieser Gründe ein großer Theil unserer Bevölkerung und auch viele besonnene Männer meinen: die deutsche Stärke müßte ausreichen, um uns die Gewährung offizieller internationaler Höflichkeit und menschlicher Sympathien an Krüger zu gestatten.

In Coburg-Gotha ist der Staatsminister v. Strenge entlassen und der frühere Kammerpräsident des Fürsten von Fürstenberg Hentig zu seinem Nachfolger ernannt worden. Als Herr v. Strenge vor fast 10 Jahren an Stelle des reaktionären Ministers v. Bonin an die Spitze der Regierung des freiheitlich gesinnten Ländchens trat, knüpfte man mit Rücksicht auf seine Vertrautheit mit allen Landesfragen und auf seine in öffentlichen Ehrenämtern bethätigte liberale Gesinnung große Hoffnungen an die Ministerschaft des bisherigen Rechtsanwalts. Mit der Zeit schwanden diese aber, da der Minister es nicht verstand, sich mit dem Landtage, dem er früher selbst als Abgeordneter angehört hatte, in gutem Einvernehmen zu halten. Auch klangen aus seinen Reden bisweilen ein für die Abgeordneten verletzendes Selbstbewußtsein und ein Ton, der mehr dem Hofmann als dem Staatsmann geziemte. Doch darf nicht verkannt werden, daß Herr v. Strenge dem Lande einen guten Dienst erwies, indem er die reaktionären Bestrebungen in der Kirche, der Schule und bei den Wahlen niederhielt. Hierin hat er seine liberale Vergangenheit nie verleugnet. Ob er aber mit dem kürzlich gewählten, für praktische Arbeit sehr ungünstig zusammengesetzten Landtage hätte arbeiten können, wurde von Vielen bezweifelt. Der Regent Coburg-Gothas scheint diesen Zweifel getheilt zu haben. Er hat einen in der Politik bisher fast nicht hervorgetretenen Mann, auch einen ehemaligen Rechtsanwalt, zum Minister berufen. Hält dieser sich der in Thüringen besonders verhaßten Reaktion fern und gelingt es ihm durch sein Geschick, die Volksvertretung zu positiven Leistungen zu bestimmen, so wird das Land, das ihm ohne Mißtrauen gegenübersteht, den Ministerwechsel nicht zu beklagen haben.

Ueber China ist nur das Alte zu berichten. Die Diplomaten verhandeln, die Truppen siegen, und doch sieht das Problem heute aus wie gestern. Nur in einer Beziehung bahnt sich vielleicht eine Wandlung an; es scheint, daß die Frage der Hinrichtungen für die Mächte eine conditio sine qua non des Friedens nicht mehr ist. Ein solches Einlenken finden wir durchaus begreiflich, wenn damit normale Zustände in China und eine Beendigung des Kriegszustandes sich erreichen lassen.

* * *

Krüger nicht in Berlin.

Lange Tage haben wir unter dem Eindruck gestanden der bevorstehenden Ankunft des vertriebenen Staatsoberhauptes von Transvaal in der deutschen Hauptstadt. Mit sehr gemischten Gefühlen sahen wir ihm entgegen; und jetzt, wo wir wissen, daß und warum Präsident Krüger nicht kommt, sind die Empfindungen in der Brust des Einzelnen wohl noch getheilter. Es mag versucht werden, ihnen auf dem Wege der Oeffentlichkeit Ausdruck zu geben.

In dem Freiheitskampf der Buren gegen die Engländer standen und stehen die Deutschen mit seltener Einmüthigkeit auf Seiten der beiden Republiken. Wir denken über Lord Roberts Feldzug, wie wir über Jamesons Raid gedacht haben. Einmüthig hat die öffentliche Meinung unserer Nation die ungerechte Kriegserklärung, die barbarische Kriegführung, die Pacifikation durch Vernichtung der Zivilisation als Verbrechen betrachtet und verurtheilt. Wann und wie die von England gesäete Saat des Hasses und der Verachtung aufgehen wird, wird die Zukunft lehren; aufgehen aber wird sie.

Konnten und können die unbetheiligten Staaten, und zunächst Deutschland die Katastrophe abwenden und der Mißbilligung des englischen Verfahrens praktischen Ausdruck geben? Es wird dies verneint werden müssen.

Das Rufen nach dem Schiedsgericht ist entweder eine inhaltlose Phrase oder Kriegserklärung gegen England, ein Kreuzzug zu Gunsten eines von einem Mächtigeren schmählich unterdrückten Volksstammes. Eine solche Katastrophe wollen wir nicht fördern. Die Politik überhaupt und insbesondere die Weltpolitik lehrt, daß vor Allem der Großstaat in einer oft schmerzlich empfundenen Weise gebunden ist durch die Nothwendigkeit der Verhältnisse, durch das Bewußtsein, daß bei jedem großen Krieg die Existenz des eigenen Staats der Einsatz ist, daß die Beseitigung des Weltunrechts von allen leeren Träumen der leerste ist. Wenn der Starke dem vergewaltigten Schwachen erklärt nicht helfen zu können, so ist dies drückend für den Schwachen, der nicht leicht zwischen Wünschen und Können die Grenze findet, und drückender noch für den Starken, der damit die Grenze seines Vermögens eingesteht — man nennt das ein Eingeständniß der Schwäche, richtiger aber ein Eingeständniß der mangelnden Allmacht. Die leitenden Männer, die dies aussprechen, thun nur ihre Pflicht.

Sie sind verantwortlich, aber nicht sie allein. Es giebt eine Verantwortlichkeit auch der Massen, und so gering darf sich keiner achten, daß er davon nicht auch seinen Theil trüge. Wo wir nicht helfen können, wollen wir auch den Schein der Hülfbereitschaft vermeiden, wo wir nicht schlagen wollen, nicht täuschen und nicht hetzen.

Es würden deshalb, wenn Präsident Krüger in unsere Stadt gekommen wäre, zahlreiche und sehr aufrichtige Freunde der Burensache sich aller Demonstrationen enthalten haben. Andere, vermuthlich zahlreichere, vor allem unsere Jugend hätten ihm einen jubelnden Empfang bereitet, der leider mit

dem zweifellosen Ende der großen Schicksalstragödie wenig in Einklang gewesen wäre. Aber uns allen, den Jungen wie den Alten, den siebenmal Thörichten wie den neunmal Weisen, ist es ein Herzensbedürfniß dem Mann, der sein Volk bei dieser glorreichen Niederlage geführt hat, und damit seinen tapferen Landsleuten unsere Ehrfurcht vor solchem Heldenmuth und unsere Trauer um das unverdiente Schicksal der südafrikanischen Republiken, sei es leiser, sei es lauter, zu erkennen zu geben.

Theodor Mommsen.

Die Wirren in China und die Missionar-Frage.

II.

Von Seiten derjenigen, die als Vertheidiger der fremden, das heißt der protestantischen Missionen nicht deutscher Zunge, — die letzteren sind von dem Schreiber dieser Zeilen nie angegriffen worden — aufgetreten sind, ist oft wiederholt worden, daß dieselben nie Politik getrieben gehabt hätten. Diese Behauptung entbehrt, ich sage leider im Interesse der Missionen selbst, jeder Grundlage; die protestantischen Missionen haben vielmehr bei mehr als einer, man könnte sagen, bei jeder Gelegenheit, in der unverhohlensten Weise Politik und stets regierungsfeindliche Politik getrieben. Als der in 1813 geborene Hung-Siu-tsuen der spätere Taiping Kaiser, 1833 in Canton war, erhielt er von einem bekehrten Chinesen Liang-a-fa, der für die protestantische Mission arbeitete, eine Sammlung von von derselben herausgegebenen Aufsätzen. Einige Kapitel aus dem alten und neuen Testament in der (sehr schlechten) Morrison'schen Bibelübersetzung waren darin abgedruckt, Hung dürfte sich aber damals wenig oder gar nicht mit dem Buche beschäftigt haben. Als er dann später, nachdem er zum zweiten oder dritten Male vergeblich versucht hatte, die erste Prüfung zu bestehen, 1837 in eine schwere Krankheit, wahrscheinlich epileptischen Charakters, verfiel, hatte er Visionen. In einer derselben sah er einen Drachen, einen Tiger und einen Hahn, und viele Männer mit musikalischen Instrumenten und einem Tragstuhl, die ihn in den Himmel entrückten. Dort wurde er von einer alten Frau gebadet, worauf ihm mit einem Messer der Leib geöffnet, das Herz und die Eingeweide herausgenommen und durch neue von rother Farbe ersetzt wurden. Dann wurde er in eine prächtige Halle geführt, in der ein Greis mit goldenem Bart und in schwarzen Gewändern saß, der bei seinem Anblick Thränen vergoß und ihn ermahnte, nicht denen nachzuahmen, die Er ernähre und die Ihn vergäßen. Seine Gaben annähmen und die Dämonen (Manschus) verehrten. Er gab darauf Hung ein Schwert, um die Dämonen auszurotten, ein Siegel, durch das er die bösen Geister bezwingen würde und eine süße Frucht. — Im Verlauf seiner Krankheit sah Hung in seinen Visionen auch vielfach einen Mann in mittleren Jahren, den er seinen älteren Bruder nannte, der ihn begleitete und belehrte und ihm half, die bösen Geister zu überwinden. — Nach seiner Krankheit soll Hung begonnen haben, die protestantischen Schriften zu lesen, später, 1847, hat er zwei Monate lang den Unterricht des amerikanischen Missionärs Roberts in Canton genossen und soll sich im Dienst der fremden Missionare dem Predigtamt haben widmen wollen und die Taufe verlangt haben, aber abgewiesen worden sein, weil er zugleich um Unterstützung gebeten habe. Jedenfalls kann mit Bestimmtheit angenommen werden, daß Hung den ihm bekannt gewordenen christlichen Schriften und Lehren die äußere Form seiner eigenen Lehre entnommen und die christliche Terminologie derselben angepaßt habe. 1850 brach die Bewegung, die lange unter der Asche geglimmt hatte, aus, wohl in Folge von Verfolgungen, die gegen Hung und seine Freunde gerichtet wurden. Hung nannte sich jetzt himmlischer Fürst und jüngerer Bruder Christi und erließ ein Manifest, in dem er sagte, daß er die göttliche Sendung erhalten habe, die Manschus von Grund aus zu vertilgen, Männer, Weiber und Kinder, alle Götzendiener auszurotten und das Reich als sein rechtmäßiger Herr in Besitz zu nehmen. In einem anderen aus dieser Zeit stammenden in dem 1852 zu Nanking gedruckten „Buch der himmlischen Befehle und Bestimmungen des kaiserlichen Willens" veröffentlichten Edikt heißt es: „Im dritten Monat des Jahres 1848 kam unser himmlischer Vater, der große Gott und höchste Herr auf die Erde herab und that unzählige Wunder und Thaten, begleitet von deutlichen Zeugnissen, welche im Buch der Proklamationen beschrieben sind. Im Oktober desselben Jahres kam unser himmlischer älterer Bruder, der Heiland Jesus, auf die Erde herab und that unzählige Wunder und Thaten u. s. w. — Und auf solchen gotteslästerlichen Blödsinn gründeten viele Missionare ihren Glauben an das Christenthum Hung's und seiner Anhänger!" — Was den langhaarigen Rebellen, den Changmao, wie die Kaiserlichen sie nannten, den Taipings (Taiping, großer Friede, die Bezeichnung, die Hung für die Periode seiner Regierung annahm) wie sie sich selbst nannten, ihre ersten Erfolge und man kann sagen ihren Siegesflug aus Kwangsi nach Hankau und von dort nach Nanking ermöglichte, war der gewissermaßen puritanische Geist und Zucht und die Gütergemeinschaft, die in ihren ersten Armeen herrschten und mit eiserner Strenge durchgeführt wurden, aber bald nach der Eroberung von Nanking am 8. März änderte sich das: Hung's religiöse Ueberspannung bildete sich zum Irrsinn aus, die anderen Führer, Könige, bewahrten nicht die alte Strenge, die Armeen ergänzten sich aus zum Dienst gepreßten Massen und bestanden bald aus eben solchem Gesindel wie die kaiserlichen. — Versuche der englischen und anderen Behörden mit den Führern der Taipings in Verbindung zu treten, scheiterten an der Anmaßung der letzteren, die schon im April 1853 die Unterwerfung aller Barbaren unter dem zweiten Sohn Gottes forderten, dem alle Völker der Welt gehorchen müßten. Trotzdem fand das Taipingthum zahlreiche Anhänger, besonders in Shanghai: „die protestantischen Missionare erwarteten auf die damals gesammelten Nachrichten fußend eine schnelle Bekehrung des chinesischen Reichs zum Christenthum; die Kaufleute hofften von der Taiping-Herrschaft Befreiung des Handels von den immer noch drückenden Fesseln, andere dachten an den großen Gewinn, den sie durch Waffenlieferungen an die Insurgenten erzielen könnten. So bildete sich eine Partei, die Jahre lang aus allen Kräften zur Begünstigung der Rebellen trieb." Bald brachen auch in Nanking selbst unter den Taipingführern Zwistigkeiten aus. Der Tung-Wang, der östliche König, einer der ursprünglichen Leiter der Bewegung, begann sich für eine Inkarnation des heiligen Geistes auszugeben und Verzückungen und Visionen zu haben, die die Hung's in den Schatten stellten, der ihn darauf im August 1856 mit seinem ganzen Anhang ermorden ließ. 1859 stieß ein Verwandter Hung's Hung-Dschen-kan zu ihm, der mehr als er in Beziehung zu protestantischen Missionaren gestanden hatte. Hung-Dschen war 1852 nach Hongkong geflohen und dort zu dem Missionar Hamberg in Beziehung getreten, der nun, ebenso wie der früher erwähnte Roberts litterarisch für die Taiping-Sache zu wirken begann; Hung-Dschen blieb dann als chinesischer Katechist und Prediger mehrere Jahre im Dienst der Missionare zu Hongkong, ging dann von dem Missionar Chalmers mit Geld ausgerüstet, nach Shanghai, von wo er Nanking erreichte. Er wurde als Kan Wang, Schildkönig, der Premierminister seines Verwandten und wurde ebenso wie der letztere in kurzer Zeit aus einem frommen Missionarzögling ein blutdürstiger roher Tyrann, der es nicht verschmähte mit eigener Hand zu

worden. — Das alles und die furchtbaren Verwüstungen, welche die Taipings auf ihren Raubzügen überall anrichteten hinderten die protestantischen Missionare aber nicht, sie als Brüder in Christo zu behandeln. Als der Kan Wang 1860 auf Shanghai vorrückte, zogen die Missionare Griffith John, Edkins und drei andere zu ihm nach Suchau, und beteten und sangen mit ihm, und als die Taipings vor Shanghai standen und die Stadt bereits angegriffen hatten, unterhielten die Missionare noch Verbindungen mit denselben und führten sie, wie der englische Gesandte Mr. Bruce in einem seiner Berichte schreibt, durch unverständige Ausdrücke der Sympathie und Deferenz irre. Als einige der anderen Taipingführer Ende November 1863 in Suchau den Mo Wang, einen ihrer Genossen ermordeten, heißt es in der Quelle, der alle vorstehenden Angaben entnommen sind: „Der Gang der Ereignisse ist dunkel: auch kommt bei dem Abgrund von Falschheit und Niederträchtigkeit unter diesem Gesindel wenig darauf an, wer der größte Schurke war." Die Quelle ist „Die Preußische Expedition nach Ostasien. Nach amtlichen Quellen. III. und IV. Band, 1873"; ein Werk, das seiner Zeit auf Kosten der preußischen Regierung herausgegeben wurde. Hätte ich andere, weniger absolut einwandfreie Quellen benutzen wollen, so hätte ich noch manches anführen können, was die thörichte Parteinahme protestantischer Missionare für die Taipings schärfer gekennzeichnet hätte, feststellen will ich aber, daß der früher erwähnte Missionar Roberts sich 1860 nach Nanking begab und dort gewissermaßen als Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Taiping-Kaisers figurirte und der Missionar Dr. Edkins noch in der 3. 1884 veröffentlichten Auflage seines Werks „Religion in China" von dem Taipingaufstande sagt: „Derselbe hatte seinen Ursprung in starken Eindrücken, die von dem Lesen der heiligen Schrift und Traktätchen herrührten, die von protestantischen Missionaren stammten . . . . . . Wir sehen in dieser Bewegung die Wirkung der Vertheilung von Bibeln und Traktaten . . . . . . Sie fühlten die Macht der christlichen Wahrheit . . . . . aber sie waren ohne Anleitung, den Gebrauch des alten Testaments in christlichen Zeiten zu verstehen." Und dabei muß Dr. Edkins selbst gestehen, daß die Leute, die er „die christlichen Insurgenten" nennt, niemals das Vertrauen irgend eines Theils des Volks besaßen. — Man darf wohl fragen, was irgend eine europäische Macht, von Rußland oder Spanien zu schweigen, in deren Grenzen fremde Missionare überhaupt nicht zugelassen werden, gethan haben würde, wenn fremde Geistliche offen mit einer Bewegung sympathisirt hätten, die das Land mit Blut, Jammer und Elend erfüllte, deren Spuren heute noch in den Ruinen zahlloser zerstörter Städte und in den Gräbern von mindestens 20 Millionen Menschen (nach anderen bis 50 Millionen) sichtbar sind und die gegen die Regierung selbst gerichtet war?

Das war die Vergangenheit und nun die Gegenwart! Auch die moderne sogenannte Reformbewegung ist auf protestantischem Boden, wenn nicht gewachsen, so doch genährt worden. Wenn man wissen will, wie Missionarkreisen nahestehende Beobachter z. B. über die Thätigkeit des Missionars Gilbert Reid denken, der mit der Reformbewegung in Peking innig verbunden war, so braucht man nur nachzulesen was Mm. Eliza Ruhamah Scidmore in ihrem in diesem Jahre erschienenen Werke „China, the long lived Empire" darüber sagt: „Rev. Gilbert Reid, in seiner unabhängigen Mission zu den höheren Klassen, die er versuchte auf gesellschaftlichem Wege (socially) zu erreichen, hat sich auf einen sehr interessanten Versuch eingelassen, von dem man hoffte, wäre nicht der Staatsstreich von 1898 gekommen, daß durch seine Bemühungen christliche Lehrer wiederum die Macht und das Ansehen am Hofe gewinnen möchten, die sie am Ende des 17. Jahrhunderts besaßen." Und da ich grade bei dieser Zeugin bin, die in China ausschließlich in protestantischen Missionarkreisen verkehrt hat, möchte ich eine andere Stelle aus ihrem Werke anführen: „Weil sie keine aktiv thätigen Missionen in China besitzen, haben die russischen Vertreter stets eine freiere und kräftigere Hand dem Tsungli-Yamen gegenüber gehabt als diejenigen Vertreter, die ihre fortwährenden Besuche bei demselben wegen Angriffe auf Missionare und Entschädigungen so über bekommen." Vielleicht merken sich diejenigen Herren diese Stelle, die in der Kontroverse mit mir meine Behauptung bestritten haben, daß die Zeit und Arbeit vieler Gesandtschaften hauptsächlich mit der Vertretung von Missionarangelegenheiten ausgefüllt sei. — Im Jahre 1894, bei dem sechzigsten Geburtstage, der viel verleumdeten Kaiserin-Regentin von China überreichten ihr die Missionare eine chinesische Uebersetzung der Bibel mit einer Adresse, in der sie ihr für den Schutz dankten, den sie ihnen habe stets angedeihen lassen. Mit dem Jahre 1898 wird der Ton ein anderer. Angriffe gegen dieselbe aus der Feder von Missionaren, in nicht allein in englischer, sondern auch in chinesischer Sprache erscheinenden Zeitschriften häufen sich, und man geht wohl nicht irre, wenn man annimmt, daß das Mißlingen des Reformwerks auf Grund des Eingreifens der Kaiserin-Regentin die Veranlassung zu diesem Wechsel in der Haltung englischer und amerikanischer Missionare gewesen sei. — Nach dem Ausbruch der Boxerwirren und mehr noch nach der Wiedereinnahme Pekings steigert sich die Betheiligung der protestantischen Missionare englischer Zunge an der Bewegung gegen dieselbe. Zweihundert englische und amerikanische Missionare versammeln sich in der ersten Dekade des Oktobers in Shanghai und erlassen einen Aufruf, dessen erster Artikel lautet: „fort mit der Kaiserin-Regentin" und dessen zweiter die schärfste Bestrafung aller Schuldigen fordert; später und allein erscheint der Rev. Dr. Martin, der frühere langjährige Chef des Tunwenkwan und zuletzt, wenn ich nicht irre, Präsident einer anderen Art von Peking-Universität, mit einem Programm von vier Punkten, dessen erster die Verbannung der Kaiserin-Regentin und der zweite die Aufhebung aller Regierungsakte seit dem Staatsstreich im Jahre 1898 fordert. Sollte es wirklich Leute geben, die ein derartiges Vorgehen von Missionaren für keine politische Einmischung ansehen?

Wenn man die Herren hört, die sich in Deutschland als Vertheidiger der fremdländischen protestantischen Missionen geberden, so möchte es fast scheinen, als wenn es Verleumdung wäre, wenn jemand zu sagen wagte, daß in diesen Missionen nicht alles zum Allerbesten wäre. Freilich aus China selbst kommen, auch von Missionaren, ganz andere Aeußerungen. So schreibt Rev. Robert Allen, der mehr als fünf Jahre in Peking residirt und die Belagerung der englischen Gesandtschaft mit durchgemacht hat: „Die Boxerbewegung ist eine patriotische, für welche einige Entschuldigung vorhanden ist. Es kann gar kein Zweifel darüber bestehen, daß die Chinesen glauben, daß die Bemühungen der Missionare wie die politische Aktion der Mächte für ihr Land nichts Gutes bedeuten. Die Geschichten von den Grausamkeiten, die Fremde begehen, werden von dem chinesischen Volke geglaubt, und dasselbe ist vollständig wüthend über die Einmischung gewisser Missionare in Prozesse und so weiter. Das ist die Ursache der ganzen Geschichte. Es ist dies das, was das Christenthum in China zu etwas Verabscheuungswürdigem gemacht und das gemeine Volk dazu gebracht hat, zu glauben, daß die fremden Nationen jedem Gefühl für Recht vollständig fremd seien." („The Mail" 28. November.) Und für den Fall, daß einige von den Herren, die den Splitter im Auge ihres Nächsten und den Balken im eigenen nicht sehen, behaupten möchten, daß es sich dabei vielleicht um katholische Missionen handle, will ich anführen, was im „Ostasiatischen Lloyd" vom 28. September ein streitbarer evangelischer Missionar in Pakhoi, Herr August Hugo Bach sagt, der sich über die Angriffe gegen Missionen in einem deutschen Blatte ereifert: „Hätte aber der Schreiber des Artikels gewisse englische, amerikanische und schwedische Missionen im Auge — die eben manchen berechtigten Anlaß zu Anstoß geben — so hätte er sich nicht scheuen sollen, die Namen auszusprechen, und gewiß wird jeder Missionar bereit sein

das missionarische Freibeuterthum zu verurtheilen, unter welcher Gestalt und wo auch nur es sich findet. Warum aber sollen wir in einem deutschen Blatte die schmutzige Wäsche anderer waschen." Nun, Herr Stöcker?

Freilich, tadeln ist leicht, wird vielleicht mancher sagen, aber besser machen! Ich möchte daher aus meiner eigenen Erfahrung erzählen, wie es den Vertretern der Vertragsmächte einst in Japan gelungen ist, einer Christenverfolgung die Spitze abzubrechen. Im Jahre 1867 wurden plötzlich eine größere Anzahl japanischer Christen, die in Urakami bei Nagasaki wohnten, verhaftet und ins Gefängniß geworfen, weil sie Christen waren, gegen die damals in Japan noch die strengsten Gesetze bestanden. Der Intervention des französischen Gesandten, Mr. Léon Roches, gelang es, die bedingungslose Freilassung der Gefangenen zu erwirken. In seinem amtlichen Schreiben an den apostolischen Vikar, Bischof Petit Jean, fügte Herr Roches der Mittheilung von seinem Erfolge die Worte bei: „Aber ich muß hinzufügen, daß, wenn der Taikun das Vergangene vergibt, er darauf besteht, daß in Zukunft die Japaner die Landesgesetze beobachten. Ich hoffe daher, Herr Bischof, daß, was unsere apostolische Mission angeht, Sie jede Handlung vermeiden werden, die geeignet sein könnte, japanische Unterthanen, die sich zum Christenthum bekennen, auf dem Wege des Widerstandes zu erhalten, den sie gegen die Behörden eingeschlagen haben, deren Unterthanen sie nach japanischem Gesetze sind. Ein solcher Widerstand würde ohne Zweifel eine scharfe Unterdrückung hervorrufen, die der jetzige Zustand der Dinge es mir unmöglich machen würde, zu mildern, und Sie, ein Minister des Friedens und der Milde, würden die Verantwortlichkeit für die Unruhen und das Unglück übernehmen, welche die unvermeidliche Folge davon sein müßten." Drei Jahre später, als der Mikado die Regierung übernommen hatte, begann die Verfolgung der Christen bei Nagasaki aufs Neue, und dreitausend derselben wurden deportirt und 17 verschiedenen Fürsten als Sklaven überwiesen. Der Schlußsatz des Berichts der Beamten, die die Ausführung dieser Maßregel zu überwachen hatten, verdient Beachtung, da er, mutatis mutandis, genau auf die chinesischen Verhältnisse paßt: „Seit der Begründung des japanischen Reichs ist es für Hoch und Niedrig die nationale Sitte gewesen, als die Ahnen unseres Kaisers, die Götter zu verehren, die sie anbeteten, und die Leute, die den Gottheiten, die die Eltern unseres Volks waren, keine Ehre und keine Achtung erweisen, begehen, gleichgültig, wie fleißig sie sonst auch sein mögen, einen schweren Bruch des Gesetzes, das die ganze Nation regiert. Wie können diese Leute zivilisirt genannt werden, ganz gleichgültig, welchen Eifer sie sonst zeigen mögen, europäische Zivilisation zu lernen, wenn das einzige Ergebniß ihrer Bemühungen ist, innere Zwistigkeiten hervorzurufen?" — Den fremden Vertretern, zu denen ich damals gehörte, gelang es zuerst, das Loos der Deportirten zu mildern und dann ihre Rücksendung in die Heimath und die Aufhebung der gegen das Christenthum erlassenen Verbote durchzusetzen, aber nicht ohne daß dieselben in erster Linie die Verpflichtung übernommen gehabt hätten, die fremden Missionare zu verhindern, außerhalb der Grenzen der Niederlassungen zu predigen. Die Regierungen von Preußen, England, Frankreich und den Vereinigten Staaten haben damals ausdrücklich das Verhalten ihrer Vertreter gebilligt, sollte es nicht möglich sein durch Einwirkung auf die Missionsgesellschaften in China ähnliche Resultate zu erzielen, wie sie damals in Japan ohne Blutvergießen erreicht worden sind, d. h. eine bessere Erkenntniß des Werths des Christenthums und dem entsprechend eine willigere Duldung desselben? Freilich würde dazu gehören, daß die Missionen sich selbst einen gewissen Zwang anthäten oder daß die Regierungen ihnen einen solchen auferlegten, aber würde eine solche Beschränkung nicht der fortwährenden Wiederkehr von durch die Thätigkeit der Missionen hervorgerufenen Unruhen oder noch schlimmer, einem Versuch, den Chinesen einen fremden Glauben aufzuzwingen, vorzuziehen sein? Der Abgeordnete Bachem hat in der Sitzung des Reichstages vom 22. November erklärt, daß die Bekehrung fremder Völker zum Christenthum sich nur auf dem Boden der Lehre und des guten Verhältnisses einerseits und freier Ueberzeugung andererseits vollziehen dürfe, alles andere aber vermieden werden müsse, und der Abgeordnete Schrader hat sich am folgenden Tage dahin ausgesprochen, daß er es für dringend nothwendig halte, um die großen Verluste an Gut und Menschenleben zu vermeiden, daß Missionen und Regierung sich ernstlich überlegten, in welcher Weise für größeren Schutz der Missionare gesorgt werden könne und daß die Ausbreitung der christlichen Religion sich in Ruhe und Frieden vollziehe. — Sollte es bei einer solchen Uebereinstimmung verschiedenen Parteien angehöriger Männer nicht möglich sein, zu Maßregeln zu gelangen, durch die einerseits der Schutz der Missionare besser als bisher wahrgenommen und andererseits das vermieden würde, was zu den bisherigen Unruhen Veranlassung gegeben hat und was, falls nicht beseitigt, weitere, schwerere und blutigere als die letzten hervorrufen wird und muß?

1. Dezember 1900. M. von Brandt.

Die berechtigten Wünsche der Landwirthschaft.

Einer Deputation adliger Agrarier, die kürzlich dem Reichskanzler ihre Brot vertheuernden Pläne ans Herz legen wollte, hat Graf Bülow geantwortet, daß „er bindende Erklärungen nicht abgeben könne, daß jedoch den berechtigten Wünschen der Landwirthschaft Rechnung getragen werden solle, soweit das mit dem wirthschaftlichen Gesammtinteresse vereinbar sei." Dieser Ausspruch macht dem diplomatischen Geschick des Reichskanzlers alle Ehre, denn er verpflichtet zu nichts. Selbst der entschiedenste Freihändler kann gegen diese Aeußerung des Grafen Bülow nichts einwenden. Wir gehen sogar noch einen Schritt weiter und erklären uns ohne jeden Zusatz dafür, daß den berechtigten Wünschen der Landwirthschaft Rechnung getragen werde. Der Zusatz, daß diese Wünsche mit dem wirthschaftlichen Gesammtinteresse vereinbar sein müssen, ist eine Art Pleonasmus; denn Wünsche der Landwirthschaft, die mit dem wirthschaftlichen Gesammtinteresse nicht vereinbar sind, sind eben keine berechtigten Wünsche. Die seitens der agrarischen Deputation vorgebrachten Wünsche sind übrigens keine Wünsche der Landwirthschaft, sondern es sind Wünsche protektionistischer Agrarier, d. h. Wünsche von Vertretern der Grundbesitzer-, speziell der Großgrundbesitzer-Interessen. Es ist hundertmal nachgewiesen worden, daß die Interessen der Agrarier, welche darauf abzielen, den Grund und Boden künstlich zu vertheuern, ebensowenig mit den Interessen des landwirthschaftlichen Gewerbes zusammenfallen, wie die Interessen der Lederhändler, welche das Leder möglichst theuer verkaufen wollen, mit den Interessen der Schuhmacher, die das Leder möglichst billig erwerben möchten. Daß diejenigen, welche den einseitigen Interessen der Grundeigenthümer dienen, wie der Bund der Landwirthe, beflissen sind, sich als die wahren und womöglich einzigen Vertreter der Landwirthschaft zu empfehlen, ist begreiflich genug. Wollten sie ihre Ziele nackt und klar dem Volke vor Augen bringen, so müßten sie sich etwa folgendermaßen ausdrücken:

> Wir verlangen, daß die Armen und Aermsten in der Bevölkerung alljährlich ungefähr einen Monat arbeiten, um den Tribut aufzubringen, den sie den Produzenten von Brotgetreide entrichten müssen. Es ist das nothwendig, damit diese Produzenten von Brotgetreide eine höhere Rente

als bisher aus ihrem landwirthschaftlich benutzten Grund und Boden herauswirthschaften. Wird dieser Zweck erreicht, so muß mit der höheren Rente auch der Preis von Grund und Boden steigen, und selbst die stark verschuldeten preußischen Junker, die ohne eine solche künstliche Preissteigerung von Grund und Boden unter der Last ihrer Schulden erdrückt werden, können sich dann wieder eine Zeit lang wirthschaftlich über Wasser halten, vielleicht sogar neue Schulden kontrahiren. Allerdings wird durch diese künstliche Preissteigerung von Grund und Boden die Hauptursache für die mangelnde Konkurrenzfähigkeit des deutschen Getreides auf dem Weltmarkte gegenüber russischem, argentinischem, nordamerikanischem Getreide verschärft, die Lage des deutschen Getreidebaus also, vom landwirthschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, dauernd verschlechtert, aber das schadet nichts, wenn nur die Großgrundbesitzer momentan aus ihren finanziellen Nöthen befreit werden.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß, wenn man in dieser Weise das Kind beim rechten Namen nennen würde, auch der einfältigste deutsche Wähler vor solchen „berechtigten Wünschen der Landwirthschaft" Kehrt machen würde. Der Bund der Landwirthe kann seine agitatorischen Geschäfte nur machen, wenn er seine wahren Gründe für die Ausplünderung der Konsumenten sorgsam verschleiert, und allenthalben da, wo „der verschuldete Grundbesitzer", „der eigennützige Agrarier" stehen müßte, das Wort „die Landwirthschaft" setzt. Die Landwirthschaft ist ein ehrwürdiger Begriff, die Landwirthschaft verdient jede Hilfe und Förderung, der Landwirthschaft ist alle Welt gewogen, und deshalb schlüpfen gerade die rücksichtslosesten agrarischen Demagogen mit besonderer Vorliebe in das Gewand der Landwirthschaft. Das Maskenspiel ist als Täuschungsmittel für den blinden Hödur oft erprobt, aber allmählich kommt doch auch der naive Zuschauer dahin, zu erkennen, was hinter der Maske steckt. Die Parole für die bevorstehenden handelspolitischen Kämpfe kann deshalb nur sein: Für die berechtigten Wünsche der Landwirthschaft und gegen die Agrarier.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

III.

Von dem Arbeitsprogramm, welches für das neugegründete deutsche Reich aufgestellt und durch Artikel in der Reichsverfassung sanktionirt wurde, harren noch immer zwei Punkte vollständig der Erledigung. Wir haben kein deutsches Vereinsgesetz und kein einheitliches Versicherungsrecht. Von dem ersteren will die Regierung auch heute noch nicht sprechen; das Versicherungswesen berührt sie mit einer Vorlage, welche der Reichstag in erster Lesung berathen und dann an eine Kommission verwiesen hat. Der Zweck dieses Gesetzentwurfs ist ein sehr dürftiger; es soll dem Uebelstande abgeholfen werden, daß eine Privatversicherungsgesellschaft, die in einem Bundesstaate die Konzession zum Geschäftsbetriebe erhalten hat, in anderen Bundesstaaten verschlossene Thüren findet. So anerkennenswerth es auch ist, einem Uebelstande abzuhelfen, den man vierunddreißig Jahre nach Königsgrätz kaum für denkbar halten sollte, mußte eine derartige Vorlage doch eine kühle Aufnahme finden, weil sie viele wichtige Fragen unerörtert läßt. Die einzelnen Vorschläge, die der Entwurf enthält, schwelgen in der Vorstellung von dem Segen einer weit getriebenen Staatsaufsicht in dem Augenblicke, wo die Staatsaufsicht über Hypothekenbanken einen schmählichen Mißerfolg erlebt.

Bei dem Rechenschaftsbericht über die Reichsanleihen hatte die Regierung sich darüber zu rechtfertigen, daß sie die Achtzig-Millionen Anleihe in Amerika begeben hat. Der Gedankengang, als hätten patriotische Erwägungen davon zurückhalten müssen, Schulden im Auslande zu kontrahiren, anstatt den Kredit des eigenen Landes in Anspruch zu nehmen, fand wenig Anhänger. Aber es fielen ernste Streiflichter auf die Planlosigkeit, die sich in der deutschen und preußischen Finanzpolitik zu erkennen giebt und die wesentlich darauf zurückzuführen ist, daß die Regierung wenig geneigt ist, auf verständige Rathschläge der Börse zu hören.

Der Antrag auf Einführung der Berufung in Strafsachen, wie er in früheren Jahren Gestalt gewonnen hat, wurde von Neuem eingebracht und ohne einleitende Betrachtungen an die Kommission verwiesen. Nach den Erfahrungen früherer Jahre ist mit Sicherheit anzunehmen, daß entweder eine Verständigung mit der Regierung nicht zu Stande kommt, oder daß die Verbesserung, die in der Einführung der Berufung liegt, durch Verschlechterungen erkauft wird, die viel bedenklicher sind, als der jetzt bestehende Zustand. Wir halten eine einschneidende Revision der Strafprozeßordnung für erforderlich, oder wenn wir ganz ehrlich sprechen wollen, die Ausarbeitung einer neuen Strafprozeßordnung unter Beseitigung der bestehenden. Aber der alte Mantel verträgt den großen Flicken, welchen man ihm jetzt aufsetzen will, nicht.

Wegen der Kohlentheuerung fand eine Interpellation statt. Wir sind ja jetzt auf demselben Standpunkt, den wir so komisch fanden, als die Franzosen allein ihn einnahmen, auf dem Standpunkte, daß man die Regierung für jede wirthschaftliche Konjunktur verantwortlich machen kann und muß. Die beiden Minister, Herr Brefeld und Herr von Thielen, fingen in der Bedrängniß, in der sie sich befanden, an, allerlei verständige volkswirthschaftliche Grundsätze auszukramen, die ihnen wenigstens nicht jederzeit geläufig sind. Warum man kein Ausfuhrverbot erlassen kann, warum man die Ausfuhr nicht durch Eisenbahntarife erschweren darf, darüber ließen sie sich in so verständiger Weise vernehmen, daß der heilige Manchester es nicht hätte besser machen können, wenn er in Person erschienen wäre. Von den übrigen Rednern, die in der Diskussion auftraten, haben wir nicht eben so viel lernen können. Daß Graf Kanitz sich dagegen zur Wehr setzte, dem Kohlenmangel durch vermehrte Produktion von Kohlen abzuhelfen, weil dadurch der Landwirthschaft Kräfte entzogen werden würden, war zwar originell, aber nicht überzeugend. Im Uebrigen ereiferten sich über die Kohlentheuerung am lebhaftesten die, welche eine Brotvertheuerung herbeiführen wollen.

Das Centrum hat einen Antrag eingebracht, den man kurz und bündig den Toleranzantrag nennt. Es sind genau dreihundert Jahre her, seit Giordano Bruno in Rom verbrannt wurde. Ob er heute ein besseres Schicksal haben würde, wenn die Gesinnungsgenossen des Centrums in Rom allmächtig wären, ist schwer zu entscheiden. Die katholische Kirche ändert ja ihre Ansichten nicht. Außerdem haben wir, allerdings außerhalb des Parlaments, von einem hervorragenden Centrumsführer die Ansicht aussprechen hören, Bruno sei ein „Schwein" gewesen. Die Verhandlungen über die lex Heinze haben uns auch nicht darauf vorbereitet, beim Centrum Anwandlungen von Toleranz zu erleben. Man kann aus seinem Antrag auch sehr deutlich den Kern herausschälen, daß die politische Macht der katholischen Kirche gestärkt werden soll. Nicht für die Freiheit des Bekenntnisses für Jedermann, sondern für die Macht der Hierarchie tritt das Centrum ein.

Der Reichskanzler brach mit der bisherigen Praxis, nach welcher die Regierung von einem Initiativantrage des Hauses immer erst dann hört, wenn die zweite Lesung beendigt ist. Er konnte sich auf einen sehr bequemen Standpunkt stellen, indem er die Kompetenz des Reiches bestritt, und fand dabei die Unterstützung von Mecklenburg und Braunschweig. Das Centrum ist aber jetzt so reichs-

treu, daß es die Macht des Reiches erweitern will, so oft es ihm bequem ist. Der Antrag wurde an eine Kommission verwiesen, und vielleicht wird noch einmal über ihn zu sprechen sein.

Proteus.

Bismarck Familienvater.*)

Diese Briefe an das Fräulein von Puttkamer, das schließlich als Fürstin Bismarck gestorben ist, reichen von 1847 bis zum Jahre 1892; intime Dokumente aus dem Leben dieses gewaltigen Menschen, die über 45 Jahre verstreut sind, vom bescheidenen Beginn seiner Laufbahn als Deichhauptmann über alle politischen Höhen bis in das Greisenalter des Einigers Deutschlands. In einem bleiben sich alle diese Briefe gleich; in der Zärtlichkeit zu Frau und Kindern und in der Gleichgültigkeit gegen äußeren Schein und Glanz; gegen Prunksucht und gegen den Theaterlärm des politischen, diplomatischen und höfischen Lebens; nirgends eine Spur von Ruhmredigkeit; kaum daß der mächtige Strom, der dieses Leben getragen hat, hier oder dort überhaupt einmal in diese Briefe bescheidentlich in einer vereinzelten kleinen Welle hineinfluthet.

Wenn nach Jahrtausenden die Welt diese Briefe wieder entdecken sollte, und die Gelehrsamkeit sie betrachten wird, wie wir die Papyrusschriften, so wird Otto von Bismarck in gar eigenthümlichem Bilde erscheinen. Ein ausgezeichneter, liebender Gatte, ein guter Vater, gottesfürchtig, der seine Sünden mit Skrupeln betrachtet, und sie im Ernst und nicht ohne Beklemmung vor dem höchsten Strafgericht zu bekämpfen scheint, und doch voll genug von Lebensfreude, um sich zu gestatten, den theologischen Alp mit einem Glase oder einigen Bouteillen Sekt herabzuspülen; hin und wieder blitzt ein starkes leidenschaftliches Temperament auf, hin und wieder, doch weit verstreut, in den Briefen ein prächtiges Bild, eine wundervolle Schilderung, und als Umgebung für diese Individualität Kaiser und Könige und Große dieser Erde und gewaltige Ereignisse, aber diese Menschen und diese Geschehnisse ziehen nur ganz schattenhaft vorüber, sie bleiben fast nur Namen, als wären sie ohne eine Bedeutung für den Schreiber der Briefe, der aus dem Berg seiner Geschäfte, die man nicht kennt, sich sehnt nach Frau und Kind und der Stille der Häuslichkeit und den Freuden des Landlebens.

Wir, denen die Gestalt des Fürsten Bismarck noch lebhaft vor Augen steht, erkennen auch in diesen Zügen den Todten wieder. Gewiß, das alles kannte man an ihm; allein die Mischung ist hier eine ganz andere. Von den Hauptinteressen, die das Leben dieses Mannes erfüllt haben, tönt aus diesen Briefen fast nichts als Namen und die leise Klage von der Arbeitslast; nicht ein einziges politisches Ereigniß zieht lebendig an uns vorüber. Von der Kraft zu hassen, von dem unerschütterlichen Willen zu herrschen und zu siegen, von der geistreichen Malice findet kaum jener eine ganz schwache Spur, der weiß, welch mächtige Triebfedern im Leben dieses Todten seine Leidenschaften gewesen sind. Der Bismarck dieser Briefe ist ein frommer Landedelmann, den Gott als Streiter, wie einen Puritaner zur Zeit Cromwells, in diese sündige Welt gestellt hat, und der sich sehnt nach dem Frieden der Familie. Aus dem prachtvollen Königstiger ist eine friedfertige Hauskatze geworden, die es sich am warmen Kamin wohl sein läßt, und die sich nicht einmal beim harmloseren Geschäft des Mäusefangens betreten läßt.

Da in der Vorrede zu diesem Bande mitgetheilt wird, daß Fürst Herbert Bismarck eine „vollständige Sammlung" der Briefe, „soweit er sie beim Ordnen seiner Archive zusammenstellen konnte", darbietet, so bleibt für die Annahme kein Raum, daß durch Beseitigung von Einzelheiten der Charakter des Fürsten Bismarck zum Bilde eines Mannes umgeformt worden ist, der vor allem ein gottesfürchtiger und getreuer Eckard des Reiches und ein braver Familienvater gewesen ist. Solche Retouchirung ist mir zugleich aus inneren Gründen ganz unwahrscheinlich; mögen einzelne Briefe fortgelassen sein — das ist das gute Recht eines Sohnes, von dem Niemand verlangen wird, daß seine Beiträge zum Porträt der Eltern von dem Prinzip naturalistischer Rohheit und Rücksichtslosigkeit bestimmt sind; — immerhin würde auch die vorsichtigste Hand so vollkommen nicht die kleinste verrätherische Spur zu tilgen vermocht haben. Die Briefe sind viel zu einheitlich, als daß sie nachträglich auf solchen Ton, der den deutschen Philisterlegenden so liebliche Begleitmusik sein kann, sich hätten abstimmen lassen. Diese Briefe sind nicht nachträglich umkomponirt, sondern — und das ist das Merkwürdige an ihnen — sie waren so komponirt für das Ohr des frommen Fräulein von Puttkamer und der frommen Frau von Bismarck, die ihr Lebtag nichts gewesen — das ist ein sehr ehrenvolles Frauenmetier — als brave Gattin und Mutter und eine junkerliche Landedelfrau, die ihr Minister-gewordener Mann mit Humor daran erinnert, daß eine weibliche Excellenz den Mäulern im vornehmen Bade durch hinterpommersche Toiletten nicht zu reden geben sollte.

Ich habe eine Zeit lang geschwankt wie diese intimen Briefe, in denen so viele völlig unentbehrliche Bismarck'sche Züge gänzlich fehlen, andere fast verschwunden sind, in das Leben des Mannes, der so deutlich noch vor uns steht, eingefügt werden können, bis ich zu der nachfolgenden Stelle gelangte. Bismarck schreibt am 24. September 1862 von Berlin an seine Frau:

„Mein geliebtes Herz!

Ich bin etwas in Sorge, weil ich noch immer kein Sterbenswort von Dir hier erhalte. Mein Pariser Brief an Mutter und an Dich, in dem ich meine Herreise ankündigte, muß doch am Sonntag in Eure Hände gelangt sein, spätestens, denn er ging Mittwoch oder Donnerstag aus Paris. Du wirst aus den Zeitungen unser Elend schon ersehen haben. Ich bin zum Minister mit interimistischem Vorsitz ernannt, bis Fürst Hohenzollern seinen Abschied in Händen hat, dann werde ich definitiv Ministerpräsident und übernehme später auch das Auswärtige. Heut ziehe ich drüben Nr. 74 ein, wo Auerswald wohnt. Das alles ist nicht erfreulich, und ich erschrecke jedesmal darüber, wenn ich des Morgens erwache. Aber es muß sein. Ich bin nicht im Stande Dir jetzt mehr als diese Zeilen zu schreiben, ich bin umlagert von allen Seiten mit Geschäften jeder Art, und kann Berlin in den nächsten Wochen nicht verlassen. Ob wir 74 oder Auswärtiges 76 künftig wohnen, darüber muß ich Deine Ansicht erst hören. . . . ."

Man mag in Ansatz bringen, daß ein Minister auch in Privatbriefen an die vertrautesten Personen vorsichtig ist; vielleicht vertraut er dem Briefgeheimniß nicht — preußische Minister haben diese Vorsicht zu üben Veranlassung gehabt —; vielleicht fürchtet er eine ganz unbeabsichtigte Indiskretion aus dem Munde jener, die das Schreiben erhalten hat — immer bleibt dieser Brief eines Mannes, der Jahre hindurch sein Ziel aus innerstem Beruf erstrebt hat, und der nun dieses Ziel erreicht hat, erstaunlich.

Bismarck legt die Hand auf das Ministerportefeuille, und diese That bezeichnet er als „Elend"; ein „Elend", das er ziemlich beiläufig unter häusliche Sorgen und Wohnungsfragen mischt, und von dem er voraussetzt, daß es die Zeitungen früher der Gattin gemeldet haben als er selbst.

Hier liegt der Schlüssel. Diese Gattin war sein getreues Eheweib, die Mutter seiner Kinder, die Frau, die er aufrichtig, herzlich und zugleich mit jener chevaleresken Zartheit der Empfindung liebte, die diesem gewaltthätigen und wuchtigen Riesen eigen sein konnte, — aber die Gefährtin seines Lebens war sie nicht, und so sind diese Briefe an die Gattin kein Spiegelbild der Bismarck'schen Individualität. Bismarck läßt in diesen Briefen nur jene Saiten seines Innern ertönen, von denen er voraussetzte und wußte, daß

---

*) Fürst Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin. Herausgegeben vom Fürsten Herbert Bismarck. Stuttgart. J. G. Cotta. 1900.

sie lieblich in den Ohren seiner Frau ertönten, und daß sie dem Verständniß und den Interessen seiner Frau entsprachen. Dieser große Menschenkenner nährte das Glück seiner Häuslichkeit, das er innig empfand und das ihm unentbehrlich war, mit jener Speise, die ihm als die zuträglichste erschien.

Keine Rede davon, daß diese Briefe Dokumente der Heuchelei sind; man heuchelt nicht gegen seine Frau ein langes, glückliches Eheleben mit solcher warmen Hingabe. Allein diese Briefe reden jene Sprache, die seine Frau verstand, und Bismarck vermochte viele Sprachen zu sprechen.

In diesen Briefen redet der Landedelmann, der das Puttkamersche Landedelfräulein geheirathet hat; der Junker, der ein gottesfürchtiger Christ und ein guter Gatte und Vater ist, und jener urwüchsige Mensch, der auf den Firlefanz der Welt keinen Werth legt, der auf den Kernpunkt der Dinge geht, und der sich schließlich bleibend nur glücklich fühlt in den einfachen, großen, ewigen Verhältnissen, der Familienliebe und dem Leben mit der ewigen Natur; das alles empfand Bismarck's Herz echt, und das alles kommt in jenen Briefen echt zum Ausdruck, aber dieser selbe Mensch war zum Herrscher geboren und fühlte sich zum Herrscher geboren; das „Elend", Minister zu werden, das der pommersche Landjunker in ihm aufrichtig empfand, war ihm, der genialen Herrschernatur, zugleich unentbehrliche Lebensbedingung, und Minister zu bleiben und seine Gegner mit allen Mitteln zu stürzen, zu zertreten und zu zermalmen und mit seinem Haß bis über das Grab hinaus zu verfolgen, das war ihm eben so natürlich, wie das gemächliche, menschlich gemüthvolle Ausruhen am häuslichen Herde.

Hier in diesen Briefen lebt Bismarck der Familienvater, der für seine Frau, das frühere Fräulein von Puttkamer auf Reinfeld bei Zuckers in Hinterpommern immer nur der junkerlich preußische Ehemann geblieben ist und bleiben wollte, obgleich er inzwischen einer der Großen der Weltgeschichte geworden war.

Diese Briefe, die einen stattlichen Band von 600 Seiten füllen, und die zum allerkleinsten Theil, und das sind die uninteressantesten, aus der Zeit der Bismarck'schen Ministerlaufbahn stammen, sie enthalten erklärlicherweise einige verstreute wundervolle Stellen, Bilder von Shakespeare'scher Kraft, manches Anheimelnde und recht viel ganz Gleichgiltiges. Das werden freilich jene erwachsenen Kinder nicht zugeben, die wie die kleinen Kinder wissen wollen, ob auch die Fürsten dieser Welt mit einer Krone auf dem Haupte sich zu Bette legen. Bismarck war der Letzte, der mit einer Krone auf dem Haupte in seinen vier Wänden herumlief, und er erkundigte sich daher mit derselben Natürlichkeit und Sachlichkeit nach der Leibesöffnung seiner Sprößlinge, wie andere Väter auch. Das wird hier dokumentarisch belegt, für jene, die es wissen wollen. Mich stören auch diese Briefe nicht, obgleich ich nach dem englischen Sprichwort nie bezweifelt habe, daß der Vicekönig von Indien, der, einige hundert Millionen Menschen zu beherrschen hat, doch noch Zeit zum Frühstücken behält.

Ein psychologisches Problem geben diese Briefe auf; es bezieht sich auf die Religiosität Bismarck's.

Der Band hebt an mit einem Brief des Herrn Otto von Bismarck, in dem er den Herrn von Puttkamer um die Hand seiner Tochter bittet; in diesem Brief ist viel steife, pastorale Religiosität enthalten, wie man das begreift, wenn man sich vergegenwärtigt, daß augenscheinlich die Puttkamer'sche Familie streng religiös gewesen ist, und sie wird mit einigem Grauen auf die wilde Jugendzeit des Junkers Otto geblickt haben. Allein diese Note tönt noch Jahrzehnte hindurch in den Briefen stark wieder, wiewohl sich Bismarck über seine Persönlichkeit und sein Leben keine Illusionen gemacht hat.

„Ich bitte Gott um Kräftigung durch Seinen Geist, denn ich bin wie eine lahme Ente am Rande Seines Wasser, das sehe ich klar, und kann mich doch nicht ermannen, daß es anders werde."

Es scheint, daß Bismarck's Gattin eine lange Zeit hindurch mit ihren Anschauungen einen starken religiösen Druck oder, soll man sagen, Einfluß auf ihn ausgeübt hat. Dieses Weltkind mit seinen gigantischen weltlichen Neigungen ist zerknirscht und windet sich vor seinem Gott wie ein alter Puritaner; freilich die weltlichen, heißen Begierden und die theologische Zerknirschung wohnen auch bei ihm ganz friedlich bei einander, wie seit den biblischen Zeiten das so oft geschehen ist. Und wie wir wissen, daß er aus der politischen Kreuzzeitungs-Enge herauswuchs, und immer freier wird, so auch auf religiösem Gebiet, bis dann die wohlgerundeten pastoralen Fluthwellen in seinen Briefen völlig ebben und nichts bleibt als der menschlich einfache Dank gegen Gott, der der „lahmen Ente" über alle irdischen Gewässer so trefflich hinweggeholfen hat.

Diese Briefe geben ein Bismarck'sches Selbstporträt; aber gemalt für die simplen und doch anheimelnden Bedürfnisse des häuslichen Alkovens der Frau von Bismarck; und der interessanteste Zug in diesem Porträt ist jene Gottesstreitermiene, für die Bismarck selbst mehrmals ein humorvolles Wort findet.

P. Nathan.

Willibald Beyschlag.

Evangelische Theologen sind es nicht, die heute im Mittelpunkt des öffentlichen und namentlich des litterarischen Interesses stehen. Aber es gibt unter ihnen doch auch Solche, die in ihrer Größe über den Grenzzaun der Kirche und Theologie derartig hinausragen, daß sie auch auf anderen Gebieten der Welt gesehen werden müssen. Zu ihnen hat fast ein halbes Jahrhundert hindurch in erster Reihe Beyschlag gehört, namentlich seitdem er im Jahre 1860 als Professor und Doktor der Theologie von Halle a. S. aus auf den wichtigsten Gebieten des wissenschaftlichen und praktischen, des kirchlichen und staatlichen, des sozialen Lebens eine durchaus einheitliche, überall grundsätzlich sich gleich bleibende öffentliche Thätigkeit entfaltete.

Er ist in dieser Zeit einer der bedeutendsten Schriftsteller unseres Volkes gewesen. Er war als solcher schon anerkannt und viel gelesen in Deutschland und England und viel geliebt, als er seinem Bruder, der als jüngerer Mann gestorben ist, ein Denkmal von unvergänglicher Schönheit gesetzt hatte in der Schrift „Aus dem Leben eines Frühvollendeten, des evangelischen Pfarrers Franz Beyschlag. Ein christliches Lebensbild aus den früheren Zeiten des Jahrhunderts." Aber auch wo er als Dichter Weltliches und Geistliches in schöner Form darbietet, wie in seinem „Blüthenstrauß vom Lebenswege" und vor allem wo er in seinem letzten Werke „Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen der jüngeren Jahre und des reiferen Alters" in zwei starken Bänden seinem Volke darbietet, was er erlebt hatte und besaß, erkennt man eine Macht über die Sprache und eine Kraft und Fülle des Geistes, ein inneres Leben, das ihn auch die schwierigsten Probleme klar und packend lösen läßt. Ja in diesem Buche, dessen zweiter Band heut vor zwei Jahren vollendet wurde, kommt man der eigenthümlichen Art dieses Geistes wohl am nächsten.

Beyschlag war nicht nur Theologe, sondern er war in erster Linie ein Deutscher und ein Christ, der beides in einer ebenso reichen und feinen wie kraftvollen und heldenmüthigen Persönlichkeit mit einander verband. Ich kann nicht sagen, daß ich seine theologische Stellungnahme überall theile und der sogenannten Mittelpartei auf dem Gebiete der theologischen Wissenschaft angehöre wie er. Aber ich weiß, daß er ein Mann von unbeugsamer Wahrheitsliebe und Gerechtigkeitsliebe war, die er rücksichtslos und feurig auf seinem ganzen Lebenswege geltend gemacht hat. Er hat selbst das kleine aber schöne Verschen unsres lieben

Studentenliedes „Wer die Wahrheit weiß und saget sie nicht, der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht“ besonders geliebt und das Gegentheil davon an sich stets und ständig geltend gemacht.

Aus einer echt deutsch gesinnten Familie am 5. September 1823 zu Frankfurt a. M. geboren, hat er die Metternich'sche Politik und den Bundestag, aber auch die römische Politik, die Jesuiten und den Ultramontanismus mit seinem jungen deutschen Herzen früh erkannt in ihrer Feindschaft gegen unser Volk und seinen Beruf. Während seiner Studentenzeit, die er namentlich in Bonn durchlebte, war Gottfried Kinkel sein nächster Freund und es ist ein hoher Genuß, die Darstellung dieses sehr ernst genommenen, aber zugleich der Freude am Leben, der Kunst und den Idealen der deutschen Burschenschaft im alten Sinn hingegebenen Jugendzeit in dem ersten Bande „Aus meinem Leben“ zu lesen. Beyschlag war nicht selbst Verbindungsstudent, aber er lebte und webte als Deutscher und als Christ, als ganzer Mann, schon damals in den Idealen einer Erneuerung Deutschlands, für die er später seine ganze Kraft hingegeben hat.

Kinkel's später immer mehr überspannte und ehrgeizige Pläne trennten Beyschlag von diesem, und ließen auch alle späteren Bemühungen des Freundes um den Freund vergeblich bleiben. Beyschlag ging den schmalen Weg der heiligen Pflicht und des in ihm deutlich vernommenen Berufes. Er hat in Frankfurt a. M. und Coblenz als Vikar, in Trier als Pfarrer und in Karlsruhe als Hofprediger unter stetem wissenschaftlichem Fortarbeiten namentlich als Historiker und Bibelforscher eine schon damals recht hohe Anerkennung für seine Wirkungskraft sich erworben und ist dann in Halle ein Kämpfer nach drei Seiten geworden: erstens gegen das durch Friedrich Wilhelm IV. verdorbene evangelische Kirchenwesen, dessen Papst Hengstenberg war; zweitens im Kulturkampf gegen die Verlassung der Altkatholiken seitens Bismarcks und gegen Rom in Deutschland; und drittens gegen diejenigen kritischen und liberalen Theologen, welche über der Kritik und Höhe der Wissenschaft die Sache selbst, nämlich den Glauben und das Christenthum vergaßen und die dadurch ähnlich wie ihre radikalen Gegner, die staatskirchlichen Orthodoxen, an der verhängnißvollen Trennung der Wissenschaft und der Religion, des Volkes und seines höchsten Gutes in Sittlichkeit und Religion bei uns arbeiteten.

Unendlich viel im Einzelnen wäre hervorzuholen aus den schweren und den schönen Zeiten der Beyschlagschen Wirksamkeit und aus der großen Zahl seiner wissenschaftlichen Werke. Hier seien von den letzteren nur drei besonders wichtige erwähnt: die sogenannten „blauen Blätter“ d. h. „die deutsch-evangelischen Blätter. Monatsschrift für den Gesammtbereich des Protestantismus.“ In ihnen hat Beyschlag mit sehr tüchtigen Mitarbeitern 23 Jahre hindurch Wacht gehalten gegen die Feinde und für die höchsten Güter seines Volkes. Ferner: „Das Leben Jesu“ in zwei Bänden, welches den eigentlichen Kern- und Zielpunkt seines Studierens, Dozierens und Bauens darlegt. Und endlich sein Buch über den Altkatholizismus, welches ihm unendlich viele Feinde gemacht, aber auch die Liebe in vielen Herzen entzündet hat, die selten ein Mensch in so weiten Kreisen und so innig genossen hat wie er selbst, der nun auch Vollendete. Wer wird ihn ersetzen?

Liegnitz, am 5. Dezember 1900.

H. Ziegler.

Ein Buch über das Papstthum.

I.

„Es ist eine tief beklagenswerthe Erscheinung, daß zu einer Zeit, wo der ultramontane Riese in alle Gebiete der Politik und Kultur seinen zertretenden Fuß setzt, — auch das in China jetzt strömende Blut ist mit sein Werk, — wo er mit seiner „Wissenschaft“ die Wahrheit vergewaltigt und alle Geistesgebiete durchseucht, daß gerade in einer solchen Zeit es an geschlossener, an überlegter und überlegender Abwehr ihm gegenüber so gut wie ganz fehlt.“

Eine schneidende und starke Waffe zu solcher Abwehr hat Graf Hoensbroech mit seinem Buche*) über das Papstthum geschaffen. Denn, wenn je zu irgend einem Kampfe, so ist zu diesem vorerst die genaue Kenntniß des gegnerischen Wesens nothwendig; und an dieser Kenntniß fehlt es — so klagt Hoensbroech — vielfach auch dort, wo der Wille zur Bekämpfung des übergewaltigen Gegners wohl vorhanden wäre.

„Daß man es doch erkennte, daß der Ultramontanismus ein System ist, tief und hoch und breit, festgefügt, ausgebaut nach allen Seiten; daß man doch endlich diesem System, dem an Größe und Verderblichkeit nichts an die Seite gestellt werden kann, angestrengtes, eindringendes Studium widmete! Mit elenden Schlagworten, mit seichten Phrasen ist ihm gegenüber wirklich nichts zu machen und noch weniger mit Verbreitung von Skandalgeschichten und thörichten Anekdoten. Nicht Bloßstellung ultramontaner Persönlichkeiten, sondern Bloßlegung der ultramontanen Grundlagen ist gegen den Ultramontanismus das allein wirksame Kampfmittel.“

Vorerst ein paar Worte über die Person des Herolds, der da zum Kampfe ruft. Daß Graf Hoensbroech selbst Jesuit gewesen, ist in den weitesten Kreisen bekannt; minder bekannt aber dürften die von ihm seither veröffentlichten Schriften sein. Und deshalb mögen Viele mit diesem Buche die Vorstellung des Sensationell-Pikanten verbinden, die Vorstellung des ehemaligen Jesuiten, der nun aus der Schule schwatzt. Nichts könnte falscher sein als dieser Glaube, der zugleich geeignet wäre, der Wirkung des Buches empfindlichen Abbruch zu thun. Dem Typus des Renegaten, der heute blindwüthig losschlägt auf das, was er gestern bekannt, diesem Typus steht Graf Hoensbroech meilenferne. Nicht Rachsucht führt seine Feder. „Magistra veritatis historia“ ist sein Wahrspruch. Fanatiker pflegen anderen Maximen zu folgen. Hoensbroech ist in erster Linie Historiker. Seine historischen Studien waren es, die ihn die wahre Gestalt der „Gesellschaft Jesu“ kennen gelehrt und ihn zum Austritt aus dem Orden bewogen haben und dieselben Studien haben ihn hineingeführt in die bluttriefende, von unnennbaren Greueln erfüllte Geschichte der „Statthalter Christi“. Und, angesichts dieser Greuel, die den Forscher bei jedem Schritte begleiteten, muß man die Sprache seines — selbstredend polemischen — Werkes ebenso vornehm und maßvoll finden, als sie kräftig und schön ist. — Der erste, hier vorliegende Band (ein zweiter über den Einfluß des Papstthums auf die Sittlichkeit im Allgemeinen, auf Familie, Ehe u. s. w. soll folgen) umfaßt: Inquisition, Aberglaube, Teufelsspuk und Hexenwahn.

Ueber die Inquisition, dieses furchtbare „Glaubensgericht“, ist viel geschrieben worden; dickleibige Bände, kleine Broschüren, lose Flugblätter. Zweck und Wesen dieses sacrosancten Instituts sind Jedermann bekannt. Hervorgehoben aber muß werden, und Hoensbroech betont es immer wieder, daß es nur eine Inquisition gegeben hat, die päpstliche. Soferne die unmittelbaren Werkzeuge oder der unmittelbare Schauplatz ihrer Thätigkeit ins Auge gefaßt werden, mag man immerhin von einer bischöflichen und mönchischen, römischen und spanischen Inquisition reden.

*) Das Papstthum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit“ von Graf von Hoensbroech. I. Band. Leipzig. Breitkopf u. Härtel. 1900.

„Handelt es sich aber um das Wesen der Inquisition, um ihren Urheber und um denjenigen, der die Verantwortung für sie trägt, so kann man der Wahrheit gemäß nur von der päpstlichen Inquisition sprechen." Der Beweis hierfür ist unschwer erbracht. Die Bullen der Päpste Georg IX., Innozenz IV., Alexander IV. und Clemens IV. führen eine deutliche Sprache. „Der Inquisitor war päpstlicher Bevollmächtigter, der alle seine Gewalt unmittelbar und ganz allein vom Papste erhielt." Eine der verbreitetsten ultramontanen Geschichtslügen ist es, namentlich die spanische Inquisition als staatliche Einrichtung zu bezeichnen, als eine Einrichtung obendrein, „die von der katholischen Kirche nie gebilligt, sondern mißbilligt" worden sei. (Aus der vom Centrumsabgeordneten Freiherrn v. Loe am 2. März 1896 im preuß. Abg.-Hause gehaltenen Rede). Das strikte Gegentheil dieser Behauptung ist Wahrheit. Der Jesuit Grisar schreibt „mit einer wegen ihrer Seltenheit besonders anerkennenswerthen Ehrlichkeit" darüber:

„Alle Großinquisitoren pflegten beim Antritt ihres Amtes mit den bezüglichen geistlichen Vollmachten vom hl. Stuhle bekleidet zu werden, eine Thatsache, die Niemand in Abrede stellen kann. . . . Sie waren nicht kraft königlicher Ernennung Großinquisitoren, sondern kraft der an sie gerichteten päpstlichen Bullen."

Ja, noch mehr! Daß die Häupter der katholischen Staaten zur Kurie und zur Inquisition in einem Verhältnisse standen, das auf diesem Gebiet nur mit Hörigkeit zu bezeichnen ist, das geht aus zahlreichen Bullen, Konstitutionen und Erläßen mit erschreckender Deutlichkeit hervor. In seiner Konstitution: Dilectus filius frater bestimmt Papst Innozenz VIII. im Jahre 1486, daß die staatlichen Behörden die Inquisitionsurtheile auszuführen hätten „sine visione", d. h. ohne Einsichtnahme in die Akten. „Coeca obedientia" (blindlings), „oculis clausis" (mit geschlossenen Augen) heißt es an anderen Stellen. Und dabei blieb es während der ganzen Dauer der Inquisitionsgerichte. Am besten ist es übrigens — wie Graf Hoensbroech es thut, — die Herren Inquisitoren über Zweck, Art und Handhabung ihrer Glaubensgerichte selbst sprechen zu lassen. Er citirt zu diesem Zwecke die Hand- und Lehrbücher der Inquisitoren Guidonis, Eymeric, Menghini u. m. a. Ueber den Zweck der Inquisition äußert sich der Dominikaner Bernhard Guidonis in seinen „Practica inquisitionis haereticae pravitatis" kurz und bündig:

„Zweck der Inquisition ist die Zerstörung der Ketzerei; die Ketzerei kann aber nicht zerstört werden, außer durch Vernichtung der Ketzer; die Ketzer können aber nicht vernichtet werden, außer es werden auch ihre Begünstiger und Vertheidiger vernichtet. . . . Auf zweierlei Art aber werden die Ketzer vernichtet; erstens, indem sie sich von der Ketzerei zur katholischen Religion zurückwenden, zweitens indem sie, dem weltlichen Gericht überliefert, körperlich verbrannt werden. . . . (corporaliter concremantur)."

Wie leicht und mühelos dieses „Zurückwenden" zur katholischen Religion zu bewerkstelligen war, erfährt man aus dem „Directorium Inquisitorum" des Dominikaners Eymeric. (Erläutert von dem Theologen Pegna und dem Papste Gregor XIII. gewidmet). Es heißt dort:

„Auch derjenige, der, obwohl von Zeugen der Ketzerei überführt, sein Verbrechen beharrlich leugnet und den heiligen katholischen Glauben beharrlich bekennt, wird, wie die übrigen Ketzer, dem weltlichen Arm zur Bestrafung übergeben."

Zur Rechtfertigung dieses Verfahrens werden mehrere Gründe angegeben, dann folgt ein Schlußsatz, in dem unverhüllte Bestialität mit heuchlerischer Perfidie um den Vorrang streitet:

„Niemand sage, daß er auf diese Weise ungerecht verurtheilt werde, noch beklage er sich über die kirchlichen Richter, oder über die Kirche selbst; sondern, wenn er vielleicht durch falsche Zeugen überführt worden ist, so trage er es gleichmüthig und freue sich, daß er für die Wahrheit den Tod erdulde."

Später erörtert derselbe Seelenhirte (Pegna) die „schöne Streitfrage" — das sind seine Worte, — ob es einem durch falsche Zeugen Beschuldigten erlaubt sei, „sich dieses Verbrechens zu bezichtigen, um dem Tode zu entgehen, indem er, Barmherzigkeit erflehend, in den Schoß der Kirche wieder eingelassen wird?" Die „schöne Streitfrage" wird entschieden:

„Obwohl es dem Verurtheilten sehr hart ist, unschuldig zu sterben, so darf er sich doch keineswegs fälschlich der Ketzerei schuldig bekennen. . . . Die Beichtväter sollen ihn ermahnen, die Wahrheit zu sagen. . . . Der Verurtheilte möge erwägen, daß er, wenn er unschuldig stirbt, als Märtyrer gekrönt wird."

Was übrigens den „barmherzig in den Schoß der Kirche wieder Aufgenommenen erwartete, zeigt ein Urtheil der römischen Inquisition vom 16. Dezember 1564:

„Du, Johann Micro, bist überführt der Ketzerei. Aber weil Du um Barmherzigkeit gebeten und Dich als reumüthigen Sünder bekannt hast, so wollen wir Dich lossprechen und in die Kirche wieder aufnehmen. Aber, da es unwürdig wäre, keine Strafe zu verhängen, und da Du zum Beispiel Anderer dienen mußt, so verurtheilen wir Dich zum ewigem Kerker; ferner . . ." (Nun folgen die dem Unglücklichen zur Verschärfung der Strafe auferlegten Bußübungen).

Mit der Hinrichtung der „Ketzer" und der Einkerkerung der Bußfertigen*) war die Thätigkeit der Inquisition keineswegs erschöpft. Eine große und überaus wichtige Rolle spielt die Beschlagnahme der Güter. Der schon erwähnte Dominikaner Eymeric hält es — entgegen dem allgemeinen Brauche, der einen Theil solcher Güter dem weltlichen Landesherrn zuwies, — für „das Richtigste, daß die beschlagnahmten Güter der Ketzer zum Nutzen und zur Verbreitung der heiligen Inquisition verwendet werden". Er fährt dann fort:

„Uebrigens geht aus den päpstlichen Verordnungen genügend hervor, daß die Päpste stets frei über die Güter der Ketzer verfügt haben, was sie nicht gethan hätten, wenn sie nicht das Recht dazu besäßen."

Unbestritten war dann zweifellos wohl auch das „Recht" der Inquisition, die Güter von schon verstorbenen Ketzern, während deren Gebeine ausgegraben und verbrannt wurden, zu konfisziren. „Die Vermögensbeschlagnahme zu Gunsten der Kirche kann noch nach 40 Jahren stattfinden", schreibt Eymeric. Daß die Kinder eines solchen Ketzers dadurch an den Bettelstab gebracht sind, wird keineswegs übersehen, sondern direkt gebilligt. Der heilige Vater Innozenz III. bestimmt in seinem Decretale „Vergentis":

„Die Enterbung der katholisch gebliebenen Kinder von Ketzern soll in keiner Weise unter dem Vorwand des Mitleids (praetextu cuiusdam miserationis) gehindert werden, da oft nach göttlichem Urtheil Kinder für ihre Eltern gestraft werden."

Nach den Blutgesetzen Kaiser Friedrich II., die übrigens erwiesenermaßen durch Papst Gregor IX. direkt veranlaßt sind, gibt es eine Ausnahme: Das Kindeserbrecht „bleibt bestehen, wenn die Kinder den eigenen Vater der Inquisition anzeigen". Hoensbroech bemerkt hiezu: „Der ‚Statthalter Christi' machte dies schändliche und unmoralische Gesetz zum Kirchengesetz! Die Kinder werden zur Anschwärzung ihrer Eltern durch Gewährung materieller Vortheile von der Kirche geradezu angestiftet!"

Daß Kinder, selbst unmündige, die Eltern nicht bloß anzeigen können, sondern auch sonst als vollgültige Zeugen bestehen, ist selbstverständlich; wie denn überhaupt das Kapitel „Zeugen" zu den furchtbarsten Abschnitten dieser Blutgeschichte zählt. In den „Resolutiones morales" des Antonius Diana, Consultors der Inquisition des Königreiches Sizilien heißt es:

„In Glaubenssachen kann jeder als Zeuge vernommen werden: Exkommunizirte, Verbrecher, Infame, Meineidige, Juden, Hausgenossen, Blutsverwandte, Ehegatten, Kinder, auch unter 14 Jahren. — — —

---

*) „Rückfällige Ketzer", in anderen Worten, ein zum zweiten Male Denunzirter wurde, auch wenn er bußfertig war, verbrannt.

Diese Zeugen können aber nicht zu Gunsten des Angeklagten vernommen werden."

Kann man die allen menschlichen Begriffen hohnsprechende Willkür dieser „Glaubensgerichte" durch lange Abhandlungen greller beleuchten, als es dieser einzige kurze Satz thut? — Das Kind gegen den Vater, der Mann gegen die Frau, der Diener gegen den Herrn! „Die Vasallen" — schreibt Eymeric — „sind von allen, auch von den durch Eid bekräftigten Verpflichtungen ihren ketzerischen Herren gegenüber befreit." Kurz, alle Bande, die Kultur und Gesittung, Gesetz und Liebe geschmiedet haben, sie alle zerfallen in Nichts vor dem zersetzenden Apparat dieser institutio sanctissima.

Das eigentliche Strafverfahren der Inquisition ist zu bekannt, als daß es vieler Worte darüber bedürfte. Von den Segnungen der Folter wird übrigens später bei den Hexenverfolgungen noch zu sprechen sein. Sie spielt selbstredend auch in den Ketzerprozessen die Hauptrolle. „Denn über die innere Gesinnung kann sich die Kirche nur durch die Folterung vergewissern", meint Thomas Carena, Fiskal der römischen Inquisition unter Urban VIII., in seinem „Tractatus de officio sanctissimae Inquisitionis". Der Folter folgte der Scheiterhaufen. Die Ansicht des eben genannten Gottesmannes über dieses Strafmittel ist bemerkenswerth:

„Für die Ketzer ist durch hochheilige Gesetze (leges sacrosanctae) die Todesstrafe durch Feuer festgesetzt. Gäbe es eine noch grausamere Strafe, als den Feuertod, so wäre sie gegen den Ketzer anzuwenden. . . . . Der weltliche Richter hat nichts anderes zu thun, als das Urtheil der Inquisition sofort zu vollstrecken."

Ueber die Absichten der Inquisition haben sich die Herren, wie man sieht, recht deutlich und ohne Rückhalt geäußert, erwiesen ist ferner ihre vollkommen unbeschränkte Macht, zugleich auch die Ohnmacht und Willfährigkeit der staatlichen Behörden. Sobald man diese drei Punkte ins Auge faßt, kann man über die Zahl der durch diese „leges sacrosanctae" Gemordeten nicht einmal staunen. Die spanische Inquisition hat im Laufe ihrer ca. vierhundertjährigen Wirksamkeit 31 912, einunddreißigtausendneunhundertundzwölf Menschen lebendig und 17 659 bildlich verbrannt; die Zahl der Eingekerkerten und anders Bestraften beträgt an 300 000. Und Spanien wirkte nicht allein. Die Verfolgung der Waldenser, Albigenser und Stedinger hat Tausende und Tausende von Menschenopfern gefordert. In dem ganzen christlichen Europa loderten die Scheiterhaufen empor; in Italien und den Niederlanden, in Deutschland, wie in Frankreich. In Frankreich waltete neben vielen anderen seinesgleichen der Dominikaner Wilhelm Arnaldi des Amtes als Inquisitor; einmal ließ er eine kranke Frau mitsamt dem Bette, auf dem sie lag, geradeaus zum Scheiterhaufen tragen, ein andermal verbrannte er dreißig „Ketzer" an einem Tage. Am 6. September 1866 wurde dieser Mann von Papst Pius IX. „selig" gesprochen, d. h. „auf die Altäre der katholischen Kirche erhoben und dem Volke zur Verehrung und Nachahmung hingestellt". Und Konrad von Marburg, der in Deutschland, namentlich am Rhein, solange gewüthet hat, bis ihn der Haß des bedrängten Volkes erschlug, heißt in dem Nachruf, den ihm Papst Gregor IX. gewidmet, „ein Mann von vollendeter Tugend und ein Herold des christlichen Glaubens". Im Jahre 1783 wurde der letzte „Ketzer" verbrannt. Das letzte Todesurtheil wurde von der Inquisition in Saragossa im Jahre 1802 gefällt, doch verweigerte der Großinquisitor Erzbischof Joseph de Arce die Beitätigung.

Des Zeitraumes von 300 Jahren hat es bedurft, um das Christenthum Torquemadas in das Christenthum des Großinquisitors Joseph de Arce umzugestalten. „Hat sich aber Rom, das Rom, von dem der Großinquisitor seine Vollmachten erhielt, gewandelt?" — Auf diese Frage Hoensbroech's gibt die von einem „Hausprälaten Sr. Heiligkeit des Papstes Leo XIII." geleitete Zeitschrift „Analecta ecclesiastica" klare Antwort. Im Januar 1895 druckte dieses Blatt ein am 28. Februar 1484 gegen den „ketzerisch dem Judenthum zuneigenden" Priester Fernandez Alcaudete gefälltes Todesurtheil ab, doch nicht etwa als historisch interessantes Schriftstück, sondern, um eine längere Abhandlung daran zu knüpfen, der wir — des mangelnden Raumes wegen — nur die folgenden Sätze entnehmen:

„Gewiß wird es unter den Söhnen der Finsterniß manche geben, die, wenn sie dies Urtheil lesen, mit rollenden Augen, aufgeblähten Backen und erweiterten Nasenlöchern (torvis oculis, crepantibus buccis, dilatatisque naribus) gegen die sogenannte Unduldsamkeit des Mittelalters losziehen. Den Unwerth solch dummen Geschwätzes brauchen wir unseren Lesern nicht klar zu machen. — — — O ihr gesegneten Flammen der Scheiterhaufen! Durch euch wurden nach Vertilgung weniger und ganz verderbter Menschen Tausende von Seelen errettet! O erlauchtes und ehrwürdiges Andenken Thomas Torquemadas!"

Und Graf Hoensbroech fügt diesen Ausführungen bloß die Worte bei: „Also das Rom des 15. und das Rom des 19. Jahrhunderts dienen dem gleichen „Christenthum".

Wien. Gustav Alexander Pollak.

Fritz Lienhard.

Wir leben in einer Zeit der Programme. Wenn ein Minister sieht, daß sein Ruf im Sinken ist, so schlägt er einen Riesenanschlagszettel „Politik der Sammlung"! an alle Mauern; wenn ein Künstler merkt, daß seine Werke nicht so wirken, wie er möchte, sucht er die Leser dadurch zu bekehren, daß er ihnen schwarz auf weiß demonstrirt, die Kunst, die er vertritt, sei die einzig wahre oder doch „zeitgemäße". So hat auch eine Gruppe von Schriftstellern die bedenkliche Parole der „Heimathskunst" ausgegeben: Männer, deren Begabung nicht ausreicht, um das deutsche Wesen in seiner Totalität oder auch nur um das Wesen eines anderen deutschen Stammes als des eigenen zu begreifen, Kritiker und Autoren von lokaler Beschränktheit machten aus der Noth eine Tugend und verlangten, das Reich solle in so und so viel Schriftstellerbezirke eingetheilt werden, wie etwa eine Stadt in Schornsteinfegerbezirke, und nun habe der eine treu und reinlich die Poesie von Rudolstadt, der andere die von Boxhagen-Rummelsburg zu besorgen. Nur Berlin blieb „kreisfreie Stadt", aber aus dem angreifbaren Grunde, weil sich die Großstadt überhaupt nicht für die Litteratur eigne . . .

Aus diesen engen und beengenden Anschauungen hob sich aber rasch in kräftigem Widerspruch ein Geist, der die „Heimathskunst" auch erstrebte, aber in ganz anderem und höherem Sinne. Fritz Lienhard ließ sich nur einen Augenblick lang von der unzweifelhaft ehrlich und patriotisch gemeinten, aber kleinlichen und rückständigen Auffassung jener um den rührigen Adolf Bartels versammelten Gruppe einfangen. Schon im Anfang widerstrebte er dem Programm; bald sagte er sich ganz los. Denn der geborene Elsässer, der, fünf Jahre alt, die Wiedereroberung seines Heimathlandes erlebte, hatte in schweren ernsten Kämpfen sich zu einem leidenschaftlichen Verehrer des Reiches durchgerungen. Ihm am wenigsten konnte die partikularistische Tendenz genügen: seine Heimath ist Deutschland, das geeinte, große Deutschland. Und dann: ein feuriger Idealist, wie er, konnte sich auch mit einer am Boden klebenden Kleinheimathseligkeit nicht zufrieden geben; er vergaß auch das nicht, daß der Dichter neben dem geliebten Stück Erde, auf dem er geboren ist, eine zweite höhere Heimath besitzt, die nicht von dieser Welt ist. Eine „Höhenkunst" forderte er, eine Kunst, die in dem deutschen Ideal so gut wie in der deutschen Wirklichkeit Wurzeln hätte; eine ästhetisch erziehende, patriotisch erhebende Kunst, wie sie

Schiller vor allem verstanden. Nicht „Heimath“ — „Hochland“ sollte nach Lienhard's Forderung die werbende Zeitschrift der neuen Richtung heißen.

Auch dies Programm, so freudig wir es in seinen allgemeinen Zügen unterschreiben, so gewiß wir sind, daß eine neue große deutsche Kunst „bodenständigen“ Realismus und weltbürgerlichen Idealismus vereinigen muß — auch dies Programm läßt in seiner Ausführung noch Streitpunkte genug übrig. Vor allem scheint uns auch Lienhard noch, wenn wir uns pointirt ausdrücken dürfen, das Landschaftliche im Landschaftlichen zu überschätzen. Auch er neigt dazu, den engeren Begriff der „Heimath“ nur den Landleuten und Kleinstädtern zu gönnen und die Großstadt als die angeborene Heimathslosigkeit aufzufassen.

In einer tapfer und kräftig geschriebenen Streitschrift „Die Vorherrschaft Berlins“ ist auch er gegen die litterarische Bedeutung der Reichshauptstadt ungerecht. Schon seine „Lieder eines Elsässers“ (1895) kündigten den „Kampf mit Berlin“ an: Lienhard, der hierher übergesiedelt war, wollte die Großstadt vom Lande erobern lassen:

> Der deutsche Mai wirft seine Blüthenwogen
> In einem weiten, duftig weißen Bogen
> Rings um den Qualm, der niemals Frühling hat.

Als aber der schöne freudige Ansturm der „Feldlerchen“ scheiterte, da suchte auch er den „Qualm“ Berlins nicht mehr mit Blüthenwogen zu bestreiten, sondern mit harten schweren Vorwürfen. Daß viele berechtigt sind, wird kein ehrlicher Mensch bestreiten; daß sie es alle seien, kann wohl nur ein Fanatiker vertreten. Nein, auch die Großstadt ist nicht nur eine „schwarze Stadt“, und was sie zum Himmel sendet, ist nicht nur „Qualm“; auch hier blüht Idealismus, auch hier gedeiht aus warmer Liebe zur Scholle echte Poesie. Am besten freilich gedeiht diese, wo auch ein Hauch angeborener Landschaftspoesie hinzutritt. Denn wohl ist eine eigentliche Großstadtdichtung möglich — Paris beweist es, wie Venedig und Rom es bewiesen; aber Berlin ist eben noch nicht voll zur Großstadt ausgereift. Unser schwacher Punkt ist nicht, daß es zu viel, sondern daß es zu wenig Berliner gibt. Die Eingewanderten stehen zu unserem lieben großen Spreedorf natürlich anders als wir, die wir noch an der Stadtmauer gespielt haben oder deren Väter noch 1848 am Schloß Wache hielten oder deren Großväter noch die Heimkehr der Viktoria zum Brandenburger Thor erlebt haben. Und dabei sind es zumeist gerade die „falschen Berliner“, die außerhalb des Weichbildes als die „richtigen Berliner“ gelten; etwa David Kalisch aus Breslau oder Paul Lindau aus Magdeburg oder der Holsteiner Julius Stinde.

Freilich, ist einmal ein sogenannter „typischer Berliner“ wirklich „mit Spreewasser getauft“, so heftet sich auch die Anfeindung an ihn ganz besonders mit wahrer Wollust. So geht es dem armen Friedrich Nicolai, der ja sicherlich bornirt war, aber doch immer der Anständigste und Tüchtigste unter den Widersachern unserer Klassiker und Romantiker. Man halte nur einmal den Weimaraner Kotzebue oder den Balten Merkel daneben! Aber was hilfts! Nicolai, den ich früher einmal in die Kategorie der „litterarischen Prügelknaben“ eingereiht habe, bleibt der Inbegriff des „Berlinerthums“ und speziell der „Berliner Kritik“. Mit höchstem Unrecht. Zu dieser haben nicht nur Doktrinäre wie Nicolai und Frenzel gehört, sondern auch Enthusiasten wie Rahel. Ja man kann ruhig behaupten: ohne den Berliner Enthusiasmus wären weder Goethe und Schiller noch die Romantiker zu ihrer poetischen Reichsherrschaft gelangt. Einzelne Kenner fehlten natürlich nirgends — und unter ihnen nimmt der Halbberliner Wilhelm v. Humboldt einen Ehrenplatz ein; aber die Eroberung des Volkes ging von Berlin aus. Wie lange die „Provinzen“ widerstrebten, hat erst kürzlich wieder Friedrich Kauffmann für Schleswig-Holstein, Adolf Stern für Dresden nachgewiesen. Und später haben wieder von Berlin aus Auerbach und Scherer für Gottfried Keller geworben, Schlenther und Brahm für Anzengruber. All das und vieles Andere sollte man der „Berliner Kritik“ über ihre Sünden nicht vergessen!

Doch auch Fritz Lienhart hat in der Kritik nicht nur gesündigt. Wir meinen nicht nur die Einzelkritik, in der er immer offen und selbständig gegenüber allen Kliquen von Berlin, Weimar und München aufgetreten ist; wir meinen vor allem die Gesammtkritik, die er in seiner ganzen Dichtung an unserer Zeit ausübt.

Der Elsasser hatte sich zu voller warmer Liebe zu dem erobernden Volk durchgekämpft:

> Ich hab ein Volk, wenn's mich auch wenig achtet!
>
> Was ich auf irrer Fahrt mir hart erstritten,
> Das will ich wahren, das sei ewig mein!
> Doch was ich, Brüder, Bitteres erlitten —
> Ein Federstrich! es soll vergessen sein!

Aber diese Liebe konnte doch kein kritikloser Chauvinismus sein. Das Deutschland, das der Dichter am heißesten liebt, das ist noch nicht da; das will erst werden. Als goldene Schwertschläge im Kampf ertönen die Worte des Sängers. Unklar noch und in der Form vielfach an Wildenbruch anklingend — obwohl er eine direkte Abhängigkeit von diesem vaterländischen Sänger ablehnt — trat Lienhard's Ideal in dem Drama „Gottfried von Straßburg“ (1897) hervor. Das patriotische Thema des engen Anschlusses der Elsässer an den Kaiser Friedrich Rothbart wird mit persönlichen Dichterträumen vom „unsichtbaren Mönchthum im freien Weltverzicht“ nicht glücklich kombinirt. Und auch die volksthümlich gemeinte Bühnendichtung „Till Eulenspiegel“ (1897) formte den Volkshelden zu persönlich um, hing ihm allzu absichtlich ein elegisch-patriotisches Mäntelchen um die Schultern. Doch traten hier schon stärker und wirksamer jene Töne hervor, die für Lienhard bezeichnend werden: der leidenschaftliche Schmerz über mancherlei Verwahrlosung der Volksseele, den eine feste Hoffnung mit zuweilen etwas gewaltsamer Entschlossenheit wegzutäuschen sucht. Die beiden sind fortan seine typischen Figuren: in einem durch die Verhältnisse erniedrigten, herben aber edlen Frauencharakter spiegelt er die Seele des Volkes ab, in einem Tröster und Prediger voll ernsten Uebermuthes — man verzeihe das Paradoxon! — den Dichter, den Volkserzieher, den Geist der Zukunft.

„Odilia“, eine Legende in drei Aufzügen (1898) ist nur ein Hohelied der Sehnsucht nach jener Zukunft:

> Ein Sonntag kommt, dem kein Sonntag gleich.
> All meinem Elsaß, meinem Königreich!

Die „Burenlieder“ (1900) bekennen die volle Sympathie zu einem Theil des Germanenthums, das in seiner Selbständigkeit, seiner Kraft und Tapferkeit, seiner gläubigen Beharrlichkeit gerade die Seiten zeigte, die Lienhard an den Reichsdeutschen vermißt. Die Gedichte stehen künstlerisch nicht sehr hoch — rein metrisch hat Lienhard seit den „Liedern eines Elsässers“ nur Rückschritte gemacht, vermuthlich weil er diesen Theil der poetischen Arbeit zu stark hinter dem inhaltlichen zurücksetzte. Aber es thut doch wohl, daß die leidenschaftliche Sympathie Deutschlands mit einem nun leider verlorenen Bruderstamm wenigstens bei Einem echten Dichter Ausdruck fand.

Nun aber legt uns Lienhard auf einmal (1900) vier Bücher auf den Tisch, die einen beneidenswerthen raschen Fortschritt seiner dichterischen Gestaltungskraft darthun und die wir als die schönsten Zeugnisse eines neu erwachenden vaterländischen Idealismus freudigst begrüßen — gerade weil der heimathliche Antheil eines gesunden Realismus sich nirgends in ihnen verleugnet.

Am wenigsten vermag ich der Frühlingsdichtung „Die Schildbürger“ abzugewinnen. Wie im „Eulenspiegel“ scheint uns auch hier eine modern gefühlte Liebesgeschichte nicht glücklich auf den Grund eines alten Volksliedes aufgesetzt. Die zarten Nuancen der Liebe von Kaiser und Herzogin stechen von den grauen Maschen des Hintergrundes zu grell

ab. Dazu ist der Hintergrund selbst wenig geglückt; Lienhard fehlt im Reimspiel wie in der Erfindung die Virtuosität, die etwa Heine zur Erneuerung eines mittelalterlichen Themas mitbrachte, und was er voraus hat, den leidenschaftlichen Ernst, das vermag er gerade hier nicht zur Geltung zu bringen. Er wagt es nicht, treu bei der Tradition zu bleiben, und hat nicht genug Phantasie, sie neu aufblühen zu lassen. Schilda kann mit grausamem Hohn als Sinnbild deutscher Kleinlichkeit gefaßt werden, oder mit versöhnendem Humor als Symbol behaglicher Rückständigkeit. Lienhard, der die zweite Auffassung anstrebt, kommt in der Zeichnung des Hirten Klaus der ersten zu nah: diesen „dummen Michel“ können wir nicht lieben und verzeihen es kaum Frau Hilda, daß sie ihn liebt.

Steht das Spielerige, das hier nicht fehlt, Lienhard nicht recht, so bringt doch auch das Pathos seine Gefahren. Dennoch stellen wir das Trauerspiel „König Arthur“ hoch. Des Dichters größte Sehnsucht findet hier Worte: an König Arthur's Märchenhof kämpft das „Hochland“ mit der Niederung, das tapfere kraftvolle Volksthum mit der Ueberkultur, mit den verweichlichenden Mächten, zu denen Lienhard neben dem Höflingsthum und dem römischen Geist auch das Christenthum rechnet. Leider wird auch hier das große Motiv durch zu viel kleine und moderne Züge geschädigt. Ginevra, die reine Volksseele, wird von dem schwärmerischen Dichter Merlin an den Hof des gewaltigen, aber „in der Umbildung begriffenen“ Königs Arthur gebracht; ein treuloser Höfling gewinnt ihre Liebe, und an dieser Untreue vor allem geht der mächtige Herrscher zu Grunde. Das ist fast eine Allegorie, und gelegentlich nähern allzudeutliche Winke es dem ziemlich bedenklich: „Schaut dies Bild an, unmuthige Männer! Der Verbannte, heimgejagt, angeschmiegt an ein Kind seines Volkes! Hier ist nicht Zwiespalt zwischen Weisheit und Einfalt: beide am Herzen der großen Natur, und über beiden derselbe Mond“ . . . Aber im Allgemeinen spricht der Dichter zu lebhaft in gemüthstiefem Antheil, schafft er zu echte Gestalten, als daß dieser gefährliche Eindruck vorhalten könnte.

Bedenklicher ist etwas anderes. Wir wollen sicherlich keine gelehrt-richtige Requisitentragödie; wir gestehen dem Poeten das Recht zu, alle Gestalten und Fabeln mit jungem frischem Blut zu verjüngen. Aber geht es nicht zu weit, wenn Merlin an dem keltischen Märchenhof von Staatskunst und Staatsmännern redet? wenn Artus wie Pfarrer Rosmer von Adelsmenschen schwärmt? Spricht aus dem Barden nicht allzu vernehmlich der moderne Autor, wenn er ruft: „Wenn deine Art verrostet, wenn deine Herdfeuer friedvoll rauchen in eine neue Zeit: dann auch, o ihr Haidebauern, soll euer Bauernlied, soll euer Berggesang stahlhell hinabklingen in dumpfe Nacht!“ . . .

„Alle Poesie verkehrt in Anachronismen“, gestand Goethe. Doch scheint uns zweierlei die Grenze des erlaubten poetischen Anachronismus. Er darf nicht zu stark die Illusion stören: daß im alten Rom mit Kanonen geschossen wird, vertragen wir nun einmal nicht mehr. Und, was vielleicht noch wichtiger, weil es nicht das Publikum betrifft, sondern den Dichter selbst: er darf nicht den Charakter der Figuren undeutlich machen. Wenn Artus oder Merlin gegen die Ueberkultur des 19. Jahrhunderts die ungebrochene Volkskraft anrufen, dann sind sie eben keine Kelten der Märchenzeit mehr; ihre Umrisse werden schwankend und wir werden an die ewige Satire des „Sommernachtstraums“ erinnert: hinter dem Löwen steckt zwar wahrlich kein Handwerker, aber doch — ein Mensch, der unter uns wandelt und mit uns lebt.

Nicht volksthümlicher Scherz und nicht feierliches Pathos ist Lienhard's größte Kraft. Wo sie zusammenkommen und sich zu mild-ironischer Ironie abtönen, da gelingt ihm das Beste. Da gelingen ihm Prachtstückchen wie das Schelmenspiel „Der Fremde“ und das Lustspiel „Münchhausen“.

Auf altdeutsche Tradition geht er auch hier beidemal zurück. „Der Fremde“ ist abermals Till Eulenspiegel; modernisirt auch diesmal, sentimentalisirt auch diesmal. Die echte alte Härte des schadenfrohen Bauernlachens, wie sie dieser Typus verkörpert, könnten wir heut wohl auch kaum vertragen. Aber die Verkleidung ist hier mit größerer poetischer Kraft durchgeführt. Der landfahrende Narr erobert durch seinen geheimen Idealismus die herbe stolze Kunigunde; aber während er den Knechtssinn der Schildbürger grausam verhöhnt, weicht er von dem Mädchen mit milder tröstender Mahnung. Wir fühlen den Herzschlag des Dichters in den ergreifenden und doch schlichten Worten des siegreichen Landfahrers. Wie Heine von sich, mag Lienhard nun sagen: er habe sich als des deutschen Volkes getreuer Hofnarr in seinen Kerker geschlichen; und von hier zeigt er ihm mahnend und tröstend den ewigen blauen Himmel.

Den sehen wir in „Münchhausen“. Die Figur des alten Lügenbarons ist hier mit echter Dichterkraft zu ganz neuer Geltung gebracht. Münchhausen ist ein Phantast, dem es Herzensbedürfniß ist, sich über die Aermlichkeit und Erbärmlichkeit seiner Umgebung und seiner Zeit wegzutäuschen. Aber wie Don Quijote ist er mehr ein Spiel seiner Erfindungen als ihr Vater; und vor allem ist er, wie dieser, ein Ehrenmann von altem Schrot und Korn. Die gemeine Lüge begreift er nicht; die absichtliche Erfindung, die einen braven alten Mann beschämen soll, empört ihn. Diese prächtig durchgeführte Hauptfigur umgeben allerlei Spielarten des über die Wirklichkeit wegtäuschenden Geistes: ein philosophirender Gärtner, der philosophisch die wahre hinter der scheinbaren Welt sieht; ein paar schädliche und ein paar unschädliche Betrüger; ein Terzett von Komödianten: Landjunker, die dem Lügenbaron drei berühmte Weisen der Zeit vorspielen, den Dichter Goethe, den Propheten Lavater — und den Charlatan Cagliostro. Wie gerade dies mit großem Witz angelegte Spiel das Beste und Tiefste in Münchhausen aufweckt, wie durch den Ueberschwang der Erfindung und Täuschung eine Katharsis in ihm eintritt, die ihn auf die Grundlage seines Märchentreibens tauchen läßt — das ist mehr als ein gelungener Zug, daß ist eine tiefsinnig symbolische Erfindung. Der Dichter selbst, den seine Sehnsucht nach größeren Thaten, als geschehen, nach schöneren Farben, als uns hier leuchten, zur Erfindung treibt — er ist schließlich unter all den vielen Täuschern und Selbstbetrügern doch der einzig Wahrhafte. Und in diesem Münchhausen verkörpert sich gleichzeitig der deutsche Idealismus selbst, der so lange träumt und dichtet und sich wohl auch von den Realpolitikern ringsum ein wenig verspotten läßt; kommt aber der große Moment, so läßt er es an sich nicht fehlen, stark und edel steht er da und beschämt alle.

Wohl darf man den Dichter zu dieser Erfindung beglückwünschen. Auch er darf sagen, wie Freiligrath zu seinem Volk sprach: „Bin ich ja selbst ein Stück von dir, du ewiger Zauderer und Säumer.“ Und wahrlich — unser Volk hat sich dieses „Stückes“ und seiner Verkörperungen nicht zu schämen!

Berlin, 24. September 1900.

Richard M. Meyer.

Paul Heyse's Jugenderinnerungen.

Vor etwa sechs Jahren wurde Paul Heyse von befreundeter Seite zur Niederschrift seiner Erlebnisse aufgefordert. Der Dichter antwortete ablehnend: sein Innenleben, soweit es zum Mittheilen geeignet, habe er in seinen lyrischen Bekenntnissen niedergelegt, und über seine sonstige Dichterthätigkeit hinaus wäre sein äußeres Leben von einer Ereignißlosigkeit, die ein Interesse nur durch Charakterisirung der belangvollen Persönlichkeiten gewinnen könnte, mit

denen er in Berührung getreten; dazu jedoch mochte er aus mehrfachen Gründen sich nicht entschließen. Ein kürzlich erschienener Band „Jugenderinnerungen“ zeigt indessen, daß der Autor seine damaligen Bedenken aufgegeben hat. Aus der Art und Weise, wie diese Erinnerungen vor ihrer Herausgabe in Buchform*) veröffentlicht worden, ersieht man den Hergang ihres Zustandekommens. Anfänglich war es blos auf Erinnerungen an Geibel abgesehen, wie sie dem gemeinsamen Leben in Berlin und München angehörten. Als es aber an die Wiederbelebung der Gebilde aus entschwundenen Tagen ging und sie festere Gestalt annahmen, stellten sich auch weitere Vorgänge aus jenen Zeiten mit dem gleichen Recht der Berücksichtigung ein. Neben Geibel trat König Max, mit ihnen andere Persönlichkeiten in den Kreis der Darstellung, deren Schauplatz unwillkürlich über den zunächst ins Auge gefaßten sich erweiterte. Schließlich kam eine Schilderung des elterlichen Hauses, die Schulzeit und den Verkehr in befreundeten Familien mit einbegriffen, noch hinzu. Allgemach war so ein denkwürdiges Stück selbstbiographischen Inhalts beisammen, welches nur einer geeigneten Anordnung und der Einschaltung nothwendiger Zwischenglieder bedurfte, um in richtiger Folge der Begebenheiten als einheitliches Ganzes zu erscheinen.

Es ist ein allerliebstes Buch geworden, durchweg das Gefühl der Dankbarkeit bekundend, zu der sich der Autor gegen sein Lebensgeschick verpflichtet weiß. Dem künftigen Dichter ward ein Elternpaar, das ihm außer dem Segen eines auf Liebe und Eintracht gebauten Heims auch die günstigsten Vorbedingungen für eine gedeihliche Entwicklung seiner Anlagen bot. Vater und Mutter, mit empfänglichem Sinn für Kunst und Bildung ausgestattet, verfügen über metrische Sprachgewandtheit, die ihm zugleich mit der Lust am Fabuliren als natürliches Erbstück zufällt. Ein sorgfältiger Schulunterricht macht ihn mit dem klassischen Alterthum in gediegenster Weise vertraut, musikalische und bildnerische Anregungen geben der ohnehin lebhaft beanlagten Phantasie ein so entschiedenes Uebergewicht, daß das Verlangen nach künstlerischem Wirken schon früh sich geltend macht, merkwürdiger Weise auch hier in dem eigenthümlichen Schwanken zwischen Malerei und Dichtung wie bei manchem anderen deutschen Poeten. Endlich trägt die Dichtung den Sieg davon, aber das auf dem unmittelbar sinnlichen Gebiete des schönen Scheins erworbene Sehen und Darstellen ordnet sich dem dichterischen Können unter und legt den Grund zu jener Festigkeit und Klarheit, welche das Schaffen Paul Heyses von dem der Romantiker, denen er gewöhnlich beigezählt wird, so entschieden abgrenzt.

Dem Dichterberufe mit innigstem Verlangen nachstrebend, erwirbt er die Freundschaft Geibel's, der ein festes Vertrauen zu der ungewöhnlichen Begabung des noch im Uebergange vom Gymnasium zur Universität begriffenen Jünglings gefaßt hatte. Als Student durch Geibel in das gastliche Haus Franz Kugler's eingeführt, wo ihm außer dem förderlichen Verkehr mit hervorragenden älteren und jüngeren Leuten auch die für seine weitere Entwicklung unschätzbare Freundschaft des Hausherrn wird, findet er in diesem Kreise eine geistige Atmosphäre, gleich weit von der Schwüle der Romantik wie von der Nüchternheit des jungen Deutschlands entfernt. Der achtundvierziger Bewegung in seiner Geburtsstadt entnimmt er ein richtiges Verständniß ihrer Bedeutung ohne von den Wogen selbst ergriffen zu werden, obwohl die Versuchung dazu in Bonn an ihn herantritt, wohin er sich der für den Lebensberuf erkorenen romanischen Philologie wegen begeben hatte. Dem dort hoch in Blüthe stehenden Korpswesen bleibt er fern, dessen fadenscheinige, von der Romantik hochgepriesene Poesie ihm durchaus nicht zusagt. Er hält sich an die weit reellere Poesie der herrlichen Rheingegend, die er in arbeitsfreier Zeit mit einigen erlesenen Freunden durchstreift, und auf einer Schweizerreise in den Herbstferien wird ihm ein in anmuthigster und lieblichster Weise durchlebtes Herzensabenteuer.

*) Verlag von W. Hertz, Berlin 1900.

Auf die Erledigung der Bonner Studien und die unerläßliche Prüfung in Berlin folgt ein den romanistischen Forschungen zugedachtes Jahr in Italien. Diese werden durch Willkürmaßregeln einer kleinlichen Bibliothekverwaltung gehemmt, und so wird die endgiltige Hinwendung zum Dichterberuf gleichsam providentiell herbeigeführt. Ungetheilte Empfänglichkeit kann interessanten Dingen und Menschen, die in buntester Fülle einander ablösen, nunmehr entgegengebracht werden, und das bleibende Erträgniß davon sind „neue Maaßstäbe für das wahrhaft Echte und Mächtige in der Kunst und die unvergängliche Liebe zu dem großen Stil der Natur, wie er im landschaftlichen und Volkscharakter Italiens“ dem verständigen Sinn des Dichters aufgegangen war. Als dann mit der Heimkehr nach Berlin die Vorbereitungen für die um des Broterwerbs erforderliche akademische Habilitation in Angriff genommen werden, kommt von München her, wohin Geibel mittlerweile an die „geistige Tafelrunde“ des Königs Max berufen worden, jene von dem älteren Freunde erwirkte „märchenhafte Glückswendung“, wodurch Paul Heyse „auf einen Schlag allen Zukunftssorgen und -Zweifeln enthoben wurde“ und fortan die volle Kraft an seine dichterische Lebensaufgabe setzen durfte, um „über die nächsten Grenzen hinaus vor dem deutschen Volke zu beweisen, daß er nicht von Königsgnaden allein zu den „Berufenen“ gehörte“. Wie Leben und Dichtung in der neuen Heimath innerhalb des Jahrzehnts bis zum Hinscheiden des Königs sich gestalten, füllt den an Inhalt und Umfang bedeutendsten Theil des Buches, das mit einer Reihe von „Bekenntnissen“ über spätere Lebensvorgänge und über einige wichtige Einzelheiten seines schriftstellerischen Wirkens abgeschlossen wird.

Den Hauptreiz des Buches bildet natürlich dessen persönliches Gepräge. Der gemüthliche Plauderton, womit in äußerst anschaulicher Weise über eigene Erlebnisse und Erfahrungen neben Sein und Wesen der dabei mitwirkenden Persönlichkeiten berichtet wird, tritt nur da zurück, wo über Härten des Schicksals zu berichten ist, die auch diesem sonnenhellen Menschenloos zugefallen. Schlicht und prunklos werden die mancherlei erschütternden Schläge erwähnt, die das Geschick, obwohl es ihn der Sorge um die äußere Lage enthoben, über ihn verhängt. Dessen wohl eingedenk, daß das Glück, „das höchste aller geistigen Menschen, sich in voller Freiheit den Aufgaben zu widmen, zu denen man sich berufen fühlt“, und das so vielen der Begabten versagt wird, ihm vergönnt worden, ringt er sich immer wieder zu tapferem Gleichmuth empor, um Kraft und Trost in der Arbeit zu finden. Bei allem redlichen Mühen stets sein Bestes zu geben, wird ihm nicht immer die gleiche Anerkennung; daß er, hierüber sich auslassend, auch auf die Mitwirkung ungünstiger Nebenumstände hinweist, kann nur unbillige Voreingenommenheit ihm verdenken. Vorwiegend gilt dies seiner dramatischen Thätigkeit, bei der er mit Erfolg und Beachtung seitens der Mitwelt nicht gerade verwöhnt worden ist. Was hierüber in etlichen Partien des Buches und in dem diesen Gegenstand zusammenfassenden Schlußkapitel gesagt wird, enthält neben Mittheilungen über Entstehen und Schicksal einiger Jugenddramen auch eine Menge unser Bühnenwesen und den herrschenden Zeitgeschmack beleuchtender Thatsachen, die eine sachgemäße Beurtheilung unseres Dichters als Dramatiker dauernd zu berücksichtigen haben wird. Hier mit diesen Erörterungen sich begnügend, legt der Autor in den eigens seiner Lyrik und Novellistik gewidmeten Abschnitten auch Rechenschaft über sein künstlerisches Verfahren in einer für Psychologie und Aesthetik gleich lehrreichen Weise ab. Belangvoll sind auch die vielfach im Buche vorkommenden Urtheile über Kunst und Dichtung überhaupt, so namentlich die nicht genug zu beherzigende Würdigung der neueren deutschen Lyrik in ihren vornehmsten Vertretern, und ferner die wegen ihrer Unbefangenheit und Freimüthigkeit ansprechenden Charakteristiken von zeitgenössischen Künstlern und Schriftstellern, zu denen der Autor persönliche Beziehungen gehabt hat. Es ist eben ein Stück unmittelbar durchlebten deutschen Kultur-

wirkens, worüber einer der Hauptbetheiligten sich vernehmen läßt.

Eben deshalb wird man, dankbar für die vorliegenden Mittheilungen, auch wünschen, daß der ihnen nun gegebene Abschluß nur ein vorläufiger sei. Wie über das erste Jahrzehnt seines dichterischen Schaffens, wären auch über dessen folgenden Verlauf gleich eingehende Aufschlüsse erwünscht, wie sie nur der Autor selbst ertheilen kann. Gern würde man auch einen Einblick in die Ausgestaltung seines über allen Autoritäts- und Traditionszwang erhabenen Freisinns gewinnen, und daß ihm, auch nachdem er des Lebenswegs Mitte überschritten, bei aller etwaigen „Ereignißlosigkeit“ doch manche Begegnung, mancher Vorgang aufgestoßen, die über das Alltägliche und Ewiggestrige hinausragen, dürfte wohl auch anzunehmen sein. Das warme Interesse, das dem werthvollen Buche sicher ist, wird den Autor hoffentlich in die rechte Stimmung zu weiteren Mittheilungen versetzen. Wilhelm Bolin.

Theater.

Lothar Schmidt: „Der Leibalte.', (Sezessionsbühne.)

Spaß muß sein. Ein Knabe tritt im ersten Akt auf, sonst nicht wieder; ein kleiner Episoderich. Doch er giebt rasch ein paar Anekdoten her; ahmt den polnischen Tonfall seines Lehrers nach. „Derr Widdehopf . . . “ Zwei Dienstmädchen treten vor einer Gesellschaft auf, reden über das Trinkgeld; sagen von einem Gymnasialdirektor „das Aas“, von einem Superintendenten „das Luder.“ Das eine dieser Dienstmädchen maust gar von der gedeckten Tafel etwas. Unter den Gästen befindet sich ein Fräulein, die erstens Nipperding heißt, und zugleich zweitens taubstumm ist. Sie soll noch etwas Fisch nehmen. Der Herr gegenüber brüllt ihr zu: „Fisch!!“ „Fisch!!“ Ein Gymnasialdirektor betrinkt sich; ist nicht mehr im Stande den Titel Superintendent auszusprechen. Kurz: Spaß muß sein.

Auch dramatische Spannung ist angenehm. Der Verfasser thürmt Hindernisse und beseitigt sie spielend, lächelnd, mit Scharfsinn. Eine Frau möchte sich scheiden lassen. Der Mann will nicht. Woher einen Grund nehmen? Halt, — der Mann treibt ja seit fünf Jahren Ehebruch. Pauline Lehmann, Heroldstraße 17. Die Frau öffnet bloß mit einem Nachschlüssel den Schreibtisch. Das Hinderniß ist glänzend erledigt. Gerettet! Hier liegt eine der mehrfachen Peripetien dieses Dramas.

Nicht nur Spaß; nicht nur Spannung: auch Charakterzeichnung enthält es. Ein Oberlehrer steht in der Mitte. Er fördert die Frauenemanzipation — doch er selbst raucht nicht einmal. Er ist Gymnasiallehrer, — doch er schreibt ein mangelhaftes Deutsch. Er gilt als modern, — doch er ist ein kleinlicher Bursche; ein Pottenkieker; erkundigt sich, ob es Senfgurke bei Tisch giebt; löscht sparsam überflüssige Lichter aus. Daß er nicht raucht, hab' ich wohl schon erwähnt. Zugleich aber schleicht der Erbärmliche zu Pauline Lehmann, Heroldstraße 18. Oder 19. Nach obenhin kriecht er. Vor dem Superintendenten und dem Gymnasialdirektor hält er einen speichelleckerischen Toast. Die Mitgift von fünfzigtausend Mark will er um keinen Preis zurückgeben. Schließlich wird er hinausgeworfen. Kurz: er ist ein Stück Unglück. Der Elende!

Aber die Freiheit des Geistes und des Herzens fehlt nicht in diesem Drama. Sie ist das Gegenstück zur Beschaffenheit des Philisters. Eine Schauspielerin tritt auf, inmitten des Superintendenten und des Gymnasialdirektors. Es wird gefragt, ob sie evangelisch oder katholisch sei. Eine dritte Spielart nimmt man als möglich nicht an. Ihre Mutter war aber katholisch, ihr Vater jüdisch. Sie heißt Cohn. Nicht genug. Sie ist noch viel freiheitlicher. Fräulein Cohn hat zum Schatz einen Hauptmann der Reserve. Sie steht zu ihm nicht als Gattin; nicht als Verlobte: sondern nur so. Er will sie heirathen: aber Fräulein Cohn denkt nicht daran sich heirathen zu lassen. Dazu ist Fräulein Cohn viel zu kühn. Vom Standesamt mag sie überhaupt nichts wissen. So ist sie.

Vollends die Freiheit des Geistes und des Herzens vertritt der Liebhaber; ein Redakteur. Er besitzt einen Hund Namens Karo. Am Geburtstag dieses Hundes, am 14. September, kauft er ihm jedesmal — aber ohne Ausnahme — für fünfzig Pfennige Knoblauchswurst. Seiner Wirthin schenkt er, ohne mit der Wimper zu zucken, eine Flasche Moselwein, die im Nebenzimmer steht Der Mann hat ein Herz . . .! Er ist aber sehr grob. Braucht nur Worte wie „pflanzenfressender Eunuch“. Verhüllt alle Gefühle unter der Grobheit sowie unter köstlicher Burschikosität. Trotz der Rauheit vergießt er Thränen beim Tristanvorspiel. So weich kann der Mann sein. Wiederum droht er dem Philister gelegentlich eine Wasserflasche an den Kopf zu werfen. Er ist eben gemischt aus Derbheit und Weichheit; mehr sag' ich nicht. Höchstens noch, daß er ein goldiger Bursch ist.

Wegen der entdeckten Briefe von Pauline Lehmann, Heroldstraße 20, heirathet er am Schluß die Frau des Philisters.

Der Leser kann sich denken, welcher Stein mir vom Herzen fiel, als ich diese Gewißheit hatte.

Hätt' ich nur auch die Gewißheit, warum die Sezessionsbühne das Werk gespielt hat. Alfred Kerr.

Mein Freund Cäsar.

Mein Freund Cäsar war eine blanke, schwarze Ulmer Dogge. Von Körper war er wie alle dieser Race — noch ein ganzer Wolf, aber seine kleinen gelben Augen funkelten öfter von humoristischem Wohlwollen als von Raubthierlust. Er war ein Wirthshaushund, — Hund in einem Wirthshaus an einem Kurort, wo die Fremden das Jahr rund aus- und eingingen. Diese äußeren Umstände hatten seine natürlichen Anlagen geformt und umgeformt; sie hatten seine Ulmer Doggennatur, mit der er doch geboren war, so gut wie völlig umgekrempelt.

Sein erster Herr war ein lustiger Bruder gewesen, der mit seinem ungewöhnlichen Schauspielertalent und seinem netten Zitherspiel die Gäste unterhielt; sein zweiter Herr besorgte einfach seine eigenen Angelegenheiten und ließ Cäsar die seinen besorgen. Und Cäsar ließ sich das nicht zweimal sagen, sondern entwickelte sich con amore und mit behäbigem Humor zu einem Tagedieb und zu einem herrenlosen Hund, der allen und keinem gehorchte.

Er war in unglaublichem Grade ein Kind, mein Freund Cäsar, ein gutes, kreuzfideles Kind. Er besaß auch die eigenthümliche lustige Schlauheit eines Kindes.

Sein besonderes Vergnügen bestand darin, Morgenspaziergänge mit mir zu machen. Aber das Ausführen war leichter gesagt als gethan. Denn Cäsar fühlte Augen in seinem Nacken; und sein Rücken erinnerte ihn daran, was für Folgen es haben konnte, wenn man sich verstohlen vom Hause fortschlich und auf unerlaubten Wegen ging. Eins that nämlich sein Herr, und das gründlich: er prügelte Cäsar, wenn dieser von seinen auf eigene Hand unternommenen Ausflügen heimkehrte. Von seinem Morgenspaziergang aber mochte Cäsar ungern abstehen; und er übertraf sich in Auskünften, um die Hausleute bei der Nase zu ziehen, d. h. um unverhofft zu verduften, ohne daß Einer etwas merkte.

Wenn ich am Morgen vor Cäsar sichtbar wurde, auf dem Wege am Wirthshaus vorüberwanderte und im Vorbeigehen ein paar Worte an ihn richtete, blieb Cäsar vollständig unbeweglich liegen, als sei überhaupt kein Mensch, am wenigsten ich, vorübergegangen oder als sähe wenigstens er nichts als Luft. Seine Miene aber sagte so übertrieben deutlich: ich sehe nichts! daß hinter derselben ein noch deutlicheres: Aufgepaßt! sichtbar wurde. Und seine Augen, die etwas ins Unbestimmte hinaus gerichtet waren, schielten ein

ganz klein wenig mit einem humoristischen Funkeln, dessen Sinn ein Esel hätte verstehen können; geh nur weiter, stand in ihnen zu lesen, ich komme nach! Und ging ich also weiter, so sauste Cäsar um fünf Minuten mit hängender Zunge und schnaufendem Athem und in freudevoll verdrehten Sprüngen und Sätzen an mir vorüber.

Außer seinem eigenen persönlichen und positiven Vergnügen verband mein Freund Cäsar mit diesen Vormittagspromenaden noch einen anderen Genuß von mehr indirekter und ziemlich gemeiner Beschaffenheit. Hinter der stets geschlossenen Gitterpforte einer feinen Villa am Wege ging auf den kiesbestreuten Gartenwegen ein majestätischer Bernhardinerhund edelster Race spazieren, ein älterer, gesetzter Herr, ausgeprägt aristokratisch von Haltung und Wesen. Diesen protzigen Greis zu ärgern, gehörte zu Cäsars höchsten Genüssen. Wenn wir uns der Villa näherten, machte Cäsar immer Halt, witterte ein wenig und schlich dann auf leisen Pfoten vorwärts. Glücklich bis an das Gartengitter gelangt, blieb er stehen und spähte lauernd durch Stäbe und Büsche hindurch, dem anderen Zeit lassend, vorläufig den Duft von seiner, Cäsars, unsichtbaren Gegenwart zu genießen. Dann folgte das unglaublich Gemeine: er nahm plötzlich einen Anlauf, — und mit den wahnsinnigsten Sprüngen, wobei er immer Sorge trug, der vornehmen Villa und allem, was dazu gehörte, inkl. Bernhardiner, sein Hintertheil zu zeigen, setzte er an der Pforte vorbei. War das vollbracht, so ging er ganz ruhig seines Weges weiter, als hätte er gar keine Infamie begangen und sei das unschuldigste Geschöpf, das auf der Erde gewandelt, — geschwollen von Schadenfreude, aber nicht ohne plebejische Hasenpanierstimmung. Denn er war doch nie recht sicher, ob nicht der Bernhardiner eines Tages herauskäme, — und wie hätte er da die Flucht ergriffen. Aber der Zweck war erreicht; er hatte auf die beleidigendste Weise seinem vornehmen Verwandten begreiflich zu machen gewußt, daß es sich nicht lohne aufgeblasen zu sein, wenn man hinter Gitterwerk und geschlossenen Pforten als ein Gefangener herumging, während ein anderer sich nach Belieben im Freien tummeln durfte. Auch der feine Bernhardinergreis verlor jedesmal ziemlich den Kopf und bellte ihm in heftiger Empörung nach. Dies Gebell war jedoch recht wunderlich und zusammengesetzt, man hörte gleich am Klang, daß es sich nicht um eine Kränkung zwischen gleichgestellten Personen handelte; es klang ungefähr, als ob der Alte sagte: „Dies geht doch wirklich zu weit . . . . daß so ein gemeiner Knechtlümmel und Landstreicher sich solche Flegeleien gegen ältere und wohlsituirte Leute gestatten darf! . . .“ Und diese seine Gefühle gegen meinen Freund Cäsar übertrug er dann natürlich auch auf meine unschuldige Person; war mal an einem Morgen aus diesem oder jenem Grunde Cäsar nicht mit und ich ging allein vorbei, so beglückte mich der Berhardinergreis mit einem Blick und einem Gebell, die mich verstehen ließen, daß er einen ziemlich starken Verdacht hegte, ich selbst sei von derselben Sorte wie Cäsar, wenn er es auch nicht geradezu heraussagen mochte. . . .

Eines Tages begegnete Cäsar ein entschiedenes und unwiderrufliches Mißgeschick bei seinem Morgenspaziergang: — gerade wie wir an einer Hausecke, wo der Weg eine Biegung machte, vorbeikamen, sahen wir seinen Herrn uns in seinem Einspänner entgegengefahren kommen. Ich selbst verlor wirklich für meinen Freund Cäsar etwas die Contenance; aber mein Freund Cäsar half sich bewunderungswürdig in dieser sehr zugespitzten Situation. Er ließ sich absolut nichts merken, beschrieb eine gleichgiltige Kurve über das Feld, kehrte alsdann auf den Weg zurück und trottelte nun unter dem Wagen, zwischen den Hinterrädern mit, wie es einem ehrlichen Hund geziemt und ansteht, der in seiner instinktiven, d. h. unüberlegten, unbewußten, unmittelbaren und thierischen Treue nichts sieht, nichts hört und nichts riecht als seinen geliebten Herrn. Er suchte sich selbst und der ganzen Welt die Vorstellung beizubringen, so habe er seit ewigen Zeiten hinter dem Wagen hergelaufen, — er lief so ganz und gar mechanisch, mit weit heraushängender Zunge, als hätte er sich grundehrlich müde und schwitzend in anstrengender Pflichterfüllung gelaufen; aber der Schwanz verrieth seine wirkliche Gemüthsverfassung, er versteckte sich zwischen den Beinen. Cäsar hatte nämlich — wie auch ich — die Augen seines Herrn gesehen, während der Wagen um die Ecke bog, und begriffen, was ihm bevorstand, wenn er heimgekommen.

Meistens aber glückte es ihm meisterhaft, seine Heimkehr von diesen Morgenpromenaden zu verheimlichen. Wenn wir uns dem Ort näherten, verließ er mich gewöhnlich schon eine Weile vorher, — nicht auffallend, sondern ganz unmerklich, so daß ich selbst es nicht einmal bemerkte. Er lief bloß etwas geschwinder und lautloser und ohne alle jene Pausen und Umwege in verschiedenen Angelegenheiten, womit sich Hunde sonst aufzuhalten pflegen. Ohne daß ich wußte, wie? war Cäsar verschwunden. Aber wenn ich nach einer Weile auf das Wirthshaus zusteuerte, um ein Glas Bier nach dem Spaziergang zu mir zu nehmen, — dann lag mein Freund Cäsar vor dem Eingang, ruhig, wachsam, gleichgiltig freundlich gegen den fremden Menschen, der einer unter vielen war, — das Musterbild eines treuen Haushundes. Nur die Augen schielten nach mir mit einem unbeschreiblichen Ausdruck, — dem Ausdruck im Blick eines Menschen, der sich an einen glücklich ausgeführten Streich erinnert; und die lange spitze Doggenschnauze, die sonst wie lauter spitze Raubthierzähne aussah, verbreiterte sich zu einem stillen Grinsen, — dem schlauen, lautlosen, humoristisch falschen Grinsen eines ganz durchtriebenen, menschlichen Lurifaxes.

München. Ola Hansson.

Karl Federn. Neun Essays. Gebr. Paetel. Berlin. 1900.

„Essays“ würde ich diese neun Bilder aus dem Geistesleben der germanisch-romanischen Gesammtnation (S. 4) gerade nicht nennen. Es fehlt ihnen, was den Essay vor allem charakterisirt: die Gabe, mit leichter Hand hundert Fragen anzuregen und vor den Augen des Lesers eine ganze Bücherei ungedruckter interessanter Schriften hervorzuzaubern. Nur etwa „Satan und Prometheus“ versucht dies; aber es ist grade das schwächste Stück: allzu feuilletonistisch wird hier ein schweres tiefes Problem angefaßt und dabei werden Dichtungen wie Carducci's Hymne an Satan, Arbeiten wie Arthur Graf's Prometheo zum Schaden der Gesammtauffassung übersehen.

Im Uebrigen sind es einfach „Aufsätze“, aber allerdings sehr gut geschriebene, sehr lesenswerthe Aufsätze. Man wird oft widersprechen wollen; in Einzelfragen wie in Gesammtmeinungen. So scheint mir die Beurtheilung Carlyle's viel zu mild: was würde der alte Polterer selbst dazu gesagt haben, wenn ein anderer eine bedeutende Frau zur Ehe begehrt hätte, ohne später der Pflicht, für ihr Glück zu sorgen, auch nur einmal zu gedenken? Je mehr Federn Jane Wesh Carlyle lobt, um so stärker entwerthet er seine Apologie ihres Gatten. — Oder diese Schwärmerei für d'Annunzio's Dramen! mir scheint er am besten durch das Xenion unserer Klassiker auf Heinse charakterisirt:

Gerne hör' ich dir zu, wenn du mit Worten Musik machst,
Mischtest du nur nicht sogleich hündische Wollust hinein!

Aber daß der Verfasser seine entschiedenen Sympathien hier so tapfer vorträgt wie bei Leopardi oder Burns, wo es freilich leichter ist, sichert ihm um so mehr unsere eigene Sympathie mit dem selbständig empfindenden und klar sprechenden Büchlein. R. M.

Briefkasten der Redaktion.

E. H. in Magdeburg. Brief an Sie kam als unbestellbar zurück. Für Ihre Zwecke dürften sich empfehlen: Revue de Paris oder Revue Bleue; auch die Revue des Revues.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 11. Berlin, den 15. Dezember 1900. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Es liegt bei:

Nr. 11 der Handelspolitischen Flugblätter der „Nation“:
Zollkrieg oder Handelsfrieden mit den Vereinigten Staaten von Amerika.

Politische Wochenübersicht.

Reichskanzler Graf Bülow hat mit seinen Reden im Reichstage über die auswärtige Politik erneut seinen Befähigungsnachweis für die Stelle erbracht, die er einnimmt. Darüber ist sich die Presse des In- und Auslandes einig; er hat mit Vorsicht, mit Klarheit und mit einer selbstbewußten Kraft, die ihn von einer neuen Seite zeigt, seine Politik vertheidigt; er hat nicht alle Kritik verstummen gemacht; aber fast allgemein — mit Ausnahme der Alldeutschen und der rücksichtslosen Agrarier — wird zugestanden, daß er gute Gründe mit Geschicklichkeit für die Haltung Deutschlands gegenüber dem Präsidenten Krüger anzuführen vermocht hat.

Die Alldeutschen genießen den Vorzug, daß sie politisch nicht ernst genommen werden. Ganz anders steht es mit den agrarischen Konservativen, und deren Haltung in der Transvaalfrage gegenüber dem Grafen Bülow ist nun überaus bezeichnend. Hier einige wenige Citate: Die „Deutsche Tageszeitung“, das Organ des Bundes der Landwirthe schreibt:

> „Warum mußte die Ablehnung seines Besuches in so demonstrativer Weise erfolgen, daß jeder den Eindruck haben mußte: hier beugen wir uns vor England! Graf Bülow hat die Beantwortung dieser Frage, die doch die Hauptfrage ist, sorgfältig vermieden. Er hat nur angedeutet, daß die zu erwartenden Demonstrationen zu einer dauernden Spannung zwischen uns und England, ja in weiterer Perspektive sogar durch die Reizung der englischen Volksleidenschaften zum Kriege führen könnten. Diese Andeutung, wenn sie ernst gemeint ist, hat etwas Erschreckendes! Das heißt doch: Wir sind in einer Lage, daß England mit Aussicht auf Erfolg es unternehmen könnte, einen Weltkrieg gegen uns anzuzetteln, wenn wir ihm nicht zu Willen sind. Wie herrlich weit haben wir es doch gebracht! Es hat einmal jemand gesagt: „Wir fürchten Gott und sonst nichts in der Welt!“ Heute aber, dreißig Jahre nach Gründung des Deutschen Reiches, dürfen wir es nicht einmal mehr wagen, von unserem Hausrecht Gebrauch zu machen und bei uns zu empfangen, wen wir wollen — sobald es England nicht genehm ist!“

Das ist deutlich. Ein Wenig zurückhaltender urtheilt die „Kreuz-Zeitung“:

> „Nun kommt bei uns noch folgender Umstand dazu, der verstimmend auf das allgemeine Empfinden wirken mußte. Wurde doch der Nichtempfang des Präsidenten Krüger, ob mit Recht oder Unrecht, das wissen wir nicht, auf eine direkt von London aus erfolgte Einwirkung zurückgeführt. Das ist aber eine für das deutsche Empfinden und die deutsche Machtstellung so wenig verständliche Lesart, daß wir sie für unzutreffend halten, denn was sollte einer Macht, wie sie das Deutsche Reich repräsentirt, wohl der Empfang des Herrn Krüger für Nachtheil bringen können.“

Die Stellungnahme der „Kreuz-Zeitung“ verdient um so mehr Beachtung, da dasselbe Blatt auch ganz andere

Schlußfolgerungen zu ziehen bereit ist. Ein Paar Dutzend Stunden später setzt die „Kreuz-Zeitung" auseinander, daß möglicher Weise eine russische Intrigue hinter der Aufnahme Krüger's in Paris stecke. Es gäbe mancherlei Anzeichen, die die „Reise des Präsidenten Krüger doch weniger durchsichtig erscheinen lassen, als diejenigen glauben, denen die Formel sympathisch oder unsympathisch zur Fertigstellung ihres Urtheils genügt".

Und nun fährt das Blatt fort:

„Ein Gedankensprung, der aber keine Parallele ziehen will, erinnert uns an die rauschende Begeisterung, die 1885 durch Deutschland ging, als Fürst Alexander von Bulgarien die Serben aufs Haupt schlug, und die flammende Entrüstung, die dann folgte, als am 21. August 1886 Fürst Alexander durch eine Revolution gestürzt wurde, deren Ursprung nicht mit Unrecht in Petersburg gesucht wurde. Unsere Presse wies darauf hin, daß Fürst Alexander doch ein deutscher Fürst sei, und verlangte laut ein Einschreiten Deutschlands zur Herstellung des Fürsten und seines guten Rechts. Man fand es unwürdig, daß Deutschland aus Furcht vor Rußland so kläglich zurückweiche. . . . Fürst Bismarck nahm diese und verwandte Aeußerungen zum Anlaß, um in der berühmten Rede vom 13. Januar 1887 vor dem Reichstage die Frage zu erörtern, was deutsches Interesse sei und was deutsches Interesse nicht sei. Setzt man in den oben hervorgehobenen Stellen statt Rußland England, und verfährt man ebenso mit dem Kommentar, mit dem Fürst Bismarck diese Citate begleitet, so ergibt sich eine drastische Aktualität dieser Betrachtungen von kaum zu übertreffender Wirksamkeit."

Wenn dasselbe Blatt, von dem man nicht behaupten kann, daß es schlecht redigirt wird, einerseits die Politik des Grafen Bülow vertheidigt und in Parallele mit der Politik des Fürsten Bismarck stellt — höher pflegt man in Deutschland nicht zu schwören —, und wenn andererseits dieselbe Politik als schwächlich und das deutsche Empfinden verletzend hingestellt wird, dann sind solche Widersprüche signifikant genug.

Die Zeichen trügen nicht. Die „Deutsche Tageszeitung" sagt nüchtern: Wir, die Konservativen und Agrarier, stehen dem Grafen Bülow „ohne Vertrauen, aber auch ohne Mißtrauen" gegenüber. Diese neutrale Stellung kommt dadurch zum Ausdruck, daß dieses Blatt, daß die „Kreuzzeitung" und der ganze Chor der verwandten Blätter die Politik des Grafen Bülow zu diskreditiren suchen; und diese freundschaftliche Neutralität wird so lange fortgesetzt werden, bis sich der Reichskanzler den Agrariern unterwirft und zu ihrem Werkzeug sich erniedrigt; sogar Bismarck hat dieses Schicksal erfahren; Caprivi und Hohenlohe natürlich desgleichen. Derselben Kur wird jetzt Graf Bülow unterworfen; es beginnen die Versuche ihn durch anwachsende Rücksichtslosigkeiten einzuschüchtern, und da die gefahrvollen Klippen der Handelsverträge zu umschiffen sind, und da es alsdann ein Ausbiegen garnicht gibt, so kann sich der Reichskanzler darüber nicht täuschen, was ihm bevorsteht. Das bezeichnende Schwanken und das schnelle agrarische Einlenken der „Kreuzzeitung" zeigt es.

Die gesammte Politik des Grafen Bülow wird von der Rechten allein unter dem agrarischen Gesichtspunkt betrachtet werden, und der Reichskanzler ist, was er auch thun mag, verdammt, wenn er nicht als politischer Agent des Bundes der Landwirthe zu dienen bereit ist. Ueber diese, für unsere gesammte innere Politik entscheidende und auf die auswärtige Politik stark zurückwirkende Thatsache sollte sich kein deutscher Staatsmann täuschen.

Es gibt noch ein Beispiel, das für die Bevölkerung und den Grafen Bülow nicht weniger aufklärend sein muß.

Professor Schmoller hat dem Reichskanzler die neueste Veröffentlichung des Vereins für Sozialpolitik, einen Band: Beiträge zur neuesten Handelspolitik Deutschlands überreicht, und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" begleitete diese Veröffentlichung mit folgenden neutralen Worten:

„Bei der seitherigen Vorbereitung der künftigen Handelsverträge sind vor allem, wie es der Natur der Sache entspricht, die Vertreter der nächst Interessirten zur Geltung gekommen. Nun ergreift auch die Wissenschaft das Wort. Frei von vorgefaßter Meinung soll hier lediglich auf Grund unbefangener Feststellung der in Betracht kommenden Thatsachen ein Urtheil gefällt, nur mit gutem Grunde und wissenschaftlichem Beweise operirt werden, um so dazu beizutragen, daß, wie bei allen großen Staatsaktionen, auch bei Regelung der Handelspolitik das Gesammtinteresse gegenüber dem Sonderinteresse gewahrt bleibe."

Diese offiziösen Worte, die milde wie Süßwasser sind, und die politisch selbstverständlich, wie das Einmaleins sein sollten, haben die Agrarier in Empörung versetzt. Wer könnte sich darüber verwundern! — Eine Wissenschaft, die „frei von vorgefaßter Meinung" „mit gutem Grunde und wissenschaftlichem Beweise" das Gesammtinteresse gegenüber den Sonderinteressen vertritt, ist natürlicher Weise ganz unstatthaft; und erlaubt ist nur eine unwissenschaftliche Wissenschaft, die auf Grund vorgefaßter agrarischer Meinungen das agrarische Sonderinteresse gegenüber den Gesammtinteressen schützt. Und wenn ein Blatt wie die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" sich dazu hergibt, das Gesammtinteresse auch nur theoretisch über das Sonderinteresse zu stellen, so ist dies schon eine bedenkliche Versündigung, auf die Graf Bülow mit Nachdruck durch den Bund der Landwirthe aufmerksam gemacht werden muß. So geschah es denn auch.

In Frankreich ist eine Stelle der Rede des Grafen Bülow besonders beachtet worden; jene Sätze, in denen er es aussprach, daß wir völlig frei und ungebunden England gegenüber stehen, und daß wir auf England nicht einen Deut mehr angewiesen sind als England auf uns. Diese Worte hat man in Paris unterstrichen, und man ist augenscheinlich befriedigt von der Thatsache, daß wir uns nicht für überseeische Fragen durch England in keine Kombination gegen Frankreich haben hineinziehen lassen.

Aus Stuttgart erhalten wir folgende Zuschrift:

„Nach der Hauptwahl für den württembergischen Landtag vom 5. Dezember und den Wahrscheinlichkeitsschlüssen, die sich für die Anfang nächster Woche stattfindenden Stichwahlen ziehen lassen, wird die künftige Abgeordnetenkammer bei uns, wie folgt, zusammengesetzt sein; der frühere Besitzstand ist in Klammern daneben gestellt:

Volkspartei	25 (29)
Centrum	19 (18)
Deutsche Partei . .	10 (13)
Bauernbund	6 (3)
Sozialdemokratie . .	6 (1)
Konservativen . . .	1 (1)
Wild	3 (5)
	70 (70)

Das Gleichgewicht der Kräfte nach links und rechts erscheint danach zu Gunsten der Linken um 1 Sitz verschoben; es fehlen der Linken nur 4 Sitze, um die volle Hälfte aller durch Volksabstimmung zu vergebenden Mandate zu besitzen. Aber die Wirkung dieser Rechnung wird durch die 23 Privilegirten gekreuzt, von denen 3 dem Centrum, 1 der deutschen Partei und der Rest der konservativen Partei anhängen. Auffallend ist, daß die konservative Partei nur 1 Mandat erobert hat. Der Bauernbund, der sehr große Anstrengungen gemacht hat, ist von 3 auf 6 Mandate gelangt.

Angesichts des formellen Bündnisses, das Bauernbund, konservative und deutsche Partei zur Beseitigung der parlamentarischen Stellung der Volkspartei geschlossen haben, sind die Ergebnisse dieses Ansturms recht unbedeutend. Es scheint, daß die Angriffe gegen die bürgerliche demokratische Volkspartei nur die Wirkung gehabt haben, einige Wahlkreise der durch die Chinamillionen und die Posadowskygelder geschwellten Sozialdemokratie zuzutreiben, die in einigen Kreisen, insbesondere in den Industriecentren, an Stimmenzahl stark gewachsen, in anderen Bezirken übrigens zurückgegangen ist. Das Centrum hat sich behauptet und einen Sitz gewonnen; es kann die Balance halten.

Es ist schwer zu verstehen, weshalb die deutsche Partei den Vortheil nicht wahrgenommen hat, in eine starke Position dadurch einzurücken, daß sie anstatt den Wahlkampf gegen die Volkspartei zu führen, Frontaufstellung neben derselben nahm; dann hätten beide liberalen Parteien sicher einige Sitze mehr erobert, und die deutsche Partei hätte mit etwa 15 Stimmen den Ausschlag zwischen links und rechts gegeben und das Gewicht des Centrums eliminirt. Nun ist sie geschwächt und dem Bauernbund verkettet; sie ist mit geringem Geschick geleitet worden. Ihre Führer Geß und Schall werden in der Stichwahl unterliegen; während die Führer der Volkspartei alle mit starken Mehrheiten gewählt worden sind oder in absolut sicheren Stichwahlen stehen."

Es klingt leider fast wie Ironie, wenn wir trotz China und Südafrika von der allmählichen Ausgestaltung des Bureaus für das internationale Schiedsgerichtsverfahren in Haag hören. Jetzt hat Deutschland seine Mitglieder für die Schiedsrichterliste angemeldet, die Namen der deutschen Vertreter lauten:

Der Senatspräsident des Reichsgerichts Geh. Rath Bingner, der vortragende Rath im Auswärtigen Amte Wirkl. Geh. Legationsrath von Frantzius, Oberverwaltungsgerichtsrath von Martitz, der Professor an der Universität Göttingen Geheimer Justizrath von Bar.

Professor von Bar kennen unsere Leser aus zahlreichen Beiträgen für die „Nation"; es ist erfreulich, daß die deutsche Regierung bereit war, einen Mann zu wählen, der eine von der ganzen Welt anerkannte Autorität auf seinem wissenschaftlichen Gebiet, zugleich seine freisinnigen politischen Anschauungen stets vorurtheilslos zu bekennen bereit war.

Die neueste Nachricht aus China besagt, daß die Gesandten zu folgender wichtigen Entdeckung gelangt sind. Das Beglaubigungsschreiben Li-Hung-Tschangs ist nicht mit dem Kaiserlichen Privatsiegel versehen, und folglich können die Vollmachten des Unterhändlers nicht als ausreichend erachtet werden. Ein Laie, der fern von China weilt, möchte annehmen, daß diese Siegelfrage sich schon vor geraumer Zeit zur Abkürzung des Verfahrens hätte diskutiren und erledigen lassen. Geduld muß man bei chinesischen Angelegenheiten zweifellos in sehr ergibigem Maße zur Verfügung haben.

Im englischen Parlament macht man Chamberlain das Leben schwer; es wird immer wieder darauf hingewiesen, daß seine Hände nicht sauber seien, und er erklärt darauf stets mit höchster Energie, man könne ihm nicht beweisen, daß er unsaubere Geschäfte betrieben habe. Diese finanziellen Fragen verschieben aber einigermaßen die Perspektive; Munitionslieferungen und einige andere Menschlichkeiten wiegen leicht gegenüber der Thatsache, daß Chamberlain-Rhodes Südafrika in einen scheußlichen Krieg hineingetrieben haben, der auch auf England wie ein Alp lastet.

In Südafrika konzentrirt sich alles Interesse jetzt wieder auf De Wet; es scheint, daß er nochmals sich durch die erdrückende englische Uebermacht siegreich durchgeschlagen hat. Solche Erfolge werden den Engländern dann gefährlich sein, wenn die Kapholländer von bösen Worten gegen London zu Thaten übergehen sollten.

* * *

Weltwirthschaft und Volkswirthschaft.

Die beständig zunehmende Verflechtung der deutschen Volkswirthschaft in den Weltverkehr ist schon seit längerer Zeit Gegenstand öffentlicher Erörterung. Sie ist von den einen als ein glänzender Fortschritt hoch gepriesen, von anderen dagegen als eine Quelle wirthschaftlicher Noth und namentlich als eine Gefahr für die Zukunft des deutschen Volkes getadelt worden. Das Thema ist in unzähligen Zeitungsartikeln und in nicht wenigen Broschüren und öffentlichen Reden mit größerer oder geringerer Sachkenntniß behandelt worden. Es fehlte jedoch noch eine systematische wissenschaftliche Bearbeitung des Problems. Eine solche ist vor Kurzem von Professor Heinrich Dietzel in Bonn geliefert worden. Im vorigen Jahre hat Dietzel über das Thema „Weltwirthschaft und Volkswirthschaft" in der Gehe-Stiftung zu Dresden einen Vortrag gehalten; dieser ist später in erweiterter Form unter demselben Titel (im Verlage von v. Zahn und Jaensch, Dresden 1900) veröffentlicht worden. Genau genommen, enthält die 120 Seiten starke Abhandlung nur die erste Hälfte der systematischen Darlegung des Gegenstandes, nämlich die Beleuchtung der Frage vom Standpunkte der wirthschaftlichen Produktion. Die weitere Frage, in welcher Weise die Vertheilung der wirthschaftlichen Güter durch die Verflechtung der Volkswirthschaft in die Weltwirthschaft beeinflußt wird, hat Dietzel in der genannten Schrift nur kurz gestreift; er stellt jedoch eine ausführliche Behandlung dieser zweiten wichtigen Seite der Frage in einer besonderen Arbeit in Aussicht. In engem Zusammenhange mit den in „Weltwirthschaft und Volkswirthschaft" erörterten Problemen stehen die Fragen, welche Dietzel noch vor Kurzem in der „Nation" (1900, Nr. 30—34) unter dem Titel „Die Theorie von den drei Weltreichen" behandelt hat.

In der neuen Schrift legt Dietzel, im Wesentlichen nur vom Standpunkte der Produktion, dar, ob und welche wirthschaftlichen Vortheile und Nachtheile der Anschluß an die Weltwirthschaft den Völkern bringt, und wie schwer die einen und die andern ins Gewicht fallen. Er bezeichnet es als das oberste Ziel der „Wirthschaftspolitik", „zu bewirken einerseits, daß das unter den gegebenen Bedingungen mögliche Maximum des Volksreichthums erreicht werde, und andererseits, daß das wirthschaftliche Leben des Volkes so stetig als möglich verlaufe." (S. 5). Der Hauptinhalt seiner Schrift ist nun der Nachweis, daß ein Volk der Lösung dieser doppelten Aufgabe desto näher zu kommen vermag, „mit je mehr Völkern es Verkehr und je mehr Verkehr es mit ihnen treibt." Er zeigt m. a. W., daß die nationale Arbeit bei „Eigenwirthschaft" sich „weder so produktiv, noch so kontinuirlich" vollziehen kann wie bei Anschluß an die Weltwirthschaft. In einer Kritik von Dietzel's Schrift hat Adolf Wagner (in der Hamburgischen Wochenschrift „Der Lotse" vom 17. und 24. November 1900) es als einen „erheblichen Fehler" Dietzel's bezeichnet, daß dieser es immer nur mit „Produktions- und Werthproblemen", mit Fragen „des mehr und besser und wohlfeiler Produzirens" zu thun habe, „als ob das allein entschiede"; Dietzel habe nicht berücksichtigt, wie sehr die industriestaatliche Entwicklung die Vertheilung des Volkseinkommens und Volksvermögens beeinflußt. M. E. ist diese Kritik nicht treffend, da Dietzel sich in der vorliegenden Schrift eine ausführliche Erörterung des Vertheilungsproblems oder „der Frage, wie der Verkehr bez. wie die Industrialisirung zufolge Verkehrs, auf Grundrente, Lohn, Kapitalrente wirke", ausdrücklich vorbehalten hat, (vergl. die Anmerkungen zu S. 16 und 90), übrigens auch schon an verschiedenen Stellen dieser Schrift die Hauptfrage der Sozialpolitik, die des Arbeitslohns, in ihrem Zusammenhange mit der Handelspolitik erörtert und seine Stellung zu derselben scharf präzisirt. Er würde aber Wagner's Kritik vielleicht vorgebeugt haben, wenn er bei Formulirung seiner Aufgabe statt des Wortes „Wirthschaftspolitik" den engeren Ausdruck „Produktionspolitik" gebraucht hätte; ich

setze voraus, daß der Begriff „Wirthschaftspolitik“ die beiden anderen Begriffe „Produktions-“ und „Vertheilungs-“ (Sozial-) Politik umfaßt.

An die Spitze seiner Ausführungen stellt Dietzel den Satz von der Begrenztheit der wirthschaftlichen Mittel. Die elementare Thatsache, daß die wirthschaftlichen Stoffe und Kräfte beschränkt sind, wird, so einfach sie auch ist, vom Laien immer wieder übersehen; ihre Nichtbeachtung ist eine Quelle unzähliger Irrthümer und Trugschlüsse. „Für jedes Volk“, sagt Dietzel, „ist der Kreis der möglichen Produktionen jeweilig begrenzt. Begrenzt einmal durch die Natur; denn auf dem nationalen Territorium gedeihen nur gewisse Gattungen von Pflanzen und Thieren, und nur gewisse Gattungen von Erden und Erzen finden sich vor. Begrenzt ferner durch den sozialwirthschaftlichen Status, d. h. durch Menge und Beschaffenheit der materiellen Mittel (Arbeitskräfte, Kapitalien), über welche die Nation derzeit verfügt.“ (S. 5.) Aus dieser Begrenztheit der Mittel jedes einzelnen Volkes ergibt sich die Zweckmäßigkeit der internationalen Arbeitstheilung oder der Weltwirthschaft. Dank derselben „erweitert sich die Genußsphäre eines Volkes einmal insofern, als solche Güter ihr zuwachsen, die auf dem Raumgebiet, das es beherrscht, garnicht produzibel wären — auf die es bei Eigenwirthschaft verzichten müßte. Zweitens . . . . insofern, als gewisse Dinge, die ihm zwar produzibel, aber nur zu einem bestimmten Zeitpunkt produzibel sind, jederzeit beschafft werden können.“ (S. 6.) „Zu dem Reicherwerden in qualitativer Hinsicht — durch Vermehrung der Güterarten, über die der Verbrauch des Volkes sich zu erstrecken vermag — tritt als zweite, noch bedeutsamere Wirkung des Anschlusses an die Weltwirthschaft das Reicherwerden in quantitativer Hinsicht durch Vermehrung der konsumtiblen Gütermengen.“ (S. 7.)

Es ergibt sich also der wichtige Satz, dessen Begründung in Dietzel's Buch allen denjenigen nicht dringend genug zum Studium empfohlen werden kann, für welche das schöne Schlagwort vom „Schutz der nationalen Arbeit“ seinen Zauber noch nicht eingebüßt hat: Durch den internationalen Verkehr wird die nationale Arbeit produktiver.

Durch die „kosmopolitische“ Arbeitstheilung entwickelt sich ferner die Eigenart der nationalen Arbeit immer schärfer oder, wie Dietzel (S. 20) es formulirt, „je mehr Völker, und in je mehr Produktionen sie sich in die Hände arbeiten“, . . . „desto nationaler wird die nationale Arbeit jedes einzelnen Volkes: desto nationaler in dem Sinne, daß jedes Volk sich immer ausschließlicher auf solche Zweige verlegen wird, auf welche die Sonderart des nationalen Territoriums — der Natur des Landes — und die Sonderart der nationalen, wirthschaftlichen und sonstigen Kultur seiner Bewohner es hinweist — auf solche Zweige, in denen die Nation ihr Eigenstes, Vollkommenstes zu zeigen und zu leisten vermag.“

Weiter zeigt Dietzel (S. 20 ff.), daß infolge des Anschlusses an die Weltwirthschaft das wirthschaftliche Leben stetiger wird. Diese Wirkung des internationalen Verkehrs erfolgt in doppelter Weise: „Einmal insofern, als er dem Volke ermöglicht, gewisse agrikole Produktionen, deren Ertrag in diesem Lande stärker variirt als in anderen, auszumerzen, bezw. einzuschränken und seinen Bedarf, ganz oder zum Theil, aus der Ferne zu befriedigen.“ „Zweitens insofern, als Defizite aus dem Auslande ergänzt, Ueberschüsse, die die inländische Ernte ergibt, in das Ausland abgeleitet werden können.“ (S. 23.) Auf dem ersteren Wege gestaltet sich das Gesammtprodukt der nationalen Landwirthschaft, auf dem zweiten die Preisbildung gleichmäßiger als bei „Eigenwirthschaft“.

Im nächsten Abschnitt weist Dietzel nach, daß im 19. Jahrhundert thatsächlich dank dem internationalen Verkehr gewaltige wirthschaftliche Fortschritte gemacht worden sind.

Daran schließt sich eine Untersuchung der „Nachtheile“, welche mit der Weltwirthschaft verbunden sind. Bekanntlich haben in den letzten Jahren manche Nationalökonomen, so hauptsächlich Adolf Wagner und nach ihm mit besonders grellen Tönen Oldenberg, das deutsche Volk davor gewarnt, sich durch die zunehmende Betheiligung am Weltverkehr in eine wachsende „Abhängigkeit“ vom Auslande zu begeben. Dietzel's Bekämpfung dieser pessimistischen Beurtheilung der Weltwirthschaft ist sehr lehrreich. Seine Polemik gegen Oldenberg ist besonders glücklich; es ist höchst ergötzlich, aus Dietzel's Citaten zu ersehen, daß die Unglücksprophezeiungen Oldenberg's fast wörtlich mit Aeußerungen übereinstimmen, welche Friedrich Engels vor mehr als 50 Jahren über den bevorstehenden Zusammenbruch der kapitalistischen Wirthschaftsordnung gethan hat. Es ist unmöglich, in dieser Besprechung auf die vielen Einzelfragen einzugehen, welche im polemischen Theil von Dietzel's Schrift berührt werden; jedenfalls können aber die sämmtlichen einzelnen Betrachtungen dem sorgfältigen Studium aller derjenigen empfohlen werden, welche ernstlich darnach streben, sich über die handelspolitischen Kämpfe unserer Zeit ein richtiges Urtheil zu bilden.

Zum Schlusse formulirt Dietzel seine Ueberzeugung dahin, daß man künftig die Verkehrsfeinde von heute, die den Zeiger an der Weltenuhr zurückdrehen möchten, in eine Linie mit den Gegnern der Chausseen, der Eisenbahnen, der Maschinen stellen wird.

Gegenüber Adolf Wagner's Kritik von Dietzel's Darlegungen seien mir noch einige kurze Bemerkungen gestattet. Wagner zollt einer Reihe von Einzelheiten in den Ausführungen Dietzel's volle Anerkennung, bleibt aber schließlich bei seiner alten Auffassung, daß es sich nicht empfehle, die „Industriestaatsentwicklung“ und damit die weitere Verflechtung der deutschen Volkswirthschaft in die Weltwirthschaft zu fördern; er tritt daher für höhere agrarische Schutzzölle ein. So sind die Agrarier leider nach wie vor in der Lage, sich auf die Autorität dieses angesehenen und verdienten Nationalökonomen zu berufen, obgleich sie sich nicht scheuen, in demselben Athem eine der Fundamentallehren Wagner's, „the most important proposition in political economy“ (J. St. Mill), das „Gesetz der abnehmenden Erträge in der Bodenproduktion“ für „abgethan“ zu erklären. (Vergl. den Leitartikel in der „Deutschen Tageszeitung“ vom 26. November 1900.) In der Anerkennung der Wichtigkeit dieses Gesetzes, von dem noch heute die Worte Mill's (Principles of political economy, I, 12, § 1) gelten, „it involves the whole subject of the causes of poverty in a rich and industrious community“, stimmen Wagner und Dietzel überein.

Es scheint mir, daß Wagner zu seiner pessimistischen Auffassung der wirthschaftlichen Entwicklung Deutschlands gekommen ist, weil er manche Posten auf das Schuldkonto der „Industrialisirung“ setzt, die meines Erachtens nicht auf dasselbe gehören. Ob die „industriestaatliche Entwicklung“, welche doch sonst — nicht mit Unrecht — als gesellschaftlich nivellirend und demokratisirend bezeichnet wird, die „Klassengegensätze von Besitz und Arbeit“ steigert, wie Wagner sagt (a. a. O. S. 252), erscheint mir als sehr zweifelhaft; einen so großen Klassengegensatz wie den zwischen den Rittergutsbesitzern und den ländlichen Tagelöhnern gibt es wohl kaum in irgend einer industriell entwickelten Gegend Deutschlands. Daß die „Schwankungen der Konjunkturen“ mit der zunehmenden Betheiligung an der Weltwirthschaft an Häufigkeit und Heftigkeit abnehmen, hat Dietzel meines Erachtens in seinem Buche schlagend erwiesen; man kann sie daher kaum unter den bedenklichen „Begleiterscheinungen der industriestaatlichen und weltwirthschaftlichen Entwicklung“ aufzählen. Wagner kommt ferner (S. 254) auf seine schon früher geäußerte Ansicht, daß die „Gewinne“ der Exportindustrie und des Exporthandels abnähmen, zurück; ich habe dies Argument Wagner's bereits in meiner Schrift „Wirthschaftliche Folgen der Entwicklung Deutschlands zum Industriestaat“ (Berlin 1899, S. 37 f.) besprochen und möchte hier nochmals betonen, daß die Annahme von einem absoluten Rückgang der Gewinne des Außenhandels nicht nur unerwiesen, sondern auch unwahrscheinlich ist; die Beweislast ist dem Urheber der Behauptung zuzuschieben.

Mit vollem Recht bringt Wagner das Problem von Volks- und Weltwirthschaft mit dem Bevölkerungsproblem in Verbindung. Soweit ich sehe, stimmt Dietzel der Bevölkerungstheorie Wagner's grundsätzlich zu; nur ist er in seiner Beurtheilung der Nothwendigkeit und Wahrscheinlichkeit eines dereinstigen Nachlassens der Bevölkerungsvermehrung optimistischer. Er glaubt auch nicht, wie Wagner (S. 249), daß die Vermehrung der Bevölkerung „das treibende Moment" der Entwicklung zum Industriestaat ist; er nimmt vielmehr umgekehrt an, daß z. B. die Bevölkerungsvermehrung im 19. Jahrhundert auf die große Steigerung der Produktivität der Arbeit — „vor allem dank dem Fortschritt der Technik und der liberaleren Handelspolitik" — zurückzuführen ist (S. 115). Daher betrachtet Dietzel die starke Zunahme der Bevölkerung, welche Wagner mit Unruhe erfüllt, ohne Sorgen: „Wenn die Zeit kommt, da die Nahrungsquellen schwächer zu fließen beginnen, so wird auch die Bevölkerungsfluth schwächer fließen, wird die Zahl der Münder nur noch in solchem Maße sich mehren, daß eine Minderung der Mundrationen nicht zu erfolgen braucht." (S. 115.)

Die hochinteressanten Darlegungen Dietzel's über die Entwicklung der Volkswirthschaften zur Weltwirthschaft erwecken gewiß in jedem aufmerksamen Leser seines Buches den Wunsch, daß Dietzel seinen bisherigen Veröffentlichungen recht bald die angekündigte Behandlung des Problems vom Standpunkte der Sozialpolitik folgen lassen möge.

Paul Arndt.

Die Wirren in China und die Missionar-Frage.

III.

Im Laufe der Erörterung der Missionar-Frage sind die katholischen Missionare in China vielfach als die Ursache der jetzigen Wirren bezeichnet und angegriffen worden. Daß dies häufig und in ganz besonders heftiger Weise von Freunden und Vertretern der protestantischen Missionen geschehen, ist zu bedauern, denn für den gesunden Menschenverstand scheint die kulturelle Wirkung der verschiedenen Konfessionen und Sekten ziemlich gleichwerthig zu sein, und das Bedenken, daß durch solche Zänkereien das Christenthum selbst geschädigt werde, läßt sich nicht von der Hand weisen. Im Allgemeinen wird der aufmerksame und unparteiische Beobachter überall und auch in China den Eindruck empfangen, als wenn der katholische Missionar abgelöster von der Welt, ihren Freuden und Leiden, seine selbst übernommene Pflicht ausübe, als sein protestantischer Konfrater. Der Eindruck wird dadurch erhöht, daß sich in der Umgebung des protestantischen Missionars vielfach eine Fürsorge für das persönliche Wohlbehagen desselben bemerkbar macht, die beim Katholiken fehlt.

Eugen Wolf schreibt darüber in seinen soeben veröffentlichten Reiseberichten aus China:

„Diese katholischen Missionsanstalten sind stets von einer hohen Mauer umgeben, innerhalb deren sich die einfachen schmucklosen Gebäulichkeiten einfach und ernst erheben. Der katholische Missionar verlangt auch in China, daß man ihn bei seiner Arbeit in Ruhe lasse, er bekümmert sich nicht um andere Fremde, er lebt ganz seinem Bekehrungs-, Erziehungs- und Wohlthätigkeitswesen, er stirbt meist an dem Ort, wo er gewirkt hat, ein Opfer des Klimas oder seines Berufs. Anders ist es mit vielen englischen und amerikanischen Missionsanstalten in China. Ihre Häuser sind in luxuriösem Villenstil gebaut, von breiten Veranden rings umgeben, inmitten schön angelegter Gärten athmen sie Wohlhabenheit, ja Luxus; ihre Gehälter sind dementsprechend hoch. Ein solches Haus macht nicht den Eindruck, als ob drinnen ein Mann wohnte, der sich lediglich um das Seelenheil chinesischer Heidenseelen kümmerte. In der That sollen sich viele der englischen Missionare mehr um das, was ihre Nachbarn thun kümmern, als um ihren Beruf; wenigstens hört man an vielen Orten, wo sie als geschlossene Körperschaft auftreten, von den Europäern über sie klagen."

Andere Augenzeugen urtheilen in ähnlicher, manchmal noch schärferer Weise. So schreibt der schon früher erwähnte Dr. Morrison in seinem „An Australian in China" darüber:

„Jeder Besucher von Hankau und allen anderen geöffneten Häfen, der die Bestrebungen der Missionare unterstützt, ist erfreut zu finden, daß seine vorgefaßte Meinung von den Entbehrungen und Unbequemlichkeiten der Missionare in den geöffneten Häfen in China ganz unbegründet sei. Komfort und die Freuden des Lebens sind dort eben so groß wie in irgend einem Lande. Unter den bequemsten Wohnungen in Hankau sind die der Missionare, und es ist nur recht, daßdie Missionare so weit als möglich von allen Unbequemlichkeiten getrennt seien — die Missionare, die alles für China opfern und die bereit sind, irgend eine vernünftige Entbehrung zu ertragen, um diesem Lande der Finsterniß Erleuchtung zu bringen."

Der Unterschied in der Lebensweise der Missionare der beiden Konfessionen beruht auf grundsätzlichen Verschiedenheiten in der Auffassung ihrer Aufgabe. Der katholische Missionar, der nach China geht, weiß, daß er mit der Heimath abgeschlossen hat; er unterzeichnet eine Verpflichtung nie nach derselben zurückzukehren, und wenn heute bei den häufigeren, schnelleren und billigeren Verbindungen für einzelne der Missionare, besonders für solche an der Spitze der apostolischen Vikariate, die Regel nicht mehr streng eingehalten, im Gegentheil der häufigere Besuch der Bischöfe in Rom gewünscht wird, so besteht sie doch für die große Mehrzahl der Missionare in vollem Umfange fort. — Einer der apostolischen Vikare erzählte mir vor Jahren, daß er zum ersten Male nach zweiundvierzigjährigem Aufenthalt in China nach Europa zurückgekehrt sei, um am ersten vatikanischen Konzil theilzunehmen. Aehnlich verhält es sich mit den den Missionen beigegebenen Schulschwestern und Krankenpflegerinnen; sie leben und sterben in China unter Bedingungen, die den Zeugen ihrer Arbeit und Entbehrungen mit der höchsten Bewunderung, die oft nicht frei von herzlichem Mitleid ist, erfüllen müssen. Der männliche Missionar erhält in China monatlich acht Dollars, d. h. 16 Mark, und davon muß er nicht nur seine persönlichen Bedürfnisse, sondern auch noch die Ausschmückung seiner Kapelle und vieles andere bestreiten.

Der protestantische Missionar ist dem gegenüber, soweit es sich um englische und amerikanische handelt, wahrhaft fürstlich gestellt; sein jährliches Einkommen variirt zwischen 800 und 1200 Golddollars, d. h. dem vierfachen in Mark; bei einigen der Missionsgesellschaften werden die Beträge bei der Verheirathung und der Geburt von Kindern erhöht; für seine Unterkunft ist auch nach europäischen Begriffen in der auskömmlichsten Weise gesorgt, und vielfach stehen ihm in der Umgegend der geöffneten Häfen Sommerfrischen und Sanatorien zur Verfügung. Im Innern muß er sich freilich oft mit Räumlichkeiten begnügen, die nicht besser, manchmal sogar schlechter als die der katholischen Missionare sind, da es sich bei ihm oft um die Unterbringung von Frauen und Kindern handelt, die unter ungünstigen Verhältnissen selbstverständlich mehr als die Männer leiden müssen. Nach einiger Zeit der Thätigkeit, durchschnittlich zehn Jahre, ist dem protestantischen Missionar ein längerer Urlaub gewährleistet, wie solcher auch ausnahmsweise im Falle von Erkrankung bewilligt wird. Im Ganzen ist die Stellung des protestantischen Missionars also der des katholischen gegenüber eine bevorzugte und angenehmere, was, wenn es sich auch aus der Nothwendigkeit erklärt, für Frauen, Kinder und Familienväter Vorsorge tragen zu müssen, nicht ausschließt, daß der katholische Missionar durch seine Lebensweise dem Chinesen näher kommt und näher kommen muß, als der protestantische dies zu thun im Stande ist.

Dementsprechend sind auch die Erfolge der katholischen Missionare größer als die der protestantischen. Man braucht dabei nicht, wie das leider von protestantischer Seite vielfach geschieht, den Grund in einer angeblichen Laxheit der Katholiken, in der Pracht des Gottesdienstes oder in einer gewissen Aehnlichkeit zwischen den beiden Kulten, dem katholischen und dem buddhistischen, zu suchen, man findet denselben vielmehr in der Thatsache, daß aus alten Zeiten her gewisse Beziehungen zwischen dem Missionar und der Bevölkerung bestehen, die für die erst seit kaum sechzig Jahren in China thätigen protestantischen Missionsgesellschaften nicht vorhanden sind. Mir ist oft von katholischen Missionaren gesagt worden, und ich habe keinen Grund, an der Richtigkeit dieser Angaben zu zweifeln, daß in vielen der Vikariate die Thätigkeit der Missionare sich hauptsächlich auf die Seelsorge bei den alten katholischen Familien beschränke, und daß man für die Verbreitung des Christenthums auf das Beispiel derselben, auf die Einwirkung der in den Missionen erzogenen Waisenmädchen, die vielfach in heidnische Familien heirathen, und auf das Beispiel der ebenfalls in den Missionen ausgebildeten Waisenknaben, die häufig Heiden bleiben, rechne. Mrs. Scidmore sagt in ihrem Buche etwas, was auf ähnliche Erfahrungen seitens der protestantischen Missionare deutet. Sie führt die Aeußerung eines der letzteren an, daß erst in der dritten Generation ein Chinese als Christ angesehen werden könne und die Gefahr, daß er abtrünnig werde, verschwunden sei. Wo der Grundstock alter katholischer Familien fehlt, wird die Thätigkeit der katholischen und protestantischen Missionare sich ziemlich parallel bewegen, wenngleich für die ersteren die Taufe von Findelkindern eine Rolle spielt, die, wenn sie die Zahl der Bekehrungen oder Rettungen auch erheblich vermehrt, doch durch die Art und Weise der Einsammlung solcher Kinder häufig zu Beschwerden und Anschuldigungen und wiederholt zu Angriffen gegen Missionen und Missionare Veranlassung gegeben hat. Kinderdiebstahl ist in China ein zu häufig vorkommendes Verbrechen, um es nicht wünschenswerth erscheinen zu lassen, daß gerade in diesem Punkte größ're Sorgfalt in der Ausübung und mehr Rücksicht auf die chinesischen Anschauungen als bisher genommen und mehr im Zusammenhange mit den chinesischen Behörden und besonders mit der Bevölkerung vorgegangen werde, als dies im Allgemeinen bis jetzt der Fall gewesen sein mag.

Ein Unterschied zwischen den protestantischen und katholischen Missionsgesellschaften besteht in der Verwendung der für dieselben flüssig gemachten Gelder. Die Einkünfte der katholischen Missionen sind unzweifelhaft geringer, als die der protestantischen, aber sie werden mehr für sachliche Zwecke und nicht wie bei den letzteren für persönliche verwendet. Rechnungen, wie Dr. Morrison in seinem vorerwähnten Werke sie aufstellt*), sind für die katholischen Missionare ausgeschlossen, dagegen läßt sich nicht in Abrede stellen, daß seitens der Prokuratoren der verschiedenen katholischen Missionsgesellschaften die Verwaltung des häufig aus Entschädigungen stammenden Vermögens derselben vielfach mit Spekulationen in Land und Gebäuden u. s. w. verbunden ist, die durchaus geeignet sind, die Missionen selbst in den Augen der Chinesen zu diskreditiren. So gehört resp. gehörte z. B. der größte Theil der Grundstücke in der sogenannten Gesandtschaftsstraße in Peking den Lazaristen, und die Jesuiten sind wohl die größten Grundbesitzer in Shanghai.

*) „Es gibt 1511 protestantische Missionare, die in dem Reiche thätig sind, und wenn man ihre Ergebnisse nach den Statistiken früherer Jahre, wie sie im „Chinese Recorder“ veröffentlicht worden sind, schätzt, so finden wir, daß sie im letzten Jahre (1893) 3127 Chinesen in den Schooß der Kirche aufgenommen haben, — von denen nicht alle, wie man befürchten muß, echte Christen sind — und das mit einem Aufwand von 350 000 £ (7 Millionen Mark), d. h. dem gemeinsamen Einkommen der zehn hauptsächlicheren Krankenhäuser in London.“ — Seit dieser Zeit haben sich die Zahl der Missionare und auch die Kosten sehr bedeutend vermehrt.

Im Allgemeinen läßt sich das Urtheil über die katholischen Missionen in China dahin zusammenfassen, daß, wenn dieselben durch ihre Thätigkeit in der Frage der Findelkinder, wie bei der Errichtung ihrer Kirchen vielfach gegen chinesische Auffassungen und Vorurtheile verstoßen haben, wenn einzelne der apostolischen Vikare durch äußeren Pomp und Ansprüche auf Ehrenbezeigungen die chinesischen Behörden und Bevölkerungen verletzt und feindlich gestimmt haben, die Missionen es doch verstanden haben, sich allen politischen Fragen fernzuhalten und sich durch kluges Verfahren vielfach den Dank der Regierung zu verdienen, so z. B. in Peking. Wenn trotzdem die katholische Mission dort bei den letzten Wirren ebenso in Mitleidenschaft gezogen worden ist wie die protestantische, so beweist das nur, daß der mit elementarer Gewalt stattgehabte Ausbruch des Fremdenhasses keinen Unterschied zu machen im Stande gewesen ist oder gewollt hat.

Die Anerkennung der katholischen Hierarchie durch die Zutheilung gewisser Rechte und Vorrechte an die Mitglieder derselben, von denen das des direkten amtlichen Verkehrs mit den chinesischen Behörden nicht das geringste sein dürfte, ist in der letzten Zeit wiederholt als einer der Gründe für den Ausbruch der jüngsten Wirren bezeichnet worden. Ein solches Urtheil beruht auf einer Unkenntniß der Umstände, aus denen diese Maßregel hervorgegangen ist. Sie war ursprünglich, d. h. vor einigen zwanzig Jahren, bestimmt, das Komplement zu der Aufhebung des französischen Protektorats und der Ernennung eines päpstlichen Gesandten in Peking zu bilden, dem die Vertretung der Interessen der katholischen Missionen in China zufallen sollte. Der Plan scheiterte an dem Widerstande der französischen Regierung und dem Mangel an Entschlossenheit der Kurie, die vor den Drohungen Frankreichs den Rückzug antrat. Er wurde später von der französischen Gesandtschaft wieder aufgenommen, da dieselbe hoffte, durch eine in die Abmachung einzufügende Bestimmung, daß der französische Gesandte, im Falle die Verhandlungen zwischen den Bischöfen und den Behörden zu keinem Resultate führen würden, dieselben der Regierung gegenüber vertreten solle, das durch die Stellung der Steyler Mission unter deutschem Schutz erschütterte Protektorat Frankreichs wieder befestigen zu können; schließlich wurde von der chinesischen Regierung 1896 das Abkommen unterzeichnet, das das den katholischen Missionaren gemachte Zugeständniß enthält. Ich betrachte dasselbe als einen unzweifelhaften Fortschritt, da es einerseits die Erledigung vieler Fragen an Ort und Stelle ermöglicht und andererseits bei irgend wie gutem Willen und Takt der Betheiligten und es ist thöricht denselben nicht auch bei chinesischen Beamten voraussetzen zu wollen, viel zur Verständigung zwischen dem Christenthum und dem Chinesenthum beitragen kann. Die chinesische Regierung würde außerdem sicherlich nicht anstehen, dieselben Rechte den protestantischen Missionaren zuzugestehen, wenn unter denselben die Elemente dafür vorhanden wären; aber wie soll unter einem Dutzend Gesellschaften, die vielleicht in einer Provinz thätig sind, ein Missionar gefunden werden, welcher dieselben den chinesischen Behörden gegenüber vertreten könnte und falls dies möglich wäre, welche Autorität würde er über die anderen Missionare ausüben können?

Lord Curzon schließt seine Aeußerungen über die Thätigkeit der Missionare mit den Worten:

> „Was die Zukunft der Bestrebungen der Missionare sein wird, ist unmöglich vorauszusagen; aber es würde eine Leistung von internationalem Werthe sein, wenn ein Mittel gefunden werden könnte, nicht die Bestrebungen aufzuhalten oder abzulenken, sondern um sie zu kontrolliren, sie, die jetzt aufs Gerathewohl wie die Winde des Himmels gleichzeitig aus dem Aeolussack aller Kirchen der Christenheit losgelassen werden.“

Ich theile Lord Curzon's Wunsch, zweifle jedoch an der Möglichkeit der Erfüllung desselben, wenigstens für den Augenblick. Wenn mich aber jemand fragen sollte, warum ich mich trotzdem auf eine so lange Erörterung der Frage eingelassen habe, so sei mir gestattet zu meiner Entschuldigung auf meine Erinnerungen zurückzugreifen. Als ich vor

Jahren die Minister des Tsungli-Yamen wieder einmal recht gründlich mit meinen Rathschlägen gelangweilt hatte und auf ihren Gesichtern die stumme Frage las: Wozu das alles? sagte ich ihnen: „Ich weiß, daß Sie nicht thun werden, was ich ihnen rathe, ich weiß auch, daß ich das was ich Ihnen heute gesagt habe, noch manchmal vergeblich wiederholen werde und daß meine Nachfolger das ebenfalls thun werden, aber ich will, daß wenn der Zusammenbruch eintritt, vor dem wir Sie gewarnt haben, Sie dann in Ihren Protokollen feststellen können, daß es Ihnen nicht an der Stimme des Freundes gefehlt hat und Sie sich allein zuzuschreiben haben, was ihnen geschehen ist." Vielleicht glauben mir heute diejenigen, die damals über mich gelächelt haben, so weit sie nicht von der Fluth der jüngsten Ereignisse verschlungen worden sind.

8. Dezember 1900. M. von Brandt.

Parlamentsbriefe.

IV.

Die Budgetkommission, welche den Nachtragsetat für China so fördern sollte, daß er möglichst bald an das Plenum gelangen könne, hat sich behaglich Zeit gelassen, und schließlich hat es noch Schwierigkeiten gemacht, einen Berichterstatter zu finden, da Herr Müller-Fulda, auf den man gerechnet hatte, wegen eines Konflikts mit einem Regierungskommissarius ablehnte. So wird denn erst nach Weihnachten ein gedruckter Bericht vorgelegt werden. Die Hauptschwierigkeit ist dadurch beseitigt, daß mit ausdrücklicher Zustimmung des Reichskanzlers das Wort „Indemnität" in die Vorlage aufgenommen wurde.

Das Plenum hat sich inzwischen mit der Fortsetzung der Debatte über die Kohlennoth und mit der ersten Lesung des Budgets beschäftigt, die beide sich länger hinauszogen, als das Interesse der Zuhörer folgen konnte.

Um der Wiederkehr der Kohlennoth abzuhelfen, wurde der Vorschlag gemacht, den Kohlenbergbau zu verstaatlichen. Gewiß, für und gegen Verstaatlichung des Kohlenbergbaus sprechen genau dieselben Gründe, wie für oder gegen Verstaatlichung des Getreidebaus; wir möchten das eine Experiment nicht ohne das andere unternehmen. Aber wir begreifen nicht, wie dieselben Personen, die heute dies und morgen das verstaatlichen wollen, den Eisenbahnbetrieb, den Getreidehandel, das Bankwesen, das Versicherungswesen, so böse auf die Sozialdemokraten werden können, die der Kürze halber Alles mit einem Male verstaatlichen wollen. Ist die ganze Arbeit, welche die Sozialdemokratie leisten will, ein Umsturz der Staats- und Wirthschaftsordnung, so kann die halbe Arbeit, die in dem Antrage Kanitz oder in der Verstaatlichung des Bergbaus liegt, kaum staatserhaltend sein.

Die Generaldebatte über das Budget für das bevorstehende Geschäftsjahr ist insofern unfruchtbar geblieben, als es nicht gelungen ist, über die Zukunft unserer inneren Politik ein Sterbenswörtchen zu erfahren. Jedermann ist überzeugt, daß der Reichskanzler darüber ein Programm im Busen trägt, daß er auch Mann genug ist, um an der Verwirklichung desselben Hand zu legen. Aber er hütet einstweilen seine Absichten als ein Amtsgeheimniß und fügt noch einen gelinden Spott hinzu, daß der Reichstag über ihn so ganz und gar nichts wisse. Auch der Schatzsekretär, der bei Vorlegung des Budgets einen Rückgang der finanziellen Lage mit vielleicht allzu lebhaften Worten konstatirte, hat über seine etwaigen gesetzgeberischen Absichten nicht ein Wort verlauten lassen. Graf Posadowsky hat seine Selbstständigkeit gezeigt, indem er sein Verhalten in der Zwölftausend-Mark-Geschichte, das der Reichskanzler einige Tage zuvor rücksichtslos verurtheilt hatte, so lebhaft vertheidigte, daß man vermuthen muß, er werde es gegebenen Falles wiederholen.

Ueber die auswärtige Politik hat sich der Reichskanzler eingehend ausgesprochen und dabei auf die thörichten Angriffe, die von agrarischer, antisemitischer und alldeutscher Seite gemacht wurden, als hätten wir uns von Furcht vor England leiten lassen, kräftig geantwortet.

Es gibt nichts Undeutscheres, als die Empfindungen der Vaterlandsliebe in diejenigen Formen kleiden zu wollen, die einem anderen Volke geläufig sind. Dem Franzosen ist es ein Bedürfniß, auszusprechen, daß er ein Mitglied der grande nation ist, und so ist der Chauvinismus eine dort natürliche Erscheinung. Dem Engländer ist es kein Bedürfniß auszusprechen, daß er der ersten Nation der Welt angehöre, weil er meint, das verstehe sich von selbst und werde als selbstverständlich anerkannt. So ist auch das Jingothum in England eine verständliche Erscheinung. Wir Deutsche haben von jeher unseren Stolz darin gesetzt, für das Wesen der verschiedenen Nationen ein offenes Verständniß zu haben. Wir wissen, daß wir hinter keiner anderen Nation zurückstehen, wollen uns aber auch gegen keine überheben. Das Alldeutschthum ist keine naturgemäße Erscheinung, sondern eine Treibhauspflanze, die bisher nicht hat gedeihen wollen, ein Ausbruch kalter Hitze.

Graf Bülow hat die Versicherung abgegeben, daß er deutsche Interessen niemals preisgeben, aber auch sich nie unberufen in fremde Angelegenheiten mischen werde, und er hat im Einzelnen dargethan, wie streng er nach diesen Grundsätzen gehandelt hat. Fürst Bismarck ist erst seit wenigen Jahren todt, aber es ist schon dringend nothwendig, sein Charakterbild von legendarischen Zusätzen zu befreien. Er, der mit unerhörter Kühnheit es auf blutige Kriege ankommen ließ, wo es sich um große Ziele handelte, war der vorsichtigste Staatsmann, wenn es sich darum handelte, Konflikte zu vermeiden, die aus geringem Anlaß hervorgingen, und er hat sich nicht gescheut, auch einen Rückzug anzutreten, wo der Rückzug mehr Heil verhieß, als der stürmische Angriff. Und seine Politik hat Deutschland so stark gemacht, daß es auch in Zukunft vorsichtig sein kann, ohne den Anschein der Schwäche auf sich zu lenken.

Proteus.

Oberst Villebois und die Taktik der Boeren.

Oberst Villebois galt als der Moltke des Transvaalkrieges, und wenn die Erfolge der Boeren selbst im ersten Theil des Krieges keine nachhaltigeren gewesen sind, so wurde das immer wieder auf ihre Unfähigkeit geschoben, Siege auch taktisch auszunützen. Die Persönlichkeit Villebois wie die militärischen Eigenschaften und Mängel der Boeren bilden daher einen Hauptschlüssel für die tragische Entwicklung der kriegerischen Verhältnisse in Südafrika.

In diesen Tagen erscheint nun eine Schrift von Adalbert Grafen Sternberg unter dem Titel: „Meine Erlebnisse und Erfahrungen im Boerenkriege."*) Aus eigener Anschauung schildert Graf Sternberg lebendig, was er gesehen und beobachtet hat. Diese Schrift ist uns schon jetzt zur Verfügung gestellt worden.

Von dem Obersten Villebois entwirft Graf Sternberg die folgende kleine Skizze:

„Erst um den 20. Januar erschien Oberst Villebois und Léon, Vertreter der Waffenfabrik Creuzot. Endlich eine Ansprache, eine Gesellschaft. Villebois war ein jugendlicher Fünfziger, ein echter Franzose der guten alten Zeit. Er kam von Colenso und war recht gut ausgerüstet. Er lud mich gleich am ersten Tage zum Essen ein. Wir kochten dieses Mahl mit der größten Umsicht. Der Oberst schälte Kartoffeln und wusch sie, als ob sie Diamanten wären. Er verstand zu

*) Verlag Georg Reimer, Berlin.

kochen von Algier und vom Sudan her, und nichts machte ihm so viel Vergnügen. Villebois war ein prächtiger Mann mit echt französischem Witz, der der Noth immer die lächerliche Seite abzugewinnen wußte, für die Boeren hatte er kein Verständniß. Als alter Soldat konnte er diese Wirthschaft nicht verstehen, und was er noch weniger begriff, waren ihre Erfolge. Villebois hatte seine zwei Zelte in der Mitte des Lagers aufgestellt und rings um uns sammelten sich Neugierige, dem Kochen zuzuschauen. Man mag über die militärischen Tugenden der Boeren denken wie man will, was ihre Erziehung anbelangt, so ist sie eine tadellose. Sie haben sich nie aufgedrängt, nie gestört, sich nie unangenehm fühlbar gemacht, und wenn irgend einer es that, war es immer ein Europäer. Die Boeren sind ein stolzes, wohlerzogenes Volk mit aristokratischen Instinkten.

Villebois Begleiter Léon, ein Franzose jüdischer Abkunft, war unser Freund und Kamerad. Wir liebten ihn wie einen Bruder, und er verdiente es vollauf. Léon, ein aufrichtiger Republikaner, hatte den Muth, immer seine Ueberzeugung zu sagen, und verband damit viel Takt. Ich habe ihn sehr lieb gewonnen und mich in seiner Gesellschaft äußerst wohl gefühlt. Ein begabter, pflichttreuer, ausdauernder Mensch, der nie von sich und seinem Thun sprach, obwohl er dazu ein besonderes Recht hatte, da er den Republiken große Dienste erwiesen. Wir drei waren von nun an unzertrennlich."

An anderer Stelle schreibt Graf Sternberg über die soldatischen Eigenschaften der Boeren das Folgende:

„Die Boeren sind schlechte Soldaten, wenn wir sie an unserem kontinentalen Militärbegriff abmessen, aber dort, in ihrem Lande, sind sie großartig. An das Klima gewöhnt, ohne Bedürfnisse, weshalb die Verpflegung eine leichte ist. Sie schießen hervorragend und haben eine große Uebung im dortigen Terrain Distanzen zu schätzen. Sie kennen ihr Land und seine Geheimnisse und wissen genau, wie sie sich allen Ueberraschungen gegenüber zu verhalten haben, sie sind in jenen Dingen schon im Frieden gerüstet, die für den Krieg hier unbedingt nothwendig sind. Und was die Boeren groß gemacht, ist ihr Fanatismus, der sie organisirt hat, und der, wenn auch einen mangelhaften, so doch einen Gehorsam geschaffen hat. Das bewundernswertheste war die Feuerdisziplin. Die Boeren ließen kaltblütig den Feind bis in die unmittelbare Nähe heranrücken, bevor sie das Feuer eröffneten, und schossen dann nur gut gezielte Schüsse, während die englischen Salven über die Köpfe hinweggingen. Auch scheint die Presse nicht den Umstand genügend gewürdigt zu haben, daß die Boeren beritten waren, während die Engländer zu Fuß gehen mußten, und das bedeutet sehr viel in diesen heißen Gegenden. Bei numerischer Gleichheit oder geringer Ueberlegenheit hätte keine kontinentale Armee eine bessere Rolle gespielt, wie die englische, und ich bezweifle selbst, daß in Beziehung auf praktische Ausrüstung und technische Flinkheit und Fertigkeit der Kontinent so viel geleistet hätte. Der Boer ist eben ein Gegner für sich, wie er nie war und nie wieder zu bekämpfen sein wird. Berittene Scharfschützen, mit den besten Waffen versehen, akklimatisirt, fanatisch und selbst kriegsgewohnt, sind wohl furchtbare Gegner und können nicht als Horden abgethan werden. Man darf nicht vergessen, daß die Boeren die schärfsten Augen haben, die man sich denken kann, daß sie es verstehen, wie niemand, sich bis zur Unsichtbarkeit zu decken, alles Vortheile, die die mangelnde Führung und den durch die Defensive geschwächten Muth aufwiegen. Dazu kommt, daß die Boerenartillerie, wenn auch wenige, so doch ausgezeichnete Geschütze neuster Konstruktion besaß, und zwar viel bessere als die Engländer, und mit diesen ganz gut umzugehen wußte. Wenn nun auch die Führung bei den Boeren viel zu wünschen übrig ließ, so besaß doch jeder einzelne so viel angeborenes Talent, sich den geeigneten Platz zu suchen, daß dieser Mangel in der Defensive sich nicht fühlbar machte. Ueberhaupt darf man die Führung en bloc nicht so verwerfen, sondern muß anerkennen, daß in kleineren Abtheilungen die Leute glänzend manövrirt haben. Die Boeren hätten auch noch viel größere Erfolge gehabt, wenn sie nicht auf jede Offensive verzichtet hätten. Dazu waren sie nicht zu bringen, dazu fehlte ihnen der Muth, und diesem Mangel haben sie ihren Untergang zu verdanken.

Die Offensive ist viel schwerer durchzuführen, sie verlangt präzise Anordnungen, einheitliche Leitung, pünktliches Zusammenwirken und vieles mehr. Zu all diesem fehlte den Boeren die innere Organisation, die Disziplin, und den Offizieren die Ausbildung. Der Boer ist ein Mann des Hinterhalts, der Kriegslist, wie einst der Sioux-Indianer war. Die Engländer, die in ihrem Charakter und in ihrer Taktik nur das Wort ‚strait' kennen, fielen des öfteren der Boerenkriegslist zum Opfer. Bei jeder Stellung die die Boeren bezogen, wurde eine Finte vorbereitet, um die Engländer in eine Falle zu locken.

Bei Moddersprnit und Colenso ist es ihnen glänzend gelungen. Im Gefecht bei Koedoesberg zeigte mir De Wett den Weg, den die Rooijen (die Rothen, so nannten sie die Engländer) nehmen mußten, und als die deutsche Ambulanz dort sich aufstellte, wurde sie weggeschickt, damit sie den Vormarsch nicht störe. Wären die Engländer dorthin vorgerückt, kein Mann wäre gerettet worden. Sie zogen sich damals zurück, ohne daß wir wußten warum; ich hörte erst später, es sei ein Scheinangriff gewesen. Die ganze Befestigung bei Maggersfontein war vom Geiste der Kriegslist geleitet. An den Stellen, wo ein Angriff am ehesten zu erwarten war, wurden keine Schanzen aufgeworfen, damit nichts den Vormarsch störe, der direkt in den sicheren Untergang führte. Diese Listen erschwerten die Aufklärung. Man las in den Zeitungen, der englische Aufklärungsdienst spotte jeder Beschreibung, und man verurtheilte darin die Minderwerthigkeit der Ausbildung. Diesen Angriff auf die englische Armee muß ich als Augenzeuge zurückweisen. Die Nachrichten-Patrouillen, die ausgesendet wurden, sollten viele englische Quadratmeilen wüstes Land durchforschen und den Feind auskundschaften. Das weite Land konnte aber von wenigen Leuten nicht aufgeklärt werden, dazu waren Regimenter nothwendig, und auch diese hätten vor den Schanzen Halt machen müssen. Eine Feldbefestigung aufzuklären, ist, glaube ich, noch niemandem gelungen. Die Engländer haben aber sowohl in Natal als am Modderriver immer gegen befestigte Gegner gekämpft. Und wo der Boer sich im freien Felde zeigte, da entzog er sich den Blicken der Späher mit wunderbarer Geschicklichkeit. Ich sah am 11. Februar, als ich mit 600 Mann den Rietriver entlang gegen Koffeefontein marschirte, wie die Boeren sich vor den Blicken einer Patrouille sicherten.

Als die Patrouille von weitem gesehen wurde, stiegen alle ab und versteckten sich im hohen Ufer des Rietriver. Die Patrouille kam regelrecht mit Spitze und Seitenreitern daher und überschritt circa 2000 Meter weiter den Fluß, ohne uns zu sehen. Diese Patrouille Inniskiller-Dragoner kam nie wieder zur Haupttruppe zurück. Die größte Schwierigkeit für die Nachrichtenpatrouillen bestand darin, den Weg nach der Haupttruppe zurückzufinden. Man weiß nun aus eigener Anschauung, wie leicht man hier seinen Weg verliert. Der Grund liegt hauptsächlich darin, daß die weite Ebene gar keine Anhaltspunkte bietet. Wohl gibt es einzelne Tafelberge, aber sie sind alle gleich, und man weiß bald nicht mehr, welcher von ihnen der oder jener ist.. Ich selbst habe mich unzählige Male verirrt, bei Tag und bei Nacht und wurde immer nur durch Zufälle auf die richtige Spur geleitet. Dies geht noch an, wenn man im Freundesbereich reitet, aber mitten im Feind, für eine Patrouille, ist es gleichbedeutend mit Tod oder Gefangennahme.

Bei der enormen Ausdehnung der Boerenstellungen ist die Aufklärung auch fast undurchführbar, weil die kahle Ebene den Kundschaftern keine Deckung gewährt. Der Grund, warum die Boeren sich immer auf einer großen Fläche ausdehnen, liegt in ihrer Gewohnheit, Heerden von Ochsen, Schafen und Eseln mitzuführen, die auf die Weide getrieben werden, denn anderes Futter wird ihnen nicht gewährt. Auch die vielen Pferde müssen Nahrung finden, sodaß ein großes Territorium Weideland offen gehalten werden muß. Eine weitere Schwierigkeit für die Aufklärung bietet die Wasserversorgung. Eine Patrouille war gezwungen, allen Farmen auszuweichen, wo also sollte sie tränken — und hier in dieser Gegend muß mindestens alle 2 Stunden getränkt werden. Noch wichtiger aber war die Wasserfrage für das Gros der englischen Armee. Ein Vorstoß konnte nie weiter als bis zur nächsten Wasserversorgung gehen, von Fluß zu Fluß. Der Marsch French's von Graspan nach Kimberley führte über zwei Flüsse, und doch endete er mit dem Verlust fast aller Pferde. Man stelle sich den Zustand des Pferdematerials vor, wenn man dauernd so manövrirt hätte. Das hiesige Klima gestattet nur ein sehr vorsichtiges Ausnützen der Pferdekraft und langsames Tempo. Ich habe anfangs dieses Prinzip nicht beachtet und drei Pferde verloren. Die zwei, die mir blieben, waren zum Schluß auch ganz unbrauchbar.

Noch sei hier die Sicherung während des Gefechts besprochen, die den Zeitungen nach so vollständig außer Acht gelassen sein soll. Ich war nicht bei der Schlacht am Tugela gegenwärtig, habe aber viele Augenzeugen gesprochen. Oberst Long, der Chef der eroberten Batterien, hat damals zweifellos eigenmächtig gehandelt und sich nicht überzeugt, ob der Feind im Rücken seiner Stellung sei, aber dieser tapfere Mann hat annehmen müssen, daß die linke Flanke nicht gefährdet sei, weil von Buller's Seite garnichts zur Vertheidigung dieser Flanke unternommen

worden war. Wieder haben die Boeren ihre List angewendet, den Feind in die Falle zu locken, und mit Erfolg. Die Erklärung, warum die Stellung der Boeren den Engländern unaufgeklärt blieb, ist darin zu suchen, daß dieselbe sich jenseits des Flusses befand, und die Uebergänge über diesen erst im Gefecht erzwungen wurden. Gleich darauf fuhr Long vor, weil er hinter den eigenen Truppen nicht schießen konnte. Oberst Long war heldenmüthig und dabei, wie es so oft vorkommt, etwas unvorsichtig. Deshalb kann man noch nicht den Sicherungsdienst im Gefecht en bloc verurtheilen."

Ein Buch über das Papstthum.

II.

Wir haben gehört, daß dank dem Wirken der hochheiligen Inquisition hunderttausende von Menschen dem Feuertode verfallen sind. Der Ultramontanismus hält für diese „Tendenzlüge" eine kurze einfache Antwort bereit, das schon fast zum Dogma gewordene: Ecclesia non sitit sanguinem, (die Kirche vergießt kein Blut).

„Gerade die Inquisitionsgeschichte" — so lautet der feststehende Beleg für diese Antwort, — „beweist, daß die Kirche, d. h. das Papstthum unschuldig ist an dem vergossenen Blute; denn der Inquisitionsrichter hat nicht nur niemals ein Todesurtheil gefällt, er hat nicht nur stets den von ihm als Ketzer Erklärten „dem weltlichen Arm" übergeben, der ihn dann nach *seinen* Gesetzen bestrafte, sondern der Inquisitionsrichter hat bei jeder Auslieferung an den weltlichen Arm die *dringende Bitte* ausgesprochen, Leib und Leben des Ausgelieferten zu schonen".

Nicht um diese Worte zu widerlegen, sondern um „den wahrhaft widerlichen Pharisäismus, mit dem die Statthalter Christi ihre Mordlust umhüllten" zu zeigen, sei auf den „weltlichen Arm" und die „innige Bitte" näher eingegangen. Vorher aber sei für das oben Gesagte ein Beleg aus allerjüngster Zeit gegeben: Das klerikale „Vaterland", ein täglich in Wien erscheinendes Blatt, bringt in seiner Nummer vom 14. Oktober 1900 „eine Episode aus der Geschichte der Inquisition" und zwar jene Episode von dem „judaisirenden Ketzer Fernandez Alcaudete", aus derselben Quelle geschöpft, die Hoensbroech benützt hat, aus der römisch-päpstlichen Zeitschrift Analecta ecclesiastica. Das betreffende Aktenstück wirft — wie das „Vaterland" sagt — „ein helles Licht auf die kirchliche Inquisition" und zwar „für jeden redlichen und unbefangenen Forscher, dem es um Geschichte und nicht um Dichtung oder Tendenzlüge zu thun ist" . . . „Dieses Dokument beweist unwiderleglich folgende Punkte:" Und dann folgt als Punkt 3, nahezu wörtlich, was oben über das „Nichturtheilen" der Inquisitoren und den „weltlichen Arm" gesagt ist. Daß das „Vaterland" die auch von uns zitirten Auslassungen des römischen Blattes, wie: „O ihr gesegneten Flammen der Scheiterhaufen" und dergl. als „nach unseren Begriffen mit etwas südländischer Ueberschwänglichkeit vorgebracht" nennt, sei nebenbei erwähnt. Der Artikel schließt mit den Worten: „Uebrigens können die Bemerkungen des Pater Pius*) sachlich nicht beanstandet werden, wenn auch Manches minder grell ausgedrückt werden könnte". So zu lesen in einem Wiener Tagblatte am 14. Oktober 1900.

Nun aber zurück zu der jegliches Blutvergießen scheuenden Inquisition. Thatsächlich haben die kirchlichen Richter das Todesurtheil in Worten nicht ausgesprochen und den Ketzer an den „weltlichen Arm" stets mit der „innigen Bitte" (affectuose rogantes) um Schonung überliefert. Der Grund aber zu dieser in ihrer Perfidie einzig dastehenden Reservatio mentalis liegt lediglich darin, daß sich die päpstlichen Inquisitoren vor der kanonischen Irregularität*) bewahren mußten, die sich Geistliche, Priester dadurch zuziehen, daß sie in irgendwelcher Weise (außer in Nothwehr) an der Tödtung oder Verwundung eines Menschen sich betheiligen. „Wehe dem weltlichen Arm" — schreibt Hoensbroech, — „der die Bitte um Schonung erfüllt, d. h. der dem Ketzer das Leben geschenkt hätte! Bannfluch und Interdikt wären auf ihn niedergefallen". Daß die „weltlichen Gesetze", die das „Vaterland" frech in Gegensatz zur Kirche stellt, unter dem Drucke der Kirche entstanden sind, wurde schon erwähnt. Ueber den Werth der „innigen Bitte" aber äußern sich die kirchlichen Richter selbst in einer Weise, die zu widerlegen das „Vaterland" kaum im Stande sein dürfte.

„Dank schulden wir hier den Inquisitoren selbst: sie kannten im strotzenden Vollgefühl ihrer Macht nichts von den Vertuschungsversuchen des heutigen Ultramontanismus . . . Die Groß-Großinquisitoren, die „Statthalter Christi", so gut wie ihre Handlanger stellen selbst in robuster Dreistigkeit ihre „innige Bitte" als das hin, was sie war: Schwindel."

In Worten, die an Deutlichkeit nicht zu überbieten sind, schreibt hierüber der schon erwähnte Konsultor der sicilianischen Inquisition, Antonius Diana:

„Können die Inquisitoren gegen weltliche Richter vorgehen, wenn diese mit den Ketzern milde verfahren und ihnen die Todesstrafe durch Feuer nicht auferlegen? Ja, denn die weltlichen Richter sind nur die Vollstrecker, und sie sind verpflichtet, den Ketzer sofort zum Tode zu verurtheilen. — Dem steht nicht entgegen die *bekannte Beschwörung* der Inquisitoren, indem sie nämlich bitten, man möge mit dem Ketzer barmherzig verfahren. *Denn diese Beschwörung ist nur eingeführt, damit die kirchlichen Richter der Gefahr entgehen, irregulär zu werden. . .*"

Uebrigens wurden im Jahre 1557 die Mitglieder der Inquisition dieser Angst um Seelenheil und Pfründe überhoben durch ein Dekret Paul IV., des Inhalts, daß „alle, die ihn im Richteramte unterstützen, ohne einer Zensur oder der Irregularität zu verfallen, ein Urtheil fällen können, das die Folter oder den Tod des Verurtheilten zur Folge hat". — Trotzdem blieb die Formel der Bitte zumeist bestehen, weil — wie Pegna schreibt — „mehrere Mittel zur Erreichung des gleichen Zieles (Vermeidung der Irregularität) vorzuziehen seien". Und so blieb den Ketzern in Zukunft immerhin die Chance, entweder mit oder ohne „innige Bitte" der hochheiligen patres geröstet zu werden. —

Hoensbroech geht weiter, er schreibt.

„Mit dem *Hexenunwesen* betreten wir ein Gebiet, dem an Schrecknissen in der gesammten Kultur- und Sozialgeschichte der Menschheit nichts gleichkommt. Auch wenn wir den Bereich dessen, was man Kultur nennt, verlassen, wenn wir die Greuel wilder Völker zum Vergleich heranziehen, der Hexengreuel übersteigt sie."

Und wahrlich! Die Schrecken der Inquisition verblassen noch vor den Greueln des Hexenwahns. Rohe, bestialische Grausamkeit und blindwüthiger Haß treten uns dort entgegen; diese Züge bleiben auch in dem zweiten Bilde päpstlicher sozial-kirchlicher Wirksamkeit bestehen; zu ihnen aber gesellt sich noch ein dritter, der unser Denken nicht minder abstößt, als unser Empfinden: wüstester, ins Uferlose irrender Aberglaube. — Es würde den Rahmen dieses Aufsatzes bei Weitem sprengen, wollten wir die trübe Quelle dieses Aberglaubens bis an ihren Ursprung verfolgen. Die Tragikomödie der Exorzismen und Ordalien, die Buß- und Erbauungsbücher, die Amulette und Skapuliere, Fegfeuer**) und Hölle, und nicht zuletzt das Ablaßunwesen, dieser blasphemische Seelenheilschacher, sie alle müßten dann hier Platz finden, durchwegs Zeugnisse traurigster Verirrung, von denen jedes einzelne ganze Bände zu füllen vermag.

*) Das „Vaterland" nennt den Autor des lateinischen Artikels; es ist der Kapuziner-Pater Pius von Langogne.

*) Unter Irregularität versteht man im kanonischen Recht den Zustand, in dem der Betreffende unfähig ist zum Empfang oder zur Ausübung einer kirchlichen Weihe, zur Beförderung in kirchliche Aemter, Würden oder Pfründen. Blutvergießen bewirkt die „Irregularität wegen mangelnder Sanftmuth" (irregularitas ex defectu lenitatis).

**) Siehe: „Die Lehre v. Fegfeuer". 17. Jahrg. d. Nation Nr. 1 vom 7. Oktober 1899.

Hier sei darum nur auf jenen Aberglauben näher eingegangen, der die menschenmordenden Hexengerichte direkt veranlaßt hat. Der sogenannte Anchranische Canon Episcopi aus dem sechsten Jahrhundert sagt:

„Die Priester müssen dem Volke mit allem Eifer predigen und es belehren, daß alle diese Dinge (Teufels- und Hexenspuk) nichtig seien. Daher ist allen öffentlich zu verkünden, daß derjenige, der solches als Wirklichkeit glaubt, den Glauben verloren hat.“

Der Autor dieses Canons war zweifellos ein Finsterling, wie das „Vaterland“ sagen würde. Viel aufgeklärter zeigt sich schon Papst Gregor IX., dessen Bulle: Vox in Roma (1233) den Teufelspuk in Deutschland als Thatsache sehr ausführlich behandelt, und vor allen anderen Papst Innozenz VIII. in seiner ewig denkwürdigen Hexenbulle. Auf dieser am 5. Dezember 1484 gegebenen päpstlichen Bulle fußt die gesammte, mehr durch ihre mörderische Wirkung, als ihrem Inhalt nach bekannte ungeheure Hexenlitteratur, eine Litteratur, die, von ihrem Aberwitz abgesehen, an Unflath und Obscönität vergeblich ihres Gleichen sucht. Dies letztere ist auch der Grund, weshalb manch wichtiger Beitrag zur Geschichte des Hexenwahns hier unerwähnt bleiben muß. Die Herren patres haben die physiologischen Details der Teufelsunzucht mit einer Genauigkeit ausgesponnen, die in einem nicht medizinischen Blatte auch nur anzudeuten nicht thunlich erscheint.

Der sexuelle Verkehr mit dem Teufel! Das war die Parole, die ganze Ortschaften entvölkert und das Denken der Ueberlebenden vergiftet hat. Die Thatsache, daß sich „sehr viele Personen, besonders in der Mainzer, Kölner, Trierer, Salzburger und Bremer Gegend, mit Teufeln in Manns- oder Weibsgestalt (cum daemonibus incubis et succubis) geschlechtlich versündigen“, stellt Innozenz VIII. in seiner Hexenbulle fest. Und daß diese „Thatsache“ nur ihre menschenmordende Wirkung, nicht aber ihr Bestehen eingebüßt hat, das kann man aus den Schriften heute lebender Theologen entnehmen. Der in der modern-ultramontanen „Wissenschaft“ als Autorität geltende Jesuit Lehmkuhl und der königlich preußische Professor an der Akademie zu Münster, Dr. Bautz, tragen beide — in ihren Büchern — die Lehre von der geschlechtlichen Vermischung zwischen Teufel und Mensch vor — an der Wende des zwanzigsten Jahrhunderts! Das stimmt fast milde gegen den heiligen Thomas von Aquino († 1274), minder milde freilich gegen Papst Leo XIII., der in einer Encyklika (1879) diesen Kirchenvater „den Lehrer für die gesammte Philosophie und Theologie“ nennt. In der „Summa theologiae“ des Aquinaten, die (nach der erwähnten Encyklika) würdig ist, mit den Büchern der hl. Schrift auf dem Altare zu liegen, lesen wir:

„Wenn aus dem Beischlaf der Teufel mit Menschen Kinder geboren werden, so sind sie nicht entstanden aus dem Samen des Teufels oder des von ihm angenommenen menschlichen Leibes, sondern aus dem Samen, den sich der Teufel dazu von einem anderen Menschen verschafft hat. Derselbe Teufel, der sich als Weib mit einem Manne geschlechtlich vergeht, kann sich auch als Mann mit einem Weibe geschlechtlich vergehen.“

Was der hl. Thomas gelehrt, Papst Innozenz VIII. bekräftigt hat, das haben die Dominikanermönche Jacob Sprenger und Heinrich Institoris ausgearbeitet. Die Frucht ihrer Thätigkeit ist der berüchtigte „Hexenhammer“, wohl das unheilvollste Buch der Weltlitteratur. An der Spitze des „Hexenhammer“, der von 1487—1496 neun, und späterhin noch weitere neun Auflagen erlebte, prangen: die päpstliche Bulle Innozenz VIII., die königliche Urkunde (1486) Maximilians I. und eine Approbation der theologischen Fakultät zu Köln vom Mai 1487. Einige wenige Stellen mögen selbst für das „approbirte“ Werk sprechen:

„Bei diesem Prozeß werden als Zeugen zugelassen: Exkommunizirte, Ketzer, Mitschuldige, Diener, Infame, Kinder, Ehegatten, letztere deshalb, weil gerade ihr Zeugniß sehr werthvoll ist. Sie werden aber nur gegen den Angeschuldigten, nicht für ihn zugelassen“.

„Der Richter hat auf drei Dinge zu achten: auf ihren schlechten Ruf, auf die vorhandenen Anzeichen und auf die Zeugenaussagen. Auf Grund dieser drei Dinge, wenn sie auch nicht alle zusammentreffen, kann der Richter die Angeschuldigte als der ketzerischen Hexerei ergeben betrachten.“

„Hiebei ist zu beachten, daß die Hexen zuerst meist leugnen; woraus ein schwererer Verdacht zu entnehmen ist, als wenn sie mit ja antworten.“

„Auch lehrt die Erfahrung, daß die Hexen am Freitag besser bekennen, als an anderen Tagen.“

„Gesteht die Angeklagte auf der Folter, so soll sie an einen anderen Ort geführt werden, damit es nicht erscheine, daß sie wegen der Schmerzen bekannt habe.“

„Durch viele Thatsachen ist erwiesen, daß die böse Gewalt der Schwarzkünstler aufhört, sobald sie von der öffentlichen Macht ergriffen werden.“

„Das genüge für die, die solche Zauberei zum großen Schaden des Glaubens für Einbildungen halten.“

So weit der „Hexenhammer.“ Die übrige Hexenlitteratur hat dann weitergebaut und ausgestaltet. Aus der „Quaestio de strigibus“ des Dominikaners Spina, eines dem Papste unmittelbar unterstellten hohen Beamten (1522):

„Die unzähligen Inquisitionsprozesse und die Bestrafungen der Hexen beweisen, daß die Hexereien und Teufeleien wahr sind. Und da die Kirche diese Urtheile nicht nur kennt und duldet, sondern sie begünstigt, so ist klar, daß diese Dinge wirklich und echt sind . . .“

„Die Hexen tödten unzählige Kinder und bereiten aus ihren Leichen eine Zaubersalbe. Gott läßt dies zur Strafe der Eltern zu, weil diese es vielleicht einige Male unterlassen, die Kinder Morgens und Abends mit dem Kreuzzeichen zu bezeichnen.“

Aus den Disquisitiones magicae des Jesuiten Delrio (1599):

„Solche Geschehnisse sind alltäglich; ihre Wahrheit wird bezeugt durch das Ansehen der Päpste und ihre Bullen darüber.“

„Also entweder irrt die Kirche oder ihre Gegner. Wer aber behaupten wollte, die Kirche irre in einer zum Glauben gehörigen Sache, der sei verflucht . . .“

„Die Folter soll so angewendet werden, daß der Leib des Gefolterten unverletzt bleibt. Unverletzt nenne ich den Leib, wenn das Fleisch nicht zerrissen und die Knochen nicht zerbrochen sind; denn Ausrenkung der Gelenke ist bei der Folterung kaum zu vermeiden.“

„Durch lügnerische Listen die Hexen zum Gestehen zu bringen, ist unerlaubt. Doppelsinnigkeit ist erlaubt. Es war also erlaubt, daß ein Richter in Lüttich einer Hexe versprach: wenn sie gestände, würde er, so lange sie lebe, für ihren Unterhalt sorgen und ihr ein neues Haus bauen; indem er unter dem Wort ‚Haus‘ das Gerüst verstand, auf dem sie verbrannt werden sollte . . .“

In dem Tractatus de confessionibus maleficorum et sagarum des Weihbischofs Binsfeld von Trier (1591) findet sich der Satz: „Wegen der Ungeheuerlichkeit des Verbrechens der Hexerei ist es gestattet, ihm gegenüber Gesetze und Verordnungen außer Acht zu lassen.“ Und der Jesuit Paul Laymann schreibt: „Weiß der Beichtvater aus der Beichte, daß das Weib unschuldig ist, so soll er doch nicht versuchen, beim Richter für sie zu vermitteln.“

Genug der Beispiele. Was die mit solchen Lehrbüchern und Vollmachten ausgestatteten Hexenrichter auf ihrem Gebiete zu leisten vermochten, kann man sich mühelos vorstellen. — In zwei Ortschaften des Bisthums Trier gab es im Jahre 1588 nur zwei Frauen, alle übrigen waren als Hexen verbrannt. Hexenprozesse gegen Kinder, bis hinab ins zarteste Alter sind durchaus nicht ungewöhnlich. Am 5. November 1717 werden zu Freising drei 8- und 9jährige Schulkinder hingerichtet; ihr „Geständniß“ lautet auf — geschlechtlichen Umgang mit dem Teufel! Im Sundgau, damals österreichisch, wurden gegen Ende des 16. Jahrhunderts über 800, im Bisthum Straßburg im Zeitraum von zwanzig Jahren über 5000, in dem zu Straßburg gehörigen Städtchen Sasbach (1522) in einem Jahre 122 Hexen verbrannt; u. s. w., u. s. w. Der letzte Hexenbrand auf deutschem Boden loderte im Jahre 1775. Am 11. April dieses Jahres wurde im päpstlichen Stift Kempten die Hexe Anna Marie Schwägelin hingerichtet.

Das Urtheil trägt die Unterschrift: „Honorius, Fürstbischof, Fiat justitia."

Durch ein halbes Jahrtausend, hauptsächlich aber, dank Innozenz VIII., im 16. und 17. Jahrhundert, hatten die Hexengerichte gewüthet. Und nicht leicht wäre die Frage zu entscheiden, was mehr Unheil gestiftet habe: ob die flammenden Scheiterhaufen selbst, oder der künstlich gezüchtete, die ganze Volksseele vergiftende Aberglaube und Wahn. — An dem endlichen Tagen, an dem Sieg der Menschlichkeit, der spät, aber dennoch kam, gebührt ein nicht unwesentliches Verdienst einem Angehörigen desselben Ordens, der als Hauptförderer des widerreligiösen Aberglaubens erschien. Der Jesuit Friedrich von Spee, der lange Zeit Beichtvater der unglücklichen Opfer gewesen, tritt mit dem Büchlein Cautio criminalis dem alles beherrschenden Hexenwahn entgegen (1631). Daß Spee seinen Namen verschwiegen hat, darf nicht als Schwäche oder Feigheit gedeutet werden, mußte er doch sein Buch ohne und gegen den Willen seiner Ordensoberen erscheinen lassen. Hoensbroech bemerkt dazu:

„Spee schrieb seine menschenfreundliche und christliche Cautio, obschon er Jesuit war und entgegen dem Geiste seines Ordens, die Delrios u. a. haben ihre Bücher geschrieben, weil sie Jesuiten waren und aus dem Geiste des Jesuitenordens heraus."

Daß dieser Geist derselbe geblieben ist bis heute, und nicht nur in dem einen Orden der „Gesellschaft Jesu", haben wir gesehen. Deshalb muß man das Buch Hoensbroech's als schneidige Wehr zum Kampfe gegen Rom dankbar begrüßen. Ob die furchtbare Anklageschrift viel fruchten werde, ist allerdings die Frage. In das Dunkel der ultramontan-katholischen Welt dringt nur schwer ein Lichtstrahl, und hätte er die Leuchtkraft der Sonne selbst. Zu starken Hoffnungen gibt darum auch ein solches Werk keinen Anlaß. Es wird wohl noch lange dunkel bleiben, — und am dunkelsten bei uns in Oesterreich.*)

Wien. Gustav Alexander Pollak.

Ein Kinderbuch.**)

Blickt der Dichter in die Welt seines Kindes, so muß er voll Rührung in ihr ein wunderbares, freudiges Gleichniß der seinen erkennen. Ein besseres Diesseits. Die dunkelsten Geheimnisse und Ahnungen sieht er in einem lichten Kinderblick und einem leichten Kindergeplauder seltsam aufgehellt. Geht er diesem Leben, diesen ersten, zaghaft staunenden Schritten nach, so kommt er den Quellen alles Lebens, Werdens, Erkennens nahe und von einem Kind, das unbeholfen wie ein kleiner Vogel zappelt und um sich schlägt, den Mund nach Atzung aufsperrt, wird er, der Mann, belehrt. Unversehens ist da der Dichter dem ganzen, bewußten Treiben von Kunstverstand, Ehrgeiz, Wünschen entfremdet und sich selbst zurückgegeben, dem ewigen Kinde. Das ist immer der echte Dichter und der beste Mann, der immer ein Kind geblieben ist. Er mag bei seinem Kleinen knieen und ihm Schiffe aus Papier bauen, die weiter tragen und in köstlichere Länder, als alle wirklichen Dampfer.

Er spricht zu seinem Kind, das Kind zu ihm. Und da er ein Dichter ist und das Kind ein Dichter, wird aus diesem Plaudern ein Gedicht ums andere. So entstehen Kinderlieder. Aus dem Dichter singt — ein Kind.

Das Geschöpf, das er gezeugt, und das so hilflos thöricht ist, gibt wieder, was es empfig. Leben strömt über von einem zum andern. Und der Dichter horcht dem tiefen Rauschen der Urgefühle und sieht staunend die ersten rauhen Formen der Begriffe sich bilden. Wie im Lied geht er taumelig zwischen allen Wundern des Kindes, die diesem eine natürliche Welt sind. Fast beneidet er es um diese Liedersprache, die ganz Lallen, ganz Musik, ganz nachtastendes Sichanfühlen an die Dinge ist, und fast möchte er von jenen ausgeschliffenen, harten Worten Abschied nehmen, welche der täglich gleiche Strom des Lebens zu einem glatten, einförmigen Bette ausgehöhlt hat und wieder zurückkehren in das Wald- und Wiesenland der Kinderrede, wo alle Worte zum erstenmal in ihrer wesenhaften Kraft und Schmiegsamkeit aufblühen. Unwillkürlich redet er in der Sprache der Kinder. Und da spricht gleich die Welt des Kindes zu ihm. Nur dem Kinde flüstern alle Dinge Geheimnisse zu. Der große, finstere Kasten in der Stube, die tackende, merkwürdig lebendige Uhr, das prasselnde Feuer im Ofen, der Mond, der ins Bett scheint, der Spitz, der dem Kleinen allerhand Schandthaten anvertraut, und die Mietz, die von ihm allein verstanden werden kann in ihrer Unnahbarkeit.

Und nur das Kind weiß um dies alles. Ihm leben alle Dinge, und es beherrscht sie. Dann später geht all der Zauber ganz verloren. Das Kind wird groß, und die Sachen werden stumm. Stolz ziehen sie sich in sich selbst zurück. Der Kasten besorgt sein Geschäft, — verwahrt die Kleider, — nichts weiter; das Feuer wärmt; der Mond ist blind und gleichgiltig; der Spitz bellt belanglos, und die Katze macht einen verächtlichen Buckel und bleibt unverstanden.

Jetzt darf aber der Dichter eine Weile in diesem höchst interessanten Kreise leben durch die Freundlichkeit seines Kindes. Wie lassen sich all diese kleinen Dinge zu ihm herab, da er sich zu ihnen zu senken vermeint. Es gibt eine wunderliche Wechselrede. Alles dreht sich um ein Kind. Hier heißt die kleine Prinzessin: Detta. Ihr zuliebe sind alle Lieder erdacht, gesungen und alle Zeichnungen so bunt herumgethan worden. Und doch ist alles wieder ihr Verdienst. Wir schenken einem Kinde das Leben, und es gibt uns seine Welt wieder.

Dies Geben und Empfangen, dies holde Lallen und halbe Singen, diese ganze schalkhaft-putzige, drollig-ernste Welt der ersten Schritte, ersten Worte und Begriffe ist in einem Kinderbuch anzustaunen, das ein großes Kind, ein Dichter, ein guter Mann seinem Kinde, eben jener Detta und mit ihr allen deutschen Kindern geschenkt hat.

Das Buch heißt „Fitzebutze". Fitzebutze ist ein Hampelmann, der ein gelbes Chinesenkostüm und einen großen Troddelhut hat, und er gehört der kleinen Detta. Er ist ihr Freund, Spielzeug, Götze. Das kleine Mädchen braucht, wie nur ein großes, seinen Hampelmann. Man lese nun im Buche nach, wie sie ihn behandelt.

Detta ist ein Kind und weiß daher sehr viel; sie redet fast noch mehr, als sie weiß, eine Eigenschaft, die den Menschen überhaupt eignet. Der Hampelmann Bitzliputzli hat seinen Namen, weil der Hater (Vater) einmal von dem alten Götzen erzählte. Für Detta wird gleich ein Hampelmann daraus, das Schicksal aller Götter und die grausame Metaphysik eines Kindes. Er muß ihr geduldig zuhören. Ihr reimt sich die ganze Welt. Die Dinge tanzen alle klingend in einem wunderschönen Reihen.

Da ist Freund Husch. . . . Ein Märchenkamerad, der allerhand hübsche Wunder kann, ein Sternaufstecker, ein Träumeschüttler, ein Mondfreund und Kinderliebling.

Husch, husch, husch.
Ich putze meinen Busch,
Der Mond ist da,
Der Mond ist hell,
Der Mond, der ist mein Spielgesell.
Husch, husch.

---

*) Der drohenden Aufklärungsgefahr wurde hier auch schon von Amtswegen begegnet, indem das Wiener Landesgericht Hoensbroech's Buch verbot.

**) „Fitzebutze". Allerlei Schnickschnack für Kinder von Paula und Richard Dehmel. Mit Bildern von Ernst Kreidolf. Im Insel-Verlag bei Schuster und Löffler. Berlin und Leipzig. Weihnachten 1900.

Ein anderes Lied plaudert vom Aurikelchen, das gelb ist, wie die Sonne, zu der es den ganzen Tag hinaufsieht. Oder vom Mai. Ja, Kindermai ist wahrer Mai. Das ist gewiß nicht bewußte Absicht, sondern tiefste kinderhafte Symbolik, wenn die erste großartige Frühlingsvorstellung aller Völker wieder prachtvoll aufklingt von dem Maikönig, der in einem Wagen fährt, Sonnenstrahlen sind seine Zügel, Schmetterlinge ziehen ihn, Blüthenglocken läuten. Oben im Himmel blaue Seligkeit und Gesang unten, Kinder in Maien tanzend. Dichter, Kind und Volk, das Urkind sind Inkarnationen derselben Seele, möchte man sagen. Und dann zählt Detta zum Versteckenspielen aus. Nur ein Dichter und ein Kind kann das Gleichniß erfinden: der suchen muß und rathen, bis sich die übrigen verstecken ist das Käuzchen im Thurmloch. Bei Nacht fliegt es aus und sucht die Mäuschen.

Ja und vom Essen ist auch ein Lied da. Das Essen ist dem Kind das wichtigste Spiel.

„Marie Marei will Braten machen,
Hat keine Pfanne,
Nimmt sie sich die Schiefertafel
Von klein Schwester Hanne,
Hat sie eine Pfanne."

Nur die Großen leiden, wenn sie die Dinge nicht haben, die sie gerade brauchen. Die kleine Marie Marei will Braten machen.

„Fehlt noch das Gänschen
Nimmt sie sich die Pudelmütze
Von klein Bruder Fränzchen,
Hat sie's Gänschen. —

So geht das Leben seinen scherzhaften, muntern, sehr belehrenden Gang. Träume, Worte, Reime gehen mit. Nein, alles fliegt. Das Kind bleibt in seiner Stube, und fährt durch alle Länder, es sitzt auf seinem Kutschpferd, und kommt bis nach Mexiko und wenn es sich ein wirkliches Roß wünscht, ist's nur, um noch weiter träumen zu können. Nur das Kind hat noch den schönen, großen Glauben, auf einem wirklichen Pferd bis ans Ende der Welt zu kommen. „Wo der Riese den Regenbogen hält" und von wo aus — die naivste, entzückendste Antithese — es seinen Leuten eine Ansichtspostkarte schicken will.

So entrollt sich bei der Auslage eines Krämers ein ganzes Weltbild (beiläufig gesagt, welch „ernsthaftes" Gedicht könnte eine solche Fülle von Anschauung, Farbe, Laune sinnreicher in ein Bild bringen, als dies Kindergedicht):

„Die ganze Welt."

„Wo hängt der größte Bilderbogen?
Beim Kaufmann, Kinder, ungelogen,
Man braucht bloß draußen stehn zu bleiben,
Kuckt einfach durch die Ladenscheiben,
Da sieht man ohne alles Geld
Die ganze Welt.

Man sieht die braunen Kaffeebohnen,
Die wachsen, wo die Affen wohnen,
Man sieht auch Waschblau, Reis und Mandeln,
Kameele unter Palmen wandeln
Und einen Ochsen, ganz bepackt
Mit Fleischextrakt.

Man sieht auch Zimmt und Apfelsinen
Und Zuckerhüte zwischen ihnen.
Man sieht auf rothlackirten Blechen
Matrosen mit Chinesen sprechen;
Und manchmal steht ein bunter Mohr,
Der lacht, davor.

Am Eingang aber lehnt 'ne Leiter
Mit Hasen, Hühnern und so weiter.
Und manchmal hängt an ihren Sprossen
Ein großer Hirsch, ganz totgeschossen.
Dann kommt so'n kleiner Hundemann
Und schnuppert dran." —

So ist dies ganze, kleine, holde Buch, in dem ein Vater, eine Mutter, ein Kind Spiel und Ernst treiben und in dem ein ganzes Leben zum Gedicht wird. Der Vater, Richard Dehmel, ist ein echter Dichter, darum ein echtes Kind bei seinem Kinde. Er sagt, was sein Kind ihm eingibt, Detta, sein leibhaftiges und jenes andere, das Kind in ihm.

Die deutschen Kinder haben wieder einmal nach langer Zeit einen Kinderdichter, einen großen Mann, der mit ihnen spielt, wie ihresgleichen. Nun mögen sie sich freuen.

Rundherum lachen Bilder von Ernst Kreidolf, die nicht genug zu rühmen sind; alle sind nicht gemacht, erdacht, sondern erlebt, gespielt, gescherzt. Alles wie aus einem Kindergemüth sprudelnd, in der Anschauung eines Kindes, so farbig, lebhaft, von so aggressiver, grausamer Charakteristik. Und dabei von jener drolligen Wichtigkeit, welche Kinder allem Treiben in der Anstrengung und dem Eifer des Erkennens beilegen, doch immer voll Grazie.

Das gibt eine Weihnachtsfreude für die Kinder. Ein großes Kind, ein Dichter hat hier eine Welt in dem neuen Wunderglanz eines jungen Auges gesehen, er nimmt die Kleinen und wenn sie es nur zulassen auch die großen, ernsten, thörichten Menschen an der Hand. Und auf einmal sind alle in Traum und Reigen, als rechte Kinder.

Wien. Otto Stoeßl.

Wilhelm Leibl.

Am 23. Oktober 1844 wurde Wilhelm Leibl, unter den deutschen Meistermalern wohl der größte — trotz Menzel, zu Köln geboren; Mittwoch, den 5. Dezember, ist er in Würzburg gestorben, wo er sich zufällig aufhielt. Sein ganzes Künstlerleben aber hat er, wenn man von einer kurzen Pariser Studienzeit (Ende 1869 bis zum Ausbruch des Krieges) absieht, in Oberbayern verbracht — theils in München, wo er sein Atelier zunächst in der Landwehrstraße, dann in der Augustenstraße hatte, theils in Grasolfingen und am Ammersee, theils in Berbling und endlich, seit dem Beginn der 80er Jahre, in Aibling, Kreis Rosenheim. Dort hatte er Haus und Garten und konnte dem Absentierertriebe, der ihm im Blute lag, so recht nach Herzenslust fröhnen. Er hat Zeit seines Lebens bloß wenige Freunde haben wollen; bis zuletzt harrte nur seine „Trösteinsamkeit", Johannes Sperl, bei ihm aus, dem man übrigens sehr zu Unrecht in diesem Freundschaftsbunde die dienende Johannesrolle zuertheilt hat; Sperl, ein feiner und origineller Landschafter, war nicht bloß der Nehmende, er war auch der Gebende und in den Zeiten, da es Leibl noch schlimm ging, der agitatorische Kopf, der den Käufern seiner Landschaften zusetzte, auch diese oder jene Studie Leibls mitzunehmen. Wenn in späteren Jahrzehnten dann der begehrte Leibl seine Käufer auf die vornehme Künstlerschaft Sperl's hinwies, so lag hier nur ein Akt der ausgleichenden Gerechtigkeit vor. In früheren Jahren waren Leibl durch Freundschaft noch Rudolph Hirth, Karl Haider, Eduard Fischer, Wilhelm Trübner und der Landschafter Julius Bodenstein verbunden, der jetzt wieder in Berlin lebt und aus jenen jungen Tagen des verschwiegenen Leiblkultus (Mitte der 70er Jahre) manches zu berichten weiß. Diesen kleinen geschlossenen Kreis hat Leibl durch klassische Porträts mit in die Kunstgeschichte hineingenommen.

Früh ist Leibl hervorgetreten als fertige und anerkannte Größe. Eine Tagesberühmtheit, eine Berühmtheit fürs Publikum wie etwa Defregger ist er nie gewesen. Er war der Mann der starken Unterströmung innerhalb der künstlerischen Entwicklung der Zeit; unterhalb ihres eigentlichen Kunstbewußtseins riß er die Talente mit sich fort: so hat er Thoma, so hat er Trübner, so hat er Liebermann und Kuehl mit sich fortgerissen, von Kleineren wie Alois Erdtelt gar nicht

zu reden; während andererseits die Begabungen, die an der Oberfläche der Entwickelung so maßgebend, so deutlich sichtbar wirken, ihre Einflüsse meistentheils nur „spielen" lassen. Daher kommt es, daß Leibl die Federn so erstaunlich selten und wenig beschäftigt hat. Ueber Böcklin, über Menzel und Lenbach, über Uhde und Liebermann gibt es eine ganze Reihe von Veröffentlichungen, die in Wort und Wiedergabe ihr Lebenswerk fixiren. Ueber Leibl aber gibt es bis heut als Hauptpublikation nur eine Sondernummer der „Kunst für Alle" (Bd. 7, Heft 8, Januar 1892); den verhältnißmäßig knappen Text hat Hermann Helferich geschrieben: mit Zweifel bewundernd, mit Bewunderung zweifelnd, doch im ganzen mit kühler Seele. Nun aber bereitet ein Berliner Kunsthistoriker, Herr Georg Gronau, eine umfassendere Monographie über Leibl vor; ein feiner Kopf, kommt er von den alten Meistern her und wird uns da gewiß viel Schönes und Charakteristisches zu sagen haben: das Illustrationsmaterial ist, über die Reproduktionen der „Kunst für Alle" hinweg, reich vermehrt worden, wie ich mich durch einen freundlich verstatteten Blick in die Mappe des Herrn Gronau selbst überzeugt habe.

Es ist durchaus kein Zufall, daß diese Monographie gerade in Berlin entsteht. Berlin nämlich, das bis vor wenigen Jahren Leibl kaum kannte, ist die Hochburg der Leibl-Sammler geworden — dank der Initiative der Herren Kommerzienrath Seeger und Waldecker und auch der Herren Max Liebermann und Cassirer, die im vorigen Jahr die erste Sezessionsausstellung mit dreizehn Arbeiten des Aiblinger Meisters (darunter waren seine allerbesten Sachen) schmückten. In Berlin ist Leibl wieder auf den Schild der Moderne gehoben worden; hier erlebte er den zweiten Frühling seines Weltruhmes und vielleicht auch seiner Weltbedeutung. In Berlin sind heut mehr Bilder seiner Hand versammelt als sonst in allen Landen. Es ist immer dieselbe halb-ärgerliche, halb-erfreuliche Erscheinung: Berlin pflegt den künstlerischen Ideen der Zeit sehr langsam nachzukrauchen; hat es sie aber einmal erfaßt, so kniet es sich gründlich hinein.

Sogar eins von Leibl's Hauptwerken, die „Dorfpolitiker", die in ihrem Entstehungsjahre über den Ozean zu William H. Stewart wanderten und noch 1896 für die Berliner Internationale vergeblich von Leibl erbeten wurden (Stewart's Katalog Nr. 118), sind heute in der festen Hand eines für die bildende Kunst überaus thätigen Berliner Großindustriellen.

* * *

Der erste Lenz seines Ruhmes aber ist über Frankreich gezogen. In den Pariser „Salons" der 60er und noch der 70er Jahre waren deutsche Künstler sehr häufige, zahlreiche und auch willkommene Gäste. Ich habe einige zwanzig Jahrgänge der „Gazette des Beaux-Arts" durchgesehen und bin erstaunt über die Fülle der Namen und Sendungen aus der Ecole rhénane — so hieß bei den Franzosen damals die Vertretung deutscher Malerei. Leibl aber wurde von 1869 ab, da Eugène Müntz von München her, wo damals die ersten Leiblporträts ausgestellt waren, als ein, künftigen Ruhm kündender Herold über ihn berichtete, in Frankreich als ein Künstler gepriesen, der selbst unter den großen französischen Meistern der Zeit gleichsam inter pares sein würde. 1877 und 1878, zumal im Anblick der „Dorfpolitiker", formulirte Duranty diesen Satz mit der nöthigen Schärfe.

Bis zum Jahr der „Dorfpolitiker" ist es Leibl seelisch und materiell bös gegangen. Er hat Porträts für 100 oder 150 Mark gemalt und hat, wenn ein solches Porträt dem Besteller nicht behagte, es noch einmal ohne Mehrforderung gemalt. In langen Reihen standen dutzendweise die Bilder von Dachauer Bauern und Bäuerinnen in seinem Atelier herum; und im Zorn der Ungeduld war der heftige Künstler mehr als einmal bereit, gleich ein ganzes Dutzend und mehr um lumpige tausend Mark wegzugeben, — Bilder, unter denen ein einzelnes heute mit vielen Tausenden bezahlt wird. Großmüthig kauften dann und wann Brüder von der Palette dem jungen Meister die eine oder andere Arbeit um ein Geringes ab; daher jetzt die guten alten, werthvollen Leibls in nicht wenigen Münchener Künstlerwohnungen.

Hinzu kam ein moralischer Ingrimm — bei Leibls riesiger Körperkonstitution nahmen auch die Affekte immer die höchsten Grade und die weiteste Ausdehnung an —, der Ingrimm, daß er Jahre lang die Ruhmeskränze auf den Stirnen der bloß Gefälligen und Interessanten sehen mußte. Er war ohne allen Neid, doch von einem naiv-mächtigen Selbstgefühl. Er fühlte sich mit unbestreitbarem Rechte als den Beginner der wirklichen („wirklich" in jedem Wortsinne) deutschen Bauernmalerei, und er mußte erleben, wie Defreggers ganz unmalerisches Erzählertalent die Welt eroberte. Sein realistisches Temperament sah die breiten Wirkungen des ewig geistreichen, die menschliche Erscheinung selbstherrlich behandelnden, mit den Techniken der Alten keck wirthschaftenden Lenbach. Dann riß er wohl den harmlosen Besucher mit Wucht vor die eigene Staffelei hin und stellte wüthend die Frage: „Nun sagen Sie selbst, ist dieser Mensch, der Lenbach, wohl im Stande, auch nur eine solche Falte, nur eine solche Runzel, nur eine solche Hand zu malen? Nein!" Nach dem Pariser Erfolge der Dorfpolitiker aber pflegte sich sein kindliches Selbstgefühl in großen Zahlen auszudrücken: als er mit den „Bäuerinnen in der Kirche" (dem Bilde, auf dem seine Hand vielleicht ihren größten Triumph gefeiert hat) den zweiten großen Sieg vorbereitete, ließ er sich zu gleicher Zeit von dem Pariser Kunsthändler Goupil und dem Wormser Geheimrath Schön umwerben. Von Goupil verlangte er 100 000 Mk.; Schön hatte 60 000 Mk. geboten und drang auf Zusage. Goupil findet die Forderung ganz unverhältnißmäßig hoch und verzichtet auch, nachdem Leibl die Mark in Franken verwandelt hatte. Schön hört das und zieht nun seinerseits das Gebot zurück. Leibl behält das Bild zwei Jahre im Atelier und überläßt es schließlich doch Schön für — 28 000 Mk. Ich thue ungern Blicke hinter die Kulissen, und noch weniger gern erzähle ich solche Geschichten; hier aber ist es nothwendig zur Charakteristik des Mannes. Aus seinen Bildern läßt sich zur Kenntniß des Menschen Leibl so gut wie nichts gewinnen. Selten hat es Künstler gegeben, die so sehr hinter ihr Werk zurückgetreten sind wie Leibl. Er schien die Sachlichkeit und Ruhe selbst zu sein, und konnte doch in seinen vier Wänden explodiren wie ein Vulkan; er war märchenhaft wortkarg und unnahbar und vermochte doch andererseits seinem Wollen und Anschauen mit erstaunlicher Hartnäckigkeit Ausdruck zu geben. Parteiung war ihm fremd; er ging nicht zur Münchener Sezession über, wohl aber ist er 1879 mit brutaler Rücksichtslosigkeit für den angefeindeten und beschimpften Max Liebermann eingetreten . . . . Leibl ist schon ein berühmter Mann. Er stellt in seiner Heimathstadt Köln aus, deren Stadtmuseum übrigens bereits seit 1866 Werke seiner Hand besaß. Alles kam, was Namen und Stellung hatte, um die Bilder zu sehen und den Mann zu bewundern. Eine sehr angesehene, sehr preziöse, sehr schöngeistige Dame tritt mit himmelnden Augen an Leibl heran und fragt im süßen Flötentone: „O, verehrter Meister, sagen Sie uns doch, was wird der nächste Vorwurf Ihrer edlen Muse sein?" Leibl (in rauhem Brummbaß): „Ne Keilerei!"

Das war Leibl. Ohne jede Ziersamkeit, ohne Pose, ohne die kleinste Dunstmacherei. Er war ein Mann von herkulischer Körperkraft, ohne äußerlich ein Herkules zu sein. Er übte seine Kräfte gern und wirthschaftete im Atelier mit riesigen Hanteln herum. Ihm imponirte nichts auf der Welt, — nur physische Kraft. Die Athleten im Cirkus waren Gegenstände seiner höchsten Bewunderung. Mit einem solchen Enakskuaben hat er sogar Briefe gewechselt. Adolf Paulus schilderte mir sehr drastisch ein nächtliches Kraftabenteuer, in das er Leibl verwickelt sah. Sie gingen miteinander nach dem Abendtrunk die Schwanthalerstraße entlang, da wo die hübschen Vorgärten sind. Es kommen zwei lange studentische Rauhbeine des Weges und rempeln Leibl an, — sie rempeln und wollen fordern. Leibl, ohne

ein Wort zu sagen, packt den einen Kerl und wirft ihn mit einem Schwunge über den mannshohen Eisenzaun mitten in den Garten hinein; dann ergreift er den anderen Mosjö und versetzt ihn mit einem zweiten Schwunge auf das Trottoir der anderen Straßenseite. Es war eine ganz glatte Sache. Nun ja — er war ein Kraftbold, doch kein posirender. Kraft war das bewegende Element seiner ganzen Welt- und Kunstanschauung. Er war wie sein vergöttertes Vorbild Gustav Courbet der Bewunderer und Maler der „grande intensité de la vie physique.“

* * *

Diese Intensität sah er seinem Temperamente gemäß mehr in der Ruhe als in der Bewegung. Er war genau fünfundzwanzig Jahre alt, als er Courbet kennen lernte. Er hatte das hinter sich, was man gewöhnlich die Lehrzeit nennt: d. h. er hatte die alten deutschen Meister (vor allem Holbein) und die altniederländischen Porträtisten genau studirt und hatte in München ein Meisteratelier besucht. Welches? Leibl hat sich darüber so wenig ausgesprochen, daß es in diesem Punkte heute Meinungsverschiedenheiten geben kann. Die einen sagen, er war bei Piloty; die andern nennen Arthur von Ramberg, den fein kultivirten Genremaler, als seinen Lehrer. Für Ramberg spricht sehr vieles: Ramberg hat in Dachau richtige Bäuerinnen gemalt (schon 1855), und das älteste Bild, das ich von Leibl kenne, zeigt ein Dachauer Bauernweib. Es ist von 1865. Der Bauernbürgermeister von 1867, der hier in der Kunsthandlung Jacques Casper hängt, ist in demselben Stil des suchenden Kolorismus gehalten. Sonst hat er in altmeisterlicher Art um die zweite Hälfte der 60er Jahre wesentlich Porträts gemalt von so verblüffenden realistischen Eigenschaften, daß der schon genannte Franzose Müntz sie lebhaft bewundern konnte; freilich meint er, es fehle der Hand noch „la science“. Ramberg war in seiner Art ein Maler des Lebens, und in seine Schule paßte der Realist Leibl. Indessen — damals waren im Münchener Kunstbetriebe doch noch andere Mächte wirksam.

Im Jahre 1892 wurde im Münchener Kunstverein das Lebenswerk eines Mannes ausgestellt, der kaum dem Namen nach, nur ganz wenigen aber seinen Werken nach bekannt war. Victor Müller wurde nicht bloß als Malergenie ersten Ranges, er wurde auch als der große Anreger der 60er Jahre entdeckt. 1893 wiederholte man für ein breiteres Publikum die Ausstellung im Glaspalast; ich habe damals die Entdeckung und ihre kunsthistorische Bedeutung in der „Nation“ (Bd. 10, S. 803) eingehender beleuchtet. Müller hat das realistische Evangelium Courbet's nach München gebracht; der junge Leibl war sein aufhorchender Bewunderer. Als Courbet dann 1869 selbst erschien, fand er vorbereitete Geister. Dies war die Inkubationszeit der modernen deutschen Wahrkunst. Müller war seiner Empfindung nach Phantast, seiner Anschauung nach Realist. Bei aller Courbet-Schwärmerei steckte ein Stück Delacroix in ihm. Leibl aber zog entschlossen die Konsequenzen; bei ihm begannen Empfindung und Anschauung sich zu decken. In alter und neuer Kultur hatte er seine Mittel verfeinert und als ein künstlerischer, vor allem als ein malerischer Charakter ging er geraden Weges auf das Leben los.

* * *

Wie Millet und Courbet suchte er sich in der Wirklichkeit die primitiven Zustände aus. Aber er war ohne poetische Bestrebungen, ohne ethische Wallungen, ohne soziale Tendenz, ohne Fabulierlust, ohne einen Tropfen Theaterblut, sogar ohne Esprit, wenn man darunter nichts anderes als das anreizende Spiel eines reichen Geistes versteht. Er wollte nur Maler sein und das Leben, das er liebte, für sich selbst reden lassen. Er war das glatte Gegentheil vom „Höhenkünstler“. Eine erdgebundene Kraft wie die seinige war nöthig, um die alten Ideale des weltfremden Schönheitsdienstes und der geschminkten Vergnüglichkeit zu zerstören.

So sehr ist Leibl seiner Natur nach an einen ganz persönlichen Gebrauch des Auges und der Hand gewöhnt, daß er, in die Heimath zurückgekehrt, nie der Gefahr ausgesetzt war, die deutschen Motive nunmehr mit den Augen eines Franzosen zu sehen — was man von der jüngeren Generation bekanntlich nicht immer sagen kann. Er faßte den Bauer im Kernpunkte seiner Existenz; er nahm ihn aufs Korn, als ob er ihn proträtiren wollte. Sie mußten beide eine Riesengeduld haben, der Bauer wie der Leibl. Er löst die Erscheinung des zu malenden Menschen auf, oft bis in die kleinsten Theile; aber er band auch wieder zusammen. Im Bannkreis des großen umfassenden Natureindrucks malte er das Einzelne und Vereinzelte. Er „studirte“, doch mit der warmen Liebe zum Ganzen. Da ist der Gegensatz zu Menzel, der aus rein gelehrten Trieben das Einzelne sich auseinander legt. In seiner mittleren Epoche hat Leibl diese geniale, vertrauliche Kleinmalerei aufs höchste ausgebildet, so zwar daß die Gewebe der gemalten Kleider, die kleinsten Furchen und die feinsten Härchen des Gesichts, die die winzigsten Bosselungen des Silberschmucks auch der schärfsten Lupe standhielten.

Dann aber stak in Leibl noch eine zweite Natur, die vornehmlich in der Früh- und in der Spätzeit seines Lebens hervortrat: der Realist des Eindrucks. Glanz und Leben der Farbe, — nur das suchte er; früher an der Hand der alten Meister, doch später im Strom der modernen Lichtmalerei. Sein Kolorismus ist flächig, breit, tonig, voll Luft und Licht. Er konnte mit so souveräner Kraft wie kein zweiter Maler in Deutschland einerseits den subtilen Mechanismus, andererseits den farbigen Abglanz des Lebens geben. Der Umstand, daß Leibl, ruhig und klar, nie und nirgendwo den Effekt suchte, hat zu der allgemeineren Ansicht geführt, daß er vorwiegend ein „Arbeiter“ gewesen sei. Nun ja, gesucht hat er den „Effekt“, die verblüffende und anregende und zur Mitarbeit zwingende Wirkung auf Verstand und Gemüth niemals. Aber seine Leistungen, wie sie so dastehen in ihrer stillen Größe, in ihrer unauffälligen, vollendeten äußeren wie innerlichen Naturwahrheit, machen Effekt, — und das ist doch die Hauptsache.

* * *

Bei Leibl kommt man durch die Prosa zu einer verschwiegenen Poesie des Lebens. Er vermeidet, seine deutschen Bauern bei irgend einer Beschäftigung zu malen, an die sich in irgend einer Art die litterarische Idee knüpfen ließe. Seine Menschen geben sich weit mehr als persönliches Porträt, denn als Typus für die Kunst. Und immer zog es ihn von der sogenannten Schönheit hinweg. „Schönheit ist Ausdruck“. Dieser Leitsatz der modernen Kunst (den übrigens Millet formulirt hat) war ihm in Fleisch und Blut übergegangen. So hat für ihn, den malerischen Revolutionär, die sogenannte Häßlichkeit ihre ganz besonderen Reize. Er wollte, daß die alten zittrigen, ausgerenkten Bauernweiber so schön wie möglich im malerischen Ausdruck erschienen. Mit einer wahren Inbrunst malte er diese alten Weiber, wie sie in der Kirche sitzen und im Gebetbuch blättern, wie sie in der Küche hocken oder im Zimmer den Rosenkranz zwischen den Händen drehen. Zu meiner Zeit ging in München ein Spruch um, der auf diese Liebhaberei für Altweiberphysiognomien anspielte:

„Sag', lieber guter Meister Leibl,
Möcht'st selbst eine zum Weibl?“

Er hätte demgegenüber natürlich auch auf eine ganze Reihe von Köpfen anmuthiger, schöner Bäuerinnen hinweisen können, die er gemalt hat, und deren Urbilder der eine oder andere gewiß gern zum Weibl genommen hätte. Wohl das schönste Exemplar hat die Firma Gurlitt. Es ist eine holde, große, schlanke Dirne — sie steht in schlichtem Staat der begüterten Bauerntochter, einen Korb in der Hand im Thürrahmen und — läßt sich malen. Dieses ruhevolle Sich-malen-lassen ist das Kennzeichnende in dem Verhältniß der Anschauungswelt zu diesem Künstler. Bauern in einer Stubenecke, — einer liest aus der Zeitung, die anderen hören leidenschaftslos zu. Eine Gruppe Wilderer, trotzige und kühle Menschen, sitzen regungslos, abwartend in der Hütte. Zwei wildernde Bauern stecken den Kopf zum Fenster

heraus, um zu sehen, ob das Feld frei — schon etwas lebhaftere Impulse. In der Küche vor dem Herde stehen ein Bauer und sein Weib, wortlos — große, feste, volle Gestalten, die der Malerei sozusagen breite Angriffsflächen bieten. Der Eheherr hat die neue Zeitung in die Hand genommen, ohne Neugier, aus reiner Tagesgewohnheit — Weib und Tochter aber sitzen hinten am hellen Fenster, feiernd, die Hände im Schoß, ohne Theilnahme für das, was etwa der Mann von Welthändeln erfahren mag. Und geht es bei Leibl über den Kreis des Bauernlebens hinaus, so gibt es dieselbe Gelassenheit, denselben nur scheinbaren Mangel an Temperament: die Pariserin (das Bild, das man gewöhnlich „die Kokotte" nennt), die wahre femme grosse, ruht, eine schwere Masse, auf dem Lottersofa und führt eine Thonpfeife zum Munde. Eine gut bürgerliche „Familienscene", d. h. es sitzen oder fünf Personen ruhsam um einen Tisch herum, im Helldunkel, wie auf einem altniederländischen, doelenartigen Interieurbilde. Zu Leibl's bedeutendsten Leistungen gehört ein Bild, auf dem er ein Symbol des ewigen Werdens und Vergehens darstellte: d. h. er malte auf weißem Linnen einen Todtenkopf. Und er malte diesen Todtenkopf —

* * *

— mit so grausiger, unbarmherziger Treue, daß die Wirklichkeit wie ein Gebilde der Phantasie erscheint. Und da, glaube ich, ist der springende Punkt: die Poesie der Leibl'schen Werke liegt in der rastlosen Naturandacht ihres Meisters. Es verschwinden die Simplizität und die Trockenheit der Gegenstände in ein Nichts. Durch die Oberfläche dringt der Blick ins Innere der Erscheinungen, und da offenbart sich ein Stück der elementaren Urkraft der Natur, und sein zeitlicher Verkünder trägt den Namen Wilhelm Leibl. Man soll sich mit denen nicht herumstreiten, die, angesichts seines Heimganges das abgeschmackte Sprüchlein wiederholen: Leibl sei zwar ein ganz großer Maler, aber kein deutscher Maler gewesen. Leibl hat unter allen einheimischen Malern seiner Epoche sein Vaterland mit der größten Zahl gutgemalter Bilder beschenkt, und darin scheint mir sein wahres Deutschthum zu liegen.

Julius Elias.

Vom Kampf um die Antike.

In allem Wechsel der Auffassungen bleibt Dürer eine ganz einzigartige, theure Erscheinung. Nie wieder sind deutsche Menschen in deutschem Empfinden in so deutscher Formgebung gestaltet worden. Auch von dem jungen Goethe nicht.

Man begreift es innerlich nicht, wie eine so reiche, festgewurzelte Kunstauffassung zu Grunde gehen konnte. Wie man es nicht zu fassen vermag, daß einem ein Liebstes, mit dem man seelisch verwachsen ist, entrissen werden könnte. Aber es war ein unseliges Zusammen innerer und äußerer Ursachen, denen dies Leben erlag. Der verknöchernden lutherischen Orthodoxie folgte verflachend die Aufklärung, und es war die eine Geistesrichtung vielleicht nicht weniger gefährlich als die andre. In Deutschland hatte der dreißigjährige Krieg gewüthet. Nicht die Länderstrecken, die er brach legte, nicht die Arme, die er zerschlug, scheinen uns heut seiner Uebel größtes, sondern daß er das nationale deutsche Empfinden mordete. In seinem Gefolge kam der Alamodeteufel. Das Einheimische konnte nichts mehr gelten, so galt das Fremde. Die französische Antike wurde Ideal.

Die deutsche Litteratur des 17. und des angehenden 18. Jahrhunderts ist im Grunde nichts als ein steter Kampf des unterdrückten volksthümlichen Empfindens gegen die Uebermacht dieses angepriesenen, fremden Ideals. Der Simplicissimus des Grimmelshausen, Günthers Gedichte, die Insel Felsenburg bezeichnen die wenigen Siege volksthümlicher Dichtungsart gegenüber der Unzahl der Niederlagen. In dem theoretischen Streit der Schweizer gegen Gottsched spiegelt sich dieser Antagonismus wieder. Er erhält einen vorläufigen, nur vorläufigen Abschluß in Lessings kritischer Mission.

In diesem Widerstreit der künstlerischen Auffassungen und des Empfindens war etwa mit Beginn des 18. Jahrhunderts ein seltsamer, höchst seltsamer Umschwung eingetreten. Der Einfluß der englischen Kunst wurde mit dem volksthümlichen Wollen schlechtweg identifizirt. So sehr hatte sich das nationale Kunstempfinden verflüchtigt, daß an seiner Stelle das englische ohne Weiteres in den Kampf gegen die französische Klassizistik einzutreten hatte und eintreten konnte. Die Siege des deutschen Volksthums in der Litteratur heißen nunmehr: Einfluß des Daniel Defoe, der englischen Wochenschriften und des Shakespeare. Und ein anderer, nicht minder seltsamer Umstand: im Gegensatz zur französischen Antike gewinnt die echte Antike nun verjüngende Kraft auf die deutsche Litteratur. Das ist die Anakreontik, das ist zum Theil wiederum Lessings kritische Mission.

Immer aber war die volksthümliche Kunstauffassung zugleich die realistische gewesen und geblieben.

In Goethes und Schillers Jugenddichtung schien der volksthümliche Realismus sich endgiltig siegreich durchgesetzt zu haben. Aber Goethe ging nach Italien. Das deutschklassizistische Ideal brachte er heim. Das ist die seltsame Verbindung deutschen Empfindungslebens mit der Antike, mit einer in Sehnsucht erfaßten Antike, mit einer romantischen Antike, wenn man so will.

Auch heut ist — nach kurzer Alleinherrschaft des Realismus — die Sehnsucht nach der Antike wieder wach geworden. Es mehren sich die Aufführungen antiker Dramen. Die ganze Orestie des Aeschylus ist kürzlich über eine Berliner und eine Wiener Bühne gegangen. Und doch, seh' ich recht, so hat in Deutschland niemals ein so tiefgewurzelter Gegensatz zwischen dem eigenen Empfindungsleben und dem der Antike bestanden, wie in unseren Tagen. Eben diese Aufführung der Orestie und ein neu erschienenes Buch von J. V. Widmann „Moderne Antiken" ist mir des Beweis.

Die Aufführung der Orestie nämlich war, um es kurz zu sagen, eine Parodie. An dem modernen Realismus ist unsere Schauspielkunst geworden. Wo sie nicht am Aeußeren haften bleibt, besteht ihre künstlerische Eigenart darin, durch die alltägliche Geberde und das alltäglich gesprochene Wort das innere Empfinden durchklingen zu lassen. Es ist eine Kunst der ganz latenten Lyrik. Und so wurde Aeschylus dargestellt, dessen Drama noch ganz in dem religiössakramentalen Boden, aus dem die griechische Tragödie erwachsen ist, haftet, dessen Drama nichts ist als getragene Lyrik. Diese Aufführung machte den Eindruck, den es hervorrufen würde, wollte man Goethes Gedichte ganz ohne Versabschnitte als Prosa drucken, oder als wollte man Choräle nach Studenten-Weisen singen. Ganz innig, ganz naiv klingt diese Orestie aus in die Einsetzung des Areopags durch Athene selbst, in die Segnungen, die die weise Göttin ihrer lieben Stadt bereitet. Man sieht den Altar vor sich, wenn man diese Verse liest, feierlich fluthen die Rhythmen. Man hatte auf der Bühne eine Ausstattungsfeerie aus diesem frommen Dramenausklang sich zurecht gebaut. So macht die heutige studentische Jugend sich ihren Aeschylus „zu eigen".

Ich will nicht behaupten, daß es mich sehr geschmackvoll anmuthet, eine Aeschylus-Aufführung zu veranstalten, um den Gegensatz des eigenen Empfindens zu dem des griechischen Tragikers darzuthun; doch muß man lobend anerkennen, in aller Schärfe trat dieser Gegensatz hervor.

In dem Ringen um die Antike, das die gesammte moderne Kultur durchadert hat, scheint mir Shakespeares „Troilus und Cressida" das interessanteste Dokument. Die zünftige Shakespeareforschung hat in dem Drama eine bittre, menschenfeindliche Satire gesehen; worauf? auf die Untreue der Frauen. In der That, es läßt sich durchaus nicht leugnen: Cressida ist untreu. Das in Abrede zu stellen, liegt

auch mir sehr fern. Nur scheint mir die Eigenart des Dramas in etwas anderem zu beruhen. Shakespeare hatte den Homer in Chapman's Uebersetzung gelesen, bei Chaucer hatte er in ganz anderer Auffassung den Stoff gefunden. Ich wähne: etwas seltsam müssen die Homerischen Gestalten ihn angemuthet haben. Vielleicht fror ihn, den individuellsten der Charakteristiker, bei diesem griechischen Schönheitsideal. Und es reizte ihn, seine individuellen Züge und Schatten in diese schönen, glatten Griechenphysiognomien hineinzutragen. Und schärfer mag er die Umrisse gezogen haben als sonst er pflegte, aus dem Gefühl des inneren Gegensatzes heraus. So wurde Troilus ein Hahnrei, Pandarus ein Kuppler, Achill ein feiger Prahler; zu einem chevaleresken Abenteuer wurde so der Krieg; das Drama selbst zu einer Satire; worauf? auf das antike Ideal.

Der häßliche Thersites aber wurde zu dem Sympathischsten des Dramas. Charakteristisch genug: in J. V. Widmann's „moderner Antike" ist er es wieder.

Und bei Widmann sagt Thersites:

„Dies Griechenvolk, wenn mich nicht alles täuscht,
Gibt noch in später Zukunft böses Beispiel
Der ganzen Welt im kalten Vornehmthun.
Es kommt kein Heil von diesen graden Nasen.
Die ganze Welt lernt das olymp'sche Lächeln.
Gäb's irgendwo ein Gegengift! Ein Volk,
Krummnasig, säbelbeinig, übelriechend
Nach Zwiebelkraut, ein unerfreulich Volk,
Das hätte Herz fürs Elend. Solchem Volk
Entstammte wohl ein Freund von unsresgleichen."

Der Gegensatz zwischen modernem und antikem Empfinden ist in diesen wenigen Versen. Das ästhetische Ideal allein genügt uns nicht. Wir sind auch Nazarener. Das Schöne allein sättigt uns nicht. Das Alltägliche und das Häßliche gehört zu unsrem Reich.

Zwei Dramen aus der Welt der Antike, ein graziöses kleines Lustspiel „Lysanders Mädchen" und eine Tragödie „Oenone" hat Widmann unter dem Titel „Moderne Antiken" vereinigt. Sie sind beide modern durchaus. Modern empfinden diese Menschen in der griechischen Chlamys, modern ist auch die Sprachbehandlung; Reimverse für das Lustspiel, fünffüßige Jamben für die Tragödie. Und was diese Gaben so reizvoll macht: ein Reichthum künstlerischen Empfindens gibt sich darin, eine Freiheit der Anschauungen und eine Feinheit der Empfindung; frohsinniges Menschenthum und schaffensfreudige Künstlerschaft; dazu ein Persönlichkeitszug.

Dennoch hat Widmann meiner Ansicht nach das rechte Mittel zur Modernisirung der Antike nicht gewählt: beide Dramen sind auf Intriguen aufgebaut.

Oenone ist die Geliebte des Paris gewesen, die er preisgab, da er Helena fand. Der Sehnsucht nach ihm lebt sie und der Liebe. So findet sie Philoktet. Sie bestimmt ihn, unter Vorspiegelung ihm angehören zu wollen, den Pfeil auf Paris zu richten, — sie, die Heilkundige, will so Gelegenheit finden, ihn wiederherzustellen und sich wiederzugewinnen. Unter dieser Intrigue leidet die Charakteristik der Gestalten, leidet die tragische Wirkung auch.

„Lysanders Mädchen" ist ein Intriguenlustspiel. Doch ist soviel Grazie in der Durchführung dieses Spiels, daß ich es wohl auf einer Bühne erprobt sehn möchte. — —

Thersites in Ehren! Ich meine, es ist gut, daß man sich des Empfindensunterschiedes, des Gegensatzes nationaler Kunstauffassung bewußt geworden. Daß die Antike lockt, nicht mehr verlockt.

„Es stehn uns diese weiten Falten nicht zu Gesichte wie den Alten."

Ernst Heilborn.

*) Frauenfeld 1901. Verlag von J. Huber.

Der konfiszirte Bismarck.

Den großen Kanzler hat die Nemesis erreicht. Ihm, der so viele Preßprozesse während seines Lebens und seiner Amtswirksamkeit angestrengt hat, soll nun nach seinem Tode der Preßprozeß gemacht werden. Solches trägt sich zu in der berühmten Bierstadt Pilsen, wo jetzt der Hussitismus seine Orgien feiert.

Eine deutsche Zeitung in Pilsen hat, wie so viele andere Blätter, aus den soeben erschienenen Briefen Bismarck's an seine Frau und seine Braut etwelche abgedruckt. An diesen hat ein czechischer Staatsanwalt in Pilsen sein Müthchen gekühlt. Er hat gefunden, daß in den Briefen Antipathie gegen Oesterreich zum Ausdrucke kommt, und hat sie mit Beschlag belegt. Voraussichtlich wird er nun irgend einen Paragraphen des Strafgesetzes austifteln und bei dem Kreisgerichte in Pilsen den Antrag stellen, das Gericht möge über die inkriminirten Briefe das Verbot der Weiterverbreitung aussprechen. Wir haben freilich in Oesterreich noch nicht den famosen „fliegenden Gerichtsstand", aber wir haben das noch famosere objektive Verfahren, das sich gegen ein Blatt Papier wendet und den fliegenden Gerichtsstand zum guten Theil zu ersetzen vermag. In jeder Kreisgerichtsstadt Oesterreichs kann ein Staatsanwalt erwirken, daß über ein beliebiges Werk der Weltlitteratur das Verbot der Weiterverbreitung wirksam für ganz Oesterreich — glücklicher Weise nur für die im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder — ausgesprochen werde. Es ist eigentlich ein Wunder, daß in Tarnow oder Stanislau noch nicht die Werke Darwin's „objektivirt" worden sind.

Die Konfiskation der Bismarckschen Briefe ist eigentlich ein sehr heiteres Stück. Der Urheber der That hat sich den unbestrittenen Anspruch auf Lächerlichkeit in den weitesten Kreisen erworben. Man darf auf seine fernere Karriere gespannt sein.

Im Uebrigen wünschen wir, daß der czechische Staatsanwalt in Pilsen recht viele Nachahmer findet. Ein absurdes Gesetz muß ad absurdum geführt werden. Dann fällt es — selbst in Oesterreich.

Wien, 11. Dezember. Gustav Steinbach.

Handelshochschulen und kaufmännische Lehre.

Im Anschluß an den Artikel Mercators in Nr. 9 der „Nation" erhalten wir aus unserem Leserkreise folgende Zuschrift, deren Inhalt um so interessanter ist, als sie zeigt, daß die Kaufleute mit juristischer Vorbildung geneigt sind, der frühen praktischen Gewöhnung mehr gute Seiten abzugewinnen, als die Praktiker, die wie Mercator den traditionellen kaufmännischen Bildungsgang durchgemacht haben. Seit Horaz' Zeiten lobt eben ein Jeder diversa sequentes.

Die Zuschrift lautet:

„Mercator beruft sich zu Unrecht auf Ludwig Bamberger. Gelegentlich der von Dr. Richard Ehrenberg im Jahre 1897 über Handelshochschulen veranstalteten Enquête äußerte sich Bamberger wie folgt (cf. S. 8 ff.):

‚Wenn ich einen jungen Mann für die kaufmännische Laufbahn bestimmte, so würde ich dafür eintreten, daß er spätestens nach vollendetem sechzehnten Jahre in die Lehre käme. —

Der Grund zu einem lebhaften und frohen Geschäftsgeist wird meines Erachtens nur gelegt, wenn der junge Mann frühzeitig seinen Beruf antritt. Vielleicht erscheint es Ihnen sonderbar, daß gerade ich mich so ausspreche, da ich erst mit fünfundzwanzig Jahren, nachdem ich eine juristische und politische Vergangenheit hinter mir hatte, als Lehrling, durch die Verhältnisse gezwungen, anfing. Aber ich kann Sie versichern, daß ich, trotzdem ich mit mehr Ernst und Resignation als wohl die meisten achtzehnjährigen Gymnasiasten mich auf den Kontorschemel setzte, doch zeitlebens das Mangelhafte jenes späten Anfangs nicht verwand.'

Aus eigener Erfahrung — als Bankier, der juristische Studien gemacht hat — muß ich mich Bamberger's Ausführungen durchaus anschließen; vor einem jungen Menschen, der von einer Handelshochschule käme, würde ich bei einer Anstellung dem ‚ungebildeten' Lehrling den Vorzug geben.

Hochachtungsvoll
C.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 12. Berlin, den 22. Dezember 1900. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. Dezember abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder beim Verleger der „Nation“, Georg Reimer, Berlin W., Lützowstr. 107/108, zu erneuern. Neu eintretenden Abonnenten wird die Serie der 12 handelspolitischen Flugblätter auf Wunsch unentgeltlich nachgeliefert.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Das Schulschiff Gneisenau ist vor Malaga in einem schweren Sturm zu Grunde gegangen, und mit dem Schiff der Kapitän und einige vierzig brave Seeleute und junge Kadetten. Keiner seefahrenden Nation bleiben diese Schicksalsschläge erspart. Ueber die zunächst davon betroffenen Familien hinaus sind sie ein Unglück für ein ganzes Volk.

Daß ein solches Ereigniß Trauer in Deutschland und Beileid in der civilisirten Welt hervorruft, ist naturgemäß und ist menschlich schön. An der Trauer und dem Beileid selbst wird Niemand Kritik üben wollen, aber charakteristisch für unsere Zeit bleiben die Formen, in denen die Trauer und das Beileid sich manifestiren.

Fast scheint es, daß der Beginn des neuen, noch ungetauften Jahrhunderts dereinst als eine Zeit paradirender Ostentation erscheinen wird. Der stille Schmerz und das stille menschliche Mitgefühl sind altmodische Erscheinungen, und heutigen Tages kann kein Unglücksfall sich ereignen, ohne daß von Nord und Süd und von Ost und West der Telegraph in Bewegung gesetzt wird, um in wohlgesetzter Rede zu melden, daß von Konstantinopel bis Grönland die offizielle Welt das empfindet, was jedes menschliche Herz empfinden muß. Unsere Zeit liebt es, und es entspricht der Sitte unserer Tage, daß jedes bemerkenswerthe Ereigniß mit wahren Paraden der Beglückwünschung oder mit wahren internationalen Trauerparaden begleitet wird.

Auch dieser Sitte, die von Berlin aus die Welt erobert hat, könnte man eine vortreffliche Seite abgewinnen, wenn die Solidarität unter den Völkern, wenn das mitempfindende Verständniß von Nation zu Nation und von Mensch zu Mensch gewachsen wären, und wenn jene Sitte der Ausdruck für dieses Wachsthum wäre. Es wäre schön, wenn eine solche Voraussetzung zuträfe; aber wenn man von China nach den Philippinen, und von den Philippinen nach Südafrika blickt, und wenn man sich die bittere Nothwendigkeit der europäischen Rüstungen vergegenwärtigt, so wird man skeptisch gegen die fortschreitende Macht der schönen Botschaft vom Frieden und von der Eintracht auf Erden. Es scheint nicht, daß die edlen Keime in der Menschenbrust heut üppiger sprießen; aber die Freude am zopfigen Pomp bei Trauer wie bei Freude hat zugenommen, und wenn diese Mode als gebotener und offizieller internationaler guter Ton jetzt über die Welt hinzieht, dann wird der Kulturhistoriker feststellen können, daß solche Mode eine Berliner Erfindung ist. Made in Germany — aber wir brauchen auf sie nicht stolz zu sein.

Die Stichwahlen zum württembergischen Landtag haben stattgefunden und fast genau den Verlauf genommen, der in unserer letzten Nummer vorausgesagt war. Die Parteigruppirung in der Württembergischen

Kammer ist darnach in Zukunft die folgende, soweit die durch Volkswahl zu vergebenden Sitze in Betracht kommen:

Volkspartei	28,	bisher 29,
Sozialdemokraten	5	" 1,
Centrum	18,	" 18,
Deutsche Partei	12,	" 13,
Bauernbund	6,	" 3,
Konservative	1,	" 1,
Wild	0,	" 5.

Das Resultat ist in mehr als einer Beziehung erfreulich. Die Linke ist um 3 Sitze gestärkt; das Centrum, das mit dem agrarischen Kartell gegen die Linke arbeitete, ist nicht gewachsen; die Wiederwahl Payer's zum Präsidenten ist völlig gesichert.

Länger als ein Jahr kämpfen die Engländer jetzt in Südafrika; sie schienen die Widerstandskraft der Buren zerschmettert zu haben; nur noch einige wenige Freischaaren sollten angeblich sich im Felde halten, und jetzt plötzlich stellt sich heraus, daß die niedergetretenen Buren sich von Neuem als sehr ernste und gefährliche Gegner erheben. Auf dem Boden der Republiken wird an den verschiedensten Stellen gekämpft; die Buren erringen bald hier bald dort Siege, und was schwerer ins Gewicht fällt, aus dem Orangefreistaat sind Burenschaaren in die Kapkolonie eingebrochen.

Ist diese Kühnheit der Buren nicht eine planlose That, so wird man annehmen dürfen, daß die holländische Bevölkerung in der Kapkolonie heute zum Aufstand so gut wie entschlossen ist, und daß die Mine, die zum Explodiren vorbereitet ist, durch die Invasion der Burenabtheilungen zum Auffliegen gebracht werden soll. Wäre diese Voraussetzung zutreffend, dann ziehen für England sehr ernste Zeiten herauf.

Stets ist an dieser Stelle betont worden, daß der entscheidende Faktor für den Ausgang des Feldzuges das Verhalten der Kapholländer sei. Erhebt sich die Bevölkerung im Kapland, dann kann sich nicht nur das Schicksal der Republiken wenden, dann steht sogar der bisherige englische Kolonialbesitz in Südafrika auf dem Spiele, und England müßte neue riesige Anstrengungen machen, die das Land überall in der Welt politisch lähmen würden, um zunächst nur seinen Besitzstand in Südafrika aufrecht zu erhalten.

Ob sich hier Ereignisse wiederholen wie in Nordamerika am Schluß des achtzehnten Jahrhunderts, kann niemand wissen: aber sicher ist, daß der frivole, nationale Chauvinismus, der mit dem internationalen Spekulantenthum zu Gunsten der englischen Politik in Südafrika eine Allianz eingegangen war, eine arge und verdiente Lehre erhalten hat. Weder die Chauvinisten noch die Spekulanten werden diese Lehre so bald vergessen, und das ist ein Glück für England und ein Glück für die Welt; denn leider vergessen die Völker immer zu schnell, welch hoher Einsatz mit einem Kriege gewagt wird, selbst mit einem sogenannten kleinen Kriege gegen ein kleines Volk, — „das nur ein paar Mal Schläge haben will, um sich alsdann willig zu unterwerfen"; — so lautete das übermüthige südafrikanische Schlagwort der Rhodes und Genossen, das man in London für politische Weisheit gehalten hat.

In Petschili herrscht der Winter, der alle militärischen Bewegungen mehr und mehr einschränkt, und der die braven Truppen verhindert, sogenannte Siege zu erringen. Daß unter diesen Umständen einige Boxer weniger todtgeschlagen werden, will uns als kein Unglück erscheinen. Inzwischen erscheint der Friede so fern wie je, und es ist noch nicht abzusehen, wann die Diplomatie in Peking trotz der nun gemeinsam vereinbarten Ansprüche der Mächte ihn einfangen wird.

Nachdem erst vor wenigen Wochen einer der hervorragendsten Deutschamerikaner, Henry Villard, gestorben ist, hat vor einigen Tagen der Tod einen anderen ausgezeichneten Deutschamerikaner, Oswald Ottendorfer, fortgerafft. Ottendorfer, in Mähren geboren, gehörte zu den politischen Flüchtlingen des Jahres 1848. Wie so manche politische Flüchtlinge jener Zeit begnügte er sich nicht damit, sich in fremden Landen seinen Lebensunterhalt zu suchen, sondern er betheiligte sich auch seit seiner Ankunft auf amerikanischem Boden an der politischen Entwicklung der aufstrebenden Republik. Es gelang ihm, in der Redaktion der „New-Yorker Staatszeitung" eine Stellung zu finden, um alsbald zum Herausgeber und Eigenthümer dieser verbreitetsten deutschamerikanischen Zeitung vorzurücken. Bis zu seinem Tode, der ihn im 75. Lebensjahre erreichte, hat er nicht aufgehört, sich im freiheitlichen Sinne um die politische Entwicklung seines Adoptivvaterlandes und um die Verbesserung der Verwaltungseinrichtungen der Stadt New-York zu bemühen. Den großen Reichthum, den er im Laufe der Jahre erwarb, hat er im Verein mit seiner ausgezeichneten Frau in liberalster Weise Wohlthätigkeitszwecken dienstbar gemacht.

Die Schaar der alten 1848er, die gerade durch ihre Antheilnahme am öffentlichen Leben der amerikanischen Union ihrem alten Heimathlande, das sie als Flüchtlinge verlassen mußten, viel Ehre eingebracht haben, stirbt in Amerika allmählich aus. Der reinste Typus dieser verdienstvollen Männer ist in Carl Schurz verkörpert, der glücklicherweise noch geistig frisch unter den Lebenden weilt. Der Nachschub der deutschen Auswanderung hat sich größtentheils darauf beschränkt, seinen Privatgeschäften nachzugehen, ohne an dem öffentlichen Leben des Adoptivvaterlandes besonderen Antheil zu nehmen.

* * *

Die Phantasien des Grafen Klinckowström.

Nach einer Mittheilung der „Vossischen Zeitung" aus Königsberg hat der bekannte Agrarier Graf Klinckowström kürzlich in einer konservativen Parteiversammlung erklärt: „Die Agrarier könnten dem neuen Zolltarif mit Zuversicht entgegensehen; sie und Graf Bülow seien eins. Mehr dürfe er nicht sagen."

Nach Informationen, die dem „Berliner Tageblatt" zugegangen sind, soll das agrarisch-reichskanzlerische convenio auf der Basis von 6—7 Mark Getreidezoll abgeschlossen sein und Graf Klinckowström bereits bei seinen agrarischen Freunden an Kredit verloren haben, weil er in unerhörter Bescheidenheit sich mit einer Verdoppelung der bestehenden Brotgetreidezölle begnügen will, während die agrarischen Jakobiner es nicht unter 10 Mark thun.

Die ganze Geschichte ist besonders um deswillen erwähnenswerth, weil sie zeigt, welche sonderbaren Blasen die agrarische Phantasie treibt; denn daß der Reichskanzler so leichtsinnig gewesen sei, dem Grafen Klinckowström eine Hypothek auf den neuen Zolltarif in Höhe von 6 oder 7 Mark Getreidezoll einzuräumen, darf doch eigentlich nur der annehmen, der den Grafen Bülow für einen unerfahrenen naiven Jüngling hält.

Der Reichskanzler hat sich trotz aller Anzapfungen im Reichstage bisher nicht dazu drängen lassen, sich durch irgend welche zollpolitischen Erklärungen zu vinkuliren. Ist es denkbar, daß er im vollsten Gegensatz zu dieser Haltung dem Grafen Klinckowström unter vier Augen eine agrarische Liebeserklärung gemacht hat? Derartige zarte Geheimnisse sind bekanntlich dazu da, um ausgeplaudert und mißverstanden zu werden. Es geschähe nicht zum ersten Mal, daß eine verliebte Seele einen unschuldigen Flirt für eine ernsthafte Bewerbung genommen hätte. Immerhin erscheint es nicht ausgeschlossen, daß die Agrarier den Grafen Bülow

demnächst vor dem Forum der öffentlichen Meinung wegen breach of promise verklagen werden. Es ist eben nicht ganz ungefährlich, gegen Agrarier liebenswürdig zu sein.

Andererseits wird der wegen breach of promise Angeklagte alle Unbefangenen auf seine Seite ziehen, wenn er aus der Natur der Dinge heraus die Unwahrscheinlichkeit des behaupteten Versprechens nachweist. Etwa so:

Wie kann man mir zumuthen, eine derartige Unvorsichtigkeit begangen zu haben, die meine Stellung als Reichskanzler nach jeder Richtung hin verschlechtert und nach gar keiner Richtung hin verbessert hätte. Ich bin doch im Verkehr mit fremden Regierungen nicht so unerfahren, um nicht zu wissen, daß ein Brotgetreidezoll von 6 oder 7 Mark per Doppelzentner den Wiederabschluß unserer Handelsverträge, insbesondere des Handelsvertrages mit Rußland, auf das Aeußerste erschwert, ja wahrscheinlich ganz unmöglich macht. Die Russen sind nicht so dumm, wie unsere Agrarier sie gern machen möchten. Sie würden gewiß jeder Getreidezollerhöhung zustimmen, wenn damit eine differenzielle Begünstigung Rußlands verknüpft werden könnte. Da Deutschland einen solchen Schwabenstreich aber nicht begehen wird, so werden die Russen jeder Erhöhung unserer Getreidezölle über die Sätze des bestehenden deutsch-russischen Handelsvertrags hinaus sich lebhaft widersetzen. Wollen wir also die Handelsvertragspolitik fortführen — und wir müssen das anstreben, denn Deutschland hat heute unter allen Ländern der Erde das größte Interesse an der Politik der offenen Thür — so können wir uns nicht auf eine Erhöhung der Getreidezölle von vornherein versteifen. Ein Reichskanzler, der das thäte, verdiente, keinen Augenblick länger die Leitung der Geschäfte des Landes zu behalten.

Aber nicht bloß aus Gründen der äußeren Politik, sondern nicht minder aus Gründen der inneren Politik spricht alles dagegen, daß ich der alternden agrarischen Kokette die Ehe versprochen und einen Brotgetreidezoll von 6 bis 7 Mark als Witthum zugesichert habe. Ein so kolossaler Zoll bedeutet für das deutsche Volk eine Last von weit über eine halbe Milliarde Mark im Jahr. Davon käme nur etwa ein Fünftel bis ein Viertel dem Reichsfiskus zu Gute, während der Rest zur Aufbesserung der Grundrente dienen würde. Diese Aufbesserung der Grundrente würde vornehmlich auf Kosten der Armen und Aermsten geleistet. Die Arbeiter, die kleinen Beamten, die Handwerker, die kleinen Bauern müßten in erster Linie diesen Tribut aufbringen. Ich habe nun aber durchaus keine Lust, mir an jedem Tage des Jahres an jedem Mittagstisch in jeder Arbeiterfamilie nachsagen zu lassen, daß der Reichskanzler Graf Bülow durch seine schwächliche Nachgiebigkeit gegenüber den Agrariern die Hauptschuld daran trage, daß den Kindern die Bissen Brot schmäler zugeschnitten werden müssen, damit die Herren Junker besser leben und standesgemäßer auftreten können. Der Haß, der damit gegen die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung unter Millionen von Arbeitern des Deutschen Reichs ausgesäet werden würde, die Förderung der Sozialdemokratie, die darin läge, der Hohn, der sich Angesichts solcher „ausgleichenden Gerechtigkeit“ gegen die „Träger der Sozialreform“ richten müßte, sind doch etwas zu kostspielig, um dagegen die anspruchsvolle Liebe der agrarischen Partei einzutauschen. Auch die Vorspiegelung, daß für jene zollpolitische Ungeheuerlichkeit im Reichstage eine Mehrheit zu haben sei, konnte mich nicht verblenden, denn einmal ist es ungewiß, was das Parlament thut, wenn die öffentliche Meinung rebellisch wird, und sodann ist zu berücksichtigen, daß die Mehrheit des Volkes ganz sicher einer Verdoppelung der Getreidezölle nicht zustimmt. Und dies ist das Entscheidende.

Aus all diesen Erwägungen geht zur Genüge hervor, daß Graf Klinckowström mich gründlich mißverstanden hat und keine Liebeserklärung, sondern eine bloße Höflichkeitsphrase vorliegt.

So etwa denke ich mir die Entgegnung des Grafen Bülow, wenn er wegen breach of promise verklagt werden sollte. Sollte Graf Bülow sich aber wirklich „verplempert“ haben, dann . . . wird er sich auf eine angenehme Hochzeitsmusik gefaßt machen müssen.

Theodor Barth.

Der Weiße Zar und der Dalailama.

Zu den proteusartigen Formen, unter denen in neuerer Zeit das heilige Rußland die Länder und Völker Asiens seinem ungeheuren Weltreich einzuverleiben unternommen hat, zählt für die erstaunten Europäer, soweit sie für des Slaventhums Alexanderzug nach Ost- und Südasien Augen haben, die jüngst erfolgte Befreundung des Weißen Zaren mit dem Dalailama. Ein Stellvertreter des tibetanischen Papstes erschien in Livadia, um dem griechisch-katholischen Papstkaiser die Huldigung seines geistlichen Oberherrn darzubringen. Die europäische Presse hat diesem, man darf wohl sagen, weltgeschichtlichen Vorgang eine viel zu geringe Beachtung gewidmet, wenn sie denselben überhaupt nach seinen unausbleiblichen Folgen zu würdigen nicht unterlassen hat. Und doch ist der Besuch des Gesandten des Dalailama beim Weißen Zaren vielleicht nicht von geringerer Tragweite, als die Uebernahme des Protektorats über das römische Papstthum durch die Karolinger.

Vorderhand ist natürlich nicht im Traum daran zu denken, daß Rußland seine langen Arme auch schon nach dem fernen Schneereich Tibet ausstrecke. Hunderte von Meilen trennen es gegenwärtig und wohl noch auf Generationen hinaus von den eiswinddurchtobten Stein- und Salzwüsten des Quellenlandes des Indus, Brahmaputra und Jangtsekiang. Zwischen Südsibirien und Tibet ragen die himmelhohen Schneegebirge des Altai, des Thianschan und des Künlün und auf den ungeheuern Hochflächen zwischen dieser dreifachen Alpenkette lockt den russischen Bären vorläufig und noch auf lange hinaus kein Honigseim. Aber darauf kommt es auch gar nicht an. Einstweilen hat Rußland alle Hände voll zu thun, um sein ostasiatisches Eisenbahnnetz in verschiedenen Abzweigungen am Stillen Ocean, sein westasiatisches am Indischen Ocean ausmünden zu lassen. Zu diesem Zwecke muß es seine ganze Aufmerksamkeit auf die Mandschurei und Mongolei, sowie auf Persien und Afghanistan heften. Dies hindert jedoch den Weißen Zaren keineswegs, mit vorschauendem Blicke die hohe politische Bedeutung zu erkennen, die der in der Priesterstadt Lhassa thronende Dalailama für die Millionen Buddhisten am Don und an der Wolga, am Baikalsee und von den chinesischen Riesenströmen bis zum Ussuri besitzt. Nicht daß dem Dalailama über Tibet hinaus auch nur der Schatten einer politischen Macht innewohne, aber über die Seelen seiner Bekenner unter den donischen Kosaken, unter den Kalmücken am Manitsch, unter den Burjäten, Mongolen, Chinesen, Mandschuren gebietet die ewige Wiederverkörperung des Buddha mit vielleicht noch entscheidenderer geistlicher Allgewalt, als der Träger der Tiara in Rom über das Gemüth eines belgischen, polnischen oder oberbayrischen Bauersmanns. Das Schneereich Tibet mit der heiligen Stadt Lhassa gilt den nördlichen Buddhisten als das heilige Land mit Jerusalem, der „hochgebauten Stadt“, wie im europäischen Mittelalter der Bewohner des hohen Nordens für die vielbesungene Roma nobilis im fernen Süden geschwärmt hat. Seit Jahrhunderten reisen die nordbuddhistischen Pilgrime aus Sibirien und der Mongolei durch die Wüste Gobi und die Einöden Hochasiens

nach dem heiligen Lande ihrer Sehnsucht. Ein ununterbrochener Wallfahrtsverkehr verbindet die geistlichen Unterthanen des Dalailama von Petersburg bis nach Calcutta, von Peking bis Benares. Das Merkwürdige am nördlichen Buddhismus besteht darin, daß die Kirche des Lamaismus den einfachen Kultus des weisen Fürstensohnes aus dem Stamme der Schakya bereichert hat um den Tiefsinn und den Pomp des Brahmanismus, des Brahmanismus in der Form des Çivaismus, dessen Centrum Benares bildet. Wo der ununterrichtete Europäer tiefste Vereinsamung und erschreckende Zusammenhangslosigkeit hinversetzt, in jenen ungemessenen Länderräumen zwischen dem Altai und dem Himalaya, dem Kaspischen Meer und dem Kukunor, da herrscht in Wirklichkeit seit einem Jahrtausend inniger Ideenaustausch, ununterbrochene Pilgerfahrt. Wohl ist wahr, daß dieser Wallfahrtsverkehr wesentlich dazu beiträgt, den menschenunwürdigsten Aberglauben auszubreiten und hochzuhalten, aber er verfehlt auch nicht, Buddha's Gebot des Mitleids mit allen Wesen unter Völkerstämmen von wilder Gemüthsart Geltung zu verschaffen. Die Nachkommen der Hunnen der Völkerwanderung sind nicht die christenmordenden Chinesen, sondern die gutmüthigen Mongolen am Baikalsee und in der Wüste Gobi. Daß sie gegenwärtig die kirchenfrömmsten aller Sterblichen sind, das ist das Verdienst der unermüdlichen Missionsthätigkeit des Lamaismus, dessen Direktiven von Lhassa ausgehen.

Wenn nun eine der wohlthätigsten Folgen des Buddhismus darin besteht, daß er seine Bekenner zur Unterwerfung unter Ordnung und Gesetz erzieht, so läßt es sich leicht begreifen, daß eine in Staatsklugheit ergraute Regierung, wie die des Bogdychan, des Kaisers von China, sich frühzeitig und mit Erfolg um die Gunst einer geistlichen Monarchie bewarb, die, wie die des Dalailama, die Kunst verstand, ihre Schäflein zum willigen Gehorsam gegen die Gebote der weltlichen Obrigkeit anzuhalten. Umgekehrt mußte es der Dalailama für außerordentlich werthvoll und wünschenswerth betrachten, zum Schutze gegen Ueberfälle Seitens noch ungebändigter Völkerstämme eine weltliche Macht anrufen zu können, einen Protektor, dessen wohlverstandenes politisches Interesse sich mit seinem eigenen geistlichen Vortheil deckte. So hat denn im Laufe der Jahrhunderte die lamaistische Kirche den Bogdychan mit dem Nimbus der Heiligkeit umgeben und ihn zum unvergänglichen Abglanz des Mandschuschri, der verkörperten Weisheit, erhoben. Kurzum, es hat sich allmählich zwischen beiden Weltmächten ein System gegenseitiger Interessenförderung ausgebildet, das lebhaft an Theodor Storms Wahrspruch erinnert:

„Die Geistlichkeit, die Weltlichkeit,
Wie sie so ganz verstehen sich!
Ich glaube — Gott verzeihe mir —
Sie lieben sich herzinniglich.“

Dieses Verhältniß der gegenseitigen Unterstützung wie es sich im Laufe der Jahrhunderte zwischen Dalailama und Bogdychan ausgewachsen hat, konnte den staatsklugen Köpfen Rußlands nicht verborgen bleiben. Merkwürdig und, wenn man die Thatsache beherzigt, daß Rußland seine Politik auch mit Hülfe geistvoller Frauen macht, doch wieder nicht auffallend, ist das Verständniß, das die weitreichende Macht des Dalailama zuerst bei einer genialen Russin, der Frau Blawatskij, einer geborenen Baltin, gefunden hat. Diese Frau ist bekanntlich die Stifterin der Theosophischen Gesellschaft, deren Weltpropaganda bezweckt, die Bekenner der verschiedenen Weltreligionen in einem sie alle umschließenden religiös-philosophischen Bruderbunde zu einigen. Die Grundlage dieser neuen Weltreligion, als welche die Theosophie auftritt, ist die brahmanisch-buddhistische Lehre vom Weltgesetz des Karma. Das Karma ist die das physische und ethische Leben gleicherweise mit unabänderlicher Konsequenz beherrschende Kausalität. Alle Bewegungen, Vorgänge und Entwickelungen in Natur und Geistesleben wirken mit mathematischer Folgerichtigkeit weiter. Alle Gedanken, Worte und Werke des Menschen haben ihre unentrinnbaren Konsequenzen im Guten wie im Bösen. Da diese Folgen in einem Lebenslauf nicht ausgeglichen werden können, bedingen sie die Wiederverkörperung des Individuums nach Ablauf einer jeden seiner irdischen Laufbahnen. Der ewige Kreislauf der durch immer neues Karma bedingten Wiederverkörperungen findet seinen Abschluß erst dann, wann das Individualselbst erkannt hat, daß es im letzten Hintergrunde wesensgleich ist mit dem Allselbst. Die Erkenntniß dieser Wesensgleichheit ist zugleich die Wiedervereinigung des Individualselbst mit dem Allselbst, diese Wiedervereinigung bedeutet aber für das Individualselbst die höchste Seligkeit. Den Eingang aber in diese Erkenntnißseligkeit, die Voraussetzung für die Wiedervereinigung mit dem Allselbst als seinem Ursprung, bildet die höchste Herzensreinheit, ohne welche die höchste Erkenntnißfähigkeit des Geistes nicht erreicht werden kann. Erst auf der höchsten Stufe ethischer Vollendung, die zugleich die höchste Staffel intellektueller Vollkommenheit ersteigen hilft, vermag das Individualselbst den furchtbaren Bann des Karma zu durchbrechen, die Wiederkehr der Neuverkörperung zu verhindern und die ewige Ruhe zu erlangen, welche eins ist mit dem seligen Leben im Allselbst.

Dies ist der Kern der brahmanisch-buddhistischen Lehre, welche die Frau Blawatsky jedoch nur in der phantastisch verbrämten Form kennen gelernt hatte, zu welcher Buddha's frohe Botschaft von der Selbsterlösungsfähigkeit des Menschen bei den Brahmanen Indiens und den buddhistischen Priestern Ceylons, Hinterindiens und den Lamas Tibets entartet ist. Aber Frau Blawatsky hatte erkannt, welche Macht der Dalailama an der Spitze seiner hierarchisch organisirten Kirchenlehre in Hochasien ausübt. Welch ein Gewinn daher, so lautete ihr geheimer Gedankengang, wenn der Dalailama, als das mächtigste Oberhaupt der in seiner Kirche verkörperten Theosophie, dazu vermocht werden könnte, sich des Protektorats über die theosophische Weltpropaganda anzunehmen. An der Erreichung dieses Zieles ist Frau Blawatsky durch ihre Ausweisung aus Indien verhindert worden. Aber inzwischen war die Bedeutung ihrer rastlosen Thätigkeit auch von Rußland erkannt worden. Fürst Uchtomsky hat der Frau in seiner „Orientreise des Großfürsten-Thronfolgers“, des gegenwärtig regierenden Zaren Nikolaus II., einen begeisterten Panegyrikus gewidmet und die politische Tragweite der Idee der Frau Blawatsky an den verschiedensten Stellen seines großen Reisewerkes erwogen. Wenn man bedenkt, daß keine Zeile dieses Reisewerkes erscheinen durfte, die nicht im russischen Original die Genehmigung des Großfürsten-Thronfolgers, auch als er den Zarenthron bestiegen hatte, erlangt hätte, so kann man sich füglich wundern, weshalb die europäische Diplomatie und Journalistik dieses an politischen Prospekten für die Zukunft Rußlands und Europas in Ostasien so reiche Werk bisher nicht ergiebiger in Betracht gezogen hat, als es thatsächlich geschehen ist. Wer das Werk darauf und auf die Ereignisse in China hin studirt, wird in ihm den Schlüssel zu manchen Vorgängen der unmittelbaren Vergangenheit und wohl auch für manches in der Zukunft noch bevorstehende Ereigniß finden. Fürst Uchtomsky kommt in der „Orientreise“ immer und immer wieder auf die Tausende von lamaistischen Pilgern zu sprechen, die Rußland von Sibirien aus als „Pioniere“ nach Lhassa schicken könnte. Dies ist offenbar in der Zwischenzeit, seit die „Orientreise“ erschienen ist, geschehen. Nur auf diesem Wege läßt sich der Besuch erklären, den der Gesandte des Dalailama dem Zaren in Livadia abgestattet hat. Man wird sich von beiden Seiten entgegengekommen sein. Der Dalailama hat eingesehen, daß die Zukunft Nordasiens, also auch der lamaistischen Kirche, am Weißen Zaren einen kräftigeren Protektor finden könnte, als am altersschwachen Throne des Bogdychan. Geistliche Herrschaften pflegen ihren Vortheil mit wunderbarem Spürsinn vorauszuwittern. Umgekehrt aber wird Rußland erkannt haben, welchen Nutzen es von dem Protektorat über eine Kirche ernten werde, die ihm die Seelen seiner zukünftigen Unterthanen voraus zurechtpäpele. Denn daß Nordasien und mit ihm die Seelen der lamaistischen Kirche Rußland als unentrinnbares Erbe zufallen müssen, das muß gegenwärtig ein Blinder merken. Wohl keine Macht

der Welt wird Rußland hindern können, auf dem Wege seines schneckenhaften Vordringens nach Ost- und Hochasien die Länder der lamaistischen Kirche, wie man euphemistisch sagt, unter sein Protektorat zu nehmen. Rußland diesen verhängnißvollen Schritt zu verleiden, wäre nur ein wiedergeborenes China im Stande. Aber dazu fehlen die meisten, wenn nicht alle Voraussetzungen.

Hermann Brunnhofer.

Romantische Renaissance.

Es scheint, daß wir mitten in einer romantischen Renaissance stehen. Selbst dem oberflächlichen Beobachter unseres geistigen und Kunstlebens müssen die zahlreichen Anzeichen auffallen, die auf eine entschiedene Zuneigung des Geschmacks zur Romantik hindeuten. Wer die Kunstausstellungen der neueren Richtung durchwandert, sieht sich überall von Feen, Rittern und Abenteuern umgeben. Thoma hat mit Meisterhand den Ton des deutschen Märchens angeschlagen und seine Weise hat ein volles Echo gefunden. Die ganze „Jugend"-Gruppe lebt und webt in der Atmosphäre des Märchenhaften. Slevogt erprobt die Wirkungen des Dämonischen, das ja von einer gewissen Art der Romantik nicht zu trennen ist. Selbst Corinth, der im Grunde ein derb-naturalistischer Geist ist, macht durch seine Stoffe dem veränderten Geschmacke Zugeständnisse. Ludwig von Hofmann, dessen eigentliche Neigung und Begabung vielleicht nach der klassischen Seite liegen, schwärmt in zauberhaften Mondscheinnächten und sucht verschwiegene Waldidyllen auf. Meister Böcklin, in dem sich romantischer Geist und klassische Form so wundersam vermählen, steht höher in Ehren, denn je. Die Armeleutbilder und Schreckensscenen, die in den Zeiten des naturalistischen Vorstoßes die Ausstellungssäle füllten, sind fast ganz verschwunden; die bleichen und kalten Farben des Tageslichts haben leuchtenden Tönen oder mystischem Helldunkel Platz gemacht. Liebermann, der eigentliche Führer des deutschen Naturalismus, behauptet sich allerdings in seiner Stellung; aber selbst die, die seine Kunst lieben — wir können uns nicht zu ihnen zählen, weil wir finden, daß seine Gemälde von der Wirklichkeit, die sie darzustellen streben, nur ein oberflächliches und ungenügendes Bild geben —, selbst sie können nicht leugnen, daß diese Kunst sich als wenig zeugungskräftig erwiesen und nur wenig fruchtbare Anregung gegeben hat. Dies fällt um so schwerer ins Gewicht, als der Naturalismus der deutschen Kunst viel reicheren Gewinn hätte zuführen können, als es leider geschehen ist. Unsere Kunst hat sich heut entfernt nicht jene Kenntniß und Beherrschung der Formen der Natur gesichert, die sich die Antike und die Renaissance in ihren naturalistischen Stilperioden erworben haben, um sie dann als Grundlage höherer Kunstbildungen zu verwerthen. Vielmehr finden wir heute unter dem Vorwande des dekorativen Stils eine Unbestimmtheit und Flachheit der Naturdarstellung weit verbreitet, die die Befürchtung rechtfertigen, daß die ganze naturalistische Strömung eine oberflächliche und wenig fruchtbare Bewegung war.

In der Dichtung finden sich verwandte Erscheinungen, wenn auch die Dinge hier nicht so einfach liegen. Der naturalistische Ansturm, den vor etwa anderthalb Jahrzehnten eine Dichtergruppe auf den deutschen Parnaß machte, ist im Ganzen gescheitert. Als einen konsequenten Naturalisten darf man heute etwa noch Wilhelm v. Polenz bezeichnen. Er ist durch die Schule Zola's gegangen, kann aber im Wesentlichen als ein Fortsetzer des Werkes Gustav Freytag's gelten. Er wählt andere Stoffe und hat ein anderes Temperament, aber wie Freytag sucht er das deutsche Volk bei der Arbeit und schildert es in einem tüchtigen und wahrhaftigen Geiste. Solch' einen Naturalismus wird man immer mit Dankbarkeit annehmen; der Großstadt- und sexuelle Naturalismus aber, der den eigentlichen Haupttrumpf der Generation von 85 bildete, ist überwunden und die Mehrzahl seiner Träger ist verschollen oder hat seinen Nimbus eingebüßt. Es ist da aber doch ein Unterschied zwischen der bildenden Kunst und der Dichtung. Denn unsere Dichtung ist durch den Naturalismus allerdings befruchtet worden; sie hat durch ihn neue Stoffgebiete, eine präzisere Technik und eine schärfere Beobachtung gewonnen, und es hat sich durch diese Einwirkung das allgemeine Niveau besonders unseres Romans seit einem Jahrzehnte doch wohl erhöht. Diese Förderung durch den Naturalismus erfuhr auch das Drama, das übrigens die Schwenkung zur Romantik deutlich genug zeigt. Schon Fulda hat mit seinem „Talisman", allerdings in sehr besonnenem Tempo, einen Ritt ins alte romantische Land gewagt. Hauptmann hat im „Hannele" naturalistische und romantische Elemente mit großer Meisterschaft vereinigt und hat sich in der „Versunkenen Glocke" ganz auf romantischen Boden gestellt. Sudermann ist ihm in den „Drei Reiherfedern" gefolgt. Jetzt gehen die schwankenden Gestalten Hugo v. Hofmannsthal's über die Bühne, deren Gegensatz zum Geiste und zur Technik des Naturalismus fast forcirt erscheint. Uebrigens traten in der ganzen modernen naturalistischen Bewegung schon sehr zeitig romantische Elemente hervor. Zola, der Großmeister der ganzen Richtung, bekennt und beklagt in „L'Oeuvre" seinen tiefen Hang zur Romantik, und hat ihm z. B. in „La faute de l'Abbé Mouret" einmal ganz die Zügel schießen lassen. Arne Garborg hat schon vor zehn Jahren den Helden seiner „Müden Seelen" in den Mysterien der Religion seine Zuflucht finden, Knut Hamsun im „Pan" den seinigen sich in den Schoß der Natur flüchten lassen, wo er sich pantheistischen Geistes in das Leben des Mikrokosmus versenkt.

Eine natürliche Folge und ein bemerkenswerthes Symptom des Wiederauflebens des romantischen Geistes ist die erneute Aufmerksamkeit und die erhöhte Schätzung, die man der älteren romantischen Dichtung entgegenbringt. Ricarda Huch hat der Blüthezeit der Romantik ein interessantes Buch gewidmet, Ernst Heilborn von dem tiefsten Poeten der Frühromantik, von Novalis, ein lebensvolles Bild entworfen. Einen ganz eigenartigen und bisher vielleicht doch noch nicht richtig gewürdigten Dichter der Romantik, den großen Phantasten E. T. A. Hofmann, hat Fritz Bley in der „Insel" originell behandelt. Ueberhaupt kann diese eigenartige und viel bespöttelte Zeitschrift, hinter deren wunderlicher Maske doch echt künstlerische Bestrebungen und ein bestimmtes Wollen je länger desto deutlicher erkennbar werden, als eine Art Krystallisationspunkt der neuromantischen Bestrebungen bezeichnet werden, für die sie offen ihre Sympathie bezeigt, indem sie einzelne Perlen der romantischen Lyrik wieder abdruckt, wie das „Schwanenlied" von Brentano. Ein umfassenderer Versuch, die romantische Lyrik weiteren Kreisen bekannt zu machen, ist die schöne, bei Eugen Diederichs in Leipzig erschienene Anthologie „Die blaue Blume", zu der der jüngst verstorbene Ludwig Jacobowski eine interessante und feine psychologische Einleitung geschrieben hat. Dieser Versuch ist aber sehr verdienstlich zu nennen; denn der Schatz an poetischem Reichthum, an Empfindungstiefe, an musikalischer Schönheit, den die Gedichte eines Novalis, Brentano u. s. w. bergen, ist für unsere Bildung und unseren Genuß noch lange nicht ausgemünzt. Da wird diese einsichtig getroffene Auswahl gewiß viele zu dem köstlichen, halb verwachsenen Winkel der Romantik im Garten unserer Dichtung führen, und mit Freuden werden sie dann zu den Quellen selbst steigen. Unmöglich aber ist der Einfluß zu erkennen, den die romantische Lyrik auf eine ganze Reihe unserer neuesten Lyriker ausübt. Nur wenige Andeutungen seien hier gemacht. Wieder wird die Nacht, wie bei den Romantikern, wie bei Novalis, dem Nachthymnendichter, gepriesen und besungen, und wenn R. A. Schröder, einer der Herausgeber der „Insel", singt:

O süße Nacht!
Du bist den Seelen ein geliebter Gast,
Und du bewirthest den,
Den du besuchet hast.
O Dunkelheit!
Kein Balsam träuft, der so wie du mich labt,
Und bist mit Wohlgeruch,
Du schimmernde, begabt. . . .
O liebes Herz!
Was wanderst du so fremd durch Nacht und Tag?
Und kennst die Stunde nicht,
Die dich befrieden mag, —

so wird niemand den echt romantischen Ton dieser Lyrik überhören. Die große Sehnsucht der Romantiker — hier erscheint sie wieder. Auch Oskar A. H. Schmitz, der in dem nun eingegangenen „Pan" Poesien veröffentlicht hat, feiert die trostreiche Nacht und er nimmt den romantischen Gedanken „Der Traum ein Leben" wieder auf, wenn er singt:

Denn unser Leben ist von Schmerz durchwoben,
In Thränen suchen wir des Lagers Ruh,
Nur in dem Traum sind wir des Zwangs enthoben,
Dann flüstern uns geliebte Stimmen zu.

Wenn Novalis einmal „Erzählungen, ohne Zusammenhang, jedoch mit Association, wie Träume. Gedichte, blos wohlklingend und voll schöner Worte, aber auch ohne allen Sinn und Zusammenhang — höchstens einzelne Strophen verständlich — wie lauter Bruchstücke aus den verschiedenartigsten Dingen" fordert, so ist ein guter Theil der Erzeugnisse Paul Scheerbarts damit so ziemlich charakterisirt. Und wenn Novalis' Biograph von jener Forderung sagt, diese Zeilen könnte Mallarmé, könnte Maeterlinck geschrieben haben, so gibt er damit einen treffenden Hinweis auf die internationalen Zusammenhänge in der romantischen Renaissance.

Wie die Dichtung der Romantiker, so übt auch ihre ganze Anschauungswelt Einfluß. Wir haben eine nicht zu unterschätzende Bewegung, die die Kunst ins Leben hineintragen oder vielmehr das Leben selbst künstlerisch gestalten will. Das Leben ein Kunstwerk — hier erkennen wir ganz die Romantik wieder: „dem Romantiker ist das Leben, was Farbe dem Maler, was Ton dem Musiker." Wie den alten, so ist auch den neuen Romantikern die Kunst Lebensmaßstab. In Berlin ist eine „Neue Gemeinschaft" gegründet worden, die die Theorie in die Praxis umzusetzen und ein reineres, künstlerisch gestaltetes und verklärtes Leben anzustreben wünscht. Das Wirkliche soll überwunden werden: wir werden an Novalis' ganzen Lebensgang erinnert.

Man geht kaum fehl, wenn man die Quelle der neuen Romantik in der der alten wiedererkennt: in der Sehnsucht. Zahlreiche tiefere Naturen fühlen sich von unserer Zeit nicht befriedigt. Sie streben nach Verinnerlichung und sehen sich überall zur Veräußerlichung gedrängt. Sie sehnen sich nach einem feineren, reicheren, farbenfroheren Dasein. Dergleichen Stimmungen leben ja immer in der menschlichen Seele und sind ganz besonders in dem germanischen Geistesleben lebendig. Geistreich hat einmal Björnson die Romantik die Reaktion des Germanenthums gegen das Romanenthum in der Kunst genannt, beiläufig ein wunderlicher Gang der Dinge, da die Romantik ihren Namen eben vom Romanenthum und seinen geistigen Bethätigungen empfangen hat. Aber mag der seelische Ursprung der alten und der neuen Romantik nahe beieinander liegen, so darf doch der gewaltige Wechsel der Zeiten, der bei uns seit damals eingetreten ist, nicht übersehen werden. Damals war Deutschland politisch zerrissen und geknebelt, die Zustände waren kleinlich und beengt, das freie Ausleben der Geister nach mehr als einer Seite gehemmt. Da war es natürlich, ja es war vielleicht zur Auslösung der so entstehenden Spannung nothwendig, daß man in der Phantasie sich ein freieres, schöneres Land aufsuchte und darin lebte. Dennoch war dies Land keineswegs ein reines Phantasiegebilde, sondern es baute sich aus Elementen auf, die sehr reale Größen im Geistesleben der Zeit bildeten. Die Romantik führte die historische Auffassung ein; sie wandte sich zum deutschen Mittelalter zurück, sie sammelte die alten Volkslieder, sie versuchte, den Geist der Vergangenheit dichterisch zu beleben („Heinrich von Ofterdingen"). Das war das eine, und das andere war ihr inniges und überaus lebendiges Verhältniß zur Religion, die durch die gewaltigen Erlebnisse der Jahre 1806—1813 neue feste Wurzeln in der Volksseele geschlagen hatte. Darin war die Romantik ein getreuer und zuverlässiger Dolmetsch des Zeitgeistes, während sie durch die historische Denkweise die Dinge in neuer Beleuchtung zeigte und so dem Geistesleben der Nation neue Wege wies, die dann unsere ganze Bildung gewandelt haben.

Diese Momente aber fehlen bei unserer Epigonenromantik. Wenigstens sind bisher keine neuen fruchtbaren Gesichtspunkte in ihr zu erkennen, und man vermag nicht zu sehen, welche frische Quellen sie unserer nationalen Bildung und unserem Leben zuführt. Der Gedanke, das Leben selbst zu einem Kunstwerke auszugestalten, ist — abgesehen von seiner Originalität und abgesehen davon, daß er z. B. in der Renaissance schon zur Verwirklichung gelangt ist — wohl ein bedeutender; aber er bleibt so lange eine bloße Velleität, als man nicht mit dem Leben selbst in engster Fühlung steht und sich seiner in großem Stile bemächtigt. Das aber vermißt man eben bei unserer Neuromantik. Das heutige Deutschland ist nicht mehr das von 1815. Die Fesseln jener Zeit sind gesprengt, der nationalen Kraft sind alle Thore geöffnet. Die Deutschen sind nicht mehr das Volk der Dichter und Denker; gewaltig drängt es sie zur That. Das Verlangen nach der That kann geradezu als das Kennzeichen des deutschen Volkscharakters in seiner jüngsten Gestalt bezeichnet werden, — und in der Neuromantik vermissen wir den Geist der That gänzlich. Sie hat etwas Quietistisches; sie zieht sich vom Tage in die Nacht, vom Wachen in den Traum, vom Leben in den Tod zurück. Wenn aber Novalis aus dem Gedanken, daß der Tod die höhere Form des Lebens sei, mit großartiger sittlicher und geistiger Kraft eine ganze Weltanschauung entwickelte, so geht eben eine solche Kraft, eine Weltanschauung zu bilden, den neuen Romantikern ab. Man erinnere sich, wie blaß, wie verschwommen, wie rhetorisch hohl die Idee in der „Versunkenen Glocke" ist. Das bezeichnende Seitenstück zu dieser Erscheinung ist in der bildenden Kunst die bereits berührte Unbestimmtheit der Darstellung. Die Künstler wählen sich, einem Zuge der Zeit entsprechend, gern romantische Stoffe, aber sie wissen im Grunde von ihnen nichts auszusagen; es fehlt ihnen an einer eigentlichen und tiefen romantischen Auffassung, und so hüllen sie die Dinge, mit denen sie sich nicht abzufinden wissen, in eine bequeme Undeutlichkeit, hinter der sich das Unvermögen, sie in bestimmtem Sinne zu gestalten, versteckt. Wie anders war das bei dem großen Meister der Romantik, bei Schwind! Da steht alles voll durchgebildet, deutlich und scharf da; der Künstler kennt und liebt die Welt der Erscheinungen, aber er versteht sie in ein neues Licht zu setzen. Wie er stille, echt deutsche Traulichkeit und Innigkeit des Empfindens mit weit ausgreifender Phantastik zu verweben, wie er eine reine Poesie selbst in die bescheidensten Verhältnisse hineinzutragen und die Natur zu beleben weiß, darin gibt er eine bestimmte eigene Darstellung von den Dingen, gibt er echt romantische Weltauffassung, wie sie wohl noch bei Thoma, aber nicht mehr bei den Jungen zu finden ist.

So meinen wir im Ganzen, daß die romantische Renaissance im Grunde einem Gefühle der Ohnmacht entspringt. Wie zu anderen Zeiten die Religion oder die Wissenschaft berufen ist, das Geistesleben in neue, höhere, reinere Formen umzuprägen, so ist es jetzt die Kunst. Von ihr erhoffen und erwarten wir ein helles, neues Licht über die Grundthatsachen unseres Seelenlebens, eine Wegweisung für unsere Lebensführung, eine neue Gestaltung unseres Daseins. In dieser Hinsicht ist die Lage der beim An=

bruche der Renaissance verwandt, als die Befreiung des Individuums und die Neubelebung des Alterthums durch die Kunst ihren Ausdruck fand und zu wirkenden Mächten geformt wurde. Solche Aufgaben aber löst die Kunst nicht im Schmollwinkel der Aestheten, sondern nur im frischen Strome des Lebens.

A. Dresdner.

Moderne Keramik.

I.

Es gehört nicht wenig dazu, um auf einer Weltausstellung, wie der zu Paris, mit einfachen Handarbeiten ein allgemeines Aufsehen zu erregen. Eine noch ziemlich unbekannte Frau aus Kopenhagen, Hedwig Hansen, brachte das fertig. An keinem andern Punkt dieser kunterbunten und sinnenabstumpfenden Welt, die sich Ausstellung nennt, vernahm ich so viel naive Bewunderung, sah ich so viel freudiges Erstaunen, als vor den Teppichen der Frau (oder Fräulein) Hedwig Hansen. Das war, wie die Franzosen sagen, wieder einmal eine neue Note. Und merkwürdigerweise, auch auf der Ausstellung vor zehn Jahren hatte die französische Kritik eine Aufsehen erregende „neue Note“ aus dem hohen Norden her zu konstatiren, und diese kam ebenfalls aus Kopenhagen.

Damals waren es nicht Gewebe, sondern Töpferwaaren. Und die Bewunderung, die diese Töpfe und Krüge auf der Pariser Ausstellung erweckten, wurde nicht nur eine rettende Macht für sie selber, sondern sie wurde geradezu epochemachend für die keramische Kunst überhaupt, in die seit jenem Ausstellungsjahr ein Leben und eine Bewegung kam wie lange nicht zuvor. Ihr Sieg und Erfolg war der Sieg und Erfolg einer Revolution — einer der kühnsten und radikalsten, die man je gewagt hat, und über die man um so mehr erstaunen mußte, als man sie von dorther, wo sie ausging, am wenigsten erwartet hätte.

Logisch lag es nahe, daß die moderne Kunstbewegung, daß besonders die neue schmückende Kunst, die von Japan her deutlich genug beeinflußt ist, auf keinem Gebiet so rasch eindringen würde als eben auf dem keramischen, deren Vertreter schon seit Jahrhunderten lernbegierig nach dem äußersten Orient ausgeblickt hatten, lange bevor irgend eine andere Kunst sich eine Befruchtung von dorther hatte träumen lassen. Zu verwundern war es nur, daß der neue Stil der Drehscheibekunst vom hohen Norden, daß er gerade von Kopenhagen ausging.

Denn nirgendwo als in Dänemark war, vielleicht unter Thorwaldens Einfluß, die klassizistische und antikisirende Richtung so tief eingewurzelt, und von allen staatlichen keramischen Manufakturen hatte die Kopenhagener, unter ihrem schwäbischen Direktor Hetsch, am längsten und ausschließlichsten der pseudo-antiken Form gehuldigt und hatte sie erst wenige Jahre vor der neuen Aera wieder gegen die Form des letzten Jahrhunderts, die Rokokoform, vertauscht, also gegen denjenigen Stil, den andere verwandte Anstalten als den Porzellanstil kat exochen zu betrachten schienen.

Da kam das Jahr 1888 mit seiner „Nordischen Ausstellung“ zu Kopenhagen. Und die Wirkung war zunächst ein heller Schreck. Auf dieser Ausstellung trat, zum ersten mal im Norden, die neue Kunst in die Oeffentlichkeit, vertreten durch den „Dekorationsverein“ unter der Aegide des Staatsraths Philipp Schou. Das neueste unter dem neuen aber bot die „Königliche Porzellanfabrik“. Ihre Erzeugnisse waren nicht mehr zu erkennen. Das war ganz und gar „Zukunftsmusik“. Unerhört. Und die Plötzlichkeit der neuen Offenbarung hatte zunächst eine verblüffende Wirkung.

Ich erinnere mich noch sehr gut, wie ich im Anfang der neunziger Jahre in München die Kopenhagener Porzellane zum erstenmale zu Gesicht bekam. Auch ich war verblüfft im höchsten Grade, aber nicht vor Schrecken, sondern vor Freude. Ein heller Jubel stieg in mir auf bei dem unerwarteten Anblick. Und es ist mir noch heut unbegreiflich, wie man eine größere Anzahl dieser herrlichen Gefäße zum erstenmal sehen kann, ohne einen Sturm der Freude zu erleben.

Aber die Kopenhagener jubilirten nicht. Sie waren beleidigt durch die Neuheit. Sie schimpften. Das ist auch die alte Geschichte, die immer neu wird.

Erst das Publikum der Pariser Weltausstellung des folgenden Jahres wurde der Krog'schen Kunst gerecht. Denn Arnold Krog hieß der kühne Mann, der Direktor der Anstalt. Er war aber nicht bloß Direktor, er schuf selber. Die schönsten Entwürfe stammten von ihm, von ihm, von G. B. Rohde, von Karl Mortensen, von Gerhard Heilmann, von Th. Fischer und noch einigen anderen Künstlern.

Die französischen Liebhaber und Kenner waren vor allem entzückt von der Schönheit des Materials an sich, dieser Glasur, die sich so weich und wohlig anfühlte, nicht wie Glas, sondern wie Elfenbein oder Bernstein; dann von den Farben unter Glasur, diesem wunderbaren tiefen, freudigen Blau, mit dem das blasse Grün und das grauliche Rosa in angenehmer Harmonie zusammenklangen; endlich von der kühnen Naturwahrheit und Korrektheit der Zeichnung. Davon fühlten sich viele im Innersten so stark angesprochen. Denn damit waren ihnen sozusagen neue Augen gegeben für die einfachen Erscheinungen der Natur, der heimischen Natur, die sich hier wieder einmal, wessen man ganz entwöhnt war, mit schöpferischer Phantasie und zugleich mit treuer Liebe gesehen, darstellte, nicht in sterilisirter Stilisirtheit, aber auch nicht in naturalistischer Zufälligkeit, sondern, bei aller Treue in den Formen, überall bedeutungsvoll gesteigert und bereichert durch das höhere Leben des schöpferischen Geistes. Das vor allem war's, was die nordischen Künstler bei den Japanern gelernt hatten und wodurch selbst ihre gelegentliche Phantastik noch als Naturtreue wirkte. Dadurch wurden sie aber auch zugleich davor bewahrt, daß ihre Erzeugnisse als Abklatsch japanischer Vasen erschienen. Nur in der Verwendung der Natur als Vorlage stimmten sie mit ihnen überein. Aber abgesehen von den starken technischen Unterschieden, trennten sie sich deutlich von den Japanern, nicht nur durch eine andere, eine typisch-nordische Natur, sondern vor allem durch eine andere Palette, durch Farben, die an sich schon den Charakter einer europäisch-nordischen Welt symbolisch zum Ausdruck brachten.

Der Pariser Erfolg der Kopenhagener Erzeugnisse brachte zunächst im Norden einen großen Umschwung hervor. Das kühne Wagniß, das nun eigentlich keines mehr war, fand von jetzt ab Nachahmung. In Kopenhagen selbst machte eine andere Fabrik dem bahnbrechenden Arnold Krog Konkurrenz innerhalb seiner eigensten Domäne. Rörstrand in Stockholm folgte ebenfalls bald. Die kaufmännische Spekulation bemächtigte sich zu ihrem Gewinn der großen künstlerischen That Krog's und seiner Genossen.

Und die Bewegung ging ihren Gang. Sie ging soweit, daß selbst die Meißener Manufaktur hineingezogen wurde, für die es außer Rokoko kein Heil zu geben schien und die mit der charakteristisch-chinesischen Industrie sich auch echt chinesische Beharrlichkeit angelegt hatte: die aber nun auf der heurigen Pariser Ausstellung dem überraschten internationalen Publikum Porzellane vorführte, besonders große Vasen, welche im Kreis der hergebrachten Meißener Sachen und Sächelchen einen fast komischen Kontrast bildeten, allerdings auch den dänischen und schwedischen Erzeugnissen ihrer Art etwas mehr ähnlich sahen, als es sich mit der Ehre eines so berühmten Instituts vertragen sollte.

Ich will nicht sagen, daß sich die Meißener modernen Fabrikate von den Kopenhagener nicht unterschieden. Aber sie wollen es noch mehr, als sie es wirklich thun. Man merkt zu deutlich die Absicht, das wirkt auch hier verstimmend. Als sich auf Krog's Erfolge hin in Kopenhagen selbst die Herren Bing und Gröndahl zu Konkurrenten

aufwarfen, hatten sie den guten Geschmack, der malerischen Bildlichkeit und Naturnachahmung der Krog'schen Dekoration vollständig auszuweichen und bloß das moderne geschwungene Linienornament zu kultiviren. Damit gaben sie wirklich eine andere „Note". Und Röhrstrond in Stockholm verband von vornherein, im Unterschied zu Krog und seinen Mitkünstlern, die Plastik mit der Farbe. Damit wirkte er noch naturalistischer. Jedenfalls brachte auch er damit ein neues Prinzip hinzu. Die Meißener aber nahmen von all dem etwas. Nur verfügen sie über eine reichere Palette.

In ganz freier Weise vertreten die Manufaktur in Nymphenburg und Karl Roßbach in München einen neuen Stil im farbigen Porzellanschmuck. Die Nymphenburger sind im Besitz eines sehr angenehmen Ziegelroth und verwenden es glücklich zu einem Mohnmuster, das, obwohl stark stilisirt, doch lebendig wirkt wie die Natur selber. Die Arbeiten von Karl Roßbach sind ausgezeichnet durch gutangepaßte Verwendung lebendiger Naturformen und eine stark sprechende Farbigkeit. Nichts erinnert hier an die überkommenen Stilarten, aber das gratiöseste, was die Natur bietet, ist mit feinstem Geschmack ausgewählt und in seinen Einzelheiten so geordnet, daß es auf den zu schmückenden Flächen am besten zur Geltung kommt. Auch an Japan denkt niemand mehr bei den Malereien von Roßbach.

Mit überraschenden Neuheiten erschien das Haus Rozenburg aus dem Haag auf der diesjährigen Pariser Ausstellung. Die Fayencen dieser Fabrik hatten längst ihren eigenen Stil und fielen überall auf durch ihre gesättigten tiefbraunen und tiefrothen Farben und ihre streng stilisirte teppichartige Musterung, wo Muster und Grund sich zwar scharf in der Linie, aber wenig im Ton von einander abhoben. Dieses Jahr erregten sie nun Aufsehen mit einem neuen Porzellan, dessen Bau an Feinheit und Dünne und dessen Bemalung, in zart grauen und rosa Farben, an origineller Phantasie und märchenhaft schöner Seltsamkeit alles hinter sich zurückließ, was man derartiges bis jetzt bei uns sehen konnte, und für das dann allerdings auch unerhörte Preise gefordert wurden.

Auch in England steht das blaue „Wedgwood" mit seinem streng antiken Ornament schon lange nicht mehr im Vordergrund. Hier war es ja, wo der neue Stil, von der Fabrik Morris & Co. begünstigt, in Möbelstoffen und Tapeten seine ersten Triumphe feierte. Er hat sich dann schnell auch der Keramik bemächtigt. Die Porzellane der Herren Minton und dann die von Worcester machten berechtigtes Aufsehen; die Worcester-Vasen lieben ein reiches Blumenornament, das seinen besonderen Reiz darin sucht, daß es nicht aufgemalt, sondern wie von innen heraus durchzuleuchten scheint, eine Wirkung, die durch außerordentlich leisen Farbenauftrag erreicht wird.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Benno Rüttenauer.

Aus Marie Ebner's Archiv.

. . . . „denn wenn man einen Schriftsteller liebt, dann möchte man gern auch etwas von dem Menschen wissen, der jenen gezeitigt hat." Diesen Wunsch Louise von François, den sie in einem ihrer ersten Briefe an Marie von Ebner-Eschenbach äußerte, fühlen alle nach, die sich in der Verehrung dieser einzigen Frau vereinen.

Marie Ebner selbst hat in ihrer zurückhaltenden Bescheidenheit sich mehr als andere vom Erinnerungs- und Memoirenwerk fern gehalten. Nur einmal erzählte sie selbst von ihrer Jugend. Nicht allzu fröhliches. Ohne Verbitterung, aber doch mit einem resignirten Ton klingt es von schwerem Werben um die Kunst, von Fremdheit der Umgebung und innerer Einsamkeit in den Zeiten gerade, wo Halt und Stütze doppelt Noth sind. Aber alles nur angedeutet. Jene Noblesse des Gefühls, die so ängstlich vermeidet, Schmerzen zu klagen, verschleiert alle Bekenntnisse. So vornehm und herzensfein der Zug im Leben, im menschlichen Verkehr ist, so wünschten wir Marie Ebner's Mund uns doch immer etwas beredter.

Aus ihren Geschichten und Gestalten mußten wir uns die verstreuten Züge zu ihrem Bilde sammeln. Und sie fügten sich zu einem Wesen großer gütiger Menschlichkeit, heiter milder Alterskunst, nie verzagender Hoffnung, freien allseitigen Verstehens, unbestochener Liebe. Und nicht nur die abstrakten Charitinnen schritten aus den Novellen heraus, auch allerlei kleine Hausgötter ließen sich schauen, die vom alltäglichen Leben manches plaudernd erzählten, vom Dorf und Schloß, vom still sinnenden Sammlerbehagen an alten Uhren, von der herzlichen Neigung zu den Thieren, vom beschaulichen Tagewerk, das morgens am Frühstückstisch bei den aufgeschichteten Briefen der Freunde und Freundinnen beginnt, und das in der beschaulichen Weisheit geführt wird: „Jung sein, wie schön, aber alt sein, wie bequem." Doch all dies Mittelbare, aus dem Spiegel erhaschte, konnte die wirkliche Begegnung nicht ersetzen. Wir mußten sie selbst einmal sprechen hören und ihre eigenen Briefe lesen.

Nun endlich sind wir einen Schritt weiter in unserer Wißbegierde auf Marie Ebner gekommen. Anton Bettelheim, dem sie vertrauensvoll manche Brief- und Schreibkästen öffnete und dem sie erlaubte, davon auch den Freunden aus dem Weiteren mitzutheilen, läßt uns jetzt an diesen Einblicken theilnehmen.

Er nennt sein Buch bescheiden „Biographische Blätter"*) und begibt sich damit von vornherein des Anspruchs, ein gerundetes litterarisches Porträt beabsichtigt zu haben.

Sein Buch ist ein vorläufiges, eine Gelegenheitsschrift, Gedenkblätter für die Gratulanten zum siebzigsten Geburtstag. Eine Art Marie Ebnerjahrbuch bunt gemischter Lesefrüchte, Familienakten der Vergangenheit, Miszellen aus Briefen und Aufzeichnungen Naheftehender, Korrespondenzblätter der Freundinnen, die Marie Ebner's Bild reflektiren, Proben aus der Manuskriptmappe und Schnitzel aus der Werkstatt, die von einer Meisterin immer interessant und aufschlußreich sind, schließlich das Doktordiplom und das Referat des Wiener Professorenkollegiums. Dazwischen feine Charakteristiken, die zeigen, daß Bettelheim der berufene Verweser solcher Erinnerungsschätze ist. Das ganze ein mannigfach illustrirtes und beleuchtetes Curriculum vitae.

* * *

Für die Komtessenzeit schöpft Bettelheim neben den unmittelbaren auch aus mittelbaren Quellen. Die frohe Ungebundenheit des Sommerlebens auf dem mährischen Schloß Zdislavic, wo neben der kindlichen Sorglosigkeit auch die ersten Regungen sozialen Mitleids und das brennende Gefühl des Rechts den Hörigen gegenüber erwachen, reproduzirt er aus dem „Kleinen Roman"; die Träume und Zweifel der mutterlosen Kindheit aus der Studie „Schattenleben" und die für ihre Umgebung fast erschreckende fanatische Wahrhaftigkeit und Gewissenspeinlichkeit, die dies Leben dauernd bestimmt, aus der Geschichte „Die erste Beichte". Dann aber kommen Zeitzeugnisse. Die junge Komtesse, die im Burgtheater „auf dem Bänkchen im Hintergrund ihrer Stammloge" mit „heißem Kopf und glühenden Wangen saß" und sich gelobte, eine künstlerisch Schaffende zu werden, fand in ihrer Umgebung keine verständnißvoll ruhige Zusprache. Als unreife Schwärmerei und dilettantische Schöngeisterei betrachtete man ihre Sehnsucht und ihre Versuche. Die einzige Konfidente,

---

*) Marie von Ebner-Eschenbach. Biographische Blätter von Anton Bettelheim. Berlin 1900. Gebrüder Paetel.

der sie sich damals aufschloß, war ihre frühere deutsche Erzieherin Marie Kittl. Ihr schreibt sie nach Paris lange Briefe. In einem dieser Briefe stand der bekannte Entschluß: „entweder nicht zu leben oder die größte Schriftstellerin aller Zeiten zu werden". Leidenschaftlich zerwühlt müssen diese Jugendbriefe gewesen sein, denn die gute Kittl, die warmen Herzens aber doch etwas ängstlich tauben Gefühls dieser zuckenden, unruhegeschüttelten jungen Seele zusieht, schreibt ihr hülflos tröstend: „Dein Brief schnitt mir ins Herz, ich möchte so gern alles für Dich thun, aber es scheint, daß ich den Stahl doch nicht so recht kenne, der Dein Herz verwundet." Aber Liebe hat diese Gute überreich für das mutterlose, in dumpfer Angst zu ihr flüchtende Kind und liebenswerth muß auch die kleine Marie gewesen sein. Die Kittl findet in einem Brief für sie ein Wort von weniger Geltung: „Du Liebling aller Herzen, wie machst Du es, daß man für Dich immer mehr hat als für die anderen und Dich nie mehr vergessen kann."

Aeußerlich geht das Leben der Komtesse Marie Dubski den ruhigen normalen Gang. Es mündet in die Ehe mit ihrem Vetter, Baron Moritz von Ebner-Eschenbach, der Soldat, Gelehrter, Professor an der Ingenieurakademie war, offenbar ein Mann nach dem Maß des Rittmeisters Brandt, aufrecht, grad, etwas herb, dem Lernen und Lehren höchste Aufgabe ist, eine Verkörperung ernsten thätigen Lebens.

Mariens innere Existenz aber wußte noch nichts von dieser ernsten, thätigen Ruhe. Die künstlerische Sehnsucht verzehrte sie. Die Unklarheit über sich selbst marterte sie. Sie wußte nicht, wohin greifen und an was sich halten. Und der Mann an ihrer Seite sah sie mit besorgten, liebevollen Blicken an, mit feinem Takt verstand er, daß er ihr in diesen Krisen nicht rathen und nicht helfen konnte, daß er sich nach seinem eigenen Wort „begnügen müsse, sie nicht zu hindern; die durch Ablehnung ihrer Erstlingswerke Betrübte zu ermuntern, voraussehend, daß die Zeit schon kommen werde, wo sich die Ablehnenden in Bittende verwandeln würden."

Doch diese Zeit lag noch fern. Bis zu dem fünfzigsten Geburtstag, bis zum Jahre 1880 bringt das künstlerische Werben fast nur Enttäuschung. Man muß sich das vor Augen halten, um erst recht zu bewundern, daß Marie Ebner sich nicht Menschenhaß aus der Fülle der Liebe trank.

An diesem Wege der Enttäuschung liegen die Gräber ihrer Schmerzenskinder, ihrer Dramen. Sie sind mit energischem Entschluß von den Gesammelten Werken ferngehalten worden. Die heutige Generation weiß, so sehr sie die beiden Dramolets der späten Zeit „Ohne Liebe" und „Am Ende" verehrt, von dieser frühen dramatischen Lehrzeit wenig. Auf Bettelheim's Blättern werden die Geister dieser Zeit noch einmal heraufbeschworen, und eine kundige Hand schlägt die verschollenen Seiten, von denen manche nur handschriftlich erhalten sind, vor uns auf.

Da thun wir einen Blick in die „Maria Stuart in Schottland", die durch Otto Ludwig's Kritik geadelt wurde, und zwar nicht nur durch den Tadel, den Marie Ebner einst nachdrücklich erwähnte, sondern auch durch gern zugestandenes Lob. Von den Gesellschaftsstücken hören wir, in denen Marie Ebner's Ehrlichkeit und Ganzheitsdrang sich künstlerisch mit den Pflichten und Aufgaben des konventionellen Lebens auseinanderzusetzen versucht, und Variationen über „Wahrheit und Weltlauf" gibt. In der „Schauspielerin" der Konflikt der Künstlerin zwischen ihrer Aufgabe und dem normalen Eheglück und der Verzicht auf dieses in der Erkenntniß: „Weh dem, der glaubt, der Kunst nur halb gehören zu können; die Kunst hat ihn verloren und das Leben hat ihn nicht gewonnen."

Dann der schroffe Wahrheitsmuth in dem fünfaktigen Schauspiel „Das Geständniß", das die große Bekennerkraft aus der „Bozena" und „Unsühnbar" vorempfindend, die befreiende Läuterung und die bessernde Kraft der weltlichen Beichte preist und die Bewahrung und Errettung einer jungen in Versuchungen schwebenden Frau durch die ihre eigenen Verfehlungen gestehende Mutter des Gatten behandelt.

„La génie et la passion de la vérité" wurden gleichfalls das Thema des Dramas aus der Revolution „Madame Roland".

Beim Burgtheater fand Marie Ebner für diese Dichtungen der Wahrheit keine Gegenliebe, nur höfliche, praktisch nüchterne Briefe von Laube machten ihr klar, daß der Geschmack des Publikums doch ein ganz anderer sei.

Einen kleinen Erfolg brachten ihr die improvisatorisch hingeworfenen Spiele „Die Veilchen", eine anmuthige Satire auf konventionelle Lügen, und das Schillerfestspiel „Dr. Ritter", das wie jenes Drama „Die Schauspielerin" Pflicht und Recht des Künstlerberufs dem normalen Alltagsglück entgegenstellt.

Doch ein schwerer Schlag machte das alles zu nichte: der Mißerfolg und das kritische Schlachtfest, die 1873 dem „Waldfräulein" zu Theil wurden. Laube, von der Direktion des Burgtheaters verdrängt, brachte das Stück auf der Konkurrenzbühne, dem Stadttheater, zur Aufführung.

Es war eine scharfe Adelssatire, die ihre ironischen Wirkungen aus der Berührung einer in schlichten, geraden Verhältnissen erwachsenen Ingénue mit den gefirnißten Formen der großen Welt gewinnt. Der Lohn für diese muthige, scharfgeschliffene Arbeit war höhnische Ablehnung durch die Kritik. Und da wendete die Dichterin sich vom Theater ab.

In ihrer Novelle „Ein Spätgeborener" hat sie die schmerzlichen Enttäuschungen jener Jahre ausgesprochen. Aber dieser Uebergang zur erzählenden Produktion war in seinen Anfängen ebenfalls nicht erfolgreich. Die Novellen reisten von Verleger zu Verleger, sie fanden verschlossene Thüren. Und wenn ihnen aufgethan ward, wie damals von Cotta, der die Bozena nahm, so gab es durch schlechten Absatz neue Enttäuschung. Das Mürbe und Matte solcher Stimmung sprechen jene einfachen verzichtvollen Zeilen Marie Ebner's aus, die sie an Heyse schrieb: „Deutlich weiß ich mich noch der tiefen Entmuthigung zu erinnern, als die Geschichte der „Gemperlein" zu Ende erzählt war. Wen soll denn das interessiren, dachte ich. Du hast wieder einmal Deine Zeit verloren." Und im Spätgeborenen steht als Rechenschaftsbericht der schlimmen Jahre: „Es war nur eine lange Kette von niedergehaltenen Empfindungen, nur ein unterdrückter Schrei. Ein stillschweigendes Verzichten, so lange geübt, bis sich in fortwährendem Selbstbesiegen sogar die Kraft des Wunsches abgestumpft. Eine Reihe fehlgeschlagener Hoffnungen, über die niemals eine Klage sich ihren Lippen entrang. Um sie, wohin sie blickte, der Sieg der Mittelmäßigkeit, der Parteilichkeit".

Und erst mit fünfzig Jahren, von 1880 ab, fand Marie Ebner den Kreis, der fähig und reif für diese einfach herzenstiefe Kunst war. Die „Deutsche Rundschau", die „Lotti, die Uhrmacherin" veröffentlichte, entdeckte ihn für sie, und von den Freunden, die sie damals erobert, ging nicht einer verloren und nur immer neue wurden gewonnen. Und zweifellos ist es, daß diese Künstlerin der „alten Schule" zum vollen Sieg durch die neue Zeit geführt wurde, die die arg verwucherte Kunsterkenntniß revidirte und innere und äußere Wahrheit und Echtheit wieder als allein giltige höchste Maßstäbe aufrichtete.

* * *

Marie Ebner muß eine große, starke Fähigkeit zum Leben und zur Freude immer gehabt haben. Jene Leidensstationen, die wir mit ihr durchwandelt, hätten genügt, eine minder widerstandsfähige Natur zu brechen. Sie ging durch sie hindurch und sie scheint jederzeit eine solche Direktion ihres

Innenlebens besessen zu haben, daß sie allen diesen schmerzlichen Erfahrungen keine größere Eindruckswirkung einräumte, als es ihr Leben und seine Pflichten erlaubten. Für sich empfand sie die Schläge schwer, aber andere durften und sollten nicht mit darunter leiden. Ihre Liebe zu den Ihrigen, zu Wahl- und Blutsverwandten duldete es nicht, daß sie verbittert wurde und anderen mit ihrem Wesen das Leben verdürbe. Aus Pflicht und Liebe wurde sie Siegerin, und was sie für die anderen gethan, das strahlte nun auf sie zurück.

In allen Scenen des Bettelheim'schen Buches, die Marie Ebner unabhängig von ihrer litterarischen Arbeit, von dem „Dämon" zeigen, ist an ihrem Wesen nichts von einer „Verkannten" zu spüren.

Mit Ferdinand von Saar treten wir in das schlichte Altwiener Haus, in dem die behaglich-vornehme Wohnung der Ebners liegt und wir sehen die Baronin, die Ende der Dreißiger damals ist, anmuthig-still ihre Gäste begrüßen. Und den lebendigen Eindruck ihres Wesens, wie wir es uns nicht anders denken konnten, geben Saar's Worte von der „schüchternen Herzenswärme", mit der sie spricht.

Am reichsten entfaltet sich aber ihre Art, wenn wir sie als Freundin betrachten. Marie Ebner als Freundin, das sind die Hauptkapitel dieses Buches.

Drei Frauen, Luise von François, Betty Paoli, Ida von Fleischl-Marxkow, treten uns in ihren Beziehungen, Korrespondenzen, Unterhaltungen hier entgegen und alle drei waren, das charakterisirt am besten, wie die Ebner Freundschaft auffaßt, ihre strengen Kritikerinnen. Das Wort Friedrich Schlegel's „Zwischen uns sei Wahrheit" ist für sie in allen Lebensverhältnissen die Parole.

Luise von François, die letzte Reckenburgerin, die uns schon etwas mythisch geworden ist, belebt sich mit ihren kernigen Gottfried Keller'schen Briefen leibhaftig zu einer frischen, originellen Gestalt. Das arme adlige Fräulein, groß, fast überschlank, mit tiefen schauenden Augen, — Hermann Grimm fand sie Leopold von Ranke ähnlich — verhielt sich zunächst sehr kühl gegen die unbekannte Bewunderin mit dem „allzu schönen Briefpapier". Aber gerade die spröde Ehrlichkeit entzückte die Ebner, und als Luise von François über ihre Erzählungen ihr einen sachlich-kritischen Brief schreibt, da frohlockt sie: „Ehe Luise von François mich kannte, ehe sie noch wußte, ob ich zu den Menschen gehöre, die Tadel ertragen, ersparte sie mir den ihrigen nicht." Das ist für sie, die unermüdliche Wahrheitssucherin, die Probe. Und darin finden sich beide. La génie de la vérité, in Marie Ebner's Stücken gefeiert, aber nicht zur Anerkennung gelangt, wirkt für das eigene Leben bereichernd.

Aus dem alten Jungfernmansardenstübchen in Weißenfels, dessen Armuth die François ungeschminkt, aber gleich fern von Weichmüthigkeit wie von der Diogeneskoketterie schildert, wandern lange Briefe mit klugen Worten nach Wien. So nennt sie einmal die Bozena eine „Kentgestalt aus dem Volk". Die „Lotti" berührt sie wie ein Kapitel ihres eigenen Lebens. Aber alle Würdigungen sind völlig frei von Schmeichelei und gehen nach dem kritischen Rezept: „Tadel stärkt, nur Schweigen tödtet. Was ist denn das beste an der Freundschaft und ihr Kriterium, als die Wahrheit sagen und vertragen zu können ohne Mäntelchen und poudre de riz."

Und als die François dann die Freundin von Angesicht zu Angesicht sieht, da findet sie in ihrem Aeußern das Abbild ihres Wesens: „das wellige Haar leicht versilbert, Augen voll Güte, Geist und Mutterwitz, ausgestattet mit dem seltenen Reiz, im Lächeln und Lachen sich zu verschönern", während sonst nach ihrer Beobachtung die meisten noch so wohlgeformten Frauengesichter durch Lachen sich „verfratzen".

Die beiden anderen Freundinnen, Betty Paoli, die Dichterin, die einst der siebzehnjährigen Komtesse über ihre Erstlingsarbeiten anerkennend aber zur Form mahnend geschrieben und Frau Ida von Fleischl-Marxow sehen wir in einem Gruppenbild mit Marie Ebner, in einem Gruppenbild, das diese selbst gezeichnet.

Am Tarocktisch sitzen die drei alten Damen. Aber es kommt manchmal vor Erzählen gar nicht zum Spiel, und das Spiel geht gar nicht nach der Kunst. Vor allem spielt Betty Paoli nicht nach Berechnung und Kombination, sondern nach Inspiration: „manchmal sagte sie einen Ultimo an, der ein größeres Wagniß war, als Hannibal's Zug über die Alpen. Aber Betty, rief Frau Ida dann ganz bestürzt, Du hast ja noch gar nicht gekauft". Manchmal auch hält sie, statt der Karten, Papiere in den Händen und dann heißt es: „Eine junge Dilettantin wird etwas vortragen." „Und dieser jungen Dilettantin war es nicht darum zu thun, Lob einzuheimsen, sondern Einwendungen zu hören. Pflichtgemäß mußte Frau Ida ihr scharf- und feinsinniges Urtheil aussprechen. Es rief bei der greisen Meisterin nie Widerspruch, immer ruhiges Erwägen hervor."

Wie Betty Paoli so befragte auch Marie Ebner Frau von Fleischl als künstlerisches Gewissen. Und gleich jener wird auch sie das Urtheil, wie es auch fiel, getragen haben. Die Fleischl war eine strenge Richterin. Bettelheim erzählt, wie noch in den sechziger Jahren (so alt ist die Freundschaft), Marie Ebner durch die Freundin zu grammatikalischen und syntaktischen Studien veranlaßt wurde und wie sie sich von ihr noch in der letzten Zeit zu jeder Seite sprachliche und stilistische Bemerkungen machen ließ.

Doch diese reich beschenkende Gegenseitigkeit störte der Tod. Er war unerbittlich gegen den „Liebling aller Herzen." Er nahm ihr den Gatten, er nahm ihr die Freundinnen. Und sie saß einsam an dem Tisch, wo die drei ein fein Kollegium gehabt. Und als man ihr am siebzigsten Geburtstag den Doktorhut reicht, da fehlen ihr die, die sich mit ihr am wärmsten gefreut, die Freundin Ida von Fleischl und ihr Mann, der jetzt die Zeit wahrlich erfüllt gesehen hätte, wo aus den „Ablehnenden, die Bittenden" wurden und wo die Frau auch vor der Welt erhöht ward, die „das Haupt des Weisen mit dem Herzen des Kindes" eint.

Es wäre nun aber gar nicht im Stil Marie Ebner's, wollten diese biographischen Blätter melancholisch, verzichtend ausklingen. Nein, gerade zum Schluß, erhebt sich strahlend, die Lieblingsgöttin aller Sieghaften, die edle Treiberin, Tröstern Hoffnung.

Marie Ebner baut sich ihr Leben noch einmal auf. Als Greisin unternimmt sie es in frischem Wagemuth, nach Rom zu gehen: „Für mich war Rom kein Ausgangspunkt, sondern ein Ziel. Keiner von Euch kann ermessen, was es heißt im neunundsechzigsten Jahr zum ersten Mal seinen Fuß auf die Stätte zu setzen, die einst die Achse der Welt war."

Und der nie Rastenden erwächst die Idee eines Künstlerromans aus Masaccios Zeit, „die Agave", zu deren Vollendung es sie wieder nach Italien treibt.

Daß sie nicht auf dem akademischen Lorber ausruht, sondern daß sie selbst und noch dazu auf einem Römerzug sich neuen pflückt, das ist das Echte an dieser Frau, die sich nie Genüge gethan.

„Berühmt sein ist nichts, Schaffen ist alles."

Felix Poppenberg.

Neue Beethoveniana.

Unter den mancherlei Räthseln, die das Kunstleben des scheidenden Jahrhunderts der Nachdenklichkeit des kommenden vorzulegen hat, ist eines der bedeutungsvollsten und schwierigsten dasjenige, das in der Erscheinung Beethoven's sich birgt. Gar Vielen, die Jahr aus Jahr ein Konzerte besuchen und im Laufe der letzten Lustren die steigende Beliebtheit sogenannter Beethovenabende erlebt haben, mag diese Behauptung als unverständliche Uebertreibung erscheinen, die Kenner aber, die Historiker, Aesthetiker und Psychologen der Musik werden sie gewiß zu Recht bestehen lassen. Sie alle wissen ja, daß selbst in der äußeren Lebensgeschichte Beethoven's noch eine stattliche Reihe wichtiger Fragen nicht beantwortet sind, der tiefer liegenden, feinen Probleme nicht zu gedenken, die sich aus der Betrachtung des Verhältnisses ergeben, in dem das Schaffen Beethoven's zu seinen Vorgängern und Zeitgenossen, seine Werke zu der nachfolgenden Entwicklung stehen. Ist doch bis jetzt weder die von dem Amerikaner Alexander Wheelock Thayer 1866 begonnene und sorgfältig vorbereitete Lebensbeschreibung vollendet noch die Sammlung der Beethoven'schen Werke als abgeschlossen zu betrachten, da in dem von dem ausgezeichneten Musikgelehrten Dr. Erich Prieger erworbenen Nachlaß des Musikverlegers Artaria sich noch eine ganze Anzahl, bisher ungedruckter Kompositionen Beethoven's befinden, aus denen zum mindesten für die Entwicklungsgeschichte seiner Technik mancher Aufschluß zu gewinnen sein wird. Recht im Gegensatz zur allzu üppig gedeihenden Goethe'forschung schließt also die Jahrhundertrechnung der etwa gleichaltrigen Beethovenforschung mit einem Zuwenig ab.

In solcher Lage darf jeder neue Beitrag zur Kenntniß unseres größten Tondichters auf allgemeine Beachtung Anspruch erheben, und man soll mit dem Lobe nicht kargen, auch wo sich der Versuch im Kleinen hält und neue Förderungen für die Wissenschaft nur in Einzelheiten sich ergeben, wenn anders bloß das Ganze auf gewissenhafter Arbeit und klarer Anschauung beruht. Mit lebhaftem Danke werden daher weitere Kreise der Musikfreunde die knapp gefaßte aber inhaltreiche Biographie Ludwig van Beethoven's begrüßen, die Theodor von Frimmel soeben der Oeffentlichkeit übergeben hat*). Sie bildet den 13. Band der Reimann'schen Sammlung „Berühmte Musiker", die uns im verflossenen Jahr namentlich in A. Niggli's warmherziger, feingeistiger Studie über Adolf Jensen und in Procházkas kulturhistorisch fesselnder Arbeit über den Walzerkönig und Operettenfürsten Johann Strauß erfreuliche Bereicherungen der Musiklitteratur dargeboten hat. Wie die früheren Bände der Sammlung ist sie reich illustrirt und gewährt, da ein Kenner wie der gerade auf dem Gebiete der Beethoven-Ikonographie wohlbewanderte Verfasser den Bildschmuck gewählt hat, schon dem Auge einen guten Ueberblick über des Meisters Erdengang. In mehr als einem Dutzend zeitgenössischer Bildwerke können wir die Wandlungen des gewaltigen Beethoven-Kopfes verfolgen und aus getreuen Nachbildungen bedeutungsvoller Schriftstücke, wie eine Seite aus dem Briefe „an die unsterbliche Geliebte" oder dem Anfang der neunten Symphonie spricht Art und Temperament des großen Mannes mit ganz merkwürdiger Bestimmtheit und Unmittelbarkeit zum nachdenklichen Betrachter. Dagegen ist nicht verständlich, was für die Kenntniß des Beethoven'schen Lebens und Wesens aus einer höchst mittelmäßigen Zeichnung von Sascha Schneider zu schöpfen sei, die zu allem Ungeschick gar aus der nicht von Beethoven herrührenden, die Phantasie irre leitenden Bezeichnung „Mondscheinsonate" für die Cismollsonate ihren Ursprung genommen hat. Im erfreulichsten Gegensatz zu diesem Trugbild unechter Größe steht die schlichte und sachliche Art, in der Frimmel das Leben Beethoven's erzählt. Er gibt dem Leser vor allem das Thatsächliche, sich dabei wesentlich auf Thayer's Forschungen stützend, doch in manchen Fällen auch eigenen Forschungen folgend. So wird es z. B. in den Kreisen, die mit Beethoven's Leben vertraut sind, Aufsehen erregen, die Identität Therese Brunsvik's mit der „unsterblichen Geliebten" neuerdings bestritten und die berühmte, nach Thayer etwa im Jahre 1810 niedergeschriebene Liebesdithyrambe anderthalb Jahrzehnt zurückdatirt zu sehen. Auch in der Charakteristik und Besprechung der Beethoven'schen Tonwerke, die freilich etwas gar zu kurz und ungleich ausgefallen ist, bringt Frimmel manches Neue bei. Für die Musiker mag darunter von besonderem Interesse sein der Nachweis des Zusammenhangs mit der früheren Kunstübung, geführt auf Grund gemeinsamer kompositionstechnischer Eigenheiten, für den Kulturhistoriker kann der Hinweis auf die Beziehungen des Beethoven'schen Schaffens zum bildnerischen Klassizismus der Jahrhundertwende eine fruchtbringende Anregung werden. Höher aber als diese Förderung im Einzelnen ist der Nutzen zu werthen, den das treffliche Büchlein stiften kann, indem es der großen Weltgemeinde der Beethovenverehrer eine sichere Grundlage für die eigene Betrachtung, die wichtigsten und besten Mittel zu neuen, eindringlicheren Studien an die Hand gibt.

Ganz anders angelegt, tiefer und innerlicher geartet als diese Lebensbeschreibung ist ein geistiges Bildniß Beethoven's, das aus dem Nachlaß Friedrich von Hausegger's der künstlerischen Welt durch Rudolf Louis dargeboten wird. Es bildet das dritte Kapitel eines prächtigen gedankenreichen Buches „Unsere deutschen Meister"*), in dem der im Frühjahr 1899 verstorbene Verfasser an der Hand großzügiger, aber scharf gezeichneter Charakteristiken unserer größten Meister, Bach, Mozart, Beethoven und Wagner das Wesen und die Entwicklung der deutschen Tonkunst kennzeichnet. Den Psychologen und Aesthetiker der modernen Musik führt dabei vor allem das Streben, in dem Lebenswerk dieser Klassiker den gemeinsamen Grundzug, die fortschreitende Entwicklung der deutschen Musik zu einer Kunst des Ausdruckes aufzudecken. Neues Licht fällt bei dieser Betrachtungsweise auf die Persönlichkeit und das Schaffen der einzelnen Meister, neue Aufschlüsse ergeben sich über die Beziehungen der Tonkunst zur Gesammtentwicklung des deutschen Geisteslebens. Nicht alle Einzelheiten der Betrachtung sind stichhaltig, aus allen aber vermag ein gebildeter und nachdenklicher Sinn förderliche Anregung zu gewinnen, und mit Bewunderung verfolgt man die Einheitlichkeit und Folgerichtigkeit des ganzen Aufbaus. In dem umfangreichen Essay über Beethoven bilden die feinen Ausführungen über des Tondichters Sittlichkeit, Freiheitsdrang, Selbstgefühl, Freundschaftskult und Menschenliebe willkommene Ergänzungen zu jeder wesentlich historisch gehaltenen Darstellung wie etwa gerade die Frimmel'sche. Von besonderer Bedeutung sind die Darlegungen über das Verhältniß von Musik und Poesie, über die geheimnißvollen Beziehungen zwischen der Welt des Tones und der des Wortes, wogegen merkwürdiger Weise die Rückwendung des letzten Beethoven zu älteren Formen und größerer Polyphonie bei Hausegger nicht die Würdigung findet, die ihr, historisch und ästhetisch betrachtet, gebührt. Im Historischen sind wohl nicht überall die neuesten Quellen benützt. Ein Versehen der Art will ich hier berichtigen. Goethe's Tagebuch verzeichnet am 19. Juli 1812 zum ersten Mal eine Begegnung mit Beethoven und am 21. desselben Monats vermerkt es: „Abends bei Beethoven. Er spielte köstlich." Darnach scheint doch der Eindruck des Tondichters auf Goethe lebhafter zu sein als Haußegger annimmt. Erstaunlich wäre es auch, wenn dem nicht so wäre. War doch Goethe wie kein zweiter geschaffen, allen Hindernissen zum Trotz den Reiz und die Größe dieser eigenartigen gewaltigen Persönlichken zu empfinden, und er selbst hat es bezeugt: „allerdings ist in der Kunst und Poesie die Persönlichkeit alles".

*) Verlagsgesellschaft „Harmonie", Berlin.

*) München, Verlagsanstalt F. Bruckmann.

Hausegger hat diesen von Eckermann überlieferten Ausspruch zur Kennzeichnung seiner Kunstauffassung auf das Titelblatt seines letzten Buches gesetzt. Ich glaube, ihm nichts Schöneres und Besseres nachrühmen zu können, als wenn ich bezeuge, daß Goethe's Worte auch an seinem Werke sich bestätigen. Und nun, meine Herrschaften, bitte lesen Sie selbst . . .

Heinrich Welti.

„Die Nothtaufe."

Sie lachen und stehen still und drehen die Köpfe. Der dünne Engländer mit den Kniehosen und eckigen Waden, die schnürleiblose Mamsell in schlaff herabhängenden Röcken, seine Tochter, und der halbreife Milchbart, sein Sohn, der vor Wonne alle Glieder auswirft und schleckt wie ein Kater, dem das Fressen schmeckt, wenn er in der Zeitung von ein paar geschlachteten Feinden Englands liest. Sie stehen still und lachen und sehen dem Fuhrwerk nach. Andere Fußreisende thun das Gleiche, während sie die Schöllenen herabkommen und dem Gefährt begegnen, dem Huber-Xandi seinem Einspänner.

Der Huber-Xandi sieht nichts davon oder thut so, als sähe er nichts. Wenn er an den Fremden vorüberkommt, greift er an den Filzhutrand, der aussieht, als sei alle seine Farbe nach dem Kopfe gestiegen; die letztere ist schwarzgrüngrau, gegen den abwärts gebogenen Rand hin wird sie heller und heller, wie sie eben das Wasser abgewaschen hat. Wie der Hut ist der Mann, verwaschen und verwettert. Der kleine, zähe, geht neben seinem Fuhrwerke mit kurzem, wiegenden Gang, sein Oberkörper schwingt leise hin und her, wie ein querstehender Uhrpendel, der weiße Staub der vielbefahrenen Straße färbt ihm die mißfarbenen Beinkleider grau. Den Rock hat er abgelegt, die Aermel des farbigen Kattunhemdes schauen mit Rissen und Flicken aus der offen hängenden Weste. Der Rock liegt über dem Bock seiner Kutsche und deckt barmherzig ein großes Loch im Ledersitz, wo die Stroheingeweide grausam aus dem Polster quellen. Der Wagen hat Formen wie der Mensch, der neben ihm geht. Der Wagen, das Pferd und der Mann sind alt, eckig und schäbig und passen schlecht auf die neuzeitlich saubere Bergstraße und in die Gesellschaft der Reisenden und Reisewagen, die sie bevölkern. Das Pferd ist ein Schimmel. Es hängt den Kopf tief und tiefer, während es langsam bergan schnauft, die weißen Lider mit den Wimpern so lang, wie sie die schönste Jungfrau nicht hat, fallen über die Augen. Es sieht aus, als wandle das Roß im Halbschlaf seinen Weg; nur wenn ihm der Xandi lässig die Zügel auf den Rücken klatscht, nickt es eben so lässig mit dem Kopf, fällt aber alsbald in seinen früheren Schritt zurück. Die Wagenräder drehen sich dabei so langsam, als klebten sie im Staube und drehten sich mühsam los. Drei der Räder sind dunkelblau gestrichen wie der Wagen selber, das vierte ist unbemalt, wie just neu vom Wagner angesteckt.

Das ganze wenig führnehme Fahrgestell trägt einen einzigen Insassen, der sitzt auf dem rückwärtigen verfärbten Blaupolster, seine Füße erreichen den Boden nicht, und sein blonder Kopf ragt nicht über das zurückgeschlagene rissige Lederverdeck hinaus. Es ist ein Fahrgast, der dem Xandi nichts einträgt; es ist nur sein Enkelbub, der Toneli, der in den ersten Hosen steckt und zum ersten Mal mit dem Großvater nach Andermatt fährt. Er hat ein sauberes Gewändlein an, den Sonntagsstaat, denn die Huberin, seine Mutter, hält etwas auf ihre Kinder, von denen das vierte vor zwei Wochen ins Haus gekommen ist. Der Bub sitzt keck auf seinem Polster, hält sich mit der Linken am Verdeck, damit ihn die Stöße des Wagens nicht vom Sitze werfen und schwingt in der Rechten einen Stecken mit einer Schnur daran als Peitsche.

„Hü, Hü!"

Meistens sagt er das ernsthaft in sich hinein. Wenn es ihm einmal und wider Willen lauter entfährt, zieht er den großen Mund breit, läßt die Zähne hindurchblinken und lacht. Der Bub lacht vor allem mit den Augen. Mit den zwei bergwasserhellen, gelbbraunen, die das schmale gewöhnliche Gesicht zu einem hübschen machen. Zumeist lacht er damit den Großvater an. Und der gibt den Blick zurück. „Halt Dich denn gut, Du!" sagt er jedesmal, halb um etwas zu sagen, halb weil er es meint.

In des Alten Gesicht stehen die Augen des Buben zum zweiten Mal, gerade so hell und gerade so lustig, nur sind sie von Falten und Runzeln umgeben, die um sie wie ein Hag um übermüthige Thierlein stehen. Wenn sie aufleuchten, überblitzt es das rasirte Gesicht, mit der fleischigen Nase und dem volllippigen Mund, dem Kinn und Wangen von grauen Bartstoppeln rauh sind, wie ein Sonnenzucken.

Eine lange Weile zieht der Huber-Xandi mit seinem Fuhrwerk fürbaß. Zu seiner Rechten starren die grünen Wände auf, zur Linken fällt der Hang steil nach dem Reußbett ab. Das Rauschen des Bergwassers in der Tiefe ist zu Zeiten so laut, daß der Xandi und der Bub das Reden ganz einstellen, um nicht schreien zu müssen. Hoch über den schwarzen Steinwänden schimmert ein enger blauer Himmel. Jetzt geht er dem Fuhrwerk verloren, während es in dem Tunnel verschwindet, der zum Schutz wieder die Lawinen gebaut ist. Der Toneli duckt sich, als reichte sein Blondkopf bis zur Decke des ihn hoch überwölbenden Baus; er läßt die Peitsche sinken und starrt mit offenem Munde an dem Gewölbe empor, an dem manchenorts das Wasser niederträufelt Da, wie sie sich schon dem Ausgang nähern, erwacht der Xandi plötzlich.

„Lug s' Paradiesvogeli!"

Er hat den Zügel am Wagen festgehängt und drängt sich seitwärts an ein Mädchen heran, das im Begriff ist, den Tunnel zu betreten. Sie ist ein junges gesundes Ding mit nackten Füßen und Armen und trägt einen leeren Korb auf dem Rücken. Seit sie den Alten erblickt hat, hat sie ein breites Lachen um den vollen Mund sitzen. Anfangs will sie vorüberstreichen, aber wie der Xandi ihr die Hand hinstreckt, dreht sie sich zögernd um und legt die Rechte in die seine: „Tag, Xandi!"

„Willst nach Göschenen", redet der Alte oben hin, während sein Roß mit dem Toneli gemächlich weiterstampft. Er tätschelt dabei die Hand des Mädchens, die er in der Linken hält, mit der Rechten und thut ihr schön wie ein Junger. Sie kichert und während sie nur halb im Ernst sich von ihm loszumachen strebt, plaudern sie weiter.

„Wo er hinfahre mit dem Buben?"

„Zur reichen Gaislochbäuerin, die des Huber's Jüngsten zu Gevatter stehen will! Und am Sonntag sei Tauftag, und er, der Xandi, wird Götti*) sein!"

„So, so", sagt das Mädchen. Sie macht sich doch von dem Redseligen weg, thut ein paar Schritte rückwärts und lacht dann mit dem ganzen Gesicht: „Ade, Paradiesvogeli." Damit dreht sie sich und hebt an, rasch bergab zu schreiten.

Der Xandi hat sich auch auf die Beine gemacht. Sein Fuhrwerk ist ihm ein gut Stück vorauf. Er wackelt ihm nach und dabei schmunzelt der alte Schäker in der Erinnerung an seine Begegnung.

Das ist seine Schwäche, dem Xandi seine: Er kann kein junges Mädchen ungeschoren lassen. Er kennt die Weiber landauf und landab und jede grüßt er mit seinem kleinen Freudenschrei „Lug s'Paradiesvogeli!" Ihm haben sie diesen Namen dafür angehängt, lachen, wenn sie den kleinen sonderbaren und unschuldigen Alten sehen und lassen sich gerne von ihm necken. Er ist ein ungefährlicher Hof-

---

*) Götti = Pathe.

macher, nur ein unerhört neugieriger, der immer voller Fragen steckt. —

Er hat indessen seinen Gaul eingeholt und beugt sich zu dem Buben. „Hast Angst gehabt, Du?"

Der schüttelt den Kopf, seine Augen leuchten. Dann fahren sie weiter. Dem Xandi sind die Gedanken noch beim Sonntag, beim Tauftag und dabei, daß er Pathe sein muß. Das hat ihn lang und stark beschäftigt. Zu den anderen Kindern haben Sohn und Schwiegertochter reiche Bauern geholt, diesmal trifft's ihn. Eine Ehre ist es ihm und eine Ehrensache. Freuen thut er sich auf den Sonntag, wie auf etwas ganz Großes! Und neugierig ist er, wie es werden wird, zum Platzen!

2.

„Der Großvater muß heran." So hat es die Huberin gewollt. Und ihr Wort ist gewichtig. Der Alte hat einen Stein bei ihr im Brett. Er trägt ihr Wasser und Holz zu, er thut ihr Gänge, so oft sie ihn schickt und er nicht mit dem Fuhrwerk aus ist, und er besorgt ihr die Kinder so wohl wie die beste Kindermagd. Eins auf dem Arm eins an der Hand, das dritte an den Hosen, so führt er die Enkelkinder auf der Straße herum, oder er hockt mit dem einjährigen Trini auf irgend einer Mauer und läßt die andern neben sich spielen. Dabei ist er zärtlich mit ihnen und voll Geduld, nur wenn ein Fremder vorbeigeht, setzt er das Kind vom Arm blitzschnell zu Boden, hat nicht immer Acht, wohin es zu sitzen kommt, und reißt den Filz von Kopf: „Vielleicht ein Wagen gefällig, Herr?" Das Fahren geht ihm noch über das Kinderhüten. Aber das Fahren zahlt sich ihm schlecht. Selten, daß ein Reisender sich an ihn und seinen Rumpelkasten verirrt; er schlägt bei der Fuhrwerkerei kaum seinem Schimmel das Heu heraus. Aber dann — dies wächst ihm auf einem kleinen Stück Eigenland und zu fett wird das Roß auch nicht gefüttert, so behält eben der Alte sein Gewerbe.

„Der Großvater muß heran", hat die Huberin gesagt. Und jetzt ist Samstag und morgen wird das große Ereigniß, die Kindtaufe, sein. Es bedarf keiner langen Vorbereitungen. Der große Mann, der morgen Pathe stehen muß, läuft noch wie alle Tage in seinen verschlissenen Kleidern herum, auf ihm und an ihm hängen die drei Kinder. Das Leben des Dorfes treibt durch die Gassen, der Xandi mit den Kindern streicht die Straße hinauf dem Bahnhof zu. Dort gibt es für den Neugierigen immer etwas zu sehen. Die Reise geht langsam von Statten, die drei Kinder hängen wie Gewichte an dem Alten. Der hat es auch nicht eilig. Wo zwei in der Straße beisammen stehen, stellt er sich zu ihnen, streckt die Nase und wartet, bis er weiß, was sie reden. Wo er einen unter der Thür sieht, macht er sich an ihn und fängt ein Gespräch an, und jedes Mädchen, das ihm in die Quere kommt, beäugelt er fröhlich: „Lug s'Paradiesvogeli!"

Endlich ist der kleine Menschenknäuel zum Dorf hinaus. In einem Thalloch liegt der Bahnhof, ein schmaler Fußpfad führt in die Geleise hinab. Den schlendert der Xandi hinab. Ein paar der schwarzen Ungethüme von Berglokomotiven fahren unten rangirend hin und wieder. Der Xandi steht und gafft. „Lug, Lug", mahnt er die Kinder. Dann sieht er wie am Güterschuppen, der seinem Wege zur Rechten steht, ein Wagen ausgeladen wird. Und das Gelüste kommt ihn an, näher hinzusehen. Er schlägt unten am Weg den Schlagbaum auf und wackelt in die Schienen. Ein paar Schritte muß er zwischen ihnen thun, dann schägt er sich seitwärts, dem Schuppen zu. Dabei merkt er nicht, daß der Toneli, der Bub, der ihn an den Hosen gehangen hat, nicht mehr neben ihm geht. Plötzlich schnauft eine der Lokomotiven heran, er steht still und sieht ihr entgegen. Just da fällt ihm auf, daß ihm der Bub fehlt. Er sieht sich um. „Jesus Maria!" Mitten in den Schienen hockt er, der Toni, und hämmert mit einem Stein auf das Eisen. Und das schwarze Lokomotivenungethüm fährt auf ihn los.

Der Xandi ist ganz starr, dann plötzlich ganz lebendig. Er setzt das Kleinste, das er auf den Armen trägt, nieder wie der Blitz, streift das andere von sich ab und schießt vorauf über das Geleise auf den Buben zu. Das geht alles so gedankenschnell, daß die Männer auf der Lokomotive, die auf ihrem Koloß hoch über dem kleinen Alten stehen, nichts von ihm gesehen haben. Der Führer öffnet das Treibrad mehr, die Maschine gleitet rascher vorwärts. Dicht vor ihr reißt der Xandi den Buben auf und wirft ihn zur Seite. Er selber aber ist nicht flink genug. Die Maschine erwischt ihn am Rock, unwiderstehlich zieht sie ihn rückwärts, schiebt ihn wie einen Spielball vor sich her und dann, noch während sie den Lauf verlangsamt, meistert der eiserne Riese den Menschenzwerg zwischen die Schienen. Es ist ein stummer Kampf gewesen. Von der Straße oben hat einer das Unglück mit angesehen, sein Geschrei und des Tonelis Gezeter machen den Maschinenführer aufmerksam. Die Lokomotive steht. Unter ihrem Leibe hervor holen sie den Xandi. Er ist ganz still und ganz bleich.

„Er ist todt!" sagt der Führer zitternd, der selber jede Farbe aus dem Gesichte verloren hat. Sie legen den Verunglückten neben die Schienen, einer breitet einen Rock ihm unter den Kopf, von dem der Filz geglitten ist. Der Xandi hält die Augen geschlossen; das Blut rinnt aus seinen Kleidern.

„Er athmet", stößt einer von denen hervor, die sich über ihn gebogen haben. Da hat der Alte einen stockenden Seufzer gethan. Männer und Weiber kommen aus dem Dorfe gerannt. Unter ihnen die Huberin. Ihr erster Blick gilt den Kindern, die ob des Unglücks vergessen worden sind. Das Kleinste hockt noch auf der Erde, wo der Xandi es hingesetzt hat, und zetert und schreit, die zwei andern stehen neben ihm und flennen mit. Die Huberin ist im nächsten Augenblicke bei ihnen. Sie ist ein starkes und entschlossenes Weib, mit bleichem, frühaltem Gesicht und braunem, glattgescheiteltem Haar. Sie greift auf, was ihr gehört, zwei an die Hand, eins auf den Arm. Mit allen dreien tritt sie in die Menge, die den Xandi umsteht.

„Ist er todt?" fragt sie. Ihr Gesicht ist weiß; es zuckt eigenthümlich darin, aber sie flennt nicht.

Eben als sie es gesagt hat, thut der Xandi die Augen auf, halb verstaunt, halb in einer sonderbaren, an ihm völlig fremden Traurigkeit. Dann versucht er ein Lachen: „Heillos weh thut's", ächzt er dabei.

Indessen sind zwei Männer mit einer Tragbahre gekommen.

„Ihr müßt heim kommen, Großvater", sagt die Huberin weicher als sonst ihre Art ist und drückt ihm die Hand. Dann fassen ihn willige Arme und laden ihn auf die Bahre.

„Lauf einer: der Mann soll zum Doktor fahren", sagt die Huberin. Ein paar halbgewachsene Buben stieben, ihr gehorsam, davon. Da schreitet sie mit den Kindern der Bahre voran, die vier Männer aufgegriffen haben. Das halbe Dorf, wie es nach und nach zusammengelaufen ist, geht neben und hinter her. Während der Zug durch die Straße geht, fliegen Fenster und Thüren auf. „Jesus, mein Gott!" fährt es hier und dort einem Weibe über die Lippen. Ein reicher Bauer, der an seinem Stalle steht, läßt sich von einem andern die Geschichte des Unfalls erzählen. „Muß es jetzt noch so zu Grunde gehen, das Paradiesvogeli?" sagt er und wischt sich die Augen. Zum ersten Mal klingt der Spottname wehmüthig. Er geht nachher im Dorf von Mund zu Mund; dabei ist es, als sei den Bauern statt des Xandi das Lachen unter die Maschine gekommen.

3.

Es geht in die Nacht. In der Kammer, wo der Xandi liegt, ist es fast dunkel, nur in der Fensternähe liegt noch ein grauer, dürftiger Lichtschein, liegt auf dem rothbraunen Gesims, den tannenen Bodenbrettern und über der rothgestrichelten Decke auf des alten Mannes Bett. Das Bett steht nahe der Fensterwand. Der Xandi hat den Kopf im Schatten. Der Kopf ist unverletzt, er liegt tief eingedrückt in das rauhbezogene Kissen, und ist wie der Kopf

eines Gestorbenen. Aber von Zeit zu Zeit thut der Xandi die Augen auf. Groß und weit, wie mit gewaltsamer Anstrengung. Jedesmal fallen sie ihm wieder zu wie seinem Schimmel, wenn er bergan ziehen muß, wie bleierne Deckelein, die zu schwer sind, um oben zu bleiben. Der Doktor ist noch immer nicht dagewesen; aber der Huber ist nach ihm ausgefahren, und der Schimmel muß schwitzen um seines Herrn willen. So ist er seiner Lebtag nicht gejagt worden.

Der Xandi wartet geduldig, manchmal nur stöhnt er, beißt die Zähne aufeinander und greift mit den Händen krampfhaft in die Bettdecke. Eine Stunde vergeht noch, während welcher die Huberin ein-, zweimal hereinsieht. „Wie geht's, wie thut's, Großvater? Habt gute Geduld!" So alltäglich das dahergeredet ist, zittert doch das Mitleid aus jeder Silbe.

Dann kommt der Doktor. Mit ihm und hinter ihm Männer und Weiber, Verwandte des Verunglückten und andere, die nur die Neugierde hertreibt. Sie füllen die Kammer und stehen bis an die Treppe hinaus. Der Doktor ist ein rauher, hagerer Mann, der unter dem Bergvolk alle Höflichkeit als etwas Unnützes abgelegt hat. „Was macht Ihr für Geschichten?" barscht er den Alten an.

„Ja eben", gibt er zurück.

Dann beginnt der andere seine Arbeit. Die ist schmerzlicher als die, die die Lokomotive an dem Leibe des Xandi gethan hat. Sie macht den Alten grausam wach. Der Doktor schneidet und brennt und näht. Dazwischen hinein schüttelt er den Kopf und murrt ein „Herrgott, Herrgott" in sich hinein, so als schaudere ihn selbst vor des Alten Wunden. Der zuckt nicht und regt sich nicht. Er hält die Zähne so fest verbissen, daß ihm kein Laut entfährt. Und als der Doktor einmal schnaufend innehält und wie vor Staunen frägt: „Haltet Ihr's aus, Xandi?" redet er mühsam: „Ja, machet nur, daß es fertig wird."

Nach geraumer Zeit sind sie fertig.

„Einen Schluck Wein gebt ihm jetzt", sagt der Arzt, während er sich die Hände in einer nahestehenden Schüssel wäscht. Die Huberin bringt Wein, der Xandi greift selber nach dem Glas, das sie ihm voll schenkt, und so todtenhaft weiß er ist, so gleitet doch das gemüthliche Lachen wieder über sein Runzelgesicht: „Prosit Doktor! Grad zart packt Ihr einen nicht an."

„Ruhe sollt Ihr jetzt halten", befiehlt der Doktor, „schlafen."

Dann fährt er, als bemerke er sie erst jetzt, die Gaffer an: „Wollt Ihr machen, daß Ihr hinauskommt. Das fehlte noch, daß die ganze Stube voll Leute stünde."

Die Neugierigen machen sich davon, ihr Getrampel auf der Holztreppe macht die ganze Hütte zittern. Mit der Huberin, die gewartet hat, will der Doktor hinausgehen.

Da ruft ihn der Xandi zurück, mit halber Stimme, ganz geheimnißvoll. Als er zum Bett tritt, sitzt der Schwerverletzte halb aufrecht da. Er stützt sich auf seinen rechten Arm, sein Oberkörper schwankt ein wenig hin und wieder, aber in seinen hellen alten Augen ist eine große Erregung. Die Huberin ist in der Thür stehen geblieben.

„Doktor", neigt sich der Xandi näher zu dem Arzt.

„Ja" sagt der ungeduldig dagegen.

Und der Xandi hastet: „Meint Ihr, kann ich morgen Götti stehen?"

Der Doktor sieht ihn groß an. „Seid Ihr nicht bei Trost."

Da wird der Alte störrisch. „Ja, meint Ihr etwa nicht? Sehen will ich noch, wer mir's verbieten will. Der Pfarrer kommt ins Haus, wenn es Noth thut. Und wegen den paar Rissen im Leibe wird jetzt nicht alles auf den Kopf gestellt werden müssen! Getauft wird morgen. Das sage ich."

„Ist es wahr oder nicht?" redet er nach der Schwiegertochter hin, die ganz erschreckt wieder näher gekommen ist. Die sieht den Doktor an, der Doktor wieder sie.

„Bah, am Morgen ist noch Zeit davon zu reden", sagt dieser dann; in dem Tone liegt etwas, was die Huberin errathen läßt, daß der Alte, der so lebendig thut, wenig Zeit mehr zum Leben hat.

„Ja, ja, am Morgen reden wir davon", will sie den Xandi beschwichtigen.

„Hol mir den Pfarrer", sagt der Zähe.

Der Doktor hat einen Einfall: „Ja, holt den Pfarrer." Dann, sich zu dem Kranken wendend, redet er ernsthaft auf ihn ein: „Wenn Ihr dem Pfarrer etwas zu sagen habt, überdenkt's. Ich kann Euch nicht verbürgen, wie es mit Euch geht."

Der Xandi sieht ihn an. Dann lacht er. „Sterben. Ja, wenn ich dann will. Taufe ist morgen, das sage ich."

Die Huberin murmelt etwas von „den Pfarrer holen", der Doktor fährt den Xandi an, er solle sich niederlegen. Dann geht er dem Weibe nach und hat eine kurze Berathung mit ihr.

„Rein von Eisen müßte er sein, der Alte, wenn er es überstünde. So solle sie nur den Pfarrer holen lassen. Und daß der das heilige Oel mitbringe! Länger als die eine Nacht stehe er, der Doktor, für nichts."

Die Huberin sieht vor sich nieder. Die Augen werden ihr feucht.

„Wer würde es glauben", sagt sie.

Da wird die Bewunderung doch Herr in dem gegen alle Leiden abgestumpften Doktor. „Viel habe ich schon erfahren", sagt er, „aber was der aushält — der stärkste Mann, habe ich gemeint, würde mir todt unter den Händen bleiben."

„So sind sie alle, der Mann ist so und dem Großvater sein Vater soll auch so einer gewesen sein", sagt die Huberin ganz stolz.

Dabei treten sie miteinander vor's Haus. Der Huber, der nicht von der Arbeit abgekommen ist, tritt zu ihnen.

„Und wenn er — morgen —" die Huberin stockt. Dann fährt sie weiter: „Wenn er am Ende doch noch lebt und taufen will", redet sie zu dem sich zum Weggange rüstenden Doktor.

Der zuckt die Schultern. „Das wäre schon etwas, das in die Zeitung müßte. Da thut Ihr ihm halt den Willen und tauft!"

4.

Der Morgen ist da und der Xandi sieht ihn, so gut wie ihn die andern sehen. Seine Augen sind so hell, wie die der Kinder, die alle den gleichen geraden, lauteren Blick haben, als hätten sie ihn von ihm geerbt.

„Morgen taufen wir", hat er am Abend zu der Schwiegertochter gesagt, als sie gekommen ist, ihm gute Nacht zu wünschen.

Der Pfarrer ist dagewesen, der gutmüthige, dicke und hat das heilige Oel gebracht.

„Machet keine Faxen, Pfarrherr", hat ihm der Alte gesagt. „Mir ist so wenig ums Sterben wie Euch."

Darauf hat der Hochwürdige ein bekümmertes Gesicht geschnitten und ihn eindringlich ermahnt, ernster zu sein. Irgendwie sind dem Xandi dabei doch Bedenken ob seines Zustandes gekommen. Einen Augenblick hat er vor sich hingestarrt, als komme ihn etwas hart an; dann hat der Schalk ihm wiederum aus dem Gesicht geleuchtet. „Ich will Euch den Willen thun, wenn Ihr mir den meinen thut!"

Halb beleidigt, halb neugierig hat der Pfarrherr aufgeschaut.

„Mein Göttikind müßt Ihr mir morgen hier im Hause taufen, weil ich nicht in die Kirche laufen kann."

Einen Augenblick ist der Pfarrherr ob des Ansinnens starr gewesen, dann ist ihm eingefallen, daß man einem Sterbenden nichts abschlagen soll. So hat er eilig versprochen, was der andere verlangt hat. Der Xandi aber hat darnach willig und ernst die Sterbesakramente genommen. Als hinter dem Pfarrherrn und dem Meßdiener die Thür

zugegangen ist, hat er noch einmal in sich hineingemurmelt: „Morgen taufen wir."

„Heute taufen wir", damit ist er erwacht. Und zur Huberin hat er es gesagt, die zum Frühesten gekommen ist, nach ihm zu sehen. Die Nacht ist ihm nicht leicht gewesen. In seinen Eingeweiden hat es gebrannt wie höllische Gluth und sein Leib hat im Wechsel von Frost und Feuer förmlich geschüttelt. Aber mit dem Tag ist es anders. Sein Gesicht freilich ist eingesunken und schmal, so klein wie das des Toneli, der herein gekommen ist und bei ihm am Bette hockt.

„Wann kommt der Pfarrer?" fragt er jetzt.

Die Frau sieht sich nach ihm um. „Aber jetzt, Großvater, im Ernst, das kann es doch nicht geben, daß wir taufen."

„Gib mir das Rasirzeug", redet der Xandi unbeirrt und fährt weiter: „Um zwei Uhr wird er kommen, der Pfarrer, das ist so seine Zeit. Mach, daß es etwas Rechtes zu essen gibt! Kannst es beim Adlerwirth holen, und ich zahl's, kannst sagen."

Die Huberin ist zum ersten Mal in ihrem Leben verwirrt. Halb ohne es zu wissen, sucht sie dem Alten das Rasirzeug heraus und legt es ihm auf's Bett, läuft dann hinaus und sucht den Mann.

„Er gibt nicht nach, taufen will er", sagt sie zu dem. Sie reden auf und ab. Dann kommen sie überein, daß dem Alten der Wille zu lassen sei.

„Am Ende ist es gar nicht so schlimm mit ihm", meint die Huberin. Und dann, wie immer, wenn sie einen Entschluß gefaßt hat, nimmt sie die Sache fest an die Hand, und beginnt mit den Vorbereitungen zur Taufe. Der Huber muß anspannen und die Gaißlochbäuerin, die Pathe, holen. Der Toneli wird mit einem Bericht zum Pfarrer geschickt. Zum Adlerwirth rennt sie selber. Nachher hat sie Zeit, die Stube zu richten und zwischen hinein findet sie Muße, den Staat für den Täufling hervorzukramen, der ihr heute zum vierten Mal dient.

Um die Mittagszeit kommt die Lene, die Gaißlochbäuerin, an, eine behäbige, deren Gesicht einen Glanz von Fett und gutem Willen hat. Sie ist in schwarzem Gewand und schwitzt. „Gestern sagt Ihr ab und heut kommt Ihr einen holen", schmält sie gutmüthig. „So in der Hetze bin ich noch bei keiner Taufe gewesen."

Erst nachdem die Pathe in der Stube versorgt ist und sie den Pfarrer schon die Straße herankommen sieht, findet die Huberin Zeit, wieder nach dem Alten zu sehen. Der Toneli ist noch bei ihm am Bett und sieht den Großvater verstaunt an, als begriffe er ihn nicht mehr. Der sitzt aufrecht und hat ein sauberes Hemd und Sonntagskleider an.

„Herr, du mein Gott", stottert die Huberin, sie versteht nicht wie der Alte zu den Kleidern kommt.

Der lacht — es klingt nicht ganz so sorglos wie sonst und sagt: „Bereit bin ich jetzt, aber laufen kann ich nicht selber. — Spring, Toneli", wendet er sich an den Buben, „hol den Vater, er soll helfen, mich hinab in die Stube tragen."

Während der Bub gehorsam nach dem Vater ausgeht, erfährt die Huberin, daß er dem Großvater zu den Kleidern verholfen hat. Dann will der Alte wissen, ob das und jenes bereit sei für das Fest, ob Wein und Essen, auch ein Taufekuchen nicht fehle. Er wird immer gesprächiger und immer eifriger, sein Gesicht fängt an sich zu röthen, und das lustige Funkeln kommt in seine Augen zurück. Der Huber, sein Sohn, kommt derweilen, ein hagerer, zäher Mensch mit einem wetterfarbenen Gesicht, in dem die schwarzen Bartstoppeln Kinn und Wangen noch dunkler erscheinen lassen.

„Ihr seid einer", sagt er zu dem Alten halb unwirsch, halb im Spaß. Dann faßt er den Vater an, als ob er ein Kind wäre. Als er ihn hält, scherzt der Alte: „Jetzt ist einmal die Welt verkehrt: Das Kind trägt den Vater auf den Armen." Aber als ihn die Arme gepackt haben, hat er ein Stöhnen verbeißen müssen und der Schweiß ist ihm auf die Stirn getreten. Es ist ihm gewesen, als sei sein Leib in zwanzig Stücke gebrochen.

Als sie die holperige Treppe hinuntersteigen, hat der Xandi für nichts mehr Gedanken als für die Taufe. Einen Sturm von Schmerzen, der ihn ankommt, zwingt er mit einem Schlucken nieder, wie man einen großen Brocken hinunterwürgt. Dann ruft er dem Pfarrer, der gleichzeitig mit ihm an die Stubenthüre kommt, ein triumphirendes „Guttag" zu, das klingt wie ein „hatte ich es Euch nicht gesagt, daß getauft wird".

Der Pfarrherr weiß nicht, ob er gute oder böse Miene machen will, erst in der Stube, die sauber aufgeräumt ist und mit dem Taufgeräth auf dem mit rauhweißem Tuch bedeckten Tisch ein festliches Ansehen hat, entscheidet er sich und setzt die gute Miene auf. In der Stube sitzt die Lene, breit und feierlich. Sie knixt, als der Pfarrer eintritt. Die Vroni, die Hebamme, ist über den Säugling gebeugt. Die aufrechte, kurzangebundene Frau läßt sich auch durch den Pfarrer nicht stören in ihrer Beschäftigung, den Täufling anzukleiden. Hinter dem Hochwürdigen herein trottet ein langer Zug: der Huber-Xandi, der Jüngere, mit dem Vater auf dem Arm, die Huberin und ihre drei Sprossen, von denen der Toneli der Aelteste ist, und Männer und Weiber, Nachbarn, Bekannte und Verwandte, die alle unten in der Straße gestanden und auf den Pfarrer gewartet haben. Der Huber setzt den kranken Alten in den Lehnstuhl, den unbequemen, geradlehnigen mit dem rothgeblümten und versessenen Kissen. Der Pfarrer stellt sich vor den Tisch mit dem Taufbecken, die andern, von denen kaum die Hälfte geladen, die andere nur aus Neugierde hergelaufen ist, drücken sich an alle Wände, die Männer mit dem Hut in der Hand, die Weiber in halbem Staat; alle sehen aus, als wären sie nur just von der Arbeit weggehaftet, um etwas Neues zu erleben. Indessen hat die Hebamme das Kind aufgenommen und stellt sich vor den Hochwürdigen. Ihr zur Rechten steht die Lene, die Pathe, zur Linken schiebt der Huber den Stuhl mit dem Xandi hin. Der stützt sich mit beiden Händen auf die Lehnen und richtet den Oberleib auf, es ist, als versuchte er aufzustehen, aber er muß die Augen vor Schmerz verdrehen, so ergibt er sich und bleibt hocken. Da kracht es vor den Fenstern, daß die Scheiben klirren, das sind die Taufschüsse der Jungburschen. Der Xandi schaut um sich, als wollte er fragen: „He, was sagt ihr?" Ueber seinem verrunzelten Gesicht liegt jetzt wieder die ganze sorglose Heiterkeit seiner gesunden Tage.

Die Taufe geht vor sich, feierlich wie in der Kirche; denen, die dabei stehen, scheint sie just so lang und so langweilig, wie sie ihnen dort erschienen wäre. Dafür kommt nach der heiligen Handlung der große Augenblick rascher, der die Hauptsache bringt: das Essen und Trinken. Denn der Weg ins Wirthshaus ist ihnen erspart.

Der Pfarrherr hat sein Amen gesagt, der Täufling geschrien und sich wieder beruhigen lassen. Jetzt kann das Festen losgehen. Der Xandi, der Pathe, sitzt in seinem Stuhl zu oberst an dem langen Tisch, der bei Seite gerückt gewesen ist und jetzt in der Mitte steht. Ihm zur Linken thront die dicke Lene, ihm zur Rechten der Pfarrherr. Der Huber und die Gäste, selbst die Kinder schließen sich an. Weil nicht genug Stühle sind, schleppt die Huberin, die hin- und herschwirrt wie eine Hummel, zwei Kisten und den Holzhackstock herein, und weil die Teller nicht reichen, setzt sie drei, vier Tassen vor die Gäste, dann zählt sie die Gläser und hilft mit zwei Holznäpfen aus, wo sie mit Gläsern zu kurz ist. Draußen in der Küche klappert schon die Kellnerin aus dem „Adler" mit Platten. Da dröhnen noch einmal die Ehrenschüsse vor der Hütte unten. Und da jauchzt der Xandi oben am Tisch plötzlich auf. Sein Gesicht ist ganz roth vor Freude, seine hellen Augen lachen mit: „Aber he, jetzt taufen wir doch", schreit er über den Tisch.

Die Huberin kommt mit zwei Weinflaschen vom größten Maß, und die Kellnerin trägt Platten auf und stellt sie auf den Tisch, allerlei Essen, wie es sonst nur die großen

Herren so sauber zugerichtet bekommen. Dann läuft die Huberin abermals davon und holt die Kuchen herein, die der Dorfbäcker zu allen Festanlässen liefert.

Ein Leben und Lachen und Tafeln hebt in der Stube an, daß es eine Art hat. Der Xandi ist der Lauteste und Fröhlichste von allen. So ausgelassen ist er, daß die, die mit ihm am Tische hocken, völlig vergessen, was ihm geschehen ist, daß keiner mehr staunt, wie er nur so aushält, der Alte, sondern daß jedem ist, als hätten sie einen Urgesunden neben sich. Als zum dritten Male die Ehrensalve in der Straße dröhnt, hebt der Xandi sein Glas, schreit ein Bravo nach den offenen Scheiben hinüber und schreit der Schwiegertochter durch das Gerede und Lachen der anderen die Weisung zu: „Heraufkommen müßten die Buben aus der Straße, heraufkommen und trinken müßten die Braven!"

Der Festlärm wird lauter. Die Treppe draußen ächzt unter schweren Schuhen, dann kommen die Jungbuben hereingestampft. Sie haben keinen Raum zum Sitzen, aber sie stellen sich rings um den Tisch und thun aus den Gläsern der Uebrigen Bescheid nach allen Seiten. Zwei stehen oben bei dem Xandi, der hat dem einen sein Glas, dem andern eine Flasche gereicht. Vielleicht rumort ihm der Wein im Kopf, vielleicht aber ist es nur die helle Lebenslust, die ihn fortreißt: „Trinkt, Buben, trinkt!" schreit er. Und zu dem Pfarrer gewendet: „Hei, wie das Leben schön und lustig, gelt Pfarrherr?"

In diesem Augenblick streckt ein Mädchen den Kopf zur Thür herein, ein blondes, gesundbackiges, dem die wasserblauen Augen vor Neugier blitzen.

„Tag, beisammen, da geht's aber lustig."

„Komm herein, Du", rufen ein paar Junge es an. Aber der Xandi oben am Tisch, der es erblickt hat, überjauchzt alle: „Lug s'Paradiesvogeli."

Die Buben haben das ein wenig widerstrebende Mädchen in die Stube gezerrt. Einer der Gäste gibt ihm seinen Sitz frei. Aber der Schrei des Xandi hat einen Jubelsturm geweckt.

„S'Paradiesvogeli — das Paradiesvogeli soll leben!"

Es ist nicht die Rede, die sie wiederholen, sie schreien des Alten Spottnamen aus, aber nicht zum Spott, nein, aus lauter unbändiger Freude an dem Unverwüstlichen.

„Prosit, Paradiesvogeli." Zwanzig Hände und Trinkgeschirre fahren auf den Xandi ein. Dem sein Gesicht strahlt und er wird nicht müde, Bescheid zu thun. Daß er einmal unter der Maschine und unter des Doktors grausamen Händen gelegen hat, das ist verflogen und vergessen; vor lauter Festfreude fühlt er den eigenen Leib nicht mehr.

Das Mahl geht weiter. Essen, Trinken, Lachen, Scherzen machen eine Stunde kurz wie ein Augenblinzeln. Dann steht der Pfarrer auf, räuspert sich und mahnt ans Heimgehen. Die Jungbuben, die Weins genug haben, bröckeln hinweg. Ihnen nach verschwinden ein paar Weiber, die der Huberin mit viel Wesens und Danksagens die Hände geschüttelt haben. Ein paar Männer stehen noch beisammen, die Gläser in Händen. Der Pfarrherr hat dem Xandi die Hand gegeben und bekommt seine Finger kaum mehr frei, so bettelt der Alte, daß er noch bleibe. Als es ihm doch gelingt, sich los zu machen, verläßt er rasch die Stube. Ihm nach stolpert die ganze noch übrige Taufgesellschaft. Die Hebamme ist die letzte, die geht. Die Huberin und die Pathe, die Lene, geben ihr das Geleite.

Der Huber steht schon mit den Männern unten auf der Straße. Auch die Kinder sind entwischt. So kommt es, daß der Xandi und in seinem Korbbett der Täufling ganz allein in der Stube zurückgeblieben sind. Der Alte rührt sich auf seinem Stuhl, ein stockender Seufzer entfährt ihm. Ein Unbehagen kommt ihn an, weil es plötzlich so still und leer geworden ist. Dann ist ihm auf einmal, als sitze er ohne Beine und Füße da. Er fühlt hinunter, er greift an die Gliedmaßen, ei ja, sie hängen wohl da, aber er spürt den Griff seiner Hände nicht an ihnen. Da erschrickt er. Eine fahle Bläße überrinnt seine Züge. Er faßt mit unsichern Fingern nach seinem Glase. Da spürt er auch plötzlich die Schmerzen wieder, die in seinem Leibe brennen. Es thut wüthend weh.

„Zum Donner" will er murmeln. Da dreht sich die Stube vor seinen Augen, mühsam legt er den Arm auf den Tisch, der Leib sinkt ihm vornüber, der Kopf auf den Arm.

„Ade, Paradiesvogeli", schreit einer von der Straße herauf, einer von denen, die noch beim Huber gestanden. Sie haben just von des Alten Unverwüstlichkeit geredet.

„Ade, Paradiesvogeli!"

Der Alte hört es noch wie von fern. Sein Leib sinkt schwerer, unbeholfener über den Tisch. Aber er lächelt. Ihm ist, als sei er ein Vogeli — das Vogeli, das lustig aufflattert hoch — hoch — hinein ins Paradies.

Und da ist der Huber-Xandi, der so zäh gewesen ist, daß selber der Tod noch hat thun müssen, wie es in seinem Bergbauernschädel gestanden hat, gestorben.

Goeschenen. Ernst Zahn.

Zu dem „Pantheon" der Deutschen.

In der so eben ausgegebenen 227. und 228. Lieferung der „Allgemeinen Deutschen Biographie" findet sich auch ein Nekrolog auf Dr. Ludwig Bamberger, als dessen Verfasser sich ein Herr Wippermann bekennt. Waren schon die Freunde L. Bamberger's auf das gespannt, was die „A. D. B." über diesen bringen würde, so hat das jetzt vorliegende Elaborat ihre Erwartungen doch noch übertroffen. Um den Geist, in dem es gehalten ist und die Form der Mache zu kennzeichnen, heben wir nur zwei Stellen aus. S. 197 und 198 heißt es:

„Auf die öffentliche Beschuldigung, er habe die Bestimmung wegen Münzen aus Nickel in das Münzgesetz bewirkt, weil er als Mitbetheiligter an einem Nickelwerke auf persönlichen Vortheil ausgegangen sei, erwiderte er nichts, thatsächlich hatte er seit 1856 im Auftrage seines Bankgeschäfts ein solches Werk zu Varalto (Varallo muß es heißen) in Italien erworben und geleitet."

Jedermann, der diese Zeilen liest, muß doch zu der Meinung verleitet werden, an der Behauptung, daß Bamberger für die Ausprägung der deutschen Scheidemünze in Nickelmetall eingetreten sei, weil er Mitbetheiligter an einem Nickelwerke gewesen, sei doch etwas Wahres. Und doch weiß Herr Wippermann aus Bamberger's „Erinnerungen", daß jenes Nickelwerk schon Anfangs der sechziger Jahre ganz aufgegeben war, daß das Pariser Haus, das es ins Leben gerufen und dem Bamberger angehört hatte, gar nicht mehr existirte und er überhaupt an keinen Geschäften mehr betheiligt war. Liegt hier Ungeschicklichkeit im Ausdruck oder Absicht vor?

Dieselbe Frage muß man auch aufwerfen, wenn man den Schluß des Nekrologs liest:

„1898 erlitt er (Bamberger) einen Schlaganfall, er erholte sich auf seiner Besitzung in Interlaken; am 14. März 1899 aber machte der Portier seines Hauses in Berlin dem Standesamte die Anzeige, daß der Rentier Bamberger an Herz- und Lungenlähmung gestorben sei. Seine Gemahlin starb schon früher in Wiesbaden."

Man kann die ganze „Allgemeine Deutsche Biographie" durchgehen, ohne in ihr einen Portier als Todesherold aufmarschirt zu finden. Die Stimmung des Nekrologisten gegen sein Objekt spricht daraus allzu deutlich. Und von solchen — um es gelinde auszudrücken — abgeschmackten Leichenbittern — man ist mit Rücksicht auf den Portier-Passus beinahe versucht, von litterarischen Hausknechten zu sprechen — werden gute Patrioten, hervorragende deutsche Parlamentarier und Schriftsteller in das „deutsche Pantheon" geleitet!

R.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 13. Berlin, den 29. Dezember 1900. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. Dezember abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder beim Verleger der „Nation“, Georg Reimer, Berlin W., Lützowstr. 107/108, zu erneuern. Neu eintretenden Abonnenten wird die Serie der 12 handelspolitischen Flugblätter auf Wunsch unentgeltlich nachgeliefert.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Mächte sind über die chinesische Frage jetzt zu einer formalen Uebereinstimmung gelangt, und das Ergebniß ihrer Vereinbarungen unter einander ist den chinesischen Vertretern überreicht worden. Das ist ein Schritt vorwärts; aber freilich über die Bedeutung dieser gemeinsamen Aktion darf man sich nicht täuschen. Die Forderungen, die gestellt wurden, sind zum Theil so weitmaschig, daß neue Schwierigkeiten in jedem Augenblick entstehen können, insofern die chinesische Regierung nicht einen schnellen Frieden will, sondern das Ausspielen der Mächte gegen einander als Programm festhält. Hierüber wird die nächste Zeit schon einigermaßen Aufklärung bringen.

Inzwischen wird fortgekämpft und fortgesiegt; kleine chinesische Truppentheile werden geschlagen unter Zurücklassung ganzer Haufen von Todten, und diese Siege kosten die Sieger oft nicht einen Mann.

Man mag gewiß erfreut sein, daß die koalirten Armeen im Felde keine Verluste erleiden; aber man muß sich doch fragen, sind solche Siege nothwendig, wenn von einem Widerstand überhaupt keine Rede sein kann. Siege dieser Art, bei denen auf der einen Seite nicht ein Todter und nicht ein Verwundeter zu verzeichnen ist, und bei denen auf der Gegenseite Hunderte und Hunderte ihr Leben lassen, sehen Metzeleien verzweifelt ähnlich. Und ist der Krieg, der diesen Namen verdient, eine traurige Nothwendigkeit, so kann man nicht glauben, daß solche Abschlachtungen, die der abendländischen Kultur in Asien einen seltsamen Ruf bereiten müssen, ein Gebot sein sollen.

In Südafrika müssen die Engländer, wie es scheint, nochmals von vorn anfangen. Wenn es möglich ist, daß starke Burenkommandos einen Einfall in die Kapkolonie unternehmen; wenn diese Kontingente sich organisiren und nach gemeinsamem Plane große militärische Unternehmungen einleiten und zunächst siegreich durchführen konnten, so kann keine Rede davon sein, daß die englischen Truppen auch nur einigermaßen die Kontrolle über die beiden Republiken besitzen. Der Guerillakrieg ist nicht beendet; und der Krieg großen Stils scheint wieder aufzuleben; die englischen Waffen haben mithin nicht viel mehr erreicht, als eine Anzahl fester Stützpunkte in Transvaal und im Orangestaat zu gewinnen; — dies ist das Ergebniß eines Krieges, der jetzt fünfviertel Jahre dauert.

Es genügt, diese Thatsache hervorzuheben, um den richtigen Standpunkt gegenüber der englischen Politik zu gewinnen. Wie viele Engländer mag es wohl geben, die für einen südafrikanischen Krieg gewesen wären, wenn sie die Schwierigkeit der Aufgabe so zu überblicken vermocht hätten, wie das heute möglich ist. Herr Rhodes hätte unter dieser Voraussetzung schwerlich den Brand entfacht, der die politische und wirthschaftliche, ruhige Entwicklung

Südafrikas, die Entwicklung der Mineninduſtrie eingeſchloſſen, für lange zu vernichten droht. Und welcher Staatsmann in London wäre leichtſinnig genug geweſen, zu ſolchen Opfern bei ſolchen Ergebniſſen zu rathen; ſelbſt nicht Herr Chamberlain.

Wie auch der ſchließliche Ausgang ſein mag, — die engliſche Politik im Dienſte des chauviniſtiſchen Imperialismus und des internationalen Jobberthums iſt gerichtet; hoffentlich nicht nur vor der Welt, ſondern auch vor dem engliſchen Volk, das über kurz oder lang ſeine Kaltblütigkeit wieder erlangen wird. Leider in jedem Falle zu ſpät, denn die Zerrüttung der ſüdafrikaniſchen Verhältniſſe iſt nicht mehr rückgängig zu machen.

In Frankreich erſteht der Todte wieder auf; der Dreyfushandel ſollte durch eine Amneſtie begraben werden, und nun entfacht ſich der alte Kampf doch von Neuem. Wen kann das wundern? Der jedenfalls wird nicht überraſcht ſein, der die geſammte Dreyfus-Angelegenheit nur als einen Zwiſchenfall bei der Austragung weit größerer Gegenſätze betrachtet hat. Und dieſer Gegenſatz kommt in den Worten zum Ausdruck: Republik oder Umſturz.

Jene Elemente, die auf den Umſturz der Republik hinarbeiten, können ſich natürlich durch eine Amneſtie nicht beruhigen laſſen; ſie wollen die Agitation, ſie wollen die Verbitterung, ſie wollen die Zerrüttung des franzöſiſchen Staatsweſens, und die Amneſtie iſt ſicher kein Mittel, ihnen die Waffen aus der Hand zu nehmen. Sie laſſen ſich nicht begütigen, ſondern ſie werden kämpfen, bis ſie zerſchmettert am Boden liegen, oder bis ſie das heutige Regime in Frankreich geſtürzt haben. Und auch die radikalen Kämpfer für die Gerechtigkeit, an ihrer Spitze Zola, rüſteten nicht ab.

Daß ein ſo ſuperiorer Politiker wie Waldeck-Rouſſeau dieſe Entwicklung nicht vorausgeſehen haben ſollte, iſt ganz unwahrſcheinlich. Wenn er gleichwohl ſich für die Amneſtie eingeſetzt hat, ſo kann dies nur aus dem Grunde geſchehen ſein, weil er ſie für ein Mittel hielt, dem heutigen Regiment neue Anhänger zuzuführen, jene Schaaren, die der Republik durch eine Art Verſöhnung die Ruhe ſichern wollten. Gehen dieſen jetzt die Augen auf über die Umſtürzler der Rechten? Das wäre ein Erfolg.

* * *

Das abgelaufene politiſche Jahr.

Wie wenig bleibt von der politiſchen Arbeit ſelbſt dann zurück, wenn die fernſten Ereigniſſe auch nur vor kurzen zwölf Monaten ſich lebendig und lärmend abgeſpielt haben. Tempus edax rerum. Die Zeit verſchlingt Menſchen, Dinge, Ereigniſſe — glücklicherweiſe —; die Sintfluth, die unabläſſig allem, was entſteht, auf den Ferſen iſt, und faſt alles fortſpült und begräbt, iſt die Zeit.

Es gibt kaum eine ſchwierigere Aufgabe für den Politiker, als die klare Einſicht zu bewahren, daß ſelbſt die ſogenannten großen Aktionen, die ſich um ihn vollziehen und an denen er leidenſchaftlich mitarbeitet, meiſt von recht geringer und ephemerer Bedeutung ſind, und trotz dieſer Einſicht jener temperamentvollen Thatkraft nicht verluſtig zu gehen, die jene nicht entbehren können, die ſich immer von Neuem in das politiſche Getümmel ſtürzen. Skeptiſche Superiorität, die in dem Intellekt wurzelt, und die ſich über den Umfang der zu verrichtenden Danaidenarbeit nicht täuſcht, und naive draufgängeriſche Kampfesfreude, die aus dem Temperament entſpringt und die an die großen Erfolge glauben muß, — dieſes Nebeneinander und Durcheinander von Feuer und auslöſchendem Waſſer macht das Weſen des politiſchen Menſchen aus. Vielleicht unterſcheidet ſich der Menſch nur durch ein wenig ſkeptiſche Selbſtkritik von den Korallenthierchen, die in Jahrtauſenden emſigen Fleißes ihre Bänke im Meere errichten, und ſo die Strömungen der See ablenken und damit ſchließlich die Temperatur ganzer Welttheile verändern.

Haushälteriſch geht die Natur und auch der Menſch mit den Kräften, über die ſie verfügen, nicht um. Welche Anſtrengungen auf allen Gebieten unaufhörlich, damit ganz wenig vorwärts gebracht oder meiſt nur verändert werde, und die politiſche Maſchine arbeitet nicht nur am raſendſten, ſondern zugleich mit ganz beſonders lärmenden Umdrehungen.

Solcher Aſchermittwochſtimmung entgeht man nicht, wenn man zurückblickt, um feſtzuſtellen, was von der politiſchen Jahresarbeit im Augenblick wenigſtens noch nicht gänzlich überweht iſt.

In der inneren Politik Deutſchland gibt es nur einige, ganz wenige Wegmarken, und ſie ſind Zeugniß, unter welch ſchwächlicher Führung wir marſchirt ſind: Die Waarenhausſteuer im preußiſchen Landtag und die lex Heinze im Reichstag. Alle beide Geſetzesvorlagen Erzeugniſſe deſſelben Geiſtes; der reaktionären Enge und des Egoismus, und zugleich Zeugniſſe der epigonenhaften Impotenz dieſes Egoismus und dieſer geiſtigen Enge. Mit ſolchen dünnen winzigen Stricken will man das moderne Leben feſſeln; man hemmt den geſunden Kreislauf des Blutes, indem die Glieder des deutſchen Rieſen bald hier, bald dort eingeſchnürt werden, und die wachſende Zahl all dieſer Chikanen zuſammengenommen wirkt unheilvoll; aber wie geradezu lächerlich erſcheint jedes einzelne Abenteuer, das der deutſche Rieſe unter dem unklugen Zwergenvolk zu beſtehen hat. Und gerade in dieſer Thatſache, weil ſie ſo deutlich hervortritt, liegt eine Gefahr.

Meiſt iſt es die kleine Zahl der unmittelbar Betroffenen in der Bevölkerung, jene, die geſchädigt und jene wenigen, denen manchmal genützt werden ſoll, die die Bataille gegen die reaktionären Mächte durchkämpfen; an ihrer Spitze die noch winzigere Schaar der liberalen Politiker, die ſich aus Beruf und Temperament mit öffentlichen Angelegenheiten beſchäftigen. Allein die Maſſe der mit dem modernen Leben verknüpften Bevölkerung bleibt faſt ſtets gleichgiltig, ſkeptiſch, ihren beſonderen Intereſſen hingegeben und ihre politiſche Energie fühlt ſich befriedigt, wenn die Woche hindurch einigemal mit Druckerſchwärze hergeſtellte papierne Proteſte in das Land gehen. Man iſt natürlich empört; man findet das Treiben ſcheußlich und unſinnig; aber ſchließlich ſpielt ſich doch alles beim Nachbar ab, und die ſchlechteſte Geſetzgebung läßt in dem großen Deutſchland faſt immer ſo viele unberührt, daß die geringere Zahl von jenen, denen arg mitgeſpielt wird, erdrückt erſcheint, von der kompakten Maſſe der durch das Junkerthum oder den Klerikalismus organiſirten Reaktion.

Der Klerikalismus und das Junkerthum verfügen bei uns über die Fähigkeit zu herrſchen und zu organiſiren und zu diszipliniren; der Arbeiterſtand hat dieſe Fähigkeit gleichfalls entwickelt; und das Bürgerthum . . .! Auf allen Gebieten des Lebens leiſtet es eine gewaltige Summe ganz hervorragender Arbeit; und trotz allem gibt dieſes Bürgerthum auch dem deutſchen Leben das Gepräge; aber in dieſem deutſchen Gebäude, das ſo weſentlich, oder beinahe ausſchließlich ſein Werk iſt, läßt es ſich chikaniren und malträtiren, als ſei es nur ein Aftermiether, der froh ſein müſſe, wenn man ihn in den ſchlechten Winkeln duldet.

Dieſem Bürgerthum fehlt noch der Inſtinkt und der Wille zu herrſchen; es arbeitet und arbeitet in allen Schaffensſphären, und dieſe Arbeit war ſo erfolgreich trotz allen reaktionären Wettern, daß man bei jedem neuen Gewitter das aufzieht, zwar verdrießlich die Stirn runzelt und die vernichtete Ernte bedauert, wenn — der Nachbar den Schaden zu tragen hat, aber eingreifen thut man erſt, wenn der Blitz

den eigenen Speicher trifft. Und wenn man auch das Gefühl hat, daß all dieser Schaden nicht nur individuelle Verluste darstellt, sondern zugleich am Ende ein Schaden für die Gesammtheit, für Deutschland ist, so entspricht diesem Gefühl doch nicht der Wille im Interesse des modernen Staates mit aller Kraft in jedem Falle beizuspringen.

Dem Bürgerthum ist die gesammte moderne wissenschaftliche und technische Entwicklung zu Gute gekommen; das Junkerthum, die wirthschaftliche und politische Reaktion, wurde durch die allgemeine Kulturentwicklung in die Vertheidigung gedrängt; der Klerikalismus, die geistige Reaktion im weitesten Sinne, wurde durch die gleichen Ursachen zur Defensive gezwungen; der Arbeiterstand raffte sich empor und ging zum Angriff über. Gegen diesen Ansturm hätte auch das deutsche Bürgerthum, dessen politische Tugenden erst entwickelt werden mußten, gleichwohl Stand halten können, wenn es ihm nicht, seiner bürgerlichen, seiner wirthschaftlichen und wissenschaftlichen Tugenden wegen, so gut ergangen wäre. Politisch immer wieder zurückgedrängt, kam es gleichwohl wirthschaftlich und intellektuell immer weiter voran, und bei diesen Erfolgen im bürgerlichen Leben erstarkten nicht seine politischen Fähigkeiten, sondern es bildete sich jene Stimmung heraus, die in der Lebensregel zum Ausdruck kommt: Arbeiten wir; erleichtern wir unser Gewissen durch politisches Räsonniren, und dulden wir politisch, dulden wir wirthschaftlich, denn schließlich bleibt das Leben auch trotz der politischen und wirthschaftspolitischen Misere noch sehr erträglich.

Fraglich bleibt nur, wann die individuellen Schädigungen aufhören, individuelle Schädigungen zu sein und sichtbare Schädigungen der Gesammtheit, das ist des deutschen Reiches, werden; oder anders ausgedrückt, wann die individuelle bürgerliche Tüchtigkeit die Verfehlungen politischer Blindheit und politischer Engherzigkeit nicht mehr auszugleichen und nicht mehr wettzumachen vermögen wird.

Einige Eingriffe gibt es, von denen schon jeder einzelne selbst einem Riesenleib wie dem deutschen verhängnißvoll werden müßte: ein unglücklicher Krieg; die Neigung für kriegerische Extravaganz ist glücklicherweise bisher nicht hervorgetreten; eine Umstoßung der Währung; diese Gefahr ist heut abgewendet; eine Zertrümmerung des Systems der Handelsverträge; diese Wolke hängt noch über uns, und nur langsam entwickelt sich eine Abwehr, von der man hoffen kann, daß sie der Größe der schweren Bedrohung entspricht.

Dem optimistischen schwächlichen Gehenlassen, das das Bürgerthum charakterisirt, entspricht ein gleiches schwachmüthiges Gehenlassen auf Seiten der Regierung, die sich auch mit dem Trost abzufinden beliebt: Es wird so schlimm nicht werden. Das ist das Verhalten eines Kapitäns, der der Stärke seines Schiffes vertraut und der Bemannung und den Passagieren Eingriffe und Eigenwilligkeiten gestattet, die gegen die erprobte Navigationslehre verstoßen. Gewiß; es geht auch so eine Zeit lang; aber wie lange? und wenn plötzlich irgend woher ein ernster Sturm einsetzt, dann können sich auch kleinere Sünden schon als verhängnißvolle Sünden erweisen.

Du lieber Himmel, die preußische Welt geht an einem Waarenhaussteuergesetz nicht zu Grunde; aber in dem wirthschaftlichen Leben hat doch ein unzweckmäßiger Eingriff mit allen seinen weittragenden Folgen stattgefunden — und wie viele solcher Eingriffe kommen hinzu, unter andern das Börsengesetz — und statt den sogenannten Mittelstand zu gesunden Anschauungen zu erziehen, wurde er darin bestärkt, in der Enge seiner engen Welt zu beharren mit der Aussicht jetzt alle jene Enttäuschungen zu erleben, die die Zukunft diesen Elementen bringen muß. Und das heißt Festigung des Staates, wenn man zu der noch immer verbitterten Arbeiterpartei einen durch Enttäuschung verbitterten Mittelstand hinzufügt.

Kanäle sind für Deutschland zwar eine wirthschaftliche Nothwendigkeit, ja sie sind sogar militärisch erforderlich — allein das Nothwendige gegen die reaktionäre Macht durchzusetzen, fehlte der Regierung die Kraft, wie ihr die Kraft fehlte das Schädliche gegen die Reaktion zu verhindern. Und wenn sich nun einmal Kraft auf der entgegengesetzten Seite zeigt, wie bei dem Ansturm gegen die lex Heinze — wie früher bei der Zuchthausvorlage — dann hat selbst solcher Stoß, obgleich er von der einer Berücksichtigung so viel weniger werthen Linken geführt wird, Erfolg.

Unsere innere Politik war bisher vor allem getragen von zwei Gestalten: dem Fürsten Hohenlohe und Herrn von Miquel. Fürst Hohenlohe war als Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident ein wohlmeinender Mann, dessen gute Gesinnung soweit zum Ausdruck kam, wie sein hohes Alter und seine schwachen Kräfte dies zuließen. Und Herr von Miquel war als einflußreicher preußischer Finanzminister schließlich doch nur in jenem Umfang agrarisch gesinnt, als der allzu starke Gegendruck der anderen Kräfte dies nicht verhinderte. Anpassung aus wohlwollender Schwäche bei dem einen; Anpassung aus geschmeidiger Geschicklichkeit, die sein politisches Hauptprinzip ist, bei dem andern. Das eine wie das andere ist aber schließlich nur Schwäche, und wir hatten denn auch keine Regierung, die führte, sondern die sich drängen ließ, bald vom Kanal ab, bald zur Waarenhaussteuer hin und dann wieder von der lex Heinze ab.

Daneben gibt es nur noch die Marinevorlage, und die wird besser unter dem Gesichtspunkt der auswärtigen Politik behandelt. Die militärischen Fragen und die auswärtige Politik sind, so weit man sehen kann, glücklicherweise nie unter so schwachmüthigen opportunistischen Gesichtspunkten behandelt worden, wie die arme hin- und hergestoßene Magd, die innere Politik, die wohl doch einmal ihre Rache nehmen wird.

Und diese innere kraftlose und gefährliche Misere — und das ist sie trotz aller bis in die neueste Zeit noch anhaltenden wirthschaftlichen Prosperität — war begleitet von einem dekorativen Staatspomp, der so selbstherrlich und selbsicher auftritt, als lebten wir im glorreichsten aller Zeitalter. Eine staatliche Meiningerei ohne stattliche Schauspieler.

Große Worte und große Gebärden entsprechen überhaupt nicht der deutschen Vergangenheit, ihr, die uns unser großes Drama in Wirklichkeit gebracht hat, und um so weniger der Gegenwart, je größer das Mißverhältniß ist zwischen dem dürftigen Stücklein, das heute heruntertragirt wird, und dem schreienden Siegerprunk und dem heroischen Lärm, zwischen dem es sich abspielt. Mehr Inhalt — weniger aufdringliche Staffage wäre zu wünschen, und das wird bezeichnender Weise von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken einmüthig gewünscht, wenn auch in ganz anderem Sinne.

Auf dem Gebiete der inneren Politik wird der neue Reichskanzler Graf Bülow nicht zum Wenigsten zu zeigen haben, was er kann, und es bleibt abzuwarten, ob auch er die interimistische Politik der wohlmeinenden Schwachheit und der schwächlichen Geschicklichkeit fortführt, die einsetzte, als Graf Caprivi mit seiner Politik staatlicher Sachlichkeit gegen die Agrarier gescheitert war; oder ob der neue Reichskanzler das Staatsinteresse vor allem wieder stabilirt und hierfür kämpft trotz Parteien und trotz Hofintriguanten.

Der Sturm, den die Frage der Handelsvertragspolitik entfesseln muß, wird in jedem Falle den bisherigen idyllischen, schillernden Marasmus fortfegen, und das ist gut für die öffentliche Gesundheit.

Die politische öffentliche Gesundheit ist ein schwächliches Geschöpfchen in Deutschland geworden, und nur ein erfreuliches Symptom hat sich im letzten Jahre gezeigt; daß die Sozialdemokratie im größten Staat Deutschlands, in Preußen, an den Landtagswahlen theilnehmen will.

Worunter wir leiden, das ist die Abstinenz von der Politik, und Politik heißt werkthätiges Interesse am Staate; ganz gleichgiltig aber, ob das Bürgerthum diese Abstinenz aus Enttäuschung, aus Skeptizismus, aus satter Gleichgiltigkeit oder ob der Arbeiterstand sie auf Grund eines falschen politischen Prinzips übt.

(Ein Schlußartikel folgt.)

P. Nathan.

Feldmarschall Blumenthal.

Wie groß die Ueberraschung war, welche die Siegesnachricht von Königgrätz in der Welt hervorrief, davon kann sich das jüngere Geschlecht kaum eine Vorstellung machen. Auch die, welche den Sieg Preußens mit Sicherheit erwarteten, hatten nicht darauf gehofft, daß dieser Sieg so schnell und so vollständig sein würde. Noch größer war die Ueberraschung selbstverständlich bei denen, die auf den Sieg Oesterreichs gehofft hatten. Was sich in überraschender Weise vollzieht, sieht man als ein Werk des Zufalls an. Und so war denn ein volles Jahr oder ein noch längerer Zeitraum mit Artikeln und Flugschriften ausgefüllt, die den Beweis versuchten, daß der Erfolg Preußens nur ein ephemerer sein könne, weil er durch Zufälligkeiten veranlaßt sei. Wenn das Zündnadelgewehr nicht gewesen wäre! Wenn der Nebel von Chlum nicht die Aussicht verdorben hätte! Wenn Moltke nicht gewesen wäre!

Heute kann diese ganze Betrachtung als überwunden gelten; heute erkennt man, daß die Gründung des Deutschen Reiches im Plane der Weltgeschichte lag und zu Stande gekommen wäre, auch wenn sich ihr allerlei Zufälligkeiten entgegengesetzt hätten.

Wenn es nie einen Moltke gegeben hätte, so würde ein anderer General das preußische Heer zum Siege geführt haben. Etwa Blumenthal oder Goeben. Allerdings war es ein großes Glück, daß Moltke da war. Kaiser Wilhelm verlangte, daß ihm jede Maßregel, zu der seine Genehmigung verlangt wurde, als nothwendig nachgewiesen wurde. Es war nicht immer leicht seine Zustimmung zu gewinnen; das haben Bismarck und Moltke oft genug namentlich vor dem Jahre 1870 erfahren. Moltke's Geist war so beschaffen, daß er sich selber über jeden Schritt, den er that, genau Rechenschaft gab. Er war ein Lessing der Strategie; wie Lessing flossen ihm die Gedanken durch ein Pumpwerk in Röhren zu. Ich bestreite dabei nicht, daß Moltke ein militärisches Genie war, denn ich halte auch Lessing für ein dichterisches Genie trotz der Beschreibung, die er selbst von seinem dichterischen Schaffen gab.

Weil Moltke sich selbst die genaueste Rechenschaft gab, konnte er sie auch dem Kaiser Wilhelm geben und konnte in schwierigen Momenten dessen anfangs recht zähen Widerstand überwinden. Blumenthal hätte das nicht gekonnt. Was er als Stratege Großes geleistet, verdankte er der Intuition und nicht der verstandesmäßigen Berechnung. Und es ist zweifelhaft, ob er den Kaiser Wilhelm für seine Pläne gewonnen hätte.

Es gab noch einen zweiten Grund, aus dem der Kaiser Wilhelm ihm nie seine ungetrübte Gunst geschenkt hätte. Er war kein General nach dem Typus der meisten übrigen Generäle, der Roon und Steinmetz, der Wrangel und York und Ziethen. Er hatte wenig Sinn für die Aeußerlichkeiten des Dienstes; es kümmerte ihn wenig, ob ein Mann im zweiten Gliede nicht nach dem Reglement rasirt war. Er war von einem anderen Typus, der zwar in der preußischen Armee auch von jeher vorgekommen ist, von dem Typus der Seydlitz oder jenes Generals Hünerbein, der dem alten Feldmarschall York so viel Verdruß zufügte. Er war ein Mann von einem so lebhaften Temperament, daß es mit den Forderungen der Disziplin zuweilen in Konflikt gerieth, und dann — es ist schmerzlich, es niederzuschreiben — er vernachlässigte zuweilen seinen Anzug.

Dieselben Eigenschaften, die Blumenthal zum Liebling des Kaisers Friedrich machten, hinderten ihn, ein Liebling des Kaisers Wilhelm I. zu werden, der ihm den Generalfeldmarschallsstab vorenthielt, nachdem er ihn Männern von geringerem Verdienst ertheilt hatte.

Daß Blumenthal ein genialer Stratege war, daß im österreichischen Kriege die schlesische Armee zielbewußter geführt wurde, als diejenige, welche unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Carl stand, daß die Erstürmung von Weißenburg, die den französischen Krieg so glänzend einleitete, ein Meisterstück war, welches für zukünftige Kriegsgeschichtsschreiber ein Gegenstand unaufhörlichen Studiums sein wird, das kann nur der Fachmann verstandesmäßig darlegen, aber auch der Laie empfindet es.

Diesem seltenen Manne drohte nun einmal die ernste Gefahr, aus seiner glänzenden Laufbahn jäh herausgeworfen zu werden. Im Juli 1866 hatte er vom Kriegsschauplatz einen Brief an seine Frau geschrieben und ihn der preußischen Feldpost übergeben. Die Feldpost wurde von den Oesterreichern abgefangen und Blumenthals Brief erschien in Wiener Zeitungen.

In diesem Briefe sprach er sich ungerecht über Moltke, höchst schroff über den Prinzen Friedrich Karl aus und verschonte sogar seinen Gönner, den damaligen Kronprinzen nicht mit einem leisen Tadel; er warf ihm Unpünktlichkeit vor.

Daß die Oesterreicher den Brief abfingen und mit ihm nach Belieben schalteten, war ihr gutes Recht; die Preußen sind im Kriege ebenso verfahren. Ob es klug war, den Brief zu veröffentlichen, der die Sieger in schlechtem Lichte erscheinen ließ, ist sehr zweifelhaft, da mit der Ehre des Siegers auch die Entschuldigung des Besiegten steigt. Aber dieses Bedenken wurde wohl überwogen durch die Absicht, eine Brandfackel der Zwietracht in das preußische Lager zu werfen.

Und diese Absicht wäre fast gelungen. Allerdings der Kronprinz grollte seinem Generalstabschef nicht. Der ihm gemachte Vorwurf war nicht abzuleugnen und leicht zu tragen. Auch Moltke verhielt sich großherzig. Nach den Mittheilungen glaubwürdiger Zeugen hat er es abgelehnt, das Zeitungsblatt zu lesen, in dem Blumenthal's Brief stand, denn so lautete der denkwürdige Grundsatz, den er bei dieser Gelegenheit aussprach, „was ein Mann seiner Frau schreibt, darum soll sich kein Dritter kümmern". Aber außer dem Kronprinzen und Moltke gab es noch einen Dritten, der betheiligt war.

Prinz Friedrich Karl fand das Zeitungsblatt auf seinem Arbeitstische; niemand hatte gewagt, es ihm in die Hand zu geben. Ohne weiter ein Wort zu sprechen, befahl er ein Pferd zu satteln und ritt zum Quartier des Königs, das Zeitungsblatt in der Tasche. Dort angekommen, erhielt er den Bescheid, der Kaiser sei in diesem Augenblick nicht zu sprechen, denn der Kronprinz habe Vortrag bei ihm. Prinz Friedrich Karl wartete im Vorzimmer lange Zeit. Endlich öffnete sich die Thür zum Zimmer des Kaisers und aus derselben trat der Kronprinz, hoch erregt, aber freudestrahlenden Blicks. Sowie er den Prinzen Friedrich Karl erblickte, ging er auf ihn zu und sprach: „Ich kann Dir eine Nachricht mittheilen, die Dir ebensoviel Freude machen wird, wie mir! Der König verzeiht dem General Blumenthal den unvorsichtigen Brief, den er geschrieben hat." Das Anliegen des Prinzen Karl war erledigt, ehe es jemand kennen gelernt hatte. So ist mir der Hergang von einem der bestunterrichteten Männer erzählt worden.

Kaiser Wilhelm II. hat den Berather seines Vaters nach Gebühr geehrt.

Alexander Meyer.

Moralische Neujahrsbetrachtungen.

Da wir Deutsche auf höheren Befehl den Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts schon vor einem Jahre gefeiert haben, so können wir bereits aus Erfahrung sprechen, wenn wir behaupten, daß das neue Jahrhundert nicht besser ist als das alte. Moralischer ist die Welt jedenfalls nicht geworden. Vielmehr scheinen gerade die Ereignisse des abgelaufenen Jahres jenen Skeptikern Recht zu geben, die selbst bei einem Rückblick auf viele Jahrhunderte, ja selbst Jahrtausende die Entwicklung der Menschheit zu einer höheren Moral bestreiten. Die bösen Leidenschaften der Menschen sind ohne Zweifel die konstanteste Größe der Weltgeschichte. Wo immer sich die Gelegenheit bietet, brechen sie in alter Wildheit hervor, und das Bischen Kultur, Religion, Humanität und Sitte, was den Völkern von Kindesbeinen an eingebläut wird, fällt ab.

Der dreißigjährige Krieg, der große Theile Deutschlands zur Wüste machte und an Plünderungen und Grausamkeiten jeder Art seines Gleichen in der Geschichte sucht, sollte er wohl viel anders geführt sein, als der Krieg, zu dem sich in China die Vertreter der gesammten zeitgenössischen Kultur vereinigt haben, oder der Krieg in Südafrika, in dem das Sengen und Brennen, das Austreiben von Frauen und Kindern längst in Uebung ist, obgleich der Krieg nicht dreißig Jahre, sondern erst fünfzehn Monate dauert?

Auch über die Moral eines Dschingischan und Tamerlan wird man sich gewöhnen müssen, milder zu urtheilen, wenn man liest, was sich die einzelnen im Namen des Christenthums und der Kultur in China versammelten Heerestheile gegenseitig — größtentheils sicherlich mit Grund — vorwerfen.

Dabei bedarf es nicht einmal immer der Aufregungen des Kriegszustandes, um die Bestie im Kulturmenschen zu entdecken. Aus den von Kirchen besäeten Vereinigten Staaten von Amerika drang vor einigen Monaten die Kunde zu uns, daß man in Colorado — und zwar nicht etwa der Pöbel, sondern „angesehene Bürger" — einen Neger am Pfahl gebraten habe. Die Presse der amerikanischen Union hat sich darüber nicht allzusehr aufgeregt. Wir aber haben kein Recht, den Sittenrichter zu spielen, denn wir haben — den Prinzen von Arenberg.

Auch im Uebrigen bietet sich uns kein rechter Anlaß zum Pharisäerthum. Die Konitzer Vorgänge haben uns die fanatische Dummheit aus der Aera der Hexenprozesse, der Prozeß Sternberg die Fäulnißzustände perverser Sinnlichkeit nur allzu deutlich vor Augen geführt; nicht minder die Hilflosigkeit, mit der Polizei und Justiz solchen Ausschreitungen gegenüberstehen. Wie bescheiden die Justiz in ihren Anforderungen an die Integrität ihrer Hilfsorgane geworden ist, beweist nichts besser, als der vom Staatsanwalt für passend erachtete dithyrambische Vergleich des Hauptbelastungszeugen im Sternbergprozeß, des Schutzmanns Stierstädter, mit einem Phönix, der aus der Asche emporgestiegen sei, während der Phönix selbst kurz vorher bekundet hatte, daß er nicht aus der Asche emporgestiegen sei, sondern aus den Betten zweier Dirnen, mit denen er amtlich zu thun hatte.

Daß die Rechtsanwaltschaft bei dieser Gelegenheit ebenfalls an moralischer Würde nicht gewonnen hat, ist ein weiterer Debetposten in der moralischen Bilanz des abgelaufenen Jahres.

Am Längsten nachwirken wird aber voraussichtlich jene flagrante Verletzung von Treue und Glauben, die zu dem Zusammenbruch der sogenannten Spielhagen-Banken geführt hat. Je komplizirter unser ganzes wirthschaftliches Leben wird, eine um so bedeutsamere Rolle spielen Treue und Glauben. Gesetzliche Kautelen, staatliche Ueberwachung, sorgfältige Instruktionen: das sind alles nur Nothbehelfe, die unzähligen Pflichtverletzungen und Betrügereien noch immer den breitesten Spielraum lassen. Quid leges sine moribus! Nirgends gilt das mehr, als im kaufmännischen Leben. Treue und Glauben sind gerade hier alles. Und deshalb sollte der Gesetzgeber diese kostbare moralische Blüthe, diesen höchsten wirthschaftlichen Schatz eines Landes hegen und pflegen. Statt dessen haben unsere weisen Daniels ein Gesetz ausgeklügelt, das man recht eigentlich ein Gesetz zur Beförderung der Verletzung von Treue und Glauben nennen kann. Unser famoses Börsengesetz drückt den moralischen Lumpen den Differenzeinwand in die Hand, mit dem sie sich wirksam einer übernommenen Verpflichtung entziehen können. Vom moralischen Standpunkte aus kann es kaum eine nichtswürdigere Handlung geben, als der Abschluß eines Geschäfts mit einem gutgläubigen Kontrahenten, das Einkassiren eines Gewinnes aus diesem Geschäft, wenn es gut geht, und das Verkriechen hinter einen Gesetzesparagraphen, wenn das Geschäft einen Verlust bringt. Man spricht von einem Ehrenwort der Offiziere, das eingelöst werden muß, auch wenn es Kopf und Kragen kostet. Ein ehrenwerther Kaufmann muß jedes Geschäft als auf Ehrenwort geschlossen ansehen. Wer sein Wort nicht hält, ist infam. Solche Infamie wird vom Börsengesetz prämiirt. Angeblich will man durch den Differenzeinwand die geschäftliche Unerfahrenheit schützen. In Wirklichkeit hat man damit den „Erfahrensten" eine neue Chance strafloſen und lukrativen Betruges eröffnet. Vielleicht das Bedenklichste an diesem gesetzgeberischen Mißgriff ist die Rückwirkung der skandalösen Fälle, in denen der Differenzeinwand unter dem Schutze des Gesetzes mit Erfolg erhoben wird, auf die Werthschätzung, in welcher die deutsche Treue bisher im Auslande stand. Bei der Neigung, jedes sensationelle Vorkommniß einer Verletzung von Treue und Glauben zu verallgemeinern, beginnt man das Wort eines deutschen Kaufmanns im Bereich des deutschen Börsengesetzes mit Mißtrauen anzusehen, und das ist eine schwere nationale Schädigung.

In diesem Zusammenhange erscheinen die Verfehlungen bei der Verwaltung der Spielhagen-Banken besonders empfindlich. Der materielle Verlust, so bedauerlich für den Einzelnen er sein mag, wird sich schließlich verschmerzen lassen, aber die Erschütterung des Glaubens an die Solidität von Finanzinstituten, deren Pfandbriefe in weiten Kreisen den Ruf absoluter Sicherheit genossen, wirkt Mißtrauen erweckend auf das ganze wirthschaftliche Leben Deutschlands zurück; solche Katastrophen führen auch dem nicht im großen wirthschaftlichen Getriebe Stehenden eindringlich vor Augen, wie viel wichtiger Treue und Glauben sind, als gesetzliche Bestimmungen und staatliche Kontrolle, und wie auch das, was man Realkredit nennt, und was scheinbar eine von der Persönlichkeit des Schuldners losgelöste Sicherheit bietet, ohne Treue und Glauben nur auf lockerem Fundament ruht.

Man sollte allen Titelkram aus dem gewerblichen Leben hinauswerfen und Kaufleuten wie Industriellen lieber den Sinn dafür schärfen, daß ihre Ehre ausschließlich in der Zuverlässigkeit ihres Worts und ihrer Unterschrift liegt.

Das klingt allerdings etwas altfränkisch, ein wenig nach Gustav Freytag's „Soll und Haben". Die heutige Mode geht mehr auf große Worte. Die Reformer unserer Tage sind immer damit einverstanden, daß die große Dampfmaschine des Staats in Betrieb gesetzt wird, aber sie lieben es in der Regel nicht, sich selbst zu reformiren.

Unsere Agrarier betrachten es schon als eine Frivolität, wenn man sie auf die Selbsthilfe verweist. Sie renommiren geradezu mit ihrer Nothlage. Nie war das Klagen so sehr politisches Geschäft wie heute. In der drohenden Forderung nach immer höheren Brodzöllen hat diese Bettlerpolitik ihren Gipfelpunkt erreicht. Dabei sind die Rollen so geschickt vertheilt, daß die wildesten Männer ganz ungeheuerliche Forderungen stellen, damit die Klinckowström und Genossen noch als gemäßigte Politiker erscheinen, wenn sie den Brodessern bloß eine Viertelmilliarde jährlich ab verlangen. Man hat diese Politik mit der Bezeichnung Brodwucher zu brandmarken gesucht. Aber der gewöhnliche

Wucherer trägt doch wenigstens seine eigene Haut zu Markte und er verlangt auch nicht, daß man ihn als eine der werthvollsten Stützen unserer Staats- und Gesellschaftsordnung ansieht. Unsere Agrarier aber verlangen auf dem Prytaneum gespeist zu werden, weil sie behaupten, sich um das Vaterland verdient gemacht zu haben, wenn das tägliche Brod zu ihren Gunsten vertheuert wird. Und an dieser staatserhaltenden Politik betheiligen sich auch Männer, deren Reden gelegentlich von sozialem Wohlwollen triefen. Die sozialpolitische Heuchelei hat ja sogar den Gedanken ausgeheckt, den Mehrertrag höherer Getreidezölle, soweit derselbe an den Reichsfiskus gelangt, den Arbeitern in allerlei sozialpolitischen Gaben wieder zukommen zu lassen. Das heißt: von 5 Mark, die man dem Arbeiter nimmt, gibt man ihm 1 Mark zurück, schlägt im Entzücken über die eigene sozialpolitische Generösität die Augen fromm zum Himmel auf und überhört die Frage des Arbeiters, wo die anderen 4 Mark geblieben sind. Wenn man denn schon einmal Brodwucher-Politik treiben will, so nenne man das Kind auch beim rechten Namen. Her mit Euren Arbeitsersparnissen, damit wir besser leben können! Das ist der Kernpunkt des agrarischen Programms. Alles Uebrige ist Beiwerk.

Man hat seiner Zeit mancherlei Vorschläge gemacht, was über dem Haupteingang des Reichstages für ein Spruch anzubringen sei. Die Stelle ist noch leer. Wie wäre es, wenn man darauf die Worte setzte: „Laßt alle Heuchelei hinter Euch!" Die Verhandlungen würden jedenfalls wesentlich abgekürzt werden, wenn die Parlamente diesen Spruch beherzigen wollten. Jener Kanadier, der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte und den Parlamentarismus die organisirte Heuchelei nannte, hatte so ganz unrecht nicht. Gäbe es einen Wahrheitsmesser wie es einen Alkoholmesser gibt, wie viel rednerischer Patriotismus, wie viel sozialpolitische Liebeserklärungen, wie viel moralische Entrüstung, wie viel fromme Betrachtungen, wie viel loyale Versicherungen würden wohl echt und wahr befunden werden? Dabei kann man nicht behaupten, daß mit der demokratischen Entwicklung gerade die Wahrheitsliebe gewachsen sei. Mit dem Kreis derjenigen, auf deren Meinung Rücksicht zu nehmen ist, wächst auch die Verführung zur Heuchelei. Nur die Formen wechseln. Aber im Grunde kommt die Schmeichelei, mit der Höflinge einen Monarchen anlügen, und der Brustton der Ueberzeugung, mit der Demagogen das souveräne Volk umwerben, auf dieselbe Heuchelei hinaus. Der Sozialdemokratie wird manches zu Unrecht vorgeworfen. Aber an politischer Heuchelei kann sie es mit allen anderen Parteien aufnehmen. Insbesondere die Tugendheuchelei findet in der Sozialdemokratie einen üppigen Boden. Wie in schlechten Rührstücken auf dem Theater der schwarze Bösewicht dazu dient, den schon von Natur edlen Helden immer noch edler erscheinen zu lassen, so dient in den Anklagen der Sozialdemokratie gegen die bestehende Ordnung der Dinge der bitterböse, feige, habgierige Bourgeois als dunkle Folie für den zwar armen, aber ehrlichen und tapferen Proletarier.

Es ist nicht schwer, tugendhaft zu sein, wenn die Gelegenheit zum Sündigen fehlt. Wer nie auch nur mit einem Hundertmarkschein in Berührung kommt, wird keine Million unterschlagen; wer keine Macht besitzt, wird sich auch nie des Mißbrauchs der Macht schuldig erweisen.

Diese moralischen Neujahrsbetrachtungen sind nicht besonders ermuthigend. Sie scheinen den Standpunkt jener Egoisten zu rechtfertigen, die sich um nichts bekümmern, was sie nicht unmittelbar angeht.

Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe.

Und doch gibt es Menschen, die mit der Rolle des Sancho Pansa nicht zufrieden sind, und immer wieder dem Don Quixote nacheifern.

In der Gegenüberstellung des Sancho Pansa und des Don Quixote liegt vielleicht die bedeutsamste dichterische Intuition der Weltlitteratur. Aus diesen beiden Typen setzt sich die ganze Menschheit zusammen. Je nach Zeit und Ort, Klima und Nationalität variiren diese Typen, aber sie sterben nie aus. Glücklich das Volk, das selbst im Don Quixote den Idealismus zu schätzen weiß, ohne den Sinn für die Realität der Dinge eingebüßt zu haben.

Theodor Barth.

Liliencron's neue und neueste Gedichte.

Manche Menschen rufen in dem Beobachter den Eindruck des Müden, Krankhaften, Leblosen in dem Grade hervor, daß er sie sich garnicht in fröhlicher Frühlingsfülle vorzustellen vermag. Als wären sie niemals jung gewesen! Andere wieder strotzen von Mark und Lebensmuth: sie scheinen gegen die zermalmende Zeit gefeit zu sein. Als könnten sie nimmer altern! Ihre lang andauernde Freiheit und Elastizität mag sie manchmal selber über die treulose Flucht der Tage hinwegtäuschen. Sie sind seltener anzutreffen und gehören in dieser Hinsicht zu den Lieblingen des Glückes. Ein solches Glückskind, ein Sonntagskind mit sonnigen Augen ist Detlev von Liliencron. Kaum glaublich und doch, es verhält sich so: Liliencron beginnt sich stark seinem 60. Lebensjahr zu nähern; er wurde — zu Kiel — am 3. Juni 1844 geboren. Der Dichter tummelte sich immer mit den Jungen und Jüngsten, er tollte mit den Ausgelassensten, ein jubelnder Sänger und Tänzer, führte er ihren Chor und Reigen, und doch ..... Des Autors „zweite Periode", über deren Kühle er sich so herzhaft in seinem „Poggfred" lustig machte, dämmert herauf. Daß er selbst die Vollendung seiner schaffensfrohen Manneszeit vor der Thüre sieht, beweist die Sammlung seiner Werke.*) Im Mai 1900 erschien „Nebel und Sonne", der 3. Band seiner „Gesammelten Gedichte." Nach der Ankündigung der Verlagsbuchhandlung bildet „Nebel und Sonne" thatsächlich den „vorläufigen Abschluß der in Buchform veröffentlichten lyrischen Produktion Liliencron's."

Liliencron's Persönlichkeit steht von Anfang an unverrückbar fest. Eine waldfrische, ungezügelte, elementare Kraftnatur, voll naiver Ehrlichkeit, sorgloser Leidenschaft und verklärender Gemüthstiefe; ein lebensfroher, unverwüstlicher Genußmensch voll des feurigsten Sturms und Drangs; ein Verächter philiströser Eintagsweisheit, des stumpfen Asketenthums und der schäbigen „Nachtmützenmoral." Alles das verleiht seiner litterarischen Physiognomie den Ausdruck heiterer, kraftvoller, echter Männlichkeit. Besonders hervorspringt daraus der Zug des eigenherrlichen, ein wenig junkerlichen, doch gleichzeitig liebenswürdig launigen Aristokraten, des grand seigneurs par excellence. Die Freude an der muthigen Ueberwindung eines Widerstandes, in einsamer Haide, in blühender Laube oder auch in Apollos heiligen Hallen, Kriegs-, Natur-, Liebes- und Kunstfreude sind in ihm mächtig; die eine schlägt zur anderen leicht eine schimmernde Brücke, und bisweilen fügen sich alle zu einem gefälligen Ganzen zusammen, so in der „Nixe", der „Erinnerung", in den Sonetten „Auf dem Deiche", zumal in „Dem Haidegänger." Das Leben, wie er es erfaßt, gestaltet sich ihm zum Kunstwerk und sein Kunstwerk — zum Leben. Seine Stoffe beherrscht er mit trotziger Souveränität; „Selbstzucht" hat er auf seine Fahne geschrieben;

*) Die neunbändige Ausgabe von Liliencron's „Gesammelten Werken", von Schuster und Loeffler in Berlin verlegt, hat soeben ihren Abschluß erhalten; 1—4, Novellen: „Kriegsnovellen", „Aus Marsch und Geest", „Könige und Bauern", „Roggen und Weizen"; 5—6, Romane: „Der Mäcen", „Breide Hummelsbüttel"; 7—9, Gedichte: „Kampf und Spiele", „Kämpfe und Ziele", „Nebel und Sonne". Liliencron's Dramen, der Roman „Mit dem linken Ellenbogen" und „Poggfred" bleiben vor der Hand Separatdruck.

doch gönnt er seinen subjektiven Eingebungen meist schrankenlosen Lauf. Freilich, auch das ist Selbstzucht! Sogar in epischer Darstellung, in der Novelle, sprudelt er von ganz persönlichen Glossen über. Er ist der geborene Lyriker.

Als Patriot, Naturbetrachter und Erotiker wie als Künstler steht er, der Führer der modernen Lyriker, vor allem in den achtziger Jahren, dem Führer der alten Generation, seinem Landsmann E. Geibel schroff Auge in Auge gegenüber.

Geibel, der Kaiserherold, sehnt das neue Reich herbei; aus der Ferne wettert er gegen den „Erbfeind", den schlimmen Franzmann; er stellt Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt. Liliencron, gleichfalls ein Imperialist reinsten Wassers, trägt zur Erfüllung von Geibel's Sehnsucht mit dem Säbel in der Faust bei; er schildert das blutige Gemetzel der Feldschlacht aus eigener Anschauung; aber auch den Gegner betrachtet er im Grunde als Kameraden, schätzenswerth und gleichberechtigt. Das Deutschthum tritt bei ihm hinter mildem Menschenthum zurück. Geht jener in Alldeutschland auf, so hängt dieser an der heimathlichen Scholle. Geibel liebt die zarten Veilchen und Lilien; er träumt gern in märchenduftiger Waldesdämmerung. Liliencron wird von der rothen Erika beglückt; in der harten Tageshelle der wilden Haide und am grauen, wildschäumenden Meer fühlt er sich wohl. Geibel, der Minnesänger, schwelgt in der keuschen Verehrung einer lieblichen oder gar madonnenhaften Schönen, er tändelt wie ein Anakreontiker in zärtlicher Verzückung, er kost und küßt — aber immer unter gebührender Beachtung der obligaten Anstandsregeln. Liliencron tändelt und schwärmt, kost und küßt nicht bloß mit „decenter" Zurückhaltung, er pfeift auf das Lob oder Anathema der alten Tanten; er wagt es, heimlich mit irgend einem Holdchen „kurze Stunden, Der süßen Sünde Abgrund zu entdecken." Er kennt nicht bloß wie sein Partner erröthende Jungfräulein, sondern auch begehrliche „Weiber", solche, die viel weniger durch ihr himmlisch frommes Gemüth als durch ihre irdisch frohe Körperlichkeit reizen. Geibel fließt von sentimentaler Seligkeit über, die Hochfluth einer Leidenschaft macht ihn schweigen. Liliencron ist von gesunder Sinnlichkeit durchglüht; seines Herzens Gluthen läßt er in flammender Rede hervorbrechen. Flieht jener vor der rauhen Wirklichkeit, so hält dieser sie mit beiden Armen fest. Jener, ein einseitiger Priester des Schönen, ein Verfechter des Idealen, sucht nach dem „melodischen Wort", dieser ein vielseitiger Lebemann, ein Vertreter des Realen, nach dem charakteristischen Ausdruck. Während der eine stets gemessen und taktvoll in tadellosem Gewande einherwallt, lüftet der andere, wo es ihm beliebt, das lästige Kleid mit rücksichtsloser Nonchalance. Geibel bevorzugt das geschlossene, vertonbare Lied, Liliencron mehr und mehr das breitere, leuchtende Gemälde.

Mit seiner ersten Sammlung tritt Liliencron als einer der bedeutendsten Schüler Goethe's, als einer der urwüchsigsten Anhänger Platen's, als einer der selbständigsten Erben Storm's, Geibel's großen Landsmann und Rivalen, hervor. Besonders in der Naturschilderung kann die männlich gesinnte und doch so feinsinnige, helläugige Westfalin Annette von Droste-Hülshoff als seine Vorläuferin gelten. In seinen Balladen hat er hauptsächlich von Bürger, M. von Strachwitz, Fontane, in seinen reflektirenden, deskriptiven Stanzen von Byron Anregungen bekommen. Den leisen litterarischen Nachhall übertönt jedoch brausend das Konzert eigenen Könnens und Erlebens. Er bietet in der Regel nicht die Stimmung ungestillter Sehnsucht, sondern die auskostenden und nachkostenden Genusses. Vor allem weiß er das kleine Lied und das flotte Bild scharflinig und individuell kolorirt zu entfalten. Es überrascht, mit welcher Meisterschaft er in engsten Raumgrenzen lebensvoll plastisch zu vergegenwärtigen vermag. Seine stramme, temperamentvolle, patriotisch und erotisch draufgängerische Persönlichkeit hat wie die E. von Wildenbruch's namentlich die Jugend hingerissen. Als der Autor der „Adjutantenritte" hat er Einzug in die zeitgenössischen Litteraturgeschichten gehalten.

In den „Gedichten" setzt Liliencron gleichfalls mit militärischen Klängen ein. Zeugt schon sein erstes Buch von hoher Reife, so kommt in seinem zweiten sein Künstlerbewußtsein voll zum Durchbruch. „Aus der Zunft" bezieht er gehaltvolle Huldigungscarmina auf seine Ideale, Goethe, Kleist, Storm u. a., aber auch allgemein gehaltene Dichterporträts zur Verspottung des deutschen Bier- und Skatphilisteriums. Romantizismus, Symbolismus und Realismus geben sich in seinen Versen ein offenes Stelldichein. Mit realistischer Mache versteht er imposante Phantasiestücke zu formen. Er ist gründlicher, gewichtiger, gedanklicher geworden. Der sprunghaften, prägnanten Ballade hat er den Abschied gegeben.

„Der Haidegänger und andere Gedichte" stoßen in der gleichen Richtung weiter vor. Das große Poem dieses Namens gewinnt durch manche glänzende Haideschilderung und noch mehr durch die persönlichen Bekenntnisse des Verfassers Bedeutung. Es interessirt als eine Vorstufe zu seinem byronisirenden „kunterbunten Epos", der lyrischen Epik oder epischen Lyrik des „Poggfred". Wie die „Haidegänger"-Dichtung in die dialogische Form des Dramas überzugehen beginnt, so zeigt sich auch an anderen Punkten dieser Sammlung eine Lockerung und Lösung des Stils. Liliencron geräth in die salopppe Kopistentechnik des Naturalismus hinein. In regelloser Rhythmik plaudert er seine Erfahrungen aus. Mit dieser legeren Art poetische Veranschaulichung grenzt er an die prosaische Erzählung. Er verschleudert wirklichkeitsgetreue Skizzen. Neben den naturalistischen Thatsachenbericht rückt er höchst phantastische Traumgesichte. Er experimentirt handgreiflich, und so hinterläßt „der Haidegänger", für sich genommenen, keinen günstigen Eindruck. Ihm ist denn auch der geringste, innere und äußere Erfolg unter Liliencron's lyrischen Blättern zutheil geworden. Von rein künstlerischer Warte gesehen kann daher die Verschmelzung der „Adjutantenritte", „Gedichte" und „des Haidegängers" unbedingt gebilligt werden. In konsequentem Vorgehen hätten allerdings die „Neuen Gedichte" von dieser Verschmelzung nicht ausgeschlossen werden sollen.

In den „Neuen Gedichten" konkurriren noch greifbarer mit grandiosen Phantasmagorien von visionärer Gewalt formal äußerst lose, fast formlose Improvisationen. Wie Kolossalstatuen ragen einige von den grotesken, in Einzelheiten realistisch gefaßten Märchen empor: „Der Kranz", „Die Pest", „Pietà", „Der schwermüthige König", „Bellevue", „Der Genius". Auf ihre erhabene Böcklin'sche Herrlichkeit fällt das Schwergewicht. Liliencron bethätigt sich in den „Neuen Gedichten" als ein Impressionist ersten Ranges. Mit genialer Keckheit wirft er die wundervollen „Stammelverse nach durchwachter Nacht" hin. In Stammelversen spielt er aber auch die lyrische Stegreifkomödie „Betrunken". Jene strahlen eine Sonne von Poesie aus, diese wirkt bei der ersten Lektüre direkt abstoßend. An diese und ähnliche Scenen hefteten Rezensenten, gereizt durch seine stahlklirrenden Trutzverse der Einsamkeit und seine beständige Donnerwetter-Philippika auf das Wesen, beziehungsweise Unwesen der deutschen Familienblätter und ihrer biedern Kunstrichter — grimmige, bitterböse Angriffe. „Grog- und Bordellbrodem", „wüstes Genußleben der Halbwelt", oder: „Wenn ein Dichter in unserer Zeit anfängt, das Dirnenthum zu verherrlichen, so hat er der Kunst abgesagt" . . . Liliencron setzte nicht bloß ein paar von den „modernen Nikolaiten" in dem „Poggfred" ein litterarisches Denkmal der Rache, sondern er vertheidigte sich auch in nackter äußerst ungebundener Rede. „Daß ich einige leichtsinnige Poeme und Verse in meinem letzten Buche zum Abdruck brachte, statt sie für mich zu behalten, nun, ich thats mit schon aus Trotz gegen die gräulichen Philisterängste und die Prüderie und Heuchelei meiner Landsleute. Und diese Verse kann doch unmöglich selbst der sittenstrengste, froschkältester Mensch anstößig finden."

Die Familienblätter-Kritik mit ihrem unverbesserlichen Unverstande und ihrer selbstgefälligen Banausenwirthschaft, sowie die achselzuckende Gleichgültigkeit der großen Menge

vergällte dem Dichter allmählich die Schaffenslust. Seit 1893 war seine Mühe vornehmlich der Ausgestaltung des „Poggfred" (1896) und dem Abschluß des Romans „Mit dem linken Ellenbogen" (1899) gewidmet. Seine Lyrik fließt spärlicher. „Die Jugend" und namentlich „Die Insel" spornen ihn dankenswerth zu neuer lyrischer Produktion an. Er selbst erklärte jüngst in ironischer Resignation: „Mit 35 Jahren schrieb ich mein erstes Gedicht und blieb bis heute Verseschreiber. Gott sei Dank wird bei mir die lästige, ja ich möchte sagen ordinäre Gewohnheit, Gedichte zu machen, mit jedem Jahre nachlassender. . . ." Sich selbst hat Liliencron längst genug gethan.

Die Rubrik „Neues" in „Nebel und Sonne" zählt nur 34 Nummern. In Wirklichkeit beziffert sich das Neue auf 30 Proben. Wie immer bei diesem Poeten recht Ungleichwerthiges, aber entschieden Eigenartiges.

In dem „Neuen" hat Liliencron die überwuchernde Traumromantik und die naturalistische oder veristische Zeichnung nicht fortgesetzt. Nur ausnahmsweise hat er es mit visionären Figuren zu thun; er spielt nicht mehr den weltmännischen Causeur. Allenfalls gestattet er sich einmal im Ueberschwang des Gefühls freie Rhythmen. Mit diesen korrespondiren kunstvolle Terzinen, und anderen Ortes pflegt er die seit seinen Anfängen virtuos gemeisterte Siziliane und selbst Distichen, die seinem ungestümen Naturell eigentlich fern liegen. Die fünffüßigen reimlosen Jamben, gereimten Balladen à la Bürger und andere deutsche Liedstrophen von graziöser, leichtgeschürzter Haltung offenbaren zur Genüge, daß Liliencron in die Pfade des künstlerischen und zugleich volksmäßigen Realismus eingelenkt hat. Er gruppirt und konzentrirt hie und da straffer und energischer als in seinen beiden letzten Büchern.

Sprachlich verfährt er wie bisher mit hervorstechender Eigenmächtigkeit. Er bildet Neologismen: Frohblick, Tiefstille, ufern, thieren. Immerhin beobachtet er in derartigen Neuerungen das rechte Maß. Wie in der Metrik beliebt es ihm jedoch manchmal, in der Manier des burschikosen, geistreichelnden Studenten- und Litteratenjargons launig Dialektwörter oder Fremdwörter durcheinanderzuwürfeln. Beispielsweise hängt er an die Wendung „Det mits Feld" — „Olle Kamellen", an ein „Make money" ein „Va banque". Am augenfälligsten macht sich die dialektische Färbung seiner Ausdrucksweise allerdings in einem älteren Poem geltend: „Auf der Brücke", wo sich das „schwarze Katherl von Tegernsee" bairisch und der Dichter holsteinisch unterhalten. Wieder hat er seine Sprache durch niederdeutsche Idiotismen bereichert, sturen, jachtern, beblitzern, wringen, tüdern, Krakeln u. s. w. Ueberhaupt ist er dem Volksmunde, nicht am wenigsten dem Volksliede, zu Dank verpflichtet.

„Und da liegt schon die lange Latte,
Jan schlug ihn todt w i e 'n e R a t t e."

Wie früher frappirt er mit manchen eigenthümlich geschauten Vermenschlichungen. „Der Wind knipst Perlen ab vom Thau" oder er spielt Flöte; der Tag bläst die Lärmposaune; Grate stoßen sich mit den Stirnen; blaß mit geschlossenen Augen liegt ein Schloß. Den Tod konterfeit der Dichter einmal ganz beiläufig im Gegensatz zu seinen sonstigen Spukgeschichten von dem finstern König der Könige; er verleiht ihm unmerklich das Aussehen und Benehmen eines Seemannes seiner Heimath:

„Der Tod, nun, der sieht sehr gelassen zu.
Er steht von fern und schmaucht sein kurzes Pfeifchen
Und grinst, speit aus und wandert lachend weiter."

Charakteristisch für die Individualität Liliencron's ist das Gedicht „Wandlungen!" Darauf ist in diesem Rahmen der Hauptaccent zu legen. In dem Gedichte dieses Titels berichtet der Dichter davon, wie er sein Vaterstädtchen nach vierzigjähriger Abwesenheit aufsucht; es ist kaum wiederzuerkennen; es ist „verzierbaut" worden! Er reist möglichst rasch wieder ab. Trotzdem will er nicht — ähnlich wie der Autor von „Schloß Boncourt" — mit der „modernen Hetzjagd" schmollen; er freut sich darüber, daß auch in seine Heimath die neue Kultur triebkräftig Einkehr gehalten hat. Er schließt:

„Nur mir vergönne, mein altliebes Nest
Nicht wiederzukommen: Den letzten Rest
Meines Lebens will ich mir so bewahren,
Wie es war in den Kinderjahren."

Auch das „Tragische Liebesmahl" beschäftigt sich mit einem letzten Wiedersehen; es beginnt:

„Einundzwanzig Kameraden,
Die sich zum Appell geladen
In die alte Garnison."

Ein Vierteljahrhundert waren sie in Stadt und Land zerstreut gewesen. Das ergreifende Gedicht endigt:

„Wenn wir auseinander gehen,
Wird uns einmal noch ein Tag
Wieder beieinander sehen?
Bei gedämpftem Trommelschlag?"

Als das Juwel in dem „Neuen" muß „M e i n S t o c k" gerühmt werden, theilweise ein Gegenstück zu dem muthigen Heimathhymnus „Unter einer Buche": „Mein ist die Buche, mein ist das Land." Wer von dieser wundersamen Empfindungsinnigkeit, von der Macht eherner Wahrheit, der schlichten, aber so wohl berechneten Staffage nicht gebannt wird, der hat keinen Sinn für lyrische Reize. Das ganze Gedicht möge hier einen Platz finden.

„Noch eine Stunde, und der Spaß ist aus.
Dann treten die Gerichte in mein Haus
Und nehmen Wald und Feld nnd jedes Stück,
Das mir gehört. Und rollend jagt das Glück
Auf schneller Kugel durch die weite Welt,
Um launisch hier und da, wie's ihm gefällt,
Ein golden Röschen auf den Weg zu streu'n.
Ich aber muß vor meinem Blick mich scheu'n,
Den mir der Spiegel höhnisch wiedergibt.

Nur eine Stunde noch: Was ich geliebt,
In hundert Hände wird es übergeh'n.
Hör' ich von fern nicht meine Wälder weh'n?
Sie rufen mich zum allerletzten Mal,
Um mich zu trösten in der letzten Qual,
Nur eine Stunde noch.
Mein Pferd, mein Pferd,
Noch bist du nicht von schmutziger Hand begehrt,
Und ohne Sattel, ohne Zaum und Zügel,
Im Mähnenschopf die Faust: Der Hengst hat Flügel.

Ich steige ab und geh' von Baum zu Baum,
Die Wipfel tuscheln wie ein trüber Traum.
Bei einer alten Eiche bleib' ich steh'n
Und muß in ihre krause Krone seh'n.
Von ihren reichen Zweigen schneid' ich ab
Zum Wanderschritt ins Elend einen Stab.
„Leb wohl, leb wohl", ruft mir die Riesin nach,
„Ich geb' Dir niemals mehr ein gastlich Dach."

Mein ganz Vermögen halt ich in der Hand:
Nun führe, Stock, mich weg ins fremde Land."

In dem Epilog „Die Göttin Vernunft", einer Ergänzung des „Karthäusermönchs" und des „Einmarsches in die Stadt Pfahlburg" läßt Liliencron die hehre Vernunft den Rath verkünden, nach Kräften zu heucheln und dem Egoismus zu huldigen. Namentlich empfiehlt sie:

„Mach Geld, bis sich dein Mammon häuft wie Kies.
Dann tanzt das Hundepack an deiner Leine."

Doch der Dichter will von diesem guten Rath nichts wissen. Er betet zur Leidenschaft der „ewigen Erzeugerin | Alles Irdischen und Himmlischen". Kämpfend will er auf Tod und Leben in die Weite stürzen. So will er sich erobern

„Den Großen Frieden,
Den Frieden in Gott."

„Keine Spur von Altersschwäche, von fin de siècle ist in ihm, erklärt Bierbaum von dem Verfasser der „Ad-

jutantenritte", der „Gedichte" und „Des Haidegängers". Dieses Urtheil darf auch im Großen und Ganzen noch bei der Würdigung seiner späteren Lyrik zitirt werden. Er ist noch heute der alte, ewig junge Kämpe: „Es ist der Kampf mein Losungswort . . . Bis mich der Teufel frühstückt". Und doch zittert über seinen letzten Versen, über dem forthallenden „Leben, hurra!" der weiche Schleier rückwärtsträumender Wehmuth. „Hundsfott, Kinder, wer da weint", ruft der älteste der Offiziere bei dem „Tragischen Liebesmahl", und ihm selber quellen Thränen durch die Wimpern. Aehnlich ergeht es dem Dichter. Sein Blick schweift über Vergangenheit, Vergänglichkeit, Grab und Tod hinüber in das Grauen der Ewigkeit. Ein banges Gefühl der Vereinsamung, verhaltener Müdigkeit, ein gewisses Ruhe- und Friedensbedürfniß wächst machtvoll in ihm empor. Er überfliegt die gebrechlichen, weißköpfigen Bewohner des „Stiftes", wie sie in behaglicher Zurückgezogenheit ihren Morgenkaffee schlürfen. Und er meint:

„War das ein Bild, so voller Frieden,
Könnt' ich's doch auch so haben hienieden."

Ihm mundet die wohlige Beschaulichkeit trotz aller Streitlust. Aller senilen Griesgrämlichkeit hält er nach wie vor Thür' und Thor gesperrt.

Wirklich Neues hat Liliencron nicht mehr produzirt. Er ist sich treu geblieben. Er dreht sich in den gewohnten Vorstellungskreisen, er hat Lücken ausgefüllt, Lieblingsmotive nüanzirt; jedenfalls hat er es mit dem Naheliegenden bewenden lassen. Will einer das „Neue" als Rückschritt stempeln, gut! Aber es ist ein erfreulicher Rückschritt. Dieser vollblütige Realismus ist um so höher anzuschlagen, als sich neuerdings zumal unter den deutschen Lyrikern der Moderne matte Wirklichkeitsflucht, saftlose Schönheitsschwärmerei und selbstgefälliges Platenidenthum breit zu machen beginnen. Liliencron hat wie früher den Seinen nicht bloß Kunst, sondern ebenso sehr Leben, warmes Leben gespendet. Seine stolze Herrennatur verschattet die fatale Unnatur der dekadenten „Künstler". Besonders unter diesem Gesichtswinkel darf „Nebel und Sonne" für sich Aufmerksamkeit und Liebe in Anspruch nehmen.

A. K. T. Tielo.

Moderne Keramik.

(Schluß.)

Der neue Stil beschränkte sich indessen nicht aufs Porzellan. Besonders in Deutschland beeinflußte er bald alle Zweige der Keramik, die untersten und bescheidensten nicht ausgenommen. Entsprechend dem demokratischen oder demokratisirenden Zuge im deutschen Kunstbetrieb — oft der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Trieb — wandte sich bald eine Reihe hervorragender Künstler mit ihren reformatorischen Ideen der ganz gemeinen Töpferei zu und bewiesen, daß sich Schönes auch im billigen Material schaffen lasse. Gewisse Leipziger Kunsthändler, zugleich Künstler, gewannen Einfluß auf die Thüringer Dorftöpfer, bei denen immer eine gute Tradition bestanden, und bewirkten in höchst dankbarer Weise eine bedeutende Steigerung der ästhetischen Werthe in der Thüringer Töpferei. Es ist hier ein Fortschritt zu verzeichnen, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Die gemeine Gebrauchstöpferei auf ein höheres ästhetisches Niveau zu erheben ist für unsere ganze Kultur wichtiger und ausschlaggebender als die Schaffung einzelner Zierstücke, die von jedem Nutzbrauch ausgeschlossen sind.

Von der Thüringer Töpferei wurde auch ein Unternehmen angeregt, das im höchsten Grade die allgemeine Beachtung verdient. Ich meine die Fabrik der Brüder Meinhold auf Schloß Schweinsburg bei Krimitschau. Die beiden ehemaligen Offiziere wollen ebenfalls nur wirkliche Gebrauchsdinge herstellen. Aber diese sollen originell und schön sein. Sigfried Meinhold gehörte in München als Künstler zu dem Obrist'schen Kreis, aus dem das erstaunliche Unternehmen der „Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk" hervorgegangen ist. An den Erzeugnissen von Schweinsburg spielt das Ornament kaum eine Rolle. Originell-schöne Formen und schönfarbige Glasuren ist einstweilen das Bestreben von Sigfried Meinhold. Er verfügt neben andern über ein tiefes warmes Blau, in das, wohl mehr zufällig als berechnet, plattenweise grüne Schimmer hineinspielen, sehr interessant. Und von seinen Formen sind besonders zu loben seine gedrückten Schalen, sein erster Leuchter mit dem Nenupharmotiv, seine Wandbrunnen und Schwammhalter mit leiser Andeutung eines figürlichen Schmucks. Auch durch ihre Billigkeit empfehlen sich die Meinhold'schen Erzeugnisse.

Ich habe die Münchener vereinigten Werkstätten genannt. Daß auch hier die keramische Kunst eine Pflegstätte hat und neue Aufgaben zu lösen bestrebt ist, versteht sich von selber. Zu nennen wäre in erster Linie die berühmteste deutsche Familie von Töpferkünstlern, die Familie von Heider; aber darüber müßte man ein Kapitel für sich schreiben. Daneben arbeitet unermüdlich Schmitz-Baudiß in modernen Vasen und Krügen, deren einfache Pflanzen- und Thierornamentik durch Auskratzen der Umrißlinien vor der Glasur einen eigenartigen strengen Charakter erhält und das Leichtverschwommene der Glasurmalerei vermeidet, indem sie sozusagen negativ und auf viel primitivere Weise das erreicht, was in der Emailkunst durch die Intarsien bewirkt wird.

Dieser Methode des Auskratzens bedient sich auch die Frau Schmidt-Pecht in Konstanz. Durch ein altfränkisches Ornament in zwei einfachen Complementärfarben, als etwa dunkelgetöntem Grün und Roth, wie auch durch ihre Rauhäutigkeit machen ihre Gefäße einen gut bäuerlichen Eindruck, was beabsichtigt ist, ohne daß sie übrigens, wie gewisse neuere Erzeugnisse aus belgisch Flandern, diesen Charakter auch durch Plumpheit der Form und gänzliche Stillosigkeit zu erreichen streben.

Von Frau Schmidt-Pecht stammen auch, wenn ich recht unterrichtet bin, die neuesten Ornamentsentwürfe für die bekannte Schwarzwälder Majolika aus Zell am Harmersbach. Dieses Ornament ist der Hauptsache nach ein „Zwiebelmuster", das entweder in einem blassen Roth und Grün oder in sehr dunklem Blau mit Gelb zur Ausführung kommt. Ich gebe dem letzteren den Vorzug. Es wirkt kräftiger. Die blaßroth-grüne Musterung wirkt weichlich daneben. Sehr lobwürdig sind einzelne Formen dieser Fabrik, wie etwa die kleinen niedlichen Näpfe oder die verpfropfbaren bauchigen Flaschen, ebenfalls in zierlich kleinem Format, oder die großen Henkelkrüge mit Ausgußrohr, und besonders das allerliebste alt-markgräfler Weinkrüglein, ebenso selbstverständlich einfach wie entzückend schön.

Die Zeller Fabrik steht unverkennbar unter dem Einfluß der Karlsruher Kunstgewerbeschule. Aus dieser Schule aber ist direkt Professor Läuger hervorgegangen, der wohl, und mit Recht, von allen deutschen Keramikern das meiste Aufsehen erregt hat. Auch Läuger knüpfte an alte bäuerliche Traditionen und Techniken an. Aber er macht in dieser Technik nicht nur theure, sondern auch, wenn nicht gerade kostbare, so doch glänzende und mit Pracht geschmückte Sachen, die sich neben jeder Art von Herrlichkeit sehen lassen können.

Als Läuger vor einigen Jahren seine ersten Versuche machte, waren seine Glasuren noch fast durchaus dieselben, wie man sie auch bei den meisten schwäbischen Dorftöpfern findet. Ein hellröthliches Braun und ein blasses Gelb, beide ohne besonderen Glanz, dazu ein tiefes Schwarzbraun, sie kehren in seinen früheren Krügen immer wieder. Er hat unterdessen große Fortschritte gemacht. Er verwendet jetzt herrlich rothe und blaue und grüne Glasuren, von fast

sammtartiger Wirkung, von unübertrefflicher Schönheit. Auch im Ornament fing er sehr schüchtern an: braune Weidenzweige auf gelbem Grund und gelbe Tulpen auf Rothbraun. Aber sein Formenschatz vermehrte sich rasch. In letzter Zeit liebt er ein Ornament, das ihm eigen ist. In fast reliefartigem Auftrag legt er über den Grund ein vielverschlungenes Geflecht, stilisirtes Zweig- oder Wurzelgegitter, womit er sehr wohlthuende Wirkungen erzielt.

Läuger's Ornament ist nicht gemalt, wie schon jeder Laie beim oberflächlichsten Betrachten erkennt; es ist mit der Gießbüchse aufgegossen.

Ein Berliner Berichterstatter über eine gelegentliche Ausstellung nennt dieses Verfahren neu. Es ist im Gegentheil sehr alt. Ich saß als Kind oft bei einem Töpfer, einem kleinen buckligen Männlein, das ich noch heute sehe, wie es um den Rand der Teller und Schüsseln herum seine Sprüchlein ausgießt, z. B. Glick und unglick is alle morge mei Friehstick. Er wurde später, ein echter Märtryer seines Handwerks, in der Thongrube von einem Erdrutsch erdrückt; aber seine Kunst, wie man sieht, wurde nicht mit ihm verschüttet. . . .

In der Form sind Läuger's Gefäße sehr ungleichwerthig. Am besten gelungen ihm die niedrig bauchigen Krüge, und ganz entzückend sind einzelne Schalen. Von seinen hohen schlanken Gefäßen läßt sich das nicht immer sagen. Sie haben oft einen unsichern Stand infolge einer zu geringen Basis. Zu tadeln sind fast immer die Henkel oder Handgriffe. Sie entsprechen fast nie der menschlichen Hand und scheinen mehr zum Ansehen als zum Angreifen gemacht — ein Fehler, der auch bei anderen modernen Thongefäßen auffällt im Gegensatz zu guten alten Sachen, bei denen man sich bewußt war, daß an einem nutzbaren Ding nur das schön ist, was zugleich praktisch ist, was am vollkommensten seinem Zweck entspricht.

* * *

Von französischen Porzellankünstlern ist hinsichtlich der Modernität an erster Stelle Chaplet von Choisy-le-Roi zu nennen. Er hat heut schon einen altberühmten Namen. Und verdient ihn. Er ist ein Keramiker, der seine Kunst liebt über alles, ein Pfadfinder und Neuerer, der keine Opfer scheut, den nichts entmuthigt. Am berühmtesten sind seine Porzellane mit geflammter Glasur. Sie haben alle eine große Stärke und Reinheit der Farben und geben dem Auge die Vorstellung zugleich von Zartheit und Festigkeit. Sie wirken wie Edelsteine, denen sie an Härte in der That nahe kommen, in so hohen Hitzegraden sind sie gebrannt. Chaplet ist es gelungen, das „Geflammte" seiner Zufälligkeit zu entkleiden und es mit einer gewissen Regelmäßigkeit und Sicherheit herauszubringen. Neben Chaplet und anderen ist die staatliche Manufaktur zu Sèvres auffallend konservativ.

In Frankreich bedient man sich für die keramischen Künste auch des Ausdrucks arts du feu. Das Feuer wird hier betont, nicht das Material. Das Feuer, als welches dem Material, abgesehen von der Form, erst Bestand und Schönheit verleiht. Und jemehr das Feuer dabei zu thun hat, le grand feu, um so aristokratischer gelten die Erzeugnisse. Außer den Nachahmungen der alten Steinzeuge, des alten „Rouen", des alten „Nevers", des alten „Moustiers", worin man durchaus nicht immer glücklich ist, sind heute vor allem jene Fabrikate beliebt, deren Glasur einen eigenthümlichen Schmelz mit metallischem Lüstre darstellt, schillernd in allen Farben des Regenbogens — die „Faiences à Reflets Métalliques". Clément Massier vom Golfe Juan und das Haus Haviland in Limoges leisten darin ausgezeichnetes.

Ob der Geschmack für dieses „genre" lange anhalten wird? Ich glaube, es wäre kaum zu wünschen. Denn es ist durchaus kein varnehmer Geschmack. Es ist unvornehm nicht nur bei Menschen, sondern auch bei Dingen, etwas anderes vorstellen zu wollen, als man ist. Und das wollen diese Fayencen à Reflets Metalliques. Sie mögen durch die Tiffanygläser so stark in Mode gekommen sein; aber jene stellen sich dem Auge als Glas dar und als nichts anderes.

Kann man nun diese Art von Fabrikprodukten in ästhetischem Betracht fast der Unsolidität bezichtigen, so weist daneben die französische Keramik Produkte auf, die, in jedem Betracht, das Solideste sind, was man sich denken kann; und die das französische Künstlerthum wie den französischen Laiengeschmack aufs vortheilhafteste charakterisiren. Das sind die harten Steinzeuge, die grès au grand feu. Sie haben das Porzellan vom Thron gestoßen. Sie konnten einst einen Jean Curriès begeistern, der hier le mâl de la Porcelaine entdeckte. Und in ihnen, nicht im Porzellan arbeiten heut die größten Künstler. Sie sind auch ein allererster künstlerischer Ruhmestitel Frankreichs. Wie mit seinen Medaillen und Plaquetten, wie mit seiner Bronze- und Zinngußplastik nimmt Frankreich auch in der Kunst der „Grès" den ersten Rang ein.

Es muß die Unzerstörbarkeit des Materials sein, das hierin sogar die Bronze übertrifft, was auf Laien und Künstler einen so großen Reiz ausübt. Allerdings auch die Schönheit des Materials. Denn was bei der Bronze erst die Jahrhunderte vermögen oder doch von der menschlichen Kunst nur sehr unvollkommen bewirkt wird, das läßt sich bei diesen Steinbränden von vornherein in hoher Vollkommenheit erreichen. Sie gehen nicht wie die Bronze in sozusagen hautloser störender Nacktheit aus dem Feuer hervor; sie haben gleich ihre schöne Haut, die schönste schillernde Schlangenhaut, die noch dazu fast unzerstörbar ist.

Ich lernte auf der Pariser Ausstellung einen einfachen Mann kennen, der mir seine „Grès" zeigte, die manchmal vollkommen wie antike Bronze aussahen. Man weiß, was Bronzekünstler dafür gäben, diese Patina ihren Werken auf eine haltbare Art beizubringen. Sie ihnen aufzumalen, das will freilich nichts heißen, da könnte der Gypser dasselbe mit seinem Gyps erreichen. Aber die Patina jener Steingefäße war nicht aufgemalt und war auch keine darüber gegossene Glasur, sondern war durch die bloße Wirkung des Feuers dem Material angewachsen wie die Kruste dem Brot, wie die Schuppenhaut dem Reptil im Feuer der Sonne. Und ich begriff, daß der Mann stolz war auf seine Erfindung.

Das Hartsteinzeug hat einen der größten modernen Künstler zum Töpferhandwerk bekehrt: Jean Carriès. Dieser nervöse Plastiker liebte den Marmor nicht. Man meint, er habe sich mit Absicht das sprödeste Material gesucht, um es zu bemeistern. Um so verblüffender wirkt er. Was uns im Marmor schon wie selbstverständlich erscheint, wirkt in diesen Grès unbegreiflich, unglaublich. Man ist überwältigt zu sehen, wie in diese feuergehärtete Lavamasse die zartesten und feinsten Regungen des Lebens gebannt sind, die in solchem Grade nur einige Renaissanceplastiker zum Ausdruck gebracht haben. Man steht wie vor einem Wunder vor dieser Steinzeugplastik mit der zartfarbigen Glasur, die athmendes Leben darstellt, und wo also äußerste Starrheit und innigstes wärmstes Leben, was beides sich auszuschließen scheint, eine unerhörte Einheit eingegangen sind, die Einheit von Materie und Form. Eine Reihe seiner entzückendsten Werke, darunter die berühmten Kleinkinderdarstellungen, le Bébé pensif, le petit voyou, le Bébé endormi, hat Carriès in Hartbrand ausgeführt, und er hat sich dabei so in das Material verliebt, daß er thatsächlich Töpfer wurde, und ebenso stolz war, schöne Gefäße zu formen und zu brennen und in schönen Farbenschimmer zu kleiden, wie er sonst sein Alles darein setzte, in seinen plastischen Menschendarstellungen eine immer höher gesteigerte Geistigkeit, eine immer intimere Lebendigkeit und Wahrheit des Ausdrucks zu erreichen. Aber auch seinen Töpferarbeiten fehlt keineswegs die Geistigkeit. Denn zum Geistigen gehört auch die Phantasie, und phantasievollere Gebilde lassen sich nicht leicht denken, als die Hartbrandstücke von Charriès, um die es von phantastischen Thiervölkern, von Fratzen und Grimassen nur so wimmelt, die aber doch immer sehr vornehm wirken, was

sie besonders durch eine harmonisch getönte, an Patina gemahnende Glasur erreichen.

Carriès blieb nicht der einzige Künstler großen Stils in dieser Gattung, in der heute mehr als je Leute von Weltruhm thätig sind, Künstler wie Dalpayrat und Frau Lesbros, die in ihren geflammten Grès sehr einfache, aber originelle Formen in dunkelprächtiger Glasurbehandlung bieten; dann Albert Damouse von Sèvre mit starkfarbigen Blumenornamenten in Tönen, die ihm allein gehören; dann Delaherche, Bigot u. a., die bei ihren Grès auf alle Dekorirung verzichten und vor allem mit der Güte und Feinheit ihres Materials und durch einfache, echt französisch elegante Form wirken, die also denselben Weg gehen, den auch die feinsten japanischen Töpfereien gingen.

Zu den Keramikern gehörte früher auch Emil Gallé in Nancy, der in vielen Sätteln gerecht ist und auch die Feder gewandt zu führen versteht, einer der größten Schönheitsapostel unserer Zeit. Zwar in „Feuerkunst“ arbeitet er noch, aber er hat unterdessen die Erde mit dem Glasflusse vertauscht, mit dem er, wie bekannt, geradezu märchenhafte Wirkungen hervorbringt zum Erstaunen und Entzücken der Welt.

Noch ist E. Lachenal aus Paris zu nennen. Seine Steinzeuggebilde sind oft von dekadent-übergraziöser Form und erinnern in ihrem koketten Biegen und Schmiegen der Linien allzusehr an die moderne Zinnplastik, was keine keramische Tugend ist; aber sie wirken sehr einschmeichelnd durch ihre unglaublich weiche Glasur in mattgrünlichen Tönen.

Lachenal hat sich neuerdings mit dem Architekten Paul Bec verbunden, dessen moderne Möbel er mit keramischen Einlagen schmückt. Von dieser Lignokeramik, wie Lachenal seine Neuerung nennt, waren auf der Pariser Ausstellung recht wirkungsvolle Stücke zu sehen.

Weniger neu ist die Verbindung der Keramik mit der Architektur. Sie ist uralt. Die buntgemusterten Glasurziegeldächer in den altdeutschen Städten sind bekannt. La Germania risplende per i tegoli invetriati, rühmte im XVI. Jahrhundert ein italienischer Architekt von Deutschland. Dieses risplendre war auf lange Zeit verschwunden. Aber schon beginnt es wieder hie und da zu blitzen. Ja es tritt stellenweise in einem Umfang auf, den man im XVI. Jahrhundert am wenigsten geahnt hätte, es tritt auf in Begleitung (und als Bekleidung) der modernsten architektonischen Errungenschaft, der Eisenkonstruktion. Bei den Pariser Ausstellungspalästen war diese Verschwisterung sehr auffallend. Schon vor zehn Jahren machte sie von sich reden. Die französischen Häuser Lobnitz und Emil Müller und in Deutschland die Fabriken von Saargemünd und Ehrang bei Trier, die beide ebenfalls in enger Fühlung mit Frankreich arbeiten, haben in dem letzten Jahrzehnt sowohl technisch wie ästhetisch Fortschritte gemacht. So ist heut schon vorauszusehen, daß gebrannte Erde und Glasurfarben im Bauwesen der Zukunft noch eine ganz andere Rolle spielen werden als in den vergangenen Jahrhunderten. Dann wird des Glanzes viel sein auf dieser Welt. . . .

Jeder, der den Louvre kennt, erinnert sich der gewaltigen Friese von Bogenschützen aus dem Palast des Darius und Artaxerxes.

Das sind erstaunliche Kunstwerke. Alles ist daran von einer Stärke des Ausdrucks, von einer Größe und Ruhe der Geste, daß sich uns das kleinste Detail unauslöschlich eingeprägt. Und doch ist das wunderbare Werk aus einfachen Ziegeln aufgebaut.

So sollte die moderne Kunst den glasurfarbigen Ziegel wieder benutzen lernen. Das wäre eine würdige Aufgabe. Mit dem Glanz allein wär's da freilich nicht gethan.

Das Feinste wird die keramische Kunst immer im Gefäß leisten können, in Form und Farbe; aber die größeren Aufgaben, die eigentlich monumentalen Werke auf diesem Gebiet liegen über die Töpferei hinaus. Ihr Medium wird auch in Zukunft Ziegelstein heißen — wenn man ihm auch gelegentlich andere Namen gibt; er ist für die Keramik, was das Fresko für die Malerei und scheint recht ausdrücklich berufen, in unsern nordischen Klimaten das hier unmögliche Fresko zu ersetzen.

* * *

Es gibt genug Leute, die heute noch vom Niedergang der Kunst reden. Es sind oft dieselben, die gelegentlich verrathen, daß die Deutschen eigentlich nur eine einzige Kunst treiben dürften, nämlich Musik — die ja auch in Sparta allein erlaubt war. Und es sind, scheint mir, dieselben, die zur Zeit des großen Cornelius, wo die deutsche Kultur so unkünstlerisch war wie nie, der Welt eine allerhöchste nationale Kunstblüthe verkündet hätten. Es ist aber kein schlechtes, sondern ein sehr gutes Zeichen, daß heute bereits ein größeres Publikum anfängt, Kunstwerke in Läden zu suchen, wo es auch seine einfachen Kochtöpfe kauft. Diese Anfänge sind bereits so stark, daß die Besitzer solcher Läden, in ihren Schaufenstern wie im Innern, mit individuellen Künstlernamen aufwarten zu müssen das Bedürfniß fühlen, was noch vor zehn Jahren eine Unerhörtheit gewesen wäre.

Es ist das allerbeste Zeichen, daß die künstlerische Konkurrenz einen solchen Aufschwung nimmt auf einem Gebiet wie dem keramischen, wo die neuzeitlichen Fortschritte der Technik verhältnißmäßig am wenigsten zu sagen haben.

Man kokettirt nur noch etwas zu viel mit dem Worte „Kunst“, besonders wo es in Zusammensetzungen auftritt. Derartige Wortzusammensetzungen kannte man allerdings in früheren guten Zeiten nicht. Was wirklich ein Kunstwerk ist, sei es in der Töpferei oder im Zinnguß, sei es eine Schlosserarbeit oder ein Holzmöbel, sollte nicht nöthig haben, sich erst als solches ausdrücklich zu bezeichnen. In dieser Beziehung fehlt es unserer Zeit an Vornehmheit, an feinerem Schamgefühl. Das Werk muß den Meister loben, sagten die Alten; in unseren heutigen Familienblättern muß umgekehrt der darunter genannte Künstler das Werk loben — mit seinem Professorentitel. So will es ein gewisses Publikum. Und ein anderes Publikum will, daß die theuren Dinge, die es kauft, sich selber als „Kunst“-dinge anpreisen. Es ist das schlechter Stil. Die unglücklichste aller dieser Wortzusammensetzungen ist das zusammenfassende, in allen deutschen Staaten offiziell gestempelte „Kunstgewerbe.“ Dumme Wörter und dumme Menschen werden gar zu gern offiziell gestempelt. In dem Worte Kunstgewerbe liegt aber schon heute ein Stück vergangenen Zeitgeistes versteinert. Man glaubte dem Handwerk eine Ehre anzuthun, indem man es „Gewerbe“ nannte. Aber ein Gewerbe hat jeder Käskrämer, und Handwerker heißt auf französisch artisan. Das sollten die „Kunstgewerbler“ heute endlich bedenken.

Denn die Verachtung des Handwerks ist ja von ihnen heut überwunden. Und wir sind stolz auf diese Errungenschaft. Ja, daß unsere Kunst nicht im Niedergang sondern im Aufschwung begriffen ist, das hat sie eben damit bewiesen, logisch und mathematisch, daß sie sich endlich bequemt hat, unten anzufangen, statt auf den höchsten Gipfeln wie zur Zeit des großen Cornelius.

Benno Rüttenauer.

Theater.

Deutsches Theater: „Michael Kramer.“ Drama in 4 Akten von Gerhart Hauptmann.

Lange genug haben wir in Armuth gedarbt; jetzt scheinen wir es lernen zu sollen, im Reichthum zu verschmachten.

Kunst ist — ich bedarf des Muthes zur Trivialität, um es niederzuschreiben — in psychologischer Hinsicht Synthese zweier befremdend ungleichartiger Faktoren: der inneren intuitiven Anschauung und sachlich kühler, brutal kühler Verstandesarbeit. Keine führt ohne die andere auf

Höhen. Und habe ich bisher immer gedacht, immer denken wollen, daß Gerhart Hauptmann nur der Wille zur Formgebung fehle, so kann ich seinem „Michael Kramer“ gegenüber den frommen Selbstbetrug nicht wahren. Ihm fehlt, diesmal wenigstens, die rechnende, berechnende Verstandesarbeit. Er ist ein Baumeister, der ohne Grundriß baute. Verstandeskühl habe ich diesen Mangel verstandesmäßigen Denkens nachzuweisen.

Vater und Sohn stehen in diesem Drama einander gegenüber. Beide sind sie innerlich verwandte Naturen. Künstler beide. Körperliche Verunstaltung hat den einen wie den anderen schroff und ablehnend gegen die Außenwelt gemacht, sie trotzig auf sich selbst verwiesen. Zwei einsame Menschen. Aber während der Vater in dieser Selbsteinsamkeit seinen Charakter gestählt und die Kraft zu Mannesthum und Arbeit gefunden hat, ist der Sohn in eben dieser Schule tückisch und feige geworden, ist er innerlich und zum guten Theil auch äußerlich verkommen. So stehen Vater und Sohn sich gegenüber. Und das Verhältniß, in dem die dramatische Entwicklung zu diesen beiden Gestalten steht?

Ein Mißverhältniß ist es. Die spärliche und kärgliche Handlung gilt ganz dem Sohne. Sein Vertrauen sucht die Mutter im ersten Akt zu erringen, der Vater im zweiten. Er verschließt sich beiden. Sein Herz hat er an ein Mädel gehängt, die in der Gastwirthschaft ihrer Eltern die Gäste bedient, mit einem der Herren vom Stammtisch ein Verhältniß hat, nach ihm selbst durchaus nichts fragt, doch ihn eben gut genug hält, die Brackenburgrolle ihr gegenüber zu agiren. Er versitzt seine Tage und Nächte in dem Restaurant, sie lüstern, eifersüchtig bewachend. Es kommt darüber zu einem heftigen, schmählichen Auftritt mit den fragwürdigen Gästen des Lokals, er wird hinausgejagt, verfolgt und gibt sich selbst den Tod. Wie der Vorhang zum vierten Akt aufgeht, liegt er auf der Bahre, — ein Opfer seiner niedern Triebe, an dem man keinen Antheil nimmt. Das innere Interesse gilt dem Vater, dessen Namen auch das Drama trägt. Aber der steht gänzlich außerhalb der Handlung. All das geschähe ganz so ohne ihn. Und nur im zweiten und vierten Akt überhaupt betritt er die Bühne.

Die dramatische Entwicklung also gilt weder dem Vater noch dem Sohn; sie bewegt sich zwischen beiden. Oder sollte das Verhältniß beider zu einander Gegenstand des Dramas sein? Auch das scheint ausgeschlossen. Denn nur in einer Scene, der stärksten allerdings, stehen Vater und Sohn, mit einander abrechnend, sich gegenüber. Und der Vater wirbt um die Liebe des Sohnes, und mit einer brutalen Lüge wird er abgewiesen. Erst als der Sohn den frühen Tod gefunden, kommt das Verhältniß des Vaters zu ihm wieder zur Geltung. Der Vater spricht darüber sich aus: das ist der vierte Akt. Aber mehr als des Todten denkt er des Todes. Und naturgemäß ist das Empfinden dem Verstorbenen gegenüber ein ganz anderes geworden, wenig nur hat es mit dem früheren Gefühl gemein. Nicht die Entwicklung des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn erlebt man, — der Tod durchschneidet sie und knüpft sie mit eigenen Fäden an ganz anderer Stelle wieder an.

Was also ist Gegenstand der dramatischen Entwicklung, wenn auch das Verhältniß vom Vater zum Sohn es nicht sein kann? Ich glaube — nur von Vermuthung läßt in diesen Wirrnissen sich reden — daß Hauptmann darstellen wollte, wie der Vater an dem Verhältniß zu seinem Sohn innerlich wird. Trotzdem der Sohn ganz im Mittelpunkt der Handlung steht, gilt es innerlich nur die Persönlichkeit des Vaters. Doch auch an dieser innerlichen Entwicklung gebricht's. An ihrer Stelle stehen zwei langathmige Referate. Aus ihnen erfährt man im zweiten Akt, was der Vater seelisch durchkämpft hat, um seinem Sohn gegenüber zu stehen, wie er es thut. Aber man erlebt es nicht mit. Aus solchem Referat erfährt man im vierten Akt, was der Vater gelitten hat, als den Sohn er todt gefunden. Aber man erlebt es nicht mit. Und das scheint mir das größte dramatische Gebrechen dieses neuen Dramas von Hauptmann. Man mußte den Mann in den einzelnen Stadien dieses Schmerzes, der für ihn die Vollendung seines Persönlichkeitswerdens darstellt, sehen, sie mit ihm durchkämpfen, nicht nur ihn darüber reden hören. Denn nicht die Gedanken über Tod und Leben, die einer hegt, sind das dramatisch Interessante, sondern der äußere und innere Zwang, der ihn zu solchen Anschauungen führt. Eine in ihrem Sein geschilderte Persönlichkeit macht allein gewiß noch kein Drama aus; umgekehrt, die dramatische Entwicklung muß das Interesse für die Persönlichkeit erzwingen.

Wollte Gerhart Hauptmann aber die innere Entwicklung einer Persönlichkeit zeichnen, was ihm nur sehr lückenhaft und referirend eben nur gelungen ist, so war dafür der Roman an sich die adäquatere Kunstform als das Drama. „Michael Kramer“ wirkt denn auch auf mich wie ein dramatisirter Roman. Bei der Dramatisirung ist das Beste unter den Tisch gefallen.

Je mehr man darüber nachdenkt, desto mehr bröckelt dies neue Drama von Gerhart Hauptmann in sich zusammen. Bleibt nichts davon übrig als — ganz ohne jede Entwicklung — der Charakter des einen Mannes; der aber ist mit jener seltenen, großen, reichen Kraft gestaltet. Ein tief innerlich erfaßter Mensch, dieser Michael Kramer. Zugleich der überzeugende Typus des ernsten, modernen Künstlers.

Wie hat mit den Wandlungen der künstlerischen Auffassung dieser Typus in der Wirklichkeit des Tages und der sie spiegelnden Litteratur Wandlungen erfahren!

Ein verknöchertes Kunstbreviarium mit trocknen ästhetischen Bemerkungen geht Maler Conti in „Emilia Galotti“ über die Bühne. Neben diese ärmliche Gestalt tritt dann sehr bald die reichste, die ganz sensible Künstlernatur, die Verkörperung des Schmerzensthumes seiner Mission, der Mann, der an seinem Künstlerthum zu Grunde gehen muß, weil die Wirklichkeit, die ihn umgibt, zu spröde den inneren Visionen widerstrebt, der sich verzehren muß, wie eine Flamme sich selbst verzehrt: Goethes Tasso. Der ahnungsvolle Träumer dann, dem widerspruchslos die Wirklichkeit in ein Gedicht sich wandelt und das Gedicht in Wirklichkeit, der die Kunst lebt, weil Schicksal und Gemüth ihm Begriffe eines Namens sind, der Ofterdingen des Novalis. Und wiederum neben diesen weltfremdesten Typus tritt ein anderer, der auf die Wirklichkeit bestimmenden Einfluß gewann; er heißt Sternbald, und seine Wirklichkeitskopien nennt man die Nazarener; das fromme, altdeutsche Künstlerideal. Ihm folgt der blasse Typus der Epigonennovellistik auf dem Fuße: der junge Künstler mit dem bleichen Antlitz, aus dem die dunkeln Augen lodern, mit der heißen, unglücklichen Liebesleidenschaft im Herzen. Dann Meister Andrea von Geibel: die feuchtfröhliche, derbe Künstlernatur, der ewig Vergeßliche und Zerstreute, dem die trink- und eßbaren Genüsse dieser Welt sehr viel bedeuten. Ernster aufgefaßt, realistischer gezeichnet, wiederholt der Typus sich beinahe in Hauptmann's Collegen Crampton. Crampton ist der Bohémien des Künstlerthums.

Ein sehr ungleichartiger Bruder tritt Michael Kramer neben diesen Crampton. Er ist der Künstler, der sich durchsetzt. Der Kampf um die Kunst ist bei ihm vor allem ein Kampf des Charakters. Er schafft wenig und das Wenige schwer. Er ringt mit seinen Werken und kommt nie dahin, als Sieger sich zu fühlen. Die Grazien sind ihm ausgeblieben. Nicht Lorbeer, Dornen nur werden ihm zu Theil. Aber er will die Dornen, um sich zu stählen: etwas Urdeutsches ist in seiner Art. Ihn verlangt nach Einsamkeit. In der Einsamkeit nur wird ihm die innere Anschauung, der seine Kunst ganz entwächst. Andere können ihn nicht fördern, nur stören. Er wohnt auf einer Insel allein. Er ist abstoßend, denn die Wahrheit gilt ihm über alles: sein Familienglück will dabei nicht gedeihen. Aber er ist ein Lehrer, der die Charaktere seiner Schüler bildet. Sein Idealismus ist stärker als das Unglück, das ihn trifft. Seinem Idealismus wird der Tod zu einem Offenbarer einer ungeahnten Herrlichkeit. Denn das Leben hatte ihm

nichts gegeben, als Einsamkeit und Arbeit, nichts als ein Arbeiten in der Einsamkeit.

Bleibt von Gerhart Hauptmann's neuem Drama nichts als diese eine Gestalt, so bleibt damit sehr viel. Der Mensch Michael Kramer preist den Menschen Gerhart Hauptmann.

— Die Aufführung des Deutschen Theaters war gut, doch ließ sie kühl. Es fehlten die Mißklänge, aber auch die Herzenstöne. Die beste Leistung bot wohl Friedrich Kayßler als Kramer Sohn. Bassermann, dem die Rolle zuerst zugedacht war, hätte meines Erachtens den Michael Kramer kraftvoller gestaltet als Max Reinhardt, der bei aller feinen Charakteristik nicht erwärmte. Hauptmann's eigene Kunst ist eine kühle, und das liebe ich an ihm; doch soll die Aufführung ausgleichen, nicht Steine noch auf Steine tragen.

Ernst Heilborn.

Otto Ernst: „Flachsmann als Erzieher". Lessing-Theater, 25. Dezember.

Der Vorzug dieses Stücks liegt in der Gesinnung. Otto Ernst war Lehrer, bevor er Dramatiker war. Als Dramatiker ist er ein Lehrer. Er belehrt das Publikum: der Unterricht in der Volksschule solle frisch, munter und tüchtig sein; niemals verknöchert und schablonig! Wie recht hat der Dichter. Der Unterricht in der Volksschule soll niemals schablonig und verknöchert sein; vielmehr tüchtig, munter und auch frisch. Otto Ernst betont, es möge nicht so viel todte Vergangenheit im Unterricht der Volksschulen stecken; sondern mehr keimfähige Zukunft. Wie wahr ist das. Ueber Einzelheiten des Lehrplans äußert er sich in der Dichtung nicht. Doch ich sage nur dieses: sie wird den Bezirksschulinspektoren zu denken geben. Hebbel, sein halber Landsmann, spaßt über Nützlichkeitsdramen. Er setzt die jambischen Verse hin:

> Vor allem fehlet noch ein Handelsrecht,
> Und auch ein Seerecht thut uns dringend noth u. s. w.

Zum Schluß hab' ich bei Otto Ernst einen Satz vermißt. Für unsere Kinder, meine Herren, ist nur das Beste eben gut genug!" Er kam nicht.

Der Held des Stücks ist tüchtig, munter und frisch. Zwei Feinde bekämpfen ihn. Sein Vorgesetzter Flachsmann erstens; zweitens Herr Diercks, sein Nebenbuhler beim Aufrücken in die bessere Gehaltsklasse. Der Oberlehrer Flachsmann ist verknöchert und schablonig. Andererseits zeigt Flachsmann lüsterne Regungen gegen alleinstehende Frauen. Eine Wittwe mit sechs Kindern bittet um Erlaß des Schulgelds. Was thut er? Flachsmann betastet ihre Schultern. Eine junge Lehrerin flößt ihm erwachende Kätzchengefühle ein. Sie liebt aber den frischen und munteren Helden. Schon ballt sich über ihm das Ungewitter. Um es knapp zusammenzufassen: der Held droht einfach des Amtes verlustig zu gehn. Nicht mehr und nicht weniger.

Da findet Revision durch einen Regierungsschulrath statt. Der Regierungsschulrath, ein barscher Mann, doch voll Güte, ein Angelos der höheren Verwaltung, durchschaut mit einem Blick die Lage. Eine unsichtbare Stimme spricht aus ihm wie am Schlusse des Tartüff:

> Nous vivons sous un prince, ennemi de la fraude,
> Un prince, dont les yeux se font jours dans les coeurs,
> Et que ne peut tromper tout l'art des imposteurs.

Was soll ich sagen, Leser? Es stellt sich heraus, daß Flachsmann sowie Diercks Verbrecher sind. Der eine fälschte Arbeiten seiner Schüler. Der andere gar ist auf Grund eines Betrugs angestellt. Nie hat Flachsmann das Examen bestanden: er benutzte die Papiere seines verstorbenen Bruders. 1869 studirte er in Weißenfels auf dem Seminar. Zufällig studirte auch der Regierungsschulrath auf dem Seminar, in Weißenfels, 1869. Nun übersieht der Regierungsschulrath alles. Just, wo die Gefahr am höchsten ist. Gott sei Dank. Weiter sag' ich nichts.

Flachsmann will zum Schluß um Pensionirung einkommen. Weggejagt wird er, ohne Pension. Auch Diercks wird ohne Pension weggejagt. Weshalb waren sie aber auch so gemeine Schurken.

... Herr Otto Ernst ist ... ein Ueberläuferchen. Ein kleiner, kleiner, kleiner Wolfgang Menzel. War ein Kämpe auf dem dürren Acker der Litteratur; hervorstechend im Streit. Und begab sich von dort in die lachenden Gefilde der Theaterschriftstellerei für Spießer. Auf allen Hofbühnen enthüllte er die Jugend von heut und gab sie preis. Die Satire gegen Mißstände des Lehrerberufs ist schwach; der Glaube an den Regierungsschulrath überzeugend und groß. Trotz der Mißstände im Lehrerberuf bedauern wir, daß Herr Ernst ihn verlassen hat.

Er scheint angethan, die neue Richtung im deutschen Schauspiel zu verstärken: die spießerige. Der Probekandidat ist das Vorbild. Rosenmontag ringt an Gottverlassenheit damit um die Hegemonie. Der Genius Otto Ernstens rückt als Dritter ein.

Und so werden wir sein nächstes Stück vielleicht im Deutschen Theater sehen, wo man die Werke der wahren Dichter neuerdings bloß mit halber Kraft aus der Taufe hebt.

Alfred Kerr.

Der Seehund.*)

Es war in dem Sommer, als ich draußen am Kattegat, eine Meile von Ebeltoft, wohnte.

Ich hatte gerade das Fenster geöffnet und stand in Unterbeinkleidern und Hemd und reckte mich wohlbehaglich und athmete die frische Morgenluft ein, die vom Meere her über den schmalen Strand dahin strich. Ich hatte in der Nacht so gesegnet geschlafen — von zwölf bis acht einhalb Uhr, nur mit einer Unterbrechung um 5 Uhr, wo ich stets aufwache und ein Glas Wasser trinke. . . .

Und dann hatte ich so reizend geträumt — von Weibern und Liebe und allem, was dazu gehört. Und nun schien die Sonne und blinkte über das Wasser. Und es waren kleine weiße Gipfel auf den Wellen und große weiße Strandmöven in der Luft.

Das Ganze war frisch und köstlich und einladend; und ich gähnte wieder und reckte mich und lächelte behaglich und freute mich auf den Tag.

Da schwenkte plötzlich ein Mann in Hemdsärmeln, mit bloßem Kopf und auf den Strümpfen um die Ecke meines Hauses. Er lief, was er nur konnte über den Grasplatz, zu dem Gehöft hinunter, wo ich meine Mahlzeiten einnahm, während ich dagegen in der einsamen unbewohnten Villa, die fünfzig Ellen vom Wasser ablag, schlief und arbeitete.

Ich kannte den Mann wohl. Er hieß Christian und war Werkführer drum im Kalkbruch.

Indem ich ihn vorbeilaufen sah, sagte ich mir: Heute ist herrliches Wetter, die Sonne scheint, die Vögel singen, das Gras sprießt, der Himmel ist blau, und du bist in bester Laune aufgestanden, so daß es akkurat ein passender Zeitpunkt für einen Kalkberg wäre, zusammenzustürzen und vier strebsame und recht mobile Familienväter zu begraben!

Und ich warf mich in die Kleider, fuhr zum Hause hinaus, Christian nach in das Gehöft.

Als ich das Entree erreicht hatte, strich er, im Herausgehen begriffen, wieder an mir vorbei und hätte mich beinahe über die Thürschwelle geworfen.

„Was ist denn los?"

„Ein Seehund", sagte er, päonienroth und schwitzend.

„Was?" wiederholte ich.

Aber er war schon zum Hofe hinaus und sprang in seinen Strümpfen den Weg hinunter, als sollte er zur Hebamme.

---

*) Aus dem Dänischen übersetzt von Ida Anders.

Drinnen im Comptoir saß mein Wirth, der Gutsbesitzer, am Schreibtisch und schloß seine Kalkrechnung ab, denn es war Sonnabend.

„Was ist los? sagte ich. „Was hat Christian?"

„Ein Seehund."

„Ein Seehund? — Hat er ihn gebissen?"

„Gebissen? Sie wissen gewiß nicht, was ein Seehund ist."

„Ja, bei Gott, das weiß ich", sagte ich. „Ich bin Hauslehrer in Naturgeschichte gewesen."

„Wie, zum Teufel, wollten Sie denn haben, daß er ihn beißen soll?"

„Ja, das weiß ich nicht — es geschieht ja soviel Wunderbares. . . . Was wollte er denn mit dem Seehund?"

„Was er wollte? Er wollte ihn natürlich schießen."

„Schießen?"

„Ja, schießen, mit einer Büchse."

„Jawohl ja, das verstehe ich schon! Sie brauchen nicht so laut zu schreien! . . . Der Kalkberg ist also nicht eingestürzt?"

Der Gutsbesitzer drehte sich auf seinem Stuhl um und musterte mich aufmerksam.

„Hören Sie mal", sagte er dann, „ich meine eher, daß mit Ihnen irgend etwas passirt ist,"

„Absolut nicht!" sagte ich. „Absolut nicht! Im Gegentheil. Ich habe eine selten gesegnete Nacht verbracht. Aber nun kommt der Mann hier an der Villa vorbeigesaust, auf den Strümpfen und mit bloßem Kopf — und man liest ja so viel in den Zeitungen —"

„Nein — es ist wirklich nichts anderes als ein Seehund!"

„Ja, aber nun sagen Sie mir doch", bat ich flehentlich — „was ist's denn mit dem Seehund?"

„Er — liegt — unten — im Wasser — beim Kalkbruch — und — nun — will — Christian — ihn — schießen!", erklärte der Gutsbesitzer eindringlich und schlug sich bei jedem Wort, das er sprach, mit der flachen Hand auf einen seiner Schenkel.

„Aber er hat ja keine Büchse!"

„Nein — er — hat — keine — Büchse! nein", fuhr mein Wirth in derselben aufreizenden Art fort, „— und er — kam — hier herauf — um sich — eine — zu borgen — aber — ich — habe — keine — Patronen!"

„Na —", sagte ich, „dann — schießt — er — ihn — also — nicht!"

„Ja, bei meiner Seelen Seligkeit, er schießt ihn, Mann!"

„Ja aber, er hat doch keine Büchse!" sagte ich, dem Weinen nahe.

„Mensch", sagte der Gutsbesitzer und legte mitleidig seine Hand auf meine Schulter — „es gibt doch mehr Büchsen auf der Welt als meine, nicht?"

„Ja!"

„Und nun ist er zu den Waldhöfen gelaufen, um eine zu bekommen."

„Zu den Waldhöfen. — Das ist ja über eine Viertelstunde weit!"

„Ja, freilich. Aber er läuft doch."

„Zu den Waldhöfen?"

„Zu den Waldhöfen."

„Wartet denn der Seehund auf ihn?"

„Zum Deubel, ja, er wartet!"

„Wo, sagen Sie, liegt er?", fragte ich eifrig.

„Allmächtiger Himmel", sagte der Gutsbesitzer und faltete die Hände. — „Sollen wir nun wieder von vorn anfangen?"

„Nein", sagte ich, „nein, ich weiß es wohl! Ich geh' schon!"

Und dann ging ich.

„Wollen Sie nicht erst Ihren Kaffee trinken?", rief er mir nach.

„Nein", sagte ich, „dazu ist jetzt keine Zeit."

Ich lief über das Feld und zu meiner Villa hinunter, wo ich mich mit einem Revolver und einem Sonnenschirm versah, um mich doch nicht ganz unbewaffnet einzufinden. Darauf ging der Weg das Ufer entlang bis zum Kalkbruch.

Dort unten war nicht ein Mensch zu sehen. Schaufeln, Haken und Hebestangen lagen planlos durcheinander geworfen. Ein Paar Holzschuhe standen hier und ein Paar andere da. Und dort unter dem Hügel hielt ein halbgefüllter „Kippkarren" einsam und verlassen auf den Schienen. Er sah aus, als ob die ganze Mannschaft die Flucht ergriffen hätte, von unbändiger Angst gepackt. Nur der Berg stand da, seine hundert und fünfundzwanzig imponirende Fuß hoch und mit seinen wechselnden Schichten Kies, Thon, Wacken- und Kalksteinen. Und er sah solide und kräftig genug aus, um bis ans Ende der Welt und noch ein paar Jahrhunderte länger Stand halten zu können.

Aber vom Seehund war keine Spur zu erblicken.

Ich wandte mich um und sah über das Meer hinaus: Ganz vorn am Ufer war es dunkelblau, weiter draußen grün, dann wieder braun und ganz draußen blau. Ein paar Schiffe segelten mit vollen Segeln weit fort und näher am Lande lagen ein paar Fischerboote und warfen Netze aus. Die Wellen schlugen schülpernd gegen die Ufersteine, und die Sonne strahlte, und Möven und Seeschwalben kreisten in großen Bogen über meinem Haupte.

Aber im Wasser war auch kein Seehund zu erblicken.

Da begann ich, das Ganze zu bereuen. Ich steckte den Revolver in die Tasche und den Sonnenschirm unter den Arm und dachte daran, daß es eine Schande wäre, daß ich nicht oben auf dem Gut meinen Kaffee getrunken hatte; denn mir begann inwendig flau zu werden, nachdem Begeisterung und Spannung sich gelegt hatten.

Aber ich ging doch weiter an der Küste entlang, von dem neuen Kalkberg fort und auf den alten zu. Unterwegs stieß ich wieder auf ein Paar Holzschuhe und zwanzig, dreißig Schritt von diesem entfernt lagen ein paar graue Wollhosen mit weißer Borte. „Also diesen Weg hat das Heer genommen!" dachte ich und fühlte mich neu belebt, zog den Revolver aus der Tasche, spannte den Sonnenschirm auf und ging weiter.

Und gerade während ich den Kopf über eine Art Wall oder Damm emporstreckte, den Steine und Kies gebildet haben, die vom Hügel fort „gekippt" werden, fiel mein Auge auf den Seehund.

Er lag — fünfzig Ellen vom Lande ab — auf einem Stein und sonnte sich.

Als er mich kommen hörte, wandte er den Kopf nach mir um und zwinkerte arrogant mit den Augen.

Ich streckte dem Thier meinen Revolver entgegen, ließ die Vernickelung im Sonnenschein spielen und sagte:

„Kannst Du dagegen was ausrichten, alter Junge?"

Aber der Kerl wandte höhnisch den Kopf ab, streckte sich behaglich und — gähnte. Und dann lag er wieder still und ließ das Wasser über sich hinschülpern.

Ich wurde erbittert, denn bei dem Abstand war ja gar keine Rede davon, daß ich den Burschen mit meinem Revolver aufmuntern konnte. Ich schaute umher, um zu sehen, ob nicht irgendwo ein beherzter Mann verborgen säße, den ich dazu bewegen konnte, mit mir auf dem Rücken hinauszuwaten, damit ich imstande war, zu schießen. Aber es war kein Schimmer eines Menschen zu entdecken.

Der Seehund lag direkt draußen und machte mich zum Narren. Und es schien mir, als ob ich ihm ansehen könnte, daß er sich köstlich amüsirte. Er rollte seinen wurstigen

Körper von einer Seite zur anderen, bog die Hinterpfoten und den kleinen abgestutzten Schwanz über den Rücken vor, gähnte und schnaufte und stieß die Luft wohlbehaglich durch die Nasenlöcher aus! Und hin und wieder schien es, — als spuckte er nach mir.

Es ärgerte mich fürchterlich, hier stehen und mich in seine Ungezogenheiten finden zu sollen, und ich begann, stark daran zu denken, mich auszukleiden und ins Wasser zu gehen, um ihn zu züchtigen.

Da hörte ich plötzlich ein leises Rasseln der Steine dort am Abhang. Und ehe ich mich noch umwenden konnte, fällt ein Schuß . . . zwei, drei, vier — Massen von Schüssen! Und gleichzeitig wimmelte es von Menschen unten auf dem Strande. An der Spitze lief Christian, immer noch auf den Strümpfen und im bloßen Kopf; und hinterher kamen die anderen Kalkbrecher angetrabt und die gesammte waffenfähige Mannschaft aus den Waldgehöften.

Der Seehund ist vom Stein verschwunden; aber man sieht ihn liegen und sich unter der Wasserdecke winden.

„Heraus nach ihm! Heraus nach ihm!" brüllen sie im Chor.

„Jetzt geht er auf den Grund! — — Der Teufel hol' mich! Der Teufel hol' mich!" steht einer und schreit — — „Christian, Christian, eil' Dich! Eil' Dich!"

Und resolut wirft Christian seinem Nachbarn das Gewehr zu und stürzt sich ins Meer — — mit den Hosen an und Hemd und Weste und Strümpfen und allem!

„Es ist ein bischen rechts!" schreit einer.

„Es ist ein bischen links!" schreit ein anderer.

Und Christian steht und tanzt Mazurka zwischen den Steinen, bis an die Brust im Wasser!

„Hier ist er", meldet er dann. — „Er liegt unten auf dem Grunde!"

„Herunter mit Dir, Christian!"

„Ja, aber —"

„Herunter mit Dir! — Wirst Du wohl herunter! Duck' Dich nur tüchtig!"

Und Christian verschwindet unter den Wellen.

Bald darauf taucht er wieder auf.

„Er lebt!" meldet er. „Er will beißen!"

Und das Wasser rinnt dem Mann über das Gesicht wie die hellen Thränen.

„Du mußt wieder herunter!" ruft man ihm zu. „Du mußt, hol' mich der und jener, wieder herunter, Christianchen! Pack ihn in den Rumpf! Wir können doch nicht um den Fisch kommen!"

Christian verschwindet wieder. Das Wasser brodelt und bildet Ringe, wo er untergetaucht ist. Aber nach ein paar Sekunden richtet er sich auf, und diesmal bringt er das Thier. Er hält es triumphirend an den Hinterpfoten, und es windet und dreht sich, um loszukommen.

Das Heer auf dem Festlande stößt ein Hurrageschrei aus, während Christian siegesstolz hinaufwatet und den „Fisch" vor sich auf das Ufer wirft.

„Pru—uh!", sagt er dann und gibt einen halben Nöstel Seewasser von sich. — „der war Potzwetter gerade tiefsinnig genug!"

„Bist Du naß geworden?" fragte eine mitleidige Seele.

„Nee —" grient Christian und gleicht selbst einem Seehund, so dicht hat das Wasser ihm die Haare an den Kopf und die Kleider an den Körper geleckt.

Sie stehen alle zusammen und schauen auf den richtigen Seehund, der zu ihren Füßen liegt. Der blinkt mit den Augen und zeigt die Zähne und scheint auf eine Gelegenheit zu lauern, wieder von ihnen zu entwischen. Man kann gar nicht entdecken, wo er getroffen ist. Sie puffen ihn mit den Büchsenrohren und untersuchen ihn und sprechen davon, daß sie ihm gewiß einen „Gnadenschuß" geben müssen.

Da sagt plötzlich einer:

„Aber Deine Uhr, Christian?"

„Ja, Himmeldonnerwetter!" sagt Christian und langt die Uhr aus der Westentasche und hält sie an sein Ohr.

„Sie tickt doch!", sagt er beruhigt und gießt das Wasser aus dem Gehäuse.

„Und das Geld!" ruft plötzlich einer der Kalkbrecher.

„Was für Geld?"

„Unsern Tagelohn, den Du heut Morgen bekommen hast!"

„Gott und Vater!", sagt jetzt Christian und jagt die Hand in die linke Hosentasche und zupft drei patschnasse Zehnkronenscheine heraus, die von der Feuchtigkeit brüchig geworden waren wie altes Löschpapier.

„Kuckuck, das ist 'ne Schweinerei!" sagt ein anderer der Arbeiter und nimmt die Scheine vorsichtig zwischen zwei Finger — „was zum Teufel wolltest Du auch draußen im Wasser, Du Rindvieh!"

„Ihr habt mich doch da herausgejagt!" meinte Christian.

„Herausgejagt! Du hättest es ja sein lassen können!"

„Das Thier sollte doch herauf!"

„Ach, der dreckige Fisch! Das wäre wirklich gleich gewesen, ob wir ihn bekommen hätten oder nicht!" sagte der andere und scharrte verächtlich nach dem Seehund, der beständig dalag und mit den Augen blinkte. „Aus diesen hier, den Wischlappen, wird im Leben keine Münze mehr!"

„Nein, das ist es, was ich immer gesagt habe!" nahm ein dritter Kalkbrecher das Wort, (ein großer dicker Mann mit einem rothen leuchtenden Gesicht und gewaltigen Gliedern) „wir wollen, Potzwetter, Christian nicht länger zum Werkführer haben, denn er denkt niemals weder an eins, noch ans andere!"

„Nein", sagte ein Vierter, „wir können doch nicht unseren Tagelohn seiner Kinkerlitzchen wegen aufs Spiel setzen!"

„Die faule Kreatur!" sagte Nummer drei wieder und spie auf den Seehund.

Und plötzlich beugte er sich und ergriff ihn an den Hinterpfoten, schwenkte ihn ein paar Mal in der Luft herum und schleuderte ihn dann so zehn Ellen weit ins Wasser.

„Nun kann ihn Christian ja holen, wenn er Lust hat", meinte er. „Denn jetzt hat er doch nichts von uns anderen bei sich, das er mit seinen Possen ruiniren kann!"

Und dann winkte er den Kameraden mit dem Kopf zu. Und sie folgten ihm alle auf dem Weg zum Kalkbruch, langsam, schweigend und mit gebeugten Häuptern.

Die Mannschaft aus den Waldhöfen stand einen Augenblick ungewiß und sah ihnen nach. Aber dann nahmen sie ganz still die Gewehre über die Schultern und schlichen den entgegengesetzten Weg davon.

Und nun waren nur Christian und ich allein auf dem Wahlplatz übrig. Er stand mit seiner Uhr in der Hand und ich mit meinem Revolver und meinem Sonnenschirm.

Und als ich ein wenig verlegen und gedrückt über das Meer hinschielte, kam es mir bestimmt vor, als sähe ich den Seehund den Kopf aus dem Wasser stecken und über uns grienen.

Gustav Wied.

Der Dichter. Roman von S. Hoechstetter. Schuster und Loeffler. Berlin und Leipzig. 1899.

Das Morgenroth der neuen Romantik beginnt immer intensiver zu werden. Lyrik, Drama, Roman werden heller und heller durchleuchtet von den neuen Strahlen, die grell und vielverheißend, irrlichtelirend und ruhige Schönheit kündend, aufleuchten. Einen der ruhigen Strahlen scheint Hoechstetter in ihrem Dichten aufgefangen zu haben; auch in ihrem neuen Buche lebt er sein eigenes stilles Leben.

Hoechstetter war, wie die dichtende Frauenwelt im Ganzen, von den sozialen Interessen der Emanzipation, dem Aktuellen gleichfalls berührt worden. In ihrem vorliegenden Werke ist auch die allerletzte Spur hiervon verschwunden. Das Charakteristische der Romantik, ihr stoff-, ihr realitätsflüchtiger Zug ist hier zum Grundton des Ganzen geworden. Den sozialen Problemen wird die Nietzsche'sche Verachtung derselben entgegengestellt; eine Skepsis, welche die Welt heute in dem Geleise, morgen in einem neuen und übermorgen wieder in dem alten fahren sieht; der ihr Treiben also einerlei geworden ist. Nicht um die Menschen, sondern um den Menschen, um das Individuum, und zwar um den Künstler handelt es sich für Hoechstetter. Die Probleme, welche sie beschäftigen, sind bezeichnend. Erst war es in „Sehnsucht-Schönheit-Dämmerung" die Unmöglichkeit für eine romantisch veranlagte Natur, aus dem wunderbarsten Genuß einer Liebe zum Alltag herabzusteigen, zu den Lebensforderungen, zur Realität. Aber dort bedeutete wenigstens das Lebewohl dieser überästhetischen und übersensibeln Frauenseele an den Künstler, den Geliebten, eine Mahnung, sich schöpferisch auszuleben. Hier dagegen erscheint die Liebe als das mysterium magnum, an dem der Künstler zu Grunde geht, das Meer, indem er verschwimmt wie ein Tropfen; das Weib ist die Sphinx des Heine'schen Gedichtes:

> Sie trank mir fast den Athem aus —
> Und endlich, wollustheischend,
> Umschlang sie mich, meinen armen Leib
> Mit den Löwentatzen zerfleischend. . . .

Hier zeigt sich Hoechstetter deutlich als die Schülerin J. P. Jacobsen's. Auch in Niels Lyhne geht der Maler Erik an seinem Weib zu Grunde; aber die herbe Realistik jener Vorgänge hat Hoechstetter's weibliche Hand umgeformt in ein Tristan'sches Aufgehen der einen Persönlichkeit in der andern.

Dieser überschwänglichen Auffassung der Liebe als eines mysterium magnum (vgl. S. 140 ff. u. S. 166 ff.) korrespondirt die höchst romantische Persönlichkeit des Helden selbst, des Dichters. Er ist als Masculinum das, was die Heldin des voraufgehenden Romans als Weib war: ein mimosenhaft hypersensibles Wesen trotz der harten Schule, die ihn die Verfasserin durchmachen läßt. Die Scheu vor dem Derben und Wirklichen des Lebens läßt ihn den Gedanken fassen, eine fernab der Welt liegende Künstlerkolonie zu gründen, in deren Bezirk nur der Kunst und der Schönheit gehuldigt wird; wem fallen hier nicht, abgesehen von Worpswede, ähnliche Motive aus der älteren Romantik ein? Z. B. in dem Tieck'schen Buche „Franz Sternbald's Wanderungen". Zu dieser einen Art von Scheu tritt die andere vor dem Weib. Auf enthusiastische Freundschaft ist zuerst dieses Dichters Wesen gestimmt. Auch das ist ein ganz romantischer Zug; Tieck und Wackenroder u. s. w. Daß das Weib den Freund dann aus dem Felde schlägt, bedeutet den Konflikt des Buches. In diesem Freundschaftsmotiv macht sich übrigens der Einfluß Nietzsche's geltend: „Es gibt Kameradschaft; möge es Freundschaft geben!" Mit der Paraphrase dieses Satzes schließt das Buch. Der junge Maler hält dem Dichter die Freundschaft, welche dieser ihm nicht gehalten hat; er bleibt bei dem an unheilbarer Geisteskrankheit Dahinsiechenden als Pfleger und Schützer.

Abkehr von der Welt; Einkehr in sich! Das ist der tiefste Kern des Buches. Vom Sozialen zur Romantik des Innenlebens! Hier kann das Weib leicht vernichten; nur der Freund kann Mitschauer und Mitgenießer sein, ohne zu schaden.

Daß ein starker Eklektizismus in dem Buche lebt, sei noch festgestellt. Goethe, Nietzsche, Jacobsen, Richard Wagner sind seine Taufpathen. Der Stil, in seinem Bestreben, schön zu sein, wird oft zu lyrisch und stofflos. Aber ein weicher, oft in allen Reflexionen und aller Schöngeisterei naiver Ton weht durchs Ganze: der einer klugen und doch träumerischen Mädchenseele, welcher das Fließende gelingt, während ihr die strenge Charakteristik der Kontur, eben das Stoffliche versagt bleibt.

Karlsruhe i. B. Albert Geiger.

Handelshochschulen und kaufmännische Lehre.

Zu diesem Thema geht der Redaktion folgende weitere Zuschrift zu:

In der Diskussion über „Handelshochschulen und kaufmännische Lehre" ist von beiden Seiten schon manches treffliche Wort gesprochen worden, das gewiß zur Klärung dieser wichtigen Frage wesentlich beigetragen hat. Indessen scheinen die extremen Anschauungen die Oberhand gewinnen zu wollen: entweder soll der in das kaufmännische Leben Eintretende noch halb Kind und mit kaum mehr als Volksschulbildung ausgerüstet sein oder er soll als schon bemoostes Haupt in seinen Beruf als Hauptmitgift einen Stoß von Kollegienheften mitbringen. Medio tutissimus ibis. Meine Erfahrung hat mich gelehrt, daß eine ordentliche abgeschlossene Schulbildung, in der der Zögling gelernt hat, wie man lernen soll, die beste Vorbereitung für den gebildeten Kaufmann ist. Seit Jahren habe ich in meinem Comtoir bei Neueinstellungen immer die Abiturienten von humanistischen Gymnasien bevorzugt, und die Erfahrungen, die ich hiermit gemacht habe, ermuthigen zur Fortsetzung dieser Praxis. Selbstverständlich waren auch unter den Abiturienten Schwächlinge, denen ich keine große Zukunft prophezeien kann, ebenso wie unter den Angestellten mit geringerer Schulbildung junge Männer mit den vortrefflichsten Eigenschaften sich befanden. Aber durchschnittlich kann ich sagen, daß die Abiturienten, nachdem sie im ersten Semester ihren Schmerz über das verlorene Paradies des Universitätsstudiums verwunden hatten, schnell sich zu einem wirklichen Verständniß der höheren kaufmännischen Aufgaben hindurchfanden und in Kürze Leistungen hinzustellen vermochten, die von dem Bamberger-schen „Sechszehnjährigen" nicht zu erwarten gewesen wären. Natürlich kann man bei solchen jungen Männern nicht die alte Schablone der remunerationslosen dreijährigen Lehrzeit anwenden, sondern der Anreiz zum Streben wird hauptsächlich dadurch gegeben, daß vom ersten Tage an eine wenn auch zunächst nur geringe Besoldung gewährt wird und im Uebrigen das Aufrücken in höhere Arbeits- und Gehaltsklassen ganz nach den individuellen Fähigkeiten des Einzelnen geregelt wird. Junge Männer, wie ich sie im Auge habe, fühlen sich auch sehr bald gesellschaftlich ihren studirenden Alters- und ehemaligen Schulgenossen vollständig ebenbürtig; die wirthschaftliche größere Selbständigkeit gibt ihnen eine gewisse Sicherheit. Nur lasse man ihnen, soweit die Verhältnisse es gestatten, auch etwas Zeit, um durch Besuch von Vorträgen, Theater, Konzerten und Museen den Zusammenhang mit dem Geistesleben der Gebildeten zu erhalten und zu vertiefen. Die richtige Anleitung nach der kaufmännisch technischen Seite der Ausbildung hin wird immer nur von einem Chef oder älteren Angestellten gegeben werden können, der Herz für die heranwachsende Jugend und selbst genügende Bildung hat, um Anderen aus seinem Wissen mittheilen zu können. Wer nicht in solche Hände kommt, dem wird kein Hochschulkollegienheft die Schwierigkeiten in der Aneignung praktischer Kenntnisse überwinden helfen.

Meine Devise ist daher: Keine Handelshochschulen, sondern abgeschlossene allgemeine Schulbildung und dann ununterbrochene Praxis bei bewährten Lehrchefs.

D.

Das Seeschleppschiff „Nation".

Durch die Schiffbauer Schömer & Jensen in Tönning ist der Redaktion der „Nation" die Mittheilung zugegangen, daß dieser Tage das auf ihrer Werft für Rechnung der Vereinigten Bugsier- und Frachtschifffahrt-Gesellschaft, Hamburg, erbaute Seeschleppschiff „Nation" vom Stapel gelaufen sei. Die Hauptdimensionen dieses Schiffes sind: Länge zwischen Steven 58 m, größte Breite über Spanten 9,2 m, Seitenhöhe mittschiffs 4,6 m, Tiefgang bei 1040 Tons à 1016 kg Ladung 3,5 m. Das Schiff besitzt drei Masten mit Schoonertakelung und macht auf der übersandten Zeichnung einen sehr stattlichen Eindruck. Wir wünschen demselben den besten Erfolg in seinem Schlepperdienst auf dem Meere. Die litterarische Namensschwester wird inzwischen bemüht bleiben, die neuen Handelsverträge in den nationalen Hafen einschleppen zu helfen.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 14. Berlin, den 5. Januar 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die politischen Neujahrsansprachen, denen einst mit angehaltenem Athem gelauscht zu werden pflegte, haben schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit enttäuscht. Diesmal waren sie gänzlich bedeutungslos, und es ist von ihnen nichts als die Kuriosität zu verzeichnen, daß der Vertreter des Papstes in Paris von sich behauptete, er spreche im Namen der Religion und der Philosophie; jene Weltweisheit, die mit ihrem Denken vor keiner Schranke Halt macht, war es jedenfalls nicht.

Die agrarischen und konservativen Blätter bei uns behaupten, daß die Stellung des Grafen Posadowsky erschüttert sei, und diese Organe wettern gegen jene, die die Stellung des Staatssekretärs erschüttert haben sollen; das sind die Radikalen und die Sozialdemokraten.

Wozu es leugnen, auch die Linke würde Minister, die sie für ungeeignet hält, politisch zu beseitigen bereit sein; allein thatsächlich fehlt der Opposition die Möglichkeit zum Ministerstürzen. Das Parlament bringt solche That leider nicht zu Stande, und über intime und intimste Einflüsse verfügen die Oppositionsparteien nicht. Von den Parteien vermögen bei uns nur die Konservativen Minister zu beseitigen mit Hülfe der zu ihnen gehörenden Hofintriguanten, und das haben sie denn auch oft genug gethan, von den Zeiten der liberalen Aera an bis auf den Grafen Caprivi, und das werden sie weiter thun.

Da diese Parteien aber den Grafen Posadowsky zu halten wünschen, so ist der ganze Lärm entweder nur ein Scheingefecht, um dem Staatssekretär des Innern zu einem um so größeren Einfluß zu verhelfen, — denn je gehaßter und verfolgter seitens der Linken ein Mann hingestellt wird, um so stärker pflegt seine Stellung zu werden; — oder wenn die ministeriellen Tage des Grafen Posadowsky wirklich gezählt sein sollten, dann erläge er Ursachen, die die Linke nicht einmal deutlich kennt; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß die 12000 Mark-Angelegenheit nachträglich dem Herrn Grafen verderblich geworden sein sollte.

Geht Graf Posadowsky, so halten wir dies im Staatsinteresse für zweckmäßig, aber nicht der wirthschaftspolitischen Anschauungen des Staatssekretärs wegen, sondern wegen jener 12000 Mark-Affäre. An leitender Stelle sollte kein Mann bleiben, der eine so ungeschickte und so kompromittirende Handlung begangen hat. Auf die handelspolitischen Anschauungen des Grafen Posadowsky legen wir hingegen kein Gewicht, denn die feste Ueberzeugung haben wir, daß der Reichskanzler Graf Bülow bei einer Frage wie die Handelsverträge keinesfalls der Diener seines Untergebenen sein wird, ganz gleichgültig, ob er nun für das allgemeine Staatsinteresse oder für das agrarische Sonderinteresse eintritt. Ein Reichskanzler, der diesen Namen verdient, wird sicher diese entscheidende Bataille nach seinen Plänen und nicht nach den Plänen seines Staatssekretärs ausfechten; also für die Handelsvertragspolitik erscheint uns das Gehen oder Bleiben des Grafen Posadowsky gänzlich irrelevant; hier kommt es nur darauf an, was Graf Bülow will, und dessen Aussprüche sind bisher über unsere handelspolitische Zukunft pythisch.

Die deutsche Reichsbank hat den Tag ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens festlich begangen; sie hat ein Recht dazu. Eine lange segensvolle Thätigkeit liegt hinter ihr; dem wirthschaftlichen Leben Deutschlands hat sie die größten Dienste geleistet; für unsere Währung ist sie der feste Rückhalt gewesen. So viel Verdienst um die Ausgestaltung des modernen Wirthschaftslebens erwirbt man nicht, ohne den bitteren Haß des rückständigen Agrarierthums auf sich zu ziehen. Der ist der Reichsbank reichlich zu Theil geworden, und mit dem Verdienstorden des agrarischen Hasses ist auch der jetzige besonnene, treffliche Leiter des Instituts, der Reichsbankpräsident Koch dekorirt.

Solch eine Feier kann man nicht vorüberziehen lassen, ohne die bescheidene Freude zu genießen, die in dem Gedanken liegt: was hätten die Agrarier in Deutschland nicht noch alles vernichten können! Wenn sie ihre zerstörende politische Thätigkeit, die das Etikett staatserhaltend trägt, auf die Reichsbank und die Währung nicht auszudehnen vermochten, so hatte ein entscheidendes Verdienst um die Abwehr Ludwig Bamberger, der heute ein Todter ist.

Die Zahl der Vertreter der nationalökonomischen Wissenschaft, die sich in Deutschland zu Gunsten der Fortsetzung der Caprivischen Handelsvertragspolitik und in Verbindung damit gegen eine Erhöhung der Brotgetreidezölle ausspricht, vermehrt sich fortgesetzt. Männer wie Lujo Brentano, Heinrich Dietzel, Walther Lotz, von Schulze-Gävernitz, Sombart haben schon vor geraumer Zeit aus ihrer vertragsfreundlichen Stellung und aus ihrer Verwerfung höherer Brotgetreidezölle kein Hehl gemacht. Kürzlich hat dann bekanntlich auch Professor Conrad in Halle in einer Publikation des Vereins für Sozialpolitik seine sorgfältig begründete Ansicht gegen die Erhöhung der Brotgetreidezölle niedergelegt, und diese Schrift des Vereins ist von dem Vorsitzenden Professor Schmoller zum lebhaften Mißvergnügen der Agrarier dem Reichskanzler persönlich überreicht worden. Von einem der hervorragendsten Nationalökonomen Deutschlands, Albert Schaeffle, dem früheren österreichischen Handelsminister, sind wir in der Lage, ebenfalls mittheilen zu können, daß er im Wesentlichen den Standpunkt theilt, den die anderen erwähnten Professoren der Nationalökonomie in dieser gegenwärtig wichtigsten Frage der praktischen Volkswirthschaft einnehmen. Schaeffle, der leider durch eine Kur, in der er sich befindet, zur Zeit verhindert ist, in der „Nation" ein motivirtes Votum abzugeben, schreibt uns auf unsere Bitte, sich in der „Nation" gutachtlich zu äußern, Folgendes:

„Von der Erfüllung Ihres Wunsches würde mich ein innerer Grund nicht abhalten, denn wie ich seiner Zeit lebhaft für die Caprivischen Verträge eingetreten bin, könnte ich es auch für deren wesentliche Erneuerung thun. Meine Ansicht hat sich inzwischen weder im allgemeinen, noch was speziell die Getreidezölle betrifft, irgendwie geändert."

Wir glauben, daß, wenn die Regierung einmal eine Enquete bei sämmtlichen Vertretern der nationalökonomischen Wissenschaft in Deutschland veranstaltete, wie sie zu der Frage der Erneuerung der Handelsverträge und insbesondere zu der Frage der Erhöhung der Getreidezölle stehen, mit sehr wenigen Ausnahmen die gesammte Wissenschaft sich gegen die agrarischen Forderungen auch in der sogenannten bescheideneren Form des Grafen Klinckowström erklären würde.

Der Kampf zwischen Umsturz, Klerikalismus und Republik geht in Frankreich fort. Das Papstthum droht der Republik von außen und der Klerikalismus in der Republik hält an seiner aufsässigen Haltung fest. Der neueste Zwischenfall betrifft den Major Cuignet. Er hat die Minister in der frechsten Weise und durch die frechsten Beschuldigungen provozirt, indem er einen Brief veröffentlichte, und er ist nunmehr vom Kriegsgericht freigesprochen worden.

Die widerspänstigen Elemente aus den hervorragenden Stellungen im Heere zu entfernen, ist, wenn es gelingt, noch eine schwere Arbeit; hoffentlich bleibt das Ministerium Waldeck-Rousseau lange genug im Amte, um dem schließlichen Sieg der Republik erheblich vorzuarbeiten; diese Arbeit kann nur in langen Jahren geleistet werden.

China hat sich bereit erklärt, die von den Mächten gemeinsam aufgestellten Forderungen zu erfüllen, so daß alsdann die Stipulationen für den Frieden im Einzelnen festgesetzt werden könnten. Handelt es sich hier um ein loyales Einlenken oder um einen neuen Winkelzug, das ist die Frage?

Hoffentlich überwiegt auch in China die Ansicht, daß der jetzige Zustand, so unbequem er den Mächten ist, doch zugleich die größten Gefahren für das Land der Mitte und die Dynastie selbst birgt. Wäre dies der Fall, so könnte man auf eine schnelle Beendigung der ostasiatischen Wirren rechnen. Das wäre überaus erwünscht, und es wäre vor allem im deutschen Interesse zu erstreben, möglichst schnell die früheren, von unnöthiger Schärfe freien Beziehungen zu China wieder aufzunehmen.

* * *

Das abgelaufene politische Jahr.

II.

Man kann nicht sagen, daß die letzten zwölf Monate für die internationalen politischen Verhältnisse große, augenfällige Veränderungen gebracht haben; vor allem nicht im Verhältniß der europäischen Großmächte zu einander.

Die Bedeutung des Dreibundes ist nicht auf die Probe gestellt worden, und die Bedeutung des Zweibundes auch nicht. Von den verbündeten europäischen Großmächten gingen keine stärkeren Impulse aus, und glücklicherweise hielt sich auch der europäische Orient, die Balkaninsel, mit ihrem Gewirr widerstreitender kleinstaatlicher Interessen ruhig.

Die erheblichsten Gefahren für Europa können aber aus Südosten aufziehen; die Abenteuerlust der ehrgeizigen Balkanstaaten wird dann bedrohlich, wenn Rußland und Oesterreich-Ungarn nicht gemeinsam den verwegenen politischen Glücksrittern, die die Türkei umlagern, eine strenge Polizei ist. Serbien, Montenegro, Griechenland, Bulgarien gehören zu den hungrigen Staaten, denen ihre heutigen Grenzen nicht genügen, und deren Ehrgeiz groß genug wäre, einen Brand zu entzünden, der auch in die großen europäischen Staatsgebäude züngelnd hinübergreifen könnte. Für alle diese Länder bedeutet ein Krieg verhältnißmäßig so wenig, daß sie immer geneigt sind, ihrerseits den Einsatz zu wagen und Zustände heraufzuführen, die für Europa eine sehr schwere Krisis bedeuten müßten. Diese konstante Bedrohung verwandelt sich nur darum nicht in eine Katastrophe, weil weder in Oesterreich-Ungarn noch in Rußland ein weitausgreifender Ehrgeiz der auswärtigen Politik die Wege weist.

In Oesterreich-Ungarn steht an der Spitze des Staates ein alternder Monarch, dessen Leben eine Kette der schwersten Schicksalsschläge war; sie trafen ihn als Menschen und als Oberhaupt der Monarchie, und diese Monarchie ist durch innere Nationalitätenkämpfe so tief zerrüttet, daß es ein leichtfertiges Wagniß wäre, auf Sein und Nichtsein zu prüfen, welch aggressive Kraft ihr noch innewohnt. In Rußland aber steht an der Spitze des Reiches ein wohlmeinender Mann, nicht stark genug, um seinen humanen Ideen im europäischen Volksleben mit bahnbrechender Kraft Geltung zu verschaffen, aber stark genug, um eine ehrgeizige, kriegerisch-aggressive Politik des eigenen Staates zu verhindern. Die Humanität des Zaren ist keine aktiv wirkende civilisatorische Potenz, aber doch ein segensvoller passiver Faktor, der eine ausgreifende russische Kriegspolitik nicht aufkommen lassen will und bisher verhindert hat. Dazu kommt ein Zweites. Haben auch die inneren russischen Zustände niemals die russische auswärtige Politik in maßgebender Weise beeinflußt — wachsende russische Misere im Innern ist sogar häufiger ein Anreiz gewesen, in einer kriegerischen Gewaltkur Erleichterung zu suchen — immerhin — es kann die dem Frieden zu Gute kommende Passivität des Zaren in den Finanznöthen des Reiches und in der Verarmung der hungernden Bevölkerung ein weiteres Motiv für die Abweisung jeder gewagten Politik finden.

Die Individualität des Kaisers von Rußland, die Individualität des Kaisers von Oesterreich und der Zustand seines Reiches sind Friedensbürgschaften, aber über die Stärke der Bürgschaften, die in Menschen liegen, darf man sich nicht täuschen; und es kann auch der Augenblick eintreten, wo der innere Zustand Oesterreich-Ungarns, der eine aggressive Politik dieses Landes zu verhindern geeignet ist, gerade die Aggression anderer Staaten herausfordert. Dieser Zeitpunkt tritt dann ein, wenn Oesterreich-Ungarn statt zu einer Konsolidirung zu gelangen, in immer tiefere Zerrüttung und Schwäche hineintreibt und damit die Begierden des Slaventhums in Oesterreich, und in den Balkanländern zu verwegenen Unternehmungen anreizt.

Im Südosten liegt, wie man annehmen kann, das Centrum für die kommenden politischen Erdbeben Europas; so lange sind die Bewegungen dort von lokaler Bedeutungslosigkeit, als sie nicht nach Rußland und Oesterreich-Ungarn hinüberzugreifen vermögen; aber man soll sich erinnern, daß eine Wandlung unter Umständen sehr schnell eintreten kann.

Gewiß gibt es mancherlei Zündstoff in Europa; doch sind im Allgemeinen die Verhältnisse so konsolidirt, daß die Feuersgefahr geringer geworden ist. Die vielen Interessengegensätze sind nicht groß genug und die nationalen Leidenschaften sind glücklicherweise nicht stark genug und nicht so verbrecherisch leichtfertig, um einen Zusammenstoß herbeizuführen. Der Südosten dagegen bleibt, was die politische Feuergefährlichkeit anbelangt, in der höchsten Gefahrenklasse, und jedes Frühjahr kann neuen Alarm bringen.

Welch ein Umschwung hat sich damit seit dem Jahre 1870 für Europa vollzogen. Die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches, die von den Gegnern unseres Vaterlandes als eine Improvisation ohne Dauer betrachtet und erhofft wurde, ist zu einer segensvollen That für die Ruhe des ganzen Erdtheils geworden. Die Schwäche und Zerrissenheit Deutschlands ermunterte seit Jahrhunderten jeden Unternehmungslustigen zu europäischen Kriegen. Die Stärke Deutschlands hat im hohen Grade die kriegerische Unternehmungslust auf europäischem Boden mit einem so drückenden Risiko belastet, daß Liebhaber für das Wagniß immer seltener werden. Die Wiederaufrichtung Deutschlands, diese große nationale Errungenschaft für uns, wurde damit ein Wall gegen die kriegerische Barberei und ein Fundament für die friedliche Entwickelung europäischer Civilisation, also eine Glück spendende Nothwendigkeit für unseren Erdtheil, und auch Frankreich findet sich langsam in die neue Lage und respektirt, wenn kein anderes Argument, so jenes, das die geschäftigen, deutschen Hebammen jahraus und jahrein in unserem Bevölkerungszuwachs zu Tage fördern.

Der Niedergang der Habsburgischen Dynastie als nationaler Vormacht bedeutet den Niedergang Deutschlands; die Zersetzung und Zerrüttung des alten Reiches machte unser Vaterland zur bequemen Arena für die internationale europäische Thatenlust. Die österreichische Zersetzung entscheidet glücklicherweise jetzt nicht mehr unmittelbar über das deutsche Schicksal; aber sie ist auch heute nicht zum Abschluß gelangt. Der Mittelpunkt der Gefahren hat sich nur verschoben, aus dem Herzen deutschen Lebens an die Peripherie unseres nationalen Körpers, dorthin wo die slavischen Gährungen am stärksten einwirken, und wo in einer näheren oder ferneren, dunklen und gefahrvollen Zukunft Neugestaltungen ins Leben treten werden.

Das Schicksal Oesterreichs hat für Deutschland die allergrößte Bedeutung. Prag liegt von Dresden und von München, centralen Mittelpunkten deutschen Lebens, eine kurze Wegstrecke entfernt, und es bedeutet daher viel, wenn einmal in Prag czechisch-deutschfeindliche statt in Wien österreichisch-ungarisch-deutschfreundliche Politik getrieben werden sollte.

Der Rückwirkung jener Krisis, die in Oesterreich-Ungarn aufzieht, werden wir über kurz oder lang nicht entgehen, denn diese Krisis ist in ihren tiefsten Ursachen nicht verschuldet durch politische Ungeschicklichkeit und politische Kurzsichtigkeit; sie entspringt aus dem Wesen des österreichischen Staates, und sie erscheint daher unabwendbar. Hervorragende staatsmännische Tüchtigkeit hat die Entwickung aufgehalten; und staatsmännische Impotenz hat sie in neuester Zeit wesentlich beschleunigt; allein der Grund des Siechthums ist, daß Oesterreich-Ungarn als Voraussetzung seiner Existenz Unterthanen haben muß, wie sie vom Mittelalter her bis ins neunzehnte Jahrhundert vorhanden gewesen sind; und daß seine Existenz unvereinbar wird mit der Entwicklung des modernen Staatsbürgers, zu dessen stärksten Empfindungen sein nationales Selbstgefühl gehört. Das österreichisch-ungarische Staatsgebilde ist nicht mehr von dieser Zeit, und jene Zeit, die das Nationalgefühl — nach der Ansicht von Propheten — zu höheren Einheiten sublimirt haben wird, ist nicht da.

Ob menschliche Leidenschaften und menschliche Verirrungen Deutschland in schwere Verwicklungen nach anderer Richtung hin vorübergehend verstricken, ist natürlich unberechenbar; aber jedenfalls hat uns das Schicksal, für eine lange Zukunft noch vor die österreichisch-ungarische Frage gestellt und ihr gewachsen zu bleiben, wenn sie in ein entscheidendes Stadium tritt, ist eine der größten Aufgaben deutscher Politik, wohl die allergrößte Aufgabe.

Das österreichisch-ungarische Problem, verknüpft mit der europäischen Orientfrage, schlummert zur Zeit, und die Entwicklung war in den letzten Jahren nur eine latente. Die zweite große Frage von internationaler Bedeutung betrifft England, und dort ist die Entwicklung eine akute. In Oesterreich-Ungarn ist die Krisis aus dem innersten Wesen des Staates hervorgewachsen, und daher scheint es kein Mittel zu geben, sie zu beseitigen; an England hingegen trat die Krisis von Außen heran. Man darf sagen, die geographische Lage des englischen Reiches, das in sich nicht schwächer wurde, ist heute eine ganz andere, wie noch vor einem Jahrzehnt, und da die englische Politik trotz dieses tiefgreifenden Umschwungs dieselbe geblieben ist, war eine Krisis unabwendbar.

England, Schottland, Irland sind, solange es eine starke englische Flotte gibt, so geborgen, wie je; aber der englische Kolonialbesitz, der gleichfalls lange Zeit durch Meere oder durch Einöden völlig gesichert war, ist es heute nicht mehr; das englische Reich ist eine Kontinentalmacht geworden und angreifbar wie andere Kontinentalmächte; und wenn auch diese fundamentale Aenderung der Weltlage in England gewiß nicht ganz unbeachtet geblieben ist, und wenn man auch in gewissem Umfange Gegenmaßregeln ergriffen hat, so entsprechen diese keineswegs der heute vorhandenen Sachlage.

England war seit den Napoleonischen Kriegen die unbedingt dominirende und nur vorübergehend in seiner Stellung angefochtene Macht im türkischen Orient. In ganz Asien und in Afrika war sein Einfluß nie ernstlich angefochten. In diesen riesigen Ländergebieten hat England heute aber überall sehr ernste Rivalen; die englische Stellung selbst ist nicht erschüttert, aber sie ist bedroht, und diesen neuen Bedrohungen gegenüber hat England keine entsprechenden Vorkehrungen getroffen, weder in Asien, noch in Afrika, ganz zu schweigen von Amerika.

Man kann nicht beweisen, daß die englische Stärke zurückgegangen ist; aber die alte englische Stärke reicht augenscheinlich den neuen Weltverhältnissen gegenüber nicht aus, ganz sicher nicht für die riesigen asiatischen Probleme; und voraussichtlich auch nicht für Afrika, wenn erst Frankreich, das die Weltausstellung hinter sich hat, neue Regsamkeit entwickelt. Und obgleich dem so ist, stürzte sich England in den südafrikanischen Krieg.

Nicht nur den Gegner in Südafrika unterschätzte man, sondern man unterschätzte zugleich alle jene neuaufgetauchten Schwierigkeiten, denen England überall in der Welt gegenübersteht.

Die englische Politik blieb in den ausgefahrenen Geleisen und glaubte einen südafrikanischen Kolonialkrieg erledigen zu können, wie das dreiviertel Jahrhunderte hindurch geschehen ist, nämlich gänzlich oder fast gänzlich ungestört, während heute Rußland, Frankreich, Deutschland, Japan und auch die Vereinigten Staaten die politischen Konsequenzen aus der englischen Weltpolitik ziehen und ziehen müssen. England hat daher aufgehört für Asien und Afrika Sonnenschein und Regen allein zu machen.

In den chinesischen Wirren ist England nicht die Vormacht, sondern eine Macht unter einer Reihe von Mächten, und die Rückwirkung auf ganz Asien wird nicht ausbleiben. In Südafrika ringt heute England mit größter Kraftanstrengung und mit immer noch nicht ganz unzweifelhaftem Erfolg um die Herrschaft, und obgleich wir sehr oft gehört haben, daß Blut dicker sei als Wasser, scheinen die Vereinigten Staaten entschlossen, die englischen Ansprüche in Bezug auf den Nicaragua-Kanal schnöde bei Seite zu schieben. Und das geschieht nach der Wiederwahl McKinley's, die eine Abnahme der imperialistischen und chauvinistischen Bestrebungen in den Vereinigten Staaten bringen sollte. Schon diese Thatsachen sind schwerwiegend genug.

Wenn die Lage Englands nicht noch sichtbarer bedroht und ungünstig verschoben erscheint, so ist das nicht ein Verdienst der Londoner Politik, sondern eine Folge der Ausstellung in Paris und der russischen passiven Energielosigkeit, die glücklicherweise eine verwegene thatenfrohe Unternehmungslust ausschließt, um die Stunde auszunutzen; der Gewinn wird freilich für Rußland doch groß genug sein.

Solchen realen Verhältnissen gegenüber erscheint die Rhodes-Chamberlainsche Politik, die unter der Firma Salisbury's sich abgespielt hat, als das, was sie ist; als Frivolität, als eine Frivolität, die von London aus nicht die Weltverhältnissen und von Kapstadt aus nicht einmal die südafrikanischen Verhältnisse richtig überschaute. Diese Frivolität, die heute herumfanfaronirte mit der splendid isolation, und morgen mit einer englisch-amerikanisch-deutschen Allianz, und die übermorgen deutsche Schiffe beschlagnahmte und überübermorgen die amerikanische Freundschaft in der Frage des Centralamerikanischen Kanals zu spüren bekam, und die in der englischen Presse auch heute noch gegen alle Welt in den höchsten Tönen spricht und dem eigenen Lande ein Prestige vorgaukelt, das in diesem Umfange heute nur ein papiernes ist.

Eine Entwicklung von hundert Jahren hat England verwöhnt, und ein zweites kam, insbesondere für die südafrikanische Politik, hinzu. Die dortige Politik wurde nicht gemacht unter dem Gesichtspunkt des Staatsinteresses, sondern ganz wesentlich unter dem Gesichtspunkt einseitiger kapitalistischer Interessen; der Erfolg solcher Einflußnahme liegt offen da, und er ist belehrend genug auch für Deutschland; denn ganz gleichgiltig ist es, ob der Staat in den Dienst einer Klique von Minenbesitzern oder in den Dienst einer Klique von Großgrundbesitzern gepreßt wird. Die Minenbesitzer und die Großgrundbesitzer kämpfen für ihren Geldsack, den sie mit der nationalen Fahne bedecken, und die einen haben es vermocht England in einen verderblichen Krieg zu stürzen und die andern, die über den „erbärmlichen" Kanal und das „gräßliche" Flottengesetz seufzen, sind bereit, Deutschland zunächst handelspolitisch in einen Krieg mit aller Welt zu stürzen, einen unblutigen Krieg, der uns gleichwohl die tiefsten Wunden schlagen müßte, und dessen rein politische Konsequenzen auch die schwersten sein könnten. Solche Umstrickung eines Staates durch egoistische Coterien muß verderblich wirken.

Der Liberalismus kann ganz und gar nicht in den Verdacht kommen, als sei er geneigt, einer blinden Abneigung gegen England das Wort zu reden; sicher nicht. Doch jener Liberalismus ist ausgestorben, der aus aufrichtiger Werthschätzung für die englische hohe Kultur und für die englischen freien Institutionen sich verpflichtet fühlt, auch die englische auswärtige Politik für verehrungswürdig zu erachten.

Die englische auswärtige Politik erscheint den sich mehrenden internationalen Schwierigkeiten, die gerade überall für das Vereinigte Königreich auftauchen, heute nicht gewachsen.

Dazu kommen die Ansätze einer inneren Entwicklung, deren letzte Konsequenzen noch nicht abzusehen sind. Am ersten Januar des neuen Jahrhunderts ist aus ganz Australien ein Staatenbund geworden; solch eine Zusammenfassung der Kräfte kann eine Stärkung sein, bis dann die zusammengefaßten Kräfte sich auch ganz selbständig zum Mutterlande stellen.

Es ist nicht wenig gefährlich, wenn ein so großes und gewaltiges Reich von unsicheren Steuerleuten geleitet wird; und Kollisionen, die durchaus nicht beabsichtigt zu sein brauchen, die aus Unachtsamkeit, aus mangelnder Voraussicht, aus irrthümlicher Berechnung entstehen, sind keineswegs die am wenigsten bedrohlichen.

Wenn Deutschland der zukünftigen Entwickelung mit Ruhe gegenüberstehen wollte, so war es gezwungen, seine Flotte auf eine Höhe zu bringen, die es niemandem verlockend erscheinen läßt, unsere großen und steigenden überseeischen Handelsverbindungen zu vergewaltigen, und die es uns ermöglicht, bei allen eingreifenden Verschiebungen in den überseeischen Machtverhältnissen zuzusehen, daß das reale deutsche Interesse auch in Zukunft bestehen kann. Mit unserem deutschen Handel können wir nicht eine überseeische Rolle wie Oesterreich-Ungarn spielen, ohne auch den Handel selbst zu gefährden. Und wie sehr auch die Inszenirung des Waldersee'schen Oberkommandos zur Kritik Anlaß giebt, unser Eingreifen neben den anderen Mächten in Ostasien und in den Grenzen des Bülowschen Programms war eine Nothwendigkeit für unsere Stellung in der Welt.

Scheint England im Augenblick den neuen Weltverhältnissen nicht gewachsen, so liegt hierin für uns nur eine Lehre mehr, nicht gleichfalls sich Zustände herausbilden zu lassen, die ein Mißverhältniß darstellen zwischen unseren Kräften und unseren realen Interessen und Ansprüchen.

In solchen Erwägungen liegt die Nothwendigkeit und die Rechtfertigung des deutschen Flottengesetzes.

Die zukünftige internationale Entwicklung, die natürlich in jedem Augenblick durch unberechenbare Zwischenfälle komplizirt werden kann, wird in jedem Falle für lange bedingt bleiben vom Schicksal Oesterreich-Ungarns und Englands.

Die österreichisch-ungarische und die britische Frage bedeuten unvergleichlich mehr als nur politische Zwischenfälle; zwei große Reiche müssen ihre Existenzbedingungen mit neuen Weltverhältnissen in Einklang bringen, und wie das eine Reich dies vermag oder nicht vermag, das wird von ausschlaggebender Bedeutung für die europäische, wie das andere Reich solchen Anforderungen sich gewachsen zeigt, das wird von ausschlaggebender Bedeutung für die überseeische, für die Weltpolitik sein.

Während aus so gewaltigen, tiefliegenden Ursachen und Verschiebungen das Schicksal der Nationen hervorwächst, und der Handstreich und die Improvisation weder in der inneren noch in der äußeren Politik eine entscheidende Bedeutung hat, glaubte in diesem Jahre wiederum ein politischer Idiot, durch einen Schuß die Zukunft seines Vaterlandes verändern zu können. Das Opfer dieser verbrecherischen Narrheit ist König Humbert von Italien gewesen.

P. Nathan.

Die württembergischen Wahlen.

Württemberg hat vor Thorschluß des Jahres und Jahrhunderts allgemeine Neuwahlen zum Landtag vorgenommen. Das politische Problem war, ob die Wähler die Kundgebung der Wahl vor 6 Jahren erneuern, widerrufen oder abschwächen würden. Damals waren in überraschend starker Zahl demokratische Abgeordnete gewählt, damals war die bis dahin dominirende nationalliberale Richtung verabschiedet worden. Nun ging die ganze Anstrengung der damals Geschlagenen seit 6 Jahren dahin, jenes Votum zu redressiren. Es ist in diesen Blättern unlängst der politische Inhalt des letzten Landtags skizzirt und dabei aufgezeigt worden, daß die zurückgedrängte nationalliberale Partei sechs Jahre lang Wahlpolitik getrieben hat. Dem Landtag 1895—1900 wurde der Kosename eines „unfruchtbaren Landtags" beigelegt und um den Beweis für die Richtigkeit dieser Bezeichnung herbeizuschaffen, wurde in Parlament und Presse mit Eifer und Geschick auf Unfruchtbarkeit hingearbeitet. Da die Privilegirten, das Zentrum und die erste Kammer mitwirkten, so waren die Bemühungen von Erfolg gekrönt: Die Verfassungsrevision, die Verwaltungsreform und die Steuerreform kamen sämmtlich nicht zu Stande, die letztere infolge von konstitutionellen Verschlimmbesserungen der ersten Kammer, die einer Zweidrittel-Mehrheit bedurften und deren Annahme von der Volkspartei verweigert worden war. Das alles war natürlich höchst brauchbares Anklagematerial und die deutsche Partei, beglückt über so viel Chancen, hat denn auch thatsächlich zum Mittelpunkt ihrer Agitation ein Flugblatt gemacht, das die fette Ueberschrift trug: „Ganz Württemberg erhebt Anklage gegen die Volkspartei!" und das auf das Beweglichste zu erzählen wußte, wie die Steuerentlastung dem Bauern, dem Mittelstand und den Arbeitern durch die schlimme, volksparteiliche Opposition vorenthalten worden sei. Man erkennt leicht, wie dienlich diese Taktik für die Sozialdemokratie sein mußte, die sich für den Unwerth der bürgerlichen Demokratie auf das klassische Zeugniß des Kartells berufen konnte. Um aber die Umzinglung komplett zu machen, schloß die deutsche Partei zu treuen Händen mit den Konservativen und dem Bauernbund, welchem die Zollerhöhung in beliebigen Dosen versprochen wurde, eine Gesellschaft mit unbeschränkter Haftpflicht und für die Stichwahlen eine Gesellschaft auf Gegenseitigkeit mit dem Zentrum. Zu alledem glaubte man den Appell an die Beamten und Staatsbediensteten durch den Hinweis auf eine von der Regierung in Aussicht gestellte Gehaltsaufbesserung und den Appell an die Bauern durch den Hinweis auf die Handelsverträge recht wirksam gestalten zu können.

Die Sache war in der That ziemlich kritisch. Trotzdem ist der Wahlkampf in der Wählerschaft selbst nicht so heiß gewesen, wie sechs Jahre zuvor; vielleicht kam dies daher, daß nicht, oder wenigstens nicht offen, um Prinzipien gekämpft wurde; es hatten nämlich auch die Gegner der Volkspartei von links und rechts deren grundsätzliche Reformforderungen in ihre politische Planskizze aufgenommen und nur ab und zu eine für das Wählerauge nur schwer erkennbare Hinterthür angebracht. Der Wahlkampf war auch verhältnißmäßig kurz.

Er kam erst Mitte November in Fluß und die Hauptwahl war am 5. Dezember.

Das Ergebniß der Wahl brachte dem Kartell eine unerwartet starke Enttäuschung. Als das Votum dem Kouvert entnommen wurde, lautete dasselbe auf Abweisung der gegen die Volkspartei erhobenen Anklagen, und auch in der zweiten Instanz der Stichwahl wurde das abweisende Urtheil bestätigt. Statt eines Zugs nach rechts war ein Zug nach links eingetreten.

Die Volkspartei kommt mit 28 Mitgliedern und Hospitanten fast genau in der bisherigen Zahl zurück; sie hat ein paar Sitze gewonnen und einige verloren; übrigens hauptsächlich solche, die sie vor 6 Jahren durch die Unterstützung von Centrum und deutscher Partei erlangt hatte, (Rottweil, Blaubeuren, Neckarsulm). Die deutsche Partei kommt nicht erholt, sondern noch etwas weiter geschwächt aus dem Kampf; sie wird, statt bisher 14, 11 oder 12 Mitglieder haben. Der Bauernbund hat trotz aller Anstrengungen nur zwei oder drei Sitze gewonnen. Das Centrum blieb der Ziffer nach stabil; es hat der Volkspartei einen Bezirk, den diese seinerzeit mit 48 Stimmen und mit Hilfe der deutschen Partei gewonnen hatte, abgenommen und dafür einen Bezirk, den es mit 48 Stimmen erobert hatte, mit 800 Stimmen an die Volkspartei verloren, trotzdem die deutsche Partei die Parole für das Centrum, allerdings nur auf dem Papier, ausgegeben hatte. Die Sozialdemokratie stieg von 1 auf 5 Sitze. Die konservative Fraktion ist wie bisher auf die Ziffer 1 beschränkt, falls ihr nicht der Bauernbund in dankbarer Erinnerung an die selbstlose Unterstützung durch die protestantische Geistlichkeit im Wege der Konversion ein Mitglied rechtsgültig cedirt. Der Wortführer der Konservativen, der dem Reichstag von der lex Heinze her in fröhlicher Erinnerung steht, der Abgeordnete Schrempf, erlebte in dem Bezirk, in dem seine parlamentarische Wiege stand, eine starke Niederlage; ebenso fiel der denkwürdige Abg. Hegelmaier, welcher sich im Reichstag nahe bei den Konservativen niedergelassen hat, so schmerzhaft durch, daß er wohl auch seine Tage als Reichstagsabgeordneter für gezählt ansehen wird. Ein charakteristischer Zug der Wahl ist es überhaupt, daß die politisch-prononcirten Vertreter des Kartells beinahe überall unterlagen und der parlamentarische Sukkurs ausgeblieben ist, während sowohl auf Seiten der Volkspartei wie der Sozialdemokratie gerade die ausgesprochenen Vertreter der Richtung gewählt wurden; von der Volkspartei hat jetzt nahezu der ganze parteileitende Ausschuß Sitz und Stimme in der Kammer.

Peinlich wird im Lande der Wahlausfall von Mergentheim empfunden, welches im Landtage während mehr als 30 Jahren durch Herrn v. Mittnacht vertreten war. Derselbe hatte, auch nachdem er Anfangs November als Ministerpräsident demissionirte, zur Wiederaufnahme eines Landtagsmandats sich bereit erklärt, aber ein persönliches Auftreten im Wahlkampf abgelehnt; ihm trat sein bisheriger parlamentarischer Gefolgsmann, ein agrarisch-nationalliberaler Hospitant entgegen. Die Volkspartei verzichtete auf eine eigene Kandidatur und unterstützte Herrn v. Mittnacht, um einen Staatsmann von anerkannter Bedeutung dem Landtage zu erhalten. Im ersten Wahlgang erzielte Mittnacht die relative Mehrheit. Das Centrum aber, das in dem stark katholischen Bezirk den Ausschlag gab, beschloß den Katholiken Mittnacht es entgelten zu lassen, daß er die konfessionellen Anträge des Centrums als Minister nicht acceptirt hatte. So scheidet Herr v. Mittnacht zugleich aus der ministeriellen und parlamentarischen Laufbahn durch das Zusammenwirken von Felonie und Intoleranz aus. Der persönliche Verlust des Landtags ist nicht zu unterschätzen. Wie die Anwesenheit Mittnacht's im Abgeordnetenhaus und auf das Ministerium politisch gewirkt hätte, ist nicht leicht zu beurtheilen. Immerhin würde er die Situation erkannt und seine Erkenntniß wohl auch im Landtag vertreten haben in Konsequenz der Haltung, die er vor 6 Jahren der Regierung und Krone empfohlen hat.

Mehr aber als dem Landtag wird Herr von Mittnacht der Regierung fehlen. Das Ministerium bedarf mehr als je einer geschickten Hand. Es ist eine Reihe von psychologischen Anzeichen dafür vorhanden, daß die Regierung an die unrichtigen Wahlprophezeiungen des Kartells und an einen politischen Umschwung geglaubt hat. Nun ist derselbe ausgeblieben, total ausgeblieben, und das Anwachsen der sozialdemokratischen Stimmen deutet Stimmungen an, aus denen nicht auf besondere Geduldsneigung im Volke geschlossen werden kann.

Zu welcher Politik wird sich die Regierung entschließen? Sie kann offene Reformpolitik treiben und bei der Verwirklichung der politischen Wünsche, welche in der Be-

völkerung lebendig sind, die Führung übernehmen; sie würde damit thatsächlich an die Spitze des Volks treten, an welche sie formell gesetzt ist. Sie kann umgekehrt eine Erweiterung des bürgerlichen Einflusses offen bekämpfen; das hätte die Wirkung, daß die Dankbarkeit des Volks für die Verfassungsreform dem Thronfolger aufbewahrt würde, der diesen Kapitalzuwachs zu begrüßen allen Anlaß hätte. Sie kann aber auch ihren „guten Willen" und — zugleich „die unüberwindlichen Schwierigkeiten" betonen, „welche dem Reformwerk zur Zeit entgegenstehen", um daraus die Taktik dilatorischer Passivität herzuleiten. Die Reformbewegung würde in diesem Falle wohl zum Ausdruck bringen: Wer nicht für mich ist, ist wider mich! und ihre Anhänger würden danach zu handeln haben.

Die Thronrede wird vielleicht Klarheit über die Absichten der Regierung bringen. Sicher ist das nicht. Der neue Ministerpräsident, Kriegsminister Schott von Schottenstein stand der Politik bisher fern und auch die politischen Ansichten des neuen Ministers des Auswärtigen, Freiherrn von Soden, welcher einige Zeit das Reich in Kamerun als Gouverneur vertreten hat und hernach kurze Zeit Chef des Zivilkabinets des Königs von Württemberg gewesen ist, sind noch unbekannt.

Verschoben ist das Bild der politischen und der parlamentarischen Lage auch dadurch, daß zu den Abgeordneten des Volks, auf welche der Name der „Volksvertretung" zutrifft, im Landtag noch 23 nicht volksgewählte Privilegirte stoßen, mit welchen die bei den Wahlen geschlagene Minorität sich zu verbünden die Tendenz haben wird. Nachdem aber die frühere Regierung die Privilegirten schon im neunzehnten Jahrhundert für nicht mehr „zeitgemäß" erklärt hat, würde man eine Politik, die sich auf jene künstliche Koalition stützen würde, im zwanzigsten Jahrhundert wohl ebenfalls für nicht zeitgemäß erklären können.

Die Linke wird sich der Pflicht nicht entschlagen können, die Konsequenzen aus der Haltung und der ausgesprochenen oder nichtausgesprochenen Taktik der Regierung zu ziehen. Die Stellung der durch die Wahlen gestärkten Linken ist einfacher, als sie vor sechs Jahren gewesen ist, und man fühlt im Lande, daß die Entwicklung, die sich im letzten Landtag unter der Regierung Mittnacht vollzogen hat, nicht werthlos gewesen ist.

Conrad Haußmann.

Zur neuesten handelspolitischen Litteratur.

Die unser öffentliches Leben heute beherrschenden handelspolitischen Fragen haben den Anstoß zur Veröffentlichung zweier Werke gegeben, welche zwar in unmittelbarer Beziehung auf diese Fragen geschrieben sind, darüber hinaus aber eine selbständige wissenschaftliche Bedeutung in Anspruch nehmen können. Das eine Werk führt den Titel: „Die Handelspolitik des Deutschen Reichs vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart." Die erste Auflage dieses Werkes war Ende des Jahres 1899 anonym erschienen; auf der jetzt vorliegenden zweiten Auflage nennt sich als Verfasser Dr. Alfred Zimmermann, Legationsrath und Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amte. Herr Zimmermann hat sich durch hervorragende historische Arbeiten über Handels- und Kolonialpolitik bereits einen Namen gemacht. Die erste Stelle nimmt sein 1892 erschienenes, umfassendes Werk über die „Geschichte der preußisch-deutschen Handelspolitik" ein, welches die Zeit vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Neubegründung des deutschen Zollvereins im Jahre 1853 behandelt; es ist eine Frucht langjähriger Durcharbeitung des gesammten in den preußischen Archiven aufgespeicherten Urkundenmaterials, wobei dem Verfasser von dem Grafen Caprivi wohl weitsichtige Förderung zu Theil geworden ist. Ein zweites, groß angelegtes Werk schildert die Entstehung, Entwicklung, Erfolge und Aussichten der europäischen Kolonien; die bisher erschienenen drei Bände behandeln die Kolonialpolitik Portugals, Spaniens und Großbritanniens.

In seinem neuesten Werk will der Verfasser weiteren Kreisen Gelegenheit zur Klärung ihres Urtheils über die handelspolitischen Streitfragen bieten; er hat sich die Aufgabe gestellt, „ohne Vorliebe und Abneigung für Personen oder Ideen, in rein sachlicher und leidenschaftsloser Weise die Ereignisse der letzten drei Jahrzehnte auf dem Gebiete der Handelspolitik und die Ansichten der Wortführer möglichst in ihren eigenen Worten vorzuführen." Eine solche Aufgabe vollkommen zu lösen, ist vielleicht keinem Sterblichen beschieden; es ist deshalb schon ein Verdienst, sie zu einem wesentlichen Theile zu erfüllen. Und dieses Verdienst wird dem Verfasser zuerkannt werden müssen. Sein Werk bietet durch zweckmäßig und unparteiisch ausgewählte Auszüge aus diplomatischen Schriftstücken, amtlichen Drucksachen und parlamentarischen Verhandlungen eine sehr nützliche Materialiensammlung, welche noch durch übersichtliche statistische Zusammenstellungen vervollständigt wird. Den breitesten Raum nimmt hierbei selbstverständlich die Geschichte der deutschen Handelspolitik von der Umgestaltung des Deutschen Zollvereins im Jahre 1866 und dem Frankfurter Frieden des Jahres 1871 bis zur Gegenwart ein. Aber nach der gleichen Methode, wenn auch kürzer, ist auch die Handelspolitik der anderen europäischen Hauptstaaten, Oesterreichs, Rußlands, Frankreichs und Englands, sowie der Vereinigten Staaten während der letzten drei Jahrzehnte behandelt, besonders insoweit es sich um die handelspolitischen Beziehungen des Deutschen Reiches zu diesen Staaten handelt. Aus dem gesammten, hierüber in dem Buche beigebrachten Material haben seit seinem Erscheinen bereits Vertreter der verschiedensten handelspolitischen Anschauungen reichlich geschöpft, meist freilich ohne die Quelle anzugeben.

Nicht das gleiche Lob der Unparteilichkeit kann denjenigen Theilen des Buches gespendet werden, in denen der Verfasser eine räsonnirende Darstellung der stattgehabten zollpolitischen Kämpfe liefert oder sein eigenes Urtheil über die Richtigkeit des einen oder anderen Standpunktes abgibt. Es liegt in der Natur der politischen Lage, welche seit dem Abgange Caprivi's durch die Reichsregierung mitgeschaffen worden ist, daß die Regierung die Agrarier, die rücksichtslosesten Gegner der Handelsvertragspolitik, die offiziell doch noch immer die Handelspolitik des Reiches ist, fortgesetzt mit nicht zu ermüdender Langmuth höchst rücksichtsvoll behandelt, während sie die Freihändler, die entschiedensten und eifrigsten Freunde der Vertragspolitik, gewissermaßen um auch hierin dem Agrarierthum eine kleine Freundlichkeit zu erweisen, selbst da, wo sie ihrer Unterstützung direkt bedarf, mit weit hergeholten Angriffen bedenkt. Etwas Aehnliches reflektirt auch aus dem Zimmermann'schen Buche; die Agrarier werden ob ihres Treibens seit Beginn der Handelsvertragspolitik sehr behutsam angefaßt, den Freihändlern wird, insbesondere betreffs der Zeit vor 1879, wiederholt nachdrücklich der Text gelesen. Er führt z. B. die Freihandelslehre in Deutschland auf „allerlei humane, großartige Ideen" und reine Theorie zurück. Der praktischen Mitarbeit, welche die Freihändler an dem Ausbau der preußischen Handelspolitik von 1858 bis 1866 geleistet haben und in welcher sie bewiesen, wie sie wohl eine praktische Politik des „Erreichbaren" zu treiben verstanden, wird er, wenn er ihrer auch an einzelnen Stellen vorübergehend gedenkt, keineswegs im Zusammenhang der Dinge gerecht. Diese praktische Vor- und Mitarbeit der deutschen Freihändler hat in der That erst die Handelsvertragspolitik Bismarck's in den Jahren 1862 bis 1865 und die Reform des deutschen Zollvereins ermöglicht. Aber selbst eine so grundlegende Arbeit, wie es z. B. der Kommissionsbericht

über die Handelsverträge von Otto Michaelis im preußischen Abgeordnetenhause war, wird in dem Buche mit keiner Silbe erwähnt; unerwähnt bleibt auch jene im August 1866 in Braunschweig abgehaltene Konferenz deutscher Freihändler, auf welcher die Grundzüge für die Bestimmungen über Finanz- und Zollwesen aufgestellt wurden, die in die Verfassung des Norddeutschen Bundes aufgenommen worden sind. Die Darstellung der Kämpfe um die Eisenzölle ist durchaus unparteiisch, soweit Mittheilung von Auszügen aus den Reichstagsverhandlungen in Frage kommt; das abgegebene Urtheil wird indessen weder dem wirthschaftlichen noch dem politischen Standpunkte der Freihändler gerecht, denen nicht zum Wenigsten an der Abwehr der jetzt so üppig ins Kraut geschossenen Interessenpolitik gelegen war. Und wenn die im Jahre 1881 von Bismarck veranlaßte Broschüre Lothar Bucher's gegen den Cobden-Klub und die deutschen Ehrenmitglieder desselben herangezogen wird, so hätte doch die ebenso treffende wie würdige Antwort, welche der verstorbene Professor Erwin Nasse auf dieses Pamphlet ertheilt hat, nicht ganz unerwähnt gelassen werden sollen.

Trotz dieser Mängel oder, was gewisse Kreise anlangt, vielleicht wegen dieser Mängel ist die Schrift wohl geeignet, über den Werth der Handelsvertragspolitik aufzuklären. Einmal tritt der Verfasser selbst, trotz sonst geübter Reserve, doch offen für die Handelsvertragspolitik ein.

Bemerkenswerth sind in dieser Hinsicht namentlich die Sätze, mit welchen er gewisse Ausführungen, die Fürst Bismarck im Jahre 1879 in seiner Rede bei Eröffnung der Debatte über den Zolltarif gemacht hat, folgendermaßen bekämpft:

„Bedenklicher klang es, wenn er im Verfolg seiner Rede ernstlich eine volle Absperrung Deutschlands vom Auslande ins Auge faßte, und eine Fortexistenz des Reichs nach Verlust seines Exporthandels für möglich erklärte. Ebensowenig dürfte sein ungünstiges Urtheil über Handelsverträge im Allgemeinen auf Beifall rechnen können. Er meinte nämlich, daß stets ein Theil dabei übervortheilt werde und man das gewöhnlich nur zu spät sehe. Die Erfahrung hat das nicht bestätigt. Die Staaten, welche Verträge schlossen, haben dabei stets Nutzen gehabt und deshalb nach Abschluß neuer gestrebt, während Frankreich durch das Einschlagen des von Bismarck empfohlenen Weges sich ernstlich geschadet hat."

Das letztere abfällige Urtheil über die französische Handelspolitik wird des Näheren erhärtet durch die in dem Buche enthaltene Darstellung dieser Politik seit 1870, welche mit einer Kritik des französischen Doppeltarifsystems und seiner Wirkungen schließt.

Ferner läßt aber der historische Rückblick auf die Entwicklung der Handelspolitik der europäischen Hauptstaaten recht überzeugend den innigen Zusammenhang erkennen, in welchem die Handelspolitik aller dieser Staaten unter einander nothwendig steht. Der Verfasser weist mit Recht darauf hin, wie die erste zollpolitische Reaktion in Oesterreich-Ungarn im Jahre 1878 der Wiederbelebung des Schutzzollsystems in Deutschland im Jahre 1879 vorgearbeitet hat, wie die weiteren Zollerhöhungen Oesterreichs (1882) und Frankreichs (1882), sowie die immer schroffere Abschließung Rußlands auch die neuen Zollerhöhungen im Deutschen Reiche in den Jahren 1885 und 1887 gefördert haben. Ergänzt muß diese Darstellung noch durch den Hinweis darauf werden, daß nicht minder Deutschlands Zollerhöhungen die zunehmende zollpolitische Reaktion in den anderen Staaten begünstigt oder geradezu hervorgerufen haben, denn weit mehr als das Vorgehen irgend eines anderen Staatsmannes mußte bei der großen welthistorischen Stellung, welche Fürst Bismarck einnahm, sein Beispiel zur Nachahmung reizen. Die handelspolitische Lehre, welche sich gerade aus der Geschichte dieser Zeit zwingend ergibt, ist für die Gegenwart dahin zusammenzufassen: Entweder kommen die Hauptstaaten des europäischen Kontinents zu einem neuen System von Handelsverträgen mit Vertragstarifen oder es beginnt eine neue Aera des gegenseitigen Hinaufschraubens der Zölle, wie sie die Jahre 1878 bis 1888 gebildet haben.

Das zweite der oben bezeichneten Werke ist ein Band handelspolitischer Einzelarbeiten, welche der Verein für Sozialpolitik kürzlich unter dem Titel „Beiträge zur neuesten Handelspolitik Deutschlands" veröffentlicht hat. Es handelt sich hierbei um den ersten Band eines Sammelwerks, welches in einer Reihe von Spezialarbeiten die wichtigsten großen konkreten Einzelfragen der zukünftigen deutschen Handelspolitik behandeln soll. Diese Arbeiten sollen, nachdem das ursprüngliche Programm eine gewisse Einschränkung erfahren hat, nicht so weit aus und nicht so lange zurück greifen, wie das in den Jahren 1891—1893 in vier Bänden von dem Verein herausgegebene Sammelwerk über die Handelspolitik der wichtigeren Kulturstaaten in den letzten Jahrzehnten; sie sollen sich auf einige wenige Hauptfragen und Hauptstaaten und auf ein Jahrzehnt beschränken, aber so zeitig erscheinen, daß sie vor Abschluß aller neuen Verträge veröffentlicht sein können. Der vorliegende erste Band enthält längere Aufsätze über die Handelspolitik der Vereinigten Staaten 1890—1900, über zollpolitische Einigungsbestrebungen in Mitteleuropa, über die deutsch-russischen Handelsbeziehungen und vor allem eine Arbeit von Professor J. Conrad (Halle) über „Die Stellung der landwirthschaftlichen Zölle in den 1903 zu schließenden Handelsverträgen Deutschlands".

Professor Conrad hat bereits über die deutschen Getreidezölle eine Reihe von Untersuchungen veröffentlicht, die sich sämmtlich durch gründliche Sachkenntniß, reiches thatsächliches Material und das Streben nach einem vorsichtig abwägenden Urtheil ausgezeichnet haben; er hat dabei stets den Standpunkt vertreten, daß er, obwohl er kein grundsätzlicher Gegner von Schutzzöllen für Getreide sei, doch dauernde hohe Getreidezölle als überaus bedenklich ansehe und unter Umständen eine allmählchie Beseitigung derselben für wünschenswerth halte. In seiner neuesten Arbeit will er untersuchen, unter welchen Umständen landwirthschaftliche Zölle zu rechtfertigen sind und welche Wirkungen von ihnen zu erwarten sind; ferner durch eine Untersuchung der Lage der deutschen Landwirthschaft feststellen, ob und in welcher Höhe die Zölle gerechtfertigt sind, und endlich abwägen, wie man den Forderungen der Landwirthschaft und der Industrie gerecht werden und das Interesse der Volkswirthschaft am besten wahren kann. Auf Grund dieses Programms ist sein Aufsatz zu einer umfassenden Arbeit über die Lage und die Interessen der deutschen Landwirthschaft geworden, welche einen lehrreichen Rückblick auf die Vergangenheit wirft und einen nicht minder lehrreichen Ausblick in die Zukunft eröffnet. Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, daß sich diese Arbeit durch dieselben Vorzüge wie seine früheren Arbeiten auszeichnet; speziell die übersichtlichen Zusammenstellungen uber die Getreide- und Brotpreise, über die Zollerträge, über die Preise anderer landwirthschaftlicher Erzeugnisse, über Verkaufspreise für landwirthschaftlichen Grundbesitz und Pachterträge, über Zwangsversteigerungen landwirthschaftlicher Anwesen, über die ländliche Hypothekenbewegung, über die Anbauflächen und die Ernteerträge, über die Produktionskosten, über die Getreideeinfuhr, über die Ein- und Ausfuhr von Vieh und den thierischen Produkten, sowie mannichfache Mittheilungen über Bewirthschaftung und Rentabilität einzelner landwirthschaftlicher Betriebe bilden in ihrer Gesammtheit ein Vademecum über die Getreidezollfrage, wie man es sich, auf Grund des überhaupt vorhandenen Materials, kaum besser und zweckmäßiger wünschen könnte.

In dem größten Theil seiner Untersuchungen kommt Professor Conrad, hin und wieder mit einem kleinen Wenn oder Aber, zu Ergebnissen, welche die entschiedensten Gegner der Getreidezölle und vollends jeder Getreidezollerhöhung in ihren Anschauungen nur bestärken können. Er bestreitet, daß die deutschen Getreidezölle die Getreidepreise auf dem

Weltmarkt herabgedrückt haben, und weist nach, daß im Wesentlichen das Inland den Zoll trägt und die Bewegung des Kornpreises den Brotpreis beeinflußt. Er stellt fest, daß nur ein Bruchtheil der Landwirthschaft hauptsächlich an hohen Getreidepreisen interessirt ist, daß die Einführung oder Erhöhung des Zolles die Grundrente und den Grundwerth steigert, also einer „Kapitalschenkung“ gleichkommt, welche für den landwirthschaftlichen Betrieb nichts weniger als nützlich ist, der vielmehr ein Interesse an niedrigeren Bodenpreisen hat. Er verwirft eine Berechnung der Produktionskosten, bei welcher auch die Verzinsung eines hohen Grundwerthes in Ansatz gebracht ist; er findet, daß der Grundwerth sinken kann, ohne daß dadurch der wirthschaftliche Betrieb als solcher erheblich beeinträchtigt wird, und daß auch bei einem Sinken des Grundwerthes die landwirthschaftliche Bevölkerung nicht zu sinken braucht, weil dasselbe auf eine Zerschlagung der Güter, also Erweiterung des Kleinbetriebes hinwirkt, und dadurch die landwirthschaftliche Bevölkerung allein gesteigert werden kann, während eine Erhöhung der Preise die Aufrechterhaltung der großen Gutswirthschaft auf der Basis des Getreidebaues unterstützt und die Zahl der von der Landwirthschaft lebenden Bevölkerung nicht nur nicht zu steigern vermag, sondern im Gegentheil sie vermindern würde. Er ist der Ueberzeugung, daß die deutsche Landwirthschaft den Bedarf Deutschlands an Getreide nicht allein decken kann und daß der Zoll durch die Belastung der großen Masse der Konsumenten andere Produktionszweige nachtheilig beeinflußt. Er stellt fest, in welchem Umfange die Zwangsversteigerungen landwirthschaftlicher Grundstücke seit Jahren zurückgegangen sind, und findet, daß wer irgend mit offenen Augen die deutschen ländlichen Verhältnisse in den letzten Decennien verfolgt hat, doch darüber nicht im Zweifel sein könne, daß nicht nur der landwirthschaftliche Betrieb bis zur Gegenwart hin beständig Fortschritte gemacht hat, sondern daß auch der Wohlstand in den ländlichen Distrikten außerordentlich gestiegen ist.

Es muß einigermaßen überraschen, daß nach allen Ergebnissen seiner Untersuchungen Professor Conrad in der Mitte seiner Arbeit zu dem Schluß kommt: „Wenn wir das bisher Gesagte überblicken, so ergibt sich unzweifelhaft, daß die Lage der Landwirthe eine gedrückte und schwierige ist“. Diese Worte schließen sich allerdings an eine längere Erörterung über die sehr große Steigerung der Hypothekenschulden auf den ländlichen Grundstücken Preußens an. Aber hierbei legt Professor Conrad zu wenig Werth auf die von ihm nur zum Schluß kurz erwähnte Thatsache, daß viele Landwirthe, namentlich Bauern, sehr geneigt sind, abgezahlte Summen nicht im Hypothekenbuche löschen zu lassen, einmal, um Kosten zu sparen, dann um ihre Lage dem Steuerfiskus gegenüber ungünstiger erscheinen zu lassen, als sie ist. Einer Statistik aber, welche auf der Grundlage beruht, daß in den Hypothekenbüchern zwar alle neu aufgenommenen Schulden genau eingetragen, aber die Schuldtilgungen vielfach nicht eingetragen werden, kommt gar kein Werth zu, und in diesem Falle um so weniger, als eine andere Statistik, welche auf vollkommen sicheren Grundlagen beruht, die Statistik über die Zwangsversteigerungen ländlicher Grundstücke, ergiebt, daß „überall eine Besserung der Verhältnisse zu konstatiren ist“. Denn eine seit Jahrzehnten zunehmende Ueberschuldung müßte doch vor allem in den unabwendbaren Konsequenzen, d. h. den Zwangsversteigerungen, zum Ausdruck kommen. Professor Conrad verweist bei seinem angeführten Urtheil auch noch einmal kurz auf die seit einer Reihe von Jahren bestehenden niedrigen Getreidepreise und die wesentliche Erhöhung der Löhne. Er konstatirt aber gleich darauf selbst, daß infolge intensiver Kultur trotz der niedrigeren Preise durch die gesteigerten Ernten der Rohertrag nicht zurückgegangen, sondern vielfach erheblich gesteigert ist.

Das Zugeständniß, welches Professor Conrad in seinem Schlußurtheil über die Lage der Landwirthschaft den Agrariern macht, hat nun aber praktische Konsequenzen; es führt ihn dazu, eifrig Umschau zu halten, ob nicht die Lage der Landwirthe doch durch die eine oder andere Zollerhöhung aufgebessert werden könne. Er bleibt freilich dabei, „die Beibehaltung der bisherigen Sätze für das Brotgetreide im Ganzen für das Angemessenste zu erachten“ und vor einer Erhöhung des Roggenzolls sogar nachdrücklichst zu warnen, aber er regt eine Erhöhung des Gerstenzolls an, während er allerdings andererseits eine Ermäßigung des Haferzolls vorschlägt, theils zur Förderung der Viehzucht im Interesse der Landwirthschaft selbst, theils um Rußland eine Kompensation für die Erhöhung des Gerstenzolls zu bieten. Er empfiehlt ferner erhöhte Zölle auf lebende Thiere, auf Butter und Käse, während er wiederum sich von neuen Zöllen auf Geflügel und Eier, auf gewöhnliches Obst und Gemüse nicht viel verspricht und eine stärkere Zollbelastung von Schmalz und Speck sogar entschieden verwirft. Es muß überhaupt anerkannt werden, daß Professor Conrad bei seinen — man darf wohl sagen gutgemeinten — Vorschlägen doch zwei Gesichtspunkte voranstellt: einmal, daß die allgemeinen Bedarfsartikel der unteren Klassen nicht weiter vertheuert werden dürfen, und zweitens, daß vor allem berücksichtigt werden muß, welche Konzessionen vom Auslande durch Zollherabsetzungen auf Industriezeugnisse nothwendig sind, um unsere Industrie auf dem bisherigen Stande zu erhalten und ihr womöglich noch eine weitere Entwicklung ihrer Leistungen zu ermöglichen, die nothwendig ist, um der wachsenden Bevölkerung angemessene Beschäftigung und Verdienst zu verschaffen und den Wohlstand des ganzen Landes zu erhöhen. Er nimmt deshalb auch an, daß in Betreff der Agrarzölle hohe Forderungen an das Ausland nicht gestellt werden dürfen, namentlich nicht an Rußland, mit dem wir die meisten politischen und wirthschaftlichen Interessen gemein haben und mit dem deshalb ein allgemeinerer feinerer Austausch der Produkte auf vertragsmäßiger Grundlage anzustreben sei.

Bildet die Arbeit des Professors Conrad trotz aller vorsichtigen Verklausulirungen somit doch ein Plaidoyer für die Fortführung der Handelsvertragspolitik und gegen die extremen Forderungen der Agrarier, so wird sie doch noch in werthvoller Weise ergänzt durch eine Reihe von Arbeiten seiner akademischen Spezialkollegen. An erster Stelle ist hierbei die bereits in der ersten Hälfte des Jahres 1900 erschienene Schrift des Professors Lotz (München) über den „Schutz der deutschen Landwirthschaft und die Aufgaben der künftigen deutschen Handelspolitik“ zu erinnern, deren in diesen Blättern schon gedacht worden ist. In neuester Zeit ist ein auch im Druck herausgegebener Vortrag hinzugekommen, den Professor Brentano (München) im Sozialwissenschaftlichen Studentenverein zu Berlin über „das Freihandelsargument“ gehalten hat; mit wissenschaftlicher Schärfe hat der Vortragende darin einmal dargelegt, daß man bei Getreidezöllen aus einem verhängnißvollen Zirkel nicht herauskomme, weil der Zoll eine künstliche Steigerung des Grundwerthes herbeiführe und demnach ein neuer Inhaber des vertheuerten Besitzes aufs neue schutzbedürftig erscheine; er hat aber weiter den Nachweis geführt, daß der deutsche Getreidebau in der Konkurrenz gegen das Ausland schon ohnehin gerade dadurch ungünstig gestellt sei, daß der Werth des Grund und Bodens in Deutschland zu hoch gesteigert sei. Endlich sei des Vortrages gedacht, welchen vor Kurzem in der Berliner Volkswirthschaftlichen Gesellschaft Professor Dietzel (Bonn) über „Kornzoll und Sozialreform“ gehalten hat und dessen Veröffentlichung im Druck vorbereitet wird; er kommt in überzeugender Weise zu dem Schluß, daß das Steigen der Grundrente nothwendig ein Sinken des Arbeitslohnes im Gefolge hat. Während Brentano den Beweis erbringt, daß der Getreidezoll ein völlig untaugliches Mittel ist, die Lage des landwirthschaftlichen Gewerbes zu heben, thut Dietzel dar, daß er vom sozialpolitischen Gesichtspunkte aus völlig verwerflich ist.

Mögen die genannten Arbeiten der vier Universitätslehrer, die, nach der Individualität der Verfasser abgestimmt,

vorsichtiger oder rückhaltloser doch zu dem gleichen Schlußurtheil führen, bei der Entscheidung über die künftige deutsche Handelspolitik das Gewicht in die Wagschale werfen, das ihnen gebührt!

M. Broemel.

Die Krisis auf dem Pfandbriefmarkt und das Hypothekenbankgesetz.

Zu den Gesetzen, welche mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch zusammen am 1. Januar 1900 den antizipirten Jahrhundertbeginn auf dem Gebiete des Reichsrechts einleiteten, gehört auch das Hypothekenbankgesetz vom 13. Juli 1899. Es stellt den Abschluß einer Entwicklung dar, welche bald nach Errichtung des Norddeutschen Bundes im Jahre 1868 einsetzte, durch den Erlaß der die formelle Rechtseinheit begründenden Prozeßgesetze in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre neuen Anstoß erhielt und zu den Entwürfen von 1879/1880 führte, um dann bei der Vereinheitlichung des materiellen Rechts zur Reife zu gelangen. Von der Bedeutung des Interessenkomplexes, an dessen Regelung der Gesetzgeber hier herantrat, können die statistischen Angaben eine Vorstellung erwecken, welche für Ende 1897 die Anlage 1 des Gesetzentwurfs machte. Danach betrugen die zu jenem Zeitpunkt von den zusammen 40 Aktienhypothekenbanken ausgegebenen Darlehen 5 978 905 832 Mk., die in Umlauf befindlichen Pfandbriefe und Kommunalobligationen 5 649 927 054 Mk. Ueber die seitdem erfolgte Vermehrung fehlen ziffermäßige Angaben; zweifellos ist sie erheblich gewesen. Daß die inzwischen eingetretene partielle Krisis in dem hier berührten Geschäftszweige in weiten Kreisen Bestürzung und Beunruhigung hervorgerufen hat, kann Angesichts der vorstehenden Ziffern nicht Wunder nehmen. Auch wer nicht selbst zu den Leidtragenden gehört, fragt besorgt, welchen Einfluß der beträchtliche Kapitalverlust auf Nationalwohlstand und -Kredit haben, und wie er auf die ohnehin erlahmende Bauthätigkeit wirken wird. Die Erinnerung, daß in Preußen vor nicht langer Zeit der Kampf um die Verleihung des Charakters der Mündelsicherheit mit Lebhaftigkeit geführt ist, läßt bei der widerstrebenden Regierung ein Gefühl der Genugthuung erklärlich erscheinen. Die anderen Faktoren befinden sich in der Lage des Reiters über den Bodensee. Der in diesem Sommer am Titlis verunglückte Dr. Voigt hat den Triumph seiner Opposition gegen die Verleihung des Charakters der Mündelsicherheit an die Hypothekenpfandbriefe nicht mehr erleben sollen. Der Schreiber dieser Zeilen kann für sich geltend machen, daß er gegenüber dem erklärlichen Bestreben, das in anderen Einzelstaaten bestehende Privileg auch den preußischen Hypothekenbanken zuzuwenden, auf das Gewicht der Verantwortung des Staates gegenüber seinen Mündeln verwiesen hat (vergl. Volkswirthschaftliche Zeitfragen. Heft 160, S. 29).

Es kann an dieser Stelle und im gegenwärtigen Augenblick nicht die Aufgabe sein, in die herrschende Krise und die begonnenen Sanirungsoperationen sich einmischen oder gar den geschädigten Pfandbriefgläubigern und Aktionären Rathschläge ertheilen zu wollen. Die Art, wie die Gläubigerschaft zur Anbahnung einer energischen Selbsthilfe sich organisirt hat, enthält ein wesentliches Beruhigungsmoment auch vom Standpunkt der Gesammtinteressen. Beruhigung des Marktes aber ist für den Augenblick das erste Erforderniß, um ein weiteres Umsichgreifen der Krisis möglichst zu verhüten und den Allgemeinschaden thunlichst einzudämmen. Aber wenn das praktische Leben den Prüfstein darstellt, an welchem die staatlichen Maßnahmen sich zu bewähren haben, so hat auch der Politiker Veranlassung, die Tagesereignisse, auch wenn sie zunächst rein wirthschaftlicher Natur sind, seiner Kenntnißnahme und Untersuchung zu unterwerfen.

Fragt man zunächst, welchen Rückschluß der Zusammenbruch der sog. Spielhagen-Banken auf die Wirksamkeit des Hypothekenbankgesetzes gestattet, so ist zu erwidern, daß die Verwerthung des Arguments post hoc ergo propter hoc wie überhaupt so namentlich hier mit Vorsicht ausgeübt werden muß. Läßt sich doch für den Außenstehenden noch gar nicht übersehen, bis in welche Zeitmomente zurück die Ursachen des Verfalls zu datiren sind. Mit demselben Recht kann man deshalb das Geschehene als Beweis für die Nothwendigkeit gesetzlicher Regelung der Materie überhaupt geltend machen, wie man im Einzelnen die Unzulänglichkeit der erlassenen Bestimmungen daraus herleiten kann. In der That wird es sich im Wesentlichen nur um solche Einzelpunkte zur Zeit handeln können. Aber einige allgemeine Gesichtspunkte bedürfen doch der Erörterung.

In erster Linie gehört dahin die Frage nach der Möglichkeit gesetzlichen Schutzes überhaupt. Wer die Wandlungen der Gemeinanschauung auf diesem Gebiete sich recht vor Augen führen will, der findet kein besseres Material als die Motive der verschiedenen deutschen Hypothekenbankgesetzentwürfe, welche das Licht der Welt erblickt haben. Die Begründung des Entwurfs von 1879, welchem die Erfahrung mit den Preußischen Normativbestimmungen zur Seite stand, muthet uns heute wie ein längst verklungenes Märchen an, wenn sie wörtlich ausführt:

„Für die thatsächliche Sicherung der Gläubiger ist . , . entscheidend, daß das Institut die Verwaltung nach richtigen Grundsätzen und mit strenger Vorsicht führt. Dann schadet ein Mangel statutarischer Vorschriften wenig, und umgekehrt gewährt das beste Statut bei leichtfertiger Verwaltung nur geringe Hilfe. Ein noch geringeres Maß von Sicherheit können für sich allein gesetzliche Normativbestimmungen bieten . . ."

In der That, wer dürfte heute diese Abwandlung Taciteischer Weisheit zu verkünden wagen, ohne das ganze Register überlegenen Spottes von „Manchesterthum" bis „Nachwächterstaat" heraufzubeschwören? Und doch, wenn strafbare Handlungen in Frage kommen, hat sich noch immer die Repression des Strafgesetzes als einziger aber höchst unzulänglicher Schutz der geschädigten Interessen erwiesen. Daneben kommt die Regreßpflicht der Uebelthäter in Betracht. Aber auch hier ist vor zu sanguinischen Hoffnungen zu warnen. Zunächst bedarf der Regreßanspruch der Begründung und des Beweises nach der doppelten Richtung der Pflichtverletzung und des Kausalzusammenhanges zwischen dieser und der eingetretenen Schädigung. Und wenn auch, wie es scheint, im vorliegenden Falle ein solcher Anspruch gegen einige der Betheiligten zu begründen sein wird, so ist die weitere Frage, was thatsächlich von ihnen sei es direkt sei es durch Anfechtung von Veräußerungsgeschäften zu erlangen ist. Aber bei alledem handelt es sich nur um ein Wiedergutmachen eingetretener Benachtheiligung. Das gesetzgeberische Problem dagegen ist: Wie verhütet man den Eintritt des Schadens?

Auf dem Gebiete des Hypotekenbankpfandbriefwesens sind es zwei Wege, auf welchen der Schutz der Gläubiger gesucht werden kann: der administrativ-beaufsichtigende und der rechtlich-sichernde. Das Hypothekenbankgesetz vom 13. Juli 1899 hat beide beschritten. Die Hypothekenbanken unterliegen der staatlichen Aufsicht. . . . Die Aufsicht erstreckt sich auf den ganzen Geschäftsbetrieb der Bank rc. (§ 3). Im § 4 sind dann die weitgehenden Aufsichtsbefugnisse im Einzelnen spezialisirt und es ist die Bestellung eines Kommissars der Aufsichtsbehörde auf Kosten der Bank vorgesehen. Aber nur ein Aufsichtsrecht, keine Aufsichtspflicht gewährt das Gesetz den Einzelstaatsbehörden. Als der Entwurf des Gesetzes veröffentlicht war, hat der Schreiber dieser Zeilen (a. a. O. S. 23) auf die Bedeutungslosigkeit dieser Aufsichtsbefugnisse hingewiesen und die Verstärkung der rechtlichen Garantieen für

die Sicherung der Pfandbriefgläubiger gefordert. Er konnte dabei auf die Erfahrungen bei der Stettiner National-Hypotheken-Kreditgesellschaft verweisen und die Motive des Gesetzentwurfs von 1879/1880 für sich anführen:

„daß die Kontrolle eines großen und komplizirten Geschäftsbetriebes, wie er sich bei allen Kreditinstituten mehr oder weniger entwickelt, durch einen Staatskommissar nicht mit hinreichender Genauigkeit geübt werden kann, daß aber der trotzdem erweckte Schein einer wirksamen staatlichen Kontrolle leicht schädlich wirkt, schädlich für das Ansehen des Staates, der mit einer Verantwortung belastet wird, die er sachlich nicht tragen kann, schädlich auch für das Publikum, welches im Vertrauen auf die staatliche Aufsicht sein Geld bei Geschäften betheiligt, denen es sonst fern geblieben oder mit größerer Vorsicht selbst gefolgt wäre."

In der That ist es die Sicherung auf zivilrechtlichem Gebiet, welche allein von Werth ist. Die von Friedrich dem Großen durch die Kabinettsordre vom 29. August 1769 nach dem Vorbilde der „ledernen Briefe" der Fürstenthümer Schweidnitz und Jauer eingeführten ursprünglichen Pfandbriefe waren das, was der Name sagt, Urkunden, mit welchen eine dingliche Berechtigung des Inhabers gegenüber einem bestimmten Pfandobjekt verbunden war. Aber diese dingliche Radizirung der Pfandbriefe auf die beliehenen Grundstücke ist im Laufe der Entwicklung, insbesondere mit der Ausbildung des Prinzips der Spezialität des Hypothekenrechts verloren gegangen, zwischen Pfandbriefgläubiger und -Schuldner hat sich das Kreditinstitut als einzig dinglich berechtigter Faktor geschoben. Nur der Name war geblieben, und eben dieser, ein wahrer lucus a non lucendo, ist irreführend. Das Problem bestand darin, die dingliche Sicherheit nach Möglichkeit wieder zu gewinnen. Der neueste Entwurf lehnte sie aus theoretischen Bedenken gänzlich ab, er substituirte dem Pfandrecht nach dem Vorbilde des französischen und österreichischen Rechts das Vorrecht im Konkurse im Widerspruch mit dem Entwurf von 1879, wiewohl inzwischen durch die einheitliche Grundbuchordnung die Lösung der Aufgabe erheblich erleichtert war. Die Kritik an dem Entwurf, sonst häufig als eine lästige Aeußerung des beschränkten Unterthanenverstandes von den zuständigen Behörden völlig ignorirt, hatte diesmal wenigstens theilweisen Erfolg. Durch das Institut des Treuhänders, welches die Ueberarbeitung des Entwurfs aufnahm, suchte man ein Surrogat für die Dinglichkeit der Berechtigung zu schaffen. Aber dieses in das Gesetz übergegangene Surrogat hat sich als unzureichend erwiesen. Indem man den Treuhänder verpflichtete, die Hypothekenurkunde „nur zu vorübergehendem Gebrauche" auch ohne anderweitige Deckung Seitens der Bank herauszugeben, ermöglichte man es, daß beispielsweise bei der Preußischen Hypotheken-Aktien-Bank dem Treuhänder 26½ Millionen Deckungshypotheken abgenommen wurden und zum Theil widerrechtlich über sie verfügt wurde. Hier zeigt sich die Unvollkommenheit des durch das Gesetz den Gläubigern gewährten Schutzes.

Muß nun auch vermieden werden, die unter den Pfandbriefgläubigern durch die theilweise Krisis hervorgerufene Beunruhigung, zu welcher zum Glück bei der großen Mehrzahl der Banken kein Anlaß vorliegt, zu vermehren, so muß doch andererseits nachdrücklich auf die hier dargelegte Rechtslage verwiesen und es muß dem Aberglauben entgegengetreten werden, als böte die Pfandbriefschuld als solche eine dingliche Sicherheit, welche von der Prüfung der konkreten Verhältnisse des Einzelfalles entbinden könnte. Es muß behauptet werden, daß dieser Aberglauben durch die maßgebenden Faktoren genährt ist. Wer die in der „Correspondenz der Aeltesten der Kaufmannschaft" von Berlin veröffentlichte Korrespondenz zwischen dem preußischen Handelsminister und der kaufmännischen Vertretung verfolgt, wird daraus entnehmen, wie die letztere stets grundsätzlich der Befreiung der Pfandbrief-Anstalten bei Einführung von Pfandbriefen in den Börsenverkehr von der Einreichung eines Prospektes widerstrebt hat. Sie hat immer und immer wieder ihren prinzipiellen Standpunkt betont, wonach das Publikum in den Stand gesetzt werden müsse, die für die Beurtheilung des Werthes der Schuldverschreibungen wesentlichen Thatumstände kennen zu lernen, was um so mehr der Fall sei, als die Käufer dieser Werthpapiere regelmäßig zu demjenigen Theile des Publikums gehörten, welchem es lediglich auf eine sichere Kapitalsanlage ankomme (vgl. z. B. Corresp. d. Aelt. 1897 S. 58 fg.). Aber bis in die neueste Zeit, bis zum Erlaß des Hypothekengesetzes, sind diese trotz ihrer Aussichtslosigkeit unermüdlich wiederholten Warnungen ungehört verhallt, die Befreiung ist trotzdem ausgesprochen worden. Fragt man nach den Gründen, so ist schwer ein andrer zu finden als die alte und befestigte Ehrfurcht Preußischer Behörden vor allem, was irgendwie mit Grundbesitz zusammenhängt. Muß es doch auch sonderbar berühren, daß in Preußen der Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten die oberste Aufsichtsbehörde über diese fast ausschließlich dem Kreditbedürfniß des städtischen Grundbesitzes dienenden Institute bildet. Gerade bei diesen Papieren aber erscheint die Information des Publikums wesentlich, weil ihnen der eigentliche Börsenmarkt fehlt, der Kurs daher unter regelmäßigen Verhältnissen nicht die Werthbemessung, wie sie sich aus dem Verhältniß von Angebot und Nachfrage ergiebt, darstellt, vielmehr durch die Aufnahme der an die Börse zurückkommenden Pfandbriefe von Seiten der ausgebenden Bank selbst künstlich gehalten wird.

Was endlich den Streit über die Verbindung einzelner der an dem Zusammenbruch hauptsächlich Betheiligten mit der kirchlich-offiziellen Wohlthätigkeit anlangt, so kommt es dabei nicht darauf an, wie hoch die Zuwendungen an die betreffenden Anstalten und Fonds gewesen sind, und ob die Rechnung im Endresultat mit einem Aktiv- oder Passivsaldo für jene abschließt. Wir wollen auch nicht das Beispiel derer nachahmen, die, wenn die Ahnenprobe ein minder arisches Resultat ergiebt, wie im vorliegenden Falle bei den in Haft befindlichen Gesellschaftsorganen, daraus generalisirende Schlüsse auf Rassen- oder Religionseigenthümlichkeiten oder gegen Institutionen herzuleiten pflegen. Mit Verwerthung des „Milieu"begriffes bringt eine fromme Tageszeitung dies ja auch diesmal fertig. Ja es soll auch nicht geleugnet werden, daß die Frage, wem unsere hochgestellten Kreise ihr Vertrauen in ihren privaten Vermögensverhältnissen zuwenden wollen, zunächst nur sie selbst angeht, und daß, wenn die bei Quistorp, Maas, Sanden gemachten Erfahrungen sie nicht dazu veranlassen, unter reinlicher Scheidung diesseitiger und jenseitiger Dinge sich an die zuverlässigsten Quellen zu wenden, der Schaden in erster Linie sie selbst trifft.

Ein anderes Gesicht gewinnt die Sache aber dann und die Allgemeinheit wird berührt, wenn durch Verleihung von Titeln und sonstigen Gnadenbezeigungen solchen Persönlichkeiten in den Augen des großen Publikums, namentlich der bei den Pfandbrieferwerbern hauptsächlich in Betracht kommenden kleinbürgerlichen und provinzialen Kreise ein Relief verliehen wird, deren geschäftlicher Bethätigung in den Kreisen ihrer Berufsgenossen bereits seit längerer Zeit mit Mißtrauen begegnet wurde. Es kann nicht Wunder nehmen, wenn hier ein Kausalzusammenhang zwischen Bezeigung werkthätiger Frömmigkeit und äußerlicher Ehrung gesucht wird. Auch der Schein muß in solchen Dingen vermieden werden das beweisen vor allem die ungeheuerlichen Vorstellungen, welche in einzelnen Prozessen bei Parteien und Zeugen zu Tage getreten sind über das, was unter Benutzung einflußreicher Verbindungen möglich sei. Von diesem Gesichtspunkte aus muß auch bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen werden, daß die verantwortlichen Staatsmänner verpflichtet sind, darüber zu wachen, daß durch eine höfische Kirchenbausammelpolitik in Verbindung mit Ordens- und Titelverleihungen nicht irrige Vorstellungen im Publikum hervorgerufen werden.

Heinrich Dove.

Zwei Bühnendichter.*)

Zwei recht ungleiche Dramatiker erscheinen zu gleicher Zeit auf dem augenblicklich etwas stark umdrängten biographischen Markt: der König aller Dramatiker — und der Liebling des Wiener Burgtheater-Publikums. Nicht ganz so weit ist der Abstand zwischen ihren Biographen. Ungleich höher steht zwar das dem ungleich Größeren gewidmete Buch. Etwas kühl und zuweilen fast geschäftsmäßig berichtet Kellner über Shakespeare; namentlich der Schluß wird selbst denen, die nicht für „laute Abgänge“ schwärmen, allzu matt scheinen. Aber der Bericht ist überall klar, zuverlässig, anschaulich. Nichts wird übersehen: Biographie und Theatertechnik, „Umwelt“ und litterarische Einflüsse, Entwicklung des Dichters und Ikonographie werden mit der gleichen Vertrauen erweckenden und verdienenden Ruhe gegeben. (Nur die gefährliche Neigung, Zahlen im Manuscript mit Ziffern zu schreiben, hat von dem Tod Richards II. bis zu Richard III. tausend statt hundert Jahre verfließen lassen). Und aus dieser Unbefangenheit erwachsen denn auch beachtenswerthe neue Beobachtungen über die Absicht der Königsdramen und des Julius Caesar, über Shakespeare's Stellung zur Politik; neue Auffassungen von Charakteren; eine ausgezeichnet knappe Charakteristik von Shakespeare's typischer Technik. (S. 193 f.). Man legt das Buch belehrt und angeregt aus der Hand und bedauert nur, daß der Illustrator alle Augenblick dem Darsteller mit oft ganz überflüssigen, oft längst bekannten Bildern in die Rede fallen darf. Aber dies Zuviel von äußerlicher „Anschauung“ liegt leider im Plan der Gesammtunternehmung der „Dichter und Darsteller“ begründet.

Es überwuchert Horner's Buch über Bauernfeld noch stärker. Uninteressante Portraits der unwichtigsten Persönlichkeiten, die ein paar Mal mit Bauernfeld gespeist haben; zahlreiche Illustrationen aus dem für gerade diesen Dichter so wenig bedeutungsvollen Jahr 48; Wiederholungen der bekanntesten Portraits von Laube oder Schwind machen sich neben ein paar charakteristischen Zeichnungen von Schwind und hübschen Scenenbildern breit. Aber leider ist hier auch im Text das Unwichtigste von dem Wichtigen keineswegs geschieden. Geht Kellner dem nicht Nothwendigen fast zu streng aus dem Wege, so hebt dagegen bei Horner eine gewisse schwächliche Gutmüthigkeit auch das Nebensächlichste auf. Die wirklich guten Beobachtungen, die keineswegs in geringer Zahl über das Buch zerstreut sind, muß man sich aus der breiten Fülle monotoner Erzählungen oder ausführlicher Analysen erst herausholen. Dann freilich lernt man manches über diesen „Dichter der Bourgeoisie“ und seinen „abenteurenhaften Zug“, über seine Vorgänger, seine Technik und die Art seiner Charakterzeichnung. Aber nichts kommt scharf heraus; der Eklekticismus und die Plauderhaftigkeit des Dichters scheinen auf den Darsteller abzufärben, ohne durch die Geschicklichkeit und Eleganz Bauernfeld's vergütet zu werden. Hat die „Wiener Bauernfeld-Stiftung“ dem Verfasser ihren Preis zuerkannt, so geschah das nicht unverdient; denn das fleißige und sorgsame Buch wird für jede weitere Arbeit über die Wiener Lustspieldichtung und über das neuere deutsche Lustspiel überhaupt eine unentbehrliche Grundlage geben. Nur — einen „Darsteller“ hat der „Dichter“ diesmal nicht gefunden.

In dem Leser aber, der kurz nacheinander zwei so verschiedene „Dichter“ an seinem Auge vorbeiziehen sieht, regen sich von neuem uralte Fragen. Was ist denn schließlich diesen beiden „Dramatikern“ noch gemein? Sehen wir von dem Unterschied des alle Arten des Dramas umfassenden Genies und des Virtuosen der Salonkomödie ganz ab, soweit es sich um Vielseitigkeit, um das Vermögen zu erschüttern, um die zauberhafte Kunst des Märchenspiels handelt! Stellen wir nur Komödie gegen Komödie, ja nur was bei Shakespeare „höfisches Lustspiel“ heißen könnte, gegen die Lieblingsstücke des alten Burgtheaters! „Wie es euch gefällt“ und „Bürgerlich und romantisch“; „Maß für Maß“ und „Krisen“ oder „Bekenntnisse“ — sind sie wirklich noch unter Einem Hut zu bringen?

Wir denken nicht an jene Relativität der Begriffe, die sich von selbst versteht. Alle Grenzen sind fließend; alle Definitionen sind in bestimmten Fällen unabwendbar. Gewiß. Aber auch der modernste Leser kann die Erzählung, die ein Negerhäuptling im dunkelsten Afrika sich vortragen läßt, noch mit Vergnügen hören. Einige Lieder Goethe's mag jeder Bauerbursch mit Vergnügen nachsingen. Lyrik und Epos sind im Grunde auch heut noch, was sie immer waren. Der Roman Zola's verleugnet nicht eine entfernte Verwandtschaft mit Homer; das gesuchteste Gedicht eines Symbolisten gehört noch mit einem altindischen Volksliedchen zusammen. Aber das Drama? Wir haben neulich die „Orestie“ bewundert, die ein so ganz moderner Geist wie U. v. Wilamowitz genial erneuert hat. Wir sahen gestern das neueste Werk von Gerhard Hauptmann. Hier wie dort werden auf der Bühne Seelenkämpfe, aufregende Ereignisse, interessante Themata unserer eigenen Gespräche und Ueberlegungen vergegenwärtigt. Aber liegt hier und dort wirklich noch dieselbe Kunstform vor? Dieses „Gesammtkunstwerk“ der Antike, das als ein großes köstliches Weihegeschenk wirken will, aufgeschmückt mit aller Pracht der Musik, der theatralischen Technik, der Rhetorik und Dialektik; und dieses „intime Drama“, das in uns die Illusionen erwecken will, als wohnten wir einem Stück schlichter Wirklichkeit bei — wie viel, wie unendlich viel mehr trennt sie als nur der Unterschied der Zeiten, der Nationen, der Begabungen!

Was ist ein Drama? Hundert Definitionen gibt es, geistreiche und thörichte, natürliche und erkünstelte, berühmte und unbekannte. Aber beinah ausnahmslos gehen sie von dem antiken Drama aus und zwingen seine Eigenart dem Schauspiel des Mittelalters und der Neuzeit auf. Was aber allen Dramen gemein ist, kommt dabei, wie mir scheint, zu kurz.

Man hält sich an das griechische Wort. Aber mag „Drama“ nun „Handlung“ bedeuten oder „Ereigniß“ — längst ist nachgewiesen, daß beide im Epos mindestens so viel zu bedeuten haben wie auf der Bühne. Oder man betont die Vergegenwärtigung durch lebende Figuren. Sie ist sicherlich von der höchsten Bedeutung; aber sie scheint ein sekundäres Moment — denn immerhin werden vor dem lebhaft erregten Leser die Gestalten des Romans sich auch bewegen; und dann: ist das Buchdrama nicht trotz alledem auch ein Drama, wenn es auch der lebendigen Verwirklichung ermangelt? Und so ließe sich noch vielen Erklärungen vieles entgegenhalten.

Ich halte mich natürlich für keinen Oedipus. Blickt man aber einmal unbefangen hinein in die Fülle der dramatischen Gestaltungen, sieht man ab von der klassischen Ausbildung der Form durch die Hellenen und ihre Schüler, die doch eben ein Einzelfall bleibt, so scheint mir rasch ins Auge zu fallen, was am allerwesentlichsten das Drama von allen anderen Dichtungsgattungen unterscheidet und was allen, aber auch allen dramatischen Schöpfungen gemein ist, Shakespeare und Bauernfeld, Molière und Richard Wagner, Aischylos und Lope de Vega, dem mittelalterlichen Mysterium und der italienischen Oper. Es ist dies: alle anderen Dichtungsarten geben das Werk des Einzelnen; das Drama aber ist unter allen Umständen eine Kollektivarbeit, das Werk Vieler.

Unter allen Umständen, sage ich; und ich meine das Wort „kollektiv“ nicht symbolisch, sondern durchaus wörtlich und realistisch. Ein Drama ist das Werk Vieler; auch wenn es die Dichtung des einsamsten Grüblers, des exklusivsten

*) Shakespeare von Leon Kellner. 238 S. (Dichter und Darsteller herausg. von R. Lothar IV). — Bauernfeld von Emil Horner. 164 S. (ebend. V). — E. A. Seemann, Leipzig und Wien 1900.

Virtuosen ist; auch wenn es Hebbel oder Ibsen oder sonst einem trotzigen „Einzelnen" gehört.

Für die älteste Zeit wird man mir das wohl willig zugeben. Freilich ist in den frühesten Epochen die Gemeinsamkeit der Arbeit in allen Kunstformen eine viel stärkere als später. Die allerälteste Dichtung gehört überhaupt allen, dem ganzen Stamm, der in erregter Stimmung versammelt ist und in gemeinschaftlichen Ausrufen seiner Freude oder seinem Schmerz Ausdruck gibt. Aber hier gibt es eben auch noch keine Lyrik, keine Epik, kein Drama; chaotisch liegt noch alles beieinander. Nun trennt es sich — und gleich gehört das Lied dem Einzelnen, der es etwa vor dem Fetisch absingt; gehört die Erzählung dem Einzelnen, der etwa in der Abenddämmerung Märchen vorträgt; gehört das Drama Vielen, die sich zur Aufführung verbinden.

Ich spreche, wie ich wiederholen muß, nicht von symbolischer Kollektivarbeit. Das versteht sich ja von selbst, daß jeder Einzelne der Sohn von Tausenden ist, die in ihm, in minimalem Antheil an Blut und Knochen vielleicht, aber doch immer wirksam fortleben. Wenn ich in mein Notizbuch das unbedeutendste und persönlichste Zeichen eintrage, so helfen mir dabei die Arbeiter der spanischen Graphitwerke so gut wie die genialen Erfinder der Schreibkunst, so hat jeder Deutsche, der diese Sprache formen half, so gut wie der Verkäufer dieses Notizbuchs mit gearbeitet. Wie viel mehr gilt das von den in unendlicher Arbeit gewonnenen Formen der Kunst! Aber für sie gilt es eben überall. Metrik oder Stilistik, Anschauungs- und Vorstellungsform, Typen und Gedanken ruft auch der Genialste nicht aus dem Nichts hervor. Diese Vor- und Mitarbei Unzähliger bindet auch den Epiker, auch den Lyriker.

Aber der Lyriker kann in völliger Einsamkeit seine Stimmung ausweinen oder herausjauchzen. Der Erzähler bedarf freilich der Zuhörer, insofern reicht er allerdings dem Dramatiker schon etwas näher. Sonst aber braucht er keinen Menschen; er ist Herr seines Stoffes. Er mag berichten; er mag erfinden — er braucht dazu keinen Zweiten.

Anders der Dramatiker. Nehmen wir die denkbar einfachste Wurzel, aus der das prunkvollste Bühnenspiel hervorgewachsen ist. Der lachlustige Neger, oder der feierliche Indianer, oder heut noch der spottlustige Arbeiter, das Schulkind — sie ahmen einen andern Menschen nach. Seine auffallende Art zu sprechen, oder seine Dummheit, Faulheit, Feigheit interessiren sie; und sie reproduziren sie vor Zeugen. Mimisch, parodistisch geben sie wieder, was sie sahen. Das ist der Anfang aller Komödie. Und wenn Bauernfeld die Bankiers, an deren Tischen er gern speiste, und die Literaten, mit denen er sich gern vertrug, auf die Bühne brachte, so thut er noch dasselbe. Und was hier geschieht, ist Kollektivwerk: der Verspottete hat ganz eigentlich mitgeschaffen. Das Objekt ist auch Subjekt. Und der „Dichter" ist zum guten Theil selbst nur Objekt, nur das Werkzeug, durch das jenes merkwürdige Individuum seine Art zu sprechen, seine Dummheit, Faulheit, Feigheit verewigt. Der Dramatiker ist das Mittel, durch das die merkwürdige Persönlichkeit vervielfältigt wird. Denn nun können die gelungenen Sprechproben oder Dummheitsbelege, die er reproduzirt hat, weiter verbreitet werden; Martha macht zu Hause nach, wie Mariechen in der Schule den Herrn Lehrer kopirt hat, und vielleicht gibt es Papa noch Abends im Klub und Mama schon Nachmittags beim Kaffeebesuch zum Besten.

Das ist beim Epos anders. Wohl können zwanzig Dichter von Napoleon erzählen und hundert Rhapsoden die Gedichte vortragen. Und natürlich hat dann auch Napoleon an den zweitausend Reproduktionen seiner Persönlichkeit mitgearbeitet. Aber was von ihm half, war sein Bild. Nie braucht ihn der Dichter selbst gesehen zu haben. Erzählt er ja doch auch von Caesar und Kudrun und Buddha.

Ja nun — führt die nicht auch das Drama vor?

Freilich. Aber dies braucht Modelle.

Das ist der Hauptunterschied. Wenn Shakespeare Julius Caesar vorführt oder Goethe Tasso oder Molière den Geizigen, so muß er lebende Menschen gesehen haben, denen er absieht, was aus dem „Begriff", aus dem „Bild" seiner Objekte nicht hervorgeht. Der Epiker aber kann sich auf das beschränken, was Caesar und Tasso und der Geizige als solche thun. Das ist der fundamentale Unterschied. Wohl ist er nicht immer gewahrt geblieben. Durch Molière und Racine gewann zuerst das Drama wieder einen ungeheuren Vorsprung vor dem Epos: Genies schrieben für die Bühne, Talente für das Leserpublikum. Dann verstärkte Shakespeare die Führerstellung des Dramas. Seitdem wirkt es auf das Epos ein. Seitdem gibt es kaum noch rein epische Erzählung: der Halbreliefstil ersetzte den Freskostil in Epos und Roman, und schließlich kleckste man (seit den Goncourts) Modelle und „wahre Thatsachen" so dick in die Linienführung der Erzählung, daß ein schrecklicher Panoramastil entstand. Aber schon Goethe hat für den „Wilhelm Meister" höfische Modelle beobachtet; und gar Wilhelm Jordan, der doch ein Doktrinär des „reinen Epos" ist, hat gestanden, was ihm je Interessantes vorgekommen sei, habe er für seine „Nibelungen" aufgehoben. Den Fetischdienst Zola's und seiner Genossen vor dem „Dokument", vor dem lebenden Modell und seinen Gesten, kennt man. Nun, das sind alles Sünden gegen den Geist des Epos. Aber den Grundunterschied zwischen Epos (und gar Lyrik!) einerseits, Drama andererseits können auch diese Verstöße nicht aufheben. Das Modell, das Bauernfeld für seine Lustspiele benutzt, ist ein unentbehrlicher Mitarbeiter. Das Modell, das die Goncourt in „Manette Salomon" kopiren, ist eine von ihnen kommandirte Hilfsmannschaft. Diese muß thun, was der Erzähler eben braucht; jene hat ihren eigenen Willen.

Dies ist es, wodurch das Drama in allen Zeiten seine Sonderstellung behauptet: die Figuren haben ihren eigenen Willen. Der Epiker herrscht; der Lyriker ist Niemandes Herr und Niemandes Knecht; der Dramatiker gehorcht. Die Figuren, die er wirklich gesehen hat, drängen sich übermächtig an ihn. Sie verleihen seinen poetischen Konzeptionen eigenen Willen, eigene Entwicklung. Mag er, wie Ibsen, als ein gestrenger Beobachter daneben sitzen und nur zuschauen, was „die sieben Kerls" anfangen; mag er, wie Schiller, mit Feldherrnblick eine Armee von Gestalten zum gegebenen Ziel befehligen — nirgends hat er die Unabhängigkeit des Epikers. In dem abgeblaßtesten Typus der Komödie lebt noch etwas von dem Eigenwillen der ursprünglichen Modelle; in der sorgfältigst abgezirkelten Tragödie weht noch ein Hauch von der improvisirten Spielgemeinschaft der Urzeit. Deshalb vor allem werden die Helden und auch die Katastrophen im historischen Drama so viel öfter und so viel stärker verändert als im historischen Roman. Schiller konnte seine Jungfrau von Orleans nicht sterben lassen, wie sie starb: sie hatte ihr eigenes Wesen gewonnen, mit dem sich das nicht vertrug. Deshalb zeichnet er auch denselben Wallenstein anders im „Abfall der Niederlande" und in den „Piccolomini".

Je stärker ein Drama die Mitarbeiterschaft der Lebendigen verräth — nicht in äußerlichen Kopien, sondern in innerlich freiem Erfassen — desto dramatischer wird es sein. Je mehr sich ein Epos vom Modelldienst ferner hält, desto epischer wird es sein. Nicht der Vers — die größere Linienführung macht „Herrmann und Dorothea" epischer als „Wilhelm Meisters Lehrjahre"; „Don Quixote" ist ein Epos trotz seiner Prosa, und Jordans „Nibelungen" sind es trotz aller epischen Allüren nicht.

Wo findet nun aber der Dramatiker immer Mitarbeiter?

Schön wäre es, könnten wir einfach sagen: im Leben. Aber das stimmt nur für die Besten; den anderen dient statt dessen die Tradition. Aus den ursprünglichen Mitschöpfern bildet sich die Erfahrung allmählich Typen. Die Götter und Helden, die man sich nach dem Muster von Fürsten und Kriegern dramatisch lebendig gemacht hatte, erhalten feste Züge; die komischen Figuren, über die man so oft gelacht, erstarren. Wie die Gipsabgüsse, die uns die Gesten der auf der Flucht

vom Tode überraschten Pompejaner getreu bewahren, so sind die „Rollenfächer" der Bühne entstanden: getreue Abgüsse, aber hohl. Jeder Schauspieler kriecht leicht hinein. So wird dann der Schauspieler zum Erbe des Modells. Der Dramatiker, der nicht mehr jenen seltsamen alten Herrn und diesen merkwürdigen Greis zur Mitarbeit bringen kann, hält sich dafür an den „komischen Alten" der Bühne. Den studirt er; der Schauspieler, oder gar bloß die geschriebene Rolle helfen ihm. Es ist schwache Hilfe — wie schwach, zeigt die Epigonentragödie der Schillerianer, zeigt das „Lustspiel des Roderich Benedix und Genossen — aber es ist immer noch eine Hilfe. Der Epiker braucht sie nicht; ihm ist viel eher die Mitwirkung der bildenden Kunst unentbehrlich.

Der dramatische Dichter muß also auch heut noch „Vorsänger" und „Vortänzer" einer geheimen Gemeinschaft sein. Energisch hat es besonders wieder Richard Wagner betont, daß der Dramatiker eigentlich nur das Mundstück sei, die Gemeinschaft der eigentliche Dichter. Freilich — der Führer muß er bleiben. Die Modelle dürfen nicht ihrem unbegrenzten Eigenwillen fröhnen. Deshalb muß der Dichter sich vervielfältigen, hineinschlüpfen in jede Gestalt, mit ihr innerlich eins werden, damit eine neue Figur entsteht, halb Blut von seinem Blute, halb vom Blute des Modells. Gibt er nur sich selbst, so entsteht eine monologische Reflexionstragödie, ein Scheindrama lyrisch-didaktischer Art; Hebbel kommt dem oft gefährlich nahe. Läßt er ihnen unbeschränkten Willen, so erhalten wir statt des Kunstwerks wirklich nur ein kunstloses Stück „Naturnachahmung", wie in manchem naturalistischen Stück der Gegenwart. Aber je inniger die Arbeitsgemeinschaft zwischen Dichter und Figur wird, desto bedeutender wird die Schöpfung.

Und eben deshalb ist auch die Zeit für ihr Drama verantwortlich. Was für Modelle hatte Shakespeare! Königin Elisabeth, und Burleigh, und Essex! Oder Goethe: Napoleon, Byron, Herder! Was fand Bauernfeld vor? Freilich ein paar große Typen: Metternich, Grillparzer; aber die durfte er nicht brauchen. Seine geborenen Mitarbeiter waren die Literaten und Bonvivants des vormärzlichen Wien. Damit ließ sich eben nur ein Salonlustspiel schaffen!

Und so führt uns diese Betrachtung dahin zurück, von der wir ausgegangen waren: auf die untrennbare Gemeinschaft des „Dichters" und „Darstellers", die so groß ist, daß eigentlich der Dramatiker nur „Darsteller" und das Modell oder der Schauspieler „Dichter" heißen dürften!

Berlin, 29. 12. 1900.

Richard M. Meyer.

Vom deutschen Charakter.

I.

Ein älterer Fachgenosse, der vor nun dreißig Jahren einem Ruf nach Amerika folgte und erst zur Weltausstellung seine deutsche Heimath wiederzusehen gedachte, verbrachte nach seinem Aufenthalt in Paris zunächst einige Wochen in einem größeren Schweizer Bergort. Von dort erhielt ich folgende Briefe, deren Inhalt vielleicht ein gewisses allgemeines Interesse besitzen, während ihre manchmal barocke Form eher verstimmend wirken könnte. Ich lasse sie wortgetreu und unverkürzt folgen:

Ch. im Unter-Wallis 15. August 1900.

Theuerster!

Hier ist es schön, aber die Luft bekommt mir nicht. Der Kopf schwindelt Einem, denn siehe, meine geographischen Begriffe gerathen durcheinander. Ich bitte dich: welches Volk wohnt jetzt zwischen Rhein und Weichsel? Denn jenes Exemplar aus genanntem Himmelsstrich, das wir eben hier haben — doch höre! Wir saßen bei Tisch, Franzosen, Engländer, ein paar Schweizer. Die Thür geht auf. Feierlich, steif, lang, leichenbitterhaft tritt ein Mensch ein, erfaßt wie ein Ertrinkender die freie Stuhllehne, verneigt sich rechtwinklig nach jeder Seite, murmelt geheimnißvoll mehrmals ein Wort und setzt sich. Mit Gründlichkeit stopft er die Serviette hinter den Kragen und lenkt durch Ellenbogenstöße auch die Blicke widerstrebender Nachbarn auf sich. Gewiß sei sein Name schwer zu verstehen (er hatte sich also vorgestellt), ja für Fremde fast unaussprechlich, beginnt er, und buchstabirt ihn mehrmals. Daran schließt sich ungezwungen eine Skizze seines Lebenslaufs, seiner letzten Reiseerlebnisse und seines nächsten Ziels. Inzwischen gerathen in seinem Halse die Fischgräten in Konflikt und er stürzt nach der Wasserflasche, läßt es sich aber nicht nehmen, erst allen Damen im Umkreis, ob sie wollen oder nicht, einzuschenken. Endlich außer Lebensgefahr, verschnauft er und schaut siegreich um sich, als ständen Landheer und Flotte hinter ihm. Nun einige Bemerkungen — immer noch Monolog — über den augenblicklichen Ort seiner Wahl, seine Sehenswürdigkeiten und die möglichen Ausflüge. Kraft meiner Fähigkeiten als Philologe und Mnemotechniker konstatire ich eine wörtliche Uebereinstimmung mit S. S. 206 ff. des Bädecker: Der Mann wäre in meinem Seminar zu gebrauchen! Aber nicht seiner Sprachkenntnisse wegen, denn das von ihm bisher verwandte Idiom, dem Französischen ziemlich ähnlich, besteht aus einem Aneinanderreihen von männlichen Substantiven, weiblichen Artikeln, unveränderten Adjektiven und Infinitiven. Doch die schweigsame Tischgesellschaft erlöst den immer strebend sich Bemühenden, indem sie zuzuhören anfängt. Nun beseelt ihn das göttliche Feuer. Es drängt ihn zu philosophiren, seine Stimmungen kundzugeben, aber kein Gott gab ihm Worte ein: Er wirft deutsche Brocken aus, er stöhnt, er hapert, kratzt auf dem Tischtuch, zeichnet in die Luft und sticht mit dem Löffel ins Leere. Beim plötzlichen Anblick des Puddings läßt er ihn fallen, und nun leuchtet sein gebräuntes Antlitz mit dem Robbenbart und den gen Himmel geklebten Härlein von dem Glück einer neuen Inspiration.

W a s h e i ß t d e r L ö f f e l? Seine Nachbarin, aus Albion und mitleidigen Herzens, erbarmt sich. Der Reihe nach deutet er auf alle Gegenstände des Tisches, des Zimmers und der Umgebung; (Methode Berlitz) nach einigem Nachdenken bringt die Gute auch alles französisch und englisch heraus. Er aber strahlt im Triumph des Wissens. — Das Essen ist zu Ende. Er schnellt auf, krümmt sich von Neuem nach Nord und Süd, stößt heftig das Wort „Mahlzeit" heraus, (das wohl etymologisch, nicht aber nach seiner augenblicklichen Verwendung verstanden wird) schlingt einen olivengrünen Radmantel um sich und wirkt sammt seinem Riesenfeldstecher dekorativ auf dem kleinen Hügel drüben. Die übrigen Gäste flüchten auf ihre Zimmer, um Weiterem zu entgehen. Die kleine Engländerin wischt sich den Schweiß ab, und ein böser Pariserjunge murmelt hinter dem Rücken der Mama: quel animal! —

— Ich bitte dich also! Ist der Mann Insasse einer Heilanstalt meines theueren Vaterlandes oder sind diese Manieren heute typisch für den ganzen Schlag?

Auf ewig der Deinige, solange diese Maschine ihm zugehört. — —

Was sollte ich antworten? — Ich überlegte ein paar Tage, dachte an eigene Erfahrungen, wog ab und verglich — kurz ich war in rechter Verlegenheit. Da kam ein zweiter noch längerer Brief, der mich vollends verwirrte. Er lautet:

Ch. im Unter-Wallis, 19. August 1900.

Geliebter!

Das war nicht Alles, ach nein! Das war der Deutsche, wenn er allein losgelassen wird. Nun aber treten sie in Horden auf, zwei Dutzend zum mindesten Eine Landplage, eine wahre Landplage! Sie schließen sich zwar ab, denn d i e wollen nicht „profitiren". Obschon sie von der Ausstellung kommen, können sie doch noch kein Zeitwort französisch konjugiren, denn im Deutschen Haus (sonst war ja doch nichts zu sehen) „kamen sie so durch" und im Hôtel auch.

Die Franzosen können nämlich jetzt endlich deutsch und die Engländer machens auch besser: wozu sich also noch die Mühe nehmen, zumal die romanische Rasse ja am Aussterben ist? In Paris denkt man doch anders über uns, als vor 20 Jahren; man sieht endlich ein, daß wir in allem überlegen sind, auch in der Porzellanmanufaktur. Nur die Hüte machen sie ein wenig besser. — Wer aufzutreten versteht und sich nichts gefallen läßt, kommt überall durch.

So viel verstand ich heute Morgen beim Kaffee von der Unterhaltung, die immer sehr belebt ist. Zum Glück bleibt es nicht bei leeren Theorien, sie handeln auch ganz „zielbewußt" danach. Da ist

keine Gegend zu schön und kein Hotel billig genug. Kein Weg ist gut, kein Zug gelegen, kein Wagen bequem und kein Beamter höflich. Wie ganz anders ists „bei uns“ und wievielmehr muß der Wirth und seine anderen Gäste sich anstrengen, wenn sie nächstes Jahr wiederkommen sollen! Zum Glück sind sie rücksichtsvoll genug, beiden Theilen klar zu machen, was ihnen mißfällt und worin sie sich ändern müssen. Nie versäumen sie, die Allgemeinheit über ihre Pläne und Gesinnungen in Kenntniß zu setzen.

Morgens ziehen sie in Gruppen aus. Vor einer Stunde noch einander fremd, kettet sie doch das erhebende Gefühl, Deutsche im Auslande zu sein, alle unverbrüchlich zusammen. In diesen heiligen Kreis wird zwar kein fremder Barbar aufgenommen, aber sie sorgen doch bei Tisch dafür, daß kein Anwesender über ihre Personalien erst auf Umwegen ins Klare kommen muß. Obschon ich am anderen Tische sitze und ihnen den Rücken kehre, weiß ich schon, daß Papas Ferien nächsten Montag zu Ende sind, daß Lise die Litteraturstunden nehmen muß und Hans, wenn er fertig ist und „das nöthige Kleingeld hat“, nach Japan will. Ich weiß leider noch mehr! Daß nämlich Sudermann nicht erhebend wirkt, Hauptmann Sozialdemokrat ist und überhaupt diese ganze realistische Litteratur auf Abwegen wandelt, während die symbolistische Richtung Quatsch ist und von keinem vernünftigen Manne verstanden wird. Immerhin sei der ganze Zauber noch mehr werth, als R o s t a n d ' s Aiglon (sprich: Rostang, Eeglong), von dem man sich mehr erwartet habe, als die Gedichte des durch und durch ungesunden V e r l a i n e (sprich: Werleene) und M a u p a s s a n t ' s (sprich: Moppassang) Zoten. —

Wüßten die Herrschaften nur, daß sie Einem mit ihren Albernheiten den Appetit verderben. Aber die gleiche Gesellschaft, die vom Zimmermädchen und den Führern eine intime Kenntniß ihres mangelhaften Deutsch verlangte, läßt sich nicht einfallen, daß es der Tischnachbar so weit gebracht haben könnte.

Abends nun gar wird es ganz toll. Jetzt erinnert sich das Volk der Dichter und Denker, daß es auch das Volk der Musik genannt wird. Die Gassenhauer, die man da zu hören bekommt, sind doch noch schlimmer, als unsere amerikanischen — wenn du weißt, was das sagen will! Sind die alle durchgesungen, so wird man natürlich wieder patriotisch. Daß einige Gäste sich verletzt fühlen könnten, wenn man ihnen die Wacht am Rhein mit allen Versen in die Ohren singt und den Liebling des Volkes immer von Neuem in des Thrones Glanz sich fühlen läßt, kommt zum Glück Niemandem in den Sinn. Franzosen und Engländer enthalten sich taktvoll jeder Bemerkung, und die Schweizer gar sind längst gewohnt, daß man auf ihrem Boden alle Herrscher der Welt ansingt, ohne daß sie die Achseln zucken.

Wüßte ich nur, was mit dem Volk in den letzten dreißig Jahren vorgegangen ist! Sieh doch nur diese Kleider an! Müssen denn die Bergkostüme immer und überall grün sein? So geschmacklos wie ihre Röcke ist die ganze Rasse. So plump und ach! so „männlich“; so selbstbewußt und so kleinlich, so aufdringlich in ihrer unfehlbaren Kritik und so eng in ihrem Horizont, dazu dieser Patriotismus auf dem Präsentirteller, der rücksichtslos . . . . . . Da haben wir's ja! Es klopft und ich bekomme eine „Einladung an alle Reichsdeutsche und Freunde des deutschen Reiches“ zu der nach dem Essen stattfindenden deutschen Fahnenweihe. Ich sah denn auch zu, auf einen halben Kilometer Entfernung! Die ganze Gesellschaft tanzte um eine Riesenflagge. Man sang und redete, bleich vor Begeisterung, drauf los, als handle es sich um eine Weihnachtsfeier am Nordpol oder einen Entsatz in China — 20 Meilen von der deutschen Grenze! Die fremden Völker schauten dazu aus ihren Fenstern und lachten. Ich aber, mein liebwerther Bruder in litteris verzichte unter sothanen Umständen gern darauf, die heimische Erde zu küssen und die theueren Landsleute ans Herz zu drücken. Meine Koffer gehen morgen über Havre nach New-York voraus, ich selbst aber komme nächste Woche schnell noch auf ein paar Tage zu dir hinüber.

Immerdar

Dein entsetzter Freund.

* * *

Dieser zweite Brief meines exzentrischen Kollegen mit seinen unbesonnen verallgemeinernden Urtheilen und lächerlichen Uebertreibungen, zeugt von einer Voreingenommenheit, die der lange Aufenthalt drüben mehr oder weniger erklärt, wenn auch wahrhaftig nicht entschuldigt. Immerhin beruhen beide auf offenbar wahren Begebenheiten und lassen sich, der Form subjektiver Erlebnisse entkleidet, auf einige allgemeine Vorwürfe gegen den deutschen Charakter zurückführen, die vielleicht einen Kern von Wahrheit enthalten. Zum Glück habe ich noch fast eine Woche Zeit, die Sache zu überdenken und eine gebührende ausführliche Antwort auf die Angriffe meines Freundes vorzubereiten. Den freundlichen Lesern dieser Briefe darf ich sie wohl nicht vorenthalten.

(Schluß folgt.)

La Tour-de-Peilz am Genfersee.

Eduard Platzhoff.

Der Herr Regierungsrath.

Der Herr Regierungsrath war heimgekommen, wie jeden anderen Tag in dreißig langen Jahren. Seine Frau hatte ihn im Vorzimmer empfangen, er vertauschte den guten Straßenrock mit dem Hausgewand und man setzte sich zu Tisch, und aß, ohne eigentlich ein Wort mit einander zu reden. Denn man hatte nichts zu erzählen, in dieser Ehe, in der von Anbeginn alles am Schnürchen gegangen war, in der sich eigentlich niemals eine Aufregung begeben hatte.

Er war nicht recht bei Hunger. Auch das kam vor, wenn es im Amte gar zu viel zu thun gab. Denn er war das Muster eines Beamten: Wortkarg, ganz Pflicht, ein unermüdlicher Arbeiter. Ihm war nie etwas zu viel gewesen. Er konnte, ging es nicht anders und drängten die Rückstände, ganze Nächte zu Hause über seinen Akten versitzen. Dadurch allein, durch seine peinlichste Gewissenhaftigkeit und seine Erfahrung in Geschäften, war er ohne Familienverbindung und ohne nennenswerthes Vermögen ganz schön, wenn auch nicht eben übermäßig rasch vorwärtsgekommen. Schritt vor Schritt: nicht so langsam, daß man die Geduld verliert, nicht so rasch, daß man schwindelig und übermüthig wird.

Es war ganz hübsch bei ihnen, mußt' er sich denken. Alter Hausrath, aber sorgfältig geschont jedes Stück. Denn an Jedem hing das Herz seiner Frau. Neues war dazu gekommen, wie eben Nachschaffungen nöthig wurden oder weil die Wohnung mit dem Gedeihen der Familie und des Einkommens vergrößert ward. Alles stimmte zusammen. Es sah gewachsen, nicht zusammengestoppelt aus bei ihnen. Viel Eichen, solide Arbeit. Kein Kram, wie man ihn nun gern um sich hat.

Und schön still ging's zu. Nun ja — sie waren Beide bei Jahren und sein Weib hatte immer gewußt, daß man einem denkenden Mann, der zu Hause seine Ruhe und seine freundliche Erholung sucht, nicht zu viel um den Kopf rumoren darf. Das scheucht doch jeden Gedanken. Die Kinder aber, die waren von Anbeginn zwischen solchen Eltern still und gesittet aufgewachsen. Nun war auch das Bischen Lärm und lautes Wesen, das sie immerhin an sich gehabt, gänzlich verklungen. Sie waren versorgt und in der Fremde. Es ging ihnen gut, und wenn sie wieder einmal für kurze Weile bei den Eltern einfielen, so freute man sich herzlich mit ihrem Kommen, ihren Erfolgen, ihren Kindern, und freute sich wieder, wenn sie abreisten und man konnte ganz den eigenen Gewohnheiten und in der schönen Stille weiter leben, die ihnen Beiden nun schon Lebensbedürfniß geworden war.

An diesem Tag aber war im Herrn Regierungsrath eine eigenthümliche Unruhe, die ihn zu keinem Behagen bei Tisch und an den guten Dingen darauf kommen ließ. Und, gegen alle Gewohnheit, weil er leicht Kopfweh davon bekam, ein Glas guten Weines vergönnte er sich. Nicht davon aber leuchteten seine Augen so in Freudigkeit, daß er sich wunderte, daß seine Frau gar nichts bemerke. Ganz aber

konnte er, trotz seines festen Vorsatzes, sein Geheimniß nicht bei sich behalten. Und so warf er hin: „Ich habe Urlaub genommen."

„Urlaub?" sie sah besorgt zu ihm auf. „Du siehst doch, Gott Lob, ganz gut aus. Fühlst Du Dich nicht wohl?"

Er log: „Ich bin augenblicklich müde. Und ich sehe nicht ein, warum ich mir's nicht einmal auch gut sein lassen darf. Die jungen Herren von heute machen sich's doch gar bequem."

Sie lächelte. „Du bist eben kein junger Herr. Von heute schon gar nicht" und hob die Zeitung vor's Gesicht. Ein Zeichen, daß sie nach ihrer Gewohnheit ein Weilchen duseln wollte.

Er hätte sie gerne wach gehalten. Aber — so ganz durfte man auch heute nicht mit allen Bräuchen brechen. Er nahm seine Zeitung vor und studirte sie gewissenhaft, ehe er in sein Kaffee ging. Sie sah ihm mit ihren guten, etwas sehr farblosen Augen verwundert nach. So wunderlich geändert erschien ihr der Mann, und sie wußte nicht, woran das lag. Endlich schlug sie sich leise vor den Kopf. Er hatte sich doch den Bart stutzen lassen, ganz jugendlich, spanisch spitz, hielt sich freier als sonst, und ließ im Weggehen den ehrbaren Cylinder zu Hause, den er sonst vom Herbst ab immer getragen hatte. Nein — so was! Diese Männer! Wenn man sie nur ein wenig aus dem Auge ließ, so stellten sie immer was an.

Er ging aber auch nicht nach dem Kaffee am Ring, das er nun schon seit undenklichen Zeiten besuchte, um zwischen dem Sektionschef aus dem Kultusministerium und dem Hofrath von den Finanzen zu sitzen, schweigend und im nachdenklichen Sinnen den endlosen Carambole-Partieen zuzusehen. Er spielte nicht: aber er hatte sich im Laufe der Jahre eingehendes Verständniß dieser Kunst erworben, genoß ein angenehmes Vergnügen mit jedem schwierigen Stoß, der da glückte, eine leise Aufregung bei den sehr bescheidenen Wetten, die man auf die Spielenden riskirte. Davon hatte er nun genug. Er wendete sich mit jugendlichen Schritten und mit seinem Stock wippend einem Kaffee in der inneren Stadt zu, wo Litteraten verkehrten.

Ein Glück, ein wahres Glück, mußt' er sich denken, daß er keinem Bekannten auf dem Weg begegnete! Er wäre im Stande gewesen, an einer Exzellenz ohne Gruß vorüberzugehen. So jung fühlte er sich, so sehr jung! Und war er's denn nicht? Stand er nicht im Grunde am Anfang eines ganz neuen Lebens, das er sich endlich vollkommen nach seinen Wünschen einzurichten gedachte? Dieser Urlaub war nur ein Uebergang. Ein Uebergang in den bleibenden Ruhestand.

Wozu sich noch weiter schinden? Für einen Menschen von seinen mäßigen Gaben gerade für den Beruf, den er der raschen, sicheren und bequemen Versorgung halber gewählt, war er doch hoch genug gekommen, so hoch, wie er sich's wünschen konnte und wie die meisten seiner Kameraden — einige Glückskinder von ungemeinen Fähigkeiten ausgenommen. Zu leben hatten sie fortab anständig, wenn auch nicht eben üppig und starb er vor seiner Frau — man denkt in gewissen Jahren immer derlei und fühle man sich noch so frisch und kräftig — nun da hatte sie ihre Pension und darüber hinaus eine ganz wackere Versicherung. Die Langeweile aber, die sonst Pensionisten schreckt, die fürchtete er nicht. Denn einmal hatte er's nie so leicht gehabt, daß er vor halbem Müßiggang keine rechte Müdigkeit kannte, und dann — er wußte doch sehr genau, was er vor sich hatte und wollte ja weiter, nur nach seiner Art und seinen inneren Gesinnungen thätig sein.

Es gefiel ihm aber gar nicht im litterarischen Kaffee. Die Herren, die da das große Wort führten, waren ihm denn doch gar zu jung und absprechend. Sie hatten sich so furchtbar laut, daß er, der nicht ohne Absicht seinen Platz in ihrer nächsten Nähe genommen, jedes Wort verstehen mußte. Theaterklatsch, Beschimpfung der Redakteure und der Direktoren, Bramarbasiren der Schwäche. Hohn über einem Jeden, der Erfolg gehabt, darunter über Leute, die ihm nach seinen altmodigen Begriffen nach Können und Wollen aller Ehren werth erschienen. Kein Wort fiel, das einen Ausblick eröffnet hätte, in die Welt oder zu ihren Geheimnissen. Da hatten sie sich in der Großstadt ein künstliches Winkelgäßchen geschaffen, darin sie sich wohl fühlten, weil sie sich völlig unbeirrt und ungerügt gehen lassen durften, ihre kindlichen, nur nicht harmlosen Spiele treiben und über diejenigen schimpfen konnten, die auf Plätzen und in vornehmeren Straßen ihr Gewerbe trieben. Nein — für diesen Scherz und diesen Umgang war er doch nicht jugendlich genug und die ehrbare Langeweile in seinem gewohnten Lokal gefiel ihm besser, als dieser Unfug. Er ging heim.

Man aß zu Nacht. Er griff herzhaft zu. Dann das gewohnte Gespräch: der Paul hatte so lange nicht geschrieben und man ängstigte sich doch, und diese Hedi mußte nun bald ihr drittes Kind bekommen, und zur Agnes mußte man schicken, sie dürfe jetzt nicht zu den Eltern kommen, weil in der Nebenwohnung ein verdächtiger Erkrankungsfall eingetreten sei. Dann ging sie schlafen. Er aber wendete sich zu seinem Zimmer — er habe noch allerhand zu erledigen.

Mit einem starken Herzklopfen und mit heftiger Freudigkeit betrat er es. So, als müsse ihm nun und nun ein Wunder entgegenspringen und mit lachenden Augen an seinen Hals werfen: Halte mich nur und glaube. . . .

Da standen seine Bücher. Ehrsame, juristische Werke, würdig gebunden, bequem und ihm zur Hand. Die sollten fort, verkaufen wollte er sie und sich dafür anschaffen was ihm mehr Freude machen und fortab wichtiger für ihn sein würde; die besten modernen Werke, von denen er schon gehört. Er mußte doch wissen, wo die Welt nun stand, da er wieder zu ihr zurückkehrte.

Aber nein — verkaufen wollte er sie doch nicht. Freilich: er hatte sie nie geliebt, die schwarzen Bändchen und die würdigen Halbfranzbände. Ein guter Theil seines Lebens war dennoch über ihnen verbracht worden, im Bemühen, sie sich anzueignen und die Formeln rasch gebrauchen zu lernen, die sie enthielten. Davon trennt man sich nicht mehr. Das hebt man auf, wie ein unschuldig Verurtheilter die Handschellen als Erinnerung bewahren mag, mit denen man ihn einmal gekettet hat.

Denn so war er sich vorgekommen — alle die Jahre. Verurtheilt zur Juristerei, wie ein anderer zur Zwangsarbeit. Und keine Seele durfte ahnen, wie ihm war. Vielleicht seine Frau — oder dachte auch sie, in ihm sei erstorben, was vordem so mächtig gewesen? Sprach sie nur nicht davon, um nicht etwa an eine Stelle zu drücken, die immer noch schmerzen mußte? Die Wunde brannte, wie den ersten Tag. Die wollte sich nicht schließen. . . .

So lange, so lang hehlen müssen, was ihm das Wichtigste war und als sein Bestes erschien! Den praktischen Menschen spielen, dem nichts wichtig ist, als seine Amtsgeschäfte und ihnen dennoch mit Widerwillen und mit einer immer steigenden Abneigung nachgehen! Ein dichtender Beamter aber hätte auf jedes Weiterkommen verzichtet, dem er doch nicht entsagen wollte noch konnte, erst seiner Braut, dann seinem Weibe, endlich den Kindern zur Liebe. Er mochte nicht für einen Schwarmgeist gelten, der in den Wolken schwebt und auf dieser Erde zu nichts zu gebrauchen ist, nur zu den untergeordnetesten Geschäften.

Wie oft lag ihm ein Geständniß auf den Lippen! Wem aber sollte er offenbaren, was ihm in die Seele brannte? Seinen Vorgesetzten? Die hätten den Kopf geschüttelt über so wunderliche Gelüste, die über einen recht guten und nahrhaften Platz an der Staatskrippe hinaus wollten. Einem aus dem Nachwuchs? Da war ihm in der ganzen Zeit nicht einer untergekommen, der eines herzhaften Vertrauens würdig gewesen wäre. Die streberten und dienerten. War einer ganz besonders geistig regsam,

so führte er geheime Tabellen, in denen genau verzeichnet war, wann dieser oder jener Vordermann ins Amt getreten sei und wann er demnach „fällig" werde.

Die war er los. Er mußte sich nicht mehr bei jedem Gutachten vor jeder Wendung hüten, die verrathen konnte, der „behördlich und hohen Ortes genehmigte Sprachgebrauch" sei nicht ganz nach seinem Geschmack und er meine, man könne denselben Sinn auch in guten und nicht vorher sorgfältigst gegärbtem Deutsch ausdrücken. Die Pein war zu Ende. Zu Ende alle Komödie. Er stand an jenem Ziele, dem zu Liebe er sie so lange getragen hatte, und war noch rüstig genug um mitschreiten zu können und so recht des wahren Hungers voll.

Da lag ein Aktenfascikel — das letzte, das er sich mit nach Hause genommen. Es mochte nur unerledigt zurück gehen. Da war ein Bogen Ministerpapier. Darauf wollte er sein Pensionsgesuch schreiben. Er setzte sich dann und begann in seiner nicht eben schönen, aber höchst sauberen Hand. Es ging nicht recht vorwärts. Immer kam ihm eine Wendung unter, die gar zu sehr nach „unterthäniger Eingabe" schmeckte, oder ein kuriales Schwänzlein schnörkelte sich durch einen Satz. Und gar zu oft mußte er denken, wie sehr sich der oder jener, dem er im Grunde seines Herzens gar keine Freude gönnte, vergnügen werde, daß der lästige und noch vollkommen dienstfähige Vordermann sich vorzeitig außer Gefecht gestellt.

Heute ging das nicht. . . .

Er öffnete das Geheimpult seines Schreibtisches. Da lagen seine Papiere, wie er sie einmal in jener schicksalsvollen Stunde hineingethan, als es ihm klar geworden war, er müsse vorläufig verzichten, es gehe nicht an, sich ganz an die Kunst zu verlieren, wenn man müde vom Tagewerk, abgespannt von kleinen Sorgen und Verdrießlichkeiten ist. Oder er sei mindestens nicht stark genug dafür.

Sorgfältig gebündelt — er war immer von großer Ordnungsliebe gewesen, lagen sie da. Immer in Zierschrift der Titel darauf. Das Papier war angebräunt. Und auch Briefe fanden sich. Die hatten ihm die maßgebenden Männer seiner Zeit geschrieben, an die er sich bescheiden nach seiner Art um Rath und Urtheil gewendet. Allenthalben war ein Ton herzlicher Anerkennung einer eigenthümlichen Begabung, einer Aufmunterung zu rüstigem Streben. Wie manches gute Wort, das ihn damals erquickt, klang nun schon über einem Grabe herüber. . . .

Er las in seinen Gedichten. Nun — sie gingen, obzwar etwas viel Ueberschwang in ihnen rumorte. Er nahm seinen Tragödienplan vor, um den er damals mit seinem heißesten Bemühen gerungen. Etwas viel Grillparzer, schien ihm. Und dennoch, es lag Kraft darin. Und wie er immer weiter hineinkam, so wehte ihn der Hauch seiner eigenen Jugend entgegen und einmal fuhr er erschreckt auf. Es war ihm, als sähe ihm im Lesen ein blonder Kopf mit nachdenklichen Augen über die Schulter. Was einem doch in der Aufregung für Gesichter kommen! Er lächelte, und fuhr sich mit der Hand durch das graue und stark gelichtete Haupthaar und wiegte bedenklich den Kopf.

Er wollte schreiben.

Viel hatte er sich von dieser Stunde verhofft. Es werde vorstürzen, wie eine lang gestaute Fluth vorstürzt, wenn der Schütze der Schleuse aufgezogen ist. Denn er hatte sich doch auf diese Stunde gefreut, wie auf nichts in seinem ganzen Leben.

Alle Gestalten standen doch vor ihm. Er wußte genau, wie er sie sich damals gedacht, da sie sein ganzes Inneres füllten, in der Traulichkeit des Empfangens. Aber so verblaßt waren sie ihm nun, und wollt' er ihnen näher treten und sie greifen, so verrannen sie in Duft und Nebel. Und das Wort gehorchte nicht. Zäh kam's, ängstlich, verkünstelt. Das Alte genügte ihm nicht. Was aber hinzu gethan war, das war wohl noch schlechter und unzulänglicher.

Er erschrak. Dann aber — man zieht doch mit dem Amtsrock nicht auch das Amt aus. Das brauchte wohl Zeit. Man mußte sich erst eingewöhnen und dem Schlummernden Zeit vergönnen, ungeschreckt wach zu werden. Heute ging's nun einmal nicht. . .

Und nun ging er in einer stummen und ängstigen Erwartung umher. Es war doch einmal in ihm gewesen. Es mußte wiederkehren. Und manchmal war's in ihm, als hübe es sich gewaltig. Er eilte zum Schreibtisch. Aber nicht ein Satz gerieth ihm zu seiner Befriedigung. Oder ein Lied huschte ihm durch die Seele. Er sucht' es zu fassen — todt und ohne Ausdruck stand es auf dem Papier und immer ängstlicher wurde ihm zu Muthe.

Ausgetrocknet und eingedorrt war in ihm worden, was vordem so lebendig gewesen war. Ein heftiger Zorn war in ihm, gegen sich, gegen das Geschick, das ihm so lange Frohne auferlegt, nur um ihm dann das vorzuenthalten, wofür allein er diese Bürde auf sich genommen hatte. Abend für Abend haderte er so wider sich selbst. Er suchte Anregungen. Umsonst — die Pforte war zu und das Gestein des Wunderberges taub für sein rufendes Wort.

Sein Urlaub ging zu Ende. Wieder saß er in seinem Zimmer. Die Lampe brannte und die Papiere lagen vor ihm. Wieder kam ihm nichts. In dumpfem Brüten stierte er vor sich hin, in den Händen den Kopf. Dann hob er ihn. Sein Blick fiel auf jenen Bogen Ministerpapier, den zu beschreiben er begonnen hatte. Er zerriß ihn mit einer heftigen Bewegung. Dann räumte er alle seine Papiere wieder weg. „Ein Vermächtniß meinen Kindern" schrieb er darauf. Und mit einem entschiedenen Handgriff hob er das Aktenfascikel auf seinen Tisch. „So bin ich es meiner Frau schuldig, daß ich sie mindestens zur Frau Hofrath mache", sprach er und lächelte sehr traurig. . .

Wien. J. J. David.

Briefkasten der Redaktion.

D. H. in Berlin. Besten Dank für die Uebersendung der „Breslauer Zeitung" vom 28. Dezember. Der Angriff auf die „Freisinnige Vereinigung" ist völlig deplacirt. Wenn der betreffende Herr sich an das Bureau der „Freisinnigen Vereinigung" oder an Herrn Dr. Barth gewandt hätte, so würde er das gewünschte Informationsmaterial gratis und franco sofort erhalten haben. Der Verlag der „Nation" behandelt derartige Anfragen aber begreiflicher Weise durchaus geschäftlich, was vermuthlich der Verlag der „Breslauer Zeitung" auch thut. Die Redaktion der „Breslauer Zeitung" würde sich mit Grund beschweren können, wenn wir für die geschäftlichen Auskünfte ihres Blattes etwa die Leitung der Freisinnigen Volkspartei verantwortlich machen wollten.

Was Ihre Anfrage betreffs der Verbreitung unserer handelspolitischen Flugblätter anlangt, so sind bisher von allen 12 Flugblättern zusammen 201 850 Exemplare abgesetzt. Durch die Stereotypirung der sämmtlichen Flugblätter ist dafür gesorgt, daß ein weiterer Bedarf jeder Zeit zu den bisherigen Bedingungen (das erste Tausend für Mark 10, jedes weitere Tausend für Mark 5, je 100 Stück für Mark 1,50) befriedigt werden kann.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 15. Berlin, den 12. Januar 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Vizepräsident des königlich preußischen Staatsministeriums Finanzminister von Miquel hat zum Reichstagsabgeordneten Lucke folgendes in Bezug auf die bisherige Handelsvertragspolitik gesagt:

„Den Fehler habt Ihr dabei gemacht, nun organisiert Euch und geht gegen den ganzen Schwamm vor."

Das seien die Worte gewesen, die Herr von Miquel zu ihm gesagt habe, so erzählte Herr Lucke in einer Versammlung des Bundes der Landwirthe zu Breslau.

Was nach dem Abgeordneten Lucke Herr von Miquel als den „ganzen Schwamm" bezeichnete, ist das System unserer Handelsverträge, die Kaiser Wilhelm II. eine „rettende That" genannt hat. Gegen diese rettende That soll sich der Bund der Landwirthe organisiren, und gegen diese selbe rettende That, die der Kaiser dem Reichskanzler Caprivi mit dem Grafentitel belohnte, soll der Bund der Landwirthe vorgehen.

Kann es ein idyllischeres Regierungsbild geben, als jenes, das Herr Lucke seinen Zuhörern zum Besten gab? Welche anheimelnde Freiheit der Ueberzeugungen und welche Freiheit des politischen Handelns innerhalb der Regierung und wiederum zwischen Regierung und Monarch!

Der Monarch hält die Handelsverträge für ein großes, verdienstliches Werk, und sein Minister bezeichnet sie mit dem hochachtungsvollen Wort: Schwamm. Der Monarch gab seine hohe Befriedigung darüber Ausdruck, daß die Handelsverträge angenommen worden sind, und sein Minister macht den Agrariern Vorwürfe, daß sie die Annahme nicht verhindert haben; als die „größten Esel" die Agrarier zu bezeichnen, wenn sie der Regierungsvorlage zustimmen, war Herr von Miquel diesmal zu höflich; nur für die Zukunft instruirte er sie, durch gute Organisation gegen das Werk vorzugehen, das unter unmittelbarer Antheilnahme des Kaisers zu Stande gekommen war.

Und da gibt es noch unverbesserliche Radikale bei uns, die behaupten, daß die politische Selbständigkeit der Krone zu Gunsten der freien Bewegung der Minister eingeschränkt werden müsse. Du lieber Himmel! Herr Lucke ist jedenfalls der Ansicht, daß Herr von Miquel sich so frei bewegen kann, wie ihm nur beliebt; an diesen Mittheilungen und an anderen praktischen Erfahrungen gemessen gibt es freilich eine Grenze, die ein Minister nur unter den größten Gefahren überschreiten kann; — und das ist die Grenze, die das weite und sich immer mehr ausdehnende Gebiet agrarisch-junkerlicher Interessen umschließt. Es erlebte dies Graf Caprivi; Herrn von Miquel blieb aber jedes entsprechende Erlebniß erspart.

Der selbstthätige und berathende Hüter der agrarischen Interessen ist Herr von Miquel, und er hat stets Werth darauf gelegt — natürlich nur solange er Minister ist — in dieser seiner Funktion auch nach außen hin zu erscheinen, und er hat ausweislich der von ihm berichteten Aeußerungen keinen gleich großen Werth darauf gelegt, die Uebereinstimmung seiner Politik mit der Politik der Krone darzuthun. Herr von Miquel ermahnt, gegen die vom Kaiser genehmigte und gebilligte Handelsvertragspolitik vorzugehen; gegen den ganzen agrarischen Schwamm vorzugehen, hat er niemals anzurathen für zweckmäßig erachtet.

Ob die konservativen Agrarier Staats-erhaltend sind, das ist nach unserer Ansicht dem Zweifel entrückt; aber sie erweisen sich unzweifelhaft als Minister-erhaltend, das hat nach der einen Richtung hin der Reichskanzler Caprivi trotz

dem verliehenen Grafentitel, und das hat Herr von Miquel nach der anderen Richtung hin erfahren.

Unter dem Gesichtspunkt der thatsächlichen Stellung der konservativen Agrarier müssen auch deren neueste taktische Züge gegen den Reichskanzler Grafen Bülow betrachtet werden.

Zunächst hat Graf Klinckowström erklärt, daß man mit dem Reichskanzler über die Getreidezölle handelseinig sei; dann folgte Fürst Herbert Bismarck, der mit gewohnter Ungeschicklichkeit sich mit Leuten einließ, die ihm zum Theil baren Unsinn in den Mund legten, und die ihn daher mißverstanden haben sollen, und schließlich bezeugte auch Graf Kanitz der Leitung unserer Reichspolitik öffentlich sein Vertrauen. Als Antwort erfolgte die Erklärung des Grafen Bülow im Landtag über einen zu erstrebenden „gesicherten" Zollschutz der Landwirthschaft, und diese Erklärung hat den Beifall der „Kreuzzeitung" gefunden.

Daß Graf Bülow mit den Agrariern handelseinig ist, erscheint auch heute kaum wahrscheinlich, denn zu dem Abschlusse des Handels gehört noch ein Dritter, nämlich das Ausland, mit dem Handelsverträge abgeschlossen werden sollen. Und dieses Ausland ist heute mit seinen Ansprüchen jedenfalls eine unbekannte Größe. Daß aber Graf Bülow den Agrariern versprochen haben sollte, den Abschluß von Handelsverträgen überhaupt nicht zu betreiben, — dieses agrarischen Vandalismus kann der Reichskanzler bisher nicht als fähig gehalten werden. Er wird also den Agrariern wohl nur seine Geneigtheit bezeugt haben, jedenfalls höhere Getreidepreise und zugleich Handelsverträge zu erstreben.

Die Aufgabe für die Agrarier ergab sich damit von selbst; sie mußten versuchen, den Reichskanzler auf diesem Programm festzulegen, und durch dieses Programm öffentlich zu kompromittiren. Beides ist ihnen einigermaßen gelungen. Graf Bülow erscheint festgelegt, und wenn sich ein Staatsmann zu einer Zeit, da eine zwingende Nöthigung hierfür nicht vorliegt, festmachen läßt, so würde dies eine Kompromittirung seiner Zukunft bedeuten.

Auch Graf Bülow hat immerhin von Beginn seiner Thätigkeit an der Macht des agrarischen Junkerthums ein Zugeständniß gemacht.

Die weitere Entwickelung kann nun ganz programmmäßig verlaufen. Die agrarischen Grafen werden die „gemäßigten" Vermittler spielen, und der ungräfliche bündlerische Haufe wird durch seine lärmende Unbotmäßigkeit auch die erheblichsten Zugeständnisse an die gemäßigten Vermittler als winzige erscheinen lassen. Daß in solchem Schraubstock Handelsvertragsverhandlungen überhaupt vernichtet werden, ist nicht unwahrscheinlich, und jedenfalls ist auf diese Weise ein wirksames Vorgehen zur Beseitigung des ganzen „Schwammes", der für Deutschland so erstaunliche Befruchtung brachte, organisirt.

Man soll es durchaus nicht verhüllen, es ist der erste Schritt auf jener Bahn gemacht worden, die, wenn sie unter dem Drängen der Agrarier weiter verfolgt wird, zu Handelsverträgen nicht führt.

Die Abwehr muß unter diesen Umständen um so nachdrücklicher einsetzen; und in einem ganz anderen Umfange als es bisher geschehen ist. Die Agrarier stehen in imponirender Schlachtlinie da, die auf den Grafen Bülow des Eindrucks nicht verfehlt hat, und die Gegner der Agrarier sind bisher noch nicht darüber hinausgelangt, ihre Kräfte für die ersten Vorpostengefechte bereit zu stellen. Immerhin verdienen auch diese Erwähnung.

Der Handelsvertragsverein hat in Berlin in der Oeffentlichkeit seine Fahne entrollt. Prof. Dietzel aus Bonn, dessen klaren Standpunkt gegenüber den Getreidezöllen unsere Leser kennen, hat als geladener Redner des Handelsvertragsvereins seine Ansichten in einer stark besuchten Versammlung in der Reichshauptstadt unter allseitigem Beifall vertreten, und unmittelbar darauf hat der Deutsche Handelstag Stellung zur Frage unserer künftigen Wirthschaftspolitik genommen.

Es ist auf dem Handelstag folgender Beschluß gefaßt worden:

„Ohne auf die Höhe einzelner deutscher Zollsätze näher einzugehen, hebt der deutsche Handelstag gegenüber den Forderungen einer Erhöhung der Zölle auf Lebensmittel die dagegen sprechenden schweren Bedenken hervor, die darauf beruhen, daß die weitesten und namentlich die minder bemittelten Kreise der Bevölkerung durch eine Vertheuerung der Lebensmittel betroffen werden, daß hieraus eine Schwächung der Kaufkraft für industrielle Erzeugnisse entsteht, daß eine durch jene Vertheuerung hervorgerufene Steigerung der Arbeitslöhne den Wettbewerb der deutschen mit der ausländischen Gewerbthätigkeit erschweren würde, und daß für den Abschluß von Handelsverträgen auch Länder in Betracht kommen, die auf die Ausfuhr von Lebensmitteln angewiesen sind."

Der Handelstag betont also die „schweren Bedenken", die einer Erhöhung der Zölle auf Lebensmittel entgegenstehen, und mit 219 gegen 79 Stimmen wurde ausdrücklich ein Antrag abgelehnt, der die „schweren Bedenken" des Handelstages nur gegen eine „zu weit gehende" Erhöhung der Lebensmittelzölle zum Ausdruck bringen wollte. Nur 79 Anwesenden erschien demnach eine „nicht" zu weit gehende Erhöhung als zulässig. Die Meinung der erdrückenden Majorität kommt in dieser Abstimmung klar zum Ausdruck; und der Sachverhalt wird getrübt, wenn man besonderes Gewicht auf eine Zusatzabstimmung legt, in der mit 147 gegen 143 Stimmen noch besonders gegen „jede Erhöhung der Zölle auf Lebensmittel" protestirt wird. Viele der Anwesenden stimmten nicht für diesen Zusatz, weil sie der Ansicht waren, daß in der Hauptresolution der gleiche Standpunkt bereits vertreten sei. In jedem Falle zeigte sich, daß jene industriellen Kreise, die den Agrariern eine Erhöhung der Getreidezölle prinzipiell zugestehen, nur über 79 Stimmen auf dem deutschen Handelstag verfügen.

Gewiß, es mehren sich die Zeichen, daß der Widerstand wächst; allein die Entscheidung können nicht einzelne angesehene Korporationen bringen. Die Masse der Bevölkerung muß in den Kampf eintreten, und wenn die geschädigten kleinen Landwirthe, wenn der Bürgerstand und die Arbeiter dies thun, dann kann keine deutsche Regierung es riskiren, den „Brotwucher" zu patronisiren.

Der Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach ist gestorben. Er hatte in Erinnerung, daß in seiner Residenz Karl August vor ihm gelebt hatte, und daß Goethe zu Weimar in der Fürstengruft ruht. Diesen Thatsachen suchte der wohlmeinende Herr gemeinsam mit seiner schon verstorbenen, thatkräftigeren Gattin gerecht zu werden, und von seiner Regierung wird jedenfalls das eine berichtet werden: Nach seinem Können pflegte er das Andenken Goethe's, und er ebnete den Plan, auf daß andere das Gleiche thäten.

Nach einer Amtsthätigkeit von nur einem viertel Jahr ist der Berliner Bürgermeister Brinckmann plötzlich einem Schlaganfall erlegen. Es waren auf diesen thatkräftigen und charaktervollen Mann große Hoffnungen gesetzt worden; er konnte sich in der kurzen Zeit in Berlin nur bewähren als liebenswürdiger Mensch, der sich mit großem Eifer seiner neuen Aufgabe hingab.

Die Kapkolonie ist von kleinen Burenkommandos durchschwärmt; aus den Angegriffenen sind Angreifer geworden, die den Krieg in das Herz der britischen Besitzung getragen haben. Und gegen diesen siegreichen Einfall der Buren haben die Engländer bisher sich als so gut wie gänzlich ohnmächtig erwiesen. Die Frage bleibt, ob der Umschwung von Dauer sein wird. Erheben sich die Kapholländer in Masse, dann wird die Lage der Engländer schnell verzweifelt werden, bleiben aber die Buren der Republiken isolirt oder so gut wie isolirt, dann wird gleichfalls auf diesen heroischen Aufschwung der Rückschlag erfolgen; freilich nur ein Rückschlag, der auch die siegreichen Engländer in einer verschlechterten Lage zurückläßt. Die Kämpfe, die im Kapland

selbst ausgefochten worden sind, werden dort in jedem Falle einen noch glühenderen Haß entzünden, als er schon angeblasen ist durch das Blutvergießen jenseits der eigenen Grenzen.

Ob die englischen Truppen die Buren überwinden, bleibt fraglich; den holländischen Haß in Südafrika wird die englische Politik in absehbarer Zeit nicht überwinden.

In China erringen unsere Truppen Siege nach wie vor; hunderte von Chinesen bleiben auf dem Schlachtfelde und glücklicherweise immer nur ein paar Europäer. Ein Salutschießen, bei dem ein Unglück passirte, kostet uns mehr Leben, als die „großen Schlachten", über die uns berichtet wird. Eines steht damit unerschütterlich fest: Militärisch sind wir stets im Stande die Chinesen zu bezwingen; aber alle Anstrengungen, sie zum Frieden zu zwingen, haben bisher nur ein sehr problematisches Ergebniß gezeitigt.

* * *

Schläfst du, Brutus?

Die Position der Brotgetreidezölle wird — darüber ist kein Zweifel möglich — den Mittelpunkt der handelspolitischen Kämpfe bei uns in Deutschland bilden. Das ganze schöne Material, welches im Reichsamt des Innern zusammengestellt ist, um neben den Agrariern auch den industriellen Schutzzöllnern Hilfe und Förderung zu gewähren, fällt kurzer Hand unter den Tisch, wenn die Aussicht auf eine Erhöhung der Getreidezölle schwindet. Seit Jahren ist die agrarische Agitation vorzugsweise auf diese Erhöhung gerichtet. Mißglückt dieselbe, so erleidet das Prestige des Bundes der Landwirthe eine starke Einbuße und die Versprechungen der Führer des Bundes werden in Zukunft auch von den treuesten Bundesbrüdern nicht mehr recht ernst genommen werden. Die Erhöhung der Getreidezölle ist deshalb zwar nicht für die deutsche Landwirthschaft, wohl aber für den Bund eine Lebensfrage. Daß die Bundesleitung unter diesen Umständen solche Nebenpunkte, wie die Lebenshaltung der arbeitenden Klassen Deutschlands und die handelspolitische Zukunft des Reichs, nicht hoch veranschlagt, ist begreiflich. Wenn eine Verdoppelung der Getreidezölle — das ist die „bescheidenste Forderung" der Vollblutagrarier — bewilligt wird, so mögen in Gottes Namen auch Handelsverträge, mit oder ohne Doppeltarif, abgeschlossen werden; man wird ein schiefes Gesicht ziehen, den Unzufriedenen spielen, aber schließlich mit sich reden lassen. Ohne eine namhafte Erhöhung der Brotgetreidezölle dagegen wird den Agrariern kein wie immer sonst gestalteter Zolltarif oder Handelsvertrag recht sein. Die Frage des Doppeltarifs spielt nur eine sekundäre Rolle. Würde ein Minimaltarif festgestellt, der die jetzt bestehenden Getreidezölle einfach übernähme, so würden die Agrarier diesen Minimaltarif bis aufs Messer bekämpfen, wenn daneben auch der schönste Maximaltarif hergestellt würde. Desgleichen fragt das Agrarierthum wenig danach, wie das Zolltarifschema aussieht. Je komplizirter das Schema ist, um so leichter hofft man im Trüben fischen und höhere Agrarzölle durchsetzen zu können. Davon abgesehen, kümmert man sich herzlich wenig um die Neugestaltung des Zollschemas. Die Frage der Getreidezölle beherrscht die zollpolitische Situation aber noch in einem anderen Sinne. Die Agrarier haben nicht die geringste innere Neigung für Industriezölle. Das Ideal ist in ihren Augen: hohe Agrarzölle und völlige Zollfreiheit für Industrieprodukte, die sie selbst verbrauchen. Nur der Umstand, daß sie keine höheren Agrarzölle haben können, ohne auch den Industrieschutzzöllnern einige Zollhäppchen hinzuwerfen, macht sie zu Anhängern der Sammlungspolitik. Der echte Agrarier kann keinen Industriellen leiden, doch seine Unterstützung nimmt er gern. Sollte er bei dieser Sammlung aber nicht den Löwenantheil erhalten, sollten insbesondere keine höheren Getreidezölle für ihn abfallen, dann darf sich der Bruder Fabrikant auf einen netten Wuthausbruch des Sammlungskompagnons gefaßt machen. Der Freiherr von Wangenheim und dessen enttäuschte Freunde werden dann Herrn Möller und den anderen neunmalweisen Industrieschutzzöllnern ihren fein ausgeklügelten Sammlungs-Zolltarif kurz und klein schlagen.

Man mag die Sache sonach ansehen, wie man will, die Position der Brotgetreidezölle bildet in jedem Falle die Hauptposition des zollpolitischen Schlachtfeldes, und da an eine Erneuerung der Handelsverträge bei Erfüllung der Getreidezoll-Forderungen des Bundes der Landwirthe ernsthaft nicht weiter zu denken ist, so steht jene Position zugleich im Mittelpunkt der handelspolitischen Kämpfe.

Uebrigens überragt die Frage der Getreidezollerhöhung auch materiell alle anderen Zollfragen so sehr, daß eine Erhöhung der Getreidezölle uns kaum weniger unannehmbar erscheinen würde, wenn daneben noch ein paar kümmerliche Handelsverträge mit Ach und Krach zu Stande gebracht würden.

Für die Freunde der Handelsvertragspolitik wäre es darnach die denkbar unzweckmäßigste Taktik, wollten sie einer Entscheidung über die Frage der Brotgetreidezollerhöhung ausweichen oder gar den Agrariern in diesem Punkte entgegen kommen. Das Zugeständniß der einstweiligen Aufrechterhaltung des hohen 35 Mark-Zolls bezeichnet bereits den weitesten Punkt des Entgegenkommens. Wer darüber hinausgeht, gibt die wichtigste Stellung in der Vertheidigung der Handelsvertragspolitik preis, eine Stellung, an der sich zudem alle aufrichtigen Freunde der Caprivi'schen Handelsvertragspolitik, einschließlich der Sozialdemokratie, nach und nach zusammen gefunden haben.

Auf diese letztere Thatsache ist ganz besonderer Werth zu legen. Niemand ist bei der Frage der Erhöhung der Getreidezölle so sehr interessirt, wie die industrielle Arbeiterschaft. Es liegt deshalb in der Natur der Sache, daß der agrarische Angriff nur mit Hilfe der Sozialdemokratie abgeschlagen werden kann. Zeigen sich die Nächstbetheiligten, die in der Sozialdemokratie politisch organisirten Arbeiter, lau und gleichgültig, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß die Agrarier durchdringen. Zeigt die Sozialdemokratie dagegen in diesem Kampfe Nerv und Entschiedenheit, so sind die vereinigten freihändlerischen Kräfte aus dem liberalen Bürgerthum und der Arbeiterschaft stark genug, um jede Erhöhung der Brotgetreidezölle zu hintertreiben.

Erreichen die Agrarier ihren Zweck, so trifft das Verschulden darnach in erster Linie die Sozialdemokratie. Ist die Sozialdemokratie sich dessen bewußt? Es wäre voreilig, die Frage ohne weiteres bejahen zu wollen.

Bekanntlich gab es eine Zeit — und dieselbe liegt noch nicht gar weit zurück —, in der die Sozialisten den Kampf um die Getreidezölle als eine interne Angelegenheit der bürgerlichen Parteien behandelten.

Als Cobden und Bright ihren Kampf gegen die englischen Kornzölle begannen, stießen sie nicht bloß auf den erbitterten Widerstand der Landlords, sondern die Chartisten traten ihnen gleichfalls lärmend in den Weg, und zahlreiche Anti-Kornlaw-Meetings wurden von chartistischen Agitatoren gesprengt. Besonders der chartistische Führer Feargus O'Connor griff die Anti-Kornzoll-Liga auf das schärfste an und verdiente sich damit den lebhaften Beifall der englischen Agrarier. Allerdings war es den Chartistenführern bei ihrer Opposition gegen die Anti-Kornzoll-Liga, wobei sie den Freihandel im Allgemeinen nicht selten als bloßen middle class trick verhöhnten, nicht um die Liebe und den Beifall der Landlords zu thun; ihre Feindschaft entsprang vielmehr zur Hauptsache doktrinär sozialistischen Erwägungen. Einmal waren die Chartisten ähnlich wie unsere sozialistischen Doktrinäre „Endzielpolitiker", sie wollten die Charte und nichts als die Charte, und betrachteten deshalb die Bewegung gegen die Kornzölle als eine unbequeme agitatorische Konkurrenz innerhalb der Arbeiterklasse. Sodann aber spukte in den Köpfen der Chartistenführer auch das, was man später unter die Formel des ehernen Lohngesetzes

gebracht hat. Billiges Korn bedeutet billige Arbeitskraft; jede Ermäßigung der Lebensmittelpreise wird eine Ermäßigung der Arbeitslöhne zur Folge haben: das war die Quintessenz ihrer Argumentation. O'Connor klagte einmal in Leeds die Führer der Anti-Kornzoll-Liga direkt an, sie wollten durch die Abschaffung der Kornzölle nur einen „Freibrief zur Lohnherabsetzung" erlangen. Für diese doktrinären Spitzfindigkeiten fanden die Chartisten aber unter den englischen Arbeitern auf die Dauer kein Verständniß, und daß die Chartistenbewegung schließlich so vollständig im Sande verlief, daran hat die Haltung gegenüber der Anti-Kornzollbewegung nicht wenig beigetragen.

Deutsche Theoretiker haben dann jene Argumentation, die schon in der Chartisten-Bewegung eine Rolle spielte, später wieder aufgenommen. Karl Marx und nach ihm Engels haben die Beweisführung, wonach eine Verbilligung der Lebensmittel schließlich immer in eine Ermäßigung des Arbeitslohnes sich umsetze, sogar von den Zöllen auf die Steuern im allgemeinen ausgedehnt. Ebenso wie der Arbeiter von einer Abschaffung der Getreidezölle keinen Vortheil haben sollte, weil der Lohn nach einiger Zeit entsprechend herabgedrückt werden würde, so folgerte man umgekehrt, daß alle Steuern, die dem Arbeiter aufgelegt wären, schließlich in die Produktionskosten der Arbeit mit übergingen und seitens des Kapitalisten mit zurückvergütet werden müßten. Lassalle's Kritik der Konsumvereine ging bekanntlich von einem ähnlichen Vorstellungskreise aus.

Seitdem die deutsche Sozialdemokratie die ganze Theorie des ehernen Lohngesetzes zum alten Eisen geworfen hat, ist die Gefahr eines Rückfalls in jene doktrinären Irrthümer übrigens nicht mehr groß. Die Thatsachen haben jene Theorie so gründlich Lügen gestraft, daß man es nicht mehr riskiren kann, den Arbeitern von heute Gleichgültigkeit gegen Zölle und Steuern zu predigen. Hie und da spukt allerdings jene Theorie in den Verhandlungen der Sozialdemokratie noch fort. In dem Referat, das Richard Calwer auf dem letzten sozialdemokratischen Parteitage erstattete, waren Anklänge an jene Theorie unverkennbar. Eine künstliche Vertheuerung der Lebensmittel, so etwa meinen diese doktrinären Epigonen, ist erträglich, wenn damit nur gleichzeitig eine solche Belebung der Volkswirthschaft verbunden ist, daß es auch zu Lohnerhöhungen kommt; Lohnerhöhungen sind unter Umständen für den Arbeiter bedeutsamer als die Vertheuerung seines Lebensunterhalts durch Schutzzölle. Das Fehlerhafte dieser auf ein Wenn gestellten Deduktion besteht darin, daß man eine Lohnerhöhung als Folge von künstlichen Lebensmittelvertheuerungen in Aussicht nimmt, während jede eingehendere Untersuchung feststellen muß, daß eine solche Lebensmittelvertheuerung, insbesondere die Vertheuerung des täglichen Brotes, in letzter Linie eine Steigerung der Grundrente, eine Verringerung der Konsumtionsfähigkeit für höherwerthige Nahrungsmittel und Industrieprodukte, damit aber eine Verringerung der Nachfrage nach Arbeit und eben deshalb zunächst Lohndruck herbeiführt. Nur nach Lohnkämpfen pflegt manchmal — nicht immer — ein annähernder Wiederausgleich durch Lohnsteigerungen einzutreten. Daß die Einsicht in diesen Zusammenhang der Dinge in der sozialdemokratischen Partei von heute übrigens die herrschende ist trotz einiger rollenwidriger Seitensprünge spitzfindiger Doktrinäre, kann wohl nicht bezweifelt werden. Wenn so scharfsinnige Leute wie von Vollmar, David und gelegentlich auch Schippel es für angezeigt halten, immer von Zeit zu Zeit wieder hervorzuheben, daß die Sozialdemokratie nicht auf das Freihandelsdogma eingeschworen sei, so geschieht das zum Theil aus allgemeiner opportunistischer Abneigung, sich für die praktische Politik auf irgend einen Grundsatz festnageln lassen zu wollen, sodann aber auch aus Rücksicht auf das bäuerliche Element, auf das man leichter einen Einfluß zu gewinnen hofft, wenn man sich nicht gar zu schroff gegen Agrarzölle wendet.

Auf die Haltung eines Theils der Sozialdemokratie in den bevorstehenden handels- und wirthschaftspolitischen Kämpfen mag diese reservirte Taktik einzelner Führer eine gewisse abflauende Wirkung immerhin ausüben; die Sozialdemokratie im Ganzen könnte sich als politische Partei aber gar nicht stärker schädigen, als wenn sie den Kampf gegen die Lebensmittelvertheuerung und insbesondere gegen die Getreidezollerhöhung ebenfalls nur flau führen würde.

Solange die Sozialisten eine theoretische Sekte bildeten, und auch noch solange sie abseits von der übrigen Bevölkerung unter einem Ausnahmegesetz standen, konnten sie den praktisch-politischen Fragen selbst da, wo die Arbeiterklasse speziell mit ihren Interessen engagirt war, mit einer gewissen Gleichgiltigkeit sich gegenüberstellen und ihre Gefolgschaft durch die Klänge einer sozialistischen Zukunftsmusik über die Misere der Gegenwart hinwegzubringen versuchen; heute aber, nachdem die Sozialdemokratie zur zahlreichsten politischen Partei Deutschlands geworden ist, nachdem sie an den Arbeiten der Parlamente und der städtischen Verwaltungskörperschaften theilnimmt, ist jede Passivität großen politischen Fragen gegenüber ein Zeichen innerer Schwäche, der ein Rückgang des politischen Einflusses auf dem Fuße folgen muß. In dem Falle der Brotgetreidezollerhöhung kommt nun aber hinzu, daß die Bevölkerungsklasse, auf welche sich die Sozialdemokratie bei uns vornehmlich stützt, nämlich die Klasse der industriellen Arbeiter, unter allen Theilen der Bevölkerung bei weitem am lebhaftesten daran interessirt ist, daß die Agrarier keine weitere künstliche Lebensmittelvertheuerung durchsetzen. Es kommt ferner hinzu, daß die Sozialdemokratie in diesem Falle nicht wie in manchen anderen die bequeme Ausrede hat, daß die Schlaffheit des Bürgerthums jede Chance eines wirklichen Sieges ausschließe; vielmehr ist ein sehr großer Theil des Bürgerthums im vorliegenden Falle entschlossen, den Kampf gegen die weitere Vertheuerung des täglichen Brotes mit allem Nachdruck zu führen. Daran kann im vorliegenden Falle auch der argwöhnischste Sozialdemokrat nicht zweifeln. Es gibt deshalb für die Flauheit der Sozialdemokratie gar keinen Entschuldigungsgrund; und wenn es zu einem Siege des Agrarierthums kommt, so wird mit Fug und Recht die Sozialdemokratie in erster Linie dafür verantwortlich zu machen sein.

Außerdem werden die wilden Männer dem gerechten Spott nicht entgehen. Wer stets große Worte über die wachsende Macht des Proletariats im Munde führt, macht sich politisch geradezu lächerlich, wenn er in der gerechtesten Sache von der Welt, bei der es gilt, die eigenen Parteiangehörigen vor einem geradezu skandalösen politischen Attentat zu schützen, selbst hinter den Anstrengungen der liberalen „Wadenstrümpfler" zurückbleibt.

Der Unterschied zwischen einem gewöhnlichen Schreier und einem energischen Politiker besteht darin, daß der Erstere wegen jeder Lumperei in den Harnisch geräth, während der Letztere wie der römische Prätor minima non curat, um bei wichtigen Anläßen die gesammelte Kraft zur Anwendung zu bringen.

Die Sozialdemokratie hat wegen der 12000 Mark-Affaire einen Heidenlärm geschlagen. An Größe steht diese Affaire zur Frage der Brotgetreidezollerhöhung etwa in demselben Verhältniß wie der Kreuzberg zum Chimborasso. Zur Besteigung des Chimborasso macht die Sozialdemokratie aber bisher kaum sichtbare Anstalten. Vielleicht glaubt sie das, was sie jetzt versäumt, später noch immer nachholen zu können. Aber gerade jetzt, wo noch alles im Stadium der Vorbereitungen ist, wo die Parteien sich noch nicht festgelegt haben und die Regierungen noch schwanken, müßte eine energische Protestkundgebung der Millionen von Arbeitern, die hinter der Sozialdemokratie stehen, besonders wirksam sein. Eine Steigerung der Getreidezölle kann die Reichsregierung gar nicht riskiren, wenn Millionen von Arbeitern dieser Brotwucher-Politik sich entgegenstellen. Die sichtbare Konnivenz, die sowohl Seitens der Regierungen wie auch seitens der Mehrheitsparteien des Reichstags den agrarischen Plänen gezeigt wird, hat vorzugsweise ihren Grund darin, daß man aus der bisherigen Passivität der Arbeiter schließt, die Opposition der zumeist belasteten Konsumenten werde so arg nicht werden. Sähe man innerlich empörte und zur

Wahrnehmung ihrer Interessen entschlossene Massen vor sich, so würde gar bald aus einem ganz anderen Tone geblasen werden.

Es ist kaum denkbar, daß die Führer der Sozialdemokratie das nicht eben so gut durchschauen sollten. Sie werden sich auch ohne Zweifel darüber klar sein, welchen enormen politischen Vortheil die Sozialdemokratie aus diesem Kampfe ziehen muß, den die Agrarier in so maßlos frivoler Weise inscenirt haben, — falls sie in diesem Kampfe ihren Mann steht.

Decken sich doch dabei die unmittelbaren materiellen Interessen der Arbeiter mit den Interessen der Gesammtheit. Siegt die Sozialdemokratie in diesem Kampfe, so hat sie den Kerntruppen der Reaktion eine Niederlage bereitet, ihre eigene politische Gefolgschaft vor einer schweren materiellen Schädigung bewahrt, den Weg zur Fortsetzung der Caprivi'schen Handelsvertragspolitik freigemacht und damit sich sogar das industrielle Unternehmerthum zu Dank verpflichtet.

Wie tief eingewurzelt müßte die Indolenz unserer Arbeiter sein, wenn es einer spezifischen Arbeiterpartei nicht einmal Angesichts solcher Chancen gelingen sollte, ihre Truppen mobil zu machen.

Wenn die preußischen Junker in diesem Kampfe siegen, so verdienen sie wirklich, in Deutschland zu herrschen, denn sie haben dann den überzeugenden Nachweis geführt, daß das ganze übrige deutsche Volk mit Einschluß der sogenannten Revolutionäre vorwiegend aus politischen Schlafmützen besteht.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

V.

Der Landtag ist mit einer Thronrede eröffnet worden, die der Ministerpräsident verlas, und am folgenden Tage fand die Einbringung des Budgets statt, bei welcher der Ministerpräsident seine erste Rede im Abgeordnetenhause hielt. Der Tag, an welchem das Budget eingebracht wird, ist der Regel nach der große Tag des Finanzministers; Niemand spricht vor ihm und häufig Niemand nach ihm und Herr von Miquel konnte diesmal mit der guten Finanzlage ganz besonderen Staat machen. Aber wie sagt Cassio zu Jago? „Der Lieutenant muß vor dem Fähndrich selig werden." Daß Graf Bülow die Gelegenheit suchte, sobald als möglich in seiner neuen Stellung das Abgeordnetenhaus anzureden, ist ja begreiflich und billigenswerth; es läßt sich auch nicht gut feststellen, — auch an der Hand von Präcedenzfällen nicht —, in welcher anderen Weise der Ministerpräsident seine Absicht hätte erreichen können. Aber der Eindruck wurde unwillkürlich erweckt, als sei dem Herrn von Miquel die erste Geige aus der Hand genommen und ihm dafür die Bratsche belassen.

Im Vordergrunde der Interessen steht die Kanalvorlage; die Thronrede spricht kühl aus, daß die Regierung diesmal deren Annahme erwarte, und dasselbe führte Graf Bülow mündlich aus. Man fühlt allgemein, daß eine andere Luft weht, als vor zwei Jahren; Niemand wagt mehr, im Tone des Triumphs zu verkünden, daß die Kanalvorlage fallen werde; in der That gilt die Annahme schon heute als wahrscheinlich.

Das wäre ja in hohem Grade erfreulich, wenn der Umschwung in der konservativen Mehrheit durch die verständigen Gründe des Grafen Bülow herbeigeführt worden wäre; die Herstellung eines einheitlichen Wasserstraßennetzes ist eine Kulturaufgabe, deren Lösung unmöglich noch lange verschoben werden kann, und es ist ein thörichter Aberglaube, daß der Kanalbau landwirthschaftliche Interessen schädigt.

Aber leider scheint die Regierung sich nicht auf die Kraft ihrer guten Gründe verlassen, sondern den Agrariern Anerbietungen für den Fall gemacht zu haben, daß sie von ihrem Widerstande abließen. Und das ist sehr zu bedauern, denn es zeigt, daß die Regierung sich dessen nicht bewußt geworden ist, wie stark jede Regierung ist, die das Verständige will. In diesem Falle muß das Bedauern um so größer sein, als die Regierung sich anscheinend ihre eine Aufgabe, der Kanalvorlage zur Annahme zu verhelfen, nur dadurch erleichtert hat, daß sie sich die Lösung der anderen gleich wichtigen Aufgabe, für den Abschluß günstiger Handelsverträge zu wirken, erschwert hat.

Daß Graf Bülow in seiner Rede vielfach mit Gemeinplätzen gearbeitet hat, machen wir ihm nicht zum besonderen Vorwurf; nichts wäre gefährlicher, als ein Minister, der jederzeit überraschende neue Thesen zur Verfügung hat. Zu jeder Zeit den Gemeinplatz an der passenden Stelle bereit zu haben, ist ein unverächtlicher Theil der Regierungskunst. Mit dem Satze, daß ein Minister nicht ein wirthschaftliches Interesse vor dem anderen begünstigen soll, sind wir unbedingt einverstanden, aber von diesem Obersatze kommen wir leichter zu einer Ermäßigung als zu einer Erhöhung der Getreidezölle. Graf Bülow jonglirte mit seinen Gemeinplätzen so geschickt, daß man stark an Herrn von Miquel erinnert wurde. Sollte er den Nachweis haben führen wollen: „Was deine Albas können, kann Karl auch"? Hoffentlich geht sein Ehrgeiz nicht zugleich dahin, Miquelsche Politik mit Miquel'scher Redekunst zu verbinden und Herrn von Miquel dadurch überflüssig zu machen.

Der Reichstag beschäftigt sich mit einem Gesetzentwurf, welcher an die Stelle der bestehenden Gesetze über das Urheberrecht treten soll, und mit einem anderen, der das Verlagsrecht zum ersten Male für ganz Deutschland regeln soll. Es geht eine starke Strömung durch die Welt, welche den Schutz des geistigen Eigenthums ausdehnen will und die Regierung hat dieser Strömung nachgegeben. Sie verdient dafür keinen Tadel, aber wir haben das Recht unserer Meinung Ausdruck zu geben, daß diese Strömung zu weit geht.

Es scheint der Gedanke ganz in den Hintergrund getreten zu sein, daß der Mensch, wenn er schreibt, die Hauptabsicht verfolgt, gelesen zu werden und auf die Leser zu wirken. Für den politischen Tagesschriftsteller nehme ich das ganz besonders in Anspruch. Wenn ich gegen die Getreidezölle oder für die Berechtigung der Differenzgeschäfte schreibe, so will ich meinen Anschauungen zum Siege verhelfen. Jeder, der mich nachdruckt, ist mein Verbündeter. Citirt er dabei mich als den Urheber der von ihm abgedruckten Ansichten, so bin ich einverstanden. Aber er kann dann morgen die entgegengesetzten Ansichten gleichfalls nachdrucken und so den Erfolg meiner Anschauungen beeinträchtigen. Druckt er mich nach, ohne mich zu citiren, so übernimmt er damit die Last, in Zukunft meine Ansichten, die zu den seinigen geworden sind, selbständig zu vertheidigen und dient mir um so wirksamer. Ich spreche hiermit nur meine persönlichen Anschauungen aus, an die ich keinen anderen binden will. Aber ich spreche es für mich unumwunden aus: ich habe für jeden, der an meinen politischen und wirthschaftlichen Ausführungen einen „litterarischen Diebstahl" begeht, nur die Gefühle der Dankbarkeit und Hochachtung.

Mit Vielem was in den Entwürfen steht, kann ich mich um der Herzen Härtigkeit willen versöhnen; einzelnen Vorschriften muß ich mit Entschiedenheit widersprechen. Das Tollste ist, — und es hat in der ersten Lesung keinen Widerspruch gefunden —, daß es als Nachdruck verfolgt werden soll, wenn jemand die Novelle eines anderen dramatisirt. Ich habe hier kein persönliches Interesse zu vertreten; ich habe noch nie eine Novelle dramatisirt und entsage jeder darauf gerichteten Absicht so feierlich, wie man dem Teufel und seinen Werken entsagt. Aber ich spreche im Interesse einzelner Autoren, für die ich stets eine besondere Liebe gehabt habe, wie Shakespeare, Schiller, (der an St. Réal einen litterarischen Diebstahl begangen hat),

Heinrich von Kleist und Grillparzer, denen man das Leben sehr erschwert hätte, wenn man ihnen so auf die Finger gesehen hätte.

Auf der anderen Seite geht mir der Schutz des geistigen Eigenthums zuweilen nicht weit genug. Ich vermisse den Schutz des Rechts auf mein Gesicht, den Herr Keyßner in einer geistreichen Schrift als nothwendig nachgewiesen hat. Daß Jemand mein Konterfei in Parlamentsalmanachen oder illustrirten Wochenschriften gegen meinen Willen abbildet, ist eine abscheuliche Handlung, die mit dem Verlust der bürgerlichen Ehre bestraft werden sollte.

Ganz verwerflich ist das Verfahren eines Verlegers, der an dem Werke eines Autors willkürliche Veränderungen vornimmt. Dem geschützten Constantin Bulle ist es geschehen, daß ein gewissenloser Verleger eine Geschichte der neuesten Zeit aus einem ehrlichen Geschichtswerke in eine byzantinische Schreiberei verhudelt hat, und es stellte sich heraus, daß es keine gesetzliche Vorschrift gab, um ein so niedriges Treiben in der gebührenden Weise zu rügen und zu brandmarken, und noch jetzt bleibt der Schutz ein mangelhafter. Unbegreiflich bleibt auch die Vorschrift, daß es dem Verleger gestattet sein soll, das von ihm erworbene Verlagsrecht zu verhökern, ja daß der Konkursverwalter eines zahlungsunfähig gewordenen Verlegers die Autorrechte namhafter Schriftsteller verganten darf.

Wir erwarten von der eingesetzten Kommission, daß sie jede einzelne Bestimmung der vorgelegten Gesetzentwürfe einer peinlichen Prüfung unterwirft und sich den Unterschied zwischen geistiger Produktion und Heringswaare lebhaft vor Augen hält.

Proteus.

Die Zukunft Südafrikas.

Es ist auffallend, wie das südafrikanische Problem sich allmählich umgestaltet hat. Die beiden Parteien im Kriege, personifizirt durch Krüger und Chamberlain, haben sich in den Krieg gestürzt, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen; die Kraft jeder Partei reichte aus, um das Ziel des anderen zu zerstören und unerreichbar zu machen, aber nicht, um das eigene zu erreichen. Eine dritte Lösung der Wirren drängt sich vielmehr jetzt als die einzig mögliche auf.

Krüger war und, soweit seine offiziellen Kundgebungen Einsicht in seine jetzige Denkweise geben, ist noch heute Anhänger einer Formation zweier Staatengebilde in Südafrika, eines holländischen und eines englischen. Er hat den Engländern den Besitz Kaplands und Natals nie streitig gemacht. Ihm genügte die südafrikanische Republik, mehr oder weniger eng verbunden mit dem Oranje-Freistaat. Seine Regierung gab nur dem natürlichen Drang jedes Staates zum Meere nach; früher oder später wäre deshalb Portugal genöthigt worden, den Weg zur Küste freizugeben, nachdem England der Republik den Weg durch Zululand verschlossen hatte. Mit England entzweiten Krüger nur die Vormundschaft Englands über die internationalen Beziehungen Transvaals, nach der Convention von 1884 noch als letzter Ueberrest der Einverleibung durch Shepstone übergeblieben, und der offenbare Vorsatz Englands, die südafrikanische Republik durch die Erwerbung von Bechuanaland und Rhodesia einzuschließen und bei erster Gelegenheit die Unabhängigkeit des schwer erworbenen burischen Vaterlandes zu vernichten.

Krüger's Ideal war ganz vernünftig. Wo zwei Rassen, beide mit Herrscheranlagen und Herrschergelüsten, sich auf einem neuen Gebiete einzurichten haben, thun sie am Besten, dieses von Anfang an unter sich zu theilen. Kapland und Natal hatten allerdings schon zu viele holländische Elemente, um nicht fortwährend auch neue Gruppen zu bilden, welche mit der englischen Herrschaft unzufrieden waren. Bei ruhiger Entwicklung hätten jedoch diese Elemente mittelst allmählicher kleinen Trecks nach den holländischen Theilen Südafrikas übersiedeln und sich bei dem stammverwandten Volke heimisch machen können. So hätte sich die Theilung nach und nach konsolidirt. Kommerziell würde der englische Theil nach Süden und der holländische Theil nach Osten gravitirt haben.

Auf die von Krüger ins Auge gefaßte Entwicklung der Zustände wirkte das Aufkommen Johannesburgs störend, während es dem Plane des englischen Kolonialamts, als dessen beredter Kämpe Chamberlain auftrat, förderlich war: nämlich dem Plane einer Unificirung Südafrikas unter englischer Flagge, mit Johannesburg als Hauptstadt. Dabei, so hoffte Chamberlain, würden die scharfen Unterschiede des Bürgerrechts und die Zollgrenzen fallen und nebenbei auch einigen Mißständen des Krüger'schen Staates ein erwünschtes Ende bereitet werden. Der Plan war keineswegs an sich unvernünftig, wenn die Menschen, für welche diese neue Organisation bestimmt wurde, nur so ausschließlich von kommerziellen Motiven beherrscht gewesen wären, wie es Chamberlain sich vorstellte, und auch eben so sehr eingenommen von dem englischen Kolonialamte wie dieses von sich selbst.

Wer einen neuen Staat bilden oder einen Staatenkomplex neu organisiren will, muß aber in erster Linie mit den Menschen selbst rechnen und diese genau studiren. Chamberlain beging den gewohnten Fehler, sich selbst als Maßstab zu nehmen. Er brüstete sich kürzlich mit der kommerziellen Vergangenheit seiner Familie und ihrer während zweier Jahrhunderte erworbenen kommerziellen Ehre; der Kaufmann sitzt ihm offenbar im Blut. Die Landbewohner Südafrikas haben aber mit diesem Chamberlain-Typus nicht die geringste Aehnlichkeit und noch weniger Sympathie. Sie haben den ausgeprägten Unabhängigkeitssinn aller Bauern, so lange die Naturalienwirthschaft vorherrschend ist. Sie wollen keinen, und am wenigsten einen Engländer und von den Engländern wieder am wenigsten Kaufmannsseelen zwischen sich und ihrem Gott. Von allen sonderbaren Verblendungen Chamberlain's ist die sonderbarste, daß er immer, bis auf seine allerletzte Rede, so leichten Herzens über die Rassenverschiedenheit und andere damit zusammenhängende Verschiedenheiten in Religion und Sitten sprach. Diese Unterschiede würden, meinte er, bei gemeinsamem ergiebigem Geschäftsbetrieb unter englischer Herrschaft sich leicht abschleifen. Er mag jetzt wohl die Hände zusammenschlagen und wird bald die Hände ringen müssen angesichts der Erfahrung, daß es ein ganzes Volk gibt, welches Wohlfahrt und Leben für seine nationale Eigenart opfert, dem Freiheit etwas anderes ist als freier Gelderwerb und bei welchem das Reichthumsbedürfniß und selbst die Magenfrage schließlich eine so untergeordnete Rolle spielt wie bei dem Volke in Waffen, dem gegenüber das englische Heer wahrscheinlich den Kürzeren ziehen wird. Allerdings haben die englischen Heerführer in den Republiken und die englischen Staatsmänner im Kapland dafür gesorgt, daß allmählich auch Desperados in zureichender Zahl vorhanden sind, um einige kleine Heerestheile unter burischer Flagge zu formiren, für welche Kampf und Sieg das einzige Mittel ist, um den Magen anders als durch Gefängnißkost zu befriedigen.

Das heutige Burenheer hat nicht mehr das Krüger'sche Gepräge. Der Freistaat hat am meisten unter dem Kriege gelitten und bei seinen Burghern ist die Erbitterung demzufolge am höchsten gestiegen. Die Kapholländer andererseits, die in die Burenarmee eingetreten sind, haben sich bei einem Siege der Engländer oder bei ihrer Rückkehr in ihr Land auf einen Hochverrathsprozeß gefaßt zu machen. Sie kämpfen deshalb nicht mehr für die Krüger'sche Zweitheilung Südafrikas, sondern für die Chamberlain'sche Unification minus Chamberlain, Milner und Konsorten. Die Personifikation des heutigen Kampfes ist nicht mehr Krüger, sondern Steijn, in dessen kräftiger und sympathischer Persönlichkeit allmählich der künftige Washington der Vereinigten Staaten Südafrikas sich entpuppt.

Mit dieser Aenderung der Verhältnisse stimmt es vollkommen überein, daß das Theater des Krieges sich mehr und mehr nach dem Süden des Freistaats und nach dem Kapland hinüberspielt.

Es ist sehr lehrreich, sich daran zu erinnern, daß die Entwicklung bei dem Entstehen der Vereinigten Staaten von Amerika eine ähnliche war. Auch damals hat erst der Krieg selbst allmählich die Reihen der Loyalisten gelichtet und die Armee formirt, welche Burgoyne und Cornwallis schlug.

Zum Lichten dieser Loyalisten-Bevölkerung Südafrikas wirken noch allerlei weitere Umstände mit. Der Krieg dauert zu lange; alles fängt an mit zu leiden; selbst den Minenbesitzern, die den Krieg angefacht haben, wird die Sache zu kostspielig. Ihr Gewinn hat aufgehört und die Minen sind der Verwahrlosung Preis gegeben. Sie bemerken wie der Job den englischen Steuerzahlern über den Kopf wächst, und sie sehen in beiden englischen Parteien eine Majorität wirklicher Klein-Engländer in Bildung, die Südafrika mit den Kosten nicht nur einer zahllosen englischen Okkupationsarmee, sondern auch mit einem schweren Theile der Kriegsanleihen bedroht. Bei solchen finanziellen Ansprüchen des Mutterlandes bleibt natürlich auch kein Schatten einer Selbstregierung übrig. Jedes Organ wirklicher Selbstregierung wird wie von selbst zum Regierungsorgan eines künftigen Aufstandes und zum Komplizen von Steuerverweigerern. Anstatt nach Krüger'schem Plane an dem Oranjefluß eine Grenze zweier Staaten zu bilden, verwischt der Krieg gerade diese Grenze, so daß es künftig unmöglich sein wird, nördlich desselben ein despotisches und südlich davon ein freies Regime zu führen. Ein englischer Sieg muß demnach nothwendig nicht nur die Unabhängigkeit und Freiheit der Republiken, sondern auch das Selfgovernment Kaplands zerstören. Das kleine mehr isolirte Natal kommt hier weniger in Betracht. Die Chamberlain'sche Unification wird keine Unification werden können auf der Grundlage der bisherigen Freiheit des Kaplandes, wie er es geträumt und versprochen hat; vielmehr nur eine Einheit von Völkern, die der völligen Abhängigkeit und Rechtlosigkeit einer Kronkolonie gemeinsam unterworfen werden.

Diese trostlosen Aussichten treten täglich deutlicher in die Erscheinung, auch für die loyale, auch für die englische Bevölkerung Südafrikas. Ein kluger Geist wie Rhodes muß einsehen, daß von seinem südafrikanischen Traume die Substanz nur noch zu retten ist, wenn die südafrikanischen Farben statt des Union Jack gehißt werden. Die englische angesessene Bevölkerung ist gezwungen, baldmöglichst mit den Aufständischen gemeinsame Sache zu machen, um eventuell mit den Nicht-Engländern in friedliche Konkurrenz um den überwiegenden Einfluß in dem künftigen freien Südafrika treten zu können, und um auch sich selbst vor einer Aera des politischen Despotismus und erdrückender englischer Steuerwirthschaft zu bewahren. Dies scheint mir eine ganz natürliche Erklärung zu sein für die offenbare Schlaffheit bei vielen Kombattanten auf englischer Seite, insbesondere bei den loyalen Kapländern. Auch die auffällig sich mehrenden Anzeichen eines Umschlags der öffentlichen Meinung in London lassen sich auf diese Ursache zurückführen. Der kürzlich publizirte Brief Robinson's, des Repräsentanten der Minenbesitzer, war schon geradezu drohend und Harcourt's auffallender Beifall, als jüngst von den Regierungsbänken auf diese Klasse als ergiebige Steuerquelle hingewiesen wurde, wird den Minenbesitzern die jetzt ihnen nicht mehr von Krüger, sondern eben von ihren angeblichen Beschützern drohenden Gefahren nur noch lebendiger vor die Augen gestellt haben. Mancher mag die Weisheit Krüger's und die Vernünftigkeit seines Ideals der Zweitheilung einsehen, nachdem es unerreichbar gemacht und die Unification Südafrikas ohne englische Fahne die einzig annehmbare Lösung geworden ist. Bevor jedoch England den Kampf aufgibt, wird es noch viel Elend auch über Kapland bringen. Wenn demzufolge in den ersten Jahren auch für eine künftige Bundesregierung kaum eine andere ergiebige Steuerquelle übrig bleiben wird als die Minen, so wird es doch immerhin für diese Industrie besser sein, nur für Südafrika bluten zu müssen, als nebenbei auch noch für den englischen Fiskus und ein englisches Gendarmenheer. Auch wird im ersteren Falle auf ein rasches Aufblühen Südafrikas durch ein verdoppeltes Einwandern aus aller Herren Ländern zu rechnen sein, während in eine despotisch und fiskalisch regierte englische Kronkolonie sich auch der Engländer nicht begeben wird, wenn er nicht gerade mit den Minen zu thun hat. Jedenfalls werden bald die einsichtigeren Minenbesitzer ihren ganzen Einfluß anwenden müssen, um den Frieden wieder herzustellen, den Frieden à tout prix. Da sie immer schließlich die schwere Kostenrechnung zahlt, welche der Parteien auch siegen möge, so kann die Gruppe der Minenbesitzer nach den kommerziellen Grundsätzen, welche in dieser Klasse heimisch sind, wohl schwerlich an der Fortsetzung der Chamberlain-Milner'schen Politik Behagen finden, seitdem sie sich undurchführbar bewiesen hat, was jetzt auch die Widerwilligsten allmählich eingestehen müssen. Nur von dem denkfaulen Standpunkte Salisbury's, daß Krüger ein insolentes Ultimatum geschickt hat und deßhalb die Buren und ihre Bundesgenossen exemplarisch bestraft werden müssen, auch wenn es England seinen letzten Mann und seinen letzten Heller kosten sollte, weil sonst England, welches nur durch sein Prestige das unermeßliche Reich zusammenhält, selbst verloren ist, läßt sich von englischer Seite noch etwas für die Fortführung des Krieges sagen. Doch dann sei auch anerkannt, daß es sich dabei nur um Rache und rein englisches Interesse, nicht im mindesten dagegen mehr um die Verbreitung von Zivilisation und Freiheit in Südafrika unter englischer Fahne handelt.

Es ist einleuchtend, daß bei solcher Aenderung der Zwecke des Krieges auch die gesammte übrige zivilisirte Welt auf ganz andere Weise in Mitleidenschaft gezogen wird, wie das beim Anfang der Wirren der Fall zu sein schien. Damals schienen diese Wirren das eigene Interesse anderer Völker kaum zu berühren. Südafrika gehörte schon zur anerkannten englischen Einflußsphäre; — das Krüger'sche Regime war nicht tadellos; — die von Chamberlain beabsichtigte Schaffung einer Föderation von sich selbst regierender Kolonien war dem Interesse anderer Nationen nicht entgegenlaufend, umsoweniger, da angeblich im Interesse der „Uitlanders" in genere, ohne Unterschied der Nationalität, vorgegangen wurde. Der Lauf der Ereignisse hat diese Illusionen gründlich zerstört. Alle „unfreundlichen" Ausländer sind aus dem Lande verwiesen und fast alle Ausländer waren unfreundlich. Südafrika, welches allmählich für alle europäischen Völker ein treffliches Auswanderungsgebiet geworden war, ist jetzt de facto für Nicht-Engländer geschlossen. Die Wiege einer vorzüglich veranlagten Mischrasse wird zur Wüste; die angelegten Kapitalien sind mit Vernichtung bedroht. Ein Hort europäischer Kultur in dem schwarzen Erdtheile, mit der Tendenz der Ausbreitung, so weit dieses für Europäer klimatisch möglich wird, ist brach gelegt.

Durch alle diese Aenderungen ist die frühere Voraussetzung der Neutralität anderer Staaten verloren gegangen.

England, sonst immer willig als Rathgeber aufzutreten, wo ein anderer Staat mit irgend einer Völkerschaft nicht fertig werden konnte, befindet sich heute selbst in der Rolle eines Patienten, dem gesundere und zur Zeit vernünftigere Staaten ihre guten Dienste anbieten können.

Mit wie beredten Worten würde die englische Presse für die Formation einer unabhängigen Conföderation eintreten, wenn nur nicht eben die englische Kolonialmacht im Spiele wäre. Wie schlagend würde sie das Weltinteresse bei dieser kleinen Amputation ins klarste Licht stellen. Wie kräftig würde sie darauf drängen, daß es sich hier nicht, wie bei Kreta oder Kuba oder den Philippinen um Länder handele, welche in Anarchie verfallen oder die Beute einer anderen Kolonialmacht werden könnten.

Denn es steht ja fest, daß mit dem Abzug der englischen Armee gleich wieder Frieden, Recht, Wohlfahrt und Gesittung ihren Einzug halten würden. Die angesessenen Afrikaander jeden Ursprungs vertragen sich ja ganz leidlich miteinander und was die Kunst, in Südafrika zu regieren anbelangt, so sind sie den Milner's und Chamberlain's gewiß über.

Haag, 3. Januar 1901.

S. van Houten.

Konservative und Krone.

Die „Kreuz-Zeitung" bespricht in ihrer Nummer vom Donnerstag Morgen die Rede des Grafen Bülow im preußischen Abgeordnetenhaus. Sie begrüßt erklärlicherweise die Erklärungen des Ministerpräsidenten über die jetzige „Nothlage der Landwirthschaft mit besonderem Danke"; sie rühmt alsdann, daß Graf Bülow in Bezug auf die Kanalpolitik „jede Schärfe des Tons" vermied, „aber in die rückhaltlose Anerkennung, die aus den Worten des Grafen Bülow für die Kanalpläne zu entnehmen war, können wir in dem jetzigen Augenblick nicht einstimmen". Dann vielleicht später.

Je versöhnlicher diese Worte sind, um so stärker stechen von ihnen jene Wendungen der „Kreuz-Zeitung" ab, die sich mit den Beamtenmaßregelungen aus Anlaß der Abstimmung über die erste Kanalvorlage beschäftigen.

Die „Kreuz-Zeitung" hebt hervor, daß die jetzige Kanalvorlage von der ersten Vorlage verschieden ist, folglich können die damals geltend gemachten „Bedenken — auch vom Standpunkt der Staatsregierung aus betrachtet — nicht so ganz aus der Luft gegriffen gewesen sein". Und hieran knüpft die „Kreuz-Zeitung" die — starken Worte:

„Damit wird aber, da bei den gemaßregelten Beamten ihre ablehnende Haltung, wenn auch nicht ausschließlich, aber doch jedenfalls zum Theil auf diesen Bedenken beruht, den Maßregelungen selbst ein geradezu vernichtendes Urtheil gesprochen."

In konservativen Kreisen ist man völlig und bis in die Einzelheiten davon unterrichtet, wie jene Maßregelungen zu Stande gekommen sind. Ueber die Vorgänge innerhalb des Staatsministeriums sind ja die Konservativen durch ihre Verbindungen stets orientirt; die Liberalen höchst selten. Wie aber haben sich die Ereignisse vollzogen?

Am Donnerstag vor der Abstimmung sandte der Kaiser an den Minister des Innern ein Telegramm des Inhalts, daß die Regierungsbeamten im preußischen Abgeordnetenhause, wenn sie nicht für die Kanalvorlage stimmen wollten, sich der Stimmabgabe enthalten oder ihr Mandat niederlegen sollten; ein Stimmen gegen die Regierungsvorlage werde ihre Entfernung aus dem Staatsdienst zur Folge haben.

Am Freitag machte der damalige Minister des Innern Herr von der Recke den in Betracht kommenden Personen von dem Inhalt dieses kaiserlichen Telegramms sehr milde und sehr beklemmt Mittheilung.

Am Sonnabend, den 19. August, erfolgte die Schlußabstimmung über die Kanalvorlage und ihre Verwerfung.

Am Sonntag empfing der Minister des Innern ein weiteres Telegramm des Monarchen: ein Kronrath sollte für den Beginn der nächsten Woche berufen werden, und der Minister des Innern erhielt den besonderen Befehl, in diesen Kronrath zur Vollziehung bereite und in aller Form ausgefertigte Entlassungsurkunden für die in Betracht kommenden Beamten mitzubringen und dem Kaiser im Kronrath selbst vorzulegen.

So geschah es, und die Maßregelungen der Beamten, die gegen den Kanal gestimmt hatten, erfolgten.

Diese Darstellung kann man, ergänzt durch Mittheilungen über die bestürzte Haltung des Herrn von der Recke bei seiner Unterredung mit den Beamten und durch Details über die peinliche Situation im Kronrath, aus konservativen Kreisen erhalten. Man kennt dort diese Vorgänge ausgezeichnet.

Und nun vergleiche man mit dieser Kenntniß der Thatsachen die Haltung der konservativen Presse gegenüber der ursprünglichen und auch gegenüber der jetzt angekündigten Kanalvorlage, und man nehme schließlich hinzu das oben angeführte Urtheil der „Kreuzzeitung".

Damit ergibt sich ein neuer Beitrag zu einer Charakteristik der preußischen Konservativen, die sehr alt ist.

Ihre „Loyalität" bietet nicht den geringsten Hinderungsgrund, um den Versuch zu machen, die Krone mit den schärfsten Worten einzuschüchtern, und zur Vertheidigung der eigenen Position und der Stellung des eigenen Clan — wie die „Kreuzzeitung" sagt — „ein geradezu vernichtendes Urtheil" auszusprechen, freilich so auszusprechen, daß es nur die Eingeweihten verstehen. Preßfreiheit ist für solche Form der Preßthätigkeit nicht nothwendig. Auf die Eingeweihten sind solche Worte berechnet, und auf diese sollen sie in Zukunft ihre Wirkung ausüben; abschreckend hier, den Widerstand stärkend dort.

Mit den Konservativen anzubinden ist gefährlich, — für jeden; — mit den Konservativen zu gehen, ist vortheilhaft, das erfahren selbst — gemaßregelte Beamte.

Man sieht die rücksichtslose Unabhängigkeit der Konservativen ist nach allen Seiten hin belehrend groß — trotz ihrer äußerlichen Devotion gegen die Krone.

Ignotus.

Die Neuwahlen zum österreichischen Parlament in der Kurie des allgemeinen Wahlrechts.

Eine Volksvertretung ist keineswegs eine Gesellschaft von Photographen seiner Majestät des souveränen Volkes, berufen, Launen und Eigenheiten ihres Herrn und Gebieters getreulich wieder zu geben, sie soll mehr sein, dessen Beratherin, Leiterin und Führerin. Oft aber ist sie noch weniger, wie das beim österreichischen Parlament der Fall ist. Wir haben wiederholt gezeigt, daß das österreichische Abgeordnetenhaus gleichsam eine Karte nach fünf verschiedenen Maßstäben ist. 1: 70000 — 1: 12000 — 1: 3300 — 1:64, und 1:27, in diesen Verhältnissen steht ein Abgeordneter zu der Zahl seiner Wähler in den fünf Wählerklassen, aus diesen Maßstäben ergiebt sich, wie reduzirt ein simpler Staatsbürger, in welch' riesigen Dimensionen ein Großgrundbesitzer in diese eine Wahlkarte, Parlament genannt, eingetragen erscheint. Einigermaßen ein Bild der Thatsachen verspricht die fünfte Kurie zu liefern, in welcher jeder eigenberechtigte österreichische Staatsbürger, der ein halbes Jahr seßhaft ist, das Wahlrecht besitzt. Darum haben gerade die Wahlen in dieser Wählerklasse eine so hohe Bedeutung für die Politik der Regierung und der Parteien. Ein Mandat der fünften Kurie ist reale Macht, ein Mandat der andern bloßer Einfluß, bloß Sitz und Stimme in einem ohnmächtigen Parlament, bloßes Diätenbezugsrecht. Welche unverschämte Erpressung hat Dr. Karl Lueger auf die Organe der Regierung, auf Verwaltung und Justiz ausgeübt auf Grund des Besitzes aller Mandate der fünften Kurie in Wien und Niederösterreich! Umfaßt doch ein solcher Wahlkreis zuweilen ein ganzes Herzogthum!

In den 72 Vertretern der allgemeinen Wählerklasse verkörpert sich also das politische Denken der Massen. Aber wie unvollkommen ist auch diese Verkörperung! Nur 16 von ihnen werden direkt gewählt, alle andern durch Wahlmänner. Man weiß, wie trügerisch bei geschickt abgegrenzten Wahlbezirken selbst die direkte Wahl nach Mehr-

heiten ist, wie sie die Majoritäten im Volke zu Minderheiten im Parlament macht — wieviel leichter verschiebt sich das Bild, wenn in Sprengeln von ungleicher Volkszahl bei oft sehr verschiedener Wahlbetheiligung erst Wahlmänner nach dem Mehrheitssystem gewählt werden! Hier findet eine doppelte Ausscheidung von Stimmen statt, und es ist gewiß in drei Fällen von vier das Wahlergebniß zufällig, d. h. allein von der Sprengeleintheilung abhängig. Freilich hat der Erfolg auch immer am meisten Erfolg, freilich kommt es für die Tagespolitik darauf an, wer am Wahltag gesiegt hat, und nicht, wer der Stärkere ist. Wer aber als Fernestehender die Dinge objektiv beurtheilt, für den kommt es nicht so sehr darauf an, wer gewählt worden, sondern wie, in welcher Absicht, mit welcher Intensität gestimmt wurde. Der Charakter der Wahl ist für ihn wichtiger als sein Ergebniß. Denn letzteres ist am Tage der Wahl historisch, ersterer aber Entwickelung.

Die Neuwahlen erhalten ihr Gepräge durch die politische Situation, welche zur Zeit der Auflösung bestand, durch die Absicht, aus welcher sie ausgeschrieben wurden. Die Neuwahlen waren keine Verlegenheitsmaßregel der Regierung, obwohl eine solche Vermuthung immer für österreichische Regierungsmaßregeln spricht. Das Ministerium Koerber verfolgte ausgesprochenermaßen zunächst den allgemeinen Zweck, die Abgeordneten einmal zu belasten, mit ökonomischen und sozialen Verpflichtungen durch die Wähler zu beschweren, damit sie zum Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit für das materielle Wohl ihrer Wähler gebracht und so zur parlamentarischen Arbeit genöthigt werden, andererseits wollte es sie befreien von der Furcht vor Neuwahlen, damit sie in nationalen Dingen leichter ein Kompromiß schließen können. Allerdings hat das Kabinet nichts gethan, um das Gewicht der ökonomischen und sozialen Verantwortlichkeit zu erhöhen. Das Investitionsprogramm allein vermag nur Industrielle und Finanzleute zu interessiren. Hätte das Ministerium einen Alters- und Invaliditätsversicherungsentwurf, die Einführung bäuerlicher Zwangsgenossenschaften, bäuerlicher Altersversorgungskassen u. dgl. billige Reformen in Aussicht gestellt — wenn auch mit der Mentalreservation der griechischen Kalenden — dann hätte möglicherweise der Bauer und Arbeiter gegen die Obstruktion votirt. Aber österreichische Regierungen sind, um Politik zu machen, zu — vornehm, sie nehmen sich selbst ohne Grund zu ernst. Koerber appellirte bloß an die Verfassungsfreunde, die es nicht gibt, und die Industriellen, auf die niemand etwas gibt. Das ökonomische Interesse der Bauern, Handwerker und Arbeiter zu mobilisiren — nicht für den Krieg, sondern nur zum Manöver — das scheint offenbar zu verwegen.

Im besonderen aber bezweckte Koerber, die Deutschklerikalen ihren Wählern gegenüberzustellen, damit der deutsche Alpenbauer ihnen endlich das Bündniß mit den Tschechen und Polen, diesen jahrzehntelangen nationalen Verrath verleide, ferner den Polenklub aus seinem Verpflichtungsverhältniß zu den Tschechen zu lösen, indem er sich die Absolution vom Bündnißbruch durch ihre Wähler sanktioniren lasse, und auf diese Weise den eisernen Ring der Rechten zu sprengen.

So gab Koerber zwar die Abgeordneten den Wählern preis, die Wähler aber sich selbst. Führungslos traten sie in den Wahlkampf, ohne ein sichtbares, von der Regierung gesetztes Ziel, außer der Arbeitsfähigkeit des Parlaments. Arbeitsfähigkeit ohne konkretes Arbeitspensum ist aber ein Abstraktum. So wurden die Wahlen nicht zu Programm-, sondern zu Revanchewahlen, zu einer Massenzüchtigung der gewesenen Abgeordneten. Es ist einmal so. Wenn etwas im Leben schief geht, dann ist jeder, der dabei war, ein Verräther oder zum mindesten ein unnützer Tagedieb. Die Wahlen tragen allesammt den Charakter der Abkehr von dem, der gerade gewählt war. Man stimmt überhaupt nicht pro, sondern contra, man probierts mit den Anderen. Jede Partei verliert dort, wo sie Majorität ist, Stimmen und gewinnt, wo sie Opposition ist. Am sonderbarsten hat diese Abkehr die junge demokratische Gegnerschaft des Polenklubs in Galizien getroffen: sie, die gar nicht zur Herrschaft gekommen, wurde in der Blüthe ihrer Jugend geknickt, weil es seit ihrem Auftreten — noch schlechter geworden! Soweit kommt es mit dem Radikalismus, sagte der polnische Graf zu seinen Bauern. Eine zwingende Logik.

Die fünfte Kurie mit ihren ungeheueren Wahlkreisen und unabsehbaren Wählermassen ist der geeignetste Boden für diese politische Reflexbewegung der Aversion. Die anderen Wählerklassen umfassen wenig Wähler, die der Abgeordnete und seine Vertrauensmänner beisammen halten kann wie der Mühldamm den Bach. Diese Wahlherzogthümer aber sind unberechenbar wie die Launen eines Sees. Politisch ganz unerhörte Dinge ereignen sich da: Einstimmig gewählte Abgeordnete finden sich nach vier Jahren plötzlich in der Minorität, mit $^2/_3$ Majorität durchgedrungene Volksvertreter, wie Geßmann, kommen in die Stichwahl und unterliegen. All das ist, selbst unter der Voraussetzung der ärgsten politischen Felonie, bei einer durchschnittlichen Wahlkreis-Größe undenkbar, weil da das persönliche Band zwischen Wählern und Gewählten viel inniger ist. Es gibt nichts trügerisches als einen Wahlsieg in der fünften Kurie. Es ist doch klar, daß eine konstante, einheitliche Mehrheitsmeinung, eine Mehrheitsmeinung auf Grund zureichender politischer Gründe in einem ganzen Ländchen nicht vorhanden ist. Denn die Interessen der Wählerschaft, ihre ökonomische Struktur, ihr geistiger Horizont differenziren sich zu sehr. Erst drei vier Fraktionen oder Parteischattirungen geben eine Mehrheit auf Grund eines Kompromisses, bei dem bekanntlich sich jeder Theil für betrogen hält. Ueber Nacht schließen sich wieder andere Gruppen zusammen und der Gewählte sieht sich verlassen. Wo sich alte, festgewordene Parteien gegenüberstehn, mag das weniger der Fall sein, bei uns aber, wo das albernste Demagogenthum vorherrscht, wo in einem Staate die Franzosen unter den Deutschen, die Wiener und die leicht entzündlichen Tschechen beisammen wohnen, wandeln die Parteien von Jahrfünft zu Jahrfünft. Erst müssen die Parteihäupter nacheinander in der Kurie des allgemeinen Wahlrechts durchgefallen sein, bis alle einsehen, daß man in solchen Territorien überhaupt nicht wählen kann. Jede solche Wahl ist ein napoleonisches Plebiscit im Kleinen, eine Designation zum Großherzog von Krakau, zum Herzog von Salzburg, von Krain. Keine moderne politische Partei kann für sich einen solchen Wahlkreis dauernd behaupten, denn jede solche ruht auf ganz spezifischen historischen, ökonomischen, sozialen und intellektuellen Voraussetzungen, welche sie von den andern Gruppen abheben — sonst wäre sie nicht Partei, sondern das Ganze. Nicht einmal alle Viertel einer Großstadt haben ein so geschlossenes Gepräge. Speziell in Wien liegen heute die Thatsachen so, daß das proletarische und das bürgerliche Element sich das Gleichgewicht halten. Kleine Gruppen geben dann den Ausschlag. So haben die Tramwaybediensteten 1897 zu Gunsten Luegers entschieden, heute sind sie verärgert und entscheiden mit der verfolgten Lehrerschaft zusammen gegen ihn.

Wenn man nun auch alle Vorsicht in der Würdigung der Wahl übt, so kann man doch zwei Thatsachen konstatiren, die von hoher Bedeutung sind, ganz unzweifelhafte Thatsachen.

Erstens haben sich in den Sudetenländern, also auf dem Boden des nationalen Kampfes zwischen Tschechen und Deutschen, dieses Mal alle bürgerlichen Fraktionen und mit ihnen einige Schichten des Proletariats (Vorarbeiter, Werkführer, Meistersöhne u. s. f.) unter der radikalnationalen Führung vereinigt und daher die sozialdemokratischen Kandidaten zu Fall gebracht. Karl Hermann Wolff und Schönerer nennen dies allerdings einen Sieg ihrer Prinzipien, einen Sieg des Nationalismus über den Sozialismus, insbesondere eine Niederlage des internationalen Gedankens der Sozialdemokratie. „Sieg und Niederlage von Gedanken" ist für Oesterreich eine gewagte Sprechweise. Sagen wir konkret: Die Koalition wurde nicht zum Kampf gegen die Sozialdemokratie geschlossen und nicht zum Kampf gegen die Regierung. Es war eine

Revanchedemonstration gegen die Tschechen, gegen die Regierungen von Taaffe bis Thun, gegen Wien, eine Demonstration, welche zeigen sollte, daß man in nationalen Dingen keinen Spaß verstehe. Es war nicht ein Sieg der einen deutschen Fraktion, sondern die praktische Verwirklichung der deutschen Gemeinbürgschaft durch die Wähler. Die Schönerianer sind antisemitisch-agrarisch, wie Lueger antisemitisch-kleingewerblich ist: Drum haust Lueger in Wien und Schönerer im Waldviertel. Für die Schönerianer aber stimmte Jude und Christ, Fabrikant und Handwerker, Städter und Bauer, für sie stimmten drei streng geschiedene andere Fraktionen, die Liberalen, die deutsche Volkspartei, die Christlich-sozialen. Die Schönerianer stellten bloß den Kompromißkandidaten, und man nahm sie nicht in Hinblick auf das, was man von ihnen erwartet, sondern aus Dank für das, was Karl Hermann Wolff für das Deutschthum in Oesterreich geleistet. Ueber Nacht geht diese Koalition in die Brüche, sobald der Jude wieder vom Antisemiten, der Proletarier wieder vom Kleinbürger abschwenkt. Wolff würde sich selbst schädigen, wenn er die Natur seiner Siege verkennen sollte. Man hat viel Aufhebens gemacht von der Niederlage der Sozialdemokratie in Böhmen. Wer aus parteipolitischen Gründen davon spricht, mit dem ist nicht zu rechten. Wie aber liegen die Thatsachen?

Die deutsche Sozialdemokratie Böhmens hat von 6 Mandaten nur eines, das Reichenberger, behauptet. Wie steht nun das Verhältniß der sozialdemokratischen Wahlmänner zu den Deutschnationalen? Die Sozialdemokratie hat 1411, die Wolff'sche Fraktion 1586 Wahlmänner! Ist diese Differenz wirklich beträchtlich? Nun kommt in Betracht, daß alle 1411 sozialdemokratischen Wahlmänner einzig und allein durch die innere Kraft der Partei, ohne fremde Wahlhilfe aufgebracht wurden. Im Jahre 1897 aber, wo den Arbeiterkandidaten häufig klerikale und christlich-soziale Kandidaten gegenüberstanden, genossen sie der Unterstützung aller Freisinnigen, selbst mancher Deutschnationaler. Kurz, 1897 war die Sozialdemokratie Führerin der Kompromißparteien gegen Rom, heute ist die Schönererfraktion Führerin derselben gegen Prag und Wien. Aber noch mehr. Die Arbeiter wohnen in großen Massen geschlossen, ihre Wahlmänner sind mit ganz überwältigenden Majoritäten gewählt, die der Schönerianer mit knappen. Noch liegt die Statistik der Urwählerstimmen nicht vor, aber aller Anschein spricht dafür, daß die Zahl der sozialdemokratischen Urwähler seit 1897 noch gewachsen ist. Im Jahre 1897 stimmte ja das Bürgerthum fast garnicht, da es von der Auffassung ausging, die fünfte Kurie gehöre den Arbeitern!

Das ist mit der Fluch dieses erbärmlichen Wahlsystems, daß seine Zufälligkeiten sogar ernste Politiker täuschen.

Es ist ganz verkehrt, den Sieg, den das deutsche Bürgerthum gegen Wien und gegen die Tschechen erfochten hat, in einen Sieg über die deutschen Arbeiter umzulügen, gegen die Arbeiter, die man im nationalen Kampfe braucht und auf die man — wie der Tribünensturm in den Badenitagen, wie Eger und Graslitz beweisen — mit Sicherheit rechnen kann, so oft man sein gutes nationales Recht vertheidigt. Man hüte sich die Thorheit der Koalitionszeit zu wiederholen, wo die Deutschen das Wiener Proletariat zum unfreiwilligen Bundesgenossen der Jungtschechen gemacht haben. Ein Sieg gegen die eigene Arbeiterschaft ist keine nationale That, die Thatsache der Koalition des gesammten Bürger- und Bauernthums gegen jeden Versuch einer nationalen Kränkung ist ein glänzender Sieg. —

Zweitens — und das ist das wichtigere Ergebniß der Neuwahlen — haben sich in den Alpenländern alle Fraktionen gegen den offnen und verkappten Klerikalismus vereinigt, ja selbst in den Kerntruppen desselben mehrt sich die Fahnenflucht. Hier liegt also nicht nur eine andere Parteiengruppirung vor, sondern eine Parteiwandlung. In Wien und Niederösterreich, sogar in Tirol, ist der Rückgang des Klerikalismus zur allgemeinen Ueberraschung offenkundig geworden. Auch hier ist nicht so sehr die Thatsache, wer gewählt wurde, als der intimere Charakter der Wahl bezeichnend. 69 476 Stimmen wurden bei der letzten Wahl in Niederösterreich für Lueger und seine Leute weniger abgegeben als im Jahr 1897. Von den 141 000 abgegebenen Stimmen entfielen auf das flache Land 72 270, also knapp die Majorität, von den 206 000 Stimmen in Wien nur 102 000, somit nicht einmal die absolute Majorität auf Lueger's Kandidaten. Lueger's Stimmenzahl sank um 2000, ja er erlebte den Schmerz, daß in seinem heimathlichen Margarethen, seiner Stamm- und Hochburg, der Gegner eine geringe Majorität aufbrachte! Von den neun Mandaten, die Niederösterreich zu vergeben hat, sind drei im ersten Ansturm von Sozialdemokraten, eines in der Stichwahl von einem Gefolgsmann Schönerer's erobert und eines in der Stichwahl, vier bei der Hauptwahl von den Christlich-Sozialen behauptet worden. Zwei Landesausschüsse, Steiner und Geßmann, sind in Wiener-Neustadt und Krems gefallen, gefallen durch ihre eigenen Anhänger von 1897. In Wiener-Neustadt enthielten sich 10 000 Bauern, die 1897 den Sieg für den namenlosen christlich-sozialen Kandidaten entschieden hatten, der Wahl, aus Empörung über die Mißwirthschaft und den Terrorismus der christlich-sozialen Emporkömmlinge. Die Sozialdemokraten behaupteten einfach ihre Position von 1897 und so wurde Pernerstorfer durch den passiven Widerstand der Bauern gegen das Regime Lueger's gewählt. In Krems fielen von Geßmann, dem durchtriebenen Jesuiten, der, auf die Kapläne sich stützend, selbst über Lueger eine unbedingte Herrschaft ausübt, dem gefürchtetsten Manne der ganzen Partei, nicht weniger als 13 000 Bauern ab. Trotzdem kam Geßmann in die Stichwahl, weil ihm zwei gleiche Gegner gegenüberstanden, ein Sozialdemokrat und ein Schönerianer. Als nun doch die Gefahr drohte, daß Geßmann gewählt werde, da eilten die Bauern zu Tausenden zur Urne, einzig zu dem Zwecke, den Landesausschuß Geßmann aus ihrem Bezirk zu vertreiben. Die 5000 Bauern, welche sich erst bei der Stichwahl betheiligten und gegen Geßmann entschieden, beweisen, daß nicht eine Ueberrumpelung einer siegesgewissen Majorität vorliegt.

Diesen Anschein könnte die Stichwahl vom 7. Januar in Wien erwecken, in der Dr. Victor Adler als Kandidat aller Antiklerikalen dem Christlichsozialen Prochazka gegenüberstand. Das Wahlergebniß bei der Hauptwahl am 3. Januar war im Vergleiche zu 1897: Prochazka 21 872 (25 111) und Adler 21 039 (19 159). In der Stichwahl schnellten die Stimmenzahlen beider Kandidaten stark empor: Prochazka erhielt nun 26 555 und Adler 25 248, aber Prochazka behauptete seinen Vorsprung. Dieser Stimmenzuwachs galt weder den Christlichsozialen noch den Sozialdemokraten: Nicht für den Gefolgsmann Lueger's, sondern nur gegen den Juden Adler ließ sich die indifferente Wählerschaft mobilisiren. Wäre irgend ein obskurer sozialdemokratischer Arbeiter an Adler's Stelle gestanden, er hätte seinen Gegner mit vielen hundert Stimmen geschlagen. Es stand Instinkt gegen Instinkt, nicht Partei gegen Partei, der Instinkt des Rassenhasses gegen den Instinkt der Moderne — wenn der Ausdruck gestattet ist. Und gerade deshalb ist diese Wahl so hochinteressant. Derselbe Rassenhaß vermochte im Jahre 1897 mühelos 25 000 Stimmen zu mobilisiren, im Jahre 1901 nur mit der höchsten Anstrengung 26 555. Diese scheinbare Zunahme ist de facto Abnahme. Denn die Wählerzahl ist inzwischen um 13 Proz. gestiegen, die Zunahme beträgt nicht ganz 6 Proz (1444 Stimmen). Die gegnerischen Stimmen aber sind von 19 159 mühelos auf 21 039 und im Ringkampf der Stichwahl auf 25 248 gestiegen, das ist gegen 1897 um 6104 Stimmen oder 32 Proz. Man kann also sagen: Die Moderne, in diesem Falle durch die Allianz der Intelligenz und der Arbeiterschaft repräsentirt, ist im Anmarsch.

Wie der versteckte Klerikalismus in Niederösterreich so weicht der offene Klerikalismus in den ganzen Alpenländern zurück: Baron Dipauli, das Haupt der katholischen Volkspartei, Geßmann, der Kopf der Wiener Klerikalen,

gefallen, das ist der prägnante Ausdruck dafür. In Dipauli ist die deutschfeindliche Politik der Römlinge Oesterreichs gerichtet: Katholische Bauern haben sich als Deutsche von dem Schlüsselsoldaten losgesagt, und einen Anhänger Schöpfers gewählt, des Theologieprofessors, der der katholischen Volkspartei den Rücken gekehrt hatte, als sie trotz der Aufrichtung der deutschen Gemeinbürgschaft im slavischen Ring der Rechten verharrte. Die Niederlage Dipauli's ist ein Sieg der deutschen Sache. Denn der Eintritt der katholischen Volkspartei in die Majorität der Rechten ist unmöglich, sobald der deutsche Alpenbauer sich bewußt wird, welche Ephialtesdienste seine Abgeordneten der panslavischen Rechten leisten. Die katholische Volkspartei wird deutsch sein oder sehr bald aufgehört haben, eine nennenswerthe Fraktion des Abgeordnetenhauses zu bilden.

Ihre besondere Aufgabe haben die Neuwahlen also erfüllt. Der Polenklub wird wieder freie Hand haben, den Klerikalen ist die Bundesgenossenschaft der Slaven verleidet, die alte Majorität kann sich kaum mehr finden. Aber geholfen ist damit noch wenig, da jedes positive Programm für eine neue Majorität, die ersehnte „Arbeitsmajorität", noch fehlt. Der allgemeine Zweck Körber's, die Mitglieder des Hauses zur Arbeit und gegen die Obstruktion zu verpflichten, ist nicht erreicht. Der nationale Radikalismus zieht verstärkt ins Haus, da dieses nicht pro futuro, sondern pro praeterito gewählt ist. Die Parlamentssitzung, der wir entgegengehen, ist eine Liquidationstagfahrt, bei der über alte Schuldposten der österreichischen Regierung Abrechnung gepflogen wird. Bliebe uns doch die Hoffnung, daß jenseits des kommenden Hauses Neuland liegt.

Wien. Rudolf Springer.

Vom deutschen Charakter.

(Schluß.)

Verstehe ich recht, so lassen sich die Angriffe meines Freundes gegen die deutsche Art zusammenfassen in den Vorwurf des Chauvinismus, der Pedanterie, der aufdringlichen Kritiksucht und des geschmacklosen Wesens. Gibt man ihm zu, daß sich überhaupt eine Wandelung im Charakter des Reichsdeutschen in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat, so wird man auch das Kriegsjahr als ihren Ausgangspunkt zugestehen können. Die Umwälzung der politischen Verhältnisse, die es mit sich brachte, stellte in der That an die Nation so große und neue Aufgaben, daß neue Wesenszüge und Eigenthümlichkeiten sich fast nothwendig entwickeln mußten. Schon eine Pflicht der Dankbarkeit gebot die Ehrung und Hochschätzung des Standes, dem die Herstellung der deutschen Einheit vorzüglich zufiel. Daß also militärisches Wesen und kriegerische Zucht überall Bewunderung und Nachahmung fand, daß dadurch der Volkscharakter an Entschiedenheit, Selbstzucht und Selbstbewußtheit gewann, ist leicht verständlich und kann kaum hoch genug gewerthet werden. Bedenken aber mußte erwecken, daß mehr und mehr der militärische Geist sich zur Autorität eines Kulturferments erhob, so energisch ihm auch Nietzsche diese Bedeutung schon in seiner unzeitgemäßen Betrachtung über den Bekenner und Schriftsteller D. F. Strauß abgesprochen hatte. Daß physische Kraft und Gewandtheit wieder zu Ehren kam, daß körperliche Ausbildung und leibliche Vorzüge wieder zum Ideal einer Majorität wurden, schien ein Gewinn, wenn auch die einseitige Schätzung dieser Vorzüge, wie sie in militärischen Kreisen hie und da beliebt wird, unseres die Triumphe des Geistes feiernden Jahrhunderts unwürdig ist. Aber wie gering und reizlos erscheint er uns bei einem Vergleich mit dem Lebensziel der Griechen. Wie ärmlich nimmt sich unser naives Wohlgefallen an bunten Farben und einförmig bekleideten und bepackten Massen aus gegen die unverhüllten, schönen Kraftgestalten jener Zeit. Das Zusammenwirken und Abwechseln geistiger und körperlicher Leistungen und Vorzüge bei einem Individuum, das Hervortreten des Einzelnen in seiner unbestreitbaren und unvergleichlichen Einzigartigkeit machte die Schönheit und den Zauber jenes Volkes aus. Die Thatsache aber, daß eine große Zahl von Intelligenzen in den Jahren ihrer besten Kraft ausschließlich an der Befolgung eines die körperlichen Bewegungen allgemein regelnden Gesetzes zu arbeiten hat, kann der geistigen Kultur des Volkes nicht von Nutzen sein. Die so Beschäftigten sind für die geistige Produktion und meist auch für die Rezeptivität so gut wie verloren.*) Sie fördern dazu einen Geist der Nivellirung und des unpersönlichen Wesens, der seinen höchsten Zweck in der möglichst vollkommenen Anpassung und der reflexionslosen Einordnung in das Ganze sieht. Aus drei unter einander todfeindlichen Lagern, dem Katholizismus, der Sozialdemokratie und dem Militarismus erwächst heute, so paradox es klingt, eine demokratische Stimmung, die geradezu auf Vernichtung des Persönlichen zu Gunsten eines abstrakten Begriffes ausgeht und gegen deren Macht die wildesten Auswüchse des Idealismus heute noch nicht anzukommen vermögen, also auch nicht als eine Kulturgefahr bezeichnet werden können. Die Einheit des Kleides und der Disziplin sind nur Symbole für die allmähliche Vereinerleiung auch des Geistigen weit über die Grenzen des Standes hinaus. So zeigt z. B. heute der Durchschnitt der halbgebildeten Bevölkerung, besonders in stark katholischen, militärischen oder sozialistischen Gegenden eine Einheit der Anschauungen, der Grundsätze, der Satzwendungen bis zum letzten Scherzwort, die auch den Harmlosesten mutzig machen muß. Der reisende Deutsche aber gehört diesem Durchschnitt an und darum macht er dem Ausländer jenen Eindruck. — Mehr noch! die Gewohnheit auf dem physischen Gebiet Widerstände zu besiegen, Exaktheit zu üben und individuelle Mängel oder Vorzüge nicht in Rechnung zu bringen, wird von dem Mittelschlag der Vernünftigen, deren Beruf nicht gerade das Denken ist, ohne Weiteres auf das geistige Gebiet ausgedehnt, dessen verwickelte Probleme einem so kindlichen Analogieverfahren Hohn sprechen. Wie es keine Nation bisher an pünktlicher Genauigkeit und unfehlbarer Schlagfertigkeit weiter gebracht hat, als die Deutschen, so wird auch keine unter den Schattenseiten dieses Verfahrens, den schnellfertigen Urtheilen, dem oberflächlichen und kenntnißlosen Absprechen so sehr zu leiden haben. An dem wahrhaft Gebildeten geht natürlich diese zersetzende Gleichmacherei spurlos vorüber; von ihrer Minderheit spreche ich hier überhaupt an keiner Stelle. Der wahrhaft Gebildete würde erliegen, wollte er sich mit dem Volksgeist in einen Kampf einlassen, als dessen Repräsentant er mithin nicht gelten kann. Denn das Deutschland der Dichter und Denker, wie es in der bewundernden Erinnerung diesseits und jenseits der Grenze fortlebt, war eine kleine Gruppe Hochgebildeter; jenes Deutschland nach 1870 aber, wie es in den Vorwürfen und dem Spott der Gegner lebt, ist ein Stück Volksgesinnung.

Ein zum Nachtheil der Gegenwart ausfallender Vergleich zwischen beiden ist darum nothwendig schief, weil er zwei von einander völlig getrennte Gruppen in Betracht zieht. — — —

War die Schuld des geeinten Deutschland an die Schöpfer seiner Einheit einmal abgetragen und durch Ehrung, Bewunderung und Nachahmung reichlich heimgezahlt, so handelte es sich nun darum, die auf dem Papier stehende nationale Gemeinsamkeit zu einer praktischen Thatsache werden zu lassen. Das geschah, indem sie dem Volke als

*) Wie stark das Bedürfniß nach Geistesbildung gerade unter den Offizieren ist und wie wenig Schulung sie zu seiner Befriedigung besitzen, lehren die immer häufiger werdenden Austritte aus dem aktiven Dienst zum Zwecke des Studiums und die eigenthümliche, fast apostolische Wirksamkeit, die sie dann als Schriftsteller oder Vortragende entfalten. Nomina sunt odiosa!

ein geschichtlich vorbereitetes, für jeden Einzelnen vortheilhaftes Ereigniß hingestellt ward. Jeder Anlaß, jeder Gedenktag, jede Einweihung schien gelegen, um den Nationalitätsgedanken in allen Kreisen der Bevölkerung Wurzel fassen zu lassen. Ohne Versprechen eines Gewinns, sei es Schutz im Auslande, Bevorzugung der heimischen Industrie bei staatlichen Bestellungen, persönliche Auszeichnungen ging es dabei freilich nicht ab. — Dieser engere Zusammenschluß innerhalb des Volksganzen hatte zu seiner Kehrseite nothwendig die Abschließung nach außen bis zu einem bestimmten Grade. Der erste Schritt einer werdenden Nation ist jedesmal der Versuch, in der Kultur möglichst unabhängig zu werden. Der zweite, das Ausland zur Anerkennung der Ebenbürtigkeit oder gar der Ueberlegenheit dieser Kultur zu zwingen. Ist es z. B. gelungen, in der Anfertigung aller Gebrauchsgegenstände sich von fremder Mitwirkung frei zu machen, so erwächst auch sofort die Nothwendigkeit, einen Absatz im Auslande für die eigenen Produkte zu finden; die Beziehungen zu diesem können wohl einmal lose sein, sie werden nie ganz abgebrochen werden.

In ganz anderem Maße noch gilt diese Regel von der Geisteskultur. Durch eine Art Ideenassoziation, die aber, von dieser Personalunion abgesehen, keinerlei sachliche Verwandtschaft zeigt, drängt es eine junge politisch freigewordene Nation auch zu einer geistigen Isolation, aus der dann leicht der Wahn der Ueberlegenheit über ältere Völker entsteht Kunst und Wissenschaft, so zweifellos sie in dem nationalen Boden ihre Wurzeln haben, sind doch heute nach Methoden und Zielen zu stark weltbürgerlich, um allein im Dienste der nationalen Aufgaben eine hohe Blüthe erzielen zu können. Der Irrthum, Epochen politischer Machtstellung eben darum für Blütheperioden der Geisteskultur zu halten, ist so groß, daß man gerade das umgekehrt proportionale Verhältniß beider zu beweisen nicht ohne Glück unternommen hat. Der konstruirte Parallelismus versteht sich aus dem Bedürfniß des Menschengeistes, über partielle Vollkommenheit hinaus, wie sie die staatliche Größe darstellt, zu einer universalen Vollkommenheit aller Kulturmomente zu gelangen, die dem Menschen nun einmal nicht beschieden scheint, auch in ihrem sachlichen Zusammenhang sich nicht erweisen läßt. Mag man diesen Satz theoretisch oder an Beispielen der geschichtlichen Vergangenheit bestreiten: wenige werden darum doch behaupten, daß Deutschland, dessen politischer und wirthschaftlicher Aufschwung unverkennbar ist, auch in Wissenschaft und Kunst eben eine führende Stellung einnähme oder in den nächsten Jahren einnehmen werde. Daß eine solche dem nationalen Aufschwung einmal folgen könne und oft gefolgt ist, soll unbestritten bleiben. Einstweilen aber sind Kunst wie Wissenschaft in einem Umfang zur Propaganda des nationalen Gedankens herangezogen worden, der ihnen ein gewisses Maß freier Entwicklung zu überschreiten verbietet. So lange etwa die Leistungen eines Historikers nach dem Grade seines Interesses für die vaterländische Geschichte, so lange das Werk eines Dichters nach dem Maße der Berücksichtigung vaterländischer Stoffe gewerthet werden, legt man offenbar Maßstäbe an, die nicht dem Wesen der Wissenschaft noch der Kunst kongenial sind, sondern dem politischen Interesse, das eine Stärkung des Nationalgefühls mit allen Mitteln wünscht, entstammen. Dieser Einstellung außerordentlicher und heterogener Kräfte zur Erreichung des einen Zieles nationaler Größe bedürfen nur junge Nationen, die ihrer selbst noch nicht recht bewußt sind. Die geflissentliche Betonung des nationalen Elements bei jeder — günstigen oder ungünstigen — Gelegenheit, das Im-Munde-Führen des Patriotismus ist eine jener unangenehmen Kinderkrankheiten junger Völker, der gegenüber von Seiten des Ausländers ein Lächeln eher als Entrüstung am Platze wäre. So viel Nachsicht ist er dem altklugen Gebahren eines werdenden Volkes freilich nur dann schuldig, wenn dieses, in seinen ersten Vertretern wenigstens, sich nicht selbst allzu ernst nimmt. Mit anderen Worten: der Patriotismus auf der Oberfläche und das beinahe chauvinistische Gebahren der Gesinnungstüchtigen wird erst dann zu einer Gefahr, wenn man seinen provisorischen Charakter nicht erkennt. Die Wogen nationaler Begeisterung, die eben so gewaltig hochgehen, werden sich glätten. Man wird den Namen des Vaterlandes nicht mehr mißbrauchen und auf dem nationalen Gedanken, wie auf einem festen Besitze schweigend ruhen können, statt ihn im Uebereifer dem Ausländer ins Gesicht zu schleudern. Man wird die Festreden und das Hurrahrufen unterlassen können, wenn einmal ihr Gegenstand selbstverständlich geworden ist. Dann erst wird eine geistige Kulturarbeit möglich sein, die sich mit der anderer Völker messen können wird. Ob wir heute schon so weit sind? — Heinrich Homberger, der diese Gedanken schon vor bald dreißig Jahren (Deutsche Rundschau XIX. S. S. 470—82) äußerte, setzte einen Zeitraum von fünfzig Jahren zur Erledigung der nationalen Aufgaben an, vor dessen Ablauf an eine führende Stellung in der universalen Kulturarbeit nicht zu denken sei; wenige werden heute nach drei Jahrzehnten den Muth finden, diese Zahl als zu hoch gegriffen bezeichnen. — Scheint somit die Entwicklung zur Nation ein retardirendes Moment der Kulturentwicklung, so bereitet sie in Wirklichkeit doch nur den Boden, auf dem allein in späteren Zeiten eine gesunde und originale Kultur erwachsen kann.

Geht man einmal von dem hier entwickelten Standpunkt aus, der der politischen Einigung Deutschlands eine so tiefgreifende Wirkung auf den Volkscharakter zuschreibt, und bedenkt man, daß diese nationale Bewegung über die Anfänge noch nicht hinausgekommen ist, so wird man auch den übrigen viel geäußerten Ausstellungen an dem Wesen der Deutschen nicht zuviel Gewicht beimessen. Man befindet sich ja noch in einer Periode der Ausgleichung aller Stammeseigenthümlichkeiten mit den durch die politischen Zeitereignisse angezüchteten Eigenschaften. So war zum Beispiel dem Deutschen von jeher die Reflexion über das ihn Umgebende eigen; kein anderes Volk verfügt über so reiche Schätze der — poetischen wie philosophischen — Gedankendichtung. Wie aber konnte dieser Charakterzug sich in einem Augenblick behaupten, der entschiedenes Handeln, unbesehenes Hinnehmen und Nutzbarmachen einer neugeschaffenen Situation verlangt? Nur durch eine plötzliche Wendung dieser kritischen Fähigkeit gegen alles, was die nationale Einigkeit nicht fördert oder gar hemmt; nur durch ein Verirren und Zersplittern dieser Gabe ins Oberflächliche und Kleinliche. Der an allem Fremdartigen mäkelnde und bessernwollende Deutsche ist freilich nur eine traurige Karikatur jener gewaltigen Denker des gleichen Stammes, die in ihrem Geiste Welten schufen und vernichteten, denen alles Selbstverständliche zweifelhaft und alles Zweifelhafte selbstverständlich wurde. Nur indem man deutsches Wesen, wie es sich eben dem Auslande darstellt, sozusagen als die Flegeljahre seiner Entwickelung betrachtet, wird man über diese augenblickliche Lage der Dinge ohne Bedauern hinwegkommen können. Was freilich nach diesen Flegeljahren wird, läßt sich mit Bestimmtheit eben noch nicht sagen. Zu erwarten ist gleichwohl, daß der Deutsche einen Vorzug sich nicht in dem Umfang wieder aneignen wird, wie er ihn vor der Bewältigung der nationalen Aufgaben besaß: jene Anpassungsfreudigkeit und Assimilationsfähigkeit nämlich, die ihm nicht nur ein wunderbares Verständniß auch des Fremdartigsten ermöglichte, sondern ihn oft genug zum völligen Aufgeben seiner Stammeseigenart trieb. Man ist heute stolz darauf, daß die Deutschen, denen alles Ausländische besser, schöner und feiner dünkte als das Heimathliche, immer seltener werden, aber man vergißt, daß mit der so beschriebenen Karikatur jener Freiheit des Verständnisses und jener bildsamen Weichheit des Aufnahmevermögens auch dieses selbst zu schwinden droht. Die schroffe Abschließung gegen alles fremde Wesen, die geflissentliche Hervorkehrung des Nationalen, auch wo sie überflüssig, ja verletzend ist, hat jener edlen Gabe vermittelnden Verstehens den Garaus gemacht, und kein anderes Volk zeigt sich bis jetzt befähigt und geneigt, sie zu pflegen und zu neuen Ehren kommen zu lassen. Wäre nicht der Handelsverkehr und die Möglichkeit, dem fremden Nachbar bei der Theilung der Erde zuvorzukommen, so ignorirte man in ge-

wissen Kreisen überhaupt die Existenz aller nichtdeutschen Kulturen. Die Aengstlichkeit, mit der man sich entschließt, der Lärm, mit dem man urbi et orbi die eigene Vortrefflichkeit und Ueberlegenheit verkündet, beweist aber doch, daß man seiner Sache nicht sicher ist, und andern von ihren Vorzügen nicht immer einen Beweis liefern kann. Andere Nationen machen es darin gewiß nicht besser, aber Deutschland war ihnen eine Weile voraus in der weitherzigen Werthung des Schönen und Großen, wo es sich auch fand. Das verschaffte ihnen im Auslande als Individuen die Hochschätzung aller, während sie als Nation mißachtet wurden. Heute dagegen erfährt der Deutsche im Auslande den schuldigen Respekt als Angehöriger seines Volkes und bleibt als Einzelner so oft unbeliebt. —

Der Vorwurf der Geschmacklosigkeit scheint zu dem Obengesagten ohne alle Beziehung zu sein, obwohl sich sagen ließe, daß eben jener feierliche Ernst und jene gewichtige, fast drohende Miene, mit der das junge Deutschland sich selbst und dem Ausland gegenüber als Nation anerkannt werden will, zu zahlreichen Geschmacklosigkeiten verführt. Aber was mein boshafter Freund mit dem Worte meinte, war doch wohl etwas anderes. Indem er über die Toiletten, die Bewegungen, die Verkehrsformen, die Gesprächsgegenstände seiner Landsleute beobachtend nachdachte, fiel ihm der Mangel an ästhetischer Schulung auf, an jenem sicheren Takt, der einem so alten Kulturvolk wie den Franzosen vorzüglich eignet, der z. B. ihrer Jugend wortlos anerzogen zu sein scheint. Von der leichten Anmuth des griechisch-lateinischen Geistes, seinem Sinn für Harmonie und Symmetrie, scheint auf den Deutschen nicht viel gekommen zu sein. An jener Steifheit der Bewegung, dem unerschütterlichen Ernst, der schwerfälligen Würde des Gesprächstons, der peinlichen Gewissenhaftigkeit in nichtigen Dingen ist für den geübten Beobachter der Deutsche mit einem Blick unter hundert anderen heraus erkannt. Er ist kein Mensch der Nüancen, sondern er liebt die plötzlichen Uebergänge er besitzt nicht jenen Spieltrieb, der den feierlichsten Engländer in guten Stunden überfällt und der von Ueberschuß an Lebenskraft, von Sorglosigkeit um den eigenen guten Ruf zeugt, dessen er sicher ist. Ein Volk, das sich erst überall als eine neue Einheit durchsetzen muß, hat ganz natürlicher Weise noch keine Zeit zum Ausruhen im Selbstgenuß. — Bedenklicher freilich als der Mangel an der ästhetischen Schulung des Instinkts ist das Fehlen der ästhetischen Reflexion, das sichere Geschmacksurtheil in den Fragen der Kunst. Es besteht auf diesem Gebiet keinerlei feste Tradition, keine Uebereinstimmung in der Werthung vergangener Kunstperioden, was nicht nothwendig ein Nachtheil ist. Es besteht kein sicheres, ja es besteht nicht einmal ein regelmäßiges und dauerndes Verhältniß zu der heimischen Kunst. Der Durchschnittsfranzose kennt seine Litteratur, ihre jeweiligen Grundsätze und Ziele, er lebt in ihr und beweist es in der Umgangssprache durch zahlreiche Anspielungen, Vergleiche und Wendungen. In Deutschland aber gibt es noch „gebildete“ Männer, die sich auf dem Gymnasium drei Jahre lang den Geschmack an der Litteratur verleiden lassen, mit ihr später an einem Theaterabend wieder in Berührung kommen und ihre Theilnahme am litterarischen Leben im Uebrigen durch heftiges Aburtheilen neueren Strömungen gegenüber bethätigen. Dieses planlose Hin- und Herreden, das aus der Unkenntniß der Geschichte entspringt, wird dann wieder zur Gefahr für junge Künstler, die sich im Suchen nach neuen Effekten und Finden neuer Methoden nicht genug thun können und denen eine Kenntniß der Geschichte ihrer Kunst manche Enttäuschung ersparen würde. Solche Gleichgültigkeit der Litteratur gegenüber ist eine Folge des Mißverhältnisses, in dem sich eine Mehrzahl Deutscher zu ihrer Sprache befinden. Lassen die Einen die bequemen Fremdwörter ruhig fortwuchern, so können sich die Anderen in „nationalen“ Neologismen nicht genug thun, während eine dritte Gruppe ihr Deutsch, das sich der Norm mehr als andere Dialekte annähert, für das allein berechtigte erklären und als solches allgemein anerkannt wissen wollen. —

Deutlich genug ist hier überall der Kampf neuer und alter Tendenzen erkennbar und schon läßt sich ahnen, daß das sichere Bewußtsein, eine Nation geworden zu sein, von wohlthätigen Folgen für die bessere Kenntniß der heimischen Litteratur sein und zuverlässigere Grundsätze in der Handhabung der Sprache schaffen wird. Die Erkenntniß, daß gewisse gegenwärtige Versuche zur Schöpfung einer nationalen Litteratur in ihrer politischen Tendenz und ihrem aufdringlichen Patriotismus nur ganz oberflächlich und unkünstlerisch leisten, was sie leisten sollten, muß dem freilich vorangehen.

Alles in allem: ich weiß nun, was ich meinem Freunde zu antworten habe. Er ist zu früh gekommen. Er hält für definitiv, was nur provisorisch sein kann, für fertig, was kaum angefangen hat, für gesund, normal und reif, was sich doch schwächlich, vereinzelt, und unreif gebärdet. Ich will ihm zugeben, daß der Deutsche von heute einen Zwischenzustand, ein Uebergangsstadium darstellt, das wie alle dergleichen Krisen, nichts Wohlthuendes und Anziehendes hat. Sollte er aber Deutsche finden, die, mit dem augenblicklich Erreichten sich zufrieden gebend, in bequemem Hochmuth das Ziel erreicht glauben, dem sie kaum um einen Schritt näher gekommen sind, so soll er wissen, daß er Deutschlands ärgsten Feinden begegnet ist. Wenn es diesen nicht in ihrer unbegreiflichen Verblendung gelingt, eine verheißungsvolle Entwicklung zu hemmen, so darf ich meinen Freund vielleicht nach einem weiteren Jahrzehnt noch einmal zum Besuch Europas auffordern; diesmal aber mit der ruhigen Sicherheit, daß die Wandlungen, die das letzte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts an dem deutschen Charakter bewirkt hat, von ihm in ihrem Werth erkannt und neidlos bewundert werden.

La-Tour-de-Peilz am Genfersee.

Eduard Platzhoff.

Ein Hochzeitsgast.*)

Probst Greiner hatte wirklich nicht anders gekonnt, als den Scheidungsantrag der Frau des Paul aus Rabben zu befürworten, damals vor drei Jahren, gleich nachdem ihr kleines Kind begraben war. Ihr Mann war ganz außer Stande, seine Frau zu ernähren, so daß keine Rede davon sein konnte, zu versuchen, dem Ehepaar von Vernunft und Versöhnung zu sprechen. Martha, die Frau, hatte so klar und deutlich erklärt, daß das Ehepaar, Paul aus Rabben und seine Frau, unfehlbar der Armenkasse verfallen müßten, während sie, — kinderlos, wie sie war — wenn sie nun von dem Verhältniß zu Paul befreit würde, sich sehr gut durchschlagen könnte, ohne jemand zur Last zu fallen, und was Paul anbetraf, so hatte man ja die Trinkeranstalt.

Probst Greiner konnte damals wirklich nicht anders; er mußte ihren Antrag befürworten. Selbstverständlich mußte Paul verweigert werden, eine neue Ehe einzugehen; seiner Frau Martha dagegen war nach der gesetzlichen Zeit völlige Handlungsfreiheit zu gewähren.

Es war gewissermaßen ein interessanter Fall. Er hatte noch niemals gehört, daß einfache Leute aus dem Volk den Weg der Scheidung beschritten hatten.

Er bereute es auch nicht, der Probst Greiner. Die zuverlässigsten Leute unter seinen Pfarrkindern hatten Martha das beste Zeugniß ausgestellt; aber der Paul in Rabben war ja eine höchst unzuverlässige Person.

Soweit Probst Greiner in Erfahrung bringen konnte, machte Paul nichts anderes, als Thorheiten. Etwas Uhren-

*) Autorisirte Uebersetzung von E. Brausewetter.

tauscherei hie und da als Gewerbe, und sonst trieb er sich nur umher, um Branntwein zu bekommen. Er sollte immer ganz unerwartet auftauchen, wo es Spirituosen gab. Ja, der Probst hatte sich sogar von Stadtleuten erzählen lassen, daß, wenn man z. B. oben beim Jupesee war, um nachts zu fischen, man ganz sicher sein könnte, daß Paul aus Rabben mitten in der Nacht plötzlich hervortritt und auf alle Arten um Branntwein bettelt. Auch sollte er allerhand akrobatische Kunststücke vormachen, um Branntwein zu bekommen, hatte der Probst gehört: auf Händen gehen und dergleichen; ja, man erzählte sogar, er spränge, völlig angekleidet, für einen Schnaps ins Wasser. Man sagte auch, daß er dabei lebende Fischchen verschlinge. Es war eine ganz verkommene Person, dieser Paul aus Rabben! Wie gut, daß der Herr das Kindchen zu sich genommen hatte, und daß die Behörden die Frau aus seinen Klauen befreit hatten!

Es war eine brave Frau, die Martha; ihr war niemals etwas nachzusagen gewesen. Nun sollte sie sich richtig wieder verheirathen. Der Flößer Per hatte das Aufgebot für sich und sie bestellt. Der Flößer Per war auch ein braver Mann. Er besaß ein Haus, im Sommer war er Holzflößer, im Winter betrieb er Waldfuhren. Ein tüchtiger, strebsamer Mensch, sehr selten betrunken. Mochte der Herr diesmal seinen Segen dazu geben! — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Spätherbst an einem stillen, klaren Sonntag Nachmittag fand die Hochzeit statt oben in Flößer Per's Haus. Da waren viele Gäste, etliche Flößer, ein paar Knechte, sowie einige Frauen und Mädchen aus Marthas Bekanntschaft, und da gab es gutes Essen und gute Getränke. Gegen Abend wurden die Geister belebter; selbst Per hatte ein bischen was im Kopf, und dann wurde zum Tanz aufgespielt.

Da sagt eines der Mädchen: „Da schleicht sich einer ums Haus herum, Per; wer kann das nur sein?"

Martha geht ans Fenster und guckt durch die beiden Hände hinaus.

„Gott helfe mir! Ist das da nicht der Paul aus Rabben! Der Lungerer!" ruft sie ins Zimmer hinein. — „Nun duckt er sich hinter das Gatter. Hat man schon je solch eine Lungerei gesehen! Du mußt hinaus und ihn fortbringen, Per!"

Per kam zum Fenster hin.

„Ja, so wahr ich lebe, sitzt da nicht der Taugenichts hinter dem Zaunpfahl! So was hab' ich doch noch nie erlebt! Gott soll mich bewahren, nun winkt er mir auch noch!"

„So ein Lungerer!" riefen nun alle Mädchen und Frauen wie aus einem Munde.

„Gehen wir hinaus und jagen ihn fort", riefen die Flößer.

„Ach, der jämmerliche Kerl!", sagte Per, „will sicher nur'n Schnaps haben; und den kann er doch kriegen!"

„Geh' 'raus und gieb ihm 'nen Schnaps, Per", sagte Martha, „dann geht er wohl!"

„Ach nein, er muß doch dann wenigstens 'reinkommen zum Trinken", sagte Per und ging hinaus.

Paul aus Rabben guckte vorsichtig über das Gatter. „Bist Du es, Flößer Per? Ich wollt' nur grattelieren. Hier geht's lustig her, wie ich höre!"

„Ja, Du kannst 'reinkommen, Paul, und 'n Schnaps trinken!"

„Ach, das wär' doch wohl unbescheiden, Per; aber ich wollt' nur 'n bischen zugucken und grattelieren, wenn es sich so machte!"

„Na ja, komm' nur 'rein und trink 'n Schnäpschen!"

Der Flößer Per ging voran und Paul aus Rabben folgte ihm mit der Mütze in der Hand.

„Man soll keinen an seinem Hochzeitstage fortjagen!", sagte Paul vor sich in die Stube hinein. — „Du mußt ihm 'n Glas vorsetzen, Martha!"

„Ja, ich wollt' nur grattelieren, Martha", sagte Paul schüchtern von der Thür her; — „wir sind ja alte Bekannte!"

Schweigend, den Blick zu Boden gesenkt, setzte Martha die gefüllten Schnapsgläser hin und ein paar Stücke Branntweinbrot.

„Du mußt näher treten, Paul", sagte Per; — „Du brauchst da nicht bei der Thüre zu stehen, den Augenblick, den Du hier drinnen bist!"

Paul sah sich ein wenig scheu unter den Gästen um. Er hatte ein hohes Spiel gewagt, schien ihm; aber es wurde ja ein Schnaps daraus — vielleicht ein paar Schnäpse.

Die Frauen hatten sich in der Fensterecke zusammengedrängt. Die Männer saßen und standen herum. Einer stopfte seine Pfeife, einige pfiffen, einer strich mit den Fingern über die Saiten einer Fiedel und ein anderer versuchte sich auf einer Handharmonika. Keiner hatte gesprochen, außer dem Flößer Per.

„Es wär' mir leid, wenn Alles schweigen sollt', wenn ich 'reinkomm'", sagte Paul, indem er das Glas vom Tablett nahm. — „Ich komm' nicht mit bösem, das hab' ich nie gemacht; ich wollt' nur gratteliren; ich bin ja wohl der Nächste dazu! — Prost, Per, Du kriegst 'n braves Weib, ich kenn' se ja! Prost Marthe, und Dank für's letzte Mal.*) Ich war's nicht, der Deiner überdrüssig wurd'; Du könntest mich noch haben!" lachte er und blinzelte mit den Augen, indem er das Glas austrank.

Martha kehrte ihm den Rücken zu und ging in die Ecke zu den anderen Frauen — „Der Lungerer!" hörte man von dort.

Per war bereits etwas angeheitert und mild gegen alle Welt gestimmt. „Du bist gar nicht so schlimm, Du, Paul!", sagte er und schlug Paul auf die Schulter. „Du bist 'n ganz netter Kerl; aber es wird zu viel Tratsch von Dir gemacht, auch hast 'ne zu feine Nase; Du witterst auf eine halbe Meile, meine ich — na, Du verstehst mich wohl?" lachte er und zeigte auf die Schnapsgläser.

Paul strahlte über das ganze Gesicht.

„Du kriegst 'n braves Weib, Per!" flüsterte und er faßte Per am Arm . . . „hör' auf mich!"

„Du mußt Dich noch 'n bischen setzen, Paul", sagte Per. „Tanzt, Leute!" wandte er sich an die Andern; „dieser Kerl schreckt Euch doch wohl nicht?"

Paul und Per setzten sich an die Schenke und hatten die Gläser vor sich auf der ausgezogenen Schiebplatte.

Am Tisch begann das Harmonikaspiel von neuem, und um ein Weilchen ging der Rheinländer wieder ebenso flott mit vier bis fünf Paaren auf dem Tanzboden. Martha ging langsam im Raume umher, mied aber die Seite des Zimmers, wo die Schenke stand.

Um ein Weilchen hörte man drüben an der Schenke nur Flüstern. Per hob fortwährend den rechten Arm empor; es war die Flasche, die über die Gläser lothrecht gehalten wurde.

„Hör' auf mich, ich kenn' se!" hörte man Paul flüstern. Per nickte verständnißvoll.

„O, o, spendere noch 'n bischen, Per; feine Sache das! Hör' auf mich, Du; ich kenn' se! Ein lebensfrisches Weib, Per! Frag' mich nur! Hm — hm!" Paul blinzelte mit den Augen und nickte mit dem Kopf. „Sie ist so tüchtig, Junge! und so willig, wenn Du se nur nicht verziehst! — Ich ließ se graben und hacken!"

Martha begann im Umhergehen zu lauschen. „Per!" winkte sie.

Per machte ein Zeichen, er käme — gleich!

„Du, Per!" nickte Paul und machte auch ein Zeichen, daß er ihm etwas zuflüstern wollte.

Per neigte den Kopf näher zu ihm hin, und Paul legte ihm die Hand an's Ohr. — — — „Frag' mich nur,

*) Die übliche norwegische Begrüßungsformel von Bekannten, der aber auch buchstäblicher Sinn gegeben werden kann.

was zum Teufel es auch ist! Ich kenn' se! . . . Acht Tage, nachdem der Jung' gekommen war, war se schon wieder auf den Beinen, ebenso flott!" — Er nickte dem Per zu, trank und strich sich den Bart. — „Glaub' mir, Junge, ein tüchtiges Weib! Du, Per! — Und siehst Du" — er flüsterte wieder — „siehst Du, wenn einer erst davon reden soll — frag' mich nur, Per, ich kenn' se!",

Per nickte nur und drehte sich ein wenig auf dem Stuhl! — es konnte nun wohl doch genug davon sein!

„Per!" rief Martha; sie hatte das Letzte gehört. „Pfui, Per, hörst Du solchen Tratsch an!"

„Marthe . . . e!" lallte Paul und winkte schlaff ihr zu. „Werd' nicht so etlig! Ich wollt' nur gratteliren! Du mußt dann doch mit mir anstoßen! Dank für's letzte Mal, Marthe, wir beide haben's auch lustig gehabt!"

„Ach Du Schwätzer, nun ist es genug, nun will ich Dich los sein!" — Sie war ärgerlich und wandte sich von ihm ab! Per erhob sich und folgte ihr.

„Bring' ihn nun 'raus, den Bummler, Per, sei so gut", bat sie; — „ich schäme mich fast todt!"

Per drückte ihre Hand und nickte. „Sei nicht böse, Marthe, nun bring' ich ihn 'raus!"

„Ja, ja, also hab' Dank für Deinen Besuch, Paul", — sagte er — „Du mußt geschickt 'runtergehen, daß Du nicht fällst!"

Paul erhob sich widerwillig. Er tastete sich hinaus, ohne sich zu verabschieden. — Teufel, daß sie ihm nicht noch ein einziges Glas anboten!

Es war drinnen eine etwas gedrückte Stimmung. — „Du bist zu gut, Per!" sagten die Männer. — „Dieser Lungerer!" sagten die Frauen voll Verachtung.

„Ja, ja", sagte Per — „na, nu ist er ja fort, wir wollen nicht noch mehr Debattung davon machen. Er ist ganz versessen auf Branntwein, der Arme!"

Allmählich hob sich wieder die Stimmung und man tanzte flott den Hamburger und die Galopade.

Da zeigt, ein Weilchen später, eins der Mädchen nach dem Fenster. „Huh, nein, so was! Ich mein', da ist er schon wieder, der Lungerer!"

Alle Frauen schlagen die Hände zusammen.

„Gott verzeih' mir!" rufen die Männer.

Pauls verkommenes Gesicht lag fest gegen die Fensterscheibe gedrückt, mit einer großen Faust auf jeder Seite.

„Pst, Per!" rief er und klopfte an die Scheibe; „nur noch ein paar Worte! Ich vergaß etwas!"

Per drohte gegen die Raute. „Geh' nun, Paul!"

„Ja, aber ich will Dir 'was sagen — nun, heut' Abend, siehst Du, g'rad heut Abend! Hör' auf mich, Du!"

„Ach, Herr Gott, schaff' ihn nun fort, Per!" rief Martha ärgerlich, „Ich schäm' mich so, wie ich gar nicht sagen kann."

Per ging hinaus. Paul begann sogleich eifrig auf ihn einzureden; es war gewiß etwas sehr Intimes; denn man konnte hören, daß Per im bestimmten Ton sagte: „Ja, mach' jetzt, daß Du fortkommst, Paul; mit all' dem werd' ich schon fertig werden!"

Jacob Hilditch.

Zeitschriften.

Unsere Kolonialmisere.

(„Der Lotse".)

Es giebt für uns Deutsche kaum ein tristeres Studium als unsere Kolonialstatistik. Unsere ältesten Kolonien sind jetzt seit einem halben Menschenalter in unserem Besitz, und die kommerziellen Erfolge sind noch hinter der Erwartung der ärgsten Pessimisten zurückgeblieben. Man vergegenwärtige sich nur mal die Resultate jener beiden Kolonien, die den Ausgangspunkt der Bismarck'schen Kolonialpolitik bildeten: das Lüderitzland und das Petersland, Südwestafrika und Ostafrika. Fortgesetzt wachsen, und zwar in großen Sprüngen, die Reichszuschüsse für diese Kolonien, während der wirthschaftliche Aufschwung, auf den wir so oft vertröstet sind, ausbleibt. Im Reichsetat für 1900/01 ist für unsere südwestafrikanische Kolonie ein Reichszuschuß von 7 181 000 Mark, und für unsere ostafrikanische Kolonie ein Reichszuschuß von 6 700 000 Mark vorgesehen. Das sind, wohlverstanden, baare Zuschüsse der deutschen Steuerzahler. Damit vergleiche man die produktive Leistungsfähigkeit dieser Kolonien. Im Jahre 1899 erreichte die gesammte Ausfuhr aus Deutsch-Südwestafrika noch nicht $1^1/_2$ Millionen Mark, und davon gelangte noch nicht der 6. Theil nach Deutschland. Was die Ausfuhr aus Deutsch-Ostafrika anlangt, so geht dieselbe seit Jahren zurück und ist im Jahre 1899 unter 4 Millionen gefallen. Davon entfällt wiederum noch nicht der 4. Theil auf den Verkehr mit Deutschland. Bekanntlich ist es in kolonialen Dingen „unpatriotisch", die vier Spezies zur Anwendung zu bringen; sonst würde sich vielleicht doch das deutsche Volk die Frage etwas ernstlicher vorlegen, welchen nationalen Werth Kolonien haben, bei denen die baaren Reichszuschüsse jahraus jahrein mehr als doppelt so groß sind wie der Bruttoexport dieser gesegneten Landstriche. Für die produktive Leistungsfähigkeit dieser Kolonien kommen begreiflicherweise nur die Exporte und nicht der Import in Betracht; denn der Import besteht zur Hauptsache aus den in Waaren übersetzten Reichszuschüssen. Ein Privatmann, der solch ein Geschäft betriebe, würde jedenfalls sofort unter Kuratel gestellt werden.

Von ähnlichen Betrachtungen geht ein Aufsatz in der Hamburger Wochenschrift „Der Lotse" aus, der vor zwei Monaten erschien, und die „Deutsche Kolonialpolitik, wie sie ist, und wie sie sein sollte", zum Thema gewählt hat. Der Verfasser dieses Aufsatzes ist anonym geblieben; er unterzeichnet sich „ein Patriot"; was aber mehr sagen will, er kennt die kolonialen Verhältnisse augenscheinlich gründlich, und er hat auch den patriotischen Muth, das Kind beim rechten Namen zu nennen. Dieser Aufsatz, der durch zwei Nummern jener Wochenschrift geht, hat leider in der deutschen Presse nicht die Aufmerksamkeit erregt, die er verdient. Es mag deshalb auf denselben hier etwas eingehender hingewiesen werden.

„Im weiteren Publikum", so beginnt der Verfasser seine Ausführungen, „haben vor allem die zahlreichen Ausschreitungen von Offizieren und Beamten gegen das Leben von Eingeborenen, die unaufhörlichen Nachrichten von dem in Afrika blühenden Prügelsystem, der von der Kolonialverwaltung bei jeder Gelegenheit bewiesene Bureaukratismus und die Häufigkeit der Todesfälle unter den Weißen peinlichste Eindrücke hervorgerufen. Bei den Kolonialvereinlern ist über die Ertheilung der großen Landkonzessionen an zum Theil ausländische Unternehmer und die hohen Spekulationsgewinne, welche die Gründer dabei eingestrichen haben, Entrüstung entstanden. Die Geschäftswelt verhält sich der Kolonialpolitik gegenüber zurückhaltend, da sie nach 16- und 17jährigen Versuchen noch immer keine nennenswerthen Erfolge in den Schutzgebieten sieht. Die in den Kolonien thätigen Privatleute klagen über die Verständnißlosigkeit der Beamten und Militärs gegenüber wirthschaftlichen Fragen sowie allerlei Auswüchse von Assessorismus und Militarismus, und kühle Beobachter und Patrioten beginnen angesichts der von Jahr zu Jahr in ungemessener Weise steigenden Ausgaben für die Kolonien, denen kaum nennenswerthe Einnahmen entgegenstehen, und bei der Unüberlegtheit und Uferlosigkeit der neuauftauchenden Pläne sehr nachdenklich zu werden." Der Verfasser konstatirt wie man sieht, Unzufriedenheit auf der ganzen Linie, aber er weist auch nach, wie begründet im Einzelnen diese Unzufriedenheit ist. Was er über die falsche Stellung des Direktors der Kolonialabtheilung, über das Menschenmaterial, das als Beamte hinausgeschickt wird, über die gänzliche Unerfahrenheit selbst höherer Kolonialbeamten, über die Fehler und den Hochmuth der jungen Kolonialherrscher, ihre Sucht nach äußerlichen Auszeichnungen, ihre zum Theil kindische Abenteuerlust u. s. w. mittheilt, ist so eingehend substantiirt und entspricht so sehr dem, was aus anderen zuverlässigen Quellen über unsere Kolonialwirthschaft verlautet, daß jene Darstellung nicht ernsthaft genug berücksichtigt werden kann. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen auch alles, was in den Kolonien ex officio angegriffen wird, den Charakter des Abenteuerlichen und ungenügend Ueberdachten annimmt. Der Verfasser führt das insbesondere näher aus an den leichtfertigen Eisenbahnplänen für Südwestafrika und Ostafrika. „Die leichtsinnigsten Unternehmungen der Gründerzeit", so sagt er wörtlich, „waren wohlerwogen und solide im Vergleich zu den

kolonialen Bahnprojekten." Es ist noch erinnerlich, wie seiner Zeit kurzer Hand der Bau einer Eisenbahn für die etwa 500 km lange Strecke von Swakopmund ins Innere von Südwestafrika beschlossen wurde. „Dieser Bau", so heißt es in unserem Aufsatze, „wurde begonnen, ohne daß man eine Ahnung von den Terrainverhältnissen hatte, ohne daß man wußte, daß eine Steigung von etwa 1600 Meter zu überwinden, und zahlreiche weite Flußbetten zu überbrücken waren." Der Reichstag ist leichten Herzens über alle diese Mängel der Vorbereitung hinweggeschritten und hat sogar der Versicherung Glauben geschenkt, daß die Bahn binnen wenigen Monaten für 3—4 Millionen Mark gebaut werden könnte. Was war der Erfolg? Hören wir wieder unseren Gewährsmann:

„Seitdem sind Jahre verflossen. Es hat sich als unmöglich erwiesen, die Bahn mit Zugthieren zu betreiben; man hat Lokomotivbetrieb einführen müssen. Statt binnen 3—4 Monaten Windhoek zu erreichen, ist die Strecke in mehrjähriger Arbeit erst zur Hälfte fertiggestellt. Vor allem hat sich gezeigt, daß selbst der zehnfache Betrag der anfänglich veranschlagten Kosten für den Bau nicht genügen wird. Nachträglich hat man die Trace ändern, das Land genau aufnehmen und allerlei andere bis dahin versäumte Vorarbeiten besorgen müssen."

Diese Erfahrungen in Südwestafrika haben aber weder den Reichstag noch die Kolonialverwaltung davon abgehalten, einem noch viel unsinnigeren Bahnplan in Ostafrika näherzutreten. Diese Bahn soll die Küste mit dem Gebiet der großen Binnenseen verbinden. Das Projekt fand sofort lebhaften Widerspruch bei verschiedenen Sachkennern. „Insbesondere der eben erst aus dem Innern Ostafrikas heimgekehrte Lieutenant Graf von Schweinitz bekämpfte es lebhaft in Wort und Schrift." Trotzdem ging die Kolonialverwaltung und der Kolonialrath mit den Vorbereitungen zum Bahnbau vor. Der frühere oldenburgische Bahnleiter Geheimrath Bormann untersuchte die Chancen dieser Bahn und das Ergebniß dieser Untersuchung war derartig, daß die Ostafrikanische Gesellschaft alsbald ausschied; begreiflicherweise, denn hier handelte es sich um die Beisteuern von Privatleuten; wo aber aus dem allgemeinen Geldbeutel gewirthschaftet wird, pflegt man weniger vorsichtig zu sein. Als deshalb der Gouverneur von Liebert an die Spitze der Kolonie trat, wurde der Gedanke des Baues einer Centralbahn aufs neue mit Verve aufgegriffen. „Von Einschränkung der Ausgaben der Kolonie und einem Rückgreifen auf das frühere Programm: langsame, naturgemäße Entwicklung von der Küste aus, Strecken nach der Decke: wollte Herr von Liebert nichts wissen. So kam er wieder auf die Eisenbahnbaupläne. Obwohl kein Mensch die Erzeugnisse des Innern nennen kann, welche in genügender Masse und Billigkeit vorhanden wären, um die Ausfuhr auf einer Bahn zu lohnen; und obwohl noch keine Minerallager, die zum Bahnlegen am ehesten Anlaß geben würden, sicher festgestellt sind", fing man an, unentwegt für die Centralbahn zu agitiren. Selbst Sachverständigen, die im übrigen für die deutsche Kolonialpolitik von jeher warm eingetreten sind, wie die Professoren Dr. Schweinfurth und Dr. Hans Meyer, ging dieser Bahnplan über den Spaß. Sie verurtheilten denselben scharf, warnten dringend vor seiner Verwirklichung und mußten sich deshalb in der in Dar-es-Salaam unter den Augen des Gouverneurs erscheinenden Zeitung als „sogenannte Afrikakenner" abfertigen lassen. Bekanntlich hat der Reichstag bisher wenigstens diesem unreifen Plan der ostafrikanischen Centralbahn gegenüber sich noch ablehnend verhalten, aber wer weiß, was geschieht, wenn sich ein paar einflußreiche Leute dahinterknieen, etwa solche, die einen ultramontanen Anstrich haben. Wie leicht läßt sich nachweisen, daß die ostafrikanische Centralbahn für die Ausbreitung der katholischen Mission in Ostafrika von größter Bedeutung ist. So etwas pflegt ja beim Centrum immer zu wirken. Ist das Centrum aber gewonnen, so finden sich im Reichstag stets Hurrahpatrioten genug, die eine neue Anweisung auf den Beutel der Steuerzahler ausschreiben.

T. B.

August Zeiß: Meine Kunstsammlung. Verlag von E. A. Seemann. Leipzig, Berlin, 1900.

Das Sammeln älterer Kunstwerke in Berlin entbehrt der Vortheile, die eine ununterbrochene Tradition gewährt. Seit etwa 1870 wird immerhin ein Aufschwung bemerkt. Die sehr reiche Ausstellung, die 1898 von der kunstgeschichtlichen Gesellschaft veranstaltet wurde, gab den glücklichsten Ueberblick über das auf dem bevorzugten Felde der Renaissancekunst Erreichte. In dem vorliegenden Bande ist eine der jüngsten, eine der weniger bekannten Berliner Privatsammlungen, die des Herrn August Zeiß katalogisirt. Die sehr vielseitige Sammlung verräth eine ausgeprägte Hinneigung ihres Besitzers zu den Arbeiten der italienischen Renaissance, wie Majoliken, geschnittenen Sammeten und Bronzen. Einige Möbel, persische Teppiche, deutsche Silberarbeiten und Holzschnitzereien fügen sich dem Ensemble leicht ein, selbst einige moderne Gemälde mögen nicht stören. Die ausschließende Stilreinheit, die Schöpfungen des 18. Jahrhunderts zu ihrer Wirkung von ihrer Umgebung fordern, scheint die italienische Renaissancekunst nicht zu verlangen.

Herr Zeiß hat seine Schätze mit dankenswerther Bemühung katalogisirt und für eine ungewöhnlich reiche, fast vollständige Illustrirung Sorge getragen. Wie das Material sich über weite Gebiete und Zeiträume erstreckt, fast alle Fächer des freien Kunstgestaltens und des sogenannten Kunstgewerbes umfaßt, so bot die Arbeit des Beschreibens und Bestimmens wohl nicht kleine Schwierigkeiten.

Ich weise auf einige historisch wichtige Gegenstände der Sammlung hin. Die in Thon ausgeführte Gruppe der Caritas geht offenbar auf den interessanten florentinischen Meister zurück, von dem das Berliner Museum zwei Madonnenfiguren besitzt. Die stark bewegten, naturalistisch gestalteten Kinder kontrastiren in der Kunst dieses Bildners eigenthümlich mit dem reinen, selbst schon etwas akademischen Frauentypus. Die zugleich intime und monumentale Figur des lesenden heiligen Bernardin, die mit Recht dem Niccolo dell' Arca zugeschrieben wird, ist bekannt durch das schöne Stuckexemplar, das vor wenigen Jahren ins Berliner Museum kam. Herr Zeiß besitzt ein zweites Stuckexemplar. Das bedeutendste Stück unter den Bronzen ist die Neptunstatuette, die als Arbeit des Andrea Riccio gilt. Die gleiche Figur, vereinigt mit einem Seethier, wurde auf der Vente Spitzer von Herrn Hainauer erworben. Unter den wenigen alten Gemälden steht an historischer Bedeutung und an Reiz ein bisher unbekanntes kleines Männerportrait von Lucas von Leyden voran.

Ist die kunsthistorische Forschung für jede Mittheilung aus dem Privatbesitze zu Dank verpflichtet, so begrüßt sie gewiß die breite und übersichtliche Entfaltung des im Hause des Herrn Zeiß bewahrten Kunstbesitzes als eine erfreuliche Bereicherung der Litteratur.

M. J. F.

Briefkasten der Redaktion.

L. Sch. in Berlin. Die in der letzten Nummer erwähnten handelspolitischen Schriften sind bei folgenden Verlegern erschienen:

Dr. Alfred Zimmermann: Die Handelspolitik des Deutschen Reiches vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart: bei E. S. Mittler & Sohn in Berlin;

die Schrift von Professor Conrad bei Duncker und Humblot in Leipzig. Sie steht im ersten Bande der vom Verein für Sozialpolitik herausgegebenen „Beiträge zur neuesten Handelspolitik Deutschlands".

Brentano's Vortrag über das Freihandelsargument ist im Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg, erschienen, und

Lotz' Broschüre über den „Schutz der deutschen Landwirthschaft und die Aufgabe der künftigen deutschen Handelspolitik" als Heft 170/171 der von der Berliner volkswirthschaftlichen Gesellschaft herausgegebenen „Volkswirthschaftlichen Zeitfragen" bei Leonhard Simion in Berlin.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 16. Berlin, den 19. Januar 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von **Georg Reimer**, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{3}{4}$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Tag, an dem vor zweihundert Jahren der Kurfürst von Brandenburg zum König von Preußen sich krönte, ist festlich begangen worden. Natürlich. Wir schenken uns keine Feier und fraglich bleibt nur, ob die kommende Zeit, wenn sie auch nur einigermaßen anspruchsvoll sein sollte, sich gedrungen fühlen wird, irgend einen Tag der heutigen Gegenwart auch ihrerseits zum Anlaß einer Feier zu nehmen. Welches denkwürdige Ereigniß erlebten wir seit zehn Jahren? Man müßte also dermaleinst bereit sein, den Tag lauter Feiern wiederum zu feiern. Vielleicht kommen wir auch dahin.

Alter, einfacher preußischer Tradition entspricht es nicht, die eigene ereignißlose Zeit auszufüllen mit pomphaften Erinnerungen an die Vergangenheit.

Man kann nicht sagen, daß die Königswürde unmittelbar für unser Vaterland etwas bedeutet hat; sie war zunächst ein Titel, und sie hätte ein Titel bleiben können. Aber sie konnte ein Ansporn mehr sein, um aus dem Preußen des Großen Kurfürsten, das nun ein Königreich genannt wurde, noch mehr zu machen, als der Sieger von Fehrbellin schon aus ihm gemacht hatte. Mögen in erster Reihe höfische Erwägungen den Kurfürsten Friedrich veranlaßt haben, nach der Königskrone zu greifen; die Folgerungen für den Staat ergaben sich doch zugleich.

Brandenburg-Preußen war freilich nicht mächtiger um dieses Titels willen geworden; aber es erschien doch nunmehr auch als Großmacht. Und diese schwierige Stellung als protestantische, rein deutsche Großmacht aufrecht zu erhalten, zu befestigen, und über Oesterreich zur deutschen Kaisermacht emporzuwachsen, das ist der zweihundertjährige Inhalt unserer Geschichte.

Daß der Nachfolger des ersten preußischen Königs diesen Tag feiert, ist begreiflich, und daß auch das preußische Volk diesen Tag begeht, ist verständlich. Aber solches Feiern würde eindrucksvoller sein, und es würde aus einer ursprünglicheren Empfindung heraus die Antheilnahme der Bevölkerung erfolgen, wenn nicht bei uns festliche Veranstaltungen auf festliche Veranstaltungen folgten, und wenn man sich nicht ängstlich fragen müßte, was leistet denn heute dieser Staat? Er schwelgt freilich beständig in Lorbeeren und Weihrauch, und die spendet er in Ermangelung besseren und näheren Anlasses für Menschen und Thaten und Ereignisse, die nicht von seiner Zeit sind, sondern die der Vergangenheit angehören.

Mit Lorbeeren und Weihrauch soll man etwas sparsamer umgehen; sonst bringen sie die Gesundheit eines Volkes in Gefährdung.

Die sozialdemokratische Presse ist an dem Artikel der letzten Nummer der „Nation“ mit der Ueberschrift: „Brutus, schläfst du?“ nicht gleichgültig vorübergegangen. Sie erwidert: Die Bourgeoisie schläft zum wenigsten auch ganz fest gegenüber der agrarischen Gefahr. Wir sind weit entfernt, das zu bestreiten, und seit vielen Monaten geben wir uns die redlichste Mühe, die Bourgeoisie unsererseits aufzurütteln; wir suchen immer wieder zu zeigen, welche Folgen es für Deutschland haben muß, wenn die Großgrundbesitzer einen höheren Zoll auf Brotgetreide durchsetzen, und wie alsdann das Zustandekommen von Handelsverträgen überhaupt in Frage gestellt wird. Gewiß, der Erfolg unserer Bemühungen ist bisher ein geringer, und er ist keineswegs entsprechend der Größe der Gefahr. Aber um so größer wird diese Gefahr sein, wenn auch die Sozialdemokratie, die in erster Linie für das Wohl und Wehe der Millionen Arbeiter zu

kämpfen sich berufen fühlt, die Hände gleichgültig in den Schoß legt. Und das ist bisher thatsächlich geschehen, und der „Vorwärts“ ist gar nicht im Stande, auf kraftvollere Veranstaltungen hinzuweisen, die von der Sozialdemokratie ausgegangen sind, und die geeignet wären, die steigende agrarische Hochfluth einzudämmen.

Wenn es ein Trost ist, im Unglück Genossen zu haben, so mag es vielleicht auch ein Trost sein, im politischen, passiven Geschehenlassen Genossen neben sich zu sehen. Und ganz sicher thut bisher das Bürgerthum ebensowenig wie der Arbeiterstand seine Pflicht. Diese Genugthuung kann die Sozialdemokratie unbedingt genießen. Uns will es aber scheinen, daß es ersprießlicher wäre, wenn beide Theile nicht im Nichtsthun sich zu ihrer Ehrenrettung aufeinander berufen könnten, sondern wenn beide wetteiferten in einer Thätigkeit, die die agrarische Vergewaltigung vom Bürgerstand und von den Arbeitern und von dem gesammten modernen Staate abzuwehren geeignet ist.

Hoffen wir, daß es dahin schließlich doch noch kommt!

Die chinesischen Unterhändler haben jenes von den Mächten zusammengestellte Schriftstück unterzeichnet, das die Grundlagen für die weiteren Friedensverhandlungen enthält. Also endlich ein Schritt voran. Geht die weitere Abwickelung aber in diesem Tempo weiter, dann werden wir bedauerlicherweise noch sehr lange warten müssen, bis daß der Kriegszustand in China endgültig abgeschlossen ist.

Aus Südafrika laufen die Nachrichten nur ganz spärlich ein, und keine einzige Nachricht berichtet von wesentlichen Erfolgen der Engländer. Augenscheinlich vermögen die Engländer nur die großen Plätze und mit Mühe die Eisenbahnverbindungen zu halten; das weite Land liegt aber den Buren offen, die es ungehindert bis in die Nähe der Kapstadt durchziehen.

Dieser Zustand ist für England ganz unerträglich; das eigene Besitzthum ist dem Feinde preisgegeben. Handel und Wandel müssen gänzlich in Südafrika vernichtet werden, und es ist schwer abzusehen, wo England die Truppen herbekommen soll, um nicht nur die riesig lange Verbindungslinie zu decken und nicht nur die wichtigen Städte zu schützen, sondern um zugleich das Land zu säubern, das die beweglichen Schaaren der Buren durchstreifen, jeden ernsten Zusammenstoß mit den Engländern meidend und jede Blöße der Engländer unmittelbar ausnutzend.

Je trostloser aber die Zustände in der Kapkolonie sind, um so zahlreicher werden sich die Kapholländer den Buren anschließen, und wenn die Kapkolonie im Aufstand ist, dann mag sich Herr Chamberlain klar machen, welche Aehnlichkeit zwischen dem Kampfe im Amerika vor hundert Jahren und den heutigen Kämpfen in Südafrika besteht.

* * *

Terminhandel in Getreidezöllen.

Der Terminhandel in Getreide ist bekanntlich bei uns gesetzlich verboten; dagegen scheint ein Terminhandel in Getreidezöllen in der Bildung begriffen zu sein.

Das Geschäft, um das es sich handelt, dreht sich um den Austausch von Kanälen in Preußen gegen höhere Getreidezölle im Reich. Die preußischen Agrarier, die weitaus gewiegtesten politischen Geschäftsmänner, die in Deutschlands Grenzen wohnen, sind nach allgemeiner Ansicht bereit, das Geschäft abzuschließen, aber sie möchten es nur per cassa machen, d. h. Zug um Zug; während sie mit der einen Hand im preußischen Landtage den Mittellandkanal geben, möchten sie mit der anderen Hand im Reichstage die höheren Getreidezölle nehmen.

Das läßt sich aber schwer einrichten. Der Entwurf eines neuen Zolltarifs ist noch im Stadium der Vorbereitung. Nicht einmal der Bundesrath hat sich bisher mit ihm befassen können. Es ist somit sehr ungewiß, ob er dem Reichstage noch in der gegenwärtigen Tagung zugehen kann. Die Kanalvorlage andererseits liegt dem preußischen Abgeordnetenhaus bereits vor.

Erste Frage: Wird es den preußischen Junkern gelingen, die Entscheidung über die Kanalvorlage soweit hinauszuziehen, bis die Entscheidung über die Agrarzölle im Reichstage fällt?

Da die preußischen Junker von politischer Sentimentalität völlig frei sind, so werden sie sich weder durch die verbindlichsten Reden des Grafen Bülow noch durch väterliche Ermahnungen des Herrn von Miquel von einer Verschleppungstaktik abhalten lassen, falls sie diese für vortheilhaft und durchführbar halten. Für vortheilhaft werden sie dieselbe gewiß halten; und durchführbar ist sie bei einem so weitschichtigen Gesetzentwurf auch, ohne daß die Absichtlichkeit allzu kraß hervorzutreten braucht. Es spricht daher gar manches dafür, daß die Kanalvorlage dilatorisch behandelt werden wird, — wenn die Regierung sich diese dilatorische Behandlung bieten läßt.

Zweite Frage: Wird die Regierung sich einer derartigen Behandlung unterwerfen?

Graf Bülow ist mit der Parole: nur keine inneren Krisen! auf das hohe Meer der Politik gesegelt und wird gewiß versuchen, den harten Sinn der agrarischen Kanalgegner zu erweichen, anstatt ihn zu zerbrechen. Die verbindlichen Redensarten, mit denen er bisher Seitens der Agrarier begrüßt ist, werden ihn aber wohl nicht darüber täuschen, daß die alten Kanalgegner zwar mit sich reden lassen, aber jeden auf die Zukunft ausgestellten Wechsel sehr genau besehen werden, ehe sie ihn für baare Münze nehmen. Daß sie dem Grafen Bülow den Gefallen thun werden, sich mit einer „prinzipiellen Uebereinstimmung“ in der Zollfrage zu begnügen, erscheint mir bis auf weiteres höchst unwahrscheinlich. Das entspricht der bisherigen politischen Börsen-Usance nicht.

Dritte Frage: In welcher Form soll das Termingeschäft in Getreidezöllen darnach zu Stande gebracht werden?

Zu einem richtigen Termingeschäft gehört vor allem gegenseitiges Vertrauen. Man muß daran glauben, daß der Gegenkontrahent demnächst liefern will und liefern kann.

Daß Graf Bülow bereit ist, höhere Getreidezölle zu liefern, darf man vielleicht annehmen. Aber kann er auch? Vom Lieferungstermin schon muß man sagen: incertus quando. Und was mag nicht alles dazwischen kommen, um auch die besten Absichten zu vereiteln. Es kann ein Hagelwetter von Konsumentenprotesten hereinbrechen und die ganze Schutzzollernte vernichten. Vielleicht schlagen die agrarischen Realpolitiker Angesichts der bisherigen Schläfrigkeit unserer Sozialdemokratie diese Gefahr nicht allzu hoch an. Aber wer steht dafür, daß mit den zugesicherten höheren Getreidezöllen neue Handelsverträge herzustellen sind? Unsere Agrarier würden sich mit einem „dann nicht!“ darüber zu trösten wissen. Aber Graf Bülow? Würde sein staatsmännischer Ehrgeiz damit befriedigt sein, auf den Ruinen unserer Handelsverträge mit dem Grafen Klinckowström und Herrn von Wangenheim einen ewigen Freundschaftsbund zu knüpfen? Ich glaube nicht, daß Graf Bülow von den Agrariern heute bereits als Staatsmann so gering eingeschätzt wird, daß sie in Bezug auf diesen Punkt beruhigt in die Zukunft schauen. Das Termingeschäft in Getreidezöllen hat deshalb noch eine Reihe von Haken und Häkchen, die es recht voreilig erscheinen lassen, das Zustandekommen der Kanalvorlage als gesichert zu bezeichnen.

Die bisherige Haltung der Agrarier gegenüber der neuen Kanalvorlage ist auch durchaus reservirt. Aus der Stellung intransigenter Kanalgegner sind sie kluger Weise herausgegangen. Aber je lebhafter sie betonen, daß sie keine grundsätzliche Abneigung hindert zuzustimmen, um so

leichter können sie aus sogenannten „rein sachlichen Gründen“ den Weg zur Kanalgegnerschaft zurückfinden. Sie haben sich beide Wege offen gehalten. Der Führer der Konservativen im preußischen Abgeordnetenhause, Graf Limburg-Stirum, hat dem Grafen Bülow ein recht gutes Zeugniß ausgestellt, aber doch nur in dem Sinne, daß man von ihm allerlei erwarte. Daß er für höhere Getreidezölle zu sorgen habe, wird bereits als selbstverständlich behandelt. Aber man hofft mehr von ihm. Graf Limburg-Stirum hat es offen ausgesprochen: er soll auch den Drachen des Umsturzes in Ketten legen. Diese Zumuthung ist in der gegenwärtigen Lage der Dinge besonders erfrischend. Natürlich, wenn den Arbeitern der Brotkorb höher gehängt und sie in Form höherer Getreidezölle ein paar hundert Millionen alljährlich mehr an die „Nothleidenden“ zu zahlen haben, so wird die Begeisterung für die gegenwärtige Staats- und Gesellschaftsordnung nicht gerade wachsen. Graf Limburg-Stirum empfiehlt deshalb — von seinem Standpunkte aus ganz logisch — eine Politik des „Beuge vor!“ Graf Bülow hätte also nicht bloß dafür zu sorgen, daß das Brot vertheuert wird, sondern auch dafür, daß der gerechte Unwille über die Brotwucherpolitik in Ausnahmegesetzen rechtzeitig erstickt werde. Und weshalb sollten die preußischen Junker nicht auch von neuen Ausnahmegesetzen gegen die Sozialdemokratie träumen? Sie sehen ja — gewiß zu ihrer eigenen Ueberraschung — wie geduldig diese „revolutionären“ Lämmer stillhalten, während man sich Seitens der Agrarier anschickt, ihnen die Wolle abzunehmen.

Im Uebrigen: alle Hochachtung vor den politischen Qualitäten des preußischen Junkerthums! Sie vergraben ihr Pfund nicht; sie wissen damit zu wuchern. Ihnen imponirt weder die Krone noch ein Ministerium; sie lassen sich weder von patriotischen noch von loyalen Redensarten blenden; sie folgem ihrem Stern, treiben Politik für eigene Rechnung; kennen keine Sentimentalität und keine Furcht. Kurzum, sie haben politische Eigenschaften, die sie zur Macht befähigen. Es ist kein Zufall, daß sie an der Macht sind, obgleich die ganze wirthschaftliche Entwicklung gegen sie läuft. Wegen dieser konstanten Gegenströmung werden sie die Machtposition, die sie heute inne haben, nicht auf die Dauer behaupten können. Aber daß sie dieselbe so lange gehalten haben, ist ein ehrendes Zeugniß ihrer Befähigung zur Macht und zugleich ein betrübendes Zeugniß der politischen Rückständigkeit des übrigen deutschen Volks.

Th. Barth

Parlamentsbriefe.

VI.

Die Rede, mit welcher der Reichskanzler die Budgetdebatte eröffnet hat, war einer verschiedenen Auslegung fähig und hat eine verschiedene Auslegung erfahren. Während der Bund der Landwirthe seiner Aufgabe, stets unzufrieden zu sein, treu bleibt, hat Graf Limburg-Stirum Namens seiner Parteifreunde dem Grafen Bülow ein Vertrauensvotum ertheilt. Während bisher die Interessen der Landwirthschaft mißachtet worden seien, sei jetzt ein Reichskanzler da, der sie würdige. Schon seit der Königsberger Rede des Grafen Klinkowström konnte man vermuthen, daß den konservativen Führern irgend welche vertrauliche Mittheilungen gemacht worden sind, deren Inhalt man erst in späterer Zeit wird kennen lernen. Immer deutlicher springt indessen schon jetzt die Thatsache in die Augen, daß die Annahme der Kanalvorlage, deren Einbringung inzwischen erfolgt ist, wahrscheinlicher geworden ist. Diejenigen, welche sie vor zwei Jahren abgelehnt haben und sie jetzt annehmen wollen, werden Gründe finden, die den Umschwung erklären. Es werden auch einzelne Charaktere vorhanden sein, die noch jetzt mit Nein stimmen. Aber es ist nicht schwer, dafür zu sorgen, daß diese einzelnen Charaktere in der Minderheit bleiben. So zufrieden wir sein werden, wenn das wichtige und unentbehrliche Kulturwerk zu Stande kommt, so bedauern wir doch, daß die Regierung sich nicht ausschließlich auf das Schwergewicht der dafür sprechenden sachlichen Gründe verlassen hat.

Herr von Miquel schwelgt im Genuß der Schmeicheleien, die ihm für seinen glänzenden Etat gemacht werden. Es hat sich die Anschauung Bahn gebrochen, daß nicht derjenige Finanzminister der beste ist, der es versteht, unter möglichst geringer Belastung der Steuerzahler den Ansprüchen des Staats Genüge zu leisten, sondern derjenige, der durch Fleiß und Sparsamkeit möglichst viel gefüllte Geldsäcke herbeischafft, auf denen der Fiskus bequem sitzen kann. Es wird auf die Zukunft verwiesen, in der diese thesaurirten Summen uns sehr zu Statten kommen werden. Aber die Ansprüche jeder Zukunft werden sicherer aus dem Wohlstande des Volks als aus eisernen Geldschränken befriedigt werden. Weil dem Staate die Steuerkraft der Bürger unbeschränkt zur Verfügung steht, die mehr werth ist als alle aufgehäuften Schätze, hat er nicht nöthig, sich auf die Sitten des Harpagon hinaus zu spielen.

Der Minister des Innern gab eine Idee über die Reform der Polizei zum Besten. Man darf als sicher betrachten, daß erhebliche Reformen nicht beabsichtigt werden. Die Zustände in Berlin sind ja so befriedigend, daß die Anzahl der Bluttthaten, deren Urheber nicht entdeckt worden sind, sich auf nur dreizehn beläuft. Weder der Prozeß Tausch noch der Prozeß Sternberg hat bisher Klarheit darüber schaffen können, wie dringend es nöthig ist, die Ursachen der Erscheinungen, über welche so lebhafte Klage geführt wird, einer gründlichen Untersuchung zu unterwerfen.

Im Reichstage hat sich die Regierung ein Mißfallensvotum zugezogen, das von allen Parteien des Hauses unterschrieben worden ist. Die Bestimmungen, welche vor dreißig Jahren erlassen wurden, um die Zukunft der Opfer des Krieges sicher zu stellen, erweisen sich immer mehr als ungenügend. Je kleiner die Zahl derer geworden ist, die aus jener Zeit noch überleben, desto leichter ist es möglich, für diese in etwas reichlicherer Weise zu sorgen, desto mehr kann man darauf verzichten, einen mathematischen Beweis über den Zusammenhang der damaligen Anstrengungen mit den heute hervortretenden Leiden zu fordern. Man darf es auch unbeschworen als wahr annehmen, daß jemand, der den harten Winter vor Paris durchgemacht hat, auch ohne verwundet zu werden und ohne zu erkranken, an seiner Erwerbsfähigkeit früher Einbuße erleidet. Die Regierung kommt aber über das Stadium der Kalkulation nicht hinaus.

Noch bei einer anderen Veranlassung stellte sich eine erfreuliche Einmüthigkeit des ganzen Hauses heraus, und zwar aus einer Veranlassung, die mit der Frage des Duells zusammenhängt. Wie stark muß der Mißbrauch gewesen sein, wenn er zu einer solcher Einmüthigkeit geführt hat.

Ein militärischer Vorgesetzter hat jungen Leuten, die zur Stellung des Reserveoffiziers aufrücken wollten, Doktorfragen vorgelegt, die sich auf ihre Anschauungen über das Duell bezogen. Die Art, in welcher diese Doktorfragen beantwortet sind, ist unzweifelhaft die Veranlassung gewesen, daß diese jungen Leute nicht Offiziere geworden sind. Ein schlüssiger Beweis dafür läßt sich nicht führen, da bei der Offizierswahl nicht die einzelnen Voten und noch weniger die Abstimmungsgründe protokollirt werden.

Auch die prinzipiellen Vertheidiger des Duells geben zu, daß man von keinem Menschen fordern darf, er solle seine Bereitwilligkeit zu einer Gesetzesverletzung erklären, ehe noch die Versuchung zu dieser Gesetzesverletzung an ihn herangetreten ist. Ein kaiserlicher Erlaß verbietet überdies die Aufwerfung solcher Doktorfragen auf das Bestimmteste. Und diesem kaiserlichen Erlaß ist zuwider gehandelt worden.

Der Kriegsminister aber erklärt, er könne in diesere Angelegenheit nichts thun; das gehe andere an, als gerad ihn. Wir hätten geglaubt, die eigentliche Aufgabe des Kriegsministers bestehe darin, darüber zu wachen, daß in der Armee die Gesetze und die den Gesetzen gleich zu erachtenden Anordnungen befolgt werden.

Nicht volle, aber doch annähernde Einmüthigkeit hat sich über einen Antrag herausgestellt, die Einrichtung der Gewerbegerichte in verständiger Weise fortzubilden. Der Einzige, der Widerspruch erhob, war Herr von Kardorff, von dem Geiste des erkrankten Freiherrn von Stumm beseelt. Er beklagte, daß wir die Fahrt zum sozialdemokratischen Staat in rasender Eile machen. Wir finden umgekehrt, daß wir die Fahrt zur Durchführung des gleichen Rechts für alle in gar zu gemäßigtem Tempo machen.

Proteus.

Agrarische Kostenberechnung.

Wenn ein Mittel zur Heilung einer Krankheit in Vorschlag gebracht wird, ist die Voraussetzung, daß das Mittel geeignet sei, die Krankheit zu heben. Ein Arzt, welcher eine rosagefärbte Tinktur, die nur auf die Vorstellung eines Kranken wirkt, zu dessen Heilung verordnet, entgeht dem Vorwurf des Charlatanismus nur dann, wenn er geltend machen kann, daß er es gethan habe, um einen Unheilbaren nicht allen Trostes zu berauben. Muß aber das Mittel, das er verordnet, vermöge der nothwendig mit ihm verbundenen Wirkungen, eine Verschlimmerung des Uebels hervorrufen, so gilt er als Quacksalber, wenn nicht als Verbrecher.

Die deutsche Landwirthschaft bezeichnet sich heute als leidend. Ihre Klage geht dahin, daß sie bei den bestehenden Getreidepreisen nicht auf ihre Kosten komme. Niedrigkeit dieser Preise ist die Folge davon, daß ihre Konkurrenten, die Amerikaner und die Russen, zu niedrigeren Kosten produziren wie sie. Sie können das Getreide auf den Markt bringen zu einem Preise, bei dem die deutschen Getreidebauer erklären, nicht bestehen zu können. Will man dem deutschen Getreidebau zu Hilfe kommen, so muß das Heilmittel die Wirkung haben, die Ursache des Leidens zu beheben; es muß die Kosten des deutschen Getreidebaus vermindern; jedenfalls darf es sie nicht steigern. Das Heilmittel, welches die Agrarier verlangen, ist eine Erhöhung der Getreidezölle. Die Frage ist, ob diese die Ursache des Leidens der deutschen Landwirthschaft, die größere Höhe ihrer Kosten, beheben oder steigern werden.

In meinem „Freihandelsargument" bin ich dieser Frage näher getreten. Als Kosten des Getreidebaus in allen Ländern habe ich die Verzinsung des Bodenwerths, Kapitalzins, Arbeitslohn und Steuern bezeichnet. Ich habe gezeigt, daß weder die staatliche Besteuerung der Landwirthschaft, noch die Höhe der Arbeitslöhne, noch der Kapitalzins in Deutschland höher seien als in den Ländern, über deren Konkurrenz die deutschen Getreidebauer klagen. Auch hat man dies nicht bestritten. Wohl aber, habe ich ausgeführt, betrage der Bodenwerth in Deutschland das Doppelte bis Fünfzehnfache des Bodenwerths in Konkurrenzländern. Der Ertragswerth des Bodens aber sei gleich der Geldrente, die er abwirft, kapitalisirt mit dem herrschenden Zinsfuße. Erreiche also die Erhöhung der Getreidezölle das, was sie bezwecke, eine Erhöhung der Getreidepreise und damit der Geldrente des Bodens, so sei die Folge eine Steigerung eben des Theils der landwirthschaftlichen Produktionskosten, wegen dessen Höhe das Inland mit dem Ausland nicht konkurriren kann.

Dies hat den Zorn der „Deutschen Tageszeitung" erregt. In ihrer Nummer 8 vom 12. Januar greift das Reichstagsmitglied für den 13. badischen Wahlkreis, Herr Karl Lucke, meine Ausführungen heftig an, und zwar sucht er sie durch folgende Gegenbemerkungen zu entkräften:

Er wirft mir vor, ich verwechsle Grundwerth und Kaufpreis des Bodens und belehrt mich, daß beide keineswegs zusammenfallen. Der Unterschied ist mir nicht unbekannt; nur kenne ich eine solche Differenz nicht nur in den Gegenden des Parzellenbesitzes, auf welche Herr Lucke allein Bezug nimmt, obwohl gerade die Parzellenbesitzer, da sie Getreide nicht zu bauen pflegen, nicht zu den klagenden Landwirthen gehören, sondern auch in den Gegenden des Großgrundbesitzes, in denen mit Rücksicht auf die mit diesem verbundenen politischen und sozialen Vortheile ein den Ertragswerth übersteigender Bodenpreis gezahlt oder wenigstens versprochen wird, und dann dem Konsumenten zugemuthet wird, Getreidepreise zu zahlen, welche dem Erwerber neben diesen Vortheilen noch eine hohe Rente bringen sollen. Herr Lucke schweigt über diese seine Freunde; denn wenn er über die Differenz zwischen dem Ertragswerth des Bodens und dem durch jene politischen und sozialen Nebenvortheile beeinflußten Kaufpreis des Bodens klagen würde, müßte er konsequent die Beseitigung jener Nebenvortheile verlangen; und wo bliebe ohne sie die von Herrn Lucke begehrte Erhöhung der Getreidezölle?

Ebensowenig aber wie mir das häufige Auseinandergehen von Ertragswerth und Kaufpreis des Bodens unbekannt ist, ebensowenig habe ich mich in meiner Ausführung ihrer Verwechslung schuldig gemacht. Gehen wir einmal von den Gütern aus, die um jener politischen und sozialen Nebenvortheile willen Kaufpreise erzielen, welche ihren Ertragswerth weit übersteigen. Rechnen wir gleichviel welchen Betrag ihres Kaufpreises als Entgelt für den Erwerb dieser Nebenvortheile, so bleibt doch immer als anderer Posten bei der Berechnung des Kaufpreises der Ertragswerth, wie er sich nach der Kapitalisirung der Geldrente des Bodens mit dem herrschenden Zinsfuße ergibt. Wird die Geldrente des Bodens künstlich erhöht, so steigt somit dieser Posten und damit der Kaufpreis. Und wenn dieser Kaufpreis schon vorher höher war als in den Konkurrenzländern, so bewirkt die künstliche Steigerung des Ertragswerths also eine entsprechende Steigerung der Ursache, auf welcher der Mangel an Konkurrenzfähigkeit beruht. Der Hinweis des Herrn Lucke auf die Differenz zwischen Ertragswerth und Kaufpreis des Bodens ist also völlig bedeutungslos für die Frage, um die es sich handelt.

Sodann behauptet Herr Lucke die höheren Bodenpreise, die ich im Vergleich zu denen in Rußland, den Vereinigten Staaten und Argentinien, für Deutschland angebe, beruhten darauf, daß sich die deutschen Preise auf in Kultur befindliches Land, die fremden auf unbebaut liegende Flächen bezögen. Herr Lucke befindet sich hier in einem Irrthum. Meine russischen wie meine nordamerikanischen Ziffern beziehen sich auf eben jenes Land, dessen Früchte dem deutschen Getreide Konkurrenz machen, auf das Land, das dort in Anbau ist und seine Früchte auf unseren Markt schickt. Nur bezüglich des äußerst fruchtbaren argentinischen Landes ist Herrn Lucke's Einwand vielleicht zutreffend; wenigstens kann ich hier mit Gewißheit nicht widersprechen.*) Aber gerade hier ist es praktisch bedeutungslos. Denn selbst wenn wir eine Steigerung der Kosten durch die Arbeit der Urbarmachung und Instandsetzung annehmen, ist der Preis von 60 Mk. pro Hektar guten Landes, bequem an einer Eisenbahnstation und innerhalb 30 Wegstunden im Umkreis einer Hafenstadt gelegen, so niedrig, daß die Differenz zwischen ihm und den 662 Mk. pro Hektar, welche die Ansiedlungskommission im Durchschnitt bezahlt hat, noch

*) William Goodwin, Wheat Growing in the Argentine Republic, Liverpool 1895, schreibt p. 31: „Good land, situated conveniently near to a railway station and within 100 miles of a port, may be valued at Lstr. 1 (5 dols., gold) per acre, and the farm can be worked by the colonist, assisted by a young son and by one hired peon all the year round, and by two extra peons at harvest". Es ist nicht sicher, ob sich diese Preisangabe auf noch unkultivirtes oder bereits in Anbau genommenes Land bezieht.

immer ausreicht, um den Mangel an Konkurrenzfähigkeit des deutschen mit dem argentinischen Getreidebau zu erklären. Auch hier bleibt alles, was ich über die Ursache der Konkurrenzunfähigkeit der deutschen Landwirthschaft in Getreide auf dem Weltmarkt gesagt habe, völlig bestehen.

Das Merkwürdigste aber, was Herr Lucke sagt, ist wohl, daß meine Aufzählung der Kosten des Getreidebaues als bestehend in Verzinsung des Bodenwerthes, den Kapitalzinsen, dem Arbeitslohn und den Steuern, eine vollkommene Unklarheit schaffe.

„Die Kosten, schreibt er, setzen sich zusammen aus der nach den üblichen Pachtpreisen einer Gegend festzustellenden Grundrente, abzüglich der natürlichen Verzinsung des Gebäudekapitals, ferner des umlaufenden Betriebskapitals, des Arbeitslohns und der Steuern, zuzüglich eines einstigen Unternehmergewinns."

Daß der Unternehmergewinn zu den Kosten gerechnet werden soll, ist in der That originell. Herr Lucke geht sogar so weit, mit Entrüstung an mich die Frage zu stellen, ob ich etwa der Meinung sei, daß dem landwirthschaftlichen Gewerbe überhaupt ein Unternehmergewinn nicht zustehe. Er möge sich beruhigen; ich bin so sehr dafür, daß der Landwirth einen Unternehmergewinn erziele, daß ja gerade mein Vorwurf der ist, daß viele Landwirthe so hartnäckig bei einer Kulturart bleiben, bei der ein Unternehmergewinn angesichts der Marktlage nicht zu erzielen ist. Aber daß der Unternehmergewinn zu den Kosten gehören soll, ist mir in der That etwas Neues. Sonst sagt man, der Unternehmergewinn ergebe sich durch Abzug der Kosten von dem erzielten Preise. Wenn der Unternehmergewinn mit abgezogen wird, was ist denn das, was dann noch übrig bleibt? Oder wenn nichts mehr übrig bleibt, wie kann man dann klagen, daß kein Unternehmergewinn bleibe, wenn man ihn schon vorher abgezogen hat? Herr Lucke ist ein großer Mann unter den Agrariern. Wenn das die Art der Kostenberechnung ist, welche seitens der führenden Männer vorgenommen wird, so wirft dies ein eigenthümliches Licht auf die Behauptung, daß die Landwirthschaft nicht mehr rentiere.

Aber kaum weniger bemerkenswerth ist die Behauptung, daß bei Berechnung der Kosten des Getreidebaues von den Pachtzinsen ausgegangen werden müsse. Nach der deutschen Landwirthschaftsstatistik kamen 1895 auf 100 Hektar bewirthschaftete Fläche 87,62 Hektar nicht gepachtetes Land, in Bayern gar 95,82 Hektar. Wir haben Gegenden, wie z. B. Oberbayern, wo Betriebe mit ausschließlich gepachtetem Land nur 1,27 Proz. oder Niederbayern, wo sie nur 1,36 Proz. sämmtlicher Betriebe ausmachten. In welcher Weise will Herr Lucke hier die Kosten des Getreidebaues berechnen? Die Erklärung für diese wunderliche Art der Kostenberechnung läßt sich vielleicht darin finden, daß Herr Lucke nach Ausweis des Verzeichnisses der Reichstagsmitglieder Gutspächter ist. Da ist es begreiflich, daß er bei Berechnung der Kosten des Getreidebaues von dem Pachtschilling ausgeht, den er zahlt, und ferner, daß er so taub ist für das Argument, daß entsprechend der künstlichen Steigerung des Getreidepreises durch Zölle auch der Bodenpreis künstlich gesteigert und das Verhältniß zwischen dem Ertragswerth und der Geldrente des Bodens daher nicht verändert wird. Als Pächter kann ihm dies völlig gleichgiltig sein. Da geht der Bodenpreis ihn nichts an. Hat er einen langen Pachtvertrag, so hat er sogar lediglich Vortheil. Er zahlt nach wie vor einen den niedrigen Getreidepreisen entsprechenden Pachtschilling und streicht die durch die erhöhten Zölle gesteigerten Getreidepreise glatt ein. Sobald es dagegen zu einer Erneuerung seines Pachtvertrags kommen sollte, würde er sehen, daß seine Freude eine kurzlebige war. Entsprechend der Erhöhung der Getreidepreise würde sein Pachtschilling gesteigert werden. Dann würde er wohl abermals klagen, daß sein Getreidebau nicht auf die Kosten komme, und wir würden ihn dann abermals unter den nothleidenden Agrariern finden, die nach einer abermaligen Erhöhung der Zölle verlangten, falls er bis dahin nicht eingesehen hätte, daß er mit seiner Agitation für Erhöhung der Lebensmittelzölle pro nihilo gearbeitet habe. Jeder andere als ein Pächter, d. h. die Mehrheit der deutschen Landwirthe, die ja keinerlei Pachtland inne hat, wird, wenn er überhaupt rechnet, als ersten Posten seiner Kostenberechnung nicht Pachtpreise, sondern die Zinsen des Bodenpreises, den er gezahlt hat, einstellen, und zwar, wenn er beim Ankauf wirthschaftlich vorgegangen ist, die Zinsen des Bodenpreises, den er entsprechend dem Ertragswerth des Bodens gezahlt hat.

Daß dieser Bodenpreis mit der künstlichen Steigerung der Geldrente des Bodens durch Erhöhung der Lebensmittelzölle steigt, hat übrigens, wie ich bereits in meinem „Freihandelsargument" bemerkt habe, schon Dr. Ruhland, in dem der Bund der Landwirthe seinen wissenschaftlichen Berather verehrt oder wenigstens bisher verehrt hat, hervorgehoben. Vielleicht glaubt Herr Lucke ihm mehr als mir. Er gestatte daher, daß ich ihm Ruhlands Ausführungen über die Wirkungen landwirthschaftlicher Schutzzölle noch einmal vorführe.

Dr. Ruhland schreibt in seinem Leitfaden zur Einführung in das Studium der Agrarpolitik, Berlin 1894, S. 28:

„Nehmen wir nun wirklich einmal an, daß sich alle diese Forderungen im Einzelnen als berechtigt begründen ließen und daß sie von seiten der gesetzgebenden Körperschaften zur Annahme gelangten, was wäre damit erreicht? Zunächst natürlich eine entsprechende Steigerung des landwirthschaftlichen Einkommens. Und nachher? Nun, alle Welt weiß es ja eigentlich. Man mißt den Vortheil einer jeden einzelnen landwirthschaftlichen Maßnahme ganz allgemein an dem Einfluß auf die Preissteigerung der Grundstücke, m. a. W., jeder Zuwachs am Einkommen der Landwirthe erhöht in entsprechendem Maße den Grundpreis. Und da nach dem übereinstimmenden Urtheil sämmtlicher landwirthschaftlichen Erhebungen mit dem Grundpreis mindestens gleichmäßig fortschreitend die Verschuldung wächst, ist die letzte Wirkung all dieser einkommensteigernden Maßregeln eine entsprechende Erhöhung der Schuldenlast des landwirthschaftlichen Besitzes. Wir sind also voraussichtlich in der nächsten Generation genau so weit, wie heute. Und wenn die Schutzzöllner konsequent sein wollen, so müssen sie dann eine abermalige verstärkte Auflage ihrer Mittel fordern. Ist auch diese letzte Quote der Einkommenssteigerung von den Grundverpflichtungen verschluckt, dann wäre eine dritte Verstärkung der gleichen Mittel vorzunehmen u. s. w. ohne Ende. Man sieht: die Logik der Thatsachen führt hier ad absurdum."

Es erhellt: auch aus der Ausführung des wissenschaftlichen Berathers des Bundes der Landwirthe geht hervor, daß von einer Erhöhung der Lebensmittelzölle nur der Pächter im Besitz eines langandauernden Pachtkontraktes oder der Grundbesitzer, der sein Gut verkauft, Vortheil zu ziehen vermag. Alle Neuerwerber von Gütern dagegen, sei es auf dem Wege der Erbschaft, sei es auf dem des Kaufes, haben nach Dr. Ruhland als Wirkung höherer Getreidezölle nur eine stärkere Verschuldung und eine gesteigerte Nothlage zu erwarten. Nach Dr. Ruhland ist das von Herrn Lucke befürwortete Heilmittel also das des Quacksalbers, der das Leiden steigert, das er zu heilen vorgiebt.

Zum Schluß aber stellt Herr Lucke als Folge eines Herabgehens der Getreidepreise eine Expropriation unseres gesammten Bauernstandes und den Ruin der meisten Hypothekenbesitzer in Aussicht. Armer Bauer! schon wieder wirst Du vorgeschoben, um die Interessen ganz anderer Kreise zu decken. Herr Lucke schreibt: „Die Millionen Bauern würden in die Arbeiterklasse herabgedrückt, wie in England." Als ob die englischen Bauern nicht gerade zur Zeit der steigenden Getreidepreise und der höchsten Kornzölle von dem Großgrundbesitz aufgesogen worden wären, und nicht, wie ich in der „Nation" vom 11. September 1897 dargelegt habe,*) zur Zeit, da die englischen Kornzölle abgeschafft wurden, fast kein Bauer mehr dagewesen wäre! Aber freilich, da Herr Lucke die Schriften seiner eigenen Parteigänger nicht kennt, wäre es zu viel, von ihm die Kenntniß meines Aufsatzes über den Untergang des englischen Bauernstandes zu fordern.

*) Vergl. auch meine gesammelten Aufsätze I. 210.

Das aber dürfte er begreifen, daß zu allen Zeiten ein Aufsaugen des Bauernstandes nur stattfand, wenn der landwirthschaftliche Großbetrieb rentabel war, daß dagegen die Auftheilung von Land in Kleinbesitz und Kleinbetriebe immer dann stattgefunden hat, wenn der landwirthschaftliche Großbetrieb unrentabel wurde. Da der landwirthschaftliche Großbetrieb im Getreidebau Vortheile hat vor dem Kleinbetrieb, haben steigende Getreidepreise dieses stets zur Abnahme, sinkende stets zur Zunahme von Bauernland geführt. Und wenn Herrn Lucke die Bauern wirklich am Herzen liegen, sollte er daher nicht für künstliche Steigerung der Getreidepreise eintreten. Was aber die Hypothekenbesitzer angeht, so möge sich Herr Lucke nicht deren Köpfe zerbrechen. Nicht nur, daß die Verschuldungsstatistik, wo eine solche besteht, die Angaben der Agrarier über die herrschende Verschuldung als weit übertrieben gezeigt hat, nicht nur daß wir noch viele Gemeinden haben, in deren Hypothekenbuch noch keine einzige Folie beschrieben ist, möge er doch warten, bis die Hypothekengläubiger selbst nach Erhöhung der Lebensmittelzölle zum Schutze ihrer Hypotheken verlangen. Bis jetzt haben sie dies noch nirgends gethan, noch auch dürften sie es thun.

L. Brentano.

Ein Jahr Bürgerliches Gesetzbuch.

Mit Bangen hat man vielfach im Reiche dem Inkrafttreten des neuen Rechts entgegengesehen. Erschien es auf der einen Seite zweifelhaft, ob es gelingen werde, bis zum 1. Januar 1900 die Ausführungsgesetze der verschiedenen Bundesstaaten zu dem Bürgerlichen Gesetzbuch fertigzustellen, so fürchtete man sich noch viel mehr vor der mangelhaften Kenntniß des neuen Rechts, welche voraussichtlich zur Zeit des Inkrafttretens des Bürgerlichen Gesetzbuchs nicht nur in der Bevölkerung, sondern auch bei den rechtskundigen Berathern des Volkes und auf dem Richterstuhle herrschen werde. Infolge dessen ist bekanntlich kurz vor Thoresschluß im preußischen Abgeordnetenhause von Seiten der Konservativen ein Antrag gestellt worden, welcher die Hinausschiebung des Beginnes der Rechtseinheit bewirken sollte. Derselbe ist aber angesichts der ungünstigen Aufnahme, die er überall fand, gar nicht zur Verhandlung gelangt. Und man kann wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß, wenn sich auch im preußischen Abgeordnetenhause eine Mehrheit für den Antrag gefunden hätte, die gesetzgebenden Faktoren des Reichs sich keineswegs zu einer Hinausschiebung des Termins verstanden haben würden.

Die Folge hat gelehrt, daß man recht gethan hat, an dem einmal bestimmten Termin vom 1. Januar 1900 festzuhalten. Allerdings waren die gesetzgebenden Körperschaften einzelner Bundesstaaten bis in die letzte Zeit des Jahres 1899 in Thätigkeit, um die zur Ausführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs erforderlichen Gesetze fertigzustellen und die Ausführungsverordnungen sind theilweise erst nach dem 1. Januar 1900 erlassen worden. Aber glaubt wirklich Jemand, daß es anders gewesen wäre, wenn die Einführungsfrist statt 3 5 oder 6 Jahre betragen hätte? Es liegt nun einmal in dem Wesen der menschlichen Natur, daß die Anspannung aller Kräfte regelmäßig erst dann eintritt, wenn es hohe und höchste Zeit ist.

So würde auch im Jahre 1902 oder 1903 der Uebergang vom alten zum neuen Recht sich nicht leichter gestaltet haben, als er sich jetzt gestaltet hat. An Uebergangsschmerzen hat es ja nicht gefehlt. Aber es wird heute doch allgemein anerkannt, daß der Uebergang sehr viel leichter gewesen ist, als man weithin befürchtete. Juristen, welche den Uebergang des Jahres 1879 und den jetzigen in der Praxis erlebt haben, erklären übereinstimmend, daß man sich vor zwanzig Jahren sehr viel schwerer in die neuen Verhältnisse gefunden hat, als in diesem Jahr. Das ist auch durchaus erklärlich. Das neue Prozeßverfahren mußte sofort den Betheiligten geläufig sein, um richtig gehandhabt zu werden; bei einer Aenderung des materiellen Rechts treten die neuen Fragen aber nur tropfenweise an den Richter heran und kann sich dieser erst in Ruhe Belehrung verschaffen, bevor er eine Entscheidung abgibt.

Daß das neue Recht zwar viele alte Streitfragen beseitigt, aber zahlreiche neue Streitfragen geschaffen hat und fortwährend schafft, ist natürlich. Trotzdem hat man in verschiedenen Gegenden des deutschen Vaterlandes, im Süden wie im Norden, die Erfahrung gemacht, daß die Zahl der Prozesse seit dem Inkrafttreten des neuen Rechts abgenommen hat. Wenn dies eine Folge und zwar eine dauernde Folge des neuen Rechts sein würde, so würde man darüber gewiß nicht zu klagen haben. Hängt diese Erscheinung aber überhaupt mit dem neuen Recht zusammen und nicht mit den wirthschaftlichen Verhältnissen, so ist sie vermuthlich eine Erscheinung des Uebergangsstadiums, die darin begründet ist, daß einmal die Lücken und Tücken des neuen Rechts noch nicht so enthüllt sind, daß sich auf ihnen Prozesse aufbauen lassen, und daß ferner angesichts der mangelnden Präjudikate auf der Seite der Rechtsberather eine gewisse Unsicherheit herrscht, welche mehr vom Prozeß abräth, als die Einleitung eines solchen empfiehlt.

Es ist natürlich, daß sich die politischen und sozialen Wirkungen des neuen Rechts im ersten Jahre seiner Geltung noch nicht voll geäußert haben. Erst nach Verlauf einer geraumen Zahl von Jahren lassen sich abschließende Erfahrungen nach dieser Richtung feststellen. Aber gewisse bemerkenswerthe Erscheinungen sind auch heute schon zu konstatiren.

Wohl die erste Frage des neuen Rechts, welche an den Prozeßrichter herantrat, war diejenige der Ermäßigung der Verzugszinsen auf 4 Prozent in gewöhnlichen und auf 5 Prozent in Handelssachen. Daß dies eine wirthschaftlich gerechtfertigte Maßregel war, kann man nicht sagen. Zur Zeit der Berathung des Bürgerlichen Gesetzbuchs im Reichstag mag sie dem momentanen Geldstand entsprochen haben, am 1. Januar 1900 that sie es jedenfalls nicht und auch heute kann man nicht sagen, daß in absehbarer Zeit der Zinsfuß soweit herabgehen wird, daß ein Zinssatz von 4 Prozent ein genügendes Aequivalent für den Schaden bildet, welcher dem Gläubiger durch die verspätete Leistung des Schuldners erwächst.

Auf das Vereinsleben hat das neue Recht insofern anregend gewirkt, als die größte Zahl aller Vereine sich bemüht hat, durch Eintragung in das Vereinsregister die Rechtsfähigkeit zu erwerben. Bekanntlich hat die Regierung bei der Berathung des Bürgerlichen Gesetzbuchs besonderes Gewicht darauf gelegt, daß die Gewährung der Rechtsfähigkeit an politische, sozialpolitische und religiöse Vereine von ihrer Genehmigung abhängig gemacht werde. Bisher sind über die Art und Weise der Handhabung dieses Rechts der Genehmigung Klagen nicht laut geworden. Man darf daraus wohl schließen, daß die Regierungen nur ausnahmsweise sich der Eintragung politischer, sozialpolitischer und religiöser Vereine in das Vereinsregister widersetzt haben, daß also auch diese Vereine der gesicherten Stellung theilhaftig geworden sind, welche ihnen die Erlangung der Rechtsfähigkeit gewährt.

In anderer Beziehung hat sich aber schon eine bemerkenswerthe Lücke des Gesetzes gezeigt. Das Bürgerliche Gesetzbuch gestattet den Erwerb der Rechtsfähigkeit durch Eintragung in das Vereinsregister nur denjenigen Vereinen, deren Zweck nicht auf einen wirthschaftlichen Geschäftsbetrieb gerichtet ist. Die übrigen Vereine können, soweit nicht besondere reichsgesetzliche Vorschriften Ausnahmen zulassen, die Rechtsfähigkeit nur durch staatliche Verleihung erlangen. Nun gibt es einzelne Vereine, von denen es zweifelhaft ist, ob sie als wirthschaftliche zu gelten haben oder nicht. Das eine Gericht hält sie für wirthschaftliche, das andere für sogenannte ideale Vereine. Zu großen Unzuträglichkeiten muß dies führen, wenn ganz gleichartige Vereine an verschiedenen

Orten des Reichs auf Grund der gleichen Rechtsvorschriften verschieden behandelt werden, ohne daß es möglich ist, einen Ausgleich herbeizuführen; das ist jetzt schon praktisch geworden. Vielerorts bestehen Kreditvereine mit ganz gleichen Statuten. Diese Vereine bezwecken eine zeitgemäße Reform des Kreditwesens anzubahnen und Handels- und Rechtsschutzinteressen zu fördern, insbesondere aber ihre Mitglieder durch vertrauliche Mittheilungen über Geschäfts- und Kreditverhältnisse vor geschäftlichen Verlusten zu schützen, auch auf Verlangen die Beitreibung der Außenstände von Mitgliedern im Wege des Mahnverfahrens zu besorgen. Diese Vereine sind z. B. in Tübingen, Lübeck, Hanau in das Vereinsregister eingetragen worden, während anderswo z. B. in Hamburg und Köln ihr Eintragungsgesuch in allen Instanzen zurückgewiesen wurde. Ein solcher Zustand verträgt sich mit der Rechtseinheit nicht. Es muß ein Ausgleich herbeigeführt werden, indem in letzter Instanz die Einholung der Entscheidung des Reichsgerichts ermöglicht wird und dies läßt sich in einfachster Weise erreichen, wenn man für diese Fälle den Instanzenzug ebenso regelt, wie es im Reichsgesetz über die Angelegenheiten der freiwilligen Gerichtsbarkeit geschehen ist. Dadurch wird freilich die Möglichkeit noch nicht ausgeschlossen, daß ein Verein ganz zwischen zwei Stühle fällt, indem die Justiz den Verein für einen wirthschaftlichen, die zuständige Verwaltungsbehörde aber für einen Verein mit idealen Tendenzen erklärt.

Fühlbar hat sich die Rechtsänderung einem großen Theile derjenigen gemacht, welche im fremden Haus zur Miethe wohnen. Das Bürgerliche Gesetzbuch hat ganz Deutschland ein einheitliches Miethrecht mit gleichmäßigen Zahlungsterminen und Kündigungsfristen gebracht. Das ist bei dem lebhaften Verkehr und der herrschenden Freizügigkeit nicht ohne wirthschaftliche Bedeutung. Und ferner hat sich auf dem Gebiet des Miethrechts der soziale Geist unserer Zeit ebenso bethätigt, wie auf dem Gebiet des Dienstvertrages. Man hat die Rechte der Miether gegen willkürliche Beschränkung seitens der Vermiether schützen wollen. Die Befürchtungen vieler Hausagrarier, daß das neue Recht den Ruin des städtischen Grundeigenthums bringen werde, haben sich natürlich als unbegründet herausgestellt, ganz abgesehen davon, daß die Grundeigenthümer zur Wahrung ihres Sonderinteresses vielfach einen besonderen Kontraktsentwurf ausgearbeitet haben, welcher durch Abänderung des neuen Rechts die Vortheile desselben für den Miether illusorisch machen soll. Ueberhaupt zeigt sich schon jetzt auf manchen Gebieten, so auch auf demjenigen des Dienstvertrages eine bedenkliche Neigung, durch derartige Sonderabreden die Fortschritte des neuen Rechts wiederaufzuheben. Eine solche allgemeine Neigung hat nur dann Berechtigung, wenn die gesetzliche Regelung dem Zuge der Zeit nicht mehr entspricht. Das ist hier indessen nicht der Fall und deshalb erscheint eine derartige generelle Abänderung der gesetzlichen Vorschriften durch Privatabrede durchaus unberechtigt.

Der soziale Charakter der neuen Regelung des Dienstvertrages ist bekannt. Freilich sind die Gesindeordnungen durch das Bürgerliche Gesetzbuch nicht beseitigt worden. Aber seine Wirkung hat das neue Recht auch auf sie ausgeübt. So hat ein großer Theil der Bundesstaaten, z. B. Württemberg, Baden, Lübeck, Sachsen-Weimar, Sachsen-Coburg, beide Mecklenburg, Oldenburg, Schaumburg-Lippe, Anhalt, die Gelegenheit der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches benutzt, um seine Gesindeordnungen zu reformiren und zu modernisiren; weiter ist das Züchtigungsrecht der Dienstherrschaft gänzlich beseitigt und sind einzelne im sozialen Interesse getroffene Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches ausdrücklich auch auf das Gesinderecht ausgedehnt worden.

Eine erhebliche Lücke ist auf diesem Gebiete aber schon jetzt hervorgetreten hinsichtlich des Verhältnisses des Bürgerlichen Gesetzbuchs zur Gewerbeordnung, in welcher einer der wichtigsten Fälle des Arbeitsvertrages geregelt ist. Nach dem Recht des Bürgerlichen Gesetzbuches findet eine Aufrechnung gegen eine der Pfändung nicht unterworfene Forderung nicht statt. Der Arbeitslohn ist eine unpfändbare Forderung. Wie verhält es sich demgegenüber mit dem durch § 115 der Gewerbeordnung aufrechterhaltenen Rest des Trucksystems? Die Löhne der Arbeiter sind in baar zu bezahlen, auch dürfen den Arbeitern keine Waaren kreditirt werden. Doch ist es gestattet, den Arbeitern Lebensmittel für den Betrag der Anschaffungskosten, Wohnung und Landnutzung gegen die ortsüblichen Mieth- und Pachtpreise, Feuerung, Beleuchtung, regelmäßige Beköstigung, Arzneien und ärztliche Hülfe, sowie Werkzeuge und Stoffe zu den ihnen übertragenen Arbeiten für den Betrag der durchschnittlichen Selbstkosten unter Anrechnung bei der Lohnzahlung zu verabfolgen. Nun geschieht es in der Regel, daß den Arbeitern der Kaufpreis dieser Waaren auf den Lohn verrechnet wird. Ist dies auch nach dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs noch zuläßig, oder ist wenigstens dem Arbeitgeber an Stelle der Aufrechnungsbefugniß das zu dem gleichen praktischen Ergebniß führende Zurückbehaltungsrecht gegeben?

Weiter ist in hohem Grade streitig geworden das Verhältniß zwischen den Auflösungsgründen eines Dienstverhältnisses nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch und denjenigen, welche in der Gewerbeordnung anerkannt sind. Hat der § 626 des Bürgerlichen Gesetzbuchs, nach welchem die Auflösung des Dienstverhältnisses aus jedem wichtigen Grunde zuläßig ist, die Vorschriften der Gewerbeordnung, welche für das Arbeitsverhältniß der Gesellen und Gehülfen bestimmte konkrete, einzeln aufgeführte Aufhebungsgründe festsetzen, modifizirt oder kann das letztere Arbeitsverhältniß auch ferner nur aus den in der Gewerbeordnung angegebenen Gründen aufgelöst werden?

Findet die vielbesprochene Bestimmung des bürgerlichen Rechts, nach welcher der Dienstverpflichtete des Anspruchs auf seinen Lohn dadurch nicht verlustig geht, daß er für eine verhältnißmäßig nicht erhebliche Zeit durch einen in seiner Person liegenden Grund ohne sein Verschulden an der Dienstleistung verhindert wird, auf das gewerbliche Arbeitsverhältniß Anwendung? Und kann diese Bestimmung durch Vertrag rechtsgültig ausgeschlossen werden?

Das sind lauter Streitfragen von größter praktischer Bedeutung, so daß man es wirklich lebhaft bedauern muß, daß der Gesetzgeber sich über das Verhältniß des Bürgerlichen Gesetzbuchs zur Gewerbeordnung nicht ausdrücklich ausgesprochen hat. Es kommt hinzu, daß die gewerblichen Streitigkeiten in erster Linie vor die Gewerbegerichte kommen, von denen ein Appell an die ordentlichen Gerichte nur dann zuläßig ist, wenn der Werth des Streitgegenstandes den Betrag von 100 Mk. übersteigt. Die Herbeiführung einer einheitlichen Rechtsprechung durch den Einfluß des Reichsgerichts ist daher hier so gut wie ganz ausgeschlossen. Ueberhaupt weisen diese Meinungsverschiedenheiten über das Verhältniß zwischen dem Bürgerlichen Gesetzbuch und der Gewerbeordnung, welche in ähnlicher Weise auch hinsichtlich der Weitergeltung einzelner Bestimmungen der Gesindeordnungen aufgetaucht sind, darauf hin, wie berechtigt die Wünsche nach einer allgemeinen reichsgesetzlichen Regelung des Arbeits- und Dienstvertrages nach allen Richtungen sind. Es ist ja eine eigene Sache, in diesem Moment, wo eben der Dienstvertrag des bürgerlichen Rechts auf einer modernen Basis neu geregelt ist, die Frage einer allgemeinen Regelung des Arbeitsvertrages von neuem anzuschneiden. Aber es ist dies ein erstrebenswerthes Ziel und die Dissonanz, welche sich jetzt schon zwischen Bürgerlichem Gesetzbuch, Gewerbeordnung, Gesindeordnungen u. s. w. gezeigt hat, weist mit Entschiedenheit auf dieses Ziel hin.

Der große Eingriff, welchen das neue Recht sich gegenüber den zahlreichen ehelichen Güterrechten erlaubt hat, hat sich, wie das in der Natur der Sache liegt, nur im beschränkten Umfange fühlbar gemacht. Wissen doch nur wenig Eheleute, unter welchem ehelichen Güterrecht sie überhaupt leben. Anders verhält es sich mit dem Ehescheidungsrecht. Dem neuen Scheidungsrecht ist eine weitgehende rückwirkende Kraft beigelegt worden und so befinden wir uns heute schon ganz im neuen Scheidungsrecht.

Dasselbe enthält gegenüber dem bisherigen Recht vielfach eine nicht unbedeutende Einschränkung der Scheidungsgründe, so namentlich im Gebiet des früheren preußischen Landrechts. Doch zeigt sich schon jetzt, daß die clausula generalis des § 1568, welche die Scheidung gestattet, wenn der eine Ehegatte durch schwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten oder durch ehrloses oder unsittliches Verhalten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet hat, daß dem anderen Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemuthet werden kann, diese Einschränkung in mancher Richtung wieder aufhebt. Immerhin macht sich die Lücke des Fehlens des Scheidungsgrundes der gegenseitigen Einwilligung oder der unüberwindlichen Abneigung dort, wo er früher bestanden hat, bemerkbar. Von dem Scheidungsgrunde der unheilbaren Geisteskrankheit, welcher bekanntlich im Reichstag so hart umstritten wurde und schließlich glücklicherweise mit einer kleinen Mehrheit zur Annahme gelangte, ist dort, wo man ihn vor dem 1. Januar 1900 nicht kannte, alsbald ein umfassender Gebrauch gemacht worden. Viele Ehen, welche nur noch nominell bestanden, sind auch formell geschieden worden.

Wenn man hier und da gefürchtet hat, die Kodifikation des bürgerlichen Rechts werde der Wissenschaft des Rechts schädlich sein, so hat sich schon jetzt gezeigt, daß das neue Recht auf Wissenschaft und Praxis befruchtend eingewirkt hat. Nicht nur sind zahlreiche Gesammtbearbeitungen des neuen Rechts im Erscheinen begriffen und viele Einzelabhandlungen über Fragen dieses Rechts herausgekommen, sondern es ist auch eine Reihe neuer juristischer Zeitschriften und Sammlungen von gerichtlichen Entscheidungen gegründet worden. Vor allem aber darf man wohl als einen sichtbaren Erfolg des neuen Rechts konstatiren, daß die allgemein absprechende Verurtheilung der Kodifikation des bürgerlichen Rechts, welche in den letzten Jahren vor dem Inkrafttreten des Gesetzbuchs vielfach geübt wurde, jetzt verschwunden ist und in der Praxis des neuen Rechts bisher wenigstens eine neue Handhabe nicht gefunden hat.

Hamburg.

A. Nöldeke.

Aus Arnold Böcklins Werkstatt.

„Am 16. Januar ist Arnold Böcklin in Fiesole gestorben." Diese Worte brachte der Telegraph, als ich gerade die allerletzten Zeilen des nachfolgenden Aufsatzes niederschreiben wollte.

Todt! Droben aufgebahrt in Fiesole, von wo der Weg sich hinabsenkt nach Florenz, der zweiten Heimath Böcklins, der stillen italienischen Großstadt mit ihrer vornehmen Lieblichkeit und mit ihren stolzen Erinnerungen an die größten Zeiten der bildenden Kunst. Hier wird Böcklin für immer ruhen. Den Pinsel hatte er schon früher niedergelegt; sein Wirken als großer Künstler war abgeschlossen. Der Tod holte ihn ab, als das Bild seines Lebens vollendet war. Nur die Stimmung, aus der man in diesem Augenblick, da der Sarg noch nicht geschlossen, dieses Leben betrachtet, ist eine verwandelte.

Gleichviel! Es sollen die Linien, die ich gezogen habe, so bleiben, wie sie sind, und wie sie der getreue Schick nach dem Leben festhielt, als Böcklin noch in schaffender, kraftvoller Gesundheit an seinem Werke war.

* * *

Es gibt nicht wenige moderne und ältere Maler, die sich schriftlich über ihre Kunst geäußert haben; eines der wundervollsten Bücher dieser Art, die ich kenne, sind die Tagebuch-Aufzeichnungen von Rudolf Schick über Arnold Böcklin.*)

Ich brauche das Wort „wundervoll" in seinem ursprünglichen Sinn; in dem Sinne, daß das Schaffen eines so großen Geistes wie Böcklin ein Wunder ist; und voll von Mittheilungen über die Art seines Schaffens, seiner Naturbetrachtung, seiner Umsetzung der Naturbeobachtung in Kunst ist dieses Buch. Bisher waren von den Schick'schen Tagebüchern nur Bruchstücke bekannt. Die jetzige umfassende Veröffentlichung ist daher ein Verdienst.

Schick war gleichfalls Maler; er stammte aus Berlin; 1887 starb er. Er soll ein „schön begabter, ebenso innig als begeistert strebender, von hohen Idealen erfüllter Künstler" gewesen sein; und seine Tagebücher zeigen ihn als einen bescheidenen, ernsten, arbeitsamen Menschen, der als Gehülfe Böcklins und in intimem Verkehr mit ihm außerhalb des Ateliers ungeschminkt und schmucklos mit sachlicher Klarheit das aufzeichnete, was jener über sein Schaffen und seine Kunst sagte. Diese Tagebuchblätter sind so werthvoll und wohlthuend einfach, weil sie nicht vor dem Spiegel geschrieben sind, und weil sie für niemanden als für den Schreiber selbst bestimmt waren.

Ich will gewiß nicht sagen, daß die Aufzeichnungen unmittelbar neben die von Eckermann und Busch gesetzt werden können; aber sie sind in ihrer Art überaus bedeutungsreich und sympathischer als jene, weil Eckermann und Busch beobachteten und aufhorchten, um zu schreiben, und um später gelesen zu werden, und weil Schick nur sich selbst Rechenschaft ablegen wollte; ehrliche, naive Ursprünglichkeit, die der echte Mensch zum wenigsten vor sich selbst bewahrt, zeichnen diese Notizen über einen der größten Maler unserer Zeit aus.

Die vierhundert und einige Seiten enthalten Malerrecepte in Hülle und Fülle; über den Malgrund, über die Farben vom Anilinroth bis zum Zinnober; über den Firniß; über alle möglichen Fragen der handwerksmäßigen, so wichtigen Technik wird ausführlich und immer wieder gehandelt. Natürlich, das interessirt den Maler, der mit dem Maler spricht, in höchstem Grade, und jenen, der nur Bilder betrachtet, so überaus selten.

Nicht viele Leser bringen genügende Atelierkenntnisse mit, um von diesen Erörterungen einen unmittelbaren Nutzen haben zu können. Aber gerade jene, denen solche Fragen gänzlich unzugänglich sind, auch sie werden von diesen Seiten, die sie überfliegen oder überschlagen mögen, Gewinn ziehen. Sind für sie die Details bedeutungslos, so empfangen sie doch eine Vorstellung davon, mit welchen großen technischen Schwierigkeiten die Malerei zu kämpfen hat, welche rein technischen Probleme das Malen aufgiebt, welch verwickelten Erwägungen und Experimente der selbständige und schöpferische Maler anstellen muß, um sein Handwerk überhaupt ausüben zu können, um das annähernd auszudrücken, was er ausdrücken will, um die Farben von der Leinwand wiederleuchten zu lassen, die er mit seines Geistes Auge sieht.

Das fertige Bild verräth von all diesen Kämpfen mit der unzulänglichen Materie nichts. Wie diese Kämpfe im Einzelnen von Böcklin bestanden wurden, das kann der Laie nicht verfolgen. Aber daß sie bestanden werden müssen, das erfährt auch der Laie, und es giebt noch so viele bilderkaufende und bilderbeurtheilende Laien, die meinen, die Maler haben nichts weiter zu thun, als die Leinwand auf die Staffelei zu stellen, und alsdann mit dem Pinsel die Farben von der Palette auf diese Leinwand zu tragen und fleißig nach dem Modell oder der Skizze zu sehen. Das Handwerk des Malers, der kein Dilettant ist, verlangt noch ganz anderes, und seine Kunst führt ihn unmittelbar in das verwickelte chemische und physikalische Experiment hinein; freilich nicht als Gelehrten, sondern als tastenden Empiriker,

*) Rudolf Schick: Tagebuchaufzeichnungen aus den Jahren 1866, 1868, 1869 über Arnold Böcklin. Herausgegeben von Hugo von Tschudi, gesichtet von Dr. Cäsar Flaischlen. Berlin, F. Fontane & Co. 1901.

der die künstlerischen Ausdrucksmittel sucht und sich schafft, die gerade er braucht.

Man sagte zuviel, wollte man behaupten, daß jeder große Maler sich erst eine eigene Sprache aus dem Nichts bilden müsse; die Sprache ist da, auch in der Malerei. Sie ist bereits traditionell, aber den ganz besonderen Dialekt, der sich gerade für ihn eignet, den muß er finden und oft erst technisch erfinden, und das bedeutet ganz anderes als das, was man Stil in der Dichtkunst, in der Kunst der Worte, nennt. Auch die echten Dichter sind Sprach- und Wortschöpfer, aber die echten Maler sind in weit größerem Umfange Schöpfer und Erfinder ihrer Worte, der Farben, und aller der Mittel, die die Wirkung der Farbe beeinflussen.

Wie alle großen Maler, hat Böcklin diesen Problemen mit Leidenschaft nachgespürt, und wie allen großen Malern hängt auch ihm ein gewisser romantischer Zug — man möchte sagen — des Alchemisten an, der kocht und braut und mischt, um das Mittel zu finden, durch das jenes leuchtende Wunderbare, oder durch das jenes düstere Traurige, das ihm verschwebt, sich bannen läßt.

Dann aber führen die Aufzeichnungen aus den unmittelbaren Fragen der Technik hinaus. Der Maler muß sehen; selbstverständlich. Die eine Seite der Größe eines Malers, wie Böcklin besteht in der Schärfe, mit der er sieht, und was er alles sieht und beobachtet. Welche Fülle erstaunlicher Bemerkungen bringen in dieser Beziehung die Tagebücher.

Böcklin und Schick gehen spazieren; wie das Band auf dem Hut einer Römerin zur Jacke der Gefährtin steht; wie die Farben sich beeinflussen und durch diese Einwirkung verändert erscheinen, das wird gesehen und besprochen.

„Von zwei Damen, die neben einander gingen, hatte die eine einen schwarzen Mantel, die andere ein anilinvioletes Kleid und eine graue Jacke. Das Schwarz erschien meergrün in der Nähe des Violetten, und das Grau sah man bei den Schultern klar als Grau, nach dem unteren Theile zu aber mischte es sich ganz entschieden mit Grün."

Maler sein, heißt Interesse hierfür haben. Aber alsdann:

„Bei den verwelkenden Blättern eines Weinstocks werden die größeren Blätter, die am Anfang einer Ranke sitzen, grüngelb, die anderen roth. Der Rand dorrt zuerst (gelb- und rothrandige Blätter). Dieses Roth ist fast reines Zinnober oder Englisch Roth".

Oder:

„Eine frische Quelle hat nicht die grünen Schleimfäden.

Es ist oft räthselhaft, wie manchmal ganz bestimmte Gegenstände im Wasser sich mit Grün überziehen und andere nicht. So werden z. B. Steine grün und ein Stock im Wasser nicht; oder auch umgekehrt. Kalkablagerungen des Wassers an Steinen. Die Flechten sind nur am oberen Theil der Steine, am unteren nicht, wo das Wasser zurückgetreten ist. Da hat denn das Wasser gewöhnlich eine weiße Kalkschicht zurückgelassen und bei noch höherem Stand darüber eine andere dunkel violettgraue (etwas grünlich)."

Oder:

„Wir Nordländer haben gewöhnlich keine oder nur schwach ausgebildete untere Augenwimpern; Italienerinnen dagegen oft sehr starke, was sich meist wunderschön macht."

Oder:

„Böcklin hat namentlich auch die Bewegungen der Schnauze der Pferde beobachtet: wie sich mit der Oberlippe auch die Nase hochschiebt; wie die Unterlippe herabgezogen ist und wie die Zunge sich über die Vorderzähne legt u. s. w."

Hier und dort habe ich einen Satz herausgegriffen, um zu zeigen, was ein Malerauge fesselt, was Böcklin beobachtete, und was dann in seinem Erinnerungsvermögen und in seinen Studien aufgespeichert ward.

Das Bild des todten Christus bringt ihn darauf über die Leichenstarre zu sprechen, wie sie wesentlich anders bei Erwachsenen und bei Kindern ist; die Farbenwirkung eines Stoffes führt zu Erörterungen über das Weben, und er setzt auseinander, warum bestimmte Stoffe, die etwa roth sind, beim Faltenbruch gelb zeigen. Er fragt sich, warum wirken Kindergestalten in der Thätigkeit oft so putzig:

„Das Komische und Kindliche kann nun in Vielerlei liegen. Bei dem Tragenden z. B. darin, daß er nicht über den Bauch sehen kann nach dem, was er trägt; darin, daß er eine kleine Last mit großem Kraftaufwand schleppt, ferner muß er einzig eine Handlung und diese mit ganzer Hingebung verrichten und sich um nichts weiter kümmern (ob er nun springt oder trinkt oder etwas trägt). Darin, daß er Lächerliches oft mit gewissem Ernst thut . . ."

Böcklin sieht nicht nur; er geht der Beobachtung auf den Grund, und vor allem fragt er, warum ist dies oder jenes, was in der Natur schön oder malerisch wirkt, nun auch schön und malerisch. Er geht die Via Flaminia bei Rom daher:

„Man wird wohl an einem großen Theil gleichgiltig vorübergehen. Plötzlich aber fällt einem eine Stelle mit denselben Gegenständen ganz besonders auf, und dann ist es gewiß eine der genannten Ursachen der Schönheit und Harmonie, die einen frappirte und die man gewiß beim weiteren Nachforschen herausfindet. Dieses Herausfinden der Ursachen des Malerischen in Natur und Kunst sei Hauptaufgabe eines Kunstjüngers, und er versäume nicht, es fortwährend zu üben."

Tief eindringende Beobachtung der Natur, ein Sich-Rechenschaftgeben über alles, was man sieht, verlangt Boecklin. Ein analysirender Realist könnte in seinen Forderungen gewiß nicht weiter gehen. Aber der Realist will auch nicht weiter gehen, und für Böcklin sind diese Studien nichts als Voraussetzungen des künstlerischen Schaffens; sie sind ihm nicht Kunst, wie dem Realisten.

„In Studien pflegt man alles so zu malen, wie man es sieht. Man sollte überhaupt Studien nur machen, um das Wesen einer Sache zu ergründen und um ihrer Form und Charakteristik aufmerksam nachgehen zu können, nachher sollte man aber sie nicht wieder ansehen."

Und der volle Umschlag ist da, wenn er sagt:

„Er messe nie, wenn er einen Fehler sehe, und verlasse sich beim Aendern nur auf das Auge. Und sei es beim Nachmessen auch falsch: Nur das Auge ist maßgebend. Erscheint es für dieses richtig, so sind die Ansprüche erfüllt, die man an ein Bild macht, das ebenfalls nur für das Auge und nicht für das Nachmessen gemacht ist."

Den ganzen Böcklin aber hat man, wenn Schick schreibt:

„Ich bewunderte Böcklins Naturkenntniß, und mit welcher Richtigkeit und Sicherheit er Pflanzen selbst bei der Untermalung schon gezeichnet hatte. Da meinte er, er erfinde sie meistens; das sei keineswegs schwer, wenn man sein Gefühl dafür geübt habe. Es sei ihm vorgekommen, daß er Blumen (in gewisser Ahnung) erfunden habe. Nachher sei ihm von Blumenkennern gesagt worden, das sei diese oder jene Pflanze, von welcher er im Leben nichts gesehen hatte."

Und das thut auch Böcklin, was er als die Eigenart der Alten bezeichnet:

„Er glaube nicht, daß Tizian je mit dem Feldstuhl hinausgegangen sei. Die Alten haben fast stets nur den Eindruck aus sich heraus gemalt."

Und ein anderes Mal drückt er das Verhältniß von Natur und Kunst so aus:

„Es sei wohl gut, von Zeit zu Zeit direkt von der Natur etwas auf das Bild zu bringen; man müsse es aber nachher aus dem Kopf nach Gutdünken verderben und seiner Idee anbequemen."

In diesem Kopf Böcklins war aufgespeichert eine erstaunliche Fülle präzisester Eindrücke; immer arbeitet Böcklin daran, diese Eindrücke bis in alle ihre charakteristischen Einzelheiten zu vermehren; und in diesem Kopfe war aufgespeichert die klare, bewußte Einsicht darüber, welche Gedanken und welche Empfindungsreihen dieser oder jener malerische Eindruck bei dem Beschauer hervorbringen müsse.

So tief ist durch exakte Beobachtung Böcklin in den nothwendigen Werdegang der Natur eingedrungen, daß er Blumen malt, die er nie gesehen hat, und die gerade so die Natur hervorbringt; es ist, als wenn ein Astronom aus seiner Kenntniß des Weltalls einen Stern, in seinem Stand, in seiner Größe und Eigen-

art bestimmt, den nie sein Auge gesehen hat. Und wie Böcklin das selbständig findet, was die Natur schafft, so schafft er aus den gegebenen Voraussetzungen der Natur, aber über sie hinaus, was sie selbst nie hervorgebracht hat. Auch die wildeste Phantastik Böcklin's bleibt darum so bezwingend leibhaftig und so unanfechtbar wahr, weil sie aus einem Untergrund gesundesten Realismus organisch erwachsen ist. Wir sagen nur, so ist es nicht in dieser Welt; aber wir werden durch ihn überzeugt, daß es auch so sein könnte.

Die exakte Wahrheit und die exakte Richtigkeit ist ihm nicht Endziel; er will uns zwingen, daß wir den Eindruck haben, den er uns zu geben beabsichtigt, und daß dieser Eindruck jene Wirkung auf uns hervorbringt, jene Empfindungen und Gedanken auslöst, die er ausgelöst haben will. Daher schaltet er alsdann mit seinem Reichthum an realistischen Bausteinen völlig frei. So ist für ihn die Wirkung auf unser Auge und auf unser Gehirn das Entscheidende, nicht der Zirkel, und er „verdirbt", wie er sich so bezeichnend ausdrückt, die Studien mit ihrer Naturwahrheit, um für den Beschauer zu der höheren, aufschlußreicheren, rein menschlichen Wahrheit des Kunstwerkes zu gelangen.

Böcklin, der über das Können des Realisten souverän verfügte, durfte sich gestatten, hier von einer Idee, dort von einer Empfindung und nicht immer vom malerischen Eindruck allein auszugehen.

Allegris Miserere, das er auf seinem Harmonium spielt, regt ihn an, den todten Christus zu malen.

„Von dem Eindruck, der ihm bei seinem Entwurf vorschwebte und der ihn leitete, sagt er, es sei der Eindruck des wehmüthigen Friedens in den Zügen eines edlen Todten."

Und als er in einer Felsgrotte seine Quellennymphe malt, da verzeichnet Schick:

„Böcklin wollte der Idee einen sinnlichen Ausdruck geben, wie die Feuchtigkeit wirkt und schafft."

Dieser Reichthum gestaltender Phantasie und dieser gedankliche Tiefsinn sind echt deutsche Züge an Böcklin, jene Züge, die große deutsche Künstler auf den Weg ausschweifender phantastischer Unverständlichkeit oder spintisirender allegorischer Nüchternheit gelockt haben. Böcklin ist darum ein so großer Künstler, einer der Größten dieser Eigenart, den ich kenne, weil sein Reichthum an Phantasie und sein Gedankenreichthum nie hinauswachsen über seine Kunst, sondern in seinen vollendetsten Werken restlos verkörpert werden in Formen und Farben von wundervoller, sinnlich leibhaftiger, malerischer Schönheit.

Nicht die technische Meisterschaft, sondern dieser Prozeß ist das Charakteristische für die Individualität Böcklin's und die Kraft, mit der sich dieser Prozeß bei ihm vollzieht.

„Wo man geht und steht, möge man an seine Malerei (bezw. an sein Bild) denken, damit die Idee zur Ueberzeugung reife, und daß man gewiß werde, daß sie *nur so ausgedrückt werden kann* . . ."

Dieses „nur so" macht Böcklin zu einem Klassiker. In seinen großen Werken giebt es nichts zufälliges, nichts beiläufiges, nichts überflüssiges, keine Caprice und keine geistreiche Abschweifung. Immer wieder stürzt er sich auf seine Arbeit; in drei Jahren entwirft er dasselbe Bild sechs Mal, bis das Werk jene Form hat, von der er sich sagen kann, „nur so" darf es sein.

Wie alle Großen, besitzt er in sich nicht nur mehr, als die Vielen, sondern unermüdlich holt er alles heraus, auch das Letzte, was sich nur herausholen läßt, und so wunderbar ist die menschliche Individualität, daß diese Kraftausgabe diesen Kräftigen nur kräftiger macht. Daher jene konzentrirte gewaltige Wirkung, die von den vollendetsten Werken Böcklins ausgeht: Glücklicher Friede, feierliche Andacht, brausende Lust, geheimnißvoller Schauder, seelige Stille, das Glück des Lebens und das Glück des Todes in der weiten Natur, die reiche Skala echter großer menschlicher Empfindungen, mit denen seine Farben und seine Formen überwältigend die Menschen gefangen nehmen. Böcklin ist der größte malerische Lyriker. Die Empfindung, die in seinen Bildern liegt, nimmt widerstandslos gefangen.

Am 18. Juni 1869 machte Schick eine Eintragung, die den ganzen Böcklin giebt, in allen Zügen, die für ihn die charakteristischsten sind; ich muß diese Stelle noch hiersetzen:

„Nur mit erhöhter Vorstellungskraft bekommt man ein Bild fertig; und diese Vorstellungskraft *wächst durch Beobachtung*. Man kann sein Gedächtniß durch stete Uebung stärken und durch Vernachlässigung bis zur völligen Unfähigkeit schwächen. Man muß seinem Gedächtniß ungeheuer viel zumuthen und beobachten, wo man nur kann. Nur dadurch wird man sicher, nnd das Gedächtniß ist überall bereit. Es ist damit gerade wie mit einem Akrobaten: Wenn er 14 Tage nicht auf dem Seil gewesen ist, wird er unsicher und wird weit eher einen Fehltritt thun, als wenn er sich täglich übt.

Beim Schaffen muß man in voller Aufregung sein und sich fortwährend Leben und Natur vorstellen; dann kommen von selbst die Gedanken und Erinnerungen an Dinge und Erscheinungen, an die man vielleicht jahrelang nicht gedacht hat. Es ist etwas Merkwürdiges mit dem Gedächtniß- und den Ideenverbindungen, die oft durch unscheinbare Dinge und Aehnlichkeiten wachgerufen werden; die Erinnerung an längst Vergessenes tritt einem dann plötzlich lebendig vor die Seele: oft Erscheinungen im Großen, oft auch Bilder kleiner Details: wie an einem Felsblock eine Stelle abbröckelt, wie die Moose sitzen, gewisse Zusammenstellungen von Farben und Formen 2c. Man muß sich darum überall nach dem Grund des Wohlgefallens fragen, das eine Erscheinung ausübt; hat man diesen *erforscht* und die Erscheinung ganz *begriffen, so sitzt sie für alle Zeiten fest im Gedächtniß*."

Für alle Zeiten . . .? Nicht im eigenen Gedächtniß, das nun zerstört ist; wohl aber im Gedächtniß der Menschen, so lange sie Böcklin's Werke bezaubert betrachten werden.

Böcklin ist heute todt, und seine Werkstatt, die schon seit seiner Krankheit verwaist war, ist für immer geschlossen. Die Werkstatt, wo er malte, gab nie die allerinteressantesten Geheimnisse her. Die wunderbarste Werkstatt hienieden bleibt das Gehirn eines großen Menschen, und in diese wunderbare Malerwerkstatt, die jetzt faulende Masse ist, gewährt der schlichte Schick einen freien Einblick.

P. Nathan.

Das Luftschiff.

Alle Neuerungen auf dem Gebiete der Aëronautik werden vom Publikum mit besonderem Interesse verfolgt, und das ist leicht zu verstehen. Waren doch Daedalus und Icarus schon für das graueste Alterthum die typischen Vertreter des höchsten Wagemuthes, und wenn wir uns des traurigen Geschickes erinnern, welches einen Lilienthal, Schwartz, Andrée betroffen hat, so sehen wir deutlich genug, daß der sagenhafte Icarus nur der erste einer längeren Reihe von Nachfolgern ist, die leider wohl auch jetzt noch nicht als abgeschlossen gelten kann. Um so höher mußte die Bewunderung für einen Mann steigen, der es unternahm, in hohem Alter, mit Daransetzung seiner Kraft, seiner Gesundheit und seines Vermögens, der Luftschifffahrt ganz neue Wege zu weisen. Was man allerdings vom Grafen Zeppelin erwarten durfte, das zeigt uns das kecke Reiterstückchen, welches er vor dreißig Jahren ausführte. Bekanntlich drang er im Juli 1870 als württembergischer Offizier mit einem begleitenden Kommando von badischen Dragonern tief ins Elsaß hinein, um Kundschaft über den Aufmarsch des Macmahonschen Heeres einzuziehen; die kleine Schaar stieß zuletzt auf überlegene feindliche Streitkräfte, und die Badener wurden sämmtlich getödtet oder gefangen, während ihr Führer sich durchschlug und glücklich zu den Seinigen zurückgelangte. Dieser Mann nun hat sich in seinem späteren Leben der Technik zugewandt, und nach-

dem es seiner geschickten Agitation geglückt war, größere Summen für sein Projekt flüssig zu machen, stellte er den Kolossalballon oder besser Ballonkoloß, mit dem er die Lösung des berühmten Problems zu erzwingen gedachte, wirklich her und brachte es im Sommer und Herbst des Jahres 1900 auch glücklich zu ein paar wichtigen Aufstiegen, die, man mag über das Prinzip wie immer denken, als eine wahrhaft großartige Leistung unter allen Umständen anerkannt werden müssen. Daß sanguinische Berichterstatter nunmehr der Welt verkündeten, „es ist erreicht", kann nicht Wunder nehmen; dem 20. Jahrhundert falle, so wurde gesagt, nur noch die Aufgabe zu, auf dem vorgezeichneten Wege muthig fortzuschreiten, und unsere Nachkommen würden den Luftozean ganz ebenso mit Flugapparaten bevölkert sehen, wie wir jetzt unzählige Schiffe auf dem Weltmeere erblicken. Daß in Fachkreisen kein ebenso ungezügelter Enthusiasmus herrschte, braucht kaum versichert zu werden; man freute sich auch hier dankbar des Erreichten, übersah aber auch nicht die mancherlei Schwierigkeiten, welche die Auffahrten zu vereiteln gedroht hatten und nur durch ein hohes Aufgebot von Opferwilligkeit, Scharfsinn und technischem Geschick theilweise gehoben worden waren. Ehe wir mit der Sache selbst uns beschäftigen, halten wir es für gut, auf die theoretische Seite der Zeppelinschen Idee etwas näher einzugehen, weil wir uns vergewissert zu haben glauben, daß auch bei sehr gebildeten Leuten eine gewisse Unklarheit über die unsäglichen Hindernisse herrscht, welche der Lenkbarkeit eines Luftfahrzeuges entgegenstehen.

Ein Schiff im Wasser ist verhältnißmäßig leicht zu lenken durch Ruder oder Steuer. Beide Vorrichtungen stützen sich darauf, daß sie sich theilweise in, theilweise außer dem Wasser befinden; der Widerstand, welchen der Hebeldruck zu überwinden hat, ist im Wasser größer als in der Luft, und auf der Verschiedenheit dieser Widerstände beruht die Möglichkeit, der Bewegung des Schiffskörpers eine andere Richtung zu ertheilen. Damit ist von vornherein gesagt, daß es absolut nicht angeht, für die Fortbewegung oder Lenkung eines Ballons mit Apparaten etwas auszurichten, welche an Ruder oder Steuer gemahnen. Andrée urtheilte ganz richtig, als er vorschlug, durch Schleppseile eine wenigstens partielle Steuerung zu bewirken, denn indem diese Anhängsel auf dem festen Erdboden nachschleifen, müssen ihre Enden eine viel energischere Reibung als der übrige Theil der Strike überwinden, und auf diese Weise wird eine gewisse Annäherung an die Rudersteuerung erreicht. Daß sich das Auskunftsmittel bei der Todesfahrt der kühnen Schweden praktisch nicht bewährt hat, ändert natürlich nichts an der Richtigkeit des Grundgedankens. Was nun den Ballon in der Luft anbelangt, so ist derselbe als ein fast ganz willenloser Bestandtheil in die Atmosphäre eingefügt, und der Wind treibt ihn nach seinem Belieben. In vertikaler Richtung kann der Insasse der Gondel die Bewegung dadurch beeinflussen, daß er Ballast auswirft, wenn er steigen will, und daß er mittelst der Ventilleine Gas ausströmen läßt, wenn er niederzugehen beabsichtigt. Die seit Montgolfier und Charles, also seit mehr denn hundert Jahren, auf der Tagesordnung stehende Aufgabe gipfelt nun darin, dem Ballon eine beliebige Horizontalrichtung zu ertheilen, in welcher er auch dann verharren soll, wenn der Wind es anders mit ihm vorhat. Es versteht sich von selbst, daß die wissenschaftliche Erörterung nicht bei einer bestimmten Art von Vehikeln stehen geblieben ist, sondern ganz allgemein die Möglichkeit des Fluges in Betracht gezogen hat. Seit im Jahre 1680 der italienische Mathematiker Borelli sein noch jetzt vollster Beachtung würdiges Werk „De motu animalium" geschrieben hat, wurden zumal die Bedingungen des Vogelfluges gründlich untersucht; Fuß (1799), Muncke (1827), Prechtl (1846), Marey (1874), Pettigrew (1875), v. Parseval und Lilienthal (1889), Ahlborn (1896) sind in dieser Beziehung zu nennen. So war die theoretische Aëronautik allmählich in sehr lebhaften Fluß gerathen, und es lag nahe, zu hoffen, daß aus so viel Aufwand von Scharfsinn und Verständniß ein günstiger Erfolg erwachsen müsse.

Im Jahr 1894 hielt einer der ersten Physiker unserer Zeit, L. Boltzmann, vor den Mitgliedern der Wiener Naturforscherversammlung einen Vortrag, worin er die Möglichkeiten einer freien Bewegung in der Luft scharf kennzeichnete. Ihm zu Folge hat man zu unterscheiden zwischen Schraubenfliegern, Drachenfliegern, Flügelfliegern und Wellenfliegern. Für die Luftschifffahrt im großen Stile schienen zunächst lediglich die Vorrichtungen der erst-erwähnten Art eine Zukunft zu besitzen, zumal nachdem Lilienthal, der mit äußerster Energie an der Herstellung einer Flugmaschine im engeren Sinne gearbeitet hatte und seinem Ziele auch schon anscheinend ziemlich nahe gekommen war, durch ein plötzliches Versagen seines Apparates einen tragischen Untergang gefunden hatte. Daß man mit Luftpropellern vorwärts kommen, daß man mit ihrer Hilfe auch eine gewisse Lenkbarkeit erzielen kann, muß von vornherein zugegeben werden, und Versuche mit kleinen Modellen haben zum öfteren ein überraschend günstiges Ergebniß geliefert. Freilich ist dabei Eines nicht zu übersehen. In seinen bekannten Untersuchungen über mechanische" Aehnlichkeit, welche er in einem gewissen Gegensatz zur „geometrischen" Aehnlichkeit stellte, hat sich H. v. Helmholtz über die Gründe ausgesprochen, welche bewirken, daß überhaupt Versuche mit einem Modelle oft aufs Beste gelingen, während sich ungeahnte Hindernisse einstellen, sobald die Maschinerie selbst in Thätigkeit gebracht wird. Ein schwerwiegendes Bedenken erhebt sich ferner auch, wenn man nach dem Motor fragt, der ein Ankämpfen gegen den Wind gestatten und dabei doch von überaus geringem Gewichte sein soll. Als Konstrukteure lenkbarer Schraubenflieger sind Giffard (1854), Dupuy de Lôme und F. Haenlein (1872), Tissandier (1883), Renard und Krebs (1884), Maxim (1893) zu nennen, und aus noch neuerer Zeit liegen die Konstruktionen von Phillips und Hargrave, Stengel und Wellner vor, welch letztere in Fachkreisen das größte und beifälligste Aufsehen machte, ohne daß es jedoch einstweilen zu ihrer Erprobung bei einer Hochfahrt gekommen wäre. Die beiden französischen Genieoffiziere Renard und Krebs hatten es vor dem Grafen Zeppelin in der praktischen Verwirklichung ihrer Ideen am Weitesten gebracht, denn in der Reithalle zu Meudon gehorchte ihr Ballon vollkommen dem Steuer, und selbst in freier Luft geschah dies noch so lange, als die Eigengeschwindigkeit diejenige des Windes übertraf. Sobald jedoch dieser Fall sich in sein Gegentheil umsetzte, verlor der Mechanismus seine Macht, und zwar um so mehr, weil die galvanische Batterie, von welcher die bewegende Kraft ausging, ziemlich bald nachließ. Immerhin waren die Meudoner Versuche dazu geeignet, den schon erlahmenden Bestrebungen zur Lösung des Räthsels neuen Impuls zu verleihen.

Hier nun setzte Graf Zeppelin ein. Ausgehend von der Erfahrung, daß den Luftwiderstand am besten ein länglicher, sich gewissermaßen in die Luft einbohrender Körper überwinde, entwarf der unternehmende Mann den Plan zur Anfertigung einer Riesenspindel von 125 m Länge (nahe heranreichend an die Höhe des Straßburger Münsterthurmes); das Material war Aluminium, welches Metall sich ja bekanntlich durch seine große spezifische Leichtigkeit auszeichnet. Im Innern des Hohlkörpers, den man am besten mit einer gigantischen Zigarre vergleichen kann, waren Zwischenwände angebracht, durch welche das Luftschiff, seinen Genossen auf dem Wasser vergleichbar, in besondere Kammern oder „Schotten" zertheilt wurde; solcher Zellen waren siebzehn vorgesehen, während auch jede derselben ihren besonderen, kugelförmigen Ballon aufnehmen sollte. Jeder von ihnen war mit einem selbständigen Sicherheitsventile ausgerüstet, um so der unleugbar vorhandenen Gefahr des Zerspringens vorzubeugen. An beiden Enden des schräg zulaufenden Zylinders war je eine Gondel und Schraube angebracht, und die Kraft des Motors wurde dahin bestimmt, daß die Schraubenflügel in einer Minute 1200 Umdrehungen machen können. Mit gewaltigen Kosten wurde bei Manzell, am württembergischen Ufer des Bodensees, eine Ballonhalle gebaut, und in ihr fand die Zu-

rüstung des Ungethüms statt; sehr mit Recht gedachte der Graf das Luftschiff auf einem Floße in den See schleppen und erst von dieser sicheren Basis aus hoch gehen zu lassen, wie denn auch andererseits die Rückkehr und Landung auf dem Wasser viel leichter als auf unebenem Terrain vor sich gehen mußte. Da in neuester Zeit bei wichtigeren Luftfahrten nicht mehr das freilich viel billigere Leuchtgas, sondern das unverhältnißmäßig leichtere Wasserstoffgas angewendet zu werden pflegt, so schien der Ballonverbindung auch eine ganz beträchtliche Fliegkraft zugesprochen werden zu dürfen; ja, man glaubte sogar ein achttägiges Verbleiben in der Luft annehmen zu können, was jedoch angesichts der Thatsache, daß alle Hüllen in hohem Maße durchlässig sind, entschieden zu optimistisch gerechnet war. Man sieht, es war ein weit aussehender Plan, den es zu realisiren galt, und des Grafen Thatkraft hat es wirklich dahin gebracht, daß nicht nur die Geldfrage — es handelte sich um eine Million — glücklich gelöst, sondern auch ein glänzender Sieg über die technischen Schwierigkeiten der Ausführung erfochten werden konnte. Im Frühjahre 1900 lag der Ballonriese fertig montirt in seiner Halle, und die Versuche mochten ihren Anfang nehmen.

Der erste Aufstieg wurde zu Anfang Juli bewerkstelligt. Wie nur zu billigen, hatte man einen Tag mit ruhiger Atmosphäre gewählt, denn es wäre verfehlt gewesen, ein an und für sich schon schwieriges Experiment auch noch unter verwickelten Bedingungen in Scene zu setzen. Die Probe wurde gut bestanden; das Ungeheuer löste sich leicht von dem Floße ab, erreichte eine ziemlich bedeutende Höhe, gehorchte dem Steuer und kehrte, nachdem es eine mehrfach geschlängelte Linie beschrieben, folgsam wieder zu seinem Ausgangspunkte zurück. Der gewiegteste militärische Kenner der Flugtechnik, Hauptmann Moedebeck, hat in Nummer 569 der Zeitschrift „Prometheus“ den näheren Hergang beschrieben und sachlich gewürdigt; ihm zufolge eignete dem Flugschiffe in den ersten drei Minuten seiner Fahrt eine mittlere Geschwindigkeit von 3,2 Meter in der Sekunde, was immerhin sehr respektabel ist. Zu irgend einem abschließenden Urtheile aber ließ sich das Gelingen des ersten Versuches noch nicht verwerthen, denn in die Möglichkeit sicherer Erhebung waren ohnehin keine Zweifel gesetzt worden, und an die Lenkbarkeit wurden vorläufig nur äußerst geringe Anforderungen gestellt. Deshalb sah man mit Spannung der Fortführung der Versuche entgegen, welche für den Herbst in Aussicht genommen war. Die Tage des 17. und 21. Oktober spielen in der Geschichte des Zeppelin'sche Aërostaten die wichtigste Rolle, und man muß den relativen Erfolg zumal des letzten Aufstieges umso höher einschätzen, weil das Flugschiff zuvor einige nicht unbedenkliche Beschädigungen erfahren und namentlich sehr viel Gas verloren hatte. Zwar wurde sofort Wasserstoff in den bekannten eisernen Flaschen aus München verschrieben und nachgefüllt, allein trotzdem erwies sich der Auftrieb als ein sehr geringer, und den Führern der Gondeln konnte deshalb nur ein weit geringeres Quantum Ballast mitgegeben werden, als man von Hause aus für nothwendig erachtet hatte. Indessen glaubte der Erfinder, da nun einmal die allgemeine Aufmerksamkeit geweckt und auch eine ziemliche Zahl auswärtiger — zum Theile sehr hochgestellter — Zuschauer eingetroffen war, nicht länger zögern zu sollen und entschloß sich zur Fahrt, wiewohl der regnerische Tag der Fähigkeit des Vehikels, sich in der Luft zu erhalten, kein vortheilhaftes Prognostikon zu gewähren schien. Wiederum waren fünf Personen in die beiden Gondeln vertheilt: Der Graf selbst, Artillerieoberleutnant v. Krogh, der bekannte Reisende Eugen Wolf und die beiden Maschinisten Burr und Groß.

Unmittelbar nach 5 Uhr erhob sich die Ballonzigarre von der ziemlich weit in den See hinausgeschleppten Balkenunterlage, und in etwa einer Minute war sie bei einer rein vertikalen Bewegung in 220 Meter Höhe angelangt. Nunmehr traten die Schrauben in Thätigkeit, und die Fahrt begann gegen den herrschenden Wind gerichtet zu werden. Kurze Zeit war die Richtung eine nördliche; darauf wurde eine Wendung gemacht; das Flugschiff trieb der schweizerischen Seite des Sees zu, und mit einer abermaligen Schleife kehrte es dann nach dem Floße zurück. Eine genaue Bearbeitung der Beobachtungsresultate liegt zur Zeit noch nicht vor; damals, und an Ort und Stelle, wurde der zurückgelegte Weg auf 4 Kilometer veranschlagt. Wie groß die Eigenbewegung gegen den Wind und mit dem Winde war, läßt sich nicht mit Sicherheit aussagen, weil das gewöhnlich angewandte Verfahren, das Fahrzeug, dessen Länge man ja kennt, an einer festen Marke vorübergehen zu lassen und die hierzu benöthigte Zeit zu messen, keine große Sicherheit gewährt. Viel mehr würde sich die noch zu wenig berücksichtigte Geschwindigkeitsbestimmung mittelst sogenannter „Logballons“ empfehlen. Wenn also mitgetheilt wird, die selbständige Geschwindigkeit sei bis zu 6 Metern pro Sekunde gestiegen, so ist diese Angabe nur mit Vorsicht aufzunehmen. Wie dem aber auch sein möge, der Erfolg war unter allen Umständen als ein sehr erfreulicher zu bezeichnen, und insbesondere ging diesmal auch die Landung, welche früher nur unter allerhand Hemmnissen hatte bewerkstelligt werden können, gut und glatt vor sich. Um 6 Uhr ruhte der Koloß bereits wieder wohl geborgen in seinem Unterkunftshause. Wäre die Tragkraft der Ballons die programmäßig vorgesehene gewesen, so dürfte auch der Kampf mit der bewegten Luft einen noch mehr in die Augen fallenden Erfolg gehabt haben. Es waren nämlich die einzelnen Ballons ungleichmäßig gefüllt, und deshalb trat, wie der offenbar gut unterrichtete Referent der „Vossischen Zeitung“ aussagt, eine Deformation des Tragkörpers in vertikaler Richtung ein, welche die Wirkung der Propeller eines Theiles ihrer Kraft beraubte. Solchen Fehlern aber wird künftig leicht abgeholfen werden können.

Haben wir nun aber ein Recht, uns angesichts des in vielen Beziehungen ja höchst achtungswerthen Erfolges dieser mühevollen Arbeit eines mit allem Grunde zu bewundernden Mannes von einem schrankenlosen Optimismus durchdringen zu lassen? Dazu ist kein Anlaß gegeben. Denn sehr viel weiter, als durch die Bestrebungen der beiden Franzosen Renard und Krebs sind wir doch auch jetzt noch nicht gekommen. Gewiß stimmen wir mit dem instruktiven Artikel, den A. Stolberg in Nummer 49 des vierten Jahrganges der „Umschau“ abdrucken ließ, darin überein, daß es ganz verfehlt wäre, die Unfälle, welche das Luftschiff bei einem Vorversuche im September trafen und einigermaßen auch später noch nachwirkten, dem Prinzipe oder gar dem Grafen selbst aufzubürden, aber daran läßt sich doch eben auch nicht zweifeln, daß eine so ungeheuer komplizirte Verbindung von Maschinen und Maschinentheilen den Keim zu den schwersten Gefahren in sich birgt. Und die höchste menschliche Sorgfalt vermag keine Garantie dafür zu bieten, daß die Störung nicht gerade in dem Augenblicke eintritt, in welchem eine sofortige Beseitigung derselben nicht mehr möglich ist. In dieser Thatsache, die durch keine Voraussicht und keine Geschicklichkeit vorbeugend abgewehrt zu werden vermag, glauben wir ein unübersteigliches Hinderniß dagegen erkennen zu müssen, daß das Zeppelinsche System eine für die aëronautische Praxis vorbildliche Bedeutung gewinnen könnte. Auch hat v. Loeßl, dessen anerkannte Sachkunde ihn zu einem ganz kompetenten Richter macht, die ernstesten Zweifel ausgesprochen, ob es je dazu kommen werde, dem Ballon eine höhere Sekundengeschwindigkeit als eine solche von 8 Meter zu ertheilen. Und falls es sich wirklich so verhält, dann macht eine auch nur etwas lebhafter bewegte Luft alle Anstrengungen, die Lenkbarkeit zu vervollkommnen, von vornherein illusorisch!

Ein Physiker ersten Ranges, Lord Rayleigh, hat es soeben als seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß der Drachenflieger die aëronautische Zukunftsmaschine sein werde. Gegen diese Autorität ist schwer aufzukommen, aber gleichwohl wäre es sehr zu beklagen, wenn äußere Gründe ein eifriges Weiterarbeiten auf dem vom Grafen Zeppelin gelegten Grunde erschweren oder gar verhindern würden. Denn so unwissenschaftlich es wäre, zu glauben,

daß nunmehr der Stein der Weisen gefunden und das Problem der Lenkbarkeit endgiltig gelöst sei, ebensowenig darf verkannt werden, daß der geniale Erfinder der Ballonzigarre uns einen neuen Weg gezeigt hat, dessen weitere Verfolgung zwar mühsam und kostspielig ist, der uns aber doch dem hohen Ziele der Luftschiffkunst ein gutes Stück näher bringen kann. An die Möglichkeit, daß im nun anbrechenden Jahrhundert einmal Bahnzug und Dampfboot durch die Flugmaschine verdrängt werden könnten, wird ein nüchterner Beobachter der Wirklichkeit ohnehin in keinem Falle denken.

S. Günther.

Der „echte" Raffael.

Doktor Ilgner stand in seinem Zimmer vor dem Spiegel und machte Toilette. Wenn dieser Kommerzienrath etwa selbst kommen sollte, so sollten dem Banausen die Augen aufgehen.

Eine etwas eigenthümliche Operation, dies Toilettemachen des Doktor Ilgner. Die Künstlerschleife, die er als Kravatte trug, wurde aufgebunden und gezaust, so daß ihr eines Ohr keck gen Himmel strebte, das andere melancholisch sich zur Erde neigte. Die oberen Knöpfe der Weste wurden aufgeknöpft. Folgte die schwierigste und doch so nothwendige Maßnahme; mit Hilfe eines Kamms und einer Bürste genialisirte Doktor Ilgner sein von Natur so unbegreiflich glattes Braunhaar.

Ein Blick in sein Zimmer überzeugte ihn, daß die Wirthin da wieder eine unerträglich nüchterne Ordnung hergestellt hatte. Die Chaiselongue, die an der Wand stand, wurde dreist ins Zimmer hineingerückt. Eine Photographie nach Rembrandt vom Nagel genommen und auf einen Stuhl gestellt. Dann eilte Doktor Ilgner an sein Regal, entnahm ihm einen Stoß Bücher, schlug sie auf und bedeckte damit seinen Schreibtisch. Zwei oder drei wurden offen auf die Erde daneben gelegt.

Er sah sich befriedigt um. Doktor Ilgner gab garnichts, aber auch garnichts auf das Urtheil der Welt. Er verlangte nur, daß er ihr imponire.

Er war eben im Begriff, die türkische Wasserpfeife neben seinen Schreibtisch zu stellen, als ihm mit einem Mal die Schamröthe heiß bis in die Stirne stieg. Das alles jetzt, da es Abschiednehmen galt —! Er fuhr mit der Hand über sein Haar, daß es wieder ganz glatt anlag und knöpfte die Weste zu. Wie lange würde er sie denn noch sein nennen dürfen? Vielleicht eine Stunde lang.

Nun suchten seine Augen demüthig das Bild, das da an der Wand vor ihm hing, als hätte er ihm abzubitten. Die Mutter mit dem Kinde. Sein Raffael.

Ein echter Raffael. Wie lange noch der seine?

Von dem dunkelrothen Hintergrunde hob sich sattgrün das Gewand der Gottesmutter ab. Nur bis zu den Hüften stellte das Bild sie dar, doch schien sie zu schweben. So hatte nur einer den Pinsel zu führen gewußt, mit dieser Sicherheit und Feinheit. Eine Hand wie die, mit der die Jungfrau das Kindlein an sich drückte, hatte nur einer zu malen vermocht, — Raffael, der Göttliche.

Und was war das alles gegen den Ausdruck in diesem sanften Oval! Tiefblau blickten die Augen auf das Kind. Und aus diesen Augen sprach das alles: das Magdthum und die Mutterschaft und das Ueberirdische. Und die braunen Augen des kleinen Krauskopfes auf ihrem Arm suchten die ihren; und in diesen Kinderaugen war ein Lächeln. Das waren nicht die Augen des Mannes, den die Schmerzen anderer schmerzten, es waren die Augen dessen, der gesagt hat: Ich habe die Welt überwunden.

Es giebt mehr Bilder von Raffael. Manch eines konnte sich mit diesem an Vollendung messen. Aber dies Bild von Raffael, das da vor ihm hing, es bedeutete zugleich — sein, des Doktor Ilgner Lebenswerk.

Doktor Ilgner fühlte, wie die Augen feucht ihm wurden. In späteren Jahrhunderten würde man sagen: Doktor Ilgner gebührt das Verdienst, das Bild zuerst als ein Werk des Meisters erkannt und für Deutschland erobert zu haben.

Denn niemand konnte ihm den Ruhmestitel rauben! Wie ein Dieb in der Nacht, so hatte er es den Engländern entrissen.

Auf einer Studienreise, die er als junger Scholast nach England unternommen, hatte er das Bild in Privatbesitz entdeckt. Es galt für das Werk eines italienischen Meisters aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Es sehen und wissen: das ist ein Raffael, war die Eingebung eines Augenblicks gewesen. Freilich, er hatte es dabei nicht bewenden lassen. Er hatte die eingehendsten Studien gemacht, und sie hatten den ersten Eindruck ihm bestätigt. Er hatte den Triumph genossen, daß sein hochverehrter Lehrer, Geheimrath Professor Doktor Schultze — bekanntlich die erste Autorität auf diesem Gebiet — seinem Urtheil beigetreten war. Unter Berufung auf ihn hatte Geheimrath Schultze seine Ansicht über dies Bild in einem kleinen, gottlob ziemlich unbekannt gebliebenen Aufsatz in einer wissenschaftlichen Zeitschrift niedergelegt.

Ein Glück, daß der Aufsatz unbekannt geblieben war! Nie hätte es ihm sonst gelingen können, das Bild nach dem Tode seines Besitzers zu erstehen. Der Kauf hatte ohnedies ziemlich sein ganzes, keineswegs unbeträchtliches Vermögen verschlungen.

Er hatte gehofft, daß der Staat ohne weiteres das Bild von ihm erwerben würde, eine ansehnliche Vermittlergebühr für ihn selbst mit eingeschlossen. Das war trotz seiner Bemühungen nicht geschehen. Und nun statt dessen — ah! dieser Kommerzienrath. Wie er den Menschen haßte.

Durch einen schrillen Klingellaut wurde Doktor Ilgner aus seinen Träumereien aufgeschreckt. Der Kommerzienrath erschien wirklich in höchstselbsteigener Person mit seinem Diener und der Zofe der Gnädigen, das Bild sich abzuholen. Die Genialität des Zimmers aber und seines Besitzers machten keinen ersichtlichen Eindruck auf ihn.

Eine Viertelstunde später saß Doktor Ilgner der kahlen Wand gegenüber. Ein Gefühl unsäglicher Leere lag auf ihm. — —

Ein Trost nur, der ihm blieb: Die Geschichte des Cinquecentos, an der er arbeitete. Wäre dies Werk nicht gewesen, das ihm am Herzen lag, — er hätte sich wahrscheinlich von dem Bilde nie getrennt.

Aber er mußte es schaffen, dies Werk, denn er hatte Neues zu sagen, Neues nicht zum wenigsten auf dem Gebiete der malerischen Technik. Kraft seiner Auffassung der Technik der italienischen Meister war es ihm gelungen, seinen Raffael zu entdecken. Nun zeugte das Bild für seine Theorie. Er mußte das Werk schreiben, denn wer wollte es sagen, wieviel Schätze mit dieser Wünschelrute noch zu heben waren? Er schuldete dies Werk der Welt. Daneben mußten seine eigenen Wünsche schweigen.

Aber trotzdem die Wand nun leer war, noch sah er das Lächeln dieser braunen Augen. . . .

* * *

Ein Vierteljahr darauf hatte sich etwas höchst Seltsames ereignet. Der Kommerzienrath hatte Doktor Ilgner auf Rückgängigmachung des Kaufes verklagt. Es habe bei der Erwerbung Täuschung vorgelegen. Das Bild sei nicht von Raffael. Es sei von einem unbekannten italienischen Meister aus dem Ausgang des 16. Jahrhunderts.

Mit hellem Lachen hatte Doktor Ilgner die Zustellung der Klage in Empfang genommen. Ja, diese Kommerzienräthe! Er seinerseits konnte dem Prozeß übrigens sehr ruhig entgegensehen, denn die einzige, unbestrittne Autorität auf diesem Gebiete, Geheimrath Professor Doktor Schultze,

hatte das Bild für einen unzweifelhaft echten Raffael erklärt. Was konnte der Kommerzienrath also wollen?

Die größte Ueberraschung aber brachte Doktor Ilgner der Verhandlungstag selbst. Da trat das Allerseltsamste in Erscheinung. Die gegnerische Partei auch stützte sich — auf ein Gutachten des Geheimraths Professor Doktor Schultze. Und dieses Gutachten war späteren Datums als jener ziemlich unbekannt gebliebene Aufsatz.

Der Anwalt des Gegners führte aus: Auch ein Mann der Wissenschaft könne irren. Wir sind alle Menschen und irren alle. Unerhört und niemals dagewesen sei es aber, daß ein Mann der Wissenschaft eine richtige Ansicht aufgegeben habe, um eine irrige zu vertreten. Dem heiligen Begriff von Wissenschaft, den wir alle im Herzen tragen, widerstreite das. Bei einem so gründlichen und gelehrten Forscher, wie es Geheimrath Professor Doktor Schultze sei, gelte ohne Weiteres der Satz: das spätere Urtheil ist das richtige.

Diesen Ausführungen gemäß entschied der Gerichtshof.

So kam Doktor Ilgner wieder in Besitz des echten Raffael's. Nur geleitete diesmal der Kommerzienrath — der übrigens auf Rückerstattung der Zinsen aus eigenem Antrieb verzichtet hatte — nicht wieder in höchstselbsteigener Person das Bild in Doktor Ilgner's Wohnung.

* * *

Da stand der „echte" Raffael nun mit der Vorderseite gegen die Wand gelehnt. Dr. Ilgner konnte sich nicht entschließen, das Bild anzusehen. Sein Anblick war ihm einfach unerträglich.

Er trug auch keine Künstlerschleife mehr, der Dr. Ilgner; er versuchte auch nicht mehr, sein Haar zu locken. Wenn er ausging, geschah es meist in den Abendstunden, und sah er einen Bekannten, so machte er scheu einen Umweg, oder er schlich sich vorsichtig an ihm vorüber. Die Menschen waren ihm fatal geworden.

Tage waren so vergangen, Wochen, und das Bild stand noch immer in Dr. Ilgner's Zimmer, daß man nichts davon sehen konnte als die Rückseite des Rahmens und die braune Leinewand. Dr. Ilgner aber saß an seinem Schreibtisch und grübelte. Er dachte darüber nach, was nun werden sollte, aus dem Bilde, aus ihm selbst. Denn die Geschichte des Cinquecentos mochte er nicht mehr schreiben. Die Lust dazu war ihm vergangen und auch der Muth. Der Muth vor allem. Denn wer sagte ihm nun, daß seine neue Auffassung zu Recht bestand? Er war seiner selbst unsicher geworden, er zweifelte. Man würde ihm sagen, daß seine Auffassung eine irrige wäre! Er hatte den Muth verloren zu seinem Werk und damit den Lebensinhalt. Im Grunde war es ganz gleichgültig, was er nun begänne. Und doch mußte er etwas beginnen. Seine Gedanken drehten sich im Kreise.

An einem Herbstabend war's. Dr. Ilgner hatte sich früh zu Bett gelegt, aber zu schlafen vermochte er nicht. Er wußte selbst nicht, was ihm den Schlaf so fernhielt; vielleicht der ärgerliche Wind, der draußen herumrumorte; vielleicht die Sorgen, die ewigen Sorgen. Krampfhaft schloß er die Augen.

Und da drängten seltsame Bilder auf ihn ein. In toller Hast zogen sie an ihm vorüber, eins wandelte ins andere sich. Thiergestalten, Landschaften und häßliche Fratzen. Er sah das so deutlich vor sich, daß es ihn quälte. Er öffnete die Augen, rieb sie und schloß sie wieder. Und nun sah Dr. Ilgner eine weite, rothe Fläche. Etwas Grünes hob davon sich ab. Und dies Grüne nahm Gestalt an, — zu einem Frauengewande wurde es. Und jetzt konnte Dr. Ilgner auch das Gesicht der Frau erkennen. Er sah ihre tiefblauen, ernsten, gütigen Augen. Und diese Frau trug ein Kind auf dem Arm, — den lächelnden Jesusknaben . . . Dr. Ilgner wagte nicht zu athmen, unwillkürlich hatten seine Hände sich gefaltet.

Eine Weile lag er so ganz still. Dann kletterte er aus dem Bett, zündete ein Licht an und ging zu seinem Bilde. Er rückte es von der Wand ab und sah es an. Bei dem flackernden Lichtschein gewannen die Gestalten ein seltsam lebendiges Ansehn. Er stand und stand, und seine Augen sogen sich fest an diesem Bilde, bis sie ihm trübe wurden und dicke Thränen ihm über die Backen liefen. Da wurde er erst gewahr, daß ihn fröstelte.

Seit jenem Tage hatte Dr. Ilgner seinen Raffael sich wiedererobert. Aber seit jenem Tage auch waren die Menschen ihm noch fataler geworden. Die Menschen und das Uebrige auch.

Doch hatte er versucht, seine Geschichte des Cinquecentos wieder in Angriff zu nehmen. Nur war es bei dem Versuch geblieben. Ob er nun auf der Spur des Rechten war oder nicht (er war es!) — wer würde ihm glauben? Und für wen sollte er das Werk schreiben? Für diese Welt der Thoren, die Augen hatten, und nicht sahen? Für die Gelehrten, die sich nicht überzeugen ließen, für die Ungelehrten, die ihn nicht verstanden?

Geh an der Welt vorüber, es ist nichts . . .!

Ein einsames schuppenähnliches Haus weit hinaus, in einer Vorstadt, bezog Dr. Ilgner. Es war nichts als ein sehr bescheidenes Bildhaueratelier mit einer Schlafkammer dabei; aber es hatte seine Geschichte.

Ein junger Künstler hatte hier gehaust und auf Aufträge gewartet. Die waren nicht gekommen, und ein wenig sehr dürftig hatte der junge Mann sich durchgeschlagen. Endlich war das Unerhörte aber doch eingetreten: ein reicher Vorstädter hatte einen „Auferstehungsengel" für das Grab seiner verewigten Frau bei ihm bestellt, und mit Einsetzung seiner ganzen jungen schaffensfreudigen Künstlerschaft hatte der Bildhauer die Gestalt entworfen. Der Vorstädter kam, besah sie, schüttelte den Kopf und sagte: „Nee. — Der Auferstehungsengel is mich zu traurig. Wenn das in Ihren Himmel so aussieht, — auch jut; in meinen sieht es anders aus. Behalten Sie sich Ihren Auferstehungsengel selber." Und da der junge Künstler noch sehr jung war, behielt er ihn: doch nicht für lange. Zu irgendwelchen Einzugsfeierlichkeiten war gerade in aller Eile noch eine Konkurrenz für eine „Victoria" ausgeschrieben worden. In der Verzweiflung, denn der Mensch will leben, sandte er seinen Auferstehungsengel an das Preisrichterkomitee. Und er erhielt den Preis. Seine Victoria machte Furore. Man rühmte die moderne Auffassung der Gestalt. Das war nicht die übliche Victoria mit dem stereotypen Lächeln. Daß ihr Weg über Leichen geführt hatte, spiegelte sich in diesen tiefernsten Augen. Es war die Victoria, die den modernen Menschen auf dem Schlachtfelde grüßt. — Mit einem Schlage war der junge Künstler berühmt geworden. Den Vorstadt-Schuppen hatte er gegen ein Atelier in einer vornehmen Straße eingetauscht.

Das kleine Haus aber weit hinaus, da draußen, bezog Dr. Ilgner. An der rohgetünchten Hauswand war noch in großen, schwarzen Lettern sichtbar: „Monumente und Grabdenkmäler aller Art".

In dem großen Atelierraum stand nichts als eine Chaiselongue. An den kahlen Wänden hing nichts als das Bild von Raffael.

Stundenlang des Tages — ein seltsames Grauen vor jeder Beschäftigung hatte ihn erfaßt — lag Dr. Ilgner auf der Chaiselongue und sah zu dem Bilde auf. Sein Raffael! Die ganze Schmerzensgeschichte der Menschheit schien ihm aus diesem einen Bild zu sprechen. Das hatte am Anfang der Menschheitsgeschichte gestanden, diese Liebe, mit der die Mutter niederblickte auf ihr Kind. In dieser Liebe erst war der Mensch zum Menschen geworden. . . Schmiege dich an den mütterlichen Busen, du armer, lächelnder Knabe, denn nichts bleibt später dir zum Schutze gegen eine Welt des Kampfes, als eine Kindheitserinnerung. . . Es hatte Mädchen gegeben, die hatten ein Kind der Liebe so liebend

an ihr Herz gedrückt, und die Welt hatte sie gelästert und verfehmt. . . Es hatte Männer gegeben, die waren so lächelnd ins Leben getreten, wie dieser Knabe, und sie hatten ihr Selbst gegeben, und man hatte sie gekreuzigt. Diese Mutter und dies Kind! Wie ihre tiefblauen Augen seine braunen, lachenden Kinderaugen suchten. In dieser Jungfrau hatte die Menschheit Ehrfurcht vor der Frau gefunden. Von diesem Knäblein war ein Segen ausgegangen, den nur menschliche Thorheit in Unsegen hatte wandeln können. Es war aber lange her, daß das Christkind geboren worden, sehr lange, zu lange. . .

Stundenlang des Tages saß Dr. Ilgner zu seinem Bilde auf und träumte. Von allem Verkehr hatte er sich zurückgezogen, alle Arbeit hatte er bei Seite gelegt. Stundenlang, auch bei jedem Wetter, lief er spazieren. Bei seinem Hause, wo die Vorstadt zu Ende ging, waren viele Straßen, rechteckig, angelegt. Häuser standen da noch nicht, aber die Dämme waren sauber gepflastert und mit Kies bestreut. Auf den Baustellen neben den Straßen wucherte das Gras, und der Wind tummelte sich auf den öden Feldern. Einsam ging Dr. Ilgner hier spazieren, wie er einsam in seinem Schuppen hauste. Die Leute sagten, er sei ein Sonderling geworden; sie lachten über ihn; das dauerte eine Weile, dann beachteten sie ihn gar nicht mehr.

Die Kinder aber waren hinter ihm her, wenn sie seinen schwarzen Havelock im Winde flattern sahen. Den trug Dr. Ilgner nun Sommers und Winters, zu jeder Jahreszeit. Im Winter zum Schutz gegen die Kälte, im Sommer zum Schutz für seinen mehr als dürftig gewordenen Anzug. Denn er lebte nunmehr nicht gerade in glänzenden Verhältnissen, der Dr. Ilgner.

Die Kinder aber waren hinter ihm her und schrieen: „Raffeldoktor! Raffeldoktor!“ Das hatten sie irgendwie aufgeschnappt, und es sollte Raffaeldoktor heißen. Aber so recht befriedigte sie der Ruf selber nicht. Sie waren deshalb sehr glücklich, als ein kleiner Junge eines Tages aus dem Raffeldoktor einen Rappeldoktor machte. Nun hieß er allgemein der Rappeldoktor.

„Rappeldoktor! Rappeldoktor!“ Es kam vor, daß Dr. Ilgner vor den kleinen Verfolgern flüchtete. Dann flog sein schwarzer Havelock gar seltsam durch die Luft, und bauschte sich wie ein dunkles Segel, und drüber flatterten die Pellerinenflügel. Die Kinder aber jauchzten ihm nach und warfen wohl auch mit Steinen. Denn das machte ihnen Freude.

War Dr. Ilgner aus ihrem Bereich, so ging er langsam. Er brauchte diese Spaziergänge, die wüsten Baustellen entlang, durch diese Straßen, an denen keine Häuser standen. Denn auf diesen Gängen erwachte von neuem immer die Sehnsucht nach seinem Raffael.

Listig, wie ein Indianer, die Verfolger meidend, schlich Dr. Ilgner sich in sein Haus zurück. Und dann stand er wieder vor seinem Bilde. . .

Und wenn er lange hingeblickt hatte, dann war ihm, als richteten die beiden ihre Augen auf seine Augen. Und das Kind lächelte.

So alterte Dr. Ilgner, doch wurde er nicht alt. Die Krankheit hatte ihn plötzlich gepackt, und er rief keinen Arzt. Alles, was er that, war, daß er sich aus seiner Schlafkammer schon etwas mühsam zu der Chaiselongue im Atelier schleppte und dort sich bettete. Die derbe alte Aufwärterin, die täglich zum Reinmachen und zu Besorgungen kam, fand ihn so eines Morgens todt.

Die Leichenträger, die ihn ein wenig hastig zur letzten Ruhe brachten, ahnten nicht, daß der, den sie zu Grabe trugen, — ein glücklicher Mensch gewesen war.

* * *

Ein Vierteljahr später schrieb das Großherzoglich K . . sche Regierungsblatt:

Ein neu entdecktes Bild von Raffael. Dem hochverdienten Kenner der italienischen Malerei, Geheimrath Professor Dr. Schultze ist es gelungen, ein bisher unbekanntes Bild von Raffael im Nachlaß eines Sonderlings nachzuweisen. Bereits früher hat Geheimrath Professor Dr. Schultze sich eingehend mit dem Bilde beschäftigt, ohne endgiltig die Ueberzeugung gewinnen zu können, daß das schöne Gemälde von Raffael selbst herrühre. Erst auf Grund allerneuster Studien ist ihm das gelungen. Wie wir hören, soll sich die Regierung auf sein Anrathen entschlossen haben, das Bild für das Museum anzukaufen.

Und acht Tage darauf: Nach der Frühstückstafel begab sich Se. Kgl. Hoheit, unser allergnädigster Landesherr mit zahlreichem Gefolge in das Museum, das neue Bild von Raffael zu begutachten. Hoheit erkannte das Gemälde sogleich als ein eigenhändiges Werk des Meisters und geruhte dem Geheimrath Professor Dr. Schultze seine volle Befriedigung über das Gemälde auszusprechen, ihm auch persönlich den Rothen Löwenorden 2. Klasse am Bande zu überreichen. Zweifel an der Echtheit des Bildes bestehen somit nicht mehr. Se. Kgl. Hoheit, der sich sodann zur Besichtigung der neuen Augenklinik begab, trug bei dieser Gelegenheit die große Uniform seines Leib-Kürassierregiments.

Ernst Heilborn.

Napoleon I., Revolution und Kaiserreich. Herausgegeben von Dr. Julius von Pflugk-Harttung. Berlin. J. M. Spaeth Verlag.

Die Gestalt des korsischen Artillerielieutenants, der es in zwei Jahrzehnten zum Kaiser der Franzosen brachte, hat ihren fascinirenden Reiz noch nicht verloren. Je mehr die ernste Geschichtsforschung sich bemüht, die tiefen Schatten dieser gewaltigen historischen Persönlichkeit zu zeichnen, um so lebensvoller und deshalb dramatisch anziehender tritt das Bild hervor. Die zahllosen Memoiren der Theilnehmer der napoleonischen Kriegszüge, die im letzten Jahrzehnt veröffentlicht wurden, haben ferner das Ihrige dazu beigetragen, um die Antheilnahme an der strahlenden Laufbahn des Gewaltmenschen zu beleben. In Frankreich lebt die Memoirenlitteratur seit Jahren vorzugsweise von Napoleons I. Tafelrunde. Das Bedürfniß für den Heroenkultus ist so groß, daß weder die kritischen Untersuchungen Taine's, noch die beißenden Enthüllungen in Barras' Memoiren über den „gestiefelten Kater“ und den gefälligen Ehemann Bonaparte die napoleonische Legende in Frankreich wesentlich beeinflußt haben. Für das große französische Publikum bedeutet Sardou's „Madame sans Gêne“ und Rostand's „Aiglon“ mehr als Taine's Kritik und Barras' Indiskretion. In der Geschichte der Völker spielt die Legende vielleicht keine kleinere Rolle als in der Religion, und schließlich hat sie in der Geschichte der Völker auch ebenso viel Berechtigung. Die historischen Begebenheiten wurzeln doch alle in einem jeweiligen populären Vorstellungskreise, und alle großen Männer der Geschichte haben ihre Hauptkraft aus dem genommen, was man heute in moderner Fassung „öffentliche Meinung“ nennt. Vielleicht bei keinem großen Lenker menschlicher Geschicke, von denen die Weltgeschichte berichtet, war die Kunst das, was die Völker im Innersten bewegt, zu erkennen und zu benutzen, so ausgebildet wie bei Napoleon Bonaparte, und eben deshalb ist er auch der geborene Held der Legende. Vor der objektiven Wahrheit hatte der kühle Phantast niemals Respekt. Er fälschte die Thatsachen mit derselben Rücksichtslosigkeit, wie er gefälschtes Papiergeld fremder Staaten in Kurs setzte. Sobald ihm die Lüge geeigneter erschien als die Wahrheit, seinen Machtzwecken zu dienen, so wurde sie ohne jedes Zaudern zur Anwendung gebracht, und daß er die Mitwelt zwang, selbst das Verlogenste zu glauben, beweist nicht zum wenigsten den dämonischen Einfluß, den er auf sein Zeitalter ausübte. Die napoleonische Legende ist deshalb ein unentbehrliches Stück der napoleonischen Geschichte.

Das vorliegende deutsche Werk versucht es, Napoleon I. als Feldherrn und Staatsmann möglichst unbeeinflußt von der französischen Legende darzustellen. Eine Reihe hervorragender militärischer Fachmänner

hat an diesem Werk gearbeitet, und hunderte von Illustrationen beleben den Text. Das Werk bietet in gewissem Sinne mehr, als es verspricht. Man ist auf eine populäre Darstellung gefaßt und würde eine gewisse Oberflächlichkeit, wie sie solchen populären Darstellungen leicht anhaftet, in den Kauf genommen haben. In Wirklichkeit ist aber das, was geboten wird, erheblich werthvoller: Es ist eine unter ausgiebiger Benutzung alles wichtigeren vorhandenen, insbesondere kriegswissenschaftlichen Materials gegebene Darstellung von Fachmännern, die es zumeist verstanden haben, dem Resultat ihrer ernsten Studien auch eine gefällige litterarische Form zu geben. Ganz vorzüglich ist insbesondere die Partie, welche der bekannte Oberst z. D. Keim übernommen hat, und die uns den General Bonaparte schildert und denselben als Feldherrn bis zum Kaiserthron begleitet, sowie die Darstellung der inneren Politik des Konsuls Bonaparte aus der Feder des Professors Richard Grafen du Moulin-Eckart. Hier, wo man es nicht mit den dramatischen Begebenheiten des Schlachtfeldes zu thun hat, sondern wo der spröde Stoff nur unter einer künstlerischen Behandlung Leben gewinnen konnte, hat der Verfasser eine geradezu musterhafte Arbeit geleistet. Einen sehr ausgiebigen Platz hat man auch dem Seekriege mit England in diesem Werke angewiesen. Das Werk verfolgt Napoleon I. nur bis auf die Höhe seiner Laufbahn. Ein zweiter in sich abgeschlossener Band wird das Erwachen der Völker und den Sturz Napoleons schildern. Der stattliche Quart-Band von 358 Seiten kostet nur 8,50 Mark.

B.

Wirklichkeiten. Beiträge zum Weltverständniß. Von Kurd Laßwitz. Verlag von Emil Felber. Berlin. 1900.

Der sogenannte gesunde Menschenverstand, der in Wahrheit in der Regel identisch ist mit dem trägen Verstande, welcher entweder unfähig oder nicht willens ist, zum Begreifen ernstlich überzugehen, — dieser sogenannte gesunde Menschenverstand findet nichts unbegreiflicher, als daß es Leute gibt, welche sich den Kopf zerbrechen, was denn nun eigentlich wirklich sei und was nicht. Erst wenn man ihnen durch ein paar dialektische Fragen begreiflich zu machen sucht, wie schwierig es ist, das Bereich der Wirklichkeit selbst von so verwandten Dingen wie Wahrheit und Wesen zu unterscheiden, steigt ihnen eine Ahnung davon auf, daß es mit diesem Wirklichen doch wohl eine andere Bewandtniß haben müsse, als daß es zusammenfalle mit dem, was sie betasten und sehen und überhaupt mit ihren Sinnen aufnehmen. In Wahrheit aber liegen die Schwierigkeiten noch viel tiefer und sind noch viel verwickelter. Ein ganzes Netz von dialektischen Gedankenfäden enthüllt sich sofort, wenn man versucht, etwas näher an den Begriff der Wirklichkeit heranzutreten, und nicht weniger als eine umfassende Weltanschauung gehört dazu, um ihn mit einiger Sicherheit zu bestimmen.

In dieses ganze Netz dialektischer Schwierigkeiten führt uns die oben bezeichnete Schrift von Laßwitz hinein. Sie ist eine Sammlung von Essays, welche zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Anlässen entstanden sind, — mehrere davon sind auch in dieser Zeitschrift veröffentlicht worden, — aber sie bilden keine lose Reihe, sondern sind durchaus innerlich zu einer Einheit verknüpft, wo es nöthig war mit entsprechender Umarbeitung der einzelnen Aufsätze.

Der Verfasser geht aus von dem Grundgedanken, der sich zunächst nach dem Stande der heutigen Wissenschaft, namentlich der Naturwissenschaft, ergibt, daß alles Geschehen lediglich kausal verknüpft und alles Seiende zunächst ein bloßer Mechanismus sei. Schon hier thürmen sich eine Reihe von Schwierigkeiten auf, wenn man die verschiedenen Gebiete des Wirklichen von einander abgrenzen will. Sie steigern sich, wenn man in das Gebiet des Bewußtseins hinübergeht. Hier sind es namentlich die Fragen nach dem Verhältniß von Subjekt und Objekt, nach dem Wesen der Freiheit, der Ideen, weiterhin die psychologischen Schwierigkeiten in den Beziehungen von Schlafen und Wachen, Gefühl und Denken, Traum und Realität, weiterhin die von Religion und Erkenntniß, Religion und Gefühl u. s. w., welche der Verfasser eingehend behandelt. Ueberall erfreut man sich an dem Reichthum von Gedanken und der Selbständigkeit des Urtheils bei dem lebhaften Bemühen, zu einer einheitlichen und möglichst widerspruchslosen Weltanschauung die entlegensten Gedankenbestimmungen zu verknüpfen. Das ist freilich nicht überall gelungen. Der Standpunkt des Verfassers ist im Wesentlichen der Kantische des subjektiven Idealismus, und zwar etwa in der Auffassung von Fried. Albert Lange und anderen, welche Natur und Freiheit, die Welt des mechanischen Geschehens und der Zweckmäßigkeit, reinlich von einander abgrenzen wollen und dennoch, trotz dieses scharfen Dualismus, der Meinung sind, daß auf dem einen wie auf dem anderen Gebiete sich die gleiche Sicherheit der Erkenntniß erreichen lasse und Grenzstörungen und Vermischungen der beiden Gebiete ausgeschlossen sein könnten. Diese Ansicht ist freilich heute nur schwer noch aufrecht zu erhalten, und es zeigt sich denn auch wiederholt, daß auch Laßwitz die Schwierigkeiten, welche aus diesem Standpunkte sich ergeben, mehr dialektisch umgeht als wirklich löst. Indessen beeinträchtigt das in keiner Weise den Werth seiner Schrift, die eine Fülle von werthvollen Anregungen bietet und vermöge ihrer leichten, angenehmen — man möchte fast sagen geselligen — Darstellungsweise (in dieser Beziehung möchte ich besonders die hübsche Abhandlung über den Traum hervorheben) ganz besonders geeignet ist, auch namentlich die weiteren Kreise der Gebildeten in die hier behandelten Probleme einzuführen.

M. K.

Mit Befriedigung publiziren wir die nachstehende, der Redaktion zum Zwecke der Veröffentlichung übersandte:

Erklärung.

Auf die Bemerkungen in Nr. 12 Ihrer geschätzten Blätter vom 22. v. M. über die Biographie Bamberger's in den Nachträgen zur Allgemeinen Deutschen Biographie beehrt sich die Redaktion folgendes zu erwidern:

Durch ein unglückliches Zusammentreffen zufälliger Umstände ist diese Biographie gedruckt und ausgegeben, ohne seitens der Redaktion revidirt zu werden. Gewiß dürfte ein solches Versehen nicht vorkommen; wem aber wäre es in einem weitverzweigten Redaktionsgeschäfte nicht geschehen, daß ihm einmal ein einzelner Punkt zur Unzeit aus den Augen kommt? Daß der Herr Verfasser des Artikels die beiden angefochtenen Sätze im Sinne einer Insinuation geschrieben habe, bezweifelt die Redaktion trotz des bösen Scheins. Jedenfalls aber wird die Redaktion durch Umdruck der betreffenden beiden Seiten die nöthige Remedur herbeiführen.

Die Redaktion der Allgemeinen Deutschen Biographie.

R. v. Liliencron.

Briefkasten der Redaktion.

A. 101. In dem von Ihnen angeführten Falle hat das nicht legitimirte Kind kein Erbrecht.

Das Hauptorgan der Welfen ist die „Deutsche Volkszeitung" in Hannover; das der Dänen „Flensborg Avis" in Flensburg; das der Lithauer „Nauja Lietuwiszka Zeitunga" in Tilsit. Als le principal organe du parti alsacien bezeichnet der Pariser „Temps" das „Journal de Colmar" in Colmar.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 17. Berlin, den 26. Januar 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

England wird heute regiert von König Eduard VII. Der Prinz von Wales ist an die Stelle der Königin Viktoria getreten, die seit dem 20. Juni 1837 die Herrscherin des Vereinigten Königreichs gewesen ist. Dreiundsechzig lange Jahre hatte sie das Szepter geführt, und England war unter ihrer Regierung zu unvergleichlicher Größe und Macht gelangt.

Man kann nicht sagen, daß dieser Aufschwung der Genialität der Königin zu verdanken gewesen sei. Die Gunst der internationalen Lage kam England zu Gute; aber diese Gunst ist in hohem Grade ausgenutzt worden, und das große Verdienst der Königin Viktoria ist es gewesen, daß sie durch ihre Klugheit und Besonnenheit zwar nicht bahnbrechend für die Entwicklung gewesen ist, aber wohl ihr eine verständige Förderin war. Diese verständnißvolle Mitarbeit in einer Zeit, die der englischen Macht einen so gewaltigen Zuwachs schaffte, brachte es zu Wege, daß die Königin Viktoria schließlich mit dem, was geworden ist, identifizirt wurde, und daß man von einem viktorianischen Zeitalter sprach noch in einem anderen Sinne als jenem, daß unter ihrer Regierung als zurückhaltender konstitutioneller Königin sich aus dem Vereinigten Königreich eine Weltmacht entwickelt hat, wie sie nimmermehr bestand.

Die Größe der Königin Viktoria liegt darin, daß sie mit sicherem Takt eine konstitutionelle Herrscherin gewesen ist, was keineswegs bedeutet, daß sie politisch eine Puppe war. Sie versuchte es jedoch nicht, das moderne Leben zu bevormunden, und das erweist sich selbst für gewaltige Individualitäten als unerreichbar. Sie ließ die starken Kräfte des englischen Volkslebens frei sich innerhalb der Grenzen der Konstitution entfalten und bekämpfen und aus dieser Entfaltung und diesem Kampfe gesunder Kräfte, begleitet von der Gunst der Weltverhältnisse, wuchs das heutige englische Riesenreich empor.

Die Gunst der internationalen Zustände kommt heute England bei weitem nicht mehr in gleichem Umfange zu Gute. Zurückschauend kann man behaupten, daß der Umschwung mit der Gründung des Deutschen Reiches begonnen hat. Aber sichtbar ist dieser Umschwung erst geworden, seitdem die friedliebende Politik des in seinem Ehrgeiz zunächst befriedigten Deutschland, gepaart mit seiner militärischen Stärke, die Gefahren eines europäischen Krieges weiter und weiter hinausrückte. Die europäische Unternehmungslust wurde damit in ferne Welttheile gedrängt, und je geringer die Gefahren europäischer Verwicklungen wurden, um so stärker wurde der Wettbewerb aller Nationen neben England in anderen Welttheilen.

Dieser Wettbewerb ist für England politisch zu einer Bedrohung geworden, die von den leitenden politischen Kreisen nicht rechtzeitig und nicht in vollem Umfang erkannt und gewürdigt worden ist. Weder hat sich England im gegebenen Augenblick militärisch noch durch Bündnisse mit anderen Staaten entsprechend gekräftigt; und während die Gefahren, aber nicht im Verhältniß die Mittel der Abwehr wuchsen, stürzte sich das Vereinigte Königreich überdies in den südafrikanischen Krieg, die Bedeutung des Kampfes mit den Buren unterschätzend und in dem Wahn befangen, daß eine solche Eroberungspolitik in fernen Welttheilen trotz der veränderten politischen

Lage so ungefährlich sei, als zur Zeit, da die Kräfte des kontinentalen Europa durch die Vorgänge in Europa selbst gebunden waren. Aus diesen Fehlern erwuchsen Schwierigkeiten für England, die heute keineswegs überwunden sind, und die den letzten Jahren der Viktorianischen Aera ein völlig verändertes Gepräge gegeben haben.

Eduard VII. findet also keine sonnigen Verhältnisse vor. Ganz neue Anforderungen treten an das Reich heran, denen es sich gewachsen zeigen soll, und vorläufig sieht man nicht, daß die Männer da sind, um die neuen Wege zu weisen und zu verfolgen. Eduard VII. ist zwar der Monarch eines mächtigen Reiches, aber das auf seiner alten Höhe mit den alten Mitteln ganz sicher nicht erhalten werden kann. Das Einlenken in neue Bahnen ist immer schwierig, doppelt schwierig für ein Reich, das in seiner so langen, glücklichen Isolirtheit eine rasche Anpassungsfähigkeit verloren hat.

Dieser Prozeß der Anpassung und Umformung bei steigenden Gefahren wird voraussichtlich die Regierung Eduard's VII. ausfüllen, und auch ein englischer Monarch kann innerhalb der Konstitution nicht wenig für eine vorsichtige und verständige Politik thun.

Unser Kaiser ist in England; diese Reise des Enkels an das Sterbebett der Großmutter, bedarf keiner Erklärung aus den Gründen der Politik.

Aus Südafrika stockt die Berichterstattung vollständig. Man darf vermuthen, daß man die Nachricht bedeutender englischer Erfolge selbst in diesen Trauertagen der Bevölkerung des Vereinigten Königreichs bekannt gegeben hätte; von der südafrikanischen Misere aber schweigt man lieber und glaubt schweigen zu dürfen in der Voraussetzung, daß das Land durch den Thronwechsel genügend in Anspruch genommen ist, um den Burenkrieg für einen Augenblick zu vergessen, den man gewiß gern überhaupt in Vergessenheit begraben möchte.

In China verhandelt man weiter; chinesische Prinzen nehmen bereits in der deutschen Botschaft den Thee ein, und gleichzeitig hört man, daß 25 000 Mann regulärer chinesischer Truppen sich in unangenehmer Nähe des französischen Expeditionskorps bemerkbar gemacht haben. Das Theetrinken ausgenommen, vermag man also keine sichtbare Veränderung der Lage zu erkennen.

Der frühere Oberbürgermeister von Berlin Zelle ist gestorben. Er war ein liberaler Mann von gewinnenden Formen; aber er besaß nicht jene Rücksichtslosigkeit des Charakters, die auch in schwierigen Verhältnissen sich durchsetzt.

* * *

Königin Viktoria von England.

Die Nachricht von dem Ableben der Königin Viktoria von England ruft unwillkürlich die Erinnerung wach an jenen 20. Juni 1897, da die greise Monarchin ihr sechzigjähriges Regierungsjubiläum unter der Antheilnahme der ganzen zivilisirten Welt feierte. Der Jubel, mit dem die Hauptstadt London damals die Königin auf ihrer Fahrt zur St. Pauls-Kathedrale begrüßte, fand in allen Theilen des gewaltigen Reiches, an den Ufern des Ganges wie in den Diamantfeldern Südafrikas und auf den Schaffarmen Australiens ein lebhaftes Echo. Die Idee eines Greater Britain schien an diesem Tage rund um den Erdball herum loyale Triumphe zu feiern. Alle Gegenden des britischen Reiches waren in der triumphalen Prozession vertreten. Weder Semiramis noch Elisabeth noch Katharina hatten eine solche Huldigung erlebt.

England sah mit berechtigtem Stolz auf die 60 Jahre der Viktorianischen Aera zurück, in der die Welt politisch und wirthschaftlich grundstürzende Aenderungen erlebt hatte und in der Großbritannien zu einer beispiellosen Ausdehnung und Blüthe herangewachsen war. Als die achtzehnjährige Königin im Jahre 1837 den Thron bestieg — was bedeuteten damals die meisten englischen Kolonien? Kanada, die Kapkolonie, Australien waren wilde Gegenden, in denen größtentheils die Ureinwohner noch eine thatsächliche Herrschaft ausübten, und selbst Indien war noch im Wesentlichen das Indien der Lord Clive und Warren Hastings. Um den ganzen Wandel der englischen Kolonien eindrucksvoll sich vor Augen zu führen, mag daran erinnert werden, daß die bedeutendste Stadt des australischen Kontinents, der sich vor wenigen Wochen zu einem Bundesstaat zusammengethan hat, nach dem ersten Premierminister des Englands der Viktorianischen Aera, Lord Melbourne, benannt ist. Die Stadt, welche heute nahezu ½ Million Einwohner zählt, wurde im Jahre 1836 gegründet, ein Jahr vor der Thronbesteigung der Königin Viktoria.

So großartig die äußere Machtentfaltung Englands in den letzten zwei Menschenaltern aber auch gewesen ist, so war der Wandel der Dinge in der inneren Politik und in wirthschaftlicher Beziehung doch noch bedeutsamer. Die ganze Entwickelung des Eisenbahnwesens, der Dampfschiffsrhederei und der auf Dampfkraft und Elektrizität begründeten Technik fällt in die Zeit der Regierung der Königin Viktoria. Mit gerechtem Stolze konnte im Sommer 1897 der Schatzkanzler, Sir Michael Hicks-Beach, im englischen Unterhause auf die damit zusammenhängende großartige soziale Entwickelung Englands in den abgelaufenen 60 Jahren hinweisen, in denen das Staatseinkommen von 52½ auf 112 Millionen, der Handel mit dem Auslande von 125 auf 738 Millionen, die Einlagen in Sparkassen von 18¾ auf 115 Millionen Pfund Sterling gestiegen, die Zahl der Spareinleger von 590 000 auf 8 396 000 gewachsen, die wirthschaftliche Lage der arbeitenden Klassen unvergleichlich gebessert, die Steuerlasten auf Lebensmittel beinahe völlig beseitigt, der Pauperismus vermindert, die Zahl der Verbrecher wesentlich zurückgegangen seien, um dann hinzuzufügen: „Ich glaube, ich darf sagen, unser Volk ist heute besser regiert, besser geschützt, besser unterrichtet, als jemals früher. Die Löhne sind höher, die Häuser gesunder, Nahrung und Kleider billiger geworden . . . Es giebt in der ganzen englischen Geschichte keine Periode, in der in einem gleichen Zeitraum gleich große und segensreiche Fortschritte gemacht sind, und ich bin sicher, daß no similar period can show a nobler reign."

Damals war die öffentliche Meinung der Welt geneigt, solchen Stolz und solche Befriedigung als gerechtfertigt anzusehen.

Inzwischen haben sich die Verhältnisse erheblich gewandelt, und insbesondere das Schlußwort von Sir Michael Hicks-Beach's Rede, daß „no similar period can show a nobler reign", hat durch die Ereignisse der allerjüngsten Zeit in dem Urtheil der zivilisirten Welt eine starke Einschränkung erfahren. Der südafrikanische Krieg, — er mag schließlich ausfallen, wie er will, — hat das Prestige Englands, seinen politischen wie seinen moralischen Ruf, auf das Schwerste geschädigt. Selten hat ein Unrecht, von einem Riesen an einem Zwerge begangen, sich an dem Riesen so schwer gerächt wie in diesem Falle. Der greisen Königin Englands hat niemand einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie das an den Buren begangene Unrecht nicht gehindert hat; als streng konstitutionelle Monarchin war sie dazu außer Stande, und selbst die Buren, die sich in den verflossenen anderthalb Jahren daran gewöhnt haben, alles englische auf das Bitterste zu hassen, haben es nie an Respekt und Hochachtung vor der Königin Viktoria fehlen lassen.

Dieser Respekt, man kann sagen: diese Pietät gegenüber der verehrungswürdigen englischen Königin war ein Imponderabile in der englischen Politik, dessen Bedeutung nicht unterschätzt werden darf. Man muß sich vergegenwärtigen, daß die Loyalität in England und Schottland gegenüber den Regenten aus dem Hause Hannover bis zum Regierungsantritt der Königin Viktoria nicht besonders

stark ausgebildet war. Von dem „göttlichen Recht“ der Könige, das den Stuarts noch Generationen nach ihrer Vertreibung aus England in der Vorstellung des Volkes zugebilligt wurde, war dem Hause Hannover gegenüber keine Rede. Wie der Geschichtsschreiber Lecky mittheilt, berichtete noch im Jahre 1838 ein Geistlicher der Shetlandinseln, wo skrophulöse Krankheiten vorherrschend sind, daß dort keine Kur für so wirksam gehalten werde, wie die königliche Berührung, und daß „als Surrogat für den wirklichen lebendigen Finger der Majestät einige Kronen und halbe Kronen mit dem Bildniß Karls I. sorgfältig von Generation zu Generation vererbt, und als Heilmittel für das Uebel angewandt würden“. Diese abergläubische Verehrung haben die Herrscher der Dynastie, welche den Stuarts folgte, nie besessen. Die Loyalität gegenüber dem Hause Hannover beruhte auf modernen Erwägungen und konnte deshalb auch durch Laster und Untugenden der Vertreter der Krone leichter erschüttert werden. Das Privatleben Georgs IV., der Herzöge von York und Cumberland sowie Wilhelms IV. war nun durchaus nicht dazu angethan gewesen, die Achtung vor dem Königthum zu steigern. Als die jugendliche Prinzessin, deren unschuldige Liebenswürdigkeit überall Sympathie erweckte, den Thron bestieg, trat jedoch die zurückgehaltene Loyalität des englischen Volkes sofort mit verstärkter Kraft hervor. Die ganze Nation wurde gleichsam fascinirt von dem Anblick eines jungen Mädchens, das die Zügel eines Weltreiches ergreift. Die Königin war erst achtzehn Jahre alt. Wie sie fünf Vierteljahre nach ihrer Thronbesteigung dem preußischen Gesandten von Bülow erzählte, hatte sie als Prinzeß Viktoria nie einen Roman gelesen. Inzwischen hatte sie ihre Freiheit als Königin dazu benutzt, um je einen Roman von Walter Scott, von Cooper und von Bulwer Lytton kennen zu lernen. Reiten, Springen und Tanzen amüsirten die jungfräuliche Königin ebenso wie jedes andere blühende junge Mädchen. Bülow erzählt in seinen Briefen von einem Besuche in Windsor, der ihm unter anderem das Vergnügen verschaffte, die Königin singen und auf dem Fortepiano spielen zu hören. „Als ich ihr — fährt er dann fort, — dies beim Essen sagte, war sie ganz betroffen darüber, weil — wie mir nachher Lord Melbourne vertraute — sie ihm gestanden hatte, daß sie mit ihren beiden Hoffräuleins in der Stube herumgetanzt hatte und ganz ausgelassen lustig gewesen sei.“ Die Königin fand sich aber überraschend schnell in die Pflichten ihrer hohen Stellung. Alle Welt war entzückt, mit welcher Würde sie das erste Mal vor dem Parlament erschien. „Als ich — so berichtet ein Augenzeuge — die kleine Königin auf diesem Zuge zu Gesicht bekam, wurde ich nicht wenig durch ihre ganze Erscheinung überrascht. Sie war prachtvoll, geschmackvoll und sehr günstig angezogen. Auf dem Kopf trug sie einen großen Reif von Diamanten, welcher vorn ganz das Aussehen einer Krone hatte und ihrer Größe etwas zusetzte. Ein weißgesticktes Atlaskleid, mit offenen fliegenden Aermeln nach neuester Mode und reichlich mit Edelsteinen geziert, hob die Taille. Um diese schlang sich halb das Ordensband, auf der linken Seite strahlte der Stern des Ordens und um den rechten Arm das Knieband mit Juwelen-Motto: Honny soit qui mal y pense. . . . Sie ging sicheren Schrittes vorwärts, trug den Kopf hoch und grüßte freundlich. Die Majestät erstieg ohne alle Schwierigkeiten die Stufen des Thrones, blieb aber wohl eine gute Minute aufrecht vor dem Throne stehen, ehe sie sich auf demselben niederließ. Sie that alles mit der größten Ruhe und Sicherheit. Ihre Rede las sie vortrefflich, nicht deklamirend, aber ganz mit reiner voller Stimme.“

Hatte die jungfräuliche Königin zunächst vornehmlich die Phantasie und das Empfinden der Nation gefangen genommen, so bekam die neu erwachte Loyalität alsbald auch einen starken moralischen Rückhalt durch das reine Familienleben, das aus der glücklichen Ehe der Königin mit dem Prinzen Albert erwuchs. Persigny brachte die Bedeutung dieses makellosen Privatlebens treffend durch das geistreiche Wort zum Ausdruck: „La reine a rendu le mariage populaire en Angleterre“; und andere gute Beobachter des englischen Lebens jener Periode haben die Frage aufgeworfen, ob England das Jahr 1848 wohl ohne ernstliche Erschütterungen überwunden haben würde, wenn die Krone nicht inzwischen in der Anhänglichkeit der Nation sich so stark befestigt hätte.

Es waren jedoch nicht bloß die persönlichen Eigenschaften der Königin Viktoria und ihres vortrefflichen Gatten, eines idealen Prince-Consort, welche England einen so gerechten Grund zur Beglückwünschung boten, sondern es erscheint überhaupt als ein Glück für das britische Reich, daß dreiundsechzig Jahre eine Frau auf dem Throne gesessen hat. Gerade eine konstitutionelle Monarchie, wie die englische, verträgt bei seinem Souverän keinen starken männlichen Thatendrang. Je mehr ein englischer König bemüht ist, seinen eigenen Willen zur Geltung zu bringen, seinen eigenen Ueberzeugungen in der Politik seines Landes Anerkennung zu verschaffen, um so eher läuft er Gefahr, gegen jenen obersten Grundsatz der ungeschriebenen Verfassung zu verstoßen, wonach der Monarch nur der Regulator, nicht die Feder im staatlichen Uhrwerk sein soll.

Eine derartige Rolle erfordert eine Resignation, einen Verzicht auf die Bethätigung der eigenen Individualität, wie sie bei einem Manne nur das Resultat abgeklärter staatsmännischer Weisheit zu sein pflegt. Je jünger, je energischer, je temperamentvoller ein Monarch ist, um so schwerer wird er sich in eine solche bei allem äußeren Glanz doch bescheidene Rolle finden. So lange er sich noch nicht zur Selbstbeschränkung innerlich durchgerungen hat, wird er die von ihm erforderte konstitutionelle Zurückhaltung als lästigen Zwang empfinden, und manchmal wird er vielleicht auf dem Wege der Intrigue jenen Einfluß zu gewinnen suchen, der ihm auf geraden Wegen versagt ist. Die Geschichte Georgs III. ist gerade in dieser Beziehung lehrreich genug.

Bei einer Königin ist das anders. Von ihrem Geschlecht erwartet niemand ein besonders aktives Eingreifen in die Politik. Der Ehrgeiz, eine unmittelbare Herrschaft auszuüben, liegt allerdings an sich gewiß nicht außerhalb der natürlichen Ambitionen einer Frau, aber in der Politik wird sie sich leichter mit einer bloß repräsentativen Stellung zufrieden geben, als ein Mann.

Man versteht es daher, daß der Gemahl der Königin Viktoria in jenem berühmten Schreiben an den Herzog von Wellington vom 6. April 1850, in dem er das Oberkommando der Armee zurückwies, sagen konnte: „Während im Vergleich mit einem König eine weibliche Souveränin in sehr vielen Beziehungen sich im Nachtheil befindet, hat ihre Stellung, wenn sie verheirathet ist, und ihr Gatte seine Pflicht versteht und thut, auch manche ausgleichende Vortheile und wird sich auf die Länge selbst stärker zeigen als die eines männlichen Souveräns.“ Wenn sie verheirathet ist und der Gatte seine Pflicht versteht und thut! Prinz Albert konnte das schreiben in dem berechtigten Gefühl, daß er diese nicht leichte Pflicht meisterlich zu erfüllen wußte.

Als Prinz Albert starb, war die konstitutionelle Position der Königin so befestigt und auch die Erfahrung der Monarchin so gereift, daß von ernsthaften Reibungen zwischen Krone und Parlament seit länger als einem Menschenalter in England überhaupt keine Rede gewesen ist.

Und doch hat sich England gerade auch politisch in diesen sechzig Jahren von Grund aus geändert. Es ist eine Demokratie geworden. Das britische Reich wird nicht mehr wie vordem von einer beschränkten Anzahl in Whigs und Tories geschiedener Grundeigenthümer-Familien beherrscht; der Schwerpunkt des politischen Einflusses liegt vielmehr seit geraumer Zeit im begüterten Mittelstande, und die Arbeiter haben bereits in allen Lebensfragen der Nation ein entscheidendes Wort mitzusprechen.

Das Hauptverdienst der Königin Viktoria als Trägerin der englischen Krone bestand darin, daß sie einer vernunftgemäßen natürlichen Entwicklung keine eigenwilligen Hindernisse entgegensetzte.

Das Prinzip des laisser faire ist zwar in unserer Zeit ein wenig in Mißkredit gekommen, aber für einen konstitutionellen Herrscher gibt es keinen praktisch bedeutsameren Grundsatz. Je weniger er sich um den Gang der Regierungsmaschine im Einzelnen bekümmert, um so besser geht sie in der Regel. In den einfacheren Verhältnissen früherer Zeiten konnte ein Genie wie Friedrich der Große daran denken, zugleich König und oberster Leiter jedes Verwaltungsressorts zu sein; und selbst das erwies sich schließlich als ein Unglück für das Land. Aber im modernen Staate, der den Staaten des vorigen Jahrhunderts nicht viel ähnlicher ist, als ein Schnelldampfer einem Äpfelkahn, würde selbst ein Universalgenie außer Stande sein, in ersprießlicher Weise zugleich zu herrschen und alles zu regieren. Dies Streben kann heute eigentlich nur noch ein gekrönter Universaldilettant haben.

Die Königin Viktoria hat niemals auch nur den Versuch gemacht, sich in die Einzelheiten der Regierung einzumischen, und gerade dadurch hat sie ihrem Lande den größten Dienst geleistet.

Es ist kaum wahrscheinlich, daß der Nachfolger auf dem Thron, der bisherige Prinz von Wales, der schon längst kein Jüngling mehr ist, die konstitutionellen Gewohnheiten, wie sie sich unter der langen Herrschaft seiner Mutter herausgebildet haben, wesentlich ändern wird. Auch unter ihm wird voraussichtlich der konstitutionelle Grundsatz „Le roi règne, mais ne gouverne pas“ aufrecht erhalten bleiben. Wie aber mag sich England sonst unter diesem Herrscher entwickeln? Das britische Weltreich befindet sich unzweifelhaft in einer gefährlichen Krisis. Wenn es genöthigt wird, die Beute in Südafrika, die es für so leicht zu erhaschen hielt, freizugeben, so sind die Folgen für die innere wie für die äußere Politik Englands unberechenbar. Aber auch wenn der Sieg schließlich erfochten wird, die kleinen Burenrepubliken bleiben ein Pfahl im Fleische Englands. Im einen wie im anderen Falle aber wird die öffentliche Meinung Englands, sobald sie zur Besinnung gekommen ist, jenen Staatsmännern, die das mächtige Reich so überflüssigerweise in eine schwere Krisis gestürzt haben, sein Mißtrauen und vielleicht seine Verachtung zu erkennen geben; und die Folgen eines solchen Umschwungs der öffentlichen Meinung sind nicht abzusehen. Die Königin Viktoria, die da hoffte, die letzten Jahre ihrer langen königlichen Laufbahn als Idyll zu durchleben, ist durch die Thorheit ihrer Rathgeber dazu verurtheilt gewesen, einem grauenhaften Schauspiel beizuwohnen, das ihren Lebensabend schmerzlich verbittert hat. Auch dieses Lebensschicksal bestätigt die Weisheit des antiken Wortes, daß niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen sei.

Theodor Barth.

Zum Wettstreit der Völker.

Am 16. Januar d. J. hat Lord Rosebery bei dem jährlichen Bankett der Handelskammer in Wolverhampton, der Hauptstadt des „schwarzen Landes“ und einem der bedeutendsten Mittelpunkte der Eisen- und Stahlindustrie, eine Rede gehalten, die sich sehr eingehend mit der Lage des englischen Handels und den Mitteln, denselben auf seiner früheren Höhe zu erhalten oder vielmehr ihm dieselbe wiederzugeben, beschäftigte. Nachdem der Redner der Bedeutung und Wichtigkeit der Handelskammern Erwähnung gethan, die wie in einem Brennpunkt die Ansichten der großen Klasse der Bevölkerung vereinigten, die Großbritannien in der Vergangenheit regiert habe und das wohl auch in der Gegenwart thue, sprach er sich dahin aus, daß die Hauptaufgabe derselben sei, gewissermaßen als ein Vigilanz-Komitee bei der Vorbereitung für den großen internationalen Kampf zu dienen, der in der letzten Zeit die Organe der öffentlichen Meinung, die Presse, so vielfach beschäftigt habe. Es handle sich dabei nicht um einen Kampf zwischen den ungeheuren Armeen, die Europa in ein bewaffnetes Lager verwandelt hätten; die engagirten Interessen seien heute so gewaltige, daß jede Nation davor zurückschrecken würde, ihre Zukunft auf eine solche Karte zu setzen; außerdem seien Kriege hauptsächlich für die Eroberung von Gebiet geführt worden, heute sei aber davon wenig übrig geblieben, mit Ausnahme von Gebieten, die so dicht bevölkert seien, daß sie dem Eroberer wenig Gewinn bringen dürften, da die Kosten, die solche Provinz oder Provinzen verschlingen würden, so viel größer seien, als ihr materieller Werth, daß keine Macht daran denken werde, sich ihretwegen in einen Krieg zu stürzen. Der Krieg, der bevorstehe, sei ein Handelskrieg und es könne wohl keinem Zweifel unterliegen, daß das 20. Jahrhundert die heftigste internationale Konkurrenz im Handel bringen werde, die je bestanden habe. England sei eine Nation von Krämern genannt worden, heute aber wünsche jedes Land, eine solche zu sein. Zwei Nationen vor allem seien die unzweifelhaften Rivalen Englands und seine Gegner in dem kommenden Kampfe, die Vereinigten Staaten und Deutschland. Die Findigkeit der Amerikaner, ihre unberechenbaren natürlichen Hülfsmittel, ihre Schlauheit, ihr Unternehmungsgeist, ihre große Bevölkerung, die innerhalb der nächsten zwanzig Jahre hundert Millionen erreichen dürfte, mache sie zu höchst gefährlichen Gegnern, während die Deutschen mit ihrer langsamen, aber sicheren Ausdauer, ihren wirthschaftlichen Methoden und ihrem Eroberungsdrange kaum weniger zu fürchten seien. Eins aber, das im Allgemeinen weniger berücksichtigt werde, scheine ihm bei den Amerikanern besonders bedrohlich, und das seien die ungeheuren Vermögen, die in Amerika fortwährend erworben würden und mit denen nichts in England zu vergleichen sei; die Amerikaner seien auch nicht einmal durch diese individuellen Vermögen befriedigt, sondern gebrauchten sie zur Bildung von Trusts (Ringen), um so das Kapital zu einer thatsächlich unwiderstehlichen Macht zu machen. Eine eigenthümliche Erscheinung bei amerikanischen Kaufleuten sei, daß sie neben der Fähigkeit Geld zu erwerben die größte Verachtung für dasselbe zu besitzen scheinen, es sei denn als ein Mittel mehr Geld zu machen und mehr Macht zu erwerben. Diese Millionäre, von denen man so viel höre, führten das einfachste Leben und schienen nur den einen Zweck zu verfolgen, diese ungeheuren Vermögen zu machen, um immer mehr Macht zu erwerben und den Schneeball immer größer werden zu lassen. In Deutschland erblicke man in derselben Anhäufung von Kapital dieselbe friedliche Vorbereitung für den kommenden Kampf. Dieselbe Energie, derselbe Ernst, dieselbe Intelligenz, mit derselben Konzentration auf den Kampf im Handel wie auf den mit den Waffen gerichtet, schafften eine Lage, die nicht übersehen werden dürfe. Was könne England thun, um den ihm drohenden Gefahren zu begegnen? Das Menschenmaterial, das ihm zur Verfügung stehe, sei wohl das beste der Welt, was ihm fehle, sei Erziehung, von der es nicht genug haben könne. Erziehung in Methoden und in Sprachen und vor allen Dingen die Berührung mit der Außenwelt, um dem zu insularen Charakter der Bildung des englischen Kaufmanns abzuhelfen, sei das, was nöthig scheine, und es sei Aufgabe der Handelskammern, nach diesen Richtungen hin das erforderliche zu veranlassen und mit gutem Beispiel voranzugehen. —

Am Tage nach dieser Rede hielt der Rath der Gouverneure der neuen Universität von Birmingham, für die aus privaten Mitteln bis heute 410 000 Pfund Sterling (d. h. über 8¼ Millionen Mark) beigesteuert worden sind, seine erste Sitzung, die Mr. Chamberlain als Kanzler der Universität mit einer Ansprache eröffnete. Er wies darauf hin, daß der Zweck, den die neue Universität verfolge und der bestimmt sei ihr neben ihren älteren Schwestern Rang und Stellung zu geben, einerseits in der besonderen, der

wissenschaftlichen Forschung zu gewährenden Förderung, andererseits in der bis jetzt noch nie versuchten Errichtung einer Lehrstelle für den Handel liege, vor allen Dingen aber in der Anwendung der wissenschaftlichen Ausbildung und Forschung auf die praktischen Bedürfnisse des Handels und der Industrie des Distrikts, dessen Mittelpunkt Birmingham bilde (der Midlands). Nicht genug Werth könne auf die dringende Nothwendigkeit einer solchen wissenschaftlichen Ausbildung gelegt werden, von der die Existenz Englands, als der großen handeltreibenden Nation der Welt, abhänge. Seit dreißig Jahren sei unendlich viel für die Primär-Erziehung geschehen, für die während der letzten zwölf Monate die Nation nahe an zwölf Millionen Pfund ausgegeben habe. Während desselben Zeitraums seien für die höchste Erziehung — die auf den Universitäten — kaum hunderttausend Pfund verwendet worden. Er bedauere nicht das Geld, das für die Primärschulen ausgegeben worden sei, er habe im Gegentheil stets Werth darauf gelegt, daß jedem Kinde im ganzen Lande die Werkzeuge gegeben würden, mit denen es sich seinen Weg im Leben bahnen könne. Der Erfolg davon sei das allgemeine Wohlergehen des Volks, aber die kommerzielle Stellung des Landes werde dadurch nicht gesichert. Fortschritt in Religion, Litteratur, Politik, Kunst oder Handel sei immer das Werk einzelner hervorragender Geister gewesen. Die Stellung Englands sei das Werk von Männern wie Watt und Arkwright (Erfinder oder Verbesserer der jetzigen Dampfmaschinen und der Maschinen für Baumwollen-Spinnerei) in der Vergangenheit oder der Armstrongs, Wentworths, Helvins und Siemens in der Gegenwart. Geniusse könne man freilich nicht schaffen, sie müßten geboren werden, aber man könne Gehülfen für sie heranziehen, die ihre Ideen praktisch verwertheten. Die höhere Erziehung in England stehe weit hinter der in Deutschland und in den Vereinigten Staaten zurück. In Deutschland verwende der Staat große Beträge für diesen Zweck; in den Vereinigten Staaten wie in den britischen Kolonien hätten der Staat oder die Vertreter desselben ebenfalls viel durch Zuwendungen von Land oder auf andere Weise gethan, vor allen Dingen habe sich aber in den Vereinigten Staaten mit dem außerordentlichen Wachsthum des Reichthums ein Gefühl der Verantwortlichkeit herangebildet, das bewunderungswürdig sei. Das seien nachahmenswerthe Beispiele.

Es ist charakteristisch für die in England herrschende Stimmung, daß fast zu gleicher Zeit zwei hervorragende verschiedenen politischen Parteien angehörige Staatsmänner auf die Nothwendigkeit größerer Anstrengungen auf geistigem Gebiet hinweisen, wenn England seine Stellung als Handelsvormacht der Welt behaupten wolle; interessanter und lehrreicher aber ist es vielleicht noch, daß Mr. Chamberlain, einer der wenigen hervorragenden englischen Politiker, der keine Universitätsbildung genossen, ganz besonders auf die Nothwendigkeit höherer Bildung in den kaufmännischen und industriellen Kreisen hinweist, während Lord Rosebery, der den Werth derselben auch anerkennt, die Gefahr der fremden Konkurrenz mehr in der Kapitalkräftigkeit derselben zu suchen scheint. Zusammen treffen beide das Richtige. Kapital und Intelligenz sind die Elemente, die in dem in Aussicht stehenden Konkurrenzkampf dem, der am meisten von ihnen besitzt, den Sieg sichern werden. Auch wir können aus dem, was in Birmingham und Wolwerhampton gesprochen worden ist, lernen und Nutzen ziehen. Der Kampf, den Agrarier einerseits und Sozialdemokraten andererseits gegen das Kapital führen, kann, wenn sie siegreich sein sollten, nur mit der Niederlage Deutschlands in dem großen Weltwettstreit enden, und wir würden ebenso Unrecht thun uns in Betreff der wissenschaftlichen Bildung unserer Vertreter von Handel und Industrie auf den erworbenen Lorbeeren auszuruhen. Der erlangte Vorsprung muß behauptet werden und das kann nicht dadurch geschehen, daß wir uns und anderen einzureden versuchen, daß wir nichts mehr zu lernen hätten, sondern nur durch dauernde harte Arbeit. Vor allem aber auch dadurch, daß wir Weltpolitik nicht nur auf unsere Fahnen schreiben und zum Gegenstand unserer Reden machen, sondern daß wir darüber wachen und dafür kämpfen, daß das, was nicht mehr ein idealer Wunsch, sondern ein Lebensbedürfniß für unser Volk ist, geordneter und gesicherter Handelsverkehr, uns nicht dadurch verkümmert und genommen werde, daß wir ihn für ein Linsengericht, die augenblickliche Zustimmung einer, doch unersättlichen kleinen aber lärmenden Partei zu anderen Projekten opfern.

Weimar. M. v. Brandt.

Parlamentsbriefe.

VII.

Der wichtigste Theil aus den Debatten des Abgeordnetenhauses während der letzten durch Festtage etwas beschränkten Arbeitswoche war ein kurzes Pourparler über den Zeitpunkt, wann die Berathung über die Kanalvorlage beginnen soll. Das Ergebniß war, daß die erste Lesung voraussichtlich erst im Februar stattfinden wird. Die Vorlage soll noch gründlich studirt werden. Denjenigen Abgeordneten, welche ihr gründliches Studium noch gar nicht begonnen haben, könnte offenbar nichts Willkommneres geschehen, als wenn sie zu hören bekämen, was sie zu lesen versäumt haben. Die erste Lesung im Hause, bei der keine Beschlüsse gefaßt werden, dient lediglich der Information; wem es darauf ankommt, informirt zu werden, muß eine Beschleunigung der ersten Lesung und der Kommissionsverhandlungen wünschen.

Die ganze Debatte wurde unter bedeutungsvollem Augenzwinkern geführt. Es ist eine starke Partei vorhanden, welche die Entscheidung zu verschleppen wünscht. Eine zweite Ablehnung wird — einstweilen wenigstens — nicht gewagt; eine Verzögerung, welche den Abschluß in dieser Session unmöglich macht, glaubt man riskiren zu können. Es zeigt sich schon jetzt, wie verfehlt die Taktik der Regierung war, der Vorlage durch freundliche Gespräche hinter den Koulissen und Versprechungen auf die Beine helfen zu wollen. Eine Regierung, die entschlossen ist, eine Vorlage von diesem Gewicht aller Hindernisse ungeachtet durchzusetzen, darf keinen Zweifel darüber lassen, daß sie den Willen hat, alle konstitutionellen Mittel in Bewegung zu setzen, um der Vorlage durchzuhelfen, selbst auf die Gefahr hin, daß darüber Krisen entstehen. Eine Regierung, welche die Zustimmung zu einer solchen Vorlage durch Zugeständnisse erkaufen will, wird es immer erleben, daß der von ihr gebotene Preis als ungenügend bemängelt wird.

Um der Landwirthschaft zu helfen, sollen die Getreidezölle erhöht werden. Die Getreidezölle haben bisher die Wirkung gehabt, die Güterpreise zu erhöhen. Eine Reihe von volkswirthschaftlichen Professoren ist aufgetreten, um zu beweisen, daß eine solche Erhöhung der Güterpreise die nothwendige Folge von Getreidezöllen ist und daß hohe Güterpreise der Landwirthschaft schaden. An die Ohren der Regierung und der herrschenden Partei ist von dieser Beweisführung nichts gedrungen. Wir leben weiter in folgendem fehlerhaften Zirkel: hohe Getreidepreise erhöhen den Güterpreis, hohe Güterpreise schmälern den landwirthschaftlichen Ertrag; der landwirthschaftliche Ertrag soll durch Erhöhung der Getreidepreise gesteigert werden.

Im Reichstage hat sich an das Gehalt des Staatssekretärs für das Reichsamt des Innern eine uferlose sozialpolitische Debatte geknüpft. Es ist die unendliche Melodie, die immer von neuem ertönt. Das Meiste von dem, was gesagt wird, ist in früheren Sessionen schon wiederholt gesagt worden und wird in zukünftigen Sessionen noch öfter wiederholt werden.

Als eine besondere Aufgabe sozialpolitischer Reformen ist diesmal die Wohnungsfrage in den Vordergrund ge-

treten, und es haben sich daran eine Reihe von Anträgen geknüpft. Von Seiten der freisinnigen Vereinigung war der Antrag gestellt, durch eine gründliche Untersuchung einmal ein Urtheil darüber zu gewinnen, was etwa auf dem Wege der Gesetzgebung geschehen kann, um Mißstände im Wohnungswesen zu beseitigen. Das ist ein Antrag, auf den alle Parteien sich vereinigen könnten, weil er keiner präjudizirt. Nur auf der agrarischen Seite hat man den Hintergedanken, daß städtische Wohnungsnoth ein Hilfsmittel gegen ländlichen Arbeitermangel ist.

Der Staatssekretär des Innern gab die Erklärung ab, daß das Reich sich nur mit der hygienischen Seite der Wohnungsfrage befassen werde; alles übrige gehöre zur Kompetenz der Einzelstaaten. Das Reich ist kompetent in allem, worin es kompetent sein will und worin es Gutes schaffen kann. Aber freilich, Staatsmänner, die etwas gutes auf sozialem Gebiet schaffen wollen, werden heute, wie Herr v. Berlepsch, von denen um Bueck „klein gekriegt“.

Proteus.

Die Nothwendigkeit einer Reform im Pfandbrief-Vertrieb.

Für Denjenigen, der den Mechanismus des deutschen Pfandbrief-Vertriebs nicht vollkommen übersieht, dessen Interesse aber für die deutschen Hypothekenbanken durch die letzten Ereignisse geweckt ist, müssen die täglichen Börsenberichte der Zeitungen schon seit Monaten etwas Räthselhaftes enthalten. Denn während von dem Auf und Nieder der Aktien und der Pfandbriefe der in Zahlungsverlegenheit gerathenen Hypothekenbanken fortwährend die Rede ist, spielen die Kurse der Pfandbriefe der übrigen Hypothekenbanken beinahe gar keine Rolle, und man berichtet nur, ob diese Banken ihre Pfandbriefe aufnehmen und wie viele sie täglich aufnehmen müssen. Vielleicht wird sich der betreffende Leser die Sache dahin erklären, daß in dieser für die Hypothekenbanken schwierigen Zeit der natürliche Markt für die Pfandbriefe aufgehört hat zu funktioniren, und daß die Hypothekenbanken gezwungen sind, sich allein in die Bresche zu stellen. Eine derartige Erklärung wäre plausibel, sie wäre auch in zahlreichen ähnlichen Situationen eine richtige, in diesem Falle ist sie grundfalsch, und es muß endlich einmal unverhüllt ausgesprochen werden, daß die Pfandbriefe der meisten Hypothekenbanken seit Jahrzehnten auch nicht im Entferntesten das besitzen, was auch nur die bescheidensten Ansprüche unter einem Markte verstehen. Es muß das offen herausgesagt werden, weil es höchste Zeit ist, zu untersuchen, ob es nicht zur volkswirthschaftlichen Nothwendigkeit geworden ist, den Pfandbrief-Vertrieb neu zu regeln, und es kann dieses offen herausgesagt werden, weil gerade die jüngsten Ereignisse bewiesen haben, daß die große Mehrzahl der deutschen Hypothekenbanken trotz der begangenen Fehler durchaus gesund geblieben sind. Aber gerade damit sie es auch in Zukunft bleiben, muß der Pfandbrief-Vertrieb auf eine andere Basis als die bisherige gestellt werden.

Es ist bekannt, daß bei Emissionen von Staatsfonds, Aktien und Obligationen den sich um die Placirung bemühenden Bankfirmen von Seiten der Emissionshäuser auf die abgenommenen Stücke Provisionen vergütet werden, ebenso ist bekannt, daß diese Emissionshäuser die erste Zeit nach der Emission den Kurs der betreffenden Papiere durch Käufe oder Verkäufe zu regeln suchen; es wird ihnen sogar zur Ehre angerechnet, wenn sie auch später in Ausnahmefällen ausgleichend dem Markte zu Hilfe kommen, im Uebrigen, d. h. in der normalen weitaus größten Zeit, sind es Angebot und Nachfrage, welche die Kursentwicklung bestimmen. Was hier nun Ausnahme ist, das ist bei den Hypothekenbanken Regel, und zwar eine Regel, die beinahe gar keine Ausnahme mehr kennt. Für alle Verkäufe von Pfandbriefen werden stets Vergütungen gewährt, und zwar Vergütungen, welche von Jahr zu Jahr gestiegen sind, und schließlich bei vielen Hypothekenbanken 1 Proz. und bei manchen noch wesentlich mehr betragen haben. Die zurückfließenden Pfandbriefe aber kommen nur insofern auf den Markt, als ihr Betrag der betreffenden Hypothekenbank an der Börse gemeldet wird, die ihn dann unter Fixirung eines Börsenkurses nach ihrem Gutdünken in voller Höhe aufnimmt. So ist es seit Jahrzehnten gehalten worden.

Es ist klar, daß dieses System für die Hypothekenbanken manche Vortheile aber auch manche Nachtheile im Gefolge hat. Vortheile insofern, als hierbei Tag aus Tag ein in jeder deutschen Stadt und in jedem deutschen Städtchen freiwillige Agenten für sie thätig sind, welche die ausgesetzte große Bonifikation verdienen wollen; das gibt gewaltige Zuflüsse von Geld und damit die Möglichkeit, das Feld der Gewinn bringenden Transaktionen immer mehr auszudehnen. Da aber diese freiwilligen Agenten (zum großen Theile Provinzbanquiers) diese Bonifikation möglichst oft verdienen wollen, so haben sie ein Interesse daran, daß die durch ihre Vermittlung angeschafften Pfandbriefe möglichst bald wieder verkauft oder, richtiger gesagt, der betreffenden Hypothekenbank wieder zugestellt werden, damit für die Placirung neuer Pfandbriefe wieder Platz geschaffen werde. Hiergegen vertheidigen sich die Hypothekenbanken, indem sie bei Gewährung der Bonifikation die Rückvergütung derselben zur Bedingung machen, im Falle die Pfandbriefe vor Ablauf eines Jahres wieder zurückfließen. Das Jahr wird also eingehalten, aber nach Ablauf desselben muß die Hypothekenbank den Pfandbrief zurücknehmen, so daß sie, wenn sie z. B. ein 4 proz. Papier zum notirten Kurse, sagen wir pari, hergegeben und nach einem Jahre zum gleichnotirten Kurse wieder zurückgenommen und 1 Proz. Bonifikation gewährt hat, faktisch 5 Proz. Zinsen vergütet. Wie kann aber die Bank, welche für das betreffende Geld eine vielleicht 4½ proz. Hypothek erworben hat, bei diesem verlustbringenden System bestehen? Hierauf ist dreierlei zu erwiedern:

1. Die beschriebene Manipulation trifft nur den einen Theil der Pfandbriefe, der andere und größere befindet sich in festeren Händen.

2. Die Pfandbriefemittirungen finden in verschiedenen Serien statt, welche von den Hypothekenbanken verschieden notirt werden. Steht der Kurs der neuesten Serie 1 Proz. höher als derjenige der älteren Serie, in welcher Rückflüsse stattfinden, so kann auf diese neueste Serie gefahrlos 1 Proz. vergütet werden.

3. Die entstandenen und entstehenden Verluste werden seit einigen Jahren durch ein neues Verfahren paralysirt. Die meisten Hypothekenbanken lassen sich jetzt von den Geldsuchenden eine sogenannte Abschlußprovision vergüten. Diese Abschlußprovision — sie beträgt jetzt manchmal eine ganze Anzahl von Prozenten — erfolgt wohl auch zuweilen auf Kosten des Zinsfußes, hat aber den Vortheil, daß sie dem laufenden Geschäftsjahre zugute kommt.

Fügt man nun noch hinzu, daß ein Hauptnachtheil des geschilderten Systems für die Hypothekenbanken selbst darin besteht, daß es sie in Zeiten des Mißtrauens dazu zwingt, sich — coûte que coûte — riesige Geldmittel zu verschaffen, um die zurückströmenden Pfandbriefe aufzunehmen, so kann man zu der Frage übergehen, welche Vortheile dieses System der allgemeinen volkswirthschaftlichen Entwicklung bringt und welche Nachtheile es ihr zufügt. Die Vortheile, die es in den letzten 20 Jahren gebracht hat, liegen klar zu Tage. Die auf dem geschilderten Wege mit Leichtigkeit zusammen gebrachten Milliarden — es sind jetzt über sechs Milliarden Mark Pfandbriefe im

Umlauf — haben sich befruchtend über die gesammte deutsche Bauthätigkeit ergossen, und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß wir ihnen die gewaltige Ausdehnung der deutschen Städte zu verdanken haben. Das Geld mußte Verwendung finden und, soweit es solche nicht in Neubauten finden konnte, drängte es zur Werthsteigerung sämmtlicher Immobilien, die dadurch eine immer größere Beleihungsfähigkeit gewannen. Der deutsche Nationalreichthum wurde hierdurch gewaltig erhöht und gleichzeitig wurde der Hypothekenzinsfuß durch die große Konkurrenz herabgesetzt. Freilich unterliegt es keinem Zweifel, daß eine derartige künstliche Stimulirung der Bauthätigkeit und der Preisbewegung der Immobilien ihre schweren Gefahren in sich birgt, aber nachdem schon seit einigen Jahren das geschilderte System, aus gleich zu erörternden Gründen, nicht mehr wie früher funktioniren konnte und die Hypothekenbanken die Bauthätigkeit im Stiche lassen mußten, darf man jetzt konstatiren, daß die allgemeinen Verhältnisse in Deutschland den Werthzuwachs der Immobilien, den der forcirte Pfandbriefvertrieb im Gefolge hatte, im Großen und Ganzen sanktionirt haben. Alle Elemente waren eben vorhanden, um Deutschland ökonomisch ein gewaltiges Stück vorwärts zu bringen, und die Milliarden der Hypothekenbanken haben diesen Vormarsch kräftig unterstützt und beschleunigt. —

Dagegen ist ein Nachtheil des bisherigen Systems schon seit einigen Jahren zu Tage getreten, denn dasselbe hat die deutschen Börsen gerade in der besten Seite ihrer Thätigkeit geschädigt und Hand in Hand damit zum Kursrückgange der deutschen Staats- und Stadtanleihen beigetragen. Kein Wunder! Denn diejenigen, die dazu berufen sind, die Placirung dieser Fonds zu vermitteln, wurden für die Bevorzugung der Pfandbriefe durch materielle Vortheile beeinflußt. Aber auch das Publikum selbst hat während mehrerer Jahre den Pfandbriefen den Vorzug vor den Staats- und Städtefonds gegeben. Das war damals, als, in Folge des großen Geldbedarfs für die Industrie, große Posten dieser letzteren an den Markt geworfen wurden. Gleichzeitig gelangten natürlich auch große Posten Pfandbriefe aus den gleichen Gründen zum Verkauf. Aber die Staats- und Städteanleihen waren schwer anbringlich und drückten stark auf die Kurse, während die Pfandbriefe in jedem Betrage und ohne wesentliche Kursveränderung von den Hypothekenbanken schlank aufgenommen wurden. Während aber auf diese Weise die Gunst des Publikums gewonnen wurde, begann die Unterstützung der Vermittler eine laue zu werden. Nicht etwa weil die Bonifikationen kleiner wurden, — im Gegentheil! — sondern weil die Emissionsfirmen immer mehr dazu gedrängt wurden, dieselben Wege einzuschlagen wie die Hypothekenbanken, d. h. den Eifer der Vermittler durch immer größere Provisionen anzustacheln. Auf seinem eigensten Gebiete wurde dem Pfandbrief-Vertrieb Konkurrenz gemacht, und zwar mit Erfolg, und seit dieser Zeit stockt der Absatz und die Unterstützung der Bauthätigkeit. Für die auf dem gleichen Wege wie die Pfandbriefe placirten Werthe gilt aber als Regel, daß auch ihr Markt kein sehr zuverlässiger ist, und immer mehr wird die Börse dazu benutzt oder vielmehr mißbraucht, um auf Grund der an ihr erfolgten Notirungen außerhalb der Börse Geschäfte zu machen.

Vermuthlich jedoch bildet der Krach der Spielhagenbanken den Wendepunkt in dieser Entwickelung. Denn Pfandbriefe sind momentan bei dem großen Publikum so unbeliebt, daß die Emissionsfirmen diese Konkurrenz nicht mehr zu scheuen brauchen, sie können die Sätze der zu bewilligenden Bonifikationen wieder zurückschrauben und den Schwerpunkt der Effekten-Transaktionen wieder an die Börse verlegen, d. h. sie wieder unter die Kontrole der Oeffentlichkeit und unter die Gesetze von Angebot und Nachfrage stellen. Aber die Welt vergißt schnell, am schnellsten die Finanzwelt! Soll, wenn das Vertrauen zu den Hypothekenbanken wieder vollständig zurückgekehrt ist, der bisherige Mechanismus wieder von Neuem in Thätigkeit gesetzt werden? Dieser Mechanismus, der zu Zeiten die Bauthätigkeit ins Ungemessene steigert, um sie dann, wie es jetzt seit langem der Fall, ganz im Stiche zu lassen? Dieser Mechanismus, der für die Hypothekenbanken selbst, dann aber für die Bauthätigkeit, die Immobilienbewegung, die Börse, die Staatsfinanzen und die gesammte ökonomische Entwickelung die größten Gefahren in sich birgt? Man wende nicht ein, daß das bisherige System doch kein schlimmes sein könne, wenn bei einer derartigen Krisis wie der heutigen die Lage der meisten Hypothekenbanken eine gesunde und das Preisniveau der Immobilien ein stabiles geblieben sei. Glücklicherweise ist, dank den außerordentlichen Erfolgen der deutschen Industrie und des deutschen Handels, beides der Fall. Wie aber, wenn in dem wirthschaftlichen Aufschwunge Deutschlands einmal ein Stillstand oder ein Zurückfallen stattfindet, wenn also eine von den Hypothekenbanken künstlich entfachte neue Steigung der Terrainpreise von den allgemeinen Verhältnissen nicht ratifizirt wird und gleichzeitig wie heute der Absatz der Pfandbriefe stockt? Wenn also die Krisis auf dem eigensten Gebiete der Hypothekenbanken ausbricht, was heute glücklicherweise nicht geschehen ist?

Und noch eine Frage: Verträgt sich das geschilderte System des Pfandbrief-Vertriebs überhaupt mit der öffentlichen Moral? Ist es nicht, man könnte beinahe sagen, eine gewerbsmäßige Täuschung, wenn die Kurse, zu denen die Hypothekenbanken ihre Pfandbriefe aufnehmen und mit Bonifikation abgeben, als gemachte „Börsenkurse“ täglich nach allen Richtungen hinaus telegraphirt werden? Und die Abschlußprovisionen! Der Geschäftsbetrieb der Hypothekenbank soll doch darin bestehen, daß sie dem Immobilienbesitzer ein Kapital leiht und dieser ihr jährlich Zinsen vergütet. Nimmt sie aber von ihm, um ihre Dividende zu verbessern, eine Abschlußprovision von 6 Proz. unter Ermäßigung des Zinsfußes, so leiht sie umgekehrt von ihm ein Kapital und der Zinsen-Nachlaß bildet die Zinsen, die sie ihm vergütet. Ist das gesund? Und ebensowenig gesund ist es, wenn Pfandbriefe in Zirkulation gesetzt werden, von denen man bestimmt weiß, daß sie in einer bestimmten Frist zurückgenommen werden müssen. Zu welchen Auswüchsen das führen kann, beweist ein Fall, der mir jüngst zu Ohren gekommen ist. Man offerirte dem Immobilienbesitzer statt Geldes die eignen Pfandbriefe, auf die er sich Geld leihen solle, und man verpflichtete sich, dieselben nach 2 Jahren zum gleichen Kurse wieder zurückzunehmen. Das Hypothekengeld sollte also in einem zweijährigen Solawechsel bestehen!

Dieses ganze System muß fallen, und niemals ist die Zeit hierfür geeigneter gewesen als heute, da das Publikum endlich gelernt hat, zwischen Hypothekenbank und Hypothekenbank zu unterscheiden, und da es keine von ihnen wagen wird, sich Vorschriften zu widersetzen, wenn solche gleichzeitig von dem Gros der anderen Hypothekenbanken und der öffentlichen Meinung aufgestellt werden. Eine solche Vorschrift wäre es z. B., die Maximal-Abschlußprovision auf 1 Proz. zu normiren und die Provision für den Bezug von Pfandbriefen auf 1/4 Proz., bei Neuemissionen vielleicht auf 3/8 Proz., während für den Wiederverkauf der in den letzten schlimmen Monaten zurückgeströmten Pfandbriefe Erleichterungen geschaffen werden könnten. Kommt eine derartige Einigung zu Stande, so gilt es noch einen regulären Börsenmarkt für die Pfandbriefe zu schaffen, eine Aufgabe, bei der die größeren Bankhäuser ihre Mithilfe wohl kaum versagen werden.

K.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Ein Ausnahmegesetz für Majoratsherren.

Was in Preußen für Ungerechtigkeiten vorkommen, das ist nicht zu sagen. Man höre folgendes:

In Westpreußen lebt ein Majoratsherr, der in den Akten des Herrenhauses, denen wir die Geschichte seines Schicksals entnehmen, mit dem diskreten Buchstaben N. bezeichnet ist. Es wird sich wohl um einen Herrn von N. handeln. Dieser Majoratsherr ist genöthigt worden, wie ein gewöhnliches Mitglied der Crapule Vermögenssteuer, die sogenannte Ergänzungssteuer, zu bezahlen. Der Schätzungsausschuß hat sich sein Majorat von allen Seiten angesehen und ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß dasselbe einen Vermögenswerth von 2200000 Mark repräsentirt. Diesem Vermögenswerth entsprechend ist die Einschätzung zur Vermögenssteuer mit einem Steuerbetrage von 1100 Mark erfolgt. Die Zumuthung, 1100 Mark Steuern zu bezahlen, ist dem Majoratsherrn, wahrscheinlich in Erinnerung an die schöne Zeit, wo nur die Kanaille Steuern bezahlte, so ungeheuerlich erschienen, daß er alle Minen hat springen lassen, um geringer eingeschätzt zu werden. Auf Grund seiner Reklamation ist dann schließlich der Werth seines Majorats auf 2016275 Mark herabgesetzt worden. Danach hat er aber immer noch 1000 Mark Vermögenssteuer zu entrichten, und er ist nicht gewillt, sich eine derartige Steuerzumuthung gefallen zu lassen. Wozu hat man Freunde im Herrenhause? Das Herrenhaus ist ja wie dazu geschaffen, um sich der misera plebs contribuens anzunehmen, besonders wenn sich auch ein Majoratsherr unter den Kontribuenten befindet. Getreu der Devise „Noblesse oblige“ ist deshalb von 72 Vertretern unserer Grundbesitzeraristokratie im Herrenhause unter der Führung des Grafen von Mirbach ein Antrag eingebracht worden, der, wie es in der schriftlichen Begründung heißt, „solchen Ungeheuerlichkeiten“ ein Ende machen soll. Zu den 72 Antragstellern hat sich nur ein einziger Roturier, ein einziger Bürgerlicher, gesellt; die übrigen Unterstützer des Antrages Mirbach gehören dem niederen, hohen und höchsten Adel an; Grafen, Fürsten, Herzöge, Prinzen sind darunter. Dem Antrage, der den „Ungeheuerlichkeiten“ der Vermögenssteuer ein Ende machen soll, sind gedruckte Motive beigegeben, aus denen man ersieht, daß der Fall des Majoratsbesitzers N. den Ausgangspunkt und die eigentliche Veranlassung für das gesetzgeberische Vorgehen des Grafen von Mirbach bildet. Die Erzählung der Steuerschicksale des Majoratsbesitzers N. in Westpreußen nimmt volle zwei Druckseiten der Begründung ein. Für wie himmelschreiend der Antragsteller das Steuerschicksal des Majoratsbesitzers N. gehalten hat, geht ferner daraus hervor, daß er dieselbe traurige Geschichte schon einmal in einer Sitzung der wirthschaftlichen Vereinigung des Herrenhauses am 10. Mai 1899 vorgetragen und diesen denkwürdigen Vortrag den Drucksachen des Herrenhauses, Session 1899, einverleibt hat.

Was schlägt nun Graf Mirbach und seine Gefolgschaft aus dem hohen und höchsten Adel Preußens vor, um die schauderhafte Bedrückung eines armen Majoratsherrn ein für alle Mal in Zukunft unmöglich zu machen? Natürlich ein Ausnahmegesetz. Mögen in Gottes Namen die Gewerbetreibenden nach den bestehenden Steuergesetzen eingeschätzt werden! Aber für die Landwirthschaft und insbesondere für Majoratsherren paßt so etwas nicht. Wenn man nicht überhaupt die Vermögenssteuer für diese Gruppe ganz abschaffen will, was natürlich in erster Linie wünschenswerth erscheint, so soll man wenigstens eine ganz andere Berechnung der Steuerpflicht dieser armen Majoratsherren zu Grunde legen. Der Graf von Mirbach beantragt deshalb, daß von dem landwirthschaftlichen Grundbesitz nicht die Vermögenssteuer nach dem durch die übliche Schätzung festgestellten Vermögenswerth in Zukunft erhoben werden soll, sondern daß an die Stelle dieses Vermögenswerthes der 25fache Betrag des bei der Deklaration der Einkommensteuer ermittelten Einkommens aus solchem Grundbesitz zu treten hat. Wer da weiß, wie zurückhaltend manche Großgrundbesitzer auch bei der Zahlung von Einkommensteuer sind, der wird sofort erkennen, wie scharfsinnig dieser Vorschlag einer Revision unseres Ergänzungssteuergesetzes ist. Der Antragsteller Graf Mirbach hat das übrigens an dem Beispiel des armen geschlagenen Majoratsbesitzers N. in Westpreußen auch zu allem Ueberfluß sehr drastisch dargestellt. Dieser beklagenswerthe Steuerzahler hat nämlich aus seinem Majorat nach den Versicherungen des Grafen von Mirbach im Durchschnitt der letzten acht Wirthschaftsjahre nur einen Reinertrag von 16793 Mark gezogen. Legt man diesen Durchschnittsreinertrag der Einkommensteuer zu Grunde, so ergiebt sich eine Staatseinkommensteuer von rund 500 Mark. Es stellt sich also das „Ungeheuerliche“ heraus, daß dieser Majoratsherr aus seinem Majorat an Vermögenssteuer doppelt so viel zu zahlen hat als an Einkommensteuer. Wem angesichts eines solchen Schicksals das Herz nicht blutet, der hat kein Verständniß dafür, wie bei uns in Preußen die Majoratsherren von der liberalen Steuergesetzgebung malträtirt sind.

Was ist gegen diese Bedrückung eines Majoratsherrn, der die Last der Verwaltung eines großen Gutes im Werthe von mehr als 2 Millionen Mark zu tragen hat, das Bischen Steuern, was bei uns die Arbeiter zu bezahlen haben! Graf Mirbach und seine hochadligen Mitantragsteller sind bekanntlich der Meinung, daß ein Getreidezoll von 70 Mark für die Tonne Brotgetreide das mindeste ist, was in Deutschland von den Getreidekonsumenten erhoben werden muß. Das macht allein an Brotsteuer für die Durchschnittsarbeiterfamilie rund 70 Mark im Jahre. Wie spielend leicht aber bringt eine solche Arbeiterfamilie, die vielleicht die kolossale Jahreseinnahme von 800 Mark hat, eine derartige Summe von 70 Mark auf! Man darf auch nicht vergessen, daß diese Arbeiterfamilie das erhebende Bewußtsein bei der Zahlung hat, nicht für den schnöden Fiskus, sondern auch, und zwar ganz vorzugsweise, für nothleidende Majoratsherren mitzahlen zu dürfen. Zehn solcher Arbeiterfamilien mit einem Jahreseinkommen von zusammen 8000 Mark würden an Brotsteuer insgesammt erst jene 1000 Mark aufzubringen haben, die der mitleidlose Steuerfiskus heute an Vermögenssteuer dem armen Majoratsherrn N. in Westpreußen abnimmt. Diese 8000 Mark Gesammteinkommen der 10 Arbeiterfamilien betragen zwar noch nicht die Hälfte des durchschnittlichen Jahresreinertrages des Majorats des Herrn von N. in Westpreußen; man muß aber andererseits auch berücksichtigen, daß diese Arbeiter zusammen fast 2 Dutzend kräftiger Arme zum Arbeiten haben, während der arme Majoratsherr nur zwei Hände zur Entgegennahme des Reinertrages besitzt.

Was im übrigen diesen Durchschnittsreinertrag anlangt, so sollte der Antrag des Grafen von Mirbach den Steuerbehörden einmal Veranlassung geben, nachzuprüfen, ob die Berechnung des Einkommens, das der Einkommensteuer zu Grunde gelegt ist, bei den armen Majoratsherren, die ein solches Mißverhältniß zwischen Einkommen und Vermögen konstatiren, wohl ganz zuverlässig ist. Man hat in dieser Beziehung bereits hie und da die sonderbarsten Erfahrungen gemacht, insbesondere auch nach der Richtung hin, daß bei dem Reinertrag alles das ausgeschaltet ist, was der verehrliche Großgrundbesitzer für sich und seine Familie gebraucht. Ja sogar selbst das, was er für den sogenannten standesgemäßen Unterhalt verwendet, namentlich das, was die Jagdliebhaberei und Equipagen, Diener u.s.w. kosten, ist nicht selten zu den abzugsfähigen Wirthschaftsunkosten gerechnet worden. Vielleicht liegt bei dem armen Majoratsherrn in Westpreußen ein ähnlicher Fall vor, und das Mißverhältniß zwischen der Vermögenssteuer und der Einkommensteuer, das dieser arme Mann beklagt, könnte dadurch beseitigt werden, daß er um eine größere Anzahl Stufen in der Einkommensteuer erhöht würde. Ist sein Einkommen, das er aus seinem Majorat bezieht, aber in Wirklichkeit dauernd so gering, wie es angegeben ist, so würde damit ein neuer Beweis geliefert sein, wie sehr das Fideikommiß-

wesen einer rationellen Landwirthschaft im Wege steht. Je rascher ein derartiger schlechter Wirthschafter depossedirt, und je früher ein solcher großer Besitz in andere Hände übergeht, um so besser für die Allgemeinheit. Die Vermögenssteuer hat neben ihren aus der Gerechtigkeit herzuleitenden Vorzügen auch noch den Vorzug, daß sie für die mangelnde Rentabilität eine kleine wirthschaftliche Strafe festsetzt, und damit zugleich einen gewissen Anreiz bietet, weniger rentable Betriebe in rentablere zu verwandeln.

Auf das Schicksal, daß dieser Antrag des Grafen von Mirbach im Herrenhause haben wird, darf man gespannt sein. Er bildet eine wahrhaft klassische Ergänzung zu den agrarischen Nothstandsklagen, zu der in Aussicht genommenen Brotwucherpolitik und zu dem geplanten Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie, welche an der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung fortgesetzt etwas zu mäkeln hat. Dieser Antrag der fine fleur unserer Grundaristokratie in Preußen ist nun sicherlich wie dazu geschaffen, um die Sozialdemokratie davon zu überzeugen, wie schnöde und ungerecht ihre Angriffe auf die in Preußen herrschenden Gewalten sind.

Junius.

Der Reichsrath und seine Aussichten.

Das österreichische Abgeordnetenhaus ist neu gewählt und der Reichsrath wird sich am 31. Januar versammeln. Wenn man offen sein will, so muß man konstatiren, daß die Bevölkerung diesem Ereignisse nicht gerade mit Spannung entgegen sieht. Ihr Pessimismus ist zu tief eingewurzelt, als daß sie an einen grundstürzenden Wandel der parlamentarischen Verhältnisse glauben sollte. Die Wahlen haben manche vorhergesehene oder unvorhergesehene Ueberraschung gebracht, sie waren aber doch nicht das Fegefeuer, aus dem das in der Sünde der Arbeitsunfähigkeit versunkene Parlament geläutert hervorgehen könnte. Die Thronrede, an welcher das Ministerium gegenwärtig arbeitet, wird gewiß wieder eine reiche Speisekarte enthalten. Das Investitutionsprogramm mit dem Baue der Tauernbahn, das neue Aktiengesetz, das Industrieförderungsgesetz sind gewiß sehr schöne und erfreuliche Dinge, aber sie werden nach den Wahlen auf das Parlament kaum mehr Eindruck üben, als vor denselben.

Die Aussichten sind also zunächst recht trübe. Das Parlament hat keine Majorität und man darf wohl behaupten, daß für die nächste Zeit die Möglichkeit fehlt, eine solche zu bilden. Mit der sogenannten Arbeitsmajorität, mit der man im vorigen Juni die Obstruktion der Czechen niederzuwerfen hoffte, hat man recht unerquickliche Erfahrungen gemacht: sie ist am selben Tage zusammengebrochen, an dem sie in Aktion treten sollte. Wohl aber besteht im Abgeordnetenhause eine 60 Mann starke Partei, die vorläufig entschlossen ist, nichts zu Stande kommen zu lassen: die Jungczechen. Im Großen und Ganzen kehrt der Jungczechenklub in unveränderter oder wenig veränderter Zusammensetzung ins Abgeordnetenhaus zurück. Darin liegt unzweifelhaft eine Billigung seiner Politik durch die Wähler, und diese Politik kann der Jungczechenklub nicht sofort und ohne jeden Grund aufgeben. Die Czechen rechnen mit der in Oesterreich landesüblich gewordenen Unentschiedenheit in den leitenden Kreisen und mit den Systemwechseln, welche nicht zu selten sind. Ein neues Kabinet, das ihnen Garantien durch seine Zusammensetzung bietet, kann sie aus der Sackgasse befreien, in die sie gerathen sind. Vorläufig verbleiben sie in derselben. Sie werden voraussichtlich nicht jene stürmische und gewaltthätige Obstruktion betreiben, um derenwillen im Juni das Haus Knall und Fall geschlossen wurde; sie wissen auch, daß die Wiederholung dieser Szenen für sie Gefahren bringen und sie möglicher Weise vor die von ihnen nicht beabsichtigte Nothwendigkeit stellen könnte, den Reichsrath zu verlassen. Sie werden daher bis auf Weiteres nur trachten, daß der Reichsrath keine wirkliche Arbeit leiste. Die Verhältnisse zu Beginn einer Legislaturperiode kommen ihnen hierbei natürlich zu Statten. Es gibt eine große Anzahl von formellen Akten, die bewältigt werden müssen. Die Berathungen über einen Adreßentwurf und die zahlreichen § 14-Verordnungen, sowie über den Staatsvoranschlag werden ein stattliches Quantum von Ausschüssen beschäftigen, sobald diese Angelegenheiten die erste Lesung passirt haben. Jede erste Lesung kann aber unter Umständen zu einer mehrtägigen Debatte ausgestaltet werden. Endlich wird es sich die Schönerer-Fraktion gewiß nicht nehmen lassen, mit einer Serie von Ministeranklagen hervorzutreten, und es steht bei den Jungczechen, dieselben zu vermehren. Jeder einzelne Akt, durch welchen der Justizminister Baron Spens und der Finanzminister Böhm-Bawerk den Zustand vor Erlassung der Badenischen Sprachenverordnungen wieder hergestellt und der inneren deutschen Amtssprache wieder zu ihrem Rechte verholfen haben, bietet Material für eine Anklage.

Man darf also schon heute die Behauptung wagen, es werde keiner großen Geschicklichkeit bedürfen, den ersten Sessionsabschnitt, der bis Ostern, also bis Anfang April, reichen wird, mit Leichtigkeit zu vertrödeln. Das einzige Bestreben der Regierung wird darauf gerichtet sein, die Delegationswahlen durchzusetzen, um die sogenannten „pragmatischen Angelegenheiten“ auf ein weiteres Jahr zu sichern. Das wird sie erreichen und vielleicht erhält sie auch das Rekrutengesetz, das auch im vorigen Jahre votirt wurde. Es gibt sogar politische Kreise, in denen die Meinung besteht, der Ehrgeiz der Regierung reiche zunächst auch nicht weiter. Ein Parlament ohne Majorität zu leiten, ist ja nicht leicht, und eine Majorität von Fall zu Fall herzustellen, wäre auch ohne die Obstruktion für Herrn v. Koerber eine schwere Sache, denn den Dispositionsfond der nationalen Konzessionen, aus dem Taaffe, Badeni und Thun die kleinen nationalen Fraktionen auf Kosten der Deutschen speiste, gibt es heute nicht mehr, und wenn die Deutschen im Parlament auch nicht die Majorität sind, so sind sie stark genug, um jeden derartigen Versuch zu vereiteln.

Wenn aber eine Regierung keine Majorität für sich hat, so muß sie sehr klug arbeiten, um nicht plötzlich eine Majorität gegen sich zu haben. Eine nicht parlamentarische Regierung, wie die des Dr. v. Koerber, braucht zwar nicht jedem Parlamentsvotum zu weichen; aber auf dem Tische des Hauses wird der vom Kabinet Thun-Kaizl auf Grund des § 14 erlassene Ausgleich mit Ungarn liegen, und wenn sich eine Majorität dieses Gegenstands bemächtigen und diesen Ausgleich durch einen einfachen Beschluß außer Kraft setzen wollte, dann stünde mehr auf dem Spiele als der Bestand des Ministeriums Koerber.

Täuschen nicht alle Anzeichen, so erwartet Herr Dr. v. Koerber, der leitende Staatsmann, nichts oder wenig von der unmittelbaren Gegenwart und auch er setzt seine Hoffnung auf die Zukunft. Möglich, daß die Maschine, wenn sie eine Zeit lang im Gange ist, von selbst zu arbeiten anfängt. Das Haus zählt zu einem Viertheil neue Männer, und dieses bisher unbedeutende Element kann immerhin einen gewissen Einfluß üben. In Sicht steht endlich der Entwurf eines Zolltarifes, mit welchem die Regierung längstens im nächsten Jahre hervortreten muß. Wird dieser Zolltarif nicht parlamentarisch festgestellt, dann wird er mit Hilfe des § 14 erlassen, das heißt so festgestellt, wie ihn die ungarische Regierung und das ungarische Parlament wollen. Die Feststellung des Zolltarifs ist die Vertheilung der großen Beute an die verschiedenen Interessenklassen. Vielleicht wartet Herr v. Koerber diesen Moment ab, in der Hoffnung, mit dem Zolltarif das Abgeordnetenhaus aus seiner Lethargie aufzurütteln und über den todten Punkt hinwegzubringen.

Bis dahin wird freilich noch einiges Wasser in die Donau fließen, und es kann sich noch mancher unvorhergesehene Zwischenfall ereignen, welcher das Kabinet oder das eben neugewählte Haus in Frage zu stellen vermag.

Wien, 20. Januar. Gustav Steinbach.

Zwischen Thier und Kulturmensch.

„Kolonialpsychologie“ — wer würde wohl aus dem Namen errathen, was gemeint ist? Deswegen hat Herr Professor Fritz Schultze sehr gut gethan, daß er sein neuestes, lesenswerthes Buch unter dem richtigen Titel „Psychologie der Naturvölker“ herausgegeben hat*); aber er hat weniger gut gethan, wenn er im Vorwort sagt, daß er seine Seelenlehre der Wilden in Hinsicht auf ihren praktischen Werth eine „Kolonialpsychologie“ nennen möchte. Das kommt mir so vor, als wenn man die Mechanik etwa als Eisenbahnnaturwissenschaft bezeichnen wollte. Gewiß wird es für den Kolonialpolitiker sehr gut sein, wenn er von der seelischen Beschaffenheit der Naturvölker so viel versteht, wie der Ingenieur von der Mechanik, aber der Name ist ein unglücklicher Einfall. Er ist freilich auch nur ein beiläufiger, um das Buch als recht zeitgemäß und als ein „Bedürfniß für Deutschland“ zu rühmen. In theoretischer Hinsicht denkt der Verfasser von seinem in vieler Hinsicht sehr verdienstlichen Werke etwas allgemeiner. Nach seiner Ansicht haben die bisherigen Werke über Völkerkunde nur den Stoff zu einer Psychologie der Naturvölker geboten, das seinige aber gebe diese Psychologie selbst. Er behandelt darin das Denken, das sittliche Wollen und die religiöse Weltanschauung des Naturmenschen und sagt über seine eigenen Ergebnisse: „In jeder der drei großen Abtheilungen .... glaube ich ganz neue Gesichtspunkte gegeben, ganz neue Kriterien der Beurtheilung aufgestellt, ganz neue Perspektiven eröffnet zu haben“ (S. V).

Inwieweit diese stolze Behauptung gerechtfertigt ist, das mag sich in der Wirkung des Buches auf die Fachwissenschaft ausweisen. Daß sich das allgemeine Interesse der Bearbeitung einer Psychologie der Naturvölker zuwendet, dazu bedarf es nicht des äußeren Umstandes, daß gegenwärtig Deutschland in direkte Berührung mit unzivilisirten Völkern tritt, sondern es liegt dies in den wichtigen Problemen weittragendster Bedeutung, für welche man im Studium des Naturmenschen Aufklärung zu finden hofft. Es handelt sich einerseits um die Frage: Wie konnte aus dem niedrigen Geisteszustande des Wilden heraus sich eine Kultur entwickeln, die nicht nur theoretisch und technisch die Natur beherrscht, sondern auch unter der Macht ethischer und ästhetischer Ideen steht? Andererseits kommt der alte Streit zur Sprache, wo nach unten hin die Grenze zwischen Thier und Mensch zu suchen sei. Was scheidet das Geschehen in der menschlichen von dem in der thierischen Seele?

Können Affen zählen? Der Amerikaner Garner hat sich viel mit dem geistigen Leben der Affen beschäftigt (The speech of monkeys, London 1892**) und die Frage, ob die Affen einer derartigen Abstraktion fähig sind, wie der Zahlbegriff sie erfordert, zu lösen versucht. Er reichte seinem Affen in einer Schachtel drei Kugeln zum Spielen in der Art, daß der Affe sie nur eine nach der anderen herausnehmen konnte. Nachdem sich der Affe daran gewöhnt hatte, wurden ihm nur zwei gereicht, und es zeigte sich, daß das Thier die dritte Kugel eifrig suchte, also vermißte. Bei der Wiederholung mit vier Kugeln blieb es unentschieden, ob nach Entfernung der vierten Kugel ihr Fehlen bemerkt wurde. Garner wollte daraus schließen, daß der Affe bis drei zählen könne. Schultze bestreitet in seinem Buche diesen Schluß mit vollem Recht. Es folgt nichts weiter daraus, als daß der Affe die sinnliche Anschauung der drei konkreten Kugeln und ihr Erinnerungsbild von dem zweier Kugeln unterscheiden konnte, nicht aber, daß er den Begriff der Zahl drei gebildet hat in dem Sinne, daß er etwa das Gemeinsame herausgefunden hätte, was zwischen der Anschauung von drei Kugeln, drei Nüssen und drei Fingern besteht. In dieser Bildung des Zahlbegriffs liegt entschieden ein wesentlicher Fortschritt der geistigen Thätigkeit des erwachsenen zivilisirten Menschen über die Fähigkeit des Affen vor, aber es geht nicht an, darin mit Schultze einen fundamentalen Unterschied zwischen Thier- und Menschengeist zu sehen. Denn auch der Mensch vermag den Zahlbegriff in den ersten Lebensjahren, selbst wenn das Kind schon spricht, noch nicht zu bilden, und es gibt viele wilde Stämme, die über den Begriff der Zwei oder Drei nicht hinauskommen.

Nun meint aber Schultze, man müsse auf eine bisher nicht überbrückte Kluft zwischen Thier und Mensch daraus schließen, daß auch den niedrigsten Naturmenschen Sprache und Mythus nicht fehlen, während sie dem Thiere nicht zukommen. Er stimmt darin mit der Ansicht von Wundt überein. Zwar besitzen die Thiere zweifellos ein Mittheilungsvermögen, das sich nicht bloß in Gebärden sondern auch in Lauten ausspricht. Garner will bei den Affen neun verschiedene Laute beobachtet haben, die Elefanten sollen über hundert Laute als Bezeichnungen für sinnliche Zustände und Dinge besitzen. Aber die Mittheilungen der Thiere untereinander sollen, ebenso wie ihre Handlungen, die sie in Folge von sinnlichen Reizen ausüben, lediglich auf Assoziationen beruhen, d. h. auf einem psychischen Zustande, in welchem sich Vorstellungen gegenseitig rein passiv hervorrufen. Der Anblick der Nahrung erweckt die Vorstellung „Ergreifen“ u. s. w., damit zugleich auch die oft komplizirten Vorstellungen der erforderlichen Vorsichtsmaßregeln, um einen bei anderer Gelegenheit erfahrenen Schmerz oder eine Enttäuschung zu vermeiden. Ein eigentliches Denken, das stets in einer bewußt unterscheidenden und beziehenden Thätigkeit besteht, soll dabei nicht stattfinden. Da aber selbst bei den niedrigsten Wilden die Sprache nicht ohne Begriffsbildung, der Mythus nicht ohne produktive Phantasie stattfinde, so handle es sich beim Menschen um eine fundamental verschiedene Funktion des Seelenlebens. Wundt hat diese auf einer freiwilligen inneren Handlung beruhende Geistesthätigkeit, die in ihren höheren Formen auf logische und ästhetische Gesetze führt, als „aktive Apperzeption“ bezeichnet. Diese aktive Apperzeption soll nun den Thieren fehlen. Sie muß sich ja auf irgend eine Weise aus der passiven Apperzeption entwickelt haben, denn im menschlichen Kinde sehen wir diesen Uebergang sich vollziehen, und bei den niederen Naturvölkern ist die aktive Apperzeption noch schwach. Dennoch bestehe hier ein qualitativer Sprung zwischen Thier und Mensch, und das Problem dieses Uebergangs sei noch nicht gelöst. Nun soll gewiß nicht bestritten werden, daß auf diesem dunkeln Felde noch viele Einzelfragen ihrer Lösung harren, aber es darf bestritten werden, daß es sich um ein prinzipielles Problem handle, um einen thatsächlichen Sprung vom Thiere zu einer absolut anderen Art des psychischen Geschehens im Menschen, so wichtig und werthvoll auch der Wundt'sche Begriff der aktiven Apperzeption für die Unterscheidung der psychischen Vorgänge im höheren Seelenleben ist.

Zunächst wird man schon die Deutung der Handlungen der Thiere als auf rein assoziativen Vorgängen beruhend bestreiten können. Es gibt eine große Anzahl von Erfahrungen an Thieren, man denke an Hunde, Elefanten, Affen, Vögel, die durchaus den Eindruck von Intelligenzhandlungen machen, weil diese Thiere in der That unter Berücksichtigung der Umstände handeln. Und wenn namhafte Thierpsychologen hier Ueberlegung annehmen, so braucht man darin keineswegs stets eine künstliche Hinein-

*) Leipzig, Verlag von Veit u. Co. 1900. Preis 10 M.
**) Deutsch von W. Marshall, 1900.

deutung menschlichen Vorstellens zu argwöhnen. Vielmehr erscheint es künstlicher, bei komplizirten zweckmäßigen Handlungen von Thieren alles auf passive Assoziationen zurückzuführen. Wenn ein Hund, der nicht gern schwimmt, auf die Ueberfahrt eines Kahns wartet, um darin als blinder Passagier über einen Fluß zu kommen, so wird doch sicher der Gesammterfolg der Handlung von dem Hunde vorgestellt und damit das Suchen nach einem Mittel, sie auszuführen. Man kommt bei solchen Selbsthilfen der Thiere nicht ohne Annahme von Assoziationen aus, die von dem Thiere auf Grund seiner individuellen Erfahrung selbstthätig herbeigerufen werden; das aber gehört schon zum Charakter der aktiven Apperzeption und setzt Phantasie voraus, von der in diesem Falle niemand beweisen kann, daß sie bloß passiv sei. Das wesentliche Unterscheidungszeichen der Intelligenzhandlung von der nur passiv wirkenden Assoziation besteht darin, daß bei der Intelligenzhandlung nicht die einzelnen Vorstellungen sich zum Enderfolg gewissermaßen auf gut Glück zusammenreihen, sondern daß von einer Gesammtvorstellung ausgegangen wird und nun aus dieser die einzelnen Glieder im Bewußtsein abgetrennt werden, so daß eine Art planmäßiger Ordnung der in Betracht kommenden Vorstellungen entsteht. Nun braucht dies ja nicht, wie im vorgeschrittenen Denken, in Form einer bewußten Abstraktion zu geschehen, aber es liegt schon eine spontane Thätigkeit darin, wenn unter dem Vorrath der vorhandenen Erfahrungen durch den Einfluß des erstrebten Zieles diejenigen Vorstellungen zurückgedrängt werden, die nichts damit zu thun haben, so daß die verwendbaren zur Wirkung gelangen. Durch den starken Gefühlswerth gewisser Gesammtvorstellungen ergeben sich Hemmungen einzelner Theile, wodurch wieder andere gefördert werden, so daß der Vorstellungsverlauf bestimmte Richtung erhält. Dies ist vermuthlich der Weg, auf welchem die passive Assoziation sich zur spontanen Thätigkeit des Denkens und der Phantasie entwickelt. Und man sieht nicht ein, warum dieser erste Ansatz — mehr kann man natürlich beim Thiere nicht erwarten — nicht in den sogenannten Intelligenzhandlungen der Thiere wirklich vorhanden sein soll. Der ganze Fortschritt vom Thiere durch die mangelhaft überlegte Denkweise des Wilden bis zum abstrakten Denken des Kulturmenschen läßt sich als ein Fortschritt in der Fähigkeit auffassen, alle diejenigen Vorstellungen zu unterdrücken, die einer bestimmten, im Mittelpunkt des Interesses stehenden Vorstellung hinderlich sind. Das Kind durchläuft diesen Entwicklungsprozeß individuell.

So lange ein lebendes Wesen auf die Vorstellungen angewiesen ist, wie sie sich rein assoziativ aufdrängen, haben wir den rein thierischen Zustand; es ist dem passiven Vorstellungsverlauf überlassen; je mehr durch Hemmung störender Vorstellungen nützliche gehoben werden, um so mehr tritt eine Lenkung des Vorstellungsganges auf, es bildet sich das spontane Denken aus. Diese Stufe ist aber in den höheren Thieren sichtlich schon vorhanden, und es ist nur ein quantitativer Unterschied, wenn mit den ersten Anfängen der Begriffssprache die Fähigkeit zur Festhaltung bestimmter Vorstellungen derart wächst, daß die Ueberlegenheit der menschlichen Intelligenz über die thierische eine so ungeheure wird.

Der Zustand eines bewußten Wesens während der Apperzeption heißt Aufmerksamkeit. Man unterscheidet auch hier eine passive und aktive Aufmerksamkeit, aber da gerade zeigt es sich deutlich, daß beide Vorgänge durch unmerkliche Zwischenstufen in einander übergehen. Wir hören ein Geräusch und werden dadurch passiv „aufmerksam“, d. h. es wird die Erwartung auf etwas Kommendes erweckt. Wir verhalten uns still, wir halten den Athem an, es tritt ein allgemeines Spannungsgefühl ein — die Aufmerksamkeit ist auf eine Wiederholung des Geräuschs oder auf irgend ein damit in Verbindung stehendes Geschehen gerichtet. Das ist ein Hemmungsvorgang, indem alle Vorstellungen zurückgedrängt werden, die mit dem Geräusch nicht in Verbindung stehen. Alles Störende ist vergessen, und dadurch gewinnen diejenigen Vorstellungen an Stärke, die etwa jetzt gebraucht werden können, sie sind zu diesem Gebrauch unmittelbar bereit, sie sind aus der Masse des Möglichen herausgewählt. Wir lauern auf die Vorstellung, die jetzt eintreten wird. Das ist aber ganz derselbe Vorgang, wie er in einer Katze sich vollzieht, die durch ein Geräusch aufmerksam gemacht mit voller Spannung auf eine Maus lauert. Auch in ihr sind alle mit dem Ergreifen der Beute zusammenhängenden Vorstellungen durch Zurückdrängen aller übrigen gehoben. Nur werden bei einem reicheren Vorstellungsschatze, bei einer mannigfacheren Verknüpfung aller Erinnerungsbilder, auch zahlreichere brauchbare Vorstellungen bereit liegen, und es werden dadurch aus dem Gedächtniß heraus Lücken ausgefüllt werden, die eine neue Auffassung der Sachlage und durch Anpassung an diese ein zweckentsprechendes Handeln ermöglichen. Es ist dies derselbe Vorgang wie beim Besinnen. Statt äußerer Reize, welche die Aufmerksamkeit erwecken, treten innere Reize, reproduzirte Vorstellungen auf, die durch Hemmung des Gleichgiltigen und Störenden ermöglicht wurden und sich somit unter dem Gesichtspunkte eines einheitlichen Zieles zusammensetzen. Das aber ist nichts anderes als ein spontanes Ueberlegen, ein Wählen der brauchbaren Vorstellungen. Hier ist eine Trennung von aktiver und passiver Aufmerksamkeit garnicht durchzuführen, und hier scheint mir der Weg deutlich erkennbar, auf welchem der assoziative Vorstellungsverlauf zur Intelligenzhandlung übergegangen ist und noch heute in der Jugendentwicklung des Menschenkindes übergeht. Es ergibt sich dabei ganz von selbst, daß eine konkrete Vorstellung garnicht in ihrer Bestimmtheit vorgestellt zu werden braucht, sondern ohne als konkreter Inhalt zum Bewußtsein zu kommen als bloßes Mittelglied wirkt; das ist aber nichts anderes, als was psychologisch bei der Begriffsbildung vor sich geht, wenn eine Vorstellung eine ganze Gruppe von solchen vertritt. Daß eine derartige Aufmerksamkeit auch den höheren Thieren zukommt, kann wohl nicht bestritten werden; sie erweist sich überall in der Neugier der Thiere.

Ob man übrigens der hier zu Grunde gelegten, von Külpe vertretenen Theorie der Aufmerksamkeit beistimmt, wonach diese auf Hemmungserscheinungen zurückgeführt wird, ist für die vorliegende Frage nicht wesentlich; doch erscheint mir diese Hypothese — abgesehen von anderen Gründen — als besonders empfehlenswerth, weil sie sich am natürlichsten in den gesammten biologischen Entwicklungsgang einreiht. Der allmähliche, durch Vererbung, Anpassung und Auslese bewirkte Fortschritt im Seelenleben der Organismen knüpft sich an die Verfeinerung im Bau des nervösen Centralorgans in der Hinsicht, daß ein Reiz nicht sofort eine Reaktion auslöst, sondern daß Hemmungen möglich werden und dadurch ein immer vortheilhafteres Zusammenwirken der individuellen Erfahrungen.

Im wilden Gebirge stürzen die Regengüsse ohne Hemmung hernieder und verrinnen einzeln und schnell; im kultivirten Gelände werden sie aufgehalten, vertheilt, mit anderen geeint, durch Turbinen geleitet und in Arbeit jeglicher Art umgewandelt. So gehen die Reize in den niedersten Organismen schnell vorüber; im Gehirn des Menschen finden sie das große Reservoir, wo psychophysische Energie angehäuft und nach Bedarf umgewandelt wird. Dazwischen gibt es zahllose Uebergänge der Verfeinerung, nirgends aber einen Sprung im Wesen des Betriebs.

Die angebliche Kluft zwischen Thier- und Menschenseele vermag ich also nicht anzuerkennen. Von psychologischer Seite liegt kein Grund vor, hier einen Strich zu machen. Ja, selbst das Fragezeichen in Bezug auf die noch zu suchenden Mittelglieder scheint mir nur die Bedeutung zu haben, mit der solche Fragezeichen eben überall in der Wissenschaft stehen und stehen müssen; das heißt, es handelt sich um Aufklärungen im Einzelnen, um den endlosen, sich selbst korrigirenden Fortschritt der Forschung, der mit jeder neuen Erkenntniß neue Fragen aufwirft. Aber nicht Fragen, die ins Unzugängliche führen, nur Fragen innerhalb des Erfahrungsinhalts von gleichem Charakter. Darum mag die Biologie getrost die Entwicklung der Lebewesen lückenlos

heraufzuführen suchen vom einfachsten Protoplasma bis zum Gehirn Kant's oder Goethe's.

Zum Verständniß dieses Fortschritts bietet nun in der That das Seelenleben des Wilden eine wichtige Zwischenstufe. Schultze hat in klarer Weise nachgewiesen, wie das Geistesleben des Naturmenschen durch die Art seiner rein sinnlich-konkreten Auffassung der Dinge beschränkt ist, die sich auch in seiner Sprache ausdrückt. Es ist ihm gelungen, das Seelenleben der Naturvölker auf Grund umsichtiger Benutzung der Quellen nach allen seinen verschiedenen Seiten hin anschaulich zu zeichnen, so daß zwischen diesen einzelnen Gebieten, dem Denken, dem Wollen und dem religiösen Fühlen, sich ein innerer Zusammenhang zeigt. Die geistige Beschränktheit des Wilden erweist sich auf sittlichem Gebiete in seiner Unfreiheit und Selbstsucht, und es gliedern sich die einzelnen Stufen von dem niedrigsten Entwicklungszustande bis zur Höhe der Civilisation so aneinander, daß ein Verständniß dieses allmählichen Uebergangs gewonnen wird. Man sieht den Menschen in natürlicher Weise von einem thierischen Urzustande bis zur Kultur heraufsteigen und Sprache, Erkenntniß, Sittlichkeit und Religion in ihrem Werden aus natürlichen Bedingungen sich entfalten. Eine derartige Entwicklungsgeschichte der menschlichen Seele, wieviel auch im Einzelnen noch der Aufklärung harrt, ist sicher ein verdienstliches und ein berechtigtes Werk. Denn alles, was in der Zeit sich abspielt, wie der Fortschritt der Menschheit zur Kultur, darf der naturwissenschaftlichen Betrachtung unterworfen werden, ja, es muß aus Gesetzen der Ursache und Wirkung in seinem Werden begreifbar sein. Auch die höchsten geistigen Leistungen der Menschheit in Wissenschaft, Sittlichkeit, Kunst, Religion müssen sich als Stufen einer nothwendigen Entwicklung erweisen, wenn wir sie als Zustände und Produkte organischer, in Raum und Zeit sich entfaltender Wesen betrachten.

Aber diese Berechtigung der biologischen Forschungsmethode hat ihre Grenzen, außerhalb deren durch sie Erkenntniß nicht mehr zu gewinnen ist. Dies wird meist verkannt. Die Biologie löst viele Räthsel, nämlich überall da, wo es sich darum handelt, zu verstehen, wie ein gegenwärtiger Zustand aus einem früheren entstanden ist. Hier lehrt sie Gesetze finden für das, was in der Zeit geschieht. Aber über das Recht, diese Gesetze als giltig anzuerkennen, über die Frage, wie Entwicklung überhaupt möglich sei, darüber kann keine Entwicklungstheorie, keine Biologie und keine Psychologie Auskunft geben, weil eben Recht und Dasein ihrer Methoden von der Frage nach dem Werthe der Erkenntniß selbst abhängt. Die Räthsel des Menschendaseins und die Grundfragen der Erkenntnißtheorie lassen sich daher durch eine Psychologie der Naturvölker nicht lösen. Diese setzt das Geschehen in der Zeit voraus, alles Geschehen in der Zeit aber ist nur denkbar auf Grund von Gesetzen, die unabhängig von aller Zeit gelten und die Erkenntniß des zeitlichen Geschehens erst bedingen. Sie können also nicht in der Zeit und in der Natur entstehen. Daß zweimal zwei vier ist, daß Widersprechendes nicht sein kann, daß überhaupt etwas gewollt wird, daß bestimmende Einheiten bestehen, wodurch Mannigfaltiges zu erkennbarem Inhalt sich zusammenschließt, das sind solche zeitlose Gesetze, durch die erst Wirklichkeit als Natur erzeugt wird. Sie sind daher durch keine Naturwissenschaft zu erreichen, weil sie jedem ersten Versuche, Gesetze zu finden, Thatsachen festzustellen, schon zu Grunde liegen. Was man Thatsachen der Erfahrung nennt, das wird erst durch die Erkenntniß geschaffen; man kann also aus sogenannten Thatsachen niemals allgemeingiltige Gesetze ableiten. Und doch wäre unsere ganze Kultur ein Phantasiewerk, wenn es nicht solche allgemeingiltige, zeitlose Gesetze gäbe, wenn gelegentlich 2 mal 2 nicht 4, oder A nicht A sein könnte. Hier liegt eine Schranke, über die man mit dem Begriff „angeboren" nicht hinwegkommt, denn dies ist selbst ein biologischer Begriff. Man darf nicht vergessen, daß man innerhalb der Naturwissenschaft immer nur erkennen kann, wie, in welcher Weise, eine bestimmte Verbindung eintritt, wenn andere Verbindungen gegeben sind, niemals aber, daß es überhaupt Bestimmungen gibt, wodurch Verbindung — Synthesis — möglich wird. Glaubt man diese Schranke in der Biologie überschreiten zu können, so wird man plötzlich innerhalb der Forschung an einer Stelle auf sie stoßen und hier eine Lücke der Erkenntniß vermuthen, wo nur eine Ueberspannung der Methode vorliegt. So ergeht es der Psychologie, wenn sie zwischen Thier und Mensch einen Sprung finden will, indem im Menschen plötzlich eine neue Art der Verbindung von Vorstellungen auftreten soll. Nein, hier ist dieser Sprung garnicht, es tritt nur hier zu Tage, daß in den Grundlagen der Methode eine Voraussetzung übersehen war. Schon die Existenz bewußter Wesen, ebenso wie die Existenz von Dingen und Ereignissen in Raum und Zeit überhaupt setzt voraus, daß es Bedingungen der Erscheinungen gibt, die aus dem zeitlichen Geschehen mit Hilfe des Kausalgesetzes nicht abgeleitet werden können, weil sie sich nicht in der Zeit bilden, sondern das kausale Zeitgeschehen selbst ermöglichen. Was hat denn überhaupt ein Vorstellen, eine Wahrnehmung, ein Erinnern, eine Assoziation für einen Sinn, wenn nicht Synthesis des Mannigfaltigen Bedingung alles Seins überhaupt wäre? Nur die Gliederung, die Ausgestaltung dieser Einheitsbeziehungen läßt sich in der Zeit auf biologische Methode nachweisen; der Inhalt der Erfahrung kann hier entdeckt und geordnet werden. Die Einheit aber, die im Begriff, im Gefühl, im Ziele des Wollens als Denkgesetz und Idee schließlich in der Menschheit hervortritt, die ist nicht in der Zeit entstanden. Sie steckt ja schon als Bedingung darin, daß Verbindungen von Unbestimmtem zu bestimmtem Sein auftreten, daß es ein Kausalgesetz gibt, daß man überhaupt von Welt und Ordnung, von Thier und Mensch reden kann. Und weil dies der Fall ist, so wird Wissenschaft das sichere, zuverlässige Mittel, die Wirklichkeit zu beherrschen.

Gotha. Kurd Laßwitz.

Theater.

Björnson: „Ueber unsere Kraft". Zweiter Theil. Berliner Theater.

Björnsons Werk ist ein Fanal. Mehr ein Fanal als ein Kunstwerk. Er schuf es, die heutige Menschheit zu warnen, nicht sie zu ergötzen. Er schrieb es mehr als getreuer Eckart denn als Poet.

Er zeichnet in groben, klaren Bauernlinien. Er thut bewundernswerth machtvolle Griffe. Er spannt, was unsere Zeit am heftigsten durchtobt, in ein Drama. Er sieht aber vorwiegend den Umriß der Kämpfe. Er vermag alle greifbaren Strömungen der Epoche zu umfassen; er vermag nicht eine einzige fortzubilden. Er ist kein Denker: nur ein Agitator. Er ist kein Anreger: nur ein Versöhner. Er ist ein helläugiges, gradsinniges, bethuliches Wesen. Er ist unter den Menschen zweiten Ranges ein Erster. Er hat die Genialität des Trivialen.

Wie klar zeichnet er den Gegensatz zwischen Arbeitern und Unternehmern. Die einen wohnen in der Tiefe, die anderen wohnen in der Höhe. Die einen sind verzweifelt, die anderen sind übermüthig; die einen sind gedrückt, die anderen sind frivol. Es erfolgt der Zusammenstoß; Kampf mit physischen Mitteln. Da liegt die Warnung.

Ich kann mir nicht helfen; Björnson bleibt ein verkappter Pastor. Dynamitattentate erscheinen bei ihm wie kirchliche Opferakte voll Gläubigkeit. Noch der Anarchismus trägt hier Bäffchen. Etwas Süßliches, Christelndes umschwebt die rabiatesten Vorgänge. Und als das Pulver verraucht ist, giebt es zwar mild erhebende Töne, aber zugleich weichliche Töne, liebefromme Töne, ge-

leckte Töne. Die merkwürdigen Kinder Credo und Spera plaudern rührend über die Volkswirthschaft der Zukunft. Sie wollen Jugendvereine gründen. „Die eine Schule soll sich an die andere anschließen; sie sollen jede für etwas zu sorgen haben, eine jede für sich und alle miteinander. Und dann sollen sie etwas haben, wofür alle Schulen im ganzen Lande sorgen". Spera sagt „verschämt" hierauf: „Ja, ich möchte so gern, daß die Mädchen mit dabei wären". Immer drei oder viere sollen sich zusammenthun und für ein kleines Mädchen sorgen, das dann gleichsam ihr Kind würde. Eine Hospital-Inhaberin bemerkt auf diese Aeußerung: „Schon allein, daß es solche Aussichten gibt, das muß eine Botschaft von der ewigen Erneuerung sein". Der Knabe murmelt später: „Wenn alle die, die der Krieg jetzt in Anspruch nimmt, abgelöst werden! . . . Was für Erfindungen das wären!" Und so weiter. Ein zerknirschter Bräutigam für die Hospital-Inhaberin ist auch vorgesehen. Vereinzelt hat Björnson eine gewisse apokalyptische Größe; doch über den verkappt-pastoralen Grundton in urmodernen Fragen komm' ich nicht weg. Die Arbeiter und die Fabrikherren werden am Schluß zusammengeführt — „denn einer muß doch anfangen mit dem Vergeben". Mit dem Vergeben! Wieviel Kirchenduft liegt in dieser Nationalökonomie.

Björnson ist mehr stark als tief. Auch in den Bühnenwirkungen. Der dritte Akt enthält eine der stärksten, die wir kennen. Wir kennen auch den Grund. Es ist die Spannung vor der Explosion. Wie soll ein Akt nicht spannen, bis die angekündigte Explosion stattfindet? Man bedenke, was vorher stattfindet: die Tödtung eines Menschen durch Revolverschüsse. Ferner: ein Irrsinniger mit unheimlichem Lachen rennt herum; wird es ihm gelingen, das Zeichen zu geben? man sucht ihn zu fangen. Ferner: ein Selbstmord und Verzweiflungsausbrüche. Endlich die Explosion. Das alles sind machtvolle Bühnenwirkungen. Aber es sind nicht die Bühnenwirkungen, auf die wir Gewicht legen.

Björnson's Art zu verknüpfen, ist romanhaft. Der Held tritt als Diener verkleidet auf. So schleicht er in die Versammlung der Fabrikherren. Das Haupt der Versammlung liebt zufällig seine Schwester. Jemand, der die Minen anzündet, ist ein unehelicher Sohn des Präsidenten. Auch er liebt die Schwester des verkleideten Dieners. Und von allen Versammelten, die in die Luft fliegen, bleibt zufällig jener Präsident als einziger am Leben.

Das Künstlerische der Dichtung steht hinter ihrem sittlichen Wollen zurück. Der Ton des sittlichen Wollens ist uns fremdartig. Wir fühlen ein großzügiges Werk zweiten Ranges.

Es aufgeführt zu haben, bleibt ein Verdienst. Paul Lindau ist einer der wenigen Direktoren Berlins, die heut etwas Ernstes mit Hingebung wagen.

Alfred Kerr.

Deutsches Theater: „Der Tag". Drama in 4 Aufzügen von Stefan Vacano.

Dieser „Tag" hat keinen Abend. Wie es an innerer Stoffgestaltung gebricht, so muß auch der rechte Abschluß fehlen. Stefan Vacano's Drama hat keine Seele.

Bewegte Auftritte gleiten an dem Auge des Zuschauers vorüber, Augenblickstheilnahme heischend. Der Gang des äußeren Geschehens bedingt ihre Folge. Brutale Wirklichkeiten, die sich ablösen, — und hat man deren nicht ohnehin jeden Monat dreißig Tagemaß voll? Diese Wirklichkeiten sind auch nicht sonderlich individuell gesehen. Höchstens ein durchgängerischer, etwas brutaler Zug macht sich bemerkbar.

Zwei Möglichkeiten innerer Gestaltung bot der Stoff. Beiden ist Vacano ängstlich ausgewichen. So fehlt die Konzentration des Interesses, die es zu menschlicher Antheilnahme erhebt. Man wird hierhin und dorthin gerissen, und schließlich, des Zwanges müde, verschließt man sich den Vorgängen da auf der Bühne.

Auf einem Gut in Oberungarn spielt das Stück. Weit draußen, dahinten in Paris, ist vor kurzem die Julirevolution in Szene gegangen: der Widerschein des Brandes, den sie entfachte, färbt noch den Himmel über dem entlegenen Gutshof roth. Der Gutsherr ist ein ungarischer Magnat vom alten Schlage; er knechtet und mißhandelt seine Bauern in jeder Weise (in Schilderung dieser Brutalitäten gönnt sich Vacano einen erheblichen Phantasieaufwand) und thut das Seine, sie dumm zu halten. Sein Sohn, der unter den pariser Eindrücken steht, legt sich ins Mittel. Eine Epidemie ist ausgebrochen, er sorgt für die Leibeigenen. Und damit hebt die Handlung des Dramas an. Seine sanitären Maßnahmen bedeuten den Bauern Vergewaltigung und Leichenschändung; sie wähnen schlechterdings, er wolle sie vergiften. Es kommt zum Aufstand. Der Magnatensohn tritt ihnen vertrauensvoll entgegen, sie schlagen ihn nieder. Der Gutsherr selbst wird einen ausgiebigen Akt hindurch mißhandelt; die Bauern thun dann an seinen Weinen sich gütlich; er findet Gelegenheit, mit den Seinen zu fliehen. Er wird mit Militär wiederkehren.

Ein Ende, kein Abschluß. Wie wenig das Interesse konzentrirt ist, wird schon in der Art dieses Dramenausgangs deutlich. Nicht ist es Sache des Dichters, aristokratisch für den Gutsherrn oder demokratisch für die Bauern Partei zu nehmen; das gewiß nicht. Das rein menschliche Interesse fehlt. Als gleichberechtigte und widerstrebende Faktoren stehen der Gutsherr, sein philanthropischer Sohn und die Bauernschaft nebeneinander; sie theilen sich das Interesse, so daß für keinen recht etwas übrig bleibt; es ist einem schließlich ganz gleichgültig, an wem die Nemesis sich vollzieht; gutherzig wünscht man allen, nach ihrer Facon selig zu werden. Dieser Dramenausgang gleicht den Schlußworten des guten, alten Familienromans: „Unsere Leser werden nach alledem begierig sein, zu erfahren was aus Tante Aurelie geworden ist . . ."

Wir sind durchaus nicht lüstern, in Tante Aurelies fürdere Schicksale eingeweiht zu werden! Den inneren Abschluß der Handlung begehren wir. Zwei Wege, ich sagt' es schon, standen Vacano dahin offen. Entschied er sich dafür, den Sohn in den Mittelpunkt des Dramas zu rücken, so war mit dessen Tod das Ende auch gegeben; er wäre gefallen als ein guter Kämpfer, an dem der Väter Schuld sich rächt. Begehrte Vacano das Interesse für die Bauernschaft, so mochte die Rückkehr des Gutsherrn mit dem Militär den Abschluß geben. Aber Vacano hat sich für nichts entschieden und hat nichts begehrt. Sein Drama hat einen halben Akt zu viel oder einen ganzen zu wenig. Sein Drama hat keine Seele.

Da ist ein junger Autor, bisher ganz unbekannt, und eine unserer ersten Bühnen unternimmt es, ihn einzuführen. Man fragt sich, ob seine Zukunft uns etwas bedeuten mag.

Ich weiß es nicht. Unleugbar besitzt Vacano ein starkes, ganz ungewöhnliches Bühnengeschick. Zwanglos ergibt sich Auftritt aus Auftritt, und je mehr Menschen auf der Bühne, desto packender die Darstellung. Aeußerlich sind die Gestalten brav kenntlich gemacht. In der Charakteristik der Bauernschaft mahnt vieles an Tolstoi und an Hauptmann, aber es fehlen doch auch nicht ganz die eigenen Züge. Nur eben bleibt alles ein Sturm auf der Oberfläche. Nur offenbart keiner dieser Menschen eine Seele. Nur ist nirgends eine zwingende Stimmung, die einem sagte, warum Vacano zur Feder gegriffen hat. Und da Vacano sein eigenes Selbst noch nicht entdeckt hat, wie soll man ihn entdecken?

Die Aufführung des Deutschen Theaters bot eine künstlerische Leistung nur: Bassermann in der Rolle des

ungarischen Magnaten. Da war Temperament und Farbe und Seele, all das, was all die anderen mit Bacano schuldig blieben. Trat aber somit die Gestalt des alten Gutsherrn ganz in den Mittelpunkt der Aufführung, so wurde das Bild des Dramas an sich noch mehr dadurch verschoben. Wenn dieser Bassermann'sche Magnat seine Leibeigenen mißhandelt, so macht einem das im Grunde Spaß, weil's zu ihm paßt, wie das Gebiß zum Tiger.

Armer Zauberlehrling! Die Bacano rief, die Geister, mögen erscheinend ihn selbst befremdet haben.

Ernst Heilborn.

Aphorismen.

Nach dem ersten Schritte fühlen wir uns dem Ziele oft näher als mitten auf dem Wege.

* * *

Wer Gleichheit zu schaffen verstände, müßte der Natur Gewalt anthun können.

* * *

Die Entrüstung ist eine große Dichterin.

* * *

Ohne Phantasie keine Güte, keine Weisheit.

* * *

Wie im religiösen so auch im künstlerischen Sinne, versäumen wir die Ewigkeit über dem Tage.

* * *

Geistlose kann man nicht begeistern, aber fanatisiren kann man sie.

* * *

Der noch auf Freuden hofft, darf nicht über Leiden klagen.

* * *

Ein großes Können — ein großes Genießen.

* * *

In der Fähigkeit, einen edlen Wunsch intensiv und heiß zu nähren, liegt etwas wie Erfüllung.

* * *

Geistesblitze, wie die Blitze des Himmels, schlagen zuerst in die Höhen ein.

Rom, Januar 1900.

Marie v. Ebner-Eschenbach.

Die Zuflucht der Menschen.

Der Tod zog durch die Welt. Alle Menschen flohen vor ihm und erzählten schaudernd von dem Knochenmanne, der, mit der scharfgeschliffenen Sense über der Schulter, unermüdlich wanderte und wanderte und überall Ernte hielt. So kam er in ein Gebirgsthal und erregte auch dort den größten Schrecken. Nur einem jungen, kaum 20jährigen Weibe schien er nicht so entsetzlich. Amrey war sehr unglücklich. Ihre Kindheit hatte sie in Noth und Elend unter der Zucht einer widerwärtigen Pflegemutter verbracht; als sie herangewachsen war, heirathete sie. Den Mann, den sie sehr liebte, erschlug der Blitz und ihr kleines Kind starb, weil die Mutter es nicht genug nähren konnte. Amrey also schauderte nicht vor dem Tod. Sie hörte seine Knochen nicht klappern, sie sah nicht das Grinsen seines Schädels und als alle vor ihm flohen, lächelte sie verächtlich und sagte, er ist ein gütiger alter Mann mit friedlichen Zügen. Und einen Strauß der herrlichsten Mohnblumen trägt er, von denen will ich eine haben. Und sie ging zu ihm und sprach: „Lieber Tod, ich fürchte mich nicht vor Dir, ich bitte Dich, nimm mich mit. Ich habe alles verloren, was mir lieb und werth war auf dieser Erde, ich will nicht länger hier bleiben, sondern mit Dir gehen in das Land der ewigen Ruhe." Der Tod lächelte nachsichtig, ergriff sie bei der Hand und sagte: „Es ist schön von Dir, Amrey, daß Du solches Vertrauen zu mir hast, ich danke Dir dafür. Aber ich kann Dich jetzt nicht gleich erlösen, denn ich habe hier auf Erden noch sehr viel zu thun. Bitte, gehe mit mir und begleite mich ein Stückchen, dann soll nach Deinem Willen geschehen."

Amrey war damit zufrieden und in ihrem zerrissenen Kleidchen, mit nackten Füßen wanderte sie mit dem Tode weiter. Sie wurde ruhig und sanfter Friede zog in ihr Herz. Erst kamen sie über einen Friedhof. Ohne Schauder schritt Amrey über die Gräber und verständnißvoll sah sie auf die Trauernden, die an den blumengeschmückten Grabesstätten beteten. Der Tod pflückte noch eine tiefdunkelrothe volle Mohnblume und dann wanderten sie weiter in einen Wald, wo die Vögel sangen und tirilirten. Als der Tod nahte, verstummten sie und flogen weg so rasch sie konnten. Verschüchtert blickte Amrey auf und stammelte: „Sie fürchten Dich." Der Gevatter nickte: „Ja. Sie sehen nur den Zerstörer in mir. Und doch schaffe ich Platz für das Neue." Amrey verstand ihn nicht ganz. Noch während er sprach kamen sie zu einem kleinen Gasthaus, das im tiefsten Waldesschatten lag. Unter einer blühenden Linde saßen um einen runden Tisch vier junge Bursche. Es waren Studenten. Sie bemerkten Amrey und ihren Begleiter nicht. Einer von ihnen, ein schwarzlockiger Jüngling war so schön, daß Amrey den Blick nicht von ihm wenden konnte. Er ist herrlich wie der erste Mensch, den Gott nach seinem Ebenbilde schuf, dachte sie. Leuchtenden Auges begann der Jüngling zu sprechen, pries die Schönheit des Lebens und erhob das Glas, um den goldigen Wein zu schlürfen. Der Vernichter war näher getreten und unwillkürlich hob Amrey die Hand um den Bedrohten zu warnen. Aber der Tod kam ihr zuvor. Lautlos glitt er an dem Jüngling vorbei und ließ eine Mohnblume auf sein Haupt fallen. Das Glas entsank der warmen Hand, der junge Bursche fiel zurück, seine Glieder streckten sich — alles war vorüber. Seine Kameraden sprangen entsetzt auf und bemühten sich um ihn. Es war ein junger Arzt unter ihnen, er machte alle Versuche das Leben zurückzurufen. Aber es war vergebens. Mit bleichen Gesichtern standen die jungen Leute um den Leichnam und mit zuckendem Munde sprach einer von ihnen: „Dies Sein zerstört! Kein Herzschlag mehr, die Lippe verstummt für immer! Das Grab nimmt ihn auf und nichts bleibt von ihm als ein paar Knochen. Ich fasse es nicht!" Amrey bebte und war bis ins innerste Herz erschüttert. Aber der Tod zog sie mit sich fort und sie taumelte neben ihm weiter, ohne zu fühlen, daß sie eine unermeßliche Strecke zurücklegte. Nach und nach wurde ihr bang und bänger, eine unheimliche Schwüle beengte ihr Herz. Da erblickte sie ein gelbes, üppiges Kornfeld, auf dem soeben die Schnitter die Arbeit begannen. Die goldenen Wellen sanken zur Erde hin, durchflochten mit rothen und blauen Blumen. Die Arbeiter schäkerten und scherzten und ein stattlicher Bursche haschte eine von den Dirnen und hob sie jauchzend in die Höhe. Die anderen lachten dazu und dann sangen sie alle mitsammen ein fröhliches Lied, dessen Melodie wie ein flatterndes Band durch die Lüfte schwebte. Amrey athmete auf. Hier war gut sein. Sie hätte am liebsten mitgearbeitet

und ihre junge Kraft mit allem Eifer bethätigt. Schon erhob sie die Hände, aber da fiel ihr ein, wie sie und ihr Gatte oft fröhlich gewesen bei der harten und doch lustigen Sommerarbeit und ihr Herz wurde wieder schwer. Sie wendete sich zu ihrem Begleiter. Er stand am Rain und erwartete sie. Aber sein Greisenantlitz, das ihr früher so friedlich erschienen, däuchte ihr nun verzerrt. Sie ging doch zu ihm und mit ihm weiter, obwohl die Füße sie schmerzten. Sie wurde immer müder und als sie zu einem wilden Rosenstock kamen, an dem noch vereinzelte Blüthen dufteten, bat sie, sich ausruhen zu dürfen. Ihr Begleiter nickte gewährend und sie rasteten lange Zeit. Da sie kein Wort sprachen, so störten sie das Leben des Waldes nicht und konnten es ungestört beobachten. Aus dichtem Gebüsch kam eine Rehgais hervor und ihr Junges folgte ihr. Das kleine Thier tanzte mit lustigen Sprüngen um die Mutter und wußte sich vor Uebermuth nicht zu fassen. Die Gais betrachtete es voll Sorgfalt und Liebe und versuchte mit ihm zu spielen. Plötzlich bewegten sich die Zweige einer nahen Edeltanne und mit gekrümmtem Rücken und gehobenem Schwanz sprang eine mächtige Wildkatze auf das Rehkalb herab. Die Krallen schlugen fest in das Fleisch und das kleine Geschöpf brach sogleich unter der Last des Raubthiers zusammen. Die Gais war im ersten Augenblick des Schreckens geflohen, kehrte aber gleich zurück und stand hilflos wenige Schritte vor dem Räuber, dessen Augen wild funkelten. Alles war in wenigen Sekunden geschehen. Amrey sprang auf und wollte auf die Katze zustürzen. Der Tod hielt sie an ihrem fadenscheinigen Röckchen zurück und mit eisigem Tone sprach er: „Was kümmert Dich der Kampf?“ Amrey erzitterte und wagte keine Antwort. Ein mächtiger Wind erhob sich, der Donner grollte, da sie eilig weiter schritten. Die Wolken sanken tief hernieder, es wurde finster unter dem Waldesdach. Amrey drückte sich schutzsuchend in ein dichtes Haselgebüsch. Da sah sie bei dem Zucken eines grellen Blitzes ein junges Paar, das unter einer Eiche stand und sich eng umschlungen hielt. Es waren Liebende. Amrey konnte die zärtliche Zwiesprache der beiden hören. Lange lauschte sie. Das Gewitter ging vorüber, die Sonne kam hervor und röthliche Sonnenstäubchen flimmerten zwischen den Aesten. Die Glücklichen merkten nicht, was um sie her vorging. Amrey ließ sich auf das feuchte Moos nieder. „Sie ahnen nicht, daß Du nahe bist“, sprach sie zu dem Tod. „Nein“, erwiderte dieser, „sie fühlen meinen Hauch nicht und der Laut meiner Schritte dringt nicht an ihr Ohr. „Und das ist Dir recht?“ fragte sie, „Du kümmerst Dich doch sonst nicht um Menschenglück und zerstörst es oft. Auch das meine hast Du vernichtet“. „Ich muß den Weg gehen, den Gott der Herr mir vorgezeichnet“, antwortete feierlich der Tod, und darf die Räthsel nicht lösen, die in seinen Befehlen liegen. Ich halte Ernte, wenn Er es will. Aber auch ihr Menschen könnt ihn nicht verstehen und wollt doch immer rechten mit ihm.“ „Gott ist grausam“, murmelte Amrey. Der Tod bewegte sich, und seine Sense klang: „Gott ist streng. Mit wuchtigen Schlägen schmiedet er die Menschenherzen, auf daß sie stark seien im Kampf und ausdauernd in der Freude.“ Amrey wurde es wunderlich ums Herz, ihr junges Leben regte sich, der Hunger nach Glück durchschauerte sie zum ersten Mal wieder. Aber noch immer zweifelnd, schüttelte sie ihr Haupt. Sie versank in tiefes Sinnen und vergaß die ganze Welt. Da beugte sich der Tod zu ihr hinab und sprach: „Amrey, ich lasse Dich allein.“ „Warum?“, fragte sie. „Wenn die Menschen nicht wüßten, daß sie bei mir Zuflucht finden, wann sie wollen, wie ertrügen sie das Leben? Du geh jetzt wieder allein Deines Weges, Du bedarfst keiner Stütze mehr.“ Amrey war wie gelähmt, sie konnte sich nicht regen. Lange lag sie so. Da hörte sie leise, dann immer näher eine fröhliche Weise. Tanzmusik war es, und es klang dazu das lustige Getrappel tanzender Füße. Aufmerksam horchte sie und endlich fiel ihr ein, daß unten im Thal das Kirchweihfest gefeiert wurde. War sie doch heute morgen beim Gottesdienst gewesen und hatte zum Kirchenpatron gebetet. Und verzweifelnd über ihre Einsamkeit und ihr Unglück, war sie von der Kirche weggegangen und hatte nach einem langen, mühevollen Weg wieder hierher zurückgefunden. Jetzt war Abend und die Musik tönte, vielleicht könnte sie hinabgehen und ein wenig zusehen. Als sie aus dem Walde ins Freie trat, blickte sie hinter sich und sah auf dem nächsten Berge zwischen Föhrenstumpfen und hohem Gras eine riesige schattenhafte Gestalt, die sich rasch entfernte und bald im Dunkel verschwand.

Elisabeth Semek-Liske.

Lehmann und Parvus: Das hungernde Rußland. Stuttgart. Dietz. 1900.

Das Buch von Lehmann und Parvus schildert in einem Bande von 536 Seiten die russische Hungersnoth des Winters 1898/99 auf Grund von Reiseeindrücken. Die Reisenden besuchten die Gouvernements Ufa, Kasan, Samara und Simbirsk, also den nordöstlichsten, kontinentalsten, Asien nächst benachbarten Theil der russischen Schwarzerde. Da meine Reisen die centralrussischen Gouvernements Moskau, Wladimir und Tula, sowie die breite südrussische Zone der Gouvernements Pultawa, Jekaterinoslaff, Charkoff, Woronesch, Donsches Kosakengebiet, sowie Saratoff betrafen, so bietet das Buch von Lehmann und Parvus eine nützliche Ergänzung meiner „Volkswirthschaftlichen Studien aus Rußland“ (Leipzig 1899). Während in meinen Untersuchungen die Industrieprobleme eine breite Stelle einnehmen, befassen sich die genannten Verfasser, entsprechend dem Charakter der von ihnen bereisten Landstriche, ausschließlich mit der Lage der Bauern und der bäuerlichen Landwirthschaft. Dem Umstande, daß einer der Reisenden Arzt war, verdanken wir manche interessante Einzelheiten.

Die Reisenden schildern thatsächliche Eindrücke in gewissenhafter Weise, wie jeder Leser empfindet, der selber russische Landluft geathmet hat. Eine gewisse Monotonie der Schilderungen ist kein Fehler des Buches, sondern entspricht jener charakteristischen Gleichförmigkeit der geschilderten Verhältnisse, welche sich bis ins Einzelne mit dem decken, was ich über die Hungersnoth im Gouvernement Tula einige Jahre früher aus Augenschein berichtete.

Von großem Interesse sind ferner die von den Verfassern gebotenen Auszüge aus der Statistik der Landschaft von Samara, zugleich eine Ergänzung meiner Bearbeitung der Landschaftsstatistik von Pultawa. Insbesondere verweise ich auf das, was auf Grund dieser reichlich fließenden Quellen die Verfasser über die deutschen Wolgakolonisten beibringen. Sie weisen nach, wie in Folge des ursprünglichen Landüberflusses und der Werthlosigkeit des Grund und Bodens den Kolonisten das aus Deutschland mitgebrachte Privateigenthum am Lande verloren ging, wie nach einer Periode freier Okkupation die Kolonisten unter rein naturalwirthschaftlichen Verhältnissen zum russischen Gemeindeeigenthum übergingen, in der Absicht, die Landloose der Gemeindemitglieder möglichst auszugleichen, wie endlich heute die reicheren Wirthe und besseren Wirthschafter dem Privateigenthum wieder zustreben. Mit der Misere der deutschen Wolgakolonisten vergleiche man meinen Bericht über die deutschen Kolonisten Südrußlands, welche in Folge der Nähe des Meeres so völlig in der Naturalwirthschaft aufgingen, wie ihre Landsleute an der Wolga; hier in Südrußland wurde in Folge dessen das Privateigenthum am Lande nie aufgegeben, vielmehr das aus Deutschland mitgebrachte Anerbenrecht eigenthümlich fortgebildet.

Als Gründe der Hungersnöthe, welche fast ausschließlich das östlichere, Europa abgewandte, naturalwirthschaftliche Rußland betreffen, führen die Verfasser in Uebereinstimmung mit der russischen Litteratur folgende an: mangelnde Düngung, Bodenerschöpfung, schlechte Ackergeräthe, Entwaldung und hiermit zusammenhängend zunehmende Trockenheit des Klimas, Bildung von Erdspalten und Flugsand. Aber die Verfasser thun gut, daß sie die Gründe dieser beklagenswerthen Erscheinungen noch tiefer suchen: die russische Landwirthschaft, so führen sie mit Recht aus, bedarf heute des technischen Fortschritts, ähnlich wie die mitteleuropäische Landwirthschaft im achtzehnten Jahrhundert eines solchen Fortschritts bedurfte. Ackerbau ohne Dungmittel läßt sich auf weiten Gebieten der Schwarzerde heute nicht mehr weiterführen. Aber der russische Bauer — und das ist der russische Landwirth, da die Guts-

herren ihre Ländereien gemeinhin verpachten — der russische Bauer in seiner breiten Durchschnittsmasse, ist zu arm und zu schwach, um die Forderungen des technischen Fortschrittes zu erfüllen. Ueber diesen Satz hinaus kommen die Verfasser nicht, da sie die zurückgebliebensten, naturalwirthschaftlichsten Theile des Reichs schildern. In etwas westlicheren Verhältnissen drängt sich dem Reisenden die Beobachtung auf, daß die russischen Bauern heute in zwei Klassen zerfallen, die Armen und die Reichen, und daß letztere, als Wucherer und Kulaken oft noch verschrieen, den Keim einer neuen und kräftigeren Landbesitzerklasse in sich enthalten.

Die entsetzlich schlechten Verkehrsverhältnisse des inneren Rußland hemmen diese Entwicklung. Hierfür bringen die Verfasser manche interessante Angabe. Die Verfasser erzählen, die Regierung habe bei der Hungersnoth im Bezirke Menselinsk 819 000 Pud Getreide geliefert zum Ankaufspreise von 622 490 Rubel. „Zum Transport dieses Getreides allein durch den Regierungsbezirk Menselinsk (!) waren 207 600 Pud Hafer und 173 000 Pud Heu im Gesammtwerth von 250 000 Rubel nothwendig“, wobei die Bauernpferde vor Anstrengung noch halb umkamen. Die Verfasser bestätigen auch eine Geschichte, welche mir in Balakowo an der Wolga ebenfalls erzählt wurde, welche mir aber so unglaublich erschien, daß ich sie in meinem Buche unterdrückte: im großen Hafendorfe Balakowo ertrank 1887 ein Kirgise sammt seinem Kameel im Straßenkoth.

Unbefriedigend ist der finanzpolitische Theil des zu besprechenden Buches. Den Verfassern fehlen offenbar die Vorstudien, welche währungspolitische Fragen erfordern. Die Verfasser verwechseln Banknote und Papiergeld — Begriffe, welche, in vieler Beziehung gegensätzlich, nicht scharf genug getrennt werden können. Die Banknoten besäßen in schlimmen Zeiten die leidige (!) Eigenschaft, immer wieder zur Bank zurückzukehren — was würden zu diesem Satze die Direktoren der Bank von England sagen? Daß übrigens heute angesichts der Kapitalspannung in Westeuropa die junge russische Währung eine Zeit der Prüfung durchzumachen hat, liegt auf der Hand. Alles hängt in Zukunft von der Entwicklung der Ausfuhr und der Verkehrsmittel ab, daneben kommt sekundär auch die sibirische Goldproduktion in Betracht.

Eigenthümlich berührt die feindliche Stellung, welche die Verfasser gegenüber dem russischen Staate einnehmen. Gewiß, unter diesem Staate zu leben, wäre für Westeuropäer nicht angenehm, ebensowenig wie es für die westeuropäisch gebildete „Intelligenz“ Rußlands angenehm ist, unter ihm das Dasein zu führen. Aber dieser Staat ist immerhin unendlich viel besser als andere asiatische Staaten, insbesondere als das indische und chinesische Reich, die beide ihre Hungersnöthe schlimmer als Rußland haben, und in denen das menschliche Leben noch weniger gilt. Der russische Staat hat gegenüber den genannten Reichen, mit denen er am ehesten zu vergleichen ist, die Ueberlegenheit, daß er die politische Selbständigkeit und damit die eigenständige Kulturentwicklung der in ihm vertretenen Hauptrasse gegen Westeuropa zu wahren versteht.

Die pessimistische Stellungnahme der Verfasser zum russischen Staate mag auf ihrer politischen Parteistellung beruhen: aus der Thatsache, daß die deutschen Wolgakolonisten das russische Gemeindeeigenthum annahmen, leiten die Verfasser den Satz ab, der Eigenthumsfanatismus der deutschen Kleinbauern werde vor dem Kollektivismus der Sozialdemokratie nächstens wie Schnee dahin schmelzen. Dies zu glauben, kann niemand die Verfasser hindern; aber die Verfasser sollten doch diesen Glauben nicht als wissenschaftliche Erkenntniß bezeichnen. Der Volkswirthschaftswissenschaft bieten sich der schwierigen Probleme genug in Vergangenheit und Gegenwart; die Zukunft dagegen entzieht sich jeder wissenschaftlichen Problemstellung. Die Zukunft zu prophezeien, betrachtet die Wissenschaft daher als müßig und ihrer unwürdig, ganz ebenso wie die Wetterpropheten nicht zu den exakten Naturwissenschaftlern gehören. Und doch ist es wissenschaftlich gewiß viel eher möglich, das Wetter auf Jahre hinaus vorherzusagen als die dunklen Wege der Menschheitsentwicklung vorherzuberechnen, um so mehr als auf sie der menschliche Wille selbst einen entscheidenden Einfluß hat.

Es ist dem Rezensenten eine Genugthuung, festzustellen, daß ähnliche Marxistische Anachronismen sonst nirgends die Objektivität der Verfasser trüben und das wissenschaftliche Niveau des Buches herabziehen.

G. v. Schulze-Gävernitz.

Allerleirauh. Erzählungen von Adalbert Meinhardt. Berlin. 1900. Gebrüder Paetel. (Elwin Paetel).

Eins gibt diesen Erzählungen ganz eigenthümlichen Reiz: sie bekunden eine eigene, persönliche Sicherheit den Tücken des Schicksals gegenüber. Man hat das Gefühl: die es geschrieben, hat sich in ihrer Weise mit dem Leben zurechtgefunden. Die Dummheit steht riesengroß mitten in der Welt, und die vielen haben nichts Eiligeres zu thun, als ihr in die Arme zu stürzen. Man sieht es mit an, man kann nicht helfen, aber geht einem selbst auch auf solche Weise das allerschönste Stück erträumten Glückes verloren, — man wird es verschmerzen. Und war das schließlich ein Glück, das einem verloren gehen konnte? Hätte es sich nicht schließlich doch von der weltregierenden Thorheit in sein schnödes Gegenspiel verwandeln lassen? Adalbert Meinhardt erzählt von einem Professorentöchterlein, die innerlich ein prachtvoller, seltener Mensch ist. Irgend ein junger Mann hat das ganz instinktiv auch richtig erfaßt. Da kommt ein schönes Fräulein irgend woher als Logirbesuch in das Professorenhaus, ein früh verdorbenes und verführtes Geschöpf. Natürlich verliebt er sich in sie, und als er ihre Geschichte erfährt, wird's mit der Verliebtheit erst recht arg, und da sie darauf angewiesen ist, heirathen sich die beiden. Das Professorentöchterlein muß ihnen noch dazu verhelfen und steht abseits, und das Herz ist ihr weh. Aber war das ein Glück, das da verloren ging? Und wie sieht das Glück in Wirklichkeit aus? Ich wähne, Adalbert Meinhardt nennt das Glück: Jungsein. — Jungsein! wie weiß sie reizvoll davon zu erzählen! Ein Einjähriger steht in kleiner Residenzstadt Posten vor dem Schloß des Serenissimus, während droben Hofball ist. Und er denkt an Sie, die nun da oben in den hellen Sälen tanzt, während er draußen Auf und Ab! Auf und Ab! zu patrouilliren hat. Und plötzlich ist Sie bei ihm, und er darf Sie küssen, und dann ist Sie wieder fortgehuscht. Dem früh-weisen Freunde in der Wachtstube sagt er nachher glückstrahlend: Ich habe mich verlobt. Oder wie nennst Du das?, und er erzählt ihm sein Abenteuer. Wie ich das nenne? Jungsein; einfach Jungsein! — Und sieht dies Jungsein nicht dem Glücklichsein verzweifelt ähnlich? Aber man wird älter, und die Dummheit wartet des Menschen. Wer zum zweiten Male liebet. . . . Ergreifend hat Adalbert Meinhardt die Geschichte solch einer zweiten, thorheitgeschlagenen Liebe in „Ein Kopf von Helleu“ erzählt. Und das scheint ihr der menschlichen Thorheit Inbegriff: dies Haften am Aeußerlichen. Ein hübsches Lärvchen lockt die klügsten Menschen in die Narrenkutsche. — Es ist ein ganz diskreter Humor, der aus all diesen Erzählungen spricht, und der sie meinem Empfinden nach den besten Erscheinungen des letzten Jahres anreiht. Und Adalbert Meinhardt's neues Buch hat noch einen Vorzug, den wenig Bücher haben: gern liest man es wieder.

—rn.

Briefkasten der Redaktion.

H. E. in Hamburg. Das Regis voluntas suprema lex gilt auch dem Einmaleins gegenüber, wie es gegenüber der Grammatik zu König Sigismund's Zeiten galt, als das Wort schisma per rescriptum principis seines neutralen Geschlechts entkleidet und in die Reihe der männlichen Hauptworte erhoben wurde.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan W. Zietenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 18. Berlin, den 2. Februar 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{3}{4}$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der deutsche Kaiser weilt noch in England; er ist inzwischen zum Generalfeldmarschall der englischen Armee ernannt, und dem deutschen Kronprinzen ist der Hosenbandorden verliehen worden.

Es giebt englische Zeitungen, die diesen langen Aufenthalt des Kaisers auf englischem Boden und die die Titel- und Ordenverleihungen zum Anlaß politischer Erörterungen nehmen. Das Wort Bündniß wird zwar nicht ausgesprochen, wohl aber folgert man aus den mitgetheilten Thatsachen, daß die Beziehungen zwischen England und Deutschland sich außerordentlich gebessert haben, und daß sie zur Zeit ausgezeichnete sind.

Entspricht diese Behauptung den Thatsachen, so haben wir gewiß dagegen nichts einzuwenden, daß die Gegensätze zwischen Deutschland und England beseitigt sind. Wir sehen keinen zwingenden Anlaß zu einer Feindschaft zwischen beiden Ländern. Wir haben die bösen Worte, die herüber und hinüber geflogen sind, stets bedauert. Wir betrachteten die geflissentliche Verschärfung der deutsch-amerikanischen Mißverständnisse in der Philippinenfrage durch die englische Presse, wie die Haltung Englands in der Samoafrage und die Beschlagnahme deutscher Schiffe beim Beginn des südafrikanischen Krieges stets als sehr unerwünschte Zwischenfälle, und eine loyale Freundschaft mit dem Vereinigten Königreich ist uns in hohem Grade erstrebenswerth, vorausgesetzt, daß uns diese Freundschaft nicht zwingt, im Dienste englischer Interessen unsere normalen Beziehungen zu anderen Staaten zu verschlechtern.

Allein es erscheint uns sehr fraglich, ob das, was sich vor unseren Augen abgespielt hat, überhaupt hinreichenden Anlaß zu so weitgehenden politischen Folgerungen bietet. An und für sich sollte man dies annehmen, und zwar alsdann zweifellos, wenn man nämlich an die heutige Zeit den Maßstab der vorhergehenden Periode anlegen wollte; ob dies aber zulässig ist, erscheint mehr als fraglich.

Unter Wilhelm I. und Bismarck pflegten bedeutungsvolle politische Maßnahmen durch höfische Zeremonien ihre Bekräftigung und ihre laute Proklamirung vor der Welt zu erhalten. Dieser Vorgang hat sich wiederholt abgespielt und in ganz entscheidenden Augenblicken unserer Politik.

Unter Wilhelm II. ist vielfach die Entwickelung eine umgekehrte. Erst kommt die höfische Zeremonie, und weil sie erfolgt ist, soll sich nun auch an sie ein einschneidender politischer Umschwung anschließen. Das erscheint uns wenig wahrscheinlich. Die Macht der Interessen und auch die Empfindung der Nationen bleibt die nämliche, ob es nun ein gekröntes Haupt mit dem Titel eines englischen Generalfeldmarschalls mehr oder weniger giebt. Feierliche Zeremonien sind schnell genug vergessen, und daß sie sich in politische Wirkungen umsetzen, ist eine Illusion. Die politischen Ursachen müssen vielmehr vorhanden sein, und dann kann es auch seine Bedeutung haben, daß die aus jenen Ursachen sich ergebenden Wirkungen in einer höfischen Demonstration schließlich vor der Welt in die Erscheinung treten; ganz so wie es unter Wilhelm I. und Bismarck geübt worden ist.

Heute führt die höfische Demonstration ein Leben für sich selbst. Man muß damit rechnen, daß sie Selbstzweck ist; daß sie zugleich irgend welche politische Bedeutung hat, kann nicht ohne weiteres angenommen werden; dies bedarf erst im einzelnen Falle des Beweises.

Wir würden uns deshalb keineswegs wundern, wenn künftigen Historikern die jetzigen Vorgänge nicht als politische

Akte erschienen, sondern wenn sie dieselben nur in der Rubrik der Hofchronik verbuchten. Das entspräche bisherigen Erfahrungen. Wir sind bereits daran gewöhnt, daß große Demonstrationen bei politisch kleinem Anlaß oder auch ohne jeden politischen Anlaß ins Werk gesetzt werden.

Jede Zeit muß mit ihrem eigenen Maßstab gemessen werden, und die unsere zeichnet sich nicht durch die Größe ihrer Thaten, aber durch den Pomp ihrer Dekorationen aus.

Niemand vermag zu überblicken, wie es in Südafrika steht. Der Telegraph schweigt oder bringt Nachrichten, die nur zweifelhafte Rückschlüsse auf die allgemeine Lage zulassen. Freilich ist solches Schweigen und freilich sind solche unzusammenhängenden Nachrichten an und für sich beredt genug. Da die Engländer über die Telegraphen verfügen, würden sie gewiß nicht zögern die Verhältnisse rosig zu schildern, wenn dies auch nur bei größtem Optimismus angängig wäre. Aber die Zustände sind zweifellos so ungünstige für die Truppen des Vereinigten Königreiches, daß nichts mitzutheilen, besser ist, als das zu schildern, was die Wirklichkeit zeigt.

Es kann nicht mehr daran gezweifelt werden, daß die Engländer in Kapland nicht mehr die unbeschränkten Herren sind, und auch in Transvaal und im Oranjefreistaat werden sie von allen Seiten bedroht. Mit den jetzt vorhandenen Truppen ist General Kitchener also zweifellos ganz außer Stande, die ihm gestellte Aufgabe zu lösen. Wie viele Truppen aber sind nothwendig, um die Buren endgiltig niederzuhalten, und ist England in der Lage, die geforderten neuen Truppenmassen aufzubringen?

Wenn solche Zweifelsfragen nach einem Kriege von sechzehn Monaten auftauchen können, dann bedürfen Lord Salisbury und Herr Chamberlain vom Schicksal keiner weiteren Censur über ihre Politik, und die Bevölkerung Englands sollte ernstlich mit sich zu Rathe gehen, ob nicht ein radikaler Bruch mit der Methode der Vergewaltigung und der Versuch eines Ausgleiches mit den holländischen Elementen Südafrikas das politisch Klügste wäre, wie es das von der Menschlichkeit Gebotene ist.

Aus China nichts Neues; aber auch nicht das Geringste von Belang. Diese chinesische Verwicklung wird allmählich zu einer chronischen Krankheit, die man darum nicht für bedeutungslos erachten soll, weil sie zur Zeit Europa nicht besonders belästigt. In jedem Augenblick kann in dieser Beziehung eine Wandlung eintreten, und auf diese Gefahr, die insbesondere auch für Deutschland besteht, muß immer wieder hingewiesen werden.

Es mag sein, daß nichts anderes übrig bleibt, als zuzuwarten; alsdann darf man sich durch den Zustand scheinbar ungefährdeter Ruhe für die Okkupationstruppen doch nicht darüber täuschen lassen, daß diese Festlegung deutscher Soldaten im fernen Osten uns plötzlich sehr unbequem sein kann, und die öffentliche Meinung muß darum immer wieder auf äußerste Beschleunigung bei der Abwicklung des chinesischen Geschäftes hindrängen.

Graf Bülow hat bereits einige Antworten vom Auslande auf seine Erklärung im preußischen Abgeordnetenhause über die Erhöhung der Agrarzölle erhalten. In Oesterreich, in Ungarn, in Rußland und auch in England haben die Worte des Grafen Bülow einen starken Eindruck gemacht.

Die Presse von Oesterreich-Ungarn — die offiziösen Blätter eingerechnet, — sind in hohem Grade enttäuscht, und sie erörtern die Frage, ob unter diesen Umständen ein Handelsvertrag mit Deutschland überhaupt zu Stande kommen kann, und sie fragen sich, wie die aufziehende wirthschaftliche Verstimmung vom rein politischen Gebiete fern gehalten werden könne. In Rußland ist man wesentlich aggressiver; dort rechnet die Presse bereits unmittelbar mit der Möglichkeit eines Zollkrieges gegen Deutschland, und man verlangt, daß das Zarenreich sich durch einen engen wirthschaftlichen Anschluß an die Vereinigten Staaten auf ein solches Zerwürfniß vorbereite, um alsdann mit Amerika gemeinsam Deutschland bekämpfen zu können. Auch in England spitzt man die Ohren, und die Handelskammer in Sheffield verlangt von der englischen Regierung, daß man sich im eigenen Lande genügend gegen die wirthschaftlichen Pläne Deutschlands wappne.

Graf Bülow hat also mit seiner Erklärung schon einen ganz niedlichen Erfolg erzielt: Verstimmung in Oesterreich-Ungarn, eine Verstärkung der deutschfeindlichen Tendenzen in Rußland und Unbehagen in England.

Wir betrachten diese Aeußerungen als nichts weiter denn als Symptome. Diese ersten Erörterungen haben natürlich nicht die Bedeutung eines Programms; aber auch als Symptome sind sie schon charakteristisch genug, und sie zeigen an, welche Wahrscheinlichkeit es hat, daß wir auf den Wegen, die Graf Bülow wandeln will, überhaupt noch zu Handelsverträgen kommen werden.

Nichts wäre verkehrter, als anzunehmen, daß die Erklärungen des Grafen Bülow die Bedeutung eines endgiltigen Programms haben könnten. Diese Erklärungen sind der Beweis von Intentionen, von sehr bedauerlichen Intentionen des leitenden deutschen Ministers; aber ob diese Intentionen sich verwirklichen lassen, ist eine andere Frage.

Das Ausland macht sich daran, die Antwort zu ertheilen; sie ist nicht gerade ermuthigend, das war vorauszusehen. Aber auch die deutschen Konsumenten haben ihre Antwort zu geben. Wenn nicht alles trügt, drängen sich den deutschen langmüthigen Bürgern allmählich die Worte auf die Lippen, und sie werden alsdann nicht anders als sehr scharf und ganz unzweideutig lauten können. Darüber kann mithin kein Zweifel sein, daß Graf Bülow mit seiner Erklärung auch nicht die kleinste Schwierigkeit aus der Welt geschafft hat — nicht einmal in Bezug auf den Kanal —; jetzt erst werden die Schwierigkeiten beginnen, nachdem das deutsche Volk erkannt hat, was ihm thatsächlich droht. Und die Bedrohung ist keine kleinere, als die: Es stellt die ministerielle Willfährigkeit gegenüber den Agrariern unser heutiges System werthvoller, langfristiger Handelsverträge überhaupt in Frage.

Endlich hat sich ein Kaufmann gefunden, der die Konsequenzen in dem Falle zu ziehen bereit ist, wenn man seinem Stande nicht die schuldige Achtung entgegenbringt.

Wir sind in Preußen ja seit einiger Zeit mit einem Handelsminister gesegnet, der eine überaus orginelle Auffassung von seinen Obliegenheiten hat. Herr Brefeld hat als Handelsminister das Börsengesetz mitgemacht, und er hat dann in Preußen den Kampf gegen die Berliner Produktenbörse durchgeführt, der den Agrariern nichts nützte, der den Handel auf das schwerste schädigte und der schließlich über die Zerrüttung der Produktenbörse hinweg zu jenem Frieden führte, der auch noch sehr viel vom Standpunkte des Interesses der Allgemeinheit zu wünschen übrig läßt. Mit solchen Antecedenzien hat ein Handelsminister das Recht, den Kohlenhandel ein nothwendiges Uebel zu nennen. Herr Brefeld glaubte dementsprechend als Vertreter der Handels-Interessen seine Pflicht zu thun, indem er mit diesem freundlichen Epitheton jene kaufmännische Thätigkeit belegte.

Man fragt sich, warum solche Bezeichnung nur auf den Kohlenhandel angewendet werden soll; warum nicht auf jede zwischen Produzenten und Konsumenten vermittelnde Thätigkeit, und die Gesammtheit dieser Bethätigungen nennt man eben den Handel. Herr Minister Brefeld ist also augenscheinlich der Ansicht, daß er als Handelsminister dazu da ist, den Handel nach Möglichkeit einzuschränken und sich selbst damit möglichst überflüssig zu machen. Diesem letzteren Bestreben brauchte man nicht abwehrend entgegen zu treten.

Jedenfalls hat es einer der größten Kohlenhändler Deutschlands und des Kontinents für angebracht gehalten, aus der Aeußerung des Herrn Brefeld über die Kohlenhändler die Konsequenzen zu ziehen. Herr Arnhold, von der Firma Cäsar Wollheim, hat seine sämmtlichen Kontrakte mit

dem Fiskus gekündigt. Das ist die richtige Antwort eines selbstbewußten Kaufmanns auf die Aeußerung des Herrn Brefeld.

Wenn solche selbstbewußte Handlung wie die des Herrn Arnhold unter den Kaufleuten Nachahmung findet, dann wird es gar nicht lange dauern, bis die Bureaukratie darüber belehrt ist, welche Berücksichtigung auch anderen Ständen außer dem Junkerthum in Deutschland entgegen zu bringen ist.

* * *

Das politische Argument zu Gunsten der Kornzölle.

Laßt Reichthum, Handel, Recht und Wissen sterben,
Nur unsern alten Adel nie verderben.

Nach der Parlamentsreform von 1832 entstand in England die Partei von Jung-England. Sie bestand aus einer Anzahl Angehöriger des höchsten englischen Adels, die eben frisch von der Universität kam und in politischer, kirchlicher und wirthschaftlicher Hinsicht auf jugendlich-enthusiastische Weise reaktionär war. Sie trat in heftigen Gegensatz zur Antikornzollbewegung. Als die Kornzölle die englische Industrie an den Rand des Verderbens gebracht hatten und Hunderttausende von Arbeitern brotlos umherirrten, bezeichneten sie Industrie und Handel als den Fluch Alt-Englands. Adel und gentry hätten England zu seiner Größe gebracht. Die Kornzölle seien nöthig, um sie, auf denen die englische Verfassung beruhe, zu erhalten. Die Kornzölle seien somit ein Bestandtheil der englischen Verfassung. In dem obigen Vers gab Lord John Manners, der spätere Herzog von Rutland, dem Gedanken naiven Ausdruck. Es ist bekannt, wie sich der junge, ehrgeizige Disraeli der Schaar bemächtigte und als ihr Führer Sir Robert Peel, wenn auch vergeblich, entgegentrat.

Heute hören wir dasselbe Lied bei uns. Wenn man alle Argumente für hohe Kornzölle kritisch durchgeht, so bleibt schließlich nur das Eine: die hohen Kornzölle sind nöthig zur Erhaltung der Junkerklasse. Die Junker aber sind bessere Menschen. Sie haben den preußischen Staat gemacht und sind damit die Wiederbegründer der deutschen Einheit geworden.

Ich will nicht mehr darauf eingehen, inwiefern die Kornzölle die Junker wirklich zu retten vermögen. Unter Verweisung auf das, was in der „Nation" S. 245 und 261 gesagt ist, erachte ich diesen Punkt für erledigt — für erledigt wenigstens für alle, welche nicht absichtlich nichts lernen wollen. Allein es fragt sich doch, in wie weit der preußische Staat in der That durch die Junker gemacht worden ist und noch heute auf ihnen beruht.

Sonst hört man, die preußischen Fürsten hätten den preußischen Staat gemacht, und bekanntlich beruhte dieses Machen zu einem wesentlichen Theile darauf, daß sie die rebellischen Junker sich unterwarfen. Es ist richtig, daß sie diese alsdann dadurch entschädigten, daß sie sie an den Hof zogen und die Stellen in Civil- und Militärverwaltung nahezu ausschließlich mit ihnen besetzten. Bekannt ist auch Friedrichs des Großen Bevorzugung des Adels bei Besetzung der Offiziersstellen. Desgleichen ist richtig, daß bis 1807 nur Adlige Rittergüter erwerben konnten; Bürgerliche konnten dies nur kraft besonderen, ihnen ertheilten Privilegs; Juden konnten es gar nicht. Die jüngeren Söhne des Rittergutsbesitzers lieferten dann der Armee ausschließlich die Offiziere und dem Civildienst das Gros des Beamtenthums.

Will man nun die Leistungen des preußischen Staats im 18. Jahrhundert dem Junkerthum zu gut schreiben, so läßt sich damit unmöglich begründen, daß auch die späteren Leistungen des preußischen Staats Leistungen des Junkerthums seien. Da man das Bürgerthum im 18. Jahrhundert zum Offiziersdienst gar nicht und zum Civildienst nur beschränkt zuließ, ist die Argumentation des post hoc ergo propter hoc hier besonders unhaltbar. Aber lassen wir sie einen Augenblick gelten. Wie steht es dann mit dem Zusammenbruch des preußischen Staates am Anfang des 19. Jahrhunderts? Will man den aus dem Großgrundbesitz hervorgegangenen militärischen und bürgerlichen Beamten den wesentlichen Antheil an den Erfolgen Preußens im 18. Jahrhundert zuschreiben, so ist es jedenfalls nicht angängig, sie nicht auch für den Zusammenbruch des preußischen Staats am Anfang des 19. Jahrhunderts verantwortlich zu machen. Und Stein und Hardenberg haben sie auch dafür verantwortlich gemacht. Nach der Schlacht von Jena redete man nicht davon, daß es der preußische Adel sei, der den preußischen Staat der Vergangenheit geschaffen habe und dessen Interessen daher besondere Berücksichtigung verdienten; denn der Gedanke, daß sie dann auch in der Gegenwart den Zusammenbruch des Staates verschuldet hatten, lag damals zu nahe. Vielmehr suchte man den Adel jener Privilegien, welche ihn auf Kosten des Ganzen begünstigten, zu entkleiden. Die freie Entfaltung aller Kräfte wurde das Losungswort, und das Volk, an welches der Aufruf des Königs sich richtete, war nicht der Adel, sondern jene Tausende aus allen Kreisen des Bürgerthums und Bauernstandes, welche den Feind über die Grenzen vertrieben. Und war es nicht der Adel, der dann die Reaktion verschuldete, welche Preußen so vieler Früchte jener Siege beraubt hat? Wer war der Gegner der deutschen Einheitsbestrebungen von 1815—1866? Hat Bismarck das Deutsche Reich gegründet gestützt auf die preußischen Altkonservativen oder gestützt auf das liberale Bürgerthum?

Als Stein und Hardenberg den preußischen Staat regeneriren wollten, beseitigten sie u. a. auch das Privileg des Adels, welches ihn ausschließlich zum Besitz von Rittergütern berechtigte. Seitdem haben die Güter in Preußen zum größten Theil ihren Besitzer nicht nur einmal, sondern mehrmals gewechselt. Nur mehr ein Theil des Großgrundbesitzes befindet sich in den Händen der alten adligen Familien, ein anderer Theil im Besitze von Familien, welche zur Zeit, da der Rittergutsbesitzer den preußischen Staat gemacht haben soll, gar nicht im Stande waren, ein Rittergut zu besitzen. Nimmt man die Handbücher des Rittergutsbesitzes zur Hand, so findet man darin eine sehr große Anzahl seitdem aufgekommener Familien, Bürgerliche, sogar — man bekreuzige sich — Juden. Ja es ist besonders spaßhaft, daß gerade diese homines novi es sind, welche als Säule des Staates angesehen zu werden eine innere Nöthigung finden, und mit besonderer Vorliebe von den Verdiensten reden, welche die ostelbische Ritterschaft um den preußischen Staat sich erworben habe, Verdienste, die es absolut ausschlössen, sie zur Bedeutungslosigkeit des Adels in anderen deutschen Ländern herabsinken zu lassen. Einige darunter haben sich bei der ersten Kanalvorlage ja auch als Kanalgegner ausgezeichnet und gehören zu den gemaßregelten und dann um so mehr beförderten Landräthen.

Es wäre äußerst verdienstlich, wollte jemand für jede preußische Provinz die heutigen Rittergutsbesitzer, die nach Kornzöllen schreien, einmal mit Rücksicht auf ihre Zugehörigkeit zu jenen Familien, die als preußische Staatsgründer besonders zarte Berücksichtigung verlangen, prüfen. Vor ein paar Jahren hat dies Rudolph Meyer für Pommern gethan.*) Seine Untersuchung ist auch aus anderen Gründen höchst aktuell. Er hat alle Güter und Vorwerke der Provinz Pommern, welche mindestens 100 Hektar umfassen, in folgende Klassen gebracht:

---

*) R. Meyer, Das Sinken der Grundrente und dessen mögliche soziale und politische Folgen. Wien und Leipzig 1894.

	Zahl der Güter	ha
I. Anonyme Güter:		
1. Staatsdomänen	179	187 591
2. Güter von Städten .	64	24 954
3. Stifts- u. Kirchengüter	82	25 655
4. Sparkassen u. Aktiengesellschaften gehörig	7	4 312
Summe der anonymen Güter	332	242 512

Niedrige Kornpreise erschüttern diese Gutsbesitzer nicht; sie mindern nur ihre Einnahmen.

	Besitzer	Güter	ha
II. Adlige Latifundien	62	485	261 795
III. Wohlhabende Adlige . . .	62	203	147 139
IV. Adlige mit mehr als einem Gut	76	182	109 950
	200	870	518 884

Rudolph Meyer sagt auf Grund seiner persönlichen Kenntniß der Provinz Pommern, daß von diesen zweihundert 160 mit 782 Gütern im Umfang von 463 000 ha als reich bekannt seien. „Ihre Einnahmen leiden natürlich durch die niedrigen Getreidepreise, aber wohl kaum Einer von ihnen hat wirthschaftlichen Ruin als Ursache des Preisfalls zu befürchten. Manche von ihnen dürften passend gelegene Güter verarmender Nachbarn billig ankaufen." Von 12 Prozent der Großgrundbesitzer steht es fest, daß die Krisis sie nicht ruinirt, ihnen vielleicht nützt. Sie können ihre Güter auch in ungestörtem Betrieb erhalten, ebenso wie die anonymen Besitzer. Deshalb sind (von rund 2600 Gütern und Vorwerken mit $1^1/_2$ Million ha) rund 1100 Güter mit 700 000 ha Fläche, 40 Proz. der Güter, fast 50 Proz. der Fläche, so situirt, daß die Regierung sich gar nicht um sie zu kümmern braucht.

	Besitzer	Güter	ha
V. Adlige mit 1 Gut	219	219	169 432
VI. Reiche Bürgerliche	35	98	54 497
VII. Bürgerliche mit mehreren Gütern	119	295	131 198
VIII. Bürgerliche mit je 1 Gut	780	780	373 190
Summe der Bürgerlichen	934	1169	558 885

Unter den Bürgerlichen sind krisenfrei die unter VI, nämlich 35 Besitzer mit 94 Gütern und 54 497 ha. Es bleiben also Besitzer, von denen es fraglich ist, ob sich viele von ihnen bei niedrigen Preisen werden halten können:

	Besitzer	Güter	ha
Adlige mit mehreren Gütern . .	76	182	109 950
Adlige mit 1 Gut.	219	219	169 432
	295	401	279 382
Bürgerliche mit mehreren Gütern	119	295	131 198
Bürgerliche mit 1 Gut	780	780	373 190
	899	1075	504 388

Es gibt also 1194 Besitzer, 1476 Güter, 783 770 ha in Pommern, unter denen manche sind, welche durch niedrige Preise bedroht erscheinen.

Davon gehören 899 Besitzer mit 1075 Gütern und 504388 ha jedenfalls nicht zu den Familien, welche im 18. Jahrh. den preußischen Staat gemacht haben, da Bürgerliche ohne besondere Genehmigung damals ein Rittergut überhaupt nicht besitzen konnten, und thatsächlich gab es, wie Meyer sagt, zu Anfang des 19. Jahrh. nur wenige bürgerliche Großgrundbesitzer in Pommern, nur 6 Proz. der damaligen Zahl der Besitzer gegen 45,1 Proz. der heutigen Zahl.

Angenommen, die ostelbische Ritterschaft habe den preußischen Staat gemacht und verdiente deshalb besondere Erhaltung, so würde es sich also für die Provinz Pommern nur um 295 Familien mit 401 Gütern und 279382 ha handeln, für die ein solcher Anspruch erhoben werden könnte, dh. um 21,8 Proz. der individuellen Großgrundbesitzer, 15. Proz. sämmtlicher Güter und nahezu 19 Proz. der Hektarenfläche. Darf man ein ähnliches Verhältniß für die übrigen ostelbischen Provinzen annehmen? Wenn ja, ist es zu rechtfertigen, der Erhaltung von ca. 20 Prozent der Großgrundbesitzer die Interessen der gesammten deutschen Nation zu opfern?

Zu demselben Ergebniß hinsichtlich der heutigen Bedeutung des Adels für die Erhaltung des Staates gelangt man aber auch, wenn man die Rangliste der Armee und das Staatshandbuch zur Hand nimmt: Gewiß findet man da eine Menge Adliger in Offiziers- und Beamtenstellen. Allein diese sind, entsprechend den Daten, welche die Handbücher des Rittergutsbesitzes liefern, heute in ihrer modernen Mehrheit weit entfernt, Sprößlinge des Großgrundbesitzes zu sein. Sie haben zwar den Titel, der an einen früheren Rittergutsbesitz der Familie erinnert, allein dieser ist längst in andere Hände übergegangen: sie sind Bischöfe in partibus. Die enorme Mehrzahl der heutigen Staatsdiener in Civil und Militär rekrutirt sich nicht mehr aus den Söhnen des Großgrundbesitzes, sondern sei es aus der Inzucht des Beamtenthums, sei es, entsprechend dem heutigen Vorherrschen des beweglichen Besitzes, aus bürgerlichen Kreisen. Man prüfe nur auch die Namen der wegen ihrer Kanalgegnerschaft gemaßregelten und dann beförderten Landräthe. Ihre Verdienste um den preußischen Staat sind jedenfalls nicht aus Fähigkeiten hervorgegangen, die auf dem Krautacker des Rittergutes gewachsen sind. Einige unter ihnen hatten Großväter, die 1848 als Bürgerliche zu den Führern der gegen das Junkerthum gerichteten Bewegung gehörten.

Somit fällt auch das letzte Argument, das heute mit Vorliebe für hohe Kornzölle geltend gemacht wird, daß sie unentbehrlich seien zur Erhaltung der Klasse, welche den preußischen Staat geschaffen habe und auf der dieser noch heute beruhe. Wie in der „Nation" schon früher dargethan worden ist, daß die deutsche Armee heute überwiegend aus industriellen Gegenden sich rekrutirt, wie Industrie, Handel, Geldkapital und Lohnarbeit die Finanzquellen sind, aus denen die materiellen Hilfsmittel des deutschen Reiches und der deutschen Staaten fließen, so beruht der heutige deutsche Offiziers- und Beamtenstand nicht mehr auf der Landwirthschaft oder gar dem Rittergutsbesitz, sondern auf dem Bürgerthum. Möge dieses sich endlich aufraffen, um seine Leistungen gegenüber Schmarotzern zur Geltung zu bringen.

Historico-Statisticus.

Ein hanseatischer Staatsmann.

Jakob Grimm nannte einmal den bekannten Historiker Lappenberg, der sein Freund war, in einem Toaste scherzhaft einen halben Engländer, einen ganzen Deutschen und einen eingefleischten Hamburger. Mehr oder weniger ist dies Wort ungefähr auf alle bedeutenden Männer anwendbar, die, aus den Hansestädten hervorgegangen, im übrigen Deutschland bekannt geworden sind, und es bezeichnet recht gut das Exklusive, sozusagen Insulare, das den echten Hanseaten charakterisirt, wenigstens die ältere Generation. Nicht als ob brave vaterländische Gesinnung und ehrliche Mitarbeit an deutscher Kultur minder häufig in Hamburg und Bremen zu finden gewesen wären als in Leipzig oder Berlin. Aber doch läßt sich recht gut beobachten, wie dort, in den beinahe schon außerhalb der deutschen Peripherie gelegenen Vorposten unserer städtischen Civilisation die bedeutenden Persönlichkeiten mehr als Zuschauer denn als Betheiligte nach dem Reiche hinüberblickten und wie sie mindestens bis 1866 den politischen Entwicklungen und Kämpfen weniger mit leidenschaftlicher Parteinahme als mit einer gewissen besorgten Neugierde zusahen, was dabei schließlich für den eigenen kleinen Staat herauskommen werde.

Einer der hervorragendsten und im weiteren Deutschland wohl der bekannteste Vertreter dieser jetzt beinahe ver-

schwundenen Generation von Hanseaten war der Hamburger Bürgermeister Petersen, in seinen letzten Lebensjahren Bismarck's persönlicher Freund. Soeben ist eine Biographie dieses Mannes erschienen, verfaßt von dem Hamburger Historiker Wohlwill,*) ein fleißig gearbeitetes, etwas trockenes Buch. An Umfang und Vertiefung steht es hinter der von dem jetzigen Senator von Melle herrührenden Lebensbeschreibung des Bürgermeisters Kirchenpauer, der Petersen's Alters- und Amtsgenosse war, zurück.

Karl Friedrich Petersen wurde geboren am 6. Juli 1809, dem Entscheidungstage der Schlacht bei Wagram, kurz bevor seine Vaterstadt Hamburg zur bonne ville des Kaiserreichs erklärt wurde. Petersen's Vorfahren waren kleine Leute, der Vater Hypothekenbeamter, der seine zahlreiche Familie mit spärlichem Einkommen durchbrachte und dabei seinen Kindern eine gute Erziehung gab. Auf der alten Hamburger Gelehrtenschule, dem Johanneum, vorgebildet, studirte der junge Petersen in Göttingen und Heidelberg Jura. Trotz seines kleinen Wechsels war er immer Corpsstudent, wie es damals noch möglich war; in Heidelberg gehörte er zuerst zu den Saxo-Borussen und gründete dann ein eigenes Corps Hanseatia. Als „Hanseatenkönig" stand der stattliche Corpsbursche in großem Ansehen in Heidelberg, wurde auch mit seinen Corpsbrüdern zu den Hofbällen nach Mannheim geladen. Nach der Promotion gab ihm der Vater bei seinen beschränkten Mitteln noch das Geld zu einem längeren Aufenthalt in Paris, wohin man damals noch, rein zum Zwecke geselliger Ausbildung reiste. Auch dort kam Petersen in die beste Gesellschaft, trug auch einen Händedruck von Louis Philipp davon. Dann kam er zurück. An seinem zweiundzwanzigsten Geburtstage wurde er in Hamburg als Advokat eingeschrieben.

Die alte Stadtrepublik vegetirte damals noch in Verfassungsformen, die sich mit ziemlich geringen Aenderungen seit dem Mittelalter fortgeerbt hatten. An der Spitze stand ein sich selbst ergänzender Rath. Doch hatte auch die Bürgerschaft, soweit sie „erbgesessen" war, d. h. Grundeigenthum besaß, einigen Einfluß auf die Gesetzgebung, indem ihren nach Kirchspielen gewählten Vertretern neue Gesetze vorgelegt wurden. Die ursprünglich starr konfessionelle Verfassung, die früher nur den Lutherischen die Theilnahme am öffentlichen Leben gestattet hatte, war zwar zu Gunsten der anderen christlichen Bekenntnisse bereits gemildert, schloß aber die Juden vom Bürgerrechte aus, obgleich bereits 1814 der Senat ihre Zulassung beantragt hatte. Auch die Justiz, deren Ausübung großentheils noch in den Händen der Rathsherren, auch der nichtgelehrten, lag, bewegte sich in überlebten Formen. Die Kriminaljustiz hatte die mittelalterlichen, barbarischen Strafen bewahrt. Petersen sah noch, wie Diebe öffentlich gestäupt und auf dem Markte in Halseisen vor dem höhnenden Publikum ausgestellt wurden. Diesem altväterischen öffentlichen Leben entsprach der Zuschnitt des gesellschaftlichen, wie Petersen selbst es in einer kurzen Autobiographie schildert. Noch um 1830 ging man in Hamburg in Escarpins und Schnallenschuhen in Gesellschaft. Die Diners fingen um vier Uhr an und hatten vorschriftsmäßig vier Stunden, bis acht, zu dauern, zu welchem Ende die Diener Befehl hatten, recht langsam zu serviren.

In der Advokatur brachte Petersen es rasch zu einer guten Praxis. Er war eine glänzende Persönlichkeit, von gewinnenden Formen und großer Gewandtheit, als Jurist nicht so tief gelehrt denn praktisch und von rascher Orientirungsgabe. Seine bald steigenden Einkünfte kamen ihm bei seiner Lebenslust gut zu statten. Er verstand zu leben, war auch dem schönen Geschlecht immer geneigt. Alles in allem war er wohl das Gegenspiel seines Kollegen Kirchenpauer, der eine mehr innerlich vertiefte, zum beschaulichen Gelehrtenthum neigende Natur war, in der Advokatur schwer zurecht kam und später aus eigenem Entschlusse seine Stellung als Bundestagsgesandter in Frankfurt niederlegte, um die Verwaltung des Amtes Ritzebüttel zu übernehmen und in Cuxhaven Algen zu fischen.

Neben der Thätigkeit als Rechtsanwalt war Petersen auch journalistisch, als Mitarbeiter an Hamburger Zeitungen beschäftigt. Doch ließ ihm seine Praxis zunächst wenig Zeit, sich am öffentlichen Leben zu betheiligen. Erst 1848 trat er mehr hervor. Er wurde Mitbegründer und bald auch Präsident des Patriotischen Vereins, der gemäßigt liberale Ideen vertrat; der Hamburger Radikalismus war im Deutschen Klub zu Hause. Der Ansicht, daß dem alten Stadtstaate Reformen nöthig seien, war auch Petersen schon längst, wie die jüngere Generation der Hamburger Juristen überhaupt. Außer der in der Zeit liegenden Unruhe brachte in Hamburg besonders der große Brand von 1842 politischen Gährungsstoff, indem über den Wiederaufbau der verbrannten Stadttheile Meinungsverschiedenheiten zwischen Regierung und Bevölkerung entstanden, aus denen überhaupt ein gespanntes Verhältniß erwuchs. Zu Reformen kam es jedoch erst, als die Pression der demokratischen Vereine im Revolutionsjahre stärker wurde. Nachdem blutige Tumulte im März stattgefunden hatten, stimmten die regierenden Körperschaften der Einberufung einer Konstituante zu, die aus allgemeinen Wahlen hervorgehen sollte. Petersen kandidirte selber für diese verfassunggebende Versammlung, unterlag aber, wie die meisten der von seiner Partei Aufgestellten, der schärfer fortschrittlichen Richtung. Die von der Konstituante im folgenden Jahre ausgearbeitete Verfassung, die eine aus direkten Wahlen hervorgehende, alle zwei Jahre zu erneuernde Bürgerschaft zum Träger der Souveränetät machen wollte, fand seinen Beifall natürlich nicht. Er wünschte den historischen Mächten eine besondere Stellung im Staate zu erhalten und schrieb 1851: „Für eine unbefangene Erwägung wird die Berechtigung der ständischen Vertretung im politischen Leben nicht zweifelhaft sein." Als passend für seinen kleinen Heimathstaat dachte er sich eine Verfassung, beruhend auf dem Repräsentativsystem mit einem nur suspensiven Veto des Senats. „Aber Besitz und Intelligenz, diese mächtigen Faktoren des Staatslebens, dürfen in der Verfassung nicht ganz unberücksichtigt bleiben."

Die Hamburger Reformbestrebungen verliefen zunächst im Sande. Zwar suchte eine 1849 eingesetzte Neunerkommission, zu der auch Petersen gehörte, die Konstituantenverfassung in einer den überlieferten Zuständen mehr angepaßten Form annahmefähig zu machen und brachte nach langer Mühe einen mehrfach modifizirten Entwurf auch in der That beim Senat und der erbgesessenen Bürgerschaft durch. Bevor aber die zur Einführung nöthige transitorische Gesetzgebung vollendet war, hatte die neuerstarkte Reaktion die Verfassung schon wieder beseitigt. Denn als die altkonservative Partei bei den heimischen Behörden mit ihren Verwahrungen keinen Erfolg hatte, ging sie über die Grenze und denunzirte das Reformwerk beim Bunde, bei Oesterreich und bei Preußen. Durch die Brüder von Gerlach wurde Friedrich Wilhelm IV. die Ueberzeugung beigebracht, daß im Staate Hamburg eine gemeingefährliche Neuerung im Werke sei. Die Folge war, daß der Verfassungsausschuß des Bundestages dem hamburgischen Gesandten Kirchenpauer seine Bedenken notifizirte und daß außerdem auch noch die beiden Großmächte ihre „warnende Freundesstimme" erhoben. Auch der preußische Bundestagsgesandte v. Bismarck ergriff Partei gegen den Hamburger Umsturz. Nachdem man sich bis zum Jahre 1856 ohne Ergebniß Noten zugeschickt hatte, blieb dem Hamburger Senate nichts übrig, als die Verfassungsreform vorläufig auf sich beruhen zu lassen. Erst 1860 kam sie, wesentlich durch Petersens Bemühungen, zur Durchführung.

Dieser war inzwischen 1855 selber Senator geworden. Sehr gegen seinen Willen hatte er die Ehre annehmen müssen, die ihn zwang, seine einträgliche Praxis aufzugeben und, ohne nennenswerthes Vermögen wie er war, mit Frau und Kindern von dem Amtsgehalt zu leben. Im Senate trat Petersen in die Kommission, die sich mit der Verfassungsfrage zu beschäftigen hatte. In endlosen

*) Bürgermeister Petersen. Ein Hamburgisches Lebensbild von Adolf Wohlwill. (In der von A. Lichtwark herausgegebenen Hamburgischen Liebhaberbibliothek.) 224 S.

Verhandlungen brachte er es schließlich dank seiner Energie und seinem Talent zur Vermittlung dahin, daß trotz den Verschleppungsversuchen der Althamburger 1860 eine Verfassung zu Stande kam, die in ihren Grundzügen noch heute gilt, freilich immer stärkere Opposition hervorruft. Liberal kann diese von Petersen herrührende Verfassung auch in der That nicht genannt werden, die in der Volksvertretung den Grundeigenthümern und gewissen „Notabeln" zusammen ebensoviel Sitze einräumt, als den aus allgemeinen Wahlen hervorgegangenen Abgeordneten, in einem Staate noch dazu, wo das aktive Wahlrecht auf eine Minderzahl der erwachsenen Staatsangehörigen beschränkt ist. Sie war aber die einzige, die unter den gezeigten Schwierigkeiten und bei der drohenden Einmischung der Großen damals möglich war. Für eine solche vermittelnde Politik war überhaupt Petersen in hohem Grade der Mann. Er besaß das Talent, die Leute zu führen, indem er ihnen zu folgen schien, und sie glauben zu machen, daß schließlich doch ihr Wille geschehe. Für einen so kleinen Staat, wo die Parteien fast nothwendig Kliquen sind und wo die persönliche Empfindlichkeit ein politisches Moment wird, sind derartige Männer wahrscheinlich geeignetere Lenker, als schöpferische Naturen. Man braucht nur an den Ostracismus und die Tyrannenangst der kleinen alten Republiken zu denken. „Der gedeihliche Zustand eines Freistaates," sagte Petersen 1889, „beruht mehr als in monarchischen Staaten auf der Bürgertugend", worunter er eben diese Anpassungsfähigkeit verstand.

Von 1861—1875 war Petersen Polizeiherr. Diesen Titel führt der als Polizeichef fungirende Senator noch heute, das Amt umfaßte aber zu Petersen's Zeit einen viel größeren Kreis. Der Polizeiherr hatte die öffentliche Sicherheit und Wohlfahrt im allgemeinen zu wahren, und zwar geschah das in patriarchalisch-hergebrachter Weise, ohne daß man auf die Formen allzuviel Gewicht legte. Petersen war als Chef der Kriminalpolizei auch Strafrichter mit sehr ausgedehnter Kompetenz, es unterstanden ihm ferner das Feuerlöschwesen und die Sanität. Während seiner Amtsführung wurde dann, hauptsächlich auf sein Betreiben, eine neue Organisation eingeführt, die erst die Strafjustiz von der Polizei trennte und später eine Anzahl technischer Beamter dem Chef zur Seite stellte. Für Petersen selber war der alte patriarchalische Zustand der angemessenere. Er liebte es, überall persönlich einzugreifen, namentlich auch, in unmittelbarem Verkehr mit der Bevölkerung zu stehen. In früheren Jahren war er wegen seiner zum Konservatismus neigenden politischen Haltung sehr unbeliebt gewesen. Während der Revolution wurde er vom Volke zu den „Heulern" gerechnet, gelegentlich mit einer Katzenmusik bedacht und einmal beinahe durchgeprügelt. Als Polizeiherr aber gewann er sich eine Popularität, wie kein anderer Beamter nach ihm. Er stand im Rufe, seine Augen und Ohren überall zu haben, ging wie Harun al Raschid unerkannt in der Menge herum und machte allein oder nur von einem Beamten begleitet, nächtliche Streifzüge durch die schlechten Quartiere, um in eigner Person die Spitzbuben aufzuspüren.

In der deutschen Frage trat Petersen zum ersten Male im April 1864 mehr hervor, wo besonders auf sein Betreiben die Beschaffung einiger armirter Dampfer zum Schutze der deutschen Küsten vom Hamburger Staate bewilligt wurde. Er war im heimischen Kreise stets für die deutsche Einheit eingetreten. Nicht ebenso gleich blieb er sich in seiner Stellung zu den Großmächten. 1848 war er für das hohenzollernsche konstitutionelle Erbkaiserthum, und als dieses Ziel nicht erreicht wurde, Anhänger der preußischen Unionspläne. Er plädirte deshalb für den Anschluß Hamburgs an das Dreikönigsbündniß und gegen die Wahl eines Partikularisten ins Erfurter Parlament. Allmählich aber wurde er selbst partikularistischer. Er bezweifelte, daß es den Einzelstaaten unter preußischer Führung möglich sein werde, ihre Selbständigkeit zu wahren. Bismarck betrachtete er, noch lange nach 1870, mit starkem Mißtrauen. Es war daher sehr begreiflich, daß die Hamburger Politiker aus Abneigung gegen Preußen bis 1866 ihre Sympathie Oesterreich zuwandten, und als die schwarzgelben Offiziere und Truppen 1864 nach Hamburg kamen, fanden sie da vortreffliche Aufnahme, auch in Petersen's Hause. Aber dieser war in erster Linie Hamburger und richtete sich deshalb 1866 nach der Erwägung, bei welcher Partei die Fortexistenz seines Staates gesicherter schien. Von Gastein, wo er beim Ausbrechen des Krieges war, zurückgerufen, mußte er wegen der Transporte den Umweg durch Süddeutschland und die Rheinlande machen und bekam bei dieser Gelegenheit einen Eindruck von den Bundestruppen. „Ihr saloppes, lärmendes, wenig militärisches Wesen, schrieb er darüber, ließ auch den Laien nichts Gutes von ihrer Kriegführung ahnen." Im Hamburger Senate hätte man gerne jede Entscheidung vermieden und seine Neutralität bewahrt. Aber bereits am 11. Juni ließ Bismarck auf Austritt aus dem Bunde drängen, forderte am 16. die Mobilisirung des Kontingents und beauftragte den preußischen Gesandten v. Richthofen, auch vertraulich auf den Senat einzuwirken. Der forderte, im Einverständniß mit dem Bremer und Lübecker, zwar den gemeinsamen hanseatischen Gesandten in Frankfurt auf, den Bundesversammlungen fortan fernzubleiben, konnte sich aber zu der Kontingentstellung nicht entschließen. Mit Mühe brachte Petersen es dahin, daß man sich bereit erklärte, über eine Abänderung der Bundesverhältnisse zu berathen. Im Uebrigen hoffte man, Preußen werde sich mit dem „passiven militärischen Verhalten" Hamburgs zufrieden erklären. Das war aber nicht der Fall. Es folgten neue Noten, die über den Willen der preußischen Regierung keinen Zweifel ließen, und außerdem erfuhr man durch Warnungen aus Berlin, daß Hamburgs Unabhängigkeit auf dem Spiele stehe. Nun gab der Senat nach, aber jetzt mußte erst die Bürgerschaft für die Bewilligung des Kontingents gewonnen werden, und in dieser war die Majorität vorläufig antipreußisch. Hier war es nun besonders Petersen's Verdienst, der mit Versmann als Senatskommisssar in die Bürgerschaft geschickt wurde, daß er den Deputirten den Ernst der Situation klar machte und sie für die Senatsvorlage gewann, die denn auch, am Tage nach Königgrätz, angenommen wurde. So blieb Frankfurts Schicksal Hamburg erspart.

Das Verhältniß zu der Centralgewalt in Berlin wurde auch nach dem französischen Kriege zunächst nicht viel herzlicher und bekam eine neue Spannung, als 1880 der Reichskanzler den Zollanschluß Hamburgs zu betreiben anfing. Die Forderung, daß die Hansestädte ihre Zollauslandsstellung aufgeben müßten, war alt. Schon Nebenius hatte in den dreißiger Jahren behauptet, daß der Anschluß an den preußischen Zollverein für Hamburg selbst ersprießlich sein würde, und noch früher hatte die als „Manuskript aus Süddeutschland" bekannte Streitschrift die Hansestädte als deutsche Barbaresken, als englische Faktoreien bezeichnet und verlangt, daß Deutschland sich in Besitz seiner wichtigsten Häfen setze. Dagegen war es in Hamburg die allgemeine Ueberzeugung, daß der Zollanschluß für beide Theile schädlich sein werde. Auch Petersen, der 1876 Bürgermeister geworden war, hielt noch Anfangs 1880 an dieser Meinung fest. Er hielt Bismarck's Vorgehen für übereilt und für eine Aeußerung seines Mißmuths gegen die Hansestädte, die ihm mit ihrer Opposition gegen seine Wirthschaftspolitik unbequem geworden waren. Aber er erkannte doch bald, daß man werde nachgeben müssen, zumal die deutsche öffentliche Meinung auf Seiten der Reichsregierung war, und rieth daher, Entgegenkommen zu zeigen, während sein Kollege Kirchenpauer, damals hamburgischer Bevollmächtigter im Bundesrathe, sein Amt niederlegte, überzeugt, daß der Zollanschluß Hamburgs Verderben sein werde. Petersen selbst hatte, während die Anschlußverhandlungen schon im Gange waren, schwere Sorgen, und äußerte, daß die Blume des hamburgischen Welthandels nun wohl verwelken werde. Durch Versmann's Verdienst wurde schließlich die Vereinbarung auf Basis der Schaffung eines Freihafengebiets gefunden, wobei das Reich einen beträchtlichen Theil der ungeheuren Kosten übernahm und

außerdem die Zollverwaltung an Hamburg übertrug. Die Aufgabe, diesen Vertrag der widerstrebenden Bürgerschaft mundgerecht zu machen, fiel in der Hauptsache wieder Petersen zu, und in den Kommissionen, die in den folgenden Jahren die Durchführung des großen Werkes im einzelnen zu besorgen hatten, war er hervorragend thätig. Am 29. Oktober 1888 wurde in Gegenwart Wilhelms II. der Schlußstein zum Freihafen eingefügt, wobei Petersen Hamburgs Vertreter war. Seine freie männliche Haltung flößte damals einem unparteiischen Beobachter, dem Deutsch-Amerikaner, Karl Schurz, hohen Respekt ein. „Keine Spur von Katzenbuckelei", erzählte er später, „und Petersen dabei mit einer Würde, wie ein Fürst zum andern, als wahrer Repräsentant der alten, stolzen Traditionen."

In das folgende Jahr fiel Petersen's achtzigster Geburtstag. Unter den Gratulationen war auch eine von Bismarck, — das erste Glied zu einer erst jetzt, im höchsten Alter sich anbahnenden Freundschaft beider Männer. Im Oktober 1889 wurde Petersen dann zum ersten Male nach Friedrichsruh eingeladen. Zum zweiten Male kam er, als bald darauf Bismarck entlassen war. Kurz nachher wurde dieser Besuch vom Altreichskanzler erwidert, das erste Mal seit vielen Jahren, wie Bismarck sagte, daß er seine Beine unter einen fremden Tisch streckte. Er stellte sich dann noch mehrere Male in Petersen's Wohnung ein. Zuletzt sahen sich die Beiden im Mai 1892.

Während damals die Cholera Hamburg verwüstete, lag Petersen schwerkrank in seiner Wohnung. Er hatte sich stark erkältet und fühlte zum ersten Male, daß er alt geworden sei. Er lag den Sommer und Herbst über, mußte, als Brustfellentzündung hinzutrat, noch eine Operation durchmachen, konnte sich aber nicht mehr dauernd erholen. Im September sandte Bismarck ihm ein Schreiben, um seine Theilnahme für ihn und die von der „vis major der anonymen Seuche" betroffene Stadt auszudrücken, wobei des Längeren ausgeführt ist, daß diese Kundgebung nicht öffentlich sei, um „den Feinden" kein Vergnügen zu bereiten. Bald darauf, am 14. November 1892, starb Bürgermeister Petersen.

B. Guttmann.

Parlamentsbriefe.

VIII.

Für die preußische Regierung ist das eine Woche der Demüthigung gewesen. Die Regierung ist mit einer programmatischen Erklärung hervorgetreten, die ihr von den Agrariern abgezwungen wurde. Graf Bülow, der es bisher verstanden hat, in mündlicher Rede sich so auszusprechen, daß alle Parteien daraus Etwas entnehmen konnten, was ihnen erfreulich war, ohne daß er selbst sich band, hat eine vom Staatsministerium beschlossene Erklärung verlesen, die, wie immer sie gemeint gewesen sein mag, von den Agrariern als Kapitulation der Regierung fruktifizirt werden konnte. Die Regierung erkennt an, daß die Landwirthschaft eines Schutzes durch höhere Zollsätze bedürfe, und sie will auf diesen höheren Schutz ihrerseits hinwirken. Diese kurze Erklärung wurde durch keinen mündlichen Zusatz erläutert. Hätte Graf Bülow etwas hinzusetzen wollen, so hätte er nicht umhin gekonnt, sich über die Verlängerung der Handelsverträge auszusprechen, und das wollte er wohl vermeiden.

Die Agrarier haben nunmehr ein Blankoaccept in Händen, in welches sie eine beliebige Summe eintragen können. Die Regierung mag einen Zollsatz vorschlagen, wie sie will, die Agrarier werden sich immer in der vortheilhaften Lage befinden, zu behaupten, ihnen sei ein Versprechen nicht erfüllt worden. Man habe ihnen einen ausreichenden Zollschutz versprochen und der vorgeschlagene Satz reiche bei Weitem nicht aus.

Von einer ruhigen Erörterung der Gründe, die für oder gegen Getreidezölle sprechen, kann nicht mehr die Rede sein. Der höhere Zollschutz für die Landwirthschaft ist Glaubensartikel geworden, und wer sich nicht zum rechten Glauben bekennt, hat die Strafen zu erwarten, die auf die Ketzerei gesetzt sind. Ein Hinweis darauf, daß hohe Getreidezölle den Abschluß von Handelsverträgen unmöglich machen, wird als ein Tiefstand nationalen Empfindens bezeichnet; daß Jemand, der sich nicht bemüht, den Junkern die Tasche zu füllen, ein herzloser Mensch sein muß, ist längst bekannt.

Eine Anzahl namhafter Professoren der Volkswirthschaft haben, ein jeder unabhängig von dem anderen, den Nachweis geführt, daß dem landwirthschaftlichen Betriebe Getreidezölle niemals helfen können, sondern daß sie lediglich die Wirkung haben, die Güterpreise zu erhöhen. Ein Landwirth in der Mark Brandenburg, der früher zu den lautesten Schreiern gehörte, ist seit einiger Zeit ganz still geworden. Er hat sein Gut zu einem Preise verkauft, von dem er zugesteht, daß er nie an die Möglichkeit gedacht hat, ihn zu lösen. Er hat aufgehört, in den agrarischen Reihen zu stehen. Natürlich ist aber sein Nachfolger sehr befähigt, über die Noth der Landwirthschaft zu klagen.

Die Erklärung des Grafen Bülow ist nicht allein im Inlande gehört worden, auf das sie berechnet war, sie ist auch im Auslande sehr bemerkt worden. Sie ist im ungarischen Parlament besprochen worden und liefert der russischen Presse ausgiebigen Stoff. Die Erklärung ist dahin aufgefaßt worden, daß Deutschland den Zollkrieg ankündige und daß man bereit sei, ihn aufzunehmen. Noch mehr als bei blutigen Kriegen ist bei Zollkriegen jeder der kriegführenden Theile glücklich, wenn er dem Gegner den Vorwurf machen kann, daß dieser den Krieg begonnen habe. Dieses Vortheils hat sich Deutschland schon jetzt beraubt.

In einer Zeit, in der das Beispiel des großen Reichskanzlers Fürst Bismarck alle Tage angerufen wird, ist es unbegreiflich, wie die Regierung eine solche Erklärung abgeben konnte, ohne daß eine dringende Veranlassung dazu vorlag. Der oberste Grundsatz, nach welchem Fürst Bismarck nicht allein gehandelt, sondern den er auch theoretisch dargelegt hat, war der, sich niemals zu binden, so lange er die Arme frei behalten konnte. Er hat sich nie dazu verstanden, eine Leistung zu gewähren, oder auch nur zu versprechen, bevor er für diese Leistung die höchste Gegenleistung herausgeschlagen hatte. Wie weit die Regierung durch ihre Erklärung die Stellung der Agrarier verbessert hat, liegt auf der Hand; in welcher Weise sie ihre eigene Stellung verbessert hat, bedarf noch der Erläuterung.

Die Erklärung der Regierung erfolgte, bevor noch eine andere Erklärung vom Ministertische her, die zwei Tage früher erfolgt war, ihre allseitige Würdigung gefunden hatte. Bei einer Diskussion über die Kohlentheuerung erklärte der Handelsminister, der zugleich der Chef der Bergwerksverwaltung ist, Herr Brefeld, der Handel sei ein nothwendiges Uebel. Er hat bald darauf diesen Satz erläutert; er habe nicht den ganzen Handel gemeint. Wie könne man annehmen, daß er als Handelsminister den Handel so beurtheilen werde. Er habe nur den Kohlenhandel gemeint, und, streng genommen, nur den Handel mit Kohlen aus den fiskalischen Gruben.

Es ist freilich anzunehmen, daß das Urtheil des Herrn Brefeld über den Handel minder ungünstig ausgefallen wäre, wenn er zufällig über den Kuhhandel oder den Pferdehandel zu sprechen gehabt hätte. Aber wenn wir auch den Inhalt seiner Worte auf das engste Maß einschränken, wenn wir annehmen, er habe nur gesagt, der Kohlenhandel sei ein nothwendiges Uebel, so bleibt es doch eine geradezu erstaunliche Thatsache, daß eine solche Aeußerung im Landtage fallen konnte und seitens des Mannes fallen konnte, der das Amt eines Handelsministers bekleidet.

Ein Blatt, das den Tendenzen der Adelsgenossenschaft dient, hat vor einigen Monaten ausgeführt, jeder Handel sei ein unwürdiger Schacher und ein echter Edelmann werde nie ein Kaufmann werden. Solche Aufsätze sind ja werthvoll,

weil sie geeignet sind, die Gesinnungen unseres ostelbischen Junkerthums an das Licht zu ziehen. Herr Brefeld ist aber nicht Redakteur eines Adelsblatts, sondern Handelsminister. Der Landwirthschaftsminister tritt jederzeit für die Interessen der Landwirthschaft, der Kriegsminister für die Interessen der Armee, der Unterrichtsminister für die Interessen der Schule ein. Vor allen Dingen weisen sie jeden Angriff auf die Ehre der ihnen anvertrauten Institute zurück. Es wäre wohl keine unbescheidene Forderung, daß der Handelsminister für die Interessen des Handels ein warmes Herz hat. Man sollte glauben, daß es einem Manne peinlich sein müsse, sich selbst als den Pfleger eines nothwendigen Uebels zu betrachten. „Euch, Ihr Götter, gehört der Kaufmann!" Dieses Wort Schillers sollte jedem Handelsminister geläufig sein. Wer die Bedeutung des Handels überhaupt zu erläutern weiß, wird nicht in die Lage kommen, grade den Kohlenhandel als ein Uebel zu betrachten.

Im preußischen Abgeordnetenhause scheinen die Minister eine Art Wettrennen anzustellen, wer den anderen an Ungeschick übertreffen kann. Auch Herr Schönstedt, der Justizminister, hat sich an diesem Wettrennen betheiligt. Er hat auf eine Anfrage betreffs der ungleichartigen Behandlung von Christen und Juden in der Justizverwaltung mit einer verblüffenden Naivetät erklärt, daß das „Interesse der Bevölkerung" darüber entscheide, wie weit die Verfassungsbestimmung von der Gleichberechtigung der Konfessionen Wahrheit werde oder auf dem Papier bleibe. Und als mildernden Umstand hat er für sein Ressort geltend gemacht, daß in anderen Ressorts die Juden noch viel schlechter daran wären. Als er freisinnigerseits daran erinnert wurde, daß Preußen ein sogenannter Rechtsstaat sei, blieb der Justizminister einstweilen die Antwort schuldig.

Die Verhandlungen des Reichstags ziehen sich vor sehr leeren Bänken hin. Auch im Reichstage gab es ein zollpolitisches Vorgefecht, das durch Gegenübertreten des Fürsten Bismarck und des Herrn von Siemens einen pikanten Zug erhielt. Herr von Siemens ist bekanntlich im Nebenberuf auch Großgrundbesitzer. Er ließ es an einer nachdrücklichen Verurtheilung der agrarischen Schutzzollforderungen nicht fehlen.

Proteus.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Die Theuerungspatrioten.

Frei nach Byron.

Ach Gott, das Land! — Mein Lied, es klagt ihn an,
Der Landesfeind ist statt Landedelmann.
Wofür erschuf ihn Gott in seinem Zorn?
Für Sport und Wahlen und für theures Korn.
Korn aber muß, wie alles Ird'sche, fallen,
Wie Kaiser, Feldherrn und der Markt vor allen.
Drum fleht das „Landbau-Interesse" — (streicht
Den Landbau man, ist's richtiger vielleicht) —
Der Landherrn Eigennutz, er fleht Erbarmen,
Sonst trifft der Ueberfluß wohl gar den Armen.
Also hinauf die Zölle! Renten höher klimmt,
Damit der Junker für Kanalbau stimmt.
Die Königstreue, zart besaitet, rein,
Wird, wenn der Kornpreis fällt, ja gar so klein.
Und wem ein Rittergut nicht ward beschieden,
Der schränk' sich ein, halt's Maul und sei zufrieden.

Verdi.

Verdi ist todt! Einem schweren, mehrtägigen Todeskampf ist am 27. Januar seine gewaltige Lebenskraft unterlegen.

Einem langen, reichgesegneten Leben ist damit ein Ziel, einer merkwürdigen künstlerischen Entwicklung ein Ende gesetzt. Eine der wichtigsten führenden Gestalten aus dem Theaterleben des 19. Jahrhunderts ist vom Schauplatz abgetreten. Plaudite, heißt die Losung, die aus Italien kommt und aus allen Enden der Welt dröhnt in diesen Tagen der Beifall als Ehrensalve über das Grab dieses Königs der Oper hin.

Als der Sechsundzwanzigjährige im Dezember des Jahres 1839 auf der Bühne der Mailänder Scala mit der Oper „Oberto, conte di Bonifazio" seinen ersten bescheidenen Erfolg errang, da mochte wohl niemand ahnen, daß der maestro zu solchem Range berufen sein würde. Allein die Verhältnisse lagen günstig. Rossini, der Unüberwindliche, war nach seinem „Tell" (1828) vom Kampfplatz der Oper abgetreten, Bellini, den weichen, süßen Elegiker, hatte 1835 ein frühzeitiger Tod hingerafft und im harten Frohndienst Seiner Majestät des unterhaltungssüchtigen Publikums rieb Donizetti mehr und mehr seine Kräfte auf. Ein halbes Jahrzehnt nach seinem Erstlingserfolg stand Giuseppe Verdi unter den Opernschreibern Italiens bereits in erster Stellung und von da ab blieb ihm, wenigstens in seiner Heimath, die Führung auf diesem Kunstgebiet bis zum Erscheinen der Jungitaliener im Jahre 1890, also volle fünfzig Jahre. In Deutschland und Frankreich war diese Herrschaft nicht unbestritten; neben Meyerbeer erhob in Paris Gounod mit großem Erfolg Anspruch auf die Führerrolle und in Deutschland hielten ihn die Romantiker, voran der junge Wagner, leidlich im Schach. Trotzdem wird die Geschichte anerkennen müssen, daß der Komponist des „Troubadour" auch über das deutsche Opernwesen fast zwei Jahrzehnte lang, etwa von 1851 bis 1870 mit großer Gewalt geboten hat. Erst durch den Sieg der neuen Kunst wurde die Verdi'sche Oper auf den Spielplänen unserer Bühnen in die zweite Reihe zurückgedrängt.

Richard Wagner und die tapferen, hochgesinnten Künstler, die seinem Lebenswerk die Pfade zu ebnen sich mühten, konnten zu einem freien und gerechten Urtheil über den wälschen Usurpator des Opernthrones naturgemäß nicht kommen. Ihren hochgespannten Forderungen an das musikalische Drama mußte die Theatralik der Verdi'schen Libretti kläglich und widerlich erscheinen. Ihrem Streben nach Vertiefung, Verinnerlichung der dramatischen Musik widersprach die äußerliche, aufdringliche Art der Verdi'schen Melodik, die konventionelle Fassung seiner Harmonik. Andererseits stellten sich dem vielbejubelten maestro aber auch die Verehrer der alten italienischen Oper feindlich gegenüber. Weil er nach neuen stärkeren Wirkungen strebte, galt er ihnen als Geschmacksverderber, weil er die Kunst des Sängers dem Ausdruck des Schauspielers unterordnete als Stimmmörder. Im Gegensatz zu den „aristokratischen" Formkünstlern Bellini und Donizetti wurde Verdi als plebejischer Naturalist verschrien, und der Jeremiaden über die Trivialitäten, Banalitäten und Rohheiten seiner Musik war kein Ende.

All dieser Angriffe ungeachtet behauptete sich Verdi nicht nur in der Gunst der Opernfreunde beider Welten, sondern wahrte sich auch die Ruhe und Möglichkeit zu einer steten, naturgemäßen Entwicklung seiner Begabung. Soll man diese in ihrer Eigenart bündigst bezeichnen, so dürfte man am besten Verdi als den temperamentvollsten Theatraliker der Opernbühne hinstellen. Hinter diesem Worte soll kein abfälliges Werthurtheil gewittert werden. Der Ausdruck Theatraliker dient hier bloß dazu, den Unterschied romanischer und germanischer Bühnenkunst zu verdeutlichen. Verdi, der seinen Landsleuten mit vollem Recht als das größte dramatische Genie gilt, das Italien je hervorgebracht, er-

scheint deutscher Auffassung doch als im Banne herkömmlicher, mehr auf Wirkung als auf Lebenswahrheit abzielender Bühnenregeln allzu befangen. Gelang es ihm auch im Verlauf einer langen Entwicklung sich über die besonderen abgestorbenen Konventionen der italienischen Oper zu erheben und den musikalischen Ausdruck im Einzelnen freier, natürlicher, dramatischer zu gestalten, in der Art, das Drama nur als eine Folge wirkungsvoller Situationen, nicht als psychologische Einheit zu fassen, ist er bis zur „Aida“ nicht über Scribe und seine Leute hinausgekommen. Seiner kraftvollen, reichen Musikernatur mit ihrer Schlagfertigkeit und Warmblütigkeit fehlte es an Tiefe und feiner Geistigkeit, um ein Dramatiker im Sinne Shakespeare's und Wagner's zu werden. Er sah die Welt, in der seine Stücke sich abspielten, nur als Theaterdekoration, erblickte die Figuren, denen er Ausdruck verlieh, nur im Lichte der Rampen. So fehlte seiner Kunst ursprünglich der belebende Hintergrund einer beziehungsvollen Naturschilderung, blieb seine Charakteristik lange auf die einseitige Profilzeichnung beschränkt und wurde in seiner Ausdrucksweise die Hyperbel die beliebteste und wichtigste Redefigur.

Nach dieser Richtung drängte den feurigen Tondichter aber nicht bloß die eigene Art, auch die Beschaffenheit der italienischen Opernbühne und der sie stützenden Kultur und das Wesen bestimmender Vorbilder ließen ihn fürs Erste über den Bezirk der alten Oper nicht allzu weit hinauskommen. Aus der oberflächlichen, verkünstelten Musikkultur der Rossini-Donizetti'schen Periode war ebenso wenig wie aus der akademisch verknöcherten Dramatik des damaligen Italien ein Weg zum wahren musikalischen Drama zu finden. Noch viel weniger konnten Meyerbeer und Victor Hugo den strebenden Verdi auf die Höhen einer reinen Kunst geleiten. Beiden aber blieb der Maestro längere Zeit tributpflichtig. In Victor Hugo's „Hernani“ und „Le roi s'amuse“ hatte er den Stoff zu seinen ersten von großem Erfolg gekrönten Opern „Ernani“ (1844) und „Rigoletto“ (1851) gefunden und verharrte im Dunstkreis dieser blutigen Schauerromantik auch noch, als er die Jugendstücke Schillers (i masnadieri, die Räuber, 1847, Luisa Miller, 1849 und Simon Boccanegra, d. i. Fiesko 1857) für das Opernbedürfniß auszuschlachten begann. Noch nachhaltiger, aber auch feiner und förderlicher war der Einfluß, den Meyerbeer auf Verdi ausgeübt; er läßt sich nicht nur in dem dramatisch-theatralischen Zug seiner größeren, zum Theil für die Pariser Oper geschriebenen Werke, wie „Les vêpres siciliennes“ (1855) und „Don Carlos“ (1867) erkennen, sondern auch in vielen Einzelheiten der Harmonik und Orchestration verfolgen. In der „Aida“, die Verdi 1871 für die Eröffnung des Theaters in Kairo schrieb, sind die verschiedenartigen Strebungen und Wirkungsmittel der Meyerbeerschen und Verdischen Oper zu einem einheitlichen Ganzen derart verschmolzen, daß man das Werk als die schönste Nachblüthe des Stils der großen Oper bezeichnen darf.

Inzwischen hatte sich auf der deutschen Musikbühne die große Wandlung vollzogen. Mit „Tristan und Isolde“, mit den „Meistersingern“ waren am künstlerischen Horizonte Urbilder neuer Gestaltungen und Formen aufgetaucht. Das Musikdrama trat seinen Lebensgang und bald auch seinen Triumphzug an. Verdi sah das Gestirn Wagners glänzend aufgehen. Wie kein zweiter unter den zeitgenössischen Opernkomponisten mußte er, der geborene Dramatiker, die Größe und Folgewichtigkeit der Umwälzung zu würdigen verstehen, die sein deutscher Altersgenosse herbeigeführt hatte. Er hielt Einkehr bei sich und verstummte fürs Erste. Nach sechzehnjähriger Ruhepause aber trat der vierundsiebzigjährige Meister mit einem Opernwerk hervor, das der Welt zeigte, wie tief und nachhaltig ihn die Erscheinung der neuen Kunst beschäftigt, angeregt und gefördert hatte.

„Othello“ ist weder dramatisch noch musikalisch im einzelnen von Wagner's Kunst abhängig und doch wäre das Ganze nicht denkbar ohne die Entstehung des deutschen Musikdramas. Und ähnliches gilt für das köstliche Gegenstück zur Tragödie der Eifersucht, für die Komödie „Falstaff“, mit der der achtzigjährige Tondichter 1893 seine ruhmvolle Laufbahn glänzend abschloß. Auch hier ist, angeregt durch die deutsche Kunst, der Weg vom Buffostil der alten Oper zu einer neuen freieren und lebensvolleren Gestalt des Lustspiels gesucht und gefunden. „Othello“ wie „Falstaff“ sind bei ihrem Erscheinen von den Kunstkennern aller Art mit überschwänglichem Lobe begrüßt worden. Die staunenswerthe Schaffenskraft des greisen Meisters, die Zeugnisse seines rastlosen Weiter- und Höherstrebens forderten die höchste Bewunderung der Zeitgenossen heraus. Auf die Dauer aber wird man sich der Einsicht nicht verschließen können, daß diese mit dem reifsten Kunstverstand und mit feinsten Mitteln geschaffenen Werke doch gerade einer wesentlichen Eigenschaft und des Hauptvorzuges der älteren Verdi'schen Oper entbehren: des heißen Lebensodems. Ob sie trotzdem lange fortleben, weithin wirken werden? Ob sich unter seinen Landsleuten der schöpferische Geist finden wird, der Verdi auf diesen seinen neuen Bahnen zu folgen vermag? Davon hängt im Wesentlichen ab, ob die Kunstgeschichte sein Schaffen und Wirken nur als das eines Vollenders oder auch als das eines Pfadweisers einschätzen wird. Als eine der kraftvollsten und bedeutsamsten Erscheinungen der italienischen Operngeschichte wird Giuseppe Verdi jedenfalls allzeit seinen Platz behaupten.

H. Welti.

Leseeindrücke von Edmond Rostand's Drama „L'Aiglon“.

Auf Weihnachten ist endlich in Paris (bei Charpentier) die Buchausgabe des durch zahllose Aufführungen auch wohl den meisten deutschen Ausstellungsbesuchern bekannt gewordenen Napoleonidendramas Rostands erschienen. In einer kleinen Fußnote zum Personenverzeichniß sagt der Dichter, die Leser möchten sich nicht wundern, hier einige Verse mehr zu finden, als die sie im Theater hörten. „Im Theater muß man zu einer bestimmten Stunde zu Ende kommen. Da kürzt man ein wenig. Und der Autor thut dergleichen, es nicht zu merken.“

Nun — bei einem Dichter wie Rostand kann man sich über jeden Vers mehr nur freuen. Den „Aiglon“ zu lesen, wurde mir wenigstens zur großen Erholung vom Lesen so mancher Werke deutscher Belletristik, die mir der Tag zuträgt. Es war mir, als ob ich in dem Versdrama mit den prachtvollen und oft wahrhaft genialen Reimen eine ganz andere Luft athmete, als ob ich aus einem Klima schwerlastenden Nebels unter den Himmel der Provence versetzt wäre in Sonnenschein und auf Wiesen voller Narzissen und Veilchen.

Dann, nach dem ersten Wohlbehagen, ja Entzücken, das mir der schöne, sanfte Wellenschlag dieses Meers voller Harmonie gewährte, kam freilich auch die Einsicht, daß an dem neuesten Werke des französischen Dichters nicht alles eine strenge Prüfung aushalte, wenn auch die Tugenden seiner Dichtung die Fehler weit überwiegen. Ich fand, daß man am „Aiglon“ ebensosehr die Ueberlegenheit des französischen Theatergenius über den deutschen nachweisen könnte, wie umgekehrt auch die Ueberlegenheit des deutschen über den französischen, beides natürlich in Bezug auf verschiedene dramaturgische Forderungen. Eines aber bleibt jedenfalls merkwürdig und scheint mir ein Vorzug französischen Poesiegeschmacks überhaupt, daß ein moderner Dichter einen zeitlich uns so nahe liegenden historischen Stoff in Versen und zwar in Reimversen behandeln durfte. Gentz, Metternich im klassischen Alexandriner verkehrend — das findet in Frankreich niemand unnatürlich oder gar lächerlich. Diese auffallende Erscheinung ist vornehmlich aus der bei romanischen

Nationen immer noch stark vorhandenen Empfänglichkeit für sprachlichen Wohllaut, für Versmusik mit rhythmischem Takt und melodischen Gleichklängen zu erklären; aber nicht allein daraus, sondern auch aus dem temperamentvollen Gebrauch, den gerade Rostand von dem Instrument der Verssprache zu machen versteht. Die Verse sind im „Aiglon“ (wie auch schon im „Cyrano“) nicht bloßer Schmuck, nicht bloße zierende Zuthat, sondern sie sind stoffliche Elemente der dramatischen Schwungkraft, die überhaupt solche Stücke schafft.

Seit Schillers großen historischen Dramen hat es nämlich in der neueren Litteratur wohl kein Werk mehr gegeben, das sich an mitfortreißender Schwungkraft dem „Aiglon“ Rostands vergleichen ließe. Zu all dem Blüthenglanz und Blüthenduft der Phantasie, der vom Sturm der Empfindungen über die 6 Akte dieses Dramas ausgestreut wird, welche zahllos wechselnden Nüancen seelischer Erregtheit vor allem in der auch durch ergreifende Situationen so unbeschreiblich dankbaren Rolle, die Rostand in der Person des Napoleoniden der Tragödin Sarah Bernhardt auf den Leib geschrieben hat! Kurz vorher spielte Sarah Bernhardt den shakespeare'schen Prinzen von Dänemark. Nun — auch von Rostand empfing sie eine Art Hamletrolle.

Denn auch diesem Kinde — dem ehemaligen „König von Rom“ — ist, wenigstens in Rostands Stück, eine ihm zu schwere Aufgabe auf die zarten Schultern gelegt. Auch hier wäre ein Vater zu rächen und jedenfalls eine große Tradition fortzusetzen. Ob der wirkliche Herzog von Reichsstadt jemals die Verpflichtung gefühlt hat, als Sohn des großen Napoleon das weltgeschichtliche Erbe des Vaters anzutreten, geht uns da, wo wir nur von der Dichtung zu sprechen haben, nichts an. Die gewöhnliche Ueberlieferung sagt uns, es sei Metternich und dem österreichischen Hofe nicht eben schwer gefallen, den jungen Prinzen frühzeitig durch die bezaubernde Ballettänzerin Fanny Elßler und andere galante Damen zu Grunde zu richten; und es kursiren hierüber pikante Anekdoten genug, aus denen man den Schluß ziehen darf, vom Blut seiner leichtsinnigen Mutter Marie Louise und der habsburgischen Ahnen sei in dem Sohne Napoleons mehr vorhanden gewesen als vom korsischen Blute des Welteroberers. Als Dichter durfte Rostand diese Blutmischung sich so denken, wie sie ihm für den poetischen und dramatischen Zweck die richtige schien; dies umso eher, als doch schließlich auch der Historiker kaum mit Bestimmtheit sagen kann, was in der innersten Seele des in seinem Käfig gestorbenen „jungen Adlers“ vorging. Von dieser dichterischen Freiheit nun hat Rostand den denkbar geschicktesten Gebrauch gemacht, uns in dem rührenden blonden Knaben den echten Sprößling napoleonischen Stammes gezeigt, der im geheimsten Schrein seiner Seele das Bild des großen Kaisers, seines Vaters, als Heiligthum verborgen hegt, aber dabei allerdings auch von immerwährenden Zweifeln erschüttert wird, ob er, auch wenn die äußeren Umstände ihn die Freiheit und den Thron Frankreichs erlangen ließen, die Kraft hätte, das Erbe des Gewaltigen anzutreten. Fortwährend prüft er sich in dem Stücke daraufhin. Und diese Proben namentlich, bei denen die echte Flamme des Heldensohnes wohl zuweilen kühn emporlodert, dann aber oft plötzlich in Asche zusammensinkt, um wieder hervorzuzucken und wieder zu sterben — sie besonders haben die zahlreichen ergreifenden Momente dieser unvergleichlich dramatisch wirkungsvollen Rolle zustande gebracht. Und man muß wohl glauben, daß es namentlich für eine französische Bühnenkünstlerin keine seligere Bethätigung ihrer Kunst geben kann, als diesen blonden Prinzen zu spielen, der die Augen Frankreichs und des übrigen Europa auf sich gerichtet weiß und abwechselnd ein junger Held oder ein armes Kind ist.

Die großartigste Szene ist im fünften Akt, das lebendig werdende Schlachtfeld von Wagram. Es ist eine Kühnheit sondergleichen, in einem Drama, das einen Stoff der neueren Geschichte behandelt, eine große Geisterszene, eine Szene gespenstischen Grauens anzubringen. Aber die Kühnheit ist gelungen, weil die phantastische Konzeption, die diese Szene schuf, sich mit einer hohen Idee sittlicher Vernunft verband, und der spukhafte Vorgang außerdem auf verständige Weise vorbereitet und motivirt ist.

Der junge Herzog von Reichsstadt hat auf einem Fluchtversuch, den ihm Verschworene, napoleonische Parteigänger ermöglichten, in der schon bald dem Morgengrauen entgegendämmernden Nacht das Schlachtfeld von Wagram erreicht. Dort aber erweist sich die Fortsetzung der Flucht gehemmt. Und der ihn begleitende treue Flambeau, ein ehemaliger Grenadier der Garde, der auch die Uniform eines solchen trägt, hat sich in Verzweiflung über den gescheiterten Fluchtversuch und um nicht den österreichischen Schergen in die Hände zu fallen, die Brust durchbohrt. Der Prinz bettet den sterbenden Getreuen in seinen Schoß. Der Verwundete seufzt nach einem Tropfen Wasser. Da — aus dem Nebel, aus der Dunkelheit der Ebene wie ein Echo dieses Seufzers ein qualerpreßtes: „à boire!“ Und nun:

„. . . . Les plaines racontent,
Et la terre a des morts, qui remontent.“

Aus der Finsterniß werden immer mehr Stimmen laut, die Stimmen eines von sterbenden Verwundeten bedeckten Schlachtfeldes. Das ist nicht die nächtliche Heerschau des herrlichen Zedlitz'schen Gedichtes, obschon ihr verwandt in einzelnen Zügen. Wohl hört man durch all die Seufzer und das Todesröcheln auch die metallene Stimme des unbarmherzigen Schlachtengottes Kommandoworte rufen. Aber der Wind, der über die Ebene streicht, ist voll von Klagen und von Jammerlauten zusammengeschossener und niedergetretener Menschen; der Angstschrei: „Les Corbeaux“ (— die gefürchteten Raben des Schlachtfeldes —) ertönt aus weiter Ferne und wird von erschrockenen Wehrlosen in der Nähe wiederholt. Und mit allen diesen gespenstischen Stimmen läßt sich der entsetzte Jüngling in einen visionären Dialog ein. Wir fühlen: das Ganze ist ein schreckhafter Traum. Aber es ist ein von einstiger Wirklichkeit erfüllter Traum. Wie wir im Traum mit den uns ängstigenden Erscheinungen hadern, uns gegen sie vertheidigen, sie in ihr Nichts zurückschleudern möchten, so versucht dies auch der junge Herzog von Reichsstadt. Den unsichtbaren Gespenstern, die über ihre Wunden klagen, ruft er in Erinnerung, daß diese Wunden ihnen ewigen Ruhm eingetragen haben, daß ihre Namen — er denkt an die Marschälle Frankreichs — im Buch der Geschichte eingezeichnet stehen. „Wie nennst Du Dich?“ fragt er in diesem Zusammenhang auf Gerathewohl in die Dunkelheit hinaus. „Jean“ tönt's zurück; und von einer anderen Seite: „Paul“, „Pierre“ — und immer wieder diese nichtssagenden Namen unbekannt gebliebener, hingeopferter Soldaten. Da fühlt er, obwohl auch die Stimmen dieser armen Todten zuletzt zu einem „Vive l'empereur!“ sich vereinigen, daß hinter all dem Ruhm ein großes Verbrechen an der Menschheit zu sühnen bleibt und daß er es sühnen wird:

. . ; Je suis expiatoire.
Tout n'était pas payé. Je complète le prix.
Oui, je devais venir dans ce champ. J'ai compris.
— — — — — — — — — — — — — —
Et je sens qu'il est juste et providentiel,
Que le champ de bataille ainsi me tende au ciel,
Et m'offre, pour pouvoir, après cet Offertoire,
Porter plus purement son titre de victoire!
Prends-moi! prends moi, Wagram! et rançon de jadis,
Fils qui s'offre en échange, hélas, de tant de fils,
Au-dessus de la brume effrayante oû tu bouges,
Elève-mois, tout blanc, Wagram, dans tes mains rouges!

Das ist die hohe Idee dieser phantastisch gewaltigen Szene, die dann noch mit einem außerordentlichen Theatereffekt schließt: der in ekstatischen Zustand versetzte junge Herzog eilt mit gezogenem Degen den nun wirklich hörbar heranmarschirenden Truppen entgegen, an deren Spitze er sich stellen möchte. Da trifft der erste Sonnenstrahl die zerreißenden Nebel des Schlachtfeldes und statt der gespenstischen Armee Napoleons blitzen ihm die weißen Uni=

formen seines eigenen österreichischen Regiments entgegen, das zu einer Feldübung ausgerückt war.

Mir scheint, niemals war eine theatralische Phantasmagorie berechtigter als diese. Gewiß ist sie auch berechnet! Aber ist es denn tadelnswerth, wenn Künstler die Wirkung ihres Werkes weise berechnen? Den Architekten, den Bildhauern, den Malern machen wir einen Vorwurf, wenn sie es unterlassen. Sollte es dem Dichter nicht ebenfalls zum Ruhm gereichen, seinen Stoff in's rechte Licht rücken zu können? Und vollends hier, wo mit den äußerlichen Effekten zugleich die höchste dichterische Absicht erreicht wird, die vernunftgemäße Idee in ihrer strahlenden Lichtkraft siegend durchbricht? Hier darf man gewiß nur bewundern und sich über eine solche Vereinigung kühner Phantasie mit edlem Gefühl und einem außerordentlichen dramaturgischen Verstande auf's lebhafteste freuen.

Dieser Szene setze ich nun diejenige entgegen, die, obwohl auf einem ebenfalls genialen und recht theatermäßigen Einfall beruhend, an einem Mangel verständiger Ueberlegung leidet. Ich meine den nächtlichen Auftritt (im dritten Akt) im Vorzimmer des Prinzen zu Schönbrunn. Vor der Thür des Schlafenden steht als Schildwache Flambeau, den man im Schloß nur als einen Lakaien kennt und zwar als denjenigen, der, wie die Hofkamarilla glaubt, den Herzog von Reichsstadt ausspionirt und dem deshalb das Amt, ihn Nachts als einen Gefangenen zu bewachen, anvertraut ist. In Wirklichkeit ist er, wie wir schon wissen, der treueste Anhänger des napoleonischen Kindes. Und nun gestattet er sich auf dieser einsamen Wacht den „Luxus", wie er selbst sagt, die Wache in der Uniform eines Grenadiers der alten französischen Garde zu beziehen, mit der Bärenfellmütze und mit aufgepflanztem Bajonett auf dem Gewehr. Das ist nun schon eine unwahrscheinliche Romantik, weil doch die Gefahr einer Entdeckung anzunehmen ist. Und wirklich wird in dieser Nacht das verschlossene Vorzimmer mit einem Schlüssel geöffnet, den kein Geringerer als Metternich selbst ins Schloß gestoßen hat. Metternich tritt ein. Da faßt Flambeau den wunderbaren Gedanken, die ihm verderbliche Situation dadurch zu retten, daß er auf Metternich die Suggestion ausübt, man sei nicht im Jahre 1832, sondern im Jahre 1809, als Napoleon im Schlosse Schönbrunn residirte, als wirklich solche französische Gardegrenadiere die Wache im Schloß bezogen hatten u. s. w. Und Metternich, wie sehr er sich auch mit seinem wachen Verstand gegen den Alb wehrt, unterliegt einen ganzen langen Auftritt hindurch der Suggestion, dies so sehr, daß er, als endlich, von den Stimmen im Vorsaal aufgeschreckt, der junge Herzog aus der Thür seines Schlafzimmers tritt, darauf gefaßt war, den „Schrecklichen", Napoleon Bonaparte, heraustreten zu sehen.

Man begreift, daß auch diese Szene, wenn gut gespielt, eine Theaterszene ersten Ranges ist. Aber man kommt über den Unsinn nicht weg, daß einer der schlauesten Staatsmänner der Welt, ein Diplomat, dessen eiserner Verstand außer aller Frage steht, sich von einem temperamentvollen Enthusiasten in solcher Weise soll düpiren lassen und an all den Spuk glaubt, den ihm der kecke Pseudolakai vormacht. Man muß in Anschlag bringen, daß das Drama Rostands doch keine Komödie sein will, sondern ein ernst aufgebautes historisches Stück. Und da darf man allerdings behaupten, daß auch der bescheidenste deutsche Dramatiker die Aufgabe doch tiefer würde erfaßt und es daher nicht über sich gebracht haben, ein solches Vaudevillmotiv in den Organismus eines geschichtlichen Dramas einzufügen. Auf der andern Seite muß dann freilich auch wieder zugegeben werden, daß die deutschen Dramatiker dünn gesät sind, die überhaupt von einem doch auch wieder so originellen und reizvollen Lustspieleinfall in Versuchung geführt werden.

Und an einwandfreien, glücklichen Einfällen ist in Rostands Drama gewiß auch sonst kein Mangel. Gleich der erste Akt ist voll von dergleichen. Da hat Marie Louise für sich eine neue Vorleserin aus Frankreich kommen lassen, ein armes adeliges Mädchen, Thérèse de Lorget, die, während ihr Bruder royalistisch gesinnt ist, in ihrem Herzen dem großen Napoleon einen stillen Kultus weiht und des naiven Glaubens lebt, die einstige Gemahlin Napoleons, die „Impératrice", jetzt „Duchesse de Parme", thue dies wohl auch. Wie nun Therese vor der versammelten Hofgesellschaft Marie Louisens eine Probe ihrer Vorlesekunst geben soll und man ihr dazu das gewiß unverfängliche klassische Drama „Andromaque", das zufällig auf einem Tischchen liegt, in die Hand giebt, da sind es immer Stellen von dem an seine Feinde ausgelieferten Söhnchens Astyanax des Helden Hektor, die sie mit ihrer ernsten Stimme liest und die den peinlichsten Eindruck machen, weil sie wie auf die Situation des jungen Napoleoniden am österreichischen Hofe geschrieben zu sein scheinen, z. B.:

„Leur haine pour Hector n'est pas encore éteinte:
Ils redoutent son fils. Digne objet de leur crainte!
Un enfant malheureux, qui ne sait pas encor
Que Pyrrhus est son maître, et qu'il est fils d'Hector."

Und daß gerade solche anzügliche Stellen von Therese aufgeschlagen werden, ist damit gut motivirt, daß das Exemplar der „Andromache" dem Duc de Reichstadt gehört; es sind also Lieblingsstellen des „Knaben." Man gibt nun Therese ein anderes Buch, die „Méditations" von Lamartine in die Hand. Derselbe Vorgang wiederholt sich. Sie liest gerade die Worte:

„Courage, enfant déchu d'une race divine" —

als der junge Herzog auf der Schwelle des Salons erscheint. Ein noch köstlicherer Effekt geht in einem früheren Auftritte voran. Der französische Gesandtschaftsattaché äußert zu Metternich den Gedanken, Marie Louise verstelle sich vielleicht nur, indem sie sich so zufrieden und leichtlebig gebe. Es sei nicht möglich, daß sie den Adler vergessen habe und sie denke wohl immer an das „Adlerjunge" (so übersetzen wir wohl am besten „l'Aiglon"). In diesem Moment hört man die aus dem Nebenraum hervorstürzende Marie Louise kläglich rufen: „Mein Papagey"! „mein Papagey"! und sie eilt in den Park dem seinem Käfig entflohenen Vogel nach. Im Dialog wirkt dies noch durch den Reim besonders schlagend:

L'attaché:
Ce calme est peut-être une embuche!
Elle ne doit penser qu'à l'Aiglon.
Marie Louise, entrant en coup de vent, avec un cri de desespoir,
Ma perruche!

Dann, im gleichen Akt, die prachtvolle Geschichtsstunde, die der hierfür dem Prinzen beigegebene Lehrer, Baron von Obenaus, dem Herzog von Reichsstadt ertheilt und bei der er hartnäckig die Schlachten von Austerlitz, Jena u. s. w. überspringt, in der sicheren Voraussetzung, der junge Napoleon, dessen Lektüre sorgfältig überwacht wurde, habe von diesen Siegesthaten seines Vaters keine Ahnung. Da bricht dann aber der Jüngling auf einmal los und zeigt, daß er alle diese Ereignisse sehr genau kennt. Große Bestürzung des Barons. Woher der junge Herzog das alles weiß? Der Baron erfährt es nicht, aber wir erfahren es am Schluß des Aktes. Gentz hat die schöne Tänzerin Fanny Elßler — nicht zum ersten Mal! — dem Prinzen aufs Zimmer gebracht. In den Armen des reizenden Geschöpfes soll der Jüngling frühzeitig entnervt und dadurch für die Ruhe Europas ungefährlich werden. Als die Beiden aber allein sind, da schwingt sich Fanny Elßler mit anmuthiger Bewegung auf den Tisch, auf dem noch die Bücher der Geschichtsstunde liegen, und nun beginnt sie herzusagen, was sie für den kleinen Herzog, mühsam genug, aber ihm zu Liebe, auswendig zu lernen pflegte — die Fortsetzung einer historischen Darstellung der Schlachten des großen Napoleon. Die Tänzerin, die ihn im Liebes tête-a-tête zu Grunde richten soll, ist seine heimliche Nymphe Egeria, die das Herz des Napoleoniden mit den Erinnerungen an seinen Vater nährt. Ist das nun freilich auch wieder eine der großen Unwahrscheinlichkeiten des Dramas, so ist es doch so anmuthig erfunden, daß die Phantasie des Lesers oder des Zuschauers

der des Dichters dennoch gerne folgt, wie wir ja auch in den Komödien Shakespeares — in „Maß für Maß" z. B. und in andern — uns durch die Anmuth der Erfindung über allerlei Verstandeseinwände willig hinwegheben lassen.

Eine Inhaltsangabe der sechs Akte des Dramas scheint mir hier nicht nothwendig. Wie bisher, würde sich überall der Adlerflug der poetischen Einbildungskraft des Dichters bewundern lassen und daneben diese und jene Einschränkung des Lobes durch Verstandesreflexionen ergeben. Nur der Schlußakt, der uns den sterbenden Jüngling zeigt, ist von ungetrübter, hoher Schönheit, die man, wenn man will, sentimentalisch nennen mag, womit aber eigentlich nichts gesagt wäre, da hier die Entfaltung zartester Trauergefühle natürlich und am Platze ist. Der sterbende junge Herzog hat sich neben den Stuhl, in dem er sitzt, die kleine Wiege stellen lassen, in die er einst als König von Rom gelegt worden. Und, während ihn liebende Frauen umgeben, läßt er sich von General Hartmann die Festlichkeiten schildern, die bei seiner Taufe stattfanden. Während der Beschreibung von all dem Glanz, mit dem die Welt einst den Sohn des Imperators empfing, stirbt er. Und in den Händen hält er bis zum letzten Athemzuge den Schleier seiner Wiege. Ein Lebensanfang und ein Lebensende, die sich berühren!

Dieser Schluß ist ganz im Sinne des Mottos, das Rostand auf die Buchausgabe seiner Dichtung gesetzt hat. Er will mit dem Motto dem Vorwurf begegnen, als habe er sein Werk etwa im Dienste der politischen Hoffnungen einer bonapartistischen Partei in Frankreich geschrieben. Die Verse lauten:

> Grand Dieu! ce n'est pas une cause
> Que j'attaque ou que je défends . . .
> Et ceci n'est pas autre chose
> Que l'histoire d'un pauvre enfant.

Doch ist natürlich keine Dichtung, welche von der Bühne herab in unzähligen Aufführungen und als Buch in stets neuen Auflagen die Gemüther einer Nation tief bewegt, vor Mißbrauch zu außer ihr liegenden Zwecken geschützt. Und so bleibt allerdings die Möglichkeit bestehen, daß sich am „Aiglon" der immer noch glimmende Funke der bonapartistischen Hoffnungen neu entzünde.

Bern. J. V. Widmann.

Die Modelle des Dichters.

In Nr. 14 der „Nation" hat Herr Professor Richard M. Meyer einen sehr interessanten Aufsatz veröffentlicht („Zwei Bühnendichter"). Kürzlich erschienene, neue Biographien Shakespeare's und Bauernfeld's gaben ihm den Anlaß, die nie zur Ruhe kommende Frage nach dem Wesen des Dramas um eine neue Lösung zu bereichern. Und ich muß gestehen, Prof. Meyer's Lösungsversuch läßt an Originalität nichts zu wünschen übrig. Aber der Werth des Ergebnisses hält leider dieser Originalität nicht die Wage. Dies ist der Grund, warum ich glaube, daß eine Entgegnung hier am Platze ist. Ich bin so wenig ein Oedipus wie Herr Prof. Meyer. Aber ich habe die Sphinx mindestens von Angesicht zu Angesicht gesehen, indes Prof. Meyer sie nur gleichsam aus Abbildungen kennt. D. h. mit anderen Worten, ich möchte hier als Schaffender Herrn Richard M. Meyer, dem Theoretiker, antworten.

Alle anderen Dichtungsarten, sagt Prof. Meyer, geben das Werk des Einzelnen; das Drama aber ist unter allen Umständen eine Kollektivarbeit, das Werk Vieler. Diese Vielen sind des Dichters Modelle. Der Dramatiker kann des Modells nicht entrathen. Das Modell ist sein unentbehrlicher Mitarbeiter. Die Figuren des Bühnendichters haben ihren eigenen Willen, denen sich der Autor fügen muß. Der Epiker ist Herr seines Stoffes, er braucht kein Modell. „Je mehr sich ein Epos vom Modelldienst ferner hält, desto epischer wird es sein." Das sind die Hauptpunkte der Meyer'schen Theorie. Ihr Schwergewicht liegt in der allerdings ganz neuen Entdeckung, daß das Modell über Drama und Epos entscheidet. Ist es da, so entsteht ein Drama, fehlt es, so wird ein Epos geboren. „Das ist der Hauptunterschied. Wenn Shakespeare Julius Caesar vorführt oder Goethe Tasso oder Molière den Geizigen, so muß er lebende Menschen gesehen haben, denen er absieht, was aus dem ‚Begriff', aus dem ‚Bild' seiner Objekte nicht hervorgeht. Der Epiker aber kann sich auf das beschränken, was Caesar und Tasso und der Geizige als solche thun." Ich muß gestehen, daß ich trotz beharrlichen Nachdenkens den tiefen Sinn dieses Hauptunterschiedes nicht recht erfaßt habe. Denn auch ein Begriff und ein Bild setzen ein Modell voraus, nach dem eben Begriff und Bild sich geformt haben.

Um in der Modellfrage einige Klarheit zu gewinnen, muß man vor allem dem Wesen des künstlerischen Schaffens nähertreten. Kein Mensch kann aus dem Bannkreis seiner Sinne heraus, kein Mensch kann etwas erfinden, was nicht — in seinen Theilen wenigstens — schon auf Erden war, was er nicht, in seinen Theilen wenigstens, wenn auch in anderer Form, in anderer Zusammensetzung der Theile, gesehen, gehört, erfaßt, begriffen hat. Unsere ganze geistige Thätigkeit ist nur ein ewiges Reproduziren, Kombiniren und Variiren des durch die Erfahrung Gewonnenen. Im Alphabet sind sämmtliche Dichterwerke, die je geschrieben wurden und je werden geschrieben werden, enthalten. So enthält auch das Leben, das uns umgibt, die Stoffe sämmtlicher Kunstwerke, die der Menschengeist jemals geschaffen hat und schaffen wird. Der Künstler — gleichviel, ob Maler oder Dichter — geht nun durch's Leben. Er sieht und hört. Er betrachtet die Menschen, die Natur, er liest Bücher und läßt so Vergangenes auf seine Sinne wirken, er hört, was um ihn her gesprochen, gelehrt wird. Sein Unterbewußtsein speichert alle diese Schätze der Erfahrung auf. Dieses Unterbewußtsein ist die eigentliche Werkstatt des Künstlers. Hier gehen die Erfahrungen selbständig gleichsam chemische Verbindungen ein, die der Geburt der künstlerischen Idee vorangehen. Eruptiv dringt dann diese Idee in's Bewußtsein. Nun beginnt die Verstandesarbeit des Schaffens. Nun wir die Idee ausgebaut, in Wort und Schrift, in Farbe oder Stein umgesetzt. Dabei fließt aus der subliminalen Sphäre immer neues Material. Der wache Mensch im Künstler ist nur der Handlanger des Träumers in ihm.

Aber dieser wache Mensch muß auch Kontrole üben und darf die Gebote der Wirklichkeit nicht aus dem Auge lassen. Ein solches Gebot der Wirklichkeit für den Maler oder Bildhauer heißt Anatomie. Um nun seine Traumgestalten in wirklichkeitsgerechte Menschen verwandeln zu können, bedarf der Maler des Modells. Er braucht kein Modell für seinen Nero, seinen Prometheus, seinen Wallenstein oder seinen Kohlenarbeiter, sondern er braucht das Modell, damit sein Nero, sein Prometheus, sein Wallenstein, sein Kohlenarbeiter, wie er ihn „im Geiste geschaut", d. h. im Unterbewußtsein gebildet, auch als wirklicher Mensch mit richtigen Muskeln, Knochen 2c. erscheine, gehe, stehe, Schwert oder Hammer führen könne. Das Modell ist ihm eine anatomische Hilfe.

Ehe der Nero oder der Kohlenarbeiter aber dem Maler zum Bewußtsein gekommen, hatte der künstlerische Instinkt — oder wie man sonst den geistigen Rezeptionsapparat der Schaffenden nennen mag, sein Urbild schon irgendwo gesehen. Das heißt natürlich durchaus nicht, daß der Maler einem Menschen begegnet sein muß, der wie ein Nero aussah. Nein, eine Geberde, ein Wort, eine Linie, eine Farbe braucht ihm bloß durch irgend eine Ideenassoziation neronisch erschienen zu sein. Das war die Urzelle. Um diese krystallisirte sich die vollkommene Gestalt des Nero. Der ganze Vorgang kann sich automatisch ereignet haben. Der Künstler mag den Anlaß der inneren Bildung vergessen, ja, er mag viel-

leicht überhaupt nicht im Stande sein, sich darüber Rechenschaft abzulegen. Aber dieser äußere Anlaß muß vorhanden gewesen sein. Alle Kunst ist nur Wirkung äußerer Ursachen, die in Innerliches umgesetzt worden ist. In diesem Sinne entquillt alle Kunst dem Erlebniß. Die primäre, äußere Ursache ist das erste Modell des Künstlers. Wir wissen ja aus zahlreichen autobiographischen Aufzeichnungen und Geständnissen von Dichtern und Malern, wie diese oder jene ihrer Bekanntschaften das Urbild dieser oder jener Figur geworden ist. Nun geht der Künstler, nachdem der geheimnißvolle Akt innerlicher Inkubation und psychischer Umwandlung vorüber ist, an die Niederschrift oder an die Ausführung seines Werkes. Der Maler braucht jetzt ein zweites Modell, eben die anatomische oder koloristische oder kostümliche Hilfe. Auch der Dichter braucht solche Hilfen. Und er bedient sich etwa dazu eines Schauspielers, dem er die Rolle auf den Leib schreibt, immer erwägend, ob der Schauspieler das und jenes wird machen oder treffen können. Der Schauspieler ist dabei nicht viel mehr als der Mannequin des Malers, der Neros Kostüm trägt. Oder der Dichter sieht das Gebilde seiner Phantasie mit fast greifbarer Realität vor seinem inneren Auge. Diese Fähigkeit, das Traumbild zu objektiviren, ist ja das Merkmal der schöpferischen Phantasie. Für den Künstler hat der Traum oft mehr Realität als das Leben. In den meisten Fällen ist aber der Dichter selbst sein eigenes und bestes, zweites Modell. Der Dichter charakterisirt seine Gestalten, indem er seine eigene Persönlichkeit spaltet. Er spielt selbst alle Rollen seines Stückes oder seines Romans. Jede einzelne seiner Figuren ist nur ein Abbild von einem Theil der Persönlichkeit des Künstlers selbst, eines Theiles, der nun eigenes, selbständiges Leben gewinnt. Diese Fähigkeit, sein Ich zu spalten, jede seiner eigenen Eigenschaften zu individualisiren, ist dem Künstler eigenthümlich. Sie ist seine Stärke und seine Begrenzung. Denn er kann schließlich nur das gestalten, was in ihm ist. Wer kein Partikelchen Nero in seiner Seele hat, der wird nie einen möglichen Nero auf die Beine stellen. Die Verdoppelung der Persönlichkeit ist aber auch eine pathologische Erscheinung, die gerade in den letzten Jahren klinisch trefflich beobachtet worden ist. Hier ist die Brücke, die vom Genie zum Kranken, oder vielmehr zum Abnormen führt.

Prof. Meyer sagt: „Der Dichter muß sich vervielfältigen, hineinschlüpfen in jede Gestalt, mit ihr innerlich eins werden, damit eine neue Figur entsteht, halb Blut von seinem Blut, halb vom Blut des Modells." Man kann die Erscheinung nicht falscher auffassen. Die einzelnen Gestalten sind keine leeren Kleidungsstücke, in die der Dichter nach Belieben hineinschlüpfen kann, er wird nicht eins mit ihnen, sondern seine Einheit wird zur Vielheit, vom eigenen Wesen lösen sich die Individualitäten der Gestalten los, sie sind nicht halbschlächtig — „halb Blut von seinem Blut, halb vom Blut des Modells", sondern sie sind ganz und gar durchströmt vom Blut ihres Schöpfers, der, im Bann einer Suggestion stehend, seine Gedanken materialisirt hat. Die Suggestion aber übte der erste Anstoß, das erste Modell — der Einbruch der Außenwelt in die Innenwelt des Künstlers.

Soweit ist der geistige Prozeß beim Dramatiker und Epiker ganz gleich. Modelle brauchen beide und beide in völlig gleicher Weise. Ohne Vorbild der Außenwelt kein Nachbild im Gehirn des Schaffenden! Ob nun ein Drama oder ein Epos entsteht, ist vor allem eine Sache des Temperaments. Es gibt lyrische, epische und dramatische Temperamente. Gedicht, Epos und Drama sind Ergebnisse einer besonderen Art, die Welt zu betrachten und zu deuten. Lyrik, Epos und Drama entsprechen gleichsam den drei Dimensionen der Raumanschauung, der Linie, der Fläche, dem Körper. Das Epos verhält sich zum Drama wie Malerei zur Plastik. Aber die „größere Linienführung", die Prof. Meyer für ein besonderes Merkmal des epischen Stiles hält, möchte ich, im geraden Gegensatz, als ein Erforderniß des Dramas bezeichnen. Das Drama ist eine Kunst der Größen. Der Epiker kann bei der Schilderung verweilen, darf liebevoll auf das Detail eingehen, der Dramatiker muß durch die große Linie wirken, das Verweilen bei der Einzelheit ist ihm verwehrt.

Der Epiker ist durchaus nicht unabhängiger von seinem Stoff und seinen Figuren wie der Dramatiker. Sind doch alle Gestalten eines Dichters, mag dieser nun Epiker, Lyriker oder Dramatiker sein, nur Stücke seines eigenen Selbst, die eigenes Leben gewonnen haben. Was die Seele seiner Gestalten heißt, das sind nur Funken aus des Dichters Seele. „Unabhängig" von seinen Gestalten kann kein Dichter sein — so wenig ein Mensch sagen darf: ich bin unabhängig von mir selbst. Professor Meyer spielt mit der Anschauung, wie des Dramatikers Objekt auch sein Subjekt ist. Ist das nicht bei jeder Dichtung der Fall? Am allermeisten bei der Lyrik. Professor Meyer betont, wie nothwendig „die Mitarbeiterschaft der Lebendigen" für den Theaterdichter ist. Er sieht in dieser Mitarbeiterschaft das Charakteristikon des Dramas und ihr zu Liebe nennt er ja die dramatische Kunst eine Kollektivarbeit. Kein Künstler aber, keiner, kann der Mitarbeiterschaft der Lebendigen entrathen. Diese Mitarbeit ist eine doppelte: eine gebende und eine empfangende. Das Leben gibt dem Dichter Vorbilder und Urbilder seiner Werke und es schafft ihm auch das Publikum, für das er schreibt, malt oder spricht. Um über das Leben und das Publikum Macht zu gewinnen, produzirt der Künstler. Denn auch in ihm lebt das gewaltigste und ursprüngliche Bedürfniß des Menschen, der Wunsch, Ursache zu sein, der Trieb nach der Macht. Das Kind jubelt, wenn es Ursache ist, daß ein Ding klirrend zur Erde fällt, der Dichter fühlt Befriedigung, wenn Leser und Hörer im Banne seines Geistes stehen. Professor Karl Groos schreibt in seinem schönen Buche über Die Spiele der Thiere: „Bei jedem Kunstwerk ist ein äußerer Zweck mehr oder weniger deutlich vorhanden, nämlich der Zweck, auf die Zuhörer oder Zuschauer einzuwirken. Worin besteht aber dieser Zweck? Er ist im tiefsten Grunde einfach wieder die ursprüngliche Freude am Erfolg, die Freude an der Ausdehnung unserer Machtsphäre . . . . . Je höher ein Künstler steht, desto mächtiger wird bei ihm der reale äußere Zweck wirken, durch das Mittel des Kunstwerkes auf andere Seelen Einfluß zu gewinnen. Das Kunstwerk ist immer ein Mittel, um durch Suggestion die Mitmenschen unter die geistige Herrschaft seines Schöpfers zu bringen." In diesem Sinne ist jeder Künstler ein sozialer Führer. Er wirkt nicht durch den direkten Befehl: seid so oder so, thut das und laßt jenes — er wirkt weit mehr durch das Gesetz der inneren Nachahmung, der ästhetischen Einfühlung. Seine Leser und Hörer fühlen mit, was die Helden des Dichters thun, sie ahmen in ihrer Seele unbewußt dieses Thun nach — darin besteht ja aller künstlerische Genuß! Genießen heißt Mitfühlen. Am starken Bande des Gefühls hält der Künstler sein Publikum. Und so ist jeder ästhetische Genuß ein sozialer Faktor. Macht über andere gewinnen, Ursache sein heißt aber auch frei sein oder besser gesagt, sich frei fühlen von anderer Macht, von anderer Zwang. So ist der Dichter mit seinem gesteigerten Machtbedürfniß denn der geborene Freiheitsschwärmer und Freiheitsheld. Der ist kein Künstler, der nie nach Freiheit rang!

So lebt der Künstler in steter Wechselwirkung mit seiner Umgebung, seiner Um- und Mitwelt, gebend und nehmend, befruchtend und befruchtet. Er ist des Publikums wegen da wie das Publikum seinetwegen da ist, er nimmt seine Vorbilder aus dem Kreis seiner Erfahrung und er liefert selbst wieder die Vorbilder für die seine Werke Genießenden. Er hängt von den Kreaturen ab, die er macht. Er ist ihr Knecht, wie er der Knecht seines künstlerischen Temperaments ist. Dieses Temperament heißt ihn Pinsel oder Meißel ergreifen, heißt ihn ein Epos oder ein Drama schreiben.

Alle Kunst ist Kollektivarbeit — das Produkt der Um- und Mitwelt. Zur Umwelt gehört natürlich auch die Tradition, die aus Büchern geschöpfte, durch andere überlieferte Erfahrung. Der Künstler steht unter dem bestim-

menden Druck dieser Um- und Mitwelt. Er muß schaffen — er, der Führer, ist nur ein Produkt der Menge, die er führen soll, freilich, ihr geläutertstes, reifstes und reinstes Produkt. Es gibt kein Werk, das ein Einzelner schafft. An jedem Drama, an jedem Roman, an jedem Gedicht schafft alles mit, was den Dichter umgibt — und das ist eben das, was ihn zum Dichter macht. Er gibt nur das geistige Band. Und dieses Band spinnt und knüpft er unbewußt — im Traume!

Wien. Rudolph Lothar.

Am Strand.*)

Müde von der heißen schlaflosen Nacht, nach so vielen heißen schlaflosen Nächten, bin ich aufgestanden, noch bevor die weißbrennenden Sterne über dem Palmenschwarz in meinem Fensterviereck zu verglimmen begannen. Draußen wogte und fluthete der Nachtnebel: dünne Wellen flossen zwischen den Säulen der Vordergallerie. Einsam, auf Wegen, wo der Thau schwer war auf geneigten Halmen und gebückten Sträuchern, bin ich hinausgegangen aus der schlafenden Stadt.

Nun ist es hell geworden. Und ich stehe am Meeresstrand.

Ich folge dem Gestade der Bai auf die Landspitze zu, wo ganz allein ein prachtvoller Njamploeng steht: wie ein grüner Hügel hebt er sich ab von den silbernden Meeresflächen. Der flüchtige Duft der Blüthen treibt mir entgegen.

An den Stamm gelehnt, lasse ich meine Augen hinaufschweifen in die Blätterfülle. Wie eine smaragdne Hemisphäre hängt es dort dunkelglühend: Haufen und Hügel aufgestapelten Grüns und schwärzliche Schattenhöhlen, unsicher dämmerleuchten dazwischen weiße Blüthendolden: hier und dort sprüht ein plötzlicher kleiner Springbrunnen von Strahlen auf einem Rand golden-durchtropften Grüns. Durch Halbschimmer und Dämmerung hindurch steigt kräftig der gerade Stamm empor. Und oben, wo Zweige und Laub zu einem gelblichen Schein verdunsten, leuchtet weiß der Himmel. Ich lasse mich niedergleiten zwischen den hochaufstehenden Wurzeln, die Ebbe und Fluth losgespült haben aus dem Sande. Und rings um mich, weit ausladend, die langen niedrigsten Aeste, strotzend von üppigem Laub. Ich sehe den Horizont, ausgebuchtet, behangen mit Kränzen und Wimpeln von Grün. So still alles: farblos.

Unter weiß-leuchtenden Lüften liegt weiß das stille Meer; die dünnen mageren Schatten der Palmbäume sind fast unsichtbar auf dem gelblich-grauen Strand. Dahinter steht schwärzlich der Strandwald. Nichts als Weiß und Grau und verschwimmendes Schwarz. Das Grün der Njamploengkrone über meinem Haupte ist die einzige Farbe in der Welt. Ich sitze wie in dem Herzen eines Zaubersmaragds, regungslos und frohwillig gefangen. Wird jetzt die Bezauberung beginnen? An dem Saum des Strandwaldes, dort, wo undeutliche braune Hütten zwischen den Stämmen stehen, bewegt sich Etwas; langsam kommt es aus dem Dunkel hervor, den sonnigen Strand hinauf. Es ist ein altes Männlein, ein Fischer, sein Geräth in einem Bündel auf dem Rücken; ein Hut aus geflochtenen Bambusfasern, braun und flach und rund wie ein großer Waldpilz, überdunkelt sein Antlitz und wirft einen Halbkreis von Schatten über seine knochige Brust; er trägt einen lilafarbenen Sarong mit einem Riemen um die Lenden befestigt. Ich sitze so klein zusammengeduckt zwischen den hochaufstehenden Njamploengwurzeln, das alte Fischerlein sieht mich nicht. Dicht an mir vorüber geht er in die See hinein. Er muß ein Stück Weges waten, bevor das Wasser ihm bis an die Kniee kommt; die Ebbe ist auf ihrem niedersten Stand. Nun bleibt er stehen, ein kleiner schwarzer magerer Schatten, gegen das Silber von See und Luft; und indem er die Last von dem gekrümmten Rücken gleiten läßt, beginnt er sein Tagewerk: er stellt die Fischzäune aus.

Hin und her bewegt sich die kleine dunkle Gestalt, ganz klein hin und her gegen den leuchtenden Glanz der Ferne; wie einen schwarzen Streifen, so fein wie das feinste Spinnengewebe, zieht er die Hürden hinter sich her. Der alte Mann geht sehr bedächtig, mit erfahrener List zu Werke. Er muß die biegsamen Stakete so winden und drehen, daß sie sich todt laufen in ihren eigenen Windungen, und auf daß der Fisch, der bei steigender Fluth hineinschwimmt, unmöglich wieder einen Ausweg finde, wenn das Gezeit sich verläuft.

Schwimme nur, du kleiner silberner Fisch, behender goldener Fisch, prächtig-blauer und grüner und regenbogenfarbiger Fisch! Stoße deinen starräugigen Kopf, und deine zitternden Floßen gegen die Stäbchen! Spute dich, spute dich nur, du vielfüßige Krabbe! laufe nur hin und her, schaufle und grabe in dem von Muscheln rauhen Sande! Fischlein, du kommst nicht wieder heraus — allzu viele Windungen der Fischzäune umzingeln dich. Kleine Krabbe, du gräbst dich nicht frei! allzu tief sind die Hürden eingetrieben. Gebt es auf! Lieget stille! Das letzte Wasser ist schon abgelaufen. Nun kommen die Fischerfrauen und heben die Hürden aus, nun lesen sie dich auf, oh silberne und goldene, oh rosenrothe und blaue, oh schimmernde zitternde unzählige Ernte der See!

Die Zäune stehen. Das Fischerlein watet plätschernd an Land. Es will sich ein Wenig auf die Bambus-Ruhebank vor seiner Hütte legen, und eine Zigarre aus feingeschnittenem Tabak rauchen, die eingerollt ist in die papierähnliche Hülle des Maiskolbens. Nun ist es gut ruhen; denn sein Tagewerk ist gethan.

Da kommt eine ganze Horde Kinder über den Strand dahergelaufen; schrillstimmig johlen sie. Im Sonnenschein traben sie splitternackt: die flinken Beine schimmern, in dem lachend-geöffneten Mund blinken die milchweißen Zähne, die Augen strahlen vor Freude unter dem struppigen, durch See und Sonne röthlich gefärbten Haarwust. Der zuerst in die See hinein plätschert, schreit seinen Sieg hinaus, daß ein fröhliches Echo widerhallt aus dem Walde. Nun sind sie alle in der Bucht, vom größten, der vielleicht zwölf, bis zu dem dickbäuchigen kleinsten, der kaum drei zählen mag.

Sie baden nicht, das Wasser ist hier zu seicht; sie suchen Perlmutter. In dünnen Plättchen und Scheiben liegt es zwischen dem losen Sand, wo die Fluth die leeren Muscheln zerschellt hat. Behutsam hin und her gehend, tasten sie danach mit dem Fuße. Wer eine spitzige Scherbe fühlt, steht still, aufrecht auf einem Bein, und mit Fuß und Zehen des anderen hebt er den Fund auf, und birgt ihn in der herabhängenden Hand. Wenn beide Hände voll sind, steckt er die glänzenden Stücke in den Mund. Er hat keine Falte und kein Fältchen, um seine Schätze zu bergen; aber seine Mutter nennt ihn darum nicht nackt. Sie hat ihm eine Perlenschnur um den Hals und ein Bändchen um die Hüften geschlungen. Ihr Kind ist nicht Hund oder Katze, die keine Mutter haben, um sie zu kleiden!

Suche deine glänzenden Scherben, du kleiner brauner Knabe! suche Scherben und finde Schätze, finde einen Schatz an Kraft und Frohsinn in der Ebbe der reichen See!

Nun ist das ganze Dorf wach und geschäftig. Leichte rhythmische Schläge hüpfen durch die Luft; das sind die hölzernen Stößel, die auf und nieder tanzen in den hölzernen Blöcken, den ausgehöhlten Baumstämmen, darin die Frauen den Reis aushülsen. Ich sehe sie nicht. Aber ich weiß

*) Aus dem holländischen Manuskript übersetzt von Else Otten.

wohl wie sie dort stehen unter dem luftig gefügten Blätterdach, das Schatten breitet über ihre Arbeit.

Sie haben das schwarze Haar in einen tief herabhängenden Knoten geschlungen, der Sarong ist hastig geschürzt, in dem Slendang, der breiten Schärpe, die sie schräg von der Schulter nach der Hüfte um und um geschlungen haben, liegt wie in einer Wiege ein verschlafenes Kleines. Sie halten beide Hände an dem Stößel und, gleichen Takt haltend mit ihren Genossinnen, stampfen und plaudern sie.

Die feinen Sonnenstrahlen durch das lose Blätterdach lassen die Farben in ihren Kleidern blühen, das Roth und Gelb der Sarongs, die zarten Nuancen der Kabajas. In dem Reisblock hüpft und springt der Reis unter den tanzenden Stösseln: goldene Spreu und perlartige Kerne fliegen und fallen leuchtend durch einander.

Nun erklingt ein stärkerer Ton: fest niederfallende Schläge, andauerndes Hämmern. Ich sehe den Arbeiter. Er steht jenseits der Bai, wo eine Palmengruppe dünnen Schatten streut; er zimmert an seinem Kanot. Das liegt mit dem Kiel nach oben und sieht aus wie ein großer schwarzer Fisch, ohnmächtig auf dem Trocknen. Regungslos, wie todt. Aber in jeder seiner schlanken Linien, in der schmalen Wölbung der Seite, in dem scharfen langgestreckten Kiel, in dem aufstrebenden Steven ruht verborgene Spannkraft. Bald kommt die erste Welle, die der Fluth voraneilt, bald kommt das aufwärts drängende Gezeit, bald schießt es mit einem Sprung in die Brandung hinein. Es schlägt das große Segel am Mast aus. Und weg schnellt es mit dem Winde. Es schießt über die Wogen, Vogel und Fisch in Einem. Und der Schiffer, der auf dem Steven steht, fühlt die Taue straff wie seine Arme, seine Brust weit athmend wie das Segel. Daran denkt er während er hämmert, hämmert am Kiele.

Sein junges Weib kommt auf ihn zu. Sie trägt ihr Kleines rittlings auf der schlanken, leicht ausgebogenen Hüfte, das nackte Körperchen mit ihrem Arm umfassend; an der herabhängenden linken Hand baumelt ein Bündel Kleider. Der Zimmermann ruft sie an; sie antwortet. Hell klingen die Stimmen der Beiden über den Strand.

„Ich will baden gehen mit dem Kinde! Und die Kleider des Kindes waschen, und deine Kleider!"

Den Slendang losziehend, setzt sie das Kleine nieder in den Sand und macht sich zum Bade bereit. Sie schüttelt den schweren Haarknoten los, der ihr in den Nacken geglitten, so daß es ihr wie eine glänzendschwarze Welle über den Rücken fließt; dann, mit beiden Händen den Ueberfluß zusammenraffend, dreht sie mit schnellen Fingern den festen Knoten, den seine eigene Schwere hält. Die Kabaja gleitet ihr von den Schultern; ihre Arme glänzen goldig-braun. Sie zieht den hochgeschürzten Sarong noch fester um die Brust. Und den Kleinen bei der Hand nehmend, watet sie mit ihm in das Wasser hinein.

Dem Knäblein ist noch wohl von ihrer wärmenden Hüfte; es beginnt zu weinen über die Nässe und die Kälte. Es hängt sich an ihren Sarong und schreit, daß es getragen werden will. Aber sie führt es noch tiefer in die Fluth hinein, und, sich bückend, schöpft sie beide hohlen Hände voll, und gießt das Wasser über ihn, über sein molliges zitterndes Körperchen, und über seinen kahlgeschorenen kleinen Kopf, so daß ihm Wasser und Thränen zugleich in das schreiend-geöffnete Mündchen laufen. Wenig stört sie sich an seinem Geschrei. Sie sieht nicht einmal nach ihm hin. Ihre ruhigen Augen blicken geradeaus über die See. So stetig und unaufhaltsam die See selbst ihre Wogen auf den Strand niederwirft, so stetig und unaufhaltsam gießt sie die vollen Hände immer und immer wieder über ihren Kleinen aus.

Nun trocknet sie ihm mit einer Falte ihres Sarongs das Gesicht ab, und läßt ihn zu seinen Perlmutter-suchenden Kameraden laufen. Und sie selbst watet tiefer noch in die See hinein.

Sie hockt nieder und läßt den kaum merklichen Wellenschlag über ihre Schultern und um ihren Nacken spielen; mit beiden Händen das Gesicht badend, athmet sie die Frische der nassen Handflächen und streicht sich das Haar bis es spiegelnd glänzt. Dann, sich erhebend, steht sie still und starrt in die Ferne., unbeweglich, wie Eine, die in Träumen ihren Willen zergehen läßt. Glänzend fließt das Wasser von ihr ab; es schmiegt den Sarong glatt an ihren Busen und ihre schlanken Hüften an. Ihre Augen sind still in dem stillen Antlitz. Sie denkt an nichts. Ihr ist wohl zu Muthe.

Oh, junges Weib des Fischers! wohl darfst du zufrieden sein! So freundlich umfangen dich alle die Mächte des Lebens. Oh, wie hold sind dir die Gewaltigen! Sie offenbaren dir ihre Größe nicht, sie lassen dich ihre Uebermacht nicht fühlen. Ihre Gunst fließt dir zu wie die Luft, die du athmest. Du empfängst sie und weißt es nicht.

Erde, Sonne und See beschenken dich aus unerschöpflichem Reichthum. In Freiheit gedeiht dein kräftig-schöner Leib, blühend und fruchttragend. Du lebst mit dem Tage, der leuchtet, mit der Nacht, die Schatten spendet — heute ist alles gut, und du trauerst nicht um Gestern, und nach Morgen verlangt's dich nicht. Die du kennst sind Deinesgleichen und deine Kameraden. Ihr eßt und spielt und arbeitet zusammen, Ihr borgt und leiht im Geben und im Nehmen, Ihr erzürnt Euch und scheltet, aber das dauert nicht lange. Toewan Allah und die Geister, die guten und die bösen, die sehr mächtig sind, sie geben sich dennoch zufrieden mit geringen Opfergaben und die Handvoll Melatihblumen, die du niederlegst unter den heiligen Waringin, dünkt sie Huldigung genug neben dem ehrerbietigen Gebete. Auch den Tod fürchtest du nicht allzu sehr, denn es ist nun einmal so bestimmt, daß das Leben längs des einen Weges dahingeht, und längs eines anderen zurückkommt. So sind dir alle Dinge, die sichtbaren und die unsichtbaren, wohl vertraut. Und kein Zweifel stößt je an das Gleichgewicht deiner Gedanken.

Aus dem Schatten heraus ziehst du meine Augen, du goldig-glänzende Badende, aus der Resignation all meine Verlangen! Glänzend stehst du in der Fluth, die glänzt. Und ich sehe wie frische Schönheit von ringsumher auf dich zuströmt, wie du athmend dein Glück trinkst aus Morgensonne und See.

Ich sehe es und ich würde wohl auf dich zulaufen wollen und meine beiden leeren Hände nach dir ausstrecken. „Schwesterchen, gib mir, die ich es so bitter nöthig brauche, doch ein wenig von deinem überflüssigen Glücke!"

Allein ich weiß nur zu wohl, daß ich nicht bitten kann und du nicht gewähren. Meine verlangenden Hände würden dich nicht erreichen, auch wenn sie dich umfaßt hielten; und wenn auch deine Augen sich in meinen spiegelten, dein Blick würde meinen Blick nicht finden.

Ich sitze in der dunklen Schwüle des Strandes. Da vor mir glitzert die See; ich wage mich nicht hinein. Ich bin so lange, so weit von ihr fortgewesen — nun liegt der schmutzige Staub der Straßen auf meinem Herzen. Die kreisende Unendlichkeit des Horizonts macht mich schwindlig. Ich fürchte mich vor dem Fliegen und Taumeln der Wogen. Ach wie viel zu lang, ach wie viel zu weit, — das weiß ich nun, — bin ich fortgeirrt von der See!

Ich schlüpfe in eine smaragdne Zelle, von dort aus kann ich die Kraft, die Freiheit und das Glück sehen Derer, die seeeinwärts gehen. Ich selbst aber darf nicht. Ich darf mich nicht wegrühren aus meinem Zaubersmaragd. Es könnte den Zauber brechen,

Oder doch? Oder doch?

Was ist das für eine plötzliche Kühle über meinen Füßen, für ein Leuchten gerade vor meinem Blick? Oh, unmerklich und plötzlich, es ist Fluth geworden! Da kommt sie, die starke See, da kommt sie und holt mich, mich, die ich zu ihr zu gehen nicht wagte!

Städtische Gedanken und Hirngespinnste, die ich lange Zeit für Vernunft gehalten, nagender Geldmangel, die fieberhafte Hast, um nur weiter zu kommen in der Welt, nur weiter, lothschwere Arbeit, die meine Arbeit nicht ist, Gesellschaft und Urtheil manierlicher Menschen — mit meinen staubigen Kleidern werfe ich Euch ab — liegt dort!

Ich bin nackt, ich bin allein, ich könnte aufschreien vor Glück.

Nun gehe ich in See — in See!

A. de Wit.

Zeitschriften.

Der Censor und die von ihm Beschützten.

(„Die Zeit.")

Der frühere Direktor des Wiener Burgtheaters Max Burckhard macht gelegentlich einer Besprechung von Halbe's „Jugend" in der Wiener „Zeit" einige sehr beachtenswerthe Bemerkungen über den Schaden, den die Theatercensur gerade denen bereitet, die sie schützen will. Er schreibt:

„Ich glaube, man könnte eigentlich den staatlichen Censurbehörden gar keinen größeren Dienst erweisen, als wenn man ihnen ihre durch kein Gesetz beschränkte und geregelte Censorenherrlichkeit abnähme. Denn sie sind es heute, die für alle das Bad ausgießen müssen, die es allen recht machen sollen und daher niemandem recht machen können.

Alle wollen sie beschützt sein von der Censurbehörde, die kirchlichen Behörden und die Hofbehörden und die Militärbehörden und die Richter und der Adel und das Großkapital, und alle wieder verlangen diesen Schutz für das gesammte Gebiet von Interessen, die sie vertreten und denen sie den Charakter von ewigen Ideen oder doch von staatserhaltenden Nothwendigkeiten vindiziren. Und die Censurbehörde soll das feine Taktgefühl haben, daß sie alle diese Ideen, das heißt alle diese Machtkreise, schützt, ohne daß diese sich und ihrer Würde erst etwas vergeben und bei ihr bittlich einschreiten müssen! Und so stellt die Censur, offene Rekriminationen oder heimliche Knuffe und Rippenstöße fürchtend, jene Machtkreise, deren Wünschen sie gerecht werden möchte, oft gerade bloß, indem sie durch ihr Einschreiten erst autoritativ anerkennt, daß in der einen oder anderen Richtung etwas nicht in der Ordnung sei — bei den Behörden und Machtkreisen, zu deren Gunsten sie intervenirt; und demgemäß erntet sie auch schließlich so oft von der einen Seite Spott — von der anderen Undank."

Biographisches Jahrbuch und deutscher Nekrolog. Herausgegeben von Anton Bettelheim. IV. Jahrgang. (1899). Berlin, G. Reimer. 1900. IV. 347 und 191 S. in 8⁰.

Die doppelte Paginirung des am Schlusse des vorigen Jahres rechtzeitig erschienenen Jahrbuches rührt daher, daß die schon durch den Titel ausgedrückten zwei Theile der Publikation auch mit verschiedenen Seitenzählungen versehen sind. Daß der zweite Theil, der nur die sogenannte „Todtenliste" enthält, im Verhältniß zu dem „Nekrologe", welcher ausführlichere Biographieen der Verstorbenen bringt, doch so viel Raum einnimmt, rührt nicht nur daher, daß er natürlich viel mehr Personen aufführt als der Nekrolog, sondern hat seinen Grund darin, daß er zwei „Todtenlisten" umfaßt: die von 1899 und eine bisher überschlagene, die von 1897. Durch diese Nachholung ist jetzt eine unangenehme Lücke geschlossen, die sich beim Nachschlagen nach verstorbenen Personen oft recht bemerklich machte.

Da über die Vollständigkeit dieser Todtenliste nur ein längerer Gebrauch derselben ein absolut sicheres Urtheil gestattet, so glauben wir nur sagen zu dürfen, daß nach verschiedenen Stichproben diese Listen recht vollständig zu sein scheinen und gut gearbeitet sind. Weit sicherer kann unser Urtheil über den ersten Theil, der das lesende Publikum auch vorzugsweise interessirt, lauten. Wir können ihn wie die früheren Jahrgänge unbedingt empfehlen und den Wunsch aussprechen, daß derselbe recht viele Leser und Käufer finden möge. Sie werden sich nicht enttäuscht finden.

Man hört wohl hier und da die Frage aufwerfen: Was soll uns ein solcher Nekrolog? Haben wir doch die hier geschilderten Männer und Frauen entweder selbst gekannt oder, wenn sie uns persönlich nicht im Leben begegnet sind, doch immer genug von ihnen gelesen und gehört, sobald sie nur einigermaßen bedeutend und interessant waren; und so rasch nach ihrem Tode wird sich doch kein objektives Urtheil über ihren Werth und Unwerth herausgebildet haben, so daß wir wirklich Sicheres und Unparteiisches über sie hier werden lernen können. Diese Einrede ist nur zum kleinsten Theile richtig. Abgesehen davon, daß ein solcher Nekrolog nicht nur vorübergehenden Zwecken dienen soll, sondern bestimmt ist, das Andenken auch von Männern für die Zukunft festzuhalten, die nicht gerade Hervorragendes oder gar Außerordentliches geleistet haben und darum ihren Platz in der Geschichte sicher behaupten werden, wohl aber an dem Webstuhle der Zeit doch mitgewirkt und sich, wenn auch in bescheidener Weise um sie verdient gemacht haben, so bietet doch eine selbst nur ein Jahr nach dem Tode eines Mannes entworfene Lebensschilderung eine größere Garantie für die Richtigkeit der Zeichnung als eine jede unmittelbar nach dem Tode von der Parteien Haß und Gunst unwillkürlich beeinflußte Momentaufnahme. Und hierfür kann uns der Name des Herausgebers schon bürgen, der allerdings kein Parteimann sein darf und seine Mitarbeiter daraufhin auswählen muß, daß sie das Wesen des zu Schildernden in seinen echten Zügen auffassen können, und das auch wiedergeben wollen. Bei dem Herausgeber unseres Jahrbuches darf man das aber unbedingt voraussetzen. Wer das nicht glauben will, der mag z. B. in unserem Jahrgange die Biographie des für Oesterreich so verhängnißvollen Grafen Hohenwart nachlesen. Dieser feudale Reaktionär war gewiß kein Mann nach dem Sinne A. Bettelheim's. Nichtsdestoweniger hat er seinen Nekrolog einem Manne anvertraut, der dem Grafen politisch nahe gestanden hat, und damit auch erreicht, daß wir über das Wesen dieses Mannes schon kurz nach seinem Tode viel besser unterrichtet sind, als zu seinen Lebenszeiten. Ich habe überhaupt gefunden, daß durch mehrere Biographieen des Nekrologs, wie z. B. die des Grafen Kalnoky im vorigen Jahrgange oder die des Grafen Rechberg im vorliegenden, unsere Kenntniß der heutigen so verwickelten österreichischen Zustände wesentlich gefördert wird. Rühren doch auch beide von H. Friedjung her. Daß ein Herausgeber in dieser Beziehung natürlich nicht allen von extremen Parteigängern gestellten Anforderungen entsprechen kann, versteht sich von selbst. Und so werden wohl manche daran Anstoß nehmen, daß die Biographieen von den drei bedeutendsten deutschen Staatsmännern und Politikern, die uns das Jahr 1899 geraubt hat: Caprivi, Simson und Bamberger in die Hand eines Mannes gelegt worden sind, der stets ein liberaler Parteimann gewesen ist. Und doch sind wir überzeugt, daß die Bilder, die Alexander Meyer von den Genannten entworfen hat, auch durch die Nachwelt als in allen wesentlichen Zügen wohl getroffen anerkannt werden werden. Dem Getümmel des parlamentarischen Lebens entrückt, hat Alexander Meyer ohne Schönfärberei fest und sicher die Linien zu seinen Portraits gezogen, wie sie sich ihm in langjähriger, persönlicher Bekanntschaft eingeprägt hatten, nicht um sie zu verschönern, sondern um sie leibhaftig und richtig auch in unserem Andenken festzulegen. — Sollen wir unsere Leser noch auf einige andere treffliche Skizzen aufmerksam machen, so möchten wir sie auf die Biographieen hinweisen, die von dem großen Chemiker Robert Bunsen, dessen Schüler R. Meyer, und von Frau Anna von Helmholtz, deren junger Freund R. Wachsmuth gezeichnet haben. Nur das „Büschchen" scheint etwas zu gut weggekommen zu sein.

R.

Briefkasten der Redaktion.

v. S. in **Berlin.** Auch mit Hilfe unseres Verlegers konnten wir kein Werk ermitteln, das Ihren Wünschen entsprechen würde. Sie werden am besten thun, sich an einen großen Antiquar auf dem Gebiet christlicher Theologie zu wenden; uns wird empfohlen Bernhard Liebisch in Leipzig, Kronprinzenstraße.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 19. Berlin, den 9. Februar 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Kaiser Wilhelm hat England verlassen. Die englische Bevölkerung hat ihm ihre Sympathie auf den Straßen bezeugt und die englische Presse in ihren Spalten. Dies sind Erscheinungen, die unser Wohlgefallen erregen dürfen, und solche Stimmungen, die dem Reichsoberhaupt zu Gute gekommen sind, können auch auf die politischen Beziehungen von Land zu Land zurückwirken. Sie „können" es — dann nämlich, wenn die realen Interessen von England und Deutschland dies zulassen, und wir wüßten in der That nicht, warum wir mit dem Vereinigten Königreich in schroffen Gegensatz gerathen müßten. Wir halten nach Lage unserer und der englischen Bedürfnisse gute Beziehungen für den normalen Zustand, und schlechte Beziehungen können nur das Ergebniß einer irreleitenden leidenschaftlichen Erregung und der Verhetzung sein.

Aber über diese Grenzlinie hinaus heute von den Möglichkeiten eines bedeutungsvollen Bündnisses zu sprechen, erscheint uns gänzlich verfehlt, und die englische ernste Presse weist denn auch ihrerseits solche Annahme zurück.

Eine Verständigung über konkrete Fragen im einzelnen Falle, das ist zweckentsprechend, und da die deutschen Interessen heute in die Weltpolitik hineinreichen und englische Interessen berühren, so ist solche freundschaftliche Auseinandersetzung geboten und auch bisher schon gelegentlich geübt worden, so in Afrika, so in Samoa, wenn auch in Bezug auf Samoa erst nach Beseitigung mancher unbequemer Hindernisse.

Welche reale Bedeutung sollte hingegen ein Bündniß haben? Ein Bündniß setzt stets einen gemeinsamen Schutz gegenüber einem Dritten oder gegenüber Mehreren voraus. Und wo sind diese gemeinsamen Feinde? Oder ein Bündniß hat zur Voraussetzung die Absicht eines gemeinsamen Angriffes auf andere. Wir nehmen an, daß weder von England noch von Deutschland solcher Angriff geplant ist, wie wir annehmen, daß keine einzige Großmacht ernstlich die Neigung verspürt, zugleich England und Deutschland herauszufordern.

Die Idee eines folgenschweren Bündnißvertrages erscheint uns heute phantastisch; eine spätere Entwicklung mag einmal dahin führen. Gute Beziehungen zu England sind hingegen ein reales Gut, das Deutschland bei voller Wahrung seiner unabhängigen Stellung zu hüten, Veranlassung hat.

Diese Unabhängigkeit — für den vorliegenden Fall im Urtheilen — führt uns immer wieder dahin, bittere Kritik an dem englischen Kriege in Südafrika und allerbitterste Kritik an der dortigen englischen Kriegführung zu üben.

Der „Speaker", diese treffliche, angesehene englische Wochenschrift druckt den Brief eines kanadischen Artillerieleutnants Morrison vom 7. Januar ab, der die Art der englischen Kriegführung schildert.

Die Truppen ziehen durch das Steilpoort-Thal:

„Unser Marsch, der vier Tage dauerte, war wie die Einfälle in das Hochland von Schottland vor zweihundert Jahren. Das Land ist Schottland sehr ähnlich, und wir zogen von Thal zu Thal, Rindvieh und Schafe wurden weggetrieben, es wurde gebrannt und gesengt. Kinder und Frauen wurden ausgetrieben und sie saßen und klagten in Verzweiflung und äußerstem Elend bei den Ruinen ihrer einst schmucken Farmen. Das war der erste Griff von Kitcheners eiserner Hand, . . .

Wir verbrannten eine Strecke etwa sechs Meilen Länge in diesem fruchtbaren Thale, und wir zerstörten von Grund aus das Dorf Wilpoort und die blühende Stadt Dullstroom. Unsere Truppe ließ als Spur Feuer und Rauch hinter sich, die bis Belfast gesehen werden konnten. . . . . Die armen Weiber und Kinder ganz überrascht von dieser plötzlichen, Heimsuchung, standen in dem Hofraum oder im Garten und sahen zu, wie ihr Heim in Feuer und Rauch aufging."

Dieser Leutnant Morrison fügt hinzu, daß solcher Anblick die meisten „von uns empörte." (revolted the most of us).

So also sieht der Zug der englischen Zivilisation durch die Thäler des Oranjefreistaates und durch Transvaal aus. Man müßte das Wort hunnisch auf diese Kriegführung zur Anwendung bringen, wenn dieses Wort nicht inzwischen hoffähig geworden wäre; dann aber darf man diese Methode wohl ohne Anstoß als eine kannibalische bezeichnen.

Das trifft die moralische Seite der Sache; politisch bedeutet solche Kriegführung, daß auf Generationen hinaus Südafrika die Heimstätte wildesten Engländerhasses sein muß. Gleiche Ursachen erzeugen gleiche Wirkungen, und die Wirkung wird keine andere wie in Irland sein; aber für das Vereinigte Königreich eine gefährlichere, denn Irland liegt unmittelbar im Machtbereich Englands, und Südafrika liegt dem Vereinigten Königreich so fern, daß es kaum möglich sein wird, stets mit gleich wuchtiger Faust auf dieses entlegene Gebiet zu drücken.

Im Augenblick züngelt überall in Südafrika die Empörung empor, und kein entscheidender Schlag ist bisher den Engländern geglückt. Daß die Erziehungsmethode Kitchener's solches Ergebniß zeitigen mußte, ist freilich nicht wunderbar. Der zu Grunde gerichtete Afrikander wird durch die Engländer zum Empörer erzogen, und eines bleibt nur wunderbar, daß diese Buren auch jetzt noch ihre Gegner human und ohne Wildheit behandeln. Sie wollen nichts von den Engländern lernen, auch nicht deren Methode Krieg zu führen. Das macht ihrer Menschlichkeit Ehre.

Graf Bülow hat dem Festmahl des deutschen Landwirthschaftsraths, der in Berlin tagte, beigewohnt, und er hat bei dieser Gelegenheit eine Rede gehalten, die nichts besagt. Der Reichskanzler ließ sich folgendermaßen vernehmen:

„So lange er auf seinem Posten stehe, werde es für ihn in der äußeren wie in der inneren Politik nur eine einzige Richtschnur geben, das öffentliche Wohl. Diese Salus publica mache es ihm zur Pflicht, die großen Produktivstände, Landwirthschaft, Industrie und Handel gleichmäßig zu schützen. Er werde sich niemals verleiten lassen, die Waage der ausgleichenden Gerechtigkeit zu Ungunsten des einen oder anderen Theils sich heben oder senken zu lassen. Die Sorge für die Landwirthschaft sei ihm aber nicht nur Pflicht seines Amtes, sondern, davon könnten die Herren sich überzeugt halten, er trete auch mit seinem Herzen für die Landwirthschaft ein." (Lebhaftes Bravo!)

Graf Bülow will also der Freund von aller Welt und von seiner Schwiegermutter sein, wie die Franzosen sich ausdrücken. Gerechtigkeit für alle großen Produktivstände; es fragt sich aber, ob es gerecht ist, wenn bei einem Zoll von 3,50 auf Getreide jeder Deutsche nach dem Durchschnitt der Reichsstatistik wenigstens 7 Mark tributet, und zwar auch der Aermste, um dem Getreide verkaufenden Großgrundbesitzer das Leben zu erleichtern; und ob es gerecht ist, wenn dieser Tribut der weniger Bemittelten, Armen und Aermsten über 7 Mark hinaus noch erhöht wird. Darüber schweigt Graf Bülow.

Wenn er mit seiner Rede nichts sagen wollte, sondern nur beabsichtigte, Verbeugungen nach allen Seiten zu machen, so ist ihm dieses diplomatische Stückchen vielleicht geglückt. Aber weiter kommen wir auf diese Weise in Deutschland nicht, und auch Graf Bülow wird sich überzeugen müssen, daß weder auf der Linken noch auf der Rechten die Schlußrechnung durch Verbindlichkeiten sich begleichen läßt.

Der Oesterreichische Reichsrath tagt wieder. Bei der Eröffnung des Parlamentes durch den Kaiser hatte man bereits einen Skandal befürchtet; und man war sehr froh, als der czechische Abg. Klofac, der Pöbeleien in Aussicht gestellt hatte, durch seine Abwesenheit bei der Verlesung der Thronrede sich verdient machte. Die Thronrede, die einige wohlmeinende Rathschläge enthielt, hat erklärlicher Weise nicht verhindert, daß der Skandal im Parlamente selbst sogleich losgebrochen ist. Die Czechen verlangten, daß czechisch gesprochen werde; die Deutschen protestirten, und das Zusammenwirken der einen mit den anderen erzeugte jene anmuthige Tonfülle, bei der das Verhandeln eines Parlamentes unmöglich ist. Der Anfang reiht sich hier logisch an den Schluß.

Königin Wilhelmina von Holland hat ihre Verehelichung mit dem Herzog Heinrich von Mecklenburg vollzogen. Der deutsche „Reichsanzeiger" widmet dem Feste einen Artikel, der mit den Worten schließt:

„Möge der aus inniger Zuneigung geschlossene Bund auch zu einem Wahrzeichen werden für die wachsende Freundschaft zweier Völker, die bestimmt sind, in bester Nachbarschaft und in wechselseitiger Achtung ihrer Eigenart neben einander zu leben!"

Das sind Worte, die überall in Deutschland ein Echo finden.

Das Ministerium Saracco ist in Italien gefallen. Wie es im römischen Parlament üblich, vereinigten sich die verschiedensten Parteien aus den verschiedensten Motiven, um das Kabinet zu stürzen. Nur darüber pflegt man immer nach einiger Zeit einig zu sein, daß man die Ministersessel leer sehen will; aber durchaus nicht darüber, wie die Geschäfte weiter geführt werden sollen. Dem König fällt dann die Aufgabe zu, aus dem Parlamentsbrei ein neues Kabinet mit Mühe und Noth zu kneten, und nach einiger Zeit verfällt das neue Kabinet dann wieder dem alten Schicksal. Wie bedauerlich, daß das Glück Italiens bei dieser Unstetheit nicht gedeihen kann.

* * *

Kanaldiplomatie.

Die Diplomatie auf dem Gebiete der inneren Politik scheint doch ein schwierigeres Metier zu sein als die Diplomatie im Verkehr der Völker untereinander. Graf Bülow wenigstens macht gegenwärtig Erfahrungen, die diesen Satz bestätigen. Als er Reichskanzler geworden war, wurde als eine Art Leitsatz für seine innere Politik das Wort von ihm kolportirt: „Nur keine inneren Krisen!" und als er die Kanalvorlage im Preußischen Abgeordnetenhause introduzirte, sprach er demgemäß zu den eingefleischten konservativen Kanalgegnern ganz in Moll die begütigenden Worte, daß es sich bei dieser Vorlage nur um eine wirthschaftliche und nicht um eine politische Aktion handele. Wenn der Reichskanzler geglaubt hat, die alten Kanalgegner durch derartige Liebenswürdigkeiten entwaffnen zu können, so hat er jedenfalls die Rechnung ohne den agrarischen Wirth gemacht: darüber haben die bisherigen Verhandlungen im Preußischen Abgeordnetenhause keinen Zweifel gelassen. Im Gegentheil, wenn noch etwas den Uebermuth der Kanalgegner auf der Rechten hätte steigern können, so war es die nicht Furcht erweckende, sondern Furcht verrathende Haltung des preußischen Ministerpräsidenten. Mit der feinen politischen Witterung, die den preußischen Junkern eigen ist, haben sie aus dem bisherigen Entgegenkommen des Grafen Bülow, das sich in der ihm abgetrotzten Zustimmung zu einer Steigerung der Getreidezölle bis zur nachgiebigen Schwäche entwickelte, den Schluß gezogen, daß sie den Nachfolger des Fürsten Hohenlohe, um ein geflügeltes Wort aus dem neuesten Bueck-Briefe zu citiren, „schon klein kriegen" werden. Die preußische Junkerpartei besteht eben aus sehr hartnäckigen Realpolitikern. Der geschmeidige Diplomat, der die Junkerpartei etwa glaubt so behandeln zu können wie der flotte Leutnant beim Verlassen des Diners den dienstbaren Geist weiblichen Geschlechts, der sich schon durch einen bloßen Kitzel in der Hand beglückt fühlt, der verkennt die soliden Eigenschaften

unserer Agrarierpartei, die nur für ganz reale Gaben empfänglich ist, und die, selbst wenn man ihr einen blanken Thaler in die Hand drückt, denselben noch hin und her wendet, um zu sehen, ob er auch echt ist.

Hätte Graf Bülow statt seines freundlichen Wortes: „keine inneren Krisen" die Bemerkung in die Presse schlüpfen lassen, daß er vor keiner inneren Krise zurückschrecken werde, um ein Kulturwerk wie den Mittellandkanal durchzusetzen, so würde seine Situation von vorn herein besser gewesen sein. Er konnte dann auch gleich den ersten Versuch, die Kanalsache mit den agrarischen Zollwünschen zu verknüpfen, kurzer Hand abweisen, indem er sich auf den Standpunkt stellte, daß selbst der Schein zu vermeiden sei, als ob die Zustimmung zum Kanal durch außer der Sache liegende Zugeständnisse erkauft werden müsse. Sein Entgegenkommen hat sich schon jetzt nach allen Richtungen hin als ein schwerer taktischer Fehler erwiesen. Es hat den Agrariern Muth gemacht, das alte Spiel der Kanalopposition aufs neue zu beginnen, und der Ministerpräsident erntet obendrein zum Schaden noch den Spott, denn in dem Munde so enragirter Kanalgegner, wie es die konservativen Führer Graf Limburg-Stirum, von Pappenheim und Freiherr von Zedlitz-Neukirch sind, ist die treuherzige Versicherung, daß man das neue Projekt nach allen Richtungen hin sachlich prüfen werde, mit einem so ironischen Beigeschmack versehen, daß man daraus unschwer das Bestreben, die Regierung zunächst einmal dilatorisch zu behandeln, heraushört. Dabei sind gerade die gefährlichsten Kanalgegner, welche die Vorlage der Regierung nicht einfach ablehnen, sondern „gründlich und sachlich prüfen" wollen, in der glücklichen Lage, den Grundsatz des Grafen Bülow, daß es sich hier um eine rein wirthschaftliche Frage handele, unmittelbar für sich fruktifiziren zu können. Scheiden politische Erwägungen bei diesem Projekt aus, so steht auch nichts im Wege, dasselbe in verschiedene Theile zu zerlegen, einen Theil anzunehmen, einen anderen Theil zu verwerfen, und eventuell die Entscheidung überhaupt so lange zu vertagen, bis die Klärung der Geister über die wirthschaftliche Nothwendigkeit der Kanäle noch weiter vorgeschritten ist. Es ist bereits deutlich erkennbar, daß die alten Kanalgegner ihre Gunst jetzt gerade den Theilen des gesammten wasserwirthschaftlichen Projekts zuwenden, die in der früheren Kanalvorlage nicht enthalten waren. Darunter befinden sich Kanalstrecken, die ihre Bedeutung ganz unabhängig vom Mittellandkanal haben, wie beispielsweise der Berlin-Stettiner Großschiffahrtsweg. Wenn die Agrarier der Regierung den Tort anthun und zunächst einmal diesen Theil der Vorlage akzeptiren, so wird die Regierung, wenn sie den Standpunkt des Grafen Bülow, daß es sich hier um eine rein wirthschaftliche Angelegenheit handele, festhalten will, kaum umhin können, über eine solche Abschlagszahlung dankend zu quittiren; obgleich es niemandem verborgen ist, daß sich die Regierung politisch geradezu unsterblich blamiren würde, wenn man ihr die sogenannten „Kompensationen" aus der Gesammtvorlage bewilligte und sie betreffs des Mittellandkanals zum weiteren Warten verurtheilte.

Die krampfhafte Fiktion, als ob es sich nicht um eine politische Frage handele, hat nach der ganzen Entwickelung der Kanalsache überhaupt einen Stich ins Komische. Der Mittellandkanal wird nie gebaut werden, wenn die preußische Regierung nicht entschlossen ist, die Vorlage durchzurammen; — durchschmeicheln läßt sich diese Vorlage nicht. Man darf doch auch nicht vergessen, welche außergewöhnlichen politischen Vortheile den Konservativen in Preußen aus der unerwartet schwächlichen Haltung der Regierung erwachsen sind. Das politische Prestige der Konservativen ist durch die bisherige erfolgreiche Kanalopposition ganz beträchtlich gewachsen. Nur sehr wenige Politiker haben es vor 1½ Jahren für möglich gehalten, daß eine preußische Regierung sich seitens der Stützen von Thron und Altar eine so schnöde Behandlung würde bieten lassen, wie sie im August des Jahres 1899 erfolgte. Seit jener Zeit glaubt niemand mehr ernsthaft daran, daß die Regierung zum äußersten entschlossen ist, auch wenn sich der Vorgang von 1899 wiederholen sollte. Vielleicht würde Graf Bülow den Handschuh aufheben, wenn er ihm gar zu brüsk ins Gesicht geworfen wird; aber es ist nicht wahrscheinlich, daß die Kanalgegner ihn so stark herausfordern werden. Wohl aber erscheint es schon heute nahezu gewiß, daß die parlamentarische Entscheidung — wenigstens soweit das Hauptstück, der Mittellandkanal, in Betracht kommt — von Monat zu Monat verschleppt werden wird. Daß sich das bei einigem Geschick angesichts einer so weitschichtigen Vorlage ohne große Schwierigkeit ermöglichen läßt, leuchtet ohne Weiteres ein. Eine derartige Verschleppungstaktik kann nur dann durchkreuzt werden, wenn die Regierung mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, zu erkennen gibt, daß sie nicht geneigt ist, sich dilatorisch behandeln zu lassen. Wie sie nach dem bisherigen Auftreten des Grafen Bülow zu dieser Entschlußfähigkeit gelangen will, ist allerdings schwer abzusehen. Zunächst ist jedenfalls nicht die Regierung, sondern die Kanalopposition vollständig Herrin der Situation, und die Regierung hat bisher alles gethan, um das Selbstgefühl der Kanalgegner zu stärken. Das Debut des Grafen Bülow als Ministerpräsident in Preußen ist kein glückliches gewesen, nicht einmal als Diplomat, geschweige denn als Staatsmann.

Theodor Barth.

Fiskalische Pachtbedingungen und Sorge für die Landwirthschaft.

Im preußischen Abgeordnetenhause sind vor Kurzem wieder einmal die niedrigen für die preußischen Domanialgüter erzielten Pachtpreise besprochen und zur Rechtfertigung höherer Getreidezölle von agrarischer Seite geltend gemacht worden. Dem Verfasser dieses Artikels liegt es fern, die letztere Frage hier zu erörtern. Aber der Zufall fügte es, daß ihm gerade jetzt die

„Allgemeinen Bedingungen für die Verpachtung der Königlich Preußischen Domainen",

wie solche im Jahre 1900 oder seit dem Jahre 1900, also wohl auch mit Rücksicht auf das Inkrafttreten des bürgerlichen Gesetzbuchs festgestellt sind, zu Gesicht kamen. Diese Bedingungen sind in mehrfacher Beziehung interessant, sowohl juristisch, wie auch nationalökonomisch und administrativ, und in Etwas sind sie vielleicht auch geeignet, zu erklären, wie jene Pachtpreise auf einem niedrigen Niveau sich halten mögen, und wie andererseits, je nach Verschiedenheit der einzelnen Fälle, auch manche Klagen wirklicher Landwirthe lediglich in harten Pachtbedingungen begründet sein können.

Das Wesen des Pacht- wie des Miethvertrages — wir können auch den Miethvertrag hier mit in Betracht ziehen, weil mit Rücksicht auf die Gutsgebäude der Pachtvertrag über ein Landgut theilweise als eine Art Miethvertrag erscheint — besteht nun darin, daß der Verpächter (oder Vermiether) dem Pächter (Miether) den Genuß des Pachtgutes (die Nutzung des Gebäudes) zu verschaffen hat, wogegen er den Pacht-(Mieth-)zins empfängt. Pacht- und Miethverträge werden nur für bestimmte Zeiträume abgeschlossen. So liegt es in der Natur der Sache begründet, daß der Verpächter (Vermiether), wie man sich juristisch ausdrückt, die Gefahr der Sache trägt, d. h. er muß dafür sorgen, daß das Pacht- (oder Mieth-) -Objekt in einem Zustande erhalten bleibt, welcher dem Pächter (Miether) Nutzung und Genuß der Sache gestattet. Allerdings hat dabei auch der Pächter (Miether) gewisse Pflichten; aber sie beschränken sich auf sorgsame Benutzung und Bewahrung und, wenn sehr häufig bei Vermiethung von

Wohngebäuden besonders ausbedungen wird, daß der Miether gewisse im Laufe der Miethzeit erforderlich werdende Reparaturen zu tragen habe, und jetzt das bürgerliche Gesetzbuch § 582 ausspricht, daß der Pächter eines landwirthschaftlichen Grundstücks die gewöhnlichen Ausbesserungen, insbesondere die der Wohn- und Wirthschaftsgebäude, der Wege, Gräben und Einfriedigungen auf seine Kosten zu tragen habe, so erklärt sich dies daraus, daß man bei kleineren Ausbesserungen Streitigkeiten darüber, ob jene durch Schuld des Miethers oder Pächters oder seiner Leute entstanden sind, und andere Weiterungen vermeiden will. Größere Reparaturkosten aber fallen dem Verpächter zur Last; er trägt auch die Gefahr außerordentlicher Zufälle, so daß er auch bei Beeinträchtigung der Pachterträge durch einen die Sache selbst und nicht nur die zeitigen Erträge betreffenden Zufall — z. B. ein Theil des Pachtgutes wird durch Ueberschwemmung oder Bergsturz dauernd ertragsunfähig — einen verhältnißmäßigen Pachtabzug sich gefallen lassen muß. Daß aber etwa bei Eintritt außerordentlicher Unglücksfälle der Pächter das Pachtobjekt wieder in Stand zu setzen, z. B. durch Ueberschwemmung zerstörte Gebäude wieder herzustellen hätte, widerspricht der Natur des Pachtvertrags, insofern dem Verpächter (Eigenthümer) ja die Sache gehört, ihr Ertrag ihm dauernd zufällt, während der Pächter nur für eine beschränkte Zeit die Nutzung hat und dafür auch den Pachtzins zahlt. Man erwäge, daß z. B. ein neuerbautes Gebäude länger als hundert Jahr stehen mag, während die Pachtzeit bei Eintritt des Unglücksfalles nur noch wenige Monate oder Wochen gar laufen könnte, und daß selbst bei noch länger dauernder Pachtzeit — nehmen wir die längste übliche Dauer von 18 Jahren — der Nutzen, der dem Verpächter aus dem Neubau erwächst, gegenüber dem Nutzen des Pächters aus solchem Neubau ein durchaus unverhältnißmäßiger sein würde.

Nun kann freilich nicht behauptet werden, daß, wenn der Pächter sich verpflichtet, auch für außerordentliche Unglücksfälle aufzukommen oder etwa Gebäude neu zu errichten, deren völlige Baufälligkeit im Laufe der Pachtzeit sich herausstellen würde, eine solche eigentlich dem Wesen des Pachtvertrages zuwiderlaufende Verpflichtung ungültig sei. Sie könnte freilich nach § 138 des Bürgerlichen Gesetzbuchs „nichtig" sein, wenn es zuträfe, daß nach Maßgabe des Falles von dem Pachtvertrage überhaupt ausgesagt werden könnte, er sei unter Ausbeutung des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit des Pächters zu Stande gekommen,*) und die vom Pächter versprochenen Leistungen ständen in auffälligem Mißverhältnisse zu den Leistungen des Verpächters, d. h. hier zu dem Ertrage des Pachtguts. Indes von diesen besonderen Umständen, die bei Verpachtungen durch staatliche Behörden nicht angenommen werden können, abgesehen, muß man wohl an der Gültigkeit jener Abrede festhalten; dagegen trägt letztere für den Pächter entschieden den Charakter eines gewagten (aleatorischen) Geschäftes, während sie für den Pächter eine Art von Versicherungsgeschäft darstellt. Ein geschäftskundiger Pächter, der derartige Pachtverträge bei genügender Einsicht in das übernommenene Risiko eingeht, wird einen seiner Rechnung angemessenen niedrigeren Pachtzins bieten und zahlen.

Rationell ist aber ein solcher Vertrag, der allgemeinen Regel nach nicht, da er das Risiko von der Seite, welche es der Natur des Rechtsgeschäfts nach zu tragen hat, auf die andere Seite schiebt, welche es der Natur des Rechtsgeschäfts nach nicht zu tragen hat; am wenigsten ist er rationell, wenn der Verpächter eine große Anzahl von Pachtgütern besitzt, so daß, wie man sich ausdrückt, eine Selbstversicherung dadurch bewirkt wird. Während der Verpächter dann gewissermaßen durch den Vertrag doppelt versichert wird, tritt für den einzelnen, vielleicht nicht besonders bemittelten Pächter der gewagte Charakter des Geschäfts, der wohl nicht immer voll ermessen wird, eintretenden Falles in der empfindlichsten Weise hervor. Der preußische Domänenfiskus besitzt selbstverständlich eine sehr große Anzahl von Pachtgütern in den verschiedensten Gegenden. Es ist hiernach durchaus irrationell, die Gefahr besonderer Unglücksfälle, die Last von Neubauten den einzelnen Pächtern fiskalischer Güter aufzuerlegen.

Wie aber lauten die allgemeinen Pachtbedingungen, die also regelmäßig doch innegehalten werden sollen, und erfahrungsmäßig durch die besonderen bei den einzelnen Verpachtungen hinzugefügten Bedingungen gegenüber dem Pächter meist noch verschärft werden? Schon § 12 jener allgemeinen Bedingungen unter A

„Der Pächter hat gegen die Königliche Regierung in keinem Falle einen Anspruch auf Einrichtung bisher nicht vorhandener oder auf irgend eine Aenderung, Erweiterung oder Verbesserung schon vorhandener Gebäude oder sonstigen baulichen Anlagen."

enthält eine starke Unbilligkeit. Da nach § 3 der Fiskus „jede Haftung für Mängel der Pachtgegenstände" ablehnt, so soll der Pächter nicht einmal Beseitigung völlig versteckter Mängel fordern können, die sich etwa erst nach Beginn der Benutzung herausstellen können.*)

§ 14 bestimmt aber unter C:

„Falls fiskalische Gebäude, Brunnen- und Wasserleitungen ungeachtet der vollständigen Erfüllung der Bauverbindlichkeiten seitens des Pächters nach dem Ermessen der Königlichen Regierung nicht mehr erhalten werden können, oder fiskalische Gebäude in Folge ansteckender Krankheiten unter dem lebenden Inventar der Pachtuug für ihre bisherige Bestimmung nach dem Befinden der Königlichen Regierung unbrauchbar geworden sind, behält die Königliche Regierung sich vor, den Neubau zu bewirken. Der Pächter hat in diesem Falle außer der unentgeltlichen Leistung der Fuhren ein Fünftel der gesammten übrigen Kosten ohne Ersatzanspruch zu tragen. Erfolgt jedoch die Genehmigung zur Ausführung des Neubaus Seitens der Königlichen Regierung erst innerhalb der letzten drei Pachtjahre, so hat der Pächter außer der Leistung der Fuhren nur ein Zehntel der übrigen Kosten zu tragen."

Hier haben wir eine theilweise Umkehrung des der Natur des Pachtvertrags entsprechenden Verhältnisses. Stellt sich im Laufe der Pachtzeit heraus, daß ein Gebäude, das der Pächter beim Beginn der Pachtzeit noch als für die Pachtzeit haltbar betrachten konnte, den Einsturz droht, so soll der Pächter, abgesehen von den zuweilen einen erheblichen Werth darstellenden Fuhren, ein ganzes Fünftel der Kosten des Neubaus tragen! Er hat vielleicht noch 5 Jahre Pacht und der Neubau kann 100 Jahre stehen; der Pächter hat $^{1}/_{20}$, der Verpächter $^{19}/_{20}$ des Nutzens des Neubaus, und eigentlich müßte der Natur des Geschäfts zufolge der Verpächter durch verhältnißmäßigen Nachlaß am Pachtzinse den Pächter noch dafür entschädigen (vgl. bürgerliches Gesetzbuch §§ 581 Abs. 2 und 537 und zu letzterem Planck's Kommentar), daß ihm etwa während des Niederlegens des alten und des Baus des neuen Gebäudes Nachtheile entstanden sind. Allerdings wenn der Neubau erst innerhalb der letzten 3 Jahre nothwendig wird, so wird, wie bemerkt,

*) Thatsächlich werden übrigens viele Pachtverträge wie Gutskäufe sehr oft in leichtsinniger Weise geschlossen. Der Besitz und selbst das pachtweise Innehaben eines Landgutes von einiger Größe gibt bei uns eine gewisse vornehme Stellung, auf welche hin junge Männer heirathen zu können glauben. Das wird bei der Konkurrenz mit auf den Kauf- oder Pachtzins geschlagen und soll nachher aus den Erträgen oder Getreidepreisen wieder herausgebracht werden. Bei fiskalischen Pachten, die ein besonderes Ansehen verleihen, wird die Aussicht auf den Titel „Amtmann, Oberamtmann und Amtsrath" wohl auch mit in Betracht gezogen.

*) Ein abtretender Pächter hat natürlich das Interesse, solche durch seine Nachlässigkeit etwa verschuldeten Mängel zu verbergen. Aber der Fiskus würde von ihm Ersatz fordern können. Nach den citirten Bestimmungen wird nun alles auf den neuen Pächter überwälzt. Das ist für die verwaltende Behörde sehr bequem, aber gewiß einer rationellen Verwaltung nicht angemessen.

der Geldbeitrag des Pächters gnädigst auf 1/10 beschränkt.*) Es ist aber sehr natürlich, daß eifrig fiskalisch gesinnte Beamte, was die Nothwendigkeit von Neubauten betrifft, besonders scharfe Brillen aufsetzen, wenn die Pachtzeit dem Ende entgegengeht, aber doch noch länger als drei Jahre dauern wird. Der Fiskus spart alsdann 20 Proz., mit Einschluß der unentgeltlichen Fuhren vielleicht 25 Proz. der Kosten, und dem neuen Pächter kann mit dem Hinweis auf die neuen Gebäude der Pachtpreis in die Höhe geschroben werden.

Bedenklicher aber noch ist es, daß für die Frage, ob Reparaturen und Neubauten stattfinden sollen, und ob dem entsprechend der Pächter auch die genannten Beiträge zu zahlen und unentgeltliche, oft sehr drückende Fuhren zu leisten hat, lediglich das Ermessen der fiskalischen Behörde (der Regierung), also des einen Kontrahenten entscheiden soll. Sogar die Wahl der Baustoffe, Lage, Zahl und Einrichtung der herzustellenden Gebäude ist nach § 14 D 1 der allgemeinen Bedingungen der Königlichen Regierung überlassen. Also an Stelle eines wegen Baufälligkeit abzureißenden von dem traurigsten Fachwerke erbauten Viehstalles kann, wenn der Verpächter es so will, ein den neuesten Anforderungen entsprechender massiver Viehpalast gebaut werden, der 30—40 000 Mark und vielleicht mehr noch kosten mag, und dazu hat der Pächter, der vielleicht nur fünf oder vier Jahre sein Vieh darin beherbergen wird, abgesehen von den Fuhren, ein Fünftel beizutragen. Dabei ist aber nach § 14 eben jener Pachtbestimmung unter D 1 auch für „die Berechnung der Kosten" allein die Festsetzung der verpachtenden Behörde entscheidend; man kann dieser letzteren Bestimmung auch die Deutung geben, daß der Pächter kein Recht habe, allzu genau zu untersuchen, ob nicht rationeller Weise Kosten hätten gespart werden können, eine Untersuchung, die bekanntlich zuweilen Technikern und Aufsichtsbeamten unangenehm werden kann.

Ueberhaupt aber sind die gesammten Bedingungen durchsetzt von Bestimmungen, die Verpflichtungen des Pächters nach dem schrankenlosen Ermessen der verpachtenden Behörde existent werden lassen. So muß der Pächter

> „so oft es von der Königlichen Regierung für erforderlich erachtet wird, das Holzwerk in den Außenwänden nebst Außenthüren und Fenstern mit geeignetem Schutzanstrich versehen lassen." **)

Alle diese Bestimmungen dürften so, wie sie aufgestellt sind, ungiltig sein. Es geht, wie in Erkenntnissen z. B. des ehemaligen Reichsoberhandelsgerichts***), bezw. des Reichsgerichts*) des Näheren ausgeführt ist, nicht an, einen Kontrahenten — hier den Pächter — in Ansehung seiner Rechte und Pflichten dem schrankenlosen Gutdünken oder Ermessen des anderen Kontrahenten preiszugeben oder einen Kontrahenten zum Schiedsrichter über die von dem anderen Kontrahenten vorzunehmenden Leistungen zu machen. Juristisch gelten letztere nur, wie man sich ausdrückt, „arbitratu boni viri", d. h. soweit sie — nicht nach Ermessen der verpachtenden Behörde — sondern nach dem Ermessen des Richters in der Billigkeit begründet sind. Gegen die Forderung des Beitrags zu einem zu kostspieligen oder noch nicht nöthigen Neubau und dergleichen kann also ein Pächter, der dazu die erforderlichen Rechtskenntnisse und den nöthigen Muth, und die zur Prozeßführung erforderlichen Geldmittel hat, erfolgreich sich wehren. Aber der Fiskus ist ein unbequemer Prozeßgegner; schon, daß der Fiskus eigentliche Gerichtsgebühren nicht zahlt, beeinträchtigt die Gleichheit der Waffen in einem Civilprozesse gegen den Fiskus, und der Beamte, der einen später gegen den Fiskus entschiedenen Prozeß veranlaßt hat, wird kaum zum Ersatz der vom Fiskus zu zahlenden Kosten herangezogen werden. Sonach geräth durch jene Bestimmungen der Pächter in Wirklichkeit leicht in drückende Abhängigkeit von den Beamten der Königlichen Regierung.

Man kann nicht behaupten, daß das ein wünschenswerther Zustand sei. Ueberall, wo Behörden eine schrankenlose Machtvollkommenheit, sei es auch nur scheinbar, eingeräumt wird, schleichen sich leicht Mißbräuche ein, und besteht nicht die Versuchung, jene exorbitanten Vertragsbestimmungen bis zur äußeren Grenze auszunutzen? Soll der Beamte (die Regierung, eventuell der Landwirthschaftsminister), ein Recht, das dem Fiskus, wie man glauben mag, zusteht, weggeben, verschenken? Wo wäre dann die Grenze des Verzichtens aus Billigkeitsgründen, zumal in einem großen Staate? Also mag man dem Bittsteller sagen: ein Jeder möge die Vertragsbestimmungen genau prüfen! Andererseits machen sich aber leicht Konnexionen und die sonstige angenehme Haltung des Pächters z. B. bei Wahlen und dergleichen unbewußt geltend.

Also erscheint es vielleicht einem der wünschenswerthen Konnexionen entbehrenden Pächter, der eigentlich doch ein freier Mann sein sollte, das Beste, einem strammen und die fiskalischen Interessen mit Schärfe wahrenden Dezernenten, möglicher Weise einem jungen Regierungsassessor, in möglichster Unterwürfigkeit zu begegnen, und will man es dem Pächter, dem etwa infolge einer schlechten Ernte schon so zu sagen das Messer der Gläubiger an der Kehle sitzt, oder der für Frau und Kind den letzten Rest des auf ein minderwerthiges Pachtgut verwendeten Vermögens retten will, verargen, wenn er, so weit es mit dem Strafgesetze verträglich ist, Nothwehr gebraucht und den inspizirenden Beamten, die ihm etwa Verbesserungen des Pachtguts nach Gutdünken zudiktiren möchten, schließlich ein X statt eines U mit Erfolg vormalt?

In der That, allzuscharf macht schartig, und wenn ein ängstlicher und wenig weltgewandter Pächter nach jenen Bestimmungen oft bluten muß, so wird in anderen Fällen der Fiskus um so schlechter fahren. Auch wirklich nothwendige Reparaturen und Meliorationen werden unterbleiben, weil der Pächter alles aufwendet, die Schäden zu verdecken, und so geräth ein Gut in Verfall, so sinkt der Ertrag bei der nächsten Pachtperiode, oder der nächste Pächter geräth in Konkurs, wodurch dann das Gut völlig in Verruf kommen kann.

Und Bedingungen jener Art sind auch für eine Staatsverwaltung gar nicht nöthig. Bekanntlich erfreute sich die ehemalige hannoversche Domänenverwaltung eines vorzüglichen Rufes. Sie war wohl weniger fiskalisch als die preußische Domänenverwaltung, und letztere hat wohl fast durchgängig, als sie die hannoverschen Domänen übernahm, die Pachten gesteigert. Aber man hörte auch zur Zeit

*) Auch muß noch § 14 B beachtet werden: „Wenn fiskalische Gebäude, ohne daß dem Pächter dabei ein Verschulden zur Last fällt, durch Wasserfluthen oder durch Sturmwind in dem Maße beschädigt werden, daß sie nach dem Ermessen (sic) der Königlichen Regierung des Neubaues bedürfen, oder wenn die hierdurch herbeigeführten Beschädigungen so groß sind, daß die Kosten der Wiederherstellung nach dem Ermessen der Königlichen Regierung (sic) ein Drittel des Gebäudewerthes (!) übersteigen, so erfolgt die Wiederherstellung bezw. der Ersatz . . . mit der Maßgabe, daß der Pächter die dazu nöthigen Fuhren und ein Fünfzehntel der gesammten übrigen Kosten unentgeltlich zu leisten hat." (Ausnahme allerdings für den Fall, daß der Unglücksfall während der drei letzten Pachtjahre eintritt.)

**) Unter Umständen für einen mit vielen Gebäuden versehenem Gutshof eine hübsche Ausgabe. — Bemerkenswerth ist auch die in § 19 der Bedingungen enthaltene Bestimmung „Was Wildschaden betrifft, so verzichtet der Pächter auf jeden Ersatz, der etwa nach bestehenden Bestimmungen aus fiskalischen Fonds, sei es unmittelbar, sei es in Folge einer Inanspruchnahme im Wege Rückgriffs, zu leisten wäre". Dieser Verzicht kann für den Pächter eines Landgutes, das an umfangreiche fiskalische Forsten grenzt, bitterböse Folgen haben, wenn in diesen Forsten das Wild übermäßig geschont wird. Jedenfalls wird in Folge dieser Bestimmung der Pächter, was jenen Wildschaden betrifft, rechtlos gemacht und völlig abhängig von dem Wohlwollen der Forstverwaltung, bezw. der verpachtenden Behörde.

***) Urtheil vom 3. Oktober 1876 in Seuffert's Archiv Bd. 32, Nr. 136.

*) Urtheil vom 12. April 1892, Entscheidungen in Civilsachen Bd. 29, S. 319.

der hannoverschen Verwaltung nicht von Verarmung der Pächter selbst in schlechten Jahren, und mehr und mehr entwickelten sich die hannoverschen Domänen zu wahren Musterwirthschaften, die auf die Umgebung, auf den hannoverschen Bauernstand in der vortheilhaftesten Weise einwirkten.

Die hannoversche Domänenverwaltung operirte aber jedenfalls nicht mit solchen, ihr den Pächter gleichsam auf Gnade und Ungnade überliefernden, dem Wesen des Pachtvertrags widerstreitenden Bedingungen.

Die dem Verfasser dieses Artikels vorliegende, von dem ehemaligen hannoverschen Hausministerium 1859 erlassene

> Vorschrift wegen der königlichen Pachtgebäude und Bauwerke . . .

führte vielmehr sämmtliche kleinere Reparaturen, die der Pächter allein zu tragen hatte, genauestens an (vgl. § 3a) und besagte ausdrücklich, daß jede dieser kleineren Reparaturen den Betrag von 5 Thalern nicht übersteigen solle. Außerdem war wiederum dem Wesen des Pachtvertrages gemäß ausdrücklich bestimmt, daß die verpachtende Behörde alle (nicht zu jenen kleineren Reparaturen gehörenden) größeren Reparaturen auf eigene Kosten übernehme, nur daß der Pächter die nöthigen Fuhren dabei zu leisten hatte; andererseits aber war sogar, statt daß wie nach den preußischen Bedingungen der Pächter bei Unglücksfällen noch drückende Beiträge zu leisten hat, dem Pächter für solche Fälle eine Erleichterung in Aussicht gestellt, deren Bemessung freilich der verpachtenden Behörde anheimfiel.

Man kann sich fragen: wie entstehen solche fiskalische und fiskalisirende*) Vertragsbedingungen, wie sie vorhin geschildert wurden? Auf Verwaltungsmaximen paßt wohl mehr noch als auf Gesetze das bekannte Dichterwort: „sie erben sich wie eine ewige Krankheit fort“; denn Gesetze treten in die breiteste Oeffentlichkeit und unterliegen daher einer eingehenden Kritik; bei Verwaltungsmaximen aber ist das nicht der Fall, und wenn es sich um Entwerfung von Bedingungen für häufiger wiederkehrende Verträge handelt, ist der Scharfsinn sorglicher Beamten rege, immer neue Klauseln zu entdecken, die den Fiskus nicht nur vor Schaden behüten, sondern auch dem anderen Kontrahenten bei etwaigen Meinungsverschiedenheiten über den Sinn und die Erfüllung des Vertrags jeglichen Widerstand von vornherein unmöglich machen sollen, vorzüglich aber jede Verantwortlichkeit der verwaltenden Behörde ausschließen, also in hervorragendem Grade bequem sind.

So kann im Verlauf der Jahrzehnte schließlich ein Konglomerat von Vertragsbestimmungen entstehen, welche die Geschäftssprache nicht gerade mit einem schmeichelhaften Prädikate zu charakterisiren pflegt. Solch Konglomerat entspricht vielleicht der Bequemlichkeit und der Routine. Statt über zweifelhafte Punkte sei es des Sinnes, sei es der Ausführung mit dem anderen Kontrahenten zu verhandeln, braucht der Bureaukratismus dann nur, wie er es überhaupt vorzieht, zu dekretiren. Gewiegte Kontrahenten aber wissen sich schadlos zu halten; indem sie die Preise nur zu einer jene juristischen Vertragsgefahren deckenden Höhe stellen, wissen sie zugleich, wie der Bureaukratie zu begegnen ist.

Ist aber überhaupt die Domanialverwaltung in Preußen richtig organisirt? Preußen hat seit einer Reihe von Jahren einen eigenen Landwirthschaftsminister. Aber ob es zweckmäßig ist, in der unteren Instanz die Domanialverwaltung als einen Appendix der Geschäfte der in der Hauptsache mit ganz anderen Aufgaben betrauten Regierungen zu behandeln, wird man bezweifeln können; denn auch zu dem Berufe einer Verpachtungsbehörde gehört, wenn Verpächter und Pächter dabei gleichmäßig gut auskommen sollen, eine gewisse Liebe gerade für diese Art von Beschäftigung und für die Landwirthschaft selbst, und zugleich eine gewisse Erfahrung gerade in dieser Art der Verwaltung; eine nur sporadische, nebenbei betriebene Beschäftigung wird im Ganzen weniger befriedigende Ergebnisse liefern. Jedenfalls kann man die Frage aufwerfen: Entsprechen die für die preußischen Domänen im Jahre 1900 neu redigirten, allgemeinen Pachtbedingungen wirklich der liebevollen Pflege der Landwirthschaft, welche die Regierung so oft als eine ihrer Hauptaufgaben bezeichnet hat?

Sollte man aber glauben, ohne solche Bedingungen bei einer centralisirten Verwaltung in einem großen Staate nicht auskommen zu können, so dürfte darin ein Beweisgrund für die Behauptung liegen, daß überhaupt ein ausgedehnter Besitz von Pachtgütern für den Fiskus eines Großstaates in unserer Zeit, wo der Fiskus ohnehin immer mehr anderes Eigenthum erwirbt, nicht mehr angemessen erscheint, daß es vielmehr vortheilhaft wäre, jene im Eigenthum des Staates befindlichen Güter nach und nach in Privatbesitz übergehen zu lassen. Auch haben die meisten außerdeutschen europäischen Staaten kaum noch einen nennenswerthen fiskalischen Besitz von Landgütern.

L. v. Bar.

*) Wie würde man wohl Bedingungen nennen, die in analoger Weise etwa Hausbesitzer für den Abschluß von Miethverträgen aufstellen würden?

Parlamentsbriefe.

IX.

Die erste Lesung der Kanalvorlage hat stattgefunden. Die Minister, mit Einschluß des Herrn von Miquel, haben diesmal ihren Entwurf in sehr sachlicher und unzweideutiger Weise vertheidigt, aber über sein Schicksal herrscht Unsicherheit. Zwar eine direkte Ablehnung ist weniger zu befürchten, aber das Wort, es müsse eine sehr gründliche Prüfung stattfinden, wird so oft wiederholt, daß man mit einer planmäßigen Verschleppung ernsthaft zu rechnen hat. Wer zu keinem Entschlusse kommen will, kann sich stets mit der Entschuldigung decken, er bedürfe noch weiterer Ueberlegung.

Die Begründung, welche die Regierung dem Entwurfe beigegeben hat, ist gut, und wer sie gelesen hat, nachdem er seit Jahr und Tag dem Gange der öffentlichen Diskussion gefolgt ist, kann sehr wohl in kurzer Zeit zu einem Entschlusse kommen. Bei manchem Abgeordneten geht allerdings die Gründlichkeit der Prüfung so weit, daß sie mit dem Lesen gar nicht fertig werden.

Die Regierung hat einen falschen Weg betreten, indem sie glaubte, durch Marchandiren ihre Vorlage fördern zu können. Bald ließ sie sich auf Verhandlungen über Erweiterung des Netzes ein, indem sie eine Linie als eine Kompensation für eine andere betrachtete, bald gab sie zu verstehen, daß eine entgegenkommende Partei durch Entgegenkommen auf dem Gebiete des Zollwesens belohnt werden würde. In verzögerlichen Künsten sind die Agrarier der Regierung ungefähr ebenso weit überlegen, wie die Chinesen den europäischen Mächten. Dieses Kanalunternehmen ist für die wirthschaftliche Entwicklung von so großer Wichtigkeit, daß es den Anspruch erheben durfte, als eine Hauptaktion behandelt zu werden, bei der die Regierung, ohne nach rechts — und links zu sehen, ihre ganze Kraft für das als nützlich Erkannte einsetzte.

Eine sehr wunde Seite unseres Verfassungslebens wurde bei der Berathnng des Justizetats zur Sprache gebracht. Jüdische Rechtsanwälte werden bei der Beförderung zu Notaren hinter christliche zurückgestellt. Das liegt klar zu Tage; aber unbestreitbar und unbestritten ist auch, daß jüdische Assessoren bei der Beförderung zu Richtern hintangesetzt werden und daß die höheren Richterstellen den Juden fast unzugänglich sind.

Der Justizminister gab diesen mit den Vorschriften der Verfassung in Widerspruch stehenden Thatbestand unumwunden zu und suchte ihn damit zu rechtfertigen, daß er auf das Empfinden des Volkes Rücksicht nehmen müsse.

Mit dem Empfinden des Volkes kann es unmöglich in Widerspruch stehen, daß die Verfassung gewissenhaft beobachtet wird. Für die Besetzung einer Stelle im Staatsdienst ist die Frage nach der Religion des Bewerbers eben so gleichgültig, wie die Frage danach, ob er blond oder braun, schlank oder untersetzt sei. Der Justizminister machte sogar auf Dank dafür Anspruch, daß er überhaupt Juden anstelle und behauptete, die übrigen Ressortchefs thäten es überhaupt nicht. Das ist nun freilich nicht ganz richtig, aber es ist doch so viel daran wahr, daß man sagen muß, unsere Verwaltungspraxis steht durchweg zu den Vorschriften der Verfassung in Widerspruch. Und das legt die Nothwendigkeit nahe, bei jeder Gelegenheit an die Verfassung und den darauf geleisteten Eid zu mahnen.

Für die Unterstützung von Wettrennen wurden höhere Summen gefordert und bewilligt. In gar beweglicher Weise wurde darauf hingewiesen, daß die Pferdezucht ohne Wettrennen und Rennprämien nicht gedeihen könne. Wunderbar ist nur, daß dieselben Leute, die über Totalisator und Buchmacher so wohlwollend urtheilen, nicht die Ueberzeugung davon gewinnen können, daß der Börsenverkehr nicht einer blinden Spielwuth entsprossen ist, sondern nothwendig ist, um das Angebot mit der Nachfrage in Einklang zu setzen.

Bei der Budgetberathung im Reichstage wurden hunderte von Fragen angeregt und keine einzige erledigt. Vom Regierungstische wurde anerkannt, daß die Gesetzgebung noch sehr bedeutende Aufgaben zu lösen habe; es sei nur an die Nothwendigkeit eines Gesetzes über den Strafvollzug erinnert. Aber es wurde keine Aussicht eröffnet, daß von diesen Gesetzen in der nächsten Zeit etwas zu Stande komme. Wir leben in einer unproduktiven Periode.

An den Schwerinstagen kam der freisinnige Antrag auf Aufhebung der Theaterzensur zur Verhandlung. Es ist wenigstens ein Erfolg zu verzeichnen: Von allen Seiten wurde anerkannt, daß die Art wie die Theaterzensur gehandhabt wird, gegen das Institut selbst spricht. Die Konservativen und das Centrum verschanzten sich hinter Kompetenzbedenken. Und die Regierung hielt es für das Klügste, sich bei der Berathung nicht vertreten zu lassen.

Proteus.

Casa Guerrieri.

(Zum Tode der Marchesa Guerrieri-Gonzaga).

In Italien ist im Januar eine zur Römerin gewordene Deutsche, die Marchesa Guerrieri-Gonzaga, Gemahlin des Senators Carlo Guerrieri-Gonzaga, nach vielem mit edler Geduld ertragenen Kränkeln gestorben. Sicherlich erhob sie, die eine Dame von vornehmster Anspruchslosigkeit war, nicht die Prätention in der Oeffentlichkeit viel genannt zu sein, wie etwa manche entweder mit der Politik oder mit der Litteratur zusammenhängende Frauengestalt aus dem heutigen Rom. Dieses hat nicht wenige solcher weit bekannter Damen — beschäftigt doch sogar ein junges Mädchen, die Römerin Teresa Labriola, die sich letzthin auf einem Lehrstuhl der Jurisprudenz niedergelassen, die italienische, ja die europäische Publizität. Und in wie Vieler Munde erst Frauen sind, wie die gelehrte Donna Ersilia Caetani-Lovatelli, die politisch angehauchte, geist und temperamentvolle Ministerpräsidenten-Wittwe Donna Laura Minghetti, und andere Ministerpräsidenten-Wittwen von vielleicht weniger individuellem Cachet, wie Donna Elena Cairoli oder Donna Amalia Depretis. Auch Frauen wie die Gräfin Pasolini, die außer durch soziale Stellung und Reichthum auch durch ihr Interesse für Wissenschaft und Kunst glänzt, oder die berühmte Tragödin Adelaida Ristori, jetzt Marchesa del Grilo, schwimmen mit ihren Namen stets an der Oberfläche der römischen Oeffentlichkeit.

Anders die nun entschlafene Marchesa Guerrieri. Sie war eine stille Frau von zartester Erscheinung, mehr Seele als Körper, die geräuschlos dahinschwebte, nie anders als in gedämpften Tönen sprach, fast ängstlich und scheu um sich blickte, besorgt, unendlich besorgt, daß sie einem Jeden Liebes bereitete, unfähig der Médisance, nachsichtig gegenüber den Unbeholfenheiten und Formfehlern der vielen, namentlich deutschen Elemente, die ihren interessanten Salon besuchten.

Wenn sie, die Anspruchsloseste der Anspruchslosen, eine Ambition hatte, so war es die, zu ihrer eigenen Freude und Belehrung und zur intellektuellen und moralischen Aufrichtung ihrer drei Kinder, insbesondere ihrer zwei schönen Töchter Maria und Sofia, die besten Menschen aus aller Herren Ländern, namentlich aber die fine fleur von Deutschen und Italienern bei sich zu sehen. Da mag es Manchem reizvoll gewesen sein, zu vergleichen, um wie viel die natürliche Begabung der Italiener, sowohl was das Auftreten in der Gesellschaft als auch den politischen und künstlerischen Instinkt anbelangt, reicher entwickelt sei, als bei den Deutschen; wie aber diese durch Fleiß und Erziehung dazu gelangen, mehr zu sein und zu bedeuten, als die Italiener. Im Hause Guerrieri konnten allerdings diese Vergleiche nicht laut ausgesponnen werden, denn die Hausfrau hielt darauf, daß Deutsche und Italiener, beide mit ihren besten Eigenschaften sich gebend, einander verstehen und schätzen lernten.

Ein guter Freund der Guerrieris von der Zeit her, als Florenz noch Hauptstadt Italiens war, der nun verstorbene Karl Hillebrand, hatte durch die Herausgabe einer Zeitschrift „Italia“ einen Schauplatz geschaffen, auf dem Deutsche und Italiener das hervorragendste, was sie über Italien ersonnen und erfahren, einander mittheilten. Die besten Deutschen, die besten Italiener waren Mitarbeiter dieser „Italia“, die ein längeres Leben verdient hätte als von nur vier Jahren. Aus dem Litteraischen ins Soziale übersetzt, war Casa Guerrieri-Gonzaga solch eine „Italia“, in der sich Deutschthum und Italienerthum durchdrangen.

Die Hausfrau, wie gesagt, war eine Deutsche, eine Frankfurterin, Tochter des jüdischen Patrizierhauses Hohenemser, das nach Mannheim hinüberreicht. Als Fräulein war sie mit Mutter und Schwester in italienische Kreise verschlagen worden, und beide Schwestern blieben an Italien gefesselt, die eine in Venedig, wo sie den Arzt Ricchetti, einen Mediziner deutscher Schule, heirathete, die andere zunächst in Florenz, der damaligen Hauptstadt, wo sie sich mit dem mantuanischen Nobile, Marchese Carlo-Guerrieri-Gonzaga, ihren häuslichen Herd gründete.

Marchese Carlo war ein feiner, liebenswürdiger Gentleman, der sich durch patriotische Opferwilligkeit in den revolutionären Kämpfen um die Unabhängigkeit der Lombardei ausgezeichnet hatte. Damals, als er die junge Frankfurterin heimführte, war er noch nicht mit genügend selbständigen Leistungen hervorgetreten, so daß man in Versuchung gerathen konnte, ihn zunächst als den Bruder seines älteren Bruders Anselmo zu nennen. Anselmo war der Ehrgeizigere und Thatkräftigere von Beiden. Auch er hatte seine Beziehung zu Frankfurt, wenn auch weniger zu jener Ecke der Stadt, aus der die Rothschild und Börne hervorgegangen, wie vielmehr zu der, in der die „Frau Rath“ gewohnt. Anselmo hat sich nämlich als Uebersetzer der „Iphigenie“, von „Hermann und Dorothea“ und auch des „Faust“ hervorgethan. In Ehren nennt ihn als Goethe-Interpreten Leopoldo Franchetti in der Einleitung zu der jüngst in Florenz erschienenen Faust-Uebersetzung des trefflichen Florentiner's Giuseppe Biagi, einer sehr lesenswerthen, außerordentlich klaren metrischen Uebertragung. Und ebenso mag Guido Menasci in seiner vor nicht langem gleichfalls in Florenz veröffentlichten Goethe-

Biographie außer an Maffei auch an Anselmo Guerrieri, den Faust-Uebersetzer, gedacht haben, wenn er die feine Bemerkung macht, daß Goethe's Faust in Italien bekannter geworden wäre, als Goethes Leben.

Unter dem Zeichen Goethe's, der in seiner Persönlichkeit den Bund Deutschlands mit Italien im höchsten Sinne darstellte, stand eben das Haus Guerrieri-Gonzaga, in dessen Salon man neben der von Meister Adolf Hildebrand gefertigten Büste Karl Hillebrand's die Anselmo Guerrieri's, des Faustübersetzers, wahrnahm.

Anselmo war 1879 nach vielfacher ausgezeichneter Bethätigung in der Politik sowohl, wie in der Litteratur auf seiner Besitzung zu Paludano bei Mantua aus dem Leben geschieden, und nun wurde Carlo, der jüngere, nicht nur der Erbe des in der weiten lombardischen Ebene gelegenen Gutes, sondern auch der geistigen und moralischen Züge des älteren Bruders, dem zweierlei heilig war: Die Größe und Unabhängigkeit Italiens und der Genius Deutschlands, in welchem er den Ergänzer oder Fortsetzer des alten Genius von Italien sah. — Bei Anselmo's Tod schrieb sein Freund Pasquale Villari, der berühmte Geschichtschreiber, der auch der Freund des Carlo'schen Hauses blieb, über ihn:

„Inmitten aller Wendungen seines Lebens und seines Landes, inmitten des Wechsels der Leidenschaften, der Parteien, der Ereignisse bietet er uns ein festes, unveränderliches Streben nach dem, was das Edelste, Würdigste und Idealste im Dasein des Menschen ist: Ein stetes Verlangen, anderen und dem Vaterlande Gutes zu thun."

Und auf diesem Fuße richtet sich auch Carlo ein.

Dieser vertrat zuerst den Wahlbezirk von Guastalla, dann den von Gonzaga in der Kammer, bis er 1883 Mitglied des Senats wurde, zu dessen fleißigsten, wenn auch keineswegs ehrgeizigsten Männern er gehört. Es war wohl der Einfluß seines Bruders und seiner zahlreichen deutschen Berührungen, wenn Carlo sich zu der gegen das Papstthum gerichteten altkatholischen Bewegung hingezogen fühlte, und diese Anschauungen auch publizistisch vertrat. Wiederholt hat ihn und seinen Familienkreis der Sommer mit dem berühmten Stiftspropst Ignatz von Döllinger, dem Führer der gegen den exklusiven Romanismus in der Kirche gerichteten Bewegung, zusammengebracht. Am Starnbergersee, wo die Guerrierio manchmal die heiße Jahreszeit zubrachten, traf man Döllinger, auch Helmholtz und andere hervorragende Deutsche, von denen dann mancher wieder in Rom vorsprach.

Die Marchesa Guerrieri hat den Reichstagsabgeordneten Karl Schrader, Ludwig Bamberger, Heinrich Homberger, den Bildhauer Adolf Hildebrand zu ihren Intimen gezählt, hat Ferdinand Gregorovius, Lenbach, allerhand Koryphäen der deutschen Hochschulen und des deutschen Reichstags in ihrem Hause begrüßen dürfen.

Manchmal schwirrten die berühmten Namen durch ihren Salon. Ich erinnere mich eines Abends, an dem ich eine anmuthige Dame traf, die mich durch den Namen Hauff und durch ihre schwäbische Zunge anheimelte. Sie war aus der Familie Wilhelm Hauff's, des württembergischen Erzählers. Und damals begegnete ich auch Hermann Grimm, der mir vorkam, als ob er seine eigene Statue wäre. Und er wieder hatte an jenem Abend eine vornehme Amerikanerin von berühmtem Namen, eine Matrone, eingeführt, die etwas hinkte. Es war eine Miß Adams aus Boston, einem Hause angehörig, das den Vereinigten Staaten mehrere Präsidenten gegeben; sie hatte Grimm's „Michelangelo" ins Englische übersetzt.

Die regelmäßigste Besucherin des Hauses Guerrieri war die nun greise Malwida von Meysenbug — eine Frau, die sich von ihrer römischen Einsamkeit aus seither eine große Leserwelt erobert hat. Sie fehlte nie, und um ihre magische Erscheinung gruppirten sich gern die Sprecher und Hörer in anregender Konversation.

Aus aller Herren Ländern kamen sie, wie gesagt. Natürlich stellte auch Italien sein Kontingent an Berühmtheiten, und manch' eine war hier geradezu heimisch. Wir führen den bereits erwähnten Pasquale Villari an, dessen Asketengestalt man nachrühmt, daß sie an Mazzini erinnere, den Philologen Comparetti, einen Römer mit kühner Adlernase, der nie anders als mit unendlichster Bedächtigkeit sprach. Auch Raffaele Mariano, jetzt Professor der Kirchengeschichte in Neapel, war anzutreffen — ein Mann, eigenthümlich durch die Auffassung, daß Italien sich nie moralisch restaurieren, nie aus pfäffischer Versumpfung einerseits und frivolen Zweifelsdünkel andererseits zu echter Ueberzeugungskraft erstarken werde, wenn sich nicht der Protestantismus, der Deutschland groß gemacht, auch Italien eroberte.

Eitle Hoffnung! und geeignet, den Urheber als Sonderling in dem Lande erscheinen zu lassen, an dessen sorgloser Heiterkeit auch Luthers Mission scheiterte. — Auch dieses Thema ward, unter dem Schutze der einem scharfen Aneinandergerathen der Kämpfer oder besser — Theoretiker weise vorbeugenden Hausfrau, in Casa Guerrieri zwischen Philosophen, Theologen, Politikern, Professoren und Publizisten besprochen, wie so viele andere Argumente, die ihre Vertheidiger und Angreifer fanden.

So ging es unendlich lebendig her in dem Kreise, in welchem eine bescheidene, von Eß- und Trinkluxus nicht beschwerte Geselligkeit herrschte.

Von den Mühen des römischen Winters ward dann auf den Besitzungen im Mantuanischen ausgeruht. Dort in Paludano schien ein Stück Virgil'schen Landlebens — der römische Dichter war ja ein Mantuaner! — in helle Wirklichkeit umgesetzt. Fruchtbare Aecker, großgehörnte Rinder — eine Musterwirthschaft hohen Stils, in der das charakteristisch Italienische durch die holländischen Büffelochsen zwar nicht anmuthig, aber nützlich unterbrochen war!

Marchese Carlo war stets ein Signore, der durch würdige Auffassung von den Pflichten des Besitzes seine Contadini nicht zu sehr den sozialen Unterschied fühlen ließ. Das geräumige, luftige, mit vielen Ahnenbildern ausgeschmückte Schloß („La villa") sah keineswegs hochmüthig auf die es umgebenden Hütten hinab, und die Hand der Marchesa war mild und hilfreich. Im Schlosse wohnten Freidenker, doch das freundliche Zusammenleben mit den Ortsleuten erforderte es, daß die Töchter des Hauses, die beiden Marchesine, des Sonntags zur Messe gingen, manchmal gar zur Erbauung der Landbewohner, denen die Herrschaftsleute Gönner und Stützen waren, ihr Theil an Gesangskunst steuerten.

Nun ist die Padrona di Casa, die Deutsche aus Frankfurt, die sich in Italien so beliebt zu machen verstand, todt, und wir senden dem greisen Marchese Carlo und den Seinen unseren theilnahmsvollen Gruß.

Wien, Anfangs Februar.

Sigmund Münz.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Im Interesse der Bevölkerung.

Vor einigen Wochen schrieb das Amtsblatt der schwäbischen Stadt Leipheim die dortige Kaminkehrerstelle aus, und zwar mit dem Bemerken, daß der Ort eine vorwiegend protestantische Bevölkerung habe. Ein Centrumsorgan, das sich des Falles bemächtigte, die „Augsburger Postzeitung", bestritt diese wichtige Thatsache nicht, fügte aber hinzu, daß die nächste Umgebung des Orts vorwiegend katholisch sei und deshalb die Wahl eines katholischen Kaminkehrers verlangt werden müsse. Ein böses Dilemma für alle Kandidaten des Kaminfegeramts. Augen-

scheinlich sind die Schornsteinfegermeister jenes Orts ebenso sehr auf die protestantischen Kamine des Städtchens wie auf die katholischen Kamine der ländlichen Umgebung angewiesen. Vielleicht kann sich der glückliche Bewerber dadurch den Besitz des schwarzen Postens sichern, daß er einen katholischen und einen protestantischen Gehülfen annimmt und sorgsam darauf achtet, daß jeder Schornstein konfessionell gefegt wird.

Das Interesse der Bevölkerung erfordert es.

Zwischen diesem „Schwabenstreich" und den Kundgebungen des Justizministers Schönstedt über das Interesse der Berliner Bevölkerung an der christlichen Konfession der Notare vermag ich einen grundsätzlichen Unterschied nicht zu entdecken. Der Katholik, der Bedenken trägt, durch einen jüdischen Notar einen Wechsel protestiren zu lassen, mag auch Bedenken tragen, einem Protestanten Einblick in die Geheimnisse seines Kamins zu verschaffen. Ob ich von dem Grundsatz der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung aller Konfessionen einen Schritt oder eine Meile abrücke, ist ziemlich gleichgültig. Nur der erste Schritt ist es, der etwas kostet.

Bisher war man der Meinung, das Interesse der Bevölkerung verlange es, daß dieser Grundsatz strikt aufrecht erhalten werde, und eben deshalb ist dieser Grundsatz auch der preußischen Verfassung einverleibt; eben deshalb ist er auch in gar nicht mißzuverstehender Weise durch Reichsgesetz vom 3. Juli 1869 zu einem Grundrecht im Deutschen Reich gemacht worden. Das Reichsgesetz ist bekanntlich aus der Initiative der Volksvertretung hervorgegangen, und die Volksvertretung ist bekanntlich dazu da, die Interessen der Bevölkerung zu vertreten. Aber auch die Regierungen des Jahres 1869 haben keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie den vom Reichstag ausgesprochenen Grundsatz ohne jeden Rückhalt acceptirten. In der Thronrede, mit der der Reichstag des Norddeutschen Bundes 1869 geschlossen wurde, heißt es ausdrücklich:

„Der aus Ihrer Initiative hervorgegangene Gesetzentwurf, betreffend die Gleichberechtigung der Konfessionen in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung, begegnete den übereinstimmenden Absichten des Bundesraths und hat dessen Zustimmung gefunden."

Das war 1869. Im Jahre 1901 dagegen bekennt sich ein preußischer Justizminister zur Politik von — Leipheim.

Junius.

Die Keimidee von „König Lear".

In seinem feinen und geistvollen Buche über Shakespeare befolgt Georg Brandes die Methode, den seelischen Zusammenhang zwischen dem Dichter und seinem Werk aufzudecken. Der Niederschlag der Lebensstimmungen in Shakespeare sind seine Dramen; es ist Nichts in ihnen, was nicht der große William in gewissem Sinne innerlich selbst erfahren und erlebt hätte.

So ist „König Lear" dem dänischen Litteraturpsychologen das wilde Lied von der Undankbarkeit, die, wie er behauptet, Shakespeare selbst in seiner Lebenserfahrung so ingrimmig verspürte: „Wenn es eine Gemeinheit gab, die den dadurch Getroffenen zur Verzweiflung, ja zum Wahnsinn bringen konnte, so war es, das fühlte er, die schwarze Undankbarkeit. In solcher Stimmung findet er, während er eines Tages wie so oft in seinem Holinshed blättert, die Geschichte von König Lear, dem großen Geber." Und an einer anderen Stelle: „Von allem, was er an Qualen, Roheiten und Gemeinheiten bis jetzt erlebt hatte, von allen Lastern und Schlechtigkeiten, die das Leben des besseren Menschen verbittern, ist ihm nun ein Laster als das schlimmste, als das abscheulichste und empörendste von allen erschienen, eines, dem er selbst ohne Zweifel immer wieder zum Opfer gefallen war: Die Undankbarkeit."

Also Georg Brandes. Was er vorbringt, ist eine psychologische Hypothese; sie kann zutreffen, sie kann auch falsch sein. Daß Shakespeare besondere Undankbarkeit im Leben erfahren, davon wissen wir sonst nichts. Die alte englische Chronik bot ihm den Stoff zu dem Lear-Drama, und dieser Stoff war schon ein Jahrzehnt vor ihm von einem anderen englischen Dramatiker behandelt worden. Jenes ältere Drama wurde 1593—94 geschrieben, Shakespeare's „Lear" 1606 aufgeführt. Die Sage von König Lear erzählt vom Undank der Kinder gegen ihren königlichen Vater; die Undankbarkeit ist das fest mit dem Stoff verwachsene seelische Motiv, kein Dichter, der diesen Stoff aufgriff, kam um die Aufgabe, den Undank als Ungeheuer zu brandmarken. Auch Shakespeare's Vorgänger nicht. Aber werden wir behaupten können, daß etwa auch dieser Vorgänger darum, weil er selbst die Undankbarkeit der Welt erfahren hat, sich mit Macht zu dem Lear-Stoff hingezogen fühlte?

Mich dünkt, hier liegt die ganze Schwäche von Brandes' Hypothese. Er macht ein Motiv des Stoffes zu einem Motiv in dem seelischen Leben des Dichters. Wüßten wir von Schiller's Leben so wenig wie von dem Shakespeares, wir könnten auf gleiche Weise aus den Räubern folgern, daß ihr Verfasser von seinem Vater ungerecht und schmählich verstoßen worden sei, weil sein Werk die wilden Empfindungen des von seinem Vater verstoßenen Sohnes schildere.

Nicht aus den Momenten und Motiven des Stoffes, sondern aus den Momenten, welche der Dichter dem Stoff hinzufügt, darf man nach psychologischer Methode die seelischen Wurzeln einer Dichtung erkennen. Vieles hat Shakespeare in den Lear-Stoff hineingelegt, was nicht darin enthalten, und seine Weltanschauung zeichnet sich in einem grandiosen Weltbild ab. Allein einen gewissen Reiz wird die Frage immer behalten: aus welchem ursprünglichen Gedanken erwuchs ihm Lust und Neigung, grade den Lear-Stoff als den Rahmen zu benutzen, in welchem die Fäden seiner Phantasie sich zu so ungeheuren Gebilden verschlangen?

Erhalten ist uns, wie bemerkt, das ältere Lear-Drama, das Shakespeare nachweislich gekannt und in einzelnen Zügen benutzt hat. Es beruht wie das seinige auf der alten Chronik Holinshed's; hier wie dort endet im Gegensatz zu Shakespeare die Geschichte Lear's mit einem „guten" Schluß: Cordelia gewinnt mit ihrem Heer dem Vater das Reich von den beiden falschen Schwestern zurück und setzt ihn in die Herrschaft wieder ein. Die Tugend wird belohnt, das Laster bestraft. Es war ein „Ende", das Shakespeare's Weltanschauung nicht entsprach; er änderte es in pessimistischem Geiste: Lear und Cordelia kommen um. Aber dies ist nicht der einzige Unterschied zwischen Shakespeare und seinen Vorgängern; zu dem überlieferten Stoff fügte er aus Eigenem etwas hinzu, was dem Stück für alle Zeit erst seinen grandiosen Charakter verliehen hat, was uns einfällt, sobald wir nur an Lear denken, als wäre es sein Kern und Mittelpunkt: die furchtbaren Scenen auf der Haide.

Sie wirken mit einer Prägnanz und Kraft, daß sie mehr fast als alles andere, davon zeugen, wie gewaltig die dichterische Phantasie erregt war, als sie ihrer schöpferischen Thätigkeit entquollen. Der wahnsinnige, greise König, der geächtete Herzogssohn, der sich wahnsinnig stellt, und der treue Hofnarr, alle drei in Sturm und Gewitter ausgestoßen auf der Haide, abseits der menschlichen Gemeinschaft in einer Schafhürde Schutz suchend — aus diesem Narrentrio erklingt der Menschheit tiefster Jammer — der Jammer des „armen, irren Thoms!"

Denn achten wir ein wenig näher auf den Text, so sehen wir nicht nur diese drei Narren allein. Wir sehen das Land und die Nacht bevölkert mit dem irren Thoms. Mit einer Wendung, die für den modernen Zuschauer seltsam, dem englischen zur Zeit Shakespeare's nur allzu verständlich war, erklärt der geächtete Edgar, als er sich „den aller-

tiefften, ärmsten Schein" borgen will, in dem „die Noth den Menschen ja zum Vieh erniedrigt":

> Die Gegend beut Vorbild und Muster mir
> An Tollhausbettlern, die mit hohler Stimme
> In ihre nackten, tauben Arme schlagen
> Holzpflöcke, Nägel, Splitter, Rosmarin
> Und in so grausem Anblick sich in Mühlen,
> Schafhürden, armen Dörfern, Meiereien
> Bald mit mondsücht'gem Fluch, bald mit Gebet
> Mitleid erzwingen. Armer Turlygood! Armer Thoms! —

Thoms ist der Generalname für den armen Irren des alten, so fröhlichen Englands, das nichts von Irrenpflege und Irrenfürsorge wußte, das in dem Aermsten und Unglücklichsten der Menschheit gemeinhin nur den „vom bösen Feind Besessenen" sah, den fünf oder noch mehr Teufel plagten. Und wir sehen im „Lear" Thoms in seinem Elend durch das Land streifen, „das Gesicht mit Schlamm geschwärzt, die Lenden kaum bedeckt, halbnackt, das Haar im Weichselzopf verfilzt, von Fröschen, Kröten und Molchen sich nähren, wie er Kuhmist für Salat ißt, den grünen Mantel des Pfuhls trinkt, von Kirchspiel zu Kirchspiel gepeitscht, in Eisen gesteckt, gestäupt und eingekerkert wird." Aus Edgars Worten stöhnt der Jammer dieses armen Thoms hervor. Thoms ist keine Phantasiegestalt des Dichters, er ist die bedauernswertheste, unglückseeligste Menschenkreatur der Zeit: zu dem Elend seiner geistigen Verwirrung gesellt sich der feindseligste und erbittertste Haß, die wahnsinnige Verfolgung derer, die sich ihrer gesunden Sinne rühmen.

Eines Tages tritt wieder einer dieser Unglücklichen vor das Auge des Dichters. Aus irgend einer Höhle kriecht er hervor und redet ihn mit wirren Worten an. Ein Kopf, von mächtigem, weißen Bart umrahmt, ehrwürdig trotz der unruhig flackernden Augen, die gebrechliche Gestalt auf einen langen Stab gestützt, die Kleider zerrissen und besudelt. Es ist ein Eindruck, der wie eine Flamme durch die Phantasie des Dichters schlägt: wenn ein stolzer, mächtiger König in dieser Gestalt wie ein Thier auf der Erde wandeln müßte, gehetzt und verfolgt von dem Jammer in seiner Brust wie von dem Haß der Menschen! . . .

Es ist ein entscheidender Eindruck. Wir wissen, daß Shakespeare's Phantasie romantischer Art war. Auch dort, wo er ganz naturalistisch ist, wie z. B. in den Wirthshausscenen von Heinrich IV., verleugnet er diesen romantischen Zug nicht: es muß just ein Prinz und sogar der Thronerbe Englands sein, der sich zum Genossen der liederlichen Kumpane und Strauchritter macht. Und so erhebt Shakespeare's Phantasie in diesem Fall den armen, irren Thoms zum König, ja zum mächtigen Herrscher. Blitzartig gehen die Kontraste ineinander über; das weißbärtige, runzlige Gesicht des Wahnsinnigen taucht in seinen dichterischen Träumen auf. So liest er in seinem Holinshed die Geschichte von König Lear — nun weiß er es, er hat seinen Thoms gefunden, an dem jeder Zoll noch ein König ist. Und mit fester Hand zeichnet er in die Handlung jene Scenen ein, die dem Stoffe fehlten, und die ihm erst seine schaurigsten Wirkungen verliehen.

> „Ein Anblick, jammervoll am ärmsten Bettler,
> An einem König namenlos" —

ruft in dem Stück der Edelmann bei Lear's Anblick aus — und der düster-erhabene Pessimismus des Dichters erhebt den königlichen Thoms sogar zum Symbol für die irdische Vergänglichkeit in Gloster's Ausspruch:

> „O Du zertrümmert Meisterstück der Schöpfung!
> So nutzt das große Weltall einst sich ab
> Zu Nichts."

Alois Brandl hat gemeint, Shakespeare habe das der Sage durchaus fremde Motiv von Lear's Wahnsinn direkt oder indirekt antiken Vorbildern — dem Ajax und Herkules — entnommen. Das ist gelehrt, aber es liegt außerhalb der Dichtung. Wahnsinn hatte Shakespeare schon vor „Lear" im „Hamlet" gezeichnet, den verstellten im Dänenprinzen selbst, den wirklichen in Ophelia. Dort war er nur als individueller Fall hingestellt, im „Lear" aber tritt er auf als soziale Erscheinung und zugleich in der naturalistischsten Schilderung des Milieus, die man sich denken kann. „Und Dir, mein Vater", ruft Cordelia trauernd aus, „genügte faules, kurzes Stroh, bei Schweinen und vogelfreiem Volk." Der arme Thoms, die Maske, die Edgar angelegt, ist der Typus aller der durch das Land streifenden Unglücklichen und wiederum ist auch er im Sinne des Dichters gleichzeitig das Gegenbild zu der üppig schwelgenden Lebensluft, die in ihrem Prassen alle Laster auf sich häuft. „Was bist Du gewesen?" fragt Lear den wimmernden Edgar, worauf ihm dieser in seiner Antwort das Bild des wollüstigen, meineidigen, verschwenderischen Cavaliers entwirft (III. Akt IV. Scene). Deutlich spricht der Dichter hier die Kontrastvorstellung aus, die ihn bei der Einfügung der Haidescenen geleitet hat; sie ist in gleichem Maße lebendig in Lear wie in Edgar. Mit anderen Worten: in dem armen Thoms, dem Irren der Landstraße, sah Shakespeare's Phantasie eines Tages den tiefsten Fall des königlichen Menschengeistes, die furchtbarste Tragödie, die über ein menschliches Gemüth hereinbrechen kann — und so schuf er König Lear.

Aber nicht nur seine Phantasie, auch sein ethisches Empfinden schwingt in diesen furchtbaren Bildern. Ihm ist der arme Thoms kein von den Teufeln des Aberglaubens Besessener, an Flibbertigibbet, Smolkin und die übrigen Dämonen, die Edgar aufzählt, glaubt er nicht. Dafür glaubt er an die menschlichen Dämonen der Leidenschaft, an die Teufel der Wollust, der Grausamkeit, des Spiels und des Undanks, die ihr schreckliches Werk in der Zerstörung des Geistes verrichten. Bei dem Irren haben sie ihr Ziel erreicht, an dem Gesunden nagen und zehren sie. Und wiederum in einem neuen, eigenartigen Kontrast des Dichters ist es der arme Thoms, Lears zerstörter Geist, der in seinen wirren Worten Gericht hält über die Laster der Welt, die am Untergang der Welt arbeiten.

Nur eine Heilung vom sozialen Elend sieht der Dichter: Mitfühlen, Mitempfinden! Georg Brandes hebt in seinem Shakespearebuch hervor, wie man grade in Lear und in Lear allein fühlt, daß Shakespeare schon mit dem, was wir heutzutage „die soziale Frage" nennen, beschäftigt war. Er citirt dafür Lear's Ausruf auf der Haide: (III. Akt IV. Sc.).

> „Ihr armen, nackten Elenden, wo ihr seid,
> Die ihr dies mitleidlose Wetter duldet,
> Wie soll eu'r bloßes Haupt, eu'r magrer Leib
> Durchlöcherte Zerlumptheit euch beschützen
> Vor solchem Sturm wie der? — O nicht genug
> Bedacht ich das! — Nimm Dir's zur Lehr', Verschwender,
> Nur einmal fühle, was der Arme fühlt!" —

Nicht nur auf die Armen — und das hat Brandes übersehen — soll sich im Sinn und Geist des Dichters dies soziale Mitempfinden erstrecken. Mit gehobenem Finger deutet der Dichter auch nach oben, zu den Spitzen der Menschheit, wenn er in unverkennbarem Parallelismus Edgar sprechen läßt:

> „Sehn wir den Größern tragen unsern Schmerz,
> Kaum rührt das eigne Leid noch unser Herz . . .
> Doch kann das Herz viel Leiden überwinden,
> Wenn sich zur Qual und Noth Genossen finden."

Als Edgar dem blinden Vater die Hand zur Führung reicht, da antwortet er ihm auf die Frage, wer er sei: (IV. Akt, 6. Sc.)

> „Der ärmste Mensch, gezähmt durch Schicksalsschläge,
> Der durch die Schule selbst empfundnen Grams
> Empfänglich ward für Mitleid."

Es ist die Quintessenz der sozialen Ethik des Dichters, die in diesem Ausspruch liegt. Aus dem tiefsten Elend der

Welt rettet nur das Mitleid. Dies Mitleid ist der wärmste Strom in Cordelias Herzen, wenn sie am Bett des kranken Lear in Bezug auf die Schwestern ausruft: (IV. Akt, 7. Sc.)

„Warst du ihr Vater nicht? — Dies Silberhaar
Verlangte Mitleid! . . . . Meines Feindes Hund,
Und hätt' er mich gebissen, durft' in jener Nacht
An meinem Feuer stehn!"

Mitleid hat ihren Trotz gebrochen, den sie zuerst dem Vater bewies, und Mitleid weckt den armen, königlichen Thoms, genannt Lear, aus der Verworrenheit seiner Sinne zu neuem Leben.

Sollten wir hier, in dem, was vorgebracht wurde, nicht wenigstens an einige der feinen und tiefen Wurzeln gerührt haben, aus denen die große Lear-Tragödie im Geist des Dichters erwuchs — Wurzeln, die sich kräftiger und lebendiger in seiner Phantasie und Weltanschauung verzweigten als das Gefühl des Undanks? Ja, sollten nicht dies die Keime überhaupt sein, die den Lear-Stoff für den Dichter erst befruchtet haben?

Hellmuth Mielke.

Aus unserem Citatenschatz.

Landarbeiter und Getreidepreise.

At the time, when wheat was dearest and land most valuable, the lot of the agricultural labourer was at its worst.

Zu Deutsch:

In der Zeit, als der Weizen am theuersten war und Land am höchsten im Preise stand, war das Loos des landwirthschaftlichen Arbeiters am schlechtesten.

Aus der Vorrede der Countess of Warwick zu Joseph Arch: „The Story of his life, told by himself", London 1898, Hutchinson & Co.

* * *

Mérite personnel.

„Der Hofmarschall Graf v. d. S*** brachte bei dem Könige das Gesuch an: daß Se. Majestät dessen Sohn, welcher als Junker im Leib-Regiment zu Pferde diente, zu befördern geruhen möchte. Der König ließ an obgenannten Grafen folgende Kabinetsresolution ergehen:

Wolgebohrener lieber Getreuer!

Ich habe aus Eurem Schreiben v. 22. Mai d. J. Euer Gesuch wegen Eures Sohnes gesehen. Ich muß Euch aber sagen, daß ich schon längst den Befehl gegeben habe, keinen Grafen in meiner Armee anzunehmen; denn wenn sie ein oder zwei Jahre gedient haben, gehen sie nach Hause. — Will Euer Sohn dienen, so gehört die Grafschaft nicht dazu, und er wird nie weiter avanciren, wenn er sein Metier nicht ordentlich lernt. Ich bin Euer wohl affektionirter König

Friedrich."

(Von des Königs eigener Hand war Nachfolgendes darunter geschrieben):

„Junge Grafen, die Nichts lernen, sind Ignoranten in allen Ländern. In England ist der Sohn des Königs nur Midshipman auf einem Schiffe, um die Manövres dieses Dienstes zu lernen. Im Fall nun aus einem Grafen was werden, und er der Welt und seinem Vaterlande etwas nütze werden soll; so muß er sich auf Titel und Geburt Nichts einbilden; denn dieses sind nur Narrenspossen; sondern es kommt nur allezeit auf sein Mérite personnel an.

Friedrich."

Lichtstrahlen und Gedanken aus Friedrich des Großen Briefen und Werken. 4. Auflage. Leipzig 1873. Verlagsbuchhandlung von Carl Wiefferodt.

Die physiologische Gesellschaft.

Die physiologische Gesellschaft zu Berlin beging gegen Ende des verflossenen Jahres das Fest ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens. Wohl wenige, auch unter den Gebildeten, wissen etwas von der Existenz dieser Gelehrtenvereinigung und noch wenigere kennen die Bedeutung ihres Wirkens für die moderne Naturwissenschaft und Weltanschauung.

Die Wissenschaft, soweit sie im Dienste der reinen Idee steht, lebt heutzutage in einer strengen Weltabgeschiedenheit, welche ihr sowohl Schutz als Waffe ist gegen die Unbilden, die ihr drohen. Die Wissenschaft, die nicht zu Hofe geht, sondern ihre Wahrheiten ohne Rücksicht auf Personen und Zeitströmungen ergründet und aufstellt, hat vor der rauhen Berührung mit einer Welt, die die Wahrheit scheut und dem Verkehr der Gelehrten die Etikette der Höfe aufdrängen will, eine begreifliche Scheu und baut sich daher ihre Tempel jetzt noch mehr als ehedem weit abseits von den Pfaden, auf denen die lorbeersüchtige Offiziosität unserer Tage einherstolzirt.

Um so mehr erregt es das Interesse des Gebildeten, wenn ihm aus besonderen Anlässen einmal ein Einblick in die scheu verborgenen Stätten der wissenschaftlichen Arbeit verstattet ist und er sich über Menschen und Dinge unterrichten kann, deren Bedeutung für den geistigen Bestand der Welt vieles überragt, was sonst auf dem offenen Markte zur Schau getragen wird.

Professor Hermann Munk hat in einer Festrede, die jetzt im Druck erschienen ist,*) einen Ueberblick über die Entwicklung der Gesellschaft gegeben.

Die Rede ist in ihrer Einfachheit ein Bild des naturwissenschaftlichen Berlins von der Mitte unseres Jahrhunderts an; sie geht von jenem Zeitpunkt aus, wo unter Ueberwindung der unglückseligen Naturphilosophie Johannes Müller die naturwissenschaftliche Methode wieder in ihre Rechte einsetzte. Unter Mitwirkung von Schwann, Henle, Reichert, Remak, Dubois-Reymond, Helmholtz und Virchow war mit einem Schlage das ganze Wissensgebiet der Physiologie, Anatomie und Pathologie umgewandelt und in die Reihe der exakten naturwissenschaftlichen Disziplinen übergeführt. Bald waren die meisten Mitarbeiter Müller's in alle Winde zerstreut, da alle Universitäten an dem Lichte, das von Berlin ausstrahlte, theilnehmen wollten. Nur Dubois-Reymond war in Berlin geblieben, wo ihm Müller ein kleines Laboratorium eingerichtet hatte, während Virchow in die unfreiwillige Verbannung nach Würzburg ging, da die preußische Reaktion die Anwesenheit des schlesischen Typhusforschers, als eines unerträglichen Mahners, in Berlin nicht duldete. Es ist zum großen Theile Müllers Verdienst, daß noch vor seinem im Jahre 1858 erfolgten Tode Virchow wieder nach Berlin zurückgerufen wurde, wo er den Lehrstuhl der Pathologie mit einem Ruhme umgab, der heute die ganze Welt durchdringt.

*) Berlin, August Hirschwald 1901.

Nach Müller's Tode vollzog sich auch äußerlich die Trennung zwischen den Wissensgebieten der Anatomie, Physiologie und Pathologie. Die glänzenden Erfolge Virchow's auf der Basis der Cellularpathologie zogen eine große Anzahl jüngerer Forscher auf die Bahn dieses Gelehrten, die anatomische Forschung nahm zumal unter dem Einfluß der fortschreitenden mikroskopischen Technik alle Kräfte des einzelnen Mannes in Anspruch und so blieb dann auf dem physiologischen Gebiete eine kleine Schaar von Männern zurück, die, damals zum Theil noch junge Studenten, in späteren Jahrzehnten als die Träger glanzvoller Namen bekannt geworden sind, unter ihnen Munk, Recklinghausen, Gusserow, Rosenthal, Hermann, Martin, Rindfleisch, Aeby, Eulenburg und Bernhard Fränkel. Diese gründeten 1859 den physiologischen Verein, dem im Laufe der Jahre noch Männer wie Leyden, Lucae, Hirschberg, Senator und andere beitraten. Der neue Verein war der Stamm für die Physiologische Gesellschaft, die 1875 auf Betreiben Dubois-Reymond's durch Verschmelzung mit dem Verein für klinische Wissenschaften gebildet wurde. Durch 21 Jahre bis an sein Lebensende blieb Dubois-Reymond Vorsitzender der Gesellschaft.

„Er war der natürliche Präsident durch Persönlichkeit und Verdienst. Die Zeit seines größten wissenschaftlichen Wirkens, die Zeit, da er die begabten Jünger der Physiologie, einen nach dem anderen, in sein Laboratorium anzog und durch sein Beispiel, durch seine Exaktität, sein Geschick und seine Ausdauer in der experimentellen Bewältigung der Probleme, zur Nacheiferung trieb, lag bei der Begründung der Gesellschaft schon hinter ihm. Aber von denen, die in der Gesellschaft versammelt waren, hatten die allermeisten zu seinen Füßen dem beredten Munde gelauscht, der sie in das Verständniß des Lebens einführte, hatten viele an seiner Methode des Forschens sich weiter herangebildet und waren alle sich des Großen bewußt, das er nicht bloß auf seinem engeren Arbeitsgebiete geschaffen, sondern auch, gewissermaßen Richtung gebend, für die gesammte Physiologie geleistet hatte."

Und doch hatte der Vorsitz Dubois-Reymond's eine Schattenseite, die Munk in seiner Festrede freimüthig berührt hat. Dubois-Reymond war kein Mann der zwanglosen Geselligkeit. In jüngeren Jahren hatte er noch in Anschluß an die Sitzungen der physikalischen Gesellschaft geistreiche Nachsitzungen bei Lutter und Wegener oder im Rathhauskeller gepflogen und dadurch die Theilnahme der wissenschaftlichen Gemeinschaft einander gemüthlich näher geführt. Nach 1875 war er alt geworden und mit Arbeit überlastet. Da konnte er sich nicht einmal dazu verstehen, daß die physiologische Gesellschaft auch nur ihr jährliches Stiftungsfest in fröhlicher Feier beging. Das führte dazu, daß die Gesellschaft der Abbröckelung nicht widerstehen konnte, zumal auch die physikalische Physiologie für die Jüngeren die reichen Ergebnisse nicht hatte, die man nach den Erfolgen Helmholtz's und Dubois-Reymond's sich von ihr versprach. Freilich bot bald die chemische Physiologie reichen Ersatz, es folgte die spezielle Nervenphysiologie, die Gehirnphysiologie, die Physiologie des Stoffwechsels und schließlich die Aera der Bakteriologie, die mit Koch begann; aber alles dieses hatte doch zur Folge, daß die Interessen, die sich mit der Physiologischen Gesellschaft verknüpften, immer mehr auseinandergingen, und mit bescheidener Wahrhaftigkeit präzisirte der Festredner Munk die Bedeutung der vergangenen Periode der Gesellschaft dahin, daß sie der Vorperiode rühmlichst nachgestrebt habe.

„Hinterläßt sie in der Geschichte der Biologie nicht eine so tiefe Spur, weist sie nicht so weithin glänzende Namen, nicht Einzelleistungen von so großer wissenschaftlicher Tragweite auf, so hat sich nur wieder bewährt, daß grundsätzlich der Fortschritt einen immer kleineren Theil des Ganzen als Arbeitsfeld dem Einzelnen zuweist und die Genialität, die solcher Einschränkung nicht unterliegt, weder gleichmäßig über die Generationen vertheilt ist, noch gleichermaßen in jeder Generation die günstigen Bedingungen, sich zu bethätigen, findet. In der Vermehrung des Wissens hat die Periode jedenfalls das Ihrige gethan; und wenn sie weniger das Verständniß des Lebens vertiefte, so hat sie um so mehr die Kenntniß des Lebens verbreitert. Gerade also soweit die Physiologie die grundlegende Wissenschaft für die Medizin abgibt, ist sie mit den Erfolgen nicht zurückgeblieben."

In der That hat die Gesellschaft an dem Siegeszuge der modernen Medizin äußerlich keinen Antheil gehabt. Von den Lorbeeren, die die Welt den praktischen Medizinern flocht, ist kaum einer auf das Haupt der Physiologen gelangt, die in stiller Werkstatt gearbeitet haben, um den Sieg vorzubereiten. Aber man muß die Kraft einer Entsagung bewundern, die heutigen Tages so selten ist, weil den meisten das Selbstbewußtsein fehlt, das in der tüchtigen Leistung seine Befriedigung sucht und des Beifalles entrathen kann.

Indeß kann man auch hier, wie überall, wo wahre Tüchtigkeit zu finden ist, die das Gute um seiner selbst willen thut, einen Stoßseufzer darüber nicht unterdrücken, daß diese Tüchtigkeit gar zu weit ab vom Wege des öffentlichen Volkslebens sich verbirgt und die direkte Einwirkung auf das Volksbewußtsein verschmäht. Unser Volk hat einen Anspruch darauf, daß seine Intelligenzen ihm zur Seite stehen. Die Männer, deren Lebensarbeit dem Studium vom Werden und Vergehen alles Seins gewidmet ist, sind in erster Linie berufen, den Kampf gegen Unwissenheit und Aberglauben zu kämpfen und den Konsequenzen ihrer Forschungen in Gesetzgebung und Verwaltung zur Verwirklichung zu verhelfen. Dadurch kann die Wahrheit der Idee, für die sie arbeiten, in ihrer Reinheit nicht leiden, daß die Wirkung der Idee sich auf alle Kreise des Volkes ausdehnt. Es ist begreiflich, wenn aus den Wirrnissen unserer Zeit mancher sich in die weihevolle Stille der Gelehrtenstube zu retten versucht, aber es ist ebenso gewiß, daß immer weitere Kreise die Hoffnung belebt, es werde aus der Gelehrtenstube wiederum das Heil für alle unsere Wirrnisse kommen. Das kann nicht durch Mittelspersonen allein geschehen, sondern der Gelehrte wird sich entschließen müssen, selber auf der öffentlichen Kampfarena zu erscheinen, um durch das Unmittelbare seiner Persönlichkeit Zeugniß abzulegen für die Wahrheiten, deren Erforscher und Diener er ist.

Nach zwei verschiedenen Richtungen hin hätte die Physiologische Gesellschaft kräftiger auf ihr Zeitalter einwirken können, als sie es gethan, einmal, indem sie die ungesunden Reste der Naturphilosophie völlig beseitigte und dann wieder, indem sie der überwuchernden Orthodoxie die unwiderleglichen Ergebnisse ihrer Forschungen entgegenstellte. In beiden Beziehungen sieht es zur Zeit trübe genug aus, trüber als vor 25 Jahren. Die Naturphilosophie erhebt jetzt dreister ihr Haupt als ehedem und geht sogar unter der trügerischen Firma der Naturheilkunde zum Angriff gegen die Naturwissenschaft vor, welche die Lehre von dem gesunden und kranken Menschen behandelt. Willkürlich ersonnene Systeme, denen jede Grundlage sachlicher Beobachtung mangelt, werden als Weisheiten höherer Art im Volke propagiert und finden Anklang, weil man heutzutage kaum noch den Unterschied zwischen Erdachtem und Beobachteten kennt. Die Spekulation steht vielfach an Stelle des positiven Wissens und ist so fest im Volksglauben begründet, daß der kranke Mensch sich willig den dialektischen Trugschlüssen der „Naturheilkunde" unterwirft und Leben wie Gesundheit einem Phantasiegebilde anvertraut, um dann schwer getäuscht, sich irgend einem anderen „System" in die Arme zu werfen, das kluge Geschäftsleute oder närrische Propheten vor ihm aufbauen. Die religiöse Orthodoxie hat wiederum den mühsam errungenen Bestand eines freieren religiösen Denkens, wie er durch die moderne Naturerkenntniß geschaffen worden ist, untergraben; die Zahl derer, die sich einem blinden Wortglauben unterwerfen, hat sich in den letzten 25 Jahren eher vergrößert als vermindert. Und damit hängt so manches zusammen, was heute wie ein Alp auf dem öffentlichen Leben liegt.

Wenn die Physiologische Gesellschaft bei einem späteren Jubiläum auf eine erweiterte Wirksamkeit in dem angegebenen Sinne wird zurückblicken können, so wird sie sich die Stellung erobert haben, auf die sie bei der Tüchtigkeit ihrer Mitglieder und der Bedeutung ihres Arbeitsgebietes einen berechtigten Anspruch hat.

Charlottenburg. Arthur Bernstein.

Yvette Guilbert und ihre Darbietungen.

Am Montag, den 4. Februar, ist Yvette Guilbert wieder bei uns eingekehrt, die Pariser Diseuse, jene große Brettlkünstlerin, die das Tingeltangelpodium beinahe in einen Kunstpalast verwandelt. Es fehlt nur ein kleines, ein wenig litterarischen Geschmacks. Ihr Vortrag ist vollendet. Ihre Deklamation, ein Mittelding zwischen Gesang und Rede, gibt den Versen die warme Färbung der Melodie, ohne die schärfere Individualität des gesprochenen Worts zu verwischen. So schafft die Künstlerin eine Vereinigung zwischen Lied und Sprechkunst, d. h, — indem sie beide Gebiete beherrscht —, eine Verdoppelung der Ausdrucksmittel, welche anderen Vortragskünstlern zur Verfügung stehen. Dazu kommt eine Mannichfaltigkeit im Mienenspiel, das alle zarten und stürmischen, alle ernsten und übermüthigen Gemüthsbewegungen überraschend deutlich wiederzuspiegeln vermag, und die unermüdliche Beweglichkeit der Gliedmaßen, die sie befähigt, im kleinen Rahmen eines lyrischen Gedichts ganze Dramen zur Darstellung zu bringen. Ueber alldem schwebt die immer siegende Grazie der Pariserin. Mit solchen Gaben kann es nicht schwer fallen, das Publikum gefangen zu nehmen, es fortzureißen, zu welchem extremen Ziele auch immer die Künstlerin streben mag.

Gleich am ersten Abend kaprizirte sich Yvette Guilbert darauf, ihre Hörerschaar aus einer Stimmung in die andere zu werfen, — mit raffinirter Berechnung kehrte sie die schärfsten Gegensätze ihrer umfassenden Vortragskunst heraus. Sie begann mit einem leichten, pikanten Couplet, in welchem eine nervöse Patientin und deren Erfahrungen mit einem zudringlich werdenden Arzt geschildert werden. Noch war die Heiterkeit des Publikums über die drollige Zungenfertigkeit der nervösen Dame in voller Wirkung, als Yvette, in Miene und Haltung zur Tragödin umgewandelt, La glu von Richepin ankündigte. Diese „bretonische Legende", welche mit meisterhafter Knappheit ein blutiges Drama enthüllt, das die unüberwindliche Kraft der Mutterliebe verherrlicht, ist allbekannt, sie fehlt an keinem Vortragsabend der Pariser Künstlerin. Wer Gelegenheit hatte, das kleine Lied in den früheren Jahren zu hören, konnte auch bemerken, wie die Meisterin immer wieder an ihren Vorträgen feilt. Sie hat die drei Strophen jetzt so herausgearbeitet, daß der volksliederartige Refrain: Et lon lan laire, Et lon lon la, beinahe ganz verschwindet und nur am Schlusse, wo das todte Mutterherz zu sprechen anfängt, wie die schauerliche Einleitung einer Geisterstimme wimmernd ans Ohr tönt. Wie die Künstlerin das klingen läßt, ist von ergreifender Innerlichkeit. Gleich hinterher kam das drastische Couplet einer vom Champagner angesäuselten Brautjungfer: Je suis pocharde, — ich bin beschwipst. Sie lallte und schwankte mit all der Ausgelassenheit und all der Decenz, die Yvette so geschickt zu vereinigen weiß. In verwegener Reihenfolge wechselte weiter Komisches und Pathetisches: nach der naiv-frommen Kindersage: „Legende de St. Nicolas" Béranger's frivoles Familienbild: „Ma grand'mère". Dann das ironische Charaktergemälde eines „satten" Kleinbürgers: „J' suis dans l' Bottin", („Ich stehe im Adreßbuch"), weiter: die köstliche Parodie auf die Kolleginnen vom englischen Brettl, mit dem englisch vorgetragenen „Linger longer, loo" und als Schluß eine vieille chanson normande: „La mort du mari", die Erzählung einer lachenden Wittwe.

Der Impresario der Yvette Guilbert hatte in der Reklame versprochen, daß die Künstlerin diesmal neue Lieder aus der modernen französischen Lyrik mitbringen werde. Die Gaben des ersten Abends und die nicht zum Vortrag gebrachten anderen Couplets des Textbuches haben die Erwartung nicht gerechtfertigt. Die sentimentalen und geistlosen Reimereien von Maurice Vaugaire, Mac Nab, Jean Lorrain u. a. haben mit lyrischer Kunst nichts zu thun. Sie stehen sogar tief unter den trivialen, aber doch scharf charakterisirenden Versen von Aristide Bruant, der wieder mit dem schon bekannten düsteren Sittenbilde: „Rosa la Rouge" vertreten ist. Warum bringt uns Yvette Guilbert nicht auch dichterisch werthvolle Lieder? In ihrem Programm finden sich nur zwei Dichter, der sorglose Béranger und sein wuchtigerer Nachfolger Jean Richepin, und selbst Béranger, dieser liederreiche, kommt nur mit einer leichtfertigen und gar nicht bedeutenden Chanson zu Worte. Welche Ausbeute böte er und die vielen, die nach ihm kamen, — zumal alle die, die doch echte Volkslyrik pflegten, also im Stile der Brettlkunst dichteten: Dupont, Clément, Mérat, Pottier! Dupont's Schilderungen vom Landleben und die Proletarierdichtung der anderen, — welch' ein dankbares, ehrenvolles Feld wäre das für eine Künstlerin vom Range der Yvette Guilbert. Sie allein wäre im Stande, uns mit den Versen wirklicher Dichter künstlerisch vorzuführen, wie das Volk lacht und leidet. Statt dessen bietet sie uns zum überwiegenden Theile rührselige Surrogate von Sittenbildern, denen sie nur mit den ausgiebigen Vorzügen ihrer Darstellungskunst einen Schein von Wahrheit zu leihen vermag. Oder kann sie ihr großes Talent nur in der Ausgestaltung minderwerthiger Schöpfungen zeigen? Yvette Guilbert ist Virtuosin, und sie scheint den Fehler aller Virtuosen zu haben: ihre Kunst dient nicht sehr würdigen, auch oberflächlichen Werken.

Es wäre zu wünschen, daß die bezaubernde Vortragsmeisterin, wenn sie wiederkehrt, mit ihrem nächsten Programm bietet, was uns diesmal etwas voreilig versprochen worden ist: ein Bild der modernen französischen Lyrik!

Und dann möge sie auch bessere Berather für die Anordnung des Textbuches finden. Das Buch zeigt einige Chansons mit, einige ohne Uebersetzung. Warum? Die Uebersetzungen selbst sind allerdings nichts weniger als sinngemäß. Und welch ein Deutsch! In dem Couplet: „Der Selbstmörder" (Le Pendu) lautet ein Vers:

> Doch griff ich selber zu, so w a r e
> Dies gegen meines Amts Gebot,

um nämlich auf Kommissare zu reimen! Selbst der französische Text ist nachlässig gedruckt. In dem Gedichte „Le Bureaucrate" sind die ersten vier Alexandrinerpaare des zehnstrophigen Gedichts wie Prosatext abgesetzt. Das Couplet, das den ersten Abend einleitete, „La nerveuse", ist überhaupt nicht im Textbuch zu finden. Das deutsche Durchschnittspublikum bedarf der Führung eines Textbuches und kann auch die Uebersetzungen der meist im Patois geschriebenen Couplets nicht missen, d. h. Verdeutschungen, nicht kauderwelsche Verballhornungen!

Sigmar Mehring.

Zerstampft.

Ein alter Freund, zur seltenen Gattung der fidelen Hofräthe gehörend, verlockte mich am Ende eines durstigen Tages, ihm in ein Restaurant zu folgen, das als Pflegestätte eines echten Pilsener Trankes guten Rufes genoß, wo er allabendlich seinen Platz in angenehmer Tafelrunde einnahm. Der Stammtisch stand wohlgeborgen in einer Fensternische, durch eine Glaswand mit mattgeschliffenen Scheiben gegen neugierige Blicke geschützt; aber man hörte dort alle Geräusche des Gasthaustreibens, die, zu einer Harmonie vereinigt, das Ohr des Stammgastes so zauberisch berühren: die Bestellungen der Kellner an der Bierquelle, den brausenden Wasserstrahl, der die Krügel spült und kühlt, das Kochen der Gasflammen, das Aneinanderreiben der Krügel beim Abtragen, das An- und Abschwellen der Sprechwogen wirthshäuslicher Unterhaltung. Vom unteren Ende

des Tisches hatte man den beruhigenden Einblick in das Gebahren des Schankes, wo die Kassirerin, jeden Tropfen notirte, der in lechzende Kehlen fließen sollte, wo ein starker Mann geleerte Fässer mit kräftigem Schwunge abseits stellte, an rasselnder Kette aus des Kellers Tiefe gefüllte Hektoliter emporsteigen ließ und mit schwingendem Schlögel den Anstich eines neuen Fasses verkündete. Dieser Platz am unteren Ende des Tisches war ein Ehrenplatz, der meinem Hofrath anvertraut war, der damit die Verpflichtung übernommen hatte, den starken Mann des Schankes wohl im Auge zu behalten, daß er sich nicht getraue, mit einem Kruge, Johannes der Täufer genannt, die Gläser aufzufüllen, die für den Stammtisch bestimmt, vom Zapfen nicht das richtige Maß erhalten hatten. Fast alle Mitglieder der Tafelrunde waren mir bekannte Künstler, Schriftsteller und Professoren. Die Unterhaltung gestaltete sich lebhaft, die Reden flogen kreuz und quer über den Tisch, bis wir unseren Hofrath am untern Ende, von wo er einen Theil des Lokales überblicken konnte, emporschnellen und mit der Hand grüßen und winken sahen. Wir wußten nicht, wem das gelten sollte, weil uns die matte Glaswand den Ausblick wehrte, und streckten die Köpfe, worauf der Hofrath erklärte, der Riedinger sei gekommen, er sträube sich aber augenscheinlich, seinen Platz einzunehmen, er wolle ihn holen, — damit ging er. Mir wurde mitgetheilt, daß der angestammte Gast der Runde, Direktor Riedinger, ein ehemaliger Großindustrieller, seine Fabrik zu einem Aktienunternehmen umgestaltet habe, dessen Direktor er dem Namen nach geworden sei. Dieser Mann habe vor vierzehn Tagen seine Gattin begraben und trage vermuthlich neben dem Verlangen, auch eine gewisse Scheu in sich, wieder die gewohnten Kreise zu ziehen. Da kam der Hofrath, den Direktor Riedinger sanft vor sich herschiebend; der ihnen folgende Kellner trug den schwarzen Ueberrock des Ankömmlings, dessen umflorten Cylinder, sein schwarzes Rohr mit oxidirtem Silbergriff, und hängte alles an dem, wie es schien, gewohnten, freigelassenen Platz. Der Herr Direktor präsentirte sich als ein Mann von stattlicher Figur, den Eindruck eines höheren Forstbeamten machend, der seine fünfzig Jahre ohne sichtliche Beschwerde trug. Die dunkelblonden Haare, an den Schläfen von Silberspritzern glänzend, waren so kurz gehalten, daß die Haut röthlich durchschimmerte, die langen Enden des Schnurrbartes strebten nach jungdeutscher Mode den Augen zu, während der Backenbart, fleißig unter der Scheere gehalten, dem Schnurrbart nur als Folie diente. Der Herr Direktor zeigte sich in Trauerkleidung, kein glänzendes Metall war an ihm sichtbar, die goldene Uhrkette hatte sich in eine matte, schwarze Schnur verwandelt, die Tuchnadel war eine matte, schwarze Perle an dunkelgefärbtem Silberstift, alles war matt und schwarz an ihm. Nur zwei oder drei kleine, funkelnde Rubine, die an der gutgeschnittenen Nase glänzten, beeinträchtigten in etwas den Eindruck tiefer Trauer.

„Was sagt Ihr dazu?", begann der Hofrath, nachdem er uns Beide miteinander bekannt gemacht hatte, „der Riedinger wollte sich nicht zu uns setzen, nicht auf den Platz setzen, der ihm gehört, wollte draußen allein am Katzentische bleiben, ein Krügel stürzen und wortlos nach Hause gehen. Ich habe ihn aber aufgestört und bringe ihn." Aller Hände streckten sich dem Direktor entgegen, er ergriff sie lebhaft und schüttelte sie dankbar, der Reihe nach, in tiefer Rührung. „Liebe Herren und Freunde", brachte er mühsam heraus, „Ihr unterstützt mich bei dem ersten Schritt, den ich wieder ins Leben thue, Dank, herzlichen Dank! Ihr habt mir schon so viele Herzenswohlthaten erwiesen bei dem schweren Schlage, der mich betroffen hat", — er schluckte heftig, — „Sie müssen nämlich wissen", wendete er sich an mich, „vor vierzehn Tagen habe ich meine Frau, mein Alles verloren. Jetzt bin ich ein Bettler, der nichts hat auf dieser Welt, was ihn freut, gar nichts!" Er verstummte, fuhr mit der Hand über das Gesicht, dabei den Schnurrbart mit nach unten streifend, den er alsbald mit den Fingern wieder nach oben bürstete. „Ja, das war ein Schlag, ein Schlag, der mich gestreckt hat. Ich bin geknickt, — was sage ich? Zerstampft! Vom Schicksal so zerstampft, daß man mich in ein Tuch knoten, hierher und dahin tragen könnte, wo man mich eben haben will." Er sank schwer auf seinen Stuhl, als ob man das Tuch mit seinen zerstampften Gebeinen darauf habe fallen lassen. „Das ist schrecklich", flüsterte ich meinem Nachbar, dem fidelen Hofrath zu, „sehen Sie doch, seine Augen stehen voll Wasser." „Ach nein," antwortete der, „das ist, glaube ich, — altes Bier, das heraus will. Er hört sich gerne reden und der Schmerz gibt seinen Worten einen poetischen Schwung, der ihn berauscht. Er wird sich schon wieder fassen." Der Direktor hatte den Kopf auf die Brust geneigt, fuhr mit beiden Händen vom Nacken über die kurzen Haare bis zur Stirne, drückte die Ballen seiner Hände in die Augenhöhlen, seufzte tief auf, hob den Kopf und streckte die Arme von sich. „Was hilft's? Die Todten stehen nicht wieder auf — ich habe genug geklagt, ich will Niemand mehr damit belästigen." Der kleine Kellner hatte ihm, nach gewohntem Brauch, ohne Bestellung, sein Stammglas mit schäumendem Trunk in Griffnähe hingestellt. Es war herrlich zu sehen, wie in dem spiegelblanken Glas die Schaumperlen auf- und niederwogten, bis sie sich von dem krystallhellen Gebräu geschieden hatten und als breiter, weißer, matter Schaum obenauf lagerten. Der Anblick rührte auch den Sinn des Trauernden; mit mildem Lächeln ergriff er das Glas, hob es über das Auge gegen das durchleuchtende Auerlicht, sah schwärmerisch hinein, als ob er darin ein geliebtes Bild erblicke, machte mit Glas und Augen eine grüßende Runde um den Tisch, senkte den Schnurbart in den Schaum, der sich an ihn anklammerte wie an einen Rechen, daß der lautere Goldstrom unbehindert in die lechzende Kehle fließen konnte. Es war ein schöner Tieftrunk, den man erst bemessen konnte, als das Glas mit dem kargen Rest auf den Tisch zurückgestellt wurde. Der Herr Direktor fing hierauf mit der Unterlippe seinen Schnurbart und durch kräftiges Einsaugen der Luft, machte er ihn vom Bierschaum frei. „Das ist allerdings ein Genuß, meine Herren, das muß ich zugeben. Ein guter, leichter Alkohol ist das Einzige, was mich aufrecht erhält und das Leben ertragen läßt. Nur hier, meine Herren, glauben Sie mir, hier allein läßt man dem edlen Tropfen die Behandlung angedeihen, die er braucht. Es gibt Menschen, die für das Bier beim Ranninger schwärmen, — Verehrte, ich habe er versucht, ich war gestern dort, — mutterseelenallein, wie es meinem Zustand angemessen, — ich kann nur sagen: öd — öd — öd! Der Ranninger hat ja keinen ordentlichen Keller; wo soll denn da ein gutes Bier herkommen? Ein guter Keller und ein guter Tropfen sind untrennbare Begriffe." Damit hatte er in der Zerstreuung wieder sein Glas ergriffen, das er vollends stürzte und beiseite schob, als wäre es nun genug. Aber durch ein leises Klingen seines Trauringes an den gläsernen Henkel, rief er den Kellner herbei, der eilfertig das geleerte Glas an sich riß, damit zur Bierquelle rannte und es neugeboren, mit herrlicher Schaumkrone, wieder hinstellte. „Jetzt ist ihm schon kannibalisch wohl", lispelte mein Hofrath, „obwohl er noch melancholische Augenbrauen macht." — Herr Riedinger sah vor sich hin, da kam ihm ein Gedanke; er versenkte die Hand in die Brusttasche seines neuen, schwarzen Rockes, und zog mit einiger Mühe, weil die Tasche ihm noch nicht geläufig war, zwei schwarze Hüllen daraus hervor. Aus der seidenen nahm er drei Stücke eines schwarzen Rohres, das, als er es zusammengesetzt, eine respektable Länge hatte, er holte dann aus der ledernen schwarzen Hülle eine schwarze Meerschaumspitze hervor, die er fest, aber behutsam dem Rohre aufsetzte, stieß Luft hindurch, daß es tönte, und steckte eine Cigarre auf, der man vorsorglich, wahrscheinlich daheim, die Spitze abgeschnitten hatte. Er machte einen vergeblichen Versuch, die Cigarre in Brand zu bringen, denn sein Arm war zu kurz für das lange Rohr, jedoch fanden sich Freundeshände, die mit brennenden Zündhölzchen zuhilfe kamen. „Mm! Oh! pff, pff! Dank! pff, pff, pff! Dank, lieben Freunde, Ihr meint es gut mit einem armen Manne, für den Niemand sorgt. Ich verstehe und danke Euch, pff! pff! —

So ein bischen Nicotin brauche ich, wenn ich nicht zusammenbrechen soll. — Das pulvert meine Nerven auf. Prosit Blume, Ihr Herren!" Nach entsprechender, grüßender Schwenkung des Glases, vertiefte er sich wieder in das edle Naß. Niemand sprach ein Wort, es war, als ob man ein Uebereinkommen getroffen, ihn allein reden zu lassen; Alle horchten nach ihm hin, was seinem gebrochenen Herzen offenbar wohl that. Der Hofrath bearbeitete unter dem Tisch bei jeder hübschen Wendung mein Knie mit dem seinigen, daß ich Mühe hatte, ernst zu bleiben. — Traumverloren spielte der Herr Direktor mit den beiden Hüllen, die vor ihm lagen, spreizte mit zwei Fingern das weiche, schwarze Leder, das die Cigarrenspitze zu schützen hatte, auseinander und betrachtete es melancholisch. „Das war einmal ein langer, schwarzer Handschuh meiner unvergeßlichen Aurelie. Ich sehe noch den hübschen, runden Arm vor mir, der von ihm umschlossen wurde, — es war auf einem Maskenballe, wo meine Reli als Königin der Nacht glänzte — ach! vorbei — aus! Aus!" Als ob er sich damit hätte aufmuntern wollen auszutrinken, leerte er das Glas, und tippte mit dem Trauring wieder an den Henkel. „Der stille Verzweiflungssuff", raunte mir der Hofrath ins Ohr. „Alles ist nur Vorübergang", seufzte der Wittwer, „oder Seelenwanderung, möchte ich sagen, meine Nichte hat aus dem Handschuh meiner Frau ein Cigarrenspitzenfutteral für mich gefertigt." Ich erhielt einen nachbarlichen Kniestoß, „eine Nichte taucht auf, jetzt wird's lieblich!" Die Nichte mußte eine neue Figur im Lebenskreise des Direktors sein, man las es von den Gesichtern seiner Freunde, die ihn so fragend anblickten, daß er eine Erläuterung für nöthig erachtete. „Ja, Fräulein Susi — keine eigentliche Nichte — aber ich nenne sie so, wie sie mich Onkel nennt — eine weitschichtige Anverwandte meiner Aurelie, die sie drei Monate vor ihrem Tode ins Haus nahm. Sie ahnen nicht, was sie mir damit für ein Opfer gebracht hat, — ich weiß es. Sie war eifersüchtig, sie gönnte meinen Anblick keiner Anderen, ich sollte ausschließlich ihr gehören. Alle Photographien junger Mädchen und Frauen hat sie aus meinem Album herausgenommen und in den Ofen gesteckt; meine Vorstehhündin, der ich sehr zugethan war, mußte ich nach Klarbrunn zu meinem Jäger geben, und ein weibliches Dienstpersonal hat sie zusammengestellt, das wegen seiner Häßlichkeit in ein Museum gehörte — alles aus Liebe zu mir. Und diese Frau nimmt in der Vorahnung ihres baldigen Todes eine hübsche Verwandte als Stütze ins Haus, damit diese die Wirthschaft führen lernt, wie ich es gewohnt bin; als ob meine Reli mir damit hätte sagen wollen: ich lasse Dir, wenn ich sterbe, Jemand zurück, an den Du Dich in Deinem Schmerze anklammern kannst, eine Verwandte, eine fühlende Seele, bei der Du vielleichst Trost findest. Meine Herren, das ist Seelengröße." Er blickte zum Plafond auf, und als ob er der Seligen einen Gruß brächte, trank er sein Glas leer. Wieder vor sich hinstarrend, tippte er mit dem Ring in nervöser Zerstreutheit an den Henkel und schien nicht zu merken, daß das Glas bald wieder gefüllt vor ihm stand. „Eine hübsche, kleine Erbschaft ist ihr bei Lebzeiten auch noch zugefallen, die sie mir verschrieben hat. Wer solch einen Engel verliert, der hat alles verloren, ihm bleibt nichts mehr auf dieser Welt, keine Lebensfreude, — ach, lieber Professor, lassen Sie brennen, meine Cigarre bittet." Er hielt das lange Rohr hin und steckte die Cigarre wieder in Brand. „Ja, ja!" seufzte er, „wer nie die kummervollen Nächte auf seinem Bette weinend saß —" dabei rieb er sich die Magengegend und sagte abspringend: „ich glaube, das Pilsener ist mir heute zu kalt, — ich muß mir die Magenwände ein bischen erwärmen, — was nimmt man in diesem Fall?" „Einen echten Alasch!" riefen Sachverständige. „Das ist eine Idee! Joseph! Einen echten Alasch, aber ein größeres Glas. Das ist nöthig, wenn man keine unruhige Nacht haben will." Der Alasch wurde gewandt, auf einen Ruck bis zum letzten Tropfen in die Kehle gegossen, dann kam ein verschämtes Schütteln, Schauern und Räuspern, als ob er Gift getrunken hätte. „Teufelskerle, die Russen! brrr! auf Wuttky verstehen sie sich, brrr! das wärmt wie flüssiges Feuer, sehr gut, — aber nur als Medizin. Meine Nichte winkt auch immer ab. — Onkelchen, sagt sie, keine Schnäpschen — sonst kommt Dein Näschen ins Blühen, — Du hast schon wieder ein paar Knöspchen. Eine Perle, meine Susi, wie die auf mich schaut — es ist kaum zu glauben. Wie ich so tief in meinem Elend gesessen bin" — „Im grauen Elend", flocht der Hofrath ein — „Hm? Ja, im grauen Elend, daß ich mich selber nicht mehr gekannt habe, da hat sie mir so lange zugeredet, mich zu zerstreuen, daß ich mir ein Herz gefaßt habe und vorigen Sonntag nach Klarbrunn auf die Jagd gegangen bin — eine schübsche — eine hübsche kleine Waldjagd mit wenigen Treibern, nur ein paar Böden — aber gemüthlich. Die gute Susi war auch mit auf dem Stand, aus lauter Fürsorge für mich; ich habe ihr alles gezeigt und erklärt, und das Wild ist ganz vertraut dahergekommen. Ein Spießer hat sich vor uns hingestellt und hat gesichert, — ich habe das Gewehr, da drückt sich Susi an mich an und flüstert bittend: Onkel, schieß nicht! Sieh nur das Geschau — ganz wie die Tante. — Reli! habe ich aufgestöhnt — da war der Bock dahin. Aber ein paar Hasen und einen Fasanhahn habe ich mit nach Hause genommen und — meine Diana. Die Susi hat's nicht anders gethan, ich mußte. Da hast Du doch ein lebendiges Wesen um Dich, hat sie gesagt, daß Dich in Deinem Kummer zerstreut, und das arme Hündchen hat's bei uns doch besser wie beim Jäger. Lange hat sie nicht zureden dürfen, es war ja immer mein Wunsch. Die Freude, die das Thier gehabt hat, wie es mitgehen durfte — das war unmenschlich. Diana liebt mich unsinnig; wenn ich nach Hause komme, springt sie auf den Tisch und nimmt mir den Hut ab, und wenn ich die Stiefel ausziehe, schleppt sie mir die Pantoffel herbei, — das hat ihr ganz allein die Susi beigebracht. Ja, wenn ich die nicht hätte, könnte ich mich begraben lassen." Der Oberkellner lehnte sich in diesem Augenblick über den Stuhl des Herrn Direktors, ihn bittend, sich gefälligst zum Telephon zu bemühen, er sei angerufen worden. Herr Riedinger sprang auf, schwankte und fiel wieder in den Stuhl zurück. „Der Schreck ist mir in die Glieder gefahren. Gewiß eine Unglücksbotschaft, auf mich stürmt ja alles Unheil ein — na, Muth! Muth!" Unter diskreter Beihilfe des Oberkellners kam er auf seine Füße zu stehen und steuerte in einem leichten Bogen nach der Telephonkammer. Kaum war er verschwunden, da steckten die Stammgäste, die sich so lange zurückgehalten, in vergnüglichster Heiterkeit die Köpfe zusammen. „Heute ist er erhaben. Die Niobe kann sich vor ihm verstecken. Es wird aber noch besser kommen, denn er hat sich in der Geschwindigkeit recht niedlich eingeseift. Wenn wir ihn gehen lassen und ernsthaft bleiben, haben wir die schönsten Enthüllungen zu erwarten." Die Thüre der Telephonkammer öffnete sich, der Direktor trat heraus und lavirte ziemlich geschickt durch Gäste, Kellner, Stühle und Engpässe nach seinem Platz, mit einem schwarzgeränderten Taschentuch über Bart und Augen fahrend. „Diesmal war es kein neuer Schlag", sagte er, sich schwer niederlassend, „meine Nichte hat mich angerufen, sie weiß, wo ich bin, — sie hat mich ja hierher geschickt, sie mußte durchaus wissen, wie es dem Onkelchen geht, wie seine Stimmung ist und wann er nach Hause kommen würde? Onkelchen, sagte sie, Diana und ich erwarten Dich, und weil es anfängt zu regnen und naßkalt geworden ist, werde ich Dir einen Pummer — einen Sch—l—ummerpunsch bereit halten, und wenn Du erlaubst, werde ich auch daran nippen. Ich habe blos geantwortet: Engel! und habe ihr einen telephonischen Kuß auf das Ohr gegeben. Schluß. So habe ich es gerne. Sie versteht mich, ganz wie Nelly, meine erste Frau." Eine allgemeine Verwunderung machte sich am Tische bemerkbar und mehrfach flog dem Direktor die Frage zu: „Waren Sie denn zweimal verheirathet?" „Selbstverständlich! Ich habe so lange von meiner Nelly schweigen müssen, jetzt will ich reden. Nelly war meine erste Liebe und hat immer in meinem Herzen fortgelebt. Meine Herren, weihen Sie mit mir

ihrem Andenken ein Glas. Jean! Bringen Sie einige Flaschen von dem feinen Medoc, Sie wissen ja — von dem. Stauchen Sie ihn aber in warmes Wasser — Sie! Sagen Sie auch dem Kellermeister, daß er mir wieder 25 Flaschen davon nach Hause schicken soll, meine Nichte trinkt ihn so gerne. Ja, — was — was wollt ich denn sagen?" — „Nelly" — unterstützte der Hofrath das überschwemmte Gedächtniß. „Meine Nelly", richtig. Sie war meine erste Liebe, — das heißt, nämlich — nun kurz und gut — es war eine Liebesheirath — wir hatten nichts als unsere Liebe und meinen Gehalt, aber wir lebten so glücklich wie im Paris — Paradies, bis sie mich zum Vater machte, von da an kränkelte sie und kränkelte — bis sie —", er brachte das Wort nicht über die Lippen, er zog das Taschentuch, drückte es mit beiden Händen an das Gesicht und schneuzte sich gefühlvoll. „Von dem Schlag habe ich mich nie wieder ganz erholen können, meinen Knax hatte ich weg für's Leben. Den Jungen, ein bildschöner Junge, nahmen die Großeltern noch im Bettchen zu sich, und ich stand allein und verlassen da, bis ich meine Aurelie sah, kam und siegte. Sie hatte ein bischen was und hat mich zum glücklichsten Menschen von der Welt gemacht." Indessen hatte Jean den Medoc entkorkt, die feinen Weingläser vor die Herren gestellt und mit duftendem Rebenblut gefüllt. Man hatte sich von den Sitzen erhoben und die Hand an den Gläsern, erwartete man den Spruch des Direktors. Nicht ohne Schwierigkeiten brachte sich dieser auf die Füße, sah aber hilfesuchend umher, denn er hatte offenbar vergessen, um was es sich handelte. „Nelly, die erste" — soufflirte der Hofrath, und glücklich darüber, daß er den Faden wieder hatte, nahm er Haltung. „Meine Herren! Nelly die Erste — nein, — lieber so! Der ersten Liebe weihen wir ein stilles Glas!" Kling—ling— lang! ging es um den Tisch und in tiefster Rührung leerte Herr Riedinger sein Glas bis auf die Nagelprobe, „Habe ich Ihnen schon gesagt, daß mir Nelly mein Ebenbild hinterlassen hat? Einen bildschönen Jungen von 18 Jahren, der noch im Bettchen zu den Großeltern? — habe ich das schon ge—" „Ja, ja!" „Ich habe ihm jetzt auf dem Po—lytechnikum in Witt — in Mittweida; wissen Sie meine Aurelie wollte nicht — nun ja — Sie verstehen. Ich, meine Herren, war auf dem Po—ytechnikum in Berlin, aber mein F—fiederich sollte nicht in der großen Stadt — verstanden? — und so habe ich ihn nach Witt —" „Mitt" — korrigirte der Hofrath — „ja — nach Wittweida gegeben. Wenn meine Aurelie ihn gesehen hätte, der mir ganz aus dem Gesicht geschnitten ist, sie würde ihn auch ins Haus genommen haben, denn meine Maurele war eine Seelie von einem Menschen, allerdings nur meine zweite Liebe — das heißt — wenn man es genau nimmt — na ja — ich habe sie aber geliebt, wie wenn sie — meine Herren! Weihen wir auch der zweiten Liebe ein stilles Glas." Es wurde wieder angestoßen, aber der Direktor trank nur halb aus und fiel melancholisch in seinen Stuhl. Ein Regenschauer prasselte an die Fenster, und der aufmerksame Piccolo fragte Herrn Riedinger, ob er einen Wagen holen solle? weil er keinen Regenschirm mithabe. „Ein Wagen wird nöthig sein", bestimmte der Hofrath, „einen Viersitzer, denn wir zwei —" er deutete auf sich und mich — „wir werden den Herrn Direktor nach Hause bringen. Vorwärts, Piccolo! Fräulein Susi hat schon lange warten müssen." Piccolo stellte den Kragen seines Frackes auf, machte einen Knopf über der Brust zu, band seine Serviette über den Kopf und stürmte hinaus. Kaum war der Name Susi an das Ohr des Herrn Direktors geschlagen, als sich seine Lebensgeister, die schon im „Hinübergehen" begriffen waren, wieder wachrüttelten. Er verlangte seinen Rock. „Susi wartet mit dem Pum — Punsch." Sein Rauchwerkzeug zusammenraffend, wollte er, Hals über Kopf, den Aufbruch bewerkstelligen. „Halt da!" rief ihn laut der Hofrath an, und fuhr nach einer Gefühlspause mit leise bebender Stimme fort: „wir haben vorhin der begrabenen Liebe ein Glas geweiht, — wollen wir nicht" — er legte ihm vertraulich beide Hände auf die Schultern, rüttelte ihn jovial und ließ ihn sich vor- und rückwärts wiegen — „Direktorchen, wollen wir nicht die zukünftige Liebe leben lassen?" Eine selige Rührung kam über den trauernden Wittwer, er ließ den Kopf sinken, und blickte mit schwimmenden Augen, von unten herauf, nach den Freunden. „Liebe und Verehrte, Sie setzen mich in einige Verlegenheit — was soll ich da thun? — ich bin in einem zweifelhaften Zustand — ich weiß nämlich nicht mehr, soll ich glücklich sein? — oder soll ich unglücklich sein?" Schallende Heiterkeit belehrte ihn, daß er glücklich sein solle, — er begriff das und erfaßte eines von den Gläsern, die schnell wieder gefüllt waren. Der Hofrath fing leise zu singen an: „Hoch soll sie leben;" Die Tafelrunde fiel ermunternd ein: „Hoch soll sie leben!" und „Dreimal hoch!" schmetterte der Direktor in den höchsten Tönen heraus, zur Ueberraschung der sämmtlichen Gäste im Lokale. Fröhlich klang das Läuten der Gläser, als Piccolo mit der Meldung herbeistürzte, daß der Wagen vor der Thüre halte. Unter einigen Verwicklungen brachten wir den Direktor in den Ueberrock hinein und in ziemlich geradem Kurs zur Thüre hinaus. Schwieriger gestaltete sich sein Ein- und Auswaggoniren. Endlich hatten wir ihn glücklich an das Portal seines Hauses angelehnt, und riefen durch die telegraphische Glocke den Portier herbei. Zuvorkommend, wie alle Portiers, die aus dem ersten Schlummer geweckt werden, öffnete er, rückte brummend seine Mütze, hob ein wenig die Laterne, erkannte sofort die Situation, drückte an einen Knopf der elektrischen Glocke, die durch schrilles Läuten in der Wohnung des Direktors dessen Ankunft bekannt gab, faßte ihn mit fester Hand um die Taille, während Herr Riedinger seinen Arm um den Nacken des Portiers schlang und so schwankten die beiden Gestalten, wie zwei Busenfreunde innig vereint. die Treppe hinauf. Im zweiten Stockwerk wurde ein Lichtschimmer merkbar und eine süße Stimme rief herunter: „Onkelchen, bist Du es?" „Ja, Nelly — eh, Relie — na! — Susi! Ich bin's!" Diana, die Stimme des Herrn erkennend, raste freudeheulend und sich überstürzend die Treppe hinunter, fuhr Onkelchen zwischen die Beine, daß er mit seinem Führer zu Falle kam und die Stufen küßte. Diana, wissend was er gerne hat, sprang ihm auf den Rücken, nahm ihm den Trauercylinder ab und schleifte ihn, damit gewissenhaft an jede Stufe schlagend, zur sehnsüchtig harrenden Susi.

„Der Portier hätte besser den zerstampften Wittwer in ein Tuch knoten und hinauftragen sollen". meinte der Hofrath.

Wien.

Hermann Schöne.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan W. Zietenstraße 27.

Nr. 20. Berlin, den 16. Februar 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Bund der Landwirthe hat wieder einmal seine „Hauptversammlung“ in Berlin abgehalten. Der Bund ist auch diesmal genau so erschienen, wie stets; es giebt für ihn nur ein Ziel: rücksichtsloseste Agitation nach den Rezepten der Demagogie. Wenn ein Unterschied gegen früher sich feststellen läßt, so ist es der, daß diesmal die Demagogie vielleicht noch weiter getrieben worden ist, als bisher. Und solche Entwickelung ist erklärlich; auf den Schnaps muß der Fusel folgen.

Auf die wirthschaftlichen Anschauungen, die in der Versammlung vertreten worden sind, lohnt es nicht einzugehen. Ein Beispiel mag den Tiefsinn und den Ernst charakterisiren, mit denen die Probleme des Wirthschaftslebens hier erörtert worden sind. Der Bezirksvorsitzende Herr von Oldenburg-Jannuschau sagte Folgendes:

Als oberster Satz über dem Tarif muß das Motto stehen:

„Niemand im Deutschen Reiche soll das Recht haben, ein Produkt billiger zu erwerben, als es im Vaterlande erzeugt werden kann.“

Setzt die Regierung in der That die Getreide- und Viehzölle hinauf, so gehen natürlich auch entsprechend die Güterpreise in die Höhe, denn durch die Zölle wird den Gütern eine höhere Verzinsung garantirt, und sind erst die Güterpreise weiter in die Höhe gegangen, so ist der deutsche Junker wieder in der Lage zu sagen, nur wenn der Schutz ein noch höherer wird, ist das eine Wahrheit, was ich verlange: daß nämlich kein Produkt billiger in Deutschland erworben werden darf, als es im Vaterland erzeugt werden kann, — wohl verstanden im Vaterland, das diese Erzeugung in immer höherem Grade durch künstliche Mittel vertheuert.

Jener Ausspruch ist die reinste wirthschaftliche Narrheit, aber er wurde in den Mauern von Berlin von dieser Versammlung mit „stürmischem Beifall“ begrüßt.

Wenn solcher demagogischer Widersinn „stürmischen Beifall“ ernten kann, so zeigt dies die Gemüthsverfassung und die Verstandesverfassung, in welche weite Kreise der Bevölkerung durch den Bund der Landwirthe versetzt worden sind. Graf Caprivi warnte als ehrlicher, tapferer und weitblickender Mann vor dieser Entwicklung und vor den Gefahren, die solche Verführung haben muß. Er scheiterte an seiner schweren Aufgabe; seitdem hat sich keine starke Individualität gefunden, um die gleiche Pflicht auf sich zu nehmen, und heute glaubt Graf Bülow des „stürmischen Beifalls“ zu solchem Programm der wirthschaftlichen Staatszerrüttung durch wohlwollendes Entgegenkommen Herr werden zu können.

Wenn sich nicht in den maßgebenden Kreisen Männer finden, die den Muth haben, dem Nonsens und der Volksverführung kraftvoll und auf jede Gefahr hin entgegen zu treten, so wird die Regierungsgewalt für unser öffentliches Leben mehr und mehr als bedeutungsvoller Faktor ausgeschaltet werden; er zeigt sich ja auch schon als so gut wie ausgeschaltet bei der Kanalfrage.

Wenn aber die Regierung zu solcher Bedeutungslosigkeit herabsinkt, so bleibt die Entscheidung bei den Parteien, bei der Bevölkerung allein. Auf diese Entwicklung drängt die agrarische Bewegung hin, die zu zügeln die Regierung nicht selbst die Entschlossenheit findet. So muß denn diese Zügelung ausschließlich durch die nichtagrarische Bevölkerung ins Werk gesetzt werden; und unter solchen Umständen bleibt es schließlich nur eine Frage der Zeit, wann die Minister nichts sein werden als die Beauftragten der Parteien. Diesem Ziele ist Deutschland schon ziemlich nahe

gekommen. Die treibende Kraft für solchen Umschwung war vor allem das Agrarierthum, das sich konservativ nennt. Dieses Agrarierthum sucht in voller Oeffentlichkeit die Minister unter seinen Willen zu beugen. Wenn wir dem parlamentarischen Regiment so weit uns genähert haben, so ist dies in erster Reihe ein Verdienst der Rechten. Und auch diese Seite der agrarischen Bewegung muß beachtet werden.

Es handelt sich aber nicht allein darum, daß die Agrarier die Minister öffentlich ihren Absichten durch Drohungen und Einschüchterungen dienstbar zu machen suchen; genau dieselben Mittel wenden sie gegen den Träger der Krone an.

Der Freiherr von Wangenheim prophezeite den Thaten des Grafen Caprivi und des Fürsten Hohenlohe den Fluch ewigen Verschollenseins und ewigen Vergessenseins. Graf Caprivi und Fürst Hohenlohe waren aber, solange sie im Amte waren, die Vertrauensmänner des Kaisers und Königs von Preußen, und ihre „Thaten“ wären undenkbar gewesen, wenn sie nicht die Billigung des Monarchen gefunden hätten. Diese vom Monarchen gebilligten Thaten sind aber nach dem Freiherrn von Wangenheim mit dem „Fluch“ ewigen Verschollenseins und ewiger Vergessenheit belegt.

Man muß zugeben, daß einem Monarchen von politischen Parteien öffentlich nicht leicht stärker eine Censur ertheilt werden kann.

Die Censur, die sich hier über die Minister hinweg gegen das Staatsoberhaupt richtete, gelangte dann noch direkt an die Adresse des Kaisers in den Ausführungen des Herrn Liebermann von Sonnenberg, der das Privileg hat, ganz ungenirt seine Landsknechtsitten zu produziren; er sagte:

„Die Stärke einer Monarchie beruht nicht auf einer mehr oder weniger geräuschvollen Beifallskundgebung des Auslands, sondern auf der Liebe des eignen Volkes. Bei uns ist aber die enge Verbindung zwischen Volk und Thron jetzt getrübt durch einen englischen Nebel, der sich zwischen beide gelagert hat. (Ruf: Roberts!) Darum rufen wir: Fort mit der Engländerei!“

Dieses für das Ohr des Kaisers bestimmte „Fort mit der Engländerei“ in einer öffentlichen Versammlung heißt mit anderen Worten: Der souveräne agrarische Heerbann verlangt öffentlich, daß der Kaiser sein Thun und Lassen nach dem Willen des Bundes der Landwirthe einzurichten hat; wie das auch die Minister zu thun haben. Wie die Wirthschaftspolitik, wie die auswärtige Politik, wie die kaiserlichen Liebhabereien auszusehen haben, dafür werden wir in unseren Bundesversammlungen die Norm feststellen und festlegen; und auch das Ausland soll erfahren, daß, was man so in Deutschland konservative Partei nennt, die kaiserlichen Handlungen selbst in Bezug auf internationale Fragen auf das Schonungsloseste kritisirt.

Die Bedeutung des Bundes der Landwirthe pflegt man ausschließlich nach seinen Agitationen für wirthschaftliche Fragen zu beurtheilen; mit Unrecht. Dieser Bund hat gleichzeitig die politischen Verhältnisse in Deutschland von Grund aus umgestaltet, und diese Umgestaltung kann eine noch weittragendere Bedeutung haben als die Erhöhung dieses oder jenes Zolles, der sich übermorgen wieder ermäßigen läßt.

Es ist ganz zweifellos, der Einfluß der Konservativen auf die Krone war — die Regierungszeit weniger Monarchen abgerechnet — stets ein sehr großer. Aber dieser Einfluß wurde früher hinter verschlossenen Thüren geübt. Hinter verschlossenen Thüren wurden die Monarchen einzuschüchtern versucht, wurden sie geschreckt, wurden sie irregeleitet; vor der Oeffentlichkeit blieben diese selben Elemente devot, ergeben, und sie erhoben den Anspruch, daß alle anderen Parteien gleichfalls devot und zurückhaltend sein sollten, obgleich denen die geheime Einwirkung auf das Staatsoberhaupt gänzlich verschlossen blieb. Auch heut arbeitet natürlich die Kamarilla; aber neben dieses Mittel geheimer Beeinflussung ist der Versuch öffentlicher Beeinflussung, öffentlicher Einschüchterung der Krone getreten. Die Krone soll öffentlich unter den Willen der von dem Junkerthum geleiteten und verleiteten agrarischen Massen gebeugt werden. Die Diener der Krone werden öffentlich erniedrigt und dem Monarchen wird herrisch vor In- und Ausland zugerufen: „Fort mit der Engländerei“.

So ist denn das Charakteristische der Entwicklung, daß es eine konservative Partei in Preußen, die die Allmacht der Krone vor der Welt wenigstens erhalten und stärken will, um dann durch geheime Mittel diese Allmacht für die eigenen Zwecke auszunutzen, nicht mehr gibt. Ein solches konservatives Programm ist nicht mehr vorhanden. Die Agrardemagogie bedient sich zwar durch ihre höfischen Verbindungen auch des alten geheimen Mittels, aber im Uebrigen zensurirt und kritisirt und drangsalirt sie die Krone mit freiester Ungebundenheit auch in voller Oeffentlichkeit, gewiß nicht, um nach altem konservativen Grundsatz das Ansehen des Monarchen und seine Allmacht nach Außen wenigstens zu stärken. Wir sind in Deutschland und Preußen viel moderner, als die meisten es auch nur ahnen.

Die Minister aber, die einmal in Preußen die Aufgabe hatten, dafür zu sorgen, daß die monarchische Stellung in ihrer bisherigen Eigenart unverrückt bleibe, sahen zu und schwiegen zu den rücksichtslosesten Angriffen von rechts. Graf Caprivi freilich hatte die ehrliche, kluge Kühnheit und die staatsmännische Voraussicht, auch diesem Ansturm von rechts zu trotzen, und er ist dafür ausgezeichnet worden mit dem glühenden Haß des Junkerthums. Graf Bülow bleibt auch nur die Wahl, sich vom Junkerthum als Instrument demüthig gebrauchen und mißbrauchen zu lassen oder den Kampf gegen Elemente aufzunehmen, die nichts sind als eine radikale, demagogische Partei und die konservativ nur heißen, weil diese Partei durchsetzt ist mit jenen reaktionären Elementen, die früher bei uns den Charakter der Rechten bestimmt haben.

Es wird ein Staatsmann für Preußen und Deutschland wieder kommen müssen, der eine maßvolle Partei von Neuem in die Höhe bringen will, die dem Staatsinteresse, nicht den Klasseninteressen dient. Diese Partei ist so gut wie zu Grunde gegangen; man hat sie zu Grunde gehen lassen; man hat sie zersetzt durch die Interessenpolitik. Die letzten Wirkungen der Bismarck'schen Schlußepoche empfinden wir heute. Ein Staatsmann, der sich solches Ziel der Wiederherstellung stellte, wäre eine Nothwendigkeit. Wo ist er? Wann zeigt er sich?

Inzwischen thut die Bevölkerung, was ihr obliegt und was sie thun kann? Die Bewegung gegen die staatszerrüttenden Agrarier, die leider spät eingesetzt hat, bricht doch heute bereits mit gewaltiger Kraft hervor. Und wir stehen erst am Anfang. Die Freisinnigen und die Sozialdemokraten halten Versammlungen auf Versammlungen in Berlin ab; das Land bleibt nicht zurück; die städtischen Vertretungen fassen ihre Resolutionen gegen eine Erhöhung der Getreidezölle, und wenn die Fluth ferner so anschwillt, wie sie verheißungsvoll eingesetzt hat, dann wird ein sehr vernehmlicher Ruf durch Deutschland tönen: Fort mit jeder Erhöhung der Getreidezölle.

Dr. Arthur Levysohn, der Chefredakteur des „Berliner Tageblatts“ hat den Tag begangen, seit dem er fünfundzwanzig Jahre hindurch die genannte Zeitung zu leiten gehabt hat. Ein solcher ehrenvoller Kampf für die liberale Sache während eines Vierteljahrhunderts ist eine Leistung, die in Deutschland doppelte Anerkennung beanspruchen darf. Wie lange ist es her, daß für den Liberalismus einzutreten und zu wirken, eine erfreuliche Pflicht gewesen ist; seit langem ist es eine undankbare und saure Aufgabe. Die Männer aber, die durch Treue und Geschicklichkeit und journalistische Gewandtheit die alte Fahne vertheidigt haben, verdienen den ermunternden Zuspruch aller Liberalen, und der hat auch Dr. Arthur Levysohn an seinem Jubiläumstage nicht gefehlt.

Das englische Parlament ist mit einer gänzlich farblosen Tronrede, die nach keiner Seite neue Perspektiven schafft, eröffnet worden.

Aus Südafrika erwarten die Engländer die Nachricht großer Siege; alle Vorbereitungen seien getroffen zu einem entscheidenden Schlag gegen die Buren, aber der Telegraph verbreitet noch immer nicht das Ereigniß, das England aufjubeln lassen würde; nur von kleineren Erfolgen hören wir neuerdings. Hingegen ist es sicher, daß die Pest in der Kapstadt langsam sich auszubreiten beginnt, wie sie neuerdings wieder furchtbar in Indien wüthet

In Spanien mehren sich die Zeichen der Gährung. Auf die carlistischen Putsche, die unterdrückt wurden, folgen jetzt sehr ernste Demonstrationen gegen den Klerikalismus. Dieses Land katholischer Erziehung ist zugleich das Land der blutigen Empörungen und blutiger Gesetzlosigkeit.

Milan von Serbien ist in Wien gestorben, in der Fremde unter Fremden, — ein echter Abenteurertod. Ein Abenteurer war auch Milan; ein Glücksritter großen Stils, aber Begabung haben ihm auch seine Gegner nicht abgesprochen.

Aus China nichts Neues; Verhandlungen und Verhandlungen ohne greifbares Ergebniß.

* * *

Eppur si muove.

Endlich scheint die Bewegung gegen die frivole agrarische Ausbeutungspolitik in den Gang zu kommen. Sowohl auf dem äußersten rechten wie auf dem äußersten linken Flügel der antiagrarischen Armee sind in der letzten Woche kräftige Vorstöße gemacht. Die Sozialdemokratie hat ein wirksames Flugblatt „Was kosten die Junker?“ in Berlin in Masse verbreiten und in 31 an einem Abend abgehaltenen Volksversammlungen dem zur Generalversammlung im Cirkus Busch tagenden Bund der Landwirthe eine kräftige Antwort zu Theil werden lassen. Andererseits hat der Handelsvertragsverein am Sonntag, den 10. Februar, in Frankfurt a. M. eine Versammlung abgehalten, die zu einer noch bedeutsameren Kundgebung sich um deswillen gestaltet hat, weil in dieser Versammlung der Gedanke von der Nothwendigkeit eines Zusammenfassens aller anti-agrarischen Elemente einen ganz unzweideutigen Ausdruck gefunden hat. Die Frankfurter Versammlung war von der Ortsgruppe Frankfurt a. M. des Handelsvertragsvereins zusammenberufen worden. Auf dem Podium saßen einträchtiglich Vertreter der beiden freisinnigen Gruppen, der süddeutschen Volkspartei, der Sozialdemokratie und der nationalliberalen Partei zusammen, und Vertreter aller dieser Parteien nahmen auch das Wort, um eine Resolution zu begründen, die schließlich zur einmüthigen Annahme gelangte, und die klipp und klar das Verlangen an Bundesrath und Reichstag richtet, „bei der Erneuerung der Handelsverträge und allen vorbereitenden Schritten an der bisher bewährten Handelspolitik festzuhalten und unter keinen Umständen einer Erhöhung der Zölle auf Lebensmittel zuzustimmen.“ Der zur freisinnigen Volkspartei gehörige Landtagsabgeordnete für Frankfurt, Carl Funck, und der sich zur freisinnigen Vereinigung rechnende Reichstagsabgeordnete Dr. von Siemens, der in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Handelsvertragsvereins erschienen war, begegneten sich durchaus in demselben Gedankengang; ebenso wie sich der nationalliberale Vorsitzende des Deutschen Brauerbundes, Herr Henrich, mit dem sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten für Frankfurt a. M. in der Verurtheilung der agrarischen Lebensmittelvertheuerungspolitik zusammenfanden. Daß es sich bei solchen gemeinschaftlichen Aktionen um Verbindungen handelt, die ausschließlich Erwägungen des nüchternen Verstandes und keinen Herzensneigungen entspricht, bedarf keiner besonderen Hervorhebung. Es ist die dira necessitas, welche alte politische Rivalen und Gegner in diesem Kampf zusammenführt; es handelt sich dabei durchaus nicht um eine Fusion, auch nicht um einen Verzicht betreffs anderer schwebender politischer Fragen, sondern nur um ein Zusammenwirken zu dem einen Zweck, die Junker daran zu verhindern, daß sie mit einer Klique von Großindustriellen die Lebenshaltung der deutschen Arbeiter direkt durch künstliche Vertheuerung der Lebensmittel und indirekt durch die Verhinderung des Abschlusses neuer Handelsverträge herabdrücken. Es ist ein Kampf um die Festhaltung der unter dem System der Caprivischen Handelsverträge errungenen wirthschaftlichen Kultur. Das Kampfziel ist ebenso bedeutsam, wie der Kampf schwer sein wird. Eben deshalb ist es schlechterdings nothwendig, daß alle Parteien, welche den Kampf gegen das agrarische Junkerthum ernsthaft führen wollen, sich nicht gegenseitig durch Vorbringen der alten Rekriminationen und durch die Pflege alter Vorurtheile in ihrer Defensivkraft lähmen. Keine einzelne Partei, auch nicht die der Zahl nach stärkste aller deutschen Parteien, die beim Siege des Agrarierthums in erster Linie betroffene Sozialdemokratie, ist im Stande, den Kampf allein siegreich durchzufechten; aber der Sieg erscheint aussichtsvoll, wenn es gelingt, die bürgerlichen Anhänger der Handelsfreiheit mit den in der Sozialdemokratie steckenden Kräften des Arbeiterstandes zu einer gemeinschaftlichen Abwehraktion zu verknüpfen. Die Agrarier mit ihrem Schwanz von industriellen Schutzzöllnern wissen das auch sehr gut, und deshalb werden sie alles daran setzen, um das rothe Gespenst erscheinen zu lassen. Ein Zusammengehen mit der Sozialdemokratie wird als ein Uebergang zum Umsturz bezeichnet und kein Mittel unversucht gelassen werden, um den Spießbürger vor dieser Koalition in loyalen Schrecken zu setzen. Je weniger diese Beschwörung des rothen Gespenstes Eindruck machen wird, um so wahrscheinlicher wird die Niederlage der Agrarier. Auch die Regierungen werden sich sagen, daß die Sache ernst ist, wenn Geheime Kommerzienräthe, ordentliche Professoren der Universitäten, Großkaufleute und sozialdemokratische Arbeiter sich gemeinschaftlich daran machen, einen Damm gegen die agrarische Hochfluth aufzuwerfen.

Bei uns wird seit geraumer Zeit durch Einschüchterung regiert. Das Agrarierthum hat durch Einschüchterung der Regierung im Reich und in Preußen seine Erfolge davongetragen. Der Bund der Landwirthe ist unablässig bemüht, den Ministern und auch der Krone selbst zu drohen. Selbst die Loyalität wird als eine Art politisches Termingeschäft behandelt. Von der Stärke und der Energie der entgegenwirkenden Kräfte im Staatsleben haben die Regierungen in Deutschland bisher kein recht deutliches Bild gewinnen können; es ihnen zu verschaffen, ist eine höchst nothwendige patriotische Aufgabe. Vielleicht kommen die Regierungen und die Krone selbst dann auch nach und nach zu der Einsicht, daß die Agrarier bei uns längst die eigentlich revolutionäre Partei geworden sind. Auch die jüngsten Verhandlungen im Cirkus Busch haben das wieder deutlich genug erwiesen. Der Vorsitzende des Bundes der Landwirthe, der Reichstags- und Landtagsabgeordnete Freiherr von Wangenheim, der schon in der Versammlung des Bundes vom 19. Februar 1894 angesichts des russisch-deutschen Handelsvertrages ausgerufen hat, wenn man Angst habe vor dem russischen Kaiser, so solle man die eine Hälfte von Deutschland den Russen, die andere den Franzosen geben, hat am 11. Februar d. Js. sich sogar in poetische Unkosten geworfen und, Uhland variirend, über die beiden Reichskanzler Caprivi und Hohenlohe die Verse verbrochen:

> Der Kanzler Namen kündet
> Kein Lied, kein Heldenbuch,
> Verschollen und vergessen
> Ist ihrer Thaten Fluch.

Ihrer Thaten Fluch — das geht auf die Politik der Handelsverträge. Es ist eine starke poetische Lizenz,

von diesen Handelsverträgen als von leicht zu vergessenden Dingen zu reden; aber charakteristisch bleibt es, daß der oberste Würdenträger des Agrarierthums dieselben Handelsverträge, welche der Kaiser demonstrativ als „rettende That" bezeichnete, als fluchwürdige That an den poetischen Schandpfahl nagelt.

Man höre demgegenüber, was in dem bereits erwähnten Flugblatt der Sozialdemokraten über den aus den konservativen Reihen hervorgegangenen Reichskanzler Grafen Caprivi gesagt wird. Es heißt in dem Flugblatt:

„Am 10. Dezember 1891 begründete der Reichskanzler Graf Caprivi in einer bedeutsamen Rede die Handelsverträge."

Und an einer anderen Stelle heißt es:

Mit einem seitdem nicht mehr gewagten erfrischenden Muth rief Graf Caprivi den Junkern zu:

„Ich variire insofern von den Herren Agrariern, glaub' ich, als ich der Meinung bin, es handelt sich nicht darum, daß in dieser Beziehung die Landwirthschaft Opfer bringt, sondern darum, daß für die Landwirthschaft Opfer gebracht werden. . . . Es ist ja ein schweres Opfer für den Staat, welches in den Getreidezöllen liegt; denn es kommt in Betracht nicht blos die Verzollung des Getreides, welches eingeführt wird, sondern auch die Steigerung des Getreidepreises im Inlande."

Welch ein interessanter Gegensatz zwischen einer Publikation der sogenannten Umsturzpartei, die dem obersten Beamten des Reiches, dem vom Kaiser zum Grafen gemachten General Caprivi Gerechtigkeit wiederfahren läßt, und der Knüppeldammpoesie eines der Edelsten und Besten, einer Stütze von Thron und Altar, die des Sängers Fluch gegen den Vertrauensmann des Monarchen heraufbeschwört. Es erscheint deshalb in der That als ein geradezu kindischer Versuch, die öffentliche Meinung zu verwirren, wenn die agrarischen Umstürzler sich als die privilegirte Ordnungspartei geriren und Zeter und Mordio schreien, wenn die Anhänger der Handelsfreiheit mit der Sozialdemokratie zusammen den Brotwucherplänen entgegentreten.

Theodor Barth.

Schulreform.

Der königliche Erlaß vom 26. November 1900, der eine Neugestaltung des höheren Schulwesens in Preußen fordert und für diese Neugestaltung zugleich die Richtung vorschreibt, hat inzwischen durch eine um Mitte Dezember v. J. ergangene Ministerialverfügung seine erste praktische Verwirklichung gezeitigt. Diese Verfügung ordnet die Aufhebung der sogenannten Abschlußprüfung an und gibt außerdem eine neue Stundenvertheilung, durch die der Lehrplan namentlich am Gymnasium und am Realgymnasium eine nicht unwesentliche Aenderung erfährt.

Die Abschlußprüfung scheint der weitverbreiteten Abneigung, die gegen sie besteht, zum Opfer gefallen zu sein — ob diese Abneigung begründet war, ist eine andere Frage; es gibt auch eine ganze Reihe von Schulmännern, die in der Abhaltung dieser Prüfung, wenn sie wirklich in Gemäßheit der dafür ausdrücklich ertheilten Vorschriften erfolgte, nichts Bedenkliches finden konnten, die indessen gegen den Fortfall dieser Prüfung, die praktisch mannigfach in recht verkehrter Weise gehandhabt sein mag, auch nichts einzuwenden haben. Die Gründe, die für die Beseitigung offiziell angeführt werden, dürften indessen ziemlich überall einige Verwunderung erregen. Daß diese Prüfung dem Zudrang zu den gelehrten Studien entgegenwirken sollte, hat wohl Niemand erwartet und Niemand auch, der die Verhältnisse wirklich kennt, wird glauben, daß diese Prüfung den Zudrang zu solchen Studien vielmehr verstärkt habe — wenn die Zunahme dieses Zudranges bemerklich geworden sein sollte, dann liegt der Grund zweifellos in ganz anderen Umständen, nicht in der Form, in der die Ergebnisse des Unterrichts ihre äußere Feststellung finden, sondern vielmehr in dem Geiste, in dem dieser Unterricht betrieben wird.

Von den sonstigen Einzelheiten der Neuordnung seien die Empfehlungen des fakultativen Zeichenunterrichts und des fakultativen englischen Unterrichts am Gymnasium nur kurz erwähnt, ebenso wie die Neuordnung des Zeichenunterrichts in den Realanstalten, die allerdings insofern bemerkenswerth ist, als sie das Freihandzeichnen durchgängig obligatorisch macht, während die Theilnahme am Unterricht im Linearzeichnen, also in der für die technischen Berufe besonders wichtigen Seite des Zeichnens der freien Wahl überlassen bleibt.

Ebenso kurz kann über die Bestimmung hinweggegangen werden, die es gestattet, in den oberen Gymnasialklassen zwischen Englisch und Französisch einen Rollentausch in der Art vorzunehmen, daß das erstere Fach allgemein verbindlich, das letztere wahlfreier Lehrgegenstand werden soll. Man wird dieser Bestimmung einen großen Werth deswegen nicht beilegen können, weil es praktisch geradezu unausführbar sein wird, diesen Tausch für die oberen Klassen allein vorzunehmen, deren Schüler die für den Eintritt in diesen Unterricht erforderliche Vorbereitung durch den Unterricht auf der Mittelstufe z. Th. nicht aufweisen würden. Von der Einrichtung englischer Ersatzstunden am Gymnasium an Stelle des Griechischen, wie sie der königliche Erlaß fordert, verlautet noch nichts, vielleicht hängt dies mit der Schwierigkeit zusammen, die die Zeitbemessung bietet. Denn für das Englische sind in den drei hier in Betracht kommenden mittleren Klassen am Realgymnasium zusammen 9 und selbst an der Oberrealschule nur 13 Stunden ausgeworfen, der griechische Unterricht in den drei entsprechenden Gymnasialklassen umfaßt dagegen 18 Stunden, die, wenn sie nun dem Englischen zugewiesen werden sollten, die eigenthümliche Folge haben würden, daß das Englische auf dem Gymnasium einen weit intensiveren Betrieb erführe, als auf den realistischen Lehranstalten.

So bleibt als bedeutsamste Einzelheit in der Neuordnung die Verstärkung des Lateinunterrichts, der am Gymnasium von 62 auf 68 Stunden, am Realgymnasium von 43 auf 49 Stunden gebracht wird. Und zwar werden am Gymnasium den drei Klassen Quarta, Unter- und Ober-Tertia je eine achte, den drei obersten Klassen je eine siebente Wochenstunde zugelegt, während am Realgymnasium die sechs oberen Klassen (Unter-Tertia bis Ober-Prima) je eine Stunde Latein mehr erhalten. Um diese Verstärkung des Lateinunterrichts zu ermöglichen, ist am Realgymnasium der französische Unterricht in jeder Tertia, der Physikunterricht in Unter-Sekunda um eine Wochenstunde verkürzt worden, am Gymnasium hat der französische Unterricht in den mittleren Klassen eine Schwächung, in den oberen eine Verstärkung erfahren, bei dem ihm im Ganzen noch eine Stunde zugewachsen ist. Die Gesammtstundenzahl hat am Gymnasium um 7 (1 in Quarta, je 2 in den drei obersten Klassen), am Realgymnasium um 3 (je eine in den drei obersten Klassen) zugenommen. Dabei ist indessen zu bemerken, daß diese Veränderungen z. Th. thatsächlich keine Neuerungen sind. Schon 1895 war den Gymnasien anheimgestellt worden, dem Latein in den oberen Klassen je eine Wochenstunde zuzulegen, eine Befugniß, von der wohl überall Gebrauch gemacht worden ist. Thatsächlich wies also schon seit fünf Jahren der Lateinunterricht am Gymnasium eine Gesammtlehrzeit von 65 Wochenstunden auf, indem die jetzt erlassene Neuordnung den oberen Klassen je eine siebente Wochenstunde offiziell zubilligt, kodifizirt sie nur, was schon seit längerer Zeit Gewohnheitsrecht gewesen ist.

Eine Ergänzung findet diese Stundenvertheilung noch durch eine Einzelanordnung, die nämlich, durch welche ausdrücklich gestattet wird, die Gesammtstundenzahl, die beiden alten Sprachen zusammen auf den oberen Klassen zuge-

wiesen wird, zeitweise etwas anders zu vertheilen, als es in den Lehrplänen geschieht. Anscheinend soll dadurch der in dem königlichen Erlaß aufgestellten Forderung der Beseitigung unnöthiger Formalien im griechischen Unterricht genügt werden.

Im Uebrigen aber ist es sehr bemerkenswerth, wie das Schwergewicht der Neuordnung ganz erkennbar auf den Einzelheiten des königlichen Erlasses liegt, die man im Grunde nur als Konzessionen ansehen kann. Niemandem, der diesen Erlaß aufmerksam liest, kann die Verschiedenheit des Tones entgehen, in dem die einzelnen darin aufgestellten Gesichtspunkte der Beachtung empfohlen werden. Im Gegensatz zu der positiven Form, in der alle sonstigen Forderungen zum Ausdruck gebracht werden, beschränkt sich der Kaiser bei der Verstärkung des Lateinunterrichts auf die Erklärung, daß er dagegen „nichts erinnern" wolle.

Und gerade diese Maßregel, die sich dadurch auf das Deutlichste als ein dem Kaiser abgerungenes Zugeständniß kennzeichnet, gibt der neuen Lehrordnung ihr besonderes Gepräge.

Diese Verstärkung des Lateinunterrichts erscheint der höheren Schulbehörde so unabweislich, daß eine Reihe anderer, gerade auch vom Kaiser selbst betonter Rücksichten dagegen zurücktreten müssen. In demselben Erlaß findet sich die Forderung einer stärkeren Berücksichtigung der Anschauung und der Bedürfnisse der Technik durch den Physikunterricht, die Neuordnung entspricht dieser Forderung dadurch, daß sie unter Beibehaltung der geringen diesem Unterricht am Gymnasium zugewiesenen Stundenzahl ihn am Realgymnasium um eine Stunde verkürzt. Das Französische erfährt zwar am Gymnasium eine Verstärkung um eine, aber am Realgymnasium eine Verkürzung um zwei Stunden. Während noch bei der Dezemberkonferenz 1890 eine Verringerung der gesammten Unterrichtszeit als absolut nöthig erklärt wurde, und eine gewisse Besorgniß vor Ueberbürdung der Schüler auch in den Schlußvorschriften des neuen Erlasses (Forderung ausgiebigerer Pausen) deutlich zum Ausdruck kommt, erhöht der Erlaß die Gesammtstundenzahl am Gymnasium um 7 (bezw. 4), am Realgymnasium um 3 Stunden, die Wochenstundenzahl in den 3 obersten Klassen der letzteren Anstalt steigert er auf 31.

Und man sieht auch auf's Deutlichste den Grund dieser mit solcher Eile ins Werk gesetzten Maßregel, sie soll offenbar die Kompensation bieten für die durch den Erlaß prinzipiell geforderte, praktisch allem Vermuthen nach auch noch recht zweifelhafte Gleichberechtigung der durch die drei bestehenden Arten der höheren Schule repräsentirten Bildungswege. Einen Anhalt dazu bietet die Bemerkung des königlichen Erlasses, daß durch die Gleichberechtigung aller Schulgattungen die Möglichkeit gegeben sei, die Eigenart einer jeden kräftiger zu betonen. Und nun ist es klar, daß man in den leitenden Schulkreisen meint, unter der Herrschaft der bestehenden Verhältnisse komme der spezifische Charakter des Gymnasiums nicht genügend zu seinem Recht, dieses laufe Gefahr seine Eigenart einzubüßen, wenn ihm nicht durch Verstärkung des Lateinunterrichts neue Lebenskraft zugeführt werde.

Gegenüber der Sicherheit, mit der dieser Standpunkt, von den speziellen Vertretern des altklassischen Unterrichts betont wird, dürfte eine kritische Prüfung seiner Berechtigung recht angebracht sein, die mit einigen Zahlenangaben beginnen möge. Wie schon erwähnt, weisen die Lehrpläne von 1892 dem Lateinunterricht am Gymnasium im ganzen 62 Wochenstunden zu, zu denen seit 1895 noch 3 weitere Stunden dadurch gekommen sind, daß wohl alle Gymnasien von der ihnen besonders vertheilten Befugniß, unter Erhöhung der Gesammtstundenzahl in den drei oberen Klassen den Lateinunterricht mit je einer Stunde mehr zu bedenken, Gebrauch gemacht haben. Der Lateinunterricht zählt gegenwärtig also am Gymnasium 65 Wochenstunden, am Realgymnasium 43 Stunden. Was diese Zahlen bedeuten, ergibt ein Vergleich mit den nächstdem am höchsten bedachten Lehrfächern, das sind Mathematik und Rechnen an der Oberrealschule mit 47, Französisch an der Oberrealschule ebenfalls mit 47, Griechisch am Gymnasium mit 36, Deutsch an der Oberrealschule mit 34, Mathematik und Rechnen am Gymnasium mit ebenfalls 34, Französisch am Realgymnasium mit 31 Wochenstunden.

Oder bei einer anderen Zusammenstellung: Für die alten Sprachen sind am Gymnasium zusammen 101, am Realgymnasium 43, für die neueren Sprachen am Gymnasium 19, am Realgymnasium 49, an der Oberrealschule 72, für Mathematik und Naturwissenschaften zusammen am Gymnasium 52, am Realgymnasium 72, an der Oberrealschule 83 Wochenstunden im Ganzen ausgeworfen.

Faßt man die oberen Klassen speziell ins Auge, so werden jetzt von 29 wissenschaftlichen Wochenstunden am Gymnasium 13, das ist beinah die Hälfte, auf den Unterricht in den alten Sprachen verwendet, mit dem auch noch die Lehrfächer Deutsch, Französisch und Geschichte in einem gewissen Konnex stehen; die außerhalb dieses Konnexes stehenden exakten Fächer sind in jeder dieser Klassen auf 6 Wochenstunden im Ganzen (4 Mathematik, 2 Physik) angewiesen.

Der bloße Anblick dieser Zahlen lehrt, daß die Besorgniß einer Vernachlässigung der altsprachlichen Fächer unbegründet ist. An die für das Latein am Gymnasium ausgeworfene Stundenzahl reicht die Dotation keines anderen Einzelfaches, an die dem Gesammtgebiet der alten Sprachen zusammen am Gymnasium gewährte Lehrzeit die Dotation keines einzigen anderen Wissensgebietes auf irgend einer der höheren Schulen heran.

Nimmt man nun dazu die Prüfungsordnung, nach welcher in der Reifeprüfung des Gymnasiums ein gleichzeitiger Ausfall in beiden alten Sprachen ohne Weiteres das Nichtbestehen der Prüfung mit sich bringt, während ein Ausfall in der Mathematik durch Mehrleistungen in Latein, Griechisch oder Deutsch ohne weiteres gedeckt werden kann, und verschließt man sein Auge nicht vor der Thatsache, daß die meist nur philologisch gebildeten Prüfungskommissare und Direktoren gern bereit sind, den Ausfall in der Mathematik durch Mehrleistung in den alten Sprachen auszugleichen, aber schwierig darin, eine Mehrleistung in der Mathematik als vollgültige Kompensation für einen Ausfall im Latein anzusehen, erwägt man alle diese Umstände zusammen, so darf man wohl das als sichere Thatsache hinstellen, daß für eine stärkere Betonung der Eigenart des Gymnasiums, als sie auch gegenwärtig schon möglich ist, kein zwingendes Bedürfniß vorliegt.

Warum drängen denn nun aber die Vertreter des Lateins mit solcher Entschiedenheit auf die Vermehrung ihrer Stundenzahl, das darf man billig fragen, namentlich auch mit Rücksicht auf den numerischen Effekt der in Aussicht genommenen Neuerung, die die Gesammtstundenzahl für das Latein von 65 auf 68, die Wochenstundenzahl in den mittleren Gymnasialklassen von 7 auf 8 bringen würde. Die Antwort lautet, diese scheinbar nur geringe Vermehrung ist wertvoll, weil sie einen intensiveren Betrieb des grammatischen Unterrichts ermöglichen wird, denn diesem wird die Vermehrung zu gute kommen, das steht schon jetzt fest.

Man ist unzufrieden mit der in der Reifeprüfung, namentlich in dem durch diese Prüfung geforderten lateinischen Skriptum überall hervortretenden grammatischen Unsicherheit, man hofft dieser durch gründliche Ausnutzung der neu gewährten Stundenzahl wirksam entgegentreten zu können.

Daß gerade diese Verwerthung der den Vertretern des Lateinunterrichts gemachten Konzession im Sinne des Kaisers liegt, wird man nach so manchen Anzeichen billig bezweifeln können, man wird dies umsomehr, wenn man den schon erwähnten Passus des neuen Erlasses ins Auge faßt, der den griechischen Unterricht von allen „unnützen Formalien" ausdrücklich entlastet wissen will; es ist unwahrscheinlich, daß diese unnützen Formalien aus dem Unterricht in der einen Sprache feierlich herausgewiesen werden sollen, nur um ihren Einzug in den Unterricht in der Schwestersprache zu halten.

Indessen dem sei wie ihm wolle, nehmen wir an, der erstrebte Zweck sei an sich gut, so wird man doch bezweifeln

dürfen, ob er auf diesem Wege wirklich erreicht werden wird. Dieselbe Klage, die jetzt erhoben wird, wurde schon vor sechs Jahren erhoben, die Folge war die bereits erwähnte Ermächtigung zur Einführung der siebenten Wochenstunde im Latein, von welcher Ermächtigung, wie erwähnt, überall Gebrauch gemacht wurde, ja gemacht werden mußte, wenn eine Anstalt sich nicht das Mißfallen der Aufsichtsbehörde zuziehen wollte. Jetzt wird auf der Mittelstufe die achte Wochenstunde für das Latein eingeführt werden, man kann mit Sicherheit voraussagen, daß die Klagen auch nach dieser Neuerung ebensowenig verstummen werden, wie sie nach der Einführung der siebenten Wochenstunde in den oberen Klassen zum Schweigen gekommen sind. Es geht mit dieser Vermehrung der Lateinstunden, wie mit den Getreidezöllen, für die einseitigen Fachvertreter, die Fach-Agrarier, wird keine Vermehrung jemals genügen.

Sie wird darum nicht genügen, weil sie auf einer vollkommenen Verkennung der Gründe der Erscheinung beruht, zu deren Bekämpfung sie dienen soll. Jeder unbefangene Beurtheiler wird sich sagen müssen, daß die grammatische Sicherheit, die erstrebt wird, auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen schon längst hätte erreicht werden müssen, wenn wirklich das Maß der Unterrichtszeit der wesentlichste Faktor für den Erfolg eines Unterrichts wäre. Wie soll das, was mit 65 Stunden nicht erzielt werden konnte, nun auf einmal mit 68 Stunden zu Stande gebracht werden? Man braucht die Frage nur zu stellen, um die Antwort zu haben.

Und nun nehme man den Vergleich mit anderen Fächern. Vor Jahrzehnten war die Mathematik das unbestrittene Schmerzenskind des Gymnasial-Unterrichts, die Klippe, an der am häufigsten der Gymnasial-Abiturient Schiffbruch litt. Heute liegt die Sache geradezu umgekehrt, bei der Reifeprüfung kommt der Schüler weit häufiger über das Latein, als über die Mathematik zu Falle. Ist dieser Zustand nun etwa die Folge einer Vermehrung der mathematischen Lehrstunden? Keineswegs, die sind seit Jahrzehnten dieselben geblieben; so berechtigt auch der Wunsch der Fachlehrer war, die durch die Unterrichtsordnung von 1856 eingeführte Reduktion dieser Stunden in Tertia auf das mit der Größe des Pensums nicht im Verhältnisse stehende Maß von 3 Wochenstunden wieder rückgängig zu machen, so hat dieser Wunsch doch heute noch keine Aussicht auf Erfüllung. Trotzdem haben sich die Leistungen fast überall gehoben, sie haben sich gehoben, weil man die bessernde Hand an der richtigen Stelle anlegte, durch Verbesserung der Lehrmethode und Innehaltung vernünftiger Grenzen für das Lehrziel. Wenn andererseits durch die Lehrpläne von 1892 eine Herabsetzung der dem Latein gewährten Lehrzeit eingeführt wurde, die im Ganzen zunächst 15, später 12 Stunden betrug, so darf man nicht vergessen, daß durch den gleichzeitig angeordneten Fortfall des lateinischen Aufsatzes die Lehraufgabe des Latein-Unterrichts eine ganz erhebliche Vereinfachung erfuhr. Wie trotz dieser Stunden-Reduktion der altsprachliche und insbesondere der lateinische Unterricht immer noch der den ganzen Lehrplan beherrschende Unterricht geblieben ist, das ist bereits oben zahlenmäßig nachgewiesen worden.

Hier liegt nun aber der Hase im Pfeffer. Nicht in der angeblichen Unzulässigkeit der vielmehr auch jetzt noch reichlich genug bemessenen Lehrzeit für den Lateinunterricht liegt die Ursache der Klagen über den geringen Erfolg dieses Unterrichts, sie liegt ganz allein darin, daß die Lehrer des Faches auch heutzutage diesem Unterricht ein Ziel stecken, von dem der Geist der Schüler und zwar gerade auch der begabtesten Schüler nichts mehr wissen will. Es ist eine Thatsache, daß die formelle Sicherheit in der Grammatik sich vielfach immer noch am häufigsten bei den mechanischen Köpfen findet, den geistig unselbständigen Naturen, deren Weisheit nicht über die Erlangung einer gewissen Routine in der Anwendung vorgeschriebener Regeln hinaus reicht.

Die begabteren Naturen wehren sich instinktiv gegen den grammatischen Betrieb des Lateins, natürlich weisen auch die befähigteren Schüler vielfach eine genügende Sicherheit in der Grammatik auf, aber es dürfte kaum vorkommen, daß ein besser begabter Schüler an diesem Unterricht irgend welche Freude empfände und sich einer von diesem Unterricht ausgehenden inneren Förderung bewußt wäre. Vielmehr steigt bei diesen Elementen fast überall ganz von selbst ein Zweifel an den Nutzen dieses ganzen Unterrichts auf, sie fragen sich, wozu sie eigentlich soviel Zeit auf die Erlangung der Fähigkeit zum praktischen Gebrauch einer Sprache verwenden, die eine direkte Beziehung zu dem Leben der Gegenwart nicht besitzt.

Diesem Sachverhalt, dessen wirkliches Vorhandensein für keinen Kenner der thatsächlichen Zustände zweifelhaft sein kann, sollte eine vernünftige Unterrichtspolitik Rechnung tragen, sie sollte und könnte es auch, ohne darum besorgen zu müssen, daß die klassische Bildung, an der zweifellos ein großer Theil gerade der besten Elemente in den führenden Kreisen unserer Nation mit Zähigkeit festhält, dadurch gefährdet würde.

Gerade im Interesse der Erhaltung dieses Bildungsideals liegt es, daß es von allen den Zuthaten befreit wird, die an sich keine seiner wesentlichen Bestandtheile sind, die vielmehr nur als zufällige, aus der geschichtlichen Entwickelung entsprungene äußere Anhängsel angesehen werden müssen.

Das ist ja auch auf diesem Gebiete, wie auf so manchem anderen die Schwierigkeit, daß die reine durch die Sache selbst gegebene Verkörperung des Begriffs mit der zufälligen Gestalt im Kampfe liegt, die dieser Begriff unter dem Einfluß der geschichtlichen Entwicklung allmählich angenommen hat. Die Versöhnung dieses Gegensatzes zwischen den Forderungen, die sich aus den Sachverhältnissen an sich vermöge ihres reinen von allen Schlacken gereinigten Begriffes ergeben und denen, die die von tausend zufälligen und äußerlichen Umständen bedingte allmähliche Wandlung dieser Verhältnisse im Laufe der Jahrhunderte zur Folge hat, diese Versöhnung das ist ja überhaupt auf allen Gebieten des geistigen und des öffentlichen Lebens die große Aufgabe unserer Zeit.

Um die Anwendung auf das Schulleben zu machen, so ist der wahre Ursprung der Rolle, die auf unseren höheren Schulen die alten Sprachen spielen, ja doch kein anderer, als der, daß diese Sprachen vor Zeiten die einzigen Träger aller höheren Kultur für unsere Nation gewesen sind. Das hat sich inzwischen in ganz außerordentlichem Grade geändert, aber die Schuleinrichtung, die die alten Sprachen in den Mittelpunkt des Unterrichts stellte, ist geblieben und viele, gerade geistig sehr hochstehende Männer möchten auch heute noch für sich und ihre Söhne auf die Bildung, deren Grundlage das klassische Alterthum bildet, nicht verzichten, sie hängen mit allen Fasern ihres Herzens an dieser Bildung, weil sie in ihr auch heute noch eine Verkörperung ihres Bildungsideals erblicken.

Aber auch der begeistertste Freund der klassischen Bildung wird nicht in Abrede stellen wollen, daß die für sein Bildungsideal bestimmenden Momente wesentliche Verschiedenheiten gegen die Umstände aufweisen, auf Grund deren man vor langen Jahrhunderten die alten Sprachen in den Mittelpunkt des Schulunterrichts gestellt hat. Auch das Bildungsideal und mit ihm der Begriff von dem Antheil, der bei Lösung der Bildungsaufgabe dem Schulunterricht zufällt, hat sich im Laufe der Zeit gewandelt, wir dürfen sagen, daß diese Wandlung in einer immer zunehmenden Reinigung dieses Ideals und dieses Begriffs von allem zufälligen und unwesentlichen Beiwerk bestanden hat. Mehr als je zuvor sind wir bestrebt unser Schulwesen auf eine vernünftige, aus dem innersten Zweck des Unterrichts die Norm für seine Gestaltung fortleitende Grundlage zu stellen.

Ueber diese Grundlage selbst besteht auch wohl nirgends ein Zweifel. So weit auch die Anschauungen sonst auseinandergehen mögen, darüber herrscht Einigkeit, daß das letzte Ziel der Erziehung kein anderes ist, als die Bildung der geistig freien, innerlich gefesteten Persönlichkeit, die zur

selbständigen Stellungnahme gegenüber den wechselnden Verhältnissen des Lebens, zum kräftigen Mitschaffen an der weiteren Entwicklung der menschlichen Kultur sowohl die Fähigkeit als auch den Willen besitzt.

Und auch darüber wird wenigstens an den meisten Stellen kein Zweifel herrschen, daß der Hauptantheil an dieser Erziehung der Schule nur ausnahmsweise zufallen wird, daß diese Erziehung zum großen Theile das Werk anderer Faktoren ist, des Elternhauses, des durch die persönlichen Verhältnisse bedingten Verkehrs, und zum nicht geringsten Theile der Lebensentwicklung des Einzelnen selbst.

Die Aufgabe der Schule kann nur die sein, dieser Erziehung, die unvermeidlicher Weise durch zufällige und individuelle Momente bestimmt wird, die unentbehrliche Ergänzung dadurch zu geben, daß sie der geistigen Entwicklung des Einzelnen den Zusammenhang mit der gesammten Kulturentwicklung eröffnet und sichert, diese von der Einzelerziehung durch das Haus nicht wohl zu lösende Aufgabe erfüllt sie in der Weise, daß sie durch den Inhalt des von ihr ertheilten Unterrichts ihren Zöglingen ein tieferes Verständniß der allen Einzelerscheinungen und Sondergestaltungen des Lebens zu Grunde liegenden allgemeinen Verhältnisse vermittelt.

Zwei Wege stehen ihr für diesen Zweck offen, zwei Wege, in deren besonderer Art auch hier der Gegensatz zur Erscheinung kommt, dessen Versöhnung als die Aufgabe unserer Zeit vorhin bezeichnet wurde. Das diesem Verständniß für die das ganze Kulturleben bestimmenden Faktoren kann durch eine Betrachtung der diesen Faktoren zu Grunde liegenden natürlichen Bedingungen, der ihr Wesen an sich bestimmenden Umstände gewonnen werden, es kann auch gewonnen werden durch eine an die geschichtliche Wandlung dieses Kulturlebens anknüpfende, den Inhalt dieses Lebens aus dem Gange seiner Entwicklung erschließende Betrachtung.

(Schluß folgt.)

Magister.

Parlamentsbriefe.

X.

Eine interessante Praxis bilden gegenwärtig unsere Minister aus; sie antworten auf Reden, die im Reichstage gehalten werden, ihrerseits im Abgeordnetenhause, obwohl sie nicht allein Gelegenheit, sondern auch direkt Veranlassung gehabt hätten, den Diskussionen im Reichstage beizuwohnen. So hat Herr von Rheinbaben auf eine Rede des Abgeordneten Müller (Meiningen) über die Theatercensur, Herr Schönstedt auf eine Rede des sozialdemokratischen Abgeordneten Heine in einer Tonart geantwortet, welche mit Nothwendigkeit zu persönlichen Bemerkungen führen muß. Als in der Zeit des Militärkonflikts Herr von Roon einmal im Herrenhause sprach, lobte er die angenehme Temperatur, die in diesem hohen Hause herrsche. Die Zeiten haben sich geändert; inzwischen ist auch die Temperatur im Abgeordnetenhause für die Minister eine sehr angenehme geworden. In den Reichstag zu gehen überlassen sie ihren Kommissarien, und diese ziehen es unter Umständen vor, einen Redner durch unparlamentarische Zwischenrufe zu unterbrechen, statt ihn mit Gründen zu widerlegen.

Dem Herrn Justizminister ist die angenehme Temperatur des Abgeordnetenhauses ganz besonders zu Statten gekommen. Es hat sich eine stattliche Mehrheit gefunden, welche sein Verhalten in Beziehung auf die Benachtheiligung der Israeliten bei der Ernennung von Notaren geradezu gebilligt hat. Zu dieser Mehrheit gehörte auch das Centrum, welches die „Parität“ zwar für die Anstellung von Katholiken in höheren Aemtern mit Eifer fordert, für die Anerkennung der Gleichberechtigung der Juden aber nichts thun will.

Der unbestreitbare Satz, daß kein einzelner Beamter einen persönlichen Anspruch auf Verleihung einer bestimmten Stelle erheben kann, wird für genügend erachtet, um die Thatsache zu entschuldigen, daß nunmehr seit einer Reihe von Jahren kein jüdischer Assessor in irgend einem Zweige drr Verwaltung, Eisenbahn und Steuer mit eingeschlossen, angestellt, daß kein jüdischer Richter zu einem höheren Richteramt berufen worden ist, ja daß in der letzten Zeit sogar mit Verleihung von Kommissorien an jüdische Assessoren nur in seltenen Ausnahmefällen vorgegangen ist. Es bleibt eben jüdischen Assessoren nur die Advokatur, und auch hier werden sie benachtheiligt, indem ihre Ernennung zu Notaren verzögert wird, ohne daß gegen ihre Person die geringste Einwendung erhoben werden kann.

Die freisinnige Partei hat bei ihrem Unternehmen, diese Zustände zu rügen, eine vorauszusehende parlamentarische Niederlage erlitten, deren sie sich nicht zu schämen braucht. Solche Zustände sind nur zu heilen, wenn man nicht müde wird, den Finger immer von Neuem auf die Wunde zu legen. Grade im Anfang eines neuen Jahrhunderts muß man mit Kraft und Muth an solche Aufgaben gehen.

Der Minister des Innern hat Veranlassung genommen, sich über die Nichtbestätigung des Dr. Dullo in Königsberg und ähnliche Fälle auszusprechen. Er wirft Herrn Dullo vor, sich zur Sozialdemokratie zu „neigen“ und in politischen Versammlungen eine aufreizende Sprache zu führen. Dagegen ist ein Herr, der einige sehr aufreizende Wahlflugblätter agrarischen Inhalts unterzeichnet hatte, ohne Bedenken als Landrath bestätigt worden, indem ihm als mildernder Umstand zu Gute gehalten wurde, daß er diese Flugblätter nur *unterschrieben* und nicht *selbst verfaßt* hatte.

So traurig diese Zustände sind, so kann man sich damit trösten, daß es Wolken sind, die plötzlich verschwinden können, wie ähnliche Wolken schon öfter verschwunden sind. Ein dauerndes Unglück, das schwer wieder gut zu machen ist, und nicht auf politische Tendenzen zurückgeführt werden kann, ist die veränderte Organisation des Gerichtsvollzieherwesens, durch welche ohne Mitwirkung der gesetzgebenden Gewalt die Justizgesetzgebung von 1879 in einem ihrer Pfeiler erschüttert worden ist.

Als Gründe für diese Neuerung ist erstens angeführt, daß einige Gerichtsvollzieher unanständig viel Geld verdient haben und ferner, daß die Gerichtsvollzieher zuweilen den Schuldner zu hart angefaßt haben. Daß niemand zu viel Geld verdiene, dafür ist bei uns eine väterliche Regierung unablässig bemüht; nur von den Agrariern wird angenommen, daß sie nie zu viel verdienen können. Was den zweiten Grund anbetrifft, so kann kein Gerichtsvollzieher einen Schuldner härter anfassen, als das Gesetz es zuläßt.

Unsere Civilprozeßordnung hat das Vollstreckungswesen sehr human geordnet; will man noch weitere Erleichterungen auf dem Wege der Gesetzgebung einführen, so läßt sich ja darüber reden. Aber wo das Gesetz den Schuldner nicht schützt, soll ihn der Gerichtsvollzieher nicht nach seinem subjektiven Ermessen schonen. Nicht allein aus Berlin, sondern auch aus mittleren und kleineren Städten wird darüber Klage geführt, daß es dem Gläubiger sehr erschwert ist, seinen Anspruch zur Vollstreckung zu bringen. Und wenn ein Urtheil nicht vollstreckt werden kann, so ist es gleichgültig, ob es gefällt ist.

Mit derselben Hartnäckigkeit, wie der Justizminister die neue Gerichtsvollzieherordnung, vertheidigt der Eisenbahnminister die D-Wagen, die wiederholt so entsetzliches Unglück angerichtet haben. Es ist schwer zu begreifen, daß die engen Seitengänge ein wirklicher Vorzug der Konstruktion sind, aber den Vortheil, der in der Platzkartengebühr liegt, begreift Jedermann, mit Ausnahme dessen, der sie zahlen muß.

Proteus.

Zu Max v. Pettenkofer's Tode.

Am 10. Februar verstarb zu München, in der Stadt, die länger als ein halbes Jahrhundert der Sitz seines unermüdlichen und schöpferischen Wirkens gewesen war, Max v. Pettenkofer, der Begründer und der Erbauer der experimentellen Hygiene. Der Dahingeschiedene war einer der hervorragendsten Naturforscher des neunzehnten Jahrhunderts, als Forscher, als Mann der That, ja auch als Schriftsteller eine ausgesprochene und seltene Persönlichkeit. Zudem war ihm vom Schicksal beschieden, was nur ganz wenigen Menschen je zu Theil geworden. Er schuf sich selbst das ganz neue Arbeitsgebiet, das seiner Eigenart entsprach; es war ihm vergönnt, dieses große, von ihm scharf umgrenzte Gebiet in allen seinen Theilen auszubauen und mit Hilfe einer großen Zahl hervorragender Schüler in den Einzelheiten zu vollenden. Am Abend seines Daseins konnte er auf das im Wesentlichen vollendete Lebenswerk zurückblicken, konnte er, des Dankes und der uneingeschränkten Anerkennung seiner Leistungen sicher, noch selbst erleben, welche reichen Früchte für die gesammte Gesellschaft seine Arbeit trug, deren Ausgangspunkt und Grundgedanke die Erhaltung und Steigerung der menschlichen Gesundheit gewesen war.

Die Gesundheitslehre ist eine selbständige Wissenschaft erst im neunzehnten Jahrhundert geworden, zu dessen Ende sie sich allmählich sogar zum mächtigsten und wichtigsten Theil der gesammten Heilkunde herausgebildet hat. Eine solche Entwickelung konnten natürlich nicht selbst die glänzendsten Gaben und Leistungen einzelner Forscher herbeiführen; das Hervortreten und Ueberwiegen einer derartigen neuen Richtung konnte nur die Folge mächtiger sozialer Umgestaltungen und der dadurch bewirkten Aenderungen in der Auffassung von der Bedeutung der Gesundheit für die gesammte Bevölkerung sein. Vor dem Eintritt dieser sozialen Umformungen des neunzehnten Jahrhunderts war die Sorge für die Erhaltung der Gesundheit lediglich die Aufgabe des Einzelindividuums. Die Gesammtheit wurde durch die Krankheit und den Tod ihrer einzelnen Mitglieder nur dann in Mitleidenschaft gezogen, wenn diese mit materiellen Opfern verknüpft waren; gegen Volksseuchen zudem war die Gesellschaft mit Ausnahme der eben eingeführten Pockenimpfung nahezu machtlos. Im neunzehnten Jahrhundert und zwar schon in dessen erster Hälfte traten jene mächtigen Umwälzungen ein, welche durch das Entstehen der Industrie, die Ausbildung der Verkehrswege, die Anhäufung der Bevölkerung in den großen Städten gekennzeichnet sind. Dadurch erhielt auch die Erhaltung der Gesundheit des Einzelnen einen materiellen Werth für die Gesammtheit; zudem brach die Erkenntniß durch, daß diese Erhaltung meistens nicht in der Macht des bedrohten Einzelindividuums liegt, sondern meist nur durch die gemeinsame Thätigkeit und die gemeinsamen Mittel der ganzen Gesellschaft bewirkt werden kann. Schließlich führte der für Europa ganz neue Einbruch der Cholera zu Beginn des vierten Jahrzehnts und die erfolgreichen Abwehrmaßregeln, deren Erprobung zuerst England sich unterzog, zu der Erkenntniß, daß auch eine Volksseuche *vermeidbar* sei und zwar wiederum durch Vorbeugungsmaßregeln der Städtereinigung, deren Ausführung Aufgabe der Gesammtheit ist. Durch diese Aenderung in der Auffassung von der Bedeutung der Gesundheit war der Boden für das Einsetzen des Forschers gegeben.

Pettenkofer war der Begründer und Führer der einen der drei Richtungen deutscher hygienischer Forschung. Die Vertreter der beiden anderen Richtungen sind Rudolf Virchow und Robert Koch. Alle drei Forscher traten je nach ihren verschiedenen Anlagen und von verschiedenen Ausgangspunkten an die Aufgaben heran, die sie sich selbst gestellt. Die Inangriffnahme der Forschung von entgegengesetzten Polen aus hatte zur nothwendigen Folge, daß zuletzt die Arbeiten der verschiedenen Richtungen an den Grenzgebieten sich berührten und daß sogar energische Zusammenstöße nicht ausblieben. Der nothwendige und schließlich auch nicht ausgebliebene Ausgleich der Meinungsverschiedenheiten hatte natürlich zuletzt nur neue Fortschritte zum Ergebniß. Virchow und Koch fußten auf der Vorarbeit anderer, wodurch ihr eigenes Verdienst natürlich nicht geringer war. Pettenkofer war bei der Umgrenzung seines Arbeitsgebiets durchaus selbstständig und sofort bahnbrechend. Virchow, dessen hervorragende Leistungen auf dem Gebiete der Pathologie leicht dazu führen konnten, zu übersehen, daß er einer unserer hervorragendsten und führenden Hygieniker ist, sagte einmal vor langen Jahren von sich, daß seine Studien über Krieg, Hunger und Pestilenz einen entscheidenden Einfluß auf die Stellung ausgeübt hätten, welche er im öffentlichen Leben eingenommen habe. Umgekehrt kann man auch behaupten, daß gerade die Stellung Virchow's zum öffentlichen Leben seiner hygienischen Thätigkeit den Stempel aufgedrückt hat. Für Virchow ist die Gesundheitslehre durchaus identisch mit dem, was man neuerdings *Sozialhygiene* nennt. Er schließt auf die Gesundheit von deren Störungen, von den Krankheiten, die ihm Aeußerungen des Lebens unter veränderten Bedingungen sind. Auch Volkskrankheiten, mögen sie geistig oder körperlich sein, sind für ihn Zustände des Volkslebens unter abnormen Bedingungen, die auf Mangelhaftigkeit der Gesellschaft zurückdeuten, und deren Beseitigung Aufgabe des Staates oder der Gesellschaft ist. An diese Virchow'sche Auffassung knüpft die neueste Phase in der Entwicklung der Hygiene nach langem Umwege mit Entschiedenheit wieder an. — Die Forschungen von Robert Koch nahmen bekanntlich ihren Ausgangspunkt ebenfalls von rein pathologischen Gesichtspunkten. Er begann mit Untersuchung der mikroparasitiven Krankheitserreger, ob sie nun die Erzeuger von Einzelkrankheiten oder von Volksseuchen waren. Die von ihm eingeführten neuen erfolgreichen Untersuchungsmethoden lehrten uns die zahlreichen Krankheitserreger und deren Eigenschaften erkennen und gaben die Mittel zu deren Bekämpfung und Vernichtung an die Hand. Die von Koch begründete Forschung kam im Laufe zweier Jahrzehnte ebenfalls zu einem gewissen Abschluß, dessen Ergebniß eine außerordentliche Fülle glänzender thatsächlicher Errungenschaften war. In ihren Folgerungen aber stellte sich die Koch'sche Schule schließlich auf den Standpunkt, daß die Vernichtung der Infektionskeime der überwiegend wichtigste Punkt für die Erhaltung der Volksgesundheit sei. Die bakteriologische Richtung mit ihrem Ausläufer, der experimentellen Therapie, ist allerdings durch ihre Ergebnisse zu einer unschätzbaren und unentbehrlichen Helferin der individuellen Heilkunde geworden. Für die Hygiene dagegen ist ihre Auffassung eine zu einseitige geworden, um deren Aufgaben mit Ausnahme der einen wichtigen, der Seuchenvorbeugung, gerecht zu werden.

Von einem ganz anderen originellen und äußerst fruchtbaren Gesichtspunkte aus ging Pettenkofer an den Ausbau des ihm zugefallenen Theils der Hygiene heran. Seine Richtung war durch seine ganze Vorbildung begründet. Pettenkofer war Arzt, aber er war es mehr seinem Titel, als seiner Auffassung und Thätigkeit nach. Er hatte nicht nur seine Studien als Mediziner beendet und durch ein Examen beglaubigt, sondern auch die als Pharmazeut. In vorderster Reihe aber war er Chemiker. Als solcher war er Schüler von Scherer und besonders Anhänger von Liebig. Nachdem er im Jahre 1843 im Alter von 25 Jahren (er war am 3. Dezember 1818 zu Lichtersheim bei Neuburg an der Donau geboren) in München den medizinischen Doktorgrad erworben, widmete er sich zuerst physiologisch-chemischen Sonderstudien, die zahlreiche werthvolle Einzelbeiträge zum Ergebniß hatten. Zur Sicherung seiner äußeren Lage hatte er seit 1845 die Stellung eines chemischen Assistenten beim Hauptmünzamt angenommen, die ihn in Berührung mit technischen Fragen brachte. Im Jahre 1847 erhielt er die Stellung eines außerordentlichen Professors der diätetischen Chemie und wurde durch diese Thätigkeit allmählich der systematischen Beschäftigung mit der Hygiene zugeführt. Im Jahre 1853 zum ordentlichen Professor ernannt, kämpfte er seitdem für

die Errichtung eigener Lehrstühle für die Hygiene, deren erster ihm selbst 1865 übertragen wurde. Aber erst 1875 wurde das erste hygienische Institut in München eröffnet, das unter seiner Leitung erbaut und eingerichtet worden war. Er stand an dessen Spitze bis zum Jahre 1894, in dem er in den Ruhestand trat.

Die Auffassung, welche Pettenkofer von den Aufgaben der Hygiene hatte, waren denen der Vertreter der beiden anderen Richtungen, wie sie oben gekennzeichnet sind, diametral entgegengesetzt. Pettenkofer ging an seine Aufgaben überhaupt nicht als Arzt heran, der von den Abweichungen von der Norm ausgeht, sondern als experimentirender Naturforscher, der die Grenzen feststellt, in denen unter dem Einfluß der auf den Menschen wirkenden Aeußerungen die Gesundheit gewahrt und erhöht wird. Er bezeichnet als das Forschungsgebiet der Hygiene alles das, was zur Erhaltung und Stärkung jedes normalen körperlichen und seelischen Zustandes beiträgt, welchen man Gesundheit nennt und der aus einer Summe von Funktionen des Organismus besteht, deren harmanisches Zusammenwirken es uns erleichtert, den Kampf ums Dasein zu bestehen. — Die Störungen dieser Harmonie heißen Krankheiten. Die Bestrebungen, die Ursachen und die Natur der Krankheiten zu erkennen, hat die medizinische Wissenschaft in der Pathologie, und die Bestrebungen, die Krankheiten zu heilen, in der Therapie zusammengefaßt und weiter entwickelt. Erst jetzt fängt man an, es auch als besondere medizinische Aufgabe zu betrachten, die Mittel zu studiren, welche man anwendet, um den gesunden Zustand des Körpers nicht nur möglichst zu bewahren, sondern auch möglichst zu „erhöhen“. Die Pettenkofer'sche Hygiene beschäftigt sich mit Krankheitserscheinungen also nur insoweit, als deren Eintritt ein Zeichen für das Bestehen äußerer Einwirkungen anzeigt, die anfangen die Erhaltung der Gesundheit zu gefährden. Damit ist für ihn die Hygiene nicht mehr eine Wissenschaft, welche sich mit pathologischen Zuständen näher abgibt, sondern „eine auf das praktische Leben angewendete Physiologie“. Aber während die bisherige Gesundheitslehre nur individuell, zum Schutze des Einzelnen, der in der Lage war, sich für sein Leben günstige Bedingungen zu verschaffen, und rein empirisch betrieben worden sei, käme es uns zu, zu bedenken, daß die Gesundheit ein wirthschaftliches Gut sei und deshalb die Lehre von der Gesundheit ein Theil der Nationalökonomie. Wie diese letztere die Lehre von der Wirthschaft mit den realen Gütern sei, so solle die Hygiene die Lehre von der Gesundheitswirthschaft werden. Auch der Werth der Gesundheit lasse sich in Geldsummen berechnen, deren Gewinn und Verlust der Gesammtheit, nicht dem Einzelnen auf Rechnung gesetzt werde. Gegenstand der Forschungen des Hygienikers sind daher nach Pettenkofer die Dinge der Außenwelt in ihrer Einwirkung auf die Gesundheit des menschlichen Organismus. Folgerichtig ist nach Pettenkofer die experimentelle Hygiene nicht ausschließlich die Aufgabe des Arztes, sondern auch des Architekten, des Ingenieurs und des Verwaltungsbeamten. Vor allem gehört ins Bereich der Hygiene auch die Gesundheitstechnik. Darum sollten wenigstens in größeren Instituten, die der Forschung und dem Unterrichte dienen, der Arzt und der Gesundheitstechniker gleichzeitig und gemeinsam vertreten sein.

Bei dieser Auffassung werden die Forschungsmethoden des Hygienikers außerordentlich vielgestaltig. Sie umfassen geradezu das Gebiet der gesammten Naturwissenschaft und nur das Problem, dem diese Forschung gilt, bleibt einheitlich. Es ist daher leicht verständlich, wie vielseitig gebildet der moderne Hygieniker sein muß, der in letzter Linie doch Arzt zu bleiben hat, um zu beurtheilen, ob und in welcher Weise der Bereich der Gesundheit durch äußere Einwirkungen beeinflußt wird. Um wie viel höher aber ist die Vielseitigkeit des Forschers und seine Arbeitsfähigkeit anzuschlagen, der es zu Wege gebracht hat, dieses Problem nicht nur zu umgrenzen, sondern in allen wesentlichen Theilen durch eigene Untersuchungen auszubauen. Das aber war Pettenkofer's unsterbliches Verdienst. Die Wirkung aller jener physikalischen und chemischen Faktoren der Außenwelt, zu denen der menschliche Organismus in Beziehung tritt, machte er zum Gegenstande seiner Untersuchungen oder ließ sie wenigstens durch seine Schüler bearbeiten. Vor allem waren zwei verschiedene Gebiete Lieblingsgegenstand seiner Untersuchungen, der Einfluß der Zustände unserer Behausungen auf den Körper und der Einfluß der Ernährung. Was den ersten Punkt betrifft, so ist die Frage der Luftverderbniß durch menschliche Athmung und Berufsthätigkeit, die Frage der Ventilation, Beheizung und Beleuchtung systematisch experimentell von ihm und seinen Schülern zum Abschluß gebracht worden. Auch scheinbar ferner liegende Gegenstände, wie die Ursachen der Mauerfeuchtigkeit, die Porenventilation, die Ansaugung von Grundluft aus dem Boden in die Häuser und viele andere verwandte Fragen wurden von ihm in ihrer Beziehung auf die Gesundheit und in Hinsicht auf die technische Möglichkeit der Abhilfe erforscht. Ganz scharf wurden die Daten für die Lufterneuerung, für die Grenzen, innerhalb deren gesundheitsschädliche Gase wie die Kohlensäure in der Außenluft enthalten sein dürfen, und ähnliche Probleme, mittes sinnreicher Apparate beobachtet. Und dem Techniker war es nunmehr ein Leichtes, an der Hand der ihm gegebenen Daten den Forderungen der Gesundheitslehre zu entsprechen. Wenn wir jetzt von dem Bau moderner, allen Anforderungen der Hygiene in Bezug auf Lüftung, Heizung, Beleuchtung entsprechender Krankenhäuser, Kasernen, Wohnungen lesen, wenn wir erfahren, welches die Gründe sind, die bei dem gegenwärtigen Wohnungselend die Arbeiterwohnräume als übervölkert erscheinen lassen, so müssen wir dessen eingedenk bleiben, daß wir alle Grundlagen für diese „Forderungen der modernen Hygiene“ eben der jahrelangen, mühsamen, experimentellen Forschung von Pettenkofer und seinen Schülern zu danken haben. Der zweite Hauptgegenstand seiner Forschung betraf den Stoffwechsel und die Ernährungsfrage, namentlich in Hinsicht auf die zweckmäßigste Zusammensetzung der Grundbestandtheile unserer Nahrungsmittel in Rücksicht auf Massenernährung und ihrer Beziehung zur Wärmebildung, zur Arbeitsleistung und zur wirthschaftlichen Zweckmäßigkeit. Die Anfänge dieser Untersuchungen gehen in die Jahre 1862 bis 1866 zurück, in denen er gemeinsam mit dem Münchener Physiologen Voit in dem großen von ihnen konstruirten Respirationsapparat die gesammte Stoffwechselbilanz feststellte. Den vollkommenen Ausbau der Ernährungshygiene verdanken wir dann weiter den Arbeiten, die von Pettenkofer und seinen Schülern theils in seinem und dem Institut von Voit, theils selbständig ausgeführt wurden. Hier kommen besonders die Forschungen von Foster, Praußnitz und vor allem von Rubner in Betracht. In den obigen Beispielen sind nur die wichtigsten Gegenstände seiner Untersuchungen hervorgehoben; außer ihnen seien noch kurz seine Studien über die reinigende Wirkung des Bodens, über Kleidung, über Kanalisation und Abfuhr erwähnt. Bei allen diesen Forschungen ist die Methode der Untersuchung bemerkenswerth, die sich durch scharfe Fragestellung und streng induktive, rein experimentelle Beantwortung bei außerordentlicher Beherrschung der Technik auszeichnete und die sich stets an das Wort von Dubois-Reymond hielt, nach dem die einzige Voraussetzung für den Naturforscher die sei, keine Voraussetzungen zu haben. Etwas anders drückte sich übrigens Pettenkofer selbst aus, wenn er einmal sagte: Thatsachen sind nie artig, sie berücksichtigen keine Theorie! Man darf behaupten, daß Pettenkofer stets diesem Grundsatz entsprechend vorging.

Dieses Lebenswerk der experimentellen Hygiene ist die Grundlage unserer gesammten Gesundheitstechnik geworden, und es würde allein ausreichen, um ihn als einen der verdienstvollsten und glücklichsten Naturforscher des neunzehnten Jahrhunderts erscheinen zu lassen.

Aber mit dieser Leistung ist sein Wirken nicht abgeschlossen. Ja, seine Popularität in weiteren Kreisen verdankt er gerade einem anderen Theil seiner Arbeiten, nämlich seiner Thätigkeit als epidemiologischer Forscher. Gerade diese Richtung hat Pettenkofer offenkundig mit einer besonderen

Vorliebe betrieben; er setzt sich hierbei vielleicht sogar in einen gewissen Gegensatz mit seiner eigenen Definition, die dem Hygieniker besonders das Studium der normalen Gesundheit zuschob. Das einigende Moment beider Arbeitsgebiete liegt auch hier wieder in der Methode, in der Pettenkofer unbeugsam und unbeirrt durch Zeitströmung und beliebte, blendende Theorien lediglich die durch Beobachtung gewonnenen Thatsachen sprechen ließ. Zu seinem Studium wurde Pettenkofer durch die Ausbrüche der Cholera veranlaßt. Die Abhängigkeit dieser Krankheit von Jahreszeiten und vor allem von der Oertlichkeit, die bald dauernd oder zeitweise trotz Einschleppung von Außen verschont blieb, bald mit besonderer Hartnäckigkeit befallen wurde, beeinflußte von Anfang an seine Nachforschungen. Seit dem Jahre 1854 bis zum Jahre 1897, wobei namentlich die Seuchenzüge der achtziger Jahre und der Ausbruch der Cholera 1892 in Hamburg ihm Gelegenheit gab, seine früheren Beobachtungen auf ihr Zutreffen zu prüfen, war er ein unermüdlicher Kämpfer für die Richtigkeit seiner Beobachtungen und der aus ihnen entwickelten Theorien. In seinen zahlreichen in Einzelaufsätzen und größeren Werken niedergelegten Mittheilungen nimmt er das Vorhandensein eines belebten Ansteckungsstoffs an, der Anfangs noch hypothetisch war, als dessen Vertreter er aber später den von Koch entdeckten Kommabazillus rückhaltlos anerkannte. Aber seine epidemiologischen Beobachtungen nöthigten ihn zu dem Schlusse, daß derselbe allein nicht ausreiche, um das Entstehen einer Epidemie durch die Uebertragung des Bazillus zu erklären. Hierzu bedürfe es noch anderer Ursachen, einer zeitlichen und örtlichen Disposition und wahrscheinlich außerdem noch einer persönlichen Empfänglichkeit. Von diesem lokalistischen Standpunkt aus bekämpfte er namentlich noch bis in die jüngste Zeit hinein die „Trinkwassertheorie" der Contagionisten", welche die Verbreitung der Keime durch das Trinkwasser erklären wollten, und stützte sich hierbei auf das außerordentlich große von ihm gesammelte Material. Da nach ihm der Ansteckungsstoff nur auf geeignetem Boden wirksam werden konnte, bei Fehlen der zeitlichen und örtlichen Disposition trotz nachgewiesener Einschleppung aber wirkungslos sein mußte, war Pettenkofer ein Gegner der große Summen verschlingenden Quarantänen und Desinfektionsmaßregeln, die den Verkehr doch nicht „pilzdicht" machen könnten. Er sah die Möglichkeit einer Abwehr vielmehr nur in der Reinigung des porösen und für alle Abfälle durchlässigen Bodens und verwies immer wieder auf das Beispiel von England, von dem er sagt: „Um der Cholera den Einzug ins Land zu versperren, sperrte man nicht den Verkehr, sondern ließ seine Entwickelung ungehindert fortgehen, kehrte aber vor der eigenen Thür, richtete in allen größeren Verkehrspunkten gute Entwässerung der Straßen und Häuser ein und sorgte für genügende Zufuhr reinen Wassers, um allen Zwecken der Reinlichkeit mehr gerecht werden zu können." Er war selbst so fest von der Unschädlichkeit der Cholerabazillen allein überzeugt, daß er kurz nach der Hamburger Epidemie jenen berühmt gewordenen muthvollen Selbstversuch machte, bei dem er eine beträchtliche Menge von Reinkulturen jener Keime verschluckte, ohne an typischer Cholera zu erkranken. Die Choleratheorie war für Pettenkofer ein Lieblingsgebiet wissenschaftlicher Diskussionen, auf dem er unerschöpflich war. Es mußte ihm sicher schmerzlich gewesen sein, daß er mit seinen Gründen bei der Mehrzahl seiner Zeitgenossen nicht durchdrang. In der That hat man sich unter Nichtbeachtung der rein epidemiologischen Gründe von Pettenkofer nur lediglich auf die Thatsache gestützt, daß das Experiment bisher keinen Anhaltspunkt für das Vorhandensein besonderer, im verunreinigten Boden sich entwickelnder Reifungsformen gegeben hat, in Theorie und Praxis dem Standpunkt seiner kontagionistischen Gegner angeschlossen. Diese Richtung andererseits erkannte schließlich die Bedeutung der Schutzwirkung eines reingehaltenen Bodens an der Hand der Thatsachen an. Die endliche Lösung des Streitpunkts muß freilich der Zukunft vorbehalten bleiben. In der Praxis nimmt man jetzt den einzig richtigen Standpunkt ein, während des Herrschens der Seuche der Ausbreitung des Ansteckungsstoffs nach Möglichkeit Einhalt zu thun, in den Zwischenzeiten dagegen durch Maßnahmen der Städtereinigung für reinen Boden und reines Gebrauchswasser im Sinne von Pettenkofer zu sorgen.

Auch für den Unterleibstyphus kam Pettenkofer, zugleich hier gestützt durch die Untersuchungen seines Münchener Kollegen Buhl über den Zusammenhang des Grundwasserstandes mit der Typhusfrequenz, zu gleichartigen epidemiologischen Theorien über den Zusammenhang zwischen Typhuserkrankungen und Bodenverunreinigung. Hier setzte Pettenkofer seine Theorien auch in die That um; auf seine Veranlassung erhielt München Kanalisation und Bodenentwässerung, einen neuen Schlachthof und seit 1883 neue Gebirgsquellwasserleitungen. Seitdem hat München in bemerkenswerther Weise aufgehört ein Typhusnest zu sein, und die Stadt darf Pettenkofer noch als seinen besonderen Wohlthäter verehren.

Tief betrauern die Münchener heute ihren Ehrenbürger, den sie auch im persönlichen Verkehr als eine mächtige und wahrhaft große, dabei schlichte und einfache Persönlichkeit lieben gelernt haben. Mit ihnen bewundern wir anderen dankbar sein Werk, das er sicher begründet hat zu dauerndem Nutzen der Gesammtheit und das fest genug ruht, um auf ihm nunmehr weiter fortzubauen, gestützt auf seine unvergänglichen Leistungen.

A. Gottstein.

Aus unserem Citatenschatz.

Ein Fall Winter vor 800 Jahren.

„Wo sie (die Schwärme der Kreuzfahrer) durchziehen und Juden finden, zwingen sie diese zur Taufe, die widerstrebenden bringen sie ohne Zaudern um. So kam es, daß manche Juden in der Noth durch den Quell der Taufe abgewaschen wurden; einige von diesen blieben bei dem angenommenen Glauben, andere kehrten, als es Friede wurde, ebenso zu ihrer argen alten Gewohnheit zurück, wie Hündlein zu ihrem Gespei. Nur ein Beispiel will ich aus vielen Berichten anführen, den Judenmord, der zu Würzburg geschah, damit ich durch die genaue Angabe eines Falles den übrigen besseren Glauben verschaffe. Als im Monat Februar (1147) die Fremden, wie erwähnt wurde, in der Stadt zusammenströmten, fand man durch einen wunderlichen Zufall am 24. Februar den Leib eines Menschen auf, der in viele Stücke zerschnitten war, zwei größere im Mainfluß, eines zwischen den Mühlen bei der Vorstadt Bleicha, andere bei dem Dorfe Thunegersheim; die übrigen Stücke fanden sich außer der Mauer auf dem Wall gegenüber dem Thurm, welcher insgemein Katzenwighaus genannt wird. Und als man alle Theile des zerstreuten Leibes gesammelt hatte, wurde der Leib zu dem Hospital getragen, das unterhalb der Stadt ist, und dort auf dem Kirchhofe begraben. Darauf wurden sowohl Bürger als Fremde von plötzlicher Wuth ergriffen, als wenn sie aus diesem Vorfalle eine gerechte Veranlassung gegen die Juden erhalten hätten, sie brachen in die Häuser der Juden ein, stürmten auf sie und tödteten Greise und Jünglinge, Frauen und Kinder ohne Unterschied, ohne Zaudern, ohne Erbarmen. Wenige retteten sich durch die Flucht, noch wenigere ließen sich, Rettung hoffend, taufen, die wenigsten aber beharrten, als später der Friede wieder kam, beim Glauben. Auch geschahen, wie man behauptete, bei der Bestattung des oben erwähnten Leibes Wunderzeichen, Stumme sollten gesprochen haben, Blinde gesehen, Lahme gelaufen, und andere Zeichen dieser Art. Deshalb verehrten die Fremden jenen Menschen, als ob er ein

Märtyrer wäre, trugen Reliquien des Körpers einher, nannten ihn Theodrich und verlangten, daß man ihn heilig spreche. Und da Sifried, der fromme Bischof der Stadt, mit der Geistlichkeit ihrem Toben und ihrem Irrthum widerstand, so erregten sie gegen den Bischof und die Geistlichkeit eine solche Verfolgung, daß sie den Bischof steinigen wollten und in die schützende Mauer der Thürme drängten, die Canoniker aber wagten in der allerheiligsten Nacht des Abendmahls aus Furcht vor den Verfolgern weder zum Chor hinaufzugehen noch die Mette zu singen".

Aus den Annales Herbipolenses in der Uebersetzung von Gustav Freytag.

Heinrich Heine's Leiden.

Die moderne Kritik sucht im Dichter vorzugsweise den Menschen auf. Sie verzichtet auf das althergebrachte Bild des schönheitsseligen, idealen Träumers und Sehers, der sich auch nach außen hin als eine exceptionelle Persönlichkeit bekundet; sie hat es auch meist schon aufgegeben, ihn nach der berühmten Milieutheorie aus Descendenz, Stammeseigenthümlichkeit und Erziehung zu erklären, sie sucht vielmehr in seinen Werken die Leiden und Freuden des Menschen, die Welt seiner Gefühle und Anschauungen auf, durchaus das Individuelle betonend, seine eigenthümliche Note, das, was ihn von seinen Mitmenschen unterscheidet.

Er ist für uns nicht mehr der Gegenstand blinder Verehrung, sondern ein psychologisches Problem, das wir nur annähernd deuten, aber niemals völlig lösen können. Ein Problem, mit dem sich der Dichter selbst Zeit seines Lebens beschäftigt, denn vorzugsweise ihm ist der Mensch ein ewig unbegreifliches Räthsel, ist er selbst eine große stumme Frage an das All.

Die deutsche Litteratur ist besonders reich an Dichtern, die interessante psychologische Probleme bieten. Dahin gehört manch einer der mittelalterlichen Minnesänger und Epiker, die Mystiker, Romantiker wie Novalis, Brentano, Hoffmann, Kleist, excentrische Stürmer wie Lenz und Grabbe, nicht zuletzt Goethe.

Man hat bei ihnen psychische Abnormitäten, pathologische Zustände, ja direkte Perversitäten entdeckt, bei Grabbe etwa „psychopathische Minderwerthigkeit" festgestellt, bei Brentano und Kleist Spuren von Sadismus nachgewiesen, und, von dem berühmten Schulbeispiel der Perversität, das Rousseau und Swift bieten, abgesehen, mehr denn einen Dichter unter dem Beistande der Medizin in eine neue Beleuchtung gerückt.

Herzlich wenig aber ist bisher für das Problem Heinrich Heine geschehen. Wohl erscheint jahraus jahrein ein Pamphlet, das den jüdischen Dichter in den Augen der Deutschen herabzuzerren sucht, ihm niedrige Instinkte, ein gemeines Leben, widriges Lachen, Verhöhnung alles Idealen, undeutschen Geist und antideutsche Gesinnung vorwirft. Selbst wenn diese Beschuldigungen auch nur ein Körnchen Wahrheit enthielten, was wäre aus ihnen für das psychologische Verstehen des Dichters gewonnen?

Nach innen wie nach außen ist sein Leben von unauflöslichen Widersprüchen durchkreuzt. „Mein inneres Leben", schreibt er einmal, „war brütendes Versinken in den düsteren, nur von phantastischen Lichtern durchblitzten Schacht der Traumwelt, mein äußeres Leben war toll, wüst, cynisch, abstoßend; mit einem Worte, ich machte es zum schneidenden Gegensatze meines inneren Lebens, damit mich dieses nicht durch sein Uebergewicht zerstöre." Als Deutscher erfährt er von Jugend auf die stärksten gallischen Einflüsse. Sein bergisches Heimathland bleibt 1806 bis 1813 von den Franzosen besetzt. Napoleon wirkt auf ihn wie auf so viele urdeutsch gesinnten Zeitgenossen als die Offenbarung einer großen Persönlichkeit. Die Julirevolution macht ihn ganz in französischem Denken und Fühlen heimisch. Dieser Dichter ist Jude, ja sogar ein Jude, der die ganze Tradition seines Stammes in sich spürt, und er ist zugleich vollblütiger Rheinländer. Ein Prophet des heiterfrohen Lebensgenusses schied er ja die Menschen in Juden und Hellenen, „Menschen mit asketischen, bildfeindlichen, vergeistigungssüchtigen Trieben oder Menschen von lebensheiterem, entfaltungsstolzem und realistischem Wesen." Mehr noch ist er Demokrat. Er spricht als einer der ersten in Deutschland kommunistische Ideen aus. Und zugleich hat er vor dem unaufhaltsam hereinbrechenden Kommunismus die Angst des von Natur aristokratischen Künstlers, des individuellen Menschen, der Persönlichkeit. „Das arme Volk ist nicht schön; im Gegentheil, es ist sehr häßlich." „Wir leben im Grunde geistig einsam; durch eine besondere Erziehungsmethode oder zufällig gewählte besondere Lektüre hat jeder von uns eine verschiedene Charakterrichtung empfangen; jeder von uns, geistig verlarvt, denkt, fühlt und strebt anders als die andern, und des Mißverständnisses wird so viel, und selbst in weiten Häusern wird das Zusammenleben so schwer, und wir sind überall beengt, überall fremd, und überall in der Fremde." Er ist Romantiker, ganz in der Wunderwelt des Katholizismus befangen, der Erbe Brentano's und Eichendorff's, und, in der Erkenntniß, daß eine romantische Litteratur der sturmbewegten Zeit widerspricht, versetzt er ihr den Todesstoß. Der geborene Lyriker wird Journalist. „Welche Ironie des Geschickes, daß ich, der ich mich so gerne auf die Pfühle des stillen, beschaulichen Gemüthslebens bette, daß eben ich dazu bestimmt war, meine armen Mitdeutschen aus ihrer Behaglichkeit hervorzugeißeln und in die Bewegung hineinzuhetzen. Ich, der ich mich am liebsten damit beschäftige, Wolkenzüge zu beobachten, metrische Wortzauber zu erklügeln, die Geheimnisse der Elementargeister zu erlauschen, und mich in die Wunderwelt alter Märchen zu versenken . . . ich mußte politische Annalen herausgeben, Zeitinteressen vortragen, revolutionäre Wünsche anzetteln, die Leidenschaften aufstacheln, den armen deutschen Michel beständig an der Nase zupfen, daß er aus seinem gesunden Riesenschlaf erwache."

Diese Widersprüche spiegeln sich wunderbar treu in seinen Dichtungen wieder, die mit allen schrillen Dissonanzen ehrlich und wahrhaft sind. Er war ganz ein Kind seiner maßlos zerrissenen Zeit, einer Uebergangsepoche, der sich eine Welt des Meinens und Fühlens aufthat, die erst wir völlig begriffen haben. Er ließ sich durch diese Widersprüche nicht zermalmen, wie es leicht einem größeren Geiste, dem Genie, geschehen wäre. Sein schmiegsames Talent, die wunderbare Anpassungsfähigkeit des Juden, fand den Weg durch alle Fährnisse hindurch, er wuchs durch diese konträren Einflüsse, die sein Geist erfuhr, und gelangte zu einer Freiheit der Weltanschauung, wie wir sie nur bei Aristophanes und Byron in ähnlicher Art wiederfinden. Der sentimentale Romantiker, der das „Buch der Lieder" schrieb, wurde ein großer Humorist. Man sagt, Heine sei charakterlos gewesen. Er war es nie im moralischen Sinne. Wohl aber verlor er künstlerisch den Charakter, weil er über jede einseitige Betrachtung hinauswuchs. Er verlor den Charakter wie der Kosmopolit Goethe die Nationalität verlor.

* *
*

Heine's seelische Tragödie lag darin, daß ihn das deutsche Volk nicht als seinen geistigen Befreier anerkannte. Wohl hingen sich die lärmenden Geister des jungen Deutschlands an seine Rockschöße, aber die große Mehrzahl sah in dem Hohne, mit dem er Deutschlands politische und litterarische Zustände übergoß, in dem Lachen, mit dem er den Geisteszwang der Reaktion heimsuchte, ewig nur den Haß des exilirten Juden, der sein Vaterland mit Koth bewerfe.

Aehnlich sollte erst eine spätere Zeit würdigen, was er für die deutsch-französische Annäherung gethan hat.

Ende der dreißiger Jahre nun trat eine körperliche Tragödie zu diesen seelischen Leiden hinzu. Sie währte fast zwei Dezennien. Sie machte aus dem lebensfrohen Manne einen lebendigen Leichnam, und wenn er in seinen frühen Traumgedichten das Motiv des Gestorbenseins oft spielerisch aufgriff, so spricht jetzt aus seinen Worten ein grausamer, herzzerreißender Realismus. Jetzt werden seine Lieder wirklich in fürchterlichen Schmerzen geboren:

„Mein Leib ist jetzt ein Leichnam, worin
Der Geist ist eingekerkert —
Manchmal wird ihm unwirsch zu Sinn,
Er tobt und rast und berserkert."

„Liebster Max!", schreibt er auf der Höhe seines Leidens an den Bruder, „Du hast keinen Begriff davon, wie viel ich gelitten habe, und wie viel ich in diesen Leiden Charakterstärke, schauerlich starke Charakterstärke, an den Tag gelegt habe. Bloß meines Weibes wegen habe ich diesen Leiden nicht ein Ende gemacht, wie es wohl einem Manne erlaubt wäre, dem alle Hoffnung erloschen ist, je wieder das Leben genießen zu können, und dessen Herz noch außerdem an so manchen Wunden siecht. Es scheint mir jetzt, daß jedes moralische Ungemach, daß jeder Kummer hoch zu ertragen wäre, wenn man dabei spazieren gehen könnte. Aber mit zerrissenem Herzen unaufhörlich auf dem Rücken liegen, auf dem wunden Rücken, das ist unerträglich."

* * *

Heine's Briefe nehmen eine Ausnahmestellung ein in den Korrespondenzen deutscher Dichter. Wir finden hier keine tiefe Kunstbetrachtung und poetisch schöne Liebesbetheuerungen, wohl aber ein ewig klagendes Lied von Geldsorgen und körperlichen Gebresten.

Fachmännische Stimmen haben über das Leiden Heinrich Heine's bisher nicht gesprochen. Um so bequemer konnte der Laiendilettantismus von Jugendsünden, ausschweifendem Lebenswandel u. dergl. fabeln. Ein soeben erschienenes Buch von Dr. S. Rahmer*) giebt endlich die langersehnte wissenschaftliche Diagnose.

Heine's Krankheitsgeschichte ist in aller Kürze die folgende:

Der Knabe Harry Heine zeigt eine hochgradige Sensibilität, eine außerordentliche Reizbarkeit der sexuellen Nerven, eine ungezügelte Phantasie und eine seltsam weiche Zärtlichkeit des Gemüths — „kurz in ihren ersten Keimen alle diejenigen Eigenschaften der Sinne und der Seele, welche sich in ihrer weiteren Entwicklung schon wenige Jahre nach der Pubertät zu dem ausgesprochenen Bild der Nervenschwäche, der Nervosität und männlichen Hysterie steigern sollte". Er leidet von frühester Jugend auf ständig an Kopfschmerzen. Rahmer führt diese Erscheinungen auf eine vom Vater ererbte Erkrankung des Centralnervensystems zurück. Nach seinem, durch verschiedene Belege gestützten Urtheil war er Neurastheniker. Im Mai 1831 kam er zu dauerndem Aufenthalte nach Paris. Ein Jahr darauf zeigen sich die ersten Lähmungserscheinungen in Gestalt einer linksseitigen Hand- und Armparalyse. Im Herbst 1837 wird er in Havre von einem schweren Sehleiden befallen, das auf einer selbständigen Erkrankung des inneren Auges beruht, nicht wie der Wiener Ophthalmologe Mauthner in seinen „Vorträgen aus dem Gesammtgebiete der Augenheilkunde" II behauptet, auf einer Akkomodationslähmung, einer Ophthalmoplegia interna, die mit der übrigen Paralyse in Zusammenhang steht. Gleichzeitig schreitet die Lähmung fort und führt, im Rückenmark einsetzend, „in außerordentlich langsamem Verlauf, d. h. in der Zeit von 1832 bis 1848 zu einer völligen Paralyse fast des ganzen Körpers, zu einer Gebrauchsunfähigkeit fast der ganzen Muskulatur", kurz, es handelt sich nach Rahmer um eine Erkrankung im Rückenmark, welche wir als „die spinale Form der progressiven Muskelatrophie" bezeichnen. Es handelt sich also bei Heine keineswegs um eine Rückenmarksschwindsucht, die man mit geschlechtlichen Ausschweifungen in Zusammenhang bringen könnte, sondern um eine Erkrankung des Centralnervensystems, welche entweder direkt angeboren ist oder sich auf der Basis einer ererbten Disposition entwickelt hat.

Wenngleich nun die Wissenschaft nach ihrem damaligen Stande sein Leiden nicht richtig zu bestimmen vermochte, so erfuhr er doch in Paris durch Dr. Wertheim und Dr. Gruby eine im allgemeinen sachgemäße Behandlung. „Wesentlich seinem (Dr. Gruby's) Können und seiner Kunst hatte Heine die Verlängerung seines Lebens um mehrere Jahre zu verdanken, die deutsche Litteratur aber eine Anzahl Meisterwerke."

Ebenso war die Pflege, die ihm auf seinem Krankenlager durch sein Weib Mathilde zu Theil wurde, die denkbar sorgfältigste. Dagegen haben seine nächsten Verwandten durch ihr liebloses Verhalten sich schwer an dem Dichter versündigt und durch fortwährende seelische Erregungen, die sie verursachten, den Ausbruch der Krankheit beschleunigt:

„Ach! Blutsfreunde sind es eben,
Welche mir den Tod gegeben,
Und die schnöde Meuchelthat
Ward verübet durch Verrath.

Siegfried gleich, dem hürnen Recken,
Wußten sie mich hinzustrecken —
Leicht erspäht Familienlist,
Wo der Held verwundbar ist."

Im letzten Stadium der Krankheit mußten sich die Aerzte darauf beschränken, ihm durch reichlichen Morphiumgenuß eine zeitweilige Linderung seiner Schmerzen zu verschaffen. Der starke Genuß von Opiaten, die seelischen Depressionen, das körperliche Martyrium, alles das that seiner Produktivität keinen Eintrag. Unter dem Drucke seiner Leiden wird seine Dichtung reiner und geistiger, sie verlor alle Frivolität und allen Cynismus. Sie strömt dem todeswunden Dichter von den Lippen, ein neues Evangelium der Liebe, Versöhnung und Ueberwindung.

„Gestorben ist in meiner Brust
Jedwede weltlich eitle Lust,
Schier ist mir auch erstorben drin
Der Haß des Schlechten, sogar der Sinn
Für eigene und für fremde Noth —
Und in mir lebt nur noch der Tod!"

Hans Landsberg.

*) Dr. S. Rahmer: Heinrich Heine's Krankheit und Leidensgeschichte. Berlin. G. Reimer. 1901.

Theater.

Deutsches Theater: „Der junge Goldner". Komödie in 4 Akten von Georg Hirschfeld.

Ein quälend kleinlicher Zug geht durch Hirschfeld's neue Komödie, die im Deutschen Theater eine mäßige Aufführung erfuhr. Es ist ein Froschmäusekrieg, den sein Autor feierlich ernst genommen.

Der junge Goldner hat ein Stück geschrieben, und das soll bei der Eröffnungsvorstellung des neuen Nationaltheaters gegeben werden. Ein versauerter Dichter und

Stadtrath widersetzt sich dem aus kleinlich persönlicher Rankünе. Das Stück wird nicht aufgeführt. Bei dem Bankett aber, das der Einweihung des Theaters folgt, hält der junge Goldner eine Rede, in der er den Stadtrath lächerlich macht und die Rechte der Jugend verherrlicht. Wie kleinlich!

Eine Komödie ist Hirschfeld's neue Komödie gewiß nicht. Es sind vier unwahrscheinlich lange Akte. Man wohnt besagtem Bankett und einer Vorstandssitzung des Nationaltheatervereins bei, und man hat dabei das Gefühl, Zeitungsstenogramme zu lesen. Man kehrt in die Häuslichkeit des jungen Goldner ein, und bleibt ohne Antheilnahme. Man hegt bei alldem nur ein Interesse: das für Hirschfeld.

Hüben die Frösche, drüben die Mäuse. Für die einen, gegen die andern hat Hirschfeld Partei genommen. Mit ersichtlicher, persönlicher Abneigung ist der Stadtrath und sein Gefolge gezeichnet. Aber diese Abneigung wird niemals zur Satire. Diese Persönlichkeiten werden durchaus nicht zu komischen Charakteren. Es werden überhaupt nur die Eigenschaften notirt, die sie zu Soldaten in diesem kleinen Kriege machen. Sie sind mit armer, hämischer Bosheit beobachtet, vielleicht gut beobachtet, aber diese Bosheit überzeugt nicht, verführt nicht, da lodern keine „singenden Flammen", man nimmt es hin wie ein persönliches Pamphlet auf irgend einen Gleichgiltigen, den man nicht kennt, man empfindet es als kleinlich.

Den andern schenkt Hirschfeld seine Sympathie. Warum? Weil sie Ansichten vertreten, die mit den seinen harmoniren. Sie sind für Freiheit und moderne Kunst und was weiß ich. Er liebt sie ihrer Gesinnungstüchtigkeit halber. Aber nach ihrem Menschenthum fragt er wenig. Der junge Goldner hat ein Stück geschrieben, und der Chor versichert, es sei ein ausgezeichnet' Stück. Aber von einem Künstler hat Goldner nichts an sich. Der Chor könnte ebenso gut versichern, er sei auf einem Seil über den Niagara geklettert: die innere Wahrscheinlichkeit wäre dieselbe. Sein Wesen ist eine Zusammensetzung aus unklugem Uebermuth und jugendlicher Rachsucht, — er schläft manchmal in den Tag hinein, um dann wieder Nächte durchzuarbeiten, das soll sein Dichterthum erweisen. Man fragt sich wie es denkbar ist, daß eine so fein empfindende, keusche Künstlernatur, wie Hirschfeld, solch einen lauten Jüngling für einen Künstler ausgeben konnte. Man fragt sich das vergeblich. Und wie der junge Goldner selbst, so sein Vater, seine Schwester, seine Braut: sie bestehen die Gesinnungsprobe und werden dafür mit einer guten Zeugnisnummer von der Bühne entlassen. Wie aber soll man sich für ihre Ansichten interessiren, wenn nicht zuvörderst für sie selbst?

Das ist der Grundmangel in Hirschfeld's neuer Komödie, aus dem die andern Mängel alle sich ergeben: ihm fehlte die künstlerische Liebe ganz. Er hat nicht menschlich in seine Menschen sich hineingelebt. Er hat Augenblickseindrücke fixirt und Skizzen aneinandergereiht. Mit seinem Herzen war er an alldem unbetheiligt.

Und statt dessen dieser kleinliche Zug! Dies Schwelgen in kleinlicher Rache, diese kleinliche Auffassung von Leben und Wirken, diese arme Freude am Aufspüren kleinlicher Züge. Das ist es, was mich, ganz abgesehen von aller litterarischen Kritik, schmerzlich berührt. Denn dieser junge Goldner soll uns keinen Schatten auf Hirschfeld selber werfen.

Ernst Heilborn.

Yvette Guilbert und Baudelaire.

Wer je den intimen Reiz, der aus den eigenartigen Liedern der Pariser Künstlerin hervorschimmert, mit der Seele zu erfassen vermochte, mußte zu dem Wunsche entflammt werden, von dieser großen Meisterin des Vortrags die Meisterwerke der französischen Lyrik zu hören. Ich selbst habe diesen Wunsch vor acht Tagen hier ausgesprochen. Wie mußten aus ihrem Munde die Gesänge der Dichter zum Leben erwachen, wenn sie schon den naiven Volksliedern einer vergessenen Zeit und den plumpen Reimen des modernen Gassenhauers so viel Grazie und Beweglichkeit einzuhauchen verstand.

Dieselbe Sehnsucht bewegte auch die Künstlerin. Beweis genug — wenn es immer noch schwerfällige Opponenten geben sollte, denen man es beweisen müßte — daß Yvette Guilbert wirklich mehr ist als eine geschickte Bänkelsängerin, die nur um ihrer Pikanterie willen Zulauf verdient. Schon ihr diesjähriges Programm, das sie allabendlich im Metropoltheater vorträgt, bietet herzlich wenig für solche, die an Schlüpfrigkeiten und Zoten Vergnügen finden. Immerhin ist dieses Programm noch bunt genug, wie ein übermüthiges Faschingskleid zurechtgeschnitten, — es ist mehr auf die äußerliche Wirkung berechnet und läßt das Geheimniß des inneren Lebens nur leise ahnen. Aber Yvette Guilbert strebte, mehr zu geben, — ihre von allem Flitter brutaler Wirkung erlöste Seele.

Am vorigen Montag versammelte sich auf den Ruf der Künstlerin ein kleiner Kreis von Kennern und Freunden der französischen Lyrik im Palast-Hotel zu einer intimen Conférence. Dr. Paul Goldmann, der als Brüsseler Korrespondent einer großen deutschen Zeitung Muße fand, die französische Lyrik auch an der Quelle zu studiren, begrüßte die Gäste der Künstlerin und verkündete ihnen, daß Yvette Guilbert die Absicht habe, Dichtungen von Baudelaire in der Komposition seines Freundes Rollinat und eigene Lieder dieses Dichter-Komponisten vorzutragen. Mit einem sehr ausführlichen, trotz ihrer behaglichen Breite aber doch interessanten und höchst anschaulichen Charakterisirung der moderduftigen Poesie Baudelaire's leitete Dr. Goldmann die Deklamationen ein. Er vertheidigte den Dichter als den ersten der Dekadenten. Zu diesen gehört Baudelaire aber doch wohl nicht, wenn man sich Paul Verlaine als Haupt der Décadence vorstellt. Baudelaire hat in seiner Sprache noch nichts von der überfeinen, verschleierten Redeform Verlaine's, der das Stimmungsbild nur zögernd ausmalt und das Wichtigste mit fein berechneter Zurückhaltung errathen läßt. Baudelaire bedient sich im Gegentheil der grellsten Farben, in seinen Reimen ist Kraft und Ueberschwang, und nur der Stoff, das wollüstige Spiel mit dem Tode, gibt seiner Dichtung das Sonderbare, Befremdliche, unheimlich Abstoßende und doch so räthselhaft Anziehende.

Yvette Guilbert hatte mit großer Vorsicht einige minder todeslüsterne Dichtungen Baudelaire's ausgewählt. Sie begann mit dem schwermüthigen Madrigal triste:

> Que m'importe que tu sois sage?
> Sois belle! et sois triste! . . .

„Erst wenn die Heiterkeit von deiner Stirn gewichen, lieb' ich dich", gesteht der Dichter. So hätte auch Musset in seinen späteren Liedern singen können, aber die Leidenschaftlichkeit des Temperaments, mit der die Künstlerin das melancholische Madrigal belebte, führte uns doch sofort den unruhevollen, Seelen zerwühlenden Baudelaire vor.

Die zweite Gabe brachte schon eine wildere Wallung. Es war das Sonett „Causerie". „Suche nicht mein Herz, Bestien haben es zerrissen", stöhnt der Dichter. „Mit dem Feuer deiner Augen durchglühe die Lumpen, die jene Bestien übrig gelassen haben." Rollinat hat hier mit seiner Komposition ergänzt, was Baudelaire bloß im Titel angedeutet hat. Die „Causerie" besteht nämlich nur aus

einer Ansprache an die Geliebte. Der Komponist läßt zwischen den Strophen die Antwort klingen: Die Melodie verkündet, wie die Geliebte versöhnt und beschwichtigt. Die aufregende Selbstpeinigung des Dichters und die girrende Besänftigung der Geliebten malte Yvette Guilbert so plastisch in Ton und Haltung, daß dies Sonett zum Drama wurde.

Ein Schimmer von Heiterkeit umwob die Seelen der Zuhörer bei dem folgenden Liede: L'Invitation au voyage. Freilich ist auch die Heiterkeit bei Baudelaire erst im Tode zu suchen. Die Einladung zur Reise ist eine Aufforderung zur gemeinsamen Wanderung ins Jenseits. Aber der Dichter schildert seiner Freundin nicht das düstere Reich der Schatten, sondern den sonnenbeglänzten, strahlenden Himmel. „Dort ist alles Gleichmaß und Schönheit, Muße, Ueppigkeit und Wonne." Der hinreißende Zauber, mit dem Yvette diese Himmelsfreuden, dieses Sehnen nach einem überirdischen Glück zum Ausdruck brachte, erklärt sich nur aus dem Zusammenwirken ihrer vielen Kunstmittel. Nicht nur der Gesang war es, der bei ihr überhaupt um so wirksamer wurde, je diskreter sie ihn anwendete, nicht der Vortrag allein, der die Hörer bannte! Von ihrem ganzen Wesen, dem verklärten Antlitz und dem wie von Schwingen gehobenen Körper ging ein Sprühfeuer, das die Gemüther erhellte und auch in ihnen die Sehnsucht nach dem Uebersinnlichen erglimmen ließ.

Mit dem düsteren Sonett „La mort des amants" schloß der erste Theil der Conférence. Hier martert uns der Dichter wieder mit der grübelnden Ausmalung, wie Seufzer und Abschiedsgrüße den Tod eines Liebespaares trauernd begleiten. Die Künstlerin milderte das Schauerliche durch eine nie von ihr weichende Grazie, mit der sie all ihre Kunst umspinnt.

Im zweiten Theil bot Yvette Guilbert die eigenen Gedichte Rollinat's. Es sind eigentlich nur Texte zu nicht sehr bedeutenden Melodien, keine tiefen Gefühlsschilderungen, — Verse, in denen der klingende Reim über die matte Ausdrucksweise hinwegtäuschen soll. Aber diese Lieder gaben der Künstlerin wieder Gelegenheit, ihre rasche Wandelungsfähigkeit zu zeigen. Namentlich in dem Gedichte der „Idiot" läßt sie den hinkenden, lallenden Dorfkretin, der sich die Zeit mit Schlangentödten vertreibt, wunderbar deutlich vor uns aufleben. Das naiv-drollige Ritornell: „Das Rapsfeld", dann wieder die ergreifende Schilderung eines öden Bauernbegräbnisses, und schließlich das schwärmerische Liebeslied: „La chanson des yeux" brachten reiche Abwechselung in die Stimmung, die Yvette Guilbert mit siegessicherer Meisterschaft hervorzurufen vermag.

Yvette hat bewiesen, daß sie an den Schöpfungen wirklicher Dichter gemessen dieselbe große Künstlerin bleibt, als die sie uns vorher galt. Nach dieser Richtung ist ihr schöner Versuch geglückt. Ob aber in Berlin ein genügend großes Publikum sich finden wird, das diesen feineren Darbietungen der Pariserin Verständniß entgegenbringt und das fähig ist, nach der genialen Brettl-Künstlerin die ernste Interpretin einer weihevollen Kunst zu würdigen, ist leider fraglich. Daran aber trägt natürlich nicht Yvette Guilbert die Schuld . . .

Sigmar Mehring.

Ein Barockheiliger. *)

Die Tramontana blies eisig kalt vor der Thüre und ließ uns selbst drinnen in der Weinstube erschauern, wo wir Schutz gesucht hatten. Die himmelblauen Wände waren trotz ihrer Pfauen, Meerkatzen und Barrièren niederstimmend anzusehen; wir hatten uns in römischen kleinen Kirchen müde gegangen, und dieser Ort, wo wir uns trösten wollten, führte, wie es sich herausstellte, schlechten Wein. Wir waren mißgelaunt über alles, fanden alles verfehlt.

Einer aus der Gesellschaft, ein französischer Architekt, erhob mit einem leichten Schmunzeln sein Glas.

Bei San Benedetto, sagte er, wir müssen das Beste daraus machen, wir müssen resigniren. Ich habe keine Lust, wieder hinaus in den Wind zu gehen.

San Benedetto, fragten wir. Wer ist das?

Ihr kennt ihn nicht? Dann ist es kein Wunder, daß Ihr brummt. Er ist der Heilige des Irrthums. Da kennt Ihr auch nicht Don Giovanni, seinen Geistlichen?

Nein. Erzähle!

Nun ja. Etwas Besseres kann ich nicht thun. Er kam mir übrigens beim Anblick des Weines und dieser häßlichen Literkaraffen in den Sinn, bei denen man sich nach der schönen Form und der künstlerischen Unregelmäßigkeit der Chiantiflasche sehnt.

Don Giovanni war wie eine solche Flasche, sowohl durch seinen rundlichen Pfarrerbauch, der durch die Soutane schön nach unten zu verlängert wurde, als durch sein Gepräge schmuckloser Eleganz und Gemüthsruhe. Er trug natürlich die gewöhnliche Tracht, aber sie war bei ihm nicht mehr gewöhnlich. Der Mantel über der Soutane war gestickt, und die Art, wie er den Zipfel desselben um den Hals schlang, wenn es kalt war, wie jetzt, hatte eine seltene Grandezza. Der niedrige Plüschhut mit den Schnüren bis hinab zur Krämpe, wie die Wanten eines Schiffes, schien bei sachtem Wind mit ihm dahinzusegeln; und nahm er ihn ab, so leuchtete seine kleine Tonsur am Scheitel wie der Anfang zu einem Glorienschein. Er hatte nicht die Mittel, in einem theueren Lokale zu speisen, aber das hinderte ihn nicht, gut zu leben. Er sah die Speisekarte ruhig und milde prüfend an, wie seine Beichtkinder des Morgens, begriff, verzieh und wählte das Beste. Den Kellner kannte er und verstand es, seine irdisch unvollkommenen Auskünfte zu korrigiren; er brachte auch, sorgsam in Papier gewickelt, kleine Leckereien mit, die er eigenhändig eingekauft und unter dem Mantel getragen hatte. Schließlich war er es gewohnt, mit einem freundlichen Lächeln Absolution zu ertheilen und konnte mit den Schwächen des Fleisches Nachsicht haben, wenn nachher der Kaffee vortrefflich war.

So kam er Abend für Abend in die Trattoria, wo mein Kreis sich aufhielt, grüßte freundlich und maßvoll artig, lächelte über unsere jugendliche Lautheit und saß und wartete an seinem einsamen Tisch, bis die Speisekarte kam. Dann widmete er sich ausschließlich seinen eigenen Geschäften, verdünnte seinen Wein mit Gesundheitswasser vom Brunnen vor der Porta del Popolo und berührte seine Speisen mit einer Art kleinem Brote, schmal und lang wie Bleistifte, die gleich dem Stabe eines Magikers sie besser zu machen schienen als die der Anderen. Er hatte, im Gegensatz zu den Römerinnen, eine milde weibliche Stimme, die nur dann eifrig wurde, wenn er die Rechnung machte; aber auch da suchte er alles mit Sanftmuth zu erreichen; und durch Klopfen auf Pasquales Rücken und Schulter vermochte er diesen seine schwankende Arithmetik umzubilden.

Ich fühlte mich natürlich von der Erscheinung des Mannes angesprochen, nahm hie und da Platz neben ihm und wurde mit der Zeit sein Freund. Es war äußerst angenehm, mit ihm von was immer zu sprechen. — Ihr habt wohl gemerkt, daß die Leute hier zwei Stunden zum Beispiel von den Halbsohlen eines Paares Schuhe sprechen können, ohne einförmig zu werden? Es gab Wissen und Einsicht, ohne daß man wußte, woher es kam, nur durch Ton und Geberden und den Blick seines geneigten Kopfes. Es war, als tränke man einen milden und leichten Wein, der keine Erhitzung verursacht, nur unsere gewöhnlichen, prosaischen Gedanken verfeinert und schärft. Don Giovanni verachtete nichts, oder vielleicht umgekehrt, er verachtete alles, und nach San Filippo Neris Vorschrift verachtete er überdies seine eigene Verachtung, was dasselbe Resultat gibt, ein leichtes Schweben im Dasein, einen lächelnden Humor, eine Gerechtigkeit, die nicht traditionell blind ist, sondern stets das richtige, daunenleichte Gewicht wählt und

*) Autorisirte Uebertragung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

die Balance ebenso gleich und wagerecht hält, wie die langen Lippen im Lachen. Er war eine Art Personifikation unserer katholischen Religion, ihrer Philosophie, ihrer väterlichen Ueberlegenheit und ihres weiten Mantels, der hinreicht, um sowohl ein gutes Mittagsessen wie ein gutes Gewissen zu bedecken, ihrer weichen, weißen Hände, die mit einem Stäbchen, so leicht wie ein Spielzeug, die Last der Reue von dem knieenden Sünder auf der Beichtstuhltreppe heben, und schließlich ihres wehmüthig-munteren Greisenblicks. Er hatte nie von seiner Kirche gesprochen, aber natürlich wurde ich neugierig, sie zu sehen und ihn in ihr.

Ich kam eines Morgens mit meinem Anliegen, als ich ihn auf der Via Flaminia traf, vom Brunnen heimkehrend, wo er sein leicht säuerliches Wasser zu trinken pflegte. Er war bei einem schönen, alten Palast stehen geblieben, der nun in seinem ganzen Erdgeschoß ein Stall war, nach oben zu beinahe noch schlimmer aussah, mit einigen zugemauerten Fenstern und einem Gepräge der Degradation, des Verbrechertypus mit verschwollenen Augen und verdorbener Hautfarbe. Don Giovanni stand in dem noch in seinem Verfall großartigen Thorweg und sah ein kleines, graues Pferdchen aus einem altchristlichen Sarkophag trinken, wo ein griechisches Kreuz in der Mitte die schlecht ausgeführte Geschichte des Icarus, der vom Sonnenwagen fällt, zu Luzifers Sturz geheiligt hatte. Don Giovanni lächelte dem kleinen Pferde zu, das ganz bekümmert und genirt aussah.

„Sie bewundern das Bild, Don Giovanni," sagte ich. „Wirklich eine Ironie im großen Stil! Und es ist ja gewissermaßen geweihtes Wasser, was das Pferd trinkt."

„Ironie", antwortete er, „davon weiß ich nichts. Mir gefiel nur die demüthige Miene des Thieres."

Ich zog ihn mit mir in eine Trattoria neben an und ließ besonders guten Wein auftischen, von dem mich seine angenehme Gesellschaft recht viel zu trinken veranlaßte. Als wir von dort weggingen rückte ich mit meinem Wunsche heraus.

„Aber Sie müssen die Kirche schon gesehen haben", antwortete er, „es ist Santa Maria del Cybele."

Das hatte ich nicht, denn es gab ja so viele.

„Kommen Sie dann gleich mit mir, denn ich gehe hin und kann Ihnen alles erklären. Der Name kommt daher, daß die Kirche früher ein heidnischer Tempel gewesen sein soll."

„Ich verstehe. Zur Ehre der göttlichen Mutter Cybele."

Er stutzte und nahm eine Miene, ähnlich der des kleinen, grauen Pferdes an, während er zerstreut trank. „Davon weiß ich nichts", sagte er. „Es ist jedenfalls vom Tempel nichts übrig als zwei Pfeiler, die in die Mauer hineingebrochen sind. Wären sie nicht gekehlt, würde man sie in ihrer Ecke gar nicht bemerken."

„Schade, daß sie gekehlt sind", sagte ich.

Es wurde ziemlich still. Aber als wir herangekommen waren, begann er munter und mittheilsam zu werden, und zeigte mir aus der geeignetsten Entfernung die Fassade der Kirche. Sie war im wildesten Barockstil mit Palmenzweigen als Uebergang zwischen der Mittelpartie und den schmalen Seiten, und riesengroßen Engeln in weiten Kleidern, die dennoch wirklich schwebten, eine Meisterprobe des Glaubens der damaligen Architekten, der in des Wortes vollster Bedeutung Berge zu versetzen vermochte. Apropos Barock, so will ich Euch nun sagen, daß Ihr mich heute mit Euerer Blindheit dafür gereizt habt. Könnt Ihr es mit der bewundernswerthen Originalität der Modernen besser machen, so thut es, aber seid nicht ungerecht gegen arme, alte Kirchen, die zu steife Glieder haben, um neuen Kommandoworten zu folgen, und die da stehen müssen, wo sie stehen, und die Zeit so ruhig nehmen, als sie können. Sie entsprechen unserem Geschmack nicht, das ist freilich ein schwerer Fehler, aber das konnten sie nicht voraussehen. Es fehlte ihnen der weite Blick, der vorwärtsschaut und begreift, daß verschiedene Generationen verschiedene Kleider verlangen. Sie begnügten sich damit, ihre eigene zu bekleiden und thaten das solid und zur allgemeinen Freude, die man sich jetzt auch nur schwer vorstellen kann. Nun gehen kleine Professoren und Dozenten umher und hassen sie. Das schmerzt sie sicherlich, aber kann sie doch nicht hindern, ihre bauchigen Fassaden ebenso selbstsicher herauszustrecken, als ihr tüchtiger Schöpfer dastand, wenn er bei sich wußte, daß er die Mauermassen so recht keck nach seiner theatralischen, aber männlichen Phantasie geformt hatte. Die Proportionen sind oft geradezu geistreich — seht nur die Art an, wie ein Theil der Mauerpartien eingezogen wurde, um die Wirkung anderer zu verschärfen — selbst die tollsten Engel der Nischen sind von jenem Geschlecht, das die Teufel des Zweifels überwand. Das Barock ist ein Triumph-, ein Paradekleid. Geht doch in eine der schimmerndsten, schmucksten Kirchen und seht Euch um! Die gerundeten Kapellen stehen da wie aus den Falten eines steifen Kleides aus Goldbrokat gebildet. Es liegt schon Phantasie in dem kostbaren Material der Steinverkleidung der Wände, und man hat keinen geringeren Respekt vor ihr, wenn man weiß, was sie gekostet hat."

„Ja, ja, Ihr habt Recht, genug davon!"

Don Giovanni ging mit mir auf dem gewöhnlichen, profanen Wege hinein, entdeckte sogleich mit geübtem Blick nach der goldgestickten Purpurdraperie, auf welchem Altar das Sakrament stand, verbeugte sich mit der respektvollen Artigkeit des Hofmanns davor und sah sich dann unbehindert, den Hausherrn im Hause zu spielen. Dieses war sehr elegant, gleichzeitig jedoch gemüthlich und es wurde der feinste Umgang geboten, nicht bloß durch die Andächtigen, die sehr gut gekleidet waren, sondern auch durch die in jeder Hinsicht achtungswerthen und bedeutenden Heiligen, die den Seitenaltären ihren Namen gegeben hatten.

Obgleich die Kirche sehr alt war, konnte man das nur an dem Plane und an einigen Grabmonumenten merken, sonst war alles siebzehntes Jahrhundert. Das Himmelreich in der Kuppel bot Massen der solidesten Waden und extatische, volle und rothwangige Gesichter in starker Verkürzung; beinahe alle Bilder waren von Schülern des Dominichino und Guercino gemalt und stellten die vornehmsten raffinirtesten Martern und die üppigsten Draperien in kaltem Blau und Sandgelb dar, die alle gleichsam wie von Trompetenstößen geschwellt wurden. Da war nirgends Kleinlichkeit oder Kargheit; man hatte weder an Stoffen noch an Blut gespart.

Ich that mir Gewalt an und lächelte. „Mir gefällt der Stolz in all dem", sagte ich.

Don Giovanni schüttelte den Kopf. „Ach", Mossiou", antwortete er, „sprechen Sie nicht so! Sie sind noch jung und folglich hochmüthig. In beiden Dingen haben Sie sehr unrecht. Löschen Sie Ihre Lampe, je früher desto besser; sie qualmt, und man soll mit dem Oele sparen (außer beim Salat) — das Oel sparen, meine ich — erinnern Sie sich an die Parabel von den Sieben und den Sieben. Stolz! Was glauben Sie, ist es, das allen diesen dreizehn Männern und Frauen hier unten ihren Altar gegeben hat, und dort oben ihren Rang und Einfluß? Nicht ihre Leiden — viele haben früher oder später ebenso schwere erduldet — sondern ihre Demuth.

Er nahm eine Stellung an, die zeigte, daß er eine Predigt aus der Einnerung wiederholte. Haben Sie sich je als Knabe zusammen mit einem anderen auf einem Brett geschaukelt, das mit der Mitte über einen Bock gelegt war? Was war besser, hoch oben zu sitzen und zu wissen, daß es im nächsten Augenblick heruntergeht, oder ein wenig schmerzhaft hart anzustoßen und dann die schwindelnde Emfindung zu haben, daß Sie empor fliegen? Der Tod ist der Bock, Mossiou, auf vier Beinen, seien Sie dessen sicher; das Brett ist das irdische Leben, ist der Wagearm der Ewigkeit; Ihnen gegenüber auf der anderen Seite haben Sie Ihre Demuth. Machen Sie sie leicht, und Sie sinken, machen Sie sie schwer, und Sie fliegen, Sie bekommen Schwingen.

Diese Dreizehn sind geflogen.

Dies hat ihnen die Macht gegeben, jetzt die Gesetze der Natur zu überwinden, vor denen sie sich früher

beugten, im Staube lagen. Sie thun jetzt Wunder. Sehen Sie, hier!

Und er zeigte mir mit einer runden Geste, wie es von den Nischen der Altäre zu beiden Seiten der Bilder glitzerte, meistens von Silberherzen, aber auch von Broschen und Ketten. Hier und dort hingen auch Kinderkleider und kleine Skizzen auf Pappe, Unglücksfälle vorstellend, die der Betreffende verhütet hatte, meistens Ueberfahren auf der Straße, aber auch Ertrinken in dem seichten Tiber.

„Sie werden nicht leicht einen reicheren Schatz von Votivgaben finden", sagte er, „und was hat sie verursacht? Demuth. Sehen Sie Sankt Rochi Hund an, der die Fackel im Maule hält! Das ist ein großes Symbol. Er trägt das Licht!"

Es war ein ungewöhnlich demüthiges Thier ganz kahl am Kopfe, und mit etwas von der Biegung der Palmzweige in seinem Schwanz.

Wir kamen zu dem letzten Altare im linken Schiff am Thore, dem Dreizehnten. Es war ungewöhnlich einfach, nur ein Brustbild des Heiligen und mit einem einzigen Silberherzen am Rahmen.

„Wer ist denn das", fragte ich.

Don Giovanni sah ein bischen genirt aus, wie bei einer ärmlichen Bekanntschaft, aber stellte dennoch freundlich vor: „Das ist San Benedetto da Forli."

Ich hatte seinen Namen nie gehört und drückte meine Verwunderung darüber aus.

„Ja, sagte Don Giovanni, er ist sehr wenig bekannt, außer ein bischen in Forli, natürlich."

„Ich habe eine kleine Schwäche für ihn", fügte er mit einer Miene hinzu, als gestände er einen recht zweifelhaften Charakterzug. „Seine Stellung ist ein bischen schwierig, aber ich glaube, daß man ihm Unrecht gethan hat."

Ich wurde neugierig. „Wie das?" fragte ich.

Don Giovanni lächelte diskret. „Er wurde von einem ganz neuen Papst kanonisirt, der sich nach dieser Ceremonie sehnte, Urbanus, der Achtzehnte, glaube ich. Man ging darum ein bischen überhastet zu Werke und untersuchte nicht so genau wie sonst. Man spricht sogar von mehreren Nachlässigkeiten bei der Expedition.

„Man sagt auch", hier sank Don Giovanni's Stimme zu einem Flüstern herab, das von einem Lachen geschüttelt wurde, „daß man sich in der Person irrte. Es hätte sein Kamerad sein sollen — sie wurden gleichzeitig getödtet, in Japan, glaube ich, bei einem Auflauf — sein Kamerad, dessen sterbliche Reste Wunder thaten. Sie waren einander ziemlich ähnlich, die Zwei, sie wurden vertauscht, Sie verstehen, daß so etwas leicht geschehen kann. Nun war es aber Benedetto, dem der Papst den Altar errichtet, aber er wurde nie populär, außer in Forli natürlich.

„Aber das ist ja empörend", sagte ich. „Es ist unverantwortlich gegen alle Beide, um nun gar nicht von uns zu sprechen. Ich bin kein Pedant, aber ich muß schon sagen, in solchen Dingen verlange ich . . . . ."

Don Giovanni unterbrach mich mit dem mildesten Ton und Blick.

„Jugend", sagte er, „Jugend! Was bedeutet dieses Gerede, selbst wenn es begründet sein sollte. Einen Zufall gibt es nicht, und wenn San Benedetto keine Wunder that, so hatte er gewiß seine guten Gründe dafür, ebenso wie gute Gründe dafür vorhanden waren, daß Papst Urbanus dazukam, ihn anstatt des Anderen zu kanonisiren. Der menschliche Irrthum muß auch seine Heiligung haben, denn das hat wohl jeder gemerkt, daß ein Irrthum oft segenbringender für ihn sein kann, als wenn er klug gehandelt hätte."

Ich wußte bei mir selbst, daß das wahr war und sah mit Sympathie auf San Benedetto. Ein recht schlechter Künstler hatte ihn mit Guido Renis kalter, seifenartiger Farbe gemalt; die verkürzte Wange war traurig verzeichnet, und der Mund war schmal und unglücklich geworden. Er sah arm und herabgekommen aus.

„Er hat nur ein kleines Herz bekommen", bemerkte ich, nachdem ich mich vor ihm verneigt hatte.

„Ja," hier wurde Don Giovanni wieder vertraulich, „und das ist — unter uns gesagt — nur aus Neusilber. Ich war selbst bei dieser Geschichte mit dabei, und da ich sehe, daß Sie so wie ich für ihn dort fühlen, sollen Sie sie hören. Sie macht ihm keine Schande."

Vor recht vielen Jahren kam zu mir ein kleiner Mann mit krausem Haar, der ein steifes Knie hatte, ein Neapolitaner. Er lebte vom Betteln und zeigte dabei auf das Knie, das ganz zusammengezogen war. Nun vergoß er strömende Thränen. Ich bin ein großer Sünder gewesen, sagte er, und darum habe ich ein krummes Knie bekommen. Als ich ihn fragte, was er Böses gethan, weinte er noch mehr. Nichts Besonderes, sagte er, aber ich habe ein hartes Herz gehabt. Wenn Leute mir Münzen gaben, die nicht gangbar waren, spie ich ihnen nach, ohne an ihre Wohlmeinung zu denken, und gab sie dann Blinden, wenn ich sie nicht anders anbringen konnte, und bekam ihren Segen dafür und glaubte ein edler Mann zu sein."

„Das ist ja nicht so schlimm," tröstete ich, „das oder ähnliches haben viele gute Menschen gethan." Aber er weinte nur. „Jetzt ist mein Herz weich," sagte er, „und kann da nicht auch mein Knie besser werden?"

„Es ist möglich," sagte ich zögernd. „Kann ich das Knie waschen?"

„Nein, nein, das ist allzu herzzerreißend. Es ist ebenso schlecht als mein Herz war. Aber sagt mir, an wen ich mich wenden soll! Giebt es keinen Heiligen, der ein böses Knie und ein hartes Herz gehabt und vielleicht aus Versehen eine falsche Münze hergegeben hat?"

Seine Naivetät gefiel mir, und wie ich so suchte, kam mir San Benedetto in den Sinn, der sich nie mit einem Wunder hatte versuchen dürfen. Bitte ihn, rieth ich.

„Wenn er mich gesund macht, gebe ich ihm ein Silberherz," sagte der Mann, „sagt ihm das!"

„Ein Silberknie wäre richtiger, mein Freund!"

„Nein, nein, das Knie ist eine Nebensache. Ein neues Herz, das ist alles."

Das fand ich schön gedacht und bestärkte ihn in seinem Vorsatz. Sie hätten hören sollen, wie schön er dann betete. Ich fühlte mich froh um San Benedettos willen, wie ich ihn so Tag für Tag da liegen sah.

Er wurde mit jedem Tage gesünder, und endlich konnte er gehen. Da gab er mir das Herz, und ich ließ es mit Freuden dort anbringen, wo es jetzt sitzt.

Aber wissen Sie, was ich einige Zeit nachher erfuhr? Der Mann hatte in all den Jahren nur den Bresthaften gespielt. Nun hatte er eine Summe in der Lotterie gewonnen, brauchte nicht mehr zu betteln und wollte auf ehrenwerthe Art wieder seinen natürlichen Gang annehmen.

Ich dachte die Votivgabe wegzunehmen, wurde jedoch anderen Sinnes. Was wußte ich von dem Herzen des Mannes? Das war die Hauptsache. Er hatte so schön gebetet, und fährt er fort, ein guter Mensch zu sein, so braucht San Benedetto sich seines Geschenks nicht zu schämen. Inzwischen entdeckte ich, daß es aus Neusilber war, das war nun häßlich, aber was konnte ich dazu thun? Es blieb, wo es war.

„Aber jetzt muß ich Sie verlassen. Ich habe heute Vormittag meine Pflichten zu lange vergessen." Und er schied freundlich von mir. Seine kleine Tonsur leuchtete wie ein Stern unter den Schatten der Sakristeithüre.

(Schluß folgt.)

Per Hallström.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 21. **Berlin, den 23. Februar 1901.** **18. Jahrgang.**

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von **Georg Reimer**, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Sollten wirklich die Agrarier so naiv gewesen sein, um zu glauben, daß sie ihrer Zollerhöhungen auf Produkte der Landwirthschaft schon sicher oder doch einigermaßen sicher sein könnten? Das wäre dann freilich eine arge Täuschung.

Wir stehen erst am Anfang der Bewegung gegen eine Erhöhung der Getreidezölle. Die deutsche Bevölkerung regt sich immer stärker, aber das alles, was sich bisher gezeigt hat, sind doch ganz zweifellos nur schwache Vorzeichen dessen, was noch zu erwarten bleibt. Der Ernst der Lage wird erst allmählich der Bevölkerung klar, und je mehr die Erkenntniß der drohenden Gefahren sich ausbreitet, um so stärker und um so leidenschaftlicher wird die Opposition gegen das Agrarierthum einsetzen. Graf Bülow sagte: Nur keine inneren Krisen; aber die Millionen werden nicht gutmüthig und nicht indolent genug sein, um sich die Lebensnothdurft vertheuern und beschneiden zu lassen, und um alsdann gleichwohl zu finden, daß ein Staat, der die Armen und Aermsten zu Gunsten der Großgrundbesitzer immer höher besteuert, aufs Weiseste und Gerechteste regiert werde. Also wir werden im Innern noch einige Stürme zu erleben haben.

Und diese Stürme im Innern werden an Gewalt wachsen, je kritischer auch das Ausland die deutschen Verhältnisse zu betrachten beginnt.

Unmittelbar nach den Erklärungen des Grafen Bülow über seine agrarischen Neigungen zeigte sich eine starke Verstimmung in der Presse Oesterreich-Ungarns und auch Rußlands. Allein die Bemerkungen der Blätter jener Länder konnte man als offiziöse Aeußerungen der betreffenden Regierungen nicht ansprechen; sie gaben nur die Anschauungen der dortigen politischen Kreise wieder.

Jetzt liegt ein umfangreicher Artikel der Petersburger „Wjestnik Finanssow“ vor, der sich mit der agrarischen Bewegung in Deutschland beschäftigt und mit der Absicht unserer Regierung, die Getreidezölle zu erhöhen. Schon der Gedankengang jener Darlegungen beweist, daß es sich hier um eine offiziöse Auslassung handelt, und die vollgiltige Bekräftigung für diese Auffassung liefert die Thatsache, daß auch das offiziöse deutsche Telegraphenbureau den Inhalt des Artikels weiter verbreitet hat.

Was die genannte Petersburger Zeitung sagt, läßt sich in ganz wenig Worte zusammenfassen. Eine Erhöhung der deutschen Getreidezölle werde entsprechende Vergeltungsmaßregeln Rußlands im Gefolge haben, und wenn man sieht, wie energisch und rücksichtslos Rußland gegen die Vereinigten Staaten in der Frage des Zuckerzolles gerade jetzt vorgeht, so wird man nicht so naiv sein dürfen, anzunehmen, daß das Zarenreich eine Heraufsetzung des Zolles auf Roggen von unserer Seite gleichgültig und apathisch hinnehmen wird. Die russischen Industriellen, die die deutsche Ausfuhr von Industrieartikeln über unsere östlichen Grenzen als sehr unbequeme Konkurrenz empfinden, und die russischen Landwirthe die ihren Absatz nach Deutschland erschwert sehen, sie werden alsdann gemeinsam dafür sorgen, daß die deutsche Schutzzollgesetzgebung mit einer entsprechenden russischen Schutzzollgesetzgebung beantwortet werden wird.

Mit solcher Entwicklung muß man unbedingt rechnen; die agrarischen Bestrebungen gefährden unsern Export; sie treiben uns Zollkriegen und damit vielleicht einer vollständigen Unterbindung unserer Ausfuhr entgegen.

Es giebt bei uns Kreise in der Industrie, die mit einer gewissen Gleichgültigkeit einer Erhöhung des Zolles auf Brotgetreide entgegenblickten. Diesen Kreisen wird langsam die Besinnung kommen, wenn sie ernstlich mit der Möglichkeit zu rechnen haben werden, daß unser Export demnächst eine schwere Krisis wird durchmachen müssen. Sie glaubten noch immer nicht an den Ernst der Lage, und zu diesen Absatzkrisen wird natürlich auch eine Krisis in Bezug auf das Verhältniß zu den Industriearbeitren hinzukommen. Wird das Brot und wird das Fleisch weiter vertheuert, dann werden die Arbeiter erklärlicherweise den Versuch machen, für die Belastung ihres Haushaltes sich an den Löhnen schadlos zu halten; sie werden auf Lohnaufbesserungen hindrängen und das Verlangen nach Lohnaufbesserungen zu einer Zeit, wenn die Industrie leidet, bedeutet Strikes; bedeutet Kampf mit all seinen nachtheiligen Folgen für Arbeitgeber und Arbeitnehmer.

Diesen Eventualitäten aber schreitet Graf Bülow mit der Devise entgegen: Nur keine inneren Krisen.

Geradezu lächerlich aber ist es, wenn die Agrarier über das, was in Aussicht steht, mit der Interpretation hinwegzutäuschen suchen: Rußland meine es garnicht so ernst. Rußland zieht einfach die Konsequenzen aus dem, was die Agrarier beabsichtigen. Der Traum der Agrarier ist die radikale Beseitigung der Handelsverträge und ist dementsprechend der Zollkrieg, und wenn das Ausland auch seinerseits zu den gleichen Folgerungen gelangt, so soll alsdann der Ernst der Drohung in Zweifel gezogen werden dürfen. Das Wesen der Handelsverträge setzt die Berücksichtigung der Interessen beider Parteien voraus, und es ist selbstverständlich, daß, wenn ein Land Agitationen nachgibt, die dem einen Partner unerträglich erscheinen, die Basis für den Abschluß von Verträgen erschüttert, vielleicht beseitigt wird.

Und wenn die Agrarier nun sagen, es sei Feigheit, einer russischen Drohung nachzugeben, so können die Gegner der Getreidezölle ganz kühl erwidern: Wir würden jede Erhöhung der Getreidezölle auch dann bis zum Aeußersten bekämpfen, wenn das Ausland eine solche Maßregel gleichgiltig hinnehmen würde; wir bekämpfen die Getreidezölle in jedem Falle, weil sie der Armuth und der Dürftigkeit das Leben erschweren und verkümmern, und für diesen Kampf ist nur ein weiteres Motiv, daß diese Maßregel, welche schwer die Unbemittelten schädigt, auch die Exportindustrie vor eine Krisis stellt, denn entsprechende Gegenmaßregeln des Auslandes werden nicht ausbleiben. Die Gegner der Getreidezölle sind nicht Anwälte des Auslandes, sondern Anwälte der deutschen Industrie, des deutschen Handels und der deutschen unbemittelten Bevölkerung, aber auch Anwälte eines deutschen Landwirthschaftsbetriebes auf gesunder Grundlage.

Die Wolken ziehen sich langsam zusammen, und wenn das Unglück es wollte, daß wir in Deutschland selbst demnächst einmal ungünstige Ernten haben sollten, wie würde es dann stehen um die Regierungsdevise: Nur keine inneren Krisen.

In Italien gibt es ein neues Ministerium Zanardelli. Minister der auswärtigen Angelegenheiten ist Herr Prinetti, der einmal Gegner des Dreibundes gewesen ist. Er versichert, daß er zur Zeit diesen Standpunkt nicht mehr einnimmt, und wir können ihm glauben; aus einem Grunde.

Solange Italien den Frieden und die Sicherheit will, wird es kein Interesse haben, sich vom Dreibunde loszulösen; für den Frieden und die eigene Sicherheit ist der Dreibund eine bewährte Garantie; er hat die Probe bestanden, und zu dieser Ueberzeugung sind schließlich auch alle italienischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten gelangt, wie auch ihre Vergangenheit gewesen sei. Wenn die italienische Nation ihrer inneren Zustände wegen jedenfalls internationale Abenteuer scheuen muß, so wird der römischen Politik auch in Zukunft die Dreibundpolitik als nützlich und zweckmäßig erscheinen.

Das österreichische Parlament durchtoben immer wieder die bekannten Lärmszenen. Alles bleibt beim Alten; die Krankheit besteht fort, und die Frage bleibt nur, wie lange wird der Patient, das Land, solche nicht mehr zu bannenden Anfälle ertragen.

Aus Südafrika erwartete man die Nachricht von einem vernichtenden Schlag der Engländer gegen Dewet. Die Nachricht bleibt aus und statt ihrer treffen die üblichen Mittheilungen über Zugentgleisungen und über kleine Scharmützel ein. Auch die böse südafrikanische Krankheit scheint in ein chronisches Stadium getreten zu sein; sie wird verschlimmert durch die Ausbreitung der Pest in Kapstadt. Rhodes und Chamberlain werden die Namen sein, die auf Generationen hinaus als verfluchenswürdig den Bewohnern Südafrikas, Engländern wie Holländern, erscheinen müssen.

Wie es scheint, nähern wir uns jetzt langsam einer Lösung der chinesischen Wirren. Der chinesische Hof zeigt sich zum Nachgeben geneigter, vielleicht, daß diese Lenksamkeit gesteigert worden ist, seitdem es bekannt wurde, daß Graf Waldersee eine neue große Expedition in das Innere plant. Jedenfalls wäre es auf das Aeußerste zu wünschen, daß dieser Zug ins Hinterland von Peking sich als überflüssig herausstellt.

* * *

Ein handelspolitisches Menetekel.

Im internationalen Verkehr sind Illusionen noch weniger am Platze, als in der nationalen Politik. Wer internationale Konflikte vermeiden will, darf vor allem die Geduld der anderen nicht überschätzen und ihre Widerstandskraft nicht unterschätzen. Gerade handelspolitischen Jingos kann man diese Lehren nicht eindringlich genug predigen.

Bei uns wird agrarischerseits mit der Aussicht auf demnächstige Zollkriege seit lange in leichtfertiger Weise kokettirt. Man steuert auf so eine petite guerre los, wie der Kavalier auf ein Duell. Deutschland ist nach diesen handelspolitischen Renommisten stark genug, um einen wirklichen Krieg mit jeder anderen Großmacht aufzunehmen. Da wird es doch auch keinem Zollkriege aus dem Wege zu gehen brauchen.

Nur ist leider bei Zollkriegen in der Regel nicht der wirthschaftlich Entwickeltere der Stärkere, sondern der wirthschaftlich Zurückgebliebene. In einem Zollkrieg zwischen zwei Staaten, von denen der eine vorzugsweise Rohprodukte, der andere vorzugsweise Fabrikate ausführt, ist der erstere Staat schwerer verwundbar, als der letztere.

In dem Zollkrieg, der so urplötzlich zwischen Rußland und den Vereinigten Staaten von Amerika ausgebrochen ist, erscheint denn auch offenbar das wirthschaftlich so viel schwächere Rußland als der widerstandsfähigere Theil. Dies Gefühl hat den russischen Finanzminister auch augenscheinlich bewogen, auf die unter dem 12. Februar Seitens des Schatzamts in Washington erfolgte Verhängung eines Kompensationszolls für russische Zuckerraffinade schon am 13. Februar mit einer Retorsionsmaßregel zu antworten, die für eine ganze Reihe amerikanischer Einfuhrartikel den Zoll um 30 Prozent erhöht.

Die betroffenen Waaren sind im Wesentlichen folgende: gußeiserne Gußstücke ohne Bearbeitung, Geschirr aus emaillirtem Gußeisen, Gußeisenfabrikate aller Art; Eisen-

und Stahlfabrikate, geschmiedete Nägel; Eisen- und Stahlkesselarbeiten, wie Kessel, Reservoirs, Bassins, Kasten, Röhren, Brücken; Fabrikate aus Eisen und Stahlblech, Vorhänge- und Einsatzschlösser, Holzschrauben; Handwerkszeug für Handwerker, Fabriken und Künstler; Gas- und Wassermesser, Gas-, kalorische, Petroleum-, Näh- und Strickmaschinen, Lokomobilen (ausgenommen solche mit komplizirten Dreschmaschinen und Dampfpflügen), Tender, Feuerlöschapparate, sowie alle im Zolltarif nicht besonders genannten Maschinen aus Gußeisen, Stahl und Eisen mit Theilen aus anderen Materialien oder ohne solche.

Ob die Amerikaner so viel weise Selbstüberwindung zeigen werden, um diesem Zollkrieg durch kluge Nachgiebigkeit alsbald ein Ende zu machen, bleibt abzuwarten. Für uns wird die Entwicklung der Dinge in jedem Falle höchst lehrreich sein; um so mehr, als es scheint, daß das russische Vorgehen zugleich als avis au lecteur allemand gedacht ist. Der im „Wjestnik Finanssow" erschienene offiziöse Kommentar zur Retorsionsmaßregel gegen Amerika läßt darüber keinen Zweifel. Schon die Ueberschrift dieses Artikels: „Rüstet sich Rußland zu den Handelsverträgen?" ist signifikant genug. Offenbar steht hinter diesem Artikel das russische Finanzministerium. Wie in St. Petersburg von Männern, die der Entwicklung der deutsch-russischen Beziehungen fortgesetzt ihre Aufmerksamkeit zuwenden, die Tragweite dieser offiziösen Auslassung aufgefaßt wird, dafür bietet das nachstehende Schreiben einen Beleg, das uns von einem außergewöhnlich gut informirten Freunde der „Nation" dieser Tage zugegangen ist.

Für den Fall — so schreibt mein Gewährsmann — daß Ihnen die Kundgebung der russischen Regierung noch nicht in extenso vorliegen sollte, erlaube ich mir Ihnen dieselbe anbei in der Uebersetzung der hiesigen „Petersburger Zeitung" zu übersenden. Das Schriftstück erscheint mir höchst interessant und nicht bloß deshalb, weil hiernach alle Hoffnungen der deutschen Agrarier, selbst bei einer Erhöhung der Getreidezölle auf nur 5 Mark, noch einen Handelsvertrag durchsetzen zu können, schwinden müssen. Es ist nämlich so schroff und scharf gehalten (der Uebersetzer hat einige der schroffsten Wendungen etwas gemildert), wie man das bisher bei amtlichen Kundgebungen der russischen Regierung noch nie zu verzeichnen hatte. Als Beweis dafür möchte ich nur auf den bitteren Hohn hinweisen, der in dem Satz von den „Staatsmännern, die die Brotvertheuerung für eine ihrer Amtspflichten halten", zum Ausdruck kommt.*) Eine solche Charakteristik der Auffassung des leitenden Staatsmannes einer befreundeten Macht scheint mir, bei aller sachlichen Richtigkeit, doch schon über die zulässige Grenze hinauszugehen!

Es scheint mir daher, daß in dem Artikel des „Wjestnik Finanssow" eine Animosität gegenüber Deutschland zum Ausdruck kommt, die wohl nicht bloß auf handelspolitischem Boden erwachsen ist und die jedenfalls neuerdings noch besondere Nahrung erhalten haben muß. Meinen Informationen und Beobachtungen nach besteht in hiesigen leitenden Kreisen schon seit längerer Zeit eine tiefe Verstimmung gegenüber Deutschland, die in erster Linie durch die chinesischen Vorgänge veranlaßt ist. Neue Nahrung erhielt diese Verstimmung durch das Verhalten des deutschen Kaisers bei und nach dem Tode der Königin Viktoria. Dazu kam nun in voriger Woche das russisch-amerikanische Zollzerwürfniß, für das man nämlich hier Deutschland verantwortlich macht — und das hat, wie man sagt, dem Faß den Boden ausgeschlagen. Auf gute Beziehungen zu den Vereinigten Staaten legt man hier den allergrößten Werth, nicht nur in politischer Hinsicht, sondern ganz besonders auch auf ökonomischem Gebiet

*) Der bezügliche Passus lautet im Zusammenhang:
„Es gibt noch ein großes Absatzgebiet für Getreide in den Ländern, deren Staatsmänner sich nicht von der Annahme leiten lassen, daß die Vertheuerung des Brotes eine ihrer Amtspflichten ist. England, Belgien, Holland und die Schweiz konsumiren beträchtlich größere Mengen von russischem und überhaupt ausländischem Getreide als Deutschland; wenn es Deutschland gelingt, ein Land zu finden, das darauf eingeht, den deutschen Arbeiter unter den Bedingungen zu ernähren, die der Kanzler den deutschen Agrariern zusicherte, so eröffnet sich auf diese Weise für Rußland ein freierer Spielraum auf den Getreidemärkten der Staaten, in denen es keine Getreidezölle gibt."

Man hat diese Beziehungen in jeder Weise gefördert und freute sich außerordentlich über die immer zunehmende Einfuhr amerikanischer Eisen- und Stahlwaaren. Man hoffte dabei, daß sich allmählich auch die russische Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten zu einiger Bedeutung erheben würde; die Haupthoffnung aber war, daß sich auf Grund dieser lebhafteren Handelsbeziehungen schließlich auch der amerikanische Geldmarkt den russischen Anleihen eröffnen würde und daß man mit der Zeit dort einen Ersatz für den französischen Markt finden könne, der, wie bekannt, neuerdings bereits mehrfach versagt hat. In dem Streben nach diesem Ziele hatte man in letzter Zeit so schöne Fortschritte gemacht: in Ostasien ergab sich die Basis für eine politische Annäherung, die amerikanische Einfuhr nach Rußland wuchs beständig und im Zucker hatte man ein Produkt gefunden, das man hoffen konnte, in immer größerer Menge nach dort zu exportiren. Alledem hat nun das plötzliche Zollzerwürfniß ein Ziel gesetzt. Ob dasselbe auch die politische Entente stören wird, darf wohl bezweifelt werden. Daß es aber in ökonomischer Hinsicht sehr unangenehm empfunden wird, bedarf nach dem Obigen wohl keiner Erklärung, denn die Erschwerung der amerikanischen Einfuhr nach Rußland dürfte jenseits des Ozeans sehr erbittern, und selbst wenn das Zerwürfniß bald beigelegt werden sollte, wird diese Maßregel Rußlands dort noch längere Zeit nachwirken. Wie schon gesagt, macht man hier Deutschland dafür verantwortlich, daß es zum Zerwürfniß gekommen ist. In wie weit das berechtigt ist, wage ich nicht zu untersuchen. Hier hält man sich daran, daß die Klagen und Vorstellungen der deutschen Zuckerproduzenten, die durch den deutschen Gesandten der Washingtoner Regierung vorgelegt worden, der nächste Anlaß zur Einführung des Kompensationszolles auf russischen Zucker waren. Ohne diesen Schritt wäre die amerikanische Regierung wohl niemals auf eine solche Maßregel verfallen. Man hat daher hier das — wenigstens scheinbar — berechtigte Gefühl, daß uns die so schmackhafte Suppe der steigenden Zuckerausfuhr nach Amerika durch die Bestrebungen der deutschen Zuckerproduzenten versalzen worden ist! —

Wie verstimmend und geradezu erbitternd ein solches Gefühl hier wirken mußte, ist leicht zu ermessen. Man sagt sich hier eben: nicht nur, daß Deutschland uns unausgesetzt mit einer Erhöhung der Zölle auf unser Getreide droht, — nun verdirbt es uns auch noch gar unsere guten wirthschaftlichen Beziehungen zu anderen Staaten!

Nur aus einem solchen Gefühl der Erbitterung heraus kann man den scharfen Ton erklären, in dem die Kundgebung der russischen Regierung über die Handelsverträge abgefaßt ist und der für Deutschland, meiner Auffassung nach, stellenweise geradezu beleidigend wird.

Ich befürchte daher sehr, daß die Wirkung der Kundgebung anders ausfallen wird, als gewünscht war, indem nun auch derjenigen Kreise in Deutschland, die bisher noch für gute handelspolitische Beziehungen zu Rußland eintraten, sich eine Verstimmung gegen letzteres bemächtigen dürfte, die begreiflich, aber doch sehr zu bedauern wäre.

Aus diesem Grunde habe ich mir erlaubt, Ihnen so ausführlich über die Stimmungen, die nach meinen Informationen gegenwärtig in den hiesigen leitenden Kreisen herrschen, zu berichten. Hoffentlich wird man die betreffende Kundgebung in ihren Schroffheiten daher auch nur als Ausfluß eines momentanen Aergers auffassen, der wohl mit der Zeit einer ruhigeren Auffassung Platz machen wird.

Das Schreiben unseres russischen Freundes beleuchtet die Situation so deutlich, daß etwas weiteres nicht hinzugesetzt zu werden braucht.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

XI.

Die Kanalvorlage wird in der Kommission einer Behandlung unterworfen, deren unvermeidliches Ergebniß die Verschleppung sein muß. Bei der Haltung, welche die Regierung der konservativen Partei gegenüber eingenommen hat, ist es begreiflich, daß sie jeden Einfluß auf diese verloren hat. Wenn es das höchste Regierungsprinzip ist, innere Krisen zu vermeiden, so hat die in der Mehrheit

befindliche Partei nicht nöthig, ihren Sonderwünschen irgend einen Zügel anzulegen. Die Sache liegt heute, wie sie vor zwei Jahren lag; die Regierung kann den Kanal haben, sobald sie der Mehrheit den Beweis führt, daß sie ihn ernstlich will. Eine Regierung, der der ernste Wille fehlt, wird freilich Krisen vermeiden, aber auch keine Erfolge haben.

Die Kanalvorlage wird verschleppt und das Budget rückt nicht recht vorwärts, so daß der Präsident schon damit hat beginnen müssen, Abendsitzungen anzuberaumen.

Der Minister des Innern hat es für gut befunden, von seinem Platze im Abgeordnetenhause aus auf Reden zu antworten, die im Reichstage über die Theaterzensur gehalten worden sind; der Reichstag beschäftigt sich seit drei Wochen an jedem Mittwoch mit diesem Thema und hat es noch nicht ganz zu Ende führen können. Es ist daher von dort aus dem Minister geantwortet worden. Als das allseitig zugestandene Ergebniß der Erörterung darf man feststellen, daß bei Ausübung der Theaterzensur die gröbsten Mißgriffe begangen worden sind, und wir dürfen hinzufügen, daß solche Mißgriffe mit der Institution untrennbar verknüpft sind. Die Polizei wird dazu gedrängt, der litterarischen Kritik in das Handwerk zu pfuschen, und die Polizei ist immer übel daran, wenn sie genöthigt ist zu pfuschen.

Der Minister des Innern hat noch ein anderes unglückliches Gefecht bestanden; er hat versucht, die Maßregeln zu vertheidigen, durch welche er bei Kommunalwahlen die Bestätigung versagt hat, und hat dabei einem Manne Thatsachen nachgesagt, die geeignet sind, dessen Ehre in gröblicher Weise bloßzustellen. Er soll viermal Konkurs gemacht haben und mehr als zwanzig Male vergeblich exequirt worden sein. Der Mann selbst und seine Freunde bestreiten das entschieden. Der Zweifel wird gehoben werden können. Ueber jede Konkurseröffnung und über jede Zwangsvollstreckung wird ein Aktenstück angelegt. Der Minister wird nun genöthigt sein, diese Aktenstücke, die ihm zugänglich gemacht werden müssen, auf den Tisch des Hauses niederzulegen, und wenn er das nicht kann, wird der sehr verhängnißvolle Erfolg eintreten, daß man in Zukunft berechtigt ist, an jeder Versicherung zu zweifeln, die ein Minister angeblich auf Grund aktenmäßiger Informationen abgibt.

Der Herr Handelsminister hat den Versuch gemacht, sein Wort, daß der Handel ein nothwendiges Uebel sei, zu interpretiren, und es als sein Vorrecht in Anspruch genommen, eine authentische Interpretation zu liefern. Ein Wort, das einmal dem Gehege der Zähne entflohen ist, läßt sich nicht mehr zurückrufen, und dieses Wort hat Flügel erhalten und wird seinen Flug immer weiter fortsetzen. Die schwerfällige Interpretation, die ihm folgen soll, wird den Flug nicht lange mitmachen, denn sie ist flügellahm.

Eine große Aktion hat die konservative Partei aus einem Antrage gemacht, in Berlin eine Handelskammer zu gründen und die bestehende kaufmännische Korporation entweder aufzulösen oder doch in den Schatten zu stellen. Schwer verständlich ist es, daß diese Bewegung auch von einigen liberalen Blättern unterstützt wird. Eine Handelskammer ist nichts anderes als eine Zwangsorganisation, die dem Einzelnen eine Steuerpflicht auferlegt, aber ihm kein Recht giebt, das er nicht in Berlin ebensogut und besser im Rahmen der freiwilligen Organisation der Korporation der Kaufleute ausüben könnte.

Der Handelsminister hat sich bereit erklärt, seine Hand zu bieten, um die Rechtsunsicherheit zu beseitigen, die durch das Börsengesetz hinsichtlich der Differenzgeschäfte entstanden ist. Aber — das ist ein weites Feld.

Der Reichstag hat auf Grund des Kommissionsberichts die Kosten der China-Expedition ohne erhebliche Diskussion bewilligt; nur Herr Bebel verstieg sich zu einigen heftigen Ausführungen, die um ihrer Uebertreibung willen ins Wasser fielen.

Ein Antrag auf Einführung von Anwesenheitsgeldern für die Reichstagsabgeordneten wurde einstimmig einer Kommission überwiesen und findet diesmal auch bei den Konservativen einige Sympathieen.

Proteus.

Zur Frage der Brotvertheuerung.

Als ich in der „Nation" vom 26. Januar in dem Aufsatz „Zum Wettstreit der Völker" dem Referat über die Reden Lord Rosebery's und Chamberlain's einige Bemerkungen über die kleine, aber lärmende Partei hinzugefügt hatte, die dem deutschen Volke den ihm zum Lebensbedürfniß gewordenen geordneten und gesicherten Handelsverkehr zu verkümmern suche, wurden mir von der „Neuen Preußischen Zeitung" einige freundliche Ausdrücke wie „landläufiger Freihändler und Politiker von der Bamberger'schen Richtung" an den Kopf geworfen und zugleich Einspruch gegen das erhoben, was ich von der unersättlichen, kleinen, aber lärmenden Partei gesagt habe, die weder das eine noch das andere und am allerwenigsten das dritte sei. Gegen die Epitheta ornantia der „Kreuz-Zeitung" habe ich nichts einzuwenden, ich habe wirklich garnichts von einem agrarischen Konservativen, und ich bin immer der Ansicht gewesen, daß Bamberger ein sehr bedeutender Mann war, dem unser Vaterland unendlich mehr zu verdanken hat als recht vielen anderen Leuten, die zu den Lesern oder Schreibern der konservativen Organe gehören. Wer nicht mit denselben übereinstimmt und den Muth hat, seine Meinung offen auszusprechen, muß es sich gefallen lassen, mit Schmutz beworfen zu werden und sich damit trösten, daß derselbe die Hände, die ihn werfen, mehr beschmutzt als die Kleider, die er trifft. Ich kann übrigens dem Herrn, der den Artikel in der „Kreuz-Zeitung" geschrieben hat, verrathen, daß ich weder Börsenblätter lese, noch Börsenkreise besuche, noch endlich an der Börse spekulire, und das ist vermuthlich mehr, als er von den meisten seiner Leser sagen könnte oder glauben würde.

Näher ist mir der Vorwurf gegangen, der mir wegen der falschen Beurtheilung der Agrarier gemacht wurde. Lärmend! nun ich denke, wer weiß wie es am 11. Februar im Zirkus Busch zugegangen ist, wird die Richtigkeit dieser Bezeichnung für das Gebahren des Bundes der Landwirthe nicht bestreiten. Klein! ich will versuchen den Beweis für diese Behauptung zu führen. Nach dem in der erwähnten Sitzung vorgelesenen Geschäftsbericht zählte der Bund am 1. Februar d. J. 1480 dem Großgrundbesitz, 28 520 dem mittleren und 202 000 dem Kleingrundbesitz angehörige Mitglieder. Nun gibt es in Deutschland 25 061 landwirthschaftliche Großbetriebe (von 100 und mehr Hektar) 281,767 mittlere (von 20 bis 100 Hektar) und 2 015 122 kleine (von 2 bis 20 Hektar), d. h. es sind von den Großgrundbesitzern etwas über 5 Proz. und von den mittleren und kleinen etwas über 10 Proz. Mitglieder des Bundes der Landwirthe und das nach jahrelangem Werben und Wühlen schlimmster Art. Und endlich unersättlich! Wenn die Berichte über die Versammlung im Zirkus Busch irgend wie zuverlässig sind, so hat einer der Hauptredner die Forderung aufgestellt, daß niemand in Deutschland etwas billiger kaufen dürfe, als es im Lande selbst hergestellt werden könne und ein anderer oder gar die zur Annahme gestellte Resolution hat zur Bildung größerer Verkaufsverbände aufgefordert „deren Zweck nicht ungesunde Preistreiberei, sondern weise Regelung der Produktion und möglichst gleichmäßige Innehaltung mittlerer Preise sein muß". Ja, wenn Worte einen Sinn haben, so kann der dieser Sätze doch nur sein, daß, sowie bie höheren Zollschranken gegen das Ausland aufgerichtet sein werden, die Produzenten ihre Produktion so „regeln" sollen, daß dem Konsumenten jede Seitens der Produzenten für angemessen erachtete Preis-

steigerung aufgebürdet werden kann. Und da wird die Bezeichnung unersättlich für diejenigen, die solches verlangen, bemäkelt!

Als die Mahl- und Schlachtsteuer aufgehoben wurde, war die hauptsächlichste Begründung für diese Maßregel, daß es ungerecht sei, dem Städter das Brod und Fleisch dem Bewohner des flachen Landes gegenüber zu vertheuern, und heute kommt ein Zehntel der ackerbauenden Bevölkerung und verlangt mit großem Geschrei, daß alles, was das neunzehnte Jahrhundert in Verbesserungen und Beschleunigung des Verkehrs geschaffen habe, mit einem Schlage für Deutschland aufgehoben und an den Grenzen des Reichs eine Schranke von nie dagewesener Höhe aufgerichtet werde, an denen jeder Bewohner desselben eine Mahl- und Schlachtsteuer zu entrichten habe, die das Brod und das Fleisch, deren er zu seinem Unterhalt bedarf, mindestens um den Betrag des Zolls über den Preis hinaus vertheuert, den sein Nachbar dafür zu zahlen hat. Denn daß der Importeur den Zoll zu tragen haben würde, kann doch wirklich niemand glauben, für den das Einmaleins keine Geheimnisse mehr enthält. Der Produzent oder der Händler des Auslandes verlangt und erhält den Weltmarktpreis, darauf muß der Zoll geschlagen werden, der den Preis der Waare um ebensoviel vertheuert, denn wenn er das nicht thäte, fiele ja das ganze Argument und mit ihm die Hoffnungen der Agrarier ins Wasser, die darin bestehen, daß die Auferlegung des Eingangszolls den Preis der im Inland erzeugten Produkte um den Betrag desselben erhöhen werde.

Der Wechsel in den handelspolitischen Anschauungen des ersten Reichskanzlers ist auf amerikanische Einflüsse zurückzuführen, in erster Linie auf die Lektüre Carey'scher Werke. Aber selbst Carey, der erklärte, daß er den atlantischen Ozean lieber mit Feuer als mit Wasser gefüllt sehen möchte, sah die Schutzzollpolitik der Vereinigten Staaten nur als einen Nothbehelf bei dem damaligen Stande der Industrie in denselben an und gab zu, daß Freihandel das in der Zukunft anzustrebende Ideal sein könne. Vielleicht, wenn er heute noch lebte, er ist 1879 gestorben, würde er den Zeitpunkt, dieses Ideal aus der Theorie in die Praxis zu übertragen, bereits für gekommen erachten. In welcher Weise der sogenannte Schutz der Industrie in den Vereinigten Staaten häufig erreicht wird, ist bekannt; die Methode, die man in Deutschland anwendet, ist allerdings eine andere, aber ich gestehe offen, daß ich vom moralischen Standpunkte aus, wie von dem des Interesses des Staates, d. h. der Mehrzahl der Angehörigen desselben, keinen wesentlichen Unterschied zwischen dem in Washington en vogue befindlichen System des „lobbying“, d. h. der Beeinflußung einzelner Kongreßmitglieder für oder gegen eine Maßregel, und der bei uns beliebten Drohung einer Partei, die auf andere Bedürfnisse bezüglichen Vorschläge der Regierung abzulehnen, falls ihr keine besonderen Vortheile gesichert werden, zu finden vermag. Die unvermeidliche Folge der Schutzzollpolitik ist die Bildung und der schädliche Einfluß von Trusts, Ringen und Syndikaten, denen der Konsument ausgesetzt ist, weil ihm und der ganzen Lage der ausgleichende Einfluß des Weltverkehrs fehlt; ein Zustand, der trotz der Apologie der Syndikate, die der Herr Handelsminister kürzlich im Verein zur Beförderung des Gewerbefleißes gesprochen hat, überall zu dem Resultat führen muß, zu dem er bereits in den Vereinigten Staaten geführt hat, d. h. zur Schaffung einzelner großer Vermögen, zur Zerstörung des Mittelstandes und zur Bildung eines immer wachsenden Proletariats. Und dabei bieten die Vereinigten Staaten mit ihren kolossalen Hülfsmitteln und dem der Bevölkerung trotz ihrer rapiden Zunahme noch zur Verfügung stehenden Ellbogenraum dem Einzelnen ganz andere Mittel zur Schaffung wie zur Erhaltung einer Existenz, als das ärmere und überfüllte Deutschland dies vermag.

Es ist stets der Stolz der preußischen Herrscher gewesen, die Könige des armen Mannes zu sein, und Fürst Bismarck hat im Jahre 1865 unter dem Beifall der konservativen Minorität des Abgeordnetenhauses besonders auf diese Thatsache hingewiesen; das Wort unsers Königs und Herrn, daß man von ihm nicht erwarten könne, daß er Brodwucher treibe, entstammt derselben Gesinnung; wir wollen abwarten, wer aus dem sich entspinnenden Kampfe als Sieger hervorgehen wird.

Weimar, 18. Februar 1901.

M. v. Brandt.

Schulreform.

(Schluß).

Es ist selbstverständlich, daß eine Bildung, die ihren Namen wirklich verdient, auf keine der beiden im ersten Artikel skizzirten Seiten einer tieferen Lebensauffassung verzichten wird; dadurch wird indessen nicht ausgeschlossen, daß ein die Vermittlung solch tieferer Bildung bezweckender Unterricht je nach den Umständen die eine oder die andere der beiden dabei in Betracht kommenden Richtungen in den Vordergrund stellt, ja eine solche Differentiirung des Unterrichtsbetriebs in gewissen Grenzen wird geradezu zur Nothwendigkeit in den Augen dessen, der erwägt, daß die geistige Veranlagung der Menschen selbst im Allgemeinen nach diesen beiden Richtungen auseinandergeht, während es zugleich offenbar ist, daß die Wirkung des Unterrichts jederzeit ganz wesentlich von der Empfänglichkeit abhängen wird, die ihm der Einzelne je nach seiner Geistesanlage entgegenbringt.

Ohne hier auf die Frage einzugehen, wie eine ideale, diesem Sachverhalt vollkommen gerecht werdende Schuleinrichtung beschaffen sein müßte, darf man konstatiren, daß der durch die geschichtliche Entwicklung geschaffene Zustand unseres höheren Schulwesens, wie er thatsächlich besteht, den eben aufgestellten Forderungen bis zu einem gewissen Grade entgegenkommt, die zwingende Kraft der in allem Geschehen sich offenbarenden inneren Logik der Dinge hat sich auch hier nicht verleugnet.

Wir haben drei Gattungen höherer Schulen, das Gymnasium, das Realgymnasium und die lateinlose sogenannte Oberrealschule, von denen man die erste Anstaltsart als die Verkörperung des vorzugsweise auf die geschichtliche Betrachtung der Dinge gegründeten, die letzte als die des besonders die Dinge an sich betrachtenden Bildungsprinzips ansehen kann, eine vermittelnde Stellung nimmt das Realgymnasium ein, dessen Lehrplan bei der ihm eigenthümlichen annähernd gleichmäßigen, für jeden demgemäß auch weniger intensiven Berücksichtigung beider Bildungswege den Interessen der Elemente entgegenkommt, bei denen keine der beiden vorgenannten Hauptrichtungen besonders stark ausgeprägt ist.

Es ist bezeichnend und bei dem Gange, den unsere nationale Kulturentwicklung thatsächlich genommen hat, auch nur begreiflich, daß von den genannten Schulgattungen die eine bei weitem zahlreicher vertreten ist, als die beiden anderen. Die Zahl der Realgymnasien ist in Preußen mehr als nochmal so groß als die der Oberrealschulen, die der Gymnasien mehr als viermal so groß als die der Realgymnasien. Nimmt man die unvollständigen Anstalten (Progymnasien, Realprogymnasien und Realschulen) dazu, so ändert sich das Verhältnis etwas, aber auch dann noch überwiegen die gymnasialen Anstalten bei weitem die beiden anderen Anstaltsarten zusammen.

Man darf in dieser Thatsache einen Ausfluß unserer nationalen Eigenart sehen, die bisher mehr der theoretischen Betrachtung des Werdens der Dinge, als der produktiven Mitarbeit an der Neubildung der Dinge, zugewandt, mehr vom Sinn für die Vergangenheit als von dem für die Gegenwart erfüllt war. Man wird auch nicht fehlgehen, wenn man in dem allmählichen Emporkommen der Schulen, die den auf die Betrachtung des modernen Lebens

und seiner Bedingungen an sich gerichteten Unterrichtsbetrieb pflegen, ein Zeichen der Wandlung erblickt, die in unserem Nationalcharakter sich langsam vollzieht.

Zur Zeit aber wird unser Schulwesen jedenfalls noch in ausgesprochenem Grade von der Richtung beherrscht, die mehr als auf das Sein ihr Auge auf das allmähliche Werden der Dinge richtet, und da ist es denn auch natürlich, wenn in dem Lehrplan der diese Richtung besonders verkörpernden Anstalt, nämlich des Gymnasiums, die Betrachtung der Vergangenheitsperiode, die wir als den ältesten der für uns noch greifbaren Faktoren unseres Kulturlebens ansehen müssen, im Vordergrund des Interesses steht, man darf auch diesen Sachverhalt als Ausdruck einer gewissen Seite unserer nationalen Eigenart ansehen, nämlich der deutschen Gründlichkeit.

Aber in dieser Bedeutung des klassischen Alterthums als der Wiege unserer Kultur erschöpft sich auch vollkommen der Grund, aus dem der Gymnasial-Lehrplan dem altsprachlichen Unterricht einen so bevorzugten Platz anweist. Das Studium der alten Sprachen kann heutzutage keinen anderen Sinn als den haben, von der alten Kultur, insbesondere der in den überlieferten Literaturwerken uns entgegentretenden Aeußerungen des antiken Geisteslebens eine intimere Kenntniß zu gewinnen, als es ohne dieses Studium möglich ist. Daraus folgt, daß aus diesem altsprachlichen Unterricht alles auszumerzen ist, was über den genannten Zweck hinausgeht, daß es insbesondere ganz verfehlt ist, diesem Unterricht die Erlangung einer gewissen Sicherheit im aktiven Gebrauch der Sprache als Ziel zu setzen. Es genügt vollständig, wenn die Möglichkeit eines verständnißvollen Lesens dieser Schriftsteller in der Ursprache geschaffen wird, unter ausdrücklichem Verzicht auf jede Art der Durchnahme dieser Schriftsteller, bei dem es sich nicht sowohl um den Inhalt als um die Ausdrucksform handelt.

Gerade diese Art des Betriebs, die den größten Theil der von Lehrern und Schülern zu leistenden Arbeit für die Bewältigung der Ausdrucksschwierigkeiten in Anspruch nimmt, blüht noch heute fast überall und sie wird begünstigt durch die Art der Schriftsteller-Ausgaben, die in ihren meist den sachlichen Inhalt oder den deutschen Ausdruck erörternden Kommentaren der Schularbeit gerade das vorwegnehmen, was vielmehr den geistbildenden Gegenstand dieser Arbeit bilden sollte, dagegen die Entzifferung von Formschwierigkeiten der Fremdsprache dem Schüler überlassen. Hier wäre vielmehr das entgegengesetzte Verfahren am Platz, die Kommentare zu diesen Schriftstellern sollten zweckmäßiger Weise dem Schüler die richtige und schnelle Erkenntniß der fremden Wortform erleichtern, damit er ungehemmt durch diese schließlich ja jedenfalls nur den Werth eines Mittels zum Zweck besitzende Arbeit und mit der vollen Frische seines Geistes sich der Aufnahme und Verarbeitung des Sinnes, der Aufsuchung des diesem Sinn am treffendsten wiedergebenden deutschen Ausdrucks hingeben könnte.

Man muß aus der Praxis die grenzenlose Stümperei kennen, mit der sich alljährlich bei der mündlichen Reifeprüfung eine Menge von Schülern unter fortwährendem helfenden Eingreifen des Lehrers durch die Ausdrucksschwierigkeiten bei den altsprachlichen Schriftstellern soweit hindurchquälen, daß ihnen noch ein dürftiges Genügend ertheilt werden kann, man muß dies jährlich immer wieder ein- und zweimal erleben, um zu der Ueberzeugung zu kommen, daß der gegenwärtige Betrieb des altsprachlichen Unterrichts gerade auch mit Rücksicht auf den Zweck, der damit erreicht werden soll, als durch und durch verkehrt und nutzlos angesehen werden muß.

Eine mehr als rein äußerliche und auf einen Haufen Einzelheiten beschränkte, des organischen Zusammenhangs durchaus entbehrende Sprachkenntniß besitzt überhaupt kein Schüler, infolgedessen ist ihm die Uebersetzungsarbeit, wie sie jetzt von ihm gefordert wird, thatsächlich eine Last, sie stellt eine mit Unlust betriebene Arbeit vor, die eben nur darum geleistet wird, weil sie einmal vorgeschrieben ist, Vergnügen und innere Förderung ist für Niemanden damit verbunden. Infolgedessen steht die Benutzung der verbotenen Uebersetzungen in üppigster Blüthe, während andererseits für den, der sich durch die Schwierigkeiten des Fremdausdrucks selber glücklich hindurchgearbeitet hat, die Empfänglichkeit für den geistigen Inhalt, die tiefere Bedeutung des übersetzten Abschnitts durch die vorhergegangene Arbeit ganz erheblich beeinträchtigt worden ist. Das klingt vielleicht manchem befremdend, aber es ist eine den Thatsachen völlig entsprechende Schilderung.

Im Gegensatz dazu würde ein Unterrichtsbetrieb von der hier empfohlenen Art die Folge haben, daß der beste Theil der Kraft und Frische, womit der Schüler in den altsprachlichen Unterricht eintritt, der Hauptaufgabe dieses Unterrichts, nämlich dem Eindringen in den Inhalt der gelesenen Schriftsteller zu gute kommt. Erst bei einem Unterricht dieser Art wäre die Möglichkeit gegeben, das Maß von geistbildender und geistbeeinflussender Kraft, das diesem Unterricht überhaupt beiwohnt, in vollem Umfange auszunutzen und diesem Unterricht damit den Charakter zu geben, vermöge dessen die von ihm verliehene Bildung auch wirklich den Namen einer klassischen Bildung verdienen würde.

Ein solcher Unterricht würde auch noch nach einer zweiten Seite mehr als es bisher möglich war die Bildung der Schüler fördern, nämlich hinsichtlich der logischen Schulung des Denkens. Ich bin durchaus der Ansicht, daß die beiden alten Sprachen, insonderheit auch das Latein an logischer Klarheit des Baues alle anderen Kultursprachen, namentlich die neueren Sprachen übertreffen. Aber ich halte die Meinung für völlig verfehlt, die in diesen Sprachen und zwar aus diesem Grunde ein besonders vorzügliches Mittel der Schulung im logischen Denken erblickt. Diejenigen, die diese logische Struktur wirklich würdigen, das sind die logischen Köpfe, die einer besonderen Schulung gar nicht bedürfen, weil logisches Denken ihnen ein natürliches Bedürfniß ist. Die geistig schwerfällige Menge derer, die einer solchen Schulung bedarf, wird sie durch den Betrieb der lateinischen Grammatik auch nicht erhalten, und zwar aus zwei Gründen. Der eine ist der, daß diese logische Schulung sich ihrer Natur nach nur auf die Form des Ausdrucks richtet, hinter der sich unter Umständen ein weitgehender Mangel an sachlicher Logik verbergen kann, der andere ist der, daß auch in der lateinischen Grammatik die einer logisch-scharfen Begründung fähigen Ausdrucksregeln die Minderheit bilden gegenüber dem den Charakter des Zufälligen und Willkürlichen tragenden Sprachmaterial. Auf die meist nur rein gedächtnißmäßig zu bewirkende Aneignung der Unregelmäßigkeiten in Form und Satzbildung, der Abweichungen von dem, was logischer Weise zu erwarten ist, gerade hierauf richtet sich der weitaus größere Theil der im grammatischen Lateinunterricht vom Lehrer und Schülern zu leistenden Arbeit.

Der hieraus für die Gewohnheit des logischen Denkens erwachsene Gewinn ist minimal, was von manchen Seiten für Bethätigung solchen Denkens gehalten wird, ist in Wahrheit ein unfreies mechanisches Hantiren mit den grammatischen Regeln, worin — wie schon bemerkt — oft genug gerade die geistig beschränktesten Köpfe unter den Schülern eine besondere Sicherheit erlangen.

Es wäre darum richtiger, den Gedanken einer besonderen logischen Schulung durch intensiven Betrieb der Grammatik ganz fallen zu lassen und statt dessen das Hauptaugenmerk auf die Erziehung zu der Gewohnheit des sachlich logischen Denkens zu richten, für die das Eindringen in einen fremden Gedankengang ein zwar seiner Natur nach einseitiges, aber innerhalb gewisser Grenzen auch zweifellos vorzügliches Mittel darstellt. Für solches Eindringen bietet jeder Sprachunterricht, insofern er zugleich Litteraturunterricht ist, reichliche Gelegenheit, die beste und wirksamste natürlich bei der Erklärung der dem Schüler in dessen Muttersprache dargebotenen Schriftwerke. Der Einführung in die Litteratur des klassischen Alterthums nach Möglichkeit die gleichen Vortheile zuzuwenden, deren sich die Einführung in die Werke der deutschen Litteratur von selbst erfreut, muß sich demgemäß der altsprachliche Unter-

nicht besonders angelegen sein lassen, für den, im Gegensatz zu dem neusprachlichen Unterricht, die Erziehung zum aktiven Gebrauch der von ihm gelehrten Sprachen heutzutage nicht mehr in Betracht kommt. So empfiehlt sich auch für den augenblicklich in Rede stehenden Zweck die oben befürwortete Gestaltung dieses Unterrichts.

Die ganze, den modernen Anschauungen so mannigfach entgegengesetzte Anschauungsweise, die dem Schüler in den antiken Schriftwerken entgegentritt ebenso wie die eigenartige, von den modernen Ausdrucksformen so vielfach abweichende Gestalt, in der diese Anschauungsweise sich unserem Auge darstellt, beides bietet eine mehr als ausreichende Gewähr dafür, daß ein in der eben geschilderten Weise betriebener Unterricht die Eigenart des Gymnasiums nicht gefährdet. Ja ich möchte noch mehr sagen, ein solcher Unterricht würde die Erhaltung dieser Eigenart besser verbürgen, als ein Unterricht der bisher üblichen Art, der die innerliche Aufnahme des antiken Geistes nur allzu oft über dem nutzlosen Bestreben der festen Einprägung der antiken Ausdrucksweise versäumte.

Und dieses Ergebniß würde erreicht werden, ohne eine, nach anderen Richtungen hin recht bedenkliche Erhöhung der dem altsprachlichen Unterricht zugewiesenen Zeit über das bisherige Maß hinaus, es würde erreicht werden auch mit einer wesentlich geringeren Inanspruchnahme der geistigen Kräfte der Schüler, die noch ganz besonders ins Gewicht fällt. Indem der Unterricht die Schüler von der umfänglichen und nutzlosen Arbeit entlastet, die mit der festen Aneignung so vieler rein gedächtnißmäßig festzuhaltender grammatischer Kenntnisse und mit der Ueberwindung der Uebersetzungsschwierigkeiten verbunden sind, würde er zugleich ihre Aufnahmefähigkeit für die Elemente der modernen Bildung steigern, die ja doch, wie schon bemerkt, auch auf dem Gymnasium nicht ganz fehlen dürfen, ja hier um so unentbehrlicher sind, je stärker die Pflege des Eindringens in den Geist der Antike und je größer darum die Gefahr ist, daß der Sinn für die lebendige Gegenwart über der Beschäftigung mit der Vergangenheit zu kurz kommt.

Das wäre die eine Form eines Weges zur Allgemeinbildung, eine Form, deren Bevorzugung in den tonangebenden Kreisen unseres Zeitalters nicht darüber hinwegtäuschen kann, daß sie nicht die einzige Form solchen Bildungsweges darstellt. Mit uneingeschränkter Befriedigung darf man die Worte des königlichen Erlasses begrüßen, die die prinzipielle Gleichwerthigkeit der realistischen mit der humanistischen Bildung betonen, man darf diese Gleichwerthigkeit namentlich auch für diese beiden Bildungswege in dem hier vertretenen Sinne in Anspruch nehmen, der ihren wesentlichen Unterschied an dem Maße erkennt, in dem sie die den Dingen selbst zu Grunde liegenden Wesensbedingungen oder das geschichtliche Werden der Erscheinungen in den Vordergrund der Betrachtung rücken. Der logischen Schulung des Geistes und der Erzeugung einer vertieften Lebensanschauung dient beides. Und darum darf man den Anspruch auf Erhaltung der Eigenart, der der einen Bildungsweg repräsentirenden Schulgattung so bereitwillig zugestanden wird, auch den beiden anderen Schulformen nicht bestreiten oder verkürzen, sowohl der, die die am Gymnasium in zweiter Linie stehende Bildungsrichtung in den Vordergrund stellt, d. i. der Oberrealschule, als auch der, die zwischen den beiden Bildungswegen ein gewisses Gleichgewicht zu bewahren sucht, d. i. dem Realgymnasium. Leider ist diese Rücksicht in der jetzt verkündeten Neuordnung des Schulwesens nicht genommen worden, der Schwerpunkt des auf dem Realgymnasium ertheilten Unterrichts ist, und zwar ohne innere Nöthigung ganz erkennbar nach der Seite der vom Gymnasium besonders gepflegten Bildungsrichtung verschoben worden.

Das ist ein unverkennbarer Ausfluß der Auffassung, die die Gleichwerthigkeit der Bildungswege innerlich anzuerkennen sich mit allen Kräften wehrt und nun für ihren Standpunkt zu retten sucht, was gerettet werden kann, die, weil sie die Anerkennung gewisser Ansprüche des Realgymnasiums aller Voraussicht nach nicht mehr zu hindern vermag, dem auf dieser Anstalt ertheilten Unterricht, wenigstens, so weit es möglich ist, ein gymnasialartiges Gepräge zu geben strebt. Dieser selben Auffassung entspringt auch die, wie es scheint, gerade in den maßgebenden Kreisen gehegte Absicht, die von den höheren Schulen zu verleihenden Rechte zu theilen und das Recht zum Ergreifen gewisser, der einen Anstaltsart besonders vorbehaltener Berufe an eine den Abiturienten einer anderen Anstaltsart aufzuerlegende Ergänzungsprüfung zu knüpfen.

Die Kurzsichtigkeit dieser Anschauung kann nicht scharf genug betont werden. Im günstigsten Falle führt sie dahin, ein Fachschulwesen einzurichten, während die ganze Entwicklung unsers Schulwesens darauf drängt, den für die Fachschule vorbildenden Anstalten unbeschadet ihre besonderen Eigenart doch den Charakter allgemeiner Bildungsanstalten zuzuerkennen. Auch wer mit dem Geiste des auf dem bisherigen Gymnasium ertheilten Unterrichts nicht einverstanden war, erkannte doch einen unbestreitbaren Vorzug dieser Anstaltsart darin, daß sie in einer auf keine bestimmte Fachrichtung zugeschnittenen Bildung ihr eigentliches Wesen erblickte.

Dieser eine Vorzug würde auch dem Gymnasium verloren gehen, wir würden eine allgemeine Bildungsanstalt überhaupt nicht mehr haben, wenn wirklich die erwähnte Maßnahme bei voller Gleichheit der Behandlung für alle Anstaltsarten zur Ausführung käme. Allem Vermuthen nach wird es nicht dahin kommen, der Geist der Unterrichtsverwaltung, wie er in der neuesten Ministerialverfügung sich offenbart, wird aller Voraussicht nach auch darin zu Tage treten, daß die von den Gymnasial-Abiturienten eventuell zu fordernde Ergänzungsprüfung mehr den Charakter einer Form tragen und gegen die von den Realabiturienten eventuell abzulegende Ergänzungsprüfung an Schwierigkeit erheblich zurückstehn, daß die prinzipielle Gleichberechtigung in der Praxis nur eine sehr eingeschränkte Verwirklichung erfahren wird.

Und das wird sehr bedauerlich sein, eine halbe, früher oder später der Beseitigung geweihte Maßregel, eine Verleugnung der großen Anschauung, aus der heraus allein Fragen wie die der Gestaltung des höheren Schulwesens eine wirkliche Lösung finden können. Hier giebt es nur einen klaren Standpunkt, den, der von den höheren Schulen in erster Linie einen wirklich den Geist bildenden, nicht für den oder jenen Fachberuf drillenden Unterricht verlangt, dann aber auch die Gleichwerthigkeit der verschiedenen für solchen Unterricht möglichen Formen rückhaltlos anerkennt. Wenn es wahr ist, daß die verschiedenen Formen unserer höheren Schulen keine Fachbildung, sondern eine von wissenschaftlichem Geiste getragene Allgemeinbildung gewähren, so giebt es nur eine logische Folgerung aus diesem Sachverhalt, die der vollen Gleichberechtigung hinsichtlich der Berufswahl. Was dem Einzelnen an den für seinen späteren Beruf wünschenswerthen Vorkenntnissen fehlt, das mag er sich selbst noch auf irgend welchem ihm dazu offen stehenden Wege erwerben, der wissenschaftliche Geist, der ihm durch seine Schulbildung eingeflößt ist, muß ihn dazu befähigen, wie es ja ohnehin auch schon jetzt immer bei den Abiturienten unseres Gymnasiums als selbstverständlich vorausgesetzt worden ist, die sich ohne gehörige Vorbildung in der Chemie und den beschreibenden Naturfächern, mit mäßigen, ja recht mäßigen Kenntnissen in Mathematik, Physik und den neueren Sprachen dem ärztlichen Beruf, dem Studium der Naturwissenschaften oder der Technik zugewandt haben.

Wer von klein auf eine besondere Neigung für klassische Philologie oder Theologie in sich spürt, wird ja ohnehin ein Gymnasium aufsuchen. Was aber die übrigen Fächer anlangt, so wird vielleicht mehr und mehr der Gedanke sich Bahn brechen, daß Vertrautheit mit den aus dem Alterthum stammenden, für solche Berufe besonders bedeutsamen Bildungselementen durch Uebersetzungen nicht nur ebensogut, sondern sogar in wirksamerer Weise gewonnen werden kann. Von Zeit zu Zeit hört man recht bezeichnende, z. Th. ergötzliche Proben von der kläglichen Hülflosigkeit, mit der

nicht wenige junge Juristen der in der ersten Staatsprüfung an sie herantretenden Forderung der Uebersetzung einer Stelle aus dem Corpus juris gegenüberstehen, vielleicht würde die Innerlichkeit des Rechtsverständnisses nur gewinnen, wenn die durch das Studium des römischen Rechts zu gewinnenden fundamentalen Rechtsbegriffe den jungen Rechtsbeflissenen in einer ihnen zugänglicheren Form dargeboten würden. Und darum darf man auch in dem Hinblick auf die besonderen Bedürfnisse dieses bei uns eine so maßgebende Rolle spielenden Berufs kein Hinderniß erblicken, als das oberste Prinzip einer gesunden Schulreform die Forderung wirklicher Freiheit des Bildungsweges hinzustellen. Wenn eine endgültige Lösung der Schulreformfrage auch dadurch nicht erzielt wird, so wird eine solche doch auf diesem Wege angebahnt und ermöglicht, der jedenfalls den praktischen Vorzug besitzt, sich den gegebenen Verhältnissen ohne Schwierigkeit anzupassen. Dann erst wird jede Schulgattung ihre wirkliche, nicht die künstlich gezüchtete, sondern die ihr nach ihrem innersten Wesen beiwohnende Lebensfähigkeit zeigen können, dann wird die nothwendige Verbesserung des Lehrplans an einer jeden Anstalt nach Inhalt und Methode sich von selbst durch das praktische Bedürfniß ergeben, dann erst wird eine zuverlässige Grundlage dafür gewonnen werden können, in welchem Umfange und auf welche Weise eine Zusammenfassung aller besonderen Schularten auf den tieferen Klassenstufen zu einheitlichen Anstalten sich ermöglichen läßt. Darum sei als praktischer Schluß dieser Ausführungen der dringende Wunsch zum Ausdruck gebracht nach rückhaltloser Anerkennung der Gleichwerthigkeit aller Vollanstalten hinsichtlich der von ihnen gewährten Allgemeinbildung und der vollen Freiheit der Berufswahl für die, die sich diese Bildung erworben haben.

Magister.

Neue Aufschlüsse aus Stägemann's Papieren.

Die Leser der „Nation" wissen bereits, welch' eine reiche Fundgrube Franz Rühl in Königsberg durch seine Mittheilungen aus dem brieflichen Nachlaß des preußischen Staatsmannes und Dichters Friedrich August von Stägemann eröffnet hat (s. „Nation" XVII. Jahrgang S. 306). Der zweite, jüngst erschienene Band seiner Publikation steht dem ersten an Interesse keineswegs nach*). Auch hier wieder lehrt schon ein flüchtiger Blick auf das Verzeichniß der Briefschreiber, daß wir es mit Meinungsäußerungen vieler hervorragender und mancher jedenfalls nicht gleichgiltiger Persönlichkeiten zu thun haben. Politik und Beamtenthum sind, um nur einige Namen zu nennen, durch Stein, Schön, Justus von Gruner, Zerboni di Sposetti, Sack, Gersdorff vertreten. Aus der Zahl der Dichter, Schriftsteller und Gelehrten finden sich u. a. Arndt, Schenkendorf, Görres, Müllner, Klamer Schmidt, Friedrich Cramer, Benzenberg ein. Von der Hand des Grafen Spiegel, der 1824 die Würde des Erzbischofs von Köln erlangte, liegen so viele Briefe vor, daß ein großer Theil für den Abdruck in einem dritten Bande aufgespart werden mußte. Dort soll denn auch der Versuch gewagt werden, „ein Charakterbild dieses letzten großen Febronianers auf einem deutschen Bischofsstuhl zu skizziren".

Ueberblickt man den Gesammtinhalt des uns neuerdings aus Stägemann's Nachlaß Gebotenen, so bemerkt man, daß die Hauptmasse den ersten Jahren des Zeitalters der Restauration angehört. Man erkennt aber zugleich mit hinlänglicher Deutlichkeit, warum dies Stichwort „Restauration" füglich mit dem anderen „Reaktion" vertauscht werden darf. Denn viele dieser brieflichen Zeugnisse geben dem tiefen Gefühl der Trauer darüber Ausdruck, daß auf den herrlichen Aufschwung der Reformzeit und der Befreiungskriege so bald eine verderbliche Lähmung folgte. So schreibt Stein schon am 29. März 1816: „Warum sind von allen denen Hoffnungen so wenige erfüllt, welche die Ereignisse erregten, die Sie besangen, warum muß an die Stelle der Begeisterung, die einst herrschte, dumpfe Resignation treten, und tiefer Unwille über die Insekten und Pygmäen, die jetzt nach hergestellter Ruhe lustig treiben und grünen"? So macht Arndt am 22. Mai 1817 in einem an den alten Scheffner gerichteten Brief seinem gepreßten Herzen mit den Worten Luft: „Es ist eine gefährliche Zeit, diese Zeit des Ueberganges . . . Oft will sie einen in Hoffnungen, Entwürfen und Aussichten, ich möchte sagen selbst über die Sterne emporschnellen, und dann wieder, damit wir an das Menschliche und Vergängliche aller irdischen Dinge wieder erinnert werden, läßt sie uns recht tief in den Staub, ja wohl zuweilen in den Dreck fallen, und in solchen Augenblicken kommt es einem dann vor, als wenn alle Arbeit und Mühe der armen Sterblichen nichts wäre und als wenn nichts Gescheidteres zu thun wäre, als wie ein Einsiedler in einen Wald zu laufen oder auch nur gedankenlos wie ein anderer fruges consumere natus, Kohl und Rüben zu bauen." Wieder eine andere Note schlägt am 30. September 1817 der in Bern auf diplomatischem Posten „kalt gestellte" Justus von Gruner an: „Was soll daraus werden, wie mögen wir enden. Segen ist nicht dabei — kann nicht dabei sein, denn wir haben von dem gelassen, der allein Segen gibt . . . Schon sind wir tief gesunken in der öffentlichen Meinung, dieser jetzt allein wahrhaft regierenden Gewalt. Es bedarf wenig, unseren Fall zu vollenden. Haß hatten wir immer, den könnten wir ertragen, sogar wünschen; aber wir beginnen verachtet zu werden. Das ist schrecklich für unseren Thron und unser Volk. Man schaudert, wenn man Preußens Lage, in seiner jetzigen Gestaltung und Führung übersiehet." Und Graf Spiegel hält im Hinblick auf den Beginn des Frankfurter Bundestags, von dem er sich „keinen Messias für Deutschland erwartet", den Stoßseufzer nicht zurück: „Die vergangene eiserne Zeit hat große Lehren gegeben, aber des Gelernten kommt nicht viel zum Vorschein, es bliebe die Stimme in der Wüste." Nimmt man dazu die Klage über „die Schändlichkeit" der geheimen Polizei, Anspielungen auf das Vorkommen der Brieferöffnungen, die mannigfachen Beschwerden über die Fehlgriffe der Bureaukratie, so erhält man ein Stimmungsbild, dem durch die Einwirkung der Demagogenverfolgungen und der Karlsbader Beschlüsse nur noch die dunkelsten Schatten zugefügt werden konnten.

Besonders merkwürdig erscheinen diejenigen Aeußerungen, in denen der preußischen Verfassungsfrage gedacht wird. Man ersieht aus diesen Blättern recht klar, wie sehr sie die Gemüther damals bewegte. Gerade unter den hohen Beamten gab es, wie man weiß, nicht wenige, denen die Einlösung des königlichen Wortes vom 22. Mai 1815 Herzens- und Verstandessache zugleich war. Der feurige Zerboni di Sposetti, der Oberpräsident der Provinz Posen, schreibt ganz in diesem Sinn an Stägemann: „Ich lege unendlichen Werth darauf, daß wir . . . das Werk vollenden. Wir können das Reich der Geister nicht aufgeben, ohne unsere politische Wichtigkeit zu verlieren." Je größer in diesen Kreisen die Hoffnung gewesen war, Preußen auch auf diesem Gebiet „den Primat" in Deutschland gesichert zu sehen, desto schmerzlicher mußte die Erkenntniß wirken, daß man umsonst gehofft habe.

Was der neuesten Veröffentlichung von Rühl nun aber einen besonders hohen Werth verleiht, ist die Fülle wichtiger Nachrichten über die Vorgeschichte jenes berühmten Ediktes vom 22. Mai 1815, das Preußen „eine Repräsentation des Volks", „mit dem Sitz in der Hauptstadt, und eine „Ver

---

*) Publikation des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen. Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Preußens unter Friedrich Wilhelm III. vorzugsweise aus dem Nachlaß von F. A. von Stägemann. Herausgegeben von Franz Rühl. Zweiter Band, Leipzig. Duncker und Humblot 1900. LVI und 426 S. Auch diesem Band geht eine ausführliche Einleitung des Herausgebers voraus, und der Text der brieflichen Zeugnisse wird durch zahlreiche Anmerkungen erläutert.

fassungsurkunde" in sichere und nahe Aussicht stellte. Es war zwar bekannt, daß der Entwurf des Ediktes von Stägemann herrühre. Uebrigens aber blieb der Vermuthung und Ungewißheit ein weiter Spielraum. Aus den hier mitgetheilten und ausgezogenen Aktenstücken ergiebt sich zunächst, daß man den Erlaß des Ediktes nicht aus einem vor dem Wiederbeginn des Kampfes gegen Napoleon plötzlich gefaßten Entschluß ableiten darf. Schon in den ersten Wochen des Jahres 1815 war Stägemann mit dem Studium der Angelegenheit beschäftigt. Damit stimmt eine von Gebhardt in seinem schönen Werk „Wilhelm von Humboldt als Staatsmann" Band II S. 113 angeführte Notiz Humboldts ganz überein. Die damals in Wien bekannt gewordenen Entwürfe einer würtembergischen und badischen Verfassung mögen, wie Rühl vermuthet, einen Anstoß zur Beförderung des Werkes gegeben haben. Aus Stägemann's Korrespondenz mit dem Regierungsrath Schulz sieht man, daß er im Februar 1815 beständig „an Materialien zur Konstitution arbeitete", mit Stein u. a. den großen Gegenstand besprach, in Gedrucktem, wie in Edmund Burkes Schriften sich Rath erholte. Aus einer undadirten Aufzeichnung von seiner Hand erhellt, daß er dagegen war, „ständische Verfassungen der einzelnen Provinzen herzustellen oder einzurichten", für die Bildung der „National-Repräsentation" bereit war, jedem Staatsbürger das Wahlrecht zu gewähren und sich für eine ungetheilte Versammlung statt der Theilung in „zwei Kammern" entschied.

Ganz anders lauteten die Vorschläge Zerbonis di Sposetti vom 6. März 1815. Er forderte einen Reichstag, dessen Mitglieder von den Provinziallandtagen aus ihrer Mitte gewählt würden. Das Wahlrecht für die Bildung der Provinziallandtage wollte er aber in echt physiokratischer Anschauung ausschließlich an das „Grundeigenthum, gleichviel ob ländliches oder städtisches" gebunden wissen. Auch wünschte er, daß in Wien nur die Grundzüge „des folgenschweren Werkes" festgestellt und öffentlich verkündigt würden. „Der wirkliche Entwurf einer Konstitution" dagegen sollte seinem Bedünken nach sofort bei der Rückkehr des Staatskanzlers nach Berlin „mit wenigen, aber einsichtsvollen Männern" aus den alten und neuen Provinzen „berathen werden". Es hat ein ungemein großes Interesse, das Schriftstück Zerbonis di Sposetti mit seinem schon bekannten, mehr als zweiundeinhalbes Jahr später abgegebenen Gutachten (vom 28. November 1817) zu vergleichen. Wie wenig jenes Schriftstück nach Stägemann's Geschmack war, beweist ein kurzer, absprechender Satz, den er kritischen Bemerkungen des Staatsraths Hoffmann über dasselbe anhing.

Den weiteren Gang der Dinge beleuchtet eine bisher völlig übersehene Stelle in Varnhagen's Denkwürdigkeiten, die Rühl der dritten Auflage dieses Werkes entlehnt. War auch Varnhagen in die Einzelheiten der Vorverhandlungen nicht eingeweiht, so ist an der Richtigkeit seiner Mittheilungen in der Hauptsache schwerlich zu zweifeln. Danach ging er selbst Stägemann bei der Entwerfung des Ediktes zur Hand. Das Wort „Reichsstände", das sie ursprünglich aufgenommen hatten, wurde auf Wunsch des Königs durch das Wort „Landesrepräsentation" ersetzt. Nach der Anweisung Hardenbergs wurde die Wahl der Landesrepräsentanten aus den Provinzialständen in Aussicht genommen. Dies entsprach der Anregung Zerbonis di Sposetti*), der freilich zugleich die Wahl durch die Provinzialstände befürwortet hatte. Ganz in seinem Sinn war es ebenfalls, daß war die Ausarbeitung der Verfassungsurkunde nach festgestellten Grundsätzen einer nach Berlin zu berufenden Kommission „einsichtsvollem Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen" vorbehalten blieb. Nach der endgiltigen Fassung des Ediktes wurde der Termin für die Berufung dieser Kommission auf den 1. September 1815 hinausgeschoben und keine Fristbestimmung für die Vollendung ihrer Arbeit angegeben. Nach dem unter Steins Papieren aufgefundenen Exemplar (Pertz: Leben Steins IV. 428—430) sollte jene Kommission am 1. Juni zusammentreten und spätestens mit dem 1. September ihr Geschäft vollenden? Rühls scharfsinnige Ausführungen machen es wahrscheinlich, daß das Stein zugesandte Exemplar, in dem sich auch das später abgeänderte Wort „Reichsstände" findet, der erste Stägemann-Varnhagen'sche Entwurf, vom Ende April herrührt.

Noch bleibt ein wichtiger Punkt zu erwähnen. Die Verordnung vom 22. Mai 1815 spricht, wie bekannt, nicht von einem Bewilligungsrecht der Landesrepräsentanten. Sie erstreckt ihre Wirksamkeit auf die Berathung über alle Gegenstände der Gesetzgebung, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger mit Einschluß der Besteuerung betreffen. Nach der Behauptung des Staatsministers Rother, die sich in einer Denkschrift desselben vom 18. Mai 1847 vorfindet, hätte Friedrich Wilhelm III. die „in der ersten Reinschrift" vorhanden gewesenen auf das Bewilligungsrecht, namentlich hinsichtlich der „Steuern" bezüglichen Worte „eigenhändig ausgestrichen." Rühl, dem wir den Abdruck des größten Theiles der Rother'schen Denkschrift verdanken, bringt gewichtige Gründe für die Annahme eines Irrthums des Ministers bei. Was dieser nach zweiunddreißig Jahren, anscheinend aus dem Gedächtniß in einer politischen Zwecken dienenden Denkschrift zur Zeit des vereinigten Landtags behauptete, verträgt sich schlecht mit Stägemann's Worten in einem Brief vom 24. Mai 1815: „Der König hat nicht die mindeste Schwierigkeit in die Sache gelegt." Auch wäre Varnhagen schwerlich das Vorkommniß verborgen geblieben.

Ohne Zweifel gedachte Rother auf Grund dunkler, verwirrter Erinnerungen, 1847 gegen Heinrich Simon und seine Gesinnungsgenossen einen Trumpf auszuspielen. Heinrich Simon hatte in seiner berühmten Schrift „Annehmen oder Ablehnen" hervorgehoben, daß Preußen in Wien als Minimum der ständischen Rechte für alle deutschen Bundesstaaten „Bewilligung der Abgaben" oder wenigstens „Bewilligung bei Einführung neuer oder Erhöhung der schon vorhandenen Steuern" gefordert hatte. Auch hatte er des an die Rheinländer gerichteten Aufrufes vom 5. April 1815 gedacht, in dem es hieß: „Die Steuern sollen mit eurer Zuziehung regulirt und festgestellt werden, nach einem allgemeinen, auch für meine übrigen Staaten zu entwerfenden Plane." Niemand anders als Stägemann war der Verfasser dieses Aufrufes. An sich wäre es vollkommen begreiflich, wenn er es gewagt hätte, in den Entwurf des Verfassungsediktes die Zusage eines, wenn auch beschränkten, Bewilligungsrechtes aufzunehmen. In diesem Punkte hätte er sich mit Zerboni di Sposetti verstanden. Indessen, wenn nicht noch neues urkundliches Material an den Tag kommen sollte, wird man sich begnügen müssen zu sagen, daß ihm durch Hardenberg die Hände gebunden waren. Immerhin konnte das Wort „Berathung", wenn es erst zur Entwerfung der ausführlichen Verfassungsurkunde kam, in einem freieren Sinn ausgelegt werden. Hat doch Hardenberg selbst noch am 3. Mai 1819 dem König einzureden gesucht, es habe „keinen praktischen Nutzen auszusprechen", ob er dem allgemeinen Landtag „eine bloß berathende oder entscheidende Stimme zugestehen wolle", weil der Monarch nicht leicht gegen ein Gutachten desselben „verfahren werde, wenngleich es bloß berathend wäre." Ja noch mehr: hat doch Hardenberg in seinen Verfassungsentwurf vom gleichen Datum die schwerwiegenden Worte aufgenommen: „Verwerfen beide Kammern oder eine den Gesetzentwurf, so beruht das Gesetz." Hier wurde also gleichsam hinterlistig das Recht der Berathung in ein Recht der Entscheidung umgewandelt.

Man weiß, wie manche Blöße Heinrich von Treitschke sich gegeben hat, wo er in seiner deutschen Geschichte an verschiedenen Stellen auf die Verordnung vom 22. Mai 1815 zu sprechen kommt. Er bindet seinen arglosen Lesern auf, daß sie die Worte „Repräsentation des Volkes und Stände" abwechselnd als gleichbedeutende Ausdrücke gebrauche. Er verschweigt, daß nach ihr die Provin-

*) Bekanntlich hatte eine Eingabe der in Berlin tagenden s. g. „interimistischen Nationalrepräsentation" vom 10. April 1815 auch auf eine mit der repräsentativen Verfassung der Provinzen „organisch verbundene" Landes-Repräsentation angetragen.

zialstände, wo sie noch vorhanden, „dem Bedürfnisse der Zeit gemäß" eingerichtet werden sollten. Er erweckt den Glauben, als habe sie vorgeschrieben, „die preußische Verfassung mit zwanzig oder mehr altständischen Landtagen zu vereinbaren." Er macht aus jener ins Auge gefaßten Kommission „einsichtsvoller Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen", welche die Verfassungsurkunde „nach den aufgestellten Grundsätzen" ausarbeiten sollte, das Schreckgespenst „einer konstituirenden Versammlung." Darnach war nichts bequemer, als Hardenberg im Hinblick „auf jene unselige Verordnung vom 22. Mai 1815" pathetisch einer „unverantwortlichen Leichtfertigkeit" zu zeihen. Die neueste Veröffentlichung Franz Rühl's liefert einen weiteren Beitrag zu der berechtigten Kritik der Treitschke'schen Behauptungen, auf die sich, wie auf viele andere Partien seines Geschichtswerkes das alte Sprichwort anwenden läßt: „Es ist nicht alles Gold, was glänzt."

Zürich. Alfred Stern.

Japanischer Humor.

„Le rire", sagt Diderot, „est la pierre de touche du gout, de la justice et de la bonté." Diesen Ausspruch des berühmten Encyklopädisten hat Goethe erweitert und verallgemeinert, indem er das Lachen nicht nur zum Probirstein des Geschmacks, der Gerechtigkeitsliebe und der Güte, sondern auch zum Kennzeichen der Denk- und Gemüthsart und des ganzen Sittengepräges macht. „Durch nichts", behauptet er, „bezeichnen die Menschen mehr ihren Charakter, als durch das, was sie lächerlich finden." Der Goethe'sche Grundsatz gilt nicht nur von Individuen und verschiedenen Bildungsstufen und Gesellschaftskreisen innerhalb derselben Nation, sondern läßt sich auch auf Völkerschaften und Menschenrassen anwenden. Durch den Sinn für das Komische machen sich die in einem Lande bestehenden Kulturgegensätze am ehesten und am erkennbarsten bemerklich. Rohe Naturen ergötzen sich an Handlungen, welche die Gebildeten und Wohlgesitteten mit Grauen erfüllen. Bei derartigen Grobianen fehlt das dem wahren Wesen des Humors unentbehrliche Element des Mitleids ganz und gar. In dieser Beziehung sind unentwickelte, ungeschlachte und verrohte Menschen, Wilde, die sich an den Qualen des gepeinigten Gefangenen weiden, Bauernflegel, denen das Raufen, wobei einige hin werden, zur größten Freude gereicht und Straßenlümmel, die aus lauter Spaß irgend eine beliebige, ganz unbekannte Person zum Krüppel schlagen, alle eigentlich von einem Schlag. Zum Begriff des echten Humors gehört die Rührung oder was Jean Paul das Lächeln durch Thränen nennt; aber durch die grausamen Belustigungen, die zur Befriedigung des bengelhaften Gemüthes dienen und für Auslassungen des Humors gehalten werden wollen, schimmert kein Funken dieser Empfindung hindurch.

Obwohl der Humor jeder Nation sich an einem eigenthümlichen Gepräge und Kolorit erkennen läßt, so ist derselbe doch aus vielerlei Formen und Farben zusammengesetzt. Man redet mit Recht vom deutschen Humor als einer scharf abgegrenzten durch gewisse gemeinschaftliche Merkmale ausgezeichneten Gattung; aber innerhalb der Grenzen Deutschlands sind mehrere dieser Gattung untergeordnete, mit örtlichen Spracheigenheiten innigst zusammenhängende Arten und Abarten, preußische, sächsische, schwäbische, bayrische u. s. w., die zur Bildung derselben beitragen und den allgemeinen Charakter des Ganzen bestimmen. Eine gleiche Bewandtniß hat es mit allen Ländern Europas, namentlich mit solchen, die von Zweigen des germanischen Stammes bewohnt sind und mit dem so weit ausgedehnten und so vermischte Völkerelemente umfassenden Gebiet der nordamerikanischen Republik.

Der Humor, wie die Kunst des Morgenlandes wirkt im hohen Grade befremdend auf den Abendländer und bleibt ihm zuerst völlig unverständlich. Der ausgezeichnete Kenner der älteren japanischen Kultur, Lafcadio Hearn, Lektor der englischen Sprache an der kaiserlichen Universität von Japan, gesteht, daß bei seiner Ankunft im Reich des Mikado er die dortigen Erzeugnisse der schönen Künste nicht zu würdigen wußte. Er fand sie in der Zeichnung sowie in der Farbe phantastisch, nach der Schablone und ohne jedes Verhältniß zur Natur oder zum wirklichen Leben verfertigt. Die Bildnisse schienen ihm aller Individualität zu ermangeln und mit den täglich auf der Straße begegneten Leuten nicht die geringste Aehnlichkeit zu haben. Bekanntlich pflegt der abendländische Ankömmling zu behaupten, er könne den einen Japaner von dem anderen kaum unterscheiden und diese Schwierigkeit dem Mangel an stark ausgeprägten Gesichtszügen zuzuschreiben. Diese Erklärung kann jedoch nicht richtig sein, denn die scharf accentuirten und individualisirten Physiognomien der Europäer wirken ebenso verwirrend auf die Sinne der Japaner, die öfters sagen, alle Fremden kommen ihnen so ähnlich vor, daß sie nur mit der Zeit im Stande seien, den Unterschied zwischen Einzelnen zu erkennen. Heute nach langjährigen Studien der Kunst und fortdauernden Beobachtungen des täglichen Lebens der Japaner stellt Herr Hearn die Holzschnitte in ihren illustrirten Blättern wie z. B. in der zu Osaka herausgegebenen Zeitung „Asahi Chimbun", die meistens von einer Dame gezeichnet werden, viel höher, was Wahrheit, Schönheit und Humor betrifft, als die Durchschnittsbilder in englischen und amerikanischen Zeitschriften. Ohne gründliche Kenntnisse der in den Abbildungen wiedergespiegelten Lebensverhältnisse ist es dem Europäer unmöglich, den künstlerischen Darstellungen und humoristischen Einfällen des Japaners gerecht zu werden; und dasselbe gilt von dem Japaner in Bezug auf europäische Kunstschöpfungen und Geisteserzeugnisse.

Es ist also eine glückliche Fügung, welche die erste für Abendländer bestimmte ausführliche und abgerundete Beschreibung des japanischen Humors zwei Gelehrten anvertraute, die des betreffenden Volkes Leben und Treiben, Dichten und Trachten, Weltanschauungen und Gemüthsstimmungen gründlich kennen und es verstanden haben, uns diese in Wort und Bild gefaßten Merkmale des Nationalcharakters klar und lebendig vor Augen zu führen. Die Verfasser dieses schön ausgestatteten Werkes*) haben sich, der eine 13 und der andere 24 Jahre in Japan aufgehalten. Hr. Netto, der an der Universität in Tokyo thätig war, hat bereits in dem Buche „Papierschmetterlinge aus Japan" sein Talent als feiner Beobachter und launiger Erzähler an den Tag gelegt. Er hatte auch zuerst die Absicht, in dieser Schrift dem japanischen Humor ein Kapitel zu widmen, sah jedoch bald ein, daß es unmöglich wäre, den ausgedehnten und vielumfassenden Gegenstand in einem so beschränkten Raum würdig zu behandeln. Er setzte also seine Forschungen auf diesem Gebiete fort und erfuhr etwas später, daß sein Kollege, der jetzt gestorbene Hr. Professor Wagener, in gleicher Richtung wie er gesammelt hatte. Nach einer Musterung der beiderseits erworbenen Schätze wurde beschlossen, das sorgfältig gesichtete und zu einem Buche vereinte Material dem Publikum zugänglich zu machen. Diesem Beschluß verdanken wir den vorliegenden prachtvollen Band. Es ist eine außerordentlich reichhaltige Sammlung, die uns hier geboten wird, und die einen langen Zeitraum in sich schließt; in einigen Fällen stammen die Originale der Abbildungen aus dem 11. und 12. Jahrhundert; die Namen der Künstler, von denen manche hochberühmt sind, sowie die Geburts- und Sterbejahre, wenn nicht unbekannt, werden bei allen Bildern angegeben.

---

*) Japanischer Humor. Von C. Netto und G. Wagener. Mit 257 Abbildungen, darunter 5 Chromotafeln. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1901. X und 283 S. Eleg. kart. in japanischem Stil. 15 M.

In den ersten Kapiteln werden uns Gestalten aus der mit dem einheimischen Shintoismus vereinigten und durch denselben umgewandelten indisch-buddhistischen Mythologie und den unter dem Einfluß des Priesterthums entwickelten heiligen Legenden vorgeführt. Dabei spielen eine Hauptrolle die sich um das Wohl und Wehe der Menschen kümmernden sieben Glücksgötter, mit denen das Volk sich ein inniges und zutrauliches Verhältniß zurecht gemacht hat und deshalb sich mit ihnen allerlei zuweilen auch ziemlich derbe Scherze zu treiben erlaubt. Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß die Mißgestalten der Götterwelt wie z. B. Fukurokujus hoher, cylindrischer Schädel, Hoteis dicker, runder Wanst und die langen Nasen der Tengu, ursprünglich eine symbolische Bedeutung haben, obwohl sie leicht zu Situationen führen, die eine komische Wirkung haben und passenden Stoff für die Karikatur liefern. Außerdem weicht der japanische Begriff der Schönheit in mancher Beziehung von dem europäischen gänzlich ab. Wenn ein Japaner einem Bekannten begegnet und schmeicheln will, so fragt er nach seinem Wohlbefinden und fügt hinzu: „Sie sind dicker geworden und sehen älter aus." Aber ein solcher Gruß wird nur an Männer gerichtet, bei denen die Dickleibigkeit für schön gilt, weil sie als ein Zeichen der Kraft angesehen wird. Auch eine große Nase wird für ein Zeichen höherer Abkunft gehalten und als etwas Vornehmes hochgeschätzt. Das Schönheitsideal des weiblichen Geschlechts dagegen ist nicht Körperfülle, sondern schmale Hüfte, dünne Waden und kleine Brüste. Die Vergrößerung des Busens durch künstlichen Aufbau, wie die europäische Mode es öfters verlangt, würde dem Japaner höchst abgeschmackt und ungemein häßlich vorkommen. Es kann also häufig geschehen, daß Figurengemälde, die ihre Stoffe aus dem Leben nehmen und von den Japanern als idealistisch schön bewundert, von uns als Zerrgebilde der Menschengestalt in den Bereich der Karikatur verwiesen werden. Daher ist es manchmal schwer, in der japanischen Genremalerei, welche Individuen als Typen darstellt, zwischen dem Ernsten und Musterhaften und dem Grotesken und Satyrischen ganz genau die Grenzen zu ziehen.

Nach den Göttern und vergötterten Heiligen und Helden kommen in Betracht die dem Emma (Yama), Fürsten der Hölle, dienenden Teufel und ihre Helfershelfer die Zauberer und Hexen, sowie unheimliche und schalkhafte Gespenster und als übernatürliche Wesen gedachte Naturerscheinungen. Eine lustige Figur ist der bekehrte Teufel, der als Bettelmönch herumzieht, um Geld für den Tempel zu sammeln. Obwohl die Buddhisten in der Erfindung von Höllenqualen hinter den älteren christlichen Kirchenlehrern zurückstehen, so ist die Aehnlichkeit zwischen den von der Phantasie der Beiden ausgemalten Strafgerichten wirklich auffallend und manche von japanischen Künstlern entworfene Scene aus dem Schattenreich erinnert an Breughels oder Orcagnas Schöpfungen und hätte als Studien zu Dantes „Göttliche Komödie" wohl dienen können. Eine hervorragende Stelle auf dem Gebiete der japanischen Komik nehmen die Thiere ein. Affen, Dachse, Füchse, Hunde und Hasen, Sperlinge und Schwalben; auch die niederen Gattungen, Frösche und Schildkröten, fröhnen ihren Launen und ergötzen sich an heiteren Späßen und Streichen. Darauf folgen Darstellungen aus dem Leben und Treiben der Kinder, die mit großer Aufmerksamkeit und zarter Rücksicht behandelt werden, so daß sie oft genug die ganze Familie tyrannisiren und sogar auf der Straße die Gelegenheit gern ergreifen, um die Schwächen der Erwachsenen sich zu Nutzen zu machen und ihnen einen verwegenen Possen zu spielen.

Zum Schluß wird auf die neuen Zeiten im Lande der aufgehenden Sonne und die Veränderungen, die sich in Folge der Berührung mit den Ländern der untergehenden Sonne vollzogen haben, aufmerksam gemacht. In der übergroßen Eile sich die westliche Civilisation anzueignen, haben die Japaner gegen die einheimische Kultur öfters gesündigt und sich Mißgriffe zu Schulden kommen lassen, welchen die Künstler eine komische Seite abgewonnen oder eine satirische Wendung gegeben haben. Auch europäische Witzblätter, wie „Punch", „Kladderadatsch", „Fliegende Blätter" und andere berühmte Muster, fanden ihre Nachahmungen, von denen „Maru maru Chimbun" die bekannteste ist. Auf diese moderne Entwicklung des Humors können wir hier nicht näher eingehen, sondern müssen uns damit begnügen auf das mit andauerndem Fleiß und tiefem Verständniß abgefaßte Buch hinzuweisen, das nicht nur eine recht unterhaltende Lektüre bietet, sondern auch einen werthvollen Beitrag zur japanischen Kulturgeschichte liefert.

E. P. Evans.

Theater.

Ludwig Fulda: „Die Zwillingsschwester." Lessing-Theater.

Zunächst ist der Erfolg dieser Komödie festzustellen. Sie wurde vor den Hörern des Lessing-Theaters gespielt, mit der Sorma. Soll man spitzfindig sagen: ohne die Sorma und im Deutschen Theater hätte sie keinen Erfolg gehabt? Man soll es nicht. War das Werk im Stande, auf lässigere Hörer zu wirken; war die Sorma im Stande, die Wirkung herbeizuführen: so liegt immerhin ein Vorzug des Werks darin. Fulda's Kalifenstück hatte, selbst mit der Sorma, einen Durchfall. Das Schlaraffenstück hatte, selbst vor den Hörern des Schauspielhauses einen Durchfall. Er macht also Fortschritte.

Die fortschreitende Gunst des Publikums hängt damit zusammen, daß er zurückschreitet auf sein angemessenes Feld. Der Widerspruch verringert sich zwischen der Größe des Ziels und der Niedlichkeit der Kraft. Dieses Lob hat man zu spenden.

Es bleibt das einzige Lob. Die Grundlage des Stücks ist: daß ein Mann seine verkleidete Frau durch zweieinhalb Akte soll für ihre Schwester halten; daß er die vermeintliche Schwester sogleich liebt, nachdem er die Frau soeben verschmähte. Ein Verkleidungsschauspiel; wie Körner sie auf recht unausstehliche Art, William Shakespeare auf recht unsterbliche Art, viele Spanier auf recht graziöse Art verfaßt haben. Fulda nähert sich der Körnerschen Art.

Er hat einen Mangel an Lustigkeit und einen Mangel an Leichtigkeit; neben dem Mangel an Glaublichkeit. Der Mangel an Glaublichkeit besteht darin: Der Gatte sehnt sich nach einem jungfräulichen Körper, hat von der eigenen Frau genug, — und eine Verkleidung soll diese Sehnsucht aus der Welt schaffen, soll diese Abneigung aus der Welt schaffen. Vielleicht bei Fulda; vielleicht bei Körner. Im Leben nie. Verkleidungen, selbst wenn sie geglaubt werden, hindern seelische Prozesse nicht. (Und selbst in Versstücken werden sie nicht geglaubt.)

Die geringe Lustigkeit aber wurzelt in dieser geringen Glaublichkeit: die Täuschungen sind nicht so täuschend, um lustig zu wirken; die Gefahren nicht so gefährlich. Zweitens ist das Werk auch sonst nicht lustig; weiter läßt sich nichts behaupten. Es geht folgendermaßen zu. Die verkleidete Frau droht sich einmal zu verschnappen, als sie ihren Jungen küßt. Wenn sie sich jetzt verschnappte, denkt der Zuschauer, schrecklich wär' es. Oder: einen Augenblick scheint's, als sollte ein Bote alles verrathen. Kommt es so weit, denken die Hörer, wir wüßten nicht, was wir anfangen sollten. Oder: um der Schwester ähnlich zu sein, tupft die Heldin mit Farbstoff ein Muttermal auf ihre Haut. Alle lachen überwältigt. Oder: ein Freund des Hauses begehrt die vermeintlich Ledige zur Frau. Spaß über Spaß, sagt man sich ernst. Dazu kommt Fuldas Belehrsamkeit. Er belehrt: der Reiz mancher Dinge liege just im Verbotenen; im Erlaubten sei er lange nicht so groß. Wer wollte hier widersprechen. Kurzum: die Munterkeit ist nicht bestürzend; sie macht den Eindruck des Kümmerlichen. Wohl-

thuend berührt, daß sich unter den Versen weniger gereimte finden. Die übrigen — ich bekenn' es offen — haben keinen Fehler, als daß sie allerdings gewissermaßen häufig zum Auswachsen sind.

Um zusammenzufassen: Fulda kehrte zurück auf sein Gebiet. Die Disharmonien sind verringert. Er sitzt in seinem Bauerchen. Er plätschert in seinem Wässerchen.

Jetzt gilt es bloß noch, auf diesem kleinen Gebiet etwas Wesentliches zu leisten.

Auf, mein Fulda!

Alfred Kerr.

Ein Barockheiliger.

(Schluß.)

Ich fand, daß ich eigentlich nichts gesehen hatte und begann darum die Runde durch die Kirche noch einmal. Es war auch kühl drinnen und draußen warm, und übrigens interessirt mich das Leben in einer Kirche, es hat einen ganz besonderen Reiz. Touristen kommen herein und gehen, nachdem sie alles angestarrt haben, heraus, ebenso klug, als sie gekommen. Alte Bettlerinnen bekommen kleine Münzen von ihnen und thun, als ob sie für sie beten würden. Der Sakristan theilt ihnen unrichtige Erklärungen mit und erhält dafür bezahlt. Alles ist leicht und sonntäglich und freudig. Ich dachte an Don Giovanni und das, was er gesagt, hätte gern gewußt, ob er drinnen schlief, und fühlte mich selbst ein bischen schläfrig. Um dagegen anzukämpfen, setzte ich mich hin und begann ein Barockgrab in einer dunklen Kapelle abzuzeichnen. Ich merkte nicht, daß es zwölf Uhr wurde und daß die Kirche sich leerte, während der Chorknabe umherging und wichtig sein Schlüsselbund schwang; ebensowenig bemerkte er oder sonst jemand mich.

Als ich zu Ende gezeichnet hatte, fand ich mich allein und für drei Stunden eingeschlossen. Das machte mir keinen Eindruck. Ich setzte mich, noch immer zerstreut, auf einen der geflochtenen Sessel, die noch in Strahlen von der Kapelle des am meisten angerufenen Heiligen über das Kirchenschiff hin zerstreut standen, nachdem alle, die auf denselben ihre Andacht verrichtet, ihrer Wege gegangen waren. Ich sank zusammen und schlummerte höchstwahrscheinlich ein.

Was mich weckte, war ein Lärm von Numero 13, der aus seinem Rahmen herabstieg.

Ich sah ihn an, ein bischen verwundert, aber sein Betragen nachher und überhaupt sein ganzes Auftreten war wirklich überraschend.

Er streckte die Beine wie eine Krähe, die von einem Zweig herabgehüpft ist, dann wandte er sich dem Altar mit dem Purpurbehang zu und verbeugte sich so ironisch, so eingefleischt neidisch und haßerfüllt, und dennoch so kriecherisch, wie ich nie zuvor eine Verbeugung machen gesehen habe, weder von einem Heiligen, noch von einem gewöhnlichen Menschen. Er murmelte etwas für sich selbst, und es war beinahe grausig, seinen verzeichneten Unterkiefer gegen den oberen knirschen zu sehen. Er sah durchaus seltsam aus mit seiner kalten Guido Renifarbe und seinen gezwungenen Armbewegungen, die durch die mangelhaften Anatomiekenntnisse des Malers bedingt waren.

Wie es übersehenen und einsamen Menschen oft widerfährt, dachte er ganz laut, und ich hörte ihn reflektiren, noch immer anläßlich des Purpurbehangs.

„Mir geben's so was nie," sagte er — seine Aussprache und Grammatik waren etwas vulgär — „fallt ihnen gar nicht ein! Noch kein einziges Mal, immer nur denen Anderen!" Und er rang seine armen, knochenlosen Hände.

Ich ging auf ihn zu und verbeugte mich sehr respektvoll. „Guten Tag, monsignore," grüßte ich, „oder beatissimo oder santissimo, oder wie ich Euch nun nennen darf."

Er nickte ziemlich gezwungen zurück. „Fragen's die dort," antwortete er und wies mit dem Daumen über die Schulter auf seine zwölf Kameraden, „fragen Sie die dort, die werden's am Besten wissen." Gleich darauf fuhr er fort: „Nennen Sie mich ganz einfach Benedetto, diesen Namen bekam ich, bevor ich noch Ungerechtigkeit erlitten hatte, dieser Name ohne höhnisches Grinsen ist mir jetzt ein Festmahl."

„Don Benedetto," schlug ich vor.

„Sie sind zu gütig. Auch diesen Titel könnte ich das Recht haben zu beanspruchen. Wie Sie übrigens wollen, mein Herr."

„Sie scheinen augenblicklich über etwas erregt zu sein, Don Benedetto," deutete ich an.

Er hielt die Hand wie ein Hörrohr ans Ohr, und ich mußte dasselbe noch einmal sagen, was niederschlagend wirkte.

„Verzeihen Sie mir, mein bester Herr," antwortete er. „Ich bin ein bischen schwerhörig."

„Wieder eine Chikane von denen dort," brach er los, „sie haben es so eingerichtet, daß ein elender Schmierer, der nichts vom Menschenkörper verstand, mein Portrait machen durfte, übrigens gar nicht ähnlich. Ich sah nicht so aus, viel besser. Für sich selbst kaperten sie feine, theure Künstler, die ihnen eine so glatte Larve machten, als es nur irgend möglich war. Und die Kleider, sehen Sie nur die Kleider an, versuchen Sie sich hineinzudenken, was das kostet, so etwas. Es ist ganz einfach unanständig."

„Ach, warum sind Sie so böse auf sie?" sagte ich. „Ich bin überzeugt, Sie thuen ihnen Unrecht. Heilige, die ein reifes Alter erreicht haben und über das Gröbste hinaus sind, können sich nicht zu so etwas erniedrigen. Sie müssen von Anfang an gut gewesen sein, selbst wenn sie jetzt ein wenig demoralisirt worden sind. Sie sind doch wohl ehrenhafte Leute?

„Naja" — sein Tonfall war sehr ironisch — „naja, Sie verstehen wohl so etwas besser als ich, Sie haben wohl mehr mit ihnen verkehrt?" Ich begriff, daß er an Verfolgungsmanie litt, aber das fand ich entschuldbar bei einer Klasse, die wirklich Verfolgungen ausgesetzt war. Um nicht Oel ins Feuer zu gießen, widersprach ich ihm gar nicht. Er nahm meine letzte Frage auf. „Ehrenhaft," er unterstrich das Wort bitter, „ha, natürlich, im höchsten Grade. Er, der sich nicht schämt, ganz nackt dazustehen, der Sebastian dort, der sagt sogar von sich selbst, daß er ein ganzes Jahr lang hier auf Erden nicht den mindesten Schatten einer Lüge über seine Lippen, durch seine Gedanken fahren ließ. Sie verstehen, wie viel damit gesagt ist. Ich glaube es übrigens so wie alles Andere. Ich habe sogar sagen hören, daß es während seines ersten Lebensjahres war."

„Dasselbe soll bei mehreren Anderen der Fall sein," fügte er düster hinzu, „so ehrenhaft waren ihre Anlagen, aber jetzt bringen sie die verlorene Zeit ein, jetzt bringen sie sie ein, bei mir."

„Das kann ich niemals glauben, Herr Don Benedetto," sagte ich ein wenig erzürnt, „es ist irgend ein Mißverständniß, das kann ich gar nicht glauben."

Seine armen, trüben Augen waren dem Weinen nahe, als er mich ansah. Ich habe nie ein solches Mitleid für Jemanden gefühlt.

„So hören Sie denn," rief er, „was man dort oben über mich verbreitet, was man beständig zischelt und munkelt. Man sagt, daß ich eine unrichtige Person bin." Er machte eine beschwörende Handbewegung. „Haben Sie jemals einen Menschen in einer so traurigen Situation getroffen, daß er eine unrichtige Person ist, ein einziger Irrthum ist, ein Irrthum, wenn er weint, ein Irrthum, wenn er lacht, sein Schatten eine Lüge — ah, es ist unwürdig!" Und San Benedetto legte sein armes, schmales Gesicht in seine armen, schmalen Hände und schluchzte, aber konnte keine Thräne hervorbringen — in Folge der mangelhaften Anatomiekenntnisse des Malers. Ich klopfte ihm auf den Rücken, ich konnte es nicht leiden, selbst einen Seligen unglücklich zu sehen.

„Aber was ist denn der Anlaß dieser unmöglichen Geschichte", fragte ich, denn ich wollte mir nicht den Anschein geben, daß ich ihn wußte.

Er zuckte die Achseln bis zu den Ohren, mit der einzigen wirklich italienischen Geste, die seine mißglückte Körperbildung ihm gestattete.

„Nichts, überhaupt nichts! Glauben Sie mir, mein Herr, gar nichts Anderes als ihre natürliche Perversität. Ich wuchs in einem ärmlichen Heim auf, ich wurde in ein Kloster gethan, als die Zeiten theuer waren, ich war sehr fleißig dort, Latein, Herr, das . . . das habe ich gekonnt. Aber ich wurde dennoch gar nicht hochmüthig, so jung ich auch war; ich dachte immer, Hochmuth ist die schlimmste aller Sünden. Man war freundlich und artig gegen mich und bewunderte meine reinen Sitten, man flüsterte, wo ich ging, aber ich wurde trotz alledem gar nicht stolz, ich dachte immer, das sollte man nicht sein. Es war mir sogar ein Genuß, mein Herr, dem Befehle der dümmsten Vorgesetzten zu gehorchen, und als einer von ihnen einmal, um meine Demuth zu prüfen, mir gebot auf einer Reise das Lager mit seinen Eseln im Stalle zu theilen, anstatt mit ihm selbst in der Kammer, zeigte ich nicht die geringste Widerspenstigkeit, sondern sagte: Ihr wählt immer das Beste für mich, Herr. So war ich. Da zog ich als Missionar nach Japan mit Franziskus Xaver, einem Manne, in dem ich mich getäuscht habe, denn er hat nicht das Geringste gethan, um meine Lage nachher zu verbessern. Ich zeichnete mich dort aus, ich war ganz einfach ein Muster. Dieses Volk ißt mit Stäbchen, was höchst unbequem ist, aber ich machte es ebenso, ich gewann Viele und lenkte sie väterlich, ohne den geringsten Hochmuth, obgleich sie die lustigsten kleinen Gesichter haben, die Sie sich denken können. Dann schlugen sie mich todt, zugleich mit einem anderen sehr netten, aber ein bischen unbedeutenden Kameraden, und nicht einmal da war ich zornig auf sie. Ich dachte: jetzt, jetzt wird wohl mein Leben Früchte tragen, aber selbst da war ich nicht stolz. Nach einer Zeit, ich wußte kaum, wie lange, denn sie verging so rasch unter fester Zuversicht, machte mich der Beste aller Päpste, Urbanus, der Achtzehnte und Größte, mit einer glänzenden Festlichkeit zum Heiligen. Ich war nicht einmal da stolz, nur froh, und dachte, jetzt . . ."

„Aber da fing gerade mein Unglück an. So ist die menschliche Gemeinheit! Ich habe ein Leben geführt, wir können es ja so nennen, obgleich das Wort in mehr als einer Hinsicht nicht am Platze ist, ein Leben wie ein gehetzter Hund. Man flüstert und wispert und zischelt um mich. Ich laufe Spießruthen zwischen Palmzweigen, es wird mir schwer, auch nur anständige Kleider zu bekommen, die zu meiner Figur und meinem Range passen. Man schlägt mir im Scherze vor, ich solle einen besonderen Thorschlüssel verlangen, um aus- und eingehen zu können, ganz wie ich Lust habe; man sagt, daß ich falsch singe, und schweige ich, so heißt es, das sei das Gewissen. . . . Gerechtigkeit, ach, dort ist es am Allerschwersten dazu zukommen. Sehen Sie, dort soll man ja schon über der Sache sein, und alle Vertrauensmänner hat man gegen mich eingenommen. Ich habe nur zu schweigen und zu leiden, in alle Ewigkeit, oder bis man eine neue Idee bekommt, aber an solchen, mein Herr, ist kein Ueberfluß." Hier verstummte San Benedetto und starrte hoffnungslos vor sich hin.

„Aber", wendete ich mit einer plötzlichen Erinnerung an Don Giovanni's Lehren ein, „aber Sie sollten das wohl übersehen können. Mit Demuth kommt man weit, das haben Sie ja schon erfahren."

San Benedetto bohrte seinen armen trüben Blick in mich. „Sie auch, Sie versuchen es auch mit einem kleinen dummen Hohn", sagte er. „Ich danke. Ich hätte es voraussehen können, als ich mich mit weiß der Himmel was für einem Menschen in ein Gespräch einließ."

Ich bat ihn natürlich um Entschuldigung; es war nicht meine Absicht gewesen, einen Heiligen zu beleidigen. Er nahm damit vorlieb, weil er sein Herz ausschütten mußte, und nun kam es, gewaltsam, überwältigend heftig:

„Demuth! Soll ich es denn noch hören, immer und immer dieses Wort! Ich glaubte, es wäre endlich aus, nachdem ich es ein ganzes Leben lang wie ein Joch auf den Schultern getragen und mich zuletzt mit dem Joche todtschlagen ließ. Man ist doch wohl nicht nur da, um sich als Nichts zu fühlen, man ist doch da, um etwas zu werden. Demüthig, ja schon gut! Seien Sie demüthig, Sie, und werden Sie nicht hochmüthig, weil ich mit Ihnen spreche. Aber Demuth überall! Soll es wie ein einziger Raum der Schwere sein, wo Alle nach zu unterst wollen? Wählen Sie einen anderen Gesichtspunkt, Herr, drehen Sie sich ganz rund herum, und was zu unterst war, kommt zu oberst. Das ist das Mysterium, das ist der Sinn, und ich glaubte, daß ich . . . aber, ich scheine mich geirrt zu haben. Demüthig hier und demüthig dort — was bin ich dann?"

Er schluchzte wieder, die Hände vor der Stirne; dann besann er sich, daß auch Andere außer mir ihn sehen konnten, und er blickte trotzig ringsherum. „Sie haben mich etwas dumm mitten in meiner Erzählung unterbrochen", sagte er, „Sie haben noch nicht das Aergste gehört, was man sich ausgedacht hat. Es ist ihnen gelungen, mich von jedem Einfluß abzusperren, man gibt mir nichts zu thun. Alle, die um Wunderwerke bitten, locken sie dort zu sich heran, Sie sehen ihre Votivgaben, recht geschmacklos aufgestapelt, finde ich übrigens, nicht wahr? All diese Silberherzen, ich will ihnen im Vertrauen ein Wort darüber sagen." — Hier beugte er sich vor und flüsterte mir ins Ohr: „Es ist zum größten Theil Neusilber. — Aber wo war ich? Ja, sie haben mich hinausgedrängt. Und wissen Sie, was sie jetzt seit einigen Jahren besonders reizt? Ja, daß es doch nicht ganz geglückt ist, daß ich in glänzender Weise meine Ueberlegenheit über sie und die Haltlosigkeit ihrer Geschichten gezeigt habe. Sie wissen, daß heutzutage nicht gerade sehr merkwürdige Wunder geschehen; solche wie die dort — er wies wieder mit dem Daumen — können gerade so viel, um in Gesellschaft eines Polizeimanns oder eines muthigen, ketzerischen Fremden ein verhungertes Pferd, das sich nichts Besseres verlangt als stehen bleiben zu dürfen, abzuhalten, ein Kind zu überfahren, oder zusammen mit der Feuerwehr einen kleinen Brand zu löschen, und Aehnliches. Aber ich, als ich einmal die Gelegenheit hatte, zu versuchen, ich that ein Wunder, ein wirkliches Wunder. Dafür hab ich auch das Herz da bekommen!"

„Wie ging das zu?" fragte ich, um zu hören.

„Ach, die Einzelheiten können kein Interesse für Sie haben, aber es war ein Mann, der sein eines Bein verloren hatte, ganz fort und weg, und er bat mich, mit dem schönsten, brennendsten Glauben, und ich ließ ihm ein neues wachsen. Das nenne ich ein Wunder im großen Stil", sagte er mit erhobener Stimme. „Das ist wie aus den besten Zeiten, das übertrifft noch die Episode mit San Eligiüs Pferd."

„Aber werden Sie es glauben können, die da, die da! Auch das haben sie verdreht und wie zum Spott ausgelegt. Bitten Sie sie mal um was, und sehen Sie, was die können! Haben Sie manchmal Zahnschmerzen? Versuchen Sie's nur mit so einer Kleinigkeit, bitten Sie sie, die Appollonia dort, die sagt, daß Marcus Aurelius, oder wer es nun war, ihr die Zähne ausbrechen ließ, und die also, da sie keine solchen mehr besitzt, die schmerzen können, ihr natürliches Gebiet auf diesem Felde hat und auch Zeit haben muß, sich damit zu befassen, bitten Sie sie und sehen Sie, ob es hilft! Er neben ihr könnte aus ganz gleichartigen Gründen Kopfweh heilen — probiren Sie's mit ihm! Aber von mir sagen solche, wie die, daß mein Wunderwerk ein Irrthum war, Alles ein Irrthum. Ah, schon wieder dieses Wort, wohin soll ich mich retten?"

Er hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und wiegte sich verzweifelt hin und her, doch das Geräusch eines in das Schloß gesteckten Schlüssels ließ mich zur Seite blicken. Wie schwach der Laut auch war, entging er doch auch dem harthörigen Don Benedetto nicht; ich hörte ein Rauschen durch die Luft und einen wimmernden Ton, und als ich

wieder hin sah, stand Don Benedetto auf seinem gewohnten Platz, ohne anderes Leben, als das, welches der beklagenswerthe Künstler ihm gegeben, traurig, niedergedrückt, oder richtiger gesagt eingedrückt bis zur Plattheit durch schlechte Zeichnung und Luftperspektive. Er that mir sehr leid, und ich bedauerte, daß ich ihm nicht besser hatte Lebewohl sagen können.

Es war der kleine Chorknabe, der mit den Schlüsseln kam, um um 3 Uhr aufzuschließen, und er erschrak sehr, als er mich auf dem Stuhle sah, zu dem ich, ohne es zu wissen, zurückgegangen sein mußte.

Gleich darauf kam Don Giovanni. Er hatte gut und gewissenhaft seine collazione gegessen und nachher offenbar einige Stunden milde geschlummert. Sein Teint war beinahe rosig, und seine Augen glänzten klar und freundlich.

„Aber sind Sie denn hier allein eingeschlossen gewesen?“ fragte er.

„Eingeschlossen war ich“, erwiderte ich, „aber nicht allein, denn ich befahl mich San Benedettos Hut und hatte keine Furcht. Ich werde es von nun an bei allen die Geduld auf die Probe stellenden Anläßen ebenso machen.“

„Ja“, Don Giovannis Blick schweifte wundernd fort in die Ecke. „Ja, San Benedetto ist wacker. Das sage ich immer.“

„Ja, versuchen Sie doch, ihm mehr Votivgaben zu verschaffen, das wird ja nicht unmöglich sein. Er braucht sie auch, seine Stellung ist schwierig.“

„Glauben Sie?“

„Tragisch, schlimmer als das, tragikomisch.“

Don Giovanni starrte einen Augenblick vor sich hin. „Daran habe ich nie gedacht“, sagte er. „Es kann vielleicht wahr sein. Ich will für ihn thun, was ich vermag.“

Per Hallström.

Denkwürdigkeiten des Preußischen Generals der Infanterie Eduard von Fransecky. Herausgegeben von Walter von Bremen. Bielefeld und Leipzig (Velhagen u. Klasing) 1901.

An dem Kriegerdenkmale auf dem Fürstenwall zu Magdeburg stellt eines der Reliefs in anschaulicher Weise ein Waldgefecht dar. Man sieht auf der einen Seite die Soldaten im Feuergefecht gegen den Feind, während auf der anderen die Unterstützungstrupps im Laufschritt mit Hurrah heraneilen. Mitten in dem Bilde aber steht ein General von kurzer, gedrungener Figur, mit geschwungenem Degen die Truppen anfeuernd. Dieser General, der so lebensvoll hervortritt, ist der Kommandeur der 7. (Magdeburgischen) Division Eduard von Fransecky, und das Relief zeigt die Antheilnahme unserer Truppen an dem großen Kampfe von Königgrätz im Swiepwalde bei Benatek.

Die bekannten Heerführer der deutschen Armee von 1870 sind fast ohne Ausnahme erst nach langen, harten Schicksalskämpfen auf ihren Posten gelangt. Man denke an Moltke, Steinmetz und Goeben. Sie haben sich in einem Leben voller Entbehrungen und Entsagungen einen Charakter erworben, willensstark, treu und eisenhart, aber auch hochsinnig und mitfühlend.

Bisher sind eigentlich nur die Lebensbeschreibungen Moltke's und Goebens in weitere Kreise gedrungen. Man weiß, daß Moltke als armer Leutnant oftmals auf Abendbrot verzichten mußte, weil er kein Geld dazu hatte, daß er aber die Nächte hindurch über den Büchern und Karten saß; und von Goeben kennt man seine wechselvollen Erlebnisse im Karlistenkriege. Von Fransecky ist stets nur wenig in die Oeffentlichkeit gekommen. Eine Geschichte seines Werdeganges, seines intimeren Lebens fehlte gänzlich. Diese Lücke wird ausgefüllt durch die Denkwürdigkeiten, die der General am Abend seines Lebens niedergeschrieben hat, und die einen beachtenswerthen Beitrag zur Heeres- wie auch zur Kulturgeschichte bilden.

Es sind bunte, zumeist ernste Schicksale, die Fransecky von seiner frühsten Jugend an durchzumachen hatte. In der schmerzvollen Zeit der Napoleonischen Gewaltherrschaft, am 16. November 1807, wurde er als der Sohn eines Kapitäns im Dragonerregiment Wobeser und als viertes Kind der Familie zu Gedern in Hessen geboren. Sein Vater gehörte zu den vielen Offizieren der alten Armee, die auf Wartegeld gesetzt waren. Es dauerte lange Zeit, ehe sich diese traurigen und kümmerlichen Verhältnisse einigermaßen besserten. Die Mutter, eine geborene von Preuschen aus Hessen, war eine feingebildete Frau; sie lebte vor ihrer Verheirathung am Karlsruher Hofe.

Wie es in den Traditionen der Familie lag, waren die Söhne von vornherein zum Militärdienst bestimmt. Der Vater gab ihnen den ersten soldatischen Schliff — eine Erziehungsmethode, die durch die folgenden Kriegsjahre eher gefördert als vernachlässigt wurde. Der kleine Fransecky sah in Sandau, dem damaligen Wohnsitze seiner Eltern, den ersten Kosaken. Es muß ein merkwürdiges Bild gewesen sein. „Ich erinnere mich noch heute des ersten Kosaken, den ich überhaupt sah, und der an unserem Hause vorüberzog, zu Fuß sein Pferd führend, mit hoher Pelzmütze auf dem Kopf, einen langen Schafpelz auf dem Leibe, eine Lanze über die Schulter tragend, einen Säbel nachschleppend, aus dessen Scheide unten die Klinge weit herausguckte, ein Gesicht, dessen mächtiger Bart im Verein mit dem zottigen Haupthaar wohl jeden, der ihn sah, erschreckte.“ Auch schwedische Truppen kamen, und von ihnen weiß der General die Frömmigkeit, mit der sie die täglichen Morgen- und Abendgebete abhielten, zu rühmen und erwähnt auch einer Eigenthümlichkeit der jungen, bartlosen Soldaten, die sich die Oberlippe bemalten, um ein möglichst martialisches Aussehen zu bekommen.

Alle diese Eindrücke — die strenge, militärische Erziehung im Elternhause, das rege, kriegerische Treiben der durchziehenden Truppen — alles dieses stärkte in dem jungen Fransecky die Neigung zum Soldatenstande. In der Bürgerschule zu Bernau bei Berlin erhielten die Brüder den ersten Unterricht: Rechnen, Schreiben und Lesen. Der Stock regierte noch unumschränkt; aber die kleinen Fransecky's durften sich nicht schlagen lassen, weil sie vom Adel waren. Der Vater hielt sehr streng darauf und es kam öfters zu unangenehmen Zwistigkeiten zwischen ihm und den Lehrern.

Am 1. November 1818 trat Eduard von Fransecky in das Kadettenkorps zu Potsdam ein, und wir erfahren über die Einrichtung dieses Instituts viele interessante Einzelheiten. Mit der geistigen Durchbildung der Zöglinge sah es anfangs sehr öde aus; einer ihrer Lehrer war ein unverbesserlicher Trinker und die „wissenschaftliche“ Befähigung des anderen reichte gerade noch zum Schreiblehrer. Es wurde erst besser, als jüngere Kandidaten der Theologie, die zumeist als Freiwillige die Feldzüge mitgemacht hatten, Wandlung schafften.

Besser sah es mit den militärischen Vorgesetzten aus. Da war vor allem ein Hauptmann von Eberhardt, den der Knabe als das Vorbild eines richtigen Kriegshelden bald abgöttlich verehrte. Der erst dreißig Jahre alte Offizier hatte für ganz hervorragende Tapferkeit bei Jena den einzigen für diese Schlacht ausgegebenen Verdienstorden erhalten und war Ritter des Eisernen Kreuzes. Dann war der Anstaltsdirektor, Oberstleutnant von Steinwehr, ein „gelehrter“ Mann, der an dem aufgeweckten Kadetten Gefallen fand und ihn öfters auszeichnete.

Auch von der spartanischen Lebensweise erfahren wir etwas. Selbst in der kältesten Winterszeit mußten sich die Knaben in ungewärmtem Wasser waschen und oft kam es vor, daß das Eis erst aus den Wasserbecken geschlagen werden mußte. Das Essen war dürftig und die Bekleidungsstücke knapp; Mäntel gab es überhaupt nicht. Das war eine harte Lehrzeit mit vielen Leiden und Entbehrungen. Andererseits gab es auch kleine Freuden und Erholungen, wie sie z. B. der Verkehr im gastfreundlichen Schleinitz'schen Hause in Berlin verschaffte, wo Fransecky zum ersten Male Moltke, Steinmetz und Höpfner sah.

Wichtig für den fleißigen Kadetten wurde seine Versetzung nach Berlin in das dortige Korps, dessen Lebensweise noch viel mehr an Sparta erinnerte. Im Winter bekamen die jungen Leute nur zwei dünne wollene Decken für ihr Bett, die Beköstigung bestand im vollsten Sinne des Wortes aus „Wasser und Brot“. Dagegen stand die Schulbildung auf einer höheren Stufe als in Potsdam; aber der Dienst, selbst der gewöhnliche „Drill“, wurde so sehr vernachlässigt, daß die zu Offizieren beförderten Kadetten im Regiment noch einmal von vorn anfangen mußten.

Im Jahre 1823 wurde Fransecky zum Grenadier, einem Mittelding zwischen Unteroffizier und Gefreiten, befördert und gleichzeitig zum Pagen gewählt, als der er mit dem Hof in vielfache Berührung kam und auch als Leibpage bei der Gemahlin des späteren Königs Friedrich Wilhelm IV. Dienst zu thun hatte. Natürlich hatten diese Avancements ihre besonderen Vortheile und man kann ersehen, daß Fransecky

zu den tüchtigsten Kadetten gehörte; denn von den 400 jungen Leuten wurden nur zwanzig auf diesen Ehrenposten berufen.

Zwei Jahre später wurde er Unteroffizier und bestand sein Offiziersexamen. Er wurde nach erfolgter Vorstellung beim König dem 16. Regiment überwiesen und zwar dem ersten Bataillon in Düsseldorf, in welchem auch sein Bruder diente.

Es herrschte schon damals in der rheinischen Garnisonstadt ein reges Leben. Für die erste Zeit allerdings wurde der neue Leutnant zu sehr vom Dienst in Anspruch genommen, als daß er sich hätte viel darum bekümmern können; aber später verkehrten die beiden Brüder gern auf den Bällen des Adels. Das war aber auch so ziemlich das Einzige, was sich die jüngeren Offiziere leisten konnten, denn das Gehalt eines Leutnants betrug bis 1840 monatlich 16 Thaler, 22 Groschen, 6 Pfennige! Und davon waren Abgaben an die Kleiderkasse, den Mittagstisch, an die Musik, für den Burschen u. s. w. zu machen, so daß man sich lebhaft vorstellen kann, wie viel noch übrig blieb. Zeitungen waren für Offiziere ohne Vermögen oder Zulage unerschwinglich. Cafés wurden nicht besucht, weil dazu Geld gehörte, ein Kasino gab es noch nicht.

Es ist bekannt, daß das Avancement um jene Zeit sehr langsam ging. Es kam vor, daß die älteren Premierleutnants bereits die Auszeichnung für 25 jährige Dienstzeit besaßen. Fransecky war 16 Jahre lang Leutnant.

In ihm hatte sich schon früh die Neigung für Malerei und Zeichenkunst geregt. Düsseldorf beherbergte viel Künstler von hervorragendem Rufe; bei Schadow und Kaulbach fand Fransecky vielfache Anregung, und er hat es wie Moltke in diesem Fache zu beachtenswerthen Leistungen gebracht.

Bei seinen Vorgesetzten fand der Leutnant bald wegen seines Pflichteifers die verdiente Würdigung. „Die beeden Franseckys sind mir ins Herz gewachsen", pflegte sich ihr Bataillonskommandeur in seiner jovialen Art zu äußern. Im August 1828 wurde der jüngere Bruder, Eduard, Adjutant des Füsilierbataillons. Er war 21 Jahre alt. Nach kurzer Abkommandirung nach Jülich und Köln avancirte er schon im Februar 1829 zum Regimentsadjutanten.

In jener Zeit entstanden die „Regimentsgeschichten", wie sie heute fast jeder Truppentheil besitzt. Leutnant von Fransecky verfaßte die Geschichte der 16 er und hatte insofern mit Schwierigkeiten zu kämpfen, als er kein Muster hatte, an das er sich anlehnen konnte. Trotzdem gelang die Darstellung so gut, daß bei der späteren Fortsetzung der Geschichte die Arbeit ohne Aenderungen aufgenommen worden ist.

Fransecky bewährte sich vortrefflich in seiner Adjutantenstellung und der Korpskommandeur, der bekannte General von Müffling, erkannte bald, welch' tüchtiger Kern in dem strebsamen Offizier steckte. Ende März 1833 sah sich der Leutnant zu seiner größten Ueberraschung zum Adjutanten der 13. Division in Münster ernannt.

In dieser Stellung lernte er auch den späteren Feldmarschall Grafen Wrangel kennen, der 1834 Divisionskommandeur wurde. Dies war für Fransecky eines der wichtigsten Ereignisse; denn durch Wrangel wurde erst das in ihm geweckt, was ihn zu den großen Erfolgen von 1866 und 1870/71 befähigte. Wrangel war rücksichtslos gegen sich selbst wie gegen seine Untergebenen. Die Besichtigungen fanden bei stärkster Kälte, bei Regen und Schnee unter offenem Himmel statt, nachdem er die Nacht hindurch in einem einfachen Jagdwagen gefahren war. Auf dem Pferd war er ein Künstler; seine Willenskraft schien kaum zu übertreffen, aber schon nach einigen Monaten konnte Fransecky, der sich inzwischen verlobt hatte, wagen, es dem General gleichzuthun.

Der Divisionsadjutant war bei seiner Hochzeit im Dezember 1836 immer noch Leutnant. Mehrmals hatte er schon vergeblich auf Beförderung gehofft; endlich, 1841, rückte er zum Premierleutnant vor.

Als Wrangel zum kommandirenden General des I. Armeekorps ernannt wurde und aus seiner Stellung schied, hatten sich die beiden Männer trotz der Härte des Generals doch lieb gewonnen, und Wrangel bot sogar einige Jahre später seinem einstigen Adjutanten das brüderliche Du an.

Völlig überraschend kam 1843 für Fransecky sein Kommando zum Großen Generalstab, in den er ohne die sonst übliche Vorbereitung auf dem topographischen Bureau aufgenommen wurde. Aber der Ruf seiner Tüchtigkeit und seiner Kenntnisse, Eigenschaften, die sich auch in seinen Schriften wiederspiegelten, war ein so großer, daß man gern eine Ausnahme machte nach dem Wahlspruch: „Die Kapabelsten müssen vorwärts." Ein Urtheil aus damaliger Zeit an den Generalstabschef lautet: „Gescheit, unterrichtet, lebhaften Geistes, von schneller Fassungsgabe und großer Thätigkeit, körperlich wie geistig, machen Sie an Fransecky eine wahre Acquisition, und der Armee wird das einmal zu Gute kommen." Im nahen Zusammenhange stand damit sein rasches Aufrücken zum Hauptmann im Jahre 1844.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung wurde für ihn der schleswig-holsteinische Krieg 1848, den er im Stabe Wrangels mitmachte. Hier bekam der junge Hauptmann zum ersten Male eine Anschauung von der Praxis eines Feldzuges. Wrangel schickte Fransecky auch in einer besonderen Mission zum Könige von Dänemark, und bald darauf erfolgte die Beförderung zum Major, außer der gewöhnlichen Tour. Nach Beendigung des Krieges übernahm er die Leitung der Kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabs, eine Position, in der er zahlreiche Schriften verfaßte, die seinen Namen weitest bekannt machten.

Nach mehrfachen Reisen in das Ausland wurde Fransecky Dezember 1857 zum Kommandeur des 31. Regiments in Erfurt ernannt. Kurz nachdem er Oberst geworden war, kam er zu der Armeereorganisation in das Kriegsministerium, schied aber 1860 aus dem preußischen Dienst, um den Oberbefehl über die Oldenburger Truppen zu übernehmen, den er bis 1864 behielt. Unter lebhafter Anerkennung seiner Verdienste wurde er in Preußen zum Kommandeur der 7. Division und zum Generalleutnant befördert.

Damit schließen Fransecky's Wanderjahre. Er hatte jetzt einen Posten, auf den er seiner Begabung nach gehörte, und die Erfolge namentlich 1866 an der Spitze der Magdeburgischen Division sind genugsam bekannt. 1870/71 führte er das Pommersche Armeekorps mit hoher Auszeichnung. Er nahm 1882 den Abschied, um den Abend seines Lebens in stiller Zurückgezogenheit in Wiesbaden oder auf seiner Besitzung in Erbach zu verbringen. Am 21. Mai 1890 starb er sanft und schmerzlos.

Fr. Th. Gruß.

Mehr Schutz für die Rechtspflege!! Legislative Betrachtungen über einige Prozesse der letzten Zeit von Dr. Ludwig Flatau, Rechtsanwalt in Berlin. Verlag von John Edelheim. (83 S.)

Verfasser weist nach, daß unsere Gesetzgebung bemüht gewesen ist, der Rechtspflege Schutz gegen Eingriffe von oben zu gewähren, daß aber gegen Eingriffe von unten — das Mitsprechen der sogenannten öffentlichen Meinung in sensationellen Prozessen — eine Fürsorge nicht getroffen ist. Es ist dankenswerth, daß Verfasser hierauf aufmerksam gemacht hat, da der Mißbrauch schon förmlich Brauch geworden war. Würde der Kaiser oder ein Minister den Gerichten und Staatsanwaltschaften vorzuschreiben suchen, wen sie in bestimmten Fällen als vermuthlichen Mörder anzuklagen hätten, so würde gegen solches Beginnen ein Sturm der Entrüstung sich erheben. — Daß aber gleiche Uebergriffe von Privatpersonen begangen werden, wird ruhig hingenommen — so abgestumpft ist unser Gefühl schon für die Lebensbedingungen einer gesunden Rechtspflege. Der wohlorientirte Verfasser zeigt in gut gewählten Beispielen, wie sehr man in England bemüht gewesen, dergleichen Einflüsse auszuschalten. So hat, wie er mittheilt, in den letzten Wochen die Queens Bench (etwa unserem Reichsgericht entsprechend) die Verhandlung gegen einen des Mordes an seiner Ehefrau beschuldigten Mann, Namens Bennett dem Schwurgericht in Yarmouth entzogen, weil Bennett in Lokalblättern des Distrikts als muthmaßlicher Mörder bezeichnet worden war. Wird nun auch England nicht mehr als das absolute Musterland für politische Ethik angesehen, so wird man immerhin in Preßangelegenheiten, wie in Angelegenheiten der inneren Politik überhaupt gut thun, Englands hundertjährige Erfahrungen gebührend zu berücksichtigen. Soviel wird man aus dem Beispiel Englands jedenfalls schließen dürfen, daß dem Vorschlag des Verfassers die Presse solle sich auf Berichterstattung über öffentliche Verhandlungen beschränken, Rücksichten auf die Preßfreiheit nicht entgegenstehen. Seinen Stoff hat Verfasser wesentlich in den Konitzer Zuständen und im Sternberg-Prozeß gefunden; als Gegenstück der Beeinflussung der Zeugen und Geschworenen durch Detektivbureaus, Nebenuntersuchungskommissionen und Agitationen in der Presse bringt er einige prägnante Beispiele aus der Cabinetsjustiz Friedrichs II. — Die Schrift ist stylistisch ebenso ansprechend, wie sie inhaltlich verdienstvoll ist. Eingehendere Erwähnung hätte wohl verdient, mit wie peinlicher Sorgfalt

der englische Geschworene vor jedem Einfluß von außen geschützt wird. Daß der englische Geschworene vor dem Beginn der Verhandlung bis zur Fällung des Verdikts unter ständiger Aufsicht der Gerichtsboten steht, daß er weder mit Jemandem sprechen, noch eine Zeitung lesen darf, daß er, wenn die Verhandlung an einem Tage nicht beendet wird, in besonderen Gasthäusern verpflegt wird, um ihn von jedem Verkehr mit der Außenwelt abzuschließen, wäre in dieser Beziehung erwähnenswerth gewesen. c.

Badische Landtagsgeschichte, zweiter Theil, 1820—1825 von Leonhard Müller, Berlin 1900, Rosenbaum und Hart.

Vor einem Jahr konnte ich die Leser der „Nation" mit dem ersten Band einer Badischen Landtagsgeschichte aus der Feder Professor Leonhard Müller's in Karlsruhe bekannt machen. Was ich über das Dankenswerthe eines derartigen Unternehmens damals sagte, wird durch den Inhalt der kürzlich erschienenen Fortsetzung vollauf gerechtfertigt. Eine derartige Arbeit gehört ja nicht zu den Büchern, von denen es zu heißen pflegt, daß sie einem wirklichen Bedürfniß entgegenkommen; vielleicht gilt sogar leider in diesem Fall das gerade Gegentheil, soweit es sich eben um das Durchschnittspublikum von heute handelt. Aber der Historiker, der es unternimmt, jene grundlegende Zeit des deutschen Liberalismus und damit auch des deutschen Reichs, aus dem Schutt der Vergessenheit auszugraben, der löst eine Schuld des gegenwärtigen Geschlechts gegenüber einer Vergangenheit, auf deren Schultern wir alle stehen, und wenn das dann noch wie hier mit jener Wärme geschieht, der man es anmerkt, daß die Vergangenheit noch einmal innerlich mit erlebt wird, worin ich einen besonderen Vorzug der Müller'schen Publikation erblicke, so wird es nicht leicht ein besseres Mittel zur politischen Erziehung des gegenwärtigen Geschlechtes und insbesondere der Jugend geben.

Der erste Band hat dem herrlichen Frühling des badischen Verfassungslebens, dem ersten Landtag von 1819 gegolten. Wie sich dann auf jene verheißungsvollen Blüthen der Mehlthau der Karlsbader Beschlüsse, der Metternich'schen Reaktion, des „Innsbrucker Systems" legte, das erzählt uns der zweite Band, der auf diesem großen allgemeinen Hintergrund die Scene des badischen Landtages, die Jahre 1820 bis 1825, vorführt. Es kann sich hier nicht um eine Analyse des wiederum hochinteressanten Stoffes handeln, der an mehr als einer Station zu Parallelen mit der Gegenwart reizt. Wie sollte man nicht dazu versucht sein, wenn das Bild der I. badischen Kammer von 1820 vor uns aufsteigt, die inmitten der allgemeinen Abflauung und Aengstlichkeit der Stimmung die Führung in den freiheitlichen Forderungen übernimmt, jener I. Kammer, die, unter der geistigen Leitung Rotteck's, damals Vertreter der Freiburger Universität im badischen Herrenhaus, neben ihm der edle Bisthumsverweser von Konstanz, Freiherr von Wessenberg, in den damals akuten Fragen der Urlaubsverweigerung für Abgeordnete, der Ministerverantwortlichkeit, des Preßzwangs nicht nur für die II. Kammer die Direktiven gibt, sondern auch die Regierung zur Nachfolge bringt. Lang, lang ist's her, seitdem so was geschah, nicht nur in Baden, auch anderswo, und die Zeiten sind vorüber, wo auf den Polstern eines deutschen Oberhauses der deutsche Professor und Seite an Seite mit ihm der katholische Kirchenfürst den Ton angaben nicht nur für eine oppositionelle, sondern auch eine fortschrittliche Politik.

Auch eine andere Reminiscenz dürfte des Interesses gerade heute nicht entbehren. Es war damals wie 80 Jahre später, heute freilich auf einer viel größeren Bühne: „Das aktuellste Thema dieses Landtags betraf die Handelsverhältnisse." Im bayerischen Landtag hatte eine hochschutzzöllnerische Stimme, die mutatis mutandis heute nicht anders lauten würde, sich also vernehmen lassen:

„Die Staaten Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Sachsen-Gotha ꝛc. wünschen den freien Verkehr nach Bayern. Hier möchte ich die Frage aufstellen, was haben wir mit angeführten Staaten für Fabrikate und Erzeugnisse auszutauschen? Antwort: Nichts! Selbst Oesterreich, Frankreich und Preußen stellen zur Emporbringung ihrer Fabriken gleiche Grundsätze auf, und nur Bayern allein, als der bedeutendste unter den Staaten zweiten Ranges, wollte Thür und Thor öffnen, unsere Fabrikate gänzlich ruiniren und alles baare Geld dadurch außer Landes gehen lassen. Nein, meine Herren, das kann der Wille der bayerischen Nation nicht sein."

Mit Entrüstung wurde diese Aeußerung in der badischen Kammer gebrandmarkt. Es waren bewundernswerth selbstlose, weitblickende Gesichtspunkte, welche für die badische Volksvertretung lange vor dem Zollverein die Richtschnur in den handelspolitischen Fragen bildeten. Rotteck schrieb damals:

„Möge Baden ein edles, des schönsten Nachruhms würdiges Beispiel von Entschlossenheit, von standhafter Rechtsvertheidigung, von unerschrockener Abweisung der Handelstyrannei geben; möge es, wo nicht bekehren, so doch beschämen die Staaten, welche den schnöden finanziellen Zollgewinn für höher achten als die Stärkung der Nationalkraft und die Rechtsachtung der Staaten, welche selbst gegen Bundes- und Bruderstaaten das feindselige Zwangs- und Brandschatzungssystem aufstellen."

Beide Kammern beschlossen einstimmig, den deutschen Bundesstaaten gegenüber mit entgegenkommender Maßhaltung zu verfahren und der Regierung die erbetene Vollmacht zu ertheilen, „alle Maßregeln, welche die Lage des Landes in Bezug auf die auswärtigen Handelsverhältnisse erfordern möchte, soweit es durch gemeinsame Verabredungen mit den benachbarten Regierungen geschehen könne, zu ergreifen". Diese wahrhaft nationale Handelspolitik ist ein Ehrenblatt in der Geschichte der badischen Volksvertretung wie der Regierung des Landes.

Im Mittelpunkt dieses II. Bandes steht aber nicht so sehr eine parlamentarische Verhandlung, als vielmehr eine starke, große Persönlichkeit: der Freiherr von Liebenstein. Es ist das Verdienst Müller's, diesen Mann aus der Vergessenheit herausgegraben und vor das badische Volk von heute das außerordentlich sympathische Bild des alten badischen Oberamtmanns (Landraths) gestellt zu haben, der, ein Regierungsbeamter, der anerkannte Führer der badischen Kammer, jener freisinnigen Kammer gewesen ist, deren Mannhaftigkeit damals der Trost der deutschen Patrioten war. Liebenstein ist, als das badische Staatsschifflein für eine kleine Weile nicht ganz im Fahrwasser Metternich's schwamm, in das Ministerium eingetreten, und wenn sein Name nicht überhaupt in Vergessenheit gerathen ist, so hing an ihm das Odium eines Gesinnungswechsels infolge eben seines Eintritts in die Regierung. Die Parteiorthodoxie hat bekanntlich je und je diesen Vorwurf bei der Hand, weil sie es nicht verstehen kann, daß für den wirklichen Staatsmann die Politik die Kunst des Möglichen sein muß. Als solchen und zwar als einen seiner Zeit weit vorauseilenden wahrhaft modernen Geist den Parlamentarier aus dem Frühling des badischen Verfassungslebens gezeichnet zu haben, ist dem Historiker dieser Zeit besonders zu verdanken, und Niemand wird den wahrhaft dramatischen Verlauf dieses Manneslebens ohne Ergriffenheit verfolgen, bis zu jenem Höhepunkt, wo Liebenstein, nach schweren inneren Kämpfen aus dem Ministerium austritt, weil er noch mehr war als ein Staatsmann, ein Charakter, und dann schließlich bis zu dem frühen Ende, das, — ein tragisches Geschick, — dieser glänzenden Laufbahn schon im Jahre 1824 bereitet war. 25 Jahre nach Erlaß der Verfassung war es v. Itzstein, der auf dem großen Gedenkfest zu Griesbach das Gedächtniß Liebenstein's feierte:

„Ich nenne Ihnen den edlen von Liebenstein. Zwar umgeben von mehreren gleichgesinnten Männern und Freunden, war er doch auf jenem Landtag die Seele des Ganzen, der Lenker der Geschäfte, wodurch er mit ebenso viel als gutem Willen den Grund legte zu der ausgezeichneten Haltung der Versammlung, zu der raschen und ruhigen Behandlung der Arbeiten. Von ihm gingen die großartigen Anträge fast immer aus, welche er mit hinreißender Beredsamkeit vortrug, und welche die späteren Erleichterungen des Volkes und so manche wohlthätigen Gesetze zur Folge hatten."

Wieder 25 Jahre später war Liebenstein's Name völlig vergessen, und so gründlich hat die Legende die Köpfe in Beschlag genommen, als ob es zum ersten Mal in den 60er Jahren Liberalismus im Lande Baden gegeben habe, daß Müller's Darstellung jenes glänzenden, einst für das öffentliche Leben ganz Deutschlands geradezu vorbildlichen Anfangs des badischen Verfassungslebens wie die Ausgrabung eines versunkenen und vergessenen Schatzes wirkt. Man steht mit Staunen davor. Um so mehr darf man sich freuen des Weitern, daß dieser unermüdliche Historiker einer vergessenen Zeit des Heimathlandes zu Tage fördern wird.

Friedrich Holdermann.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 22. Berlin, den 2. März 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von **Georg Reimer**, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Wahlverein der Liberalen, der in der Freisinnigen Vereinigung seine parlamentarische Vertretung findet, hat am 23. und 24. Februar in Berlin seine Generalversammlung abgehalten. Es waren 37 Reichstagswahlkreise vertreten. Mindestens der vierte Theil der Delegirten bestand aus Landwirthen. Im Mittelpunkt der Verhandlungen stand naturgemäß die Frage der Lebensmittelzölle und der Handelsverträge, über die Dr. Fehrmann (Danzig) und Abg. Gothein (Breslau) umfassende Referate erstatteten. Die lebhafte Diskussion führte zur einstimmigen Annahme einer Resolution, die sich nachdrücklich gegen jede Erhöhung der Lebensmittelzölle und für die Fortsetzung der Caprivischen Handelsvertragspolitik erklärt.

Außerdem standen noch der sogenannte Toleranzantrag des Centrums, über den Reichstagsabgeordneter Schrader und Prediger Schmeidler referirten, sowie die Theaterzensur auf der Tagesordnung. Ueber letztere sprach Friedrich Dernburg und brachte die Resolution zur Annahme: „Die Theaterzensur ist unnöthig, unwürdig und schädlich."

Die Verhandlungen zeigten Lebhaftigkeit und Frische. Sie haben das geboten, was sie geben sollten: eine neue Anregung zu weiteren ernsten Kämpfen im Zeichen des Gesammtliberalismus.

Man stelle sich einmal vor, daß der Bund der Landwirthe über die Regierungsmaschine in Preußen und Deutschland noch schrankenloser verfügte, als es thatsächlich der Fall ist. Die erste Folge wäre ein Hinaufsetzen der Getreidezölle auf sieben Mark oder noch weiter hinauf; damit würde die Ernährung der gesammten Bevölkerung erschwert werden, die der Armen und Aermsten aber in hohem Grade beeinträchtigt. Bei dem Genuß von Fleisch und jedem anderen wichtigen Produkte der Landwirthschaft würden den Konsumenten natürlich gleichfalls höhere Lasten auferlegt werden; das unmittelbare Ergebniß der agrarischen Politik wäre in Summa eine außerordentliche Steigerung der Unzufriedenheit, die den Sozialdemokraten neue Schaaren zuführen müßte; ein erstes Ergebniß der staatserhaltenden Politik des Bundes der Landwirthe.

Die belasteten Arbeitermassen würden naturgemäß den Versuch machen, ihre Lebenslage durch die Erzwingung von Lohnaufbesserungen wenigstens auf dem alten Niveau zu erhalten. Der Versuch zu Lohnaufbesserungen zu gelangen, führt zu erbitternden, für alle Betheiligten ruinösen Strikes dann ganz sicher, wenn die Arbeitgeber selbst sich in schwieriger Lage befinden und diese schwierige Lage ist für die Industrie unausbleiblich.

Je mehr die Arbeiter für den Lebensunterhalt auszugeben gezwungen sind, um so weniger können sie für die Beschaffung von Industrieartikeln aufwenden. Die verminderte Kaufkraft der Arbeiter bedeutet für die Industrie eine Absatzstockung, und wenn zu dieser Absatzstockung im Lande eine Stockung des Exportes hinzukommt, weil Handelsverträge infolge der Hinaufsetzung unserer Agrarzölle nicht abgeschlossen werden konnten oder weil nur Handelsverträge vereinbart wurden, die unserer Industrie nicht genügend Spielraum gewähren, so sind alle Vorbedingungen für eine schwere wirthschaftliche Krisis in Deutschland mit ihrer verderblichen Rückwirkung auch auf die Landwirthschaft und auf den sozialen Frieden vorhanden.

Eine Politik, die auf dieses Ziel lossteuert, nennt man staatserhaltend und konservativ.

Allein diese staatserhaltende, konservative Politik zeitigt nothwendigerweise noch eine weitere Reihe bemerkenswerther Wirkungen.

Die Bestrebungen des Bundes der Landwirthe müssen und sollen sogar wie auf die innere Politik so auch auf die auswärtige Politik in entscheidender Weise zurückwirken.

An dieser Stelle sind oft harte Worte über den südafrikanischen Krieg Englands gesagt worden; aber es ist von uns wie von allen angesehenen liberalen deutschen Organen stets betont worden, daß Deutschland unbeschadet dieser Kritik nicht die Aufgabe und nicht das Interesse haben könne, eine Demüthigung des vereinigten Königreichs herbeizuführen, und daß es Deutschland fern liegen müsse, systematisch die Beziehungen zwischen England und Deutschland zu vergiften; die nüchterne politische Klugheit verbietet das und das ideale Interesse der Kultur, denn trotz der Herren Rhodes und Chamberlain bleiben die Bewohner Großbritanniens einer der stärksten Faktoren der heutigen Zivilisation. Nicht ein Verbluten Englands in Südafrika, nicht die Schaffung eines zweiten Irland dort, sondern ein billiger Ausgleich englischer Interessen mit denen der Afrikander erschien uns das Ziel, für dessen Erreichung die deutsche Kritik, so weit sie vermag, zu arbeiten hatte.

Ganz anders der Bund der Landwirthe und seine Verbündeten. Nicht die Bekämpfung der augenblicklichen englischen auswärtigen Politik an einer einzelnen Stelle der Erdoberfläche ist hier die gestellte Aufgabe; systematisch wird England und wird englisches Wesen in allen seinen Erscheinungsformen verhöhnt, herabgesetzt und der Nationalitätenhaß zwischen beiden Völkern zu schüren versucht, so daß schließlich einmal recht bösartige Ergebnisse gezeitigt werden könnten. Geradezu pöbelhaft aber waren die Bemerkungen, mit denen König Eduard von England bedacht worden ist, als er seine Reise zu seiner kranken Schwester, der Kaiserin Friedrich, antrat.

Der Haß dieser Kreise gegen England ist weniger von kühler Erwägung diktirt, als vom Instinkt. Diese wirthschaftlich zurückgebliebenen deutschen Elemente hassen in England und im Engländer den Typus des modernen fortgeschrittenen Staates und des modernen fortgeschrittenen Menschen; man führt eine Scheidewand zwischen Deutschland und England auf, weil das englische Leben dem deutschen Blicke in keiner Beziehung als Vorbild erscheinen soll; es könnte in manch einer Beziehung uns noch Vorbild sein.

Auf weit klareren Beweggründen beruht die Taktik des Bundes der Landwirthe gegenüber den anderen Großmächten; der Beweggrund ist ein sehr einfacher; dem Interesse steigender Einnahmen der Großgrundbesitzer ist jegliche Erwägung der auswärtigen Politik unterzuordnen.

Es ist eine Lächerlichkeit anzunehmen, daß wirthschaftliche Erwägungen für die internationale Politik der Mächte bedeutungslos sind. Unsere eigene Geschichte liefert ein Beispiel. Der Zollverein ebnete der politischen Einheit Deutschlands die Wege, und so ist zweifellos die wirthschaftliche Annäherung stets ein sehr wichtiger Faktor für die politische Freundschaft, und wirthschaftliche Feindschaft wird der politischen Annäherung stets hinderlich sein.

Gerade aber seitdem die wirthschaftlichen Interessen der Staaten immer größere und für die innere Politik der Nationen immer entscheidendere geworden, seitdem drücken sie um so stärker auch der internationalen Konstellation über die Grenzen der einzelnen Nationalitäten hinaus den Stempel auf. Und so baute sich auch das russisch-französische Bündniß auf dem Bedürfniß des Zarenreichs auf, in Paris einen Markt für seine Anleihen zu finden.

Wenn Deutschland sich dazu entschließen sollte, Oesterreich-Ungarn und Italien wirthschaftlich zu brüskiren, so müßte sich ein Römischer oder ein Wiener Staatsmann die Frage vorlegen, ob er im Interesse der materiellen Entwicklung seines Landes nicht in der internationalen Politik neue Wege zu wandeln gezwungen wäre. Wie die Antwort ausfällt, kann man nicht wissen, aber wenn man für den wirthschaftlichen Verkehr zwischen zwei Ländern eine Mauer aufrichtet, so läuft man ganz sicher Gefahr, daß eine politische Mauer sich langsam bilden wird.

Gegenüber Rußland sehen wir ja deutlich genug. Die Veröffentlichung des Herrn Witte ist so scharf und ist so deutlich, daß hier jeder Zweifel ausgeschlossen ist. Es scheint, daß unsere politischen Beziehungen zu Rußland seit langer Zeit schon manches zu wünschen übrig lassen. Und auf diesen Stock politischer Verstimmungen wird nun ein starker Aerger über die Absichten des Grafen Bülow in Bezug auf die Handelsverträge aufgepfropft. Das Ergebniß ist eine so schroffe Stellungnahme, daß dieses Vorgehen Verwunderung und ernsteste Beachtung finden muß.

Rechnet man noch hinzu, daß die Agrarier auch nach einem wirthschaftlichen Zerwürfniß mit den Vereinigten Staaten laut schreien, so hat man den Komplex jener Bestrebungen vor Augen, denen sich diese staatserhaltenden Parteien mit treuem Fleiß und großer Energie widmen.

Staatserhaltend nennen sich diese Parteien augenscheinlich darum, weil sie den Frieden und den Wohlstand in Deutschland zerrütten und weil sie unsere Beziehungen zu England, zu Rußland, zu den Vereinigten Staaten, zu Oesterreich-Ungarn und zu Italien systematisch zu verschlechtern suchen. Und diese staatserhaltenden Parteien sind zugleich die Parteien des Idealismus gegenüber dem modernen Mammonismus der Liberalen, denn, welchen höheren Grad von Idealismus kann es geben als jenen, das Vaterland in sehr ernste innere Kämpfe und äußere Schwierigkeiten und Verwicklungen zu stürzen, damit eine verhältnißmäßig recht kleine Anzahl Großgrundbesitzer alsdann ihre Rente aus Landbesitz und ihren Reichthum an Grund und Boden zu steigern vermag.

Du lieber Himmel, man braucht sich ja nur über den Sinn der Worte zu verständigen, und man kann alsdann diese Politik als die des christlich-germanischen Idealismus der Nächsten- und Vaterlandsliebe bezeichnen; dieser Idealismus, diese Nächsten- und diese konservative Vaterlandsliebe wird freilich Deutschland und die Monarchie in sehr schwere Krisen hineindrängen.

Das alles war immer offensichtlich und wirkt heute selbst auf kurzsichtige Augen offensichtlich. Schon Graf Caprivi hat wiederholt in Reichstagsreden vor den Gefahren der Agrardemagogie gewarnt. Aber diese Gefahr ist seitdem nicht geschwunden, sondern gewachsen und weiter gewachsen, und obgleich dem so ist, haben wir heute eine Regierung, die sich bisher nicht angestrengt hat, die Gefahren herabzumindern, sondern die sie erhöhte, indem sie theoretisch die Berechtigung der Agrarier anerkannt hat, den sozialen Unfrieden in Deutschland zu steigern und Deutschlands internationale Lage wirthschaftlich und politisch zu gefährden. Das entspricht dem Wesen heutiger konservativer und staatserhaltender Politik.

In Oesterreich trägt die „konservative" Politik der Taaffe und Badeni gleichfalls reichlich ihre Früchte. Die Taaffe und Badeni waren sehr „konservative und staatserhaltende" Männer, die die Unterstützung aller Reaktionäre fanden, und deren Verschwinden von den „konservativen" Elementen, den Antisemiten um Lueger, den Klerikalen und den Feudalen aufs Tiefste beklagt worden ist. Sie retteten mit ihren reaktionären Künsten den Staat glücklich in die Anarchie hinein, die heute der chronische Zustand Oesterreichs ist.

Im Parlamente hat man sich wieder einmal geprügelt; derartiges läßt sich noch aus Oesterreich berichten; daß aber ein nützliches Gesetz durch den Reichsrath verabschiedet worden sei, ist eine Erscheinung, deren sich demnächst nur noch der Historiker erinnern wird.

Sind es denn die Czechen, die Oesterreich dahin gebracht haben? Sicher nicht sie allein; sie allein wären nie hierzu im Stande gewesen; ihre mächtigen Verbündeten waren die Feudalen, die Klerikalen, die reaktionären Demagogen, die den deutschen Liberalismus in Oesterreich zertrümmerten, und mit dem modernen Liberalismus den

modernen Staat. Diesen Patriotismus haben diese Kreise stets geübt.

Die Nachrichten aus Südafrika lauten äußerst verworren; doch scheint es, daß die Buren in letzter Zeit stark gelitten haben und von den Engländern stark bedrängt worden sind. Neigt die Tragödie jetzt nach anderthalb Jahren eines furchtbaren Krieges ihrem Ende zu? Oder gibt man sich in England von neuem Täuschungen hin? Ein Nachspiel wird dieser greuelvolle Krieg jedenfalls haben; die Pest breitet sich aus; eine neue Geißel für das arme Land.

Die chinesischen Schwierigkeiten scheinen sich langsam zu vermindern. Einige jener Beamten, die den Aufstand gegen die Ausländer angezettelt haben sollen, sind hingerichtet worden, und der Hof soll zur Nachgibigkeit geneigt bleiben. Wenn es so ist, um so besser für China und für die Mächte.

* * *

Eine handelspolitische reductio ad absurdum.

Der russische Finanzminister von Witte ist nicht nur ein scharfsinniger Wirthschaftspolitiker, er verfügt auch über eine gehörige Dosis handelspolitischer Ironie, von der er den leitenden Staatsmännern befreundeter Reiche von Zeit zu Zeit etwas zu kosten gibt. Die Art und Weise, wie er im „Finanzboten" dem deutschen Reichskanzler begreiflich gemacht hat, daß Deutschland zwar als souveräner Staat seine Zollpolitik einrichten kann, wie es will, daß Rußland sich aber in der gleichen Lage befindet und durchaus keine Neigung verspürt, den Grafen Bülow bei seiner Transaktion mit den preußischen Agrariern zu unterstützen, entbehrt nicht des satirischen Reizes. Daß diese russische Kundgebung — man mag über ihre Form denken, wie man will — schon jetzt und ganz unzweideutig erfolgt ist, darüber sich zu beklagen hat Deutschland nicht den geringsten Anlaß. Nichts ist für ein Volk gefährlicher und dümmer, als sich selbst zu belügen, und in Bezug auf das handelspolitische Verhältniß zu Rußland waren nur allzu viel geschäftige Federn dabei, Illusionen zu erwecken, die um so schädlicher werden mußten, je länger sie bestanden. Heute weiß man, daß der Wiederabschluß eines Handelsvertrages zwischen Deutschland und Rußland nur auf Grundlage des gegenwärtig bestehenden Handelsvertrages möglich ist, mit anderen Worten, daß keine Erneuerung des Handelsvertrages eintritt, wenn Deutschland sich darauf verbeißt, seine Brotgetreidezölle über 35 Mark für die Tonne zu erhöhen. Daß den Agrariern diese klipp und klare Auskunft unerwünscht ist, leuchtet ein. Sie haben bisher immer noch mit dem Gedanken gekrebst, daß eine Erhöhung der Getreidezölle den Wiederabschluß eines Handelsvertrages mit Rußland durchaus nicht hindern würde. Speziell die Agrarier, welche das Geschäft der Sammlungspolitik betreiben, und die deshalb ein besonderes Interesse daran nehmen, die schutzzöllnerischen Großindustriellen nicht kopfscheu zu machen, haben diesen Standpunkt mit großer Lebhaftigkeit vertreten. Noch in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 29. Januar hat in einer Polemik gegen mich der Abgeordnete von Zedlitz und Neukirch seine staatsmännische Ueberlegenheit mit den Worten bekundet:

„Rußland wird, um sich den deutschen Markt zu erhalten, sich bereit finden, mit uns einen unseren Interessen entsprechenden Handelsvertrag abzuschließen, das lehrt die Erfahrung und die Geschichte. Wer behauptet, daß höhere Zölle mit Handelsverträgen unvereinbar sind, der hat aus der Erfahrung nichts gelernt, der ist ein Theoretiker der blassesten, grauesten Theorie."

Dieser Staatsmann der allergrünsten Praxis ist durch die neueste Publikation des russischen Finanzministers in einer Weise desavouirt worden, die seiner Rede vom 29. Januar einen nachträglichen Heiterkeitserfolg sichert.

Kein Wunder, daß diese enttäuschten Propheten sich jetzt als rabbiate Patrioten aufspielen. Es ist ja immer das bequemste, wenn die Vernunft versagt, an die patriotische Phrase zu appelliren. Für die Agrarier ist das in diesem Falle umso leichter, als sie ja einen Abbruch der Handelsvertragspolitik keineswegs von ihrem agrarischen Interessenstandpunkt aus beklagen. Das Nichtzustandekommen von Handelsverträgen und darauf folgende Zollkriege bedeuten für sie eine weitere Steigerung der Agrarzölle. Sie befinden sich deshalb in derselben Lage wie patriotische Armeelieferanten, die um so mehr verdienen, je heftiger der Krieg geführt wird. Der Aufruf zu den Waffen, den die Agrarier ertönen lassen, verdient deshalb unsererseits nur Spott und Hohn. Deutschland hat in der internationalen Politik ausschließlich und allein seine eigenen Interessen wahrzunehmen, und es wäre ebenso einfältig wie verbrecherisch, wenn man sich durch die Offenheit eines ausländischen Finanzministers davon abhalten lassen würde, das zu thun, was im nationalen Interesse geboten ist. Das nationale Interesse aber gebietet uns, eine Politik der offenen Thür zu betreiben und sich nicht von agrarischen Schutzzollfanatikern ins Schlepptau nehmen zu lassen. Wer es bisher noch nicht wußte, der hat es jetzt erfahren, daß die russischen Staatsmänner nicht aus naiven Seelen bestehen, sondern aus Männern, die ganz genau wissen, was die Handelsfreiheit für Deutschland, und was sie für Rußland werth ist.

Nicht minder interessant wie die völlige Klarstellung dieser Thatsache ist auch die Wahrnehmung, daß der russische Finanzminister eventuell gesonnen ist, wenn die von den Agrariern so sehr gerühmte Zollautonomie Platz greift, alle Konsequenzen dieser Zollautonomie bis zu einer völligen reductio ad absurdum zu ziehen. Eine zweite Publikation des russischen „Finanzboten" illustrirt das in sehr anschaulicher Weise. Anläßlich einer Kritik der in den Vereinigten Staaten ausgeheckten Kompensationszölle gegenüber fremden Waaren, die eine Exportprämie genießen, führt Herr von Witte aus, daß vom protektionistischen Standpunkte aus zwischen Exportprämien, die der Staat bezahlt, und Exportprämien, die von Syndikaten und Ringen bezahlt werden, materiell kein Unterschied bestehe; daß, wenn man deshalb das System der Kompensationszölle durchführen wolle, man auch den Exportprämien, die thatsächlich von den großen Industriesyndikaten bezahlt werden, durch entsprechende Erhöhung der Schutzzölle seitens der Länder, die diesem Export ausgesetzt seien, begegnen müsse. Dieser Pfeil trifft in erster Linie die Vereinigten Staaten, in denen die Trusts stärker als in jedem anderen Lande hinter hohen Schutzzollmauern sich entwickelt haben. Diese Trusts suchen mehr und mehr den Export dadurch zu forciren, daß sie den Ueberschuß der Produktion über den inländischen Bedarf zu minimalen Preisen auf den Weltmarkt werfen und sich dadurch entschädigen, daß sie den inländischen Konsumenten unter dem Schutz der gewaltigen protektionistischen Mauer umso höhere Preise abnehmen.

Dies System hat sich übrigens auch bei uns in Deutschland bereits ziemlich stark eingebürgert. Unsere staatliche Zuckerprämie hat Schule gemacht. Die Ringe, die sich bei uns gebildet haben, thun sich sogar etwas Besonderes darauf zu Gute, daß sie den Export durch Stellung von Schleuderpreisen befördern. In dem neuesten Jahresbericht des „Verwerthungsverbandes deutscher Spiritusfabrikanten" — das ist der offizielle Titel des Spiritusrings — befindet sich z. B. folgender interessanter Passus:

„Die Centrale setzte nicht, wie es früher der Fall war, einen einheitlichen Preis für alle Verwendungszwecke fest; sie exportirte einen großen Theil der den Inlandskonsum übersteigenden Erzeugung bei dem großen Wettbewerb am Weltmarkte und bei dem zurückgehenden Bedarf desselben natürlich zu sehr niedrigen Preisen. Unter den früheren Ver-

hältnissen hätte der Zwang zu exportiren dahin geführt, daß die gesammte im Inlande verbrauchte Menge auf denselben niedrigen Preis wie die zu exportirende Menge gesunken wäre, denn niemand hätte seine Waare zum Export hergegeben, wenn im Inlande höhere Preise zu erzielen gewesen wären. Erst der Zusammenschluß ermöglichte es, dieses Opfer auf die im Berichtsjahr thatsächlich exportirte Menge zu beschränken."

Hier ist das ganze absurde System der Exportprämien mit beinahe rührender Naivetät klargelegt und die Verwirklichung dieses Systems sogar als nationales Verdienst in Anspruch genommen.

Man braucht sich diese Exportprämienwirthschaft nur einmal in konsequenter Weiterentwicklung vorzustellen, um zu ermessen, wie ungesund die ganze Wirthschaft eines Volkes werden muß, wenn auf diesem Wege fortgeschritten wird. Das System beruht auf der Idee, die im Inlande produzirten Waaren den Ausländern womöglich noch unter den Produktionskosten zu liefern und die inländischen Konsumenten durch künstliche Preissteigerung im Inlande den Schaden, den man bei diesem Export macht, ersetzen zu lassen. Thatsächlich bedeutet das nichts anderes, als die eigene Volkskraft zu Gunsten des Auslandes in eine freiwillige Frohnde spannen. Das „travailler pour le roi de Prusse" verwandelt sich damit in ein „travailler pour le roi d'Angleterre", in ein „travailler pour le czar de Russie" u. s. w. Kann man sich etwas Antinationaleres denken als diese Ausbeutung der nationalen Arbeitskraft zu Gunsten ausländischer Konsumenten? Und so etwas nennt sich heute bei uns „nationale Wirthschaftspolitik"!

Das System der Kompensationszölle ist eine würdige Ergänzung zu dieser Abderitenpolitik. Der eine Staat läßt seine eigenen Steuerzahler und Konsumenten frohnden, um ausländischen Konsumenten unnatürlich billige Waaren anbieten zu können, und der andere Staat, dem diese Geschenke gemacht werden, erhebt dafür, daß ihm diese Geschenke gemacht werden, an seiner Grenze einen Extrazoll. Vielleicht geht dann das exportirende Volk mit seinen Exportprämien noch immer weiter in die Höhe, und so entwickelt sich denn das handelspolitische Millennium, in dem das exportirende Land sich im Schweiße seines Angesichts jahraus jahrein abquält, um dem importirenden Lande gleichzeitig Waaren halb umsonst zu liefern und die Zollkasse zu füllen.

Es ist ein Verdienst des Herrn von Witte, auf diese reductio ad absurdum mit spöttischem Finger hingewiesen zu haben.

Kompensationszölle gegen die thatsächlich von Trusts, Syndikaten und Ringen bezahlten Exportprämien eröffnen eine schöne Perspektive. Das protektionistische Narrenschiff ist in voller Fahrt; wenn es nicht schon vorher an anderen Klippen scheitert, scheitert es vielleicht an dem Riff der Kompensationszölle.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

XII.

Reichstag und Abgeordnetenhaus sind ausschließlich und eifrig mit der Budgetberathung beschäftigt; die Präsidenten beider Körperschaften sind ängstlich darum besorgt, die Debatten abzukürzen, Abschweifungen zu verhüten, gelegentlich das Gespenst einer Abendsitzung an die Wand zu malen, denn es waltet die Gefahr ob, daß die Budgets nicht vor dem Beginn der Osterferien, also auch nicht vor Beginn des Etatsjahres, fertig gestellt werden.

Theils sind es Beschwerden lokaler Art, die bei dieser Gelegenheit zur Sprache gebracht werden, theils handelt es sich um die Wiederholung von Debatten, die Jahr für Jahr bei demselben Titel stattgefunden haben.

Die Frage des Duells wurde von der Centrumspartei mit sehr fester Hand angefaßt. Wir können es nicht gelten lassen, daß die Herren sich den Anschein geben, vom Standpunkt ihrer Konfession aus sich besonders eifrig mit der Duellfrage befassen zu müssen; wir glauben, daß die protestantischen Konfessionen und wir wissen, daß die freidenkerischen Anschauungen in der Frage des Duells schlechthin keine andere Stellung einnehmen, als die Katholiken. Wir erinnern uns sogar, daß ein Mann, den das Centrum zugleich als großen Dichter und als frommen Katholiken preist, daß Calderon trotz seines geistlichen Gewandes ein eifriger Vertheidiger des Duells war. Gleichviel, wir nehmen die Bundesgenossenschaft des Centrums im Kampfe gegen das Duell dankbar an.

Es liegen zwei Fälle vor, die eine ungewöhnliche Erregung im Volke hervorgerufen haben und über welche thatsächliche Klarheit zu erlangen auch im Reichstage nicht gelungen ist. Ein sinnlos trunkener Leutnant wird von einigen Kameraden zur Lagerstatt getragen und dabei kommt sein Arm mit dem Gesicht eines Kameraden in Berührung. Es lag keine absichtliche, nicht einmal eine bewußte Handlung vor und nachdem Ernüchterung eingetreten ist, wird dieser Mangel an böser Absicht und an Bewußtsein ausdrücklich konstatirt und um Verzeihung gebeten. Damit scheint die Angelegenheit erledigt.

Auf ein höheres Eingreifen hin wird aber der Offizier mit schlichtem Abschied aus dem Dienste entlassen, der eine fremde Hand an seine Wange hat fahren lassen, ohne die Brust, die mit dieser Hand zusammenhängt, vor die Pistole zu fordern. Denn nach dem Ehrenkodex ist die Berührung der Hand des einen mit der Wange des anderen, selbst wenn sie auf einen Zufall zurückzuführen ist, nur durch den Tod oder durch die Verstümmelung des einen oder des anderen zu sühnen. Vom Regierungstische her wurde die Versicherung abgegeben, daß bei dem Hergange nicht gegen die kaiserliche Kabinetsordre von 1895 verstoßen sei, welche Einschränkung der Duelle gebietet. Wie aber dieser Hergang mit jener Kabinetsordre in Einklang zu bringen sei, bleibt ein Räthsel.

Der andere Fall ist der Mörchinger Fall, über den der Kriegsminister sich auszusprechen verweigerte, weil noch lis sub judice ist. Die Thatsachen bleiben vielleicht in Einzelheiten noch dunkel, aber was davon bekannt geworden ist, reicht aus, um die Hoffnung daran zu knüpfen, daß von nun an die Agitation gegen den Unfug des Duells nie wieder abreißt. Das Duell ist nicht, wie seine Vertheidiger behaupten, ein Präservativ gegen rohe Raufereien. Der Satz des Ehrenkodex, daß der schuldige Beleidiger dem schuldlos Beleidigten die Genugthuung dadurch gewähren darf, daß er ihm als der bessere Schütze eine Kugel in den Leib jagt, verstößt so sehr gegen Vernunft und Gewissen, daß in diesem Falle seine Wirksamkeit durch eine verabscheuenswerthe Blutthat abgewendet wurde.

Auch die Polendebatte nahm in diesem Jahre wieder ihren Raum ein. Wir würden sie kaum erwähnen, wenn nicht Fürst Herbert Bismarck in Vertheidigung des Andenkens seines Vaters Anlaß genommen hätte, dem Grafen Caprivi einige lieblose Worte in das Grab nach zu senden. Daß die Polenpolitik des Fürsten Bismarck sine ira et studio getrieben worden sei, daß die Gesetze und Maßnahmen, die namentlich seit dem Jahre 1885 getrieben wurden, von tiefster Weisheit eingegeben seien, wird kein unbefangener Geschichtsschreiber glauben, auch wenn er geneigt ist, den wirklichen Verdiensten des Fürsten Bismarck Bewunderung zu zollen. Eine zu weit getriebene Härte ruft dann nach dem Gesetze der Pendelschwingungen weit gehendes Entgegenkommen hervor.

Aus den Budgetverhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses, die den Eisenbahnetat umfaßten, ist nur eine kleine Episode erwähnenswerth. In Kottbus existirt ein Konsumverein, in dem Sozialdemokraten die Leitung

haben. Da Konsumvereine, die sich mit Politik abgeben, der Auflösung verfallen, so beweist schon die Fortexistenz des Kottbuser Konsumvereins, daß er sich in den Grenzen des Genossenschaftsgesetzes gehalten hat. Nichtsdestoweniger hat die Eisenbahnverwaltung einige ihrer Arbeiter, die Mitglieder des Konsumvereins waren, gezwungen, aus dem Verein auszutreten, und der Eisenbahnminister nahm im Abgeordnetenhause es noch gar als ein Verdienst um die Aufrechterhaltung der Staats- und Gesellschaftsordnung in Anspruch, die Staatseisenbahnarbeiter vor der Berührung mit Sozialdemokraten im besagten Konsumverein gerettet zu haben. Die Rechte dankte durch den obligaten Beifall. Von freisinniger Seite wurde das Vorgehen mit vollem Recht als eine ganz unzulässige Beeinträchtigung der Freiheit der Arbeiter und als eine offenbare Verletzung des Genossenschaftsgesetzes, das niemanden von der Benutzung der Konsumvereine ausschließt, scharf kritisirt. Nächstens wird gewiß auch Arbeitern in Staatsbetrieben aufgegeben werden, aus Häusern auszuziehen, in denen außer ihnen noch Sozialdemokraten wohnen. Eine großartige staatserhaltende Politik!!

Proteus.

Zur Frage der Hypothekenbankgesetzgebung.

Die beklagenswerthen Vorgänge in der Geschäftsführung der Deutschen Grundschuldbank und der Preußischen Hypotheken-Aktienbank haben gezeigt, daß das Reichshypothekenbankgesetz vom 13. Juli 1899, ungeachtet es im Vergleich zu dem früheren reichsrechtlichen Zustande den Inhabern der Hypothekenpfandbriefe eine wesentlich bessere Sicherheit gewährt, gleichwohl die Möglichkeit bestehen läßt, daß eine weitgehende Schädigung der Pfandbriefinhaber sich in der Stille vollzieht, während die Pfandbriefe noch längere Zeit über dem vollen Parikurse notiren und die Aktien der betreffenden Bank nach Maßgabe der früheren Erträge sogar einen weit höheren Kurs behaupten. Der Wunsch, hierin Besserung zu schaffen, ist ein allgemeiner. Die bis jetzt in dieser Richtung gemachten Vorschläge sind meist nur recht unbestimmter Art, wie der Vorschlag einer verschärften Staatsaufsicht, oder aber sie sind erheblichen Einwendungen begegnet, und die Hinweisung darauf, daß das Publikum sich besser erkundigen möge, ist zwar an sich begründet, hilft aber thatsächlich nicht viel; denn die Obligationen der Hypothekenbank gehen thatsächlich meist in den Besitz von solchen Kapitalisten über, die der beständigen Sorge um die Sicherheit ihrer Papiere ledig sein müssen oder sein wollen und auf die Erkundigungen bei ihren Bankiers angewiesen sind, welche, wie die Erfahrung gezeigt hat, durch Bezug hoher Provisionen an dem Vertriebe der Obligationen interessirt sein können und häufig selbst nur schlecht informirt sind.

Vor dem Gesetze vom 13. Juli 1899 nun hatten die Inhaber der Hypothekenpfandbriefe in Wahrheit gegenüber anderen Gläubigern einer Hypothekenbank reichsrechtlich*) und namentlich bei den preußischen Hypothekenbanken gar keine hypothekarische Realsicherheit. Allerdings dienten die von der Bank erworbenen Hypotheken insofern auch zur Sicherheit der Pfandbriefinhaber als die Bank Pfandbriefe nur insoweit ausgeben durfte, als der entsprechende Betrag ihr selbst durch statutenmäßige Hypotheken gesichert war. Für den Fall eines Konkurses der Bank aber hatten die Pfandbriefinhaber keinerlei selbständiges Recht an den von der Bank erworbenen Hypotheken; sie konnten nur in derselben Weise befriedigt werden, wie andere Gläubiger auch, und nach Maßgabe des Konkursgesetzes konnten ihnen selbst andere bevorrechtete Gläubiger, auch was jene Hypotheken betrifft, vorgehen. Ja, es konnten selbst Gläubiger der Bank jene hypothekarischen Forderungen pfänden lassen und gingen dann nach Maßgabe des hiernach erworbenen Pfandrechtes den Hypothekenpfandbriefinhabern in Bezug auf den Werthbetrag der gepfändeten Hypotheken vor.

Das Gesetz von 1899 hat hierin für den größten Theil des Reiches einen dankenswerthen Wandel geschaffen. Man hat zwar mit Rücksicht auf gesetzliche Schwierigkeiten und Kosten davon Abstand genommen, den Inhabern der Hypothekenpfandbriefe ein unmittelbar wirksames hypothekarisches Recht an einzelnen Grundstücken oder an der Gesammtheit der der Bank verpfändeten Grundstücke zu gewähren; aber das Gesetz hat der Gesammtheit der Pfandbriefinhaber ein allen anderen Gläubigern der Bank vorgehendes Vorzugsrecht im Konkurse gegeben, welches, wenn alle Vorschriften des Gesetzes beobachtet sind, die unmittelbar hypothekarische Sicherheit ziemlich ersetzt. Das Ergebniß ist dann für den Fall eines Konkurses der Bank dasselbe, als hätte die Gesammtheit der Pfandbriefinhaber an der Gesammtheit der der Bank verpfändeten Immobilien unmittelbar ein hypothekarisches Recht. Ein Unterschied der einzelnen Emissionen von Pfandbriefen**) findet nach ausdrücklicher Bestimmung dabei nicht statt, und so lange die Vorschriften des Gesetzes bezw. des Statuts der Bank über die Zulässigkeit von Beleihungen beobachtet werden, die ja für sämmtliche Emissionen gleichmäßig gelten, ist damit auch keine Gefahr für die Pfandbriefe älterer Emissionen verbunden.

Die Einrichtung hat aber, juristisch betrachtet, einen schwachen Punkt. Wenn die Bankverwaltung die von ihr erworbenen Hypotheken veräußert, so hört jedes Recht der Pfandbriefinhaber an den veräußerten Hypotheken auf; die Bankverwaltung kann daher z. B., wie thatsächlich geschehen sein soll, gute Hypotheken gegen schlechte fortgeben, überhaupt die mannichfachsten gewagten Spekulationen mit den erworbenen Hypotheken treiben. Sie bedarf aber andererseits dazu der Hypothekenurkunden. Das Gesetz hat daher Sorge getragen, der Bankverwaltung die gegen das Gesetz verstoßende Verfügung faktisch unmöglich zu machen. Die Hypothekenurkunden sowie andere zur Deckung der Pfandbriefe dienende Werthpapiere werden von einem von der Regierung (der Aufsichtsbehörde) ernannten Treuhänder unter Mitverschluß der Bankverwaltung verwahrt; er darf jene Urkunden und Papiere nur in Gemäßheit des Gesetzes herausgeben. Er hat sie auf Verlangen der Bank herauszugeben, soweit die übrigen in das Register der zur Deckung der Pfandbriefe dienenden Hypotheken und Werthpapiere eingetragenen dergleichen Dokumente zur Deckung der Pfandbriefe genügen oder die Bank eine andere vorschriftsmäßige Deckung beschafft.

Wenn der Verschluß, insoweit er nur unter Mitwirkung des Treuhänders geöffnet werden kann, gut gesichert ist, darf man bei genügender Sorgfalt des Treuhänders auch die Pfandbriefinhaber als genügend gesichert ansehen. Um über die Hypothekendokumente und Werthpapiere die faktische Verfügungsgewalt rechtswidrig zu erlangen, müßten Bankbeamte immerhin schon Handlungen vornehmen, deren Entdeckung — etwa durch untergeordnete Bankbeamte und Diener — sehr leicht erfolgen könnte. Diese Gefahr ist also nicht sehr erheblich.

*) Nach einigen Landesgesetzen war den Inhabern von Pfandbriefen der Hypothekenbanken eine faustpfandmäßige Sicherheit gewährt. Diese hat nach § 53 des Reichsgesetzes mit dem 1. Januar 1900 aufgehört. — Ueber das Gesetz vom 13. Juli 1899 ist zu vergleichen die von Dr. Heinr. Göppert mit trefflichem kurzen Kommentar versehene Guttentag'sche Ausgabe, und über die legislativen Vorarbeiten und die dabei in Betracht gezogenen Erwägungen: Heinr. Dove, Der Hypothekenbankgesetzentwurf. Volkswirthschaftliche Zeitfragen. Heft 160. Berlin, Leonh. Simion 1899.

**) Solche Unterscheidungen wären auch thatsächlich kaum ausführbar gewesen, ohne den Geschäftsgang der Bank und zugleich die Verkäuflichkeit der Pfandbriefe im äußersten Maße zu erschweren.

Dagegen besteht, was die Mitbewahrung durch den Treuhänder betrifft, eine andere Gefahr.

Die Bankverwaltung muß nicht selten die Hypothekenurkunden zu vorübergehender Benutzung zur Verfügung haben; z. B. es soll ein Stück des zur Hypothek stehenden Grundstückes von der hypothekarischen Haftung befreit werden, weil der Schuldner jenes Stück veräußern will und eine entsprechende Summe zurückzahlt, oder weil auf Antrag des Schuldners ein Austausch der hypothekarischen Haftung stattfinden soll, oder aber weil die Bank des Dokuments zum Zwecke der Prozeßführung u. s. w. bedarf. Das Gesetz bestimmt daher § 31 a. E.:

„Bedarf die Bank einer Hypothekenurkunde nur zu vorübergehendem Gebrauche, so hat der Treuhänder sie herauszugeben, ohne daß die Bank verpflichtet ist, eine andere Deckung zu beschaffen."

Sobald aber die Bankverwaltung ein Hypothekendokument faktisch in Händen hat, kann sie die hypothekarische Forderung veräußern oder sonst beliebig darüber verfügen. Die Verletzung statutarischer Vorschriften hindert die Rechtswirksamkeit der Verfügung der Bankverwaltung in Beziehung auf den Schuldner, das Grundbuchamt oder einen Dritten nicht. Nun können für einen vorübergehenden Gebrauch leicht Vorwände gefunden werden, und der vorübergehende Gebrauch kann auf einen ziemlich langen Zeitraum sich ausdehnen da Grundbuchämter, Gerichte nicht immer schnell die eingehenden Sachen erledigen können, möglicherweise auch noch besondere Schwierigkeiten in Hypothekensachen entstehen. Die Gestattung des vorübergehenden Gebrauchs ermöglicht also statutenwidrige Verfügungen und somit Schädigungen der Pfandbriefinhaber.

Die Sicherung der Pfandbriefinhaber bei Herausgabe der Hypothekenurkunde zu vorübergehendem Gebrauch der Bankverwaltung läßt sich indeß durch eine nicht tief einschneidende besondere gesetzliche Bestimmung erreichen. Es bedarf hier nur der gesetzlichen Bestimmung, daß Verfügungen der Bankverwaltung über hypothekarische Forderungen und deren Sicherheit nur mit der urkundlich dem Hypothekendokumente, bezw. dem Cessionsdokumente beizufügenden Zustimmung des Treuhänders — der ein von der Aufsichtsbehörde ihm einzuhändigendes Amtssiegel führen müßte — rechtswirksam werden*). Handelt es sich dann um vorübergehenden Gebrauch, so wäre dann dieser Gebrauchszweck vom Treuhänder in dessen Zustimmungserklärung als Beschränkung der letzteren aufzunehmen, insofern es sich um Abschreibungen handeln würde, die noch nicht genau anzugeben wären, mit Angabe einer Maximalgrenze.

Eine derartige gesetzliche Bestimmung berührt das übrige bürgerliche Recht nicht; sie betrifft lediglich die Legitimation der Bankverwaltung und ist daher, was die Sicherheit des Verkehrs betrifft, unbedenklich. Es ist ungefähr so, als erklärte das Gesetz, die zur Sicherung der Pfandbriefinhaber dienenden, von dem Treuhänder in dessen Register eingetragenen Hypotheken seien dem Treuhänder im Interesse der Pfandbriefinhaber verpfändet, so daß die etwaige Verfügung der Bankverwaltung ohne Zustimmung des Pfandberechtigten der einfachen Rechtskonsequenz nach unwirksam erschiene.

Sie ist aber andererseits auch nothwendig; es würde nach Maßgabe des gegenwärtigen Rechtszustandes nicht genügen, wenn der Treuhänder einen derartigen Vermerk**) auf das Hypothekendokument setzte oder die Hypothek als unveräußerliche bezeichnete und dergleichen*). Denn hat die Bankverwaltung formell die Verfügungsmacht, so begründet die Vorschriftswidrigkeit des Gebrauchs dieser Verfügungsmacht nicht Ungiltigkeit der Verfügung, auch dann nicht, wenn derjenige, zu dessen Gunsten die Verfügung erfolgt, weiß, daß diese Verfügung vorschriftswidrig ist. Es bedarf mithin einer gesetzlichen die Verfügungsmacht der Bank einschränkenden Bestimmung. Eine ins Gewicht fallende Erschwerung des Geschäftsbetriebs würde dieselbe kaum mit sich bringen, da der Treuhänder ja doch schon behuf jeder derartigen Verfügung in das Banklokal sich begeben und an der Oeffnung des Verschlusses sich betheiligen muß. Der Erwerb hypothekarischer Forderungen seitens der Bank setzt aber eine formelle Mitwirkung der Bankverwaltung gar nicht voraus; dieser Erwerb wird also schon aus dem letztgenannten Grunde von dem für die Abtretung oder Minderung der Hypothek oder ihres dinglichen Rechts neu aufzustellenden Erfordernisse gar nicht getroffen.

Allerdings bedarf die vorgeschlagene gesetzliche Bestimmung noch einer Vervollständigung, wenn die gegenwärtig herrschende Ansicht für richtig gehalten werden muß, welche die unter dem Mitverschlusse des Treuhänders gehaltenen Hypothekendokumente (und damit auch die betreffenden Hypothekenforderungen) trotz dieses Mitverschlusses als der Pfändung auf Betrieb und zu Gunsten anderer Gläubiger der Bank unterworfen betrachtet. Diese auch in den Motiven des Entwurfs zum Hypothekenbankgesetze vertretene**) Ansicht gründet sich darauf, daß die Civilprozeßordnung (§ 808, früher § 712) der unmittelbaren Pfändung die im Gewahrsam des Schuldners befindlichen Sachen unterwirft. Nun wird des Weiteren geschlossen, hebt der Mitverschluß seitens des Treuhänders den Gewahrsam der Bankverwaltung nicht auf, wie insbesondere ein vom Reichsgerichte***) gefälltes Urteil ausgeführt hat, da in der Verfügungsgewalt über den, wenn auch verschlossenen, Kasten oder Schrank die Verfügungsgewalt auch über den Inhalt des Kastens oder Schrankes enthalten sei, wie denn derjenige, dem ein verschlossener Brief anvertraut sei, thatsächlich über den Inhalt zu verfügen vermöge. In dem bereits citirten Kommentar von Göppert (zu § 31 des Gesetzes Nr. 1) ist daher die Meinung ausgesprochen, daß die Pfändbarkeit dann ausgeschlossen sei, wenn die Hypothekendokumente nicht in einem Geldschranke, sondern in einer besonderen Räumlichkeit (in einer besonderen Stahlkammer) aufbewahrt werden würden, welche, mit zwei besonderen Schlössern versehen, nur unter Mitwirkung des Treuhänders aufgeschlossen werden könnte.

Diese letztere Unterscheidung zwischen Geldschrank — der ja auch eingemauert sein könnte — und Stahlkammer erscheint nun etwas zu formalistisch. Das Entscheidende muß vielmehr sein: war es die Absicht des Gesetzgebers, die Hypothekendokumente der Bank, welche zur Deckung der von der Bank ausgegebenen Pfandbriefe dienen sollen, von der Pfändung zu eximiren, oder nicht, und hat zugleich diese Absicht in dem Gesetze einen genügenden Ausdruck gefunden?

Daß vernünftiger Weise die Absicht des Gesetzgebers auf den Ausschluß der Pfändung gerichtet sein müßte, wenn dies ohne allzu großen Verstoß gegen andere wichtige

---

*) Nach § 1154 des bürgerlichen Gesetzbuchs ist zur Abtretung einer hypothekarischen Forderung Ertheilung der Abtretungserklärung in schriftlicher Form und Uebergabe des Hypothekenbriefes erforderlich.

**) Jedes Hypothekendokument, das aufgenommen würde in das Register, das der Treuhänder führt über die zur Sicherheit der Pfandbriefinhaber dienenden Hypotheken, müßte mit einem darauf bezüglichen Vermerk des Treuhänders versehen sein. Das ist sehr bequem durchzuführen und verhütet Täuschungen des Publikums.

*) Für die etwa auch zur Sicherheit der Pfandbriefinhaber dienenden Inhaberpapiere bedarf es einer besonderen Vorschrift nicht. Zum vorübergehenden Gebrauche bedarf es dabei regelmäßig nur der sogenannten Talons, mit denen sich schwer Mißbrauch seitens der Bankverwaltung treiben läßt. Diese Frage ist auch thatsächlich nicht von Bedeutung; denn Inhaberpapiere werden Hypothekenbanken nur wenig erwerben, insofern diese Papiere als Sicherheit der Pfandbriefinhaber dienen sollen. Das wäre kein Geschäft.

**) Die Motive des Gesetzentwurfs erachteten diese Gefahr nicht für erheblich, da gegen eine Hypothekenbank nicht leicht Pfändungen erfolgen könnten, ohne daß alsbald Konkurs eröffnet würde. Dove a. a. S. 21, 22 bezweifelt, daß diese Voraussetzung immer zutreffen werde.

***) Entscheidungen in Strafsachen Bd. 5. S. 222 ff.

Rechtssätze geschehen könnte, ist wohl kaum zu bezweifeln. Im Konkurse der Bank sollen jene Hypothekforderungen nur für die Befriedigung der Pfandbriefinhaber dienen; höchstens daß, wenn sie befriedigt sind, der etwaige Ueberschuß jenen anderen Gläubigern zu Gute kommt; im Konkurse also, der nichts anderes ist als eine Gesammt- oder Generalzwangsvollstreckung, sind, abgesehen von diesem Ueberschusse, die verwahrten Hypothekendokumente der Gesammtheit der Gläubiger unerreichbar. Da ist es doch völlig irrationell, nun, was der Gesammtheit der Gläubiger nicht erreichbar ist, außerhalb des Konkurses einem einzelnen Gläubiger oder mehreren einzelnen Gläubigern zur Verfügung zu stellen. Und was den Respekt vor dem erwähnten Urtheile des Reichsgerichts betrifft, so ist zu bemerken, daß dies Urtheil in einer Strafsache ergangen ist, in welcher die Frage zu entscheiden war, ob eine Unterschlagung anvertrauter Sachen anzunehmen war. Für diese strafrechtliche Frage war die Frage des Gewahrsams auch der im verschlossenen Behältniß enthaltenen Sachen, wenn das Behältniß dem Angeklagten anvertraut war, mit Recht zu bejahen. Eine andere Frage aber ist, ob Gewahrsam in diesem strafrechtlichen Sinne völlig identisch ist mit dem Begriffe von Gewahrsam, der für die Thätigkeit des Gerichtsvollziehers bei Pfändungen zu Grunde zu legen ist.

Diese Frage dürfte verneinend zu beantworteten sein. Der Gerichtsvollzieher soll — nur dies kann vernünftiger Weise die Absicht des Gesetzes sein — alle solche Sachen pfänden, die präsumtiv der Disposition des Schuldners unterworfen sind, ihm gehören, aber auch nur solche Sachen. Dafür bildet allerdings der Gewahrsam ein gutes, aber doch nicht untrügliches Kennzeichen. Die Pfändung vorzuschreiben von Sachen, die dem Inhaber des Gewahrsams gar nicht gehören, wäre rationell nicht zu rechtfertigen; der Gewahrsam kann ja auf dem offenbarsten Zufall beruhen: z. B. dem Inhaber einer Wohnung ist ein offenbar einem anderen gehöriges Thier zugelaufen. Also sind Sachen, die offenbar nicht Gegenstand der Zwangsvollstreckung sein sollen, weil ein Dritter daran ein der Zwangsvollstreckung entgegenstehendes Recht hat, auch nicht Gegenstand der Pfändung, obschon sie im Gewahrsam des Schuldners sich befinden. Der Gerichtsvollzieher mag sagen, er brauche das nicht genauer zu prüfen; aber der Gesetzgeber kann, ohne unvernünftig zu scheinen, nicht verordnen, der Gerichtsvollzieher solle unbekümmert um offenbar entgegenstehende Rechte Dritter in jedem Falle pfänden*) und dadurch unnütze Prozesse, zuweilen aber, wenn diese Dritten nicht rechtzeitig Klage erheben, schwere Schädigungen dieser eigentlich unbetheiligten Personen veranlassen.

Es läßt sich also, da Motive eines Gesetzes nicht Gesetzeskraft haben, schon gegenwärtig die Ansicht vertheidigen, daß die zur Sicherung der Pfandbriefinhaber von der Bank erworbenen, von dem Treuhänder unter Verschluß gehaltenen Hypothekdokumente nicht Gegenstand einer Pfändung sein können, und jedenfalls wäre es daher nur eine leichte, anscheinend nur aus übergroßem Respekt vor einer Reichsgerichtsentscheidung unterlassene Retouche des Gesetzes, wenn — was hiermit empfohlen werden soll — gesetzlich bestimmt würde:

> Insoweit über hypothekarische von der Bank erworbene Forderungen ohne Genehmigung des Treuhänders von der Bankverwaltung nicht verfügt werden kann, unterliegen diese Forderungen auch nicht der Pfändung.

Sind diese juristischen Sicherungen unschwer zu erreichen, so ist allerdings die faktische Sicherung gegen Uebertaxate der Hypothekobjekte, wenn die Bankverwaltung leichtsinnig verfährt oder gar zu hohe Taxate haben will, nicht leicht zu erreichen. Es ist dabei auch zu berücksichtigen, daß das Taxiren von Grundstücken und insbesondere von Bauplätzen ein einträgliches Geschäft ist, und Taxatoren, die ein Geschäft ermöglichen, werden mehr gesucht als solche, die durch besonders vorsichtige Taxate einen zunächst für beide Theile vortheilhaften Geschäftsschluß hindern.

Wenn nun daran gedacht werden kann, den Treuhänder in der Weise zum Kontrollbeamten der Bankverwaltung zu bestellen, daß der Abschluß von Hypothekengeschäften an seine Zustimmung geknüpft würde, so würde er thatsächlich die entscheidende Person bei den wichtigsten Geschäften, also eigentlich Direktor der Bank werden. Das widerspricht der Natur der Unternehmung als einer privaten Aktiengesellschaft, kann sehr leicht den gesammten Geschäftsgang der Bankverwaltung empfindlich stören, und wenn der Treuhänder gegen die übrigen Mitglieder der Bankverwaltung nachgiebig und konnivent ist, so ist die Kontrole überhaupt wirkungslos und, weil das Publikum irreführend, sogar schädlich.

Von anderer Seite hat man vorgeschlagen, eine staatliche Aufsicht über die materielle Sicherheit der Hypotheken möge durch Stichproben von Zeit zu Zeit geübt werden. Die Bankverwaltung würde dann sich hüten müssen, zu hohe Taxate gelten zu lassen. Die Staatsregierung ist aber dabei wieder auf Taxate angewiesen, und der Beweis, daß ein Taxat falsch sei, ist nicht immer leicht durch andere Taxate zu führen, die ja auch irrig sein können. Außerdem kann, wenn die Stichtaxate niedriger ausfallen, durch entstehende Alarmgerüchte der Bank und selbst den Pfandbriefinhabern durch starke Kursrückgänge ohne hinreichende Veranlassung ein empfindlicher Schaden zugefügt werden. Diese Einrichtung unterliegt also auch nicht unerheblichen Bedenken.

Vielleicht kann aber in folgender Weise geholfen werden. Die Bankverwaltung schlägt für jeden Ort oder Amtsgerichtsbezirk, in welchem sie Beleihungen vornehmen will, der Aufsichtsbehörde einige Vertrauenspersonen vor, von denen die Behörde dann eine oder für große Städte auch mehrere, jede für die Dauer einiger Jahre, auswählt und besonders verpflichtet. Diese Vertrauenspersonen, die nicht gewerbsmäßige Bauunternehmer, Taxatoren oder Häuser- oder Güterspekulanten sein dürften, hätten bei jeder von der Bank vorzunehmenden Beleihung sich darüber zu äußern, ob ihrer Ansicht nach gegen die Taxation besondere Bedenken obwalten; wäre dies der Fall, so müßte die Beleihung unterbleiben. Da anscheinend die Zuziehung solcher Vertrauenspersonen schon gegenwärtig bei der einen oder anderen besonders solide und sorgfältig verwalteten Bank vorkommt, so wäre die obligatorische Einführung dieser Einrichtung nichts absolut Neues, und die Mitwirkung der Regierung bei der Auswahl der Vertrauenspersonen dürfte weder der Regierung noch den Bankverwaltungen besonders lästig fallen. Die Vertrauenspersonen müßten dann nicht für die einzelne Arbeit honorirt werden; es wäre vielmehr die ihnen von der Bank zu zahlende Vergütung als Jahreshonorar nach Anhörung der Bankverwaltung von der Aufsichtsbehörde festzusetzen.

Durch die hier vorgeschlagenen Bestimmungen wird freilich eine größere Sicherung des Aktienkapitals, welches ja wiederum zur Sicherung der Pfandbriefe dienen soll, nicht erreicht. Indeß ist die Sicherung der Pfandbriefe durch das Aktienkapital mit Rücksicht auf das Verhältniß von Aktienkapital und Betrag der auszugebenden Pfandbriefe thatsächlich nur von mehr untergeordneter Bedeutung; es gibt ja auch Korporationen ohne solches Garantiekapital, deren Obligationen im höchsten Maße als vertrauenswürdig gelten. Wenn die Hypotheken für die Pfandbriefe genügende Sicherheit bieten, und wenn diese Sicherheit durch Manipulationen der Bankverwaltung nicht verloren gehen kann, so kann die Pfandbriefinhaber zeitweilig nur ein Kursverlust in beschränktem Umfange treffen.

*) Gegen unzulässige Pfändungen kann der Gepfändete beim Vollstreckungsgerichte Einwendungen erheben. Nun behaupten freilich die Kommentatoren der Prozeßordnung, daß, sofern eine im Gewahrsam des Schuldners befindliche, dem Schuldner nicht gehörende Sache gepfändet werde, der Berechtigte nur durch förmliche Klage sein Recht an der Sache vertheidigen könne, auch wenn offenbar die Sache dem Schuldner nicht gehört. Dieser Formalismus veranlaßt oft unnütze Prozesse und Kosten.

Für die Sicherung des Aktienkapitals werden aber kaum andere als die bisher geltenden gesetzlichen Bestimmungen sich treffen lassen. Das Verbot gewisser gewagter Geschäfte, die mit Hülfe des Aktienkapitals gemacht werden können, läßt sich wohl nicht anders als durch Drohung mit Schadenersatzpflicht und Strafe geltend machen, die Schadenersatzpflicht aber bedeutet bei der Größe der in Betracht kommenden Summen nicht allzuviel, und Strafe schreckt den waghalsigen Spekulanten nicht immer genügend.

Der Rückkauf der eigenen Pfandbriefe sodann, der ja den Hypothekenbanken jetzt gestattet ist, kann diesen Instituten nicht gesetzlich verschränkt werden; er erhöht allerdings zuweilen den Kurs der Hypothekenbankobligationen übermäßig; aber indem er diese Papiere leichter verkäuflich macht, kommt er auch sehr oft den Geldbedürfnissen der Pfandbriefinhaber entgegen und erspart ihnen Verluste, die sie bei Besitz und nothwendigem Verkauf anderer Papiere erleiden würden. Auch sind gesetzliche Grenzen für die Höhe der Provisionen, welche die Hypothekenbanken namentlich den Provinzialbankiers für Unterbringung der Pfandbriefe zu bewilligen pflegen, nicht wohl möglich, so sehr übermäßige Provisionen auch vom Standpunkte einer soliden Geschäftsführung aus verwerflich erscheinen. Alles dies aber betrifft mehr die Sicherheit der Aktieninhaber, als die der Pfandbriefserwerber, und nur mit der letzteren, soweit sie durch gesetzlich erzwingbare Maßregeln erfolgen kann, sollte der vorliegende Aufsatz sich beschäftigen.*)

Daß aber eine Sicherheit der Pfandbriefinhaber, welche wirklich von Werth ist, nur auf civilrechtlichem Wege sich erreichen läßt, erkennt auch Dove**) an. Die Aufdeckung von Schäden der Verwaltung, wie z. B. des Gewährens übermäßiger Provisionen für Unterbringung der Pfandbriefe, so verdienstvoll solche öffentliche Kennzeichnung unsolider Geschäftsführung auch ist, hilft thatsächlich nur für eine bestimmte Zeit. Nachher schläft die Vorsicht des Publikums wieder ein, und in der That will ja auch die Mehrzahl der Pfandbriefbesitzer, die ihre Pfandbriefe sicher aufbewahrt wissen, ruhig schlafen.

L. v. Bar.

*) Vgl. „Die Nation" Nr. 14 dieses Jahrgangs S. 218.

**) Vgl. den K. unterzeichneten Aufsatz in Nr. 17 der „Nation" S. 262, 263.

Ein sozialistischer Karikaturist.

Das Mittel, durch die Satire des Bildes menschliche Schwächen zu geißeln, ist fast so alt, wie die bildende Kunst überhaupt. Aber erst der neuesten Zeit ist es vorbehalten gewesen, Satiriker des Griffels hervorzubringen, die durch die erleichterte Wiedergabe ihrer Zeichnungen zu einem größeren Publikum sprechen und dadurch eine ungeahnte Bedeutung gewinnen konnten. Schon beginnen die zeichnenden Satiriker den dichtenden die Führung abzunehmen, und es ist unausbleiblich, daß der Karikaturist auf immer weitere Kreise Einfluß gewinnen muß, in dem Maße, als man die ihm zu Gebote stehenden technischen Hilfsmittel vervollkommnen wird. Natürlich! Das Bild wirkt rascher, sinnfälliger und weniger anstrengend als das Wort.

In Deutschland hat sich die moderne Karikatur unter dem segensreichen Einflusse der staatlichen Sittenwächter weit langsamer entfaltet, als in England und Frankreich. Sie war dort schon ein schätzbares Kampfmittel im politischen Leben, als sie bei uns — in dem ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts — sich nur schüchtern an die Verspottung des harmlosen Bürgers und seiner Schlafmützentracht wagen durfte. Das „tolle" Jahr machte auch die zeichnenden Satiriker kühn, politische Flugblätter und periodisch erscheinende Witzblätter brachten satirische Illustrationen. Je mehr aber der politische Kampf von den großen Gesichtspunkten abirrte und in ein Geplänkel um Parteiinteressen aufgelöst wurde, desto gleichgiltiger wurde die große Masse gegen die politische Satire, die nothgedrungen den Irrgängen des Parteihaders folgen mußte.

So kam es, daß die naiven Karikaturen aus der Thierwelt, wie sie allerdings mit unvergleichlicher Meisterschaft von Oberländer ersonnen wurden, die breiteste Popularität erreichten. Der Witz gipfelte in der Darstellung reißender Thiere, die sich der friedlichsten Beschäftigung des kleinbürgerlichen Familienlebens hingeben. Ein bischen schärfer, aber immer noch recht zahm trat Wilhelm Busch auf. Mit großer Kunst wußte er in spärlichen Strichen naive Dummejungenstreiche und die kleinen Schwächen des schwächeren Geschlechts lustig zu charakterisiren.

Erst Jahrzehnte später, um die Wende des Jahrhunderts, tauchte ein deutscher Karikaturist auf, der sich als Künstler den beiden Vorgängern würdig anreiht, als Satiriker aber weit über ihre Ziele hinausgeht und ebenso hoch über ihre Bedeutung emporragt: Theodor Thomas Heine. Seine Technik ist, Dank der verbesserten Reproduktionskunst, komplizirter als die der Schwarzweißzeichner Oberländer und Busch, indem er sich der Farbe bedient. Heine begnügt sich, dem Stande der gegenwärtigen Buntdrucktechnik Rechnung tragend, mit zwei bis drei Farben. Oft wählt er zu der Konturenfarbe Schwarz nur noch ein kräftiges Roth oder Blau oder Grün. Neben diesen nimmt er allenfalls noch braun als zweite Farbe. Seine Satire richtet sich gegen politische und soziale Uebelstände der Zeit und übertreibt das Zerrbild der angriffsfähigen Wirklichkeit bis zur unbarmherzigsten Verhöhnung.

Eine Ausstellung der gelungensten seiner zahlreichen Karikaturen im Kunstsalon von Bruno und Paul Cassirer gibt Gelegenheit, die Eigenart des Satirikers Theodor Thomas Heine im Zusammenhange kennen zu lernen. Die Zeichnungen selbst sind fast sämmtlich aus der Wiedergabe im „Simplicissimus" bekannt.

An den Originalen fällt sogleich auf, mit welcher Liebe und Sorgfalt sie entworfen und ausgeführt sind. Die Plastik der Figuren und des architektonischen Beiwerks, die wohlberechnete Perspektive, die feine Intimität landschaftlicher Reize gelangen erst hier in der Originalzeichnung zu überraschender Wirkung. Auch in der Charakterisirung der einzelnen Typen wird durch das Original ein kräftigerer Eindruck erzielt, — hier allerdings nicht immer zum Vortheil des Bildes, da die Verzerrung doch hin und wieder zu kraß wirkt. Man muß sich dann immer nur vorhalten, daß das Original hier nicht Selbstzweck ist, sondern zur Wiedergabe in etwas verkleinertem Maßstabe, also für ein abschwächendes Nachbild bestimmt war.

Unter den vielen Dutzenden von Zeichnungen, die an drei Wänden eines großen Saales aufgereiht sind, nehmen die rein politischen den kleinsten Raum ein. Sie sind auch die weniger bedeutenden, zum Theil deswegen, weil sie sich zu sehr an das Tagesereigniß binden mußten, zum Theil auch, weil sie das Wesentliche nicht so schlagend treffen. So ist z. B. wenn auch lustig im Bilde, so doch in der Idee durchaus nicht originell, die Parlamentswahl persiflirt: Im Mittelgrunde sieht man eine mächtige Urne, von einer großen Pickelhaube überdeckt, und zu ihr ziehen von verschiedenen Seiten in unendlichen Reihen braune Rinder. Das Stimmvieh!

Treffender ist die Satire von den folgsamen und den widerspenstigen Hunden. Ein hoher Hofbeamter legt einem auf den Hinterpfoten stehenden Pudel die große Ordenskette um den Hals. Schweifwedelnd und demüthig naht auf der einen Seite eine Anzahl gutgepflegter Hunde zu gleicher Auszeichnung, während auf der anderen die schon mit

allerlei Orden dekorirten sich stolz entfernen, darunter eine aufgeblasene Hündin, deren Schweif von einem lakaienmäßigen Mops als Schleppe hinterhergetragen wird. Abseits stehen die struppigen, widerhaarigen Doggen und Bullenbeißer, die natürlich keinen Orden zu erwarten haben.

Ein ähnliches Motiv, nur in der Ausführung feiner, zeigt ein anderes Bild. Vor uns breitet sich ein in zartem Gelb und Grün gehaltenes Blumenparterre. Links führen Marmorstufen zu einer Halle. Man sieht die schwarze Schleppe eines Frauengewandes und das Ende einer blauseidenen Leine, die einem zierlichen Windhund um den Hals geschlungen ist. Zwei ungewaschene, verwilderte Köter schauen dem zur Halle gewendeten Windhund knurrend nach. Hier also sind die sozialen Gegensätze, wie oben die politischen durch Typen aus der Hundewelt gekennzeichnet.

Mit einer anderen drolligen Hundegeschichte wendet sich Thomas Theodor Heine gegen die Uebertreibungen der Vererbungstheorie. In sieben Schwarzweißbildern erzählt er wie eine Dächsin ihren Dachs hintergeht und mit einem Mops anbandelt. Die Liebesaffaire, die sich in der landschaftlich reizvollen Umgebung eines Dorfes abspielt, endet mit der Versöhnung zwischen der Dächsin und dem betrogenen Dachs, der erstaunt auf die sonderbare Nachkommenschaft blickt, ein Häuflein junger Dachse — mit Mopsköpfen.

Urkomisch wirkt auch der Zyklus: Die Lebensmüden. Eine Hundeliebhaberin betrauert mit einer Anzahl ihrer Hunde einen bereits eingesargten Lieblingshund. Auf dem zweiten Bilde stürzt sie sich, durch einen Strick mit den anderen großen und kleinen Kötern zusammengebunden ins Wasser. Aber — auf dem dritten Bilde sehen wir, wie die größeren Thiere sich schwimmend zum anderen Ufer hinüberarbeiten und die dicke Herrin hinter sich herschleppen. Von ihr ragt nur das Rückenende wie eine schwarze Insel aus dem Wasser, und auf diese Insel haben sich schlau vier kleine Möpse gerettet, die nun trocknen Leibes ans Land gelangen. Das vierte Bild zeigt die glückliche Landung. Die trauernde Hundefreundin feiert mit ihren Lieblingen eine nasse Auferstehung.

Unermüdlich in Varianten ist Heine, wenn er in den Serenissimus-Bildern das Duodezfürstenthum dem Spotte preisgibt. Bald zeigt sich uns Serenissimus selbst in den bedenklichsten Situationen, wie hochderselbe sich voll Zerstreutheit in die Reize einer Balletdame vertieft oder wie er ärgerlich auf dem Thron sitzt und nachsinnt, was er denn eigentlich heut zu regieren sich vorgenommen habe, — bald sehen wir den Thronerben, als Dreijährigen im Kleidchen, aber stolz behelmt, von allen Großen des Landes mit tiefsten Bücklingen ehrfurchtsvoll begrüßt, oder bei der ersten Treibjagd: zwei Hofherren halten einen Gemsbock, auf den der kleine Thronerbe sein Gewehr anlegt. Ein knieender Förster gibt der Flinte die Richtung. Serenissimus und Gemahlin mit dem Hofstaat schauen bewundernd zu. Selbst ein Reporter fehlt nicht.

Warum Heine seinen Spott an einem schon historisch gewordenen Serenissimus ausläßt, wird jeder begreifen, der den Eifer kennt, mit dem unsere Staatsanwälte jede auch nur angedeutete Satire auf die Landesfürsten verfolgen. Heine hat das an sich selber erfahren müssen, und eine Reihe von Karikaturen aus dem Gefängnißleben erinnert an sein Märtyrerthum im Dienst der Kunst.

Am stärksten tritt der Satiriker Heine in den Bildern aus dem Familienleben hervor. Hier geht er ureigene Wege und schildert mit der Bitterkeit eines Proletariers die Heuchelei und Hohlheit der Satten, das Elend und die Verkommenheit der Enterbten.

In einer Kellerwohnung sehen wir ein verhärmtes, dürres Weib Wäsche plätten. Der verbummelte Ehemann ist eben nach Haus gekommen und läßt sich von einem verhungerten Mädchen die Stiefel ausziehen. Der ältere Bruder bringt schon die Pantoffeln und macht eine rohe Geberde, als wolle er seine Mutter beim Vater verklatschen. Dieser sieht mit unheimlichem Blick auf die zitternde Frau. Ringsherum in wilder Unordnung vernachlässigte Kinder und allerhand Gerümpel. — — Man vergleiche damit das Gegenstück: Auf blumengeschmückter Veranda lehnt in einem Korbstuhl der Villenbesitzer, das Leipziger Tageblatt in der Hand, eine echte Havanna rauchend. Neben ihm, in weichen Polstern, ruht gähnend seine fette Gemahlin. Ein kleiner überputzter Junge, die Hände protzig in den Hosentaschen, steht vor ihnen. Der Diener bringt ein wohlbesetztes Tablett, ohne Zweifel viel zu früh, da noch niemand Appetit zu haben scheint. — Der Gegensatz dieser beiden Bilder gibt das soziale Programm des Künstlers. Das Thema wird in zahllosen anderen Zeichnungen mit gleicher Schärfe der Charakteristik angeschlagen. Namentlich wird der fromme, Bibel lesende Heuchler (in dem Weihnachtsbilde vom verlorenen Sohne) treffend gegeißelt.

Heiterer wirkt natürlich die Persiflage auf Modethorheiten. Eine töchterreiche Familie vertreibt sich die Zeit mit der „Haushaltsbronze". Alles, was Hände hat, bronzirt, und zwar alles, was ihnen in die Hand kommt. Nicht nur der Kronleuchter, sondern auch die grünen Palmen, die schwarze Bierflasche und der arme Pudel werden mit brauner Bronze überzogen. Ein kleines Töchterchen beginnt sogar Papa während des Nachmittagsschlafes bräunlich anzustreichen, und ein anderes Fräulein bronzirt mit künstlerischer Naivetät ein Gefäß, auf dem das Jüngste in deutlicher Absicht thront.

Münchener Humor spiegelt sich in einer Trauerscene. Der Mann liegt im Sarge. Ueber die Sofalehne beugt sich die wehklagende Wittwe, ein Pudel mit Trauerschleife vervollständigt die wehmüthige Stimmung. Aber das schwarzgekleidete Töchterchen sieht mit starrem Entsetzen, wie sich der gelbe Sargdeckel hebt und der verstorbene Papa den Arm herausstreckt — nach einem neben dem Sarg stehenden Bierseidel. . . . . Nun liegt Papa wohl bald in den allerletzten Zügen.

Auch einige stimmungsvolle Zeichnungen sind vertreten, darunter die herrliche Abendstimmung auf der Isarbrücke mit dem Liebespaar und den beiden Ladenmädchen und eine Berglandschaft mit abschüssigem Wege: Ein verbogenes Zweirad und die noch sichtbaren Füße eines Abstürzenden erzählen eine schmerzliche Tragödie. Beide Bilder durchweht der Hauch der Poesie.

Poesie und Prosa in köstlichem Gegensatz zeigt ein Doppelbild: In einem ländlichen Garten an den dünnen Baumstamm gelehnt steht ein Jüngling, die Flöte blasend. Im Hintergrunde sind drei zierliche Damenhöschen zum Trocknen aufgehängt. Hunde spielen auf dem Rasen. Das Gegenstück weist dieselbe ländliche Umgebung einige Jahrzehnte später: Der Baumstamm ist erheblich stärker, aber das eingeschnittene Herz mit den Buchstaben M. O. ist noch zu sehen. An den Baum lehnt sich ein dickbäuchiger Philister, die Pfeife rauchend. Im Hintergrund sind drei sehr breitgeschnittene Damenhosen zum Trocknen aufgehängt. Enten watscheln über den Rasen . . . .

Heine ist noch jung. Wir werden von ihm noch Vieles und Anregendes erwarten können, — wenn ihn der Staatsanwalt nicht allzu oft zu unerwünschten Ferien zwingt.

Sigmar Mehring.

„Der Franzl.“*)

„Der Franzl“ — das ist der Peter Andreas Franz Xaver Stelzhamer aus Piesenham, ein österreichischer Dichter, wohl der Größte, den das „Landl“ — Oberösterreich — je gehabt hat. Sein Leben und seine Werke sind eins gewesen, es hat keine großen Schicksale auf dem Wege gegeben, den er in siebzig langen Jahren vom Bauerndorfe Piesenham bis nach Hendorf in die Vorstadt von Salzburg zurückgelegt hat. Nach außen mag das Leben nicht reicher erscheinen, als das irgend eines Schulmeisters oder Landpflegers, doch man muß es nicht besonders sagen: Es hatte seine innere Größe, eine Tragik und eine edle Höhe, die sich unter der Mitwelt nur den Kleinen fühlbar gemacht hatte, die aber der nachgeborenen Generation den Mann, den armen Liedersänger Franzl aus Piesenham theuer macht, und sein Buch „Aus da Hoamat“ so werthvoll als das irgend Eines aus dem Dichterwald. So nahe steht der biedere und recht moralische Franz Stelzhamer manchen modernen Menschen in Oesterreich vielleicht nur, weil er so recht ein guter Mensch war, mit all den Unbehilflichkeiten, all der Trägheit, der Lebensfremdheit und wieder der wilden Geradheit und Unmittelbarkeit, die sichere Kennzeichen des rechten Vollblutösterreichers sind — man mag ja lächeln über all die Eigenschaften, ein bissel Mitleid klingt ja immer aus jedem fremdländischen Urtheil über uns in Wien und in Oesterreich. Vielleicht sind wir in der That wie Menschen, die auch in die Fehler ihrer Kinder verliebt sind.

Es sind natürlich nicht wenige erstaunt, ja entrüstet gewesen über den Stoff, den sich Hermann Bahr für dieses sein neues Stück gewählt hat. Man verlangt von ihm Geistreichthum und Nüancen, man erwartet sonderbare Worte, Gewagtheiten, Experimente — und er hat seine Sinne zur Heimath zurückgelenkt, er läßt seine Gedanken und seine Fähigkeiten dahinfliegen, wo seine Liebe ist, er holt aus seinem Innersten, dort, wo nichts, rein garnichts vom Journalisten haftet, Bilder hervor, und da entsteht denn ein wahres Werk der Heimathskunst, worüber es so viele thörichte, doktrinäre und theoretische Worte im letzten Jahre gab. „Der Franzl“ ist das ehrlichste, reinste, kräftigste Werk Bahr's geworden. Ich weiß nicht, ob es ein Theatererfolg wird, es ist ja auch kein Drama (es ist nämlich garnicht so eigentlich das, was man interessant nennt). Aber ich will das auch garnicht wissen. Das Buch, wie es daliegt, ist werthvoll. Es ist eine Dichtung; da kommen die Worte aus der Tiefe des Herzens. Ihre Quelle entspringt noch dort, wo die naivsten Eindrücke der Kinderjahre, Spiel und Ernst und helles Lachen, bewahrt sind — und deshalb hat dieses Werk einen so warmen, so treuen Ton, deshalb hinterläßt es so viel Liebe, nicht allein zu dem Dichter, für den es ein Denkmal sein soll, sondern für unser ganzes Land Oesterreich, für seine manchmal so guten und dann so sonderbar schlechten, für seine gar so verwirrten Menschen. Gefühle der Liebe weckt es im Leser, — deshalb ist es eine Dichtung.

Ein Drama ist es nicht. Es sind bloß fünf Bilder aus dem Leben eines guten Mannes. Ein guter Mann war der Franzl, deshalb war er auch ein großer Volksdichter, das ist doch ganz einfach. Er wäre auch ein Dichter gewesen, wenn er keine Bücher geschrieben hätte; sein Verhältniß zu den Menschen war das eines Dichters: er brachte ihnen Freude, er half ihnen, weil sie ihm vertrauten, und alle hatten so mächtiges Vertrauen zu ihm, weil sie die grenzenlose, alle umfassende Liebe herausspürten, die in ihm wohnte. Große Ereignisse aus seinem Leben sind keine da, so ist auch „Der Franzl“ nur eine Folge von fünf Stimmungsbildern; fünf Querschnitte aus einem Dichterleben sind diese Akte. Gerade da sieht man hinein in das Gewebe eines Tages, wo eine Stunde das Centrum des jeweiligen Lebens, den Wirbel der Wünsche, Hoffnungen, Enttäuschungen und Konflikte enthüllt. Und wenn im Folgenden nun von dem Theaterstücke, der Dichtung Hermann Bahr's erzählt wird, so gilt das Gesagte in großen Zügen auch als Andeutung für eine Biographie Franz Stelzhamer's, dessen Werke es verdienten, im Reiche draußen bekannt zu werden.

Der Franzl war ein unstäter Bursch. Jura hätte er studiren sollen, und dann ein geistlicher Herr werden — doch es litt ihn nicht auf der Schulbank, er ging zu den Komödianten, er gesellte sich zu den fahrenden Leuten. Zwanzig Jahre war er alt und ein schöner Bursch, den viele Mädel liebten und der seine Gedichte („Gstanzeln“, „Gsatzeln“) auch erlebte und noch mehr küßte als vom Küssen sang. Nie hat er Geld, und fliegt es ihm auch jäh zu, so hat er es bald verthan, verspielt, verzecht. Aber es geht von ihm eine Frische und Wärme aus, die jedes junge Blut zu ihm hinzwingt. Und „charmiren“ kann er und seine Phantasie ist lieb, anmuthig, naiv; man höre was er so einem frischen Mädel vorspricht: „Wann i will, wann's D' nett bist, wann's D' m'r g'fallst, nimm i Di mit und kaf' D'r a Schloß, dös is gar nix, i kaf' D'r — a Schifferl kaf'n wir uns, woaßt D'? A Schifferl, und da fahr'n m'r furt — weit, weit, die ganze Donau, bis zum schwarz'n Meer, und da kaf' i Dir die ganze Türkei, weil's 'n Sultan jetzt eh so schlecht geht! Magst D'? . . . Oder red'! Magst D' 'n Mond? I kaf' Dir ah 'n Mond! — Dö is mir glei! Da lass'n wir a Stieg'n bau'n — schaut aus wiar a Reg'nbog'n und hutsch san' 'n m'r auffi! Und da mitt'n in' Wald, wo er die Fleck'n had, woaſt' D, kriagst D' a kloan's Schlößl und da lahna m'r uns dann breit zan Fenster heraus und — spuck'n aff' d' Leut. — Und den ganz'n Tag wird nix als g'spukt — af d' ganze Welt!“ — Man sieht, er ist recht ein nichtsnutziger Bub, der Franzl, aber man hat ihn lieb, weil er noch so naiv ist, so frisch. Ihn drängt's noch in die Welt, er ist die Illustration zum „lieben Augustin“, — der ja auch ein Oesterreicher war —, und auch nie Geld hatte, und er findet für seine Art auch die rechte Weise, für seine Lebensstimmung den guten Ausdruck in seinen Liedern, die er so aus dem Stegreif singt, wenn gerade ein kleines Mäderl veilchenblaue Augen hat oder ein Landpfleger ihn verächtlich anschaut:

„A Löbn volla Freudn
Führ i af da Welt,
Mein Zimmer is d' Leithen,
Mein Haus dös weit Feld.

Meine Wänd, meine Fensta
San d'Staudn, grean und frisch,
Stoan und Stöck meine Stüahl,
Meine Knia san mein Tisch.

Mein Fahrnuß bleibt stehn,
I mag kemma, mag gehn,
As mag rögna, mag schneibn,
Kann mein Einrichtung bleibn.

Da Wind is mein Knecht,
Fleißi schan, awer dumm,
Denn ar blattelt wohl um,
Awer selten wird's recht.

Mei' Köchin, d' Frau Sunn,
Deant ma treu ahne Lahn,
Und mein Kellna, da Brunn,
Nimmt koan Trinkgeld nöt an.

Linde Waserl, feine Graserl
Zum Lögn findt i gnua,
A gsunds Fell üba d' Seel,
Mit den hüll i mi zua.

*) Fünf Bilder eines guten Mannes von Hermann Bahr, zum erstenmale aufgeführt in Wien am Deutschen Volkstheater am 17. Februar 1901. Buchausgabe in 2. Auflage erschienen im „Wiener Verlag“, 1901.

Statt 'n Spannliacht brenn i Manliacht,
Statt 'n Körzenliacht Stern,
Bin bogieri, wann i stirib,
Was s' mar ankendten wern?

Awer mag mi da kümmern
Und wundali sein,
A so Heilige zwiar i
Göbn ja selber an Schein."*)

Allein in dem fahrenden Sänger keimt manchmal das Heimweh, die blaue Blume der Sentimentalität. Der freche Bursch, der ein Schloß auf dem Mond haben will, um der hochmächtigen Menschheit seine Verachtung drastisch zu beweisen, wird von der Sehnsucht nach Haus geführt, ins Bauernhaus. „Dahoam is Dahoam", das verspürt er, und wie er wiederkommt, da ist es so seltsam:

— „schau, jetzt bin i jahrelang furt g'wes'n und mir is's, als war' i gestern erst furt und war' nur a bißl spazier'n g'we'n! Die lang'n Jahr' g'spürt ma hier gar net — hier is Oll's gleich 'blieb'n. Oll's bleibt si hier Tag für Tag gleich — dös is das Schöne!"

Aber dann — es duldet ihn halt doch nicht in der Heimath. Er ist ein Spieler für die Bauern, er singt auf ihren Kirchweihn, er findet die Formel für ihr Leid und ihre Freude, man mag das Wort sagen: Er wird der Homer des Bauernlebens. Ja, die Sehnsucht nach dem „Höheren" will in ihm nicht schweigen, auch in dem Vollblutmenschen ist die Sehnsucht zu finden, auch der kräftige Bursch, der zum Manne wird, lebt sich nicht aus. Die Welt wird ihm zu klein. So zwischen dreißig und vierzig, da wird's ihm eng, der Horizont ist zu nahe im Bauerndorf. Er möchte hinaus, Anschluß finden ans große, pulsende Leben, ja von vielen gehört werden, das Wunderbare selbst verspüren und anderen mittheilen. In solchen Stunden scheint ihm das Leben, das um ihn herum geführt wird, gering, weil es keine starken Accente gibt, und das philosophische Wort, das man als Denkmal auf sein Grab setzen könnte, ist in ihm noch nicht ganz fest geworden:

„Die groß'n Leut'? I woaß' nöt. In der Näh' komman's oan' gar nöt so b'sunders vor — und i hab' scho mannig's Mal denkt, ob nöt ehnta dös Kloane, vielleicht grad das Kloane eigentli dös Große is. I woaß nöt."

Wie nahe ist die Philosophie der Modernen dieser Lebensweisheit und wie nahe ist auch die Anzengruber'sche Philosophie, — die zeitlich später ist — dieser. Wie baut sich nun die ganze Reihe dieser Volksdichter auf: Stifter, Stelzhamer, Anzengruber — lauter gute Menschen, lauter unglückliche Späterkannte. Und sie alle suchen nach dem Weg in die Freiheit, in die große Stadt, dem Anschluß ans große Leben; aber den wehrt ihnen ihr starrer Kopf. Denn sie machen, wie wir alle in Oesterreich, tausend Konzessionen ans tägliche Leben, nur die eine, die bedeutendste, die vielleicht alle Möglichkeit zur freien Entwicklung dann gibt, lehnen wir ab. Da erinnern die besten Oesterreicher sich ihrer Individualität, da bezeugen sie ihren Stolz vor Königsthronen — man darf es auch Eigensinn nennen, Lebensfremdheit. So thut es denn auch der Franzl im Stücke von Hermann Bahr: er soll in die Stadt hinein als Archivar. Es handelt sich nur noch darum, daß er auf Serenissimus einen leidlichen Eindruck macht. Aber das soll nun einmal nicht sein, der Franzl hat ein loses Maul, und so muß er unter Bauern bleiben. Dort trifft man ihn auch von nun an, bald in der Gegend von Vöcklabruck, bald im Salzburgischen. Seine Lieder werden gesammelt, alte Männer lesen mit schwachen Augen diese Gesänge, in jungen Mädchen springen die Quellen der Liebe auf, auch zu dem Dichter selbst, dem Franzl, der jetzt allerdings schon graue Haare hat. Doch der Born der Gesänge ist noch nicht vertrocknet; wo er hinkommt, da flattern Lieder auf, wie kleine Vögel, und die Luft trägt sie weiter wie die Baumsamen, und die Lieder gehen nie zu Grunde. Das Volk bewahrt sie, ein lebendes Denkmal eines guten Mannes. Der Franzl wird jetzt zum Beichtvater, zum Berather aller. Ein österreichisches Volksideal verkörpert sich in ihm: Er ist der Laie ohne jedes Amt und jede Würde, den man zum Richter wählt und zum Lenker, der gute Mann. In ihm selbst aber ist eine bittere Wehmuth, in seiner Stimme ein ganz wenig von dem „raunzenden" Ton, den die Oesterreicher haben — jene Erkenntniß von der Halbheit ihres Lebens. Und die schlägt hervor, als — im 4. Bilde des „Franzl" — ein kleines Mädchen zu Stelzhamer kommt, recht verliebt gemacht durch seine Gedichte:

„Mit'm Büchl is's überhaupt nix — dös is All's derlog'n und nöt wahr! . . . Und sixt D'es, a so is's mit All'n! Akkrat so! . . . Was in die Büchln so schön is — derfst eahm nöt in die Näh' kumma, sonst is's aus! Wia's in die Büchln is, findst D'es nirgends — sonst brauchat ma ja die Büchl nöt! In die Büchln is's so, wie's schön war', wann's war; wie ma's möcht', daß's sein sollt'! und wia's halt nier niernert g'wes'n is und nier niernert sein wird! Deswegen hat ma's ja, die Büchl'n!"

Ja, und die Gustl fährt heim und der Stelzhamer geht bei den Bauern umher und singt ihnen Lieder, voll Wehmuth und Freude. Er ist eigentlich ein Volkssänger, nur daß ihm aus dem Herzen kommt, was den Andern bloß aus der Kehle. Und in jedem Wort, das er singt, ist jetzt ein weiser Kern, recht lehrhaft sind seine Weisen, sie haben den Ton der Philosophie aller guten Menschen. Man höre:

„Olls währt nur an Eichtl,
Steigt af und föllt ab,
Mit oan' Fuß no im Wiagerl,
Mit 'n andern in Grab.

Awa während der Zeit'
Hat dar 's Löbn a Schenheit
Daß 's Dein Seel nuh furt freut
In der Ewigkeit."

Für sein Land gewinnt seine Person eine besondere Bedeutung. Das Bewußtsein, daß er Einer der Ihren ist, gibt allen den Oberösterreichern ein Gefühl sicheren Stolzes. Das Land ist ja sonst nicht reich. Die Intelligenzen wachsen dort nicht häufig, die Energien erst recht nicht; und was man am Franzl so liebt, ist, daß er der vollwerthigste Typus des Oberösterreichers ist. Den Werth haben seine Lieder, den Werth hatte sein Leben. Es währte lange, und als er im Jahre 1874 starb, war er ein Greis; denn der Anfang des Jahrhunderts hatte ihn gebracht. Und dies ist die letzte Weisheit, die ihm das Dasein geschafft hatte: „Auf dös Alles (im Leben) kommt's nöt an, sondern, daß Du Dir mit Deinem Leb'n a schönes Sterb'n verdienst!"

Das ist das Vermächtniß, mit dem im Bahr'schen Stücke der Franzl aus dem Leben scheidet, der Franzl, ein deutscher Dichter, der von Bauernhof zu Bauernschenke zog und Lieder sang und Geld sammelte um zu leben und so gerne in die Weite wollte und sich doch bescheiden mußte im engen „Landl" drin.

Heute setzt ihm ein moderner Dichter ein Denkmal. Vielleicht gewinnt dies ihm auch in der Fremde die Liebe, die er in der Heimath genießt.

Wien, Februar 1901.

W. Fred.

*) Dieses Gedicht, wie alle folgenden aus „Aus da Hoamat" sollen eine Vorstellung von der Dichtkunst Stelzhausers geben.

Aus Aegypten.

I.

„Up the Nile.“

Jeder Gruß, der von hier nach der Heimath geht, trägt ein kleines, buntes Zettelchen mit dem Bildniß einer Pyramide. Die Pyramiden grüßen mit; sie repräsentiren Aegypten vor dem Ausland. Und sie thun es mit einigem Recht. Diese Riesengräber, bei deren Beschreibung den Reisenden seit Herodot's Zeiten die Superlative auszugehen pflegen, sind mehr, als gigantische Bauwerke, mehr, als Zeugnisse urältester menschlicher Kultur. Von der Spitze der Cheopspyramide bei Gizeh übersieht man — Aegypten. Nicht räumlich, optisch genommen, selbstredend; doch in anderem Sinne, und nicht bloß in einem.

Wie groß, wie unbeschränkt, — fragt man vorerst, — muß die Macht eines Einzelnen gewesen sein, der seinem werthen Kadaver eine solche Stätte errichten konnte, einem Bau, zu dem Millionen von Riesenblöcken theils über den Nil und sein breites Thal an die Wüste, theils — wie die Granitquadern zur Verkleidung des Innern — 900 km weit aus den Steinbrüchen von Syene herbeigeschafft werden mußten? Was mag das Wort des „Herren“ gegolten haben? — Bloß damals? darf man getrost weiter fragen. Denn ein flüchtiger Blick in welche ägyptische Stadt immer zeigt, daß das Wort „Herr“ sich auch heute noch eines recht ähnlichen Klanges erfreut. Pyramiden werden allerdings nicht mehr gebaut, aber — die Nilpferdpeitsche gilt nach wie vor als ein geeignetes Verständigungsmittel nicht bloß mit Eseln und Kameelen. Die Unterwürfigkeit auf der einen, die selbstherrliche Hoheit auf der anderen Seite bestehen fort; kurz: die Kluft zwischen dem Herrn und dem . . . andern, der offiziell nicht mehr Sklave heißt, scheint fast so tief, als sie alt ist. — Und schroff und unvermittelt wie dieser Gegensatz sind alle anderen. Die Uebergänge fehlen. Prunk und Elend, Wüste und Ackerland; urälteste Vorzeit und modernste Gegenwart stoßen hart aneinander. In diesem Sinne ist die „Aussicht“ von der großen Pyramide des Cheops unvergleichlich lehrreich. Am Rande des Plateaus ein armseliges Fellachendorf mit grauen Nilschlammhütten, die kein deutscher Kleinfuhrmann als Ställe benutzen wollte, in Steinwurfweite davon das fashionable Mena-House-Hôtel, wo ein doppelter Fellachentaglohn gerade hinreicht zu . . . einem Glas Sodawasser. — Nach dem Süden, Westen und Norden die endlose Wüste im grellen, glühenden Sonnenbrand, graugelb und öde, ewig und ewig gleich wie der Tod; im Osten aber das Fruchtland, das gesegnete Königreich von Nils Gnaden, mit sattgrünen, von zahllosen Kanälen durchkreuzten Feldern, mit Häusern, Palästen und Minarets, ein Bild regen Lebens, üppigen Gedeihens. — Und noch der letze Kontrast: das Nebeneinander von grauem Alterthum und neuester Mode. Rechts der Riesenleib des Sphinx, begraben in dem Flugsand von Jahrtausenden, und links, im gleichen Abstand, ein — Tennisplatz, eine elektrische Trambahn.

Dieser Gegensatz — er ist der augenfälligste — durchzieht ganz Aegypten, soweit es von Europäern besucht wird. In Kairo, der großen Fremdenstadt, wirkt er begreiflicherweise am stärksten, namentlich zur Saison oder richtiger, zur Season, denn 95 Proz. der Reisenden stellen England und Amerika. Auf Kairo mit all seinen Schätzen und Merkwürdigkeiten werden wir hier noch zurückkommen. Heute wollen wir dem Zuge der Fremden folgen, die vorläufig „up the Nile“ gehen, wie sie es nennen, und zwar nach Assuan zumeist, um erst später, die Wärme suchend, doch der Hitze weichend, wieder nach Norden zu ziehen, nach Luxor vorerst, der Stätte des alten Theben, und dann nach der Großstadt Kairo. — — —

Erst seit wenigen Jahren sind Luxor und Assuan auf dem Landwege erreichbar. Vordem ging alles buchstäblich „up the Nile“, und auch heute noch zieht die Mehrheit der Reisenden die Stromfahrt vor. Nur, wer rasch ans Ziel gelangen will, und namentlich die Kranken, die dem abendlichen Temperatursturz lieber in geschütztem Zimmer, als in luftiger Kabine begegnen, die reisen per Bahn. Man fährt sehr gut dabei; wenn man bedenkt, daß die Strecke in erster Linie als Militärbahn gedacht ist, überraschend gut sogar. Wöchentlich dreimal dampft der Luxustrain von Kairo nach Luxor. Hier Boulak, die Vorstadt Kairos mit ihren Schlammhütten und deren Bewohnern, die, unberührt von jeglicher Kultur, noch genau so hausen, wie vor Jahrhunderten; und hart daneben der Luxuszug mit Dining- und Sleeping-Cars und — höre Europa! — elektrischem Licht. — An Geschwindigkeit steht er ähnlichen Zügen unseres Kontinents allerdings nach, da er die cirka 730 km lange Tour in 15 Stunden zurücklegt; das mag am Oberbau liegen, der für dahinrasende Riesenwaggons nicht berechnet wurde, vielleicht auch an den Maschinen. Der Bequemlichkeit aber wird vollauf Genüge gethan; man reist wie nur irgendwo. Und da man Kairo in der Dunkelheit des Abends verläßt, könnte man nach kurzer Weile recht wohl vergessen, daß Europa so ferne und die lybische Wüste so nahe, wenn nicht der feine, schier körperlose Sand durch alle Fugen und Ritzen dränge, wenn nicht von Zeit zu Zeit beim Scheine einer Oellampe das turbangeschmückte Haupt eines schwarzen Bahnwärters auftauchte, der melancholisch sein grünes Fähnlein schwenkt. Auch der Nubier, der im Speisewagen servirt, gemahnt an die ägyptische Gegenwart. Und wenn sein Daumen — bei einem unerwarteten Rütteln des Waggons — in allzu nahe Berührung mit der Suppe kommt, dann mag man sich mit der Erkenntniß trösten, daß das Schwarz seiner Finger — waschecht ist. Ein Trost, dessen man noch oft bedarf, denn in allen ägyptischen Hôtels empfängt man das tägliche Brot, das in Wirklichkeit ein täglicher Hammelbraten ist, aus schwarzen Händen. — — In Luxor wird auf der Hinreise zumeist nur kurze Rast gehalten; für einen Tag etwa, um an den Säulen des Amenophistempels staunend emporzublicken, um einen flüchtigen Gesammteindruck von der Riesentrümmerstätte Karnak zu gewinnen. Dann folgt die minder komfortable Strecke (cirka 200 km) bis Assuan, das man mit einem leidlichen Schnellzuge in acht Stunden erreicht. Immerhin kann man heute innerhalb 24 Stunden von Kairo zum ersten Nilkatarakt gelangen, — ein nicht zu unterschätzendes Werk englischer Kulturarbeit.

Ungleich länger währt natürlich die Dampfschiffahrt; zumal jetzt, da sie, seit dem Bestehen der Bahn, vorerst dem „Besichtigen“ und erst in zweiter Linie dem Vorwärtskommen zu dienen hat. Man reist mit fixem Programm; drei Wochen lang, oder auch vier, oder noch länger, je nach Vereinbarung. Cook & Son, die verkörperte Reisevorsehung, besorgt alles. Man wohnt auf dem Steamer (der Nachts vor Anker bleibt), oder — wie in Luxor und Assuan — in Cook's Hôtel, man wird verpflegt und zu den Denkmälern geführt, erhält Wein, Whisky und Belehrungen, und kehrt nach bestimmter Frist, von der Sonne gebräunt, von Alterthumskunde beschwert, wieder zurück. Nil heißt der Gott und Cook ist sein Prophet. — Für den, der die Unabhängigkeit liebt, birgt solches Reisen manche Beschwer. An ein und dasselbe Schiff ist man ja freilich nicht gebunden, man mag an irgend einem Orte auch länger verweilen, als der Dampfer es thut; nur muß man dann auf einer der nächsten Fahrgelegenheiten Platz finden, was zur „Season“ nicht stets gelingt. . .

Die originellste und sicherlich auch . . . gründlichste Art des „up the Nile“-Gehens bietet die Fahrt mit einer Dahabîje. Das sind flache schmale Boote, zumeist in der Größe von kleinen Flußdampfern, mit einem Kabinenaufbau am Schiffshintertheil; der Vorderraum gehört der Bemannung (8, 10—20 Mann). Das große Lateinersegel trägt stromaufwärts; denn der Nordwind ist ziemlich konstant. Läßt er dennoch aus oder schlägt er um, dann werden die Matrosen ans Land gesetzt, um mittels eines langen am Mast befestigten Seils das Boot zu ziehen; zur Thalfahrt dienen plumpe, merkwürdig schmalschaufelige

Ruder. Daß die Dahabîjen nicht zu den raschesten Verkehrsmitteln zählen, ist einleuchtend; die dem Charakter des Lands gemäßesten Fahrzeuge sind sie zweifellos. Schier alterthümlich sehen sie aus. Mit recht ähnlichem Gefährte mag anno 31 der liebedürstige Triumvir von Actium davon- und seiner königlichen Geliebten nachgefahren sein; gewiß zu langsam für das sehnsuchtsschwere Herz eines Liebenden. — Den reisenden Engländern geht es schnell genug. Allerdings sind sie nicht liebeskrank. Und, auch sonst wäre ein Vergleich zwischen den dürrsehnigen Phlegmatikern und dem feisten Römer Antonius mehr als gewagt, noch kühner wohl zwischen der üppigen Kleopatra — und den Ladies; bei den meisten von ihnen käme die Schlange bezüglich eines . . . Stützpunktes in arge Verlegenheit. Glücklicher Weise scheinen sie durchaus nicht lebensüberdrüssig. Sie freuen sich ihres Daseins und des in Aegyptenseins obendrein, und unterhalten sich eifrigst über — das Wetter, das bekanntlich als Substrat zu so vielen englischen und nicht englischen Gesprächen dienen muß; selbst hier, wo dieses Thema, unter dem ewig blauen Himmel einer gewissen Monotonie wahrlich nicht entbehrt. Ist das Gespräch beendet, dann ergreift man eine alte Zeitung oder ein neues Buch; und auch die Mahlzeiten — hammelschreiend würde Wippchen sie nennen, — füllen einen recht beträchtlichen Theil des Tages; des Abends lauscht man dem nicht gerade melodischen, von einer Thontrommel (darabukke) begleiteten Gesang der Mannschaft. Und wenn alle Abwechslung zu versiegen droht, dann — fährt das Schiff auf eine Sandbank fest, ein Unfall, der bei den stets wandernden Untiefen des Nil auch für den gewiegtesten Bootsmann unvermeidlich ist; aber auch völlig harmlos. Im Nu tragen die Matrosen Schwimmkostüm, wozu sie nicht viel an Kleidung ablegen müssen, und unter Schieben, Heben und Ziehen, hauptsächlich aber Schreien, einer hier allgemeinen conditio sine qua nihil, wird das Fahrzeug wieder flott gemacht. . .

An Zwischenfällen solcher Art ist die Fahrt mit der Dahabîje nicht arm. Ob diese aber hinreichen, um eine 60tägige Reise kurzweilig zu machen, bleibe dahingestellt. Denn die Landschaft als solche kann für die Dauer nicht fesseln. Dazu bleibt sie bei all ihrem großen und seltsamen Reiz doch zu einförmig. Und wer von einer Nilfahrt das Vorbeigleiten an buntwechselnden Scenen und Bildern erhofft hat, wird arg enttäuscht. — Der Grundton ist gelb. Gelbgrau flimmert das hügelige Kalkgebirge, das bald näher, bald zurücktretend den Strom begleitet, und gelb leuchtet die Wüste, die, wenngleich oft durchbrochen von grünenden Saaten und Palmenwäldern, dennoch vorherrscht. Im Hintergrund auftauchend eine Karawane mit hochbeladenen Kameelen, dann wieder ein Dampfschlot, ein modernes Minaret, das die Nähe einer Zuckerfabrik verräth. Und vorne die schmutzig-elenden Fellachendörfer fast alle gleich nach Aussehen sowohl als Wesen: mit den im Ufersande hinlungernden Gestalten, den bakschischfordernden Kindern und den häßlichen, von Jugend auf alten Frauen, die Nilwasser in bauchige Thonkrüge fassen, um die schwere Last auf dem Kopfe heimzutragen. Das Keifen der Weiber, das Schreien der Kinder, der Esel und der Kameele vereinen sich zu einem wüsten Lärm. — All dies aber übertönend, zieht ein klagender, wimmernder, ächzender Ton durch das ganze Nilthal. Er kommt von den Sakîjen her, den unzähligen Schöpfwerken, die das fruchtspendende Naß in die kleinen Kanäle des Ackerlandes zu leiten haben; thönerne Gefäße von mannichfacher Form gehen, an ein großes Vertikalrad gebunden, auf und nieder, ein horizontales Zahnrad, von Zugochsen bewegt, hält das Werk im Gang. Und diesem selbstredend nie geölten Holzrade entstammt jenes Gewimmer, das dem Reisenden, zumal in Oberägypten, so unablässig im Ohr klingt, daß er es schier vermißt, sobald es verstummt ist; wie der Müller durch das Stillstehen der Mühle geweckt wird, nicht durch ihr Klappern . . .

Des Nachts schweigen auch die Sakîjen. Heilige Ruhe, nur selten gestört von dem Gebell eines Hundes oder Schakals, schließt alles ein. Zahllose Lichtlein spiegeln sich im Nil. — Und zauberhaft wirkt hier der Vollmond! Unter seinem kalten Lichtstrom scheiden sich das Grün und Gelb des Tages in Schwarz und Weiß. Die der Schneelagerung völlig gleiche Formation des Wüstensandes begünstigt die Täuschung; alle Flächen scheinen schneebedeckt. Und mit einem Male wähnt man sich in eine klare, weiße Winternacht versetzt, die Erinnerungen und Sehnsucht weckt, süßschmerzliche Sehnsucht nach den heimathlichen Alpen . . .

Assuan, Anfang Februar.

Gustav Alexander Pollak.

Theater.

Deutsches Theater: „Der Sieger". Schauspiel in 4 Aufzügen von Max Dreyer. — Schiller-Theater: „Der Retter", Drama in 4 Akten von Carlot Gottfrid Reuling.

1. Es war einmal ein Geheimrath. Daran ist gewiß nichts Unwahrscheinliches, denn es giebt sehr viele Geheime Räthe. Unser Freund aber war ein „wirklicher" Geheimrath, und hatte demzufolge eine wirkliche geheime Mission. Sie bestand darin, nichts könnende, widerborstige Künstler für den Hof zu gewinnen. Der wirkliche geheime Rath besuchte also fleißig die Ateliers der Künstler. Hatte er einen gefunden, der erwiesenermaßen gar nichts konnte, auch noch recht unberühmt war, so schlug er ihm vor, das Denkmal irgend eines verstorbenen Fürsten in Arbeit zu nehmen. Wollte der Künstler das nicht, so kam der Geheimrath ein ander Mal wieder. Er proponirte ihm besagtes Denkmal abermals. Er stellte ihm die Anfertigung sämmtlicher vom Hof benöthigter Bildwerke in Aussicht. Er bot ihm einen Orden, oder auch mehrere, einen Sitz in der Akademie. Wollte der Künstler noch immer nicht, so fragte er ihn vertraulich, ob er so reich sei, das alles mit gutem Gewissen ausschlagen zu können? Und so gewann er seine Leute. Außerordentlich listig ging er bei dieser seiner geheimen Mission zu Werke. Denn er war ein „Wirklicher" Geheimrath.

2. Es war einmal ein Künstler, der nichts konnte. Daran ist gewiß nichts Unwahrscheinliches, denn es gibt sehr viel Künstler, die nichts können. Er war auch noch jung, unser Freund, und schwärmte für Rügensche Rasseweiber; Schwärmen und Heirathen war eins. In der Ehe aber — sollte er heimlich Hebbel gelesen haben? — ging ihm die Erkenntniß auf, daß der Mann dem Weibe überlegen sein müsse. Auf ihn selbst traf das nun leider gar nicht zu. Und als er vollends die Entdeckung machte, daß seine Frau auch künstlerisch, im Gegensatz zu ihm selbst, etwas leistete, stellte er sich vor ihre Arbeit und sagte: das taugt garnichts. Nachher aber kamen ihm Gewissensbisse, und er gestand seine Lüge der Frau Gemahlin ein. Nun trug das nicht dazu bei, seine Ehe glücklicher zu gestalten.

Man merkt es gleich: trifft der sub 1. individualisirte Wirkliche Geheimrath mit dem sub 2. individualisirten Künstler zusammen, so gibt's ein Drama. Auch Max Dreyer hat das gemerkt, und so entstand sein Schauspiel "Der Sieger".

Dies Schauspiel hat einen wundervollen vierten Akt. Böllerschüsse ertönen, und die Nationalhymne wird angestimmt: es fällt der Vorhang vor dem Denkmal des längst verstorbenen Fürsten, das der nichtskönnende Künstler geschaffen hat. Und während ihm alle zujubeln, wendet sich sein Weib in resignirter Verachtung von ihm ab. Er selbst spielt mit seinem Orden und dem Dolch, den ein liebenswürdiger Freund ihm übersandt hat, damit er sich den Garaus mache. Das thut er aber nicht, sondern heftet den Orden an seine Brust und begibt sich mit seinem Oheim, der ihn wohl erblich-neurasthenisch belastet hat, zum Festgottesdienst.

Eine kleine Verwechslung ist Max Dreyer da mit untergelaufen. Er sieht darin, daß der Künstler das Denkmal eines recht minderwerthigen Fürsten ausführt, einen Verrath an der Kunst. Ich kann darin nur ein Preisgeben politischer Ueberzeugungen erblicken. Ich denke mir, die Statue eines sehr schlechten Fürsten kann ein sehr gutes Kunstwerk sein. Und diese Frage ist recht eigentlich der Angelpunkt des Stückes. Doch solch eine kleine Verwechslung, die kann schon vorkommen.

Im Ernst gesprochen: das neue Schauspiel von Max Dreyer ist eine grobe Tendenzarbeit, und diese Tendenz ist schief. Hinter den braven Grundsätzen, die da vorgetragen werden, versteckt sich ein recht frivoles Spielen mit der Kunst. Der Charakter des jungen Bildhauers, der im Mittelpunkt der Handlung steht, ist ganz verzeichnet; auf den äußeren Bühneneffekt ist alles zugeschnitten. Aber wie bei Dreyer immer: das Drum und Dran ist nett. Ein paar Nebenfiguren sind flott gezeichnet; der Dialog ist leicht und flüssig; einige Episoden sind lustig und stimmungsvoll. Dreyer kann etwas, das zeigt auch sein neues Schauspiel: ihm fehlt der Ernst des Wollens.

Carlot Gottfrid Reuling, dessen Drama „Der Retter“ im Schiller-Theater zur Aufführung gelangte, fehlt zu seinem ernsten, hochfliegenden Wollen das ebenbürtige Können. Er überspannt den Bogen.

Es ist ein feiner und kühner Gedanke, der seinem neuen Drama zu Grunde liegt. Ins alte Schilda, die Stadt der engherzigen Narren, die Stadt des Cliquenwesens und der verknöcherten Schulgelehrsamkeit, kehrt ein Vernünftiger ein. Er wird der Stadt zum Retter. Zum Lohn wird an den Pranger er gestellt. Sein Liebstes wird vor seinen Augen ihm getödtet. Da greift er selbst zur Schellenkappe und zur Pritsche, um mit den Narren Narr zu sein.

Aus der Satire wollte Reuling die Tragik erwachsen lassen. Er suchte die Stimmung, in der das Lachen dem Weinen sich verschwistert. Ein Unterfangen, über seine Kraft hinaus. Zu zahm war seine Satire, den Stimmungsumschlag zu erwirken; zu weichlich seine Tragik, den Pessimismus dieser Weltanschauung dem Zuschauer ins Herz zu schreiben. Die beiden Stimmungselemente blieben kühl nebeneinander, ohne im Einklang ineinander aufzugehen.

Fand Reuling die Stimmung nicht, die er suchte, so griff er zu Stimmungssurrogaten. Er flickte allerorten lyrische Fetzen ein. Er sang vom Zwitschern der lieben Vögelein und von der lieben Sonne Schein, vom Blühen der lieben Blümelein. Und war seine Konzeption ganz originell und aus eigenem Empfinden geboren, so verlor er sich im Mißgefühl der Gestaltungsunfähigkeit aller Ecken in die Wege der Nachempfinder. Eine Scene aus Romeo und Julia — „es war die Nachtigall und nicht die Lerche“ — setzte er in epigonenhafter Nachbildung in sein Drama ein. Wo das rechte Wort zur rechten Zeit versagte, da stellte sich ein Citat aus Faust ihm ein. Und so zerrann ihm das Große, das er in der Idee erschaut, in kühler Verse leblosen Bericht.

Wer immer strebend sich bemüht —?

Die Aufführung des Schiller- wie des Deutschen Theaters entsprach billigen Anforderungen wohl. Auf der Bühne des Schillertheaters verkörperte Marianne Wulf gar lieblich ein Spielmannskind; Georg Wander und Friedrich Holthaus schufen lustige Schilda'sche Karikaturen. Im Deutschen Theater waren alle Gestalten des Stücks glücklich verkörpert. Luise von Poellnitz, Albert Bassermann, Hanns Fischer fanden ganz individuellen Ton.

Ernst Heilborn.

In der Winternacht.

Ich kam aus der „Gesellschaft“.

Aus einer glänzenden Gesellschaft.

Was man nur glänzend nennen konnte. Man hatte da nicht einen Augenblick vergessen können, daß man im reichsten Hause der Stadt zu Gaste war. Auch hatte sich alles hingedrängt, alles, was eben glänzend war oder für glänzend galt in der Stadt, die ganze schöne Welt.

Die Frauen hatten es sich was kosten lassen. So ausgesuchte Toiletten hatte man hier wohl selten zusammen gesehen.

Und in den Fluthen des elektrischen Lichts, in dem Glitzern der Gläser und Krystalle, in dem Funkeln der Brillanten, in dem Feuersprühen der lebensdurstigen Augen, in dem Glanz der seidenen Stoffe, in dem goldig grünen Leuchten des Rheinweins; in all diesem Lichterstreit und Farbenkonzert wirkten die nackten Arme und die nackten Schultern wie Opale unter den Edelsteinen.

Aber auch geistig war die Gesellschaft glänzend.

Die erste Schauspielerin vom Stadttheater rezitirte Verse aus der versunkenen Glocke. Ein weltberühmter Violinvirtuose ließ sich hören, und viele Lieder wurden gesungen von Herren und Frauen.

Sogar ein Dichter war dort. Man nannte ihn Hofrath. Er sprach zwar keine Gedichte; aber er entzückte alles durch seinen Geist und seine Witze. Er war ein berühmter Mann in seinem Vaterland, sein Name stand unausgesetzt in den gelesensten Zeitschriften.

Und dem allen entsprach die Leckerheit des Mahls, die unerhörte Kostbarkeit der Gerichte, die Auserlesenheit der Weine, die Kraft und Güte der seltensten Liköre.

Von der Ueberfülle all der guten Dinge war mir, gleichsam ihr Duft, ein leichter Nebel ins Gehirn gestiegen. Und in mein Blut war etwas gekommen wie von der aufsteigenden — aufschäumenden Unruhe der Weine aus der Champagne. Und wie wenn ich nicht auf dem Boden ginge, sondern auf Wolken dahinschritte, wie im Traum wandelte ich durch die nächtigen Gassen.

Sie lagen wie ausgestorben. Nichts regte sich. Ich hörte keinen anderen Laut als das Knirschen meiner Tritte auf dem hartgefrorenen Schnee.

Um diese Zeit schlief die Stadt, die ganze Stadt.

Nur droben auf den mondbeschienenen Schneedächern bewegte sich hie und da eine winzige schwarze Silhouete, ein Kater, der sehnsuchtskrank den Sternen sein Weh klagte.

Da kam mir auf einmal von Ferne eine weibliche Gestalt entgegen.

Das mag auch was sein, dachte ich unwillkürlich und nicht ohne ein leises Gefühl von Ekel.

Aber es war eine hohe, schlanke Gestalt, und ihr Gang war wie Musik. Ihre ganze Haltung drückte höchste Vornehmheit aus.

Es schien, ich hatte mich bös geirrt in meinen ersten voreiligen Gedanken.

Sie kam mir immer näher, und jetzt mußten wir eng aneinander vorüber.

Da lächelte sie und ein seltsamer Blick traf mich aus ihrem schönen Auge.

Ich erbebte in der ganzen Tiefe meiner Seele vor diesem Blick.

Nicht einer jener Blicke war's, wie sie in den großen Städten zu nächtiger Zeit von umschleierten Frauenaugen auszugehen pflegen, kein herausfordernder und aufmunternder Blick, kein frecher, kein unverschämter, kein cynischer Blick.

Nur freundlich war er und doch zugleich voller Hoheit. Und so war auch das Lächeln ihres Mundes. Die Freundin mag so dem Freunde lächeln, und die junge Braut dem Bräutigam.

Einen Augenblick stand ich wie festgebannt, dann folgte ich ihr.

Und wie sie nun auf fünfzehn Schritt vor mir herging: ein solches Gehen eines Weibes hatte ich noch nicht gesehen; einen solchen Rhythmus der Bewegung hatte ich noch nicht gekannt.

Dieses Weib war nicht aus unserer Stadt.

Aber wo mochte sie herkommen und wo mochte sie hingehen in dieser Krystallnacht unseres kalten Nordens? Sie wandelte vor mir her wie eine wundersame Vision — nicht wie eine Leibhaftigkeit, nicht wie eine Gestalt aus Menschenfleisch.

Ein Gedanke kam mir. Im Apollo-Theater trat seit einigen Tagen eine fremdländische Tänzerin auf, von der alles aufs Höchste entzückt war, Alt und Jung. Die ganze Stadt sprach von ihr. Man sprach von nichts anderem. Ich allein war noch nicht hingekommen, hatte sie noch nicht gesehen.

Sollte das . . .

Nun fiel mir zum ersten Male ihr Gewand auf. Ein Mantel war's von wunderbarem Stoff, der sie umfloß wie die ruhige Welle den Strand, in fließenden Falten. Seine Farbe hätte ich nicht bestimmen können; nur wo ihn das blasse Licht des Vollmonds überrieselte, leuchtete er in mattem Irisglanz.

Ich dachte immer ernster an die ausländische Tänzerin, das Entzücken der Stadt seit drei Tagen. Was hätte ich auch sonst denken sollen? Die Töchter der Stadt kannte ich zu gut, ihre ängstliche Geschnürtheit, ihre eckige Steifheit in der Bewegung, ihre sichtbare Zerbrechlichkeit, womit sie an Porzellanpuppen gemahnten, ihre Unsicherheit und Unfestigkeit, ihr zimperliches trippelndes Auftreten, als ob sie auf Erbsen gingen.

Aber was suchte die exotische Tänzerin in dieser Krähwinkelstadt bei nachtschlafender Zeit?

Wir hatten die alte Stadt hinter uns, wir wandelten durch die große Allee der Anlagen. Uralte Platanen reckten gigantische Arme nackt in den Himmel hinein, weiße duftumwobene krystallene Arme, und zu beiden Seiten die Sträucher und Gebüsche standen auch weiß und leuchteten im Mondlicht wie krystallene Lilien. Hier und da brannte eine vergessene Gaslaterne und stand, fast strahlenlos, als gelber Punkt in der kalten Luft. Und so standen auch droben die Sterne, wie blinzelnd, gleich Augen, die klein geworden sind vom Schlaf. Nur der Mond goß sein blasses Licht in breiter Fluth über die weiße Erde.

Ich sah aber von all dem nicht viel, ich sah nur, das langsam vor mir herwandelte, das Weib. Und ich spürte, wie der Blick ihres Auges und das Lächeln ihres Mundes mir ins Blut gedrungen war.

Wenn es die Tänzerin wäre. . .

Gewiß war sie's, und gewiß fand sie mich längst lächerlich in meinem blöden Zögern.

Ich beschleunigte meine Schritte.

Als ich an ihrer Seite war, wandte sie mir das verschleierte Gesicht zu und sah mich an mit unsagbarem Blick. Aber ihr Lächeln und ihr Blick war nicht, wie ich in meiner Stimmung erwartet hatte; ich wurde plötzlich schüchtern.

— Gnädige Frau, verzeihen Sie, stotterte ich und nahm den Hut ab.

Sie aber sah mich an wie im Mitleid.

— Setzen Sie den Hut auf, sprach sie, Sie könnten sich verschnupfen.

Das klang nicht freundlich. Was grüßen Sie mich? setzte sie milder hinzu, Sie kennen mich ja nicht.

Ihre Stimme war wunderbar. Nie hatte mein Ohr in der menschlichen Rede einen solchen Wohlklang vernommen. Und etwas fremdartig klangen die einfach deutschen Worte. Sie führte offenbar unsere Muttersprache nicht allzu häufig in ihrem Munde. Ihre Lieblingssprache war es wohl nicht.

— Warum verfolgen Sie mich? fragte sie wieder. Aber es lag nichts Böses in ihrem Stimmenklang. Sie zürnte nicht.

— Ich glaubte Sie zu kennen, log ich, verzeihen Sie; ich hielt Sie für eine der Damen aus der Gesellschaft, von der ich komme.

Oder waren Sie vielleicht dennoch dort und ich habe nur. . .

— Ich war nicht dort, gab sie zur Antwort; aber eure ganze Stadt wird morgen behaupten, ich sei dort gewesen. Horchen Sie nur auf; mehr als tausendmal werden Sie es hören. Auch in den Zeitungen werden Sie es lesen. Und euer Dichter, der Hofrath, wird ein Sonett auf mich machen, und wird behaupten, ich habe ihn auf die Stirne geküßt.

Das klang räthselhaft.

— Sie sind nicht von dieser Stadt? fragte ich.

Langsam, wie traurig schüttelte sie das Haupt:

— Und nicht von diesem Lande. . .

— So können Sie nur die fremde Tänzerin sein, von der alle schwärmen, von der alle entzückt sind, die ich allein noch nicht gesehen habe.

— Wie Sie sich irren, sprach sie voll Wehmuth. Und wieder lächelte sie. Eine unendliche Güte lag diesmal in ihrem Lächeln, ein heiliges Mitleid. Ich verkannte seinen Sinn, ich deutete ihn nach meinem Verlangen, das heiß in mir aufquoll.

— Weib, rief ich, wer Du auch seist, Du bist schön, komm mit mir.

Denn eins war mir klar geworden: wenigstens hatte ich es mit keiner Dame aus der Gesellschaft zu thun, mit keiner Dame, bei der konventionelle Redensarten am Platze gewesen wären.

— Komm, bat ich zärtlich, mache mich zum glücklichsten aller Sterblichen.

— Was Sie doch für schwülstige, banale Redensarten machen, erwiderte sie, diesmal nicht ohne Hohn.

— Herrgott, Du hast ja recht, rief ich ärgerlich, aber komm, im warmen Nest wird es schöner sein. Du sollst es nicht bereuen.

Statt aller Antwort deutete sie, mit einer leichten Kopfbewegung, die Allee hinunter. Eine menschliche Gestalt kam dort herauf. Sie war seltsam anzusehen. Sie trug etwas auf dem Kopfe, wie einen weißen Zuckerhut, nur mit viel dünnerer Spitze und mächtige Eiszapfen hingen ihr unter der Nase. Es war eine bereifte Pickelhaube und ein vereister Schnurrbart.

— Komm, sagte sie dann, laß uns weiter gehen; ich liebe die Erscheinungen nicht, wie dort eine kommt. Mir selber können sie nichts anhaben; aber denen, die sich mit mir abgeben, bereiten sie oft Unannehmlichkeiten. Es sind gerade in letzter Zeit einige recht ärgerliche Geschichten vorgekommen.

Da war das heimliche Lächeln an mir. Umgekehrt, meine Beste, dachte ich. Aber ich hütete mich, meine Gedanken auszusprechen. Ich fühlte mich nicht berufen, die Logik und sittenpolizeiliche Wissenschaft eines schönen Frauenkopfes zu berichtigen. Sie wird es ja ohnedies schon selber besser wissen und thut wohl nur so.

Wir bogen in eine Seitenallee ein.

Aber ich fing an die Geduld zu verlieren; ich wurde stürmisch.

Sie wollte mich beschwichtigen. Sie ginge zu einem Freund, sie werde erwartet.

Aber ich nahm ihre Worte nur für eine aufreizende Redensart. Und ich wollte sie mit Gewalt umfassen.

Sie aber streckte, mich abwehrend, ruhig die Hand aus, und bei dieser Bewegung glitt ihr der Mantel von der Schulter.

Und sie stand vor mir in lichter Nacktheit.

Das blasse Licht des Vollmonds rieselte ihr von Schulter und Hüften, wie von Alabaster, und selbst ihr goldenes Haar, das sie üppig umwallte, glänzte mit bleichen Reflexen in dieser mächtig kalten Helle.

Ein Lachen kam von ihrem Munde, ein helles heiterschönes Lachen. Es lag nichts verletzendes darin. Wie Mozart'sche Sonatenklänge schmeichelte es dem Ohr.

— Bist Du erschrocken? fragte sie gütig.

Ich war freilich erschrocken. Ich war es so sehr, daß ich kein Wort hervorzubringen vermochte.

Denn jetzt erkannte ich sie.

Es war die Göttin selber, es war die Schönheit.

Ich sank in die Kniee und bedeckte mein Antlitz mit beiden Händen.

— Ich müßte Dir grollen, sprach sie liebreich. Du hast Dich vermessen, über mich zu schreiben, und mich dem Volk zu verkünden, und als ich Dir begegnete, erkanntest Du mich nicht und sahst in mir nur Weib und Geschlecht und entbranntest in Begierde, nicht in Begierde nach mir, in Begierde nach Weib und Geschlecht. Ich grollte Dir dennoch nicht. Du kannst nichts für Dein Blut. Dein Blut trübte Deine Augen. Und Du hast viele Deinesgleichen. Ihr nennt mich oft eitel. Ihr sprecht von mir in hohen Worten und meint doch nicht mich. Ihr sucht mich, das ist euere Frömmigkeit; aber selten findet mich einer. Ihr könnt über die Grenzen euerer Menschlichkeit nicht hinaus. Doch Ihr, Ihr wenigen, die Ihr die Sehnsucht nach mir im Herzen tragt, Ihr seid heilig, heilig schon durch diese Sehnsucht. Zu diesen wenigen gehörst Du, mein Sohn.

Bei den letzten Worten berührte sie mit ihrer Hand leise meinen Scheitel.

Ich richtete mein Angesicht auf, da sah ich, wie sie sich von mir entfernte. Und voll Schmerz streckte ich die Arme aus.

Bleibe, rief ich flehentlich, verlasse mich nicht in dieser Oede.

Sie kehrte sich noch einmal gegen mich um.

— Ich sagte es Dir schon; mein Freund, der Dichter, erwartet mich.

— Und Deinen Mantel . . .

— Zu ihm komme ich ohne Hülle, war ihre Antwort.

— Aber der Dichter, sprach ich abermals, er wohnt nicht dorthinaus. Dort liegen nur noch wenige Hütten armer Leute.

— Kind, Du faselst, sprach sie jetzt, und ihre Stimme nahm einen noch feierlicheren Ton an. Du sprichst von dem lächerlichen Alten, von dem Hofrath. Den Dichter kennst Du nicht. Keiner in euerer Stadt kennt ihn. Ich aber kenne meinen Freund.

Und mit ihren nackten, weißen Füßen, sah ich sie weiter hin wandeln über den weißen Schnee, von dem sie, wie sie immer weiter zog, bald nicht mehr zu unterscheiden war.

Lange stand ich und sah in Sehnsucht hinaus in die bleichen Gefilde.

Nach dem Mantel mich umzusehen, vergaß ich und weiß nicht, wie ich nach Hause kam in jener Nacht.

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Aus alten Zeiten. Gedichte von Maria Janitschek. Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr). 1900.

Die besten Geister unserer Zeit werden von einer gewissen heimlichen und doch brennenden Erwartung beherrscht. Was unser Dasein bietet, befriedigt viele nicht. Zwischen der kalten Nüchternheit des Alltags und dem Rausch einiger goldner Feierstunden wandelt manch einer still aufhorchend umher. Es glüht uns etwas wie eine leise Hoffnung im Herzen, eine Hoffnung auf eine glücklichere, erlösende Epoche. Wir hoffen, aber wir können uns noch nicht zu eigenen, befreienden Thaten emporraffen. In dieser Zwielichtstimmung greifen wir gern zurück auf mystische Personen und Ereignisse; an ihnen wollen wir uns erfrischen, ermuthigen, stählen. Daher kommt es, daß Märchen und Mythe neuerdings im Gewande des Dramas und Epos zu Ansehen gelangten. Messias-Dichtungen, Dichtungen im Gewande der biblischen Legende, treten immer wieder hervor; modernisirt, beginnt die gewaltige romantische Mystik der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechts" und ihrer nächsten Folge selbst fanatische Skeptiker anzuziehen. Trotz ihrer genußfreudigen Weltlichkeit haben Liliencron, Falke, Dehmel, Benzmann u. a. Lyriker der deutschen Moderne Gestalten, der altjüdischen Tradition in ihren Versen wiederholt vergegenwärtigt. Maria Janitschek ist dem Zuge nach dem Osten gefolgt. Wie viel ein ureigenes religiöses Empfinden dabei mitspielt, vermag ich nicht zu entscheiden. Ihre neuen „Gedichte aus alten Zeiten" fußen auf dem „Buch der Bücher". Sie zerfallen naturgemäß in zwei Theile. Der erste Theil lehnt sich an Szenen, Männer und Frauen des alten Testaments, der zweite Theil an solche des neuen Testaments an. Dort wird zunächst die „Herkunft" der „Knechte Jehovas" und Gomorras Untergang behandelt; die weitere Darstellung befaßt sich mit den Figuren von Sarai, Beth-El, Moses, Jesaias, Saul, David, Jonathan, Elias, Esther, Hannah, Jeremias, Daniel.

Die formale Bewältigung dieses Stoffes hat es mit starken Schwierigkeiten zu thun. Jede erhebliche Abweichung von der „göttlichen" Ueberlieferung wird leicht als etwas Unstatthaftes, als Willkür oder gar als Fälschung empfunden. Jede direkte Wiedergabe aber erscheint als überflüssige Versifikation: der moderne Vers wird in diesem Falle kaum über die altehrwürdige Prosa gestellt werden. Oft hat die Dichterin die drohende Klippe mit entschiedenem Erfolge umschifft. Sie packt am sichersten, wo sie auf einer allgemeinen Nachricht selbstständig ihre Phantasie weiterbauen läßt. Ihre Kraft versagt, wo sie etwa einen Ausspruch des Heilands glatt umschreibt oder mit einer blühenden Einleitung versieht; das zweite Gedicht der „Todesahnung", ebenso „Des Großen Schicksal", ist zu stark rhetorisch. Das erste Gedicht des „Moses" ist im Grunde Pomp; „Jonathans Freundschaft" fehlt — ausnahmsweise! — die konzentrirte Wucht; „Hannah" begnügt sich mit den flüchtigsten Andeutungen. Im übrigen hat sich Maria Janitschek von chronikenhafter Dürftigkeit ferngehalten. Sie hat sich mit lauschender Andacht, künstlerischer Andacht, in die alten Wunder und Zeichen versenkt und das ewige Vätererbe erworben, um es wahrhaft zu besitzen. Den wahrhaften, d. h. individuellen Besitz verräth ihr mannigfach abgestufter und doch einheitlicher Stil. Obwohl sie in diesen Gedichten vielfach nur referirt und demgemäß ihre Persönlichkeit von den veranschaulichten Persönlichkeiten verdeckt werden muß, hat sie ihnen doch den Stempel ihrer persönlichen Besonderheit aufgedrückt. Sie meistert die Form der Ballade, des lyrischen Monologs, der Hymne und des Liedes, endlich des Gefühlsepigramms („Die Liebenden", „Frohlocken"). Allemal strebt sie prägnantester Kürze zu. Diese geistreiche, kraftvolle und zugleich heißblütige Straffheit eignet der gebundenen wie der ungebundenen Rede Maria Janitscheks. Die Dichterin durfte im wesentlichen bei dem Publikum Vertrautheit mit ihrem Material voraussetzen; um so machtvoller, allerdings nicht immer mit treffender Auswahl, hat sie sich demzufolge auf hochragende Höhen beschränkt. Wirklich zu eherner Monumentalität ringen sich manche von ihren schroffen Bildern empor, beispielsweise der epigrammatisch zugespitzte „Triumph". Nirgends ist es mehr angebracht, von poetischen „Würfen" zu sprechen als im Angesichte dieser gedrungenen Schaustücke. Die Sprache wird dem Stoffe gerecht; sie bewegt sich einfach und doch prächtig, sichtbar unter der Einwirkung von „Gottes Wort" durch glühende Vergleiche und Vermenschlichungen belebt. Wie schön und zugleich charakteristisch, mit welcher lakonischen Knappheit hat die Dichterin u. a. Christi Erscheinung vor dem Täufer fixirt: „Dunkles Antlitz, — Durchleuchtet von Glanz, — Richteraugen. — Zärtliche Lippen — Einer Mutter, — Stirne wie Moses Stirn. . . ." Eine derartige Ausdrucksweise kann an die Psalmensprache erinnern — es ist Psalmensprache von Maria Janitschek's Gnaden. Als Proben ihrer reifen Kunst, durch glänzende Lebensfülle und tiefes Feuer ausgezeichnet, möchte ich schließlich hervorheben: „Jesaias, der vom Herrn Berührte", „Esther", „Daniel"; „Johannes", „Selbstvertrauen", „Abschied". Fazit: „Aus alten Zeiten" werden Maria Janitschek's alte Freunde gewiß mit Freude begrüßen. Ob sie damit neue gewinnen wird, weiß ich nicht zu sagen. Ihre letzten Novellen ziehe ich unbedingt ihren letzten Gedichten noch vor.

A. K. T. Tielo.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 23. Berlin, den 9. März 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^{3}/_{4}$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^{3}/_{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Bei der Fahrt des Kaisers in Bremen zum Bahnhof warf ein zwanzigjähriger Bursche mit einem Stück Eisen nach dem Monarchen. Der Kaiser wurde an der Backe getroffen; er erhielt glücklicherweise nur eine Fleischwunde von mehreren Centimetern Ausdehnung, die jedoch zu weiteren Befürchtungen keine Veranlassung gibt. Der Attentäter, der schon Jahre lang in einer Anstalt für Epileptische gewesen ist, wird für geistig anormal gehalten; bei seiner Vernehmung hat er behauptet, es fehle ihm jedes Bewußtsein, die That begangen zu haben. Die That ist allem Anschein nach ein Gegenstück zu dem Breslauer Vorfall, bei dem eine irrsinnige Frau in Aktion war. Gegen solches Vorgehen unzurechnungsfähiger Personen das Oberhaupt des Reiches besser als bisher zu schützen, ist eine Aufgabe, der auch die beste Polizei nicht genügen kann.

Die Rede, die Graf Bülow im Reichstage über die internationale und über die zukünftige Wirthschaftspolitik Deutschlands gehalten hat, findet erklärlicherweise Beachtung im Inlande und im Auslande. Diese Beachtung wird den Ausführungen nicht zugewendet um dessentwillen, was sie enthalten; sondern das, was sie nicht enthalten, macht sie in höherem Grade bemerkenswerth.

Seit der Rede des Grafen Bülow im Landtage wußte man, daß er, die segensvolle Handelspolitik des Grafen Caprivi mit Nachdruck zu vertheidigen, nicht bereit sei. Als segensvoll muß jene Politik bezeichnet werden, weil sie dem deutschen Handel und der deutschen Industrie, wie zahlenmäßig nachweisbar ist, einen ganz ungeahnten Aufschwung gebracht hat, und auch für die Landwirthschaft sind die Zeiten trotz aller gewohnheitsmäßigen Klagen thatsächlich günstigere geworden. Diese Entwicklung zum Stillstand oder zum Rückgang zu bringen, davor scheint Graf Bülow nicht zurückzuschrecken. Sein Programm soll an dieser Stelle nicht kritisirt werden; wir müssen es als vorhanden hinnehmen; wir werden es mit allem Nachdruck bekämpfen. Zu diesem Programm der Entgleisung, das die Agrarier gebieterisch diktiren, hat sich Graf Bülow nochmals bekannt; das war der reale Inhalt seiner Reichstagsreden.

Was aber enthalten die Reden über diese Wiederholung der Ausführungen im Abgeordnetenhause hinaus?

Für die internationale Politik wie für die Handelspolitik nur einige wenige Grundsätze. Deutschland wünscht mit allen Mächten in Frieden und Freundschaft zu leben; vortrefflich; und Deutschland wird sich nicht erniedrigen, der Schleppenträger irgend einer Macht zu sein; wiederum vortrefflich; Deutschland wird eine Handelspolitik machen, die nur von seinen eigenen Interessen diktirt ist; ganz ausgezeichnet, und diese Handelspolitik Deutschlands wird so beschaffen sein, daß Handel, Industrie, Landwirthschaft sich etwa gleich glücklich fühlen; wundervoll; wenn nur nicht den Aermsten das Brot vertheuert würde, und Handel und Industrie mit der Möglichkeit von Zollkriegen rechnen müßten.

Diese sublimen Grundsätze wären ganz tadellos, wenn sie nur nicht den einen Nachtheil besäßen, daß sie garnichts besagten außer dem Einen: Den Agrariern wird die Sicherheit unserer wirthschaftlichen Zukunft ausgeliefert, und die Sozialpolitik für die Aermsten bedeutet Brotvertheuerung.

Das bleibt immer der Kern, und alles andere stellt sich dar als Prinzipien, die darum so ganz unanfechtbar sind, weil sie in erhabenster, verschwommenster Allgemeinheit auf jener Höhe thronen, wo die Uebereinstimmung aller mit allen herrscht. Man könnte ebenso gut sagen: Meine Herren, beglücken wir Deutschland durch unsere Wirthschaftspolitik und durch unsere internationale Politik;

dieser Ausspruch besagte nicht weniger, und er hätte den Vorzug der Kürze.

In den verschiedensten Formen tritt in der deutschen Presse eine derartige Auffassung zu Tage und thatsächlich auch in der auswärtigen Presse — nur dort — wenigstens in England und in Italien — ohne kritische Bemerkungen. Aber wenn ein italienisches Blatt sagt: Dieselbe Rede hätte auch der leitende italienische Staatsmann halten können, so bedeutet das genau, was wir sagten; die Rede ist so wahr, daß sie gänzlich inhaltlos ist, immer abgesehen von dem agrarischen Programm.

Eines bleibt zweifelhaft; der Grund, warum Graf Bülow gerade so gesprochen hat. Nimmt er selbst solche Reden, wie er sie gehalten hat, ernst, dann ist es schlimm um ihn und um uns bestellt; denn seine ewigen Wahrheiten haben für die Politik etwa die Bedeutung wie das Ausgießen eines Fläschchens mit Haaröl für die Besänftigung eines stürmischen Oceans. Spricht aber Graf Bülow nur darum so, wie er es that, weil er den Reichstag nicht ernst nimmt, und weil er es für das Zweckmäßigste hält, der Volksvertretung in wohlgesetzter Rede nichts zu sagen, dann wird er im Interesse seines eigenen Ansehens von diesem Grundsatz zurückkommen müssen. Die Sprache soll für die Diplomatie freilich dazu da sein, die Gedanken zu verbergen; aber es ist noch nicht behauptet worden, daß die Sprache dazu da sei, um die Abwesenheit von praktischen Gedanken zu erhärten.

Im österreichischen Parlament prügelt man sich weiter; die Faust ist bereits ein beliebtes und herkömmliches Argument geworden. Wie lange können solche Zustände andauern? Haben die Gegensätze im Staate eine solche Schärfe erlangt, daß sie durch die parlamentarische Erörterung und durch die parlamentarische Abstimmung nicht mehr aus der Welt geschafft und nicht einmal zeitweilig gebannt werden können, dann fehlt die Voraussetzung für das konstitutionelle System; dieses ist untergraben, und es fragt sich nur, wann in Oesterreich die Verfassung zusammenstürzen wird; denn wie will man hoffen, daß nochmals eine Befestigung eintritt. Wünschen muß man es aufrichtig; hoffen kann man es nicht.

Man kann sich darüber nicht täuschen, daß latent die Revolution heute bereits in Oesterreich herrscht. Der Haß der Parteien hat den gemeinsamen Boden des Parlamentarismus in die Luft gesprengt, und ein Ersatz ist nicht vorhanden.

Aus Ostasien liegen bessere und liegen üblere Nachrichten vor. Die Gegensätze zwischen Rußland und den anderen Mächten verschärfen sich, und die Gegensätze zwischen den Mächten und China scheinen allmählich an Schärfe abzunehmen. Das Letztere ist gut; das Erstere war vorauszusehen. Es war seit langem nicht zweifelhaft, daß Rußland in der einen oder der anderen Form die Mandschurei einstecken würde. Daß solche Eroberungspolitik auf Opposition stoßen mußte, ist natürlich, und es ist zu begreifen, daß auch Deutschland sich dieser Opposition angeschlossen hat, denn macht im jetzigen Augenblick Rußland seinen Separatfrieden unter so günstigen Bedingungen, dann besteht die Gefahr, daß die anderen Mächte für die Bewilligung ihrer Ansprüche auf um so größere Schwierigkeiten stoßen werden.

Der Telegraph aus Südafrika bringt nur noch Nachrichten von der Ausbreitung der Pest. Weder berichtet er, daß Botha sich unterworfen, noch daß de Wet sich gezwungenermaßen ergeben hat; das eine und das andere erhofften die Engländer. Es scheint, daß der traurige Krieg noch lange weiter toben wird.

* * *

Graf Bülow.

Der gegenwärtige deutsche Reichskanzler besitzt das gefährliche Talent der sonoren Worte, die dem Ohre schmeicheln, aber dem Verstande wenig bieten. Je öfter er das Wort nimmt, um so weniger sagt er. Ein großes Volk läßt sich aber auf die Dauer mit billigen Redensarten nicht abspeisen. Wenn der oberste verantwortliche Staatsmann des Deutschen Reiches immer wieder versichert, daß das Gesammtwohl für ihn maßgebend sei; daß man die Dinge in dieser Welt nicht zu schwarz, aber auch nicht zu weiß ansehen dürfe; daß die Gerichte aus der diplomatischen Küche, wenn sie schmackhaft sein sollen, nicht zu heiß, aber auch nicht zu kalt sein dürfen; daß Feststellung und Abmessung der erhöhten Zollsätze für Getreide besonders sorgfältiger Erwägung bedürfen; daß Tarifverträge sehr erstrebenswerth seien, daß aber auch auf die Wünsche der Agrarier Rücksicht genommen werden müsse, die bekanntlich eine Getreidezollerhöhung verlangen, auch wenn dabei sämmtliche Handelsverträge in die Brüche gehen: — wenn so bald der einen, bald der anderen Seite eine möglichst unverbindliche Konzession gemacht wird, so wird zwar der übliche parlamentarische Beifall, der keinem sonoren Worte versagt bleibt, nicht fehlen, aber dieser Beifall steht nicht wesentlich über dem Beifall der entrepreneurs du succès dramatique. Er sollte den Protagonisten nicht darüber hinwegtäuschen, daß er bei jeder Wiederholung der alten Rolle weniger Eindruck macht.

Graf Caprivi war ein einfacher General, über dessen diplomatische Unerfahrenheit selbst mancher Gesandtschaftsattaché die Nase gerümpft hat. Aber er war ein Staatsmann, der nicht mit diplomatischen Redensarten um schwere Fragen sich herumzudrücken versuchte. Als er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß der Abschluß neuer Handelsverträge mit unseren Nachbarn nothwendig sei, schritt er resolut auf sein Ziel los, unbekümmert um parlamentarische Widerstände und den bitteren Haß der agrarischen Junker. Diese staatsmännische Entschlossenheit, die schließlich auch den parlamentarischen Erfolg erzwang, trat auch in der Beredtsamkeit des tapferen Mannes zu Tage. Graf Caprivi wuchs mit jeder Rede, die er im Reichstag hielt, während Graf Bülow, seitdem er Reichskanzler geworden ist, mit jeder Rede, die er hält, an Prestige einbüßt. Insbesondere in den wichtigen Fragen der Erneuerung der Handelsverträge und der Neuregelung der Lebensmittelzölle verliert die öffentliche Meinung immer mehr den Glauben, daß der Reichskanzler feste Ueberzeugungen und eine feste Hand besitzt. Er sucht augenscheinlich nach irgend einem faulen Kompromiß, um es den Agrariern einigermaßen recht zu machen und zugleich den schlimmsten Angriffen der Arbeiter zu entgehen. Er predigt die Lehre, man solle auf wirthschaftlichem Gebiete nicht leidenschaftlich sein, und trägt durch seine schwankende Haltung am meisten dazu bei, daß sich auf wirthschaftlichem Gebiete bei uns die Leidenschaften immer stärker erhitzen. Um die Arbeiter zu beruhigen, greift er sogar zu jenem von den Centrumsleuten präparirten Beruhigungspülverchen, wonach die Mehreinnahmen aus den gesteigerten Lebensmittelzöllen zur Besserung der Lage der Arbeiter in Aussicht genommen werden sollen. Graf Bülow übersieht, daß dieser Vorschlag allerdings das schlechte Gewissen der Lebensmittelzöllner erkennen läßt, aber von den Arbeitern nur mit Hohn aufgenommen werden kann; denn die durch die Lebensmittelzölle bewirkte Vertheuerung kommt ja nur zu 1/5 dem Reichsfiskus, und zu 4/5 den inländischen Agrariern zu Gute. Von je 5 Mark, um welche dem Arbeiter durch höhere Getreidezölle das Brot vertheuert wird, soll er also nach dem Centrumsrezept nur 1 Mark in der Form sozialpolitischer Fürsorge zurückbekommen, — wenn es nicht überhaupt bei leeren Versprechungen bleibt, — während 4 Mark den deutschen Großproduzenten von Getreide zufallen. Von allen Versuchen, die Arbeiter über die Tragweite der ihnen zugemutheten Last zu „beruhigen", ist dieser Versuch der empörendste.

Graf Bülow hat in seiner Rede vom Dienstag wenigstens einen Satz ausgesprochen, der einen festeren Kern umfaßt: „Ich halte", so sagte er, „eine Erhöhung der Zollsätze für Getreide, und insbesondere für Weizen und Roggen, für unerläßlich." Die Erneuerung der Handelsverträge hält der Reichskanzler bloß für „wünschenswerth". Sollte nun das Wünschenswerthe mit dem Unerläßlichen in Konflikt gerathen, mit anderen Worten, sich herausstellen, daß eine Erhöhung der Brotgetreidezölle die Erneuerung der Handelsverträge, speziell des Handelsvertrags mit Rußland, unmöglich macht, so wird wohl das Wünschenswerthe dem Unerläßlichen zu weichen haben. Vielleicht aber meint Graf Bülow, daß die Unerläßlichkeit der Erhöhung nicht so aufzufassen ist, wie die Agrarier sie auffassen, nämlich als Unerläßlichkeit einer wesentlichen Erhöhung. Vielleicht hofft er, sein Wort schon dadurch einlösen zu können, daß es ihm gelingt, neue Handelsverträge neben einer minimalen Erhöhung der Getreidezölle, etwa um 50 Pfennig für den Doppelzentner, durchzusetzen. Das hieße dann, einem heißhungrigen Löwen eine Maus vorwerfen. Das agrarische Geschrei möchte ich hören, wenn der Reichskanzler versuchte, die agrarischen Begierden, die er mit hat aufstacheln helfen, in dieser homöopathischen Weise zu befriedigen. Diese Politik würde ihm mit unfehlbarer Sicherheit einen Sitz zwischen sämmtlichen vorhandenen Parteistühlen verschaffen. Die Sache steht heute schon so, und wird sich mit jedem Monat mehr dahin zuspitzen, daß nur die Wahl besteht zwischen einer starken Erhöhung der Getreidezölle und dem daraus hervorgehenden Abbruch unserer Tarifverträge einerseits und der Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Standes unserer Lebensmittelzölle andererseits.

Mit richtigem Instinkt erkennt die Bevölkerung immer deutlicher, daß alle Versuche, diese beiden Gegensätze zu überbrücken, aussichtslos sind, daß neue Handelsverträge, die irgend etwas bedeuten, nur zu Stande zu bringen sind, wenn man unsere Lebensmittelzölle, und insbesondere die Brotzölle, nicht erhöht; daß aber auch ganz abgesehen von der Frage der Handelsverträge eine Steigerung der Lebensmittelzölle aus sozialpolitischen Gründen schlechterdings unzulässig ist. Die Lebensmittelpreise sind bei uns in Deutschland bereits jetzt ganz erheblich höher als in den Ländern unserer wesentlichsten Weltmarktkonkurrenten England und Amerika. Diese Lage durch Erhöhung der Lebensmittelzölle noch weiter zu verschlechtern, ist vom Standpunkt der nationalen Arbeit aus ein Verbrechen. Es unterliegt auch nicht dem geringsten Zweifel, daß bei einer Volksabstimmung, ähnlich dem schweizerischen Referendum, jeder Plan auf Erhöhung der Lebensmittelzölle mit großer Mehrheit niedergestimmt werden würde. Die Stimme des Volks, die in dem Parlament ihren richtigen Ausdruck nicht findet, muß sich außerhalb des Parlaments deutlich vernehmen lassen, um auch im Parlament schließlich zur Geltung zu kommen. Die populäre Bewegung ist im Gange, sie wird hoffentlich stark genug werden, um auch den Reichskanzler Grafen Bülow, der nur das Wohl der Gesammtheit für sich maßgebend sein lassen will, davon zu überzeugen, daß er das Wohl der Gesammtheit nicht aus der Weisheit des Cirkus Busch erkennen kann.

Theodor Barth.

Zur Frage der Brotvertheuerung.

Als in England die Anti-Korngesetz-Liga 1838 gegründet wurde, hatten die Männer, welche an der Spitze derselben standen, beide Häuser des Parlaments, die ersten Staatsmänner aller Parteien und die Grundbesitzer und Pächter im ganzen Lande gegen sich, während die Kaufleute, Fabrikanten, Händler und Stadtbewohner dieser Frage und der mit ihr eng verbundenen des Freihandels gleichgültig gegenüberstanden. Acht Jahre später, 1846, wurden die Gesetze, welche die Einfuhr ausländischen Getreides verboten, beschränkten oder mit Zöllen belegten, bedingungslos aufgehoben und das System des Freihandels eingeführt, dem England seine wirthschaftliche Größe verdankt. Der Erfolg war zum Theil auf die rastlose Thätigkeit der Männer zurückzuführen, die in Büchern, Zeitungen und Versammlungen der Sache der Freiheit in Handelsfragen das Wort geredet hatten, aber auch andere Ereignisse, an denen der Mensch keinen Theil hatte, trugen sehr wesentlich zu demselben bei. Die Mißernte des Jahres 1843 und der gleichzeitige fast vollständige Ausfall der Kartoffelernte hatte den leitenden Staatsmännern und der Bevölkerung den Beweis für die Gefahren geliefert, denen bei der weiteren Befolgung des bisherigen Prinzips das Land ausgesetzt sei, und es war der Chef des konservativen Ministeriums, Sir Robert Peel, der mit der Unterstützung Lord Wellingtons und Lord John Russels gegen den Willen seiner Partei die Maßregel durchsetzte, die seinem Lande bis heute die erste Stelle unter den handeltreibenden und industriellen Mächten der Erde gesichert hat.

In Deutschland stehen wir heute einer Entwicklung gegenüber, die seit dem Abschluß der Handelsverträge zu den glänzendsten gezählt werden darf, die die Welt aufzuweisen gehabt hat. Seit 1892 ist das Ergebniß der preußischen Einkommensteuer von 125 Millionen Mark auf 172 Millionen in 1899 gewachsen; zugleich ist die Zahl der beschäftigten Arbeiter von 5 078 000 (1892) auf 6 316 000 (1898), die Gesammtsumme der Löhne von 3292 Millionen Mark auf 4643 Millionen und der Durchschnittsjahreslohn von 648 Mark auf 735 gestiegen. Einen noch glänzenderen Beweis für den Wohlstand des Landes bietet das Herabgehen der Auswanderung. In der mit 1879 beginnenden Schutzzollperiode hat sich dieselbe von 35 000 (1879) auf 220 000 (1881) gesteigert und von diesem Jahre bis 1892 zwischen 203 000 und 83 000 betragen; 1892 belief sie sich noch auf 116 000, 1894 ging sie auf 40 000 und von da an stetig auf 23 000 (1899) herunter. Daß nicht nur in industriellen Kreisen der Wohlstand gestiegen, ergibt sich aus der Einkommenstatistik Preußens, nach welcher das vorwiegend landwirthschaftliche Einkommen von 1735 Millionen Mark in 1892 von 1894 an von 1739 Millionen auf 2174 Millionen (1900) gewachsen ist. Und diesen Erfolgen der Handelsvertragspolitik gegenüber treten die Agrarier mit der Forderung der Aufhebung der Verträge hervor und der vollständigen Abschließung Deutschlands vom Handelsverkehr der Welt!

Es ist Sitte geworden, bei uns über England die Nase zu rümpfen und zu thun, als ob der deutsche Handel und die deutsche Industrie die englischen bereits meilenweit hinter sich zurückgelassen hätten. Nach den statistischen Ausweisen ist Deutschlands Einfuhr von 1899 auf 1900 um 49,7, seine Ausfuhr um 186,9 Millionen Mark gewachsen, während die Zunahme der englischen Einfuhr in demselben Zeitraum 772, die der Ausfuhr 540 Millionen Mark betragen hat, d. h. zusammen 1312 Millionen gegenüber 236,6 Millionen Mark, immerhin ein Beweis, daß die Freihandelsprinzipien einen nachtheiligen Einfluß auf die Entwicklung von Handel und Industrie kaum ausgeübt haben dürften.

Zahlen sind aber für diejenigen Herren, die nach Schutz rufen, ganz besonders lästige Gegner und man schiebt sie ebenso wie Prinzipien gern so weit wie möglich bei Seite. Ein höchst amüsantes und lehrreiches Beispiel für diese Art der Argumentation hat die Zuckerdebatte im Reichstag am 4. März geliefert. Auf die Klagen über die Vertheuerung des Zuckers für den inländischen Konsum durch das Zuckerkartell ist von konservativer Seite wie gewöhnlich auf den Unterschied hingewiesen worden, der zwischen Kartellen und Syndikaten der Industrie, die mit Feuer und Schwert zu bekämpfen seien, und den Zucker- und Spiritusringen bestände, die keine Preissteigerung wollten, sondern nur eine Steigerung des Kartoffel- und Rübenbaus erstrebten, während von nationalliberaler Seite wehklagend darauf Bezug genommen wurde, daß sich die Zuckerproduktion in Deutschland nicht gehoben habe, während dies in anderen Ländern

der Fall gewesen sei. Die große Produktion sei aber nöthig, um dem Volke billigen Zucker liefern zu können. Wie stimmt diese letztere Behauptung denn mit der Thatsache überein, daß deutscher Zucker im Inlande theurer als im Auslande verkauft wird und dabei fortwährend der Versuch gemacht wird, seinen Preis im Inlande noch zu erhöhen? 1869—70 betrug die Rohzuckererzeugung in Deutschland 217 000 Tonnen, in Frankreich, auf das man sich in der angeführten Reichstagsverhandlung ganz besonders bezog, 289 000 Tonnen; 1899—1900 in Deutschland 1 790 000 Tonnen, in Frankreich 805 000 Tonnen, d. h. sie hatte sich in der angegebenen Zeit in Deutschland um das Achtfache, in Frankreich um weniger als das Dreifache vermehrt. Es würde interessant sein, einmal den Betrag festzustellen, den Deutschland innerhalb dieser dreißig Jahre auf dem Altar der gemißhandelten Landwirthe hat niederlegen müssen. In der Zuckerausfuhr aus Deutschland ist seit 1896—97 allerdings ein nicht unerheblicher Rückgang eingetreten, der sich 1899—1900 auf 262 400 Tonnen gegen die vorangeführte Saison belief. Der Grund dafür liegt aber hauptsächlich in der Schwerfälligkeit der deutschen Fabrikanten, die sich dadurch z. B. die sehr günstige Konjunktur für Ostasien haben entgehen lassen, von der die österreichischen Fabrikanten den ganzen Vortheil gezogen haben. —

Was für die großen bei der Frage der Erneuerung der Handelsverträge in Frage kommenden Interessen vor allen Dingen nothwendig erscheint, ist die Schaffung von Klarheit in den thatsächlichen Verhältnissen. Von den Gegnern der Handelsverträge geschieht alles, um eine solche Klarstellung zu verhindern, von Seiten der Freunde derselben nicht genug, um dieselbe herbeizuführen. Und doch ist eine solche erforderlich, nicht allein um weiteren Kreisen die Möglichkeit zu gewähren, sich ein Urtheil zu bilden, sondern auch und ganz besonders um mit den Versuchen aufzuräumen, die von agrarischer Seite gemacht werden, ihren Wünschen ein politisches Mäntelchen umzuhängen und die Gegner ihrer Bestrebungen politisch zu verdächtigen. Dazu muß selbst Fürst Bismarck, der große Reichskanzler, herhalten, und diejenigen, die seinen Namen für ihre Zwecke ausnutzen, scheinen vergessen zu haben wie zu seinen Lebzeiten sie zu ihm und er zu ihnen stand. Zwischen der „Kreuzzeitung“ und sich hatte der große Mann das Tischtuch recht gründlich zerschnitten und wer seine „Gedanken und Erinnerungen“ liest, und was sonst Zuverlässiges über ihn veröffentlicht worden ist, der weiß, welches bittere Herzeleid ihm von seinen früheren Parteigenossen, den Konservativen, zugefügt worden ist und wie dieselben ihn mehr als irgend eine andere Partei an der Vollendung seines großen Werks verhindert haben. Am Anfang und am Ende des letzten Jahrhunderts stehen zwei der größten Erscheinungen der Weltgeschichte, der eine, der Reichsfreiherr von Stein, dem Preußen es zu danken hat, daß es befähigt wurde an die Spitze Deutschlands zu treten; der andere, der märkische Junker Otto von Bismarck, dem Deutschland seine neugewonnene Einheit verdankt. Beide sind von niemandem heftiger angegriffen und verfolgt worden als von ihren Standesgenossen und wenn sie ihr Werk haben unvollendet zurücklassen müssen, so haben sie selbst nie angestanden, die Schuld daran den Konservativen zuzuschreiben, die ihnen bei allen ihren Plänen und Bemühungen hindernd in den Weg getreten sind. Eine Zusammenstellung dessen was Stein und Bismarck über die Konservativen geäußert haben, würde weit über das hinausgehen, was der freisinnigste Freisinnige ihnen je vorgeworfen hat. An den Federn und Strohhalmen, die der Wind mit sich führt, sieht man, woher er bläst und es war ein lehrreiches Zeichen, daß einer der Redner im Cirkus Busch des Bismarck vor 1849 rühmend gedachte. Nicht der Bismarck ist es, für den in allen Gauen Deutschlands von den nach ihm genannten Thürmen die Flammenzeichen steigen und der im Herzen des deutschen Volkes lebt und leben wird, sondern der Mann, der sich von den Fesseln freigemacht hat, die Geburt und Umgebung um ihn schlugen, und der uns im harten Kampfe, mit äußeren und inneren Feinden das Reich gegeben hat, das man uns jetzt wieder verkümmern will, indem man alles aus ihm zu entfernen sucht, dem es seine Kraft und die Möglichkeit verdankt, im Wettstreit der Nationen den Siegeskranz um seine Stirne legen zu können.

In dem in der „Neuen Preußischen Zeitung“ vom 1. d. M. veröffentlichten Artikel „Freihändlerische Verwirrungen“, ist behauptet worden, daß sich in dem Lager derjenigen Partei, der ich mich zugewendet hätte, keine armen Leute befänden. Ich gehöre keiner Partei an, aber ich bin für alle diejenigen eingetreten, denen das tägliche Brod durch die Erhöhung der Kornzölle vertheuert werden würde, für die nach Millionen zählenden Arbeiter, kleinen Beamten, Pensionäre u. a. m., die keine Vermehrung ihres Einkommens, wohl aber eine solche ihrer Ausgaben zu erwarten haben, wenn die agrarischen Wünsche ganz oder theilweise erfüllt werden sollten. Ich glaube, daß es in dieser Partei sehr viele Soldaten, mehr als in jeder anderen gibt, und daß es die Pflicht aller derer ist, die für die Armen fühlen, auch für sie zu sprechen. Nicht von diesen Leuten geht der Ruf nach Veränderung und Berücksichtigung von Klassenwünschen aus, sie wollen nur die Fortdauer des Bestehenden, nicht die Aufhebung desselben und die Rückkehr zu mittelalterlichen Zuständen, die mit dem aufräumen, was die letzten fünfzig Jahre uns gebracht haben.

Aber wie gesagt, was in der ganzen Frage, die Deutschland so tief bewegt und noch tiefer bewegen wird, am Unangenehmsten berührt, ist die Unklarheit, die über alle einschlägigen Verhältnisse besteht und durch die wilde Agitation nicht gehoben, sondern im Gegentheil immer vermehrt wird. Man sollte glauben, daß wenigstens die Frage, ob die deutsche Landwirthschaft im Stande wäre das deutsche Volk hinreichend mit Brod und Fleisch zu versehen genügend geklärt wäre, aber auch das ist nicht der Fall. Sie ist wenigstens bis jetzt nicht dazu im Stande gewesen. 1900 betrug die Einfuhr von Weizen, Roggen, Hafer, Gerste und Mais ungefähr 48 Millionen Doppelzentner oder nach Abzug der Ausfuhr 43 Millionen Doppelzentner und der Werth der Mehreinfuhr von Getreide, Kartoffeln, Kleie, Malz wird für 1890—91 auf 454 Millionen Mark, von Brodgetreide auf 251, von Gerste und Hafer auf 118 Millionen Mark angegeben.

Wie soll die deutsche Landwirthschaft, die bei der heutigen Bevölkerungsziffer nicht im Stande gewesen ist, diesen Ausfall zu decken, dies in Zukunft bei der jährlich um 800 000 Seelen zunehmenden Bevölkerung des deutschen Reichs zu thun in der Lage sein? Die einfache Versicherung, daß sie dies thun könne, genügt nicht, sie ist seit fünfundzwanzig Jahren dazu nicht im Stande gewesen, und es bedarf des ziffernmäßigen Nachweises, um die darüber mit Recht herrschenden Zweifel zu zerstreuen.

Also bitte, die Zahlen.

Weimar, 5. März 1901. M. v. Brandt.

Parlamentsbriefe.

XIII.

In der vergangenen Woche sollte es einen „großen Tag“ geben, aber es kam kaum zu einem „großen Moment“, der ein „kleines Geschlecht“ hätte finden können. Der Reichskanzler fand Gelegenheit, sich über seine auswärtige Politik auszusprechen, und er hätte eine schöne Rede halten können. Er hielt auch eine Rede, die man schön hätte finden können, wenn sie neu gewesen wäre, aber es war dieselbe Rede, die er schon im vergangenen Dezember gehalten hat, und allem Anschein nach ist er nur auf diese Eine Rede eingeschossen, und so oft von ihm eine Rede er-

wartet wird, wird er bereit sein, diese Eine Rede zu wiederholen.

Wir haben ein volles Verständniß dafür, daß ein auswärtiger Minister nicht so viel sagt, wie er weiß. Wir erinnern uns sehr wohl, daß Fürst Bismarck zornentbrannt zu versichern pflegte, man muthe ihm eine Verletzung seiner Amtspflicht zu, wenn man von ihm verlange, daß er diese oder jene Antwort gebe. Aber indem er motivirte, warum er nichts sagen wolle, sagte er doch stets etwas und zwar genau so viel, wie zu sagen ihm und manchmal auch uns gut war. Er zeigte seine Meisterschaft des Stils dadurch, daß er in das angebliche Nichts ein heimliches Etwas hineinlegte, das drinnen und draußen sehr gut verstanden wurde. Und auch von der Tafel des Grafen Caprivi, dessen staatsmännische Bedeutung immer mehr und mehr aufgehellt wird, pflegten wir uns gesättigter zu erheben, als es diesmal der Fall war. Graf Bülow hat es verstanden, das Silber seiner Rede so aufzuputzen, daß es dem Golde des Schweigens blendend ähnlich sah.

Es gibt wohl keine Partei, die bereit wäre, für unsere auswärtige Politik mit warmen Lobsprüchen einzutreten. Man kann nichts loben, was man nicht kennt. Aber es gibt auch kaum eine Partei, die sich zu einem Tadel unserer auswärtigen Politik entschlösse. Die Sozialdemokraten sind unzufrieden damit, daß Deutschland die Ermordung seines Gesandten nicht ungerächt gelassen hat. Das kann man in der That auf sich beruhen lassen. Die sogenannten Alldeutschen aber tadeln unsere auswärtige Politik auf allen ihren Schritten. Sie sind unzufrieden damit, daß wir uns nicht schon längst wegen Samoa, wegen Transvaal, wegen des amerikanischen Zuckertarifs, wegen sonstiger Veranlassungen in eine Anzahl von Kriegen gestürzt haben. Redensarten wie „Quos ego“ und „Civis Romanus sum“ fliegen von ihren Lippen. Wären die Alldeutschen eine Partei, die sich eben so offen zu einer radikalen Opposition bekennte, wie die Sozialdemokraten, so wäre es nicht nöthig, davon Aufhebens zu machen. Aber zwischen den beiden Parteien ist ein diametraler Gegensatz. Die Sozialdemokraten geben sich für Umstürzler und thun nichts Staatsgefährliches. Die Alldeutschen, deren Kerntruppe die Antisemiten sind, geben sich für Patrioten und unterhalten eine sehr schädliche Wühlerei. Ihr Streben, uns mit allen Staaten der Welt zu verfeinden, ihr Ruf: „Weg mit der Engländerei!“ kann sehr nachtheilige Folgen haben, sobald man anfängt, ihnen Bedeutung beizulegen. Und darum würden wir es für sehr ersprießlich halten, wenn die Regierung einmal die Alldeutschen mit einem kräftigen Ruck von ihren Rockschößen abschütteln wollte.

Ein einziger Satz in der Rede des Grafen Bülow hat einen ganz positiven Inhalt gehabt. Er hält eine Erhöhung des Zolls auf Roggen und Weizen für geboten; mit anderen Worten, er hält eine Brotvertheuerung für geboten. Die Landwirthschaft sei keine quantité négligeable; die Volksernährung scheint eine quantité négligeable zu sein. Um wie viel die Getreidezölle erhöht werden sollen, darüber hat er sich nicht ausgesprochen; denn der Bundesrath habe darüber keinen Beschluß gefaßt. Hier scheint eine kleine Inkonsequenz vorzuliegen, denn der Bundesrath hat auch den Entschluß noch nicht gefaßt, daß die Getreidezölle überhaupt erhöht werden sollen. Trotz der Erhöhung der Getreidezölle hofft der Reichskanzler, die anderen Staaten zu Handelsverträgen zu vermögen, mit denen unsere Industrie zufrieden sein kann. Wie er das machen will, ist sein Geheimniß. Wenn er in seinen Verhandlungen mit fremden Regierungen nicht größere diplomatische Erfolge aufweisen kann, als er bisher in seinen Verhandlungen mit den Agrariern über den Kanal gehabt hat, dann sind unsere Erwartungen bescheiden.

Am glücklichsten scheint Graf Bülow noch in seinem Bestreben gewesen zu sein, Minister heranzubilden, die die Kunst verstehen, nach einem Vorbilde zu sprechen, ohne etwas zu sagen, das man festhalten könnte. Bisher schien es, als ob der Handelsminister Herr Brefeld darin unübertrefflich sei; neuerdings macht ihm der Kultusminister Herr Studt den Rang streitig. Eine so friedliche, so krisenlose Debatte über den Kultusetat wie diesmal haben wir seit dreißig Jahren nicht gehabt. Wir erinnern uns nicht, einen Minister gesehen zu haben, der es in diesem Grade versteht, vergessen zu machen, daß er ein Minister ist, das heißt ein Mann, der etwas zu sagen, zu vertreten hat und es dann darauf ankommen lassen muß, daß ihm Feinde erwachsen. Wenn die Bekundung persönlicher Liebenswürdigkeit der höchste Vorzug eines Ministers ist, dann ist Herr Studt ein Minister, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hat. Er schlägt niemandem etwas ab, er will niemanden verletzen, aber er kann leider auch nichts versprechen, denn er hat keine Macht, etwas durchzusetzen. Die Centrumspartei deutet an, daß die schrankenlosen Wünsche, die sie hegt, bald einen deutlichen Ausdruck finden werden; Herr Studt kennt die Grenze nicht, an der diesen Wünschen ein unübersteigbarer Damm entgegen geworfen werden muß. Von freisinniger Seite wurde auf den entsetzlichen Mangel an Lehrern hingewiesen, der das Bild unserer ostelbischen Zustände vervollständigt. Herr Studt erkennt den Uebelstand an, aber er weiß kein Mittel ihn zu beseitigen.

Proteus.

Die russische Gesellschaft und der Liberalismus im 19. Jahrhundert.

Das 19. Jahrhundert bezeichnet für Rußland ohne Zweifel einen hervorragenden Fortschritt in kultureller Hinsicht und der Geschichtsschreiber, der den geistigen Zustand Rußlands am Ende und am Anfang des verflossenen Jahrhunderts vergleicht, wird eine ganze Reihe von erfreulichen Erscheinungen verzeichnen können.

Daneben gibt es aber auch Thatsachen, die man nur mit Bedauern konstatiren kann, und die in mancher Hinsicht geradezu einen Rückschritt anzudeuten scheinen.

Dazu muß man vor allen Dingen den Rückgang der liberalen Ideen rechnen, der ganz offenbar am Schluß des Jahrhunderts eingetreten ist und der es wohl verdient, daß man etwas länger bei seinen Ursachen stehen bleibt.

Betrachtet man zunächst die innere Geschichte Rußlands im 19. Jahrhundert in ihren allgemeinsten Umrissen, so findet man, daß das Jahrhundert mit einem ersten schwachen Sieg des liberalen Gedankens beginnt; in der ersten Hälfte der Regierungszeit Alexanders I. gelangen die Ideen der großen französischen Revolution, freilich in sehr gemilderter und abgeschwächter Gestalt, zur Herrschaft und zeitigen eine Reihe von Reformen, die als Zugeständnisse an den liberalen Geist aufzufassen sind. Nach der Gründung der heiligen Allianz tritt allmählich eine Reaktion ein, die sich unter dem Eindruck der Ereignisse vom Dezember 1825 bedeutend verschärft und während der ganzen Regierungszeit Nicolaus I. andauert. Nachdem das „alte System“ an den Mauern von Sewastopol zerschellt ist, folgt der zweite mächtigere Sieg der liberalen Ideen, die in den großen Reformen der sechziger Jahre ihren glänzendsten Ausdruck finden. Die Zeit von 1856 bis zum letzten Orientkrieg darf als die Blütheperiode des russischen Liberalismus, als eine Zeit angesehen werden, in der die liberalen Ideen thatsächlich die Herrschaft hatten. Der Orientkrieg und die danach folgenden politischen Unruhen machen jedoch dieser Herrschaft ein rasches Ende. Es kommt eine Zeit, in der nicht nur die liberalen Ideen in die Acht erklärt sind, sondern in der auch das, was dieselben an positiven Ergebnissen gezeitigt haben, zum großen Theil wieder beseitigt wird. Diese Richtung dauert bis heute unverändert an.

Aber nicht nur die innere Politik der Regierung, sondern auch die öffentliche Meinung hat sich in den letzten zwanzig Jahren vollständig vom Liberalismus abgewandt. Eine selbständige öffentliche Meinung, die es unternehmen kann, in einen bewußten Gegensatz zu den von der Regierung befolgten Prinzipien zu treten, existirt in Rußland überhaupt wohl erst seit den dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts und diese öffentliche Meinung war nun zunächst durchaus liberal. Die Litteratur jener Zeit ist ganz und gar vom liberalen Geist durchtränkt und als nach 1856 der äußere Druck aufhört, wird auch die Presse alsbald voll von diesem Geist erfaßt. In den sechziger und siebziger Jahren ist sie durchweg liberal; die ultraaristokratische „Westj", die es versucht, für reaktionäre Tendenzen einzutreten, vermag nur ein ganz kurzes Dasein zu fristen. In dieser Zeit vertritt auch der Slawophilismus, der in den vierziger Jahren zunächst auf litterarisch-philosophischem Gebiet erwachsen war, noch einen gemäßigt liberalen Standpunkt. Wenn er es auch ablehnt, auf dem Weg der liberalen Reformen weiterzugehen, so vertheidigt er doch durchaus, was einmal erreicht ist, angefangen von der landschaftlichen Selbstverwaltung und der Agrarreform bis zur Autonomie der Universitäten. — Seit dem Orientkrieg beobachtet man aber wie allmählich in diesem Zustand eine radikale Wandlung eintritt. Mit dem Jahre 1883 stellt das letzte große Organ des Liberalismus, der „Golos", sein Erscheinen ein; die Führung geht darauf an die slawophile Presse über, in der die reaktionären Tendenzen inzwischen immer deutlicher hervorgetreten sind. Bald ist es soweit gekommen, daß es nicht eine Reform aus der Periode der sechziger Jahre mehr gibt, die von Katkow nicht auf das Heftigste bekämpft würde. Neben der slawophil-reaktionären Presse finden nur noch solche Blätter Beachtung, deren Gesinnungslosigkeit fast noch schlimmer wirkt, als die deutlich ausgesprochenen rückschrittlichen Tendenzen jener. Heute hat der Liberalismus in der Presse an Zahl und Bedeutung nur noch ganz wenig Vertreter.

Auch in der Gesellschaft werden die liberalen Ideen immer unpopulärer und in den Salons wagt man es heute kaum noch sich offen zu der alten Fahne der russischen Intelligenz zu bekennen. Es gehört fast zum guten Ton, über diesen „längst überwundenen" Standpunkt zu spotten.

Fragt man sich nun, welche Ursachen zu einer so bedeutsamen Wandlung geführt haben, so muß man zunächst diejenige Umbildung in Betracht ziehen, der die russische Gesellschaft selbst im Lauf des 19. Jahrhunderts unterworfen gewesen ist.

Um das Jahr 1801 stellt sich dieselbe als ein noch wenig differenzirter Organismus dar. Sie besteht im Wesentlichen aus zwei Gruppen: den auf ihren Gütern sitzenden „Pomeschtschiks" (der grundbesitzende Adel) und dem großen Heer der Civilbeamten und Offiziere. Aber zwischen diesen beiden Gruppen gibt es keine feste Grenze; die Beamten und Offiziere rekrutiren sich fast ausschließlich aus dem grundbesitzenden Adel und in der Regel treten sie nach einer Reihe von Dienstjahren wieder in diesen Stand zurück. Wenn ausnahmsweise mal Angehörige anderer Stände die militärische oder Beamtenlaufbahn einschlagen, so treten sie durch die mit allen höheren Aemtern verbundene Adelsverleihung oder durch direkte Landschenkungen sehr bald in den Stand der Grundbesitzer ein. Der Dienst in den Ministerien und im Heer ist somit mehr eine zeitweilige Beschäftigung des grundbesitzenden Adels, als ein selbständiger Beruf. Andere Elemente sind in der damaligen Gesellschaft noch kaum vorhanden. Erst in den zwanziger Jahren entwickelt sich in Moskau ein selbständiger Stand von Schriftstellern und Gelehrten, die Litteratur und Wissenschaft um ihrer selbst willen pflegen und nicht mehr in erster Linie Beamte sind und sich als solche fühlen. Dieser Stand ist denn auch hauptsächlich der Träger der neu erstehenden öffentlichen Meinung und da diese Kreise sich an westeuropäischer Wissenschaft und Denkweise gebildet hatten und weiterbildeten, so ist es erklärlich, daß und warum die öffentliche Meinung und alles, was an Intelligenz in der russischen Gesellschaft hervorragte, durchaus liberal gesinnt war. Hierzu trat später als ein wichtiges Element der von gleichem Geist beseelte Advokatenstand, der nach der Gerichtsreform von 1864 bald zu großem Einfluß und Ansehen gelangte. Von besonderer Bedeutung für die Physiognomie der russischen Gesellschaft ist dann einerseits die Aufhebung der Leibeigenschaft, welche die ökonomische Macht und Bedeutung des Adels brach und andererseits das — zeitlich etwas spätere — Aufkommen eines materiell außerordentlich mächtigen selbstbewußten Standes von Industriellen und Großkaufleuten. Gewiß ist auch heute noch der Adel, nach Zahl und Bedeutung, der erste Stand in Rußland, aber der heutige Adel ist bereits zu einem sehr großen Theil von seinen Gütern losgelöst; er ist landlos und es fehlt ihm daher der mächtige wirthschaftliche Rückhalt, den er früher an dem ihm ausschließlich zustehenden Recht des Land- bezw. Bauernbesitzers hatte. Mit diesem gemeinsamen ökonomischen Rückhalt ist aber auch das Standes- und Solidaritätsbewußtsein stark geschwunden und es ist eine unleugbare Thatsache, daß heute die Großindustrie sich als Stand nachdrücklicher geltend zu machen weiß, als der Adel. — Durch das Erstarken eines auf dem Erwerbsleben fußenden neuen Standes ging aber auch die Bedeutung der freien Berufe, der Intelligenz zurück. Während bis in die siebziger Jahre hinein, die Vertreter dieses Standes die unbedingte Führung hatten und während der Adel in der Zeit der Leibeigenschaft, der bei all seinen Fehlern doch stets eine große Achtung vor der Bildung hegte, sich der Intelligenz willig unterordnete, ist das heute ganz anders. Die freien Berufe haben in der Werthschätzung der Gesellschaft bedeutend verloren und den ausschlaggebenden Faktor bilden die sogenannten produktiven Klassen, d. h. in erster Linie wieder die Großindustrie.

Diese vorzugsweise in Moskau residirende Großindustrie, der die politischen und sozialen Bestrebungen früherer Zeiten gänzlich fremd sind, verfolgt ihre materiellen Interessen mit einem rücksichtslosen Egoismus, der mit den liberalen Forderungen absolut unvereinbar ist. Damit ist dem alten russischen Liberalismus ein neuer Feind erwachsen, der sich auf dem gemeinsamen Boden der antiliberalen Tendenzen bald mit der slawophilen Reaktion zusammengefunden hat. Aus diesem Bund ist die mächtigste Partei der heutigen russischen Gesellschaft entstanden, die zur Zeit die öffentliche Meinung unumschränkt beherrscht.

Durch den geschilderten Entwicklungsgang ist auch das Prävaliren der materiellen Interessen in der Gesellschaft von heute bedingt. Es ist natürlich, daß mit dem Aufschwung der Volkswirthschaft auch die wirthschaftlichen Fragen einen ungleich größeren Raum einnehmen, als dies in dem ökonomisch noch wenig differenzirten leibeigenen Rußland der Fall war. Aber im Gefolge davon ist auch die Denkweise der Gesellschaft materialistischer geworden, nicht in Hinsicht auf die Weltauffassung, sondern bezüglich der Lebenshaltung. Die Verarmung des Adels, welche nach der Aufhebung der Leibeigenschaft eintrat, drängte denselben in die verschiedensten Berufszweige und in dem Streben, eine ihrem Stande entsprechende Lebensstellung zu erringen, bemächtigte sich dieser Adelskreise und damit allmählich der ganzen Gesellschaft eine Erwerbsgier, eine Sucht nach Reichthum, welche früher unbekannt war und die freiere politische und soziale Bestrebungen weit in den Hintergrund treten ließ.

Man beobachtet somit neuerdings eine immer wachsende auf das Materielle gerichtete Tendenz, die durch die Bemühungen der Regierung um die Ausbreitung professioneller Bildung eine mächtige Förderung erhält. Diese Fürsorge für die rein technische Bildung, in Ackerbau-, Gewerbe-, Handwerker- und Handelsschulen, die eine neue höchst beachtenswerthe Erscheinung ist, wäre gewiß erfreulich, wenn sie nicht mit einer offenbaren Vernachlässigung der allgemeinen Bildung Hand in Hand ginge. Das ist aber leider der Fall, wie ein Blick auf den Etat der russischen Bildungsanstalten beweist. So hat sich z. B. der Ausgabenvoranschlag des

Ministeriums der Volksaufklärung von 1884 bis 1901 nur von 19,7 auf 33,0 Millionen Rubel oder um 67 Prozent in siebzehn Jahren gehoben, während die Gesammtausgaben gleichzeitig eine Vermehrung um 128 Prozent erfuhren! Dagegen sind die Ausgaben für professionelle Schulen, welche größtentheils dem Ministerium der Finanzen unterstellt sind, in demselben Zeitraum von 125 000 Rubel auf 4 Millionen Rubel, diejenigen für die Schulen des Ressorts des Verkehrsministeriums von 1,1 auf 2,3 Millionen Rubel gestiegen. Von den 33 Millionen, die für 1901 den Etat des Ministeriums der Volksaufklärung bilden, sind 4,3 Millionen für den Unterhalt der Universitäten, 10,1 Millionen für die Mittelschulen und 6,7 Millionen für die Elementarschulen bestimmt. Es wird also für die rein technischen Schulen bereits ebensoviel verausgabt, wie für die höchsten Bildungsstätten des Landes!

Unter solchen Umständen kann man sich über den Rückgang der liberalen Ideen nicht wundern. Eine Gesellschaft, in der die Erwerbsinteressen immer mehr alle anderen zu überwiegen beginnen und die dadurch systematisch von der Beschäftigung mit höheren Problemen abgelenkt wird, ist kein günstiger Boden für liberale Anschauungen und Gesinnungen und dieselben müssen vollends verschwinden, wenn Presse und öffentliche Meinung von einer übermächtigen Denkrichtung beherrscht werden, die politisch und wirthschaftlich den extremsten Antiliberalismus vertritt.

St. Petersburg, Februar 1901.

Theodor Buck.

Deutsche Arbeit in Böhmen.*)

Im Jahre 1859 wurde in Prag der hundertjährige Geburtstag Schiller's in besonders festlicher Weise gefeiert: Deutsche und Czechen huldigten vereint dem großen Genius und wetteiferten in schwungvollen Festreden: die Flamme der Begeisterung loderte ebenso mächtig aus der Ansprache des großen czechischen Physiologen Purkyne, der seinerzeit auch in Breslau lehrte, hervor, als aus den Worten des großen deutschen Juristen Brinz: und der bekannte czechische Historiker Wladimoi von Tomek, der aus jener fast märchenhaft gewordenen Zeit in unsere Tage als ein Lebender herüberragt, feierte Schiller in schwungreichem Bekenntnisse dessen, was Deutsche und Slaven dem Unsterblichen verdanken. Warum wir das heute vorbringen? Nach dem psychologischen Gesetze des Kontrastes holen wir aus der Vergangenheit uns diese schöne Erinnerung hervor, um in ihrer Beleuchtung die Gegenwart zu betrachten. Die Zeiten dieser idealen Gemeinschaft von Deutschen und Czechen sind gründlich vorbei und die Czechen hören es nur ungern, wenn man von den Leistungen der deutschen Kultur, und demjenigen, was sie in Böhmen geschaffen hat, spricht. Sie, die heute zu einer ganz respektablen Höhe des Wohlstandes und der Arbeitskraft sich emporgerungen haben, vergessen, wie viel sie davon dem deutschen Geiste verdanken. Da gilt es nun, einmal gründlich und gewissermaßen aktenmäßig festzustellen, was die Deutschen in Böhmen vorbildspendend und entwicklungbestimmend geschaffen haben. Nicht der Dünkel nationaler Ueberhebung, der dem deutschen Volkscharakter von Haus aus fremd ist, treibt zu dieser in ihrer Art ungewöhnlichen Rechnungslegung, sondern das ehrliche Bedürfniß, ein Kulturbild zu entwerfen, das die Summe deutschen Ringens und deutschen Schaffens von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage zieht.

Mit der Organisation des ganzen Unternehmens wurde Hermann Bachmann, der gegenwärtige Chefredakteur der „Vossischen Zeitung", betraut. Bei ihm treffen eine Reihe günstiger Vorbedingungen zu; denn er ist in Böhmen geboren und hat von frühester Jugend auf als Student, als Gymnasiallehrer und schließlich als hervorragender Publizist an der nationalen Arbeit der Deutschen lebhaften und bedeutsamen Antheil genommen; er ist mit den geschichtlichen Ueberlieferungen in allen Gebieten auf das Engste vertraut und steht doch andererseits jetzt schon durch eine Reihe von Jahren den Kämpfen der Deutschen fern: dadurch war die Gewißheit gewonnen, daß die Einflüsse des Milieus und des Augenblickes auf die streng sachliche Behandlung des Stoffes oder vielmehr der Stoffe von vornherein ausgeschlossen sein werden. In einem gehaltvollen Vorwort erörtert Bachmann denn auch mit voller Unbefangenheit die kulturellen Grundlagen des deutsch-böhmischen Volksstammes und zeigt die Gesichtspunkte auf, nach denen die einzelnen Forscher das Gesammtbild der Entwicklung entwerfen werden. Diese Forscher hat er nun selbst berufen und sich bei der Wahl derselben von keinem anderen Gesichtspunkte, als von dem, die Fähigsten und Sachkundigsten ausfindig zu machen, leiten lassen.*) So tritt uns denn eine ganze Phalanx ernster Gelehrter vor Augen, die jeder in seinem Fache die Entwicklung der deutschen Kultur in Böhmen bis in ihre ersten Anfänge zurückverfolgen. Vor allem wird die Geschichte Deutsch-Böhmens vor uns aufgerollt und in ausführlicher quellengemäßer Erörterung gewissermaßen der Untergrund geschaffen, auf dem sich das ganze Kulturleben abgespielt hat: speziell die Ansiedlungen der Deutschen, die, vom Jahre 1197 bis zum Jahre 1306 dauernd, die Zeitspanne von mehr als einem Jahrhundert umfassen, erfahren eine sachgemäße Darlegung: hieran schließt sich ein Aufsatz, der die staatsrechtlichen Beziehungen Böhmens zum österreichischen Gesammtstaate zum Gegenstand hat. Ist durch die vorangehenden Essays so der historische Boden nach allen Richtungen erörtert, so kommen die ersten Regungen der deutschen Volksseele im Volksthum zu Wort und eine ganze Welt volksthümlicher Ueberlieferungen wird als in Deutsch-Böhmen heimisch erwiesen, Ueberlieferungen, die von hieraus erst den Weg hinaus gemacht und sich draußen des spezifisch deutschböhmischen Urcharakters entkleidet haben. Mit dem Antheil an der Litteratur treten, wie uns drei diesem Stoffe gewidmete Aufsätze beweisen, die Deutsch-Böhmen sehr bald wirksam in den Wettstreit der Geister. Schon unter König Wenzel dem Ersten und unter Karl dem Vierten nimmt mancher deutsch-böhmische Minnesänger eine hervorragende Stellung ein. Humanismus und Reformation zeitigen eine Reihe bedeutsamer litterarischer Erzeugnisse und nach einer Periode des Stillstandes im XVIII. Jahrhundert bricht eine Zeit an, in welcher die großen litterarischen Erscheinungen der klassischen Epoche tiefe Wirkungen herüberfluthen lassen. Ein hervorragender Mäcen des Landes, Graf Sternberg, lenkt das Interesse Goethe's auf Böhmen und empfängt für eine Reihe gewichtiger litterarischer Gründungen von Goethe her Weihe und Förderung. Aus den achtundvierziger Jahren geht Moritz Hartmann, der leider noch immer nicht nach Gebühr geschätzte Lyriker, hervor, und ein Jahrzehnt nachher nehmen Alfred Meißner, dessen Ahne A. G. Meißner zu den Erweckern Deutsch-Böhmens gehört hatte, Adalbert Stifter und der gemüthvolle Kompert, der Verfasser der Ghettogeschichten, eine hervorragende Stellung ein. In der Gegenwart wirken alle Impulse der Außenwelt nach Deutsch-Böhmen erfolgreich herüber und wecken hier gleichgestimmtes litterarisches Können. Man darf aber im gewissen Sinne

*) Herausgegeben von Hermann Bachmann, Berlin, Concordia, 1900, 466 pp. 8°.

*) Die einzelnen Stoffe sind in folgender Weise vertheilt: Gustav Laube: Landeskundlicher Umriß; Ludwig Schlesinger: Die Ansiedelung der Deutschen in Böhmen; Adolf Bachmann: Böhmens staatsrechtliche Beziehungen; Adolf Hauffen: Das deutsche Volksthum in Böhmen; Wendelin Toischer: Die ältere Litteratur bis 1750; Alfred Klaar: Die neuere Litteratur; Rudolf Fürst: Die neueste Litteratur; Joseph Neuwirth: Die ältere Kunst; Friedrich Adler: Die neuere Kunst; Richard Batka: Tonkunst; Heinrich Teweles: Bühnenkunst; Philipp Knoll: Wissenschaft; Victor v. Kraus: Schulwesen; Joseph Grunzel: Industrie; Gustav Pazaurek: Kunstgewerbe; Karl Kostka: Handwerk und Hausindustrie; Joseph Bendel: Adel, Bürger- und Bauernstand; Heinrich Kisch: Kurorte; Alfred Klaar: Das deutsche Prag.

auch alle diejenigen noch zu der Heimath zählen, die heute draußen in der Fremde wirken: denn hier in Deutsch-Böhmen haben sie ihre ersten und entscheidenden Anregungen erfahren und Verkehr und Umgebung der Jugendzeit wirkte bei Bertha von Suttner, bei Fritz Mauthner und anderen entwicklungbestimmend lange fort. Die Geschichte der Kunst in Deutsch-Böhmen weist große Schwankungen auf. Auf eine Blüthezeit unter den Luxemburgern folgte während der Hussitenkriege ein Rückgang und nach einem gewissen Aufschwung im XVIII. Jahrhundert hat Deutsch-Böhmen erst in unseren Tagen mit Trenkwald, Führich und Gabriel Max in das große Kontingent der deutschen Kunst mächtige Vertreter entsendet. Was in Böhmen an Musik geleistet wurde, bedeutet für die ältere Zeit nicht viel Selbständiges, wenn auch Kirchenlied und Minnesang hier einen lebhaften und weithintönenden Nachhall fanden: erst in der neuesten Zeit hat Deutsch-Böhmen den größten Meistern willige Resonanz gewährt und die Namen Mozart's und C. M. von Weber's allein genügen, um für Deutsch-Böhmen Platz in der Musikgeschichte und zwar auf einem Ehrenblatte zu beanspruchen. Die Thatsache, daß Mozart's „Don Juan" in Prag seine erste Aufführung erlebte, führt uns auf die Errungenschaften, welche die Bühnenkunst dem deutsch-böhmischen Kreise zu verdanken hat. Hier strömen die stolzesten Erinnerungen in die Gegenwart hinein: denn das Prager Theater war seit jeher das Vorbild aller großen deutschen Bühnen und es gibt kaum eine Geschichte eines namhaften Institutes, in welcher nicht ein Stück Prager Theatertradition mit einbegriffen wäre: selbst die großen Hoftheater von Wien und Berlin zählten eine ganze Phalanx Prager Künstler zu ihren hervorragendsten Mitgliedern.

So hätten wir denn in flüchtigem Umrisse erzählt, was uns das Buch über Litteratur und Kunst in Deutsch-Böhmen berichtet. Die Kapitel über Schulwesen und Wissenschaft lassen sich nicht in skizzirender Form wiedergeben: hier wird gezeigt, wie der ragende Bau der Prager Universität, alle Ungunst der Verhältnisse überdauernd, eine centrale und beherrschende Stellung im geistigen Leben Deutsch-Böhmens sich im Laufe der Jahrhunderte erworben und errungen hat; und in einem tausendfach verzweigten und reich organisirten Schulwesen, welches den Neid vieler anderer Länder erregt, wird das Material für die Hochschulen und für die mächtig entwickelten Kunstgewerbeschulen herangebildet. Die Geschichte der Universität ist, ebenso wie die Geschichte der Bühne von der der auswärtigen Theater, von der Entwicklung des auswärtigen Hochschulwesens nicht zu trennen: der Austausch von Lehrkräften, der in gleichem Maße hinüber wie herüber erfolgt, schuf einen überaus fruchtbaren Wettbewerb der Geister und zeigte, wie hoch dieses Prinzip der Freizügigkeit der Wissenden über dem so lange gehandhabten Grundsatze der geistigen Inzucht steht. Alles was die Universität aber an Anregungen und befruchtenden Impulsen ausstrahlt, das wirkt zunächst auf Prag zurück, und von hier aus wird es erst in tausend Strahlenbündeln in das deutsch-böhmische Land proicirt: es ist daher begreiflich, daß ein Aufsatz die Bedeutung des deutschen Prags in diejenige helle Beleuchtung rückt, die die Stadt Prag als Kulturträgerin auch beanspruchen darf.

Was wir hier über die einzelnen Ressorts berichteten, kann in keiner Weise als irgendwie orientirende Inhaltsangabe Geltung haben: in dem engen Raum, der uns zur Verfügung steht, ist eine ausführliche Analyse unmöglich. Abgesehen von dieser Rücksicht wäre es aber auch unmöglich, sich zu den einzelnen Essays auf den kritisch-prüfenden Standpunkt zu stellen: jeder derselben verdankt seine Abfassung einem Fachmanne, und nur ein Fachmann kann da also sein maßgebendes Urtheil abgeben. Was uns vielleicht freisteht, ist eine Würdigung nach dem stilistisch-künstlerischen Gesichtspunkte. Den Grundsatz, den Schiller in den „Künstlern" entwickelt, daß nur diejenige wissenschaftliche Arbeit eine vollkommene sei, die auch strengen ästhetischen Voraussetzungen entspreche, ist längst als der Ausfluß eines schönen ästhetischen Optimismus abgethan. Denn es gibt reale Wissenschaften, die der schönen Form durchaus entrathen können, ja sogar entrathen müssen, um den Blick des Lernenden ganz frei von allem Ablenkenden nur der Materie selbst zuzuwenden. Aber gerade in unseren Tagen hat jene Stilform, die wir „Essay" benennen, in der Vermählung serieusen Gehaltes mit gewissen künstlerischen Bedingungen einen solchen Aufschwung erfahren, daß wir ein neuartiges Maß an jeden litterarischen Artikel, der sich als ein größeres und abgeschlossenes Ganzes gibt, anzulegen berechtigt sind: im Sinne dieses Maßstabes zaudern wir nicht, den Aufsätzen von Hermann Bachmann, Heinrich Teweles, Alfred Klaar, Adolph Hauffen, Philipp Knoll, und Friedrich Adler wegen ihrer glanzvollen stilistischen Form die Palme zu reichen. Ganz unabhängig aber von diesem rein subjektiven Empfinden bleibt die Beurtheilung des ganzen Werkes bestehen: es ist eine imponirende litterarische That, ein Kulturbericht im Großen, der einem künftigen Historiker ein gewichtiger Baustein für die Geschichte der Entwicklung des deutschen Geistes in Böhmen in allen seinen Bethätigungen sein wird.

Prag. Eugen Holzner.

Poesie und Naturwissenschaft.

In seinem vor Kurzem erschienenen Buche „Das jüngste Deutschland" schreibt Adalbert von Hanstein über Wilhelm Bölsche, mit dem wir uns im Folgenden näher beschäftigen wollen, unter anderem:

„Ferner hat er „Naturwissenschaftliche Grundlagen der Poesie" geschrieben, ein Werk, das die Grundstimmung seines Wesens und den untilgbaren Widerspruch desselben früh kennzeichnete, denn — wie viel Beziehungen auch zwischen Naturwissenschaft und moderner Poesie bestehen mögen — eine naturwissenschaftliche Betrachtungsweise der Poesie bleibt für alle Zeit gleich unmöglich, wie der Versuch auf poetischem Wege die Räthsel der Natur entschleiern zu wollen"

Dieser Satz ist wohl nicht ganz richtig. Es mag sein, daß es ein aussichtsloses Unternehmen wäre, „auf poetischem Wege die Räthsel der Natur entschleiern zu wollen." Poesie ist Gestaltung, nicht Forschung; sie ist Gestaltung durch die Mittel der Phantasie, der Erinnerung, der Beobachtung. Sie kann nicht forschend „entschleiern", sie kann nur das Erforschte, Entschleierte wiederum zu einer geistigen Gestalt umschaffen, die als poetisches Kunstwerk das enthüllte Naturräthsel unserm inneren Anschauen harmonisch zubildet. Insofern hat von Hanstein wohl Recht. Wie so aber eine „naturwissenschaftliche Betrachtungsweise der Poesie für alle Zeit gleich unmöglich" sein soll, ist gar nicht recht einzusehen, wenn man unter Naturwissenschaft nicht etwa gerade nur Astronomie versteht. Schon die Physik dürfte sammt den Beobachtungen, die wir über Akustik machen, sehr lebendige wissenschaftliche Beziehungen zum Wesen des gesprochenen Dramas, zum Wesen der Rhythmik in aller lyrischen Poesie haben. Es wird, unbeschadet aller Wissenschaft vom Geistesleben, die sich philosophisch oder ästhetisch nennt, auch dem Natur erforschenden Physiologen nicht genommen werden können, daß er die Nervenschwingungen, welche rhythmisch bewegte Anschauungen, Erinnerungsbilder, Gedanken in unserm Organismus erregen, auf ihre mechanisch-organischen Wirkungen untersucht und uns eines schönen Tages werthvollen Aufschluß gibt über die natürlichen Ursachen, welche der poetischen Wirkung eines rhythmisch vorgetragenen Gedankens zu Grunde liegen. Sollte eine wissenschaftliche Anschauung sich bewähren, zu der sich mit Ernst Häckel und vielen Jüngern auch Wilhelm Bölsche bekennt, nämlich die Zellentheorie, welche mit den differenzirten Sinnesleistungen bestimmter Zellengruppen das wissenschaftliche Bild eines Zellenstaates verbindet, der das aus-

macht, was wir einen Organismus nennen, so muß es auch eine interessante Aufgabe naturwissenschaftlicher Betrachtung sein zu untersuchen, ob zum Beispiel der akustisch wirkende Rhythmus die Wellen des Trommelfells, die Gehörflüssigkeit und weiterhin das Schwingen der Wellen des Hörnerven etwa zu einem chemisch-physikalischen Umsatz bewegt, der dann wieder in jenen Gehirnzellengruppen und -Staaten, wo die rhythmischen Schwingungen sich mit Erinnerungsbildern zu einem geistigen Ganzen umwerthen, einen bestimmten ethisch-lebendigen Eindruck hervorbringt. Wir brauchen deshalb noch lange nicht zu glauben damit etwa das „Wesen der Poesie" oder gar das Geistgeheimniß der Natur zu lösen; wir würden uns als Naturforscher gern damit bescheiden, das Verfahren der Natur auch in schwierigeren Leistungen näher kennen zu lernen.

Indessen, außer dieser wissenschaftlichen Beziehung zwischen Naturwissenschaft und Poesie, zwischen Naturwissenschaft und einer physiologischen Aesthetik überhaupt, gibt es in unserer Zeit ein anderes Verhältniß produktiver Art zwischen Poesie und Naturwissenschaft, das wir in jüngster Zeit eben Herrn Wilhelm Bölsche besonders ausbilden sehen. Weitverbreitet ist schon der erste Band seines Werkes „Das Liebesleben in der Natur. Eine Entwickelungsgeschichte der Liebe", dem jetzt der zweite Band gefolgt ist, der wesentlich der Betrachtung des menschlichen Fortpflanzungslebens gewidmet ist im Zusammenhang mit der Geschichte der Fortpflanzung früherer thierischer und pflanzlicher Organismen. Auf den ersten Blick stellen sich diese Bücher als eine popularisirende Darstellung der Fortpflanzungsmethoden dar, welche man von den niedersten, einfachsten Organismen bis zu den höchsten beobachtet hat. Was Darwin, was insbesondere Häckel und andere moderne Biologen in dieser Hinsicht beobachtet, an Thatsachenmaterial gesammelt, zum Theil auch in gesammt-theoretischen Auffassungen zu größeren Gesichtspunkten verwerthet, ist werthvolle und wohl durchforschte Unterlage für die Schilderungen Bölsche's. Was Parker und so mancher andere über die Arten der Genesis spezialwissenschaftlich dargelegt, hat auch in Bölsche einen aufmerksamen Leser und Mitforscher gefunden. Eigene Naturbeobachtung, eigene Anschauung mikroorganischen Lebens, wie organischer Fortpflanzungsvorgänge steuern weiteren Stoff bei. Und es scheint dem Verfasser auf den ersten Blick nur darauf anzukommen, in einer leicht faßlichen, populären Art die Kenntnisse hierüber zu verbreiten. Das allgemeine Interesse gerade am „Liebesleben der Natur" mit all seinen Sexualspielen kommt einem solchen Unternehmen schon von selbst entgegen. Die feineren, die edleren Geister haben das berechtigte, natürliche Geistesinteresse zu sehen und zu erfahren, wie man wird, wie sie selbst geworden sind. Die gröberen suchen ihrer Phantasie auf einem Vorstellungsgebiet zu beschäftigen, das nun einmal seit Urzeiten zu Späßen, leichten Aufregungen, Sehnsuchtsspielen, Reizungswitzen den natürlichen Boden abgegeben hat.

Lesen wir indessen das Buch Wilhelm Bölsche's aufmerksam, so läutet es selbst für diejenigen, die im also geschilderten Interesse ihre Neugier befriedigen möchten, andere, neue, wundersame Melodien. Wir hören schärfer, wir lesen uns hinein in das Werk: es ist keine Frage, hier ist ein Dichter am Werk, hier waltet „Phantasie mit allen ihren Chören", auch „Empfindung und Leidenschaft" und die geforderte „Narrheit" über die großen Satyrspiele der Natur wird nicht vermißt. Und diese dichterischen Kräfte walten in einer Weise, daß so mancher, der nur aus dem bewußten Fürwitz kam, um zu sehen, wie es im Zoologischen Garten der Liebe zugeht, von diesem Fürwitz geheilt werden dürfte. Er wird mit einem reicheren, befreiteren Gemüthe entlassen; er wird ein poetisches Kunstwerk der unverhüllten, und gerade deshalb seelisch ausgereinigten Natureinsicht in sich selbst empfinden, das er eben dem sinnigen Dichter Wilhelm Bölsche verdankt.

Naturwissenschaft ist nicht zum ersten Male Gegenstand poetischer Darstellung. Zwar vom alten Meister Lucretius und sonstigen antiken Lehrdichtern, welche nach dem Stande des Wissens ihrer Zeit von der Natur, mit den Mitteln rhetorisch-poetischer Didaktik, auch mit den Mitteln der gebundenen Rede Schilderungen und Theorien der wissenschaftlich betrachteten Natur verfaßten, wollen wir hier nicht allzuviel Wesens machen. Aber schon das uralte biblische „Buch Hiob" dürfen wir nicht unerwähnt lassen, wenn es gilt zu zeigen, wie der Menschengeist seine jeweilige Kenntniß der Natur zu einem poetischen Gebilde seiner ethischen Phantasie macht. Hier sehen wir (z. B. in den berühmten Kapiteln 38 bis zum Schluß) ein ganzes System eingehender Naturbeobachtung, das seine poetische Begeisterung und sein ethisches Verhalten zur Natur in dem Preise des Schöpfers dieser Natur findet. Millionen von Menschen ist dieses Verhältniß auch heute noch zugleich ihr poetisches Verhältniß zur beobachteten Natur geblieben. Es ist in wundervoller Weise auch in einigen Psalmen kraftvoll gestaltet und wir sehen bewußte Beobachtung von Naturerscheinungen sich in den Dienst einer Poesie der Gottverherrlichung stellen. Spuren, ja sogar ausgeführte Gesänge einer solchen Poesie der bewußt beobachteten Natur finden wir auch in altindischer Litteratur, und in griechischen sogenannten „homerischen" und orphischen Hymnen, in so manchem Hymnus auf „Vater Zeus" oder den Aether.

Indessen seit den Tagen des „Buches Hiob" hat die Naturforschung ihre Beobachtungen in unvorhergesehener Weise verfeinert und vermehrt, Riesenteleskope im Verein mit scharfsinniger Verwendung mathematischer, spektralanalytischer, photographischer Methoden haben uns das Bild des Makrokosmus über alle früheren Ahnungen vom „Unendlichen" hinaus vertieft. Das Unendliche ist noch viel unendlicher, es ist so groß geworden, daß es jeden bisher möglichen Gottbegriff selbst überwachsen hat und der Geist gerade in diesem Begriff seine Schranke erkennt. Nur scheu wagt er noch wie durch einen Schleier das zu denken, was zuletzt als unbegriffener Urgrund einem Gottbegriffe entsprechen könnte, der die realen Unendlichkeiten unseres Augenspiegels sammt seinen Hilfsmitteln einholt. Und wir haben neben diesem Makrokosmus unendliche Welten des Mikroorganischen aufgeschlossen, wir haben in der Entdeckung und Erforschung elektrischer Wunder, in der Ausübung von physikalischen Wundern, die wir veranlassen, ohne sie im Entferntesten noch zu begreifen, in der Entdeckung der Umschaltbarkeit der bekannten Kräfte ineinander, in der Vermuthung des Waltens dieser Kräfte im Organischen der Zellenwelt durch solche Umschaltungen, in der That ein neues Weltbild gewonnen, das unsere ganze Phantasie fortwährend gefangen hält und sichtlich eine Neuphantasie des Menschen von der Natur schafft, die ihn allenthalben umgibt.

Mehr und mehr hat sich im Laufe der hundertundfünfzig Jahre das Bedürfniß herausgestellt zunächst einmal all diese neugewonnenen Anschauungen dem Volksbewußtsein nahe zu bringen, sie im höheren Sinne zu popularisiren. Wir haben eine ganze Litteratur der schildernden Naturwissenschaft, die sich genöthigt gesehen hat, ähnlich wie die Wissenschaft von der Geschichte, ihre Beobachtungen, Thatsachen, Auffassungen so darzustellen, daß alle daran theilnehmen können. Astronomie, Botanik, Zoologie, Geologie stehen dabei natürlich in erster Reihe. Das Leben der Vögel im Walde, der Ameise in ihrem Bau — es fordert ja schon den einfachsten Menschensinn zur sinnigen Beobachtung und darangeknüpften Betrachtung auf. Wenn ein Albrecht von Haller noch in der Weise des alten Lukrez lehrhaft „Die Alpen" bedichtet, so sehen wir in einem Werke wie Alexander von Humboldt's „Kosmos" bereits die Momente einer popularisirenden Naturbetrachtung, welche sich einer neuen, ethischen Aufgabe bewußt ist. Und im Laufe des Jahrhunderts bezeichnen Namen wie Schleiden, Roßmäßler, Masius, Flammarion, Geister wie Carus, Fechner, Brehm, alle ein Bedürfniß, das neuerschaute Naturwissen zu einem ethischen Besitze der Menschenseele zu machen. Eine Welt von früher unbekannten Erscheinungen ist entdeckt; sie sollen nicht todtes Fachwissen

bleiben; sie sind selbst Quell und Leben alles Lebendigen; sie wollen auch dem allgemeinen geistigen Umsatze des Lebens einverleibt werden und als Weltanschauung uns durchdringen. Sie wollen es um so mehr, als sie sichtlich alte Religionsvorstellungen, behagliche Gewohnheiten der Volksphantasie zerstören, manchen klaffenden Widerstreit alter Empfindungsgewohnheiten mit den neuerkannten Offenbarungen der beobachteten Natur zum Ausbruch bringen. Da gilt es sich behaglich einrichten in den neuen Vorstellungen, da gilt es unser Geisteshaus sozusagen neu auszumöbliren, mindestens manche Stube neu einzurichten, alte Möbel umzustellen, um auf diese Weise wohnlich in der neuen Natur zu hausen, wo holde Blümelein sich als ganze Zellenstaaten entpuppten und doch auch wieder Blumen als liebliche Phantasieeinheiten bleiben wollen. Man popularisirt und, indem man popularisirt, schafft man sich selbst die Elemente sinnender Betrachtung herbei, unter denen man das Leben des Thieres und der Pflanze, den Wandel der Gestirne, die Linien im Spektrum, die Vorgeschichte der Erdrinde und ihres Inhalts, genug die natura naturans zum sinnigen Sinnbilde erhebt und werthvollen Empfindungen ethisch näher bringt.

Konnte es fehlen, daß da auch die Dichter, die dichterische Kunst selbst sich des neuen Stoffes bemächtigten? Liegt hier nicht eine jener Elementaraufgaben des poetischen Genius der Menschheit in neuer Gestalt vor, die einst die Welt mit Nymphen und Göttern belebten und durch Dichtung den Menschen heimisch machten in der engern Welt, in der er damals lebte? In der That haben auserlesenere Dichtergeister im Laufe des Jahrhunderts die Frage mächtig an ihr Herz schlagen fühlen. Schiller, wie überall, auch hier ein Jahrhundertsgenius, dichtete das kosmische Lied von der Unendlichkeit des Weltalls, seine Jugendlyrik ist voll von Vorstellungen kosmischer Art, wie sie seit Keppler allmählich sich zu entwickeln begannen. Er dichtete die „Götter Griechenlands“, wo die Ideen Newton's und Kant's sich im poetischen Widerstreit gegen die alten mythischen Vorstellungen zeigen; das hohe Lied eines Dichterschmerzes, der auch heute noch nicht überwunden ist und niemals ganz überwunden werden kann, so lange Menschen selbst sich als Personen fühlen. Selbst, wenn wir uns mit Wilhelm Bölsche als einen unendlichen Organismus von winzigsten Zellenpersönchen erkennen sollten, die Poesie der Anthropomorphose der Natur, des Wiederhalls, der „akustischen Reflexion“ als Nymphe Echo z. B., ist in ihrer Art nicht zu übertreffen. Und doch können wir, indem wir mit Schiller klagen, nicht bei der Klage stehen bleiben. Goethe dichtete aus seiner Naturerforschung die Gedichte von der Metamorphose der Pflanzen und der Thiere, sein Genius wußte das Didaktische darin zu einem höheren ethischen Besitze zu steigern, weil die Lehre selbst ein bester Theil des Bestandes seines sinnigen Geistes war. Es ist aller Anlaß zu der Vermuthung vorhanden, daß diese Betrachtungsweise Goethe's — obwohl die litterarischen „Goetheaner“ zur Zeit den Meister besonders darauf festnageln — in einigen Jahrzehnten nur noch eine sekundäre Bedeutung haben wird, wie sie es für einige Meister der botanischen Wissenschaft (z. B. Sachs) immer behalten hat. Goethe kannte noch nicht genügend das Wesen der Zelle, des Protoplasmas; die von ihm versuchten sinnigen Bildungsgesetze der Metamorphose können und werden durch eine andere Betrachtungsweise aufgelöst werden, welche, aus der Erkenntniß der Zelle im Verhältniß zu den ewigen Gesetzen der Schwere, zu den Erscheinungen der physikalisch begriffenen Membranbildung und chemischen Momenten, andere Bildungsgesetze entdecken dürfte, vor denen die Goethe'sche Metamorphose mehr ein liebenswürdiger Betrachtungsschein bleiben würde und Schiller's, des Fachphysiologen, fast nie verstandenes scharfsinniges Wort, daß das eine „Idee“ sei, sich nachträglich bewähren könnte. Indessen das würde das Verdienst des Dichters Goethe nicht schmälern, der seine sekundäre biologische Betrachtungsart uns poetisch nahe zu bringen sucht, und im zweiten Theil seines „Faust“, in so vielen gnomischen Dichtungen seine naturwissenschaftliche Anschauung zu wunderbaren Offenbarungen seiner Sprache sowohl wie seiner symbolisirenden Einbildungskraft verwerthet hat.

Seit dem Erscheinen der Werke Darwin's, seit dem Neuaufschwung der Naturwissenschaften vor den fünziger und sechziger Jahren ist auch die Aufgabe für die Dichter, im Verhältniß wie die Popularbeschreibung sich vor neue Aufgaben gestellt sah, dringender geworden. Zwar von solchen naturwissenschaftlichen Märchenbildungen, wie sie Jules Verne verfaßt hat, wollen wir hier nicht reden. Daß ein unerschöpflicher und köstlicher Anlaß zur Märchenbildung gerade in den mikroorganischen und makrokosmischen Erscheinungen liegt, daß eine spielende Phantasie hier leicht einsetzen kann, ist klar. Auch Wilhelm Bölsche thut es mit Recht, er weiß in sinnigen Vergleichen von Rittern zu sprechen, welche liebende Fische darstellen, Melusinenmärchen fallen ihm ein, wenn es gilt, gewisse biologische Vorgänge im Thierreich zu charakterisiren, ja er ist ein wahrer Andersen, wenn es gilt die Freierkünste von den Mikroben bis zu den höchsten Organismen anschaulich und behaglich darzustellen. Aber wir bleiben uns bewußt, daß das Märchen nur insinuirender Vergleich ist bei der allgemeinen schönen Absicht des Verfassers das zeugende Walten der Natur unserem Geiste ästhetisch und ethisch zu insinuiren. Er ist sich bewußt, daß das poetische Problem im letzten Grunde nur gelöst ist, wenn die Insinuation des Gegenstandes an unser Gemüth sozusagen aus eigenen Mitteln des naturerfüllten Geistes geschieht und das Analogon im letzten Grunde ein Gesetz und Walten der Natur selbst enthält.

In diesem Sinne hat die Poesie der Naturwissenschaft gegenüber eine große, wahrhaft Menschheits-erlösende Aufgabe, und wir sehen Wilhelm Bölsche diese Aufgabe nicht nur begreifen, sondern auf seine Weise in äußerst glücklicher Weise erfüllen, indem er sich in einer besonderen Form bewegt, welche ein Mittelding zwischen popularisirter Wissenschaft und poetisch-philosophischer Betrachtung ist. Eine poetische Naturphilosophie, ein poetisch angehauchtes Naturphilosophiren, bei dem Beobachtungswahrheit eben mit dem Poetischen zusammenfällt.

Einige Geister, die in verwandtem Bestreben bereits seit einigen Jahrzehnten gewirkt, haben es sich allerdings vielleicht etwas schwerer gemacht. Wir sehen den Dichter Wilhelm Jordan schon lange am Werke, in lyrischen „Andachten“ die neu offenbarten Beobachtungsherrlichkeiten der Naturwissenschaften dichterisch zu fassen und dem innersten ethischen Leben zu amalgamiren. Wir sahen ihn in seinen Romanen die „Sebalds“ und „Zwei Wiegen“ Darwin'sche Anschauungen zum innern Beweggrund poetisch-religiöser Weltbetrachtung umgestalten. Vor mehr als fünfzehn Jahren schrieb Richard Weltrich seine „Unterirdische Bergpredigt; mit welcher der dichterisch darstellende Verfasser sich ins Reich der Minerale begab, um eine poetische Insinuation mit der Darstellung der kosmischen Theorie — wie sie damals lag — aufs glücklichste zu verbinden. Der Verfasser dieser Zeilen würde nicht glauben ein kompetenter Beurtheiler des schönen Werkes von Wilhelm Bölsche zu sein, wenn er nicht seit zwanzig Jahren in lyrischen Formen, im dramatischen Märchen, im Roman auch das Bedürfniß empfunden hätte, das ein unabweisliches wird, wenn man weitere Gebiete der Naturwissenschaften lernend und forschend durchwandert hat. So erschien vor zehn Jahren der Roman: „Der Weltfahrer“, der im Seelenleben eines modernen Naturforschers und Bazillenbeobachters auch eine neue poetische Welt für unsere tiefsten ethischen Zeitbedürfnisse zu erschließen suchte und, ganz ähnlich wie es nun ein Decennium später Wilhelm Bölsche thut, sogar einen „Mikrobenroman“ dem Kausalnexus der menschlichen Erlebnisse in der Handlung des Romans einverwebte. Denn wir wissen nun seit fünfzehn und zwanzig Jahren immer mehr, was Mikroben auch im ethischen und geschichtlichen Haushalt des Menschenlebens bedeuten und die Poesie kann daher nicht mehr mit geschlossenen Augen an diesen Erscheinungen vorübergehen, sondern muß immer von Neuem diejenige Umwerthung neuer Naturerschließungen vornehmen,

welche den bloß wissenschaftlichen Werth in einen poetischen Werth umsetzt, der zugleich die religiöse Selbstversöhnung des Menschen mit dieser seiner Natur enthält. Neues Religionsbedürfniß, Bedürfniß der Poesie sind hier in Eines verschwistert, wie in alten Zeiten, da der Dichter auch noch den Zeitgenossen „Götter erschuf".

Wilhelm Bölsche hat sehr Recht, gerade auf dem Gebiete der Sexualforschung einzusetzen, um großen Kreisen die unendliche Summe von poetisch erfaßbaren Momenten zu schildern, welche in der Entwicklung der Fortpflanzungsmittel der Natur liegen. Tausende haben gelernt, daß die Blume das Fortpflanzungsorgan der Pflanze sei, aber viele hat gerade diese Erkenntniß abgeschreckt und ihnen die harmlose Blumenfreude vergällt. Wo es nicht von Haus aus der Fall ist, sorgen doch die Vorurtheile und Geistverpfropfungen einer uralten Priesterwelt und paulinischen Theologenwelt dafür, daß der Geist nicht zu seiner Mutter und besten Freundin zugleich, zur Natur kommen kann. Und da müssen nun sinnige Geister wie Wilhelm Bölsche eintreten, um mit den Mitteln ihres phantasievollen Geistes, der viele Beziehungen des Lebens und der Natur festhält und auffindet, die Kluft zu überbrücken und die Blume, die der Fortpflanzung dient, in einem zarteren Sinne zu verherrlichen. Das beste Mittel dazu ist eben die treue Schilderung und Beobachtung selbst, welche die „Offenbarung Gottes in der Natur" auf alle Fälle als eine „Offenbarung" ansieht, wenn ihr auch das Wort „Gott" nicht mehr die innere Deckung für das durch uns selbst offenbarte Naturgeheimniß gibt. Sondern nur wie zunächst Geist und Natur die großen wechselseitigen Deckungen enthalten, interessirt einen solchen bescheideneren Menschensinn, und wir sehen daher Wilhelm Bölsche in seinem neuen Bande stark auf einem Wege, welcher vom naiven Materialismus der Büchner'schen Schule, vom naiven Materialismus auch seines Lehrers Ernst Häckel in eine Erklärungsweise trachtet, die auch anderen bekannten Lebensfaktoren ihr modifizirtes Begriffsrecht wiedergiebt. So widmet Bölsche lange Betrachtungen dem, was er den „weisen Leib" nennt, das „Wissen des Leibes". Ungefähr dasselbe nannte man wohl auch Instinkt. Eduard von Hartmann wird mit Genugthuung verzeichnen, daß diese jüngere Naturwissenschaft mit ein wenig anderen Worten denn doch viel von dem, was er das „Unbewußte in der Natur" nennt, sich innerlich amalgamirt hat. Bei Bölsche kommt es heraus als ein „Wissen des Leibes", als aufgesammelte Energieen des Zellenlebens, wenn wir es so ausdrücken dürfen, welches den Magenzellen eben die Verrichtung des Hungerns wie eine Art von Wissen vorschreibt, wobei man die Teleologie aller Leibeshandlungen von Pflanze und Thier, insbesondere in der Zeugung, so zu sagen, als stumme Erfahrung der seelisch gedachten Zellenstaaten auffaßt.

Indessen uns soll hier die naturwissenschaftliche, die philosophische Seite des Bölsche'schen Werkes nicht interessiren. Der Verfasser wird voraussichtlich noch eine Entwicklung durchmachen, welche das, was bisher fragmentarisch aus alter Naturphilosophie in eine neue Naturphilosophie trachtet, reifer verbinden wird. Was für ihn selbst und andere dagegen dauernd bleiben wird, das ist die poetisirende Kunst, die Denkart und seine Geistesweise, die er den naturwissenschaftlichen Beobachtungen und Thatsachen ansinnt. Man muß solche Glanzkapitel wie seine Betrachtung des Begriffes „Staub" gelesen haben, um die oft geradezu packende Kraft seines Geistes zu bewundern. Wissen und Phantasie lösen uns hier den rhetorisch-poetischen und realen Begriff „Staub" auf in eine mikrokosmische Welt von Radiolarienpanzern, von Mikroben und winzigen Krystallen: es wird gezeigt, wie gerade in diesem Verachtungswort unendliches Leben, Schaffen, Werden, unendliche Harmonie des Alllebens sich bewährt. Es ist gut und fruchtbringend, wenn ein sinnig verknüpfender Geist wie Bölsche auf diese Weise altgewohnte Vorstellungen aufhebt und unserer Phantasie an Stelle solcher Vorstellungen neue Reiche aufschließt. So versteht er es vortrefflich durch geistvolle Verknüpfung bestimmter Gedankenreihen uns diejenigen Vorstellungsverbindungen, welche die Fortpflanzung mit Ekelgefühlen versetzt haben, wegzuphantasiren, um statt dessen in einer edlen Reinlichkeit des Geistes auch ein gewisses Gefühl ewiger Reinlichkeit der Natur selbst zu verbreiten. Als kontrastsuchender Schriftsteller verschmäht er es dabei nicht uns vorher auch die Kehrseite der Naturdinge zu malen, recht handgreiflich, recht drastisch. Er erhebt die alte Klage, der auch schon der verstorbene Lyriker Albert Möser einmal einen „Ahasver" widmete, daß die Mittel der Fortpflanzung so nahe bei den Funktionen der Ausscheidung verbrauchter Nahrungsbestandtheile sind. Aber indem er die biogenetische Entwicklung hierzu zeichnet, weiß er zu versöhnen und gewissermaßen den guten Anwalt der Natur zu machen. Er entwirft Danteske Schreckensbilder über den Millionentod, der durch den Ueberschuß und die unendliche Verschwendung des Samens der Organismen entsteht. Er erregt schon durch diese negative Schilderung sozusagen eine poetische Spannung, denn Phantasie und Wortkraft wirken ja in dieser Geisteskunst, die wir Poesie nennen, auch mit negativ-ethischen Mitteln. Aber er sucht uns auch über diese Klage hinwegzubringen durch Betrachtungen, welche die bildende, sich entwickelnde Natur rechtfertigen. Der stark ausgeprägte teleologische Sinn unseres Schilderers mag da wohl auch gelegentlich zu irrigen Verknüpfungen geführt werden oder Seiten des Lebens vergessen, in denen sich die Verschwendung der Natur noch ganz anders rechtfertigt. Vielleicht wird er in einem dritten Band, wo er die höheren Momente der Liebe zu schildern hat, darauf geführt werden sich zu fragen, wie weit die erhaltenden Triebe des Gesammtorganismus, die wir Vaterliebe, Mutterliebe, Elternliebe nennen, die wir Gattenliebe als dauernde Freundschaft der Organismen heißen, bedingt sind durch jenen übergroßen Reichthum von Zellen, die augenscheinlich neben ihrer Bestimmung zur Neuschaffung in ihrer ganzen Lebenszeit auch noch eine ganze Reihe anderer lebendiger Funktionen haben, die bis in die weitesten Regionen des Geisteslebens im Menschen wie im niederen Thier schon reichen dürften. Der innere Reichthum ist zweifellos ein Energienbewahrer ersten Ranges, und was bei der Verschwendung der Natur nach Bölsche fruchtlos zu sterben scheint, das hat vorher vielleicht schon viel höhere Frucht getragen in den großen Wechselwirkungen der Zellenstaaten. Sinnlos würde die Verschwendung der Natur nur dann erscheinen, wenn nicht andere lebendige Gleichgewichte durch diese Scheinverschwendung immer wieder hergestellt würden und wenn Fortpflanzung der Zweck und nicht viel mehr nur ein Mittel zum Leben wäre.

Aber wir wollten ja nicht eingehen auf die sachliche Seite des Bölsche'schen Werkes. Wir wollten den Poeten begrüßen, der schon mit seinen jean-paulisirenden Kapitelüberschriften: „Der Schritt in die Finsterniß. — Gott und Staub. — Die Welt in einem Stäubchen Haselsamen. — Eine Mähr vom Verleger und Reporter. — Die Liebe auf Salas y Gomez. — Noch einmal von dem Rumpelstilzchen. — Ein Exkurs vom Feigenblatt. — Melusine rc. rc. rc." sich mit einem besonderen Freibrief einführt und als einer der liebenswürdigsten Umwerther zweifelhafter Werthgefühle in edle Werthe einer neuen Lebensansicht erweist. Wer jemals ähnliche geistige Umschaltungsprozesse in sich durchgemacht hat, wird warm empfinden, wie schön, wie kraftvoll, wie sinnvoll gerade Bölsche Naturwissenschaft popularisirt, indem er sie durch seinen poetischen Filter abseiht. Die geistige Leistung ist außerordentlich. —

Wolfgang Kirchbach.

Cimabue.

Eine Epistel.

Sie geben Feierabend, gnädige Frau,
Und schreiben kurz ins Dienstbuch mir: „Veraltet".
Und weisen kategorisch mich vom Bau,
Wo Steine schleppend ich so lang gewaltet.
Freilich, mein Aug' erlischt, mein Haar wird grau,
Des Herzens tolle Gluth erkaltet;
Doch darum schicken Sie mich auf die Gasse,
Fortan zur Last der Invalidenkasse?

Entschuldigend fügen Sie hinzu: Den Keimen
Des Frühlings, jedem jungen Lebensdrang
In Feld und Flur, in Farben, Formen, Reimen,
Allem und Allem, was dem Regel-Zwang
Der Schul' entflohn und sich an Rektors Bank
Und Exerzitium nicht mehr will leimen,
Sei stets das Alter abhold; meine Weise
Sei ein für alle Mal der Fluch der Greise.

So sprechen Sie. Wer wird mit Damen streiten?
Doch kommt man vorwärts nur in Kinderschuhn,
Und pflegt des Mannes Sohle stets zu gleiten?
Sehn den verlornen Sohn Sie nicht mit Eitelkeiten
Und Lumperein des Vaters Gut verthun,
Nie faul den Enkel auf des Ahnherrn Lorbeer ruhn?
Ist kein decline and fall je vorgekommen,
Warum hat man die Sterne nicht erklommen?

Dagegen geb' ich Ihnen wieder Recht:
Des Alters Brille sieht oft herzlich schlecht,
Die Schule hat Genies gelegentlich verschandelt;
Und Mancher, der im Joche ging als Knecht,
Am Brandpfahl ward er und am Kreuz mißhandelt,
Bevor er sich zum Herrn der Welt verwandelt;
Und ist der Jüngling oft ein Grobian,
So beißt der Greis noch mit dem letzten Zahn.

Jedoch in summa wirkt der alte Segen,
Den nach der Sündfluth Gottes Huld verhieß,
Noch heut wie sonst: Auf Sonnenschein folgt Regen,
Auf Regen Sonnenschein. Aus Finsterniß,
Verfall und Tod erblüht ein Paradies,
Und Paradiese blühn dem Tod entgegen.
Nur darf die Mod' ihr ephemeres Spiel
Nicht ausschrein für des Weltlaufs hohen Stil.

Gern les' ich in Vasari's alten Blättern
Von Cimabue, von dem holden Lenz,
Der aufgegangen in Florenz
Mit Licht und Duft und Lerchenschmettern.
Aufathmet frei von Bann und Pönitenz
Die Welt empor zu neuen Göttern,
Und wie der Märzwind durch die Lande zieht,
Einstimmig braust ihr mächtig Frühlingslied.

Denn was der Meister in verschlossner Klause
Gemalt, fern von des Markts Gebrause,
Von Himmelsträumen nur erfüllt,
Der benedeiten Jungfrau Bild,
Heut sendet er's hinauf zum Gotteshause,
Zum Hochaltar. Rings um die Werkstatt schwillt
In Schaulust und in Andacht bunt die Menge,
Und auf dem Wege mehrt sich das Gedränge.

„Die heilige Jungfrau seht, die benedeite!
Ist das ihr Bild, ist sie es selber gar?
Dem Erdkreis stellt den ewigen Sohn sie dar,
Seraph und Cherub reihn sich als Geleite.
Wie strahlt ihr Blick! Wie fließt ihr goldnes Haar!
Wie prangt in Himmelsblau des Mantels Seide!
Die starre, schwarze Götzin von Byzanz
Belebt, bewegt, in rosigem Jugendglanz!
Streut Blumen! Laßt im Wind die Banner schwellen!
Musik herbei! festlicher Flötenklang
Und Harfenschall! und mit des Weihrauchs Wellen
Gen Himmel steige mächtig der Gesang!
Bekränzt das Bild, den Meister, die Gesellen;
Triumphzug werd' ihr schlichter Arbeitsgang,
Derweilen hundertstimmig von den Thürmen
Wetteifernd rings die freudigen Glocken stürmen!"

Der Meister aber schreitet durch's Gewühl
So ernst und still, und neben ihm ein Knabe,
Sein Schüler, der jüngst mit dem Hirtenstabe
Den Pinsel tauschte. Sieht er sich am Ziel?
Ahnt er des Andern überlegne Gabe?
Ahnt er den Vers auf Dante's Saitenspiel:
„Hoch ragt' ob Allen Cimabues Haupt;
Doch Giotto kam, der ihm den Ruhm geraubt."

O Meister, lüfte kühn der Zukunft Schleier:
Folgt Giotto dir — ein Größrer folgt auf ihn,
Und dem ein aber Größrer. Frühlingsfeier
Ist dieses Fest, die ersten Veilchen blühn;
Doch tausend Rosen werden glühn,
Goldfrucht wird reifen für die ewige Scheuer;
Und jeder Frucht, und jeder neuen Blume
Huldigt das Volk mit immer neuem Ruhme.

Und wenn der Herbst den Sommer einst beerbt,
Der bronzene, tausendtönige, wird Flandern,
Wird Spanien ihn schaun; und wenn zur Gruft zu wandern,
Die Malerkunst sich endlich ganz entfärbt,
Das Leben rings in Eis verderbt,
Blitzt Rauhfrost noch von einem Zweig zum andern,
Ein klirrend kalter Abglanz der Antike
Und doch ein Wunder dem entzückten Blicke.

Dann wird die Kunst den Lauf von Neuem wagen
In Kinderschuhn und wachsen und gedeihn,
Ein schwacher Nachhall zwar aus deinen Tagen,
Erblaßt an Farb', an Formen dürr und klein,
Allein ein Nachhall doch. Und endlich tragen
Auch die zu Grabe wir; ihr Leichenstein
Wird nicht in allzu reichem Lorbeer prangen.
Was aber folgt, wenn sie dahingegangen?

Genies! Genies in ungezählten Schaaren!
Unschuldige Kindelein mit grauen Haaren,
Und Weise, denen kaum ein Flaumenbärtchen blüht,
Titanen mit der Eierschal' am Stüt.
O käm' ein Meister unter sie gefahren,
Ein einziger aus göttlichem Geblüt, —
Von dannen stöben die absurden Fratzen,
Wie vor dem Aar zerstiebt ein Volk von Spatzen.

Ich aber spannte meine schönsten Saiten:
„Gesegneter des Herrn, Hallelujah!
Laß mich vor deinen Fuß den Mantel spreiten,
Mit Palmen dir den Pfad bereiten,
Mein Held und König, du bist da!
Dort liegt der Tempel, dort liegt Golgatha!
Nun will dein Knecht in Frieden gehn;
Mein Auge durfte seinen Heiland sehn."

* * *

Verzeihn Sie, gnädige Frau, ich ward
Pathetisch, gegen meine Art;
Mich blendete ein himmlisches Gesicht.
Allein wer selber des Gerichtes harrt,
Der richte seinen Nächsten nicht.
Die Kunstgeschichte ist das Kunstgericht.
Nur dünkle sich nicht gleich jedwedes Schreiberlein,
An dem Gerichtshof schon der Präsident zu sein.

A. Fitger.

Echt russisch!*)

Wenn man wißbegierig ist, fremde Völker kennen zu lernen, braucht man sie heut zu Tage nicht mehr in ihrem eigenen Lande aufzusuchen. Wozu wäre sonst die Schweiz da, dieses neutrale Land, wo alle Welt einen gemeinsamen Vergnügungsaufenthalt hat, und wo jedes Hotel sich wie eine internationale laterna magica ausnimmt? So giebt es unter andern ein entzückendes Familienhotel zwischen dem Genfer See und dem ewigen Schnee des dent du midi, in dem alle Nationalitäten sich friedlich zusammenfinden. Da bekanntlich jede Rasse ihre Eigenthümlichkeiten zeigt, so kommt es oft zu „Antipathien auf den ersten Blick", schon weil man gegenseitig die Sprache nicht versteht. Nach und nach entwickelt sich aber manchmal aus dem Uebelwollen einiges Interesse und dies wiederum erweckt schließlich hie und da Sympathien. —

So mag es oft dem Hund und der Katze ergehen; haben die erst einmal ihre instinktive Feindschaft überwunden, so kommt es wohl zu einem friedlichen Nebeneinanderleben, das allerdings durch einen Zusatz von Mißtrauen und Abwarten eines pikanten Beigeschmacks nie entbehren kann.

Wie richtig beurtheilt ein arabisches Sprichwort die verschiedenen Nationen, wenn es sagt: „thu' in einen Suppentopf einen Muselmann und einen Christen, so kommen doch zwei Sorten Bouillon verschiedensten Geschmacks heraus". — Durch den Gesellschaftslack, der das typische am Menschen leicht überpinselt, darf man sich freilich nicht täuschen lassen. „Kratze den Weltmann herunter, so kommt der Kosake zum Vorschein" so heißt es von den reisenden Russen und dasselbe paßt schließlich auf alle Völker. Mag man sich äußerlich noch so gut mit einander verstehen, so kommt doch ein Punkt, bei dem man in moralischer Beziehung vor einer unüberbrückbaren Kluft steht, die zwei Nationalitäten trennen muß. —

So verkehrten denn auch die Gäste des Hotel Byron auf dem Standpunkt des „bewaffneten Friedens", natürlich bildeten sich auch hier abgesonderte Gruppen; aber im Ganzen herrschte doch ein leidlicher Zusammenhang. Bunt war die Gesellschaft allerdings: eine Minorität von Franzosen, zahlreiche Engländer, mäßig viel Amerikaner, einige Deutsche und Oesterreicher, etliche Holländer, ein Ungar, zwei italienische Paare, eine Partie Schweden, eine ganze Gesellschaft Mexikaner und Brasilianer, Schweizer und schließlich — eine russische Familie. Diese gehörten keineswegs zu jenen fabelhaften, russischen Prinzen, wie man sie aus der Operette kennt; es waren waschechte Moskoviter aus dem mittleren Bürgerstande. Laut Fremdenliste hießen sie:

„Professor Praskounine, Doktor Praskounine und Familie".

Erst verstand man gar nicht, was das heißen sollte, waren doch bei den Russen nur Mann, Frau, drei Kinder und deren Lehrerin zu zählen. Bald aber wurde dieser „Zwiespalt der Natur" dadurch erklärt, daß eben beide, Mann und Frau, Aerzte seien. Als diese Merkwürdigkeit bekannt wurde, gab es natürlich nur ein Thema, nur eine Aufmerksamkeit: die Russen! Und das war wohl ganz natürlich, wenn man sie näher betrachtete. — Sie, ungefähr 36—38 Jahre, war groß und statuenhaft von Erscheinung, blond mit blendendem Teint, mit starken, aber regelmäßigen, wie in Marmor gehauenen Zügen, mit gesammeltem Gesichtsausdruck, stahlgrauen, düster blickenden Augen, im ganzen weniger graziös, als vornehm, voller Energie mit fest gefügtem Kinn und trotziger Kopfhaltung, von herber und ablehnender Schönheit. Er, klein, muskulös und nervig, mit vortretenden Backenknochen, mit dem verschleierten Blick seiner kornblauen Augen, gelblichem Teint, starken Lippen, die ein zottiger Bart umkrauste, mit einer kantigen, niederen Stirn unter einer dichten, rebellischen Haarmähne, zeigte eine außergewöhnliche Häßlichkeit, die indessen einer gewissen, interessanten Wildheit nicht entbehrte.

Die Kinder waren reizend, ein hübsches 14jähriges Mädchen, fein und durchsichtig, graziös wie ein Kätzchen; dann ein 12jähriger Knabe, anschmiegend und sanft, wie ein Mädchen, und endlich ein bezauberndes Geschöpfchen von 5 Jahren, weiß und zierlich, wie ein Alabasterpüppchen, das denn auch allgemein bewundert wurde, ein Tribut, den es mit der Würde einer kleinen Königin förmlich einforderte. Bei alledem zeigten die Kinder hervorragende, slavische Eigenart, in ihren seidigen Haaren, ihrer angeborenen Eleganz und verführerischen Gewandtheit. Sehr wohl erzogen, bildeten sie einen wohlthuenden Gegensatz sowohl zu der lärmenden Rotte der nur zu gesunden, athletisch gebauten englischen Jugend, als zu der übertriebenen Wildheit der schrecklich verzogenen, bleichsüchtigen, französischen Kinder, die sämmtlich den ersehnten Frieden der ruhebedürftigen Hotelgäste ernstlich gefährdeten. —

Anschlüssig waren die Russen gerade nicht; sie erschienen nur bei den Mahlzeiten und auch da speisten sie an einem Extratisch, machten lange Promenaden und blieben nur bei zweifelhaftem Wetter auf der Terrasse; unter sich sprachen sie nur russisch, trotzdem sie sich französisch und deutsch gut verständigen konnten. Das eigenartig wilde, das beide Gatten gleich unter der glatten Oberfläche ihres Wesens verriethen, ließ selbst die Neugierigsten eine Annäherung nicht suchen, trotzdem es etwas so interessantes zu ergründen gab, wie diese junge, schöne und elegante Frau, die ohne Brille und sonstige Blaustrumpflächerlichkeiten, das Sezirmesser zu führen wußte.

Das Eis der Unnahbarkeit wurde schließlich durch die Kinder gebrochen; sie waren sehr musikalisch und sowohl Sergius wie Xenia spielten so reizend vierhändig im Musiksalon, daß alle Welt sich dort versammelte, wenn sie übten. Man sagte der „Doktorin" darüber viel Schönes und sie wäre keine richtige Mutter gewesen, wenn dieses Lob sie nicht zugänglicher gestimmt hätte, ebenso wie die allgemeine Gunst, in der die kleine Nadine stand, ihrem Herzen schmeichelte. Etwas drolligeres konnte es nicht geben, als das süße Kleinchen, das mit der ernsten Miene eines werdenden „Rubinstein" ein Tartarenlied auf dem Klavier vortrug. Die Lehrerin, eine sehr zugängliche und geschwätzige Schweizerin, schloß denn auch schnell Allerweltsfreundschaften, und so bahnte sich nach und nach eine Art oberflächlicher Verkehr an. Je mehr man das Ehepaar Praskounine kennen lernte, desto mehr schwanden die anfänglichen Vorurtheile und zwei Ereignisse hoben schließlich noch die allgemeine Sympathie für die Russen. —

Eine Dame im Hotel erlitt einen heftigen Blutsturz, und ehe der aus Montreux berufene Arzt eintreffen konnte, bot der Professor seine Dienste an; diese flößten der Patientin solch volles Vertrauen ein, daß sie sich ganz in seine Behandlung gab. Die Leidende hatte keine Kammerfrau, und während der Professor ärztlich manipulirte, ließ sich die „Doktorin" als barmherzige Schwester an ihrem Bette nieder und erwies ihr jene Dienste der Zusprache und der moralischen Erhebung, die schon eine halbe Heilung garantiren. Der Erfolg bei der Kranken blieb nicht aus, und das ganze Hotel hallte nun von den Lobpreisungen wieder, die von der Genesenden der Kunst des Mannes und den Schätzen an Takt und Zartsinn der Frau gespendet wurden. —

Einige Tage darauf verlor ein Bübchen, das auf dem Treppengeländer herunterrutschen mußte, das Gleichgewicht, fiel auf die Marmorfließen des Flurs und lag in einer Blutlache mit einem Loch im Kopf. Frau Praskounine, die zufällig in der Nähe war, ging, mitten in der allgemeinen Aufregung, ihr Verbandzeug holen, nähte die Wunde mit der Kaltblütigkeit und Geschicklichkeit eines alten Praktikers und hatte den Jungen schon zu Bett gebracht, als seine Eltern von einem Spaziergang zurückkehrten. Der Vater, ein Mann voller ältester Vorurtheile und erfüllt von Traditionen bezüglich des „schwachen Geschlechts", hätte nur zu gerne einen „richtigen Doktor" rufen lassen, aber ein

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von M. L.

gewisses etwas in dem Wesen der energischen Frau imponirte ihm so, daß er es nicht einmal wagte, den Ehemann-Doktor zuzuziehen. Dieser kümmerte sich auch gar nicht um den kleinen Patienten seiner Frau, der schnell genug wieder auf die Beine kam und bald wieder, im Schmuck einer interessanten Narbe, im Garten erschien. Sein Vater schien nun etwas kurirt von seiner Abneigung gegen Aerzte im Unterrock." —

In beiden Fällen wurde das diskret angebotene Honorar zurückgewiesen; Herr sowie Frau Doktor erklärten, daß sie in den Ferien nicht praktizirten, es sei denn aus Gefälligkeit, und die Aussicht auf ein gelegentliches „medizinisches Zaunbillet" vergrößerte noch bei Manchen im Hotel das Ansehen des russischen Paares.

Nun sahen sie sich unrettbar in das gesellige Leben im Hotel mit hineingezogen, und es hätte unfreundlich ausgesehen, sich noch länger zurückzuhalten. Zudem entdeckten die wenigen Menschenkenner unter den Gästen bald noch andere schätzenswerthe Eigenschaften bei den Russen, als bloß die der geschickten Mediziner. Unter dem steifen Wesen des Mannes zeigte sich eine große Güte verborgen, jene Güte, die sich nie in äußerlicher Empfindsamkeit zersplittert. In seinen blauen Augen flackerte manchmal eine kindliche Heiterkeit und eine Art mystischer Gefühlsinnigkeit auf, die einen liebenswürdigen Kontrast zu seinem sonst so rauhen Aeußeren bildet. —

Frau Praskounine bot ein noch viel interessanteres Objekt für Charakterstudien. Wenn sie sich nämlich vertraulicher stellte, verklärte sich ihr ernster Blick, lächelte ihr strenger Mund, sänftigte sich ihr etwas rauhes Organ zu lieblichem Klange. Aber dieses dreifache Strahlen von Augen, Lippen und Stimme war nur vorübergehend, und wich leider nur zu schnell einem nervösen und gequälten Gesichtsausdruck. Welche Bitterkeit konnte da im Verborgenen herrschen? An dem Wesen ihres Mannes sah man, daß sie zärtlich geliebt wurde und sie liebte ebenso, das lag klar auf der Hand. Geldsorgen schienen ihr fern zu sein, sie hatte schöne, liebliche und gesunde Kinder, die sie sichtlich anbetete! Und doch war es zweifellos, daß auf dem Grunde dieses Freudenbechers ein Tropfen grausamen Giftes verborgen lag! — —

Die Russen sprachen, wie gesagt, unter sich nur russisch so auch mit ihren Kindern, die wie wohlerzogene, kleine Menschen sich bei Tisch sehr still verhielten. Mehrere Stunden am Tage arbeiteten die Großen mit ‚mademoiselle", während Nadine bei ihrer Mutter blieb; ihr Vater, der alle Drei vergötterte, machte oft große Spaziergänge mit ihnen, und wenn einmal Xenia sich mit ihrer kleinen Schwester abgab, oder las, spielte Sergius mit den anderen Knaben im Hotel, freilich in steter, geheimer Furcht vor den wilden, englischen Spielen, die für ihn oftmals zahmer gestaltet wurden, denn, wenn der Engländer sich auch mit seinesgleichen nur zu gerne „boxt", so schweigt doch seine Brutalität gegenüber weniger kühnen oder schwächeren Kameraden.

Die russischen Kinder hatten unter Anderem mit einer kleinen, erst zehnjährigen, aber schon sehr verschmitzten Pariserin Freundschaft geschlossen. Eines Tages, als diese von einer Angelparthie mit der Familie Praskounine nach Haus kam, sagte sie zu ihrer Mutter:

„Das ist doch komisch, Mama, daß Sergius zu seinem Papa „lieber Onkel" sagt!"

„Was erzählst du da?"

„Es ist aber wirklich so," erklärte das Mädchen.

„Ach was, du hast dich verhört, oder er hat es nur aus Spaß gesagt", antwortete die Mama und vertiefte sich weiter in ihre Modejournale.

Aber Marcella, die ein gründliches, kleines Ding war, wollte klar sehen.

„Warum nennst du denn deinen Vater Onkel?" frug sie den jungen Russen bei nächster Gelegenheit.

„Aber Vassili Gregorowitsch ist doch nicht mein Papa."

„Dann ist er also gar nicht der Mann von deiner Mutter, dieser Herr Gregorowitsch?"

„Ja wohl, das ist er. Aber er heißt Praskounine, wie du weißt, und ich heiße nicht Gregorowitsch, das heißt bei uns in Rußland, Sohn von Gregor. — Ich heiße vielmehr Sergius Nikolajewitsch, weil mein Vater Nicolas heißt."

Er erklärte ihr das ganz ruhig mit seinem schönen französischen Accent, das „R" wie ein Tenor schnarrend. Die ganz bestürzte Marcella machte Augen, so groß wie ein Scheunenthor.

„Und deine Schwester, wie heißt die?"

„Grade so wie ich, Tschernovitzky." —

Mitten in der Verwirrung, in die Marcella durch diese fremdartigen Erklärungen gestürzt wurde, fiel ihr auf einmal ein, daß ein kleines Mädchen in ihrer Klasse auch nicht denselben Namen führte, wie ihre Mutter.

„Also, dann ist euer Papa todt," sagte sie altklug.

„Gar keine Spur; der lebt in Kiew."

„Dort wohnt Ihr also auch?

„Nein, wir andern, wir wohnen in Moskau."

Marcella's Kopf platzte fast, aber ihre Eitelkeit als gewitzte Pariserin verbot ihr, einzugestehen, daß ihr dieser ganze Familienwirrwarr unklar blieb.

„'N komisches Land, das Rußland", damit begnügte sie sich vorläufig und schloß damit eine Unterhaltung, bei der sie sich auf Glatteis fühlte. —

Alles, was sie erfahren hatte, erzählte sie brühwarm ihrer Mutter, und nun war es wohl klar, daß Frau Praskounine eine wieder verheirathete, geschiedene Frau sei. Eine komische Idee blieb es zwar, den Stiefvater von den Kindern Onkel nennen zu lassen, aber vielleicht ist das so „echt russisch". Die Geschichte machte bald im Hotel die Runde und wenn der Professor und „der Doktor" ein Arg gehabt hätten, wäre ihnen die wieder erwachte Neugier ihrer Pensionsgenossen schon aufgefallen. —

Die ganze Angelegenheit war Wasser auf die Mühle der Lästerzungen; das Nächstliegende wäre wohl gewesen, das „Fräulein" auszufragen; aber die Engländer sind wirklich nicht inquisitorisch angelegt. Von ihnen stammt ja auch das Wahrwort: „Frage nicht soviel, dann wird man dir nicht mit so viel Lügen zu antworten brauchen." Die anderen Hotelgäste waren meist von zu guten Manieren, um sich durch Ausfragen blosstellen zu wollen; diese Diskretion hätte vielleicht noch nicht einmal Stand gehalten, wenn nicht die ganze Familie Praskounine eine mehrtägige Tour nach Zermatt unternommen hätte. —

— — Am Abend ihrer Rückkehr saß ein Neuangekommener mit an ihrem Tische; ein hübscher Mann in den Vierzigern, ein klein wenig verlebt aussehend, blond, elegant, mit zartem Teint, nachlässigem Wesen, katzenartig-weiblichen Bewegungen, sichtlich sehr slavisch aussehend, gerade wie die drei Kinder. Nach Tische suchte sich jeder dem Fremdenbuche zu nähern; man las darin: Nicolas Tschernovitzky aus Kiew!

Marcella, die findige, wußte da wieder gleich Bescheid.

„Das ist der Papa von den drei Russen; sie haben mir's selbst gesagt."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Diesen Abend wimmelte es in der Halle, in der man nach dem Diner rauchend und schwatzend Cercle hielt, wie in einem Ameisenhaufen. Die Russen waren gleich nach dem Essen verschwunden, aber Sergius und Xenia waren geblieben. Man nützte das Viertelstündchen aus, in dem „Fräulein" die kleine Nadine zu Bett brachte, um aus den Kindern herauszufragen, daß wirklich die „Doktorin" zwischen ihren beiden Männern dinirt habe.

Nun war der Klatsch entfesselt, eine kleine Gruppe von Parisern, die natürlich die Sache von der verderbten, skeptischen Seite auffaßten, war sich darüber klar, daß das Schauspiel kein seltenes sei, eine Frau zwischen zwei Männern sitzen zu sehen, denen sie Rechte auf sich eingeräumt habe, und daß wirklich gar kein Grund vorläge — wegen des bischen Sakraments der Ehe gleich Feuerlärm zu schlagen! Trotz alledem waren sie innerlich doch von der ganzen Sache

betroffener, als sie zeigen wollten; handelte es sich doch hier sichtlich nicht um eine jener flüchtigen und zufälligen Begegnungen, wie sie geschiedenen Gatten schon einmal passiren können, und für ein sogenanntes „dreieckiges Verhältniß" erschien das vorliegende eigentlich reichlich originell.

Die Prinzipienreiter waren natürlich außer sich; je nachdem sie weicheren Gemüthes waren, oder nicht, äußerte sich ihre Entrüstung mehr oder minder heftig. Einige von ihnen vermieden von diesem Moment an jeden Kontakt mit diesen „Moralkranken" und sorgten dafür, daß auch ihre Kinder ihnen fern blieben. Das geschah so geflissentlich, daß es den armen Sündern sehr auffallen mußte. Wieder stellten sich die verschiedenen Nationalitäten verschieden zu dieser Frage.

Die Uebereifrigsten waren schottische Presbyterianer von ausschließlichster Gesinnung; auch eine heut noch schöne, kokette, ältere Französin von ungewissem Zivilstand stellte sich energisch auf den Tugendstandpunkt und zwar in einer Weise, die nur traurige Rückschlüsse auf ihre eigene Vergangenheit zuließ.

Die Engländer, die so wie so gern alles, was nicht britannisch ist, verachten, verhielten sich fast neutral, aber einige junge Amerikanerinnen aus Boston, sehr prüde, wie alle ihre Landsmänninnen, wenn sie nicht just das ganze Gegentheil sind, sprachen sich sehr abfällig über die Russen aus. Eine hübsche Dame aus Virginia nahm dagegen die Partei der Angegriffenen und fand die ganze Sache hochmodern und sehr „rigolo". Der Vater des kleinen Jungen, der die Treppe hinuntergefallen war, sah sich mit seinen moralischen Ueberzeugungen von anno dazumal sehr in die Enge getrieben; er begnügte sich damit, von der schiefen Ebene zu sprechen, die eine Dame sofort betritt, wenn sie ihre natürliche Rolle als Weib nicht weiter spielen wolle. Gottlob er hatte nur einen Sohn, und den war er allerdings verpflichtet, mit dem kleinen Russen spielen zu lassen; hätte er aber eine Tochter gehabt, dann . . . ja, dann wäre die Sache sehr unangenehm geworden!

— — Auf diesem geistigen Niveau stehen leider heutzutage ganz gebildete Leute, zu denen sich dieser Herr übrigens auch glaubte zählen zu dürfen.

All dies hätte der Mutter Marcellas wohl auch die Augen über die Gefahren öffnen müssen, denen sie ihre Tochter durch den Verkehr mit den russischen Kindern aussetzte; aber als unabhängig denkende und gutmüthige Frau ließ sie die Dinge ihren gewohnten Lauf gehen. Die Russen selbst schienen von der unhöflichen Kühle nichts zu merken, von der sie plötzlich umgeben waren. Unablässig wurden sie beobachtet und kein Mensch kam über die Verblüfftheit hinweg, welche die Intimität der „beiden Kollegen", wie sie ein Spaßvogel getauft hatte, erregte. Wenn sie nicht alle zusammen spazieren gingen, wanderten sie beide, unzählige Zigaretten rauchend, auf und ab und nach den Mahlzeiten spielten sie Billard miteinander. Als man sie französisch zusammen reden hörte, duzten sie sich sogar. Es lohnte sich schon die schlechten, boshaften Scherze zu wiederholen, die im Hotel riskirt wurden. Die Hauptfrage lautete: wer von beiden ist der Betrogene?

Die alte Kokette brachte eines Tages sogar die Behauptung auf, die Praskounine könnten garnicht verheirathet sein, da die griechische Kirche die Ehescheidung nicht erlaubt; als man in übertriebener Wißbegier den Hoteldirektor darüber befragte, antwortete er sanft aber bestimmt, daß er nicht die Gewohnheit habe, von seinen Gästen Einsicht in ihre Familienpapiere zu fordern.

Bei alledem war das Hotel Byron noch nicht am Ende seiner Ueberraschungen; schließlich kam es nämlich heraus, daß die beiden Ehemänner Brüder wären, Stiefbrüder freilich, aber das machte die Sache nicht weniger merkwürdig. Im Laufe der nächsten Tage mußte wohl Frau Praskounine aus dem Getuschle der Gäste gemerkt haben, wie man sie berede, und so sprach sie sich eines Tages zu der lungenleidenden Dame, die ihr unverbrüchlich treu geblieben war, folgendermaßen über ihre Vorgeschichte aus. . . . .

Ihr Vater war ein kleiner, armer und bescheidener Finanzbeamter, der die Tochter eines Infanterieobersten ohne Vermögen geheirathet hatte. Er starb jung und hinterließ der Wittwe und den Kindern nichts als seine geringe Pension. — Tamara, die älteste, ein Mädchen von Energie und Muth, warf sich auf das Studium der Medizin. Nach bestandenem Examen ließ sie sich in Kiew, der Geburtsstadt ihres Vaters nieder, aber die Patienten ließen auf sich warten. Eine durch Unglück verbitterte Mutter zu ernähren, zwei jüngere Geschwister zu erziehen, das waren schwere Aufgaben für die Kräfte eines jungen Mädchens. Sie wäre gewiß dabei erlahmt, wenn sich nicht Nicolas Andreitsch in sie verliebt und um ihre Hand angehalten hätte. Er war erst 25 Jahre, ein schöner Mensch, in ausgezeichneten pekuniären Verhältnissen als Fabrikant, dazu leidenschaftlich eingenommen für sie. Warum sollte ein Mädchen in ihrer Situation da nein sagen? Sie gab ihm natürlich ihr Jawort, aber ohne Enthusiasmus, doch auch nicht widerstrebend. Nicolas war eigentlich ein sehr leichtsinniger Mensch, der sich zu einer Heirath entschlossen hatte, weil Tamara nur durch den Ehering zu fesseln gewesen war. — Nachdem der erste Rausch verflogen war, fing er sein vorher geführtes Leben wieder an; im Grunde seines Wesens war er nicht etwa bösartig, im Gegentheil; von liebenswürdiger Gemüthsart und leidlich im Umgang; nur seine Untreue und Ungeordentheit waren ihm als großer Fehler anzurechnen. Trotzdem machte er Tamara nicht unglücklich, da sie in ihrem ärztlichen Berufe und in ihren Mutterpflichten volle Befriedigung für ihr mehr starkes, als zärtliches Herz fand. —

Kurze Zeit nach Sergius Geburt kam der Stiefbruder ihres Gatten aus Paris zurück, wo er mehrere Jahre unter Pasteur gearbeitet hatte. Vassili Praskounine war älter als Nicolas und so verschieden von ihm, wie möglich; trotzdem standen sie sehr gut miteinander, sodaß der Doktor der ständige Gast in dem vom Gatten so arg vernachlässigten Haushalt wurde. Und, so wollte es das Schicksal, ergriff die Liebe nach und nach Besitz von beiden. — Das ging so Jahre lang hin, ohne daß ein schuldiger Gedanke die Liebenden auch nur streifte; jedoch Tamara fing an, das Unabänderliche ihrer häuslichen Misere mit einer gewissen Bitterkeit zu empfinden. Praskounine, durchaus großherzig, wie er war, nährte einen Plan, wie er seinen Bruder zu seinem verlassenen Herde zurückführen könnte. Aber, selbst wenn diese kühne Idee sich verwirklicht hätte, für Tamara war es zu spät. Ihren Pflichten wäre sie unverbrüchlich treu geblieben, aber eine Liebe, die sie nicht mehr theilen konnte, mußte sie zurückweisen.

Inzwischen, da ein drittes Kind geboren wurde, gestaltete die Situation sich immer kritischer; Nicolas, der sich als sehr schuldiger Theil fühlte, brach eines Tages zu seinem Bruder in die Worte aus:

„Vassili, Du wärest der richtige Mann für Tamara gewesen; nun gut, möge sie die Scheidung einleiten, ich werde mich nicht widersetzen, und Ihr könnt Euch heirathen! —

Diese Lösung mag manchem Leser verwunderlich dünken; es handelt sich aber dabei um eine wirklich wahre, nicht erfundene Geschichte. Tschernovitzky, der alles Unrecht auf sich nahm, schnitt sich dadurch auf immer den Weg zu einer Wiederverheirathung ab, denn so entscheidet die orthodoxe Kirche. Dadurch wurde für ihn die Scheidung kein Mittel, die Freiheit zu erlangen, sondern nur eine Art Genugthuung für die, deren Leben er zerstört hatte. Wenn sich dennoch die Civilisirten vielleicht über diese scheinbare Unmoral entrüsten wollten, so antwortete der nordische Barbar ganz einfach darauf, daß er lieber behülflich sein wolle, einem geliebten Bruder alle Rechte über seine Frau einzuräumen, als vielleicht einem Fremden, wobei naturgemäß seine Kinder in ihrem Onkel den zärtlichsten Pfleger gewännen.

— — Was so offen angeboten, wurde ebenso einfach angenommen; nach der gesetzlichen Frist wurde Tamara

Mikhaïloff die Frau von Vassili Praskounine. Sie gingen nach Moskau, wo er Professor wurde und ein Institut Pasteur gründete, und wo auch sie bald eine große, ärztliche Praxis fand. Von Zeit zu Zeit kam Tschernovitzky seine Kinder besuchen, und jedes Jahr traf er sich mit den Seinigen auf ihren Reisen, ohne daß jemals irgend einer von den Dreien darin eine Gefahr für Moral oder Schicklichkeit gesehen hätte. Wovor sollte man erröthen, oder Scham empfinden, da alle ihre Pflicht gethan hatten und einzig der, welcher sie verletzt hatte, das durch eine großherzige That wett zu machen gesucht hatte?

So dachte Tamara und doch hatten die letzten vier, in ungetrübter Liebe verbrachten Jahre ihr kein reines Glück gebracht. Der Gedanke, daß sie ihr Glück einem solchen Opfer verdanke, erfüllte sie mit Gewissensbissen. Nicolas hatte sie immer, wenn auch auf seine Art, geliebt, und hatte ihr das nie so innig bewiesen, als an dem Tage, da er auf sie verzichtete. Ob er nun das leichtfertige Leben satt hatte, oder ob die Trennung in seinem leichtbeweglichen Herzen die eingeschlafene Leidenschaft für sie wieder entfacht hatte, wer möchte das ergründen?

Jedenfalls zeigte er sich seit seiner Trennung als so zärtlicher Vater und ergebener Freund, daß sie unschwer sein Bedauern über das zwischen ihnen zerrissene Band durchfühlte, trotzdem er selbst die Initiative dazu ergriffen hatte. — Andererseits sagte sie sich auch wieder, daß Nicolas sich selbst seines Glückes unwürdig gemacht hätte, und daß Vassili sehr wohl eine Belohnung für sein ganzes, ehrenhaftes Verhalten verdient habe und diese Empfindung zerstörte hin und wieder ihre Skrupel. Aber manches zart besaitete Gewissen läßt sich nicht einlullen; die Traurigkeit von Tamara kehrte immer wieder, und um so schmerzhafter, als sie diese Gedanken vor ihrem Manne natürlich verbergen mußte.

Einige Tage, nachdem Frau Praskounine ihrer Vertrauten diese Enthüllungen gemacht hatte, traf die Nachricht ein, daß die Cholera wieder in Rußland ausgebrochen sei und zwar mit solcher Heftigkeit, daß alle Aerzte auf ihre Posten zurück mußten. Der Professor machte alsbald seine Reisevorbereitungen, und die neue Freundin war bei einer Debatte, die sich bei dieser Gelegenheit zwischen Mann und Frau abspielte, anwesend.

„Die Kinder brauchen Dich", sagte er.

„Sie werden Nicolas haben", antwortete sie.

„Aber, wenn Du ihnen wegsterben solltest, was würde aus ihnen werden, allein mit ihm?"

In diesen Worten lag nicht einmal ein Tadel für seinen Bruder. Er wußte, daß „Nicolaschen", sein Schmeichelname, unfähig sei, jemals richtig die Pflichten eines Familienvaters zu erfüllen, und das konstatirte er, nicht mehr! —

Das mußte Tamara schließlich auch einsehen, und so siegte die Mutterpflicht über den Beruf und die eheliche Liebe. Wer Tamara kannte, wußte wohl, daß ein anderes Motiv da keineswegs mitspielte. Vassili Gregorowitsch reiste also nach Moskau ab, seine Frau nach Nizza mit den Kindern und deren Vater. Und hier endigt für uns die Geschichte, denn sie wurden niemals wieder gesehen.

* * *

Mancher wird dies Erlebniß vielleicht unglaubwürdig finden; ein Beweis dafür ist wohl aber der Umstand, daß es in dieser Geschichte nicht wie im Roman zugeht, wo der elegante, frivole Lebemann der Geliebte zu sein pflegt und der Tugendhafte sich nur immer als der großherzigste zeigen darf. Hier ist es gerade umgekehrt gewesen und die Wirklichkeit straft wieder einmal alle Romane Lügen. — Wer die ganze Sache lächerlich findet, erwäge nur dabei, daß sie „echt russisch" ist, daß die Russen anders empfinden mögen, als wir und dem Unreinen leicht alles unrein erscheint. Wer Ibsen gelesen hat, wird dabei vielleicht fühlen, daß Rußland und Norwegen Nachbarländer sind".

Wie bedeutsam ist doch das Motto vor dem Buch eines berühmten russischen Schriftstellers:

„Sucht in diesem Buch keinen anderen Helden, als die Wahrheit." Und etwas Treffenderes könnte man auch dieser kleinen Erzählung nicht nachschicken.

M. A. de Bovet.

Die Bezüge französischer Abgeordneter.

Henry Fouquier: Philosophie parisienne. Paris. Charpentier. 1901.

In der einleitenden Epistel sagt Fouquier, 1. er habe das Buch dem Andenken Dumas' widmen wollen, mit dem er im Hause des Rechtsanwaltes Cléry manchen Sonntag-Mittag behaglich verplaudert habe, und 2. bei der Wahl des Titels ursprünglich Essais zur Ueberschrift nehmen wollen; Bescheidenheit hätte jedoch, wenn auch noch so entfernte, Anklänge an Montaigne verwehrt. Dem unbefangenen Leser wird schon der Name „Pariser Philosophie" viel zu hoch gegriffen dünken für diesen Sammelband, der vorher im „Temps" gedruckte Chroniques, biographische und casuistische, an Tagesereignisse anknüpfende Plaudereien vereinigt —: die Grenzlinie zwischen causerie und bavardage, um mich französisch artiger auszudrücken, ist nicht immer scharf eingehalten. Nicht wegen der recht dilettantischen Apostrophen Stendhal's, Ruskin's, Brunetière's, Freycinet's, der Madame Dreyfuß, Cornély's u. s. w. erwähnen wir Fouquier's Band in der „Nation": vielmehr nur einer parlamentarischen Notiz halber. Fouquier ist (oder war) auch Abgeordneter. In dieser Eigenschaft ist seine Begutachtung des vom Deputirten Tourgniol gemachten Vorschlages beachtenswerth: daß jeder Abgeordnete eine Jahresentschädigung beziehen solle, die wenigstens dreiviertel der Durchschnittseinnahme eines Huissiers gleichzukommen hätte. Fouquier stimmt unbedingt für diese Anregung. Mit 9000 Francs jährlich, die gegenwärtig ein Deputirter bekommt, ist er in arger Klemme. Faisons le compte: in 4 Jahren werden ihm zwar 36 000 Francs ausgezahlt. Aber er muß damit zunächst die Wahlkosten amortisiren, die nach Fouquier mindestens auf 10 000 Francs sich belaufen. Denn läßt sich der Abgeordnete diese Wahlauslagen von einem Komitee vorstrecken, dann wird er der Sklave seiner Geldgeber. Es erübrigen dem Deputirten von den Tagegeldern somit monatlich 650 Franken. Davon sind die Kosten für die Eisenbahnsteuer, die Neujahrsgelder der Huissiers u. s. w. in Abzug zu bringen. Bleiben dem Deputirten folglich 20 Franken täglich. Davon soll er leben, das Decorum wahren (die Blouse im Parlament ist noch die Ausnahme, ja von Thivrier, einem der Wenigen, der sie im Sitzungssaal trug, weiß Fouquier zu berichten, daß er, wenn er das Abgeordnetenhaus verließ, die Blouse auszog und sich in einem vortrefflich zugeschnittenen Leibrock in den Straßen von Paris zeigte); endlich noch ein wenig für seine Wähler thun. Dieses „Wenige" ist nicht ganz zu unterschätzen, wie Fouquier aus Erfahrung weiß: der Abgeordnete muß für Brandschäden, Fahnenweihen, Schulfeierlichkeiten, private Unglücksfälle steuern. Ist der Abgeordnete ohne Vermögen und stellt er seinen parlamentarischen Beruf über seinen bürgerlichen Erwerb, dann könnte man ihn fast zu den verschämten Armen rechnen. . . . Ueberdies können die Bezüge der Abgeordneten von ihren Gläubigern mit Beschlag belegt werden; zahlreiche Deputirte der Rechten und der Linken bekommen in Folge dessen keinen Heller. Wird der Abgeordnete, in solcher Geldnoth, ehrlich bleiben? Gewiß, häufig. Aber ein göttliches Wort sagt „Führe uns nicht in Versuchung". — Was sind alle Reden über die Panama-Affaire, im Vergleich mit dieser nüchternen Ziffernsprache?

—m.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 24. Berlin, den 16. März 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt

Politische Wochenübersicht

Der Prinzregent Luitpold von Bayern hat seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert. Obgleich die Verwundung, die der Kaiser in Bremen erhalten hat, gut heilt, war der Monarch doch noch verhindert, in München zu erscheinen; er wurde durch seinen Sohn, den Kronprinzen, vertreten, und auch der Kaiser von Oesterreich hatte sich zu den Festlichkeiten, die aus diesem Anlaß in der bayerischen Hauptstadt stattfanden, eingefunden.

Prinzregent Luitpold war stets ein loyaler und treuer Träger des Reichsgedankens und ein verständiger Landesfürst. Er ist kein Mann starker, selbständiger Initiative; sein Alter, wie seine Stellung, in der er nur der Vertreter des unzurechnungsfähigen Königs Otto von Bayern ist, haben gleichmäßig dazu beigetragen, daß seine Regentschaft politisch ziemlich farblos geblieben ist, farblos insofern, als von einer starken persönlichen Einwirkung keine Rede sein konnte. Gewisse klerikale Neigungen machten sich freilich unter dem Prinzregenten deutlicher bemerkbar als unter König Ludwig, aber auch dieser Zug des jetzigen Regiments tritt nicht allzu keck hervor. Man regiert in Bayern, wie in Deutschland jetzt im Allgemeinen regiert zu werden pflegt; ohne ein kräftiges Wollen für den Fortschritt und mit einer gewissen schwächlichen Nachgiebigkeit gegen die Tendenzen des Rückschritts. Dazu kommt versöhnend, daß der Prinzregent, der seiner Münchener Residenz durch seine Liebhabereien für die Kunst noch besonders Rechnung trägt, sich persönlich der größten Sympathie bei der Bevölkerung erfreut; — wie er es verdient.

Der Großherzog von Hessen hat bei einem parlamentarischen Diner sich mit einem sozialdemokratischen Abgeordneten der Darmstädter Kammer längere Zeit unterhalten. Wir finden, daß eine solche Unterhaltung unter normalen Verhältnissen eine besondere Beachtung überhaupt nicht verdiente. Daß ein gebildeter Fürst, der Werth darauf legt, sich über die Stimmung und über die Tendenzen innerhalb der Bevölkerung zu unterrichten, mit Politikern aller Schattirungen spricht, ist verständig und erscheint sogar als eine Pflicht des Staatsoberhauptes; und daß ein Politiker, er gehöre welcher Partei immer an, auch einem Fürsten auf neutralem Boden Rede und Antwort steht, ist gleich selbstverständlich unter zivilisirten Menschen. Was sich also in Darmstadt vollzogen hat, ist das Natürliche und ist das Gebotene, und charakteristisch ist nur, daß das Natürliche und das Gebotene in Deutschland Aufsehen erregt. Wie weit sind wir demnach von gesunden öffentlichen Verhältnissen entfernt.

Einige sozialdemokratische Blätter fühlten sich verpflichtet, hervorzuheben, daß eine Unterhaltung mit einem Fürsten einen Sozialdemokraten noch nicht zu einem Abtrünnigen mache. Wir glauben auch, daß die infektiöse Kraft des Fürstenthums für einen charaktervollen Mann keine Gefahren zu zeitigen braucht. Und jene, wiederum, die für Ausnahmegesetze gegen die Sozialdemokraten schwärmen, geben sich den Anschein, als beginne nach jener Zwiesprache die heutige Staats- und Gesellschaftsordnung zu schwanken; auch ihre Widerstandskraft ist wirklich groß genug. Ins Schwanken kommt durch solches verständiges Vorgehen eines Fürsten nur jene verderbliche Theorie, die zwischen Sozialdemokratie und

nichtsozialdemokratischer Bevölkerung eine Kluft so tief wie nur möglich aufreißen möchte, und die dieser Kluft durch die Wiederaufrichtung eines Ausnahmegesetzes noch eine unübersteigliche Mauer hinzufügen will.

Den Weiterblickenden unter jenen, die dieses wollen, ist es nicht in erster Reihe um eine Bekämpfung der Sozialdemokratie zu thun; die Erfahrung hat gelehrt, daß die Anwendung dieser Mittel die Sozialdemokratie stärkt. Sie wollen die dem Fortschritt geneigten Elemente des Staates schwächen, und diese Schwächung glauben sie am sichersten herbeizuführen, wenn sie der Masse der Arbeiterbevölkerung politisch die Hände binden. Nicht die Bekämpfung der Sozialdemokratie ist das Hauptziel dieses Kampfes, sondern die Stärkung der Reaktion; und warum sollte ein moderner Fürst, dem die Herabminderung der Gegensätze am Herzen liegen muß, der für die Sicherheit des Staates, für das Gedeihen des Landes den maßvollen Fortschritt für unentbehrlich erachtet, sich dem Programm jener reaktionären Kreise unterwerfen? Daß der Großherzog von Hessen dies nicht gethan, gereicht ihm zum Verdienst und charakterisirt ihn als einen modernen Fürsten, der erkannt hat, was unserer Zeit noththut.

Die Verblüffung der reaktionären Kreise über solch verständiges Vorgehen kann man freilich verstehen; denn der preußische Minister des Innern hat erst vor wenigen Wochen im Abgeordnetenhause erklärt, daß, wohin sein Einfluß reiche, mit allen Mitteln jede Berührung der Sozialdemokratie mit der Staatsverwaltung hintenan gehalten werden würde; und wenn ein zum Stadtrath von Eberswalde Gewählter beispielsweise irgend welcher Hinneigung zur Sozialdemokratie verdächtig sei, so sei es unmöglich, seine Wahl zu bestätigen.

Wie glücklich darf der Großherzog von Hessen sich schätzen, daß Herr von Rheinbaben ihm die Herrscherwürde nicht zu verleihen oder zu bestätigen hat; nach seiner jetzigen Unterhaltung müßte der Großherzog dann unfehlbar als ungeeignet für den Regierungsberuf erachtet werden. So sind wir denn glücklich zu der Anomalie gelangt, daß der Großherzog von Hessen nach preußisch-rheinbabenschen Begriffen sich nicht einmal zum Stadtrath von Eberswalde aus Gründen der Staatssicherheit qualifiziren würde.

Die Hessen mögen sich ihres aufgeklärten Fürsten freuen. Darmstadt ist übrigens seit langem ein guter Boden; auch die Großherzogin Alice hat es hier gewagt, Vorlesungen von David Friedrich Strauß zu hören und zu genießen, während die Reaktion ganz Deutschlands diesen hervorragenden Denker verfolgte und verketzerte.

Freiherr von Stumm ist gestorben. Auch seine Gegner lassen ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß er eine kraftvolle Gestalt war, und von ganz anderem, urwüchsigerem Schlage als die Reaktionäre gemeinhin. Sein Ideal war der wohlmeinende Despotismus im Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer; und sein Staatsideal entsprach dem. Die Arbeitnehmer sollten keine Rechte haben, aber dem fügsamen Arbeiter sollte der Arbeitgeber jenes Maß von Wohlwollen entgegenbringen, das nöthig ist, damit der Angestellte eine lebenswerthe Existenz zu führen vermag.

Für dieses Programm hat Freiherr von Stumm mit Kraft, mit Rücksichtslosigkeit und mit Talent im Parlament gekämpft, und so verfehlt dieses Programm in einem modernen Staat war, auch dieses Ziel war doch wenigstens ein Ideal, das unvergleichlich höher steht als das Streben nach Bereicherung durch höhere Getreidezölle. Dabei war Freiherr von Stumm gewiß kein Schwärmer, auch kein reaktionärer Schwärmer: er hat seinen Privatvortheil ausgezeichnet zu wahren gewußt, aber er war nicht nur Geschäftsmann, und nicht nur politischer Geschäftsmann, wie die meisten seiner Anhänger, sondern er hatte zugleich feste politische Ueberzeugungen, für die er eintrat, und für die er rücksichtslos und ohne Besinnen kämpfte gegen den Liberalismus wie gegen die Minister, wie sicher auch gegen die Krone, wenn es sein mußte. Die Popularität bei den Massen war ihm ganz gleichgiltig, aber auch das Wohlwollen der Regierenden und der Krone war er zu opfern bereit, wenn es seine Ueberzeugung forderte. Er war ein Reaktionär, aber ein selbständiger, aufrechter Reaktionär — König Stumm — mit einer politischen Weltauffassung, die über Aemterjägerei und Bereicherung erheblich hinausging. Diese Selbstständigkeit und diese Ueberzeugungstreue sind der sympathischste Zug in der kraftvollen Persönlichkeit des Freiherrn von Stumm.

Freiherr von Stumm hat lange genug gelebt, um den Niedergang jener Ideen, die er vertrat, noch mit anzusehen. Das Sozialistengesetz ist beseitigt, die Zuchthausvorlage scheiterte, und es bricht sich die Ueberzeugung mehr und mehr Bahn, daß die Arbeiter auf dem Boden des Gesetzes gleichberechtigt mit dem Arbeitgeber sind, und daß die Zeit des patriarchalischen Almosengebens vorüber ist.

Nach seinem Tode werden diese modernen gesunden Ideen auch in sein „Reich" hineinfluthen und die letzten Reste jenes patriarchalischen Absolutismus beseitigen, die Freiherr von Stumm wenigstens auf seinem Privatbesitz aufrecht zu erhalten suchte.

Dieser moderne Großunternehmer wollte den Feudalismus des Großgrundbesitzerthums auf die Industrie übertragen, und den modernen Industriestaat durch eine moderne Feudalität des Großunternehmerthums beherrschen; eine politische Konzeption, die einer gewissen Größe nicht entbehrt, aber die scheitern mußte.

Julius Wiggers, ein Mann ganz modernen Schlages, ist hoch betagt gestorben. Er war ein Liberaler bester Art, der für seinen Liberalismus gelitten hat und ihm stets treu geblieben ist. Durch eine niederträchtige Denunziation bezahlter Spitzel wurde Wiggers in einen Hochverrathsprozeß verwickelt und durch eine niederträchtige gerichtliche Prozedur dann zu $1^1/_4$ Jahren Zuchthaus verurtheilt. Das war zur Zeit der ärgsten Reaktion im Jahre 1856 in Mecklenburg auf preußische Anstiftung geschehen.

Rostock ehrte Wiggers dadurch, daß es ihn als seinen ersten Vertreter in den Norddeutschen Reichstag entsandte; dort gehörte Wiggers zur nationalliberalen Partei, zum Kreise jener Nationalliberalen, die für ein deutsches Reich glühten, und die soviel für die deutsche Einheit parlamentarisch gethan haben.

Die Verhandlungen zwischen Kitchener und Botha sind auch bisher noch nicht zum Abschluß gelangt, aber es scheint, daß der Kampf zwischen Engländern und Holländern sich seinem Ende zuneigt. Die Engländer sind müde; die Buren werden die Hoffnung aufgegeben haben, das Kapland zu insurgiren und ohne Aufstand in der Kapkolonie ist eine siegreiche Durchführung des Kampfes gegen die englischen Truppen undenkbar. Hoffentlich stimmt diese Sachlage beide Theile zur Nachgiebigkeit, und es kommt ein Friede zu Stande, der mit dem Selbständigkeitsgefühl der Buren rechnet, und der daher allein die Gewähr bleibender ruhiger Zustände bietet.

In China verhandelt man und kämpft man mit den Chinesen weiter, und dazu kommen noch die diplomatischen Verhandlungen der Mächte mit Rußland wegen des chinesisch-russischen Uebereinkommens über die Mandschurei. Bei aller diplomatischen und kriegerischen Rührigkeit scheint aber alles so ziemlich auf der alten Stelle stehen zu bleiben, und ein Ende der ganzen Affäre ist deutlich noch nicht abzusehen.

* * *

Unsinn, du siegst!

Es scheint, als ob bei den Vorbereitungen zu den neuen Handelsverträgen seitens der Reichsregierung kein Fehler ungeschehen bleiben soll. Die Waage, die lange zwischen einem einheitlichen und einem Maximal- und Minimaltarif schwankte, hat sich glaubwürdigen Informationen zufolge zu Gunsten des Doppeltarifs gesenkt. Allerdings sollen nicht für alle Positionen des Zolltarifs Doppelsätze aufgestellt werden, sondern nur für die wichtigeren Agrarprodukte. Das ist aber vom Standpunkt der Vertreter eines einheitlichen Tarifs kaum eine Milderung; vielmehr tritt die Plumpheit des Versuchs, bei den bevorstehenden Verhandlungen die anderen Kontrahenten einer vollendeten Thatsache gegenüberzustellen, durch eine Auswahl derjenigen Artikel, um die vorzugsweise der Streit sich drehen wird, nur noch deutlicher hervor. Es erscheint kaum verständlich, wie eine Regierung selbst den Strick liefern kann, mit dem ihr bei den bevorstehenden Verhandlungen durch aufdringliche Interessenten die Hände gebunden werden sollen. Man spricht davon, daß Graf Posadowsky, der in der Reichsregierung dem Grafen Bülow ebenso über den Kopf zu wachsen beginnt, wie Herr von Miquel in Preußen, den agrarischen Doppeltarif als Regierungsvorlage durchgesetzt habe und zwar mit Zollsätzen von 6 und 8 Mark pro Doppelzentner für Weizen, und 5 und 7 Mark für Roggen.

Findet diese Vorlage im Bundesrath Zustimmung — woran, wenn Preußen sich dafür erklärt, kaum zu zweifeln ist — so werden unsere Agrarier, die ja gewerbsmäßig unzufrieden sind, die Minimalsätze gewiß für viel zu niedrig erklären. Da sie der Schwächlichkeit der Regierung den Doppeltarif abgetrotzt haben, so werden sie auch nicht daran verzweifeln, noch höhere Minimalsätze durchzudrücken. Sollte ihnen das aber nicht gelingen, so wird ihr Bestreben, keine neuen Handelsverträge zu Stande kommen zu lassen, nur um so eifriger werden. Scheitern die Handelsvertragsverhandlungen, so tritt ja von selbst der Maximalsatz ein. Man würde also dann mit 70 bezw. 80 Mark Zoll für die Tonne Brodgetreide zu rechnen haben, und das würde — wenigstens vorläufig — den Wünschen unserer Agrarier genügen. Es wäre ein Meisterstück der diplomatischen Staatskunst, wenn die Regierung sich für die bevorstehenden Handelsvertragsverhandlungen nicht bloß die Hände binden ließe, sondern für die Agrarier noch einen besonderen Anreiz schüfe, dafür zu sorgen, daß die gebundene Regierung ihre Hände nicht wieder frei bekommt.

Allerdings ist ja auch einem Doppeltarif gegenüber die Regierung nicht gehindert, einen Handelsvertrag abzuschließen, in dem unter die Sätze des Minimaltarifs herabgegangen wird. Jeder neue Handelsvertrag, er mag aussehen wie er will, bedarf zu seiner Giltigkeit der Zustimmung seitens der Volksvertretung. Die Regierung ist durchaus nicht gebunden, nur einen solchen Handelsvertrag vorzulegen, bei dem sie die Sätze des Minimaltarifs innegehalten hat; aber mit Recht wird man jeder Regierung, die heute einen Doppeltarif vorlegt und morgen einen Handelsvertrag abschließt mit Sätzen, die unter dem Minimaltarif liegen, eines Bruches von Treu und Glauben beschuldigen. Obgleich deshalb formell die Möglichkeit nach wie vor weiterbesteht, Handelsverträge ohne Rücksichtnahme auf die Minimalsätze des Doppeltarifs abzuschließen, wird eine Regierung, die sich einmal auf den Doppeltarif hat festnageln lassen, doch thatsächlich jene Entschlußfähigkeit nicht finden, die unbekümmert um die Mindestsätze des Doppeltarifs Tarifverträge zum Abschluß bringt.

Nun ist es jedoch noch nicht einmal das Schlimmste, daß ein Doppeltarif den Abschluß von Handelsverträgen generell erschwert. Jeder Doppeltarif trägt aber zugleich die fruchtbarsten Keime zu Zollkriegen in sich. Gelingt es, mit dem einen Staat auf der Basis der Sätze des Minimaltarifs zum Abschluß zu gelangen, so tritt zu Ungunsten anderer Staaten ein Differenzialzoll in Kraft; und damit ist der Zollkrieg gesichert.

Es herrscht in manchen Kreisen der Industrie und selbst des Handels bei uns in Deutschland noch immer der Glaube, daß ein so erfahrener Diplomat wie Graf Bülow schließlich doch noch alles zum Besten wenden werde, daß neue Handelsverträge zum Abschluß gelangen und die Agrarier über den Löffel barbirt werden würden. Dieser Glaube ist ein Köhlerglaube. Die Diplomatie ist nur ein Hilfsgewerbe der Staatskunst; ein Diplomat, der nicht zugleich ein Staatsmann ist, bedeutet außerordentlich wenig. Daß aber bei uns gegenwärtig kein überlegener Staatsmann die Zügel der Handelspolitik in der Hand hat, darüber ist keine Täuschung mehr möglich. Unsere Agrarier haben vor dem Grafen Bülow heute weniger Respekt, als sie selbst vor dem Fürsten Hohenlohe hatten, und deshalb behandeln sie ihn auch politisch noch schlechter. Während sie vom gegenwärtigen Reichskanzler eine Kniebeuge nach der anderen verlangen, machen sie in Preußen eine geradezu höhnische Opposition, und zwar nicht bloß in der Kanalfrage, sondern auch bei untergeordneten Anlässen. Nichts ist in dieser Beziehung charakteristischer als die Haltung der Konservativen und der Centrumsleute, also der eigentlichen agrarischen Armee, gegenüber der Forderung der preußischen Regierung auf Bewilligung von 8 Kreisschulinspektorstellen. Im vorigen Jahre machten die Stützen von Thron und Altar prinzipielle Bedenken geltend; sie wollten die weltliche Schulinspektion eingeschränkt, und die geistliche Schulinspektion zur möglichst ausschließlichen Regel gemacht wissen. In diesem Jahre hat man den grundsätzlichen Standpunkt verlassen, und 5 von den geforderten 8 Stellen bewilligt, 3 dagegen unter den nichtigsten Vorwänden nach wie vor verweigert. Das ist eine Unfreundlichkeit — man kann auch sagen eine Chikane —, die gegenüber einer Regierung, welche sich in schwächlichem Nachgeben den Agrariern zu Liebe geradezu erschöpft, wie der reine Hohn erscheint. Die preußische Regierung, an deren Spitze Graf Bülow steht, läßt sich aber auch solche Nasenstüber in christlicher Demuth ruhig gefallen.

Kann man sich angesichts solcher Vorgänge darüber wundern, daß unseren Agrariern der Kamm immer mehr schwillt? Sie merken, daß die politische Konjunktur für sie seit Bismarck's Sturz niemals so günstig gewesen ist wie heute, und sie möchten deshalb auch ihre politische Ernte möglichst rasch in die Scheuern bringen. Deshalb auch das Drängen nach schleuniger Vorlegung des neuen Zolltarifs! Auch in dieser Beziehung werden die Agrarier wahrscheinlich ihren Willen durchsetzen. Die anti-agrarische Bewegung wird damit zu rechnen haben, daß noch im Mai der Entwurf des neuen Zolltarifs an den Reichstag gelangt.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

XIV.

Im Abgeordnetenhause wurde die Berathung des Kultusetats fortgesetzt. Der frühere Führer des Centrums Windthorst hat die Prophezeiung hinterlassen, daß es zu einem zweiten Kulturkampfe kommen werde, der schärfer sein werde als der erste und sich um die Schule drehen müsse. Zu einer Entscheidungsschlacht ist es zwar nicht gekommen, aber zu einigen Rekognoszirungsmärschen. Zunächst wurde der Kultusminister dahin scharf gemacht, sich als einen entschiedenen Gegner der konfessionslosen Schule zu bekennen. Dann wurde über die Schaffung einiger neuen etatsmäßigen Stellen für Kreisschulinspektoren gemarktet. Die Gesetzgebung der Jahre von 1871 bis 1877 hat als dauernde Frucht außer dem Civilstandsgesetz das Schulaufsichtsgesetz hinterlassen. Das Gesetz ist gut, aber es wird nicht in dem Geiste gehandhabt, in dem es erlassen

worden ist. Soll das Gesetz seine Wirkung thun, so muß es in jedem Kreise einen Schulinspektor geben, der Fachmann ist und seine ganze Kraft dem Amte widmen kann. Dazu gehört, daß er im Hauptamte mit zureichendem Gehalt angestellt ist, also nicht durch die Verwaltung eines anderen Amtes von diesem Beruf abgezogen wird. Thatsächlich liegen die Dinge so, daß in überwiegender Zahl Geistliche das Amt eines Schulinspektors im Nebenamte verwalten. Das bedeutet also, daß der Staat theoretisch sein Recht, die Schulaufsicht zu üben, behauptet, praktisch aber sich zurückzieht. Dieser Zustand wird von der Regierung als ein genügender vertheidigt, in einzelnen Fällen sieht sie sich aber doch genöthigt, die Schaffung neuer Stellen für weltliche Schulinspektoren nebst den dazu gehörigen Gehältern zu fordern. Das Haus hat aber nur einen Theil der Forderungen bewilligt und damit bekundet, daß die Regierung noch immer nicht auf der Höhe eines christlich-konservativen Standpunktes steht, die sie einnehmen sollte.

In der Berathung des Kultusetats spielt natürlich der Kultusminister die erste Geige. Da aber das Instrument des Herrn Studt einen schwachen Ton hat, hat Herr Finanzminister Miquel zur Baßgeige gegriffen und einige kräftige brummende Töne von sich gegeben. Er ist sehr unzufrieden mit den Oberlehrern, die mit ihren heidenmäßig hohen Gehältern sich nicht begnügen wollen. Wie kommt ein Oberlehrer, der idealen Bestrebungen huldigen soll, überhaupt dazu, sich um Geld und Gut zu bekümmern? Das Streben, mehr Geld zu verdienen, hat nur dann einen ethischen Charakter, wenn es von nothleidenden Agrariern ausgeht.

Noch in einer anderen Beziehung ist ein Konflikt zwischen Kulturzwecken und finanzieller Engherzigkeit hervorgetreten. Es waltet ein Bedürfniß ob, in Breslau eine technische Hochschule zu errichten und dieses Bedürfniß ist von der Regierung erkannt. Aber ehe die Regierung zum Werke schreitet, sollen aus privaten Mitteln Opfer gebracht werden. Nun sind der Regierung aus der Stadt Breslau und von anderen Körperschaften schon anderthalb Millionen angeboten worden, aber der Finanzminister erklärt: „Dat recht nicht!“

Unter den Reden, die beim Kultusetat gehalten worden sind, sind zwei des achtzigjährigen Virchow hervorzuheben. Die eine bezieht sich auf die Nothwendigkeit, die Museen, insbesondere dasjenige für Völkerkunde nutzbarer zu machen, indem man die Kenntniß der darin aufgehäuften Schätze erleichtert, die andere auf die Trennung der Medizinalverwaltung von der Kultusverwaltung und ihre Verbindung mit der Polizeiverwaltung. Es wird schwer sein, in den gesammten mehrwöchentlichen Verhandlungen über den Kultusetat so viel dauernde Gedanken zusammenzusuchen, wie in diesen beiden Reden des Veteranen der Politik und Wissenschaft enthalten sind.

In den Reichstagsverhandlungen ist es in der That schwer nach Dingen zu suchen, die am Ende der Woche das Interesse noch fesseln. Herr Staatssekretär Tirpitz ist zur Rede gestellt worden, weil er für die Marine amerikanische Fleischkonserven angeschafft hat. Er hat dafür keine andere Entschuldigung gehabt, als die, daß er im Inlande keine Konserven habe auftreiben können. Der verblendete Mann begreift noch nicht, daß es eines deutschen Matrosen würdiger ist, zu hungern als corned beef zu essen.

Ueber den Eisenbahnbau in Ostafrika ist es noch zu keiner Entscheidung gekommen, weil die Regierung einen neuen Plan angekündigt hat, der auf Betheiligung des Privatkapitals und Zinsgarantie des Reiches beruht.

Bei Gelegenheit des Reichseisenbahnetats hat der sozialdemokratische Herr Stadthagen eine Rede gehalten, die an das Brüllen des Löwen im Sommernachtstraum erinnert. Der Hergang ist nur zu erwähnen, weil er zeigt, wie spurlos solche Extravaganzen, in denen Herr Stadthagen kaum einen Genossen hat, nicht allein an dem Hause, sondern auch an seiner eigenen Partei vorübergehen.

Proteus.

Die Nothlage der Landwirthschaft in der Beleuchtung einer Buchführung.

Bei Begründung einer Erhöhung der Getreidezölle und der sonstigen agrarischen Forderungen wird immer als stärkstes, die Frage endgiltig entscheidendes Argument die Nothlage der Landwirthschaft angeführt und mehr oder weniger als unanzweifelbare Thatsache zum Ausgangspunkt der ganzen Beweisführung genommen. Die Zahl der die Nothlage verneinenden Landwirthe ist eine verhältnißmäßig kleine, die der bejahenden eine überaus große. Soll man daraus schließen, daß sie in ernster Ausdehnung und Bedeutung zweifellos vorhanden sei? Wir meinen, trotz der großen Zahl der bejahenden Stimmen eine scharfe und eindringende Prüfung als durchaus nothwendig und berechtigt hinstellen und die Nothlage anzweifeln zu dürfen. Im Allgemeinen werden wenige Menschen ihren Zustand für durchweg befriedigend ansehen, sie werden gern bereit sein, zuzustimmen, wenn behauptet wird, daß ihre Lage eine unbefriedigende, der Aufbesserung und Unterstützung dringend bedürftige sei, sie werden es sich sehr gern gefallen lassen, durch solche Schilderungen direkte oder indirekte Vortheile zugewendet zu erhalten, und werden gern bereit sein zum Theil laut in die Klagen einzustimmen, zum Theil schweigend sie gut zu heißen und den Nutzen einzustreichen.

Die Ergebnisse der Einkommensteuereinschätzungen weisen, wie behauptet wird, unbestreitbar nach, daß die Lage der ländlichen Bevölkerung und der Landwirthschaft wesentlich ungünstiger sei als die Lage der Stadtbewohner, von Handel und Gewerbe. Nun wird man ohne Weiteres zugeben können, daß ein tüchtiger Mann auf dem Gebiet des Handels und der Industrie nach der Natur der Gewerbe wahrscheinlich größere, unter Umständen erheblich größere materielle Erfolge erreicht als in der Landwirthschaft. Die Gründe hierfür eingehender zu erörtern muß Abstand genommen werden, um die Frage nicht unnöthig zu erweitern und zu verwirren. Wir wissen alle, daß der Betrieb der Landwirthschaft nicht so ausschließlicher Lebenszweck eines größeren Theiles besonders der größeren Besitzer ist, wie dies in Handel und Gewerbe mehr oder weniger selbstverständlich ist. Die Annehmlichkeit der sozialen Stellung, man kann auch sagen die mehr oder weniger als unvermeidlich angesehene Erfüllung sozialer Pflichten des größeren Landbesitzes schließen eine so intensive Konzentrirung aller Kräfte und Fähigkeiten auf den eigentlichen Betrieb theilweise aus, wie sie jeder Leiter eines größeren Handelshauses oder gewerblichen Betriebes leisten muß, wenn derselbe gedeihen und gute Erträge abwerfen soll. Wir glauben daher, einen mäßigen Unterschied in den Erträgen der landwirthschaftlichen Betriebe gegenüber denen gutgehender gewerblicher als leicht erklärlich bezeichnen und behaupten zu dürfen, daß ein solcher Unterschied allein keineswegs als ein Beweis einer landwirthschaftlichen Nothlage oder einer Berechtigung auf staatliche Unterstützungsmaßnahmen aufzufassen ist. Was aber werden wir als berechtigte Forderung jeder ernsten Erwerbsthätigkeit anzuerkennen haben? Wir meinen, daß der Ertrag derselben eine Verzinsung des im Betrieb thätigen Kapitals ergeben soll, welche gleichsteht dem Zinsfuß für mündelsichere Gelder, und daß außerdem darüber hinaus für die persönlich geleistete Arbeit des Betriebsleiters ein Gewinn erzielt werden soll, welcher einigermaßen nahesteht den Ergebnissen gleichartiger und gleichwerthiger Arbeit auf anderen Gebieten. Wir erwähnten schon vorher, daß dieser über die Verzinsung hinausgehende Gewinn allerdings bei der Landwirthschaft wohl etwas geringer sein werde als in Handel und Gewerbe. Halten wir uns an die Ergebnisse der Einkommensteuereinschätzung, dann werden wir allerdings anscheinend gewaltige Unterschiede finden. Wir sind aber auch der Meinung, daß diese Einschätzungen in recht vielen Fällen erheblich zu niedrig bei den Herren Landwirthen ausfallen. Eine ganz genaue

Buchführung, welche den eigenen Verbrauch der Familie aus den Erträgnissen der Wirthschaft vollständig nachweist, wird vielfach nicht geführt. Gerade der tüchtigste Landwirth, dem das Gedeihen und die Aufbesserung seiner Wirthschaft Herzensbedürfniß ist, verwendet Arbeit und verfügbar werdendes Geld fortgesetzt im Interesse der Wirthschaft, sei es, daß er schlechte Ackerstellen verbessert, nasse Ländereien drainirt, Sumpflöcher ausfüllt oder trockenlegt, schlechte Gebäude durch gute ersetzt, todtes Inventar vermehrt und verbessert, den Viehstand vergrößert oder durch Einführung besseren Materials in seinem Werthe erhöht. All diese Maßnahmen kosten natürlich Geld, unter Umständen viel Geld, lassen größere Kassenbestände nicht entstehen und führen, wenn sie nicht durch eine sorgsame, wohldurchdachte Buchführung das Vorhandensein entsprechend erhöhter Werthe nachweisen, auch einen durchaus gewissenhaft rechnenden Landwirth leicht zu der Meinung, daß seine Arbeit nennenswerthe Erträge ihm nicht geliefert habe, daß das Ergebniß derselben, sein Jahreseinkommen, ein ganz minimales, unbefriedigendes sei. Beim Gewerbetreibenden erscheint jede neue Maschine, jeder Anbau am Fabrikgebäude, jede sonstige Geld verschlingende Anlage in der Jahresbilanz als vorhandener Werth, und der Betriebsnutzen des Jahres schließt diesen erhöhten Werth (selbstverständlich unter angemessenen Abschreibungen) durchaus ein. Beim Landwirth gibt es in sehr vielen Fällen eine so genaue Buchführung, welche alle Wertherhöhungen, Neuanschaffungen u. s. w. nachweist, nicht. Es kann auch zugegeben werden, daß es zweifelhaft ist, ob in jeder Stunde die thatsächlich geschaffene Wertherhöhung auch in einem erhöhten Verkaufspreise sicher zum Ausdruck kommt. Dieses Zugeständniß kann gemacht werden, wenn von kleineren Wertherhöhungen einzelner Jahre zu sprechen ist, handelt es sich aber um Jahrzehnte lang fortgesetzte Wertherhöhungen, dann ist auch auf einen erhöhten Verkaufspreis mit derselben Sicherheit zu rechnen, mit welcher der Gewerbetreibende auf den erhöhten Verkaufspreis einer erweiterten und reicher ausgestatteten Betriebsanlage rechnet und gezwungen ist, in seiner Einschätzung sein Jahreseinkommen unter Berücksichtigung all solcher Anlagen und Wertherhöhungen einzuschätzen und zu versteuern. Faßt man bestimmte Güter, welche von einem tüchtigen Landwirth, unterstützt durch eine tüchtige Frau, bewirthschaftet sind, ins Auge, stellt man den Zustand der Wirthschaft vor 25, 30 Jahren dem jetzigen gegenüber, vergleicht man den Kulturzustand der Aecker und Gebäude, Viehstand, das vorhandene Inventar von damals und jetzt, so wird jeder Unbefangene zugeben, daß manches Gut dieser Art, welches vor 25 Jahren vielleicht 225 000 Mark werth war, heute mindestens 300 000 Mark werth ist und im Verkauf einen solchen Preis auch mit Sicherheit bringt. Hört man dann vielleicht, daß der Besitzer eines solchen Gutes ein Einkommen von 4000 Mark oder dergleichen versteuert, während in der Stadt ein tüchtiger Handwerker oder ein ziemlich kleiner Geschäftsmann dasselbe Einkommen zu versteuern hat, vergegenwärtigt man sich die Lebenshaltung dieser Kreise, muß man sich sagen, daß der Besitzer mindestens 6—7000 Mark in der Stadt brauchen würde, um seine Lebenshaltung einschließlich der den Kindern zu gebenden Erziehung aufrecht zu erhalten, dann liegt es für jeden Unbefangenen auf der Hand, daß eine solche Einschätzung zu niedrig sein muß und zweifellos zu niedrig ist. Vergegenwärtigt man sich, daß manch tüchtiger Landwirth nach 25-, 30jähriger Thätigkeit mit einem Vermögen sich zur Ruhe setzt, welches nicht selten um 80—100 000 Mark und mehr größer ist, als beim Beginn seiner Arbeit, daß er in dieser Zeit häufiger einer recht achtbaren Zahl von Kindern eine gute und naturgemäß ziemlich theure Erziehung gegeben hat, dann ist es ein sehr einfaches Ergebniß des Einmaleins, daß all dies mit einem Einkommen von 4 oder 5000 Mark sich nicht erreichen ließ. Gelegentlich gibt ja wohl auch mal in der Privatunterhaltung ein Landwirth trotz seines sonstigen agrarischen Nothlagestandpunktes zu, daß die Sache mit der Landwirthschaft nicht ganz so schlimm sei, sobald es sich aber um öffentliches Anerkenntniß handelt, wird dergleichen abgeleugnet, und energisch die unerträgliche Nothlage behauptet. Leider ist es ziemlich schwer, den Gegenbeweis zu führen, da nur ein kleiner Theil von Landwirthen nach kaufmännischen und gewerblichen Grundsätzen Buch führt, und auch diese Buchführungen nicht zur Prüfung zur Verfügung gestellt werden. Versuchen wir nun zunächst festzustellen, nach welchen Grundsätzen eine Ertragsberechnung der landwirthschaftlichen Thätigkeit vorzunehmen ist, und beurtheilen wir alsdann nach einer landwirthschaftlichen Buchführung, deren Ergebnisse wenigstens theilweise veröffentlicht sind, inwieweit eine Nothlage anerkannt werden muß.

Es wird vor allem anerkannt werden müssen, daß dem Einkommen zuzurechnen ist der gesammte Verbrauch der Familie an Nahrung, Wohnung, Feuerung, Unterhalt der lediglich der Familie gewidmeten Bedienung, kurzum alles dem Verbrauch der Familie gewidmete, was ja jeder Städter aus seinem Einkommen bezahlt. Es handelt sich da um Beträge, die bisweilen schon dem gesammten zur Versteuerung gelangenden Einkommen ziemlich nahe stehen, und nach gelegentlichen Aeußerungen dürften die Fälle nicht selten sein, wo nicht nur hierfür lächerlich wenig oder gar nichts in Berechnung gezogen wird, sondern gar noch recht beträchtliche Theile des Wirthschaftsertrages, z. B. die ganzen Erträge der Milchwirthschaft, unverbucht in die Kasse der Hausfrau übergehen und von dieser zur Bestreitung der verschiedensten Ausgaben für die Familie verwendet werden, ohne daß sie in der wirthschaftlichen Buchführung zur Verrechnung gelangen. Ferner wird jeder Unbefangene zugeben müssen, daß nicht ohne weiteres jeder Landwirth Anspruch auf lohnenden Ertrag hat. Man wird vielmehr auch bei ihm fordern müssen, daß er seine Sache versteht, daß er mit voller Hingebung seiner Wirthschaft sich widmet, daß er nach seiner Decke sich streckt, sparsam lebt und von vornherein nicht in Schwierigkeiten und Bedrängniß sich begeben hat, welche auch einen tüchtigen Mann zu Grunde richten können. Für den Kaufmann und Gewerbetreibenden sind diese Forderungen mehr oder weniger selbstverständlich, und niemand wundert sich, wenn ein untüchtiger oder nachlässig Wirthschaftender anstatt vorwärts rückwärts kommt und in Konkurs geräth. Daß ein großer Theil von Landwirthen mit einem oder dem anderen dieser Mängel zu kämpfen hat, daß mancher über seine Verhältnisse lebt oder über die Grenzen seines Betriebskapitals hinaus sich ein zu großes und zu theures Gut auf den Hals ladet, daß mancher eine gründliche, von klein auf begonnene Berufsbildung sich nicht angeeignet hat, daß mancher um andere Dinge sich mehr kümmert als um seine Wirthschaft, daß manchem wesentliche Voraussetzungen des Erfolges, klarer Blick, Festigkeit in der Führung der Geschäfte, volle Beherrschung aller in Betracht kommenden Fragen und Verhältnisse fehlen, wird auch von den Agrariern zugegeben und zugestanden werden müssen, daß unbefriedigende Ergebnisse bei solchen Persönlichkeiten als Beweis für landwirthschaftlichen Nothstand nicht anerkannt werden darf. Die Frage muß vielmehr ganz scharf und fest begrenzt so gestellt werden: Erwirbt auch ein gründlich durchgebildeter, tüchtiger Landwirth, welcher seine Lebenshaltung durchaus seinen Mitteln und Erträgen anpaßt, welcher seine Wirthschaft mit voller Hingabe und Sorgsamkeit führt, welcher dieselbe nicht über den Kopf bezahlt hat und ein angemessenes Betriebskapital sich zur Verfügung gehalten hat, über die Verzinsung seines eigenen Kapitals hinaus nicht mehr einen angemessenen Gewinn als Bezahlung für seine persönliche tüchtige Arbeit? Diese Frage läßt sich nur an der Hand einer sorgsam geführten Buchführung beantworten, und ihre Beantwortung wollen wir versuchen auf der Grundlage, welche der Graf zur Lippe in seiner bekannten Broschüre: Ermittlung von Produktionskosten und Reinertrag landwirthschaftlicher Betriebe (1896, Paul Parey) bietet.

Wir schicken voraus, daß Graf zur Lippe auf streng agrarischem Standpunkt steht, daß er Anhänger des An-

trags Kanitz und somit nach seiner prinzipiellen Anschauung auch für den Agrarier durchaus einwandsfrei ist. Das Gut Ober-Schönfeld, Kreis Bunzlau, dessen Betriebsergebnisse er behandelt, hat eine Gesammtfläche von 313,78 Hektar, davon rund 249 Acker, 22 Wiesen, Rest Wald, Wasser u. s. w. Der Grundsteuerreinertrag beträgt 3105 Mark und der Verkaufswerth würde mit dem von uns angenommenen etwa hundertfachen Grundsteuerreinertrag sicherlich nicht besonders niedrig angenommen sein, wenn er auch in Rücksicht auf den zweifellos vorhandenen hohen Kulturstand, Brennerei, großes lebendes und todtes Inventar vielleicht noch etwas höher sein mag. Einen erheblichen Unterschied würde eine etwaige Differenz nicht ausmachen. Ein etwaiger Mehrwerth, der zurückzuführen wäre auf herrschaftlichen Wohnsitz und Zubehör, wird für die Beurtheilung des landwirthschaftlichen Betriebes füglich außer Betracht zu lassen sein. Der Graf zur Lippe bietet eine Buchführung, so sorgsam geführt und so wohl durchdacht, daß nach unserer Ueberzeugung die Nachahmung derselben unseren Landwirthen unendlich viel mehr Nutzen bringen würde als alle Getreidezölle u. s. w. Allerdings hält Graf Lippe streng und scharf seine Privatwirthschaft und Landwirthschaft auseinander. Was seine Familie, die dazu gehörige Dienerschaft verbraucht, wird der Landwirthschaft gutgeschrieben. Gespanntage, welche im Interesse der Familie aufgewendet werden, hat das Privatkonto der Wirthschaft zu erstatten durch Belastung und Gutschrift. Die Feststellung der Selbstkosten für jeden Gespanntag, für die allgemeinen Wirthschaftskosten, die Berechnung des Düngerwerthes und der Düngervertheilung, kurzum alle Einzelheiten der Buchführung sind so sorgsam und sachgemäß durchdacht, daß wir ihr Studium und ihre Nachahmung unseren Landwirthen nicht dringend genug ans Herz legen können. Hoffentlich haben sie sich noch so viel Unbefangenheit bewahrt, daß sie einen wirklich guten Rath, auch wenn er vom Gegner kommt, zu würdigen wissen. Auf die genannten Einzelheiten einzugehen, würde zu weit führen, bleibt auch für unseren Zweck ohne wesentlichen Belang. Selbstverständlich macht Graf Lippe jährlich eine genaue Inventur, in welcher der Werth des todten Inventars, des lebenden Inventars, der im Acker steckenden (als Vorschüsse bezeichneten) noch nicht ausgenutzten Dünger- und Arbeitswerthe genau festgestellt werden, und auf Grund dieser Inventur und des Abschlusses der einzelnen für Weizen, Roggen, Brennerei, Kartoffeln, Rindvieh, Rüben u. s. w. geführten Jahreskonten stellt er fest, welchen Ueberschuß oder Verlust das Jahr gebracht hat. Er theilt das Ergebniß in Bodenkapitalrente, Betriebskapitalrente und Arbeitsrente, verlangt also erstens Verzinsung des im Boden und Gebäudewerth angelegten Kapitals, zweitens im lebenden und todten Inventar sowie in den erwähnten Jahresvorschüssen steckenden Betriebskapitals, drittens, daß für die persönliche Arbeit des Besitzers und Betriebsleiters ein angemessener Ueberschuß, eine Arbeitsrente herausgewirthschaftet werde. Diese Forderungen müssen ohne weiteres als berechtigt anerkannt werden. Inwieweit erfüllt sie nun die von ihm geleitete Wirthschaft? Selbstverständlich können hier nur Wahrscheinlichkeitsrechnungen aufgestellt werden, da zwar die Jahresergebnisse einzelner Konten, nicht aber das Ergebniß eines ganzen Wirthschaftsjahres vorliegen. Sehen wir uns aber einmal die Ergebnisse der einzelnen Konten etwas näher an. Wir beschränken uns auf das Roggenkonto, Seite 44—46, das Brennerei- und Kartoffelkonto, Seite 49 und 50, auf das Rindviehkonto, Seite 53. Das Roggenkonto (des Jahres 1894 wie der angegebene Produktionspreis von 3,61 pro Centner auf Seite 46 zeigt) ergab als Ertrag von 221,5 Morgen, rund 55 Hektar, nach Abzug aller Vorschüsse, aller allgemeinen Kosten, Arbeitslöhne, Gespann- und Düngungskosten, Deckung der Hypothekenzinsen, eine Mehreinnahme von 3462 Mark. Graf Lippe sagt auf Seite 47, daß falls der Produktionspreis das gesammte Bodenkapital mit $3\frac{1}{2}$ Proz. verzinsen soll, er sich um 92 Pfennig auf 6,60 Mark im 16 jährigen Durchschnitt erhöhe. Danach wären, hoch gerechnet, auf 1550 Centner Körner vielleicht noch 1462 Mark von dieser Mehreinnahme abzurechnen, und man behielte alsdann 2000 Mark Reinertrag. Rechnet man auch noch einen Antheil an der Verzinsung des Betriebskapitals, welches ohne lebendes Inventar 55 000—60 000 Mark à 4 Proz. rund 2400 Mark oder ca. 9 Mark pro Hektar betragen würde, ab, dann bleiben noch immer rund 1500 Mark als reine Arbeitsrente für eine Fläche von 55 Hektar. Das Rindviehkonto, Seite 53, ergibt eine Mehreinnahme von 4580 Mark, abzüglich Verzinsung des darin steckenden Kapitals von rund 18 500 Mark zu 4 Proz. mit 740 Mark eine reine Arbeitsrente von 3840 Mark. Kartoffel- und Brennereikonto, Seite 49 und 50, ergeben: Die Brennerei eine Verwerthung von 6646 Centner Kartoffeln mit 1,31 Mark pro Centner, das Kartoffelkonto einen Ueberschuß von 2621 Mark von rund 41 Hektar oder unter Abzug der Zinsen für Boden- und Betriebskapital (welche neben den Hypothekenzinsen mit rund 8200 Mark oder rund 30 Mark pro Hektar sicherlich nicht niedrig angesetzt werden) rund 1200 Mark als reine Arbeitsrente. Beim Roggen haben wir pro Hektar rund 27 Mark, bei den Kartoffeln rund 30 Mark reine Arbeitsrente. Nehmen wir an, daß die nicht angeführten ca. 154 Hektar, welche nach dem Jahresabschlußkonto Weizen, Gerste, Hafer, Klee, Zuckerrüben u. s. w. tragen, nur 25 Mark pro Hektar Arbeitsrente ergeben, dann kämen wir auf 3800 Mark, welche zuzüglich 1500 Mark aus Roggen, 1200 Mark aus Kartoffeln, 3800 Mark aus Rindviehkonto, ohne etwaige Erträge der Schweinezucht u. s. w. 10 300 Mark reine Arbeitsrente ergeben, über die Verzinsung des gesammten Boden- und Betriebskapitals hinaus.

Es wäre nun zu untersuchen, ob die genannten Kontenabschlüsse besonders günstige Jahre betreffen und somit der Durchschnitt ein wesentlich anderes Bild zeigen würde. Was den Roggen betrifft, so zeigt das Jahr 1894 mit einem Durchschnittsmarktpreis von 5,84 Mark (siehe Seite 46) den niedrigsten Marktpreis der ganzen 16 jährigen Reihe 1879—1894. Auch die Spannung zwischen Marktpreis und Produktionspreis, 2,23 Mark pro Centner, geht nur unwesentlich über die angegebene Durchschnittsspannung von 1,96 hinaus. Die Brennereirechnung ergibt bei einem Preise von etwa 49,10 Mark für 50er Spiritus eine Kartoffelverwerthung von 1,31 Mark für den Centner, während solche im Durchschnitt der angeführten 14 Betriebsjahre sich auf 1,38 stellt. Wir haben somit sicherlich nicht ein besonders günstiges Brennereijahr vor uns. Würde man die verwertheten rund 214 Hektoliter Kontingent (50er) Spiritus und die weiter verkauften 122 Hektoliter 70er Spiritus zu den Preisen des Jahres 1895 52,80 Mark oder 1897 58,50 Mark, 1898 66 Mark, 1899 59,20 Mark verwerthet haben, dann ergäbe dies für den 94er Betrieb eine Mehreinnahme von rund 1200, 3000, 5600, 3200 Mark, was selbstverständlich nicht eine gleich große Vermehrung der Reineinnahme bedeutet, aber immerhin doch mit voller Sicherheit wohl nachweist, daß das zur Verrechnung kommende Erntejahr 1894 kein außergewöhnlich günstiges gewesen ist. Das Rindviehkonto ergibt bei 4580 Mark Mehreinnahme einen Erlös aus Milch, Sahne, Butter einschließlich des eigenen Verbrauchs in Privat- und Betriebhaushalt von 8603 Mark und läßt ebenso wie alle andern Angaben erkennen, daß die Wirthschaft ebenso intensiv wie tüchtig und sorgsam geführt ist. Um so werthvoller sind die gefundenen Ergebnisse! Jeder Unbefangene wird zugeben müssen, daß die Nachweisungen einer 16 Wirthschaftsjahre umfassenden, so sachgemäß und sorgsam geführten Buchführung ganz unendlich größere Bedeutung haben als die allgemeinen Behauptungen, mit welchen sonst operirt wird. Wenn Graf L. aus den 16 Jahren beim Roggen nachweist, daß der Marktpreis für den Centner 1,96 (siehe Seite 46) hinausgeht über den Produktionspreis einschließlich Hypothekenzinsen, und 1,04 über Produktionspreis einschließlich Hypotheken- und Bodenkapitalszinsen, dann wird man wohl kaum behaupten können, daß die Roggenproduktion als reiner Erwerb betrachtet außergewöhnlich unlohnend sei. Bekanntermaßen bildet die Klage über den Roggen zwar

nicht den alleinigen, aber doch den im Vordergrunde stehenden Gegenstand der agrarischen Klagen.

Die Ergebnisse der angeführten Buchführung lassen diese Klagen nicht als berechtigt erscheinen. Wie aber will man dann erklären, daß ein Mann von so zweifelloser Einsicht und Sachlichkeit wie Graf zur Lippe trotzdem den Antrag Kanitz und alle sonstigen agrarischen Forderungen als durchaus berechtigt und nothwendig bezeichnet. Freilich sagt er auf Seite 59 selbst: „Bei sehr ungünstigen Jahren kann wohl auch der Fall eintreten, daß die Arbeitsrente, der Unternehmergewinn, ganz in Wegfall kommt," was wohl die Deutung zuläßt, daß er selbst diesen sehr ungünstigen Fall wohl nicht erfahren hat, wenn auch zugestanden werden muß, daß ein Landwirth von geringerer Tüchtigkeit auch geringere Erträge herauswirthschaften wird als Graf L. Nach unseren Ausführungen nehmen wir an, daß die Bewirthschaftung von Ober-Schönfeld über die Verzinsung von Boden- und Betriebskapital hinaus noch eine reine Arbeitsrente ergeben hat, welche 10 000 Mark eher überschritten haben dürfte. Ist dies denkbar oder wahrscheinlich, wenn trotzdem der Besitzer klagt? Wir meinen ja! Wir wissen ganz genau, daß ein bürgerlicher Haushalt bei mäßigem Wohlstand in wahrscheinlich sehr viel einfacheren Formen ohne Kutschgespann und ohne größere Dienerschaft in einer mittleren Provinzialstadt bei dem Vorhandensein mehrerer Kinder unter 6—7000 Mark kaum zu bestreiten ist. Ein Hausstand, welcher Diener, Jungfer, Köchin, Stubenmädchen beschäftigt, welcher Kutschgespann und Kutscher wenn auch nicht ausschließlich in Anspruch nimmt, aber wie dies durchaus richtig und erforderlich ist, diese Unkosten dem Privatkonto voll in Anrechnung bringt, wird sich schwerlich mit weniger als dem Doppelten der genannten Beträge bestreiten lassen, und wenn die sozialen Opfer nun noch in Betracht gezogen werden, welche das Mitglied eines alten Adelsgeschlechts schwer umgehen kann, wenn vielleicht gar noch ein Sohn durch Militär- oder andere standesgemäße Karriere einige Extraausgaben verursacht, — es braucht noch gar nicht verschwendet zu werden — dann wird man gern annehmen können, daß die Ergebnisse der Wirthschaft trotz aller Tüchtigkeit, Sparsamkeit, Sorgsamkeit mehr als den Familienbedarf kaum decken, und man wird es verstehen können, wenn der Leiter dieser Wirthschaft im Bewußtsein seiner Tüchtigkeit glaubt, etwas mehr als den Unterhalt der Familie als Ergebniß seiner Arbeit beanspruchen zu können. Wäre ein solcher Anspruch aber berechtigt, wenn man die betreffende Landwirthschaft lediglich als Erwerbsquelle ins Auge faßt? Und so gestellt, glauben wir die Frage verneinen zu können. Wenn in einer Wirthschaft im Werthe von 300—350 000 Mark das angelegte Kapital voll verzinst und darüber hinaus noch eine Arbeitsrente erzielt wird in dem ungefähren Betrage, wie wir sie oben angenommen haben, dann glauben wir, daß alle berechtigten Ansprüche erfüllt sind, und daß ein Erwerbszweig, in welchem solche Ergebnisse zu erzielen sind, nicht als nothleidend und unterstützungsbedürftig angesehen werden kann. Allerdings werden nicht alle Landwirthe so tüchtig sein wie der Leiter des geschilderten Betriebes. Dem gegenüber dürfte aber auch in Betracht zu ziehen sein, daß Graf L.'s Kräfte infolge seiner sozialen Stellung und Pflichten wohl auch manchmal der Wirthschaft mehr entzogen sein mögen als dies bei einem einfachen bürgerlichen Landwirth der Fall wäre, und wir glauben fordern zu dürfen, daß auch die Landwirthschaft sich auf den Standpunkt stellt, daß nur der wirklich tüchtige, fleißige und sorgsame Wirthschafter den Anspruch auf einen angemessenen Lohn seiner Arbeit zu stellen berechtigt ist.

Sehen wir uns in weiteren Bezirken nach solchen Landwirthen um, dann werden wir auch eine nicht zu kleine Zahl finden, von welchen trotz der allgemeinen Nothstandsklage jedermann annimmt, daß es ihnen wohl geht, und daß sie vorwärts kommen, und wenn bei solchen Personen die Buchführung über die Bestände an Besitz aller Art jährlich einer genauen Prüfung unterzogen werden können, dann würde wahrscheinlich auch Herr von Miquel ein recht gutes Geschäft machen, und die lauten Nothstandsklagen würden im Laufe der Zeit wohl mehr und mehr verstummen.

Daß die Landwirthschaft gegenüber der Umwälzung der Weltverkehrsbeziehungen, wie sie die Neuzeit mit sich gebracht hat, schwer kämpfen muß, kann ohne Weiteres zugegeben werden, man kann vielleicht auch noch einen Schritt weiter gehen und zugestehen, daß dieser Kampf für sie noch schwerer sei als der gleiche Kampf, den mehr oder weniger auch jeder andere Stand gegenüber ähnlichen Verschiebungen zu führen hat. Wenn der Landwirth einmal die Bücher eines gewerblichen Betriebes sich ansehen wollte und daraus erkennen, wie gewaltig auch hier neben den Löhnen die allgemeinen Unkosten gestiegen sind, die Gewinnspannung zwischen Produktionskosten und Verkaufserlös herabgedrückt ist, wie der Industrielle seinen steigenden Gewinn nur dadurch zu finden weiß, daß er seine Gesammtproduktion in früher ungeahnter Weise zu steigern vermag, dann würde er vielleicht zugeben, daß nicht er allein zu kämpfen hat. Einsichtige Landwirthe wissen ja längst, daß auch für sie das Heil nur auf demselben Wege liegt. Steigerung der Erträge durch intensive Wirthschaft, Ausnutzung aller Fortschritte der Neuzeit, aller Hilfsmittel, welche Wissenschaft und Technik an die Hand geben, und wir zweifeln nicht, daß diejenigen, welche nach solchen Gesichtspunkten wirthschaften, auch als Landwirthe noch recht hübsch vorwärts kommen. Wieviele von den lautesten Schreiern können mit gutem Gewissen behaupten, daß sie die Landwirthschaft von Grund auf kennen, daß sie sparsam leben, daß sie ihre volle Kraft der Wirthschaft widmen u.s.w.? Wir glauben, daß an der Nothlage, in welcher mancher sich befinden mag, er persönlich auch seinen vollen Antheil der Verschuldung trägt. In anderen Berufen geht man über untüchtige Personen stillschweigend zur Tagesordnung über. Mehr oder weniger ist es selbstverständlich, daß nur der wirklich tüchtige Mann Erfolge erringt. Wir glauben auch der Landwirthschaft keine anderen oder weitergehenden Ansprüche einräumen zu können und sind überzeugt, daß ein Aufsuchen der eigenen Schwächen und Mängel, für welches eine sorgsam durchdachte und geführte Buchführung die erste Voraussetzung ist, der Landwirthschaft und den Landwirthen viel mehr Segen bringen würde als die Getreidezölle, welche den gegenwärtigen Besitzern durch Steigerung des Bodenpreises vielleicht einen augenblicklichen Gewinn bringen, ihren Nachfolgern und der Landwirthschaft im Ganzen aber zweifellos nur neue Schwierigkeiten und Noth bereiten würden. Seit 20 Jahren haben wir Getreidezölle, der zehnjährige Durchschnittspreis der Tonne Roggen betrug 1820/29 86 Mk., 1830/39 100, 1840/49 125, 1850/59 159, 1860/69 155, 1870/79 169, 1880/89 154 Mk. (nach dem Konservativen Handbuch) 1890/99 wird er ca. 150 Mk. ergeben. In den siebziger Jahren, der Zeit des höchsten Durchschnitts, fangen die Klagen an — trotz aller Zölle und durchaus guter Durchschnittspreise werden sie fortgesetzt — seit 25 Jahren geht die Landwirthschaft zu Grunde! Gott sei Dank nur auf dem agrarischen Papier! — Ein Nothstand, bei welchem die Einkommen zu-, die Zwangsversteigerungen abnehmen, dürfte doch wohl Uebertreibung sein.

Selbstverständlich schmeicheln wir uns nicht mit der Hoffnung, daß die vorstehenden Darlegungen bei den agrarischen Heißspornen Beachtung oder unbefangene Prüfung finden werden; für diese sind sie nicht geschrieben. Alle weniger von materiellem Interesse Geleiteten und Befangenen aber bitten wir, unsere Ausführungen sorgsam zu prüfen und sich danach die Frage vorzulegen, ob der Nothstand im behaupteten Umfange und in dem Sinne wirklich vorhanden ist, daß auch der tüchtige Mann in der Landwirthschaft für seine Arbeit eine wohlverdiente und angemessene Entlohnung nicht findet. Wir glauben diese Frage verneinen zu dürfen und halten uns um so mehr berechtigt und verpflichtet, staatliche Maßnahmen zur Erhöhung der Lebensmittelpreise zu bekämpfen, welche gegen die am härtesten um den Unterhalt der Familie ringenden arbeitenden Klassen eine schreiende Ungerechtigkeit wären und die

Beseitigung der sozialen Zerklüftungen und Verbitterungen auf lange Zeit unmöglich machen würden. Soziale Gerechtigkeit aber und Förderung der Liebe zu Staat und Vaterland in den breiten Massen des Volks, welche in der Stunde der Gefahr auch die Hauptzahl der Kämpfer für das Vaterland zu stellen haben, halten wir doch noch für wesentlich wichtiger als die Befriedigung der unberechtigten agrarischen Forderungen.

****

Ethischer Opportunismus eines Professors der Theologie.

Aus den Reihen derer, die mißmuthig abseits von den großen Bewegungen innerhalb unseres Volkslebens stehen, ertönt vielfach die Klage, es sei auf eine fortschreitende Entwicklung im Stande der Gesinnungen des Volkes nicht zu hoffen, da doch die Gebildeten nur einen geringen oder wohl auch gar keinen Einfluß auf den Gang der Gesinnungsentwicklung hätten. Soweit damit gesagt sein soll, daß in den Kreisen, wo Politik getrieben wird, eine Abneigung gegen Bildung und Wissenschaft bestände, ist das gewiß unzutreffend. Im Gegentheil, es herrscht in den breiten Massen unseres politisch interessirten Volkes eine Hochachtung vor der Wissenschaft, die manchmal geradezu rührend naiv ist. Dem bürgerlichen Mittelstandsmanne und zumal dem Lohnarbeiter erscheint kein Wissensgebiet bedeutungslos; er läßt in seinen Bezirksvereinen mit rühmlicher Geduld wissenschaftliche Vorträge über sich ergehen und sucht aus ihnen irgend einen Gedanken zu erhaschen, gleichviel ob der Redner über „Die Psychologie des Grenznutzungswerthes“ oder über die „Telegraphie ohne Draht“ oder über „Die Bedeutung der Gaskraftmaschinen für die Kultur“ sich verbreitet. Was ihn bei solchen Vorträgen, die oft genug übergelehrt dargeboten werden, ausharren läßt, ist eine tiefe Ehrfurcht vor der Summe geistiger Arbeit, die zu überblicken ihm Gelegenheit geboten wird, und wenn er vieles, ja nicht selten das Meiste nicht verstanden hat, so bleibt ihm doch ein warmes Empfinden für die Wissenschaft, die dem Menschen dient, indem sie ihn aus der dumpfen Enge des täglichen Lebens zu erheben vermag.

Anders aber steht es freilich mit der Werthschätzung, die man im Volke den Trägern der Wissenschaft entgegenbringt. — Man traut ihnen nicht, und daran können die paar glanzvollen Namen, wie Mommsen und Virchow, nichts mehr ändern. Bei der Mehrheit der Gelehrten hat man im Volke das dunkele Empfinden, als ob die Wissenschaft vielfach nicht die einzige Leiterin ihres Redens und Handelns sei, daß sie vielmehr häufig durch Nebenrücksichten zu Verlautbarungen verleitet werden, die im direkten Gegensatz zu der wissenschaftlich gewonnenen Erkenntniß stehen. Man nimmt gar nicht einmal an, daß diese Nebenrücksichten immer oder überwiegend oft unlauterer Art seien, aber die Erkenntniß, daß die Abweichungen von den Grundlehren der Wissenschaft fast immer zu Gunsten der herrschenden und einflußreichen Klassen wirksam sind, hat den Verdacht erregt, als könne die Wissenschaft den Gewaltigen dieser Erde zu Liebe gelegentlich einmal auch gründlich umgemodelt werden. Und je häufiger man solche Modulirungen bei den Einzelnen vermuthet, um so tiefer wird die Kluft, welche die Gesammtheit der Gebildeten von der Masse des Volkes trennt.

Die Tagesblätter bringen den Auszug einer Abhandlung, die der Theologe Professor Baumgarten in der „Monatsschrift für kirchliche Praxis“ aus Anlaß der Duellinterpellation des Centrums veröffentlicht hat.

Professor Baumgarten schreibt dort über die Duellfrage:

„Der protestantische Ethiker aber sollte in der Bearbeitung derselben (der Duellfrage) nie vergessen, daß das sittliche Ideal wohl für die Selbstbeurtheilung des Einzelnen, nicht aber für die Staats- und Standesmoral ohne weiteres maßgebend sein kann: der Staat und der Offiziersstand muß unter Berücksichtigung der im Durchschnitt wirksamen perversen Triebe die Erhaltung von Gesundheit und Standesehre mit den Mitteln erstreben, die wirksam und durch Gewohnheitsrecht anerkannt sind. Es liegen da Kollisionen von Pflichten vor, die nicht mit dem einfachen Hinweis auf die Bergpredigt zu lösen sind.“

Das ist so eine von den Verlautbarungen, die es begreiflich machen, warum man im Volke den Gebildeten nicht mehr traut. Professor Baumgarten spricht einem Stande, der sich den Lehren der allgemeinen und insbesondere der christlichen Sittenlehre nicht fügen will, das Recht zu, diesen Lehren zuwider zu handeln, das sittliche Ideal, das für die Selbstbeurtheilung des Einzelnen maßgebend sei, brauche nicht von der Staats- und Standesmoral anerkannt zu werden; somit darf nach Baumgarten ein einzelner Stand direkt unsittlich handeln, sofern „die Erhaltung der Gesundheit und Standesehre“ das erfordert. Um einem einzelnen Stande dieses Privileg auf Unsittlichkeit zu wahren, gibt der protestantische Theologe Baumgarten sogar die Bergpredigt preis, d. h. jenen Theil des Evangeliums, dessen rein menschlicher, von aller Dogmatik freier Sinn den Siegeszug des Christenthums durch die ganze gesittete Welt bewirkt hat, und von allen anderen Religionen und Konfessionen, von Atheisten und Deisten gleichmäßig anerkannt, geehrt und als Ziel aller sittlichen Vollendung gepriesen wird. — Und darin liegt etwas, was bis dahin unerhört war. Nicht etwa, daß man meinen sollte, es sei jeder der Verdammung werth, der in menschlicher Schwäche gegen die Lehren der Bergpredigt verstößt — gewiß nicht, denn es steht auch in der Bergpredigt geschrieben: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. — Aber das Eine wird wohl gefordert werden müssen, daß die sittlichen Lehren der Bergpredigt maßgebend seien für alle Menschen, alle Staaten und alle Stände.

Baumgarten konstruirt hier ganz willkürlich für den Offizierstand und seinen Ehrbegriff eine sittliche Ausnahmestellung. Es taucht da die Frage auf, ob einem weniger bevorzugten Stande, als dem der Offiziere, von Seiten dieses Theologen eine ähnliche Sonderstellung eingeräumt werden würde, wenn sich herausstellte, daß er sich weigere, dem allgemeinen sittlichen Ideale nachzustreben? Gerade vom Standpunkte der christlichen Lehre, die eine Verschiedenheit der Menschen hinsichtlich der Erfüllung sittlicher Pflichten nicht anerkennt, wäre es bedeutungsvoll, zu erfahren, welche besonderen Rechte der protestantische Theologe dem Arbeiterstande hinsichtlich seiner sittlichen Pflichten zuerkennt. Der Terrorismus, wie er nicht selten in den Arbeitskämpfen zu Tage tritt, ist selbst in seinen schlimmsten Auswüchsen aus der Standesanschauung des Arbeiters entsprungen, daß ein solidarisches Handeln die Pflicht eines jeden ehrenhaften Arbeiters sei. Erlaubt es auch dem Arbeiter die Standesmoral, gegen „das sittliche Ideal, das nur für die Selbstbeurtheilung des Einzelnen maßgebend ist“, zu verstoßen und einen unsolidarischen Kollegen zu bedrohen, zu verletzen oder gar zu tödten?

Indem Baumgarten auf diese Weise die Nothwendigkeit, einem sittlichen Ideal nachzustreben, für einzelne bevorzugte Stände generell aufhebt, vollzieht er einen förmlichen Bruch mit der Sittenlehre des Christenthums und, was mehr sagen will, mit der Sittenlehre aller civilisirten Völker. Es ist kaum zu glauben, daß dieser Gelehrte sich der Konsequenzen seiner Auslassungen nicht bewußt gewesen sei, als er sie schrieb; es bleibt also nur übrig anzunehmen, daß der traditionelle Respekt vor dem Offizierstande in dem deutschen Professor stärker wirksam gewesen ist, als die wissenschaftliche Ueberzeugung des Gelehrten. Und das gerade ist es, was auch der einfache Mann aus den gekünstelten Ausführungen dieses Gelehrten heraus empfindet. — Recht ist recht und schlecht ist schlecht. Wenn das sittliche Ideal dem Einzelnen es verbietet, eine bestimmte That zu begehen, so kann durch die Gelehrsamkeit aller Professoren es dem einfachen Mann nicht einleuchtend gemacht werden, daß den Angehörigen

irgend eines Berufsstandes diese That erlaubt sei. Wenn die Kulturarbeit der Menschheit darauf ausgeht, die „im Durchschnitt wirksamen perversen Triebe" der Menschen zu unterdrücken, so kann es nicht Aufgabe des Staates sein, auf der Basis dieser perversen Triebe ein Ausnahmerecht für Einzelne zu statuiren. Wenn die Worte, die der große Reformator auf dem Berge predigte, sittlich-bindende Kraft für die Völker aller Zeiten gehabt haben, so darf ein Professor der Theologie uns nicht glauben machen wollen, daß die Bergpredigt auf die besonderen Verhältnisse der deutschen Offizierkorps nicht zugeschnitten sei.

Solche einfachen Ueberlegungen zertrümmern den künstlichen Bau, den hier ein evangelischer Theologe zum Schutze des Duellwesens errichtet hat, mit einem Schlage. Es ist nicht wohl anzunehmen, daß Baumgarten den Duellfreunden einen großen Gefallen gethan hat, und auch die Duellgegner werden leicht genug mit ihm fertig sein. Zur Sache selbst hat er also nichts geleistet; aber dem sinkenden Vertrauen des Volkes zu den staatlich angestellten Vertretern der Wissenschaft hat er einen neuen empfindlichen Stoß versetzt. So lebhaft man wünschen muß, daß in den am öffentlichen Leben theilnehmenden Schichten unseres Volkes Männer von Bildung und Wissen sich bewegen, so sehr muß man darauf bestehen, daß diejenigen Männer, die außerhalb der engen Grenzen ihrer Fachwissenschaft Blinden gleich umherirren, sich von der Erörterung öffentlicher Fragen fernhalten. Die Gebildeten tragen häufig eine starke Abneigung gegen den Politiker, den Redner wie den Journalisten, zur Schau, weil dieser volksthümlich zu sprechen sich bemüht und seine Gedanken nicht aus dem allertiefsten Borne der allertiefsten Gelehrsamkeit zu schöpfen scheint. Sie sollten erst selbst einmal sich darin versuchen, kräftig auf ihr Volk einzuwirken, nachdem sie vorher sich an Stelle gelehrter Spitzfindigkeit diejenige Einfachheit des Denkens errungen haben, die zu den Herzen spricht und Vertrauen erweckt. Dann werden sie finden, daß für wahre Wissenschaft im Volke ein reich empfänglicher Boden vorhanden ist, aus dem ihnen selbst und dem Volke die schönsten Früchte emporwachsen.

Arthur Bernstein.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Nickelstahl-Patriotismus.

Ich benutze gern die Sonntage, um mich patriotisch zu erbauen. So las ich denn am vorigen Sonntage den stenographischen Bericht über die jüngsten Verhandlungen des Reichstags, die sich um den Marineetat drehten. Unsere Zukunft liegt bekanntlich auf dem Wasser; und — nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Flotte. Wie oft und wie schön ist das gesagt worden, besonders von den „Berliner Neuesten Nachrichten" und anderen Organen jener Großindustrie, die unserer Kriegsmarine nahe steht. Ein großes Volk muß bereit sein, für seine Seemachtstellung große Opfer zu bringen! so tönte es uns in patriotischem Pathos aus den Spalten der gesammten Presse des Centralverbandes deutscher Industrieller entgegen; man glaubte eine Schaar von Pelikanen vor sich zu haben, die nur auf ein Zeichen von oben warteten, um sich die Brust aufzureißen und ihr Herzblut für die deutsche Kriegsmarine zu vergießen. Wie sich jetzt herausstellt, haben wir die Patrioten mißverstanden. Opfer sollten zwar gebracht werden, aber die sie stürmisch forderten, dachten weniger daran, sie zu leisten, als sie entgegenzunehmen.

Die großindustriellen Vertreter des chemisch reinen Patriotismus liefern unter anderem auch Nickelstahlplatten. Jedes Linienschiff braucht von diesen Platten für etwa 6 Millionen Mark. Die Firma Krupp steht an der Spitze eines Rings, der diese patentirten Platten herstellt. Die patriotischen deutschen Lieferanten haben sich — das ist wirklich anerkennenswerth! — keinen Augenblick besonnen, auch für deutsche Linienschiffe Panzerplatten herzustellen. Sie hätten dieselben ja auch blos fremden Staaten liefern können. Aber sie waren eben Patrioten, deshalb legten sie ihre Panzerplatten-Fabriken gleich so groß an, daß auch der deutsche Bedarf gedeckt werden konnte. Das deutsche Reichsmarineamt sagte: Danke schön! und Krupp berechnete 2320 Mark pro Tonne Nickelstahl-Panzerplatten. Die „Berliner Neuesten Nachrichten" citirten abermals: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Flotte!

Der Nickelstahl-Panzerplattenring lieferte aber auch den Vereinigten Staaten Nickelstahlplatten, und zwar zu 1900 Mark pro Tonne, also 420 Mark billiger pro Tonne oder etwa 1 200 000 Mark billiger pro Linienschiff.

Und nun kommt das Sonderbare. Die vaterlandslose Presse der Freisinnigen, der Sozialdemokraten und des Centrums vermag nicht einzusehen, daß dieser billigere Preis den Vereinigten Staaten auch nur aus reinstem Patriotismus bewilligt ist; und doch ist der Beweis so leicht zu führen. Jeder kennt die Segnungen unserer nationalen Wirthschaftspolitik; jeder, der nicht in freihändlerischen Doktrinarismus verrannt ist, weiß, welch ein enormer Vortheil unserer Volkswirthschaft daraus erwächst, daß wir alljährlich Dutzende von Millionen Mark an Zuckerprämien opfern, um fremden Völkern, insbesondere Engländern und Amerikanern, unseren Zucker wesentlich billiger verkaufen zu können, als er in Deutschland zu liefern ist. Unsere patriotischen Industriesyndikate sind eifrig bestrebt, diesen Grundsatz der billigen Lieferung deutscher Produkte an das Ausland unter gleichzeitiger künstlicher Preissteigerung im Inlande auf das gesammte Gebiet der nationalen Arbeit zu übertragen. Sie halten schon heute streng darauf, daß den deutschen Eisenbahnverwaltungen Schienen und anderer Eisenbahnbedarf theuerer verkauft wird, als dem Auslande. Wäre es nun nicht geradezu der Bruch eines Hauptprinzips unserer „nationalen" Wirthschaftspolitik gewesen, wenn Krupp die Panzerplatten für die deutsche Kriegsmarine nicht theurer geliefert hätte, als für die nordamerikanische Kriegsmarine?

In diesem Sinne, meine Herren Steuerzahler, fordere ich Sie auf, ein donnerndes Hoch auszubringen auf die nationale deutsche Wirthschaftspolitik und ihre nationalsten Vertreter, die Nickelstahlpanzerplatten-Lieferanten. Hurrah, hurrah, hurrah!

Junius.

Aus unserem Citatenschatz.

Also sprach ein deutscher Kaiser über den Adel.

Eine Reihe von Jahren vor dem Ausbruch der französischen Revolution beschäftigte sich Pietro Leopoldo, Großherzog von Toskana, Sohn der Maria Theresia und jüngerer Bruder Kaiser Josef's II., mit dem Plane, seinem Lande eine Verfassung zu geben. Diese sollte höchst liberale Grundsätze gemäß den leitenden Gedanken des Zeitalters der Aufklärung zum Ausdruck bringen. Diese Konstitution ist niemals erlassen worden, weil der Großherzog inzwischen als Nachfolger seines Bruders Träger der deutschen Kaiserkrone wurde und zwei Jahre später (1792) starb.

Ein Memoire, in dem der nachmalige Kaiser Leopold II. seine Ideen aussprach, ist soeben in einer jenem Verfassungsprojekt gewidmeten Arbeit zum ersten Male veröffentlicht worden*). Dasselbe enthält folgenden Passus, bei

*) Das Verfassungsprojekt des Großherzogs Peter Leopold von Toskana von Joachim Zimmermann. Heidelberg 1901, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. Die kleine Schrift ist nach vielen Richtungen hin sehr interessant.

dem zu bemerken ist, daß die Erwägung angestellt wird, ob sich eine ständische Vertretung empfehle. Eine solche verwirft der Großherzog als völlig unzulässig. Weder die Geistlichkeit noch die Städte, noch der Adel könnten Stände für sich bilden. Die Mitglieder dieser Stände hätten als Bürger gemeinsame Rechte; jedes Sonderrecht sei schädlich. Betreffs des Adels heißt es:

„La nobiltà può fare molto meno uno stato a parte; la medesima non è necessaria, e forse nè anche utile all' esistenza dello Stato“.

„Nel principio delle società questa classe era affatto incognita e non esisteva, e la nobiltà non è altro, che una classe di possessori più ricchi, l'ambizione dei quali ha voluto con dei titoli ideati e creati dalla loro vanità, distinguersi e separarsi dal resto degli individui della società, ambizione fomentata nel principio della decadenza di tutti li Stati dai sovrani, i quali in questa maniera credevano di illustrare se stessi, e di attirare a loro, e farsi un partito con vane decorazioni ed illusioni delle persone e famiglie più ricche, e più potenti, le quali interessate dalla lor vanità e lusso alla conservazione ed estensione, aumento delle facoltà, autorità del principato, ed alla soppressione e diminuzione de' privilegi del popolo e delle leggi fondamentali del governo, e dei freni, che legavano il principato, giacchè loro più di tutti ne profittavano, occupando le prime cariche del ministero e del governo, e così li indussero profittando della vanità ed interesse, con titoli, ordini ed onori a servir d' istrumento alli arbitri, ambizione e dispotismo de' sovrani, ed all' oppressione e schiavitù del popolo ed alla distruzione di ogni legge fondamentale, e per conseguenza della loro propria sicurezza“.

Zu Deutsch:

„Der Adel kann noch viel weniger (als die zuvor erwähnte Geistlichkeit und als die Städte) einen Stand für sich bilden; für die Existenz des Staates ist er nicht nothwendig und vielleicht nicht einmal nützlich.

Im Beginn der Entwicklung der Gesellschaft war diese Klasse völlig unbekannt und der Adel ist lediglich ein Stand reicherer Besitzer, deren Ehrgeiz sie durch Titel, welche ihre Eitelkeit erfand, von den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft unterschied und trennte. Diesen Ehrgeiz nährten, als der Verfall der Staaten begann, die Herrscher, weil sie glaubten in solcher Art selbst Ruhm zu gewinnen und sich durch Gewährung leerer Auszeichnungen aus den Reihen der Reichen und Mächtigen eine Partei zu schaffen, deren Mitglieder durch ihre Eitelkeit und durch den Luxus an der Erhaltung und Erweiterung der fürstlichen Autorität, an der Unterdrückung und Verminderung der Volksrechte und der Grundgesetze der Regierung, an der Abschwächung der Schranken, die das Fürstenthum zügelten, interessirt wurden. Denn eben sie profitirten dadurch, sie, die die ersten Ministerial- und Regierungsstellen bekleideten. So benutzten die Souveräne, indem sie sich die Eitelkeit und das persönliche Interesse durch Titel, Orden und Ehren dienstbar machten, den Adel als Werkzeuge ihrer Willkür, ihres Ehrgeizes und ihres Despotismus, sowie zur Unterdrückung, zur Knechtung des Volkes und zur Zerstörung eines jeden Grundgesetzes — und damit freilich auch zur Zerstörung der eigenen Sicherheit.“

Adolf Beer.

Das gegenwärtige Oesterreich, insbesondere das Oesterreich auf dem Gebiete der Politik, ist nicht so reich an Persönlichkeiten, daß man an einer Figur wie Adolf Beer gleichgiltig vorübergehen sollte.

Er feierte in diesen Tagen unter mannigfacher Theilnahme, namentlich der liberalen Kreise Wiens, seinen siebzigsten Geburtstag.

Eine tüchtige, gediegene Individualität, hebt er sich von den turbulenten politischen Streitern des Tages ab.

Seit drei Jahren gehört er dem Herrenhause an. Früher saß er durch 25 Jahre im Abgeordnetenhause; inmitten der Besten, an denen der österreichische Liberalismus der vergangenen Dezennien keineswegs arm war, stellte er seinen Mann.

Schon in seinem Aeußern ist er ein Typus. In Wien kennt man den schlanken, kräftigen Mann mit dem Patriarchenkopfe, den man sich fast erinnern möchte auf manchen klassischen italienischen Gemälden gesehen zu haben, auf denen die heilige Familie dargestellt ist. Weiße Strähnen fallen nach rückwärts von dem länglichen Haupte mit dem rothen, unverwüstliche Gesundheit verrathenden Antlitze, das ein weißer Bart ziert. Eine starke, mäßig gebogene Nase, ausgeprägte Gesichtszüge, leuchtende Augen, über denen sich buschige Brauen wölben. So sieht dieser urwüchsige Mann aus Proßnitz in Mähren aus. Das ist die Hanna-Landschaft, aus der sich sein Geburtsort erhebt — die Hanna mit ihren fruchtbaren Aeckern, den fruchtbarsten in Oesterreich. Dieser Boden, der die beste Gerste hervorbringt — die berühmte Hannagerste, eben verlaufend, ohne Romantik, ist symbolisch für das Leben, das sich jüngst zum siebzigstenmal jährte.

Adolf Beer hat immerdar fruchtbringendste Arbeit gethan, eben gedacht und gehandelt. Echte Hannagerste — schwer an Gewicht! Ein Mann, nicht prickelnd und schäumend, sondern vollwerthig und ernst.

Seiner mährischen Heimath muß man gedenken. Die sogenannten Sudetenländer, Böhmen, Mähren, auch Schlesien, sind — man darf es behaupten, ohne zu übertreiben — das Rückgrat Oesterreichs. Oder soll man nicht sagen: Der Kopf und das Herz Oesterreichs? Viele unserer Besten sind dort geboren. Die Kreuzung von Deutschthum und Slaventhum hat auf beide fördernd gewirkt. Und hier mehrt auch das zahlreiche Judenthum — auch dieses ein nicht geringes Kulturferment — den trotz aller nationalen Konflikte überall sich zeigenden kommerziellen und industriellen Fortschritt.

In Proßnitz hat Adolf Beer am 27. Februar 1831 das Licht der Welt erblickt.

Wer diese Ecke Mährens kennt, dem ist der Name Brecher vertraut. In Proßnitz gab es einen Arzt Dr. Gedalja Brecher, der weit über das Städtchen hinaus einen Ruf als Menschenfreund und Gelehrter hatte. Die Sonne war noch nicht aufgegangen und der Doktor irrte schon umher, um seinen Kranken, insbesondere den Armen Trost und Hilfe zu bringen. Es war noch die gute vormärzliche Zeit mit ihrer Unduldsamkeit zwar im Staatsleben, aber mit einer gewissen patriarchalischen Toleranz im Verkehre der Menschen. Der vielgesuchte Arzt litt nicht im Ansehen seiner Mitbürger darunter, daß er sich nicht nur Jude fühlte, sondern sogar ernste hebräische Studien trieb. Er hat das Buch Kusari des von Heine als Dichter gefeierten Jehuda ha-Levi nach dem hebräischen Texte des Jehuda ibn Tibbon herausgegeben und mit einem Kommentar versehen. Ein in das graue Mittelalter zurückreichendes theologisches Werk ist dieses „Buch des Beweises und der Argumentation zur Vertheidigung der geschmähten Religion“. Der Proßnitzer Arzt war mit den hervorragendsten Hebraisten, mit einem Luzzatto in Padua und anderen, in Briefwechsel, wie er denn auch einen Mann nicht letzten Ranges, Hirsch Fassel, in nächster

Nähe hatte. Dieser Gelehrte war damals, als der alte Gedalja Brecher auf dem Zenith seiner ärztlichen und gelehrten Thätigkeit stand, Seelsorger der Proßnitzer Judengemeinde. Ein Erforscher der rabbinischen Jurisprudenz, war dieser Neologe, dem rituale Bedenken nicht das Gewissen beschwerten, in seinem an Abraham Geiger genährten Neuerungsdrange eine Art jüdischen Reformators, denn er hielt zu den Beschlüssen der — Augsburger Synode. Es hatte eben nicht nur Doktor Martinus Luther, sondern, si licet parva componere magnis, auch Rabbi Hirsch Fassel sein — Augsburg.

Ueber das Judenthum in seiner altzelotischen Form waren also die Weisen von Proßnitz, Rabbi Hirsch und Doktor Gedalja, hinaus.

Die sittlich hohe Gestalt Doktor Brechers ist Adolf Beer's dankbarem Gedächtnisse bis heute geläufig geblieben.

Beer allerdings hatte einen weiteren Schritt gethan — er ging über das reformirte zu dem noch reformirteren Judenthum hinaus. Er ließ sich taufen. Benjamin Disraeli, der die Taufe, der sich Beer erst als Jüngling unterzog, schon als Knabe genommen, sagte ja: „Christenthum ist nichts als Judenthum für die Menge".

Wir würden vielleicht in Adolf Beer's Seelenleben etwas hineindichten, was nicht darin lag, würden wir sagen, es wäre ihm zu schwer geworden, in das Neue Testament hineinzuspringen. Er hatte eben politischen Ehrgeiz und den Drang als Lehrer, Beamter und Forscher zu wirken, und er wollte alle Ketten abstreifen, die ihm hinderlich waren, in die Oeffentlichkeit hinauszutreten.

Er hat von Jugend an sich aus dem engeren österreichischen Gedankenbezirke heraus in innigen Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Leben des großen Deutschland gesetzt, seine Universitätsstudien in Berlin und Heidelberg gemacht. Nachdem er an österreichischen Gymnasien Geschichte vorgetragen, sehen wir ihn vorübergehend in Ungarn als Professor an der Rechtsakademie in Großwardein. Ein Jahrzehnt lang dozirte er an der Wiener Handelsakademie. Dann wurde er Professor an der technischen Hochschule in Wien, der er durch dreißig Jahre angehörte.

Freilich dreißig Jahre, während deren er sich in seinen Neigungen zwischen Wissenschaft und Politik theilte. Und zwischen dem Anfange seiner Lehrthätigkeit an der Hochschule und dem Beginne seiner parlamentarischen Laufbahn liegen einige Jahre bureaukratischen Waltens im Unterrichtsministerium. In den letzten sechziger Jahren als Ministerialrath unter Hasner und Stremayr der Unterrichtsverwaltung zugetheilt, war er ein maßgebender Faktor für die Ausarbeitung des liberalen, noch heute giltigen Volksschulgesetzes und die Reorganisation der Realschulen. Als das „Bürgerministerium" fiel, schied auch er aus dem Amte.

Von 1873 an saß er als Vertreter eines seiner mährischen Heimath nahen Wahlbezirkes ein Vierteljahrhundert hindurch im Abgeordnetenhause, stets im Vordertreffen unter den liberalen Parteigenossen streitend. Unvergängliche Verdienste um das Schulwesen in Oesterreich hat er sich als Berichterstatter über das Unterrichtsbudget, der er zu sein pflegte, erworben. Es gibt keinen Zweig des Unterrichtswesens, dem er nicht sachkundige Förderung hätte angedeihen lassen, Volks- und Hochschule wie Bibliotheken hat er in der Richtung der steigenden wissenschaftlichen Bedürfnisse ausgebaut.

Hätte er in einem der westeuropäischen Länder mit solcher Ausdauer parlamentarisch gewirkt, er hätte es zum Unterrichtsminister gebracht. In Oesterreich aber mag es ihm von Schaden gewesen sein, daß er — jüdischen Stammes ist. Hat ja Eduard Sueß, der vielen als der geborene Unterrichtsminister erschien, diese Würde nicht zu erreichen vermocht, weil er — Protestant ist. Wir kennen ein Land, das von Oesterreich nur durch ein kleines Flüßchen getrennt ist, in welchem es sogar protestantische Ministerpräsidenten gegeben hat, und dieses Land heißt — Ungarn. Wir kennen ein anderes Land, in dem der — Jude Luigi Luzzatti und der protestantische Judensohn Sidney Sonnino Schatzminister waren. Uebrigens hat sich ein nun verstorbener klerikaler Parteiführer weniger, als manche sogenannte Liberale, an Beer's Abstammung gestoßen, denn als sich nach Graf Taaffe's Sturz Polen, Klerikale und Liberale zu einer parlamentarischen Koalition zusammenthaten und es sich darum handelte, in dem kommenden Kabinet den Liberalen zwei Portefeuilles einzuräumen, scheint Graf Hohenwart allen Ernstes seinen politischen Gegner Adolf Beer als Kultus- und Unterrichtsminister in Aussicht genommen zu haben.

Ein Beweis, welcher Achtung Beer, ein Mann integer vitae, auch bei seinen Gegnern sich erfreut. Er war eines der geschätztesten Mitglieder des Abgeordnetenhauses. Der Redner wurde stets mit Aufmerksamkeit gehört, wenn er auch mehr Gewicht auf Sachlichkeit als auf Effekt, mehr auf Inhalt als auf Form legte. Ein volksthümlicher Redner ist er nicht. Er sucht nicht durch Schlager zu blenden — er macht sich durch historische Rückblicke und Aufmarsch von Zahlen geltend; er verbreitet mehr Licht, als er etwa Feuer sprüht. In schwerer Rüstung tritt er auf — er will weniger mit Esprit aufwarten.

Die Annalen des österreichischen Parlaments weisen weniger geflügelte Worte von ihm auf, als etwa von einem Julius Schindler, Unger, Sueß, Herbst oder anderen Koryphäen des Liberalismus. Dr. Gustav Kohn führt in seinen „Tausend Redefragmenten aus den Protokollen des Reichsraths von Goluchowski bis Taaffe" zwei Worte Beer's an: „Was das Beispiel für die Erziehung ist, was die Familiensitte für die Entwicklung des Charakters, ist die Tradition für die Entwicklung der Nationen und der Staaten." Und ein anderes Wort: „Man kann bei Beurtheilung wirthschaftlicher Verhältnisse sich von ethischen Aufwallungen, von sittlichen Empfindungen, die anderswo berechtigt sind, nicht leiten lassen."

Vielleicht darf man nicht einmal diese beiden Aeußerungen als eigentlich geflügelte Worte gelten lassen.

Wie gesagt, Beer leuchtet — er will nicht zünden.

Er ist eine lebendige Encyklopädie des Wissens. Ein eisernes Gedächtniß macht es ihm leicht, zu jeder Stunde für welches politische Problem immer, das in Oesterreich auftaucht, historisches Material in Fülle vor dem Zuhörer aufzustapeln. Durch seine außerordentliche Belesenheit, durch seine eigenartige Vertrautheit mit der Geschichte Oesterreichs der letzten anderthalb Jahrhunderte war er seiner Partei im Reichsrathe unendlich werthvoll. Und er ist von seltener Vielseitigkeit. Handels- und Finanzwesen sind ihm nicht minder geläufig als das Unterrichtswesen.

Wir wollen nicht die Titel der Bücher aufzählen, die er geschrieben — es ist eine kleine Bibliothek, und Kenner behaupten, seine „Finanzen Oesterreichs im 19. Jahrhundert" und sein „Staatshaushalt Oesterreich-Ungarns seit 1868" (erschienen 1881) wären noch heute unersetzbar.

Es wäre überflüssig, sollten wir über Beer, den Historiker, den Erforscher des Zeitalters Maria Theresias und Josefs II., uns äußern. Ein Großer auf diesem Gebiete, Leopold von Ranke, schrieb über ihn: „Ich kenne den Hofrath Beer, der im Winter im Archiv zu Berlin gearbeitet hat; er besitzt die Gabe der Sprache in hohem Grade. . . . Er lebt und webt in den historischen Forschungen über die neuere Zeit und ist von den gewöhnlichen österreichischen Gesichtspunkten nicht befangen." So sprach sich der Meister deutscher Geschichtsforschung schon vor nun dreißig Jahren in einem Briefe an Herrn Geibel aus, den Chef des Hauses Duncker und Humblot, seinen Leipziger Verleger, als dieser Rankes Rath betreffs einer Beer'schen Arbeit einholte, die er in Verlag nehmen sollte.

Und wie viel hat Beer seit jener Zeit, seit 1872 gearbeitet! Der Rastloseste der Rastlosen ist er noch heute.

Wien, Anfangs März.

Sigmund Münz.

Aus Aegypten.

II.

Vom hundertthorigen Theben.

Von den zahlreichen Stätten altägyptischer Kultur, die der Nilreisende zu besuchen pflegt, laden bloß zwei zu längerem Verweilen; bloß zwei, wo moderne Hotels sich erheben neben alten Tempeln, wo es wohnlich ist nicht bloß für todte Pharaonen, sondern auch für lebende Europäer. Es sind Luxor und Assuan. Hier findet man wünschenswerthen Komfort, um ohne Einbuße an gewohnten Lebensbedingungen die Wunder dieses Landes zu schauen, um die Ramessiden zu studiren und — die Fellachen, alte Kunst und modernes Elend, und um in winterlicher Zeit der Sonne sich zu freuen, die wahrlich nicht geizt mit ihrem Reichthum. S.: allem ist es, die einen beträchtlichen Theil der Fremden hieherlockt, die Leidenden, die Heilung erhoffen und Linderung finden unter dem ägyptischen Himmelsblau. Für Kranke steht Assuan in erster Linie; das Fruchtland ist schmal da oben, die Trockenheit unvergleichlich. Luxor bietet mehr Grün, mehr Feuchtigkeit und — mehr Tempel.

Wochenlang mag man unter den weit ausgedehnten Trümmern des alten Theben einhergehen und wird immer neue, stets lebendigere Eindrücke empfangen von den Ueberresten der einstigen Pharaonenresidenz. Keine andere ägyptische Stadt des Alterthums hat der Nachwelt auch nur annähernd eine solche Zahl von Bau- und Bildwerken hinterlassen. Schutthaufen bezeichnen die Stätten von Memphis, von Saïs, Arsinoë u. a. Theben hat den Jahrtausenden, hat den Zerstörungsversuchen feindlicher Menschen- und Naturkräfte Stand gehalten, jener Theil Thebens wenigstens, der den Göttern und den Göttlichen, den Königen geweiht war. *Ἑκατόμπυλος* nannten es die Griechen, das „hundertthorige“; und nicht etwa Stadt- sondern Tempelthore waren damit gemeint, jene ungeheuren Pylonen, die, riesig wie die Tempel, deren Pforten sie gewesen, in die Lüfte ragten. Manch einer der Riesen steht noch; darunter der größte, den die Meister ägyptischer Baukunst je errichteten. Der Pylon vor dem großen Ammonstempel in Karnak*) mißt — bei einer Breite von 113 m — eine Höhe von 43½ m. (Um dieses Maß nach Gebühr zu würdigen, halte man sich gegenwärtig, daß die in Berlin zulässige Gesimshöhe eines Hauses 22 m beträgt). Und dieses „Thor“ ist durchaus nicht übergroß; es entspricht vollkommen den Dimensionen des ganzen Tempels, der, das größte Gebäude der Welt, eine Fläche von circa 40,000 qm bedeckt. Die königlichen Bauherren zweier Jahrtausende haben ihn errichtet. Von den Zeiten des „mittleren Reiches“ (2200 v. Chr.) bis zu den Ptolomäern hat fast jeder ägyptische Herrscher zur Ausgestaltung dieses Heiligthumes beigetragen, in dem Streben zumeist, die Leistung seines Vorgängers zu überbieten; daher die Fülle, das Riesenmaß. — Daß der königliche Ehrgeiz sich nicht immer nach dieser Richtung bewegt, daß er vielmehr nur allzu oft die Form des „unlauteren Wettbewerbs“ angenommen hat, ist bekannt. Die Bildnisse und Kartouchen (Namenszüge) des Vorfahren auszumerzen, um sie durch die eigenen zu ersetzen, war nichts ungewöhnliches: ein Stückchen altägyptischer Herrenmoral. — Auch der Gott, dem der Tempel diente, wurde gelegentlich auf solche Weise entthront. Als z. B. Amenophis IV. (1450 v. Chr.) an Stelle des alten Kults eine neue Gottheit einzuführen gedachte, erging es dem armen Gott Ammon recht übel. Seine Bilder wurden zerstört, sein Name getilgt, und erst die Gegenreformation unter Haremheb (um 1400) verhalf ihm wieder zu Ehren und Bildern. Die Bauwerke und Heiligthümer unwiederbringlich zu zerstören oder zu zu verunstalten, war erst einer späteren Zeit vorbehalten, jener Zeit, da man, unfähig die Riesenquadern zu stürzen, sie wenigstens zerkratzte oder mit Nilschlamm bewarf und Kreuze einmeißelte in die alten kunstvollen Reliefs. Doch — das gäbe ein eigenes Kapitel und kein freundliches obendrein . . .

*) Dorf in der Nähe Luxors, s. Z. zu Theben gehörig.

Wenden wir uns lieber unserem Dragoman zu. Er ist Araber, wie er mit Stolz versichert, und nicht Fellache, und hört auf den Namen Youssif Mohamed. Daß er sich so schreibe kann man ihm allerdings nicht nachrühmen; denn diese Kunst ist seiner reinen Seele fremd. Wie denn überhaupt das Land, zu dessen 5000jährigen Wundern wir mit ehrfürchtigem Staunen emporblicken, heute 90.5 pCt. Analphabeten aufweist*). Zu ihnen zählt auch Youssif; und er zeigt, soweit es seine Person betrifft, keine Neigung, diesem Uebelstande abzuhelfen. Seine Hände sollen auch weiterhin bloß zum — Essen und Reden dienen. Auf beiden Gebieten leistet er Hervorragendes; im Essen, wie angedeutet, nur auf arabische Manier, im Reden auch englisch, wenngleich es nicht gerade hochenglisch ist, was seinem ewig grinsenden Munde entströmt. Die Art, wie er diese Kenntnisse erwarb, mag ihn entschuldigen. Als „donkey-boy“ begann er seine Laufbahn. Und während er so hinter seinem Eselchen einhertrabte, hat er — mit jener stupenden Findigkeit, die man hier an all' den Eseljungen beobachten kann, — den ersten Unterricht genossen. „Von den Fremden“ hat ers gelernt, sagt er. Immerhin ist er imstande sich vollkommen verständlich zu machen; die Umgebung Luxors kennt er wie seine Tasche; er ist pünktlich und aufmerksam; und da er überdies die ihm anvertrauten Fremden „wie den Stern seines Auges“ behütet, darf man ihm gelegentliche . . . Rechenfehler wohl nachsehen; die sind landesüblich! — Mit „Eisis“, „Oseiris“ und den anderen Göttern steht er auf Du und Du, und daß er deshalb in den Tempeln gerne ausführliche „Erklärungen“ vom Stapel läßt, ist begreiflich. Aus diesen Reden Belehrung schöpfen zu wollen, wird hoffentlich niemand beifallen, und — an und für sich sind sie hochinteressant; ein Beitrag zur Kenntniß zwar nicht des alten, aber des modernen Aegyptens. — —

In Youssif Mohamed's Fehler zu verfallen, und Erklärungen oder auch nur Beschreibungen der Denkmäler zu geben, wird hier vermieden werden; der Noth gehorchend. Jedes einzelne von ihnen vermöchte reichen Stoff zu einem Büchlein, wohl auch zu einem Buch zu bieten; der knappe Rahmen wäre gesprengt, noch ehe man recht begonnen. Zudem müßte allzuviel an ägyptischer Königs-Götter- und Kunstgeschichte erwähnt oder — mit Unrecht — als bekannt vorausgesetzt werden. — Nur das all den Bauwerken Gemeinsame und Wesentliche sei darum kurz erwähnt. Zweifacher Art ist es. Der Zug ins Gigantische, ins Ungeheure steht obenan; die Enkel der Pyramidenerbauer ließen sich nicht spotten. Zum zweiten aber: nicht minder gigantisch als die Masse der Tempel zeigt sich die Eitelkeit derer, die sie errichteten. An hundert und mehr Bildnisse des Erbauers finden sich überall. Sich selbst in möglichst vielen Auflagen den staunenden Epigonen zu überliefern, erschien als Hauptzweck; den Gott zu ehren wohl auch. Doch das ließ sich trefflich vereinen. Der König, der dem Gotte Opfer darbringt. Der König, der dem Gotte die gefangenen Feinde zuführt. Der König, dem der Gott den „Lebensschlüssel“ unter die Nase hält, d. h. ihm langes Leben verleiht, u. s. w. in unendlichen Variationen. Nicht zu vergessen des Königs, der eine Anzahl feindlicher Krieger am Schopfe gefaßt hat und nun vom Gotte die Keule empfängt, um loszuschlagen. Der Brauch, die Gottheit sozusagen zum Oberfeldmarschall zu ernennen, ist, wie man sieht, recht alt. Bemerkenswerth ist auch die Art, wie die Kriegsthaten des Herrschers dargestellt werden. Da der König der für sein Land so nützlichen Beschäftigung, hundert Feinde zu zerschmettern, höchst eigenhändig obliegt, muß er, um den Vorgang glaubhaft erscheinen zu lassen, auch über die entsprechende Größe verfügen. Und so erhebt sich stets groß und gewaltig die Figur des Pharao, ganz klein aber, ihm

*) 82 pCt. männliche, 99 pCt. weibliche.

etwa zu den Knieen reichend, wimmeln jene Elenden umher, die zu besiegen er eben geruht. — Wir lächeln darüber. Und doch sehen wir hier bloß das mit großem „W“ geschriebene „Wir“ ins Bildnerische übersetzt . . .

Die Vorliebe für Darstellungen der eigenen Person war nicht bloß den Königen eigen. Tempel zu bauen, blieb allerdings ihr Vorrecht. Prächtige Grabstätten aber errichteten sich auch die vornehmen Würdenträger des Hofes, und dort sehen wir nun die dii minorum gentium bei ihren Thaten und irdischen Obliegenheiten. Für die Kenntniß altägyptischen Lebens sind diese Bilder begreiflicherweise von allerhöchstem Werth und Interesse. — Auf dem Westufer von Theben lag die weitausgedehnte Nekropolis der Riesenstadt. So zahlreich sind dort die Gräber neben- und übereinander in die Kalkfelsen gebohrt, daß dieser Theil des lybischen Gebirges treffend mit einer Honigwabe verglichen werden konnte. Manches der Gräber ist zerstört und zerfallen, andere werden von den Fellachen usurpirt, nicht etwa als Grabstätten, sondern als Wohnung; mit Weib und Kind, Ziege und Esel hausen sie darin. Stattlich aber ist noch immer die Zahl jener Grabstätten, die wohlerhalten, zu Besuch und Bewunderung laden. Sie bestehen zumeist aus einer Halle und einem langen, senkrecht in den Felsen eindringenden Gang, an dessen Ende eine Nische den Sarkophag birgt. Von Reliefskulpturen mußte man des schlechten Kalksteins wegen Abstand nehmen; man bewarf darum die Wände mit Nilschlamm, um sie dann zu weißen und zu bemalen. Und die vor 35 Jahrhunderten aufgetragenen Farben leuchten noch heute grell und schreiend, zumal wenn — Youssif Mohamed aus den unergründlichen Tiefen seines faltigen Gewandes den Magnesiumdraht hervorholt, um den von uns mitgebrachten Kerzenlichten aufzuhelfen. Dann beginnt er auch seine „Erklärungen“. Und gerade hier werden sie ihm nicht allzu schwer, da fast alle Verrichtungen und Geräthe, von denen die alten Gemälde erzählen, die gleichen geblieben sind — bis heute. Ein und dasselbe ist es, was wir als Höchstkultur von damals, als triste Rückständigkeit der Gegenwart stets von Neuem anstaunen müssen. — — Gleich ihren Vasallen haben auch die Könige der XVIII. bis XX. Dynastie sich das Innere der lybischen Berge zur letzten Ruhestätte erkoren; auf dem Westhang, aber nicht dem Nilthal, den Menschen zugekehrt, sondern hinter dem ersten Gebirgszuge in einer tiefen steilen Schlucht, in unwegsamer öder Wüstenei, die Schutz bieten sollte vor Grabräubern — und doch nicht bot. Die glücklicheren unter den todten Pharaonen, die von goldgierigen Räubern verschonten, fanden später eine dauernde Ruhestatt — im Museum zu Giseh. — Nach Art der Anlage, sind die Gräber der Könige den früher erwähnten sehr ähnlich; nur größer und reicher, dem Range des Todten entsprechend; statt zweier Räume finden wir deren viele, Gänge und Hallen, Kammern und Nischen tief in das Eingeweide des Berges vordringend. Ganz anderer Art jedoch sind die bildlichen Darstellungen. Die Gräber der Würdenträger waren dem Todten sowohl als dem Todtenkult gewidmet; deshalb wurden sie — zur Erbauung der betenden Nachfahren — mit den Großthaten des Verstorbenen geschmückt. Die Pharaonengräber dienten nur der Beerdigung; ihre Wände sind mit heiligen Bildern und Texten versehen, deren der Todte im Jenseits bedarf; zumeist wird ihm der lange und schwierige Weg durch die Unterwelt gewiesen, den er in Begleitung des Sonnengottes zu durchwandeln hat. Nichts von seinen Heldenthaten und Siegen. Die prangen in den Riesentempeln, die, dem Dienste des Gottes sowohl, als des verstorbenenen Königs geweiht, jenseits der Thalschlucht weithin sichtbar sich erhoben.

Ein steiler Saumpfad führt uns über den Bergrücken, sofern wir den weiten, das Gebirge umgehenden Weg, den wir gekommen, vermeiden wollen. Sengend heiß fallen die Strahlen der Mittagssonne nieder, grell zurückgeworfen von dem kahlen gelben Gestein. Der Blick von der Höhe lohnt diese Beschwer. Das satte Grün erfrischt die geblendeten Augen. Breit, an das Delta gemahnend, dehnt sich hier das Fruchtland; zwischendurch der gelblich schimmernde Nil belebt von zahllosen Segeln. Am Ostufer Luxor und Karnak mit Säulen und Pylonen. Vor uns aber inmitten grüner Flächen das altberühmte Wahrzeichen Thebens, die Memnons-Kolosse*). — Seit den Zeiten der Griechen und Römer werden sie gepriesen und angestarrt als „Weltwunder“; und mit Recht; wohl darf, wohl muß man sie so nennen. Und dennoch üben sie auf den ehrlichen Beschauer, auf den, der einer ex-offo-Begeisterung nicht fähig ist, keine bedeutende Wirkung. Das läßt sich auch ganz leicht erklären: Hier in dem Lande der ungeheuren Riesenbauten verliert man in Bälde jedes Maaß für räumliche Ausdehnung; was bei uns stattlich groß wäre, erscheint zierlich, das Enorme grade groß genug. Zudem stehen die beiden Kolosse, einsam aufragend, im weiten Flachlande, der Tempel, den sie bewachten, ist längst verschwunden; nichts bietet sich dem Auge, woran man ihre Größe vergleichend messen, worauf man sie projiziren könnte. Und so kommt man nur, wenn man bedenkt, daß diese monolithen Sandsteinfiguren 19 Meter hoch sind, — erst auf dem Wege der Reflexion kommt man — zur Bewunderung. Amenophis mag mir's verzeihen! — Eine Statue von noch größeren Dimensionen, die gewaltigste aller ägyptischen Bildsäulen, hatte sich Ramses II., der Große (1350) unweit der Memnonskolosse aufgestellt. Sie ist gestürzt und zersplittert. Ihre Trümmer, einem Steinbruche gleichend an Masse, decken den Hof des „Ramesseums“, eines von Ramses erbauten Ammontempels. Noch hundert andere Tempel könnte man ebenso nennen. Denn fast die Hälfte aller uns erhaltenen ägyptischen Denkmäler stammt von diesem großen Pharao, der im Laufe einer 66 jährigen Regierung eine ungeheure Bauthätigkeit entfaltet hat. Er wird vielfach für den biblischen „Pharao der Bedrückung“ gehalten. Ob er es gewesen? Seine Mumie (in Giseh) weist unverkennbar geniale Züge auf mit der gewaltigen Stirn und der kühnen Hakennase; nach einem Ausdruck der Strenge oder Sanftmuth zu forschen auf einem $3^1/_2$ Jahrtausende alten Antlitz ist . . schwierig. — Seine Schuld ist verjährt. Seine Säulen stehen noch. Auch die beiden Obelisken, die er sich anläßlich eines Jubiläums errichtet hat; der eine vor dem Pylon des Luxortempels, der andere — auf der Place de la Concorde in Paris. — — — —

Durch das grüne flache Land traben wir nun heimwärts, längs eines Bewässerungsdammes, zu dem Scharen von nackten Kerls Erdreich aufschütten; wie aus den alten Reliefs entsprungen sehen sie aus; nicht bloß in Haltung, Form und „Kleidung“, auch ihrer Arbeit nach; in Bastkörben tragen sie die Erde auf dem Nacken; Schiebkarren sind noch nicht erfunden. — Dann, an einem armseligen Dörfchen vorbei, zu einem kleinen Nilarm, den die Esel zu durchwaten haben. „Donkey nows“, meint Youssif, da wir nach der Furt suchen wollen. Und thatsächlich thut man — auch auf dem Lande — gut, die Grauthierchen unbehindert gewähren zu lassen. Ganz mit Un echt schilt man sie dumm. Sie kennen die Wege zu den Denkmälern so genau, wie unsere Reitthiere daheim — zu den Wirthshäusern. In einer Feluke setzen wir über den Nil und erreichen nach wenigen Minuten den Quai von Luxor, wo Reisende und Eseljungen, Dragomane, Bootsleute und Händler mit (selbsterzeugten) Antiquitäten in buntem Gemisch durcheinander wirbeln. — Der Fremde, der nach Luxor kommt, strebt zu den alten Kunstwerken, wer dort ansässig ist, der lebt von ihnen. Die Tausende, die unter der Frohnpeitsche der Königlichen Bauherren verbluteten, haben ihren späten Nachkommen Brot geschaffen für alle Zeiten. Sie ruhen in Frieden.

Luxor, Ende Februar.

Gustav Alexander Pollak.

*) Von Amenophis III., den die Griechen Memnon nannten, um 1500 v. Chr. errichtet.

Die Diakonissin.

Doktor Stehrs gutmütig feistes Gesicht neigte sich vertraulich zu der Diakonissin.

„Sie müssen mir schon den Gefallen thun, Schwester, es hilft nichts. Wir können die alte Frau nicht umkommen lassen."

Sie sann nach. „Wenn es sein muß . . . . "

Er drückte ihr die Hand und ging. Auf der Straße mußte er beständig den Hut lüften. Die Leute des kleinen Städtchens kannten ihn alle, besonders die Frauen und Kinder. Da waren wenige, denen er nicht schon mit Rath und That zur Seite gestanden. Er liebte alle diese jungen Frauen, deren Augen in ihrer schweren Stunde so gläubig und vertrauensvoll an seinen Zügen gehangen hatten, diese Kinder, deren ersten Schrei er vernommen hatte.

Sein eignes rundes lebhaft gefärbtes Gesicht zeugte von unverwüstlicher Gesundheit und Frische. Als Arzt ließ er sich ungern zu Krankheitsfällen holen, in denen er nicht mehr helfen und retten konnte. Als guter Mensch hingegen trat er auch bei solchen Leidenden ein, wenn sie ihn dringlich darum baten. So lenkt er seinen Weg jetzt aus der lebhaften Hauptverkehrsstraße, über den Marktplatz nach einer engen Sackgasse, die in Gärten mündet.

Es ist zur Frühlingszeit und der Duft weiß und rosa blühender Obstbäume dringt einschmeichelnd herüber. Die sehnsüchtigen Stimmen der Vögel klingen hell in die sonnige Luft.

„Guten Tag, Mutter Kienreich!" Er ist in ein niederes Häuschen getreten, das nur aus einem Parterregeschoß besteht. Die alte Frau streckt ihm die runzelige Hand aus dem Bett entgegen und beginnt zu weinen. Er streichelt begütigend über das spärliche weiße Haar, das unter dem Häubchen sichtbar wird.

„Sie war seit dem Morgen nicht mehr da . . . . . "

„Sie hat fünf kleine Kinder zu Hause, und muß noch einige Monatsstellen versehen. Aber horchen Sie, kleines verzagtes Mutterl, die Schwester Alma hat versprochen, zu Ihnen zu kommen, bis Sie wieder das Bett verlassen können."

„Die Schwester Alma? . . . . " Die Kranke weiß augenblicklich nicht deutlich, weshalb ihr dieser Name Grauen einflößt, ihr Gedächtniß verläßt sie zu Zeiten gänzlich.

„Nun, mir scheint gar, Sie fürchten sich vor ihr. Sie machen ja ein so ängstliches Gesicht. Ich sag' Ihnen, das ist eine prächtige Person. Und so sauber! Sie wird Ihr Stübchen wie ein Schmuckkästchen halten, ganz anders als Ihre Aufwärterin, und eine gute Suppe wird sie Ihnen auch kochen, also frohen Muthes und auf Wiedersehen! Ich hab's eilig . . . . . " Er wendet sich zum Gehen.

„Soll ich denn nichts einnehmen?"

„Einnehmen?" Ein lächelndes Kopfschütteln. „Gegen das Alter und den Tod nützt kein Einnehmen. . . "

Kaum ist er auf der Straße, als ihm sein eigenes Dienstmädchen athemlos entgegenläuft. Er möge schnell zur Frau Steuereinnehmer kommen, schnell, schnell. Und er eilt von der siechen Greisin, deren Leben seiner Meinung nach nur mehr Tage lang währen kann, zum Empfang eines neuen jungen Geschöpfes, dem die Zukunft sich aufthut . . . . .

Indeß schlichen die Stunden für die einsame Alte. Das Töchterchen der Aufwärterin kam flüchtig, stellte ein Näpfchen warmer Suppe an ihr Bett, und eilte wieder davon, um noch rechtzeitig zur Schule zu kommen. Die Mutter hätte keine Zeit. „Sie haben alle keine Zeit, wenn sie jemand Altem beistehen sollen." Die Kranke begann ein Selbstgespräch, in dem Erlebtes und Erträumtes durcheinander ging. Sie war zum ersten Male in ihrem Leben bettlägerig, und das machte sie ganz verwirrt, denn in ihrer Einsamkeit — Mann und Kinder hatte sie schon vor Jahren verloren — bedeutete das nicht wenig.

Gegen Abend öffnete sich langsam die Thüre und die hohe dunkle Gestalt Schwester Almas erschien unter ihr. Ohne eine Miene ihres regelmäßigen Gesichtes zu verändern, neigte sie sich über die Kranke und sprach einige Begrüßungsworte, indeß ihre Augen sie forschend betrachteten. Dann sah sie sich die Stube an, untersuchte den Herd in der Küche nebenan, und ging mehrere kleine Einkäufe zu machen. Die Alte drückte das Gesicht in die Kissen und begann leise in sich hinein zu weinen. Als Schwester Alma wieder erschienen war, und das Schluchzen vernahm, trat sie ans Bett.

„Weshalb weinen Sie denn? Das nützt nichts, und verschlimmert Ihr Befinden nur . . . . "

„Wir werden uns schon vertragen, nicht wahr," stammelte das greise Weiblein.

Die hohe straffe Gestalt entfernte sich nach dem Küchenraum. Ja, sie glaube auch, daß sie sich vertragen würden. Sie holte sich vom Speicher Betten herab, die schon lange Jahre in Leinwand eingenäht oben gelegen hatten, und machte sich so gut wie möglich eine Schlafstätte zurecht. Abends aß sie mit der Kranken eine selbstbereitete Suppe, betete, löschte das Licht aus, und begab sich zur Ruhe. Frau Kienreich wagte kein Wort zu sagen. Weder daß sie die Nacht hindurch Licht zu brennen wünsche, weil sie sich fürchtete, noch daß es ihr sehr angenehm gewesen wäre ein wenig zu plaudern. Die kurz angebundene wortkarge Art der Schwester war ihr beängstigend. Ein paar freundliche Worte und das einsame Herz der Alten, in dem die Sehnsucht nach einem theilnehmenden Menschen hämmerte und schluchzte, hätte sich ihr ganz geöffnet. Schließlich schlummerte sie ein. Als sie erwachte, schien der Mond durch das niedere Fenster herein und beleuchtete die fremde Gestalt, die dort in der Ecke schlief. Die alte Frau starrte mit heimlichem Bangen hin, sie suchte ihre Gedanken abzulenken, in die Vergangenheit zurück, in der sie im Maimond als schönes junges Mädel am Arm ihres Bräutigams durch die Wiesen gestreift. Mein Gott war das lang her! Und dann später all die Lust und das Leid! . . . das bittere Leid!! Aber selbst dieses war erträglicher gewesen als die Einsamkeit jetzt! . . . Sie blickte unverwandt auf die Gestalt dort in der Ecke, deren Brust sich in regelmäßigen Athemzügen senkte und hob. Und mit einemmal ertrug sie's nicht länger; die Sehnsucht, eine Menschenstimme zu hören wurde zu mächtig in ihr. Sie faltete die Hände und bat wie ein Kind: „Schwester! Schwester!" Die Schlummernde vernahm nichts, erst auf längeres Rufen erwachte sie und richtete sich auf. Was denn wäre?

„Mir ist so bang . . ."

Ach was, das hätte nichts zu bedeuten, sie möge ein Vaterunser beten. Und sie streckte sich wieder hin.

Am andern Morgen stand sie zeitig auf, reinigte die Stube, kochte Milch für sich und die Kranke und ging dann heim. Es waren eine Menge Bestellungen für sie im Stift angekommen. Verschiedene Kranke begehrten sie zur Pflege. Nach einer kurzen Unterredung mit der Oberin kehrte sie wieder in das kleine Häuschen zurück. Sie hatte Doktor Stehr versprochen, die alte Frau zu pflegen, und sie war gewohnt Wort zu halten, besonders denen gegenüber, die ihr etwas galten. Als sie wieder am Krankenbette stand, betrachtete sie forschend wie gestern das runzlige Gesichtchen vor sich. Es schien noch kleiner, durchsichtiger geworden zu sein. Dann faßte sie plötzlich unvermittelt nach den Füßen der Patientin, und legte prüfend ihre Hand darauf. Auch heute sprach sie nicht mehr als unumgänglich nothwendig war. Gegen Abend erschien der Doktor. Sein breites behagliches Lächeln fiel wie Sonnenschein in das öde, trübselige Stübchen. O, da gings ja prachtvoll. Nun wäre das Mutterl doch aller Sorgen enthoben. Die Schwester Alma!! Es wurde doppelt einsam, als er sich wieder entfernt hatte. Die Nacht und der folgende Tag vergingen in

derselben eintönigen Weise. Die Kranke hörte mit unbeschreiblicher Sehnsucht die Stimmen der zwitschernden Vögel, die hereinklangen. Sie begann wieder still vor sich hinzuweinen. Die Schwester sah es, verlor aber keine Silbe darüber. Sie saß mit einer Häkelarbeit beschäftigt, still und stumm wie sie immer zu sein pflegte. Ihr dunkles Gewand paßte zu ihrem räthselhaften Gesicht, dem festgeschlossenen Mund, den grauen Augen, die nur dann beobachteten, wenn sie selbst unbeobachtet waren. Die schwarze geschmacklose Haube lag fest und straff über der knochigen Männerstirne.

Frau Kienreichs glücklichste Minuten waren, wenn Schwester Alma sie verließ, um nach ihrem Stift zu gehen. Aber wie sollte sie sie das wissen lassen? Ebenso wie die Schwester nur Doktor Stehr zu Liebe hier war, ertrug die Alte ihm zu Liebe die Nähe der Diakonissin, die sie bedrückte. Er hatte gewünscht, daß die Schwester sie pflegte und sein Wunsch war allen maßgebend.

Es verging eine Woche ohne Verschlimmerung, ohne Besserung im Befinden der alten Frau.

Zu Hause sammelten sich die Bestellungen für die Diakonissin Es waren reiche und vornehme Häuser, in denen man ihrer begehrte, Häuser mit großem Kindersegen, in denen die Mutter erkrankt war und heillose Verwirrung herrschte. Sie zuckte die Schultern, und ging wieder zu der Greisin zurück, die unter ihrer Altersschwäche leidend, das Lager nicht verlassen konnte.

Am Sonntag Morgen, dem siebenten Tag ihrer Wartung, öffnete Schwester Alma, da besonders lindes Wetter herrschte, das Fenster des Stübchens, sodaß der Klang der Glocken hell hereindrang. Die Maisonne schien, die Vögel sangen, die Greisin, die in frische, schneeweiße Wäsche gekleidet worden war, lag mit geschlossenen Augen da und lauschte. Ihr kleines Gesicht bewegte sich nicht, sie träumte sich allmählich von der Wirklichkeit ins Märchenland hinüber, und entschlief.

Sie wußte nicht wie lange sie so geruht haben mochte; etwas Heißes, das auf ihren Augenlidern lag, ließ sie erwachen. Sie richtete den Kopf auf. Neben ihr, an der Bettkante, stand Schwester Alma und betrachtete sie mit forschenden Blicken. Ihre Brauen waren leicht zusammen gezogen. . .

In Frau Kienreichs Gesicht trat Entsetzen. Der Blick der Diakonissin schien ihr voll Ungeduld, er erschien ihr schrecklich. Sie stammelte ein Gebet. Die Schwester entfernte sich, um ein paar Tropfen Wassers aufzuwischen, die sie beim Begießen der Topfgewächse am Fenster vergossen hatte. Und plötzlich durchfuhr die Greisin ein Strahl der Erinnerung. Im Laufe der langen Zeit hatte sie des grausigen Ereignisses vergessen, das jetzt, sie wußte nicht weshalb, mit einem Male deutlich vor ihr stand. — — — Sie entsann sich des Geschwisterpaares, dessen Namen damals — vor zwanzig Jahren! — in aller Munde kam. Der Bruder war ein Idiot, die Schwester eine gute, aufopfernde Person, die geduldig seine Launen ertrug, bis sie sich zu einem Angriff auf sie selbst steigerten, dem ihre physische Kraft nicht gewachsen war. Man rieth ihr, Schwester Alma als Hülfe zu nehmen. Sie folgte dem Rathschlag. Schwester Alma war damals in der Mitte der Zwanzig, ein herkulisches Weib. Aber die Kräfte solcher Kranken wie des Idioten sind oft unberechenbar. Eines Nachts kam es zu einem Kampfe zwischen ihr und ihm. Er widersetzte sich die kalte Einpackung zu nehmen, die ihm verordnet war, und tobte. Seine Schwester weigerte sich trotz allem ihn einer öffentlichen Anstalt zu übergeben. Eines Morgens, als die beiden Frauen in sein Zimmer traten, fanden sie ihn mit durchschnittenem Halse todt im Bette. Es war merkwürdig ruhig zugegangen, selbst kein Blutspritzer an der Wand oder auf dem Fußboden war zu erblicken. Der letztere schien frisch aufgewaschen zu sein, er war noch feucht von den Spuren frischen Wassers. Der Mörder mußte sehr reinlichkeitsliebend sein. Und sehr gewiegt. Denn trotz der eifrigsten Nachforschungen wurde man niemals seiner habhaft. Die besseren Gesellschaftskreise des Städtchens, vorzüglich die Aerzte bewunderten die kaltblütige Ruhe und Umsicht, die Schwester Alma in jenen unheimlichen Tagen der Familie des Gemordeten bewies. Dies alles stand plötzlich klar vor der alten Frau. Ihr damaliger schrecklicher Verdacht, den manche andern Leute aus dem Volk mit ihr theilten, den aber Niemand auszusprechen wagte, verwandelte sich jetzt, ohne daß sie es beabsichtigte, zur unleugbaren Ueberzeugung.

„Herr erbarme Dich meiner!“ Kalter Schweiß trat auf ihre Stirne. War nicht auch sie ein so armes unnützes Menschenwesen wie jener Idiot, hatte sie nicht eben deutlich die Ungeduld in den finster auf sie gerichteten Augen gelesen? Wenn der Himmel nicht zu Hilfe kam, so vollbrachte sie es eben allein. . . . Sie säuberte die Welt von überflüssigen Leuten. . . . Ein Schauer nach dem andern durchfuhr die Greisin. Obwohl sie nichts mehr vom Leben zu erwarten hatte, nicht das Geringste, so hing sie doch mit fanatischer Liebe an ihm. Sie wollte nicht sterben, und nicht durch — jene festen weißen Hände, die so kräftig zupacken konnten. Wenn ich ihr Unrecht thue, dann verzeih mir mein Gott! Wenn aber nicht, dann gib mir Kraft, damit ich mein Bett verlassen kann!

Das Blut in ihren Adern begann aus seinem zögernden Gang sich zu schnellerm Pulsen aufzuraffen, ihr Herz schlug mit fast jugendlichem Ungestüm. Es geschah, was unter Umständen von Kranken als Wunder betrachtet wird: die große Gemüthsbewegung hatte ein starkes Aufflackern aller Kräfte bewirkt. Ihre Augen glänzten auf, als sie die Schwester sich entfernen hörte. Mit einem Schritt war sie aus dem Bett, hatte einen Wollrock über sich geworfen, ein Tuch umgeschlungen, ihre Filzschuhe übergestreift, und so ausgerüstet, in der Mitte der Stube stehend, fand sie die zurückgekehrte Diakonissin. Sie starrten einander an.

„Gott hat gesprochen und gerichtet“, raunte die Greisin, dann trippelte sie, alles um sich her vergessend, in den Frühling hinaus. Am Ende der Gasse kam ihr eine Nachbarin entgegen, und drückte ihr die Hand.

„Und wissen Sie auch, die Frau Steuereinnehmer und ihr Neugeborenes, alle beide sind gestorben . . .“

Der Wind trug linde Blumendüfte aus den Gärten herüber, und die Sonne schien warm und goldig nieder.

Die Alte lehnte sich an den Thorweg eines Häuschens, schloß die Augen, und lächelte glücklich. . . . Leben, leben!!!

Maria Janitschek.

Albert Pick: Aus der Zeit der Noth 1806—1815. Schilderungen zur preußischen Geschichte aus dem brieflichen Nachlasse des Feldmarschalls Neidhardt von Gneisenau. Berlin. 1900. E. S. Mittler und Sohn. XVIII und 390 S.

Allen, welchen die Heldengestalt Gneisenau's lieb und theuer ist, und wer, der ihren unvergänglichen Zauber kennt, gehörte nicht zu ihnen, wird durch Pick's Veröffentlichung eine große und freudige Ueberraschung bereitet. Bei einer neuen Durcharbeitung des brieflichen Nachlasses Gneisenau's in dem seit kurzem wohlgeordneten Familienarchiv auf Schloß Sommerschenburg, die der Urenkel des Feldmarschalls in liberalster Weise gestattete, fand sich eine ungeahnte Fülle noch unbekannter oder unvollständig ausgebeuteter Briefschätze vor. Es hätte nahe gelegen, sich mit der Auswahl und dem Abdruck der interessantesten Stücke zu begnügen. Dadurch wäre eine rein urkundliche Ergänzung der Werke von Pertz und Delbrück geboten worden. Albert Pick hat es vorgezogen, aus den von ihm ausgehobenen Materialien mit Verwerthung anderer archivalischer Quellen und der gedruckten Litteratur ein Zeitbild gestalten zu wollen, in dessen Mittelpunkt Gneisenau zu stehen kommt. Aber nicht sowohl der Held selbst kommt zu Wort als

die große Schaar derer, die sich in patriotischem Schmerz, mit persönlichen Klagen wie mit Entwürfen der Erhebung während der drückenden Fremdherrschaft an ihn wenden oder die ihn während der Befreiungskriege und nach errungenem Sieg mit Zuschriften des Dankes und der Verehrung, mit vaterländischen Wünschen und Vorschlägen überschütten. Unzweifelhaft hat sich Pick durch Verzicht auf den bloßen Abdruck der Aktenstücke seine Aufgabe nicht erleichtert. Auch ist er oft genöthigt gewesen, in dem Mosaik seiner Darstellung Lücken stehen zu lassen, den chronologischen Faden zu unterbrechen oder Bekanntes nur flüchtig anzudeuten. Hie und da, wo es sich um berühmte historische Streitfragen handelt, wie z. B. um das Verhalten Friedrich Wilhelms III. im Jahre 1811 oder um den Abschluß der Konvention von Tauroggen, begnügt er sich mit kurzem Urtheil, über dessen Berechtigung sich noch streiten ließe. Mitunter hätte wohl eine Verweisung auf größere historische Darstellungen oder auf die „Allgemeine Deutsche Biographie" genügt.

Indessen nimmt man einmal den von Pick bevorzugten Plan als gegeben an, so muß man zugestehen, daß er es verstanden hat, ihn geschickt durchzuführen. Und welche Gallerie merkwürdiger, theilweise hochbedeutender Persönlichkeiten durchwandert man an der Hand dieses Führers! Schill und Nettelbeck, Blücher und Clausewitz, Chasot und Körner, Arndt und Achim von Arnim, Schleiermacher und Reimer, um nur einige wenige aus der großen Zahl zu nennen, treten uns leibhaftig entgegen. Wie muthen den Leser die kraftvollen Worte an, die Arndt aus Königsberg am 14. März 1813 an Gneisenau richtet: „Meine Ueberzeugung steht fest, daß Schufte nie Ehrenmänner, Memmen nie Helden werden, auch daß sich an Schande kein Glanz der Tugend und Ehre hängt. Man muß diese Könige als Instrumente gebrauchen, aber sich nicht zum Instrument machen lassen. Es wäre von Ihnen eine thörichte Demuth, wenn sie nicht den Feldherrnstab und die freieste Wirksamkeit forderten; es ist die Zeit, wo solche Männer nicht für sich, sondern für das Volk vortreten müssen: da ist Bescheidenheit nicht an der Stelle. . . . An Kabinetskünsten wird es nicht fehlen, alte Elendigkeiten wieder zusammenzuflicken; aber wenn das die große Richtung wird, so können wir nur jeder in seine Heimath gehen und so lange Kartoffeln essen, bis die Franzosen uns wieder herausjagen" u. s. w. Solche Worte versetzen besser als weitläuftige Schilderungen den Nachgeborenen in den Sturm und Drang der damaligen Zeiten zurück.

Albert Pick hat die von ihm mitgetheilten Aktenstücke mit dankenswerthen Erläuterungen versehen, die sich an einzelnen Stellen noch ergänzen oder verbessern ließen. So hätte er (S. 255) über den preußischen Offizier von Werder, der zu Ende des Jahres 1811 ein Freikorps gegen Frankreich ausrüsten wollte, in den gedruckten Gesandtschaftsberichten St. Marsans (s. Stern: Abhandlungen und Aktenstücke zur Geschichte der preußischen Reformzeit S. 370, 371) und in den Erinnerungen aus dem Leben des Feldmarschalls Hermann von Boyen (s. das Register) die nöthigen Aufklärungen gefunden. Der „gewisse Greulicher, über dessen Persönlichkeit nichts Näheres ermittelt werden konnte", welcher Gneisenau in zwei Briefen aus Prag über Scharnhorst's tödtliche Verwundung Bericht erstattet, ist Niemand anders, als der mehrfach in Max Lehmann's Scharnhorst (z. B. II. 629, 630) erwähnte „Lieutenant Greulich". Ueber den englischen Geheimagenten Johnson, von dem ein paar interessante Briefe mitgetheilt werden, sind wir durch Gentz in seinen Tagebüchern, Klinkowström: Aus der alten Registratur der Staatskanzlei (Wien 1870) S. 47, 171 u. a. m. wohl unterrichtet. Wollte man den Spuren des merkwürdigen Mannes genauer nachgehen, so hätte man seine vertraulichen Berichte zu durchforschen, die im Reichsarchiv zu London aufbewahrt werden. Das räthselhafte Pseudonym „Ludwig Karbe" (S. 157), gleichbedeutend mit Ludwig Kleist und alles, was damit zusammenhängt (S. 158—163), klärt sich auf durch die jüngst in der „Historischen Zeitschrift" erschienene Arbeit „Gneisenau's Reise nach London im Jahre 1809" u. s. w., die Pick beim Druck seines Werkes noch nicht vorlag. „Kreisach" statt „Reisach" (S. 261) „Jannke" statt „Janke" (S. 361) ist wohl dem Setzer zur Last zu schreiben. Zum Schluß verdient noch die Ausstattung des Pick'schen Buches gerühmt zu werden, dem zwei Portraits Gneisenau's, eines ohne Angabe der Herkunft, das andere von der Hand des Fürsten Anton Radziwill, zur Zierde gereichen.

A. St.

Deutsche Pilgerreisen nach dem Heiligen Lande. Von Reinhold Röhricht. Neue Ausgabe. Innsbruck. Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung. 1900.

Das Buch ist, wie das Vorwort besagt, eine Neubearbeitung des im Jahre 1880 von Reinhold Röhricht und Heinrich Meisner herausgegebenen Werkes gleichen Titels, das zwar vollen Beifall, aber infolge des großen Umfanges, besonders auch wegen der schwer lesbaren mittelhochdeutschen Texte und der angehängten bibliographischen Beiträge zur Geographie Palästinas nur in eigentlich gelehrten Kreisen Verbreitung gefunden hat. Da es jedoch für die Geschichte des kirchlichen und sozialen Lebens, der Territorien, Städte, Geschlechter und hervorragender Persönlichkeiten, endlich der Verkehrs- und Geldverhältnisse reiche Aufschlüsse bietet, so veranstaltete der erstgenannte Herausgeber im Jahre 1889 eine kleinere Ausgabe, in die er die von ihm herrührenden erläuternden Theile des größeren Werkes mit Ausscheidung der gelehrten Materialien aufnahm. Das vorliegende Buch bietet nun den Text der Ausgabe von 1889, aber mit Berücksichtigung des inzwischen bekannt gewordenen reichen urkundlichen Materials und der Fortschritte der Wissenschaft bis zur Gegenwart. Gegen früher ist die Zahl der benutzten Handschriften um 14, der neuen Artikel für das Pilgerverzeichniß um 50 und die der neuen Pilgernamen um ungefähr 300 gewachsen.

Auf eine ziemlich gedrängt gehaltene Einleitung, die jedoch durch zahlreiche gelehrte Anmerkungen erläutert und erweitert ist, folgt der Haupttheil des Buches, das Verzeichniß der Pilger, die vom Beginn des vierzehnten Jahrhunderts an bis zum Ausgang des siebzehnten das heilige Land besucht hatten. Den Schluß bilden einige Pilgerlieder mit Melodien.

Seit der Erstürmung Akkons durch die Mameluken im Jahre 1291 hatte tiefe Trauer über die Vergeblichkeit der riesenhaften, sich durch zwei volle Jahrhunderte immer erneuernden Versuche, das heilige Land von der Herrschaft der Ungläubigen zu befreien, die gesammte Christenheit ergriffen, aber die Liebe zu den heiligen Stätten nicht gemindert, sondern eher durch den Schmerz der Sehnsucht und Wehmuth gesteigert und vertieft. Trotz der vielen Gefahren, die auf der Reise und in Palästina selbst drohten, gingen doch unablässig bald größere, bald kleinere Pilgerzüge nach dem heiligen Lande ab, deren Theilnehmer bald ein Gelübde erfüllen, bald durch ihre Fahrt ihre Sünden abbüßen wollten. An diesen Reisen, die für uns Gegenwärtige völlig unverständlich geworden sind, kann man am besten die religiöse Gluth des Mittelalters erkennen. Vielfach waren aber rein weltliche Rücksichten für den Antritt der Reise bestimmend. Den einen trieb soziale Unzufriedenheit, den anderen bloße Abenteuersucht in die Ferne, politische Agenten und militärische Berichterstatter nahmen die Maske von Pilgern vor, um in größerer persönlicher Sicherheit Beobachtungen über die Aussichten eines neuen Kreuzzuges anzustellen. Auch wissenschaftliche und Handelsinteressen wurden mit diesen Reisen verknüpft, und namentlich die Kaufleute wurden für viele Pilger die Retter aus schwerer Gefahr und kauften oft Glaubensgenossen aus der Sklaverei los.

Waren nun die Pilger in die Heimath zurückgekehrt, so entwarfen viele mehr oder weniger ausführliche Reiseschilderungen, in denen sie alles niederlegten, was sie an äußeren und inneren Eindrücken während der langen Fahrt erlebt hatten. Im vierzehnten Jahrhundert sind diese Berichte noch ziemlich dürftig, und erst mit Beginn des fünfzehnten erhalten wir genauere Mittheilungen über Einrichtung und Verlauf der ganzen Reise. Aus ihnen, die zahlreich und eingehend genug sind, um ein treues Bild von allen in Betracht kommenden Lebensverhältnissen zu gewinnen, hat der Verfasser geschöpft und alles Wissenswerthe daraus mitgetheilt. So ist denn ein Werk entstanden, dessen Hauptvorzug in der vollen Urkundlichkeit für alle angeführten Thatsachen besteht. Es ist keine leichte, auf bloße Unterhaltung berechnete Lektüre, die das Buch bietet, aber der Leser, der sich ernsthaft belehren will, wird hier eine Fülle von Material finden, das ihm sonst schwer oder gar nicht zugänglich gewesen wäre, und durch die reichen Litteraturangaben erhält er auch Anregung, wenn er eine ihn besonders interessirende Frage weiter zu verfolgen wünscht. Jede Seite gibt Kunde von der außerordentlichen Belesenheit des Verfassers. Niemand wird das Buch ohne reiche Belehrung aus der Hand legen.

Leipzig-Gautzsch. Paul Seliger.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 25. Berlin, den 23. März 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. März abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder beim Verleger der „Nation“, Georg Reimer, Berlin W., Lützowstr. 107/108, zu erneuern.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Kampf um die Handelsverträge ist in Deutschland zugleich zu einer Frage des Staatsrechtes von allererstem Range geworden. Es handelt sich für die Agrarier darum, der Reichsregierung nicht nur moralisch, sondern auch faktisch die Hände so fest zu binden, daß der leitende Staatsmann, selbst wenn er wollte, und selbst wenn er im allgemeinen politischen Interesse Deutschlands verpflichtet wäre, solches zu wollen, doch unvermögend bleibt von jener Linie abzuweichen, die die agrarische Majorität vorgezeichnet hat, um den Großgrundbesitzern wesentlich höhere Einnahmen zu sichern.

Das Wort Bismarcks vom Parlamentsheer war nie etwas anderes, als eine agitatorische Phrase, um die Opposition im Lande zu schwächen; es ist nie der Versuch gemacht worden, das Heer unter die Botmäßigkeit des Parlamentes zu bringen; aber heute ist jener Versuch nüchterne Wirklichkeit, den Reichskanzler derartig unter die Botmäßigkeit der agrarischen Parteien zu zwängen, daß ihm handelspolitisch die Freiheit geraubt ist, und da die Handelspolitik in stärkster Weise auf die gesammte internationale Politik zurückwirken kann und zurückwirkt, so soll dem Reichskanzler auch für unsere internationale Stellung die Route abgesteckt werden.

Nun ist der Reichskanzler zugleich der erste Berather des Kaisers, und so soll auch dem Kaiser die Freiheit der Entschließung genommen werden. Kanzler und Kaiser sollen in der Frage der Handelspolitik und in den Fragen der damit zusammenhängenden künftigen internationalen Politik zu Gunsten der jetzt unter dem Diktat der Agrarier zu fassenden Beschlüsse abdiziren. Für die Agrarier und die Konservativen bleibt nur noch das Problem zu lösen, wie solche Abdikation sich gänzlich unwiderruflich herbeiführen läßt. Das ist ihre Sorge; das stört ihre Ruhe, und der Gedanke ist ihnen gänzlich unerträglich, daß der Kaiser von Deutschland und sein Rathgeber trotz einem Minimaltarif in Folge neuer Erwägungen später zu Entschließungen kommen könnten, die von den Festsetzungen, die jetzt durch die Agrarier herbeizuführen versucht werden, abweichen.

Daß eine rücksichtslose politische Partei, die keine andere Richtschnur als egoistische Interessen für ihr Handeln kennt, nach den Gesetzgebungsstricken sucht, um solche Fesselung bewirken zu können, ist begreiflich; aber zu den Unbegreiflichkeiten gehört es, wenn in der Regierung sich Männer finden, die den Agrariern darin zustimmen, daß dem verantwortlichen Staatsmann und dem Monarchen die zukünftige Freiheit ihrer Entschließung geraubt werden solle.

Der Kampf um die Getreidezölle ist gewiß von großer Bedeutung. Die Frage der Ernährung der Bevöl-

kerung ist von höchstem Gewicht; die Frage, ob bei Erhöhung der Getreidezölle Handelsverträge überhaupt noch zu Stande kommen können, berührt den Wohlstand Deutschlands ganz außerordentlich, und mit dem Wohlstand hängt auch unsere militärische Leistungsfähigkeit und folglich unsere Stellung als Großmacht eng zusammen. Aber alle diese Wirkungen werden sich doch erst in ihrer Verderblichkeit allmählich und in einiger Zeit geltend machen; unmittelbar aber steht jetzt zur Entscheidung die Frage: Gelingt es den Agrariern, unterstützt von einer Anzahl Beamten in den höchsten Staatsstellungen, den Monarchen und den Reichskanzler zu einer Handlung zu veranlassen, die sie moralisch zum Wenigsten zwingt, auf jede Aenderung ihrer heutigen Entschlüsse zu verzichten?

Die Beihilfe hoher Staatsbeamten zu solch einem Akt der Abdikation müßte als das Allercharakteristischte der Situation erscheinen. Solche Zumuthung an die Krone erscheint in einem monarchischen Staat geradezu unerhört. Ein Parlament mag in einer Republik, wie Frankreich, dem jetzigen und künftigen Ministerien, das von Majoritäts Gnaden lebt, die Hände fesseln wollen; aber daß Minister einem Monarchen in einem Staat, der vom Parlamentarismus recht weit entfernt ist, sanft gesetzgeberische Handschellen anlegen möchten, wäre eine Ueberraschung außerordentlichster Art.

Man kann sich einen Monarchen denken, der in Folge der Einflüsse, die ihn umgeben, an die Nothwendigkeit einer Erhöhung der Getreidezölle glaubt. Aber jene psychologische Individualität eines Monarchen wäre interessant, der dem Mißtrauen einer Bevölkerungsschicht gegen seine eigene Person und gegen die von ihm bestellten Rathgeber eine so weitgehende Konzession macht, um sich und seine Räthe öffentlich auf ein Parteiprogramm festnageln zu lassen, und zwar in einer Weise festnageln zu lassen, daß eine Aenderung der Entschließungen des Staatsoberhauptes, soweit wie möglich, undenkbar wird.

Wenn eine Partei mit solchem Ansinnen an einen Monarchen herantritt, so ist Seitens der Krone ein solches unkeusches Verlangen zu bekämpfen, wie andere Ansprüche, die die staatsrechtliche Grundlage unseres öffentlichen Lebens zu verschieben geeignet sind. Wenn aber Minister des Monarchen die Freundlichkeit hätten, diesem selben Monarchen vorzuschlagen, er möge sich für die nächste Zukunft in Fragen von höchster Bedeutung öffentlich unter die Kuratel einer Partei begeben, die sich konservativ nennt, und er möge sich durch einen Gesetzgebungsakt selbst nach Möglichkeit willenlos machen lassen, — dann gäbe es für ein selbstbewußtes Staatsoberhaupt freilich nur eine Antwort an solche Minister; er müßte seinen Räthen empfehlen, konservativ-agrarische Parteiführer zu werden, und er müßte sie zugleich veranlassen, die bisher innegehabten Ministersessel frei zu machen.

Die Frage des Minimaltarifs bringt auch auf das Problem die Antwort: Werden die Männer des Cirkus Busch es zu Wege bringen, daß die Krone und die leitenden Staatsmänner an das agrarische Mißtrauen den selbstverleugnenden Tribut bringen, sich allen eindringlichen Erfahrungen der inneren und der auswärtigen Politik zum Trotz in eine Zwangsjacke stecken zu lassen.

Die Agrarier behaupten, daß die Herstellung einer solchen Zwangsjacke für Krone und Minister eine unabweisliche, staatserhaltende Pflicht sei; welch' ein Vertrauensvotum für jene Instanzen, die in Betracht kommen!

Die Hoffnungen auf Frieden in Südafrika sind wiederum vernichtet, und diese Entwicklung zeigt von neuem, daß in Europa jeglicher zuverlässige Maßstab für die Ereignisse im Oranjefreistaat und in Transvaal fehlt. Wenn die Buren auch jetzt noch bereit sind, den Kampf fortzusetzen, so müssen sie über Hülfsmittel verfügen, von denen man bei uns keine Ahnung hat, und so müssen die englischen Truppen trotz ihres ununterbrochenen „Siegens“ sich in einem Zustand befinden, der es den Buren immer noch ermöglicht, auf eine Wendung des Schicksals zu hoffen. Welch' ein Ergebniß nach einem Kampfe von länger als anderthalb Jahren, nach dem Opfer von Milliarden an Geld, von Tausenden an Soldaten, nach der Einbuße der Sympathie bei Hunderttausenden auf dem europäischen Kontinent und in den Vereinigten Staaten, die England einmal hoch geachtet haben, und nach einer ungünstigen Verschiebung der Machtsphäre in Asien, die das Vereinigte Königreich in absehbarer Zeit rückgängig zu machen nicht hoffen darf. Heute ist der Herr des nördlichen China Rußland; und den Zugang zum offenen Weltmeer Rußland streitig zu machen, kann die Londoner Politik sich nicht mehr einfallen lassen. Das sind die trostlosen, abgeschlossenen Ergebnisse für England bis heute; und was wird schließlich aus Südafrika werden?

Die Burenkommandos sind aus dem Kaplande freilich zurückgetrieben; aber die Pest ist dort eingedrungen; sie breitet sich aus, und wenn sie in ihrem Zuge sich nicht aufhalten läßt und dem englischen Heere in den Rücken fällt, — dann wird Herr Rhodes und Herr Chamberlain sich mit bitterer Wehmuth an die Zeit erinnern können, da sie gemeinsam England mit dem frivolen Programm berauschten: England vom Kap bis Kairo. Was ist aus diesem Plan geworden? England ist ernstlich bedroht in Afrika und in Asien.

Der englische Chauvinismus hat eine harte Strafe erlitten; mögen alle Völker sich eine Lehre daran nehmen, die Engländer auch, denen wir, zugleich im wohlverstandenen deutschen Interesse, wünschen, daß es ihren führenden Staatsmännern gelingen möge, schnellstens zu einer politisch-moralischen und zu einer neuen politischen Konsolidirung ihres Vaterlandes zu gelangen.

Die Verhältnisse in China bleiben sorgenvoll. Reibungen zwischen Russen und Engländern sind an der Tagesordnung, und je unfähiger die Engländer den russischen Staatsmännern erscheinen, ernsten Widerstand zu leisten, um so anspruchsvoller und anmaßender wird die Petersburger Politik werden. Auch für Deutschland kann die Entwicklung dieser Gegensätze bei steigender englischer Schwäche nicht erwünscht sein, und diese russischen Uebergriffe reizen zugleich Japan. Man muß stets in der Besorgniß schweben, daß die Musiker des ostasiatischen Konzerts sich demnächst ihre Instrumente gegenseitig um die Ohren schlagen werden. Diesem erfreulichen Augenblick sind wir schon wiederholt recht nahe gewesen.

Daß unter so verheißungsvollen Umständen die Chinesen sich mit der Förderung der Friedensverhandlungen nicht beeilen, ist erklärlich. Sie hoffen auf unvorhergesehene Ereignisse, durch die der Kampf der Fremden mit den Fremden entfesselt wird, und wir hoffen leider noch immer vergebens auf den Frieden.

Der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Benjamin Harrison, ist gestorben. Harrison war kein Politiker ersten Ranges; er gehörte nicht in die Reihe der großen Präsidenten. In letzter Zeit lenkte Harrison die Augen wieder dadurch auf sich, daß er nachdrücklich gegen den Chauvinismus und gegen die Expansionspolitik der Vereinigten Staaten auftrat.

* * *

Ebenezer Elliot, der Kornzollreimer.

Als nach der Besiegung Napoleons Friede gemacht wurde, war das Wehklagen unter dem englischen Junkerthum groß. Napoleon war sein Segen gewesen, oder, wie Byron, schrieb,

> Er war der große Triptolem*); sein Feuer
> Fraß Reiche bloß und hielt Getreide theuer.
> Er war es, dessen Alchymie fürs Land
> Den Stein der Weisen, „hohe Renten", fand.

Die elendesten Aecker waren während der Kontinentalsperre in Anbau genommen worden, um den Bedarf der steigenden Bevölkerung im Inland decken zu können. Das letztere war nicht nur mit bemerkenswerther Schnelligkeit gelungen, die Junker hatten dadurch auch unerhörte Gewinnste gemacht. Das elendeste Sumpfland warf nun eine Rente ab; die Renten des schon früher bestellten Landes stiegen um das Drei- bis Fünffache, in einzelnen Fällen um das Fünfzehnfache des früheren Betrags. Aber, wie es bei Byron weiter heißt,

> Als Er gestolpert über die Kalmücken,
> Da lagen auch die Kornpreis' auf dem Rücken,

und der Junker heischte, daß das englische Volk durch neue Opfer ihn dafür schadlos halte, daß ihm nun die Früchte der Opfer, die nicht er, sondern das Volk in der Abwehr des Feindes gebracht hatte, verloren zu gehen drohten. Wenn ihm nicht in der Form von Kornzöllen zur Hochhaltung der während der Kriegszeiten gesteigerten Renten aus den Taschen der Aermsten öffentliche Armenunterstützung zu Theil werde, müßten die Edelsten der Nation zu Grunde gehen. So wurde denn 1815 das Korngesetz dekretirt, welches die Einfuhr von Korn verbot, so lange der Weizenpreis den Betrag von 388 Mark per Tonne nicht erreicht hatte.

Das Elend des Volkes, das sich im Gefolge dieses Gesetzes geltend machte, war furchtbar. Das Vermögen des Landes pro Kopf der Bevölkerung ging von 160 Pfd. Sterling im Jahre 1812 auf 120 Pfd. Sterling im Jahre 1822 zurück, stieg dann mühsam auf 143 Pfd. Sterling im Jahre 1845 und erst nach Beseitigung der Kornzölle wieder auf den alten Betrag und dann rapide darüber. Hunderttausende wurden brotlos. Da erschienen 1831 die Corn-Law Rhymes von Ebenezer Elliot.

Kein Geringerer als Thomas Carlyle begrüßte sie als ein Stück Regenbogen entstanden aus einem in Thränen voll Aufregung sich brechenden Sonnenstrahl. Allerdings war es nur ein Stück Regenbogen, nicht ein ganzer, voller, runder, dessen Spannung von einem Ende des Himmels zum anderen reicht; aber es war doch echte Sonne, die in den Thränen sich spiegelte. Es war einmal ein Band von Gedichten, der wirklich ein Buch war, kein bloßes Buch, um schön eingebunden auf einem Salontisch zu prangen, kein bloßer Schein oder Schatten von einem Buch, wie es der Welt so oft vom Buchhändler aufgedrängt und gegen Baar verkauft wird, als ob es wirklich etwas wäre. Nein; der Verfasser gehörte zu der seltenen Klasse von Menschen, die etwas zu sagen hat; er war ein Mann, der, obgleich er in Versen sprach, in den Tagen sinnloser Phrase ganz bestimmt sprach, jeden Satz mit einem präzisen Inhalt; ein Mann, der das glaubte, was er sagte, und der daher selbst glaubwürdig war. Und was das Merkwürdigste war, der Mann war Fabrikarbeiter. Dichter aus der Klasse der Gebildeten hatte man ja zu Dutzenden erst eben gehabt und darunter sogar einen gewaltigen. Hatte nicht eben erst Byron seinem Titanentrotz rhythmischen Ausdruck verliehen? Und auch Dichter aus dem Kreise der Bauern waren gewesen; hatte doch Robert Burns gezeigt, daß

> Der Rang ist das Gepräge nur,
> Der Mann das Gold trotz alledem.

Aber dann waren schwächliche Poeten gekommen, süßlich, voll Reflexion, unwahr, die in ihrer Unfähigkeit einer unmittelbaren kräftigen Empfindung das Nichts in seiner formalen Schönheit besangen. Hier nun war etwas vollständig Neues, eine Stimme aus der Tiefe der Werkstätte der Cyklopen, wo die Arbeit schweißgebadet mit tausend Hämmern das glühende Eisen schmiedet. Der litterarische Geist, der das Leben lediglich als Stoff, um künstlerisch behandelt zu werden, erachtet, lag ihrem Inhaber vollständig fern. Sie kam von einem Manne, der sie erhob in einem persönlichen Kampf gegen die dunkeln und brutalen Gewalten des Lebens, um sie sich unterthänig und sie vernünftig zu machen. Dabei war es eine verständliche Stimme aus dem Kreise derer, die bis dahin stumm und unterwürfig gewesen, und die nun aus erster Hand meldete, wie es mit diesen stand, und die das Problem der Welt so formulirte, wie es in ihren müden Köpfen dämmernd empfunden wurde. Eine solche Stimme mußte aus den verschiedensten Gründen Beachtung heischen. Vernehmen wir ein paar ihrer Aeußerungen; doch zuvor ein paar Worte über den Mann, von dem diese Stimme ausging.

Es ist beachtenswerth, daß alles, was in England große Reformarbeit, politische, wirthschaftliche oder soziale, geleistet hat, von Cromwell angefangen bis auf unsere Tage, direkt oder indirekt mit dem Puritanismus zusammenhängt. Ganz besonders gilt dies, wie für den großen Redner der Freihandelsbewegung, John Bright, so für ihren Dichter. Ebenezer Elliot wurde am 17. März 1781 in der Neuen Gießerei in Marbro in der Nähe von Sheffield geboren. Sein Vater, ein Dissenter, taufte ihn selbst. Sein Großvater war Schmied in Newcastle am Tyne gewesen, seine Urgroßeltern Viehdiebe, welche mit großer Unparteilichkeit gleichmäßig Schotten wie Engländer an der Grenze bestahlen. Seine Mutter war ihr Leben lang krank, nährte indeß trotzdem selbst elf Kinder und brachte acht davon auf. Von ihr hatte er die Sensibilität, wie sie zum Dichter erforderlich ist, von dem Vater, einem harten Mann von puritanischer Tugend und Weltanschauung, indeß nicht ohne satirische und humoristische Ader, die politischen Instinkte und eine absolute Abwesenheit von Menschenfurcht. Der Vater war, als Ebenezer geboren wurde, in der Neuen Gießerei angestellt; mit dem, was er aus seinem kargen Einkommen ersparte, hat er diese später selbst erworben und dabei schlechte Geschäfte gemacht.

Ebenezer zeigte sich als völlig unfähig, etwas in der Schule zu lernen. Darauf steckte ihn sein Vater als Arbeiter in die Gießerei. Hier zeigte er sich als tüchtiger Arbeiter und lebte das Leben aller Arbeiter im Guten wie im weniger Guten. So wurde er ein Glied der Klasse, deren Leben und Leiden er später mit leidenschaftlicher Beredsamkeit besingen sollte. Einsame Spaziergänge brachten ihm die Bekanntschaft mit Blumen und einer Schlange, die sich völlig an ihn gewöhnte, und an ihrer Beobachtung erwachte in ihm zuerst jene Begeisterung für die Schönheiten der Natur, die ihn später zu einem der größten Naturschilderer machte. Als sein Bruder ihm einmal Thomsons Jahreszeiten vorlas, erwachte auch die Begeisterung für die Poesie. Voll Eifer stürzte er sich nun auf die Bibel und Milton; bald konnte er sie fast vollständig auswendig; als Autodidakt erwarb er sich seine weiteren litterarischen und politischen Kenntnisse; und während er als Arbeiter in der Gießerei fortarbeitete, entstanden nun eigene poetische Versuche. Ich übergehe sie, um zu dem Werke zu kommen, welches, abgesehen von The Splendid Village, sein Hauptwerk ist und als dessen Verfasser er in der Geschichte lebt, seine Reime gegen die Kornzölle. Als die oben hervorgehobenen Wirkungen dieser infamen Einrichtung zur Bereicherung der Reichsten auf Kosten der Aermsten sich

---

*) Der Liebling der Demeter, Erfinder des Pflugs und Verbreiter des Ackerbaus.

täglich mehr fühlbar machten, litt es ihn nicht länger, stumm zuzusehen.

Für dich, mein Land, für dich will ich nicht scheuen,
Des Freigeborenen Pflichten zu erfüllen,
Ob Ohren wackelnd auch die Esel brüllen
Und Wolfs- und Giftwurmspranken mich bedräuen.

Die ersten Auflagen der Corn-Law-Rhymes wurden von der Anti-Brotsteuer-Gesellschaft der Sheffielder Arbeiter herausgegeben, und auch die späteren Ausgaben der Gedichte Elliot's enthalten noch die Vorrede, welche jene Gesellschaft den Reimen vorausgeschickt hat. Sie ist nicht uninteressant. Sie lautet:

„Getragen von der Ueberzeugung, daß die Arbeiter in diesem Lande die einzige Klasse sind, welche ausreichende Unabhängigkeit besitzt, um mit irgend welcher Aussicht auf Erfolg der Masse der Korruptionisten, die sich von unserer Arbeit mästen und dabei den Absatz unserer Produkte beschränken, entgegenzutreten, und getragen von der Zuversicht, daß in kurzer Zeit jeder einsichtsvolle und tüchtige Arbeiter im Reiche sich uns anschließen und der noch nicht entartete Theil der Mittelklasse, wenn es noch einen gibt, uns unterstützen wird, erklären wir, die Anti-Brotsteuer-Gesellschaft der Sheffielder Arbeiter, daß es in einem dicht bevölkerten Lande ein Akt nationalen Selbstmordes ist, wenn man den Austausch der gewerblichen Produkte des Inlandes gegen das Korn des Auslandes beschränkt; denn, wo ein Gesetz herrscht, welches die Beschaffung des zum Leben Unentbehrlichen und der Annehmlichkeiten des Lebens beschränkt, werden Gewinn und Lohn nachweisbar dadurch beeinträchtigt. Wir erklären, daß der geltende Kornzoll, welcher einigen tausend landbesitzenden Rentenbeziehern gestattet, den allgemeinen Verlust in einen zeitweisen, schließlich sie aber selbst schädigenden Gewinn für sich selbst zu verwandeln, alles und jedes vernichtet, was uns als Menschen werthvoll ist, und daß, so lange dieses Korngesetz und die Absicht und Macht, es noch zu verschlechtern, wie bisher fortbestehen, keinerlei sonstige Erleichterung der Steuerzahler, so ausgedehnt sie auch sein mag, etwas anderes bewirken kann, als einen Theil der öffentlichen Gelder aus der Kasse des Staats in die Tasche der Grundeigenthümer zu übertragen. Wir erklären deshalb, daß, da wir den Wirkungen des Kornzolls, wenn wir nicht mit Weib und Kind gebrochenen Herzens auswandern wollen, nicht anders als durch seine Beseitigung entrinnen können, wir das furchtbare, industriefeindliche Gesetz, das Kornzollgesetz, mit allen uns verfügbaren gesetzlichen Mitteln bekämpfen und in unseren Bemühungen nicht nachlassen werden, bis die Monopolisirung des nothwendigsten Lebensmittels vernichtet ist. Das, was unsere Bedrücker selbst für sich vorbringen, liefert den unwiderleglichen Beweis, daß sie nicht länger in ihrer gegenwärtigen Lage als schloßgesessene Almosenempfänger zu dulden sind. Sie sagen nämlich, sie könnten ohne Armenunterstützung nicht leben. Wenn die Behauptung richtig ist, warum arbeiten sie nicht wie andere Arme, die Unterstützung empfangen, im Armenhaus? Wenn sie nicht richtig ist, warum steckt man sie nicht wegen Erlangung von Vermögensvortheilen durch Vorspiegelung falscher Thatsachen ins Gefängniß? Diese Fragen führen dazu, noch zwei andere aufzuwerfen. Wir wollen indeß nicht auf Ersatz für die Vergangenheit bestehen; aber wir werden uns nicht zufrieden geben, wenn wir nicht Sicherheit für die Zukunft erlangen."

Nun ein paar Proben der auf diese Vorrede folgenden Reime; die Uebersetzung verdanke ich der Güte eines Freundes. Gleich das erste Gedicht ist ein Appell an die einzelnen Klassen, an eine nach der anderen, im Bänkelsängerton, um ihnen den Schaden vorzuführen, welcher einer jeden aus den Kornzöllen erwachse.

Was für Englands Macht und Ruf
Hat der Kornzoll ausgerichtet?
Frag das Elend, das er schuf,
Frag den Handel, der vernichtet,
Frag doch, wie man ringt und kreischt,
Aug' in Auge sich zerfleischt,
Kämpft auf Leben oder Tod
Um den Schatten nur von Brot!

Hoffnungsarmer Kaufmann, sprich,
Was der Kornzoll that für Dich?
Die Konkurszahl in den Blättern
Lies, und Deines Schuldbuchs Lettern!
Arbeitgeber, der Du bangst,
Arbeitswill'gen-Schutz verlangst,
Macht Dir nicht der Kornzoll Angst?

Tausch und Kauf, sie hören auf,
Aber alles steht zu Kauf:
Häuser, die den Zins nicht brachten,
Werthpapiere sonder Werth,
Waaren mehr, als man begehrt,
Doch es hungern, die sie machten;
Statt des Weizens übers Meer
Schwimmt uns fremd Erzeugniß her,
Das nicht sättigt und nicht nährt.
Tropf! Was den Verdienst Dir mindert,
Warum hast Du's nicht verhindert?
Laß die hohen Schlote ruhn,
Was der Zoll ist, lern' es nun!
Angelockt durch schale Ehren,
Ließt' Du Dir den Sinn bethören,
Judas ohne Sold, der Lohn
Hoffte und nun erntet Hohn.
Wenn in Thränen und in Blut
Dir ertränkt wird Hab' und Gut,
Wenn die Weberschiffchen stehen
Und die Räder nicht mehr drehen,
Wo, wenn jeder Pfeiler brach,
Willst Du bergen Deine Schmach?

Nachdem hierauf dem Pächter gesagt ist, wie auch ihm der Kornzoll schließlich nur Unheil bringe, heißt es weiter:

Armer Weber, jeder sieht,
Was Dir durch den Zoll geschieht!
Deine Kinder müssen hungern,
Bettelnd auf den Straßen lungern,
Und es drückt sich jeder Stein
Ihren nackten Füßchen ein.

Bauherr, Unternehmer, sprich,
Was der Kornzoll thut für Dich!
Ach, Verzweiflung, die sich senkt
Auf Dein Haupt, das rathlos denkt!
Hast der Freunde Geld verbaut,
Das sie, helfend, Dir vertraut.
Schnell entstand'ne Häusermassen
Die nun leer steh'n und verlassen.
. . . .

Hierauf werden die „Absentees",

die Ihr Euch die Renten
Laßt in ferne Städte senden,
Wo vom Kornzoll Ihr Euch nährt,

angerufen und England die Schmach vorgehalten, daß es seine Interessen seinem Götzen, dem Junkerthume, opfere; dann wendet sich der Sänger an die Kapitalisten:

Mann der Konsols, hör' auf mich,
Was denn that der Zoll für Dich?
Millionen sonder Zahl
Liehst dem Lande Du loyal;
Doch die Edlen der Nation,
Vornehme Geschlechter, alte,
Heischen, daß man sie erhalte,
Aus der Aermsten dürft'gem Lohn;
Und da ward das Korn besteuert
Und der Absatz so vertheuert,
Daß vom Markte sind verschwunden
Unsre Waaren, unsre Kunden,
Und man Zinsen nicht mehr zahlen
Kann geliehnen Kapitalen.
Du gabst zehn, vertrauend blind,
Heut' sie fünf nur werth mehr sind,
Und, eh' sich das Jahr wird dreh'n,
Wird zu eins, was einst war zehn.

Auch Du, armenunterstützter,
Schloßgesessner, abgenützter,
Mein Herr Junker, wirst noch sehn,
Was Dir durch den Zoll geschehn.
Denn auch Dich und Deine Erben
Wird er zähmen und verderben.
Euer Silber, eingeschmolzen,
Eurer Gnäd'gen seidnes Kleid,
All der Plunder, den Ihr Stolzen
Kauftet für verzollt Getreid',

Alles kommt noch untern Hammer,
Euer Land und Euer Schloß,
Euer Stall und Euer Troß,
Brennerei und Trinkerjammer,
Viererzug, zerlumpte Leute,
Wildrerstrafen, satte Meute,
Amtsgefängniß für die Freien,
Fette, grinsende Lakaien,
Kuppler und devote Sänger,
Dirn' und Bastard auch zugleich,
Pensionirte Müßiggänger,
Der Instruktor dünn und bleich,
Des Herrn Pfarrers Sonntagsskat,
Ja Dein Sitz selbst im Senat.
Treff' ich dann Dich und die Deinen,
Theilend unser kärglich Loos,
Auf dem Heerweg, nackt und bloß,
Wirst Du noch mein Elend neiden,
Und Dein Dünkel lernt zu weinen,
Lernt, was Arbeit heißt und Leiden.

Nachdem dann noch dem Pair

„deß Ahn' in Hungertagen
Dürft'gen gab geschenktes Brot",

zugerufen, den alten Schild rein zu halten, falls er nicht aus seinen Marmorhallen vertrieben werden wolle, wendet das Lied sich an die

Kirche, uns zum Heil erbaute,
Von der Märtyrer Blut bethaute,
. . . .
Rette Du, was ewig wahr,
Daß, wenn Kanzel und Altar,
Steingewölb und Glockenklingen
Längst im Zeitenstrome treibt,
Doch der Name dessen bleibt,
Dem zum Preis die Engel singen.

Zum Schlusse aber ein Appell an die Krone:

Macht, die gottgleich könnte sein,
Die einst Nied'ren Schutz erzeigte
Und der Junker Hochmuth beugte,
Kennst die Pflicht Du, die ist Dein?
Thron, errichtet von den Guten,
Die Dich oft genetzt mit Thränen
Und, wenn sie bedroht Dich wähnen,
Heut' noch freudig für Dich bluten,
Was ehrwürd'ge Monarchie
Wird für Dich der Kornzoll thun? —
Traumbild voll Entsetzen, flieh,
Laß' in Nacht den Gräuel ruhn!

Die Uebersetzung vorstehender Bruchstücke wird mehr dem Sinn als dem Reichthum und der Kraft der Sprache des Originals gerecht. Aber auch aus dieser Uebersetzung kann der Leser eine Vorstellung gewinnen, wie angemessen Inhalt und Ton des Liedes jenen Tausenden waren, die, in Folge der durch die Kornzölle hervorgerufenen Absatzstockung brotlos geworden, zu dem letzten Hülfsmittel der englischen Arbeitslosen griffen und einzeln oder in Gruppen von zwei oder drei durch die Straßen zogen, um bald vor dem Hause des Industriellen oder des Bauunternehmers, bald vor dem des Kaufmanns, des Junkers, Lords, Pfarrers, Bischofs oder Ministers die Elliot'schen Weisen zu singen. Der Monotonie ihres Leidens entsprach wunderbar die Monotonie ihres Sanges. Nun noch zwei kürzere, litterarisch höher stehende Proben.

Ratten im Käfig.

Ihr sperrt uns ab, verzollt das Brot
Und staunt ob unsrem Schrei;
Doch Ihr seid fett und rund und roth
Und sauft Euch voll dabei! —
Ja: sperrt man fünfzehn Ratten ein
Mit Fraß für dreimal vier,
Ist's recht, daß ihrer drei gedeih'n
Und zwölf verhungern schier?

Macht schnell! Schon glimmt der Fackel Brand,
Das Ende steigt empor,
Eilt Euch! Zerstörung hebt die Hand,
Kommt ihr doch selbst zuvor!
Ihr, die man „Herr" und „gnädig" heißt,
Weil Ihr vom Unsren lebt,
Weil Ihr Euch kleidet, tränkt und speist
Vom Korn, d'ran Herzblut klebt,
Verbietet, Schurken, was uns nährt,
Legt nur den Handel lahm!
Das Gut, was Gott uns gab, verkehrt
In Qual und Haß und Scham,
Bis nichts uns bleibt als Bettelstab
Und Mord und Schlächterei,
Auf daß ein einzig großes Grab
Vom Meer zum Meere sei! —

* * *

O Herr, wie lang?!

Was schmähst Du Türk und Russen, Knecht,
Da man Dein Brot verzollt?
Im eignen Land ein stolz Geschlecht
Hat Deine Noth gewollt.
Es findet's nöthig, daß Du darbst,
Damit es kann besteh'n,
Daß Du ihm zahlst, was Du erwarbst;
Frei England läßt's geschehn.

Auf, Wittwe, setz' das Rad in Schwung
Und dreh' den Faden gut!
Der Kornzoll droht uns Theuerung,
Du weißt, wie Hunger thut.
Auf nähr' den Troß, dem Rente bringt,
Was heiß das Herz uns schwillt,
Der thränenlos die Thräne trinkt,
Die unsrem Aug' entquillt.

Was schläfst du, Kind? Du darfst nicht ruh'n,
Das Brod schlägt auf — erwach'!
Dein Händchen auch muß schaffen nun;
Sag' nicht, du seist zu schwach!
Geh, müh' dich langer Stunden Zahl
Für Pfenn'ge — zwei bis drei —
Daß Engel weinen deiner Qual! —
Und doch ist England frei.

Auf, müder Greis, und laß dich zerr'n
Zu hoffnungsloser Frohn!
Das Brot besteuern unsre Herr'n;
Der Nothstand drückt den Lohn. —
Doch Gottes Herrschaft muß besteh'n
Von heut in Ewigkeit:
Hör' Du, Allvater, unser Fleh'n,
Und England **wird** befreit!

Mich dünkt, daß Dein hochwogend Meer
Ans Ohr uns Aufruhr dröhnt,
Daß Deiner Stürme sausend Heer
Ein sklavisch Volk verhöhnt;
Mich dünkt, daß Deiner Donner Groll
Dumpf aus den Wolken spricht:
„Herr, bist Du gar so langmuthvoll?
Was zögert Dein Gericht?" —

Doch, Rache?! — Nein! vergieb, vergieb,
Was irrer Schmerz geschrie'n —
Verzeih'n! — Dem Mörder und dem Dieb?! —
Christ hat am Kreuz verzieh'n. —
Nur was uns zukommt, heischen wir,
Nur daß der Handel frei —
Ein Knöchlein nur dem Arbeitsthier,
Daß Arbeit Freiheit sei!

Wer Schwert und Feuer wählt als Hort,
Ihn lockt ein blut'ger Schein;
Der Wahrheit Zorn, das scharfe Wort
Soll unsre Waffe sein! —
Das tiefe Mal von solchem Streich
Wird fernste Zeit gewahr,
Und schreckt damit, medusengleich,
Zukünft'ge Frevlerschaar!

Um die wilde Leidenschaft, die in Elliot's Versen bebt, richtig zu würdigen, muß man sich die ganze Noth vergegenwärtigen, welche die lange Dauer der Kornzölle durch Hemmung der Ausfuhr der sich aufstapelnden Industrieprodukte in der in Folge dessen niedrig gelohnten und zu Hunderttausenden brotlos gewordenen Arbeiterbevölkerung hervorgerufen hatte. Carlyle berichtet in seinem Chartism von Eltern, welche das Leben ihrer Kinder versicherten, sie dann umkommen ließen und so, modernisirte Ugolinos, ihre Kinder verzehrten, um ihren Hunger zu stillen. Dagegen klingt es noch fast mild, wenn Elliot die letzte von vier Geschwistern, welche der Kornzoll zu Waisen gemacht hatte, nach dem Tode ihres an Schwindsucht verstorbenen Bruders, sagen läßt:

Mein Bett gab ich, den Sarg zu schaffen,
Mein Kleid gab ich für Grab und Pfaffen,
Versetzt' der Mutter Ring, des Vaters Stuhl für Brot
Um zu entrinnen vor dem Hungertod.

Elliot hat seine Kornzollreime sieben Jahre vor Begründung der Antikornzolliga veröffentlicht. Sie waren unmittelbar seiner Arbeiterseele entquollen. Als sie erschienen, meinte Carlyle in der erwähnten Besprechung, der Poet möge seine dichterische Kraft Fruchtbarerem zuwenden, denn die Kornzölle würden noch ein Jahrhundert lang, ja deren zwei fortdauern. Aber der Dichter behielt Recht gegenüber dem Jeremias des neunzehnten Jahrhunderts. Angetrieben von Cobden und Bright erwachte endlich das Bürgerthum zum Kampfe für seine Interessen, die diesmal die der Gesammtheit waren. In dem Kampfe, der nun während 8 harter Jahre England bis in seine Grundfesten erschütterte, waren Elliot's Reime eines der wirksamsten Mittel, welche 1846 zur Abschaffung der Kornzölle führten. Ihm selbst schafften sie Berühmtheit und auch eine Summe Geldes, mittelst deren und der Hülfe einiger Freunde es ihm gelang, sich als Eisengießer selbständig zu machen. Ein ebenso kluger Geschäftsmann, wie er früher tüchtiger Arbeiter gewesen, gelang es ihm ca. 6000 Pfd. Sterling zu ersparen, mittelst deren er sich im Jahre 1841 eines der wenigen Bauerngüter erwarb, welche zur Zeit der hohen Getreidepreise und der Kornzölle von dem großen Kapital noch nicht aufgekauft worden waren. Hier wohnte er, bis er kurz nach Beseitigung der von ihm bekämpften Kornzölle, 1849, starb. Aber auch nachdem er zu verhältnißmäßigem Wohlstand gelangt war, blieb er der energische Vertreter der Armen getreu seinem

Gebet des Dichters.

Laß, ew'ger Vater, Deinen ird'schen Sohn
Sich weis' und kühn, dem Streit für Wahrheit weih'n,
Als Dichter seines Volks, trotz Schranzenhohn!
Laß kurz sein Leben, aber nützlich sein!
Laß schlichte Leute, die sein Lied gewonnen,
Die Stätte lieben, da er es ersonnen,
Und laß, wenn er den Pilgergang beschließt,
Ihn schlummern, wo der junge Rasen sprießt,
Wo Maßlieb zeitig blühn und blühen lang,
Zu lauschen auf der Bienen emf'gen Sang!
Laß ihn dort ruhn, in friedlich stummer Enge
Des Morgens harren — fern der platten Menge,
Die nie der Winde zarten Kelch betrachtet
Und schnöd' des Finken süßes Lied verachtet!

Thomas Volkert.

Parlamentsbriefe.

XV.

Sowohl der Reichstag als das Abgeordnetenhaus haben die Etatsberathung beendigt, zeitig genug, daß die Haushaltsgesetze für Reich und Staat vor dem gesetzlich vorgeschriebenen Zeitpunkt verkündet werden können. Einige Anstrengung hat es gekostet; die einzelnen Sitzungen dehnten sich zum Theil ungebührlich lange aus. Man begreift zuweilen nicht recht, für wen die Reden gehalten wurden. Für das Haus konnten sie nicht gehalten werden, denn statt eines gefüllten Hauses sah man leere Bänke. Für die Presse wurden sie nicht gehalten, denn die Presse schien nach dem Grundsatze zu handeln, daß, je länger die Sitzungen seien, desto kürzer die Sitzungsberichte sein dürften. So bleiben nur die stenographischen Berichte übrig, die von den langen Sitzungen ausführliche Kunde geben. Aber wie viele Personen die stenographischen Berichte lesen, ist ein Geheimniß, das die Statistik nie enthüllen wird.

Der Reichstag hat in diesen Tagen seinen dreißigsten Geburtstag gefeiert; er hat, wie man sich auszudrücken pflegt, sein erstes Menschenalter vollendet. Vor dreißig Jahren hätte niemand geahnt, daß er noch den Zeitpunkt erleben würde, in welchem die Thätigkeit des Reichstages von dem deutschen Volke mit Gleichgültigkeit betrachtet werden würde. Zu einem „großen Tage" bringt es der Reichstag selbst dann nicht mehr, wenn der Reichskanzler sich über die politische Lage ausspricht.

Die Verhandlungen über die zweite Geldforderung für China machten darum einen recht günstigen Eindruck, weil sich kein Ton alldeutschen Jingothums einmischte. Die Barden, die bei solchen Gelegenheiten in die patriotische Leier zu greifen pflegen, hielten es für klug, diesmal zu schweigen und still zu grollen. Sie hätten für laute Töne keine Resonanz gefunden. Da sie sich fern hielten, waren alle Parteien einig; dem Abgeordneten Richter wurde vom Regierungstische wie aus den Reihen der konservatiwen Partei die Anerkennung gespendet, daß er für die gemeinsamen Gefühle den zutreffendsten Ausdruck gefunden habe: wenn wir nur unser Geld wieder hätten, könnten wir im Uebrigen den Verlauf der chinesischen Angelegenheiten mit recht kühlem Herzen betrachten.

Es war nothwendig, die Verletzung des Völkerrechts, die durch Ermordung des deutschen Gesandten begangen wurde, zu ahnden; es ist nothwendig, dem deutschen Handel die Gleichberechtigung mit dem anderer Nationen zu wahren. Der wackeren Haltung unserer Soldaten und unserer Marine kann man Anerkennung zollen, aber es liegt auf der Hand, daß die Sieger von Wörth und Sedan nicht das Kapital ihres Ruhms um einen wesentlichen Betrag vermehren konnten.

Ob unsere Regierung im Einzelnen immer richtig operirt hat, ob nicht manches, was sie gethan, anders hätte geschehen können, kann nur der richtig beurtheilen, der das Geschehene genau kennt. Es zeigte sich wenig Neigung, Splitterrichterei zu treiben. Fürst Herbert Bismarck hielt es für nöthig, daran zu erinnern, daß der erste deutsche Reichskanzler einen Sohn hinterlassen hat, der auch Diplomat ist und nun schon recht lange und noch immer sich im freiwillig erbetenen und vielleicht nicht ganz freiwillig fortgesetzten Ruhestande befindet. Die Kritik, die er übte, kam ungefähr darauf hinaus, daß der Reichskanzler in seiner Rede ein Komma an die unrichtige Stelle gesetzt habe und diese Kritik nahm Graf Bülow nicht tragisch.

Wenn die Menge der ertheilten Ordnungsrufe einen Maßstab für die Größe einer Reichstagssitzung bildet, dann ist allerdings der Mittwoch der größte Tag gewesen, den der Reichstag je gesehen hat. Es fielen so viele Ordnungsrufe, wie manchmal nicht in einer ganzen Session. Herr Stöcker hatte seine Stellung zu verbessern geglaubt, indem er gegen die sozialdemokratische Partei einige maßlose Angriffe richtete und die Sozialdemokraten antworteten

in ihrer Weise darauf, indem sie einzelne Abschnitte aus der öffentlichen Thätigkeit des Herrn Stöcker Revue passiren ließen. Im Hause zeigte sich aber wenig Neigung, auf Dinge, die längst abgethan sind und über die Jedermann, der überhaupt ein Interesse daran hat, sich längst ein Urtheil gebildet hat, noch einmal einzugehen.

Im Abgeordnetenhause blieb es in dritter Lesung dabei, daß die regierungsfreundliche Mehrheit der Regierung die Stellen von drei Schulinspektoren, welche diese für unentbehrlich hielt, gestrichen hat. Die regierungsfreundliche Majorität scheint jetzt auch das unfehlbare Mittel gefunden zu haben, der Kanalvorlage ein unschädliches Ende zu bereiten. Das Centrum wird statt der protestantischen Emscher die katholische Lippe einsetzen und die Konservativen unterstützen das, weil es ein Mittel ist, der Regierung die ganze Vorlage unannehmbar zu machen. Im Uebrigen aber wird die Regierung fortfahren der „regierungsfreundlichen" Majorität jede Gefälligkeit zu erweisen, die sie ihr an den Augen absehen kann.

Proteus.

Die Nicaraguakanalfrage.

Der Plan einer Kanalverbindung zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean, dessen Ausführung trotz aller Opfer an Arbeit und Kapital dem verflossenen Jahrhundert nicht beschieden war, rückt seiner Verwirklichung näher. Die politischen Schwierigkeiten zwischen England und Nordamerika, die dem Bau des Nicaraguakanals entgegenstanden — denn nur um diesen konnte es sich nach dem traurigen Zusammenbruch der Panamagesellschaft handeln — gehen allmählich ihrer Beseitigung entgegen, nachdem sie in den letzten Jahren so viel zur Störung des herzlichen Einverständnisses beigetragen haben, das nach Chamberlain's Ausdruck seit dem Krieg um Cuba die beiden englisch redenden Völker diesseits und jenseits des Ozeans verband. Freilich ist der Ausgang nicht gerade dazu angethan, Englands Eigenliebe zu schmeicheln. Allem Anschein nach werden die Amerikaner in allen wesentlichen Punkten ihren Willen durchsetzen und diesen Erfolg verdanken sie nicht bloß der allgemeinen Weltlage, sondern auch der Rücksichtslosigkeit, mit der sie vertragsmäßig erworbene Rechte Großbritanniens behandelt haben. Doch wird dies schroffe Vorgehen der Vereinigten Staaten einigermaßen begreiflich, wenn man die Vorgeschichte des ganzen Streites und die Hartnäckigkeit in Betracht zieht, mit der England in dieser im Wesentlichen rein amerikanischen Angelegenheit seinen Einfluß geltend zu machen versucht hat.

Gegen Ende der zwanziger Jahre begannen Verhandlungen zwischen der Union und Nicaragua über den Bau eines Kanals, der mit Benutzung des San Juanflusses und des Sees von Nicaragua die Verbindung zwischen den beiden Weltmeeren herstellen sollte. Obwohl sie ergebnißlos verliefen, hatten sie doch genügt, die Aufmerksamkeit der englischen Regierung zu erregen, welche kurz entschlossen ihr Protektorat über die Mosquitoküste erklärte und wenige Jahre später auch die Stadt San Juan an der Mündung des gleichnamigen Flusses besetzte, womit der Schlüssel des ganzen Unternehmens in ihren Händen war. Nach einem vergeblichen Versuch, die Sachlage zu ignoriren und sich einseitig mit Nicaragua zu verständigen, mußten sich die Vereinigten Staaten angesichts der drohenden Haltung Lord Palmerstons zu Unterhandlungen mit England bequemen, die vom Staatssekretär Clayton einerseits und dem englischen Gesandten Sir Edward Lytton Bulwer andererseits geführt wurden und mit dem berühmten Clayton-Bulwer-Vertrag vom 19. April 1850 abschlossen. Darin ward gleich im Anfang die gemeinsame Erbauung und Verwaltung des Kanals durch die beiden vertragschließenden Mächte festgesetzt, mit dem ausdrücklichen Hinzufügen, daß weder die Union noch Großbritannien dort Befestigungen anlegen oder eine Oberhoheit über centralamerikanisches Gebiet ausüben dürfe. Die folgenden Paragraphen garantirten die Neutralität des Kanals und trafen allerlei Bestimmungen über seinen Bau und die Konzessionirung einer Gesellschaft, der die Herstellung zu übertragen sei. Endlich wurde in Artikel 8 der Schutz der beiden Mächte grundsätzlich auf alle sonstigen über die Landenge von Mittelamerika geplanten Kanäle oder Eisenbahnen ausgedehnt, wobei noch die Verbindungen über Tehuantepec und Panama ausdrücklich erwähnt wurden.

Dieser Clayton Bulwer-Vertrag bildet die Grundlage, auf die in der Nicaraguakanalfrage immer wieder zurückgegangen werden muß. Wie die Dinge lagen, bedeutete er einen unzweifelhaften Erfolg der englischen Regierung, den sie der geschickten Ausnutzung ihrer dominirenden Machtstellung und der militärischen Schwäche des Gegners verdankte. Aber eben dieses war auch der Grund, weswegen der Vertrag in Amerika von vornherein mit scheelen Augen angesehen ward, zumal das englische Kapital, auf das man besonders beim Abschluß des Vertrages gerechnet hatte, sich dem Bau des Kanals gegenüber völlig ablehnend verhielt. Einige Vertragsverletzungen, die sich England zu Schulden kommen ließ, dienten auch nicht dazu, die Stimmung zu verbessern, wiewohl die englische Regierung, wie rückhaltlos anerkannt werden muß, bei wiederholten Gelegenheiten den berechtigten Vorstellungen des Washingtoner Kabinets durchaus entgegenkam, so daß Präsident Buchanan sich durch ihre Maßnahmen für vollkommen befriedigt erklären konnte. (1860). Die Monroedoktrin begann ihren Weg zu machen, und je mehr sich die Kräfte und das Selbstvertrauen des amerikanischen Volkes hoben, als um so drückender begann es einen Vertrag zu empfinden, der die Behandlung einer amerikanischen Angelegenheit von der Zustimmung einer europäischen Macht abhängig machte. Da begann im Anfang der achtziger Jahre die französische Panamagesellschaft ihre Thätigkeit, und nun endlich, als die Konkurrenz des neuen Unternehmens drohte, versuchten die amerikanischen Staatsmänner eine Aufhebung oder Abänderung des Clayton-Bulwer-Vertrages zu erwirken. Gleich nach Präsident Garfield's Regierungsantritt (1881) trat Staatssekretär Blaine mit dem damaligen englischen Premierminister Lord Granville in eine Korrespondenz ein, in der er den Nachweis zu führen versuchte, daß die Verhältnisse seit 1850 sich vollkommen verändert hätten, und daher der auf ihnen beruhende Vertrag nicht mehr zu Recht bestehen könne: eine vom staatsrechtlichen Standpunkt aus ziemlich bedenkliche Deduktion, der das Londoner Kabinet denn auch wenig Beachtung schenkte. Sehr viel geschickter griff Blaine's Nachfolger Frelinghuysen die Sache an, indem er darauf hinwies, daß die ursprünglich ertheilte Konzession für den Kanalbau längst abgelaufen und folglich auch der darauf bezügliche Vertrag hinfällig sei; außerdem aber habe sich England insofern eine Verletzung des Vertrages zu Schulden kommen lassen, als es entgegen dem Artikel 1 die frühere Holzfälleransiedlung Belize in eine Kronkolonie Britisch Honduras umgewandelt habe. Hierauf entgegnete Lord Granville, die Unterzeichnung des Vertrages durch den englischen Gesandten sei nur unter der schriftlich fixirten und von Clayton anerkannten Erklärung erfolgt, daß England in Britisch Honduras freie Hand behielte, und was den Verfall der Konzession betraf, so erinnerte der englische Minister an den Artikel 8, der den Vertrag nicht bloß auf die damals geplante, sondern auch auf alle übrigen Verbindungen ausdehnte. So zurückgewiesen, versuchte Frelinghuysen den Vertrag ganz beiseite zu schieben und über Englands Kopf weg die Sache mit Nicaragua ins Reine zu bringen, indem er dem Senat den sogenannten Frelinghuysen-Zavala-Traktat unterbreitete; allein dieser ward vom Präsidenten Cleveland sofort nach seinem Regierungsantritt zurückgezogen (1885). Damit war die Sache wieder

auf lange Zeit begraben; es war den Amerikanern nicht gelungen, sich aus den Banden des Clayton-Bulwer-Vertrages zu befreien.

Erst der Ausgang des spanisch amerikanischen Krieges brachte die Angelegenheit wieder in Fluß. Die Erwerbung der Philippinen, die eine Verletzung der Monroedoktrin bedeutete, verstärkte die Möglichkeit eines auswärtigen Konflikts, bei dem die Küsten der amerikanischen Union eines wirksameren Schutzes bedurften als bisher. Die strategische Bedeutung des Kanals trat in den Vordergrund. Man erinnerte daran, daß sein Besitz den Vereinigten Staaten die Möglichkeit geben würde, Kriegsschiffe in 15 Tagen von San Francisco aus an die Küste von Florida zu werfen, während dem Gegner nur der über viermal so lange Weg um Kap Horn offenstände. Andererseits aber konnte ein unbefestigter Kanal zu einer schweren Gefahr werden, falls es einer überlegenen Seemacht gelang, ihn gleich zu Anfang des Krieges in ihre Gewalt zu bekommen. Um dieser Gefahr zu entgehen, mußten die Amerikaner nicht bloß das alleinige Eigenthum, sondern auch das Recht zur Befestigung des Kanals haben, und gerade hier traten die Bestimmungen des Clayton-Bulwer-Vertrages ihnen hindernd in den Weg. Allein diesmal war man entschlossen, die Fesseln zu sprengen. Am 7. Dezember 1899 ward im Repräsentantenhause die Hepburn-Bill eingebracht, welche die Regierung ermächtigte, den Bau des Kanals nach Erwerbung des nöthigen Geländes sofort in die Wege zu leiten und die zum wirksamen Schutz der Wasserstraße erforderlichen Befestigungen anzulegen. Damit setzten sich Hepburn und seine Freunde ohne weiteres über den bestehenden Vertrag fort, der übrigens nach ihrer Behauptung von Großbritannien längst verletzt und deshalb ungültig geworden war, was, wie sich aus dem Vorhergehenden ergibt, der Wahrheit nicht entsprach. Die Bill fand vielen Beifall, da sie der Stimmung des Landes entgegenkam, und nun befand sich die Regierung in einer sehr üblen Lage. Passirte die Bill beide Häuser des Kongresses, so mußte es nothgedrungen zu einem Konflikt mit England kommen, den Mac Kinley zu vermeiden wünschte, und im Hinblick darauf eröffnete Staatssekretär Hay sofort mit dem englischen Botschafter Lord Pauncefote die Verhandlungen, die eine zeitgemäße Abänderung des Clayton-Bulwer-Vertrages bezweckten. Inzwischen war auch in England die Stimmung umgeschlagen; man sagte sich, daß Amerika unter dem alten Vertrage eben niemals in den Bau des Kanals willigen würde, und da man doch andererseits davon große Vortheile für den englischen Handel erwartete, so war man zu gewissen Konzessionen bereit. So kam am 5. Februar 1900 das Hay-Pauncefote-Abkommen zustande, das den Vereinigten Staaten das alleinige Eigenthum sowie Polizei und Verwaltung des Kanals überließ, dafür aber volle Neutralität forderte und die Anlage von Befestigungen untersagte. Allein dies war es ja gerade, was man in Amerika gewollt hatte, und so erregte der Hay-Paucefote-Vertrag, trotzdem die Engländer unzweifelhaft nachgegeben hatten, im amerikanischen Volke den heftigsten Unwillen bis tief in die Reihen der republikanischen Partei hinein. Dies zeigte sich, sobald das Abkommen dem Senat vorgelegt ward, denn aus der republikanischen Mehrheit heraus stellte der inzwischen verstorbene Senator Davis sofort einen Zusatzantrag, der folgenden Wortlaut hatte: „Es versteht sich indessen, daß keine der unmittelbar vorhergehenden Bedingungen und Abmachungen" — gemeint ist der Passus des Abkommens, der die Anlage von Befestigungen verbietet — „auf die Maßregeln Anwendung finden darf, die die Vereinigten Staaten für nöthig befinden, um mit ihren eigenen Kräften die Vertheidigung der Vereinigten Staaten und die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung zu sichern." Es ist ohne Weiteres klar, daß dies Amendement der Absicht des Abkommens zuwider den Vereinigten Staaten in der Befestigungsfrage vollkommen freie Hand ließ, obwohl es äußerlich sehr geschickt dem Artikel 10 der Suezkanalakte nachgebildet war, die dessen völlige Neutralität garantirt. Am 13. Dezember v. J. nahm der Senat mit großer Mehrheit den Zusatzantrag Davis an, und nun blieb dem Präsidenten die Wahl, das so veränderte Abkommen entweder zurückzuziehen oder es der englischen Regierung zur nachträglichen Genehmigung zugehen zu lassen. Die Aufregung, die in England über den Beschluß des Senates entstand, war nicht gering, aber obwohl das Vorgehen Amerikas allgemein als eine Rücksichtslosigkeit empfunden wurde, trug die Regierung zunächst Bedenken zu den vorhandenen Verlegenheiten in Südafrika und China dem Lande auch noch die Last eines Konflikts mit Nordamerika aufzubürden. Einen Augenblick hoffte man, McKinley werde sein Ansehen gebrauchen und das ganze Abkommen annulliren, wodurch der alte Clayton-Bulwer Vertrag wieder in Kraft getreten wäre; aber der Präsident hatte offenbar keine Lust, sich mit seiner eigenen Partei zu entzweien, und so blieb England nichts weiter übrig, als zu temporisiren. Dieser Verzug hat vor einigen Wochen Senator Morgan von Alabama, einen der schlimmsten amerikanischen Jingos, veranlaßt die Regierung aufzufordern, sie solle einseitig den Clayton-Bulwer Vertrag aufheben. Wenn es nun auch dazu wohl nicht kommen wird, so zeigt doch Morgan's Vorgehen, wessen man auf amerikanischer Seite unter Umständen fähig ist, und solcher Rücksichtslosigkeit wird England in seiner jetzigen Lage auf die Dauer schwerlich Widerstand entgegensetzen können, obgleich es einstweilen noch formell an dem Clayton-Bulwer Vertrage festhält.

Allein auch außer den politischen Hindernissen, die dem Bau des Kanals entgegenstehen, bleiben noch Schwierigkeiten genug zu überwinden übrig. Zunächst darf man nicht vergessen, daß es in Amerika selbst eine mächtige Kapitalistengruppe gibt, deren Interessen durch den Kanal aufs empfindlichste geschädigt werden, nämlich die Aktionäre der großen Pacificeisenbahnen. Diese befürchten, und wohl nicht mit Unrecht, daß der Haupttheil des Güterverkehrs zwischen Osten und Westen der Union sich von ihren Linien abwenden wird, um die billigere Wasserstraße zu benutzen, und sie werden ihren ganzen Einfluß, der sich schon öfters im Kongreß geltend gemacht hat, aufbieten, um den Kanalbau zu hintertreiben. Dazu kommen nun die bedeutenden technischen Schwierigkeiten des Werkes selbst, die noch keineswegs völlig gehoben sind. Das einzige Projekt, nach dem bereits eine Zeitlang gearbeitet ist und das auch sonst als das vortheilhafteste angesehen wird, ist das von dem amerikanischen Ingenieur Menocal im Jahre 1887 entworfene, dessen Grundgedanke darin besteht, die Gewässer des San Juan im Osten und des Rio Grande im Westen des Sees durch zwei mächtige Dämme bei Ochoa und La Flor derart aufzustauen, daß sie den Spiegel des Sees von Nicaragua erreichen. Auf diese Weise würde dann von Ochoa bis La Flor die zusammenhängende Scheitelstrecke des Kanals entstehen, die vom Atlantischen wie vom Stillen Ozean her in je drei Schleusen zu ersteigen wäre. Die Länge der Scheitelstrecke ist von Menocal auf 230 Kilometer, ihre Höhe über dem Meeresspiegel auf $33^1/_2$ Meter, die Gesammtlänge auf 273 Kilometer und die Kosten der Anlage auf 273 Millionen Mark veranschlagt. Allein so großartig auch das Projekt ist, nach und nach sind doch allerlei Bedenken und Zweifel an seiner Ausführbarkeit aufgetaucht, z. B. ob im Sommer, wo der Spiegel des Sees auf 31, ja zuweilen auf 29 Meter über dem Meeresniveau sinkt, auch genügend Wasser vorhanden sei, ferner ob in dem durchweg vulkanischen und von starken Erdbeben heimgesuchten Lande so gewaltige Stauanlagen mit genügender Sicherheit herzustellen sind u. s. w. Dabei wächst die erforderliche Bausumme immer mehr; nach den neuesten Anschlägen sind 840 Millionen Mark noch zu wenig, um das Riesenprojekt zur Ausführung zu bringen. Endlich aber sind, und das fällt vor allem ins Gewicht, die Aussichten auf eine angemessene Verzinsung des Anlagekapitals sehr gering. Allerdings wird hier von den Anhängern des Planes stets auf den Suezkanal hingewiesen, dessen Rentabilität zuerst allgemein angezweifelt ward und der sich doch später als eine glänzende Kapitalanlage er-

wiesen hat. Allein die Verhältnisse liegen hier doch wesentlich anders. Der Suezkanal hat etwa 340 Millionen Mark gekostet; soll also hier eine ebenso hohe Verzinsung eintreten, so müßten die Gebühren zwei bis dreimal so hoch angesetzt werden, immer vorausgesetzt, daß der Verkehr auf beiden Wasserstraßen derselbe ist. Daran ist nun freilich nicht im entferntesten zu denken; denn da der Weg von Europa nach Ostasien über Suez immer noch bedeutend kürzer ist als über Mittelamerika, so würde der Nicaraguakanal wesentlich auf den Verkehr Europas und der östlichen Vereinigten Staaten mit der Pacifikküste Amerikas, sowie auf den allerdings steigenden Handel Ostamerikas mit Ostasien angewiesen sein. Und ob der genügt, den Kanal rentabel zu machen, ist sehr zweifelhaft: während man früher die Jahresfrequenz auf 1⅔ Millionen Tonnen schätzte, rechnet man jetzt nur noch mit einer Million d. h. etwas mehr als dem zehnten Theil des Verkehrs im Suezkanal. Jedenfalls werden die Gebühren der neuen Wasserstraße, wenn sie sich auch nur einigermaßen verzinsen soll, sehr hoch ausfallen und dadurch die Frequenz wieder nachtheilig beeinflussen. Denn wenn auch die kalifornischen Weizentransporte die hohe Belastung ertragen können, die Erz- und Salpeterfrachten aus Chile und Bolivien werden kaum dazu imstande sein und nach wie vor ihren Weg ums Kap Horn nehmen. So viel ist gewiß: eine aussichtsvolle Kapitalanlage ist der Kanal nicht, und wenn er gebaut wird, so werden es wesentlich politische und militärische Gründe sein, die den Ausschlag geben. Daß die Amerikaner es sich leisten können, ohne Aussicht auf angemessene Verzinsung eine Milliarde oder mehr in den Bau hineinzustecken, das bezweifelt niemand und daß sie es thun werden, ist bei der augenblicklich drüben herrschenden Kanalbegeisterung immerhin höchst wahrscheinlich.

Damit aber wäre dann auch das Schicksal des Panamakanals endgültig besiegelt. Bekanntlich mußte die alte Panamagesellschaft 1888 den Bau aufgeben und liquidiren, nachdem sie etwa 1200 Millionen Mark an das ungeheure technische Schwierigkeiten bietende Projekt eines Niveaukanals verschwendet hatte. Auf ihren Trümmern ward 1894 eine neue Gesellschaft mit 52 Millionen Mark begründet, die das vorhandene Material übernahm und seither mit gutem Erfolge weiter gearbeitet hat, allerdings nach einem neuen Plane, der einen Scheitelkanal mit je vier Schleusen im Osten und Westen schaffen will. Die Panamaroute hat unzweifelhaft vor dem Nicaraguakanal bedeutende Vorzüge, die vor allem in der Kürze der Wasserstraße (73 Kilometer) und in den geringeren Kosten begründet sind. Nach dem 1899 erschienenen Bericht braucht die Gesellschaft noch etwa 416 Millionen Mark, um den Bau in acht bis zehn Jahren zu Ende zu führen; ob sie aber diese Summe jetzt, wo die Konkurrenz des Nicaraguakanals droht, flüssig machen wird, ist füglich zu bezweifeln. Es sind daher zwischen der Gesellschaft und der nordamerikanischen Regierung über den Ankauf der Konzession und des vorhandenen Materials eine Zeitlang Verhandlungen im Gange gewesen, die aber an der Höhe des geforderten Kaufpreises gescheitert sind. Trotzdem wird die Gesellschaft wenn sie Kapital und aufgewandte Mühe nicht völlig verlieren will, auf eine gütliche Einigung mit den Vereinigten Staaten angewiesen sein; denn für zwei Kanäle über die Landenge von Mittelamerika ist weder ein Bedürfniß noch die geringste Aussicht auf finanziellen Erfolg vorhanden.

Th. Lenschau.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Aus der Reparaturwerkstätte der Ehre.

Graf Boni Castellane, ein Tagedieb und Taugenichts, der sich so erfolgreich bemüht hat, die Millionen seiner Frau, einer Tochter von Jay Gould, zu vergeuden, daß die Gould'sche Familie den aristokratischen Schlingel unter Kuratel stellen ließ, hat vor einigen Tagen dem Direktor des Pariser „Figaro" de Rodays in dessen eigener Wohnung ein paar Ohrfeigen versetzt. Ehe Monsieur de Rodays sich von seiner Ueberraschung über diese Art der Begrüßung erholen konnte, war der edle Graf verschwunden. De Rodays Ehre war somit nach allen Regeln der Ungezogenheit verletzt. Das erforderte eine blutige Sühne. Ein Pistolenduell wurde vereinbart. In Frankreich sind Pistolenduelle in der Regel ungefährlich. Graf Castellane aber durchbrach die Regel und schoß den geohrfeigten de Rodays auf das Sitzfleisch — in den Duellprotokollen „Hüfte" genannt —, und speiste nachher mit seinen aristokratischen Freunden in heiterer Laune zu Nacht. Ein Lümmel, der einen Wehrlosen in dessen eigener Wohnung überfallen und geohrfeigt hatte, ist jetzt wieder ein perfekter Gentleman, denn er hat ja den Geohrfeigten mit dem Schießprügel eins hinten aufgebrannt. Damit ist seine Ehre hergestellt. Aber auch die Ehre des Geohrfeigten ist jetzt wieder heil. Das Blut, das aus der Wunde in der sogenannten Hüfte quoll, hat die Schmach von der Backe wieder abgewaschen. Er wäre auf ewig entehrt gewesen, wenn er dem Manne, der ihn geohrfeigt hatte, nicht — die andere Backe hingehalten hätte. Die Ehrverletzung ist durch die Körperverletzung getilgt. Wäre die Körperverletzung aber nicht durch einen Schießprügel, sondern mit einem gewöhnlichen Prügel herbeigeführt worden, so konnte noch so viel Blut fließen, die Ehre des Geohrfeigten blieb unreparirt. Welch ein Glück, daß das Schießpulver erfunden ist.

Junius.

Johann Carl Bertram Stüve.

Im Jahre 1882 ist Stüve, dem in harten, weit hinter uns liegenden Kämpfen erprobten Bürger und Staatsmann, vor dem Rathhaus seiner Vaterstadt Osnabrück ein ehernes Standbild errichtet worden. Diesem hat sich ein seiner würdiges litterarisches Denkmal, von der Hand eines Familienmitgliedes liebevoll hergestellt, in jüngster Zeit angereiht.*) Allerdings besitzt man schon seit lange den nach Inhalt und Form gleich ausgezeichneten Essay, den F. Frensdorff bald nach Stüve's Tod in den „Preußischen Jahrbüchern" 1872 und 1873 seinem Andenken gewidmet hat. Aber Frensdorff hat für seine schöne Studie Stüve's handschriftlichen Nachlaß, aus welchem der verwandtschaftlich ihm nahestehende Biograph mit vollen Händen schöpfen durfte, noch nicht verwerthen können.

Hier kommt neben vereinzelten historisch-politischen Aktenstücken**) und memoirenartigen Aufzeichnungen besonders Stüve's reichhaltiger Briefwechsel in Betracht, und in diesem an erster Stelle der schriftliche Gedankenaustausch, in dem er mit seinem Jugendfreunde, dem Buchhändler

*) Johann Carl Bertram Stüve nach Briefen und persönlichen Erinnerungen von Gustav Stüve. Erster Band: 1798—1848. Mit einem Portrait. VI und 376 S. Zweiter Band: 1848—1872. Hannover und Leipzig. Hahn'sche Buchhandlung 1900. (Von dem Verfasser rührt auch der treffliche Artikel Stüve in der Allgemeinen Deutschen Biographie XXXVII, 84—94).

**) Besonders werthvoll sind die im Anhang zu Band II mitgetheilten „Vorschläge zur weiteren Entwicklung der Bundesverfassung" aus dem Oktober des Jahres 1849.

Frommann in Jena, stand. Wie der ganze Mann, in seiner zähen, strengen niedersächsischen Eigenart, dem heutigen raschlebigen Geschlecht etwas altmodisch vorkommen mag, so wird es auch seine briefliche Schreibseligkeit wie ein Märchen aus alten, der Postkarten noch ungewohnten Zeiten, anstaunen. Stüve's Briefe an Frommann, in den Jahren 1818—1872 beinahe tagtäglich geschrieben und in der Regel in vierzehntägiger Folge abgeschickt, füllen nicht weniger als fünfundvierzig fingerdicke Konvolute. Dem Biographen sind sie, neben den Briefen an sonstige Freunde und an Verwandte, zu einer unschätzbaren Quelle geworden, bei deren Benutzung es gewiß nicht leicht war, immer das richtige Maß einzuhalten. Nicht nur, was Stüve im öffentlichen Leben gewirkt, was er, auf Justus Möser's Spuren wandelnd, in wissenschaftlicher Arbeit geleistet hat, wird durch diese Selbstbekenntnisse hell beleuchtet: auch als Mensch tritt er für uns mit den trefflichen Eigenschaften seines Herzens und Charakters in greifbare Nähe.

Wie bekannt, verdiente sich Stüve als Politiker die ersten Sporen während der zwanziger Jahre in der zweiten Kammer der hannoverschen Stände. Befreiung des Grundeigenthums von den auf ihm ruhenden Lasten, Ausbildung einer selbständigen Gemeindeverwaltung, Ordnung eines einheitlichen Staatshaushaltes: das waren die hauptsächlichen Ziele, denen er mit unermüdlicher Energie zustrebte. Damals wie später kam seine gewandte Feder seinem gewichtigen Wort zu Hilfe. Die Rückwirkung der Julirevolution auf sein Heimathland gewährte seinen Wünschen gutentheils Erfüllung, und die hervorragende Mitarbeit an der Erringung der Verfassung machte seinen Namen weit über die Grenzen Hannovers berühmt. Bald kamen die schweren Zeiten, die auf den schnöden Verfassungsbruch von 1837 folgten, Zeiten, in denen Stüve den Kampf ums Recht mannhaft aufnahm und der Willkürherrschaft Schritt für Schritt den Boden streitig zu machen suchte. Das Jahr 1848 brachte die Sühne und führte ihn an die Spitze des Märzministeriums Ernst August's, in dem er eine außerordentliche Thätigkeit entwickelte. Zweiundeinhalbes Jahr lang behauptete sich dies Ministerium. Dann räumte es, mit Undank belohnt, den Platz. Noch war Stüve's aktive Theilnahme am politischen Leben nicht beendigt. Aber er mußte sehen, daß viele seiner Schöpfungen zu Grabe getragen wurden, und daß der Bundestag, zu dessen Herstellung er selbst mitgewirkt hatte, ihre Vernichtung gut hieß. Danach überließ er Jüngeren, von denen er sich namentlich durch die Grundanschauung über die Lösung der deutschen Einheitsfrage getrennt fühlte, das Feld. Der Mann, welcher der Hegemonie eines Einzelgliedes in einem deutschen Bundesstaate von jeher widerstrebt hatte und Deutsch-Oesterreichs Theilnahme um keinen Preis missen wollte, konnte an den Ereignissen von 1866 keine Freude haben. Er hat noch das Jahr 1870 und die Begründung des deutschen Reiches erlebt. Auch dies galt ihm nicht als ein versöhnender Abschluß, und er vermochte den Jubel, mit dem das Erreichte rings um ihn begrüßt wurde, nicht aus vollem Herzen zu theilen. Aber als von Osnabrück aus die Kunde das Land Hannover durchflog, daß der Greis am 16. Februar 1872 die Augen geschlossen habe, war die Trauer um den Entschlafenen, den Bauern- und Bürgerbefreier, den Vorkämpfer für verfassungsmäßiges Landesrecht, allgemein.

Der Biograph hat alle einzelnen Phasen dieses äußerlich und innerlich bewegten Lebens mit feinem Verständniß und mit sichtlichem Streben objektiver Schilderung verfolgt. Nur bei der Skizzirung der Vorgänge des Jahres 1848 sieht er wohl hie und da (z. B. II. 34) etwas zu sehr mit den Augen seines Helden. Uebrigens bieten dessen eigene, vornehmlich seinem vertraulichen Briefwechsel entlehnten Worte einen fortlaufenden Kommentar zu der Erzählung. Manches sehr scharfe, mitunter sehr ungerechtfertigte Urtheil über Gesehenes und Gelesenes läuft da mit unter. Der Briefschreiber gießt die Schalen seines Zornes gleicher Weise aus über „Bureaukraten und Aktenmenschen“, „Rationalismus und Radikalismus“, „Professorenübermuth in politischen Dingen“ wie über die historischen Arbeiten eines Schlosser, Gervinus, Häusser u. a. Aber er geizt auch mit seinem Lobe nicht, wo er ihm kongeniale Erscheinungen der politischen Entwicklung antrifft oder auf Lieblinge der Litteratur, wie Macchiavelli, Baco, Burke, Niebuhr zu sprechen kommt.

Beim Hinblick auf sein eigenes Wirken und auf die Hindernisse, an die er sich stieß, erscheint er oft resignirt, mitunter ganz entmuthigt. Das schon im Jahre 1828 geschriebene bittere Wort: „Erbärmlichkeit ist die Losung unserer Zeit“ kehrt in mannichfachen Variationen bei ihm wieder. Immer aber rafft seine kerngesunde Natur sich auf, und so lange es mit seinen Grundsätzen vereinbar ist, entzieht er sich nicht der thätigen Mitarbeit für das Gemeinwohl. Auch in dieser Hinsicht ist ein bereits dem Jahre 1828 angehöriger Ausspruch des Mannes bezeichnend: „Das ist mein fester Entschluß, in einen abhängigen Dienst mich nicht zu begeben, als wenn ich jeden Augenblick im Stande bin, denselben abzureißen, denn das ist das Einzige, was Wirksamkeit möglich macht. Jenes Sichdurchwinden, welches nothwendig den Charakter verdirbt, wenigstens die Kraft lähmt, das bei unseren Ministerialbeamten durchweg zu Hause ist, hat mir von jeher der Tod alles Guten geschienen. Dadurch werden die hohen Herren in ihrer Nullität so gestärkt, daß sie sich einbilden wirklich etwas zu sein, und ihr Ansehen durch Grobheit üben. Wen sie achten müßten, der würde etwas über sie vermögen, diese Aale aber verachten sie.“

Ein ganz besonderes Interesse bietet es, durch Stüve's eigene Aeußerungen sich belehren zu lassen, in welchem Verhältniß er sich zum vorwärtsdrängenden Liberalismus seiner Zeit stehen fühlte. Von Haus aus war er ihm durchaus entgegengesetzt. In der Schule der historischen Rechtslehre gebildet, forderte er, ehe an irgend welche Neuerung gedacht werde, als junger Mann, „daß stets die Voraussetzungen des Alten und ihr Mangel klar sei, und daß man dann langsam nachsinken lasse.“ „Das Treiben aufs Unbegrenzte“, schrieb er damals, „ist der Fehler unserer Zeit. Ich möchte, wenn einmal ein Prinzip sein soll, dem der Freiheit das der Sammlung der Kräfte entgegenstellen. Auf ihm beruht alles Gemeindewesen und was dem ähnlich ist. Ist eine solche Sammlung von Kräften mit der Ungebundenheit vereinbar, so will ich mich dieser nicht widersetzen. Geht das aber nicht, so ziehe ich die Sammlung vor.“ In den dreißiger Jahren fehlt es nicht an Worten des Unmuthes, welche die „deutschen Liberalen“ als „wahre Kannengießer“ und „eingefleischte Theoretiker“ treffen sollen. Allmählich aber fand er selbst, daß er „in den letzten Zwecken ziemlich mit dem Liberalismus einig sei, auch die Gegenstände der unmittelbaren Forderungen desselben für wünschenswerth halte.“ Nur schien es ihm „überall nöthiger, daß die Menschen das, was sie haben, völlig erkennen und brauchen, als daß sie nach Mehrerem streben“ und dies Streben wollte er nur denen verstatten, „die jener Forderung genügt und dadurch das Unzulängliche des Bestehenden erfahren und bewiesen haben.“ Einer ähnlichen Betrachtung gibt er einige Jahrzehnte später auf der Schwelle des Alters Raum: „Wer den Liberalismus bekämpfen will, muß ihm Positives entgegenstellen, das seine wahren Zwecke, die er allerdings hat, ins Leben ruft. Dadurch wird seine Verirrung über das angebliche Universalmittel der Freiheit hinweggeräumt. Das ist aber auch das einzige Mittel. Denn wie gesagt, seine Zwecke sind der Regel nach gut, wenigstens wohlwollend und werden immer Beifall finden.“ Diese Betrachtung wird am besten ergänzt durch einen seiner Kernsprüche, der auch für den Nachgeborenen ewige Giltigkeit hat, in dem 1848 seinen Wählern erstatteten Rechenschaftsbericht: „Freiheit ist schön, ist nothwendig, damit der einzelne Mensch und das ganze Volk sein Ziel erreichen. Aber, wer da glaubt, sie werde bequemen Genuß, ein reicheres Maß der Freuden, ein minderes Maß an Last und Arbeit bringen, der wird sich getäuscht finden. Freiheit verlangt kräftige Arme und ge-

stählte Herzen, und die sind ohne Arbeit und Schmerz nicht zu erreichen."

Es weht etwas von Goethe'schem Geist in diesen Worten. „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß." Auch wird niemand, der Stüve's briefliche Herzensergießungen kennen gelernt hat, darüber im Zweifel sein, daß die Goethegemeinde im engeren Sinn ihn zu ihren andächtigsten Mitgliedern zählen darf. Er hatte das Glück gehabt, bei einer Reise im Jahre 1827 mit seinem Universitätsfreunde Frommann von dem Dichter freundlich aufgenommen zu werden. Sein Bild schwebte ihm zeitlebens „in ganzer Herrlichkeit" vor. Die Schönheit und Weisheit dessen, was Goethe in gebundener und ungebundener Rede geschaffen, war ihm immer gegenwärtig. Kaum zu zählen sind die Anführungen aus Goethe's Werken, die er in die eigenen Mitteilungen und Reflexionen einflicht.

Und so kann als Motto seines Thuns und Wesens gelten, was unter seinem auf Antrieb seiner Freunde 1838 angefertigten Portrait und auf der Tafel an der Rückseite seines Standbildes zu lesen ist:

Frei gesinnt, sich selbst beschränkend,
Immerfort das Nächste denkend,
Nicht vom Weg dem geraden weichend
Und zuletzt das Ziel erreichend.

Zürich. Alfred Stern.

Aus Aegypten.

III.

Vom ersten Katarakt.

Als der Spötter Juvenal dem römischen Hofe unbequem wurde, machte man ihn zum Garnisonskommandanten; doch nicht etwa in Rom oder Athen. An die südlichste Gemarkung des Weltreiches versetzten sie ihn, wo Nubien sich von Aegypten scheidet, nahe Syene. Nun mochte er Satyren schreiben. Ueber die Wölfe und Schakale, die sich dort Gutenacht sagten, oder über die Blemmyer und Nobaden, die häufig und nicht ohne Erfolg ins römische Gebiet einzufallen pflegten. Für Rom war er unschädlich, und auch den Nachbarvölkern muß er nicht allzu furchtbar geworden sein, denn sie wurden noch unter Diocletian durch Geschenke, nicht durch Waffenmacht im Zaum gehalten. — Wenige Jahre sind es her, seit an derselben Stelle das Weltreich von heute einen harten Strauß bestand gegen die Wüstenstämme dieser Gegend. Auf dem kleinen Kirchhof bei Assuan ruht manch junger Engländer, der den Mordwaffen der Mahdisten erlegen. — Jetzt ist der Friede hier eingekehrt und mit ihm die Kultur. Heute darf man sich getrost nach Assuan verbannen lassen; zumal im Winter. Zur Zeit, da daheim die Züge im Schnee stecken bleiben, auf der prächtigen Terrasse des Katarakt-Hôtels sitzen — im Schatten natürlich, denn die Sonne zeigt 51 ° C., — ist ein Vergnügen besonderer Art. Und wochenlang vermag die Aussicht von dieser Terrasse her zu fesseln. Assuan bietet einen landschaftlichen Reiz, wie man ihn in Aegypten sonst vergeblich sucht. Aus dem Osten schiebt sich hier ein granitener Querriegel ein zwischen die Kalk- und Sandsteinberge, und er ist es, der das Bild plötzlich so verändert. Viel bemerkenswerther ist er noch in anderer Hinsicht. Von hier holten die alten Aegypter ihre bunten Granite, — Syenit nannte man den Stein später nach seinem ersten Fundorte, — und dieselben Felsen und Blöcke schaffen, minder nutzbringend freilich, auch die Stromschnellen des ersten Katarakts. Assuan liegt unterhalb des Katarakts. Der Nil ist schon wieder besänftigt. Ganz friedlich fließt er dahin. Sein Bett aber ist noch immer erfüllt von schwarzen, vielgestaltigen Granitblöcken, die, Inseln und Inselchen bildend, die Wasserfläche theilen und beleben. Mitten unter ihnen die grüne palmenreiche Insel Elephantine, im Hintergrund das gelbe Hügelland, gekrönt von Ruinen der verschiedensten Form und Herkunft. Und über dem Ganzen das nie getrübte tiefe Blau, in dem Geier mit regungslosen Schwingen ihre Kreise ziehen. . .

Mit doppelter Freude genießt man diesen Anblick. Vorerst, weil er Labsal bringt nach dem allzu vielen Gelb. Zweitens aber und nicht zumindest, weil man sich seiner in Ruhe erfreuen darf, in Ruhe vor Osiris, Ammon und Anubis. Es gibt nicht viel zu — besichtigen in Assuan. Und das ist, so frivol es klingen mag, doch auch ein Vorzug. In Luxor kann man noch so lange verweilen, das . . kunsthistorische Gewissen rührt sich immer. Täglich zieht man wieder hinaus zu diesem Tempel oder jenem Grab, um dies oder jenes nochmals, genauer zu studiren. So daß man schließlich mit der kuhhäuptigen Hathor zu Bett geht, um mit dem Sperberkopf des Horus aufzustehen. Dem Nicht-Aegyptologen, und zu dieser Gattung zählt die Mehrheit der Menschen, fällt das auf die Nerven. In Assuan kommt die Gegenwart wieder zum Wort, die sonderbaren Heiligen der alten Welt treten zurück. Für den Längerbleibenden wenigstens. Denn Manches gibt es ja zu sehen und durchaus nicht das Geringste. Die Cook'schen Reisenden, denen auch hier nur ein dreitägiges Relutum an Hôtelverpflegung und Kunstgeschichte zugemessen ist, die sind hinlänglich versorgt. Derjenige aber, der zur Season aushält oder doch einige Wochen, findet Muße, die überreichen Eindrücke der vergangenen Tage nachwirken, sich klären zu lassen, um erst später nach neuen „alten Schätzen" zu suchen.

Vor Langeweile ist man vollauf geschützt. So still und beschaulich man im Katarakt-Hôtel (außerhalb der Stadt) hausen kann, so buntbelebt und lärmend zeigt sich das Treiben draußen. Des Neuen, des Seltsamen ist kein Ende. Schon das bloße Ausgehen, sofern es auf wirkliches Gehen abzielt, stößt auf ein Hinderniß. Die Eseljungen, die in Schaaren das Hôtel belagern, pochen auf ihr gutes Recht, daß — der Fremde nicht zu Fuß gehe. „Good donkey, Sir; donkey ride, Sir", erschallt der vielstimmige Chor. Und schwarze und graue Eselchen mit ihren braunen und schwarzen Treibern verstellen den Weg. Schweigend begegnet man auch diesem Ansturm wie allen ähnlichen hier am besten. Die Straße führt uns über graue Schutthügel, die Reste des alten Syene, in wenigen Minuten nach dem Bazar, dem Handelsmittelpunkt der Stadt. Er ist bunt und laut und . . . von den Wohlgerüchen des Orients erfüllt, wie alle seinesgleichen. In langer Reihe Laden an Laden, vor denen gearbeitet und gefeilscht wird, unbekümmert um den Strom von Menschen, Eseln und Kameelen, die hindurchziehen. Handwerker und Lebensmittelhändler, Barbiere und Schreiber, alles auf der Straße, alles mitten unter dem wirbelnden, schreienden Gewühl. Hier geht der Europäer unbehelligt durch. Die Leute wissen, daß er weder Schuhwerk, noch Durrabrot kauft, und daß er auch keine Neigung hat, sich einen Brief schreiben oder den Kopf rasiren zu lassen. Die Läden für den Fremden lauern erst in den Quergassen. Dort wird auch englisch, französisch und selbst deutsch gesprochen. Und wie viel gesprochen! Der Händler verlangt, man bietet ein Drittel und — überzahlt die Waaren gewöhnlich doch noch. Antiquitäten — made in Luxor — spielen eine geringere Rolle, hier dominirt der Sudan mit Schildern und Speeren, Pfeilen und Messern. Alles starrt von Waffen, die zum Angriff auf kauflustige Reisende verfertigt sind. Daneben gibt es Elfenbein, Nilpferdpeitschen, Straußfedern, Seidenwaaren, Teppiche, alte Postmarken, Amulette. Und ein vielbegehrter Artikel sei noch erwähnt; das sind die „Kleider" der sudanesischen Damen, ihr einziges Kleidungsstück: kleine aus Lederstreifen geflochtene, mit Muscheln verzierte

Schürzchen, verkauft unter dem Namen — „madame nubia“ . . .

Sobald wir den Bazar verlassen, stehen wir auf dem breiten, längs des Nil hinziehenden Quai, wo die Steamer landen und ankern, auf der Promenade Assuans. Sie sieht ganz stattlich aus. Eine saubere, unablässig besprengte Straße mit europäisch gebauten großen Häusern. Das Regierungsgebäude, die Post, ein Hôtel u. m. a. erheben sich da. Selbst ein Musikpavillon fehlt nicht. Die Militärkapelle der Garnison, aus Sudanesen bestehend, konzertirt darin. Und die ebenholzfarbenen Musiker in gelber Uniform bieten ein eigenartig anmuthendes Bild. „Ob's sonst auch noch Genuß verschafft, bleibt hin und wieder zweifelhaft.“ Dem einheimischen Auditorium scheint es immerhin zu behagen; das zeigen die freudigen Gesichter. Und den Fremden entschädigt deren Anblick. Alle Rassen Aegyptens findet er hier vereinigt; vom lichten Gelbbraun des Fellachen zum tiefsten mattglänzenden Schwarz der Sudanesen. Und noch ein seltsames Völklein mischt sich unter die Araber, Nubier und Neger: die Bischârîn. Sie zählen zu den Wüstenbeduinen, die das Gebirgsland zwischen dem Nil und dem rothen Meer bewohnen; ein kleiner Trupp aber hat seine Zelte, jämmerliche Schlamm- und Strohzelte, nahe bei Assuan aufgeschlagen; und von dort senden sie ihre reizenden Kinder zur Stadt, kommen auch selbst, um Perlenketten zu verkaufen, Amulette und ähnlichen Kram. Sie gelten für die Nachkommen jener kriegslustigen Blemmyer. Ihr Aussehen spricht nicht dagegen. Ihr Blick hat etwas Kühnes, Trotziges; wie „die Wilden“ erscheinen sie mit ihrem phantastischen, stets unbedeckten Riesenschopf. Dabei sind sie, ungeachtet der schwarzbraunen Hautfarbe ein Menschenschlag von ausnehmender Schönheit; große, schlanke Figuren von tadellosem Ebenmaß. hohe feinmodellirte Stirnen, regelmäßige Gesichtszüge, dazu die leuchtenden Augen und milchweiß schimmernden Zähne. Die Kinder, namentlich die Jungen, sind allerliebst. Die Bischârîn der Wüste finden als Nomaden ein kärgliches Auskommen. Ihren Brüdern bei Assuan geht es besser; die leben von den Fremden. Und nicht bloß der Verkauf von Glasperlketten, auch das — Photographirtwerden nährt seinen Mann; ohne Bakschîsch kein Modell . . .

Diejenigen, die mit der Camera in der Hand durchs ganze Land ziehen, sind aber hier durchaus nicht bloß auf Bischarinaufnahmen angewiesen. Auch Säulen und Reliefs, die stille halten ohne Bakschisch, sind zu finden; in Assuan selbst freilich nicht, doch in naher Umgebung. Von Syene ist nichts übrig geblieben, als ein kleines unscheinbares Tempelchen aus der Ptolemäerzeit; im Schutt halb vergraben führt es ein beschauliches, von Besuchern nur selten gestörtes Dasein. Auch die Insel Elephantine hat der wißbegierigen Nachwelt fast nichts hinterlassen; da und dort eine geborstene Säule oder ein inschriftgeschmückter Steinblock, die Kunde geben von einstigem Glanz. Und nur ein dem wahren Gotte Aegyptens geweihtes „Heiligthum“ steht und dient noch, ein Nilmesser. Seine Konstruktion ist ebenso einfach als . . dauerhaft. Ein aus Quadern gemauerter schräger Brunnenschacht, der, mit dem Strom in Verbindung, jede Veränderung der Wasserhöhe ablesen läßt. Wer ihn errichtet habe vor grauen Zeiten, das verräth er nicht; wieder hergestellt und mit einer neuen Skala versehen wurde er 1870 „sous le bon souverain, régénérateur de l'Égypte, le Kédive Ismaïl“; so kündet eine Marmortafel. Daß dieser „régénérateur de l'Égypte“ sich im Laufe seiner Regierung ein Fünftel alles ertragsfähigen Landes als Privatbesitz angeeignet und dem Lande zu einer vordem ungeahnten Schuldenlast verholfen hat, davon erzählt die Tafel nichts; es wäre auch nicht hübsch von ihr. Von den „souverains“, die vier Jahrtausende vor Ismail auf Elephantine geherrscht haben, erfahren wir ja auch nur das Beste. Wie die Könige und Vornehmen in Theben haben sie in den Felsen des Westufers ihre letzte Ruhe gesucht. Die Gräber sind erhalten, erst neuerdings freigelegt. Und wie in Theben fesseln uns auch hier in erster Linie die Darstellungen des Volkes, der Arbeiter und Handwerker, die fast allesammt schon damals auf derselben Höhe der Technik standen wie ihre Zunftgenossen von heute trotz — der verschiedenen „régénérateurs“.

Der Amateurphotograph, den wir begleiten wollten, findet hier in den dunkeln Felsenhöhlen seine Rechnung allerdings nicht. Nun aber wollen wir ihn hinausführen nach einer sonnigen Stätte, an der er schwelgen kann und darf; nach der „Perle Aegyptens“, nach Philae, dem lieblichen, der Isis geweihten Eiland. Südlich von Assuan, jenseits des Katarakts, wo der Nil breit und glatt dahinrollt, erhebt es sich. „Phailie“ nennt es unser Dragoman in seinem Englisch, das zwar nicht tadellos, doch pietätlos ist, wie das echte. Ganz anders aber sagen die Araber. Anas el-Wogud nennen sie die Insel nach einem Märchen aus 1001 Nacht, das sie hierher verlegen. Und sie thun wohl daran. Man möchte das Märchen gerne glauben, das hier spielt, hier, wo inmitten öder Wüstenei die schwarzen Granitfelsen aus der Fluth tauchen und hochstämmige Palmen, zwischen deren grünen Fächern die weißen Kapitäle leuchten. — — Sobald man in Philae ans Land tritt, sind Reiz und Poesie dahin. Die Schönheit ist versunken, um dem . . . Interessanten Platz zu machen. Hohe, vom Alter und rohen Menschen verunzierte Säulen stehen nun da, wie auch anderswo, und Pylonen mit Reliefs und Hieroglyphen, Tempelreste, theils wohlerhalten, theils in Trümmern. Und an die Stelle des Märchens treten historische Erinnerungen. Dies Heiligthum der Isis haben die Ptolemäer errichtet, die kleinen Nachkommen des großen Alexander; ihre Bilder, übergroß, mit allen Würdeabzeichen der Pharaonen, prangen an den Wänden. Und dann kam eine andere Zeit; spät kam sie hierher, doch sie kam. Als ganz Aegypten längst dem Christenthum unterworfen war, opferten Nubier und Blennyer hier noch der mächtigen Mutter des Horus. Und erst unter Justinian erhob sich das Symbol weltabgewandter Entsagung in den Räumen, die der Göttin fruchtbringender Freude vordem gedient. Zahlreiche Kreuze und verblaßte Spuren altchristlicher Malerei gemahnen daran. — Vorne aber in dem zierlichen Kiosk des Trajan verschwindet selbst die Geschichte. Da ist man plötzlich — bei Cook. In dem Innenraum des peristylen Tempelchens stehen lange, profane, hölzerne Tische; an ihnen wird der aus Assuan mitgebrachte „Lunch“ verzehrt! Und Gott Ammon, erzürnt ob solcher That, sendet zahllose Fliegen hernieder zur Pein der schmausenden Frevler. Und groß wie Ammon ist sie, diese Pein! . .

Aus der Höhe des ersten Pylons sagen wir dem Inselheer Lebewohl. Dann schweift der Blick der Heimkehr zu, nach Norden. Dort müssen die Klippen des Katarakts aufragen. Man sieht sie nicht. Ein Bauwerk steht davor, breit und groß, massig und ungeheuer, echt „ägyptisch.“ Und doch gehört es nicht der Pharaonenzeit an, sondern der Zukunft. Vom Isistempel der Ptolemäer zu — „John Aird & Co. Ltd.“ ist nur ein Schritt, oder genauer, zehn Minuten Fahrzeit mit der Feluke. Bald stehen wir vor dem allerneuesten Wunder Aegyptens. Ohne Ironie ist das gesagt. Das Riesenstauwerk, das sich hier (fast vollendet) erhebt, darf füglich ein Wunder moderner Bautechnik genannt werden. Und man wäre leicht versucht, es den Kolossaldenkmälern der Alten an die Seite zu stellen, wenn man nicht die Dampfkrähne an der Arbeit sähe. Beim Anblick dieser Stahlkerle aber, die den schwersten Block gleichsam mit Daumen und Zeigefinger fassen und an seine Stelle legen, wird der Vergleich sofort hinfällig. Zu Ramses' Zeiten ging das weniger gemüthlich. Immerhin bleibt die Barrage ein Werk grandiosesten Stils. Ein haushoher, aus Granitquadern gefügter Damm, an der Basis sieben, oben fünfeinhalb Meter breit, und hingespannt über eine Thalsohle von zwei Kilometern, das ist fürwahr nichts Geringes. Hundertachtzig stählerne Schleusen dienen dem Ablauf des Hochwassers; sie sollen — (relata refero) — 15 000 Kubikmeter Wasser per Sekunde durchlassen. Auch die zum Bau nöthige Geldsumme weist einige Nullen auf. England baut, Aegypten zahlt. Der Preis beträgt ca. 4 Millionen Pfund, einschließlich eines kleineren bei Siut im Werden

begriffenen Stauwerks. Ob das Land aus diesen Bauten gleich großen Nutzen ziehen wird, wie ihr Schöpfer, Mr. John Aird aus London, steht noch dahin. Der Nil soll zur Zeit seiner Ebbe um 11 Meter emporgestaut werden; daß Nubien dadurch an Fruchtland und zugleich an Steuerkraft ein Enormes gewänne, ist gewiß. Freilich pflegt den letzten Strich unter, manchmal auch durch die Berechnungen der Ingenieure erst die Praxis zu ziehen. Qui vivra, verra! — Eine bemerkenswerthe Wirkung aber hat der Barragebau schon jetzt gezeigt. Er hat unter den Einheimischen, die bisher mit ihren Kameelen und Eseln gewetteifert hatten an Arbeit und Genügsamkeit eine Lohnbewegung geschaffen. Vordem waren ihrer zu viele. In Schaaren zogen sie nach Alexandrien, um sich als Diener und Kellner zu verdingen; namentlich die Nubier werden dort ihrer Intelligenz und Ehrlichkeit wegen gerne genommen. Heute, da neben 1200 italienischen Steinmetzen auch eben so viele Tagelöhner Stellung finden, steht die Sache anders. Die nubischen Kellner in den Assuaner Hotels bezogen bis vor zwei Jahren ein Monatsgehalt von 100 Piastern (ca. 20 Mark); jetzt haben sie das Doppelte und mehr. Trotzdem wäre es jüngst im Katarakt-Hotel fast zu einem Streik gekommen. Und erst, als der „Rädelsführer" entlassen und zwei „Arbeitswillige" aus Cairo citirt waren, verloren die Schwarzen den Glauben an ihre Unentbehrlichkeit, damit auch die Neigung zum Streiken. — Man sieht: das eherne Gesetz von Angebot und Nachfrage gilt auch am Wendekreis. Und den Verhältnissen, nicht den Organisationen entspringt die soziale Frage. —

Den Rückweg nehmen wir durch den Katarakt. Der Name ist eigentlich irreführend. Mit seinen harten Lauten löst er unwillkürlich durch den bloßen Klang die Vorstellung an etwas Wildes, Gewaltiges aus. Das trifft nicht zu. Ein mächtiges Naturspiel, das Hinstürzen tosender Wassermassen darf man hier nicht erwarten. Von den großen und kleinen in sein Bett eingelagerten Granitfelsen beengt, sucht sich der Nil seinen Weg und bildet Stromschnellen und kleine Wirbel, keinen Fall. Vom Ufer zumal sieht das Ganze recht gemächlich aus. Und erst wenn man in der Feluke abwärts saust, wird man gewahr, daß der ehrwürdige Vater Nil die Einschränkung seiner Freiheit doch nicht so ohne Weiteres hinnimmt. Die Ruderer sind vortrefflich geschult, kraftvoll und taktgemäß greifen sie ein, und der graubärtige Nubier am Heck wirft mit einer einzigen Bewegung seines unförmlich breiten Steuers den Kahn nach beliebiger Richtung. So geht es an den Klippen und Zacken pfeilschnell vorbei, und nach kurzer Weile ist unter „Hipp, hipp, hurreh!" das ruhige Wasser erreicht. — Die Frage, ob die Fahrt gefährlich sei, wird gerade heuer vielfach erörtert, da sich vor einigen Wochen ein böser Unfall ereignet hat. Die Feluke stieß an einen Felsen und kenterte; eine alte Dame aus England fand dabei den Tod, ein doppelt trauriges, schauriges Ende. Denn wenige Stunden später, vielleicht noch ehe die telegraphische Kunde nach der Heimath gedrungen war, lag die Aermste schon draußen auf dem kleinen grauen Kirchhof, in den Wüstensand gebettet. Das ist Landessitte, und mehr als dies: eine vom heißen Klima bedingte Nothwendigkeit. — Die Schuld an dem Unfall trifft — Allah. Als man den Steuermann fragte, wie er denn an die Klippe anfahren konnte, erhob er zehn Finger nach oben und meinte: „Allah hat es so bestimmt!" Nicht etwa als Ausrede, mit ehrlicher, fester Ueberzeugung sprach er so. In diesem kurzen Satz ist die gesammte Psychologie der Leute erschöpft. Und würden sie nicht zugleich auch so stumpf und indolent dadurch, — man müßte sie beneiden um solchen Glauben!

Cairo, Anfangs März.

Gustav Alexander Pollak.

Das Diner der Bureaukraten.

Vorbemerkung.

Die Hinterlassenschaft Guy de Maupassants ist keine kleine, und doch weckt jeder neue Band, der erscheint, die Trauer darüber, daß dieser Künstler, der so viel geschaffen, vom Wahnsinn und dann vom Tode verhindert wurde, noch mehr zu schreiben.

Jüngst sind bei Paul Ollendorff in Paris: Les Dimanches d'un Bourgeois de Paris*) zur Ausgabe gelangt, eine Anzahl Erzählungen, die durch eine einzelne Gestalt mit einander verknüpft sind.

Patissot ist der Held all dieser Geschichten. Er ist geborener Pariser; recht mittelmäßig begabt, bekommt er sein kleines Staatsämtchen in einem Ministerium nur durch die Protektion einer Tante; und diese Tante ernährt sich wiederum von der Protektion; sie ist Tabakverschleißerin, ein Beruf, den in Frankreich einflußreiche Herren in dankbarer Gesinnung befreundeten Damen zugänglich zu machen pflegen. Diskret wird der Spender dieses Glückes angedeutet; aus dem Tabakgeschäft der Tante Patissot befriedigt ein chef de division sein Rauchbedürfniß.

Neffe Patissot erledigt als kleiner Büreaukrat schlecht und recht seine Amtsgeschäfte, um dann am arbeitslosen Sonntag den Verführungen seiner Phantasie zu erliegen; es sind die Phantasien eines braven Spießbürgers, dem über sein Aktenbündel hinweg hin und wieder ein paar Sonnenstrahlen neckend und aufregend auf der beamteten Nasenspitze herumtanzen. Er ist unverheirathet; er ist in jenem Alter, da die Johannistriebe sich regen, und da die Besorgniß um die eigene Gesundheit die letzte und größte Leidenschaft des Lebens wird. Er beginnt an Wallungen zu leiden, die den Büreaumenschen hinaus treiben, hinaus sogar in die freie Natur; seine sonntäglichen Abenteuer, mit wundervollem Maupassant'schen, und diesmal ganz diskretem Lächeln erzählt, sind der Inhalt des obengenannten Bandes.

Die „Nation" hat vier der Erzählungen erworben: Pêche à la ligne; Deux hommes célèbres; Essai d'amour und Un Diner et quelques idées, die jetzt zum ersten Mal in Deutschland veröffentlicht werden. Wir bringen diesmal zum Abdruck:

Un diner et quelques idées.

Zu Ehren des Nationalfestes war Herr Anton Perdrix, Patissot's Bureauchef, zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden. Er hatte dreißig Jahre unter den früheren Regierungen und zehn Jahre unter der jetzigen gedient. Seine Untergebenen murrten zwar etwas, daß man sie nur in Gestalt ihres Chefs belohnt hatte, hielten es aber doch für angezeigt, ihm ein Kreuz der Ehrenlegion mit falschen Diamanten zu verehren, und der neue Ritter lud sie, um sich zu revanchiren, zum nächsten Sonntag nach seiner Besitzung in Asnières zum Diner ein.

Das Haus war mit maurischen Ornamenten bemalt und machte den Eindruck einer Konzerthalle; besonderen Werth verlieh ihm seine Lage: durchschnitt doch die Eisenbahn den Garten in seiner ganzen Breite und führte in einer Entfernung von zwanzig Meter an der Freitreppe des Hauses vorbei. In der Mitte des obligaten Rasenrondels lag ein zementirtes Wasserbassin mit Goldfischen und einer Fontäne in der Mitte, die einer Handspritze glich. Sie ließ bisweilen winzige Regenbogen in der Luft erglänzen, und die Besucher geriethen darob in Begeisterung.

Die Speisung dieses Irrigators bildete die beständige Sorge des Herrn Perdrix, der bisweilen schon um fünf Uhr Morgens aufstand, um das Reservoir zu füllen. Er pumpte dann in Hemdsärmeln mit aller Leidenschaft, wobei sein dicker Bauch aus der Hose herausquoll, und bei der Rückkehr vom Bureau hatte er dann die Befriedigung, seine Wasserkunst springen zu lassen und sich einbilden zu können, daß sich eine angenehme Kühle durch den Garten verbreite.

*) Paris. Société d'Editions littéraires et artistiques. Paul Ollendorff. 1901.

Am Abend des offiziellen Diners begeisterten sich natürlich alle Gäste, Mann für Mann, pflichtschuldigst ob der ausgesuchten Lage des Anwesens, und jedesmal, wenn man von Ferne einen Zug herandonnern hörte, nannte Herr Perdrix ihnen den Bestimmungsort: Saint-Germain, Havre, Cherbourg oder Dieppe, und sie winkten den aus den Wagenfenstern heraussehenden Reisenden scherzend zu.

Das Büreau war vollzählig vertreten: zunächst Herr Capitaine, der Vizechef, Herr Patissot, der erste Sekretär, dann die Herren von Sombreterre und Vallin, junge, elegante Beamte, die nur, wenn es ihnen paßte, im Büreau erschienen, endlich Herr Rade, eine Berühmtheit im ganzen Ministerium wegen der unsinnigen Doktrinen, die er zum Besten gab, und der Schreiber, Herr Boivin.

Herr Rade galt für ein Original. Die einen behandelten ihn als Ideologen oder Phantasten, die anderen als Revolutionär, und alle waren sich darüber einig, daß er ein Sonderling sei. Er war bereits bejahrt, von kleiner Statur, mager, mit lebhaften Augen und langen weißen Haaren; und er hatte sein Leben lang die allertiefste Mißachtung für den Beamtenstand an den Tag gelegt. Er war ein Bücherwurm und Vielleser, eine stets widersprechende, gegen alles revoltirende Natur, Wahrheitssucher und voller Verachtung gegen alle landläufigen Vorurtheile. Die klare, etwas paradoxe Art, wie er seine Meinungen verfocht, verschloß den selbstzufriedenen Schwachköpfen und den anders Denkenden den Mund, ohne daß man wußte, warum. Man sagte nur: „Der alte Narr, der Rade", oder auch „der hirnverbrannte Kerl", und die Langsamkeit seines Avancements schien den mittelmäßigen Emporkömmlingen Recht gegen ihn zu geben. Die Unabhängigkeit seiner Worte jagte seinen Kollegen oft Schrecken ein, und sie fragten sich nicht ohne Schauder, wie es möglich sei, daß er seine Stelle noch nicht verloren habe.

Sobald man bei Tische saß, dankte Herr Perdrix seinen „Mitarbeitern", wie er sie nannte, in einer kleinen, schön empfundenen Rede für ihre Unterstützung; er versprach ihnen allen seine Fürsprache, die um so wirksamer sein würde, je mehr Ansehen er selbst besäße, und er schloß mit einer bewegten Verherrlichung der gerechten liberalen Regierung, die das Verdienst unter den Bescheidenen herauszufinden wisse.

Herr Capitaine, der Vizechef, antwortete im Namen des Bureaus; er beglückwünschte, gratulirte, feierte, übertrieb und sang ein Loblied auf alle; und beide Proben der Beredtsamkeit entfesselten Beifallsstürme. Danach begann man ernstlich zu essen.

Bis zum Dessert ging alles gut; die Armseligkeit der Gespräche wurde nicht als peinlich empfunden. Beim Kaffee jedoch entspann sich eine Diskussion, und alsbald entfesselte sich der Redestrom des Herrn Rade, um in Kurzem alles Maß zu überschreiten.

Man sprach natürlich von der Liebe, und wie ein Hauch von Ritterlichkeit schien es diese Gesellschaft von Bureaumenschen berauschend anzuwehen. Man pries begeistert die höhere Schönheit des Weibes, sein zartes Gemüth, sein natürliches Geschick zu allen angenehmen Dingen, sein sicheres Urtheil und sein feines Gefühl. Herr Rade mußte natürlich protestiren; er sprach dem sogenannten „schönen" Geschlecht mit aller Energie die ihm zugelegten Eigenschaften ab und vertheidigte sich gegen die allgemeine Entrüstung mit Zitaten.

— Schopenhauer, meine Herren, Schopenhauer, einer der größten Philosophen, die Deutschland verehrt, der sagt folgendes: „das niedrig gewachsene, schmalschultrige, breithüftige und kurzbeinige Geschlecht das schöne nennen, konnte nur der vom Geschlechtstrieb umnebelte männliche Intellekt: in diesem Triebe nämlich steckt seine ganze Schönheit. Mit mehr Fug, als das schöne, könnte man das weibliche Geschlecht das unästhetische nennen. Weder für Musik, noch Poesie, noch bildende Künste haben sie wirklich und wahrhaftig Sinn und Empfänglichkeit; sondern bloße Aefferei, zum Behufe ihrer Gefallsucht, ist es, wenn sie solche affektiren und vorgeben."

— Der Mann, der das gesagt hat, ist ein Schwachkopf, erklärte Herr von Sombreterre.

Herr Rade lächelte.

— Und Rousseau, mein Herr? fuhr er fort. Dessen Meinung lautet so: „Die Weiber lieben im Allgemeinen keine Kunst, verstehen sich auf keine und haben kein Genie."

Herr von Sombreterre zuckte abschätzig die Achseln.

— Rousseau ist eben so einfältig wie der andere, das ist alles.

— Und Lord Byron, lächelte Herr Rade; Lord Byron, der doch die Weiber liebte, mein Herr, was sagte der: „Man sollte sie gut ernähren und kleiden, aber sie nie zur Gesellschaft rechnen. Man sollte sie auch in Religion unterweisen, aber nicht in Poesie und Politik, und sie keine Bücher lesen lassen, als Gebet- und Kochbücher."

— Sehen Sie, meine Herren, fuhr Herr Rade fort, sie studiren alle Malerei und Musik. Trotzdem gibt es nicht eine, die ein gutes Bild oder eine bemerkenswerthe Oper gemacht hat. Warum, meine Herren? Weil sie das sexus sequior sind, das in jedem Betracht zurückstehende zweite Geschlecht.

Herr Patissot wurde heftig.

— Und die Sand? fragte er.

— Eine Ausnahme, mein Herr, eine Ausnahme. Ich will Ihnen noch eine Stelle aus einem anderen großen Philosophen zitiren, einem Engländer diesmal: Herbert Spencer. Also: „Jedes Geschlecht vermag unter dem Einfluß besonderer Reizungen Fähigkeiten zu entwickeln, die sonst dem anderen vorbehalten sind. So kann, um einen ungewöhnlichen Fall zu nehmen, in Folge besonderer Reizung auch die Mannesbrust Milch geben; man hat bei Hungersnöthen beobachtet, wie kleine Kinder, die ihre Mutter verloren hatten, auf diese Weise gerettet wurden. Trotzdem werden wir die Fähigkeit, Milch zu geben, nicht unter die Zahl der männlichen Eigenschaften aufnehmen. Desgleichen darf die weibliche Intelligenz, die in gewissen Fällen Proben ihrer Ueberlegenheit geben kann, bei der Bewerthung der weiblichen Natur als sozialer Faktor nicht in Betracht kommen" . . .

Herr Patissot fühlte sich in allen seinen angeborenen ritterlichen Instinkten verletzt und erklärte:

— Sie sind kein Franzose, mein Herr. Die Galanterie ist eine der Formen des französischen Patriotismus.

Herr Rade hob den Kopf.

— Ich habe äußerst wenig Patriotismus, mein Herr, so wenig wie möglich.

Eisiges Schweigen verbreitete sich über die ganze Tafelrunde, aber Herr Rade fuhr unbekümmert fort:

— Geben Sie mir zu, daß der Krieg etwas Furchtbares ist, daß diese Würgelust der Völker einen Zustand fortdauernder Barbarei erzeugt hat? Wenn das einzige wirkliche Gut das Leben ist, ist es da nicht schändlich, wenn die Regierungen, die doch die Pflicht hätten, das Dasein ihrer Unterthanen zu schützen, hartnäckig auf immer neue Zerstörungsmittel sinnen? Ja, nicht wahr. — Nun wohl, wenn also der Krieg etwas Schreckliches ist: ist der Patriotismus nicht die Mutter, die ihn nährt? Wenn ein Mörder jemanden tödtet, so hat er einen Gedanken, nämlich den, zu rauben. Wenn ein braver Mann einen anderen braven Mann, einen Familienvater oder gar einen großen Künstler, mit dem Bajonett todtsticht, welchem Gedanken gehorcht er dann? . . .

Alle fühlten sich tief verletzt.

— Wenn man derartiges schon denkt, so sagt man das doch nicht in Gesellschaft.

— Trotzdem, mein Herr, fuhr Herr Patissot fort, gibt es Grundsätze, die von allen Ehrenmännern anerkannt werden.

— Und welche? fragte Herr Rade.

Da antwortete Herr Pattisot feierlich: „Die Moral, mein Herr."

Herr Rade strahlte.

— Ein einziges Beispiel, meine Herren, rief er, ein kleines Beispiel. Welches ist Ihre Meinung über die Herren in Ballonmützen, die auf den äußeren Boulevards ihr sauberes Handwerk treiben, Sie wissen ja, und davon leben?

Ein verächtliches Nasenrümpfen ging durch die ganze Gesellschaft.

— Sehr wohl, meine Herren. Es ist kaum hundert Jahre her, da hatte ein eleganter Edelmann, der auf dem Ehrenpunkt sehr kitzlich war, zur . . . Freundin . . . eine „sehr schöne und ehrbare Dame von hoher Geburt", und er hielt es durchaus nicht für einen Raub, meine Herren, auf ihre Kosten zu leben und sie sogar ganz zu ruiniren. Man fand dies Spiel charmant. Folglich sind die Moralgrundsätze nicht unwandelbar . . . und somit —

Herr Perdrix wurde sichtlich verlegen und unterbrach ihn.

— Sie unterwühlen die Grundlagen der Gesellschaft, Herr Rade; man muß immer Grundsätze haben. So, sehen Sie, ist in der Politik Herr von Sombreterre Legitimist, Herr Vallin Orleanist, Herr Patissot und ich Republikaner. Wir haben also sehr verschiedene Grundsätze, nicht wahr, und doch verstehen wir uns sehr gut, weil wir welche haben.

— Ich habe auch welche, meine Herren, rief Herr Rade dazwischen, und zwar sehr feste.

Herr Patissot hob den Kopf und sagte kalt:

— Ich würde mich freuen, sie kennen zu lernen, mein Herr.

Herr Rade ließ sich nicht zweimal bitten.

— Es sind diese, meine Herren.

Erster Grundsatz. — Die Herrschaft eines Einzigen ist eine Ungeheuerlichkeit.

Zweiter Grundsatz. — Das beschränkte Stimmrecht ist eine Ungerechtigkeit.

Dritter Grundsatz. — Das allgemeine Stimmrecht ist ein Blödsinn.

Denn: wenn man Millionen Menschen, hervorragende Geister, Gelehrte, Genies sogar, der Laune, dem Gutdünken eines Einzelnen preisgibt, der in einem Augenblick des Uebermuths, des Rausches, der Liebe oder Geistesumnachtung nicht zögert, der Ausgeburt seiner erhitzten Phantasie jedes Opfer zu bringen und, was alle mühsam errungen haben, in einer Stunde zu verschleudern, Tausende auf den Schlachtfeldern hinmorden zu lassen u. s. w., so erscheint mir mit meinem schlichten Hausmannsverstand das als eine ungeheuerliche Verirrung.

Wenn man aber will, daß das Land sich selbst regieren soll, und man schließt unter einem allemal anfechtbaren Vorwand einen Theil der Bürger von der Verwaltung der Staatsangelegenheiten aus, so ist das eine so schreiende Ungerechtigkeit, daß ich sie wohl nicht näher zu erörtern brauche.

Bleibt das allgemeine Stimmrecht. Sie werden mir wohl beipflichten, daß die Genies in Frankreich selten sind, nicht wahr. Reichlich gerechnet, sind jetzt in Frankreich vielleicht fünf vorhanden, wie ich einmal annehmen will. Nehme ich — immer reichlich gerechnet — noch zweihundert bedeutende Talente, tausend kleinere Talente und zehntausend andere in irgend einem Belange höher beanlagte Menschen hinzu, so ist das ein Generalstab von elftausend zweihundertundfünf Intelligenzen. Der Rest ist das Heer der Mittelmäßigen, dem die Menge der Einfältigen folgt. Da die Einfältigen und Mittelmäßigen aber in der überwältigenden Mehrheit sind, so ist es unmöglich, daß sie eine intelligente Regierung wählen können.

Um gerecht zu sein, füge ich hinzu, daß das allgemeine Stimmrecht logisch genommen der einzig annehmbare Grundsatz ist; aber er ist unausführbar, und zwar aus folgenden Gründen.

Alle lebendigen Kräfte eines Landes an der Regierung theilnehmen zu lassen, alle Interessen zu vertreten, alle Rechte zu berücksichtigen, ist ein idealer, praktisch aber wenig ausführbarer Traum, denn die einzige Kraft, die sich annähernd messen läßt, ist gerade die, welche am wenigsten Berücksichtigung finden sollte, die stupide Masse, die Zahl. Nach Ihrer Methode geht die blöde Zahl dem Genie, dem Wissen, allen erworbenen Kenntnissen, dem Reichthum, dem Gewerbfleiß u. s. w. vor. Wenn Sie einem Mitglied des Instituts zehntausend Stimmen auf eine Stimme für den Lumpensammler geben würden, hundert Stimmen dem Großgrundbesitzer auf zehn für seinen Pächter, so hätten Sie die Kräfte annähernd ausgeglichen und eine Volksvertretung geschaffen, die wirklich alle Wünsche des Volkes vertritt. Aber ich möchte sie eindringlich warnen, das zu thun.

Meine Gründe sind diese:

Früher, wenn man keinen Beruf ausüben konnte, wurde man Photograph, heute wird man Deputirter. Eine so zusammengesetzte Macht wird stets erbärmlich unfähig sein, und zwar ebenso unfähig, Böses wie Gutes zu thun. Ein Tyrann hingegen, wenn er dumm ist, kann viel Böses thun, und wenn der Fall eintritt, daß er intelligent ist (was freilich die Ausnahme der Ausnahmen ist), sogar viel Gutes.

Zwischen diesen Regierungsformen weiß ich mir keine Wahl und erkläre mich als Anarchisten, d. h. als Anhänger der unwirksamsten, zurückhaltendsten, im weitesten Sinne des Wortes liberalsten Macht, und zugleich als Revolutionär, d. h. als geschworenen Feind dieser selben Macht, die in jeder Hinsicht absolut mangelhaft ist und nicht anders sein kann. Sehen Sie, das ist meine Meinung.

Ausrufe des Unwillens erhoben sich an allen Enden des Tisches, und alle, Legitimist, Orleanist und nothgedrungene Republikaner ereiferten sich zornroth. Besonders Herr Patissot erstickte fast vor Zorn, und sich zu Herrn Rade wendend, sagte er:

— Dann glauben Sie also an nichts, mein Herr:

Der andere antwortete einfach:

— Allerdings, mein Herr.

Ein allgemeiner Zornesausbruch der gesammten Gäste verhinderte Herrn Rade am Fortfahren, und Herr Perdrix schnitt, wieder dienstlich werdend, die Diskussion ab.

— Genug, meine Herren, wenn ich bitten darf. Wir haben ein jeder unsere Meinung, nicht wahr, und keiner ist gewillt, die seine abzuändern.

Dieser treffende Ausspruch fand allgemeinen Beifall. Doch Herr Rade, der stets Widersprechende, wollte durchaus das letzte Wort haben.

— Trotzdem habe ich eine Moral, setzte er hinzu; sie ist sehr einfach und jederzeit zu befolgen. Sie läßt sich mit ein paar Worten in die Formel bringen:

„Was Du nicht willst, daß man Dir thu',
Das füg' auch keinem andern zu."

Ich möchte bezweifeln, ob sie mir etwas dagegen einwenden können, während ich mich anheischig mache, Ihre heiligsten Grundsätze mit drei Argumenten zu zerstören.

Diesmal antwortete keiner. Aber als man am Abend zu zweien nach Hause ging, sagte jeder zu seinem Begleiter:

„Nein, wahrhaftig, der Rade geht immer zu weit. Er hat sicherlich einen Nagel im Kopf. Er sollte Bureauchef in Charenton werden."

Guy de Maupassant.

Der Materialismus im Kampfe und im Bunde mit der Religion. Von P. Bernstein. 2. Auflage. Leipzig 1901. Selbstverlag.

Diese Broschüre gibt in Karlsruhe und Stuttgart gehaltene Vorträge wieder. Ihr Hauptinteresse liegt jedoch in der Leidensgeschichte des Verfassers, die in mehr als einer Beziehung die Verhältnisse des kirchlichen und politischen Lebens in Deutschland illustrirt. P. Bernstein ist der Sohn eines orthodoxen jüdischen Geistlichen und in Rußland geboren. Schon mit dem vollendeten 16. Lebensjahre empfängt er das Rabbinerdiplom. Er geht dann nach Breslau und von dort nach Leipzig, um philosophischen Studien obzuliegen. Langsam bildet sich in ihm der Plan aus, zum Christenthum überzutreten. Nachdem er noch zwei Jahre in Bonn studirt hat, gelangt der Entschluß bei ihm zur Reife, überzutreten und protestantischer Prediger zu werden. Er wird im Jahre 1883 in der Universitätskirche zu Bonn durch ein Mitglied der theologischen Fakultät getauft, studirt darauf Theologie und besteht im Jahre 1886 bei dem Konsistorium der Rheinprovinz die erste theologische Prüfung. Bis dahin geht alles gut. Als er dann das zweite theologische Examen machen will, erheben sich Widerstände, weil er nicht naturalisirt sei. Er ist gern bereit, sich naturalisiren zu lassen, aber das wird ihm nicht gestattet, weil er ohne Unterkunft und Existenzmittel sei. In dieser Zwickmühle befindet sich der Unglückselige nun bereits vierzehn volle Jahre, durch welche er sich buchstäblich hindurchgehungert hat. Er gibt in seiner Broschüre einen eingehenden Bericht über seine zahllosen Eingaben an den Oberkirchenrath, an das Kultusministerium u. s. w. Trotzdem ihm seine politische Harmlosigkeit von allen Seiten attestirt wird, er auch verschiedentlich als Vikar beschäftigt wird, er vom evangelischen Oberkirchenrath sogar einmal in Anerkennung seiner religiösen Vortragsarbeit ein Geschenk von 150 Mark bekommt, ihm die besten Zeugnisse zur Seite stehen, er auch durch einflußreiche Männer wie den vortragenden Rath im Kultusministerium Grafen von Bernstorff in seinen Bemühungen fortgesetzt unterstützt wird, gelingt es ihm doch nicht, aus dem vitiösen Zirkel des büreaukratischen Formalismus und der kirchenbehördlichen Sprödigkeit herauszukommen. Durch vierzehn Jahre hindurch ist er immer aufs neue von Herodes zu Pilatus geschickt. Er kann sein zweites theologisches Examen nicht machen und sich keine Existenz gründen, weil er nicht naturalisirt ist, und er wird nicht naturalisirt, weil er sich noch keine Existenz gegründet hat. Daß sich bei diesem Opfer der Judenmission allmählich eine starke Verbitterung herausgebildet hat, und daß er von der christlichen Nächstenliebe, wie sie in unseren kirchlichen und politischen Behörden verkörpert ist, keine gerade schmeichelhaften Vorstellungen erlangt hat, ist leicht zu verstehen. Ein Menschenleben wird hier durch büreaukratischen Formalismus zu Grunde gerichtet. Diese Leidensgeschichte eines getauften Juden nimmt das Mitgefühl des Lesers stark in Anspruch und ist zugleich eine wahre Satire auf die Judenmission.

B.

Wilhelm Bode: Kunst und Kunstgewerbe am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Berlin. Bruno und Paul Cassirer. 1901. IV und 168 S.

Der hübsche Band bringt fünf gelegentlich geschriebene und in Zeitschriften veröffentlichte Aufsätze wieder:

1. Von der Weltausstellung in Chicago (1893);
2. Die Aufgaben unserer Kunstgewerbemuseen (1896);
3. Künstler im Kunsthandwerk. Die Ausstellungen in München und Dresden (1897);
4. Zur Illustration moderner deutscher Kunstbücher (1899);
5. Beim Eintritt in das neue Jahrhundert (1900).

Unabhängig von einander sind diese Betrachtungen entstanden, bei diesem und jenem Anlaß; die innere Einheit kommt aus der Anschauung des vielerfahrenen Kenners, Sammlers und Historikers. Von der strebenden und irrenden Kunst des letzten Jahrzehnts ist die Rede, weniger von der „freien“ als von der „angewandten“ Kunst, von den schönen Bemühungen, den alten Bund zwischen Phantasie und Handwerk zu erneuern, und von den kühnen Versuchen, einen Stil zu züchten. Die grämliche Abneigung des Historikers gegen die dreiste Fremdartigkeit des Neuen beschleicht den Beobachter nirgends und nie, eine frische Dankbarkeit begrüßt allenthalben die Keime, die Zeichen wieder erwachender Gestaltungskraft. Freilich wird nicht jeder Geburt als einer Prinzengeburt mit Böllerschüssen salutirt.

Der Besuch der Chicagoer Ausstellung 1893 weckte reiche Hoffnungen. Ganz überraschend enthüllte sich, daß die Amerikaner ohne umständliche Vorbereitungen in der Baukunst, in der Einrichtung der Wohnhäuser die besonderen Aufgaben der modernen Lebensweise gelöst und selbst eine angemessene Monumentalität erreicht hatten. Die vergleichsweise ruhige Entwicklung des englischen „Kunstgewerbes“ war bei uns eher bekannt als der starke Erfolg des angeblich traditionslosen amerikanischen Schaffens. Aus Amerika kam der Kunstfreund in die Heimath zurück mit einem glücklichen Glauben an die Zukunft der deutschen Anstrengungen. Leider klingen die im Jahre 1900 geschriebenen Beobachtungen weit eher pessimistisch als die von 1893.

Deutschland ist das Land der Schulen und Schulmuseen. Von den Kunstgewerbesammlungen und den ihnen angegliederten Lehranstalten wurde das Heil erwartet. Die Wirkungen dieser Anstalten betrachtet Bode mit Skepsis. Seine Reformvorschläge ruhen auf reichen Erfahrungen. Namentlich die kleineren deutschen Museen sollten ihr Streben nach den besonderen lokalen Bedürfnissen richten, anstatt — mit unzureichenden Mitteln — kunstgewerbliche Gegenstände ganz im Allgemeinen zu sammeln. Wie weit und in welcher Art sich die Museen und Lehranstalten an dem Kampf um den „neuen Stil“ betheiligen sollten, diese schwere Frage wird gestreift. Heute fehlt in den Leitungen der öffentlichen Institute keine Nuance von der „vornehmen“ Zurückhaltung bis zur schneidigen Vorkämpferschaft.

Auf den Kunstausstellungen in Dresden und München wurde 1897 gezeigt, was jüngere deutsche Kräfte in der Dekoration von Wohnräumen, im Gestalten von Gebrauchs- und Zierstücken erreicht hatten. Die verschiedenartigen Gebilde fanden in Bode einen theiln hmsvollen und gerechten Beurtheiler. Niemand hat wärmer die köstlichen Stickereien Hermann Obrist's begrüßt, Niemand entschiedener auf die Gefahren hingewiesen, die ein allzu willkürliches, das Material und den Gebrauchszweck vergessendes Arbeiten mit sich bringt. Wir brauchen Handwerker, die wie Künstler empfinden, haben aber zumeist nur Künstler, die im Handwerk dilettiren.

Die an sich erfreulichen Errungenschaften der modernen Technik können der Kunst verhängnißvoll werden. Die Erscheinung unserer Bücher, ästhetisch betrachtet, hat gewiß von der glücklichen Ausbildung der photomechanischen Verfahren nicht profitirt. Im Allgemeinen wird die Korrektheit der Lichtreproduktion so hoch bewerthet, daß das bedenkliche Aussehen namentlich der Zinkätzungen als nothwendiges Uebel hingenommen wird. Bode weist höchst lehrreich — und tröstlich in e i n e m Sinne — nach, daß Kunstwerke durch photomechanische Mittel vielfach ganz unzureichend und auch gar nicht getreu wiedergegeben würden. Der Thätigkeit gewissenhafter und verständiger Zeichner bleibt ein reiches Feld.

Die letzte, an der Jahrhundertswende niedergeschriebene Betrachtung, mit der die Zeitschrift „Pan“ abgeschlossen wurde, malt ein ziemlich trübes Bild von dem derzeitigen Stande der Dinge. Alle argen und schädlichen Triebe im modernen Kunstschaffen werden mit einer aus warmer Theilnahme geborenen Scharfsichtigkeit aufgezeigt, namentlich die Maßlosigkeit und die Originalitätssucht.

Was diese Aufsätze aus der Masse der kunstkritischen Tageslitteratur weit heraushebt, ist zumal der feste Standpunkt des Beobachters, das sichere Handhaben des ästhetischen Maßstabs. Die Werke der Vergangenheit werden nicht ausdrücklich mit den neuen Gebilden verglichen, aber hinter dem Lob und der Warnung steht das tiefe Wissen des Historikers. Nicht das früher Geschaffene wird den Modernen als Vorbild hingestellt, vielmehr die Schaffensweise der Vorfahren.

M. J. F.

Briefkasten der Redaktion.

Berlin. Wir ersehen aus Ihrer Zuschrift, daß sich die Erzählung falsch verstehen läßt; solche Tendenz ist keineswegs, — auch nicht vom Verfasser — beabsichtigt.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 26. Berlin, den 30. März 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband [illegible] jährlich [illegible] Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene [illegible] Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 31. März abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder beim Verleger der „Nation“, Georg Reimer, Berlin W., Lützowstr. 107/108, zu erneuern.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Das Alexander-Regiment zu Berlin hat eine neue Kaserne bezogen. Bei dieser Gelegenheit richtete der Kaiser eine Ansprache an die Truppen, in der sich auch folgende Wendung befunden haben soll:

„Wenn es aber der Stadt einfallen sollte, sich jemals wieder gegen ihren Herrscher zu erheben, dann werde das Regiment mit dem Bajonnet die Ungehörigkeit des Volkes gegen seinen König zurückweisen.“

Man fragt sich, welche Veranlassung hatte der Kaiser, von der Möglichkeit einer revolutionären Bewegung nebst Straßenkämpfen in Berlin zu sprechen. Wir vermögen keinen solchen Anlaß zu entdecken, und da man von Bürgerkriegen wie von Kriegen nur dann zu sprechen pflegt, wenn sie unmittelbar drohen, so muß man vermuthen, daß in der Seele des Kaisers der Eindruck des Bremer Zwischenfalls noch immer nicht verwischt ist.

Nach allgemeiner Annahme, auch nach Annahme des Gerichts ist jener Bursche, der in Bremen ein Eisenstück schleuderte, ein unzurechnungsfähiger Kranker; er ist daher zunächst in eine Krankenanstalt gesteckt worden. Wenn gleichwohl der Kaiser dem dortigen Vorfall noch eine politische Bedeutung beimißt, so müssen Einflüsse am Werke sein, die es sich angelegen sein lassen, einen Epileptiker als einen revolutionären Verbrecher vor den Augen des Monarchen erscheinen zu lassen.

Daß die Reaktionäre Anstrengungen machen, den Kaiser für ihre verderblichen Pläne mit Hilfe des Schreckgespenstes der Revolution zu gewinnen, ist bekannt genug, und immer neue Spuren dieser intriguanten, reaktionären Wirksamkeit treten zu Tage.

Die Agrarier haben ihr Ziel noch nicht erreicht, und sie beginnen daher ungeduldig und ungeduldiger zu werden. Sie wollen die Garantie, daß, wie die wirthschaftlichen und die internationalen politischen Verhältnisse sich auch gestalten mögen, die Regierung doch schon jetzt bindende und unlösliche Verpflichtungen in Bezug auf die künftige Gestaltung der landwirthschaftlichen Zölle übernimmt; dem Mißtrauen der Agrarier soll die Regierung die Konzession machen, heute Beschlüsse zu fassen, die — wie man sich prinzipiell auch stellt — richtig nur gefaßt werden können auf Grund des Abwägens von Verhältnissen und internationalen Zuständen, die sich in der Zukunft noch weiter klären werden.

Diejenigen, die gegen jede Erhöhung der Getreidezölle sind, können ihre Entscheidung heute treffen; denn sie wollen in keinem Falle, daß den Armen und Aermsten des Lebens Nothdurft noch weiter vertheuert werde, und dieser prinzipielle Standpunkt kann Deutschland niemals in seiner internationalen Stellung — wirthschaftlich oder politisch — schädigen. Die-

jenigen hingegen, die eine Erhöhung der Getreidezölle erstreben, müssen doch zugeben, daß in jedem Falle das Maß der Erhöhung nicht nur für den deutschen Brotkonsumenten von hoher Bedeutung ist, sondern zugleich für unsern internationalen Handel; bringt eine weitere Erhöhung Zollkriege, so ist das ein großes wirthschaftliches Unglück, und es wird die Folge haben, daß auch politisch Deutschland mehr und mehr isolirt werden wird. Nimmt man also selbst den agrarischen Standpunkt ein, daß der Landwirthschaft durch Zölle geholfen werden soll, so wird doch kein verständiger, seiner Verantwortung sich bewußter Staatsmann über die Art und das Maß der Zölle vorzeitige Verpflichtungen eingehen, die in der späteren Zeit als verderbliche Fesseln für Deutschland sich erweisen können.

Ein Feldherr mag das Ziel seiner Truppenbewegungen klar bezeichnen; aber ein Feldherr, der sich verpflichtet, auf dieses Ziel los zu marschiren, unter allen Umständen, und mögen die gegnerischen Armeen thun, was sie wollen, und mag sein Marsch auch in das offene Verderben führen, ist ein Idiot oder ein Verbrecher. Zu solch einem Idioten oder zu solch einem Verbrecher am Staatswohl wollen die Agrarier den deutschen Reichskanzler degradiren.

Ihre Politik ist die des nacktesten Cynismus gegenüber der Gesammtheit der Reichsinteressen: die auswärtige Politik, die wirthschaftliche Lage Deutschlands und unter dem Zusammenwirken dieser beiden Faktoren die soziale Ruhe fallen bei diesen konservativen Patrioten nicht in die Wagschale. Wir wollen unsern Gewinn aus höheren Getreidepreisen haben — das ist das ideale Programm dieser deutschesten Männer, die den „Mammonismus“ bekämpfen.

Die „Kreuzzeitung“ hat mit anerkennenswerther, selbstbewußter Offenheit die klare Sachlage auch ihrerseits treffend charakterisirt. Auf den Einwurf, daß Kaiser und Kanzler doch unmöglich geneigt sein könnten, die Freiheit ihrer Entschließung freiwillig preiszugeben, nur um gegen alle Staatsklugheit dem Drängen der Agrarier nachzugeben; daß der Monarch und sein erster Berather solch beleidigende Fesselung gewiß nicht über sich ergehen lassen würden, antwortet das führende Organ der Konservativen mit ironischer Kühle: Volenti non fit injuria.

In der That; über ein Unrecht, das gegen ihn begangen wird, hat jener sich nicht zu beklagen, der es sich freiwillig zufügen läßt. In dieser Beziehung hat die „Kreuzzeitung“ völlig recht, und sie hat auch recht in schöner Rücksichtslosigkeit das Ansinnen der Agrarier gegenüber der Krone und gegenüber dem verantwortlichen Staatsmann als injuriös zu bezeichnen. So ist es.

Ob eine solche unzweideutige Injurie des Mißtrauens vom Kaiser und Kanzler verzeihend überhört werden wird — das bleibt abzuwarten, und das wird einen Maßstab liefern für die Frage der Machtvertheilung im deutschen Reiche.

Die Pest breitet sich in Südafrika aus; auch gegen sie blieben die Engländer nicht Sieger. Hier und dort sind schon Soldaten außerhalb der Kapstadt von ihr befallen worden, und beginnt sie im englischen Heere zu wüthen, dann bleibt den Buren die Arbeit erspart, und jene Lücken, die die Krankheit reißt, wird das Mutterland gewiß nicht auszufüllen vermögen.

Welches Unglück dieser südafrikanische Krieg für England noch im Gefolge haben kann, ist nicht auszudenken. In jedem Falle ist die Lage auf dem Kriegsschauplatz selbst sehr ernst, und in Asien wird sie für das Vereinigte Königreich beständig ernster. Wie sollen die Erfolge Rußlands in Asien wieder rückgängig gemacht werden; dort hat das Zarenreich Fortschritte gemacht, die englische Siege — auch wenn sie erfochten würden — niemals in Afrika aufwiegen können.

Und das ist die Seite der Entwicklung, die auch Deutschland unmittelbar berührt. Unsere Lage gegenüber Rußland in Ostasien wird umso unbequemer, je unfähiger England seinerseits ist, die russischen Ansprüche reduziren zu helfen, und je weniger Werth Rußland darauf zu legen braucht, daß die chinesische Verwicklung rasch zu einem Ende geführt wird. Wenn Rußland nicht mit starken Kräften in Ostasien zu rechnen hat, die unter Umständen auch eine für das Zarenreich ungünstige Lösung der Schwierigkeiten zu erzwingen vermögen, dann mag man um so geneigter in St. Petersburg sein, die Wunde zur Schwächung Deutschlands und Englands offen zu halten; denn Rußland verbleibt von seiner gesicherten sibirischen Basis aus in jedem Falle in sehr starker Stellung.

Diese Bedenken müßten noch größer erscheinen, wenn nicht die inneren Zustände des Zarenreiches wieder gefahrdrohend zu werden begönnen. Ein Minister ist von revolutionärer Hand über den Haufen geschossen worden; auf Pobedonoszew ging ein Anschlag fehl; die Universitätsjugend revoltirt, und in den Industriestädten gährt es; das sind ernste Zeichen, wie sie in dem despotischen Rußland immer wiederkehren; — ein Segen der Despotie, vor dem der von den Reaktionären verketzerte Parlamentarismus die modernen Staaten bewahrt. Solche innere Krampfanfälle schwächen Rußland international; aber eine Schwächung garantirt noch nicht internationale Vorsicht. Die russische Diplomatie hat wiederholt, wie die Napoleonische, den Schrei der inneren Misère durch eine lärmende Jagd nach internationalem Prestige zu übertönen versucht.

Aus den Vereinigten Staaten wird berichtet, daß Aguinaldo und sein Generalstab durch Verrath von den Amerikanern gefangen worden ist. Hoffentlich ist damit der traurige Krieg gegen die Filipinos beendet, eine höchst unerwünschte Hinterlassenschaft der spanisch-amerikanischen Verwicklung.

* * *

Herr Kautsky als Autorität der Agrarier.

Der agrarischen Presse ist großes Heil widerfahren: sie hat einen Sozialdemokraten entdeckt, der die Noth der Landwirthschaft anerkannt hat. In den Augen der Agrarier hat sich dieser Mann dadurch ein solches Verdienst um die Landwirthschaft erworben, daß man bereit zu sein scheint, ihm manche sonstigen sozialdemokratischen Ketzereien zu verzeihen. Einen solchen Eideshelfer findet man nicht alle Tage, und so ist denn auch die ganze agrarische Presse — Kreuzzeitung, Deutsche Tageszeitung, Tägliche Rundschau, ja selbst die Berliner Politischen Nachrichten des Herrn Schweinburg — voll von diesem vortrefflichen Sozialdemokraten, der angeblich sein agrarisches Herz entdeckt hat. Seine „von wissenschaftlichem Ernst getragenen Ausführungen“ wirken auf die „Tägliche Rundschau“ „wahrhaft wohlthuend“, und selbst die dem Centralverband deutscher Industrieller so nahestehenden „Berl. Pol. Nachrichten“ schwingen sich zu dem Satz auf: „so erweist sich denn in Wirklichkeit die erste volkswirthschaftliche Autorität der Sozialdemokratie als der wirksame Vertheidiger der von der politischen Vertretung der Sozialdemokratie so stark bekämpften Verstärkung des Zollschutzes für die deutsche Landwirthschaft.“ Diese „erste volkswirthschaftliche Autorität der Sozialdemokratie“, deren Bekehrung zum agrarischen Paulus so dithyrambisch gepriesen wird, ist Herr Kautsky, der bisher als der radikalste der radikalen sozialistischen Doktrinäre verschrien wurde. Aber was verzeihen die Agrarier nicht, wenn es sich darum handelt, einen lebendigen Sozialdemokraten als Stütze für ihre baufälligen Argumente zu gewinnen! Diese agrarische Heiligsprechung eines Sozialdemokraten ist von einer unbezahlbaren Komik, sobald man dahinter gekommen ist, daß dieser angebliche sozialdemokratische Entlastungszeuge in Wirklichkeit die blutigsten Anklagen gegen die Agrarier in demselben Schriftstück erhebt, aus dem die agrarische Presse in ihrer Taperigkeit eine einzelne mißzuverstehende Bemerkung herausgerissen und

als der Weisheit letzten Schluß der gläubigen agrarischen Menge vorgeführt hat.

Herr Kautsky hat nämlich eine Broschüre „Handelspolitik und Sozialdemokratie“ erscheinen lassen, in der er sich durchweg auf den Standpunkt der sozialdemokratischen Parteileitung stellt. Aus dieser Broschüre hat der „Vorwärts“ einen Abschnitt veröffentlicht, in dem es an einer Stelle heißt: „Es fällt uns nicht ein, die Nothlage der Landwirthschaft zu leugnen.“

Diese Bemerkung hat das Entzücken der agrarischen Presse erregt. Schon das Wort „Nothlage“ klingt wie Musik in ihren Ohren, und doch handelt es sich dabei um die dümmste und abgenutzteste Phrase, die sich denken läßt. Die Redensart ist genau so inhaltslos, wie es jene tiefsinnigen Betrachtungen sind, die von Zeit zu Zeit konstatiren, die Lage dieses oder jenes Produktionszweiges sei eine gute oder sei eine schlechte. Wenn uns die agrarischen Mittel, welche die Lage der Landwirthschaft verbessern sollen, als volkswirthschaftlich und politisch zulässig erschienen, so würden wir sie zur Anwendung bringen helfen, ganz gleichgiltig, ob die Agrarier vorher Nothstand proklamirt haben oder nicht. Aber speziell das Mittel der Erhöhung der Getreidezölle verbessert nicht die Lage der Landwirthschaft, sondern kann sie nach der Natur der Dinge nur verschlechtern. Und in diesem entscheidenden Punkt weicht Herr Kautsky von den übrigen Gegnern der agrarischen Brotwucherpolitik auch nicht um eines Haares Breite ab. Insbesondere erkennt auch Kautsky unumwunden an, daß die von ihm konstatirte „Nothlage der Landwirthschaft“ vorzugsweise daraus hervorgeht, daß ein Hauptfaktor der landwirthschaftlichen Produktionskosten, nämlich der Preis, der für Grund und Boden zu zahlen ist, zu hoch ist.

„Je mehr“, so führt Kautsky wörtlich aus, „der Zoll auf landwirthschaftliche Produkte das ihm vom Grundbesitzer gesetzte Ziel erreicht, die Pachtzinsen oder Grundstückspreise zu erhöhen, bezw. hochzuhalten, um so mehr muß er dadurch die Landwirthschaft belasten, der so eine künstliche Erhöhung der Produktionskosten gerade in dem Moment zu Theil wird, wo sie der Erniedrigung derselben am dringendsten bedarf.“

Die grundsätzliche Verurtheilung der Getreidezölle, wie sie in diesen Worten liegt, die zu gleicher Zeit die wesentliche Ursache für die von Herrn Kautsky anerkannte „Nothlage der Landwirthschaft“ klarstellen, hat die agrarische Presse aber trotzdem nicht abgehalten, Herrn Kautskys wissenschaftlichen Scharfsinn bis über den Schellendaus zu preisen, weil er in demselben Artikel sich herbeigelassen hat, eine „Nothlage der Landwirthschaft“ als vorhanden anzuerkennen. Obgleich er den Agrariern nachweist, daß sie gerade durch ihre Schutzzollpolitik diese Nothlage mit herbeigeführt haben und durch ihre Getreidezollerhöhungspolitik, wenn sie zur Durchführung gelangt, diese Nothlage nur verschärfen würden, so stürzt sich die an Argumenten ausgehungerte agrarische Presse doch mit Gier auf die eine verschimmelte Brotrinde, die Herr Kautsky ihnen mit verächtlicher Handbewegung hinwirft.

Aber Herr Kautsky hat den Agrariern noch eine zweite Erquickung gewährt. Er meint, an Stelle der Getreidezölle solle man lieber der Landwirthschaft von Reichswegen durch direkte Zuwendungen aufzuhelfen suchen. Er für seine Person hätte nichts dagegen, wenn — immer vorausgesetzt, daß auch die bestehenden Getreidezölle aufgehoben werden, — aus Reichsmitteln zu diesem Zweck selbst eine Summe von jährlich 500 Millionen geopfert würde. Nur knüpft er leider die Bedingung daran, daß diese 500 Millionen durch eine progressive Einkommensteuer aufgebracht werden, eine Idee, die wahrscheinlich für die „Berliner Polit. Nachrichten“ und den hinter denselben stehenden Centralverband deutscher Industrieller etwas ganz besonders Verlockendes haben wird. Auch für die nothleidenden Großgrundbesitzer, die ja ebenfalls noch hier und da Einkommensteuer bezahlen, wird dieser Kautskysche Vorschlag sicherlich einen großen Reiz besitzen.

Nun könnten diese Herren ja allerdings meinen, daß sie von den 500 Millionen, die nach dem Kautzky'schen Rezept im Wege einer progressiven Einkommensteuer, also auch mit von ihnen selbst, aufzubringen sind, nachher im Stadium der Vertheilung einen tüchtigen Happen abbekommen würden. Aber so hat es Herr Kautzky nicht gemeint. Er will die 500 Millionen pro anno vornehmlich „zum Bau von Schulen, zur Vermehrung der Lehrer, zur Ausdehnung des landwirthschaftlichen Bildungswesens, zum Bau von Arbeiterhäusern, die den Landarbeitern menschenwürdige Wohnungen bieten, in denen sie frei bleiben von jeder Unternehmerwillkür“, u. s. w., u. s. w. verwendet wissen. Wenn die Mittel noch reichen sollten, so stellt er auch „die Erwerbung einzelner Güter bankerotter Junker“ in Aussicht. Daß er schließlich noch die Beseitigung des Militarismus ins Auge faßt, wird besonders den nothleidenden Agrariern, die Söhne als Offiziere in der Armee haben, einleuchten.

Daß die gewöhnlichen agrarischen Draufgänger nicht bemerkt haben, wie sehr sie sich und ihre Sache bloß stellten, indem sie für diesen Artikel des Herrn Kautzky Reklame machten, ist am Ende begreiflich; sie haschen nach jedem Strohhalm in der öffentlichen Diskussion. Aber daß auch ein so ernstes Organ wie die „Kreuzzeitung“ den Pferdefuß in den Kautzky'schen Ausführungen nicht sofort entdeckte, mußte Wunder nehmen. Bei der „Kreuzzeitung“ ist die Ernüchterung allerdings ziemlich rasch eingetreten. Während sie am Mittwoch schrieb, „Kautzky dürfte den Herren Barth und Genossen einigermaßen das Konzept verdorben haben“, ist sie am Donnerstag bereits dahinter gekommen, daß der Werth und die Tragweite der Bundesgenossenschaft des Herrn Kautzky doch von den Agrariern außerordentlich überschätzt ist. Sic vos, non vobis.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

XVI.

Das Abgeordnetenhaus ist dem Reichstage in die Osterferien gefolgt und diese Ferien werden sich über vier Wochen erstrecken. Die Sitte, um Weihnachten und Ostern, wenn es nöthig ist, auch um Pfingsten, Ferien von großer Ausdehnung zu machen, ist eine Eigenthümlichkeit des deutschen Parlamentarismus. In Frankreich und England hat man häufig zwischen Weihnachten und Neujahr oder zwischen Palmarum und Ostern die wichtigsten Debatten gehabt. Diese Eigenthümlichkeit hat dem preußischen Parlamentarismus von jeher angehaftet. Man kann nicht behaupten, daß diesmal der Hintergedanke obgewaltet habe, die Kanalvorlage zu verschleppen; die verschleppt sich von selbst.

Aus den letzten Tagen ist nichts über die Tagesordnungen des Hauses zu sagen, wohl aber ein Bericht des Präsidenten an das Haus zu besprechen. Herr von Kröcher und der Vizepräsident des Hauses, Herr Krause, haben sich im Auftrage des Hauses zu dem Kaiser begeben, um ihm Glückwünsche auszusprechen, daß er der ihm in Bremen drohenden Lebensgefahr entgangen sei. Herr von Kröcher hat eine Ansprache gehalten und der Kaiser hat darauf erwidert.

Aehnliche Audienzen, wenn auch nicht aus so trauriger Veranlassung, finden ja häufig statt. Es ist Sitte, daß der Präsident dem Hause nur berichtet, der Kaiser habe die Glückwünsche des Hauses entgegen genommen und seinen gnädigen Dank ausgesprochen. Von dieser Sitte ist Herr von Kröcher abgewichen; er hat den Inhalt seiner eigenen Ansprache und den der Antwort des Kaisers mitgetheilt, aber nicht im Wortlaut, sondern nur dem Sinne nach.

Daß Herr von Kröcher sich nicht einmal die Mühe gegeben hat, den Wortlaut seiner eigenen Ansprache zu

fixiren, wenn er sie überhaupt mittheilen wollte, kann Wunder nehmen, denn die Mühe wäre gering gewesen. Er ist dadurch bestraft worden, daß ihm in das Gesicht hinein der Verdacht ausgesprochen wurde, er habe eine recht ungeeignete Wendung in seine Ansprache einfließen lassen, und die völlige Wiederlegung dieses Verdachts wäre nur durch die Wiedergabe des authentischen Wortlauts ermöglicht worden. Doch das ist mehr eine Privatangelegenheit des Herrn von Kröcher.

Eine strengere Beurtheilung verdient es, daß Herr von Kröcher auch über die Antwort des Kaisers nur „dem Sinne nach" referirt hat. In einem monarchischen Staat ist die Aeußerung des Monarchen ein so wichtiger Akt, daß man sie nur wörtlich oder gar nicht citiren sollte. Seitens einer Partei, die sich mit ihrer Verehrung der Krone brüstet, ist es eine höchst auffallende Haltung, daß sie eine Ansprache des Königs von wichtigem politischen Inhalt mit einem praeter propter mittheilt.

Nun aber scheint es gar, als habe Herr von Kröcher in seiner Mittheilung einen Theil der Antwortrede des Kaisers einfach weggelassen. Nach einem anderen Bericht, der aus guten Gründen für eben so zuverlässig gehalten wird, als der des Herrn von Kröcher, hat der Kaiser Klage geführt über die überhand nehmende Pflege der Sonderinteressen und hat auf diesen Uebelstand viele unerfreuliche Erscheinungen der Zeit zurückgeführt. Herr von Kröcher hat nur berichtet, was der Kaiser über diese unerfreulichen Erscheinungen, aber nicht was er über ihre Ursache gesagt hat.

Nun ist in der That die Pflege der Sonderinteressen unserer Krankheit offenes Geheimniß. Oertliche Interessen gerathen bei der Kanalfrage, Erwerbsinteressen beim Zolltarif in einen erbitterten Kampf. Männer, welche die Frage aufwerfen, was dem Gemeinwohl frommt, gelten als unpraktische Doktrinäre, als Ideologen. Das Streben unserer Parteifreunde, dieser Zeitschrift insbesondere, ist es von jeher gewesen, das gemeinsame Interesse aller gegenüber dem Sonderinteresse bevorzugter Klassen zur Geltung zu bringen. Es wäre eine Nachricht von der höchsten Wichtigkeit, daß auch der Kaiser sein Verwerfungsurtheil über die Pflege der Sonderinteressen ausgesprochen hat, falls diese Worte des Kaisers in authentischer Weise festgestellt werden können.

Auf welche Weise aber können Worte des Kaisers, die für die Oeffentlichkeit und insbesondere für amtliche Zwecke bestimmt sind, authentisch festgestellt werden? In konstitutionellen Staaten gibt es dafür schlechthin nur einen Weg; durch den verantwortlichen Minister, der es beglaubigt, daß der Kaiser so und nicht anders gesprochen hat und der durch diese Beglaubigung zugleich die Verantwortlichkeit übernimmt. Keine Verfassung der Welt ertheilt dem Präsidenten des Parlaments das Recht, Worte des Monarchen für die öffentliche Mittheilung zu beglaubigen, zumal wenn er, wie im vorliegenden Falle, nicht einmal behaupten kann, er sei zu der Mittheilung beauftragt worden.

Das Verfahren des Herrn von Kröcher war ein schwerer Mißgriff; daß es stattfinden konnte, daß es von großen Parteien gebilligt werden konnte, zeigt, namentlich wenn man Parallelvorgänge aus früherer Zeit bedenkt, daß wir in parlamentarischen Sitten Rückschritte gemacht haben.

Das Herrenhaus hat nach langer Pause seine Arbeiten wieder aufgenommen und — gegen eine ziemlich starke Minorität von Oberbürgermeistern, Professoren und „königlichen Kaufleuten" — eine Resolution zu Gunsten höherer Agrarzölle angenommen.

Der Ministerpräsident Graf Bülow hat sich dem Herrenhause vorgestellt und abermals auf sein warmes Herz für die Landwirthschaft hingewiesen. Er wird alles thun, was er kann, und so früh er es kann. Aber was er kann und wann er es kann, darüber vermag er einstweilen nähere Angaben noch nicht zu machen.

Proteus.

Zum Kampf um die Getreidezölle.

Bücher haben ihre Schicksale. Der alte Spruch hat sich wieder einmal bewahrheitet an einer Arbeit, welche Dr. Heinrich Dade in dem vor Kurzem erschienenen zweiten Bande des vom Verein für Sozialpolitik herausgegebenen Sammelwerks „Beiträge zur neuesten Handelspolitik Deutschlands" über die Agrarzölle veröffentlicht hat. Die Schrift, welche als ein Korreferat zu dem im ersten Bande desselben Werks veröffentlichten Referat des Professors Conrad über die landwirthschaftlichen Zölle erscheint, wurde anfangs auf agrarischer Seite freudig begrüßt. Tritt doch der Verfasser, im Gegensatz zu Professor Conrad, der im Wesentlichen von jeder Erhöhung der bestehenden Getreidezölle abmahnt, sehr nachdrücklich für die Erhöhung dieser Zölle ein. Die schweren Vorwürfe, welche er hierbei gegen die deutsche Handelsvertragspolitik wegen der Ermäßigung der landwirthschaftlichen Zölle richtet, und die geschickt gruppirten statistischen Zusammenstellungen, mit denen er den Rückgang der Weizen- und Roggenpreise seit dem Inkrafttreten der Handelsverträge und die Nothlage der deutschen Landwirthschaft zu erweisen sucht, mußten seine Arbeit den agrarischen Wortführern besonders sympathisch machen. Triumphirend rief die „Kreuzzeitung" am Schlusse einer lobenden Besprechung der Schrift den Gegnern der Zollerhöhung zu: „Wir meinen, daß die Ausführungen des Herrn Dr. Dade den Freihändlern eine harte Nuß zu knacken geben; zu widerlegen werden sie darin nicht viel finden."

Aber schon nach kurzer Zeit schlug diese Stimmung im agrarischen Lager völlig um. Herr Dr. Dade war so unvorsichtig gewesen, in seinen Forderungen zu bescheiden zu sein; er befürwortet als für den deutschen Ackerbau erforderlichen Zollschutz nur folgende feste Zollsätze eines Minimal- oder Vertragstarifs: 6 M. für den Doppelcentner Weizen, 5 M. für Roggen, 3,50 M. für Hafer und Braugerste, ferner als reine Finanzzölle 1 M. für Futtergerste, Mais, Kleie und Oelkuchen. Außerdem hält er im Interesse der Viehzucht höhere Zölle auf lebendes Vieh und Fleisch für erforderlich, besonders für den Fall, daß die veterinärpolizeilichen Beschränkungen der Einfuhr ganz oder zum Theil aufgehoben werden. Wie hätten solche Vorschläge, nachdem man nur erst einmal darauf aufmerksam geworden, vor den Augen der Leiter der agrarischen Agitation Gnade finden können! Wenige Tage nach ihrem ersten lobenden Artikel ging denn auch zunächst die „Kreuzzeitung" mit dem Dade'schen Vorschlage einer Differenzirung des Weizen- und Roggenzolls, die aus wirthschaftlichen und handelspolitischen Gründen durchaus zu verwerfen sei, streng ins Gericht. Strafend hielt sie ihm vor, bei Abfassung seiner Schrift hätte ihm bekannt gewesen sein müssen, daß die hervorragendsten landwirthschaftlichen Korporationen nicht nur, sondern auch die Ausschüsse für Vorbereitung der Handelsverträge sich gegen eine Differenzirung des Weizen- und Roggenzolles ausgesprochen haben. Und schließlich schüttelte sie, obwohl in der Veröffentlichung des „Vereins für Sozialpolitik" der amtlichen Stellung des Verfassers mit keinem Worte gedacht ist, den Herrn gewissermaßen ab mit den Worten: „Es handelt sich daher bei der Veröffentlichung der Dade'schen Abhandlung um eine rein private Arbeit, nicht aber etwa um die Wiedergabe der Ansichten der Mehrheit des „Deutschen Landwirthschaftsraths", dessen Generalsekretär der genannte Herr ist." Von anderer agrarischer Seite muß aber noch eine viel stärkere Einwirkung auf Herrn Dr. Dade stattgefunden haben, denn derselbe veröffentlichte wenige Tage später ebenfalls in der „Kreuzzeitung" eine Erklärung, die auf nicht viel anderes, als einen nothgedrungenen Widerruf hinauskommt. Er bestätigt darin, daß er nur seine persönliche Ansicht ausgesprochen habe; er betont, daß er die Zollsätze von 6 Mark für Weizen und 5 Mark für Roggen nur als die unterste Grenze habe bezeichnen wollen, bis zu welcher in einem

etwaigen Handelsvertrage mit Oesterreich und Rußland herabgegangen werden dürfe, während selbstverständlich allen anderen Ländern, insbesondere den Vereinigten Staaten und Argentinien gegenüber ein Generaltarif von 70—75 Mark pro Tonne für Weizen und Roggen zu gelten hätte, und endlich erkennt er an, daß gewichtige wirthschaftliche und politische Gründe für den gleichen Zollsatz für alle Getreidefrüchte geltend gemacht werden können, während er seine Vorschläge nur nach dem verschiedenen Preisfall der einzelnen Getreidearten eingerichtet habe.

Der Vorgang ist bezeichnend für diejenigen Agrarier, welche die extremsten Forderungen aufstellen und entschlossen sind, von diesen Forderungen durchzusetzen, was sie irgend durchzusetzen vermögen. Zu diesen Forderungen gehört heute der Ruf nach sehr hohen, für alle Getreidearten gleichen Zöllen. Jedes besonnene Abwägen der Gründe, welche für verschiedene und niedrigere Zollsätze für die verschiedenen Getreidearten sprechen, muß dieser Agitation schon recht unbequem sein, wenn es von einem Freunde der Zollerhöhung vorgenommen wird. Andererseits ist der Vorgang geeignet, für die Arbeit, welche den Zorn der extremen Agrarier über den Verfasser heraufbeschworen hat, ein günstiges Vorurtheil zu erwecken. Die Arbeit zeichnet sich auch vortheilhaft durch die durchweg sachliche Behandlung der Frage und durch die Vorsicht, mit welcher der Verfasser meistens argumentirt, vor vielen anderen agrarischen Schriften und Reden aus. Aber sie muß doch und zwar schon ihrer ganzen Anlage nach weit zurückstehen hinter dem Aufsatze, welchen Professor Conrad über dieselbe Frage im ersten Bande des Sammelwerks veröffentlicht hat und dem sie eigentlich als Ergänzung dienen soll. Professor Conrad hat alle Einzelfragen, welche im Hinblick auf die künftige deutsche Handelspolitik und speziell auf die künftigen deutschen Agrarzölle aufgeworfen sind, untersucht und seine Arbeit mit einem aus dieser Untersuchung gewonnenen Schlußurtheil abgeschlossen. Dr. Dade beschränkt sich im Wesentlichen darauf, an der Hand eines reichen und sachkundig ausgewählten Materials die Gründe beizubringen, welche bestimmte Vorschläge für Zollerhöhungen plausibel machen können; er wendet sich an einen Kreis von Leuten, die ohnehin einer Zollerhöhung geneigt sind, also etwa an den Ausschuß des immer schutzzöllnerisch gewesenen und neuerdings auch agrarisch gewordenen Centralverbandes deutscher Industrieller, und sucht sie für seine besonderen Vorschläge zu gewinnen. Auf einen solchen Kreis sind auch die fast beweglichen Worte berechnet, welche er an den Schluß seiner Arbeit gestellt hat: „Man gewähre der deutschen Landwirthschaft für ein weiteres Jahrzehnt, das für die wirthschaftliche Entwicklung des deutschen Volkes nur eine kurze Spanne Zeit bedeutet, einen ausreichenden Zollschutz, bis die Hochfluth der ausländischen Konkurrenz etwas mehr verlaufen ist, und damit die Landwirthschaft Zeit gewinnt, durch weitere Fortschritte auf dem Gebiete des Ackerbaues, der Viehzucht und der Betriebslehre die plötzlich und mit elementarer Gewalt auf sie hereindrängende Konkurrenz des Auslandes besser ertragen zu können." Das sind Worte, welche durch ihre Besonnenheit der volkswirthschaftlichen Einsicht und dem selbständigen Charakter des Verfassers alle Ehre machen, aber es ist auch nur zu begreiflich, daß sie dem Agrarier vom neuesten Schrot und Korn ein arger Dorn im Auge sein müssen.

Es hat sich aus dieser Anlage der Arbeit mit Nothwendigkeit ergeben müssen, daß darin viele der wichtigsten Fragen, denen in der Conrad'schen Arbeit eingehende Untersuchungen gewidmet sind, nur gestreift oder völlig unerörtert gelassen worden sind. Dahin gehört die Frage nach der Wirkung der Getreidezölle auf die Getreidepreise und die weitere Frage nach der Wirkung erhöhter Getreide- und Brotpreise auf die Lebenshaltung der breiten Volksmassen, sowie auf die Lage der Industrieen, deren Erzeugnisse wegen des höheren Aufwandes für nothwendige Nahrungsmittel nur noch in beschränkterem Umfange verbraucht werden. Des engen Zusammenhanges, in welchem die Erhöhung der deutschen Getreidezölle mit der Möglichkeit der Fortsetzung der Handelsvertragspolitik steht, wird nur in sehr geringfügigem Maße gedacht. Und endlich ist völlig ausgeschlossen die Erörterung der Frage, welchen Einfluß die Zollerhöhung auf den Werth des landwirthschaftlichen Besitzes haben muß. Gerade diese Frage ist aber wirthschaftlich wie politisch zur eigentlichen Kernfrage des zollpolitischen Streites geworden. Haben erhöhte Zölle die Folge, den Werth des Grund und Bodens zu steigern, so sind sie ein völlig untaugliches Mittel, die Lage der Landwirthschaft zu heben, sie können dem landwirthschaftlichen Betriebe nur schaden, nicht nützen, und steigern sie die Grundrente, so müssen sie herabdrückend auf die Arbeitslöhne wirken.

Den Inhalt der Schrift bilden zu einem erheblichen Theile zahlreiche, mit Erläuterungen versehene, statistische Zusammenstellungen über die Bewegung der Preise für Getreide und die anderen wichtigsten landwirthschaftlichen Erzeugnisse, über die Ein- und Ausfuhr von Weizen und Roggen in Deutschland und in allen in Betracht kommenden Konkurrenzländern sowie über die Getreidekonjunktur des Weltmarktes von 1887 bis zur Gegenwart. Auf Grund der verschiedenen Preisbewegung der einzelnen Getreidearten und auf Grund der seiner Meinung nach voraussichtlichen Handelskonjunktur für die Zukunft kommt dann der Verfasser zu seinen Zollvorschlägen, speziell auch zu dem Vorschlage einer Differenzirung des Weizen- und Roggenzolls. Ein besonderes Kapitel ist der Frage gewidmet, ob Deutschland sein Brotkorn selbst erzeugen könne? Der Verfasser ist selbstverständlich geneigt, diese Frage, welche von sehr sachverständiger Seite unter Hinweis auf die Gesammtheit der deutschen landwirthschaftlichen Produktion verneint wird, zu bejahen. Angesichts der Thatsache jedoch, daß die Bevölkerung Deutschlands in den letzten Jahren jährlich um ca. 800 000 Personen gestiegen ist, die jährlich mindestens 130 000 Tonnen Brotgetreide mehr verlangen, werde, meint er, die Landwirthschaft große Anstrengungen machen müssen, um sich den bisherigen Antheil an der Deckung des inländischen Bedarfs zu sichern und noch darüber hinaus die Einfuhr ganz oder zum Theil entbehrlich zu machen. Dieses Ziel würde viel leichter erreicht werden können, wenn das jetzt zur Viehfütterung benutzte Brotgetreide wieder für die menschliche Ernährung frei gemacht werden könnte. Ueber die Menge des gegenwärtig verfütterten Brotgetreides werden sehr interessante Angaben beigebracht, welche aus einer auf Anregung des Verfassers vom Deutschen Landwirthschaftsrath veranstalteten Erhebung herrühren. Diese Erhebung hat eine überraschend starke Verfütterung des Brotgetreides in vielen Landestheilen, namentlich dort, wo die Viehzucht vorherrscht, ergeben. Die verfütterte Weizen- und Spelzmenge wird darnach im Durchschnitt auf 192 179 Tonnen oder 5 Proz. der Ernte, die verfütterte Roggenmenge im Durchschnitt auf 2 299 256 Tonnen oder 27½ Proz. der Ernte geschätzt. Dabei darf nach den vorliegenden Ergebnissen als Mindestschätzung angenommen werden, daß der Großbesitz im Reiche über 100 Hektar durchschnittlich etwa 10 Proz. der Roggenernte verfüttert, der großbäuerliche Besitz von 50—100 Hektar etwa 15 Proz., der mittelbäuerliche Besitz von 10—50 Hektar etwa 25 Proz. oder ein Viertel und der kleinbäuerliche Besitz unter 10 Hektar etwa 50 Proz. oder die Hälfte der Ernte. Der Verfasser, der diese Menge verfütterten Brotgetreides gern durch andere Futtermittel ersetzt sehen möchte, empfiehlt unter diesen Umständen eine Ermäßigung der Futtermittelpreise. Zu diesem Zwecke schlägt er auch eine Herabsetzung des Zolles auf Futtergerste von 2 Mark auf 1 Mark und des Zolles auf Mais von 1,60 Mark ebenfalls auf 1 Mark vor. Aber er bleibt nicht konsequent, denn gleichzeitig befürwortet er die Einführung eines Zolles von 1 Mark auch für die jetzt zollfrei eingehenden Futtermittel Kleie und Oelkuchen. Im Interesse der Viehzucht, an welcher der landwirthschaftliche Kleinbetrieb verhältnißmäßig so sehr viel stärker interessirt ist, als der Großbetrieb, liegt offenbar eine künstliche Vertheuerung nicht, weder des Roggens noch der sonstigen Futtermittel. Im Uebrigen

würde gerade auf diesem Gebiet der Landwirthschaft ohne Schädigung anderer Interessen ein wesentlicher Dienst geleistet werden können, wenn die von den deutschen Staatsbahnen viel zu hoch gehaltenen Tarife für Futtermittel allgemein — nicht nur theilweise, wie jetzt in Preußen — wesentlich herabgesetzt würden.

Aus dem, was die Schrift sonst enthält, verdienen die Begründung der vorgeschlagenen Zollsätze und die Erörterung der Verschuldung des landwirthschaftlichen Besitzes hervorgehoben zu werden. Der sicherste und gerechteste Maßstab für die Bemessung der Getreidezölle würde, nach Dr. Dade's Meinung, der Unterschied zwischen den höchsten inländischen Produktionskosten, soweit zu denselben noch große Mengen Getreide produzirt werden, und dem Preise bilden, zu welchem das am billigsten produzirende Konkurrenzland das Getreide an die deutsche Zollgrenze bisher geliefert hat oder voraussichtlich wird liefern können. Er hält indessen die Berechnung der Produktionskosten für Getreide für äußerst schwierig und für einwandsfrei überhaupt nicht durchführbar. Als Maßstab für die Bemessung der Getreidezölle will er deshalb Durchschnittspreise aus der Vergangenheit nehmen und erachtet am gerechtesten den 40jährigen Durchschnittspreis der Periode 1860—1899 zu wählen, in welcher die hohen Konjunkturen der 60er und 70er Jahre und der Niedergang der Preise in den 80er und 90er Jahren gleichmäßig enthalten sind. Auf ähnlicher Grundlage war seiner Zeit der Antrag Kanitz aufgestellt. Der 40jährige Durchschnittspreis von 1860—1899 betrug im preußischen Staate für Weizen 195 Mark und für Roggen 156 Mark für die Tonne. Wollte man mittelst der Zölle den Getreideproduzenten in jedem Jahre diese Preise sichern, so müßten die Zölle mit wechselnden Sätzen, welche den Preisen des Weltmarktes anzupassen sein würden, erhoben werden. Zu welchen Zollsätzen man bei einer solchen Einrichtung gelangen würde, ergibt sich aus der Berechnung, daß, wenn man der Landwirthschaft diese Durchschnittspreise auch in dem ungünstigsten Jahre 1894 hätte verschaffen wollen, für dieses Jahr ein Zoll von 105 Mark für Weizen und von 86 Mark für Roggen erforderlich gewesen sein würde! Der Verfasser verschließt sich jedoch den Bedenken nicht, welche der Herstellung einer gleitenden Skala entgegenstehen, und bescheidet sich deshalb dahin, die oben angeführten festen Zollsätze in Vorschlag zu bringen. Die ganze Begründung dieser Vorschläge läßt übrigens, was nicht übersehen werden mag, erkennen, daß der Verfasser von dem Aberglauben, daß das Ausland die deutschen Zölle trage, frei ist. Sollen den Getreideproduzenten in jedem Jahre gewisse Durchschnittspreise, wenn auch nur ungefähr, gesichert werden, so ist dieses Ziel mit Zöllen doch nur dadurch zu erreichen, daß für den inländischen Markt dem Weltmarktspreis der Zoll zugeschlagen wird, daß also das Inland den Zoll voll trägt.

Die Frage der Realverschuldung des ländlichen Grundbesitzes wird auf Grund des Materials erörtert, welches die in den Jahren 1883 und 1896 in 42 Amtsgerichtsbezirken Preußens angestellten Erhebungen geliefert haben. Darnach soll sich in den fraglichen dreizehn Jahren die Verschuldung des gesammten Grundbesitzes dieser Amtsbezirke erheblich gesteigert, namentlich auch die Verschuldung beim mittelbäuerlichen und beim kleinbäuerlichen Besitz sehr stark zugenommen haben. Es ist indessen vollständig unzulässig, bei Benutzung dieser Statistik die Mängel, an denen sie leidet, einfach mit Stillschweigen zu übergehen. Schon Professor Conrad hat in seinem Referat darauf hingewiesen, daß die ermittelte Zunahme der Verschuldung zum Theil sicher darauf zurückzuführen ist, daß der Bauer sehr geneigt ist, abgezahlte Summen nicht im Hypothekenbuche löschen zu lassen, einmal, um Kosten zu sparen, dann um seine Lage dem Steuerfiskus gegenüber ungünstiger erscheinen zu lassen, als sie ist. Wie kann man aber weitgehende Schlußfolgerungen aus einem Material ziehen, welches unter dem Mangel leidet, daß zwar die neu aufgenommenen Schulden regelmäßig und vollständig in die Grundschuldbücher eingetragen werden, die abgezahlten Schulden aber vielfach in bestimmter Absicht nicht gelöscht werden? Bei einem solchen Material entfällt auch jede Vergleichbarkeit zwischen den Ergebnissen der Erhebungen in zwei verschiedenen Jahren, denn es liegt auf der Hand, daß, je länger die Praxis besteht, vielfach Löschungen zu unterlassen, um so größer die Zahl der zu Unrecht noch in den Grundschuldbüchern verzeichneten Schulden werden muß. Durchaus einseitig erweist sich die Behandlung der Verschuldungsfrage auch dadurch, daß der Verfasser die Statistik der Zwangsversteigerungen landwirthschaftlicher Anwesen gar nicht heranzieht. Eine sehr starke Zunahme der Realverschuldung müßte über kurz oder lang doch in ihrer nothwendigen Konsequenz, in einer Zunahme der Zwangsversteigerungen, zum Ausdruck kommen. Die Statistik ergibt aber genau das Gegentheil. Aus den Zahlen, die über die Zwangsversteigerungen landwirthschaftlicher Anwesen in Preußen, Bayern und Sachsen vorliegen, ist zu entnehmen, daß in den letzten 15 bezw. 20 Jahren sowohl die zwangsweise versteigerte Fläche wie die Zahl der Subhastationen sehr bedeutend abgenommen hat. Und dabei handelt es sich in diesem Falle um eine durchaus vollständige und zuverlässige Statistik. Gerade auf Grund dieses Materials ist denn auch Professor Conrad zu dem Schluß gekommen, daß überall eine Besserung der Verhältnisse zu konstatiren ist.

Gegenüber dem mit Unrecht viel zu sehr ins Dunkle gemalten Bilde, das der Verfasser von der Realverschuldung der deutschen Landwirthschaft entwirft, führt er dem Leser auch ein helles Bild in einer Schilderung der technischen Fortschritte im landwirthschaftlichen Betriebe und der Steigerung der Roherträge vor. Und in diesem Falle liegt keine Uebertreibung vor. Der Verfasser erinnert an die Einführung des Fruchtwechsels, an die Entwicklung des landwirthschaftlichen Maschinenwesens, an die Ausdehnung des Zuckerrübenbaues nach Norden und Osten und zum Theil auch nach dem Süden, ferner an die Ausdehnung des Futterrüben- und Kartoffelbaues, an die Tiefkultur, an die Einführung besserer Sorten bei Getreide, den Hackfrüchten u. s. w. Als Fortschritte der landwirthschaftlichen Kultur nennt er weiter: den Umschwung in der Milchwirthschaft durch die Centrifuge und die Gründung von Molkereigenossenschaften, rationellere Fütterung, die Züchtung nach einheitlichen Gesichtspunkten. Besonders hebt er, neben der großartigen Entwicklung des landwirthschaftlichen Genossenschaftswesens, auch hervor die landwirthschaftlichen Versuchsstationen, die landwirthschaftlichen Institute an den Universitäten, die landwirthschaftlichen und thierärztlichen Hochschulen, die Unterrichtskurse und die gesammten niederen landwirthschaftlichen Schulen, welche die Ergebnisse der Naturwissenschaften der landwirthschaftlichen Produktion in demselben Grade dienstbar zu machen bestrebt sind wie die technischen Anstalten der Industrie. Betreffs der Anwendung künstlichen Düngers führt der Verfasser an, daß der Gesammtverbrauch an Kalirohsalzen in der deutschen Landwirthschaft betrug 1882 40 662 Tonnen, 1898 aber 782 908 Tonnen und die Einfuhr von Chilisalpeter von 55 000 Tonnen im Jahre 1880 auf 526 944 Tonnen im Jahre 1899 gestiegen ist.

Alle diese Fortschritte hat die deutsche Landwirthschaft in zwei Jahrzehnten erreicht, in denen die Klagen über den Nothstand nicht aufgehört haben und in denen sie nur in der kurzen Zeit von 1888 bis 1891 einen höheren Zollschutz als den gegenwärtigen genossen hat. Schon die bestehenden deutschen Getreidezölle sind verhältnißmäßig hoch. Auch Herr Dr. Dade hat kein Material beigebracht, um zu beweisen, daß die Landwirthschaft bei unveränderter Fortdauer dieser Zölle nicht in der Lage sei, in gleicher Weise fortzuschreiten.

M. Broemel.

Wirthschaftliche Reflexe des Burenkriegs.

In England vollzieht sich gegenwärtig ein interessanter Scenenwechsel. Der Streit, welcher über dem Burenkriege zwischen Jingoes und „Kleinengländern" entbrannt ist, verpflanzt sich vom politischen aufs wirthschaftliche Feld. Schneller nämlich, als man gedacht hatte, haben sich in der Praxis die ökonomischen Folgen eingestellt, welche von Theoretikern gleich zu Anfang des Krieges als unvermeidlich prophezeit worden sind. Ob den Buren Recht oder Unrecht geschieht, ist nicht mehr die Frage. Vor der Bevölkerung des Vereinigten Königreichs ist ein viel wichtigeres Problem aufgetaucht: das wirthschaftliche Vermächtniß, welches der Krieg zurückläßt. Die liberalen Imperialisten sind in Verlegenheit. Sie hatten geglaubt, in Sachen des Krieges mit den Konservativen gehen zu können, ohne von ihrem sonstigen Liberalismus auch nur ein Quentchen opfern zu müssen. Jetzt aber zeigt sich, daß der Krieg ganz automatisch eine Kette von Aenderungen nach sich zieht, welche dem liberalen Grundprogramm stracks zuwiderlaufen; jenem Grundprogramm, welches die liberalen Imperialisten stets nachdrucksvoll mit den liberalen Kleinengländern gemeinsam zu haben betonten. Die liberalen Imperialisten unterstützten den Krieg, seine Erbschaft aber — man gestatte das Gleichniß — wollten sie nur cum beneficio inventarii antreten. Der Politik jedoch ist diese Rechtswohlthat fremd, und wenn sich die liberalen Imperialisten von nun an wieder enger an ihre radikalen Parteigenossen anschließen werden, um mit diesen vereint gegen die Umwälzungen anzukämpfen, die der Krieg im Gefolge hat, so werden sie sich den Vorwurf der Inkonsequenz wohl gefallen lassen müssen. Es sind die Geister, die sie selber riefen.

Mit dem neuen Organisationsplan für die Armee ist der Stein ins Rollen gekommen. Der junge Kriegsminister Brodrick, ein Zivilist, welcher das administrative und rechnerische Talent eines Eisenbahndirektors mit der trockenen Suada eines Dauerredners vereinigt, hat den Inhalt der Reform dem Unterhause in einem Speech von fünfzehntausend Worten mitgetheilt. Da ist nun zum ersten Male von maßgebender Seite der Ausdruck Konskription gebraucht worden. Nur so nebenher, aber dieses Beiseite wog den ganzen Rest der Darlegung auf. Mr. Brodrick streifte die Idee der Zwangsaushebung als eine letzte Eventualität, die man immer noch zur Verfügung hätte, wenn alle Stricke rissen. Im Uebrigen bekundete er sein vollstes Vertrauen in die Zulänglichkeit der minder weitgehenden Reform, die zu begründen er sich erhoben hatte. Durch die Umständlichkeit und namentlich auch durch die historische Einleitung seiner Rede, welche auf den großen Bahnbrecherton gestimmt war, gelang es dem Minister denn auch vorübergehend, den Eindruck hervorzurufen, als würde die vorgeschlagene Neuorganisation den Dingen auf viele Jahre hinaus einen Abschluß geben. Aber dieser Eindruck hat nicht lange angehalten, und schon beschäftigt sich die öffentliche Meinung in England mehr mit dem einen Worte Konskription als mit den andern vierzehntausendneunhundertneunundneunzig, um welche Mr. Brodrick am 8. März das stenographische Protokoll des Unterhauses bereichert hat. Besieht man sich die „große Reform", die Mr. Brodrick entwickelt hat, in der Nähe, so kann dieser Umschwung nicht Wunder nehmen. Mr. Brodrick macht es klar, daß die Nation eine ganz ungenügende Landarmee besitze, er verlangt auch sehr viel Geld, um diesem Uebelstande abzuhelfen, nämlich weitere vierzig Millionen Mark im Jahr, aber was stellt er dafür in Aussicht? Nicht mehr als eine Verstärkung der Landtruppen um 126 500 Mann. Und nicht einmal das, denn von diesen neuhinzukommenden 126 500 Mann werden bloß 11 500, sage elftausendfünfhundert, Reguläre sein. Die andern 115 000 setzen sich, wie folgt, zusammen: ein berittenes Yeomanrykorps von 25 000, welche in Friedenszeiten nur 18 Tage im Jahre zu üben haben und während dieser Zeit 5 Mark Diurnum bekommen werden; eine Vermehrung der Miliz um 50 000 Mann; endlich 40 000 trainirte Freiwillige. Elftausend Reguläre mehr — das ist das Um und Auf der mit so viel Eklat angekündigten Heeresreform, denn die viertel- und achteltrainirten Irregulären darf man als bloßes Kanonenfutter füglich in Abzug bringen. Selbst diese elftausend jedoch bedeuten keinen effektiven Zuwachs, denn 8000 davon, genauer acht Bataillone, will man dadurch gewinnen, daß man eine Anzahl Mittelmeerstationen in Zukunft mit Indiern statt wie bisher mit Engländern garnisonirt. Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus. Bedenkt man nun noch, daß der Minister die Behauptung wagte, zwölf Bataillone würden späterhin als ständige Garnison für ganz Südafrika genügen, so kann man urtheilen, welcher Maßstab an die Schätzungen des Mr. Brodrick überhaupt anzulegen ist. Zwölftausend Mann! Wurden doch erst vor acht Tagen mehr als zwölf Bataillone nur so als Nachschub hinuntergesandt! Eines hat Mr. Brodrick erreicht. Er hat dem englischen Volke zum Bewußtsein gebracht, daß mit dem bisherigen Systeme auf die Dauer nicht mehr auszukommen ist. Nun aber, da das Strohfeuer der Brodrick'schen Rede verpufft ist, ist auch die Zuversicht geschwunden, als läge das Heil von England in der Brodrick'schen Reform, und immer deutlicher stiert dem englischen Volke die Konskription ins Gesicht. Sie drängt sich um so näher heran, als auch schon die Flotte ihrer zu bedürfen scheint, denn statt des votirten Zuwachses von 1000 Matrosen waren im Jahre 1899 bloß 980 aufzutreiben, im Jahre 1900 gar nur 784. So hat denn das Thema von der Konskription bereits Aktualität gewonnen. Und wie ernst diese Aktualität zu nehmen ist, beweist am besten die erregte Art, in welcher von altliberaler Seite gegen die Idee einer Konskription zu Felde gezogen wird. Lord Rosebery hat sich in dieser Hinsicht, wie in mancher anderen, ganz außerhalb der Partei gestellt, indem er im Vorjahre von seinem Oberhaussitze aus für die Zwangsaushebung plaidirte. Diesen Seitensprung machten ihm nicht einmal die liberalen Imperialisten nach, und als allgemeine Maxime auch der imperialistisch gewordenen Altliberalen kann in Bezug auf Konskription noch immer das gelten, was vor wenigen Tagen der „Economist" schrieb. „Wenn es einmal so weit kommen sollte (daß wir Konskription einführen müßten) — so äußerte sich diese vornehmste Wochenschrift der englischen Handelswelt —, dann wird sich das Land doch wohl erst fragen, ob es nicht lieber auf einen Theil seiner tropischen Besitzungen verzichten sollte, als sich eine Aenderung seines ganzen Kulturlebens und die Umwandlung in eine Militärmonarchie gefallen lassen."

Aenderung des ganzen Kulturlebens — darauf kommt die Sache in der That hinaus, und das ist der Grund, weshalb wir von der Feststellung wirthschaftlicher Umwälzungen ausgehend die drohende Eventualität der Konskription an erster Stelle behandelten, obwohl sie zunächst nur aufs militärische Gebiet zu gehören scheint.

Die unmittelbar ökonomischen Wirkungen aber, welche der Krieg gezeitigt hat und die jetzt das Interesse der englischen Bevölkerung unter Hintansetzung des Interesses für den Krieg und die Buren selber in Anspruch nehmen, sind nicht geringer. Eine Umwälzung der englischen Steuer- und noch weit mehr: der englischen Handelspolitik steht in Frage. Das ist die Folge der maßlos gesteigerten Staatsausgaben, welche der Krieg veranlaßt hat, — dieser selbe Krieg, den, als er begann, der Schatzkanzler Sir M. Hicks-Beach mit der Lappalie von sieben Millionen Pfund reichlich zu Ende zu führen gedachte! Schon das Ordinarium der Ausgaben pro 1901/1902 erscheint als indirekte Folge des Krieges (erhöhter Zinsendienst, erhöhte Wehrmachtskosten u. s. w.) um 13½ Millionen Pfund größer als pro 1900/1901. Sein erstes Budget pro 1896/97 präliminirte hundert Millionen Pfund Ausgaben und davon dienten sieben Millionen der Amortisirung der Staatsschuld; jetzt präliminirt er 125 Millionen, ohne daß auch nur ein Penny für die Amortisirung der Schuld zur Verwendung kommt,

denn diese Amortisirung ist seit zwei Jahren ausgesetzt worden. Und die Kriegsauslagen sind dabei noch gar nicht in Rechnung gezogen. 75 Millionen Pfund hat England seit dem April 1900 in verschiedenen Formen (National War Loan, Exchequer Bonds und Treasury Bills) für Kriegszwecke bereits geborgt, und eine Anleihe von etwa 50 Millionen Pfund steht unmittelbar bevor. Die gesammte Staatsschuld beträgt heute schon wieder 674 Millionen Pfund. Kein Wunder, daß dem Schatzkanzler die schönsten Prinzipien verloren gehen und daß seine Besteuerungsphantasie auf Abwege geräth. Von einem Fallenlassen der hohen Steuerzuschläge, welche im ablaufenden Finanzjahre (April 1900 bis März 1901) erhoben wurden, um das Budget ins Gleichgewicht zu bringen, ist natürlich keine Rede mehr, denn selbst unter Beibehaltung all dieser Zuschläge kann das Budget pro 1901/1902 noch nicht balancirt werden. Nicht nur, daß die Zuschläge in Kraft bleiben, es müssen sogar noch weitere Steuerquellen gefunden werden. Und da ist es, wo die fiskalische und handelspolitische Umwälzung einsetzt. So abgegrast ist das Feld bereits, daß die englischen Protektionisten gar nicht mehr daran zweifeln, daß der Schatzkanzler nun auch auf ihrer Weide wird grasen müssen. Seit Wochen schon schwirren diesbezüglich die verschiedensten Gerüchte durch die Wandelgänge von Westminster; bald ist ein Einfuhrzoll auf Zucker, bald eine „Registrirungsgebühr“ für importirtes Getreide das erwählte Schlagwort, und am Montag hat sich ein protektionistischer Deputirter sogar mit dem Vorschlage eines Einfuhrzolles auf Stahl an den Schatzkanzler herangewagt. Es ist bezeichnend genug, daß derlei Gerüchte überhaupt in Umlauf kommen konnten, ohne auf der Stelle todtdementirt zu werden. Wie lange ist es her, daß in England jeder Gedanke einer Konzession an den Protektionismus wie die utopischeste aller Utopien von der Hand gewiesen wurde? Noch kein Jahr. Und jetzt soll den englischen Schutzzöllnern unter den Schwingen der Kriegsfurie, wenn auch nicht die Erfüllung, so doch die Erhörung ihrer Sehnsucht kommen.

Auch das ist Chamberlain's Werk, bei dem der kriegerische Imperialismus auf politischem Gebiete mit dem schutzzöllnerischen Imperialismus auf wirthschaftlichem Gebiete sich immer näher berührt.

M. Handl.

Molkerei Jaderberg.

Landwirthschaftliche Unternehmer, die den moralischen Muth haben, vor aller Welt einzugestehen, daß es ihnen nicht schlecht geht: die Erscheinung verdient in unserer Zeit der agrarischen Nothstandsklagen hervorgehoben zu werden. Und diese Leute, die von sich zu berichten wissen, daß ihr agrarisches Geschäft prosperirt, schämen sich nicht einmal. Sie fürchten nicht den Zorn des Bundes der Landwirthe, noch den Unwillen der chronisch unzufriedenen Berufsgenossen; sie legen sogar bis in alle Einzelheiten klar, wie es zugeht, daß sie nie Noth gelitten haben.

Eine handliche kleine Broschüre*) berichtet über die Betriebsergebnisse der Molkereigenossenschaft Jaderberg vom 1. Dezember 1890 bis zum 31. Dezember 1900. Die Geschichte dieser Molkereigenossenschaft ist um so lehrreicher, als sie gar nichts Wunderbares enthält. Jeder kann es nachmachen, dem es nicht an Betriebsamkeit, Fleiß und Ausdauer fehlt. Es ist nicht einmal viel Kapital dazu nöthig. Doch hören wir zunächst etwas über die äußeren Schicksale dieses Unternehmens.

*) Molkerei Jaderberg. E. G. m. u. H. Zehn Jahre genossenschaftlicher Arbeit. 1890—1900.

Die Molkerei Jaderberg i. Oldenburg, am 11. Mai 1890 von dem Hausmann Gerd. Oeltzen gegründet, hat sich in einem Jahrzehnt zur zweitgrößten Molkerei in Deutschland emporgeschwungen. An der Hand der Broschüre können wir Schritt für Schritt den Entwicklungsgang der Genossenschaft verfolgen. Das gesunde Wachsthum ist in keinem einzigen Jahre unterbrochen worden; und gleichzeitig mit dem Umfang des Unternehmens nahm auch die Wirthschaftlichkeit des Betriebes zu. Im ersten Jahre, 1891, wurden 1 603 514 kg Milch zu 107 935 Pfund Butter verarbeitet; im letzten Berichtsjahre, 1900, 5 879 939 kg Milch zu 409 196 Pfund Butter. Der Verbrauch von Milch zu 1 Pfund Butter stellte sich 1890 auf 14,95 kg, 1900 auf 14,36 kg. Gleichzeitig verringerten sich die Betriebskosten, bei fortwährender Vervollkommnung der Betriebseinrichtungen, von Jahr zu Jahr und zwar von 1,34 Pf. pro Kilogramm Milch in 1892, auf 1,12 Pf. in 1900. So wurde es möglich, daß der an die Genossen gezahlte Durchschnittspreis für die verarbeitete Milch von 5,948 Pf. pro Kilogramm im Jahre 1891 auf 6,742 Pf. pro Kilogramm im Jahre 1900 gesteigert werden konnte, obgleich der Butterpreis in derselben Periode nicht höher, sondern sogar etwas niedriger wurde. Er betrug 1892 im Durchschnitt pro Pfund 1,15 Mark gegen 1,13½ M. in 1900.

Neben diesen finanziellen Erfolgen sieht die Genossenschaft mit Befriedigung darauf zurück, daß sie dem großen Aufschwung des Unternehmens fortgesetzt durch Erweiterungsbauten, durch Einstellung leistungsfähigerer Maschinen, kurzum durch immer neue Anpassung an die veränderten Produktions- und Absatzbedingungen hat gerecht werden können. Der Vortheil, der den Landwirthen aus dieser Genossenschaft erwachsen ist, beschränkt sich dabei keineswegs auf die finanziell günstigere Verwerthung der Milch; die Molkerei hat durch diesen Erfolg auch zur Steigerung und Verbesserung der Rindviehzucht angereizt und allmählich — durch größeren Aufwand von Sorgfalt und landwirthschaftlicher Erfahrung, ohne daß es nöthig gewesen wäre, auf einmal größere Kapitalaufwendungen zu machen — zu einem immer intensiveren Betrieb der Landwirthschaft geführt, obwohl die oldenburgische Landwirthschaft mit ihrer renommirten Viehzucht ohnehin schon auf einer hohen Stufe stand.

Das Absatzgebiet der Molkerei erstreckt sich über ganz Deutschland. Der Postkistenversand umfaßte 1900 das respektable Quantum von 137 871 Pfund Butter in 16 191 Kisten.

Es ist eine wahre Freude, die kleine Broschüre, der wir diese Zahlen entnommen haben, zu lesen: kein Geschrei nach Staatshilfe, Zöllen und Liebesgaben; gesundes Vertrauen in die eigene Leistungsfähigkeit; wachsende Erfolge; äußere Anerkennung (zahlreiche goldene Ausstellungs-Medaillen, auch 1900 in Paris) und, was mehr bedeutet, das Gefühl innerer Kraft.

Das ständige Gejammer über den agrarischen Nothstand hat bereits vielfach nicht nur insofern demoralisirend gewirkt, als dabei das Gefühl für das Entwürdigende ewiger Bettelei um Unterstützung aus allgemeinen Mitteln abgestumpft ist, sondern es wirkt auch wirthschaftlich entnervend, weil es die beständig Klagenden verhindert, die Wege zu wandeln, die sie am sichersten aus dem Nothstande herausführen würden.

Es braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß in dem Verfahren der Molkerei Jaderberg kein agrarisches Allheilmittel zu sehen ist. Eines schickt sich nicht für alle. Was an der einen Stelle Vernunft ist, kann an der anderen Unsinn sein. Aber die rationelle wirthschaftliche Methode, mittelst deren die Molkereigenossenschaft Jaderberg ihre Erfolge erzielt hat, ist allenthalben anwendbar; und sie wird, konsequent durchgeführt, auch allenthalben Erfolge hervorrufen, und zwar solche Erfolge, die den Landwirthen und den Konsumenten gleichzeitig zu Gute kommen.

Ferdinand Svendsen.

Die Studentenunruhen in Rußland.

In den letzten Jahren ist es auf den russischen Hochschulen etwas stiller zugegangen; wenigstens sind die Krawalle nicht so scharf hervorgetreten wie vordem. Das mag reiner Zufall gewesen sein; es hat vielleicht nur an einer besonderen äußeren Veranlassung gefehlt, die das immer willkommene Signal zum Ausbruch des üblichen Tumultes hätte geben müssen. Die allgemeine Stimmung ist aber dauernd kriegerisch gewesen, und in diesem Jahre hat der Tanz denn auch wieder mit aller Wildheit begonnen. In Kiew kam es vor einigen Wochen zu einem derartigen Ausbruch, daß militärische Hilfe erbeten werden mußte, um die tumultirenden Musensöhne zur „Ordnung" zu bringen. In Moskau und Petersburg fanden große Studentenunruhen in den letzten Tagen statt, die zahlreiche Verhaftungen im Gefolge hatten, und Pariser Zeitungen meldeten sogar aus Petersburg, daß über Odessa, Kiew und Charkow der Belagerungszustand verhängt worden sei, da dort die Unruhen im Wachsen begriffen sind.

Es sind eigenthümliche Erscheinungen, diese russischen Studentenunruhen. Man kann sie nicht verstehen, wenn man nicht eine Menge von Faktoren als zugleich wirksam beachtet. Neben dem etwas leicht angelegten Naturell, das es auch mit ein bischen Revoltiren nicht allzu schwer nimmt, bilden ein wesentliches Moment der Unruhen die falschen Maßnahmen der Regierung gegenüber den Universitäten und Studirenden in den letzten Jahrzehnten.

Seit der Errichtung der Universitäten unter Nikolaus I. hat die akademische Jugend Rußlands unter der völligen Rechtlosigkeit des Einzelnen und der zügellosen Willkür der Behörden zu leiden und lehnte sich mit der ihrem Alter eigenen Leidenschaftlichkeit dagegen auf. Obwohl damals nur Söhne von Adeligen, d. h. von Wohlhabenden, zum Studium zugelassen wurden, konnten die Unruhen nicht unterdrückt werden, auch nicht mit Hilfe der grausamsten Strafen, wie Verbannung nach Sibirien, Aushebung zum Militärdienst im Kaukasus, ja sogar körperliche Züchtigungen. Der Regierungsantritt Alexanders II. zeichnete sich durch Reformen aus; die Universitätsstatuten aber blieben von diesen Reformen unberührt, weshalb im Jahre 1861 an der Universität zu Petersburg und gleich darauf in Moskau Unruhen ausbrachen. Relegationen und Verbannungen waren die Antwort der Regierung auf diesen Protest. Zugleich ließ man sich aber auch herbei, neue Statuten zu geben, die dem Professorenkollegium das Recht verliehen, den Rektor zu wählen, Dekane einzusetzen und die frei werdenden Professuren durch gewählte Lektoren zu besetzen; allerdings blieb es dem Minister freigestellt, die Bestätigung der Wahlen ohne Begründung zu verweigern wie auch Dozenten zu entlassen. Den Studirenden ermöglichten die neuen Statuten die Gründung von Bibliotheken und Kassen und die Wahl von Delegirten aus ihrer Mitte behufs gemeinschaftlicher Berathungen mit den Dozenten über den Lehrplan. Wenn auch dies alles unter unmittelbarer Aufsicht der Behörde vor sich gehen sollte, so war es doch immerhin ein Zugeständniß. Leider aber änderte Alexander II. sehr bald sein Verhalten zur Universität; schon im Jahre 1866 begann man die neuen Universitätsrechte wieder zu schmälern. In Folge dessen brachen neue Unruhen aus. Im Jahre 1884 kam die reaktionäre Richtung zu besonders scharfem Ausdruck.

Damals wurden die im Jahre 1863 neu geschaffenen Universitätsstatuten aufgehoben, mithin Professoren, Rektoren und Dekane nicht mehr gewählt, sondern unmittelbar vom Kultusminister eingesetzt. Damit war Ränken und fremden Einflüssen Thür und Thor geöffnet, nicht mehr die wissenschaftliche und unterrichtliche Qualifikation, sondern die „Gesinnung" war für die Besetzung der Stellen an den Universitäten entscheidend, und bei der studirenden Jugend wurde ein berechtigtes Mißtrauen gegen das nicht auf Grund von Wahlen, bei denen allein wissenschaftliche Motive die leitenden sein sollten, zusammengesetzte Lehrpersonal wachgerufen. Man schuf und organisirte unter dem Professorenkollegium Parteien, und die Universitäten büßten ihre sittliche Autorität ein. Die kostbaren Fundamente des Universitätslebens, die Achtung und das Vertrauen der Jugend, die es gewohnt war, jedes Wort des Professors als die Frucht seiner tiefen Ueberzeugung, seiner langen wissenschaftlichen Forschung und Erfahrung anzusehen, wurden untergraben, indem man die Professoren zu Beamten machte, die nicht nur nach dem Willen ihres direkten Vorgesetzten, sondern auch in seinem Sinne zu handeln hatten. Dozenten, die sich zu solchem Dienste nicht hergeben wollten, wurden ohne weiteres entlassen. Dieser Zustand dauert auch heute noch an. Es genügt oft, daß ein Dozent bei den Studirenden beliebt ist, und er wird entlassen. Zwecks Ueberwachung der Studirenden und Professoren ist eine wohlorganisirte Behörde geschaffen worden, bestehend aus Pedellen und Inspektoren, die verpflichtet sind, Haltung und Thaten der Studirenden und Professoren auszuspioniren. So kam es, daß der bessere Theil der Professoren nun die Entlassung nachsuchte und daß die Studentenunruhen vom Jahre 1887 sich über alle Universitäten Rußlands erstreckten. In jenen Zeiten der Hochfluth des Nihilismus und noch darüber hinaus konnte schon jede Regung selbstbewußten Geistes in den Universitätshallen, jede Zugehörigkeit zu geheimen Verbindungen, jede versteckte Agitation und selbst der Besitz verbotener Bücher Tod und Verderben bedeuten. Grausame Einkerkerungen und Mißhandlungen, administrative Verbannungen nach Sibirien waren an der Tagesordnung. Solch entsetzliches Schicksal vor Augen, wählten viele männliche und weibliche Studenten mit den Waffen in der Hand den freiwilligen Tod im Kampfe gegen die zu ihrer Verhaftung ausgesandten Polizeischergen. Im Jahre 1897 war sogar der in der Einzelzelle verübte Selbstmord der Studentin Wetrowa, die unter dem Verdachte der Antheilnahme an einer geheimen Gesellschaft verhaftet worden war und sich in der Verzweiflung ihre Kleidung mit Petroleum begossen und sie angesteckt hatte, der Ausgangspunkt gewaltiger Krawalle in Petersburg und Kiew, und heuer führte das an dem Todestage des unglücklichen Mädchens in Petersburg veranstaltete Massenmeeting zu dem furchtbaren Kampfe vor der Kasan'schen Kathedrale.

In den 60er, 70er und 80er Jahren trugen die Unruhen vielfach einen ausgesprochen nihilistischen Charakter, und manche ihrer Theilnehmer haben an den Mordanschlägen auf Alexander II. mitgewirkt, deren einem bekanntlich der Zar zum Opfer fiel. Dann tauchte der Geist der Empörung in etwas milderer Form auf. Vor etwa vier Jahren kam es in Moskau zu neuen, nicht unbedeutenden Ausschreitungen, welche aber von der Regierung, entgegen den früheren Gepflogenheiten, verhältnißmäßig milde behandelt wurden. Das Ministerium gab in der Presse eine genaue Darstellung der bedauerlichen Ereignisse und suchte dadurch beruhigend auf die Bevölkerung zu wirken. Das geschah, obwohl man wußte, daß der Moskauer Tumult der Ausdruck einer weitverzweigten studentischen Organisation war. Es sollte bei den Unruhen in der Hauptstadt des Reiches nicht bleiben. Der russischen Studentenschaft hatte sich plötzlich eine merkwürdige Aufregung bemächtigt, die sich sowohl in Petersburg als auf anderen Hochschulen äußerte und zum Widerstand gegen die Staatsgewalt führte. Die Ereignisse des Jahres 1899 sind bekannt. Der Aufstand, den die Musensöhne begannen, trug zwar keinen nihilistischen Charakter, aber sein Gepräge war recht regierungsfeindlich, und er wirkte deshalb um so nachhaltiger, weil die Theilnehmer des Strikes nach den ersten Tumulten auf den Straßen Petersburgs verhältnißmäßig ruhig ihre Forderungen vertraten. Sie erreichten in der That, daß der Rektor der Universität, der sich besonders mißliebig gemacht hatte, von seinem Posten zurückzutreten genöthigt war. Auch damals offenbarte man nach außen hin eine größere Milde. Die Zeitungen ergriffen die Partei der Studenten, und in den oberen Regionen wehte für sie ein günstigerer Wind. Man wünschte, den Krawallen eine harmlose Be-

deutung zu geben, und es heißt, daß diese Stimmung durch die persönliche Ansicht des Kaisers Nikolaus herbeigeführt war. Man begann alsbald im Ministerium der Volksaufklärung Maßnahmen zu berathen, welche eine Besserung der sozialen Stellung der Studenten herbeiführen und den tieferen Grund der Unzufriedenheit beseitigen sollten. Als indessen die Ergebnisse der Kommissionsberathungen bekannt geworden waren, da war es klar, daß der Standpunkt der Regierung sich wieder geändert hatte, und daß die schärfere Tonart, wenn auch verschämt, zur Herrschaft gelangt war.

Die Wünsche der Studenten sind fast kindlich bescheiden: ein etwas freieres Statut, Abschaffung des Uniformzwanges, hier und da Entfernung eines Professors, bessere Behandlung durch die Polizei und dergleichen. Ein gewisser Korpsgeist führt immer zum Eintreten der anderen für den einen, mag er auch schuldig sein. So wächst die Bewegung. Der Uniformzwang hat in Rußland einen praktischen Zweck: der Polizist erkennt leichter seinen „Feind des Vaterlandes“. Man wird vielleicht auch die Studentinnen uniformiren, denn die Erfahrung hat es gelehrt: ihre gestutzten Haare decken verwegene Köpfe. Durch Einschreiten der Polizei wird die Erregung stark gesteigert. Die Kosaken, die blauen Mützen schief auf dem Ohr, hauen grimmig erfreut, mit der Nogaika — der Tatarenpeitsche — ein, und die Studenten stechen nach den Pferden.

Und die Folgen? Man hängt die jungen Leute nicht mehr, man kerkert sie nicht ein und verschickt sie nicht mehr nach Sibirien, aber man steckt sie zwangsweise unter die Soldaten. Erst in diesen Tagen haben 183 Hörer der Kiewer Universität den bunten Rock anziehen, Eide schwören und das Kreuz küssen müssen. Auf der Schildwache in der Mandschurei werden sie drei Jahre und länger Gelegenheit haben, über den Wechsel der irdischen Dinge nachzugrübeln. Was dann später aus dem gestrandeten Studenten wird, wenn er sich im Leben sein Brot verdienen will, ist seine Sache. Ein slawisches Sprichwort sagt: Auf fremden Gräbern weint man nicht.

J. Wiese.

Anmerkungen über Wiener Kultur.

Der wienerische Freund seiner heimathlichen Kultur wird manchmal lächeln, wenn so die vielen Meinungen und Berichte über die „Wiener Art“ zu ihm kommen. Aus mancherlei Quellen, die tiefer sind als die Psychologie, hat er sein Wissen, und was natürlich besser ist als alle Erkenntniß, sein Gefühl vom wahren Wesen der Heimathstadt empfangen. Die Herbsttage, in denen er im Prater die Blätter sterben sah, die alten Chroniken und Geschichtenbücher, die im Jahre kaum einmal aus der Stadtbibliothek ausgehoben werden, seltsame Stiche, die irgend ein Antiquar bewahrt, Worte, die ihm in irgend einer überfüllten Tramway ein alter „Weinbeißer“ — so nennen wir die Liebhaber unseres „Heurigen“ — über die Stadt scheltend — wir sagen „raunzend“ — sagte, die Stimmung, die zwischen Wienern wächst, wenn ein schneller Zug sie aus der Fremde in ihre Vaterstadt zurückführt, und man immer näher kommt, bis der Stefansthurm dasteht oder die Kirche zu St. Peter — aus vielen ewigen, nicht allein den gegenwärtigen Jahrzehnten angehörigen Eigenschaften der Stadt hat jeder, dessen Leben in Wien vor sich geht, sein Gefühl von Wienerischer Kultur gewonnen.

Der zeitgenössischen Litteratur ist es noch nicht gelungen, in einem Werke ein volles und reines Bild des wiener Wesens zu geben. Vom Leben der Kongreßzeit, ebenso wie noch von dem Leben und Treiben der Vormärztage und der Revolution vermittelt uns Litteratur und Kunst ein anschauliches Gemälde. Kunstwerke jener Zeit übergeben uns noch ein Gefühl des damaligen Lebens in seiner Gesammtheit, während späterhin den Künstlern nur die Darstellung enger Ausschnitte aus dem Leben glückt. — Läßt man die agirenden und im großen Trubel der Ereignisse mitgeführten Personen des 19. Jahrhunderts, von denen die Geschichte oder ihr stiller, mächtiger Helfer, irgend ein freundlicher Zufall uns Kenntniß brachte, am Auge vorbeipassiren, zieht man noch einmal alle die Marionetten jeglichen Kalibers zu einer „dance macabre“ auf, so erscheinen die Menschen der Kongreßzeit als die stärksten Persönlichkeiten. Füglich kann von den meisten Angehörigen der höchsten Stände in jener Zeit das Wort des Fürsten von Ligne gelten: „Hier ist jeder Mensch ein Roman!“ Man erlebte damals viel, man hatte auch den Muth zu erleben, man gab sich den Tagen und Nächten hin, die kamen „sans remords, sans regret, sans crainte, sans envie“, wie der Spruch auf dem Hause des Fürsten selbst lautete. Selbst die Jahre der Bürger- und Studenten-Revolutionen zeitigten nicht so viele verschiedene Charaktere, wie die ersten 25 Jahre dieses Jahrhunderts.

Es kann ja überhaupt als hauptsächliches Charakteristikum Wiener Kultur gesagt werden, daß die Wiener zumeist interessante Typen, keineswegs aber bedeutende Einzelmenschen sind. Selbst unsere Sonderlinge sind nur Typen. Gewisse im Volkscharakter, vielleicht sogar in der Volksseele wurzelnde Eigenschaften sind dann eben zu hohen Graden der Intensität entwickelt worden. Nicht die Eigenschaft selbst ist zumeist an einem Wiener Sonderling merkwürdig und auffallend, sondern die Stärke und Vorherrschaft einer einzigen Eigenschaft. Gerade dieser Umstand aber gibt der Stadt das Gepräge einer eigenen Kultur. Auch der flüchtigste Reisende muß nach einigem Verweilen diese Besonderheiten erkennen. Bei seiner Ankunft nur von einem unbestimmten Dufte, einem Schwall lauer, niemals prägnanter Stimmungen im Stadt- und Menschenbilde empfangen, muß er zuerst den Glauben erhalten, mit dem Xenion von der Stadt der Phäaken sei alles gesagt. Doch finden wir schon bei einem sonst wenig nachdenklich gearteten Reisenden aus dem Jahre 1787 das abschließende Urtheil: „Mit einem Worte, Wien ist nicht bey seinem Anblicke, sondern bey seiner Durchsuchung auffallend“ (E. Probst, Neujahrs-Allmanach der Stadt Wien, III. Jahrgang). Durch Jahrhunderte ist als stärkster Eindruck im Bewußtsein der Wiener Reisenden ebenso wie der Heimischen, die auf längere oder kürzere Zeit von ihrer Stadt getrennt sind, ein Dreiklang von Wiener Merkzeichen zurückgeblieben, der schon in seiner Zusammenstellung heitere Wirkung hervorbringen muß. Die drei Gipfel der Reiseerinnerung sind stets der Stefansthurm, das Wiener Essen und die Wiener Mädchen.

Schon bewegt man sich in höheren Kreisen, in einer sozialen Schicht besserer Ordnung, wenn man das Wiener Kaffeehaus als Kulturfaktor betrachtet. Es ist natürlich eine uralte Institution. Es wäre wahrhaftig zu verwundern, und man müßte es als einen Irrthum der Historie betrachten, wenn nicht Wien die Heimath der Kaffeehäuser wäre. Die Tage der ersten Türkenbelagerung brachten den Vater des Kaffeehauses Kolschetzky, der in einer kleinen Stube das neue exotische Getränk ausschänkte. Doch ging die Entwicklung rasch vor sich, denn schon im 18. Jahrhundert spricht Freschot von den „Zeitungsdoktores, die in den Kaffeehäusern ihr Unwesen treiben“. Was in der weiteren modernen Entwicklung wienerischer Kultur das Kaffeehaus bedeutet, ist oft gesagt worden, und wenn es möglich war, den Einfluß dieser Sitte zu überschätzen, ist es ja schließlich sicher geschehen. Dem spielerischen Sinn der Wiener „Literatoren“ ist das Kaffeehausleben stets ebenso passend gewesen, wie dem mürrischen Wesen Anderer von der Art der wortkargen, aber gut und emsig beobachtenden Grillparzer und Bauernfeld. — Neue Interessen werden in den Kaffeehäusern geweckt, in sonst leeren Menschen werden künstlich Lebenszentren gebildet, die inner-

liche Berechtigung im Wesen des Einzelnen, seinem Stande und seiner Bildung nicht haben. Aeußerliche Beziehungen erhalten anderswo unmögliche Grade von Intensität. Die allgemeine wienerische Antheilnahme am Theater wird von dieser Merkwürdigkeit unserer Lebensart genährt. In keiner Stadt wird man so viele Leute finden, die ins Theater um des Theaters willen gehen. Die litterarischen Interessen im Kreise der Theaterbesucher sind gering. Der Name des Dichters geht deshalb zehnmal verloren, wenn der Name des letzten Komödianten bereits weite Verbreitung hat. Leute, die niemals ein Buch lesen, halten es für ihre Lebensaufgabe, alle Premièren zu besuchen. Theaterereignisse sind für Wiener Weltgeschehnisse. Zeit- und Tagesstimmungen, die Kultur jeder Stunde, ist in Wien in keinem Medium so ausgedrückt, als im Theater. Als dem Kaiser Josef II. ein Knabe geboren wurde, eilte Maria Theresia in die Hofloge des Burgtheaters, weil ihr das als der selbstverständlichste Ort zur Verkündigung dieses Ereignisses an ihre Unterthanen erschien. Die Geschicke des Burgtheaters liegen jedem Wiener am Herzen. Als das alte Haus am Michaeler Platz gesperrt wurde, drängten sich Tausende zum letzten Einlaß, und der Wiener, der noch nie im Burgtheater gewesen ist, ist wohl gar kein wirklicher Wiener.

„Theater“ — das Wort hat für uns alle einen Gefühlswerth, der dem Wortsinne weit überlegen ist. Die Bühne ist nicht allein ein wichtiges Element unserer Kultur, Bildungsmittel und Korruption zugleich, sie ist auch ein Sinnbild unserer spielerisch tändelnden Eigenart. Das Wiener Theater ist die Heimathstätte des Persönlichkeitskultus. An diesem hervorragenden Beispiel muß es jedem klar werden, daß die Interessen eines Wieners fast nie nach Sachlichem, fast nur nach Persönlichem gehen. Ein bewegtes, von reichen Wandlungen erfülltes Leben nachzuerzählen, ist Gewohnheit wienerischer Gespräche, wienerischer Litteratur viel eher als an den Geschehnissen an sich Interesse zu finden. Der Kontakt der Wissenschaften und Künste mit den Wienern kann nur durch die Persönlichkeit eines Vermittlers aufrecht erhalten werden. Abstraktes ist selbst dem Wiener der besten Stände schwer zugänglich. Die Beurtheilung einer Persönlichkeit in ihren Einzelheiten ist Regel und meist der einzige Weg zu der später erfolgenden Würdigung seiner Handlungen.

Schlagworte für die obersten Zehntausend geprägt dringen in Tiefen der Bewohnerschaft, deren normale Lebensinteressen durchaus anderen Zielen zugewendet sein sollen, und das Schlagwort ebenso wie die Neugierde für eine betheiligte Person zieht dann die Leute in einen Interessenkreis, der ihrer Natur sonst fremd sein müßte. Die doch sicherlich für die Allgemeinheit nicht allzu bedeutende Kunstbewegung der Sezession hat auf diesem Wege die weitesten Kreise gewonnen und wie ja natürlich verseucht. Daß der „Snob“ etwas Uraltes, eine angestammte Wiener Figur ist, erfährt man aus einer verschollenen, psychologisirenden Broschüre des Jahres 1781 „über die Fräulein in Wien“. Schon da ist in zornigen Worten die Rede von den Leuten, die durch leeres Nachäffen von Aeußerlichkeiten ihre mangelnden inneren Beziehungen vergeblich zu ersetzen suchen, und so eine gute Sache in der Kunst und Poesie zu einer schlechten machen.

Die Zwiespältigkeit der Wiener Natur wird in jeder Lebensäußerung konstatirt werden können. Schon unsere Mundart ist ein kräftiges Zeugniß für das stete Schwanken von Witz und Ernst, Brutalität und Zartheit, rohem Kraftbewußtsein und Sentimentalität, das dem Volke eigen ist. Schon Varnhagen bemerkt von dem Wiener Dialekt „er sei naiv und ausdrucksvoll, rundlich und bequem hinzuwälzen und doch so leicht im scharfen Witz zuzuspitzen“. Jeder Besucher der Stadt kommt zum gleichen Eindruck, von einem Argot, der vor allem zwei Töne bevorzuge, den schärfsten, an der äußersten Grenze der Grobheit stehenden, schimpfenden Ton der Fiakerkutscher und Wäschermädel, und die weiche, fast zerfließende, oft thränenreich gefühlvolle Ausdrucksweise junger Mädchen.

Als einen Grundzug der Wiener Art wird man überhaupt die Sentimentalität bezeichnen können. Das Gegenspiel der herben, witzigen, höhnischen Lebensauffassung fehlt nicht. Wir haben natürlich ebensogut weibische Männer, wie mannsartige Frauenzimmer. Ausnahmen würden da nicht das Geringste beweisen. Aber die Beobachtung des wienerischen Typus überhaupt, ruft die Ueberzeugung hervor, daß wir eine vorherrschend feminine Kultur haben. Ja, es kann gesagt werden, daß die kulturelle Entwicklung des letzten Vierteljahrhunderts, diese Hinneigung zu immer größerer Stärke gebracht habe. Man darf ja ruhig sagen, daß alle Kultur in Zeiten, wo Leben und Kunst stark gefühlt worden sind, feminin gewesen. Das letzte Jahrhundert mit allen seinen industriellen Kraftleistungen, hat immer mehr in diese Richtung gewiesen. Die amerikanische Geistes- und Seelenkultur ist bereits vollständig Frauensache, und in England ist man auf dem besten Wege zur Erreichung dieser Stufe. In der englischen Kunst sind die Präraffaeliten Zeugniß dieser Richtung: Maler, deren Ideen von den Mädchen und Frauen kommen, um wieder dahin zu gehen, Maler, in deren Werken der Mann nie erscheint, es sei denn als Werkzeug der Liebe, als Diener der Frau. So stark wie England und Amerika ist nun, betrachtet man den Kulturgang des letzten Jahrzehnts der Feminismus in Wien heutzutage.

Eine sentimentale, nervös einseitige Lebensauffassung konnte so nicht ausbleiben. Wirklich tief innerliche Gefühle begegneten dem Snobismus, und gut getragene Pose wurde schließlich unlöslicher Bestandtheil manches Wiener Menschen. Man mag das Dekadence nennen. Sentimentale Art, die Welt zu sehen, ist ja sicherlich organische, alt eingewurzelte Wiener Eigenschaft. Schon im Jahre 1781 wird die Wiener Sentimentalität sprichwörtlich, und die Allee des Augartens, in der die Herren und Damen ihre täglichen Spaziergänge vornahmen, erhielt den Namen: Die Seufzer-Allée. Dabei ist der typische Wiener Charakter sicherlich nicht zum Ernste neigend. Ein alter Historiker sagt: „Die Abrechnung des Wieners mit dem Schicksal ist leicht gemacht“ und in der That, das Wiener Blut ist leichtflüßig. Die Thränen fließen gerne und sind bald getrocknet. Der philosophische Zug, der im Wiener Charakter liegt, grenzt viele Male an den Fatalismus. In diesem Sinne ist der Wiener, natürlich noch mehr die Wienerin, religiös. Sicherlich aber ist das Ausschlaggebende der Wiener Natur nicht der Intellekt, sondern das Gefühl, das Weiche, Zarte — wie wir sagen „Gemüthliche“. So endet man am Schlusse einer Gedankenreihe bei dem Gemeinplatze des Lokalreporters und Volkssängers, der die Wiener Gemüthlichkeit und das goldene Wiener Herz preist. — — — — — —

Das Wiener Volkslied ist eine reich fließende Quelle für Kulturkenntniß. Die Wienerische Musik ist Melodie. Lanner und Strauß sind die Wiener Nationalheroen. Das Band zwischen ihren Tänzen und den Couplets der Volkssänger ist innig. Mehr noch als die Lokalposse ist dem Wiener das Lied der Natursänger ans Herz gewachsen. Es durchläuft die volle Skala der Volksempfindung, es schwankt zwischen Herbheit und weicher Gefühlsduselei. Doch auch hier ist der Wandel in dem letzten Jahrzehnt gut erkennbar. Wir stehen wohl am Ende dieser Entwicklung. Die Naivität als erste Grundlage des Volksgesanges ist verloren gegangen, und trauriger Weise haben wir im letzten Jahre unsere Chansons nicht allein aus England, sondern auch aus dem Berliner Wintergarten bezogen. Proben aus alter Zeit und solche aus der letzten Blüthe der Wiener Volksmelodien mögen die Wandlung, das immer stärkere Hinneigen zur Sentimentalität, das Hinzutreten eines neuen durchwegs litterarischen, also nicht volksthümlichen Zuschlages zeigen.

Aus der alten Zeit haben wir Lieder zweier Arten, vorerst sentimentale, innige, manchmal in der That aus der Tiefe des Volksempfindens kommende melodische Lieder, die in der Vorstadt gedichtet wurden, und von denen man an seltenen Tagen noch jetzt manchesmal in irgend einer abgelegenen Gasse von einem Harfenisten oder Leiermann

eines hören kann. Das sind Lieder, wie sie in des „Knaben Wunderhorn" stehen, Lieder, wie sie auch Theodor Storm gefunden hat. Eine Strophe, vermuthlich Wienerischen Ursprungs, sicherlich im Tone echt und vielen anderen aus späteren Jahren an Innigkeit überlegen, gebe ein Beispiel:

„Da kam ein Knab' aus Welschland her
In heller Kleiderpracht,
Schwarz war sein Haar,
Sein Augenpaar
So dunkel wie die Nacht.
Er trat wohl für das Mägdlein hin,
Bat um der Minne Lohn,
Nahm sie in Arm
Und küßt' sie warm, —
Nun war's der Rechte schon." — — —

Die selbe Zeit brachte aber auch die ersten im Drucke erhältlichen „Original-Couplets" erfindsamer und findiger Natursänger, meist lokalpatriotischer und lokalpolitischer Natur hervor. Die drastischesten und dreistesten haben sich noch bis jetzt erhalten. Man kann sie jetzt wie vor dreißig Jahren bei den „Grinzingern" und „Schrammeln" hören, und der echte Wiener klatscht Beifall. Da ist um ein Beispiel zu geben der „Alte Drahrer" mit der sentimental-stolzen, ach so kindlichen Schlußstrophe:

„Und wann i stirb und vielleicht grad'
Der Petrus 's Thürl zug'sperrt hat,
Mach' i an der Glocken nur an Riß
Schrei: Kruzi Laudon, Paradies,
Werd's gleich hab'n an Bahöll da drinn'.
Weil i a alter Drahrer bin,
a so a Aufdrahrer bin,
Weil i a alter Drahrer bin,
so a Aufdrahrer bin."

Der Anfang der Neunziger Jahre bringt die letzte Blüthe dieser Wienerischen Volkskunst. Die Lieder, die Alexander Krakauer schrieb und komponirte sind deutliches Erzeugniß einer Mischung aus echtem Wienerthum und erborgter sentimentaler Lokal-Duselei. Es ist kein Wiener mehr, der da singt, es ist ein gescheiter Litterat, der weiß, was die Wiener hören wollen; es ist nun nicht mehr Volkspoesie, die, so dumm Einzelnes auch ist, dennoch vom Herzen kommt, zum Herzen geht — es ist Theater, Flitter. Da sind nun viele Lieder, die das goldene Wiener Herz preisen, wohl das bekannteste mit dem Refrain:

„Du guater Himmelsvoder,
I brauch kein Paradies,
I bleib' viel lieber doder,
Weil mei' Wean für mich 's Himmelreich is."

Aber immerhin, das ist noch wirksam. Es hat auch noch Sinn. Es regt alte Empfindungen auf, es gibt die Stimmung. Man mag an die alten Kupferstiche denken, die das Wien der Glacis zeigen, man erinnert sich an Sonntage im Prater oder an irgend eine stille Gasse in der Vorstadt, wo Kinder spielen, Burschen und Mädchen kichern, und aus einem halbgeöffneten Fenster dringen Töne, weiche, sehnende und doch spöttische Töne. . . .

Was nachkam und was jetzt herrscht, ist nur dumm. Es hat keine Wienerische Stimmung mehr. Es ist ausländische Varietékunst oder bloß Stumpfsinn. Es ist eben nicht mehr das alte Wien und noch nicht das neue.

Die wehmüthige Betrachtung über den Wandel der Volksdichtung führt zu Gedanken über die Wienerische Kunst der letzten Jahrzehnte. Die Menschen sind anders geworden, da sie andere Lieder singen, andere Romane lieben, sich von anderen Meistern abbilden lassen. Man betrachte einmal die gescheitelten Köpfe Waldmüller's, die Damen Hans Makart's und die Köpfe Gustav Klimt's. Die Bildnißkunst ist eine vorzügliche Helferin der Kulturgeschichte. Die Frauen und Mädchen unserer Tage sind zarter geworden, nachdenklicher, seelischer — das ist der Eindruck, den man aus den Werken der neuesten bildenden Kunst mitnimmt. Und man erhält einen ähnlichen Begriff, wenn man die Wiener Romane und Novellen aus den letzten Jahren liest, die Bücher von Bahr, Schnitzler, Dörmann, Altenberg, Salten, Auernheimer u. A. Die Trennung der sozialen Schichten ist ja beim Betrachten der Frauenkultur nicht so schroff festzuhalten. Man findet in den Geliebten der Roman- und Novellenhelden die eine soziale Stufe — die ärmere, — in den dargestellten verheiratheten Frauen die höhere. Gesehen werden sie unter dem nämlichen Gesichtswinkel der Erotik; das ist dann die ausgleichende soziale Gerechtigkeit.

Zwei neue Typen hat Jung-Wien durch seine Litteratur festgestellt: das süße Mädel und das unverstandene Weib der besseren Gesellschaft.

Um den Mann hat man sich nicht viel gekümmert. Es gibt da endlich nur eine Gestalt, den Autor selbst in allerlei Verwandlungen, einen komplizirten, sehr sensitiven und eleganten Herrn von ziemlich hoher Kultur. Ich sagte: wir haben eine feminine Kultur. Man sieht das aus unsern Wiener neuen Büchern: der Mann ist nur in seinem Verhältniß zur Erotik, zum Mädchen und zur Frau betrachtet. Bücher, wie die Hamsun's oder selbst D'Annunzio's, die ja auch den Menschen nur im Spiele der Sexualität zeigen, sind trotz alledem nicht so auf dieses eine Lebenscentrum beschränkt wie unsere, denen vor allem jede soziale Beziehung fehlt. Und dann: Die Wiener Lebensgeschichte ist typisch, das heißt: die Charaktere sind Typen, wenig nüancirte Angehörige einer Kategorie, ihr Schicksal ist entweder ebenfalls auch nur das Schicksal der Kategorie, oder im besten Falle der äußerliche Konflikt des Individuums mit der Familie oder der sozialen Ordnung.

Wie gesagt: Das „süße Mädel" ist der eine Frauen-Typus. Wir kennen ihn genau. Die Geschichte der Wienerin wird von dem Kulturhistoriker eines nächsten Jahrhunderts vermuthlich ihre Basis da finden.

Das süße Mädel jeder Wiener Novelle, ob sie nun in etwas reichere oder ärmere Kreise führt, hat zwei sichere Qualitäten: Naive Hingebung — also eine besondere Sittlichkeit oder Unsittlichkeit — und leise Sentimentalität. Auf dem Grunde dieser beiden Eigenschaften baut sich das Bild des Wiener Mädchens auf. So sind die Wienerinnen, sagen also die Dichter. Von diesen zwei typischen Eigenschaften, den Triebfedern der Wiener Frauenschicksale, hört man mit Zorn und Entrüstung die erste zurückweisen. Es ist nicht so, hören wir. „Wien ist eine sittliche Stadt." Man muß lächeln. Man muß den Moralischen auch mit einem Gemeinplatz antworten: Sittlichkeit ist ein schwankender Begriff. Die Wienerinnen sind naiv und sinnlich. Sie kennen das Gesetz der Natur; sich zu verschenken ist ihnen nichts Unreines, dann später, freilich. . . .

Ueber den Begriff der Sittlichkeit in Wien erzählen alte Geschichtenbücher manches. Aus dem achtzehnten Jahrhundert gibt es eine Schrift „Ueber die Stubenmädchen in Wien", in der über Zucht und Unzucht der Wienerinnen ganz seltsam „moderne" Bemerkungen stehen. Eine große Sinnlichkeit umfange das weibliche Geschlecht, selbst die Kammerkätzchen „raisonniren über die Leiden des jungen Werther". Und Josef II., der doch sicherlich nicht zur Frivolität neigte, sprach damals, als es sich um die Einführung öffentlicher Freudenhäuser handelte, das berühmte Wort: „Dann müsse man ja die gesammte Stadt mit einem Dache überbauen." Die Kirchen werden uns als Rendezvousplätze geschildert, die Predigten sind sehr modain und pikant. Das Bild Abraham a Sancta Clara's zieht hervor.

Allein man darf nicht der Meinung sein, daß diese Zeit eine vorübergehende Periode sittlichen Verfalles gewesen sei. In der Wiener Natur liegt in der That eine andere naivere, aufrichtigere Auffassung der Moral. Erst durch die Jahrzehnte und Jahrhunderte ist äußerlich und künstlich ein fremder Begriff mehr asketischer und pharisäischer Lebensanschauung eingeführt worden; der Katholizismus hat da sein Theil gethan.

Liebe und Sinnlichkeit wurden nicht immer unter Verschluß gehalten. In den Schlager'schen Wiener Skizzen

des Mittelalters (Neue Folge, dritter Band) kann man z. B. lesen, daß noch in einem Lehensbrief vom Jahre 1395 das „gemeine Frauenhaus“ in Wien als Eigenthum des regierenden Herzogs Albrecht des IV. von Oesterreich erscheint. Und es galt überhaupt als eine große Gunst, fremden Gästen freien Eintritt in die Freudenhäuser, die ihnen zu Ehren geschmückt wurden, zu gewähren. Der ursprüngliche Zustand ist frei von Hypochrisie. Später verdeckt man, was unter täuschender Hülle weiter blüht. Nicht die Handlungen werden verhindert, nur die Worte unterdrückt. Die Wiener Censur ist berühmt. Schon Goethe schrieb das Xenion „Besorgniß“:

„Eines wird mich verdrießen für meine lieben Gedichtchen, wenn sie die Wiener Censur durch ihr Verbot nicht bekränzt.“

Wie es damals war, so ist es heute. Die jungen Dichter schreiben Stücke, wie sie das Leben jeden Tag aufführt, und alle Welt schreit Zeter über die Unsittlichkeit dieser Bücher, die eine strenge Censur pünktlich verbietet. Das Leben aber geht weiter, mit seinen Tänzen der reinen und der verirrten Liebe, ein wirres Spiel wirklicher und erborgter Gefühle, ein Mysterium. — Wer fragt nach Sittlichkeit? Das Leben ist so stark! — — — — — —

Allein — die Wiener Dichter erzählen von einer zweiten Eigenschaft der Frauen: der Sentimentalität. Nicht nur die neuesten. Aus allen Zeiten wird davon berichtet. Nur hat das Bild in den letzten Jahren immer mehr an Frische verloren, die süßen Mädel immer mehr an Naivität. Sie nehmen mit jedem Tag an philosophischer Natur zu. Es sind manchmal in der That schon Jacobsen'sche Frauen in Wiener Jupons. Und die Fremden, unsere Leser, glauben, daß die frischen Wiener Mädels aus der Mariahilferstraße alle zarten Seelen haben, die seltsam tönen, und daß so das Grundbild unseres täglichen Lebens ist, und Zartheit, Sehnsucht die Melodie des Wiener Lebens. Die schöne Illusion muß man entfernen. In dieser Hinsicht sind unsere neuen Bücher dürftige Kulturdokumente. Ihrer Kunst thut das keinen Abbruch. Das Zola'sche Wort gilt ja: Ein Kunstwerk ist ein Stück Natur, gesehen durch ein starkes Temperament. Unsere Dichter sahen unsere Mädchen in solchem blassen Lichte. Sie gossen von ihrer eigenen Seele und Kultur in diese kleinen Seelchen, und während die Liebe da war, schienen die süßen Mädel voll stiller Kultur, ja es blieb auch dann noch manches haften, das einmal tiefer, das andere nur ganz lose an der Oberfläche. Die Eine hat eben nur gelernt, daß man nicht mit dem Messer essen darf, und in der anderen ist etwas aufgeweckt worden, wachgeküßt, das nun blühen wird. . . . .

Damit darf nicht zurückgehalten werden: es ist nicht alles wienerisch in unseren Jung-Wiener-Büchern. Vieles, vielleicht das Zarteste, Subtilste kommt vom Judenthum her. Die Autoren selbst verkennen schließlich die Grenze. Hermann Bahr nennt sein letztes Stück „Wienerinnen“ — unter den agirenden Frauen gibt es keine, die nicht Jüdin wäre. Doch nicht in der Wahl des Stoffes, der dargestellten Personen und der Schicksale äußert sich vorzüglich dieser Einschlag. Dann hätten wir einfach jüdische Milieustücke, jüdische Charakterromane, wie Hauptmann Schlesisches dichtet. Die Art des Empfindens bei den Personen, die als spezifisch wienerisch charakterisirt werden, die Manier, wie das Schicksal von den Menschen all dieser Bücher getragen wird, entbehrt niemals jener Stimmung, die man bei kultivirten Juden antrifft. Gerade das ergreifende Moment der Sehnsucht, der Hang zum Unbestimmten sind nicht so sehr wienerische, als jüdische Eigenschaften. Man muß es, glaube ich, all diesen Dichtern zur Ehre anrechnen, daß sie niemals ihre Eigenart, ihre lauteste und ehrlichste Stimme zum Schweigen gebracht haben. Die tiefe seelische Kultur mancher Juden, der halb stolze, halb gedrückte Ton, das Bewußtsein feiner Nerven — das sind die ererbten Güter dieser Dichter. Ihre Werke gelten mir umsomehr, je lauter dieser Einschlag auftritt. Nur für die Erkenntniß wienerischer Kultur muß die Grenze festgehalten werden; selbst wo Figuren in der Anlage Christen sein sollten, hat der Dichter so viel von seiner Art in die geliebte Figur hinüberströmen lassen, bis ein merkwürdiger Duft, jüdisch geschwängertes Wienerthum entstanden ist, wie das ja auch im Leben so manchesmal geschehen kann.

Diese Bemerkungen, die sich auf Schnitzler, Beer-Hoffmann und manchmal auf Dörmann beziehen, gelten in weitaus erhöhtem Maße für Peter Altenberg*). Er ist derjenige, der den zweiten Wiener Typus durch die Dichtung festgestellt hat: das leidende Mädchen, die unverstandene Frau. Altenberg's Skizzen würden dem fremden Leser die verfehlteste Meinung von der Art der Wiener Frauen beibringen. So sind Wienerinnen nicht. Ihre Sentimentalität ist anders, ihr Selbstbewußtsein, ihr Lebensgefühl sicherer. Sie schwanken nicht derart. Sie tragen Unglück leichter, sie fügen es auch leichter zu. Sie haben mehr Muth zum Leben, weniger resignirende Güte. Und die Mädchen sind heiterer, einfacher. Sie alle lassen der Natur mehr Rechte. Ja, selbst die Wiener Kinder sind anders, haben nicht den tiefen Ernst der traurigen, jungen Menschen, die Peter Altenberg schildert. Es ist ja klar, sie tragen nicht das Gefühl des fremden Volkes in sich, das Bewußtsein fremder Eigenschaften. Sie drückt nicht die Ahnung, daß ihr künftiger Lebensweg anders geartet sein wird, als der der Nebenmenschen, wie ja auch die Vergangenheit ihrer Väter anders war.

Diese Bemerkungen sind an dieser Stelle sicherlich vor Mißverständniß geschützt. Es wird auch davor gewarnt durch unvollständige Citate oder oberflächliches Lesen ihnen einen hämischen Sinn zu unterlegen. Die Grenze zwischen Kulturbild und Dichtung sollte festgestellt werden. Kein Dichter kann Besseres thun, als die Ereignisse und die Menschen zeigen, wie sie vor seinen Augen stehen. Und deshalb bieten die Jung-Wiener-Dichtungen, um das Wort Zola's zu nützen, wienerische Natur gesehen durch ein jüdisches Temperament.

Von modernen Schilderungen des Wiener Lebens, in deren Werken dieser Einschlag mangelt, weiß ich nichts. Die österreichische, jedoch nicht speziell wienerische Kultur hat in der Ebner-Eschenbach ihre meisterhafte Darstellerin, das Alt-Wiener-Leben in Männern wie Ferdinand von Saar, dem Baron Torresani u. A. Und jetzt regt sich's aller Orten in der Provinz.

Im Verhältniß der Wiener zur neuen bildenden Kunst, zum neuen Kunstgewerbe ist ja noch viel Wirrniß; doch auch hier zeigen sich ähnliche Einschläge. Viele Interessen sind geweckt worden, ihre Intensität, ihre Wurzeln und ihre Ehrlichkeit wird erst von der Zeit erwiesen werden müssen. Das Reich der Musik ist dem Wiener immer theuer gewesen. Die Stadt der Tänze und Lieder, Schubert's und Mozart's Heimath, hat den Weg zu Richard Wagner gefunden — hier herrscht wohl die größte Klarheit durch die eminente musikalische Empfänglichkeit unseres Volkes.

Das sind so Anmerkungen über Wiener Kultur. Sie werden werthlos sein, wenn wir einmal einen Dichter haben, der den wirklichen Wiener Roman schreiben wird. Durch die Darstellung leibhafter Menschen, durch die Vorführung des Lebenskampfes wird der volle Begriff der Wiener Kultur gegeben werden können. Theoretische Worte sind zu brutal und auch zu schwach, das Wesen wienerischer Art rein auszudrücken.

Wien. W. Fred.

---

*) Man vergleiche sein neues Buch: „Was der Tag mir zuträgt“. Berlin, S. Fischer 1901.

Theater.

(Deutsches Theater: „Morgen", eine Scene von Georg Reicke. — „Wiederfinden", Schauspiel in 3 Akten von Rudolf Rittner.)

Ein ganz modern eingerichtetes Zimmer. Die Farben sanft abgetönt, ein weicher Teppich, das Licht der Krone gedämpft. Die Dame des Hauses und ein junger Mann reden leise miteinander, während die Gesellschaft im Nebenzimmer den Klängen des Instrumentes lauscht So geht der Vorhang über Georg Reickes Scene „Morgen" auf. Eine gewisse Stimmung gibt sich in dem Gespräch der beiden, in dem Gespräch in dieser Umgebung.

Die Stimmung ist zurechtgemacht, eine Dekorateurstimmung, wie oftmals auch in Reickes neuen Gedichten „Winterfrühling". Und die beiden Menschen werden, je länger man ihnen zuhört, desto mehr zu Salonzubehör. Und doch sollen sie mit dem hereindämmernden Morgen ein volles Menschenthum finden, — so will es Reicke. Das Schicksal, dem er willkürlich kommandirt, fängt ganz energisch an, die Schnur zu ziehen, und diese Nippesmenschen tanzen. Sie macht ihm eine Liebeserklärung, man weiß nicht recht, warum. Vielleicht weil er Antheil an ihrem Schicksal genommen hat, vielleicht auch nur, weil sie plötzlich verarmt ist und sich einen Mann einfangen will. Die Charakteristik gibt darüber keine Auskunft. Man sieht nur das Eine, daß diese Salonstatuetten allerlei Verrenkungen machen; man hört sie Worte sprechen, die mit der vorherigen Charakterandeutung in Widerspruch stehen, und man sagt sich: schade; es war ja nicht viel, aber eine gewisse Stimmung war immerhin vorhanden.

Dem Reicke'schen Einakter folgte ein Schauspiel in 3 Akten „Wiederfinden" von Rudolf Rittner, dem Mitglied des Deutschen Theaters. Schauspielerdramen sind fast immer Reminiscenzenstücke gewesen; auch Rittner's Schauspiel bestätigt diese alte Erfahrung. Es scheint ein Unglück zu sein, wenn ein Mensch gar so viel auswendig zu lernen hat, was andere für ihn gedacht haben, wenn er sein bischen Selbst in anderer Persönlichkeiten Wesenheit hineinzuspielen hat. Das Spiel wird Ernst, der Ernst der Persönlichkeit wird Spiel.

Irgend ein gleichgiltiger Komponist findet ein gleichgiltiges Mädchen, mit dem er als Kind gespielt hat, als Chantantsängerin wieder. Sie hat ihn immer geliebt, er findet sich in etwas wie Liebe durch die Erinnerungen, die ihnen gemeinsam sind, hinein. Und dann tritt das Niedere ihres Alltagslebens plötzlich trennend zwischen sie und ihn; er kehrt in die geschmähte, geliebte Heimath zurück. Das alles ist belanglos, wie die Witzchen des ersten Aktes, wie die Brutalität der äußeren Spannung belanglos ist. Stärker als die schwächlichen Stimmungen des Stückes überkommt einen die andere: daß etwas Qualvolles um den Beruf eines Schauspielers ist; und wie auch die Zeiten sich geändert haben, innerlich mögen viele dem alten Vagantenthum sich anheimgegeben fühlen. Wie ein Selbstbekenntniß, wenn auch ein gestammeltes, muthet bei Rittner dies Sehnen nach einer Heimath an.

Freilich, diese Heimath wäre eine andre als ein beliebiges Dorf, in dem „die Hunde bellen".

Rittner gehört als Schauspieler — ich vermag seine Art im Allgemeinen nicht sonderlich zu schätzen — zur Gruppe derer, die alles Heil in konsequentem Realismus suchen, die durch Zurückhaltung und Unterdrückung des Leidenschaftsausbruchs die Wirkung auf den Zuschauer zu erzielen hoffen. Nur gilt dabei von Rittner ein wenig der Satz, daß nicht jeder Schweiger nothwendigerweise viel zu sagen haben müsse. Und nun das ach! so Charakteristische: in seinem Schauspiel schwelgt Rittner in Schwulst, er jagt nach Bildern, er bewirthet sich mit sentimentalen Lyrismen. Es drängt auch ihn nach Aussprache, und je ängstlicher er in seiner Kunst die Lippen schließt, desto redseliger wird er in einer andren. Doch findet man so die Aussprache nicht.

Die diensttuenden Kollegen nahmen sich des dichtenden Freundes liebevoll an. Vor allen Else Lehmann und Friedrich Kayßler in den Rollen der Kinder des gleichen Dorfes. Würdig des Deutschen Theaters aber war der Abend nicht.

Ernst Heilborn.

Die Angelpartie.*)

Am Tage vor dem Schicksalsmorgen, da Herr Patissot zum ersten Mal im Leben einen Angelhaken in einen Fluß werfen sollte, kaufte er sich zum Preise von 80 Centimes den „Perfekten Angler". Er lernte aus diesem Buche tausend nützliche Dinge, doch besonders fiel ihm der Stil auf, und er merkte sich u. a. folgende Stelle:

„Mit einem Worte, wollen Sie ohne Mühe, ohne Vorkenntnisse, ohne Vorschriften fischen, wollen Sie Glück haben und mit Erfolg rechts, links oder geradeaus, den Strom aufwärts oder abwärts gehend fischen, wollen Sie fischen und mit siegesgewisser Miene, als wäre nichts einfacher auf der Welt? Nun wohl, dann fischen Sie vor, während und nach dem Gewitter, wenn der Himmel sich öffnet und von feurigen Schlangen durchzuckt wird, wenn die Erde vom anhaltenden Rollen des Donners erbebt. Dann, sei es Gierigkeit, sei es Schrecken, zappeln und quirlen alle Fische durch einander und verschmelzen ihre Bewegungen zu einem gemeinsamen Galopp . . .

In dieser Verwirrung können Sie alle Regeln, die für günstige Gelegenheiten gelten, befolgen oder vernachlässigen; gehen Sie nur angeln, Sie gehen zum Siege."

Nunmehr besorgte er sich, um Fische aller Größen zugleich fangen zu können, drei prachtvolle Instrumente, die man in der Stadt als Spazierstöcke tragen konnte, am Flusse aber waren es Angelruthen, die durch einfaches Schieben eine riesige Länge erhielten. Für Grundlinge hatte er Haken Nr. 15, für Brassen Nr. 12, und mit Hilfe von Nr. 7 hoffte er sicher, seinen Korb mit Karpfen und Barschen zu füllen. Regenwürmer kaufte er sich nicht, da er sicher war, überall welche zu finden; dagegen versah er sich mit Madenwürmern. Er kaufte einen ganzen Topf voll und am Abend betrachtete er sie. Das scheußliche Gewürm verbreitete einen unsauberen Gestank und kribbelte in seinem Kleiebad herum wie in faulem Fleische. Patissot wollte zur Vorübung einige an seinem Haken aufspießen. Mit Widerwillen griff er hinein, aber kaum hatte er das Thier auf die scharfe gekrümmte Stahlspitze gespießt, so platzte es und entleerte sich gänzlich. Zwanzigmal machte er das gleiche Experiment, ohne mehr Erfolg zu haben, und er hätte vielleicht die Nacht hindurch weitergespießt, wenn er nicht gefürchtet hätte, seinen ganzen Würmervorrath zu erschöpfen.

Mit dem ersten Morgenzuge fuhr er ab. Der Bahnhof wimmelte von Leuten, die mit Angelruthen bewaffnet waren. Die einen, wie die unseres Helden, sahen wie einfache Bambusstöcke aus, während die anderen, die aus einem Stück waren und sich nach oben verdünnten, hoch in die Luft ragten. Es war ein ganzer Wald von dünnen Stäben, die sich immerfort begegneten und kreuzten, sich wie Degen zu schlagen schienen, oder wie Mastbäume über einem Ozean von breitkrämpigen Strohhüten schaukelten.

Als die Lokomotive anzog, sah man aus allen Fenstern welche heraus stecken; ebenso waren die Deckplätze von einem Ende des Zuges bis zum andern gespickt damit, so daß der Zug wie eine riesige, durch die Felder kriechende Raupe aussah.

In Courbevoie wurde ausgestiegen und die Post nach Bezons geradezu gestürmt. Das Verdeck war von Fischfängern überfüllt, die alle die Angelruthe in der Hand

*) Vergl. die Vorbemerkung zu der Maupassant'schen Erzählung in der vorigen Nummer.

hielten, und der schwere Omnibus sah plötzlich aus wie ein mächtiges Stachelschwein.

Ueberall auf der Straße sah man Leute mit derselben Bewaffnung; es war wie eine ungeheure Pilgerfahrt nach einem neuen Jerusalem. Sie trugen ihre langen, schlanken Stäbe wie die alten Pilger, wenn sie aus Jerusalem heimkehrten, und ein Kochgeschirr von Weißblech klapperte ihnen auf dem Rücken.

Bei Bezons kam der Fluß. Ueberall an beiden Ufern eine lange Reihe von Angelnden, Männer im Gehrock, andere im Drellanzug, wieder andere in Blusen, daneben Frauen, Kinder, selbst heirathsfähige junge Mädchen.

Patissot ging nach dem Bootshäuschen, wo ein Freund, Boivin, seiner harrte. Er fand einen sehr frostigen Empfang. Boivin hatte sich mit einem dicken Herrn in den Fünfzigern angefreundet, der wie das ewige Leben aussah und stark von der Sonne verbrannt war. Alle drei nahmen zusammen ein großes Boot und legten es an der steilen Uferböschung dicht unter dem Bootshäuschen in den Stromschnellen an, wo man am meisten Fische fängt.

Boivin war bald mit den Vorbereitungen fertig und warf, nachdem er den Köder befestigt hatte, seine Angel aus; dann blieb er unbeweglich sitzen und starrte mit außergewöhnlicher Aufmerksamkeit auf den schwimmenden Kork. Nur hin und wieder zog er seine Angel aus dem Wasser, um sie etwas weiter aufwärts von neuem auszuwerfen. Der dicke Herr hatte seinen Angelhaken ebenfalls mit einem Köder versehen und ausgeworfen, dann legte er die Ruthe neben sich, stopfte sich die Pfeife, zündete sie an, kreuzte die Arme und sah dem Wasserspiele zu, ohne seinen Korken eines Blickes zu würdigen.

Patissot fing wieder an mit seinen Würmern Experimente zu machen, doch zerplatzten sie ihm sämmtlich. Nach fünf Minuten interpellirte er Boivin. „Herr Boivin, es wäre sehr liebenswürdig, wenn Sie diese Thiere an meinem Haken befestigten wollten. Ich versuche es immer wieder, aber es gelingt mir nicht." Boivin hob kaum den Kopf. „Bitte mich nicht zu stören, Herr Patissot; wir sind hier nicht zum Zeitvertreib." Trotzdem spießte er den Köder auf und Patissot warf die Angel aus, indem er sorgsam alle Bewegungen seines Freundes nachahmte.

Der Kahn tanzte in der Strömung wie unsinnig herum. Wellen warfen ihn hin und her, und plötzliche Kreisbewegungen des Stromes zwangen ihn, sich wie ein Kreisel zu drehen, obgleich er an beiden Enden verankert war. Patissot, der ganz im Fischen aufging, empfand allmählich ein leises Unbehagen; der Kopf wurde ihm schwer, und ein sonderbarer Schwindel befiel ihn.

Immer noch wollte kein Fisch anbeißen. Der kleine Vater Boivin wurde ganz nervös; er machte heftige Bewegungen und runzelte verzweiflungsvoll die Stirn. Patissot war niedergeschmettert wie von einem großen Unglück, und nur der dicke Herr saß immer noch unbeweglich und rauchte still, ohne sich um seine Angel zu kümmern.

— Es beißt immer noch keiner an?

— So, antwortete der Dicke lakonisch.

Patissot blickte ihn erstaunt an.

— Fangen Sie denn sonst viele?

— Niemals.

— Was, niemals?

Der dicke Mann paffte wie ein Fabrikschornstein und erklärte dabei zur hellen Entrüstung seines Nebenmannes:

— Es wäre mir nichts unangenehmer, als wenn einer anbisse. Ich komme nicht her, um zu fischen, ich komme, weil mir's hier wohl ist: man wird durchgeschüttelt wie auf See. Eine Angel nehme ich nur mit, weil's die andern auch thun.

Herrn Patissot war hingegen garnicht mehr wohl. Seine Uebelkeit, die Anfangs unmerklich war, nahm immer mehr zu und wurde schließlich zum Ereigniß. Man wurde in der That durchgeschüttelt wie auf See, und er wurde regelrecht seekrank.

Nachdem der erste Anfall sich etwas gelegt hatte, schlug er vor, wieder an Land zu gehen; aber Boivin wäre ihm vor Wuth beinahe ins Gesicht gesprungen. Der dicke Herr fühlte schließlich ein menschliches Rühren und brachte den Kahn ans Ufer. Als Patissot von seinem Schwindel befreit war, dachte man ans Frühstück.

Zwei Restaurationen luden zum Imbiß ein. Die eine sah mehr wie eine Schänke aus; hier sprach die große Masse der Angler ein. Die andere, die den Namen „Zur Linde" führte und wie eine bürgerliche Villa aussah, war von der Aristokratie des Fischereisportes besucht. Die beiden Wirthe waren Feinde von Jugend an und warfen sich über ein großes Grundstück hin, das sie trennte, haßerfüllte Blicke zu. Auf diesem neutralen Boden stand das weiße Haus des Fischwächters und des Bootsverleihers, von denen der eine es mit der Schänke und der andere mit dem Gasthaus „Zur Linde" hielt. Und diese kleinen Reibereien zwischen den drei einsamen Häusern waren wie ein Symbol der ganzen menschlichen Geschichte!

Boivin kannte die Schänke und wollte dort frühstücken. „Man ißt sehr gut da und nicht theuer; Sie werden ja sehen. Uebrigens, Herr Patissot, glauben Sie nicht, daß Sie mich wieder so betrunken machen, wie letzten Sonntag. Meine Frau war wüthend, wissen Sie; sie hat geschworen, Ihnen nie zu verzeihen!"

Der dicke Herr erklärte, er würde nur in der Linde essen, das wäre, versicherte er, ein ausgezeichnetes Etablissement, und die Küche wäre so gut, wie in den besten Pariser Restaurants.

— Thun Sie, was Sie wollen, erklärte Boivin; ich gehe dahin, wo ich's gewohnt bin.

Damit ging er. Patissot war verstimmt über seinen Freund und schloß sich dem dicken Herrn an.

Sie frühstückten in traulichem Beieinander, tauschten ihre Ansichten aus, theilten sich ihre Eindrücke mit und sahen, daß sie sich verstanden.

* * *

Nach der Mahlzeit gingen sie wieder angeln. Die beiden neuen Freunde gingen zusammen am Uferhang entlang, bis sie an die Eisenbahnbrücke kamen. Hier machten sie Halt, warfen ihre Angeln aus und plauderten. Aber es biß nach wie vor kein Fisch an. Patissot fand sich allmählich darein.

Eine Familie kam auf sie zu. Der Vater trug einen ausrasirten Backenbart wie ein Beamter und eine riesige Angelruthe; drei Knaben von verschiedenem Alter hatten Bambusstöcke von entsprechender Länge, und die Mutter, eine starke Dame, handhabte graziös einen reizenden Bambusstock mit einer Schleife am Griff. Der Vater grüßte: „Ist dies eine gute Stelle, meine Herren?" Patissot wollte eben den Mund aufthun, als sein Nachbar schon antwortete: „Ausgezeichnet."

Die ganze Familie lächelte und gruppirte sich um die beiden Angler. Jetzt wurde Patissot vom Ehrgeiz gepackt. Er brannte darauf, einen Fisch zu fangen, nur einen, gleichgültig, wie er war, und wäre er so klein wie eine Fliege, aber er mußte einen Fisch haben, um den Leuten zu imponiren. Und er begann seine Angel so zu handhaben, wie er es bei Boivin am Morgen abgesehen hatte. Er ließ den Kork stromab schwimmen, so lang der Faden war, schnellte ihn dann in die Höhe, daß der Haken in der Luft schwebte, und warf ihn hierauf in hohem Bogen etwas weiter oben wieder in den Fluß. Nach seiner Meinung entwickelte er sogar eine gewisse Grazie dabei. Als er seine Angel eben wieder mit kräftigem Ruck herauszog und durch die Luft kreisen ließ, saß sie plötzlich ein paar Schritte hinter ihm fest. Er ruckte nun stärker; da erscholl ein lauter Schrei hinter ihm, und ein prächtiger, reich mit Blumen garnirter Damenhut flog an seinem Angelhaken meteorgleich durch die Luft, um sich sodann, immer noch am Ende seines Fadens, mitten auf den Wasserspiegel herabzusenken.

Erschrocken drehte er sich um und ließ vor Schreck seine Angel fallen, so daß diese dem Hute, den der Strom erfaßt hatte, nachfolgte, während der dicke Herr, sein neuer

Freund, auf den Rücken fiel und aus vollster Kehle lachte. Die Dame stand ohne Hut da; sie war sprachlos und erstickte schier vor Wuth. Der Gatte wurde vollends ausfallend und verlangte eine gebührende Entschädigung für den Hut. Patissot mußte etwa dreimal so viel bezahlen, wie er werth war.

Dann ging die Familie würdevoll von dannen.

Patissot griff zu einem anderen Stock und badete bis zum Abend seine Würmer. Sein Gefährte schlief bereits friedlich auf dem Rasen. Um sieben Uhr wachte er auf.

— Wollen wir nicht gehen? schlug er vor.

Da zog Patissot seine Leine hoch und stieß einen Schrei aus, während er jetzt vor Staunen auf den Rücken fiel. Am Ende des Fadens schaukelte ein winziges Fischlein. Bei näherem Besehen ergab es sich, daß es mitten durch den Leib gespießt war. Der Haken hatte beim Hochschnellen aus dem Wasser ihn erfaßt.

Das war ein Triumph, eine maßlose Freude! Patissot wollte ihn für sich ganz allein backen lassen.

Während der Mahlzeit wurde er mit seinem neuen Bekannten bald intim. Er erfuhr, daß der Herr ein Privatmann aus Argenteuil war und seit dreißig Jahren unverdrossen Segeltouren machte. Er lud ihn zum nächsten Sonntag zum Frühstück ein und versprach ihm eine schöne Kahnpartie in der „Taucherente", seiner höchsteigenen Segelyacht.

Die Unterhaltung interessirte ihn so lebhaft, daß er seinen Fischzug darüber vergaß.

Erst nach dem Kaffee fiel ihm sein Fang wieder ein, und er ließ ihn sich bringen. Ein Teller wurde ihm vorgesetzt; in der Mitte lag etwas wie ein gelbliches, gekrümmtes Streichholz. Er langte trotzdem voller Stolz zu, und Abends auf dem Omnibus erzählte er seinen Nachbarn, daß er im Laufe des Tages vierzehn Pfund Fische gefangen hätte.

Guy de Maupassant.

Zeitschriften.

Die Ueberschätzung von Arbeiter-Spezialgesetzen

(„Das freie Wort.")

Von dieser neuen Frankfurter Halbmonatsschrift „für Fortschritt auf allen Gebieten des geistigen Lebens", herausgegeben von dem Landtagsabgeordneten Carl Saenger, ist ein Probeheft erschienen, das einen recht günstigen Eindruck macht. Wir greifen aus der Reihe der in diesem ersten Heft zum Abdruck gelangten Artikel speziell eine sozialpolitische Rundschau von Dr. J. Jastrow heraus, in der einige sehr beachtenswerthe Ausführungen besonders den Sozialpolitiker interessiren werden. Jastrow warnt vor einer Ueberschätzung der Bedeutung von Arbeiter-Spezialgesetzen. „Die Zeiten", so führt er aus, „haben sich geändert. Ehemals mußte man den Vertretern der bürgerlichen Freiheit predigen, daß sie zum Zwecke des Schutzes auch den Zwang zulassen müssen. Heute ist es weit eher an der Zeit, den Anhängern des Arbeiterschutzes zu predigen, daß sie der bürgerlichen Freiheit und der Garantieen gegen Polizeieingriffe nicht vergessen mögen." .... „Die Anschauung, daß die Vermeidung eines staatlichen Eingriffes an sich schon eine gute That sei, ist untergegangen. Jetzt naht unter den Gesichtspunkten der Ideenfortbildung die gegentheilige Aufgabe: darauf hinzuweisen, daß nicht die Vermehrung der Staatseingriffe an sich schon einen Fortschritt vorstelle. Als im Jahre 1896 die eben erlassene Bäckereiverordnung aufgehoben werden sollte, da konnte es allenfalls noch einen Sinn gehabt haben, sich für sie ins Zeug zu legen, weil unter den damaligen politischen Verhältnissen der Anschein entstehen konnte, als ob in der That diese Aufhebung das Signal zum Rückzuge, zu einer Rückwärtsrevidirung der ganzen Arbeiterschutzgesetzgebung darstellen sollte. Jetzt, wo diese Gefahr als beseitigt angesehen werden kann, macht es einen geradezu kindlichen Eindruck, wenn jene schwächliche und in der Praxis noch nicht einmal durchgeführte Verordnung über den sogenannten hygienischen Maximalarbeitstag als eine Art Palladium des Arbeiterschutzes hingestellt wird. Wo ein wirksamer Arbeiterschutz geschaffen wird, muß man sich die Vermehrung polizeilichen Zwanges gefallen lassen; aber eine Verordnung, wie diese, ist die Vermehrung der Polizeigewalt, die mit ihr verbunden ist, nicht werth." .... „Die Erhöhung der Getreidezölle ist für unsere Arbeiterwelt von unendlich viel größerer Bedeutung, als die Frage, ob ein Gewerbe mehr oder weniger durch neue Verordnungen geregelt wird. Die Wichtigkeit liegt auch nicht einmal bloß in der Vertheuerung des täglichen Brotes. Sie liegt vor allem in den Schwierigkeiten, die daraus der deutschen Handelsvertragspolitik erwachsen. Die Ermäßigung der Getreidezölle war die Voraussetzung für die Handelsverträge, unter deren Schutz unser Export nach Rußland, Oesterreich und Amerika einen so erfreulichen Aufschwung genommen hat. Wenn die deutsche Zollpolitik festgelegt und eine Erneuerung der Handelsverträge im Jahre 1903 unmöglich gemacht wird, so bedeutet dies eine Unterbindung des deutschen Exports, ein Stilliegen von zahlreichen Fabriken, die für die Ausfuhr arbeiten, Betriebseinschränkungen, Feierschichten, Arbeiterentlassungen und Arbeitslosigkeit in größtem Maßstabe. — Daß gegen den Plan einer Erhöhung der Getreidezölle nicht sofort bei seinem ersten Auftauchen sich eine elementare Volksbewegung geltend gemacht hat, daß Volksversammlungen und Petitionen erst einsetzten, als die Regierung dem einseitigen Drucke der Agrarier hatte nachgeben müssen, — dafür tragen zu einem erheblichen Theil die Verantwortung diejenigen, die von der Arbeitergesetzgebung in einem Ton sprachen, als ob in ihr das Heil des deutschen Volkes beschlossen sei."

Es ist dankenswerth, daß auf diesen Punkt einmal von einer Seite hingewiesen wird, deren warmes Interesse an allen Fragen des Arbeiterschutzes außer jedem Zweifel steht.

B.

Kosten des Christenthums in den Vereinigten Staaten.

Nach einer amerikanischen Statistik, die wir dem „Nashville American" entnehmen, bezifferte sich der Kapitalwerth aller christlichen Kirchen in den Vereinigten Staaten im Jahre 1900 auf 724 900 000 Dollars oder rund 3000 Millionen Mark. Die laufenden Unkosten (running expenses) sind dementsprechend auch sehr hoch. Man muß sich dabei vergegenwärtigen, daß weder die Union, noch die Einzelstaaten, noch die Kommunen in den Vereinigten Staaten auch nur einen Pfennig für kirchliche Zwecke opfern, sondern daß alles auf privaten Wegen beigesteuert wird. In der Stadt Newyork werden für kirchliche Zwecke allein jährlich mehr als 36 Millionen Mark verausgabt, in den vier Städten Newyork, Philadelphia, Chicago und Boston zusammen etwa 75 Millionen Mark. Dabei sind die Ausgaben für Neubauten, für allgemeine Wohlthätigkeit und für Missionszwecke in diesen Summen noch nicht enthalten. Was in den Vereinigten Staaten insbesondere für Zwecke der Mission verausgabt wird, beziffert sich allein auf 100 Millionen Mark im Jahre. Die running expenses vertheilen sich auf die einzelnen Konfessionen folgendermaßen:

Auf die Episkopal-Kirche	entfallen rund	60	Millionen Mark,
„ „ Presbyterianer	„ „	85	„ „
„ „ Baptisten	„ „	50	„ „
„ „ Methodisten	„ „	110	„ „
„ „ Römisch-katholischen	„ über	130	„ „

Daneben existiren bekanntlich noch zahllose andere denominations.

Als die reichste Kirche in Amerika gilt Trinity-Church in der Stadt Newyork, da sie einen außerordentlich werthvollen Grundbesitz hat. Das höchste regelmäßige Jahreseinkommen hat jedoch die St. Bartholomew's Episcopal Church in Newyork mit über 800 000 Mark im Jahre. Die reichste Kirche der Baptisten ist die Fifth Avenue-Baptist-Church mit einem regelmäßigen Jahreseinkommen von über 600 000 M. Zu dieser Kirche gehört der reichste Mann der Welt, Rockefeller. Unsere amerikanische Quelle beziffert die Summe, welche in den Vereinigten Staaten alljährlich für Bibeln ausgegeben wird, auf über 8 Millionen Mark. Die religiösen Zeitschriften und die sonstige religiöse Litteratur verschlingen annähernd 50 Millionen Mark.

B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 27. Berlin, den 5. April 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. **Th. Barth.**

Verlag von **Georg Reimer**, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{3}{4}$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Des Charfreitages wegen gelangt diese Nummer einen Tag früher zur Ausgabe.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Weil eine Anzahl Beamte gegen den Mittellandkanal im preußischen Abgeordnetenhause gestimmt hatten, wurden sie gemaßregelt; die Kanalvorlage wurde trotz schärfster Aeußerungen des Monarchen nicht angenommen, und die Beamten nach einiger Zeit zum Theil unter Beförderung in den Staatsdienst zurückberufen. Die Folge dieser Politik war, daß es um die neue Kanalvorlage im preußischen Abgeordnetenhause genau so übel steht, wie es um die alte Vorlage gestanden hatte. Die Opposition der Agrarier ist nicht gebrochen, und diese nämlichen Politiker, die eine Vorlage bekämpfen, hinter der wiederum das Ministerium und der Monarch steht, wollen, daß Monarch und Ministerium sich gefügig im Reichstage von den agrarischen Parteien die Hände in Bezug auf unsere internationale Wirthschaftspolitik binden lassen. Soll man die Lage mit zwei Worten bezeichnen, so muß man sagen, das parlamentarische Agrarierthum will die Krone und die Minister öffentlich unter seinen Willen beugen, und zwar sowohl im preußischen Abgeordnetenhause wie im Reichstage; das bedeutet die Herbeiführung des parlamentarischen Regimentes, zwar nicht durch die Linke, aber durch die Rechte.

Nun haben die Könige von Preußen nie eine besondere Vorliebe für das parlamentarische Regiment gehabt; diese Abneigung theilen sie mit manchen anderen Monarchen, und ihre besondere Abneigung findet überdies historisch eine gewisse Erklärung im Werdegang der preußischen Größe und über Preußen hinaus in der Reichsentwicklung. Was Wunder daher, daß diese parlamentarischen Machtsprüche unterstützt von dem demagogischen Geschrei aufgestachelter Interessenten dem Kaiser und dem König auch dann nicht lieblich in den Ohren klingen, wenn es konservativ-agrarische Münder sind, von deren Lippen sie ertönen. Schließlich wird sich ein Monarch denken: Ob die Parlamentsmarseillaise von einem Mann in rother oder in schwarzer Uniform getrommelt wird, das ist mir gleich; ich mag das Lied an sich nicht leiden.

Will man solche Stimmungen beim Monarchen voraussetzen, dann wird eine Aeußerung durchaus begreiflich, die der Kaiser zu einer Deputation des Preußischen Herrenhauses gethan haben soll, als diese ihm zum glücklichen Verlauf des bedauerlichen Bremer Zwischenfalls gratulirte. Es wird mitgetheilt, daß der Kaiser folgendes gesagt habe:

„Ehe sie den Kanal nicht schlucken, unterschreibe ich die Zolltarife nicht, und zwar unterschreibe ich nur die, die ich will."

Hat der Kaiser diese Worte gebraucht? Wir wissen es nicht; aber wenn er sie nicht gebraucht hat, dann sind sie aus der Situation heraus sehr gut erfunden.

Was besagen denn diese Worte. Der König von Preußen will, daß der Mittellandkanal gebaut wird; er hält ihn aus wirthschaftlichen und militärischen Gründen für eine Nothwendigkeit; die große Masse des Volkes ist der gleichen Ansicht; soll nun der Monarch in dieser Frage die Waffen strecken, weil die Agrarier es verlangen. Und dann; soll der Monarch etwa solche Entwürfe zu Tarifverträgen mit seiner Namensunterschrift sanktioniren, die er nicht will; die er für unzweckmäßig hält; soll er etwa gegen seine Ueberzeugung und nach dem Willen der Agrarier eine Handelsvertragspolitik betreiben; — ein

Kaiser von agrarischen Gnaden? Das ist ein wenig viel verlangt. Die Worte, die vom Kaiser angeblich herrühren, sind also an und für sich nicht unwahrscheinlich, und die Form des Unmuths erklärt sich sehr gut aus der politischen Lage.

Beachtenswerth ist es nun, daß wegen einer solchen keineswegs verwunderlichen Aeußerung die agrarische Presse außer sich vor Empörung geräth.

Wir folgern daraus erneut, daß diese Agrarier, die sich konservativ nennen, folgendes glauben verlangen zu dürfen:

Der König von Preußen muß, ohne die konstitutionellen Möglichkeiten bis zur letzten erschöpft zu haben, auf den Mittellandkanal, den er mit dem größten Theile der Bevölkerung für eine Nothwendigkeit erachtet, verzichten, weil die Agrarier es so wollen.

Und der Kaiser von Deutschland muß solche Zolltarife unterschreiben — nicht wie er sie für angemessen hält — sondern wie die Agrarier sie fordern.

Das ist das Facit einer Politik, die sich als konservativ bezeichnet, und die — worauf wir wiederholt hingewiesen haben — gleichmäßig sich gegen die Interessen der großen Masse der deutschen Bevölkerung wie der Krone richtet. Beide sollen gleichzeitig vergewaltigt werden.

Solch eine Lage war für Preußen immer ernst. Die verknöcherte, in der Herrschaft sitzende Reaktion brachte der Monarchie und dem Lande den Zusammenbruch vor dem Stoß der Napoleonischen Schaaren; sie brachte Monarchie und Land in die Wirren von 1848 hinein; sie führte Monarchie und Land zur tiefen Demüthigung von Olmütz.

Es ist keine kleine Frage, ob der Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts uns einen neuen Niedergang bringen soll, wiederum herbeigeführt durch das reaktionäre Junkerthum.

Waldeck-Rousseau hat die Republik einen weiteren Schritt vorwärts geführt. Das Vereinsgesetz ist von der Kammer nach einem Kampf von drei Monaten angenommen; es ist keine so scharfe Waffe gegen den Klerikalismus wie die radikaleren Republikaner es wünschten; aber dieses Gesetz ist doch ein Schutzwall gegen die Reaktionäre und, was mehr ist, es zeigt, daß die Republikaner unter Leitung eines so hervorragenden Staatsmannes, wie Waldeck-Rousseau, wiederum Siege gegen ihre Widersacher erringen können. Dieser moralische Erfolg ist vielleicht noch werthvoller als der reale Machtzuwachs, der dem Staat geworden ist.

Die Zeit ist vorüber, da die Republikaner sich selbst schon so gut wie verloren gaben. Die Umstürzler der Rechten sind in die Defensive zurückgedrängt, und damit schaart sich erneut um die heute bestehende Staatsform jene ganze Schaar der Unentschiedenen und Schwankenden, die stets dort zu finden sind, wo der Erfolg winkt.

Aus der allerschwierigsten Lage hat Waldeck-Rousseau die Republik herausgeführt; er kann in der That als der Erretter des Staates gelten, vor allem auch darum, weil er durch seine Erfolge den Glauben zerstört hat, daß das republikanische Frankreich seinem Untergange unrettbar entgegen schritte.

In China und in Südafrika die alte Misere. Weder hier noch dort der Friede; in Südafrika Krieg und Pest; in China das alte Zerwürfniß und die Intriguen Rußlands um die Mandschurei, die noch ihre Rückwirkung auf Japan und England üben mögen. In diesen trübseligen chronischen Zustand fällt kein Blick hellerer Hoffnungen.

* * *

Die Kanalkomödie.

Der Regierungspräsident z. D. von Jagow ist zum Regierungspräsidenten in Marienwerder ernannt. Herr von Jagow wurde im August 1899 zur Disposition gestellt, weil er in seiner Eigenschaft als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses für die Verwerfung der Mittellandkanalvorlage gestimmt hatte, gerade so, wie es mit ihm anderthalb Dutzend konservative Landräthe gethan hatten. Die Maßregelung dieser Beamten erfolgte, weil die damalige Regierung von dem Gedanken ausging, daß die Gegnerschaft gegen die Kanalvorlage einen Beamten nicht mehr als geeignet erscheinen lasse, die politische Gesammtanschauung der Regierung so zu vertreten, wie dies die Aufgabe eines politischen Beamten ist. Wir haben dies Vorgehen gegen Beamte wegen einer oppositionellen Haltung, die sie in ihrer Eigenschaft als Volsvertreter eingenommen haben, für verwerflich angesehen und das auch in diesen Blättern deutlich zum Ausdruck gebracht. Die Staatsregierung jedoch glaubte sich bei diesem Verfahren sowohl im Einklange mit den Bestimmungen der Verfassung, wie auch im Einklange mit preußischen Regierungstraditionen zu befinden. Die gemaßregelten Beamten sind dann in erheblicher Zahl nach und nach wieder zu Gnaden angenommen, aber man nahm wenigstens bisher darauf Bedacht, ihnen keine neue Stellung anzuweisen, in der sie die „politische Gesammtanschauung“ der Regierung zu vertreten haben. Mit der Wiederanstellung des Landtagsabgeordneten von Jagow als Regierungspräsident hat man auch diesen Standpunkt aufgegeben, und das Organ des Freiherrn von Zedlitz, „Die Post“, folgt einem durchaus logischen Gedankengange, wenn sie die Wiederanstellung des Herrn von Jagow folgendermaßen interpretirt:

„Indem die Staatsregierung jetzt zum ersten Mal einen der damals in den einstweiligen Ruhestand versetzten Beamten wieder in ein politisches Amt beruft, gibt sie zu erkennen, daß die Gegnerschaft gegen die Kanalvorlage einen Beamten nicht mehr als ungeeignet erscheinen läßt, die politische Gesammtanschauung der Regierung so zu vertreten, wie dies die Aufgabe eines politischen Beamten ist. Mit der hierdurch bekundeten Aenderung der Auffassung der Staatsregierung über die politische Bedeutung der wasserwirthschaftlichen Vorlage würde vielleicht sogar der Gedanke der Auflösung des Abgeordnetenhauses bei gänzlicher Verwerfung der wasserwirthschaftlichen Vorlage nicht gut vereinbar sein.“

Vom Standpunkt der Logik läßt sich gegen diese Argumentation nichts sagen; aber die Logik spielt bekanntermaßen in der Politik keine ausschlaggebende Rolle. Es erscheint deshalb noch nicht ohne weiteres ausgeschlossen, daß die Regierung für den Fall einer nochmaligen Verwerfung der Kanalvorlage einen ernsthaften politischen Gegenzug macht, und das könnte nach Lage der Sache nur die Auflösung des Abgeordnetenhauses sein.

Die Wahrscheinlichkeit, daß sie sich zu einer derartigen Energie aufrafft, ist jedoch nie geringer gewesen als gerade jetzt. Was geschehen konnte, um den Glauben an die Entschlossenheit der Regierung bei Verfolgung ihrer Kanalpolitik zu erschüttern, das ist geschehen. Als unmittelbar nach der Dortmunder Rede des Königs im August 1899 die Ablehnung der Kanalvorlage mit Hilfe von politischen Beamten der Regierung, die zugleich Mitglieder des Abgeordnetenhauses waren, erfolgte, schien ein zwingender Anlaß zur Auflösung des Parlamentes gegeben zu sein. Indem die Staatsregierung sich mit der schwächlichen und unzweckmäßigen Maßregelung einiger politischer Beamten begnügte, versetzte sie dem Glauben an ihre Entschlossenheit, das Kanalprojekt durchzuführen, einen empfindlichen Stoß. Dieser Glaube wurde weiter beeinträchtigt, als sie nach und nach die eben erst Gemaßregelten wieder zu Gnaden annahm, als sie ferner eine ganze Session verstreichen ließ, ohne die Kanalvorlage abermals einzubringen, als sie dann mit einer Aengstlichkeit, aus der nur Schwäche sprach, sich bemühte, eine neue Vorlage herzustellen, in der den alten Kanalgegnern alle nur denkbaren sogenannten „Kompensationen“ gewährt wurden. Mit dem Einbringen dieser neuen erweiterten

Vorlage schien nun aber endlich die Grenze der Nachgiebigkeit der Regierung erreicht zu sein, und da zugleich ein neuer Ministerpräsident ans Ruder kam, so nahm alle Welt an, daß die Regierung keinen Zweifel mehr darüber lassen würde, daß sie sich weder dilatorisch behandeln, noch eine abermalige Verwerfung der Kanalvorlage gefallen lassen würde. Auch in dieser Erwartung wurde die öffentliche Meinung jedoch getäuscht. Wenn es je eine wirthschaftliche Vorlage gegeben hat, die im Laufe der Zeit und in Folge der ihr zu Theil gewordenen parlamentarischen Behandlung eine politische Frage ersten Ranges wurde, so war es die Kanalvorlage. Der Ministerpräsident Graf Bülow bemühte sich aber, anstatt die politische Bedeutung dieser Vorlage zu unterstreichen, dieselbe mit allerlei flauen Redewendungen ihres politischen Charakters nach Möglichkeit zu entkleiden.

Während es in hohem Grade wahrscheinlich war, daß die alten Kanalgegner einer zur Auflösung des Parlaments entschlossenen Regierung gegenüber in richtiger Erkenntniß dessen, was für die konservative Opposition auf dem Spiele stand, alsbald klein beigegeben haben würden, gewann die konservative Kanalgegnerschaft aus der schwächlichen Haltung des neuen Ministerpräsidenten sofort die Ueberzeugung, daß man ohne große Gefahr das alte Spiel wieder aufnehmen und die Vorlage zunächst einmal dilatorisch behandeln dürfe, um zu sehen, was man etwa auf dem Gebiete der Zollpolitik gegen die Kanalvorlage werde einhandeln können. Die Regierung hat dieser Verschleppungstaktik durch ihr Verhalten in jeder Weise Vorschub geleistet, einmal dadurch, daß sie dem agrarischen Verlangen, sich für eine Erhöhung der Getreidezölle festzulegen, nachkam und damit der agrarischen Kanalopposition die Ueberzeugung beibrachte, daß sie mit ihrer dilatorischen Behandlung der Kanalvorlage auf dem rechten Wege zur Erreichung agrarischer Zollzugeständnisse sei, und ferner dadurch, daß sie in der Kanalkommission nichts that, was den Kanalgegnern die Ueberzeugung hätte beibringen können, daß die Regierung nicht länger gewillt sei, sich von der Opposition an der Nase herumführen zu lassen. Während die Regierung unmöglich darüber im Unklaren sein kann, daß die zahllosen Anträge der Kanalgegner in der Kommission nur die Bedeutung einer nutzlosen Verschleppung haben, hat sie es sich mit einer wahrhaft rührenden Sorgfalt angelegen sein lassen, jeden Seitenweg zu verfolgen, den die Kanalopposition einschlägt, um die Regierung von der Verfolgung des Hauptweges abzulenken. Es ist eine Kleinigkeit, bei dieser Methode der „gründlichen Prüfung“ die Verhandlungen so weit hinauszuziehen, daß an eine Erledigung in dieser Session gar nicht mehr zu denken ist.

Die Kanalopposition würde sich wohl hüten, das Spiel weiterzutreiben, wenn die Regierung durch ihr bisheriges Verhalten nicht so stark an Kredit eingebüßt hätte, daß man glaubt, ihr jetzt alles bieten zu können, ohne daß es zum Aeußersten, nämlich zur Auflösung des Abgeordnetenhauses, kommt. Vor einer solchen Auflösung haben die Konservativen, wenn sie auch nach außen hin so thun, als ob sie einer Auflösung ohne Besorgniß entgegensehen, eine begreifliche Abneigung. Wahlen, bei denen die Konservativen zu der Regierung in offene Opposition treten, pflegen für die Stützen von Thron und Altar nie besonders günstig auszufallen. Es kommt aber hinzu, daß der Gegensatz, in den solche Wahlen die Regierung zur konservativen Partei bringen würden, sich nothwendigerweise auch auf die Reichspolitik und insbesondere die Zollpolitik übertragen müßte. Endlich aber weiß die konservative Partei nur zu gut, daß ihre parlamentarische Stärke im preußischen Landtage nur auf dem völlig korrupten Wahlsystem beruht, und daß selbst schon die bloße Neueintheilung der Wahlkreise unter Berücksichtigung der seit 40 Jahren eingetretenen vollständigen Verschiebung der Bevölkerungsverhältnisse ihren maßgebenden Einfluß im preußischen Abgeordnetenhause dauernd brechen würde. Nur eine kleine Dosis von Gerechtigkeit, und die ausschlaggebende Macht der Konservativen ist vorüber. Eine Partei, die so sehr von der Aufrechterhaltung des Mißbrauchs lebt, kann einer Regierung gar keine nachhaltige Opposition machen, sobald die Regierung nur entschlossen ist, bei fortgesetzter Opposition dem Mißbrauch zu Leibe zu gehen, aus dem die Privilegirten ihre Hauptmacht ziehen. Aber die Konservativen sagen sich, die Regierung wird nicht die Entschlossenheit haben, jenen Zustand von Gerechtigkeit zu schaffen, der unseren Einfluß bricht, die Regierung will es mit uns agrarischen Konservativen nicht verderben, und deshalb sehen wir nicht ein, weshalb wir den Mittellandkanal „schlucken“ müssen. Solange die Konservativen keinen Grund haben, an der Richtigkeit dieser Voraussetzung zu zweifeln, werden sie auch in der Kanalfrage keine Nachgibigkeit zeigen, es sei denn, daß man ihnen auf anderen Gebieten, speziell auf dem Gebiete der Zollpolitik, Gegenleistungen bewilligt, die sie ohne die Nachgiebigkeit in Bezug auf den Kanal glauben nicht erlangen zu können. Die sogenannte „sachliche Prüfung“, wie sie in der Kanalkommission getrieben wird, kann nur das Lächeln der Auguren hervorrufen.

Theodor Barth.

Samuel Kristeller und Hugo Rheinhold.*)

Seit dem Dahinscheiden dieser beiden hochverehrten Männer sind schon viele Monate verflossen. Samuel Kristeller starb am 16. Juli, Hugo Rheinhold am 2. Oktober vorigen Jahres.

Dennoch fällt kein Schatten träger Säumniß auf diese späte Gedächtnißfeier. Innigst betrauert wurde ihr Dahinscheiden nicht bloß von dem engeren Kreise ihrer Familien und ihrer nächsten Freunde, sondern auch in ganz Deutschland und über das Meer hinaus (der heutige telegraphische Weihegruß aus Nordamerika hat davon noch unmittelbare Kunde gegeben) in den weitesten Kreisen derjenigen Männer und Frauen, deren Seelen der Emporführung einer reineren, liebevolleren Menschheits-Kultur zugewandt sind.

Eine Gedächtnißfeier entsteht aber nicht unmittelbar aus dem Schmerz, sondern erst aus einer Klärung der Trauer, welche uns zu vollerem Bewußtsein bringt, was wir an den theuren Todten verloren haben, und was der Werth ihres Lebens, über Tod und Grab hinaus, an dauerndem Segen für uns enthält.

Daß wir die Feier des Andenkens der beiden Männer in einen einzigen Akt der Pietät und der Erhebung verschmelzen, rechtfertigt sich nicht bloß durch ihre innige Verbindung im Leben, sondern auch durch die ideale Bedeutung, die gerade dieses Nebeneinander und Miteinander der beiden Gestalten besitzt und dauernd behaupten wird, wie ich Ihnen heut eindringlich darlegen möchte. — Samuel Kristeller, geb. am 26. Mai 1820, starb wenige Wochen nach seinem 80. Geburtstage, Hugo Rheinhold, geb. am 26. März 1853, starb in seinem 47. Lebensjahre und würde morgen das 48. erreicht haben. Sie wurden mit einander befreundet, als der Eine 65, der Andere 32 Jahre alt war. Trotz dieses Altersunterschiedes waren sie aber bald ein Herz und eine Seele, wie man hier im eigentlichsten Sinne sagen konnte. Beide waren sie aus jüdischem Stamme entsprossen, Samuel Kristeller im Osten Deutschlands, Hugo Rheinhold am Rhein, beide begeisterte, treue Söhne und Bekenner deutscher Kultur und deutscher Lebensgemeinschaft, aber beide auch ebenso treu und charaktervoll mit Verständniß und Pietät erfüllt für die großen Geistesthaten und die Lichtgestalten der jüdischen Vergangenheit und zugleich voll edler Zuversicht auf die hohe, völkerverbindende Mission, die in Zukunft den besonderen Eigenschaften gerade des jüdischen Geistes noch vorbehalten ist. Aber, wenn im Zusammensein mit ihren Freunden deutschen Stammes diese Fülle der Gesichte,

*) Gedächtnißrede, gehalten am 25. März 1901 im Bürgersaal des Berliner Rathhauses.

diese Zukunftshoffnung zur Sprache gebracht und gepriesen wurde, wie fern waren da die beiden von Ruhmredigkeit zu Gunsten ihres eigenen Stammes, wie still beglückt und schlicht liebevoll nahmen sie Theil an solchen ethischen Ausblicken unbefangenster und gerechtester Würdigung der Eigenart ihres Stammes.

Gestatten Sie mir nun, vor der weiteren Verfolgung und Vertiefung solcher Betrachtungen zunächst einen Blick auf die Lebensentwickelung des Einen und des Andern zu werfen.

Samuel Kristeller hatte, nach Absolvirung des Gymnasiums zu Glogau, sodann des medizinischen Studiums und der Prüfungen an der Universität zu Berlin, seit seinem 24. Lebensjahre bis in hohes Alter hinauf, sich dem ärztlichen Berufe gewidmet, anfangs als praktischer Arzt in Gnesen, dann von 1851 ab in Berlin. Zugleich hat er aber auch als Forscher und Lehrer auf medizinischem Gebiete und zwar vom Jahr 1852 ab als Dozent, insbesondere der Gynäkologie, an der Berliner Universität gewirkt. In den Kriegsjahren 1866 und 1870/71 hat er sich mit vollster Hingebung der ärztlichen Leitung großer Lazarethe gewidmet.

Diese ganze, wissenschaftlich und praktisch erfolgreiche, von warmer Menschenfreundlichkeit durchdrungene ärztliche Thätigkeit ist so zu sagen der feste Kern seines Lebensbaus gewesen.

Er war aber mehr! Ebenso wie nicht wenige der großen jüdischen Aerzte des Mittelalters war er ein Denker und Weiser im tiefsten Sinne des Wortes. Selbst die Musen haben seine Stirn geküßt, als er didaktische Poesie aus der nachbiblischen hebräischen Litteratur in sein „geliebtes Deutsch" übertrug. Die deutlichen Zeichen dieser Gunst der Musen trägt z. B. die nachfolgende Uebersetzung eines hebräischen Sinnspruches, welchen er an die Spitze seiner Uebersetzungen aus den „Sprüchen der Väter" (Pirke Aboth), eines zu dem Talmud, insbesondere zu der Mischnah gehörenden ethischen Traktats, gestellt hat:

In die Tiefe strebt der Kluge,
Doch der Narr, der klebt am Schein,
Darum sieh' nicht nach dem Kruge,
Sondern forsche nach dem Wein.
Junger Saft aus altem Faß
Wird Erfahrne nicht betrügen,
Doch ein altes, edles Naß
Bringt auch Lust aus neuen Krügen.

Wer fühlt nicht die Anmuth dieser, aufs glücklichste aus den Worten eines althebräischen Weisen entlehnten Einführung in die deutschen Nachgestaltungen jener ehrwürdigen Spruchweisheit.

Noch deutlicher als in dem im Jahre 1890 erschienenen gedruckten Exemplare jener Sprüche der Väter war es mir vergönnt, in den Manuskripten unseres theuren Verblichenen, welche sich an jene Uebersetzungsarbeiten anschließen, zu erkennen, mit welcher Liebe er sich in jenen alten ethischen Traktat versenkte, und wie er dadurch auch zu eigener Gestaltung z. B. von psalmenartigen Dichtungen angeregt worden ist. Ueber diesem allen aber schwebte bei ihm jener echt historische Sinn, jene Geistesfreiheit, welche die Vergangenheit würdigt, ohne sich von ihren durch die Ferne verklärten Eindrücken binden und ohne von ihrer engeren Bedingtheit das Emporstreben der Seele in immer lichtere Höhen des Weltverständnisses und der Menschenliebe lähmen zu lassen.

Mit Vorliebe verweilt daher unser Freund Kristeller stets bei solchen Stellen jener Spruchweisheit, in denen sich schon die Weltweite menschlichen Strebens und jene umfassendere Milde einer glücklicheren Zukunft ausspricht, die auch wir erst erwarten und erstreben, z. B. bei der folgenden Stelle:

Ben Soma sagte:
Wer ist weise? Der da lernt von Jedermann.
Wer ist stark? Der seine bösen Triebe bezwingt.
Wer ist reich? Der sich freut mit dem, was ihm beschieden.
Wem gebühret Ehre? Dem, der die Menschheit zu Ehren bringt.

Oder bei dem folgenden Ausspruch, welcher der in Verfall gerathenen neugermanischen Ethik einen Spiegel vorhält:

Freue dich nicht, wenn dein Feind fällt, und nicht frohlocke dein Herz, wenn er strauchelt. Damit der Herr dies nicht sehe und Mißfallen daran finde; denn Er wendet seinen Zorn von dem Gefallenen ab.

Oder bei der folgenden klaren und gesunden Lösung so weit verbreiteter Urtheilsverwirrungen:

Wirke ich nicht für mich, wer sollte es?
Und wirke ich nur für mich, was bin ich?
Und wenn nicht jetzt, wann denn?

Ein Mann, der vom Beginn seiner Lebenswirksamkeit an in solchem Sinn Wissenschaft und Weisheit, umfassende Menschenliebe und Vaterlandsliebe mit ernster Treue zu der Geschichte und Kultur seiner Vorfahren vereinigt hatte, mußte den näheren Stammesgenossen in besonderer Weise als eine Leuchte und als ein Führer erscheinen in den widerwärtigen Zeiten, welche der gesteigerte Nationalsinn fast in allen Kulturländern gegen das sogenannte internationale Judenthum heraufbeschworen hat. Kristeller hatte sich schon persönlich mit einem gewissen Erfolge bemüht, bei Gelegenheit des Berliner Kongresses an höchsten Stellen für die besonders schwer leidenden Juden Rumäniens einzutreten, und er war auch sonst stets hilfreich bei der Hand, wo es galt, Milderungen der Verfolgungen und der Leiden der Verfolgten herbeizuführen. So lag es denn sehr nahe, bei der Uebersiedelung des Sitzes des Deutsch-Israelitischen Gemeindebundes nach Berlin im Jahre 1882 ihn an die Spitze dieses Bundes zu stellen. In dieser Vertrauensstellung, in der er bis zu seinem 76. Jahre (1896) wirkte, hat er, wie allein schon die von ihm herausgegebenen gedruckten Mittheilungen dieses Bundes erkennen lassen, eine reiche und vielseitige Thätigkeit, neben der bloß geschäftlichen, den unmittelbaren Unterstützungs- und Sicherungszwecken des Bundes dienenden, entfaltet. Insbesondere wurde enge Fühlung mit der Bewegung zur Pflege des Handfertigkeitsunterrichts genommen im Hinblick auf die Entwicklung einer freieren Vielartigkeit der Berufswahl gerade in der jüdischen Jugend, wie überhaupt in den wohlhabenderen Volksschichten. Sodann wurden in Verbindung mit einigen der bedeutendsten deutschen Geschichtsforscher durch materielle und geistige Beiträge des Bundes die Arbeiten kräftig gefördert, welche auf die Klärung und Vervollständigung der Geschichte des Judenthums gerichtet sind, in der Ueberzeugung, daß hierdurch in der sichersten und würdigsten Weise der Gerechtigkeit des Urtheils gegenüber allen gehässigen und gewissenlosen Entstellungen der Wahrheit zum Siege geholfen werde. Sehr Merkwürdiges und Eindrucksvolles ist bereits hinsichtlich der wissenschaftlichen Bedeutung des Judenthums im Mittelalter durch solche neuere Forschungen zu Tage gefördert worden. Unter anderem wurde ein jüdischer Astronom und Mathematiker aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, Levy ben Gerson, wenn nicht gerade entdeckt, doch in helleres Licht gestellt und als ein Denker ersten Ranges erwiesen, der eine ganz eigenthümliche, höchst interessante Stellung zwischen Ptolemaeus und Kopernikus einnimmt.

Daß nun Kristeller durch alle Gebiete und Richtungen seiner Lebenswirksamkeit, wie ich sie soeben in den wesentlichsten Zügen geschildert habe, den Antrieb empfing, sich mit ganzer Seele an der Organisation der Bewegung für ethische Kultur auf deutschem Boden zu betheiligen, dies braucht keines Beweises.

Hierbei wurde aber für ihn und für uns von hoher Bedeutung die Freundschaft, die ihn seit dem Jahre 1885 mit Hugo Rheinhold verband.

Gestatten Sie, daß ich jetzt das Bild der Lebensentwickelung von Hugo Rheinhold zunächst bis zu diesem Zeitpunkte in den Hauptlinien vor Ihr inneres Auge bringe.

Ein ganz anderes Bild: Vom 16. Jahre ab, nach einer auf dem Gymnasium zu Coblenz vollbrachten Schulzeit, bis zum 29. Jahre ein Kaufmann in weit ausgedehnten Handelsgeschäften, mit einer Wanderzeit, die ihn im Jahre 1874 vom 21. bis zum 27. Lebensjahre zweimal über den Ozean nach Kalifornien führte, das erste Mal auf 4 Jahre, das zweite Mal auf kürzere Zeit nur zur Festigung der dort angeknüpften Geschäftsverbindungen, einer Wanderzeit, die dazu helfen sollte, ihn schneller selbständig und zum Herrn seines Lebensschicksals zu machen, als dessen Krönung ihm die Verbindung mit einem von früher Jugendzeit an innig geliebten holdseligen Mädchen vorschwebte. Nach der zweiten Rückkehr aus San Franzisko, und nachdem er ein zugleich in Hamburg und in San Franzisko domizilirtes Handels-Unternehmen von Schiffsbefrachtungen für Export und Import in gedeihlichen Gang gebracht hatte, gelang es ihm 1880 in seinem 27. Jahre das Ziel seiner Sehnsucht zu erreichen. Emma Levy aus Cöln ward in Hamburg seine beglückende Gattin. Dieses Glück, das ihm zeitlebens bis zum letzten Athemzuge die Seele schwellte, sollte in sichtbarer Erscheinung nur 1½ Jahre dauern. Die theure Gattin sank ins Grab, und namenloses Weh durchdrang unsern Rheinhold mit solcher Stärke, daß es seinem Leben eine vollständige Wendung gab. Er zog sich von dem Geschäftsleben zurück und ging nach Berlin, um sich dort solchen Studien und solchen Bethätigungen zu widmen, die ihm das innere Weh erträglicher machten und die ihm allmälich halfen, den großen Schmerz zu einem frommen Kultus der unauslöschlichen Liebes-Erinnerung zu verklären.

Zunächst widmete er sich wissenschaftlichen, insbesondere philosophischen Studien an der Berliner Universität. Dann verlangte es ihn auch nach unmittelbar gemeinnütziger, hilfreicher Arbeit. Dies führte ihn zu Samuel Kristeller, und nun schloß sich jener Freundschaftsbund zwischen dem jungen und dem so viel älteren Mann, jener Bund, der so fruchtbar für die ganze übrige Lebenszeit beider Männer, so reich an idealen Wirkungen und idealen Schöpfungen für weite Kreise werden sollte.

Zunächst wurde Hugo Rheinhold als Mitarbeiter in den Ausschuß des deutsch-israelitischen Gemeindebundes aufgenommen. Bald begann sich aber in ihm auch ein künstlerischer Trieb zu regen, stets mit dem wärmsten Antheil von Freund Kristeller ermuthigt. Von 1886 ab trat Rheinhold in ein Bildhauer-Atelier ein, von 1888 ab als Schüler in die Akademie der Künste. Während dieser neuen Lehrjahre begann dann die ethische Bewegung in dem Leben Rheinhold's und zugleich auch Kristeller's begeisterte Resonanzen zu erwecken. Festere Gestalt gewannen die Eindrücke dieser zuerst in Nord-Amerika emporgewachsenen Bewegung der Geister in Deutschland im Anfange des Jahres 1892, als Professor Felix Adler aus New-York in Berlin erschien.

Es kann heut nicht meine Aufgabe sein, die Entwickelung der Gesellschaften für ethische Kultur in Nordamerika und in Deutschland zu schildern. Ich will nur in Kürze daran erinnern, daß Felix Adler ebenfalls aus dem Judenthum hervorgegangen ist, und daß er gemeinsam mit dem Angelsachsen William Salter der Schöpfer jener ethischen Gemeinschaftsbildungen in Amerika war. In seiner Auffassung der Stellung des Judenthums innerhalb der National-Staats-Bildungen, in seiner Treue und Pietät für die Vergangenheit, aber auch in seiner klaren Erfassung der freien und großen Aufgaben der Juden der Gegenwart, gegenüber den ultra-nationalen und konfessionellen Trübungen der Menschheits-Kultur, nahm Felix Adler ganz dieselbe Stellung ein, wie Kristeller und Rheinhold.

Ich kann heut nur mit tiefer Bewegung an jenen Abend im Winter 1892 denken, an welchem ich zu gleicher Zeit diese drei Männer, denen auch mein Lebensinhalt so viel verdankt, kennen lernte in einer intimen Versammlung, welche zu Ehren von Felix Adler zusammenberufen war. Auch Georg von Gizycki und Moritz von Egidy nahmen an der Zusammenkunft Theil und erörterten mit uns die Zeichen der Zeit, zu denen damals in Deutschland eine besonders weitgehende und gefährliche Erneuerung des Versuches gehörte, die Volksschule ganz unter die Herrschaft der Geistlichkeit zu bringen. Aus den Mittheilungen, die Felix Adler über die nordamerikanischen Bestrebungen, auch auf dem Gebiete der freiesten und feinsinnigsten Reformen des Jugend-Unterrichtes, machte, erwuchs in den Seelen der Versammelten das Gelübde, auf allen Wegen der großen Sache der ethischen Läuterung des individuellen und des Gemeinschaftslebens zu dienen, d. h. die Menschenwelt von dem Druck religiöser Unduldsamkeit, von den Verirrungen nationaler Leidenschaft und Machtsucht und von verödendem Autoritätszwange, jeder nach dem Maße seiner Kräfte befreien und überall die klarste Erkenntniß und die liebevollste Gerechtigkeit zum Siege führen zu helfen.

Samuel Kristeller hat zu der Ausbreitung und Vertiefung dieser Bestrebungen in Deutschland in jenen Entwickelungsstufen derselben Unvergleichliches beigetragen, ebensowohl durch die klare Weisheit und Würde seines ganzen Wesens, als durch die Sicherheit, mit der er gewisse Grundsätze und Grundzüge des Zusammenwirkens festhielt, endlich auch durch die ihm als Naturforscher innewohnende unerschütterliche Ueberzeugung von der erhabenen Gesetzmäßigkeit der Welt und von der Elendigkeit und Hinfälligkeit aller durch die Interessen und Leidenschaften eingegebenen Sophismen, wie groß und selbstgewiß auch die Gemeinschaften oder die Autoritäten seien, welche dieselben auf ihre Fahne schreiben.

Wohl in keinem von uns hat aber die starke Geistesbewegung jener Tage eine so tiefe Resonanz geweckt, wie in Hugo Rheinhold. Seine nach großen idealen Regungen zur Milderung des unversieglichen Schmerzes dürstende und nach schöpferischer Thätigkeit drängende Seele fand in der begeisternden Gemeinsamkeit jener frischen und reinen Zukunftshoffnungen und Verheißungen eine unnennbare Wohlthat, und wiederum strahlte dann seine von klaren ethischen und ästhetischen Ueberzeugungen erfüllte Persönlichkeit jene Wohlthat wieder auf viele andere aus in unablässiger, thatkräftiger und liebreicher Wirksamkeit durch Wort und Beispiel. Auch der Künstler in ihm wuchs alsbald unter dem warmen Hauche jener Steigerung des Intellektes und des Willens immer zuversichtlicher und schaffenskräftiger empor, und zwar der Künstler, wie er sein tiefstes Wesen und Wirken erfaßte, in Uebereinstimmung mit den bedeutendsten Denkern über Kunst und Künstler, wenn auch nicht in Uebereinstimmung mit Vielen in der Künstlerwelt und in der Laienwelt, welche auf die technische Mache des Kunstwerkes und die sinnfällige Unmittelbarkeit seiner Wirkung das Hauptgewicht legen. Hugo Rheinhold's Bildwerke, die in den letzten 6 Jahren in immer größerer Fülle und Vielartigkeit und natürlich, wie es bei den Bedingungen künstlerischen Schaffens stets vorkommen wird, mit wechselndem Glück und Erfolg, enstanden sind, lassen immer die tiefe Innerlichkeit des Künstlers erkennen, sei es, daß sie weitreichende Ideenzusammenhänge in knapper geistreicher Formgebung fast allegorisirend darstellen, sei es, daß sie in schlichtester Natürlichkeit auf den ersten Blick nur das wirkliche Leben wiederzugeben scheinen und erst dem ruhevollen Beschauer eine entzückende Tiefe weitreichender menschlicher Beziehungen offenbaren. Rheinholds großes Kunstwerk „Am Wege", welches in unserer Nationalgallerie einen Platz gefunden hat, und bei jedem neuen Beschauen als einer der herrlichsten Schätze dieser Gallerie erscheint, wirkt es nicht wie ein hohes Lied von dem unaussprechlichen Weh, mit welchem in dieser unvollkommenen Welt das erhabene Glück der Mutterschaft noch so oft umgeben ist? Löst es nicht, in Verbindung mit dem darauf herabblickenden Madonnenbilde, eine Gedankenfülle und eine Liebesfülle in der Seele aus, die im echtesten Geiste des Schönen als eine Verklärung des Natürlichen wonnevoll nachwirkt.

Mein armes und dilettantisches Kunsturtheil vermöchte einer eingehenderen Schilderung von Rheinhold's Bedeutung als Künstler nicht gerecht zu werden. Ich kann nur sagen, daß ich auch anderen seiner bildnerischen Schöpfungen noch

Beglückungen derselben Art verdanke. Weiterhin will ich noch auf die besondere ethische und für den Künstler selber höchst charakteristische Bedeutung einer seiner letzten Schöpfungen, nämlich des sogenannten „Kämpfers“ zurückkommen. Es ist meine persönliche Ueberzeugung, daß die Welt noch vieles Erhebende und Entzückende von seiner unablässig gestaltenden und die Lebenserscheinungen durchgeistigenden Schöpferkraft zu erwarten gehabt hätte, wenn der unerbittliche Tod nicht dieses Saatfeld reicher Blüthen und Früchte vernichtet hätte. Nun sind sie beide dahin, der greise Denker, Forscher und Menschenfreund Samuel Kristeller, den man nach der Weisheit und Sicherheit seines begeisterten Zukunftsblickes im Alterthum zu den Propheten gezählt haben würde, und der hochgesinnte, liebreiche, schaffensfreudige Philosoph und Künstler Hugo Rheinhold, dessen Leben und Lebensfreudigkeit für so viele zu einer Bereicherung ihres eigenen Lebensinhalts und zu einer Erhöhung der Anmuth und Harmonie des Daseins geworden war.

Und nun lassen Sie mich, zurückkehrend auf den Anfang meiner Rede, noch ein Vermächtniß für die nächste Zukunft unsers Wirkens im Leben aus den Gesinnungen und Ueberzeugungen und aus den Hoffnungen und Verheißungen der beiden Freunde zusammenfassend ableiten.

In einem künftigen feineren Gesittungszustande der Menschheit werden gewisse zartsinnige und dabei so machtvolle Regeln und Grundsätze, die schon in einzelnen Höhepunkten der Menschheitsentwicklung in Kreisen von auserlesener Geistesbildung und Lebensreife vorübergehend zur Geltung gekommen sind, allgemeiner und maßgebender in Erscheinung treten. Ich meine die Grundsätze hochgesinnter gegenseitiger Würdigung in Verbindung mit der Selbstkritik und Selbstbescheidung an Stelle der Selbsthervorhebungen und der gegenseitigen Schmähungen, die einer rohen und niedrigen Entwickelungsstufe oder dem jetzt so oft wahrnehmbaren Rückgange der Formen des Zusammenlebens auf vorsündfluthliche Entwickelungsstufen entspringen. In einer publizistischen Diskussion zwischen Deutschen und Czechen wurde ich vor einiger Zeit zu einer Art von Schiedsspruch aufgefordert. Ich verweigerte meine Einmischung, so lange die Verhandlung den ungebildeten Charakter trage, daß jede Partei nur ihre eigene Sache verfechte, wie es auf dem Boden des elementaren Rechtsstreites, dieser ethisch noch völlig unentwickelten, wenn auch zur Zeit noch so unvermeidlichen Form der Diskussion geschehe. Bevor nicht ein gerechtigkeitsliebender Czeche mit Selbstkritik gegen seine Volksgenossen und mit unbefangenem Verständniß und theilnehmender Sorgfalt für die Beschwerden der Deutschen eintrete, und bevor nicht entsprechendes von deutscher Seite geschehe, könne ich von der Erörterung keinerlei Klärung erwarten, da bei solchen außerordentlich verwickelten Thatbeständen wie Rassen- und Stammeskämpfen die reinen Thatsachen und die wirklichen Zusammenhänge von beiden Seiten durch das Uebermaß der Leidenschaften und Interessen erdrückt oder gefälscht würden.

Selbstverständlich kann jene Forderung nicht als eine absolute und allgemeingültige aufgestellt werden; sie enthielt nur eine mittelbare Mahnung zur Selbstbesinnung und zur Bekämpfung der extremen Feindseligkeit auf beiden Seiten. Immerhin wird es der Zukunft beschieden sein, in den geordneten Formen des Streites auf Gesichtspunkte jener nachdenklicheren und sorgsameren Art noch mehr Rücksicht zu nehmen, als es bis jetzt überhaupt geschehen ist.

Was soll aber ein solcher Ausblick an dieser Stelle? Er soll auf mein besonderes Recht und meine besondere Pflicht hinweisen, bei der heutigen Gedächtnißfeier für zwei unvergeßliche jüdische Männer überhaupt die ganze Wärme meiner Darstellung für die Würdigung der hohen Kulturbedeutung der Geistesart und der Mission des Judenthums, die ich schon im Eingange als eine völkerverbindende bezeichnet habe, einzusetzen und zwar mit der vollsten Unbefangenheit und Gerechtigkeit, weil ich, um es mit einem an sich thörichten, aber seit einiger Zeit klassisch gewordenen Namen auszudrücken, ein Arier bin.

Die leidenschaftlichen und mitunter fast wahnwitzigen Schmähungen, mit denen das Judenthum noch immer und zur Zeit vielleicht intensiver als je bedacht wird, haben viele sonst gerecht und menschlich urtheilende Leute von nicht jüdischem Stamme zum Schweigen gebracht oder gar irre gemacht. Andererseits aber haben sich von Seiten der Juden selber Gegenwirkungen erhoben, welche völlig erklärlich sind, zum Theil aber schmerzlich beklagt und ernst bekämpft werden müssen, weil sie sich gewissen Rückschritten oder Rückständigkeiten der Gesittung anschließen, aus denen gerade die größten Roheiten der anderen hervorgehen.

Ich denke dabei unmittelbar an die jüdischen Studentenverbindungen, überhaupt an diejenigen jüdischen Studenten, welche geglaubt haben, für den jüdischen Namen höhere Achtung dadurch zu erzwingen, daß sie sich den völlig veralteten und rückständigen Formen der Genugthuung und Sühne mit den Waffen unterordneten. In der That haben sie sich dadurch unter Umständen in begrenzten Kreisen eine Art von Ehrenerklärung verschafft, aber doch auf Kosten derjenigen höheren Gesittung, von deren konsequenter und allgemeiner Anerkennung und Durchführung doch schließlich für uns alle, einschließlich unserer jüdischen Brüder, Freiheit und Glück auf Erden abhängt. Sie haben zu Gunsten der Anerkennung ihres physischen Muthes dazu beigetragen, das Emporkommen und die Würdigung des so viel machtvolleren moralischen Muthes zu schwächen.

Auch bei Hugo Rheinhold hat es Momente gegeben, in denen er angesichts der bodenlosen Rohheit vieler Angriffe auf das Judenthum Alternativen ähnlicher Art in der Seele wälzte. Sein Bildwerk „Der Kämpfer“ zeigt uns einen kraftvollen jugendlichen Mann, der mit einer Miene des schwersten Seelenkampfes den Arm mit dem Schwerte noch zurückhält, dessen Muskeln aber von heldenhafter Entschlossenheit gespannt sind. Wird das innere oder das äußere Heldenthum siegen? Anfangs enthielt eine Inschrift „ferrum sanat“ die Bejahung zu Gunsten der Gewalt. Die Seele des Kämpfers schien der Energie der Leidenschaft zu erliegen.

Künstlerisch wäre diese Entscheidung in der Seele dieser Gestalt wohl gerechtfertigt gewesen. Der Künstler war trotzdem eine Zeit lang geneigt, die Inschrift dahin zu ändern, daß es hieß „ferrum non sanat“; aber er konnte sich doch nicht, wie manche Freunde wünschten, zu dieser ethischen Bevormundung seiner selbständig gewordenen Mannesgestalt entschließen. Und so blieb sie in echt künstlerischem Sinne ohne Inschrift eine unaufgelöste, zu tiefster Seelenarbeit des Beschauers drängende Dissonanz, deren Wirkung auf unser Publikum aber leider durch kurzsichtige Ideen-Associationen eingeschränkt wurde.

Als die Juden einst in der babylonischen Gefangenschaft an nationaler Zukunft verzagten, hatte sich ein Zug ihrer Geistesart, der wohl schon früher bei ihrer nahen Berührung mit der altägyptischen Kultur in der Volksseele Wurzel gefaßt hatte, in dem damaligen Mittelpunkte der geistigen Errungenschaften der Urvölker, als welcher Babylon zweifellos gelten kann, kräftiger entwickelt, nämlich der Gedanke an eine weltweite internationale Mission des Judenthums, ein Gedanke, der insbesondere in den Schriften Ausdruck findet, welche den großen Namen Jesaias tragen. Weiterhin siegte aber noch die Sehnsucht nach dem Lande der Väter und nach den alten Heiligthümern, als König Kyros die Möglichkeit der Heimkehr eröffnete, wenigstens bei einer Mehrheit der Verpflanzten und Zerstreuten. Und nach dieser Zeit wurde dann im Heimathlande in den Sammlungen der Gesetze und Ueberlieferungen Entscheidendes geschaffen, was den geistigen und sittlichen Zusammenhang Aller, einschließlich der in der Zerstreuung durch alle Länder lebenden, sicherte. Als dann aber griechische Kultur und römische Herrschaft die Welt überfluthete und auch die nationale staatliche Existenz der

Juden vernichtete, da begann jene Weltmission sich in immer größerem Style zu entwickeln, indem sie zunächst in der Form der christlichen Kirche auf der Grundlage der heiligen Schrift jüdischen Geistes und der beseligenden Botschaften eines jüdischen Weisen die Gesittung der jungen Völker des Abendlandes aufbaute.

Gibt es wohl ein großartigeres Bild geistiger und ethischer Wirkungen in der Weltgeschichte, als alle jene Vorgänge, verbunden mit der ergreifenden Tragik der Verachtung und Verfolgung jener durch die Geistesthaten ihrer Vergangenheit unvergänglich zusammengehaltenen Stämme, welche die Träger jener Wirkungen gewesen waren?

Fürwahr, eine Volksart, die solches erlebt, braucht nicht zu verzagen. Wenn sie sich in hohem Sinne dieser Stellung bewußt bleibt, und wenn sie in immer höherem Maße nach dem Spruche „Vornehmheit verpflichtet" alles daran setzt, um jetzt erst recht mit an der Spitze der Gesittung zu stehen, an der Spitze aller Großthaten des Wissens und des technischen und des künstlerischen Schaffens, dann kann sie mit Ruhe auf die Entwicklung der Menschheit blicken und braucht nicht in die Arena der niederen Kämpfe des Hassens und Neidens hinabzusteigen. Die Zeit dieser Kämpfe liegt in ihrem Todeskampf, und empor steigt eine neue Zeit, ein Reich der vernünftigen Ausgleichung und des guten Willens. Im Schooße der Zukunft ruhen gewiß noch die mannigfaltigsten Formen nationalen Gemeinschaftslebens innerhalb der umfassenderen Organisation des ganzen Erdenlebens. Nachdem gewisse nationale Konzentrationen vollendet sein werden, deren Entwicklung in Verbindung mit dem jähen Wettkampf der so schnell emporgestiegenen Weltwirthschaft die mildernden Umstände für die politischen und nationalen Paroxysmen der Gegenwart abgibt, wird sich mit der Erfahrung, daß es unmöglich ist, alle Volks-Existenzen als gesonderte Staatsbildungen zu gestalten, sicherlich eine große Bewegung zu Gunsten eines feineren Gemeinschaftslebens der Staaten miteinander in Gestalt von Gruppen vereinigter Staaten erheben und zwar mit Erhaltung begrenzter Selbständigkeiten, wie im deutschen Reiche, und unbekümmert um die Regierungsform der einzelnen Staaten. Erblicken wir doch jetzt schon eines der innigsten Bündnisse in Europa zwischen einer radikalen Republik und einer absoluten Monarchie. Dann werden sich auch die national durch Stammeseigenthümlichkeiten und gemeinsame geistige Heiligthümer verbundenen, aber den verschiedensten Staaten angehörenden Theile der Bevölkerungen offen und loyal, unbeschadet ihrer treuen Zugehörigkeit zu dem Bereich der verschiedenen Staaten, in freien Formen miteinander verbinden. Sie werden dann ungetrennt durch die Grenzen und durch Länder und Meere zu dem Frohgefühl eines idealen engeren Gemeinschaftslebens mit der ganzen Fülle seiner eigenartigen sittlichen Wirkungen gelangen können. Sie brauchen dazu nicht noch einen besonderen Ort der Erde aufzusuchen, obwohl es dereinst nicht ausgeschlossen sein wird, daß sich auch wieder einzelne örtliche Mittelpunkte solcher idealen Gemeinschaften, an große Traditionen in geklärtem, versöhnendem Sinne anknüpfend, bilden.

Sei es mir verziehen, daß ich so weittragende Gedanken an die Gedächtnißrede auf die theuren Dahingeschiedenen angeschlossen habe. Ich hatte, um der Wehmuth Herr zu bleiben, das Bedürfniß, in diesen Lebensbildern selber einen Halt und Trost für unser aller Zukunft aufzusuchen.

Berlin. Wilhelm Foerster.

Die Agitation zu Gunsten eines höheren Schutzes für den deutschen Tabak.

Der Feldzug zu Gunsten einer Erhöhung des Schutzzolls, welcher jetzt für den deutschen Tabak besteht, den vor einiger Zeit der Abgeordnete v. Heyl mit großer Energie begonnen, und welchen dann eine — anscheinend nicht ohne Zustimmung des genannten Abgeordneten in der hessisch-badisch-bayerischen Pfalz gebildete — „Deutsche Tabakbau-Kommission" mit Eifer fortgesetzt hat, findet jetzt auch in anderen Tabakbau treibenden Gegenden Unterstützung, denn es gibt ja allenthalben Tabakbauern, denen es bequemer ist, wenn der Staat die Raucher zwingt, ihnen ihren schlechten Tabak abzukaufen, als wenn sie sich selbst anstrengen müssen, um ein gutes Produkt zu erzielen, welches die Raucher freiwillig rauchen. Die neueste Unterstützung ist den Herren von Heyl und Genossen aus Schlesien gekommen. Es ist die schon seit sehr langer Zeit durch ihren Tabak bekannte Stadt Ohlau, welche einen „Nothschrei" in Form einer Petition an den Reichstag ausstößt und verlangt, den „der vollständigen Vernichtung anheimgegebenen deutschen Tabakbau" zu retten, und welche darin, wie eine in dem benachbarten Wansen abgehaltene Versammlung des Bundes der Landwirthe zeigt, von diesem Central-Agitationspunkt agrarisch-schutzzöllnerischer Bestrebungen eifrig unterstützt wird.

Den Beweis der Thatsache, daß sich der deutsche Tabakbau in einer ungünstigen Lage befindet und zu Grunde gehen muß, zu führen, halten die Herren Petenten nicht für nothwendig; diese Thatsache ist für sie „bekannt und unbestritten" — ob sie für den Reichstag ebenso unbestritten sein wird, bezweifeln wir. Für ihn wird wahrscheinlich der Umstand, daß die in Deutschland dem Tabakbau gewidmete Fläche in den letzten Jahren freilich ganz bedeutend zurückgegangen ist, nicht als Beweis gelten, denn ihm wird wohl die den Petenten allerdings unbekannte, aber nichts desto weniger unbestreitbare Thatsache bekannt sein, daß bei allen Handelsgewächsen auf ein Jahr mit Mißwachs und schlechten Preisen ein oder zwei Jahre folgen, in welchen der Anbau eingeschränkt wird, und dieser Fall liegt nicht nur jetzt beim Tabak vor, sondern er hat sich auch im Laufe der Jahre schon manches Mal wiederholt, wie dies vor 10 Jahren die Regierung selbst in einer Denkschrift auseinandergesetzt und mit Zahlen belegt hat.

Wenn aber wirklich ein dauernder Rückgang des Tabakanbaus in Deutschland stattgefunden hat, so würde sich derselbe sehr einfach aus zwei Gründen erklären lassen. Erstens hat sich ganz naturgemäß durch die im Jahre 1879 eingetretene starke Vertheuerung des Tabaks durch die Zoll- und Steuererhöhung der Konsum verringert, und zweitens hat die allmächtige Mode einen Kampf gegen die Pfeife zu Gunsten der Cigarre und der Cigarette eröffnet, und die Folge war, daß der Verbrauch desjenigen Tabaks, welcher besonders zum Pfeifentabak geeignet ist, abgenommen hat. Es ist nun auch wirklich der Tabakbau vorzugsweise in denjenigen Gegenden zurückgegangen, wo man Pfeifentabak baut, und diejenigen deutschen Tabakpflanzer, welche zum Bau von Cigarrentabak übergegangen sind, haben keinen Grund zur Klage.

Das ist aber für die Petenten alles vollständig gleichgiltig; für sie gilt als unbestrittene Thatsache, daß der deutsche Tabakbau darunter leidet, daß im Jahre 1879 der bis dahin bestehende Schutz des Tabaks in ganz unverantwortlicher Weise herabgesetzt worden ist. Ueber die solcher Behauptung entgegenstehende Thatsache, daß der bis zum Jahre 1879 für den deutschen Tabak bestehende Schutz von ca. 20 Mark pro 100 Kilogramm durch das Gesetz vom 16. Juli 1879 auf 40 Mark hinaufgesetzt, also verdoppelt ist, lassen sich die Petenten keine grauen Haare wachsen; sie helfen sich über diese Schwierigkeit mit der ganz sinnlosen

Behauptung fort, daß der Schutz, welchen ein hoher Zoll einem inländischen Produkt verleiht, nicht aus der arithmetischen Differenz zwischen Steuer und Zoll ersichtlich sei, sondern daß er betrachtet werden müsse nach dem geometrischen Verhältniß zwischen diesen beiden in Betracht kommenden Faktoren.

Sie begründen dementsprechend ihr Verlangen nach Erhöhung des Schutzes auf den alten Satz in ihrer Petition in folgender Weise:

„Nach dem Tabaksteuergesetz von 1868 waren für den Morgen — gleich $25^1/_2$ Ar — 18 Mark Steuer zu entrichten, während für den Centner ausländischen Tabak 12 Mark Eingangszoll erhoben wurde. Dies ergab, den Durchschnittsertrag vom Morgen auf 10 Centner berechnet, für den Centner dachreifen Tabak 1,80 Mark, oder für den Centner fermentirten — bei 33 Prozent Fermentationsverlust — 2,40 Mark Steuer, mithin ein Verhältniß zwischen Zoll und Steuer von 1 zu 5.

Das Tabaksteuergesetz von 1879 verschob dieses Verhältniß lediglich zu Ungunsten des inländischen Tabaks, indem die Steuer um mehr als das 9 fache, der Eingangszoll dagegen nur um das 4 fache erhöht wurde, da nunmehr die Steuer vom Doppelcentner fermentirten Tabak 45 Mark, der Eingangszoll dagegen nur 85 Mark beträgt, was ein Verhältniß von 1 : 1,88 ergibt."

Um nun aber unseren Lesern zu zeigen, was die Herren von Ohlau eigentlich verlangen, weisen wir darauf hin, daß jetzt der Steuersatz für 100 Kilogramm deutschen Tabak 45 Mark ist, so daß also, wenn das Verhältniß von 1 : 5 wieder hergestellt werden soll, der Eingangszoll auf 225 Mark pro 100 Kilogramm erhöht werden müsse. Dabei würde, wie sich die Herren wahrscheinlich denken, der Fiskus ein glänzendes Geschäft machen, d. h. wenn die Einfuhr von Tabak die gleiche bleibt, denn dann würde sich die Einnahme aus diesem Zoll von rund 50 Millionen Mark auf rund 130 Millionen Mark heben. Ja, wenn das Wörtchen „wenn" nicht wäre, könnte der Herr Finanzminister über solchen Vorschlag erfreut sein, aber leider hat das Jahr 1879 gezeigt, welche Verwüstung eine Erhöhung des Tabakzolls in der Einfuhr dieses Produktes erzeugt, und doch handelte es sich damals nur um eine Erhöhung von 61 Mk. pro 100 Kilogramm, während jetzt eine weitere Erhöhung von 140 Mark pro 100 Kilogramm gefordert wird. Damals ging die Einfuhr von durchschnittlich — wir schalten bei der Berechnung die durch Steuerspekulationen beeinflußten Jahre aus — rund 435 000 Doppelcentner auf rund 303 000 Doppelcentner, also um rund 30 Proz. zurück; einen wie großen Rückgang und einen wie großen Einnahmeausfall würden wir erst bei einer Zollerhöhung erleben, die uns einen Zoll bringen soll, welcher höher ist als der Preis von mindestens $^3/_4$ des jetzt eingeführten Tabaks und welche auf diesen Theil und wohl noch auf mehr wie ein Einfuhrverbot wirken würde.

Das weiß man bei uns im Reichsschatzamt sehr wohl und deshalb müssen dort auch diese Anträge sehr unbequem sein, es sei denn, man würde sie als eine Vorbereitung zur Einführung des Tabakmonopols betrachten, und an solche Pläne glauben wir augenblicklich nicht.

Das Beachtenswertheste bei dieser ganzen Agitation ist aber, daß selbst ein Erfolg unseren deutschen Tabakbauern nichts nutzen würde. Ihnen kann nur die Erzielung eines guten Cigarrentabaks helfen und dem würde die Erhöhung des Schutzzolles gerade entgegenarbeiten, denn in Folge derselben würde der Tabakbau in ganz unglaublicher Weise ausgedehnt werden. Auf allen möglichen, für den Tabak ganz ungeeigneten Aeckern und von allen möglichen Leuten, die vom Tabakbau nichts verstehen, würde Tabak gebaut werden, so daß Unmassen ganz unbrauchbaren Tabaks an den Markt kommen würden, welche den Preis auch der besseren Sorten drücken müßten. So lange die Petenten nicht das Geheimniß ergründen, wie man aus Ohlauer Tabak Havanna-Cigarren macht, so lange kann kein noch so hoher Schutzzoll denjenigen Tabakpflanzern, welche fortfahren, ungangbar gewordenen Tabak zu ziehen, gute Preise für ihr Produkt schaffen, und somit haben Finanzministerium und Raucher das gleiche Interesse an einer Abweisung der Petenten.

Leider aber, das können wir nicht verschweigen, darf man trotzdem die Gefahr, welche durch diese Agitation heraufbeschworen wird, nicht allzu leicht nehmen, denn wenn sich für die Forderung bei der Berathung des neuen autonomen Zolltarifes eine Majorität findet, so erscheint es doch sehr fraglich, ob die Regierung, falls ihr die übrigen Positionen in dem neuen Tarif genehm sind, wegen einer einzigen Position die Verständigung über einen nicht ohne große Mühe zu Stande gekommenen Zolltarif ablehnen wird.

Deshalb sollten alle Betheiligten, und zu denen gehören ja auch, worauf aufmerksam zu machen wir nicht unterlassen wollen, alle Raucher, das ihrige thun, um der thörichten Agitation entgegen zu wirken.

Gustav Lewinstein.

Die Kunst im Leben des Kindes.

Die Ausstellung, für die uns die Berliner Secession mit so uneigennütziger Bereitwilligkeit ihre Räume zur Verfügung gestellt hat, neigt sich ihrem Ende zu. Unsere liebenswürdigen Wirthe brauchen, wenn das Fest der Hasen und der Eier verklungen, selbst ihr Haus, um sich für den Sommeraufenthalt einzurichten. Wäre das nicht der Fall, wir würden die Ausstellung noch lange nicht schließen. Denn das Berliner Publikum ist auf ihre Anregungen mit so unerwartetem Eifer eingegangen, daß sie sich noch lange Monate ernähren könnte. Ich darf das wohl konstatiren, obschon ich zu den Vätern des Unternehmens gehöre. Denn lediglich der wahrhaft guten Sache gilt dieser Erfolg, wahrlich nicht den Veranstaltern, die nur treue Diener ihrer Herrin sein wollen, ehrliche Makler, der Herr Handelsminister würde sagen: „Nothwendige Uebel".

Doch die Wollust der Kreaturen ist gemenget mit Bitterkeit. Von der unbehaglichen Begleiterscheinung jedes Erfolges auf künstlerischem Gebiete: daß nämlich die ernste Sache, die ihn hervorrief, von Unverständigen und Oberflächlichen zur Modeangelegenheit herabgedrückt wird, sei nicht gesprochen; das ist wohl nicht zu vermeiden. Bemerkenswerther erscheint mir die Thatsache, daß unter all denen, die sich für die Ausstellung interessirten, die eigentlich künstlerischen Kreise so weit zurückstehen. Darum hat auch nicht Julius Elias, der hier so oft in klugen und feinen Essays die Summe aller Berliner Kunstschreiberei zieht, diesen Bericht verfaßt, sondern die Redaktion hat mich dazu aufgefordert, weil man mich für einen „Kunstpädagogen" hält — eine sehr schmeichelhafte Bezeichnung, bei deren Erzeugung freilich nicht allein Hochachtung, sondern auch ein Lächeln mitgewirkt hat, im Grunde eine euphemistische Umschreibung des Wortes „Schulmeister". Trotzdem nehme ich den Titel mit Dank an. Denn es will mir scheinen, als sei die neue Thätigkeit, die damit getroffen werden soll, ein überaus wichtiges Kapitel im Berufe des Kunstschriftstellers. Die schlimmen allgemeinen Zustände in künstlerischer Hinsicht, deren wir uns heute in Deutschland erfreuen, sind gerade eine Folge des Umstandes, daß man dies Kapitel im neunzehnten Jahrhundert unverantwortlich vernachlässigt hat. Die Zeit, in der die Kunst wie so vieles Andere aus einer Angelegenheit der Fürsten und Aristokraten zu einer Angelegenheit der Menge geworden ist, kann eine energische Arbeit im Dienste der künstlerischen Erziehung gar nicht entbehren. Fehlt diese Arbeit, so leidet darunter nicht nur die Menge, sondern vor allem und vielleicht noch viel mehr die Kunst. Wie die Dinge sich einmal entwickelt haben, kann die Kunst auf die Dauer nicht leben und sicherlich nicht gedeihen, wenn sie nicht den Zusammen-

hang mit dem Volke herstellt. Es ist nicht mehr angängig, heute die Kunstpflege in derselben Weise und innerhalb derselben Grenzen zu betreiben wie in den vergangenen Zeiten, wo man mit ganz anderen Voraussetzungen zu rechnen hatte. Das wollen viele immer noch nicht einsehen. Freilich, es wäre falsch, aus solchen Erwägungen heraus neue „Gesetze“ für die Künstler zu konstruiren und nun von der anderen Seite her den Ruf „Die Kunst soll und die Kunst muß!“ ertönen zu lassen, den man auf der einen Seite glücklich verjagt hat. Nichts liegt uns ferner als solche Bestrebungen. Max Liebermann sagte mir einmal, als wir von Lichtwark plauderten: „Der schreibt ausgezeichnet, aber er schreibt nicht für mich.“ Er darf ruhig so sprechen; es ist der Künstler gutes Recht, in ihrem Schaffen an weiter nichts zu denken als daran, dem Drang ihres Innern zu folgen (o wenn sie doch immer nur daran dächten!). Aber wer schärfer hinsieht, der erkennt, daß in den meisten Fällen eben dieser Drang durchaus nichts Absolutes ist. Er wird so gut wie niemals allein aus der Individualität des einzelnen Künstlers geboren, auch die allgemeine Atmosphäre der Zeit hat Einfluß darauf, und für die Gestaltung dieser Atmosphäre ist es von ungeheuerer Wichtigkeit, ob im Publikum, an das sich die bildende Kunst noch viel dringlicher wendet als Poesie und Musik, eine Empfänglichkeit für künstlerische Dinge vorhanden ist oder nicht. Poesie und Musik streben auf Verfeinerung des inneren, die bildende Kunst auf eine Verfeinerung des äußeren Lebens. Darum ist sie viel mehr als jene von äußeren Verhältnissen abhängig, darum spielen bei ihr materielle Gesetze wie die der Regelung von Angebot und Nachfrage eine Rolle, von der dort keine Rede ist.

Einer der Kritiker unserer Ausstellung warnte davor, „zu glauben, hier sei der einzige Punkt, von dem aus die Kunstkultur bei uns zu heben wäre“. Das haben wir nie geglaubt oder gar behauptet. Die künstlerische Jugenderziehung ist nur ein Punkt in dem großen ästhetischen Kulturprogramm, das wir für die deutsche Zukunft aufstellen müssen; aber ein sehr wichtiger Punkt. Und wenn derselbe Kritiker skeptisch fragt: was nützt die Erziehung zur Kunst in der Schule, wenn, wie das in vielen Fällen zutreffen wird, die Eltern alles wieder in Frage stellen?, so erinnern solche quälenden Zweifel von fern an die Erwägungen, ob das Ei oder die Henne zuerst auf der Welt war. Irgendwo und irgendwann muß doch einmal angefangen werden. Auch die jetzigen Kinder werden ja voraussichtlich zum Theil einmal Eltern sein. Vielleicht könnte man für diese Zeit oder auch erst für die nächste Generation heute schon vorarbeiten.

Im Uebrigen aber ist es das Dankbarste und Leichteste, bei den Kindern zu beginnen. Denn die glücklichen Kleinen sind mit ihren offenen und empfänglichen Sinnen, mit ihrer wundervollen Fähigkeit, sich ohne störende Nebengedanken einem Eindruck hinzugeben, die besten Kunstgenießer, ja sie sind selbst ganze Künstler. Sie wollen Verse sprechen und Lieder singen, und sie wollen alle auch zeichnen und malen. Und sie folgen dabei wirklich einzig und allein dem Drang ihres Innern, sie denken nicht an Wirkung nach außen, sondern ihnen genügt die Freude, die sie selbst an ihren „Malereien“ haben, vollkommen. Allzu lange hat man diese Neigung der Kinder unbeobachtet gelassen und es dadurch versäumt, den richtigen Weg zu finden, um ihr Auge, ihre Anschauungen, ihren Sinn für Ausdruck und Charakteristik zu schärfen. Die Ausstellungsabtheilung, die den Titel führt „Das Kind als Künstler“, gibt Kunde von den neuerdings hervorgetretenen Bemühungen, dies bisher vernachlässigte Gebiet zu pflegen, die Kinder ohne schematisirende Pedanterie immer wieder anzuregen, das, was sie interessirt, im Bilde festzuhalten: Gegenstände und Personen ihrer Umgebung, Thiere, Blumen, gesehene Bilder, später auch Scenen aus Erzählungen oder Gebilde ihrer eigenen Phantasie. Nicht Wunderkinder werden vorgeführt, sondern Knaben und Mädchen durchschnittlicher Begabung in all ihrer entzückenden Naivetät. Man erkennt daraus, worauf der Sinn der Kinder im Allgemeinen gerichtet ist, wie sie eine angeborene Fähigkeit besitzen, aus der Fülle der natürlichen Linien und Formen das Markante, Entscheidende und Unterscheidende herauszuheben und zu betonen (der Kopf wird bei der menschlichen Erscheinung, besonders auf der frühesten Stufe, oft als das allein Wichtige behandelt; Schlittschuhläufer haben keine Arme, „weil sie sie ja nicht brauchen!“), wie sie aber auch für gewisse Stimmungsmomente durchaus Verständniß haben, und wie sie sich vor allem nach der Farbe sehnen. Die neue Methode, Kinder nicht zuerst auf die Zeichnung, den abstrakten Kontur hinzuweisen, sondern ihnen von vornherein Pinsel und Wasserfarben in die Hand zu geben und sie zum Festhalten dessen, was sie zuerst sehen: der farbigen Flächen, anzuleiten, erzielt, wie die ausgestellten Proben beweisen, sehr rasch erstaunliche Resultate.

Die Erkenntniß von der Bedeutung aller dieser kindlichen Fähigkeiten und Triebe hat einen dreifachen Erfolg. Man gewinnt damit die Möglichkeit, die Beobachtungsgabe der Kleinen durch eine halb ins Spiel übergehende Beschäftigung zu pflegen, man findet ferner daraus ganz von selbst den Weg, den Zeichenunterricht vernunftgemäß zu reformiren, und man kann endlich daraus werthvolle Schlüsse auf die Art der Kunstwerke ziehen, die geeignet sind, auf das Kind Eindruck zu machen. Die Ausstellung nimmt besonders auf zwei Dinge Rücksicht: auf die Bilderbücher, die man den Kleinen in die Hand giebt, und auf den Wandschmuck, der im Kinderzimmer und in der Schulstube Platz finden soll. Jedermann weiß, was hier wie dort gesündigt wird. Das Kind ist für alles dankbar und nimmt alles an, das Schlechte wie das Gute; wir haben es so leicht, hier zu fördern. Natürlich ist die größte Vorsicht dazu nothwendige Voraussetzung. Aber es ist nicht nöthig, etwa eine eigene „Kinderkunst“ zu begründen. Im Gegentheil, es ist sogar gefährlich, diesen Weg zu betreten. Der Künstler, der sich, zumal in unserer komplizirten Zeit, vornehmen würde, Arbeiten zu schaffen, die nur einem Kinde Freude bringen können, würde in eine erzwungene Naivetät verfallen, die man den Kindern so fern wie möglich zu halten hat. Auf diese Weise ist die süßliche Grimasse unserer landläufigen Bilderbuch-Illustration entstanden, die man nicht heftig genug bekämpfen kann. Nein, es gibt keine spezifische „Kinderkunst“. Diejenigen Blätter und Bilder, an denen Kinder und Erwachsene gleichen Genuß haben, sind die besten. Nicht alles wird man Kindern in die Hand geben, gewiß nicht. Man wird darauf Bedacht zu nehmen haben, ob das betreffende Kunstwerk sich dem Inhalt und der Darstellungsart nach dem kindlichen Verständniß erschließt. Manche Künstler werden sich bei solcher Prüfung naturgemäß als eher geeignet erweisen als andere. Meister wie Dürer, Schnorr von Carolsfeld, Ludwig Richter und Hans Thoma stehen ihrer ganzen Natur nach hier in erster Reihe. Aber auch von einem durchaus anders gearteten Manne wie Max Liebermann wird man etwa in den „Amsterdamer Waisenmädchen“ ein passendes Bild finden. Selbst von einem scheinbar hier wenig hergehörigen Künstler wie Böcklin wird man hie und da etwas hinzuziehen können. Man hat uns einen Vorwurf daraus gemacht, daß wir das „Schweigen im Walde“ aufgenommen haben; man sagt uns: „Das verstehen die Kinder nicht“. Aber wer „versteht“ es denn? Zu „verstehen“ ist hier gar nichts, nur etwas nachzuempfinden. In dieser Kunst aber unterschätzt man die Kinder ganz erheblich. Sie bringen hierzu viel mehr mit, als man im Allgemeinen glaubt, und es ist gar nicht schwer, diese Fähigkeit in ihnen zu entwickeln. Gerade mit Böcklins „Schweigen im Walde“ hat ein Dresdener Volksschullehrer, Herr Bürkner, vor Kurzem erstaunliche Erfahrungen gemacht. Er hat in einer Zeitung über die Art, wie er das Bild bespricht, erzählt, und er brachte jüngst einige Aufsätze von zwölf- und dreizehnjährigen Mädchen mit nach Berlin, die im Anschluß an solche Besprechungen entstanden sind. Ich muß sagen, das, was ich davon gelesen habe, gehört zum Besten, was überhaupt je über Böcklin geschrieben worden ist. So einfach und gerade dadurch so sicher ist kaum ein Kunstkritiker oder Kunsthistoriker

in das Wesen des Meisters eingedrungen wie diese kleinen Gemeindeschulmädchen. Es ist unübersehbar, was Kinder für ihr Leben aus der Schulzeit mit hinausnehmen könnten, wenn sie das Glück hätten, des öfteren solche Anregungen in sich zu verarbeiten. Freilich müßten erst die Lehrer zu derartiger Thätigkeit vorgebildet werden. Aber auch das ist ja nichts Unmögliches.

Aehnliche Erfahrungen haben wir selbst bei den Führungen mit einzelnen Kindern und ganzen Schulklassen gemacht, namentlich angesichts der Lithographieen des Karlsruher Künstlerbundes, in denen zum ersten Male in Deutschland der Versuch angestellt ist, den farbigen Steindruck, der wie zu diesen Zwecken geschaffen scheint, für die Schule zu nutzen. Es ist kein Wunder, daß diese Karlsruher Blätter, so schön sie sind, noch nicht durchweg und nach jeder Richtung etwas Vollendetes und Abgeschlossenes darstellen. Aber von manchen Seiten sind ihnen ganz unberechtigte Vorwürfe gemacht worden. Hans Rosenhagen schrieb: „Die Fähigkeit des indirekten Sehens, die absolut nothwendig ist, um eine Landschaft als Bild, als Ausdruck und Stimmung aufzufassen, erlangt der Mensch verhältnißmäßig sehr spät und, wie man oft beobachten kann, zuweilen gar nicht. Hierauf haben viele der Karlsruher Künstler keine Rücksicht genommen." Wir haben in der Ausstellung zu unserm eigenen Staunen gesehen, wie falsch diese Ansicht ist. In Wirklichkeit haben sich die Kinder durchaus nicht nur für die sachlich interessanten Blätter begeistert, sondern viel mehr noch für reine Stimmungsbilder! Kallmorgen's Dorfstraße „Aus einem niederdeutschen Landstädtchen", die alle Erwachsenen, wir selbst eingeschlossen, aus grauer Theorie heraus als besonders geeignet für Kinder ansahen, erregte lange nicht so viel Entzücken wie Kampmann's „Mondaufgang", Ravenstein's „Altes Schloß" und Franz Hoch's „Bach im Winter". Das sind Bilder, die in der That ein starkes Gefühl für Stimmungswerthe voraussetzen; aber seltsam: die Kinder aus den Volksschulen, die doch von Hause aus wahrhaftig nicht viel dazu mitbringen, fanden eine Freude daran, die mancher Erwachsene, zumal aus den „intelligenten" Kreisen der Gebildeten und Begüterten, sicher nicht davor empfand. Man traut den Kleinen in solchen Gefühlsdingen viel zu wenig zu und geräth dadurch nun wirklich in Gefahr, schulmeisterlich vorzugehen. Rosenhagen sprach von der „Unfähigkeit des Kindes, die Erscheinungswelt als Ganzes aufzufassen". Diese Unfähigkeit ist nicht entfernt so groß, wie man annimmt. Man höre dagegen, was Maler Otto Feld in seinen Bemerkungen zu der Abtheilung „Das Kind als Künstler" über das Pflanzenzeichnen der Zöglinge auf Grund seiner Erfahrungen mittheilt: „Die Kinder zeichnen selten ohne Anregung einzelne Blumen. Fast immer wirkt der Zusammenhang der Erscheinungen auf sie, und zwar fast ausschließlich auf ihr Gemüth." Und dann wollen die Kinder Farbe und noch einmal Farbe! Wir haben erlebt, daß rein koloristische Kompositionen auf ganz kleine Besucher fesselnd wirkten. Es ist natürlich ausgeschlossen und auch garnicht nöthig, daß die Kinder den ganzen Gehalt eines Kunstwerks ausschöpfen. Der Eindruck, den ihre Seele von der Schöpfung eines echten Künstlers empfängt, bleibt ihnen erhalten, und tausendfältige Blüthen können dereinst aus diesem Keime aufsprießen, wenn er nicht vernachlässigt wird und verkümmert.

Die ganze Ausstellung sollte nur eine ins Weite wirkende Anregung sein. Wir wollten nicht mit Schrift und Wort, sondern an den Dingen selbst zeigen, was wir ersehnen, an den Dingen, die wir vorführten, und, wenn man so sprechen darf, an denen — die noch fehlten! Denn nun heißt es weiter arbeiten! Nicht als wenn wir strebten, „bis zum nächsten Donnerstag", wie Bismarck sagte, ein Ideal zu erreichen, sondern um langsam vorwärts zu kommen. Und wenn mir jemand vorhalten sollte, ich wolle wohl mit Veröffentlichungen wie dieser hier „Reklame" für eine solche Fortarbeit machen, so würde ich ihm freimüthig antworten: Ja, das thue ich!

Max Osborn.

David's Erzählerkunst.

J. J. David's neue Novellen hören sich an wie eine leichte zwanglose Plauderei in stiller mittheilsamer Stunde. Ist das letzte Wort aber verklungen und sinnt man dem Gehörten nach, so steht der Umriß der Geschichte und das Profil ihrer Gestalt festgeprägt wie das Relief einer Medaille vor einem. Das ist eine ganz reife Erzählerkunst, die in allen ihren Aeußerlichkeiten völlig die Bescheidenheit der Natur wahrt, die in der Art, wie sie ein Geschehniß berichtet, den Ton des Alltags hält und die Selbstverständlichkeit der Aussprache, und die unmerklich durch das Sichtbarmachen einer Geste, durch einen Accent, durch ein Retardiren, einen ausgehaltenen Ton, eine Pause, in der sich die Summe aller Eindrücke lebenszeugend konzentrirt, schaffend Schicksale zur Anschauung zwingt. Marie Ebner hat diesen schlichten Umgangston in ihrer novellistischen Sprache, der so leicht erscheint, daß er das Gefühl des künstlerisch Gefügten gar nicht aufkommen läßt und ganz und gar die Illusion mündlicher Mittheilung erweckt. Auch Ferdinand von Saar gelingt er in seinen besten Stücken.

Bei ihnen aber dienen die schlichten Mittel schlichten Stoffen zumeist. Bei David fühlt man dagegen immer ein Drängen zu den Grenzen des Lebens. Er trägt und nimmt es schwerer und in allen seinen Erscheinungen fühlt er das Räthselhafte und Seltsame; er hat den Spürsinn für das Geheimnißvolle im Alltäglichen. Man kann ihn sich vorstellen, wie er gleich Hebbel halb Visionär mit schwebenden Sinnen durch die Straßen streift und wie ihm in Menschen und Dingen, die den anderen stumm bedeutungslos sind, Lebensbeziehungen, unterirdische Zusammenhänge aufgehen.

Eine ganz besondere Spielart der Alltagspoesie zeigt David. Nicht die Andacht zum Unbedeutenden, die mit Liebe, Sonnenschein und gütiglächelndem Humor die Aschenbrödelein des Daseins umspinnt, sondern eine Wirklichkeitsschilderung, die allem Umgebenden dadurch neuen unberührten Reiz abgewinnt, daß sie ihm seine Geheimnisse abfragt, in sein Uhrwerk blickt, und so in der Alltäglichkeit die großen ewigen Triebkräfte zeigt, das zermalmende und erhebende Schicksal, das nun nicht mehr das Allgemeingut des hohen Stils ist, sondern das den Fühlenden auf Schritt und Tritt umwittern kann. Auf das Fühlen kommt es an, die Geisterwelt ist nicht verschlossen.

Das ist der Conrad Ferdinand Meyer'sche Zug in David. Ganz, auch in der äußeren Form der dekorativen Freske hat er ihm in seinen Vergangenheitsnovellen, vor allem in der dunkelglühenden „Verstörten Zeit" nachgegeben. In seinen letzten Bänden aber, den „Vier Geschichten", dem Roman „Am Wege sterben" und dem eben erschienenen nach der ersten Novelle „Troika" genannte Buch*) offenbart sich charakteristisch jener Realismus mit Schicksalperspektiven, jene Schlichtheit des epischen Werkeltagskleides, das einen Seher birgt.

Ein Schauspielergeschick erzählt die Novelle mit der Aufschrift „Troika", die Geschichte eines Gestaltenschöpfers, der „dreispännig in die Welt fuhr" mit klingenden Schellen, bis ihm sein Leben und seine Kunst verrann und die Zügel der wilden Rosse seiner unsicheren Hand entglitten und er dastand ein entthronter wahnsinniger König. Eine Radirung in dunklen, aus tiefnächtigem Hintergrund sich abhebenden Tönen ist das; an Stuck's Mimen-Porträt des dritten Richard denkt man bei dieser Mischung aus herrischem Stolz, sieghafter Ueberlegenheit und der nicht ganz versteckten komödiantischen Eitelkeitsgrimasse, in der schon der Irrsinn lauert.

Doch dieses Geschick voll latenter Pose und latentem Pathos wird ohne jeden epischen Aufwand berichtet in gleichmäßigem Tonfall „rieselnd und mit einer großen Ge-

*) Schuster und Löffler, 1891. Berlin und Leipzig.

lassenheit auch dann, wenn er von den leidenschaftlichsten Dingen" spricht. Diese Charakteristik des Tons notirt David selbst, denn er gibt die Geschichte nicht direkt, sondern läßt sie sich und uns in einer Abendstunde in einer römischen Taverne erzählen und zwar von dem Sohn jenes großen Gestürzten, einem resignirten Lebensflüchtling, dem Vergangenheit und Gegenwart nichts mehr anhaben können. Und nun ist es sehr fein, wie die Geschichte vom Glück und Ende des berühmten Mimen, die stofflich als die Hauptsache und dem flüchtig Zuschauenden als der künstlerische Zweck der Novelle erscheinen könnte, garnicht wirklich den Mittelpunkt bildet, sondern eigentlich nur dazu da ist, eine Schicksalsatmosphäre, ein Dämmerzwielicht zu schaffen, in der die unausgesprochene Tragik dessen sich entschleiert, der „gleichmäßig, rieselnd und mit einer großen Gelassenheit" beim Frascatanerwein und dem Guitarrenzirpen des Bettelmusikanten spricht. Die Tragik eines Lebensunfähigen, dem daran die Kräfte erstarben, daß er ein furchtbares Fatum in seiner Nähe sich vollziehen sah.

Ein redseliger Poet hätte daraus den banalen Fall des Geniesohnes gemacht, David aber läßt den Sohn scheinbar ganz in den Hintergrund treten und wird über ihn weder redselig noch rührselig, er hält sich ganz zurück, er zeigt ihn uns nur, wie er ihn sah, auch ein ecce homo. Aus einer Alltagsbegegnung und einer Plauderstunde wächst es hervor, wie ein Medusenhaupt, und wie in Maeterlinck'scher Alltagstragik geht es uns mit jenem, der soeben den Vorhang von seiner Existenz fallen ließ: uns scheint's, als sähen wir ihn jetzt zum ersten Mal.

Die David'sche Besonderheit des einfachen Vorgangs auf großem Schicksalshintergrund zeigt noch markanter die „Mühle von Wranowitz." Diese Novelle hat zum Stoff den Lebensausgang eines Schwindsüchtigen, dem Tod verfallenen jungen österreichischen Barons, der in der Schloßeinsamkeit seiner mährischen Heimath sein letztes Liebesglück mit einem Dorfmädchen erfährt. Uebrigens auch wieder ein Stoff von weitgehendster melodramatischer Möglichkeit. Es ist ein Beweis von der großen künstlerischen Souveränität David's, daß er ohne die geringste Bedenklichkeit dies Thema nimmt, dessen Gefahren für ihn garnicht vorhanden sind.

David giebt seine Novelle scheinbar wieder ganz einfach als eine Dorfgeschichte. Knappe, lebensvolle Striche, Luft, Landschaft, Menschen anschaulich gesehen und sichtbar gemacht. Eine fruchtbare, üppige Natur mit strotzendem Menschenschlag, als Gegenbild dazu das alte, dunkle, todte Herrenhaus mit den dünnbeinigen Empiremöbeln. Darin der Baron Friedrich, jung und doch alt, morsch, fröstelnd, von einer letzten Sehnsucht zum Leben ergriffen. In der Müllerstochter Hanka erfüllt sie sich ihm.

Ganz unsentimental führt David hier die Psychologie. Bäuerliche Gewinnsucht hat zuerst das Mädchen gelockt, die Pflegerinstellung im Schloß anzunehmen; ihre kraftvolle Ueberlegenheit über den Schwachen und ihre innere Scheu vor dem Herrenthum, das Gütige, Zarte seines Wesens, der starke mütterliche Zug ihrer Sorge für den ihr Anvertrauten bringen in ihr einen seltsam gemischten Zustand hervor, der sie zur vollen Hingabe führt.

Doch auch das Psychologische gehört nur zur äußeren Physiognomie der Begebenheit. Diese Dorfgeschichte hat, ohne daß viel Worte gemacht werden, ohne daß die Menschen, am wenigsten die Hanka stilisirt werden, großen Stil. Ganz diskret, mit unmerklichen Mitteln, sparsamen Andeutungen werden Perspektiven geöffnet. Eine starke, lebendige Symbolik strömt ihren Odem aus. Eine Symbolik ohne Wort, zwingend, voll Gewalt strahlt daraus, wie aus den Ackerbildern Millets und Kalkreuths. Die Hanka wird in diesem Licht zur Personifikation mütterlichen Heimathbodens, aus dem der Todgeweihte noch einmal letzte Lebenskraft sich zieht. Und wie die ferne Spiegelung eines Naturmythus ist's, daß der Scheidende fortleben wird, sich erneuern in verwandelter, kraftvoller Gestalt, in dem Kind, das die Hanka von ihm empfängt und das ihre Bauernfrische und seine Herrenart elementar vereinigt. —

Aus dieser Geschichte klingts wie von den ewigen Worten: „Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht . . ."

Daß diese Novellen nicht nur erzählen, daß es aus ihnen klingt und zwar, ohne daß wir ein bewußtes, betriebsames Strangziehen sehen, daß es wie von selber klingt und langen Nachklang weckt, darin liegt ihre menschliche Tiefe und ihre künstlerische Vornehmheit.

Felix Poppenberg.

Aus Aegypten.

IV.

Von Memphis nach Cairo.

Sobald wir den Boden Cairos betreten, verlassen wir das Alterthum. Andere Zeiten werden hier lebendig, Zeiten, die uns allesammt wie ein Gestern dünken nach der Reise durch Altägypten. Die Citadelle da droben, das große Festungswerk der Stadt, hat Sultan Saladin errichtet, jüngst erst, um das Ende des 12. Jahrhunderts, ehe er zum Streit auszog wider Richard Löwenherz und Heinrich VI. Zahllose Herrscher hat sie seither gesehen. Ströme von Blut sind in ihren Mauern geflossen. Denn die Citadelle besetzen hieß Cairo besitzen. Hier wurde die „Thronfolge" entschieden. Der Ueberlebende war Herr. Auch Mohamed Ali, der Begründer der heutigen vicekönigliche Dynastie, hat es so gehalten. Er lud (1811) die Führer der Mamluken zu sich auf die Citadelle um — Friedensverhandlungen zu pflegen. Von den 470, die arglos ankamen, ist Einer dem gekrönten Meuchelmörder entronnen, angeblich indem er zu Pferde durch eine Mauerlücke in den Festungsgraben sprang. Das Blutbad ist historisch; die Bresche, durch die Emin Beg's braver Hengst hindurchgesprungen sein soll, — wird gezeigt; wir müssen es also glauben. An der Stätte seines „Sieges" erbaute Mohamed Ali eine Moschee. Aus gleißendem Alabaster gefügt, steht sie auf der Höhe des Festungsbaus, und ihre allzu schlanken Minarets sind zum Wahrzeichen Cairos geworden; gleich zwei langen Nadeln überragen sie, weithin sichtbar, das Weichbild der Stadt. — Cairo liegt in völlig flacher Ebene und ist von der kaum hundert Meter hohen Citadelle in seiner ganzen Ausdehnung zu überschauen. Vorne die alten Stadttheile, gedrängt und eng, gekrönt von unzähligen Kuppeln und Minarets, nur selten durchquert von breiteren Straßenzügen; im Westen das neue, moderne Cairo, luftig und rein, mit seinen Palästen, Gärten und Alleen bis an den Nil hinziehend. Am jenseitigen Ufer grünende Fluren und dahinter die Wüste mit dem künstlichen Gebirgszug der Pyramiden. Cairo zunächst die berühmteste, höchste Gruppe, die von Gizeh, links davon aber, am Rande des Horizonts im Süden, die älteste, die von Sakkara. Dort stand die Wiege der ägyptischen Kultur. Dahin wollen wir noch einmal zurückkehren, ehe wir in dem aus Abendland und Orient seltsam gemischten Getriebe der Hauptstadt untertauchen.

Unweit jener Stelle, wo Amr, der Heerführer des Kalifen Omar (640) die Stadt Fostat, das künftige Cairo anlegte, hatte Memphis sich erhoben, die erste Pharaonenresidenz; gegründet von König Menes in unvordenklicher Zeit; jedenfalls vor dem Jahre 3000. Obwohl später von Theben überflügelt, blieb Memphis dennoch bis in die Epoche der Römer eine volkreiche und bedeutende Stadt. Nach Gizeh auf der einen, zu den Pyramiden von Dahschur auf der anderen Seite erstreckten sich seine Straßen. Weltberühmt war das Heiligthum des Ptah, einer der größten

Tempel des Landes. Er fiel zugleich mit den anderen „heidnischen" Bauten den glaubenseifrigen Edikten des Kaisers Theodosius zum Opfer. Aber noch aus dem 12. Jahrhundert n. Chr. haben wir die Kunde, es sei „auch dem beredtesten Menschen unmöglich, die Wunder von Memphis zu beschreiben". Heute ist die Stadt verschwunden, getilgt, als wäre sie nie gewesen. Zwei Kolossalstatuen Ramses' des Großen sind erhalten. Sie waren den arabischen Baumeistern wohl zu wenig ... handlich; darum blieben sie liegen. Die Tempelreste dagegen schienen ihnen gerade gut genug — als Steinbrüche. Hier holte man das Material zu den Moscheen und Palästen Cairos, vermuthlich auch zur Citadelle. Und bequemer war es zweifellos, die schon behauenen Quadern der alten Heiligthümer zu nehmen, als das Gestein aus den Bergen neu zu brechen. — Die Todtenstadt von Memphis aber blieb (wenigstens zum Theil) von den Vandalen der verschiedensten Herkunft verschont. Pietät war es wahrlich nicht, was sie schützte. All die Gräber, von der Pyramide bis zur Felsenhöhle, wurden im Alterthum sowohl als Mittelalter oft durchwühlt und geplündert. Ihre Steine fortzuschaffen über das weite Wüstenplateau bis an den Nil lohnte nicht, und was uns an anderen Schätzen erhalten blieb, das hatte der gütige Flugsand so gut versteckt und gerettet. Inmitten dieses Todtenfeldes (von Sakkara heißt es nach dem heute dort liegenden Dorfe) steht die Stufenpyramide des Königs Zoser (um 3000 v. Chr.), das älteste Baudenkmal Aegyptens. Wie ihr Name verräth, steigt sie stufenförmig*) an und nicht in glatter Fläche, wie die anderen. Ob sie als Königsgrab gedient oder zur Beisetzung der heiligen Stiere, ist nicht ermittelt. Die Apisgrüfte der späteren Zeit liegen unweit davon. Sie bestehen aus einem langen, hohen Felsenschacht, in dessen Quernischen die göttlichen Vierfüßler zur Ruhe gebettet wurden. 24 von den monolithen Riesensarkophagen stehen noch an ihrem Platz; zwei fand Mariette (1851) unerbrochen, darin die Mumie des Stieres nebst den üblichen, ihm ins Grab mitgegebenen Geschenken. Erst zur Zeit der Römer hatte die Sitte aufgehört, auch die vierbeinigen Ochsen mit solchen Ehren zu bestatten. — Viel wichtiger als diese Zeugnisse einer „gläubigen" Verirrung sind die anderen Gräber in Sakkara. Als die ältesten ihrer Art, zählen sie zu den kulturgeschichtlich bedeutendsten Denkmälern der Welt. Sie stammen aus der Zeit der Pyramiden. Die bunten Reliefs an ihren Wänden erzählen von dem Leben jener Zeit, von Ackerbau und Viehzucht, Schiffbau, Jagd und aller möglichen Arbeit. Das Wesentliche an diesen Darstellungen aber ist, daß sie nicht den primitiven Beginn, sondern die Höhe einer Kunstentwicklung zeigen, eine Höhe, die von der ägyptischen Kunst nachher nur in der „Renaissance" des 7. Jahrhunderts v. Chr. wieder erreicht wurde. Unabweisbar wird hier der Schluß, daß das, was wir als den Anfang der Geschichte Aegyptens kennen, es durchaus nicht gewesen, daß dieses Volk vielmehr eine bedeutende Kulturarbeit schon geleistet hat zu einer Zeit, die um Jahrtausende hinter den ersten Anläufen unserer Weltgeschichte zurückliegt. Nirgend erscheint dieser Schluß so zwingend, wie in Sakkara oder bei Betrachtung der Ausgrabungen aus Sakkara im Museum von Gizeh. — Der gerade, wenn auch nicht bequemste Weg nach Gizeh führt durch die Wüste. Man kann auch per Bahn oder Schiff nach Cairo zurückkehren, um von dort hinauszufahren. Wir wählen das Kameel. In zweieinhalb Stunden trägt es uns auf seinem stark bewegten Rücken längs des Fruchtlandes durch den tiefen Sand, vorbei an den kleinen Pyramiden von Abusir, nach dem Sphinx und dem Riesengrabe des Cheops. Dort verlassen wir das Schiff der Wüste, um — die elektrische Trambahn zu benützen. Im nächsten Jahre wird das Museum sein eigenes Heim in Cairo beziehen. Heute müssen wir es noch im Schloß von Gizeh aufsuchen, einem ehemaligem Harem des Khediw Ismail. Da Ismail sich nahe bei Gizeh noch einen zweiten, fast ebenso großen Bau zu gleichem Zweck errichtet hat, steht es bösen Zungen frei, den Titel eines „régénérateur de l'Egypte" auf diese Thätigkeit zu beziehen. In den Räumen, die er für junge Weiber zimmern ließ, ruhen jetzt die 4000 jährigen Mumien. Man darf sich den Tausch gefallen lassen. Was Aegyptens Kunst und Kunsthandwerk von Menes' bis zu Diocletian's Zeit geschaffen haben, ist hier vereint; Skulptur und Malerei, Schmuck und Zierrath. Granit und Holz, Gold, Stuck, Bronze und Email, jedes Material war den Alten gefügig, keine Art der Kunstübung ihnen fremd. Stunden und Stunden, tagelang wandelt man durch diese hundert Säle und findet kein Ende. Hier aber sei nur ein einziges Werk aus der Riesenfülle hervorgehoben und erwähnt zur Beleuchtung des oben Gesagten. Eine Holzstatue! Sie stammt aus der Zeit der V. Dynastie und stellt einen Mann dar, den Schech el-Beled, den Dorfschulzen, wie ihn die Araber wegen seiner behäbigen Ruhe nennen. Der Kopf dieser Figur müßte auch heute als Kunstwerk gelten; so weich und lebendig ist das Fleisch gebildet, so prägnant und naturwahr die Führung aller Linien. Und die Augen — wie sagt doch Ben Akiba? — die Augen sind neueste „Sezession"; aus verschiedenfarbigem Quarz eingelegt, blicken sie mit einem Ausdruck von Sorglosigkeit und Bonhomie aus dem gutmüthig feisten Gesicht. Wer der Künstler gewesen, der sich hier verewigt, dieser ... Max Klinger von anno 3000 v. Chr. ist nicht bekannt. Ehre seinem Andenken! — Schweren Herzens wenden wir uns von ihm ab und der unvermeidlichen „Elektrischen" zu, die uns mit Rasseln und Geläute in den Lärm der Stadt zurückführt. — —

An drei Punkten Cairos wollen wir Halt machen, um das eigenartige Treiben in seinen verschiedenen Formen zu betrachten. Im Park von Ghezireh Palace, etwa dem Wiener Nobelprater vergleichbar, wo die vornehme Welt sich versammelt, im Mittelpunkt der Neustadt auf der Terrasse von Shepheard's Hôtel, wo im Gewühl der vorbeifluthenden Menge alle Gegensätze schroff in die Erscheinung treten, und in der alten arabischen Stadt mit ihrer echt orientalischen Hauptstraße, der Muski.

Vorerst zu Shepheard. Die geräumige Terrasse ist voll besetzt. Auch wer nicht im Hotel wohnt, findet sich gelegentlich dort zum Thee ein, und — um zu schauen. Man sitzt wie im Theater. Ein buntes, sehr gut inscenirtes Ballet wird gegeben; unablässig wechseln die Bilder, und doch glaubt man, die da eben ankommen, seien nur hinten um die Kulisse gegangen, um auf der anderen Seite wieder aufzutreten. Pausen gibt es nicht. Und nur eine einzige komische Figur mit sehr ernstem Gesicht verläßt die Bühne nie. Das ist der Thürhüter des Hotels, ein riesiger Bulgare in goldgestickter Nationaltracht. Sein Beruf ist bloß, die Hausirer, Bettler und Gaukler, alles, was Straßenhandel treibt, von der Terrasse fernzuhalten. Mit mehr Eifer als Erfolg obliegt er dieser Pflicht. Der mächtige Revolver, den er im Gurt trägt, ist rein dekorativ, als minder theoretisch erweist sich die Nilpferdpeitsche in seiner Hand. Trotzdem leistet der Gestrenge nur Sisyphusarbeit. Während er links mit einem Streichholzjungen „unterhandelt", bietet ein Anderer rechts Scarabäen aus, ein Dritter preist sudanesische Messer und Glasperlschnüre an; und während der Cerberus auf diese Frevler zustürzt, ist der freie Platz schon wieder von einem dressirten Affen okkupirt oder von kleinen Bübchen, die mit Purzelbaumschlagen ein Bakschisch verdienen wollen. Zudem dient dieses vielbegehrte Trottoir natürlich auch noch dem Verkehr. Die dunkeln, faltigen Gewänder der Araber und die hellen Anzüge der Fremden, Strohhüte, Tarbusche*) und Turbane in allen Formen und Farben, rothe englische Uniformen und die schwarzen Nonnenkleider der Fellachenweiber, — alles neben-, hinter- und durcheinander. Noch belebter ist die „Hauptbühne", der Fahrdamm. Dort wechseln Luxus und Elend, neuester Fortschritt und un-

*) 6 Stockwerke in einer Gesammthöhe von 60 m. Die Cheopspyramyde mißt 138 m.

*) Tarbusch (arabisch) = Fes, die tunesische, rothe Kappe mit schwarzer oder blauer Quaste.

glaubliche Rückständigkeit. Neben einem pustenden Automobil reitet ein alter Bauer daher auf seinem Eselchen, das er nicht etwa mit dem Zügel leitet; so weit ist der Mann noch nicht; ein Stock thut denselben Dienst; schlägt man das Thierchen rechts auf den Hals, so weicht es nach links aus, und umgekehrt. So reitet der Alte durch die Großstadt. Und wie rasch und respektvoll weicht er jetzt zur Seite; denn zwei Vorläufer rufen ihn an. Ihnen auf dem Fuße folgt die Kutsche; entweder ein geschlossener Haremswagen, oft aber auch das offene, ganz europäische Gefährte irgend eines Reichen. Und die beiden armen Teufel müssen barfuß den Gäulen vorantraben, um dem Prunkbedürfniß eines männlichen oder weiblichen Gecken zu genügen. Wie denn überhaupt das, was wir in Wien „Pflanz" nennen, hier wahre Orgien feiert. Schöne Rassepferde sieht man trotz der Nähe Arabiens nur wenig; aber die Livreen der Kutscher, Diener und Grooms müssen schreien; das gilt für . . . vornehm. Die armseligen Bauernkarren sorgen für den Kontrast. Wäre der Grund nicht so dunkel, leuchteten die Farben nicht so hell. Und — wir wollten das Ganze ja nur als „Ballet" besehen. Klatschen wir also Beifall! — — — —

Die Muski gilt als eine der belebtesten Straßen der Welt. Mit ihr verglichen erscheint die Scharia*) Kamel vor Shepheard's Hotel friedhofsstill und leer. Dort kann man noch von einem Verkehr in unserem Sinne sprechen; hier nur von einem aus Mensch und Thier gebildeten Knäuel, der sich schiebend und drängend, gedrängt und geschoben, durch die enge Straße wälzt. Esel und Kameele, Droschken und Lastwagen, Wasserträger und Weiber mit nackten Kindern auf der Schulter, zerlumpte Derwische und feiste Eunuchen, dazu die Käufer und Verkäufer aus aller Herren Ländern, alle Hautfarben, hundert Trachten. Die Limonadenhändler klappern mit den Trinkschalen und schreien, die Kutscher und Eseltreiber schreien, um sich Raum zu schaffen, und wer nichts anderes zu thun hat, der schreit zum Selbstzweck. — Von höchstem Interesse, als echtes Bild des Orients, ist diese Muski zweifellos, eine starke, allzu starke Belastungsprobe für abendländische Nerven nicht minder. In den Quergassen, den eigentlichen Bazaren wird es ein wenig friedlicher. Dort fehlt wenigstens der Wagenverkehr. Bald in winkeligen Gäßchen, bald in langer Reihe ziehen sich die offenen Verkaufsbuden hin; nach Gewerben geordnet, die gleichartigen Läden stets nebeneinander. So entsteht ein eigener Suk**) der Goldarbeiter, der Kupferschmiede, der Schuhmacher u. s. w. Der bedeutendste und auch älteste Bazar Cairos — er soll seit dem 13. Jahrhundert bestehen — ist der Chan el-Chalil. Teppiche, Seidenwaaren und Schmuck kauft man dort oder besichtigt sie auch nur. Denn auf einen orientalischen Handel einzugehen ist nicht Jedermanns Sache. Die Gattung ist weltbekannt und -berüchtigt. Wer's nicht glaubt, der wappne sich mit viel, sehr viel Geduld und — gehe in den Chan el-Chalil. Dort findet er den großen Bazar des Asadolla Irani. Dieser Perser hält sehr schöne echte Teppiche feil, beherrscht aber keine europäische Sprache. Sein erster Commis wirkt deshalb zugleich als Dolmetsch. Und dieser graubärtige, des Französischen kundige Ehrenmann pflegt, nachdem das Feilschen längere Zeit gedauert hat, dem Kunden mitzutheilen: Wenn sie mir ein Pfund***) als Bakschisch geben, sage ich Ihnen, was der Teppich wirklich werth ist. Als den „wirklichen" Werth nennt er dann noch immer das Doppelte des wahren. — An den Chan el-Chalil schließt sich der Suk der arabischen Buchhändler, zu denen der Fremde kaum je in Beziehung tritt. Dahinter erhebt sich — inmitten der Handelsstadt — die Universität. Erst später freilich sind ihr die Händler so nahe gerückt. Als sie errichtet ward, gab es hier keinen Bazar. Die Gamia*) el-Azhar, „die Blühende", ist eine der ältesten Moscheen Cairos (970 erbaut). Das riesige Bauwerk selbst, zu verschiedenen Zeiten vergrößert und renovirt, bietet ungleich weniger Interesse, als seine Insassen und deren Thun. Aus allen Theilen der arabischen Welt strömen die Wissensdurstigen hier zusammen, um Grammatik, Rhetorik und Rechtswissenschaft zu pflegen, in erster Linie aber sich in die Tiefen des Korans zu versenken, der nach wie vor das Um und Auf mohamedanischer Wissenschaft darstellt. Kinder, die den ersten Unterricht genießen, und reife, selbst alte Männer sehen wir als Schüler. In kleinen Gruppen hocken sie um den Vortragenden geschaart, wackeln mit dem Oberkörper, dadurch soll das Gedächtniß gestärkt werden, und recitiren murmelnd das Gehörte. Obwohl diese Studirenden alle in El-Azhar auch wohnen, zeigt die Moschee keinerlei Einrichtung, die in anderen Bethäusern fehlte. Bloß in den kleinen Nebenräumen gibt es Schränke für Kleider und Brot. Alles andere: Lehrstuhl und Betpult, Schlafstätte und Speisetisch bietet — der Fußboden. Auf den Steinfliesen und Strohmatten sitzen Lehrer wie Schüler, daneben hält Einer, in Decken gehüllt, sein Schläfchen, ein Anderer läßt sich den Kopf rasiren, ein Dritter hat sich vor der Kibla**) gen Mekka gewandt und betet. Unbeirrt von dem Treiben der Umgebung verrichtet er seine — Reinlichkeit mit Heilgymnastik verbindende — Andacht, wie sie der kluge Mohamed gelehrt hat. Zuerst kommt die Waschung: der Brunnen im Hofe dient diesem Zweck; dann folgen die unzähligen Verneigungen, Kniebeugen und Proskynesen. — Dieser Anblick des Betenden ist übrigens dem, der auch nur kurze Zeit hier geweilt hat, nichts Ungewohntes mehr. Im Freien, überall und zu jeder Tageszeit kann man solch einen Frommen im Sande knieen und liegen sehen, nur allzu oft auch, daß fünf Schritte neben dem Betenden ein Anderer kauert, der . . . nicht betet. Die Ungenirtheit der guten Leute ist geradezu imposant. Auf dem Wege, der uns jetzt nach dem Ghezireh Palace führt, passiren wir den kleinen Ismailije-Kanal. Man mag, wann immer, über diese Brücke kommen, sicher wird man einen oder mehrere dunkle Gesellen da unten finden, die in plenis naturalibus ein Bad nehmen; hart neben der Straße. — Und wenige Minuten später stehen wir im Park von Ghezireh unter brillantenglitzernden Modedamen. Das sind die alltäglichen Gegensätze hier. . . .

Das Schloß Ghezireh ist von Ismail Pascha errichtet und mit all dem märchenhaften Luxus ausgestattet worden, wie ihn dieser Khediw gewohnt war. Nachdem der „königliche" Verschwender mit dem Titel eines Vicekönigs von den europäischen Mächten abgesetzt war, kam der Palast unter den Hammer, wurde zum Hotel. Der herrliche Park mit seinen Marmorbildern, Grotten, Fontänen und Kiosken steht frei. In ihm entfaltet sich Nachmittags der glänzende Korso der caireuser „Gesellschaft". In Karossen und Phaetons, zu Pferd und Automobil kommt man hinaus, um da zu sein, um gesehen zu werden, wohl auch um Thee zu nehmen vor dem Hotel und die Vorbeifahrenden zu mustern. Die Kapelle eines schottischen Highlander-Regiments konzertirt. Und wenn diese buntscheckigen Krieger — zwischen zwei Orchesterstücken — zum Dudelsack greifen, um selbzwölft ein gröhlendes, pfeifendes, quiekendes National-Getöse zu inszeniren, dann — — — dann möchte der Nichtengländer zu begreifen anfangen, weshalb die Sudanneger von Zeit zu Zeit revoltiren. . . .

Cairo, im März.

Gustav Alexander Pollak.

---

*) Scharia (arab.) = Straße.

**) Suk = (Markt) ist das arabische Wort für das persische Bazar.

***) Das englische Pfund = 97½ Piaster ist die hier geläufige Geldmünze. Das ägyptische Pfund = 100 Piaster kommt im Verkehr nicht vor.

*) Gamia = Moschee.

**) Kibla oder Mihrab ist die stets der Richtung nach Mekka zugekehrte Gebetnische im Sanctuarium der Moscheen.

Zwei Berühmtheiten.*)

Herr Patissot hatte seinem Freunde, dem Segler, versprochen, den ganzen nächsten Sonntag mit ihm zu verbringen. Ein unvorhergesehener Umstand vereitelte seinen Plan. Er traf eines Abends auf dem Boulevard einen seiner Vettern, den er sonst nie erblickte. Der war Journalist und ein liebenswürdiger Mensch, der zu aller Welt Beziehungen hatte und sich erbot, Patissot allerhand Sehenswerthes zu zeigen.

— Was machst Du z. B. am Sonntag?

— Ich gehe nach Argenteuil Kahnfahren.

— Nicht doch, das ist ja zum Umkommen, das Kahnfahren; es ist immer dieselbe Geschichte. Komm mit mir; ich nehme Dich mit, mache Dich mit zwei Berühmtheiten bekannt und zeige Dir zwei Künstlerwohnungen.

— Aber mir ist gerade verordnet worden, auf's Land zu gehen.

— Wir werden auch auf's Land gehen. Ich will im Vorbeigehen bei Meissonier vorsprechen; er hat eine Besitzung in Poissy; dann gehen wir zu Fuß nach Médan, wo Zola wohnt; ich soll ihn nämlich für unsere Zeitung um seinen nächsten Roman bitten.

Patissot war außer sich vor Freude und willigte ein.

Er kaufte sich sogar einen neuen Ueberzieher, da der seine etwas abgetragen war, denn er wollte sich den berühmten Männern möglichst tadellos präsentiren und hatte nur eine schauderhafte Angst, dem Maler oder Schriftsteller Dummheiten zu sagen, wie alle Leute, die von Kunst reden, aber nie eine Kunst ausgeübt haben.

Er theilte seinem Vetter seine Besorgnisse mit. Dieser lachte laut auf und antwortete: „Bah! Mach' ihnen nur Komplimente, nichts als Komplimente, immer Komplimente; dann überhören sie die Dummheiten, die man etwa sagt. Du kennst doch die Bilder von Meissonier?

— Ich glaube wohl.

— Und die „Rougon-Macquart“ hast Du auch gelesen?

— Von Anfang bis zu Ende.

— Das genügt. Nenne von Zeit zu Zeit ein Bild, zitire hier und da einen Roman und setze hinzu: Großartig!!! Außerordentlich!!! Herrliche Darstellung!! Wunderbar fesselnd u. s. w. Auf diese Weise zieht man sich immer heraus. Ich weiß zwar, daß diese beiden Leute arg blasirt sind, blasirt auf alles; aber weißt Du, Lob mag jeder Künstler gern . . .

Am Sonntag Morgen fuhren die Beiden nach Poissy.

Ein paar Schritte vom Bahnhof, am Ende des Kirchplatzes, fanden sie Meissonier's Besitzung. Sie kamen durch ein niedriges, roth angemaltes Thor in einen herrlichen, dichten Laubengang. Der Journalist blieb plötzlich stehen und drehte sich nach seinem Gefährten um.

— Wie stellst Du Dir Meissonier vor?

Patissot zögerte. Endlich entschied er sich. „Ein kleiner Mann, sehr gepflegt, glatt rasirt, in militärischer Haltung.“ Der andere lächelte. „Na schön, komm.“ Ein Gebäude wie ein Gartenhaus von recht bizarrer Bauart tauchte zur Linken auf; rechts, fast gegenüber, ragte aus einer Versenkung das Hauptgebäude, ein sonderbares Durcheinander von gothischer Festung und Burg, Landhaus und Sennhütte, Hotel und Kathedrale, Moschee und Pyramide orientalischen und abendländischen Baugliedern, ein grandioser Stylkarneval, der einen klassischen Architekten toll machen konnte, so phantastisch war er, und doch so hübsch, eine eigene Erfindung des Malers und unter seiner Leitung ausgeführt.

Sie traten ein. In dem kleinen Empfangssalon standen mehrere Koffer herum. Ein kleiner Herr im Hausrock erschien. Auffällig war an ihm der Bart, ein wahrer Prophetenbart von unwahrscheinlicher Länge, ein Fluß, ein Strom, ein Niagara von Bart. Der Hausherr grüßte den Journalisten. „Ich bitte um Verzeihung, Verehrtester, ich bin erst gestern angekommen, und es steht noch alles auf dem Kopf. Setzen Sie sich.“ Der andere weigerte sich und sagte, sich entschuldigend: „Verehrter Meister, ich wollte Ihnen nur im Vorbeigehen meine Aufwartung machen.“ Patissot war sehr befangen. Er verneigte sich bei jedem Worte seines Freundes mechanisch und murmelte dazu etwas stotternd: „Eine ganz herr- herr- herrliche Besitzung.“ Der Maler lächelte geschmeichelt und schlug vor, sie sich anzusehen.

Er führte sie erst in einen kleinen Seitenflügel von feudalem Gepräge; hier lag sein altes Atelier mit dem Blick auf eine Terrasse. Weiter ging es durch einen Salon, einen Eßsaal und ein Vestibül voller Wunderwerke der Kunst, herrlicher Beauvais-Tapeten, Gobelins und Flandrischer Teppiche. Der bizarre Luxus der Außendekorationen wurde im Innern zu einem verschwenderischen Treppenluxus, prachtvolle Freitreppen, Wendeltreppen in einem Thurme, Gesindetreppen in einem anderen Thurme, überall Treppen. Patissot öffnete zufällig eine Thür und blieb starr stehen. Dieser Ort, dessen Namen respektable Leute nur auf Englisch aussprechen, war ein Tempel, ein originelles, intimes Heiligthum von erlesenem Geschmack, wie eine Pagode ausstaffirt und jedenfalls von einem großen Aufwand von Geist zeugend.

Sie besuchten danach den Park, eine komplizirte, gewundene Anlage voller Bewegung in der Linienführung und reich an herrlichen, uralten Bäumen. Der Journalist wollte sich nun absolut verabschieden und verließ den Meister mit vielen Dankesbetheuerungen. Beim Herausgehen begegneten sie einem Gärtner. Patissot fragte ihn: „Hat Herr Meissonier diese Besitzung schon lange?“ — „Ja, mein Herr“, antwortete der Biedermann; „die Geschichte will ich Ihnen wohl mittheilen! Das Grundstück hat er schon 1846 gekauft, aber das Haus!! Das hat er seitdem schon fünf oder sechs Mal niedergerissen und wieder aufgebaut . . . Ich bin sicher, er hat zwei Millionen hineingesteckt.“

Als sie weitergingen, empfand Patissot eine unermeßliche Hochachtung vor diesem Manne, nicht wegen seiner großen Erfolge, seines Ruhmes und seines Talentes, sondern weil er so viel Geld für eine Phantasie ausgab, während der gewöhnliche Sterbliche sich aller Phantasie entschlägt, nur um zu Geld zu kommen.

* * *

Als sie Poissy durchschritten hatten, schlugen sie den Weg nach Médan ein. Die Straße folgt zuerst der Seine, die hier durch reizende Inseln belebt wird, steigt dann aufwärts, um das hübsch gelegene Dorf Villaines zu schneiden, senkt sich wieder etwas und führt schließlich nach dem Orte, wo der Autor der „Rougon-Macquart“ haust.

Eine alte Barockkirche von koketter Bauart mit zwei Thürmchen an der Seite lenkte zuerst ihre Blicke auf sich. Sie gingen noch ein paar Schritte weiter, und ein Bauer, der ihnen begegnete, wies ihnen die Thür des Romandichters.

Ehe sie klingelten, besahen sie sich das Haus von außen. Es war ein großer neuer, viereckiger Kasten von beträchtlicher Höhe, an den sich ein ganz kleines weißes Häuschen anschmiegte, als wäre es von dem großen zur Welt gebracht, wie die Maus in der Fabel vom Berge. Dieses Häuschen war die ursprüngliche, vom früheren Besitzer erbaute Wohnung. Der Thurm wurde von Zola hinzugebaut.

Sie klingelten. Ein riesiger Hund, eine Kreuzung von Berghund und Neufundländer, begann furchtbar zu bellen und Patissot hätte am liebsten wieder kehrt gemacht. Ein Diener eilte herbei, beschwichtigte „Bertrand“, öffnete die Thür und nahm die Karte des Journalisten in Empfang, um sie seinem Herrn zu bringen.

*) Vgl. Nation Nr. 25 und 26.

— Wenn er uns nur annimmt! murmelte Patissot. Es wäre doch zu langweilig, wenn wir hierher gekommen wären, ohne ihn zu sehen.

— Habe keine Angst, lächelte sein Gefährte; ich weiß schon, wie wir hineingelangen.

Der Diener kam wieder und bat sie einfach mitzukommen.

Sie gelangten in den Neubau. Patissot war sehr aufgeregt und prustete, als sie auf einer Treppe von alterthümlicher Bauart nach dem zweiten Stocke hinaufstiegen.

Er suchte sich ein Bild von diesem Manne zu machen, dessen klangvoller und berühmter Name gegenwärtig über die ganze Erde schallt, inmitten der Erbitterung und des Hasses der einen, der ehrlichen oder gespielten Entrüstung der vornehmen Welt, der neidischen Verachtung einiger Kollegen, des Respektes der lesenden Massen und der leidenschaftlichen Bewunderung der Vielen; und er machte sich auf einen bärtigen Riesen von furchtbarem Anblick und dröhnender Stimme gefaßt, der zuerst wenig verbindlich sein würde.

Die Thür ging auf, und sie traten in ein unmäßig großes und hohes Zimmer mit einem mächtigen Fenster, das auf die Landschaft hinausging und den ganzen Raum bis in die äußersten Winkel erleuchtete. Alte Tapeten bedeckten die Wände; links stand ein mächtiger Kamin, dessen Sims zwei Steinriesen trugen; man hätte eine hundertjährige Eiche an einem Tag darin verbrennen können. Ein riesiger Tisch, der mit Büchern, Papieren und Zeitungen bepackt war, stand in der Mitte des mächtigen Raumes, der das Auge zunächst ganz gefangen nahm. Erst nachher richtete sich die Aufmerksamkeit auf den Mann, der, als sie eintraten, auf einem orientalischen Divan lag, auf dem zwanzig Personen Platz gehabt hätten.

Er ging ihnen ein paar Schritte entgegen, grüßte, wies mit der Hand auf zwei Sessel, sank wieder auf seinen Divan zurück und schlug ein Bein über das andere. Er hatte ein Buch neben sich liegen und hantirte mit einem Papiermesser herum, dessen Spitze er sich von Zeit zu Zeit mit einem Auge besah, während er das andere mit der Beharrlichkeit eines Kurzsichtigen zukniff.

Der Journalist erklärte den Grund seines Besuches, und der Schriftsteller hörte ihm zu, ohne zu antworten, doch sah er ihn hin und wieder scharf an, und Patissot, der immer verlegener wurde, hatte Muße, sich diese Berühmtheit genau anzusehen.

Es war ein Mann von kaum vierzig Jahren; von mittlerer Statur, ziemlich stark und von jovialem Wesen. Sein Kopf erinnerte lebhaft an jene, welche man vielfach auf italienischen Bildern des 16. Jahrhunderts findet; er war nicht schön im plastischen Sinne des Wortes, aber ein Charakterkopf voller Kraft und Klugheit. Die kurzen Haare waren zurückgekämmt und ließen die mächtige Stirn weit hervortreten. Die gerade Nase brach über der Oberlippe, die ein dichter schwarzer Schnurbart beschattete, kurz ab, als wäre sie mit einem Meißelschlage abgetrennt, und das Kinn war mit einem kurzgeschorenen Barte bedeckt. Sein schwarzes, oft ironisch aufblitzendes Auge war durchdringend; man fühlte, daß ein stets thätiger Verstand dahinter arbeitete, die Menschen durchschaute, ihre Worte zu deuten wußte, ihre Gebärden durchschaute und ihre Herzen bloßlegte. Dieser mächtige Rundschädel paßte so recht zu dem kurzen, raschen Namen mit seinen zwei schnellfüßigen Silben und klangvollen Vokalen.

Als der Journalist ausgeredet hatte, antwortete der Schriftsteller, er wolle sich jetzt nicht binden; er würde aber später zusehen; sein Plan stände noch nicht einmal zur Genüge fest. Dann schwieg er. Das hieß, daß sie nun gehen konnten, und die beiden Herren erhoben sich etwas verwirrt. Aber Patissot wollte durchaus ein Wort von dieser berühmten Persönlichkeit haben, ein einziges Wort, das er seinen Kollegen wiedererzählen könnte. Er faßte sich ein Herz und stotterte: „Oh, mein Herr, wenn Sie wüßten, wie ich Ihre Werke schätze!“ Der andere verbeugte sich, ohne jedoch zu antworten. Patissot wurde verwegener. „Es ist eine große Ehre für mich“, begann er wieder, „daß ich heute bei Ihnen vorsprechen durfte“. Der Schriftsteller neigte sich wiederum dankend, aber mit steifer und belästigter Miene. Patissot merkte es wohl und stotterte verwirrt, indem er sich zurückzog: „Welch ein herr—herr—herrlicher Besitz!“

Da erwachte die Eitelkeit des Besitzers in dem Herzen des gleichgiltigen Schriftstellers; er öffnete lächelnd das Fenster und ließ sie die herrliche Aussicht genießen. Unbegrenzt dehnte sich der Horizont nach allen Seiten; man sah Triel, Pisse-Fontaine, Chanteloup, die Höhenzüge der Hautrie und der Seine, soweit das Auge reichte. Die beiden Besucher geriethen in Entzücken und priesen den Besitzer glücklich, — und sofort stand ihnen das Haus offen. Sie besichtigten alles, selbst die elegante Küche, die durch ihre blaugemalten Kacheln an den Wänden und selbst an der Decke das Erstaunen der Dorfbewohner auf sich zog.

— Wie sind Sie zu diesem Hause gekommen? fragte der Journalist. Und der Romancier erzählte. Er hatte ein Häuschen für einen Sommer miethen wollen und das kleine Gebäude gefunden, das sich an den Neubau anlehnte; es stand für ein paar Tausend Franken zum Verkauf, eine Summe, die kaum der Rede werth war, und er kaufte es vom Fleck weg.

— Aber was Sie nun hinzugebaut haben, das hat dann wohl viel gekostet?

— Oh, nicht wenig! lächelte der Schriftsteller.

Damit gingen die Beiden.

Der Journalist nahm Patissot beim Arme und sagte langsam in philosophischem Tone: „Jeder General hat sein Waterloo, jeder Balzac hat seine Jardies und jeder Künstler, der auf dem Lande wohnt, hat seinen Eigenthümerstolz.“

In der Station Villaines stiegen sie wieder in den Zug, und Patissot schrie im Kupee ganz laut die Namen des berühmten Malers und des großen Romanciers, als ob sie seine Freunde wären. Er suchte sogar den Glauben zu erwecken, daß er bei dem einen gefrühstückt und bei dem anderen zu Mittag gespeist hätte.

Guy de Maupassant.

Max Ring.

Am 28. März ist in Berlin Dr. Max Ring im Alter von 83 Jahren gestorben. Er war ein Mann, der aus alten Zeiten viel und interessant zu erzählen wußte und sich ein frisches Verständniß auch für die Erscheinungen der neusten Zeit bewahrt hatte. Er war reich an Menschenliebe, und viele jüngeren Schriftsteller wissen davon zu erzählen, wie sehr er sich bemüht hat, ihnen die Wege zu ebnen. Vor vierzig bis funfzig Jahren war er auch ein viel gelesener Romanschriftsteller und Feuilletonist. Aber in der Litteraturgeschichte von Richard M. Meyer ist ihm auch nicht der kleinste Abschnitt gewidmet; selbst in den ungeheuren fosses communes des alphabetischen Registers ist sein Name nicht beigesetzt. Wenigstens war es so in der ersten Auflage. Max Ring hat das nicht tragisch genommen; er sah mit Befriedigung auf das, was er für seine Zeit geleistet hatte, und machte auf litterarischen Nachruhm wenig Ansprüche. Es ist in neuerer Zeit üblich geworden, von einer „Biedermaierzeit“ in unserer Geschichte und Litteraturgeschichte zu sprechen; vielleicht konstruirt man im Anschluß daran eine „Gartenlaubenzeit“. Ihr gehörte Max Ring an. Eine Zeit, die von dem festen Glauben erfüllt war, daß der ewige Friede, die allgemeine gegenseitige Menschenliebe, der gewaltige Fortschritt der Bildung und Aufklärung, die Ausgleichung der sozialen Gegensätze unmittelbar vor der Thür stehe. Man müsse nur ein wenig Geduld haben, um das

alles zu erleben. Zur Erhebung von Herz und Geist wurde auch litterarisch sehr viel geschaffen, Tausende von Menschen mit weichem Herzen, aber ohne harte Knochen gingen vor unseren Augen vorüber. Es kam dann freilich vieles anders. Die an seinem Grabe standen, haben wohl vorzugsweise bedacht, was er als Mensch gewesen.

A. M.

Die natürliche Volkswirthschaftsordnung und die staatliche Wirthschaftspolitik. Nach dem Leben dargestellt von Ed. D'Avis, Wirklichem Geh. Oberregierungsrath a. D. Berlin 1901. Puttkamer & Mühlbrecht.

Es hätte nicht leicht ein Buch erscheinen können, das mir eine größere Ueberraschung bereitete. Der Verfasser ist viele Jahre lang vortragender Rath im Eisenbahnministerium gewesen, hat einige scharfsinnige Aufsätze über Eisenbahntarife geschrieben, ist bis zur ersten Rangklasse aufgestiegen und dann in den Ruhestand getreten.

Nun hat er sich in seiner Muße mit den grundlegenden Fragen der Volkswirthschaft beschäftigt und ist genau zu denselben Ergebnissen gekommen wie vor funfzig Jahren Friedrich Bastiat. Unser Herrgott hat die soziale Frage gelöst, ehe ein Mensch anfing, sich mit ihr zu beschäftigen. Der Eigennutztrieb aller Einzelmenschen, und nur er, löst alle wirthschaftlichen Aufgaben in der für unvollkommene Menschen denkbar vollkommensten Weise. Die Lebenshaltung der Menschen wird nur dadurch gefördert, daß wir die erwünschten Erfolge mit immer größerer Arbeitsersparniß erreichen. Das etwa sind seine leitenden Sätze.

Der Verfasser spricht keinen Gedanken aus, den er sich nicht selbst erkämpft hat. Von den Ergebnissen, zu denen er gelangt, ist vielleicht kein einziges neu, aber der Weg, auf dem er zu seinen Ergebnissen gelangt, ist fast durchweg neu. Das gibt seinen Ausführungen einen großen Reiz.

Für denjenigen, der in der Wissenschaft die logische Verkettung von Ursache und Wirkung sucht und alle Ausdrücke „ethischer" Empfindungen auf das Theater verwiesen sehen möchte,

wo sich dergleichen Pro et Contra
Mit vielem Beifall wird behandeln lassen,

ist diese Schrift eine sehr erfreuliche Erscheinung. Das Manchesterthum wird nie aussterben, wenn es sogar unter pensionirten vortragenden Räthen so starke Triebe hervorbringt.

A. M.

Nietzsche-Litteratur.

Paul Deußen: Erinnerungen an Friedrich Nietzsche. Mit einem Porträt und drei Briefen in Facsimile. Leipzig. 1901. Brockhaus. Mittel 8°. 111 S. M. 2,50.

Dr. M. Kronenberg: Friedrich Nietzsche und seine Herrenmoral. Ein Vortrag. München. 1901. C. H. Beck. Kl. 8°. 35 S. 75 Pf.

Immer noch dauert die Hochfluth der Litteratur über Nietzsche fort und wird es voraussichtlich noch lange, da gleichzeitig noch weitere Publikationen aus dem reichhaltigen Nachlasse dieser proteischen Denkergestalt zu Tage treten. Bei der Unzahl der in der stattlichen Bändereihe seiner Werke von ihm berührten Probleme und bei seinem wechselnden Verhalten zu ihnen ist dies ganz begreiflich, nicht minder auch, daß die durch ihn angeregten Erörterungen häufiger dem Bedürfniß der eigenen Aufklärung über ihn entstammen, als durch wirklich Bedeutendes an Gehalt sich auszeichnen. Das Gepräge eines solchen subjektiven Ursprungs trägt unverkennbar der vor Abtheilungen der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur gehaltene Vortrag. Durchaus bemüht, Unbefangenheit und Gerechtigkeit im Beurtheilen der Moralanschauungen Nietzsche's, wie sie noch häufig vermißt werden, zur Geltung zu bringen, nimmt der Verfasser doch mehr einen die Interessen der ethischen Kultur als solcher berücksichtigenden Standpunkt ein, wodurch seine Auffassung Nietzsche's unwillkürlich den Charakter der Abwehr erhält. So wie er die „Herrenmoral" verstanden wissen will, kann sie freilich der von ihm über sie verhängten Verurtheilung nicht entgehen. Es fragt sich aber doch sehr, ob Nietzsche's Gehässigkeit gegen die christliche „Sklavenmoral" dem ihr anhaftenden Uebermaß an Altruismus, seine Vorliebe für die „übermenschliche" Herrenmoral dem darin vorwaltenden Egoismus entspringt. Zwischen beiden Aeußerlichkeiten sucht der Verfasser allerdings die richtige Mitte zu finden, wobei jedoch die Moral des christlichen Herkommens zur Hebung und Veredelung der anderen verwendet wird. Wie aber, wenn Nietzsche's Widerwillen gegen die herkömmliche Moral bei ihr alles Edle vermißt, weil sie zur abscheulichsten Heuchelei und Selbstbethörung verführt, die bei der auf Selbstbethätigung zielenden Herrenmoral durchaus entfällt, dieser also der ethische Vorzug entschiedener Wahrhaftigkeit gegen die Verlogenheit der anderen zukommt?

In diesem Sinne will Nietzsche's langjähriger Freund Paul Deußen seine Aggression gegen die überlieferten religiösen, christlichen und moralischen Vorstellungen gewürdigt wissen. Daß Nietzsche in ihnen eine unwürdige Fessel sieht, „welche Jahrhunderte lang die edelsten Kräfte der Menschheit gebunden gehalten und in ihrer freien, naturgemäßen Entwicklung gehindert habe", wird ihm zum Verdienst angerechnet, und zwar weil er „in seiner Bekämpfung geheiligter Ueberlieferungen weiter geht als irgend Jemand vor ihm". Mit Recht betont dieser Verfasser, daß „bei allen derartigen, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortpflanzenden Traditionen immer viel Abgestorbenes, Verknöchertes, Ungesundes ist, und jeder Versuch, den ererbten Besitz anzutasten, zu einer erneuten Prüfung desselben anrege und daher willkommen sein müsse". Für Deußen liegt die Bedeutung des „Uebermenschen" bei Nietzsche darin, daß es sich dabei nicht um Ausnahmeexistenzen handelt, sondern „um die höchste Aufgabe, den höchsten Weg, der jedem, wer er auch sei, offen steht". Zweifellos muß man dem Verfasser zustimmen, wenn er in Nietzsche's Entwicklungsgang die immer deutlicher werdende Tendenz zu der tiefethischen Einsicht erkennt, „daß der Uebermensch nicht ein künftig zu erhoffender Messias sei, zu dessen Hervorbringung ganze Völker und Generationen als bloßer Nährboden dienen, sondern ein jedem Menschen ergreifbares Lebensideal". Wie der Verfasser dies aus der Willensverneinung der schopenhauerisch-indischen Ethik entwickelt, daß nämlich die dort gelehrte Verneinung, richtig verstanden, keine Weltabkehr, sondern eine auf Veredelung des Willens beruhende Versöhnung mit der sinnlich erkennbaren Wirklichkeit ergebe, dürfte zur Lehre Schopenhauer's als solcher so stimmen wie die ihm zugetheilte Bezeichnung philosophus christianissimus, die er selbst schwerlich als Kompliment genommen haben würde. Immerhin wollen wir auch diesenfalls ein Symptom der Abkehr von seiner Lehre erblicken, deren Herrschaft entwerthet zu haben, Nietzsche's vornehmste philosophische Leistung ist, die für uns im lebendigen Zuendedenken der Theoreme Schopenhauer's besteht. Dies alles jedoch nur beiläufig bemerkt, da das Philosophische an dem Buche von Deußen im Anhange berührt wird, der Hauptinhalt der Publikation vielmehr die über vier Jahrzehnte sich erstreckenden Beziehungen des Verfassers zu dem genialen Freunde betrifft. Von den 26 hier mitgetheilten Briefen, die äußerst geschickt durch ergänzende Schilderungen aus der gemeinsam verlebten Zeit an einander gereiht werden, gehört der größere Theil in die Jahre vor Nietzsche's schriftstellerischem Wirken, wonach den Freunden nur vorübergehend ein unmittelbarer Verkehr vergönnt war. Daß die Mittheilungen aus der späteren Zeit dadurch knapper geworden, hat weniger auf sich, indem dieselbe mit Nietzsche's öffentlicher Thätigkeit zusammenfällt; um so werthvoller sind die Einblicke, die das Buch in seinen Werdegang gewährt, wie er sich während der Studienjahre in Schulpforta, in Bonn und Leipzig und während der Militärzeit in Naumburg gestaltete. Mancher charakteristische Zug aus dem Leben der merkwürdigen Persönlichkeit tritt einem da selbstverständlich oder überraschend entgegen, so namentlich das früh vorhandene und stetig zunehmende starke Selbstgefühl, das den Betreffenden gleichwohl nicht hindert, mit genuiner „Jugendeselei" in eine Kouleurverbindung zu Bonn sich einfangen zu lassen, wo er den ganzen Firlefanz mit üblichem Versäumen der Studien und sonstiger ernster Obliegenheiten bis zu einem in naivster Weise verabredeten Duell mitmacht. Psychologisch in hohem Grade lehrreich, hat das ansprechende Buch jedenfalls einen dauernden Eigenwerth, der es über die immer noch üppig gedeihende Nietzsche-Litteratur von der „vielzuvielsten" Art weit emporhebt.

Wilh. Bolin.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 28. Berlin, den 13. April 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der russische Minister der auswärtigen Angelegenheiten hat angekündigt, daß er auf die Unterzeichnung des Vertrages mit China über das künftige Schicksal der Mandschurei verzichte. Rußland hat also augenscheinlich seinen Willen nicht durchgesetzt. Die Proteste Japans und anderer Mächte — auch Deutschland hat sich an diesen Protesten betheiligt —, haben es zu Wege gebracht, daß China seine Unterschrift unter den von Rußland vorgelegten Vertrag nicht gesetzt hat, und das Zarenreich bescheidet sich, den Vertragsentwurf in den Papierkorb zu werfen.

Die Mächte haben das erlangt, was sie wollten, und wenn jemand das vorgesetzte Ziel erreicht, so nennt man das einen Erfolg.

Mit den diplomatischen Erfolgen ist es häufig wie mit der Jagdbeute; selbst wenn nach großen Anstrengungen das Wild erlegt ist, stellt sich manchmal heraus, daß es überhaupt keinen Schuß Pulver werth gewesen ist. Uns will bedünken, daß sich in dieser erhebenden Lage die Diplomatie gegenüber Rußland befindet.

Den Vertrag hat freilich Rußland nicht; aber auch ohne Vertrag steht es in der Mandschurei. Es hält seine Hand über dem ganzen nördlichen China, und es denkt gar nicht daran, seine Hand zurückzuziehen. Rußland hat sich auf dem Grundstück seines chinesischen Nachbarn regelrecht eingenistet; es hat einen ganzen weitläufigen Flügel des Nebenhauses, das ihm nicht gehört, in Besitz genommen. Darauf empfand man in St. Petersburg das Bedürfniß, den bestehenden Zustand, den die Gewalt geschaffen hatte, durch einen Vertrag mit China rechtlich zu legalisiren; und man versprach in diesem Vertrag zum Ueberfluß, die Mandschurei schließlich — irgend einmal — wieder herzugeben, ein Versprechen, das freilich nicht eine Brombeere werth ist.

Als ob dieses Vertrages eine allgemeine Empörung in den Kanzleien Europas und in Japan ausbrach, erklärte Rußland: Friedliebend wie ich bin und entgegenkommend überdies, thue ich Ihnen, meine Herren Kollegen von der Diplomatie, sehr gern den Gefallen und verzichte auf den Vertrag. Statt auf Grund eines mit einigen vagen Versprechungen verbrämten Vertrages in der Mandschurei zu bleiben, bleibe ich nun ohne Vertrag und ohne irgend welche Versprechungen wegen der Mandschurei gemacht zu haben; da Ihnen dies lieber ist. Rußland ist in seiner bekannten Humanität und Friedensliebe immer bereit, alle erfüllbaren Wünsche zu erfüllen, nota bene wenn sein Interesse in dem einen wie in dem anderen Falle gleich gut gewahrt ist.

Ob die Diplomaten auf den Erfolg, den sie gegen Rußland errungen haben, sehr stolz sind, wissen wir nicht; Rußland kann eine solche Niederlage jedenfalls mit schnödem Lächeln über sich ergehen lassen. Auch ohne Vertrag bleibt alles beim alten. Der Vertrag hätte nur Bedeutung gehabt durch die reale Macht, die dahinter steht, und diese reale Macht wird nicht schwächer, auch wenn ihr die Möglichkeit entzogen ist, sich auf einen formalen Rechtstitel für ihre Handlungen zu berufen.

Ueber das Schicksal der Mandschurei entscheiden Bajonnette und nicht Verträge, und die Verhinderung jenes Vertrages ist nur ein papierner Sieg, durch den höchstens für die formale diplomatische Aktion gewisse Vortheile in der Diskussion geschaffen werden. Aber die schönsten logischen Deduktionen werden Rußland aus der Mandschurei nicht hinausmanövriren, und wer wollte die Argumente aus Fleisch

und Blut mit Gewehren und Kanonen stellen, um jene Aufgabe zu erfüllen. Japan? Japan ohne Bundesgenossen? Da England aber die verhängnißvolle Aufgabe zugefallen ist in Südafrika bis zum Ruin zu siegen, so läßt sich für Japan ein Verbündeter nicht erspähen.

Die ganze erregte Diskussion über den Mandschureivertrag war nicht viel mehr als ein erbittertes Gefecht um eine Seifenblase.

Süd-Frankreich hallt von Festjubel wieder. Die Franzosen tauschen mit der zum Besuch angelangten italienischen Flotte Liebenswürdigkeiten aus und mit der nach einigen unaufgeklärten Irrfahrten zurückgekehrten russischen Flotte desgleichen.

Auch bei dieser Gelegenheit ertönte in der russisch-französischen Zwiesprache das Wort „Allianz" wieder. Die Welt hat sich hieran gewöhnt, und trotz diesem Worte hat sich politisch nichts in Europa verändert. Zukunftsspäher fragen, ob nicht auch in Kurzem sich in die französisch-italienischen Liebenswürdigkeiten das Wort „Allianz" einschleichen wird, und die, welche dem Dreibund übel wollen, prophezeien ihm seinen baldigen Tod.

Es lohnt wohl einmal mit zwei Worten die Frage zu berühren, ob Italien oder Deutschland von dem bestehenden Bündniß größeren Nutzen hat. Es ist richtig, das Bündniß hat Italien nicht die Erfüllung aller seiner Hoffnungen gebracht; die italienische überseeische Politik ist gescheitert. Das deutsch-italienische Friedensbündniß konnte auch nur eines verbürgen; es verbürgte Italien die vor jeder Anfechtung gesicherte nationale Existenz. Wenn Italien aus dem Bündniß austritt, so sinkt dieser Schutzwall, und während Italien und Deutschland nicht ein einziges divergirendes politisches Interesse haben, trennen Frankreich und Italien zahlreiche Interessengegensätze; und trotz dieser Gegensätze hofft Italien sich mit Frankreich besser zu stehen als mit Deutschland. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Frankreich dem isolirten Italien gegenüber nicht der sentimentale Liebhaber sondern der überlegene Gebieter sein wird. So steht die Rechnung für Italien.

Die Abschwenkung vom Dreibund bedeutet für das Königreich Gefahren, die unter Umständen sogar die nationale Existenz des Landes in Frage stellen. Für Deutschland ist die italienische Allianz eine Stütze, deren Stärke man höher oder geringer einschätzen kann; aber unsere selbstständige Großmachtstellung bleibt unberührt, ob wir auf diese Seitendeckung nun rechnen dürfen oder nicht.

Wir wünschen aufrichtig, daß politisch und wirthschaftlich unsere guten, alten Beziehungen zu Italien fortbestehen bleiben. Gerade darum ist es gut, die Illusionen zu zerstreuen, als sei Deutschland bei den Bündnissen, die wir haben, vor allem der Empfangende. Wie sich Italien zur Frage des Dreibunds stellt, das ist für uns zwar nicht gleichgültig, aber das ist weit wichtiger für das Königreich Italien selbst, für Oesterreich und für England als für das Deutsche Reich.

Es geht was vor, man weiß nur nicht was; dieser bekannte tiefsinnige Ausspruch kann auf die Haltung unserer Agrarier gegenüber den wirthschaftlichen Fragen zur Anwendung gebracht werden. Die reinen Agrarier wüthen zwar fort; aber die konservativen Agrarier suchen in ihrer Presse ein wenig einzulenken; man hört so schöne Worte wie: es müsse die Diagonale der Kräfte die Richtung für unsere zukünftige Wirthschaftspolitik bestimmen; oder man hört Warnungen an den Bund der Landwirthe: er möge den Bogen nicht überspannen. Es macht den Eindruck, als sei irgendwo ein Sturm von nicht unerheblicher Heftigkeit aufgekommen, und als zögen die konservativen Steuerleute es vor, die Segel im Augenblick etwas zu reffen. Deswegen braucht man noch nicht zu glauben, daß nunmehr eine entscheidende Wendung eingetreten sei. Die Konservativen sind viel zu zähe, um ihr Ziel aufzugeben; nur in den Mitteln wechseln sie, mit denen sie ans Ziel kommen wollen, und im Augenblick scheinen sie geneigt, für das geeignetere Mittel etwas Zurückhaltung, mit einiger Nachgiebigkeit versetzt, zu halten.

In Südafrika: Fortsetzung des glorreichen Mordens, um das Gedeihen und das Glück dieses Erdstriches zu vergrößern, und daneben die Nachricht von neuen Unterhandlungen zwischen Kitchener und Botha.

* * *

Wohnungsfrage und Ministerialerlasse.

Die preußischen Minister des Innern, des Kultus und des Handels haben sich an die Regierungspräsidenten und an die Oberpräsidenten gewendet und ihnen Anweisungen darüber ertheilt, wie eine Verbesserung der Wohnungsverhältnisse der weniger bemittelten Klassen in den Städten und auf dem Lande anzustreben sei. Diese Erlasse enthalten nicht einen neuen Gedanken und sie enthalten einige anfechtbare Direktiven, und gleichwohl sind sie in ihrer allgemeinen Richtung zu billigen, und das Vorgehen der Minister ist ein erfreuliches.

Die Bedeutung der Wohnungsfrage für ein Volk kann gar nicht überschätzt werden. Ist wohlfeile und entsprechend ausgiebige Ernährung für die Gesundheit und physische Stärke einer Bevölkerung Vorbedingung, so ist die Wohnung ein weiterer wesentlicher Faktor für die Gesundheit, aber zugleich für die Sittlichkeit und über diese hinaus für den sozialen Standpunkt des Individuums gegenüber der Gesammtheit, der Gesellschaft. Wenn Männer, Frauen, Kinder jeden Alters und Geschlechtes in einem Raum zusammengepfercht sind, so kann sich in diesen Kreisen eine Sittlichkeit nach unseren Kulturanschauungen nicht entwickeln; aber auch der Begriff des Privateigenthums, der für unseren sozialen Aufbau unentbehrlich ist, muß verkümmern. Es ist völlig zutreffend, daß in der Wohnung sich die Gewohnheiten bilden, und welche Gewohnheiten muß eine Behausung entwickeln, die weder den hygienischen noch den sittlichen noch den sozialen Anforderungen unserer Kultur entspricht; — augenscheinlich kulturfeindliche Gewohnheiten. Als man in London das Wohnungselend zuerst sorgfältig untersuchte, faßte man die gemachten Erfahrungen in den Ausspruch zusammen: Wir haben die Entdeckung gemacht, daß unter uns, ohne daß wir es wußten, eine Horde Wilder lebt, die uns feindlich gegenübersteht, bereit, auf uns loszubrechen, und die ein Abgrund von uns trennt. Die Zustände sind nicht überall so arge wie in London; aber sie bleiben auch bedenklich genug in Deutschland, und zwar sowohl in den Städten wie auf dem Lande; das beweist jede neue statistische Veröffentlichung über die städtischen Wohnungsverhältnisse und jede schildernde Veröffentlichung über das Wohnen auf dem Lande; das Land erfaßt die Wohnungs-Statistik bisher so gut wie gar nicht.

Wenn die preußische Regierung auf diesem Gebiete die Anregung zu Verbesserungen geben will, — vortrefflich, und um so schlimmer für jene selbe Regierung, die solche Pflicht in Bezug auf das Wohnen anerkennt, und die die Ernährung der gleichen Bevölkerungsschichten durch hohe Korn- und Fleischzölle zu verschlechtern beabsichtigt; sie muß damit zu dem Ergebniß gelangen, daß unzulänglicher genährte Menschen in besseren Wohnungen über ministerielle Konsequenz und Weisheit nachzudenken vermögen. So kommt man immer wieder zu dem Ergebniß, daß jede Sozialpolitik thatsächlich eine Unwahrheit bleiben muß, so lange das tägliche Brot den Aermsten künstlich zum Nutzen der grundbesitzenden Klasse vertheuert wird. Wenn die fundamentale Frage der Ernährung im Sinne der

Agrarier behandelt wird, so muß jeder Versuch sozialer Fürsorge zur Scheinaktion, zum Palliativ, zum wohlmeinenden kleinen Mittelchen ohne durchgreifende Bedeutung zusammenschrumpfen. Und gerade so stellen sich auch die an und für sich gut gedachten preußischen Erlasse über die Wohnungsfrage im Rahmen unserer allgemeinen Politik dar.

Durch die Erlasse werden dem Staate gar keine Verpflichtungen auferlegt; der Staat thut garnichts, und die Erlasse verlangen nur, daß andere Gemeinschaften, als da sind Kommunen und provinzielle Verbände ihrerseits die Wohnungsfürsorge in die Hand nehmen sollen. Man kann sagen, daß es sehr wohlfeil sei, solche Anweisungen anderen bei eigener Unthätigkeit zu geben; das ist eine ganz zutreffende Bemerkung, und gleichwohl ist diese Zurückhaltung des Staates und der staatlichen Gesetzgebung nach Lage der Sache für jetzt das Richtige.

Sozialpolitische Maßregeln können um so segensvoller wirken und bei sozialpolitischen Eingriffen können Härten in um so höherem Grade vermieden werden, je mehr Raum der Staat zu individueller Behandlung der einzelnen Fragen nach den lokalen Verhältnissen, Zuständen und Gewohnheiten gewährt. Kommunen und Provinzen sollte gerade auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge im weitesten Sinne — in Bezug auf die Formen der Armenunterstützung, der Rekonvalescentenbehandlung, in der Wohnungsfrage, in Bezug auf die Bildungs- und Fortbildungsmöglichkeiten der Jugend u. s. w. — ein breiter Spielraum bleiben; der vorhandene Spielraum ist bisher freilich — vereinzelte anerkennenswerthe Unternehmungen abgerechnet — recht wenig und jedenfalls vielfach viel zu wenig ausgenutzt worden. Erst wenn die soziale Entwickelung durch Anstrengungen, die den lokalen Verhältnissen angepaßt sind, eine gewisse Höhe erreicht hat, kann alsdann der Staat ohne Gefahr die schematische Gesetzgebungslinie für das ganze Land ziehen, um ein erneutes Hinabgleiten nach unten zu verhindern. In dieser zweckentsprechenden Weise soll auch die Wohnungsfrage bei uns behandelt werden.

Die Mittel, deren Anwendung die Ministerialerlasse zunächst lokal befürworten, sind mannigfache. Für die eigenen weniger gut bezahlten Beamten und Arbeiter- sollen von den Kommunen Wohnungen beschafft werden; aber auch über diese Zahl hinaus soll die Zahl der kleinen gesunden, preiswerthen Wohnungen für weniger Bemittelte vermehrt werden. Es wird den Kommunen empfohlen selbst zu bauen und selbst zu vermiethen; — ängstliche Kommunalpolitiker werden aus dieser Empfehlung folgern können, daß auch die Staatsregierung solches selbständiges Vorgehen als einen Schritt in den Sozialismus hinein nicht betrachtet; — oder es kann der Bau und die Vermiethung durch gemeinnützige Baugenossenschaften und Aktiengesellschaften, unter Umständen sogar durch Private, die die nöthigen Garantien bieten, besorgt werden. Um die Entwicklung gemeinnütziger Unternehmungen auf diesem Gebiet zu erleichtern, sollen die Kommunen zu billigem Zinsfuß Gelder, respektive Grund und Boden hergeben. Es sollen solchen Genossenschaften und Aktiengesellschaften die Beiträge für den Straßen- und Kanalbau völlig oder theilweise erlassen werden; es sollen die Gemeinden in der Verkehrspolitik mit den Außenbezirken gerade die Wohnungsfrage berücksichtigen, wobei man sich erinnern mag, daß Herr v. Thielen durch Verlängerung der Konzession an die Große Berliner Straßenbahn über das Jahr 1919 hinaus der Kommunalverwaltung der Hauptstadt Preußens eine Einflußnahme auf die Gestaltung der Verkehrsverhältnisse ganz wesentlich erschwert hat; ein stichhaltiger politischer oder sozialpolitischer Grund für diese Stärkung der Stellung einer privaten Erwerbsgesellschaft gegenüber einer Kommune, die das Interesse aller Bürger zu vertreten hat, ist bis heute zu entdecken nicht möglich gewesen.

Alle jene Maßregeln, die die Ministerialerlasse, — zugleich das Detail berührend, — über die Wohnungsfrage vorschlagen, galten bereits seit langem als zweckentsprechend und sind erprobt.

Wegen weiterer Einzelheiten mag man Vorbehalte machen.

Die Erlasse beschäftigen sich fast ausschließlich mit den Möglichkeiten, kleine Wohnungen zum Vermiethen zu bauen. Wo die Preise für den Grund und Boden sehr hohe sind, wird es in der That nicht möglich sein, Ein- oder Zwei-Familienhäuser mit einem Gärtchen zum Eigenthumserwerb bei langsamer Abzahlung auch weniger Bemittelten zur Verfügung zu stellen. Allein es darf doch nicht vergessen werden, daß selbst in nächster Nähe von Berlin eine nicht unerhebliche Anzahl von Kolonien solcher Art entstanden sind, und wenn auch ganz zweifellos von dieser Art der Wohnungsfürsorge nur der besser bezahlte Arbeiter und der kleine Beamte Vortheil haben kann, und wenn daher der Bau von Etagenhäusern zum Vermiethen in der Stadt selbst für die wirthschaftlich schlechter Gestellten und für die an die Stadt ganz eng Gefesselten garnicht zu entbehren ist, so bleibt doch das Cottagesystem ein Ideal. Durch das Bewohnen eines solchen freistehenden Hauses im Garten und durch den späteren Erwerb des Anwesens werden ganze Familien bleibend in eine ganz andere soziale Sphäre hinaufgehoben.

Man hat gesagt, daß auf diese Weise neue Kategorien von Ausbeutern des Grund und Bodens künstlich geschaffen werden; — das ist der sozialdemokratische Standpunkt. Die Nichtsozialdemokraten müssen zu einer wesentlich anderen Folgerung gelangen.

Hier ist ein Mittel gegeben, um den Aufstieg aus den proletarischen Massen zum Bürgerthum — ich wähle der Kürze wegen diese schematischen Bezeichnungen — zu ermöglichen; ein Aufstieg mit allen seinen segensvollen Folgen für die Gesundheit der Familie, für die Kindererziehung, für die gesammte soziale Lage — voraussichtlich und unter normalen Verhältnissen — von mehreren Generationen. Man mag dem vorbeugen, daß derjenige, der ein solches Anwesen mit Hilfe gemeinnütziger Unterstützung erwirbt, nicht die humane Förderung durch Andere sogleich zu rein egoistisch-spekulativen Zwecken ausnützt; aber wenn man allzu engherzig den individuellen Vortheil einengt oder ausschließt, so verringert man auch sehr unzweckmäßigerweise die Zahl derer, die bei maßvolleren Beschränkungen bereit gewesen wären, diesen segensvollen Weg sozial aufwärts zu wandern. Hier ohne kleinliche Rigorosität die Mittellinie zu finden, wird von großer Bedeutung sein.

Und als eine gleiche Rigorosität erscheint es, wenn die Genossenschaften und gemeinnützigen Gesellschaften gezwungen werden sollen, in keinem Falle mehr als 4 Proz. Dividende an ihre Mitglieder zu vertheilen; und wenn ihnen entsprechende Fesseln bei der Auflösung aufgelegt werden, insofern sie aus allgemeinen Mitteln Förderung erfahren haben.

Zweifellos widerspricht es dem Charakter des „Gemeinnützigen“, wenn solche Unternehmungen kein anderes Ziel verfolgen als hohe Dividenden herauszuarbeiten; aber je enger auch hier der Spielraum ist, um so spärlicher strömt aus den Taschen der Privaten den gemeinnützigen Aktiengesellschaften und Genossenschaften das Geld zu, und um so größer müssen alsdann die dargeliehenen Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln sein, um die Unternehmungen lebensfähig zu erhalten. Es wäre zweckmäßiger die Grenzlinie bei 5 Proz. zu ziehen und alsdann um so bindendere Vereinbarungen über Güte und Preis der zu bietenden Wohnungen zu treffen. Wenn man die wirthschaftlichen Chancen für jene, die solchen Vereinigungen beitreten, nicht allzu sehr herabdrückt, so wird sich der Kreis der Theilnehmer in Deutschland immer mehr vergrößern, die dann zugleich die erzieherische Wirkung der Mitarbeit an gemeinnützigen Unternehmungen erfahren.

Hier handelt es sich um eine Verschiebung der Grenzlinien; prinzipiell aber muß man gegen die Ueberschätzung Front machen, die dem Erbbaurecht in den Erlassen zu Theil wird.

Der Erlaß über die Wohnungsfrage will zugleich der Grundstückspekulation entgegen treten. Die Kommunen sollen ihren Besitz an Grund und Boden erweitern, und sie sollen Terrains, die zur Erbauung von Häusern mit kleinen Wohnungen geeignet sind, nicht veräußern. Der Grundbesitz der Kommunen soll vor allem auch im Erbbau für Zwecke der Wohnungsfürsorge nutzbar gemacht werden.

Hier tritt eine Vermischung von Maßregeln gegen die Grundstückspekulation mit Maßregeln zur Besserung der Wohnungsverhältnisse hervor, die keineswegs zweckentsprechend ist; der Versuch nach beiden Richtungen hin zugleich zu wirken, soll durch das Erbbaurecht gemacht werden, dessen Charakter man bei uns verkennt, und dessen Bedeutung für die Wohnungsfrage man überschätzt.

Auf die Frage einer gesunden kommunalen Bodenpolitik soll hier nicht eingegangen werden, und wenn zugegeben werden kann, daß die Benutzung des Erbbaurechts in vielfacher Hinsicht sich den Kommunen empfiehlt, so ist doch eines sicher: für die Besserung der Wohnungsverhältnisse erscheint diese Rechtsform keineswegs besonders geeignet. Sie kommt nicht den Miethern zu Gute, sondern den Grundeigenthümern, und die elenden Londoner Wohnungsverhältnisse sind ganz wesentlich auf das dort zur Anwendung kommende Erbbaurecht zurückzuführen.

Da auf Grund des Erbbaurechtes nach einer bestimmten Zeit Grund und Boden nebst Baulichkeiten an den Eigenthümer des Terrains zurückfallen, so hütet sich der zeitweilige Besitzer des Hauses im letzten Abschnitt der Erbpacht irgend welche Verbesserungen an den Baulichkeiten vorzunehmen, über die er in kurzer Zeit die Verfügung nicht mehr haben wird. In London tritt so völliger Verfall der Häuser ein, und damit eine Steigerung des Wohnungselends. Wollte man bei uns durch bündige Verpflichtungen den Hausbesitzer zwingen erhebliche Aufwendungen für eine Baulichkeit zu machen, die in kurzem ohne jegliche Entschädigung in das Eigenthum eines anderen übergeht, so bliebe dem Vermiether der Häuser nichts übrig, als durch entsprechend hohe Miethen für Amortisation und Verzinsung des von ihm verausgabten Kapitals zu sorgen. Also im Erbbaurecht liegt unmittelbar eine Tendenz, die Häuser von einem gegebenen Zeitpunkt an langsam verfallen zu lassen oder, wenn der Verfall durch neue Aufwendungen abgehalten werden soll, mit den Miethen in die Höhe zu gehen; schlechte Wohnungen oder theure Wohnungen, das ist die Alternative, und das eine wie das andere schlägt zum Nachtheil der Miether aus, für die doch gesorgt werden soll.

So weit verbreitet sind die irrigen Anschauungen über die Wirkungen des Erbbaurechts bei uns in Deutschland, daß aus diesem Mißverständniß sehr ernstliche Schädigungen entstehen können, wie sie thatsächlich auf der englischen Städteentwicklung lasten.

Die Bestimmungen der Ministerialerlasse für das flache Land sind schließlich ziemlich illusorischer Natur. Die Regierung ist ja stets bemüht, das Land von Auflagen zu befreien, die von der Gesammtheit zu tragen sind. Den lokalen Behörden ist ein sehr erheblicher Spielraum gegeben, so daß bei der „Unterbringung der in gewerblichen oder landwirthschaftlichen Betrieben, beim Bergbau oder bei Bauten beschäftigten Arbeiter“ arge Mißstände bestehen bleiben können. Hier wird der Zwang der Verhältnisse nachhelfen. Je günstiger sich die Zustände in den Städten entwickeln, um so stärker wird die Landflucht werden, und wollen die Arbeitgeber auf dem Lande ihre Arbeitnehmer festhalten, dann bleibt ihnen nichts übrig als auch ihrerseits der allgemeinen Entwicklung der Kultur eine Konzession nach der anderen zu machen. Mit und ohne Ministerialerlasse drängt dazu der mechanische Prozeß modernen Werdens.

Faßt man die Bedeutung der Ministerialerlasse zusammen, so kann man sagen: eine Reihe zweckmäßiger, eine Reihe unzweckmäßiger Anregungen. Der Werth der Erlasse aber liegt nicht in diesen positiven Vorschlägen, von denen die Litteratur über diesen Gegenstand bereits erfüllt ist. Werthvoll ist, daß die berufenen kommunalen und provinziellen Kräfte auf die Bedeutung der Wohnungsfrage nachdrücklich aufmerksam gemacht werden, daß sie zu thätigem Eingreifen angehalten werden sollen; das wird sich vielfach als geboten erweisen, und wir wollen hoffen, daß dem entsprechend sich endlich bei den unteren und mittleren Bureaukraten auch außerhalb der Rheinprovinz und außerhalb von Hessen-Nassau das nöthige Verständniß und mit dem Verständniß das nöthige Entgegenkommen, der Wille zur Förderung statt zur Hemmung gemeinnütziger Unternehmungen auf diesem Gebiet einstellt. Ohne die Schwerfälligkeit und auch die Verständnißlosigkeit der Bureaukratie könnten wir an vielen Orten schon heute in Preußen erheblich weiter sein.

P. Nathan.

Mißbrauch von Wirthschaftsgenossenschaften zur politischen Agitation.

Die deutsche Landwirthschaftsgesellschaft theilte kürzlich der „Voss. Ztg.“ Folgendes mit:

„Am 11. und 12. März fand in Paris im Anschluß an die Sitzungen der ständigen Kommission des internationalen landwirthschaftlichen Kongresses, der im Juni v. J. tagte, auf Grund eines dort gefaßten Beschlusses die vorläufige Konstituirung des internationalen Comités für die Gestaltung der Getreidepreise statt. Es waren dabei vertreten 29 landwirthschaftliche Körperschaften aus acht europäischen Staaten, nämlich aus Deutschland, Frankreich, Oesterreich, Ungarn, Spanien, Portugal, der Schweiz und Serbien. Es wurde ein vorläufiger Statutenentwurf berathen und eine Sitzung für Monat Mai zur endgültigen Konstituirung beschlossen. Von deutschen landwirthschaftlichen Körperschaften waren in Paris folgende vertreten: Deutsche Landwirthschaftsgesellschaft, Bund der Landwirthe, der Allgemeine Verband der deutschen landwirthschaftlichen Genossenschaften zu Darmstadt, der Generalverband ländlicher Genossenschaften für Deutschland zu Neuwied. Zum Vorsitzenden dieses Comités wurde der Vertreter der deutschen Landwirthschaftsgesellschaft, Georg Prinz zu Schönaich-Carolath, gewählt, zum Generalsekretär Rieul Paisant in Versailles, Vertreter französischer landwirthschaftlicher Genossenschaften.“

Es wird in dieser Notiz ausdrücklich hervorgehoben, daß zu den Mitgliedern jener „ständigen Kommission“ gehörten: der Allgemeine Verband der deutschen landwirthschaftlichen Genossenschaften in Darmstadt und der Generalverband ländlicher Genossenschaften für Deutschland zu Neuwied. Diese Genossenschaftsverbände gehören also einer Organisation an, die sich zur Aufgabe gestellt hat, die Getreidepreise auf einer gewissen Höhe künstlich zu halten, — der grünen „Internationale“ — und die Verbände bezeichnen sich ausdrücklich als „landwirthschaftliche Körperschaften.“

Als wir jene Notiz lasen, erinnerten wir uns daran, daß kürzlich im Abgeordnetenhaus ein Konsumverein in Cottbus Gegenstand lebhafter Erörterungen war, weil der Eisenbahnminister eine Verfügung der Eisenbahndirektion Cottbus bestätigt hat, die den dortigen Eisenbahnarbeitern, unter Androhung der Kündigung für den Fall des Zuwiderhandelns, die Mitgliedschaft im Konsumverein verbot. Grund: der Konsumverein soll ein Stützpunkt der sozialdemokratischen Partei sein. Der Minister wurde darauf aufmerksam gemacht, daß alsdann die Genossenschaft nach dem Reichsgesetz betreffend die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften aufgelöst werden müsse und zwar unter Einhaltung des daselbst vorgesehenen Verfahrens. Man hat nichts davon gehört, daß das Verfahren eingeleitet ist. Obgleich durch Reichsgesetz den Bürgern das Recht gewähr-

leistet ist, sich zu Genossenschaften zu vereinigen, und die zwangsweise Auflösung der Genossenschaft Seitens der Behörde durch Kautelen möglichst gegen Willkür der Behörden geschützt ist, verbieten Minister in Preußen — und auch in Sachsen — schlankweg den Arbeitern, Mitglied von Konsumvereinen zu sein, weil in der Verwaltung der Konsumvereine sich Sozialdemokraten befinden. Offenbar ist man nicht in der Lage, den Nachweis zu führen, daß diese Sozialdemokraten ihre Stellung als Leiter der Konsumvereine politisch mißbrauchen, denn sonst hätte man sicherlich die Auflösung der betreffenden Genossenschaften bewirkt.

Hervorragende Führer des Bundes der Landwirthe dagegen haben wiederholt gedroht, zur Sozialdemokratie überzutreten, wenn die Regierung sich länger der Anerkennung der Forderungen des Bundes der Landwirthe entgegenstellt — der Bund der Landwirthe ist auch von politisch sehr ruhig denkenden Männern für gefährlicher erklärt, als die Sozialdemokratie. Und Hand in Hand mit dem Bunde der Landwirthe marschirend finden wir hier zwei große Genossenschaftsverbände, die ein Ziel anstreben, das dem Genossenschaftswesen, dem Zweck der Genossenschaftsverbände vollkommen fern liegt: nämlich das Ziel einer internationalen Regelung der Getreidepreise. Wir haben noch nicht gehört, daß die preußische Staatsregierung sich mit dem Vorgehen jener landwirthschaftlichen Genossenschaftsverbände beschäftigt und die Leitung jener Verbände darauf aufmerksam gemacht hätte, daß die Regierung die Auflösung der Verbände ins Auge fassen müsse.

Wie liegt die Rechtsfrage? Was zunächst den Allgemeinen Verband der deutschen landwirthschaftlichen Genossenschaften zu Darmstadt anlangt, so haben wir es hier mit einem „eingetragenen Verein“ im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuches zu thun. Nach § 43 Abs. 3 B.-G.-B. kann einem Verein, der nach den Satzungen einen politischen, sozialpolitischen oder religiösen Zweck nicht hat, die Rechtsfähigkeit entzogen werden, wenn er einen solchen Zweck verfolgt. Der Darmstädter Verband hat nach seinem Statut keinerlei politische Zwecke, nach dem Statut ist seine Aufgabe gerichtet auf: Förderung und Ausbreitung des landwirthschaftlichen Genossenschaftswesens — Wahrung und Vertretung der Interessen der Genossenschaften — Vervollkommnung der genossenschaftlichen Verfassung — Berathung und Förderung der zugehörigen Verbände und Genossenschaften in allen genossenschaftlichen, rechtlichen und wirthschaftlichen Fragen — Bearbeitung der genossenschaftlichen Statistik. Freilich ist in dem Statut von der Erörterung „wirthschaftlicher Fragen“ die Rede, doch können darunter wohl nur solche volkswirthschaftliche Fragen verstanden sein, die mit dem Genossenschaftswesen als solchem im Zusammenhange stehen, wie Stempel-, Steuer-, Bankfragen und ähnliches.

Andererseits wollen wir nicht behaupten, daß Verhandlungen über Getreidezölle stets rein politischer Natur sein müßten. Wenn ein Arbeitgeber gegen die Erhöhung der Getreidezölle petitionirt, so will er sich schützen gegen eine Belastung seines Betriebes, das hat mit Politik unmittelbar nichts zu thun. Aehnlich liegt es, wenn Städte gegen die Getreidezollerhöhung petitioniren.

Vereinigen sich aber die Vertreter der verschiedenartigsten Organisationen in einer Reihe von Staaten zur Regelung der Getreidepreise, so ist ohne Weiteres klar, daß es sich hierbei um eine Bewegung von ganz hervorragend politischer Bedeutung handelt — um eine Bewegung mit kaum übersehbaren politischen Konsequenzen.

Also: Auf dem Kongreß in Paris handelte es sich um eine offenbare politische Erörterung und die Folge für den Allgemeinen Verband der deutschen landwirthschaftlichen Genossenschaften in Darmstadt wäre, daß er nach § 43 Abs. 3 des Bürgerlichen Gesetzbuches aufgelöst werden könnte. Ob er aufgelöst werden müßte, ist freilich eine andere Frage. Der § 43 Abs. 3 B.-G.-B. läßt der Willkür der Regierung Thür und Thor offen. Auf die Frage, wie sein Vorgehen unter dem Gesichtspunkte des Genossenschaftswesens, in seiner Stellung als Genossenschafts-Verband zu beurtheilen ist, kommen wir noch zurück.

Wenden wir uns nun zu dem Neuwieder Verband. Er ist, soweit uns bekannt, kein eingetragener Verein im Sinne des Bürgerlichen Gesetzbuches, gehört vielmehr zu den „Gesellschaften“; — freilich ist das Statut nicht in völliger Uebereinstimmung mit den für diese „Gesellschaften“ maßgebenden Bestimmungen, doch kommt dies für unsere Untersuchung hier nicht in Betracht. Der Neuwieder Verband ist aber auch Revisionsverband im Sinne des Genossenschaftsgesetzes und insoweit liegen die Verhältnisse noch viel klarer als bei dem Darmstädter Verband. Nach § 60 des Genossenschaftsgesetzes ist dem Verband das Recht, den Revisor zu bestellen, zu entziehen, wenn er andere als die im § 55 dieses Gesetzes bezeichneten Zwecke verfolgt. Nach § 55 des Genossenschaftsgesetzes hat der Verband die Revisionen der Genossenschaften zu besorgen und die gemeinsame Wahrnehmung ihrer im § 1 des Gesetzes bezeichneten Interessen, insbesondere insoweit diese die Unterhaltung gegenseitiger Geschäftsbeziehungen zum Zweck haben. Es bedarf gewiß keiner weiteren Begründung, daß einem Revisionsverband, der sich auf das Gebiet der hohen Politik begiebt, das Recht, den Revisor zu bestellen, zu entziehen ist. Aber zweierlei Maß wird in Deutschland immer mehr üblich. Wenn im Königreich Sachsen der sog. Leipziger Revisionsverband der Konsumvereine einen Verbandstag abhält, auf dem man über den gemeinschaftlichen Waarenbezug der Konsumvereine verhandeln will, so verbietet die sächsische Regierung diese Tagesordnung, obgleich der Verband nach dem Gesetz zweifellos zur Berathung des Gegenstandes befugt ist. — Wenn die landwirthschaftlichen Genossenschaften sich zu internationalen Verbänden vereinigen, um für hohe Getreidepreise zu agitiren, so hält die Regierung dies anscheinend für ganz in der Ordnung.

Dazu kommt nun aber noch Folgendes. Der Neuwieder Verband wird von der preußischen Regierung direkt mit Geldmitteln subventionirt; er hat wiederholt sogar aus der Königlichen Privatschatulle Subventionen erhalten. Die Regierung subventionirt mithin einen Verband, dessen Leitung die Organisation zu Zwecken mißbraucht, deren Verfolgung die Regierung zur Prüfung der Frage veranlassen müßte, ob dem Verband das Recht den Revisor zu bestellen belassen werden kann. Allgemein bekannt ist es, wie die den beiden Verbänden angehörigen Genossenschaften mittelbar und unmittelbar von den Regierungen gefördert werden.

Noch einige Worte zu der Stellung des Darmstädter und Neuwieder Verbandes als landwirthschaftliche Interessenvertretungen. Das sind sie statutengemäß nicht und dürfen sie nicht sein. Wären sie es, würden sie aufgehört haben reine Genossenschaftsverbände zu sein und die Regierung müßte ihnen gegenüber eine völlige Zurückhaltung nach den verschiedensten Richtungen hin beobachten. Die Verbände sind aber auch thatsächlich garnicht berechtigt, sich als landwirthschaftliche Interessenvertretungen zu betrachten, da ihnen auch andere als landwirthschaftliche Genossenschaften angehören und eine erhebliche Anzahl der Mitglieder der ihnen zugehörigen landwirthschaftlichen Genossenschaften (vielleicht 20 Proz.) garnicht Landwirthe sind. Endlich kommt noch in Betracht, daß unter den Landwirthschaft betreibenden Mitgliedern vielfach kleine Landwirthe sind, die von höheren Getreidepreisen mehr Schaden als Nutzen haben.

Wie wäre es nun, wenn sich die Konsumvereine verbänden, um gegen die Erhöhung der Getreidezölle zu agitiren? Zweifellos hätten sie mehr Recht dazu, als die landwirthschaftlichen Genossenschaften zur Agitation für die Erhöhung, denn der Konsument hat ganz gewiß ein legitimes Interesse an niedrigen Getreidepreisen. Wir würden es bedauern, wenn die Konsumvereine sich verleiten ließen, dem agra-

rischen Beispiel zu folgen, würden es aber immerhin verstehen, wenn sie der Regierung gegenüber das Interesse der Konsumenten wahrten. Im Interesse des Genossenschaftswesens läge diese Ueberschreitung der unmittelbaren Zwecke der Konsumvereine nicht; — die agrarischen Genossenschaftsverbände trügen die Verantwortung durch das von ihnen gegebene schlechte Beispiel.

Im Interesse des Genossenschaftswesens hat die Regierung u. E. die Pflicht, gegen den agrarischen Mißbrauch des Genossenschaftswesens einzuschreiten. Die Regierung darf nicht stillschweigend zusehen, daß eine Anzahl Großgrundbesitzer sich der Genossenschaftsverbände bemächtigt, um die Grundrente des Großgrundbesitzes zu erhöhen. Es scheint, daß der Darmstädter und der Neuwieder Verband immer mehr unter die Herrschaft der Herren von Mendel-Steinfels, von Brockhausen und wie die Heißsporne alle heißen mögen, sowie unter die Herrschaft des Bundes der Landwirthe gerathen, der ja auch ab und zu sich als Genossenschaftsverband aufspielt.

Wie nöthig es ist, auf den Mißbrauch von Wirthschaftsgenossenschaften zu politischen Zwecken sein Augenmerk zu richten, zeigen auch einige andere Vorgänge, über welche die „Blätter für Genossenschaftswesen" kürzlich folgendermaßen berichteten:

„Der Berliner Spar- und Darlehnsverein „Nord-West" hielt seine XVII. Generalversammlung ab. Der Verein nimmt als Mitglieder nur Angehörige konservativer Bürgervereine auf."

„Der katholische Volksverein in Glogau — so wird der „Germania" unter dem 13. März geschrieben — hat eine Handwerkerkreditgenossenschaft mit einer Mitgliederzahl von 40 Personen ins Leben gerufen; Antheilscheine übernahmen unter anderen Graf von Oppersdorff, die Geistlichkeit, Schulrath Streibel, Rektor Strecka. Die Gründung selbst ist zu danken dem Vorsitzenden der Handwerkskammer in Oppeln, Seifensiedermeister Scholz und dem Syndikus dieser Kammer Referendar Grieger. Vor einigen Monaten verwies man die Gründung einer solchen Genossenschaft noch ganz allgemein in das Reich der Unmöglichkeit und heute ist die Bank mit einem vielversprechenden Anfange geschaffen worden. Zur Nachahmung für die Handwerker anderer Städte sei das Rezept zum Gelingen gegeben. Als Grundlage zur Agitation war in Ober-Glogau der Volksverein da mit seinen Versammlungen, seinen Schriften und Flugblättern. Der Volksverein machte die Handwerker mit dem genossenschaftlichen Gedanken bekannt. Nachdem dies geschehen war, bat die Geschäftsstelle die beiden obengenannten Herren, die als glückliche Agitatoren in der Handwerkersache bekannt sind, zu Vorträgen."

Bedürfen diese Mittheilungen noch eines Kommentars? Das Genossenschaftswesen ist schon einmal vor Jahrzehnten unter dem Einfluß der Klerikalen und Konservativen in seiner Gesammtheit geschädigt worden. Trügen nicht die Anzeichen, so soll sich jene Periode aus den 60er Jahren —, der ein weiterer Versuch zu Gunsten der Kartellparteien im Jahre 1889 Seitens des sozialreformatorischen Genossenschafters des Freiherrn v. Broich folgte — wiederholen. Es wäre dies lebhaft zu beklagen im Interesse der Tausende und Abertausende von Handwerkern und kleinen Landwirthen, die in der genossenschaftlichen Organisation ihre wirthschaftliche Stütze finden, denn wer Politik in die Genossenschaften hineinträgt, wer die Genossenschaften für politische Zwecke mißbrauchen will, wird sie unheilbar schädigen.

Ferdinand Svendsen.

Eisenbahnwillkür.

In der preußischen Eisenbahnverkehrsordnung vom 26. Oktober 1899 lautet der § 7 wörtlich folgendermaßen:

„Die Berechnung der Transportpreise erfolgt nach Maßgabe der zu Recht bestehenden, gehörig veröffentlichten Tarife. Diese sind bei Erfüllung der gleichen Bedingungen für jedermann in derselben Weise anzuwenden."

Diese letztere Bestimmung ist die Basis unseres gesammten Eisenbahntarifrechts. Wenn eine Staatsbahnverwaltung sich nicht strikt an diesen Grundsatz tarifarischer Parität hält, so ist der Willkür Thür und Thor geöffnet. Hält sich die preußische Eisenbahnverwaltung an diesen Grundsatz?

Im Februar d. J. hat die preußische Eisenbahnverwaltung einen Ausnahmetarif für Futter- und Streumittel erlassen, durch welchen denjenigen Empfängern wesentliche Tarifermäßigungen zugestanden worden sind, welche Futtermittel zwecks Verwerthung im eigenen landwirthschaftlichen Betriebe beziehen. Als solche „Empfänger" sollten auch landwirthschaftliche Genossenschaften und Vereinigungen gelten.

Die Futter- und Streumittel-Händler, die von den Wohlthaten dieses Ausnahmetarifs ausgeschlossen waren, wandten sich nun an den Eisenbahnminister und machten ihn auf die gesetzwidrige Benachtheiligung des Handels aufmerksam; aber der Minister soll sie mit dem Hinweis zurückgewiesen haben, daß es sich bei diesem Ausnahmetarif um eine Ausnahmemaßregel zur Linderung der Noth der Landwirthschaft handele. Hat die Antwort so gelautet, so erscheint dieselbe nicht bloß rechtlich, sondern auch volkswirthschaftlich höchst anfechtbar. Es kann doch selbst einem Minister, der den Handel bloß für ein „nothwendiges Uebel" hält, nicht verborgen sein, daß die durch den Ausnahmetarif angestrebte Ermäßigung der Futtermittelpreise bei gleichzeitiger Berücksichtigung des Handels den Landwirthen, die sich der Vermittlung des Handels bisher bedienten, gerade so zu gute kommen würde, wie denjenigen, welche bei ihren Bezügen sich keiner Vermittlung oder der genossenschaftlichen Vermittlung bedienen. Die Konkurrenz, die zwischen dem freien Handel und den Genossenschaften bei der Lieferung von Futter- und Streumitteln bisher bestand, wäre genau so wirksam geblieben wie bisher, wenn beiden Konkurrenten in gleicher Weise die Wohlthaten des Ausnahmetarifs zu theil geworden wären. Indem die Eisenbahnverwaltung gegen Recht und Billigkeit die Händler von den Vortheilen des Ausnahmetarifs ausschloß, hat sie deshalb nur bewirkt, daß diejenigen Landwirthe, die nach wie vor auf den Bezug vom Händler angewiesen sind, von den Vortheilen des Ausnahmetarifs thatsächlich ausgeschlossen wurden. Um jene Vortheile zu genießen, waren sie gezwungen, die Geschäftsverbindung mit dem Händler aufzugeben und entweder direkt zu beziehen oder sich einer Genossenschaft anzuschließen. Wo sie dazu nicht im Stande waren — wie das gerade bei den kleineren Landwirthen häufig der Fall ist — blieben sie mitsammt den Händlern außerhalb der Wohlthaten des Ausnahmetarifes. Dies Schicksal gerade der kleineren Landwirthe ist der Eisenbahnverwaltung schließlich zu Herzen gegangen, und wir lesen in der „Berliner Correspondenz" vom 10. April folgendes:

Der bis Ende Juni d. Js. gültige Nothstandstarif für Futter- und Streumittel ist neuerdings so geändert worden, daß auch die kleineren Landwirthe, die einer landwirthschaftlichen Genossenschaft oder sonstigen Vereinigung nicht angehören, von dem Tarif Gebrauch machen können. Sie müssen sich zu diesem Zweck zum gemeinschaftlichen Bezug einer ganzen oder halben Wagenladung vereinigen und gewisse Bedingungen erfüllen, die in den veröffentlichten Tarifen bekannt gemacht sind.

Auch damit wird den kleineren Landwirthen in vielen Fällen nicht geholfen sein. Die Schädigung der Händler

aber wird dadurch nur noch größer, denn sie werden nach dieser Verfügung der Eisenbahnverwaltung nun auch noch eine Anzahl der kleineren Landwirthe, die bisher noch von ihnen bezogen, als Kunden los werden.

Viel bedeutsamer als die Frage der Schädigung der Händler im einzelnen Falle ist jedoch die grundsätzliche Frage, woher die Eisenbahnverwaltung die Berechtigung zu derartigen persönlichen Discriminationen herleitet. Wenn es der Eisenbahnverwaltung erlaubt ist, einen Unterschied in den Frachtsätzen zu machen, je nachdem der Staatsbürger A oder der Staatsbürger B in Frage kommt, je nachdem die Kunden der Bahn als direkte Verbraucher der bezogenen Güter oder als Genossenschaften oder als freie Händler auftreten, so ist nicht abzusehen, welche Form der Tarifwillkür dann noch ausgeschlossen ist. Heute hat sich die Eisenbahnverwaltung in die Idee verrannt, sie müsse den Landwirthen Tarifvergünstigungen für Futtermittel bewilligen, die sie Nichtlandwirthen verweigert, auch wenn die letzteren genau unter denselben Bedingungen wie die begünstigten Landwirthe die dem Ausnahmetarif unterstellten Waaren auf derselben Eisenbahn und über dieselbe Strecke beziehen wollen. Morgen kann sie mit derselben Logik den Landwirthen den Bezug irgend welcher anderer Verbrauchsartikel, selbst den Bezug von Kaffee und Rosinen, zu Ausnahmesätzen einräumen, und anderen Klassen der Bevölkerung mit derselben Logik für die finanziellen Ausfälle bei den Ausnahmetarifen zu Gunsten der Landwirthe Erhöhungen der normalen Frachtsätze auferlegen. Schon heute fehlt es nicht an Stimmen der ewig unzufriedenen „Nothleidenden“, die da verlangen, daß den Arbeitern, insbesondere den landwirthschaftlichen Arbeitern, das Fahren auf der Eisenbahn vertheuert werde, damit der nothleidende Großgrundbesitzer seine Arbeiter behält. Wer steht dafür, daß nicht die preußische Eisenbahnverwaltung, um die Leutenoth zu kuriren, auch solchen Wünschen der nothleidenden Agrarier nachkommt und Ausnahmetarife für landwirthschaftliche Arbeiter einrichtet; etwa so, daß für diese Klasse der Bevölkerung der Personentarif der 4. Klasse auf die Sätze der 2. oder 1. Klasse hinaufgeschraubt wird? Grundsätzlich stände ein solches Verfahren nicht um ein Haar anders, als die Benachtheiligung der Händler bei dem gegenwärtig herrschenden Ausnahmetarif für Futtermittel.

Das Ende dieser Entwicklung würde dann vielleicht sein, daß auf allen Eisenbahnen Preußens für die Mitglieder der Sozialdemokratie besondere hohe Ausnahmetarife eingerichtet würden, die es diesen gefährlichen Elementen unmöglich machen würden, den sozialistischen Ansteckungsstoff unter Benutzung der Königl. Preußischen Eisenbahnen über das ganze Land weiter zu verbreiten.

Hoffentlich wird das preußische Abgeordnetenhaus noch Veranlassung nehmen, den Herrn Eisenbahnminister über die eigenartigen Grundsätze, die bei dem Ausnahmetarif für Futtermittel zur Anwendung gelangt sind, zur Rede zu stellen.

Theodor Barth.

Schutzimpfungen gegen die Pest.

Der Draht brachte dieser Tage die Nachricht von der immer stärkeren Ausbreitung der Pest in Kapstadt; zugleich wurde gemeldet, man habe dort mit der allgemeinen Impfung begonnen; an einem Tage seien bereits 2000 Eingeborene geimpft worden. Die Mittheilung lehrt, daß Schutzimpfungen großer Bevölkerungsklassen bereits als eine wichtige Maßnahme zur Verhütung der Ausbreitung der Pest zu gelten beginnen. Unter diesen Umständen gewinnt die Frage nach dem Wesen, der Bedeutung und dem praktischen Werth derartiger Pestschutzimpfungen ein erhöhtes Interesse.

Schutzimpfungen stellen im Kampfe gegen die Pest eine Waffe dar, die zu schmieden uns erst die Wissenschaft der Gegenwart gelehrt hat. Sie bilden eine Frucht, die am Baume jener überraschenden Erkenntniß herangereift ist, welche wir in neuerer Zeit über Entstehung und Heilung derartiger epidemischer Krankheiten, zu denen die Pest gehört, gewonnen haben. Während man in früheren Zeiten die seltsamsten Vorstellungen bezüglich der eigentlichen Ursache der Pest hegte, sie bald auf überirdische, bald auf unterirdische Einflüsse zurückzuführen suchte, wissen wir heutzutage mit aller Bestimmtheit, daß diese mörderische Seuche wie so viele andere nichts anderes als das Werk eines jener kleinsten pflanzlichen Lebewesen ist, die wir als Bakterien zu bezeichnen pflegen. Der Erreger der Pest ist ein wohlcharakterisirtes, winziges, stäbchenförmiges Gebilde, der im Jahre 1894 von dem Japaner Kitasato und dem Franzosen Yersin entdeckte Pestbacillus, der nach seinem Eindringen in den menschlichen Körper, das wohl meist durch die Haut geschieht, sich mit besonderer Vorliebe in den Drüsen (Drüsenpest, Beulenpest, Bubonenpest), indessen auch in anderen Organen ansiedelt, sich hier unheimlich rasch vermehrt und ein auf den menschlichen Organismus meist tödtlich wirkendes Gift erzeugt. Wir wissen aber weiter, daß in jenen Fällen, in denen die Heilung solcher durch die Einwirkung bakterieller Gifte hervorgerufener Krankheiten erfolgt, der Mechanismus der natürlichen Heilung der ist, daß die Körpersäfte und ganz speziell die Blutsäfte eine sehr merkwürdige Umwandlung erfahren; es zeigen sich nämlich in den Säften jetzt gewisse Stoffe, die vorher hier nicht vorhanden waren, Stoffe, die ihrer Wirkung nach als Gegengifte zu bezeichnen sind, Stoffe, die den unheilvollen Einfluß jener Bakteriengifte auf den menschlichen oder Thierkörper vollkommen aufzuheben, zu paralysiren vermögen; oder es erlangen auch die Säfte geradezu die Fähigkeit, auf jene Krankheitskeime unmittelbar abtödtend zu wirken. Nach überstandener Krankheit läßt sich diese wunderbare Veränderung des Blutes regelmäßig nachweisen, und so lange sie vorhanden ist, so lange ist auch der betreffende Organismus gegen etwaige erneute Erkrankung durch Infektion mit der betreffenden Bakterienart gefeit, er ist immun geworden. Die Krankheit selbst hat die zu ihrer Unterdrückung und Verhütung geeigneten Schutz- und Heilkräfte im Körper geweckt und mobil gemacht. Dieses Naturheilungsprinzip ist es nun, welches wir uns bei den künstlichen Schutzimpfungen zu Nutze machen. Wir suchen nämlich jene schützende Blutveränderung im Menschen nicht auf dem Wege der Krankheit, sondern auf harmlosere, ungefährlichere Art zu erzeugen. Es geschieht das, indem wir anstatt der lebenden Krankheitserreger lediglich das von ihnen produzirte, in ihren Zellleibern enthaltene spezifische Gift in bestimmter Dosis und auch nicht in vollwirksamer, sondern in abgeschwächter Form dem menschlichen Körper einverleiben. Auf solche Weise erreichen wir, daß der Organismus einerseits nicht oder zum mindesten kaum merklich erkrankt, und daß er andererseits dennoch zur Bildung jener Schutzstoffe in seinem Blute angeregt wird, die ihn vor einem etwaigen späteren Eindringen der lebenden Bakterien, d. h. also vor einem Befallenwerden von der Krankheit bewahren. Dieses ist der leitende Gedanke bei der sogenannten aktiven Immunisirung, wie sie in besonders großem Umfange in den letzten Jahren in Indien zum Schutze gegen die Pest — in gleicher Weise übrigens auch gegen die Cholera — hauptsächlich auf Anregung und unter Mitarbeit des englischen Arztes Dr. Haffkine geübt wird.

Der Schutzimpfstoff, der den Namen der „Haffkine'schen Lymphe“ führt, wird in Bombay unter persönlicher Leitung Haffkine's in einem eigens zu diesem Zwecke eingerichteten staatlichen Laboratorium in großem Maßstabe folgendermaßen hergestellt: In große Glaskolben wird eine nach bestimmtem Rezept hergestellte Nährbouillon gegossen, und in diese werden lebende Pestkeime hineingebracht. Letztere läßt man nunmehr hier längere Zeit hindurch wachsen und sich vermehren, bis sie die Bouillon in eine

völlig trübe Flüssigkeit umgewandelt haben. Mehrere hundert Glaskolben von je 2—3 Liter Inhalt stehen gleichzeitig in Bearbeitung. Es handelt sich also um eine fabrikmäßige Massenkultivirung der Pestabacillen, und den Besucher mag wohl ein etwas unheimliches Gefühl überkommen beim Anblick dieser zahlreichen Pestbrühen, die ausreichen dürften, um Millionen von Menschen Tod und Verderben zu bringen. Erst wenn ein weiteres Wachsthum der Bacillen in der Bouillon nicht mehr statt hat, wird diese mehrere Stunden lang bei 65° erhitzt, bis die Keime sämmtlich abgetödtet sind, soweit sie nicht bereits vorher abgestorben waren. Der Inhalt der Flaschen wird nun noch mit einem konservirenden Zusatz von Karbolsäure versehen und stellt jetzt das fertige Schutzmittel, die Haffkine'sche Lymphe, dar. Fünf Kubikcentimeter derselben unter die Haut gespritzt sollen zur Herbeiführung des Impfschutzes eines erwachsenen Menschen genügen. Unangenehme Nebenerscheinungen werden nach den Einspritzungen nicht oder doch nicht in erheblichem Maße beobachtet. Der Impfschutz setzt erst 8 Tage nach der Injektion ein und soll mehrere Monate fortbestehen; eventuell sind die Impfungen also nach einer gewissen Zeit zu wiederholen.

Was nun den praktischen Werth dieser Haffkine'schen Schutzimpfungen anlangt, die während der indischen Pestepidemieen der letzten Jahre in ganz außerordentlichem Umfange zur Anwendung gelangten, so muß bezüglich dieses wichtigsten Punktes erklärt werden, daß hierüber die Akten noch nicht völlig geschlossen sind. Unzweifelhaft ist es, daß sie sich im Thierversuche als wirksam erweisen. Auf der anderen Seite steht es aber auch fest, daß der Schutz, den sie dem Menschen gewähren, zum mindesten kein absoluter, sondern nur ein relativer ist; d. h. es kommen auch nach stattgehabter Impfung sicherlich Erkrankungen vor. Was aber von den Anhängern betont wird, ist, daß der relative Schutz, den sie gewähren, ein sehr hoher ist, daß die Geimpften weniger zahlreich und weniger intensiv erkranken, daß also durch sie immerhin viele Tausende vor Krankheit und Tod bewahrt bleiben. Zur Erhärtung dessen wäre freilich ein sorgfältiges statistisches Material über die Häufigkeit der Erkrankungen und Todesfälle bei Vaccinirten und Nichtvaccinirten innerhalb einer im Uebrigen unter ganz gleichen Verhältnissen lebenden Bevölkerung erforderlich. An einem solchen kritisch bearbeiteten Materiale mangelt es vorläufig noch. Immerhin ist doch der Eindruck von der relativen Wirksamkeit der Lymphe ein vorwiegend günstiger, und auch gelegentlich der wissenschaftlichen Besprechung, die am 19. und 20. Oktober 1899 im kaiserlichen Gesundheitsamte seitens der aus ganz Deutschland zusammenberufenen Fachleute stattfand, ist die Bedeutung der Sache insoweit anerkannt worden, daß eine Resolution, die die Errichtung von Instituten zur Herstellung von Schutzimpfstoff gegen die Pest empfahl, einstimmige Annahme fand. Allerdings wurde gleichzeitig hervorgehoben, daß eine Massenimpfung der ganzen Bevölkerung auch nur in bedrohten Gegenden von der Art etwa, wie sie schon seit einigen Jahren in Indien und jetzt auch in Afrika stattfindet, bei uns weder nöthig noch durchführbar sein dürfte; es könnte sich zunächst nur um die Immunisirung von besonders gefährdeten Personen wie Aerzte, Krankenpfleger u. s. w. handeln.

Neben diesem aktiven Impfschutzverfahren mittels abgetödteter Pestkulturen existirt nun noch eine weitere Methode, die sogenannte passive Immunisirungsmethode. Während dort der Organismus durch den Impfstoff zur selbständigen Erzeugung der spezifischen Schutzkörper erst angeregt wird, werden ihm diese hier bereits fix und fertig einverleibt. Die Bereitung der Schutzstoffe selbst aber übernimmt hier statt des Menschen das Laboratoriumsthier. Man bedient sich zu diesem Zwecke der Pferde, die in ganz bestimmter Weise vorbehandelt werden, indem ihnen nämlich von Zeit zu Zeit Pestbacillenkulturen, die sich entweder noch in lebendem Zustande befinden oder vorher abgetödtet oder auch noch vorher behufs Isolirung der wirksamen Substanz erst einer besonderen Behandlung unterzogen worden sind, unter die Haut oder direkt in die Blutbahn in allmählich steigenden Mengen eingespritzt werden. Die Thiere pflegen jedes Mal auf den Eingriff mit Fiebererscheinungen, Abmagerung u. s. w. zu reagiren; erst wenn sie sich wieder völlig erholt haben, beginnt man mit den Einspritzungen aufs Neue. Auf diese Weise gelingt es, den Gehalt des Blutes dieser Thiere an Schutzstoffen immer mehr in die Höhe zu treiben. Erst nach mehrmonatlicher Vorbehandlung entnimmt man den Thieren mittels Aderlasses größere Quantitäten Blutes; der flüssige Bestandtheil des Blutes, das sogenannte Serum, enthält die schützenden Stoffe. Derartiges Pestserum dient dann zur Schutzimpfung und in größeren Quantitäten auch als direktes Heilmittel gegen die Pest. Der Vorzug des Pestserums als Schutzstoff ist vor allem der, daß der Schutz unmittelbar nach seiner Anwendung eintritt; insofern kann es als eine Ergänzung des aktiven Vaccins gelten. Ein Nachtheil ist der, daß die Dauer desselben sich nur auf kurze Zeit, 8—14 Tage, erstreckt.

Zur Zeit wird Pestserum in größeren Mengen hauptsächlich in Bombay von dem Florenzer Professor Lustig und in dem Pasteur'schen Institut zu Paris unter Leitung von Professor Roux hergestellt; es wird vorwiegend zu Heilzwecken angewandt. Ob die bisherigen Pestserumpräparate bereits ausreichende Leistungsfähigkeit besitzen, steht noch dahin; an ihrer Verbesserung wird noch ständig gearbeitet. Jedenfalls ist doch diese neue Behandlungsart der im Uebrigen so außerordentlich unheilvollen Krankheit von solcher Bedeutung, daß auch die oben erwähnte Versammlung im Berliner Reichsgesundheitsamte sich für die Errichtung eines deutschen Instituts zur Gewinnung wirksamen Pestserums aussprach.

Zum Schluß noch einige Worte über Pestlaboratorien! Es leuchtet ohne Weiteres ein, daß derartige Arbeiten wie die Herstellung von Pestschutzstoff und von Pestserum, bei denen beständig mit lebenden Pestbacillen manipulirt wird, keineswegs harmloser Natur sind. Sie stellen eine gewisse Gefahr dar sowohl für den betreffenden Forscher — und hier bedarf es nur des Hinweises auf den noch in lebhafter Erinnerung befindlichen tragischen Tod des hoffnungsvollen Wiener Arztes Dr. Müller an Laboratoriumspest — wie auch für die Umgebung, ja für die gesammte Bevölkerung. Denn die Möglichkeit ist hier gegeben, daß bei ungenügender Vorsicht die unheimlichen Krankheitserreger gelegentlich von den Reagensgläschen, Schalen und Kolben sowie von den Versuchsthieren auf irgend eine Weise weiterverschleppt werden und auf den Menschen überwandern. Mit Recht wird daher für diese Zwecke die Errichtung besonderer Laboratorien verlangt, die unter staatlicher Aufsicht stehen und in Bezug auf Einrichtungen, Verkehr und Betrieb besonders strengen Vorschriften unterliegen und besonders sorgfältig überwacht werden. In Rußland und in Italien ist man sogar soweit gegangen, die Pestlaboratorien geradezu auf Inseln zu verlegen. Ist das vielleicht auch nicht gerade unbedingt erforderlich, so erscheint im Uebrigen jede mögliche Vorsicht hier sehr wohl am Platze; denn das muß freilich verhütet werden, daß die Stätten, an denen kühne Forscher nicht ohne Gefahr für ihr eigenes Leben emsig bemüht sind, Schutz- und Heilmittel gegen eine der mörderischsten aller menschlichen Seuchen ausfindig zu machen, etwa selbst zum Ausgangspunkt jener Seuche werden.

Michael Cohn.

Im Vaterhaus.

Ein kürzlich erschienenes Buch hat in Wien nachhaltiges Aufsehen erregt. Die beiden Söhne Dr. Johann Nepomuk Berger's, des großen Redners, einer der markantesten politischen Persönlichkeiten des alten Oesterreich, haben unter dem Titel „Im Vaterhaus"*) ihre Jugenderinnerungen gemeinsam herausgegeben. Man kann sich kaum ein ungleicheres Brüderpaar denken als die beiden Freiherren von Berger: der eine, Alfred, Schriftsteller, Professor der Aesthetik, Theatermensch durch und durch, ist heute Direktor des Hamburger Schauspielhauses, der andere, Wilhelm, der Advokat ist Mitglied des österreichischen Herrenhauses. Man kann sich auch kaum ein Buch aus ungleicheren Theilen zusammengefügt denken: was Alfred schrieb, gehört zum Besten, was die deutsch-österreichische Litteratur überhaupt hervorgebracht hat, von Wilhelms plattem anekdotischem Sammelsurium wollen wir lieber gar nicht reden. Stylistisch wie politisch, in der Weltauffassung wie im ganzen geistigen Wesen sind die beiden Brüder so grundverschieden, daß man leicht die gelegentliche Aeußerung des einen versteht: „Wenn Du nicht mein Bruder wärst, so wären wir schwerlich Freunde."

Man hat dem Buche in der Kritik schweres Unrecht gethan. Aus verschiedenen Gründen. Nicht der geringfügigste ist wohl der, daß die meisten Besprecher, als sie das Buch aus der Hand legten, unter dem lähmenden Eindruck des zweiten, von Wilhelm herrührenden Theiles standen und in ihrem gerechten Aerger und Verdruß über die Belanglosigkeiten, die darin planlos, mit großartiger Geberde und in einem unausstehlich suffisanten Tone vorgetragen werden, vergaßen, was der erste Theil des Buches Schönes und Reiches geboten. Dann auch machte man dem Buch den Vorwurf, es werde dem alten Berger nicht gerecht. Man hatte vielleicht erwartet, ein Portrait des Staatsmannes und Advokaten, neues Material zur Geschichte Oesterreichs und des Bürgerministeriums im besonderen zu finden, und las nun nichts als von den Nichtigkeiten und kleinen Ereignissen, die das Leben zweier Knaben für diese selbst interessant machen. In der gänzlich unkünstlerischen Hand Wilhelms blieben es Nichtigkeiten, für die des Lesers Theilnahme erwecken zu wollen, einigermaßen aufdringlich erscheint. In der Darstellung Alfreds wurde die Monographie einer Knabenseele zu einem dichterischen Kunstwerk. Daß übrigens Alfred v. Berger wohl im Stande ist, seines Vaters Bild getreulich zu umreißen, bewies seine meisterhafte Studie in der Osternummer 1900 der „Neuen Freien Presse". Ich will nun im Nachfolgenden von Herrn Dr. Wilhelm v. Berger und seinem Beitrag im gemeinsamen Buche ganz absehen und nur vom ersten Theil und seinem Verfasser einiges berichten.

Baron Alfred von Berger ist heute sicherlich der geistvollste Mann, den wir in Oesterreich besitzen, d. h. besaßen. Denn seit dem Herbst 1900 ist er ja nach Hamburg übersiedelt. Ich verstehe sein Heimweh und den Groll, den er wohl in seinem Herzen gegen das undankbare Vaterland hegt. War je solch ein Groll des freiwillig in die Verbannung Gezogenen gerecht, so ist es dieser. Auch Verständnißlosigkeit ist Undankbarkeit. Wien hat wahrlich keinen Ueberfluß an hervorragenden Männern, geschweige denn an Männern, die geeignet wären, eine geistige Führerrolle zu spielen. In jedem Lande wäre es selbstverständlich gewesen, einen Mann von solchem Wissen und Können mit so starken Banden als möglich an die Stadt, an die Universität, an das Theater zu fesseln. Hier ließ man ihn gleichmüthig ziehen. Für ihn fand sich nirgends ein Ersatz. Weder an der philosophischen Fakultät, deren Schäden und Mängel immer klarer zu Tage treten, noch im Theaterleben, als dessen bester Kenner er in Wien mit vollem Recht galt und gilt. Vor Jahren hatte schon Ludwig Speidel mit allem Nachdruck, die seine Autorität ihm in allen Fragen des geistigen Wohlstandes unserer Stadt verleiht, ihn für den Posten des Burgtheater-Direktors kandidirt. Er kam aber, als der Direktionsstuhl leer wurde und die mannigfachsten Kombinationen erörtert wurden, „oben" gar nicht in Betracht. Und trotzdem wußten die leitenden Persönlichkeiten wie alle Kenner und Freunde des Hauses sehr gut, daß er nicht vielleicht oder wahrscheinlich sondern ganz gewiß der einzige Mann gewesen wäre, das Burgtheater aus dem Sumpfe, in den ungeschickte Dilettantenwirthschaft es heillos geführt, in kürzerer Zeit wieder herauszulotsen. Ich weiß, daß auch heute bei allen vernünftig Denkenden an dieser seiner Eignung nicht im Geringsten gezweifelt wird. Aber man ließ ihn trotzdem gleichmüthig ziehen.

Alfred v. Berger's Stärke liegt in seinem Geist. Was ist nun Geist anders als die Fähigkeit rascher und raschester Verknüpfung äußerer Eindrücke mit der aus unseren Erinnerungen geschöpften Erfahrung. Geist ist Deutekunst. Und die Schlagfertigkeit ist das sicherste Kennzeichen des Geistes. Aber diese Schlagfertigkeit kann — wie dies bei den „geistreichen" Leuten des Salons zu sein pflegt, aus oberflächlicher Spielerei bestehen, oder sie kann, bewaffnet mit dem Blitzlicht des Augenblicks, Tiefen des Wissens, des Gemüthes erschließen. Berger ist ein durch und durch innerlicher Mensch. Seine ganze Existenz spielt sich gleichsam in Zuständen seines Innenlebens ab. Es ist in einem immerwährenden Werden begriffen, das sich nie zu einem sicheren Dasein beruhigen will. Und von diesem innerlichen Gähren, Entwickeln und Gestalten ist Berger mit verzehrender Ausschließlichkeit absorbirt. Er gilt — und mit vollstem Recht — für einen der glänzendsten Plauderer, für einen der fascinirendsten Gesellschaftsmenschen. Und doch geht er wie eingehüllt in einen gläsernen Mantel als ein Einsamer, als ein Fremder durch die Welt. Er selbst schildert, wie sehr gleichgültig gegen das äußere Leben, gegen Menschen und Zustände er geartet ist. Seine Innerlichkeit macht Berger zum Lyriker. Er hat das lyrische Talent vom Vater geerbt, wenn es sich auch beim Sohne viel kräftiger und farbiger entwickelt hat. Alfred v. Berger hat als Lyriker die Formvollendung Leutholds und die Plastik C. F. Meyer's. Aus heißer Leidenschaft werden seine Verse geboren. Dabei ist es seltsam zu beobachten, wie er die Flammen der Erregung keusch verbirgt, wie er, der in seinen Erinnerungen vor dem rücksichtslosesten Geständniß nicht zurückschreckt, in seinen Gedichten die Scham des Bekennens hat.

Bergers eigentliche Natur ist dichterisch. Aber das Kritische, Grüblerische ist seine zweite Natur. Der Kampf zwischen dem Kritiker und dem Künstler, zwischen dem Zersetzenden und dem Schaffenden füllt seine Seele aus. Er selbst nannte sich einmal einen Zwitter von Dichter und Denker und in seinen Gedichten findet sich folgende bezeichnende „Klage":

> Wie lang ist's her, daß mir kein Lied
> Zu voller, duftiger Schönheit gerieth. —
> Das macht: ich bin — kaum weiß ich wie —
> Erkrankt an chronischer Psychologie.
>
> Die Dämm'rung lieben Geister und Dichter,
> Doch in mir brennen zu hell die Lichter,
> Sie stören das traulich schaurige Walten
> Der zarten poetischen Duftgestalten.
>
> Zu feinen, seelenkundigen Reden
> Verspinn' ich die Gedankenfäden,
> Gewonnen durch herzlos kaltes Zergliedern
> Von warm gefühlten, lebendigen Liedern.
>
> Wer wüßt' es nicht: ein Horcher im Haus
> Scheucht Heimlichkeit und Leben hinaus;
> Ein Horcher im Herzen belauert mich
> Mit stechenden Blicken: Der Horcher bin ich!

*) Alfred Freiherr von Berger und Wilhelm Freiherr von Berger: Im Vaterhaus. Jugenderinnerungen. Wien. Verlag von Carl Konegen 1901.

Und fängt es dennoch an zu keimen,
Sich im Geheimen leise zu reimen —
Sein kaltes Aug' sieht starr mir zu —
Jähes Verstummen, Grabesruh.

Die persönliche Note all seiner Dichtungen ist die Sehnsucht und das Heimweh nach dem Künstlerthum, das von Gelehrsamkeit und Wissenschaft, von kritischer und lehrhafter Thätigkeit überwuchert und niedergedrückt wurde. Diese Sehnsucht hätte Berger befriedigen, diesen inneren Kampf mit dem Siege des Dichters beenden können, wenn er einen stärkeren Willen hätte. Berger weiß sehr wohl, daß seine Talente und Eigenschaften nicht die nöthige Entfaltung und Entwicklung gefunden haben, weil der Wille, sie zu zügeln, zu spornen, in das Bett der That zu leiten, zu schwach war. Mangel an Willensherrschaft über den eigenen Kopf verschuldete es auch, daß aus den Stößen von Manuskripten, die sich in seinem Arbeitszimmer aufthürmen, keine Bücher entstanden sind. Und das ist schade. Denn es gibt wohl keinen kritischen Geist der Gegenwart, der seiner Zeit so viel zu sagen hätte, als in diesen halbfertigen, dreiviertelfertigen Werken steckt, Werken, die Bergers Bedeutung für die ästhetische Wissenschaft erst völlig klar stellen würden. Den Büchern über die griechischen Tragiker, über Shakespeare, über Schopenhauer, über Nietzsche, über Schönheit und Kunst fehlt nicht viel mehr als die letzte, ordnende Hand. Aber indem Berger mit einem Stoffe innerlich fertig ist, verliert er die Lust daran und geht „ein Don Juan des Geistes" neuen Stoffen und Problemen nach, mit unerhörter Intensität des Denkens sich darin verbohrend.

Berger ist eine passive Natur. Mit bitterem Spott nennt er sich „ein lebendiges Sinnbild des reichen, armen Oesterreich." Aber wenn der Wille dem Jüngling und dem reifen Mann auch fehlte, der Schauspielleiter hat ihn nun doch endlich zu üben gelernt. Das Theater, Berger's stetes Ziel, hat ihn gewandelt, hat aus dem Zuschauer, dem „traumhaft Wesenlosen", einen Thatmenschen gemacht. In passiven Naturen wie der seinen erwacht plötzlich, vom Gefühle ausgelöst, solch ein starker Drang zur That, der den ganzen Menschen zu ändern scheint. Das Gefühl Berger's für das Theater ist eine leidenschaftliche Emotion.

Berger sagt von sich selbst: „Ich bin einer der bewußtesten Menschen, die mir jemals vorgekommen sind." Er zeigt sich denn auch in seinen Jugenderinnerungen als ein Selbstbeobachter allerersten Ranges von schier unheimlicher analytischer Schärfe. Ich glaube, man durchforscht die Memoirenlitteratur vergebens, um ein ähnliches Beispiel rücksichtsloser Wahrheitsliebe im Enthüllen des eigenen Ich's zu finden, verbunden mit einer solchen psychologischen Meisterschaft im Viviseciren der eigenen Seele. Um das zu können, bedarf es eines ganz besonderen, eines eigenartigen Muthes, einer absoluten Schwindelfreiheit des nach innen gekehrten Blickes. In der Kindergeheimsprache, die Alfred und Wilhelm mit einander verabredet hatten, spielte das Wort „alpisch" eine große Rolle. Die Alpen dienten den beiden Jungen als Sinnbilder des Großen, Freien, Männlichen. „Unalpisch" nannten sie alles Schwächliche, Verzärtelte, Modische und Affektirte. Den Haß gegen alles Unalpische hat Alfred sein Leben lang bewahrt. Er war das gesunde Rückgrat seines ästhetischen Geschmackes.

Es ist von Berger wenig erschienen: so ein Bändchen „gesammelte Gedichte" (bei Cotta), zwei Bände Aufsätze und Vorträge, einige Reden, ein und das andere dramatische Festspiel und nun dieses Bruchstück einer Selbstbiographie. All' das ist absolut nicht im Stande, ein irgendwie gerechtes Bild dieser höchst merkwürdigen geistigen Persönlichkeit zu geben. Man gewinnt nur Ahnungen — man fühlt den Künstler mehr als man ihn erkennt. Aber man fühlt auch, wie leidenschaftlich dieser Künstler nach Erkenntniß strebt, vor allem nach Erkenntniß seiner selbst. Dieses Streben ist das Ringen eines wahrhaft alpischen Geistes, sich zu befreien aus der Umklammerung durch Erziehung, Milieu, Wissenschaft, durch die zweite, die kritische Natur. Ich weiß nicht, ob man dem Dichter den Sieg über den Kritiker wünschen solle. Es wäre schade, wenn der Kritiker schwiege. Und andererseits wäre es nicht minder schade um den Dichter.

Man sieht, aus diesem Zwiespalt ist das Theater der einzige Ausweg. Hier kann Berger Künstler und Kritiker in Einem sein, hier muß er beides sein, denn nur in dieser Vereinigung kann er die Vervollkommnung erreichen, die ihm als das Ideal des Theaterbetriebes vorschwebt.

Wien. Rudolph Lothar.

Aus dem „Commentartarus".

Motto: „Die Welt bleibt nicht im starren Stillstand, aber im erfolglosesten Kreislauf . . ."
H. Heine.

Es war an einem der letzten Februartage, ein laues, ahnungsvolles Frühlingswehen kam über den Main gezogen und drang bis in die engsten Straßen Frankfurts; selbst im düsteren „Hirschgraben" tanzten die Sonnenstrahlen auf etlichen Fensterscheiben; — da wurde mir das Glück zu Theil, Goethe's Geburtshaus zu betreten. Ich hatte mir den Augenblick höchst feierlich vorgestellt und ein Pentagramma am Eingang zu finden, wie es an Faust's Thürschwelle gewesen, zur Abwehr böser Geister, hätte mich nicht in Erstaunen versetzt; ich aber erblickte in unserer praktischen Zeit, da, — wo ich das alte Geräms mir gedacht — das Kreuz des Tourniquets zur Revision der Entree zahlenden! — Der unausbleibliche Führer plagte mich und eine schwätzende, lärmende Menschenmenge, die mit mir zugleich durch die Räume getrieben wurde, mit seinen sogenannten Erklärungen. — Endlich riß mir die Geduld, und ich blieb auf einem jener dunkelgetäfelten Vorplätze, die des jungen Wolfgang Spiele und Träume gesehen, allein zurück. Doch —, so merkte ich mit Verdruß, — immer noch nicht ganz allein: ein großer graubrauner Kater, der mir schon Trepp auf, Trepp ab auf dem Fuße gefolgt, und nun zutraulich seinen Kopf an meinem Kleide rieb, war noch bei mir. Ich hatte ihn trotz seiner Zuthunlichkeit nicht eben freundlich angesehen. Er kam mir vor, wie der Hexenküche entsprungen, und dick und rund wie er war, wohlgenährt an des Olympiers Ruhm, wie so mancher seiner kleinen Parasiten. Er erschien mir, hier in Goethe's Haus, alles umschleichend, beschnuppernd in Stube und Küche, Bücherei und Puppentheater, wie die lebendig gewordene Fußnote zu Goethe's Wort, — seine funkelnden, schmalen Augensterne wie die Sternchen, die seinen Text so zudringlich unterbrechen, um auf die Randbemerkungen der Herren Commentatoren hinzuweisen. Eben den lästig erklärenden, lebendigen Führer losgeworden, wollte ich auch von der Erinnerung an die gedruckten Goethestörungen nichts wissen und mühte mich, den Kater zu verjagen. Der aber war nicht von der Stelle zu bringen, sah mich fast höhnisch an, machte einen gewaltigen Buckel, reckte und streckte sich protzig und schnurrend und fing gar noch an zu reden: „Wohl hast Du Recht, mir nicht zu trauen, ich bin wahrhaftig in der Hexenküche daheim und zwar in einem ganz speziell fidelen Winkel, im „Commentartarus", wo noch viele meinesgleichen sich ihres unsterblichen Daseins freuen, — denn wir sind nicht umzubringen! — Der alte Goethe, der brauchte uns freilich nicht, wir nur brauchen ihn: — wir brauten breite Bettelsuppen und hätten ein groß Publikum, — hat er ja selbst gesagt. Uns geht's gut; — doch zum Erbarmen ist's, was meine modernen Kollegen im Commentartarus zu thun haben! Da kenne ich einen weißhaarigen, nordischen, vielgeplagten Kater, der ist zum Glück bei aller Müh' endlich auch zu einem Haupt=

spaß gekommen: — Sein Dichter läßt nämlich in seinen Stücken die Leute immer scheinbar alltägliche Dinge reden; dahinter aber sollen die unbegreiflich hohen, herrlichen Ideen stehen. Diese deutet nun jeder von seinen Anhängern anders, jeder auf seine Façon, — aber vergöttern thun sie ihn alle und nachmachen auch —, versteht sich, jeder auf seine Façon! — Der alte Dichter, und das ist das Großartigste daran, ist dennoch mit ihnen unzufrieden. Er hat jetzt einen Epilog zu seinen Stücken geschrieben, in dem er ihnen deutlich genug sagt, daß sie ihn nicht verstünden, daß sie nur das ahnen, was garnicht da ist, in Verzückungen fallen über das, was ihm nie im Sinne gelegen sei. Daß die Porträts, die er mache trotzdem keine eigentlichen Porträts seien, in ihrem tiefsten Grunde sind es ehrenwerthe, rechtschaffene Pferdefratzen, störrische Eselsschnuten und hängohrige, niedrigstirnige Hundsschädel u. s. f. — Die anderen Menschen können das nicht sehen, er nur allein, darum amüsire er sich so köstlich dabei. — Und die diese „hinterlistigen Kunstwerke bestellen, sie in gutem Glauben und zu hohen Preisen kaufen", fügte der Kater mit großer Schadenfreude hinzu, — „danken auch dafür noch gehorsamst und preisen ihn als ihren Herrn und Meister!" .... Dies und mehr noch bekam ich von Hinze zu hören, während er dazwischen immer wieder seinen Lieblingsrefrain aus der heimathlichen Hexenküche in den Bart schnurrte: „— — schön ist häßlich, häßlich schön!" — Ich war wirklich gezwungen zuzugeben, daß der Commentartarus, in dem all dergleichen diskutirt wird, ein ausgesucht fideler Winkel sein müsse, und der Kater, der ganz besonders aufgeblasen neben mir trabte, — denn wir betraten soeben das am reichlichsten commentirte Gemach des Hauses, den Saal, in dem sich Graf Thoranc's Einquartirung abspielte — kam mir nun sehr spaßig vor. — — — — Und nach Jahr und Tag mußte ich wieder sein gedenken, als ich die Orestie zum ersten Male auf der Bühne sah, so siegreich emportauchend aus den hochgehenden Wogen der Commentare, Erläuterungen, Warnungen, Für- und Gegenreden, — wie der Berg Ararat aus den brausenden Wassern der Sintfluth! — Es ist ja leider schon ein alter Brauch, ein Rest mittelalterlicher Klostergelehrsamkeit, daß das Vertrautwerden mit den alten Dichtern der lernenden Jugend durch ein ganzes System verwickelter Hinein- und Herausdeutungen so mühsam gemacht wird, daß sie, der Schule einmal entronnen, ihr Lebtag jene Helden nicht mehr „göttlich" und jene Götter nicht mehr „strahlend" finden mögen. Und daher kommt es wohl, daß die alten Griechen, die nicht anders dachten und fühlten als wir, dem Verständniß der Modernen in eine so unbequeme Höhe entrückt wurden, während sie doch ganz leicht, terre à terre mit uns wohnen könnten! Etwas andere Umgangsformen hatten die Menschen dereinst und nannten dieselben Erscheinungen im Laufe der Jahrtausende mit wechselnden Namen. So würde Tantalus' Geschlecht, als erblich belastete Familie, Ibsen heute eine eben solche Reihe erschütternder Dramenstoffe liefern, wie Aischylos zu seiner Zeit; nur würde Orestes bei Ibsen nicht von Wahnsinn geheilt weiter leben und herrschen, sondern von Apollon die Sonne verlangen und — sterben. — Aber sind Chor und Einzelfiguren nicht die Gleichen einst wie heute? — Die stets murrenden und dem jeweiligen Machthaber sich immer wieder beugenden Unterthanen, — das räsonnirende, alle Hausskandale wissende und verbreitende Gesinde, — der brutale Hausherr, der durch plumpe Schmeichelei gefangen wird, — ein Schwesternpaar wie Helena und Klytemnästra, in deren unheilvollen Netzen sich meist die schwächsten und verächtlichsten Männer, mit hohen Titeln und klingenden Epitheta, verstricken; — sie leben ewig, stets in denselben Typen! Helena, die ihre Hände nicht selbst in Blut getaucht, wie ihre gewaltigere, dämonisch angelegte Schwester, — umspielen, ganz wie die moderne, übelbeleumundete, schöne Mondaine, unzählige Versionen ihrer bösen Abenteuer. Aber mit ihren kleinen, feigen Winkelzügen beherrscht sie zum Schluß doch die ganze Situation und ihren erbärmlichen Gatten an der Spitze —, der, ob er sie, wie Homer erzählt, aus Troja, — oder wie Herodot besser zu wissen glaubt, aus Memphis, von der Seite des Geliebten holt, — um sie nach wie vor, als Gattin und Königin im Palaste zu Sparta walten zu lassen! — Schade, daß keiner der alten Chronisten uns Genaueres vom Ende der Helena erzählt, denn zum ganzen Bilde würde es stimmen, daß sie in ihren alten Tagen noch furchtbar fromm geworden, Tempel erbaut, die Priester mit Schätzen überhäuft, und unter gerührten und reichlich lobenden Nachrufen, das Zeitliche gesegnet hätte! — Was uns aber Herodot als Urtheil der Perser über die Ursache des trojanischen Krieges vermittelt hat, klingt so überlegen spöttisch, daß es ebenso gut Worte Molière's hätten sein können: „... Weiber rauben, meinten sie, sei gar eine ungerechte Handlungsweise, aber eifrigst Rache zu suchen um der Geraubten willen, thöricht, sich aber nicht um die Geraubten kümmern eine weise Handlungsweise: denn es sei doch offenbar, daß die Frau, wenn sie nicht gewollt hätte gar nicht geraubt worden wäre." .... Also wurden die Frauen selbst zu jener Zeit nicht bloß als ein willenloses Beutestück angesehen, wie stets angenommen wird. Doch mag der Unterschied zwischen der Lebensstellung einer Spartanerin um 800 vor Christi und einer Berlinerin um 1900 nach Christi gewaltig genug sein. Zumal wenn man bedenkt, daß die arme Lakedämonierin in ihrer untergeordneten Position nicht einmal das Recht hatte ihre eigenen Söhne zu erziehen und an ihrer Seite heranwachsen zu sehen, so ist man von gerechtem Mitleid erfüllt! — Doch, da erfahren wir mit einem Male, daß die Kluft zwischen der Spartanerin und der Berlinerin z. B. nicht entfernt so groß sei, als man glauben sollte. Was die Eine gezwungen aufgeben mußte, das will die Andere gern freiwillig entbehren. In der letzten Zeit tauchen nämlich zu wiederholten Malen von Frauen selbst verfaßte Artikel über Erziehungsfragen auf, die äußerst beredt beweisen wollen, daß die Frauen natürlich Alles könnten, mit Ausnahme des Einzigen, was man irrthümlicher und engherziger Weise bisher für ihre Pflicht und ihren Beruf hielt, — nämlich, ihre Kinder zu erziehen; und darum müßten die Kleinen unbedingt und ausnahmslos in öffentliche Erziehungsanstalten kommen. Und wenn der unbeugsame Lykurg dereinst gefunden, daß die Frau zwar nicht im Stande sei die Söhne zu Helden heranzubilden, aber doch berufen die Töchter zu unterweisen, — so geht Frau Hedwig Dohm in Berlin noch weiter und findet, daß es vorsichtiger sei, ihr auch die Töchter nicht anzuvertrauen! Sie stellt sich also das Dasein in der Zukunft derart vor, daß die Menschen als Kinder keine Eltern haben, und selber Eltern geworden, keine Kinder haben werden. — Also nach „erfolglosem Kreislauf der Welt" wären wir wieder bei den spartanischen Kindererziehungsprojekten angelangt, sind aber noch spartanischer geworden als Lykurg. — Das Ideal, das Frau Dohm und ihren Gesinnungsgenossinnen für die moderne gelehrte und kampfgerüstete Frau vorschwebt, ist wahrlich nicht neu, sie findet es schon im grauen Alterthum, in der hohen Person der Göttin Pallas Athene, die ja auch keine Mutter hatte, und diese, in Uebereinstimmung mit Apollon als leicht entbehrlich bezeichnete; wie es Aischylos im letzten Theile der Orestie beweisen will. — Dieser ganze Abschnitt der Tragödie ist — unfreiwillig — eine ewige, blutige Satyre auf so viele unserer Institutionen. — Da wird mit großem Pomp und schönen Reden ein weiser Gerichtshof von der Göttin selber eingesetzt, aber sofort an der Hand der Thatsachen demonstrirt, daß nur eine gute Protektion entscheidet. Die giftspeienden, wuthschnaubenden Erinyen, die als Gegenpartei schreien und toben, werden auf der Stelle zahm und geschmeidig gemacht, durch die Aussicht auf ein neues Amt mit geregeltem Einkommen und Altersversorgung — (heute käme noch ein Orden dazu!) — sie werden auf Wunsch ihrer Vorgesetzten und Machthaber allsogleich das direkte Gegentheil von dem was sie früher gewesen sind, und die Affaire Klytemnästra wird als unzweckmäßig für sie, total ignorirt. Sie bringen das Sprichwort schon damals zu Ehren: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand." —

Zum Schluß fällt einem trotz der grausigen Tragik der Scene, doch die Geschichte von Longimanus dem Geisterkönig*) ein, der die Druden abgeschafft hat, und die ihn wieder um ihre alte Macht anflehen: „Haben wir nicht stets unsere Schuldigkeit gethan?" klagen sie: „Ja, das ist wahr", sagt Longimanus „Ihr seid brave Druden, habt die Leut' sekirt, daß es eine Schand' und ein Spott war. Aber jetzt ist's vorbei. Ihr habt's Eure Pension und da kunnts zufrieden sein. Und jetzt hinaus, an der Stell!" — („Die Druden küssen ihm weinend das Kleid und ziehen ab.)" . . . .

Die Götter, Erinyen, Geister und Druden, sie haben in Person ausgespielt, aber in veränderter Gestalt leben sie fort, denn der Mensch sucht heute wie vor Jahrtausenden sich zu schützen gegen alle feindlichen Gewalten, die sichtbaren und die unsichtbaren, die bekannten und die unbekannten Gefahren um sich herum; und was früher vermeintlich Zauber und Gebet erwirkt, das soll nun die Wissenschaft gewähren. Und die Wissenschaft gewährt viel und Großes, — aber glücklicher ist die Menschheit nicht geworden und besser auch nicht, — vielleicht gar noch etwas ärmer im Gemüthe. Haß, Liebe, Krieg, Hunger, Krankheit und Tod sie bauen und vernichten Leben und Schicksal heute wie immer, ob auch das Leben des Einzelnen jetzt mehr gilt und geschützt werden soll auf alle Art. — Aber was hilft's, es geht dem modernen Menschen nicht besser als es Siegfried dereinst erging: von dem Augenblick an, in dem er sich unverwundbar machen wollte, von da an, hat er sein Leben erst recht gefährdet. Seine größten und reinsten Heldenthaten hat er ohne Hornhaut vollführt: — Und so lauern auf der Baccillensuche und den Schutzmaßregeln gegen die Krankheitserreger wieder neue, ungeahnte Todeskeime. Allem neuen Heilverfahren und neuen Kriegsgesetzen, stehen im Kampfe auch neue Waffen unerhörter Zerstörungskraft gegenüber, und wo das Wissen und die Aufklärung den leer gewordenen Platz von Glaube und Aberglauben einnehmen wollen, da dringen Aufruhr und Verzweiflung mit ein! — — Es gibt keine Hornhaut für Siegfried ohne das Lindenblatt, das dem Todesspeer nicht nur willig Einlaß gewähren würde, sondern ihn sogar herausfordert! —

„Die Welt bleibt nicht im starren Stillstand, aber im erfolglosesten Kreislauf." . . . .

Wien. Helene Bettelheim-Gabillon.

*) Ferdinand Raimund „Der Diamant des Geisterkönigs". I. Aufzug IX. Scene.

Kunstleben in Wien.

Bereits durch mehrere Jahre ist auch in Wien der heftige, halb persönliche, halb künstlerische Kampf zwischen „Alt" und „Jung", hier zwischen „Genossenschaft" und „Sezession" im Gange. Beide Theile führen ihn mit allem Kraftaufwand und, da jeder durch seine eigenen Leistungen den entscheidenden Sieg nicht erringen kann, mit dem mächtigsten Aufgebot auswärtiger Bundesgenossen. So konnte das Publikum nur gewinnen. Indes früher die „Genossenschaft" ein förmliches Kunstmonopol mit Unterdrückung der neuen Talente und Okroyirung der hohen Orts beliebten Schnell- und Gelegenheitsmaler (à la Blaas, Ajdjukiewicz 2c.) grausam ausübte, so daß man bei uns allein das aufblühende Kunstschaffen der neuen Meister nur vom Hörensagen kannte, und kaum hie und da eines der vielgerühmten Werke sparsam und neidisch vorgesetzt bekam, ist durch den gegenwärtigen Konkurrenzkampf der bisherige Kunstwinkel Wien aufgerüttelt, von allen Seiten her wird, gleichsam noch in nassen Farben das Neueste, Beste, Stärkste herbeigeschafft, ihm sind hier wie dort die Thüren offen. Jeder kann nun die Kunstbewegung theilnehmend und lernend beobachten. Und weiß ihn auch keine bedeutende Kritik führend zu unterrichten, so darf er doch auf die Belehrung seines gesunden Blicks und seines befeuerten Kunstgefühls vertrauen und nunmehr endlich die künstlerischen Leistungen der Malergeneration von heute überblicken. In welchem Sinn der Streit entschieden wird, ist ganz belanglos. In Wahrheit wird nichts entschieden, es gibt hier kein Majoritätsprinzip und der Bestand einer Künstlervereinigung, ihr Defizit oder ihr materieller Wohlstand sind im Vergleich zu dem Kunstleben, dem sie zu dienen hat, völlig gleichgiltig. Aber in dessen Interesse muß man nicht (wie die „hohen Kreise" friedliebend wünschen) die Beilegung, sondern gerade das Fortbestehen des Kampfes wünschen. In Wien wenigstens war Friede beständig gleichbedeutend mit Stagnation.

Wir sagten, durch ihre eigenen Leistungen vermöchten beide Parteien keinen entscheidenden Erfolg zu erringen. Jede Ausstellung beweist von Neuem, daß die spezifisch österreichischen Talente (die Böhmen stellen sich völlig isolirt als malerische Rasse für sich dar) in geringer Zahl sind und den Meistern von europäischem Ruf nicht ebenbürtig gegenüberstehen. Eine gewisse technische Feinheit und rühmliche Sorgfalt muß die Eigenart und Gewalt des Naturells meist ersetzen. Bei den Malern des älteren Herkommens überwiegt die Tradition vergangener Meister hemmend. Man findet ein übermäßiges Stilisiren auf den Vergangenheitston und auf fremde Individualitäten. Bei denen der neuen Generation ein schrankenloses Sichhingeben an alles ringsumher in übermäßiger Fluth einströmende Neue. Hier wie dort reicht die eigene Art nicht aus, im Kampf mit den großen Einflüssen ihre Ruhe und endlich ihre entscheidende Sprache zu finden.

Dies fällt freilich bei den „Alten" der Genossenschaft mehr auf, weil sie eine vergangene, schwere, galeriemäßige Malweise bevorzugen und in einem Geschmack komponiren, den man nicht mehr theilt. Die „Jungen" hingegen mit ihrer absoluten Hingabe an das Heutigste, Neueste, Aktuellste, fallen auf, erregen Staunen, und indem sie ihre Vorbilder noch zu übertrumpfen suchen, vermögen sie sogar darüber hinwegzutäuschen, daß sie eigentlich nur mit ausgesuchter Lebhaftigkeit eine leere, fremde Sprache reden. Die erste heurige Ausstellung der Genossenschaft stellte darum eine scheinbare Niederlage gegenüber der „Sezession" dar, welche bisher noch niemals ganz allein ihre heimischen Künstler ins Treffen geschickt, sondern immer klug und mit unübertrefflichem Geschmack einige kleine internationale Kunstzimmer ausgebaut hatte. Die paar Landschafter des „Hagen"bund, die bedeutendsten jungen Mitglieder der alten „Genossenschaft" waren eben ausgetreten. In dieser originellen Gruppe darf man eine Hoffnung der österreichischen Landschaftsmalerei erkennen. Beiläufig einiges über diese Leute. In einem alten Wiener Gasthaus, dessen Wirth der alte „Hagen" war, — also nicht der Sagenheld ist der Stammvater des Bundes — kamen die paar freundschaftlich gesinnten und lustig gestimmten Maler zusammen, und wie eben das flinke Zeichnen und das Sichmiteinanderverständigen malerischer Ingenien besser durch rasche Striche des Bleistifts als durch Worte geschieht, brachten sie auf kleinen zerknitterten Zetteln, auf den Marmortischen, an den Wänden überall ihre scherzhaften Skizzen an, welche sich in den buntesten Anspielungen, Wettkämpfen, akademischen Preisaufgaben und ernsten Zukunftsentwürfen- und Ahnungen bewegten. Der kunstsinnige Wirth sammelt das reiche Material, das jetzt in einer feierlichen Mappe zur Schau für die Gäste ausliegt. Durch den Austritt dieses Fähnleins der Aufrechten hatte die Genossenschaft ganz und gar die lebendige Verbindung mit der Jugend verloren. So fand sich in der Herbstausstellung von Wiener Malern fast nichts irgendwie Beachtenswerthes. Die Ausländer waren freilich mit imponirenden Leistungen vertreten, aber zugleich in einem Wust werthloser Leinwanden ringsum

versteckt. Neue Namen fielen auf: Gouweloos (Brüssel), ein Bildnißmaler von großer, einfacher Gewalt, Rodolphe und Heniette Wytsman, Maler von stillen sonnbeglänzten Winkeln aus Brügge.

Von Henry Meunier, dem Sohn, drei bemerkenswerthe Bildnisse, Kohlenzeichnungen, die eine darstellend: Constantin Meunier, den Vater, unaussprechlich milde gefaßte Züge eines ganz unpathetischen Gottvatergesichts, und endlich die Böhmen.

Zum erstenmal — wieder als Künstlerbund („Manes") vereinigt — treten sie ein. In einer internationalen Ausstellung stehen sie mit dem nationalsten Stolze da. Eigenthümlich, natürlich, frisch und tüchtig. Neben denen der großen Musiker werden nun wohl bald diese Malernamen aufklingen. Ihre Kunst ist jung und darum romantisch. Sie sind im vollen Sagenurwald aufgewachsen. Von überallher strömt ihnen das Märchen zu. Frantisek Bilek ist der düsterste, seine Phantasie glüht um den Glauben und formt die nazarenischen Sagen zu böhmischen um mit ganz jener unabweislichen Innigkeit, mit welcher die alten deutschen Meister ihren Christus und ihre heilige Familie zu deutschen Gottmenschen gemacht haben. Etwas heftig visionäres, inbrünstiges, ruheloses und leidenschaftliches ist in diesen malerischen Eruptionen. Bilek malt, zeichnet, radirt, bildet in Holz und Stein, alles mit der gleichen Furia der Empfindung und des Wollens. Die Landschafter Slavicek, Hudecek und an der Spitze der urwüchsige Jocza Uprka sind bereits bekannt. Die rauschende, blühende Farbigkeit und Melodik ihrer Gemälde entzückt. Slavische Buntheit und Urwüchsigkeit, aber voll Grazie und ein wenig charmanter Koketterie. J. Panuska: „Ein Märchen" über allen Vergleich schlicht und schön. Der alte Drache, einer von denen, die Prinzessinnen besonders lieben, hat sich mit seinem endlosen Schuppenschweif durch ein düsteres Thal geringelt. Und in der düstern Schlucht steht auf einer kleinen Anhöhe die weiße, blasse Prinzessin und schaut entsetzt zum Drachen hinab. Der liegt über einem Gräberfeld von Schädeln und Gerippen und schielt gefräßig, verliebt, fragend, verlegen zur Prinzessin empor. — Das kommt aus dem tiefsten Waldinnern der Kunst. Svabinsky und Simon nähern sich den allgemeinen Malmotiven und Gewohnheiten der jungen Kunst und schlagen aus der nationalen zur internationalen Gemeinschaft die Brücke.

Zur gleichen Zeit hatte die „Secession" ihre „Raumkunstausstellung". Bei der immer wachsenden Bedeutung der Raumkunst und dem für die allgemeine Erziehung so wichtigen Gefühle der Allgemeinheit für die künstlerische Durchbildung des Hauses, war das Thema löblich und wichtig. Dadurch, daß jedoch nur „Stichproben" der Raumkunst gegeben, da und dort einzelne Möbel zerstreut, nicht in geschlossene, durchgebildete Räume zusammengefaßt, sondern in Ausstellungssälen beliebig angeordnet wurden, stand nur Stückwerk herum, ohne daß ein Ganzes wahrhaft belehrte. Die Möbel des Engländers Ashbee von puritanischer Strenge, Herbheit, mit dunkler Beize, einfachem Eisenbeschlag und selten einer lichten Nelke als Intarsie, muß man sich in düstern, halbdunkeln Schloßzimmern vorstellen, in jenem England, über dem ein Nebelschleier von Schwermuth und Prüderie zu liegen scheint. Hie und da ein tiefster Schrei nach Farbe, — dann sind die eckigen, hohen, den Menschen fast einkerkernden Stühle mit grellem Kattun bezogen. Man muß sich nach helleren, beweglichern Räumen sehnen, sie zu schaffen, scheint Ashbee nicht gegeben. Das Doppelehepaar Mac Intosh und Mac Nair brachte ein Zimmer von schottischer Märchenstimmung mit blassen Bildern, geheimnißvollen Seidenapplikationen, im Ganzen von einer schleiernden dumpf sinnlichen Märchenstimmung. Die Wiener J. Hofmann und Moser sollen den Fremden gegenüber (auch der vielgerühmte Vandevelde war — allerdings unzureichend — vertreten) die heimische Art betonen. Sie schwanken zwischen all den Einflüssen. Das dekorative Bedürfniß spielt ihrer konstruktiven Besonnenheit manchen Streich, indem sie das Angenehme suchen, verfehlen sie die Logik und Zweckdienlichkeit, wenn J. Hofmann hier Möbel in strikter englischer Einfachheit und Geradheit hinstellt, um da wieder sinnlose Bogen- und Ornamentmöbel zu bauen, so fragt man mit Recht, wo er eigentlich hinaus wolle, da doch in zwei entgegengesetzten Stilprinzipien nicht ein dritter geschlossener Stil beruhen könne. Ebenso ungleichmäßig war Kolo Moser durch ein buntes Allerlei von Möbeln, Gefäßen, Geweben, Thonwaaren und Bucheinbänden vertreten. Im Uebrigen Kleinkunst aller Art und von allen Völkern. Inmitten all des Bric à brac's noch Bilder, die anstatt zu beleben, verschwanden oder die Umgebung verstummen machten.

Der Bildhauer Georg Minne nahm mit seiner Fontäne und einzelnen Plastiken einen kleinen Raum für sich ein. Dem gewöhnlichen Publikum eine bête noire, war sein Werk einzelnen, kunstfühlenden Betrachtern eine ergreifende, künstlerische Offenbarung, etwas von wiederbelebter Gothik, dabei doch aus völlig modernem Körpergefühl, aus einer modernen Auffassung des Typischen und des Modells und doch von ergreifender Einfalt und Innigkeit der Darstellung. Das Publikum wird sich an diesen Namen, wie an so viele andere gewöhnen. Von Oesterreichern war nur Andri mit bedeutenden, kräftigen Bauernbildern vertreten.

Die zweite Ausstellung der „Sezession" war fast ganz dem verstorbenen Meister Segantini gewidmet; wir haben in diesen Blättern über ihn geschrieben und all den Worten der Liebe und Bewunderung nichts hinzuzufügen. Einiges Neue, das hier ausgestellt war, vorzüglich das unvollendete Triptychon, die klassische „Frühmesse", die „Göttin der Liebe" verstärkten den Eindruck dieses gewaltigen Künstlers, der in seiner Weise wie Böcklin zu den höchsten künstlerischen Repräsentanten dieser Zeit gehören wird. Rodin, Klinger, der Spanier Zuloaga, Herterich, Besnard waren um ihn als würdige Genossen in der einfachsten, edelsten Aufstellung versammelt, wie überhaupt in der Kunst der Anordnung die Wiener „Sezession" ihren Meister sucht.

Als Antwort auf diese Todtenfeier ehrt die „Genossenschaft" ihr korrespondirendes Mitglied Böcklin.

Die eben eröffnete Frühjahrsausstellung bringt einen kleinen Saal mit seinen Bildern. Ringsum ein unendliches, wahl- und geschmacklos nebeneinandergehängtes Gewühl von Gemälden. Talentloseste Repräsentationsmalereien wiegen vor. Die Maler sagen dazu — „Kitsch". Eine Unzahl belanglos netter Sachen. Aber einiges Imponirende. Der Porträtist Laszlo, vielfach von Lenbach inspirirt, aber von eigener Eleganz und Sicherheit, vornehm ohne Affektation. Kaufmann, der Maler der polnischen Juden, mit ein paar kleinen Judenbildnissen, die beinahe dem alten Holbein keine Schande machen würden, so ehrlich, so tiefsinnig, so seelenvoll echt und einfach sind sie gemalt. Ungewollte Melancholie und Unrast, schlaue Einfalt liegt in diesen Gesichtern, hinter denen der Maler das Leben eines ganzen Volkes wittert und ahnen läßt. Deutschland mit des trefflichen Vogeler „Heimkehr", mit Landschaften der übrigen Worpsweder, der „Karlsruher" und des tüchtigen, zwar im Motiv (alte, hochgiebelige Häuser im Nachtdunkel am Strom) sich wiederholenden, aber immer Stimmung mittheilenden Keller-Reutlingen, endlich mit Lenbach's Porträts. Diesmal das berühmte, das ihn mit seinem Töchterchen Marion darstellt. Im Böcklin-Saal weniges. Meist flüchtiger gemalte Bilder. Darunter das letzte, unvollendete: Der Krieg. Drei Gestalten, ein Hammerschwinger, eine Furie und der Tod reiten auf Urpferden, welche schnauben und fliegen über eine stille Stadt. Zwei Porträts. Das eine des Altgrafen Salm als Knaben, das andere ein Frauenbildniß. Bei diesem denkt man unwillkürlich an die blonde Anna aus dem „Grünen Heinrich". Ein zartes, sinnendes Frauenwesen, in der langröckigen Tracht der fünfziger Jahre steht in einem Marmorhof, der Park sieht über die Balustrade und ihr Blick geht sorglos und träumerisch über den Beschauer

hinweg in die Ferne. Unwillkürlich bilden sich die Associationen. Und neben den Farbeneindrücken Böcklin's werden die verwandten Worteindrücke Keller's und die Lieder von Brahms' lebendig. Zusammen wandern diese drei Unvergleichlichen und Unsterblichen der Zukunft zu.

Im Vergleich zu dieser zwar disparaten, aber im Einzelnen imponirenden Ausstellung hat diesmal die Sezession in ihrer dritten Saisonausstellung weitaus den Kürzeren gezogen. Zum ersten Mal hat sie nur österreichische Maler gebracht. Das redlichste Wollen, der beste Geschmack, das anständigste Kunstgefühl genügen nicht, bei der eigenen Produktion versagt die Gewalt des fortreißenden Talents, auch das Können. Von der bindenden Nachahmung der bewunderten Meister befreien sich nur wenige. So ist der vielgenannte Klimt ein Opfer seiner „modernen“ Aspirationen, ein tüchtiger, technisch fähiger, aber in tausend Geschicklichkeiten und Manieren aufgehender Maler, läßt er sich durch die Eigenart Fernand Khnopff's, durch den Ruhm der Whistler'schen Farbensymphonien, durch Stuck'sche Rassigkeit und Klinger'schen Classicismus anregen, betäuben, verführen. Er malt Ideen, Geheimnisse, wie sein zweites Deckenbild für die Universität: „Die Medizin“. Es enthält ein Farben- und Formengewirr, in der Komposition merkwürdig unabgewogen, — einem großen Gewühl von Gestalten auf der einen Hälfte soll auf der andern eine Figur einer Gebärerin und der Urnebel das Gegengewicht halten. Die Erscheinung der Medizin als goldbehelmte Göttin, an welcher die Siechen vorüberziehen, ist nicht besonders eigenartig, wohl aber sehr pathetisch gedacht. Dazu sind alle Farben in einem stumpfen, dünnen Blaugrau zusammengetönt — der Weltäther! — In diesem viele Meter hoch an der Decke der Aula anzubringenden Gemälde wird der Betrachter allerdings nur grauen Aether, kein Bild erblicken, der Maler mußte diese Wirkung doch wohl bedenken und verhüten. Wenn auch die aufgeregte Menge von einem immerhin hervorragenden Künstler nicht verlangen kann, daß er sich ihrem Geschmacke fügt, darf sie wohl fordern, daß er bei einer Bestellung seiner Aufgabe genüge. Die dekorative Phantasie und die allegorische Fülle der Erfindung und Gestaltung der monumentalen Maler der Vergangenheit wird man heute freilich vergeblich suchen. Die monumentalen Aufgaben der Kunst haben abgenommen. Dem differenzirten Einzelleben ist die Kunst nachgegangen. Ein paar feine, wenn auch manierirte Landschaften zeigen Klimt's Talent von der unanfechtbaren Seite. Engelhart, Moll, Tichy, Lenz, Böhm sind mit unreifen, Andri mit flüchtigen Sachen erschienen. Von Porträts fallen nur die von Mehoffer und Luksch auf.

Gesammtresultat: Nach langem Suchen sieht man in der Nähe der Klimtschen Bilder zwei schlichte kleine Landschaften von Friedrich König. König ist ein Märchenmaler in dem alten, urdeutschen, schönsten Sinne der Schwindschen Stimmung und Welt. Er darf sich vielleicht bald mit Vogeler messen. Das heißt viel. Alle Bewunderung wird er rechtfertigen. Vor zwei Jahren hatte er einen (dem Vogeler'schen Cyklus „Frühling“ verwandten) Cyklus „Winterreise“ zu den Schubertliedern ausgestellt, neben einigen heitern, träumerischen Landschaften. Heuer folgen diese zwei Bilder: „Erntezeit“ und „Dorfkirche am Teich“. Da ist Können und Wollen einander würdig, die naivste Sicherheit mit der schönsten Einfalt verbunden, ohne Raffinement ein schlichtes Motiv völlig begriffen und zugleich alle Stimmung erschöpft, der Landschaft entnommen, dem Bilde gegeben. Friedrich König und Ferdinand Andri sind die zwei, welche von allen den heftig strebenden und hitzig bemühten Künstlern der Sezession den Namen von Meistern verdienen.

Wien. Otto Stoeßl.

Liebesabenteuer.*)

Viele Dichter sind der Meinung, daß die Natur ohne das Weib nicht vollkommen sei, und daher stammen ohne Zweifel all die blumigen Vergleiche in den Liedern, in denen unsere natürliche Gefährtin abwechselnd zur Rose, zum Veilchen, zur Tulpe u. s. w. gemacht wird. Die Liebestrunkenheit, die uns zur Dämmerstunde anweht, wenn die Abendnebel auf den Berghängen zu weben beginnen und jeder Hauch der Erde uns berauscht, macht sich, wenn auch noch so unvollkommen, in lyrischen Empfindungslauten Luft. Auch Herr Patissot wurde, wie die anderen, von dieser süßen Noth befallen; er fühlte das Bedürfniß nach zärtlichen Küssen auf stillem Waldespfad im Abendgolde, nach Händedruck und einem blühenden Leibe, der sich in seine Arme schmiegte.

Er begann die Liebe als ein unendliches Ergötzen anzusehen, und dankte in seinen träumerischen Stunden dem großen Unbekannten, daß er dem Minnetausch der Menschen so viel Zauber verliehen hatte. Also er brauchte eine Gefährtin und wußte nicht, wo er sie finden sollte. Auf den Rath eines Freundes hin ging er in die Folies-Bergère. Dort fand er eine reiche Auswahl, aber er war zu verwirrt, um unter ihnen eine Wahl zu treffen, denn seine Herzenswünsche bestanden vornehmlich in poetischen Anwandlungen, und die Poesie schien nicht eben die Stärke dieser schwarzäugigen Schönen, die ihm mit dem Schmelz ihrer falschen Zähne manch verwirrendes Lächeln zuwarfen.

Endlich fiel seine Wahl auf eine junge Anfängerin, die arm und schüchtern aussah und mit ihrem traurigen Blick auf ein für Poesie empfängliches Herz schließen ließ. Sie verabredeten sich zum nächsten Morgen um neun Uhr auf dem Bahnhof Saint-Lazare.

Sie erschien nicht, hatte aber wenigstens soviel Feingefühl, ihm eine Freundin zum Ersatz zu schicken.

Diese war eine große rothhaarige Person, patriotisch in drei Farben gekleidet und mit einem riesigen Helgoländer auf dem Kopfe, der ungefähr die Mitte dieser Tunnelwölbung einnahm. Herr Patissot war etwas ernüchtert, ging aber trotzdem auf diesen Tausch ein, und sie fuhren nach Maisons-Laffitte, wo eine Ruderregatta und ein großes venezianisches Fest in Aussicht stand.

Im Wagon fanden sie schon zwei Herren mit dem rothen Bändchen im Knopfloch und drei Damen vor, die, nach ihrer vornehmen Miene zu schließen, mindestens Marquisen sein mußten. Kaum saßen sie, so begann die große Rothe, die auf den Namen Oktavie hörte, mit schriller Stimme wie ein Papagei zu plappern. Sie wäre ein kernbraves Mädel, amüsirte sich aber gern und schwärmte für das Land, weil man da Blumen pflücken kann und Fische essen. Dazu lachte sie gellend, als ob die Scheiben zerspringen müßten, und nannte ihren Begleiter plump vertraulich „Alter Bär“.

Patissot, dem seine Eigenschaft als Staatsbeamter eine gewisse Zurückhaltung auferlegte, fühlte sich tief beschämt. Oktavie schwieg endlich und sah ihre Nachbarinnen von der Seite an. Sie hatte das brennende Verlangen aller gewöhnlichen Frauenzimmer mit anständigen Frauen anzubändeln. Nach Verlauf von fünf Minuten glaubte sie einen Anknüpfungspunkt gefunden zu haben. Sie zog den „Gil-Blas“ aus der Tasche und bot ihn höflich der einen Dame an, die verblüfft mit leichtem Kopfnicken dankte. Jetzt fühlte sich die große Rothe beleidigt, gebrauchte doppelsinnige Ausdrücke, sprach von Frauen, die sich aufspielen, ohne mehr werth zu sein als die anderen, und ließ bisweilen sogar ein gemeines Wort wie eine Bombe in das eisige Schweigen der Mitreisenden hineinplatzen.

Endlich kamen sie an. Patissot steuerte gleich auf die lauschigsten Parkwinkel zu, in der Hoffnung, daß die Schwermuth des Waldes auf die gereizte Stimmung seiner Gefährtin einen besänftigenden Einfluß ausüben würde. In-

*) Vergleiche Nation Nr. 25, 26 und 27.

dessen trat eine ganz andere Wirkung ein. Sobald sie im Laubschatten war und das grüne Gras erblickte, begann sie aus vollem Halse Opernmelodien zu trällern, die in ihrem Frauenzimmerhirn haften geblieben waren; von „Robert dem Teufel“ ging sie zur „Stummen von Portici“ über, und wählte mit Vorliebe sentimentale Lieder, deren letzte Verse sie mit einer Stimme, die wie das Quietschen eines arbeitenden Bohrers klang, hervorgirrte.

Dann plötzlich bekam sie Hunger und wollte umkehren. Patissot, der immer noch auf den erhofften Zärtlichkeitsausbruch wartete, versuchte vergeblich, sie zurückzuhalten. Jetzt wurde sie ausfallend.

— Ich bin nicht hier, um mich zu langweilen, nicht wahr?

Und sie zwang ihn, in das Restaurant zum Petit-Havre einzukehren, in dessen nächster Nähe die Regatta stattfinden sollte.

Sie bestellte ein nicht endenwollendes Frühstück, eine Reihenfolge von Gängen, um ein ganzes Regiment damit zu speisen. Und da sie es nicht erwarten konnte bis das Essen kam, bestellte sie vorerst hors-d'oeuvre. Eine Büchse Sardinen wurde gebracht und sie stürzte sich darüber her, als wollte sie das Weißblech mit essen. Doch hatte sie kaum zwei oder drei von den öligen Fischen gegessen, als sie erklärte, sie hätte keinen Hunger mehr und wollte gehen, um sich die Vorbereitungen zu den Wettfahrten anzusehen.

Patissot war verzweifelt und auch selbst inzwischen hungrig geworden. Er weigerte sich hartnäckig aufzustehen. Da ging sie allein und versprach, zum Nachtisch wieder zu kommen. Er begann also schweigsam für sich allein zu essen und wußte sich keinen Rath, wie er diese widerspenstige Seele zur Verwirklichung seiner Träume bringen könnte.

Da sie nicht wiederkam, begann er sie zu suchen.

Sie hatte Bekannte getroffen, eine Bande von fast nackten, bis an die Ohren rothen Ruderern, die gestikulirend vor dem Hause des Baumeisters Fournaise standen und alle Einzelheiten des Wettrennens mit viel Geschrei erörterten.

Zwei anständig aussehende Herren, ohne Zweifel Juristen, hörten ihnen aufmerksam zu. Sobald Oktavie Patissot kommen sah, flüsterte sie einem vierschrötigen Gesellen, an dessen braunem Arm sie hing, ein paar Worte ins Ohr. Der Kerl hatte entschieden mehr Armmuskeln als Schädelmark.

— Abgemacht, antwortete er.

Nun kam sie dem Beamten freudestrahlend entgegen, mit lebhaften, fast zärtlichen Blicken.

— Ich will Kahnfahren, sagte sie.

Erfreut, sie so wohlgelaunt zu sehen, ging er auf diesen neuen Wunsch ein und besorgte ein Boot.

Aber sie weigerte sich hartnäckig, der Regatta beizuwohnen, obschon Patissot große Lust dazu hatte.

— Ich bin lieber mit Dir allein, alter Bär, sagte sie.

Ein leichter Schauder rieselte ihm durchs Gebein. — Endlich! . . .

Er zog sich den Rock aus und begann mit aller Macht zu rudern.

Eine große alte Mühle, deren vermoderte Räder über dem Wasser hingen, stand auf zwei Bogenwölbungen über einem ganz schmalen Arm des Flusses. Sie ruderten langsam unter die Steinbögen, und als sie darunter hindurch fuhren, that sich ein entzückendes Flußthal vor ihnen auf. Hohe Baumwipfel wölbten sich über ihnen zum schattigen Dach. In vielen Krümmungen schlängelte sich der kleine Flußarm zickzackartig nach rechts und links und eröffnete unaufhörlich neue Ausblicke. Auf der einen Seite zogen sich weite Wiesenflächen, auf der anderen lief ein mit Villen besäter Höhenzug. Sie kamen an einer Badeanstalt vorbei, die ganz im Grünen versteckt lag, ein entzückender ländlicher Versteck, wo Herren in neuen Glacéhandschuhen und blumengeschmückte Damen die ganze lächerliche Ungeschicklichkeit der eleganten Welt auf dem Lande an den Tag legten.

Sie stieß einen Freudenschrei aus.

— Da möchte ich gleich baden!

Etwas weiter stromauf in einer kleinen Bucht wollte sie nicht mehr weiter.

— Komm hierher, Alterchen, ganz nahe zu mir.

Sie schlang den Arm um seinen Hals und lehnte ihren Kopf an seine Schulter.

— O wie schön ist's! murmelte sie, wie schön ist's hier auf dem Wasser!

Patissot schwamm in Seligkeit. Er dachte an die stumpfsinnigen Ruderer, die nie etwas von dem unendlichen Reiz eines Uferhanges und der zarten Anmuth des Schilfrohrs empfinden und immer athemlos, mit Schweiß bedeckt und durch die Anstrengung abgestumpft, von der Kneipe, wo man frühstückt, zu der Kneipe, wo man zu Mittag ißt, rasen.

Aber über all seiner Glückseligkeit schlief er ein. Als er wieder aufwachte, war er allein . . . Er rief, niemand antwortete. Besorgt stieg er ans Ufer, bereits fürchtend, daß ein Unglück geschehen wäre.

Da erblickte er ganz in der Entfernung eine lange und schmale Ruderjolle, die im Taktschlage von vier braungebrannten Ruderern auf ihn zugeschossen kam. Sie flog über den Wasserspiegel hin wie ein Pfeil. Am Steuer saß eine Weibsperson . . . Himmel! Es war . . . Es war sie! . . . Sie sang den Takt mit ihrer schrillen Stimme, es war ein bekanntes Schifferlied . . . Einen Augenblick vor Patissot brach sie ab, dann warf sie ihm ein Kußhändchen zu und schrie herüber:

— Alter Gimpel, geh!

Guy de Maupassant.

Das preußische Rentengut, seine Vorgeschichte und seine Gestaltung in Gesetzgebung und Praxis. Von Arthur Aal, Dr. der Staatswissenschaften.*)

Im Osten Deutschlands versteht man bekanntlich seit einiger Zeit unter „Noth“ einen Zustand permanenter Hilflosigkeit bei Gutsbesitzern, denen mehr Land gehört, als sie zu bewirthschaften verstehen oder wofür sie die Mittel haben. Von den verschiedenartigen Versuchen, diese Aermsten zu retten, erschien die Verkleinerung ihrer Großgüter unter angemessener Vermehrung des bäuerlichen und Kleinbesitzes am aussichtsvollsten.

Deshalb erstrebten und erreichten die Nothleidenden von der Regierung die Vorlage der in den Jahren 1890 und 1891 verabschiedeten Rentengütergesetze, und diesen agrarpolitischen Versuch behandelt die vortreffliche kleine Schrift, mit welcher Herr Dr. Aal promovirte.

Der Verfasser gibt zunächst in drei kurzen Abschnitten eine klare Uebersicht der Entstehung, Verwerthung und Wiederaufhebung der Erbpacht als derjenigen Form des „besseren Besitzrechtes der Hörigkeit“, welcher das Rentengut nachgebildet ist, wenn auch die ältere Bezeichnung vermieden wurde. Zusammenfassend wird dann gezeigt, wie die Erbpacht zwar nur als eine erleichternde Rechtsform für die innere Kolonisation von den Hohenzollern gedacht war, sich aber in der Hand des aus dem Großgrundbesitzerstande hervorgehenden Beamtenthums in eine neue Art von Unterthänigkeit verwandelt hatte, und gerade deshalb nach Erlaß der Verfassung durch das Gesetz vom 2. März 1850 aufgehoben wurde.

In anziehender Darstellung werden dann die Kämpfe der sofort wieder einsetzenden romantisch-agrarischen Opposition geschildert, die auf Anregung Friedrich Wilhelms IV. von den Stahl, Lavergne-Peguilhen bis zu Rodbertus, die „Sittlichkeit“ des gebundenen Grundeigenthums, wenngleich mit neuer Motivirung, verherrlichten. Denn mußte man auch die Werthlosigkeit der Robote und Frohnden, welche man sich mit circa $1^1/_2$ Millionen Morgen früheren Bauernlandes gut hatte bezahlen lassen, anerkennen, so gehörte doch zur Bewirthschaftung dieses Besitz-

*) 43. Stück der „Münchener Volkswirthschaftlichen Studien“, herausgegeben von L. Brentano und W. Lotz. Cotta 1901. VIII. 170.

zuwachses soviel Kapital, daß die Kreditnoth der alten Herrschaftsklasse sofort neuen Anlaß zu Klagen darbot. Freilich irrte ihr Prophet Rodbertus, wenn er die Kreditnoth für eine dauernde Eigenschaft des Großgrundbesitzes erklärte, so lange dieser nicht seinen Grund und Boden statt mit Kapitalschulden nur mit Renten belasten wolle. Denn kaum ein Jahrzehnt später beklagten offenherzige Gutsbesitzer bereits das viel zu leichte Kreditgewähren seitens zahlreicher Institute und Privater an ihre Standesgenossen.

Aber mit dem wirthschaftlichen Aufschwung und der Umbildung Deutschlands zu einem Industriestaat trat eine dritte Form der „Noth“, die Leutenoth, in die Erscheinung. Hier kann ich der Behauptung des Verfassers, die Leutenoth sei von jeher eine nothwendige Begleiterscheinung des Großgrundbesitzes gewesen, nicht zustimmen, denn thatsächlich war sie bis vor etwa zwei Menschenaltern kaum fühlbar. Wohl aber ist der Mangel an Arbeitskräften durch die aus anderen Gründen heut nothwendige Wirthschaftsart beim Großgrundbesitz erzeugt und wird ihm anhaften, bis es etwa gelingen sollte, andere lohnende Winterarbeiten für das Dreschen mit dem Flegel zu finden: die unentbehrlichen Dreschmaschinen sind die eigentlichen Erzeuger der Leutenoth!

An der Hand der Verhandlungen des Landes-Oekonomie-Kollegiums aus 1878, der Denkschrift der Regierung von 1885 und der Kammerdebatten in 1890 und 1891 bespricht der Verfasser die anfänglich starke, dann gehemmte, zuletzt ganz nachlassende Benutzung der Gelegenheit zum Landerwerb durch die kleinen Leute, und führt die Stockung der Bewegung auf den Erlaß des Anerbengesetzes von 1896 zurück. Ich glaube mit Recht! Denn wenn es schon amtlich bestätigt ist, daß sich kein einziger Reflektant bei Uebernahme eines Rentengutes eine „ewige“, d. h. seinerseits unkündbare Rente oder gar gewisse Dienste und Arbeitsleistungen hat eintragen lassen, so wird es mehr als wahrscheinlich, daß derselbe sichere Instinkt das Volk abhält, in die neue Falle zu gehen, welche ihm mit dem Anerbenrecht gestellt wurde. Das ist um so zuversichtlicher zu hoffen, als die kundigsten unter unseren Gegnern schon beim Erlaß der Rentengütergesetze nichts anderes erwartet haben. Sagte doch Freiherr von Loë 1891: „Kein vernünftiger Bauer wird ein Gut mit unablösbarer Rente übernehmen“, und Graf Brühl meinte im Herrenhaus noch deutlicher: „es würde wenig Dumme geben, die in das unfreie Verhältniß hineinträten.“

Der Verfasser beleuchtet dann noch die Erfolge der amtlichen und privaten Thätigkeit auf Grund der beiden Rentengütergesetze.

Der Landwirthschaftsminister v. Hammerstein gab die am 1. Januar 1896 endgültig gegründeten Rentengüter auf 5 070 mit einem Areal von 53 314 ha an; außerdem die Zahl der thatsächlich fertigen, aber noch nicht eingetragenen auf 2 578 mit 28 333 ha, zusammen also 7 648 mit 81 047 ha Areal.

Dann nahmen die Rentengutsbildungen ab, und während im Jahre 1898 nur noch 720 Rentengüter mit 9 164 ha durch die Generalkommissionen begründet wurden, brachte die „Landbank“ in Berlin in demselben Jahr 9 250 ha an 290 Käufer freihändig zum Verkauf.

Aber auch diese wie andere private Parzellirungen wären ohne das Rentengütergesetz, welches die ganze Bewegung erst ausgelöst hat, wohl nicht in diesem Umfange zu Stande gekommen.

Ich kann die kleine Schrift, der in 5 Anlagen der Text des Ansiedelungsgesetzes von 1886, der beiden Rentengutsgesetze von 1890 und 1891, des Anerbengesetzes von 1896 und dasjenige betr. Zwischenkredit von 1900 beigedruckt ist, zur Orientirung über die selbst vielen unserer Politiker fremdartige Materie bestens empfehlen, möchte aber hier noch eine Bemerkung über die vom Verfasser wenig berührte Stellung der freisinnigen Partei bei jenen Kämpfen vor 10 Jahren hinzufügen.

Daß meine politischen Freunde der von ihnen richtig durchschauten Absicht gewisser Kreise, das Obereigenthum oder eine wie immer geartete Hörigkeit zu rehabilitiren, widerstrebten, verstand sich von selbst. Dennoch habe ich damals, leider vergeblich, gerathen, dieses Gesetz nicht abzulehnen, sondern mitarbeitend zu amendiren, und schlimmsten Falls dem gesunden Sinn der Betheiligten zu vertrauen. Denn worum handelte es sich?

Als Patow im Jahre 1851 das Rentenablösungsgesetz durchsetzte, galt es vor allen Dingen zu verhindern, daß die Kleinbesitzer noch mehr Land abträten, um die Reste der Erbunterthänigkeit los zu werden. Diese durfte in keiner Form wiedererstehen. Inzwischen war mit der wachsenden Volkszahl unter den bäuerlichen Kreisen der echt deutsche Landhunger erwacht, während schon die Leutenoth den Wunsch nach Zukauf bei den Großgrundbesitzern nur noch vereinzelt aufkommen ließ. Unter so veränderten Verhältnissen hätte man 1890/91, 40 Jahre später, die Rentenform bei der Eigenthumsübertragung ruhig annehmen können, damit nur der kapitalarme, aber arbeitsfreudige Ueberschuß der ländlichen Bevölkerung von neuem auf eigener Scholle Wurzel schlagen und wenigstens einen Theil des seinen Voreltern abgenommenen Grund und Bodens zurückgewinnen könne. Hielt aber die freisinnige Partei dennoch mit dem Abgeordneten Ebertz die Kolonisten für so schwach, daß sie willenlos die vom Großgrundbesitzer vorgeschriebenen Bedingungen annehmen, also auch Robote und ewige Rente gut heißen würden — wir haben gesehen, daß kein Einziger das gethan hat! — nun dann hätte man wenigstens die reichlich vorhandenen Geldmittel zur Errichtung kapitalkräftiger Dismembrations-Institute verwenden sollen, um einen leistungsfähigen Bauernstand überall da zu schaffen, wo er von den Latifundien aufgesogen war.

Leider ist auch das nicht geschehen, während gerade unsere politischen Gegner diese materiell und geistig lohnende Arbeit in mehrfacher Weise in Angriff genommen haben. Gleichzeitig setzten sie freilich den viel gefährlicheren Fortschritt in der Reaktion durch, das Anerbengesetz als Intestat-Erbrecht für alle, auch die schon bestehenden Rentengüter einzuführen.

Hier heißt es aufpassen! Es ist augenblicklich die dringendste Aufgabe, alle Besitzer von Rentengütern zur Errichtung von Testamenten zu bewegen, um diese Gefahr, welche der nächsten Generation droht, abzuwenden. Wenn aber die freisinnige Partei nur hierbei ihre Pflicht aufzuklären erkennt und ausübt, so darf man hoffen, das berechtigte Mißtrauen unserer ländlichen Bevölkerung werde auch diese unerbetene „Wohlthat“ ablehnen. Und dann — um mit dem Verfasser zu schließen —:

„soll die Freude an dem gesunden Prozeß der Verkleinerung der Besitzgrößen und der Mehrung der Grundbesitzer durch die Erinnerung daran nicht beeinträchtigt werden, daß der ganze schöne Erfolg auch ohne feudale Floskeln sich hätte erzielen lassen.“

L. Jordan.

Alte Meister. Zu ihren bisherigen kunstgeschichtlichen Veröffentlichungen hat die Verlagsbuchhandlung von E. A. Seemann in Leipzig und Berlin ein neues großangelegtes Unternehmen hinzugefügt, das von hervorragender Bedeutung für das Studium der Kunstgeschichte zu werden verspricht: eine Sammlung von farbigen Nachbildungen der bedeutendsten Oelgemälde alter Zeit, die sich in den europäischen Gemäldegalerien befinden. Wohl jeder hat beim Studium kunstgeschichtlicher Werke es als großen Uebelstand empfunden, daß die beigegebenen Abbildungen zumeist nur schwarz wiedergegeben sind und daß somit das wichtigste Moment bei Gemälden, die Farbengebung, gar nicht zur Geltung kommt. Diesem Mangel wird nun durch die genannte Publikation abgeholfen und dadurch auch denen die Möglichkeit eines fruchtbareren Kunststudiums eröffnet, die fern von den großen Sammlungen leben und die sonst vielleicht nie oder doch nur unter großen Opfern an Zeit und Geld in die Lage gekommen wären, Geist und Herz an dem Anblick lebender Kunstwerke zu erfreuen und zu bilden. Aber auch dem, der die großen Sammlungen aus eigener Anschauung kennt, wird die Seemann'sche Veröffentlichung ein nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel bieten, insofern sie die Vergleichung weit zerstreuter Gemälde erleichtert, während man bisher nur auf die Treue seines Farbengedächtnisses angewiesen war.

Jährlich sollen fünf Lieferungen zu je acht Blatt erscheinen, jede in eleganter Mappe. Nach den bisher veröffentlichten drei Lieferungen zu urtheilen, entspricht das Werk allen Ansprüchen, die man an ein solches Unternehmen stellen kann, im vollsten Maße. Sie enthalten Niederländer und Italiener etwa zu gleichen Theilen, von deutschen Meistern dagegen nur Dürer: das Apostelpaar Paulus und Markus. Die Farben sind mit erstaunlicher Treue und Leuchtkraft wiedergegeben; in dieser Beziehung möchten wir namentlich auf Rembrandt's „Nachtwache“ hinweisen, von der auch eine große Ausgabe (54 : 48 cm) zum Preise von 10 Mark erschienen ist, während der Abonnementspreis für die einzelnen Mappen vier Mark beträgt.

Leipzig-Gautzsch. Paul Seliger.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 29. Berlin, den 20. April 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Kronprinz von Preußen weilt in Wien als Gast des Kaisers von Oesterreich. Die ganze Schale von Liebenswürdigkeiten und Festen, die in solchem Falle einem vornehmen Besucher zu theil werden, hat auch der Kronprinz zu genießen bekommen. Will man in der Fluth dieser Amusements, die der Telegraph getreulich uns aufgezählt hat, nach einem politischen Fischlein angeln, so kann man sagen: Die Kaiserhöfe von Deutschland und von Oesterreich-Ungarn sind befreundet, eng befreundet; das ist etwas; das ist sogar nicht wenig, solange nicht die politische Entwicklung mit elementarer Kraft einen feindlichen Stoß gegen die Freundschaft der höchsten Familien führt.

In Deutschland wünscht man keinen Umschwung der bestehenden Zustände, und aus solchem Wunsche entsteht die immer erneute bange Frage: Werden nicht in Oesterreich selbst Elemente zur Herrschaft gelangen und werden nicht in Oesterreich sich Ereignisse vollziehen, die der heutigen Freundschaft mit Deutschland das Grab schaufeln. Es giebt für uns kein Problem der internationalen Politik von größerer Bedeutung, und darum haben auch alle Vorgänge der inneren österreichischen Politik ein ganz außerordentliches Interesse für uns und für alle europäischen Großmächte.

Gleichzeitig mit dem Besuche unseres Kronprinzen in Wien hat sich nun dort ein Ereigniß vollzogen, das zunächst für die politischen Verhältnisse Oesterreichs schwer in die Wagschaale fallen dürfte. Der Erzherzog Franz Ferdinand, der österreichische Thronfolger, hat das Protektorat des katholischen Schulvereins übernommen und er hat bei Gelegenheit der Uebernahme des Protektorates eine Rede gehalten, in der er sagte: Mit aller Energie und mit Rath und That stehe er der Vereinigung zur Verfügung.

Der katholische Schulverein ist eine Kampforganisation des katholischen Klerus und der christlich-sozialen Partei mit dem ausgesprochenen Zweck, die politische Stellung der Kirche zu stärken; es sollen zu diesem Zwecke die bestehenden Schulgesetze umgestürzt, es soll die Volksschule vollständig der Kirche unterworfen werden, und der Schulverein ist überdies begründet, der „Los von Rom"-Bewegung entgegenzutreten. Diese „Los von Rom"-Bewegung soll der Thronfolger direkt als eine „Los von Oesterreich"-Bewegung bezeichnet haben, die daher auf das Nachdrücklichste zu bekämpfen sei.

Eines ist sicher, wenn der Thronfolger von Oesterreich sich unmittelbar in die politischen Kämpfe des Tages einmischt, und wenn er jene deutschen Elemente, die aus nationalen Gründen und aus Gründen ihrer religiösen Ueberzeugung zum Protestantismus übertreten, als eine Art Landesverräther bezeichnet, so müssen damit die politischen Gegensätze im Nachbarreich sich außerordentlich verschärfen; die Verschärfung aber wird über jene Kreise, die die eigentlichen Träger der radikalen Anschauungen unter den Deutschen sind, auch in ganz vorsichtige Schichten hinübergetragen, wenn der Thronfolger sich in solcher Weise, wie er es gethan hat, der klerikalen Reaktion zur Verfügung stellt.

Es pflegt nicht üblich zu sein, daß zur Zeit vornehmen Besuches dem häuslichen Streit neue Nahrung zugeführt wird. Im Allgemeinen wird das in Privathäusern wie bei großen Staatsvisiten vermieden. Es mag sein, daß es ein Zufall war, der in diesem Falle solche Uebung über den Haufen geworfen hat; aber es ist auch nicht ausgeschlossen, daß die ultramontanen und reaktionären Regisseure des Vorganges gerade den jetzigen Augenblick für besonders geeignet gehalten haben; ihnen mag eine Demonstration gegen den Protestantismus und eine Demonstration gegen die Deutschen in Oesterreich, die an ihrer Nationalität festhalten, ohne wahrhaftig deswegen Landesfeinde sein zu müssen, gerade in dem Augenblick zweckmäßig erschienen sein, da der protestantische Kronprinz des rein deutschen befreundeten Nachbarstaates in Wien als Gast anwesend ist.

Es ist ohne entscheidende Bedeutung, welche Motive maßgebend gewesen sind. Die Thatsache selbst bleibt bezeichnend genug, und in jedem Falle wird man voraussetzen können, daß die Haltung des österreichischen Thronfolgers dem Hader in Oesterreich neue Nahrung zuführen und die innere politische Lage des Nachbarstaates weiter verwirren wird. Das ist für Deutschland nichts weniger als gleichgiltig.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ verkündet, daß der Kaiser neuerdings nicht gesagt habe, wenn die Konservativen den Kanal nicht schluckten, würde an den Reichstag der Zolltarif nicht gelangen, und in jedem Falle würde der Kaiser nur einen Tarif vorlegen, der ihm paßte. Diese Dementirung hat also die agrarische Presse erreicht.

Die Dementirung bedeutet freilich herzlich wenig. Für den Kanal hat sich der Kaiser so oft, so energisch, so rückhaltlos in Worten und auch in Thaten durch die Maßregelung der Beamten ausgesprochen, daß irgend ein neues Wort nur darum eine besondere Bedeutung hätte, weil es das letzte ist, aber nicht darum, weil bisher Unklarheit über die Stellung des Monarchen zur Kanalfrage geherrscht hätte. Der Kaiser will den Kanal; die Agrarier wollen ihn nicht; das steht fest. Wie dieser politische Gegensatz zwischen dem Monarchen und denjenigen, die sich als die einzigen echten Monarchisten hinzustellen lieben, zum Austrag gebracht wird, das hat die Zukunft zu lehren.

Und dann; wir haben schon einmal gesagt; verlangt man etwa in konservativen Kreisen, daß der Kaiser einem Tarif zustimmen soll, der seinen eigenen Ueberzeugungen von dem, was zweckmäßig ist, widerspricht? Wenigstens öffentlich wagten die „Monarchisten“ dergleichen bisher noch nicht zu verlangen. So stellt denn die Dementirung nach zwei Richtungen eigentlich nur etwas auf's Neue fest, was auch ohnehin allbekannt oder selbstverständlich bleibt; und nur in einer dritten Richtung würde man ohne Dementirung in diesem Falle das treffende politische Urtheil des Kaisers festzustellen veranlaßt gewesen sein; denn ganz unzweifelhaft werden die Konservativen in der Kanalvorlage nur unter einer ganz schweren Pression nachgeben; entweder diese Pression wird ausgeübt, oder der Kaiser muß sich gegen seinen ausgesprochenen Willen und gegen seine ausgesprochenen Ueberzeugungen öffentlich dem Willen der Konservativen unterwerfen.

Eine — nur eine — der Pressionen, die gegen die Konservativen zur Anwendung kommen könnte, liegt in der Regelung der Tariffrage. Wenn der Kaiser Kanal und Tarif in Zusammenhang mit einander — nicht in ursächlicher Abhängigkeit von einander — gebracht hätte, dann würde er nichts weiter gethan haben, als staatsmännisch die innere Politik betrachten, die ja natürlich eine Einheit ist. Hat er die Aeußerung nicht gethan, so ist damit noch immer nicht gesagt, daß ihm die Bedeutung der Entwicklung der einen Frage für die andere entgangen sein muß. Diese Rückwirkungen sind ja in keinem Falle zu verkennen.

Für die schwächliche Haltung unseres Ministeriums ist es freilich bezeichnend, daß es das, was offensichtlich ist, nicht auszusprechen wagt, und ganz sicher wird ein kraftloses Ministerium bei den Konservativen niemals den Kanal durchsetzen trotz aller Aeußerungen kaiserlicher Energie für den Kanal.

Worte machen auf die Konservativen gar keinen Eindruck, auch nicht kaiserliche Worte, wie die Thatsachen zeigen. Es kommt auf politische Thaten an; zu denen man Maßregelungen nicht rechnen darf, die sich für die Gemaßregelten übermorgen in Beförderungen umsetzen. Thaten — wo bleiben sie unter der Leitung des Grafen Bülow?

Für die politische Lage in Deutschland sind noch zwei Vorgänge charakteristisch; die Art, wie die agrarische und konservative Presse von einer Audienz Vermerk genommen hat, die Herr von Siemens beim Kaiser hatte, und sodann eine Rede, die Fürst Herbert Bismarck in Burg gehalten hat.

Der Kaiser interessirt sich bekanntlich außerordentlich für die Entwicklung des Bahnbaues in Klein-Asien; deutschem Unternehmungsgeiste sind die bisherigen Hauptlinien zu verdanken, und an der Spitze dieses großen Werkes steht Herr von Siemens. Es ist nicht gerade überraschend, daß unter solchen Umständen eine solche Audienz stattfindet, und daß Herr von Siemens dem Kaiser über den Stand des Unternehmens Bericht erstattet. Allein schon diese Berührung des Monarchen mit einem Manne, der nicht zum Bunde der Landwirthe gehört, und der die Redner im Cirkus Busch nicht für große Patrioten und Staatsmänner hält, ist den Agrariern und reaktionären Kreisen äußerst fatal. Daß die Interessen der Hohenzollern, die inzwischen Kaiser von Deutschland geworden sind, über die Interessen eines ostelbischen Krautjunkers hinausgehen, erscheint diesen Elementen ungemein gefährlich und etwa genau so verderblich, wie der Orthodoxie der Verkehr zwischen einer Seele, auf die sie Anspruch macht, mit einem Individuum, dessen rückständige Orthodoxie mit Recht in Zweifel gezogen werden kann. Der König von Preußen und der Kaiser von Deutschland sollte nach den Anschauungen dieser Loyalisten eigentlich in seinem Verkehr unter konservative Vormundschaft gestellt werden; das ist die erhebende Ansicht dieser Monarchisten von der Pflicht der Krone, über den Parteien zu stehen, und von der Pflicht der Krone, sich durch Informationen nach allen Seiten für die schweren Pflichten des Herrscherberufes auszurüsten.

Fürst Bismarck, der das Reich nicht gegründet hat, und dessen staatsmännische Thaten sich in Dunkelheit hüllen, mit Ausnahme der einen, daß er uns die fatalen und unerfreulichen Samoaner-Wirren unerfreulichen Angedenkens auf den Hals zog, hat in einer Rede zu Burg gleichfalls den Grundsatz vertreten, daß der Monarch von seinem Volke isolirt werden müsse, und daß es zweckmäßig sei, den Kaiser in eine solche Lage zu bringen, daß er ganz ausschließlich auf das agrarisch-reaktionäre Junkerthum angewiesen bleibt.

Mit jener mangelnden Geschicklichkeit, die den Fürsten Herbert so deutlich von dem Fürsten Otto unterscheidet, und die dem Fürsten Herbert immer bei öffentlichem Auftreten treu geblieben ist, sprach er auch diesmal, und er trug die Farben so dick auf, daß seine Absichten selbst jenem nicht entgehen können, dessen Beruf die Diplomatie nicht ist. In diesem Falle kann man sagen, man merkte die Absicht und ward — heiter gestimmt.

Zunächst trug Herbert Bismarck einige tiefgründige politische Philosopheme vor. Er soll zum Beispiel gesagt haben: „Ein Zickzackkurs — sei falsch und nicht angebracht.“ Die Mathematik stimmt in dieser Beziehung vollständig mit den politischen Ueberzeugungen des Fürsten Bismarck überein; denn sie behauptet, daß zwischen zwei Punkten die gerade Linie der kürzeste Weg sei, woraus ein feinsinniger Politiker folgern kann, daß auch zur Erreichung eines politischen Zieles der Zickzackkurs nicht unter allen Umständen am empfehlenswerthesten und kürzesten sei. Sodann faßte Fürst Herbert seine reichen Erfahrungen in dem Satz zusammen: „Die Existenzfrage ist in der Politik immer die Hauptfrage.“ Es wäre rechthaberisch zu widersprechen, denn man muß zugeben, daß beispielsweise auch der Tod für den Menschen als eine Katastrophe zu betrachten ist, und daß das Existiren für den wirkenden Menschen als Nebensache zu erachten leichtsinnig wäre.

Außer solchen goldenen politischen Maximen streute Fürst Herbert Bismarck dann noch zwei Gedanken unter das Volk — gleichfalls ältester Extraktion. Er verlangt den Zolltarif, natürlich den agrarischen, und er verlangt, daß die Regierung den Kampf gegen die „umstürzenden Parteien“ aufnimmt, während die Regierung diesen Kampf ablehnt; also Brotvertheuerung und Sozialistengesetz.

Das gehört auch in der That zusammen und zwar aus einem zweifachen Grunde. Der Staat, der die Aermsten den Großgrundbesitzern zur Ausbeutung preisgiebt, muß diese Aermsten knebeln, um die Worte ihrer Empörung zu ersticken; und eine Monarchie, die sich auf solche Bahnen

drängen läßt, muß die Rückkehr zu einer Politik verständiger moderner Freiheit unmöglich gemacht werden, indem eine tiefe Kluft nicht nur zwischen ihr und den Arbeitern offen gehalten, sondern auch zwischen ihr und dem freisinnigen und liberalen Bürgerthum aufgerissen wird, damit die Krone ganz ausschließlich auf das Junkerthum angewiesen sei. Gesellschaftlich und politisch soll die Krone zu Gunsten dieser Elemente isolirt werden.

Daß das Sozialistengesetz die Sozialdemokratie förderte, ist historisch erwiesen. Das Sozialistengesetz war auch gar nicht in erster Linie bestimmt zur Bekämpfung der Sozialdemokratie, sondern es war dazu bestimmt, den Einfluß des Junkerthums über die Krone und über den Staat — vorübergehend — zu stützen. Uns trägts noch, mögen diese staatserhaltenden Elemente mit dem Amanuensis des Fürsten Metternich denken.

Den Monarchen in die Sozialistenfurcht hineinzuhetzen, und für die Brotvertheuerung zu gewinnen, und ihm damit jede moderne Politik unmöglich zu machen — keine Kanäle, keine wirthschaftliche Expansion über unsere Grenzen hinaus, kein Welthandel und keine Weltpolitik — das versuchte Fürst Herbert Bismarck, und er brachte diese bewährten Gedanken nur in alter Gewohnheit etwas ungeschminkter, offensichtlicher und darum kompromittirender zum Ausdruck, als das bei den führenden Staatsmännern der Kreuz-Zeitung-Partei sonst gang und gäbe ist.

In China Kämpfe und Verhandlungen und Unglücksfälle wie jetzt wieder einer, der uns durch den Brand des Kaiserpalastes einen hervorragenden deutschen General Groß von Schwarzhoff gekostet hat, und in Südafrika Kämpfe ohne Verhandlungen, und das Ende ist nicht abzusehen; nicht hier und nicht dort.

Der französische Minister der auswärtigen Angelegenheiten reist nach St. Petersburg. Wäre das Reisen immer gleichbedeutend mit wichtigen Vorgängen auf diplomatischem Gebiet, dann durchlebten wir eine Zeit von unerreichter Bedeutsamkeit, denn im Reisen und Feste-feiern sind unsere Tage der Vergangenheit über.

* * *

Wozu die Eile?

In den Blättern unserer Agrarier tritt gegenwärtig eine gewisse Nervosität um deswillen zu Tage, weil die Vorlage des Zolltarifentwurfs an den Bundesrath sich verzögert. Es heißt jetzt, daß der Entwurf nicht vor Mai an den Bundesrath gelangen könne, und es wird angedeutet, daß der Bundesrath sich voraussichtlich länger, als den Agrariern lieb ist, mit dieser wichtigen Vorlage beschäftigen würde. Trifft das zu, so ist es so gut wie ausgeschlossen, daß der Reichstag sich noch in dieser Session ernsthaft mit dem Zolltarif befaßt Ob dieser Enttäuschung tritt die in solchen Fällen übliche agrarische Erbitterung wiederum zu Tage und insbesondere die Leitung des Bundes der Landwirthe gerirt sich, als ob der ganzen Landwirthschaft das bitterste Unrecht geschähe. Man ruft auch bereits dem Herrn Reichskanzler seine verfrühten Liebeserklärungen ins Gedächtniß zurück und spricht schon leise von Verrath und Tücke. Es kann vielleicht nicht schaden, unter solchen Umständen einmal wieder daran zu erinnern, daß auch nicht der geringste vernünftige Grund für eine überstürzte Behandlung dieser wichtigen Materie vorliegt. Es war überhaupt ein kaum begreiflicher Fehler seitens der Regierung, sich darauf einzulassen, zunächst den Entwurf eines autonomen Zolltarifs vorzulegen und dann erst, nachdem dieser autonome Zolltarif in erbitterten Parteikämpfen festgelegt ist, an die Verhandlungen mit unseren Nachbarn wegen der Erneuerung der Handelsverträge zu gehen. Der umgekehrte Weg, erst in Handelsvertragsverhandlungen einzutreten und dann jene Veränderungen des bestehenden Zolltarifs vorzunehmen, die aus den Handelsvertragsverhandlungen sich als nothwendig ergeben, muß jedem, der die sachlich zweckmäßigste Lösung sucht, ohne weiteres als der rationellere Weg erscheinen. Auch früher und insbesondere bei dem Abschluß der Caprivischen Handelsverträge ist man in dieser Weise vorgegangen, und kein Staatsmann ist bei uns vordem auf den sonderbaren Gedanken verfallen, sich durch vorzeitige Erregung parlamentarischer Zollkämpfe den Weg zum Abschluß vernünftiger Handelsverträge zu verlegen. Es ist übrigens keinem Unbefangenen verborgen, daß die Vorlegung des Entwurfs eines autonomen Zolltarifs seitens der Agrarier nur deswegen schon jetzt verlangt wird, weil man die Freiheit der Regierung beim Abschluß neuer Handelsverträge beschränken will. Demselben Zwecke soll ja auch der famose Maximal- und Minimaltarif dienen, jener Tarif mit dem doppelten Boden, der sich in Frankreich als Erreger von Zollkriegen so glänzend bewährt hat.

Nun mag man zugestehen, daß die Regierung durch ihre überflüssigerweise abgegebenen Erklärungen, der Zolltarif würde „alsbald" den gesetzgeberischen Faktoren vorgelegt werden, sich den Agrariern gegenüber bereits in gewissem Sinne gebunden hat. Aber daß in der Politik die Dinge oft nicht so rasch vorwärtsgehen, wie man ursprünglich hofft, das wird durch nichts deutlicher erwiesen, als durch das Schicksal der Kanalvorlage. Die Geduld, welche die agrarischen Kanalgegner bei dieser enorm wichtigen Frage der Landesmelioration der Regierung tagtäglich predigen, kann ihnen die Regierung mit viel größerem Recht betreffs der Neugestaltung des autonomen Zolltarifs empfehlen. Uebrigens ist es auch einer Regierung nicht benommen, von einem thörichten Streich, den sie im Begriff war zu unternehmen, noch rechtzeitig zurückzutreten; mit anderen Worten: wenn die Regierung nur einige Entschlossenheit besitzt, so ist es für sie ein leichtes, sich der agrarischen Pression zu entziehen und die Vorlegung des Entwurfs eines autonomen Zolltarifs einstweilen überhaupt zu vertagen. Inzwischen wird die öffentliche Meinung Gelegenheit haben, sich weiter zu klären. Schon die bisherige Diskussion hat ja die protektionistischen Argumentationen der Agrarier dermaßen durchlöchert, daß man die nervösen Wünsche des Bundes der Landwirthe, möglichst bald eine vollendete Thatsache zu schaffen, wohl verstehen kann. Aber das öffentliche Interesse verlangt, daß die volkswirthschaftliche Erziehungskampagne noch längere Zeit fortgesetzt wird, und daß keine definitiven Beschlüsse gefaßt werden, ohne daß auch die Mitglieder der Parlamente Gelegenheit gehabt haben, ihre nicht durchweg auf der Höhe der Wissenschaft stehenden volkswirthschaftlichen Kenntnisse und Ueberzeugungen zu revidiren. Von jedem Gesichtspunkte aus betrachtet erscheint deshalb eine Verlangsamung des Tempos bei der Vorbereitung des autonomen Zolltarifs geboten. Inzwischen könnte es durchaus nichts schaden, wenn die Regierung wenigstens in vorläufige Besprechungen mit den Regierungen der Nachbarländer einträte, um zu sondiren, auf welcher Basis wohl neue Handelsverträge abgeschlossen werden können.

Wenn übrigens auch die Regierung unter der agrarischen Pression einen Rückfall bekommen und doch noch versuchen sollte, den Zolltarifentwurf alsbald durch den Bundesrath zu treiben und noch in dieser Session an den Reichstag zu bringen, so darf doch schon heute als sicher angenommen werden, daß es zu irgend welchen bindenden Beschlüssen im Reichstag in diesem Sommer nicht kommen wird. Es bleibt also in jedem Falle Zeit genug, um den Erziehungsfeldzug über viele Monate auszudehnen, und das ist zunächst das wichtigste Bedürfniß. Volkswirthschaftliche Aufklärung ist die erste Voraussetzung zur wirksamen Bekämpfung der agrarischen Extravaganzen.

Theodor Barth.

Handelspolitische Grundsätze.

„Theorie nennen Sie, was Sie nicht widerlegen können, und Praxis nennen Sie, was Sie nicht beweisen können.“ Der Ursprung des Satzes ist mir nicht gegenwärtig, aber ich weiß, daß mein — und für die große Mehrzahl der Leser der „Nation“ sage ich wohl richtiger unser verewigter Freund Ludwig Bamberger ihn wiederholt treffend gegenüber solchen Gegnern angewandt hat, die, auf die eigene Praxis pochend, von der Theorie nur im Tone der Verachtung sprachen.

Die Denkschrift über die Neugestaltung der deutschen Handelspolitik, welche die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft kürzlich veröffentlicht haben, wird dem Schicksal nicht entgehen, daß die Gegner versuchen werden, sie mit dem Vorwurf „Theorie“ abzuthun. Und das Wort mag man gelten lassen, aber eben in dem Sinne, in welchem es der oben citirte Satz charakterisirt. Man wird sie so nennen, weil man sie nicht wird widerlegen können.

Die Denkschrift zerfällt in zwei Theile. In dem zweiten Theile werden alle Einzelfragen, welche in den handels- und zollpolitischen Diskussionen der letzten Jahre eine Hauptrolle gespielt haben, einer eingehenden Besprechung unterzogen: Maximal- und Minimaltarif, Meistbegünstigung, Kampfzölle, Werthzölle, Zuschlagzölle, Transitlager, Mühlenkonten, Zollkredite u. s. w. Man mag in dem einen oder anderen Falle anderer Meinung sein als die Aeltesten, aber man wird anerkennen müssen, daß die Schlußfolgerungen der Denkschrift sich durchweg auf sachliche, von praktischen Gesichtspunkten gegebene Ausführungen stützen. Insbesondere die Darlegungen über Maximal- und Minimaltarif und über die Meistbegünstigung gehören unbestreitbar zu dem Besten und Treffendsten, was über beide Fragen bisher in den Gutachten anderer Handelsvorstände oder in der sonstigen Litteratur gesagt worden ist.

Aber die Aeltesten haben diesem Theil einen anderen Theil vorangestellt, in dem sie die wichtigsten Grundsätze darlegen, welche ihres Erachtens für die Neuregelung der deutschen Handelspolitik maßgebend sein sollten. Eine solche Darlegung scheint ihnen nicht nur im Hinblick auf die im Gange befindlichen Arbeiten für die Aufstellung eines neuen Zolltarifs, sondern auch aus dem Grunde zweckmäßig zu sein, weil über dieselben in weiten, am Außenhandel Deutschlands interessirten Kreisen noch große Unklarheit besteht, und weil in Folge dessen nicht selten falsche handelspolitische Leitsätze und irreführende Schlagworte einen großen Einfluß ausüben und auch häufig zur Förderung beschränkter privater Interessen unter Schädigung des Gesammtwohls gebraucht werden. Wie sehr die Denkschrift hiermit das Richtige getroffen, lehrt recht überzeugend die Lektüre der Ausführungen, in welchen sie mit den irreführenden Schlagworten aufzuräumen und feste handelspolitische Grundsätze aufzustellen sucht.

Feste handelspolitische Grundsätze! Auf welcher maßgebenden Seite sollte man sie heute suchen? Unsere Minister und Staatssekretäre, vom Reichskanzler bis zum unbedeutendsten Portefeuilleinhaber, sind in allen ihren Kundgebungen über die allgemeinsten Redewendungen von der gleichmäßigen Berücksichtigung aller Erwerbsstände, von dem Werthe des inländischen Marktes und von der Bedeutung des Außenhandels nicht hinausgekommen. Faßbar sind darin stets nur hervorgetreten die Tendenz zu einer gesteigerten agrarischen und industriellen Schutzzollpolitik und das Bestreben, es unter keinen Umständen mit den gefürchteten Agrariern zu verderben. Die Vorarbeiten für einen neuen autonomen Zolltarif sind zu einer ungeheuren Materialsammlung gediehen, ohne daß jemals verlautet hätte, nach welchen Grundsätzen dieses ungeheure Material verwendet werden sollte. Und doch sind solche Grundsätze garnicht zu entbehren. Jede Zollpolitik, welche die Entscheidung nicht den willkürlichen Eingriffen politischer Machtfaktoren überlassen will, muß doch von leitenden Gesichtspunkten ausgehen, nach welchen sie die Frage entscheiden kann, ob im einzelnen Falle ein Zollschutz angebracht ist oder nicht, sie muß doch einen Maßstab haben, um im einzelnen Falle festzustellen, wie hoch der Schutzzoll zu bemessen sei und wie im einzelnen Falle Vortheile und Nachtheile gegen einander abzuwägen seien. Bei unseren Agrariern und Hochschutzzöllnern wird niemand etwas anderes suchen als die Schlagworte vom Schutz der nationalen Arbeit, von der Unabhängigkeit vom Auslande und von der Nothwendigkeit, Deutschland den Deutschen zu erhalten. Aber auch die entschiedenen Gegner einer weiteren Abschließung Deutschlands und insbesondere die Freunde der Handelsvertragspolitik, in deren Reihen sehr verschiedene freihändlerische und schutzzöllnerische Nüancen vertreten sind, haben sich immer mehr auf einen Kampfplatz drängen lassen, auf dem, unter Verzicht auf prinzipielle Auseinandersetzungen, mit Material gegen Material gefochten wird. Erst in jüngster Zeit haben akademische Lehrer der Nationalökonomie, wie Brentano und Dietzel, wieder prinzipielle Erörterungen in die immer mehr mit der wachsenden Ueberlast des Materials ringende Diskussion gebracht.

Es ist ein Verdienst, daß die Denkschrift sich nicht damit begnügt, durch sachgemäße Erörterung von Einzelfragen dieses Material zu mehren, sondern daß sie auch die Grundsätze, welche für die künftige deutsche Handelspolitik leitend sein müssen, einer ebenso sachgemäßen Erörterung unterzieht. Und was dieser Theil der Denkschrift bietet, sind nicht abstrakte Lehrsätze, sondern in der That handelspolitische Grundsätze, d. h. Grundsätze, welche auch praktisch in der Politik eines großen Staates durchzuführen sind. Es sind Grundsätze, bei deren Aufstellung der innere Zusammenhang aller wirthschaftlichen Erscheinungen in ihrer neuesten Entwicklung niemals außer Augen gelassen und auch den heute mehr als je zu beachtenden sozialpolitischen Gesichtspunkten Rechnung getragen worden, die aber selbst zugleich aus der gegenwärtigen wirthschaftlichen Lage Deutschlands geschöpft und auf ihre praktische Anwendbarkeit in seiner handelspolitischen Lage geprüft sind. Ein gutes Beispiel von der Behandlung der hierbei auftauchenden Fragen gibt der Abschnitt über die staatliche Einwirkung auf den Außenhandel. Bei der Frage, wie weit der Staat überhaupt die Möglichkeit hat, die Entwicklung des Außenhandels zum Wohle der Volkswirthschaft zu beeinflussen, erinnert die Denkschrift kurz daran, daß die Ergiebigkeit der nationalen Produktion abhängt von der Quantität und Qualität der vorhandenen Arbeitskräfte (einschließlich der Unternehmer), Naturgaben (Stoffe und Kräfte) und Kapitalien. Der Staat kann einen gewissen Einfluß auf die Ergiebigkeit der Produktion ausüben, indem er für die Heranbildung tüchtiger Arbeitskräfte Sorge trägt und die Kapitalsammlung durch Einrichtungen, welche Rechtssicherheit gewähren, den Kreditverkehr erleichtern, die Steuerlast zweckmäßig vertheilen u. s. w., fördert und seine Bürger dadurch in die Lage versetzt, die im Lande vorhandenen Gaben der Natur besser auszunützen. Der Staat kann aber noch mehr thun. Er kann mittelbar oder unmittelbar bestimmen, welche Richtung die nationale Produktion einschlagen soll. Hierzu führt die Denkschrift Folgendes aus:

„Bei der Beurtheilung dieser Art staatlicher Thätigkeit ist besonders große Vorsicht geboten. Die Behauptung, daß ein Staat in der Lage ist, in seinem Gebiete neue Produktionszweige ins Leben zu rufen, ist richtig; aber wenn sich mit dieser Behauptung die Vorstellung verbindet, daß durch solche staatliche Schöpfungen neuer Produktionszweige regelmäßig eine Vermehrung der Produktivskraft der Nation erzielt werde, so sind hiergegen begründete Zweifel zu äußern. Es kann sein, daß der einheimischen Volkswirthschaft aus der staatlichen Einwirkung ein uneingeschränkter Gewinn erwächst, nämlich dann, wenn der Staat geeignete Maßregeln getroffen hat, um bisher müßige Kapitalien und unbeschäftigte Arbeitskräfte zu produktiver Thätigkeit zu veranlassen. Wo der Staat hierzu gegenüber einer schwerbeweglichen und weniger aufgeklärten Bevölkerung im Stande ist, erwirbt er sich durch sein Eingreifen zweifellos ein großes Verdienst um die Förderung der wirthschaftlichen Interessen seiner Bürger. Auch

in Deutschland hat der Staat in dieser Weise vielfach fördernd in das Wirthschaftsleben eingreifen können, so lange der Gesichtskreis seiner Bevölkerung durch bäuerliche und kleinstädtische Verhältnisse bedingt und beengt war. Insoweit es noch vorkommt, daß ein Theil der Bevölkerung seine Arbeitskraft nur unvollkommen ausnutzt und seine Ersparnisse nur aufgesammelt, nicht wirthschaftlich nutzbar gemacht werden, kann auch heute noch der Staat mancherlei neue Erwerbszweige ins Leben rufen. Solche Fälle gehören aber gegenwärtig zu den Ausnahmen An die Stelle staatlicher Nutzbarmachung müßiger Kapitalien und Arbeitskräfte ist mehr und mehr die organisirende Thätigkeit von privaten Unternehmern getreten, welche aus den geistig fortgeschrittenen Schichten der Bevölkerung hervorgehen.

„Unter den gegenwärtigen Verhältnissen wird eine staatliche Einwirkung auf die Produktion überhaupt nur selten den Erfolg haben, neue Produktionskräfte zu schaffen; es wird vielmehr die Schaffung eines neuen oder die Förderung eines schon bestehenden Erwerbszweiges sich meistens nur dadurch ermöglichen lassen, daß schon vorhandene Kapitalien und Arbeitskräfte aus anderen Erwerbszweigen in die vom Staate bevorzugten hinübergeleitet werden. In diesen Fällen ist der wirthschaftliche Gewinn, welcher in der Entstehung oder Erstarkung eines Produktionszweiges besteht, kein uneingeschränkter; es entsteht regelmäßig eine absolute oder relative Schwächung anderer Produktionszweige; es entspricht also dem Gewinn auf der einen Seite ein Verlust für die Volkswirthschaft auf der anderen Seite.

„In solchen Fällen von Verschiebungen der Produktion ist daher immer sorgfältig abzuwägen, ob der Gewinn größer sein wird als der Verlust. Bei der Vergleichung der Vor- und Nachtheile der Produktionsverschiebung sind natürlich auch die Kosten, welche der Uebergang von einer Produktionsart zur anderen verursacht, zu berücksichtigen."

„Unseres Erachtens kann es nun kaum Sache des Staates sein, zu bestimmen, in welchen Produktionszweigen sich die inländischen Arbeitskräfte und Kapitalien vorzugsweise bethätigen sollen. Selten werden die Organe des Staates, die gesetzgebenden Körperschaften und die Beamten, in der Lage sein, beurtheilen zu können, welcherlei Verwendung der Produktivkräfte des Landes am Vortheilhaftesten sei. Hierbei kommt es nur ausnahmsweise auf große prinzipielle Entscheidungen an, wie z. B. auf die Frage, ob die Entwicklung eines Staates vom Agrar- zum Industriestaate zu fördern sei. Meistens handelt es sich um die richtige Beurtheilung vieler kleiner Einzelvorgänge im wirthschaftlichen Leben, die zweckmäßige Wahrnehmung der sich aus denselben ergebenden Erwerbsgelegenheiten und die beständige Anpassung an den Wechsel der Marktverhältnisse. Bei der Entscheidung über die Richtung, welche die nationale Produktion einschlagen soll, geben oft sehr feine, vom Uneingeweihten kaum beachtete Momente den Ausschlag. Wenn der Staat bei Erwägungen über die Angemessenheit der Hinüberleitung der Produktionskräfte aus einer Branche in eine andere ein Machtwort sprechen will, so ist die Gefahr sehr groß, daß er statt Segen Schaden stiftet, da seine Organe die wirthschaftlichen Verhältnisse nicht genau genug kennen und auch nicht für den Erfolg der von ihnen eingeleiteten wirthschaftlichen Experimente verantwortlich sind. Die Entscheidung über die Anwendung der nationalen Produktivkräfte muß im Wesentlichen den mitten im wirthschaftlichen Getriebe stehenden und mit den verwickelten Formen desselben vertrauten privaten Unternehmern überlassen bleiben. Diese tragen ja auch gemäß den allgemeinen Grundsätzen unserer individualistischen Wirthschaftsordnung allein die Folgen ihrer wirthschaftlichen Thätigkeit; die Gewinne fallen ihnen zu; sie haben aber auch die Verluste auf sich zu nehmen. Der Staat hat allerdings, schon mit Rücksicht auf die Steuerkraft der Bevölkerung, ein großes direktes Interesse an der Produktivität der nationalen Arbeit; es wird auch die Steuerkraft wachsen, wenn in der angegebenen Weise die beste Verwendung der nationalen Produktivkräfte erreicht wird."

Und der hier entwickelte Gedankengang wird in den Untersuchungen über Schutzzölle für neu entstehende Produktionszweige, die unter besonderen Umständen empfehlenswerth sein mögen, jedoch nur in Ausnahmefällen am Platze seien, weiter geführt:

„Deutschland ist gegenwärtig wirthschaftlich so hoch entwickelt, daß seine Bewohner eine produktive Verwendung für ihre Kapitalien und Arbeitskräfte immer finden können, wenn sie sich ernstlich darum bemühen; es bedarf dazu nicht erst staatlicher Unterstützungen, welche doch auch aus dem Nationalvermögen gedeckt werden müssen. Unzählige neue Unternehmungen werden beständig gegründet ohne jegliche staatliche Unterstützung; alle Inhaber von solchen neuen Unternehmungen müssen sich ihre kleineren oder größeren Absatzgebiete im Wettbewerb mit anderen erobern."

Es war hohe Zeit, daß solche Worte ausgesprochen wurden, nicht von einem Politiker oder Gelehrten, sondern von einer Körperschaft, die in diesem Falle sicher für die große Mehrheit des Handels und der Industrie des wirthschaftlichen Centrums des Reiches sprechen kann. Ist doch in der That heute, wie die Denkschrift an anderer Stelle bemerkt, die Auffassung nur allzu verbreitet, daß der Staat bei einer schutzzöllnerischen Handelspolitik wahre Wunderwirkungen erzielen könne. Dabei kann jeder sehen, wie unzählige neue Unternehmungen beständig ohne jegliche staatliche Unterstützung gegründet werden; und ein Segen ist es, daß dem so ist. Man denke nur an die Entwicklung der modernsten deutschen Industrieen. Ein Glück war es für die gewaltig emporgeblühte deutsche Elektrizitätsindustrie, welche mit ihren Unternehmungen heute den Erdball umspannt, daß ihre Entwicklung nicht abhängig war von der weitblickenden Fürsorge eines Geheimraths oder von der Einsicht einer Reichstagsmehrheit, sie würde an Umfang und Leistungsfähigkeit sicher nicht die Höhe erreicht haben, auf welcher sie gegenwärtig steht.

Mit anderen irrthümlichen volkswirthschaftlichen, aber nicht minder weit verbreiteten Anschauungen räumt die Denkschrift ebenfalls in scharfer, doch immer zu positiven Ergebnissen führender Kritik auf. Sehr treffend wird z. B. dargelegt, daß bei dem Schlagwort „Schutz der nationalen Arbeit" beide Wörter „Arbeit" und „national" mißbräuchlich angewendet werden. Durchaus berechtigt ist ferner die Darlegung, daß die Bedeutung der Ausfuhr für die deutsche Volkswirthschaft, welche an sich in hohem Maße anerkannt wird, doch einseitig überschätzt werde, weil zwischen Ein- und Ausfuhr ein enger Zusammenhang besteht und die Ausfuhr von Waaren volkswirthschaftlich nur dann vortheilhaft ist, wenn dieselbe in Verbindung mit der entsprechenden Einfuhr fremder Waaren auf einer rationellen internationalen Arbeitstheilung beruht. Würde ja doch auch, wenn jedes Land nur exportiren, aber möglichst garnicht importiren wollte, der internationale Waarenaustausch sehr schnell an einem todten Punkte angekommen sein. Auch das Schreckgespenst der „wirthschaftlichen Abhängigkeit Deutschlands vom Auslande" wird in ein scharfes Licht gerückt.

Den größten Raum nimmt in der Denkschrift eine Kritik der Schutzzollpolitik ein, welche besonders eingehend die Einwirkung der Schutzzölle auf die Produktion und die Vertheilung des nationalen Reichthums untersucht. Die Denkschrift legt hierbei allen Nachdruck auf die Wahrung der Gesammtinteressen der deutschen Volkswirthschaft. Die schutzzöllnerische „Solidarität" wird mit Recht für eine Illusion erklärt; wenn bei den jetzigen Verhandlungen über die Festsetzung der einzelnen Zollsätze häufig an die „Solidarität der Interessen" appellirt wird, so handelt es sich hierbei nicht um die Solidarität der gesammten volkswirthschaftlichen Interessen, sondern nur um ein „solidarisches" Vorgehen gewisser einflußreicher Interessengruppen zur Erreichung besonderer Vortheile, welche meistens Benachtheiligung anderer Interessengruppen bedeuten. Ohne Schutzzölle unbedingt zu verwerfen, will die Denkschrift sie doch nur in besonderen Fällen als berechtigt anerkennen, und zu diesen Fällen rechnet sie auch die zeitweilige Aufrechterhaltung bestehender Zölle, unter welchen sie jedoch nur die Sätze des deutschen Vertragstarifs versteht. Für die Herabsetzung der bestehenden Zollsätze empfiehlt sie in jedem Falle eine vorsichtige Prüfung und sie will auch die Frage, inwieweit die Zollermäßigungen im autonomen oder erst im Vertragstarife vorzunehmen sind, nur von Fall zu Fall entschieden sehen. Jedenfalls sollte, bemerkt sie, versucht werden, die fremden Staaten, welche aus der Herabsetzung deutscher Zölle Nutzen ziehen würden, durch Handelsverträge zu bewegen, die Einfuhr deutscher Waaren durch möglichst weitgehende Ermäßigungen ihrer Zölle zu erleichtern. Dieser Theil der Denkschrift schließt mit den Worten:

„Um Mißverständnissen vorzubeugen, betonen wir, daß unsere jetzige bedingte Empfehlung der Aufrechterhaltung des zollpolitischen status quo keineswegs bedeutet, daß wir die jetzt bestehenden

Zollschranken (mit den besonders zu begründenden Ausnahmen) verewigen wollen. Im Gegentheil, wir halten die allmähliche Beseitigung aller Hemmnisse des internationalen Verkehrs durch autonome oder vertragsmäßige Zollreduktionen für durchaus wünschenswerth und sind der Meinung, daß die deutsche Handelspolitik planmäßig diesem Ziele zusteuern sollte."

Damit hat die Denkschrift ein zollpolitisches Reformprogramm aufgestellt, welches im höchsten Maße beherzigt zu werden verdient. Die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft vertreten damit freilich nur denselben Standpunkt, den sie schon vor Jahren, z. B. in ihrem Gutachten über das von der Elsässer Textilindustrie vorgeschlagene neue Zollsystem für baumwollene Garne und Gewebe, eingenommen haben. Aber in den zollpolitischen Diskussionen der letzten Jahre haben ähnliche Reformvorschläge sich kaum oder nur schüchtern ans Licht gewagt. Man hat und mit vollem Recht zur Abwehr des agrarischen Ansturms um ein gemeinsames Banner alle Kräfte sammeln wollen, welche überhaupt für die Handelsvertragspolitik einzutreten entschlossen sind, und unter diesen finden sich nicht wenige, für welche nicht nur die Sätze des deutschen Vertragstarifs, sondern auch die Sätze des deutschen autonomen Tarifs ein noli me tangere sind. Aber um dieser Kampfgenossenschaft willen können doch die Gegner des bestehenden Schutzzolltarifs nicht für alle Zeiten auf eine weitergehende zollpolitische Reform verzichten. Einmal enthält der bestehende Tarif viele Zölle, namentlich auf Halbfabrikate und Fabrikationsmaterialien, welche sehr wichtige deutsche Produktionszweige belasten. Sodann ist auch ein durchschlagender Erfolg einer vertragsfreundlichen Handelspolitik eng mit einer weitergehenden Ermäßigung des deutschen Zolltarifs verknüpft. Wenn man bei neuen Vertragsverhandlungen allen auswärtigen Staaten nichts weiter zu bieten hat, als im äußersten Falle die Aufrechterhaltung der bestehenden deutschen Vertragszölle, so kann man auch nicht erwarten, wichtige neue Zugeständnisse vom Auslande zu erlangen. Wenn die Leitung der deutschen Handelspolitik heute in der Hand eines Kanzlers von der staatsmännischen Einsicht und der mannhaften Energie des Grafen Caprivi läge, so würde es nicht ausgeschlossen sein, daß Deutschland durch eine weitere Herabsetzung seiner Getreidezölle sehr wichtige Ermäßigungen russischer Zölle für seine Ausfuhr erreichte. Jeder der beiden Staaten würde mit dem Angebot eines solchen erweiterten Vertragstarifs bei allen Verhandlungen mit dritten Staaten in der vortheilhaftesten Lage sein, und vereint könnten sie Beide der weiteren zollpolitischen Abschließung der Kulturstaaten gegen einander mit der Aussicht auf Erfolg entgegentreten. Das Goethe'sche Wort von dem Mann mit den zugeknöpften Taschen, dem Niemand etwas zu Liebe thut, gilt eben auch und gerade in der Handelspolitik. Die Zeit kann nicht ausbleiben, wo weite Kreise der deutschen Industrie auch aus diesem Zusammenhang zwischen Reform des deutschen Zolltarifs und Ausgestaltung der Handelsvertragspolitik praktisch die nothwendigen Konsequenzen ziehen werden.

Mit der Veröffentlichung der Denkschrift haben die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft sich ein Verdienst erworben, sie haben in der Frage der Handelspolitik die Führung unter den deutschen Handelsvorständen übernommen, aus deren Reihen ihnen hoffentlich recht viele Bundesgenossen erstehen werden, und sie brauchen es sich deshalb nicht anfechten zu lassen, wenn schutzzöllnerische und agrarische Gegner gegen sie mit sachlichen und unsachlichen Anfeindungen zu Felde ziehen. Die Tage des Aeltestencollegiums scheinen gezählt zu sein, es soll durch eine kaufmännische Zwangsinnung depossedirt werden. Die Aeltesten konnten aber ihre Thätigkeit kaum besser beschließen als mit dieser Denkschrift, denn auch eine neue Handelskammer von Berlin würde, wenn sie ihre Aufgabe richtig erfüllen wollte, keinen anderen Standpunkt einnehmen können, als den der Denkschrift.

Wenn noch ein Wunsch bestehen bleibt, so ist es der, daß der Denkschrift eine möglichst weite Verbreitung gegeben werde. Sie kann noch in ganz andere Kreise, als in die nächstbetheiligten gewerblichen Kreise, eine sehr nöthige Aufklärung hineintragen.

M. Broemel.

Damiens.

Unter den Attentaten auf gekrönte Häupter, deren die Geschichte in so langer Reihe gedenkt, und die durch jedes neue Vorkommniß uns wieder ins Gedächtniß gerufen werden, ist das Attentat, das Rob. François Damiens am 5. Januar 1757 gegen Ludwig XV. verübte, das, wenn man so sagen darf, am harmlosesten angelegte, das am fürchterlichsten bestrafte und das relativ am ehesten zu rechtfertigende.

Um die Gegenwart zu begreifen, thut man wohl, sich von der Geschichte belehren zu lassen, und wenn diese auch niemals zwei Erscheinungen bietet, die sich ganz gleichen, so gibt es doch kaum eine Erscheinung, zu der sie nicht Analogien bereit hielte. Krankhafte Seelenzustände haben ohne Zweifel bei zahlreichen Attentaten eine große Rolle gespielt: Trübung der Willens- und Urtheilskraft, plötzliche Anwandlung von Tollheit, wie sie Epileptiker zu überfallen pflegt, fixe Ideen u. s. w. Allein ist es auch schwer, grade über diese von der Geschichte, deren Detailmalerei doch immer hinter den großen Zügen des Freskostils zurücktreten muß, Auskunft zu erlangen — derartige Untersuchungen sind schon in der Gegenwart, wo von allen Richtungen her detaillirte Zeugnisse eingeholt werden können, schwierig genug —, ganz im Stiche läßt sie uns auch hier nicht. In diesem Sinne haben wir einmal wieder Michelet's Histoire de France zur Hand genommen und den hier sehr ausführlich dargestellten Prozeß Damiens nachgelesen. Viele Einzelheiten ähneln den Einzelheiten der Gegenwart nicht mehr und können uns daher wenig dienen, deren Räthsel aufzuklären. Vor allem ist ein Subjekt wie Ludwig XV. auf einem europäischen Thron heute ganz undenkbar, ein Mensch, an dem auch nicht ein einziges gutes Haar war, der politisch seinem viel geschundenen Volke vollends den Rücken brach, der in seinem Privatleben als ganz gemeine Kanaille jeden Tag von unserer Kriminaljustiz wäre in Prozesse verwickelt worden, neben denen unsere infamsten Skandalaffairen wie Kindergeschichten aussähen. Es ist schon eine Beleidigung, mit diesem trocknen, ganz gefühllosen, stupiden und trotz alledem und alledem von seinem Volke Jahrzehnte lang vergötterten Sünder einen Ehrenmann, geschweige denn einen König in einem Athem zu nennen.

Ferner ist eine Justiz, wie diejenige, die Damiens, nachdem sie ihn während seines Prozesses vom 5. Januar bis 27. März fast beständig geknebelt auf dem Folterbette hatte liegen lassen, am 28. März einen ganzen Tag lang vom frühen Morgen an langsam zu Tode quälte, ihm einzelne Glieder abbrannte, ihn von Zeit zu Zeit mit geschmolzenem Blei und dergleichen begoß, und endlich gegen Abend unter Zuschauen einer großen Menschenmenge (die Fenster des Grèveplatzes waren theuer vermiethet) von vier Pferden auseinander ziehen ließ, — eine solche Justiz, sagen wir, ist ein Ding geworden, an das auch unsere wüstesten Träume nicht mehr heranreichen. Nicht nur daß unsere Gesetzgebung das unmöglich macht; auch die Seele des Richters, (möge sie immerhin die Sache des absoluten Rechtes durch die Brille der politischen, moralischen, philosophischen Partei ansehen, dafür ist sie eben eine Menschenseele), sie wird doch niemals sich mehr so weit wegwerfen, einen schwärmerisch verdrehten Menschen aus Liebedienerei zu den denkbar härtesten Strafen des Landes und der Zeit zu verurtheilen, der weder großen Schaden anrichten wollte

noch angerichtet hat. Ja, in diesem Prozeß, in dem die verschiedenen politischen Parteien, und zwar schon ziemlich in derselben Manier, die heute noch Mode ist, bemüht sind, den Deliquenten der Gegenpartei an die Rockschöße zu hängen, spielt der König eine Zeit lang eine anständigere Rolle als das Gericht. Er, in der Furcht, das Federmesser, das ihm die Haut geritzt hatte, könnte vergiftet gewesen sein und er müsse demnächst allerhöchst selbst, seinerseits der Gnade bedürftig, vor dem Stuhle seines Richters erscheinen, er ist geneigt, Damiens als einen Wahnsinnigen ins Irrenhaus zu schicken. Der Leibarzt hatte erklärt, die Verwundung des Königs habe gar nichts auf sich, und jeder Privatmann würde unbehelligt schon am nächsten Tage seinen Geschäften nachgehen können. Als diese tröstliche Zuversicht endlich auch beim König Boden gewann, die Furcht vor der vergifteten Klinge und der Verantwortung der eigenen Sündenlast im Jenseits sich verringerte, neigte sich dieser auch der strengen Auffassung des Gerichtshofes zu. Durch sein fiat nahm er die ganze Infamie auf sich.

Aber, wie gesagt, der König sowohl wie das Gericht sind so tief in das Dunkel der Vorzeit hinabgesunken, daß wir kaum noch ihre Spuren in unseren heutigen Gebilden zu erkennen vermögen; die einzige Person des entsetzlichen Dramas, die uns als modern, als Fleisch von unserem Fleisch und Bein von unserem Bein berührt, ist die unselige Hauptfigur selbst, Damiens. Sein bischen Lebensgeschichte ist mit zwei Worten erzählt. Aus einer ursprünglich wohlsituirten, aber rasch herunterkommenden Bauernfamilie in der Nähe von Arras stammend, durchlebt er unter der Faust eines unbarmherzig prügelnden Vaters eine grimmige Jugend, versucht ein paar Handwerke zu lernen, wird Soldat, Offiziersbursche, macht den entsetzlichen Rückzug aus Prag mit. Dann wird er in Paris herrschaftlicher Diener, hat überall die besten Zeugnisse, trinkt gelegentlich ein wenig und wird dann disputirsüchtig, heirathet insgeheim eine biedere ehemalige Köchin, die ein kleines Ladengeschäft etablirt. Er selbst fährt fort Lakai zu sein, servirt in den besten Häusern, bei hohen Prälaten und Herren der Robe u. A. bei dem so unwürdig behandelten Exgouverneur von Indien, la Bourdonnais, dessen himmelschreiender Tod die Seele des treuen Dieners aufs Tiefste ergreift. Mit der Zeit ergibt er sich mehr und mehr dem Grübeln: die Schande der Armee, das grenzenlose Elend des Volkes, die Sitten des Hofes, die Scheußlichkeiten des Hirschparkes, die Bäder in Kinderblut, mit denen alte syphilitische Roués ihre Kraft wieder herstellen sollten, Mysterien, die in Wirklichkeit wohl kaum vorgekommen sind, die aber im Volke allgemein geglaubt wurden und gelegentlich zu wilden Straßentumulten führten — kurz, des Landes ganzer Jammer faßte ihn an, regte in ihm die Idee auf, daß der König die Hand eines Höheren fühlen, dem Schmerz und Gedanken an den Tod Gehör geben müsse, damit er menschlicher regiere. Schon einmal bei der schweren Krankheit in Metz, war Ludwig ein wenig in sich gegangen; allein (um mit Carlyle zu reden) ein durch ganz Frankreich ausgeschriebenes vierzigstündiges Gebet und ein tüchtiges Klystier hatten damals den Vielgeliebten wieder hergestellt; und mit der Genesung war auch die Sünde wiedergekehrt. Nun sollte der König abermals an sich selber spüren, was leiden heißt. Leiden! Kein Gedanke an Mord.

Als eine Aufgabe überirdischer Mächte faßt Damiens das Attentat auf, eine Aufgabe, die ihn schier erdrückt. Er sucht sich ihr auf alle Weise zu entziehen. Wie Hamlet grübelt und grübelt er jahrelang, ohne zur That zu kommen. „Die Zeit ist aus den Fugen. Schmach und Gram, daß ich zur Welt sie einzurenken kam!“ Sein Unstern führt ihn als Diener in das Haus der Maitresse eines Bruders der Pompadour; die Kammerjungfer wie die Dame haben die Manie des Wahrsagens, prophezeihen aus den Linien seiner Hand, daß er gerädert, mit glühenden Zangen gezwickt, verbrannt werden würde. Er sagt sich: sie sehen schon die Folgen meiner That voraus; ich bin Werkzeug eines unwiderstehlichen Schicksals. Zufällig prophezeiht ihm die Kammerjungfer, er werde auch noch ein Dieb werden. Das schlägt dem Faß den Boden aus. Er brauchte Geld, um nach seiner Heimath Arras zu gelangen, dort sein väterliches Haus zu bestellen; er verläßt das Hotel seiner Gebieterin, tritt in den Dienst eines russischen Kaufmanns, stiehlt aus dessen offener Kasse, die viele Tausende enthält, ein paar Louisdor und flieht halb sinnlos nach Arras. Dort scheitern ihm drei Selbstmordversuche. Er will sich freiwillig in ein Zuchthaus begeben, er wird abgewiesen; er will über die Grenze fliehen, er wird zurückgetrieben. Kein Entrinnen! Immer lauter ruft es in ihm: Es muß sein! Er kehrt nach Paris zurück; besucht noch seine Frau und Tochter und nimmt Abschied von ihnen. Er weiß gewiß, was ihm bevorsteht; scherzt mit dem Kutscher darüber, der ihn in einer furchtbar kalten Nacht von Paris nach Versailles fährt. Es heißt: der König ist in Trianon; doch wird er in Versailles erwartet, da er eine seiner Töchter, die erkältet ist, besuchen will. Damiens irrt lange in dem menschenleeren, eisigen Park umher, wartet und wartet; inzwischen hat der Besuch des Königs stattgefunden; die Rückfahrt nach Trianon steht bevor. Gegen Abend findet sich Damiens am Schloßportal ein; er unterhält sich mit der Wache, mit den Stallknechten; keine Maßregel sich zu verstecken, zu fliehen; er trägt ein auffallend rothes Beinkleid, er allein hat den Hut auf, während alle übrigen Anwesenden entblößten Hauptes harren. Endlich kommt der König, will, gestützt auf den Arm seines Stallmeisters, in den Wagen steigen und ruft plötzlich, aber ohne sonderliche Erregung: „Man hat mich in den Rücken gestoßen, der Betrunkene da hat mir einen Faustschlag gegeben.“ Damiens rührt sich nicht; niemand hatte etwas bemerkt; er klappt sein Federmesser zu und steckt es in die Tasche. Nur sein Hut ärgert Einen von der Wache, er wird ihm vom Kopfe geschlagen. Der König meint, eine Nadel seines Anzuges habe ihn geritzt, fühlt mit der Hand nach der Stelle und zieht sie blutig wieder hervor. Er zeigt auf den immer noch unbeweglich stehenden Damiens und sagt: „Jener Herr hat es gethan; man verhafte ihn; aber tödte ihn nicht.“ Dann anstatt in den Wagen zu steigen, kehrt er ins Schloß zurück. Nun wird Damiens ergriffen, auf die Wache gebracht, nackt ausgezogen. Dem Kapitän sagt er mit Zuversicht: „Ja, ich habe es gethan. Ich habe es gethan für Gott und das Volk. Das Volk geht zu Grunde!“

Von den Einzelheiten des Prozesses und der Hinrichtung, von den Versuchen, ihm Namen von Komplizen abzufoltern, brauchen wir nicht zu sprechen. Nur daß ihre ungeheure Grausamkeit den Namen Damiens fortan durch die Geschichte schleppt. Hätte der halbtolle Verbrecher die Strafe erlitten, die nun einmal unerbittlich auf schwere Majestätsbeleidigung zu setzen ist, selbst die Todesstrafe, er würde nur eine Nummer mehr in der langen Reihe ähnlicher Verbrecher sein. Erst das Uebermaß der Strafe lenkt unsere besondere Aufmerksamkeit auf ihn, und jemehr wir seinem Verschulden nachspüren, desto menschlich näher rückt er uns, nahe bis zu kleinbürgerlicher Philisterei. Er hatte eine Art Ideal; aber nicht das Ideal eines Fanatikers wie Ravaillac, noch weniger eines Brutus. Weder persönliche noch Parteileidenschaft trieb ihn. Er wollte auch keine radikale Umwälzung herbeiführen; er hoffte nicht auf Besserung unter Ludwigs Nachfolger, er sah noch alles Heil und alle Autorität in dem Herrn und König, und nur diesem eine Lektion zu geben, war sein wunderlich verwirrter unpraktischer Plan. Ein Lakai, der seinem Herrn einmal gehörig Bescheid sagen wollte. Er wußte, daß es ums Leben ging; aber seine Lektion war ihm wichtiger als das Leben. Das einzige Große in dieser sich auflehnenden Bedientenseele ist das Empfinden der Gleichheit aller Menschen vor Gott. Selbst für den Himmel hatte die entartete Welt ja den Hohen und Allerhöchsten Herrschaften den Vortritt gelassen; hier unter dem Schloßportal von Versailles sollte einmal wieder von Mensch zu Menschen gesprochen werden. Ein solches Gefühl der Gleichheit vor Gott, das Grundprinzip des Christenthums, ist gewiß in zahlreichen Attentäterseelen die treibende Kraft

gewesen, während sie das andere höchst wichtige Moment, die Kehrseite der Medaille, die Ungleichheit der Welt, außer Acht ließen. Ein dunkles Chaos von Idealen, die eng mit Dummheit verwandt waren, von Selbstüberhebung und Weltschmerz und endlich auch von Fatalismus und Freiheit ist gewiß in den meisten Fällen der Ursprung von Attentatsgelüsten. Die Bosheit Herostrats ist wohl ebenso selten wie der Heroismus des Harmodios.

Natürlich bekamen die Frommen nach Damiens Tode alsbald Oberwasser. Rebellischen Schriftstellern ward der Galgen, rebellischen Verlegern die Galeere angedroht. Aber das war um die Zeit, da Voltaire's epochemachendes Buch **sur les moeurs** erschien; ein Buch, das nach Michelet die bei Roßbach verlorene Ehre Frankreichs wiederherstellte. Galgen und Galeere konnten das Licht der Welt nicht mehr auslöschen, das damals von Frankreich ausging; zumal es in dem größten Manne seines Jahrhunderts einen so königlichen Vertheidiger fand. Wäre Damiens einsichtiger, weiser, ja im ganz landläufigen Sinne klüger gewesen — er hätte sicher nicht sein Federmesser für Ludwig XV. geschliffen.

Vielleicht läßt sich, was die Erziehung an ihm versäumt hat, an zahlreichen anderen nicht minder chaotisch veranlagten Naturen nachholen. Dummheit ist tausendmal die Quelle von Verbrechen, während Klarheit und vollends Weisheit nicht einen schwarzen Strich auf dem Register ihrer Thaten zu verzeichnen haben. Daß nicht dem Menschen gelegentlich sein Katechismus zusammenbricht, kann keine Macht der Welt verhindern. Wohl aber sind bei Zeiten für solche Eventualität andere Stützen seines Charakters aufzustellen. Erkenntniß und Folgerichtigkeit des Denkens nebst ihren zahlreichen Unterabtheilungen, als da sind Geschichte, Naturwissenschaft, Volkswirthschaft, ferner Ehrgefühl, Treue, Liebe, die können noch viel tragen, auch wenn der Katechismus mit seinem Credo vermorscht sein sollte.

A. Fitger.

Goethe's Lustspiele.

Bekanntlich hat Schiller, wie wir aus einem Briefe an Körner erfahren, Goethe einmal aufgefordert, seine ganze Kraft an einem Lustspiel zu versuchen, er wurde jedoch abschlägig beschieden. Was er hierbei von Goethe's dichterischem Naturell erwartete, ist unschwer zu ersehen. Der gewaltige Humor im Mephistopheles sowie manche köstliche Figur im Götz und Egmont, nicht minder auch die behäbig spaßige Erscheinung des Apothekers in Hermann und Dorothea, zeugen für eine echtkomische Kraft, wie sie auch durch die launige Diktion im Reinecke Fuchs sattsam bekundet wird. Zudem enthalten Goethe's Werke eine ganze Reihe von Lustspielen aus früherer und späterer Zeit seines Wirkens, an denen sich Goethe's Beanlagung nach dieser Seite hin am sichersten abschätzen läßt. Für die durchschnittliche Goethekenntniß sind diese Schöpfungen nicht vorhanden bis auf die anmuthigen und überaus bühnenwirksamen „Geschwister", die übrigens mehr der Zwischengattung des Schauspiels als dem eigentlichen Lustspielgebiete angehören; diesem zugezählt zu werden hätten sie allerdings ein so gutes Recht wie Lessing's Minna von Barnhelm, wo das Rührende und Ernstlehrhafte überwiegt, das Echtkomische aber nur gestreift wird. Bei seiner Aufforderung an Goethe wird Schiller zweifellos eine Schöpfung von heiterem Gehalt und reinerer Komik im Sinne gehabt haben, und gerade im Hinblick hierauf bietet eine Musterung von Goethe's Lustspielen ein besonderes Interesse.

Schon mit 17 oder 18 Jahren hat Goethe seine dramatische Thätigkeit gerade auf diesem Gebiete begonnen. Dem Zeitgeschmacke huldigend, dichtet er das Schäferspiel „Die Laune des Verliebten", zweifellos das Beste, was es in deutscher Sprache an dieser namentlich in Leipzig besonders beliebten Art Schauspiele aus jener Zeit überhaupt gibt. Ein entzückendes Rokoko, allerliebst in der Diktion wie in der Scenenführung, die Figuren, bei einem unbedeutenden Gegenstande und einer gewissen Gleichartigkeit des gegenseitigen Verhältnisses, doch hübsch und geschickt individualisirt, die dramatische Beanlagung hier so echt wie die dichterische. Mit seinem nächsten Lustspiel „Die Mitschuldigen" stellt sich der Dichter eine größere Aufgabe, ohne damit jedoch sein Erstlingswerk zu übertreffen, wiewohl das Stück der nächsten Zeitgenossenschaft zusagte und sich ziemlich lange auf der Bühne erhalten hat, um darnach für immer von derselben zu verschwinden. Und das mit Recht: bei einem bedenklichen Stoff mit ausgesucht unsympathischen Persönlichkeiten, hat es einen willkürlich geschürzten Knoten und eine dürftige Komik. In der Technik begnügt sich der Dichter mit den herkömmlichen Behelfen: überaus viel Monologe, die lediglich eine Unterhaltung des Schauspielers mit den Zuschauern bilden, zeitweise auch in der bedenklichen Form von Scheinmonologen, wo nämlich eine sich allein glaubende Persönlichkeit ihre Gedanken laut mittheilt, zu denen eine andere nur dem Publikum als sicht- und hörbar angenommene Person in eingestreuten Zwischenreden den Kommentar zu liefern hat, und was dergleichen scenischer Unbeholfenheiten noch mehr sein mögen. Geschickte Diktion und tadellose Verse helfen aber nicht über die an sich peinliche Handlung hinweg.

Mit diesem Stück verläßt der Dichter das Gebiet der eigentlichen Komödie und verwendet seine komische Kraft auf dramatische Kleinigkeiten, deren Entstehung, seinem eigenen Geständniß nach, von einem leidenschaftlichen Widerwillen gegen mißleitende beschränkte Theorien und gegen das Anpreisen falscher Muster bedingt war. Bedeutsamer Weise sagt sich der Dichter mit diesen Leistungen vom Zwange des Alexandriners los und ergreift gleichsam Besitz von der im Faust zu größter Meisterschaft gelangenden freien Metrik, die er schon hier mit Geschick handhabt. In ihrer Ausführung sind diese Dichtungen nur eine Reihe lose an einander gefügter Scenen, bei einzelnen derselben hat man es nur mit hingeworfenen Skizzen zu thun. Das breiter ausgeführte und auch für Bühnendarstellung verwerthete „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" nebst Vor- und Nachspiel, im Ton vortrefflich und mit etlichen wahrhaft komischen Figuren, besteht doch nur aus einer Abfolge von Aufzügen, die einfach aufhören, ohne daß eine künstlerische Abrundung erreicht oder angestrebt würde. Bloße Entwürfe, jedoch mit überaus geschickt individualisirten Figuren, sind die vier folgenden Kleinigkeiten. Von diesen stehen „Satyros" und „Hanswursts Hochzeit", wiewohl der Dichter sich eingehender mit ihnen abgegeben, nicht auf gleicher Höhe der Komik wie „Pater Brey" und „Dr. Bahrdt", in denen die Verspottung falscher Christlichkeit und eines seichten Rationalismus durch Keckheit und souveränen Humor an Voltaire's geistreiche Behandlung ähnlicher Probleme gemahnt. Wiewohl mit all diesen Leistungen, wie es in den Tages- und Jahresheften heißt, „kühnere Griffe in die tiefere Menschheit" stattfanden, ist doch zugleich ein Weg betreten, der zur satirisch-polemischen Litteraturkomödie, dem echten „Buchdrama", wie es nur eins geben kann, unausweichlich führen mußte. So bringt uns das Jahr 1774 die bekannten Ausfälle gegen Wieland, denen sich drei Jahre später der sehr bedenkliche „Triumph der Empfindsamkeit" und nach einem gleich langen Intervall die Bearbeitung eines Theils der „Vögel" des Aristophanes anschließen. Polemisch und parodistisch in ihrer Haltung, gelangen sie, bei aller Gewandtheit in der Gesprächsführung, bei einem noch so flotten Ton und sicherer Zeichnung der Figuren, zu keinem echt künstlerischen Eindruck, wie ihn die Komödie, wenn rein in ihrem Wesen erfaßt, unfehlbar bereitet. Es ist keine Spiegelung der vollen Wirklichkeit, auch nicht deren zauberisch verklärtes Abbild, das phantastische Märchen, sondern eine auf Abfertigung

und Zurechtweisung zielende Allegorie und Symbolistik, wie sie späterhin in der litterarischen Komödie der Romantiker ihr fratzenhaftes Unwesen getrieben haben. Zu wahrhafter Geltung kann eben die Komik nur dann gelangen, wenn sie, wie es allem Kunstwirken als solchem gehört, ihren Zweck in sich hat, nimmermehr aber wo sie lediglich als Mittel für gewisse die unmittelbaren Alltagszustände betreffende Wirkungen verwendet wird.

Höchst bezeichnend für den Charakter des damaligen Bühnenwesens, bei dem die Musik im Vordergrunde der Bedeutung und des Interesses stand, hat Goethe mit besonderer Vorliebe das Singspiel gepflegt. Ein ganzer Band seiner Werke umfaßt derartige Dichtungen, an denen er seine Begabung für das Komische bethätigen konnte. Einiges davon hatte er sogar zu weiterer Umarbeitung auf die Reise nach Italien mitgenommen. „Erwin und Elmire“, in seiner schwächlichen Handlung schäferidyllisch angehaucht, spielt sich zwischen zwei Paaren in reichlicher Einförmigkeit der Vorgänge ab, enthält aber die schönsten lyrischen Dichtungen Goethe's, die man unter seinen gesammelten Gedichten wiederfindet. Besser gerathen ist „Claudine von Villa Bella“, das zweite der in Italien umgearbeiteten Singspiele. Ein wirklich gutes und anmuthiges Opernlibretto, behandelt es in seinen Hauptzügen einen an das Verhältniß der Gebrüder von Moor erinnernden Stoff, dem hier eine versöhnliche Seite abgewonnen wird, wobei auch noch der böse Bruder als dem Räuberleben verfallen erscheint. Das Beste am Text sind wiederum die köstlichen reinlyrischen Partien. Mehr ausgesprochene Komik enthalten die Einakter „Jery und Bätely“ und „Die Fischerin“. In ihren lyrischen Stücken ganz allerliebst, verwenden beide den Monolog in der herkömmlichen Weise zu Aufschlüssen an die Zuschauer, welches eine gewandtere Technik zu umgehen weiß. Ganz auf das Komische angelegt ist das Singspiel „Scherz, List und Rache“, in der Behandlung ein Fehlgreifen bekundend, dessen sich der Dichter schließlich auch geständig wurde. Nicht nur daß die kleinwinzige, unter drei Personen sich abspielende Handlung, die höchstens einen Akt füllen könnte, auf deren fünf ausgesponnen worden, verläuft das Ganze in der Gleichförmigkeit einer auf das Prellen eines lüsternen Geizhalses abgesehenen Situation, die sich zu einem Auftritt zuspitzt, wo das Komische ins Abgeschmackte umschlägt: dem Geprellten wird eingeredet, daß er in einen Hund verwandelt worden, was dieser durch vierfüßiges Gehen und durch Bellen auch bestätigt. Von dem ernster angelegten größeren Singspiel „Lila“ können wir hier absehen, wie auch von den unvollendeten „Ungleichen Hausgenossen“, beide noch der Zeit vor der italienischen Reise angehörend. Als Goethe dann nach seiner Heimkehr die Leitung des großherzoglichen Theaters übernahm, beanspruchte die Oper eine besondere Aufmerksamkeit. Hierdurch fand er sich zum Nachsinnen über mancherlei Opernpläne angeregt, von denen eine Fortsetzung der Zauberflöte, nachdem Mozart's Meisterwerk 1794 sich einen dauernden Platz auch auf der Bühne zu Weimar erobert hatte, ernstlich in Angriff genommen wurde.

Um die Zeit wohl mochte Schiller seine Aufforderung zu einem gediegenen Lustspiel an den Freund gerichtet haben, ohne Gehör zu finden. Die Oper lag ihm mehr im Sinn: Goethe als Fortsetzer von Herrn Schikaneder! Bei dem unersättlichen Wohlgefallen des damaligen Publikums an dem sehr kindlichen Libretto und dessen an das Puppentheater gemahnenden Figuren mag das Wiederbringen dieser Herrlichkeiten mit allem dekorativen und bühnenmechanischen Drum und Dran wünschenswerth gewesen sein; dafür hätte füglich auch ein poetischer Handlanger ausgereicht. Goethe's Verse in dem erhaltenen Fragment sind selbstverständlich klangvoller und hübscher als die des Vorgängers, dem er in der Behandlung des Stoffes ziemlich genau sich angeschlossen. Die bescheidene Komik wird vom befiederten Liebespaar mittels harmloser Späßchen bestritten, im Uebrigen wiegt Rührseligkeit und lehrhafter Ernst vor. Drei Jahre später nahm Goethe, durch Iffland dazu veranlaßt, die Arbeit wieder vor, worauf ihm Schiller den wohlerwogenen Einwand machte, daß ohne einen geschickten und beliebten Komponisten an Erfolg nicht zu denken sei, weil kein Text eine Oper rette, wenn die Musik nicht gelungen ist. Und Recht hatte er. Bleibenden Werth hat die Zauberflöte doch nur als Behälter dessen, was Mozart hineingelegt; für eine Fortsetzung war derlei nicht mehr zu hoffen.

Schiller's Aufforderung war um so mehr berechtigt, als Goethe wenige Jahre zuvor in seinem abscheulichen „Groß-Cophta“, diesem durchaus unrichtig als Lustspiel bezeichneten tiefernsten Schauspiel, eine Bühnengewandtheit bethätigt hatte, die eines besseren Gegenstandes werth gewesen wäre. Zudem hatte Goethe bald darauf in einem Einakter der heitersten Art gezeigt, wie sicher er den echten Lustspielton treffen und durchführen konnte. Unter seinen mißrathenen Revolutionsdramen so gut wie versteckt und mit ihnen verurtheilt und bei Seite geschoben, findet sich die allerliebste Bleuette „Der Bürgergeneral.“ Obwohl es sich als „zweite Fortsetzung“ eines aus dem Französischen stammenden Doppelstückes gibt, zeichnet es sich, bei einer überaus ansprechenden Behandlung, durch entschiedene Selbständigkeit aus, welche ihm heute noch, in Händen guter Darsteller, eine unfehlbare Wirkung auf der Bühne sichern müßte. Zu Goethe's Zeiten war es ein beliebtes Stück. Wiewohl seine Mitwelt den Greueln des Revolutionstreibens näher gestanden als wir, konnte sie sich dem wirklichen Humor, womit er gewisse Begleiterscheinungen unter den Gesichtswinkel der Komik gebracht, nicht verschließen. Ohne Voreingenommenheit gelesen, erweckt das köstliche Genrebild noch heute den Wunsch, es von der Bühne herab genießen zu können, wenn auch mit einiger Vereinfachung. Die im Original für die drei ersten kürzeren Auftritte verwendete Landschaft ist entbehrlich, wenn die für das Uebrige erforderliche Bauernstube ein etwas größeres Fenster im Hintergrunde erhält, von wo aus die betreffenden Vorgänge zwanglos zu erledigen sind, indem man Vater Märten zu Anfang von der im späteren Verlauf nöthigen Bodenluke aus sichtbar werden läßt.

Bei einem so vielfach bewährten Können hält es schwer, das Ablehnen von Schiller's Aufforderung zu begreifen. Goethe hat sich darauf berufen, daß es der damaligen Zeit an gesellschaftlichem Leben gefehlt habe. Das will nicht recht einleuchten. Man denke nur wie in der ersten Hälfte des nämlichen Jahrhunderts unter weit engeren Verhältnissen als wie sie zur Goethezeit in Deutschland geherrscht, das dänische Theater durch Ludwig Holberg mittels der echten Komödie, unter geschickter Anlehnung an Molière und die Italiener, ins Leben gerufen wurde. Es geschah dies Angesichts eines gesellschaftlichen Lebens, dessen Inhalt in erbärmlicher Spießbürgerei unter zelotischer Pfaffenzucht und einem derben Polizeiregiment bestand. Bisweilen etwas schwächlich im Plan oder mit einem matten Schluß, führen seine Lustspiele eine Menge köstlicher, wahrhaft lebendiger Gestalten vor, dem Schauspieler die dankbarsten Aufgaben bietend, wobei Holberg auch noch über das geflissentlich Lehrhafte und auf „Besserung“ abzielende Verfahren bei Molière und dessen Nachahmern hinauszukommen bestrebt ist. Etwa ein Jahrhundert später wird die russische Komödie durch Vonwisin, Gribojedof und Gogol auf die Höhe vollendeter Klassik gehoben, und das bei gesellschaftlichen Zuständen, die noch weit rückständiger waren als sie Goethe in seiner Umwelt vor Augen gehabt. Und vor seinen Augen wurde diese Gesellschaft von einem Kotzebue und Seinesgleichen für Bühnenzwecke ausgebeutet und war das deutsche Lustspiel, so gut es in solchen Händen gerathen konnte, zu einer Thatsache geworden, die auch der Leiter des großherzoglichen Theaters für den Alltagsbedarf seiner Anstalt brauchbar fand.

Im Hinblick auf Goethe's entschiedene Begabung für das Komische hält es gar schwer zu glauben, daß der Dichter, wenn er es ernstlich darauf angelegt hätte, dem deutschen Lustspiel nicht eine ganz andere Bedeutung gegeben haben würde, als zu der es durch die Pflege untergeordneter

Größen gelangt war. Wenn es gleichwohl unterblieb, so könnte solches zunächst daran gelegen haben, daß er sich mit Leuten dieses Schlages in Wettbewerb nicht einlassen mochte, wobei auch noch das herkömmliche Vorurtheil, in der Komödie eine niedere Kunstgattung zu sehen, mitgewirkt haben dürfte. Seit der Rückkehr aus Italien dem Kunstideal der Antike nach seiner erhabenen und tragischen Seite hin zugewandt, wurde Goethe der eigenen Gegenwart stark entfremdet, und insofern hat es mit seiner Behauptung vom Fehlen eines gesellschaftlichen Lebens allerdings seine Richtigkeit. Persönlich dem Alltagstreiben seiner Mitwelt möglichst abgekehrt, suchte er seinem Bedürfniß nach Realität im Studium der Natur zu genügen. Die Neigung zum Verstehen der Dinge und ihrer Zusammenhänge sub specie aeternitatis rückt die Einzelheiten und Besonderheiten, worauf es beim Komischen wesentlich ankommt, unwillkürlich aus dem Gesichtskreise. An dem ihm nicht zusagenden Leben gewahrte er vorwiegend das Unbehagliche, und um sich mit einem Humor darüber hinwegzusetzen, dessen künstlerisches Ergebniß in einer Komödie zu vollwerthigem Ausdruck gelangt wäre, dazu war seine ganze Anschauung zu ernst und zu resignirt geworden. Das alles machte Schiller's wohlberechtigte Aufforderung wirkungslos und hinderte Goethe den Griff ins volle Menschenleben zu thun, der ihm gestattet hätte dem deutschen Lustspiel seine höchste künstlerische Weihe zu verleihen.

Helsingfors.

Wilhelm Bolin.

Belgische Maler.

Als vor etwa vierzehn Jahren die Punktirungsmalerei in Brüssel von Paris aus ihren Einzug hielt, da erregten die Werke von Seurat und Monet hier gewaltiges Aufsehen. Dennoch waren es fast nur Talente zweiten und dritten Ranges, die sich aus Instinktschwäche oder Snobismus dem neuen Verfahren mit Haut und Haaren verschrieben. Die bedeutenderen Maler des Landes empfanden zu selbständig, um nicht einzusehen, daß diese Technik an den sonnigen Ufern der Seine, in der heiteren Umgebung von Paris, dort, wo sie geboren, einem Bedürfniß entsprochen haben mag, daß sie aber zur Natur Flanderns und Brabants nur wenig passe. Der Pointillismus vermochte in Belgien nicht recht festen Fuß zu fassen, und man begegnete seinen Erzeugnissen in den Kunstausstellungen der letzten Jahre nur noch ganz vereinzelt.

Nur für zwei starke malerische Begabungen vlämischen Ursprungs wurde die Berührung mit der Punktirungstechnik von entscheidender Bedeutung, für Emile Claus und Théo van Rysselberghe. Beide haben ihren Wohnsitz nicht mehr in Brüssel, wo der Geschmack des Publikums der traditionellen breiten Pinselführung treu geblieben ist. Claus schafft in dem Dorf Astene in Ostflandern, van Rysselberghe in dem seiner Kunst ungleich gemäßeren Paris. Es war ein glücklicher Einfall der Veranstalter der „Libre Esthétique“, dem Publikum nach längerer Zwischenzeit in diesem Jahre wieder einmal eine Pointillistenausstellung zu bieten. Die Geister sind inzwischen ruhiger geworden, und der Betrachter kann sich jetzt ganz sachlich die Frage vorlegen, inwieweit das neue Verfahren die Mittel zur Wiedergabe der farbigen Wirklichkeit erweitert, wo es sich bewährt und wo seine Grenzen liegen. Das dem Besucher für diesen Zweck zur Verfügung gestellte Material ist reichlich und vielseitig.

Neben prächtigen Arbeiten von Pissaro und Monet, neben Werken von Cézanne und Renoir, neben ganzen Wänden von Gemälden und Schmierereien von Gefolgsmännern und Manieristen des Pointillismus sieht man in der „Libre Esthétique“ dieses Jahres umfangreiche zusammenfassende Ausstellungen jener beiden belgischen Führer der Freilichtmalerei Claus und van Rysselberghe. Von diesen beiden ist Claus der ungleich zahmere; er beherrscht die neue Technik, während van Rysselberghe von ihr beherrscht wird; er schafft mit ihr, was er will, während van Rysselberghe vor allem zu suchen scheint, was sie will. Dennoch gehen jene zu weit, welche van Rysselberghe als ein Opfer seiner technischen Bestrebungen hinstellen. Vergeblich hat er sich nicht bemüht. Einige seiner Porträts, in denen er mit Fanatismus Tupfen neben Tupfen gesetzt hat, ohne auch nur einen breiten und freien Strich darin zu thun, sind ihm zu erstaunlicher Vollendung gerathen. Das Auge wird wirklich gezwungen, die neben einander stehenden bunten Striche in einem einzigen Blick zu vereinigen auf jenem vom Brüsseler Museum angekauften Bilde, wo eine helle mittagliche Sommersonne den lichten Raum erfüllt, in dem Gattin und Tochter des Malers auf einem Sopha Siesta halten. Auch einige andere Bildnisse der Kleinen und ein feines Frauenporträt, mit radikalster Punktirungsmanie ausgeführt, sind als gerathen anzuerkennen. Jenes große Gemälde hingegen, welches drei Damen in einer Gartenlaube bei vollem Sonnenlicht darstellt, erscheint uns als mißglückt; es wirkt nicht farbig, sondern schreiend bunt, und nun gar die Porträts von Constantin Meunier und seiner Gattin sind völlig mißrathen. Mit noch übertriebener Ausschließlichkeit wendet van Rysselberghe sein Verfahren auf die Landschaft an; es sind das impressionistische Skizzen, die neben den Landschaften von Pissaro hängen und schon darum keine Wirkung üben können. Aber auch abgesehen hiervon rechtfertigen sie die Kritiken der Gegner des Verfahrens nur gar zu sehr. Wer diese Landschaften betrachtet, muß glauben, daß das Gesetz der Schwere im Begriff sei, von der Erde zu verschwinden; den so gemalten Schiffen und Pferden fehlt alle Körperlichkeit, alles Gewicht und die Wellen sind so zahm wie Schlagsahne auf einem Teller. Wir können es nun einmal nicht zugeben, daß das Auge in der Natur nur Farbe sieht. Im sonnigen Süden unter ewig blauem Himmel mag es einem so scheinen; bei uns im Norden, wo der Sturmwind die Pappelkronen schüttelt und schwere schwarze Wolken über den Himmel jagt, wo die Wellen mit metallener Wucht an die Ufer sich werfen, hier gibt es außer der Farbe auch Kraft und Schwere, deren Wirkungen das Auge in der Natur wahrnimmt und also auch auf dem Bilde, dort, wo es der Stoff verlangt, zu erblicken wünscht. In dem gleichen Saale der Libre Esthétique hängt ein tiefblaues südliches Meerbild von Monet sonder Welle und Bewegung; hier ist der Pointillismus berechtigt und unter Monets Pinsel sogar geboten. Das stürmische Meer aber lassen wir uns lieber von den breiten, kecken, kräftigen Farbenstrichen Gilsouls vortäuschen. Die Kritik, welche dem Maler van Rysselberghe gilt, macht vor dem Zeichner und Radierer Halt. Diesem verdanken wir treffliche Arbeiten, zu deren besten die zahlreichen Porträts seines Freundes, des großen belgischen Lyrikers Emile Verhaeren gehören.

Emile Claus ist in Deutschland bekannt, und wir brauchen deshalb seine Art nicht im Allgemeinen zu schildern. Er steht in der ersten Linie der heutigen Sonnenlichtmaler, und besonders dem aufsteigenden Gestirn des Morgens hat er Bilder voll wundervollen Könnens geweiht. Ein Wintermorgen über einem halb zugefrorenen See, auf dem Enten schwimmen, im Hintergrund Schneeflächen und kahle von der nahenden Sonne geröthete Baumstämme, ganz vorn eine grüne Barke, — dieses Bild gehört zu den auserlesensten Stücken moderner Landschaftswiedergabe. Ebenso wie Monet und Pissaro hat sich auch Claus jetzt von dem orthodoxen Punktirungsverfahren abgewandt. Am weitesten scheint bei Pissaro die Reaktion gediehen zu sein, dieser denkt garnicht mehr daran, Gegenstände, deren Körperlichkeit für das Auge in Betracht kommt, wie Schiffe und Gebäude auf diese Art zu malen; dicht daneben freilich auf demselben Bilde wendet

er sie für das grüne Blattwerk oder einen monotonen, hellgrauen Himmel mit Nutzen an. —

Die eigentliche Domäne vlämischer Kunst ist seit jeher die Wiedergabe saftvoller Lebensfülle gewesen, ob sie sich nun in bacchantischen Orgien, in wilden Volkslustbarkeiten oder im Schwelgen in den Tönen des heimischen Weidelandes, mit seinen Rindviehheerden und ihrem braunen und weißen und schwarzen Geflimmer inmitten grüner Marschen ausspricht. Der Menschenschlag, der die Ufer der Schelde und die Küsten der Nordsee bewohnt, ist nicht leichtfüßig und leichtsinnig wie das Volk an der Seine, sein Himmel ist schwerer und behangener, sein Sinn frömmer und mehr am Alten hängend. Und die nationale Kunst ist, wie stets, mit dem Volkscharakter in Uebereinstimmung. Die echt vlämischen Maler unserer Tage sind deshalb Verwee, Jan Stobbaerts, Courtens, Gilsoul, Delaunois und Laermans.

Alfred Delaunois ist der einzige Schüler Constantin Meuniers aus der Zeit, da jener noch Maler war. Er wohnt in Löwen, der Hauptstadt katholischer Wissenschaft, im Lande der Klöster und Mönche. Wie dem Dichter Emile Verhaeren, der selbst ein Freier, dennoch den Zauber des katholischen Wesens nicht loswerden kann und ihn immer wieder von neuem zu schildern sich getrieben fühlt, so ergeht es auch Alfred Delaunois. Er malt mit Vorliebe Kreuzgänge und Klosterhöfe, wo die Menschen zu schweigen und der Natur, dem Gras und dem verwitterten Gemäuer zu lauschen scheinen, die flüsternd von alten mönchischen Zeiten erzählen. Die große Landschaft „Au pays monastique“, welche die Libre Esthétique schmückt, ist das bisherige Hauptwerk des jungen Künstlers, eine Arbeit, die mit starken und gediegenen malerischen Qualitäten einen eigenen aus der innersten Natur ihres Schöpfers entspringenden Stil verbindet. Hier finden wir den tiefen mystischen Zug der vlämischen Volksseele wieder, der selten, aber dann stets mit ganz eigenen, sonderbaren Zügen aus den Wellen der Geschichte emportaucht, diesen mystischen Zug, dem wir in dem „Cieraet der gheestelijken bruyloft“ des merkwürdigen Ruysbroeck, in den „Blinden“ des alten Breughel, in den Dramen Maeterlincks, in den Gedichten Verhaerens begegnen, der sich in den Gemälden von Eugène Laermans so merkwürdig äußert.

Eugène Laermans ist von Geburt taubstumm. Aber was das Große und Bemerkenswerthe an seinen Arbeiten ist: dies Gebrechen schädigt seine Kunst nicht, sondern gibt ihr erst gerade ihre ganz tief eigene Note. Was er ausdrückt ist so noch niemals gesehen worden. Andere Maler, welche die Landschaft betrachten und die Menschen in ihrem Zusammenleben beobachten, nehmen die Welt nicht ausschließlich mit den Augen in sich auf: sie vernehmen den Sang der Vögel und das Rauschen des Windes, sie hören lachen und weinen, flüstern und lärmen, zürnen und schmeicheln; die Musik belebt ihre Farbenfreude, klingende Verse können sie rühren, gewaltige Reden sie begeistern und erschüttern. Eugène Laermans hat nur seine Augen. „Je suis venu calme orphelin, riche de mes seuls yeux tranquilles“, könnte er mit Verlaines Kasper Hauser sagen, wenn seine dunklen Maleraugen jemals still zu rasten vermöchten. Aber ein heißes unersättliches Feuer, mit dem er die ganze lebende Natur seinem Pinsel zu erobern durftet, leuchtet aus seinem Blick. Nie sah ich ein so verschlingendes Auge wie das Laermans', als es die Bewegungen der großen japanischen Tragödin Sada Yacco verfolgte. Unserer aller Sehnsucht nach Stille und Einsamkeit kennt dieser einsamste Mensch nicht, denn den Lärm der Welt vernimmt er nicht und über den bewegtesten Volksscenen lagert für sein Ohr die Stille eines Friedhofs.

Dabei ist nun das Merkwürdige, daß sein Temperament auf das Dramatische gerichtet ist. Er liebt es, körperlich und seelisch bewegte Volksmassen darzustellen: Schaaren vlämischer Bauern, die halbnackt und verzweifelt mit ihrer zusammengerafften Habe aus einem brennenden Dorf geflüchtet sind; ein Triptychon: Auswanderer zuerst beim Verlassen des Dorfs, dann auf dem Wege durch die Ebene Flanderns, endlich bei der Ankunft im Ueberfahrtshafen; Leichenzüge in verschiedener Auffassung und Stimmung, ein Kircheninneres mit dicht gedrängtem andächtigem Volk &c. Alle diese Bilder verrathen eine ganz außergewöhnliche Fähigkeit, in den Bewegungen der Körper, der Arme und der Beine seelische Empfindungen zum Ausdruck zu bringen. Dieser Maler, der das Sprechen der Menschen nur sieht und nicht hört, mußte unwillkürlich die Sprache der Glieder der Sprache des Gesichts, welche ihm so unlösbare Räthsel stellt, über- oder wenigstens nebenordnen. Die Gesichtsausdrücke, die Laermans giebt, die Affekte, die sich darin spiegeln, sind von ihm wahrscheinlich durchaus so gesehen, wie er sie zeichnet. Auf den im Besitz aller seiner Sinne befindlichen Beschauer wirken sie phantastisch. Diese Gesichtsausdrücke haben keine natürliche, aber höchste künstlerische Wahrheit. Mir ist es immer, als ob alle die Menschen, die er malt, gerade so taubstumm seien, wie er selbst.

Ganz besonders merkwürdig ist in dieser Hinsicht das sowohl als Komposition wie als Farbe und Empfindung schönste Bild, welches ich von ihm gesehen habe: Ein Sommertag in der Mittagsstunde; rechts ein Weiher mit blanker, friedlicher Fläche, die den blauen Himmel und die das Wasser von hinten abschließende blendend weiß getünchte aber roth gedeckte Kirche wiederspiegelt. Neben der Kirche blickt man durch ein offenes Thor in einen von Leere starrenden grasbewachsenen Hof. Von diesem Frieden auf der rechten Seite sollte nun offenbar die bewegte Masse auf der linken sich um so stärker abheben. Hier drängt sich eine leidenschaftlich erregte Schaar, auf welcher koloristisch der Ton liegt, um ein hohes Kruzifix, von dem sie, Männer, Frauen und Kinder Rettung aus höchster Noth zu erflehen scheinen. Aber wir hören dieses Flehen nicht, und so theilt sich dem Beschauer dieses auch in farblicher Hinsicht prachtvoll abgewogenen Bildes eine ganze märchenhaft eigene Stimmung mit, die aber nothwendig eine etwas andere sein muß, als die dem Künstler vorgeschwebt hat.

Die Landschaft bei Laermans ist von monumentaler Größe, sie entsteht bei ihm ähnlich wie bei Boecklin aus einem schöpferischen Erschauen. Er formt die weiten Ebenen Flanderns für die Stimmungen, deren er bedarf, phantastisch um. Diese Umgestaltung ist aber keine willkürliche, denn der Trieb, der ihr zu Grunde liegt und ihr Richtung giebt, entspringt gerade aus dem tiefsten seelischen Verständniß der vlämischen Landschaft! —

Laermans ist wohl die eigenartigste Persönlichkeit innerhalb der heutigen belgischen Malerei. Kehren wir aber von dieser Einzelerscheinung noch einmal zum großen Hauptstrom und besonders zur Landschaftsdarstellung zurück. Denn die Landschaftsschilderung herrscht in Belgien heute durchaus vor, so sehr, daß neben ihr eigentlich nur noch die Innenraumwiedergabe in Betracht kommt. Das Porträt hat, seidem E. Wauters heilloser Verflachung anheimgefallen ist, im Vaterlande Van Dycks keinen würdigen Vertreter mehr.

Die holländischen Landschaften der großen Zeit, von denen ohne Unterbrechung der Tradition die heutige belgische Schule abzuleiten ist, gingen besonders auf Durchsichtigkeit des Tones aus. Sieht man von Rembrandt ab, so findet man bei ihnen allen wenig Farbe aufgesetzt. Ihrer Art zu sehen war es gemäß, daß sie die Gegenstände als solche scharf ins Auge faßten; man denke nur an Hobbema. Selbst Ruysdael ist eher als Zeichner denn als Maler zu betrachten. Es ist charakteristisch, daß sich von ihm zahlreiche Zeichnungen, aber gar keine Malstudien erhalten haben. Die moderne Landschaftsmalerei entwickelte sich später in England und Frankreich aus einem stärkeren Suchen nach Atmosphäre und Sonne. Der Einfluß von Th. Rousseau, Daubigny und Corot auf die belgische Malerei kann nicht leicht überschätzt werden. Der jung gestorbene Hippolyte Boulenger muß als der Begründer der neuen Richtung in Belgien angesehen werden. Nach ihm kamen besonders Verwee und Courtens, der erstere in der

Technik überlegender und im Ton noch feiner, der zweite schwerfälliger, saftiger und von strotzenderer Palette. Ihnen reiht sich als der bedeutendste jüngere Landschafter, welcher die Materialität der Dinge mit der Wiedergabe von Luft und Licht zu vereinigen strebt, Victor Gilsoul an. Verwee war ebenso sehr Thiermaler wie Landschafter und von Franz Courtens läßt sich das gleiche sagen. Bei Gilsoul verschwindet die Viehmalerei gänzlich in den Hintergrund. Die Landschaft wird ihm wieder Selbstzweck. Es wäre zu früh, über einen Künstler, der erst vierunddreißig Jahre zählt, etwas endgültig Zusammenfassendes sagen zu wollen und nun gar über eine so rastlos suchende Persönlichkeit, wie Gilsoul es ist. Mit einem Malerauge von erstaunlichster Feinheit und Nervosität verbindet er eine Solidität und Sicherheit der Technik, wie sie nur durch eiserne Energie und durch ein früh begonnenes und ununterbrochenes Ringen um die Natur erworben wird. Man kann Gilsoul den großzügigsten Schilderer der vlämischen und brabanter Landschaft nennen. Vielleicht ist er nicht immer völlig sicher in der Berechnung der Bildwirkung, da er sich zu ausschließlich durch koloristische und fast garnicht durch lineare Motive bestimmen läßt. Aber selbst hierin zeigt er sich als ein echter Sohn seiner heimathlichen Landschaft, die arm an linearen Schönheiten ist, während Farbe und Licht und Luft in ewigem Wechsel das Auge entzücken. Im Anfang hat der Künstler öfter Straßenbilder gemalt, in welchen vielfach eine Verwandtschaft mit dem Holländer Breitner hervortritt, die gerade deshalb auffällig ist, weil die beiden Künstler niemals Beziehungen zu einander gehabt haben. Großer und gerechter Erfolg wurde den Nachtschilderungen Gilsoul's zu Theil: besonders seine nächtlich dahinbrausenden Eisenbahnzüge mit ihren ins Auge brennenden bunten Lichtern wirkten neu und machtvoll und erinnerten an Zola'sche Beschreibungen. Wir lieben Gilsoul's Kunst am meisten, wenn sie sich große Horizonte und machtvolle Motive wählt: das aufrührerische, die Molen überschüttende, den Donner überbrüllende Meer, die weiten Dünen- und Wiesengefilde über die ein Ulmen und Pappeln niederknickender Sturmwind braust! Der Mondschein, der sich in einem kleinen Wässerchen spiegelt, an dem sommerabendlich Liebespaare sich ergehen, das ist kein Motiv für seinen Pinsel, wohl aber der majestätische Mond auf großem, weiten, dunklen Himmel, der über die Wolken Heerschau hält, die in schwarzen, schweren Massen an ihm vorüberziehen!

Eine unerwartete Wirkung hatte der vorübergehende Einbruch des französischen Pleinairismus auf die jüngste belgische Malergeneration ausgeübt, welche sich um den Verein „Le Sillon" gruppirt. Diese zu jener Zeit ganz jungen Burschen empfanden instinktiv, daß den eigenthümlichen Schönheiten ihres Landes mit dem neuen von Paris importirten Verfahren nicht beizukommen sei. Anstatt nun aber ganz unbefangen der Natur gegenüber zu bleiben und sie rastlos zu studiren, zogen sich gerade einige der stärksten Talente, durch eine pessimistische Reaktion gegen jene tanzende Sonnenfreude beeinflußt, in finstere Ateliers zurück, wo sie in dunkelbraunen Tönen und in großen schwarzen, der Bildhauerei abgesehenen Schatten schwelgten. Ganz neuerdings erst beginnt diese einseitige Uebertreibung abzuschwellen, und die diesjährige Ausstellung des „Sillon" brachte endlich wieder Gemälde von Bastien, in denen hellere Schatten auftauchten, Landschaften von Blieck in weniger metallener Färbung und Bilder von Franz Smeers, die eine saftige und überlegte Gediegenheit zeigten. Noch ein Jahr zuvor war es kaum möglich gewesen, die Bilder dieser Maler auseinander zu halten, so glichen sie sich alle in ihren schweren braunen Tinten.

Ein erschreckender Dilettantismus ist im letzten Jahrhundert in den bildenden Künsten in Deutschland eingerissen. Die begabte Jugend fühlt das Bestreben zu großen persönlichen Kompositionen, aber sie hat weder zeichnen noch malen gelernt, sie vermag nicht genug Natur in ihre Schöpfungen aufzunehmen, da sie die Natur nicht genug gesehen und kopirt hat. Daraus folgte eine allgemeine Unsicherheit der Instinkte, ein Umhersuchen im Ausland bei den Künstlern, ein charakterloser Eklektizismus beim Publikum. Zu dieser schwankenden und zusammenhangslosen Entwicklung bei uns bildet der Gang der belgischen Malkunst einen in mancher Hinsicht beneidenswerthen Gegensatz. Der durchschnittliche junge deutsche Maler von heute ist, obgleich es schon besser geworden ist, noch immer zu sehr von litterarischen und philosophischen Bestrebungen gepeinigt, denen er die Malerei dienstbar machen will; er ist zu oft nicht Maler aus reiner instinktiver Freude an Farbe und Licht. In Belgien beherrscht der junge Künstler sein Metier schon oft in einem Alter, wo er in Deutschland noch von allgemeinen Studien aufgehalten, die Kunstakademie noch garnicht bezogen haben würde. Mir ist in Belgien eine ganze Reihe von Fällen bekannt, wo Burschen von noch nicht zwanzig Jahren die großen Ausstellungen von Paris und München mit Erfolg beschickt und sogar verkauft hatten. Mit 22 bis 24 Jahren verheirathen sich diese jungen Menschen in der Regel, weil sie behaupten, dann besser arbeiten zu können, und nun interessirt sie ihr Leben hindurch nichts weiter, als ihre Malerei.

Ich verlange durchaus nicht, daß unsere jungen deutschen Maler es genau wie die vlämischen machen sollen, unser Volkscharakter ist idealer und ideensüchtiger als der unserer niederdeutschen Nachbarn. Aber ich glaube, daß wir nicht eher wieder eine große nationale Malerei besitzen werden, als sich von Neuem eine Tradition hergestellt haben wird, die es dem Künstler ermöglicht, das Handwerksmäßige seines Berufs in einem weit früheren Alter zu erwerben, als es heute bei uns der Fall ist. In allen großen Kunstepochen ist es so gewesen, in Athen, Florenz und Venedig, in Nürnberg, Basel und Antwerpen. An dem Kampf mit den Ausdrucksmitteln gehen fortwährend in Deutschland edle und große Künstlernaturen zu Grunde, die in Brüssel und Paris unter im Uebrigen gleichen Bedingungen wahrscheinlich ihr Ziel erreicht haben würden.

Brüssel.

Gustav Mayer.

Der Triumph des Esels.

Mein Freund hatte seit seinen Jugendjahren eine Vorliebe für das Volk der Artisten.

Er war jetzt längst Amtsrichter in einer Stadt nahe an der polnischen Grenze, die ich bis dahin nicht einmal dem Namen nach kannte. Aber jedesmal, wenn er nach Berlin kam — und das geschah trotz der weiten Entfernung öfter — mußte ich mit ihm zu einer bestimmten Stunde in ein bestimmtes Café unter den Linden gehen, wo sich die Kunstreiter, Artisten, Bankisten und Spezialitäten aus aller Herren Länder versammelten — besonders die Armen, die ohne Engagement waren.

Wir saßen dann in einer verborgenen Ecke, tranken unsere Melange und machten unsere Studien. Dabei war er nicht einmal Schriftsteller, und ich gewiß nicht.

Unter den Vielen, die in diesem Café aus und eingingen, war uns besonders ein Herr aufgefallen.

Er hatte einen großen, eckigen Kopf — so groß, daß wir uns wunderten, wie die zierliche, schmächtige Gestalt ihn tragen konnte, ohne von seiner Schwere niedergebeugt zu werden. Dabei trug der kleine Herr nicht nur das stolze Haupt mit der energischen, röthlich schimmernden Nase und den listig blinzelnden Augen sehr aufrecht — auch die schmächtige Figur war stets straff in die Höhe gerichtet, — so in sich konzentrirt gewissermaßen, daß das Sehnige, Gespannte der Artistennatur auf den ersten Blick zum Ausdruck kam.

Der schaukelnde Gang und vor allem die Kleidung in ihrer lässig-schäbigen Eleganz verleugneten den Artisten ebensowenig. Weder das kurze Röckchen mit den flott geschnittenen, weit abstehenden Schößen und den schimmernden Ellenbogen, noch die moderne, aufdringlich gemusterte Weste, oder die sehr breiten, groß karirten Beinkleider, die auf lackirte Schnürstiefel herabfielen.

Selbst jenes Besondere, was dem äußeren Habitus des fahrenden Artisten nie fehlt, sah man vertreten. Hier war es ein breiter goldener Reif mit einem großen, glitzernden Stein, der sich um das linke stark behaarte Handgelenk schlang.

Dieser Reif mußte für seinen Träger einen Gegenstand besonderen Stolzes bilden. Denn, mochte der kleine Herr seinen Kaffee schlürfen, Domino spielen oder sich lebhaft mit einigen Fachgenossen unterhalten, alle Augenblicke zupfte er an dem Aermel oder der Manschette über der linken Hand, und das blinzelnde Auge liebkoste dann in zärtlicher Freude den blitzenden Stein.

Wir hatten den wunderlichen Fremden erst einige Male beobachtet, dann bestand vor dem fachmännischen Blick meines Freundes kein Zweifel mehr, daß er entweder Jongleur oder Clown eines Cirkus war.

Und doch irrte sich dieses Mal mein Freund sehr gründlich.

Ein Zufall machte uns mit dem Schicksal des kleinen Herrn genauer bekannt.

Mr. Bendetti war weder Jongleur noch Clown. Er war etwas viel Vornehmeres: — — Jockeireiter, augenblicklich in Engagements-Verhandlung mit dem Cirkus Lehfeld, einer jüngst aus kleinen Anfängen emporgeblühten Gesellschaft, die in Provinzial-Hauptstädten ihre Vorstellungen gab.

* *
*

Ja, Mr. Bendetti war Jockeireiter. Er hieß mit seinem wirklichen Namen Friedrich Bremse und war ein Adoptivsohn der alten Kunstreiterfamilie Bremse genannt Bendetti.

Auf seine Kunst war er ebenso stolz wie auf seine Abkunft. Er erzählte mit Vorliebe von den Triumphen, die er in jungen Jahren in Rußland — genauer lokalisirte er diese Triumphe nicht — gefeiert hatte. In Deutschland aber hielt er mit seinen Leistungen sehr zurück. Denn zu etwas Bedeutendem in seinem Fache hatte er es hier nie gebracht, wie frühere Mitglieder der Familie Bremse genannt Bendetti.

Weil er aber einen guten Namen hatte, und ein Cirkus nicht nur von bedeutenden Kräften lebt, sondern auch seine Lückenbüßer braucht, so war Mr. Bendetti fünfzehn Jahre lang an dritter oder vierter Stelle beim Cirkus Busch engagirt.

Und das war ein neuer Grund seines leicht zu befriedigenden Künstlerstolzes.

Als er aber älter wurde und auch seine Gattin, die eine strenge, aber treffliche Hausfrau war, als „Miß Elisa in ihren Leistungen zu Pferde" selbst den bescheidenen Ansprüchen des Nachmittags-Publikums nicht mehr genügen konnte, ereilte ihn eines bösen Tages das längst gefürchtete Schicksal: Mr. Bendetti erhielt seine Kündigung.

Der berühmte Jockeireiter „vom Cirkus Busch in Berlin" mußte sich nach einem neuen Engagement umsehen, und, so schwer es auch seiner Künstler- und Familienehre wurde, von einem kleinen Agenten immer zu einem noch kleineren wandern. — — —

Eines Nachmittags trafen wir unseren Freund zum letzten Mal in seinem Café.

Dieses Mal aber leuchteten die blinzenden Augen Triumph, und der große Nußknackermund, den ein dünner Flaum harter, fast borstiger Haare nur nothdürftig bedeckte, lächelte in vornehmer Herablassung auf die Kollegen herab.

Mr. Bendetti trug den Kontrakt in der Tasche, den — natürlich unter den „günstigsten Bedingungen" — ein rühriger Anfänger unter den Agenten ihm für den Cirkus Lehfeld besorgt hatte.

Armer Bendetti!

Wenn Du in dieser Stunde stolzer Freude geahnt hättest, welche bitteren Enttäuschungen die dornige Künstlerbahn Dir noch bringen sollte!

* *
*

„Mr. Bendetti vom Cirkus Busch in Berlin" imponirte auch dem Publikum der Provinz nicht mehr. Die Frau Direktor — denn einen Herrn Direktor gab es im Cirkus Lehfeld nicht — setzte ihn immer seltener zur Arbeit an. Nur, wenn „Miß Elisa" einmal auftrat oder sein hübsches aufblühendes Töchterchen, dem allein er sein neues Engagement zu verdanken hatte, zu Pferde arbeitete, führte Mr. Bendetti die Peitsche. Sonst stand er unter den Stallmeistern.

So sah ich ihn eines Abends wieder, als mich der Zufall auf einer Reise in den Cirkus Lehfeld führte. Ich hätte ihn kaum wiedererkannt. Denn jetzt hatten die vielen Enttäuschungen und Sorgen den großen eckigen Kopf wirklich zu schwer für die schmächtige Gestalt gemacht. Er war müde auf die Brust gesunken. Das früher so listige Blinzeln der runden Augen war so wehmuthsvoll und entsagend geworden, und die fadenscheinige Stallmeisteruniform schlotterte um den abgemagerten Körper.

Und doch standen ihm noch größere Demüthigungen bevor.

* *
*

Eine neu einstudirte, vom Publikum sehr geliebte, von den Artisten ebenso gehaßte „Wasserpantomime" beherrschte das Repertoir des Cirkus Lehfeld.

Einige verfolgte Reiter mußten sich zum Schlußeffekt jeden Abend vor der Rotte der Feinde durch einen Sprung vom hohen Felsen herab in einen Wassergraben retten, der, fast zwei Meter tief, quer durch den Cirkus floß.

Die besseren unter den Artisten machten natürlich hier nicht mit.

Sie ritten nur in der Eskorte der Verfolger.

Das kalte Bad war für einige untergeordnete arme Teufel, die dafür den Abend „drei Mark extra" erhielten.

Der „Jockeireiter" Mr. Bendetti war bis dahin stolz an der Seite seiner Gattin unter der Eskorte der Verfolger gewesen. — — —

Da wollte es ein unglückliches Geschick, daß einer der armen „Wasserreiter" sich infolge des kalten Bades bis auf den Tod erkältete.

Ein Ersatz mußte geschafft werden.

Die Wahl der Frau Direktor fiel auf das neueste Mitglied.

Mr. Bendetti war empört über diese Zumuthung. Er, das Mitglied einer alten Künstlerfamilie, der in Rußland gefeiert war wie nie ein anderer, er herabsteigen zu der elenden Stellung eines Bankisten! — Nein, er sträubte sich mit Händen und Füßen.

„Wie Sie wollen", sagte die Gestrenge mit ihrem kältesten Lächeln, „aber dann bitte ich, sich nach einer anderen Gesellschaft umsehen zu wollen." — —

Und „Mr. Bendetti vom Cirkus Busch" that Abend für Abend auf einem elenden Cirkusklepper vom hohen Felsen herab den Sprung ins kalte, schmutzige Wasser, gehetzt von der stolzen Eskorte der Verfolger, an deren Spitze sein schönes Töchterchen ritt und seine Gattin „Miß Elisa". Und „Mr. Bendetti vom Cirkus Busch" nahm mit der Geringschätzung eines Königs aus der Hand der Frau Direktor die „drei Mark extra" entgegen und trank in einer einsamen Ecke des Cirkus-Restaurants für das schwer verdiente Geld einige Glas Grog mehr als früher, und der sanfte Schimmer auf der energischen Nase wurde immer röthlicher, und immer melancholischer der Zug um den Nußknackermund. — — —

Einmal noch hatte er den Versuch gemacht, wenigstens von dem entehrenden Wasserbade frei zu kommen. Aber die Frau Direktor hörte die bebende, erstickte Stimme kaum, und für die gekränkte Künstlerehre hatte sie nur ein Achselzucken.

Sie?! Wozu sind Sie denn sonst zu brauchen?! Freuen's sich, daß Sie Ihre Arbeit haben!

* * *

Und „Wozu bist Du denn sonst zu brauchen?!“ hatte in einer ehelich erregten Stunde auch einmal „Miß Elisa“, seine Gattin, zu ihm gesagt, die es geschickt verstanden hatte, sich bei ihrer hohen Prinzipalin in Gunst zu bringen, und die deshalb trotz ihrer vorgeschrittenen Jahre einige „Füllnummern“ sogar in den Abendvorstellungen erhielt. Und sein schönes Töchterchen, das gerade im Begriff war, die mühevolle Leiter empor zu einem Stern am Cirkushimmel zu erklimmen, sah mit Herablassung auf den armen Vater herab, der da tief unter ihr an den Banden stand, und, wenn sie arbeitete, Stallmeisterdienste für sie that.

Ja — Er! Wozu war er noch zu gebrauchen?!

* * *

Nun kam auch noch die Sorge ins Haus.

Sein Töchterchen war bei der Voltige, die sie jetzt anfing zu arbeiten, gestürzt und mußte eine Zeit lang auf das Sorgsamste zu Hause gepflegt werden.

Und Mr. Bendetti, der Weib und Kind trotz aller ihrer hochmüthigen Behandlung seiner armseligen Person zärtlich liebte, gab alles für die kranke Tochter dahin, und als auch sein letzter Groschen verzehrt war, da that er den schwersten Schritt. Er ging hin und versetzte seinen größten Stolz, sein zärtlich geliebtes Armband, und als er es dem Pfandleiher in die knöcherne Hand legte, da fiel auf den glitzernden Stein eine glitzernde Thräne.

Abend für Abend machte er, jetzt bereits nicht mehr als Vertreter, sondern als ordentliches Mitglied der „nassen Eskorte“, wie sie die Artisten spottend nannten, auf seiner steifen Mähre den Sprung ins Wasser mit, und den dauernden Stockschnupfen, den er sich dabei geholt, kann kein Grog der Welt mehr vertreiben.

Aber tiefer als Schnupfen und Sorge und Schmerz nagt etwas anderes an seinem Herzen: seine gedemüthigte Lage, und ohnmächtig bäumt sich der alte Stolz gegen seine Erniedrigung auf.

Da — — mit einem Male, unerwartet, ungeahnt leuchtet über dem Leben des verachteten Mr. Bendetti ein Hoffnungsstern auf. Wo er sie nie vermuthet und nie gesucht hätte, erscheint ihm die Hilfe und die Rettung aus seiner elenden Lage.

Wie das kam?

* * *

Mr. Bendetti hatte im Cirkus Lehfeld einen Leidensgenossen, der Mr. François hieß und Klown war. Auch seine Arbeit fand vor den strengen Augen der Frau Direktor keine Gnade, und da er keine diplomatische Frau und kein vielversprechendes Töchterchen sein eigen nannte, erhielt er eines Tages ohne Weiteres den Laufpaß.

Besagter Mr. François erfreute sich aber eines anderen Besitzes: er hatte einen Esel, den er in der Arena produzirte.

Dieser Esel jedoch arbeitete ebenso schlecht wie sein Herr. Es war kein genialer Cirkusesel. Er machte nur die alten abgeleierten Tricks — und auch diese nicht einmal sicher.

Als Mr. François den Cirkus Lehfeld verließ, um eine Kneipe in seiner Vaterstadt zu eröffnen, verkaufte er seinen Esel an den „dummen August“ der Gesellschaft, der mit ihm gleich am ersten Abend gründliches Fiasko machte.

Seitdem stand der Esel unbenutzt und verachtet in einem engen Winkel des Cirkusstalles. Niemand kümmerte sich um ihn, niemand gab ihm einen Leckerbissen, wie es sein früherer Herr gethan hatte.

Und der arme Esel fühlte das Unwürdige seiner Stellung.

Den Kopf tief zur Erde gesenkt, die Ohren schlapp herunterhängend, die Augen trübe und traurig — so stand er tiefsinnig Tag für Tag in seiner Ecke.

Nicht über sein Antlitz nur, — über die ganze graue matte Eselsgestalt war Melancholie gebreitet, und jämmerlich klang sein schwermüthiges J—a, J—a durch den Stall.

Und er war mit Recht gekränkt. Denn er war gar nicht so ein dummer, nichtsnutziger Esel, wie die unverständigen Menschen meinten. Nicht alle Esel können dieselben Gaben haben — er aber besaß seine ganz eigenen. Er hatte vielleicht Genie. —

Freilich — ein Genie muß entdeckt werden! Beim Menschen wie beim Esel.

* * *

Zu diesem Esel fühlte Mr. Bendetti einen eigenen Zug der Sympathie.

Wenn er ihn so verlassen in seiner engen Ecke stehen sah, und das Bewußtsein seiner unwürdigen Behandlung aus seinen traurigen Blicken sprach, dann sah er in ihm eine stumme Mahnung an frühere Größe, ein Abbild der eigenen gebrochenen Existenz. — — —

Als aber Herr Bendetti seinen Freund infolgedessen des öfteren aufsuchte, da fiel ihm Eins auf:

Wie eigenthümlich nämlich und anhaltend meist dieser Esel sein wehmüthiges J—a, J—a durch den Stall schrie — in ganz anderer Tonart wie die Esel, deren Bekanntschaft er bis dahin gemacht.

Und da — mit einem Male blitzte ein seltsamer Gedanke durch den Kopf des Herrn Bendetti und gewann bald reifere Ausgestaltung.

„Brav, Eselchen, brav!“ sagte er jedesmal, wenn der Esel sein J--a, J—a ertönen ließ, klopfte freundlich seinen Hals, und stets war ein Stück Zucker oder eine Rübe bereit, das Grauthier zu weiteren Produktionen seiner Kunst zu ermuntern.

Nun gibt es natürlich auch eine gewisse Eselseitelkeit.

Unser Langohr merkte, daß es plötzlich aus seiner Vergessenheit und Unwürdigkeit herausgerissen war, daß es wieder mit Rüben und Zucker gefüttert wurde, wie einst in längst vergangenen Tagen.

Es merkte aber auch, daß diese noble Behandlungsweise jedesmal eintrat, wenn es sein Geschrei hatte ertönen lassen.

Nun daran sollte es nicht fehlen!

Immer anhaltender, immer lauter, traurig oft und sehnsuchtsvoll, wenn es noch keinen Zucker und keine Rüben empfangen hatte, frohgestimmt und jubelnd, wenn es mit seiner Lieblingsspeise belohnt war, drang sein J—a, J—a durch den Stall.

Und während die Artisten und Kutscher über das „widerliche Vieh“ und sein „unverschämtes Gebrüll“ nicht genug schelten konnten, machte Herr Bendetti, ohne je ein Wort zu verlieren, ein immer verschmitzteres Gesicht, und immer listiger blinzelten die runden Augen.

Der Esel aber ließ ohne Murren so manchen Puff und Peitschenhieb der erzürnten Kutscher über sich ergehen.

Wußte er jetzt doch, daß ein Genie es niemals allen recht machen kann und seitens unempfänglicher und gefühlloser Menschen oft unwürdiger Behandlung ausgesetzt ist.

Allmählich wurde er klug, ließ seine Kunst nicht mehr vor Menschen ertönen, denen jedes Verständniß dafür fehlte, und nur wenn Mr. Bendetti an seine Krippe trat, erscholl sein J—a, J—a, dann aber um so anhaltender und in allen Tonarten.

Mr. Bendetti aber suchte seitdem seinen Freund nur auf, wenn der Stall leer war, und sie sich beide wenig beobachtet wußten.

Dann paßte er seine von Natur wenig melodische Stimme dem Kameraden an. Und, sowie er zu singen an=

fing, fiel der Esel mit seinem J—a, J—a ein, und das gab dann ein so komisches Duett, daß Herr Bendetti Thränen [illegible]e mußte, und wieder meckerte der Esel dazu sein J—a, [illegible]—, [illegible]aß es wie ein Lachen klang.

Da triumphirte Mr. Bendetti. — —

Nun blieb nur noch ein Trick, der war einfach und den würde der gelehrige Esel auch bald begriffen haben!

* * *

Eines Abends saß Herr Bendetti im Cirkus-Restaurant beim vierten Glase Grog, das er nach eben genossenem Bade trank, dem „dummen August“ gegenüber, der mit seinem wirklichen Namen Karl Lebekügel hieß, und ein griesgrämiger Mann war.

„Lebekügel“, sagte er da plötzlich, „ich wollte Dich schon immer mal um eine Kleinigkeit bitten.“

„Dann schieß man los, Bremse. Du willst mich natürlich anpumpen.

Herr Bendetti machte ein vornehm indignirtes Gesicht.

„Ich denke nicht daran. Ich wollte Dich nur fragen, ob Du mir den alten Esel da im Stalle — dem François seinen, den er Dir geschenkt hat — vielleicht verkaufen willst.

Karl Lebekügel blickte erstaunt auf.

„Nun sieh mir einer die Bremse an! Willst ihn wohl zum nächsten Sonntagsbraten haben oder eine Krankensuppe daraus brauen für Deine schöne Puppe zu Hause!“

Und Herr Lebekügel lachte aus vollem Halse.

„Nichts von alledem“, erwiderte Herr Bendetti.

„Aber haben sollst Du ihn, Bremse. Ich schenke ihn Dir — für eine Lage Grog für den Tisch!“

„Ich will ihn nicht geschenkt haben. Die Lage Grog gebe ich außerdem, und für den Esel zahle ich Dir fünfzig Mark.“

Lebekügel schlug mit der harten Hand auf die Tischplatte.

„Abgemacht — topp! Die Gesellschaft hier ist Zeuge. Wenn die Bremse toll geworden ist, kann ich nichts dafür.“

Herr Bendetti aber nahm wieder seine verschmitzte Miene an, kramte aus allen Taschen die fünfzig Mark zusammen, die er im Wasser verdient und im Grog noch nicht ausgegeben hatte, und zahlte sie seinem Kollegen baar auf den Tisch.

„Und nun noch eine Lage Grog! Aber die ankreiden! Mehr habe ich beim besten Willen nicht! Und dann noch eins, Lebekügel. Du bist so gut und schreibst mir sogleich eine Quittung.“

„Ueber den Esel — für den Esel! Na, nichts für ungut, Bremse — bei das jute Geschäft. Und die Quittung sollst Du haben — sofort! Aber eins laß Dir gesagt sein, Bremse, Wiedernehmen den Esel ist nicht!“

* * *

Am nächsten Tage betrat Herr Bendetti das Büreau des Cirkus, in dem die Frau Direktor mit sehr mißmuthiger Miene saß. Denn der Geschäftsführer hatte ihr soeben die Kassenbücher gebracht, und sehr viel Erfreuliches war aus ihnen nicht zu entnehmen.

„Ich habe eine Bitte an die Frau Direktor“, begann Herr Bendetti mit schüchterner Stimme.

„Was wollen Sie denn schon wieder, Bremse?“ fragte die Gestrenge nicht gerade ermuthigend.

„Ich möchte die Frau Direktor nur bitten, mir morgen ein kurzes Entree in der Vorstellung zu bewilligen.“

„Ihnen!? — Ein Entree?! Menschenskind, was wollen Sie denn damit? Womöglich Ihre langweilige Jockeiarbeit?! Damit, bitte, verschonen Sie uns. Sonst laufen mir noch die paar Leute heraus, die ich jetzt mühsam genug in den Cirkus kriege.“

Herr Bendetti unterdrückte jede Empfindlichkeit, er fühlte sie nicht einmal.

„Nein, Frau Direktor“, sagte er und machte eine halb verlegene, halb wichtige Miene, „ich habe dieses Mal etwas ganz Neues. Ich — — ich will mit dem Esel arbeiten.“

Das war der Frau Direktor über den Spaß.

„Wa—as?! schrie sie auf den unseligen Artisten ein, „mit dem Vieh, dem blödsinnigen, wollen Sie arbeiten, mit dem der François und der Lebekügel sich schon genug blamirt haben. Sind Sie verrückt geworden, Bremse?!

Herr Bendetti ließ die Wuthausbrüche der gestrengen Prinzipalin wieder mit großer Ruhe über sich ergehen. Als die Frau Direktor sich aber einigermaßen beschwichtigt hatte, bat er so inständig, daß diese sich wenigstens zu der Frage herabließ:

„Was wollen Sie mit der Bestie denn arbeiten?

„Das ist — mein Geheimniß.“

Und Herr Bendetti machte ein so überlegnes Gesicht, daß die Frau Direktor lachen mußte.

„Morgen ist gar kein Gedanke daran. Das schlagen Sie sich aus dem Sinn, Bremse. Wenn Sie aber auf diese Dummheit verrannt sind, dann meinetwegen — übermorgen bei der Klownvorstellung. Da giebt es ja genug Blödsinn — da können Sie sich auch auslachen lassen, wenn es Ihnen solchen Spaß macht.“

„Ich danke Ihnen, Frau Direktor, und bitte, für meine Nummer aufs Programm zu setzen: „Mr. Bendetti und sein singender Esel.“

* * *

Und „Mr. Bendetti und sein singender Esel“ so stand es auf dem Programm der Klownvorstellung zu lesen zum Ergötzen des Publikums, zum Ergötzen vor allem der Artisten, die sich alle, soweit sie nicht beschäftigt waren, zu diesem Entree theils unter den Stallmeistern, theils auf der ihnen zugehörigen ersten Bank des Sperrsitzes eingefunden hatten.

Und als seine Nummer gekommen war, und die Musik die von ihm ausgewählte Weise intonirte, die sehr elegisch und schmelzend einsetzte, da betrat Herr Bendetti in tadelloser Stallmeisterkleidung die Arena, verneigte sich mit der Grandezza eines Königs, klatschte mit der langen Peitsche, und stolzen Frohsinns über den längst nicht gewohnten Anblick des erleuchteten Cirkus kam sein treues Langohr in die Arena gehüpft mit rother, goldgestickter Decke, breitem Stirnband und hochwallendem Federnstrauß zwischen den langen Ohren.

Herr Bendetti ließ ihn die übliche Gangart und die alten Eselskunststücke arbeiten, er führte sie sicherer aus, denn je, aber das Publikum kannte die meisten; es langweilte sich und wurde ungeduldig.

Die Artisten zuckten die Achsel, die Frau Direktor aber, die in ihrer Loge thronte, sandte bald verächtliche, bald wutherfüllte Blicke auf den armen Dresseur.

Mit einem Male gab Herr Bendetti dem Kapellmeister ein Zeichen.

Die Musik verstummte.

Eine erwartungsvolle Pause trat ein.

Dann pfiff Herr Bendetti.

Sofort unterbrach der Esel seinen Lauf und trat dicht neben seinen Herrn in die Mitte der Arena.

Herr Bendetti sah das Grauthier verständnißvoll an. Dieses erwiderte seinen Blick.

Im Publikum lachte man vereinzelt — dann trat athemlose Stille ein.

Und nun begann Herr Bendetti zu singen — erst leise, dann lauter und lauter.

Und sein Esel fiel ein — leise und laut, fröhlich und traurig, wie Herr Bendetti vorsang: J—a, J—a, J—a, J—a.

In der Zuhörerschaft brach eine Heiterkeit aus, ein Lachen und Jauchzen und Jubeln, wie es den ganzen Abend über nicht gehört worden war. Und die Artisten stimmten widerstandlos alle ein, und selbst über das finstere Antlitz der Frau Direktor glitt es jetzt wie heller Sonnenschein.

Plötzlich legte sich Herr Bendetti, dem von Natur aus ein gutes Stück Cirkusklown mitgegeben war, auf den Rücken mitten in die Arena und lachte aus Leibeskräften mit.

Sofort that der Esel dasselbe, wälzte sich im Sande, streckte die Beine von sich und ließ dazu sein meckerndes J—a, J—a, J—a, J—a, J—a ertönen.

Da war es um das Publikum geschehen.

Solche Scherze sind nach seinem Geschmack!

Immer tosender durchbrauste der Beifall den großen Cirkus und immer wieder mußte Mr. Bendetti und sein Esel in der Arena erscheinen.

Die Artisten aber und die Frau Direktor waren sich klar, daß diese Nummer ein „Reißer" ersten Ranges geworden war.

* * *

Und „Mr. Bendetti und sein singender Esel" — so stand es jetzt Tag für Tag auf dem Programme des Cirkus Lehfeld. Das leer gewordene Haus bevölkerte sich wieder, alles strömte in den Cirkus, um Mr. Bendetti zu sehen und seinen singenden Esel.

Mr. Bendetti aber nutzte seinen Erfolg sehr klug aus. Jetzt hatte er die Macht, und er stellte der Frau Direktor für jedes fernere Auftreten Bedingungen, welche der sparsamen Dame manchen Seufzer entlockten, für ihn aber recht vortheilhaft waren.

* * *

Groß stand von jenem Abend an Mr. Bendetti da — aber größer noch als er — — sein Esel.

„Asinus imperator" so nannte ihn ein humanistisch gebildeter Artist, der bis zur Quarta auf einem Gymnasium gegangen war und seine Wissenschaft bei gegebener und nicht gegebener Gelegenheit leuchten ließ.

Und Mr. Bendetti lächelte sehr geschmeichelt zu diesem Kompliment, das er nicht verstand. Und sein Esel quittirte darüber mit einem kurzen J—a, J—a und verzehrte dazu eine Portion von Zucker und anderen Leckerbissen und ließ sich streicheln und liebkosen von zarten und von rauhen Händen und jeden Abend sich bewundern und bejubeln.

Aber alles das nahm er hin mit sehr gelassener, fast gleichgiltiger Miene wie etwas Selbstverständliches, gleich als wollte er sagen: „Ich habe ja immer gewußt, was an mir war. Nur Ihr habt mich erst entdecken müssen!" Und der Abglanz seines Ruhmes fiel dann wie ein Glorienschein auf das eckige Haupt von Mr. Bendetti.

Der aber sprang seitdem niemals mehr in das Wasser. Der Stockschnupfen wich, und wo das ehemalige Mitglied der „nassen Eskorte" sonst scheel angesehen und verachtet war, da zog man jetzt ehrerbietig vor ihm den Hut oder beneidete es. Miß Elisa aber und ihr genesenes Töchterlein wetteiferten von Stunde ab in Bewunderung vor dem gefeierten Vater. Das Künstlerherz des Herrn Bendetti jedoch schlug, diese Beiden kaum ausgenommen, für niemand so zärtlich als für seinen größten Wohlthäter — seinen Esel.

* * *

Auch mir ward die Freude zu Theil, Mr. Bendetti wieder zu sehen.

Als ich eines Tags durch die Karlstraße in Berlin ging, fiel mein Blick auf ein großes Plakat an einer Anschlagsäule.

„Cirkus Busch" stand darauf, und darunter: „Gastspiel von Mr. Bendetti und seinem singenden Esel".

So hielt Mr. Bendetti seinen Siegeseinzug in den berühmten Cirkus, den er damals so gedemüthigt verlassen mußte.

Ich sah ihn den Abend Triumphe feiern, sah ihn den folgenden Nachmittag an seinem gewohnten Platze im alten Café, und ich konnte meinem Freunde in seine polnische Siesta der Wahrheit gemäß berichten, daß Mr. Bendetti den großen Kopf niemals so hoch getragen, daß sein rundes Auge niemals so listig geblinzelt, und der glitzernde Stein an dem längst wieder eingelösten goldenen Armreif niemals so stolz gefunkelt habe als an jenem Nachmittag, nachdem seine Künstlerehre so glänzend wiederhergestellt war.

Und wem hatte er alles das zu verdanken?!

Einem Esel!

Danzig. Arthur Sewett.

Sophus Michaelis „Aebelö". Roman. Wiener Verlag. 1900. Deutsch von Marie Herzfeld.

Ein Liebesroman aus der dunkeln mittelalterlichen Zeit; Sehnsucht, Trotz und Qual, endliche Vereinigung eines jungen Ritters und eines schönen adeligen Fräuleins, Liebeszwiste und die Wirrungen stolzer Herzen in einer einsamen Natur.

Aebelö ist eine stille Insel hoch oben im Norden. Die Romantik der Gefühle, — die Liebe junger Seelen ist ja auch ohne Kostüm immer so romantisch, und Romantik ist eben Jugendkunst, Jugendphantastik und Spiel und Traum und Leben der Jugend — noch hier in das romantische Zeitalter der Rüstungen, der Reiherbeizen und Minnelieder, der Fehden und Abenteuer als in die strahlende, natürliche Folie voll Schimmer eingesetzt, macht dieses Buch, in dem so viel Heldenmuth und Minne aufklingt, doch seltsam weich und schwärmerisch, alle Sentimentalität und Feinheit der Worte und Gedanken, einer raffinirten Psychologie wird hier noch mit dem Purpur der fremden Zeit umhüllt. Eine solche Fülle in den knappen Raum des einfachen Motivs gedrängt, unser heutiges Liebesempfinden und Naturgefühl mit unsern Worten in die Vergangenheit versetzt, um so den Einzelfall zum ewigen Gleichniß aufzuhöhen, die ganze lichte Ueppigkeit einer heißen, erotischen Dichternatur in diesen Stoff gegossen, wie aromatisches, kostbares Oel in eine alterthümliche Schale, den heftigsten Stimmungsinhalt in die heftigste Stimmungsform, dies alles macht das Buch trotz seines so ganz natürlichen Ursprungs seltsam künstlich. Und die Geschichte dieser zwei Naturkinder aus der grauen Sagenvorzeit wirkt wie eine wunderliche, ästhetische Verkeidung, voll schwülem Reiz und pathetischem Raffinement. Als habe ein heutiger Dichter, ein Verliebter von heute einmal altnorwegisch kommen wollen. Er ist uns willkommen, denn er ist ein Dichter, und sein Gedicht ist wundervoll und doch, wie viel hat er und sein Gefühl, seine Stimmung und sein Gedanke an Natur abgeben müssen bei dem zierlichen und schweren Umweg in alte Vergangenheiten.

Die Urwelt, die Historie, das Kostüm können von uns kaum naiv empfunden und dargestellt werden ohne Verleugnung der eigenen Persönlichkeit. Wir legen zu viel von unserem momentanen heutigen Gefühl hinein, von unserer Art zu sehen und die Dinge nach uns zu stimmen. Wir kommen wohl auf diese Weise dazu, die Vergangenheit zu verstehen, indem wir ihr Typisches auf das unsere zurückführen, aber der ganze dichterische Vorgang ist zu subtil, künstlich und fein, um jene einfache Naivetät zu behalten, welche ja doch das höchste Zeichen der höchsten Kunst bleibt, welche eben Kunst ist, indem sie Natur bleibt.

Der Genuß an solchem auserlesenen Prachtstücke der Litteratur bleibt trotzdem ein außerordentlicher, und wir haben alle Ursache, der Uebersetzerin zu danken, die ihn ausgezeichnet vermittelt, nicht ohne einiges vom unwillkürlich-pretiösen Wesen des Originals in ihre Uebersetzung übernommen zu haben (z. B. die rastlose, wie von Entzücken über das seltene Wort berauschte Wiederholung des Adjektivs „klamm" in den verschiedensten Bedeutungen bei den verschiedensten Substantiven).

Wien. Otto Stoeßl.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 30. Berlin, den 27. April 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Ein beachtenswerthes Bekenntniß findet sich in der Politischen Korrespondenz der letzten Nummer der „Preußischen Jahrbücher". Es wird in jenen Darlegungen der Augenblick herbeigesehnt, da der Plan des Mittellandkanals unausgeführt im Nichts verschwinde; das sei das Beste; und es wird — mit einigen Vorbehalten freilich — für eine Erhöhung unserer Agrarzölle eingetreten, wiewohl es noch besser wäre, dem Großgrundbesitzerstand durch anderweitige Zuwendungen hilfreich beizustehen.

„Ich halte es für richtig, unseren Großgrundbesitzerstand sozial möglichst zu stärken, den Agrariern für ihre wackere Haltung in der Flottenfrage Erkenntlichkeit zu zollen und überhaupt, da, solange Herr Richter lebt, unsere Linke politisch unbrauchbar bleiben wird, das Verhältniß der Regierung zur Rechten aufrecht zu erhalten."

Der Grundsatz ist gewiß nicht wenig überraschend, daß die „wackere Haltung" der Agrarier in einer Frage der Landesvertheidigung — gegenüber der „gräßlichen Flotte" nämlich — durch eine Anweisung auf den Geldbeutel aller Brotesser — auch der Aermsten — honorirt werden soll. Ueber das Wesen dieses Patriotismus gegen Baar soll hier nicht gesprochen werden; eines ist aber jedenfalls sicher; die obigen Darlegungen, die den Kanal zu allen Teufeln wünschen, und die den Agrariern auf die eine oder die andere Weise die Taschen füllen wollen, müssen in dem Gemüthe jedes Anhängers des Bundes der Landwirthe dankbare Empfindungen auslösen. Allein — und das ist das Wichtigste — selbst diese für die Großgrundbesitzer so überaus wohlwollenden Ausführungen enthalten einen bitteren Kern.

„Die große Frage ist ja: nicht, ob unsere Regierung die Zollerhöhung will, sondern, ob die russische und andere Regierungen auf dieser Basis Handelsverträge abschließen werden. Ohne Handelsverträge können wir nicht mehr leben."

Wirklich, in diesem Bekenntniß eines aufrichtigen Freundes der Agrarier liegt der Schlüssel der Situation. „Ohne Handelsverträge können wir nicht mehr leben." Das wird hier von einem Manne ausgesprochen, der voller Sympathien für die Bestrebungen der Agrarier ist.

Die Folgerung für die praktische Politik, die sich aus jenem Vordersatz ergibt, ist eine außerordentlich einfache. Wenn wir ohne Handelsverträge nicht leben können, so darf eine Regierung voll Voraussicht nichts thun, was den Abschluß von Handelsverträgen außerordentlich erschweren muß, vielleicht unmöglich macht; also keinen Maximal-, keinen Minimaltarif, sondern freie Hände für die Regierung, die Gefahr läuft, uns in wirthschaftliche Kämpfe zu stürzen, wenn sie mit einer Marschroute in die Verhandlungen eintritt, die im Maximal- und Minimaltarife von den Agrariern vorgezeichnet ist.

„Können wir aber ohne Handelsverträge nicht leben", so ergibt sich noch eine zweite Folgerung.

Man mag mit den Agrariern so langmüthig sein, wie man will, einmal muß der Augenblick kommen, da die Agrarier entweder freiwillig bereit sind, die Lebensbedingungen des modernen Staates anzuerkennen, oder da sie zu dieser Anerkenntniß von der Regierung und vom Lande durch die Mittel der Verfassung gezwungen werden müssen.

Die preußische Geschichte lehrt nun, daß je langmüthiger und je energieloser die Regierung ist, um so intransigenter bleibt das Junkerthum. So war es immer; so wird es auch diesmal sein.

Die heutige schwachmüthige Politik der Regierung führt somit unmittelbar vor zwei Möglichkeiten. Entweder es gibt die Regierung schließlich die Lebensbedingungen des modernen Staates preis, und wir treiben den schwersten inneren Verwicklungen entgegen; oder je später die Energie der Regierung erwacht, um so härter wird der Kampf mit dem sich von Woche zu Woche immer fester in sein bündlerisches Programm verbeißenden Junkerthum sein.

Der Leitsatz des Grafen von Bülow: „nur keine inneren Krisen" in jener Anwendung, wie wir sie heute erleben, bedeutet das ängstliche Vermeiden der Energie im Anfang, um dann später um so sicherer in ernsteste Krisen zu gerathen.

Und unter diesem poltischen Gesichtspunkt muß auch die Kanalvorlage betrachtet werden.

Ihre wirthschaftliche Bedeutung ist dadurch klargestellt, daß die wirthschaftlichen Kreise, die an ihr ein Interesse haben können, für sie sind. Ihre militärische Bedeutung ist von militärischen Sachverständigen nachdrücklich hervorgehoben worden. Bleibt ihre rein politische Bedeutung übrig, und die ist sehr groß.

Wenn die Regierung auch beim zweiten Anlauf nicht über die Hindernisse hinwegkommt, und wenn der Kaiser trotz seiner energischen Aeußerungen, ohne die konstitutionellen Mittel erschöpft zu haben, sich dem Diktat des Agrarierthums unterwirft, so beginnt damit für die preußische Krone eine neue Epoche, wie sie seit den unglücklichen Tagen Friedrich Wilhelms IV. nicht mehr zu verzeichnen gewesen ist, und der Zusammenbruch der Regierung vor dem Ansturm der Agrarier bei dieser weit leichteren Aufgabe läßt die Hoffnung schwinden, daß wir gegen die Agrarier zu Handelsverträgen kommen, „ohne die wir nicht leben können".

Faßt man die weiteren Folgen, die eine unglückliche Entwicklung unserer inneren Politik haben kann, ins Auge, so darf man ohne Uebertreibung sagen, der Kampf um Zustände, „bei denen Deutschland leben kann", ist in der That ein Kampf um die Existenz. Der Augenblick ist also ernst genug. Leider hat die Regierung bisher nicht bewiesen, daß sie der Schwierigkeit der Lage gewachsen ist — und leider muß man zugeben, daß auch die Bevölkerung noch vielfach genau so energielos und so fatalistisch entschlußlos, wie das Ministerium ist.

Zuwarten und Zusammenstöße vermeiden kann gut sein, wenn zu erhoffen ist, daß die Schwierigkeiten sich allmählich von selbst ebnen werden; aber Zuwarten und Zusammenstöße vermeiden ist dann unverantwortlich, wenn jede Verzögerung die Heftigkeit des Kampfes vermehren und die Wahrscheinlichkeit des Sieges vermindern muß.

Nicht die Kritik des Auslandes und nicht die Kritik der eigenen aufgeklärten Opposition hat England die Erleuchtung über die Verderblichkeit des Südafrikanischen Krieges gebracht. Diese Erleuchtung ging von dem Budget aus, das Sir Michael Hicks-Beach am vergangenen Donnerstag dem Unterhause vorgelegt hat. Sir Michael schätzt das Defizit auf 41 Millionen Pfund; also auf 820 Millionen Mark, und er verlangt eine Anleihe von 60 Millionen Pfund, das sind 1200 Millionen Mark. Die Kosten des Krieges können damit bis jetzt veranschlagt werden, auf 148 Millionen Pfund oder auf rund 3 Milliarden Mark. Wenn man bedenkt, daß der siegreiche Krieg des Jahres 1870 uns eine Kriegsentschädigung von 5 Milliarden Mark eingebracht hat, so gewinnt man einen Maßstab zur Beurtheilung jenes südafrikanischen Kolonialkrieges, der im Handumdrehen und ohne große Anstrengungen mit einer riesigen Vermehrung des englischen Besitzes endigen sollte, und statt dessen das immer noch andauernde Ringen um ein verwüstetes Land, mit der Aussicht als Sieger über eine Bevölkerung zu triumphiren, die England haßt, genau wie die Iren England hassen, und eine vorläufige Ausgabe von 3 Milliarden Mark.

Das ist das Ergebniß in großen Linien und nun die Details.

Der Export der Kapkolonie ging von rund 23 Millionen Pfund im Jahre 1899 auf rund 8 Millionen Pfund im Jahre 1900 herab; zum Ruin der Republiken der Ruin des eigenen Besitzes; und weiter: die Rückwirkung auf die wirthschaftliche Lage des Mutterlandes. Die Einkommensteuer soll erhöht werden; die Zuckereinfuhr soll durch Zölle erschwert werden, die Kohlenausfuhr soll mit Zöllen belegt werden. Das sind Eingriffe von großer Tragweite in das blühende wirthschaftliche Leben des Vereinigten Königreichs; unheilvolle Eingriffe, und dem entsprechend ist das untrüglichste Barometer des Volkswohlstandes gefallen. Englische Konsols, die 114 gestanden haben, sind heute bis auf 95 herabgegangen; das ist ein Kursverlust von 19 Prozent, ohne daß England in einen Krieg großen Stils verwickelt gewesen wäre.

Dieser „kleine" Krieg hat England schwere Wunden geschlagen daheim, und das englische Ansehen ist überall gesunken. Am empfindlichsten in Asien. Die Zeche, die dort England zu bezahlen haben wird, läßt sich bis jetzt gar nicht überblicken.

So ist das Ergebniß eines Krieges beschaffen, den die englische Staatskunst der Chamberlain und Rhodes mit allen Mitteln diplomatischer Geschicklichkeit und mit allen Mitteln der Konquistadoren-Brutalität provozirt hat.

England ist furchtbar gestraft worden. Ein um so größeres und ein bewundernswerthes Zeichen englischer Selbstbeherrschung und englischer Standhaftigkeit ist es, daß die Bevölkerung nicht die eigenen Fehler jetzt feig ausschließlich auf die Führer wirft. Es gibt wenig Nationen, die im tiefsten Innern so gesund sind, um ohne politische Würdelosigkeiten über solche Lagen hinwegkommen zu können. Darum darf man auch hoffen, daß die südafrikanische Politik Englands eine Episode bleibt, und daß jene chauvinistischen Kräfte, die für diese unglückliche Episode die Verantwortung tragen, ausgeschaltet werden.

Deutschland hat nicht das geringste Interesse daran, daß England langsam herabsinke, wie das in russischen und französischen Zeitungen vielfach prophezeit wird. Vielleicht daß jetzt auch endlich ein billiger Ausgleich in Südafrika zu Stande kommt. Eine verständige englische und eine verständige deutsche Politik haben durchaus keinen Anlaß, einander feindlich entgegenzutreten. Jede ernste Schwächung Englands ermöglicht es den russischen und französischen Kräften, stärker auf Deutschland zu drücken; wie jede Schwächung Deutschlands den Druck Frankreichs und Rußlands gegen England vermehren würde. Als moderne Handelsstaaten und als moderne Friedensstaaten gegenüber russischem und französischem Chauvinismus haben England und Deutschland verwandte Aufgaben zu lösen, und sie können sich bei der Lösung dieser Aufgabe wechselseitig unterstützen.

Heute, nachdem die Chamberlain-Rhodessche Politik der Abenteuer, die für alle Welt und auch für uns gefährlich war, bankerott ist, müssen wir wünschen, daß jede weitere Schwächung Englands hintenangehalten werde, und wir wollen zugleich im Interesse des politischen Gleichgewichts der Welt wünschen, daß auf die englische Politik der Ueberschätzung der eigenen Kraft nicht eine englische Politik timider Abkehr von internationalen Fragen folgen möge; sie würde um so sicherer die Unternehmungslust internationaler Abenteurer zum Nachtheil des Weltfriedens entfesseln.

Der klerikale Vorstoß in Oesterreich war keine Improvisation; es hätte der nachfolgenden Ereignisse nicht bedurft, um diese Annahme zu bestätigen.

Auf die Uebernahme des Protektorats des klerikalen Schulvereins durch den Thronfolger ist eine Demonstration der klerikalen Kreise in den Straßen von Wien gefolgt, und noch unzweideutiger wurden die Zeitungen und die Redner. Ein ultramontaner Redner faßte die Lage in die Worte zusammen: Unser Wahlspruch ist: Rom und Oesterreich — wohlgemerkt steht Rom an erster und das österreichische Vaterland an der zweiten Stelle. Gegen die protestantische Bewegung, gegen die deutsche Bewegung, gegen den Liberalismus und auch gegen das Ministerium Körber richtet sich ganz angenscheinlich der Ansturm der Klerikal-Feudalen, des katholischen Junkerthums in Oesterreich.

Zu den akuten, nationalen Gegensätzen ist jetzt auch der Gegensatz zwischen Orthodoxie und Aufklärung in dem armen

Lande in akuter Form hinzugetreten, und wir können uns in Deutschland darüber nicht täuschen, daß alle jene Elemente, die den inneren Zusammenhalt Oesterreichs bedrohen, — Czechen und andere interessante Völker, Klerikale und Feudale, — auch die versteckten oder offenen Feinde Deutschlands und damit Feinde des deutsch-österreichischen Bündnisses sind. Jede Verschlimmerung der Lage in Oesterreich bedeutet aber zugleich eine Gefährdung der Stabilität der internationalen Verhältnisse.

Aus China nichts Neues. Sollten wir dem endgiltigen Frieden näher kommen, so ist die Annäherung doch so winzig, daß sie auf die weite Entfernung von Europa her überhaupt nicht mehr wahrzunehmen ist.

* * *

Die deutsch-amerikanischen Handelsbeziehungen.

Herr Dr. Ballod, welcher für die vom Verein für Sozialpolitik herausgegebenen, zum Theil sehr dankenswerthen „Beiträge zur neuesten Handelspolitik Deutschlands" in vorgerückter Stunde das Korreferat zu der von Dr. Fisk gegebenen Darstellung der „Handelspolitik der Vereinigten Staaten 1890—1900" übernommen hat, beschäftigt sich u. A. auch mit der Eventualität eines Zollkriegs zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten. Er gehört nicht zu denjenigen, die da meinen, das Deutsche Reich „habe diese Eventualität zu suchen". Welcher Denkende, dem bekannt ist, daß die deutsche Industrie während des letzten Jahrzehnts, ungeachtet der unfreundlichen Maßnahmen der amerikanischen Handelspolitik im Jahresdurchschnitt für circa 365 Millionen Mark Waaren nach den Vereinigten Staaten ausgeführt hat, möchte auch eine solche selbstmörderische Politik empfehlen! Allein Dr. Ballod hält auch nicht dafür, Deutschland habe die Eventualität eines Zollkriegs mit Amerika besonders zu fürchten. Was er zur Begründung dieser Anschauung vorträgt, ist, wenn man einer jüngst in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" erschienenen Besprechung seiner Arbeit glauben darf, „zur Beruhigung der ängstlichen Gemüther" geeignet, „welche einen Schauder bei der Erörterung solchen Gedankens empfinden".

Wer sind — so müssen wir vor allem fragen — diese ängstlichen Gemüther? Die deutschen Agrarier sind es nicht. Sind sie doch, soweit sie nicht an der Zuckerindustrie interessirt sind, gerade diejenigen, die sich von einem Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten nur Vortheile — insbesondere in Gestalt höherer Getreidepreise — erwarten. Mit welchem Rechte? steht freilich dahin; denn die Erfahrungen, welche 1893 während des Zollkriegs mit Rußland gemacht worden sind, scheinen jene Erwartung nicht zu rechtfertigen. Soweit die Agrarier als Zuckerinteressenten betheiligt sind, wird ihre Aengstlichkeit, abgesehen von dem Vortheil, den sie sich in ihrer Eigenschaft als Getreideproduzenten versprechen, durch die Erwägung gemildert, daß der deutsche Zuckerexport nach den Vereinigten Staaten so wie so menschlicher Berechnung nach immer mehr zurückgehen und, wenn auch nicht schon in „einigen Jahren", wie der amerikanische Ackerbauminister Rusk prophezeit, so doch in absehbarer Zeit ganz aufhören wird. Freilich müßte die konsequente Verfolgung dieses Gedankens auch unsere Zuckeragrarier zu der Ueberzeugung führen, daß es mehr in ihrem Interesse gelegen ist, durch Förderung unserer lebensfähigen Exportindustrie und damit der Konsumfähigkeit des deutschen Arbeiters dem deutschen Zucker einen größeren, gesicherten einheimischen Markt zu gewinnen und damit gleichzeitig unsere Volksernährung in dieser Hinsicht auf eine ähnliche Stufe zu heben, wie in England und den Vereinigten Staaten, anstatt auf die problematische Erwartung einer Getreidepreissteigerung hin einen Zollkrieg mit der halben Welt heraufzubeschwören. Allein, wie gesagt, unsere Agrarier sind es nicht, welche diese Eventualität besonders fürchten. Auch die rheinisch-westfälischen Eisenindustriellen fürchten den Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten nicht. Im Gegentheil; sie sind es, welche unter Hinweis auf das gewaltige Anwachsen der amerikanischen Eisen- und Stahlindustrie und auf die in den letzten Jahren erheblich gestiegene Einfuhr der Erzeugnisse derselben in Deutschland — namentlich von Maschinen — mit den Agrariern nach Schutz gegenüber der amerikanischen Konkurrenz rufen. Daß im Uebrigen unsere Eisenindustrie auch auf dritten Märkten der amerikanischen Konkurrenz gewachsen ist, wird von Dr. Ballod überzeugend ausgeführt. Man weiß ferner, wie trefflich gerade dieser Theil unserer Industrie den inländischen Markt durch seine Kartelle auszubeuten verstanden hat.

Wer also sind die „ängstlichen Gemüther", die bei dem Gedanken an einen deutsch-amerikanischen Zollkrieg schaudern?

Es sind die Interessenten derjenigen deutschen Exportindustrien, die wie die chemische, Cement- und Porzellanindustrie auch seit Erlaß des hochschutzzöllnerischen Dingleytarifs von 1897 ihre Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten fortgesetzt gesteigert, oder wie die Baumwollwaaren-, Wolle- und Wollwaaren-, Leder- und Lederwaaren-, Kurzwaaren- und Spielwaarenindustrie ihre Ausfuhr wenigstens so ziemlich auf alter Höhe erhalten haben. Es sind ferner die Konsumenten amerikanischer Baumwolle, amerikanischen Petroleums und amerikanischer Fleischwaaren; die deutschen Rheder, Frachtversicherungsanstalten, gewisse Banken und Exporthändler, kurz alle, welche an der Erhaltung des mächtigen Güterverkehrs zwischen beiden Ländern ein wirthschaftliches Interesse haben.

Für jeden dieser Betheiligten nun hat Herr Dr. Ballod ein tröstendes Wort.

Zunächst weist er nach, warum der Zollkrieg, der ja ein „zweischneidiges Ding ist, zu dem man nur alleräußersten Falles schreiten sollte", nicht wohl zu vermeiden ist.

„So wie die Dinge liegen" — führt er aus — „ist . . . kaum anzunehmen, daß sich die Amerikaner gutwillig zu einer günstigeren Behandlung deutscher Waaren verstehen werden". So wie die Dinge zur Zeit liegen, d. h. solange sie nicht durch Erhöhung der Getreidezölle verfahren sind, ist diese Behauptung nicht richtig. Es besteht umsomehr Aussicht, im Wege eines Handelsvertrags gewisse Zugeständnisse von den Vereinigten Staaten zu erhalten, als dort bereits wieder eine lebhafte Bewegung gegen das im Dingleytarif auf die Spitze getriebene Prinzip des Hochschutzzolls im Werden ist, wie dies auch von Fisk angedeutet wird. Vor allem sind die meisten amerikanischen Industrien derart erstarkt und selbst an einer schonenden Behandlung ihrer eigenen Ausfuhr durch das Ausland interessirt, daß sie dem Verlangen auf Ermäßigung der Zölle, zumal der Zölle auf manche Luxuswaaren, dann gewisse Baumwoll-, Spielzeug- und Lederwaaren, an denen wir besonders interessirt sind, wohl kaum besonderen Widerstand entgegensetzen werden. Daß das Verlangen nach einer Reduktion des Zolltarifs in den Vereinigten Staaten in Bälde wieder mit Nachdruck erhoben werden wird, ist angesichts der lebhaften gegen die Trusts und ihre Preistreibereien gerichteten Bewegung nicht zu bezweifeln. Ihre Verquickung mit dem unseligen Silberproblem hat bisher die Macht dieser Bewegung gelähmt; in dem Maße, in welchem sie sich, wie vorauszusehen ist, davon frei machen wird, wird auch die Geneigtheit des Kongresses zu einer Ermäßigung des Zolltarifs wachsen. Es ist nicht anzunehmen, daß der amerikanische Konsument auf die Dauer die ungeheure Last, welche ihm die Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Systems auflädt, ertragen wird.

Aber selbst gesetzt den Fall, die Amerikaner lehnten jedes Ansinnen, die bestehenden Zölle zu Gunsten Deutschlands zu ermäßigen, beharrlich ab und führen fort, wie Dr. Ballod es ausdrückt, „sich in der Position des wirthschaftlich Stärkeren zu gefallen“, — wäre damit die Nothwendigkeit eines Zollkrieges erwiesen? Nach Dr. Ballod allerdings; nach ihm bleibt „als ultima ratio, wenn alle Verhandlungen nicht verfangen, . . . nur der Zollkrieg“ übrig. Denn nach seiner Ansicht ist es

„für Deutschland eine sehr ernste Frage, womit es in der Zukunft den immer stärker anschwellenden Einfuhrüberschuß aus Amerika bezahlen soll. Es wäre ein zu billiger Trost, wenn man darauf verweisen wollte, daß ja Deutschland im Handelsverkehr mit anderen Ländern die entsprechenden Gewinne machen kann, um damit seine Zahlungsverpflichtungen Amerika gegenüber zu decken“.

Diese merkwürdige Argumentation setzt voraus, was angesichts der Erfahrung früherer Jahre noch keineswegs feststeht, daß die deutsche Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten in Zukunft beharrlich zurückgehen, die amerikanische Einfuhr ebenso beharrlich zunehmen wird. Nun ist das eine so ungewiß wie das andere; namentlich ist es nicht unwahrscheinlich, daß sich in garnicht zu ferner Zeit die amerikanische Getreideeinfuhr theils in Folge des stetig wachsenden eigenen Konsums der Vereinigten Staaten, theils in Folge der weiteren Entwicklung unserer wirthschaftlichen Beziehungen zu anderen Getreideausfuhrländern, z. B. Argentinien, beträchtlich vermindern wird. Auf jeden Fall ist es voreilig, das heute allerdings erhebliche Ueberwiegen der amerikanischen Einfuhr über die deutsche Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten als dauernde Erscheinung zu bezeichnen. Doch nehmen wir an, die Zukunft gebe Dr. Ballod Recht. Die von ihm aufgeworfene Frage, womit wir dann in Zukunft den amerikanischen Einfuhrüberschuß bezahlen sollen, — sozusagen, ohne zu stehlen —, ist nur verständlich, wenn man für möglich hält, daß Deutschland auf die Dauer mehr von den Amerikanern kaufen und von diesen geliefert erhalten könnte, als es zu zahlen im Stande ist. Dr. Ballod scheint also anzunehmen, die Amerikaner würden ad Calendas Graecas Waaren zu liefern fortfahren, nur, weil bei ihnen „der Wille besteht, aus einem Schuldner- ein Gläubigerstaat zu werden“, oder aus reiner Leidenschaft für den Export und die aktive Handelsbilanz. Und mit solchen Gründen will man uns beweisen, daß der Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten nahezu unvermeidlich ist!

„Vorläufig“ — so erfahren wir — „werden ja gewiß der Zinsbezug, Handels- und Rhedereigewinne die Differenz zum Theil decken, auf wie lange, ist freilich die Frage. Bei dem enormen Anschwellen der Einfuhr kann sehr bald der Zeitpunkt eintreten, wo der Zinsbezug aus Amerika zu Ende ist und die Verschuldung Deutschlands an Amerika beginnt.“

Fürwahr, wer das Fürchten noch nicht gelernt hätte, müßte angesichts dieses Schreckbildes erstarren! Wenn wir total bankrott geworden sind, — denn dies, nichts Geringeres setzt Dr. Ballod voraus —, dann „beginnt die Verschuldung Deutschlands an Amerika“!

In dem Zustande chronischer Zahlungsunfähigkeit, welchen Dr. Ballod voraussieht, brauchten wir aber ob unserer „Verschuldung“ garnicht zu verzweifeln. Die Amerikaner gewännen, immer unter der gedachten unmöglichen Voraussetzung, plötzlich ein lebhaftes Interesse an der Förderung unserer Exportindustrie. Denn, da uns unsere Geschäfte mit dem übrigen Ausland keine hinreichenden Zahlungsmittel — Forderungen, Werthpapiere, Gold und Silber — einbringen würden, mit denen wir das „Defizit“ decken könnten, gäbe es für die Amerikaner nur eine Möglichkeit sich bezahlt zu machen, nämlich die Produkte unserer Arbeit an Zahlungsstatt zu nehmen, also unsere Exportindustrie zu fördern. Dr. Ballod hat offenbar höchst ungenaue Vorstellungen darüber, auf welche Weise die „Verschuldung“ eines großen Handelsstaats gegenüber einem anderen zu entstehen pflegt. Dies geschieht nicht durch Inanspruchnahme eines unbegrenzten Waarenkredits seitens des Schuldnerstaats“, wie er anzunehmen scheint, sondern durch große Kapitalinvestirungen des einen Landes im anderen, sei es durch Gewährung von Staatskredit, sei es durch Investirungen in der Landwirthschaft und Industrie des Schuldnerlandes. Von dem bloßen Exportinteresse dieses letzteren aus betrachtet, also gerade von dem Standpunkte, den Herr Dr. Ballod einnimmt, ist die Verschuldung übrigens gar kein Uebel, weil sie, soweit der Gläubigerstaat nicht den Bezug von Edelmetallen — insbesondere Gold — oder von Werthpapieren vorzieht oder es daran im Schuldnerlande überhaupt mangelt, nothwendigerweise zu einer Stimulirung der Waarenausfuhr führt; weshalb denn auch Schuldnerstaaten in der Regel eine aktive Handelsbilanz aufweisen. Wenn es also nur darauf ankäme, zu verhindern, daß der amerikanische Einfuhrüberschuß in Deutschland in Zukunft nicht weiter zunehme, und es von besonderer Wichtigkeit wäre, daß unsere Handelsbilanz mit den Vereinigten Staaten immer aktiv sei, so gäbe es zu diesem Ende gar kein besseres Mittel, als eine wirkliche Verschuldung Deutschlands an die Vereinigten Staaten, die aber zur Voraussetzung hätte, daß die Amerikaner beginnen würden, ihr Geld in deutschen Aktien und Staatspapieren anzulegen. Dazu werden sie aber — trotzdem mit der Uebernahme von 80 Millionen Mark deutscher Reichsanleihe ein vielbeklagter Anfang gemacht ist — keine rechte Lust haben, wenn die Aussichten unseres wirthschaftlichen und politischen Gedeihens durch Verwirklichung der handelspolitischen Wünsche der Agrarier in der Zukunft sich verschlechtern sollten. Herr Dr. Ballod hat wahrscheinlich einen ganz anderen Gedanken zum Ausdruck bringen wollen, nämlich die Idee, daß wir auch für unseren Bedarf an Industrieerzeugnissen den Amerikanern „tributpflichtig“ werden könnten, wie das agrarische Schlagwort lautet. Allein für eine derartige Besorgniß fehlt für den Augenblick die thatsächliche Grundlage.

Dr. Ballod gründet seine Besorgniß in dieser Richtung offenbar hauptsächlich auf die in den letzten Jahren starken industriellen Aufschwungs eingetretene Steigerung der Einfuhr amerikanischer Maschinen in Deutschland. Womit soll Deutschland — so ruft er ängstlich aus — „in Zukunft die enorme Einfuhr an Nahrungsmitteln und Rohstoffen bezahlen, wenn es sogar anfängt, Maschinen in starkem Maße einzuführen!“ Aehnlichen rhetorischen Wendungen, nur im Tone überlegener Selbstzufriedenheit vorgetragen, begegnet man in zahlreichen Artikeln amerikanischer Zeitungen und Zeitschriften, die sich mit dem neuesten Aufschwung der Exportindustrie der Vereinigten Staaten beschäftigen. Wie ruhige Beurtheiler darüber denken, dafür liefert ein im Märzhefte 1901 des „Forum“ erschienener Artikel von Jacob Schoenhof einen Beleg. Er schreibt:

„England und Deutschland eignen sich unsere Mittel und Wege an und modifiziren unser System für ihre besonderen Bedürfnisse. Allein bei der außerordentlichen Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse in der weiten Welt hat keines dieser Länder nöthig, dem anderen die Aussichten für die Zukunft abzusprechen. Die Wahrheit dieser Behauptung erhellt aus der Thatsache, daß Englands Ausfuhr an Maschinen, Geräthen u. s. w., die sich in 1875 auf 38 Millionen Dollars bezifferte, in 1900 100 Millionen Dollars betragen hat, diejenige Deutschlands von $16^1/_2$ Millionen Dollars in 1875 auf 60 Millionen Dollars in 1900 gewachsen ist, während diejenige der Vereinigten Staaten in 1875 10 Millionen Dollars, in 1900 50 Millionen Dollars betragen hat.“

Nach dem übertriebenen Jammergeschrei, welches zuweilen bei uns, insbesondere von agrarischer Seite, über die Zunahme der amerikanischen industriellen Konkurrenz auf dem einheimischen Markte erhoben wird, könnte man meinen, jede amerikanische Lokomotive oder Schreibmaschine, die bei uns eingeführt wird, bedeute eine Gefährdung unserer Weltmachtstellung.

Und auf solche Argumente gestützt, lädt man die angeblich im eigenen Hause bedrohte Industrie ein, ihre letzte Zuflucht in einem Zollkriege zu suchen, bei welchem sie so gut wie nichts zu gewinnen, aber sehr viel zu verlieren hätte!

Dr. Ballod ist freilich über die Folgen, die ein Zollkrieg mit den Vereinigten Staaten „schlimmsten Falles“ für uns zeitigen würde, garnicht beunruhigt.

Wir werden, wenn es nach ihm geht, „eine größere Annäherung an Rußland suchen“. Das ist ein sehr glücklicher Gedanke; Annäherung an Rußland suchen wir schon lange, und nicht nur Agrarier, auch viele ihrer heftigsten Gegner, so z. B. der Leiter der Centralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen, Dr. Vosberg-Rekow, ist für den Gedanken eines näheren Anschlusses an Rußland eingetreten. Wie wird nun aber Rußland die deutsche Annäherung aufnehmen? Die jüngste Kundgebung der Petersburger Handels- und Industriezeitung gibt hierüber mit unangenehmer Deutlichkeit Aufschluß. Rußland beantwortet die angekündigte Erhöhung unserer Getreidezölle mit der Androhung des Zollkrieges.

Doch nehmen wir auf die Autorität Dr. Ballod's einen Augenblick an, Rußland werde „auf gewisse Konzessionen eingehen, z. B. eine mäßige Erhöhung der deutschen Getreidezölle zugeben“, und lassen wir unerörtert, ob das, was im russischen Sinn noch als mäßige Erhöhung der Getreidezölle zu betrachten ist, auch nur den „bescheidensten“ Wünschen unserer Agrarier genügen würde. Kann uns Rußland die Handelsbeziehungen zu den Vereinigten Staaten ersetzen?

Bei der Baumwolle ist es ohne Weiteres ausgeschlossen, und fügen wir gleich hinzu, kein Land der Welt wäre, sei es allein, sei es neben anderen Ländern im Stande, uns unter gleich vortheilhaften Bedingungen unseren Bedarf an Rohbaumwolle zu liefern. Dr. Ballod gibt dies auch zu; er rechnet „auch für die Eventualität des Zollkrieges nur mit einem ganz mäßigen Zoll auf amerikanische Rohbaumwolle, der höchstens 10—15 Proz. vom Werthe betragen dürfte“. Dieser Zoll würde statt einer Strafe für die Amerikaner eine durch nichts gerechtfertigte Züchtigung unserer Baumwollindustrie bezw. des deutschen Konsumenten bedeuten. Noch weniger dürften die Amerikaner durch die Drohung eingeschüchtert werden, daß Deutschland in absehbarer Zeit den eigenen Bedarf an Rohbaumwolle aus seinen Kolonien beziehen werde. Gewiß wäre das Problem des Schweißes der Edlen werth, wenn auch nur eine entfernte Möglichkeit seiner Durchführung in absehbarer Zeit bestünde. Bis aber unsere Kolonien im Stande sein werden, auch nur einen Bruchtheil unseres Bedarfs an Baumwolle zu decken, wäre wohl bereits jene glückliche Zeit des Freihandels angebrochen, die selbst nach der Ansicht einer agrarischen Autorität wie Professor Ruhland der jetzigen Aera der Schutzzölle folgen wird.

Auch für das von den Vereinigten Staaten bezogene Kupfer, welches unter den amerikanischen Einfuhrartikeln eine hervorragende Rolle spielt, vermöchte weder Rußland allein noch neben anderen Ländern befriedigenden Ersatz zu bieten. Der Gestrafte wäre auch in diesem Falle nicht die amerikanische Union, sondern unsere deutsche Industrie.

Zweifelhaft wäre auch der Erfolg einer Differenzirung des amerikanischen Petroleums. Zweifelhaft einmal um deswillen, weil der Ausschluß des amerikanischen Petroleums von unserem Markte dem russischen, galizischen und rumänischen Petroleum ein faktisches Monopol gewähren würde, welches angesichts der Centralisation auch dieser Produktionsstätten in den Händen einer einzigen Gesellschaft jedenfalls auf das Prompteste zu unserem Schaden ausgebeutet würde. Zweifelhaft wäre der Erfolg aber auch deswegen, weil es nicht ausgeschlossen ist, daß Herr Rockefeller, der bekanntlich die amerikanische Produktion in seiner Hand zu vereinigen verstanden hat, an der kontinentalen Konkurrenzgesellschaft bereits namhaft betheiligt ist oder sich noch betheiligen könnte, in welchem Falle, wie Sartorius v. Waltershausen es ausdrückt, einfach in seine östliche Tasche geleitet würde, was bisher in seine westliche geflossen ist.

Der Punkt, an dem die Vereinigten Staaten, wenigstens augenblicklich noch, am verwundbarsten wären, ist zweifellos die Weizeneinfuhr. Aber empfindlich würden wir die Amerikaner auch an diesem Punkte schon um deswillen nicht treffen können, weil Deutschland nur einen bescheidenen Theil des gewaltigen amerikanischen Weizenexports aufnimmt. Um so leichter könnte allerdings Rußland — vorausgesetzt, daß nicht ungünstige Ernten, wie z. B. 1890, den Bezug unmöglich machen — für den Ausfall der amerikanischen Einfuhr Ersatz bieten. Allein ob unsere Landwirthe mit diesem Ersatz zufrieden sein würden, ist doch recht zweifelhaft. Die Amerikaner würden ihren Weizen, den sie in Deutschland nicht unterzubringen vermöchten, eventuell mit Nachlaß anderwärts zu verkaufen suchen und der durch solche Zwangsverkäufe geübte Preisdruck würde sich wohl bald zum Schaden unserer Landwirthe bemerkbar machen.

Zuzugeben ist, daß die Vereinigten Staaten auch bezüglich der Einfuhr von Mais, Fleisch und Fleischwaaren verwundbar sind, allein sie könnten schwerlich in irgend einer Richtung getroffen werden, ohne daß der deutsche Konsum durch Preissteigerung oder Qualitätsminderung in Mitleidenschaft gezogen würde.

Fassen wir das Gesagte zusammen, so ergibt sich, daß wir ohne Schädigung eigener Interessen, wenn überhaupt irgend etwas, so sicherlich nur einen kleinen Bruchtheil der amerikanischen Einfuhr von unserem Markte auszuschließen im Stande wären, während die Vereinigten Staaten verhältnißmäßig leichter unsere Ausfuhr, die ja vorwiegend mehr entbehrliche Güter umfaßt, von sich fernzuhalten vermöchten. Auch könnte Rußland unsere Industrie für den Verlust des amerikanischen Absatzgebietes nicht voll und jedenfalls nicht sofort entschädigen. Es ist um vieles leichter, einen mit Mühe gewonnenen und unter schwierigen Umständen befestigten Markt zu verlieren, als einen neuen zu gewinnen. Damit soll nicht in Abrede gestellt werden, daß Rußland namentlich für unsere Textil- und Eisenindustrie einen überaus entwicklungsfähigen Markt darbietet und daß eine handelspolitische Verständigung mit ihm für die Dauer ein noch viel nothwendigeres Bedürfniß einer dem wohlverstandenen Gesammtinteresse angepaßten deutschen Handelspolitik bildet, als eine Verständigung mit den Vereinigten Staaten.

Nicht zuletzt in der Reihe derjenigen, welche durch einen deutsch-amerikanischen Zollkrieg geschädigt würden, steht die deutsche Rhederei. Bekanntlich ist die Entwicklung der amerikanischen Handelsflotte hinter der Entwicklung aller übrigen Zweige der amerikanischen Volkswirthschaft bedeutend zurückgeblieben. Kaum 9 Proz. des auswärtigen Handelsverkehrs der Vereinigten Staaten sind im Jahre 1899 in amerikanischen Schiffen verfrachtet worden. Dagegen zieht die deutsche Rhederei aus dem Fracht- und Personenverkehr mit der Union namhafte Gewinne. Dr. Ballod sagt selbst:

> „Freilich ist das Endresultat des Handelsverkehrs mit Amerika nicht ganz so ungünstig, wie es auf den ersten Blick bei einer Betrachtung der deutschen Statistik erscheint. Bekanntlich findet die Verschiffung der ein- und ausgeführten Güter zu einem weitüberwiegenden Theil auf deutschen Schiffen statt.“

Hiernach ist man mit Recht neugierig, was Herr Dr. Ballod zur Beschwichtigung unserer Rheder zu sagen hat. Für die deutsche Rhederei ist ihm nun schon gar nicht bange, denn

> „für die Frachtbeförderung macht es keinen Unterschied aus, ob die deutschen Schiffe die Nahrungsmittel und Rohstoffe aus Nordamerika oder aus den Schwarzmeerhäfen, Südamerika und Ostindien holen“.

Ja noch mehr! Die „Ausschaltung Nordamerikas“ würde auf die Frachtschiffahrt

> „eher günstig wirken, indem die Entfernungen nach den anderen Nahrungs- und Rohstoffgebieten größer sind, man also noch mehr Schiffe brauchte“.

Ob man wohl nach dieser Aufklärung in Hamburg und Bremen ruhiger schlafen wird? Wohl kaum. Denn

Herr Dr. Ballod vergißt im Eifer der Beschwichtigung nicht nur die vielen Hunderte von Millionen Mark, um welche sich der deutsch-amerikanische Handelsverkehr durch Ausschaltung des Austausches von Industrieprodukten zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten vermindern müßte, wenn sich der Zollkrieg nach seinem Sinne abspielen würde, sondern er vergißt namentlich auch, daß unsere deutschen Schiffe nicht nur aus dem deutsch-amerikanischen Frachtverkehr Nutzen ziehen, sondern auch einen ganz beträchtlichen Theil des österreichischen, italienischen, französischen und belgischen Frachtverkehrs von und nach den Vereinigten Staaten bewältigen. Die „Ausschaltung Nordamerikas" würden daher die deutschen Rheder und alle, die an deren wirthschaftlichen Gedeihen ein Interesse haben, nicht so gleichmüthig hinnehmen, wie Herr Dr. Ballod. Sie alle würden die transatlantischen Frachtschiffe nicht ohne einige Rührung nach den Schwarzmeerhäfen und Ostindien abschwenken sehen.

Auch das Schicksal unseres Passagier- und Postdampferverkehrs im Falle eines Zollkriegs mit den Vereinigten Staaten verursacht Herrn Dr. Ballod wenig Kopfzerbrechen. Die Beförderung von Passagieren und Postsendungen nach Amerika seitens deutscher Schiffahrtsgesellschaften können die Amerikaner zwar

„durch hohe Tonnengebühr, Uebertragen der Post an englische, französische zc. Schiffe ruiniren. Freilich würden dabei die Amerikaner selbst zunächst unter einer starken Verlangsamung insbesondere der Personenbeförderung leiden, aber auch den deutschen Rhedern bliebe möglicherweise nichts übrig, als gerade ihre schnellsten Schiffe unter amerikanischer oder englischer Flagge laufen zu lassen bezw. dieselben wenigstens nominell nach Amerika oder England zu verkaufen, was gewiß nur unter verschiedenen Unzuträglichkeiten und vielleicht großen Verlusten geschehen könnte. Zu entbehren für den amerikanischen Verkehr wären die vorhandenen deutschen Schiffe freilich nicht, sie würden mindestens zum Theil an amerikanische Firmen verkauft werden oder an Firmen solcher Staaten, die am Zollkrieg nicht betheiligt sind."

Dahin also soll uns die agrarische Handelspolitik führen, daß wir unsere Personendampfer, die in einem künftigen Kriege auch strategisch von größtem Nutzen sein werden, verstohlen unter fremder Flagge segeln lassen oder gar unter „vielleicht großen Verlusten" an das Ausland verkaufen! Weil die Amerikaner sich voraussichtlich „zum Theil unter Gewährung ungeheuerer Prämien" in der nächsten Zukunft bemühen werden, ihre Handelsflotte zu verstärken und die deutsche Konkurrenz im überseeischen Frachtverkehr aus dem Felde zu schlagen, sollen wir ihnen dabei auf halbem Weg entgegenkommen, indem wir unsere schönen Passagierschiffe verkaufen. Zu dem Zwecke also hat das deutsche Volk die Vermehrung der Kriegsflotte bewilligt, daß eine Handelspolitik inaugurirt wird, deren letzte Konsequenzen u. A. dazu führen, daß ein zweiter Hannibal Fischer unsere schönsten Schiffe unter den Hammer bringt! Herr Dr. Ballod sieht freilich die Rückwirkung eines Zollkriegs mit der amerikanischen Union auf unsere Rhederei als eine reine Privatsache der Rheder an. Die „allgemeine Wirkung für Deutschland" wäre seiner Ansicht nach allerdings eine gewisse Beeinträchtigung der Zahlungsbilanz, die indessen „wegen des Aufkommens anderer Linien keine allzu hohe zu sein brauchte". Weiter nichts. Ja, wer bürgt denn dafür, daß wirklich „andere Linien aufkommen" werden, welche die deutsche Rhederei für den Verlust der mit vieler Mühe ins Leben gerufenen, blühenden und gedeihenden amerikanischen Linien auch nur theilweise entschädigen werden? Und wie stellt sich Herr Dr. Ballod eigentlich die Verbesserung unserer Zahlungsbilanz mit den Vereinigten Staaten vor, die dadurch vermittelt werden soll, daß wir neue Dampferlinien nach den Schwarzmeerhäfen, Südamerika und Ostindien einrichten werden? Kurzum — entkleidet man die Ausführungen Dr. Ballod's über die Rückwirkungen eines Zollkriegs zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland auf unsere Rhederei aller Verklausulirungen, so bleibt nichts anderes übrig, als die nahezu gewisse Aussicht auf eine im allgemeinen Interesse äußerst beklagenswerthe erhebliche Gefährdung dieses wichtigen Zweiges der deutschen Volkswirthschaft.

Cui bono? Welchen Zweck hat es, mit Gründen, die so wohlfeil sind, wie die Brombeeren, Gefahren wegzuargumentiren, die für höchst gewichtige Interessen des Reiches mit einem deutsch-amerikanischen Zollkriege unleugbar verbunden sind? Die Amerikaner werden sich durch solche handgreifliche Unrichtigkeiten ebensowenig bange machen lassen, wie irgend einer der nächst betheiligten deutschen Interessenten dadurch in seinem „ängstlichen Gemüthe" beruhigt werden wird. Das aber wird erreicht, daß mancher Leser über den wahren Charakter der deutsch-amerikanischen Handelsbeziehungen getäuscht, des inneren Widerspruchs gar nicht achtet, welcher zwischen der unter großen Opfern sich vollziehenden Stärkung unserer Seemacht und der Verfolgung einer die Exportindustrie und den überseeischen Handel aufs Aeußerste gefährdenden Tarifpolitik besteht. Das ist umso gefährlicher, als es bekanntlich Leute genug gibt, die für die Erhöhung der Getreidezölle nicht aus Ueberzeugung von der inneren Nothwendigkeit dieser Maßregel eintreten, aber doch dafür stimmen, weil sie die Gefahren eines Zollkriegs mit Rußland und den Vereinigten Staaten geringschätzen.

Max Prager.

Parlamentsbriefe.

XVII.

Nach Beendigung der Osterferien hat der Reichstag seine Thätigkeit damit wieder aufgenommen, daß er die Gesetze über das Urheberrecht und über das Verlagsrecht in zweiter Lesung erledigte. Das bestehende Gesetz über das Urheberrecht stammt aus dem Jahre 1870 und ist nach unserer Anschauung noch recht gut im Stande, und wir würden das Bedürfniß, daran etwas zu ändern, nicht empfunden haben.

Aber wie es Leute gibt, die jede gesetzliche Bestimmung ausschließlich darauf hin prüfen, ob sie der Landwirthschaft nützt oder schadet (man nennt sie bekanntlich Agrarier), so gibt es auch Litteraturagrarier und Musikfeudale. Sie finden sich in allen Parteien zerstreut, und auch die freisinnige Partei hat einige kampflustige Elemente aufzuweisen, die den Begriff des geistigen Eigenthums auf die Spitze treiben.

Summum jus summa injuria! Der Richter muß zuweilen diesen Satz vergessen, der Gesetzgeber sollte es nie. Vor einigen Jahren wurde eine Feldpolizeiordnung vorgelegt, der zufolge der Eigenthümer des Waldes jedem Anderen das Betreten seines Eigenthums verbieten konnte, und das Abpflücken eines einzigen Veilchens als Felddiebstahl bestraft werden durfte. Die liberale Partei hat damals die schlimmsten Auswüchse dieses Gesetzes glücklich zu Fall gebracht. Aber sie hat Mitglieder, welche dem sogenannten geistigen Eigenthum eine Ausdehnung verleihen möchten, die bei dem Waldeigenthum abgelehnt worden ist. Die schlimmsten Vorschläge sind zwar abgelehnt worden, aber es ist vieles übrig geblieben, was schlimm genug ist. Es soll künftig nicht mehr gestattet sein, ein Lied, einen Tanz, einen Marsch öffentlich zu spielen, wenn man sich nicht mit dem Urheber dieser Komposition über eine Abfindung desselben geeinigt hatte.

Eine derartige rigorose Bestimmung ist geeignet, eine unübersteigbare Schranke aufzurichten zwischen der Musik des Volks und derjenigen der gebildeten Kreise. Es ist gewiß verdienstlich, gegen die Getreidezölle zu kämpfen, aber dieser Musikzoll hätte auch ein Wort der Abwehr verdient. Der Staatssekretär der Justiz führte für diesen Musikzoll das erschütternde Beispiel des Liederkomponisten Robert Franz

Mensch, hilfreich und gut". Der diese Worte gesprochen, hat sie gekannt und ihre Schicksale sind ihm nicht fremd geblieben. Es läge nahe, anzunehmen, daß sie der Therese in Wilhelm Meister's Lehrjahren einige Züge geliehen hätte, jener Therese, von der es heißt, sie habe die Gewähr „eines sicheren Lebens auf der Erde" geboten: „Ordnung im Glück, Muth im Unglück, Sorge für das Geringste, und eine Seele, fähig, das Größte zu fassen und wieder fahren zu lassen". Wen aber diese Annahme allzu kühn dünken sollte, der wird jedenfalls den Lobspruch gerechtfertigt finden, den Wilhelm von Humboldt in seinen „Briefen an eine Freundin" Therese Huber unmittelbar nach ihrem Tode gewidmet hat: „Sie war an Geisteskräften gewiß eine der vorzüglichsten Frauen ihrer Zeit. Sie wußte auch sehr viel, hatte unendlich viel in allen neueren Sprachen gelesen und besaß einen sehr hohen Grad von intellektueller Bildung. Allein das alles wurde überstrahlt, geordnet und befruchtet durch die innere, angeborne Geisteskraft, die keine Erziehung noch Bildung hervorbringen kann, und durch die Fülle einer reichen, ewig gestaltenden, schöpferischen Phantasie. Dabei hatte sie in ihrem Hauswesen, mit ihren Kindern, wie sie noch klein waren, die liebenswürdigste weibliche Einfachheit und eine sichtbare, ohne daß sie Verdienst in ihr war oder schien, angeborne Reinheit und Lauterkeit der Gesinnung; bis an ihr Ende hat sie mit merkwürdiger Thätigkeit und einer rastlosen Anstrengung gearbeitet. Denn sie lebte doch eigentlich nur von den Früchten ihrer Arbeit."

Zürich. Alfred Stern.

Hauptprobleme der Schauspielkunst.

Es ist sehr zu bedauern, daß die heutige Theaterkritik eine einseitig litterarische geworden ist und den künstlerischen Leistungen des Schauspielers ziemlich fremd und theilnahmslos, um nicht zu sagen ohne Verständniß gegenübersteht. In früheren Epochen, da die soziale Stellung des Schauspielers eine weit niedrigere war, begegnete er seitens der gebildeten Kreise einem weit höheren Interesse für seine künstlerische Thätigkeit. Lessing vertiefte sich eingehend und eindringlich in das Spiel eines Ekhof oder einer Madame Hensel. In den Theateralmanachen des vorigen Jahrhunderts finden wir die trefflichsten Analysen bedeutender Schauspieler. Goethe, Schiller, Wilhelm von Humboldt, sie alle legen in ihren Schriften von der hohen Werthschätzung, die sie der darstellenden Kunst zu Theil werden ließen, reiches Zeugniß ab. Am höchsten stieg Sinn und Interesse für die Schauspielkunst in den Tagen der Romantik, so wenig diese litterarische Epoche der Bühne theatergerechte Dramen bescheert hat. Tieck's dramaturgische Schriften, Brentano's Auslassungen, die tiefe Kenntniß, die E. T. A. Hoffmann hier und da von dem eigentlichen Wesen der Schauspielkunst verräth, nöthigen uns die größte Bewunderung ab. Und diese warme Antheilnahme für die Darstellung läßt sich bis in die Tage Theodor Rötscher's, des letzten bedeutenden Vertreters dieser schönen Tradition, also bis in die siebziger Jahre unseres Jahrhunderts verfolgen; sie bricht dann plötzlich ab, vielleicht in Folge des Stagnirens der heimischen dramatischen Produktion, ohne daß die Kritik der Schauspielkunst mit dem Einzuge des Naturalismus und mit dem Aufkeimen der neuen, sogenannten realistischen Darstellungsweise ihrerseits zu neuer Blüthe gelangt wäre.

Der Verfall dieses Zweiges der Kritik ist nicht durch das Sinken der schauspielerischen Leistungen zu erklären, sondern einzig durch das geringere Interesse, das Publikum und Beurtheiler solchen Fragen entgegenbringen. Man ist heute vielfach geneigt, die Darstellung als eine wesentlich reproduzirende, also als eine Kunst zweiten Ranges aufzufassen. Mit demselben, ja mit größerem Rechte könnte der Schauspieler von der Kunst der Kritik das Gleiche behaupten. Man vergißt, daß der Dichter nur vor unserem geistigen Auge Menschen entstehen läßt, während der Schauspieler sie uns völlig wesenhaft vorführt. Er, der Darsteller, muß also die vom Dichter vorgebildete Gestalt durchaus neu schaffen; er muß sich im Leben nach ähnlichen Typen, nach ähnlichen Modellen umsehen, wie sie dem Dichter bei der Gestaltung seiner Geschöpfe vorgeschwebt haben. Besonders schwer ist es deshalb, durchaus ideale Gestalten darstellerisch zu realisiren. Ein Don Karlos, eine Iphigenie, ja selbst eine Nora haben in Wirklichkeit nie existirt. Es gibt demnach unendlich verschiedene künstlerisch gleichberechtigte Arten sie aufzufassen. Jede Epoche, jede Nation, jeder selbständig denkende Künstler wird einer einzigen Gestalt ein eigenes Bild abgewinnen, ganz wie diese künstlerischen Gebilde uns, den Lesern, völlig verschieden erscheinen. Es gibt also keinen absolut wahren und richtigen Hamlet, sondern nur den Hamlet eines Schauspielers aus der Shakespearezeit, den Hamlet des berühmten Brockmann, den Dänenprinzen eines Kainz oder Matkowsky. Die ursprüngliche Aufgabe des Darstellers besteht also in der gegenständlichen Auffassung des vom Dichter gezeichneten Charakters, ganz wie die Fähigkeit und Intensität des Schauens die erste Vorbedingung malerischer Leistungen ist. Erst jetzt setzen die darstellerischen Mittel des Schauspielers ein, um den neu gebildeten Charakter sinnlich zu veranschaulichen, und hier wieder geht auch beim subjektivsten Schauspieler die künstlerische Vorbereitung viel weiter, als der Laie gemeinhin annimmt. Ein Kean etwa, in dessen Spiel alles als spontane Inspiration erschien, „probirte aufmerksam und geduldig jedes Detail, versuchte jeden Ton, bis er seinem Ohre wohllautend schien, und studirte sein Mienenspiel und seine Gesten, bis sein künstlerischer Sinn befriedigt war, und wenn er einmal damit im Reinen war, ging er nicht wieder davon ab. Deshalb spielte er auch, wenn er nüchtern genug war, um aufrecht stehen und reden zu können, seine Rolle mit der Präzision eines Sängers, der seine Arie gründlich studirt hat. Daher war er immer derselbe, nicht immer von derselben Frische, nicht immer von derselben Kraft, aber immer Herr seiner Rolle, die er stets mit denselben Mitteln zum Ausdruck brachte."

Wie nun hat, um wieder auf die allgemeinen Probleme zurückzukommen, sich der Schauspieler seinem Rohstoffe, dem dichterischen Vorbilde gegenüber zu verhalten? Soll er völlig in der dargestellten Rolle aufgehen und sich somit seiner eigenen Individualität total entäußern oder soll er vielmehr die jeweilige Darstellung völlig als einen Ausfluß, als eine bestimmte Seite und Note seiner Persönlichkeit erscheinen lassen? Soll also, darauf reduzirt sich diese doppelte Fragestellung, die Individualität des Schauspielers oder der dargestellte Charakter die Hauptsache sein? Man wird ohne weiteres geneigt sein, dem Dichter den Vorrang zu lassen und entschieden die Unterordnung des Schauspielers fordern. Man wird von ihm das Aufgeben der eigenen Persönlichkeit, die interesselose Selbstentäußerung seines Ichs, die Verwandlungsfähigkeit, welche allein seinen Namen rechtfertigt, verlangen. Aber hieße das für ihn nicht oft, auf seine besten Mittel verzichten? Auf eine hinreißende Sunda, auf ein tönendes Organ, auf eine geistreiche Pointirung? Und sind nicht gerade die eminent subjektiven Künstler, die Schröder und Kean, die Wolter und die Duse, ein Matkowsky und Kainz, von jeher die erklärten Lieblinge des Publikums gewesen? Des Räthsels Lösung liegt darin, daß für Darsteller heroischer Rollen ein viel größeres Maß von Subjektivität und Temperament, ein viel stärkeres Betonen der eigenen Persönlichkeit erlaubt und erforderlich ist als für den Charakterspieler. Die Vortheile, die der Heldendarsteller gegenüber dem Charakterspieler besitzt, gleichen sich durch andere Momente wieder aus. Vorzüglich durch seine stärkere Abhängigkeit von der jeweiligen Stimmung und unberechenbaren äußeren Einflüssen. Nicht mit Unrecht unterschied man einst in den Leistungen des genialen Fleck witzig „den großen und den kleinen Fleck". Wer hat Kainz nicht schon völlig unzulänglich gesehen, wer hat es nicht

miterlebt, daß die Duse trotz aller angeborenen Sensibilität vollständig im Virtuosenthum erstarrte! Vor solchen Zufällen ist die eben berührte zweite Kategorie von Schauspielern geschützt, und ich lasse die Frage offen, ob nicht jeder wahrhaft große Künstler im Stande sein müßte, die zum Spiele nöthige Autosuggestion sich stets abzutrotzen; wie das beispielsweise Kean vermochte. Einmal gespielt, liegt beim „objektiven“ Schauspieler die Rolle vollkommen fest. Sie „steht“, wenn ich mich technisch ausdrücken darf, und sie bleibt stehen. Auch für das Ensemble, für den Stil, den jede Vorstellung haben muß, ist die Subjektivität des Darstellers gefährlich. Es ist ersichtlich, daß Künstler, die ihre Individualität wahren und immer stärker herausarbeiten, sich viel schwerer in ein harmonisches Ganze einfügen, als solche, die sich absichtlich ihrer angeborenen Persönlichkeit entäußern.

So wenig wir aus diesen Gründen auf die subjektiven Künstler Verzicht leisten können — wir wollen ja auch nicht die subjektiven Dichter entbehren —, so sehr muß man dem allgemein verbreiteten Satze entgegentreten, daß der subjektive Schauspieler in seiner Kunst das Genie repräsentire, der objektive das Talent, das jener empfinde, dieser reflektire. Die Grenzen zwischen Subjektivität und Objektivirung sind so fließend wie die zwischen Genie und Talent; wir treten hier überhaupt in ein Reich des Irrationalen und Unbewußten ein, für das derartige Schlagwörter nichts bedeuten. Es ist aber von vornherein unmöglich, einzig durch Reflexion eine dichterische Figur in der Darstellung mit Leben zu erfüllen, bei aller künstlerischen Thätigkeit bleibt die Empfindung stets die Hauptsache. Nur ist bei den sogenannten reflektirenden, kritischen Naturen die ursprüngliche Empfindung so weit überwunden und abgeklärt, daß eine objektive, immer gleiche Darstellung möglich wird. Der subjektive Künstler überläßt sich hingegen vielmehr dem Moment, der augenblicklichen Inspiration. Paul Lindau gibt in seinen interessanten „Vorspielen auf dem Theater“*) ein charakteristisches Gespräch mit Salvini wieder, das nach einer Darstellung des Othello stattfand. Ich muß vorausschicken, daß er während des Zwischenaktes den Künstler in höchster Aufregung mit den unzulänglichen Statisten zetern sah. Als der Vorhang aufging, war er wieder ganz in seiner Rolle. Zu dem erstaunten Kritiker meinte er:

„Wie können Sie sich darüber wundern, das habe ich doch gelernt! Mit der Rolle bin ich eben fertig. Da kann ich in jedem Augenblick jede Scene spielen, was Sie wollen und wenn Sie es wollen. Wenn Sie mich die Nacht aus dem Bette holen und mir sagen, ich solle den Monolog vor der Ermordung Desdemonas sprechen, so spreche ich ihn gerade so, wie am Abend auf der Bühne, und empfinde genau dasselbe dabei, nämlich garnichts. Ich weiß nur, wie ich es sagen muß, um an meine aufrichtige Empfindung glauben zu machen. Und ich habe es ja auch früher empfunden ... als ich die Rolle studirte! Da vollkommen bis zum körperlichen Schmerz. Aber seitdem ich sie beherrsche, bekümmere ich mich um alles das nicht mehr. Das habe ich am Schnürchen. Ich greife die Leidenschaften, wie der Klavierspieler die Oktave, ohne hinzusehen. Das ist in Fleisch und Blut übergegangen. Das Spiel strengt mich nur körperlich an, geistig und seelisch garnicht.“

Mit diesem so ehrlichen Bekenntniß streifen wir schon eine zweite wichtige Frage, nämlich die, ob der Schauspieler im Augenblicke der Darstellung empfindet oder nicht, ohne doch schon das erste Problem gelöst zu haben: Soll der Künstler mit Einbuße seiner Persönlichkeit ganz in der Rolle aufgehen? Mir will scheinen, als ob der Heldenspieler, dessen Gestalten doch stets ein mehr oder weniger ideales Gepräge tragen, in weit höherem Grade als der Charakterspieler berechtigt sei, seine Subjektivität und Individualität gegenüber der Rolle zu bewahren. Am weitesten in der Entäußerung seiner Persönlichkeit wird gemeinhin der Chargenspieler gehen dürfen. So ausgezeichnete Darsteller von Chargenrollen wie Hermann Müller es war und Max Reinhart es ist, bieten dafür den lebendigsten Beweis. Der ältere Coquelin sagt einmal:

*) Dresden 1895.

„Studirt Eure Rolle, geht ganz in ihr auf, aber entsagt nicht Eurem Selbst; bewahrt vielmehr die Leitung!“

Wenn jeder große Künstler zugleich eine bedeutende Persönlichkeit ist, so gilt das auch vom Schauspieler. „Ein Mensch, der Komödie spielt und uns nicht schon durch sich zu fesseln versteht, wird uns fatal“, schreibt Seydelmann seinem Sohne. Gerade ein gewisses Mindermaß von Verwandlungsfähigkeit gegenüber unbedeutenderen Kollegen charakterisirt den wahrhaft großen Schauspieler. Er besitzt ein geringeres Vermögen zu täuschen, aber eine stärkere künstlerische Potenz. Ein Reicher oder Baumeister bieten in ihren Schöpfungen völlig objektiv gestaltete Charaktere, aber es bleibt diesen doch eine rein persönliche Note, es lebt in diesen Gestalten ein je ne sais quoi, das an ihren Urheber gemahnt. Nur Künstler zweiten Ranges besitzen eine so starke Verwandlungsfähigkeit, daß sie alles Eigne im Moment der Darstellung aufgeben und eben nur den geforderten Charakter und nichts darüber hinaus verkörpern. Ihnen gelingt oft nur eine Rolle, die sie allerdings ganz virtuos spielen. Das berühmteste Beispiel in der Gegenwart ist Panders Lotteriekollekteur Hirsch in Mels' „Heinrich Heine's junge Leiden.“ E. T. A. Hoffmann, dem die Romantik ihr außerordentliches Verständniß für die Schauspielkunst vererbt hat, gibt in den „Seltsamen Leiden eines Theaterdirektors“ die beste Antwort auf unser Problem:

„Gibt es denn noch eine Kunst, die so ganz auf die Persönlichkeit des Künstlers basirt zu seyn scheint, außer der Schauspielkunst? Ihre Ausübung ist bedingt durch das zur Schau tragen der Person, wie es schon das Wort Schauspiel — Schauspieler andeutet. Nun ist aber wohl zu beachten, daß eben das zur Schau tragen der eigenen und individuellen Person gerade der gröbste Fehler des Schauspielers ist. Dem wahren darstellenden Künstler muß die besondere Kraft innewohnen, sich die von dem Dichter gegebene Person beseelt und lebendig gefärbt, das heißt mit allen inneren Motiven, die die äußere Erscheinung in Sprache, Gang, Geberde bedingen, vorzustellen.“

Der Darsteller muß sich also völlig in den Geist seiner Rolle versetzen, aber doch zugleich über ihr stehen, so daß sie sichtlich von seinem Wesen tingirt wird.

* * *

II.

Soll der Schauspieler im Momente der Darstellung wirklich fühlen, was er spielt? Wieder erscheint es völlig selbstverständlich, diese Frage mit einem Ja zu beantworten. Sprechen wir nicht von einem unwahren Spiele in dem Sinne, daß es uns gemacht, nicht empfunden erscheint? Aber schon das obenerwähnte Bekenntniß Salvini's, der so wahr spielte wie nur irgend einer, wird uns zweifelhaft stimmen. Aehnlich betont schon einer der ältesten und geistreichsten Aesthetiker der Schauspielkunst, der Italiener Riccoboni, daß der Darsteller nicht im Stande ist zu spielen, wenn er das Unglück hat, das, was er ausdrückt, wirklich zu empfinden. Wir können oft genug den peinlichen Eindruck vermerken, den extreme Naturwahrheit, wirkliches Lachen etwa, ein thatsächliches Weinen auf uns hervorruft. Wir dürfen wie in aller Kunst nie die Illusion verlieren, das Gefühl, daß wir uns hier in einer anderen, gleichsam höheren Welt befinden, in einer Welt des Scheins, der Freiheit und des Spiels. Aber von dem Zuschauer ganz abgesehen, wie wäre es dem Schauspieler, der die dargestellten Dinge ganz real empfindet, möglich, dabei im Geiste seiner Rolle zu bleiben! Müßte er nicht eigene Worte wählen, um seinen tiefsten Schmerz oder seine höchste Freude auszudrücken, wäre er nicht unter dem ungeheuren Anprall innerer Leidenschaften oft genug absolut außer Stande zu spielen? So wenig unsere Empfindungen bei der Lektüre einer Dichtung identisch sind mit den Gefühlen, die wir wirklichen Erlebnissen gegenüber haben, so wenig kann man beim Schauspieler von Empfindungen im gewöhnlichen Sinne die Rede sein, wohl aber

von einer vergeistigten, künstlerisch gereiften Empfindung. Sobald der Schauspieler die Bühne betritt, befindet er sich in einer eigenthümlich erhöhten Seelenstimmung, die ihn zur Hervorbringung kunstwahrer Empfindungen prädisponirt. Die Worte der Dichtung, die Mitspieler, das Publikum, kurz das ganze Ambiant thun dann das Uebrige um eine Kunstleistung zu ermöglichen. Ausgezeichnetes sagt Lessing's Dramaturgie (3. Stück) über die Rolle, welche die Empfindung in der Schauspielkunst spiele. Schon er sieht die Empfindung an als „das streitigste unter den Talenten eines Schauspielers. Sie kann sein, wo man sie nicht erkennt; und man kann sie zu erkennen glauben, wo sie nicht ist." Er weist darauf hin, wie schon die rein körperliche Darstellung einer Empfindung geeignet ist, diese selbst im Schauspieler hervorzurufen:

„Wenn er nur die allergröbsten Aeußerungen des Zornes einem Acteur von ursprünglicher Empfindung abgelernet hat und getreu nachzumachen weiß — den hastigen Gang, den stampfenden Fuß, den rauhen, bald kreischenden, bald verbissenen Ton, das Spiel der Augenbraunen, die zitternde Lippe, das Knirschen der Zähne u. s. w. — wenn er, sage ich, nur diese Dinge, die sich nachmachen lassen, sobald man will, gut nachmacht, so wird dadurch unfehlbar seine Seele ein dunkles Gefühl von Zorn befallen, welches wiederum in den Körper zurückwirkt, und da auch diejenigen Veränderungen hervorbringt, die nicht bloß von unserm Willen abhängen; sein Gesicht wird glühen, seine Augen werden blitzen, seine Muskeln werden schwellen; kurz, er wird ein wahrer Zorniger zu sein scheinen, ohne es zu sein, ohne im Geringsten zu begreifen, warum er es sein sollte."

Thatsächlich können wir oft beobachten, wie der Schauspieler nach unzulänglichen Anfängen im Verlaufe eines Dramas gleichsam durch die Dichtung selbst auf den rechten Weg geführt wird, wie Worte ganz von selbst gewisse Gebärden hervorrufen, wie ihn oft der eigene Ton der Stimme rührt und ein Mitklingen der Seele hervorruft. Sobald aber das Gefühl übermächtig wird im Darsteller, ihn etwa die Leidenschaft derartig mit sich fortreißt, daß er seines Spieles selbst nicht mehr Herr ist, geht uns sofort der künstlerische Eindruck verloren. Eine Abklärung, ein Maßhalten, auch in den Momenten höchster Leidenschaft, ist für die Darstellung unbedingt erforderlich, schon damit unser Auge nicht durch unschöne Bewegungen, unser Ohr nicht durch unartikulirte Laute beleidigt werde. Denkende Künstler haben von jeher die Schwierigkeit dieses Maßhaltens in der Empfindung gefühlt.

Talma meint:

„Die Schauspielkunst bleibt ein großer Widerspruch. Wir müssen die Kunst des tiefen Empfindens besitzen, sonst gelingt es uns nimmermehr, im vollen Hause die vielköpfige Menge zu beherrschen, sie fortzureißen; aber wir müssen zugleich auf den Brettern unser Gefühl im Zaume halten; denn sobald wir diesem nachgeben, wird die Darstellung unsicher. Der erfahrene Schauspieler berechnet vorher die Wirkung, er bringt nicht unvorbereitet den Ausbruch der Leidenschaft des Seelenschmerzes; was er auch kundgibt, es ist das Ergebniß reifer Erwägung. Der Todesschmerz, welcher dem Augenblick entsprungen scheint, die Freude, welche wie unwillkürlich hervorbricht, Tonfärbung, Handbewegung, Blick — dies alles gilt für plötzliche Eingebung, und es wurde doch hundert Mal vorher versucht."

Und doch ist die erste Darstellung vor dem Publikum eine völlige Neuschöpfung. Eben daß wir unmittelbar vor unseren Augen eine künstlerische Leistung entstehen sehen, macht für den Kenner den eigenthümlichen Reiz einer Première aus. So unerläßlich die Vorstudien sind, in ihrer Fülle entsteht die Gestalt erst, wenn der Künstler in Verbindung tritt mit dem Publikum. Es vollzieht sich ein ähnlicher psychologischer Prozeß wie bei dem Redner. Auch dieser, sofern er wahrhaft berufen ist, spricht im entscheidenden Augenblick ganz anders, als er eigentlich sprechen wollte. Auch er ist vorbereitet und gehorcht doch wieder der augenblicklichen Inspiration. Auch er ist begeistert und steht doch über seiner Begeisterung. Nur stellt sich das Problem für den Schauspieler wegen des unendlich größeren Reichthums seiner Aufgabe weit schwieriger. Wieder dürfen wir ein Zeugniß Coquelin's anführen, der für seine Kunst die psychologische Abfolge des inneren Geschehens verfolgt hat.

„Möge sich die Körperlichkeit noch so wild gebärden, möge sie lachen oder weinen, bis zur Raserei sich ereifern oder Todesqualen erdulden; alles das aber laßt sorgfältig überwachen von dem Geistigen, das unerreichbar hoch über der Darstellung thront und das die Grenzen, innerhalb deren sich die dargestellten Leidenschaften zu bewegen haben, vorher mit Schärfe gezogen und gesetzt hat. Habt Ihr einmal den richtigen Ausdruck gefunden, so müßt Ihr zu jeder Zeit befähigt sein, denselben anzuwenden. Niemals darf sich der Schauspieler vom Strom der Begeisterung hinwegtreiben lassen. Es ist falsch, es ist lächerlich, anzunehmen, daß die größte schauspielerische Kunst darin beruhe, daß der Künstler sich selbst ganz vergesse und mit sich das Publikum. Wenn Ihr so mit der Rolle zusammenschmelzt, daß Ihr beim Betrachten des Publikums ausruft: „Was wollen denn diese Leute eigentlich?" „Dann seid Ihr keine Schauspieler, sondern Verrückte." Der schöne Satz: „Wenn Du willst, daß ich weinen soll, so weine selbst", ist auf die Kunst des Schauspielers nicht anwendbar. Wenn der Künstler selbst weinte, so würde es sehr wohl geschehen können, daß er die Leute zum Lachen brächte; denn der Schmerz verzerrt und verhäßlicht die Gesichtszüge . . . Als Anfänger ist es auch mir begegnet, daß ich mich vollkommen in eine von mir dargestellte Rolle hineingelebt habe. In einer rührenden, ergreifenden Rolle, die ich einmal zu spielen hatte, wurde ich hinter den Coulissen ohnmächtig. Das ist ein Kadettenstreich. Wenn mir heute dergleichen zustieße, so würde ich mich schämen. Ein erfahrener Schauspieler muß vor solchen Erfahrungen gefeit sein."

Die Aesthetik der Schauspielkunst steckt noch ganz in den Anfängen. Ihre Entwicklung litt darunter, daß man aus Ehrfurcht vor der Muse Thalia lange Scheu trug, die interessanten Probleme, die sie bietet, einmal nüchtern zu zergliedern. Wir haben hier nur zwei der wichtigsten Streitfragen aufgeworfen und zahlreiche andere unberücksichtigt gelassen. Soll der Schauspieler eine andere Sprache sprechen als die des gewöhnlichen Lebens, existirt thatsächlich eine Bühnensprache? In wie weit hat der Künstler das anwesende Publikum zu beachten? In welchem Grade hat er seine Eigenart dem Stile der ganzen Aufführung zu opfern? Und last not least wie sind heute die Dichter der Vergangenheit, wie die der Gegenwart zu spielen? Gerade in dieser Differenzirung des Stiles gegenüber dem jeweiligen Dichter bleibt der modernen Schauspielkunst noch viel zu thun übrig. Aber gerade hier dürfen wir von seiner steigenden litterarischen Bildung, von seinem wachsenden Verständniß für die Worte des Dichters noch schöne Früchte erwarten.

Hans Landsberg.

Gustav Falke als Lyriker.*)

Die Lyrik des jüngsten Deutschlands, anfangs in allen Farben schillernd, vorlaut und überlaut, tiradenhaft, von allen möglichen revolutionären Tendenzen berückt und berauscht, sozialistisch und selbst anarchistisch, national und kosmopolitisch, pantheistisch und auch atheistisch gesinnt, von pessimistischen und materialistischen Ideen getränkt, von sentimentalem Wertherthum und trotzigem Umwertherthum umworben, kraftgenialisch und grobsinnlich, mehr dem Häßlichen als dem Schönen ergeben, ein toller Wirbel von Heroismus und Schwäche, Andacht und Wollust, Kunst und Dilettantismus — diese Lyrik wurde von den heftig befehdeten „Alten" nicht weniger heftig angegriffen. Vor zehn Jahren noch stellte sich der Geibelianer und seine hausbackene Zuhörerschaft die „Moderne" am liebsten unter dem Bilde eines Schweines vor, das behaglich grunzend im Schmutze wühlt. Aber schon zu Anfang der neunziger Jahre durfte H. Bahr den Naturalismus für überwunden erklären. Schon kamen die ersten Lyriker der jungen Generation siegreich empor über die hohlen Phrasenkrämer und Marktschreier. Zunächst wurden sie freilich nur von einer kleinen Gemeinde geschätzt, von einer Handvoll Litteraten und experimentirender Neulinge. M. G. Conrad's

*) Gustav Falke als Lyriker. Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung von Dr. M. Spanier. Hamburg 1900. Alfred Janßen.

„Gesellschaft", der Schrecken frommer Familienblätter, war ihr Haupttummelplatz. Von O. J. Bierbaum's „Modernen Musen-Almanachen" (1893, 94) drangen in der ersten Zeit kaum mehr als ein paar Proben ins Publikum, nämlich die schreiendsten Auswüchse. Werthvoller Stoff für die Witzfabrikanten als unfehlbares Mittel zur Erzeugung schallender Heiterkeitsausbrüche. Zumal, da der vielschreibende Litterarhistoriker Friedrich Kirchner „Grün-deutschland" (1893) mit gemeingefährlich schulmeisterlicher Engherzigkeit gemustert hatte. Aber das gebildete Philisterium wurde allmählich den ewigen Aufguß matter Blaublümleinpoesie gründlich satt. Es wurde von den süßlich lallenden Musensäuglingen des Parnasses und ihren pedantischen Lobrednern gelangweilt. Es fing an, sich nach neuem Leben umzuschauen. Diese Umkehr der öffentlichen Meinung wurde durch eine Reihe von Anthologien befördert, die sich an Carl Busse's „Neuere deutsche Lyrik" (1895) anschlossen: von Alexander Tilles' „Deutscher Lyrik von Heute und Morgen" (1896) und Ludwig Gemmel's „Perlenschnur" (1898) bis auf Paul Remer's „Buch der Sehnsucht" (1900) und Theodor von Sosnosky's „Deutscher Lyrik des 19. Jahrhunderts" (1901). Ludwig Jacobowski konnte um die Jahrhundertwende sogar den gedeihlichen Versuch wagen, Gevatter Hinz und Kunz die schlichtesten und schönsten Stücke moderner Lyrik in primitiven Zehnpfennigheften nahezubringen. Herr von Wolzogen hat sie neuerdings sogar dem Variété zugeführt. Die allgemeine Anerkennung der neuen Kunst wurde beschleunigt durch die Bemühung der hervorragendsten „Jungen", die Menge durch eine Auslese ihrer Werke zur Würdigung ihrer Gesammtproduktion heranzuziehen. An Liliencron's „Ausgewählte Gedichte" (1896, 3. Aufl. 1900) reihten sich „Zwanzig Dehmelsche Gedichte" (1897), endlich „Gustav Falke als Lyriker" (1900).

Gustav Falke zähle ich zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuen Aera. In Dehmel's Art gibt es viel Problematisches, Dunkles, Ungeklärtes. Packt Liliencron in Art und Unart durch die Urwüchsigkeit und Wucht seiner Persönlichkeit, so zündet Falke durch feinere Reize, durch die klassische Beherrschung der schönen Form. Er ist der größere Künstler. Als Künstler ist er das Phänomen des letzten Dezenniums. Doch hat er nicht bloß als formgewandter Schönheitskünder oder gar als gelenkiger Artist und Rhythmenakrobat zu gelten. Wie seine letzten Gedichte betitelt sind: „Mit dem Leben", so schöpft er thatsächlich aus quellendem Ueberfluß, aus Höhen und Tiefen, aus Traum und Wirklichkeit. Seine Verse „schaffen Leben, weil sie lebendig sind".

Aus der Legion junger und jüngster Lyriker würde er nicht hervorleuchten, wenn er lediglich „schöne" Gedichte produzirt hätte. Seine Poeme erscheinen schön und eigenartig, d. h. persönlich gefärbt. Diese Eigenart und Persönlichkeit ist nicht das Resultat forcirter Treibhauskultur. Und sie artet auch nicht zu weltflüchtiger, exzentrischer Ichkultur aus. Das Rein- und Allgemeinmenschliche erhellt ihre Gründe, und zwar dergestalt, daß sich darin die lautersten Ideale der Gegenwart spiegeln. Daher können seine Lieder breiteste Schichten des Volkes interessiren.

Das Gewicht seiner Lyrik vermag auch bereits der Litterarhistoriker festzustellen. Sie hat deutlich sichtbare Spuren unter dem Nachwuchs der Jüngsten hinterlassen. Besonders seit seinem dritten Versbuche „Zwischen zwei Nächten" gesellten sich zu ihm Mit- und Nachstrebende. So reicht der frische Martin Boelitz in seiner Erstlingssammlung „Aus Traum und Leben" (1896) dem Meister ehrfurchtsvoll die Hand, und der phantasievolle, für hellenisch erhabene Pracht begeisterte Wilhelm Holzamer („Zum Licht" 1897. Gewidmet G. Falke) ist sogar als sein „direkter Schüler" charakterisirt worden. Auch Hans Benzmann und Hugo Salus haben von ihm empfangen, ohne doch in blinde Nachahmung zu verfallen. Es darf freilich auch nicht verhehlt werden, daß Falke natürlich selber mannigfache Direktiven erhalten hat. Beispielsweise haben ihm leise Goethe, Storm, C. F. Meyer, Liliencron die Wege geebnet. „Wer durch Blumengärten wandelt, dem bleibt wohl einmal ein Stäubchen, ohne daß er's merkt, am Gewande haften." Das gibt der Herausgeber der vorliegenden Sammlung, Dr. M. Spanier, in der Einleitung unumwunden zu.

Wenn der Band „Zwanzig Dehmelsche Gedichte" durch den panegyrischen „Geleitbrief" Wilhelm Schäfer's selbst bei Dehmel's Anhängern Fiasko machte, so ist dieser durch Spanier's klare und einfache, knappe und doch umsichtige Interpretation um so gewisser dazu geeignet, seinen Dichter unter die Massen zu tragen. Sie bietet durchaus nichts Abschließendes, aber sie hebt die Hauptzüge von Falke's litterarischer Physiognomie treffend und gemeinverständlich hervor. Warme, liebevolle Versenkung in Falke's Wesen und Stil. Aber, gottlob, keine blendende und verblendete Verhimmelung mit Weihrauch und tönendem Gloria in excelsis.

Spanier betont die an Hans Thoma gemahnende, tiefe Innigkeit von Falke's Empfinden, „die in dieser Stärke in der modernen Lyrik wohl einzig ist", und ebenso seine ungekünstelte Grazie, die sich selbst in seinen Todesbildern nicht verleugnet. „Wenn man seinen Versen lauscht, ist es einem oft, als sähe man zarte Mädchen in zierlichem Steigen und Weichen, in sanftem Schweben und Wiegen einen bunten Reigen schlingen." Dann weist Spanier auf Falke's heitre Ueberlegenheit hin, aus der sein mannigfach abgetönter und zugleich genügsamer Humor sprießt, und auf seine schöpferische Phantasie, die ihn Gedichte schauen läßt. Endlich rühmt er mit Recht seines Poeten stark suggestive, gesunde Sprache und Metrik.

Falke's reiche Produktion werde von strenger Selbstkritik überwacht und gesichtet, und deshalb sei bei ihm ein Fortschritt von Werk zu Werk wahrzunehmen. Spanier berichtet zum Schlusse über die Zusammenstellung der folgenden „charakteristischen Proben". „Acht Kenner und Verehrer der Muse Falke's hatten aus fünf Bänden Lyrik jeder unabhängig vom anderen je 50 Gedichte ausgewählt. Der Verleger, selbst ein feinsinniger Freund Falke'scher Dichtung, hatte genau notirt, wie viel und welche Stimmen jedes Gedicht auf sich vereinigte. Was stellte sich nun heraus? Nur ein Gedicht (Ein Tageslauf, S. 30) war von allen acht Wählern zugleich vorgeschlagen. Daraus ergibt sich meines Erachtens der deutlichste Beweis für den Reichthum Falke's an schönen Gedichten." Bei einem guten Tropfen in einer Nische des Hamburger Rathskellers einigten sich die Parteien in einer „sehr harmlosen do ut des-Politik", wobei der Dichter gewöhnlich nur den lächelnden Zuhörer machte. „In seiner still bescheidenen Art" gab er zu allem seine Zustimmung.

Mit der Auswahl bin ich in der Hauptsache einverstanden. In seinem ersten Bande, Mynheer der Tod" (1892) ist Falke auf dem Sprunge, sich ganz zu finden, und in seinem fünften und vor der Hand letzten, „Mit dem Leben" (1899), macht er Miene, sich auszuruhen. Dort noch nicht vollreife Studien, hier überreifes Können. Demgemäß mußten namentlich „Tanz und Andacht" (1893), „Zwischen zwei Nächten" (1894) und „Neue Fahrt" (1897) berücksichtigt werden. „Mit dem Leben" scheint mir nun ein klein wenig zu energisch in den Vordergrund geschoben zu sein: „Die gelben Margeriten" tändeln, und „Das Licht" verliert sich — seine holde Anmuth in Ehren! — in leerem Traumdunkel. Von „Tanz und Andacht" vermisse ich das gewaltige Dämmerbild „Zwischen Tag und Abend", ein Gedicht, welches wie mit Triumphatorenschritt auf goldener Straße schreitet, und die dämonische „Bacchantin": letztere enthüllt einen ganz versteckten Winkel der Falke'schen Psyche. „Zwischen zwei Nächten" bergen die tiefsinnige Gedankenscene „Der kranke Gott", „Unheimliche Stunde", ein Gedicht von ergreifender Phantastik mit explosiv mächtigem Abschluß: „Wir haben alle das Beten noth", und „Das Mohnfeld", ein Kunstwerk von sattestem Ruhe- und Farbenzauber*). In der „Neuen Fahrt" ragen hervor das majestätische Blut- und Nachtstück „Der Herr der Welt",

*) Vergl. „Nation" 1894 XII. 286, 287, „Ein Lyriker". Von Felix Poppenberg.

die flammende Klage „Vaterland“, das wundersame, seltsam nachtumflorte Gemälde „Zwei“ und das köstlich erhabene auch rhythmisch meisterliche „Morgenlied“, welches dem abgedruckten „An den Tag“ wohl vorzuziehen wäre. Dieses mag hier einen Platz erhalten.

1. O Morgenglück, wenn auf den Zweigen
Das erste Licht sich lächelnd wiegt
Und noch ein süßes Kinderschweigen
Rings auf den jungen Fluren liegt,
2. Du stehst und weißt nicht, was da kommen wird,
Und stehst und horchst und weißt nicht welchem Laut,
Bis dir zuletzt so hold beklommen wird,
Wie ihres Ritters harrt und bangt und harrt die Braut.
3. O heimlich Glück, o Glück des Ungewissen,
Du Vorhofsglück, das nur der Fromme kennt.
Noch ist der Vorhang nicht hinweggerissen,
Der ihn von seinem heiligen Wunder trennt;
Doch rührt sich schon die erste Falte,
Sanft drängt sich durch die kaum erschloss'ne Spalte
Ein Glanz von jenem Licht, das er nur stammelnd nennt.

Falke's humorvoll graziöse Natur wird in dem Neudruck trefflich ins Licht gerückt; sein Aufschwung zu hochgemuther Feierlichkeit kommt dabei nicht voll zur Geltung. Aber ich will nicht Spanier's verdienstvolle Falke-Ausgabe zerzausen. Ich will nicht den Splitterrichter spielen. Meine subjektiven Neigungen dürfen nicht maßgebend sein. Vielmehr wünsche ich dem Buche reichen Erfolg und hoffe mit dem Herausgeber, es werde den Leser dazu anregen, „selbst nach weiteren Schätzen zu graben“.

Berlin. A. K. T. Tielo.

Frau Paschke.

Eine Skizze aus dem Berliner Leben.

Vor genau sechs Wochen öffnete meine Hauswirthin heftig die Thür, kam athemlos herein, blieb stehn, sah verwirrt umher und versank dann krachend in den Lehnstuhl.

„Aber was ist Ihnen, Frau Paschke?“

„Fräulein, Fräulein“ . . . sie rang nach Luft . . . „ich habe Sie immer gemocht, Sie waren ruhig und hielten die Zimmer proper. Darum sollen Sie es zu allererst hören . . . Ich habe fünfzigtausend Mark, fünfzigtausend Mark in der Lotterie gewonnen!“ Sie sah erstarrt vor sich hin und sprach dann mechanisch weiter. „Seit sechzehn Jahren spiele ich Klassenlotterie und zum ersten Mal ein ganzes Viertellos. Und nun habe ich diese Unsumme gewonnen.“

Ich streckte ihr meine Hand entgegen. „Das freut mich unbeschreiblich . . . wirklich von ganzem Herzen!“

„Fräulein . . . ach, es ist zu schön . . . aber was mach' ich nur mit all die Masse Geld! Ich frage Sie, was mache ich nur mit das Alles.“ Plötzlich, ganz unvorbereitet, schluchzte sie und vergoß Thränen.

Ich tröstete sie, klopfte ihr auf den etwas auseinandergegangenen Rücken und sprach von der wohlerworbenen Ruhe, vom harmonischen Nachmittag des Lebens und dem beglückenden Gefühl weniger Begünstigten beistehn zu können.

Urplötzlich versiegte der Kummer. „Fräulein Becker, Sie sollen bleiben, grade! Aber der Kerl, dieser Herr Machwitz geht! Warum hat er auch Bilder von mir auf Postkarten gezeichnet, wo ich so darauf ausseh“ Durch Gesten deutete sie unwahrscheinliche Größenverhältnisse an. „Das hat er nun davon! Gleich am ersten Tag sagte ich zu Frau Killebaum unten: „Wissen Sie, Frau Killebaum, da hilft alles nicht, er ist ordinär“, sagte ich. Darum geht er noch heute.“

„Aber beste Frau Paschke, er kann doch wohl auf vierzehntägige . . .“

„Und wenn es hundert Mark Entschädigung kostet, ich zahl's, ich kann's ja! Noch heute Abend soll er ziehn.“ Darauf verfiel Sie in ein Sinnen und begann darauf etwas zaghaft: „Fräulein, Sie wissen ja so gut damit Bescheid“, (ich bin Mitarbeiterin am Modencourir) „wo bestellt man sich wohl das allerschönste und allertheuerste Kleid von ganz Berlin.“

„Nun, also . . . so zum Beispiel . . . etwa die Petrus, oder die Pechstein, oder Bister, oder . . .

„Ach Fräulein“, (im einschmeichelndsten Ton) „heute ist ja nicht einer von Ihren ganz vollen Tagen, gehen Sie mit mir zu Pechstein . . . ich meinte, fahren Sie mit mir hin!“

Ich sagte zu. Es ist nicht wegzuleugnen, unwillkürlich setzte ich mir, der reichen Frau zu Ehren, meinen sonntäglichen Hut auf und nahm mir erst zweimal getragene Handschuhe aus dem Fach. Mit einer großen Geste winkte sie einen Taxameter heran, frug würdevoll: „Kutscher, fahren Sie denn auch wirklich gut?“ Als wir die Leipzigerstraße querten, bemerkte sie mißbilligend, jetzt kämen wir ja in den unfashionablen Theil der Friedrichstraße, als jedoch vor dem betreffenden Haus ein Hofwagen hielt, packte sie mich beim Arm: „Da ist eine Fürstlichkeit, da geh ich nich rauf!“

„Aber sehen Sie sich erst die Tresse an, das ist ja nur eine Hofdame, vor der haben Sie doch keine Angst?“

Ihr Bürgerstolz regte sich, sie ging die Treppe hinauf in die Wohnung. Aufmerksam begutachtete sie Teppiche, Polisandermöbel und Vorhänge, konstatirte, daß die „Woche“ und die „Fliegenden Blätter“ hier auslägen. Der Direktrice, einer schlanken, beweglichen jungen Person, wurde dann der Wunsch nach einer „wirklich schönen Seidenrobe“ ausgesprochen.

„Also große, ausgeschnittene Toilette?“

Verletzt schlug Frau Paschke die Augen nieder: „Nein! Hoch!“

In dem Augenblick rauschte Frau Pechstein mit der Hofdame und einer anderen Klientin aus den Anprobezimmern heran, begleitete die Damen zur Thür und begrüßte uns dann mit wohlwollender Güte.

Nun flüsterte aber mir, gänzlich Unvorbereiteten, Frau Paschke mit ihrem heißen, kurzen Athem in's Ohr: „Auf keinen Fall hier, hier lasse ich mir nicht Maß nehmen, kommen Sie nur fort.“ Ehe ich mich versah, hatte sie sich zur Thür gewandt, während ihre kräftigen Finger mein Handgelenk ergriffen. Hilflos sah ich Frau Pechstein an; glücklicherweise sind wir alte Freunde, wir lächelten und dann befand ich mich auf der Treppe. Frau Paschke faßte sich sofort und versetzte kühl: „Dort sagte es mir nicht zu.“

„Aber . . .“

„Na, ich habe doch wohl das Recht da zu kaufen, wo es mir paßt? Ist denn Gerson nicht gut?“

„Gewiß, durchaus ersten Ranges.“

Also fuhren wir hin. Frau Paschke berechnete leise, daß dieser zwecklose Besuch 70 Pfennige Taxameter gekostet habe, was sie viel fand. Wiederum muß ich es gestehn, instinktiv ließ ich ihr den Vortritt und majestätisch steuerte sie durch die vom Portier weit geöffnete Glasthür herein. Im zweiten Stock angekommen, erspähte ich gleich meine Gönnerin unter den Direktricen; da sie etwas schwerhörig ist, würden Frau Paschke's Beiseite-Bemerkungen weniger gefahrbringend sein.

„Also ein hohes, seidenes Gesellschaftskleid, etwas besonders Gutes.“

„Etwas gänzlich A 1“, fuhr Frau Paschke's tiefe Stimme dazwischen.

Fräulein Lechmeier betrachtete sich meine Hauswirthin, erfaßte augenblicklich die Lage, kehrte mit einer violett und grün schillernden Seide zurück, das Meter zu siebzehn Mark fünfzig. Frau Paschke strahlte. „Ich sagte Ihnen doch, daß Gerson der Erste ist“, flüsterte sie laut und vorwurfsvoll aus nächster Nähe in mein Ohr.

Ich hatte immer viel von Fräulein Lechmeier gehalten, aber ihre Art, diese Kundin zu nehmen, beeindruckte mich doch. Die treffsichersten Bewunderungsworte standen

ihr zu Gebote, von ... „einer so stattlichen Erscheinung“ ... bis zu ... „bei Ihrem ausgesucht vornehmen Geschmack“ ... durchlief sie eine diskret anschwellende Skala.

Als wir darauf wieder im Taxameter saßen, meinte Frau Paschke weich: „Nun habe ich mir was zu Gute gethan; nun kommen auch meine Verwandten an die Reihe.“

„Ach ja“, antwortete ich erfreut, „das gute, alte Fräulein Mauck, sie wird dünner und dünner.“

„Eben, an die hatte ich gedacht! Tante Mauck soll wöchentlich bei mir nähen — ausbessern, umarbeiten und dergleichen. Und statt ihrer eine Mark fünfzig, gebe ich zwei Mark fünfzig und ein Glas Rothwein obendrein.“

Offengestanden war ich enttäuscht und mein Gesicht ist leider sehr ausdrucksfähig; so versetzte sie mit Würde: „Ich muß doch wohl am allerbesten wissen, was sich schickt!“

* * *

Das war am Dienstag; am Freitag verlobte sie sich mit Herrn Emil Ballekow, Gardrobier beim Max-August-Theater. Er war etwa zwölf Jahre jünger und sechzig Pfund leichter als seine Braut. Sie schwärmte für seine „chicke, aristokratische Figur“.

Er wurde mir vorgestellt, war gnädig und gütig. „Wir sind ja sozusagen Kollegen“, meinte er, mit weißen Zähnen lächelnd. Ich war ein wenig benommen. „Ja, wir gehören Beide auf dem Umweg der Kleider zur Litteratur. Ihr Modencourir bringt ja auch Belletristik und ich stehe mitten in der dramatischen Bewegung. Meine Thätigkeit am Max-August-Theater trug ein provisorisches Gepräge, jetzt, wo mir ein so reicher Segen beschieden, hört diese Sturm- und Drangperiode auf.“ Er blickte auf seine Braut, unter dem schwarzen, aufgezogenen Schnurrbart erglänzte es hell, sie streckte ihm ihre stets warmfeuchte Hand entgegen und ihr Oberkörper wallte. „Mein intimster Freund , so sprach er weiter, ist Angestellter am Deutschen Theater, so kenne ich alle unsere Größen, Gerhart Hauptmann, Wildenbruch, Sudermann, Fulda, Wolzogen — Alle kenne ich gut. Bei den berühmtesten Premieren war ich zugegen, beim Knallerfolg der Versunkenen Glocke, bei der Katastrophe von Florian Geyer, bei dem noch aufregenderen Reinfall von Halbe's Eroberer. Ja, ich lebe im Brennpunkt der dramatischen Kunst.“

* * *

Etwa eine Woche darauf kam ich leider, leider etwas später als sonst, bald nach zehn, aus dem Frauenclub nach Haus. Vor dem sonst so stillen Gebäude in der Kanonierstraße — unten wohnt der Vogelausstopfer Killebaum, sonst nur noch eine Spitzenwäscherin, ein emeritirter Pastor und sonstige ruhige Leute — drängten sich schwarze Menschenmassen, welche zwei Schutzleute in gemessener Ferne hielten. „Was ist denn nur los?“ frug ich eine befreundete Gemüsefrau, welche andachtsvoll, ein Tuch über den Kopf geschlagen, dastand.

„Herr Gott, Fräuleinchen! Nu natürlich, Sie wissen es ja noch nich! Ne, was ich nich sage!“

„Aber was ist denn geschehn“, drängte ich auf sie ein.

„Ermordet ist sie, oder wenigstens fast!“ triumphirend ergriffen sah sie mich an.

„Aber wer?“

„Nu, Ihre Frau Paschke.“

Mittags war ich ihr in ihrem neuen blauen Federkapotthut auf der Treppe begegnet, vor drei Stunden, vor knappen drei Stunden, als ich mein Zimmer verließ, hörte ich, wie sich das Brautpaar in der „guten Stube“ abküßte, vernahm ich den Geruch des Grogks, welchen Herr Emil Ballekow Abends liebte.

Meine Kniee gaben nach, ich wies mich beim Schutzmann aus und eilte, so gut es ging, die Treppe hinauf.

Oben am Flur stand die Thür weitgesperrt offen, unter dem Gashahn schrieb ein Polizeileutenant Notizen in sein Buch, Männer gingen im Hintergrund vorüber. Dann kam ein Herr aus der guten Stube, besah sich den Flur und die Treppe. Er hatte das gewisse ärztliche Gepräge, so ging ich auf ihn zu. „Sie sind vielleicht Arzt? Ich wohne hier, wie steht es?“

„Mein Name ist Kalmus — sie ist bereits zu sich gekommen, wir transportiren sie nach der Charité. Ja, mein bestes Fräulein, über den Ausgang vermag ich mich in der That nicht zu äußern!“ Er kehrte eilig zurück, dann erschien der erste Träger, dann die Krankenbahre mit der ausgestreckten, an Kopf und Brust verbundenen Frau Paschke; langsam, mit sorglich bemessenen Schritten, nahten sich die Männer; als sie vorbeikamen, sah Frau Paschke mich an. „Fräulein, er hat alles, alles genommen. Sie hatten ja ganz recht, warum brachte ich es nicht auf die Bank!“

Dr. Kalmus zog rasch mich am Arm zurück. „Es ist ja gut, es ist ja alles schon gut, nur dürfen wir uns jetzt nicht aufregen“, beschwichtigte er seine Patientin.

„Nein, es ist eben nicht gut“, schallte es schwach von der Treppe herauf.

* * *

Unsere Wohnung befand sich nun wirklich im „Siedepunkt“ des Interesses. Die jungen Leute der Nachbarschaft, welche Weihnachten Apparate geschenkt bekommen hatten, „knipsten“ von außen, Unbefugte drangen bis in die Stube. Unsere Adele, das „Mädchen für Alles“, durchlebte eine herrliche Zeit; man riß sich um sie, man verzog sie in jeglicher Weise. Unzählige Male vernahm ich von meiner Stube die bald stereotyp gewordene Beschreibung: „ . . . Un ich sitze in der Küche un lese den Lokal-Anzeiger un denke weiter an nichts, un höre wie der Herr Ballekow fortgeht, und wundere mich, denn sonst wurde es immer spät. Und nach einer Stunde, um neun, geh ich rein, um den Grogk wegzuräumen, denn ich mag nich, das morgens noch allens herumsteht, und da . . . und da (wie gut kannte ich den Tonfall) . . . da liegt sie am Boden. Und um Mund und Kopf den rothkarrirten Shawl ganz fest umgebunden, und sie ist schon blau im Gesicht, denn erst hatte er sie gewürgt, sehen Sie, darum konnte sie nich schrein. Und dann erst hat er auf der ganzen Brust herumgestochen, nur die schlimmsten Stiche waren an die vielen Stangen vom neuen Korsett geprallt. Und weil sie ohnmächtig war, glaubte er, sie sei gänzlich todt und nahm ganz gemüthlich alles fort. Und wahrscheinlich ist er mit einem Nachtzug über die Grenze gereist, un die Polizei glaubt gar nich mehr, daß sie ihn kriegt.“

* * *

Gestern wurde sie aus dem Krankenhause entlassen. Ihr reich mit Blumen geschmücktes Zimmer wurde von Besuchern nicht leer, unaufhörlich brachte Adele frischen Kaffee herein. Mehrere Zeitungsschreiber ließen sich melden, zwei erbaten sich Frau Paschke's Photographie für ihr Blatt.

Sie war so in Anspruch genommen, daß ich ihr meine Blumen nur mit einem Handdruck überreichte, aber heute suchte sie mich auf. Als ich ihr meine aufrichtige Theilnahme in all diesen herben Enttäuschungen und Schicksalsschlägen aussprach, mich auch etwas hart über Herrn Emil Ballekow äußerte, sagte sie nach einer kurzen Ueberlegung:

„Das ist ja alles recht schön und gut und er war ja ein Lump. Um die vierundvierzigtausend Mark — so viel waren noch übrig — werde ich mich zeitlebens ärgern. Aber früher habe ich mich auch ganz bequem durchschlagen können, und, sehen Sie Fräulein, seit der Mordgeschichte ist meine Stellung in der Straße, ja in Berlin, eine gänzlich andere, und das verdanke ich doch ihm.“

Marie von Bunsen.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 31. Berlin, den 4. Mai 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Wir sind seit langer Zeit nicht mehr daran gewöhnt, daß unsere Politik sich logisch entwickelt. Würde sie sich in logischer Konsequenz entwickeln, so könnte man mit Deutlichkeit voraussehen, was sich nunmehr zu ereignen hat.

Der Monarch und die Minister haben sich mit allem Nachdruck in zwei großen Campagnen für den Mittellandkanal eingesetzt. Wenn diese führenden Elemente in unserem Staatsleben nicht zu den von den Agrariern geführten Elementen herabgleiten wollen, so müssen sie die Folgerungen aus der jetzigen Sachlage ziehen und die Agrarier durch die Anwendung aller konstitutionellen Mittel zur Durchführung des großen Kanalwerkes, das ein Kulturwerk von hoher Bedeutung ist, zwingen. Der Zwang wäre nicht einmal nothwendig; eine energievolle Androhung des Zwanges schon würde genügen; freilich eine Androhung, hinter der rücksichtsloser Ernst stehen müßte. Die Lage zu meistern, ist also nichts weniger als unmöglich; es wäre das nicht einmal schwer.

Allein wer wollte vorhersagen, ob schließlich das Nothwendige und ob das Gebotene und ob das durchaus Durchführbare geschieht?

Vielleicht knickt das Ministerium, wie es heute ist oder mit einigen Veränderungen schließlich doch vollständig und endgiltig zusammen oder schleppt sein Leben weiter, geschwächt an Ansehen und an Kraft wie von der ersten Ablehnung der Kanalvorlage zur zweiten so nunmehr zu einem zukünftigen Zeitpunkt, bis zu dem das Selbstgefühl der Agrarier noch eine weitere Verstärkung erfahren haben wird.

Jedenfalls befinden wir uns in diesem Augenblick im psychologischen Moment der politischen Schlacht. Zur Entscheidung steht: Ob der König und die Minister die politischen Geschäfte bei uns maßgebend zu beeinflussen vermögen, oder ob der Bund der Landwirthe seine eigene Politik dem König und den Ministern vorzuschreiben vermag, bevor noch alle Handhaben unserer Verfassung in Gebrauch gesetzt waren. Mit anderen Worten: das Schicksal der Kanalvorlage bringt gleichzeitig eine Entscheidung über die Stellung der Krone und der Minister in Preußen und damit in Deutschland. Und entsprechend dem Ausgang wird dann auch die Bevölkerung ihre zukünftige Haltung einzurichten haben. Wenn Herr von Wangenheim und Herr Hahn über das politische Schicksal Preußens und Deutschlands zur Zeit sollten verfügen können, dann wird man sich auf Sturm gefaßt zu machen haben.

Der erste Mai ist ruhig und harmlos verlaufen, nicht nur bei uns in Deutschland, sondern überall in der Welt. Die armen Reaktionäre! Auch dieses gräßliche Gespenst, das ihnen so lieb und theuer war, ist zu einer bedeutungslosen Demonstration geworden, die von Jahr zu Jahr umso mehr ihren ursprünglichen Charakter verliert, je gleichgiltiger die Welt die gehaltenen Reden und die veranstalteten Landpartien und die Zusammenkünfte in den Biergärten betrachtet — wie sie es verdienen.

Ein anderes Ereigniß hat sich am 1. Mai vollzogen, das vielleicht bestimmt sein kann und das hoffentlich bestimmt ist, mehr zu bedeuten. Aus privater Initiative hervorgegangen ist am vergangenen Mittwoch das internationale Arbeitsamt zu Basel ins Leben getreten. Dieses Amt soll zunächst die soziale, insbesondere die Arbeiterschutz=

gesetzgebung der Welt sammeln, und aus diesem Sammeln und Vergleichen werden sich für die einzelnen Länder Anregungen ergeben. Die einzelnen Staaten werden in der Lage sein, aus den gelungenen und mißglückten Experimenten anderer Staaten Nutzen zu ziehen. Von Basel kann somit in sozialer Beziehung reiche Anregung ausströmen; Anregungen, die nicht aus dem Lande der Utopie herstammen, sondern die auf dem Boden der Praxis ihren Ursprung haben.

Ist eine derartige Centralstelle von praktischem Nutzen, so verkörpert solch ein werkthätiges Zusammenarbeiten der Kulturnationen am sozialen Fortschritt zugleich eine der edelsten Richtungen moderner Politik. Hoffentlich hält diese That praktischer internationaler Humanität, was sie verspricht.

Herr Delcassé ist von seinem Besuche in St. Petersburg zurückgekehrt. Daß seine Reise den politischen Spürsinn in hohem Grade angeregt hat, ist natürlich. Am wahrscheinlichsten bleibt die Annahme, daß die Basis der Verhandlungen finanzielle Fragen gewesen sind. Rußland braucht Geld, und Frankreich, das schon so viel Geld in Rußland angelegt hat, muß Vorsorge treffen, daß die entliehenen Summen nicht durch einen russischen wirthschaftlichen Krach gefährdet werden. Allein darüber kann man sich nicht täuschen, daß finanzielle Transaktionen von solcher Tragweite auch ihre hohe politische Bedeutung haben. Gelingt es dem Zarenreich die französische Republik noch fester pekuniär an das russische Schicksal zu fesseln, so sind die beiden Mächte auch politisch um so enger aneinander geschmiedet. Wer sein Geld in ein Geschäft steckt, der ist an Allem interessirt, was der Geschäftsführer thut und treibt. Diese rein politische Rückwirkung muß jedes neue russische Finanzgeschäft in Paris haben.

Auf die klerikalen Demonstrationen in Wien sind klerikale Demonstrationen in Pest gefolgt; die ultramontane Universitätsjugend prügelt sich dort mit der liberalen Studentenschaft herum; auch dieses Uebergreifen der Bewegung nach Ungarn ist durchaus folgerichtig. Die Klerikalen müssen sich sagen, daß ein Sieg in Oesterreich noch nicht viel bedeutet, wenn sie nicht auch schließlich in Ungarn die Oberhand gewinnen; und jedenfalls ist das die schwierigere Aufgabe.

Ueber diese Ereignisse schreibt uns ein italienischer Freund, der sich zur Zeit in Rom aufhält, und der über ausgezeichnete Verbindungen verfügt, in einem Briefe, der unsere Auffassung von der Planmäßigkeit der Bewegung durchaus bestätigt. Aus dem Schreiben möchten wir folgende Stelle hervorheben:

> . . . In den Kreisen des Vatikan ist man natürlich erfreut über die Wiener Vorgänge; man verspricht sich viel von der Zukunft, und auf diese Zukunft rechnet man zuversichtlich, weil man auf die Gemahlin des österreichischen Thronfolgers glaubt zählen zu dürfen. Die Gräfin Sophie Chotek gilt als eine sehr energische Dame, die großen Einfluß auf Franz Ferdinand ausüben soll, und diesen Einfluß hat man für den Vatikan gewonnen. Die Gräfin Chotek hegt den erklärlichen Wunsch, ihre Kinder schließlich einmal trotz aller formulirten Entsagungsverträge auf dem Thron der österreichisch-ungarischen Monarchie zu sehen, und wenn über die geleistete Entsagung hinwegzukommen ist, so wäre das nur möglich durch ein Wort des Papstes, durch das die eingegangenen Verpflichtungen gelöst werden. Auf dieser einigermaßen soliden Unterlage beruht die Allianz Chotek-Vatikan, die für die Entwicklung des österreichisch-ungarischen Problems schwer ins Gewicht fallen kann. . . .
> Vederemo.

Die chinesische und die südafrikanische Krankheit mit der die internationale Politik behaftet ist, befinden sich in ihrem alten chronischen Zustand.

* * *

Die Peripetie im Kanaldrama.

Der Centrumsabgeordnete Herold hat in der Kanalkommission für sich und einen Theil seiner politischen Freunde die Erklärung abgegeben, daß sie zur Zeit nur bereit seien, für die Lippelinie und für die Flußregulirungen im Osten einzutreten, daß sie jedoch dem Mittellandkanal nebst dem Emscherthalkanal ihre Zustimmung — jedenfalls für die nächsten Jahre — versagen müßten. Die konservative Kanalfronde hat diese Ankündigung des Herolds der Centrumspartei mit Behagen entgegengenommen, und es unterliegt kaum noch einem Zweifel, daß die Ablehnung der Kanalvorlage — wenn es überhaupt zu einer Abstimmung kommt — in der vom Centrum vorgeschlagenen Form erfolgen wird. Die „Kölnische Zeitung" nennt dies das Ende des Kanalpossenspiels und fügt hinzu: „das Ergebniß ist wohl die schärfste Verhöhnung, die je einer Staatsregierung von parlamentarischen Mehrheitsparteien geboten worden ist".

Jeder Unbefangene wird ihr darin Recht geben. Man vergegenwärtige sich, daß die Regierung die Lippelinie überhaupt nicht gewollt hat, daß sie sich vielleicht hätte bereitfinden lassen, um das Centrum zu gewinnen, die Lippelinie neben dem Emscherthalkanal und dem Mittellandkanal zuzugestehen; man vergegenwärtige sich ferner, daß seitens der Regierung die ursprüngliche Mittellandkanalvorlage nur deßhalb mit einer Reihe von Vorschlägen zur Verbesserung des Fahrwassers der östlichen Flußläufe verknüpft ist, um den Widerstand der Konservativen gegen die Mittellandkanalvorlage zu überwinden; und nun hat die konservativ-klerikale Koalition die spöttische Verwegenheit, der Regierung etwas anzubieten, was diese theils überhaupt nicht für nöthig hält, theils nur als Kompensation gegen die Mittellandkanalvorlage vorgeschlagen hat, ihr dagegen das abzulehnen, was seitens der Regierung nicht bloß als Hauptstück der wasserwirthschaftlichen Vorlage bezeichnet, sondern was auch als nicht länger aufzuschiebendes Landesmeliorationswerk ersten Ranges von ihr behandelt worden ist. „Sollte der Rechten und dem Centrum — so meint die ‚Kölnische Zeitung' — dieser Plan, den man kaum mehr verschmitzt nennen kann, gelingen, so wäre das einer der denkbar schwersten Stöße, der gegen das Ansehen und die Autorität der Staatsregierung geführt werden kann." Auch in dieser Beziehung hat das große rheinische Preßorgan zweifellos Recht. Trotz alledem gibt es Politiker genug, die da meinen, daß die Regierung sich schließlich laudabiliter unterwerfen würde. Die Agrarier würden dieses gewagte Spiel schwerlich treiben, wenn sie nicht davon durchdrungen wären, daß die Sache ebenso verlaufen werde, wie im Sommer 1899, wo die Energie der Regierung schließlich auch nur darin bestand, ein paar Landräthe zu maßregeln, die inzwischen zum größten Theil längst wieder zu Gnaden angenommen worden sind. Ob die Regierung auch bei dieser zweiten, noch empfindlicheren Niederlage abermals die christliche Tugend der Selbstüberwindung üben und sich damit das Lob der Stützen von Thron und Altar verdienen wird, muß abgewartet werden. Charakteristisch für unsere Verhältnisse ist es aber schon, daß die Frage des „se soumettre" überhaupt ernsthaft aufgeworfen werden kann. Man traut der Regierung, sobald es sich um einen Kampf gegen das Agrarierthum handelt, keinerlei herzhafte Entschlüsse mehr zu. Sie gilt unter dem fortgesetzten Uebermuth und der schnöden Behandlung, die sie sich seitens der Agrarier allzu lange hat gefallen lassen, bereits als politisch so demoralisirt, daß man von ihr nicht mehr voraussetzt, sie werde von der Fülle der Macht, die sie nach der Konstitution besitzt, entschlossen Gebrauch machen.

Die Behandlung der Kanalvorlage seitens der Regierung war von Anfang an bis jetzt eine lange Kette von schweren, aus reiner Schwachmüthigkeit hervorgegangenen Fehlern. Trotzdem man durch die Vorgänge des Jahres 1899

hätte gewarnt sein können, trat man den Kanalgegnern mit den weitgehendsten Versprechungen entgegen und setzte damit nachträglich noch eine Prämie auf die erfolgte Opposition. Anstatt beim Beginn der gegenwärtigen Session des Abgeordnetenhauses von vornherein keinen Zweifel darüber zu lassen, daß man entschlossen sei, mit jedem konstitutionellen Mittel die Kanalvorlage durchzusetzen, gab die Regierung den dilatorischen Anträgen der Kanalgegner immer aufs neue Gehör, ließ sich in der Kommission von Monat zu Monat an der Nase herumziehen, um dann endlich vor eine Situation gestellt zu werden, in der die Regierung zum Schaden auch noch den bittersten Spott über sich ergehen lassen muß.

So bedauernswerth an und für sich das abermalige Scheitern der Kanalvorlage erscheint, so ist für uns Liberale das Resultat doch vom politischen Standpunkte aus keineswegs ohne tröstliche Beimischung. In der Politik ist nichts übler als Unklarheit. Die Entwicklung der Kanalkampagne aber ist wie dazu geschaffen, auch den Kurzsichtigsten vor Augen zu führen, wohin wir allmählich mit der Schwäche und Liebedienerei der Regierung dem Agrarierthum gegenüber gelangt sind. Wird die Regierung den bittern Kelch, der ihr jetzt von ihren sogenannten treuesten Anhängern kredenzt wird, leeren, sich mit einem demonstrativen Schluß des Landtags und einem bischen Ministerwechsel begnügen, im Uebrigen aber alles beim Alten lassen, so wird auch der Vertrauensseligste wissen, daß bei uns in Preußen die Regierung trotz aller scheinbaren Energie sich von einem bloßen Exekutivkomitee der Agrarier nicht wesentlich unterscheidet.

Th. Barth.

Neue politische Kräfte für neue politische Aufgaben.

Bis vor Kurzem ist es in Deutschland die Regel gewesen, daß ein Beamter, hinter dessen Titel die beiden Buchstaben a. D. standen, solches Zeichen zugleich als den Grabstein für seine öffentliche Thätigkeit ansah. Fürst Bismarck hielt streng darauf, daß jene Männer, die ihr Amt verloren oder aufgegeben hatten, sich politisch als todt betrachteten. Wenn damals einige Minister und Staatssekretäre, die Fürst Bismarck aus Gesundheitsrücksichten von ihrem Amte entfernt hatte, und die dann noch Jahre lang und auch bis auf den heutigen Tag bei gutem Wohlsein lebten, den Versuch machten, sich öffentlich zu bethätigen, so wußte der Reichskanzler solchem Unterfangen schnell ein Ende zu bereiten. Ein Staatsamt bekleiden, hieß dienen der Bismarck'schen Politik; und wer sein Amt verloren und sich als Diener für jenen Zweck unbrauchbar erwiesen hatte, mußte sich bescheiden, während des Restes seines Lebens diese Unbrauchbarkeit durch Stummsein für die Fragen der Politik zu sühnen. Daß Fürst Bismarck nach seiner Entlassung nicht dem gleichen Grundsatz huldigte, war selbstverständlich und war das Natürliche; aber selbst Graf Caprivi begrub sich noch lebendig.

Die Frage ist einfach die, fühlen sich die Personen aus den höchsten Beamtenstellungen als Staatsmänner mit selbständigen politischen Zielen, die zum Besten des Vaterlandes zu verfolgen ihnen am Herzen liegt, gleichgiltig, ob sie das als Minister, als Staatssekretäre, als Gesandte, als Parlamentarier, als Schriftsteller thun können, oder fühlen sie sich heute als nichts, denn als Werkzeuge der Krone, wie sie sich zur Bismarck'schen Zeit als Werkzeuge Bismarck's gefühlt haben, Werkzeuge, die für sich allein nichts mehr bedeuten, wenn jener, von dem sie gebraucht wurden, sie fortgeworfen hat.

Es ist ganz unzweifelhaft, daß das politische Leben eines modernen Staates eine Einbuße erleiden muß, wenn jene den öffentlichen Angelegenheiten fern bleiben, die einmal mit eigener Hand die Staatsmaschine geölt und die sie in Gang gesetzt haben; das ist noch etwas anderes, als die Arbeit der Maschine kritisiren.

Man kann es freilich als einen Gewinn für das sachliche Ergebniß der Politik wirklich nicht bezeichnen, wenn der frühere Seehandlungspräsident, Herr von Zedlitz, — und er ist nur ein Typus — heute als Journalist und Parlamentarier auf das Eifrigste ober- und unterirdisch fortarbeitet; aber daß eine dem öffentlichen Leben abträgliche Tradition auf diese Weise durchbrochen wird, ist doch gut, und thatsächlich sind es heute die Junker und Agrarier, die ihre reaktionäre Politik auf allen Gebieten mit den allermodernsten Mitteln bis zu den Mitteln moderner Demagogie durchzusetzen suchen, und die daher in Wahrheit die bestehenden Zustände von Grund aus revolutioniren; auf dieser Bahn hatte ihnen schon Bismarck außerordentlich vorgearbeitet.

Junker sein, Agrarier sein, heißt gewisse politische Ziele, wenn es nicht anders geht, auch gegen die Krone und auch gegen die Minister betreiben, das hatten diese Kreise — Beamte und Nichtbeamte — stets gethan; aber sie auch in voller Oeffentlichkeit gegen die höchsten Potenzen im Staate betreiben unter dem Versuch einer öffentlichen Demüthigung der Krone und der Minister — das ist neu, und das ist das Wesen der modernen konservativen Partei, die nichts konserviren will als ihre Interessen und ihre Machtfülle selbst unter Preisgabe der Stellung des Monarchen, die er nach alter konservativer Anschauung — vor der Welt wenigstens — bewahren sollte.

Dieser Umschwung unserer inneren Verhältnisse, in den auch die Beamtenschaft hineingezogen worden ist, wird seine Folgen haben für die gesammte Gestaltung unseres politischen Lebens.

Für die sachliche Beurtheilung der Probleme unseres inneren Staatslebens ist es freilich ziemlich gleichgültig, ob zugleich frühere Beamte das Wort nehmen; diese Probleme liegen vor aller Augen, und sie zu beurtheilen mit größerer oder geringerer Sachkunde, kann jeder nach seinen Fähigkeiten versuchen.

Auch die großen Linien der europäischen internationalen Politik hat Fürst Bismarck unser Volk richtig zu sehen gelehrt; das ist in Beziehung auf die nationale Erziehung sein größtes Verdienst. Allein hatte Fürst Bismarck die deutschen Bestrebungen in den Kreis der europäischen Politik eingeschlossen trotz seiner kleinen kolonialen Vorstöße, so ist durch die Entwicklung der Verhältnisse für Deutschland wie für jede Großmacht die Nothwendigkeit erwachsen, heute auch in der Weltpolitik Stellung zu nehmen. Das ist das neue große Moment der nachbismarckschen Zeit in unserer auswärtigen Politik, und auf diesem Gebiet fehlt unserer Bevölkerung zumeist die Tradition, die Erziehung, die Erfahrung, um sachlich urtheilend die Ereignisse verfolgen zu können.

Nur ein einziges großes modernes Volk hat auf diesem Gebiet die erforderliche Erziehung sich allmählich angeeignet: die Engländer; und nur ein einziges großes modernes Volk kann bis zu einem gewissen Grade einer solchen langsamen Erziehung entbehren: die Amerikaner. Die Engländer treiben seit über zwei Jahrhunderten koloniale Politik, das ist Weltpolitik; die Zahl der Personen, die sich praktisch an der Weltpolitik als Kaufleute und als Politiker betheiligt haben, und die dann dem Mutterland als Berather zurückkehrten, ist eine sehr große; die Litteratur über diese Fragen ist die üppigste. Den Amerikanern braucht die Fremde diese Schulung nicht zu bringen; ihre innere Politik war und ist noch im weitesten Umfange Kolonialpolitik, und das Leben in der Heimath stattet sie in sehr erheblichem Umfange mit jenen Fähigkeiten und Eigenschaften aus, die zur Bewältigung der Probleme kolonisatorischer Weltpolitik nothwendig sind. Ob die Russen solche Gaben besitzen, kann sich erst zeigen, wenn schwierigere Aufgaben an sie herantreten, als das Ueberrennen einer Anzahl nord- und mittelasiatischer Horden und Völkerpartikel; auf der Balkanhalbinsel hatten sie

bisher keinen Erfolg. Die Franzosen haben überseeische Länder erobert; aber Kolonisatoren sind sie nicht. Und wir . . .?

* * *

Eines ist sicher, jene Elemente, die von Preußen aus die deutsche innere Politik beherrschen: der Gensdarm, der Assessor, der Landrath und als unbeamtete Bevölkerung, der Reserveoffizier und der Junker, haben nicht eine Eigenschaft, um Träger einer verständigen, überseeischen Weltpolitik sein zu können.

Weltpolitik kann die französische unfruchtbare Eroberer-politik, aber sie sollte die civilisatorisch fruchtbringende Kaufmannspolitik sein. Ueberseeische Politik ohne große wirthschaftliche Befähigung ist eine Narrheit, und jene Kreise, die in Deutschland herrschen, haben bisher leider nicht nur keine modernen wirthschaftlichen Fähigkeiten entwickelt, sondern sie hassen jene und sie suchen jene als Rivalen zu unterdrücken, die über diese Fähigkeiten und den ganzen Komplex der damit zusammenhängenden Geistesanlagen verfügen.

Die Alldeutschen aber sind anmaßende und gefährliche Romantiker, und die Begeisterung, die man aus dem Anblick von Landkarten schöpft, genügt nicht für praktische Aufgaben.

Wir haben gewiß ausgezeichnete Kaufleute, ausgezeichnete Kenner überseeischer Verhältnisse, die der Stolz unserer gesammten Nation sein könnten, und die doch nur den Neid unserer Junker wie den anderer Völker rege machen — und das ist erklärlicher. Allein daß sie in ausreichender Weise für die großen Fragen der Weltpolitik an der Erziehung ihrer Mitbürger arbeiteten, kann man leider nicht behaupten; und sie hätten doch das Zeug dazu, wenn sie die Zeit hierfür hätten.

Hier gibt es noch eine Lücke, die sich in nicht geringem Grade fühlbar macht, die durch die vielfache Reiselitteratur der Gelehrten und Dilettanten in deutscher Sprache keineswegs ausgefüllt wird, und die man um so klarer erkennt, wenn einem plötzlich in zwei Büchern eine Persönlichkeit entgegentritt, die gerade über das verfügt, was uns heute so nothhut.

* * *

Es ist wiederum der neue Typus des Beamten a. D., der hier in politischen Fragen freimüthig das Wort ergreift. Der frühere deutsche Gesandte in China, Herr von Brandt, hat neuestens zwei Bücher veröffentlicht: „33 Jahr in Ostasien"*) und „Zeitfragen: Die Krisis in Südafrika. China, Kommerzielles und Politisches. Kolonialfragen".**)

Das zuerst genannte Buch umfaßt die Zeit von Ende der fünfziger bis zum Anfang der sechziger Jahre; jene Epoche, da Preußen im fernsten Osten die ersten festen Anknüpfungen durch Verträge suchte; und damals im Jahre 1859 wurde mit der Mission des Grafen August zu Eulenburg als blutjunger Attachee auch Herr von Brandt hinausgesandt.

Dieser erste Band, der den Beginn einer Laufbahn in Ostasien schildert, die sich schließlich über 33 Jahre erstrecken sollte, erzählt in weltmännischem Plauderton von Reiseabenteuern und Festen, von Landessitten, von der Religion und Kunst des Ostens, von der politischen Vergangenheit jener Völker und von den politischen Ereignissen des Tages, von den handelnden Personen, deren einige noch heute eine Rolle spielen, von dem Waarenverkehr und von den kleinen Moquerien der nach Osten verschlagenen Europäer unter einander: Großes und Kleines, Unterhaltendes und Belehrendes, die scharfe sachliche Beobachtung und die gute Anekdote neben einander. Wer dieses angenehme Buch gelesen hat, war in guter Gesellschaft und gewinnt die Ueberzeugung, daß hier jemand spricht, der zugleich ein vorurtheilsloser, sachlicher, klar sehender Kenner ist.

*) Leipzig 1901. Verlag Georg Wiegand.
**) Berlin, Gebrüder Paetel 1900.

Diese Eigenschaften treten mit aller Deutlichkeit in dem zweiten genannten Buche hervor, das unmittelbar zu den Tagesfragen Stellung nimmt, und das allen warm empfohlen werden muß, die sich ein Urtheil über die Aufgaben unserer Politik außerhalb Europas bilden wollen.

Zunächst keine Utopie, keine Phantasterei, kein Zopf, obgleich von China so viel die Rede ist.

Deutschlands Aufgabe im fernsten Osten kann nicht die des Conquistadors, sondern sie soll die des Moderators sein; unsere überseeische Politik ist berufen Handelspolitik zu sein; wir brauchen also Frieden, Frieden auch mit China. Und nun sind besonders interessant jene Ausführungen, die human und klug und völlig plausibel darthun, wie nur durch Berücksichtigung der chinesischen Individualität und der chinesischen Kultur auch Deutschland seine Rechnung finden kann.

Die revolutionären chinesischen „Reformbewegungen" werden in ihrer Bedeutungslosigkeit aufgedeckt; die Unmöglichkeit unsere Kultur den Chinesen aufzudrängen wird erwiesen, und es bleibt so nur ein Ausweg: die Chinesen selbst an jenen Fortschritten zu interessiren, die auch uns am Herzen liegen. Ich citire einige Stellen:

„Seit sechzig Jahren ist der Verkehr mit den Fremden ihm (China) aufgezwungen worden, seit vierzig Jahren hat man es genöthigt überall, bis in die entferntesten Winkel des Reiches, die Anwesenheit von Missionaren zu dulden, die ihm das zu nehmen suchen, was ihm das Heiligste ist, den Glauben an die Familie, die Ahnen, die Götter und seit sechs Jahren zwingt man ihm Eisenbahn- und Minenkonzessionen ab und die fremde Presse hört nicht auf, von dem Zerfall des chinesischen Reiches und der Auftheilung desselben zu sprechen. Kann man sich da wundern, daß ein Reaktion eintritt. . . ."

„Darin, daß den Chinesen ein solcher Nutzen (modernen Verkehrs) bis jetzt nicht klar gemacht worden ist, daß man es unterlassen hat, ihn an den Erfahrungen und den Erfolgen solcher Neuerungen persönlich und pekuniär zu interessiren, daß man ihn mit einem Worte als quantité négligeable behandelt hat, liegt der von Regierungen, Gesellschaften und Privatpersonen begangene Fehler. . . ."

„In Ostasien liegt unser Interesse nicht in neuem Zuwachs teritorialen Besitzes, der uns neue Pflichten und damit neue Opfer auferlegen würde, sondern in der Gewinnung eines möglichst großen Antheils an dem chinesischen Markte für unseren Handel und unsere Industrie . . . Wir haben dort nicht mehr zu strafen und zu rächen als andere, wir haben weder das chinesische Räthsel zu lösen, noch die chinesische Nuß zu knacken, sondern uns nur so weit an den gemeinsamen Maßnahmen aller Mächte zu betheiligen, wie die gewünschte Abmessung unserer Interessen dies nothwendig und heilsam erscheinen läßt."

Für eine solche aufgeklärte Politik draußen bedürfen wir der Kenner der Verhältnisse, und es müssen die büreaukratischen Schranken übersprungen werden:

„Bei uns ist man noch nicht über das Vorurtheil hinweggekommen, daß die Dolmetscher zu den Subalternbeamten gehören, und man läßt vortreffliches Material, das der chinesischen Sprache mächtig ist und die chinesischen Verhältnisse kennt, verkommen, um für den Konsulatsdienst in China Gerichtsassessoren zu verwenden, die von den Verhältnissen dort nichts verstehen und häufig nicht einmal die englische Sprache beherrschen."

Herr von Brandt wäre ein guter Spezialist für China, aber kein Politiker mit staatsmännischem Blick, wenn er nicht zugleich unsere Weltpolitik im Zusammenhang mit unserer inneren Politik betrachtete; denn man kann nicht eine Kaufmannspolitik nach außen und eine Junkerpolitik im Innern treiben.

„Wohin würden wir kommen, wenn die Wünsche der Agrarier für den Gang der deutschen Politik maßgebend würden? Wir würden uns mit Oesterreich-Ungarn verfeinden . . . wir würden mit Rußland, mit den Vereinigten Staaten und mit England in einen wirthschaftlichen Kampf gedrängt werden, der trotz aller Friedenkonferenzen leicht nur das Vorspiel zu ernsteren blutigen Zwistigkeiten werden könnte, Einer Partei aber, der in so hohem Maße das Verständniß für die politischen Bedürfnisse des Deutschen Reiches fehlt, kann und darf ein Einfluß auf dieselben nicht eingeräumt werden, ohne die Zukunft Deutschlands in Frage zu stellen."

Und nun noch ein Citat aus einer Rede Chamberlains:

„Die Kraft der Demokratie muß, um mächtig zu sein, konzentrirt sein; sie darf nicht in zahllose Einheiten

zersplittert werden, von denen jede ihre Unabhängigkeit so hoch schätzt, daß keine sich mit einer anderen auch nur für einen Tag verbinden kann."

Hieran fügt Herr von Brandt den Satz:

„Goldene Worte, die der deutsche Liberalismus gut thun würde, zu beherzigen und zu befolgen."

* * *

Wenn ein Wirklicher Geheimerrath und Kaiserlicher Gesandter a. D., der die Welt kennt und der Politik draußen in der Welt praktisch betrieben hat, zu solchen franken Ausführungen das Wort nimmt, so ist das nicht nur sachlich bedeutungsvoll, sondern auch ein weiteres Zeichen, daß Fesseln, die unser öffentliches Leben Jahrzehnte lang einschnürten, sich zu lösen beginnen.

Wir werden in Deutschland nicht mehr lange in den ausgefahrenen Geleisen, nach den alten Methoden, mit den alten Vorurtheilen und mit den alten Personen- und Parteigegensätzen unser politisches Leben kümmerlich vorwärts schleppen dürfen.

Kanal und Handelsverträge bis herab zu dem Kleinkram der täglichen politischen Geschäfte sind schließlich nur die Details des einen großen Gegensatzes: Soll Deutschland ein moderner Weltstaat sein im Innern und nach außen, oder soll Deutschland zu einem Junkerstaat zurückruinirt werden, wie wir bis in die sechsziger Jahre es gewesen sind.

Der preußische Schollenjunker, der gegen die deutsche Einheit gewesen ist, muß auch gegen die Fortsetzung dieser Bewegung, gegen ein modernes Deutschland im Innern und gegen ein modernes Deutschland im Weltverkehr — die sich nicht trennen lassen — sein. Nach seiner ehrlichen Ueberzeugung ist er der Staat, und jener Staat wäre nach seiner Ansicht ein Uebel und wäre ein Unglück, der noch andere Kräfte erfordert, als er zur Verfügung zu stellen vermag.

Und doch wird Deutschland — nach welchen Kämpfen immer — seine Zukunft nicht einschließen und begraben lassen von dem Programm des Bundes der Landwirthe.

P. Nathan.

Parlamentsbriefe.

XVIII.

Nachdem es feststand, daß der Reichstag sich in dieser Session mit dem neuen Zolltarif keineswegs befassen werde, war der Schwerpunkt des politischen Interesses durchaus in das preußische Abgeordnetenhaus gerückt, wo die Verhandlungen über den Rhein-Weser-Elbe-Kanal sich inzwischen der Peripetie genähert haben. Von den Entscheidungen der nächsten Tage wird es abhängen, ob wir es bei diesem Kanalstück mit einer Posse oder mit einem ernsten politischen Drama zu thun haben. Der eigentliche dramatische Held, um dessen Schicksal die Handlung sich bewegt, ist die Königlich Preußische Staatsregierung. Von den Entschlüssen dieses Helden wird es abhängen, ob er demnächst die Bühne unter dem Hohngelächter, dem Mitleid, oder der Furcht der Zuschauer verlassen wird. Es liegt auf der Hand, daß angesichts solcher Schicksalsfragen dem parlamentarischen Alltagsleben keine besonders große Beachtung seitens der öffentlichen Meinung zu Theil wird, wenngleich die Gegenstände, mit denen sich das Plenum des Reichstags und das Plenum des Abgeordnetenhauses in der abgelaufenen Woche beschäftigten, keineswegs von untergeordneter Bedeutung waren, weder in materieller, noch in grundsätzlicher Beziehung.

Der Reichstag hat den höchst wichtigen Gesetzentwurf über die privaten Versicherungsunternehmungen in der zweiten Lesung im Wesentlichen nach den Beschlüssen der Kommission festgestellt, und die nicht minder wichtigen Gesetze über das Urheberrecht und das Verlagsrecht in dritter Lesung erledigt, im Wesentlichen gemäß den Beschlüssen der zweiten Lesung.

Im preußischen Abgeordnetenhause kam der freisinnige Antrag Barth-Wiemer auf Neueintheilung der Landtagswahlbezirke zur Verhandlung und wurde, wie vorauszusehen war, durch eine konservativ-klerikale Koalition abgelehnt. Die gegenwärtige, auf der Volkszählung von 1858 beruhende Wahlkreiseintheilung ist der reine Hohn auf Gerechtigkeit und Billigkeit. Wir sind in Preußen allmählich dahin gelangt, daß wir nicht nur, um mit dem Fürsten Bismarck zu reden, das elendeste aller Wahlsysteme haben, sondern wir sind unter dem elendesten aller Wahlsysteme auch noch zu einem rotten borough-System gelangt, unter dem sich die bevölkertsten, betriebsamsten, steuerkräftigsten Distrikte und insbesondere die großen Städte, und vor allen die Hauptstadt Berlin, mit einer geradezu lächerlich kleinen Zahl von Landtagsmandaten abspeisen lassen müssen, während die rotten boroughs der Konservativen in Ostelbien eine unverhältnißmäßig starke Vertretung haben. Die Konservativen leugnen auch garnicht, daß sie dieser korrupten Eintheilung einen ungerechten Gewinn von mindestens 50 Mandaten zu verdanken haben; aber sie denken nicht daran, der Gerechtigkeit auch nur die geringste Konzession zu machen, wodurch ihre privilegirte Stellung in Frage kommen könnte. Bei den Privilegirten ist das Organ für Gerechtigkeit von jeher nur sehr schwach ausgebildet gewesen. Die kläglichste Rolle spielt bei diesem Handel das Centrum, die Partei „für Wahrheit, Freiheit und Recht", die bei dieser Vergewaltigung des Rechts und der Billigkeit für die Konservativen gewissermaßen „Schmiere steht". Der freisinnige Antrag wird natürlich in jeder Session wiederkehren, bis er Erfüllung gefunden hat.

Noch eine andere wichtige Frage, bei der es sich um die Verletzung der Gerechtigkeit handelt, kam im Abgeordnetenhause zur Besprechung anläßlich der freisinnigen Interpellation Barth-Kittler. Schwach und nachgiebig, wie die Regierung auch gegenüber den unkeuschesten Forderungen der Agrarier ist, haben es die landwirthschaftlichen Genossenschaften durchgesetzt, daß ein Ausnahmetarif für Futter- und Streumittel, der eine Ermäßigung der normalen Sätze um 25 Proz. enthält, zwar den landwirthschaftlichen Genossenschaften eingeräumt, aber den privaten Händlern verweigert ist. Diese personelle Diskrimination des Handelsstandes, die auf Grund der konfusesten volkswirthschaftlichen Vorstellungen erfolgt ist, steht zu den Grundsätzen des Eisenbahntarifrechts und insbesondere, wie in diesen Blättern schon ausgeführt ist, zu § 7 der Eisenbahnverkehrsordnung von 1899 in direktem Widerspruch. Die Vertheidigung dieser Rechtsverletzung durch den Vertreter des Eisenbahnministers war lahm und völlig ungenügend. Aber bei der Rechten und auch beim Centrum fand sie natürlich volle Anerkennung. Freisinnige und Nationalliberale waren die Einzigen, die sich des verletzten Rechts und der verletzten Interessen des Handelsstandes annahmen.

Als darauf der freisinnige Antrag auf Zulassung der fakultativen Feuerbestattung berathen wurde, platzte die Nachricht ins Haus, daß beide Häuser des Landtags zum Freitag versammelt werden würden, um eine Botschaft des Königs entgegenzunehmen. Was wird dieselbe bringen? Man meint, den Schluß der Landtagssession, und keine Auflösung. Die Kanalgegner werden dagegen gewiß nichts einzuwenden haben.

Proteus.

Prügel.*)

Goethe zeigte schon im Werther seinen klaren Blick für die Bedeutung einer individualistischen und psychologischen Erziehung, den Blick, der das „Jahrhundert des Kindes" auszeichnen wird. Er legt nämlich dort dar, wie die zukünftige Willensstärke im Eigensinn des Kindes verborgen liegt und wie gleichzeitig in jedem Fehler des Kindes ein ganzer unverdorbener Keim zu einem Guten eingeschlossen ist. „Immer", fährt er fort, „immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn Ihr nicht werdet wie eines von diesen! Und nun, mein Bester, sie die unseres Gleichen sind, die wir als unsere Muster ansehen sollten, behandeln wir als Unterthanen. Sie sollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter sind und gescheidter! — Guter Gott von Deinem Himmel! Alte Kinder siehst Du, und junge Kinder, und nichts weiter; und an welchen Du mehr Freude hast, das hat Dein Sohn schon lange verkündigt. Aber sie glauben an ihn und hören ihn nicht, — das ist auch was Altes — und bilden ihre Kinder nach sich . . ." Derselbe Ausspruch läßt sich auf die gegenwärtigen Erzieher anwenden, die beständig die Worte Evolution, Individualität und natürliche Anlagen im Munde führen, aber den neuen Geboten nicht gehorchen, an die sie glauben. Sie erziehen noch immer, als glaubten sie noch an die natürliche Verderbtheit des Menschen, an die Erbsünde, die nur gezügelt, gezähmt, unterdrückt, aber nicht umgewandelt werden kann, während der neue Glaube gerade Goethe's eben angeführten Gedanken in sich schließt: daß beinahe jeder Fehler nur eine harte Schale ist, die den Keim zu einer Tugend umschließt. Selbst die Menschen der neuen Zeit befolgen bei der Erziehung noch immer die alte medizinische Regel: „Böses muß mit Bösem vertrieben werden" anstatt der neuen Methode, in der anstatt der Heilmittel die Hygiene eine immer größere Bedeutung erlangt hat!

Ruhig und langsam die Natur sich selbst helfen lassen und nur sehen, daß die umgebenden Verhältnisse die Arbeit der Natur unterstützen, das ist Erziehung.

Weder die harten noch die zärtlichen Eltern ahnen die Wahrheit, die Carlyle in dem Satze ausdrückt: daß das Kennzeichen der edlen Genialität wilde, starke Gefühle sind, über die man eine eisenharte Herrschaft ausübt. Entweder versucht man die Leidenschaften auszurotten, oder man versäumt es, das Kind die Herrschaft über dieselben zu lehren.

Das eigene Wesen des Kindes zu unterdrücken und es mit dem anderer zu überfüllen, ist noch immer das pädagogische Verbrechen, das auch die auszeichnet, die laut verkünden: daß die Erziehung nur die eigene individuelle Natur des Kindes ausbilden soll!

Man ist noch nicht überzeugt, daß der Egoismus des Kindes berechtigt ist, ebenso wenig als man von der Möglichkeit überzeugt ist, das Böse in das Gute zu verwandeln.

Erst wenn man die Erziehung des Kindes auf die Gewißheit gründet, daß Fehler nicht versöhnt oder ausgelöscht werden können, sondern immer ihre Folge haben müssen, aber gleichzeitig auf die Gewißheit, daß sie in einer fortgesetzten Evolution umgewandelt werden können, durch langsame Anpassung an die umgebenden Verhältnisse, dann wird die Erziehung anfangen Wissenschaft, Kunst zu werden. Man wird dann allen Wunderglauben in Bezug auf die Wirkung plötzlicher Eingriffe aufgeben. Man wird nach dem Prinzip der Unzerstörbarkeit der Materie auch auf psychologischem Gebiete handeln und niemals glauben, daß eine Seelenanlage ausgerottet werden kann, sondern nur eines von Beiden: herabgedrückt oder zu einem höheren Werth erhoben. . . . . . .

* * *

*) Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

Verschiedene moderne Menschen vertheidigen Schläge mit der Behauptung, daß diese oft eine mildere Strafe sind als die natürliche Folge einer That und daß Schläge am kräftigsten erinnernd wirken und so die nachhaltigste Ideenassociation werden.

Aber welche Association? Mit physischem Schmerz und Scham! Diese Art zu erziehen, zu verbessern, hat man Schritt für Schritt auf allen anderen Gebieten überwunden. Auch die Abschaffung der Tortur, der Hauszucht, der Prügelstrafe scheiterte lange an der Ueberzeugung von ihrer Unentbehrlichkeit als Erziehungsmittel! Aber das Kind, antwortet man, ist noch ein Thier und muß wie ein solches erzogen werden. Die, welche so antworten, wissen weder etwas von Kindern, noch von Thieren, die auch ohne Schläge erzogen werden können, allerdings nur von Menschen, die — selbst Menschen geworden sind!

Andere kommen mit Doktrinen wie solchen, daß Schreck und Schmerz für den Menschen das erste Erziehungsmittel gewesen sind, und daß das Kind denselben Weg verfolgen soll wie die Menschheit! Das ist eine reine Lächerlichkeit. Man müßte dann auch seine Kinder lehren, Fetische anzubeten, als natürliche Einleitung zur Religion! Sollte das Kind alle niedrigen Entwicklungsstadien der Gattung reproduziren, dann würde man es faktisch unter den Standpunkt herabdrücken, den es nun physiologisch und psychologisch durch das gemeinschaftliche Erbe der Gattung erreicht hat! Wenn man für die Erwachsenen von der Tortur und peinlichen Strafen abgekommen ist, aber sie für die Kinder beibehält, sieht man eben nicht ein, daß deren Seelenleben in Bezug auf ein zusammengesetzteres und verfeinerteres Vermögen des Leidens dieselben Fortschritte gemacht hat, wie das der erwachsenen Menschen! Die zahlreichen Kinderselbstmorde in den letzten Jahrzehnten sind oft gerade aus Furcht vor körperlicher Züchtigung oder nach einer solchen geschehen, und die Seele leidet in ebenso hohem Maße wie der Körper unter derselben. Wo dies nicht der Fall ist, sind Schläge noch gefährlicher, denn da tragen sie nur dazu bei, das Schamgefühl noch weiter abzustumpfen und die Brutalität oder Feigheit des Gestraften zu erhöhen! In einer Schule hörte ich einmal von einem Kinde sprechen, so abstoßend in jeder Beziehung, daß man sich darüber einigte, daß ihm „eine Tracht Prügel" nur gut thun könnte — bis man erfuhr, daß die Schläge des Vaters es zu dem gemacht hatten, was es war! Und wenn man eine Statistik über die „verlorenen Söhne" anstellte, wären der Verprügelten gewiß viel mehr als der Verzärtelten.

Die Gesellschaft hat immer mehr die „vergeltenden" Strafen aufgegeben, weil man eingesehen hat, daß sie weder das Schuldgefühl wecken, noch abschrecken, sondern im Gegentheil die „Vergeltung" von Gleichem mit Gleichem die Rechtsbegriffe verwildert, die Sinne verhärtet und zu ähnlichen Gewaltthaten gegen andere aufstachelt, wie die, die man selbst erdulden mußte. Aber für die psychologischen Prozesse des Kindes nimmt man andere Gesetze an! Wenn ein Junge seine kleine Schwester schlägt, schlägt die Mutter ihn — und glaubt, daß er den Unterschied zwischen den Schlägen, die er bekommt, und denen, die er austheilte, einsehen wird und verstehen, daß das eine gerechte Strafe, das andere hingegen eine häßliche Handlung war! Das Kind ist jedoch ein schärferer Logiker und fühlt, daß die Sache ganz dieselbe ist, obgleich die Mutter ihr einen anderen Namen gibt.

Die körperliche Züchtigung hat den Charakter, den schon Comenius treffend angab, wenn er den Erzieher, der zu diesem Mittel greift, mit einem Musiker vergleicht, der sein ungestimmtes Instrument mit den Fäusten bearbeitet, anstatt Ohr und Hand zu brauchen, um es zu stimmen!

Auf all die unzähligen feinen Prozesse im Seelenleben des Kindes, auf die dunklen zusammengesetzten Verläufe, die bebenden empfindlichen Gefühle wirken diese brutalen Eingriffe zerreißend, verwirrend und deshalb ohne alle seelisch erziehende Macht!

Um wirklich zu erziehen, muß in erster Linie nach den zwei, drei ersten Lebensjahren, der bloße Gedanke an einen

Schlag aus den Möglichkeiten der Erziehung ausgelöscht werden! Am besten ist es, wenn die Eltern schon von der Geburt des Kindes an beschließen, niemals zu Schlägen zu greifen. Denn wenn sie mit dem bequemen Mittel anfangen, setzen sie es dann oft gegen ihren früheren Vorsatz fort —, weil sie es versäumt haben, während des Gebrauches der bequemen Methode ihre Intelligenz zu entwickeln.

Mit einem Menschen, der dies nicht einsieht, fällt es mir ebenso wenig ein, von Erziehung zu sprechen, als es mir einfallen würde, mit einem Kannibalen von der Friedensfrage zu reden.

Aber da diese Wilden der Erziehung auf anderen Gebieten oft Kulturmenschen sind, möchte ich sie bitten, sich z. B. der Entwicklung der Ehe zu entsinnen, von der Zeit an, wo der Mann mit der Keule freite, und das Weib als das seelenlose Eigenthum des Mannes betrachtet wurde, das nur durch Prügel in Zucht gehalten werden konnte — eine Anschauung, die noch tief in die neuere Zeit hinein gelebt hat. Durch tausend tägliche geheimnißvolle Einflüsse sind Gefühle und Vorstellungen so umgewandelt worden, daß diese rohen Begriffe verschwunden sind, zum größten Nutzen für die Entwicklung des Gesellschaftslebens und der Individuen. Und sollte man es nicht vermögen, auch einen pädagogischen Wilden zu der Einsicht zu erwecken, wie in ganz derselben Weise tausend neue geheimnißvolle und mächtige Einflüsse die rohen Erziehungsmittel ersetzen werden, wenn die Eltern einmal zu der Einsicht kommen, daß die Elternschaft ganz dieselbe Metamorphose durchmachen muß, wie die Ehe, wenn nämlich die Elternschaft ihre schöne und volle Entwicklung nehmen soll.

Erst wenn ein Mensch einsieht, daß die Züchtigung eines Kindes demselben niedrigen Kulturstadium angehört, wie das Prügeln von Frau und Hausgesinde, von Soldaten und Verbrechern, dann erst beginnt die erste grobe Hobelung des Stoffes, aus dem sich dann vielleicht später ein Erzieher bilden läßt.

Daß man früher — in rohen Zeiten — durch Körperstrafen vergalt, war natürlich. Der Körper ist ja das „Greifbare" beim Menschen, und eine Einwirkung auf diesen hat auch eine „greifbare" Folge. Die Hitze der Leidenschaft wird durch die Tracht Prügel, die man austheilt, gekühlt, und auf einem gewissen Entwicklungsstadium ist das auch der natürliche Ausdruck der sittlichen Empörung, die unmittelbare Art des sittlichen Willens, dem niedriger Stehenden sein Gepräge aufzudrücken. Aber seit man entdeckt hat, daß man mit seelischen Mitteln auf die Seele wirken kann, sind Prügel ebenso erniedrigend für den, der sie austheilt, wie für den, der sie empfängt.

Der Erzieher vergißt noch, daß das Kind in vielen Fällen ebensowenig moralische Begriffe haben kann, wie das Thier oder der Wilde. Es für diesen Mangel zu strafen ist eine Grausamkeit, und es durch brutale Mittel zu strafen überdies eine Dummheit, denn dadurch wird der Erhebung des Kindes über das Niveau des Thieres oder Wilden entgegengewirkt. Nur der Erzieher, dessen Gedanke nie auch nur einen Augenblick bei Prügeln als einem Mittel, zu dem man möglicherweise seine Zuflucht nehmen kann, verweilt, wird sein ganzes Denken und Fühlen darauf richten, psychologische Erziehungsmittel zu finden. Die Anwendung von Schlägen demoralisirt und verdummt den Erzieher, weil sie seine Gedankenlosigkeit steigert, nicht seine Geduld, seine Brutalität, nicht seine Intelligenz.

Ein kleiner Knabe, den ich mit Freude zu meinen Freunden zähle, hatte mit vier Jahren zum ersten — und glücklicherweise einzigen — Male eine Züchtigung erhalten. Als ihn nun seine Kinderfrau am Abend ermahnte, sein Gebet zu sprechen, brach er in die Worte aus: „Ja, heute Abend habe ich wirklich Gott etwas zu sagen", worauf er mit tiefem Ernst betete: „Lieber Gott, reiße der Mama die Arme aus, damit sie nicht mehr schlagen kann!"

Nichts würde die Entwicklung der Erziehung wirksamer fördern, als wenn dies mit allen Prügelpädagogen geschähe, denn sie würden dann lernen, mit dem Kopfe zu erziehen, anstatt mit den Händen. Und auch was den öffentlichen Erzieher — den Lehrer — betrifft, würde sein Stand gar nicht besser gehoben werden können, als wenn das Gesetz — bei Strafe der unwiderruflichen Absetzung — jeden Schlag an jeder Schule verbieten würde!

Daß auch Menschen, die in anderer Beziehung denkend und fühlend sind, Prügel noch immer vertheidigen, kommt daher, daß den meisten Erziehern die elementarste Voraussetzung für ihre Aufgabe fehlt: nämlich immer die eigenen Gefühle und Eindrücke ihrer Kindheit bei jedem Eingriff in das Dasein eines Kindes gegenwärtig zu haben. Sich nicht zu erinnern, wie man selbst als Kind fühlte, die Gefühle des Kindes von seinem eigenen jetzigen Gesichtspunkt, die Dinge zu betrachten, aufzufassen — das ist nicht nur der häufigste, sondern auch der gefährlichste der unzähligen Mißgriffe bei der Behandlung von Kindern. Der Erwachsene lächelt in der Erinnerung über die Strafen und anderen Dinge, die ihm in seiner Kindheit angstvolle Tage und Nächte bereiteten, die stumme Herzensqual des Kindes verursachten, seine grenzenlose Verzweiflung, seine brennende Empörung, seine einsamen Thränen, sein gekränktes Rechtsgefühl, die entsetzlichen Ausgeburten seiner Phantasie, seine wahnwitzige Scham, seinen unbefriedigten Freude- oder Freiheits- oder Zärtlichkeitsdurst. Und in Ermangelung dieses guten Gedächtnisses begehen die Erwachsenen stets auf's Neue das Verbrechen, der neuen Generation die Kindheit zu zerstören, die einzige Zeit im Leben, in der der Erzieher wirklich eine glückspendende Vorsehung sein könnte! Das Naturwidrige, sowie das Unschöne in den unnöthigen Leiden des Kindes ist in meinem Bewußtsein so stark gegenwärtig, daß es mir physischen Widerwillen verursacht, die Hand des Menschen zu berühren, von dem ich weiß, daß er seine Kinder schlägt, und ich bin vor Gram wach gelegen, wenn ich auf der Straße einem Kinde mit Schlägen drohen hörte!

Die Tugenden des Sklaven, nicht die des freien Menschen rufen Schläge hervor. Schon Walther von der Vogelweide wußte, daß „wer zu Ehren kommen mag, dem ist ein Wort mehr als ein Schlag". Prügel überliefern den Schwächeren, den Wehrlosen in die Hand des Stärkeren, und noch nie hat ein Kind in seinem Herzen geglaubt, was es mit seinen Lippen bejahte, wenn der Erzieher versuchte, es zu überzeugen, daß er es aus Liebe schlägt, es schlägt, weil er muß! Das Kind ist ein zu scharfsinniges Wesen, um nicht zu wissen, daß es kein solches „Muß" gibt, und daß die Liebe sich in besserer Weise äußern könnte!

Mangelnde Selbstzucht, mangelnde Intelligenz, mangelnde Geduld, mangelnde Würde — das sind die vier Ecksteine, auf denen das Prügelsystem ruht. Und ich meine jetzt nicht die Art zu schlagen, wie sie von den Elenden geübt wird, die jedes Jahr im Hause, aber besonders in den Schulen, die Kinder todt oder zu Schanden prügeln. Ich meine auch nicht die weniger brutalen Schläge, die von unbeherrschten Lehrern und Eltern ausgetheilt werden, die sich so dafür rächen, daß sie gereizt oder ermüdet oder erschreckt wurden: Schläge, die ganz einfach die Auslösung einer Nervenspannung sind, ein verächtlicher Beweis mangelnder Selbstkultur und Selbstzucht. Noch weniger meine ich die Grausamkeiten, die von geschlechtlich perversen Ungeheuern begangen werden, deren rohe Gelüste durch das Recht der Züchtigung einen Anreiz und zugleich ein Mittel erhalten haben, die Opfer zum Schweigen einzuschüchtern, wie gewisse Strafprozesse gezeigt haben.

Ich spreche nur von den gewissenhaften und liebevollen Eltern und Lehrern, die mit Schmerz ihre vermeintliche Pflicht gegen das Kind erfüllen. Diese pflegen die guten Wirkungen der Züchtigung als einen Beweis für ihre Unentbehrlichkeit anzuführen. Das Kind wird durch Schläge nicht nur „brav", heißt es, nein, es wird gleichsam von seinem bösen Ich befreit und zeigt durch sein ganzes Wesen, daß ihm die rasche und summarische Strafmethode besser gethan hat, als Reden und Geduld und langsam wirkende „Erfahrungsstrafen". Und Beispiele werden her-

vorgeholt, wie nur die Züchtigung den Trotz brechen, das Lügen austreiben konnte u. s. w.

Diese Erzieher sehen nicht ein, daß es ihnen durch das augenblicklich wirkende Mittel nur gelungen ist, die Aeußerungen des bösen Willens zurückzuhalten, nicht aber den Willen selbst umzuformen. Dazu bedarf es einer steten Wachsamkeit, einer täglichen Selbsterziehung zu einem immer höheren Vermögen der Erfindung intelligenter Methoden. Der unterdrückte Fehler wird bei jeder Gelegenheit hervortreten, bei der das Kind ihn zu zeigen wagt! Der Erzieher, der in der Züchtigung einen Abkürzungsweg für seine Mühe gefunden hat, hat durch diese das Kind selbst auf einen Umweg in Bezug auf die einzige wirkliche Entwicklung geführt, die, welche langsam seine Fähigkeit und seinen Willen zur Selbstbeherrschung stärkt. . . .

Ich habe nie Kindern über drei Jahre mit Schlägen drohen hören, ohne daß das tiefer wirkende ethische Mittel ganz nahe dem Abweg gelegen wäre, auf den die Eltern durch ihre Drohungen gerathen sind. Und dasselbe gilt auch von der milderen Thorheit, der Lockung durch äußere Belohnungen. Ich habe z. B. Kinder durch Drohungen sowie durch Lockungen ins Bad treiben sehen. Aber in keinem Falle wuchs ihr Muth, ihre Willensstärke, ihre Selbstbeherrschung. Nur wenn es Einem gelingt, das Bad selbst anziehend zu machen, wird die Willensenergie entwickelt, die selbst das Gefühl der Furcht oder des Unbehagens besiegt und einen echt ethischen Eindruck mit sich bringt, den, daß die Tugend sich selbst belohnt. Wo Prügel von einer üblen Gewohnheit, einem Fehler abschrecken, ist ein wirkliches ethisches Resultat nicht erreicht. Das Kind hat nur gelernt, eine unangenehme Folge zu fürchten, der der wirkliche Zusammenhang mit der Sache selbst fehlt, eine Folge, die, wie es wohl weiß, hätte ausbleiben können, und diese Furcht ist weit entfernt von der Ueberzeugung, daß das Gute besser ist als das Böse! Da das Unangenehme keine natürliche Folge der Handlung ist, sieht das Kind nämlich bald ein, daß, wenn es sich schlauer beträgt, es den Schlägen entgehen kann, und so steigern die Schläge die List, aber ganz gewiß nicht die Sittlichkeit! Die Höllenlehre und die Höllenfurcht zeigen in der Menschheit, was für eine Art Sittlichkeit Schläge — die Hölle der Kinder — in der Kinderseele hervorrufen müssen. Nur indem man mit äußerster Mühe, langsam, unmerklich, die Ueberzeugung von dem Vorzug des Guten aufbaut — als glückbringender für das Individuum selbst sowie für seine Umgebung — lernt das Kind das Gute lieben; nur indem man das Kind lehrt, daß Strafen selbstzugezogene Folgen sind, lernt es, ihren Ursachen auszuweichen.

Ellen Key.

Zur Geschichte des Handels und der Industrie im Mittelalter.*)

Wie kaum eine andere Wissenschaft ist die Geschichtsschreibung von den allgemeinen Zuständen, den herrschenden Strömungen und Bewegungen auf den Gebieten des geistigen und materiellen Lebens ihrer Zeit nicht nur in der Wahl ihrer Themata, sondern auch in der Methode der Behandlung derselben abhängig, ja direkt beeinflußt. Das gilt für alle Zeiten, aber ganz besonders für die heutige. Wir alle stehen noch unter dem Einflusse des Begründers des neuen deutschen Reiches. Noch ist die Erinnerung an die Großthaten unserer Armee im Volksbewußtsein lebendig. Sofort hat sich nicht nur die populäre und banausische Geschichtsschreibung der diplomatischen Siege des Einen und der Kämpfe der Heere bemächtigt und sie, soweit das überhaupt möglich ist, in ihren Ursachen und Elementen auseinander zu legen versucht. Hervorragende, in Forschung und Darstellung ausgezeichnete Werke, die von der gehobenen Stimmung des Tages getragen sind, sind die Früchte dieser Bemühungen gewesen. Einseitigkeiten der Auffassung, Irrthümer der Forschung, die einem jeden Historiker mitunterlaufen, sind durch den Wettkampf der Darsteller aufgedeckt und ausgeglichen worden, sodaß wir unseren Nachkommen eine Grundlage zur Beurtheilung und Eingliederung unserer Epoche in dem großen Werdeprozeß der Menschheitsgeschichte geliefert haben, wie ihn kaum eine andere darbietet. Aber nicht genug damit! Man ist, angeregt von den großen Thaten und Persönlichkeiten unserer Tage, zurückgegangen auf ähnliche Vorgänge und Volksführer, und hat sie nach den Gesichtspunkten betrachtet, die uns die Gegenwart besonders stark aufgedrängt und zum ersten Male nahe gebracht hat. Aber neben dieser Betrachtung der Vergangenheit, die wesentlich von der Erforschung und Darstellung der Thaten einzelner großer, auf die Entwicklung ihres Volkes und der Menschheit gewaltig einwirkender Personen ausgeht, hat sich im letzten halben Jahrhundert eine ganz andere Geschichtsauffassuug und Darstellung emporgearbeitet. Auch sie geht nicht minder als die andere von gegebenen, allgemeinen Anregungen, welche die Gegenwart bietet, aus. Ist in dieser ein demokratischer Zug nicht zu verkennen, so hat dieser unzweifelhaft seinen Nährboden in der ganz außerordentlichen Anstrengung breiter Volksschichten, welche auf Steigerung des Wohlstandes und des Wohllebens der Einzelnen wie der ganzen Bevölkerung gerichtet und durch die großartigen Entwicklungen und Umgestaltungen auf allen Gebieten des Lebens, durch die Ueberwindung von Zeit- und Ortsschranken und die maschinelle Ausnutzung der Naturkräfte ermöglicht und gefördert sind. Treten in diesem Umbildungsprozesse des äußeren Lebens der Menschheit die führenden Geister mehr zurück als auf der politischen Weltbühne, so liegt es nahe, daß man nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Vergangenheit die Bedeutung der Persönlichkeiten für die allgemeine Entwicklung unterschätzt und die gesammte Vorwärtsbewegung der Menschheit als einen ihr selbst unbewußten, persönlich kaum beeinflußten Prozeß ansieht. Und diese Geschichtsbetrachtung macht sich um so stärker geltend, als sie mit Recht darauf hinweisen darf, daß die bisher in Blüthe gestandene „aristokratisch-politische“ Geschichtsschreibung den ganzen sozialen Unterbau der Staaten- und Volksgeschichte allzu sehr vernachlässigt habe. Man habe ja nur, sozusagen, die Blüthen und Früchte der historischen Gewächse betrachtet und dargestellt, aber weder ihr Erdreich und ihre Wurzeln untersucht, noch die Treibkräfte erforscht, aus denen sie erwachsen seien.

Daß diese beiden Arten, die Geschichte aufzufassen und darzustellen, die wir hier mit nur wenigen Worten skizzirt haben, aus Vorgängen und Zuständen der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart herausgewachsen sind, bedarf keiner Beweisführung. Eben so wenig aber auch das Andere, daß sie eben so wenig einander ausschließen und in einem unlösbaren Gegensatze stehen, als in unserer Zeit die Dinge selbst, von denen sie ausgegangen sind. Nur wenn man das, was in der Wirklichkeit ineinander und durcheinander wirkt, in einzelne, logische Kategorien auflöst und dies Leben aus ihnen heraustreibt, lassen sich Gegensätze herausdestilliren, die allerdings wie Feuer und Wasser aufeinander wirken. Und schließlich mißverstehen sich die Vorkämpfer der zwei Schulen oder mißdeuten die Aussagen der Gegner. Da wird den Verfechtern der bisherigen Geschichtschreibung nachgesagt, daß sie behaupteten, daß „die zuständlichen Momente der Weltgeschichte keine

*) 1. A. Schulte, Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit dem Ausschluß von Venedig. Bd. 1 und 2. Leipzig, Duncker und Humblot, 1900. 2. A. Doren, Studien aus (sic) der Florentiner Wirthschaftsgeschichte. Bd. 1. Die Florentiner Wollentuchindustrie vom vierzehnten bis zum sechszehnten Jahrhundert. Stuttgart. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1901.

Aktivität besäßen, daß sie ein passives Beiwerk oder thatenloser Untergrund einer von Ereigniß zu Ereigniß sprungweise vorrückenden Historie seien". Und umgekehrt wird von denen, welche in der Geschichte vorzugsweise das Walten freier Kräfte, großer Persönlichkeiten hervorheben und die Existenz historischer Gesetze, die so sicher arbeiteten, wie die Naturgesetze, leugnen, ihren Widersachern der Vorwurf nicht erspart, sie huldigten einer materialistischen und atheistischen Geschichtsschreibung. Wer diesem Kampfe der politischen Geschichtsschreiber mit den Wirthschaftshistorikern — so kann man wohl am besten die Feldlager nennen — als unbetheiligte Zuschauer mitzusieht, und nur dann und wann eine der zahllosen Streitschriften zu schmecken bekommt, die, von Deutschland ausgehend, auch die Historiker anderer Länder in Bewegung gesetzt haben, der wird sich, eingedenk des Wortes, daß der Streit die Mutter der Dinge sei, sich eines frohen Ausblicks in die Zukunft nicht erwehren können und der Meinung sein, daß sich eine höhere, umfassendere Auffassung der Geschichte für die Zukunft vorbereite, — wenn er sich nicht zugleich auch die Thatsache vergegenwärtigen müßte, daß in der Regel dann über die Theorie der Kunst und die wissenschaftlichen Methoden gestritten wird, wenn die schöpferische Kraft in Kunst und Wissenschaft im Niedergange begriffen ist.

Wie dem nun auch sein möge, erfreuen wir uns einstweilen der großen Bereicherung unseres historischen Wissens, welche durch die neue volkswirthschaftlich-historische Schule uns dargeboten wird, selbst wenn ihre Vertreter im Entdeckungseifer ein wenig über die Schnur hauen, häufig ganz zu vergessen scheinen, daß es auch technische Genies geben muß, welche erst die industriellen Entwicklungen ins Leben rufen, und ihre historischen Darlegungen allzu leicht mit Ausblicken auf die Gegenwart und theoretischen Räsonnements unterbrechen und damit den Glauben an die Objektivität ihrer geschichtlichen Ausführungen schädigen. Das gilt auch von den beiden Büchern, die uns zu diesen Zeilen die nächste Veranlassung gegeben haben, wenn auch in ganz verschiedenem Grade. Denn das bedeutende und an neuen Ergebnissen sehr reiche Werk von Professor A. Schulte ist, trotzdem daß für den von ihm behandelten Stoff Verallgemeinerungen und historisirende Reflexionen recht nahe lagen, viel strenger historisch gehalten, als die Spezialuntersuchung, die A. Doren der Entwicklung Einer Zunft Einer Stadt auf 582 Seiten gewidmet hat. Schon die Stellung seines Themas, „an einem typischen Beispiele die Organisation und Bedeutung der modernen, westeuropäischen Großindustrie in ihrem ersten Entwicklungsstadium, auf einem ersten entwicklungsgeschichtlichen Höhepunkte zu schildern", brachte das mit sich. In ihr nehmen daher die Ausblicke auf anderweitige frühere, namentlich aber spätere Entwicklungen kein Ende, ja sie führen in den Streit der beiden Richtungen der Geschichtswissenschaft von heute, z. B. S. 396 u. f., geradezu hinein. Ich fürchte, daß das dem Rufe des Buches, das sonst alle Anerkennung verdient, schaden wird. Denn es ist auch sehr fleißig und solid gearbeitet, und wenn auch sein Verfasser „den schier unergründlichen Schätzen italienischer Archive" gegenüber eingesteht, daß er nicht alle Quellen habe ausnutzen können, so bekennt Aehnliches auch A. Schulte. Das urkundliche Material seines Werkes war freilich bei der Größe seines Themas auch ein viel umfangreicheres als das Doren's, der seine Dokumente nur in Florenz zu suchen hatte. Aber wie massenhaft liegen sie hier! Wenn man in einem kürzlich erschienenen Werkchen von G. Bonolis, La giurisdizione della Mercanzia in Firenze nel secolo XIV liest, daß das Archiv dieser Schutzverbrüderung der oberen fünf Zünfte gegen das Repressalienunwesen allein 14 000 Aktenbündel (filze) umfaßt, dann kann man sich die Stoßseufzer vorstellen, welche nicht nur arbeitsüberladene Archivbeamte zu der Textverbesserung: Quidquid delirant reges plectuntur archivi verleitet, sondern auch manche arbeitsfrohen Forscher solcher Ueberfülle gegenüber ausgestoßen haben.

Es kann ja hier nicht die Absicht sein, den reichen, ja überreichen Inhalt des Werkes von Schulte in einer einigermaßen gleichartig gehaltenen Inhaltsangabe vor dem Leser auszubreiten. Erwägt man, daß eine „Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluß Venedigs" nicht nur Historie sein kann, sondern einen geographischen Unterbau, die Beschreibung der Handelsstraßen über die Alpenkette, und eine Aufzählung der wichtigsten Waarenartikel, um die sich der Handel dreht, mit umfassen muß, so wird schon einleuchten, daß hier ganz Verschiedenes behandelt werden mußte, und die Anordnung eines so disparaten Stoffes ihre großen Schwierigkeiten hatte. Wenn dem Autor hier nicht alles gelungen sein sollte, so wird man das begreiflich und verzeihlich finden. Auf den ersten Anhieb gelingt ein solch umfassendes und seinen Stoff zum ersten Mal behandelndes Werk nicht so, daß in folgenden Auflagen nichts zu bessern übrig bliebe. W. Heyd's klassisches Werk über den Levantehandel, mit dem Schulte's Arbeit kürzlich verglichen wurde, hat erst vier vollständige Umarbeitungen erfahren, bis daß es in der französischen Ausgabe seine heutige Gestalt gewonnen hat, die noch keine definitive sein soll. Und dann hat sich Schulte doch nicht ganz auf den durch den Titel seines Buchs angegebenen Umkreis desselben beschränkt. Er handelt nicht nur von Westdeutschlands Handelsbeziehungen mit Italien, und das für ihn durch den ihm von der historischen Kommission des Großherzogthums Baden gewordenen Auftrag ausgeschlossene Venedig ist doch nicht ohne Berücksichtigung geblieben. Weder das eine noch auch das andere konnte er in der That ganz ausschließen, wenn er nicht klaffende Lücken in der Ausführung seines engeren Themas aufkommen lassen wollte. Der Handel Italiens mit den Gebieten und Städten des Rheinthales, auf denen die Kraft und der Wohlstand Deutschlands im Mittelalter besonders ruhte, war nicht zu erörtern, ohne daß z. B. auf die große Bedeutung der Messen der vier Städte der Champagne und deren Nachfolgern in Flandern und Brabant in dem europäischen Handelssystem des Mittelalters eingegangen wurde. Liefen doch die Handelsstraßen, die Italien mit der Champagne und Flandern verbanden, zum guten Theile durch das westliche Oberdeutschland und Burgund und waren eine gute Strecke mit denen identisch, die Italien mit dem übrigen Deutschland selbst verbanden. Und Venedig war erst recht nicht ganz auszuschalten, da dessen Emporkommen auf den Handel der Städte der Poebene und Mittelitaliens mit dem Norden nicht ohne den bedeutendsten Einfluß blieb. Die Rücksicht darauf, daß man über die Beziehungen Venedigs zu Deutschland durch die schon vorhandene Litteratur besser unterrichtet war, als das für die übrigen Theile der apenninischen Halbinsel der Fall war, konnte doch für Schulte's Arbeit nicht allein ausschlaggebend sein.

Schulte hat seine Arbeit in zwei Bände zerlegt. Der erste bringt die Darstellung (XXXII u. 742 S.), der zweite (358 S. u. 2 Karten), ist für den Abdruck bisher unveröffentlichter wichtiger Urkunden bestimmt, auf die, abgesehen von minder bedeutenden, und auf mehr als 500 Quellenwerke, ganze Bücher, Abhandlungen u. s. w., die Resultate seiner Forschung sich stützen. Diese hat er in acht Bücher vertheilt. Ausgehend von einer Aufzählung und Beschreibung der Alpenstraßen, die von der Römer Zeiten an die Alpen überschritten, während der Hauptverkehr der antiken Welt älterer Zeit mit dem Norden das centrale Gebirgsland Europas westlich und östlich umgangen hatte, werden uns die schwachen Anfänge des Handelsverkehrs zwischen der Poebene und dem Reiche der Karolinger, der im frühen Mittelalter besonders über den St. Bernhard im Westen und über den Septimer und Julier im Osten lief, erzählt. Der Verfasser, der die Alpen aus eigener Anschauung gut kennt und sie im Hinblick auf seine Studien durchzogen hat, weiß uns die lokalen Schwierigkeiten recht anschaulich zu schildern, die sich in jenen fernen Zeiten dem Handelsverkehre durch sie entgegenstellten. Die Entwicklung und Ausbildung der verschiedenen Paßstraßen über die Alpen bildet einen der interessantesten Theile unseres Buches.

Namentlich ist das, was er über die Entstehung des von der Mitte des 13. Jahrhunderts an bis auf die Gegenwart besuchtesten und wichtigsten Passes nicht nur der Centralschweiz, sondern aller Alpenländer überhaupt, des St. Gotthard, zu sagen weiß, ganz neu und von der größten Bedeutung. Denn die Erschließung dieses Passes hatte auch die wichtigsten politischen, und nicht nur kommerzielle Nachwirkungen in seinem Gefolge. Bis zum Ende des ersten Viertels des 13. Jahrhunderts war nämlich der Weg über den Gotthard nicht gangbar. Die Katarakte der oberen Reuß zwischen dem Urserenthale und der Schöllenenschlucht sperrten am Kirchberge die an sich sonst nicht allzu schwierige Straße vollständig ab. Da kam ein Bewohner dieser Gegend auf den Gedanken, diese ungangbare Stelle durch eine Art Hängebrücke zu überspannen, indem er an eisernen, in die Felsen des Kirchberges eingelassenen Stäben eine ungefähr 200 Meter lange Bahn, die sog. stiebende Brücke in der Luft aufhing, und damit Europa nicht nur die erste, wenn auch noch so elementare, auf Eisenkonstruktion ruhende Brücke schuf, sondern damit auch die wichtigste Handelsstraße Central-Europas ins Leben rief. Wer den Gedanken gefaßt hat, auf diese Weise die wilde Schlucht zu bezwingen und wer ihn wahrscheinlich zwischen 1218 und 1225 ausgeführt hat, wissen wir nicht. Wahrscheinlich ist er von den deutschen Besiedlern des Urserenthales ausgegangen, die nicht lange vorher die rhätischen Bewohner desselben zurückgedrängt hatten, und eine sichere Verbindung mit den Leuten von Uri suchten. Ist das richtig, so haben sie keine Ahnung von den großen Folgen der kühnen Unternehmung des zweifelsohne ingeniösen Konstrukteurs des Hängewerks gehabt; denn sie ist ja der wichtigste Faktor zur Bildung der Schweiz geworden, die nicht der sagenhafte Tell, sondern der Schmied begründet hat, der die „stiebende Brücke" schuf. Waren die Alpenstraßen d. h. Saumpfade allgemein von den Gemeinden gebaut oder doch unterhalten worden, durch deren Thäler sie bergaufwärts führten, so war auch die Gotthardstraße der Pflege der Hirtengemeinden unterstellt, die an der Reuß und um den Vierwaldstädtersee herum auf deutschem Reichsboden sich gebildet hatten. Für ihre Arbeit an dem Pfade und den Schutz der Reisenden erhoben sie natürlich Zölle und Abgaben. Diese beanspruchte aber vor allem das Reich. Kaiser Albrecht hat von dem Gotthardpaß schon das Doppelte an Zoll eingenommen, was früher die frequentirtesten Alpenpässe in guten Jahren eingetragen hatten! Das Ansehen des Reichs beruhte um die Wende des 14. Jahrhunderts in der Schweiz aber auf der Hausmacht der Habsburger. Verfiel diese hier, so bekamen die lokalen Sonderbestrebungen die Uebermacht. In der That bildete sich nun durch den Zusammenschluß der Thalgemeinden an der Gotthardstraße der Kern des kleinen Staatswesens, die drei Urkantone, die weiter dann 1291 ihren Bund schlossen und 1315 erneuerten, aus dem die heutige Schweiz erwachsen ist. Der „Paßstaat" zur Erhaltung und Ausnutzung der Gotthardstraße ist der Embryo der heutigen schweizerischen Eidgenossenschaft. Denn der Besitz des Nordaufgang zum Gotthardanstieg, der früher Mons Elvelinus, deutsch Elbel, hieß, mußte die Bewohner der Thäler antreiben, sich ebenso des Abstiegs nach Süden durch das weltfremde Thal des Ticino, das Livinenthal, zu bemächtigen und die Ausgangspforte desselben nach Oberitalien bei Bellenz (Bellinzona) dauernd in ihre Gewalt zu bekommen. Dadurch aber wurden die Schweizer, die rasch aus einem Völkchen mannhafter Hirten zu wohlhabenden, Verkehr und Handel treibenden, weltkundigen, und dabei doch kriegsgeübten Bürgern geworden waren, von selbst in die politischen Händel mit hineingezogen, in denen sie so lange eine Rolle gespielt haben.

War nach unseren heutigen Begriffen der Waarentransport auf der Gotthardstraße immerhin ein sehr beschränkter — meint Schulte doch, zwei Güterzüge der Bahn würden heute den Jahresverkehr des Saumpfades bewältigen können —, so sind doch die Folgen der Erschließung des Passes auf diese Weise von geradezu europäischer Bedeutung geworden. Die Konsequenzen hiervon klar erfaßt und nach allen, namentlich nach der kommerziellen Seite hin dargelegt zu haben, ist wohl das größte Verdienst, das sich Schulte um die mittelalterliche Geschichte erworben hat. Aber auch die übrigen Ergebnisse seiner Forschungen sind nicht leicht zu hoch anzuschlagen, und es ist wirklich zu bedauern, daß sie hier nicht ausführlicher mitgetheilt und gewerthet werden können. Durch die zahlreichen, mühevollen Zusammenstellungen einzelner schon bekannter Angaben in Betreff der Größe des Verkehrs und seiner Wege in der Schweiz und Westdeutschland, der Zölle, der einzelnen Handelsartikel u. s. w. hat Schulte uns zum ersten Male Bilder größeren Umfanges von all diesen Dingen geliefert, die, wenn sie auch zunächst nur als musivische Darstellungen wirken, doch auch die großen Züge deutlich und ansprechend hervortreten lassen. Wir lernen hier, daß die römische Kurie im Mittelalter nicht nur durch ihre hierarchischen Ansprüche in das politische Leben der europäischen Menschheit tief eingegriffen hat, sondern wie sie auch durch ihre pekuniären Anforderungen an ihre Gläubigen dem Geldverkehr, und damit zugleich dem Waarenverkehr neue Bahnen und Aufgaben gewiesen hat; wie sie es war, die in der Praxis das kanonische Zinsverbot zuerst in großem Maße hat durchbrechen helfen. Wir sehen hier, wie die Florentiner als die überall begehrten Münzmeister in Deutschland den Metallhandel beherrschen, die sogen. Kawerzen, in der That meist Geldhändler aus Asti, überall Wuchergeschäfte treiben, wie alle die in Italien ausgebildeten Formen des kaufmännischen Handels und Verkehrs sich nördlich der Alpen ausbreiten und auf die allgemeine Kultur, die Rechtsbildung, die Verbreitung des römischen Rechts u. s. w., u. s. w. einwirken. Es ist wirklich sehr viel, was jeder, der sich für die allgemeine Kulturgeschichte und die Vergangenheit unseres Volkes und seine wirthschaftliche Entwickelung interessirt, aus dem Buche Schulte's lernen kann. —

So groß der Aufschwung, den seit der Zeit der Kreuzzüge die Schiffahrt und der Handel Italiens genommen hat, auch gewesen sein mag, so stark die Geldquellen waren, die der römischen Kurie und ihren italienischen Finanzagenten aus allen Ländern Europas zuflossen, der große Reichthum, der die Städte des Landes im 14. und 15. Jahrhundert zu den blühendsten und prächtigsten Europas erhob, wäre doch nicht ohne eine hochentwickelte Industrie erworben und mehrere Jahrhunderte lang durch die schwersten Krisen hindurch behauptet worden.

Unter den Städten, die ihre Blüthe vorzugsweise der Industrie verdanken, nimmt Florenz die erste Stelle ein. Nicht als ob dort nicht auch große Handelsthätigkeit geherrscht hätte. So reiche Bankhäuser wie hier hat es im 14. Jahrhundert schwerlich anderswo gegeben. Die Entwickelung des Handels und der Industrie sind auch hier wie überall aufs Engste mit einander verflochten. Der Wohlstand der Stadt, d. h. der in ihr herrschenden Bürgerschaft, beruhte jedoch auf der Industrie. Und zwar im Grunde genommen nur auf Einem Zweige der Industrie: der Textilbranche, wie wir heute sagen würden. Die Wollenzunft, Arte della Lana, war zwar erst die zweite der oberen fünf Zünfte. Aber das 14. und 15. Jahrhundert hindurch sind die Geschicke der Stadt, wenn auch nicht durch diese Zunft geleitet, wohl aber von ihrem Gedeihen so abhängig gewesen, wie auch nur annähernd von keiner anderen. Wer heute sich St. Giovannis Taufkirche und des von Brunelleschis stolzer Kuppel überwölbten Domes von Santa Maria del Fiore erfreut, der wird unwillkürlich und handgreiflich an die beiden stolzen oberen Zünfte der Arnostadt erinnert, unter deren Fürsorge und mit deren Mitteln diese herrlichen Bauten entstanden sind.

Von der Geschichte der Florentiner Wollenindustrie, beziehungsweise von der Wollenzunft dieser Stadt, handelt das Buch Doren's ausführlich und gründlich nach allen Richtungen hin. Wenn ich die Ueberschriften der 7 Kapitel des Werkes hierhersetze, wird man das schon ersehen. Sie lauten für Kapitel 1: Anfänge der Tuchindustrie und ihre

Entwicklung bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. Kapitel 2 bringt einen Ueberblick über den technischen Prozeß im Florentiner Wollengewebe. Das 3. Kapitel handelt von den Wollsorten, den Arbeitsmitteln und Tuchsorten und den polizeilichen Ordnungen über Betrieb und Technik; das vierte vom Wollhandel und Tuchhandel, vom Transport-, Zahlungs- und Kreditwesen; das fünfte von der Organisation der Industrie, dem sozialen Aufbau der in ihr beschäftigten Bevölkerung; das sechste bespricht die Zunft als Unternehmerin, das zünftlerische Genossenschaftskapital in seiner Verwendung im industriellen Betriebe, und das siebente bringt eine zusammenfassende Betrachtung über die Entwicklung der Industrie im 14. und 15. Jahrhundert und die Arbeiter und Unternehmer. Für den Wirthschaftshistoriker sind natürlich die in den vier letzten Kapiteln behandelten Gegenstände die wichtigsten. Wollte Doren, wie er ausdrücklich hervorhebt, auch „nur die Periode der Hochblüthe in der Florentiner Wollenindustrie schildern". Ist diese doch als etwas ganz Besonderes für den mittelalterlichen Kulturhistoriker interessant genug, und bringt sie uns als eine erste mit Großkapital arbeitende, in allen ihren einzelnen Zweigen wohlgegliederte Rieseninduftrie manche Erscheinungen des heutigen sozialen Lebens in ihrer Aehnlichkeit und ihrem Kontraste zum klaren Verständnisse. Denn es wird richtig sein, was (S. 326) Doren als das Spezifische der Entwicklung dieser Wollenzunft von Florenz hervorhebt: „daß es ihr gelang, ihre politische Macht im Dienst ihrer wirthschaftlichen Interessen zur Erweiterung ihres Machtbereichs in gleicher Weise auszunutzen: das Prinzip der Zusammenfassung gleicher oder wenigstens verwandter Gewerbe zu politisch-administrativen Einheiten war an einer Stelle durchbrochen durch die überragende Macht der blühendsten heimischen Industrie; die kapitalistische Entwicklung eines einzelnen Produktionszweiges hatte sich stark genug erwiesen, um die scheinbar so strengen und allgemeingültigen Regeln des mittelalterlichen Zunftwesens zu durchbrechen und ihr eigenes Gesetz, das dasjenige der Zunft war, an deren Stelle zu setzen." Dieser große, bis dahin nirgends dagewesene Erfolg, hat die Zunft nicht nur, sondern auch die ganze Stadt mit allen den Begleiterscheinungen erkaufen müssen, die sich heutigen Tages in Industriestaaten und -Städten geltend machen: mit Krisen in Handel und Wandel, Streits, Volksaufständen u. s. w. Dieselben haben am Arno eine besondere Lokalfarbe gehabt, auch sind sie in mancher Beziehung durch die Grundanschauungen des Mittelalters bestimmt. Aber sie tragen doch auch schon das typische Gepräge, das allen derartigen Vorgängen in modernen Industriestaaten eigen ist. Gleiche Ursachen erzeugen überall und zu allen Zeiten gleiche Wirkungen. Dieses für die erste Entfaltung einer Branche kapitalistischer Großindustrie an der Geschichte der Wollenindustrie von Florenz aufgezeigt zu haben, ist das wesentlichste Verdienst der Arbeit Doren's, neben dem manche Verstöße im Einzelnen nicht allzu sehr ins Gewicht fallen. So wären unserer Meinung nach z. B. für die Anfänge der Wollindustrie in Florenz bestimmtere Resultate zu gewinnen gewesen. Uns erscheint der Einfluß des Humiliatenordens auf diese Anfänge noch immer überschätzt zu werden, wenn auch Doren sie S. 48—50 schon eingeschränkt hat. Auch Schulte geht zu weit, wenn er diese geistlich-kommerzielle Vereinigung den „eigenthümlichsten Orden, den die katholische Kirche hervorgebracht", nennt. Ebenso wenig können wir uns mit den Schlußbetrachtungen Doren's durchweg einverstanden erklären, nach denen „in Florenz die Ungleichheit der Bürger zum Staatsprinzip erhoben" gewesen sei. Doch hierüber will uns Doren noch in einem zweiten Bande seiner „Studien zur Florentiner Wirthschaftsgeschichte" belehren.

Karl Heinrich.

Denkwürdigkeiten von Jules Simon.

Mehr als dreißig Bände hat Jules Simon nach seinem eigenen, ziemlich beschämten Selbstbekenntniß bei Lebzeiten veröffentlicht; über hundert Bände würde die Sammlung seiner Zeitungsaufsätze ausmachen. „Freilich würde ich Niemandem rathen, sie zu lesen", fügte er mit milder Selbstironie hinzu. Er war Professor an der Sorbonne und an der Ecole normale. Vier Departements hat er im Lauf der Zeiten in verschiedenen französischen Kammern vertreten. Er hat es zum Staatsrath, Minister und Senator gebracht. Er war Mitglied einer ganzen Reihe Abtheilungen des Institut, inbegriffen die Académie française. Er war einer der eifrigsten, meistgesuchten Redner im Parlament, in Volksversammlungen wie bei festlichen Kundgebungen der „Unsterblichen". Es gibt keinen Marktflecken seiner Wahlbezirke, in dem er sich nicht vernehmen ließ. In Paris gibt's nicht einen Saal, in dem er sich nicht gelegentlich als Sprecher produzirte: „Theater und Cirkus, Werkstätten und Speicher, Rathhaussäle und die Amphitheater aller Schulen, die prächtigsten Paläste und die erbärmlichsten Winkellokale waren der Schauplatz meiner rednerischen Leistungen. All diese Reden und Reisen, meine allerorten verstreuten Artikel haben mich verhindert", so fährt er inmitten seiner Konfessionen fort, „ein ernsthaftes Werk zu schaffen. Sie ermüden und erschöpfen mich. Sie lassen mich als einen Höfling der Volksgunst oder zum Mindesten der Oeffentlichkeit erscheinen, während es in Wahrheit mein größtes Vergnügen wäre, ruhig in meinen vier Wänden die Geschichte der wichtigeren Ereignisse zu schreiben, die ich als Zuschauer oder Theilnehmer miterlebt habe." Sammlung und Ueberlegenheit lassen sich nicht kommandiren: ein objektiver Geschichtsschreiber seiner Zeit wäre Jules Simon nie geworden. Und zum subjektiven Memoirenschreiber vom Schlage des Herzogs von Saint-Simon fehlte ihm wiederum „die Kraft des Hasses", die große Leidenschaft, die Schärfe des Urtheils. Angenehm, unterrichtet, boshaft, von anmuthigen Plaudergaben, ein bequemer Gesellschafter, all das und mehr — nur kein Mann ersten Ranges war Jules Simon. Vielleicht hat er sich das gelegentlich selbst gesagt: der erste Band seiner (aus dem Nachlaß von den Söhnen Gustave und Jules Simon herausgegebenen) Erinnerungen, Premières années Paris, Ernest Flammarion*) klingt wenigstens in der wenngleich scherzhaft vermeinten, doch nicht ganz sorglosen Frage aus: „wer wird sich in drei, vier Jahren meines Namens entsinnen?"

Auch diese Denkwürdigkeiten, so anregend sie unterhalten, so stoffreichen Aufschluß sie über französische Zustände von den Tagen der Restauration bis zum Staatsstreich des Jahres 1852 geben, sind kein Standard-work. Die Kraft und Tiefe, mit der Renan in den Souvenirs d'enfance et de jeunesse die Entwickelung der eigenen Persönlichkeit von den Kindertagen in der Bretagne bis zu den sieghaft durchgefochtenen Glaubenskämpfen im Seminar Saint-Sulpice aufsteigen läßt, wird man in Simon's Aufzeichnungen so wenig finden, wie die Klarheit und Ruhe, mit der Tocqueville in seinen viel zu wenig gekannten Souvenirs de 1848 Abrechnung hält mit den Leuten aller Parteien.

Als ein Buch zweiter Ordnung sind aber Jules Simon's Premières années nicht ohne Reiz und Werth. Die Charakteristik der bretonischen Kleinwelt, in der er aufwuchs, seinen genrehaften Bericht über Leben und Wesen der Bauern, des Klerus, der Schulmänner; seine Lehrjahre in der Heimathprovinz vergißt man schwerlich wieder. Aus den dürftigsten Verhältnissen arbeitete sich der Zögling bretonischer Geistlicher tapfer zum Schüler, später zum

*) Der eben veröffentlichte Band trägt weder auf dem Titelblatt, noch in der Vorrede den Vermerk einer Jahreszahl.

Lehrer der Pariser Ecole normale empor. Man kennt die altberühmte Anstalt, die ihresgleichen vielleicht nur im Tübinger Stift hat. Die Meister, die Simon's Schicksal entschieden, hießen dazumal Cousin und Michelet.

Dem Geschichtsvisionär bewahrt Simon dauernd ein rühmliches Andenken. Dem Staatsphilosophen dagegen, dessen ungeschmeicheltes Porträt er schon vor einem Jahrzehnt in den Grands écrivains français gemalt hat, widmet er eine Nachrede, die selbst nach Sainte-Beuve's Aufschlüssen durch ihre Aufrichtigkeit verblüfft. Cousin erscheint in diesen Darstellungen eines seiner Lieblingsjünger nicht nur als ein Schultyrann und Fakultätsintrigant ohne Gleichen: „Dieser boshafte Affe", wie ihn Sainte-Beuve in der Vertraulichkeit seiner Cahiers schlankweg nannte, reihte ohne Weiteres die Uebertragung des Dialoges „Timäos", eine Arbeit, an die Jules Simon als 22jähriger volle sechs Monate gesetzt hatte, in seine französische Ausgabe des Plato als sein eigenes Werk ein. Aus guten Gründen, wenn man Jules Simon glauben darf: Cousin war des Griechischen, wenn überhaupt, nur in sehr unsicherer Weise mächtig. (Cousin ne savait pas le Grec ou le savait très mal.) Die zahlreichen Anekdoten, die Simon von Cousin's Schelmenstreichen zum Besten gibt, sind sozusagen ein förmlicher Reineke Schulfuchs: schade nur, daß dem Leser immer wieder die Frage auf die Lippen tritt, weshalb diese Stücklein dem scheinheiligen Autor des Buches vom „Wahren, Schönen und Guten" erst ein paar Jahrzehnte nach seinem Tode öffentlich vorgerückt wurden. Der junge Taine trat dem in der Académie française noch immer vielvermögenden früheren Beherrscher aller Lehrkanzeln ganz anders, d. h. bei dessen Lebzeiten, unerschrocken entgegen und schlug Cousin's Sophistenwerk in Scherben.

Glimpflicher, als der Schulgewaltige, kommt der Zeitungsgewaltige jener Tage, Buloz, bei Simon davon. Cousin hatte, unmittelbar nachdem er mit den Federn der Timäusübersetzung sich geschmückt hatte, Simon von einem Tag zum anderen seines Lehramtes in Versailles enthoben. Aus Laune, nur um seine Allmacht fühlen zu lassen. Auf die Straße gesetzt, buchstäblich ohne irgendwelche Geldmittel, mußte der „vacirende" Professor der Philosophie eine armselige Dachkammer im lateinischen Viertel beziehen; wollte er nicht verhungern, so hieß es, sich mit der Feder durchschlagen. Bei kleinen Blättern fand Simon für den Anfang keinen Platz. Verwegen, wie das die Hoffnungslosen mitunter sind, machte er infolgedessen sich auf, dem gefürchteten Herrn der Revue des deux mondes eine Studie über die Schule von Alexandrien anzubieten. Anschaulich erzählt Simon, wie der grimme Thürhüter ihm immer wieder den Zutritt verwehrte, bis er endlich verzagte und an jedem Erfolg verzweifelnd sein Manuskript in dem Redaktions-Briefkasten zurückließ. Zu seiner allergrößten Ueberraschung fand sich ein paar Wochen hernach der Sekretär der Revue des deux mondes, in Buloz' Auftrag, bei Simon ein. Man begreift, daß der arme Teufel auf die Nachricht, sein Artikel sei unter der Voraussetzung angenommen, daß er sich zu Aenderungen bequemen werde, in seiner Bettlermansarde einen förmlichen Freudentanz aufführte. Simon's persönlicher Verkehr mit Buloz gestaltete sich leidlich. Liebenswürdig war der starrsinnige Savoyarde, der sich vom Setzer zum Schöpfer der bedeutendsten französischen Weltrevue aufgeschwungen hatte, bekanntlich mit Niemandem. Es gab — wenn man den zahlreichen Zeugnissen seiner Hauptmitarbeiter Glauben schenken darf — keine Zeile, die Buloz ungeprüft durchgelassen; kaum einen Beitrag, den er ungeändert zum Abdruck gebracht hätte. Grundgescheit, machte Buloz gar kein Hehl daraus, daß er selbst nur wenig gelernt habe; das Gleiche, so fügte der Autodidakt trotzig hinzu, gilt aber von dem Durchschnitt meiner Leser. Ebendeshalb machte er kurzweg sein eigenes Verständniß zum Maßstab seiner Zensur. Was er nicht begriff, das — so verordnete er kurzweg — muß vereinfacht oder gestrichen werden. Und jedem litterarischen Einspruch begegnete er mit dem Donnerwort: „Meine Revue rekrutirt wohl ihre Mitarbeiter unter den großen Schriftstellern, nicht aber ihre Abonnenten." Mit Recht meint Simon, daß Buloz in der Litteraturgeschichte des Julikönigthums mit die bedeutsamste Rolle gespielt habe. Schade nur, daß bisher kein Berufener aus den Archiven der Revue des deux mondes den Motivenbericht zu diesem Urtheil geschöpft hat. Eine Biographie Buloz' wäre voraussichtlich lehrreicher als Leben und Briefe der Mehrheit seiner Generalstäbler. Jahrzehntelang behauptete sich dieser ungebildete Autokrat als Generalissimus der französischen Schriftgelehrten.

Wien. Anton Bettelheim.

Theater.

(Theater des Westens. Akademischer Verein für Kunst und Litteratur: „Sardanapal" Tragödie von Lord Byron. Bühnenbearbeitung von Josef Kainz).

„Goethe war heute bei Tische in der heitersten, herzlichsten Stimmung. Ein ihm sehr werthes Blatt war ihm heute zugekommen, nämlich Lord Byron's Handschrift der Dedikation seines ‚Sardanapal'. Er zeigte sie uns zum Nachtisch, indem er zugleich seine Tochter quälte, ihm Byron's Brief aus Genua wiederzugeben." So Eckermann in seinen Gesprächen mit Goethe. Immer wieder kommen die beiden auf Byron zurück, und immer ist Goethe voll herzlicher Bewunderung, — nicht zum wenigsten Byron's Dramen gegenüber. „Dasjenige, was ich die Erfindung nenne, ist mir bei keinem Menschen größer vorgekommen als bei ihm."

Man fragt sich nach dem Grunde des tiefen Einvernehmens zweier so ganz verschiedener Menschen und disparater Künstlerindividualitäten. Lord Byron fand zu Shakespeare kein Verhältniß, er suchte Goethe. Und in gewissem Sinne ist er freilich ein Fortsetzer Goethe'scher Dichtung: in der Art der Charakteristik. Sardanapal erinnert an Egmont; nicht als Mensch, in der Art doch, wie sein Menschenthum erfaßt ist. — Diese Charakteristik meidet nicht nur nicht die Gegensätze, sie sucht sie auf. Auch Sardanapal ist ein Mensch, dessen Wesen in dem Zusammen widersprechender Eigenschaften besteht. Freilich, auf ganz anderm Wege kamen beide, Goethe und Lord Byron, zu dem gleichen Ziel: durch ganz objektive Auffassung Goethe, Byron als subjektiver Lyriker.

Auch Sardanapal ist Lord Byron. Er trägt seine Züge und gestaltet sich das Leben wie der skeptische englische Lord. Und wenn Ibsen einmal gesagt hat, dichten heiße über sich selbst den Gerichtstag halten, so hat das Byron hier bewahrheitet. Ein Zug schmerzlichen Selbsterkennens geht durch diesen „Sardanapal". Es ist auch die Tragödie der — Eitelkeit.

Sardanapal ist Herr der Welt, und es lohnt ihm nicht der Mühe, sie zu regieren. Er ist nicht thatenunlustig, doch verzweifelt er am Werth der That. Der blutige Lorbeer seiner Vorfahren lockt ihn nicht; er hat einen ästhetischen Abscheu vor allem Blutvergießen. Und sonst seinen Unterthanen leben?, dazu nimmt er die Unterthanen und sich selbst nicht ernst genug. So wenig wie seine Feinde. Er schenkt den Verschwörern das Leben, weil das Kopfabschlagen nun einmal häßlich ist und weil das Großmuthüben kleidet. Vielleicht gewährt ihm das Bewußtsein, Feinde zu haben, die ihm nach dem Leben trachten, auch angenehmen Kitzel. Genießen heißt ihm leben. Dunkler Wein und weiche Frauenarme, schlanker Tänzerinnen wollüstiger Reigen und Schmeichler, die anbetend vor ihm niederfallen. Nicht als wenn er die Schalheit des Genusses nicht auch erfahren hätte — er hängt an diesem Leben nicht —, doch dünkt er ihn noch immer besser als alles andere.

Sardanapal verschmäht den Ruhm. Wie er aber nothgedrungen zu den Waffen greifen muß, da läßt er sich noch den Spiegel reichen, zu sehen, wie ihn die Rüstung kleidet. Sie kleidet ihn gut. Sardanapal fragt nichts nach dem Urtheil Anderer über ihn. Wie er aber keinen Ausweg mehr sieht und aus dem Leben, das er verachtet, scheidet, wählt er die Todesart, die seinen Namen für alle kommenden Zeiten ins Gedächtniß der Menschen schreiben muß. Ein Schauspieler besteigt er den Scheiterhaufen. Und doch ist ihm sein Sterben zugleich ein Sühnen, denn im Thun hat er den Werth der That erkannt. Er wollte das Schwert leicht und statt des drückenden Helmes den losen Rosenkranz: aber sein Schwert hat gute Streiche geführt. Widersprüche über Widersprüche.

„So hatte Goethe von Lord Byron gesagt, daß ihm die Welt durchsichtig sei und daß ihm ihre Darstellung durch Anticipation möglich." Neben diesen Byron-Sardanapal, der ganz Selbstschilderung ist, tritt eine Reihe außerordentlich scharf gezeichneter Charaktere. Nur eine dieser Gestalten ist schattenhaft geblieben, die ionische Sklavin Myrrha, die Geliebte Sardanapal's. Es ist bezeichnender Weise der Charakter, den Byron nach ganz bestimmtem Modell geschaffen. Seine letzte Geliebte, die italienische Gräfin Guiccioli, lieh dieser Myrrha ihre Züge. Wie Myrrha Sardanapal, so war sie Byron eine Erzieherin geworden. Aber gerade weil er die wirkliche Gestalt so klar vor Augen hatte, — weil er sie liebte, verlor sich das dichterische Nachbild ins Wesenlose. Denn Menschen künstlerisch erschaffen, heißt nicht, wirkliche Menschen nehmen und sie in eine Dichtung setzen.

Und wieder sagte Goethe: „Die Art und Weise, wie Byron einen dramatischen Knoten löst, ist stets über alle Erwartung und immer besser, als man es sich dachte." Die Lösung des „Sardanapal" ist ganz und einzig der inneren Charakterentwicklung angegliedert. Denn äußerlich könnte Sardanapal beim ersten Sturm auf das Königsschloß so gut seinen Tod finden oder sich geben, wie beim zweiten. Aber innerlich war seine Rechnung noch nicht abgeschlossen. Noch mußte er reifen und zur Erkenntniß seiner selbst gelangen. Die letzten Akte sind nichts als eine innerliche Vorbereitung auf den Tod. Jede grobe Auffassung, im Untergang des Helden eine Strafe für seine Schuld zu sehen, ist hier schon gänzlich überwunden. Und doch bleibt dieser Sühnetod wieder ganz im Rahmen der Charakteristik. Auch ein Schauspieler, besteigt Sardanapal den Scheiterhaufen.

All die großen dichterischen Vorzüge des „Sardanapal", das Komplizirte der Charakteristik, die rein innerliche Anbahnung der Lösung — sie bedeuten ebensoviel Mängel für den „Sardanapal" als Bühnenstück. Es bedurfte nicht der kläglichen Aufführung durch den „Akademischen Verein für Kunst und Litteratur", das darzuthun. Schon Byron war sich ganz klar darüber und hat es bündig ausgesprochen. Man mag es beklagen — und ich thu' es — daß das Drama für die Bühnenwirkung auf schroffe, greifbare Einseitigkeit der Charakteristik, auf gradliniges Fortgehen der äußeren Handlung angewiesen ist: zu ändern bleibt daran nichts. Hebbel wußte nur zu wohl Bescheid, wenn er grimmig sagte: „Dichte, Dichter, nur halte Dich in den Grenzen der Bühne, Wachse, Knabe, nur nie über den Maßstab hinaus!"

Befremdend dennoch diese tiefe Sympathie, die Goethe für Lord Byron hegte! In seiner skeptisch blasirten Lebensauffassung, in dem romantisch-pessimistischen Stimmungsgehalt seiner Lyrik war Byron einer der großen Zerstörer der Goethe'schen Welt. Ideale, die er zersetzt hat, sind auch bis heute noch nicht wieder aufgelebt.

Und doch wirkt diese galant-pessimistische Stimmung Byron'scher Lyrik in sich heut nicht mehr unmittelbar auf uns. Mir ist ein wenig dabei zu Muth, als besinge mich ein Traum, — mit dem Bewußtsein, daß ich träume. Aber die realen Bedingungen, aus denen diese Stimmung Anfangs des 19. Jahrhunderts erwuchs, die politischen und namentlich die sozialen, sind keine wesentlich anderen geworden, das Byron'sche Freiheitsbegehren greift heute so sehr über die Wirklichkeit hinaus wie damals. Dieser Pessimismus fände seine Ursachen noch heut. Und doch ist es uns zu einem Uebergangsstadium geworden, zu — einer Jugenderinnerung. „Oh l'heureux temps de notre jeunesse! — que nous étions malheureux!"

Ernst Heilborn.

Aphorismen.

Der Witz ist das Kleingeld des Geistes; sein Großgeld ist der schöpferische Gedanke.

* * *

Im Vererbungsprozeß ist der furchtbarste und zugleich natürlichste Belastungszeuge — der eigene Vater.

* * *

Zur Göttin „Hoffnung" kann auch der Atheist beten.

* * *

Sklavische Abhängigkeit ist ein geistiges Mieder; je länger sie dauert, um so mehr verkrüppelt der Geist.

* * *

Das Messer schmerzt am meisten, je stumpfer es ist; die Satire dagegen, je schärfer sie ist.

* * *

Der Leichtsinnige stolpert über die Tugend.

* * *

Mischt man Vortheil mit Pflicht, dann fällt gewöhnlich die Ehre aus.

* * *

Bescheidenheit ist eine der feinsten Blüthen des Charakters, aber sie wächst oft nicht am Baume der Selbsterkenntniß.

* * *

Die Mode ist die Furie der Eitelkeit.

* * *

Der von einer Krankheit Genesene gleicht oft dem von der Anklage Freigesprochenen; auch bei ihm bleibt häufig etwas „hängen".

* * *

Die Durchschnittswaare wird am meisten gekauft; darum kommt auch der Durchschnittsmensch gewöhnlich am weitesten.

* * *

Die Dressur ist die Erziehung mit dem Hammer.

* * *

Die vom Sturm gepeitschte Landschaft gleicht einem Menschen, der einst bessere Tage gesehen hat.

* * *

Der Bücherwurm wird in der freien Natur zertreten.

* * *

Für manchen ist der Gedanke nur wie ein Blitz, der das Dunkel kurz erhellt.

* * *

Wer sich nur mit seinen eigenen Gedanken abgiebt, gleicht dem, der sich um seine eigene Achse dreht: er schreitet nicht vorwärts.

* * *

Auch in der Schule des Lebens lassen sich die meisten Kenntnisse „absitzen“.

* * *

Mancher trinkt neben dem Alkohol — die Milch „der frommen Denkart“.

* * *

Der Kriecher kommt sonderbarerweise am schnellsten vorwärts.

* * *

Mancher geht mit seinem Körper so um wie mit einem Rock, den er nie ausbessern läßt, sondern schließlich fortwirft.

* * *

Bei vielen Thierfreunden kommt erst das Thier und dann — weiter nichts.

Berlin. Franz Bruck.

Die Prinzessin.*)

Zu beiden Seiten der Auffahrt bis an die Marmortreppen des Säulenganges stehen Bäume mit federartig-leichtem Laub und Blumen, die Flammen gleichen, gelben, orangefarbenen und scharlachrothen Flammen, an den Spitzen der dunklen Zweige auflodernd.

Vor dem Eingang steht ein bronzener Elephant, der den gewaltigen Kopf gebückt hält, wie in nicht auszudenkenden Gedanken, während die Sonne niederflammt auf seinen glänzenden grün-braunen Rücken.

Und dort drinnen in den weiten weißen Sälen, wo es immer kühl ist und still und dämmerig, und wo die Luft schwer ist von dem Geruch vermodernder Spezereien, da liegen viel Tausende seltsamer und prächtiger Dinge, die das Volk dieses Landes mit seinen Gedanken fand und mit seinen Händen formte für seinen täglichen Bedarf bei Sonnenschein und Sternenglanz und mattem Licht von Lampen.

In Glaskästen ausgebreitet liegen die Prunkgewänder der Reichen, glatte Gewebe, mit Blumen und buschig-gefiederten Vögeln bemalt, und purpurne Seidenstoffe, golden überglitzert. Wunderlich geformte Kleinodien fügen den weißen Glanz von silbergefaßten Diamanten dazwischen.

An den Wänden hängen grimmige Waffen, Dolche, die wie kalte blaue Schlangen sich herauswinden aus der reich eingelegten Scheide, Wurfspieße, todbringend und schnell wie der Blitz, schreckliche Lanzen und Pfeile, in Gift getaucht. In einem Winkel, wo ihr prächtiges Grün verblaßt zu dem falben Gelb und Braun abgefallenen Laubes, stehen Banner, darauf der Halbmond des Propheten neben seinem einsamen Sterne glänzt.

Der Webstuhl und das Bâtikgestell, darüber das Vordach der Dessawohnung Schatten breitete, stehen neben dem Geräth des Landmannes, dem Spaten, dem Kappmesser und dem leichten hölzernen Pflug, den ein graues Büffelpaar durch das Wolken-wiederspiegelnde Morastfeld zu ziehen pflegte.

In langen Reihen, Schulter an formloser Schulter, Schenkel an plumpem Schenkel sitzen mißgestaltete Götzchen mit Glotzaugen und Eberhauern niedergekauert; und Buddhabilder, majestätisch und sanft, für ewig ruhig, in dem Lotoskelche, dessen Blätter ihre gekreuzten Schenkel umschmiegen, halten die Fingerspitzen zusammengelegt mit einer Gebärde der Belehrung, vor sich hinsehend mit allschauenden Augen.

In einem Nebengemach, in das durch die Latten der nie geöffneten Luke ein staubiger Lichtstrahl kriecht, stehen und liegen und hängen unzählige Musikinstrumente, in deren seltsamen Formen die Klänge schlafen, die dem Ohre des Orientalen lieb sind. Und inmitten all dieser steht der Erbschatz des uralten Fürstengeschlechts eines als Rebell verbannten javanischen Prinzen. Die Instrumente des vielfältigen Orchesters stehen so geordnet, als sollten bald die Musikanten davor niederkauern, um die Weise anzustimmen, die das Fest einleitet. Die Gruppen kupferner Vasen in gemalten und geschnitzten Behältern, der „Manggong“, der „Bonang“, der „Kenong“ stehen in der Reihenfolge, von den schwersten, die dumpf grollen wie ein aufsteigendes Gewitter in den Bergen bis zu den leichtesten, die jauchzen wie Kinderstimmchen und Vogelgezwitscher. Der große „Angklung“ steht an seinem Platz, mit seinen Reihen pendelnder Bambusröhren, aus denen der klare Klang so hell wie Wasser hervorgluckst. An die Wand gelehnt steht die persische Viola; die Ochsenblase ist straff gespannt über der Höhlung des gewölbten Resonanzbodens, die beiden kupfernen Saiten glänzen längs dem langen geschnitzten Halse. In dem „Gendēr“ liegen die an einander gereihten bronzenen Tasten auf den aufrecht stehenden Bambusröhren, aus denen das Echo ihres zarten Klanges hervorhallt. Zwischen der fünfzehnsaitigen Harfe und dem großen Gong liegen die Flöten, die langen schlanken und die leicht gebogenen, die so lieblich durch die Nacht klingen, auf den Athem des Spielmanns wartend.

Gamelan, prunkvolle Gewänder, Geräthe des Acker bebauenden Dessamannes, Kleinodien aus dunkel-goldenen Schatzkammern, Götterbilder aus der Tempelburg der tausend Buddhas, Banner, durchweht von dem schwärzlichen Dampf des Schlachtfeldes: was durch Berge und Abgründe getrennt war, und durch Unübersteigbareres als höchster Berg und schwindelndster Abgrund, durch die Gedanken der Menschen und ihre Leidenschaft, hier liegt es vereint zwischen den vier engen Wänden des Museums.

Es ist so still hier, so kühl, so dämmerig, und die Luft ist so schwer von dem Geruch vermodernder Spezereien, von Staub und selten betretenem Marmor; wer hier lange still sitzt, dem wird es zu Muthe, als sei er in einem Grabgewölbe. Und all die seltsamen Dinge um ihn herum sind die Todten.

Früher als die Menschen mit ihnen umgingen, die Männer und Frauen von Java und Sumatra und Celebes und all den anderen prächtigen Inseln des Indischen Ozeans, da lebten sie, da entliehen sie Leben von den Augen, die auf sie niederglänzten, von den Fingern, die sie hantirten, von den Gliedern, die sich in ihre Falten hüllten, bei Sonnenschein und Sternenglanz und mattem Licht von Lampen.

Nun aber sind die Wände dieses stillen Hauses mit dem bronzenen Elephanten vor dem Eingang und den flammenblüthigen Bäumen zwischen den Menschen und ihnen, und was von ihnen übrig geblieben ist, das ist nichts als wesenlose Hüllen, einbalsamirt mit Spezereienduft, unvergänglich und todt. . . .

Und doch, vielleicht, vielleicht, wenn Einer käme, der das Volk dieses Landes kennte und liebte — denn wer kann jemals ein Ding kennen, es sei denn, daß er es liebte? — wenn so Einer käme, jetzt käme, in diesem Augenblick, und die stets geschlossenen Thüren und die Holzluken aller Fenster

*) Aus dem holländischen Manuskript übertragen von E. Otten.

weit öffnete, so, daß von allen Seiten, mit großen sonnengelben Luftwellen, mit der Hitze von dort draußen und dem wirbelnden Staub, und mit dem Duft des halb versengten Grases, auf dem die Kühe weiden, mit dem Fettgeruch aus den kleinen Eßbuden unter den Tamarinden, und mit dem Knarren der schwerfälligen Büffelkarren, mit dem Peitschenknallen, womit die Führer der dos-à-dos ihre mageren Pferdchen antreiben, mit dem Johlen der jungen Männer, die im Winde einen Drachenwettstreit abhalten, wenn mit all Dem und all Dem das indische Leben hineingeströmt käme, vielleicht, daß die todten Dinge es dann doch empfinden würden, daß dann hier und da vor seinen Augen ein Aufleuchten und ein farbiges Glänzen durch die dumpfen Reihen gehen, daß dann flüchtig sich rühren würde, was nun regungslos daliegt. Aber um Alles aufleben zu lassen, einen Augenblick lang in Herrlichkeit, müßte er den Klang des Gamelan erklingen lassen, mit einem einzigen Schlage auf die Bronze den Gamelan wecken, daß er sänge.

Denn der Gamelan ist nicht ein Ding wie all die anderen Dinge, die todt in dem großen Museumsgrabe liegen, weil sie getrennt sind von Dem was ihnen Leben verlieh, von den Augen der Menschen und ihren Händen und Gliedern, — ein Gamelan ist ein Wesen, das sein allerедelstes Dasein in sich selber trägt, ist eine lebende singende Seele, die Menschenaugen und Menschenhänden und Menschengliedern ein Leben geschenkt hat, so herrlich anders als ihr eigenes Dasein, wie ein Vogel, der in die Sonne hineinfliegt, anders und herrlicher ist als ein hungriges Reptil auf seiner Sode. Ereignisse werden zu Festen, sobald der Gamelan an ihnen Theil nimmt, Arme sind reich wie Könige so lang sie seine Stimme vernehmen, und die Nacht bedarf der Sterne nicht um herrlich zu sein, wenn seine klaren Klänge aufsteigen und über den Feldern verklingen.

Darum würde mehr als Sonne und Wind und Lärmen von Menschen die Stimme des Gamelan vermögen, wenn Einer, der um all dies wüßte, nur ganz leicht gegen die harrende Bronze schlüge.

Aber augenblicklich ist niemand hier außer einem Kolonialsoldaten, der mit seinem Sonntagvormittag nichts anzufangen weiß. Für ihn ist der Sonntag eben noch ein Tag, anders als andere Tage, und den man auf eine andere Weise verleben muß, ein Tag, der heranklingt mit dem Geläute von Kirchenglocken und der strahlt in festlicher Sauberkeit im Hause und Muße draußen und der riecht nach einer guten Mahlzeit und aus der Truhe hervorgeholten Kleidern; denn er ist eben erst aus Holland gekommen, frisch vom Gutshof. Und da schlendert er nun an den Götterbildern und den goldenen Schätzen entlang so wie er bei dem Bauern über den Hof schlenderte, die Hände in den Hosentaschen, die Mütze im Nacken und statt eines Strohhalms ein Tamarindenzweiglein zwischen den Zähnen. Seine blauen Knabenaugen irren unlustig von links nach rechts, an all den seltsamen Dingen entlang. Kein Haar auf seinem strohgelben Kopf, das an den Gamelan denkt.

Vor der Thür sitzt auf seiner Matte niedergekauert der javanische Junge, dem es verboten ist, im Museum zu rauchen. Er sitzt im Dusel, halb schlafend. Der Kolonialsoldat und der schläfrige Junge, sonst ist niemand da.

Oder doch, noch Eine. Die ist so unmerklich hereingekommen, der schläfrige Junge hat sie nicht einmal gesehen, als sie so dicht an ihm vorüberging, daß der Saum ihres Sarongs seine nackten Füsse streifte.

Sie geht durch den Saal mit einer gleitenden Bewegung, hierhin, dorthin, an den schimmernden Schätzen entlang, ohne sie anzusehen. So leise irrt sie dahin, die kleinen braunen Füße in den goldgestickten Pantoffeln scheinen kaum zu schreiten, und doch ist dieser schwebende Gang so unstät und so ruhelos wie das Hin- und Herflattern eines abgerissenen Blattes, das der Wind nicht in Frieden lassen kann, und das er immer wieder forttreibt, immer wieder in eine andere Richtung. Aber jetzt bleibt sie plötzlich still stehen, dort in der Ecke, wo die kupfernen Vasen Reihen gelber Lichtchen bilden unter dem dünnen Sonnenstrahl. Und unbeweglich starrt sie auf den Gamelan.

Ob sie das Instrument erwecken will?

Sie steht gegen die Wand gelehnt, und ihre Augen ruhen wie gebannt auf dem Gamelan. Jedes Instrument betrachtet sie einzeln, gleich als betaste sie es mit dem Blick, gleich als wolle sie die schaurig-kalte Rundung der Vasen fühlen, und die Kühle und die Glätte der hängenden Bambusröhren, als wolle sie die Spannung der Violasaiten prüfen an dem langen Halse. Sie verfolgt die Windungen der Schnitzerei und sieht in die aufgesperrten Mäuler der Drachen, die an den Gestellen drohen. Und lange starrt sie auf einen kaum sichtbaren Sprung in dem bemalten Holze. Aber dann läßt sie das alles wieder fahren, und als könnte sie sich niemals satt daran sehen, blickt sie wieder auf die Instrumente, auf die Trommeln und die schlanken Flöten und auf den Gong, daneben der umwickelte Schläger liegt.

Wenn sie nun die Hand darnach ausstreckte, wenn sie einen leichten Schlag führte gegen die Bronze, die junge anmuthige Javanerin, würde nicht die schwere Luft leicht und lebend davon werden? Würden nicht die Mauern des großen Grabes in die Erde sinken und das Dach emporsteigen, würde nicht ein grünendes und blühendes Land sich ausbreiten ringsum, und würden sie nicht herbeiströmen aus der Ferne und der Vergessenheit, all die Mengen, die jemals sich glücklich gelauscht hatten an den Klängen des Gamelan? Würden sie nicht kommen, die Dessaleute in ihren dunkeln Gewändern, die reichen Edlen, die gemessenen Schrittes dahinwandeln in dem Schatten des bunten Sonnenschirmes, den ihnen der unterwürfige Diener nachträgt, die Tänzerinnen mit der goldenen Krone und den Ketten und dem Wogen von bunter Seite längs ihren ausgebreiteten Armen, und die Frauen, die in dem verborgenen Frauengemach den Festesklängen lauschen, die Gemahlinnen des Prinzen und seine jungen Töchter und seine vielen Dienerinnen, und vor allem er, der prächtige Prinz, inmitten seiner Söhne und seiner Getreuen?

Aber regungslos steht sie da. Schlaff hängen ihre Hände. Der staubige Sonnenstrahl, der hier zwischen den Latten der Jalousie hindurch kriecht, hat im Weitergleiten ihre Wange erreicht. Das kühle Gelb der Haut bekommt eine goldene Gluth. Dann beginnt der Diamant in ihrem Ohr zu leuchten. Und nun ist die dunkelrothe Oleanderblüthe, die sie sich in den Haarknoten gesteckt hat, feurig geworden wie ein Funken. Er verlischt. Das Licht ist weg geglitten. Und noch immer steht sie regungslos, und ihre Züge sind starr wie Stein.

In der Thüre des Gemaches hat der Kolonialsoldat schon eine Weile gestanden und sie angestarrt, die Augen weit geöffnet. Nun hüstelt er. Sie hört es nicht. Er kommt näher, über die Steine scharrend. Er findet sie schön, viel schöner als die Frauen seiner Kameraden in der Kaserne. Wenn er nur wüßte, wie man's anfangen soll mit so Einer, die nicht Holländisch versteht!

Er geht noch um einen Schritt auf sie zu. Er möchte ihr gern eine höfliche kleine Avance machen. Verlegen grinsend, mit einem scheuen Seitenblick auf die junge Frau, stößt er leicht mit dem Fuß an den Gong, nur so zum Scherz, um zu machen, daß sie ihn ansieht.

Und dann bleibt er entsetzt stehen.

Mit einem Klang, der die Luft erzittern läßt, schreit die Bronze.

Und die Javanerin, jammernd zusammengesunken, liegt am Boden und schluchzt, das Gesicht gegen den Fuß des Instrumentes gepreßt. . . Und schluchzt.

A. de Wit.

Die Thiere in der deutschen Volksmedizin alter und neuer Zeit. Mit einem Anhange von Segen u. s. w. von Johannes Jühling. Nach den in der Kgl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden vorhandenen gedruckten und ungedruckten Quellen. Mit einem Geleitworte von Hofrath Dr. med. Höfler, Bad Tölz. Mittweida. Polytechnische Buchhandlung.

In der Volksmedizin aller Völker und Zeiten haben Thiere und thierische Produkte von jeher eine große, ja beherrschende Rolle gespielt; am gesuchtesten waren darunter die thierischen Fette, schickt man doch heute noch die Kinder halb ernsthaft, halb scherzhaft nach der Apotheke, um Mückenfett zu holen. Neben diesen Heilmitteln, deren Anwendung man ja noch verstehen kann, werden andere aufgezählt, die aus den ekelhaftesten Dingen des thierischen Organismus wie Ausscheidungen aller Art stammen. Gewöhnlich wird der Gebrauch solcher uns Gegenwärtigen unerklärlich scheinender Mittel auf den „Aberglauben" zurückgeführt. Damit ist jedoch im Grunde gar nichts gesagt. Es gilt eben, die Quellen dieses „Aberglaubens" bloßzulegen, und hier werden wir zumeist auf Zusammenhänge mit dem Kultus stoßen, in dem die Urquelle wie für alle anderen Wissenschaften und Künste so auch für die Therapie liegt. Was im Papyros Ebers von der Anrufung der Götter Re und Thot als der Hauptvernichter der Krankheitsdämonen überhaupt, der Isis bei der Bereitung eines jeden Medikaments, des Horus bei dem Gebrauche der Medizin in der ägyptischen Heilkunde berichtet wird, gilt ohne Ausnahme von sämmtlichen anderen Völkern, nur daß wir hier den Stand der „Wissenschaft" aus uralten schriftlichen Aufzeichnungen kennen lernen, während sonst in der Regel die Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht auf mündlichem Wege erfolgte und dadurch in ihren Grundzügen wesentlich abgeschwächt wurde, weil der Gebrauch der Heilmittel den Wandlungen der Volksanschauung unterlag. Hätten wir aus der deutschen Vergangenheit so eingehende Aufzeichnungen, wie sie uns in den zahlreichen ägyptischen Urkunden vorliegen, so würden wir ohne Zweifel in den meisten Fällen Aufklärung über anscheinend räthselhafte Beziehungen vieler Heilmittel zu einzelnen Krankheiten erhalten. Denn jeder Gott hatte ein Lieblingsthier, das als seine Personifikation galt, an die Götter wandte man sich naturgemäß auch in Krankheitsfällen: was lag da näher, als jedem der Götter bestimmte Krankheiten zuzuweisen (einen Nachklang davon besitzen wir noch in der Rolle, die den katholischen Heiligen in gewissen Fällen zugeschrieben wird) und nun für diese bestimmten Krankheiten die betreffenden Thiere zunächst zu opfern und dann, da mit dem Opfer auch stets ein Genuß verbunden war, Theile davon zu genießen? So liegt es auf der Hand, daß z. B. die dem Kriegsgott geweihten Thiere bei Verwundungen gebraucht wurden, die der Liebesgöttin geweihten in allen die Ehe betreffenden Fällen u. s. w. Eine solche Beziehung kommt nach unserem Dafürhalten für die uns so willkürlich erscheinende Wahl der jedesmal verordneten Mittel noch mehr in Betracht als das in dem Geleitworte von Höfler betonte Verhältniß des Krankheitsnamens zu der Therapie. Eine deutliche Erinnerung an Brandopfer ist, wie wir glauben, z. B. in dem sehr häufig vorkommenden Rezepte zu erblicken, Thiere zu verbrennen und die Asche zu genießen. Hieraus läßt sich auch ohne Mühe der Gebrauch gerade der ekelhaftesten Dinge erklären. Denn wenn der Gott sah, daß sein Verehrer den natürlichen Widerwillen dagegen überwand, so mußte er durch so viel Hingabe und frommes Vertrauen unbedingt gerührt werden und die Heilung um so eher gewähren. Später — besonders nach Einführung des Christenthums — verschwanden allmählich diese Beziehungen zu dem ursprünglichen Kultus, und man wandte die thierischen Heilmittel nun ohne Rückblick auf diesen nach Gutdünken an. Hierin liegen die ersten Ansätze zu der rationellen Medizin, da man jetzt lediglich die Erfahrung zu Hilfe nahm. Natürlich war diese zunächst noch roh, und die infolge eines einzelnen Falles, in dem das Heilmittel gewirkt hatte, ohne Bedenken vollzogene Verallgemeinerung mußte naturgemäß zu vielen Rückschlägen Veranlassung geben. Dann versuchte man eine andere Zusammensetzung der Medizin oder ging auch zu einer ganz anderen über, ohne vielleicht mehr Erfolg zu erzielen als bei der ersten. Daher die unendlich zahlreichen und oft mit großem Raffinement ausgeklügelten Rezepte, die sich besonders in den Klöstern erhalten haben. Abgesehen von der Bedeutung, welche die Klöster von jeher für die Krankenpflege gehabt haben, ist vielleicht auch hierin ein Nachhall der ursprünglichen Beziehungen auf den Kultus zu erblicken. Sind doch auch jetzt noch die religiösen Beziehungen gerade in Krankheitsfällen bei der großen Mehrzahl der Menschen die wärmsten und innigsten.

Das vorliegende Buch enthält nun eine sehr reiche, mit großem Fleiße hergestellte, zum Theil aus ungedruckten Quellen stammende Sammlung von Rezepten der deutschen Volksmedizin aus dem Thierreich. Da es ein Nachschlagewerk sein soll, so sind die Rezepte alphabetisch nach dem Namen der Thiere geordnet. Allerdings wäre die nothwendige Ergänzung dazu ein nach den heutigen Benennungen der Krankheiten geordnetes Register, das leider fehlt. Der Verfasser hat sich lediglich auf die Mittheilung des empirischen Rohstoffes beschränkt und deshalb jede Erläuterung, jeden Hinweis auf Mythologie und religiöse Anschauung der Gegenwart unterlassen. Aber auch so hat er der Volkskunde im Allgemeinen als auch der Geschichte der Medizin und der Kulturgeschichte ein werthvolles Material geliefert, das nun der Sichtung und Bearbeitung von zuständiger Seite harrt.

Den Anhang von Segensprüchen und allerlei Geheimmitteln hat der Verfasser angefügt, weil viele der Wundbesprechungen in der hier veröffentlichten Form neu sein dürften. Sehr willkommen ist eine am Schluß beigefügte Erklärung der vorkommenden Krankheitsnamen nach Höfler, Deutsches Krankheitsnamenbuch), das für Arbeiten auf dem Gebiete der Volksmedizin geradezu unentbehrlich ist.

Leipzig-Gautzsch. Paul Seliger.

A. Bossert, Histoire de la Littérature allemande. Paris, Hachette et Cie. 1901.

A. Bossert, ein hoher Beamter der französischen Unterrichtsverwaltung, hat mit dieser auf 1000 (freilich sehr eng bedruckte!) Seiten zusammengedrängten Uebersicht unserer litterarischen Entwicklung wohl unzweifelhaft die beste deutsche Litteraturgeschichte gegeben, die bis jetzt ein Ausländer geschrieben hat. Die Gründlichkeit, der nicht einmal ein Falk, Haug, Mahlmann entgehen, ist ebenso sehr zu bewundern wie die praktische Anordnung. Geschickt ausgewählte Proben — die im Original und in guter Uebersetzung mitgetheilt werden — wechseln mit treffenden Charakteristiken ab, und geistreiche Pointen fehlen nicht. Dabei verleugnet sich doch nirgends die Eigenart des Franzosen, dem geschickte Theatermacher wie Bäuerle und Benedix im Grunde sympathischer sind als suchende Genies wie der Verfasser von „Gyges und sein Ring". Naturen wie Hippel oder Raabe versagen sich dem Verständniß, das Heine oder Brentano vortrefflich aufzufassen weiß. Da es sich aber um ein Schulbuch handelt, ist daran wenig auszusetzen: diese Gestalten würden dem Interesse des französischen Lebens doch fernbleiben.

Die bibliographischen Angaben sind sehr gut ausgewählt; die Hilfe seiner sachverständigen Korrektoren O. Pniower und L. Geiger kam dem Verfasser hier wohl auch zu Gute. Eine brauchbare chronologische Uebersicht und ein eingehendes Register vervollständigen die Nützlichkeit des verdienstvollen Werkes.

R. M. M.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan W. Zietenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 32. Berlin, den 11. Mai 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{3}{4}$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der preußische Landtag ist nach Hause geschickt, weil es zweifellos war, daß die Kanalvorlage zur Annahme nicht gelangen würde. Die Agrarier haben also ihren Willen durchgesetzt; sie haben in Bezug auf den Kanal gesiegt.

Es entstand die Frage, will die Regierung die Niederlage, die sie erlitten hat, als eine endgiltige betrachten; soll der Wille des Monarchen und des Ministeriums auf absehbare Zeit dem Terrorismus des Bundes der Landwirthe untergeordnet werden? Soll dem nicht so sein, so wird das jetzige Abgeordnetenhaus aufgelöst werden müssen, und soll eine Auflösung mit der Hoffnung auf Erfolg in Angriff genommen werden, dann war es jedenfalls nothwendig aus dem Ministerium Elemente zu entfernen, die außer ihren eigenen Geschäften nur und ausschließlich die der Agrarier zu betreiben bereit sind.

Diese Erwägungen sind jedenfalls vom Grafen Bülow angestellt worden, und sie haben die Billigung des Kaisers gefunden. Die Folge war, daß Herr von Miquel mit sanfter Gewalt aus dem Ministerium entfernt worden ist, und mit ihm ging Herr Brefeld und Herr von Hammerstein-Loxten, die sich mehr und mehr als unzulänglich erwiesen hatten, ihre Ressorts, das Handelsministerium und das landwirthschaftliche Ministerium, in Ordnung zu halten.

Der nationalliberale Abgeordnete Möller ist Handelsminister geworden; Finanzminister ward Herr von Rheinbaben, der bisherige Minister des Innern; Herr v. Podbielski, der bisherige Staatssekretär des Reichspostamtes, wurde landwirthschaftlicher Minister, und die Post übernahm der Geheimrath Kraetke aus dem Reichspostamt. Die einzige politisch nicht ausgiebig bekannte Figur im Ministerium ist Freiherr von Hammerstein aus Metz, der das Ministerium des Innern erhalten hat.

Will man den stattgefundenen Wandel charakterisiren, so kann man sagen, die Konservativen haben im Ministerium einen sehr starken Bundesgenossen, und Graf Bülow hat im Ministerium einen sehr gefährlichen Gegner verloren. Herr von Miquel war nicht bereit, rückhaltslos und energisch Bülowsche und Kaiserliche Politik zu treiben; weil er zu dem letzteren nicht bereit war, verlor er schließlich sein Portefeuille. Herr von Miquel trieb Miquelsche Politik, und diese Miquelsche Politik war ganz überwiegend agrarische Politik.

Durch den Kaiser war Herr von Miquel Minister geworden; durch die Agrarier wollte er Reichskanzler werden; als dies sein Bestreben immer offensichtlicher sowohl den Weg des Kaisers wie den des Grafen Bülow kreuzte, scheiterte er und wurde politisch ein todter Mann, der aus der Noth eine Tugend machend, nunmehr von dem zukünftigen Genusse seines wissenschaftlich-philosophischen Daseins coquett spricht, ein Dasein, dem jedenfalls die Würze der Macht und der Intrigue fehlt.

So ist denn das Ergebniß, daß Graf Bülow Herr im eigenen Hause werden konnte; der Kaiser gewährte dem Reichskanzler die Möglichkeit, ein Bülow'sches Ministerium zu bilden.

Der Charakter des neuen Ministeriums scheint einigermaßen dem Charakter des Grafen Bülow zu entsprechen. Lautlos, wie die ministerielle Krisis heraufgezogen ist, ward sie

auch mit leisen Fingern gelöst. Starke Entschlüsse zeigten sich nicht, und starke Personen sieht man nicht. Die siegenden Agrarier wurden ob ihres Sieges nicht brüsquirt; die alten konservativen Elemente des Ministeriums bleiben meist; eine leise Demonstration für Handelsverträge, aber zugleich für höheren Getreidezoll liegt in der Person des Herrn Möller, und nur die Freimachung des Ministeriums des Innern und die Berufung eines neuen Mannes in dieses Ministerium kann andeuten, daß dieses wichtigste Instrument einer Person anvertraut werden sollte, die eventuell auch bereit ist und die Kraft hat, das Verwaltungsschiff feindlich gegen das Agrarierthum und den Bund der Landwirthe zu kehren. Ob diese Vermuthung aber richtig ist, das weiß man nicht, da Freiherr von Hammerstein, der neue Minister des Innern, politisch ein fast unbeschriebenes Blatt ist.

In Summa — die politische Krisis ist nicht überwunden, und nichts ist erreicht, als daß Graf von Bülow heute unbehinderter von Intriguen seine eigene Politik verfolgen kann. Welche? Das wird die Zukunft lehren; und hat er die Kraft, im gegebenen Falle auch eine Politik gegen die Agrarier durchzuzwingen, die parlamentarisch heute so machtvoll und siegreich gegenüber dem Ministerium und der Krone dastehen wie bisher — auch darauf bringt erst die Zukunft die Antwort.

Die Entscheidung ist vertagt, und ob der vorsichtige, starken Entschlüssen bisher immer abgeneigte Graf Bülow der Mann ist, im Staatsinteresse eine Entscheidung gegen die zähe Reaktion durchzuführen, das ist zweifelhaft. Die Agrarier werden jedenfalls nicht abrüsten, und werden nach wie vor nichts anerkennen als eine Kraft, die sie zwingt.

Endlich scheint es, daß die chinesischen Wirren sich zu lösen beginnen. Ueber die Bestrafung der chinesischen Beamten und über die Zahlung der Kriegsentschädigung bereitet sich eine Einigung langsam vor, so daß auch die deutschen maßgebenden Kreise an eine Verminderung und Zurückführung unserer Truppen denken. Nichts wäre erwünschter, als wenn diese Hoffnungen sich erfüllten — bald — recht bald.

In Südafrika Kampf und Blutvergießen, die nichts entscheiden; jener chronische Zustand, von dem man nicht wissen kann, wie lange er noch dauern wird. Jedenfalls wird ein englischer General nach dem andern matt; jetzt tritt General French seinen Urlaub an, und das Vereinigte Königreich ist gewiß müde, und besorgt blickt es nicht allein auf die Entwicklung in Asien, sondern jetzt neuerdings auch nach Marokko. Es scheint, daß Frankreich den Zeitpunkt für gekommen erachtet, in Nordafrika zu neuen Eroberungen zu schreiten. Vielleicht, daß Herr Delcassé für die Republik dieses Geschenk im Austausch gegen die russische Anleihe heimgebracht hat.

Suchen die Ultramontanen in Oesterreich-Ungarn die Herrschaft an sich zu reißen, so wächst in Spanien und Portugal die Erregung gegen die Ultramontanen; das Volk schreitet zur Selbsthilfe; die politische Entwicklung spitzt sich in gefährlicher Weise zu und sowohl in Portugal wie in Spanien, so neuestens in Barcelona, ist es zu Straßenemeuten gekommen, die sich gegen die Ultramontanen wie gegen die bestehende Ordnung richten. Solche Entwicklung sollte Oesterreich-Ungarn als sinnfällige Demonstration der Gegenwart zu den alten Lehren der Geschichte dienen.

* * *

Auf halbem Wege.

Herr von Miquel ist nicht mehr Minister. Ein Verlust vom höchsten Werth! pflegte in ähnlichen Fällen Ludwig Bamberger zu sagen. In diesem Verlust liegt die Bedeutung der jüngsten Regierungskrisis in Preußen. Darin allein. Daß noch zwei andere Minister, die Herren von Hammerstein und Brefeld, sich ins Privatleben zurückgezogen haben, ist politisch unerheblich. Beide waren übrigens aufrichtige Kanalfreunde. Sie hätten ebenso gut bleiben können, wie die Herren von Rheinbaben, von Thielen u. s. w. Sie sind auch wohl nur gegangen, weil gerade die Thür weit offen stand, die Graf Bülow für Herrn von Miquel geöffnet hatte.

Die Fiktion, daß der listenreiche Finanzminister freiwillig aus seinem Amt geschieden sei, ist nicht lange aufrechterhalten. Seine Gesundheit war allerdings seit geraumer Zeit nicht mehr die beste, aber sie hätte ihm gestattet, noch lange zu amtiren, wenn man ihn weniger dringend aufgefordert hätte, dieselbe zu schonen. Auch die Stimmung des Herrn von Miquel war in den letzten Monaten keineswegs eine gedrückte. Besucher, die ihn unter vier Augen sprachen, fanden ihn „merkwürdig munter", seitdem sich die politischen Schwierigkeiten für den Grafen Bülow, den „jungen Mann", häuften. Scharfsichtige Beobachter folgerten daraus, daß er noch durchaus nicht darauf verzichtet habe, den verfahrenen politischen Karren wieder auf das rechte Geleise zu bringen, sobald nur der jetzige Wagenlenker sich erst noch etwas mehr abgearbeitet haben würde. Er hat sicherlich nie die Hoffnung völlig aufgegeben, die Kanalwünsche des Königs zur Erfüllung zu bringen, aber es durfte nicht zweifelhaft sein, daß die Krone dem Vicepräsidenten des Staatsministeriums die Erfüllung verdankte, und die Agrarier mußten mitmachen. Sie hätten es schließlich auch gethan, wenn man ihnen nur genug Zugeständnisse auf anderen Gebieten gemacht hätte. Herr von Miquel war der Mann, ihnen jedes Zugeständniß zu machen, insbesondere auf wirthschaftspolitischem Gebiet, immer unter der Devise: „Weshalb sollte ich wohl Agrarier sein?"

Daß Graf Bülow sich von diesem ministeriellen Bundesgenossen mit einem hörbaren Ruck befreit hat, macht ihm als Staatsmann Ehre, aber damit hat er sich einstweilen nur den Rücken frei gemacht. Wenn es damit sein Bewenden hat und im Uebrigen einfach fortgewurstelt wird, so fehlt die tiefere politische Rechtfertigung dieser Exekution.

Die agrarischen Sandbänke, auf denen das Kanalschiff aufgelaufen ist, behindern mehr und mehr das gesammte moderne Verkehrsleben. Leichtere gesetzgeberische Fahrzeuge mag man bei Hochwasser noch darüber hinweg bugsiren, aber Träger der Weltpolitik bringt man mit jedem Jahre schwerer hinüber. Unsere politische Misère in Deutschland und Preußen beruht auf dem immer wieder unternommenen Versuch, mit den agrarischen Gegnern des Industriestaats Weltpolitik treiben zu wollen. Eine gründliche Auseinandersetzung mit dem konservativen Agrarierthum ist deshalb ganz unvermeidlich. Solange der leitende Staatsmann das nicht eingesehen und die Entschlossenheit nicht gewonnen hat, den unvermeidlichen Kampf mit allen konstitutionellen Mitteln zu führen, wird man aus der Aera der beständigen Verlegenheiten nie herauskommen.

Es giebt kein einfältigeres Vorurtheil, als daß in Preußen nicht ohne die Konservativen regiert werden könne. In Wirklichkeit scheitert bei uns eine Regierung nach der andern an der Unmöglichkeit, es den Konservativen recht zu machen. Die Konservativen fordern mehr, als selbst die willigsten Staatsmänner, die aus ihren Reihen hervorgehen, zugestehen können. Auch Graf Bülow hat es mit Nachgiebigkeit und freundlichem Wohlwollen versucht. Die erste Frucht dieser Politik ist der Kanalkonflikt, die zweite wird der Zolltarifkonflikt sein. Auch dabei wird er die Erwar-

tungen der Agrarier täuschen müssen, wenn er nicht die Lebensinteressen des Reichs verletzen will.

Es erscheint ganz ausgeschlossen, daß er mit halben Zugeständnissen die Agrarier sich wieder geneigt machen wird. Daß er den Hauptagrarier des Ministeriums, Herrn von Miquel, zur Entlassung gezwungen hat, werden sie ihm so bald nicht vergessen; und Herr von Miquel, auch wenn er seinen Wohnsitz in Frankfurt nimmt, wird sie dabei gewiß unterstützen. Die Verschiebung des Herrn von Rheinbaben aus dem Ministerium des Innern in das Finanzministerium betrachten sie ebensowenig als ein Entgegenkommen. Herr Möller, der neue Handelsminister, wird von ihnen gleichfalls mit Mißtrauen betrachtet, sogar mit größerem Mißtrauen, als er es leider verdient.

Graf Bülow wird von jetzt an noch weniger auf Rosen gebettet sein, als bisher. Wenn er klug ist, befolgt er rechtzeitig den zweiten Theil der alten Bauernregel: Greif niemals in ein Wespennest, doch wenn Du greifst, so greife fest!

Th. Barth.

Parlamentsbriefe.

XIX.

Der enge Zusammenhang zwischen der Politik des Reiches und der des größten Bundesstaates Preußen tritt auch darin zu Tage, daß der Schluß des preußischen Landtages und die sich unmittelbar daran schließende Ministerkrise das öffentliche Interesse von den Verhandlungen des deutschen Reichstages nahezu völlig abgezogen hat. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß in dieser Session die Reichstagsverhandlungen noch einmal wieder ein höheres Interesse gewinnen werden. Die mangelnde Beschlußfähigkeit wird alsbald chronisch werden, und wenn nicht die Zuckerleute und Branntweinmänner dafür sorgen, daß vorübergehend noch einmal ein beschlußfähiges Haus zusammenkommt, so wird die Reichstagssession ein sehr unrühmliches Ende nehmen. Um der chronischen Beschlußunfähigkeit zu steuern, ist man bekanntlich auf die Idee verfallen, Diäten in der Form von Anwesenheitsgeldern für die Reichstagsmitglieder auszuwerfen. Der Reichstag hat auch in namentlicher Abstimmung mit einer Stimmenmehrheit von 185 gegen 40 dem entsprechenden Initiativantrage seine Zustimmung gegeben. Aber es scheint, als ob auch in dieser Form die Diätenbewilligung an dem Widerstande des Bundesraths und insbesondere Preußens scheitern wird.

Wir halten die Idee der Anwesenheitsgelder für eine außerordentlich unglückliche. Daß eine Volksvertretung sich einer, bei Licht betrachtet, doch recht unwürdigen Kontrole darüber unterwirft, ob die einzelnen Mitglieder auch hübsch zur Stelle sind und nicht die Kollegien schwänzen, ist auch ein Zeichen dafür, wie wenig Selbstgefühl in unserem Reichsparlament steckt. Schon die Tagegelder haben etwas an sich, was nach einer locatio conductio operarum schmeckt. Will man ein Entgelt für die parlamentarische Arbeit eintreten lassen, so ist schlechterdings nicht einzusehen, weshalb das nicht in derselben Form geschehen soll, wie es bei dem Entgelt für die Dienste von Beamten üblich ist, die dem Staate doch auch nicht umsonst dienen, sondern dafür ein Jahresgehalt beziehen. Eine Jahrespauschalentschädigung ist denn auch in denjenigen fremden Ländern, wo das Parlament wirklich etwas bedeutet, mit Ausnahme von England, das bisher noch grundsätzlich an der Diätenlosigkeit festhält, längst hergebracht, beispielsweise in Frankreich und in den Vereinigten Staaten von Amerika. Die Mitglieder des amerikanischen Kongresses erhalten pro Jahr sogar die recht stattliche Summe von 5000 Dollars, also mehr als 20 000 Mark. Bei uns im Reich scheitert die Bewilligung von Diäten noch immer an der Vorstellung, daß man damit vielleicht noch mal eine Verschlechterung unseres Wahlrechts eintauschen könnte. Das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht ist allen Reaktionären ein Dorn im Auge. Man würde es lieber heute als morgen abschaffen, wenn man nicht den Unwillen der Bevölkerung fürchtete.

Das interessanteste an den diesmaligen Reichstagsverhandlungen über den Diätenantrag war eigentlich ein Ordnungsruf, den sich der sozialdemokratische Abgeordnete Singer zuzog, weil er den preußischen Landtag die „Karikatur einer Volksvertretung" genannt hatte. Daß diese Bemerkung einem Ordnungsruf verfallen konnte, ist nur daraus zu verstehen, daß die Bemerkung allzu treffend erscheint. Hat es doch das elendeste aller Wahlsysteme zu Wege gebracht, daß die zahlreichste Partei Preußens, die Sozialdemokratie, auch nicht durch ein einziges Mitglied in dieser sogenannten Volksvertretung repräsentirt ist; hat es doch ferner eine auf der Volkszählung von 1858 beruhende Wahlkreiseintheilung bewirkt, daß die Gegenden Preußens, in denen die Bevölkerung am spärlichsten, die wirthschaftliche Entwicklung am meisten zurückgeblieben, die Unternehmungsluft am geringsten und die Steuerleistungen am schwächsten sind, unverhältnißmäßig stärker im preußischen Abgeordnetenhause vertreten sind, als die dichtbevölkerten, wohlhabenden und steuerkräftigsten Distrikte, insbesondere die großen Städte; ist es doch endlich unter diesem Wahlsystem nicht bloß möglich, sondern oft vorgekommen, daß der Reichskanzler und Ministerpräsident Preußens in der dritten Klasse wählt, während unter Umständen ein Nachtwächter in der zweiten und ersten Klasse wählen und einen hundertfach größeren Einfluß bei der Abstimmung ausüben kann. Wenn auf diese Weise keine Karikatur einer Volksvertretung zu Stande kommt, so hat das Wort Karikatur seinen Sinn verloren.

Nachtrag: Der Seniorenkonvent des Reichstags hat eingesehen, daß das Reichsparlament nicht einmal bis Pfingsten zusammenzuhalten ist. Der Reichstag soll deshalb schon nächsten Dienstag bis zum November vertagt werden. So früh im Jahre sind die Parlamente des Reichs und Preußens selten auseinandergegangen. Lieb Vaterland kannst ruhig sein!

Proteus.

Zur Regelung der Getreidepreise.

Der Aufsatz (Seite 436) über den Mißbrauch von Wirthschaftsgenossenschaften zur politischen Agitation lenkt die Aufmerksamkeit auf die Bestrebungen der Landwirthe, die Getreidepreise zu regeln und auf die neuesten Schöpfungen der landwirthschaftlichen genossenschaftlichen Organisation: auf die Kornhausgenossenschaften. Diese Genossenschaften sind nicht etwa nur begründet, um für einzelne Landwirthe bessere Getreidepreise zu erzielen, es soll sich in diesen Genossenschaften nicht nur der Grundsatz bethätigen, durch Vereinigung die Kraft des Einzelnen zu heben, seine wirthschaftliche Widerstandskraft zu stärken, sondern diese Genossenschaften haben weitere, darüber hinausgehende Ziele und es mögen diese hier gelegentlich der neuesten Bestrebungen, auf internationalem Wege die Getreidepreise in die Höhe zu treiben, einer kurzen Prüfung unterzogen werden.

Der Rheinische Bauernverein hat die Ansicht vertreten, daß die Errichtung von Kornhäusern nur dann die Lage der Landwirthschaft zu bessern im Stande wäre, „wenn sie in die Hände der organisirten Landwirthschaft gelegt werden, welcher auch die Getreideeinfuhr zu übertragen ist". Es wurde die Organisation der gesammten Landwirthschaft,

der jeder Landwirth angehören müßte und die allein das Recht haben sollte, Getreide zu verkaufen, gefordert. Der „Rheinische Bauer“ besprach dann die Warnungen Dr. Ruhland's vor den sich an die Errichtung von Kornhäusern knüpfenden Erwartungen und meinte dabei, daß Dr. Ruhland jedenfalls nicht habe verwerfen wollen die alle Landwirthe Deutschlands umfassende Verkaufsgenossenschaft mit dem alleinigen Recht des Verkaufs.

Die Ansicht, daß eine Zwangsorganisation der gesammten Landwirthschaft geschaffen werden müsse, ist durchaus nicht vereinzelt geblieben. Sie fand Nahrung in einer dem österreichischen Abgeordnetenhaus vorgelegten Gesetzesvorlage, betreffend die Errichtung von Berufsgenossenschaften der Landwirthe. In der Begründung der Vorlage wird die Zwangsgenossenschaft der Landwirthe als das zu erreichende Ziel hingestellt; der Zwangsgenossenschaft soll dann obliegen „die Errichtung von genossenschaftlichen Magazinen und Speichern für die Besserung landwirthschaftlicher Produkte sowie die Errichtung von Schlachthäusern und Backhäusern. Der durch die drückende Lage der Landwirthschaft nahe gelegte Gedanke eines genossenschaftlichen Absatzes der landwirthschaftlichen Produkte führt von der vereinzelten genossenschaftlichen Gründung immer mehr und mehr zur Erkenntniß von der Nothwendigkeit einer umfassenden genossenschaftlichen Organisation, welche insbesondere für die Konzentration des Angebots und für eine marktbeherrschende Stellung der Genossenschaften die erste Voraussetzung ist.“ Nichts anderes also wird erstrebt als einen Ring der Getreideproduzenten zu bilden mit einer durch staatlichen Schutz gesicherten monopolen Stellung. Arme Konsumenten!

In Deutschland ist man mit Hilfe der freien Genossenschaft bereits zu einer weitgehenden Centralisirung gelangt. Es bestehen Central-Ein- und Verkaufsgenossenschaften und auffallend ist, daß die Oeffentlichkeit sich mit diesen Bestrebungen so wenig beschäftigt, denn man darf nicht vergessen, daß alle diese Organisationen mehr oder minder unter staatlicher Protektion stehen, daß mit der den Agrariern eigenthümlichen Zähigkeit ein ununterbrochener Druck auf die Regierung ausgeübt wird, durch Zuwendung der staatlichen Lieferungen an diese Genossenschaften und durch Verleihung von Privilegien (Ausnahmetarifen u. s. w.) deren Macht zu stärken.

In Preußen hat der Staat Millionen zum Bau von Kornhäusern hingegeben, die Verzinsung des Kapitals ist eine minimale. Hessen, Bayern u. s. w. sind dem Beispiel Preußens gefolgt. Das preußische Abgeordnetenhaus hat wiederholt sich mit dem Geschäftsbetrieb der Kornhausgenossenschaften beschäftigt. Es ist kennzeichnend, daß ein freisinniger Antrag, die Regierung aufzufordern, in einer Denkschrift die Lage der Kornhausgenossenschaften und deren geschäftliche Prinzipien zur öffentlichen Kenntniß zu bringen — abgelehnt wurde. Offenbar hat man Ursache, die Kritik zu fürchten. Die dem Abgeordnetenhaus über die Verwendung der Gelder vorgelegten Berichte besagen nichts. Da ist es nun zweifellos von allgemeinem Interesse, Kenntniß zu nehmen von einer unter Ausschluß der Oeffentlichkeit erscheinenden Korrespondenz: „Mittheilungen der deutschen Kornhauskommission“, die nur an die unmittelbaren Interessenten zur Versendung kommt. Nr. 3 enthält einen Aufsatz „finanzielle Erfolge deutscher Kornhausgenossenschaften“; es wird über 41 Kornhausgenossenschaften berichtet, von denen 11 mit einem Verlust, 30 mit einem Gewinn abschließen, der in der Regel aber minimal ist. Die Verluste und schlechten finanziellen Erfolge werden in merkwürdiger Weise begründet, es schreibt zum Beispiel die Kornhausgenossenschaft zu Halle, die Schöpfung des Herrn von Mendel-Steinfels: „Das Kornhaus kann nicht, wie das der Privatmann vermag, eine Zeit lang sich des Abschlusses von Geschäften mehr oder weniger enthalten, sondern ist, soll es anders seinen Zweck erfüllen, gezwungen, den Mitgliedern ihr Getreide zum Tagespreise abzunehmen. So kann es doch Niemanden Wunder nehmen, daß das Kornhaus den Folgen der bald nach Beginn des letzten Geschäftsjahres sehr schnell zurückgehenden Konjunktur sich trotz der Tüchtigkeit seiner Geschäftsleitung (?) nicht ganz entziehen konnte.“

Bessere Geschäfte haben offenbar allein die Kornhäuser gemacht, die den Einlieferern nur eine Abschlagszahlung gewährten, oder die nebenbei Mühlenbetrieb und Bäckerei hatten. Ueber die schlechten Erfolge tröstet sich der Verfasser des Aufsatzes mit folgenden Ausführungen: „Das private Getreidegeschäft ist allerdings ein Unternehmen zur Erzielung eines möglichst hohen Reingewinns und der bilanzmäßige Ueberschuß bildet hier den Gradmesser seines Erfolges. Das Kornhaus hingegen stellt sich als eine genossenschaftliche Einrichtung zwecks möglichst hoher Verwerthung der Erzeugnisse seiner Mitglieder dar, sodaß die Erzielung eines Reingewinns nichts weniger als ein Merkmal seines Nutzens an den Tag legt.“ Das ist eine merkwürdige Auffassung, sie kommt darauf hinaus, daß das Kornhaus den Gewinn der Zukunft vertheilt und es dann getrost der Zukunft überläßt, ob ein Gewinn vertheilt wird. Der Verfasser des Aufsatzes muß dann schließlich auch zugeben, daß es „erstrebenswerth“ ist, wenn der Nutzen sich in der Erzielung eines bilanzmäßigen Reingewinns offenbart und es werden die Gefahren zugegeben, die die Uebernahme des Getreides zu festen Tagespreisen zur Folge hat. — Um die Chancen herabzumindern, wird empfohlen die Anbahnung von Geschäftsverbindungen mit dem Müllereigewerbe und die Verbindung mit Nebenbetrieben, vor allem dem Konsumartikelgeschäft. — Das heißt also die Hineinziehung von Betrieben, die soviel Gewinn abwerfen, daß das schlechte Geschäft des Getreidehandels ausgeglichen wird!

In Posen hat im Juni vorigen Jahres eine Ausstellung deutscher Kornhausgenossenschaften stattgefunden, es berichten die erwähnten „Mittheilungen“ in Nr. 2 von 1901 darüber, und wir erfahren aus den dort mitgetheilten Geschäftsberichten die eigenartigen Grundsätze, die bei den Getreideabsatzgenossenschaften zum Theil herrschen und die schon allein die schlechten finanziellen Erfolge erklärlich machen. Da berichtet zum Beispiel eine Genossenschaft: „Die Tagesannahmepreise, die den Genossen zunächst gutgeschrieben wurden, wurden nominell um 2—4 Mark höher gehalten, wie die effektiven Preise der Händler am Platze waren, und zwar aus dem Grunde, um einmal den ausstehenden Handel durch diese scharfe Konkurrenz dazu zu bewegen, auch seinerseits etwas höhere Preise anzulegen und damit den ungerechtfertigten Lockunterpreis gegen Stettiner und Berliner Tagesnotiz zu verringern und zum anderen möglichst große Anlieferungen an das Kornhaus heranzubringen. Der Erfolg war der, daß die Genossen trotz einer in Höhe von 1,66 Proz. erhobenen Umlage noch etwas mehr für ihr Getreide ausgezahlt erhielten, als der Händler am gleichen Tage seinerseits ausgezahlt haben würde. . .“

Ein anderer Bericht sagt: „Es gehört allerdings (nämlich zur Erhöhung der Getreidepreisbildung) eine Unterstützung des Staates insofern dazu, als die Staatsinstitute die Kornhausgenossenschaften bei Ankäufen mehr berücksichtigen müßten, wie sie es bisher gethan haben und wohl nach den geltenden Bestimmungen thun konnten.“

Ein anderer Bericht schwärmt von der „nationalen“ Aufgabe der Kornhausgenossenschaften, die die gesammte wirthschaftliche Kraft des Deutschthums der Umgebung von Janowitz zusammenfaßt.

Im Allgemeinen kann man nicht behaupten, daß die mitgetheilten Berichte sehr geeignet sind, für die Ausbreitung der Kornhausgenossenschaften Propaganda zu machen: wenn die Landwirthe alle bereit sind, das beste Getreide einzuliefern — wenn der Staat billiges Betriebskapital gibt — wenn die Organe des Staates direkt von den Kornhausgenossenschaften das Getreide beziehen — wenn keine ungünstigen Konjunkturen eintreten — wenn ungestraft die Kornhausgenossenschaften über Tagespreis das Getreide den Einlieferern bezahlen — wenn zur richtigen Zeit sich die Abnehmer finden — — dann, dann allerdings können gute Erfolge erzielt werden. Auf Spekulationen scheint man sich auch zu verstehen, denn für die 5 hessischen Korn-

häuser wird der Verlust im Geschäftsjahr 1898/99 damit motivirt, „daß man den Verkauf zurückhielt, als eine große Ernte, aber schwache Vorräthe und später gute Preise prophezeit wurden — es kam anders und nach längerer Zeit mußte sich die Verwaltung entschließen, einen großen Theil abzustoßen „und dies um so mehr, weil in einem Kornhaus die alte Waare durch den feuchten Herbst Bodengeruch annahm". Und nicht blos die hessischen Kornhausgenossenschaften erklären ihren Verlust in dieser Weise, sondern auch Anclam — und in vielen Fällen, wo nicht berichtet wird, wird es wohl ebenso liegen.

Es wird nicht länger mit Schweigen über die Thatsache hinweggegangen werden können, daß eine so große Anzahl staatlich subventionirter Genossenschaften mit Verlusten abschließen, zumal behauptet werden kann, daß die Verluste aus dem Getreideverkauf noch erheblich größer sind, als sie nach den Berichten erscheinen, denn man darf nicht vergessen, daß die Kornhausgenossenschaften auch den lukrativen Handel mit Dungmitteln, Futterstoffen u. s. w. betreiben. Die bei den Kornhausgenossenschaften betheiligten kleinen Landwirthe sind zu naiv, um zu erkennen, daß sie den angeblich höheren Getreidepreis — selbst bezahlen, namentlich durch den Aufschlag auf die Dungmittel u. s. w., die sie von der Genossenschaft beziehen. Es ist schwer, auf dies Verhältniß eine Satire nicht zu schreiben: Der Landwirth, der sich selbst den guten Getreidepreis bezahlt!

Schlimmer aber noch wie die Verluste sind die wirthschaftlichen Grundsätze. Die Berichte lassen erkennen, daß die Genossenschaften, die reell wirthschaftlich arbeiten, keine günstigen Erfolge erzielen, und das ist erklärlich, denn es fehlen bei uns alle Vorbedingungen für die gedeihliche Entwicklung der Kornhausgenossenschaften — aber was soll man zur Leitung einer Kornhausgenossenschaft sagen, die stolz darauf ist, daß sie ihren Mitgliedern einen höheren Preis als den Tagespreis für das eingelieferte Korn zahlt und die dann die Mitglieder, die etwa unwillig werden über den sich dabei naturgemäß ergebenden Verlust, damit tröstet, daß jene Art der Preisbildung des Getreides zu Gunsten der Landwirthschaft ganz allgemein gewirkt hat. Hier liegt ein offenbarer Mißbrauch der Form der Genossenschaft zur öffentlichen Täuschung vor. Was wissen nicht die Agrarier alles über unreelle Preisbildung an den Börsen zu berichten, und hier wird mit jener köstlichen agrarischen Naivität fast als ein Vorbild der Geschäftsbetrieb einer Genossenschaft hingestellt, die künstlich die Getreidepreise in die Höhe treibt, wo nicht mehr Angebot und Nachfrage entscheidend ist, sondern der Wille des Vorstandes. Man denke, eine mit Staatsmitteln errichtete Kornhausgenossenschaft sucht den Kleinhandel in der Weise zu schädigen, daß den Mitgliedern höhere Preise für das Getreide geboten werden, als nach der Natur der Dinge bezahlt werden können. Das ist auch eine Art der Mittelstandspolitik, die vollkommen unseren Agrariern ähnlich ist. Oeffentlich aber muß man die Frage aufwerfen: wie stellt sich die Königliche Staatsregierung zu diesem Treiben?

In einer der letzten Sitzungen des Abgeordnetenhauses behaupteten konservative Redner, die Liberalen wären Gegner des landwirthschaftlichen Genossenschaftswesens und die Landwirthe gründeten doch nur Genossenschaften, um nach Möglichkeit sich selbst zu helfen. Das Eine ist so falsch wie das Andere. Das Genossenschaftswesen haben die Landwirthe durch die Liberalen erhalten, von Seiten der Liberalen wurde den Landwirthen die Bildung von Genossenschaften empfohlen, als die Konservativen sich dem Genossenschaftswesen noch vollkommen fernhielten. Nicht gegen das landwirthschaftliche Genossenschaftswesen wenden sich die Liberalen, sondern gegen die Bevorzugung desselben durch die Staatsorgane zum Schaden konkurrirender Stände. Es kann nur mit Freude begrüßt werden, wenn die Landwirthe Genossenschaften bilden, um ihre wirthschaftliche Lage zu verbessern, vorausgesetzt nur, daß sie dabei nach soliden wirthschaftlichen Grundsätzen verfahren und daß die Regierung nicht in dem Wettstreit zwischen Genossenschaften und konkurrirenden Händlern Partei für die ersteren nimmt. Thut die Regierung dies, so handelt sie parteiisch. In der Genossenschaft liegt soviel gesunde Kraft, daß sie der staatlichen Förderung nicht bedarf, diese ist vielmehr nur geeignet, die wirthschaftliche Basis zu verschieben.

Falsch ist denn auch, wenn die Agrarier behaupten, daß die Landwirthe Genossenschaften bilden, um sich selbst zu helfen. Freilich früher war es so, heute aber werden Genossenschaften gegründet, um Staatshilfe zu erhalten. Man gründet Kreditgenossenschaften, um den Kredit der Preußischen Central-Genossenschaftskasse zu erhalten — Kornhausgenossenschaften, um Antheil zu nehmen an den für den Bau von Kornhäusern ausgesetzten Millionen.

Gegen diese Sorte von Genossenschaften wenden sich die Liberalen, weil sie in ihnen nicht den gesunden wirthschaftlichen genossenschaftlichen Gedanken finden, sondern nur ein Mittel moderner Art, um den Staat in Anspruch zu nehmen zur Unterstützung der Landwirthschaft auf Kosten anderer Stände.

E. Becker.

Himmelskunde und Weissagung.

Unter diesem Titel hat der um die Verbreitung naturwissenschaftlichen Wissens in weiten Volkskreisen hoch verdiente Direktor der Berliner Sternwarte, Geheimrath W. Foerster, unlängst eine kleine Schrift*) erscheinen lassen, deren kulturgeschichtlich überaus anregender Inhalt auch solche Leser anzuziehen geeignet ist, die an und für sich zu astronomischen Studien weniger Beruf und Neigung besitzen. Wir alle wissen, daß der Aberglaube auch im beginnenden zwanzigsten Jahrhundert noch eine große Macht darstellt, zu deren Ueberwindung sich bisher Religion und Philosophie gleich unzureichend erwiesen haben, weil nun einmal der Hang zum Geheimnißvollen, Uebernatürlichen, Abenteuerlichen zu tief im Menschen steckt. Der Quellen, aus denen dieser Hang seine Nahrung zieht, gibt es gar viele; daß jedoch der Irrwahn von einer direkten Beeinflussung der menschlichen Geschicke durch die Gestirne dabei eine große Rolle spielt, wird wohl jeder zugeben, der das Hereinspielen der Sterndeuterei in die Weltgeschichte aufmerksam verfolgt hat. Es dürfte sich deshalb wohl empfehlen, einem so kundigen Führer, der insbesondere die historische Seite seiner Wissenschaft durch so manche werthvolle Veröffentlichung gefördert hat, bei seinen Betrachtungen zu folgen, wie dies in den nachstehenden Zeilen versucht werden soll.

Die von den Priestern geübte Kunst, zukünftige Geschehnisse vorauszusagen, hatte ursprünglich einen sehr reellen Untergrund; diese an Wissen und Sittenstrenge anfänglich hoch über ihrem Volke stehenden Männer waren eben die Bewahrer aller astronomischen Kenntnisse und hatten es dahin gebracht, in der Prognose des Laufes der Himmelskörper eine vielfach nahe an Gewißheit streifende Wahrscheinlichkeit zu erzielen. Mit Recht stellt Foerster die Leistungen der babylonischen Magier über diejenigen ihrer ägyptischen Kollegen, obwohl auch diesen letzteren ein sicherer chronologischer Takt eignete; war doch der julianische Kalender, den sich Cäsar durch seinen Hofastronomen Sosigenes zurecht machen ließ, und nach dem heute noch alle orientalischen Christen rechnen, im Grunde kein anderer als derjenige, der im Pharaonenlande seit uralter Zeit im Gebrauche stand! Aus den neuesten Forschungen dreier

*) Berlin 1901. Dr. John Edelheim's Verlag, 35 S. gr. 8°. Preis: 1 Mark.

deutscher Gelehrten, der Jesuitenpaters Epping, Straßmaier und — insbesondere — Kugler, geht mit zwingender Sicherheit hervor, daß man in Mesopotamien schon im zweiten vorchristlichen Jahrtausend die Astronomie des Mondes und der Sonne so weit ausgebaut hatte, um die wechselseitigen Stellungen beider für längere Frist vorauszusagen, womit dann natürlich auch die Bestimmung des Eintrittes der Finsternisse gegeben war. Ohne anscheinend auf diese Untersuchungen Bezug zu nehmen, kommt unser Autor ganz unabhängig zu dem Schlusse, daß eine eigentliche Ursprungsstätte für diese Art geistiger Arbeit nicht ermittelt werden könne, daß vielmehr Aegypten, Babylonien und China sehr wohl selbständig, jedes für sich, zu dieser relativ hohen Stufe emporsteigen konnten. Grundsätzlich mit dieser Hypothese vollkommen übereinstimmend, möchten wir zu ihr nur bemerken, daß der Grad des Wissens und Könnens, den man am Nil und Yangtse-kiang erreicht hatte, sich mit demjenigen, in dessen Besitze man sich schon früh am Euphrat und Tigris befand, schwerlich messen konnte. Und noch ein anderes bemerkenswerthes Ergebniß wurde zu Tage gefördert. Man betrieb viel eifriger echte Sternkunde als Astrologie; die Anzahl der Bücher „auf Ziegelstein", welche sich mit dieser Afterwissenschaft beschäftigen, steht den im guten Sinne astronomischen weit nach*).

Immerhin trug die Kunst, aus den Sternen weiszusagen, noch einen gewissen wissenschaftlichen Charakter, aber es fehlte auch nicht jenes untergeordnete, rohe Prophetenthum, welches merkwürdigerweise bei den auf ihre menschliche Sonderstellung so stolzen Griechen und Römern einer weit höheren Geltung sich erfreute, als bei den verachteten orientalischen Barbaren. Ungemein bequem machte es sich das delphische Orakel, vielleicht das großartigste Beispiel schlauen Priestertruges, von dem wir hören. Die römischen Auguren machten es sich etwas weniger leicht; wenn sie aus dem Vogelfluge und aus den Eingeweiden der geschlachteten Opferthiere ihre Schlüsse zogen, so mußten sie doch nach Regeln verfahren, die zusammen ein System der Mantik bildeten — sinn- und haltlos freilich für den Aufgeklärten, aber doch in seiner uralten Tradition nicht ohne eine gewisse Ehrwürdigkeit. Für das Alterthum standen Deutung aus den Gestirnen und Augurium auf gleicher Stufe, während das christliche Mittelalter gern die Gelegenheit wahrnahm, mit Verwerfung der Thätigkeit der Haruspices, die man für verbrecherische Zauberer erklärte, die Astrologie nach Möglichkeit zu retten. Besonders belehrend ist nach dieser Richtung das Beispiel eines bedeutenden Menschen, der am Eingange der Neuzeit steht, des Praeceptor Germaniae. Melanchthon, der sich deswegen von seinem derben, klar denkenden Freunde Luther oft und viel verspotten lassen mußte, sprach sich in der schärfsten Tonart gegen jeden Versuch aus, durch rein tellurische Vorzeichen den Gang der menschlichen Schicksale ergründen zu wollen, hielt aber unverbrüchlich fest an der Berechtigung der astrologischen „Kunst". Und eine solche gab es ganz entschieden. Nicht blinde Willkür leitete den berufsmäßigen Sterndeuter bei seinen Gutachten, sondern er war an exakte Vorschriften gebunden, die er nicht verletzte und nicht verletzen durfte, wollte er nicht allen Ansehens bei Fachgenossen und Publikum verlustig gehen. „Man hat", so drückt sich Foerster aus, „redlich nach echt induktiver, statistischer Methode daran gearbeitet, die Schicksalseinflüsse der verschiedenen Konstellationen auch unmittelbar erfahrungsmäßig zu ergründen". Ja man kann sogar noch einen Schritt weiter gehen und behaupten, daß, wer es auf diesem Gebiete zu etwas bringen wollte, auch ein leidlich guter Mathematiker sein mußte. Vor der Auflösung sphärischer Dreiecke durfte er nicht zurückschrecken, und im Zahlenrechnen mußte er tüchtig geübt sein. Diese merkwürdige Pseudowissenschaft liefert in besonders drastischer Weise den Beleg, daß der Menschengeist sich hie und da darin gefällt, auf absolut trügerischer Grundlage ein in sich völlig konsequentes Lehr- und Regelgebäude aufzuführen, aus falscher Prämisse richtig weiter zu schließen.

Daß auch bevorzugte Geister dem hiermit gekennzeichneten Irrglauben wenigstens theilweise huldigten, ist bekannt, allein es ist gleichwohl von besonderem Interesse, an einem konkreten Falle durchgeführt zu sehen, wie sich solche Leute zu den Aufgaben stellten, deren Lösung man von ihnen verlangte. Professor Foerster hat sich Kepler, dessen richtige geschichtliche Werthschätzung ihm vorzugsweise zu danken ist, als Vertreter jener uns heute kaum mehr verständlichen Geistesrichtung auserseben und macht uns bekannt mit einer Episode im Leben des großen Forschers, die nur sehr wenig bekannt ist und deshalb die eingehende Analyse verdiente, welche ihr hier zu Theil geworden ist.

Ein unklares sympathetisches Verhältniß zwischen Mensch und Sternlicht erkannte Kepler, der tiefsinnige Gemüthsmensch, unbedingt an; dasselbe jedoch genau begrifflich festzustellen, darauf leistete er Verzicht, und von der landläufigen Sterndeutekunst, die noch allenthalben im Schwange ging, dachte er sehr niedrig. Ausgeübt hat er sie freilich auch, weil es nicht anders ging, weil die edle Astronomie, wie er einmal sagt, verhungern mußte, wenn sie sich nicht durch „ihr närrisches Töchterlein Astrologia" ernähren ließ. Und seitdem ihm in den neunziger Jahren des XVI. Jahrhunderts seine Andeutungen über den bevorstehenden Türkenkrieg und Bauernaufstand in Erfüllung gegangen waren, genoß er sogar den Ruf eines besonders erfahrenen Propheten, und gar mancher nannte deshalb den Namen Kepler mit großer Achtung, dem an den Bewegungen des Planeten Mars und an der Weltenharmonie sehr wenig gelegen war. Als Rudolph II. um 1611 das Opfer der von seinem Bruder Matthias angezettelten Unruhen zu werden begann, deren Ziel die Erhebung des Prätendenten zum Kaiser war, wandten sich beide Parteien an den „Hofmathematicus", um zu erfahren, wie sich wohl die Gestirne zu den politischen Verwicklungen stellen möchten. Gewiß eine schlimme Situation für den seinem Fürsten treu ergebenen Kepler, der sich nun damit half, daß er den Anhängern des Matthias allerlei unheilvolle Prognostika vorfabelte, gleichzeitig aber auch in einem Briefe an einen hochgestellten Beamten und Rathgeber Rudolph's seine wahre Meinung enthüllte. Auf all das astrologische Zeug sei nichts zu geben; der Kaiser möge sich doch ja nicht von solchen traumhaften Erwägungen, sondern einfach von Menschenkenntniß und gesunder Politik leiten lassen. Die Astrologie gehöre nicht in den „Senat", d. h. in die Rathsversammlung der Minister und Staatsmänner. Man kann zugeben, daß sich Kepler durch diese Doppelzüngigkeit, die sonst seinem Wesen ganz fremd war, leidlich gut aus einer fatalen Klemme befreit hat; man wird jedoch Foerster auch darin beipflichten müssen, daß ein gewisses Wohlgefallen an der den Gelehrten durch ihre vermeintliche Wissenschaft gewährleisteten Machtstellung zwischen den Zeilen von Kepler's Brief herausgelesen werden kann.

Noch mehr diplomatisches Geschick und noch mehr sittliche Entsagung verlangte von ihm die Dienststellung, in welche er zu dem allmächtigen Generalissimus Wallenstein getreten war. Der Friedländer hatte gleichfalls kein rechtes Gefühl für die Bedeutung Kepler's, in dem er nur einen zweiten, aber freilich überaus talentvollen Seni (Zenno) erblickte. Schon im Jahre 1608 hatte der noch junge Offizier dem Astronomen die Elemente seines „Horoskopes" zugesandt, und letzterer hatte daraus nach allen Regeln der „Astrologia judiciaria" eine förmliche

---

*) Wir betonen dies mit besonderer Bezugnahme auf die geistvolle, mit den Thatsachen dagegen nicht immer auf gutem Fuße stehende Schrift von Troels-Lund (Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten, Leipzig 1899), welche den aprioristischen Beweis zu liefern unternimmt, daß und warum gerade die Mesopotamier absolut zu Anhängern der Astrologie prädestinirt waren. Davon abgesehen, verdient das Buch neben dem Foerster'schen namentlich deshalb gelesen zu werden, weil in ihm Tycho Brahe, Kepler's zeitweiliger Vorgesetzter, ganz unter dem gleichen Gesichtspunkte, und zwar recht zutreffend, geschildert wird.

Biographie hergeleitet, welche dem Fragesteller die wichtigsten Erlebnisse seines bisherigen, sowie zukünftigen Lebens vor Augen stellte. Wieder traf er ganz auffallend das Richtige, und Wallenstein, dessen blindes Vertrauen auf seinen Stern ihm recht eigentlich sein Grab grub, glaubte nunmehr den Mann zu haben, dessen er bedurfte. Nur Kleinigkeiten hatten nicht so recht gestimmt; so war die Heirath „mit einer Wittib" für das 33. Lebensjahr berechnet worden, aber schon sieben Jahre früher zur That geworden. Nach unserem Ermessen ist das gerade keine geringe Differenz, allein Wallenstein setzte sich darüber umso lieber hinweg, weil einzelne Begleitumstände ganz richtig angegeben waren, und weil insonderheit der Prognost die Wittwe, die sein Klient trotz ihrer höheren Semester aus schnöder Geld- und Machtgier geehelicht hatte, „ad vivum deskribiret"; die Personalbeschreibung paßte sich ganz und gar der Wirklichkeit an. Das Zeitalter hielt nun freilich sehr darauf, daß die Prophezeiung womöglich in vollem Einklange mit den Begebenheiten blieb, und da an letzteren nichts zu ändern war, so blieb nur das „corriger la fortune" übrig. Dem Kalkulator erwuchs die Pflicht, eine Revision seiner Horoskopstellung vorzunehmen; vielleicht war die Geburtsstunde nicht ganz korrekt angesetzt gewesen, und da schon wenige Minuten das Bild des Firmamentes, wie es über dem das Licht der Welt Erblickenden sich ausbreitete, ändern müssen, so ließ sich mit gutem Willen das angestrebte Ziel recht wohl erreichen. Wallenstein forderte anno 1625, als er bereits zu hohen Würden aufgestiegen war, eine solche Umrechnung der „Nativität", und Kepler leistete dieselbe, indem er ermittelte, daß eine Hinaufsetzung des Momentes der Geburt um 6½ Minuten ausreiche, um alle Ereignisse im Leben des jetzt zweiundvierzig Jahre zählenden Feldherrn in Einklang mit den Vorkommnissen am Himmel zu bringen. Soweit war er der gehorsame Diener des hochmögenden Herrn; allein aus dem Schreiben, worin er Wallenstein die Resultate seiner Neuberechnung übermittelt, ersehen wir, wie Foerster meint, daß ihm sein Gewissen keine Ruhe ließ. Er warnt nämlich den Herzog, sich allzu sehr auf die Sprache der Gestirne zu verlassen; die „Partikularitäten" des Lebens ließen sich auf solche Weise nicht vorhersagen, und die das behaupteten, bewegten sich in „Fantaseyen". Erfolg konnten diese Mahnungen nicht haben, denn Wallenstein war zu sehr in die Modekrankheit seiner Zeit verrannt, und abermals müssen wir hervorheben, daß doch eine ziemliche Lücke Kepler's wohlmeinende Theorie von seiner dienstbeflissenen Praxis trennte. Sonderbarer Weise hat ihm die Folgezeit wiederum Recht gegeben. Eine für den März 1634 prognostizirte Planetenkonjunktion sollte „schröckliche Landverwirrungen" in ihrem Gefolge haben, und wir wissen, daß in der That der Spätwinter jenes Jahres für das Schicksal des genialen Revolutionärs entscheidend geworden ist. —

Die Epoche, in welcher wir leben, hat das Eigenthümliche, daß mit den gewaltigsten Fortschritten auf allen Gebieten menschlichen Lebens die unbegreiflichsten Rückfälle in die Denkart vergangener Jahrhunderte Hand in Hand gehen. Alles, was bizarr, mysteriös, okkultistisch ist, was der klaren Ergründung widerstrebt, findet zahlreiche Anhänger, und es fehlt nicht an Anzeichen dafür, daß superkluge Uebermenschen uns auch gelegentlich mit einer Wiederauferweckung des in Unehren entschlafenen astrologischen Wahnglaubens beglücken könnten. Die Foerster'sche Schrift ist ein gutes Schutzmittel gegen derartige Angriffe auf den intellektuellen und ethischen Besitzstand des beginnenden XX. Jahrhunderts. Mit echt historischem Geiste zeigt uns der Autor, wie dieser Irrthum entstand und entstehen mußte, wie ihm unter anders gearteten Verhältnissen sogar einige Berechtigung nicht abgesprochen werden konnte, wie er schließlich immer widerwärtigere Formen und zuletzt so feine Spitzen annahm, daß deren Abbrechen sich ganz von selbst ergab. Möchte uns doch in absehbarer Zeit von einem Manne, der gleich tief in das Wesen dieser Nachtseite der Wissenschaft eingedrungen ist, eine quellenmäßige Geschichte der Sterndeutekunst dargeboten werden! Eine solche würde für den Naturforscher, den Philosophen, den Kulturhistoriker und, in gar nicht zu überschätzendem Ausmaße, auch für den Soziologen von hoher Bedeutung sein.

München. S. Günther.

Betrachtungen über die Ausstellung der Künstlerinnen.

In der Berliner Akademie hat der Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen eine Ausstellung veranstaltet: so gut wie gar keine Plastik, ein wenig Kunstgewerbe und einige hundert Bilder, ganz überwiegend Oelgemälde.

Man hat den Ausstellerinnen einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie sich abgesondert haben von den großen Ausstellungen, deren Juries nicht darnach fragen, ob das Werk von einem Künstler oder einer Künstlerin herstammt. Mir erscheint dieser Vorwurf nicht gerechtfertigt. Er wäre gerechtfertigt, wenn diese Ausstellung in der Akademie nicht durch ein gemeinsames Band zusammen gehalten würde. Daß alle, die dort die Ergebnisse ihres Schaffens ausstellten, Unterröcke tragen, besagt an sich nichts; allein es will mir scheinen, daß aus dem Schaffen dieser Künstlerinnen häufig, sehr häufig der nämliche Ton wiederklingt.

Drei Mal sah ich in dieser Ausstellung ein Weib dargestellt, das jubelnd, verehrend, anbetend ihre Hände der aufgehenden Sonne entgegenstreckt.

Es ist keines der guten Werke, das einen jugendlichen Mann und eine jugendliche Frau zeigt, wie sie auf steilem, steinigem Pfade zum Gipfel eines Gebirges emporwandern. Plötzlich taucht über dem Kamm der Berge strahlend die Sonne empor. Vor ihrer bezwingenden Majestät ist der Mann in die Knie gesunken und geblendet und im Tiefsten erschüttert, bedeckt er die Augen mit den Händen; zaghaft wie Adam. Das Weib aber, kühn wie Eva, steht hochaufgerichtet da; das Haupt seelig emporgewendet, streckt sie die Arme in die Morgenlüfte hinaus, als wollte sie die neue Welt des Lichtes und des Glanzes, die jenseits der rauhen Steinwüste emporsteigt, jauchzend an ihre pochenden Brüste ziehen.

Von solchen Stimmungen des Emporringens, von dem Jubelton: Es ist eine Freude zu leben, klingt die Ausstellung wieder, und gerade vielfach jene Werke, die der Abklärung und der Vollendung sich am wenigsten annähern, künden diese Lust am Schaffen, den Ernst des Strebens und die Zuversicht auf das schließliche Gelingen. Diese Stimmungen verleihen der Ausstellung ihren einheitlichen Charakter.

Jene Frauen gehören zu einander, weil sie das nämliche wollen. Sie wollen zeigen — nicht allein was jede einzelne von ihnen zu schaffen vermag — sondern, was die Frau und was Frauen als Künstlerinnen vermögen. Sie wollen zugleich für ihr Geschlecht Raum unter dem weiten Himmelszelt der Kunst haben.

Wir haben eine Zeit, da die Frauen ernst und zuversichtlich neue Möglichkeiten der Bethätigung und der Entfaltung ihrer Fähigkeiten sich erobern. In diesem allermodernsten Streben liegt eine Nuance von dem wundervollen, jugendlichen Aufwärtsdrängen, von dem Fühlen der Frührenaissance; wir erleben heute etwas wie eine Renaissance der Frauenwelt; und dies hier ist eine Versammlung von Malerinnen, die laut jene Renaissancestimmung verkünden.

Bei solcher Gemeinsamkeit des Empfindens, eines Empfindens, das alle zusammenzuschließen scheint, hat man ein Recht, als Einheit auf den Kampfplatz zu treten. Und solche Stimmung erscheint mir fast wichtiger als das einzelne Werk.

Die Arbeiten sind natürlich sehr verschieden an Werth. Ich habe nicht die Absicht, dem Katalog Konkurrenz zu machen, und Namen an Namen, Bild an Bild zu fügen und hinter jedem Namen und hinter jedes Bild einige kritisch schulmeisterliche Bemerkungen zu setzen. Solche summarische Betrachtungen nützen den Künstlern nichts; vielleicht daß ein Lob dem einen oder dem anderen zu einem Verkaufe verhilft; das ist sehr nothwendig; allein solche Vermittlung beim Bilderverkauf überlasse ich anderen. Und solche summarische Betrachtungen, die ein fertiges Urtheil geben, nützen andererseits auch den Beschauern herzlich wenig; sie lernen nicht sehen, sondern sie erfahren wie jemand, der von sich behauptet, daß er zu sehen verstehe, sein Verdikt formulirt. Und jedenfalls will ich jenen Unglücklichen keinen Kummer bereiten, die eine Ausstellung überhaupt nicht besucht haben, und die nun statt der Farben und Formen, die sie nicht sahen, Worte erhalten, die meist so deutlich sind, wie der Bericht in einer Sprache, die man nicht versteht. Ich will den Vorwurf auf mich nehmen Verständlichkeit anzustreben, indem ich bei Allgemeinheiten bleibe.

Der Dilettantismus fehlt in dieser Ausstellung nicht ganz. Dilettanten sind jene, die auch zu sprechen vermögen, manchmal sogar sehr gewandt, aber die nichts zu sagen haben. Solche Geschicklichkeit und Gewandtheit, die mit glatter Leichtigkeit wiederholt, was der Welt schon verkündet worden ist, oder die stammelnd aus der Tiefe der eigenen Brust etwas heraufholt, was bei Tageslicht betrachtet eine Banalität ist, bekommt man auch hier zu erblicken.

Es ist nicht immer leicht jene Grenzlinie richtig zu ziehen, wo der Dilettantismus aufhört, und wo nicht die Kunst, aber wenigstens das ernste künstlerische Handwerk, die Vorstufe der Kunst, anfängt.

Es will mir scheinen, daß man auf unserer Kulturhöhe allmählich anfangen sollte, zwischen Dilettantismus und Kunst ein Zwischenglied zu schaffen.

Mit all den Schätzen vor Augen, die uns die Vergangenheit so überaus reich bietet, gehört es auch bei geringeren Anlagen heute nicht mehr zu den Schwierigkeiten, ehrlich und brav ein Gedicht zu machen oder ein Lied zu komponiren oder ein Bild zu malen oder eine Statuette zu formen. Aufgaben, an denen ein großer bildender Künstler des vierzehnten oder selbst des fünfzehnten Jahrhunderts scheiterte, löst heute nach der formalen Seite ein gewandter Schüler ohne Schwierigkeit. Wie der Schatz unserer Sprache, nachdem er in den Geisteswerkstätten unserer großen Dichter für jeglichen künstlerischen Zweck geprägt worden ist, unschwer auch kleineren Poeten gestattet, ihre Bedürfnisse zu bestreiten, so ist es genau mit der Musik und mit den bildenden Künsten. Der Wortschatz, der Tonschatz, der Formen-, der Farbenschatz ist heute so reich, so überreich, daß auch die geringe Begabung mit solchen Ausdrucksmitteln sich ganz wohllautend und schicklich auszudrücken vermag.

Wenn jemand diese gegebenen Ausdrucksmittel mit innerem Verständniß erfaßt und sie sich zu eigen macht, was nur möglich ist, wenn er sie aus innerem Bedürfniß benutzen will, dann ist er sicherlich kein Dilettant mehr; aber ist er schon ein Künstler?

Alle, die das vermögen, bilden die Schaar jener Tausende und Tausende, die unaufhörlich die ungezählten Kunstausstellungen füllen; wir wären reich an Künstlern, wenn sie alle Künstler wären. Sie sind die Handwerker in der Kunst, die keine Pfadfinder sind; aber die innerlich wissen, was Kunst ist, die künstlerisch empfinden, die die Technik ernst und sachlich beherrschen, und die das auszudrücken vermögen, was zwar nicht originell und überwältigend stark in ihnen lebt, aber doch jenes, was als echtes künstlerisches Gemeingut in immer neuen persönlichen Nuancen dargestellt zu werden verdient

Solche künstlerischen Handwerker, denen die Tüchtigkeit der Technik nie fehlt, gibt es heute in großer Anzahl, und solche Elemente mit ganz besonders reger Strebsamkeit und, was sie eigenartig charakterisirt, mit Frische des Wollens findet man auf der Ausstellung der Künstlerinnen sehr viele.

Aus dieser Schaar tauchen dann die Persönlichkeiten auf, die einen Namen bereits haben; die reiche, abgeklärte Kunst der Begas Parmentier; die herbe agitatorische Kraft der Kollwitz; Dora Hitz, die einsame Frau, die so oft schon die Innigkeit des Mutterglückes gemalt hat unter der lachenden Sonne wie im Dämmer des Zimmers; Sabine Lepsius, zart und graziös und distinguirt und verfeinert bis zum Pretiösen; Betty Wolff, die kecke Porträtistin, die mit so viel Frische und Unmittelbarkeit vor allem Kinder festhält; ein vornehmes, akademisches Bild der Paczka . . Ich blättere nicht weiter im Katalog, um Namen niederzuschreiben, die bekannt sind.

Nur einer will ich noch gedenken; die hier zum ersten Male als eine ganz starke Persönlichkeit sich zeigt; stark durch ihr Können und durch die Feinheit ihrer Empfindung: Agathe Herrmann, Berlin.

Vor einigen Jahren war von ihr auf der Ausstellung der Sezession ein kleines Bild. Es wird Abend; die Dämmerung sinkt auf die Erde; die Nebel steigen; heimwärts zieht langsam mit seinen Schafen ein Schäfer; der in die Felder tief einschneidende Weg verschluckt ihn und seine Schafe fast, und die kommende Nacht begräbt sie unter Dunkelheit. Aus diesen grauen Dämmertönen des Bildes sprach eine starke Stimmung; die Stimmung, wenn Mensch und Natur wieder eins wird.

Der Lärm des Tages ist verstummt; die Nacht senkt sich herab; der Mensch hantirt nicht mehr stolz und geräuschvoll; sein Kampf mit dem Nebenmenschen und mit der Natur ist zu Ende, noch nicht für immer, aber wieder einmal zieht er stumm und still dem Bruder des Todes, dem Schlafe, entgegen, fast schon in die Natur versinkend, von ihr überwältigt, wie ihn dann später einmal der Tod mit der Natur völlig vereinen wird.

Diesmal hat Agathe Herrmann zwei Bilder ausgestellt; wiederum malt sie die Dämmerung.

Schon das Format ist geistvoll für diesen Zweck gewählt; schmale, verhältnißmäßig recht hohe Bilder . . . Diese Höhe macht die Menschen klein.

Der Mond ist aufgegangen; am einfachen niedrigen Vorstadthaus vorbei schlängelt sich der Weg; neben ihm das Flüßchen; und jenseits des Wassers die weite Ebene, begrenzt von den Zacken und Thürmen der Großstadt, die in der Entfernung und der Dunkelheit schon fast entschwunden ist. Es ist die Stunde da durch die Stille der einzelne Laut weit hin schallt, und die Stille dann um so tiefer erscheint. Das Licht des Mondes ruht klar und silbern auf dem Frieden der Natur; die Stadt dort hinten mit ihrer Hast ist fast nur noch eine Erinnerung, die bald ganz verschwunden sein wird. Nichts bleibt unter dem weiten Himmelsgewölbe als die ewige Natur, das einfache Obdach und zwei schlichte Menschenkinder, die still und lautlos und geruhsam den Pfad am Flusse aufwärts wandern — „Abendfrieden".

„Der einsame Weg" führt über kleine Senkungen und Hebungen des Bodens zwischen verwildertem Gras abwärts zu einer Baumgruppe, hinter der die Sonne schon versunken ist. Noch ein rother Schein steht am Himmel. Die fahle Dämmerung sinkt herab und die Nebel steigen. Auf dem Pfade, der in den welligen Boden tief einschneidet und sich in ihm fast verliert, hastet schwer beladen ein Menschenkind vorwärts dorthin, wo noch der letzte Sonnenschimmer wie ein Zukunftsziel am Himmel glüht. Kaum daß man den armen Erdenwurm — ist es ein Mann oder ein Weib? — es ist der Mensch, niedergedrückt von seiner Last, vergraben zwischen den Erhöhungen des Weges, wie in der Erde halb versunken, von der einfallenden Dunkelheit überschattet, noch gewahrt.

Beide Bilder sind von hoher technischer Vollendung und von großer Stimmungsgewalt.

Es ist nichts Kleines, wenn aus den Farben eines modernen Malers rein und echt die Worte heraustönen, die

den greisen Goethe auf dem Gickelhahn zu Thränen überwältigten:

> Ueber allen Gipfeln
> Ist Ruh',
> In allen Wipfeln
> Spürest du
> Kaum einen Hauch;
> Die Vögelein schweigen im Walde
> Warte nur! Balde
> Ruhest du auch.

Und es ist nicht wenig, wenn eine Ausstellung auch nur ein neues, so starkes Talent lyrischer Landschaftsmalerei aufweist; jener edelsten Lyrik, die nicht eine Spur von Sentimentalität in sich birgt.

O. E. Scandi.

Von Zola zu Dreyfus.

Im März des Jahres 1794 wird Danton und sein Anhang von der Partei Robespierre's des Hochverraths beschuldigt und nach kurzem gewaltsamen Prozeß, der die Männer schuldig findet, die er vernichten will, mit rascher Hand ins Jenseits befördert. In diesem gewaltigen Drama kommt eine Idylle zum tragischen Abschluß. Unter den Verurtheilten ist ein feiner, zarter Poet, der in den Schrecken der Revolution ein reizendes Eheglück genossen hat. Der als politischer Schriftsteller freilich geharnischte Artikel schreibt, als Mensch aber nie jemandem das Geringste zu Leide gethan hat. Der mit tausend Fäden ans Leben gekettet ist und sich nun rettungslos dem unerbittlichen Schicksal preisgegeben sieht: Camille Desmoulins. Die Briefe, die er in dieser Noth an Weib und Kind, an seine Angehörigen schreibt, sind wunderbar ergreifend: „Ma Lucile, mon bon Loulou, je t'en conjure, ne reste point sur la branche ne m'appelle point par tes cris; ils me déchireraient au fond du tombeau. Va gratter pour ton petit, vis pour mon Horace, parle-lui de moi . . . Adieu Loulou, ma vie, mon âme, ma divinité sur la terre! Adieu Lucile, ma Lucile! ma chère Lucile! adieu Horace, Annette, Adèle! adieu mon père! Je sens fuir devant moi le visage de la vie. Je vois encore Lucile! je la vois, ma bien-aimée ma Lucile! mes mains liées t'embrassent, et ma tête séparée repose encore sur toi ses yeux mourants!“

* * *

Am 13. Oktober 1894 wird der Hauptmann Dreyfus ins Kriegsministerium geladen. Es folgt das Diktat, die Verurtheilung, die Degradation. Der Unglückliche wird deportirt, zuerst nach der Insel Ré, von da auf die Teufelsinsel. Dort bleibt er fünf Jahre, ein Unschuldiger, den furchtbarsten Entbehrungen ausgesetzt, den Quälereien seiner Peiniger, welche „die höheren Interessen des Staats“ vertreten; ohne eine Ahnung von den weltbewegenden Ereignissen, die sich inzwischen in Paris abspielen.

Was weiter geschah, seine Rückkehr, die abermalige Verurtheilung in Rennes, die Begnadigungsposse, ist in allzu frischer Erinnerung.

Man darf in gewissem Sinne der Geschichte dankbar sein, daß sie uns zum Zeugen dieses ungeheuren politischen Verbrechens, das der Staat hier gegen das Individuum verübte, gemacht hat. Solche schmerzlichen Ereignisse haben eine große erzieherische Bedeutung und sind manchmal geeignet, den schwerfälligen Gang der Kultur zu beflügeln. Freilich wühlen sie Leidenschaften auf, die der Alltag bezähmt, aber wenn sie auch den Schmutz heraufholen, der sonst das Licht des Tages scheut, so lassen sie andererseits in der Gefahr den Mann erkennen, heben aus der Masse die Individuen und scheiden reinlich die frommen Missethäter, die im Namen Gottes Verbrechen ausüben, von jenen anderen, die an einen Gott glauben oder vielleicht auch nicht glauben, aber sich in ihren Handlungen jedenfalls von ethischen Idealen leiten lassen.

Um dieser reinlichen Scheidung willen hat auch dieser Prozeß sein Gutes gehabt. Gefühle und Gesinnungen offenbarten sich. Man verband sich in brüderlicher Liebe, um einen Menschen zu retten, die Welt sprengte die engen Fesseln des Klassen- und Rassenbewußtseins, sie wurde mit einem Male so groß und weit, und sie schuf sich bedeutende Persönlichkeiten, welche die Interessen der Menschheit gegenüber den Strebungen gewisser Kasten vertreten.

Die größte unter diesen Persönlichkeiten ist Emile Zola. Bei seinem neuen Buche „La vérité en marche“, das seine Briefe und Aufsätze in der Dreyfusaffäre gesammelt enthält, denkt man an das Wort Goethe's, daß eigentlich nur der Dichter der wahre Mensch sei. Der Dichter vor allem, der im Augenblick, da ihn das Leben, die Gegenwart, das Vaterland ruft, alle persönlichen Interessen und Neigungen vergißt, in dem tosenden Meere des Aufruhrs sein Herz sprechen läßt und der Verblendung den Weg zum Lichte und zur Wahrheit weist.

Des pages magistrales! Ein gewaltiges Bild menschlicher Verderbtheit und menschlichen Edelsinns thut sich vor ihm auf, und der unscheinbare Beruf des Tagesschriftstellers wächst in ihm zu einer großen, heiligen Mission, die ihm übermenschliche Kräfte verleiht:

„Eine ungeheuere Verwirrung hat sich aller bemächtigt. Alle Gefühle sind entstellt. Verlangt man Gerechtigkeit, so wird man als Irrsinniger oder als Verräther bezeichnet. Die Lüge greift verheerend um sich, die ernstesten Blätter füllen ihre Spalten mit den unglaublichsten Geschichten. Die ganze Nation scheint vom Wahnsinn getroffen zu sein.“

Zola sieht diese Dinge in ihrer wahren Größe und Bedeutung. Als Historiker, als Psychologe der Massen, unter ethischen und religiösen Gesichtspunkten. Aber nicht kühl und hart wie der Mann der Wissenschaft. Vielmehr ganz in der Gegenwart lebend, mitten im Schlachtgewühl, von dem heißen Athem der andrängenden Feinde umweht. Nicht zuletzt wird in ihm der Dichter wach, dessen Sinne der Anblick eines ungeheuren Schauspiels leidenschaftlich erregt:

„C'est, en vérité que le spectacle a été inouï, dépassant en brutalité, en effronterie, en ignoble aveu tout ce que la bête humaine a jamais confessé de plus instinctif et de plus bas. Un tel exemple est rare de la perversion, de la démence d'une foule, et sans doute est-ce pour cela que je me suis passionné à ce point, outre ma révolte humaine, en romancier, en dramaturge, bouleversé d'enthusiasme devant un cas d'une beauté si effroyable.“

Und so wendet er sich an das öffentliche Gewissen, an die Jugend, an das Vaterland, an die Würdenträger des Reiches, an die Familie des Unglücklichen, nichts läßt er unversucht, nichts kann ihn zurückschrecken. Man muß bis zu Ulrich von Hutten, bis zur Willensgewalt und Thatkraft der Renaissance zurückgehen, um eine Persönlichkeit zu finden, die in ähnlicher Weise germanische Charakterstärke und romanische Fechterkunst des Geistes vereinigt. Sein Eintreten für Manet, seine eigene naturalistische Produktion, sein künstlerisches Glaubensbekenntniß, das alles war ein Kinderspiel dieser That gegenüber.

* * *

Wenn man von Zola zu Dreyfus kommt, und nach diesem „Siegeszug der Wahrheit“ die eben erschienenen Briefe und Tagebuchaufzeichnungen von Dreyfus*) liest, so

*) Alfred Dreyfus. Fünf Jahre meines Lebens 1894—1899 Dr. John Edelheim. Berlin 1901.

erscheint uns der Mensch, den wir eben noch durch das Auge des Dichters sahen, in seiner eigenen Sphäre unendlich kleiner. Wir hatten uns gewöhnt Dreyfus als einen „Fall“ anzusehen, einen Fall, der um seiner inneren Bedeutung willen eine Persönlichkeit erfordert, und nun tritt ganz am Schlusse des Dramas, das den Hauptagierenden absichtlich nicht mitspielen ließ, der Held doch noch auf, — aber er ist nichts weniger als eine Persönlichkeit.

Jeder Fühlende wird mit dem Martyrium eines Dreyfus empfinden, ob er es nun hier in allen, oft kleinlichen Details liest, oder ob ihm die eigene Phantasie ein stärkeres Schreckensgemälde dieser Leiden entwirft. Absichtlich vermeide ich es seine Schilderungen, die man ja doch allgemein lesen wird, hier auch nur andeutend zu wiederholen. Genug, er hat seelisch wie körperlich maßlos gelitten.

Lassen wir uns nur nicht von dem Mitleid darüber täuschen, daß dieser plötzliche Schlag aus heiterem Himmel keinen Helden traf und auch keinen Helden in ihm erweckte. Außerordentliche Festigkeit und Leidensfähigkeit gegenüber einer systematischen Peinigung, die den täglich Unbequemeren aus der Welt schaffen will, es koste was es wolle, lassen sich ihm nicht abstreiten. Aber das Leiden beweist nirgends an ihm seine große erzieherische Macht. Es fördert die Einsamkeit nichts zu Tage, was ihm die lauten Stunden und eine frohe Gemeinschaft mit Menschen unbewußt verbargen.

Dreyfus ist der Durchschnittsmensch comme il faut. Er war glücklich im Kreise seiner Familie, im Besitz eines großen Vermögens, mit der Aussicht auf eine glänzende Carrière. Ein wenig selbstbewußt, ein wenig Streber, alles in allem ein sehr vernünftiger und nüchterner Mensch. „Bis dahin hatte ich die Ueberzeugung gehabt, daß allen Erscheinungen logische Ursachen zu Grunde liegen, ich habe auch an die menschliche Gerechtigkeit geglaubt. Alles, was außerordentlich und extravagant war, war mir nur schwer verständlich.“

Selbstverständlich sind die Schreie, die ihm die ständigen Qualen, getäuschte Hoffnungen, gerechte Wuth entringen, echt und empfunden. Immerhin berührt es fast merkwürdig, daß dieser kühle und zielbewußte Mensch, der zuerst Soldat, dann Gatte und erst zuletzt ein wenig er selbst ist, überhaupt unvernünftig und rasend werden kann. Seine gesunden Prinzipien und biederbürgerlichen Ideale in verwaschener, unindividueller Färbung treten rasch wieder in den Vordergrund: „Du kennst mein Herz“, schreibt er seiner Frau, „es hat sich nicht verändert. Es ist das Herz eines Soldaten, dem alles physische Leiden ohne Bedeutung ist, der seine Ehre vor und über alles setzt, der nach dem entsetzlichen, unmöglich scheinenden Zusammenbruch alles dessen, was den Franzosen, den Mann ausmacht, alles dessen, was einzig Existenzberechtigung verleiht, am Leben geblieben ist und stand gehalten hat, weil er Vater war und weil die Ehre des Namens, den unsere Kinder tragen, um jeden Preis wieder hergestellt werden muß.“ Und ein andermal: „Weg mit allen Klagen und Beschuldigungen! Das Leben ist ohne Belang, man muß aber als hohe, reine Menschenseele, die eine geheiligte Pflicht zu erfüllen hat, über alle Schmerzen, wie immer sie auch sein mögen, über alle Leiden triumphiren.“

Die Restitution der Ehre allein ist es, die ihn aufrecht erhält. Als er wieder französischen Boden betritt und der Revision des Prozesses entgegensieht, da erwartet er eigentlich einen großartigen Empfang und erlebt Angesichts des drückenden Schweigens, das ihn überall trifft, eine schwere Enttäuschung. Die Gemeingefühle sind bei ihm so stark entwickelt, daß ihm die Freisprechung durch die ganze civilisirte Welt gegenüber dem abermaligen Schuldig des Kriegsgerichts nicht viel bedeutet: „Ich will, daß ganz Frankreich durch ein endgültiges Urtheil erfahre, daß ich unschuldig bin, und mein Herz wird keine Ruhe finden bis zu dem Zeitpunkt, wo kein einziger Franzose mir mehr das verabscheuungswürdige Verbrechen zuschreibt, das ein anderer begangen hat.“

Ueberall ist es der Trotz des Bürgers, der sich in seinen heiligsten Staatsrechten verkümmert sieht, nirgends der glühende Haß des vergewaltigten Individuums. Deshalb sind diese Briefe und Tagebuchblätter für den Psychologen wenig ergibig. Die Briefe seiner Frau sind Dank der speziellen Begabung des Weibes sich in Briefen auszusprechen, herzlicher, unmittelbarer, bedeutender.

Vielleicht hätte Dreyfus besser gethan eine kurze Schilderung seiner Leiden zu geben, die nackten Thatsachen eine erschütternd natürliche Sprache sprechen zu lassen. Immerhin werden diese Briefe ein „document humain“ bleiben, auch wenn ihm ein Gott nicht gab zu sagen was er leide, auch wenn sein Leiden keine seelischen Tiefen aufschloß. Sie mag man in dem Buche Zola's suchen und finden.

Hans Landsberg.

Eine Großstadt im Hochgebirge.

In einer Zeit, in der man sich zum ernstlichen Kampf gegen die Tuberkulose rüstet, in der die weitgehende Heilstättenbewegung alle Provinzen Deutschlands ergriffen hat, dürfte es gewiß nicht ohne Interesse sein, die Eindrücke eines alten Lungenpfeifers über den weltberühmten Kurort Davos (Schweiz) zu erfahren.

Es ist ein wissenschaftlicher Kampf darüber entbrannt, ob das Hochgebirge für Lungenkranke besonders zu empfehlen sei, oder ob nicht auch an geschützten Orten des deutschen Mittelgebirges das Gleiche erreicht werden kann. Zweifelsohne läßt sich auch in Deutschland — wie die Resultate von Goerbersdorf, Falkenstein ꝛc. beweisen — sehr viel kuriren; und ich möchte besonders hervorheben, wie ich mit jedem Unbefangenen das Entstehen neuer Heilstätten in Deutschland im Interesse der unglücklich Leidenden begrüße, von denen ja der weitaus größte Prozentsatz aus mancherlei Gründen, auf die hier näher einzugehen, zu weit führen würde, an einen Aufenthalt im Hochgebirge nicht denken kann, abgesehen davon, daß da oben an den wenigen Orten, die sich für den Kurgebrauch eignen, auch nur ein kleiner Theil aller Kranken unterzubringen wäre.

Nach dieser Reservation sei es mir gestattet, mit gleicher Objektivität einige Licht- und Schattenseiten von Davos zu besprechen. In diesem Thale des Jammers ist eine, fast möchte man sagen, Großstadt im Hochgebirge entstanden, wie man sie ähnlich wohl nirgends wieder findet. Großstadt im Hochgebirge, in diesen Worten läßt sich meiner Ansicht nach Lob und Tadel über den weltberühmten Kurort zusammenfassen. Ein einsames Sanatorium, prächtig angelegt in herrlicher Gegend, wie dies z. B. in Arosa der Fall ist, bietet theoretisch für den Lungenkranken gewiß am besten das, was ihm noththut; rauch- und staubfreie Luft, gute Verpflegung und Ruhe. Und doch, in der Praxis trübt sich das Bild. Die Einsamkeit, die man anfänglich, wenn man als Leidender dem Getriebe der Welt entflieht, als etwas ungemein Wohlthuendes empfindet, wird mit der Zeit — und Kuren von Lungenkranken dauern mindestens Monate, oft Jahre — etwas entsetzlich Niederdrückendes. Mag in den Sanatorien die Gesellschaft noch so nett und angenehm sein, auf die Dauer kann dieser Galgenhumor, der da oft zum Durchbruch kommt, nicht über das thatsächliche Elend hinwegtäuschen, das er trügerisch zu verbergen sucht. Wer ein solch' einsames Weihnachten oder Sylvester mitgefeiert hat, bei dem ja nichts von dem, was auch zu Hause Sitte ist, fehlt, der wird aus manchem thränenschweren Auge, das über den Glanz des Christbaums und den Festestrubel hinweg sehnsüchtig in Gedanken nach der Heimath blickt, gesehen haben, welche enormen Anforderungen an die Vernunft des Kranken gestellt werden, die ihm trotz relativen Wohlbefindens verbietet, an dem Theil zu haben, was man Glück

und wirkliche Herzensfreude nennt. In solcher Stimmung wird die Einsamkeit bald zur Qual, und wenn das Herz sich sehnt, wenn der Geist zu grübeln anfängt, dann geräth der Patient in eine Stimmung, bei der von fortschreitender Genesung meiner Ansicht nach keine Rede sein kann. Aus diesem Grunde möchte ich einen Aufenthalt an einem größeren Orte, der etwas mehr Abwechslung bietet, an welchem man nicht auf einen zu kleinen Kreis von Menschen angewiesen ist, für empfehlenswerther halten. So komme ich auf meine „Großstadt im Hochgebirge“ zurück, deren Schattenseiten jedoch durchaus nicht verschwiegen werden sollen. Großstadtluft, das schlüpfrige Pflaster von Paris, Berlin oder London bekommen bekanntlich auch vielen Gesunden recht schlecht; wer also sich das bißchen Energie nicht zutraut, in Davos dem aus dem Wege zu gehen, was jeder vernünftige Kranke eben meiden muß, der bleibe lieber weg, denn die Versuchung zu flottem Leben ist da, das weiß jeder, der Davos kennt. Andererseits möchte ich aber auch hervorheben, daß es Tausende da oben gibt, die peinlich gewissenhaft nach Vorschrift des Arztes leben, und daß eben, wie in allen „Großstädten“, jeder thun und lassen kann, was er will.

Die Glanzzeit von Davos ist ohne Zweifel der Winter. Nicht daß alle Winter gleich schön wären, der von 1899/1900 war z. B. ganz miserabel; aber wenn an klaren Wintertagen nach eisiger Nacht die Sonne in den Mittagsstunden so warm herunterbrennt, daß man in größtem Wohlbehagen spazieren geht und selbst im Freien sitzt, dann hat der Patient das beglückende Gefühl: Das thut gut. In diesem Winter waren nun bei allerdings sehr starker Kälte diese Glanztage besonders zahlreich. Die Hauptstraße ist dann belebt, und der Fremdling wundert sich oft, wie wenig elend aussehende Menschen er eigentlich sieht. Ueber diesen Punkt herrschen im Allgemeinen überhaupt die verkehrtesten Ansichten. Der Gesunde stellt sich Davos vielfach als letzte Station vor dem Eingange zur Unterwelt vor. So schlimm ist die Sache aber nicht. Das kalte Klima eignet sich für Schwerkranke — und diese hat ja der Gesunde immer vor Augen — nicht; solche sowie alle fiebernden Patienten liegen im Bett, und die Leute, denen man täglich begegnet, haben meist nur einen sogenannten kleinen Knax, der allerdings oft der Anfang vom Ende ist, jedoch sieht man ihnen die Krankheit selten an; viele werden dick und fett bei der Kur, die Sonne besorgt außerdem einen gesunden, verbrannten Teint. Nur hin und wieder hört man ein Husten, verstohlen wandert das Spuckfläschchen in die Tasche zurück; der Husten kommt natürlich nicht aus den Lungen — Gott bewahre!, die sind ganz gesund, nur aus den Bronchien.

Eine große Schattenseite von Davos ist der Rauch, die „Meißen'sche Wolke“, wie ihn der Volksmund getauft hat, nach Dr. Meißen, dem dirigirenden Arzte des Sanatoriums Hohenhonnef, der diesem Rauch eingehende wissenschaftliche Erörterungen gewidmet hat. Auch ich muß sagen, Davos ohne diese Wolke wäre mir lieber. In einem Orte aber, an dem über 3000 Kurgäste täglich mit Beefsteaks, Braten, Hühnern u. s. w. gefüttert werden, an dem der Kälte wegen tüchtig geheizt werden muß, kann es, da vorläufig eine absolute Rauchverbrennung noch nicht existirt, nicht rauchfrei sein. Das sollte sich jeder Mensch an seinen fünf Fingern abzählen können. Wenn also die „Davoser Blätter“ — dieses heitere Geschichtchen sei hier zum Besten gegeben — eine Annonce, in welcher der Besitzer anzeigen wollte, daß sein Haus in rauch- und staubfreier Gegend liege, mit der Motivirung zurückgewiesen haben: ganz Davos sei rauch- und staubfrei, so ist das ein wenig zu viel Lokalpatriotismus. Der Rauch existirt und wird besonders an windstillen Tagen als große Belästigung empfunden; ihn wegleugnen zu wollen, ist sinnlos, denn wer Augen zum Sehen hat, der sieht, wie viel Mühe die Sonne im Winter hat, bis sie glücklich um 11 Uhr Vormittags den Dunst, der über Davos gelegen, verdrängt. Man muß aber nicht denken, daß dann ebensogut in Essen oder Dortmund unter den Fabrikschornsteinen ein Luftkurort für Lungenkranke sich etabliren ließe; trotz des Rauches dürfte die Davoser Luft doch entschieden noch vorzuziehen sein; steigt man nur etwas höher auf den Berg, dann ist man über allem Rauch und Dunst erhaben und freut sich der herrlichen, frischen Gebirgsluft, die animirend auf den ganzen Organismus wirkt.

Durch die Anwesenheit vieler Sportsleute bietet Davos im Winter auch für den Kranken, der ja, wenn er vernünftig ist, aus der Rolle des Zuschauers nicht fallen darf, mancherlei Abwechslung. Auf der Eisbahn produziren sich Kunstfahrer und Schnellläufer, welche die unglaublichsten Matches machen; den Schlittlern und Schlittlerinnen schaut man gern zu, wenn sie oft recht waghalsig pfeilschnell den Berg heruntersausen; Feste mancherlei Art bringen Abwechslung in die Langweiligkeit der sonst sehr einförmigen Kur; kurzum man lebt doch wenigstens noch einigermaßen. Auch Musikfreuden bietet das im letzten Jahre auf ein gutes Niveau gebrachte Kurorchester manche Zerstreuungen, zu denen auch wissenschaftliche Vorträge und Festlichkeiten des Deutschen Klubs in hervorragendem Maße zu rechnen sind.

Wenden wir uns nun nach dem langen Winter — er dauert 5 bis 6 Monate — von Schnee und Eis, das man dann zur Genüge genossen, den anderen Jahreszeiten zu, so fallen die Betrachtungen für Davos weniger günstig aus. Ueber die sogenannte Schneeschmelze sind schon Bände geschrieben; die Einen nennen diese Zeit für die Kranken besonders gefährlich; Davoser Aerzte wünschen andererseits, daß ihre Patienten über diese Zeit oben bleiben.

Es kommt mir als Laien nicht zu, über eine derartige Frage abzuurtheilen; aber so viel möchte ich behaupten, daß die Monate April und Mai anderswo angenehmer zugebracht werden können als in Davos. Bis spät in den April hinein liegt der Schnee, der allmählich wegschmilzt; außer der Poststraße, die in gutem Stande gehalten wird, hat man dann keinen angenehmen Spaziergang, alles ist weich, schmierig; dabei sehen die Wiesen, wenn endlich der Schnee fort ist, schwarz aus; kurz ich finde, daß Davos im Frühjahr eigentlich einen trostlosen Eindruck macht. Dann sehnt sich das Herz nach frischem Grün, nach dem Erwachen der Natur, das auch den Kranken hoffnungsvoller der Zukunft entgegensehen läßt, und von all' dem spürt man in Davos vor Mitte Mai eigentlich nichts. Wenn dann in dieser Höhe die Knospen sich regen, steht unten alles schon in prächtigem Frühlingsschmuck. Welchen Eindruck dieser nach einem so langen Winter macht, habe ich selbst z. B. in Weesen a. Wallensee gefühlt; dort kam mir die Vegetation wie tropisch vor, und ich kenne die Tropen. Wer es also einrichten kann, daß er den April und Mai in südlicheren Regionen zubringt, dem würde ich das entschieden zu thun empfehlen, denn die Gemüthsstimmung hat gerade bei Lungenkranken einen so enormen Einfluß auf das Allgemeinbefinden der Patienten, daß es meiner Ansicht nach Gegenstand vorzüglichster Sorge sein muß, sie bei gutem Humor zu erhalten. Wer jahraus, jahrein unbeschäftigt in Davos herumläuft, der versimpelt geradezu; es legt sich um Herz und Gefühl eine Eiskruste, die alle Willenskraft, alle Lebensfreudigkeit langsam, aber sicher tödtet. Auch den Sommer verbringt man eigentlich anderwärts angenehmer als in Davos. Die Morgen und Abende sind ja wundervoll frisch und kühl, aber es fehlt eben doch der Wald, man muß immer erst ein beträchtliches Stück durch das sonnige Thal wandern, bis man in Schatten kommt, und das ist, speziell wenn man Mittags zurückkehrt, oft recht lästig. Außerdem irrt man dann auch sehr verlassen im ziemlich leeren Ort umher; viele Häuser schließen ganz, manche haben nur einige wenige Gäste, kurz Davos präsentirt sich dann wie jeder Kurort out of season; wie schön das ist, brauche ich nicht näher zu beschreiben. Wer einen oder mehrere Winter im Hochgebirge zugebracht hat, der möchte im Sommer Laubwälder, Seen, liebliche Landschaften sehen, in denen das Leben pulsirt, wo es grünt und sproßt und blüht, wie man es im ernsten Hochgebirge nicht kennt. Den Herbst halte ich darnach für die

zum Beginn der Kur geeignetste Jahreszeit. Es gibt im September, Oktober, manchmal bis in den November hinein oft lange Zeiträume herrlichsten Wetters, alle Wege sind noch offen, man kann weitere Spaziergänge in die Seitenthäler machen, der Neuangekommene akklimatisirt sich gut, und wenn der Schnee fällt, der liegen bleibt, hat er meist schon einen merklichen Erfolg seines Aufenthaltes, der ihn hoffnungsfreudig dem kommenden Winter entgegensehen läßt.

Wenn ich mir nun noch erlaube, etwas an der jetzt üblichen Kurmethode zu kritisiren, so richtet sich diese Kritik vor allem gegen das Uebertreiben der Liegekur. Dadurch wird der Körper träge, es schwindet immer mehr das Vertrauen in die eigene Kraft, und schließlich halten sich viele für kränker, als sie es thatsächlich sind. Ganz gesund werden bei dem unseligen Leiden ja nur ganz wenige; der weitaus größte Theil erreicht nur die sogenannte relative Heilung, d. h. den Stillstand im Zerstörungsprozeß, und da heißt es eben sich seinen schwachen Kräften anzupassen. Das ist für den Lungenkranken die schwerste Aufgabe. Durch anscheinend ganz gutes Befinden lassen sich viele verleiten, wieder zu leben, wie sie es einst als Gesunde gethan; andere benutzen diesen Zustand, der ja thatsächlich ein volles Gesundsein nicht ist, als willkommene Entschuldigung für ihre Faulheit. Män hört oft sagen, daß das Lungenleiden für Bemittelte leichter zu ertragen wäre als für Arme; diesem Satze ist jedoch nur sehr bedingungsweise zuzustimmen.

Desungeachtet begrüßen wir es aber mit Freude und unendlichem Danke, wenn sich jetzt in Deutschland durch die Heilstätten Minderbemittelten und Aermeren Gelegenheit zu sachgemäßer Pflege bietet; in dieser Beziehung hat die Wohlthätigkeit noch ein reiches Feld vor sich. Mit Heilstätten allein ist es allerdings noch nicht gethan; wer aus ihnen kommt und direkt wieder in ungünstige Lebensbedingungen versetzt wird, verdirbt oft in kurzer Zeit das mühsam Gutgemachte wieder. Ich möchte daher noch zum Schluß für Uebergangsstationen, wenn ich mich so ausdrücken darf, plädiren. Zwar muß ich da, es sei mir verziehen, weil mir nichts Besseres einfällt, einen harten Vergleich machen, indem ich die Arbeiterkolonien, über welche die aus Besserungsanstalten entlassenen Sträflinge allmählich wieder in das Getriebe der Welt geleitet werden, erwähne. Aber Hand aufs Herz, sind nicht auch wir arme Lungenkranke bis zu einem gewissen Grade Ausgestoßene, mit denen viele nur mit heimlichem Gruseln verkehren, die oft nach der theuer erkauften Genesung die größten Schwierigkeiten haben, ein passendes Unterkommen zu finden? Es müßten da irgendwie für die Geheilten Arbeitsgelegenheiten in günstiger sanitärer Umgebung geschaffen werden, in denen sie ihre Leistungsfähigkeit erproben und beweisen können, um dann nach einer gewissen Zeit wieder als vollberechtigte Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu gelten. Ob und in welcher Weise dieser Gedanke praktisch ausführbar ist, das mögen Berufenere entscheiden.

****

Ein wilder Schößling.

Die Einwohnerschaft eines jeden Dorfes hat ihre ganz ausgesprochene Physiognomie. Und wiederum innerhalb der Dorfgenossen gibt es Gruppen, Stämme, Sippschaften, welche sich scharf von einander abheben in äußeren und inneren Zügen, in Lastern, Tugenden und Fähigkeiten.

Einer Wiese vergleichbar ist die Menschenwelt des Dorfes. Von weitem mag sie wie eine gleichmäßig grüne Fläche langweiliger Grashalme erscheinen, aber steht man drinnen, dann sieht man, daß von diesen Halmen jeder seine Eigenart hat. Man erkennt, wie sie einander überwuchern und durchschlingen, man sieht, wie die stärkere Art andere minder lebensfähige verdrängt, man beobachtet, wie einzelne Gewächse ihre Ausläufer unterirdisch weithin versenden, wie ein einziges zur Reife gelangtes Individuum seinen Samen verstreut und sich verhundertfacht. Zwar überwiegt die große Masse der braven grünen Grashalme, die nach einer Richtung wachsen und sich alle in vorschriftsmäßiger Höhe halten, aber dazwischen gibt es auch Moose, die den Boden verfilzen, üppige Binsen, geile Stauden, anschmiegende Schlingpflanzen, zarte Blumen. Und dort schießt auf einmal ein fremdes wildes Gewächs empor, das scheinbar gar nicht zu dieser biederen Gesellschaft gehört, selbstbewußt frech in der Haltung, ein Charakter für sich, ein Ding, das nach anderen Gesetzen zu leben gesonnen ist, als die harmlose Nachbarschaft.

Es reizt, den Gründen dieser Erscheinungen nachzuforschen, man möchte für die Geschichte des einzelnen Gewächses Erklärung finden in der Geschichte seiner Art, möchte die Erlebnisse der Vorfahren kennen, die Mischung des Blutes in grauer Vergangenheit ergründen, die Entwicklung der ganzen Sippe bis auf unsere Tage herab verfolgen dürfen.

Aber die Bauern kennen keine Genealogie, sie haben keine Ahnengallerien und Stammbäume. Ihre Sinne sind auf die Nothdurft des Augenblickes gerichtet, um die Vergangenheit bekümmern sie sich nicht. Der Bauer hält sich an das, was ist; sich den Kopf zu zerbrechen darüber, wie und warum es geworden, das überläßt er den Gelehrten, die nichts Vernünftigeres zu thun haben auf der Welt. Kaum daß man von einem Landmanne erfahren kann, wer seine Großeltern gewesen und welche Geschicke sie gehabt.

Darum habe ich auch nichts Sicheres feststellen können über die Herkunft einer Familie Kraps im Dorfe Zälowitz; eine Familie, die mich immer auf das lebhafteste interessirt hat. Der Name „Kraps“ kommt nur in diesem Orte vor, während man von den landläufigen Familiennamen in der Regel Vertreter in den benachbarten Ortschaften findet. Und auch die Physiognomie dieser Leute ist eine von den Gesichtern, welche man sonst in der Gegend sieht, stark abweichende.

Welcher Wind mag das ursprüngliche Samenkorn dieser absonderlichen Rasse an ihren jetzigen Standort getragen haben?

Einmal erzählte mir eine alte Frau, von der ich über die Sagen des Dorfes, seine Leute und ihre Schicksale mehr erfahren habe, als aus dem Kirchenbuche und den sämmtlichen Akten des Gemeindeamtes: in Kriegszeiten sei ein verwundeter russischer Soldat in Zälowitz liegen geblieben. Ein halbes Jahr lang habe man ihn gepflegt, dann sei er gesundet zu seiner Truppe zurückgekehrt. Von dem stammten die Krapse ab, behauptete das alte Weib. Aber ihr Bericht ist nicht ganz glaubhaft, denn russisches Kriegsvolk ist nachweisbar niemals in diese Gegend gekommen, weder zu Zeiten des alten Fritz noch in den Befreiungskriegen. Immerhin war mir die Erzählung der Alten ein Beweis dafür, daß auch von den Dorfgenossen die Krapse als Fremdlinge, als eine Ausnahme von der Regel, empfunden werden, und daß man über ihre Absonderlichkeiten schon in früheren Zeiten gesprochen und nachgedacht haben muß, sonst wäre jene Sage wohl kaum entstanden.

Die Krapse haben eben einige Eigenschaften an sich, die sie in Gegensatz stellen zu allem, was in Zälowitz Herkommen ist. Sie sind dunkel von Hautfarbe, haben schwarze, blitzende Augen, ihr Haar ist wollig, meist von schmutzigbrauner Färbung. Sie sind selten über Mittelgröße, untersetzt gebaut und von außerordentlicher Muskelkraft. Soweit ihr Aeußeres, das von dem gewohnten Typus unserer blonden, langaufgeschossenen, helläugigen Bauern, wie man sieht, stark abweicht.

Die Krapse sind eine außerordentlich frühreife Rasse. Bei den Knaben sproßt der Schnurrbart meist vor der Konfirmation. Ist ein Kraps in der Klasse, so wird er sich dem Lehrer sehr bald unangenehm bemerkbar machen. Er lernt schwer, ist böckisch und widersetzlich und wird stets unter den

Kindern sitzen, die mühsam durchgeschleppt werden müssen. Ganz anders steht ein junger Kraps unter den Mitschülern da. Meist der Stärkste in seiner Klasse, herrscht er durch Frechheit, Rücksichtslosigkeit und Verschlagenheit. Bei allen Anschlägen und schlechten Streichen ist er Führer. Auf die Mädchen wirft ein Sprößling dieser Familie früh sein Auge. Obgleich abstoßend häßlich, mit seinem großen Kopfe, dem wolligen Haar, den tiefliegenden Augen und der unreinen Farbe, scheint so ein Bengel den Altersgenossinnen doch nicht übel zu gefallen. Sie lassen sich auf seine dreisten Späße viel eher ein, als auf die Annäherung manches weit schmuckeren Knaben. So geht es weiter. Beim Konfirmationsunterricht hat der Pfarrer seine liebe Noth, wenn ein Kraps in der Heerde ist. Bei den Jugendbällen, die im nächsten Winter die Schulentlassenen vereinigen, spielt der junge Kraps die erste Rolle. Jetzt kommt die Zeit, wo er Reibungen bekommt mit der Behörde. Denn wenn ein Kraps auf dem Tanzsaale ist, in der Schenkstube, auf dem Festplatz oder der Kegelbahn, dann gibt es Gebrüll, Schlägerei, häufig Auflehnung gegen den aufsichthabenden Beamten. Denn das ist auch eine Eigenschaft dieser Familie, welche sich früh meldet, sie sind abgesagte Feinde aller Autorität. Jeden Beamten, den Gemeindediener, den Gensdarm, betrachten sie als ihren natürlichen Feind, dem Trotz zu bieten oder einen Schabernack zu spielen, ihnen Wonne ist.

Eine kritische Zeit für die Krapse ist der Militärdienst. Bei der Truppe müssen sie sich fügen; denn die strenge Ordnung der Kaserne und des Exerzirplatzes kriegt schließlich den Wildesten zahm, selbst eine Krapsnatur. Und da sie körperlich kräftige Leute sind, gute Turner, Schützen und Reiter, zähe und wenn's drauf ankommt, unerschrocken, so würden sie vorm Feinde zu den brauchbarsten Leuten gehören. In Friedenszeiten aber, beim nüchternen Kasernenhofdienst, in der Garnisonstadt mit ihren Versuchungen, bleibt es nicht aus, daß die ungebändigte Kraft eines Kraps mit der Disciplin in Zusammenstoß geräth. Mehrere von ihnen haben als Soldaten zweiter Klasse geendet, ganz unbestraft ist wohl keiner von der Truppe in die Heimath zurückgekehrt. Zur Ehre der Familie sei aber auch berichtet, daß zwei von ihnen den Heldentod auf Frankreichs Feldern gefunden haben, und daß ein Kraps die Unteroffizierstressen erwarb. Er war der erste und blieb der einzige seines Namens, der eine Charge erlangte. Später machte er dem guten Anfang wenig Ehre. Er gewöhnte sich das Wildern an, und wurde von einem Förster in der Nothwehr erschossen.

Um die öffentlichen Angelegenheiten kümmern sich die Krapse nicht. Niemals ist einer von ihnen im Gemeinderath oder unter den Schul- und Kirchenvätern zu finden gewesen. Wenn sie eine politische Versammlung besuchen, so geschieht es nur, um dort Radau zu machen. Trinker von Profession kann man sie nicht nennen, sie verschmähen zwar den Branntwein nicht, doch vertragen sie so viel, daß man sie selten berauscht sehen wird. Dagegen waren einige von dieser Familie leidenschaftliche Spieler. Sie sind keine schlechten Arbeiter, besonders dort stellen sie ihren Mann, wo Körperkräfte erforderlich sind. Aber sie haben keine Ausdauer, außerdem wollen sie sich auch den Anordnungen des Arbeitgebers nicht fügen, und fangen Händel an mit den Mitarbeitern. Zur Landwirthschaft haben sie noch am meisten natürliche Anlagen, sie verstehen mit dem Vieh umzugehen und greifen beim Pflügen, Aufladen, Graben, Hacken, kurz bei aller schweren Arbeit, fest zu. Und doch kommen sie als selbstständige Landwirthe nicht vorwärts, da sie keine Uebersicht haben und in den Tag hinein wirthschaften.

Eine ganz besondere Stellung nehmen die Krapse dem weiblichen Geschlechte gegenüber ein. Von früher Jugend an kommen sie aus den Liebeshändeln nicht hinaus. Rücksichtslos stellen sie dem Weibe nach, das sie begehren, und fast immer haben sie Erfolg. Sie sind als Liebhaber feurig, als Ehemänner brutal. Was ein ächter Kraps ist, der prügelt sein Weib. Meist folgt in ihren Ehen ein Kind schnell nach dem andern; viele von diesen Kindern sterben jung, die Frauen altern schnell und folgen ihren Kleinen. Ein Wittwer Kraps aber ist selten um eine neue Braut verlegen. Und er findet auch stets ein Mädchen, das es mit ihm versuchen wird. Umarmungen und Prügel abwechselnd ist, was ihrer an der Seite des Eheherrn wartet.

Aber die Krapse haben nicht lauter schlechte Eigenschaften. Sie sind zum Beispiel ehrlich. Ihre Strafliste mag noch so schwere Delikte enthalten, Diebstahl und Betrug sind nicht darunter. Ausgesprochener Familiensinn ist ihnen eigenthümlich; ein Kraps wird seinen Vater oder Bruder nicht im Stiche lassen in Noth, wird ihm aushelfen, so lange er selbst noch etwas hat. Die Krapse sind große Thierfreunde, und über den Tod der Kuh werden sie sicherlich salzigere Thränen vergießen, als an der Leiche der Lebensgefährtin. Auch sind sie leicht gerührt. Der Prediger, der es versteht, sie im richtigen Moment mit dem rechten Worte zu fassen, wird sie zu einer Art Zerknirschung bringen, und vielleicht sogar zu Besserungsversprechen, die freilich keine Folgen haben.

Ich sprach bisher nur von den Söhnen dieser merkwürdigen Familie. Die Töchter unterscheiden sich stark von ihnen. Einmal sind sie nicht so häßlich wie die ächten Krapse — ja, ich habe Schönheiten unter ihnen gesehen — sodann ist ihr Charakter auch milder, stetiger, mit einem Worte, gezähmter. Sie werden, wenn sie heirathen, meist tüchtige Hausfrauen, sind arbeitsam und ordentlich, halten das Geld zusammen und sind gute Mütter. Bei ihrer Nachkommenschaft aber schlagen die üblen Seiten der Krapsnatur nicht durch. Ich kenne unter den Kindern und Enkeln solcher Mütter manch tüchtigen Mann in der Zälowitzer Gemeinde.

Die Begüterung der Familie wechselt. Mehrfach haben Krapse wohlhabende Frauen geheirathet, aber fast immer haben sie auch deren Vermögen durchgebracht. Grundbesitz, wenn ihnen solcher zufällt, bleibt selten lange in ihren Händen. Aber zur Ehre der Krapse sei gesagt, daß sie nie so tief sinken, um der öffentlichen Armenpflege anheimzufallen. Sie haben nämlich ihren Ehrbegriff, wenn dieser auch eigener Art ist. Im Zuchthaus, Gefängniß oder in der Korrektionsanstalt gewesen zu sein, bedeutet für einen echten Kraps nichts, ja, es ist bei ihm fast Regel, einen Theil seines Lebens in solchem Institut zugebracht zu haben. Aber ins Armenhaus zu gehen, würde ihm sein Stolz niemals erlauben.

Die Stellung, welche diese Leute innerhalb der Gemeinde einnehmen, ist eigenthümlich genug. Die meisten Nachbarn fürchten sich ein wenig vor ihnen. Man läßt einem Kraps manches durch, was einem anderen gerügt werden würde, nur um ihn nicht zu reizen. Und das hat eine gewisse Berechtigung. Mit Gewalt ist bei dieser Art Leuten garnichts auszurichten, eher mit Ruhe und Milde. Man darf nicht vergessen, daß sie unter ihrem unglücklichen Charakter handeln wie unter einem Zwange. Wer weiß denn, welche Todsünden ihrer Vorfahren sie in ihrem Blute abbüßen.

Einmal hatte es den Anschein, als sollte die Kraps-Familie in Zälowitz aussterben. Kurz hintereinander waren mehrere Krapse im blühenden Mannesalter dahingefahren, ohne männliche Nachkommenschaft zu hinterlassen. Nur noch ein Erwachsener war da, Hermann mit Vornamen. Seine drei Brüder waren alle auf ungewöhnliche Weise umgekommen. Der eine, jener Wildschütz, fand sein Ende durch die Kugel, dann kam einer, der beim Kartenspiel in der Schenke vom Schlage gerührt unter den Tisch gefallen war. Der dritte endlich starb, von einem Eisenbahnzuge überfahren, als er dem herabgelassenen Schlagbaum zum Trotze über das Gleis laufen wollte.

Auf zwei Augen nur noch ruhte also jetzt die Zukunft dieses Stammes. Hermann war ein echter Kraps. Schon auf der Schule nahm er die Gelegenheit wahr, das zu beweisen. Die Kenntnisse, die er sich in der Schulzeit angeeignet hatte, waren die denkbar knappsten. Er wollte Schmied werden und kam zu einem Meister der Nachbarschaft in die Lehre. Der Mann, der schon manchen jungen

Burschen ausgebildet hatte, verfluchte bald die Stunde, wo er Hermann Kraps in seine Werkstatt aufgenommen hatte. Nun gab es immerwährend Streit. Die Kunden beschwerten sich über den „ruppigen Bengel von einem Lehrling." Und außerhalb der Lehre trieb er's noch schlimmer. Bei jeder Prügelei, die in Zälowitz und Umgegend vorfiel, war Hermann Kraps gewiß unter den Betheiligten. Bei keinem Tanze in den Schenken der Nachbarschaft durfte er fehlen. Er hatte das Glück beim weiblichen Geschlecht, das den Krapsen als besondere Gabe in die Wiege gelegt ist. Davon sollte auch sein Meister und Hauswirth einen schmerzlichen Beweis erhalten. Kurz nachdem Hermann Kraps die Werkstatt verlassen hatte, um sich auf Wanderschaft zu begeben, stellte es sich heraus, daß die Tochter des Hauses ein Kind von ihm unter dem Herzen trug.

Beim Militär führte sich Hermann Kraps verhältnißmäßig gut auf. Er war zur Kavallerie ausgehoben worden. Liebe und Verständniß der Krapse für das Thier war auch ihm eigen, er zeichnete sich als tüchtiger Pferdewärter aus und wurde Stallbursche bei seinem Rittmeister. Als solcher nahm er eine bevorzugte Stellung ein in der Schwadron, hatte hübsche Einnahmen und genoß mehr Freiheit als die anderen. Bald war ein Verhältniß angeknüpft mit der Kellnerin einer Bierwirthschaft, das ihm manchen Freitrunk verschaffte und allabendlich die leckersten Speisereste. Kurz der Dragoner Kraps besaß eine in jeder Beziehung beneidenswerthe Stellung.

Ganz am Schlusse der Dienstzeit kam die Kraps-Natur doch noch zum Durchbruch. Seine Freundin, die Kellnerin, hatte noch einige andere Verehrer. Kraps wußte das, drückte aber ein Auge zu, solange er der einzige war und blieb, der von dem Mädchen mit den bewußten Speiseresten versorgt wurde. Ob sie mit ihren Zärtlichkeiten haushälterisch sei, kümmerte ihn weniger; bei diesem Verhältniß gab der Magen den Ton an. Neuerdings nun schloß er aus dem Geringerwerden der ihm gereichten Portionen, daß er einen Rivalen haben müsse. Sein Verdacht richtete sich auf einen wohlgenährten Unteroffizier von der Artillerie, mit dem das Mädel schön that. Anfangs knurrte der Dragoner nur, dann ließ er nach beliebter Kraps-Manier das Frauenzimmer seine Faust verspüren. Durch das Geschrei des Mädchens gerufen, kam der Wirth herbei und verwies dem Störenfried das Lokal. Da zog Kraps blank, verwundete den Wirth, schlug alles im Zimmer kurz und klein, wehrte sich gegen eine Ueberzahl herbeigerufener Gäste wie ein Verzweifelter, bis es schließlich gelang ihn zu fesseln und unschädlich zu machen.

Nachdem er die sechs Monate abgesessen hatte, zu denen ihn das Kriegsgericht verurtheilt hatte, kehrte Hermann Kraps nach Zälowitz zurück. Er begab sich dort, da er das Schmiedehandwerk als allzu beschwerlich inzwischen an den Nagel gehängt hatte, zu einem Großbauern als Knecht. Der Mann war kränklich und brauchte zur Stütze seiner umfangreichen Wirthschaft eine männliche Kraft. Bald führte Kraps das Regiment auf dem Bauernhofe. Die Mägde tanzten nach seiner Pfeife, und auch die Bäuerin that mehr das, was der Knecht befahl, als was der Gutsbesitzer vom Krankenbette aus anordnete.

Der Bauer starb und niemand, der die Entwicklung der Dinge aus der Nähe mit angesehen hatte, wunderte sich, daß bald nach des Mannes Tode die Wittwe dem Knechte die Hand zum Ehebunde reichte. Die Frau war um einige Jahre älter als Kraps, aber immer noch ein stattliches Weibsstück zu nennen. Aus erster Ehe hatte sie nur einen Jungen.

Nun saß Hermann Kraps in einem Bauerngute drin. Zwar gehörte der Hof nicht ihm, sondern der Frau und dem minderjährigen Kinde gemeinsam, aber er herrschte nichtsdestoweniger wie ein Herr darüber. Die Ackerwirthschaft langweilte ihn bald, Feld und Wiese zu versorgen hielt er sich Arbeiter und Mägde; er selbst warf sich auf den Pferdehandel. Bei der Truppe hatte er seinen Pferdeblick geschärft. Der Stall und die Wartung waren bei ihm in guten Händen; er wäre ein tüchtiger Pferdehändler gewesen, wenn er nur vom Rechnen, Sparen und Zurücklegen mehr verstanden hätte. Aber bei dem vielen Himundherziehen im Lande und dem Herumliegen in den Gasthäusern, ging alles wieder zum Teufel, was er etwa beim Handel gut gemacht hatte. Und daheim die Wirthschaft verlotterte von Jahr zu Jahr mehr. Denn Kraps konnte wohl fluchen und prügeln, aber die Leute anstellen und ihnen angeben, was in seiner Abwesenheit geschehen solle, das überschritt seine Fähigkeiten.

Im Hause ging es noch schlimmer zu. Sein Weib gebar ihm ein Kind nach dem andern, von denen mehrere zeitig starben. Die Frau hatte es nicht gut. Ihr ursprünglich kräftiger Leib, von den Geburten geschwächt, verfiel schnell. Die rohe Behandlung und die Erkenntniß, daß der Mann ihr und ihres Erstgeborenen Vermögen durchbringe, thaten das Ihre. Sie fing an zu kränkeln. Kraps hatte für Krankheit keine Geduld. Eines Tages, als er mit neugekauften Pferden vom Markte zurückkam, fand er sie bettlägerig. Er zwang sie, das Bett zu verlassen und in der Wirthschaft zuzugreifen. Aus Angst vor seinem Zorn that die Frau, was er ihr geheißen. Dazu war sie in gesegneten Umständen. In der Nacht verfiel sie in schweres Fieber und starb nach einigen Tagen an Gehirnentzündung.

Bei der Erbschaftsregulirung stellte sich die Entwerthung des Bauerngutes in ihrem ganzen Umfange heraus. Das Vormundschaftsgericht mischte sich ein, trennte das Kind erster Ehe von dem Stiefvater und verpachtete das Bauerngut zu Gunsten des Bevormundeten.

Kraps mit seinen zwei am Leben gebliebenen Kindern belastet, beides Mädchen, mußte wieder Stellung suchen. In seiner Heimath wollte niemand mehr was von ihm wissen. Im allgemeinen ist man zwar beim Landvolk nachsichtig gegen Fehltritte und nicht allzu feinfühlig; die Thatsache, daß einer gesessen hat zum Beispiel, macht ihn noch nicht unmöglich bei Seinesgleichen. Aber Hermann Kraps hatte es doch zu toll getrieben. Man rechnete ihm den Tod seiner Frau als Mord an, der nur nicht herausgekommen war. Es kam hinzu, daß damals gerade sein Bruder, der Wilderer, ein Ende fand, das allgemein als Gottesgericht aufgefaßt wurde. Man war der Krapse und ihrer Gewaltthätigkeit herzlich satt, und wünschte den einzigen noch Ueberlebenden fort aus der Gegend.

Hermann Kraps that den Leuten den Gefallen, er ging. Seine beiden kleinen Mädel ließ er in Pflegschaft zurück. Für manches Jahr galt er in Zälowitz als verschollen. Die Töchter wuchsen heran, eine heirathete im Dorfe, die andere ging nach auswärts in Stellung. Der Name Kraps wurde nicht mehr gehört. Die Familie schien für allezeit erloschen. Man erzählte sich in Zälowitz nur noch von ihnen und ihren Thaten unheimliche Geschichten. Eine Art Mythus spann sich um das Geschlecht.

Da nach etwa zwanzigjähriger Abwesenheit trat auf einmal Hermann Kraps wieder in Zälowitz auf. Er war zum Krüppel geworden. Ein Pferd hatte ihm mit dem Hinterhuf den Knochen am rechten Unterarm dicht über dem Handgelenk zerschmettert. Der Bruch wäre vielleicht geheilt, wenn Kraps den Gypsverband ertragen hätte. In seiner Unleidigkeit riß er den Verband ab, und wurde daran schuld, daß er fürs Leben einen unbrauchbaren rechten Arm behielt. Auch sonst war der alte Mann tief herabgekommen und körperlich arg vernachlässigt.

Für die Gemeinde war es keine angenehme Ueberraschung, als der Todtgeglaubte auf einmal wieder auftauchte. Man erwog ernsthaft, wie man ihn abschieben könne; was ja, wenn ihm niemand Obdach und Beschäftigung gewährte, auch nicht so schwer gewesen wäre.

Aber die verheirathete Tochter nahm sich des Krüppels an. Ihr Mann war Tiefbauarbeiter, und einen großen Theil des Jahres bei Anlage von Drainagen, Teichen und Bahndämmen auswärts auf Arbeit. Die Frau konnte jemanden gebrauchen, der ihr in der Wirthschaft half; dazu langte des Vaters linker Arm immer noch aus.

So war denn Hermann Kraps wieder in Zälowitz, dem Schauplatze seiner Jugendstreiche. Wer ihn von früher

her kannte, wunderte sich, wie zahm er geworden. Seine steife Hand mochte ihn vor manchem bewahren, außerdem paßte ihm auch seine Tochter, die eine ordnungsliebende Frau war, gehörig auf.

Einige Jahre lebte Hermann Kraps so, ohne daß sich etwas Bemerkenswerthes mit ihm zugetragen hätte. Er verlor mehrere Zähne, was ihn nicht gerade verschönte, und sein struppiger Bart, sowie das Wollhaar auf seinem großen Schädel wurden grau. Obgleich er die Sechzig nunmehr erreicht hatte, war er doch noch ein kräftiger Mann zu nennen, und seine dunklen trotzig blitzenden Augen sprachen dafür, daß er noch keineswegs matt und abgestumpft sei.

Das Dorf sollte noch seine Ueberraschungen erleben an Hermann Kraps.

In dem Hause, das seiner Tochter und ihrem Manne gehörte, wohnte in einem angebauten Zimmer nach hinten hinaus, eine Wittwe mit ihren Kindern zur Miethe. Es waren ganz arme Menschen, die sich im Winter mit Weben, im Sommer mit Tagelöhnern durchschlugen. Das älteste Mädchen hieß Marie. Auf ihr ruhte, da die Mutter an schwerem Rheumatismus litt, die Sorge für das Ganze. Sie sorgte für die jüngeren Geschwister, kochte, nähte, flickte, wusch und fand nebenbei auch noch Zeit, verdienen zu helfen. Marie war ein außergewöhnlich solides, vernünftiges und besonnenes Geschöpf. Niemals sah man sie an den Vergnügungen ihrer Altersgenossinnen, an Tanz, Theaterspiel, Landparthien theil nehmen. Dabei war sie eines der hübschesten Mädchen ihrer Generation, mit großen nachdenklichen Augen und von einer Zartheit der Hautfarbe, wie man sie unter den Frauen der arbeitenden Klasse selten findet. Es lag etwas Verfeinertes, Besonderes und höchst Anziehendes über diese Erscheinung gebreitet. Marie schien sich dessen auch bewußt zu sein, denn sie hielt auf sich, kleidete sich stets sauber und passend.

Das Mädchen war mir aufgefallen durch sein nettes, bescheidenes Benehmen und ich freute mich stets, wenn ich ihr in der Dorfstraße begegnete. Mein Erstaunen war daher groß, als ich hörte, daß Marie sich mit einem Manne eingelassen habe und daß ihr Verkehr nicht ohne Folgen bleiben werde. Als ich aber erfuhr, wer ihr Liebster sei, verwandelte sich mein Befremden in Entrüstung.

Dieses liebliche Geschöpf, das die Schamhaftigkeit in Person zu sein schien, und der alte, häßliche, wüste Kraps!

Wie es ihm gelungen, das Mädchen zu verführen, weiß ich nicht. Gewiß hat die Gelegenheit, daß sie unter einem Dache lebten, mit dabei geholfen. Vielleicht mag — das nehme ich zu Mariens Gunsten an — eine Art Mitleid seine Rolle bei dieser erstaunlichen Verirrung gespielt haben. Vielleicht auch imponirte ihr die ungebrochene animalische Kraft, die Brutalität dieses alten Burschen; Eigenschaften, denen mehr Frauen zum Opfer gefallen sind, als ihrer vor Schönheit, Liebenswürdigkeit und Grazie kapitulirt haben.

Wie die Dinge nun einmal lagen, war es das Beste, daß Marie und Kraps einander heiratheten. Sie bezogen ein einziges kleines Zimmer zur Miethe. Gelebt sollte werden von dem, was Marie verdienen würde. Selbst etwas zu erwerben gedachte Kraps nicht.

Er saß auf einmal wieder ganz auf dem hohen Pferde, seit er diesen Bund geschlossen hatte. Mit der Tochter, bei der er bis dahin gelebt, brach er, weil sie seine Verbindung nicht billigen wollte. Jede Andeutung, daß er Unrecht thue, jeden schiefen Blick, eine Bemerkung nur über den Altersunterschied zwischen ihm und Marie, beantwortete er damit, daß er seinen gesunden Arm drohend erhob und erklärte: er habe in seiner linken Faust mehr Kraft als irgend einer in Zälowitz in beiden zusammen. Er war wieder ganz der alte; händelsüchtig, trotzig und frech.

Marie schenkte ihm ein Mädchen; ein Jahr darauf ein Zwillingspaar von Jungen. Das kleine Mädel blieb am Leben, die Zwillinge starben. Marie kam bald genug tief herunter. Ihre feinen Züge zwar waren nicht so schnell zu verwüsten, und die schönen Augen behielt sie; aber ihre Gestalt verfiel, sie vernachlässigte sich in Kleidung und Haltung, bot das Bild eines herabgekommenen Weibes. Er schlug sie. Dazu reichte sein linker Arm, den er im übrigen durch Arbeit nicht schwächte, vollständig aus. Auch hatte er sich neuerdings angewöhnt, in der Wuth um sich zu beißen.

Da Marie seiner Ansicht nach mit dem Weben nicht genug verdiente, war er auf eine neue Erwerbsart für sie verfallen. Er schaffte einen Handwagen an; in den spannte er nicht etwa ein Pferd oder einen Hund, sondern seine Frau. Er selbst ging nebenher, sie von Zeit zu Zeit mit Fluchen antreibend. So zogen sie durch die Dörfer, sammelten Lumpen und Knochen und allerhand andere Abfälle, die er in die Papierfabriken und Knochenmühlen verhandelte.

Das arme Weib mußte einen jammern; aber helfen konnte ihr niemand. Es gibt kein Gesetz, das den schützt, der sich freiwillig zum Sklaven macht. Es gibt auch keines, das ein liebendes Weib vor der Schlechtigkeit dessen schützt, dem ihre Liebe gilt.

Marie liebte diesen Menschen. Es konnte kein Zweifel darüber bestehen. Sie hätte alles gethan ihm zu Liebe. Wenn sie keuchend den schweren Wagen zog, weit vorgebeugt, die Gurte kreuzweis über der Brust befestigt die Schultern einstemmend, daherschritt in zerrissenem Schuhwerk, bei jeder Witterung auf öder Landstraße, mit scheuem Blick nach hinten, ob er nicht vielleicht aushole zum Schlage, so glaube ich, daß sie trotz alledem nicht unglücklich war. Tiefe Befriedigung empfand sie in dem Bewußtsein, ihm zu dienen, den sie sich auserkoren hatte zu ihrem Gebieter.

Einen Beweis, wie Marie den Menschen liebte, lieferte sie, als Kraps wieder mal auf einige Monate ins Gefängniß wandern mußte. Er hatte sich nämlich einem Gendarm gegenüber, der ihn nach dem Hausirschein fragte, thätlich vergangen und ward wegen Widerstandes verurtheilt. Jeder, der Mariens Schicksal kannte, freute sich für die Frau, daß sie den Unhold nun für einige Zeit los sei. Marie dachte anders. Die Augen wollte sie sich ausweinen nach ihm, und als das Gefängniß ihn nach verbüßter Strafe endlich wieder herausgab, war es der größte Freudentag ihres Lebens.

Aber auch für Hermann Kraps kam die Stunde, wo alle Widerspenstigkeit und aller Trotz nichts mehr halfen. Ein Schlaganfall traf ihn, lähmte ihm den gesund gebliebenen Arm. Seine Frau pflegte ihn mit aufopfernder Liebe ein paar Wochen lang. Dann kam ein zweiter Anfall, der tödtlich war.

Selten wird ein Mensch aufrichtiger betrauert worden sein als Hermann Kraps von Marie.

Diejenigen, welche es mit Zälowitz und seiner Bewohnerschaft gut meinen, athmeten auf, als der letzte Kraps gestorben war. Gott sei dank, nun war endlich diese unselige Rasse ausgetilgt! Ein Glück, daß der letzte seines Stammes nur eine Tochter hinterlassen hatte! —

Aber wir sollten noch eine Enttäuschung erleben. Einige Zeit nach dem Todesfall verbreitete sich das Gerücht, daß Marie guter Hoffnung sei, und ein halbes Jahr nachdem der letzte Kraps vom Leben Abschied genommen hatte, erblickte ein neuer Kraps das Licht der Welt.

Der Junge ist jetzt zwölf Jahre alt. Er heißt wie sein Vater: Hermann. Er hat die Kraps'sche Häßlichkeit geerbt, ist kräftig gebaut, und sieht nicht aus, als wolle er durch die Welt gehen, ohne sich darin unangenehm bemerkbar zu machen. Der Lehrer klagt über ihn als einen Knaben, an dem alle erzieherischen Mittel stumpf würden.

Ich erkundigte mich bei seiner Mutter nach Hermann, ermahnte sie, doch ja recht acht zu geben, daß sie sich mit ihm nicht eine neue Ruthe aufbinde. Marie lobte den Jungen mir gegenüber nach allen Prädikamenten; es gäbe kein besseres Kind.

Sie liebt ihn sehr und zieht ihn der Tochter, die mit ihren sanften Augen und der zarten Haut ein Ebenbild darstellt von dem, was Marie vor zwanzig Jahren war, entschieden vor.

Da mir der Mutter günstiger Bericht über Hermann nicht recht glaubwürdig klang, so erkundigte ich mich bei Leuten, die mit der Wittwe Kraps im selben Hause wohnen. Da erfuhr ich genau das, was ich, wie ich nun mal die Krapse kenne, von diesem Sprößling erwartet hatte. Er ist trotzig, tückisch und bissig, hat mit aller Welt Streit, mißhandelt die Schwester und schlägt seine Mutter.

Ich fürchte, wir werden von ihm noch mancherlei zu hören bekommen.

W. von Polenz.

Zeitschriften.

La Grande Revue.

Wiederholt haben wir auf diese von Ferdinand Labori redigirte, von Charpentier-Fasquelle verlegte Monatsschrift hingewiesen. Der Preis des Einzelheftes, 3 Francs, ist etwas höher, als derjenige der Halbmonatshefte der bekanntlich 24 Mal im Jahr erscheinenden Revue des deux mondes. Die Mai-Nummer der Grande Revue bringt eine französische Uebersetzung von Björnson's neuer Komödie „Laboremus", einem im Stoff, leider aber auch nur im Stoff, nicht in der künstlerischen Ueberlegenheit mit Ibsen's Rosmersholm verwandten Schauspiel. Psichari veröffentlicht aus dem Nachlaß seines Schwiegervaters Renan eine vom Autor des Leben Jesu zu Lagny gelegentlich seiner Wahlcampagne 1869 gehaltenen Rede: „über die Dienste, welche die Wissenschaft dem Volk erweist". In einer Verherrlichung von Voltaire's und Condorcet's Lebenswerk gipfeln diese mehr dem jungen Renan und seinem Erstlingswerk L'avenir de la science als dem pessimistischer gesinnten Verfasser der freilich aus der Zeit nach 1870 stammenden Dialogues philosophiques gemäßen eudämonistischen Betrachtungen. Sie sind besser gemeint, als gerathen und eigentlich besonderer Publikation nicht unbedingt bedürftig oder würdig. Eine Charakteristik des neuen Akademikers Emile Faguet von Henri Bordeaux geht nicht in die Tiefe: das Selbstporträt, das Faguet kürzlich bei seiner Antrittsrede in der Akademie sozusagen im Spiegelbild seines Vorgängers Victor Cherbuliez gegeben, hat mich wenigstens weit besser angesprochen. Die belletristischen und ethnographischen Gaben des Maiheftes besonders hervorzuheben, fehlt es heute an Luft und Platz. Nachdrücklich hinweisen möchte ich nur neuerdings auf die politischen Monatsberichte von J. Cornély. Sie sind meines Erachtens die unbefangensten, klügsten und zugleich am besten geschriebenen in der neueren französischen Publicistik. Er versteht es, stofflich und stilistisch zu überraschen. Raisonnement und Charakteristiken sind gleicherweise vertreten. Diesmal würdigt Cornély Waldeck-Rousseau's Art und Verdienst. Im April-Heft widmete er dem in der Dreyfusaffäre vielgenannten, edlen, in China gefallenen Erbfreunde Ducros einen biographischen Nachruf, der — nicht nur als „chronique" — eine Nummer Eins war und verdienen würde, in einer selbständigen Ausgabe festgehalten zu werden.

—m.

Zum dritten und vierten Male in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Zwei Vorträge gehalten von Friedrich Goldschmidt. Berlin. Julius Springer. 1901.

In einem Vortrage kann man nicht viel Erschöpfendes über Land und Menschen eines ganzen Welttheiles sagen und in zwei Vorträgen auch nicht. Dieses Ziel war nicht aufgesteckt und diesem Ziel ist klüglich gar nicht nachgestrebt worden. Aber eine Anzahl anregender Bemerkungen über die Vereinigten Staaten lassen sich wohl auch auf fünfzig Seiten niederlegen, und das ist von Friedrich Goldschmidt geschehen. Er plaudert anregend über das Verschiedenartigste; vorurtheilslos, ohne vorgefaßte Meinung; hier anerkennend, dort auf Schattenseiten des amerikanischen Lebens hinweisend; bald die Natur, bald die Menschen, bald die Institutionen schildernd; vielerlei in den Kreis seiner knappen Ausführungen ziehend, was ihm auf seinen wiederholten Fahrten vom Atlantischen zum Stillen Meere eigenartig und der Beachtung werth erschien.

Mit Recht betont Friedrich Goldschmidt vor allem bei den Amerikanern a passion of education, und er setzt diese Leidenschaft für Volkserziehung und Volksbildung in Gegensatz zu Preußen und Deutschland, das einmal an der Spitze der Bewegung für die Erziehung des Volkes stand, und das heute diesen Platz leider durchaus nicht mehr inne hat. Bei den regen Beziehungen zwischen wirthschaftlichem und geistigem Aufschwung wird die Konkurrenz Amerikas immer drohender werden, wenn jene Elemente bei uns die herrschenden bleiben, die der Ansicht sind, daß Volksbildung nur eine Form der Volksverführung sei, und daß der normale Zustand der „Unterthanen" der der Verdummung sein müsse. Zu diesem Thema theilt Goldschmidt eine Reihe interessanter Thatsachen mit.

Schließlich sei eines kleinen Versehens gedacht, das bei einem so guten Kenner der nordamerikanischen Republik seltsam berührt. Auf dem Titelblatt ist zu lesen: Vereinigte Staaten von Nordamerika; aber sie heißen, der Zukunft noch eine ungemessene Entwicklung vorbehaltend: United States of America.

P. N.

B. Getz: Das staatsrechtliche Verhältniß zwischen Finnland und Rußland. Leipzig. Duncker und Humblot. 1900.

Das Recht Finnlands und seine Wehrpflichtfrage. Eine kurze aktenmäßige Betrachtung von einem finnländischen Juristen. Leipzig. Duncker und Humblot. 1900.

Ein Beitrag zur Beurtheilung der staatsrechtlichen Stellung des Großfürstenthums Finnland. Leipzig. Duncker u. Humblot. 1900.

Der außerordentliche Finnländische Landtag 1899. Die Antwortschreiben der Stände auf die Kaiserlichen Vorlagen über die Umgestaltung des Finnländischen Heerwesens. Uebersetzung des Originaltextes nebst einer Vorbemerkung. Herausgegeben von Dr. F. Arnheim. Leipzig. Duncker und Humblot. 1900.

Alle diese Schriften betreffen denselben Gegenstand: das gute Recht Finnlands im Kampf mit den russischen Ansprüchen und Uebergriffen. Der Verfasser der zuerst genannten Schrift, Generalstaatsanwalt des Königreichs Norwegen, setzt in Kürze die staatsrechtliche Stellung Finnlands, als eines „autonomen" mit dem russischen Kaiserthum vereinigten Großfürstenthums, auseinander und beweist, daß das finnländische Heerwesen nicht zu den Reichsangelegenheiten gehört. Der Verfasser der zweiten Schrift kommt, trotz des Verzichtes auf „theoretische Konstruktion" doch zu demselben Schluß: Finnland ist zwar nicht souverän, aber „autonom". Es „darf nur nach finnländischem Recht regiert werden, welches nur in der Ordnung, die es selbst vorschreibt, geändert werden kann." Daher kann ein Gesetz über die Wehrpflicht nur nach Annahme durch die Stände sanktionirt werden. Die materielle Kritik der kaiserlichen Vorlagen über die Umgestaltung des finnländischen Heerwesens, die sich anschließt, wird erst recht verständlich durch das Studium der Antwortschreiben der Stände, die, in deutscher Uebersetzung, einen Band von 314 Seiten füllen. Nimmt man den an dritter Stelle angeführten Auszug aus Professor Hermansons 1892 in schwedischer Sprache erschienenen Werkes über Finnlands staatsrechtliche Stellung dazu, so hat man ein Arsenal zur Verfügung, dem sich Waffen genug entnehmen lassen, um wenigstens die öffentliche Meinung Europas über den Kampf ums Recht aufzuklären, der im hohen Norden geführt wird.

A. St.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 33. Berlin, den 18. Mai 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Das Charakteristischste unseres Ministerwechsels ist die Lautlosigkeit, mit der sich der Wandel der Scene vollzogen hat. Diese besondere Methode der Beseitigung von Kollegen entspricht augenscheinlich dem Temperament des Grafen Bülow. Ohne Lärm und ohne offensichtliche Gewaltthätigkeit verschwanden nicht nur die harmlosen Ministergestalten, sondern auch Herr von Miquel, der garottirt war, bevor er auch nur vermuthet hatte, daß sein politisches Leben sich dem Abschluß zuneige. Von all diesen Ereignissen spricht man heute schon nicht mehr, und nur Herr von Miquel legt Werth darauf, daß seine Freunde in der Presse erklären, er sei keineswegs vom politischen Schlage plötzlich getroffen worden, sondern er sei wohl vorbereitet und mit erhobener Stirn aus dem politischen Leben geschieden, um in das Paradies des beschaulich genießenden Privatmannes hinüberzuwandeln. Aber an diesen Angaben ist kein Wort wahr; thatsächlich gehörte Herr von Miquel zu den Allerüberraschtesten, als er durch Herrn von Wilmowski erfuhr, daß er amtsmüde sei, und als er folgerichtig dann erkannte, daß es seinen wahren Neigungen entspräche, sich mit Geschichte und Philosophie als weiser Mann zu beschäftigen.

Auf diese Details heute zurückzukommen, hat nur einen Zweck; sie sind nicht uninteressant für die Psychologie der handelnden Personen.

Wie Fürst Bismarck überschaute auch Herr von Miquel schließlich die Situation nicht mehr. Es scheint also, daß der Kaiser Entschlüsse zu fassen weiß und liebt, die selbst jenen verborgen bleiben, die ein Interesse daran haben, sie zu kennen, und die über die nöthige Klugheit verfügen, um in den Konstellationen des höfischen Himmels mit seinen Verdunkelungen richtig zu lesen. In anderer Beziehung hat Graf Bülow bewiesen, daß auch er mit Gegnern fertig zu werden versteht. Er liebt augenscheinlich nicht die heroischen Kämpfe; aber das ist Geschmackssache; schließlich kommt es nicht auf die Methode an, sondern auf das Ergebniß; und das Ergebniß war, daß nicht Herr von Miquel den „jungen Mann", wie er zu prophezeien liebte, überlebte, sondern, daß der „junge Mann" den Herrn von Miquel vor die Thür des Ministeriums setzte, ehe der erfahrene Alte noch Zeit gefunden hätte, irgend einen Schritt zu seiner Vertheidigung zu thun und irgend eine Gegenmaßregel zu ergreifen. So vollzog sich denn eine Wandlung, die zweifellos ihre Bedeutung hat, ohne Kampf und gänzlich geräuschlos gemäß der Regiekunst des Grafen Bülow, der mit der Inscenirung von dem Kaiser beauftragt worden war.

Graf Bülow war allmählich in den Ruf gekommen sowohl ein junger Mann als auch ein harmloser und zu weicher Mann neben dem Herrn von Miquel zu sein. Solcher Ruf ist in der Politik immer gefährlich. Die Politik verlangt Kraft und Energie und ohne Beweise von Kraft und Energie vermag man sich im öffentlichen Leben nicht zu behaupten. Daß es dem Grafen Bülow gelungen ist solchen Beweis zu erbringen, kommt seiner Stellung zu Gute, und dabei ist es gleichgültig, ob jemand wie ein Löwe seine Gegner mit großem Gebrüll kraftvoll anfällt — das war Bismarck's Art, — oder ob der Gegner lautlos abgethan daliegt, als sei er einer stillen Umstrickung erlegen. Jedenfalls kann man es nicht niedrig einschätzen, daß Graf Bülow den Herrn von Miquel, einen keineswegs ungefährlichen Partner im Ministerium, so elegant zu beseitigen verstanden hat.

Eine andere und zwar offene Frage ist es, für welche politischen Zwecke er seine Kraft und sein Können wird einsetzen wollen, und ob Graf Bülow über Personenfragen hinaus nach großen Zielen die sachliche Politik eines Staats-

manns zu treiben beabsichtigt. Das wissen wir nicht und augenscheinlich die Agrarier auch nicht, deren Presse mit einer etwas beklommenen Zurückhaltung die Erörterung dornenvoller Fragen meidet.

Man wagt noch nicht auf der Rechten den Grafen Bülow offen als Feind zu behandeln, und man wagt ebensowenig ihn als Freund zuversichtlich zu reklamiren. Man wartet dem neuen Bülow'schen Ministerium gegenüber ab auf der Rechten und auf der Linken — das ist eine Lage, die zwar nicht lange andauern kann, — aber in der Graf Bülow entsprechend seiner Individualität gewiß so lange wie möglich zu verharren suchen wird.

Ueber die Abstrafung der Schuldigen haben sich die Mächte mit China schlecht und recht geeinigt. Ueber die Leistung an Kriegsentschädigungen scheint jetzt auch eine Einigung erzielt zu werden. Die Höhe der Summe ist festgesetzt. In der Theorie sind also die schwerwiegendsten Meinungsverschiedenheiten geschwunden. In der Praxis ist man freilich noch nicht am Ziel. Ein Versprechen auf Bestrafung und ein Versprechen auf Zahlung ist gut; aber von der Anerkenntniß bis zur vollzogenen Thatsache kann noch ein recht langer Weg sein, und der Weg ist namentlich dann lang, wenn ein Schuldner zugleich erklären muß, daß seine Zahlungsfähigkeit seinem guten Wollen durchaus nicht entspricht. Wie die Kriegsentschädigung aufzubringen sei, darüber wird man sich noch zu verständigen haben. Immerhin, lösen sich doch langsam die Schwierigkeiten, und das ist überaus erfreulich.

Die französisch-russische Freundschaft hat eine jener Früchte zunächst getragen, an denen der Allianzbaum bisher schon reich gewesen ist. Die Franzosen haben den Russen eine neue Anleihe gewährt; das ist finanziell für Frankreich voraussichtlich kein schlechtes Geschäft; Rußland hat bisher stets seine Zinsen gezahlt; und das ist politisch, wenn nichts weiter, eine neue noch innigere Verkupplung des russisch-französischen Schicksals.

In Abbazia ist der König von Griechenland mit dem Könige von Rumänien zusammengetroffen. Die Demonstration, die in dieser Begegnung liegt, kann sich nur gegen Bulgarien richten, das mit seinem Ehrgeiz sowohl rumänische wie griechische Interessen in Macedonien bedroht, und das keine Gelegenheit vorübergehen ließ, Rumänien zu chikaniren. Bulgarien hat fast alle Sympathien, die es einmal in Europa besaß, verscherzt, und es kann daher nur erwünscht sein, wenn neben der Türkei Kräfte sich regen, um diesen anmaßenden Unruhestifter zur Besinnung zu bringen.

In Australien hat sich ein wichtiges Ereigniß vollzogen. Die einzelnen Kolonien haben sich zu einem Staatenbund zusammengeschlossen, und das gemeinsame Parlament der Kolonien ist durch den Herzog von Cornwall und York eröffnet worden. Also auch hier wächst ein starkes Staatengebilde, verwandt den Vereinigten Staaten von Amerika, heran; ein Staatengebilde, dessen einheitliche Handelspolitik für die Welt und für Deutschland eine erhebliche Bedeutung haben kann, und das überdies bahnbrechend auf dem Gebiete der Sozialpolitik zu wirken berufen erscheint.

Die australischen Kolonien besitzen bereits eine Reihe sozialer Gesetze, die das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer in einer Weise regeln, wie das weder in Europa noch in den Vereinigten Staaten bekannt ist. So hat man, um nur eines anzuführen, in der australischen Kolonie Neuseeland, die übrigens der australischen Föderation bisher nicht beigetreten ist, den Versuch gemacht, die Gegensätze, die bei uns zum Streiken führen, obligatorisch durch Schiedsspruch auszugleichen. Auch von der australischen Entwicklung wird Europa viel zu lernen haben.

* * *

Windstille.

Die Parlamente des Reichs und Preußens haben ihre Thätigkeit eingestellt. Die Regierung hat nunmehr ein volles halbes Jahr vor sich, in dem sie sich auf jene Thaten gründlich vorbereiten kann, die von ihr bereits in der abgelaufenen parlamentarischen Saison erwartet wurden. Von den beiden großen Fragen, die bisher im Mittelpunkt des politischen Streites standen, der Zolltariffrage und der Kanalfrage, scheidet die letztere allem Anschein nach einstweilen aus. Die Legislaturperiode des preußischen Landtages dauert noch zwei Jahre. Da die Regierung sich nicht dazu aufraffen konnte, dieselbe durch eine Auflösung abzukürzen, so bleibt die Entscheidung über die Kanalfrage möglicher Weise bis zur nächsten Legislaturperiode vertagt. Ob die Regierung in dem 1903 zu wählenden Abgeordnetenhause eine günstigere Mehrheit für ihre Kanalpläne finden wird, ist durchaus zweifelhaft. Das korrupte preußische Wahlsystem bleibt ungeändert; selbst die Initiative zu einer auch nur einigermaßen gerechten Neueintheilung der Wahlkreise erwartet man von der Regierung vergeblich. Auf welcher sachlichen Unterlage beruht danach die Hoffnung, daß der nächste Landtag sich in Kanalsachen gefügiger zeigen werde als der gegenwärtige, vor dessen rücksichtsloser Mehrheit die Regierung so tapfer zurückgewichen ist? Außerdem ist es keineswegs sicher, ob nach einigen Jahren die Emscherthallinie überhaupt noch gebaut werden kann. Die Aussichten, daß der Mittellandkanal in absehbarer Zeit zu Stande kommt, sind deshalb geringer, als sie es jemals seit Beginn der Kanalkampagne im Jahre 1898 gewesen sind.

Es gibt Politiker, die da glauben, daß das Ausscheiden der Kanalvorlage aus der praktischen Politik der nächsten Jahre einer rationellen Neuordnung unseres Zolltarifs zu Gute kommen und den Wiederabschluß der Handelsverträge erleichtern werde. Ich theile diese Meinung nicht. Der Mittellandkanal war eine starke Karte in der Hand einer Regierung, die entschlossen war, die Caprivische Handelsvertragspolitik fortzusetzen; der Kanal paßte zu einer Politik der offenen Thür, zu einer Politik der Entwickelung aller nationalen Produktivkräfte. Außerdem ist der Mittellandkanal bei allen vorwärtsstrebenden Elementen Deutschlands populär. Könnte man die Entscheidung in Preußen über den Mittellandkanal durch ein Plebiszit herbeiführen, so würde die Abstimmung eine überwältigende Mehrheit für den Kanal ergeben. Indem die Regierung den Glauben erweckt, daß sie auf die Verwirklichung des großen Meliorationswerks für die nächsten Jahre verzichte, hat sie das Zutrauen zu ihrer Energie in der Durchführung einer rationellen Handelspolitik gleichzeitig vermindert und dem Agrarierthum die Möglichkeit verschafft, nunmehr seine gesammte Kraft auf die Herbeiführung eines Hochschutzzolltarifs und damit auf die Vereitelung neuer Handelsverträge zu konzentriren. Wenn sich die Regierung nicht abermals von den Agrariern völlig in die Ecke drängen lassen will, so bleibt ihr nur noch die eine Möglichkeit, daß sie überhaupt keinen neuen Zolltarifentwurf vorlegt, bevor sie nicht mit den Nachbarländern darüber einig geworden ist, auf welcher Grundlage die neuen Handelsverträge abgeschlossen werden können. Es kann nicht oft und nicht deutlich genug hervorgehoben werden, daß es gar keinen unsinnigeren Weg gibt, als über einen neuen autonomen Zolltarif zu neuen Handelsverträgen kommen zu wollen. Je mehr wir uns dem Ablauf der bestehenden Handelsverträge nähern, um so weniger liegt Grund vor, diesen falschen Weg zu beschreiten. Deutschland kann garnichts gewinnen, wenn es unmittelbar vor den Verhandlungen mit anderen Staaten über den Abschluß neuer Handelsverträge einen autonomen Zolltarif aufstellt, von dem alle Welt weiß, daß er nur einen demonstrativen Charakter besitzen wird. Die Regierung würde auf Schritt und Tritt bei den Handelsvertragsverhandlungen durch den neuen autonomen Zolltarif in ihrer Entschlußfähigkeit gehemmt sein. Nur

schwachmüthige Liebedienerei gegen das Agrarierthum kann deshalb eine Regierung bestimmen, sich mit gebundenen Händen in die neuen Handelsvertragskonferenzen senden zu lassen. Das nächste Halbjahr, in dem parlamentarische Ruhe bei uns herrschen wird, ist andererseits lang genug, um vorläufig festzustellen, wie groß das Entgegenkommen der Nachbarstaaten gegen unsere handelspolitischen Wünsche sein wird. Ich glaube, man gibt sich dabei noch immer viel zu großen Illusionen hin. Es ist keineswegs sicher, daß beispielsweise ein Land wie Rußland bereit sein wird, die von ihm in dem Handelsvertrage von 1894 gemachten Zollzugeständnisse zu erneuern, wenn Deutschland an seinen gegenwärtigen hohen Agrarzöllen in jedem Punkte festhält. Die Erwartung, daß die Russen sogar zu einer Erhöhung unserer Agrarzölle einfach Ja und Amen sagen werden, ist jedenfalls in gar keiner Weise gerechtfertigt.

Aus all diesen Gründen erscheint es mehr als je angezeigt, auf die Vorlegung des Entwurfs eines neuen Zolltarifs zu verzichten, bis darüber Klarheit geschaffen ist, wie die kommenden Handelsverträge aussehen werden. Inzwischen erwächst den Freunden einer Politik der offenen Thür die wichtige Aufgabe, die von den agrarischen Jakobinern seit vielen Jahren systematisch konfus gemachte öffentliche Meinung zur Vernunft zurückzuführen. Die Gegenbewegung darf nicht wieder einschlafen. Je unsicherer die Haltung der Regierung in diesen wichtigen zoll- und handelspolitischen Fragen ist, um so bedeutsamer wird sich der Einfluß der öffentlichen Meinung erweisen. Unruhe ist jetzt die erste Bürgerpflicht.

Theodor Barth.

Parlamentsbriefe.

XX.

Was alles Beschwören, Warnen und Klagen und selbst die bitterste Kritik der durch die Presse vertretenen öffentlichen Meinung nicht vermocht hat: einen beschlußfähigen Reichstag zusammenzubringen, das war dem Schnaps am vorigen Montag gelungen. Der Schnaps war zum Lebenselixir des deutschen Reichstags geworden; der Branntwein rief, und alle, alle kamen. Es handelte sich ja um eine neue Liebesgabe, um den sogenannten „Schutz der Landwirthschaft", natürlich nicht der kleinen Landwirthschaft, denn die ganz kleinen Landwirthe haben keine Brennereien, wohl aber um weitere Privilegirung jener Gutsbrennereien, zu deren Gunsten die famose Branntwein-Liebesgabe im Jahre 1887 erfunden worden ist. Alle anderen Brennereien, insbesondere auch die Hefe- und Melassebrennereien, mögen zu Grunde gehen, wenn nur die Kartoffelbrenner Ostelbiens, diese fine fleur unserer Grundbesitzeraristokratie, ihr segensreiches Handwerk unter höheren Gewinnchancen weiter treiben können. Es sind das dieselben Privilegirten, die auch im Bund der Landwirthe den eigentlichen Ton angeben und den berühmten lückenlosen agrarischen Zolltarif um jeden Preis anstreben, selbst auf die Gefahr hin, mit der ganzen Welt in Zollkriege zu gerathen. Die diesmalige Liebesgabenkampagne war geradezu ein Muster der schnödesten Interessenpolitik. Die Gesetzgebung des Reichs sollte sich dabei zum unmittelbaren Vollstrecker der Wünsche eines Interessentenverbandes machen, des bekannten Spiritusringes, der Gefahr läuft, in seinem eigenen Spiritus zu ertrinken, wenn es ihm nicht gelingt, für den Spiritus, der nicht getrunken wird, weitere Absatzmöglichkeiten zu schaffen. Der Export ins Ausland ist immer schwieriger geworden; es bleibt nur die Ausdehnung des inneren Verbrauchs für gewerbliche und insbesondere für Beleuchtungszwecke. Gegen eine derartige Erweiterung des Absatzgebiets für Spiritus ist natürlich an und für sich nicht das mindeste einzuwenden; aber es soll auf Kosten der Steuerzahler geschehen und auf einem Wege, der schließlich zu dem Endziel führen würde, daß der Staat den Spiritus, der nicht getrunken wird, zu einem Minimalpreis seinerseits abnimmt.

Einstweilen sucht man diesem Ziele noch auf Umwegen näherzukommen, und zwar durch eine Neuregulirung der Brennsteuer. Die Brennsteuer ist eine der verschrobensten Steuerkonstruktionen, deren Prinzip auf eine Begünstigung der geringeren Wirthschaftlichkeit hinausläuft; sie paßt durchaus zu dem verkünstelten System unserer ganzen Branntweinsteuergesetzgebung. Die Brennsteuer, ein Zuschlag zur Verbrauchsabgabe, beginnt bekanntlich bei einer Produktion von jährlich 300 Hektolitern mit einem Steuersatz von 50 Pfennig auf den Hektoliter. Progressiv erhöht sich der Zuschlag dann in der Weise, daß bei der Produktion von 3000 Hektolitern der Maximalsatz von 6 Mark erreicht wird. Die neueste Reform der Brennsteuer, wie sie beim Kehraus des Reichstags noch Hals über Kopf durchgepeitscht werden sollte, sieht eine 50prozentige Steigerung dieser Sätze vor. Aus den Erträgen dieser Brennsteuer sollen dann eventuell auch höhere Denaturirungsprämien als bisher, wo sie 4,50 Mark pro Hektoliter betragen, bewilligt werden. Außerdem kommt noch in Betracht die in der Rückgewährung der Maischraumsteuer liegende thatsächliche Prämie von circa 3 Mark, denn die Maischraumsteuer belastet das Produkt mit etwa 13 Mark, während für den denaturirten Spiritus eine Rückgewährung in Höhe von 16 Mark eintritt. Daneben sind die Kartoffelbrenner allen anderen Brennern gegenüber bei der Zumessung der Brennsteuer wesentlich begünstigt, und endlich genießen sie zum Vollen bei der eigentlichen Verbrauchsabgabe die famose Liebesgabe von 20 Mark per Hektoliter für ihr Kontingent. Wir haben es hier mit einem vollständigen Rattenkönig von steuerlichen Begünstigungen zu thun, die unser ganzes Branntweinsteuersystem immer mehr verkünsteln und in immer höherem Grade unnatürliche Verhältnisse in der Spiritusproduktion schaffen.

Diesem idealen Ziele zu dienen, waren am vorigen Montag die Reichsboten aus allen Theilen Deutschlands, von der Memel bis zum Rhein, vom Schwarzwald bis zur Königsau zusammengeströmt. Es handelte sich ja darum, ein Palladium agrarischer Weisheit und Gerechtigkeit zu schützen. Zwar hatte wenige Tage vorher der Seniorenkonvent eine Vereinbarung getroffen, wonach nur die einfache Verlängerung der gegenwärtig herrschenden gesetzlichen Bestimmungen eintreten sollte; aber wie kann sich ein Agrarier an derartige Vereinbarungen gebunden halten, wenn der Schnaps in Frage steht! Nieder mit den Vereinbarungen des Seniorenkonvents! Hals über Kopf werden die Mitglieder der Branntweinkommission zusammengetrommelt, und kurzer Hand wird ein Nothgesetz nach den Diktaten der Agrarier durch die Kommission gejagt. Für einen schriftlichen Bericht ist natürlich keine Zeit mehr, aber ein mündlicher thut's auch, wenn man nur die nöthige Anzahl von Stimmen zusammentrommeln kann, um vor etwaigen Auszählungen gesichert zu sein. In dieser sinnigen Weise suchte die Volksvertretung des Deutschen Reiches noch rasch die Interessen der Allgemeinheit zu wahren, bevor sie sich vertagte.

Aber zwischen Lipp' und Kelchesrand steht im Parlament die Geschäftsordnung. Um den Schnapskelch zu leeren, mußten die Liebesgabenmänner auch vollzählig in der auf Mittwoch, Vormittags 9 Uhr, anberaumten dritten Lesung erscheinen. Das Heimathsgefühl war jedoch zu stark. Die Schaaren hatten sich in der Pause zwischen der zweiten und der dritten Lesung gelichtet. Nach Pflicht und Schuldigkeit benutzte die Linke diese Gelegenheit, um die Beschlußfähigkeit des Reichstags zu erproben und siehe da — risum teneatis amici — es fehlte ein Mann an der zur Beschlußfähigkeit nöthigen Zahl von 199. Damit lag die Schnapsflasche zerbrochen am Boden, und die Liebesgaben-

patrioten ziehen verstimmt in die Ferien. Die Vertagung ist feierlich proklamirt.

Am 26. November will der Reichstag wieder zusammentreten, um dann alsbald den zollpolitischen Hexensabbath zu feiern.

Proteus.

Schutzzöllnerische Kritik.

Es war vorauszusehen, daß die schutzzöllnerische Presse sich bemühen würde, das handelspolitische Programm, welches die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft in ihrer vor kurzem veröffentlichten Denkschrift, betreffend die Neugestaltung der deutschen Handelspolitik (vergl. Nr. 29 der „Nation“ vom 20. April 1901), aufgestellt haben, nach Kräften zu diskreditiren. Nachdem sich die tonangebenden Organe der agrarischen und großindustriellen Schutzzöllner in dieser Absicht über die Denkschrift geäußert haben, ist es nicht uninteressant, festzustellen, welche Punkte in den Darlegungen der Aeltesten die Gegner besonders gereizt haben.

Es sind dies hauptsächlich drei: Die Bemerkungen über den „Schutz der nationalen Arbeit“, die „schutzzöllnerische Solidarität“ und die Belastung der deutschen Unternehmer durch die Sozialgesetzgebung.

Die „Deutsche Tageszeitung“ und die „Kreuzzeitung“ haben es nicht für nöthig befunden, ihr Verdikt über die Denkschrift näher zu begründen; sie glauben offenbar, daß ihre Leser genügend „geschult“ seien, um einzusehen, daß das Aeltestenkollegium, welches sich für einen allmählichen Abbau des deutschen Schutzzollsystems ausspricht, schon deshalb der öffentlichen Verachtung anheimfällt. Ueber leere Redensarten und Verhöhnungen des Aeltestenkollegiums kommen die beiden führenden Blätter der agrarischen Partei bei ihrer Besprechung der Denkschrift nicht hinaus.

Anders das Organ der großindustriellen Schutzzöllner, insbesondere des „Centralverbandes deutscher Industrieller“! In drei langen Artikeln der „Berliner Neuesten Nachrichten“, betitelt „der Schwanengesang der Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin“, versuchte ein Vorfechter des Verbandes die Argumente des Aeltestenkollegiums zu entkräften.

Leider bieten auch diese Artikel trotz ihres wissenschaftlichen Anstrichs keine Grundlage zu einer sachlichen Erörterung der handelspolitischen Fragen. Denn erstens mangelte dem Verfasser dieser Artikel offenbar, wenn nicht die Fähigkeit, so doch die Geduld, den Gedankengängen dieser Denkschrift, deren Lektüre allerdings etwas intensive Gehirnarbeit erfordert, zu folgen, wie u. A. seine Bemerkungen über die Ausdehnung der nationalen Produktion in Folge von Schutzzöllen deutlich beweisen. Zweitens steht der Verfasser nicht nur mit dem Aeltestenkollegium, sondern auch mit dem Abc der Volkswirthschaftslehre auf dem Kriegsfuße, ist er doch im Stande, zu behaupten, die Einrichtung eines großen stehenden Heeres habe eine Steigerung des Lohnes der Arbeiter zur Folge. Jemand, der solche und ähnliche Thorheiten schreibt, wagt es, den angesehensten Vertretern der Berliner Kaufmannschaft Mangel an wirthschaftlichem Verständniß vorzuwerfen! Die Schwäche seiner Gegenargumente sucht der Verfasser durch Gehässigkeiten gegen das Aeltestenkollegium, dessen nationales Empfinden er verdächtigt, durch Verdrehungen der Gedanken der Denkschrift und durch billige und nicht gerade neue Witzchen über den Namen der „Aeltesten“ zu verdecken. Ich würde die Leser der „Nation“ auch nicht mit einer Besprechung dieser minderwerthigen Aufsätze in den „B. N. N.“ behelligen, wenn nicht einige Ausführungen des Verfassers ein allgemeines Interesse beanspruchten, insofern als sie in der öffentlichen Diskussion über handelspolitische Fragen immer wiederzukehren pflegen.

In der Denkschrift melde sich, so behauptet der Verfasser, „eine abgeschlossene Epoche im wirthschaftlichen Denken“ noch einmal zum Worte. Es ist der alte Vorwurf, die Anschauungen der Freihändler seien veraltet; sie seien vielleicht um die Mitte des 19. Jahrhunderts richtig gewesen, und auch damals nur für England; heute sei es „Rückständigkeit“, für den Freihandel einzutreten; selbst in England habe man Cobdens Ideale „überwunden“. Daß diese letztere Behauptung den Thatsachen nicht entspricht, ist in der letzten Zeit mehrfach nachgewiesen worden; es ist daher wohl nicht nöthig, dies nochmals hier genauer auszuführen. Ueberhaupt aber ist entschieden zu bestreiten, daß das „wirthschaftliche Denken“ der Zeit Cobdens von der heutigen nationalökonomischen Wissenschaft für unrichtig und veraltet angesehen werde. Die Volkswirthschaftslehre hat zweifellos im letzten halben Jahrhundert bedeutende Fortschritte gemacht; verdienstvolle wirthschaftsgeschichtliche Studien haben unsere Kenntniß der wirthschaftlichen Entwicklung erweitert; man hat manche Theorien der älteren Nationalökonomen modifiziren, meistens nur vorsichtiger fassen müssen; viele Einzelfragen der Wirthschaftspolitik sind genauer untersucht worden. Aber die Grundlagen der Wirthschaftswissenschaft, welche die großen englischen Nationalökonomen gelegt haben, sind trotz aller Angriffe unversehrt geblieben. Diese Grundlagen „veralten“ ebensowenig wie die Lehren der römischen Juristen von den Grundbegriffen des Rechts oder wie das Einmaleins. „Das theoretische Lehrgebäude der Klassiker gleicht einer starken Festung mit einigen noch nicht völlig ausgebauten, bezüglich mangelhaft angelegten Außenwerken. Die Feinde können die Festung nicht einnehmen, wohl aber in diesen Außenwerken sich zeitweilig festsetzen — um schließlich wieder vertrieben zu werden.“ So schreibt einer der angesehensten Vertreter der deutschen nationalökonomischen Wissenschaft, H. Dietzel, in dem von Ad. Wagner herausgegebenen „Lehr- und Handbuch der politischen Oekonomie“ (zweite Hauptabtheilung, Bd. I, Vorwort, S. VI).

Zu dem festen Bestande der wissenschaftlichen Nationalökonomie gehört auch die Lehre von der internationalen Arbeitstheilung, auf welcher die Forderung des Freihandels beruht. Bei der Verwirklichung dieser Forderung muß natürlich gefragt werden, ob vielleicht andere Faktoren nicht-wirthschaftlicher Natur, rein politische, nationale, religiöse u. s. w., vorhanden sind, welche einen Verzicht auf die unbestreitbaren wirthschaftlichen Vortheile des Freihandels als geboten erscheinen lassen. Manche Politiker glauben z. B., daß die Erhaltung der preußischen Großgrundbesitzer eine politische und soziale Lebensfrage für das Deutsche Reich sei, und daß infolgedessen die gesammte übrige Bevölkerung vermittelst hoher Agrarzölle einen Tribut zur Konservirung dieser Kreise zahlen müsse. Die Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft sind nicht dieser Meinung. Jedoch sind sie weit entfernt davon, den Freihandel auf Grund eines „Dogmas“ zu predigen. Sie erörtern z. B. die Frage, ob die Rücksicht auf die angebliche Gefährdung der nationalen Unabhängigkeit Deutschlands in Folge seiner Abhängigkeit von der Lebensmittelzufuhr aus dem Auslande ein Grund zur Festsetzung von Agrarzöllen sei. Sie begründen auch ihre Forderung einer „allmählichen Beseitigung aller Hemmnisse des internationalen Verkehrs“ ausdrücklich mit dem Hinweis auf die gegenwärtige wirthschaftliche Lage Deutschlands und die Tüchtigkeit der deutschen Unternehmer und Arbeiter. Die deutsche Volkswirthschaft bedarf nach Ansicht der Aeltesten nicht mehr einer staatlichen Gängelung und Bevormundung. Auf der wirthschaftlichen Höhe, welche Deutschland erreicht hat, ist eine „Erziehung“ einzelner Industrien durch Zölle, d. h. durch den Staat auf Kosten der Konsumenten, zu verwerfen. Diese Ansicht vertritt übrigens auch einer der hervorragendsten nationalökonomischen Theoretiker, welcher sich gerade mit handelspolitischen Fragen sehr eingehend beschäftigt hat, Professor Lexis in Göttingen (vergl. Schönberg's Hand-

buch der politischen Oekonomie, II, 2, vierte Auflage, S. 338).

Die deutschen Industriellen und Kaufleute sollen sich, wie die Denkschrift betont, auf ihre eigene Kraft verlassen und nicht immer staatliche Unterstützungen in Anspruch nehmen. Es wirkt in der That komisch, wie der Verfasser jener Artikel in den „B. N. N.“ im Namen derer zu sprechen glaubt, denen „kraftvolles Können und entschlossenes Wollen“ eigen sein soll, die aber angeblich ohne Staatshilfe nicht leben können, während er das Aeltestenkollegium, das gerade von jedem einzelnen die Anspannung seiner ganzen Kraft und die Uebernahme der vollen Verantwortung für seine Handlungen verlangt, der „Träumerei“ bezichtigt.

„Arbeitsfroh“ ist gerade das Programm des Aeltestenkollegiums. Auf die Arbeit als die wahre Quelle des nationalen Wohlstandes weisen sie die Gewerbetreibenden hin. Nicht der Schutzzoll, sondern die angespannte Arbeit ist es, welche den Aufschwung der Vereinigten Staaten von Amerika hervorgerufen hat. Die Früchte der Arbeit setzen das energische nordamerikanische Volk in die Lage, durch eine gesteigerte Ausfuhr seinen Schuldverpflichtungen gegenüber den alten Kulturvölkern mit Leichtigkeit nachzukommen und sogar schon die geliehenen Kapitalien zurückzuerstatten. Rußland dagegen, dessen Bevölkerung nicht intensiv zu arbeiten versteht, geräth immermehr in die Schuldknechtschaft der anderen Länder; der Schutzzoll kann dort so wenig wie anderswo Prosperität erzeugen.

Nicht die Schutzzöllner, sondern die Freihändler sind es, welche die frohe Botschaft von der nationalen Arbeit verkünden.

Die „Kreuzzeitung“ hat besonderen Anstoß an den Ausführungen der Denkschrift über die „schutzzöllnerische Solidarität“ genommen, ohne sie jedoch zu widerlegen. Da ein „solidarisches“ Vorgehen immer etwas Verführerisches hat, und da die Gefahr besteht, daß die wichtigsten Zollerhöhungen in Deutschland durch ein „solidarisches“ Handeln mächtiger Interessentengruppen herbeigeführt werden, so war eine Kritik der bestechenden Formel von der „schutzzöllnerischen Solidarität“ in der Denkschrift besonders am Platze. Da die Argumente, mit welchen die Formel zu bekämpfen ist, in der Oeffentlichkeit noch nicht genügend beachtet worden sind, so seien an dieser Stelle die betreffenden Ausführungen der Denkschrift citirt:

„Das hier vorgeschlagene System der schutzzöllnerischen „Solidarität“ beruht auf einer Illusion. Für viele Zweige der heimischen Produktion, namentlich für die Herstellung von Spezialartikeln und schwer transportablen oder leicht verderblichen Waaren, sind die auf ihre Produkte gelegten Schutzzölle durchaus gleichgültig, da die inländischen Betriebe dieser Art den heimischen Markt auch ohne staatlichen Schutz beherrschen, also die Konkurrenz des Auslandes für sie überhaupt nicht in Frage kommt. Ferner können die im Groß- und Kleinhandel, im Versicherungswesen, im Speditionsgewerbe u. s. w. thätigen nationalen Produktivkräfte zollpolitisch nicht geschützt werden. Für diese Branchen besteht demnach ein staatlicher Schutz überhaupt nicht oder nur auf dem Papiere; um so fühlbarer werden aber für sie den anderen Branchen gewährten wirklichen Begünstigungen. Die Unternehmer der nominell durch den Zolltarif geschützten Branchen, in denen aber der Zollschutz nach der Natur der Sache oder der geschichtlichen Entwickelung keine Wirkung haben kann, werden als Konsumenten von wirklich geschützten Rohstoffen, Halbfabrikaten und fertigen Produkten in der oben geschilderten Weise empfindlich geschädigt, ebenso die Kaufleute, Spediteure u. s. w.; außerdem schränkt sich in Folge der in den geschützten Branchen eingetretenen Preiserhöhungen die Absatzmöglichkeit der nicht geschützten Produzenten auf dem heimischen Markte ein. Die geschilderte „Solidarität“ der inländischen Produzenten ist also überhaupt nicht vorhanden und auch nicht herzustellen; damit fallen auch die an dieselbe geknüpften Hoffnungen einer Ausgleichung der aus den Schutzzöllen sich ergebenden „Vortheile“.“

Weiter hat es die industriellen Schutzzöllner sehr verdrossen, daß die Aeltesten gegenüber den Klagen dieser Kreise über die Belastung der Industrie durch die deutsche Sozialgesetzgebung und über die sich daraus ergebende Schwächung ihrer Konkurrenzfähigkeit im Auslande begründete Zweifel geäußert haben; es ist ihnen peinlich, daß eins ihrer besten Argumente, das sich auch Graf von Posadowsky noch vor Kurzem im Reichstag zu eigen gemacht hat, so diskreditirt wird. Der journalistische Vertreter des „Centralverbandes“ führt gegenüber den allgemeinen Darlegungen der Denkschrift eine Menge Zahlen und Gesetzesbestimmungen ins Feld. Eine solche Beweisführung ist in diesem Falle verfehlt, weil die Frage, wer in letzter Linie die sozialen Lasten trägt, sich überhaupt nicht exakt beantworten läßt. Das wirthschaftliche Getriebe ist in ständiger Bewegung; jeder versucht die Last, die er tragen soll, „abzuwälzen“; es ist ein unaufhörlicher Kleinkrieg zwischen Produzenten und Konsumenten, Unternehmern und Arbeitern, Steuerzahlern und Steuerempfängern, Ausland und Inland; heute bleibt die Last auf diesem „sitzen“, morgen auf jenem. In allen Ländern, mit denen Deutschland konkurrirt, herrscht ein solcher Kampf. Wer wollte da versuchen, zahlenmäßig festzustellen, in welchem Lande der Unternehmer zu einer bestimmten Zeit oder in der Regel schwerere „soziale“ Lasten zu tragen hat, ob in Deutschland mit seiner staatlichen Versicherung und überwiegend öffentlichen Armenpflege oder etwa in England, wo die Privatversicherung vorherrscht, wo das Armenwesen ganz anders geregelt ist als bei uns, und wo die Löhne im allgemeinen höher zu sein pflegen. Die Denkschrift hat auch keineswegs behauptet, daß der deutsche Unternehmer hinsichtlich der sozialen Lasten genau so gestellt sei wie der ausländische; das wäre unvorsichtig und unvernünftig gewesen. Die Aeltesten haben aber mit Recht hervorgehoben, daß den Unternehmern auch im Ausland erhebliche soziale Lasten auferlegt sind, theils unmittelbar, theils mittelbar, und daß häufig nur die Gestalt, in welcher die Lasten getragen werden, verschieden ist.

Der Verfasser der Artikel in den „B. N. N.“ ruft, nachdem er seine Kraftmenschen, die sich nur hinter Zollmauern wohl fühlen, geschildert hat, pathetisch aus: „Was will Joseph der Träumer in ihrer Mitte?“

Hat der Verfasser auch bedacht, daß der „Träumer“ später ein mächtiger und erfolgreicher Reichskanzler geworden ist?!

Paul Arndt.

Das Darmstädter Ereigniß.

Ein Ereigniß ist es in der That, was sich in Darmstadt vorbereitet und in diesen Tagen für alle Welt aufgethan hat. Es wäre sonst nicht der Mühe werth, davon zu reden. Wer mag heute noch von einer Ausstellung viel Aufhebens machen? Es gibt deren so viele aller Ecken und Enden. Man wundert sich nur, daß die Menschen nicht noch mehr ausstellungsmüde sind.

Was ist eine Ausstellung? Eine Jahrmarktsbude großen Stils, die man, eben als Bude, wieder wegräumt, sobald der Markt vorüber ist, und wo eine Zeit lang die Dinge aufgehäuft werden, die man verkaufen möchte, manchmal gleichartige, manchmal einfach alles: Münchner Bilderbogen und Spatenbräu, Schuhwichse und Straßburger Gansleberpastete, Zwirnfaden und Lokomotiven, Schuhnägel und Pariser Broncen, Mistgabeln und chirurgische Instrumente, Federrohre und Krupp'sche Kanonen, Kinderstühlchen und Motorwagen. Dazu das fahrende Volk der Drehorgelmänner, der Riesendamen, der Seiltänzer, der Bauchtänzerinnen, der Seejungfrauen. Speziell auf der letzten Pariser Ausstellung gab es Gegenden, die der berühmten foire du pain d'épice auf ein Haar ähnlich sahen.

Nicht einmal die Paläste der einzelnen Staaten wußten den Charakter von Jahrmarktsbuden zu vermeiden. Das deutsche Haus erweckte von außen die Erinnerung an

Münchner Bierpaläste in Berlin, und glich im Innern bald dem unordentlichen Laden eines Sortimenters, bald dem Wartezimmer eines Photographen oder Lithographen, immer aber einer Markttrödelbude.

Eine Ausnahme machte das Englische Haus. Wer unmittelbar nach dem Deutschen Haus das Englische betrat, der mußte nothwendig das Gefühl haben, daß er von einem Bazar zu einem wirklichen Haus kam, und zwar zu einem vornehmen Hause, das nicht nur als Wohnung „comfortable“, sondern das auch, als menschliche Schöpfung betrachtet, in seiner Ganzheit ein Kunstwerk bedeutete, ein Werk, wo das kleinste in befriedigendster Weise einen Zweck erfüllt, wo jeder Theil einfach und deutlich seinen „Sinn“ ausspricht, wo vieles „Luxus“ ist, aber nichts was störte, wo der Reichthum willig hinter der Schönheit zurücksteht und also sich nicht unmittelbar sondern nur in geistig geadelten Symbolen zeigen will.

Und dennoch, auch dieses Englische Haus war als Ganzes anfechtbar. Wenn unser junges Jahrhundert im Fundamentalen der Kunst, im Architektonischen, wirklich neue Ideen zur Herrschaft bringen wird, so hat der moderne englische Geist dazu keine geringe Anregung gegeben. In dem Englischen Hause zu Paris aber war davon nichts zu spüren. Nur sein Inneres redete die Sprache der neuen Kunst, der national-englischen Kunst. Das „Gehäuse“ stand damit im Widerspruch. Von einer lebendigen künstlerischen Einheit konnte also auch hier nicht die Rede sein.

Gibt es die überhaupt in der heutigen Welt? Das Hervorstechendste an unserer Zeit ist Disharmonie; harmonische Menschen sind Fremdlinge in ihr und harmonische Werke scheinen fast unmöglich. Hat der Einzelne die Harmonie und den schönen Rhythmus, in dem schreierischen Tumult, in dem Stimmendurcheinander der Vielen muß er fast ohne Wirkung bleiben. Man denke etwa an das Pantheon zu Paris. Die still hoheitsvollen Schöpfungen eines Puvis de Chavannes werden hier umlärmt von lauter brutalen Tönen, die auf nichts Rücksicht nehmen, als auf sich selber. Einen Tempel und eine heilige Feststätte der Einheitskunst wollte Wagner stiften, und daraus geworden ist zuletzt — oder es fehlt nicht viel dazu — ein lärmiger Jahrmarkt des internationalen Virtuosenthums, also ungefähr das gerade Gegentheil von dem, was dem Meister vorgeschwebt haben mag, dem Freund des weltflüchtigen, öffentlichkeitsscheuen Königs.

Es gibt große Werke der Kunst, woran ganze Jahrhunderte gearbeitet haben. Tausend mannigfaltige Kräfte haben, durch mehrere Menschenalter hindurch, ein harmonisch-einheitliches geschaffen. Das sind z. B. die großen Kathedralen. Diese Kathedralen sind nicht noch einmal zu bauen. Und ebenso sind die Schlösser der Könige und die Paläste der Großen heute nicht zu wiederholen. In Venedig verfallen sie und noch an anderen Orten. Aber unser junges Jahrhundert hat darum keine geringere Aufgabe. Jene Paläste haben allzulang eine ungebührliche Tyrannei geübt, sind allzulang von dem einfachen Bürgerhaus, wenn auch nur äußerlich, nachgeäfft worden. Ihre Formen fand man bald überall, wo sie nicht im geringsten am Platz waren, und wo Zweck und aufgewandte Mittel in gleich grellem Widerspruch zu dem Entlehnten standen. Unsere Straßen sind voll von solchen Karikaturen. Welchem „Stil“ sie sich auch beizählen mögen, unerquicklich wirken sie immer. Alle willkürliche Nachahmung wirkt unerquicklich, wirkt als Spielerei. Diesem „Schaffen“ war nach und nach aller Ernst, alle Besonnenheit abgekommen. Nur im Bauernhaus herrschte noch vielfach gute alte Tradition. Nur der Stil des Bauernhauses war noch ein nothwendiger, unbewußt gewordener, durch Bedürfniß und Material bedingter. Hier allein war die nachäffende Karikatur noch im Ganzen unbekannt. Aber wie wenige, die das Tyroler, das Schweizer, das Schwarzwälder Haus schön fanden, prüften ihr Urtheil auf seine Gründe und zogen die nothwendigen Konsequenzen daraus.

Daß sich aus der Hütte bei erweitertem Bedürfniß das weitspurige Bauernhaus und aus diesem, in städtischer Enge und verfeinerter Lebensgestaltung das Bürgerhaus entwickelt und so fort, das ist Entwicklung, naturgesetzliche und kunstgesetzliche; aber daß der Palast zum Bürgerhaus wird durch Verärmlichung und Verringerung, das ist keine Entwicklung, das ist, in den allermeisten Fällen, Vergewaltigung.

* * *

Es gibt Wahrheiten, die viele im Munde führen, die aber nur wenige erlebt haben. Eine Wahrheit ist aber eine wirkliche Wahrheit nur für den, der sie selber erfahren hat. Wenn ein wahrer Künstler etwas aus sich schafft und bildet, so ist das nothwendig ein Lebendiges; es ist durchfluthet von der ganzen Gefühlswärme seines Schöpfers. Eine Nachahmung davon, und wenn sie noch so genau ist, wird aber leicht zu einem Todtgebornen. Das weiß jedermann so im Allgemeinen. Dennoch hat man bei uns, nach drei vollen Jahrhunderten, den Formenschatz der Renaissance abgeklatscht und wieder abgeklatscht, und niemand hat sich entsetzt vor der gespenstigen Seelenlosigkeit dieser Mummerei. Niemand hat sie so empfunden. Es hat einer ganz neuen Kunst bedurft, um das Todte als todt empfinden zu lassen. Als die jungen Künstler anfingen, mit neuen, selbsterfundenen Formen zu schmücken, z. B. Buchumschläge, da schrie erst alles Zeter und Weh. Aber die Erziehung des Auges machte rasche Fortschritte, und die am lautesten geschrieen haben — man denke an gewisse Familienzeitschriften — suchen sich heute im „Modernen“ gegenseitig zu übertreffen. Fabrikmäßige Renaissanceleisten kann kein Mensch mehr sehen.

Der größte Fehler der neuen Bestrebungen war bisher, daß sie ihr Augenmerk zu sehr aufs Einzelne und zu wenig aufs Ganze richteten. Im Ganzen ist die neue Kunst noch zu schaffen. Und eine Kunst muß das wieder sein, die nicht als willkürlicher Luxus empfunden wird, sondern die aus dem Bedürfniß wächst, leiblichem oder geistigem, und damit in Uebereinstimmung bleibt, die darum, als Ausdruck lebendiger Bedürfnisse, als symbolischer Ausdruck des Lebens selber, den Sinn unserer Zeit kommenden Zeiten vermittelt.

Ihre lebendige Kraft muß diese Kunst damit beweisen, daß sie das ganze Leben beeinflußt, und steigert und mehrt in Schönheit und Kraft. Die ganze Lebensgestaltung muß der oberste Werthmesser sein für die Kunst eines Volkes und einer Zeit. Dann wird die Kunst nicht mehr hauptsächlich im einzelnen Werk gesucht werden, sondern in der schönen Harmonie alles Geschaffenen. Dann wird die Zeit und in ihr die Kunst wieder „Stil“ haben; man wird das Einzelne so, wie es ist, wieder als nothwendig empfinden, und eine willkürliche Nachmacherei des Fremden, des Fremden im Raum und in der Zeit, wird man sich garnicht mehr denken können.

Das ist das Ideal der neuen Kunst. Das ist, was das junge Jahrhundert zu erstreben hat.

Aber wenige glauben erst daran. Wenige erst haben ein Auge dafür. Oder was schlimmer ist, sie übersehen das Wesentliche und halten sich an Aeußerlichkeiten.

Die Kunst aber ist erzieherisch, oder sie ist nicht. An die erzieherische Kraft der Kunst muß jeder glauben, der an die wahre Kunst glaubt. Und vollends gibt es keinen Künstler ohne diesen Glauben.

Das Bekenntniß dieses Glaubens aber öffentlich abzulegen vor der Welt, nicht in Worten — in einer That — das ist der Sinn des Darmstädter Unternehmens.

Ein junger Fürst und sieben junge Künstler sind die Urheber dieser That. Der junge Großherzog Ernst Ludwig von Hessen ist, wenn man so will, kein moderner Fürst. Er will ein Mäcen der Künste sein. Davon sind die Könige längst zurückgekommen. Der letzte, der diesen Ehrgeiz hatte, hat ein bedauerliches Ende gefunden. In anderen Fällen sind es nicht die Könige, sondern ist es die Kunst, die dabei zu wenig rühmlichen Zielen gelangt. Wie sagt doch Richard Muther? „Gewiß, Mäcene großen Stils, wie die Vertreter des Gottesgnadenthums (gibt's denn keine solche

mehr?) konnten sie nicht mehr sein. Aber es war nicht nöthig, daß sie zu Handlangern ihrer Unsterblichkeit die Allerunfähigsten machten, daß sich Werner und Magnussen, Saltzmann und Knackfuß nennt, was einst Velasquez und Rubens, Michelangelo und Tizian hieß."

Die Besten, die in unserem Jahrhundert der Kunst ihren königlichen Schutz angedeihen ließen, waren Romantiker, mit Idealen, die nicht in der Zukunft, sondern in der Vergangenheit lagen. Ihr Schaffen war ein Kopiren oder ein Restauriren. Sie waren nur große Nekromanten, Todtenbeschwörer. Ludwig II., der einsame Mondscheinträumer, gefiel sich in der Maske Ludwig's XIV., des Roi Soleil, und Friedrich Wilhelm IV. begeisterte sich für eine ungeheuere Ruine. In diesem Vergleich freilich ist Ernst Ludwig von Hessen in hohem Grad ein moderner Fürst, ein moderner Mäcen. Er ist der eklatanteste Beweis dafür, daß die Zeit ein anderes Gesicht bekommen hat, und daß die Tage vorüber sind, wo die vornehmsten Geister nach rückwärts geblickt haben. Sein Verhalten zur Kunst, sein ganz persönliches Eingreifen in deren Entwicklung, wird von der Zukunft aller Wahrscheinlichkeit nach als ein bedeutendes kunstgeschichtliches Ereigniß des beginnenden Jahrhunderts empfunden werden.

Dieser Fürst hat den Sinn und die Pflicht seiner Jugend verstanden wie selten einer. Sein Stand, vielleicht auch seine Erziehung und Umgebung, mußten ihm eine konservative Haltung auch der Kunst gegenüber nahe legen. Denn immer gilt das Alte, das längst Anerkannte, für vornehmer als das junge, das Aufstrebende, dem mehr oder weniger der Geist der Revolution im Blute liegt. Alle gesellschaftsfähigen, alle hoffähigen, alle Künstler mit Würden und Titel sind Vertreter des Alten. Wer es mit dem Alten hält, wird immer sicher gehen, er hat, wie es auch kommen mag, die „gute Gesellschaft" auf seiner Seite. Es ist auf alle Fälle die fürsichtigste Parteistellung.

Wenn es dagegen schon vom Kritiker oder einfachen Privatmann ein großes Verdienst bedeutet, das neue Gute zu erkennen, zu erkennen vor den anderen, und ihm das Wort zu reden, um wie viel größer wird nothwendig dieses Verdienst bei einem Fürsten, dessen Beispiel schon, ganz abgesehen von seiner materiellen Macht, eine große moralische Unterstützung bedeutet.

Ein solches Verdienst hat sich in weitem Umfang der Großherzog von Hessen erworben.

Er hat bewiesen, daß die Jugend ihre Vorzüge haben kann. Er hat es verstanden, mit Ruhm jung zu sein. Er hat sich nicht imponiren lassen von der Weisheit und hat sich nicht verblüffen lassen von der schulmeisterlichen Selbstgefälligkeit des Alters. Er hatte den Muth, jung zu sein. Er hat die Jugendsympathien seines Herzens bekannt vor der ganzen Welt.

Er mochte sich nicht darauf beschränken, glatzköpfige Jubelgreise, die fertig sind mit ihrem Leben und ihrer Kraft, in mehr oder weniger geschmackvoller Weise aufs Neue zu dekoriren: er hielt es seiner würdiger, junge Künstler, ganz junge, die aber bereits unzweifelhafte Beweise von Talent und Tüchtigkeit gegeben hatten, in ihrem Schaffen zu unterstützen, nicht nur materiell, sondern auch moralisch, nicht nur als Fürst aus einer fürstlichen Verpflichtung heraus, sondern eben so sehr als empfangender und genießender Mensch und als theilnehmender Freund. Hierin liegt der Schwerpunkt dieser fürstlichen Wirksamkeit. Persönliche Empfänglichkeit ist ihre Grundbedingung, und das Goethe'sche Wort: Höchstes Glück ist die Persönlichkeit, bekommt unter dieser Betrachtung noch einen ganz besonderen Sinn.

„Ein Weib", sagt Stendhal einmal, „gehört in Wahrheit dem, der es am meisten liebt, und mit einem Kunstwerk ist es nicht anders." Jeder arme Troubadour mag sich damit trösten. Die Millionäre und Könige können freilich die Kunst noch anders besitzen. Aber sie werden sie nicht besitzen ohne die Liebe dazu. Und sie werden sie nicht fördern können ohne diese Liebe. Mit dem Pflichtgefühl ist es hier nicht gethan. Was die neueren Fürsten und modernen Staaten mit Hilfe des wunderbaren büreaukratischen Apparats für die Kunst geleistet haben, ist ein zu trauriges und zu bekanntes Kapitel. Genug ist auch schon geschrieben worden über die systematische Massenzüchtung von künstlerischen Mittelmäßigkeiten auf unseren halb staatlichen, halb fürstlichen Akademien.

Ernst Ludwig von Hessen war gut inspirirt, daß er es verschmähte, diesen Weg einzuschlagen. Nicht eine Akademie wollte er gründen, sondern eine Freistätte der Arbeit und Verhältnisse, die der Arbeit förderlich sein sollten in jeder Weise.

Und wie sehr dieser junge Fürst im Geist der Zeit lebt und webt und seine Zeichen versteht — in hocherfreulichem Gegensatz zu anderen — das hat er darin kund gethan: was er zuerst schaffen ließ aus seinen fürstlichen Mitteln sollte nicht ihm dienen und seiner fürstlichen Würde, sondern den schaffenden Künstlern und ihrer Arbeit. Nicht einen Palast ließ er bauen für sich, sondern eine Werkstatt für die Meister — eine gemeinsame Werkstatt, eine Werkstatt im vornehmen Stil, eine Schöpfung so großartig wie originell, so opulent wie einzig in ihrer Art, ein Bau, der auch als solcher keine Kopie darstellt, weder eine Art Palast, noch eine Art Kaserne, noch eine Art Tempel, sondern ein ehrliches, modernes Werk, an dem die innere Bestimmung allein alles andere bestimmte, alle Maße angab, alle Glieder fügte und ordnete, einzig unter der Direktive eines starken künstlerischen Gefühls für Einfachheit und Größe, die nothwendig auch Schönheit ist.

Viele, die noch nicht an den neuen Stil glauben, in der Anschauung dieses Arbeitshauses der Darmstädter Künstlerkolonie werden sie vielleicht daran glauben lernen.

Und diese Schöpfung wird an Ort und Stelle nicht das einzige sein, was mit überzeugender Kraft den neuen Glauben verkünden wird.

Der Fürst hat für dieses Arbeitshaus der Kunst, Tempel sagte man im alten Stil, die schönste Lage gewählt, die ihm nur zur Verfügung stand, einen alten Park auf freier Höhe. Wenn der einzelne Künstler aus seiner Thüre tritt, der Thüre seiner Arbeitsklause, steht er auf hohem Söller und tief unter ihm liegt die Stadt und ein weites wunderbares Land, Ebene und schönes Gebirge. Ein gemeinsamer einfacher Festsaal, aber doch reich an bedeutungsvollem Schmuck und überraschend in Höhe und Weite, geht auf diesen nämlichen Söller. Im tieferen Geschoß liegen Spielsäle, Festsäle, Baderäume, Gastgemächer.

Als vor einiger Zeit Kaiser Wilhelm dem alten Menzel seinen höchsten Orden verlieh, betonte er in seiner Kabinetsordre ausdrücklich nicht dessen Verdienste um die Kunst, sondern um die Verherrlichung des Hauses Hohenzollern. Und alle Großen früherer Zeit, die gerühmtesten nicht ausgenommen, hatten dieses Verhältniß zur Kunst. Und thatsächlich kam die Kunst dabei ja auch nicht zu kurz.

Der junge Großherzog von Hessen aber hat gezeigt, daß ein Fürst die Kunst auch in anderem Geiste erfassen kann, in einem Geist, der mehr dem Geist der Zeit entspricht, von der wir alle sind, auch die Fürsten. Gewaltig hat sich das Verhältniß der Fürsten zum Volk geändert. Der Großherzog von Hessen hat als Erster auch in seinen Beziehungen zur Kunst das neue, das moderne Wesen des Fürstenthums, wogegen andere sich umsonst sträuben werden, zu weithin vernehmlichem Ausdruck gebracht.

* * *

Der Großherzog hat den Künstlern seiner „Kolonie" nicht nur ein Muster von Werkstatt gestiftet; er hat die einzelnen zugleich ermuntert, sich um diesen Mittelpunkt herum ihre eigenen Wohnhäuser zu bauen, wo sie mit ihrem Herd frei auf eigenem Boden säßen, und er hat ihnen die Ausführung auch dieses Gedankens bedeutend erleichtert.

Hier besonders galt es, die erzieherische Bedeutung der Kolonie zum Ausdruck zu bringen und zu betonen

Und das wollten die Künstler. Indem sie für sich selber bauten, wollten sie doch auch für andere bauen. Sie wollten Muster aufstellen.

Muster, aber nicht Schablonen. Indem jeder durchaus individuell baute und bald bewußt, bald unbewußt seinen Charakter und Wesenskern rein auszudrücken und gleichsam wie in ein Symbol umzusetzen suchte, sollte durch dieses Bauen auch andere gelehrt werden, sich vor allem selber treu zu sein, alle Art Maske zu verschmähen und den Menschen ein eigenes Gesicht zu zeigen.

Vernehmlich sollte verkündet werden die Freude am ruhigen Rhythmus, an der guten Harmonie der Dinge unter einander, am Symbolismus der Farben und Linien: dieser Dreieinigkeit jenes Geheimnisses, das wir Schönheit nennen. Ausdrücklich sollte verkündet werden, daß diese an einem Ding nicht erreicht oder vermehrt wird durch Aufkleben von noch so viel sogenanntem Schmuck, sondern durch wegräumen alles Störenden und feinfühlige Betonung der sinnerklärenden Accente.

Was jeder Künstler Eigenstes in der Kunst leistet, wodurch er sich am stärksten von anderen unterscheidet, wodurch er am meisten er selber ist, das wird hier, in der Schöpfung seines eigenen Heimes, als Dominante aus dem Akkord hervorklingen: bei dem Einen die straffe Zucht der Linie mit ihrer einfachen und doch tief symbolischen Sprache, bei dem Andern der reiche Vielklang der Farben, womit er seine Naturfreude und Weltlust, womit er seinen Jubel an der Schönheit des Lebens symbolisirt. Aus allem wird diese Dominante klingen, im Gesammtaufbau des Hauses, wie in den einzelnen Gliedern; in den Wänden und Decken, in den Schwellen und Pfosten, in den Böden und Treppenstufen, wie in dem geringsten Geräth, das nur überhaupt in dem Hause zur Verwendung kommt. Denn alles in dem Hause wird der Erbauer und Eigenthümer entweder selber, oder sein nächster Freund und Mitarbeiter wird es mit ihm erdacht haben. Diese Häuser und ihre Einrichtungen werden es auch der gleichgiltigen und lauen Menge fühlbar machen, daß jedes Ding von Menschenhand berufen ist, ein Kunstwerk zu sein — wenngleich, wie überall, so auch in diesem Reich unter den vielen Berufenen nur wenig Auserwählte sein werden.

Man braucht vielleicht nicht zu betonen, daß es in der Kunst keine Rangordnung gibt. Der Satz ist vielleicht unwahr in seiner absoluten Fassung. Aber man muß es immer und immer wieder betonen, was ein Ding der Menschenhand überhaupt zum Kunstwerk macht. Es nützt nur nicht viel, dies mit Worten zu betonen; Worte und Theorien bedeuten in der Kunst gar zu wenig.

Diesen Unterschied einmal durch Beispiele stark zum Bewußtsein zu bringen, den Unterschied zwischen einem gemeinen Handwerks- und Fabrikprodukt und dem „gleichen Ding", wenn es sich zum Kunstwerk erhebt: das wird einer der vornehmlichsten Zwecke der Darmstädter Ausstellung sein.

Und natürlich wird diese Ausstellung auch das andere beweisen: Wenn ein Kunstwerk wirklich, wie verlangt werden muß, etwas vom Künstler selber erzählen soll, frei und verständlich, dann muß dieser Künstler sich einer eigenen lebendigen Sprache befleißigen, keiner fremden und keiner antiquarischen. Das schönste Italienisch nützt da nichts und das schönste Mittelhochdeutsch auch nichts. Jedem Zeitalter sein eigener Psalter, jeder Nation ihr besonderer Ton, und jedermann so viel er kann, wird die Losung sein.

Das Ernst-Ludwig-Haus als die gemeinsame Werkstatt und die Wohnungen der Künstler in fertiger individueller, eigengeschaffener Einrichtung bilden den Kern der jetzt eröffneten Ausstellung. Und so etwas ist noch nicht ausgestellt worden. Noch nie sind auf einer Ausstellung die Dinge so in harmonischem Zusammenhang, ist die Gesammtkunst so als lebendiger und direkt dienstbarer Organismus vorgeführt worden.

Doch beschränkt sich die Ausstellung der Kolonie darauf nicht. Auch losgelöste Einzelwerke, des Gebrauchs wie der Erbauung finden die Besucher in geschmackvoller Aufstellung. Die Kolonie hat auch nicht ausschließlich eigene Werke ausgestellt.

Aus dem gesammten Kunstschaffen Deutschlands ist Mitharmonierendes herbeigezogen worden. Aber nicht durch Masse hat man wirken wollen, sondern durch hohe Grade der Eigenart und Güte, und durch Einsprachigkeit der Stimmen. Das Gegentheil sollte es sein des Babylonischen Thurmbaus. Und nicht Verwirrung, nicht Ermüdung, nicht Abstumpfung soll der Besucher mit hinweg nehmen, sondern Klärung seiner Anschauungen, Gefühle und Urtheile, sondern Erfrischung der Seele und Steigerung seines Muthes zum Leben und Schaffen.

Insbesondere sollten auch die Vergnügungsanstalten dabei den Geist des Ganzen athmen. Keine Drehorgelmusik im weitesten Sinn des Wortes, keine Riesendamen, keine Bauchtänzerinnen. Aber musterhafte Vorführungen der besten musikalischen Schöpfungen der letzten Zeit, ganz ohne Virtuosenkünste, und mimische Darstellungen mit einem neuen Rhythmus der Sprache, der Gebärde, der Gewänder, womit ein erster Anstoß gegeben werden soll zu einer Reform unserer arg verfahrenen Kunst des Theatervortrags, des Tanzes, der menschlichen Bekleidung. Und ein nationales Sommerfest soll es werden. Die lebendige Natur soll mitmalen an dem Bilde. Ueppige Blumenwunder sollen ringsum aufblühen, um die Schönheit von Marmor und um die Schönheit von Fleisch und Blut.

Am radikalsten werden die Darmstädter Theaterideale empfunden werden. Sie werden vielleich gar langweilig gefunden werden. Hoffen wir das Gegentheil.

* * *

Es gibt heut genug Narren, die alles Heil darin sehen wollen, daß man die Stiege von unten anfange zu kehren. Die Darmstädter gehören dazu nicht. Sie haben diese Ehre niemals in Anspruch genommen. Das Gegentheil bekennen sie, und frei und offen. Nicht den Armen wollen sie das Evangelium der Kunst predigen. Hätten sie Brot, die Armen.

Die Darmstädter wenden sich offen an die Reichen. Sie haben den ehrlichen Muth dazu. Die Reichen, die die Mittel haben, möchten sie gewinnen, die reichen „armen Leute", die bei all ihren Mitteln aus der Banalität nicht herauskommen, weil sie vom Tapezierer und vom Möbelfabrikanten nicht loskommen. Ihnen vor allen wollen die Darmstädter Künstler ihre eingerichteten Häuser zeigen. Wenn dann auch nur ein Dutzend solcher Leute das Gefühl mitnimmt, daß ihr eigenes Heim nicht nur in Forderungen der Aesthetik, sondern selbst des Komforts, trotz des viel größeren Reichthums, geringfügiger und roher ist, mit einem Wort barbarischer ist als die Häuser dieser jungen Künstler, so wird das von Seite des Unternehmens schon ein großer moralischer Erfolg sein.

Natürlich werden auch in Darmstadt „nicht alle Blüthenträume reifen".

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Zum Begriff der Sitte.

Auf allen Gebieten geistigen Lebens hat das Anonyme eine verführerische und verderbliche Macht. Man bedenke nur, welch geheimnißvolle Tyrannei in der Tagespresse ein ungezeichneter Artikel ausübt, dessen Wirksamkeit gerade auf den Vermuthungen beruht, die über seinen muthmaßlichen Verfasser sich aufstellen lassen, und dessen Einfluß nicht zum mindesten auf die unfehlbare Autorität sich gründet, mit der im Namen einer scheinbar erdrückenden Mehrheit eine eigenthümliche Auffassung und Beurtheilung der Dinge verkündet wird. Mag immerhin ein Theil jenes Ansehens aus der Hochachtung sich verstehen, die auch heute noch gar

zu viele dem gedruckten Worte als solchem entgegenbringen, die Hauptmacht einer gewissen Presse liegt doch vor Allem in ihrem anonymen Charakter. — Mögen viele Gebildete dieser Suggestion unzugänglich sein und hinter dem Bollwerk hochtönender Verheißungen das arme Schreiberlein erkennen, das oben im vierten Stock wohnt: es gibt doch noch andere Gebiete, auf denen wir alle von dem Banne des Namenlosen fast widerstandslos gefesselt werden. Vor anderem denke ich dabei an das, was wir Sitte zu nennen gewohnt sind.

I.

Als Sitte bezeichnen wir wohl die Gesammtheit jener Formen, die das Verhältniß zu unserer Umgebung regeln, die Arten unseres Verkehrs mit dem Nächsten und Fernsten, mit Gott, Mensch und Thier, der Pflanze und dem Leblosen. Der erste Eindruck, den wir von der Sitte bei erwachendem Selbst- und Weltbewußtsein haben, ist, daß es sich hier um einen Kodex fertiger, allgemein und unveränderlich gültiger Vorschriften handle, den sich theoretisch zu eigen zu machen und praktisch fehlerlos zu üben höchste Pflicht sei. In der That ist unsere theoretische wie praktische Erziehung geeignet, diesen Eindruck eher noch zu verstärken. Ihr Ziel ist doch Bildung, das viel mißbrauchte Wort, und was ist „Bildung" in den Augen des Durchschnitts anderes, als eben die möglichst vollkommene Aneignung der „schönen Formen", der „guten Manieren", mit anderen Worten: der gebräuchlichen Sitte. Sie ist Gegenstand theoretischen Lernens und praktischer Nachahmung. Es ist ebenso unmöglich, ihr die Zustimmung zu versagen, als ihre Berechtigung zu untersuchen. Ist doch niemand für sie verantwortlich und sie bleibt darum ebenso unbeweisbar als unangreifbar. Ihre Imperative sind absoluter Art und, grammatisch gesprochen, neutraler Natur. Es schickt sich nicht, man thut das nicht: es gibt keinen Appell gegen solche Urtheile.

Viele geben sich mit dieser Auffassung zufrieden. Das mag wunderbar erscheinen, denn in einer so autoritätslosen Zeit wie der unsrigen erscheint diese willige Beugung unter ein so strenges Joch als schroffe Inkonsequenz und unwürdige Sklaverei. Und doch, so mühevoll die Kenntniß und Beherrschung der gar verschiedenartigen und oft außerordentlich schwierigen Gebote der Sitte sein dürfte, so fraglos ist dieser Weg zur „Bildung" noch der allerbequemste. Mögen andere sich durch jahrelanges Studium Wissen erwerben oder durch harte andauernde Selbstzucht zu sittlicher Reife gelangen, sie stehen darum im gesellschaftlichen Range nicht höher, als der gewiegte Formenkenner, der ein paar Wochen Arbeit und ein paar Monate Erfahrung auf die sichere Beherrschung und Anwendung der Sitte verwandt hat. Die Anforderungen an den „feinen" Mann von heute sind also recht gering. Wer ihnen nachkommt, genießt Ansehen, wer sie mißachtet, kann jenen Mangel schwerlich aufwiegen. Was Wunder, daß der Bildungshunger der sogenannten unteren Stände sich zunächst auf die Erlernung der „feinen Sitte" richtet, daß die Handbücher und Broschüren, die sie so schnell wie die modernen Sprachen zu lehren versprechen, erschreckend überhandnehmen, und daß der Portier und Kellner eines Hotels auf den Gelehrten oder Künstler mitleidig herabsehen, der über so reiche Erfahrung in den Verkehrsformen nicht verfügt. So ist denn also die Sitte die letzte Instanz, vor deren Richterstuhl Bildung und Unbildung, Kultur und Barbarei endgültig geschieden erscheinen?

II.

Macht, so lehrt uns die Erfahrung, gründet sich auf Kraft, Umfang und Alter. Um also dem Gespenst der Sitte den Schleier des Geheimnisses zu lüften, müßten wir den Nachweis versuchen, daß sie weder so allgemeingültig noch so alt ist, als sie sich ausgeben möchte; und das zu beweisen kann nicht allzuschwer sein. Brauchen wir doch nur den Blick von dem eigenen auf das Nachbarvolk zu lenken, um zu erkennen, daß die jenseits der Grenze gültigen Sitten oft diametral verschieden sind. Ein weiterer Blick auf die angeblich noch im „Naturzustand" befindlichen, nach unseren Kulturbegriffen jedenfalls ziemlich zurückgebliebenen Völker belehrt uns, daß auch die Sitten sich wandeln und entwickeln. Von dem Augenblick aber, in dem wir sie als ein geschichtliches Produkt begriffen haben, kann es uns niemand mehr verwehren, sie in ihrem Wechselverhältniß zu dem allgemeinen Kulturzusammenhang zu betrachten und sie als die Frucht der jeweils erreichten geistigen und sittlichen Höhe unbefangen zu werthen.

„Sitte" ist also natürlich nichts endgültig Gegebenes, Unveränderliches, sondern ein wandelbares Zeitprodukt, heute vollkommener als gestern und morgen verfeinerter als heute. Sie verliert durch diese Erkenntniß ihres Ursprungs Einiges von ihrer gewaltigen Macht, die sie thatsächlich ausübt; sie wird vielleicht noch mehr davon einbüßen, wenn wir die Gesetze ihres Entstehens, ihres Wandelns und Vergehens ein wenig zu erhellen versuchen.

Worte und Geberdensprache lassen sich in ihrer Nothwendigkeit als Drang zur Mittheilung eines individuellen Seelenzustandes verstehen. Wo dieser allgemein wird, das heißt nach- und nebeneinander wiederholt auftritt, ist seine Mittheilung von Symptomen begleitet, die wir, wo sie sich gefestigt haben, Sitte nennen. Sitte ist also zunächst Ausdruck eines Seelenzustandes, eines Gefühls oder Wunsches. Je adäquater und allgemein verständlicher sie diesen Seelenzustand spiegelt, je größer die Gruppe ist, der sie ihn abgekürzt offenbart, desto schöner, werthvoller und berechtigter ist eine Sitte.

Die Seelenzustände nun als geschichtlich bedingte, von Zeit und Ort völlig abhängige Erscheinungen, sind häufigem und oft tief eingreifendem Wechsel unterworfen. Nach dem normalen Verlauf der Dinge müßte die aus dem Seelenzustand hervorgewachsene Sitte sich allen seinen Veränderungen vollkommen anpassen, in gleichem Schritt mit ihm neue Gestalten annehmen und neue Mittheilungswege erfinnen. Das jedoch ist keineswegs der Fall. Nicht, als ob die Sitte beständig sich gleich und über allem Wechsel erhaben bliebe, aber sie folgt den Wandlungen des Seelenzustandes in ungleich langsamerem Tempo, und erst nachdem der Zeitabstand zwischen ihr und ihm ein ganz beträchtlicher geworden ist, versucht sie in einem plötzlichen Sprung ihn einzuholen oder sie geht meist an der völligen Unfähigkeit weiterer Anpassung zu Grunde.

So kommt es, daß unser heutiges gesellschaftliches Leben eine Fülle von Gebräuchen und „sittlichen" Verpflichtungen mit sich schleppt, deren Bedeutung der Mehrzahl der sie Ausübenden völlig unbekannt ist. Je sinnloser sie scheinen, desto hartnäckiger drängen sie sich auf und ihre Tyrannei wird umso schlimmer, je näher sie dem völligen Verschwinden sind. Der „gemeine Mann" leidet kaum unter ihrem Druck, aber je höher wir in der gesellschaftlichen Rangklasse steigen, desto unbarmherziger wird ihr Druck, bis sie endlich in Hofkreisen zu einem Netz von Vorschriften sich auswachsen, dessen Kenntniß und Anwendung die Lebensaufgabe eines besonderen Beamten wird. Aus der Noth, sich in ihnen zurechtzufinden, pflegen diese vornehmen Kreise eine Tugend zu machen, und was in den Augen mancher Unbetheiligten harte Knechtschaft genannt wird, betrachten sie als ein Vorrecht, das sie eifersüchtig bewahren und nicht mehr preiszugeben wünschen.

Versuchen wir gleichwohl im Einzelfall der Sitte, die sich als Autorität uns aufdrängt, ihren ursprünglichen Sinn wieder abzugewinnen, so muß in vielen Fällen unser Bemühen fruchtlos bleiben. In zahlreichen anderen wird sich eine Bedeutung entdecken lassen, die uns ihren Werth und ihr Recht erkennen läßt, also zu einer Beibehaltung der Sitte zwingt. Wiederum werden sich andere Fälle ergeben, in denen die Beobachtung der nachdenkend gewertheten Sitte für unser Empfinden eine direkte Unsittlichkeit bedeutet, weil sie einen unser ethisches Gefühl verletzenden Seelenzustand voraussetzt.

Hie und da kommt es wohl vor, daß eine Gruppe von „Sitten" mit dem Gefühl ihrer völligen Entwerthung, nur aus Pietät beobachtet wird, obwohl es sich hier meistens um Gebräuche handelt, deren Verschwinden sehr nahe ist und deren theilweiser Verfall schon begonnen hat*). Meist jedoch führen wir den Ballast der Sitte nicht ohne Gravität mit uns, als ob es sich um eine von Ewigkeit bestehende und in Ewigkeit währende Schöpfung handle, der gegenüber schweigender Gehorsam verdienstlich und eindringendes Verstehenwollen frevelhaft wäre.

Es ist nicht anzunehmen, daß der Mensch sich ohne Entschädigung in solche Unkosten an Zeit und Fleiß stürze. Er wird vermuthlich bei der eben skizzirten sklavischen Befolgung der Sitte doch irgendwie auf seine Rechnung kommen. Sein angeborenes, dem Selbsterhaltungstrieb verwandtes Bedürfniß nach Bequemlichkeit und nach möglichst müheloser Erledigung praktisch dringlicher Fragen muß instinktiv erkannt haben, daß er auf keinem anderen Wege sich lästiger Verpflichtungen schneller und billiger entledigen könne.

So ist es in der That; und hier eben liegt die Gefahr der Sitte und die Nothwendigkeit einer Aenderung und Besserung des gegenwärtigen Zustandes. Beim ersten Blick mag ja ein Eingreifen in den geschilderten Prozeß uns höchst überflüssig bedünken. Wenn wirklich die Sitte irgendwann einmal absterben muß, sobald sie zu dem ihr früher entsprechenden Seelenzustand ganz außer Verhältniß gekommen ist, warum dann nicht einfach sie geduldig ihrem Schicksal überlassen und sich mit der Thatsache ihres zeitweisen, eigenmächtigen Fortlebens ruhig abfinden? Aber das ist es ja eben; ihr Einfluß ist nie schädlicher als in der Periode, die ihrer berechtigten Existenz folgt und ihrer Auflösung vorausgeht. Die Sitte ist, sobald sie der adäquate Ausdruck eines Seelenzustandes nicht mehr sein kann, der bequemste Vorwand und der stärkste Antrieb zur Heuchelei.

Der Beweis ist leicht zu erbringen. Wir haben die Sitte als Symptom einer seelischen Stimmung, als abkürzende, allen geläufige Zusammenfassung eines Empfindungsgehalts begriffen. Sie ist normaler Weise das einzige sichtbare Zeugniß seines Vorhandenseins, sie soll seine Stärke und Eigenthümlichkeit offenbaren. Wie aber nun, wenn die Sitte von Seelenzuständen Zeugniß geben will, die garnicht vorhanden sind, um sich dem lieben Nächsten gefällig und angenehm zu machen, dabei aber sich selbst jene konzentrirende Vertiefung erspart, die allein werthvoll ist? Daß unser ganzes gesellschaftliches Leben an dieser Heuchelei krankt, und daß diese „konventionellen Lügen der Kulturmenschheit" den Ernst des Lebens, seine strenge Würde und edle Wahrhaftigkeit beeinträchtigt, unterliegt leider keinem Zweifel. Das Uebel scheint ja dadurch verringert, daß die Heuchelei in den meisten Fällen durchschaut wird, daß wir mit der gleichen Gedankenlosigkeit von anderen die angeblichen Symptome eines Seelenzustandes hinnehmen, mit der wir sie ihnen aufdrängen. Aber auch unter solchen Umständen ist diese wechselweise „Vorspiegelung falscher Thatsachen" ein schweres Hinderniß für einen freimüthigen, ehrlichen Verkehr mit dem Nächsten und ein völlig überflüssiger Aufwand besser zu verbrauchender Kräfte. Man kann, scheint mir, ein Zeitalter der Dekadenz nicht besser definiren, als durch den Hinweis auf sein Streben, direkt und künstlich Symptome statt der Seelenzustände zu erzeugen, um den oberflächlichen Beobachter darüber zu täuschen, daß die Kraft zur natürlichen Hervorbringung des Seelenzustandes — und damit von selbst auch des Symptoms — abhanden gekommen ist. Das deutlichste Beispiel dieses seltsamen Verfahrens findet sich vielleicht in dem Vorsatz jenes jungen Mädchens, welches bei einer graphologischen Beurtheilung der Selbstsucht geziehen, beschloß, fortan das Zeichen der Selbstlosigkeit in ihrer Schrift anzubringen!

Solche Gefahr der Heuchelei wird die Sitte freilich nur dort mit sich bringen können, wo ihre Beziehung zu dem Seelenzustand zwar nicht durch die That, aber doch noch im Gedanken lebendig ist, wie bei Glückwünschen, Beileidbezeugungen u. s. w. Anders liegen die Dinge bei jenen Sitten, wo diese Beziehung für das gewöhnliche Bewußtsein fehlt, wie bei den zahllosen Vorschriften über das Verhalten in Gesellschaften, bei Tisch, im Verkehr mit Vorgesetzten u. s. w. oder wo sie — wie bei den zahlreichen Regeln für den Gesellschaftsverkehr der Geschlechter — auf den Nachdenkenden geradezu unsittlich wirkt. Hier ist die peinliche Befolgung des Gebotenen zwar keine Gefahr, aber unter Umständen eine für denkende Menschen unwürdige Knechtung und Gedankenlosigkeit. Es wird für den Historiker der Zukunft ein eigenthümliches Schauspiel sein, daß die kritischen Geister des neunzehnten Jahrhunderts, die sich an wildem Anstürmen gegen wissenschaftliche, künstlerische und politische Autoritäten, an kühner Leugnung so vieler bisher unantastbarer Wahrheiten nicht genugthun konnten, auf dem Gebiet der Sitte so willige, selbstlose und dienstbereite Verwalter des oft recht drückenden Erbes der Vergangenheit gewesen sind.

*) So z. B. die interessanten Vorgänge bei der englischen Königskrönung, bei der freilich die schönste und unserem Gefühl noch am meisten eingehende Sitte, die nächtliche Beisetzung, gefallen ist, während das die Neugier befriedigende Schaugepräge ungekürzt beibehalten wurde. Ein für die obigen Gedankengänge besonders lehrreiches Beispiel!

III.

Versuchten wir bisher den Sachverhalt aufzudecken und mit seinen Umrissen auch seine wenig erfreulichen Perspektiven zu zeichnen, so bleibt uns noch eine kurze Erwähnung der möglichen Abänderungsvorschläge zu seiner Besserung sowie der verschiedenen Aufgaben, die eine solche Besserung an die Kreise der Denkenden stellt.

Da harrt wohl zunächst eine historische Aufgabe ihrer Lösung. Wir haben noch keine „Geschichte der Sitte" in dem Umfang, der oben nur angedeutet werden konnte. Ohne sie ist die vollkommene Kenntniß des Wandlungsprozesses der Sitte natürlich unmöglich. Damit allein ist es zwar noch nicht gethan: die Sitte müßte nicht nur beschrieben, sie müßte in jedem Einzelfall auch gedeutet und in ihrem Abstand und ihrem Zusammenhang mit dem in ihr dargestellten Seelenzustande beschrieben werden. Ob nicht die so gewonnene Einsicht in die zahlreichen Veränderungen und Umprägungen der geltenden Sitten die scheue Verehrung und gewissenhafte Befolgung der uns gerade beherrschenden Sitte beträchtlich mildern würde? — Dazu käme dann ein heilsamer Schrecken vor der Unermeßlichkeit des Gebiets, vor der Größe der für eine im Grunde nebensächliche Sache zu allen Zeiten aufgewandten Kraft. In der Familie, dem Verwandten- und Freundeskreise, unter Berufsgenossen und mit Fremden, im öffentlichen Leben, mit Vorgesetzten und Untergebenen, daheim und auf Reisen, in Kirche und Schule, überall bietet die Sitte ihrem Biographen ein weites Feld, überall zeitigt sie werthvolle Formen des Verkehrs und thörichte Mißbräuche einst sinnvoller Gedankenverkörperungen.

Hat der Historiker seine Aufgabe in Angriff genommen und an ihrer Lösung mit Erfolg gearbeitet, so tritt der Pädagoge ihm zur Seite. Oder wollen wir wirklich fortfahren, unsere Kinder mit Bezug auf die Sitte an jenen blinden Autoritätsglauben zu gewöhnen, der in der mechanischen Erlernung dessen, was sich schickt und nicht schickt, ein Ziel der Bildung sieht? Versuchen wir vielmehr für die Hochachtung vor der Tradition und vor allem geschichtlich Gewordenen, die wir mit Recht in ihnen wachrufen wollen, auch die guten Gründe zu geben, auf deren Kenntniß sie Anspruch haben. Gewöhnen wir sie, auf dem Gebiete der Sitte nach Ursachen und Erklärungen ebenso zu forschen, wie sie es bei der Erwerbung von Kenntnissen überall sonst gewohnt sind, so werden mit der Zeit, langsam aber sicher, alle die Sitten außer Gebrauch kommen, für deren Berechtigung

und Fortbestehen sich Gründe und Deutungen einfach nicht mehr finden lassen.

Zu der historischen Aufgabe, die nur den Fachmann, und der pädagogischen, die nur den Erzieher angeht, gesellt sich endlich eine ethisch-soziale, die uns alle in unserem Verkehrsleben mit dem Nächsten gleichmäßig betrifft. Gewiß bleibt es dabei, daß die heute im Mißbrauch der Sitte sich äußernde Gesinnungslosigkeit und Heuchelei unserer Trägheit zur Last zu legen ist, doch wäre es ein zu hartes Urtheil, ihr allein die Schuld zuzumessen. Es ist doch selbst beim besten Willen ganz unmöglich, an altruistischen Affekten, Stimmungen und Willensmotiven so viel aufzubringen, als unsere aufrichtig und ernstgenommenen sittlichen Verpflichtungen täglich erfordern. Wir sind auch auf dem Gebiet der Theilnahme und Rücksicht gar zu anspruchsvoll geworden. Wir verlangen von unserem Nächsten, daß er unsere Freude mitempfinde, unseren Schmerz trage, unsere Bedürfnisse errathe, unseren Geschmack kenne, unsere Bedeutung schätze, unsere Niederlage decke und gar noch viel anderes mehr. Was Wunder also, wenn wir, durch die Sitte mit einem Netz von Verpflichtungen umstrickt (die doch schließlich nur einen kleinen Theil unserer Zeit und Kraft in Anspruch nehmen dürfen), versuchen, durch eine rein äußerliche, oberflächliche aber unanstößige Befolgung des Gebotenen die schwere Last so bald als möglich loszuwerden? Daß damit freilich dem Nächsten der gewünschte Dienst gerade nicht geleistet ist, vergessen wir nur zu leicht.

Ihm und uns wird es daher nur eine Erleichterung sein, wenn wir die wechselseitigen Verpflichtungen auf ein Mindestmaß einzuschränken versuchen, wenn wir mit anderen Worten auf den mühevollen und doch überflüssigen Gebrauch der Sitte dort ganz verzichten, wo die Stimmung, der sie Ausdruck gibt, naturgemäß nun einmal nicht geschaffen werden kann.

Alles in allem: Die „Sitte" ist verdienstlich, werthvoll und der Beobachtung würdig, solange sie der Ausdruck eines seelischen Bedürfnisses ist oder doch sein könnte. Sie wird aber zur drückenden und unwürdigen Last, wo ihr ethischer Gehalt geschwunden ist und ihre Beobachtung zu heuchlerischer Schmeichelei und blinddogmatischem Autoritätsglauben verleitet.

Tour-de-Peilz am Genfersee.

Eduard Platzhoff.

Alfred Stern's Geschichte Europas.

Mit bewundernswerther Arbeitskraft und Frische hat Alfred Stern sein groß angelegtes Werk über die „Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden von 1871"*) rasch gefördert, so daß wir schon die Freude haben, den dritten Band, der bis zur Julirevolution reicht, heute anzeigen zu können. Damit hat er seine von Beginn an ins Auge gefaßte Disposition festgehalten, indem die 15 Jahre von 1815—1830 in drei Bänden erledigt sind, und so an einen Abschnitt seiner Darstellung gelangt, dürfen wir den Versuch machen, die Art seiner Geschichtsschreibung zu charakterisiren.

Bekanntlich hat sich seit einigen Jahren mit großem Brausen und Schäumen eine Strömung in der deutschen Historiographie geltend zu machen versucht, die die alten erprobten Bollwerke umzureißen strebt. Die „neue Methode" will dem Zuge der Zeit auf anderen Gebieten folgen und die Herrschaft der Masse auch in der Entwicklung der Vergangenheit proklamiren. Wie die meisten Propheten schießen auch die Verkündiger dieser Lehre weit über das Ziel hinaus, unterschätzen den Einfluß des Individuums und überschätzen den der Gesammtheit. Das Wahre an ihrer Doktrin ist alt, daß natürlich jede Persönlichkeit und selbst die am selbständigsten erscheinende ein Kind ihrer Zeit, ihres Volkes, der sie umgebenden Strömungen geistiger und materieller Art ist, daß Niemand losgelöst, in den Lüften schwebend, sich entwickelt; daß ferner der große Mann, der Gewaltiges erreicht, dies nur vermag, wenn die Zeit reif ist für seine That, und er, so zu sagen, die schlummernden oder schon enthüllten Ideale der Zeit erfüllt. Soweit ist der Einfluß der Gesammtheit auf die Entwicklung gewiß richtig zu schätzen. Nun aber prägt auch die große, ideale Erscheinung der Zeit das Siegel ihres Geistes auf, eröffnet ihr neue Bahnen und neue Ziele und hinterläßt der Zukunft sie zu beschreiten und sie zu erreichen. Aus dem Zusammenwirken der Kraft des Individuums mit der Kraft der Gesammtheit entspringt alles geschichtliche Leben, alle Entwicklung, aller Fortgang der Dinge. Seit Niebuhr und Ranke ist dies die Auffassung aller jener großen Geschichtsschreiber des 19. Jahrhunderts, und daran werden wohl auch die Neuesten im 20. nichts ändern können. Gewiß traten bei den einzelnen Historikern Unterschiede auf: die einen berücksichtigten mehr die äußere Entwicklung der Staaten, legten den Nachdruck auf die diplomatischen Quellen und ließen das Zuständliche, die soziale Entwicklung, etwas bei Seite. Aber ganz unberücksichtigt blieben sie bei keinem der Geschichtsschreiber, die auf Beachtung Anspruch machen dürfen, obwohl jeder mehr oder weniger von den Zwecken seines Werkes, von der größeren oder geringeren Reichhaltigkeit seiner Quellen abhängig bleibt, und in der That ja die wirthschaftlichen Verhältnisse bis in die siebziger Jahre hinein nur in geringerem Maße die Oeffentlichkeit interessirten — ein Zustand, dessen Einfluß auch die Wissenschaft sich nicht ganz entzog. Aber wer will leugnen, daß Niebuhr in der römischen, Ranke z. B. in der französischen Geschichte diese Verhältnisse gehörigen Ortes sehr energisch berücksichtigte? Allerdings blieben für Ranke und für die, die seine Wege wandelten, die politischen Dinge, die auswärtigen Verhältnisse immer der wichtigste Inhalt ihrer Erzählung, und das hatte sein gutes Recht, wenn diese sich mit Zeiten und Staaten beschäftigte, in denen vom Volk in seiner Gesammtheit und seinem Antheil am Staatsleben nach nicht die Rede war. So wenig befriedigend eine Geschichte des 19. Jahrhunderts wäre, die es nur mit den Kabinetten zu thun hätte, so wenig berechtigt wäre es, für die Geschichte des 16. oder 17. Jahrhunderts unter Zurückschiebung dieser das Volk als handelnd hinzustellen. Gewiß wird die Geschichtsschreibung, je näher wir unserer Zeit kommen, desto schwerer wegen der Fülle des andrängenden Stoffes, denn es bedarf der Kenntniß äußerer und innerer, wirthschaftlicher und sozialer, litterarischer und kirchlicher Verhältnisse, um dem vielgestaltigen Leben der neuesten Epoche gerecht zu werden. Aber das hat für die Zeiten, die er schilderte, auch schon Ranke gewußt und seine Nachfolger nicht minder.

Und zu diesen gehört in würdigster Weise auch Alfred Stern. Mehr noch als den Bahnen Ranke's selbst, der in seiner Weltanschauung und vor allem seiner politischen Richtung viele Elemente der Zeit vor der Julirevolution enthält, schreitet er diejenigen Sybel's: mit diesem theilt er die umfassende Gelehrsamkeit, den Spürsinn und Bienenfleiß in der Zusammentragung des archivalischen Materials, die lichtvolle Uebersichtlichkeit in der Darlegung verwickelter diplomatischer Vorgänge, die vornehme Ruhe des Urtheils, die Kunst feiner Charakteristik der Personen, die ausgesprochene auf das Politische gerichtete Tendenz, die starke Berücksichtigung des parlamentarischen Lebens, den liberalen Gesichtspunkt. Das sind die Eigenschaften, die Stern's Werk charakterisiren, die den Leser belehren und fesseln, und die die „Geschichte Europas" den historischen Werken anreihen, die zum bleibenden Besitz der Nation geworden sind. Das Verhältniß zu seinen Vorgängern, die die Geschichte dieser Epoche geschrieben haben, gestaltet sich bei Stern so, daß er die Ergebnisse ihrer Forschung natürlich verwerthet,

*) Band 3. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) 1901.

aber zugleich eine Revision derselben vornimmt; die neueste, man darf wohl sagen, internationale Litteratur und nicht minder internationale Forschung und Herbeiziehung urkundlichen Materials aus den wichtigsten europäischen Archiven dient ihm dazu im Einzelnen Falsches richtig zu stellen, veraltete Ansichten und Behauptungen zu beseitigen, neue und richtige an ihre Stelle zu setzen. Denn in erster Reihe ist sein Ziel Feststellung des thatsächlichen Vorganges auf dem Wege kritischer Untersuchung, von der aber nur selten in Anmerkungen Spuren sich zeigen, Hinweise sich finden, während diese Arbeit der Darstellung vorangegangen ist; dann hat er die Erweiterung unserer Kenntnisse, die Erforschung der Motive, die die handelnden Personen beeinflußten oder den Ursprung der Ereignisse bewirkten, im Auge. Seine Methode geht auf die positive Geschichtserzählung hinaus; Geschichtsphilosophie ist nicht seine Sache, selbst die großen inneren Zusammenhänge wünschte man hie und da etwas schärfer charakterisirt, etwas deutlicher hervortretend. Der Einfluß der inneren Zustände in den Staaten auf ihre äußere Entwicklung dagegen ist meist geschickt und genügend dargelegt.

Das Thema der vorliegenden drei Bände läßt sich dahin feststellen, daß es den Zerfall der heiligen Allianz behandelt, das Loslösen der Staaten aus dem Bann der reaktionären Herrschaft der Ostmächte, die seit den Tagen von Napoleon's Sturz sich konstituirte und auf den Kongressen von Aachen, Troppau, Laibach-Verona zur deutlichen Erscheinung kam. Solange die toryistische Regierung Englands im Gefolge der drei Mächte einherschritt, war ihr Einfluß unbestritten; Canning's Verdienst war, Bresche in diese feste Burg zu legen. Als er die Intervention gegenüber der spanischen Revolution zurückwies und die Anerkennung der südamerikanischen Republiken aussprach, war die Einheit des Auftretens durchbrochen; und als die orientalische Frage durch den Aufstand der Griechen wieder in den Vordergrund getreten war und der daraus entspringende Gegensatz zwischen Rußland und Oesterreich sich offenbarte, war die heilige Allianz ein Wort der Vergangenheit. Diese letzten Entwicklungen und Vorgänge schildert der vorliegende Band. Er setzt bei Rußland ein und gibt im ersten Kapitel eine höchst belehrende Schilderung der inneren Zustände in den letzten Lebensjahren Alexander's I., ein Abschnitt, der um so dankenswerther ist, je schwieriger er für den Autor wegen der Benutzung der russischen Quellen — selbst das Werk von Schilder existirt nur russisch — war, und je weniger diese im Ganzen zugänglich sind. Daß diese Schilderung Schwarz in Schwarz ausfällt, wen will das wundern? Und daß es seitdem viel anders geworden ist, wer möchte das behaupten? War Alexander längst von seinen Jugendidealen zurückgekommen, und regierte er in den letzten Jahren Rußland russisch, so konnte unter Nikolaus von Reformen natürlich noch viel weniger die Rede sein. Im Innern blieb alles wie es war, die Thatkraft des neuen Herrschers wandte sich nach außen: der Londoner Vertrag vom 6. Juli 1827, in dem Rußland, England und Frankreich sich vereinigten, um dem Blutvergießen in Griechenland ein Ende zu bereiten und zu dem Zwecke beschlossen, beide kriegführende Parteien zum Abschluß eines Waffenstillstandes aufzufordern, war das von Metternich mit Schrecken beobachtete Ergebniß. Als Canning, dessen Eingreifen in Portugal noch im 3. Abschnitt geschildert wird, wenige Wochen später (8. August 1827) starb, machte, wie Stern sagt, das plötzliche Verschwinden des kaum Siebenundfünfzigjährigen von der öffentlichen Bühne bei allen politisch Gebildeten weit über die Grenzen Englands hinaus tiefen Eindruck. Wer immer in Europa den Druck der allgemeinen Reaktion schmerzlich empfunden und Englands allmähliche Lösung aus ihren Banden freudig begrüßt hatte, mußte Canning's frühzeitiges Ende als einen schweren Verlust betrachten. Mit Gefühlen anderer Art blickten die vornehmsten Angehörigen des entgegengesetzten Lagers auf die abgeschlossene Laufbahn des britischen Staatsmannes zurück. Gentz sah in seinem Tode „eine Gnade Gottes". Metternich verglich ihn „dem Erlöschen eines unheilbringenden Meteors". „Canning, urtheilt er, hat nicht gebaut, sondern nur niedergerissen. Sein dreimonatliches Ministerium wird in den Jahrbüchern der Geschichte eine Stelle neben anderen berüchtigten hundert Tagen einnehmen." Die letzte große Handlung des Ministeriums Canning war die Vollendung des Dreibundes gewesen, durch den sich England, Rußland und Frankreich zur Erwirkung des Friedens zwischen Griechen und Türken vereint hatten. Für den Gang der europäischen Politik konnte es zur Zeit kaum eine wichtigere Frage geben als die, ob dieser Dreibund nur zum Einreißen und nicht auch zum Aufbauen führen werde.

Indes der Kampf zwischen Griechen und Türken ging weiter. Das 4. Kapitel „Navarino" schildert mit dramatischer Lebendigkeit die Vorgänge, die in der Katastrophe vom 20. Oktober 1827 gipfelten. Der russisch-türkische Krieg schloß sich an, scharf und klar ist die Verknüpfung zwischen beiden Ereignissen herausgearbeitet, und die Unabhängigkeit der Griechen wurde grundsätzlich anerkannte Thatsache. (Kapitel 5 und 6.) Der folgende Abschnitt „Deutschland. Preußens Erstarken" erzählt von den meist jämmerlichen Zuständen in den deutschen Klein- und Mittelstaaten und von dem Werden und Wachsen des preußisch-deutschen Zollvereins. In der Natur der Sache liegt es, daß in einer Darstellung der ausgehenden zwanziger Jahre von Deutschland nur kurz die Rede sein kann, da die einzig bedeutende Thatsache, eben der Zollverein, in seiner großen Bedeutung erst in der Zukunft hervortritt, sonst alles still und stumm war. Desto stärker nehmen die Ereignisse auf der pyrenäischen Halbinsel (Kap. VIII) und vor allem die Emanzipation der Katholiken in England (Kap. IX) das Interesse in Anspruch. In scharf umrissenen Bildern treten uns die O'Connell's, Peel's, Wellington's, Russel's entgegen, diese Agitationen, diese Bünde der Iren, diese parlamentarischen Debatten, dieses Schwanken und Zögern und diese alles bezwingende Nothwendigkeit, den entscheidenden Schritt zu thun. Der Anstoß aber, der in ganz Europa nachzitterte, ging von Frankreich aus: Die Ministerien Villèle, Martignac, Polignac lösten einander ab, näher und näher rückte der Sturm, der den verblendeten König und sein Haus für alle Zeiten der Krone beraubte. Mit Spannung folgen wir der geschickten Erzählung unseres Autors, der die leitenden Männer charakterisirt, die Parteien schildert, die Stimmungen des Landes malt und bei aller Schlichtheit der Darstellung das Interesse an den Vorgängen kunstvoll zu steigern weiß. Am 24. Juli folgte die endgiltige Annahme der Ordonanzen, am folgenden Tage unterzeichnete Karl X. sie. „Man hat behauptet", sagt Stern, „Polignac habe aus Visionen die Hoffnung auf himmlischen Beistand geschöpft und deshalb geglaubt, der irdischen Vorsicht entrathen zu können. Sein starker mystischer Hang würde diese Erklärung zulassen. Schwer begreiflich aber bleibt es, daß sich unter seinen Genossen nicht einer fand, der ihm und dem Könige klar zu machen gewußt hätte, was auf dem Spiele stand. Nachts um 11 Uhr empfing Sauvo, der Redakteur des „Moniteur", aus Chantelauzes Hand im Beisein Montbels die verhängnißvollen Aktenstücke zum Abdruck. Er überflog sie und konnte seine Bewegung nicht verbergen. „Ich habe, sagte er beim Weggang, alle Tage der Revolution gesehen und ziehe mich zurück mit einem tiefen Schrecken vor neuen Erschütterungen." Der ehrliche Mann hatte nur sein Frankreich im Auge. Aber unter dem zerschmetternden Stoß, den der Gewaltstreich Karls X. auslöste, erzitterte der Boden der Staatenwelt Europas."

Mit diesen Worten schließt der Band, von dem wir mit dankbarem Gefühl Abschied nehmen und mit dem herzlichen Wunsche, daß dem verehrten Verfasser die Kraft und Frische zur weiteren Arbeit erhalten bleibe.

Bruno Gebhardt.

Das Räthsel.

Eine Geschichte in zwölf Kapiteln.

I.

Wenn ich nur nicht das Räthsel zu lösen hätte! Es bedrückt mich so sehr. Aber ich muß es doch lösen. Sonst kann ich keine Ruhe finden. Und ich werde es auch lösen.

* * *

Als ich noch Student war, nahm mich einer meiner Freunde einmal mit zu einer Vorlesung. Sie würde mich interessiren, meinte er. Es wurde da von Geisteskrankheiten gesprochen, und was gelehrt und erörtert wurde, das wies der Professor in der zweiten Hälfte der Stunde an lebenden Beispielen nach.

Es war in der That sehr interessant.

Und da sah ich ein Mädchen, jung und bleich. Wußte nicht, was um sie her geschah, wer vor ihr stand, wer zu ihr sprach. Fühlte nicht Schmerz noch Freude. Konnte nicht lachen und nicht weinen. Nichts.

Der Professor nannte das „Dämmerzustand".

Wie schön das sein muß: nicht Nacht, nicht Tag. Kein Sonnenleuchten, das die Blicke blendet. Keine Dunkelheit, die Furcht erweckt. Nichts. Nur die Dämmerung.

Aber dieses Mädchen sang leise und unaufhörlich vor sich hin. Ließ nicht einen Augenblick ab. Und geheimnißvoll und verschleiert klang es: „Lalolalo . . . lalalali . . . lalolali . . . lalalalo . . ." Es war so seltsam.

Ich werde das wohl nie ganz vergessen können. Es war zu neidenswerth.

Aber seither sind schon einige Jahre vergangen.

Es war so seltsam: „Lalolalo . . . lalalali . . ."

II.

Wenn doch nur das Räthsel nicht wäre! Es wird mich allmählich ganz beherrschen, für nichts anderes wird es Raum lassen. Ich werde dann keine Freude mehr kennen, keinen Genuß, keine Ruhe, keinen Schlaf. Und während alle um mich her in den Tag hineinleben, werde ich der Sklave meines Räthsels werden. Werde alles verlieren, nur um das Räthsel zu lösen. Werde der Aermste sein unter den Menschen.

Doch nein: mein Bruder ist ärmer. Denn seine Frau ist ihm gestorben, seine blasse, blonde Frau. Mein armer Bruder! Alle Leute haben Mitleid mit ihm gehabt. Und das ist nun gerade vier Wochen her.

Ich habe ihm damals auch die Hand gedrückt, als wir am Sarge standen. Natürlich. Nicht nur, weil sich das gehört: nein, er that mir aufrichtig leid. —

Weshalb? — Dumme Frage!

Das heißt: es fragt mich ja gar keiner. Ich selbst bin thöricht, daß ich mir solche Frage stelle. — Weshalb!

Weil ihm seine blasse, blonde Frau gestorben ist. — —

Freilich, wenn ich an ihr Grab gehe, allein und ganz heimlich, spät am Abend und früh am Morgen, dann höre ich etwas ganz Seltsames. Eine Botschaft, die Wahnwitz ist. Die mich aufstört. Die mich erbeben läßt. Die mich forthetzt in einsamste Einsamkeit hinein. Und dann schreie ich auf, als wäre etwas Todwundes in meiner Brust. —

Es ist entsetzlich kindisch, daß man sich solchen Schreck einjagen läßt. Man sollte sich so etwas gar nicht gefallen lassen. Oder vielmehr: man sollte es nicht beachten. So ein fader Scherz!

Zwischen den vielen, vielen Kränzen, die ihr Grab verhüllen, kichert es nämlich so seltsam, als wüßten die bunten Blumen das tiefste Geheimniß:

„Sie ist ja gar nicht sein Weib gewesen, hihihihi! Gar nicht sein Weib. Konnte es auch niemals sein, hihihihi! Aber die Welt und er selbst, sie haben es alle geglaubt. Wie dumm! Was meinst Du denn darüber, hihihihi? —"

Und dann stürme ich fort. Ganz ohne Grund natürlich. Ich sollte mich schämen. Und sollte über meinen Gedanken doch nicht alles andere vergessen. Nicht vergessen, daß mein Bruder noch ärmer ist als ich.

Denn seine blasse, blonde Frau ist ihm gestorben.

III.

Uebrigens, ich kann es ja ganz ruhig erzählen. Nur eine kleine, unbedeutende Geschichte. Nur eine Bagatelle ist es, eine erbärmliche, alltägliche Bagatelle. Meinem Bruder will ich sie freilich lieber doch nicht sagen. Er ist so still, so weich und gütig zu mir. Und noch so traurig. Es könnte ihn am Ende doch erregen, und das würde mir dann leid thun.

Ueberhaupt: ob es Recht ist, daß ich noch einmal daran denke?

Vielleicht, daß es dann nicht mehr kichern wird zwischen den Kränzen; daß Du mir dann nicht wieder erscheinst, Magdalene. Vielleicht, daß ich dann Ruhe habe, um über das Räthsel nachdenken zu können. Ueber das Räthsel, das mich nun seit einem Monat quält. Und bin doch erst vor zwei Monaten zurückgekehrt in die Heimath.

Wie schnell verging uns doch der erste Monat, Magdalene!

Und der zweite Monat, wie langsam schleicht er dahin, nun Du todt bist, Magdalene! Nicht etwa, weil gerade Du gestorben bist. Für mich direkt war es ja gar kein Verlust. Unter keinen Umständen. Aber immerhin: so ein Todesfall in der Familie. . . .

Nicht wahr, Magdalene? —

Weißt Du noch: es war in den ersten Apriltagen, als ich zu Euch kam. Und draußen fiel der letzte Schnee. Aber in Eurem Wohnzimmer war es behaglich. Das war auch ganz gut.

Denn wenn man einander zum ersten Mal im Leben sieht und soll sich dann gleich lieb haben, weißt Du: so wie Geschwister es thun — ja, dann ist man doch zuerst recht befangen.

Aber es dauerte gottlob nicht lange.

Zuerst freilich waren wir ein wenig still, blickten uns heimlich und prüfend an und suchten nach nothdürftiger Unterhaltung.

Ach, Gott: ich muß beinah lachen, wenn ich jetzt daran denke, wie Du mich mit meinem Bruder verglichst — wovon solltest Du auch weiter reden! Und wie Du fandest, ich sei so ganz anders wie er. Wir seien eigentlich gar nicht zu vergleichen. Nicht äußerlich und — wie Du dächtest — auch nicht innerlich. Und wie ich dann wieder sagte, das könne wohl sein. Mein Bruder gehe viel ruhiger durch die Welt u. dgl. m.

Ja, was man so alles zusammenredet!

Ich muß wirklich beinah lachen. . . .

Ach, richtig: Du fragtest noch, ob ich es nicht kalt fände in Eurer Wohnung. Und dabei prasselte das Feuer im Ofen. — Lachhaft, einfach lachhaft: nicht wahr, Magdalene?

Dann aber, als der Bruder kam, wurde es schnell gemüthlich. Wir merkten gar nicht, wie die Zeit verging, und wurden rasch vertraut. Es paßte so trefflich für meinen Bruder: gerade als er ein paar Wochen verreisen mußte, war nun jemand da, der seine Frau zu unterhalten verstand. Der ihr die Zeit vertrieb. Der sich ihr fast ausschließlich widmen konnte. —

IV.

Ich glaube: es gibt irgendwo ein altes, ein uraltes Märchen. Oder ein Lied, ein uraltes.

Von zwei spielenden Menschen. Sie dachten, daß sie spielten des Spieles wegen. Und thaten es doch, weil die große Sehnsucht in ihnen war. Und wußten nicht, daß es

nie gerathen ist, mit dem Feuer zu spielen, das da schlummert und plötzlich erwacht. Auch ahnten sie nicht, daß zwei Flammen, die sich vereinen, eine Gluth ausstrahlen, von der sie getrennt nichts wußten. Eine Gluth, die beseeligt. Und die betäubt.

Also daß man die Augen schließt, lächelnd und glücklich, ohne wieder erwachen zu wollen.

Aber wehe dem, der die Kraft nicht findet zu erwachen, wenn es an der Zeit ist! Der das Feuer nicht ersticken kann, das ihn so tückisch überkam. Wehe ihm!

Denn lösen müssen sich, die ihres Spieles vergaßen über sich selbst. Und hilft ihnen kein Klagen. —

„. . . In Sonnengluth und Winterschnee,
O, laß mich wandern und leiden!
Wie könnte sich meine Seele je
Von Deiner Seele scheiden!

Und hast Du mich lachend zum Leben geküßt
Und willst von hinnen fahren,
So muß ich Aermste zu gleicher Frist
Sterben in jungen Jahren. . . .“

Ich muß ein solches Lied schon einmal gehört haben. Mir ist wenigstens so. Aber ich kann mich natürlich auch irren.

Ueberhaupt habe ich jetzt zuweilen so seltsame Vorstellungen.

V.

Ich weiß noch ganz genau: es war ein Sonnabend Spätnachmittag, als wir uns zum letzten Male sprachen. Du küßtest mich wild und heiß, durstig und lange. Von Deinen schmalen Lippen ging ein so süßer Zauber aus. Und dann lächeltest Du und sprachst: „Morgen am Sonntag ist das ganze Haus menschenleer. Da darfst Du schon am Nachmittag kommen und viele Stunden bleiben. Man hat mich immer ein Sonntagskind genannt: nun will ich's erproben.“

Da dachte ich zuerst wahrhaftig, ich würde die Kraft nicht finden, Dir das zu sagen, was ich doch sagen mußte. Aber es gelang mir:

„Hör' mal, das wird wohl nicht möglich sein. Es ist überhaupt an der Zeit, daß wir das Spiel beenden.“

Du warst plötzlich ganz still. Ich dachte schon, Du hättest mich nicht verstanden.

Und sprachst dann ganz leise:

„So spielen wir also?“

„Ja, Magdalene. Was sonst? Und thuen's schon viel zu lange. Und müssen ein Ende machen. Schnell, augenblicklich, wenn das angeht. So bedenke doch nur, was wir unserem Rufe schulden! Und insbesondere ich meiner Stellung, meiner Zukunft, die ich ahne, deren ich gewiß bin, wenn ich ihr meine ungetheilten Kräfte widme. Sonst natürlich nicht. — Und dann will man mich auch im Lauf der nächsten Jahre verheirathen. — Das alles mußt Du doch einsehen.“

Und dann war es wieder sehr still.

Endlich ganz leise:

„Nun wohl, so haben wir also gespielt.“

Dann wieder Schweigen. Und ich wollte gehen. An der Schwelle hörte ich meinen Namen noch einmal.

„Du riefst mich?“

„Haben wir nicht einmal davon gesprochen, daß manche Menschen nur im Sonnenlicht glücklich wären? Da sagtest Du doch wohl: Du könntest Dir recht gut denken, daß viele sterben würden, wenn sie die Sonne nicht mehr sehen könnten.“

„Gewiß. Aber was gehört das hierher?“ —

Ich bekam keine Antwort mehr. Du sahst mich nicht einmal an. Ich glaube: Du blicktest zum Fenster hinaus. Ganz unbeweglich und ohne irgend ein Wort.

Es war dort vor kurzem die Sonne untergegangen. Nur ein fahler, gelber Schimmer war geblieben. — Eure Fenster lagen ja alle nach Westen zu.

Da ging ich denn.

* * *

Als Du am anderen Morgen — es war ein sonniger Frühlingsfeiertag — todt vor mir lagst, war ich ganz still. Kein Schrei. Kein Schluchzen. Keine Thräne. Ich glaube fast: kein Schmerz. An diesem Tage nahm mich ja das große Räthsel in seinen Bann. Wie konnte ich da an etwas anderes denken!

Nur als der Bruder kam und auf die Knie niederbrach vor Deinem Anblick, da stieg es seltsam in mir auf. Ich ging aber schnell hinaus, kein anderer brauchte das zu merken.

Nicht, daß es aufgefallen wäre! Ich sagte ja schon: so ein Todesfall in der Familie. . . .

Und bei Deinem Begräbniß habe ich ihm ja dann auch die Hand gedrückt. Wie sich das so für den Bruder gehört. Für den leiblichen Bruder.

VI.

Nicht wahr, Magdalene: nun habe ich meiner Pflicht genügt? Nun wollen wir ruhen lassen, was vergangen ist. Nun wirst Du mich nie wieder stören. Und wirst sorgen, daß es nicht mehr kichert auf Deinem Grab. Denn das hört sich so schrecklich an.

Auch wird es Zeit, daß ich an meine Zukunft denke. Nur noch das Räthsel will ich lösen. Muß ich lösen. Es ist ja die Schuld, die ich tilgen muß um Deinetwillen.

Und dann will ich der Zukunft entgegen. —

VII.

Zehn Tage sind nun wieder vergangen, Magdalene, und Du hälst Dein Versprechen schlecht. Du kommst fast täglich zu mir, bald zu dieser Stunde, bald zu jener. Und bleibst immer sehr lange. Kannst Du denn gar keine Ruhe finden?

Neulich gingst Du sogar auf der Straße neben mir. Es ist nur gut, daß Dich kein anderer sieht als ich.

So ist es doch wohl, Magdalene?

Was sollten auch die Leute von uns denken! Sie reden so gern grundlose Verdächtigungen. —

Und heute kamst Du in dem weißen, leichten Kleide, daß Du in den letzten Apriltagen trugst, an den ersten Frühlingsabenden. Weißt Du noch?

Es steht Dir auch jetzt noch gut.

Und doch: Du solltest bedenken, wie angestrengt mein Geist jetzt arbeiten muß. So angestrengt, daß es in meinem Kopf zuweilen ganz seltsam klirrt wie von dem Springen kleiner Saiten, und ich nur noch wenig schlafen kann. Natürlich ist es die Lösung meines Räthsels, an der ich arbeite. Woran auch sonst!

Darauf solltest Du doch Rücksicht nehmen. —

Was sagst Du da? — Du wolltest mich nicht abhalten von meiner Arbeit? Nein, wollest mir helfen? — Das kannst Du ja gar nicht. Das kann ja keiner auf der Welt. Keiner.

Oder wärest Du etwa der Eine, auserwählt unter allen und mir zur Hilfe gesandt? Und wärest deshalb so oft gekommen? Ohne daß ich Thor es gemerkt hätte. Ich Thor!

Wäre das nicht möglich, Magdalene?

Da nickst Du mit dem Kopf und lächelst.

Mit einem Male werde ich ganz ruhig. Gemeinsam müssen wir zum Ziele kommen. Allein konnte ich ja das Räthsel niemals lösen.

Aber gemeinsam! —

Komm. Setze Dich an meine Seite. Ganz dicht. Setze Dich nur. Das Sopha hat Raum genug für zwei. Gib mir auch Deine Hand, die ich immer so gern hatte.

Und nun höre zu:

Als Du damals vor mir lagst, bleich und todt, da — ich sagte es schon — fühlte ich keinen Schmerz. Ich mußte Dich immerfort ansehen. Das ist Dir wohl auch aufgefallen, Magdalene, nicht wahr?

Ach so, Du warst ja todt, damals und bist es auch jetzt noch. — Du, eigentlich seltsam, daß Du dann bei mir weilst und mir zuhörst. Sehr seltsam. . . .

Ach, was kümmert's mich! —

Also: damals mußte ich Dich immerfort ansehen. Denn — und nun paß auf, Magdalene — denn Du hast damals gelächelt. Verstehst Du wohl: gelächelt. Als Du todt warst, gelächelt.

Wie kam das?

Nicht wahr: die Antwort ist gar nicht leicht.

Nicht etwa, daß ich dieses Lächeln zum ersten Male gesehen hätte. Keineswegs. Sogar schon am eigenen Vater. Aber der hatte viel, sehr viel zu leiden gehabt: es war ihm zu gönnen, daß er befreit wurde. Und er hatte eine Recht zu lächeln. Und auch an einem kleinen Kinde. Ich glaube: es war vier Jahre alt. Das war ganz einfach hinübergeschlummert, wußte noch nichts vom Leben. Aber sehnte sich wohl nach weißen Engeln und nach seinem lieben Gott. Es hatte ein Recht zu lächeln.

Aber daß Du gelächelt hast, Magdalene!

Als ich Dich so liegen sah, war es mir, als flösse eine tiefrothe Welle durch mein Hirn. Das muß nun seit jener Stunde fieberhaft arbeiten. Denn hier setzt mein Räthsel ein:

Was ist der Tod, daß die Menschen lächeln, glücklich lächeln, wenn er kommt? Nicht nur, wenn sie ihn wünschen oder gar ersehnen: nein, auch wenn sie in der Blüthe des Lebens stehen, wenn ihnen das noch tausend Schätze schuldet, wenn sie noch gestern genossen, durstig genossen, mit begehrenden, zuckenden Lippen. . . .

Auch dann noch lächeln!

Was ist der Tod? Und was ist es, das er uns bringt? Oder doch verheißt, wenn wir sterben? Und was ist das Leben, wenn wir es so freudig aufgeben? — Was ist der Tod? —

Freilich, ich will es Dir gestehen: als ich so vor Dir stand, da meinte jemand hinter mir ganz leise, Dich hätte plötzlich ein schweres Leid getroffen und Dich dem Tod in die Arme getrieben als dem Erlöser.

Ich wandte mich sofort, um den Schwätzer Lügen zu strafen. Aber er war natürlich schon weg. Es war überhaupt keiner mehr im Zimmer. Nur wir Beide.

Welch ein Unsinn! Herzschlag selbstverständlich, wie er jeden von uns überraschen kann. Was auch sonst!

. . . Und nun habe ich denn gesonnen und immer wieder gesonnen: was ist der Tod? Was bringt uns der Tod?

Wer das zu entdecken vermag, der findet ja zugleich den Weg zur Erkenntniß vom Zwecke und Werthe des Lebens. Das siehst Du doch ein, Magdalene? Der erledigt dann also mit einer Antwort tausend Fragen. Löst mit dem einen Räthsel tausend andere. Löst das große, das größte Räthsel der Welt, nicht wahr?

Was ist der Tod? Was bringt uns der Tod?

Das große Nichts? Nein, in keinem Falle. Das müßte das einzelne Wesen aufgehen lassen in dem All der unendlichen Millionen anderer Wesen. Müßte jede Regung schwinden lassen. Jedes Gefühl auslöschen. Schmerz und Freude verbannen. Also auch das Lächeln.

Oder etwa ein Urtheil über unseren Werth oder Unwerth? Oder doch die Verheißung eines jüngsten Gerichts? — Nein, das noch weniger. Wer hätte da das Recht zur Freude, zum Lächeln? Niemand. Auch Du nicht, Magdalene.

Nicht, daß Du schwer gesündigt hättest! Es wäre eine Lüge, das zu behaupten. Ganz gemeine Lüge! Pfui!! —

Aber wie heißt es doch: wir sind allzu mal Sünder und . . . nun, ich weiß es jetzt nicht. —

Was also ist der Tod? Und was bringt er uns?

Und nun kommt das ganz Merkwürdige, Magdalene. Höre genau auf das, was ich Dir sage.

Zuweilen verkündet mir eine Stimme ganz deutlich, daß ich das Räthsel lösen werde. Ganz deutlich. Und dann bin ich so froh, und mir wird so leicht. Gestern erst hörte ich die Stimme.

Natürlich muß ich nun beständig an der Lösung arbeiten. Das sagt mir die Stimme auch rückhaltslos. Aber das will ich ja so gern thun! So gern! Ohne Mühe kein Lohn. Und der Lohn ist köstlich.

Willst Du mir wirklich helfen, Magdalene? — Du willst? — Ach, das ist gut, das ist schön. Nun wird es uns sicher gelingen.

Natürlich darfst Du keinem davon verrathen. Erst wenn wir am Ziele sind, wollen wir die Menschheit damit beglücken. Die ganze Menschheit. — Auch mein Bruder weiß nichts davon. Er ist so in sich gekehrt. Es würde ihn nur stören. Ihm darfst Du es also auch nicht sagen.

Ach so, Du sprichst ihn ja gar nicht. Wie konnte ich das nur vergessen! — Es ist doch so? Du sprichst ihn doch nicht? Du kommst doch zu keinem andern auf der Welt als zu mir? Zu mir allein, meine liebe, liebe Magdalene?

* *
*

Ja, warum entweichst Du denn so plötzlich? Ist Deine Zeit schon abgelaufen? Bist Du denn überhaupt an Zeiten gebunden?

So antworte doch! Verlaß mich doch nicht gar so schnell! —

Du gehst wahrhaftig. — Nun, es ist auch wirklich schon spät geworden.

Aber morgen kommst Du doch wieder? — Gut.

Auf Wiedersehen! Lebe wohl, Magdalene.

VIII.

Wie lange hast Du mich heute warten lassen, bis Du den Weg zu mir fandest! Die ganze Kraft meines Willens habe ich aufbieten müssen, Magdalene. Es war nicht Recht von Dir, mich so zu quälen.

Denn ich brauche Dich mehr als je zuvor. Ich glaube: ich kann jetzt an der Lösung des Räthsels nur noch arbeiten, wenn Du bei mir bist. Das mußt Du Dir merken für die künftige Zeit.

So komm doch nur näher. Was zögerst Du an der Thür so lange, Magdalene? — So. Noch einen Schritt. Und noch einen. Immer näher.

Weißt Du, was ich heute thun will? Meinen Kopf in Deinen Schoß legen, Du Blonde, Blasse. Und die Arme um Deine Hüften schmiegen. Und Deinen jungen Leib fühlen. Denn danach dürstet mich. Genau so wie einst. Wie damals, als wir . . . wie sagte ich doch früher? Ach so, richtig: als wir spielten. Natürlich: Was auch sonst: . . . als wir spielten. —

Sag' mal: was soll denn das? Du gehst ja wieder. Du sollst doch bleiben. — Weshalb willst Du denn wieder gehen? Und wo willst Du hin? Du sollst doch bleiben! Du sollst nicht fort. Ich will es nicht. — Bleiben sollst Du!

Mach' mich nicht rasend, Magdalene. Wenn Du wüßtest, wie mein Kopf mich schmerzt! So rede doch wenigstens, wohin Du willst! —

Halt, ich weiß es. Du willst zu meinem Bruder. Natürlich. Zu ihm willst Du. Aber ich dulde es nicht. Ich hole Dich zurück. Es würde ihn zu sehr erregen. Hörst Du? —

So bleibe doch! Du sollst nicht zu meinem Bruder! Ich will Dich behalten. Keinem anderen gönne ich Dich. Und hole Dich zurück von jedem.

Magdalene!! —

Nun gut. Du hast es so gewollt.

Mein armer Kopf!

Nun eile ich Dir nach. Unverzüglich. Mein Bruder muß Dich herausgeben. Wehe ihm, wenn er's nicht thut!

IX.

Man muß es meinem Bruder lassen: er benimmt sich wie ein Ehrenmann. Ganz gewiß.

Denn daß er Komödie gespielt hätte, kann ich mir nicht denken. Ich habe mich ja auch überzeugt, daß er die Wahrheit sagte. Ein Irrthum ist ganz ausgeschlossen. Wirklich, ich kann mit seinem Betragen durchaus zufrieden sein. —

Als ich in sein Zimmer gestürzt kam, war er ganz allein. Von Magdalene nichts zu sehen. Und als ich ihn dann zur Rede stellte, wo er denn Magdalene versteckt halte, fuhr er zuerst freilich ganz erschreckt auf. Aber es war nur der Name, der ihn so erregt hatte. Man kann ihm das nicht verdenken: der Name seiner Frau, die er so lieb hatte. . . .

Uebrigens war er gleich darauf wieder ganz ruhig. Nur seine Augen blickten sehr traurig. Es ist wunderbar: wenn er mich mit diesen Augen ansieht, kann ich ihren Blick nie erwidern und muß thun, was er will.

Eigentlich seltsam. Früher schaute ich ihn so gern an. Seltsam. —

Und dann sagte er leise zu mir, Magdalene sei gar nicht bei ihm. Sei überhaupt nie wieder zu ihm gekommen. Ich solle mich doch beruhigen. Und wenn ich wollte, auch davon überzeugen, daß sie nicht im Zimmer sei.

Nun, das hätte ich ohnehin gethan. So leicht läßt man sich ja nicht belehren, o nein! Ich suchte überall nach ihr, in den beiden Schränken, unter dem Tisch und sogar unter dem Sopha. Aber sie war in der That nicht da.

Ich räumte sogar alles aus, was in den Schränken war. Ein fieberhafter Drang trieb mich dazu. Man soll doch auch lieber zu viel Vorsicht anwenden als zu wenig. —

Mein Bruder bat mich nun, ich sollte doch ruhig wieder in mein Zimmer gehen und mich ausruhen. Ich sähe doch, daß sie nirgends sei. Morgen könnten wir ja weiter darüber sprechen.

Ich will es gestehen: einen Augenblick hatte ich ihn im Verdacht, daß er mich überlisten wolle. Und daß sie vielleicht im Nebenzimmer sei. Pfeilschnell eilte ich hin, bevor er mir den Weg versperren konnte. Es war ja sehr leicht möglich, daß ich sie dort noch traf.

Und als ich eintrat, dachte ich zuerst wahrhaftig, meine Vermuthung wäre richtig. Wie ein Schatten huschte es vor meinen Augen vorüber. Das ist Magdalene, dachte ich. Und griff zu und wollte sie fassen und festhalten. Im Nothfall mit Gewalt.

Aber ich hatte mich geirrt. Sie war es gar nicht. Wie man sich doch täuschen kann!

Leider hatte ich etwas zu weit nach vorn gegriffen und fuhr nun mit der Faust in den großen Wandspiegel. Er klirrte zu Boden in tausend Scherben. Aber ich selbst ritzte mir kaum die Hand.

Als ich mich dann umdrehte, stand mein Bruder hinter mir. Er mußte ganz leise gekommen sein. Ich hatte ihn gar nicht gehört. Und seine Augen blickten wieder so traurig.

Er bat mich: „Geh' doch nun in Dein Zimmer und ruhe Dich aus. Wir sprechen uns dann morgen."

Da konnte ich nicht widerstehen. Es lag etwas in seinen Augen, was mich zum Gehorsam zwang. Und dann war es auch sehr an der Zeit, daß ich mich ausruhte.

Mein Kopf that mir so entsetzlich weh.

Heute kann ich nun gar nicht mehr an der Lösung meines Räthsels arbeiten. Ich bin jetzt viel zu müde.

Und morgen — ach so, morgen will ja mein Bruder mit mir sprechen. Mein Bruder ist sehr lieb zu mir. Alles, was recht ist! Nur seine traurigen Augen —

Ob Du morgen auch wieder zu mir kommen wirst, Magdalene? Hoffentlich doch. Es ist wirklich hohe Zeit, daß wir das Räthsel zu lösen suchen. Meine Kräfte sind oft schon nicht mehr so stark wie früher.

Bitte, komm doch morgen zu mir. Bitte!

Wie sehr ich mich jetzt auf den Schlaf freue! Ich will von Dir träumen, Magdalene.

(Schluß folgt.)

Fritz Boré.

Elisa von der Recke. Aufzeichnungen und Briefe aus ihren Jugendtagen. Herausgegeben von Paul Rachel. Leipzig, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung, 1900. Mk. 8.

Von der in der Ueberschrift genannten Frau, die in der Geschichte der Empfindsamkeit und des Mystizismus, dann der Aufklärung und des Rationalismus, sowie in der Geschichte der Frauenbewegung eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat, kannten wir bisher aus ihrer eigenen Feder nur zwei Schriften, die über zwei Abschnitte ihrer geistigen Entwicklung Aufschluß geben: die „Nachricht von des berüchtigten Cagliostro Aufenthalt in Mitau im Jahre 1779 und dessen magischen Operationen" und das „Tagebuch einer Reise durch einen Theil Deutschlands und durch Italien in den Jahren 1804—1806". Auch die bisher veröffentlichten Briefe geben nur wenige Einblicke in ihr Leben. Und ein Auszug aus ihren Tagebüchern erstreckt sich nur über das eine Jahr 1790. Die 18 Bände ihrer Tagebücher hat sie selbst vernichtet, damit sie nicht mißbraucht würden. Da bietet uns nun der Herausgeber des obengenannten Buches eine sehr willkommene Gabe, die reiches Licht fallen läßt in Elisas Kindheits- und Mädchenzeit, sowie in die Zeit ihrer unglücklichen Ehe, die sie zu 17 Jahren 1771 schloß und schon 1778 wieder löste. Prof. Paul Rachel legt uns zwei Handschriften aus den königlichen Bibliotheken in Berlin und Dresden vor. Die erste enthält in drei Büchern zu acht Kapiteln die Geschichte von Elisas Leben von ihrer Geburt bis zu ihrer Verlobung, von ihr selbst erzählt, mit einem 1795 verfaßten Vorwort. Die zweite ist eine Sammlung von 105 Briefen Elisas in Abschrift, aus der Zeit von 1771 bis 1778. 86 Briefe davon sind an ihre Freundin Caroline Stoltz, die Erzieherin ihrer jüngeren Schwester Dorothea, gerichtet, der einzigen, zu der sie sprechen und schreiben kann, wie's ihr ums Herz ist. Im Briefe vom 2. Juni 1771 an Elisabeth von Medem schreibt sie noch: „Ja! Liebste, mein Mann ist gewiß ein vortrefflicher Mensch, er ist nur kein Weltmann, aber er liebt mich, er thut vielen Gutes, und ich werde gewiß recht glücklich sein", und noch am 24. September 1771 „hoffte sie noch zu Gott, daß sie recht glücklich sein werde". Aber mit der Zeit nehmen die Klagen über Recke's mürrisches Wesen zu, und die Geburt einer Tochter bringt die Ehegatten nicht näher.

Es fehlt uns an Raum, weiteres aus den beiden Handschriften anzuführen, mit Recht hebt der Herausgeber hervor, daß sie interessante Bilder aus dem Leben des 18. Jahrhunderts, besonders dem des baltischen Adels enthalten. Feste und Festkleidung, Szenen am Putztisch und im Prunkzimmer, Ausschnitte aus dem täglichen Leben werden dargestellt, für die Geschichte des litterarischen Lebens der Zeit werde in der Biographie und besonders in den Briefen manches schon Bekannte in ein helleres Licht gerückt. Dann — was das Wichtigste ist — runden die Schriften das Bild einer Frau ab, die im deutschen Geistesleben viel genannt wird, aber uns bisher eigentlich nur als reifere Frau, als Freundin Tiedge's bekannt war, und gewähren einen „Blick in ein edles, tief erregtes Frauenherz". — Die wohlbekannte Verlagshandlung hat das Buch trefflich ausgestattet, besonders sind auch die 11 Abbildungen (Bilder Elisas und ihrer Angehörigen, sowie ihres Wohnsitzes Neuenburg) ein willkommener Schmuck.

R. B.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 34. Berlin, den 25. Mai 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{3}{4}$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der deutsche Kaiser hat am Geburtstage des Zaren in Metz ein Festmahl gegeben. Zu demselben war auch der russische Botschafter erschienen. In der üblichen Weise brachte Kaiser Wilhelm II. das Wohl des russischen Monarchen aus, und er betonte in seinem Toast die alte, seit länger als einem Jahrhundert nie durch gegenseitigen Kampf erschütterte Freundschaft der Höfe von Berlin und St. Petersburg.

Auch wir halten solche gute Nachbarschaft zwischen Deutschland und Rußland für erfreulich und nützlich. Es gibt keine politische Frage zwischen beiden Reichen, die nur in Feindschaft gegen einander zu lösen wäre; trotz aller Verstimmungen ist weder Rußland noch Deutschland gezwungen, eine Politik gegen die Lebensinteressen des anderen Staates zu verfolgen. Ein Ausgleich ist stets möglich und sollte trotz des Chauvinismus, der sich seltener bei uns, häufiger in Rußland regt, auch in Zukunft immer herbeigeführt werden. Daß solche Gesinnungen vom Kaiser in Metz zum Ausdruck gebracht worden sind, ist gut; wobei wir freilich weit davon entfernt sind, die Bedeutung eines Toastes zu überschätzen.

Ein Toast ist meist nichts als ein festliches Wortfeuerwerk, das zu geeigneter Stunde abzubrennen, zweckmäßig sein kann. Große politische Ereignisse pflegen dagegen nicht oft in der Form des Trinkspruches der Welt verkündet zu werden; und jedenfalls gab es in den Metzer Worten nicht eines, das sich in den Rahmen der üblichen verbindlichen Liebenswürdigkeiten, die befreundete Staaten austauschen, nicht gefügt hätte.

Gleichwohl hat man die Thatsache, daß der russische Botschafter sich mit dem deutschen Kaiser in Metz an einen Tisch gesetzt hat, zu einem politischen Ereigniß in Paris aufzubauschen versucht. Ueberall hätte dieser Trinkspruch nach französischer Auffassung ausgebracht werden dürfen, nur nicht in Metz, das bis zum Jahre 1870 französisch gewesen ist. Diese Empfindlichkeit der Franzosen ist bezeichnend für ihre eigene Gemüthsstimmung; es heißt nicht wenig prätentiös sein, wenn verlangt wird, daß auch Rußland nach dreißig Jahren eine historische Thatsache ignoriren soll, die in Elsaß-Lothringen selbst schon als normaler Zustand empfunden wird.

Eduard Bernstein hat in einem wissenschaftlichen Studentenverein einen wissenschaftlichen Vortrag gehalten. Die Schicksale und die Person des Redners rechtfertigen es, daß diesem Vortrag eine besondere Aufmerksamkeit entgegengebracht worden ist. Bernstein mußte lange in der Verbannung leben; erst jetzt haben sich ihm durch eine verständige Maßregel der Regierung die Grenzen des Vaterlandes wieder geöffnet, und Bernstein ist heute zweifellos der bedeutendste Theoretiker der sozialdemokratischen Partei. Solch einen Mann über die Frage, in welchem Verhältniß die Sozialdemokratie zur Wissenschaft steht, reden zu hören, ist interessant genug.

Der Vortrag selbst rechtfertigte das Interesse. Vorurtheilslos prüfte Bernstein die Dogmen des sozialdemokratischen Programms, um als seine wissenschaftliche Ueberzeugung zum Ausdruck zu bringen, daß auch dieses Programm in diesem und jenem Punkt wissenschaftlich anfechtbar sei. Das ist sicherlich zutreffend, aber wem wird damit etwas Neues gesagt? Nicht einmal den Sozialdemokraten, die ja schon ihrerseits aus eigenstem Antriebe Einzelheiten ihres

Programms als falsch verworfen und entsprechend geändert haben.

Wir sind daher der Ansicht, daß es eine große Täuschung wäre, von Bernstein's Auftreten eine tiefgehende Umwandlung innerhalb der sozialdemokratischen Partei zu erwarten.

Zunächst gab Bernstein selbst nicht die geringste Veranlassung, als erstrebe er solche Beeinflussung, und dann, — von seinem Wollen ganz abgesehen, — heißt es die Bedeutung theoretischer Erörterungen für den Zusammenhalt der Parteien außerordentlich überschätzen, wenn man annehmen wollte, Vorträge oder schriftliche Ausführungen dieser Art könnten zu solchem Ergebniß führen.

Wer kennt denn von den Hunderttausenden der sozialdemokratischen Arbeiter die Lehre von Marx, und was verschlägt es für diese Massen, ob eine Marx'sche Subtilität richtig oder nicht richtig ist. Die Massen wollen eine Besserung ihrer Lage, und weil sie annehmen, daß ihre Absichten die stärkste Förderung durch die sozialdemokratische Partei erfahren, darum folgen sie dieser Fahne; aber es schert sie wenig, ob die Verelendungstheorie und ob das eherne Lohngesetz richtig oder falsch sind. Und ihr Streben wird das nämliche bleiben, wenn auch von der sozialdemokratischen Theorie noch weit mehr abgebröckelt sein wird. Die Illusion wäre daher für die bürgerlichen Parteien gefährlich genug, zu glauben, ein kritisch besonders scharfer Geist wie Eduard Bernstein werde den Zusammenhalt der Massen auflösen.

Bernsteins Bedeutung beruht auf etwas ganz Anderem. Er hat das Rüstzeug für die wissenschaftliche Erörterung, und er ist bereit mit diesen Waffen für seine wissenschaftlichen Ueberzeugungen zu kämpfen nicht nur innerhalb der Partei, sondern auch gegen die Gegner der Sozialdemokratie. Damit ist die Möglichkeit sachlicher Erörterung neu eröffnet, und sachliche Erörterung ist in jedem Falle gut.

Die pfäffische Strenggläubigkeit der Sozialdemokratie, die gar keinen Widerspruch zuließ, konnte der Partei vorübergehend eine gewisse Stärke verleihen, aber sie hätte auch schließlich zur völligen Sterilität führen müssen. Bernstein ermöglicht durch sein Auftreten eine Fortentwicklung, von der wir annehmen, daß sie die Partei schließlich einmal in einem langsamen Prozeß aus der Utopie ganz herausführen und zu einer radikalen Arbeiterpartei umgestalten wird.

Diese Umgestaltung würden wir für heilsam halten, aber sie scheint uns keineswegs gleichbedeutend mit einer Schwächung der Sozialdemokratie als eines politischen Machtfaktors. Dieser Machtfaktor stützt sich auf sehr reale Interessen; seine theoretischen Ziele dagegen können sich ändern und haben sich schon geändert.

An den Verfall der Sozialdemokratie zu glauben, erscheint einstweilen als eine politische Illusion; daß aber das politisch-phantastische Element im Programm der Sozialdemokratie noch weiter in den Hintergrund tritt, wie es thatsächlich schon getreten ist, das halten wir für wohl möglich; und an der Beseitigung einiger Illusionen innerhalb der Partei hat auch Bernstein gearbeitet.

Nur Kurzsichtige sind der Ansicht, daß jede geraubte Illusion einen schwächenden Verlust bedeute; für die Länge der Zeit erweist sich aber immer, daß Illusionen ein gefährlicher Ballast im Gepäck einer politischen Partei sind. Dieser Erkenntniß werden sich auch die Führer der Sozialdemokratie nicht verschließen, und sie werden dann die Massen, die sie hinter sich haben, auch ohne auf das Phantom des Zukunftsstaates zu weisen, die Bahn sozialen Fortschrittes zu führen suchen. Die Ausscheidung des Wunderbaren aus der Politik wird aber den deutschen Arbeiter nur um so tüchtiger machen, das Erreichbare zu erreichen.

Für solche Entwicklung erscheinen uns die Voraussetzungen seit der Beseitigung der Ausnahmegesetzgebung vorhanden; aber diese Entwicklung sieht freilich ganz anders aus als die Hoffnung, theoretische Streitigkeiten würden die deutsche Sozialdemokratie zersetzen und die Arbeiterbevölkerung zur Beute anderer bestehenden Parteien machen.

Die österreichisch-ungarischen Delegationen tagen. Also auch in Oesterreich hat man zur Zeit die politische Arbeitsfähigkeit erreicht; das ist ein Erfolg des Ministeriums Koerber.

In seinem Exposé über die internationale Lage hat Graf Goluchowski einige bemerkenswerthe Aeußerungen gethan. Er betrachtet die Lage auf der Balkanhalbinsel nicht ganz ohne Besorgniß; Bulgarien ist heute der Unruhstifter, und Graf Goluchowski hat ernste Worte nach Sofia gerichtet; hoffentlich gelingt es, die macedonische Bewegung, ehe sie zu einer internationalen Gefahr wird, zum Stillstand zu bringen; das ist um so wahrscheinlicher, als Graf Goluchowski betonte, daß wie der Dreibund unerschüttert sei, so beständen auch die guten Beziehungen zwischen Wien und St. Petersburg fort.

Bei Erörterung der Lage des Dreibundes streifte Graf Goluchowski die internationalen handelspolitischen Fragen. Er zog eine richtige Mittellinie. Gewiß seien die Dreibundverträge nicht ein Tauschartikel, die für gute Handelsverträge zu haben seien. Die Verträge trügen ihre Bedeutung in sich; aber eben so zweifellos sei es, daß politische Bündnisse an Werth verlieren und geschwächt werden, wenn handelspolitische Feindschaft die politisch verbündeten Staaten auseinandertreibt. Das ist selbstverständlich und wir wünschen aus wirthschaftlichen wie aus politischen Gründen, daß das Fundament des Dreibundes in seiner alten Stärke auch durch den Wiederabschluß von Handelsverträgen zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien erhalten bleiben möge.

In Belgrad sind die Aussprüche von Frauenärzten und Accoucheuren zu politischen Ereignissen geworden. Ob die Königin nur zunächst oder für immer unfähig ist, dem Lande einen Thronerben zu schenken, steht zur Frage, und diese Frage, die nur der Mediziner zu lösen vermag, entscheidet vielleicht das Schicksal der Königin Draga und vielleicht das des regierenden Hauses Obrenowitsch.

Es befestigt sich die Ueberzeugung, daß der Abzug unserer Truppen aus China bald sich ermöglichen lassen werde. Damit schwindet für Deutschland eine ernste Sorge; unsere Stellung in China konnte uns jeden Augenblick in unerwünschte Komplikationen hineinziehen.

In Südafrika schlagen die Engländer sich weiter mit den Buren herum; die sogar wieder in die Kapkolonie eingebrochen sind. Alle bisherigen englischen Siege machen immer neue Siege nothwendig.

* * *

Die Niederlage der Agrarier in Greifswald-Grimmen.

Die am 21. Mai erfolgte Reichstagsersatzwahl in dem pommerschen Wahlkreise Greifswald-Grimmen hat ein Resultat ergeben, das weit über den zunächst betheiligten Bezirk hinaus als politisches Stimmungsbild Bedeutung hat. Der Wahlkreis, welcher einen vorwiegend ländlichen Charakter trägt, ist seit 1883 im Reichstage stets konservativ vertreten gewesen, zuletzt durch den Grafen von Bismarck-Bohlen, durch dessen plötzlichen Tod eine Neuwahl erforderlich wurde. Bei der Hauptwahl im Jahre 1898 entfielen auf den konservativen Kandidaten 8376, auf den Kandidaten der freisinnigen Vereinigung 4210, auf die Sozialdemokraten 2501 Stimmen. Der Aufmarsch der Parteien war diesmal genau derselbe wie vor drei Jahren. Für den konservativen Kandidaten, den Landrath des

Greifswalder Kreises von Behr, traten auch die Freikonservativen und ausdrücklich der Bund der Landwirthe ein. Der letztere unterstützte die konservative Kandidatur nachdrücklich durch seine Agitatoren. Um den Kandidaten der freisinnigen Vereinigung, den Landtagsabgeordneten Syndikus Gothein aus Breslau, sammelten sich alle nichtagrarischen Liberalen; darunter, wie es scheint, auch der größte Theil aller nationalliberalen Wähler. Die freisinnige Volkspartei trat mit demselben Nachdruck wie für einen Fraktionsgenossen für den befreundeten Freisinnigen ein. Endlich stellten die Sozialdemokraten in dem Tischlermeister Knappe aus Stettin erneut den Kandidaten des Jahres 1898 ins Feld.

Das Resultat der Wahl vom 21. Mai liegt bis auf wenige unerhebliche Bezirke bereits vor, während wir dies schreiben, und das Ergebniß ist folgendes: Der freisinnige Kandidat hat gegen 1898 einen Zuwachs von 1800 Stimmen erlangt; die Sozialdemokraten haben fast 700 Stimmen eingebüßt; die Konservativen aber haben rund 1000 Stimmen verloren. Es stehen in runden Zahlen 7350 agrarische Stimmen 7850 antiagrarischen Stimmen gegenüber. Während erstere gegen 1898 um rund 1000 Stimmen zurückgingen, sind die letzteren um mindestens 1100 Stimmen gewachsen. Dabei ist zu berücksichtigen, daß der konservative Kandidat ein als Landrath persönlich beliebter Eingesessener des Kreises ist, während die beiden antiagrarischen Kandidaten nicht im Kreise wohnen. Es ist ferner zu berücksichtigen, daß auch bei dieser Wahl der ganze Verwaltungsapparat der beiden Kreise Greifswald und Grimmen zu Gunsten des Landraths von Behr in gewohnter Weise gearbeitet hat; Amtsvorsteher, Gemeindevorsteher, Pastoren haben sich ins Zeug gelegt, um für die Konservativen das Mandat zu retten. Trotzdem kommt es zu einer Stichwahl, in der die Aussichten des freisinnigen Kandidaten günstige sind.

Entscheidend aber für die politische Beurtheilung dieses Wechsels in der Haltung des Wahlkreises ist der Umstand, daß dieser Wahlkampf sich nicht nur vornehmlich, sondern man kann sagen ausschließlich um zoll- und handelspolitische Fragen gedreht hat. Fortführung der Caprivischen Handelsvertragspolitik und völlige Ablehnung höherer Lebensmittelzölle, insbesondere auch Verwerfung jeder Erhöhung der Brotgetreidezölle über 3,50 Mark hinaus: mit diesem offenen Programm hat der freisinnige Kandidat seinen Zuwachs von 1800 Stimmen erlangt, und das in einem vorwiegend ländlichen Wahlkreise! Die Regierung mag daraus erkennen, was es mit der agrarischen Behauptung auf sich hat, die ganze Landwirthschaft stehe hinter den agrarischen Lebensmittelvertheuerern. Wie aber würde das Wahlresultat erst sein, wenn eine wirkliche Wahlfreiheit bestände, die ja auf den zahlreichen Rittergütern des Kreises in Wirklichkeit so gut wie ausgeschlossen ist, oder wenn etwa gar einmal die Frage neuer Handelsverträge der Wählerschaft unmittelbar vorgelegt und die Regierung als solche genöthigt sein würde, dem Agrarierthum die Unterstützung des Beamtenapparates zu entziehen. Es gehört in der That zu den verwegensten Prätensionen des Agrarierthums, sich mit der gesammten landwirthschaftlichen Bevölkerung identifiziren und für ihre agrarische Interessenpolitik ein Vorzugsrecht im Staate beanspruchen zu wollen. Der Ausfall der Wahl in Greifswald-Grimmen wird sich hoffentlich auch insofern nützlich erweisen, als er die antiagrarische Strömung verstärken hilft und die Gegner des Agrarierthums zu weiteren Angriffen auf den konservativen Besitzstand ermuntert.

Für die politische Beurtheilung ist es von geringerem Belang, wie schließlich die bevorstehende Stichwahl zwischen dem Landrath von Behr und dem Syndikus Gothein ausfällt. Voraussichtlich wird die Sozialdemokratie in der Stichwahl für Gothein eintreten und dieser das Mandat erlangen. Die Freisinnigen im Reichstag werden damit einen sehr erwünschten Zuwachs bekommen, denn Gothein ist nicht nur ein sehr eifriger und beredter Parlamentarier, er ist vor allem auch in allen zoll- und handelspolitischen Fragen versirt wie wenige. Aber auch wenn das Unwahrscheinliche eintreten und in der Stichwahl durch Anwendung eines verstärkten Drucks das Mandat für die Konservativen gerettet werden sollte, so bleibt die Bedeutung der Hauptwahl vom 21. Mai bestehen; es ist eine Niederlage der Agrarier in bester Form.

Theodor Barth.

Außenhandel und Handelspolitik.

Die Aufgabe, vor welche sich das Deutsche Reich bei der Neuregelung seiner Zoll- und Handelspolitik gestellt sieht, überragt an Umfang und Tragweite alle ähnlichen Aufgaben, mit denen man sich früher in Deutschland zu beschäftigen gehabt hat. Es handelt sich darum, eine vollständige Revision des deutschen Zolltarifs durchzuführen und zugleich für die Handelsbeziehungen mit dem Auslande eine neue, über den 31. Dezember 1903 hinausreichende vertragsmäßige Grundlage zu schaffen. Während des letzten Vierteljahrhunderts hat man immer schon mit der Lösung eines Theils dieser Aufgabe genug zu thun gehabt. Der berühmte Dezemberbrief des Fürsten Bismarck aus dem Jahr 1878 stellte vor allem die Forderung auf, daß der gesammten inländischen Produktion durch Zölle ein Vorzug vor der ausländischen Produktion auf dem einheimischen Markte gewährt werden müsse, und begnügte sich im Uebrigen damit, in einigen Schlußsätzen zu bemerken, daß bei neuen Verhandlungen über Tarifverträge, zu denen vielleicht demnächst das eigene Interesse Deutschlands führen würde, gerade ein solches autonomes Zollsystem die größte Aussicht auf Erfolg biete. Die Zolltarifnovelle des Jahres 1879 stellte, wie nicht anders zu erwarten war, genau die Bismarck'sche Direktive als den leitenden Grundsatz für die deutsche Zollpolitik, sogar mit denselben Worten, hin. Ueber das handelspolitische Verhältniß Deutschlands zum Auslande enthalten die Motive der damaligen Vorlage nur den überaus charakteristischen Satz: „Auch ist überall (d. h. bei Bemessung der Zollsätze) sorgsam in Erwägung gezogen, daß die Exportfähigkeit der deutschen Industrie erhalten und durch Sicherung des einheimischen Marktes gestärkt werde.“ Hier ist, wie man sieht, der Gedanke an neue Handelsverträge, welche den deutschen Ausfuhrindustrien erweiterten Absatz auf den ausländischen Märkten ermöglichen würden, bereits vollständig verschwunden, auch diese Industrien werden für ihre weitere Entwicklung auf den mit höheren Zöllen geschützten einheimischen Markt verwiesen. Die Tarifnovelle von 1885 hat als Ziel nur noch eine Steigerung der 1879 eingeführten Zölle und die Novelle von 1887 kennt vollends nur die Aufgabe, dem behaupteten Nothstand der Landwirthschaft durch Verdoppelung der Getreidezölle abzuhelfen. In beiden Fällen verzichten die Motive in ihrem allgemeinen Theile darauf, der Interessen der deutschen Ausfuhrindustrie überhaupt Erwähnung zu thun.

Dieser kurze Rückblick läßt recht anschaulich die Größe der That erkennen, welche Graf Caprivi vollbrachte, als er schon vier Jahre später an den Abschluß neuer Handelsverträge ging. Wohlweislich hütete er sich, seine handelspolitische Aktion mit einer allgemeinen Erhöhung der Sätze des deutschen Zolltarifs zu beginnen, er nahm die bestehenden Sätze als das Material an, welches bei den Vertrags-Verhandlungen als Grundlage zu dienen habe, und erreichte Zugeständnisse des Auslandes, weil er Zugeständnisse deutscherseits anbot. So ist es gekommen, daß die doppelt schwierige Aufgabe, Erhöhung des deutschen Zolltarifs und Abschluß neuer Handelsverträge, sich eigentlich noch keine Regierung des Deutschen Reiches gestellt hat.

Mit gutem Grunde, denn die Lösung dieser Aufgabe ist unmöglich, man muß sich entscheiden, das eine oder das andere Ziel anzustreben. Wer aber darüber noch im Zweifel sich befindet, welches Ziel im Interesse Deutschlands zu wählen ist, der möge sich durch das Studium des umfangreichen Werkes belehren lassen, welches Herr Georg Gothein, Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses, unter dem Titel „Der deutsche Außenhandel“ verfaßt hat und dessen erste Hälfte in diesen Tagen erschienen ist.*) Das Werk verdankt sein Entstehen einer Anregung, welche vor drei Jahren der im Hinblick auf die Gründung des Handelsvertragsvereins kürzlich aufgelöste Schutzverband gegen agrarische Uebergriffe gegeben hat; der Schutzverband hat auch den größeren Theil der litterarischen Nebenkosten getragen, welche die Sammlung und Sichtung des Materials verursachte, während der Verfasser von vornherein ein Honorar abgelehnt hatte. Durchaus zutreffend betont Gothein, daß keine fruchtbare Handelspolitik ohne große Gesichtspunkte unternommen worden ist:

> „Nicht der Registrator aller möglichen und unmöglichen Zollwünsche ist der Mann, eine Handelspolitik im großen Stile in die Wege zu leiten; dazu gehört ein Staatsmann, der den Sonderinteressen kritisch und skeptisch gegenübertritt. Aber die Kritik — soll sie fruchtbar sein — setzt die Beherrschung des Gegenstandes voraus, macht es nothwendig Punkt für Punkt unberechtigte Anschauungen und Forderungen zu widerlegen, und deshalb erweist es sich als nothwendig, das Material zu sichten, zu sammeln und zu ordnen, damit es als stets bereites Rüstzeug im Kampf gegen kurzsichtige Einzelinteressen diene.“

Diesen Plan seines Werkes hat der Verfasser mit bestem Erfolge ausgeführt; ein unermüdlicher Fleiß und ein umfangreiches, vielfach aus praktischer Sachkenntniß geschöpftes Wissen befähigten ihn dazu wie Wenige. Der spezielle Theil, welcher den Außenhandel Deutschlands in den einzelnen Waaren, seine Entwicklung im Verkehr mit den einzelnen Ländern unter dem Einfluß der Handelsverträge und aller sonst einwirkenden Faktoren behandelt, beweist es auf jeder Seite. Das Werk bietet nicht nur trockene statistische Tabellen, sondern die mitgetheilten Zahlen sind überall auf ihren Werth und die darin zum Ausdruck kommenden wirthschaftlichen Verhältnisse, auf ihren Grund und auf ihre Bedeutung geprüft. Das Material lieferten hierfür einmal die Handelskammerberichte, sodann gutachtliche Aeußerungen von Hunderten von Industriellen und Handeltreibenden, die dem Verfasser, der selbst erster Syndikus der Handelskammer zu Breslau ist, theils direkt, theils durch Vermittelung seiner Kollegen an anderen Handelskammern zugegangen waren. Die jetzt vorliegende erste Hälfte des Werkes behandelt in dieser Weise die landwirthschaftlichen Erzeugnisse, die Textilindustrie, Kohlen, Erze, Metalle, kurze Waaren und die Eisenindustrie; die zweite Hälfte wird das Material über die anderen Produktionszweige bringen. Wenn das Werk vollendet vorliegen wird, so wird es in der That, wie der Verfasser mit vollem Rechte selbst ihm nachrühmt, zwar keine erschöpfende Darstellung des deutschen Außenhandels, aber doch eine Arbeit sein, welche in manchen Richtungen mehr bringt als irgend ein bisher über diese Frage veröffentlichtes Buch. Es bietet, wie es im Plane des Verfassers lag, den wirthschaftlichen Interessenvertretungen das Material so übersichtlich dar, daß sie die umfangreiche Arbeit, welche ihnen nach Veröffentlichung des Zolltarifs erwachsen wird, schnell und sachgemäß erledigen können; es wird der Presse die Möglichkeit gewähren, das Publikum über die einschlägigen Fragen rasch und doch gründlich zu unterrichten; es wird aber auch allen denen willkommen sein, die an den Fragen der deutschen Zollpolitik, sei es als Politiker, sei es als Industrielle Kaufleute oder Landwirthe direkt oder indirekt ein Interesse haben. Es wird mit einem Worte für jeden, der in den bevorstehenden zollpolitischen Kämpfen sich selbst und andere sachlich unterrichten will, ein unentbehrliches Buch sein.

Seinem Werke hat der Verfasser als Untertitel die Bezeichnung „Materialien und Betrachtungen“ beigegeben. Es ist, wie sich aus dem vorher Gesagten ergibt, vor allem eine Materialiensammlung. Aber die Betrachtungen nehmen doch auch und nicht zum Schaden des Werkes im ersten Theile einen stattlichen Raum ein. Es konnte nicht ausbleiben, daß der Verfasser hierbei auch seinen grundsätzlichen Standpunkt darlegte. Er ist kein prinzipieller Freihändler, er hat sogar den Freihändlern allerlei gewichtige Vorwürfe zu machen. Es ist hier nicht der Ort, sich mit ihm über alle einzelnen Punkte der zwischen ihm und uns bestehenden Meinungsverschiedenheit auseinanderzusetzen, und insbesondere darzulegen, wie sehr er die politische Bedeutung des Freihandels unterschätzt, der allein der Sturmfluth der Interessenpolitik in der staatlichen Gesetzgebung einen festen Damm entgegenzusetzen vermag. Herr Gothein steht auf List'schem Standpunkte, gewissermaßen in modernisirter Form; er will, wo die Bedingungen für eine Industrie gegeben sind, vorübergehend die Nachtheile der Vertheuerung des Fabrikats zum Zwecke der Erziehung einer Industrie in den Kauf nehmen; aber über diese Zeit der Erziehung hinaus den Schutzzoll beizubehalten, hält er unter allen Umständen für eine ungerechtfertigte Belastung der Verbraucher der geschützten Fabrikate, da diese doch größtentheils wiederum Produzenten anderer Waaren sind. Dieser „gemäßigt schutzzöllnerische“ Standpunkt des Verfassers ist indessen kein Nachtheil für sein Werk, er bietet vielmehr einen doppelten Vortheil. Einmal wird ein Mann von solchen grundsätzlichen Anschauungen weit eher als ein prinzipieller Freihändler Gehör auch in solchen Kreisen finden, die, obwohl selbst schutzzöllnerisch, doch an der Fortführung der bestehenden Handelsvertragspolitik interessirt sind. Sodann kommt Herr Gothein auch von seinem Standpunkte aus zu denselben Forderungen, welche heute von den Freihändlern aufgestellt werden, nämlich einer friedlichen Handelsvertragspolitik und auch einer weiteren Herabsetzung deutscher Zölle, wenn dadurch für die deutsche Ausfuhr entsprechende Zugeständnisse in den Zolltarifen des Auslandes erreicht werden können. Es ist wohl der beste Beweis für die Richtigkeit dieses Standpunktes, daß sich gegenwärtig so viele einsichtige Männer aus sehr verschiedenen zollpolitischen Lagern auf ihm vereinigen.

Als praktischer Politiker ist der Verfasser eben an seine Arbeit gegangen und so hatte er sich die Hauptfrage zu stellen: Welche Handelspolitik hat Deutschland auf der gegenwärtigen Stufe seiner wirthschaftlichen Entwicklung zu verfolgen? Außer einem historischen Rückblick auf die deutsche Handelspolitik von den Freiheitskriegen bis zur Jetztzeit und einer längeren Erörterung über die Frage des Doppeltarifs nach französischem Muster bildet deshalb den Haupttheil seiner „Betrachtungen“ eine Untersuchung der Frage, welche Bedeutung für die Handelspolitik heute den verschiedenen Berufsständen zukommt. Diese Frage ist wieder zerlegt in die Unterfragen: Welcher Theil der Bevölkerung lebt vom Außenhandel? und: Kann die deutsche Landwirthschaft der deutschen Industrie einen Ersatz für die Ausfuhr bieten? In dem Kapitel, welches diese Fragen behandelt, hat der Verfasser die Ergebnisse langjähriger Studien niedergelegt, welche er zum Theil bereits früher an anderen Stellen veröffentlicht und an der Hand der ihm gemachten Einwände immer wieder einer erneuten Prüfung unterzogen hat. So wird die Bedeutung der Landwirthschaft nach allen Richtungen zergliedert, ebenso ihre Steuerleistung wie ihre Leistung bei der Rekrutenstellung kritisch untersucht und auf ihren richtigen Werth zurückgeführt. Bei einer Vergleichung der Steuerleistung der Landwirthschaft in Preußen und der ihr heute aus staatlichen Mitteln gemachten Zuwendungen kommt er z. B. zu dem gar nicht mehr anfechtbaren Ergebniß, daß die Landwirthschaft — wenigstens der östlichen Provinzen — vom Staate wesentlich mehr empfängt, als sie ihm leistet. Nicht minder sicher ist das großentheils

*) Der deutsche Außenhandel. Materialien und Betrachtungen. Von Georg Gothein. Erste Hälfte (S. 1—420). Berlin, 1901. Siemenroth & Troschel.

auf amtlichen Zahlen, im Uebrigen auf sehr vorsichtigen Schätzungen beruhende Resultat seiner Untersuchungen, daß gegenwärtig im Deutschen Reiche die Zahl der direkt oder indirekt vom Außenhandel Lebenden 19,37 Millionen Köpfe beträgt, d. h. 35,2 Proz. der gesammten Bevölkerung ausmacht. Gerade auf Grund aller dieser Untersuchungen kann nicht der geringste Zweifel darüber bestehen, daß Deutschlands Handelspolitik — soll sie der wirthschaftlichen Entwickelung des ganzen Vaterlandes, der Sicherung der Existenz der Bevölkerung, nicht aber nur dem Interesse einer kleinen Zahl größerer Produzenten dienen — darauf gerichtet sein muß, unseren Außenhandel zu fördern, unserem Gewerbfleiß durch geeignete Verträge den Absatz auf auswärtigen Märkten zu sichern.

Recht beachtenswerth ist auch das Kapitel des Buches, welches der Kritik der Vorbereitungen für die künftige deutsche Handelspolitik gewidmet ist. Leider hat der Verfasser nur allzu Recht, wenn er hervorhebt, die Gefahr sei groß, daß sich im Zollbeirath eine Koalition schutzzöllnerischer Interessen herausbilde, bei welcher schließlich ein Zolltarif mit möglichst hohen Sätzen entstehe. Sind doch, wie treffend bemerkt wird, selbst entschiedene Anhänger der Handelsverträge vielfach jetzt schon der Meinung, daß es vortheilhaft sei, mit einem möglichst hohen eigenen Schutzzolltarif in die Verhandlungen einzutreten. Sie vergessen dabei nur, daß man auch in anderen Staaten eben so kluge Leute hat, und schließlich das Verhandeln mit Tarifen anfängt, die jeden internationalen Verkehr unmöglich machen, und daß bei diesen Verhandlungen naturgemäß am schlechtesten der abschneidet, der am meisten auf den Außenhandel angewiesen ist. Es ist auch richtig, daß man mit einem hohen autonomen Tarif nur Hoffnungen auf ein Fernhalten der ausländischen Konkurrenz und auf hohe Inlandspreise erweckt, die gar nicht erfüllt werden können, und daß die wirthschaftliche Entwicklung eines Landes nicht allein durch seine Handelspolitik bestimmt wird, sondern von einer Fülle von Faktoren, vor allem von technischen Fortschritten und geschäftlichem Unternehmungsgeist abhängig ist. In Preußen haben wir bereits einen Handelsminister gehabt, der Minister gegen den Handel genannt wurde; die bisherigen sogenannten Vorbereitungen für neue Handelsverträge sind auch vielmehr als Vorbereitungen gegen neue Handelsverträge anzusehen.

Die Freunde der Handelsvertragspolitik können sich beglückwünschen, daß gerade zur rechten Zeit ein Werk über den deutschen Außenhandel wie das Gothein'sche erschienen ist, das zur Zeit recht eigentlich als das Hauptwerk für die deutsche Handelspolitik gelten kann. Es wird sich als sehr nützlich erweisen den deutschen Regierungen, welche sich den von einseitiger Tendenz geleiteten Arbeiten des Reichsamts des Innern nicht ohne Weiteres fügen wollen, und nicht minder allen Anderen, die, unbeeinflußt von aller Regierungsweisheit, sich ihr eigenes Urtheil bilden wollen. Sei ihm die weiteste Verbreitung gewünscht.

M. Broemel.

Der Mittellandkanal auf Aktien.

Den Konservativen ist offenbar nicht ganz wohl bei ihrem Kanalsiege, den sie der Regierung und der Krone gegenüber davongetragen haben. Ein derartiges großes Meliorationswerk vereitelt zu haben, ist für eine politische Partei niemals bequem. Sobald wirthschaftlich schlechte Zeiten kommen und das Bedürfniß nach einer Belebung des inneren Marktes dringend hervortritt, werden sich auch stets Stimmen bemerkbar machen, die darauf hinweisen, wie viel besser alles stehen würde, wenn die Konservativen seiner Zeit das große Kanalprojekt nicht vereitelt hätten. Die „Kreuzzeitung" hält es deshalb für angezeigt, dem Gedanken der Bildung einer Aktiengesellschaft, welche die Kanalprojekte auf eigene Rechnung und Gefahr zur Durchführung bringen möge, einen Leitartikel zu widmen. Es ist recht interessant, daß das einflußreichste Sprachrohr der konservativen Partei in diesem Falle dem Privatkapital eine Aufgabe überweist, von der selbst eingefleischte Individualisten bisher annahmen, daß sie wie wenig andere in die Sphäre staatlicher Leistungen falle. Immerhin acceptiren wir das Zugeständniß an die Leistungsfähigkeit des privatkapitalistischen Unternehmungsgeistes mit einiger Befriedigung, ohne uns allerdings der Hoffnung hinzugeben, daß die Konservativen einer privatkapitalistischen Lösung der Kanalfrage zustimmen würden, wenn sie erst einmal den Gedanken etwas eingehender geprüft haben.

Die „Kreuzzeitung" hat augenscheinlich bisher nur recht dilettantische Vorstellungen von den wirthschaftlichen Voraussetzungen, auf denen eine Aktiengesellschaft zur Durchführung der Kanalprojekte sich aufbauen ließe. An und für sich läge die Bildung einer derartigen Aktiengesellschaft gewiß nicht außerhalb des Bereichs der Möglichkeit. In der That sind in dieser Beziehung einige Vorprüfungen erfolgt, und es gibt sogar Kapitalisten, die unter gewissen Voraussetzungen an die Rentabilität einer solchen Aktiengesellschaft glauben.

Die erste Voraussetzung für ein derartiges Privatunternehmen wäre die Tariffreiheit. Der Staat müßte es der Gesellschaft überlassen, welche Tarife sie auf den zu bauenden künstlichen Wasserstraßen erheben will. Die „Kreuzzeitung" scheint eine solche Tariffreiheit auch garnicht bedenklich zu finden; sie nimmt vielmehr an, daß die von der Gesellschaft zu erhebenden Abgaben so hoch sein würden, daß die Staatseisenbahnen nicht genöthigt wären, in Konkurrenz gegen die neuen Wasserstraßen den Eisenbahntarif herabzusetzen.

„Dadurch wird, — so führt die „Kreuzzeitung" wörtlich aus, — die Konkurrenz der projektirten Wasserstraße mit unseren Staatseisenbahnen ihres gefährlichen Charakters entkleidet. Die Gefahr lag darin, daß die Regierung sich über die Höhe der Kanalabgaben keine Vorschriften machen lassen wollte, und war es ihre unzweideutige Absicht, diese Abgaben so niedrig zu halten, daß ein unverhältnißmäßig großer Theil des Frachtverkehrs zum Nachtheil der Staatseisenbahnen auf den Kanal übergehen mußte. Der für den Dortmund-Emskanal erlassene Abgabentarif liefert den vollgiltigen Beweis hierfür.

Werden aber höhere Kanalabgaben erhoben, wie dies seitens einer Aktiengesellschaft als selbstverständlich angenommen werden muß, so wird nicht nur der Ausfall in den Frachteinnahmen der Staatseisenbahnen ein geringerer sein, sondern auch die dem Kanalprojekt bisher entgegenstehenden wirthschaftlichen Bedenken erscheinen in etwas milderem Lichte."

Diese Vorstellung von der Tarifpolitik einer Privatgesellschaft zeugt nicht gerade von besonderer wirthschaftlicher Einsicht. Ein Kanalunternehmen, das eine Rente herauswirthschaften will, muß doch in erster Linie darauf Bedacht nehmen, einen möglichst umfangreichen Verkehr auf den neuen Verkehrsweg zu leiten. Bei einem Wasserwege kommt nun aber noch hinzu, daß für den Unternehmer selbst die Betriebskosten bei einem steigenden Verkehr nur in verhältnißmäßig sehr geringem Maße wachsen, daß somit die Tendenz, durch Verbilligung der Kanalabgaben den Verkehr zu heben, gerade auf Wasserstraßen vom Standpunkt der Rentabilität aus viel stärker sein muß als bei Eisenbahnen, die nicht bloß den Weg, auf dem die Güter befördert werden, zur Verfügung stellen, sondern zugleich die Beförderung der Güter selbst übernehmen. Ein Aktienunternehmen, welches den Kanalbau ausführen würde, hätte deshalb sogar noch mehr Werth darauf zu legen, daß die Tariffreiheit nach unten gewährt werde als nach oben. Selbst bei einer gewissen Beschränkung der Tariffreiheit nach oben, aber bei voller Tariffreiheit nach unten hin würde es meines Erachtens für ein Privatunternehmen gar kein schlechtes Geschäft sein, eine Kanalverbindung zwischen Rhein und Elbe auf Aktien herzustellen. Dahingegen würde sich eine solche Aktiengesellschaft sicherlich nicht bereit finden lassen, alle jene Kompensationen im Osten Preußens mit auszuführen, wie sie in dem letzten Kanalprojekt der Regierung enthalten

waren, um den Konservativen den Mittellandkanal etwas schmackhafter zu machen. Man könnte es vielleicht den Freunden der „Kreuzzeitung“ überlassen, für diese Wasserbauten im Osten der Monarchie eine besondere Aktiengesellschaft ihrerseits zu bilden, bei der sie sicher sein würden, mit ihren Ersparnissen ganz unter sich zu bleiben, ohne einer Ausbeutung durch das Börsenkapital zu verfallen.

Im Uebrigen liegt in der — allerdings etwas verkniffenen — Empfehlung des Kanalbaus auf Aktien seitens der „Kreuzzeitung“ ein sehr dankenswerthes Zugeständniß. Indem man die Rentabilität eines privaten Kanalunternehmens für denkbar hält und sogar die Meinung vertritt, daß ein solches Privatunternehmen durchgeführt werden kann, ohne daß auch nur die konkurrirenden Staatseisenbahnen irgendwie beträchtliche Einnahmeausfälle zu gewärtigen haben, erkennt man die wirthschaftliche Zweckmäßigkeit der bisher lebhaft bekämpften Kanalverbindung indirekt an und stempelt damit die politische Opposition gegen die große wasserwirthschaftliche Vorlage zu einem offenbaren Vergehen gegen die wirthschaftlichen Interessen des Landes.

Dies Zugeständniß ist nicht ohne Werth und mag denjenigen die Augen öffnen, die über die wahre Natur dieser Kanalopposition bisher noch im Unklaren gewesen sind.

Ferdinand Svendsen.

Poe.

Um Edgar Allan Poe's Nachruhm bei seinen Landsleuten war es lange Zeit übel bestellt. Noch der wackere Ingram, der dreißig Jahre nach dem Tode des Dichters seine werthvolle biographische Studie veröffentlichte, mußte ihn gegen eine Fluth erlogener Verdächtigungen in Schutz nehmen. Denn Poe's Andenken wurde in Amerika von denselben Widersachern befehdet, die im englischen Mutterland unermüdlich Lord Byron's Genius lästern. Zwar bot er in Leben und Schaffen nach der moralischen Seite hin den Wohlgesinnten bei weitem nicht so viele Angriffsflächen wie der Dichter des „Don Juan“. Bewahren seine Schriften doch in erotischer Hinsicht eine fast auffallend strenge Zurückhaltung. Auch das Familienleben dieses treuen Gatten war schon deshalb über jeden Zweifel erhaben, weil sich unter seinen Gedichten die begeistertste Hymne findet, die jemals in irgend einer Kultursprache an eine — Schwiegermutter gerichtet wurde.

Desto schärfer mußte Poe's unseliger Hang zum Alkohol, wie er besonders gegen Ende seines kurzen Lebens hervortrat, im Heimathlande der Abstinenzbewegung verurtheilt werden. Wer in Ingram's Werk den erschütternden Brief liest, in dem der Dichter diese Leidenschaft auf Stunden verzweifelter Sorge um das Leben seiner Frau zurückführt, wird den Unglücklichen freilich bemitleiden, statt ihn zu verdammen. Aber bei scheinheiligen Temperenzlern war ein Poet von vornherein gerichtet, der schließlich doch in einem Deliriumsanfall elend zu Grunde gegangen ist. Er brauchte sich gar nicht obendrein einer Todsünde gegen den amerikanischen Chauvinismus schuldig zu machen, wie in seiner schneidenden Satire „Gespräch mit einer Mumie“. Nur einem verlotterten Trunkenbold konnten viele seiner Landsleute die Bosheiten des einbalsamirten Allamistakeo zuschreiben. Bosheiten gegen die dreizehn ägyptischen Provinzen, die sich für frei erklärten und die denkbar geistreichste Verfassung ausheckten, um endlich nach Poe's Darstellung im „widerwärtigsten Despotismus“, nämlich in der Tyrannei des Mobs, zu enden.

Doch auch diesem Propheten, der in der Heimath nicht viel galt, erstanden in der Fremde huldigende Bewunderer. Es ist bekannt, welch unauslöschlichen Eindruck Poe's Schöpfungen auf den suchenden Geist Charles Baudelaire's machten. Aus dem stechenden Duft seiner „Fleurs du Mal“ scheint uns der Opiumhauch entgegenzuströmen, der so seltsam über manchen Novellen des Amerikaners schwebt. Durch Baudelaire's Uebersetzungen wurde Edgar Allan Poe in Frankreich eingebürgert und von Paris aus drang sein Name siegreich über den Kontinent. Lange bevor Ingram sein Andenken säuberte, machte sich Théophile Gautier, Baudelaire's Freund, bereits über die amerikanischen Biographen lustig, die ihrem unglücklichen Landsmann klar machen wollten, wie er am besten ein „money making author“ werden könnte.

Auch dem deutschen Publikum ist Poe längst kein Fremder mehr. Aber ein klarer Ueberblick über die Totalität seiner litterarischen Erscheinung wird bei uns erst möglich sein, wenn die deutsche Gesammtausgabe der Poe'schen Werke*) vollendet ist. Arthur und Hedda Moeller-Bruck geben dieses auf zehn Bände berechnete Werk heraus, von dem bis jetzt drei Theile erschienen sind. In geschickter Eintheilung gruppirt die neue Ausgabe die Gedichte, Novellen und Grotesken zu Reihen und Serien. Hedwig Lachmann's bewährte Kunst ist für die Uebertragung der Gedichte gewonnen. Zwar mag der Titel „kritische Gesammt-Ausgabe“ allzu philologisch-prätentiös klingen. Doch von der Willkür des landläufigen Uebersetzer-Dilettantismus sticht die neue Sammlung erfreulich ab.

Bis jetzt ist freilich der Herausgeber, der u. a. einen einleitenden Essay verspricht, noch nicht zu Worte gekommen. Die drei erschienen Bände**) bringen in treuer, trefflicher Uebersetzung die romantischen, spiritistischen und Kriminalnovellen des Dichters. Diese Schöpfungen stellen allerdings nur einen bescheidenen Ausschnitt aus dem reichen, nach vielen Zielen fahndenden Wirken Poe's dar. Die ungeheure, melodiöse Sprachkraft des „Raben“, die gewaltige kosmogonische Phantastik des „Heureka“, können in diesen Proben nur geahnt werden. Aber schon in den kurzen Skizzen, die hier nach dem Gesichtspunkt innerer Zusammengehörigkeit an einander gereiht wurden, offenbart sich poetisches Neuland. Von dem wunderlichen Geist, der diese Erzählungen ersann, mußte eine Welt neuartiger Empfindungen auf seine Zeitgenossen überströmen.

Die spukhafte Gestalt eines Doppelgängers huscht durch die Novelle „William Wilson“, die dem fünften Bande der neuen Ausgabe den Namen leiht. Warnend und mahnend taucht sie vor dem Blick eines sinkenden Genußmenschen auf, bis sie, von dem Gequälten erstochen, auch ihm Tod „für die Welt, den Himmel und die Hoffnung“ bringt. In keine andere seiner Erzählungen hat Poe so viel Selbsterlebtes hineingeheimnißt wie in diese. Sein Biograph weist im einzelnen nach, wie genau die Schilderung des finsteren Schulhauses, des Lehrers und der Kameraden eigene Jugenderlebnisse des Poeten widerspiegelt.

Vielleicht ist es kein Zufall, daß Poe gerade diese Geschichte vom Doppelgänger, von der geheimnißvollen Spaltung eines Ich zur Aufnahme wichtiger Selbstbekenntnisse bestimmte. Mochte er sich doch des eigenthümlichen Zwiespalts bewußt sein, der für seine eigene litterarische Erscheinung so charakteristisch ist. „Ces mystérieuses histoires si mathématiquement fantastiques“, mit solch paradoxem Wort konnte Gautier eine glückliche Formel für den Typus dieser Kunst finden. In manchen der Poe'schen Erzählungen scheint wirklich der exakt nachprüfende Mathematiker dem phantastischen Schwärmer über die Schulter zu blicken. Etwa in den Novellen, die Moeller-Bruck unter dem Titel „Der entwendete Brief“ und „Der Mord in der Spitalgasse“ übersetzt hat oder in der Geschichte vom „goldenen Käfer“, die noch nicht verdeutscht

---

*) Verlag von J. C. C. Bruns, Minden i. W.

**) Bd. IV. „William Wilson“. Bd. V. „Der Geist des Bösen“. Bd. VI. „Mesmeristische Enthüllungen“.

wurde. Alle drei Skizzen zeigen denselben Bau. Die verblüffende Entdeckung eines Verbrechers, eines Dokuments, eines vergrabenen Schatzes durch die übermenschlich scharfäugige Kombinationsgabe eines Grüblers. In diesem Dupin, der den gesuchten Mörder so unwiderleglich in der Gestalt eines entsprungenen Orang-Utang nachweist, in diesem Legrand, der die Geheimschrift des verschollenen Schatzgräbers entziffert, steckt deutlich erkennbar Poe's lebendige Individualität.

Denn dieser träumende Phantast war zugleich der raffinirteste Rechenmeister, der jemals als Mitbürger geriebener Yankees zur Welt kam. Wahre Wunderdinge über sein Talent, kryptographische Probleme zu lösen, berichtet uns Ingram. Seine Theorie: „Der menschliche Verstand vermag keine Geheimchiffre auszudenken, die der menschliche Verstand nicht enträthseln kann", bekräftigte er in hunderten von gelungenen Experimenten. Die öffentliche Ausübung dieser Fertigkeit verschaffte dem Redakteur Poe den Ruf eines Zauberkünstlers und seinem schmunzelnden Verleger fünfundzwanzigtausend neue Abonnenten.

Doch wenn der Erzähler nichts weiter geleistet hätte, als die Uebertragung dieser fabelhaften Kombinationsgabe auf litterarisches Gebiet, so würde sein Ruhm nicht lange währen. Denn jene spannenden Geschichten bedeuten im Grunde doch nur die subtilste, künstlerische Verfeinerung jener Sensation, die in grobschlächtigen amerikanischen Detektivromanen ihre Triumphe feiert. Niemand wird es einfallen, Edgar Allan Poe um dieser Spielereien willen zum Großmeister der Kolportagelitteratur zu stempeln. Und doch geschähe dem Dichter damit kein größeres Unrecht, als mit der landläufigen Klassifikation, die ihn schlechthin als Dichter des Unheimlichen festnagelt. Wer die dreißig Novellen der neu übersetzten Bände unbefangen prüft, wird sicher den Eindruck des Schaurigen nicht los werden, der ihm mit dem Namen Poe unlösbar gepaart zu sein scheint. Aber je tiefer er sich in die Welt des seltsamen Amerikaners versenkt, desto klarer wird ihm einleuchten, wie wenig jener mit den Autoren gemein hat, denen die Erweckung des Grausens Ziel und Selbstzweck der Kunst bedeutet. Niemals könnte die verstimmende Absichtlichkeit solcher findigen Spezialisten einen reinen und echten Eindruck erwecken, wie ihn der größte Theil der Poe'schen Skizzen hinterläßt.

Denn eine so unentrinnbare, suggestive Gewalt kann auf den Leser nur ein Dichter ausüben, dem die Spukgestalten seiner Schöpfungen leibhaftig zur Seite wandeln. In solch unheimlicher Gemeinschaft lebte zweifelsohne der merkwürdige und unglückliche Mann, der mit so behendem Witz verschmitzte Chiffriraufgaben zu lösen wußte. Sein Leben lang grübelte er über die Räthsel des Todes nach. Doch je mehr er sich in das Problem der Vernichtung versenkte, desto lebhafter wurde seine Ueberzeugung vom Fortleben des menschlichen Bewußtseins nach dem Tode. Unter seinen philosophischen Essays findet sich ein Dialog zweier erlösten Seelen, Monos und Una, über den sich ein seltener Glanz prophetischen Schauens ergießt. In klaren Worten berichtet hier ein wiedergeborener Geist von allen Phasen der überstandenen Vernichtung. In Poe's deutlicher Weise — denn niemals blickte ein Phantast helläugiger ins mystische Reich hinein als er — beschreibt Monos die wechselnden Stadien seiner wachen Empfindungen. Nur ein Ueberzeugter vermag dem Uebersinnlichen solch konkrete Vorstellungen zu leihen. Zweifellos glaubte Poe an diese Kontinuität des Bewußtseins. Mit dem rechnenden Scharfsinn, der seine Phantastik so seltsam ergänzte, drang er bis ins intimste Detail dieser Hypothese ein, die ihm ein Dogma schien.

Nichts ist natürlicher, als daß im Schaffen eines solchen Künstlers die Wiederauferstehung Begrabener einen breiten Raum einnimmt. Eine festgewurzelte Ueberzeugung, eine Monomanie, aber keine Spekulation auf das Gruseln, öffnet in Poe's Erzählungen so oft die Gräber. Aus der Leiche der zweiten Gattin erhebt sich dem entsetzten Gatten in gespenstischen Zuckungen zwischen Tod und Leben die Gestalt der unvergessenen ersten Frau. Die Tochter gleicht unheimlich der Mutter, die bei ihrer Geburt starb, und siehe, als auch sie begraben werden soll, ist die Gruft der Mutter leer. Den Letzten aus dem Geschlecht der Usher führt die Schwester, die ihren Sarg verließ, in die Arme des Todes und sein Schloß stürzt in Trümmer. Nirgends wird ein Aufhören des menschlichen Bewußtseins anerkannt. Der Tod bedeutet Anfang und nicht Ende. Die Grüfte öffnen sich. Die Gestorbenen wandeln hervor. Der Geist der Heimgegangenen lebt fort, um früher oder später seine neue Erscheinungsform zu sprengen.

Das Thema des Lebendigbegrabenseins interessirt Poe natürlich ungemein. Eine ganze Fülle derartiger Vorkommnisse zählt die Erzählung „Die Scheintodten" auf, um mit einem derben, rationalistischen Witze zu schließen. Denn der Kataleptische, der stets vor einem solchen Schicksal bangt, wird von seiner Angst erst befreit, als er sich einmal beim Erwachen in einer engen Kajüte im — Sarge wähnt. Nun lacht er über seine Furcht und beschließt, keine Geschichten mehr zu lesen, „wie diese hier". Doch auch dieser launige Seitensprung bedeutet für Poe nichts anderes als einen neuen Versuch, vom Bann einer fixen Idee loszukommen.

Einem Grübler, der solchen Gedanken nachhing, mußten die neuauftauchenden Wunder der Hypnose und des Mesmerismus willkommene Gelegenheit zur Fortspinnung seiner Träume bieten. Es ist bewundernswerth, mit welch sicherem Takt der Dichter in jener Frühzeit psychischer Forschungen der Wissenschaft vorauseilte. Doch auch auf diesem unbetretenen Gebiet blieb ihm Verschwommenheit fern. Die Peinlichkeit der Detailschilderung, die ihn nach dem Urtheil eines Zeitgenossen „keine Nadel und keinen Knopf" übersehen läßt, begleitete ihn auch hier. Daher mag mancher Empfindliche vor seinem berühmten „Fall Waldemar" schaudern, der das Experiment, einen Sterbenden zu magnetisiren, mit brutalstem Naturalismus vorführt. Doch eine Erzählung, wie jene Halluzination „In den Bergen", mußte mit ihrer geheimnißvollen Macht verborgener seelischer Rapporte Freund und Feind der neu aufkeimenden Lehre gleich mächtig packen.

Ein Fahnder und Sucher wie Baudelaire wußte, was er that, als er sich so intensiv in das Studium Poe's versenkte. Er erkannte, daß dieser im Trunk verkommene Amerikaner, ein Bostonier wie der gewaltige Prophet Emerson, der Ahnherr einer neuen Kunst war. Heute noch, mehr als fünfzig Jahre nach dem Tode des Dichters, erstaunen wir bei jeder neuen Lektüre über den eminent modernen Charakter seines Schaffens. Denn er hat es, wohl als Erster unter den Modernen, gewagt, einen künstlerischen Eroberungszug in das finstere Reich perverser seelischer Empfindungen zu führen. Als Grundtriebe des Herzens erkannte er diese dunklen Regungen. Wie stark er selbst solchen übermächtigen Instinkten unterworfen war, mag der Psychiater entscheiden, dem zum mindesten das sadistische Behagen an der Erfindung grausamer Foltern auffallen wird. Auch die Probleme erblicher Reizbarkeit, krankhafter Sinnesverschärfung beschäftigten bereits diesen Sohn eines excentrischen Theaterehepaares aus vornehmer Familie.

Poe, ein freier Phantast und ein kühner Naturalist zugleich, würde noch heute in seiner Person alle Strömungen der zeitgenössischen Kunstentwicklung vereinigen. Es gibt kaum einen Poeten, in dessen Schaffen sich unsere nervöse Zeit getreu wiederspiegelt, der nicht in irgend einem Zug auf ihn hinwiese. Von seinem Schloßherrn von Usher, der mit überempfindlichen Sinnen über verschollenen Dominikanerschriften brütet, stammt in direktester Linie Huysmans' typischer Aesthet in „A Rebours" ab. In seinen düsteren und bizarren Wohnhäusern könnten Maeterlinck's Gestalten wandeln und sich, auf seinen Spuren, in seelische Mysterien versenken. Daß aber Edgar Allan Poe nicht bloß ein von abstrusen und schauerlichen Manien besessener Träumer, sondern ein Poet von Gottes Gnaden war, be-

weist heute wie ehedem ein Kunstwerk wie seine Novelle „Eleonora“. Wie hier in großartigster Natursymbolik im einsamen „Thale des vielfarbigen Grases“ Unschuld, Leidenschaft, Verderben wechselnd die Landschaft beseelen, das wirkt auf den Empfänglichen mit allen Gluthen und Schauern begnadeter Kunst.

Monty Jacobs.

Das Haus des Gustave Moreau.*)

Seit in sagenhaft grauer Urzeit einst ein Jüngling mit der Spitze seines angekohlten Stabes den Schatten, den der Kopf der Geliebten auf die sonnbeschienene Felswand warf, sorgsam umzeichnet haben soll, seit also der allererste Maler den allerersten Kohlestrich that, sind die verschiedensten Leidenschaften den Künstlern Antrieb und Inbegriff ihres Schaffens gewesen. Diesem führte die Liebe die Hand, jenem war seine Arbeit ein Gottesdienst, war ihm wie Gebet, der eine suchte seinem Ehrgeiz Genüge zu thun und wieder ein anderer wollte in seinen Bildern der Schönheit und nur der Schönheit huldigen. Aber gedankenlos, wie etwa ein Knabe Seifenblasen steigen läßt, daß ihr Grün und Roth und Violet und Goldgelb schillernd seine Augen erfreue, läßt sich eine Kunst nicht üben. Ob auch ein Maler selbst seine Werke nur Farbenklänge nennt, Harmonien von Silber und Rosa, von Orange und fahlem Blaßgrau, es sind diese Farben nichts ohne die Formen, die seinen Gedanken zum Ausdruck verhelfen. Farben, Formen und Gedanken — die drei Elemente, innig gesellt, bilden das malerische Kunstwerk.

In unseren Tagen, wo in dem Hirn des nervösen modernen Menschen die Eindrücke, die schon das Kind, die der Jüngling in sich aufnimmt, immer mannigfaltiger, immer vielgestaltiger werden, da umgibt den Schaffenden der Wettstreit, so dringend, so heiß, daß er absichtsvoller suchen, tiefer denken muß, bis er seinen Stoff gepackt hat, seine Art der Pinselführung sich angeeignet, seine „Hand“, wie Dürer das nennt. Die Leidenschaft, etwas Neues zu machen, erfüllt ihn ganz:

> Nous voulons, tant ce feu nous brûle le cerveau,
> Plonger au fond du gouffre, Enfer ou Ciel, qu'importe?
> Au fond de l'Inconnu pour trouver du nouveau . . .

Wenn nun, wie unter dem so reich veranlagten Volk der Franzosen, alle Künstler auf ihrer Palette ihre persönlich allerbesonderste Farbenmischung zu finden trachten, werden der Besonderheiten, der auffallenden Persönlichkeiten schließlich so viele, daß es nur selten Einem gelingt, seine Weise vernehmlich und deutlich aus all den gleich hellen, gleich grellen, gleich lauten vorklingen zu lassen. — Und so werden dem, der im vorigen Sommer in Paris inner- und außerhalb der Ausstellung die hervorragendsten Künstlerphysiognomien Frankreichs kennen gelernt hat, vielleicht aus all den Tausenden nur drei ins Gedächtniß sich eingeprägt haben. Drei Meister des Denkens. Was der eine von diesen durch Edelsteine und farbiges Email ausdrückt, das tritt bei dem anderen durch Thon und Marmor in die Erscheinung, das suchte der dritte von ihnen, der Maler, mit dem Pinsel wiederzugeben. So ein traumhaft farbiges Halsband von Lalique: tanzende, nackte Frauengestalten und schwarze Schwäne zu ihren Füßen, die Glied um Glied sich zur Kette zusammenfügen, — scheint es nicht wie eigens gemacht, die Sphinx oder eine Salome von Gustave Moreau damit zu schmücken? Und die Pforten der Hölle, von Rodin, sein Künstler, dem die schwebende Muse die Begeisterung einhaucht, sein „l'homme et la pensée“, der Jüngling, der wild, verzweifelnd sich die Stirn an dem harten Felsen der Wirklichkeit wundschlägt, erschienen sie nicht wie Gemälde des Moreau selbst, nur im kühlen Weiß? — Richard Muther nennt Moreau einen Charles Baudelaire ins Malerische übersetzt. Damit wäre also die Linie der Abstammung gegeben: von der Dichtkunst zur Malerei, von dieser zur Plastik und von der mächtigen Menschenbildnerei bis zu ihrer jüngeren Tochter, der Goldschmiedekunst. Von jenen drei Persönlichkeiten ist der Kleinkünstler, Lalique, noch im Aufsteigen begriffen, sein Feenschmuck, — man kann ihn anders nicht bezeichnen, — beginnt erst seit einer Reihe von Jahren Schule zu machen. Rodin, der Schöpfer des vielgetadelten Balzac, der ausgezeichneten Rochefortbüste und der mächtigen Bürger von Calais, die mit dem Strick um den Hals dem Eroberer ihrer Stadt sich als Geiseln darbringen, Rodin auf der Höhe seines Schaffens, hatte vor der Porte de l'Alma, in einem eigenen Pavillon eine Sammlung von Abgüssen vereinigt, die über sein Lebenswerk bis heute Rechenschaft ablegte.

Aber der Maler Gustave Moreau, von dem wir hier etwas genauer berichten möchten, steht als ein Vollendeter da. Geboren am 6. April 1826, gestorben am 18. April 1898, umfaßt sein Wirken mehr als sonst ein Menschenleben.

Es werden vielleicht der Zahl nach nicht sehr viele Besucher der Ausstellung den weiten Weg gemacht haben von den Champs Elysées draußen bis in das Herz des arbeitenden Paris, von dem Centrum des Fremdenverkehrs weit nördlich jenseits der Boulevards und der Oper, hinter der Kirche La Trinité, noch hinauf in die schmale, steile, schattige rue de La Rochefoucauld. Da steht zur Rechten, ein wenig zurücktretend von der Straßenflucht der Nachbargebäude, mit großen weißverhängten Fenstern, still und verschwiegen das Haus des Moreau. So lange er lebte, mag es nicht minder geheimnißvoll und ernst in die Straße hinausgeblickt haben als jetzt, da das Wohnhaus zum Museum geworden. Es galt als das Heim eines Weltverächters und Sonderlings. „Dieser große Künstler, dieser mystische Heide, dieser Erleuchtete“, — so sagt Huysmans in dem Roman A rebours, — „vermochte so ganz sich von der Welt zurückzuziehen, daß er inmitten von Paris die grausamen Visionen, die feenhaften Apotheosen anderer Zeitalter erblicken konnte!“ — Aber was er geträumt und geschaffen, wenn es auch den Mitlebenden bis auf wenige bevorzugte Sterbliche schwer zugänglich blieb, so lange er selber noch vor seinem Werk stand, — den Nachkommen wollte er es zeigen und lassen. Gustave Moreau, der verhältnißmäßig nur wenige voll ausgeführte Bilder an ihm befreundete Sammler verkaufte, hat sein Haus mit sämmtlichen Gemälden — an großen Werken ca. 797, Aquarelle 349, Skizzen und Kopien über 7000, dem Staat hinterlassen. Oder der Stadt Paris, oder der École des Beaux-Arts, oder dem Institut de France. Welcher von diesen verschiedenen Legataren schließlich das Erbe antreten, wann und wie es dem großen Publikum sich eröffnen wird, scheint noch unbestimmt. Einstweilen wird es von dem Freunde und Lebensgenossen des Malers, von Mr. Henri Rupp*) verwaltet, geordnet und bewohnt. Und dem bescheiden Anklopfenden öffnen sich die stillen Pforten, und wenn man in die Werkstatt des Todten tritt, so schaut der überquellende Reichthum seiner Gedanken, seiner Formen, seiner Farben von den hohen Wänden herab und erzählt so deutlich von Sein und Wesen des Verstorbenen, daß man fast meint, ihn zu kennen, so, als hätte man ihn noch selber getroffen und von ihm sich über sein Wollen Auskunft geben lassen. Der Reichthum ist vielleicht das, was uns als hervorstechendste Eigenschaft dieses

*) Vergleiche auch „Nation“ Nr. 32, Jahrgang 16.

*) Der großen Liebenswürdigkeit des Mr. H. Rupp verdanke ich die beiden neusten Publikationen über den Maler: Ary Renan: Gustave Moreau — Gazette des Beaux Arts 1900 — und Ed. Schuré: G. Moreau, in der Revue de Paris Nr. 23 vom 1. Dezember 1900. — Ferner siehe: R. Muther: Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert, Band III; sowie R. Muther: Ein Jahrhundert französischer Malerei.

Künstlers zur Bewunderung hinreißt, entzückt und manchmal schier bedrückt, in den von hohen Kirchenfenstern erhellten 2 Sälen, die übereinander, — gleich der Ober- und Unterkirche der Sainte Chapelle —, das Atelier und Museum zugleich sind. An den Wänden die hohen Kartons und Gemälde, um die Tragepfeiler in der Mitte in fächerartigen Gestellen die Aquarelle, und unter den Fenstern in Schränken und auf Börtern die zahllosen Skizzen, Entwürfe zu seinen Bildern, Entwürfe für Emailmalereien, für Kostüme, für Geräthe, Akte, Modellstudien, Kopien einzelner Figuren und Scenen aus allen Meisterwerken des Louvre und Italiens. —

Gustave Moreau hat sich selbst über das Prinzip des für einen Maler nothwendigen Reichthums — la richesse necessaire — ausgesprochen. Er schreibt:

„Die großen Meister selber rathen uns, daß man nicht eine ärmliche Kunst üben solle. Zu allen Zeiten haben sie in ihre Bilder das Reichste, Leuchtendste, Seltenste, oft auch das Seltsamste, was sie kannten, aufgenommen, alles, was in ihrer Umgebung für köstlich und für prächtig galt. Sie hatten das Gefühl, daß es ihren Gegenstand veredeln hieß, wenn sie ihn mit einem Ueberfluß dekorativer Formeln umgaben und ihre Andacht, ihre Verehrung glichen der der Heiligen Drei Könige, die vor der Krippe den Tribut der fernsten Länder als Gastgeschenk opferten."

Vielleicht hätten andere Augen als seine in den Werken der alten Meister, in Giotto's und Mantegnas Fresken, in dem Goldsonnenschein um Tizian's Madonnen, in Leonardo's träumerischem Lächeln, in Rembrandt's feierlich mystischem Dunkel Anderes gesehen, Anderes gesucht. Jeder findet eben und nimmt sich aus der Außenwelt nach seiner Weise, was der Welt in ihm kongenial ist. Gustave Moreau sah, fand, brauchte und gab diesen Reichthum.

In einem römischen Museum, im Kircheriano, befindet sich ein etruskisches Schmuckstück, handgroß etwa, von Gold getrieben, und auf der handgroßen Fläche sind Greifen gebildet, Harpyien, Vögel mit Menschenköpfen und Löwen mit zottig gelocktem Fell, Thier an Thier und Kopf an Kopf, kein Raum, kein allerkleinstes Raumtheilchen ohne Verzierung. An dieses Schmuckstück mußte ich denken vor Moreau's Werken in seinem Hause. Der Reichthum seiner Phantasie zeigt sich auch darin, daß er jede seiner Gestalten in verschiedenen Momenten, in verschiedenen Stellungen oft drei- und viermal wiederholt. Auf den Einzelskizzen und noch mehr auf dem fertigen Gemälde ist das Beiwerk, Kleider, Geräthe bis ins Detail mit größter Sorgfalt ausgeführt, jede Amphora, jede Leier ist mit den reichsten Ornamenten wie inkrustirt, für seine tropische Vegetation bedurfte er besonderer Studien, seine Felsformen sind so schroff und vielzackig, als hätte er, der Weniggereiste, aus der Dolomitwelt sich die Vorbilder geholt. Die Tempel, die Paläste auf seinen Bildern, mit ihren Pfeilern und Wölbungen, die Altäre, die wildphantastischen Thronsitze, sie scheinen aus edlen Marmorarten und Juwelen zusammengesetzt, so köstlich gleißend wie Frauenschmuck. Und erst der Schmuck selbst, den seine Frauen tragen, in griechischen, orientalisch-indischen Formen, welche Pracht!

Vor Jahren habe ich aus einem kleinen Bilde, das durch diesen Farbenzauber entzückte, Gustave Moreau kennen gelernt. Auf dem Marsfeld war es bei der Pariser Ausstellung von 1878. Ein Aquarell, es hieß: die Erscheinung und es wirkte wie eine Erscheinung: Salome, die im Tanz vor Herodes plötzlich von der Schüssel des Henkers das Haupt Johannis sich aufrichten sieht. Ein „Haupt voll Blut und Wunden" wahrlich, ein Christustypus, strengschön, von monumentaler, ergreifender Traurigkeit. Das edle Profil mit dem spitzen Bart und seinem langen, bluttriefenden Haar ist eingerahmt von einer dreifachen, mosaikengeschmückten Aureole, aus der rings eine Strahlenglorie, blendend, zackig sprühend hervorbricht. Zur Seite die Tanzende erschaudert vor dem dräuenden Anblick. Wie festgebannt bleibt sie auf der Zehenspitze, ihre nackten Glieder schimmern weiß hervor aus den edelsteingestickten Schleiergewändern, die von der Bewegung des langsamen asiatisch-wollüstigen Drehens und Drehens nach rückwärts geschleudert und nur über Brust und Leib durch noch reichere Goldgeschmeide mit Saphiren und Rubinen auf dem blassen jungen Körper gehalten werden. — Und alles blitzt und alles leuchtet, Gold, Juwelen, Perlen, Mosaiken, Heiligenschein und mattweiße Nacktheit, ein Strahlenfeuer, ein Farbengeflimmer, den Beschauer blendend, verwirrend.

In dem schon oben genannten Decadenten-Roman von Huysmans werden dieses und noch ein anderes Salomebild Moreau's geschildert, die beide jetzt aus einer Privatsammlung in die Gallerie des Luxembourg gelangt sind.

Es heißt dort von dem Helden des Romans, des Esseintes:

„Er hatte zur Ergötzung seines Geistes und zur Freude für seine Augen suggestive Kunstwerke haben wollen, die ihn in eine unbekannte Welt versetzen, die ihm die Spuren neuer Möglichkeiten entschleiern, ihm das Nervensystem durch gelehrte Hysterien, durch einen verworrenen Alpdruck, durch schläfrige und grausame Visionen erschüttern sollten. Und unter allen Künstlern existirte einer, dessen Talent ihn zu den tiefsten Entzückungen hinriß — Gustave Moreau."

Hier nun, im Atelier, sieht man sich umgeben von all diesen wunderbaren Gebilden, Visionen, Träumen, wie sie so einem fieberhaft erregten Pariser Künstlerhirn entstammen, daß der Beschauer sich in eine fremde, in eine neue Welt versetzt wähnt. Kein Armeleutbild, kein kraß naturalistischer Akt, nicht eine einzige Gestalt unserer Tage. Bathseba malte er, und Magdalena und einen Christus auf Golgatha; auch sollen sich in einer kleinen Kirche Südfrankreichs die 14 Stationen eines Kalvarienberges von Moreau befinden. Aber er ist wahrlich kein Heiligenmaler. Mindestens nicht im Sinne der Kirche. Ihm selber sind die Gestalten sehr heilig, die er darstellt. Er ist vor allem der Maler der Fabel. Die Sagen des klassischen Alterthums, deren Namen seine Bilder tragen, kennen wir von Jugend auf. Aber im Grunde ist, was er malt, nicht altklassisch, es ist sein Eigenthum, sein Märchen, das er selber erdichtet, denn den Moment, den er uns zeigt, den schöpft er einzig nur aus seiner Phantasie.

In einer blauen Felsengrotte liegt die weiße Galathea, in hingegeben träumerischer sanfter Ruhe, das Gestein leuchtet von seltsamen Meergebilden, Algen, Medusen, Seesternen, Korallen, Muscheln und Perlen, den fremdartig vielzackigen Formen des Aquariums und der Tiefsee, wie sie Haeckel auf seinen Radiolarienblättern den Künstlern zum Vorwurf gibt. Und aus den Blüthen und aus den Korallen sprossen sich wiegende Mädchengestalten, wunderklein und wunderfein, bis tief hinein in das schimmernde Dunkel der Wassergrotte lebt und leuchtet der Schmuck der Wände. Aber aus dem Grün der Farne schaut das Riesenhaupt Polyphems hervor, mit seinem einen Auge blickt er sehnsüchtig in nie stillbarem Verlangen die schlafende zarte Nymphe an. — Wer schildert es so? wer hat gerade das geschrieben? nicht Ovid, noch sonst irgend ein Alter.

Oder die Helena! — Bei Homer sitzen am skäischen Thor die Greise und sehen sie nahen und sprechen bewundernd:

Niemand tadle die Troer und hellumschienten Achaier,
Daß um ein solches Weib sie so lang ausharren im Elend!

Aber wie sie da im schweren schleppenden, reich mit Juwelen verbrämten Gewande, langsamen Gangs wie traumbefangen über die Thorterrasse hinschreitet, eine langgestielte Rose in den lässig verschlungenen Händen, und unter ihr an der Mauer liegen Berge von Leichen, Könige, Fürsten, Krieger, Sänger, auf- und übereinandergethürmt, alle, die um der mordenden Schönheit willen von ihrem Leben lassen mußten, — das steht im Homer nicht, steht nirgends gerade so beschrieben, ward nie gesehen, bevor Moreau in seinem Geiste es geschaut. —

Dieser verderbliche, männermordende Zauber der Frau ist ein Begriff der romanischen Race, der dem Germanen ferner liegt. Für Moreau ist das Weib die Verkörperung des Bösen und für ihn besitzt folgerichtig nur das Weib den echten Zauber, das Böses geübt hat. Salome und Messalina, Helena, Dejanira, Medea, Pasiphae, die Sphinx, und Semele und Europa und Leda, die nicht nur sterbliche Menschen verführten, sondern vom Olymp die Götter sich in ihre irdischen Netze lockten, sie sind die Heldinnen seiner Bilder. Und wo er keinen sagenberühmten Vorgang des Alterthums gibt, sondern ganz frei sich den Eingebungen seiner Phantasie überläßt, da genügt ihm nicht eine Frau, sondern er malt deren eine Menge, unzählbar viele, einen Reigen von Frauengestalten. Solch ein Bild ist: La fleur mystique, die Blume des Glaubens, eines reinen Schönheitsglaubens, die Jungfrau, die aufsprießt über einem Berge von Leichen, von Heiligen und Märtyrerinnen. Und mehr noch Les chimères, das merkwürdigste, eigenartigste von all seinen Werken, das eben nur er ersinnen konnte. Der Karton, — er hängt in dem oberen Atelier, links an der Schmalwand, wenn man die Wendeltreppe hinaufsteigt, — zeigt Hunderte von Frauengestalten, köstlich bekleidete, verschleierte, nackte, jede mit ihrem bösen Genius, der Chimära, dem Thier im Menschen, das bald in Bocksgestalt, bald als Schlange, Drache, Ungethüm, von jeder anders gehegt wird und anders geliebkost. Aus dem Gewirr der Königinnen, der Bajaderen, Houris und Nymphen öffnet in der Mitte des Bildes sich ein doppelter Ausblick auf eine Landschaft, auf eine Stadt des Mittelalters, am Wasser gelegen, mit himmelhochstrebenden gothischen Domen, und halb im Nebel bewegt sich dort ein feierlicher Zug von anderen Frauen, nonnenhaft verhüllt, psalmensingend und schattengleich traurig. — Soll es das Gegenbild sein, das in jedem Menschen, in jeder Weibesbrust schlummernde Edle? — Aber Moreau, nachdem er diesen bösen Traum, diesen „satanischen Dekamerone" weiblicher Verworfenheit gedacht, gesehen und auf diese Riesenfläche hingeschrieben, — nachdem er all die verschiedenen Weiber in ihren verschiedenen Zeitkostümen, mit ihren verschiedenen Fabelbestien bis ins Detail studirt, wieder studirt und gezeichnet hatte, — ließ das Bild stehen. Statt eines einheitlichen Kunstwerks, so mag er sich gesagt haben, schaffe ich hier etwas, wozu der Beschauer eines gedruckten Kommentars bedürfen würde. Und eben weil er ein so tief denkender Geist, weil die Kritik in ihm so scharf war, wie seine Phantasie gewaltig, ließ er's bei dem Entwurf und hat ihn nie zu einem vollendeten Bilde ausgeführt.

Neben dem männerverderbenden Weibe, neben dem Heros, der die Welt vom Uebel befreit, — sei's nun Sphinx oder Schlange, — bildet den Lieblingsgegenstand Moreau'scher Gemälde der Dichter. Und zwar der Dichter, wie mir scheinen will, als der Inbegriff und die edelste Blüthe des Menschenthums überhaupt. Sein eigenes Ich als Künstler und Denker stellt sich dar und verklärt sich in Moreau's Phantasie zu dem Seher, der gottbegnadet des Lebens Leid singt. In dem Unterstock des Ateliers sind die großen Bilder: Hesiod, dem die Musen göttliche Gesänge schenken, Tyrtäos, der mit seinen Schlachtliedern die Jünglinge begeistert, und Firdusi und Hafiz, und so weiter. Eines der schönsten aber ist Orpheus, der am Grabe der Eurydice trauert; — ein Votivbild, so lesen wir bei Ed. Schuré, das der Künstler allereigensten Liebesschmerzen zum Andenken schuf. Und nachdem die wilden Mänaden den Leib des Orpheus zerrissen, seine Reste über das Gebirge Thracien's, in den Fluß, in alle Winde hin verstreut haben, — Dichters Schicksal ist es eben auf Erden, der Rohheit zu unterliegen, — tragen mitleidig die Wellen das todte Haupt weiter und weiter, bis es fern im Norden mit seiner Leier an den kalten Strand gespült wird. — In düsterer Felslandschaft am Meere steht eine Jungfrau in reichverziertem langem Gewande. Sie fand im Ufersand das Haupt. Mit seiner stummgewordenen Lyra hält sie's im Arm und blickt mit schmerzlicher Frage nieder auf des ihr unbekannten Sängers edle Züge. — Dies melancholische Bild alles Nachruhms befindet sich aber nicht im Museum Moreau, sondern wie jene Salomebilder im Luxembourg. — Und dann malt er den Dichter an sich, von dem keine Fabel berichtet. Einmal liegt der junge Poet, wie zu Boden geschmettert, und über ihm murmelt eine Sirene, ein fischgeschwänztes, blondes Meerweib, ihm ihre leisen Verführungslieder. Oder er ruht, schon halb gebrochen, mit kraftlos niederhängenden Armen, die nicht einmal mehr die treue Gefährtin, die köstliche, blumenumwundene Leier zu halten vermögen, auf der Schulter des Centauren, des Poetenfreundes, der schmerzgebeugten Hauptes den Jüngling zum Meerstrande trägt, daß mit der untergehenden Sonne er seinen letzten Seufzer verhauche. Oder knabenhaft klagt er der Muse sein unstillbares, unermeßliches Sehnen, und sie lächelt ihm tröstend ins Auge; oder er läßt sich von ihr führen, dem Kranz von Lorbeer nach, den sie winkend vor ihm hochhebt. Aber auch dann selbst bleibt in der Haltung, in dem Ausdruck, in der Geberde etwas von Schmerz, wie sehnende Wehmuth. Für Gustave Moreau ist eben der nur ein echter Dichter, dessen Herz in dem Kampf, dem hoffnungslosen mit der Prosa des Lebens verbluten will, der untergehen muß — „verbrannt von der Liebe zur Schönheit" — „brulé par l'amour du beau" — wie bei Beaudelaire der Ikarus klagt.

Auf die Dichter, die er malt, paßt jenes Gleichniß vom Albatros (aus dem gleichnamigen Gedichte von Beaudelaire), dem König der Lüfte, der, eingefangen, seine weißen Riesenfittiche nutzlos und häßlich über die Planken des Schiffsdecks hinschleppt, daß die Matrosen ihn verspotten:

> Le Poëte est semblable au prince des nuées
> Qui hante la tempête et se rit de l'archer;
> Exilé sur le sol au milieu des huées
> Ses ailes de géant l'empêchent de marcher.

Wie mit köstlichen Flügeln begabt, die auf der rauhen, harten Erde ihn nur hindernd beschweren, so fühlte Moreau selbst sich fremd unter den modernen Menschen. — Und wie Fremde im derberen Leben unserer Tage erscheinen alle seine Gestalten, so zarte, weiche Körper malt er, von so feinem Gliederbau. Das fehlerlose Oval der Gesichter, der still lächelnde Ausdruck, das schlichtgescheitelte Blondhaar, — wo nicht der Charakter wie bei der Salome orientalischen Typus erfordert, — es erinnert ein wenig an die Zeit der vierziger Jahre, als noch der Künstler selber jung war und wohl in solchen sanften Blondinen seine Ideale erblickte. Dem Pathos der damals in ihrer Blüthe stehenden Maler, eines Delacroix und Delaroche, ihren Bühnengesten, ihrer lärmend zur Schau getragenen Leidenschaft setzt er absichtlich eine so leise, stille, wie hypnotisirte Sanftmuth entgegen.

Medea selbst, den jungen Leib von leichten Blumenguirlanden umwunden, lächelt jungfräulich keusch und holdselig, obwohl sie in ihrer Hand schon den Giftbecher an die Brust drückt. Jason in seinem goldenen Gelock scheint der Inbegriff eines glücklichen Jünglings aus einem besseren Zeitalter, Oedipus, dem sich die geflügelte Löwengestalt der gekrönten Sphinx Antwort heischend an die Brust krallt, blickt in klassisch vornehmer Ruhe der Schrecklichen ins Angesicht, während die Leichen all ihrer Opfer vom tiefen Abgrund aufgehäuft ihm bis vor seine Füße ragen. Und Hercules, der die stymphalischen Vögel tödtet oder der lernäischen Schlange, der dräuend vor ihm sich emporrichtenden, siebenköpfigen, mit seiner Keule entgegentritt, bewahrt eine Ruhe, zeigt in seinen edlen Gliedern eine Kühle, eine Reinheit, die von dem antiken, breitschultrigen, schwerbrüstigen Heros, dem farnesischen Hercules, sehr weit verschieden ist. Aber ob diese Weichheit und Zartheit, dieses Feminine, das Moreau's Helden mit seinen Heldinnen gemein haben, ihn zu einem Dekadenten stempelt, einem Pariser fin de siècle-Träumer und saftlosen Genießer, wie es jener des Esseintes des Huysmans'schen Romans ist? — Ich glaube nicht. Schon unter den pompejanischen Wandmalereien im Museum von Neapel ist eine Medea, die noch viel kindlicher, harmloser als Moreau's

Jungfrau von Kolchis hinabblickt auf das Schwert, das in ihren verschränkten Händen ruht, während sie sinnt, ob sie es aus der Scheide ziehen soll, ihre Kinder damit zu tödten.

So hat es auch damals schon Künstler gegeben, die ihre Gestalten im Zustand der Ruhe und des Sinnens zeigen wollten, weil die Wirkung im Geist des Beschauers größer ist, wenn er den Kontrast dieser momentanen Ruhe mit dem darauf folgenden Schrecklichen ahnt — größer, als sähe er sie tödten und morden.

Von Bild zu Bild wandern wir langsam an den Wänden der hohen zwei Säle hin. Des Meisters Freund geht uns zur Seite, mit halb gedämpfter Stimme, wie man in einem Heiligthum spricht, nennt er die Namen der einzelnen Werke: Helena, Medea, Odysseus im Kampfe mit den Freiern, Diomedes, von seinen eigenen Rossen zerfleischt, Phaeton, vom Sonnenwagen hinabgeschleudert, und so weiter. Wir aber verstehen, was die Bilder sagen: Diese sanften, lächelnden Frauen haben auch ihn, ihren Schöpfer, verführt, daß sie ihm zum Inbegriff alles Bösen wurden; gegen die Bestien, Schlangen, wilden Rosse, Sphinxe, im eigenen Herzen und um ihn her, hat er gerungen, gerade so tapfer wie seine Helden. Und wenn er siegte, so war sein Lohn der jedes Edlen: Kampfeswunden und Entsagung und Einsamkeit. Aber die Peri, die mit ihrer indischen Laute im Arm, eine Blume haltend, von dem Wunderdrachen getragen hoch über Länder und Meere hinaus schwebt, und jene liebliche, nackte Mädchengestalt, die ihre Arme dem Pegasus mit dem edlen Frauenkopfe um den Hals wirft, um sich mit ihm weit fort von der Erde, ins Blau, in den Himmel, auf den Flügeln der Phantasie empor zu schwingen, sie sind seine eigene, Fleisch und Blut gewordene Sehnsucht!

Tritt man dann hinaus aus dem stillen Heim, in dem ein großer und edler Geist sich selber das schönste Denkmal gesetzt hat, so besinnt man sich erst allmählich inmitten dieses sonnighellen, lauten Paris, daß auch die Wirklichkeit ihr Gutes und ihre Rechte besitzt, erst allmählich gewöhnt man sich wieder, in den Menschen von heute auch Malerisches und Malenswerthes zu erblicken.

Zwei Richtungen haben zu allen Zeiten in der Kunst sich bekriegt, sind in beinahe regelmäßigen Perioden immer aufeinandergefolgt: die Darstellung des in der Außenwelt Geschauten, die Darstellung des Innerlichen. Der Realismus, der nur die nackteste, nur die häßlichste, die alltäglichste Alltäglichkeit abkonterfeien will, treibt noch mehr zur Opposition als ein gar zu blaues Schönfärben. Geister wie Gustave Moreau werden immer aus der Wirklichkeit sich in ihr eigenes, tiefstes, geheimes, goldenstrahlendes Fabelland flüchten müssen, das ihnen wahr und wirklich ist. Geister wie Moreau und wie Böcklin. An diesen wird man oft hier gemahnt. Die Engländer von Rossetti bis Burne Jones, von den Franzosen Moreau's jungverstorbener Lehrer Theodore Chassériau, so wie sein Studiengenosse Puvis de Chavannes, sie malen alle das: „was sich nie und nirgend hat begeben". Aber am nächsten in seiner ganzen Auffassung, in der Art sein Thema zu wählen, steht der Pariser dem Deutschschweizer. Und es ist merkwürdig und lehrreich zugleich, bei diesen einsam von dem Tagestreiben sich abkehrenden Meistern die Aehnlichkeit und die große Verschiedenheit zu studiren. Böcklin und Moreau, sie malen Sirenen und Centauren, und malen die Sehnsucht. Aber ihre Sehnsucht selbst ist eine andere, klingt aus einer so anderen Tonart wie Dur und Moll. — Bei dem einen, der lateinischen Blutes ist, küßt sie das Antlitz des Flügelrosses, das eines wunderschönen Weibes Züge trägt. Bei dem naiveren, minder raffinirten Germanen reitet sie traumhaft in ihrem schlichtweißen Märchenkleide am lichten Tage auf ihrem Einhorn durch den schweigenden, durch den ernstgrünen Märchenwald, — woher, wohin? sie weiß es selbst kaum. Nicht der Perlen bedarf sie, nicht der Goldgeschmeide, nur ihre Unschuld umweht und heiligt sie. Wenn Moreau den Prometheus malt, der mit Ketten an den Felsen geschmiedet hängt, während des Adlers gekrümmter Schnabel ihm die Seite zerfleischt, so reckt der Empörer wider die Götter, — „wider der Titanen Uebermuth", sein edles Haupt mit einem wilden Trotz empor und von seiner Stirn strahlt die hehre Flamme, die er vom Schoße Zeus' gestohlen. Seine Gefühle, sein Schmerz, sein Trotz, sie sind der Inhalt und der Mittelpunkt des Gemäldes. Der Prometheus Böcklin's lagert schwer und qualvoll im Nebel über den düsteren Felsenspitzen, der Gewitterwolke gleich, die ihn gebar, — eine Naturgewalt.

Bei Gustave Moreau ist auch die Natur selbst nicht so naiv, so unmittelbar, wie sie aus der großartigen Objektivität Böcklin's uns bezwingend anschaut. Sein grübelndes Denken schafft Bäume und Felsen, stilisirt gleichsam die Welt um ihn her nach der Stimmung in seiner Brust. Er ist ein Zeichner, der fehlerlos die Menschengestalt kennt und beherrscht, ein Maler, dessen Farbe — freilich nicht immer in den Entwürfen — doch in den fertig ausgeführten Bildern oft hinreißend wirken kann. Aber stärker tritt aus seinem Werk uns das dritte Element malerischen Schaffens entgegen: diese tiefe, denkende, reiche, alles umfassende Phantasie. Ein Künstler wahrlich und ein Mensch, der es werth ist, gekannt zu werden.

Möchte dieser kurze Bericht dazu beitragen, daß, wer fortan als Kunstwallfahrer nach Paris zieht, es zu seinen schönsten Pflichten mitzähle, das Haus Gustave Moreau's aufzusuchen! —

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Theater.

(Deutsches Theater (Matinee): „Mutter Maria". Drama in 4 Akten von Ernst Rosmer (Frau Elsa Bernstein).

Ernst Rosmer hat ihr Märchen innerlich erlebt. Darum ist ihre „Mutter Maria"*) ein wahres Märchen. „Was sich aus tiefer Noth ein Herz ersann, vollbringt mit Händekunst kein andrer Mann."

Frühlingszeit ist es. Ueber den Gletscher sind die Stürme gefahren, und die Lawine ist zu Thal gegangen. Die Fichten auf dem Bergesabhang entströmen würzigen Duft. Der Einsiedel droben greift wieder zum Meißel, das Bild der Mutter Maria, das er aus dem Felsen schuf, zu vollenden. Frühling ist es, und auch ihre Zeit ist von neuem gekommen: „Mutter Maria will zur Erde gehn . . ."

Reich sei das Märchen! Reichthum ist Wesenszug jeder echten Märchendichtung. Aus einer Wurzel dürfen sich alle Märchenblüthen in eins erschließen. Im engsten Raum ist dem Märchen die ganze Welt der Möglichkeiten gegenwärtig. Und doch, gedenkt man der Märchendichtung aller Zeiten und Völker, — es ist eine beschränkte Anzahl immer wiederkehrender Motive. Weil dem Märchen nur die Sprache des Herzens gilt. Nicht der Verstand und nicht der Zwang der Umstände dürfen ihm da hinein reden. Und das Herz ersehnt und heischt seit Alters die gleichen Gaben.

Eine Fülle von Motiven, doch altbekannten, blüht in Ernst Rosmer's Märchendichtung „Mutter Maria" auf. Von der kleinen Seejungfer hat Andersen erzählt, die eine unsterbliche Seele sich ersehnt; wenn ein Mann liebend mit ihr vor den Altar tritt, dann wird ihr eine solche Menschenseele. Und wieder bei Andersen ringt eine Mutter mit dem Tode um ihr Kind. Und in den Grimmschen Märchen kommt das gestorbene Kind in seinem Todtenhemdchen Nachts zur Mutter und bittet sie nicht mehr zu weinen, es findet sonst im Grabe keine Ruh. All diese Motive und andere mehr kehren bei Ernst Rosmer wieder. Es ist eine Fülle,

*) Das Buch ist in schöner Ausstattung in S. Fischer's Verlag, Berlin 1900 erschienen.

ein Reichthum in ihrem Gedicht. Und ob diese Motive alt sind, schließen sie sich doch zu einem ganz Neuen, ganz Individuellen zusammen.

Ein Jäger hat der Bergschwester, die droben auf Gletschershöhen im Mondlicht den Reigen tanzt, mit seiner Umarmung ein Menschenherz wachgeküßt. Ihn hat an ihren Lippen der Tod ereilt. Sie aber zieht es nun erdenwärts, und der Anblick der Gottesmutter mit dem Kinde giebt ihr die erste Ahnung ihres neuen Menschenseins. Auf dem Wege in das Menschenleben wird der Tod ihr Führer. Ein Mariengeschick wartet ihrer selbst.

Das Kind, das sie unter ihrem Herzen trägt, wird ihr Schicksal. Noth und Elend hat sie seinetwegen zu ertragen, kann sie um seinetwillen bestehn. In der Stunde der Geburt hat sie menschenverlassen mit dem Tod um ihr Kind zu kämpfen, und sie ringt ihn nieder und rettet das Kind ins Leben. So erweint sie sich vollends ein Menschenherz. Und dies Herz ist ihr ganz erfüllt von ihrem Kinde. Ihr Menschenthum ist Mutterschaft.

Aber das Erdensein bedeutet Ernst Rosmer nicht das volle Menschenleben. Die reichste Blüthe irdischen Seins, die Mutterliebe, weist ihr zu einer anderen Liebe empor. Was die Erde gibt, das nimmt sie wieder. Erfüllung wohnt in anderen Regionen.

Das Märchen kehrt noch einmal zu seinem Ursprung zurück. In der Bergschwester lebt die heidnische Naturkraft, sie ist ein Theil davon. Sie weiß nichts von Gott und will ihn nicht kennen. Und in einer Nacht, da ihr Kind schläft, gewinnt der alte heidnische Zauber wieder Macht über ihre Seele, und die Schwestern steigen von Gletschershöhe zu ihr hernieder und locken sie in ihr kühles Reich. Und als sie heimkehrt, hat der Tod an der Wiege ihres Kindes gesessen; es stirbt.

Wie sie einst mit dem Tod um ihr noch ungeborenes Kind gekämpft hat, so kämpft sie nun mit Gott um das gestorbene. In dem Bann der alten Naturkraft, der sie selbst entsprossen, will sie es halten. Sie wehrt seiner Seele den Weg zu Gott. Und das gestorbene Kind kommt in einem Todtenhemdchen zu ihr und fleht um Grabesruh. Und da gewinnt sie sich den schwersten Sieg ab: sie weist es zu Gott.

Ihr Schicksal ist erfüllt, ein volles Menschenthum hat sie bewährt. Mutter Maria darf nun selbst im Arm des Todes ausruhn.

„Was sich aus tiefer Noth ein Herz ersann . . .“ Ein Märchen nur, aber aus diesem Märchen jubelt Mutterglück und wehklagt Mutterschmerz. Dies Märchen ist erlebt. Was eine Mutter seelisch in sich erfahren kann, das alles ist darin. Von der schweren Stunde, da das Neugeborene dem Leben entgegenfriert, bis zu der anderen schwereren, da es still und starr daliegt und der Hauch des Lebens von ihm gewichen ist. Ein Hoheslied der Mutterschaft hat Ernst Rosmer gedichtet. Diese Mutterschaft ist ein Höchstes irdischen Seins. Zum vollen Menschen wird das Mädchen durch sie. Diese Mutterschaft ist die erste Erfüllung, — bis der Tod kommt und sie zu nichte macht. Und zum Mysterium wandelt sich das Gedicht. Mutter Maria, die Gottesmutter, wird Führerin zu einer geistigen Mutterschaft, deren Schmerzen und Freuden nicht mehr von dieser Erde sind.

Keusch, beinah herb ist die Gestaltung. Auch aus der Sprache spricht das seelische Erlebniß: sie ist kraftvoll, eigenartig, und ihre Bilder entstammen innerer Anschauung. Diese Sprache ist ganz dichterisch. Und die Gestalten sind schlicht gezeichnet nach guter, altdeutscher Art und leben. Der Eremit ist beinah Dürer's würdig. Diese Gestalten erstanden auch auf der Bühne des Deutschen Theaters in ausnahmslos vortrefflicher Verkörperung. Auch die Aufführung war künstlerisch ein Ereigniß.

Reichthum! Das ist der bestimmende Eindruck, den Ernst Rosmer's Dichtung „Mutter Maria“ hinterläßt. Dem Reichthum des künstlerischen Könnens steht — und das scheint das Wichtige, der Reichthum des inneren Erlebens zur Seite. Dieser Reichthum wurde dem Gedicht für die Bühnenwirkung gefährlich; er verwirrte; er ließ den Grundgedanken nicht klar in Erscheinung treten. Aber wenn Reichthum ein Wesenszug des Märchens ist, bekundet sich „Mutter Maria“ auch darin als ein ganzes Werk.

Man hat viel davon gesprochen, daß romantisches Empfinden und eine Sehnsucht nach romantischer Kunstübung aller Orten wieder erwacht sei. Wenn das zutreffend, so ist dieser Sehnsucht hier eine Erfüllung geworden. Denn es webt in diesem Gedicht wirklich etwas von der „mondbeglänzten Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält.“

Ernst Heilborn.

Das Räthsel.

(Schluß.)

X.

Seltsame Fügung des Schicksals! Ich hätte Lust, darüber zu lachen, wenn die Veranlassung nicht eine so ernste wäre. Und wenn es nicht überhaupt unschicklich wäre, in diesem Hause über etwas zu lachen.

Ich bin nämlich in der Anstalt für Nervenkranke. In derselben Anstalt, die ich vor mehreren Jahren als Student besuchte. Das heißt: natürlich in einem ganz anderen Theile des Gebäudes. Ganz außen am linken Flügel, wo die Räume sind für vorübergehend Erkrankte, für Erholungsbedürftige. —

Und draußen ist lachender Sommer.

Wenn ich näher darüber nachdenke, erscheint mir die Geschichte eigentlich gar nicht so seltsam.

Heute morgen kam nämlich mein Bruder zu mir in's Zimmer. Ich lag noch zu Bett, obwohl es schon ziemlich spät war. Ich wäre so gern früh am Morgen aufgestanden, aber ich fühlte mich entsetzlich matt. Und jedesmal wenn ich mich aufrichtete, spürte ich im Kopfe ein so seltsames Stechen. Da blieb ich denn lieber noch etwas länger liegen.

Mein Bruder war sehr liebenswürdig. Ich war ganz beschämt. Oder vielmehr ganz gerührt. Denn warum sollte ich mich schämen, wenn er gut an mir handelt? Ich war ihm doch immer ein treuer Kamerad gewesen. —

Er redete mir nun recht eindringlich zu: ich sähe so abgespannt aus, es wäre wirklich besser, wenn ich mich von einem guten Nervenarzt untersuchen ließe. Unbedingte Ruhe thäte mir noth. Ich sollte ihm nur glauben: es wäre das Beste für mich. . . .

Er sprach wirklich sehr überzeugend.

Und dann seine Augen. Sie blickten fast noch trauriger als gestern. Selbst wenn ich nicht gewollt hätte, ich hätte mich ihnen fügen müssen. —

Nur eins habe ich mir ausbedungen: ich will ganz ungestört bleiben und die Anstalt verlassen dürfen, sobald es mir beliebt. Ich wurde ganz energisch, als ich das sagte. Und fügte hinzu, daß ich alles kurz und klein schlagen und jeden zu Boden strecken würde, der mich darin zu beschränken suchte. Es ist ganz gut, wenn man sich zuweilen etwas grob geberdet.

Mein Bruder versprach auch, es solle alles so geschehen, wie ich es wünschte.

So gingen wir denn zur Anstalt.—

Ueberall die größte Gefälligkeit.

Der Professor war sehr entgegenkommend und versprach sofort, alle meine Wünsche in jeder Weise zu berücksichtigen. Ich ersuchte ihn noch einmal ausdrücklich, meinen Zustand als ganz harmlos zu betrachten und mir einen dementsprechenden Wohnraum anzuweisen: er ging auf alles ein.

Ich habe mir ja nie etwas darauf eingebildet, aber es machte doch einen unverkennbaren Eindruck auf den Professor, als ich ihm erzählte, daß ich an der hiesigen Universität studirt hätte. Er sprach nun stets in einem Ton zu mir — ja, wie soll ich ihn nennen: in einem Ton, der halb kollegial, halb ehrerbietig war. Wirklich, so war es. In meinem Auftreten muß doch etwas liegen, was Achtung einflößt. Das erkenne ich mehr und mehr.

Der Abschied von meinem Bruder war schnell erledigt. Der Professor schien das zu wünschen. Wiederum fiel es mir auf, wie traurig der Bruder aussah. Sehr traurig. Ich wollte ihn trösten und meinte: im nächsten Monat würden wir zusammen auf dem Lande ein paar Wochen verbringen. Und da kamen ihm gleich die Thränen.

Wunderbarer Mensch! Er scheint doch sehr mitgenommen zu sein von den Ereignissen der letzten Zeit. Vor allem natürlich von — nun, das gehört nicht hierher.

Wenn ich nur nicht wieder ein so seltsames, ein so namenloses Angstgefühl bekomme wie in der ersten Stunde meines Alleinseins! Ich habe Todesangst ausgestanden. Wenn das nur nicht wiederkommt! Und mein Kopf schmerzt immer noch. —

Und draußen ist lachender Sommer.

Ich hielt es, bevor wir auseinandergingen, noch für nöthig, dem Professor anzudeuten, daß mich eine äußerst schwierige Arbeit beschäftige. Die Lösung einer Frage von eminenter Wichtigkeit. Und ihn zu ersuchen, darauf nach Möglichkeit Rücksicht zu nehmen. Mir Schreibmaterial zu beschaffen und für die größte Ruhe in meiner Umgebung zu sorgen.

Er ging wiederum auf Alles ein. —

Kurzum, ich bin ganz zufrieden. Der Aufenthalt hier thut mir sichtlich wohl. Ich verspüre eine entschiedene Besserung. Nur darf jenes Angstgefühl nicht wiederkommen. Auf keinen Fall. —

Ich werde mich aber heute noch nicht wieder mit der Lösung unseres Räthsels beschäftigen, Magdalene. Uebrigens danke ich Dir, daß Du wieder zu mir gekommen bist. Und mich sofort hier aufgefunden hast. Ich glaube: Du hast mich hier bereits vermuthet. Seltsam. Woher wußtest Du nur? . . .

Noch einmal: ich danke Dir herzlich.

Du siehst: ich trage es Dir keineswegs nach, daß Du gestern vor mir geflohen bist. Thue, als hätte ich es völlig vergessen. Daß mußt Du mir hoch anrechnen. Nicht wahr? —

Aber jetzt sollst Du mich wirklich verlassen. Komm nur morgen früh wieder. Da habe ich neue Kräfte. Da arbeiten wir gemeinsam.

Jetzt will ich viele Stunden schlafen.

Und draußen ist lachender Sommer. . . .

Nur nicht wieder jenes Angstgefühl! Nur nicht das!! —

XI.

Das war ein Tag des Erfolges heute! Weiß Gott, das war ein Tag! Ein Feiertag. Ein Sonntag. Ein Tag der reinen Freude. Ein Tag des Glücks.

Wenn ich die Augen schließe, so braust es in meinen Ohren, hämmert es in meinen Schläfen wie der ferne Beifall einer großen Menge. Und doch habe ich den wahren Beifall erlangt: den stummen Beifall Den Beifall der Andächtigen, der Gläubigen.

Ja, es war schön. —

Also:

Heute morgen kam der Professor zu mir. Er untersuchte mich flüchtig und erklärte, als ich ihn fragte, er sei durchaus befriedigt. Ich hatte auch geschlafen wie ein Todter. Nur der Schmerz im Kopfe war geblieben. Sonst nichts.

Und nun kam der Professor mit einer Bitte. Mit einer sehr großen Bitte, wie er selbst sagte. Heute Nachmittag versammelten sich seine Hörer in dem Saale, wo er zu demonstriren pflege und . . .

„Ach“, unterbrach ich, „ist das immer noch am Sonnabend?“

„Sie wissen? Nun, das erleichtert ja die Sache wesentlich.“

Und er begann mir nun in Kürze darzulegen, daß hier alles unverändert geblieben sei. Daß er noch immer interessante Fälle seinen Schülern erkläre und vorführe u. s. w. . . .

„Heute aber möchte ich den jungen Leuten mal eine Ueberraschung machen. Was Sie mir gestern andeuteten von dem wichtigen Problem, das Sie beschäftige, hat mich mehr interessirt, als Sie denken mögen. Wie wäre es, wenn Sie darüber heute Nachmittag Vortrag hielten? Natürlich will und kann ich nicht den geringsten Zwang ausüben. Aber Sie würden mich sehr verpflichten, werther Herr. . . .“

Und so ging es fort.

Dabei blickte er mich unausgesetzt an. Und zum ersten Male bemerkte ich eine geradezu fascinirende Gewalt in seinen Augen. Ganz anders wie bei meinem Bruder. Aber nicht geringer.

Trotzdem willigte ich nicht sofort ein und überlegte mehrere Minuten. Es handelte sich ja um einen bedeutsamen Schritt. Und die Außenwelt ist oft so profan.

Anderseits hatte der Gedanke für mich etwas sehr Verlockendes. Zudem: wer kann wissen, ob er morgen noch Herr seiner selbst oder überhaupt noch am Leben ist? Und sollte die Lösung des Räthsels etwa mit meinem Tode unmöglich werden? Konnte ich so egoistisch sein?

Nein! Nimmermehr.

So willigte ich denn ein.

Der Professor dankte sehr herzlich, besprach noch wenige Einzelheiten mit mir und ließ mich dann allein.

Denn ich wollte einige Stunden der Sammlung haben. Ich glaubte, sie durchaus zu brauchen. Und war darum fast froh, daß Du nicht zu mir kamst, Magdalene. Verzeih' mir das! —

Aber es wollte mit der Sammlung nichts Rechtes werden. Ich habe in den letzten Wochen doch sehr viel an Energie verloren. Und dazu kam unter Mittag jenes Angstgefühl wieder. Nur auf kurze Zeit. Aber in entsetzlicher, beklemmender Weise. Schlimmer als je zuvor. Ich habe namenlose Qualen ausstehen müssen. Es ist wirklich nöthig, daß ich mit dem Professor ein ernstes Wort darüber spreche. —

Und nun also der Nachmittag. Ich wurde rechtzeitig vom Diener abgeholt und den langen Gang hinunter nach dem Auditorium geführt. Ich will es gestehen, daß ich ein wenig Toilette gemacht hatte. Sonst gebe ich ja auf dergleichen nichts. Aber heute hielt ich es doch für nöthig.

Mit Freuden bemerkte ich, daß eine große, seltsame Frische über mich gekommen war. Trotz des Angstanfalls in der Mittagszeit. Wäre nicht der starke Kopfschmerz geblieben, ich hätte mich wieder völlig wohl gefühlt. —

Als ich eintrat, richteten sich alle Blicke mit neugierigem Interesse auf mich. Ich bemerkte es und nahm eine stolze Haltung ein. Der Professor mußte wohl eben einen komplizirten Fall besprochen haben. Ich hörte gerade noch, wie er sagte:

„Ich wiederhole also noch einmal: ein eigenthümliches Aufflackern des Geistes, das fast immer der völligen Umnachtung vorhergeht.“ —

Und damit war die Materie abgethan.

Er wandte sich nun in völlig verändertem Tonfall zu mir, begrüßte und stellte mich vor und wies mit kurzen Worten darauf hin, was mich hierher geführt habe. Dann bat er mich, das Wort zu ergreifen.

Mir war es inzwischen seltsam ergangen.

Mein ruhiges Selbstbewußtsein, das mich kurz vorher doch etwas verlassen hatte, war mir völlig wiedergekehrt. Ich fühlte nun klar, daß ich meine Aufgabe lösen würde.

Und ich löste sie. —

Zunächst skizzirte ich mit wenigen, schnellen Strichen, welche äußeren Umstände mich auf die große Frage gebracht hätten, über die ich jetzt zu sprechen gedächte. Es ist erklärlich, daß ich Deinen Namen, Magdalene, nicht erwähnte. Ich drückte mich absichtlich etwas verworren aus. Die Einleitung war mir ja keineswegs wichtig.

Desto mehr die Ausführung.

Ich zeigte zunächst, daß durch meine Entdeckung der Glaube an das große Nichts, so fein und sorgfältig er auch ausgeklügelt sein mag, rettungslos zerstört wird. Ich wies das in einer Weise nach, die durch sich selbst jeden Widerspruch ausschloß.

Auf gleiche Art machte ich die Auffassung des Christenthums zu nichte. Sie ließe sich meiner Entdeckung gegenüber noch weit weniger aufrecht erhalten als die erstgenannte. Also fort damit!

An eine Form des Weiterlebens nach dem Tode aber zu glauben im Anschluß an den Kultus der alten Germanen zum Beispiel oder ihm verwandte Gestaltungen des Gottes- und Götterdienstes, daran hindere uns die naturwissenschaftliche Thatsache von dem Zerfall des menschlichen Körpers verhältnismäßig kurze Zeit nach dem Tode. Auch hier waren meine Gründe schlechthin überzeugend. —

Und nachdem ich so die morschen Mauern niedergerissen hatte, ging ich dazu über, neue, bessere zu errichten. Mein Gehirn arbeitete fieberhaft.

„Aus dem, was ich zuletzt erwähnte, meine Herren, ergibt sich mit zwingender Nothwendigkeit: eine Trennung der Psyche vom Körper geht unzweifelhaft vor sich und zwar in dem Augenblicke, da das eintritt, was wir den Tod zu nennen pflegen. Der Körper verfällt von nun an einer Auflösung, die vor sich geht wie jeder andere Zersetzungsprozeß und wissenschaftlich längst klargestellt ist. So geht uns also dieser Körper — banal ausgedrückt — für unsere Betrachtung nichts mehr an.

Wenn Sie nun, meine Herren, sich noch einmal erinnern wollen, von welcher Wahrnehmung ich ausgegangen bin, so werden Sie mir zugeben müssen, daß die Psyche den Körper verläßt oder vielmehr sich von ihm scheidet, während sie bereits weiß, welches Loos sie erwartet. Und während sie zugleich noch vermag, den Eindruck dieser Gewißheit auf dem Antlitz als dem äußeren Anzeiger ihres Empfindens kenntlich zu machen. Oder — von der anderen Seite betrachtet — das Antlitz ist noch fähig, die ihm gemachten Eindrücke wiederzugeben, während die Psyche bereits von ihrer Zukunft unterrichtet ist.

Hoffentlich können Sie mir folgen, meine Herren. —

Hier setzen nun meine Untersuchungen ein. Es gilt zunächst festzustellen, in welcher Weise diese Mittheilung an die Psyche zur Zeit ihres Verbundenseins mit dem Körper erfolgt. Ferner: von welcher Seite die Mittheilung erfolgt. Und endlich: was denn ihr thatsächlicher Inhalt ist.

Sie sind alt und reif genug, meine Herren, um zu erkennen, daß mit dieser einen Lösung tausend andere nothwendig verknüpft sind. Daß also die Wichtigkeit der berührten Frage ebenso unbestreitbar wie unermeßlich ist.

Ich hoffe: Sie werden es nicht für Selbstruhm erachten, wenn ich Ihnen schon heute mittheile, daß ich auf dem besten Wege bin, jene Lösung zu finden. Zumal ich einen trefflichen Mitarbeiter gefunden habe, dessen Namen ich Ihnen leider verschweigen muß. Ich bin der festen Ueberzeugung, in recht absehbarer Zeit die hochbedeutsame Frage erledigt zu haben."

Und nun, bevor ich dem Schlusse zueilte, hemmte ich mit Gewalt den Schwung meiner Worte und wandte mich dem Professor zu:

„Wenn Sie hier vielleicht etwas einzufügen wünschen, Herr Professor, sei es berichtigend, sei es erklärend. . ."

Aber er winkte ab. Ich möchte ruhig zu Ende sprechen. Er wäre vollkommen einverstanden.

So schloß ich denn meine Ausführungen:

„Jedenfalls aber, meine Herren, können sie aus meinen Andeutungen eine Folgerung von allgemeiner Gültigkeit ziehen. Eine Folgerung, die für Sie als Mensch wie als Mediziner in gleicher Weise wichtig sein muß: wenn Ihnen eine Erscheinung richtig erklärt und logisch begründet ist, so glauben Sie deshalb nicht sofort, daß hinter dieser ersten Erscheinung eine zweite, nicht-aufgeklärte unmöglich ist. Und beachten Sie, daß unter jener Oberfläche, die Sie als „Leben" bezeichnen und mit der Geburt beginnen, mit dem physischen Tode enden lassen, daß unter dieser Oberfläche noch ein zweites Dasein vorhanden ist, das Ihre Wissenschaft ihnen noch nicht zu deuten vermag. Das den profanen Blicken nicht sichtbar ist, aber dennoch existirt. Das nicht nur irdisch ist, aber dennoch oder vielmehr gerade deshalb weit menschlicher ist als alles andere. —

Ich danke Ihnen, meine Herren."

Als ich geendet hatte, lautlose Stille.

Das war auch ganz gut. Denn gerade als ich fertig war, erschien mir gegenüber an der Wand Dein Bild, Magdalene. Du sahst sehr blaß aus, trugst einen weißen Brautschleier und winktest mir. Winktest fortwährend. Wunderbar! —

Endlich sprach dann der Professor:

„Nehmen Sie unseren — ich darf wohl so sagen: gerührten Dank entgegen. Er ist still und doch beredt. Meine Zuhörer erheben sich Ihnen zu Ehren von den Sitzen."

Das geschah denn auch wirklich.

O, wie glücklich fühlte ich mich da! —

Zugleich aber so ermüdet, daß ich auf meinen Sitz niedertaumelte. Mir tanzte alles vor den Augen. Nur mit Mühe konnte ich um ein Glas Wasser bitten.

Der Diener brachte es sofort, und mir wurde nun etwas besser. Dennoch fühlte ich ein großes Ruhebedürfniß und schickte mich zum Gehen an.

Ich stützte mich dabei auf den Arm des Dieners, der inzwischen vom Professor Befehle entgegengenommen hatte. Mit dem herrlichen Gefühle eines Siegers nach vollbrachtem Kampfe verließ ich den Saal.

Aber draußen kam sofort ein neuer Schwindelanfall. Ich konnte keinen Schritt ohne die Hülfe des Dieners gehen. So kamen wir langsam in mein Zimmer.

Unterwegs hatte ich an einer Stelle plötzlich das Gefühl, ich würde nach rechts abgeführt statt nach links. Lediglich Einbildung natürlich. Einbildung meines überanstrengten Gehirns. Mich jetzt, nach diesem glänzenden Beweis meiner Geistesfrische, zu den Schwerkranken bringen zu wollen, wäre ja, milde gesagt: ein schlechter Witz.

Thatsächlich: lachhafter Gedanke. . . .

Meine Zimmereinrichtung war natürlich auch unverändert. Schreibmaterial lag genau so auf dem Tische wie zuvor. Alles wie früher.

Uebrigens wundert es mich, daß ich bisher nie bemerkt habe, wie eng vergittert mein Fenster ist. Ueberhaupt: daß es vergittert ist. Schade. Denn nun dringt das Licht recht spärlich herein. Daß mich das früher niemals gestört hat! —

Im Allgemeinen darf ich wohl sagen, daß mein Befinden befriedigend ist.

Nur mit meinem Kopfe ist das auch heute eine seltsame Geschichte: jener stechende Schmerz, den ich früher hatte, ist geschwunden. Es kommt mir vor, als hätte die ganze Zeit über eine schwere Masse auf meine Hirnschale gedrückt und hätte sie nun endlich durchbrochen. Und breite sich jetzt aus in meinem Gehirne. Eine schwere, dunkle Masse. Komische Vorstellung. . . .

Etwas Müdigkeit in den Gliedern spüre ich auch. Aber sonst bin ich, wie gesagt, ganz zufrieden. —

Ach, und wie schön war doch dieser Tag! Ich will ihn als Prophezeiung für meine Zukunft ansehen: alle sollen mir lauschen, stumm und gläubig.

Ja, ja, meine Zukunft. . .

XII.

Heute bin ich ganz still.

Ich muß immer noch daran denken, wie ich gestern vor den vielen Studenten stehen und reden durfte. Und wie aufmerksam sie alle zuhörten. Selbst der Professor, der doch ein sehr kluger Mann ist.

Und wenn ich das alles im Geiste noch einmal durchlebe, so fühle ich mich kräftig und voll stolzen Selbstbewußtseins. Und bin ganz still. —

Du brauchst heute nicht bei mir zu bleiben, Magdalene. An der Lösung des Räthsels will ich heute nicht arbeiten. Morgen vielleicht. Oder übermorgen ... wer kann das wissen?

Jetzt will ich ganz meiner Erholung leben.

Die große Dämmerung soll kommen ... soll kommen, damit ich schlafen kann.

Dämmerung. — Wie sang doch das Mädchen, das ich hier vor Jahren sah? Ach so:

„Lalolalo ... lalalali ... lalolali ... lalalalo ..."

Vielleicht hat sie hier gewohnt. — Aber nein: das ist ja undenkbar. Sie gehörte doch zu den hoffnungslosen Fällen, und ich werde nächstens entlassen. Selbstverständlich. Wenn es mir auch gestern so vorkam, als hätte man mich nach rechts ab — doch das war ja Unsinn. Oder vielmehr Zerstreutheit. Ich war ein wenig erregt.

Aber vielleicht ist jenes Mädchen noch irgendwo im Hause, irgendwo in der Nähe. Weshalb auch nicht?

Das wäre gut.

Mir ist nämlich, als ob ihre Weise ganz versonnen durch die Luft klänge:

„Lalolalo ... lalalali ..."

Ganz gewiß, sie ist es. Ich täusche mich nicht.

Und die große Dämmerung soll kommen. . . .

Laß mich doch nur allein, Magdalene. Nur für heute allein. Es ist Schlummerzeit für mich. —

Ganz plötzlich habe ich das Gefühl, ich sänke in ein weiches Meer von unermessener Tiefe. Nein, das ist wohl doch nicht das richtige Wort: mir ist vielmehr, als breite über mich eine milde Hand einen dichten, grauen Schleier, der nun tiefer und tiefer auf mich niedersinkt und alles, was mich umgab, in ungemessene Fernen rückt.

Nun weicht auch Dein Bild, Magdalene.

Weicht immer weiter. Aber sei nur getrost.

Mein Wunsch ist mir nämlich erfüllt: die große Dämmerung ist ganz nah bei mir. Der lange Schlaf wird kommen. —

Aber wenn ich dann erwachen werde, so habe ich neue Kräfte. Und draußen wartet die Freiheit auf mich. Dann löse ich unser großes Räthsel, Magdalene.

Dann werden meine Kräfte nicht mehr irdisch sein, nein: titanisch, unbegrenzt, göttlich. ... Und mit diesen Gotteskräften werde ich Dich aus Deiner Gruft holen, auferwecken von den Todten.

„Stehe auf und wandle!"

Oder wie man dabei sprechen muß. Ich weiß es selbst nicht mehr. —

Und dann wirst Du zu mir kommen, und ich werde Dich halten und haben, Magdalene, mein Lachen einst und jetzt mein Sehnsuchtsweinen.

Und wie heller Jubel wird es uns umwogen. Märchen wird Wahrheit. Und Spiel ist Spiel gewesen.

„Lalolalo ... lalalali ...."

Magdalene —

Wie schnell der Schleier herabsinkt! Immer tiefer. Schon drückt er mein Haupt. Und jetzt — jetzt drückt er so sehr.

Das ertrage ich ja nicht. — Warum sagte mir denn keiner, daß die Dämmerung so lastend sei? — Das ertrage ich ja nicht!

Und warum tanzen da drüben eigentlich rothe Teufelchen? Und das Grau des Schleiers immer dichter. Dämmerung!! —

Man sollte es doch versuchen, mich zu halten, wenn ich nun versinke. Ich begreife das gar nicht. Man denke doch wenigstens an mein Räthsel. —

Ja, mein Gott, warum wird denn die Dämmerung zur Nacht? — Mein Gott! Mein Gott!!

* * *

„Lalolalo ... lalalali ... lalolali ... lalalalo ..."

Fritz Boré.

Houston Stewart Chamberlain: Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. Besprochen von H. C. (Berlin) Dresden und Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1901.

Diese kleine Broschüre ist sehr verdienstvoll. Auf wenigen Seiten gibt sie eine Kritik des zweibändigen Werkes von Chamberlain, und diese Kritik fällt so aus, wie sie ausfallen muß. Das Buch von Chamberlain wird mit seiner unberechtigten, großsprecherischen Anmaßung und mit seiner falschen, koketten Bescheidenheit, mit seinen Widersprüchen, seinen greifbaren Uebertreibungen und seiner von mystischer Unklarheit überschatteten Weltbetrachtung richtig gezeichnet. Das ist ein Verdienst, denn diese „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts" enthalten alle jene üblen Eigenschaften, die geeignet sind, einem Schriftsteller bei den halbgebildeten Massen zu Ansehen und Popularität zu verhelfen.

Es ist natürlich unmöglich, an dieser Stelle die mehr als tausend Seiten von Chamberlain im Einzelnen nachzuprüfen. Es muß genügen, zur Charakteristik ein einziges Beispiel zu geben. Dieses Beispiel liefert die Vorrede, in der Chamberlain seinen prinzipiellen Standpunkt umreißt.

Chamberlain bezeichnet sich dort als einen „ungelehrten Mann"; und er stellt fest, daß er sich nicht einen Augenblick eingebildet habe, „seinem Buche käme wissenschaftlicher Werth zu." Und alsdann ruft Chamberlain aus: „Wer weiß, ob dem heute so verrufenen Dilettantismus nicht eine wichtige Aufgabe bevorsteht?" Welche? „Die strengste Beschränkung ist jetzt das eiserne Gesetz aller exakten Wissenschaft." Und in einer Uebertreibung, die absolut nicht den Thatsachen entspricht, sucht nun Chamberlain darzuthun, daß alles Hinaustreten aus dem, was er exakte Wissenschaft nennt, Dilettantismus sei, und solchen Dilettantismus hätten gerade auch die größten Gelehrten unserer Zeit getrieben, und Herr Houston Stewart Chamberlain will es ihnen nachthun.

Kann man falscher sehen, und kann man schiefer urtheilen? Die Wissenschaft kennt natürlich auch die Hypothese. Wissenschaft heißt sowohl Herbeischaffung neuer Thatsachen, wie das Ziehen von Folgerungen aus den vorhandenen Thatsachen; wie die Aufstellung von Hypothesen, für deren Beweis die vorhandenen Thatsachen nicht ausreichen, die aber nach dem Umfang der augenblicklichen Erkenntniß eine hohe Wahrscheinlichkeit für sich haben. Und echte Wissenschaftlichkeit zeigt sich gerade darin, daß sie mit äußerster Sorgfalt stets klar zu stellen sucht, wo die gesicherte Thatsache aufhört und die wissenschaftliche Vermuthung anfängt. Auch die großen wissenschaftlichen Geister haben die Grenzlinie nicht immer ganz richtig gezogen, aber sie zeichneten sich stets durch das ernste und überwiegend erfolgreiche Streben aus, sich darüber Klarheit zu verschaffen, was durch Thatsachen zu erweisen ist und erwiesen wurde, und was der wissenschaftlichen Vermuthung zunächst anheimgegeben werden muß. Die Wissenschaft, wie sie die moderne Zeit auffaßt, ist die Lehre von dem Erweisbaren und von den begründeten Vermuthungen, die sich unmittelbar an das Erweisbare anknüpfen lassen.

Die moderne Wissenschaft aber ausschließlich als Spezialforschung darzustellen, kann nur ein Dilettant im Anblick eines Mommsen, eines Virchow; diese deutschen wissenschaftlichen Gipfelpunkte seien allein genannt. Nicht die moderne Wissenschaft hört da auf, wo die Spezial-

forschung aufhört; aber der Dilettantismus beginnt freilich dort, wo Beweisbares und Unbeweisbares, Vermuthetes, Phantastisches und Undenkbares wirr durcheinander gemischt werden. Das ist in diesem Buche der Fall, und insofern ist das Werk von Houston Stewart Chamberlain in der That das Werk eines Dilettanten, als den sich der Verfasser mit Selbstbewußtsein bezeichnet.

Allein er täuscht sich über die Bedeutung eines solchen Buches; es kann im Wesentlichen wiederum nur unklaren Dilettanten Befriedigung, Belehrung und Anregung verschaffen. Das Werk von Chamberlain ist wirklich die Arbeit eines Dilettanten für oberflächliche Dilettanten.

Es ist nicht uninteressant, daß Chamberlain sich stolz einen Dilettanten nennt, und es ist durchaus folgerichtig, daß er als Ersatz für moderne Wissenschaftlichkeit, die auf dem Fundament von Thatsachen ruht, die Untrüglichkeit der subjektiven Empfindung proklamirt. Er sagt: „Ein bloß Gedachtes kann ein luftiges Nichts, die Irrfahrt eines losgerissenen Individuums sein, dagegen wurzelt ein tief Gefühltes in Außer- und Ueberpersönlichem, und mag auch Vorurtheil und Ignoranz die Deutung manchmal fehlgestalten, ein Kern lebendiger Wahrheit muß darin liegen.“ Das Außer- und Ueberpersönliche sei gar nicht näher beleuchtet; aber wer entscheidet darüber, ob etwas zur Rubrik des „tief Gefühlten“ gehört, und nur das „tief Gefühlte“ „muß einen Kern lebendiger Wahrheit enthalten“. Augenscheinlich trifft die Entscheidung Herr Chamberlain und jeder andere, der sich selbst derartiges bescheinigen will. Es ist sicher, daß der Glaube an die Hexen für Millionen zu dem „tief Gefühlten“ gehört hat, und welcher Irrthum und welcher Wahnsinn überdies, in denen auch nicht der kleinste Kern lebendiger Wahrheit steckt.

Eine Belesenheit, die als Gelehrsamkeit erscheint; und die der Unbildung die Vermuthung der Objektivität erregt; ein germanischer Chauvinismus, der den Vorurtheilen bei uns schmeichelt; ein Subjektivismus, dessen Feuer erwärmt; gährende Unklarheit der Gedanken durch Unklarheit der Sprache und Bilder gesteigert, und alles kühn und selbstgefällig und gutgläubig vorgetragen, solch ein Ragout ist ganz wie geschaffen, um der Halbbildung zu munden. Diese Kost mit ihrem phantastischen Chauvinismus ist nicht ungefährlich, und auf diese Gefahren und auf die innere Haltlosigkeit der Argumentationen in ganz knapper Form aufmerksam gemacht zu haben, ist das Verdienst der angeführten kleinen Brochure.

P. N.

„**Der Schleier der Beatrice**“. Schauspiel von Arthur Schnitzler. Berlin. S. Fischer. 1901.

Mit diesem Werke ist Schnitzler aus dem gewohnten Kreise seiner Dichtungen herausgetreten. Er bemüht sich hier nicht mehr um die Darstellung von Gefühlen, die nur im Lichte des nämlichen Tages, der sie gebracht, groß erscheinen und späterhin doch nur eine leise ironisch-wehe Erinnerungsstimmung erzeugen. Es handelt sich hier auch nicht mehr um Menschen, die nur für die Zeit ihrer Gefühle und durch diese besonderen Werth erhalten und, ist das Minuten- oder bestenfalls Monateschicksal ausgelebt, wie Wachskerzchen verlöschen. Im „Schleier der Beatrice“ sind große Schicksale an innerlich bedeutenden Menschen vorgezeigt, während in den meisten der früheren Werke Schnitzler's große Schicksale kleine Menschen überkamen; nun mag diese Gegeneinanderstellung leicht äußerlich und doktrinär klingen, wie ja auch selbstverständlich keine Werthung zwischen Dichtungen nach der Größe ihrer Helden oder deren Schicksalen beabsichtigt ist. Allein gerade für Schnitzler bedeutet der „Schleier der Beatrice“ einen großen Schritt ins Freie hinaus. Das dichterische Problem, das alle seine Stücke enthalten, ist hier nun einmal losgelöst vom kleinen Beiwerk wienerischer Art, am Menschen gezeigt, die edel Geschicke tragen. Dieses Problem aber scheint mir dies zu sein: In jedem Menschen lebt die Sehnsucht, sein Schicksal zu erleben, und daran, wie er es erlebt, und was mit ihm geschieht, wenn es vollstreckt ist, mag man erkennen, wie viel Großes und Persönliches in ihm war. Am dramatischen Dichter ist es nun, den Charakter der Menschen zu zeigen in den Stunden, wo ihn das Schicksal überkommt. Das ist der Sinn der „Liebelei“, des „Vermächtniß“, vieler der kleinen, innigen Novellen Schnitzler's. Noch nie ist jedoch das Dramatische in diesem Problem so rein ausgeprägt gewesen wie im „Schleier der Beatrice.“

Das Stück spielt zu Bologna, im 16. Jahrhundert. Der Herzog von Bentivoglio hat einen entscheidenden Kampf mit Borgia zu fechten. Es ist die letzte Nacht. Filippo Loschi, ein Dichter, erlebt das Geschick seines Lebens. Er hat Teresina geliebt, eine vornehme Dame; allein die Liebe ist verklungen. Er weiß nichts mehr von der Zeit, da diese Leidenschaft ihn füllte: er liebt eine andere, Beatrice, ein sechzehnjähriges Kind. Drei Tage kennt er sie, drei Tage gehört sie ihm. „Im Herbste fallen Blätter, im Frühjahr sprießen andere!“ sagt er, als Einer ihn treulos nennt. In jener letzten Nacht aber vor dem Morgen, da um Bologna gekämpft werden soll, kommt Beatrice und weiß von einem Traum der letzten Nacht zu erzählen. Der Herzog selbst sei im Traume ihr Gemahl gewesen. Da weist Filippo die Geliebte von sich. „So wenig warst Du mein, daß, schlossest Du die Augen, Deine Seele auf Abenteuer ausfliegen konnte und ich war Dir nur von Tausend Einer . . .“ Beatrice geht, der Traum wird Wahrheit. Der Herzog nimmt Beatrice zum Weibe, vom Hochzeitsfeste aber schleicht sie hinweg zu Filippo. Sie will mit ihm sterben. Dann aber, als sie glaubt, das todtbringende Gift getrunken zu haben, erfaßt sie die Lebenssehnsucht wieder: Sie will nicht sterben, bevor sie ihr Schicksal vollendet, ihr Leben ausgetrunken hat. Filippo, ein zweites Mal durch sie enttäuscht, tödtet sich, und Beatrice verläßt ihn, kehrt zum Hof zurück. Doch sie hat den Schleier, den ihr der Herzog gab, beim Todten zurückgelassen und den muß sie dann von der Leiche holen, vom Gemahl begleitet. Das war die einzige Mögkichkeit, ihr Leben zu retten; denn ihre Flucht war entdeckt worden. Als sie nun mit dem Gemahl an Filippo's Leiche steht, da löst sich alles in ihr, die Lebenssehnsucht und die Todesfurcht. Der Eine starb um sie. Sie hatte ihn um eines Anderen willen verrathen, und den wieder um ihn . . . Der Herzog sagt es ihr:

> „Warst Du nicht, Beatrice, nur ein Kind,
> Das mit der Krone spielte, weil sie glänzte,
> Mit eines Dichters Seel', weil sie voll Räthsel, —
> Mit eines Jünglings Herzen, weil's Dir just
> Geschenkt war? Aber wir sind allzu streng
> Und leiden's nicht, und jeder von uns wollte
> Nicht nur das einz'ge Spielzeug sein — nein, mehr!
> Die ganze Welt. So nannten wir Dein Thun,
> Betrug und Frevel — und Du warst ein Kind.“

Die Todesfurcht aber ist für Beatrice vorbei. Was soll sie noch erleben wollen? An einem Tage ist ihr das Sterben zweimal schon nahe gewesen, da hatte sie den Tod von sich gewiesen. Denn das Schicksal war ja noch nicht geschehen. Jetzt aber kann sie nichts mehr ersehnen, der Dolch des Bruders, der sie um Filippo's Willen tödten will, findet freien Weg zu ihr. Zwei Lebenswege sind zu Ende geschritten worden: „Er liebte sie, er starb, weil er sie liebte . . . Die Spanne Zeit, die sie ums Licht des Lebens noch geflattert, bedeutet jetzt nichts mehr. — Sie starb mit ihm. So ist sie hoch geehrt vor allen Frauen.“ Der Morgen aber ist da, bringt den Kampf. Das Leben geht weiter, erneut Schicksale und Leiden. Nur zwei Menschen sind geschieden, da ihr Geschick vollstreckt war, und wie sie sich in der Stunde ihrer letzten Lebenswende erwiesen haben —, große Menschen, das zeigt die Dichtung.

Diese Notiz kann weder dem reichen Inhalt, noch der Anmuth des Tons gerecht werden. Doch muß gerechter Weise gesagt werden, daß dieses Schauspiel zum menschlich Echtesten gehört, was unserer Zeit an Dichtungen hervorzubringen geschenkt war.

Wien. W. Fred.

Druckfehler-Berichtigung.

In dem Artikel „Zur Geschichte des Handels und der Industrie im Mittelalter“ (Nr. 31, S. 488 flg.) hat sich auf Seite 491 ein sinnentstellender Druckfehler eingeschlichen. Auf Zeile 32 von unten muß es statt: „ihr eigenes Gesetz, das dasjenige der Zunft war, heißen: „ihr eigenes Gesetz, das dasjenige der Zukunft war“.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 35. Berlin, den 1. Juni 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser hat bei einem Frühstück im Kasino des zweiten Garderegiments einen Toast ausgebracht, in dem er die erfreuliche Mittheilung machte, daß die Friedensbedingungen mit China festgelegt sind. In dem gleichen Toast verlas der Kaiser ein freundliches Telegramm des Zaren, in dem dieser mit vorsichtig zugemessenem Lobe den Takt des Grafen Waldersee bei der Behauptung seiner schwierigen Position als Oberbefehlshaber hervorhebt, und die nämliche Rede des Kaisers, in der jenes Telegramm mitgetheilt wurde, mündete aus in ein Hoch auf die zu den Berliner Paraden zur Zeit hier anwesenden französischen Offiziere und auf die französische Armee, mit der wir auf chinesischem Boden „in guter Waffenbrüderschaft und treuer Kameradschaft gekämpft haben.“

Bei diesem Frühstück wurde als vornehmstes Gericht viel internationale Courtoisie servirt.

Auch Deutschland wird also jetzt beginnen aus China seine Truppen und von der chinesischen Küste seine Schiffe zurückzuziehen. Es naht das Ende einer politischen Episode, die Deutschland schwere internationale Gefahren bringen konnte; wenn wir jetzt noch allmählich wieder zu unserem verauslagten Gelde kommen, und sich normale wirthschaftliche Verhältnisse zu China wieder anbahnen, so hat Glück und stetige Vorsicht uns schließlich über die Schwierigkeiten der Lage und über einige improvisirte große Ungeschicklichkeiten hinweggeholfen.

Königin Wilhelmine von Holland weilt zur Zeit in Berlin. Die Bevölkerung bringt ihrer Person wie dem Volke, dessen Regentin sie ist, lebhafteste Sympathie entgegen.

Die Stichwahl in Greifswald-Grimmen zum Reichstag hat den Gegnern des Agrarierthums einen glänzenden Sieg gebracht. Es wurden abgegeben für Gothein mindestens 9500 und für den Landrath von Behr höchstens 7500 Stimmen; das bedeutet einen Zuwachs für Gothein von mindestens 1600 Stimmen über die Gesammtheit der rund 6100 freisinnigen und 1800 sozialdemokratischen Wähler, die bei der Hauptwahl zur Urne geschritten waren. Landrath von Behr aber hat seine in der Hauptwahl gegen 1898 um fast 1000 Stimmen verminderte Anhängerschaft nur mit Mühe behauptet.

Der Erfolg kommt in den Zahlen aber nicht einmal zum klaren Ausdruck. Es ist zu berücksichtigen, daß Herr von Behr als Landrath, der im Kreise ansässig ist, ein besonders starker konservativer Kandidat war. Für Herrn von Behr hat sich überdies der Bund der Landwirthe mit größter Leidenschaft und mit dem Heer seiner Agitatoren eingesetzt; und endlich, der Wahlkreis ist ein überwiegend ländlicher mit starker Vorherrschaft des Großgrundbesitzerthums. Gleichwohl diese schwere Niederlage der Konservativen und des Bundes der Landwirthe, eine Niederlage, die gerade im jetzigen Augenblick zugleich das Votum eines Landwirthschaft treibenden Bezirkes über die Haltung der agrarischen Großgrundbesitzer gegenüber dem Kanalprojekt und gegenüber der Handelsvertragspolitik ist. Ein solches Votum kann eine nachdenkliche Regierung nicht unberücksichtigt lassen.

Es ist der Beweis geführt, daß die Macht des Bundes der Landwirthe ganz wesentlich auf dem Terrorismus der wenig zahlreichen Großgrundbesitzerkaste gegenüber den kleinen Bauern und den landwirthschaftlichen Arbeitern beruht, und dieser Terrorismus würde in dem Augenblick

schon zusammenbrechen, wo dem Bunde nicht zugleich der Apparat der Behörden mit Wohlwollen und mit mehr als Wohlwollen helfend zur Seite steht. Die Furcht vor dem Agrarierthum ist ein Phantom für eine willensstarke Regierung, die ihren eigenen Weg gehen will, und die sich und die Krone nicht als Werkzeug des Bundes der Landwirthe gegen die vaterländischen Interessen der Gesammtheit mißbrauchen lassen will. Keine preußische und keine deutsche Regierung braucht sich in die Knechtschaft des reaktionären Agrarierthums zu begeben, wenn sie statt der Klassenpolitik des ostelbischen Großgrundbesitzerthums die Politik des modernen Großstaates zu verfolgen beabsichtigt. Nichts ist klarer als dies; denn wenn es möglich war gegen den behördlichen Druck einen solchen Wahlsieg in einem Wahlkreise mit starken ländlichen Interessen zu erringen, dann werden sich die Agrarier wohl hüten, einen Wahlkampf zu provociren, in dem die Beamten sich neutral verhalten und ihnen von dieser Seite jede Hilfe ausbleibt.

Eine Regierung, die zeigt, daß sie den Kampf gegen die Konservativen im Interesse des Staatswohles, wenn es nöthig, rücksichtslos aufzunehmen bereit ist, vermeidet also schließlich diesen Kampf ganz zweifellos, denn die Konservativen, die in der Bevölkerung keine festen Wurzeln haben, sind garnicht in der Lage, Widerstand zu leisten, wenn ihnen die Stütze durch den Beamtenkörper entzogen ist. Nur die Schwäche einer Regierung, in der die zersetzende Kraft des Herrn von Miquel sich geltend machte, verschuldete die Niederlagen, die mit dem Ministerium die Krone sich von der Rechten zufügen ließ.

Wird Graf Bülow diese Lehre ziehen — natürlich nicht im Interesse einer einzelnen Fraktion oder einer einzelnen Partei in den Volksvertretungen, dazu ist die heutige parlamentarische Lage nicht angethan — um im Interesse einer stetigen Entwicklung das deutsche Vaterland in moderne Bahnen zu lenken? Ein Staatsmann, der hierzu bereit ist, braucht auf die engherzig egoistische und reaktionäre Großgrundbesitzerpolitik auch nicht die allergeringste Rücksicht zu nehmen.

Der Wahlkampf in Greifswald-Grimmen hat noch eins dargethan: die einigende Macht, die der Kampf gegen das Agrarierthum hat. Schon in der Hauptwahl hatten sich die Mitglieder der freisinnigen Volkspartei und der freisinnigen Vereinigung eng zusammengeschlossen und die Nationalliberalen waren loyal mitgegangen; in der Stichwahl traten die Sozialdemokraten hinzu. Wenn es in der heutigen politischen Situation gelänge — und das sollte überall gelingen — die Rivalitäten der freisinnigen Richtungen und der entschiedenen Nationalliberalen unter einander auszuschalten, und wenn je nach den Verhältnissen des Wahlkreises aus der entsprechenden liberalen Richtung vorurtheilslos der Kandidat ausgewählt würde, dann würde eine Phalanx entstehen, stark genug, um zusammen mit der Sozialdemokratie den modernen Staat und das moderne Wirthschaftsleben vor jedem Ansturm der Reaktionäre und des Bundes der Landwirthe zu schützen.

Die heutigen weiterblickenden Konservativen sind sich auch völlig der inneren Schwäche ihrer Partei bewußt. Der Bund der Landwirthe soll die populäre Stärke vortäuschen, nachdem der reine Antisemitismus für diesen Zweck versagt hat, und zu dieser Maskerade als agrarischer Herkules, der seine populäre Keule auch drohend gegen die Krone und die Minister schwingt, tritt die höfische Intrigue, die unaufhörlich dem Monarchen ins Ohr zischelt: Ohne uns Konservative, — die im Cirkus Busch aus Loyalität erklären ließen, „die Minister können uns sonst was" — geht die Autorität der Krone und der Regierung zu Grunde. Um die Krone zu retten, sollen neue Ausnahmegesetze die normale Entwicklung im Innern unterbinden; die Krone muß in Gegensatz zur gesammten vorurtheilslos denkenden Bevölkerung gebracht werden; dann ist sie hinüber gerettet — nämlich in die junkerlich-reaktionäre Hörigkeit; und hierauf kommt es an.

Eine solche Intrigue ist jetzt wiederum am Werke.

Die unglückliche Bremer That war vom Kaiser selbst genau so wie von der erdrückenden Masse der Bevölkerung aufgefaßt worden; er sah sie an als einen bedauerlichen Zwischenfall ohne jegliche politische Bedeutung. Diese gesunde Auffassung, die den Thatsachen entspricht, ist von Intriguanten mit heißestem Bemühen zu beseitigen versucht worden. Die Reaktionäre brauchten ein Attentat und werden nicht müde in ihren Blättern den Monarchen mit Attentatsfurcht zu schrecken.

Auf diese Versuche in der konservativen Presse erwidert der sozialdemokratische „Vorwärts" völlig treffend das Folgende:

„Die Zollangst und das Bewußtsein schwindenden Einflusses blickt aus jedem Worte der lallenden Denunziation. Nicht die Sozialdemokratie war es, die in der Kanalfrage die Autorität der Krone verhöhnte, nicht die Sozialdemokratie hat die ‚rettende That der Handelsverträge' bekämpft und den vom Kaiser zurückgewiesenen ‚Brotwucher' ungestüm gefordert, nicht die Sozialdemokratie hat die ‚Engländerei' und die deutsche Burenpolitik zum Lieblingsgegenstand der Polemik gemacht, nicht die Sozialdemokratie hat im Cirkus Busch in verschämten Majestätsbeleidigungen geschwelgt — um so mehr haben die Konservativen und Agrarier natürlich allen Grund, für die von ihnen begangenen Handlungen einen Schuldigen zu erfinden. Das Spiel ist zu abgeschmackt, als daß es auf geistig normale Menschen Eindruck machen könnte."

Und das sozialdemokratische Hauptorgan fügt hinzu:

„Heute weiß jeder, daß die Sozialdemokratie keine Attentate macht, sondern im Gegentheil den reaktionären Aberglauben bekämpft, als ob ein System beseitigt wird, wenn Personen umgebracht werden."

Der Schluß aber des Absatzes lautet:

„Außerdem aber kann nur ein Narr darüber im Unklaren sein, daß jeder Versuch, die Sozialdemokratie unter falscher Anklage gewaltsam niederzuwerfen, die Macht des Proletariats steigern muß".

Gewiß, so ist es; aber die Reaktionäre wollen ja auch nicht den Kampf gegen die Sozialdemokratie in der Hoffnung jene Partei zu schädigen — das für die Sozialdemokratie so förderliche Ergebniß der Ausnahmegesetzgebung unter Bismarck liegt ja vor — sondern sie wollen die Aechtung einer ganzen Bevölkerungsschicht in der Hoffnung ihre Position durch Isolirung der Krone zu festigen.

Herr Professor Hans Delbrück vertritt freilich in der letzten Nummer der „Preußischen Jahrbücher" eine ganz andere Ansicht von den Konservativen. Er ist noch heute überzeugt, daß Herr von Zedlitz durch ein Kompromiß das Kanalprojekt zu retten wünscht, und es ist ihm unzweifelhaft, daß in Preußen ohne die Konservativen überhaupt nicht zu regieren ist; er behauptet aber gleichzeitig, daß „auf dem Wege der Zollerhöhung den Agrariern zu helfen, unmöglich ist"; und da ihnen nach Professor Delbrück geholfen werden muß, so kommt es darauf an, „ob der Herr Reichskanzler Kompensationen findet, die den verständigen und gemäßigten Agrariern annehmbar erscheinen."

Den politisch originellen Standpunkt des Herrn Professor Delbrück charakterisirt am besten das folgende Paradoxon:

„Es gehört ja zu der Methode, wie politische Kämpfe geführt werden, daß die Liberalen insinuiren, die Konservativen verweigerten den Kanal aus bloßer reaktionärer Verkehrsfeindschaft. In Wirklichkeit könnte man dies Wort sogar umkehren und behaupten, daß die Liberalen für ein ganz rückständiges, reaktionäres Verkehrsmittel eintreten, während die Konservativen das Mittel der modernen Technik, die Eisenbahn, fordern."

Beinahe sieht es so aus, als erstrebten die Liberalen eine Beseitigung der Eisenbahnen, während sie doch Eisenbahnen und Kanäle wollen, freilich in der Ueberzeugung, daß auch heute noch Flüsse und Kanäle überall in der Welt als ein „ganz rückständiges, reaktionäres Verkehrsmittel" — nicht betrachtet werden, sondern vom Westen der Vereinigten Staaten bis in die östlichen Steppen Rußlands als äußerst nützlich für Massentransporte.

Herr Prof. Delbrück, der behauptet, daß ohne die Konservativen sich nicht regieren lasse, beruft sich für diese seine Auffassung auch auf den Grafen Caprivi, der zu ihm persönlich gesagt habe: „Er habe sich überzeugen müssen, daß in Preußen doch die Konservativen die einzig Zuverlässigen seien."

Graf Caprivi hat eine große Entwicklung durchgemacht, und dabei hat sich ihm in seiner ministeriellen Laufbahn die Ueberzeugung aufgedrängt, daß die konservative Partei nicht konservativ, sondern mehr und mehr agrarisch-demagogisch werde; er hat denn auch in privaten Unterhaltungen, über die wir zuverlässig berichten können, und zwar während des zweiten Abschnittes seiner Amtsthätigkeit, es wiederholt ganz unverhohlen ausgesprochen, daß er die Demagogie der Rechten als eine große Gefahr für die Zukunft Deutschlands betrachte, und die Feindschaft der Rechten gegen ihn war ein vollgültiger Beweis für das Vorhandensein dieser seiner Ueberzeugung. Aber auf private Aeußerungen braucht man sich gar nicht zu berufen. Man braucht nur die Reden, die Graf Caprivi im Parlament gehalten hat, vorzunehmen; was ist da zu lesen? Nehmen wir die Rede vom 17. Februar 1893:

„Ich glaube, ich bin ein durch und durch konservativer Mann. Es fragt sich, was man unter „konservativ" versteht, und ich glaube, daß heutzutage eine Richtung aufgekommen ist, die die Grundlage dieses Begriffes nicht mehr klar erkennen läßt, weil eben viele wirthschaftliche Motive den politisch-konservativen Grundgedanken zu überwuchern anfangen."

Und dann:

„Es werden Geister wachgerufen, von denen man nicht weiß, ob man im Stande sein wird, sie zu bannen. . . Ich habe die feste Ueberzeugung, daß die Dinge, die jetzt vorgehen, für Deutschland nach innen und nach außen von einer Bedeutung sind und Gefahren in sich schließen, von denen, wie ich fürchte, ein großer Theil derer, die jetzt die Schleusen aufziehen, nicht ahnen, wohin sie führen."

Thatsächlich hat denn auch Graf Caprivi bis zu seinem Sturze, der durch konservative Intriguen herbeigeführt wurde, gegen die Konservativen regieren müssen.

Und wenn nun Prof. Delbrück fragt, auf welche Parteien sich denn eine Regierung stützen könne, so berührt er damit in der That den entscheidenden Punkt. Die Zersetzung unseres Parteilebens durch den Fürsten Bismarck und die seit dem Fortgange des Fürsten Bismarck offen zu Tage getretene Entartung der Konservativen muß entweder aus der Bevölkerung heraus kurirt werden, indem Neubildungen in das Leben treten, und solche Wandlungen vollziehen sich meist erst nach sehr bitteren Erfahrungen, oder eine Regierung fördert mit staatsmännischem Bewußtsein durch ihre sachlich moderne Politik solche Neubildungen, was bei der Stimmung der Bevölkerung keine Schwierigkeiten hat; aber jene Regierung wird ganz sicher zu solcher Politik der Fortbildung unserer inneren Zustände unfähig sein, die sich von der Ueberzeugung leiten läßt, ohne die Konservativen, wie sie heute sind, läßt sich nicht regieren.

Graf Wilhelm Bismarck ist plötzlich gestorben. Er war Oberpräsident von Ostpreußen und ein Konservativer von provocirenden Manieren. Als Sohn Ottos von Bismarck fand er allein Beachtung.

In Südafrika geht das Morden leider fort, und außer von diesem Morden berichtet der Telegraph von der glorreichen Gefangennahme großer Viehheerden der Buren durch das englische Militär.

Die englische Regierung scheint noch immer an einen baldigen Frieden nicht zu denken. Milner, der Träger der Kriegspolitik in Südafrika, ist bei seiner Ankunft in England zum Peer ernannt worden, und er wird von den Ministern gefeiert; die englische Bevölkerung freilich hat Herrn Milner keinen Triumpf bereitet.

* * *

Das offene Buch.

Herr Möller, der neue preußische Handelsminister, hat dieser Tage auf einem ihm zu Ehren in Bielefeld gegebenen Abschiedsessen eine Tischrede gehalten, in der es unter Anderem heißt:

„Ich befinde mich in ungünstiger Lage, weil ich in den letzten Monaten ahnungslos, daß ich demnächst zum Minister ernannt werden könnte, meine Ansichten öffentlich ausgedrückt habe; ich bin daher ein offenes Buch; dies ist jetzt ein großer Nachtheil für mich."

Einen politischen Sittenschilderer unserer Zeit muß dies document humain höchlichst interessiren. Ein Minister, der sich beklagt, daß er seine Ansichten schon öffentlich ausgedrückt habe: das ist gewiß eine merkwürdige Erscheinung in unserem demokratischen Zeitalter. Aus welchen Erwägungen mag eine solche Scheu vor der Offenheit hervorgehen?

Man sagt es den Diplomaten der alten Schule nach, daß die stärkste von ihren Künsten darin bestanden habe, ihre Umgebung über ihre wahren Absichten zu täuschen; etwa wie ein Kartenspieler, der sich heiter zeigt, wenn er schlechte Karten hat, und besorgt, wenn sein Spiel voller Trümpfe steckt. Diese Diplomatie — die auch bei Handelsverträgen stets fragte: qui trompe-t-on ici? — stellte sich den Verkehr zwischen den Regierungen im Wesentlichen als eine politische Mogelei vor, bei der alles darauf ankam, den Anderen gründlich über den Löffel zu barbiren. Seitdem es eine moderne demokratische Entwicklung, gestützt auf unzählige alles beobachtende und besprechende Organe der öffentlichen Meinung gibt, haben die diplomatischen Kniffe stark an Kredit verloren. Die Interessen der Völker sind heute zu wuchtig und offenkundig, als daß durch diplomatisches Geschick oder Ungeschick der großen Politik die Bahnen vorgeschrieben werden könnten. Die Diplomatie ist ein vorwiegend aristokratisches Gewerbe, weshalb es auch nirgends in höherer Blüthe stand, als in der Republik Venedig, der ausgebildetsten Aristokratie aller Zeiten. In Demokratien — und heute ist ja, Dank der Dampfkraft und der Elektrizität, die ganze Welt mehr oder weniger demokratisirt — muß dagegen die Diplomatie fortgesetzt an Bedeutung verlieren. Die Großwürdenträger dieser edlen Kunst sind denn auch im Wesentlichen nur noch politische Tafelaufsätze. Was die Diplomatie verschweigt, darum kümmert sich die heutige rastlose Welt nur noch herzlich wenig. Das Prinzip der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit, das bei der Rechtsprechung das alte Inquisitionsverfahren abgelöst hat, fordert auch in der Politik täglich mehr seine Berücksichtigung.

Es macht deshalb einen sonderbar verstaubten Eindruck, wenn ein Staatsminister — und obendrein ein Handelsminister — es schmerzlich empfindet, seine Ansichten öffentlich ausgesprochen zu haben, bevor er Minister wurde. Man sollte denken, gerade ein Politiker in der Lage des Herrn Möller, der nur in der Oeffentlichkeit sich behaupten kann, dessen Stärke nicht in seiner Erfahrung als still wirkender Verwaltungsbeamter, sondern ausschließlich in dem Zusammenhang seiner Ansichten mit den herrschenden Anschauungen des Berufskreises, aus dem er hervorgegangen ist, liegt, der darnach nur durch die Ansichten, die er bisher öffentlich ausgedrückt hat, ins Ministerium gelangt ist, der müßte froh sein, wenn man ihn als ein offenes Buch ansehen darf.

In seiner persönlichen Klage liegt zugleich unbewußt eine Kritik der Dinge. Das Unfertige der konstitutionellen Zustände in Deutschland und Preußen tritt vielleicht durch nichts deutlicher hervor, als durch die bei uns zur Regel gewordene Ernennung von Männern zu Ministern, von deren politischen Anschauungen die Oeffentlichkeit — manchmal sogar der ernannte Minister selbst — noch nichts weiß.

In anderen Ländern kennt man den Kreis der Männer, die in einer gegebenen politischen Situation als Minister in

Betracht kommen, ganz genau. In Preußen und Deutschland dürfen wir uns bei jedem Ministerwechsel immer aufs Neue überraschen lassen. Von dem jetzigen Minister des Innern z. B. weiß niemand zu melden, wie er zu irgend einer der wichtigen politischen Fragen steht, die Deutschland und Preußen in der nächsten Zukunft beschäftigen werden. Ist er ein überzeugter Anhänger des Mittellandkanals? Ist er Schutzzöllner oder Freihändler? Hat er handelspolitisch überhaupt eine Ueberzeugung? Ist er Freund oder Gegner einer engherzigen Theaterzensur? Darf man hoffen, daß er Verständniß für die Reformbedürftigkeit des elendesten aller Wahlsysteme hat? Niemand weiß es. Er befindet sich — nach Herrn Möller — in der günstigen Lage, daß er seine Ansichten niemals öffentlich ausgedrückt hat. Vielleicht hat Herrn Möller gerade dieser Kollege bei seiner Klage, er sei ein offenes Buch, als beneidenswerthes Vorbild vor Augen gestanden.

Aber auch bei den übrigen ministeriellen Büchern im Reiche wie in Preußen ist man in hohem Maße auf Vermuthungen über den Inhalt angewiesen, selbst bei dem Hauptbuche, dem Reichskanzler und Ministerpräsidenten Grafen Bülow. Noch nicht einmal das interessante und wichtige Kapitel: Zoll- und Handelspolitik: ist bisher aufgeschnitten. Möglicher Weise sind die Blätter sogar noch unbeschrieben. Selbst in der grundsätzlich so bedeutsamen Frage des Doppeltarifs scheint der Herr Reichskanzler noch, wie die Amerikaner sagen, on the fence — auf dem Zaun — zu sitzen. Er läßt die Staatssekretäre versuchen, sich gegenseitig zu bekehren und unterbreitet ruhig der Konferenz der bundesstaatlichen Minister, die zum 4. Juni nach Berlin berufen ist, das Spottgebild eines agrarischen Doppeltarifs von 31 Positionen, ohne selbst bereits definitiv Partei zu ergreifen. Vielleicht wird schon in der Konferenz vom 4. Juni dies zollpolitische Monstrum umgebracht. Dann ist es gut. Oder Graf Posadowsky's Beredtsamkeit gelingt es, den zollpolitischen homunculus noch über den 4. Juni hinaus am Leben zu erhalten, dann hat man immer noch Monate Zeit, ehe man sich zu entscheiden braucht, ob man dem Reichstage einen Doppeltarif vorlegen will.

Angesichts so hartnäckiger Verschlossenheit scheint Herrn Möller seine Eigenschaft als offenes Buch besonders unbequem zu sein.

Wer bereits kundgethan hat, was er will, der sollte eben in Preußen nicht Minister sein.

Th. Barth.

Arbeitsverhältnisse bei den Antipoden.

Der Minister des Innern in Preußen hat vor einigen Tagen in weiser, wenn auch vielleicht etwas ängstlicher Rücksichtnahme auf möglicherweise eintretende umfangreiche Arbeiterentlassungen in den Industriebezirken einen Erlaß an die ihm unterstellten Behörden gerichtet, dessen Hauptzweck ist, die während der letzten Jahrzehnte den landwirthschaftlichen Betrieben durch die Hochkonjunktur in der Industrie entzogenen Arbeitskräfte im Falle eines industriellen Nothstandes wieder der Landwirthschaft zuzuführen.

Vorläufig hat man nun zwar von einer besonders hohen Zahl Arbeitsloser in Folge des industriellen Rückganges noch nichts gehört; sollten sich jedoch in kürzerer oder längerer Zeit die Befürchtungen des Ministers als zutreffend erweisen und Entlassungen in erheblichem Umange stattfinden, so würde eine Rückströmung der Arbeiter aufs Land gewiß als die nächstliegende Lösung erscheinen und als eine Erleichterung für die Industrie wie für die Landwirthschaft empfunden werden. Daß sich dieselbe ebenso leicht vollziehen würde, wie der Fortzug vom Lande in die Städte, ist indeß kaum anzunehmen, denn unzweifelhaft würde diese nothgedrungene Rückkehr aufs Land einen Rückschritt im sozialen Leben des Arbeiters bedeuten, zu dem ihn nur die Noth nach langem Widerstreben zwingen wird. Die Landwirthschaft hätte dann nur einen unzufriedenen Arbeiter gewonnen, den sie bei erster Gelegenheit wieder verliert. Das Problem der Landarbeiterfrage wird also voraussichtlich auf diesem Wege nicht gelöst werden.

Uebrigens ist auch in anderen Ländern, außer Deutschland, und selbst außerhalb Europas die Frage, wie der Landwirthschaft die nöthigen Arbeitskräfte zuzuführen sind, noch eine offene. Selbst in Australien gibt es eine akute Landarbeiterfrage.

In Australien ist in den meisten Kolonien die arbeitende Klasse nicht allein der ausschlaggebende, sondern auch der wirklich leitende Faktor; kein Ministerium hat dort Aussicht auf Regierungsfähigkeit, welches nicht mit der Arbeiterpartei auf gutem Fuße steht und ihr ein oder mehrere Portefeuilles überläßt. Am Stärksten ist das Uebergewicht der Arbeiterpartei in Neu-Seeland und Victoria, deren ganze soziale Gesetzgebung unter diesem Einfluß entstanden ist. Die eigentlichen Urheber dieser sozialen Gesetze sind Männer, die mit geringer Schulbildung einen guten Posten gesunden Menschenverstandes und praktischen Sinnes verbinden und die fast ausnahmslos gute Politiker, aber selten weitsichtige Staatsmänner sind. Da durch sie eine vollständige Umwälzung der sozialen Gesetzgebung stattgefunden hat, so ist natürlich manches davon auf die Dauer unhaltbar. Anderes wird in der ganzen civilisirten Welt Nachahmung finden. Ungelöst hüben wie drüben bleibt aber einstweilen die Frage der ausreichenden Beschaffung landwirthschaftlicher Arbeiter.

Auch in Victoria hat alles Gesetzemachen nicht verhindern können, daß die Landwirthschaft über furchtbaren Arbeitermangel klagt und daß in den großen Städten das Angebot der Arbeit größer ist als die Nachfrage. Melbourne weist in guten, wie in schlechten Zeiten sich immer wiederholende Kundgebungen der Arbeitslosen auf, und alle Bemühungen der verschiedensten Regierungen: das Gründen von Arbeiterkolonien, freie Ueberlassung von Land, Bewilligung von Ackergeräthen und Saatkorn, Nothstandsarbeiten der verschiedensten Art: haben nicht vermocht, die Wünsche der Arbeiter zu befriedigen oder dem Mangel an ländlichen Arbeitern abzuhelfen.

Seit Anfang der 90er Jahre schon besteht in Melbourne die schöne Einrichtung eines von der Regierung geleiteten Arbeiterbureaus, wo sich jeder Arbeitsuchende einschreiben kann und sein Gesuch in genau chronologischer Folge Berücksichtigung findet. Von hier aus wird ihm, in höflichster Form durch die Post, sobald er an die Reihe kommt, Mittheilung gemacht, bei welchen Arbeiten ihn die Regierung beschäftigen kann, und wird er aufgefordert sich im Bureau zu melden, um sein Handwerkszeug, Schaufel oder Axt, sowie auch, falls die Arbeitsstelle nicht in Melbourne selbst ist, Zelt, Decken und einen Freipaß für die Eisenbahnfahrt in Empfang zu nehmen. Da der Staat Victoria seine Bauten, sowohl Gebäude, wie Eisenbahnen, Straßen und Kanäle durch seine eigenen Architekten und Ingenieure, ohne Unternehmer, ausführen läßt, ist er als der weitaus bedeutendste Arbeitgeber in der Lage, fast immer Vakanzen ausfüllen zu können. Den Mindesttagelohn setzt das Parlament fest und wurde derselbe vor 9 Monaten unter der Aegide des Chief Secretary (Minister des Innern) Trenwith, der im bürgerlichen Leben den Beruf unseres Hans Sachs bekleidet, von 6 Shillings und 6 Pence auf 7 Shillings erhöht. Die Arbeitszeit ist selbstverständlich 8stündig.

Das von diesem Bureau geführte Register ist ein ausgezeichnetes Barometer für die ökonomische Lage der Kolonie. Sind die Finanzen schlecht und die Geschäfte flau, liegt der Handel danieder und sind die Ernten mißrathen, dann stehen Tausende von Namen auf den Listen und man weicht

von der üblichen Reihenfolge ab und berücksichtigt die verheiratheten Leute zuerst; umgekehrten Falles, wenn die Staatseinnahmen wachsen, wenn die Schiffahrt belebt ist und der Wohlstand zunimmt, schrumpfen diese Listen sehr zusammen. Daß sie selbst in guten Zeiten nie ganz leer werden, liegt nicht am Beschäftigungsmangel, sondern an zweierlei Ursachen. Erstlich gibt es auf diesen Listen eine Reihe Namen, die trotz reichlichen Arbeitsnachweises nie verschwinden und immer wieder von Neuem eingetragen werden, weil ihre Inhaber nicht arbeiten, sondern das große Wort führen wollen, sich an die Spitze von Deputationen an die Minister zur Abhilfe des „großen Nothstands" stellen und eben nur agitatorisch wirken. Zweitens aber, und das ist die bei weitem größere Zahl, wollen eine Reihe von Leuten, die sonst willig zur Arbeit sind, in der Stadt bleiben. Daß aber die Regierung nur den kleinsten Theil der ungelernten Arbeiter dort beschäftigen kann, liegt auf der Hand.

Zweifellos ist nun, namentlich in Australien, das Leben in einer Großstadt angenehmer, die Bequemlichkeit dort größer und die Verpflegung besser, als auf dem platten Lande, aber man sollte doch annehmen, daß der Arbeiter, wenn er nichts Besseres hat, lieber im Lande arbeitet und satt wird, als in der Stadt nichts thut und hungert; insbesondere, wenn er die Arbeit nicht zu suchen braucht, sondern sie ihm angeboten wird. Daß gar mancher Melbourner Arbeiter in dieser Frage anders denkt, zeigt uns eine Veröffentlichung des dortigen Arbeitsbureaus vom 6. April dieses Jahres.

Es waren für Beschäftigung in Melbourne selbst an 82 eingeschriebene Arbeitsuchende Karten ausgesandt worden, sich an einem bestimmten Tage zur Verrichtung von Korrektionsarbeiten am Fluße Yarra — die Melbourner Spree — einzufinden. Von diesen nahmen 73 die Arbeit pünktlich auf, während die übrigen neun theils vorher anderweitig Beschäftigung gefunden hatten, theils mit der Art der angebotenen Arbeit nicht zufrieden waren.

Fast gleichzeitig wurde an 365 Mann, die bei Irrigationsarbeiten im Inneren nothwendig gebraucht wurden, die Aufforderung geschickt, sich im Bureau zur Empfangnahme von Handwerkszeug, Zelten und Eisenbahnfahrkarten zu melden. Von diesen kamen 186 Mann überhaupt nicht, 90 meldeten sich, aber erklärten Melbourne nicht verlassen zu wollen, und nur 89 reisten mit dem Zuge ab, der sie an ihren Bestimmungsort führte, also nicht ganz 25 Proz. — Diese Zahlen sprechen für sich selbst und bedürfen keines weiteren Kommentars; so dachten wohl auch Herr Trenwith und seine Kollegen, als sie die Zahlen der Oeffentlichkeit übergaben. Melbourne rüstete sich zur Feier der Eröffnung des ersten australischen Parlaments und brauchte Ruhe; die Regierung glaubte ihre Schuldigkeit gethan zu haben.

Aber die Arbeitslosen waren anderer Meinung; Zahlen und Statistiken gelten bei ihnen nicht viel; eine Deputation interviewte den Minister und den eben in Melbourne eingetroffenen neuen Generalgouverneur und drohte, falls die Regierung nicht den herrschenden Nothstand sofort abstellen würde, mit Demonstrationen bei Ankunft des Herzogs von York. Als man ihnen obiges Resultat in nicht zu sanften Worten vorhielt, erklärten sie gerade heraus: Ins Land gehen wir nicht, wir wollen in der Stadt bleiben, wo wir wohnen, und es ist die Pflicht der Regierung uns Arbeit zu finden. Der Chief Secretary setzte ihnen auseinander, daß sie die Arbeit im Lande annehmen müßten, wo ein einigermaßen sparsamer Mann, bei den billigen Lebensverhältnissen, 30 Shillings die Woche für seine Familie leicht zurücklegen könnte, und zeigte ihnen ungnädig die Thür.

Ebensowenig wie in Europa ist der australische Landwirth in der Lage, seinen Arbeitern die gleichen Löhne, wie die Industrie, sei es private oder staatliche, zu zahlen; freie Kost und höchstens 3 Shillings baares Geld ist der Tagelohn eines ländlichen Arbeiters drüben. Bietet nun der Staat 7 Shillings, so ist die natürliche Konsequenz, daß der australische Agrarier mit dem deutschen in das Klagelied über die Anziehungskraft der großen Städte einstimmt und über Arbeitermangel stöhnt. Der Nothstand betreffs der ländlichen Arbeiter geht eben durch die ganze civilisirte Welt, und die soziale Gesetzgebung Victorias hat in dieser Beziehung statt einer Besserung eher das Gegentheil bewirkt. Da wir aber bei den Antipoden sind, empfängt dort der Arbeiter die gesetzgeberischen Liebesgaben, die in Deutschland dem Junker zu Theil werden. Bei uns fordern „Heilige und Ritter" den „Staat zum Lohn", in Australien der Arbeiter. Daß dadurch in Victoria die Entwickelung der Landwirthschaft, der sonst die größte Zukunft blüht, stark gehindert wird, ist begreiflich, denn wenn die äußerste Noth nach langem vergeblichen Warten einen Arbeiter wirklich aufs Land treibt, so bleibt er in der Regel doch nur so lange dort, bis er sich einige Pfund Sterling gespart hat; und dann findet er sich sicher wieder auf dem Melbourner Arbeitsbureau ein oder er meldet sich für eine andere der unzähligen Stellungen, die die Regierung zu vergeben hat. Alljährlich werden nämlich Hunderte und manchmal Tausende von niederen Beamtenstellungen, die in Deutschland meist durch Militäranwärter besetzt werden, z. B. in den Verwaltungen der Post, Eisenbahn, Polizei u. s. w., öffentlich ausgeschrieben und ist der Andrang dazu ganz fabelhaft. Vor zwei Jahren liefen auf eine solche Ausschreibung für 600 Eisenbahnangestellte (Portiers, Schaffner, Weichensteller) 13,000 Meldungen ein; im vorigen Monat waren für 1100 ausgeschriebene Posten noch mehr Applikationen, nämlich die Bewerbungen von mehr als 1 Proz. der Gesammtbevölkerung von Victoria, Frauen und Kinder mit eingerechnet, eingelaufen.

Die weitere Erfahrung allein kann darüber entscheiden, wie weit sich die soziale Gesetzgebung in Victoria auf die Dauer bewähren oder ob sie dahin führen wird, den privaten Unternehmungsgeist von dieser Kolonie abzuschrecken. In den Nachbarkolonien, namentlich in Neu-Süd-Wales, sind die Bedingungen für den Arbeitgeber günstiger, und da in dem neuen Staatenbunde den einzelnen Bundesstaaten die innere soziale Gesetzgebung auch ferner überlassen bleibt, die interkolonialen Zölle aber fortfallen, muß Victoria sehr auf der Hut sein nicht die Kapitalanlage in industriellen und landwirthschaftlichen Unternehmungen zu erschweren. Das Resultat der diesjährigen Volkszählung in den beiden Hauptstädten des streng schutzzöllnerischen Victoria und des freihändlerischen Neu-Süd-Wales kann dabei mit als Warnung dienen; danach hatte Sydney, welches im Jahre 1891 383,000 Einwohner zählte, 1901 eine Zunahme von 108,000 zu verzeichnen, Melbourne dagegen mit seinen 490,000 Einwohnern im Jahre 1891 hat nur um 2000 zugenommen. Krasse Schutzzölle und die Unsicherheit der Arbeitsverhältnisse haben gemeinsam dazu beigetragen, das Wachsthum der zwei Rivalen der südlichen Hemisphäre derart zu beeinflussen. Bereits die Wahlen im letzten Monat haben gezeigt, daß die Zahl der Stimmen im Wachsen begriffen ist, die sich nicht dagegen verschließt, die Verkehrtheit des Prinzips der gesetzlichen Bevorzugung eines Standes anzuerkennen.

Möge Deutschland bei der bevorstehenden Neuregelung seiner Zoll- und Handelspolitik ernstlich alles vermeiden, was der weiteren Bevorzugung einer Klasse der Bevölkerung gleichkäme. Unsere Industrie und unser Handel haben sich ihren Platz auf dem Weltmarkt nur nach hartem Kampf erobert, und diese Eroberungen zu behaupten und auszudehnen muß das Ziel einer einsichtigen Handelspolitik sein.

W. Mommsen.

Das Herz von Douglas.

Keine Gattung der sogenannten Lyrik erfreut sich heute bei Publikum und Kunst im Allgemeinen geringerer Beliebtheit als die Ballade; und wahrlich nicht mit Unrecht. Was Dilettantenkunst und Epigonenthum, was poetische Charakterlosigkeit und Freude an hohlem Klang sündigen konnten, das haben sie auf diesem Gebiet mit Vorliebe und reichlichst gesündigt. Die durchschnittliche Balladendichtung des neueren Deutschlands trägt den schlimmen Stempel der unmotivirten Gelegenheitsdichtung. Wir lassen es uns ja gefallen, wenn jedes beliebige Stiftungsfest, jeder hochfürstliche Geburtstag und jede Einweihung eines entbehrlichen Denkmals mit den bekannten „geweihten Klängen" begrüßt werden. Das haftet an der Stunde, und wir getrösten uns: wie sie es geschaffen hat, wird sie es begraben. Aber angstvoll sehen wir, daß das poetische Bedürfniß auch die Siege des hochseligen Königs Cyrus oder eine Festlichkeit am Hof des Königs Theodat in den Bereich seiner Verherrlichungstechnik zieht: für alle Zeiten stehen nun Baldachin und Fahnenstangen da, weil die Festtheilnehmer, die sie wegräumen könnten, leider schon seit so und so viel Jahrhunderten verstorben sind. Von solchen leeren Festpavillons und kahlen Jubelplätzen sind die Anthologien neuerer Lyrik übervoll; und all das heißt „Ballade" und all das erhebt den Anspruch, als lebendige Dichtung zu gelten, die doch Gelegenheitspoesie im höheren Sinn sein muß: geboren von der inneren zwingenden Gelegenheit.

An der Gattung liegt es wahrlich nicht. Auch in der deutschen Dichtung fehlen bis zum heutigen Tag die Zeugnisse nicht, daß die Ballade eine berechtigte Dichtungsgattung ist. (Gibt es unberechtigte?) Es liegt auch wahrhaftig nicht etwa daran, daß äußere und innere „Gelegenheit" oft durch so weite Zeiträume getrennt sind. Was ein echter Dichter heute von den Tagen der Völkerwanderung oder auch der fernsten barbarischen Urzeit hört, das kann in ihm zünden und wirken wie nur die Nachricht von Sedan oder von Bismarck's Tode. Denn in dieser Hinsicht gehört eben die Ballade einfach zu den Formen der historischen Kunst.

Ein Werk der historischen Kunst — Gemälde oder Drama, Roman oder Ballade, ganz gleich — hat allgemeine künstlerische Bedeutung und Berechtigung in zwei Fällen. Entweder muß der Künstler es verstehen, das Einzige, nur Einmal Dagewesene wieder lebendig zu machen, das durch eine wunderbare Kreuzung der Bedingungen ein einziges Mal möglich und wirklich wurde. Eine Situation etwa wie Napoleon's Gefangennahme auf dem „Bellerophon", in ihrer Art ohne Gleichen, wird in dieser unvergleichlichen Art durch Heine's „Grenadiere" wiedergegeben. So gelingt es dem Dichter, was Goethe immer wieder als eine höchste Aufgabe der Kunst verkündete: „dem Augenblick Dauer zu verleihen". Das Leben der Menschheit ist nicht allzu reich an großen Momenten; keiner soll verloren gehen: die der Einzelne durchlebt, hat die individuelle Poesie (etwa als reine Lyrik) festzuhalten, die die Gesammtheiten erleben die historische Dichtung (als Ballade oder historischer Roman u. s. w.). — Das ist die Eine Form. Oder umgekehrt: der Dichter sucht an dem einzelnen Moment gerade das herauszuarbeiten, was allgemeinste Bedeutung hat: er hebt das Typische in dem Einzelfall hervor. So wird etwa in vielen Meisterballaden C. F. Meyer's wie den „Conquistadoren" oder dem „Auge des Blinden" das einzelne anekdotische Erlebniß auf seinen allgemein menschlichen Gehalt ausgedeutet und ausgebeutet.

Eine Vorbedingung des Gelingens ist in beiden Fällen die glückliche Stoffwahl. Das eben ist die Erbsünde der schwachen Balladendichter, daß ihnen jeder Moment der Dauer würdig, daß ihnen jedes Begegniß allgemein interessant scheint. Aber es gibt so viele Schlachten, die sich nur durch die Jahreszahlen, so viele Fürstenbegegnungen, die sich nur durch das Kostüm unterscheiden! Vergeblich mühen sich dann Lingg und Greif und Dahn ab, eine individuelle Atmosphäre zu schaffen, die eben jenem Vorgang selbst fehlte. Und es gibt so viele Anekdoten, aus denen nichts zu lernen ist; und wenn Gustav Schwab die langweilige Geschichte vom Vogt von Hornberg fertig erzählt hat, warten wir immer noch auf die Pointe.

Kürzer und unhöflicher gesagt: die Gefahr, trivial zu werden, ist bei der Ballade wo möglich noch stärker als beim Liebesgedicht. Denn hier ist doch wenigstens immer etwas „Gelegenheit" vorhanden und damit etwas innerer Antheil; und hier ist auch immer ein gut Theil Typisches gegeben. Aber wenn wir in dem bunten Bilderbuch blättern, das zahllose Dichter — und oft keine verächtlichen Kräfte — uns mit Schlachtenbildern, Opferfesten, Liebesthaten und Mordgeschichten aus allen Zeiten und Zonen voll gemalt haben — wie oft entsetzt uns da die dürre Thatsächlichkeit, der der geheimnißvolle Hauch des individuellen Erlebnisses ebenso völlig fehlt wie die erhebende Macht der symbolischen Vertiefung! Ja, wir können sagen: mit wenigen Ausnahmen ist die deutsche Balladendichtung dem nur in zwei Epochen entgangen. Nur zwei Mal blühte diese vielgepflegte Blüthe wirklich in reicher weiter Ernte: um 1790 — und um 1840. Und merkwürdig: beide Mal hatte ein fremder Einfluß daran großen Antheil. Wie jede Neublüthe der deutschen Epik durch ein intensives Lernen an französischen Mustern vorbereitet ward, so ist die deutsche Balladendichtung — mittelbar oder unmittelbar — in ihren Höhepunkten mitbeherrscht durch das Vorbild der schottischen Balladen.

Bischof Percy ließ 1765 seine trotz aller Schwächen unschätzbare Sammlung „Reliques of Ancient Poetry" erscheinen. Zum ersten Mal wurden volksthümliche Lieder der Heimath gesammelt, erläutert und bewundert wie sonst nur Fragmente des Alterthums. Wundervolle Stücke waren dabei — die drei berühmtesten schottischen Balladen: die Chevy-Chase, die Schlacht von Otterbourne, und Edward. Es gibt keine deutsche Ballade, in der nicht ein Tropfen von dem Wein dieser Trauben glühte. Fontane konnte der Versuchung, die Ballade von Edward, die „Jeder schon übersetzt hat", nochmals zu übersetzen, so wenig widerstehen, wie Heine in jenen „Grenadieren" der Versuchung, eine Reminiszenz daraus aufzunehmen („Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind").

Vor allem aber: das Beispiel der Liedersammlung Percy's bestimmte seinen deutschen Amtsgenossen, den „vescovo di Veimar" Herder, seine „Stimmen der Völker" zu sammeln. Und plötzlich trat die ganz verlorene Kunst der kurzen heroischen Erzählung mit elementarer Kraft hervor. Stark erfaßte Bürger in der „Lenore" die Eigenart einer ganz bestimmten Situation; großartig hob Goethe im „König von Thule" und später in der „Braut von Corinth" und dem „Gott und der Bajadere" den symbolischen Gehalt des Einzelfalls heraus. Eine glückliche Nachblüthe folgte, aus deren Vertretern Schiller uns am ersten fremd geworden ist, so weit es sich eben um seine Balladen handelt; sie sind allzu lang, zu schwer, zu künstlich. Aber Uhland verstand es, dem „Taillefer", dem „Richard Ohnefurcht", „dem Schwabenstreich" jedesmal eine eigenartige Atmosphäre zu geben; Platen schuf im „Grab im Busento" mindestens ein klangvolles Effektstück; und Heine hob sich in „Edith Schwanenhals" durch lyrische Auflösung des groß und stark hingezeichneten Erlebnisses fast zu Goethi'scher Höhe.

Aber rasch sank die Kunst. Sie wurde zu eifrig betrieben. Die Schwaben waren die Schlimmsten und der gute überproduktive Gustav Schwab — „Ueberproduktivität ist ein Schwächezustand", sagt Marie v. Ebner-Eschenbach — gab das gern befolgte Beispiel des rastlosen Dilettantismus. Den „Münchenern", die dann die deutsche Poesie fast beherrschten, gelang manch glückliche Einzelthat: Geibel und Heyse und Leuthold in jenem Kreis, Mörike und Klaus Groth außerhalb desselben und manch Anderer dichtete Balladen, die, wenn nicht Goethe's, doch Uhland's oder mindestens Platen's würdig gewesen wären. Aber alle

dichteten sie daneben auch solche, die nichts waren, als gereimte Kostümstücke, als prunkvolle Todtenparaden. Der Sinn für das Wesen der Ballade drohte verloren zu gehen.

Da kam von neuem die schottische Ballade. Fast zufällig flogen Sammlungen dieser köstlichen Meisterwerke der Volkspoesie zwei jungen norddeutschen Dichtern in die Hand; dem einen lieh sie ein Freund, dem anderen geriethen sie auf Reisen unter die Finger. Und mit Einem Mal besaß der Berliner „Tunnel", die glänzende Gemeinschaft junger Dichter, die sich um Chr. F. Scherenberg gruppirte, zwei echte Balladendichter, zwei Erneuerer der deutschen Ballade. Sie hießen Theodor Fontane und Moritz Graf v. Strachwitz.

Fontane, der Geschichtsschreiber jenes Kreises, hat das reiche Lob, das er dem Dichter Strachwitz spendete, später ziemlich stark beschnitten. Mit Unrecht, glaube ich. Seine Neigung, das zu viel Bewunderte mit besonderer Skepsis zu betrachten, hat ihn hier doch einmal irre geführt. Sein Gefühl leitete ihn sicherer, als er im „Tunnel" das „Herz von Douglas" bewunderte und als er sein „Deutsches Dichter-Album (1852) mit einem Gedicht von Strachwitz ebenso wirkungsvoll beschloß, wie er es mit Th. Storm's Lieblingsgedicht, dessen „Oktoberlied", eröffnet hatte. Auch die geringe persönliche Sympathie, die er für den schlesischen Edelmann — wie für den Advokaten von Husum — empfand, mag mitgespielt haben: der jüngere Mann ließ unmittelbarer die Dichtung auf sich einwirken, der Greis sah immer auf die ganze Persönlichkeit. Dagegen hat ein Gefühl des Neides in der Brust des Mitbewerbers Fontane nie Raum gehabt und deshalb auf sein Urtheil nie Einfluß üben können.

Für den jüngeren deutschen Lyriker jener Tage gab es einen fast unvermeidlichen Vergleich: den mit Geibel. Storm hat lebenslänglich unter der größeren Popularität Geibels gelitten, dem er sich als Lyriker mit gutem Grund überlegen fühlte. Strachwitz hat sich noch unmittelbarer mit Geibel gemessen: sie saßen eine Zeit lang auf dem Lande zusammen und der gefeierte Meister suchte das naturwüchsige Talent zu „vervollkommnen". Das endete nicht gut; sie gingen mißvergnügt auseinander, und Strachwitz hat wahrscheinlich mit seinem parodistischen Absagegedicht „An die Zarten" den zu sanften Geibel in erster Linie gemeint. Denn Kraft und Leidenschaft war es, was er für die Grundkraft der Poesie hielt — nicht sichere Formbeherrschung. Und eben deshalb packte ihn die urwüchsige Kraft der schottischen Balladen. Und aus ihrem Kreis entnahm er jenes Gedicht, das wiederholt — so noch vor Kurzem durch Carl Busse — als „die schönste deutsche Ballade" bezeichnet worden ist: „Das Herz von Douglas":

> Graf Douglas, presse den Helm ins Haar,
> Gürt' um dein lichtblau Schwert,
> Schnall' an dein schärfstes Sporenpaar
> Und sattle dein schnellstes Pferd! . .

Es kam aber noch etwas anderes dazu, um diesen schottischen Einfluß zu verstärken: ein sehr merkwürdiger momentaner Einfluß.

Schottland war ja längst in Deutschland populär wie in der ganzen Welt: durch Walter Scott, den „schottischen Zauberer", war die romantische Vorgeschichte seines Vaterlandes den Deutschen wie den Franzosen bekannter geworden als ihre eigenen. Unermeßlich war sein Einfluß, den Robert Burns mit seiner Lyrik noch verstärkte. Die Opposition gegen den historischen Roman hat Leopold Ranke zum Geschichtsschreiber gemacht, dem es im Gegensatz zu dieser poetischen Ausmalung um so mehr reizte, zu zeigen, „wie es wirklich gewesen"; die Opposition gegen die Schwärmerei für Ivanhoe und Kenilworth hat Th. Fontane der Beschäftigung mit der Geschichte des preußischen Adels zugetrieben, weil er zeigen wollte, daß es hier gerade so gewesen. Und diese Anschauung von der inneren Verwandtschaft unserer eigenen Vorgeschichte mit der des romantischen Musterlandes jenseits des Tweed führte ihn wie Strachwitz nun dazu, aus dem schottischen Sagenkreis als Centrum — die Douglas herauszugreifen.

Das stolzeste, trotzigste und berühmteste Geschlecht von Altschottland spielt gleich in den ersten beiden Balladen der Percyschen Sammlung die Hauptrolle: in jenen beiden Hauptstücken von der Cheviot-Jagd und der Schlacht von Otterbourne. Dennoch waren die Douglas in den deutschen Nachahmungen schottischer Balladen bisher wenig hervorgetreten. Jetzt ward das anders. Ein stolzes, eigenwilliges Vasallengeschlecht, den Königen so unentbehrlich wie gefährlich; tapfer wie die Löwen, aber auch wild und trotzig; herrschsüchtig, und doch bereit in der Stunde der Noth getreu zu dienen — so wurden die Douglas die idealen Vertreter des Adels, wie die königstreue Romantik der Revolutionszeit ihn sich vorstellte. Als ein solcher Vasall hat der größte Vertreter jener Gedankenrichtung, Bismarck, sich jederzeit gefühlt. Aus dieser Auffassung nahm die bedenkliche Loyalität der Gerlach und Genossen die Berechtigung zu ihrem aus offenem Frondiren und persönlicher Hingabe gemischten politischen Spiel. Aus dieser Anschauung dichtete Theodor Fontane, den dieser preußische Feudaladel immer wieder zum eindringlichsten, liebevollsten Studium gereizt hat, die berühmteste seiner Balladen: „Archibald Douglas", lang, lang eh er „Effi Briest" und die „Poggenpuhls" schrieb. Aus diesen Ideen heraus dichtete Strachwitz sein „Herz von Douglas". Er war wirklich selbst ein Stück Douglas, der ritterliche, tapfere, gern allein gegen viele anreitende Edelmann; obzwar die reine Gluth seiner feurigen Vaterlandsliebe keinen Beisatz von Standespartikularismus zeigt. Und so ward diese Ballade der vollkommenste Ausdruck der „ritterlichen Romantik" jener Tage. So erhielt sie eine ganz individuelle Luftfärbung, weil eben etwas ganz Individuelles heraus empfunden ward; und so erhielt sie zugleich eine symbolische Bedeutung, weil eben allgemeinmenschliche Verhältnisse von den Douglas zu den Strachwitz, den Bismarck, den Geschlechtern der Fontanischen „Wanderungen in der Mark Brandenburg" herübersprangen.

König Robert von Schottland kann sein Gelübde einer Jerusalemfahrt nicht halten:

> Der Schwur wird falsch, mein Herz steht still,
> Es brach in Müh' und Streit;
> Es hat, wer Schottland bändigen will,
> Zum Pilgern wenig Zeit.

Es klingt wie eine Anspielung auf die Losung des Königs von Preußen: „Meine Zeit in Unruh, meine Hoffnung in Gott", wie eine Beziehung selbst vielleicht auf das vertagte Versprechen der Verfassung. — Der sterbende König sendet den mächtigsten und treuesten seiner Vasallen, den Douglas, auf die Fahrt: er soll des Königs schlachtenmüdes Herz in die geweihte Erde des heiligen Landes bringen. Der Douglas hüllt das Herz in Sammet und Gold und trägt es an goldener Kette um den Hals; so zieht er mit den Seinen gen Jerusalem. Und nun kommt der große Moment. Eine ungeheure Sarazenenschaar überfällt sie — prächtig schildert Strachwitz, wie plötzlich die todte Wüste laut wird und von blinkenden Lanzen erfüllt. Völlig versenkt der Dichter sich in die Seele seiner Helden; keine Objektivität: hie Christen und Ritter, dort „Heidengezücht" und „falsche Heiden." Und jene Sehnsucht nach Krieg, nach Sturm, nach That, die die konservativen Romantiker mit den Revolutionären Freiligrath und Herwegh theilten, macht sich ungestüm Luft. Der Douglas wagt, was er kaum wagen darf. Er, der Hüter des Königsherzens —

> Er warf den Schild auf die linke Seit'
> Und band den Helm herauf,
> Und als zum Würgen er saß bereit,
> In den Bügeln stand er auf:
>
> „Wer dies Geschmeid' mir wieder schafft,
> Des Tages Ruhm sei sein!"
> Da warf er das Herz mit aller Kraft
> In die Feinde mitten hinein.

In der Ruhmesgalerie von Versailles ist der große Condé dargestellt, wie er (ich weiß nicht in welcher Schlacht) seinen Marschallstab unter die Feinde schleudert und seinen Reitern befiehlt, ihn wieder zu holen. Condé gewann die verzweifelte Wette und die Schlacht; aber was er opferte, war nur sein eigenes Ehrenzeichen, und er hat es nicht selbst wieder geholt. Der Douglas aber wagt das heilige Pfand seines Lehnsherrn an den Kampf. Wenn er es versteckt, wenn er dem Gefecht ausweicht, mag er es sichern. Aber lieber gibt sein Ungestüm es der Beschimpfung durch die „falschen Heiden“ Preis. Denn — er wagt gar nichts. Er ist völlig sicher. Sein Gott wird ihn nicht verlassen. Das Gelübde des Königs und die Kampfeslust des Vasallen zwingen Gott, ihm den Sieg zu geben. Und so geschieht es. Ein glänzender Sieg. Wohl fällt der Graf selbst —

Und er schlief mit klaffendem Kettenhemd,
Längst aus war Stolz und Schmerz,
Doch unter dem Schilde festgeklemmt
Lag König Roberts Herz.

Jene Uebereinstimmung des Denkens zwischen dem Dichter und dem Helden schafft die großartige Einheit der Stimmung, die die Volksballaden so oft, die Balladen großer Dichter so selten besitzen. Man denke selbst an die „Braut von Corinth“: herrlich wie das Gedicht ist, wird es doch einmal in seiner Einheit durch ein Einsprechen des Dichters gestört:

Keimt ein Glaube neu
Wird oft Lieb' und Treu
Wie ein böses Unkraut ausgerauft.

Im „Herzen von Douglas“ nichts der Art; machtvoll klingen Altschottlands und Altpreußens Romantik zusammen. Und die Eigenart des historischen Moments, in dem das Gedicht entstand, macht es selbst zu einem historischen Denkmal wie die alten echten Douglas-Balladen.

Ist ein solcher historischer Moment wiedergekehrt?

Wir haben einen jungen Dichter, dessen Verwandtschaft mit Strachwitz ich schon früher betont habe. Börries v. Münchhausen ist wie der Dichter des „Herzens von Douglas“ aus einem alten Adelsgeschlecht entsprossen. Seine „Gedichte“ (1897), seine im Göttinger Musenalmanach für 1896 und 1897 erschienenen Balladen zeigen unzweifelhaften Einfluß jenes ritterlichen Poeten in der Stoffwahl, im Ton, ja bis in metrische Eigenheiten (wie gewisse Accentversetzungen) hinein. Tritt in den Gedichten eine etwas größere Buntheit hervor, insbesondere eine stärkere Bevorzugung des Orients, so ist daran zu erinnern, daß der junge Dichter einer Familie von Sprachgelehrten angehört, ein Enkel des berühmten großen Sprachkenners Hans Conon v. d. Gabelentz, ein Neffe des bekannten, besonders um die chinesische Sprache verdienten Georg v. d. Gabelentz; ein Vetter von ihm, Dr. v. d. Schulenburg, ist als Sinolog an der Münchener Universität thätig. Ueberhaupt sind ja aber die Münchhausen's längst eine litterarische Familie: tritt in dem großen Curator von Göttingen mehr das allgemeine litterarische Interesse hervor, so hat kürzlich Lienhard in seinem (auch an dieser Stelle von mir besprochenen) geistreichen Drama „Münchhausen“ in dem berühmten Meisterlügner Immermann's die poetische Erfindungsgabe gefeiert. Aber andererseits — in solchen Familien liegt vielleicht auch die Gefahr einer gefährlichen Anpassung nahe: der philologisch beanlagte Poet ist mancher Gefahr ausgesetzt, die der Autodidakt nicht kennt; die litterarische Tradition kann einer nicht sehr starken Individualität verhängnißvoll werden.

In diesem Jahr sind von Münchhausen zwei Bücher erschienen: „Balladen“*) und „Juda“**). Der geschmackvolle, aber ein wenig anspruchsvolle Charakter des Poeten zeigt sich schon äußerlich: originelles Format, individualisirende Illustration, die uns freilich in den „Balladen“ (von Robert Engels geschmückt) mehr als in den (von E. M. Lilien illustrirten), übrigens prächtig ausgestatteten Juda-Gesängen gelungen scheint. Aber in beiden Büchern — finden wir etwas zu viel Strachwitz.

Die Nachdichtung altjüdischer Gesänge hat ihre eigene interessante Geschichte. Lord Byron brachte zuerst wieder die „Hebräischen Melodien“ in Schwang, und die von Victor Hugo geführte Orientpoesie hat denn auch in Deutschland z. B. bei Freiligrath („Nebo“) und bei Strachwitz („Pharao“) zur Nachahmung altjüdischer Gesänge geführt. Bald aber nahm diese Gattung einen ganz anderen, scharf parodistischen Charakter an: Heinrich Heine und Alfred Meißner nahmen die satirische Beleuchtung etwa von David's Persönlichkeit wieder auf, die schon bei Bayle und Voltaire einsetzte, und brachten sie in lyrische Form. Abseits dichteten geistliche Poeten wie Sturm und Gerok blasse Lieder biblischen Inhalts. Dann zog sich die Bibelromantik fast ganz in die bildende Kunst: Bendemann und Kaulbach versetzten die religiöse Historienmalerei der Nazarener mit einem bedenklichen Tropfen modernisirender Sentimentalität. Allmählich verlor sich aber dies Stoffgebiet ganz in der Gesammtheit der „malerischen Stoffe“. Und nun, plötzlich, in einer Zeit, in der der Antisemitismus sich längst auch an dem Alten Testament vergriffen hat; in einer Zeit, wo das „historische Judenthum“ kaum noch im fernsten Orient ungebrochen fortdauert — jetzt erscheinen diese Gesänge von Börries v. Münchhausen und werden mit einem Widmungsgedicht „Euch“ eröffnet:

Geächtet Volk, ich zeige dir die Stege
Aus Haß und Hohn zu deiner Jugend Glück,
Verlorner Stamm, ich weise dir die Wege.
Und deiner Wege Losung heißt: Zurück!

Zurück zur Schönheit einst gesungner Psalmen,
Zurück zum heil'gen Bach bei Anathot,
Zurück zu deiner Heimath Balsampalmen,
Zurück zu deinem alten, großen Gott!

Niemand, der diese zum Theil wirklich sehr schönen „Hebräischen Melodien“ liest, wird an der subjektiven Wahrheit dieser Empfindungen zweifeln. Hat doch die Pracht altjüdischer Rasseköpfe selbst den urteutonischen Verfasser von „Rembrandt als Erzieher“ begeistert; wie sollte da ein poetisch empfindendes Gemüth sich nicht für eine Rekonstituirung altjüdischer Romantik erwärmen können? Felix Dahn hat in einer feurigen Lobrede auf Münchhausen's Buch erklärt, wenn er Jude wäre, würde er Zionist sein. Alles gut; und gewiß ist es in einer Zeit voll wüster Gehässigkeit und brutaler Verständnißlosigkeit mit herzlichem Dank zu begrüßen, wenn ein „arischer“ Dichter von unzweifelhafter Echtheit die Schönheit von Jesaias Prophetenreden, die tragische Wildheit Joabs, die symbolische Bedeutung des Passahfestes, die großartige Pracht der Legende von Simson nachempfindet. Aber gerade jene Widmung, so wahr und schön sie gemeint ist, gibt dem allen einen unbehaglichen Beigeschmack. Die romantische Nachempfindung erhält einen tendenziösen Charakter. Ist dies eine Zeit, um zu rufen: „Zurück zum heilgen Bach bei Anathot?“ Ist hier, wie bei Strachwitz, eine wirkliche Zeitstimmung erfaßt? oder ist nicht vielmehr aus dem romantischen Einfühlen in fremde Verhältnisse ein absolutes Mißverständniß der Gegenwart entsprungen?

Die gleiche Frage zwingen uns die „Balladen“ noch lebhafter auf die Lippen. Es ist eine Sammlung kräftiger, klangvoller Gedichte aus romantischen Zeiten, der gelegentlich — wie in den „Vertauschten Frauen“ — eine leichte Frivolität nicht übel steht. In der „Glocke von Hadamar“ gelingt eine mächtige Wirkung; im „Letzten des Stammes“ sind Familientraditionen effektvoll verwerthet. Aber auch hier stören in der Mitte erfreulicher tendenzloser Schöpfungen ein paar Gedichte von allzu lauter Absicht. „Der Marschall“ verkündet es als Adels Sitte, daß ein Geschlecht im Hofdienst auch bleiben müsse, wenn der König ein Glied der Familie meuchlerisch umbringt. . . . Und die drei Gedichte

*) Verlegt bei Breslauer und Meyer, Berlin 1901.
**) F. A. Lattmann, Goslar.

„Wir" — übrigens in der Form auffallend hart und eckig — verkünden das „Zurück!" so eifrig wie das „Euch" vor den Judagesängen. Der Adel als eine besondere Rasse, mit besonderen Gaben und Pflichten — daran glaubte man wohl in Strachwitz' Zeit. Ein christlich-sozialer Agitator wie Wilhelm v. Polenz mag auch hoffen, daß die alte Eigenart wieder aufkommt; ein feiner Beobachter wie Ompteda mag studiren, wie alte Art und neue Zeit aufeinanderwirken. Aber ist es mehr als nachempfindende, nachsprechende Romantik, wenn Münchhausen dichtet:

Wir stehen mit starrem Nacken
In des Marktes Feilschen und Placken
In strenger Ritterschaft . .

Ist das wirklich „Deutscher Adel um 1900"? Und kann ein Sprößling des welfischen Adels wirklich heute noch erklären:

Adel ist Adel des Fürsten und nicht des Landes?

Niemand wird bestreiten, daß jenes alte Vasallengefühl auch heute noch fortdauert; und unseren Dichtern die subjektive Wahrheit abzusprechen, liegt uns auch hier ganz fern. Aber allgemeine historische Wahrheit hat diese Wiederholung der Bekenntnisse aus unserer Douglas-Zeit nicht. Und der Versuch, den trotzigen, selbstwilligen Adel Preußens (der dem schottischen eher ähnelt als dem französischen), in eine Gemeinschaft byzantinischer Hofdiener umzudichten, hat nicht einmal als Anachronismus historische Wahrheit! Gerade jetzt macht der preußische Adel eine sehr merkwürdige und sehr wichtige Entwicklung durch; ob zum Besseren, haben wir hier nicht auszumachen. Sie verdiente wohl ihren Dichter und wird ihn vielleicht auch finden. Aber jenes Ritterthum, das mit dem Herzen des Königs unter dem Schild Schlachten gegen das falsche Heidenthum schlägt — das gehört nur noch in historische Balladen und nicht mehr in das politische Bekenntnißlied!

Berlin.

Richard M. Meyer.

Wie Viktor Emanuel III. erzogen wurde.

Das kleine Buch*), das Professor Morandi über seinen früheren Schüler veröffentlicht hat, dürfte sowohl alle diejenigen interessiren, die der Meinung leben, in ihrer Jugend einem allzu starken geistigen Druck unterworfen gewesen zu sein, als jene, welche für ihre Kinder denselben verhängnißvollen Fehler vermeiden wollen.

Der Tradition gemäß, muß am savoyischen Hof der Militärgouverneur des Kronprinzen ein General und Ritter des höchsten italienischen Ordens der Annunziata sein. König Humbert und Königin Margherita ließen es jedoch bei einem Vice-Gouverneur, dem Obersten Osio, bewenden, der unbeschränkte Vollmacht erhielt. Ihre Wahl hätte kaum glücklicher ausfallen können.

Verhältnißmäßig sehr jung, war Osio als einer der vorzüglichsten Zöglinge der Kriegsakademie zur Artillerie übergegangen, hatte sich in dem Feldzug für Italiens Einheit in hervorragender Weise ausgezeichnet und sich dann dem Kriegszug der Engländer gegen Kaiser Theodor von Abyssinien angeschlossen. Als Militärattaché bei der Botschaft in Berlin hat er sich wie kaum ein anderer seiner Kollegen die allgemeinen Sympathien zu erobern gewußt. Ebenso liebenswürdig wie streng, von vornehmster Gesinnung, erholte er sich von seinen Fachstudien und militärischen Obligenheiten durch das Studium der griechischen und lateinischen Klassiker, die ihm so vertraut waren, wie wenigen Pädagogen.

*) Luigi Morandi, Come fu educato Vittorio Emanuele III 1901, G. B. Paravia & Comp. Turin.

Die Wahl als Professor des Italienischen für den Kronprinzen fiel auf Morandi und zwar auf besondere Empfehlung des Politikers und Historikers Bonghi gelegentlich einer zu diesem Zwecke einberufenen Sitzung des Familienraths zu Monza.

Der Unterricht wurde von vornherein, soweit es anging, modern gestaltet und der Plan mit unerbittlicher Strenge eingehalten. Ein einziges Mal passirt es, daß Professor Morandi einige Minuten nach sieben Uhr zum Unterricht kam. Er will das Versäumte wieder gutmachen und holt selbst die Lehrbücher aus dem Bücherregal. Oberst Osio aber, der ihn lächelnd wie sonst empfangen hat, stellt alle Bücher an Ort und Stelle zurück, damit dem Prinzen nicht die kleine Mühe, selbst danach zu greifen, erspart bleibe.

Von nicht weniger als zwölf verschiedenen Lehrkräften wurde der Prinz in die Geheimnisse der Wissenschaften eingeweiht. Das Griechische wurde als überflüssige Belastung des Gehirns über Bord geworfen.

Zum vollen Verständniß der lateinischen Klassiker wurden die vorzüglichen Uebersetzungen, an denen Italien überreich ist, in viel stärkerem Maße als in den öffentlichen Schulen herangezogen. Wie die Stellung des Zöglings es mit sich brachte, wurde auf die lebenden Sprachen ein ungleich größeres Gewicht gelegt, als auf die klassischen. Es wurden ihm eine englische Gouvernante, ein Pariser Lehrer und als eine Art lebendes Wörterbuch ein Florentiner Kammerherr zuertheilt. Wie heutzutage viele besorgte Mütter aus wohlhabenden Bürgerkreisen, lernte die Königin Margherita Lateinisch gleichzeitig mit ihrem vielgeplagten Sohn. Aber der Unterschied ist, daß sie nicht bei der ersten Schwierigkeit zurückschreckte. Als der jetzige Throninhaber sich zaghaft daran macht, Cornelius Nepos zu übersetzen, war seine Mutter schon im Stande, Virgil zu lesen. Der Sohn tröstet sich in dem Gedanken, daß sie ihre ganze Zeit dem Lateinischen widmen könnte, während er so unmenschlich viele Fächer bewältigen muß. Die Königin und Oberst Osio sprechen mit ihm abwechselnd französisch, englisch, deutsch, und die beiden erstgenannten Sprachen sind ihm bald so geläufig, wie seine Muttersprache. Seinem Selbstbewußtsein setzt Professor Morandi gelegentlich einen heilsamen Dämpfer auf, indem er ihn fragt: „Glauben Sie nicht, mein Prinz, daß viele arme Kinder, wenn man ihnen dieselben Erleichterungen gewährt hätte, wie Ihnen, die Sprachen ebenso geläufig und gut erlernt haben würden, wie Sie?"

Der Herrscher eines so zusammengewürfelten Staates wie Italien, muß nothgedrungen auch eine zum mindesten oberflächliche Kenntniß der bedeutendsten Dialekte haben, die im Heere und in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung gesprochen werden.

Auch dafür ist Sorge getragen worden und zwar in einer für den Zögling nicht anstrengenden Weise: Der gestrenge Herr Gouverneur gestattete seinem Schutzempfohlenen den Besuch des von ihm bevorzugten Dialekttheaters, so oft er nur mochte.

Das Italienische scheint dem Prinzen übrigens am meisten Schwierigkeiten bereitet zu haben. Oberst Osio wird nie müde die schlechte Eintheilung seiner Aufsätze, ja sogar seine grammatikalischen Schwächen zu rügen. Nicht selten reißt er vor den Augen des Prinzen dessen Arbeit mitten durch.

Von Morandi verlangte er, daß er rein litterarische Uebungen zu Gunsten streng grammatikalischer hintenansetzte. Da Morandi hierin nicht mit ihm übereinstimmte, kam es zwischen beiden zu Reibungen. Einmal reichte Morandi sogar seine Entlassung ein, die Osio jedoch in ebenso freundlicher, wie energischer Weise ablehnte, um ihm in der Folge etwas mehr Spielraum zu gewähren. Der Aufsatz blieb aber die schwächste Seite des Prinzen. „Wie kann er — fragte Osio oft Morandi — bei seiner ungewöhnlichen Veranlagung so wenig Phantasie besitzen?" Selbst auf seinen vielen Reisen, die ihn von Spitzbergen

nach Archangel brachten, war er nicht der Verpflichtung seine Aufsätze an Morandi zu schicken enthoben. „Sie vergiften mir jedes Vergnügen“ klagte der Prinz dem Gouverneur einmal.

Später gewann er so viel schriftstellerische Gewandtheit, daß Morandi ihn anhielt ein Buch über seine Reise nach Mero, Bocara und Samarkand zu schreiben. „Wozu — antwortete er — ich dürfte ja doch die ganze Wahrheit nicht sagen.“

Weihnachtsferien, Osterferien blieben dem Prinzen unbekannte Begriffe. Nur am Donnerstag und Sonntag gönnten ihm seine wohlmeinenden Peiniger Ruhe.

Winter und Sommer erhob sich der königliche Zögling regelmäßig um sechs Uhr und ging um neun Uhr zu Bett. Jeden Abend trug er, der Mutter zu Liebe, alle wesentlichen Tageserlebnisse, sowie alle seine Ausgaben, bis auf einen Posten von 65 Centesimi „für eine unleserliche Rechnung“ — wie es wörtlich heißt, in sein Tagebuch ein.

Seine ständigen Tischgenossen waren der Oberst Osio und dessen Beistand, der Hauptmann Morelli, ein ebenso strenger und gelehrter Offizier, wie sein Vorgesetzter. Mit den Eltern speiste der junge Prinz nur am Donnerstag und Sonntag. Fast alle Einladungen für ihn wurden von Osio unerbittlich abgelehnt. Die Erholungspausen waren den Leibesübungen gewidmet.

Mit 12 Jahren ist er schon ein vorzüglicher Reiter und Schütze.

In seinem achtzehnten Lebensjahr hatte Viktor Emanuel sämmtliche Pensen eines Gymnasiums, einer Kadettenanstalt und der Kriegsschule absolvirt. Seine militärischen Verpflichtungen nahmen ihn im Verlauf der Jahre immer stärker in Anspruch. Seine Reifeprüfung bestand er glänzend. Oberst Osio schloß seine einleitenden Worte bei diesem bedeutsamen Akt, der in Gegenwart der königlichen Eltern stattfand, mit den charakteristischen Worten: „Hier ist jeder Schwindel ausgeschlossen.“

Später studirte der Prinz während dreier Jahre bei den berufensten Lehrern des Landes Civil-, Straf-, Handels- und Völkerrecht, Nationalökonomie, deutsche und französische Litteratur, Musik 2c.

Der rühmlichst bekannte Maler Bazzani, der Umgang mit anderen Künstlern, die systematische Besichtigung von Museen und Ausstellungen, bringen ihm das für jeden Herrscher nothwendige, für einen italienischen König aber ganz unentbehrliche Kunstverständniß.

Aus den Seiten des Morandi'schen Berichtes tritt uns die Gestalt Viktor Emanuels als die eines schnell auffassenden, lebhaften, leicht zerstreuten Kindes entgegen, dessen Aufmerksamkeit durch allerlei gelehrte Kniffe beständig unter Druck gehalten werden mußte. Durch kleine Witze und Geschichtchen, für die er noch heute eine große Vorliebe hat, versucht er gern den Lehrer vom Unterricht abzulenken. Er verspürte oft nicht schlechte Lust, durch verfängliche Fragen Morandi auf den Leim zu führen. „Merken Sie es sich, Prinz“, — sagte Morandi ihm einmal — „quando il Suo diavolo non era ancora nato, il mio era già maestro“ zu deutsch ungefähr: als Sie noch nicht hinter den Ohren trocken waren, war ich schon ein Schulmeister — und dies genügte, um den neckischen Geist für alle Zeit zu bannen.

Als Jüngling charakterisirte Morandi ihn ausdrücklich so: „— — gelehrt ohne Eitelkeit, würdevoll ohne Hochmuth, liebenswürdig ohne Uebertreibung, muthig ohne Prahlerei, durch und durch Soldat, einer der begabtesten und folgsamsten unter den 2000 Schülern, die ich unterrichtet habe.“

Hat Professor Morandi bei seiner ausgesprochenen Anhänglichkeit an das Königshaus, sich von Schönfärberei völlig frei gehalten?

Bei der Massenhaftigkeit der Studienfächer ist ein wirkliches Indietiefedringen wohl ziemlich ausgeschlossen. Eine gewisse oberflächliche Allwissenheit gehört von jeher zu den Attributen aller Völkerlenker. Und Morandi gibt das eigentlich selbst zu durch die häufige Anführung des Spruches: „Conoscere ogni cosa di qualche cosa e qualche cosa d'ogni cosa.“ — (Alles von einigen Dingen und etwas von allen Dingen wissen).

Aus dem Buch Morandi's lernen wir den jungen König in seinen Beziehungen zur Armee auf das Eingehendste kennen. Als Major und dann als Oberst war es der Ehrgeiz des Thronerben, daß sein Bataillon, sein Regiment dem ganzen Heer als Vorbild dienen sollte. Er wandte sich an den Kriegsminister, damit er das schon unterzeichnete Dekret seiner Beförderung zum General noch nicht veröffentliche. „Ich erinnere mich“, — erzählt Morandi, — „wie er mir eines Tages mit größtem Eifer auseinandersetzte, daß die Charge eines Obersten unter allen Militärchargen die wünschenswertheste, die angenehmste sei, denn sie verschaffe jedem, der sie würdig bekleide, die größte innerliche Befriedigung.“

Durch Morandi erfahren wir auch von den Lippen des Königs selbst, was es eigentlich für eine Bewandtniß mit seiner Münzenliebhaberei hat. In einem „Meine Münzensammlung“ betitelten Aufsatz schreibt der Prinz am 9. April 1883:

„Vor drei oder vier Jahren erhielt ich zufällig einen Soldo Pio IX. und bewahrte ihn auf. Als ich dann einen zweiten in die Hand bekam, that ich ihn zum ersten und fing nun an zu sammeln, bis ich fünfzehn verschiedene Exemplare beisammen hatte. Da schenkte der König mir ungefähr siebzig verschiedene Kupfermünzen, die mit den gesammelten päpstlichen Soldi zusammen den Grundstock meiner Sammlung bildeten.“

Er erzählt weiter, wie bald darauf seine Sammlung für einige Zeit in Vergessenheit gerieth, das Interesse daran dann aber von neuem aufflackerte und durch die Geschenke seiner königlichen Eltern zum Geburtstage und zu Weihnachten die Sammlung in nicht allzulanger Zeit die stattliche Zahl von 3000 Stück an Münzen, Medaillen und Denkmünzen erreichte.

Nachdem er dann mitgetheilt, in welcher Weise die Sammlung geordnet wurde, erzählt er, wie sie ihm „ein werthvolles Hilfsmittel bei seinen Geschichtsstudien gewesen sei“, und schließt mit den Worten: „Außerdem ist es für mich, wenn ich Zeit habe, immer eine ebenso angenehme, wie nützliche Beschäftigung, meine Stücke zu klassifiziren oder in den Büchern nach den hierzu nothwendigen Daten nachzuschlagen.“

Am 22. Oktober 1895 schreibt der Kronprinz aus Florenz an Morandi:

„Seit mehreren Jahren sammle ich nur noch mittelalterliche und moderne Münzen italienischer Prägung. Die Sammlung klassischer Münzen habe ich ganz aufgegeben. Denn ich bin zu der Einsicht gelangt, daß nur, wenn ich das Feld meiner Nachforschungen beschränke, ich hoffen darf, eine annehmbare Sammlung zusammenzubringen.“

Die so von den klassischen Geldstücken, den Medaillen und Denkmünzen befreite Sammlung, umfaßte jetzt zwölftausend Stück; zwei Jahre später war sie auf fast achtzehntausend gestiegen und gegen Ende 1900, vor dem Erwerb der Sammlung Marignoli, hatte sie die Höhe von zweiundzwanzigtausend erreicht.

Aber trotz dieses Reichthums fühlte sich der Prinz in gewisser Beziehung unbefriedigt. Es fehlte an einem Nachschlagewerk, an dem Corpus in dem all die seltenen zerstreuten Münzen zu einem Ganzen in synthetischer Methode gesammelt und zusammengestellt sind.

Um hier Besserung zu schaffen, theilte der damalige Kronprinz im Oktober 1897 der Società Numismatica Italiana, deren Ehrenmitglied er ist, seine Absicht mit, die Herstellung des Corpus Nummorum Italicorum in Angriff zu nehmen, und zwar auf der Basis der eigenen Sammlung.

Der Prinz machte sich sofort an die Arbeit, die nothwendigerweise mehrere Jahre in Anspruch nehmen wird. Unter seiner Leitung betheiligte sich auch der Professor

Constantino Luppi dabei, an dessen Stelle, als er starb, der Oberst Giuseppe Ruggero trat. Trotz aller Staatssorgen schafft Viktor Emanuel rüstig weiter an dem großen Werk. Ein unermüdlicher Arbeiter, findet der König seine Erholung in dem Wechsel der Beschäftigung. Wie früher seine Mutter, so leistet ihm jetzt seine junge Gattin verständnißvollen und nicht zu unterschätzenden Beistand bei seinen Studien.

Das äußerst schlicht und angenehm geschriebene Büchlein ist auch charakteristisch durch seine Offenheit.

Kein Hinzpeter dürfte wohl einem Hohenzoller gegenüber seine tyrannische Allmacht so hart und selbstgefällig zur Schau tragen, wie Osio es dem Prinzen gegenüber that. In seiner Gegenwart sagte er: „Er muß alles thun, was ich will!"

Das Buch, das zweifellos im Einverständniß mit dem König erschienen ist, hat in ganz Italien das sympathischste Echo gefunden.

Bemerkenswerth ist, daß es in mancher Beziehung den bestehenden offiziellen Unterrichtsplänen und Schuleinrichtungen ins Gesicht schlägt. So hält man, trotz lebhafter Anfeindungen in Italien hartnäckig an dem bestehenden System, die Maturitätsprüfungen der öffentlichen Schulen in den Hundstagen vorzunehmen, fest. Während der Prüfungstermin des künftigen Königs mit gebührender Einsicht in die erste Hälfte des Dezember verlegt wurde.

Welch freundliche Gesinnung die Mutter des Schülers gegenüber Morandi bewahrte, geht am besten aus der Antwort hervor, die die Königin ihm auf den Brief zukommen ließ, in welchem er ihr seinen Abscheu über den Königsmord in Monza ausgedrückt hatte.

Am 3. August, noch vor der Bestattung des Königs erhielt er folgendes Telegramm:

„Mein lieber Professor!

Ich will Ihnen selbst für Ihren so theilnahmvollen und treuen Brief danken.

Der König, den man ermordet hat, ist der beste und aufrichtigste Mensch gewesen, den ich je gekannt habe. Er ist als ein Märtyrer und Opfer der Liebe zu seinem Volk gestorben!

Ich hoffe, daß Gott meinen Sohn schützen wird und daß sein Vater aus dem Himmel, wo alle Märtyrer hinkommen, über ihn wachen und ihn zum Guten leiten wird, das er gewollt und gewünscht hat, bis zu seinem letzten Athemzug.

Ich danke Ihnen noch einmal. Mit dem Ausdruck meiner ausgezeichneten Hochachtung und aufrichtigen Sympathie

Margherita."

E. Gagliardi.

Edel-Vagabunden.

Maxim Gorjki, der jetzt so vielgenannte junge Russe, dessen Arbeiten in mannigfachen Uebersetzungen nach Deutschland gelangen*), ist etwas zu einseitig als „Dichter des Proletariats" rubrizirt worden.

Er sucht zwar seine Gestalten unter den Parias in dunklen schattentief versenkten Gassen, in den Spelunken und Herbergen, in den Winkeln der Häfen, wo die Tagediebe die liebe lange Zeit verlungern, und er hat das Schicksal der Vagabunden getheilt. Aber es ist an ihm etwas ganz anderes, als an allen, die uns früher zu den Verlorenen brachten. Es ist nicht das Interesse für Gesellschafts-Probleme, nicht Tolstoi'sche Erlösermission, nicht das Ethnographisch-Naturgeschichtliche, die Schilderung der Sitten und Gebräuche eines dem Ordnungsmenschen fremden Völkerstammes, wie in Hans Ostwald's Charakteristiken von dem Leben auf der Walze zum Ausdruck kommt, auch nicht der Lebensschmerz des Ausgestoßenen, wie in Hamsun's Hungerroman.

Mit all diesen hat Gorjki höchstens Stoffliches gemein: hungernde Mägen, die Schnapsflasche und die Lumpen. Wenn wir die seelische Verwandtschaft suchen, so müssen wir an ganz anderes denken, an die indischen Bairaghis, wie sie Kipling beschrieben, die Bettelnomaden, die aus der Gemeinschaft der Menschen ausgetreten sind und ihrem eigenen Lebensgesetz folgen, besitzlos und frei:

> „Er stieg nieder vom Thron, ließ die Macht und den Schein,
> Ging im Bettlergewand, ein Bairaghi zu sein."

Das ist an Gorjki's Gestalten das Wesentliche und entfacht sein leidenschaftliches Miterleben, dies Neue, Besondere der Existenz außerhalb des sorglich gehüteten gesellschaftlichen Zaunes. Und seine Leute sind auch nicht, wie der Uebersetzungstitel meint, „verlorene Leute", der wirkliche russische Titel lautet vielmehr, wie eine Anmerkung uns belehrt: „Bywschije ljudi, gewesene Leute", Bürger a. D. und das gibt einen ganz anderen Sinn. In diesen Novellen wird nichts „Verlorenes" beklagt, es wird im Gegentheil, wenn auch dieser Kulturfeind nicht direkt retournons à la vagabondage verkündet, mit künstlerischem Spürsinn der Lebenspoesie dieser „Gewesenen" entdeckerfreudig nachgegangen.

Dieser „Proletarierdichter" ist nämlich im Grunde ein Romantiker mit der Sehnsucht nach allem Abenteuerlichen, Unverhofften, nach allen Extratouren des Lebens und mit einem Grauen vor den festgesetzten geregelten Normalskalen des Bürgerlichen. Ein märchenhafter Reichthum könnte vielleicht zu den Launen seiner Sorglosigkeit stimmen; da er den nicht hat, paßt für ihn nur der Gegenpol, die Besitzlosigkeit, die Bedürfnißlosigkeit, die ihn innerlich frei macht, und die ihm erhabener und erlebensvielseitiger erscheint, als die ängstliche Hütung und Berechnung mittleren Besitzes im mäßig tröstlichen Bewußtsein civis sum.

Gorjki haßt den Bourgeois, aber nicht aus proletarischem Neid, sondern viel eher aus ähnlichen edelen Instinkten, die Aristokraten wie Barbey d'Aurévilly und Stendhal trieben. Hat er auch in seinem russischen weiten Hemd und seinem langhaarigen Fanatikerkopf nichts mit dem Dandysme der beiden zu thun, so erfüllt ihn wie jene inmitten der abgezirkelten Durchschnittswelt ein dunkles Sehnen nach Ungewöhnlichem, Heldischem, nicht der gemeinen Nothwendigkeit Unterworfenem: „das Leben ist in den Händen der Feinde, nicht nur der Feinde des Adels, sondern alles Edleren überhaupt . . . in den Händen unersättlicher Menschen, die nicht im Stande sind, von sich aus ihm irgend einen Glanz zu verleihen" . . . läßt er den Rittmeister a. D. und jetzigen Herbergsvater Aristid Kuwalda sagen. Und wenn auch Gorjki sonst zu dieser Persönlichkeit und ihrer Aphorismenredseligkeit die richtige, sachliche und manchmal auch ironische Distanz wahrt, — sein Schwärmen geht ihm nie durch und er hat seiner Romantik gegenüber selbsterkennende Kritik — diese Worte fühlt er selber stark und tief.

Und zu diesen Worten stimmen die anderen aus seinem Roman: „Dem Starken wird verziehen werden, für den Schwachen gibt es keine Vergebung. Früher hat der Mensch mehr Kraft gehabt. Die Sünden haben der Kraft entsprochen. Und, bei euch, bei den Menschen von heut ist weniger Kraft und die Sünde ist häßlicher."

Diese wahre Seele Gorjki's erkennen wir in seinen Gedichten in Prosa aus der Steppe, die Turgenjew'sche Naturlyrik mit Gogol'scher Phantastik einen.

Ein Nachtstück, über dem der Mond groß und blutroth steht. Durch das Weinlaub fallen zitternde, spitzenartige Schatten und bedecken wie mit einem Netz die alte Isergil, die voller Sagen steckt und deren wechselvolles

*) „Verlorene Leute." Erzählungen. Deutsch von A. Scholz. Bruno und Paul Cassirer. — „Foma Gordjejew." Roman. Deutsch von Clara Brauner. Deutsche Verlagsanstalt. — „Ein junges Mädchen." Erzählung. Deutsch von L. M. Wiegand. Mit Portrait. Heinrich Minden.

Lebensmärchen so bunt wie ihre Legenden ist. Am Himmel jagen die Wolken, schwärzlichblau und taubengrau, vom bläulichen Licht des Mondes durchleuchtet, und vom Rauschen der Wogen gedämpft, klingt bald das Schluchzen der Geige, bald das Lachen der Mädchen, bald das Singen der Burschen, die Weinlese gehalten haben.

Und die Alte erzählt in traumhaft verschlafenem Ton, von dem gleitenden Schatten, der über die Steppe eilt und der der Held Larra ist, der Sohn des Adlers, und die Sagen gehen über in die Geschichten einer heißen Jugend, eines heißhungrigen, leidenschaftlichen Lebens. Isergil erzählt, wie Iselin in Hamsuns Pan, von allen, die sie geliebt hat, Geschichten, in denen der Dolch und der Galgen und der Türkensäbel eine Rolle spielt, aus denen es leuchtet wie die Vision einer jäheren feurigeren Existenz, einer froheren Verwegenheit, eines kecken Spiels mit dem Leben. Menschen, Sagen, Thaten leuchten, wie das brennende Herz des Helden Danko, von dem die Alte spricht. Und die Abenteurerpsychologie voll Unruhe und treibendem Blut gibt den Grund zu all dem Unalltäglichen, von dem wir hören und das der Nützlichkeitsbegriff des braven Bürgers nicht verstehen könnte: „Er liebte die ritterlichen Thaten, das war's!"

Und als es über der Steppe still und dunkel geworden und der Schlaf über die raunende Alte gesunken, da liegt Maxim Gorjki noch lange wach und sinnt dem Gehörten nach, den schönen gewaltigen Legenden und Phantasien „der alten Zeit, in der es Helden und Heldenthaten gab und der traurigen neuen, die so arm ist an starken Menschen und großen Geschehnissen und so reich an kaltem, alles belächelndem Mißtrauen, der kläglichen Zeit der armseligen Menschen mit den todtgeborenen Herzen."

* * *

Von diesem Lauscher und Sinner Gorjki muß man ausgehen.

Er ist Romantiker, aber dieser Romantik ist ein ganz scharf ausgebildetes Wirklichkeitsgefühl beigemischt. In Phantasien allein kann er sich nicht genüge thun, er muß sehen, wie er sein romantisches Bedürfniß mitten im Gegenwartsleben befriedigt. So sucht er, sich bescheidend die Hypostasen der Helden, die Götter im Exil, die Trümmer verschollener Größe, er sucht die, aus denen manchmal noch ein Blitzen elementarer Urkraft aufleuchtet, der Raubthierblick, und die von der Kultur noch nicht zur Ordnung Zugerittenen.

Ausnahmenaturen sind seine Freude. Animalische Naturgeschöpfe voll vegetativem Leben wie Warenka, der starke Artem, der wilde Ignatiev Gordjejew, der in vergangenen Jahrhunderten vielleicht ein tollkühner Kosakenhetmann gewesen wäre, und der jetzt Kaufmann ist, der aber den Ueberschuß in sich nicht bändigen kann und periodisch von seinen gewaltthätigen Leidenschaften übermannt wird, daß er wie ein Tamerlan rast. „Dann erwacht in ihm seine zweite Seele, die wilde und wollüstige Seele eines ausgehungerten Thieres."

Und in dessen Sohne, dem Foma Gordjejew, schildert Gorjki die unselige Halbheit eines Menschen, der nicht in die regelnde Kultur hinein sich fügt, der sich an ihren Ecken wund stößt und der nicht stark genug ist, ihre Ketten zu brechen.

Dieser Foma ist schon ein später Ausläufer. Er hat das wilde Blut des Vaters und tobt es in jähen Anfällen, in Gewaltsamkeiten aus, aber auf ihm lasten schon Reflexionen. Er ist kein naiver Barbar, er quält sich, den Sinn seines dumpfen Lebens, seines Umherirrens im Nebel zu erfassen: „Worauf soll ich meine Kraft verwenden, wenn niemand sie beansprucht! Ich sollte mit Räubern kämpfen oder selbst ein Räuber sein, überhaupt irgend etwas Großes thun. Und das müßte nicht mit dem Kopf, sondern mit den Armen und der Brust geschehen. Und dabei soll man an die Börse gehen und zusehen, daß man einen Rubel gewinnt. Und wozu braucht man ihn?"

Zu diesem in sich Verirrten spricht eines Tags auf einem Schiff ein Wallfahrer, einer jener russischen „Boßjaks", der fahrenden Bettelmönche, „und seine Stimme murmelt wie ein Bach": das Bettlerleben ist wahrhaft göttlich . . . es ist das einzige, das von den Fesseln der Welt frei ist. Du wirst alles verstehen, wenn du dich von der Welt lossagst. Geh' einmal auf die freie Landstraße hinaus, in die Felder, die Steppen, die Thäler und Berge. Geh' hin und sieh' dir die Welt in der Freiheit und aus der Ferne an. Man liegt unter einem Strauch und schaut in den Himmel, und der Himmel sinkt immer mehr herab, als wollte er einen umarmen. . . . Es wird einem warm, still und freudig ums Herz, man wünscht nichts und hat keinen Neid in sich. Und du sorgst dich um nichts, ein Stück Brot gibt man dir überall; und was brauchst du sonst noch in deiner Freiheit. In der Welt legen sich die Sorgen wie Fesseln um die Seele."

Dieses nicht von der Welt sein, nicht in religiösem, sondern in sozialem Sinn, diese Anschauung vom Einzigen der sein eigenes Eigenthum und niemandem innerlich hörig ist, das scheint mir das Charakteristische an Gorjki und das zu suchen geht er auch zu den „Gewesenen Leuten." Die Ausnahmezustände dieser Existenzen reizen ihn, nicht etwa das Proletarische, die Armeleutemalerei an sich. Und wieder kann man hier erkennen, wie Gorjki nicht im Bann einer fixen Idee steht, wie sein tiefes Lebensverständniß ihn nicht einseitig werden läßt. Er wird nicht etwa zum Verherrlicher der Vagabunden, der vom Schreibtisch aus in bequem epischer Auffassung mit großen Worten nebulose paradoxe Theorien verkündet. Wie könnte er das, der den schweren Preis dieses Vagantenthums, Frost und Hunger mit dem eigenen Leibe erstattet hat. Er zeichnet im Gegentheil in seiner Geschichte von der Herberge die Nachtseiten des Schicksals derer, die aus der Gemeinschaft ausgeschieden, mit dunklen Farben und grimmigem Humor. Er übersieht nicht, daß die Verwirklichung seiner Lebensauffassung doch schwerer und theurer zu stehen kommt als es jener Bettelmönch verkündete. Aber als er sich damit abgefunden hat, was die „Gewesenen" dem Leben zahlen müssen, da spürt er dem nach, worin sie das Leben überwinden.

Nach Trümmern der Größe sucht er auch hier, auch hier nach verschollenen Göttern und Helden.

Diese russische Vagabundenpoesie erreicht nicht den wein- und liedertrunknen Stil wie sie z. B. die Schwedin Selma Lagerlöf in der Gösta-Berlingsage traf. Die genial vertrunkenen „Cavaliere" auf Eckeby, die sie in wildlustiger Farbenpracht aufsteigen läßt, stehen ihrem heroischen Ursprung näher und sie bekennen ihn selbst: Wir sind mehr, als wir scheinen, wir sind die durch alle Zeiten wandernde Zwölfmännerschaar der Sage. Einer von uns war Thor und einer Jupiter . . . man erkennt den Götterglanz noch unter der Lumpenhülle."

Gorjki's „Gewesene" wissen davon nichts, der Dichter hat diesen in ihrem äußeren Gewande realistischen Novellen alles Phantastische streng fern gehalten Er hütet sich vor allem Exaltirt Hymnischen, aber dennoch merkt man, besonders wenn man sich jener Steppenträume erinnert, wie sein Herz denen zujauchzt, die etwas Freies thun, die den Zwang verachten und die Geschenke des Lebens für gute Führung, und die hungern und sogar dürsten um des heiligen Trotzes willen.

Ihr Selbstgefühl, das immer betont wird, ist auch seins, und ohne daß er es ausspricht, liest man zwischen den Zeilen, daß man die Reste jener stärkeren Zeiten, wenn sie auch arg verschüttet und durch Unflath beschmutzt sind, vielleicht nur noch in dem Lager der „Gewesenen" findet.

Solch einen Stegreifritter schildert Gorjki mit prachtvoller Anschaulichkeit in seinem Grischka Tschelkasch.

Am Hafen ist's. Der Rhytmus der Arbeit dröhnt, wie ihn sonst nur noch Kipling's Days Work schwingen ließ: dumpfes Schlagen der Wellen im Zwang der granitnen Mauern, unter den Riesenlasten; Klirren der Ankerketten, Dröhnen der Puffer, Metallgesang der eisernen Platten; dumpfes Knarren der Hölzer; Poltern der Karren; und das dunkle Tosen kreischend hell zerrissen durch das Schrillen der Signalpfeifen. Und die Staffage: auf der einen Seite die mächtigen in der Sonne blitzenden in Macht

und Größe sich wiegenden Triumphkolosse der Schiffe und auf der andern die Sklaven dieser schönen Ungeheuer, die langen Ketten der Lastträger, die auf ihren Schultern Tausende von Pud Getreide in die eisernen Schiffsbäuche schleppen, abgerissene, schweißtriefende, von Lärm und Hitze stumpf gewordene Menschen.

Auf diesem Frohnmarkt geht um die Mittagszeit der Tschelkasch auf, „der durchtriebene alte Wolf, den alle Welt als einen unverbesserlichen Zechbruder und verwegenen Spitzbuben kennt", Grischka Tschelkasch mit dem scharfgeschnittenen Raubvogelgesicht, der sehnigen Magerkeit und den lauernden schleichenden Bewegungen, die in ihrer erregten Spannung an den Steppenhabicht erinnern.

Er hat sich eben erst erhoben, in dem dunklen Schnauzbart und den Backenstoppeln stecken noch ein paar Strohhalme vom Nachtlager, hinter dem linken Ohr aber nickt ein frisch vom Baum gepflücktes Lindenblatt. Er schiebt schlendernd, seine Geschäfte haben keine Eile, die hagere knochige Gestalt auf dem Pflaster vorwärts, schnuppert mit der langen, gebogenen Nase in der Luft umher und läßt die kalten grauen Augen durch die Gruppen schweifen. Voll Ueberlegenheit mustert er die Arbeitenden und mit ironischer Freundlichkeit und bissigem Witz sucht er sich mit dem Zollwächter anzubiedern, der vor Wuth bersten möchte, ohne daß er dem Galgenstrick, der sich sehr befriedigt und stimmungserhoben weiter trollt, etwas anhaben kann.

Aus dem Mittag wird Abend und Nacht, eine gefährliche Nacht auf einer Pascherfahrt im kleinen Boot auf hohem Meer. Der Held dieser Fahrt ist Tschelkasch und sein Gehilfe ein Bauernbursch, den er sich, da sein alter Spießgeselle sich das Bein gebrochen, am Hafen aufliest. Für Gorjki wird nun die Hauptsache die Kontrastirung der beiden Gestalten, des ängstlichen habgierigen Bauern und des verwegenen Abenteurers, dessen Leben, ist es auch von der Gesellschaft verfehmt, doch Stil hat und sich nicht mit Kleinigkeiten abgibt.

Mit starken Sympathien arbeitet Gorjki die souveränen Züge des Edelstrolches heraus, die Genugthuung, das Schicksal eines Menschen in der Hand zu haben, diesen kleinen ängstlichen Burschen im engen Rahmen seines bäuerlichen Daseins glücklich zu machen oder sein Leben zu zerbrechen wie eine Spielkarte; den elementaren Zusammenhang des Paschers mit dem Meere: hager, lang, nach vorn gebeugt, gleich einem scharfäugigen Vogel sitzt er am Steuer und zieht wohlig den Athem des Wassers ein, die schrankenlose Weite und die Gefahr.

Das verwegene Spiel um Kopf und Kragen ist ihm ein Nervenreiz und die aufgelöste winselnde Angst des anderen ein Wohlgefühl seiner eigenen Lebensüberlegenheit.

Und dazu die düstere Schönheit dieser Nacht voll der Masse schwarzer Steinmauern und schattenhafter Molen und in diese zusammengeballte Finsterniß plötzlich hinein das scharfe Zucken eines bläulich flammenden Riesenschwertes am Horizont, des Scheinwerfers, das über Himmel und Meer gleitet und die nebelumbetteten Schiffskolosse entblößt.

Die Ueberlegenheit, die Eitelkeit des kecken Fahrenden, gegenüber dem Alltagsmenschen erlebt aber ihre höchste Steigerung im Moment der Abrechnung. Der Bursche hat seinen Theil von der Beute und fällt plötzlich dem Tschelkasch zu Füßen und bettelt ihn, er soll ihm alles schenken, damit er sich eine Existenz begründen könne, und seine Augen leuchten vor Habgier. Tschelkasch aber überkommt eine tiefe Verachtung, unendlich erhaben fühlt er sich diesem Elenden und feigen Bettler gegenüber, er weiß, daß er, „der Dieb, der Bruder Liederlich, der Einsame und Heimathlose sich niemals so bis zur Selbstvergessenheit erniedrigen könnte: „Nein, nie würde er so sein können wie der da, und dieser Gedanke, dieses Gefühl erfüllte ihn mit dem Bewußtsein seiner stolzen Ungebundenheit und Freiheit, das ihm Haltung gab und ihn groß erscheinen ließ neben diesem Wicht."

* * *

Gorjki ist nicht der Dichter des Proletariats, der Dichter der Masse, im Gegentheil, er sucht, wenn man den Ausdruck brauchen darf, vielmehr in ihr nach den Herrenmenschen und er stellt sie mit Vorliebe in Gegensatz zur misera plebs: die lockeren Vögel der Lumpenherberge, die zwar auch den Hunger kennen, aber durch Lebensphilosophie und verwegenen überwindenden Cynismus sich tragen lassen gegen die vergrämten, verkümmerten Bewohner der Gasse, die in elendem Kampf sich bemühen, den Familienzusammenhang zu erhalten. Und noch einmal, wenn auch die Kleider in Fetzen hängen, Gorjki ist kein Armeleutemaler, sondern eher ein Jan Steen, freilich mit einem Schuß slavischer Melancholie. Und seine strotzendste vollblütigste Gestalt ist Artem, der Riese mit der Thierschönheit, der Despot der Gasse, den die Weiber lieben und die Männer fürchten und dem sie alle Tribut zollen müssen, damit er sein Lazzaronileben voll trägen Genusses führen kann. Auch in dieser Gestalt und seinen Gegenspielern wieder der Gegensatz zwischen den Misérables und dem freien wildwüchsigen Geschöpf.

Gorjki's ganze leidenschaftliche, heidnische Liebe zur Ungebundenheit und Stärke leuchtet hier. Und wieder denkt man an Hypostasen, an Niederungsmetamorphosen von Herkules- und Antäussagen, an Centaurenmythen, wenn auch Gorjki in seinem strengen Stil durchaus auf dem realen Boden der schmutzigen, grabenartigen Gasse mit ihrem buntscheckigen Gewirr von Kleinkram, ihren tiefen Schattenwinkeln und ihrem Geruch von Fäulniß und Branntweinfusel bleibt.

Unter das Volk dieser Gasse versetzt Gorjki Artem, den Sohn der Fluren und Wälder, der vom Lande hierher verschlagen und hier hängen geblieben ist, aus Trägheit und weil die Weiber ihn verhätscheln und für seinen Unterhalt sorgen. Ein schönes Raubthier unter Geschmeiß, das ist das Thema.

Periodisch bricht seine Wildheit durch und dann schüttelt er seine Glieder und fällt von dem Hügel, auf dem er sonst träge massiv ruht und wartet, ob eine Verehrerin ihn holen läßt, wie eine Gewitterwolke auf seine Gasse nieder. Er muß sich Motion machen. Finster und schweigend, Kopf und Brust vorgestreckt, schreitet er schweren Fußes dahin, in wilder Schönheit, einem großen Waldthier vergleichbar, und er tritt und reißt alles nieder, was ihm in den Weg kommt. Und wie der Bote eines Orkans fliegt ihm panischer Schreckruf voran: Artem kommt!

Dieser Artem wird in eine seltsame Gefühlsverwirrung gebracht. Eines Nachts, als er schwer betrunken ist, erreicht ihn sein Schicksal. Ein paar Burschen, die lange auf eine solche Gelegenheit gewartet haben, lauern ihm auf, und schlagen den im Rausch Wehrlosen halb todt. Der zu Schanden Geprügelte und schmachvoll Entstellte wäre elend verkommen, wenn sich nicht ein jüdischer Handelsmann seiner angenommen hätte.

Nicht minder meisterhaft als dieser Riese ist dieser kleine verschüchterte Hebräer mit den ängstlich zuckenden Ohren und dem schmerzlichen Lächeln gezeichnet. Aus einer Mischung religiös-egoistischer Ueberlegungen heraus nimmt er sich des Hilfslosen an. Biblische Vorstellungen vom Simson, vom Judas Maccabäus treiben ihn; wie eine Erleuchtung kommt es ihm und er betet zu seinem Gott: „Mach, Herr, daß ich diesem starken Menschen da von Nutzen sein kann! Gib, daß ich ihm einen Dienst erweisen kann, und daß seine Stärke mir zum Schutz werde, daß aus dem stärksten Widersacher ein Vertheidiger erstehe wie einst dem Mardochai."

Sein Gebet geht in Erfüllung. Der Löwe aufersteht in alter Herrlichkeit und der Löwe ist gegen das armselige Geschöpflein, das ihm geholfen, dankbar, wie nur ein Löwe der Fabel.

Doch bald kommt die Gefühlsverwirrung. Und überaus fein hat Gorjki geschildert, wie allmählich den Riesen, ohne daß er es sich anfänglich klar macht, ein tiefes Unbehagen befällt. Ihm, dem Geschöpf der freien durch keine Reflexion geleiteten Instinkte, wird dieser Dankbarkeits-

gläubiger, der sich sein Conto erschlichen, eine Last, die ihm die Freudigkeit nimmt. Es ist nicht einmal der Spott der Anderen, ob der seltsamen Gefolgschaft, die ihn stört. Ueber den würde er sich gerade aus Trotz hinwegsetzen, ihn noch herausfordern und dem, der zu grinsen wagt, die Knochen im Leibe zerschlagen. Sein eigener Instinkt ist es, der ihm die Gemeinschaft in ihrer ganzen Unmöglichkeit darstellt; es ist das, was alle Favoris Gorjki's haben, ohne sich natürlich darüber klar zu werden oder es gar etwa mit dem Namen zu nennen, und das ist Stilgefühl. Sie wissen, was sich für sie paßt und nicht paßt und halten streng darauf, so gut wie nur ein braver Bürger auf seine Bürgerwürde.

Und aus diesem Stilgefühl wird dieser schönen starken Bestie das kleine verschüchterte, zerlumpte Menschlein mit seiner zitternden Freundschaft und den Augen des verprügelten Hundes, das sich als grotesker Schildknappe trippelnd an seine wuchtigen, alles zerstampfenden Sohlen heftet, unerträglich, und unerträglich auch alle diese Begleitvorstellungen von Dankbarkeit, Mitleid und Weichmüthigkeit, und eines Abends macht er sich frei und sagt dem Gefährten von der traurigen Gestalt kurz und kühl auf: „Es steckt mal nicht in mir drinn . . . hab mich dazu nur gezwungen . . . hab's nur geheuchelt . . . dacht immer es sei Mitleid — und am Ende war's doch nur Täuschung. Kann überhaupt keinen bedauern, keinen Menschen . . . und ich will Dir's nur geradezu sagen, Bruder, mir ist's einfach zuwider, daß Du so bist, wie Du bist — ja! So liegen die Dinge, jetzt weißt Du's."

* * *

Maxim Gorjki's Erscheinung bedeutet in der russischen Litteratur etwas ganz Neues.

In dieser Dichtung, die mit tiefer, herzaufwühlender Gewalt durch Tolstoi und Dostojewsky die brennenden Wonnen des Mitleids und die Entsagungswollust des Altruismus verkündet, erscheint ein unverbildeter, ganz instinktiver Mensch und spricht mit größter Kraft und Kunst ohne alles Theoretische, Verkündigungsmäßige, ganz selbstverständlich wie für sich, vom Herrenrecht und Persönlichkeitsglück des Einzelnen, der seine Sach' auf nichts gestellt, der lachen kann und hart ist und das Leben nicht in christlicher Zerknirschung, sondern heidnischem Trotz und dreimaliger Verachtung überwindet.

Felix Poppenberg.

Die Männergemeinde.

Novelle.

1.

Fahrnen ist wohl die verlorenste Berggemeinde im Land, sicher die kleinste. Wer das Seitenthal findet, durch welches der Mattenbach der Reuß zufließt, hat Fahrnen noch nicht gefunden. Er mag immer hinansteigen, Stunden weit, immer dem wilden Wasser entgegen bis dieses zahm und lässig wird; wo der Mattenbach jung und seine rauhe Stimme noch leis und friedlich ist wie die einer zahmen Thalquelle, dort liegt Fahrnen. Käme ein Fremder dahin, so fragte er wohl: „Das soll ein Dorf sein?" Es führt ein schmaler, sandiger Pfad eben thaleinwärts; ein grauer, morscher Holzhag scheidet ihn von mageren Matten; wo der Hag fehlt, steht je eine braune Hütte am Weg, sieht mit der Front aus trüben, schmucklosen Fenstern auf diesen und ist auf den drei übrigen Seiten in das Wiesland hineingestellt wie ein Kinderspielzeug auf ein grünes Brett. Insgesammt sind der Hütten fünf und der Gaden sechs; sie bilden Fahrnen. Hinter der Gebäudereihe verliert sich der sandige Weg in steinigem, unfruchtbarem Boden. Dieser wird wüster und wüster, dann treten die Berge des Engthals zu einer einzigen schroffen Wand zusammen, an der kein Weg mehr sichtbar ist. So liegt Fahrnen fast am Ende der Welt. Und am Anfang des Himmels. Denn dieser ruht blau und tief oder grau, düster und schwer so nahe auf seinen ewigen Stützen, den Bergen, daß er von diesen aus ohne Leiter erreichbar scheint. Zu Fahrnen finden sich zwei Dinge nicht, die sonst kein Dorf der Welt entbehrt, eine Kirche und ein Wirthshaus. Wenn die von Fahrnen die Frömmigkeit sticht, so müssen sie zwei Stunden weit thalauswärts laufen; die nächste Kirche steht in Matten, dem Nachbardorf; bei scharfem Nordwind können sie zu Fahrnen die Mattener Kapellenglocke hören. Für ein Wirthshaus ist der karge Boden zu Fahrnen kein Gedeihgrund. Die Bauern mühen sich das ganze Jahr hindurch die langen Rücken krumm, um dem geizigen Land das Futter für das Schmalvieh, die paar Zinsbatzen und den eigenen armseligen Lebensunterhalt abzuringen. Ihr Mühen hat etwas Zänkisches, Verbittertes. Der Boden ist zäh, die Bauern sind zäher. Fährt die Haue in jenen, so knirscht er mit Steinen und Sand; aber die zähen Menschen mischen ihm Dünger zu, bis er ihnen fruchtbar ist. Und neben dem Gras für das Vieh und einer kleinen, kümmerlichen Kartoffelart gedeiht eine Pflanze in Fahrnen, die anderswo selten wächst, die Genügsamkeit; sie erhält die Bauern gesund und bei Laune.

Es gab eine Zeit, da waren die fünf Häuser von Fahrnen so bewohnt: Im schmucklosesten Hüttlein, das am Dorfeingang stand, wo der Weg aus dem Thal heraufbog, und das mit seiner rauhen schwarzen Thür über zerfallender Treppe und seinen drei Scheiblein dicht unter dem Dach wie ein uraltes Buckelwesen aussah, wohnte ein kinderloses Ehepaar, der Steffen-Hannes und sein Weib. Deren Nachbarn zur Linken über der Straße in dem Haus mit dem bröckelnden Stein-Unterbau und dem zweistöckigen, wettergrauen Holzwerk darüber waren der Baumann-Josef mit Frau und sieben Buben. Die kleine Hütte daneben hatten die Bonacher Bauern inne, zwei Brüder, von denen der eine ein lang geschiedener Ehemann, der andere, der als Knecht bei ihm diente, ein Junggeselle war. Endlich am Dorfausgang, wo wieder zwei Hütten einander gegenüber an der Straße standen, hauste in dem großen, verschindelten, fast stattlichen Bau der, der zu Fahrnen am wenigsten Hunger litt, der Riedi mit seinem Weib und zwei Söhnen und in dem einstöckigen Nachbarhaus, das schief stand und aussah, als müßte es zusammenfallen, der Hofer-Toni mit seiner Schwester, der Jakobea. Es gab eine Zeit, da waren die Hütten so bewohnt!

Da kam ein Jahr, das eine sonderbare Veränderung brachte. Das Dorf war schon immer an Weibern arm gewesen, so daß die Bauern manchmal lachend meinten: „Wir dürfen sie hüten, die mit den Röcken! Wenn wir fünfzehn Mannsleute die vier Weiber verlieren, sind wir geliefert! Zu uns herauf kommt keine mehr!" Davon, daß aus dem Thal keine herauf wollte, wußten zwei Fahrner Burschen zu erzählen, die auf Brautschau aus gewesen und leer heimgekommen waren. So hatten die von Fahrnen ihre Weiber wohl gehütet, aber in dem einen Jahr verloren sie alle.

Das Jahr hatte gut angefangen: Der Baumann-Josef bekam seinen achten Buben, und ganz Fahrnen freute sich des Bevölkerungszuwachses. Wenn es nur einmal ein Mädchen hätte sein wollen!

„Es ist keine Luft hier für Weiber", lachte der ledige Bonacher Bauer, der Jeri-Tresch, der ein Spaßvogel war. Da trat der Baumann-Josef hinzu, schnitt ein trübseliges Gesicht und seufzte: „Meinen könnt man's, Du hättest Recht! Ich weiß nicht, ob ich die Trine noch lang behalte. Das Kind hat ihr zu schaffen gemacht." Er sprach von seiner Frau, bei der die Hebamme von Matten noch saß und abwartete.

Schon am nächsten Tage geschah es, daß für den Buben, der denen von Fahrnen geschenkt worden, ihnen

eine Frau verloren ging; dem Baumann-Josef starb sein Weib am Kindbettfieber. Dem Wittwer kam auf ein paar Wochen eine verheirathete Schwester zu Hilfe und brachte ihm den Säugling soweit auf, daß der Bauer selber die Pflege übernehmen konnte. An dem Tag, an dem diese Schwester wieder von ihm ging, verließ den Steffen-Hannes, den alten selber schon halb todten, sein älteres, überzeitiges Weib; sie starb an Entkräftung. Als diese Todte nach Matten hinab auf den Friedhof getragen wurde, war es ein rührendes Bild, wie hinter dem Sarge und vor allem Mannsvolk, das nachgeschritten kam, die zwei letzten Weiber von Fahrnen herzogen, des Riedis kerngesunde, stattliche Frau und die alte, hagere, aber zähe Jakobea, des Hofer's Schwester. Die beiden Weiber trugen ernste Gesichter zur Schau, und obwohl keine von beiden ein Wort darüber verlor, trugen sie in sich ein sonderbar bängliches Gefühl, als wären sie, die letzten, ihres Lebens weniger sicher als vordem.

Sie lebten jedoch beide Wochen und Monate nachher, waren nie krank und hatten längst vergessen, daß sie um ihr Leben gebangt hatten. Da trugen sie im letzten Monat des Jahres den Männern, die am Berg nach Wildheu aus waren, ihr Mittagbrot zu. Ausgegangen war jede für sich; den Heimweg thaten sie zusammen. Es war ein Föhntag und sie hatten ein Lawinenthal zu durchschreiten; dort kam über die Wegsicheren ein kleiner Schneesturz, der sie hinterrücks warf und eindeckte. Die Männer thaten am Abend den gleichen Weg; keiner dachte, daß er unweit der Stelle schritt, wo die letzten Fahrnerinnen begraben lagen. Erst in der Nacht gingen sie mit Windlichtern suchen und fanden nur wenig unterm Schnee zwei Leichen. Da war es geschehen: zu Fahrnen war kein Weib mehr!

Zuerst lag den Männern der Schreck seltsam in den Gliedern. Als sie von dem Doppelbegräbniß zurückkehrten, wischten sich nicht nur diejenigen die Augen, die in den beiden Todten Verwandte verloren hatten; die Männer kamen insgesammt wie Traumwandler zum Dorf zurückgeschritten. Vor den ersten Hütten blieben sie wie auf ein Zeichen stehen, drückten sich mit linkischem Wesen an derselben Stelle der Straße herum und sahen manchmal einander scheu an; es war als müßten sie sich besinnen, ob sie noch in dieses Dorf gehörten. Der Riedi, der hochgewachsene und breitschultrige Mensch, dem ein voller, röthlicher Bart das wetterdunkle Gesicht umstand, stampfte den Schnee mit seinen schweren Schuhen, hielt die Hände in die Tasche der dunkeln, rauhaarigen Hose gepfropft und murmelte ein „Herrgott, Herrgott" in sich hinein. Nachher zuckten ihm die Lippen in verbissenem Flennen.

„Herrgott, Herrgott", nahmen die anderen die wortarme Klage auf und schüttelten dazu die Köpfe, in die der Glaube an das nicht hineinwollte, was geschehen war.

„Da übernachten können wir doch nicht", fuhr endlich eine derbe Stimme in das darauffolgende, minutenlange, bängliche Schweigen. Der ledige Bonacher Bauer lachte zu diesen seinen Worten; es war aber ein Lachen, das den anderen nicht weh that; denn es klang grimmig und wie mühsam mit Eimern aus tiefem Brunnen geholt. Es rüttelte die Fahrner auf, und sie begannen, sich nach ihren Behausungen zu zerstreuen.

Des Jeri Tresch's Frohsinn half ihnen auch weiter über ihre Trauer hinweg. Der unscheinbare, jahraus, jahrein im gleichen verfärbten und schäbigen Knechtsgewand gehende Mensch hantirte am nächsten Morgen im Stall seines Bruders. Dabei tauchte alle Augenblick sein farbloses, faltiges Gesicht in der Stallthür auf und seine wasserblauen, lustigen Augen lugten zwinkernd in die Runde. Er hatte zeitlebens zu Fahrnen der „lustige" geheißen, hatte keinen Feind, und nie sah einer auf seinem Gesicht einen unfreundlichen Zug. Das Gesicht war drollig zugeschnitten, seine Haut hatte sich in unzählige Falten gelegt, nicht weil der Jeri alt, sondern weil der Haut zuviel war. Kein Barthaar keimte auf ihr; aus den Rinnen und Furchen schauten der immer vergnügt zuckende Mund, die Augen und die derbe, fleischige Nase wie aus Verstecken. Strohblondes, langes Haar hing in den Hals und über die Schläfen. Der Jeri nun, als ihm der alte Baumann zu Gesicht kam, wie er den Kopf zu einem seiner Fenster herausstreckte und nach dem Wetter sah, sandte ein so lautes und frisches „Gut Tag" zu ihm hinauf, daß der seit dem Tode seines Weibes mürrisch gewordene Mann vor Staunen ihm den Gruß fast freundlich zurückgab und zu einem Gespräch im Fenster liegen blieb.

„Es ist halt doch wieder Tag geworden, gelt?", rief der Jeri hinüber.

„Warum sollt' es nicht", seufzte der andere.

„Und eine lugt uns lauter Ledige doch warm an", lachte der Jeri und wies nach den Bergen im Osten, wo die Sonne aufstand und ihre Blitze über den Schneegrat und zwischen einsamen Tannen hindurch hernieder sandte. „Die da oben hat es zu Niemand so eilig wie zu uns!", fuhr er fort. Sein lautes Reden zog des Baumann's Buben auf die Straße. Bis auf die zwei Kleinsten kamen sie heran, eine ganze Stufenleiter von Menschen. Aber von der anderen Seite trat der Riedi und seine beiden Sprossen hinzu. Auch der Hofer-Toni schlenderte heran, und aus der Bonacher Hütte trat der Tresch, der Aeltere, ein hagerer, stiernackiger Mann mit einem finsteren Gesicht, schwarzem Schnurrbart und stechenden, schwarzen Augen, der mit seinem Bruder, dem Jeri, auch nicht die leisefste Aehnlichkeit hatte.

„Siehst, hast Dein Morgenbrot doch bekommen", neckte der Jeri den herantretenden Riedi. „Und zu Mittag gibt es wieder, wenn Du selber kochst!"

Der Hofer-Toni zürnte ob der Rede. „Gehen thut es immer, wenn es muß", schalt er, der von kräftiger und gedrungener Gestalt war, ein gesundes Gesicht, aber ein lahmes und zu kurzes Bein hatte. „Gehen muß es", fuhr er fort, „aber wie? Es wird nicht Abend werden so laufen wir alle zusammen und wissen nicht aus und ein, weil kein Weibsbild hilft."

„Es soll einer eine Magd nehmen", warf der Albin Tresch, der Aeltere, hin. Wenn er sprach klang es stets wie ein Knurren.

Der Riedi sah auf, als er den Rath hörte. „Wer zahlt den Lohn?", fragte er.

„Bah, Du, wenn einer", gab der Tresch zurück.

„Wenn Du nur meinst!", brummte der Andere. „Wollte wissen, woher nehmen."

Der Jeri lachte wieder. „Streitet nur recht! Zahlen kann doch keiner. Und wenn Ihr noch könntet — es nähme mich Wunder, wo ihr die Magd hernehmen wolltet. Herauf kommt keine und herunter — der Herrgott regnet keine Engel."

Wider Willen kam ob des Scherzes die Bauern ein Schmunzeln an. Der Balz, des Riedi's Aeltester, ein sauberer Bursche zu Anfang der zwanziger Jahre, nahm die Worte Jeri's auf und knüpfte neuen Scherz daran. Ihm that es ein zweiter nach. So wurde die Fröhlichkeit Herr; und als sich nach einer Weile die Bauern verliefen, gingen sie leichteren Herzens, als sie für möglich gehalten, an ihr Tagwerk. Was zu schwer geschienen hatte, erwies sich als erträglich. Der eine Tag ging vorüber und die von Fahrnen hatten ihn auch ohne Weiber recht gelebt. Der nächste kam und nach ihm der übernächste; das griff wie die Zähne zweier Räder ineinander; je länger es sich drehte, desto weniger knarrte es. Als ein paar Wochen vorübergegangen, war das Leben der Fahrner wieder geregelt. Der Hofer-Toni lüpfte die Achseln und meinte: „Am Ende ist es uns noch wohler so, als vorher." Dabei liebäugelte er mit seinem Branntweinglas, das er sich füllen durfte, wann er wollte, während früher die Jakobea, seine Schwester, den Schlüssel zum Keller nur zu wohl verwahrt hatte.

„Es ist uns wohler als je", rühmten die von Fahrnen im Thal. Dort zuckten andere die Achseln: „Es muß Euch wohl, wie dem Fuchse, der keine Trauben mag."

Aber die Zeit verging und in Fahrnen blieb alles beim Alten. Die Jungen wuchsen heran. Dem Riedi sein Zweiter und des Baumann's vier Aelteste dienten ihre Rekrutenzeit ab. Einer davon, der Pauli, der es hinter

den Ohren hatte, gewann sich im Militärdienst eine Liebste und sprach, als er heimkam, vom Heirathen. Weil er aber nichts hatte, mußte er warten, und während dessen schlief der Briefwechsel mit seinem Mädchen, der auch eine mühselige Sache gewesen war, wieder ein.

Es wollte nicht gerathen, daß die Fahrner wieder zu Weibern kämen.

(Fortsetzung folgt.)

Goeschenen. Ernst Zahn.

Berühmte Kunststätten.

Paris. Eine Geschichte seiner Kunstdenkmäler vom Alterthum bis auf unsere Tage. Von Georges Riat an der Bibliothèque Nationale in Paris. Mit 177 Abbildungen und vielen Vignetten. Leipzig und Berlin. Verlag von E. A. Seemann. 1900.

Brügge und Ypern von Henri Hymans. Leipzig und Berlin. Verlag von E. A. Seemann 1900.

Prag. Von Joseph Neuwirth. Leipzig und Berlin. Verlag von E. A. Seemann. 1901.

Der Band „Paris“ enthält eine gedrängte, aber alles Wissenswerthe umfassende Darstellung der so bedeutungsvollen Kunstgeschichte von Paris. Zu Grunde gelegt sind die größeren Werke, die den Gegenstand behandeln, namentlich das für das Verständniß des Mittelalters und der Renaissance unentbehrliche Werk von Guilhermy, daneben die neueren Arbeiten von Quicherat, de Lasteyeie, Vitu und Champeaux. Den Hauptinhalt bildet die Betrachtung der Bauten und öffentlichen Denkmäler; während die Kunstschätze der Museen nur ganz kurz in einem Anhang besprochen werden. Der Stoff gliedert sich in chronologischer Folge in fünf Kapitel: Mittelalter, Renaissance, Klassische Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts, Die Bauten des 19. Jahrhunderts, Die französische Malerei und Skulptur.

Das Buch ist mit großer Sachkenntniß, dabei äußerst fesselnd geschrieben. Bei jedem Bau wird sowohl seine Geschichte in großen Zügen gegeben als auch auf seinen ästhetischen und künstlerischen Werth aufmerksam gemacht. Begonnen wird mit dem 1711 bei Notre Dame entdeckten römischen Altar aus der Regierungszeit des Tiberius (von dem wir allerdings eher eine Abbildung gewünscht hätten als von der Statue Julians aus dem Thermenmuseum), dann werden etwas ausführlicher die Thermen Julians behandelt (auch hier wäre vielleicht ein näheres Eingehen auf Einzelheiten am Platze gewesen). Mit großer Liebe wird Notre Dame geschildert; dieser Abschnitt erscheint uns als der beste des ganzen Buches; nicht weniger als 17 Abbildungen erläutern das Gesagte und geben auch von weniger bekannten Theilen des gewaltigen Baues eine klare Anschauung.

Wir können auf weitere Einzelheiten nicht eingehen; unser Gesammturtheil über das Buch kann nur günstig lauten; denn dieses bietet in der That auf knappem Raume ein erschöpfendes Bild der unvergleichlichen Schönheiten der französischen Hauptstadt. Besonders hervorzuheben sind noch die wirklich vorzüglichen zahlreichen Abbildungen, unter denen wir allerdings das Grab Napoleons im Invalidendom, die Tuilerien und den Arc de l'Etoile vermissen; namentlich die Tuilerien hätten dargestellt werden müssen, da der Palast jetzt verschwunden ist.

Brügge's und Ypern's Glanz gehört der Vergangenheit an; von der einstigen Bedeutung der mächtigen flandrischen Handelsstädte ist wenig übriggeblieben. Aber noch legen ihre jetzt verödeten Straßen und Plätze deutliches Zeugniß ab von der ehemaligen Pracht und Herrlichkeit, sowie dem staunenswerthen Reichthum ihrer Bürger in verflossenen Jahrhunderten. Es war daher ein glücklicher Gedanke der Verlagshandlung, eine Schilderung dieser beiden belgischen Städte in ihre treffliche Sammlung „Berühmte Kunststätten“ mit aufzunehmen. Wort und Bild ergänzen sich auch in diesem Bande auf das glücklichste, um dem Leser eine anschauliche Vorstellung von dem Charakter der beiden berühmten Städte und ihren zahlreichen Kunstwerken zu geben.

Die Bedeutung, die Prag in geschichtlicher wie in kunsthistorischer Beziehung besitzt, legte es nahe, eine Schilderung der Kunstdenkmäler der Hauptstadt Böhmens den bisher erschienenen Beschreibungen namhafter Kunststätten anzuschließen. Text und Ausstattung stehen auch in diesem Bande auf der gleichen Höhe der Vollendung, die die übrigen Veröffentlichungen der Verlagsbuchhandlung auszeichnet. Am Schlusse betont der Verfasser den neuesten Versuchen gegenüber, fremde, namentlich deutsche Einflüsse auf Böhmens Kunstleben „mit frecher Stirn“ zu bestreiten, sehr entschieden die Thatsache, daß Böhmens Landeshauptstadt vornehmlich durch ihre Beziehungen zu Deutschland und Italien, theilweise auch zu Frankreich und den Niederlanden, kurz im Zusammenhang mit den großen Kunst- und Kulturvölkern Europas, eine allgemeine kunstgeschichtliche Bedeutung erlangt hat.

Leipzig-Gautzsch. Paul Seliger.

Ein Jahrhundert französischer Malerei. Von Richard Muther. Berlin. 1901. S. Fischer.

Die Weltausstellung in Paris mit ihrer kolossalen retrospektiven Gemäldesammlung gab Gelegenheit zu einem endgiltigen Ueberblick über die französische Malerei des XIX. Jahrhunderts. Und da in Frankreich die Hauptströmungen der Malerei entspringen, konnte man nun sichere Rückschlüsse auf ihre allgemeine Entwicklung in diesem Jahrhundert ziehen. Der Autor dieser Schrift insbesondere hatte Anlaß und Ursache gleichsam eine Ueberprüfung jener Urtheile und Darstellungen vorzunehmen, welche er in der „Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts“ gegeben hatte. In manchen Dingen hat sich seine Meinung, um neue Thatsachen, Namen, Beziehungen bereichert, verschoben, im Ganzen hat sein Gesammtbild nur an Anschauung und Fülle gewonnen. Eine ähnliche Revision nimmt aber auch der Leser vor, indem er den Muther von damals und jetzt vergleicht und die Kühnheit und Neuheit des ersten Unternehmens, die Frische dieser Darstellung nunmehr anläßlich dieses heutigen Nachtragskapitels auf ihre Stichhaltigkeit prüft. Das Facit: Muther's leichte, glänzende und von keinerlei für das große Publikum beschwerlicher Fachgelehrsamkeit verdunkelte Darstellung ermöglicht eine allgemeine Kenntniß der Namen, auf die es dem Laien in hohem Grade ankommt. Die brillante Schilderung der Eigenarten der Künstler haftet im Gedächtniß und erweckt schließlich im Leser die zuversichtliche Ueberzeugung, ein Kenner, verstehe und überschaue er nun die Kunst. Das ist ja immerhin eine ganz gute Wirkung, wenn das Publikum auf anmuthige Weise belehrt wird und einige Dinge behält. Aber abgesehen von der Oberflächlichkeit des Urtheils und Mitredens, die derartige allzuglänzende Bücher auf dem Gewissen haben, kommt noch eine andere, immerhin wichtigere Frage in Betracht: die nach der inneren Bedeutung des Buches.

Fachgelehrsamkeit ist in den Muther'schen Büchern nicht, der Autor besitzt sie gewiß, aber er weiß sie geschickt zu verwenden und zu vertheilen. Darum sagt er den Fachgelehrten nichts Neues. Aber was sein bewußter Vorzug ist, was eben den ganzen Reiz seiner Bücher ausmacht, ist ihr Stil. Er ist gewiß leicht, flüssig, auf den ersten paar Seiten sogar interessant, neu, eigenartig, bald aber langweilig. Die feuilletonistische Gleichmäßigkeit ermüdet. Indem mit Worten dem Wesen der darzustellenden Dinge nachgejagt wird, kommen die Gedanken zu kurz. Die Worte hetzen und sind doch eigentlich monoton. Die subjektive Manier des Muther'schen Stils steht endlich vor dem Bankerott der impressionistischen Darstellung. Jedes ruhige, geistige Eindringen in die Dinge fehlt. Es bleibt eine erst angenehme, bald aber unerträgliche Geschwindigkeit des Beredens, die ungeheuer viel kostspieligen Wortaufwand macht und doch eigentlich wenig sagt. Nachdem man von Muther ein Buch mit glänzend umschriebenen Namen erhalten hat, wünscht man nun erst einiges über die Sache zu erfahren, welche eigentlich dem Verfasser Gelegenheit zu solcher Wohlredenheit gegeben hat. Ruhiges Maß, sichere Eindringlichkeit und jene Beherrschung, welche das Pathos erst rechtfertigt und stichhaltig macht, fehlen. Das sind freilich bittere Erkenntnisse, welche den motivischen, den Prioritätswerth der Muther'schen Bücher, das mit solcher Leichtigkeit und Kraft nutzbar gemachte Fachwissen keineswegs vermindern oder gar in Abrede stellen können, aber sie müssen doch zeigen, daß jene äußerste Grenze des gewöhnlichen Kunstfeuilletons begangen und das Gebiet der ernsten Kunstdarstellung und -Betrachtung fast verlassen wird. So kommt naturgemäß dem Feuilletonisten Muther (einzelne Kapitel, in Zeitungen erscheinend, wirken mit der ursprünglichen Pracht) die Palme zu, und der Künstler und Kunstkenner nehmen nur einen zweiten Rang ein.

Wien. Otto Stoeßl.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 36. Berlin, den 8. Juni 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Minister der deutschen Bundesstaaten sind auf Veranlassung des Reichskanzlers Grafen Bülow in Berlin gewesen, um in gemeinsamer Berathung aller betheiligten Regierungen die prinzipiellen Grundlagen für die künftigen Handelsvertragsverhandlungen festzustellen. Dieses Programm, das weitmaschig genug ist, wurde bekannt gegeben, und außerdem wurde der Inhalt der Eröffnungs- und der Schlußrede des Grafen Bülow mitgetheilt. Dem Programm entsprechen jene publizirten Reden.

Graf Bülow beschränkte sich wiederum darauf, in einer Anzahl von Sätzen nichts zu sagen. Seine Reden fordern eine Kritik nicht heraus, weil sie nichts enthalten außer der Versicherung, daß alle Welt und noch einige Personen mehr und gewiß alle deutschen Minister dem Wohle unseres Vaterlandes dienen müßten. Von Herrn Bebel bis zu dem Herrn Grafen Kanitz wird dieser Behauptung und diesem Wunsch jedermann seinen Beifall zollen; sie gehören zu jenen Wahrheiten, für deren Verkündigung sich ein Geist von jenseits des Grabes nicht zu bemühen brauchte und ein deutscher Reichskanzler eigentlich auch nicht.

Man muß annehmen, daß in solcher unter besonderem Pomp veranstalteten Regalirung der Oeffentlichkeit mit Wind ein System liegt. Graf Bülow ist, wie wir glauben, ein zu gebildeter und zu geschmackvoller Mensch, um nicht selbst darüber zu lächeln, wenn mit Gravität das Programm aufgestellt wird, es möge alles Gute, Edle und Schöne in Deutschland wachsen und gedeihen. Solche Wünsche sind tadellos, aber sehr originell und sehr individuell sind sie nicht. Und wenn Graf Bülow gleichwohl versucht, die öffentliche Diskussion mit Gemeinplätzen, die gleich tugendstolz und innerlich gleich kraftlos sind, auszuhungern, so wird er seinen Grund hierzu haben; wir möchten das wenigstens voraussetzen.

Graf Bülow will augenscheinlich freie Hand behalten, so lange wie möglich, und er will sich allen Angriffen entziehen, gleichfalls so lange wie irgend möglich. Dieses Ziel läßt sich erreichen, wenn man Reden hält, die ausschließlich aus dem Stoffe der seit unvordenklichen Zeiten hergebrachten, wohlmeinenden, politischen Verbindlichkeit geformt sind. Nur einem Vorwurf entgeht man alsdann nicht; man muß sich den Vorwurf gefallen lassen, daß der deutsche Reichskanzler mit seinen politischen Ansprachen den Neid des Vorsitzenden eines Bundes der politischen Tugendbolde erregt, aber sonst den Neid Niemandes. Voraussichtlich erscheint solche Kritik dem Reichskanzler, wie die Verhältnisse nach seiner Auffassung einmal beschaffen sind, als das geringere Uebel. Ob er auch nur von seinem Standpunkt aus Recht hat, das wird die Zukunft entscheiden.

Für die Bevölkerung ergibt sich aus dieser Sachlage eines. Nicht die Reichsregierung fühlt sich in der Lage, dem heutigen Kampfe im Interesse einer gesunden Entwicklung unserer politischen Verhältnisse Richtung und Spannkraft zu geben; die Reichsregierung will so lange wie möglich den Zuschauer spielen. Dann tritt eben an die Bevölkerung um so dringender die Aufgabe heran, der Wall des modernen Staates gegenüber den Ansprüchen des Agrarierthums zu sein. Und es wird unter diesen Umständen um so klarer, daß eine Regierung, die solche vorsichtige Zurückhaltung zu üben für gut befindet, nur jenen Strömungen in der Bevölkerung Rechnung tragen wird, die sich eine Berücksichtigung durch die Kraft, die sie entwickeln, erzwingen.

Ueber den Inhalt der Zollkonferenz gibt es bisher nur Gerüchte. Es soll das System des Maximal- und

Minimaltarifs bei den versammelten Ministern angeblich keinen Beifall gefunden haben. Wir würden das begreifen; denn es ist nicht leicht einzusehen, warum Minister empfehlen sollten, daß man ihre eigene Freiheit der Entschließung mit einer agrarischen Mißtrauenskette kurzschließen möge. Eine derartige Abdikation wäre selbst bei solchen verantwortlichen Politikern unbegreiflich, die an und für sich den agrarischen Forderungen geneigt sind. Hoffentlich also kam man in der Zollkonferenz überein, die eigene ministerielle Entmündigung beim Reichstage nicht zu beantragen.

Wie bezeichnend aber, daß über eine solche Möglichkeit überhaupt diskutirt wird, und wie bezeichnend, daß, wenn diese unglaubliche Zumuthung wirklich aus der Welt geschafft sein sollte, so doch mit ängstlicher Vorsicht die offizielle Mittheilung hierüber zuückgehalten wird; denn die Regierungsmänner erachten es für weise gegenüber den Agrariern als so muthlos zu erscheinen, daß sie nicht einmal das bekannt geben, was ihre Reputation als selbständige Politiker, mögen sie nun agrarische oder keine agrarische Neigungen haben, wiederherzustellen geeignet wäre.

Die Vorsicht ist ganz gewiß eine politische Tugend; aber mit Vorsicht allein wird man den Agrariern niemals imponiren, und es wird ausschließlich mit diesen Mitteln niemals gelingen, die Demagogie des Bundes der Landwirthe unschädlich zu machen.

Graf Waldersee verläßt China; sein Marschallstab ist eingepackt und seine Koffer werden expedirt. Seine letzte Leistung war die, daß er als Friedensstifter zwischen Engländern und Franzosen fungiren mußte, die in einer blutigen Schlägerei sich gerauft hatten; einige Soldaten ließen in diesem Handel ihr Leben, und auch deutsche Soldaten waren in den Krawall hineingezogen worden.

Diese letzte That des „Oberkommandirenden der verbündeten Truppen in China" ist bezeichnend. Graf Waldersee verzögerte seine Heimreise um einige Tage, weil er Schiedsrichter in Sachen einer Rauferei sein mußte. In Hafenstädten sind solche Zusammenstöße zwischen verschiedenen Nationen nichts seltenes; dann wird die Angelegenheit durch einen Polizeioffizier geschlichtet. In China thut das ein deutscher Generalfeldmarschall. Daß er es thut, ist gut; aber daß eine der höchsten Chargen der deutschen Armee für solche Aufgabe herangezogen wird, zeigt noch einmal, wie wenig zweckentsprechend es war, als wir in China ein Oberkommando auf uns nahmen, das schließlich niemals wesentlich über den Charakter internationaler polizeilicher Funktionen hinausgewachsen ist.

Solche Kritik kann man heute ohne jede Bitterkeit üben, denn wir dürfen in Deutschland zufrieden sein, daß trotz der begangenen Mißgriffe sich das chinesische Abenteuer ohne andere als eine finanzielle Schädigung für Deutschland abgewickelt hat. Und dem Grafen Waldersee darf man dankbar sein, — nicht für das was er gethan hat, denn seine positiven Leistungen hätte auch ein kleinerer Mann sicherlich zu vollbringen vermocht, — sondern dafür, daß er sich in eine sehr bescheidene Stellung gefunden hat, ohne den Versuch zu machen, seinem persönlichen Ehrgeiz auf Kosten von Komplikationen für Deutschland Befriedigung zu verschaffen und seinem offiziellen Titel damit einen realen Inhalt zu geben. Diese Selbstbescheidung, auf die man nach den ersten Reden des Grafen Waldersee nicht gehofft hat, wurde zu einem Verdienst um Deutschland.

Die Buren haben den Engländern wiederum einige Schlappen beigebracht und haben Jamestown in der Kapkolonie erobert; also keine Entmuthigung und keine Kriegsmüdigkeit bei den Gegnern der Engländer.

Der „Speaker", der sich als einer der vorurtheilslosesten Beurtheiler der südafrikanischen Sachlage seit jeher in England erwiesen hat, sagt mit aller Deutlichkeit heraus, daß das Ende des Krieges noch gar nicht abzusehen sei. Thatsächlich halten die Engländer im Orangefreistaat und in Transvaal so gut wie nichts mit Ausnahme der Bahnlinien. Aber auch die bisher besetzten Punkte wird die englische Armee nicht bleibend schützen können, wenn nicht neue große Verstärkungen nach Südafrika nachgesandt werden. Und doch scheint das englische Ministerium entschlossen, in diesem ungerechten Kriege Menschen und Geld weiter zu opfern, ohne auch nur die zuversichtliche Hoffnung hegen zu können, daß in absehbarer Zeit sich ein Abschluß erreichen läßt.

* * *

Franz von Stauffenberg.

Die Welt lebt rasch, und je rascher sie lebt, umso undankbarer wird sie; um so schneller vergißt sie. Erst wenige Jahre sind vergangen, seitdem eine der edelsten, uneigennützigsten, feinsinnigsten Persönlichkeiten, die der deutsche Parlamentarismus aufzuweisen hat, nach einer Jahrzehnte langen aufopfernden Thätigkeit im deutschen Reichstag und im bayerischen Landtag sich vom Forum in die Muße des Studirzimmers — und leider nur zu oft auch in die erzwungene Muße des Krankenzimmers — zurückzog, und heute, bei dem Tode des Sechsundsechzigjährigen, muß man schon nachdrücklich hervorheben, was eines besonderen Hinweises nicht bedürfen sollte, daß Freiherr Franz August Schenck von Stauffenberg in Bayern wie im deutschen Reich zu den verläßlichsten Stützpunkten unseres nationalen Lebens gehört hat.

Seine parlamentarische Laufbahn begann bereits im Jahre 1866, in welchem Jahre er in den bayerischen Landtag eintrat. Die nationalen Einheitsbestrebungen fanden in ihm einen beredten freiheitlichgesinnten Vertreter. Sein politischer Einfluß wuchs rasch und führte ihn 1868 in das Zollparlament, 1871 in den deutschen Reichstag, 1873 auf den Präsidentenstuhl des bayerischen Abgeordnetenhauses und 1876 neben Forckenbeck auf jene Stelle, die gegenwärtig im Reichstage Herr von Frege inne hat.

Aber diese äußeren parlamentarischen Ehren waren nur ein schwacher Ausdruck des großen politischen Einflusses, den Stauffenberg in der liberalen Partei ausübte. Sproß eines alten angesehenen süddeutschen Adelsgeschlechts, besaß er auch nicht die Spur junkerlicher Vorurtheile und jenes bornirten Hochmuths, der nur zu oft den Mangel feinerer intellektueller Kultur verbergen muß. Man konnte sich keinen Politiker denken, der modernen liberalen Anschauungen zugänglicher gewesen wäre. Die Humanität seines ganzen Wesens und die feinfühlige Aufnahmefähigkeit eines die verschiedenartigsten Interessen umfassenden Geistes trugen wesentlich dazu bei, ihn in die Führerschaft der damaligen nationalliberalen Partei zu bringen.

Eine so liebenswürdige Natur war wie dazu geschaffen, unter Freunden zu vermitteln und den in jeder Partei vorkommenden Reibungen nach Möglichkeit vorzubeugen. Aber er übte sein Vermittleramt niemals auf Kosten der eigenen Ueberzeugungen aus.

Als deshalb Ende der siebziger Jahre die Bismarck'sche Reaktionsperiode einsetzte und sich ergab, daß die gesammte nationalliberale Partei sich nicht dazu bewegen ließ, Bismarck's reaktionäre Wirthschaftspolitik resolut zu bekämpfen, trat Stauffenberg mit an die Spitze der sogenannten Sezessionisten. Ich lernte ihn erst als Sezessionisten näher kennen. Die Gruppe der aus der nationalliberalen Partei Ausgeschiedenen war einige zwanzig Mann stark in den Wahlkampf des Jahres 1881 hineingegangen und kam als Liberale Vereinigung in doppelter Zahl aus der Reichstagswahl im Herbste 1881 heraus. Es war eine Partei, die sich sehen lassen konnte. Man braucht nur an Männer zu erinnern, die heute nicht mehr unter den

Lebenden weilen: Lasker, Forckenbeck, Bamberger, Stauffenberg, Braun, Kapp, Bunsen, um sich zu vergegenwärtigen, wie viel Talent, Charakter, Lebenserfahrung und echte Geistesbildung in jener Fraktion steckte, die Bismarck damals mit seiner ganz besonderen Abneigung beehrte, obgleich ihre Mitglieder ohne jede Ausnahme Bismarck's nationale Politik mit größter Hingebung unterstützt hatten.

In der Reichstagsfraktion der Liberalen Vereinigung, deren Senior Theodor Mommsen war, in die aber auch eine Anzahl junger Politiker, die erst im Anfange der dreißiger Jahre standen, eintrat, herrschte so wenig Zwang, wie das in einer parlamentarischen Fraktion nur immer möglich ist. Die Uebereinstimmung in den politischen Grundanschauungen war so groß, daß man individuellen Meinungsverschiedenheiten keine weittragende Bedeutung beizulegen brauchte. Zugleich umfaßte die Liberale Vereinigung eine ungewöhnlich große Anzahl von Männern, deren geistiger Horizont nicht bloß von politischen Interessen eingefaßt war. Zu denen, die selbst in diesem Kreise durch geistige Vielseitigkeit hervorragten, gehörte Stauffenberg. Er war der fleißigste Besucher der Reichstagsbibliothek; aber sein robuster Lesehunger ging auch auf geistige Nahrung aus, die in keiner parlamentarischen Bücherei zu haben ist. Spanische, portugiesische, brasilianische Romane und Theaterstücke, selbst von Dichtern zweiten und dritten Ranges, beschäftigten ihn zeitweilig; und wenn er irgendwo und aus irgend einer Zeit eine litterarische Goldader entdeckt zu haben glaubte, an der die übrige Welt achtlos vorüber ging, so freute er sich des Fundes, wie ein amerikanischer Prospektor, der in den Rocky Mountains unerwartet auf eine werthvolle Erzader stößt.

Sie ist nicht ganz ungefährlich, solche ungeheure Receptivität, wenn sie nicht von einer starken Neigung zu geistiger Produktion begleitet wird. Auch Ludwig Bamberger besaß eine ungewöhnlich starke geistige Aufnahmefähigkeit; aber damit verband sich in glücklichster Weise das Bedürfniß zum litterarischen Schaffen. Er ließ seine Feder nie völlig einrosten und durch stete Uebung erhielt er sich produktiv bis in die letzten Monate seines Lebens. Stauffenberg las sehr viel und schrieb sehr selten. Ein lebhafter, geistvoller Causeur erweckte er bei seinen Freunden immer wieder den Wunsch, daß er sich auch litterarisch bethätigen möge. Er empfand auch die Lust, es zu thun; aber nicht oft reifte der Vorsatz zur That. Und schließlich genügte er sich selbst um so weniger, je tiefer er in die Feinheiten fremder geistiger Arbeit eingedrungen war. Uebrigens trug seine schwankende Gesundheit auch mit Schuld daran, daß er publizistisch so selten aus sich heraus kam. Jede heftige Gemüthserregung warf ihn aufs Krankenlager. Gerade bei politischen Krisen, in denen seine ausgleichende Persönlichkeit von besonderem Werth war, mußten die Freunde sein Eingreifen oft nur deshalb entbehren, weil der Körper versagte. Stauffenberg litt unter dieser Erfahrung, die er immer wieder machen mußte, um so schmerzlicher, als er ein äußerst fein entwickeltes Pflichtgefühl besaß. Aufgaben, die er einmal übernommen hatte, suchte er auf das Gewissenhafteste zu erfüllen; und er mußte sich manchen Spott in Berlin darüber gefallen lassen, daß er seine Arbeitskraft im Finanzausschuß des bayerischen Abgeordnetenhauses als langjähriger Referent verbrauchte, während er in der Reichspolitik so viel größere Aufgaben vor sich hatte.

In seinen Reden erinnerte er in nichts an den früheren Staatsanwalt. Es war etwas Gesundes, Schlichtes in seiner Rede; viel bon sens, nichts Phrasenhaftes. Auch die verführerische patriotische Phrase verschmähte er; aber die patriotische Wärme fühlte man immer durch. Die Redeweise hatte manchmal etwas Stockendes, was aber der Wirkung keinen Eintrag that. Die ganz glatten Sprecher, in deren Reden man das Krystallisiren der Gedanken nicht verfolgen kann, sind selten wirksam, besonders in unseren heutigen Parlamenten, in denen das Wie der Rede hinter dem Was mehr und mehr verschwindet. Und der materielle Inhalt der Stauffenberg'schen Reden war solide; seine wirthschaftspolitischen Ausführungen insbesondere zeichneten sich durch scharfsinnige Beweisführung und reiche Detailkenntnisse aus.

Daß er dem Protektionismus feindlich gegenüberstand, braucht bei einem Gesinnungsgenossen der Forckenbeck, Bamberger, Bunsen und Braun kaum hervorgehoben zu werden. Um das Jahr 1879, als so mancher alte Freihändler sein schutzzöllnerisches Herz entdeckte und die agrarische Interessenpolitik ihre ersten Züge unternahm, schwankte der Großgrundbesitzer auch nicht einen Augenblick, auf welcher Seite sein Platz sei. Er ist bis zum Lebensende ein überzeugter Freihändler geblieben.

Ich bin weit davon entfernt, Stauffenberg's politische Lebensarbeit gering anzuschlagen; dennoch möchte ich bei der Gesammtwürdigung seiner Persönlichkeit ihn jenen edlen Naturen zuzählen, die — nach Schiller's Wort — mit dem zahlen, was sie sind. Der sittliche Adel einer von Bildung gesättigten Persönlichkeit inmitten des politischen Getriebes einer Zeit voll verwirrender Interessengegensätze hat etwas Befreiendes. Wer dem ausgezeichneten Manne, in dem so viel Güte des Herzens und, trotz mancher schwerer Schicksalsschläge, ein unerschöpflicher Schatz sonniger Heiterkeit lebte, jemals nahe gestanden hat, wird ihm stets eine dankbare Erinnerung bewahren.

Theodor Barth.

Zur Revision des Börsengesetzes.

Der Börsenausschuß ist auf den 11. Juni d. J. vom Reichskanzler (Reichsamt des Innern) berufen, um sich gutachtlich über einige bei Abänderung des Börsengesetzes in Betracht kommende Punkte zu äußern. Man kann darin ein Anerkenntniß der Nothwendigkeit, den Anregungen zur Abänderung des Gesetzes näher zu treten, erblicken. Der Börsenausschuß ist ein durch das Börsengesetz selbst geschaffenes, vom Bundesrath gebildetes Sachverständigenorgan, in welchem börsenfreundliche wie börsenfeindliche Elemente in ungefähr sich das Gleichgewicht haltender Zahl vereinigt sind. Daß er stets die bei ihm vorausgesetzte Sachkunde in seiner Mehrheit bewiesen habe, kann nicht behauptet werden; beispielsweise war das, wie ich an anderer Stelle gezeigt habe,*) nicht der Fall in der Frage des Prospekterfordernisses bei Kapitalsherabsetzungen solcher Gesellschaften, deren Aktien zum Börsenhandel zugelassen sind. Vor allem fehlt ihm in seiner jetzigen Zusammensetzung leider gänzlich das früher vorhanden gewesene wissenschaftliche (juristische und nationalökonomische) Element, welches schon seiner Objektivität wegen wünschenswerth erscheint, dann aber auch wegen der größeren Uebung, die rechtliche Tragweite gesetzgeberischer Vorschläge zu übersehen. Von diesen Gesichtspunkten aus wäre es wünschenswerther gewesen, wenn der Weg eingeschlagen wäre, welchen Minister Brefeld im preußischen Abgeordnetenhause am 20. Februar d. J. als seine Absicht verkündete, eine freie Kommission zu berufen, in welcher Parlamentarier, Autoritäten der Handelspraxis und der Wissenschaft zusammen wirken sollten.

Ist so der modus procedendi, welcher dem ehemaligen preußischen Handelsminister vorschwebte, nicht beliebt, so beweisen die in dem Einladungsschreiben des Reichskanzlers mitgetheilten Punkte der Tagesordnung der bevorstehenden Börsenausschußsitzung, daß der Gedankengang des Herrn Brefeld auch den übrigen „maßgebenden" Faktoren als Ziel der Reform vorschwebt. Es wird für weitere Kreise von Interesse sein, diesen Gedankengang kennen zu lernen.

*) Vgl. Holdheims Monatsschrift für Handelsrecht und Bankwesen, Jahrg. IX (1890) Nr. 10.

Selbst dem bisherigen preußischen Handelsminister, dessen Verhältniß zu den Interessen des seiner Fürsorge anvertrauten Berufsstandes stets nur ein äußerliches geblieben ist, hatte sich allmählich die Erkenntniß aufgedrängt, welcher er in den Worten Ausdruck verlieh:

„Zweifellos ist die Börsenspekulation als solche unentbehrlich. Sie gehört zur Börse wie der Lebensathem. Wenn Sie aus dem Thermometer das Quecksilber herausnehmen, zeigt es das richtige Wetter nicht mehr an, wenn Sie der Börse die Spekulation nehmen, kann sie nicht mehr die richtige Bewerthung der großen Werthe und Effekten ermessen."

Nun, daß das Quecksilber mit den im Börsengesetz über den Terminhandel gegebenen einschränkenden Vorschriften dem Thermometer, für welches, um das Bild zutreffender zu machen, das Barometer als das das Wetter anzeigende Instrument zu setzen sein dürfte, in der That entzogen war, darüber waren sich ja die verbündeten Regierungen eigentlich nie im Zweifel gewesen. Gerade von diesem Gesichtspunkt aus hatten sie sich eine Zeit lang gegen das von der agrarisch-klerikalen Reichstagsmehrheit begehrte Verbot des Terminhandels in gewissen Waaren und Werthpapieren gesträubt. Wenn sie schließlich widerwillig in diesem Punkte nachgaben, so geschah es in der, wie die Erklärungen ihrer Vertreter darthun, bewußten Erwägung, daß, wie es neben Quecksilber- auch Aneroidbarometer gibt, so auch das spezifische Börsentermingeschäft, auf welches allein § 50 des Börsengesetzes sich bezog, seinen Ersatz zu finden vermöchte durch andere vom Verkehr entwickelte typische Geschäftsformen, welche zwar, wie Surrogate in der Regel, nicht ganz das Gleiche leisteten wie die Börsentermingeschäfte, mit denen sich aber zur Noth auskommen ließ.

Und die gleiche Erwägung mußte auch das Börsenregister als unbedenklich erscheinen lassen. Wenn es den doppelten Zweck verfolgte, auf der einen Seite den Kreis der am Börsenterminhandel Betheiligten zu beschränken, auf der anderen innerhalb des so beschränkten Kreises feste vor den Gefahren des Differenzeinwandes gesicherte Rechtsverhältnisse zu schaffen, so blieb ja, wenn sich der indirekt Eintragungszwang als unwirksam erwies, immer noch der Weg offen, das Börsentermingeschäft durch annähernd gleichwerthige Geschäftsformen zu ersetzen. Allerdings unterlagen diese dann der Möglichkeit des Differenzeinwandes. Aber darauf mochten es die Betheiligten, wenn sie ihrer Sache sicher waren, ankommen lassen. Namentlich, wenn es sich um den Verkehr der Kaufleute unter einander handelt, in welchem Falle einerseits die Rechtsprechung wenig geneigt sein wird, dem Einwand stattzugeben, andererseits die soziale Anschauung der Standesgenossen, für die Börsenbesucher ausgerüstet mit dem Machtmittel der Ehrengerichtsjudikatur, es in der Hand hat, dem den Einwand Erhebenden klar zu machen, daß die kaufmännischen Ehrbegriffe die unbedingte Erfüllung eingegangener Verpflichtungen verlangen und den Rückzug hinter die Selbstbezichtigung frivoler Spielabsicht ausschließen.

Daß nun aber der Gang der Sache ein anderer wurde, daß an Stelle des erträglichen ein völlig unerträglicher anarchischer Zustand eintrat, das war die Folge der Reichsgerichtsjudikatur. Es ist hier nicht der Ort, in eine Kritik der vielberufenen Urtheile des höchsten Gerichtshofes vom 12. Oktober 1898, 28. Oktober 1899, 1. Dezember 1900 einzutreten. Bezüglich der beiden erstbezeichneten Urtheile hat die uninteressirte und deshalb unverdächtige wissenschaftliche Kritik ihres Amtes, trotz aller Rücksicht auf das Ansehen der oberstrichterlichen Judikatur in formeller Hinsicht, so gründlich gewaltet, daß man wohl annehmen kann: neben der Erkenntniß der schädigenden Folgen, welche das Gesetz und die ihm von der Rechtsprechung gegebene Auslegung für die wirthschaftliche Nationalkraft gehabt haben, ist für den Entschluß, eine gesetzgeberische Aktion selbst bei der unveränderten Zusammensetzung des Reichstages anzubahnen, auch der Gesichtspunkt maßgebend gewesen, einen derartigen Widerspruch zwischen formaler Rechtskraft und rechtswissenschaftlicher Beurtheilung aus der Welt zu schaffen.

Auf das Urtheil vom 1. Dezember 1900 aber, durch welches der Zusammenhang zwischen den §§ 50 und 51 des Börsengesetzes zerrissen und neben die im Gesetz selbst klar ausgesprochene alleinige Folge des Verbots des Börsenterminhandels in den dort bezeichneten Papieren und Waaren, nämlich den Ausschluß der Einzelgeschäfte von der Benutzung der Börseneinrichtungen, die weitere Folge der Nichtigkeit dieser angeblich untersagten Geschäfte gestellt ist, nimmt das Schreiben des Reichskanzlers selbst als eine der Ursachen für die Nothwendigkeit, auf gesetzliche Abhilfe zu sinnen, Bezug.

Die wirthschaftlichen und allgemeinen Folgen des Börsengesetzes und seiner Anwendung in der Judikatur sind so oft erörtert, daß hier davon abgesehen werden kann, darauf zurückzukommen. Sie lassen sich kurz dahin zusammenfassen, daß zwar die Spekulation des Publikums an der Börse nicht eingedämmt, aber des ausgleichenden Faktors des Terminhandels beraubt, zur Cassaspekulation geworden ist und sich in ungeheuerlichen Kursschwankungen insbesondere der Montanwerthe fühlbar gemacht hat, durch welche den Betheiligten die erheblichsten Verluste erwachsen sind, daß die Stellung der deutschen Börsen im internationalen wirthschaftlichen Gesammtorganismus zu Gunsten des Auslandes erheblich geschwächt und so der nationalen Machtentfaltung auf wirthschaftlichem Gebiet ein wesentliches Hilfsmittel entzogen ist, daß die starke Inanspruchnahme der Kapitalmittel für den Cassaverkehr an der Börse jene der industriellen und landwirthschaftlichen Produktion entzogen, den Zinsfuß erhöht und dem Wirthschaftsleben unseres ohnehin kapitalarmen Landes Nachtheil zugefügt hat, daß weiterhin in wachsendem Maße aus dem rein formalen Grunde der Nichteintragung in das Börsenregister, deren Beseitigung an der Weigerung des Privatpublikums, die Eintragung zu bewirken, gescheitert ist, die Erfüllung eingegangener Verpflichtungen verweigert ist ohne Rücksicht auf abgegebene Anerkenntnisse und unter Rücknahme für die Erfüllung bestellter Sicherheiten. Welchen Umfang diese schließlich in die Kaufmanskreise selbst eingedrungene Korruption angenommen hat, läßt sich ziffermäßig schwer feststellen: insbesondere wird die vom preußischen Justizminister jüngst in die Wege geleitete Rundfrage bei den Gerichten nur ein sehr unvollständiges Bild zu geben vermögen, weil die meisten der hier in Betracht kommenden Fälle durch außergerichtlichen Vergleich ihre Erledigung finden.

Ueber die Nothwendigkeit der Reform und die Punkte, bei welchen sie anzusetzen habe, hatte sich schließlich unter den Betheiligten eine communis opinio gebildet, welche in den Vorschlägen der Frankfurter Handelskammer einen zwar schüchternen, aber darum, wie man meinen sollte, auch für die sonstigen Faktoren um so annehmbareren Ausdruck fand. Die jetzt in dem Einladungsschreiben der Reichsregierung als Grundlage für die demnächstige Verhandlung mitgetheilten Abänderungsideen knüpfen augenscheinlich an die Frankfurter Vorschläge an, bleiben aber erheblich hinter ihnen zurück.

Was zunächst die auf das Börsenregister bezüglichen Aenderungen anlangt, so ist dem Verlangen, daß das Handelsregister für die in dasselbe eingetragenen Kaufleute als gleichwerthiger Ersatz gelten solle, nur insoweit Rechnung getragen, als der in das Handelsregister eingetragene Kaufmann wie derjenige, welcher als zugelassener Börsenbesucher berufsmäßig Börsen- oder Bankiergeschäfte betreibt, als Beklagter den Einwand der Nichteintragung in das Börsenregister nicht soll erheben dürfen. Dagegen bleibt nach wie vor auch für den in das Handelsregister eingetragenen Kaufmann die Eintragung in das Börsenregister Voraussetzung für die Klageerhebung. Diese eigenthümliche Konstruktion, welche bei der Lektüre der Vorschläge leicht übersehen werden kann und mehrfach übersehen ist, ist logisch kaum zu begründen. Ist das Handelsregister in

der Umschreibung des Kreises der für den Börsenterminhandel nach Ansicht des Gesetzgebers Legitimirten dem Börsenregister gleichwerthig, so ist nicht abzusehen, weshalb es diese Funktion nur auf Seiten des Beklagten, nicht auch auf der klägerischen ausüben kann. In der That ist nur eine psychologische Begründung dafür denkbar. Als sich die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Abänderung des Gesetzes angesichts der durch dasselbe hervorgerufenen Zustände auch bei den verständigeren unter seinen Vätern und Anhängern Bahn brach, vermochten sie es doch nicht über sich, zuzugeben, daß die ganze Registeridee ein Fehlschlag gewesen ist. Sie fanden die erlösende Phrase, daß die Reform die Grundlagen des Gesetzes unberührt lassen müsse. Zu diesen Grundlagen aber mußten sie das Register um so mehr rechnen, als sich gerade um dieses der härteste Kampf entsponnen hatte. Wie jeder Fetischismus zugleich Fanatismus ist, so namentlich auch der bureaukratische. Wie nun, wenn sich mit dem Nachgeben gegen das Drängen auf Reform zugleich eine Erhöhung der Heiligkeit des Registerfetisch, dieses rechtserzeugenden Wisches Papier, verbinden ließ? Dies war der Fall, wenn man die auf die Eintragung gesetzte Prämie erhöhte. Und das geschieht bei dem hier erörterten Vorschlag. Unterblieb bisher die Eintragung des Bankiers, weil sie mangels der Möglichkeit, den Mitkontrahenten zur Eintragung zu veranlassen, zwecklos erschien, so gewährt sie jetzt wenigstens den Vortheil, daß der Klage gegen den ins Handelsregister eingetragenen Vollkaufmann von diesem der Differenzeinwand nicht mehr entgegengesetzt werden kann. Das ist ein Vortheil namentlich für den Centralbankier. Dagegen befindet sich der Provinzialbankier in der unangenehmen Lage, sich von seinem nicht eingetragenen und die Eintragung unter Drohung der Entziehung der Kundschaft weigernden Privatkunden nach wie vor den Registereinwand entgegensetzen lassen zu müssen, ohne doch seinerseits den auf ihn geübten Druck weitergeben zu können. Man wird gut thun, sich diesen centralistischen Zug der unvollständigen Reformvorschläge klar zu machen.

Ebenso prinzipwidrig erscheint es, wenn dem Anerkenntniß der Schuld erst nach sechsmonatlicher Frist rechtsbegründende Wirkung zugesprochen werden soll. Mußte es als besonders dolos und das Rechtsgefühl verletzend erscheinen, wenn auch die ausdrücklich anerkannte Schuld aus Termingeschäften hinterher von dem Nichteingetragenen widerrufen wurde, so ist es unerfindlich, weshalb, wenn man diesem Gefühl nachgebend eine Aenderung eintreten lassen will, das Anerkenntniß doch noch 6 Monate hindurch soll widerrufen werden dürfen. Und, wenn man dem Anerkenntniß wenigstens einige Wirksamkeit einräumen will, so erscheint es nicht verständlich, weshalb man den dem Rechtsgefühl noch mehr zuwiderlaufenden Zustand will fortbestehen lassen, daß die ausdrücklich für die Erfüllung bestellten Sicherheiten hinterher ohne Weiteres von dem Verpfänder sollen zurückgenommen werden können, als wäre nichts geschehen.

Hinsichtlich der Frage des verbotenen Terminhandels enthält das Schreiben des Reichskanzlers nur den Hinweis auf die Wirkungen der erwähnten Reichsgerichtsjudikatur namentlich für den Fortbestand der durch Vereinbarung aller betheiligten Faktoren — einschließlich Landwirthschaft und Regierung — wieder ins Leben zurückgerufenen, allerdings nur vegetirenden Produktenbörse, ohne seinerseits Vorschläge daran zu knüpfen.

Eine prinzipielle Lösung des gesetzgeberischen Problems — ungeschwächte Erhaltung der Börse als eines der Grundpfeiler der nationalen wirthschaftlichen Entwickelung bei thunlichster Eindämmung des verwerflichen und wirthschaftlich schädlichen Börsenspiels — enthalten die mitgetheilten Grundzüge der beabsichtigten Reform nicht. Eine solche wird erst erzielt werden, wenn die Gesetzgebung zu der Einsicht gelangt, daß der einzig wirksame Schutz vor der Versuchung, die Börseninstitution zu den Zwecken zu mißbrauchen, welchen sonst Monte Carlo, der Totalisator und der Spieltisch dienen, die Statuirung der unbedingten Verantwortlichkeit eines jeden für seine Handlungen, der ausnahmslosen Anwendung des Grundsatzes von der Verpflichtung, eingegangene Rechtsgeschäfte zu erfüllen, auch auf Börsengeschäfte, mithin die Beseitigung des Differenzeinwandes ist. Die Erfahrungen, welche andere Länder, namentlich Frankreich auf diesen Weg geführt haben, werden auch bei uns sich geltend machen.

In des Redemptoristen Liguoris „Moraltheologie" findet sich folgende Erörterung:*)

„Darf Jemand, der an einem durch die Gesetze verbotenen Spiele mit dem Vorsatze theilnimmt, seine Verluste gerichtlich zurückzufordern, den Gewinn behalten? Nach der probableren Ansicht, ja. Ist Jemand, der an einem verbotenen Spiele theilnimmt, verpflichtet, seine Verluste zu bezahlen? Die erste sehr probabele Ansicht bejaht, die zweite probablere und gewöhnliche verneint."

Haben wir ein Recht, diese Entscheidung einer ethischen Zweifelsfrage als Kennzeichen für die Verwerflichkeit der Jesuitenmoral anzusehen, während doch unsere Gesetzgebung ebenfalls die von Liguori vorgezogene Meinung als die „probablere" ansieht? Gewiß ist es auch moralisch verwerflich, dem Spieler die Gelegenheit zu bieten, seiner Leidenschaft zu fröhnen. Gewiß können Selbstzucht der betheiligten Geschäftskreise und Ehrengerichtsjudikatur noch manches auf diesem Gebiete bessern. Es wird um so eher geschehen, wenn der durch die Gesetzgebung geschaffene Zustand die Betheiligten nicht zum solidarischen Zusammenhalten nöthigt. Gewiß ist aber auch, daß nur die unnachsichtliche Strenge des Gesetzes, die gleiche Verantwortlichkeit aller Verfügungsfähigen für ihre rechtlich erheblichen Handlungen geeignet ist, zu dem wünschenswerthen Ziele der wirthschaftlichen Erziehung der gesammten Nation zu führen. Die gegenwärtig erwogenen Vorschläge sind ungenügend und nicht geeignet, die vorhandenen Schäden zu beseitigen.

Heinrich Dove.

Das Recht auf Hungersnoth.

Der Saatenstand ist in manchen Gegenden Preußens so schlecht, daß die ernstesten Befürchtungen gehegt werden, der zu erwartende mangelhafte Ernteausfall werde einen förmlichen Nothstand dadurch herbeiführen, daß zahlreiche Landwirthe, statt Ackerbauprodukte zu verkaufen, genöthigt sein werden, zur Aufrechterhaltung ihres landwirthschaftlichen Betriebes solche Ackerbauprodukte in großem Umfange zukaufen zu müssen. Der Vorsitzende der ständigen Kommission des Landesökonomiekollegiums Graf von Schwerin-Löwitz hat sich deshalb veranlaßt gesehen, eine Eingabe an die preußische Regierung zu richten, in der er schleunige Maßregeln „zur Abschwächung dieses großen, weite Gebiete umfassenden Nothstandes" verlangt. Er schlägt selbst verschiedene Maßregeln vor, darunter eine staatsseitige Bewilligung von Baarmitteln zur Beschaffung von Saatgetreide für kleinere Landwirthe, eine wesentliche Herabsetzung der Eisenbahntarife für den Bezug landwirthschaftlicher Bedarfsartikel wie Futtermittel, Saatgetreide u. s. w., die freihändige Hergabe von Roggen und Kleie seitens der Proviantämter zu Marktpreisen an bedürftige Landwirthe, und ähnliche Mittel, die darauf abzielen, den Landwirthen, die Getreide und andere landwirthschaftliche Bedarfsartikel kaufen müssen, in den Stand zu setzen, das möglichst billig zu thun.

In derselben Eingabe nun, in der die Hilfe des Staates und der Steuerzahler im Allgemeinen für diejenigen Landwirthe, die eine ungünstige Ernte zu beklagen haben werden, in Anspruch genommen wird, befindet sich eine Be-

*) Vgl. Graf Paul v. Hoensbroech in Preuß. Jahrbücher Bd. 104 Heft 3 (Juni 1901) S. 455.

trachtung, die so charakteristisch ist für unser Agrarierthum, daß sie wörtlich hier eine Stelle finden mag:

„Nicht unerwähnt darf schließlich bleiben" — so heißt es am Schlusse jener Eingabe — „daß der letzte amtliche Saatenstandsbericht Preußens das Signal für eine rapide Aufwärtsbewegung der Preise für sämmtliche Produkte der Landwirthschaft hätte bilden müssen, wenn nicht die Preise für das deutsche Getreide fast ausschließlich vom Auslande abhängig wären. Infolge des zu geringen Zollschutzes und der dadurch veranlaßten Ueberschwemmung Deutschlands mit ausländischen landwirthschaftlichen Produkten wird jedoch selbst dieses erschreckende Bild wenig Eindruck auf die Preisbewegung zu machen vermögen.

Wenn sich bewahrheitet, daß Nordamerika thatsächlich die weiter oben angedeutete große Ernte einbringt, so wird die preußische Landwirthschaft trotz eines geringfügigen Ernteertrages doch nur sehr niedrige Preise für ihre landwirthschaftlichen Produkte erhalten. Es muß sich hieraus geradezu ein nationales Unglück, das heißt ein Nothstand ergeben, der an sich außerordentliche Hilfe der Staatsregierung nothwendig machen dürfte.

Die ganze Lage des Getreidemarktes und der Umstand, daß ein so ungeheurer Ernteausfall, wie er gegenwärtig in Deutschland bevorsteht, wegen der immer drohender werdenden ausländischen Konkurrenz fast ohne Einfluß auf die Getreidebewerthung in Deutschland geblieben ist, sprechen aber für die Nothwendigkeit einer wesentlichen Erhöhung der Getreidezölle so deutlich, daß, wie ich meine, die Kenntniß dieser Verhältnisse für die königliche Staatsregierung und deren Stellungnahme zu dem Entwurf eines neuen Zolltarifes und die in denselben einzustellenden Getreidezollsätze nicht ohne Einfluß bleiben kann. Und ich erlaube mir deshalb, Namens der ständigen Kommission des Landesökonomiekollegiums an Euere Excellenz die Bitte zu richten, dafür geneigtest Sorge tragen zu wollen, daß die thatsächlichen Verhältnisse, wie ich sie in Vorstehendem zum Ausdruck gebracht habe, bei den verbündeten Regierungen die gebührende Würdigung finden mögen."

Neben der Klage darüber, daß zahlreiche Landwirthe wenig oder nichts ernten werden, befindet sich hier die weitere Klage, daß diejenigen Landwirthe, die von dem Nothstand nicht betroffen werden, sondern auf eine befriedigendere Ernte rechnen dürfen, aus dem Nothstand der andern keinen großen Gewinn ziehen werden, weil das Ausland schändlich genug ist, dem in Deutschland durch eine schlechte Ernte hervorgerufenen Mangel mit seinem Ueberfluß abzuhelfen. In den Augen unserer gefühlvollen Agrarier ist es eine Art Verstoß gegen die göttliche Weltordnung, daß ein Nothstand in Deutschland nicht auch zu Nothstandspreisen führt. Wäre Deutschland durch Prohibitivzölle vom Ausland abgeschlossen, so würde der bevorstehende Ernteausfall in Getreide die Getreidepreise kolossal in die Höhe treiben, und die glücklichen Großgrundbesitzer, die in diesem Jahre Getreide zu verkaufen haben, würden aus dem Nothstande den größten Gewinn ziehen können. Unter dem bestehenden Zolltarif aber ist nur darauf zu rechnen, daß die allgemeinen Weltmarktspreise mit dem Zuschlage des deutschen Zolles von 35 Mark per Tonne auf Brotgetreide für das inländische Getreide maßgebend sein werden. Unsere Agrarier, soweit sie Getreide zu verkaufen haben werden, sind damit um ihre Hoffnungen, aus dem vorhandenen Nothstand einen großen Extragewinn zu ziehen, betrogen. Sie verlangen deshalb die Anerkennung des Rechts auf Hungersnoth.

Der Graf von Schwerin-Löwitz erblickt in dem Umstande, daß für die landwirthschaftlichen Produkte keine Nothstandspreise in diesem Jahre erzielt werden, geradezu ein „nationales Unglück." Wie aber würde das „nationale Glück" aussehen, wenn jene Nothstandspreise nicht durch die Konkurrenz reichlicher ausländischer Ernten gemäßigt würden? Nicht nur, daß Millionen von Arbeiterfamilien durch eine enorme Preissteigerung des täglichen Brotes zu den schlimmsten Entbehrungen verurtheilt werden würden, auch die nach Hunderttausenden zählenden kleinen Landwirthe, deren eigene Produktion an Getreide für ihren eigenen Betrieb schon unter normalen Ernteverhältnissen nicht ausreicht, und jene anderen Hunderttausende, die durch den ungewöhnlichen Ernteausfall dieses Jahres zu Käufern anstatt zu Verkäufern gemacht werden, — sie alle würden in ihrer Lebenshaltung und in ihrem Betriebe durch hohe Nothstandspreise schwer geschädigt werden. Und was würden einer solchen Schädigung gegenüber alle jene Maßnahmen bedeuten, die staatsseitig zur Linderung des Nothstandes von dem Vorsitzenden der ständigen Kommission es Landesökonomiekollegiums empfohlen werden! Welch eine Konfusion, um von schlimmerem zu schweigen, herrscht in den Köpfen dieser Agrarier, die in einer derartigen Eingabe staatliche Maßregeln empfehlen, welche es ermöglichen sollen, in den Nothstandsbezirken den in ihren Ernteaussichten getäuschten Landwirthen durch Verbilligung von Getreide und anderen landwirthschaftlichen Bedarfsartikeln zu helfen, und die gleichzeitig es beklagen, daß nicht durch andere staatliche Maßnahmen die Konkurrenz des Auslandes so sehr eingeengt ist, um inländischen Produzenten, die von dem Mißwachs nicht getroffen sind, hohe Nothstandspreise zu sichern!

Diese Eingabe des Grafen von Schwerin-Löwitz ist ein geradezu klassischer Beleg für die gemeinnützigen Bestrebungen unseres Agrarierthums, der bei der Agitation gegen die Erhöhung der Getreidezölle von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein wird.

Ferdinand Svendsen.

In Weimar.

„Seit dem heutigen Tage ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Thautropfen von der Morgensonne", schreibt mit jugendlichem Feuer der alte Wieland, als der Sechsundzwanzigjährige seinen Einzug in Weimar hält. Und sein wachsendes Entzücken findet einen unvergleichlichen Ausdruck in jenem berühmten Gedicht, dessen Anfang hier wiedergegeben sei.

Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken
Gleich mächtig zu tödten und zu entzücken,
So trat er unter uns, herrlich und hehr,
Ein echter Geisterkönig, daher!
Und die niemand fragte, wer ist denn der?
Wir fühlten beim ersten Blick, 's war er!
Wir fühlten's mit allen unsern Sinnen,
Durch alle uns're Adern rinnen.
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt.

Wer das Glück hatte, mit dem Einzigen in Berührung zu kommen, hat diese fascinirende Gewalt erfahren, die bis an sein Lebensende dem Beherrscher aller Höhen und Tiefen — wie Erich Schmidt einmal in festlich gehobener Sprache Goethe genannt hat — eigen war.

Dem Letzten, der zwischen Goethe und der Nachwelt das lebendige Band war und sein wollte, dem Letzten, der diese Macht empfunden, dem Großherzog Carl Alexander, galt die Todtenfeier, mit der die Festtage in Weimar dieses Jahr eröffnet wurden. Cuno Fischer aus Heidelberg hielt die Gedächtnißrede, die deshalb von wesentlicher Bedeutung ist, weil sie im Kern ein treues Bild von der Persönlichkeit des Verewigten gibt, den die breite Oeffentlichkeit nur aus zwei nicht ganz einwandsfreien Quellen kennen gelernt hat. Einmal hat sie in jenem Serenissimus das Urbild Carl Alexanders wiederzuerkennen geglaubt, den der Simplicissimus mit verwegenem und lustigem Spott so oft in Wort und Bild vorgeführt hat. Dann aber schöpfte sie ihr Urtheil aus den boshaften und bissigen Bemerkungen, die Bismarck über Carl Alexander während des deutsch-französischen Krieges aufgezeichnet hat. Der erste Reichskanzler ist wohl später selbst zu einem etwas gerechteren Urtheile über Carl Alexander gelangt, als er nach seiner Entlassung gerade von diesem Fürsten so warm und herzlich empfangen

wurde und in Jena als ein Götz redivivus seine berühmte Rede halten konnte, in der die „Räthe vom grünen Tisch" so saftig und bitter zugleich mitgenommen wurden.

Carl Alexander hat zu den wenigen deutschen Fürsten gehört (vielleicht ist er sogar der einzige gewesen), die von Goethe-Kultur getragen waren, und eine Regierung des Geistes anstrebten. Alles könnte ich in meinem Leben missen — nur Goethe nicht! hat dieser Mann gesagt, der noch am Abend seines Lebens seine Goethe-Erinnerungen aufgeschrieben hat. Er sieht sich mit den Enkeln Goethe's — Walter Goethe nennt er seinen liebsten Spielgefährten — im Urbinozimmer spielen, und er schildert die große Wirkung, die des Meisters Persönlichkeit in ihm, dem Knaben, hervorrief, in folgenden Worten: „Ich sah Goethen in den Gemächern meiner Mutter in dem Cedernzimmer neben der großen Vase von violettem Jaspis stehen. Es war das erste Mal, daß mir sein Anblick einen tiefen Eindruck machte. Etwas über Mittelgröße schien er größer, als er war, weil er sich sehr grade hielt. Seine Bewegungen waren gemessen, seine Haltung sehr vornehm, aber nicht steif, die Züge bis ins hohe Alter sehr edel, der Mund sehr schön geschnitten, die Augen merkwürdig groß, die Pupille braun. Sie schienen Blitze zu strahlen, wenn er sprach, nie habe ich bei einem menschlichen Wesen solche Augen wieder gesehen. Sein Organ war höchst angenehm. So sehe ich ihn noch, so glaube ich ihn noch zu hören, jene Vase bewundernd."

Ein ander Mal betritt der junge Prinz Goethe's Arbeitszimmer. Der Dichter holt zwei Bücher hervor, die er ihm zeigt. Das eine war in indische Seide eingehüllt. Es war Byron's Sardanapal, den sein Verfasser an Goethe mit der demüthig-stolzen Widmung gesandt hatte: „To his liege-lord" — das andere war die Urschrift des Götz.

Mit vollem Recht hat Cuno Fischer in seiner großen, vielleicht allzu breit angelegten Rede diese Erinnerungen Carl Alexanders besonders betont und mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß der Großherzog gerade aus dieser großen Vergangenheit seines kleinen Landes seinen Lebensmuth und seine freudige Lebensbethätigung sich holte. Er war ein aufrechter, gerader Mann, dem Kraftgenialität und Titanenthum fern lagen, der niemals über seine Anlagen hinaus wollte, dafür aber mit Energie und hingebender Treue das stolze, ihm anvertraute Erbe verwaltet hat.

An der Wende des 12. und 13. Jahrhunderts hat die deutsche Dichtung auf der Höhe der Welt gestanden. Der Schauplatz war die Wartburg, wo Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach sangen. Und auf der Wartburg war es auch, wo Luther das Neue Testament in sein geliebtes Deutsch übertrug und ein litterarisches Meisterwerk allerersten Ranges schuf, ohne das Lessing, Herder, Goethe und Schiller nicht die hätten werden können, die sie in Wahrheit wurden.

An der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts erlebte die deutsche Dichtung zum zweiten Male einen unerhörten Aufschwung. Die ganze Welt blickte voll Bewunderung nach Weimar. Lord Byron widmet eines seiner Bücher Goethe mit der Huldigung: „Dem großen Goethe, der die Litteratur Europas erleuchtet und die seines Vaterlandes geschaffen hat."

Carl Alexander lebte in solch stolzen Erinnerungen, die ihm seine Bahn wiesen. Ihm war es trotz seiner beschränkten Mittel innerstes Herzensbedürfniß, die Wartburg wiederaufzubauen und damit eine große Kulturthat zu leisten. Ihm war es nicht nur ein Gebot der Ehrfurcht — ihm war es ein Gebot der Selbsterhaltung, Goethe's Vermächtniß an die deutsche Nation, soweit es in seinen Kräften stand, zu vollstrecken.

Der Enkel Carl August's jubelte bei dem Worte: „Wohl mir, daß ich ein Enkel bin." Der Enkel Goethe's, Walther Goethe, steht in erschütterndem, tragischem Gegensatz zu ihm. Er machte wie sein Bruder an sich und die Welt Ansprüche, die keine Erfüllung finden konnten. In Melancholie und Weltflucht versinkt ein hochgesinnter Mensch. Wie schmerzhaft und von furchtbarem Weh durchzittert klingen die Worte, die er nach dem Tode seiner Schwester an seinen Freund und Lehrer Schuchhardt schreibt: „Ich denke doch, es gereut Sie nicht, daß Sie treu an uns halten, den Ueberbliebenen von Tantalus' Haus. Glauben Sie mir: Das Reich der Eumeniden geht zu Ende."

Carl Alexander hat nicht bloß in vergangener Zeit gelebt. Das Wort aus dem Tasso:

> Ein Feldherr ohne Heer scheint mir ein Fürst,
> Der die Talente nicht um sich versammelt,
> Und wer der Dichtung Stimme nicht vernimmt,
> Ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei.

hatte für ihn lebendige Bedeutung. Er wollte eine Regierung des Geistes führen und strebte danach, die Talente seiner Zeit nach Weimar zu ziehen. Hebbel und Geibel, Scheffel und Heyse, Wildenbruch und Voß zog er in seinen Kreis. Meister wie Böcklin, Begas, Graf Kalkreuth und Lenbach, und neben diesen die Grafen Harrach und der Freiherr Ludwig von Gleichen-Rußwurm, Schiller's Enkel, haben als Lehrer an der von Carl Alexander begründeten Kunstschule gewirkt.

Franz Liszt folgte dem Ruf des Großherzogs nach Weimar, als er seine Virtuosenfahrten und Triumphzüge durch die ganze Welt beendet hatte, um hier seine großen musikalischen Dichtungen zu schaffen. Er wurde ein Herzensfreund Carl Alexander's und erwirkte es, daß die erste Aufführung von Wagner's Lohengrin am 28. August 1850 im Weimarer Hoftheater zu Stande kam. Damals trug sich der Großherzog ernstlich mit dem Gedanken, Wagner in der Ilmstadt das von ihm ersehnte Festhaus zu bauen. Man hatte den Platz bereits ausgesucht. Hätten die Vermögensverhältnisse Carl Alexander's die Ausführung des Plans ermöglicht — so wäre Bayreuth jetzt in Weimar. Welch eine Perspektive!

Die Erinnerungen Carl August's schließen mit den Worten: „Gott wolle den Geist Goethe's fortleben lassen im Großen, wie im Kleinen, den Geist der Wahrheit und Schönheit." Sie knüpfen innerlich an Goethe's „Zueignung" an, womit Cuno Fischer schloß:

> Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
> Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt;
> Gewebt aus Morgenduft und Sonnenklarheit,
> Der Dichtung Schleier aus der Wahrheit.

Ich habe in voller Absicht gerade die angeführten Gedankengänge aus dem Vortrage des Heidelberger Philosophen wiederzugeben, dessen Physiognomie Hebbel einmal mit der eines Bäckergesellen so prachtvoll verglichen hat. Die etwas pretentiöse Einleitung, in der Fischer den Verewigten preist, so daß er, Cuno Fischer, Excellenz und wirkl. Geh. Rath, trotz seines hohen Alters sich fast nicht besonnen habe, ihm zu Ehren die Gedächtnißrede zu halten — erschien mir ebenso amüsant, wie mir die endlose Genealogie des sächsisch-ernestinischen Hauses überflüssig erschien. Weshalb Fischer, der übrigens in seinen alten Tagen die merkwürdige Entdeckung gemacht hat, daß Kant Antisemit gewesen ist, in so ausführlicher Weise den Verstorbenen als Maître de plaisir geschildert hat — blieb ebenfalls unerfindlich. Durch die entsetzlichen Längen brachte er sich um die beste Wirkung.

Dennoch war diese Gedächtnißrede des beinahe Achtzigjährigen in ihren großen Zusammenhängen, in ihrem polyhistorischen Gepräge eine erstaunliche Leistung. Vorgetragen wurde sie von Fischer nach seinem alten und bewährten Rezepte:

> Ich habe oftmals rühmen hören,
> Ein Komödiant könnt' einen Pfarrer lehren.

Mit dem Trauermarsch aus der Symphonia Eroica Beethoven's wurde die Vormittagsfeier eingeleitet, mit dem Trauermarsch aus der Götterdämmerung wurdie sie geschlossen. Der Abend brachte die musikalische Aufführung unter Leitung von Krzyzanowski. Das Programm hatte etwas

Gekünsteltes, dadurch, daß man nur die Werke solcher Komponisten vorführte, die zu Weimar in Beziehung gestanden hatten. So mußten wir Draesecke und H. von Bronsart über uns ergehen lassen. Scheidemantel sang mit seiner metallenen Stimme, die brausend wie eine Orgel klang. Das Theater wurde zum Dom. Professor Halir spielte mit seiner meisterlichen Kunst — — Raff.

Der folgende Tag bringt den Vortrag über Goethe. Richard M. Meyer ist Festredner. Das Thema lautet: Goethe als Psycholog. Folgendes wird etwa ausgeführt:

Man hat dem 19. Jahrhundert mancherlei Namen gegeben; man hat es das der Naturwissenschaften, das der Technik genannt — man könnte es ebenso gut als das psychologische bezeichnen. Denn keine Zeit hat so leidenschaftlich danach gestrebt, den innersten Kern des Menschen herauszuschälen, wie die unsrige, an deren Eingang der Faust, an deren Ende Ibsen's grüblerische Dramen stehen. Schon die Fragestellung ist eine andere geworden. Fragte man ehedem: Was ist der Mensch? So fragt man heut: Wie sind die Menschen? Wenn wir zu einer individuellen Psychologie gelangt sind und darin eine Fortentwicklung sehen, wenn wir gerade hier den Dichter des Hjalmar, oder des Hannele bewundern — so mögen wir nicht vergessen, daß Goethe es war, dem wir die Verjüngung und Erneuerung der Psychologie schulden. Denn zu Goethe's Zeit galt noch die von der Antike überlieferte Psychologie, die das Wesen des Menschen in bestimmte, gültige Kategorien vertheilte. Es gab Feiglinge und Heuchler, Großmüthige, und Verwegene. Von solch schematisirender Betrachtungsweise geht auch Goethe aus. Er entwächst ihr durch die Unbefangenheit seines Blicks und die Naivität seiner Anschauung. Er grübelt nicht über die letzten Geheimnisse des Ich — er geht vielmehr von zwei Urphänomenen aus, auf die er seine Erkenntnisse gründet. Das eine ist das der Individualität — das andere jenes der typischen Entwicklung. Voraussetzung für ihn ist, daß die Grundlage seiner Psychologie ihm angeboren ist — er bringt die Welt- und Menschenkenntniß mit, oder wie er es selbst genannt hat: Die Antizipation der Kenntniß mannigfaltiger menschlicher Zustände. In einer wundervollen Formel bezeichnet er dies Vermögen wohl auch als „die Phantasie für die Wahrheit des Realen“. Der Vortragende steht diesem Bekenntniß des Beherrschers aller Höhen und Tiefen mit leiser Skepsis gegenüber; er weist auf frühzeitiges und frühreifes Beobachten hin und stellt fest, daß Goethe's Psychologie in Straßburg ihre Vertiefung und im Grunde auch ihre Vollendung erfahren hat — hier wirkt auf ihn Shakespeare's Größe ein — hier tritt er einem genialen Menschen wie Herder nahe. Dem Schüler Herder's wird es zu einer bedeutungsvollen Einsicht, daß der große Mensch eine innere Nothwendigkeit zum Handeln in sich trägt. Aus dieser Einsicht geht ihm der Begriff des Dämonischen auf, der für seine Psychologie grundlegend werden sollte. Und ein zweites beschert Straßburg, oder richtiger Sesenheim. Goethe erfaßt den tiefen Sinn der Stimmung. Dämonische Naturen, sie mögen Götz oder Werther heißen, sind Stimmungen zugänglich. Darum kann der rauhe Götz zuweilen weich und träumerisch, der empfindsame Werther heiter und arbeitsam sein. Zum ersten Mal gibt es in der deutschen Dichtung Menschen, die dem Beschauer oder Leser wesensverwandt sind, weil sie nicht auf einen Ton gestimmt waren.

Für Goethe ist die Psychologie die Lehre vom Aufbau der Individualitäten, von der Tektonik der Charaktere. Die Psychologie der That interessirt ihn ebensowenig, wie die der Situation. Die Handlung ist ihm nur ein Symptom für die Eigenart der Person, oder ihrer Stimmung, die Situation kommt für ihn nur insofern in Betracht, als sie zur Enthüllung des Charakters beiträgt. Ganz anders bei Lessing oder Schiller. Dieser beantwortet das Problem, wie kommt ein Vater dazu, seine eigene Tochter zu tödten, jener erklärt, wie ein gutmüthiger Landbewohner zum politischen Mord gelangt. Goethe will nichts anderes als Charaktere motiviren. Hier ruht der tiefste Gegensatz zu Schiller.

Die Individualität ist für Goethe das Urphänomen. Ueber dieses will er nicht hinaus. Er will Charaktere in ihrem angeborenen Keim, nicht in ihrem Werden schildern. Ganz anders Shakespeare. Das Urphänomen — der Charakter besteht aus zwei Elementen, dem bestimmten festen Kern und den mehr beweglichen, flüssigen Bestandtheilen. Der Mensch muß das thun, was seinem innersten Kern entspricht, aber neben diesem innersten Kern finden sich andere Eigenschaften — Dispositionen, die der Einzelne mit anderen theilt. Schließlich sind wir im Grunde alle kollektive Wesen. Das Eine ist das Viele — das Viele ist das Eine. Man sieht deutlich, daß Goethe den Begriff der Identität in sich trug. Durch unsere Dispositionen kommen wir aus den typischen Charakterrollen heraus, mit denen das klassische Drama wirthschaftet. Je mächtiger indessen der Kern, je stärker die charakteristische Disposition ist, um so eher entwickelt sich die dämonische Natur, die durch ihre Lebensenergie so ungeheueren Einfluß ausübt, so mit sich fortreißend wirkt. Siehe Egmont's Lebenslust — Faust's Erkenntnißdrang, Napoleon's Herrschergewalt. Dämonische Naturen bilden naturgemäß die Ausnahmen. Bei den meisten Menschen halten sich innerster Kern und Dispositionen die Waage. Allen Wesen erwächst das Bedürfniß, sich aus ihrer Individualität heraus gemäß ihrem Formtrieb zu entwickeln. Diesen Drang nennt Goethe „streben“, als „irren“ bezeichnet er die Ablenkung von dem Eigensten, was wir in uns tragen. In solcher Auffassung erhält das Faustische Wort: „Es irrt der Mensch, so lang er strebt“ — eine neue und frische Bedeutung. Aus dem ständigen Kampfe zwischen Kern und Dispositionen — einem Kampfe, der nichts anderes als das Leben selbst ist — lassen sich gewisse typische Erfahrungen gewinnen. Folgerichtig schließt sich also an das psychologische Urphänomen das der typischen Entwicklung.

Zweimal hat Goethe die typische Entwickelung des Menschen gezeichnet — in den orphischen Urworten und an sich selbst in Dichtung und Wahrheit. Goethe hat aber auch die Psychologie des Einzelnen auf die Völkerpsychologie übertragen. Denn für ihn existirte bereits jenes biogenetische Grundgesetz der modernen Naturwissenschaft, wonach der Einzelne denselben Plan der Entwickelung in sich allein durchlebt, wie die Gesammtheit, der er angehörte, im Ganzen.

An die Stelle der Eigenschaftspsychologie, die Goethe vorfand, setzte er jene, die aus einer Grundanlage Arten hervorgehen läßt. Diese Arten wiederum sind ohne feste Grenzen — sie fließen in einander über. Wir haben es jetzt statt der alten Eigenschaften mit Dispositionen zu thun.

So wird Goethe (nur im Hamlet ist Shakespeare hierin ihm Vorbild) zum Begründer der modernen litterarischen Psychologie, die ganz auf das Individualisiren ausgeht. Die französische Psychologie mit ihren zugespitzten Charakteren ist ebenso für ihn überwunden, wie Linné mit seiner trennenden Naturauffassung.

Goethe hat auch als Mensch nach diesen seinen Erkenntnissen gehandelt. Im Gegensatz zu Rousseau und auch zu Wieland will er die Menschen nicht auf ein gültiges Lebensideal hingelenkt wissen, sondern jeden Einzelnen gemäß seiner Anlage zu seinem individuellen Ideal hin erziehen. Nach dieser Richtung bewegt sich sein Verhalten, den Carl August und Christianen gegenüber, den zwei Menschen, die ihm wohl am nächsten standen.

Der Leser ersieht aus dieser gedrängten Wiedergabe des Vortrages, welch eine Summe von Geistreichthum und Wissen, von verwegenen Konstruktionen, von dialektischer Grammatik, wenn ich es so bezeichnen darf, Richard M. Meyer's Ausführungen enthielten. Man könnte vom ersten Satze an seine Fragezeichen hinsetzen. Aber gerade das mag als ein Vorzug dieser Arbeit gelten, die ebenso zum Widerspruch, wie zur Nachdenklichkeit herausforderte.

Im Uebrigen will ich hier ein Genießender, nicht ein Kritiker sein. Und freudig Genießende waren die zahlreichen Hörer, die dem Redner, der mit Verve und überlegener Sicherheit sprach, durch außergewöhnlichen Beifall ihren Dank ausdrückten.

Nach dem Vortrag hält der junge Großherzog Cercle ab. Aller Augen sind auf ihn gerichtet. Aengstliche Gemüther fragen sich, ob er die Anlage und den Beruf in sich spürt, den Bestrebungen der Goethe-Gesellschaft die Treue zu halten, die Carl Alexander in so reichem Maße ihr zu Theil werden ließ. Zum mindesten beherrscht er die eine Kunst: sich mit Anstand und Würde zu langweilen.

Ein paar Stunden später sitzt man bei Tisch. Es ist fürchterlich heiß. Erich Schmidt hält eine temperamentvolle Ansprache, in der er an die denkwürdige Zusammenkunft unseres Kaisers mit dem jungen Großherzog auf der Wartburg erinnert. Eine Tischrede, die ein kleines Meisterstück ist. Die Analogien zwischen dem Enkel Wilhelms des Ersten und Carl Alexanders werden mit epigrammatischer Kraft gegeben. Erfreulich und erquickend an diesem Toast ist der freie, stolze Ton, die Selbstwürde eines festen Mannes.

Den Beschluß macht Alexander Meyer. Wer kennt nicht seinen goldenen Humor, den funkelnden Witz dieses feinen Goethekenners, die prachtvolle Behaglichkeit, die unvergleichliche, ihm angeborene vis comica! Solch ein Damentoast von Alexander Meyer lohnt allein die Reise nach Weimar!

Im Hoftheater spielte man am Abend Goethe's Iphigenie. Es gibt keine Schauspieler, die dies Werk umzubringen vermögen.

Felix Holländer.

Ein englischer Realist.

In den folgenden Zeilen möchte ich dem deutschen Publikum die Bekanntschaft eines englischen Dramatikers der merkwürdigsten Art vermitteln. George Bernard Shaw ist sein Name. Vor sechs oder sieben Jahren erschien im Feuilleton der Münchener Allgemeinen ein Londoner Brief, welcher über die Erstaufführung einer der Shaw'schen Komödien berichtete. Wenn ich nicht irre, handelte es sich um „Arms and the Man". Andere Würdigungen Shaw's sind mir in der deutschen Presse nicht begegnet, obwohl er doch mit Bezug auf seine Stellung in der litterarischen Welt Englands nicht ohne Grund von sich selber schrieb: „Ich habe mir so gut Reklame zu machen verstanden, daß sich schon in meinen besten Jahren eine förmliche Legende um mich gesponnen hat, als wäre ich der fliegende Holländer." Stünde die deutsche Kenntniß der zeitgenössischen englischen Litteratur im Uebrigen auf der Höhe, so könnte man für die Vernachlässigung Shaw's den Einwand gelten lassen, daß seine Werke zu viel Fremdartiges enthalten, um sich in Deutschland Eingang zu verschaffen. Aber Shaw ist kein vereinzelter Fall. Das deutsche Publikum ist über die moderne englische Litteratur überhaupt schlecht orientirt. Es schwört bei Kipling, über dessen Muse sich streiten läßt, und weiß nur wenig von Meredith, dem feinsten Romancier, den Großbritannien seit Walter Scott besessen hat. Noch immer sucht es das Bedeutendste, wozu das moderne Drama sich in England aufgeschwungen habe, bei Pinero, weil dieser in der Zweiten Frau Tanqueray das woman with a past, das Weib mit einer Vergangenheit, unter seine Fittiche nahm. Von Oskar Wilde's Existenz hingegen erfuhr man in Deutschland erst durch den Prozeß, der ihn unmöglich machte. Und Wilde's Salonstücke standen doch himmelhoch über denen von Pinero, ja sie bleiben bis zum heutigen Tage die einzigen ihrer Art in englischer Sprache, die es verdienen, in die Weltlitteratur zu kommen. Ich will nicht leugnen, daß auch in England selber die Kiplings und Pineros bekannter sind als die Merediths und Shaws. Das kann doch aber nicht als Entschuldigung dienen. Sonst müßte auch in Deutschland manche litterarische Größe von edlem Gehalt hinter Reputationen zurücktreten, welche ihre Rangordnung hauptsächlich aus dem Beifall der großen Menge ableiten. In Deutschland und anderswo. War es etwa die große Menge, die in Paris das Talent des Herrn Antoine entdeckt hat? Antoine, dem Präsident Loubet im Namen Frankreichs vor wenigen Monaten das Kreuz der Ehrenlegion verliehen hat, war den breiten Schichten seiner Vaterstadt als Schöpfer und Direktor des Théâtre Libre im Anfang der neunziger Jahre kaum weniger unbekannt als im Jahre 1888, da er noch als Büreaubeamter der Pariser Gasgesellschaft von neun Uhr früh bis sechs Uhr Abends hinter seinem Schreibpulte saß und die Pläne erst brütete, die ihn später bis auf den Direktorstuhl des staatssubventionirten Odéon emporgetragen haben. Dazu kommt in England noch das Besondere, daß dort die litterarischen Kreise von der Allgemeinheit viel schärfer abgegrenzt sind als anderswo. Eine neutrale Zone, wo sie mit einander, wenn auch noch so oberflächlich, in Kontakt treten könnten, gibt es da nicht. Diejenigen Leser, welche mit dem englischen Leben aus eigener Anschauung vertraut sind, werden dieser Behauptung nicht widersprechen. Nur als Beispiel will ich anführen, daß wohl die wenigsten Londoner eine Ahnung davon haben, daß ihre Metropole genau so wie Paris eine geistig hochentwickelte Bohême besitzt, die des Studiums werth ist. Aber in dem uferlosen Meer dieser zusammenhanglosen Sechsmillionenmasse lebt die Londoner Bohême ein unterseeisches Grottenleben, über dem in tiefster Diskretion die Wellen auf- und niedergehen. Als Paul Verlaine in London war, stieg er da hinab, so daß ihn oben Niemand regardirte. Er schien verschollen. Ein Zufall hat mich später, kurz ehe Verlaine in Paris den letzten Seufzer von sich gab, in den stillen Winkel am Regent's Park geführt, wo der Dichter während seines Londoner Besuchs zu Gaste war. Hier traten mir in Kunst und Poesie die feinsten Stimmungen entgegen, die je die Sezession ausgedacht hat. Wenige Schritte entfernt davon stand das Palais, in dem Rochefort, umgeben von den herrlichsten der alten Meister, an der Seite einer blühenden Pariserin beim Propfenknall von Veuve Cliquot sein Exil beweinte. Als ihm dann die Deputirtenkammer endlich wieder die Erlaubniß gab, nach Frankreich heimzukehren, war er binnen einer Stunde reisefertig. Ich traf ihn schon beim Packen. Für das künstlerische Leben Londons, das er nun nach manchem Jahr verlassen sollte, hatte er kein Wort der Scheidenswehmuth übrig, obschon er viel von Kunst versteht. Daß in seiner nächsten Nähe ein künstlerischer Quell vom reinsten Wasser floß, war ihm ganz entgangen. . . .

Ich möchte übrigens keine großen Hoffnungen wecken. Erobern wird Shaw die Bühne nie. Nicht die englische, weil er zu fremd, nicht die fremde, weil er zu englisch ist. Seine Stoffe sind englisch, seine Gedanken kontinental. Die Satire ist die einzige Brücke, welche diese Extreme mit einander verbindet, und Shaw, von Haus aus ein unbezähmbarer Spötter, überschreitet sie mit einem Behagen, das die Leute an beiden Enden manchmal zur Verzweiflung bringt. Aber er hat wirklich keinen anderen Ausweg, als mit der Narrenkappe herumzuspazieren, wenn er will, daß man ihn ernst nimmt. Shaw ist der erklärte Feind jedweder Romantik. Romantik ist ihm die große Häresie, die mit Stumpf und Stiel aus Kunst und Leben ausgerodet werden muß, damit die Menschen die Achtung vor sich selber zurückgewinnen. Die wahre Quelle des Pessimismus ist die Romantik, sagt er. Was soll ihm die Idealisirung auf der Bühne, wenn die Dinge in Wirklichkeit ganz anders sind? Auch er sieht ringsum in der Welt gute Keime liegen. Nur mögen die Romantiker sie nicht mit ihren plumpen Lügen vor der Zeit zum Sterben

bringen. Plays Pleasant and Unpleasant — heitere Stücke und trübe Stücke hat er die ersten zwei Bände seiner Dramen genannt, aber zu den heiteren gleichwie zu den trüben Stücken hat er die Stoffe nicht aus den Nebelregionen des Idealismus geholt, sondern in den Folgen, bald heiterer, bald trüber Art, entdeckt, die unser ewiges Bestreben hat, den Idealen unserer lügenhaften Phantasie im täglichen Leben nachzuspüren. Armer Narr! Als Theaterkritiker der „Saturday Review" ärgerte er sich schließlich krank über die englische Bühnenromantik. Sieben Jahre lang hatte er über Musik, vier oder fünf über Bilder und ungefähr ebenso lange über Bücher geschrieben. Das waren Robot-Jahre. Ein Hochtourist, der während dieser Zeit einmal die schwerbesohlten Stiefel Shaw's bemerkte, fragte ihn, ob er denn Berge steige. Nein, erwiderte Shaw, diese Bergschuhe sind für die harten Böden der Londoner Gallerien. Und doch fand er damals Zeit, nicht nur über Bilder und Musik zu schreiben, sondern auch noch sozialistische Propaganda in Wort und Schrift zu machen. Allein die Theaterkritik, die nach alledem wie eine Erlösung vom Frohndienst kam, streckte ihn zu Boden. Er brach zusammen. Die Aerzte standen rathlos da und schoben die Schuld auf sein Vegetarianerthum, dem er doch zwanzig Jahre lang treu geblieben war, ohne darunter zu leiden. Shaw wußte es besser. Was mich auf den Hund gebracht hat, ist das englische Theater, rief er, nichts Anderes. So blieb er bei der Pflanzenkost, ging aufs Land, wo kein Theater war, und genas. „Zu schwach, um zu arbeiten", schrieb er als Rekonvaleszent seiner Dramen dritten Band, der im August des letzten Jahres erschienen ist. Three Plays for Puritans, drei Stücke für Puritaner, hat er ihn genannt. Warum für Puritaner? Weil ihm als Rettung vor der romantischen Liebesduselei der konventionellen Bühne von England nichts mehr übrig zu bleiben scheint, als der Ruf nach den Puritanern. Ich bin ja in meiner Haltung gegenüber der Kunst stets Puritaner gewesen, sagt er. Wie Milton, Cromwell oder Bunyan liebe ich schöne Musik und schönes Bauwerk. Wenn ich aber fände, daß sie zu einem systematischen Götzendienste der Sinnlichkeit mißbraucht werden, so würde ich es für staatsmännisch halten, jede Kathedrale mitsammt ihrer Orgel in die Luft zu sprengen, ohne mich an das Geschrei der Archäologen und der gebildeten Lüstlinge zu kehren. Die Vergnügungen der Sinne kann ich verstehen und mitgenießen. Aber die Unterschiebung von sinnlicher Ekstase an die Stelle intellektueller Regung und Ehrlichkeit, das ist der Teufel in Person! . . . Die drei Helden in den Puritanerstücken wissen ohne Liebe auszukommen.

Nicht ohne Staunen wird man vernehmen, daß eines der drei Puritanerdramen den Titel führt: Caesar und Cleopatra. Shaw muß selber gefühlt haben, daß ein Römerstück unter solcher Flagge die Leser von vornherein abschreckt. Das gab ihm den glücklichen Gedanken ein, an die Spitze des Stückes eine fesselnde Reproduktion der Caesarbüste vom Berliner Museum zu stellen. Vor diesem Bildniß, in welches man Stunden lang blicken kann, ohne zu ermüden, schwindet die Besorgniß, Shaw habe seinen Caesar aus dem puritanischen Stegreif verfaßt. Wem das Unkonventionelle des Shaw'schen Caesars nicht gefallen will, der soll doch nicht die Nase rümpfen dürfen, weil etwa Shaw auf dem Gebiet des Alterthums nicht ernst zu nehmen sei. Humorvoll hat der Autor an den Schluß des Dramas als Gegenstück zur Büste Caesar's die Rezepte gegen Kahlheit angefügt, die Galenos aus dem Werke der Kleopatra über Schönheitsmittel aufgenommen hat. Anch' io — — auch ich bin Forscher! Shaw aber ist in seiner Forschung bis Carlyle und Mommsen vorgedrungen. Shakespeare modelte Heinrich den Fünften und Julius Caesar nach dem Ritterlichkeitsideal, das er sich von einem Staatsmann und Feldherrn gebildet hatte. Diese Wahnvorstellung haben Carlyle und Mommsen im neunzehnten Jahrhundert zerstört. Soll Shakespeare's Caesar dessenungeachtet unantastbar bleiben? Hat nicht Shakespeare selber sich herausgenommen, an Homer zu rühren, indem er Troilus und Cressida auf ein zeitgenössisches Piedestal erhob? Shaw weiß ganz gut, daß er kein Shakespeare ist. Sein ganzer Ehrgeiz als Dramatiker besteht darin, dem nächsten Shakespeare vorzuarbeiten, der das, was Shaw seiner Zeit vorausempfindet, als Krönung der gegenwärtigen Epoche zu unsterblichen Meisterwerken krystallisiren wird. Schon jetzt aber stellt er, Scherz bei Seite, seinen Caesar über den Shakespeare's. Shakespeare, meint er, der menschliche Schwäche so wohl begriff, hat menschliche Stärke von Caesar's Art niemals gekannt. Shakespeare's Lear ist ein Meisterwerk, Shakespeare's Caesar ein Mißgriff. Caesar lag der Epoche, welcher Shakespeare angehörte, so wenig wie ihm selber. Ohne Gewissensbisse schrieb Shakespeare den Caesar herunter, nur um den Brutus desto wirkungsvoller hinaufzuschreiben. Der Caesar Shaw's ist ein besserer Held als der Caesar Shakespeare's, obwohl er nicht in Versen spricht.

Pothinus: Liebt Dich Caesar nicht?

Cleopatra: Mich lieben! Caesar liebt niemanden. Wen lieben wir denn? Nur die, die wir nicht hassen. Aber Caesar kennt keinen Haß. Er ist freundlich zu jedermann, wie man zu Hunden und Kindern freundlich ist. Seine Güte zu mir ist ein Wunder. Weder Mutter noch Vater noch selbst meine Amme haben sich je so viel um mich bekümmert, mir je ihren Sinn so aufgethan, wie er.

Pothinus: Und ist das nicht Liebe?

Cleopatra: Wie! Da er doch ebenso viel für das erstbeste Mädchen thäte, das ihm auf der Heimkehr nach Rom begegnet? Frage nur seinen Sklaven Britannus. Zu dem ist er gerade so gut gewesen. Ja frag' doch sein Pferd! Nicht aus etwas, was in mir liegt, quillt seine Güte, sie entspringt in ihm selber.

Pothinus: Bist Du ganz sicher, daß er Dich nicht liebt wie ein Mann ein Weib?

Cleopatra: Ganz sicher, — denn ich vermag ihn nicht eifersüchtig zu machen. Ich hab's versucht.

Pothinus: Hm! Und Du, liebst Du ihn?

Cleopatra: Kann man einen Gott lieben? Uebrigens . . . ich liebe einen anderen Römer — einen, den ich lange vor Caesar sah, — kein Gott, sondern ein Mensch — einen, der lieben und hassen kann — einen, dem ich weh thun kann und der auch mir weh thun würde.

Pothinus: Weiß Caesar davon?

Cleopatra: Ja.

Pothinus: Und er nimmt's Dir nicht übel?

Cleopatra: Er verspricht, ihn nach Egypten zu senden, mir zu Gefallen!

Pothinus: Diesen Mann verstehe ich nicht.

Cleopatra (mit hoher Verachtung): Du Caesar verstehen! Wie könntest Du auch? (Stolz.) Ich ja — instinktiv.

Darum also ein Puritanerstück. Shaw's Caesar ist über die Liebe erhaben. Aber das Puritanerthum des Shaw'schen Caesars wie das der zwei anderen Helden des dritten Bandes ist nicht zu verwechseln mit Askese. Humor — kein Erbstück der Puritaner, wie man das Wort und die Sekte zu nehmen pflegt — besitzen sie alle drei, auch der große Caesar. Und will etwa jemand behaupten, Shaw fälsche damit die Geschichte? Es ist überliefert, daß Julius Caesar allen Widerstand gegen die Verschwörer aufgab, als er sah, daß auch Brutus den Mordstahl zückte. Et tu! rief er aus und schloß die Lippen, um sie nicht wieder aufzuthun. Shaw grübelt: Wenn dem so ist, muß Caesar ein unverbesserlicher Komödiant gewesen sein. Auch sonst erscheint ihm Caesars Leben voll Bekundungen einer Leichtherzigkeit und Abenteurerlust, die ihn mehr zum Geistesvetter eines Franklin und Columbus als zu dem des fünften Heinrich machen; was man Caesars Ehrgeiz nenne, sei sein Erforschertrieb gewesen. Das Originelle am Caesar Shaw's ist, daß Caesar als Original figurirt. Den Eindruck der Größe bringt der Shaw'sche Caesar nicht durch die selbstüberwindende Pflichterfüllung, die auf der Bühne als Heroismus konventionell geworden ist, hervor, sondern indem er einfach thut, was er natürlich findet. Kurz, der Shaw'sche Caesar ist ein Held ohne jede Kraftanstrengung. Auf Jahrmärkten lachen wir über den stärksten Mann, der vor der Künstlerbude das Bauernvolk im Banne hält. Das konventionelle Heldenthum der Bühne, vor dem wir in Bewunderung versinken, ist aber auch nichts anderes als

(moralische) Kraftmeierei. Komisch ist nur, daß das Theater-Publikum, welches in dieser verdrehten Tradition herangewachsen ist, gerade dann auflacht, wenn ihm ein wirklicher Held entgegentritt, so komisch, daß der Autor, wenn er wie Shaw ein Ire ist und den Schalk im Nacken sitzen hat, schließlich selber mitlacht, er freilich übers Publikum. Das Publikum glaubt dann am Ende gar, die Weisheit Shaw's bis auf den Grund erkannt zu haben, indem es der Gefahr entging, ihn ernst zu nehmen!

Es war in der Zeit der ersten Federversuche Shaw's, daß einmal ein befreundeter Augenarzt sein Sehvermögen einer Prüfung unterzog. Ganz normal, war die Diagnose. Normal aber sieht von allen Menschen im Durchschnitt bloß der zehnte Theil. Da ging Shaw ein Licht auf. Als Jüngling, da er sich seiner Normalität noch nicht bewußt geworden war, hatte er an seinem litterarischen Fortkommen schier verzweifelt. Sollte er Stücke schreiben? An Erfindungsgabe fehlte es ihm nicht. Aber mit seinen Anschauungen die hunderttausend Theaterbesucher an sich zu ziehen, die ein Autor in London braucht, um zu einem Verdienst zu kommen, das war ausgeschlossen. Für volksthümliche Kunst hatte er keinen Geschmack, für volksthümliche Moral keine Achtung, für volksthümliche Religion keinen Glauben, für volksthümliche Heroen keine Bewunderung übrig. Als einem Iren blieb ihm der Patriotismus für das Land, das er aufgegeben, nicht minder wie für das Land, welches jenes zu Grunde gerichtet hatte, versagt. Als Menschenwesen verabscheute er Gewalt und Schlächterei, gleichviel ob im Krieg, im Sport oder im Metzgerhof. Als Sozialist ging ihm die Gleichheit des Besitzes und der Chancen über alles. Kurz, er faßte das Leben ganz anders auf, als der Durchschnittsmensch. Wie konnte er da mit fiktiven Erzeugnissen auf einen Absatz rechnen, der ihm zu leben gäbe? Von der Stunde an jedoch, in welcher der Arzt sein Augenlicht für normal erklärte, wußte Shaw, welche Bahn er zu beschreiten habe, um zu reussiren. Er fühlte jetzt: nicht nur sein körperliches, auch das Auge seiner Seele war normal. Und statt sich Brillen aufzusetzen, um mit dem Reste der Bevölkerung abnormal zu sehen und dabei im Handumdrehen ein reicher Mann zu werden, zog er es vor, mit zwanzig Mark die Woche geradeaus zu blicken, als mit viel mehr zu schielen. Die zwanzig Mark zu erlangen, war nicht schwer. Jeder Despot, so dachte Shaw, muß doch zum Mindesten Einen illoyalen Unterthanen haben, der ihn bei Vernunft erhält. Selbst Ludwig XI. mußte seinen Beichtvater dulden, der für den ewigen gegen den weltlichen Thron eintrat. Von der Demokratie nun ist das Despotenszepter an das souveräne Volk übertragen worden, und dessen Beichtvater heißt die Kritik. Shaw empfand, daß die Kritik just durch ihre Grausamkeit, durch ihr Gladiatorenthum, durch ihre Angriffe auf das Große, durch die Begeisterung ihres Lobs das Publikum im Banne hält, auch wenn sie ihre eigenen Wege geht. Die Kritik kann Dinge sagen, die so mancher gerne sagen möchte, jedoch nicht darf oder aus mangelndem Talent nicht kann, selbst wenn er dürfte. Ihre Bilderstürmereien, ihre Blasphemien kitzeln die, die sie schockiren: der Kritiker vereint in sich die Privilegien des Hofnarrn und des Beichtvaters. So tauchte ich denn als Punch aus der Verborgenheit empor, erzählt uns Shaw. Ich hatte nichts zu thun, als meine normalen Augen aufzumachen und mit dem ganzen Aufwand meiner litterarischen Geschicklichkeit jeden Casus genau so darzulegen, wie er mir erschien; und flugs ward ich in London als paradoxer Meister humorvoller Extravaganz auf den Schild gehoben. Binnen kurzer Zeit genoß er ungeheuere Vorrechte und unermeßliche Reichthümer, nach seinen Begriffen. In einem hervorragenden Londoner Wochenblatt war ihm regelmäßig ein hervorragender Raum reservirt, wo er alle acht Tage sagen konnte, was er über Oper, Konzerte, bildende Künste und Bühnen zu sagen hatte; ein Gebiet, in dessen Grenzen sich ohne Schwierigkeit alles einbeziehen ließ, was das öffentliche Leben ausmacht. Und während die Klassen seine Essays verschlangen, ließen sich die Massen spannungsvoll von seinen Hyde-Park-Diatriben gegen die Macht des Kapitals zur Gefolgschaft sozialistischer Doktrinen haranguiren. Das ist London.

Glaube aber niemand, daß Shaw bloß um der Pikanterie des Gegensatzes willen auf die Squares und in die Vereine gegangen ist, Sozialismus zu predigen. Die Pikanterie und der Gegensatz bestehen auch nur in unseren kontinentalen Köpfen so kraß, daß wir uns vor Staunen nicht fassen können. In England gehört etwas Beschäftigung mit den sozialen Problemen so sehr zum Leben des Einzelnen, gleichviel weß Standes er sei, wie das tägliche Bad; auf dem Kontinent gilt auch das Letztere noch als kastenhafte Protzigkeit der oberen Zehntausend. Daß ein Geist wie Shaw auch in seine sozialpolitische Bethätigung schillernde Paradoxe und blinkenden Witz hineintrug, hat dem sonst so trockenen Gegenstande nur zum Vortheil gereicht. Keineswegs jedoch hat Shaw dem Humor die Gründlichkeit geopfert. In unermüdlichem Studium („ob meiner Zähigkeit hielten mich meine Bekannten für noch verrückter als gewöhnlich") hat er sich zu einer Kapazität der Fabian Society emporgeschwungen, wo er neben Gelehrten vom Range Sidney Webb's und dessen Gemahlin sitzt. Die Fabian Society ist im Gegensatze zur orthodoxen Sozialdemokratie eine Vereinigung opportunistischer Sozialisten, die sich von der Geduld eines Fabius Cunctator und dem allmählichen Durchsickern des sozialistischen Regens durch den Boden der herrschenden Gesellschaftsform mehr Erfolg versprechen als von der täglichen Präsentirung des sozialdemokratischen Wechsels auf den Zukunftsstaat in Bausch und Bogen. Traktat Nummer 41 der Fabian Society enthält ihre Jugendgeschichte aus der Feder George Bernard Shaw's, der sie ja selber miterlebt hat. Das ist ein historisches Dokument geworden, welches kein Forscher der englischen Sozialpolitik übergehen kann. Es gibt in der ganzen Volkswirthschaft kein zweites Werkchen, das wie diese achtundzwanzig Seiten in Oktav zugleich vom Reichthum der Gedanken, der Fakten und der heiteren Betrachtungen übersprudelt. In einem anderen Traktat der Fabians — The Impossibilities of Anarchism — hat Shaw dem Anarchismus heimgeleuchtet. Köstlich heißt es da: „Es gibt nur ein einziges Land, in dem jeder Quadratfuß von der Natur genau so reich gesegnet ist wie der andere, und der Name dieses Landes ist Utopien. Nur in Utopien also wäre Besitzthums-Eignerschaft gerecht. Aber in England, in Amerika und in anderen Ländern, die vorschnell erschaffen worden sind, ohne die Anarchisten zu Rathe zu ziehen, da ist die Natur aus lauter Kaprizen und Ungerechtigkeiten zusammengesetzt." Dank seiner Fabianischen Reputation erhielt endlich Shaw aus den Händen einer Londoner Wählerschaft auch ein munizipales Ehrenamt: man berief ihn in den Verwaltungsausschuß des Bezirkes Paddington. Da hat er auf all jenen Gebieten der Kommunalverwaltung, wie Kanalisirung, Pflasterung und dergleichen, mit deren Prosa der müde Zeitungsleser zumeist in Morpheus' Arme gleitet, so ersprießlich mitgewirkt, daß ihn der Bezirk nicht mehr entbehren möchte. Just um diese Zeit seiner ersten Wahl zum Vestryman debütirte Shaw auch als Dramatiker.

Shaw war der erste britische Autor der Freien Bühne in England. Ein Holländer, Mr. Grein, der lange Jahre als Kaufmann in England gelebt und die moderne Weltlitteratur mit feinsinnigem Verständnisse in sich aufgenommen hatte, war ihr Begründer. Dank seiner Thatkraft und seinen Conférences, deren vollendetes Englisch kaum den Fremden verrieth, kam Ende der achtziger Jahre auch in London eine Neue-Theater-Bewegung auf. In Charles Charrington, Janet Achurch und Elizabeth Robins verfügte diese Bewegung gleich von Anfang an über den trefflichsten Grundstock zu einem modernen Ensemble. Alle drei waren aus der englischen Art geschlagen: Schauspieler von hoher Bildung, gereifter Technik und frei von jeglicher Konvention. Ibsen's Nora, mit der Achurch und Charrington in den Hauptparthien, brach 1889 das Eis. Während die Beiden das Stück auf eine Rundreise durchs britische Weltreich

nahmen, rief Grein in London das Independent Theatre ins Leben. Es theilte das Schicksal aller Freien Bühnen: gelegentliche Nachmittagsvorstellungen in einem kleinen Hause vor einem ausgewählten Publikum. Das alte, morsche Theaterchen, in dem die Sünde begangen wurde, ist inzwischen als Opfer der Straßenerweiterung in den Staub gefallen. Ibsen's „Gespenster“ machten den Anfang. Bis zum Herbst des Jahres 1892 aber war kein einziges Stück von einem englischen Schriftsteller aufgeführt worden. Die Freie Bühne in England, begründet von einem Fremden, war auf fremde Stücke angewiesen. Das ist schmachvoll, dachte Shaw. Resolut machte er Herrn Grein den Vorschlag, ein Stück von ihm anzukündigen. Grein, ein Optimist wie alle Gründer, that es auf der Stelle, ohne noch zu wissen, was Shaw in seiner neuen Rolle als Dramatiker wohl bieten würde. Nun grub Shaw zwei Akte eines Stückes aus, das er im Jahre 1885 in Gemeinschaft mit dem Bühnenkritiker William Archer angefangen und dann im Stich gelassen hatte, als Archer, schockirt von der Manier, in welcher Shaw ein ernstes Thema mit seinem Spotte übergoß, nicht mehr weiter wollte. Just in dem, was seinem Freunde Archer 1885 unmöglich schien, erblickte Shaw sieben Jahre später das, was die freie Bühne brauchte. So schrieb er einen dritten Akt dazu, nannte das Ganze bibelhaft „Witwer's Häuser“ und kam, von Grein lancirt, heraus. Es war eine Sensation. Freibühnler und Sozialisten applaudirten stürmisch aus Prinzip; nicht minder stürmisch opponirte, gleichfalls aus Prinzip, der Rest, der aus Premièrenpublikum bestand. Shaw krönte diesen Widerstreit, indem er vor die Rampe trat und einen Speech voll selbstbewußten Humors vom Stapel ließ. Vierzehn Tage lang beschäftigte das Stück die Blätter nicht nur in den Theaterspalten, auch in Zuschriften aus dem Publikum und selbst in Leitartikeln. Mit solchem Eclat hat sich im englischen Théâtre Libre das erste Werk eines englischen Autors eingeführt. Und dieser erste Engländer, den die englische Freie Bühne nach jahrelangem Suchen ihrem bis dahin ganz vom Ausland beigestellten Repertoire hinzuzufügen in die Lage kam, war — ein Ire!

Die Aufnahme von Widower's Houses ermuthigte Shaw zu weiteren Schürfversuchen in seiner dramatischen Ader. Er vollendete alsbald ein zweites Stück, „The Philanderer“, und als die Aufführung desselben an Besetzungsschwierigkeiten scheiterte, ein drittes, „Mrs. Warren's Profession“. Mit dem Berufe der Frau Warren aber stieß er, obwohl davon im Stücke nur gesprochen wird, auf ein Hinderniß, das ihm die fernere Karriere als Haus- und Hofdichter des Independent Theatre verleidete, — den Censor. Queen's Reader of Plays war damals sein Titel, als Königin Viktoria noch am Leben war und alle Staatsämter einen weiblichen Zusatz hatten. Der Stückeleser der Königin war vielleicht noch penibler als ein Theatercensor unter männlichem Regime. Vollends dem neuen Theater stand der Herr, der damals den Posten bekleidete, in offener Feindseligkeit gegenüber. Sein Glaubensbekenntniß war schwarz auf weiß in dem Blaubuch der Unterhausenquête über Theater und Variétés zu lesen, vor die er 1892 als Zeuge citirt worden war. Mit Umgehung des Censors eine Vorstellung privater Natur zu geben, war unmöglich, denn schon die Benützung eines Theaters, wenn auch zu privaten Zwecken, ist vom Gesetze an die Bewilligung der Censur gebunden. Den Censor aber, welcher damals das Szepter schwang, um eine Lizenz für Mrs. Warren's Profession bitten, hieß dem Tiger schnurstracks in den Rachen laufen und sich obendrein für alle Zeiten seine Gunst verscherzen. So wanderte das dritte Stück von Shaw den stillen Weg des zweiten ins Regal der Manuskripte. Die erste Periode der Shaw'schen Dramenschreiberei war damit abgeschlossen. In der Buchausgabe sind die drei Werke als Unpleasant Plays im ersten Band zusammengefaßt.

Wer sich nicht verliebt, ehe er vierzig ist, thut besser, sich überhaupt nicht mehr zu verlieben. Eingedenk dieser Spruchweisheit hatte Shaw sich längst im Stillen vorgenommen, mindestens ein halbes Dutzend Dramen zu Papier zu bringen, ehe er die Vierzig überschritt, oder gar nicht anzufangen. Angefangen war nun schon. Es fehlten also mindestens noch drei. Gegen die Gewissensbisse, welche dieses Manco in Shaw erzeugen mußte, kämpfte selbst der Widerwille über die Censur vergebens an. Und dann: wenn ein Raubthier Blut geleckt hat, ist's mit der Zähmung doch vorbei. Dazu kam die Gelegenheit, eine Kupplerin, der selbst der Censor den Eintritt in die Bühnenproduktion nicht verwehren kann. 1894 übernahm Miß Florence Farr, die schon vorher dem englischen Publikum die Bekanntschaft mit Ibsen's Rosmersholm vermittelt hatte, die Leitung des niedlichen Avenue-Theaters am Fuße des Bahnhofs von Charing Croß, um eine Season hindurch nichts als Freie Bühne aufzuführen. Diesmal aber war Englisch Trumpf, nur Engländer kamen zu Worte: John Todhunter, ein Neuentdeckter, mit der „Schwarzen Katze“ und der „Komödie von Seufzern“, W. B. Yeats, gleichfalls eine Entdeckung, mit dem „Land der Herzenssehnsucht“. Da durfte Shaw nicht fehlen. „Arms and the Man“ — arma virumque cano — das erste seiner heiteren Stücke entstand um diese Zeit herum. Bei der Première wurde viel gelacht, viel kopfgeschüttelt und hin und wieder gezischt. Vom 21. April blieb es dann bis zum 7. Juli ohne Unterbrechung auf dem Programm. Das Publikum zahlte 35 405 und eine halbe Mark, um das Stück zu sehen. Wäre es in vierzehn Tagen gekommen, statt sich auf zwei Monate zu vertheilen, so hätten Theaterleitung und Autor allen Grund gehabt, zufrieden zu sein.

Der drei Puritanerstücke, dieser jüngsten Kinder der dramatischen Muse Shaw's, habe ich schon Erwähnung gethan: „Caesar und Kleopatra“ eingerahmt vom „Teufelsschüler“ und von der „Bekehrung des Kapitäns“. Das Beste aber, was Shaw für die Bühne geleistet hat, fällt noch vor die Puritanerstücke. Es sind drei Arbeiten ganz verschiedener Art, die nach „Arms and the Man“ den zweiten Band der Shaw'schen Dramen füllen. Der vereinigende Titel „Pleasant Plays“, heitere Stücke, den er dem Band gegeben hat, paßt nur auf zwei davon: „Der Schicksalsmann“, eine Napoleon-Episode in einem Akt, und „Man kann nie wissen . . .“, eine wahrhaftige Komödie, die mit Zahnausziehen beginnt und im Zeichen Pierrot's und Colombinen's endigt. Bei dem letzten aber, das schon äußerlich an Ibsen mahnt, indem die Heldin, Candida, dem Werke auch den Namen gibt, kann man die Generalbezeichnung „pleasant“ nur gelten lassen, wenn man daran erinnert wird, daß Heiterkeit nicht bloß die Regungen des Zwerchfells, sondern zuweilen auch das bloße Gleichgewicht der Seele reflektirt. Sagt man vom Himmel, er heitert sich auf, so ist es der linde Uebergang vom Wolkendickicht, vielleicht gar vom Gewitter zum Licht und Behagen spendenden Blau des reinen Aethers, woran man denkt. In diesem Sinne freilich gehört auch Candida zu den pleasant plays. Die Ehe des Pfarrers Morell bleibt am Ende doch so glücklich wie zuvor. Marchbanks, der junge, fast noch knabenhafte Dichter, der in seiner keuschen Unbewußtheit die viel ältere Frau besser verstanden hat als ihr Mann, zieht einsam in die Nacht hinaus. Candida selber, zwischen ihrem Mann und Marchbanks stehend, entscheidet sich für den Schwächeren und drückt dem anderen in Entsagung den Abschiedskuß auf seine Stirn. Der Schwächere aber ist der Pfarrer Morell, so schwach, daß er den Urtheilsspruch der Frau erst mißverständlich auf den andern deutet und im Gefühle des Verlustes zusammenbricht. Auch Candida ist eine unverstandene Frau, wie Nora, und Nora ist kein heiteres Stück. Gerade das jedoch, daß Shaw aus der Tragödie der unverstandenen Frau ein Stück zu machen wußte, in welchem das Gewölk zum Schluß vom Sonnenschein durchbrochen wird, zeugt von Shaw's dramatischem Instinkt und der tiefen Menschenkenntniß, in welcher er seine Wurzeln hat. Daß jener Schluß nicht etwa in der Melodramenküche nach dem alten Philister-Rezept Ende gut, Alles gut zubereitet worden

ist, braucht dem Leser dieser Würdigung George Bernard Shaw's kaum noch gesagt zu werden. Candida bleibt sich vom ersten bis zum letzten Worte treu. Lottens Güte mischt sich in ihr mit Noras hohem Sinn zu einer Seelengröße, die sich auch ohne den Zwang der Konventionalität für die Dinge und Verhältnisse, wie sie sind, entscheidet.

Hoffentlich werden deutsche Aufführungen verschiedener Stücke Shaw's bald Gelegenheit bieten, des Näheren auf sie einzugehen. Ein Versuch. diese Stücke für das deutsche Theater zu gewinnen, wäre rühmlich.

M. Handl.

Die Männergemeinde.

2.

„Bah, wir da oben haben das Paradies", lachten die weiberlosen Fahrner ins Thal hinab. Drei Jahre lang waren sie schon ihre Verlassenheit gewohnt und fingen an, auf ihre Eigenart stolz zu werden. Eines Frühsommersonntages hockten sie in der Dorfgasse, sammt und sonders wie sie da waren; nur die aus der Bonacher Hütte fehlten. Eingebrachtes Holz lag an ihren Hütten. Sie saßen auf den abgerundeten Stämmen und sonnten sich, hielten die Pfeifen im Maule und rückten allmählich zu einem Gespräch vor des Baumann's Haus zusammen. Da trat der Tresch-Albin aus seiner Hüttenthür, hatte den dunkeln Sonntagsrock an und den schwarzen Filz auf, während die anderen alle barhaupt und in Hemdärmeln saßen. Er trug einen Stock in der Hand und hatte die Holzsandalen gegen Schuhe vertauscht. Die Köpfe aller fuhren nach ihm herum. „Oho, wohin geht die Reise?" — „Wo willst Du hin? — „Willst thalab?" So schwirrten die Fragen durcheinander. Der unfreundliche Tresch sagte ein „Tag", zuckte kurz die Achseln, während er ohne viel Wesens mitten durch die Schaar der Neugierigen schritt, und erst im Davongehen brummte er: „Denk wohl, will ich thalab!" Der Bescheid mußte den anderen genügen. Sie ließen auch ab von ihm, der langsam gaßauswärts schritt und wie ein unfreundlicher Schatten langsam über den sonnigen Weg hinab verschwand. Erst, als er außer Hörweite war, steckten sie die Köpfe um ein weniges näher zusammen und begannen hin und her zu rathen; was der Tresch plötzlich außer Dorf zu suchen haben möchte. Ihre Schicksale waren so eng verknüpft, daß keinem fremd blieb, was den andern anging, und jeder in des andern, wie in der eigenen Sache Bescheid wußte. Während sie noch ihren Vermuthungen Worte gaben, stand plötzlich der Jeri unter ihnen. Im Gegensatz zu seinem Bruder steckte der noch in seinem Werktagsgewand und sah aus, als käme er just aus Stall oder Gaden. Er zog die Pfeife und setzte sich zu ihnen. Der Baumann-Toni, einer der acht Brüder, ein elfjähriger Bub, der in neuen Hosen steckte, rückte ängstlich zur Seite, als er sich neben ihm niederließ.

„Haha", lachte der Jeri, „hast Angst um Dein Gewand! hahaha! Lug daher! Sonst nehmen wir's hier oben nicht so genau! Hättest am Ende ein Mädchen werden sollen, Du, mit Deiner Sauberkeitsangst! Und bist nur gefehlt herausgekommen."

„In Fahrnen werden alle Mädchen Buben", warf der Riedi-Balz ein.

„Bald wundert es mich, daß noch Gaißen auf die Welt kommen bei uns, nicht nur lauter Böcke", kicherte einer der Baumann-Buben.

Der Jeri that ein paar starke Züge aus seiner Pfeife. Dann räusperte er sich sonderbar auffällig und sah die andern alle der Reihe nach an, als sähe er etwas Besonderes an ihnen. „Ja, da mußt schon lachen", sagte er und qualmte wie ein Kamin. Die anderen wußten nicht, ob seine Rede noch dem Toni, dem Buben gegolten; da stieß er schon wieder ein paar abgehackte Worte vor sich hin: „Den ganzen Morgen habe ich drauf gehen lassen vor Staunen."

Die Bauern reckten die Hälse. „Nun, rück aus", sagte der Riedi, als der Knecht wieder schwieg. Dieser dehnte sich und machte kleine Augen, als weide er sich an ihrer Ungeduld.

„A bah, wenn Du etwas weißt, sag's", warf der Hofer-Toni hin.

Da erhob sich der Jeri plötzlich und that ein paar Schritte mitten in den Kreis. Es schien ihn etwas zu drängen; denn die Wangen waren ihm roth geworden und die Augen glitzerten vor Lustigkeit. „Es kommt ein Mädchen nach Fahrnen", platzte er mit einem Male heraus.

Die Bauern machten ungläubige Gesichter. „Meinst hast es schon gesehen", spottete der Hofer-Toni. Nur ein paar Jungbuben streckten die Köpfe, hatten eine Spannung in den Zügen, als schleckten sie schon nach einem Braten, dessen Duft ihnen die Nase kitzelte. „Ja — Du — ist es wahr?" fragte der Riedi-Balz, strich sich den jungen, welligen, röthlichblonden Bart und reckte die starken Arme. Er war der Aelteste unter dem Fahrner Nachwuchs, und es sah aus, als recke er sich zu einer ihm zukommenden großen Aufgabe. Der Jeri that ein paar Züge aus seiner Pfeife und puffte den Rauch von sich. Dann hob er zu erzählen an: „Daß er ein Geschiedener ist, der Bini, mein Bruder, das wisset ihr."

„Es ist bald nicht mehr wahr", warf der Hofer-Toni dazwischen.

„Ich möchte auch nicht seine Frau sein", sagte der schwerfällige Riedi, der Alte.

Der Jeri fuhr fort: „Die Frau hat immer noch gelebt, dem Bini seine. In einem Oertlein, da unten am Vierländersee, weiß der Teufel, wie das Nest heißt, hat sie eine Wirthschaft geführt. Der Bini schimpft, sie sei sich selber der beste Gast gewesen. Eineweg, gestern ist sie hinüber." Der Jeri verbildlichte das Jenseitsfliegen seiner Schwägerin mit einer Bewegung, als wäre diese gleich einem Frosch, der vom Ufer in die Pfütze springt, aus dem Tag in das große Dunkel hinüber gehüpft.

„Jetzt geht er sie begraben?" fragte der alte Riedi. Der Jeri nickte.

„Dann ist erst jetzt die letzte Fahrnerin gestorben", schrie ein vorlauter Jungbub.

„Bah, die letzte ist noch gar nicht todt", berichtete der Jeri, „die kommt jetzt. Der Bini hat ein Mädchen. Die Frau hat es bei sich gehabt. Jetzt muß sich doch einer um dasselbe bekümmern. Und jetzt holt er es da herauf."

„Kann es schon laufen?" fragte derselbe mauleifrige Bub von vorhin. Die Anderen lachten. „Schweig Narr", verwies ihn sein Vater, der Baumann-Josef.

„Dem Bini seinen Jahren nach kann sein Mädchen in den dreißigen stehen", rechnete der Hofer-Toni und wendete sich zu den Jungbuben: „Freut Euch, es gibt ein zähes Fressen."

„Ja, siebzehn Jahr ist es", sagte der Jeri trocken.

Die Jungbuben glotzten und wurden unruhig. „Hast es nie gesehen, Du?" fragte einer den Jeri. Der Riedi-Balz stand auf. Er zog die starke, schwergliedrige, mittelgroße Gestalt, die ganz der seines breitschultrigen Vaters nachgebildet war, auf und dehnte die Arme. Aber er sagte kein Wort.

„Die halten wir aber, wenn etwas an ihr ist", ließ sich einer der anderen Burschen hören.

„Los lassen wir sie nicht mehr, wenn sie einmal da ist", fügte ein anderer hinzu und krallte mit den Fingern, als hielte er das Mädchen schon.

„Wann kommt es?", fragte der Baumann-Josef nachdenklich. Er sah dabei über seine acht Buben hin und rechnete, ob denen die Siebzehnjährige als Mutter passe. Des Jeris Antwort, daß der Bini sein Mädchen am morgigen Abend bringen werde, überhörte er. Dann begannen alle durcheinander zu reden; dem Jeri wurde alles Wissenswerthe aus dem Munde gezogen. Aber das Gerede verflaute so plötzlich, wie es aufgelebt war, und allmählich lief

einer nach dem andern hinweg; sie gingen die große Nachricht verdauen.

Aber am anderen Abend trieben die jungen Fahrner bis zum Baumann-Hannes hinab, der in den ersten Hosen ging, sich wieder in der Gasse herum. Sie standen nicht wie am Vorabend beieinander, sondern lungerten umher, der eine hier, der andere dort; einzelne verschwanden auf eine Weile und kamen wieder. An jeder Hüttenecke fast streckte einer seinen Kopf hervor, aber keiner wollte es sich merken lassen, daß er warte. Sie thaten allerlei unnütze Arbeit, griffen nach Dingen, die ihnen sonst nie in die Hände fielen und ließen die Ziegen in den Ställen meckern, die gemolken sein wollten.

Es war ein schöner und milder Abend. Die Sonne stand fern, tief über der Bergwand im Westen. Der Himmel war blau und hatte rothe Streifen und rothe Wolken, die schön mit seinem Blau zusammenspielten und ihren rosigen Widerschein über Wälder und Hänge und Felsen gossen. Ein warmer Glanz lag über dem rauhen Bergland; es geschah selten, daß Fahrnen einen so wohnsamen Anblick bot. Der Schein der Sonne reichte nicht mehr weit zu Thal; wo der Weg, der in dasselbe hinabbog, abzufallen begann, lief er bald in Schatten über, aber gerade die Stelle, wo er aus der Tiefe auftauchte und braun zwischen zwei grünen, reicher leuchtenden Matten lag, war noch von dem wärmenden Abendgold überschienen. Auf diese Stelle gafften plötzlich alle späheifrigen Augen der Fahrner.

Zwei Buben, die auf Vorposten gewesen, stürmten dorfein. „Sie kommen", raunten die Fahrner sich zu.

Der Baumann setzte sich auf die drittunterste Stufe seiner Hüttentreppe, stützte die Ellbogen auf die Kniee und legte das Kinn in die Hände. Wie ein gehorsames Hühnervolk sich um den Hahn schaart, hockten plötzlich seine acht Buben über ihm auf den übrigen Stufen und thaten, als gelte es, von schwerer Arbeit auszuruhen. Der Steffen-Hannes, der steinalte, mit der eingetrockneten Gestalt und dem dürren Gesicht stand in der Thüre seines leeren Stalles. Der Riedi und sein jüngerer Bub hatten sich einen Sägbock in die Gasse gestellt, setzten an dem daraufgelegten Klotz die Säge an, vergaßen aber das Arbeiten. Der Hofer-Toni, dessen Hütte zu ungünstig stand, als daß er von dort aus viel gesehen hätte, kam mit einem Melkeimer zum Riedi herangeschritten, stellte sich neben ihn und fing an, über das Wetter zu reden. Der lustige Jeri, dem das Meckern seiner Ziegen allzu sehr in das für dergleichen Laute empfindsame Herz schnitt, hatte eines der Thiere aus dem Stalle geholt, setzte den Melkstuhl neben ihm auf die Gasse und begann sein Melkgeschäft. Von allen den Dörflern war einzig der Balz nirgends zu sehen.

Drüben am Weg tauchte des Bonacher Bauern schwarzer Filz auf, und plötzlich legte sich über die Fahrner eine Stille, wie über die Leute in Dornröschens Schloß; alle Rede stockte; sie gafften mit offenen Augen und Mäulern nach der Stelle, wo die hochnackige, breite Gestalt des Tresch und neben ihm ein kaum halb so hoch gewachsenes Mädchen in schwarzem Kleid sichtbar wurden.

Der Tresch hielt des Mädchens Hand in seiner linken Faust. Dieses trug ein schwarzes Tuch um den Kopf gelegt, dessen Zipfel auf die schmalen Schultern fielen; ein weißes Gesicht, das noch nicht zu erkennen war, schaute daraus hervor. In der Linken trug es ein kleines Sacktuchbündel; viel Habe schien es nicht mitzubringen. Noch hingen die Blicke der Bauern an der Gestalt des Mädchens, deren schlanke Linien sich scharf von der Sonnenhelle abhoben, da verdunkelte ihnen einer die Aussicht. Ueber die Matte war er daher geschritten, groß ausziehend, die Füße nackt, die derbe gelbe Hose bis zur halben Höhe der Unterbeine, die grobleinigen Hemdärmel bis zum Ellbogen aufgekrempelt und vertrat dem Tresch und seinem Mädchen plötzlich den Weg. Es war der Balz. Die spähenden Bauern sahen einen Augenblick nur seinen breiten Rücken und den bloßen, starken Kopf mit dem dichten, welligen, rothblonden Haare; die Gestalt des Mädchens verschwand völlig hinter der seinen. Weil sie aber sahen, daß er mit Wissen und Willen sich das Vorrecht genommen hatte, das Mädchen zuerst zu sehen und zu grüßen, packte sie die Eifersucht und ließ ihnen nicht Ruhe. Einer nach dem Andern machte sich in die Gasse und dem Paare entgegen, von dem der Balz schon wieder hinweggetreten war; nur der Jeri blieb unter seiner Ziege sitzen.

Als die Fahrner auf den Tresch und sein Mädchen trafen, schritt der Balz über die Matte zurück, über die er gekommen war. Er wandte nicht einmal den Kopf zurück, als wäre für ihn nichts Neues mehr zu sehen. Das Mädchen warf einen Blick hinter ihm her, es mochte sich über die grobklotzige Gestalt des Burschen wundern, dessen Muskeln an Armen und Beinen so kraftvoll hervorquollen, daß sie das Gewand nach ihren Formen dehnten, und der in der Art, wie er über sie gekommen war, beinahe etwas Rohes, Gewaltthätiges gehabt hatte. Aber die Fremde behielt nicht Zeit, dem Balz nachzusinnen. Mit einem Male sperrte eine ganze Menschenmauer ihren Weg. Der finstere Tresch, ihr Vater, verzog den Mund zu einem sparsamen Lachen. „Seid Ihr besessen?" grüßte er die Dorfgenossen. „So kommen die Kälber zur Salzecke gelaufen."

Die Anderen achteten nicht auf die Worte. Der Hofer-Toni that einen Jauchzer dem Mädchen zum Willkomm und schüttelte ihm die Hand: „He Du, sei auch willkommen da oben." Einer nach dem Anderen that ihm mit den gleichen Worten die Begrüßung nach. Dabei theilte sich die Schaar, sodaß der Tresch und sein Kind fürbaß kommen konnten. Die Fremde sah verschüchtert aus hellgrauen Augen vor sich hin; sie sprach nicht und ging inmitten der sie umdrängenden Schaar mit einer gewissen Aengstlichkeit, als könnten die Bauern beißen. Sie hatte ein schmales Gesicht, dem die gesunde Farbe fehlte, die großen von dunkeln Brauen überbogenen Augen waren voll Ausdrucks; durch die Scheu und Verlegenheit, die in ihrem Blick lag, brach ein verborgener Schein, der errathen ließ, daß sie sonst keine Kopfhängerin war.

Der Zug gelangte langsam zwischen die Dorfhütten. Als sie an die Behausung der Bonacher Bauern kamen, stand der Jeri eben von seiner Ziege auf. In der einen Hand den gefüllten Melkeimer that er mit lachendem Gesicht einen Schritt dem Mädchen entgegen und streckte die freie Hand ihr zum Gruße hin. „So bist da, Du?", sagte er. Sein Wesen schien jene zum ersten Mal anzuheimeln, denn sie machte eine unwillkürliche Bewegung nach dem Milcheimer und sagte: „O, so frische Milch."

„Ha, willst trinken?" sagte der Jeri und hob den Eimer hoch. Da fuhr ein fröhlicher Augenblitz des Mädchens auf ihn ein und es legte die Lippen an das ungefüge Gefäß. Es trank in großen Zügen, während die Bauern noch immer im Kreise umherstanden, als gäbe es ein großes Ereigniß zu bestaunen. „Ach ich bin so durstig gewesen", sagte es hochaufathmend, als es den Eimer absetzte.

„Hinein jetzt", brummte der Bini, sein Vater; dabei gab er seinem Mädchen einen gelinden Stoß, der es in die Hausthür wies. Der Jeri trat in seinen Stall; die Anderen, während der Vater mit dem Mädchen in der Hütte verschwand, trollten sich langsam an ihre Arbeit zurück. Einer hatte den Bini noch am Aermel erwischt und dem Wortkargen den Namen des Mädchens herausgeholt. Der wußte jetzt zu erzählen, daß die Neuangekommene Martina heiße.

„Martina, ein spaßiger Name", murmelten die Fahrner unter sich; weil zu Fahrnen noch keine so geheißen hatte.

Der Hofer-Toni war der Letzte, der aus der Gasse verschwand. Er war nachdenklich und hatte auf den gelbweißen Backen zwei Rothflecken der Erregung stehen; das Mädchen wollte ihm gefallen. Eben als er in seine Hütte treten wollte, kam der Riedi-Balz seinem gegenüberliegenden väterlichen Hause zugeschritten.

„He Du!" rief ihn der Toni an. Sein Ton war giftig. Der Balz wendete den Kopf und blieb stehen.

„Du hast es ja eilig gehabt, dem Bini seinem Mädchen guten Tag zu sagen", fuhr der Toni fort. Der Andere

lachte breit, seine festen Zähne schimmerten durch den Bart. „Bah ja!" — gab er zu.

„Du sollst mir auf der Lauer gelegen haben?", forschte der Toni weiter.

„Natürlich", gestand der Balz ohne roth zu werden. „Wenn es eine alte, häßliche gewesen wäre, hätte ich mich schon nicht gezeigt", sagte er dann leichthin, drehte sich ab und ging ins Haus. Der Toni aber hatte vor Aerger ein gelbes Gesicht, und der Nachbarsbub, neben dem er seit Jahren friedlich hingelebt hatte, war ihm auf einmal unleidlich.

3.

Die Martina war da und war schon halb eingewohnt. Sie begann die Wege und Stege zu kennen und den Gang des Fahrner Tagwerks, das so einfach und ewig gleich war, daß sie meinte, sie könnte es mit geschlossenen Augen verrichten. Sie war nicht mehr fremd, und doch war sie den Fahrnern noch nicht recht nahe gekommen. Obgleich sie nur in einem Dorf des Thales sich aufgehalten hatte, fanden diese ihr Wesen zu städtisch. Ihr Aeußeres allein schon, die feine biegsame Gestalt, an der nichts von der knorrigen Bergbauernart war, unterschied sie von den Andern. Daneben aber hatte sie einen leichten Sinn, eine jugendliche Raschheit in allem, was sie that, die allzu stark gegen die schwerblütige und schwerfällige Fahrnerart abstachen. Die Martina war immer mit ihrer Arbeit fertig, die Fahrner aber mühten sich bis sie bucklig waren. So kam es, daß diese oft, wenn sie von einer schweren Arbeit an Haus oder Gaden aufsahen, die Martina trällernd an ihnen vorüberhuschen sahen, wobei sie mit einem raschen Blick sie streifte, als sei sie unschlüssig, ob sie grüßen solle oder nicht. Sie strich dann an den Lehnen oder in dem spärlichen Walde herum, war fröhlich und guter Dinge und liebte es, den blauen Himmel und die schöne Welt anzusehen und in sie hinein ihre wortlosen Lieder zu summen. Es war noch Sommer, und das Mädchen schien kein Heimweh nach dem Thal zu haben; nur an trüben Tagen stand sie manchmal am Fenster der Bonacherstube, drückte die flache Stirn an die Scheiben und hatte in den hellen, grauen Augen einen Schein, als verlange es sie weit fort. Gesprochen hatte von den Fahrnern noch keiner viel mit ihr, obgleich ein jeder Lust hatte, sich bei ihr in Gunst zu setzen; bis die Bedächtigen zu Wort kamen, war die Martina immer schon wieder weg von ihnen. Mit dem Jeri war sie gut Freund; sie hockte bei ihm im Stalle, wenn er seine Gaißen melkte. Die Fahrner konnten die beiden lachen hören, wenn sie vorbeigingen, und der Neid stach Alt und Jung dabei. Einzig der Balz kümmerte sich blutwenig um das Mädchen. Er wich ihm nicht aus, im Gegentheil, die Martina behauptete bei dem Jeri, der Tollpatsch, der Balz, komme alleweil geradewegs auf sie zu geschritten, als wolle er sie fressen. Bei solchem Zusammentreffen hatte der Balz eine laute, fast barsche Art zu grüßen. Er stieß das „Tag", den kurzen Gruß der Bauern so herrisch heraus, daß es unfreundlich klang, dabei sah er die Martina flüchtig an und ging an ihr vorbei, ohne je bei ihr still zu stehen. Manchmal tauchte er plötzlich in ihrem Rücken auf und trat so unversehens mit seinem groben Gruß an ihr vorüber, daß sie fast zusammenfuhr und ihr wohl dann und wann ein kleiner Schrei des Erschreckens entwischte. Sie fürchtete sich beinahe vor ihm, und hatte wenig gute Worte über ihn, wenn sie mit dem Jeri je auf ihn zu sprechen kam.

Als der Sommer und der Herbst verrann und die Arbeit der Bauern, je näher der Winter rückte, desto kleiner wurde, ging es wie ein Ruck durch alle. Wie es kam, war schwer zu sagen, aber sie hatten plötzlich alle die Augen auf der Martina. Der überzeitige Steffen-Hannes, der nicht mehr mitthun konnte, mochte sie mit seiner Rede angefeuert haben: „Jetzt soll dann einer sehen, daß er das Bonacher Mädchen heirathet, sonst entwischt das wieder, wie es gekommen ist." Kurz die Fahrner erinnerten sich plötzlich, daß die Martina in den Heirathsjahren stehe. Da begann eine lustige Zeit. Wie die Katze um den Brei schlichen die Fahrner schleckend um die Bonacherhütte. Die Martina, die über die langen Regentage das Singen verlernt hatte, stand in dieser Zeit häufiger mit trübem Gesicht am Fenster. Als sie gewahrte, daß von den Dörflern Jung und Alt von der Straße aus zu ihr hinaufschmachtete, schien ihr der Spaß zu behagen, und sie begann, statt ans Fenster sich unter die Hausthür zu stellen. Der Fleck Erde vor der Hausthür der Bonacherhütte war von da an selten leer: alle Augenblicke stand einer der Bauern dort, wobei der Tag mehr für die Alten galt, die allein zu kommen liebten, während am Abend die Buben in Gruppen sich dort herumdrückten. Die Martina schien immer Muße zu haben. Der Bini, ihr Vater, kümmerte sich nicht um sie; wenn er je die heirathssüchtigen Fahrner dort ihm den Weg sperrend antraf, zuckte um seinen schmalen Mund ein höhnisches Lächeln und wiederholte er hämisch sein Wort von den Kälbern und der Salzlecke. Die Martina, die ihrem Schnabel keinen Zwang anthat, lachte und spottete bei ihm und dem Jeri ihrer übereifrigen Verehrer.

Die Fahrner aber, Alt wie Jung, verloren immer mehr den Kopf je weiter die Zeit rückte. Der breitschultrige Riedi, der mürrische Baumann-Josef und der lahme Hofer-Toni eiferten allen voran. Der offene Riedi hatte ein väterlich derbes Wesen dem Mädchen gegenüber, nahm ihre kleine Hand in seine gewaltigen Fäuste oder ohne Umschweife das ganze Mädchen in seine mächtigen Arme, in denen sie wie ein kleiner Vogel hilflos zappelte und sagte immer dasselbe ihr gerade ins Gesicht: „Mädchen, weißt was, wir heirathen zusammen!"

Der Baumann war der trockenste Werber. Der kam und erzählte, was es bei ihm zu Mittag gegeben oder wie viel Milch die oder jene Gaiß einbringe und suchte mit derlei Reden der Martina zu beweisen, daß sie es bei ihm so gut wie beim Vater habe. Der Hofer-Toni endlich, der stillste und heißeste, drängte sich möglichst nahe an das Mädchen heran und hatte als große Empfehlung seiner eigenen Person alltäglich die demselben zugeraunte Versicherung, daß er daheim ein Sparkassenbuch verwahre, wo mehr darinnen sei, als man vermuthe. Der Riedi, der Baumann und der Hofer übersahen alle das eine ganz, daß die Martina gar nicht zu ihrem Weibe paßte und noch weniger es zu werden Lust hatte.

Als der Winter kälter und die verliebte Noth der Fahrner immer heißer wurde, fuhr zum ersten Mal der Jeri mit einer Nachricht unter sie, die ihnen Bedenken machte. Der Jeri, der seiner Junggesellenseele sicher, längst nach Kräften über die Anderen spottete, sie Stallfliegen hieß, die im Spinnnetz hingen, zischelte ihnen eines Sonntags, als er sie fast vollzählig beisammen hatte, den Bericht zu, die Martina habe längst einen Liebsten, einen aus dem Thal, der fleißig schreibe, und dem das junge Ding selber oft genug Bescheid gebe, wie es mit ihr und zu Fahrnen stehe. Anfänglich thaten die Fahrner ungläubig, als aber der Jeri bei allen Heiligen die Wahrheit seiner Kunde beschwor und einen Brief vorwies, den er für das Mädchen ins Thal mitzunehmen hatte, stutzten sie einen Augenblick, wie die Hunde vor dem Dachsbau, dann gingen sie um so hitziger ins Zeug. Der vom Thal sollte ausgestochen werden! Sonderbar ruhig nahm nur der junge Riedi die Nachricht auf. Der sah den Jeri fast zornig an und murrte: „So werden der Vater und die Anderen wohl Ruhe geben." Irgendwie aber schien es dem Jeri, als hätte er mit einem Ohr mehr hingehorcht, als er sich merken lassen wollte; sicher war, daß der Balz seither die Martina manchmal, wo er sie allein traf, in seiner herrisch derben Weise stellte und zu einem Gespräch zwang, aus dem freilich keines viel Anderes erfuhr, als was auf Wetter oder andere Alltäglichkeiten Bezug hatte.

Eines Tages arbeitete der Balz am Holz. Aus dem spärlichen Waldstand pflegten die Fahrner alljährlich zur Linderung ihrer Armuth einen guten Schlag Brenn- und

Bauholz den Thalbauern zu verkaufen. Ihre Berge waren darüber kahlköpfige Herren geworden; aber der Balz sah es so wenig, wie die anderen es vor ihm gesehen hatten, während er Schlitten um Schlitten durch die Dorfgasse nach der Wegstelle zog, wo dieser sich thalzu senkte. Dort schichtete er seitwärts am Wege die Holzstücke hoch; von hier holten die Thalbauern nach abgeschlossenem Verkauf ihre Waare selber. Eben schleppte er einen schwerbeladenen Schlitten an die Schicht heran und richtete sich schnaufend auf, als seinen zufällig thalzu streifenden Blick eine Gestalt gefangen hielt, die gegen Fahrnen herauf schritt und keinem glich, den der Balz schon gesehen hatte. Der junge Bauer strich mit der Hand den Schweiß von der Stirne, lehnte sich an seine Schlittenlast und spähte müßig hinab. Es war die letzte Sonnenstunde des kurzen Nachmittags. Das Sonnenlicht lag nur noch wie Duft über dem flirrenden Weiß der weiten, schneeigen Hänge. Ein Frosthauch strich an diesen nieder; das Blau des Himmels war kalt, und über die Berge zogen weiße Wolken. Der Balz stand in Hemdärmeln und mit offen hängender Weste; die Kälte hatte ihm nichts an, und unwillkürlich verzog sich ihm der Mund zu einem spöttischen Lachen, weil der, der gegen ihn heran stieg, in ein Kleidungsstück eingepackt ging, das sie zu Fahrnen kaum vom Hörensagen kannten — in einen Ueberzieher. Im nächsten Augenblick fuhr ihm das Blut in die Stirn, ein Gedanke war ihm gekommen: Das ist der Martina ihrer, der da kommt! Der Blick seiner kleinen, braunen Augen verschärfte sich. Das war der Martina ihr Liebster und kein Anderer! Dem Nahenden schien das Steigen Mühe zu machen; denn er hielt einmal über das andere an, schnaufte und maß die vor ihm liegende Wegstrecke. Es war seiner Haltung von Weitem ein „Mein Gott bin ich noch nicht bald oben", abzulesen :und wieder lachte der Balz für sich. Als der andere so nahe kam, daß er ein schmales, blasses Gesicht mit einer spitzen Nase, einem dunkeln Schnurrbärtchen darunter und mit zwei dunkeln, dreist blickenden Augen unterschied, begann er an seiner Schlittenlast den Strick zu lösen und griff eben mit den Armen, die selber aussahen wie knorriges Holz, ein schweres Scheit herab, als der Fremde herantrat.

„Ist das Fahrnen?" fragte der im Ueberzieher ohne zu grüßen. Er deutete mit einem dünnen, schwarzen Spazierstock, den er in der Hand hielt auf die Hütten und ließ seinen kleinen Filzhut ruhig so schief auf seinem linken Ohre sitzen, als rede er in die leere Luft.

„Tag" sagte der Balz kurz und laut.

Der andere that die Augen verwundert auf. „Tag", gab er zurück, hob zwei Finger an den Hutrand und vermochte eine leichte Verlegenheit nicht zu verbergen. „Ob das Fahrnen ist?" fragte er dann in einem Tone, der den Balz die Ueberlegenheit merken lassen sollte.

„Ja", antwortete der, sah aber den Fremden nicht an und fuhr in seiner Arbeit fort, als hätte er nie von dem Anderen gewußt. Der schwang sein Stöckchen, daß es sausend die Luft schnitt und hob an, dorfein zu schreiten. Erst als er zwischen den Hütten verschwand, hielt der Balz mit Holzschichten inne; wieder ging es wie ein Ruck durch seine Gestalt, als strafften sich alle Sehnen. Er schaute über seinen Schlitten hin auf die Dorfhütten, zwischen denen der Fremde verschwunden war, und murmelte ein „So, so", durch die Zähne. Es klang wie eine Selbstaufmunterung; seine Backen rötheten sich, und seine Augen blitzten in einem Schein von Entschlossenheit und Thatkraft, wie noch keiner der bedächtigen Fahrner geblickt hatte. In der Art, wie er seine Arbeit zu Ende brachte, lag die ganze Lust plötzlich erwachten Willens und fröhlicher Schaffenslust.

(Schluß folgt.)

Goeschenen. Ernst Zahn.

Theodor Volbehr: Das Verlangen nach einer neuen deutschen Kunst. Ein Vermächtniß des 18. Jahrhunderts. Verlegt bei Eugen Diederichs. Leipzig. 1901.

Heute, wo eine deutsche und neue Kunst mitten im blühenden Wachsthum steht und in immer neuen Werken bei aller Verschiedenheit der Individuen doch ein gemeinsamer Grundzug besteht, erscheint es dem Künstler, wie dem Kunstfreund, Kennern und Laien nicht ohne Interesse, dem Werden bis an die Quelle nachzugehen. Die alte historische Neigung schlägt uns doch immer ein Schnippchen, und wollten wir uns noch so stolz jenseits der Kunstgeschichte stellen. Das macht die unabsichtliche Ironie dieser im übrigen trefflichen Schrift aus, die zunächst der Genugthuung Ausdruck gibt, daß man nunmehr endlich die auf Kunstgeschichte fundirte Betrachtung der zeitgenössischen Malerei verlernt habe, durch welche alles Neue wegen seiner nothwendigen Absonderlichkeit und Unkontrollirbarkeit regelmäßig verkannt und mißgewerthe werde. Und nach dieser unzweideutigen Absage an die historische Betrachtung folgt eine kenntnißreiche historische Betrachtung über das Entstehen der Ueberzeugung des Unwerthes — der historischen (dogmatischen) Betrachtung in Sachen der bildenden Kunst. Trotz dem bleibt das hübsch und leicht, wenn auch zu breit vorgetragene Material von Werth. Das vorige Jahrhundert, in welchem die Dichtung das erste und letzte Wort hatte, war arm an bildenden Händen, reich an schreibenden. So haben wir eine ganze Folge von Geboten, wie die Malerei beschaffen zu sein habe, und eigentlich keine Maler, denen sie gelten. Chr. Fr. von Wolf findet in der Kunst ein Mittel zur moralischen Bildung; Schlegel in ihr als einzigen Endzweck das Vergnügen. Beide Gedanken führen zu einem dritten, eigentlich einer Frage: wie wird der Zweck erreicht? Durch Nachahmung des Naturgegebenen. Aber in welcher Auswahl? Die vierte Frage, die Urfrage nach dem Wesen der Schönheit, erhebt sich. Winkelmann sagt mit seiner deutschen Verallgemeinerungsenergie: Die Schönheit ist griechisch. Der milde Hagedorn nimmt wieder die unbarmherzige Unduldsamkeit weg, was andere Völker und Menschen Schönes geschaffen haben, ahme der Künstler sorgfältig nach unter gutem Studium der Natur. Rafael Mengs ist der bedeutende Musterknabe dieser Kunstschule gewesen, der nach den Rezepten der ehrbaren Aesthetiker alle großen Maler kopirte, aber mit Vorsicht, Maß und ohne in ihre „Uebertreibungen" zu verfallen, als welche ihm jede heftigere Aeußerung des Persönlichen erscheinen mußte. Bescheiden eröffnet Geßner einen Ausblick ins Freie, freilich eigentlich in gestutzte Gärten und in eine nach Salvator Rosa, Hackert, Lorrain nnd Wouvermann stilisirte Natur, aber doch in die Natur. Chodowiecki, der biedere, bürgerliche Meister in einem siegreichen, aufstrebenden Staat, für Bürger aus ihrem Leben für ihr Milieu schaffend, erreicht als erster absolute Kunsthöhe, ohne viel Theorie, aus glücklichem Instinkt und Treue gegen sich selbst heraus. Hamann und Herder schreiten weiter zur Feststellung des künstlerischen Subjektivismus. Von diesem freien Standpunkt erscheint Lessing als grausamer Büttel, nicht als Richter der bildenden Kunst. In der That gehört der „Laokoon" mit seinen sorgsam abgestuften Werthungen der Kunstthemen (Menschen-, Thier-, Blumenmaler wegen der sinkenden Idealität) zu den für uns schwer faßlichen Fehlgriffen eines Genius. Herder's kühne Polemik dagegen ist jedem Heutigen aus der Seele geschrieben. Heinse räumt endlich mit dem historischen griechischen Dogma Winckelmann's endgültig auf, es gebe nichts allgemein Giltiges, für jede Zeit sei ihr Stil so bezeichnend, als schön. Der erste individuelle, freie und selbstgerechte Künstler war Carstens, keines Mannes Schüler. Mit Wackenroder und den Romantikern beginnt das Schweifen und Streifen in Wald und Feld, dem wir die schönsten Lieder und in der Malerei die endliche Rückkehr zur Natur verdanken. Philipp Otto Runge, A. W. Schlegel sind dann die ersten, welche absolut und völlig von aller Historie frei eine neue zeiteigene Kunst verlangen und erstreben. „Unsere Kunst muß unsere Gedanken und unsere Empfindungen wiederspiegeln, unsere Anschauung von der Welt in uns und um uns für alle Zeiten festhalten." Diesen Weg wird man von einem besonnenen Geist hinangeführt; leicht und klar ist der Stil; die Folgerungen einfach und einleuchtend und das Ganze mit der obigen Einschränkung tüchtig. Freilich scheinen die Gedanken und die ganze Stellung des Themas weder besonders bedeutend, noch wichtig, aber es ist immerhin hübsch, von einem so harten Gegner der Kunsthistorie eine kunsthistorische Studie über diese Befreiung zu lesen.

Wien. Otto Stoeßl.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 37. Berlin, den 15. Juni 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Erörterungen über die Absichten der Reichsregierung in Bezug auf den künftigen Zolltarif dauern fort, und sie werden um so lebhafter geführt, je weniger zuverlässig die Nachrichten sind, die über die Berliner Besprechungen der deutschen Minister in die Oeffentlichkeit dringen.

Im Allgemeinen herrscht die Ansicht vor, daß die Agrarier mit dem Ergebniß der Verhandlungen nicht besonders zufrieden sein können; es ist möglich, daß diese Auffassung den Thatsachen entspricht. Die Agrarier selbst sind in ihrem Urtheil über die Sachlage zurückhaltend; sie hüten sich, das Tischtuch zwischen sich und dem Reichskanzler zu zerschneiden; sie warten in einiger Unruhe ab, und sie werden die Ueberzeugung hegen, daß in diesem Augenblick überhaupt noch nicht das letzte Wort über die Gestaltung der künftigen Handelsverträge gesprochen ist — und zwar nach keiner Richtung hin. Diese Anschauung ist wohl zutreffend, und die Gegner der Agrarier werden gut thun, von denselben Voraussetzungen aus zu handeln.

Eines scheint den Agrariern mißglückt zu sein; sie haben nicht vermocht, den Reichskanzler und die Reichsregierung zu zwingen, sich schon heute endgiltig zu binden, sei es durch einen Doppeltarif, sei es in anderer Weise. Man darf voraussetzen, daß der Reichskanzler den Reichstag nicht ersuchen wird, ihn in eine gesetzgeberische Zwangsjacke während der Verhandlungen mit dem Auslande über die Handelsverträge zu stecken. Lebten wir nicht in einem Staate, der mit dem Bunde der Landwirthe gesegnet ist, so würde man solchen Entschluß für weniger kühn, für weniger heroisch, hingegen für einigermaßen selbstverständlich erachten.

Will aber die Reichsregierung sich die Hände noch nicht endgiltig fesseln lassen, so besagt dies doch keineswegs, daß den Wünschen der Agrarier nicht soweit wie irgend möglich entgegengekommen werden soll. Auch eine agrarisch gesinnte Regierung wird nicht leicht geneigt sein, aus Rücksicht auf das wenig schmeichelhafte Mißtrauen des Bundes der Landwirte ihre Entmündigung zu beantragen; und sie mag doch beabsichtigen, den Herren des Circus Busch viel Guts und Liebs zu thun.

Voraussichtlich ist nichts geschehen, als daß die Entscheidung hinausgeschoben worden ist. Die Agrarier also haben nicht heute den Sieg errungen; und das ist für sie eine Enttäuschung, aber sie können ihn in einem halben Jahr oder später vielleicht noch erzwingen, und dann war die heutige Enttäuschung nichts als eine bedeutungslose Episode.

Es ist also weder zum Triumphiren noch zum Schlafen Zeit für die Gegner der Agrarier. Und nichts wäre falscher, als die antiagrarische Bewegung langsam zum Stillstand kommen zu lassen. Ganz im Gegentheil muß sie im Gange erhalten und noch wesentlich verstärkt werden. Denn wenn Graf Bülow sich die Hände frei behalten will, so wird es ganz gewiß in seinem Plane liegen, sowohl die politische Situation, wie sie sich in Deutschland entwickelt, wie die Stellungnahme des Auslandes auf seine Entschlüsse einwirken zu lassen. Und die Einwirkung der Agrarier wird auch demnächst noch ganz verhängnißvoll sein können, wenn nicht auch die Antiagrarier auf dem Platze bleiben.

Der Börsenausschuß hat seine Berathungen über die Revision des Börsengesetzes beendigt und ist mit einer Zweidrittelmehrheit zu Beschlüssen gelangt, die es der Reichsregierung ermöglichen, gestützt auf ein vollwerthiges Sachverständigengutachten, jetzt endlich an eine Abänderung

jenes elenden Börsengesetzes heranzutreten, zwischen dessen Paragraphen die Verletzung von Treu und Glauben sich allmählich geradezu eingenistet hatte. Die Revisionswünsche des Börsenausschusses bewegen sich durchaus auf den bescheidenen Bahnen, die s. Zt. von der Handelskammer zu Frankfurt a. M. beschritten sind. Es fehlt deshalb jetzt auch einer ängstlichen, vom Agrarierthum eingeschüchterten Regierung die bequeme Ausrede, daß Unerreichbares verlangt werde.

In Gumbinnen sind zwei Unteroffiziere des stehenden Heeres wegen Mordes, an dem Rittmeister von Krosigk begangen, bezw. der Begünstigung des Mordes angeklagt gewesen; sie sind von dem militärischen Gerichtshof in Bezug auf die Anklage wegen Mordes freigesprochen worden. Der Hauptangeklagte, Marten, wurde wegen anderer Strafthaten verurtheilt und blieb deshalb in Haft. Der Generalleutnant von Alten hat jedoch auch den gänzlich freigesprochenen Sergeanten Hickel von neuem verhaften lassen. Nach den persönlichen Angaben des Herrn von Alten geschah diese Verhaftung nicht, weil ein neuer Verdachtsgrund beigebracht ist, sondern weil der genannte Generalleutnant das Erkenntniß des Kriegsgerichts, gegen das Berufung eingelegt ist, für einen Fehlspruch erachtet, und weil er fürchtet, daß Hickel, wenn er in Freiheit bleibt, den Thatbestand weiter zu verdunkeln suchen werde. Die „National-Zeitung“ hatte sich das Verdienst erworben, diese Thatsachen zu veröffentlichen.

Ueber einen Punkt ist alle Welt einig. Die Disziplin muß in der deutschen Armee aufrechterhalten werden; eine Armee ohne Disziplin ist kein Schutz, sondern eine Gefahr für das Vaterland. Damit aber die Disziplin über das gesammte Heer wirksam gehandhabt werden kann, dazu gehört vor allem dies: sie muß gleichmäßig geübt werden gegen Mannschaften wie gegen Offiziere.

Nun scheint aber in dieser Beziehung dem erschossenen Herrn von Krosigk gegenüber nicht so verfahren worden zu sein, wie es im Interesse der Armee nothwendig gewesen wäre. Herr von Krosigk ist gegen seine Untergebenen, wie unwidersprochen behauptet wird, von einer Härte und Rücksichtslosigkeit und Schroffheit gewesen, die weit hinausgehen über jenes Maß von Strenge, die der Dienst erfordert. Wenn die Vorgesetzten den Herrn von Krosigk, obgleich der Verstorbene bereits vorbestraft war, gewähren ließen, so liegen hier Verantwortlichkeiten vor, die noch festgestellt werden müssen.

Die Anklage auf Mord gegen mehrere Untergebene des Herrn von Krosigk hatte die Annahme zur Voraussetzung, daß sich gegen den Todten ein solcher Haß und eine solche Erbitterung angesammelt hatten, um schließlich einen der Gereizten oder einige derselben zum Morde zu treiben. Es bedarf keines Wortes, daß ein Mord ein Mord bleibt, mögen auch die Motive in dem einen Falle die niedrigsten, in einem anderen menschlich erklärlicher sein. Ein solcher Mord verdient seine Strafe und Sühne in jedem Falle; aber man muß den wahren Mörder oder die Mörder haben.

Der berufene militärische Gerichtshof in Gumbinnen war der Ansicht, daß das Belastungsmaterial gegen keinen der Angeklagten wegen Mordes ausreichte; beide wurden freigesprochen, und nunmehr erklärt Generalleutnant von Alten, der gar keinen Rechtstitel hat, ein derartiges Urtheil abzugeben, seiner Ansicht nach hätten die Richter einen unbegreiflichen Fehlspruch gethan, und wider die gesetzlichen Bestimmungen — ohne neue Verdachtsmomente — läßt Herr von Alten den Sergeanten Hickel von Neuem einsperren.

Es scheint, daß die Mörder des Herrn von Krosigk zur Selbsthilfe geschritten sind, weil sie keine Möglichkeit sahen, sich auf andere Weise aus einer Lage zu befreien, die sie als eine unerträgliche Ungerechtigkeit empfanden. Solche Selbsthilfe darf unter keinen Umständen gestattet werden, und nunmehr schreitet auch ein Generalleutenant, der Herr von Alten, zur Selbsthilfe, er sperrt, ohne die gesetzlichen Bestimmungen zu beachten, einen der Freigesprochenen wieder ein, weil er der Ansicht ist, daß auf andere Weise das, was er für Recht hält, sich gegen den falschen Gumbinner Spruch nicht werde durchsetzen lassen. So verschieden die Motive, die zur Selbsthilfe führten, in dem einen Falle, der mit dem Morde endete, und in dem andern Falle, der eine durch das Gesetz nicht legalisirte Verhaftung herbeiführte, sind, und so verschieden wie die Motive die Thaten selbst sind, es handelt sich doch hier wie dort um ein Vorgehen, das sich außerhalb und über das Gesetz stellt, und solches Vorgehen kann in einem geordneten Staatswesen am allerwenigsten von Seiten militärischer Befehlshaber geduldet werden.

Ob das Gericht in Gumbinnen einen Fehlspruch gethan hat, wir wissen es nicht; aber selbst wenn es einen Fehlspruch gethan hätte, so wäre dies ein geringes Unglück gegenüber einer Entwicklung, die durch eine Verletzung der Gesetze einen Irrthum des Gerichtshofes beseitigen will. Das heißt den Teufel durch Beelzebub austreiben, und das Schlimmste, was es gibt, das subjektive Belieben, an die Stelle der gesetzlichen Norm stellen, — ein Belieben, das heute das objektiv Richtige thun mag, und das morgen das gänzlich Verfehlte dekretirt.

Jene Selbsthilfe, die zum Morde gelangte, wie jene Selbsthilfe, die die Wiederverhaftung eines Freigesprochenen ohne ersichtlichen gesetzlichen Grund herbeiführte, kann der Staat nicht ertragen und nicht dulden.

Die Verhandlungen in Gumbinnen haben den Nutzen der Oeffentlichkeit auch in Militärprozessen erwiesen, wiewohl die Oeffentlichkeit oft genug, viel zu oft ausgeschlossen worden ist.

Wir hoffen, daß diese traurigen Verhandlungen segensvoll wirken werden. Die Erörterungen werden hoffentlich dazu führen, daß Charaktere wie der erschossene Herr von Krosigk rechtzeitig aus verantwortungsvollen Stellen entfernt werden. Das ist nothwendig im Interesse einer gesunden Disziplin. Und dann wird auch für die Folgewirkungen, den Mord, und jetzt für das Vorgehen des Herrn von Alten kein Raum sein.

Erst die Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlung ermöglicht es der Bevölkerung, eine sachliche und gerechte Kritik zu üben, und eine solche Kritik, die den Mannschaften wie den Offizieren die Verwerflichkeit der Selbsthilfe außerhalb des Gesetzes und außerhalb der Vorschriften gleichmäßig klar macht, muß die Disziplin und die Gesundheit der Zustände im Heere stärken.

In Oesterreich ist die große Kanalvorlage angenommen und von der Krone bereits sanktionirt worden; seit langem ist dies die erste bedeutungsvolle gesetzgeberische That des Parlaments, das durch den Kampf der Nationalitäten zu chronischer Arbeitsunfähigkeit verurtheilt schien.

Der Kaiser von Oesterreich hat diese günstige Gelegenheit benutzt, um einen neuen Versuch zur Beschwichtigung der nationalen Leidenschaften zu unternehmen. Er ist nach Prag gefahren, und er wird eine Rundreise durch Böhmen, durch die czechischen und die deutschen Landestheile, machen, um die Czechen wie die Deutschen wieder fester an seine Person und an das Kaiserreich zu fesseln. Wir wollen wünschen, daß der Versuch Erfolg hat.

Graf Waldersee hat China verlassen, und inzwischen werden in Peking die Verhandlungen über den Modus der Bezahlung der Kriegskosten fortgesetzt; ein Ende dieser Erörterungen ist auch heute noch nicht völlig klar abzusehen.

Im englischen Parlament debattirte man über die Absicht deutscher Schiffahrtgesellschaften, das Jangtsekiangthal hinauf Dampfer unter unserer Flagge fahren zu lassen. Der Vertreter der englischen Regierung gab auf die Anfrage die einzig mögliche Antwort.

Nachdem die Politik der offenen Thür für China proklamirt worden ist, kann es nicht Aufgabe der einzelnen Regierung sein, die Unternehmungen fremder Mächte aus bestimmten Theilen Chinas fernzuhalten; es ist vielmehr ausschließlich Sache der Kaufleute, die fremde Konkurrenz durch ihre eigene Tüchtigkeit sich vom Halse zu halten, wenn sie das für erforderlich halten. Allein China ist so groß, daß auch ohne Monopol deutscher wie englischer Unternehmungsgeist sehr gut bestehen können.

Aus Südafrika kommen die alten Nachrichten; von Kämpfen und von Kriegsmüdigkeit der Buren. Bisher haben immer neue Kämpfe die Behauptungen von dem Erlahmen der Burischen Energie Lügen gestraft.

* * *

Handelspolitik.

Die handelspolitische Litteratur wächst in unseren Tagen zu einer kleinen Bibliothek an, nicht nur an Broschüren und Vorträgen, sondern auch an umfangreichen und gründlichen Werken. Zu den werthvollsten Arbeiten der letzteren Art gehört die Veröffentlichung der Vorträge, welche im Auftrage der Hamburgischen Oberschulbehörde Dr. Karl Helfferich im Winter 1900/01 in Hamburg über Handelspolitik gehalten hat*). Die Aufgabe, welche dem Vortragenden gestellt war, bestand nicht in der Anfertigung einer gelehrten Arbeit für Fachmänner, sondern darin, die Ergebnisse wissenschaftlicher Untersuchungen über die Fragen der Handelspolitik einem weiteren Kreise, d. h. einem ganz überwiegend aus Leuten des praktischen Erwerbslebens bestehenden Publikum, zu vermitteln. Der Zweck der Vorträge lag ferner durchaus in der Belehrung, nicht in der Agitation. Die hierdurch bestimmte Aufgabe hat der Vortragende vortrefflich und hoffentlich auch zur Zufriedenheit der Hamburgischen Oberschulbehörde — in anderen Einzelstaaten nennt man eine solche Behörde Unterrichtsministerium — gelöst, die sich durch Veranstaltung dieser Vorträge selbst ein Verdienst erworben hat. In sehr zweckmäßiger Anordnung hat er im Rahmen von zehn Vorträgen zunächst die Bedeutung des Außenhandels für die moderne Volkswirthschaft und Deutschlands Stellung in der Weltwirthschaft besprochen, darauf einen historischen Rückblick auf die verschiedenen handelspolitischen Systeme und die deutsche Handelspolitik bis zur Gegenwart gegeben und schließlich die aktuellen Fragen der Handelspolitik, insbesondere die landwirthschaftlichen Zölle und das Problem des Industriestaats, erörtert.

Die Vorzüge, welche die Arbeiten des Geschichtsschreibers der deutschen Münzreform auf währungspolitischem Gebiet auszeichnen, treten auch auf jeder Seite seiner „Handelspolitik" hervor. Neben gründlichem Wissen besitzt Helfferich in hohem Maße die Fähigkeit, die Hauptpunkte wirthschaftspolitischer Fragen und die charakteristischen Züge wirthschaftlicher Entwicklungen zu erfassen und mit sicherer Hand seinen Hörern und Lesern anschaulich vorzuführen. Auf einem Gebiet wie dem der zoll- und handelspolitischen Fragen, das seit Jahren in der Litteratur und in der Tagespresse bearbeitet worden ist, wird man in jedem neuen Werke und so auch in den Helfferich'schen Vorträgen auf Urtheile und Gedankengänge stoßen, die sich anderweitig bereits vorfinden, aber in seiner Darstellung gewinnen sie häufig noch an klarer Folgerichtigkeit und überzeugender Beweiskraft. Knapper und schlagender kann z. B. die Verkehrtheit eines Doppeltarifs als eines angeblichen Hülfsmittels zur Erlangung günstiger Handelsverträge kaum nachgewiesen werden, als es auf anderthalb Seiten der Helfferich'schen Vorträge geschieht. Sehr treffend sind auch die Ausführungen, daß es ein völlig vergebliches Beginnen sei, in der Handelspolitik eine sogenannte „Mittellinie" zu finden, auf der sich die auseinander gehenden Einzelinteressen vereinigen lassen, und die gewissermaßen das arithmetische Mittel aus den Sonderinteressen innerhalb der Volkswirthschaft darstellen soll. Dem Suchen nach einer solchen Mittellinie und der ganzen diesem Bestreben dienenden „Politik der Sammlung" liegt offenbar eine zu mechanische Auffassung der lebendigen Volkswirthschaft zu Grunde, es gibt Interessen, die sich beim besten Willen nicht vereinigen lassen. In vollem Umfange würdigt Helfferich in dem achten Vortrage über die gegenwärtige handelspolitische Situation die heutige Machtstellung des Agrarierthums:

„In allen Punkten, an Kopfzahl, an Produktivität und an Steuerleistung, steht die Landwirthschaft beträchtlich hinter der Industrie und dem Handel zurück. Aber die volkswirthschaftliche Bedeutung der Berufsinteressen ist nicht immer ausschlaggebend für die politische Macht der Parteien, welche diese Sonderinteressen vertreten. Als politischer Machtfaktor spielt das Agrarierthum bei uns in Deutschland — darüber dürfte wohl kein Zweifel obwalten — die erste Rolle. Es übt durch seine geschlossene Organisation und durch sein zielbewußtes Vorgehen auf die maßgebenden politischen Parteien einen großen Einfluß aus, der mitunter geradezu an Terrorismus grenzt; es genießt ferner den großen Vortheil einer gänzlich veralteten Eintheilung der Wahlkreise, durch die das platte Land im Reichstag gegenüber den industriellen Gebieten ganz außerorordentlich bevorzugt ist; dazu kommt schließlich die traditionelle Stellung des adeligen Großgrundbesitzes und der konservativen Parteien zur Krone und zur Regierung und die mit dem größten Eifer und der größten Beflissenheit genährte Auffassung, daß gegenüber dem politischen Radikalismus Thron und Alter genöthigt seien, sich auf die konservativen und agrarischen Parteien zu stützen.

„Auf diesen Verhältnissen beruht die politische Machtstellung der Vertreter der agrarischen Interessen. Der Streit um den zukünftigen Kurs unserer Handelspolitik ist nur eine einzelne Episode in dem großen und hartnäckigen Kampf, in welchem der Grundbesitz die wirthschaftlichen Voraussetzungen für seine beherrschende Stellung im Staat, die in Folge des gewaltigen Aufschwungs der deutschen Industrie und des deutschen Handels immer merkbarer dahinschwinden, durch das volle Aufgebot seines ererbten politischen Einflusses zu erhalten sucht. Auf diesem natürlichen Selbsterhaltungstrieb einer Klasse, die um die Erhaltung ihrer Machtstellung gegenüber den neu aufstrebenden Elementen kämpft, ist der Kampf der Agrarier gegen die Großbetriebe in Industrie und Handel hervorgegangen, während der landwirthschaftliche Großbetrieb durch die Institution der Fideikommisse besonders geschützt wird; aus diesem Geist heraus erklärt sich der Kampf gegen das mobile Kapital, während für das in landwirthschaftlichen Betrieben festgelegte Kapital vom Staat die Garantie einer Rente verlangt wird; aus diesem Geiste stammt die agrarische Gegnerschaft gegen unsere Goldwährung und schließlich auch die Forderung einer radikalen Umkehr in unserer Handelspolitik."

Den verschiedenen handelspolitischen Systemen wird Helfferich mit anerkennenswerther Objektivität gerecht. Mit unverkennbarer Sympathie behandelt er Friedrich List, dessen System der nationalen Oekonomie trotz des schutzzöllnerischen Grundgedankens doch mit den Anschauungen der Anhänger einer Handelvertragspolitik weit mehr gemein hat, als mit den heutigen Vertretern des Schlagwortes vom Schutz der nationalen Arbeit. Rudolf Delbrück's Thätigkeit auf handelspolitischem Gebiet wird die gebührende Anerkennung gezollt und die eminente staatsmännische Leistung Caprivi's, welche die Inauguration der Handelsvertragspolitik darstellt, richtig gewürdigt. Eine bedauerliche Lücke ist es, daß auch hier, wie in manchem früheren Werke, der großen Verdienste, welche sich Otto Michaelis als Schriftsteller, Parlamentarier und Mitarbeiter Delbrück's erworben, mit keinem Worte gedacht wird.

Die Arbeitstheilung ist das A und O aller wirthschaftlichen Kultur, sie bildet auch bei Helfferich gleichermaßen das Hauptthema des ersten und des letzten Vortrages. Gleich im Anfange legt er an einer Untersuchung des inneren und des äußeren Handels dar, wie nur der auswärtige Handel die volle Ausnutzung aller durch die Verhältnisse der Natur und die Verhältnisse der Bevölkerung gegebenen Produktionsvortheile gestattet, und wie

*) Leipzig, 1901, Duncker & Humblot.

allein der auswärtige Handel einem Volke die Möglichkeit gibt, sich auf diejenigen Zweige der wirthschaftlichen Thätigkeit zu konzentriren, welche der Natur des Landes und dem Stand der Bevölkerung am meisten entsprechen, in welchen die nationale Arbeit den höchsten Ertrag zu erzielen und den Volkswohlstand am meisten zu heben vermag. Hieran schließt sich eine Schilderung der glänzenden Kraftentfaltung, welche die deutsche Volkswirthschaft in den letzten Jahrzehnten gewonnen; wohl niemals, urtheilt er mit Recht, hat in der deutschen Wirthschaftsgeschichte innerhalb so kurzer Zeit eine solche gewaltige Hebung der gesammten wirthschaftlichen und materiellen Kultur platzgegriffen, wie sie mit unserem Uebergang zum sogenannten Industriestaat verbunden war. Der letzte Vortrag ist der Widerlegung der Behauptung gewidmet, daß diese Entwicklung zum Industriestaate eine verhängnißvolle sei und schließlich zum Zusammenbruch des nationalen und wirthschaftlichen Lebens Deutschlands führen müsse, da das Ausland sich allmählich ganz von unserem industriellen Export emanzipiren werde. Sehr hübsch weist Helfferich an der heutigen Gestaltung des Außenhandels der sogenannten Industriestaaten nach, daß diese Befürchtung auf einer voreiligen und unhaltbaren Annahme beruht; die industrielle Entwicklung der Absatzländer hat den Export nicht unmöglich gemacht, sondern ihn sogar gesteigert. Was hier eingetreten ist, haben die Begründer der Lehre von der Handelsfreiheit richtig vorausgesehen. Und Helfferich folgert durchaus zutreffend:

„Wenn aber sogar zwischen Ländern der gleichen Zone mit vielfach gleichartigen Produktionsbedingungen, wie zwischen England und Deutschland, eine so weitgehende Arbeitstheilung und ein so umfangreicher Waarenaustausch Platz greifen kann, wie wir es vor uns sehen; wenn dieser Waarenaustausch sogar durch die glänzende Entwicklung der deutschen Industrie und die damit gegebene Annäherung des Aufbaus der deutschen Volkswirthschaft an denjenigen der englischen nicht verringert, sondern gesteigert worden ist; wenn die noch vorhandenen relativ geringen Unterschiede in den Produktionsbedingungen eine sich immer weiter spezialisirende Arbeitstheilung ermöglicht haben, — in wieviel höherem Grade muß das dann der Fall sein zwischen Ländern mit grundverschiedenen Naturbedingungen für die Produktion, zwischen den Ländern verschiedener Erdtheile und verschiedener Zonen?"

Angesichts der jüngst abgehaltenen Zolltarifkonferenzen der Reichsregierung mit den Vertretern der deutschen Mittelstaaten sei hier noch die nur allzu berechtigte Kritik hervorgehoben, welche Helfferich an den bisherigen sogenannten Vorarbeiten für den Abschluß neuer Handelsverträge übt:

„Es kann natürlich niemandem einfallen, der Reichsregierung einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie das Möglichste gethan hat, um alle handelspolitischen Wünsche und Forderungen zu Wort kommen zu lassen, und daß sie die umfangreichsten Erhebungen veranstaltet hat, um sich Material zu beschaffen für die Prüfung der Lage der einzelnen Erwerbszweige und ihrer Bedeutung für die deutsche Volkswirthschaft. Aber es kann nicht genug gewarnt werden vor einer Ueberschätzung des auf diese Weise gewonnenen Materials. Die Zollforderungen einer kleinen, ihre Interessen energisch vertretenden Interessentengruppe treten laut und deutlich hervor, während das vielköpfige Konsumentenpublikum, das ein entgegengesetztes Interesse hat, meist zu schwerfällig ist, um sich zu rühren. Die Zahlen der Produktionsstatistik ferner, so interessant ihre Ergebnisse auch sein mögen, werden je nach der prinzipiellen Stellung ihres Beurtheiler — diesen selbst vielleicht unbewußt — so oder anders reden. Wenn ein Erwerbszweig umfangreich ist und sich günstiger natürlicher Vorbedingungen erfreut, soll man daraus folgern, daß in diesem Zweig die Stärke der nationalen Volkswirthschaft beruht, und daß dieser Zweig deshalb mit besonderem Wohlwollen behandelt werden muß — wie etwa ein Gärtner einen Baum behandelt, der einen besonderen Reichthum an Früchten in Aussicht stellt —, oder soll man daraus folgern, daß dieser Zweig eine kleine Benachtheiligung durch die Handelspolitik zu Gunsten anderer, weniger gut situirter Erwerbszweige ganz gut ertragen könne? Oder wenn umgekehrt ein Erwerbszweig von beschränktem Umfang ist und nicht recht vorwärts kommen kann, soll man ihm deshalb eine besondere Förderung zu Theil werden lassen, oder soll man ihn, weil er für die Hebung des Volkswohlstandes wenig verspricht, seinem Schicksal überlassen? — Man hat ja bekanntlich von der Statistik behauptet, daß man mit ihren Zahlen alles beweisen könne, und was an diesem Ausspruch Wahres ist, das trifft für die Verwendung der Zahlen in der praktischen Wirthschaftspolitik noch viel mehr zu als für ihren Gebrauch in der Wissenschaft. Dort wird stets die Gefahr vorhanden sein, daß man glaubt, unanfechtbare und uninteressirte Zahlen sprechen zu lassen, wo in Wirklichkeit nur der anfechtbare prinzipielle Standpunkt und das Sonderinteresse des Beurtheilers den an und für sich stummen Zahlen eine Sprache verleiht. Der Versuch, auf statistischem Wege die Bedeutung der Sonderinteressen innerhalb der Volkswirthschaft gewissermaßen zu wiegen und zu messen, um dadurch zu einer einwandfreien, von willkürlichen Erwägungen unbeeinflußten Richtschnur für die Neugestaltung unserer Handelspolitik zu kommen, — dieser Versuch steht mithin auf einem sehr zweifelhaften Boden. Der ganze Ausgangspunkt erscheint verfehlt. Statt von den Sonderinteressenten auszugehen und Kompromisse zwischen den stärksten Interessengruppen zu erstreben, durch die alle übrigen Interessen doch schließlich nur majorisirt, nicht aber miteinander ausgeglichen werden, — statt dessen wäre es angebrachter, das Gesammtinteresse unseres Vaterlandes, das sehr wohl mit den Forderungen einer starken Interessengruppe kollidiren kann, voranzustellen, um dann in zweiter Linie zu untersuchen, wie die sich etwa ergebenden Schädigungen entgegenstehender Einzelinteressen vermieden oder beschränkt werden können.

Es liegt nun einmal im Wesen unserer Wirthschaftsverfassung begründet, daß kein erheblicher Fortschritt für die Allgemeinheit erzielt werden kann, unter dem nicht bestimmte Einzelinteressen leiden. Alle ökonomischen Fortschritte laufen darauf hinaus, daß mit geringerem Aufwand von Kosten und Arbeit dasselbe Resultat erzielt wird; alle technischen Verbesserungen, alle Erfindungen wirken nach dieser Richtung hin, und ebenso liegt die große volkswirthschaftliche Bedeutung des Außenhandels, wie ich ja in meinen ersten Vorträgen ausführlich gezeigt habe, durchaus auf diesem Felde. Aber wie die Erfindung der Dampfmaschine, des mechanischen Webstuhls und ähnlicher Maschinen — so vortheilhaft diese Errungenschaften auch für die Gesammtheit waren — doch vorübergehend über einzelne Berufe und Klassen das schwerste Elend gebracht haben, so kann auch auf dem Gebiet des Außenhandels der Vortheil der Gesammtheit möglicher Weise eine Benachtheiligung und Zurückdrängung bestimmter Einzelinteressen in sich schließen.

Keine Wirthschaftspolitik hätte es verantworten können, der Gesammtheit etwa die Vortheile des mechanischen Webstuhls oder der Eisenbahnen vorzuenthalten, weil dadurch in einem Fall die zahlreiche Klasse der Tuchhandwerker, im letzteren Falle die Fuhrleute in Bedrängniß gerathen sind und den Boden ihrer Existenz unter den Füßen verloren haben. Eine Berücksichtigung der vor der Erfindung der Dampfmaschine vorhandenen Sonderinteressen hätte die Dampfmaschine niemals aufkommen lassen. Und wenn in unserem Fall aus dem Außenhandel der Gesammtheit die erheblichsten Vortheile erwachsen, wenn es wahr ist, daß die wirthschaftliche Blüthe und mit ihr auch in letzter Linie die politische Machtstellung unseres Vaterlandes zu einem großen Theil auf dem Handelsverkehr mit dem Ausland beruhen, dann ist damit die Richtschnur für die künftige Gestaltung unserer Handelspolitik gegeben, und keine Einzelinteressen, auch nicht das eines so zahlreichen und wichtigen Standes, wie desjenigen der Grundbesitzer, dürfen die deutsche Handelspolitik von dieser Richtschnur abdrängen. Man mag in jeder anderen Weise dafür sorgen, den Grundbesitzern die Schwierigkeit ihrer Lage möglichst zu erleichtern, aber die Geschichte wird dereinst jeden Staatsmann verurtheilen, dessen Politik den Interessen des Theils über das Wohl der Gesammtheit stellt."

Diese Ausführungen treffen den Kern der heutigen handelspolitischen Frage, sie erklären auch, warum es dem Agrarierthum an jeder Vertretung aus wissenschaftlichen Kreisen fehlt. Wer in dem Streit über landwirthschaftliche Schutzzölle und Handelsverträge von dem ausgeht, was das Gesammtinteresse Deutschlands auf der heutigen Stufe seiner wirthschaftlichen Entwicklung erfordert, kann sich nicht wohl zum Verfechter extremer agrarischer Forderungen aufwerfen. Die während des letzten Halbjahres in stattlicher Anzahl erschienenen Schriften akademischer Lehrer der Volkswirthschaft bestätigen es. Die Arbeiten von Conrad, Lotz, Brentano, Dietzel und Helfferich — denen sich das umfangreiche Werk Gothein's und die Denkschrift der Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft mit Ehren zugesellen — kommen, wie verschieden sie auch nach Anlage und Eigenart der Verfasser sein mögen, doch darin überein, daß sie in der Abweisung der agrarischen Forderungen und in der Fortführung der Handelsvertragspolitik ein vitales wirthschaftliches und nationales Interesse unseres Vaterlandes erblicken. Auch der eifrigste Anhänger Adolf Wagner's wird nicht behaupten wollen, daß, was er vor Jahren in seinem Hauptwerk und neuerdings vornehmlich in Agitations-

reden und Wochenschriften vorgebracht, gegen die Fülle gründlichen Wissens und treffender volkswirthschaftlicher Argumentation aufkommen kann, die in den erwähnten Schriften enthalten ist; auch die phantasievollen Unglücksprophezeihungen Oldenberg's in seinem Vortrage über Deutschland als Industriestaat können dagegen garnicht ins Gewicht fallen. Als neuester wissenschaftlicher Kämpe für das Agrarierthum kommt nur Herr Ruhland in Betracht, der aber, nachdem er sich vom Antizöllner zum Agrarier entwickelt hat, wohl auch bald den Uebergang von seiner jetzigen Befehdung des Kapitalismus zum Kampfe gegen den Kapitalismus in Grund und Boden finden dürfte. Die populäre Agitation gegen jede Erhöhung der Getreidezölle und für langfristige Handelsverträge, welche in letzter Zeit mit Erfolg eingesetzt hat, kann sich jedenfalls auf eine stattliche Reihe gründlicher wissenschaftlicher Arbeiten stützen, denen die Agrarier nichts Aehnliches entgegenzustellen haben, und denen sich die Vorträge Helfferich's über Handelspolitik als eine der trefflichsten und brauchbarsten anreihen.

M. Broemel.

Minister Bogolepow.

Von der Jugend des Zeitalters, in dem man lebt, verworfen zu werden, bedeutet meistens die Vernichtung eines guten Namens auf alle Zeit hinaus. Und wenn vollends der Haß so weit ging, daß im Kreise der Jungmannschaft ein Schwärmer sich fand, der mit Einsatz seines eigenen Lebens den angefeindeten Mann tödtete, an ihm ein vielleicht von vielen beschlossenes Todesurtheil vollzog, so scheint der Versuch, das Andenken des so aus dem Wege Geräumten bei der Nachwelt zu retten, ein ziemlich verzweifelter. Ich erinnere an die Ermordung Kotzebue's durch den deutschen Burschenschafter Sand, nach dem sich in enthusiastischer Billigung seiner That die berühmteste französische Schriftstellerin ihrer Zeit nannte. Hat die historische Forschung über das Mannheimer Attentat auch festgestellt, daß von einem Verrath Deutschlands an Rußland bei Kotzebue mit Recht nicht die Rede sein konnte, so wird man doch das Gefühl nicht los, der Dolchstoß des Mörders sei die Quittung gewesen für gemeinschädliche Einflüsse, die von Kotzebue insofern ausgingen, als er durch die Frivolität seiner Gesinnung sowohl wie seiner gewissenlosen Kunstausübung im Zeitalter der Großen von Weimar, gegen die er, wie auch gegen die Romantiker, Front zu machen versuchte, ein Verräther an den Idealen der deutschen Jugend geworden war. Das Ergebniß, er habe politisch keine eigentliche Verrätherrolle gespielt, hilft ihm ebensowenig, als in Shakespeare's „Julius Caesar" dem Poeten Cinna, den der wüthende Volkshaufe mit Cinna dem Verschworenen verwechselt, sein klägliches Geschrei: „Ich bin nicht Cinna der Verschworene, ich bin Cinna der Poet!" „Zerreißt ihn für seine schlechten Verse!" brüllt die Menge; „sein Name ist Cinna, reißt ihm das Herz aus dem Leibe und laßt ihn laufen!"

Es ist ja auch eine gute Sache, daß den Völkern Europas der Don Carlos-Geist (im Sinn des Schiller'schen Dramas) nicht verloren geht, daß man, wo immer es den Anschein hat, die Jugend werde vergewaltigt, von vornherein für sie Partei nimmt. Die Hoffnung einer fortgesetzt freisinnigen Entwicklung der Menschheit beruht auf diesem Don Carlos-Geist, auf dieser internationalen Solidarität, die namentlich auch glücklichere Völker veranlaßt, aufmerksam in Länder hinüberzuspähen, wo es, was die allerersten Grundbedingungen der Freiheit anbetrifft, nicht mit rechten Dingen zuzugehen scheint. Und weil diese freisinnige Solidarität so viel werth ist — was die Geschichte Europas namentlich in den Dreißiger und Vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts gezeigt hat, wo das entlegenste Alarmfeuer eines Volksaufstandes mit ähnlichen, gleich durch alle Nationen hinlaufenden Flammenzeichen beantwortet wurde, darum darf man es auch nicht zu sehr tadeln, wenn die Volksstimme in ihren apodiktischen Urtheilen nicht immer ganz gerecht ist wenn sie nicht viel Federlesens macht und Zustände oder Persönlichkeiten, die ihr als Hemmnisse des Fortschritts und der Freiheit signalisirt worden sind, ohne Weiteres zu den Todten wirft.

Es ist dies besonders Rußland gegenüber von jeher und immer wieder der Fall. Der Regierung und Verwaltung dieses ungeheuren Reiches, das schon durch seine geographische Lage der westeuropäischen Phantasie als eine zur ewigen Erstarrung verurtheilte Welt vorkommt, traut der Volksinstinkt aller anderen Nationen von vornherein jede Schlechtigkeit zu, und Bücher wie z. B. das des Amerikaners Kennan über sibirisches Gefängnißwesen werden in alle Sprachen übersetzt, begierig gelesen und kritiklos gebilligt. Zu wenig werden die außerordentlichen Schwierigkeiten erwogen, die sich auch dem besten Willen entgegenstellen, wo es sich um die Verwaltung eines räumlich so kolossalen Staatengebietes und um die allmähliche politische Emanzipirung eines so wunderbaren Völkergemenges handelt, wie des russischen. Man könnte sich freilich darüber unterrichten und klarere Anschauungen gewinnen, wenn man die ernsthaften Bücher moderner deutscher Historiker studiren wollte, z. B. die nun zum dritten Bande gediehene „Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden 1871" von Alfred Stern, einem unverdächtig freisinnigen Forscher, der gerade in dem Abschnitte über Rußland im letzten Jahrzehnt der Regierung Alexanders I. auch da, wo er das Mißlingen volkserzieherischer politischer Versuche schildern muß, der Idealität und dem guten Willen damaliger Staatslenker durchaus gerecht wird.

Aber der gewöhnliche Zeitungsleser greift selten zu solchen Büchern, die ihm doch das Verständniß der eigenen Zeit wesentlich erleichtern würden. Er begnügt sich mit den Eindrücken, die er aus den Tagesmittheilungen schöpft. Und so darf man sich nicht zu sehr wundern, daß die Nachricht von der Ermordung des russischen Ministers Nicolaus Bogolepow durch einen Studenten in Verbindung mit Allem, was man über die vorausgegangenen Studentenunruhen und deren grausame Unterdrückung gelesen hatte, zu dem Ergebnisse führte, der Minister der Volksaufklärung Bogolepow müsse in seinem Ressort und in seiner Thätigkeit eine Art Herzog Alba gewesen sein, ein Mann von harter Strenge, ohne Herz für die Jugend, ein schlimmer Reaktionär, im besten Falle ein verknöcherter Büreaukrat, wahrscheinlich aber geradezu eine tyrannische Natur.

Nun habe ich zufällig diesen Mann persönlich kennen gelernt. Er ist in meinem Hause gewesen, hat an meinem Tische gesessen. Und wenn der Beduine den Fremdling, den er in seinem Zelte einmal bewirthet hat, fortan als eine ihm durch das Gastrecht geheiligte Person betrachtet, so dürfte auch für meine Beziehung zu N. Bogolepow schon dieser äußere Umstand es genügend erklären, daß ich dem durch politischen Mord des Lebens beraubten Manne das Einzige retten möchte, was noch zu retten bleibt: das Bild seiner Persönlichkeit. Doch ein Anderes kommt hinzu. Nicht der ebenfalls zufällige Umstand, daß vor etwa zwanzig Jahren sein in Moskau als Professor lebender Bruder meine Schwester heirathete. Ich habe kein Organ für Verschwägerungsgefühle, wenn es solche überhaupt gibt. Es könnte mir Jemand verwandt und seinem Wesen nach sehr fremd, selbst antipathisch sein, so daß ich seinem Andenken zu Liebe keine Hand rühren möchte.

Aber was mich im Hinblick auf den elenden Tod und auf das Scheitern des Lebenswerkes meines damaligen Gastes nicht zur Ruhe kommen läßt, ist der nachhaltige Eindruck eines ungewöhnlich edlen, von hohen Gedanken erfüllten Mannes, den mir N. Bogolepow in jenen Julitagen des Jahres 1893 machte.

Mit seiner liebenswürdigen Frau Katharina, einer geborenen Fürstin Lieven, und mit seinem etwa siebenjährigen Töchterchen in Begleitung einer mir sehr tatarisch vorkommenden Zofe hatte sich Herr Bogolepow, damals Kurator der Moskauer Universität, bei mir eingestellt. Er kam vom Beatenberg, wo er einige Wochen mit den Seinen in einer kleinen Pension zugebracht hatte, und befand sich auf der Rückreise nach Rußland, wohin sich namentlich das Kindermädchen sehnen mochte, das nur Russisch verstand und dessen Augen einmal selig aufleuchteten, als ich das Wort „Tschai" (Thee) aussprach. (Was den Familiennamen Bogolepow betrifft, so sei hier eingeschaltet, daß er „Bogoljepoff" gesprochen wird und zwar mit dem Ton auf der dritten Silbe.)

Schon am ersten Abend, während unsere Frauen über Familienbeziehungen sprachen, kam ich mit meinem Gaste in eine Unterhaltung so anstrengender Art, wie ich sie kaum jemals mit sonst jemand geführt habe, ja, ich muß bekennen, daß es mir manchmal dabei zu Muthe war wie einem Kandidaten, der über alle möglichen Zweige der Volkswirthschaft, des Unterrichtswesens und der Staatsgesetze ein Rigorosum zu bestehen hat. Denn über alle diese Dinge, wie sie in der schweizerischen Demokratie sich darstellen, wollte Herr Bogolepow von mir Auskunft erlangen. Die Art seiner Fragen aber sowohl wie die seiner Antworten und eingeflochtenen Bemerkungen zeugte von einer außerordentlichen Weite des geistigen Horizontes und von der echt philosophischen Gewohnheit, bei keinem Gegenstande sich mit halber Erledigung zu begnügen, sondern alles zu Ende zu denken und gründlich zu besprechen. Und die Abstraktheit der Diskussion war doch frei von Kälte, weil der russische Gelehrte für alle diese Materien das herzlichste Interesse bekundete. Allerdings hatte ich momentan mitunter kaum mehr das Gefühl, mit einem Menschen von Fleisch und Blut in meinem Garten auf- und abzuwandeln. Der ungewöhnlich große, geisterhaft blasse Mann mit einem gewissen asketischen Zuge im ruhigen, friedvollen Denkerantlitze erschien mir wie ein Besucher aus einer anderen Welt, wie ein Zarathustra, oder ein Plato, der sein irgendwo in blauer Ferne liegendes Idealreich für ein paar Stunden verlassen hätte, um sich in unserer Gegenwart etwas umzusehen. Der damals 47 jährige Mann — um 4 Jahre jünger als ich — kam mir aus eben diesem Grunde auch viel älter vor. Wir in Westeuropa lebenden Menschen, die Romanen vor allem, aber auch die Süddeutschen und Schweizer, haben in der Legirung unserer Gedanken fast immer einen Beisatz von Sinnenfreudigkeit und unterliegen selbst bei logischen Diskussionen manchmal einem Phantasierausch, der unsere ganze Innenwelt aufsprudeln läßt, erfrischt und verjüngt. Andererseits hatte dann aber doch wieder „der Alte vom Berge", wie ich im Stillen meinen Besucher nannte, etwas geradezu kindlich Reines und Hoheitsvolles in seinem Antlitz und in seinem Wesen, so daß ich mir immerfort sagte, welch ein Gewinn es für mich wäre, wenn dieser Mann, statt in seine Heimath zurückkehren, in meiner Nähe bleiben könnte und mich seiner Freundschaft würdigen wollte. Kurz, ich konnte nicht anders, als ihn lieben bei all der Mühe, die mir seine Wißbegier und die gedankenschwere Art machte, in der er das Gespräch leitete. Uebrigens sprach er vortrefflich deutsch; kein Wort fehlte ihm jemals, er fand immer den bezeichnendsten Ausdruck.

Charakteristisch war mir, daß er, als schließlich das schweizerische Unterrichtswesen das Hauptthema unserer Unterhaltung geworden war, weniger über die Universitäten und das eidgenössische Polytechnikum erfahren wollte als über die elementaren Volksschuleinrichtungen. „Sie in der Schweiz", meinte er, „sind in der glücklichen Lage, da der ganze Unterbau des Unterrichtswesens bei Ihnen längst vollendet ist, sich wesentlich mit dem letzten Ausbau der hohen und höchsten Lehranstalten beschäftigen zu dürfen. Bei uns in Rußland ist es umgekehrt. Natürlich dürfen wir unser Universitätswesen nie aus den Augen lassen und es bleibt auch da unendlich viel zu thun; aber die Hauptsache für Rußland ist die elementare Volksschule."

Wie der erste Abend, so verging auch der andere Tag; die guten Eindrücke, die ich von dem ausgezeichneten Manne gewonnen hatte, wurden nur verstärkt. Ich konnte auch seine seelische Zartheit im Verkehr mit seiner von schwerer Krankheit nicht ganz genesenen Gattin und mit seinem Töchterchen beobachten. Daß solche Wesen dann um einen geliebten Mann und Vater trauern, bedenkt freilich ein fanatischer Schwärmer nicht, der mit seinem Messerstoß nur den unbeliebten oder — wie er glaubt — gemeinschädlichen Staatsmann treffen will, aber über unschuldig Mitleidende unendliche Trauer bringt.

* * *

Man kann sich nun leicht vorstellen, mit welchen freudigen Gefühlen ich im Februar 1898 die Zeitungsnachricht aufnahm, N. P. Bogolepow sei zum Unterrichtsminister, oder — wie der offizielle Titel in Rußland lautet — zum Minister der Volksaufklärung ernannt worden. Das schien mir ein Glück, wie wenn Rußland seinen Marquis Posa gefunden hätte, oder mehr als das. Denn Marquis Posa ist ein schwärmerischer Idealist, von dem wir nicht wissen, wie er sich in der Praxis würde bewährt haben. Aber von Bogolepow erwartete ich gerade hierin das Höchste. Wenn der Weise König wird, oder doch — in dem schier morgenländisch absolut regierten Staate eine Art Großvezier — da muß ja alles gut kommen. Und gerade Unterrichtsminister! Ich gehöre noch zu denen, die auf das freilich zum Gemeinplatz gewordene Wort schwören: „Bildung macht frei." Jeder andere Befreiungsversuch noch unentwickelten Volksthums scheint mir auf unsicherer Basis zu ruhen. Jetzt endlich — so sagte ich mir — wird in Rußland von unten auf, von der Volksschule angefangen, die große Regeneration beginnen, die langsam, aber sicher die Nation zu der Reife führt, deren sich fortgeschrittenere Völker Europas längst erfreuen.

Kläglicher ist kaum jemals eine scheinbar auf den richtigsten Voraussetzungen ruhende Hoffnung getäuscht worden, als die meine. Die drei Jahre, die man dem neuen Minister nur gönnte, sein Werk zu thun, sind zu einer nach allen Seiten furchtbaren Tragödie geworden, die auch, wie ein Theatertrauerspiel, mit dem gewaltsamen Tode des Helden schloß. Ja, sagen wir nur getrost: des Helden. Denn, wie immer man die Handlungen seiner kurzen Ministerthätigkeit beurtheilen mag — auch wenn man in denselben nur eine Kette fortwährender Mißgriffe erblickt, wie das seitens der studentischen Jugend Rußlands wohl ausnahmslos der Fall ist, — man wird, wenn man meiner Darstellung bis ans Ende folgt, doch zu der Ueberzeugung gelangen, daß der hingeopferte Mann nach seinem Sinne das Gute wollte und in den unheilvollen Konflikt mit der Jugend seines Landes nur dadurch gerieth, daß seine Ideale andere waren als die der akademischen Jugend Rußlands.

Schon als Rektor (1883) und später als Kurator der Universität Moskau, an welcher er ursprünglich als Professor der Rechtswissenschaft mit bestem Lehrerfolg gewirkt hatte, war er bei einem Theil der Studenten dadurch unbeliebt gewesen, daß er zur Richtschnur seiner amtlichen Thätigkeit die Ueberzeugung nahm, die Jugend trete in die Universität ein, um zu lernen, nicht aber um sich mit Politik zu beschäftigen. Wenn das Vaterland für ihre Ausbildung große Summen ausgebe, ungefähr 600 Rubel auf den Studenten jährlich, so dürfe es von den jungen Leuten strenge Pflichterfüllung fordern. Diese Forderung scheint doch nicht eine so ganz unberechtigte zu sein, da sie unlängst den russischen Studenten gegenüber auch in der republikanischen Presse der Schweiz sehr bestimmt ausgesprochen wurde, z. B. in einem Leitartikel des „Journal de Genève", den viele schweizerische Zeitungen, (auch der „Bund") beistimmend reproduzirten. Es hieß darin wörtlich: „Die Genfer Behörden können nicht zugeben, daß unsere Universität aufhöre, ein Mittelpunkt wissenschaftlicher Studien zu sein, um statt dessen ein Herd der internationalen

politischen Agitation zu werden.“ Wenn das die Meinung der Universitäts- und Staatsbehörden der Genfer Demokratie ist, so wird man ein ähnliches Verlangen des Universitätsleiters in Rußland doch nicht als eine unerhört monarchistische oder despotische Auffassung der eigentlichen Zwecke des Universitätslebens hinstellen dürfen.

Schwerwiegender ist der andere Vorwurf, Rektor Bogolepow habe, als sich schon in den 80er Jahren an der Moskauer Universität Studentenunruhen ereigneten, zu strenge Maßregeln zur Unterdrückung derselben angeordnet. Daß ihm solch energisches Einschreiten eine Nothwendigkeit erschien und von ihm verlangt wurde, wird hier nicht bestritten. Doch wird — unter anderem durch einen Brief seines ausländischen Arztes — bestätigt, nicht nur, daß er es mit schwerem Herzen that und darunter litt, sondern auch, daß er die schnelle Unterdrückung nur anordnete, um die Anzahl der Opfer zu beschränken. Wirklich gelang es ihm auch, eine Massenerhebung der Moskauer Studenten, die über zahllose Familien schweres Unglück würde gebracht haben, durch rechtzeitige Strenge zu verhindern. Uebrigens wissen alle Zeitungsleser, daß gerade seit dem Tode Bogolepow's immerwährend neue und in viel größeren Dimensionen sich bewegende Studentenunruhen stattgefunden haben.

Ich möchte bei diesem Punkt noch eine persönliche Ansicht über Revolten einschalten. Ich bin aufgewachsen so zu sagen im Glauben an die Heiligkeit der Revolution. Zu meinen frühesten Knabeneindrücken gehört der Verkehr mit deutschen, mit ungarischen, mit polnischen Flüchtlingen, die im armen aber gastlichen Pfarrhause meines politisch durch und durch freisinnigen Vaters in fast unbeschränkter Zahl Aufnahme fanden. Fürstenmord, im Blute der Tyrannen waten, es „knüppeldick“ fließen lassen — dergleichen war damals wie die Butter zum Brot, die wirkliche Butter war desto rarer. Es ist mir von jener Zeit her — denn solche Kindheitseindrücke verschwinden nicht — natürlich gewesen, mit jedem Volksaufstand zu sympathisiren. Aber Eines habe ich nie begreifen können: die außerordentliche Entrüstung der Barrikadenkämpfer und ihrer Freunde in der Presse, wenn der Gewalt Gewalt entgegengesetzt wurde. Es steckt ja wohl ein schön menschlicher, tieferer Sinn in Anekdoten wie in der aus dem badischen Aufstand, wo, als die preußischen Kugeln nach Ludwigshafen geflogen kamen, ein in doppeltem Sinne „empörter“ Bürger über den Rhein hinüber rief: „Was schießt's denn, ihr Hornochsen? Seht's denn nit, daß da Leut' stehn?“ — oder in der anderen Geschichte vom Dresdener Aufstand, wo den mit gefälltem Bajonett gegen einen Menschentrupp vorgehenden Soldaten ein gemüthlicher Dresdener Spießbürger, indem er die Hand in bezeichnender Weise über seinen Wanst hinbewegte, mit einem ernstlichen: „Bitte, meine Herren, Vorsicht! hier sitzt die Läber!“ entgegentrat. Die Abscheulichkeit, daß überhaupt der Mensch dem Menschen gegenüber zum brutalen Gewaltmittel greift, wird bei aller Spaßhaftigkeit durch solche Geschichten gebrandmarkt. Aber wenn es nun schon nicht anders sein kann, wenn ich in die Straße hinuntersteige mit dem Revolver oder einer anderen Waffe in der Faust und mich den Hunderten zugeselle, die es ebenso machen, darf ich es dann so ungeheuerlich finden, wenn die zum Schutz der bedrohten Ordnung des Staates aufgebotenen Mannschaften ebenfalls ernstlich vorgehen? Wie ich bei einem Duell doch nicht erwarten könnte, daß nur ich, nicht auch der Gegner schießen dürfe, ja, wie es im höchsten Grade unanständig wäre, ein solches Duell auch nur zu wünschen, so scheint mir die Ehre des Revolutionärs gerade darin zu liegen, daß er sein Leben in die Schanze schlägt und sich nicht beklagt, wenn er das Straßenpflaster mit seinem Blute färben muß. Natürlich sind nicht bei allen Straßenemeuten die Umstände dieselben und die moralische Beurtheilung wird den einzelnen Vorfall zu prüfen haben. In Rußland befolgen Polizei und Militär ein Cernirungssystem, bei dem namentlich auf Seite der Kosaken auf rücksichtslose Weise mit der Knute vorgegangen wird. Die Knute ist uns längst ein Symbol der brutalen Despotie und sie mag auch in Wirklichkeit ein abscheuliches Werkzeug sein. Immerhin erscheint ihr Gebrauch verhältnißmäßig milder, wenn man erwägt, daß die Kosaken auch mit Lanzen ausgerüstet sind. Und weiter erinnere man sich, daß der junge Hauptmann Bonaparte die Straßen von Paris mit Kanonen fegte, was von den Historikern meistens als der erste Beweis seiner Entschlossenheit, seiner militärischen Befähigung und seines genialen Verständnisses für augenblickliche Wahl der rechten Mittel in beifälligem Sinne angeführt wird. Mit einem solchen äußersten Mittel verglichen, bleibt die Umzingelung einer aufständischen Schaar und die Verwundung Einzelner durch rohe Hiebe und durch Pferdehufe zwar ein bedauerlicher aber doch wesentlich weniger furchtbarer Vorgang, wobei dann auch nicht übersehen werden darf, daß Verwundungen auf beiden Seiten vorkommen und daß, was z. B. die neuliche Unterdrückung der großen Studentenemeute auf dem Platz der Kasankirche betrifft, nach den Zeitungsmeldungen der erste schwer Verwundete ein Kosakenoffizier war.

Von dieser Mittheilung meiner persönlichen Ansichten, die vielleicht keine eigentliche Abschweifung vom Thema ist, zu Minister Bogolepow und seinem Verhältnisse zur studentischen Jugend Rußlands zurückkehrend, habe ich nun einen weiteren Hauptpunkt unversöhnlicher Gegensätzlichkeit zu berühren. N. P. Bogolepow war entschiedener russischer Nationalist und hielt es für falsch, daß russisches Volksthum und russisches Schulwesen in das Fahrwasser der westeuropäischen geistigen Strömungen gelange. Es wird bei uns in Westeuropa kaum jemand sein, der ihm hierin nicht Unrecht gäbe. Aber die Zahl derer, die bei uns hierüber ein wirklich objektives und reifes Urtheil abzugeben im Stande wären, dürfte eine nicht große sein. Auch ich weiß zu Gunsten dieser Ueberzeugung Bogolepow's nur zweierlei anzuführen: erstlich, daß er selbst diese westeuropäischen Geistesströmungen wenigstens kannte. Kurze Zeit, nachdem die Moskauer Juristenfakultät den noch jungen Mann (1876) zum Docenten gewählt hatte, sandte sie ihn zu seiner weiteren wissenschaftlichen Ausbildung ins Ausland. Zwei Jahre brachte Bogolepow auf deutschen Universitäten, Heidelberg und Göttingen, zu; dann in Paris, wo er an der Ecole de droit und im Collège de France dem Unterricht folgte. Man darf also nicht sagen, daß er sich gegen etwas gestemmt hätte, das ihm selbst unbekannt geblieben wäre. Sodann ist es doch wohl das Ideal jedes Patrioten, der auf dem Boden eines durch Rasse und Klima und sonstige Verhältnisse ganz besonders eigenthümlichen Volksthums steht, aus diesem heraus, womöglich ohne fremde Einflüsse den Staat und die Gesellschaft aufbauen zu helfen. Wie es in dieser Beziehung dem Slaven, vollends dem Angehörigen des gewaltigen russischen Reiches zu Muthe ist, kann der kosmopolitische Deutsche, der kosmopolitische Schweizer, der im Centrum Westeuropas sich in fortwährendem geistigem Austausche mit den benachbarten Kulturnationen befindet, kaum ahnen.

Jedenfalls aber besiegelte diese prinzipielle Ueberzeugung und Stellung Bogolepow's die Unversöhnlichkeit seines Verhältnisses zu der international fühlenden akademischen Jugend Rußlands, die zwar in ihrem Slaventhum ebenfalls die Anwartschaft auf eine spätere führende Rolle des russischen Geistes erblickt und dies zuweilen mit großem Selbstgefühl kundgibt, aber sich einstweilen gern aus dem Auslande die liberalen Ideen und überhaupt die geistigen Waffen des Kampfes zur fortschrittlichen Umgestaltung des Vaterlandes holt. Ihr hierin nun zu widerstreben, das stempelte den Minister der Volksaufklärung zum unverbesserlichen Reaktionär und machte es namentlich auch seinen Feinden leicht, ihn dem Hasse der Jugend preiszugeben.

Und er hatte Feinde bei anderen in hohen Stellungen befindlichen Gliedern des Staatsdienstes, denen er sich in seiner unbeugsam konsequenten Thätigkeit als lebendiger Kontrast ihres Opportunismus in den Weg stellte. Bei jedem seiner Schritte zeigte er so viel würdevollen Ernst und treue Pflichterfüllung, daß der Mangel solcher Eigenschaften an diesen Gegnern um so auffallender wurde. Und

da eine Anzahl höherer Lehranstalten unter die Ressorts anderer Ministerien zerstreut ist, so war auch das Terrain gegeben, auf dem durch Befolgung einer den Grundsätzen des Ministers entgegengesetzten Richtung und Politik gegen ihn erfolgreich konnte intriguirt werden. Aber die anormale Lage, die hierdurch für N. P. Bogolepow entstand und auch durch den Umstand verschlechtert wurde, daß speziell das Finanzministerium dem Ministerium der Volksaufklärung nur widerwillig die Mittel zur Beseitigung gewisser Nothstände im Unterrichtswesen oder zur Schöpfung neuer Anstalten gewährte, kann und soll hier nicht näher geschildert werden: es würde dies zu Erörterungen von zu großem Umfang führen und das Meiste wäre auch nur für gut informirte Kenner der russischen Zustände und der in Frage kommenden Persönlichkeiten ganz verständlich.

Dagegen möge zum Schlusse dieser Darstellung die Frage gestellt und beantwortet werden, was denn Bogolepow in den drei Jahren seiner Ministerthätigkeit an positiven Leistungen aufzuweisen habe.

Hiebei darf ich in erster Linie an jene Worte erinnern, die ich 1893 in Bern aus seinem Munde hörte und oben mittheilte, daran also, daß ihm die elementare Volksschule für Rußland wichtiger war als die Universitäten.

Sein erstes Augenmerk richtete er daher auf die unzureichende Zahl der Elementarschulen in der Stadt und auf dem Lande. Es entging ihm nicht, daß zwei Drittel aller Kinder in Rußland wegen Mangels an Schulen thatsächlich von jedem Unterricht ausgeschlossen waren. Und mit aller Kraft wirkte er für die Vergrößerung der verfügbaren Mittel. Vor seinem Eintritt in das Ministerium verausgabte der russische Staat für die Mittelschulen zweimal so viel als für die Elementarschulen. Unter ihm stieg das Budget der Letzteren im Laufe zweier Jahre um eine Million Rubel. (Er hatte als geringste Mehrforderung den Betrag von zwei Millionen, siebenmal hunderttausend angegeben.) Noch im verflossenen Jahre verlangte Bogolepow eine Erhöhung jenes Budgetpostens um weitere 1 300 000 Rubel. Abgesehen von einer Vermehrung der Schulen war er emsig um die Verbesserung der Schulräume besorgt, um eine gerechte Vertheilung der verfügbaren Mittel unter den Centralgouvernements und den Grenzprovinzen. Daneben lag ihm ganz besonders die Altersversorgung der Elementarlehrer am Herzen. In diesem Sinne erstrebte er eine Erhöhung der Gehälter und die Begründung einer allgemeinen Pensionskasse für Volksschullehrer und Lehrerinnen, welche am 1. Januar 1901 in Wirksamkeit getreten ist.

Nächstdem galt seine Sorge dem Mittelschulwesen. Auch hier wurden neue Anstalten eröffnet, die Erhöhung der Lehrergehälter geplant, vor allem aber eine Revision des sogenannten klassischen Unterrichtssystems vorgenommen.

Bogolepow zeigte ein tiefes Verständniß für die weit verbreiteten Klagen über den Bureaukratismus, welcher sämmtliche mittleren Lehranstalten Rußlands beherrscht, über die Pedanterie und den Formalismus, die keine normalen Beziehungen zwischen Lehrenden und Lernenden aufkommen lassen, und über die völlig verfehlte Lage des Unterrichts in den alten Sprachen, der Weltgeschichte, der russischen Sprache, Geschichte und Litteratur. Er rief eine Kommission ins Leben, welche dazu berufen war, sich speziell hiermit zu beschäftigen. Eine wesentliche Reform ist auch darin zu erblicken, daß die Schüler der Gymnasien bei guten Fortschritten von den lästigen Versetzungsprüfungen befreit wurden. Damit ging Hand in Hand eine Besserung der Methoden des Unterrichts in den alten Sprachen. Den Anforderungen der weiblichen Bildung wurde dadurch Rechnung getragen, daß die Absolvirung des Kursus in einem siebenklassigen weiblichen Gymnasium zum Eintritt in die medizinische Hochschule berechtigte. Auch dem häuslichen Unterricht, welcher beim Mangel hinreichender Schulen in Rußland von besonderer Bedeutung ist, leistete er dadurch Vorschub, daß alljährliche Kontrolprüfungen an den öffentlichen Anstalten gestattet wurden. Ebenso rührt von ihm der weitangelegte Plan einer Pensions- und Unterstützungskasse her, welche den Lehrkräften der zahlreichen privaten Unterrichtsanstalten zu Gute kommen soll. Bedeutende Reformen waren endlich in Bezug auf die Hochschulen theilweise geplant, theilweise zur Ausführung gebracht worden. Sein Bestreben war darauf gerichtet, mit allen Mitteln eine größere Annäherung der akademischen Jugend unter einander und mit den Professoren herbeizuführen. Ueberall wurde die Organisation von praktischen Uebungen und Seminarien gefördert. An der Odessaer, Tomsker, Kasan'schen und Charkower Universität entstanden studentische Verbindungen, welche litterarische und wissenschaftliche Zwecke verfolgen. Von größter Bedeutung war die weitgehende Förderung, welche er den Studentenkonvikten durch zahlreiche Neugründungen angedeihen ließ. Unter seiner Aegide ist in Odessa eine medizinische Fakultät, in Tomsk eine juristische gegründet worden. Das Gymnasium in Wladiwostok wurde zu einem Institut für orientalische Sprachen erweitert, in Tomsk ein technisches Institut eröffnet.

Die hier über Bogolepow's amtliche Thätigkeit gemachten Angaben sind dem Nekrolog entnommen, den die Zeitung „Nowoje Wremja“ („Neue Zeit“) am 3./16. März über den ermordeten Minister brachte. Wenn man bedenkt, daß dies Attentat des 14. Februar 1901 ihn gerade am dritten Jahrestage seiner ministeriellen Thätigkeit traf, so wird man im Hinblick auf die so kurze Frist seines Wirkens die von ihm ausgegangenen Einrichtungen, Verbesserungen und Neuschöpfungen als einen Beweis seines großen Fleißes und seiner Intelligenz aufrichtig bewundern müssen. Und so komme ich zu dem Schlusse, daß in der Person N. P. Bogolepow's ein ehrlicher, reiner, kühner Charakter, ein sich aufopfernder Arbeiter und ein hohe Ziele im Auge behaltender Staatsmann vorzeitig einem tragischen Geschick zum Opfer gefallen ist, das er im menschlichen Sinne nicht verdient hatte, während die Anhänger einer macchiavellistischen Auffassung der Politik freilich behaupten werden, daß Parteirücksichten menschliche Erwägungen ausschließen, und man auch den edelsten Mann, wenn man seinen Einfluß für verderblich hält, auf was immer für eine Weise beseitigen dürfe.

Bern. J. V. Widmann.

Aus der englischen Agitation gegen Getreidezölle.

Der große Feldzug, den die Anti-Corn-Law-League vor etwa 60 Jahren in England geführt hat, weist in manchen Zügen eine Aehnlichkeit mit dem Kampfe, der jetzt bei uns um den Zolltarif entbrannt ist, auf. Das ist nicht weiter wunderbar, denn es handelt sich in beiden Fällen um die Getreidezölle, den Eckstein des schutzzöllnerischen Systems. Im Folgenden ist nun eine kleine Blüthenlese aus den Reden der Ligisten zusammengestellt, die auch auf unsere Verhältnisse paßt. Um den Leser nicht durch trockene Aufzählung von Citaten zu ermüden, sind die Aussprüche der einzelnen Redner zu einer Rede aneinandergereiht worden, wie sie ganz gut auf einer Volksversammlung gegen die Getreidezölle gehalten werden könnte. Mit jedem gesperrten Wort beginnt ein Stück aus einer anderen Rede und von einem anderen Redner. Die Uebersetzung ist wörtlich, aber um eine vollständige Rede zusammenzustellen, haben natürlich einige Und und Aber eingeschaltet werden müssen. Die meisten Sätze stammen von dem Präsidenten der League James Wilson, dann von Cobden, Rev. Spencer, Fox, Hume, Milner Gibson,

Villiers u. a. und rühren aus den Jahren 1838 bis 1844 her. Wir lassen jetzt den imaginären Redner beginnen:

„Meine Damen und Herren! Es handelt sich hier nicht um die Sache einer Partei, sondern um die des ganzen Volkes. Ich will nicht, daß man aus meinen Worten schließt, es gäbe meiner Meinung nach unter unseren Gegnern keine gewissenhaften Leute, aber ich sehe mit Bedauern, daß die Grundbesitzer und die, die von ihnen abhängig sind, die Frage nur von der Seite betrachten, die sie selbst berührt. Mehrere von ihnen nehmen an der Gesetzgebung theil, und von ihrem persönlichen Standpunkt ausgehend haben sie Gesetze gemacht, deren eingestandenes Ziel es ist, ihre Privatinteressen ohne Rücksicht auf das öffentliche Interesse zu begünstigen; sie gehen in die gesetzgebende Versammlung, um der Waare, die sie auf den Markt bringen, durch Parlamentsakte einen höheren Preis, einen Monopolpreis zu sichern. Das Korngesetz ist ein Mittel, künstlich den Werth dessen, was der eine besitzt, auf Kosten des Werthes dessen, was der andere besitzt, zu erhöhen, und wenn man die Folgen betrachtet, die die Korngesetze in Bezug auf die Industrie haben, so kann man nicht leugnen, daß sie direkt bewirken, dieselbe in bestimmten Schranken zu halten. Das Ziel, das man sich mit wohl gefaßter Absicht stellt, ist die Verhinderung der Emanzipation und des Anwachsens der industriellen Klassen, eines Theils, um den Grundbesitzern eine übertriebene Rente zu sichern, anderen Theils, um sie in ihrer Stellung auf der höchsten Sprosse der gesellschaftlichen Leiter zu halten. Die Grundbesitzer sehen mit neidischen Augen die Fortschritte des Reichthums und der Intelligenz unter den aufstrebenden Klassen, und in ihrer thörichten Neigung nach feudalen Unterscheidungen haben sie Gesetze gemacht, um ihre Herrschaft zu sichern. Aber das Zeitalter der Feudalität ist vorbei, der Geist der Feudalzeit kann nicht mehr über dieses Land herrschen; er kann noch stark sein durch das Prestige vergangener Zeiten, er kann sich hinter den Wällen unserer Staatseinrichtungen verschanzen, aber er muß trotzdem dem Geist des Menschenthums unterliegen. Der Geist und die Gewalten der Feudalzeit haben ihre Zeit gehabt, mögen sie dem Recht der Arbeit, dem Fortschreiten der Völker zur kommerziellen, geistigen und politischen Befreiung Platz machen. (Beifall.)

Das Korngesetz birgt das Unrecht in sich, daß es die verschiedenen Klassen der Gesellschaft sehr ungleich trifft. Wenn es dem Reichen 5 Proz. nimmt, so raubt es dem Armen 500 Proz. Das Getreide — das erste Nahrungsmittel — ist das letzte, was eine Regierung besteuern sollte. Aber die, die das Brot des Volkes besteuern, würden die Luft und das Licht besteuern, wenn sie könnten; sie würden die Blicke besteuern, die wir nach dem Sterngewölbe werfen, sie würden die Himmel mit ihren Sternbildern, das Haar der Kassiopeia, den Gürtel des Orion, den großen und den kleinen Bären nach der gleitenden Skala *) besteuern. (Heiterkeit.)

Die Liga hat große Schwierigkeiten zu überwinden, aber wer sich in ein großes Unternehmen einläßt, muß Vertrauen in seinen Erfolg haben, oder er wird seine Hände zittern und seine Kniee wanken fühlen. Ich glaube aufrichtig, daß jeder unparteiische Mann, der um sich blickt und sich fragt, welches die ersten sozialen Bedürfnisse sind, erkennen wird, daß diese Bedürfnisse eng mit dem körperlichen Befinden zusammenhängen; er wird erkennen, daß jede große soziale Verbesserung nur nach einer materiellen Verbesserung der Lage des Volkes kommen kann. Deshalb rufe ich als Christ und Bürger eine schwere Verantwortlichkeit auf jeden herab, der es versäumt, für die Abschaffung der Korngesetze einzutreten. Ich schreibe die erste Schwierigkeit, die die Liga hat, der Gedankenlosigkeit auf Seiten des Volkes zu. Die Liga muß für dasselbe denken; das Volk ist wie die Leute, die ihre Gesundheit dem Arzt, ihre Besitzungen dem Verwalter, ihre Prozesse dem Anwalt und ihre Seele dem Priester überlassen. Aber bei dem jetzigen Zustande des Landes gibt es keine Entschuldigung für Neutralität. Bei den Spartanern verurtheilte ein Gesetz diejenigen Bürger, die bei den großen Fragen des Staatswohls nicht Partei ergriffen, zum Tode. Wenn die Liga auch für die, die neutral bleiben, keine körperliche Ausschließung hat, so hat sie doch eine bürgerliche Ausschließung, mit der sie die, die nicht in ihre Reihen treten, treffen wird. Wenn die Bankiers, die Rheder und die Kaufleute der City keine Zeit finden, diese großen Fragen zu studiren, so mögen sie in der Werthschätzung ihrer Mitbürger auf die Stufe ihrer Kommis und ihrer Packer herabsteigen.

*) Die englischen Getreidezölle beruhten damals auf einer gleitenden Skala.

Der zweite Grund, der die Liga hindert, schnellere Fortschritte zu machen, ist der, daß selbst unter denen, die ein wenig denken (und Denken führt nothwendig zum Prinzip der Handelsfreiheit) viele sind, die anderen die Mühe zu handeln überlassen. Sie sagen: „Es ist nicht nöthig, daß ich mir so viel Mühe nehme. Da ist Herr Cobden (donnernder Beifall), er wird für alles sorgen. Da ist unser Vertreter im Parlament, das ist ein wackerer Mann, der wird für mich sprechen. Da sind Leute, die Versammlungen abhalten und Petitionen unterzeichnen, da sind besoldete und nicht besoldete Vertreter, wozu soll ich meine Zeit, meine Arbeit und mein Geld opfern, mir Feinde machen, meine Geschäfte vernachlässigen! Ich verlasse mich auf andere." Aber jeder Mensch, der die Frage versteht, muß aus der Unthätigkeit heraustreten und sich bemühen, seines Gleichen um die Wahrheit zu sammeln, denn nur durch die Macht der Meinung kann diese große Reform beschlossen werden; wir haben weder Gewalt noch Anwendung materieller Macht nöthig, und unsere Fortschritte zeigen zur Genüge, was für eine Kraft in der festen Anhänglichkeit an ein Prinzip liegt. Aber unsere Sache verlangt fortwährend Anstrengungen von uns, und ich nehme ohne Zögern den Grundsatz Cäsars an: Nichts ist gethan, solange noch etwas zu thun bleibt! (Beifall.)

Erlangen. Otto Senft.

Zola's „Travail."

Luc Froment ist ein junger fünfundzwanzigjähriger Mann mit breiten Schultern und großen Händen und einem frischen, fröhlichen, festen Gesicht. Vier Jahre lang hat er in einer Pariser Vorstadt gelebt, — in einer jener großen Arbeiterkasernen, wo das Elend und die Verkommenheit zu Hause sind; er hat die Bücher gelesen und das Leben studirt, um die soziale Frage zu lösen, ohne jedoch irgend eine Lösung zu finden. Durch einen Zufall ist er eines Herbstabends in eine Fabrikstadt in der Provinz hingerathen; ein Freund hat ihn wegen eines plötzlichen Vorkommnisses in seiner Fabrik um Beistand gebeten und zu sich berufen. Es ist ein finsterer, schmutziger Septemberabend, wo die herabsinkende Dämmerung und die jagenden Wolken, die Regenschauer und der Rauch aus den Schornsteinen in einander fließen und sich mischen. Es ist ein Samstagsabend, wo den Arbeitern der Lohn ausgezahlt wird, und wo der Kampf steht zwischen den Männern, die sich besaufen wollen, und den Frauen, die für sich und die Kinder Brot nöthig haben. Ein zweimonatlicher Strike, der die übrigens permanente Noth aufs Aeußerste gesteigert, ist soeben beendet worden, — durch einen Kompromiß, der keinen der beiden Parten befriedigt hat; drunten gährt es nur ärger als je, und droben fühlt man, daß ein noch schlimmeres Gewitter im Aufsteigen ist. Das erste, was Luc nach seiner Ankunft gesehen, ist ein junges, halb verhungertes Mädchen, das von ihrem Liebhaber auf die Straße geworfen worden. Und der junge Mann sagt sich, daß in diesem armen, jungen Mädchen die ganze „Frage", die er lösen will, verkörpert ist und daß sich in diesem zarten und mißhandelten Geschöpf sein eigener schöner Erlösertraum und die harte, spröde, unbildbare Wirklichkeit verschmolzen haben.

Dies ist die Rückseite der zum Untergang verurtheilten Gesellschaft. Am folgenden Tage sitzt der junge Weltverbesserer mitten unter den Reichen und Genießenden und betrachtet sich die Vorderseite derselben Gesellschaft. Die Menschen sind gut und die Menschen sind schlecht, hüben wie drüben; aber der Genuß der Einen ist vergiftet, und das Darben der Anderen eine Ungerechtigkeit. Während er in der Nacht in seinem Zimmer sitzt und nicht schlafen kann und die Werke der „Apostel des neuen Evangeliums" im Bücherschrank betrachtet, rollt sich die Lehre Fourier's vor ihm auf und mündet in einen fruchtbaren Traum aus,

der am hellen Tageslicht noch anhält und in dem sich schon die Grundrisse der neuen Gesellschaftsordnung zeichnen. Und als der Abend wieder da ist und er wieder am Fenster sitzt und in die stille Nacht hinausschaut, wo die Lichter allmählich erlöschen und nur das Getöse des nie schlafenden Maschinenmonstrums zu ihm dringt, hört er, wie am Abend vorher, unter sich ein leises Geräusch wie von den Flügeln eines Nachtvogels und sieht eine feine und luftige Gestalt gleichsam über den Grasspitzen schweben und mit dem leichten Sprung der wilden Ziege über den Weg setzen, und ihm ein Sträußchen Gebirgsblumen zuwerfen, das ihn gerade auf die Lippen trifft wie ein Kuß. Der Retter und das Opfer haben sich gefunden; in ihr liebt er das leidende Volk, es ist sie, die er von dem Monstrum retten will; hat er sie erlöst, wird er damit auch alle erlöst haben. Ihr kleines Sträußchen ist ihm die Belohnung für seinen Entschluß, von dem morgigen Tag ab zu handeln.

* * *

Drei Jahre sind vergangen, und mit dem Gelde, das ihm sein Freund gegeben, hat Luc sein neues Hüttenwerk geschaffen, um das herum allmählich eine ganze Arbeiterstadt emporwächst. Niedliche Häuser liegen in kleinen Gärtchen; eine maison-commune enthält Schulen, Bibliothek, Festsaal, Spielplatz, Bäder; und in den Magasins-généraux ist alles zu haben, von Brot und Fleisch bis zu den Kleidern. Die Fabriksäle selbst sind hoch und reinlich, voller Luft und Sonne. Es wird nur acht Stunden gearbeitet; und jeder arbeitet in mehreren Fächern, was eine erheiternde Abwechslung statt der abstumpfenden Monotonie bedeutet. Die Knaben und die Mädchen werden in den Schulen zusammen erzogen.

In der alten Fabrikstadt, wo die alte Gesellschaftsordnung noch herrscht, gährt es indessen weiter; und ein schwüler Haß gegen Luc und seine „cité future“ kommt auf. Die kleinen Kaufleute toben gegen Lucs kooperative Einrichtungen, die die Kunden weglocken; und übrigens vereinen sich die Spitzen und Stützen der alten Gesellschaft mit der Hefe des Proletariats in denselben Gefühlen gegen den Neuerer und sein Werk. Es wird ein Kampf auf Leben und Tod zwischen diesen beiden Welten, die ihrem Wesen nach einander ausschließen müssen und die nicht neben einander bestehen können; und es kommt zu einer inneren sowohl wie äußeren Krise für Luc. Seine „Zukunftsstadt“ droht zusammenzustürzen, und der Muth will ihn verlassen. Er geht aber siegreich aus dieser unvermeidlichen Krise, die jeder schaffende Geist durchmachen muß, hervor; und von dem Augenblick an hebt sich seine cité future in immer strahlenderem Glanze gegen den immer finstereren Hintergrund der verpesteten alten Arbeiterstadt, die schließlich ganz in sich selbst zusammenbricht. Die cité future saugt jetzt alles in sich auf und formt alles nach ihrem Bilde um. Die kleinen Geschäfte der Handwerker und Kaufleute gehen in die magasins-généraux auf; die umliegenden Hütten fügen sich in das neue System ein, das jede Konkurrenz unmöglich macht; und selbst die Getreidebauern der umgebenden reichen Ebene vereinigen ihre Felder im Bilde des Systems Luc und treiben von jetzt ab Gesammtbau. Die meisten Arbeiter der alten Hütte gehen zu Luc über; sogar einige der behördlichen Beamten bekehren sich zum neuen Evangelium von der weltumformenden Macht der Vereinigung von Kapital, Arbeit und Intelligenz.

Und die Jahre gehen. Die alte Arbeiterstadt existirt längstens nicht mehr; selbst die letzten Erinnerungen von ihr, ihre letzten Schatten, sind in die strahlende cité future aufgesogen. Die Verschmelzung zwischen jenen beiden Welten, die sich früher gegenseitig tödteten, wird jetzt Fleisch und Blut, vollzieht sich in der reinigenden Gluth der Liebe zwischen dem Mann und der Frau und in den neuen, aufwachsenden Generationen. Luc hat in seiner Josine die ganze Menschenklasse, der sie angehörte, retten wollen; und er hat mit ihr und in ihr sein Ziel erreicht. Er hat sie, das unverschuldete Opfer, zu seinem Weibe genommen; und sie hat ihm, dem Retter aus Schande und Noth, blühende Kinder geschenkt. In diesem Bilde des ersten Paares formt sich jetzt die ganze cité future; die ganze große Familie, aus der die neue Gesellschaft besteht, hat sich gewissermaßen um dieses eine und erste Menschenpaar angesetzt, ist aus ihm hervorgegangen. Der Sohn des ehemaligen Fabrikbesitzers heirathet die Tochter eines Arbeiters; und es folgt dann ein wahrer Triumphzug der Liebe, ein Fluthen und ein Sprießen, worin alles, was einst getheilt war, eins wird. Was vom alten Gesellschaftskörper nicht in den neuen Körper aufgehen und sich mit ihm assimiliren kann, — was isolirt draußen stehen bleiben muß, — das geht unter. Aber der neue Körper ist eben so groß und so gesund, daß er fast alles in sich einverleiben kann, selbst das halb Verdorbene oder ganz Verdorrte, ohne davon Schaden zu nehmen.

Und die Jahre gehen. Die Vermischung, die Verschmelzung zwischen Bürgerthum und Arbeiterstand, zwischen Stadt und Land, vollzieht sich in immer breiteren Kreisen und durch die neuen Generationen. Luc sitzt jetzt mitten in dieser beständig wachsenden großen Familie wie ein Patriarch, zu dem alle emporblicken. Sein Freund, Jordan, der ihm einst das Geld zu der Gründung der cité future gegeben, die jetzt eine so stolze und schöne Wirklichkeit geworden, und der immer nur seinen wissenschaftlichen Arbeiten gelebt, hat Entdeckungen gemacht, durch welche die Elektrizität — „dieses Blut des sozialen Lebens“ — allen zur freien Benutzung steht, wie Luft und Wasser. Mit ihr wird der Mensch, nachdem er die Erde erobert, auch den Himmel erobern; er wird die Wolken nach seinem Belieben lenken, — Regen herunterleiten, wenn der Landmann es wünscht, auf den großen Festtagen dagegen den blauen Himmel fegen und waschen.

Am ersten Tage des Sommers versammelt sich die ganze Stadt wie an einem gemeinsamen Tisch im Freien, um als eine Familie eine brüderliche Kommunion mit dem Brot und dem Wein zu begehen. Und alle Frauen tragen dieselbe seidene Tracht, und in ihren Haaren leuchten dieselben kostbaren Steine und Rosen. Die einfachen Gerichte, meistens Obst und Gemüse, werden auf silbernen Platten servirt; und die Vögel der Luft lassen sich auf die Tische nieder oder setzen sich auf die Schultern der Menschen oder essen aus den Händen der Kinder. Die Dichtung und die Künste blühen, — neue Künste und eine neue Dichtung, die aus dem einen großen Herzen der Gesammtheit entsprungen sind und in die das Leben Aller überfluthet. Und die Bewegung wächst und wächst und breitet sich aus über die angrenzenden Städte, dann über ganze Provinzen, über die gesammte Nation, über die Nachbarvölker. Und Luc küßt andächtig die verstümmelte Hand seiner Josine, der die Maschine einst einen Finger weggerissen; denn in ihr hat er alle gerettet.

* * *

Wie man sieht, ist das neueste Werk des Schöpfers und Meisters des Naturalismus kein „naturalistischer“ Roman. Es ist nicht einmal eine realistische Schilderung der realen Wirklichkeit in ihrem thatsächlichen Verlauf, wie die Alltagssonne sie bescheint und wie die gewöhnlichen Erdenbewohner sich mit ihr abzufinden haben. Es war ja auch immer ein inhärenter Zug bei Zola, daß er den Rahmen seiner großen sozialen Gemälde, welchen er sich so große Mühe gegeben künstlich herzustellen, selbst zerbrach, und daß die üppigen Gewächse seiner etwas pathetischen Phantasie das dünne und hölzerne Gestell ganz bedeckten und verbargen. In seinen letzten Werken hat er ja übrigens keine Lebensschilderung recht und schlecht geben wollen. „Travail“ ist der zweite Band eines neuen Cyklus, den er „Les quatres Evangiles“ nennt. In dieser Bezeichnung ist ja gesagt, daß der Dichter nicht mehr nur beschreiben, abzeichnen, der Welt und der Menschheit den Spiegel vorhalten, sondern auch verkünden, entflammen, zu schaffenden Träumen und schönen Thaten anspornen will. Der ganze

dicke Band ist ein einziges hohes Lied der Arbeit; und wenn auch der Anfang die trostloseste Erde ist, so ist das Ende der fleckenloseste Himmel. Die cité future ist nichts anderes als das neue Jerusalem, wo Luc als Gott Vater in der Mitte thront, während seine Kinder und Kindeskinder wie die englischen Heerschaaren um ihn singen.

Nichts gehört so wenig zusammen, wie einerseits der schwere Apparat, mit dem Zola hier wie in allen seinen Arbeiten laborirt und sich selbst und uns abquält, und andererseits die luftige und immaterielle Fabel, auf die das Ganze schließlich hinausläuft. Er wendet seine ganze notizbuchgenaue und fachkenntnißsolide Schilderungskunst auf, um uns über das vorläufig leider ganz Utopische seines gesellschaftlichen Zukunftsideals hinwegzutäuschen. Es ist in dieser Hinsicht, in der Methode und der technischen Vorgangsweise gar kein Unterschied zwischen der Schilderung Zola's von dem Triumphmarsch der Menschheit gegen die cité future, das Zukunftsland, das neue Canaan, wo Milch und Honig fließen, und der Schilderung Jules Verne's von der Fahrt der drei Herren nach dem Monde in dem abgeschossenen Riesenprojektile. Wie Jules Verne seine mathematischen Ziffernberechnungen und seine mit peinlichster Sorgfalt bis auf das Tüpfelchen ausgeführten Belege aus allen exakten Wissenschaften Seite auf Seite nieder häuft, bis der Leser sich plötzlich darin greift, daß er schon lange auf dem besten Wege war, an die Wahrheit dieser wahnsinnigen Schwindelgeschichte zu glauben, so umgibt Zola seinen sozialen Traum mit einer solchen Fülle von Maschinenrealität und experimentellen Resultaten und gleitet so geschickt von Einem zum Anderen hinüber, daß wir erst dann aus der dichterischen Anführung ganz aufwachen, wenn wir den allzu schwarzen Anfang und den allzu hellen Schluß schroff gegeneinanderstellen.

Die schaffende Phantasie bei Zola besitzt mehr Ueppigkeit als Saft, mehr Pathos als Wärme; sie ist mehr lebhafte Geberde als Tonfall der Stimme; sie geht ins Breite, hastig und trocken üppig alles überwuchernd wie eine Schlingpflanze, aber sie geht nicht in die Tiefe als Wurzel einer einfachen und duftenden Blume. Sie bemalt mit überraschender Schnelligkeit weite Flächen mit figurenreichen Bildern, aber diese wirken leicht als flache Fresken; die kräftigen Striche erscheinen bald schematisch, und die wenigen, dicken Farbenklexe erblassen rasch in ihrer inneren Leere.

Im Zusammenhang mit dieser Art von schaffender Phantasie steht es, daß Zola sich gar nicht scheut, die krasseste Symbolik in der gröbsten Form zu treiben. Fast alle seine Hauptpersonen dienen als Symbole; das symbolische Gepräge wird ihnen von ihm selbst direkt und ausdrücklich aufgedrückt; und er gewinnt den symbolischen Zug weniger durch Vertiefung des Individuellen als durch eine gewaltsame und absichtliche Uebertreibung des Standes- und des Berufstypischen. Und wie die Personen, so werden auch die Vorgänge und die Verhältnisse auf eine symbolische Spitze hinausgespielt. Bei Luc, dem neuen sozialen Erlöser, sind alle kleinen Züge, die uns doch allein die Wärme des Menschlichen übermitteln können, in majorem gloriam des Heiligenscheines fast gänzlich ausgeschaltet. Boisgelin, der letzte überlebende Hüttenbesitzer alten Stiles, wird in der cité future verrückt und dient in der dichterischen Haushaltung Zola's jetzt nur noch als Anschauungsfigur zum erbaulichen Zwecke, — „le capitaliste fou, le capitaliste dieu, le fantôme errant de la société morte". Abbé Marle wird unter den Trümmern der schon seit lange leeren Kirche begraben, zusammen mit der vergoldeten und bemalten Holzstatue des Erlösers, — „le dernier prêtre, disant la dernière messe, dans la dernière église". Delaveau, der Leiter der alten Fabrikstadt, zündet selbst aus Rache gegen seine Frau, die Ehebrecherin und Blutsaugerin, sein Haus an, und sie kommen beide in den Flammen um; und das Haus Delaveau ist die alte Gesellschaft selbst, das Sodom und Gomorrha, das in Flammen aufgeht und zusammenstürzt, seine Insassen begrabend. Der Arbeiter Morfain, der Riese, ein Sprößling des alten Vulcans, des Feuerbesiegers, und der die rohe Physis der Natur mit seiner eigenen rohen Physis bändigt, fällt symbolisch als Heros und Märtyrer der veralteten Form der Arbeit gegenüber der neuen Elektrizitätskultur, indem er das Kabel, das den starken, gefährlichen Strom leitet, mit seiner gewaltigen Faust anpackt, um es zu zerreißen. Und Ragu, der stierköpfige Hasser, der sich nie und nimmer etwas Höheres vorstellen kann, als selbst einmal der erste Eigenthümer und Faulenzer zu werden, — Ragu, der die Josine blutend auf die Straße geworfen und Luc, der sie für sich und seine Aufgabe retten will, das Messer in den Rücken gestochen, ist der durch sich selbst Ausgestoßene, der wie eine neue Ausgabe von Ahasver bis zum Ende seiner Tage durch die weite fremde Welt herumstreichen muß und der nicht in die cité future aufgenommen werden kann.

Die meisten dieser Zola'schen Figuren in „Travail" leben und bewegen sich nur kraft dieses symbolischen Charakters. Die menschlichste unter ihnen ist die kleine Josine mit ihrer verstümmelten Hand; auch sie ist freilich symbolisch genug gehalten; aber sie ist zugleich eine dichterische Schöpfung allerersten Ranges, ein ganzes Weib voller Reiz und Süße.

München. Ola Hansson.

Kunstausstellungswesen und -Unwesen.

In der Kunst ist wie im Leben die Hauptsache, daß man was erlebt. Wir haben jetzt genug von den Ausstellungen, die da kommen, weil es Sommer ist, — die man im Bürgertrott durchwandert. So sehr in diesen Blättern seit einigen fünfzehn Jahren die Idee der Sezessionsbildungen gefördert worden ist, so sehr auch ist gewettert worden gegen die kunstmordende gewohnheitsmäßige Ausstellerei. Wir haben die Sezessionen gestärkt, um all die amtlichen und außeramtlichen Märkte umzubringen. Allein, offen sei's gestanden: die Sezessionen blühen zwar (an manchen Orten blühen sie schon wieder ab), aber die Kunstmärkte blühen auch im gefährlichen Safte ihrer Sünden. Wohl haben die Sezessionen das Interesse für die Kunst gereizt, aber sie haben auch die schläfrige kompakte Majorität der Mittelmäßigen und Talentlosen wieder munter gemacht und zu einer Art Verzweiflungskampf herausgefordert. Im Glaspalast werden Jahr für Jahr die großen Massen aufgeboten, die siegen sollen, eben weil sie Massen sind. In den Kriegen der Kunst aber wird die Soldateska nicht gezählt. Dieser Krieg wird überhaupt nicht in Schlachten geführt, sondern sozusagen nur in Vorpostengefechten. Denn dort weit hinausgerückt, stehen wie in der gesammten Kultur- und Geistesentwicklung, so auch in der Kunst Männer, um für „junge keimende Wahrheiten" zu streiten, für Wahrheiten, die in der Welt der Anschauung „noch zu neugeboren sind, als daß sie die Mehrheit für sich haben könnten".

„Sezession", das ist Vorpostenkunst. Wenigstens ist sie es ursprünglich immer gewesen. Im Gange der Entwicklung aber erhalten die Vorposten Nachschub; die Idee kommt in die Jahre; die Führung gelangt von Wenigen auf Mehrere, und aus den Mehreren wird eine neue Mehrheit. Innerhalb der Organisation aber verliert sich die Spannkraft. Während eines Jahrzehnts haben wir das Erstarken der „Sezession" und die langsame Kräftevertheilung zweimal miterlebt. In Paris und in München. Hier wie dort wohnen die neuen und die alten Schulen schon wieder friedlich bei einander. Die neuen bieten nicht mehr den scharfen Ausdruck der Ideen, die die Zeit bewegen; das einzige, was sie von den andern unterscheidet, ist die Höhe des künstlerischen Niveaus. Die sehnsüchtige Rückschau in die Vergangenheit pflegt ein Zeichen beginnender

Armuth zu sein. Wie oft habe ich nicht in München, als ich noch mitten in den Beziehungen stak, auf Lenbach schimpfen und fluchen hören, weil er nicht nur sich selbst als Statthalter einer alleinseligmachenden Kunst geberdete, sondern auch den lieben alten Meistern in langgestreckten retrospektiven Ausstellungen köstliche Todtenmähler gab. Und nun? Jetzt macht die Sezession selbst das Gemüse des Jahres mit einer sogenannten Renaissance-Ausstellung fett. Im Lager der schläfrigen Kunstkämpen geht der Geist des seligen Lorenz Gedon um, der für seine ziel- und stillose Zeit einst viel bedeutete, weil er das künstlerische Dasein vergangener Jahrhunderte wirklich wiederzubeleben wußte. Was sollen uns diese gelehrten Velleitäten, diese überfeine, gebildete Gourmandise. Von der gesunden Kost einer geraden, immer frischen Naturanschauung und -Empfindung haben wir wahrhaftig noch nicht zu viel. Ist es nicht genug, daß diese Pest des Dekorativen von kraftlosen Wienern, deren Gruppe zu Unrecht den Namen „Sezession" führt, durch die noch unreife Kunst Deutschlands verschleppt wird; muß auch München anfangen, denselben Faden in einer etwas anderen Nummer zu spinnen?

In Paris und München also ist man langsam zum System der Märkte zurückgekehrt, und ähnlich ist diesmal die Situation in Dresden. Dort fällt die internationale Ausstellung in Einzelausstellungen auseinander, die übrigens alle sehr lockend und reizend hergerichtet und aufgemacht sind durch den Geschmack der Architekten, Tapeziere und Möbelfabrikanten; und diese einzelnen Ausstellungen sind auch nur wiederum nach Organisation und Inhalt ein treues Muster der einheimischen Unternehmungen. Man kann sich denken, was z. B. dabei herauskommt, wenn ein kleiner Virtuos und Macher wie Hans Hermann für das Zustandekommen einer Berliner Abtheilung zum werbenden, urtheilenden und instruirenden Generalissimus ernannt wird. Es ist gleichsam ein world's fair bei amtlicher Vertretung der Völker. Und da der Hauptorganisator dieses world's fair in der weiten Welt einen bestimmten Ruf als Künstler und Kunstagitator genießt, und da von der sächsischen Regierung das Ordens-, Titel- und Medaillenwesen solide und diskret geordnet, die Ankaufskommissionen mit ziemlich weiten Befugnissen ausgestattet sind, so ist im Ausland mancher renitente Fuchs aus seinem Bau herausgelockt worden, — so gelang es für die eine und andere Nation, zumal für England und Amerika, ziemlich charakteristische Abbilder des zeitgenössischen Schaffens zu entwerfen.

Aber nicht von der Malerei nimmt man in diesem Allerweltsmarkt die entscheidenden Eindrücke mit, vielmehr fast ausschließlich von der Plastik. Von Kuehl und Georg Treu hat sich Treu mit der Zeit als der weitaus bessere und objektivere Organisator entwickelt. Er ist nicht ausübender Künstler wie Kuehl, also freier von Spezialinteressen und -Neigungen. Er ist ein Gelehrter, aber ein ganz moderner, ein Mann mit weitem, sicherem Blick, eine warm und tief mitempfindende Künstlernatur, einer der zum Geniesucher geboren ist. Was er hier wieder geleistet hat, in der Auswahl und dem Aufbau der modernen internationalen Plastik, das ist das Resultat nicht einer Kraftanstrengung von gestern auf heut, das ist so zu sagen ein organisches Parallelergebniß der Musteranstalt, die er für den Staat geschaffen hat: der sächsischen Skulpturensammlung. Hier ist durch fortgesetzte rationelle Vermehrung eine hohe Schule der Plastik entstanden, wie sie in der Welt nicht zum zweiten Male existirt. Hier wachsen ideell die Ausstellungen modernen Schaffens heraus; hier bleiben Zeugnisse der jeweiligen Ausstellungen zurück, um sich an den Hauptstock naturgemäß anzukrystallisiren. Herr Treu ist ein Mann, der reist, der Jahr für Jahr zu erfahren sucht, wie der Geist der Bildnerei „überall ersprießt". Und auf diese Art „Meister der Wissenden" geworden, mag er sich wohl eines Tages im Gegensatz zu dem sehen, was unser Bildhauer-Nationalismus für Kunst hält. Er mag finden, daß das größere Maß von Talent, origineller Naturauffassung, Anmuth, Charakter und Geschmack der Formgebung in der Plastik des Auslands, zumal Belgiens und Frankreichs, stecken, daß „Siegesalleen", wie die unsere, dort unmöglich wären. Der deutsche Entdecker Konstantin Meunier's zog nur die Konsequenz seiner künstlerischen Ueberzeugung, wenn er auf einer „internationalen" Ausstellung dem „internationalen" Talente das Maß des Raumes anwies, das ihm gebührt, ohne zu achten auf die „nationalen" Feindschaften, die er sich dadurch auf den Hals zog. Dieser tüchtige und freimüthige Mann sieht sehr wohl ein, daß der Tag wenig, daß die Zukunft alles sei; er weiß, daß die deutsche Plastik das Blut fremder Schulen nöthig hat, damit an Stelle einer grauenhaften Monumentenmache wieder eine ruhige, charaktervolle Kunstübung trete. Wir ersticken an den Elaboraten der Mittelmäßigkeit, der Talentarmuth; wir gehen zu Grunde an diesen häßlichen Kämpfen der Ehrsucht und Streberei und Liebedienerei. Wir leben in einer großen Zeit der Aufgaben, aber sie findet kleine Männer, nicht bloß kleine Künstler. Die Sammlung des Herrn Treu ist umfangreich, sie läßt einzelnen Individualitäten wie Meunier, Rodin, Du Bois, van der Stappen, Alex. Charpentier, Jean Carriès (dem frühverstorbenen, temperamentstarken Charakterschilderer), Michel Cazin, Fremiét, Vallgren, Bartholomé den weitesten Spielraum, um ihre feste Reife und klassische Haltung zu erweisen. Aber man kann nicht sagen, daß ein Werk da sei, das nicht hingehörte; und überdies soll man den kongenialen Kenner und Sammler nicht mit den Forderungen „weiser Beschränkung" auf einem Gebiete chikaniren, wo umfassende, gründliche Eindrücke den Schaffenden wie den Urtheilenden so bitter noththun. Die Einflüsse zeigen sich am unmittelbarsten in Dresden selbst, wo ja die Bildhauerkunst schon lange auf heilsamen Traditionen wurzelt. Aber die Anregungen gehen auch schon weiter: ich nenne den Namen Bernard Heising, einen neuen Mann, der dem alten Thema vom verlorenen Sohn nicht nur eine originelle Form und Linie, auch einen ganz persönlichen und starken Gefühlsinhalt gibt. Man wird mit dieser Kraft zu rechnen haben.

Die Hauptsache ist: man muß was erleben. Ich meinerseits bin nicht unzufrieden: ich darf den Sommer über von drei Erlebnissen zehren: da ist die Plastik in Dresden; da ist die Daumier-Ausstellung in Paris, ein Erlebniß allerersten Ranges, dessen besondere Schilderung ich versuchen will in einer der nächsten Wochen; da ist endlich die Berliner „Sezession", bei deren Anblick mich altes Leid und junge Freude bewegen. Sie erfüllt von allen Sezessionen jetzt am reinsten den Zweck, um dessentwillen sie gegründet worden ist; ja mehr noch sie erfüllt zum ersten Male ganz entschieden und ungetheilt den Zweck, um dessentwillen Sezessionen überhaupt gegründet worden sind. Man muß natürlich gerecht sein: es handelte sich im Beginn der Bewegung, d. h. um 1892, um ein Problem, das nur im Lauf einer gewissen Entwicklung gelöst werden konnte. Ein Grundzug war: die Beschränkung. In München glaubte man wunder wie exklusiv und wählerisch verfahren zu sein, als man zwölf Säle öffnete gegenüber den 50 bis 60 Räumen des Glaspalastes. (Die Sezessionisten Franz Stuck und Albert Keller nahmen ganze Wände für sich in Anspruch). In Dresden that man 1897 einen weiteren Schritt in der Beschränkung auf die Modernität. In Berlin wagte man den letzten Schritt. Man begnügte sich mit fünf Räumen, und erst im zweiten Jahre kam ein sechster Saal hinzu. Ueberdies gründete man ohne alle geschäftlichen Nebenabsichten: ohne Mitwirkung von Militärkapellen, Wein- und Bierwirthschaften, Kaffeehäusern, Ansichtspostkartentrafik und ohne die animirende Schaar der Huldinnen, die für das Amüsement der Einwohner leben und ein Aufgebot von Kriminalschutzleuten nöthig machen. Nur vermöge rücksichtsloser Beschränkung ist die Ausführung eines künstlerischen Programms möglich geworden. Das Ausstellungswesen an sich, so wie es heut betrieben wird, ist eine Barbarei. Es bietet nicht mehr ruhige Arbeitsstätten der Kunst, es gewährt nur den konkurrirenden Bildermachern Tummelplätze. Wer früher für die Sezessionen leidenschaftlich eintrat, der ward in seinem

Innern die stille Angst nicht los, er sei vielleicht doch ungerecht gegen die „großen" Ausstellungsspitäler der Alten. Ich entsinne mich, mit welch hitzigem Eifer ich in München und Berlin die weiten Glaspaläste nach guten Einzelheiten durchsuchte, nein: durchstudirte, immer wieder dahin zurückkehrte, um mich zu vergewissern, ob es auch wirklich wahr sei, daß sich das, was uns als Kunst vor der Seele stand, abseiten dieser Verhimmelungen der Soldateska, Ausgeburten der Flotten- und Kolonialbewegung, dieser in Kleinheit dienenden Hofmalerei, dieser Portraitmache, die dem Kommerzienrath schmeichelt, dieser illustrativen Anekdotenjägerei, entwickle und entwickeln könne. Heut gelangt man, zumal beim Besuche der Berliner „Großen" auf den Standpunkt, sich überhaupt nicht mehr den Kopf zu zerbrechen über die künstlerischen Absichten von Leuten, die keine haben.

Man sehnt sich nach einer Ausstellung von Werken, die ohne Ausstellungsgedanken entstanden, die ohne jede Rücksicht auf ein Publikum gemalt sind. In Frankreich haben hervorragende Talente es schon längst als unkünstlerisch empfunden, sich an Ausstellungen zu betheiligen. Monet, Pissarro, Degas, Renoir haben einst vergeblich bei den Machthabern der „Salons" angepocht; jetzt pochen diese Machthaber vergeblich bei ihnen an. Bei uns in Deutschland sind die Talente nicht so reich und so stark, um der Möglichkeit, sich zu manifestiren, entrathen zu können. Das Publikum, auch das fortgeschrittene, instruirt sich bei uns durch die Ausstellungen; wir haben nicht jenen vielverzweigten, kräftigen Stamm von Kunstliebhabern und -Sammlern, die ihre Ansprüche nicht von den Chancen eines Marktes abhängig machen, die mit dem Künstler gehen auf seinen stillen Wegen.

Es war Aufgabe der Sezessionen, den allmächtigen Maßstab der Ausstellungsfähigkeit für das Kunstwerk abzuschaffen. Auch diese Aufgabe erfüllt man jetzt in Berlin am besten. Sie kommt vor allem der Jugend, dem Nachwuchs zu gute. Es gibt Leute, die, in gewisse Jahre gelangt, mit gutem Rechte sagen, daß sie von ihrer Generation nichts mehr lernen können, daß sie nur von der jüngsten Jugend die eigene Weiterentwicklung erwarten, daß auch in den mangelhaftesten Werken der suchenden Jungen sie noch immer Keime antreffen, die ihnen werthvoller erscheinen, als die reifsten Arbeiten des gleichaltrigen Geschlechtes. Diese sonderbaren Kunden werden in der Berliner Sezession durchaus zu ihrem Rechte gelangen. Die alten Neuen sind hier eigentlich nur Repräsentanten, während das neueste Geschlecht dominirt. Es sei vorweg bemerkt, daß Berlin keineswegs das höchste Maß der Kräfte stellt. München birgt noch immer die größte Zahl der Talente, von Paris gar nicht zu reden. Aber was Berlin vor München und Paris voraus hat, das ist die straffere Organisation, die das Ziel schärfer ins Auge fassende Leitung.

Kein Wunder, denn Berlin konnte lernen von den Erfahrungen Anderer. Berlin hatte, man kann wirklich sagen: das Glück, in der Entwicklung der sezessionistischen Idee zuletzt an die Reihe zu kommen. Die Männer, die heute an der Spitze stehen, die sind die Jugend nicht mehr, die versuchende, hold irrende Jugend. Sie waren jung, als sie sich vor etwa zehn Jahren in dem Verein der Elf zusammenfanden. Diese Vereinigung ist im Grunde die Wiege der Sezession geworden. Lange Zeit glaubten die „Elf" ihre Aufgabe und Bestimmung erfüllt mit ihren Frühjahrsausstellungen, und man hatte Anlaß sie heftig und heftiger an ihre eigentliche Pflicht zu mahnen. Ihr geborener Führer zögerte und zögerte. Die Leser dieser Zeitschrift entsinnen sich vielleicht noch der kleinen Tragikomödie, die den ehrlichsten Advokaten jener „Elf" aus reiner Liebe zu der Idee einer Sezession zum advocatus diaboli machte.

Gewiß, Max Liebermann war zum Führer vorausbestimmt: er ist die stärkste künstlerische wie menschliche Persönlichkeit in seiner Gruppe, er ist ein Mann von Takt und Gewissen, und hell klingt sein Name hier und in den fremden Ländern, auf deren Mitwirkung man angewiesen war. Aber schließlich ist Liebermann nur ein einzelner; er darf als Künstler Egoist sein und hat das Recht, seine Arbeitskraft, auch wenn es sich um die idealsten Zwecke handelt, für die Allgemeinheit zu begrenzen. Andererseits ist die werbende Kraft der eigentlichen Berliner Moderne sehr gering: sie hatte in München immer sehr schlecht abgeschnitten, und auch ihre bekanntesten Namen waren in Paris und England so gut wie unbekannt. Es mußte ein besonders glücklicher Umstand hinzukommen, der der Berliner Sezession die breite, gesicherte Basis, die eigenartige Stellung, ihren Bestrebungen die Resonanz gab: und das war die merkwürdige Entwickelung des Berliner Kunsthandels, das Auftauchen von Händlern, die vor allem Amateurs, in zweiter Linie erst Kaufleute sind. Auch hier eroberte die Jugend die ersten Posten mit der Gründung der Firmen Keller und Reiner und **Bruno** und **Paul Cassirer**. Sie traten die Erbschaft von Fritz Gurlitt an, der vor allem das erworben und verbreitet hat, was ihm selbst gefiel. Ja, von den Herren Cassirer kann man heute sagen, daß sie nichts verkaufen, zu dem sie nicht ein persönliches künstlerisches Verhältniß haben. Sie tauchten eines Tages in der Kunstbewegung als begeisterte homines novi auf; man hatte nichts von ihren Beziehungen zur Kunst gehört. Sie kamen ohne jedes gelehrte Gepäck, doch mit gutem Muth, unbefangenem Kunstverstande und gutem Geschmack, ein leitendes Ideal im Herzen: Max Liebermann. Die alte Händlergewohnheit, dem Publikum nur zu geben, was des Publikums ist, ihm statt der Schöpfer die gefälligeren Nachahmer und Schüler vorzustellen, war ihnen fremd. Sie deckten zum ersten Male in größerem Maßstabe die Quellen der modernen Bewegung auf, indem sie statt Besnard uns Degas, statt Cazin, Billotte und Zettel uns Monet und Pissarro gaben und in seiner überragenden Größe Manet vorführten. Dokumente zu sammeln zur Entwicklung des modernen Kolorismus, war ihr erstes und einziges Ziel; auf diese Weise wurden Schaffende wie Genießende genöthigt, umzulernen und andere Maßstäbe zu suchen. Das Kunstleben in Berlin bekam einen festeren Halt und sichtbarere Zwecke: das Unterschätzte kam zur Geltung und das Ueberbewerthete verlor an Einfluß. Und der darf sich heute freuen, der der werdenden Sezession in Voraussicht kommender Nöthe eines Tages rieth, die Herren Cassirer in die Verwaltung und Leitung eintreten zu lassen: Das Programm bekam Richtung, und die weiteste Zufuhr der Kräfte war gesichert.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Julius Elias.

Die Männergemeinde.

4.

Der Lorenz Mäusli von Degenried, der Martina ihr Liebster, wohnte im Bonacherhaus. Seit Tagen wohnte er da. „Eine Spott und Schande ist es", schimpften die Fahrner und sahen den Bini, der solches duldete, mit bösen Augen an. Weil sie sich aber an den verschlossenen Menschen nicht wagten, steckten sie sich hinter den Jeri: Wie sein Bruder nur zugeben könne, daß ein wildfremder Mensch bei ihm im Hause bleibe, von dem es offenkundig sei, daß er nur des Mädchens wegen gekommen sei! Der Jeri zuckte die Achseln. So gar fremd sei der Lorenz nicht; er sei ein entfernter Verwandter von seines Bruders verstorbener Frau; es möge wohl darum und weil die Martina ihn gern habe, sein, daß der Bini ihn nicht auf die Straße setze.

Eben freundlich war der Bini Tresch zu seinem Gaste nicht; er that sein Maul ihm gegenüber so selten auf wie gegen Andere, und redete er, so geschah es in einem Tone, der besagte: Meinetwegen kannst Du Dich weiter trollen, wann Du willst, je eher, je lieber. Der Lorenz war aber

kein Merkiger oder wollte es nicht sein und der Bini drängte ihn nicht. Der Lorenz ließ sich das karge Essen schmecken. „Es wird ihm lieber sein als gar keines“, dachte der Zeri, der bald heraus hatte, daß der Andere keine Reichthümer im Thal zurückgelassen hatte. Der Knecht ärgerte sich nicht, daß ein Maul mehr an der kargen Schüssel hing, nur wenn er den Lorenz der Martina schön thun sah, wurmte es ihn, und fuhr er, wo immer es sein konnte, dazwischen. Die Martina machte ein fröhliches Gesicht und hatte leuchtende Augen wie ein Kind, das ein schönes Spielzeug bekommen hat. Sie war zu klug, um nicht zu merken, daß ihr Gast keinem willkommen war, aber sie lächelte dazu und sagte mit dem Lächeln jedem, der hören wollte: Mich freut der Lorenz und wenn er nur mich freut! Dabei war sie den lieben langen Tag in des Burschen Gesellschaft. Wenn nicht in der Stube, so trieben sie sich an der Straße oder irgendwo an den verschneiten Hängen herum, der Lorenz immer in seinem wenig winterlichen dunklen Gewand von städtischem Schnitt, den dünnen Stock in der Hand, den Hut schräg auf dem Ohr. Dabei gaben sie sich keine Mühe, sich vor den Augen der Fahrner zu verstecken, liefen Arm in Arm durch die Gasse oder hockten irgendwo dicht beieinander; wobei die Martina duldete, daß der Lorenz den Arm um ihre Hüfte gelegt hielt. Die Fahrner, während der heimliche Grimm und Neid sie fressen wollte, waren immer mit den Blicken hinter ihnen, sahen, die Zähne verbeißend, ihre Vertraulichkeit, sahen aber auch mit weiter aufgerissenen Augen, daß die Martina dem Lorenz wehrte, wenn der zu warm werden wollte.

Die Geduld der Fahrner hatte ein Ende, ehe der Aufenthalt des Lorenz ein Ende nahm; der schien überhaupt nicht zu Ende gehen zu wollen. Eines Tages, als ihr Feierabend die Bauern wie immer auf einem Knäuel beisammen fand, die Pfeifen im Mund, die Hände in der Tasche, schlug der Groll über den Lorenz gleich einer Lohe zum Dach ihrer Gutmüthigkeit heraus. „Zum Dorf hinaus muß der Hudel“, schrie auf einmal einer der Jungen; das war wie ein erlösendes Wort. Sie wurden mit einem Schlage einig, daß der Lorenz mit Gewalt vertrieben werden müsse. „Was braucht er ein Fahrner Mädchen zu stehlen“, schimpften faustend die Buben; die Alten, die ihrer Mißgunst ein Mäntelchen umhängen wollten, sagten: „Weil der Bini nicht weiß, was er zu thun hat, müssen wir selber handeln!“

In der erregten Gemeinde wurde dann das Was und das Wie besprochen. Die Heißesten wollten gleich von der Stelle weg den Lorenz suchen und mit ihm zum Dorf hinaus fahren, eine Mittelpartei rieth, ihn erst zu bedeuten, daß er verjagt werde, falls er nicht gutwillig gehe. Nur ein paar ganz Zahme schlugen vor, Zeit zu lassen und dem Lorenz das Leben zu verleiden, bis er selber sich davon mache. „Papperlapapp!“ sagte da eine laute Stimme in das wirre Durcheinander hinein, und der Balz stand unter ihnen. „Je mehr Ihr dem Lorenz zu Leid thut“, fuhr er fort, „desto lieber wird er der Martina! Die hat einen harten Kopf. Und jagt Ihr den Burschen gar fort, so läuft sie ihm nach und wir haben das Nachsehen. Ihr muß man ihn verleiden, wenn es recht werden soll!“

„Ja, aber wie?“ fragte der Hofer-Toni höhnisch.

Da schwur der Balz: „Einen heiligen Eid thu ich darauf, daß das Mädchen nicht mehr zum Dorf hinaus darf!“ Er schlug zur Bekräftigung mit der Faust in die hohle Hand, seine Wangen und Stirne waren glühroth, halb vor Eifer, halb vor Verlegenheit, weil er sich als Retter des Vaterlandes nicht ganz frei von Eigennutz fühlte.

„Jetzt ist der Wilhelm Tell vom Himmel gefallen“, höhnte der Hofer.

Aber von dem Tag an ein paar Wochen lang war der Balz König zu Fahrnen. Die Anderen ordneten sich ihm schweigend unter. Auf seine Veranlassung fand am Sonntag nach jener Versammlung in der großen, gelbgetäfelten Stube des Riedi Tanz statt. Dort hockte der Baumann-Veri, einer der acht Buben, auf dem Ofen und auf den Wandbänken saßen die jungen und die alten Dörfler. Der Baumann-Veri spielte auf einer Harmonika, was das Zeug hielt, und die Bauern hüpften zu zweien und zweien in der Stube herum. Zu Anfang hatten sie nicht daran gewollt; „Bah ohne Weiber“, schmälten sie. Aber der Balz wußte sie zu treiben. Der sonst stille Mensch war wie umgewandelt. Er jauchzte, als müßten Wände und Diele bersten und stampfte mit seinen schweren Schuhen den Takt auf dem tannenen Fußboden. Dabei riß er mit seinem Uebermuth die anderen Burschen fort, daß sie nach und nach ihre langsame und faule Art abwarfen wie ein lästiges Kleid und in die Lust des Tanzens hineingeriethen, als hielte jeder sein Mädchen im Arm. Auf einmal stand die Martina mit dem Lorenz in der Thüre. Die grauen Augen des Mädchens blitzten, der Kopf saß ihr im Nacken, und ihre ganze Gestalt schien lebendig. Sie zog den Lorenz, der eine Miene schnitt, als thue er den Bauern eine ungehörige Ehre an, vollends in die Stube. „Hm, hm“ räusperte sich der Balz laut, als wollte er sagen: Ich habe gewußt, daß sie kommt; wo es lustig geht, will die dabei sein! Dann ließ er keinen Blick mehr von der Martina und ihrem Liebsten, die sich umfaßt und unter die Tanzenden gemischt hatten. Als der Lorenz mit seinem Mädchen kurz nachher in einer Ecke anhielt, stand er plötzlich bei ihnen. „So, den Nächsten tanzen wir“, sagte er, dabei langte er zwischen die zwei hinein, faßte die Martina fest am Arm und zog sie in die Stube hinaus. Um den Lorenz kümmerte er sich nicht.

Der Baumann-Veri ließ nicht auf Musik warten. Der Balz aber faßte das Mädchen, das wie sein Spielzeug war und doch in seinen Armen leicht nnd sicher sich wiegte. Dabei lachte sie und ließ sichs wohl gefallen, daß er mit einem Griff sie an die Diele schwang, sie drehte, daß ihr der Athem vergehen wollte, und wenn sie zu fallen meinte, sie sicher fing.

„He, schön ist es gewesen“, schnaufte der Bursche als der Tanz beendet war. Er führte die Martina zu dem an die Wand gerückten Tisch, auf dem Wein und Gläser standen und hieß sie nach Landessitte ihm Bescheid thun.

„Schön ist es gewesen“, sagte die Martina freimüthig und lachte ihn mit den hellen Augen an. Da ließ er sie los, damit sie zu dem Lorenz zurückgehe. Aber sein Beispiel hatte die anderen Bauern ermuthigt; der Hofer-Toni, der trotz seines lahmen Beines tanzte wie ein Junger, haschte sie zuerst; dann ging das flinke, nimmermüde Ding von Arm zu Arm. Je und je aber griff der Balz immer wieder dazwischen, als fordere er ein verbrieftes Recht. Seine Art war so gut wie ein befehlshaberisches: „Mein bist Du, Martina!“

Des wilden Mädchens Gesicht glühte vor Lust; das Treiben gefiel ihr; aber nach jedem Tanz trat sie zu dem mit saurer Miene seitab stehenden Lorenz zurück. Da als der Veri spielmüde und eine Pause eingetreten war, that der Balz einen neuen Schlag gegen den Eindringling. „Komm, thu Bescheid“, rief er den Lorenz an und streckte ihm sein Glas hin. Dieser kam wohl oder übel heran.

„Du tanzest nicht viel“, sagte der Balz; um seinen festen Mund zuckte ein leiser Spott.

„Ich bin nicht so wüthend wie ihr“, gab der Lorenz mürrisch zurück.

„Du bist halt das Schaffen nicht so gewohnt“, sagte der Balz. Dann fragte er plötzlich mit einem unschuldigen Gesicht, aber so laut, daß es alle hören mußten: „Du, hast Du Dein ganzes Leben lang so — so wenig thun müssen, wie seit Wochen hier oben in Fahrnen?“

„Geht es Dich etwas an?“ fuhr der Lorenz herum, das Gesicht zornheiß. Der Balz blieb ruhig. „Nichts für ungut“, sagte er ganz ernsthaft. „Du wirst halt ein Reicher sein und dem Bini viel Kostgeld zahlen. Geld ist auch besser als Arbeit.“

Einen Augenblick sah es aus, als wollte der Lorenz sich auf ihn stürzen, dann lüpfte er die Achseln und trat zu der Martina zurück, auf die er einzusprechen begann und

mit der er nach einer kleinen Weile, als die Musik wieder anhob, die Stube verließ.

„Da hast es", höhnten die Fahrner den Balz. Aber der hieß sie abwarten.

Und zwei Tage später, als der Mond über den Bergen stand und das Thal mit einer wundersamen Helle übergoß, brachte der Balz die ganzen Dorfbuben mit ein paar Hornschlitten und irgendwie auch die Martina und den Lorenz vor das Dorf hinaus. „Geschlittelt wird jetzt", gab er die Weisung aus. Dann flogen die Hornschlitten über den Thalweg hinab. Sie glitten wie Nachen in einem silbernen Fluß nur rascher und pfeilschnell, und ihre Insassen machten die todtenstille Nacht mit ihrem Jauchzen lebendig. Das Spiel war wild, am wildesten trieb es der starke Balz. Er saß zwischen den Hörnern seines Schlittens, die er wie mit Klammern mit den braunen Fingern umspannte und hatte einen Haufen Burschen hinter sich sitzen. Wenn er bergnieder sauste, die schwere Last mit den in Schneestrümpfen steckenden Beinen lenkend und meisternd, von Schnee umstoben, den der Schlitten aufwarf, leuchtete ihm aus blauschwarzem Himmelsgrund der weiße Mond ins Gesicht. Seine festen Züge hatten einen Ausdruck kraftvollen Wollens, und seine gutmüthigen Augen blitzten in einem ungewohnten Feuer; sie blitzten die Martina an, wenn er sie und den Lorenz überholte. Diese hatten allein einen Schlitten inne und weil der Thalbub beim Lenken voller Ungeschick war, kamen sie nur langsam vorwärts. Als sie einmal gleichzeitig mit dem Balz auf der Höhe wieder anlangten, schob dieser den Lorenz kurzweg bei Seite, ließ sich selber an die Hörner des Schlittens nieder, auf dem die Martina saß und fuhr mit einem Jauchzen mit ihr bergab. Der Schlitten flog und schlug hüpfend auf der harten Bahn auf; die Martina lachte. Immer schneller und schneller wurde die Fahrt; einmal glitten sie so nahe am Rande einer Schlucht vorüber, daß die Martina einen Schrei ausstieß. Aber der Balz antwortete mit einem Jauchzen, riß die Hörner herum und glitt in den Weg zurück. „Meinst ich lasse Dich fallen, Mädchen", sagte er mit herzwarmem Ton. Im Bergansteigen meinte er wie zufällig: „Heiß doch den Lorenz hier mit aufsitzen; selber lenken kann er doch nicht."

Die Martina war warm geworden; sie hätte für ihr Leben das Vergnügen nicht schon aufgegeben. „Der kann fahren", sagte sie oben zu dem mit kaltgewordenen Füßen den Schnee stampfenden Lorenz. „Komm, sitz hier auf, er — der Balz, will lenken."

Da fuhr dem anderen das Blut in die Stirn. „Ich wollte, daß ich müßte", stieß er heraus. „Du bist mit mir hergekommen und fährst mit mir."

„Nein! Da kannst Dich hinter mich setzen", widerstrebte die Martina. Dabei saß sie schon wieder hinter dem Balz.

„Nun, kommst?" fragte dieser den Lorenz, und als jener sich abwendete, ließ er sein Jauchzen hören und fuhr davon.

An diesem Abend entstand zwischen dem Lorenz und der Martina das erste Zerwürfniß. Als diese nach Hause schritt, in Gedanken noch das Wesen des arbeitsfrohen Balz mit dem des Lorenz vergleichend und heimlich sich ärgernd, daß dieser in allem hinter jenem zurückstand, fand sie den Lorenz unter der Thür der Bonacherhütte ihrer wartend. Er wollte sie mit Vorwürfen empfangen, da wurde ihr das Blut heiß, und sie ersparte ihm spitze Worte nicht.

Der Balz aber schmiedete das heiße Eisen. Er brachte eine Art Festwuth über die Fahrner. Wenige Tage nach jener Schlittenfahrt fanden sich die Dorfbuben zum Scheibenschießen zusammen, und wieder ein paar Tage später mußte der Balz einen Schwinget auf dem Schnee zu veranstalten. Dabei fing er es klug an, daß der Lorenz nicht ausweichen konnte und mitthun mußte und seine Windigkeit darüber immer mehr zu Tage trat. Selbst die Martina mußte sehen, daß ihr Liebster von Tag zu Tag kläglicher dastand; sie schien ihm nur noch aus einer Art Trotz anzuhängen. Der Lorenz dagegen hatte längst gemerkt, wo die Fahrner und an ihrer Spitze der Balz hinaus wollten. Er wehrte sich mit aller Kraft um sein Mädchen. Ein paar Mal blieb er mit seinem heimlichen und leidenschaftlichen Wesen, das für die Martina schöne, zornige und dann wieder liebeglühende Worte hatte, Sieger bei dieser; und ein schweigender Kampf zwischen ihm und dem Balz hob an.

Da trug der lustige Jeri eines Morgens eine Nachricht in die Gasse, die die Fahrner aus allen Hütten lockte. „Droben", erzählte er halb bedauernd, halb voll einer verschmitzten Schadenfreude, „droben sitzt der Lorenz beim Bini und will das Mädchen haben."

„Was?" fuhr es ihm aus mehr als einem Fahrnermunde entgegen. Der Gedanke, daß der Gemeinde das Mädchen dennoch verloren gehen könnte, entzündete ihr Blut. Einen Augenblick dachte keiner an sich selbst und seine eigenen Ansprüche.

„Nicht fortlassen darf man sie", brummte der Baumann, „um keinen Preis fortlassen."

„Kein Teufel soll sie uns weg holen!" schrie einer der hitzigen Jüngern.

In diesem Augenblick wurde der Balz am Dorfende sichtbar. Er ging in Alterskleidern und trug ein mächtiges Heubündel auf den Schultern.

„Da kommt der Wilhelm Tell", höhnte der Hofer-Toni; sie fingen an, den Balz um seiner scheinbar verlorenen Vaterlandsrettung willen zu verlachen. Der Balz näherte sich, sah die Augen der Bauern auf sich gerichtet und blieb mit einem „Was ist?" vor ihnen stehen. Die Fahrner warfen plötzlich all' ihren Groll auf ihn.

„Ach, mach Dich weiter!" schrie ihn einer an. „Hast auch groß thun müssen, daß Du die Martina im Dorf halten willst!"

Er staunte sie mit großen Augen an, dann warf er sein Bündel ab und stand aufrecht, die Heufäden nisteten in seinem welligen, dichten Haar und hingen ihm über Schulter und Rücken. „Was hat es gegeben?" fragte er zornig.

Der Jeri wollte ablenken. „Wenn die Weiber nicht zu Euch kommen", rieth er lachend, „geht Ihr zu den Weibern. Wandert doch aus!"

„Was hat es gegeben?" fragte der Balz lauter.

„Daß der Lorenz die Martina mitnimmt, hat es gegeben", gab ihm der Baumann Bescheid. Da blickte der Balz nach der Bonacherhütte hinüber und sah die Martina auf der Schwelle stehen. Sein Gesicht röthete sich, er hob die Fäuste wie zu einem Anlauf. „Komm daher, Mädchen," rief er hinüber. Die Martina sah auf. „Was soll ich?" lachte sie. Der Balz trat mit ein paar Schritten an sie heran. „Etwas fragen will ich Dich", sagte er und legte die schwere Rechte um ihr Handgelenk, so daß es wie in einer Handschelle lag. Dann zog er sie in die Gasse. „Laß mich!" sagte sich sträubend die Martina. Sie dachte an Scherz und ihr Gesicht zeigte mehr Vergnügen als Groll.

Der Balz stand plötzlich still. „Die reden, Du heirathest den Lorenz!" begann er, auf die Bauern weisend, „und", fuhr er lauter fort, „ich sage: nein! Was wirst Du einen heirathen, der wochenlang unverdientes Mus aus fremder Schüssel schleckt! Du bist zu gut für den, sag ich, und — gelt, Mädchen, das thust Du nicht? Es wäre schade um Dich."

Die Martina war einen Augenblick vor Verwunderung über die sonderbare Frage stumm; sie sah sich halb verlegen, halb belustigt im Kreise um; dann traf ihr Blick wieder den Balz, der noch immer ihre Hand in seinem Bärengriffe hielt. Sein Gesicht war jetzt in ein flammendes Roth getaucht und wie seine Rede vorhin in einer kaum merklichen Beengung und Angst gezittert hatte, so lag jetzt in seinem Blicke ein verborgener Ausdruck zitternder Spannung. Die Martina, scharfäugig, wie die Weiber in Liebesdingen sind, entdeckte ihn wohl. Noch aber zögerte sie mit

dem Bescheid; allerlei Mächte stritten in ihr. Da kam der Lorenz aus der Hütte gefahren und rief in einem Tone nach ihr, durch den die Hast, das Mädchen zu finden und der Aerger, daß er sie neben dem Balz fand, deutlich klangen. Die Martina schaute sich nach ihm um.

„Gib Antwort, Mädchen," drängte der Balz und war jetzt bleich statt roth.

„Komm weg dort", befahl der Lorenz von weitem. Die scharfen Worte klangen dem Mädchen übel in die Ohren. Sie warf den dunkeln Kopf auf. „Ja, wenn ich dann will", sagte sie.

„Heirathest ihn?" fragte der Balz.

Der Lorenz machte sich heran und ergriff die freie Hand des Mädchens.

„Jetzt kommst", zischte er, „meine Braut bist! Der Vater —"

„Laß mich", zürnte die Martina und schüttelte sich los von ihm. Dabei kam sie dem Balz so nahe, daß dieser unwillkürlich den Arm um sie legte. Und er hielt sie fest, ob sie wollte oder nicht. Die Fahrner umdrängten die Gruppe mit aufgeregten Mienen.

„Heirathest ihn?" fragte der Balz zum dritten Mal. Seine Stimme bebte jetzt so mächtig, daß er der Martina leid that. „Nein", sagte sie da klar und fest.

In diesem Augenblick überkam den Balz eine unglaubliche Wildheit. Oder hielt er die Martina für das Heubündel, das er in die Straße geworfen, er hob sie plötzlich empor, als wäre sie federleicht, durchbrach mit ihr die Reihe der Gaffer und stürmte mit seiner Last zum westlichen Dorfende hinaus. —

Die Fahrner starrten den Lorenz an; erst als dieser mit einem Fluch zwischen den Zähnen Kehrt machte und nach der Bonacherhütte zurück stürmte, wachte einer nach dem andern aus seiner Verblüffung auf. Von allen war nur der Jeri ruhig geblieben. Er schlug sein fröhliches Lachen auf: „Jetzt beim Eid glaube ich, der Balz hat gewonnen." Dann ging er bedächtig dem Dorfende zu, nach den Verschwundenen auszublicken. Die Anderen kamen ihm nachgeschritten. Eine Weile blickten sie den Weg entlang, die Augen quollen völlig aus den Köpfen, so eifrig spähten sie und unterhielten sich dabei in abgerissenen Sätzen. Aber sie hatten eine lange Weile zu warten; und eben wollten sie hinweggehen, da kamen der Balz und die Martina Hand in Hand über den Weg herangeschritten. Sie hatten ernsthafte Gesichter; in des Buben Wesen war eine zuthunliche, schirmherrnhafte Art, das Mädchen lehnte im Schreiten an ihn und hatte feuchte Augen.

„Wir sind einig, ich und die Martina", sagte der Balz, als er die Fahrner erreicht hatte; aber sie hielten sich nicht auf, wehrten die auf sie Einredenden zurück, drückten ein paar Hände im Vorbeigehen und schritten der Bonacherhütte zu.

Was in der Hütte geschah, bekam keiner zu wissen und zu hören. Einmal, so lange noch die Fahrner unten in der Gasse standen, schollen erregte Stimmen durch die geschlossenen Fenster herab. Dann verstummten sie und die Neugierigen in der Gasse, denen das Warten lang wurde, trollten sich. Nach einer Stunde erst kam der Lorenz Mäusli aus der Hütte geschritten im Ueberzieher, den Hut auf dem Ohr, in der Hand sein Stöcklein. Mit dem letzteren hieb er, während er gemächlich, die Nase hoch erhoben, dorfauswärts schritt, einmal über das andere durch die Luft, daß es pfiff. Vielleicht war jeder Hieb im Geist für den Balz gemeint. Der Lorenz schritt thalzu und vergaß das Wiederkommen. Kurz nach ihm trat der Balz aus dem Hause. Den faßte der Jeri in der Gasse ab und wollte wissen, wie alles stehe.

„Gib mir die Hand, Vetter", sagte der Balz treuherzig und mit frohleuchtenden Augen, heute in einem Monat sind wir verwandt."

„Was", fragte der Jeri. „Soll dann Hochzeit sein?"

Der Balz war schon halb von ihm weg getreten, er nickte noch flüchtig und schritt der väterlichen Hütte zu. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der alte Riedi hatte seinem Buben die Hand in die breite, schaffige Rechte geschlagen. „Zum Donner lach mich alten Narren nicht aus, Bub!" Mit den Worten und einem neidlos fröhlichen Ausdruck im Gesicht, wünschte er ihm zu der Martina Glück. Wie der Riedi fügten sich die Fahrner alle. Die Mißgunst mochte manchen heimlich stechen; merken ließ es sich keiner.

Dann war es, als ob die Hochzeit des Balz Glück ins Dorf gebracht hätte; im folgenden Sommer eroberten zwei weitere Buben sich zwei Mädchen aus dem Thal, zu denen sie werben gegangen. So kamen die lang verlorenen Weiber ins Männerdorf zurück.

Goeschenen. Ernst Zahn.

Johannes Schlaf: Frühjahrsblumen. Novellen. Berlin. 1901. Fontane & Co.

Johannes Schlaf verfügt über Eigenschaften, die ihn uns lieb und theuer machen könnten. Er hat ein unmittelbares Verhältniß zur Natur, eine schöne Reinheit und Kraft sie zu sehen, und in ihrer Schilderung findet er bisweilen wahrhaft epische Töne. Er ist wirklich Antäus, so oft er die Mutter Erde berührt, strotzt er von Kräften. Darum hat er auch für den einfältigen Menschen, für die bäuerliche Gesundheit ein wunderhübsches Begreifen und die drolligste Art, sie zu errathen und abzuschildern. Aber diese liebenswürdigen und erquicklichen Gaben reichen leider nicht hin, um Novellen oder gar Romane zu verfassen. Und so entwickelt Schlaf den Kulturmenschen aus sich, er entwickelt ihn sogar philosophisch. Das sind die unglücklichsten Momente in Schlaf's Dichterdasein, Momente, in denen er sich ausnimmt wie ein ungebildeter Mensch, der fremden Wissensstoff in sich schluckte, den er niemals verdauen kann. Da setzt es denn die bekannten Schlagworte, verworrenes Phrasenthum, ein unerträgliches Gestammel. Man halte uns etwas Unmuth zu Gute; Weisheit wird nicht erschwätzt, sie will erdient, erarbeitet werden.

Von den vier Nummern, die das Büchlein zählt — Novellen nennt sie der Autor etwas anspruchsvoll, in Wahrheit handelt es sich um Studien oder etwa Plaudereien — ist die erste die erfreulichste; der Erzähler ist vor großstädtischen Liebesschmerzen in eine einfache Umgebung geflüchtet und erlebt mit guten Menschen den Frühling von dem ersten Sichröthen der Bäume bis zur Aufblüthe der Rosen. Besonders der Vorfrühling ist mit vieler Kraft und Innigkeit und einem so warmen, ehrlichen Empfinden geschildert, daß es uns in das unmittelbare Erleben hineinzieht. Es folgt eine kleine naturalistische Studie, tüchtig erzählt, nur leider etwas virtuos und ohne tieferen Antheil. An dritter Stelle die kleine Absinthphantasie wäre besser im Pulte geblieben, und für den anspruchsvollen Tiefsinn der letzten Nummer vermag uns kaum die wunderhübsche Schilderung eines kleinweltlichen Pfingstens zu entschädigen, eine so herzlich liebe und trauliche Beschreibung, wie sie nur je aus der Feder eines fröhlichen Poeten geflossen ist.

L. Beer.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan W. Zietenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 38. Berlin, den 22. Juni 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1\frac{3}{4}$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3\frac{3}{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. Juni abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder beim Verleger der „Nation“, Georg Reimer, Berlin W., Lützowstr. 107/108, zu erneuern.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Das Denkmal des Fürsten Bismarck vor dem Reichstagsgebäude ist am vorigen Sonntag nach einer würdigen und geschmackvollen Enthüllungsfeier von dem Reichskanzler Grafen Bülow im Namen des Reiches übernommen worden. Die Rede, mit der der Vorsitzende des Denkmalkomités, der frühere Reichstagspräsident Herr von Levetzow, das Standbild übergab, wurde der mehr formalen Aufgabe in üblicher Weise gerecht, während die Rede des Grafen Bülow sich über das bei derartigen ceremoniellen Anlässen eingehaltene Niveau wesentlich erhob. Es war Haltung in seiner Rede, in der nicht bloß der Hofmann und der Weltmann, sondern auch der Staatsmann zu Worte kam. Ueber den Entwurf des Bismarck-Denkmals, der jetzt zur Vollendung gelangt ist, hat sich die „Nation“ s. Zt. eingehend geäußert. In der Ausführung treten sowohl die Vorzüge wie die Mängel des Entwurfs in stärkerem Grade hervor. Das Haupt des gewaltigen Mannes macht einen höchst wirksamen Eindruck; der Künstler ist hier der historischen Größe des Mannes ziemlich gerecht geworden. Das Denkmal als ganzes trägt aber zu viel dekorative Züge — so reizvoll dieselben im einzelnen sind —, als daß der Beschauer eine einheitliche, die geschlossene Kraft des großen Realpolitikers ausdrückende Wirkung verspürte. Nichts lag dem Wesen Bismarck's ferner als das Dekorative, als der schöne Schein. Seine staatsmännische Thätigkeit ging auf den Kern der Dinge, auf reale Macht. Er ist der Erzieher des deutschen Volkes zum Realismus in der Politik geworden. Bismarck hat gelegentlich in der Unterhaltung seine Begabung als Hofmann herausgestrichen. Aber er trug das Hofkleid wie die Diplomatenuniform nur mit innerem Widerstreben. Er kämpfte um die Gunst des Königs, weil er ohne dieselbe seine staatsmännischen Aufgaben nicht erreichen konnte; aber er entzog sich dem höfischen Ceremoniell, soweit es sich um bloße Aeußerlichkeiten und Dekorationen handelte. Wir haben in Deutschland nie einen Staatsmann gehabt, dessen Charakter mehr auf das Herrschen und weniger auf das Dienen gerichtet war. Dieses Herrische, seine ganze Umgebung sich unterordnende, rücksichtslos auf das Ziel losgehende, alles Nebensächliche und selbst den Schmuck des Lebens verachtende kommt in dem Begas'schen Monument nicht genügend zum Ausdruck.

Graf Bülow hat in seiner Rede in geistreicher Weise Goethe mit Bismarck verglichen: wie uns Goethe auf dem Gebiete der Bildung geeinigt habe, so habe es Bismarck auf dem Gebiete der Politik gethan. Der Vergleich ist etwas verwegen; immerhin kann man zugestehen, daß beide Männer enge Bande, in denen Deutschlands Geist und Deutschlands Willen gefesselt lagen, sprengten und zur Befreiung des deutschen Genius unendlich viel beigetragen haben.

Daß der gegenwärtige Reichskanzler bei der Enthüllung eines Bismarck-Denkmals Goethe als führenden Geist Deutschlands angerufen hat, war ein feiner Zug seiner Rede. Daß in der inneren Politik Preußens der Goethesche Geist aber noch nicht allzu viel Macht hat, zeigt das Schicksal des Konsistorialraths Reicke, dessen Theilnahme an den Verhandlungen des Goethe-Bundes in „christlich gesinnten Kreisen" Anstoß erregt hat, und der deshalb „im Interesse des Dienstes" gegen seinen Wunsch und Willen von Berlin nach Königsberg i. Pr. versetzt worden ist. Die Orthodoxie, Herr Stöcker voran, hat gegen diesen Juristen, der es als Mitglied des Kirchenregiments sogar gewagt hat, Theaterstücke zu schreiben und aufführen zu lassen, seit geraumer Zeit geeifert. Ein Konsistorialrath, der Goethe noch über Stöcker stellt, und der neben Mommsen, Menzel, Begas gegen die lex Heinze zu Felde gezogen ist, ja der sogar das „Aergerniß" gab, als dritter Schriftführer dem Vorstande des Goethe-Bundes anzugehören, der mußte im Staat der Gottesfurcht und guten Sitte gemaßregelt werden. Da wir gegenwärtig in Preußen unter dem Ministerpräsidenten Grafen Bülow ein einheitliches Regiment haben, so würde es sich vielleicht empfehlen, wenn der Herr Ministerpräsident der Maßregelung des Konsistorialraths Reicke, dessen Verbrechen darin besteht, Goethe allzu sehr zu lieben, einige Aufmerksamkeit schenkte. Auch für den Goethe-Bund böte sich hier, wie uns scheint, eine Gelegenheit, wieder einmal seine Existenz zu bekunden.

Auch sonst läßt die Einheitlichkeit des Regiments in Preußen wie in Deutschland noch einiges zu wünschen übrig. Die merkwürdige Rechtsunkenntniß oder, was noch schlimmer wäre, die Laxheit in der Beobachtung klarer Vorschriften der Militärstrafprozeßordnung seitens militärischer Gewalthaber, wie sie im Falle Hickel zu Gumbinnen zu Tage getreten ist, — die „Nat.-Ztg." hat ihre dankenswerthen Enthüllungen inzwischen noch weiter fortgesetzt und noch schlimmere Verstöße gegen das bestehende Recht ans Licht gefördert — böten dem Reichskanzler Grafen Bülow ausreichenden Anlaß, seine Eigenschaft als Hüter des Reichsrechts zu bethätigen.

Aber nicht allein in der Militärverwaltung, sondern auch in der Eisenbahnverwaltung macht sich eine höchst bedauerliche Gleichgiltigkeit gegen die Erfordernisse des Rechtsstaats bemerkbar. Der Ausnahmetarif für Futter- und Streumittel, welcher im Abgeordnetenhause am 2. Mai d. J. zu der Interpellation der freisinnigen Abgeordneten Dr. Barth und Kittler führte, und der eine wirthschaftlich wie rechtlich gleich unzuläßige Diskriminirung der Futtermittelhändler gegenüber den landwirthschaftlichen Genossenschaften darstellt, ist trotz der lebhaftesten Proteste einer großen Anzahl der bedeutendsten Handelskammern Deutschlands nicht bloß ruhig weiter in Kraft geblieben, sondern es ist sogar wahrscheinlich, daß er verlängert und noch auf weitere preußische Distrikte ausgedehnt wird. Ueber diesen Ausnahmetarif liegt jetzt auch ein Rechtsgutachten eines hervorragenden Kenners des Eisenbahnfrachtrechts, des ordentl. Professors der Rechte an der Universität Jena Dr. Eduard Rosenthal vor. Derselbe, der vor einigen Jahren ein Werk über internationales Eisenbahnfrachtrecht herausgegeben hat, ist von der Handelskammer in Potsdam um ein Rechtsgutachten ersucht worden und kommt in diesem Gutachten, das auch auf die Erklärungen des Vertreters des Eisenbahnministeriums bei der Interpellation im Abgeordnetenhause eingehend Rücksicht nimmt, zu dem Schlußresultat, daß der fragliche Ausnahmetarif rechtlich schlechterdings nicht zu halten sei.

„Sofern — heißt es dann weiter — diese rechtlich unzuläßige Beschränkung des Ausnahmetarifs einen Schaden verursacht hat, ist, da der Ausnahmetarif vom preußischen Ministerium für öffentliche Arbeiten erlassen ist, der preußische Eisenbahnfiskus zum Schadenersatz verpflichtet. Jeder dritte Interessent, der durch ungleichmäßige Behandlung geschädigt ist, ist berechtigt zur Geltendmachung eines Schadenersatzanspruches. Voraussetzung desselben ist der Nachweis über Dasein und Umfang des durch die Begünstigung verursachten Schadens. Ueber die Zuläßigkeit des Schadenersatzanspruches herrscht Uebereinstimmung in der frachtrechtlichen Litteratur."

Angesichts einer so klaren und deutlichen Verurtheilung des Ausnahmetarifs vom Rechtsstandpunkt aus ist es schier unverständlich, daß die Eisenbahnverwaltung an einer tarifarischen Bestimmung festhält, die auf geradezu vorsintfluthlichen volkswirthschaftlichen Vorstellungen vom Wesen der Konkurrenz beruht.

Bei einem einheitlichen Regiment in Preußen wäre es wohl Aufgabe des Ministerpräsidenten, in einem solchen Falle dafür zu sorgen, daß in der Eisenbahnverwaltung die Rechtsgrundsätze etwas sorgfältiger gewahrt und eine wahrhaft beleidigende Schädigung des Handelsstandes nicht weiter fortgesetzt werde. Auch der neue Handelsminister hätte hier eine gute Gelegenheit zu zeigen, ob es jetzt in Preußen einen Minister für Handel gibt.

Der italienische Minister des Auswärtigen, Prinetti, hat eine nach mehr als einer Richtung hin bemerkenswerthe Rede im italienischen Parlament gehalten, in der er auch über die Handelsvertragspolitik Italiens Grundsätze hat verlauten lassen, die von großem Menschenverstand zeugen. Unter anderem hat er erklärt:

„Ich bin der Ansicht, daß man, um die Aufgaben der Unterhändler bei den bevorstehenden Handelsvertragsverhandlungen nicht zu erschweren, jetzt von der Aufstellung eines neuen Generaltarifs oder der Abänderung des bestehenden Tarifs absehen sollte. Dazu ist Zeit, wenn entgegen aller Voraussicht der Glaube an die Erneuerung der Verträge aufgegeben werden muß. Inzwischen wird die dazu eingesetzte Kommission mit der Sammlung aller etwa erforderlich werdenden Materialien fortfahren."

Der italienische Minister gibt hier eine Anschauung kund, die auch unserer Reichsregierung zu denken geben sollte. Es kann nicht oft genug hervorgehoben werden, daß die Neuregelung unseres Zolltarifs noch vor dem Abschluß der Handelsverträge in jeder Beziehung unzweckmäßig ist. Es ist merkwürdig, wie ein so verkehrtes Verfahren bei uns seitens der Regierung als etwas beinahe Selbstverständliches hingenommen werden konnte. Alle Welt wird, wenn es zu einer Feststellung eines neuen sogenannten autonomen Zolltarifs bei uns kommt, eine solche Zollrevision kurz vor dem Eintritt in neue Handelsvertragsverhandlungen als eine bloße Farce ansehen, dazu bestimmt, die anderen Kontrahenten zu düpiren. Da die Regierung jetzt erneut ein halbes Jahr Zeit hat, um über die zweckmäßigste Art der Vorbereitung von Handelsverträgen sich klar zu werden, so hoffen wir immer noch, daß man schließlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Vorlegung des Entwurfs eines neuen Zolltarifs, bevor man wegen der neuen Handelsverträge mit unsern Nachbarn schlüssig geworden ist, eine Prozedur ist, die den Interessen Deutschlands in gar keiner Weise entspricht.

Am heutigen Tage, am 22. Juni, sind es gerade zwei Jahre her, seitdem das französische Ministerium Waldeck-Rousseau-Millerand am Ruder ist. Dies Ministerium hat Frankreich die allergrößten Dienste geleistet, die Republik vor den Angriffen der „union des cloches et des tambours" sichergestellt und den reaktionären Elementen von Monat zu Monat mehr Boden abgewonnen. Unter den schwierigsten Verhältnissen, mitten im Wirrwarr der Dreyfus-Affäre, ins Leben getreten, hat dieses Ministerium eine für Frankreich ungewöhnlich lange Dauer erreicht und schon damit seine raison d'être kundgethan. Dieser große Erfolg kommt in erster Linie auf die Rechnung des französischen Ministerpräsidenten. Waldeck-Rousseau ist zur Zeit vielleicht der bedeutendste Staatsmann Europas. Seine Erfolge wären nicht möglich gewesen, wenn dieser alte Liberale nicht mit einer ungewöhnlichen Vorurtheilslosigkeit einen Bund mit den Sozialdemokraten gegen die Reaktionäre geschlossen hätte. Nur so konnte Frankreich vor den Intriguen der Konservativen

und Klerikalen gerettet werden. Auch Millerand verdient eine hohe Anerkennung dafür, daß er sich nicht an alte Parteiformeln und verdrehte Parteifanatiker gebunden hat, sondern mit Waldeck-Rousseau in ein Boot gestiegen ist. Von den französischen Sozialisten der schärferen Tonart ist ihm das schwer verdacht, und in Deutschland hat er es mit Rosa Luxemburg vollständig verdorben. Er wird sich damit trösten müssen, daß er wesentlich dazu beigetragen hat, Frankreich den Umklammerungen des Militarismus und Klerikalismus zu entziehen.

* * *

Oesterreichs Wiedergeburt und das Ministerium Koerber.

Trost- und hoffnungslos schien Oesterreichs Lage noch vor einem halben Jahre: Stumme Resignation im Inlande, im Auslande ernsthafte Kritik und publizistische Erörterungen über die durch die Auflösung Oesterreichs in naher Zukunft eintretenden Komplikationen in Europa!*) Das stets gerüstete Heer der Broschürenschmiede überhäufte das Publikum mit Rettungsvorschlägen „in der elften Stunde“. Alldeutsche Tagungen und slavische Verbrüderungen warfen allenthalben die Erbschaftsfrage auf. Propheten verkündeten die Heils- oder Schreckensbotschaft von der alleinseligmachenden Kronländerföderation, nationalen Autonomie, oder großdeutschen Einheit; der alte Oesterreicher schwieg zwar zu allem, aber der gemüthliche Glaube an Oesterreichs Ewigkeit, an das alte A. E. I. O. U.**) war dahin, man tröstete sich alles Ernstes mit dem Loose der Türkei, das ja auch mitten im europäischen Staatengefüge fortbestehe, wie ein alter Bau durch die angebauten neuen Häuser vor dem Einsturz bewahrt bleibt. Die Sanguiniker lugten aus, ob nicht von irgendwo der „äußere Anstoß“ komme und dem haltlosen Zustand das erlösende Ende bereite. Und da kam Koerber — ein Bureaukrat! — mit Eisenbahnprojekten und meinte dadurch die Krise zu beschwören — lächerlich!

Und nun nach viermonatlicher Tagung des Reichsrathes welcher Umschwung! Dieselben Parteien und Abgeordneten, die vier Jahre abwechselnd obstruirt haben, halten in der Zeit vom 31. Januar bis zum 10. Juni 59 Haussitzungen, füllen 6000 Seiten der stenographischen Protokolle mit Reden und Interpellationen, verarbeiten gegen 1000 Geschäftsstücke, eine stramme Arbeitsmajorität handhabt schonungslos das Fallbeil der Cloture, nöthigt die wenigen zugelassenen Redner durch Schlußrufe sich kurz zu fassen, erledigt erste Lesungen ohne Debatte, ohne daß der eine Mann, der dies verhindern könnte, Einspruch erhebt, bewilligt 487 Millionen Kronen, um dieselben in Bahnen zu investiren und vier große Kanäle zu bauen sowie zahlreiche Flüsse zu reguliren, und absolvirt noch in der letzten Sitzung eine Tagesordnung mit 32 Punkten! Wie ist dies alles nur möglich? Wie ist es denn denkbar, daß wir Oesterreicher, wir, der jüngste „kranke Mann“ Europas, auf einmal Preußen voran an der Spitze der Civilisation marschiren?

— Kaiser Franz Josef erlebt im 53. Jahre seiner Regierung die Freude, einen fähigen Premier gefunden zu haben, und er fand ihn in der höchsten Noth. Freilich — ohne diese höchste Noth hätte er ihn kaum außerhalb des Kreises der böhmischen und polnischen Grafen gesucht und daher auch kaum gefunden. Und obschon nicht alles von der einzelnen Persönlichkeit abhängt, können wir doch den Grund der Wandlung kurz fassen: Heute haben wir in Oesterreich wieder ein Bürgerministerium und darum machen wir wieder wie unter dem ersten Bürgerministerium der Siebzigerjahre einen mächtigen Ruck vorwärts, nachdem uns das dreißigjährige Regime der „geborenen Führer des Volks“ dem Bürgerkrieg nahe gebracht hat. Wohl besorgen viele, daß die geborenen Lenker den Staatswagen, sobald er aus dem Sumpfe ist, wieder occupiren werden, Denn der Vernunft und dem Fortschritt sei nur jeweils ein kurzes Interregnum gegönnt, eine Art Jubeljahr, das die aufgethürmten Berge der Irrungen und des Unrechts wieder zu ebenen bestimmt sei. Aber heute haben wir dies Jubeljahr, heute müssen wir uns die Freude nicht verkümmern lassen: Wir haben einen Staatsmann, wir haben eine moderne Regierung, wir haben ein Bürgerministerium und darum ein arbeitsfähiges Haus. Quid sit futurum cras, fuge quaerere. —

Daß das österreichische Parlament aus sich heraus nichts vermocht hat und nichts vermag, ist selbstverständlich. Wie man mit diesem Haus etwas, wie man sogar viel erreichen konnte, erscheint räthselhaft. Marx sagt einmal von dem Lumpenproletariat, daß es ebenso leicht zu den niedrigsten Verbrechen, wie zu den größten Heldenthaten zu begeistern sei.*) Es steht außerhalb der Gesellschaft, außerhalb des Kreises derjenigen, die etwas zu thun haben, denen ihr Beruf oder ihre Klasse die Gesetze des Handelns und Denkens vorschreibt, es repräsentirt die Kategorie der Wirthschaftslosen. Das österreichische Parlament ist in einem anderen Sinn ein Parlament der Wirthschaftslosen. In allen modernen Parlamenten ist der Abgeordnete Vertreter ganz konkreter wirthschaftlicher Interessen, dort sitzt der Industrielle, der Agrarier, der Mittelstandspolitiker, der Angehörige der besitzlosen Klassen oder der Angehörige der Intelligenz als deren Wortführer. Auch der Berufspolitiker hat in wirthschaftlichen Dingen gebundene Marschroute. Politische und wirthschaftliche Maßnahmen allergrößten Stils erfahren die kleine, oft kleinliche Prüfung vom Standpunkt des einzelnen Interessenten. Dort wird niemand oder höchstens der Ungebildete von Leidenschaften mit fortgerissen, durch pathetische Reden umgestimmt, die große „Erbitterung“ wird meist ersetzt durch kleinliche Verbissenheit, die „Redeschlacht“ durch Intriguen, Sachkunde gilt dort mehr als Pathos. Anders im österreichischen Parlament. Ihm sind Erscheinungen wie etwa Stumm oder selbst die preußischen Junker fremd. Unser Kuriensystem hat uns statt des Junkers den feudalen Grandseigneur gegeben, der zugleich Grundbesitzer und Industrieller und darum keines von beiden, der über das Wirthschaftsprinzip erhaben ist in jedem Sinne; anstatt des kleinen Landmanns den Landpfarrer, der ohnehin eine „Wirthschafterin“ hat und daher leben kann wie die Vögel des Himmels; an Stelle des Großindustriellen, welcher König in seinem Reiche ist, den Handelskammerabgeordneten; an Stelle des Mannes mit Bürgerstolz und moderner Intelligenz den Mittelschulprofessor vom Land, wenn's gut geht einen Provinzadvokaten, denen die Volkswirthschaft eine Gehalts- und Expensenfrage ist; und endlich an Stelle des rücksichtslosen Politikers der Lohnarbeiterklasse den Bohemien, der seine mächtigen Lungen in Volksversammlungen verwerthet, sozialpolitische Wunderrezepte haarsträubender Mixtur verschleißt und durch die Kühnheit der Phrase und die Meisterschaft in der Verleumdung alle ernsthaften Bewerber aus dem Feld schlägt. Vier Fünftel der Abgeordneten gehören zu den „Wirthschaftslosen“ und sind in den großen Fragen der ökonomischen Politik, der Handels-, Zoll- und Verkehrs-, sowie der Sozialpolitik unverantwortlich. Der Rest ist Kleinbürger und Bauer, wettert heute mit den Arbeitern gegen den Kapitalismus, schmäht und verdächtigt morgen mit dem ärgsten Ausbeuter die umstürzlerische Rotte, ist für alles und gegen alles, wie man es ihm mundgerecht macht. In unserem Hause kann man noch die rührende Scene erleben, wie ein Häuflein Zuhörer allmählich „umgeworfen“ wird und sich seine Meinung erst durch andächtiges Zuhören bildet, wie ganze Haufen durch

*) Besonders die französischen Autoren haben sich beeilt über die Kleider das Loos zu werfen.

**) Austria erit in orbe ultima.

*) Im achtzehnten Brumaire.

Geschrei erregt und zu schlimmen Thorheiten fortgerissen werden, ganz spontan, wie es im Falle des Regierungsvertreters Zechner geschah, der nur durch seine Kaltblütigkeit die anstürmende Kohorte zum Stehen brachte und vor Thätlichkeiten bewahrte. Da haben wir Aebte, die Vertreter der großen Klöster, die im Sitzungssaale ihr Brevier beten — seit der Los von Rom-Bewegung scheinen sie ein paar Vaterunser daraufgelegt zu haben; fremdsprachige Bauern und Kleinbürger, die durch das eifrige Zuhören das Deutsche auf die billigste Methode „wegkriegen“ wollen. Man sieht — ein dankbares Publikum. Nur auf Hausierhandel und Judenhatz ist das Haus gebunden, sonst erfreut es sich einer beneidenswerthen wirthschaftlichen Unabhängigkeit. Weh dem, der wirthschaftliche Interessen konsequent und energisch verficht. Er vertritt nicht „das ganze Volk“, er ist von gewissen Leuten bezahlt, er ist von den Juden bestochen, damit er das „deutsche Volk“, das „christliche Volk“ in feindliche Klassen spalte!

Man sieht, ein solches Haus ist ebenso zu nichts wie zu allem fähig, zu allem Schlechten und Guten. Wir haben erlebt, wie es vier Jahre lang Pultdeckel zerschlug und namentlich darüber abstimmte, ob geheim abgestimmt werden solle, ohne Skrupel darüber, ob Oesterreich dabei flöten gehe oder nicht. Nun haben wir in vier Monaten gesehen, wie das Haus ohne Skrupel und Zweifel, mit der Trittsicherheit eines Nachtwandlers mitten durch Berge und Abgründe von ökonomischen und finanziellen Bedenken, durch klaffende Schluchten wirthschaftlicher Gegensätze hindurch gewandelt und spielend Oesterreich mit einem Milliardensegen überschüttet, mit Bahnen bedeckt und mit Kanälen durchzogen hat. Das soll uns jemand nachmachen!

Das Ministerium Koerber oder vielmehr Herr von Koerber persönlich hat das Haus seiner Führung unterworfen. Doch waren es nicht seine wirthschaftlichen Projekte allein, die das Parlament gelockt und gefangen haben. Was ist dem Ultranationalen, was ist dem Manne des „Judenschußgeldes“ die schönste Bahntrace? Bahn- und Kanalvorlagen ausarbeiten zu lassen und deren Nützlichkeit zu vertreten, das vermag ja auch ein tüchtiger Sektionschef. Nicht in seinen Lockungen, im wohlorganisirten Zwang liegt Koerber's politisches Geschick, in der Zwangserziehung, welcher er die Parteien und das ganze Haus unmerklich unterwarf. Diese wäre nicht gelungen, wenn sie nicht konsequent von einer einfachen, bedeutenden Maxime geleitet wäre. In dieser liegt das Neue und Bedeutende seiner Politik, die große politische Wandlung Oesterreichs.

Oesterreichs Politik folgt seit dem Sturze des ersten Bürgerministeriums zwei Leitsätzen. Der erste Leitsatz ist: Oesterreich die katholische Vormacht in Europa. Er richtet sich gegen den Westen und Süden, gegen Deutschland und Italien, er entsprang der Revanchesucht der Klerikalen und Feudalen, von denen die Einen das Jahr 1870, die Anderen das Jahr 1866 nicht vergessen konnten. Der zweite Leitsatz lautet: Oesterreich die Föderation der West- und Südslaven unter dem konstitutionellen Szepter der Habsburger; er bildet die Antithese gegen das altrussische orthodoxe autokratische Prinzip des russischen Caesaropapismus. Der Gedanke reifte in den Gehirnen des polnischen Adels und der tschechischen Bourgeoisie, er ist der Zukunftstraum der österreichischen Slaven. Die Verschmelzung beider Prinzipien ergab die Plattform für den „eisernen Ring der Rechten“ im österreichischen Parlament, der dreißig Jahre lang die faktische Herrschaft innehatte; sie erhielt ihren höchsten Ausdruck im Ministerium des Grafen Badeni. Diese Staatsidee läßt sich an sich nur in der auswärtigen Politik, also für Oesterreich und Ungarn gemeinsam zur Geltung bringen, für die innere Politik Oesterreichs ist sie von vornherein unfruchtbar. Nimmt man aber Oesterreich und Ungarn zusammen, so fallen alle Voraussetzungen dieses Programmes weg. Die österreich-ungarische Monarchie als Verband zweier gleichberechtigter Staaten ist keine katholische Macht, denn die eine Reichshälfte Ungarn zählt nur 50 Proz. Katholiken römischer Observanz und die andere immerhin nicht mehr als 79¼ Proz. Ebensowenig ist die Monarchie eine slavische Macht, da von ihren 41 Millionen Einwohnern (1890) mehr als 21 Millionen Deutsche, Magyaren und Romanen und nur 46 Proz. Slaven sind, da die östliche Hälfte überwiegend magyarisch ist und in der westlichen die Deutschen, abgesehen von ihrer kulturellen Bedeutung, selbst numerisch der relativ stärkste Volkstheil sind. Für keines dieser Prinzipien besteht eine kompakte, überwiegende Mehrheit in der Bevölkerung. Die römische Kurie und der Feudaladel benützten ihre historische Position am Hofe der Habsburger, um die Krone in die Richtung dieser Politik der falschen Voraussetzungen zu drängen und sie für die Restauration einer unwiderruflichen Vergangenheit und die Anticipation einer unerfüllbaren Zukunftshoffnung zu gewinnen. Die katholische Restauration endete in der Los von Rom-Bewegung, die slavische Utopie im schmählichen Sturze Badeni's. Koerber hat aus dem Zusammenbruch den einzig möglichen Staatsgedanken Oesterreichs gerettet: Oesterreich ein moderner Rechts- und Wirthschaftsstaat, ohne auswärtigen Expansionstraum, im Innern interkonfessionell und national thunlichst indifferent*), einzig bedacht auf die materielle Wohlfahrt und politische Freiheit seiner Bürger. Ein solches Oesterreich ist möglich und nothwendig. Daß dieser schlichte und doch große Leitsatz mitten auf dem Trümmerfeld verkehrter Tendenzen so rasch siegreich geworden ist, das ist nicht nur Koerber's Verdienst, es ist Oesterreichs Glück. Denn nur unter außerordentlichen Umständen, nachdem die geliebten Träume seiner Vorgänger so augenfällig ad absurdum geführt worden, konnte die Richtigkeit des neuen Prinzips so schlagend erwiesen werden. Nur Blinde werden den Erfolg in Zukunft übersehen können.

Gerade diese Politik aber setzte Koerber in Gegensatz zu allen nationalpolitischen Parteien des Abgeordnetenhauses und vor allem in Gegensatz zu den Feudalen und Klerikalen. Er hatte im Hause niemanden für sich als die Vernunft und — die Sozialdemokraten. Das bloße Ideal macht niemanden zum Politiker, nicht das Ziel sondern der Weg macht ihn. Hätte Koerber nur das Abgeordnetenhaus gesehen, wie es augenblicklich war, und die Bevölkerung so, wie sie im Spiegelbild der öffentlichen Meinung erschien, seine Fähigkeiten hätten einem Journalisten Ehre gemacht. Er aber sah, was hinter der Erscheinung lag, er sah die Dinge selbst. Er erkannte, daß die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung anderes wolle, als was die Wortführer der fünf Kurien in den Tag hinein schrien. Der moderne Mensch ist in erster Linie wirthschaftender Mensch, der Industrielle, der Landwirth, der Lohnarbeiter hat andere Interessen als die Ueberwirthschaftlichen und Wirthschaftslosen. Der erwerbsfähige Theil der Bevölkerung — und das ist der überwiegende Theil derselben — ist an dem Bestande und der aufrechten Funktion des ganz konkreten österreichischen Staatswesens ganz konkret

*) Koerber auf dem Industriellentag: „Was wir wollen ist der rüstig vorwärtsschreitende Verfassungsstaat.“ In der 56. Sitzung des Abgeordnetenhauses am 3. Juni d. J.: „Wir wollen nicht erlahmen in dem Bemühen, das verfassungsmäßige Leben zu sichern, dem Gesetz für und gegen Jedermann Geltung zu verschaffen, das Ansehen der Volksvertretung, soweit es an mir liegt, zu wahren und die Verwaltung zeitgemäß mit Wohlwollen und Festigkeit zu führen. Wir werden niemals gegen das deutsche Volk in Oesterreich, wir werden gegen kein Volk dieses Reiches regieren, wir wollen Gerechtigkeit für alle Völker. Darin erblicken wir unsere politische Ehre. — Wir haben Gegenwart und Zukunft erwogen und auch gefunden, daß ein nationalpolitisches Programm, welches für einen national-einheitlichen Staat einen hohen Werth besitzen mag, für unser Reich nicht tauge, weil es zur Spaltung in lauter schwache, einander bekämpfende Theile führen würde. Wir sind zur Erkenntniß gekommen, daß die gemeinsamen Interessen aller Nationalitäten, ihre kulturellen, materiellen und sozialen Aufgaben zusammengefaßt und in den Vordergrund gestellt werden müssen, weil sie, ohne den nationalen Gedanken zu schädigen, die Völker zu verbinden im Stande sind. Diese Erkenntniß hat sich bei uns wie auch in breiten Schichten der Bevölkerung geltend gemacht und so entstand unser Programm.“

interessirt. Ist doch heute jeder durch tausend Fäden nicht nur mit dem Staat in abstracto, sondern mit seinem überkommenen Staatswesen verknüpft. An sich ist — wirthschaftlich genommen — heute ein Staat so gut wie der andere, solange er alle Funktionen eines modernen Staates erfüllt, und Grenzverschiebungen zahlen nicht die Kosten des Umziehens. Für jeden aber ist sein Staat der beste, weil der eigene Wirthschaftsbetrieb den gesetzlichen und ökonomischen Bedingungen des bestehenden Gemeinwesens angepaßt ist. Darum appellirte Koerber unablässig an die Erwerbsthätigen und ihre materiellen Interessen, wo andere den Patriotismus hervor zu jammern suchten, den sie selbst den gutmüthigen Oesterreichern in Eger und Graslitz durch Bajonette gründlich austrieben. Und es ist ein offenes Geheimniß, daß das Ministerium bereit war, falls dies Parlament nicht funktionirte, an die Massen durch eine völlige Aenderung des Wahlrechts noch anders als durch Worte zu appelliren. In dieser kühnen Voraussetzungslosigkeit gegenüber dem bestehenden Parlament liegt das Geheimniß seiner Macht über dasselbe. „Mit Euch — und das ist mir lieber, weil weniger umständlich — oder gegen Euch! Wenn mit Euch, dann bleibt die Rechtskontinuität gewahrt, die ein hohes Gut im Verfassungsleben ist. Aber sie ist nicht das höchste, der Bestand des Staates geht ihr voraus."*) In der umsichtigen Abwägung aller Möglichkeiten, in der Vorbereitung für alle Fälle, ohne wie das Kabinet Thun in die Welt zu schreien „das Ministerium ist für alle Eventualitäten gerüstet", lag der Grund lebhafter Besorgniß der Abgeordneten und doch zugleich die Möglichkeit stolz und in Ehren, aus purem Patriotismus — klein beizugeben.

In diesem Hause der Leidenschaften, der Empfindlichkeit und Ueberreizung genügte nicht das starre Festhalten des Ziels und das stramme Marschiren dahin. Die stille Zähigkeit, die von den Einen als Zaghaftigkeit, von den Anderen als Zurückweichen vor den Landesverräthern ausgelegt wurde, die Vorsicht und Bedenklichkeit in der Wahl der Mittel, die als übergroße Bescheidenheit erschien, haben zum Schluß dem Ministerpräsidenten den Ruf großer Schlauheit eingetragen. Als sich im vorigen Hause endlich die Deutschen, Polen und Klerikalen zu einer Arbeitsmajorität gegen die Tschechen zusammenschlossen, als alle Welt den Ministerpräsidenten beglückwünschte, endlich den Ring der Rechten gesprengt und eine Majorität gebildet zu haben, welche der tschechischen Obstruktion leicht Herr werden konnte, da begriff Koerber seinen Erfolg gar nicht, fuhr um Mitternacht nach Schönbrunn, weckte den Kaiser und brachte gegen 4 Uhr früh dem Hause die — Vertagung, welcher in kurzer Zeit die Auflösung folgte! Man konnte damals nicht ermessen, wie Recht er hatte. Hätte er damals die Besiegung der Tschechen zugelassen, der Triumph der Sieger und die Wuth der Besiegten hätte eine Verständigung der Tschechen und Deutschen für ein Jahrzehnt unmöglich gemacht. Damals hat er nicht zugelassen, daß in nationalen Fragen die Mehrheit entscheide, damals hat er allen Parteien die beruhigende Gewißheit verschafft: In nationalen Dingen gibt es nicht Sieg und Niederlage mehr, sondern bloß das von der Regierung sanktionirte Kompromiß der Parteien. Alle Beunruhigung zur Zeit Taaffe's, alle Erbitterung zur Zeit Badeni's stammte daher, daß die Regierung einseitige nationale Konzessionen für treue Gefolgschaft tauschte. Da Koerber zum Aeußersten eher bereit ist als zur Politik der Konzessionen, da er dies in einer höchstverlockenden Situation bewiesen hat, faßten die großen Nationalparteien zu ihm Vertrauen: Zu fürchten war von ihm auf nationalem Gebiete nichts, freilich auch nichts zu hoffen.

Die Gefahr für die Arbeitsfähigkeit des Hauses, die zu beschwören die erste, negative Aufgabe Koerber's war, drohte indessen nicht in erster Linie von Seite der großen Nationalparteien, sie ging von den kleinen Gruppen der Ultranationalen aus, den Schönerianern links und den tschechischen Nationalsozialen um Klofac sammt der neuen Gruppe der tschechischen Agrarier rechts. Die Geschichte der letzten Jahre beweist, daß fünf Leute das österreichische Abgeordnetenhaus obstruiren können. Diese radikalen Gruppen wurden bei der Wahl auf die Obstruktion eingeschworen, sie haben als souveräne Herren der Volksversammlung nichts zu fürchten und bei einer Wahlrechtserweiterung nur zu gewinnen. Wie Koerber diesen Leuten beikam, ist heute noch ein Räthsel, beweist jedoch, daß er sich auch auf die politische Kleinkunst versteht. Für die Alldeutschen war nach der Aufhebung der Sprachenverordnung kein Anlaß zur Obstruktion. Die tschechischen Sozialisten und Agrarier aber nahmen dieselbe sofort auf. Mit einem Male blieben sie still — und der Dispositionsfonds des Ministeriums ist doch gar nicht so reich dotirt. Vermuthlich haben sich die Dinge also abgespielt: Klofac, der nationalsoziale Arbeiterführer hat als verbummelter Student ein interessantes Leben hinter sich und einer seiner ehemaligen Komparsen erzählte in einem Blatt einige Episoden — ein ganzer Rattenkönig von Sittlichkeitsverbrechen mit eingehenden Belegen. Als daraufhin Klofac die Ehrenbeleidigungsklage zu erheben beharrlich unterließ und auch im Parlamente sich eines plötzlichen Schweigens befleißigte, fand es die Staatsanwaltschaft auch nicht am Platze, ihn aus seiner Ruhe zu stören. Mit ihm verstummte sein Anhang. Die Gruppe der Agrarier lärmte weiter, als ob sie dafür bezahlt wäre, bis eines Tages ein führendes Blatt die zarten Bande bloßlegte, die das junge Fraktiönchen mit dem väterlichen Herzen des Prinzen Schwarzenberg verknüpft. Der Herr des „Königreichs Schwarzenberg" findet es nicht geziemend und hat es nämlich nicht nöthig, in eigener Person dem Ministerium seiner Majestät Obstruktion zu machen, viel klüger läßt er sich zu diesem Behufe von seinen Grundholden eine getreue Fraktion wählen. Durch die allem Anschein nach offiziösen Enthüllungen sah sich Schwarzenberg genöthigt, seinen Kreaturen abzuwinken.

Die Feudalen, die anfangs Koerber geringschätzten, begannen ihn bald zu fürchten, da sie politisch vom Nationalitätenstreit leben und sich in ihren Zirkeln mit einem Male gestört sehen, da der bürgerliche Premier ihre politischen Ideale ad absurdum geführt hat, und endlich, weil ihm gelingen sollte, was ihren Standesgenossen nie gelang. Sie haben das Ministerium des Grafen Clary zu Fall gebracht, sie haben der tschechischen Obstruktion gegen den ausgesprochenen Willen der Krone heimlich Dienste geleistet und ihr Führer im Reichsrath, Graf Palfy, hat dem Kaiser auf seinen Wunsch, sein Klub möge eine vermittelnde Haltung beobachten, erwidert, seine Parteigenossen seien Männer mit eigenem Willen und eigener Auffassung der Lage. Diese Stellungnahme hat die Entfremdung zwischen der Krone und dem hohen Adel hervorgerufen und das Ministerium Koerber erst möglich gemacht. Daß diese

*) Koerber in der Herrenhausrede vom 2. März: „Welchen Vorwurf könnte man dereinst noch gegen die Gewalt erheben, wenn sie sich darauf beruft, daß die Vertretung des Volkes selbst durch Verweigerung der Erfüllung der ihr verfassungsmäßig obliegenden Pflichten sie hervorgerufen, zur Staatsnothwendigkeit gemacht hat?" . . . Fürst Lobkowitz, der Präsident des böhmischen Landtags und der Feldhauptmann der böhmischen Feudalen hatte unmittelbar vorher die Föderalisirung Oesterreichs und die Rückverlegung der Gesetzgebung in die Landtage propagirt und von oben herab dem bürgerlichen Eintagsminister, der das zu vollbringen hoffte, was seinen Standesgenossen nicht gelungen, zugerufen: „Wenn einmal der Moment kommt . . . . dann wird bei denjenigen Staatsmännern, welche in jenem Augenblick das Ruder der Regierung in der Hand haben werden, bezüglich ihrer Wahl nie ein Zweifel sein." Darauf entgegnete Koerber: „Ich fürchte, meine Herren, daß, wenn es einmal zur Gewalt kommen müßte, man sich nicht mit diesen Kleinigkeiten abgeben, sondern tiefer, viel tiefer greifen wird. Denn man kann sich dann darauf berufen, daß ein solch kühner Griff von der Volksvertretung selbst herausgefordert wurde, und daß nichts zu rechtfertigen ist, weil das Vorausgegangene alles rechtfertigt" — Am Tage darauf haben die Feudalen die jungtschechische Obstruktion abkommandirt. Es steht übrigens fest, daß der Ministerpräsident die Frage der Wahlreform studiren ließ und alle Entwürfe bereit hält, wobei verschiedene Varianten geschickt auf einzelne Parteien zugeschnitten sind.

Klasse von Politikern, die Oesterreichs historisches Unglück ist, den Kampf gegen das neue Regime aufnehmen und alle Intriguen spielen lassen würde, war vorauszusehen. Die Los von Rom-Bewegung schien ihnen geeignet die Falle für Koerber zu bilden.

Der Ministerpräsident sah sich im Interesse der gedeihlichen Thätigkeit des Abgeordnetenhauses genöthigt, mit den Alldeutschen sich zu vertragen. Badeni und Thun mußten gegen die Bewegung, die sie selbst durch ihre Politik heraufbeschworen und gefördert hatten, kein Mittel als die plumpste Repression. Sie ist noch heute das Ideal der Lobkowitze und Schwarzenberge, diese können Koerber die ruhige, besonnene Haltung gegenüber der Los von Rom-Bewegung nicht verzeihen und brachten es dahin, daß der Thronfolger, wie man weiß der Gemahl einer böhmischen Gräfin aus ultramontanem Haus, das Protektorat einer Kampforganisation, des katholischen Schulvereins übernahm und dabei ohne Vorwissen des Ministerpräsidenten eine hochpolitische Rede hielt, in der er die Los von Rom-Bewegung als eine Los von Oesterreich-Bewegung bezeichnete und dem Verein seine thätige Mitwirkung in Aussicht stellte. Die dadurch im Hause hervorgerufene Erregung hatte nicht das erwünschte Resultat. Koerber bannte die Störung durch eine geschickte Erklärung und gab schließlich in seiner Rede vom 3. Juni seinen Standpunkt in der Frage in einer Weise kund, die für seine Politik im Allgemeinen bezeichnend ist:

„In dem . . . Falle aber, in welchem es sich um den Glaubenswechsel einer gewissen, nicht großen Anzahl von Staatsbürgern handelt, kann ich nicht umhin, nach einem prüfenden Blicke in die Geschichte zu konstatiren, daß wirklich tiefgehende, mit ernstlichen Gefahren verbundene Religionsbewegungen anders aufzutreten pflegen. Wenn ich erinnere, mit welcher Gewalt das Christenthum sich die Welt eroberte, und wenn ich — abgesehen von der Rapidität, mit welcher andere Bekenntnisse sich großer Reiche bemächtigten — nur des Tempos gedenke, mit welchem sich spätere derlei Bewegungen in Europa vollzogen haben, so erscheint mir die Furcht nicht begründet, welche die Vorkommnisse unserer Tage begleitet. Ich halte es für ausgeschlossen, daß die katholische Kirche in Oesterreich irgendwie bedroht ist oder auch nur bedroht werden kann. Ihre Gewalt über die Herzen ist zu groß und die Sorge für sie ruht in zu sicheren Händen, als daß irgend eine Agitation ihre nahe kommen könnte. Wirkliche Umwälzungen sind stets nur durch neue, der Gedankenwelt und Empfindungsweise des Volkes zusagende Ideen hervorgerufen worden, während es sich jetzt um die Bekehrung zu einem, in seinem Wesen und seinen Formen längst bekannten Glauben handelt, dem keine Leidenschaften mehr voraneilen. — Ein Uebermaß der Polizei erscheint mir unter allen Umständen bedenklich, überdies gegen solche Bewegungen unwirksam, und ich glaube, daß die katholische Kirche sich beruhigt auf ihre eigene Kraft verlassen kann. Ganz bestimmt setze ich voraus, daß das patriotische Moment bei allen Parteien die volle Berücksichtigung finde, jeder anderen Auffassung müßte allerdings die Regierung ihren vollen Ernst entgegensetzen."

Die Verweisung der Kirche auf ihre eigene Kraft, die gänzliche Unabhängigkeit des patriotischen Moments vom Bekenntniß sind zwar einfache Postulate des Rechtsstaates, trotzdem aber in Oesterreich seit langem unerhört. Darum ist es auch nicht zu verwundern, daß die Alldeutschen die Politik des Premiers geradezu gefördert haben, und daß K. H. Wolf in den Delegationen (5. Juni) das Verbleiben der Deutschen im österreichischen Staatsverband und die Arbeit für die wahre österreichische Staatsidee als echt alldeutsch hinstellen konnte. —

Das Ergebniß der streng objektiven, liberalen Haltung Koerber's, seiner Vorsicht und Zähigkeit war es, daß in allen Parteien bis zur äußersten Linken Vertrauen und Hoffnung, der Glaube an Oesterreich und die Möglichkeit der Zusammenarbeit wiederkehrte. Dabei macht nicht eine Fraktion eine Ausnahme. Und nun galt es, das Haus, das vertraute, zielbewußt zu führen, es galt, positive Resultate zu gewinnen, welche auch der Bevölkerung wieder Vertrauen zu ihren Vertretungskörpern einflößten. Koerber hat alle wieder hoffen gelehrt, und zwar hoffen nicht auf ihn, sondern auf das Parlament. Nicht ein einziges Mal hat er sich geräuschvoll in Scene gesetzt, in der ganzen Epoche spielte er nicht im Vordergrund, zeitweise hat man von dem unauffindbaren Ministerium gesprochen. Erst jetzt, nach Schluß der Tagung, bricht das allgemeine Urtheil hervor, das Koerber preist als den Wiederbegründer Oesterreichs, als hätte man jetzt erst den Mann auf dem Schnürboden entdeckt. Anerkannt muß werden, daß die Führer der Tschechen und Deutschen, daß Baernreither, Prade, Groß, Kaizl, Pacak u. a. sich um das Gelingen des Werkes hohe Verdienste erworben haben.

Das positive Ergebniß der Session von vier Monaten ist die beschlossene Herstellung folgender Bahnlinien: Tauern-, Karawanken- und Wocheinerbahn, Linie Lemberg-Sambor-Uzsokpaß, die Pyhrnbahn, ein Theil der Weichselbahn, ferner zahlreicher Lokalbahnen; sodann der Bau folgender Wasserstraßen: Donau-Oder-Kanal, Donau-Moldau-Kanal, Verbindung des Oderkanals mit der Elbe, eine schiffbare Verbindung des Donau-Oder-Kanals mit dem Stromlauf der Weichsel und bis zu einer schiffbaren Strecke des Dniester und außerdem zahlreiche Flußregulirungen. Die Bahnen sollen bis 1908, die Wasserstraßen bis 1920 fertig sein. An diese großen Reformen schließen sich Gesetze zu Gunsten einzelner Schichten: Vor allem die große sozialpolitische That des Ministeriums*), die Neunstundenschicht für die Bergarbeiter, die in der Praxis der Achtstundenschicht nahe kommen wird; ferner das Margarinegesetz, die Aenderung der Bestimmungen der Gewerbeordnung über das Agentenwesen u. a. Es gibt kaum eine Schicht der Bevölkerung, die nicht ein kleines Angebinde erhalten hätte. Mit erkennbarer Absicht hat Koerber den Gaumen aller gereizt. Mit feiner Bescheidenheit hat er am 8. Juni den Epilog zu der Session gesprochen: „Die Reichsvertretung . . . gibt der Bevölkerung die Beruhigung, daß deren wirthschaftliche Interessen in jeder Hinsicht wieder den zuverlässigen Händen ihrer Abgeordneten anvertraut sind, und stellt fest, daß die schwere Krise der letzten Jahre an der Zusammengehörigkeit der beiden Reichshälften und an der inneren Kraft der Monarchie nichts geändert hat."

Und trotz alledem — mit schwerer Sorge sieht man dem Herbst entgegen. Nicht immer strömt der Milliardensegen, und obschon Oesterreich noch viel nachzuholen hat, der Tag kommt, wo die Politik wieder politisch wird, wo die ungelösten politischen Fragen, wo die innere Unnatur des Hauses hervorbricht. In diesen Sorgen finden wir nur eine Beruhigung: Jener Staatsmann, um die Worte des böhmischen Feudalherrn zu gebrauchen, „welcher in jenem Augenblick das Ruder der Regierung in der Hand haben wird", wird auf Grund seiner bewährten Fähigkeiten das Vertrauen der österreichischen Völker besitzen.

Rudolf Springer.

Ein schutzzöllnerisches Rechenexempel aus Rußland.

Die im Auslande bestehenden Schutzzölle interessiren den deutschen Wirthschaftspolitiker nicht nur insofern, als sie den Absatz deutscher Waaren im Auslande erschweren; er muß denselben auch deshalb seine Aufmerksamkeit schenken, weil sie vielfach als vorbildlich für Deutschland hingestellt werden. Die in anderen Staaten angeblich mit Schutzzöllen erzielten Erfolge sollen der Einführung, der Erhaltung und der Steigerung von Schutzzöllen in Deutschland zur Empfehlung gereichen. Es ist daher mit Rücksicht auf die bevorstehende Neuregelung der deutschen Handelspolitik von praktischer Bedeutung, den günstigen Erfahrungen, welche man im Auslande mit Schutzzöllen gemacht haben will, kritisch nachzugehen.

*) Die Annahme im Herrenhause konnte nur durch das Mitstimmen der Minister bewerkstelligt werden.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist eine Auseinandersetzung der Vortheile des Schutzzollsystems sehr interessant, welche sich in dem umfangreichen offiziellen Werke über Rußland findet, das anläßlich der Pariser Weltausstellung unter der Direktion des Herrn von Kovalevsky (aus dem russischen Finanzministerium) veröffentlicht worden ist: „La Russie à la fin du 19e siècle". In diesem Buche stellt M. N. Langovoy (S. 287 ff.) eine Betrachtung über die „allgemeinen Ergebnisse der Industrie" an, die in dem Wunsche gipfelt, daß Rußland sich wirthschaftlich unabhängig vom Auslande machen möge. Er behauptet nach berühmten Mustern, daß das Schutzzollsystem dem Lande zwar Opfer auferlege, die aber später nach Entwicklung einer russischen Industrie „hundertfältig" ersetzt werden würden. Er geht noch weiter, indem er versichert, das Schutzzollsystem übe schon jetzt in Rußland heilsame Wirkungen aus. „Au surplus", so schreibt er wörtlich, „dans l'économie générale du pays, l'influence du système de protection, à l'égard de beaucoup de branches de production, doit déjà être regardée, à l'heure qu'il est, comme incontestablement salutaire" (S. 289). Den Beweis für diese Behauptung sucht er durch eine Berechnung, deren Gedankengang im Folgenden möglichst genau wiedergegeben ist, zu erbringen. „On peut citer comme exemple la production des tissus de coton "

In Rußland ruht auf den baumwollenen Geweben ein sehr hoher Zoll. 100 kg russischer bedruckter baumwollener Stoffe (gewöhnlicher Kattun kosten etwa 210 Rubel; dagegen könnte dieser Artikel beispielsweise aus dem Auslande zum Preise von etwa 150 Rubel für 100 kg eingeführt werden, wenn kein Zoll auf demselben ruhte.

Der russische Konsument bezahlt in Folge dessen heute für 100 kg Kattun ungefähr 60 Rubel mehr, als dieselben werth sind; und da der russische Konsum 205 000 Tonnen Baumwollgewebe beträgt, so ergebt sich die vom Lande mehr bezahlte Summe zu der sehr beachtenswerthen Ziffer von ungefähr 123 Millionen Rubel. Nichtsdestoweniger gereicht es dem Lande zum Vortheil, wenn es seine nationalen Erzeugnisse konsumirt; denn wenn es sich im Auslande versorgte, so würde es noch mehr bezahlen, wie man sich leicht mit Hülfe der folgenden Berechnung überzeugen kann. Gegenwärtig werden in Rußland 240 000 Tonnen rohe Baumwolle verarbeitet; hieraus ergeben sich 205 000 Tonnen Gewebe, welche — 100 kg zu 210 Rubel — 430,5 Millionen Rubel werth sind. Die russische Bevölkerung zahlt diese Summe an die Industriellen ihres Landes; aber sie bezahlt sie nicht ganz; denn ein großer Theil dieser Summe wird der Bevölkerung zurückerstattet:

1. Die Verarbeitung der Baumwolle unterhält einen wichtigen Zweig der russischen Landwirthschaft, die Baumwollenkultur, von welcher die Industrie ungefähr 90 000 Tonnen Baumwolle im Werthe von etwa 35 Millionen Rubel bezieht.

2. Von dem Preise der 100 kg Waare, 210 Rubel, muß man ungefähr 60 Rubel abziehen, welche die Produktionskosten darstellen (Arbeitslöhne, Kosten des Transports der Rohmaterialien und der Brennstoffe, Werth der Brennstoffe, Abgaben und Steuern); diese Summe bildet für das Land eine direkte Einnahme im Betrage von nicht weniger als 123 Millionen Rubel bei einer Produktion von 205 000 Tonnen.

3. In dem Preise von 210 Rubel für die Waare ist der Betrag des Zolls enthalten, welcher für die aus dem Auslande eingeführte rohe Baumwolle (19 Rubel 22 Kopeken für 100 kg) an das Schatzamt zu entrichten war; bei einer Einfuhr von 155 000 Tonnen stellt diese Abgabe noch ungefähr 30 Millionen Rubel dar.

So bezahlt der Konsument den Fabrikanten 430,5 Millionen Rubel; aber in dieser Summe sind die eben genannten drei Gruppen Ausgaben enthalten, welche dem Lande zurückerstattet werden und sich ungefähr auf (35 + 123 + 30 =) 188 Millionen Rubel belaufen; mithin kosten die 205 000 Tonnen baumwollene Gewebe dem Lande (430,5 — 188 =) 242,5 Millionen Rubel.

Wenn man die fremden baumwollenen Gewebe zollfrei einläßt, so wird der Konsument, wie bemerkt, für 100 kg 60 Rubel weniger bezahlen; dagegen wird aber das Inland dem Ausland für 205 000 Tonnen Gewebe (zu 150 Rubel für 100 kg) 307,5 Millionen Rubel bezahlen, also 65 Millionen Rubel mehr, als es gegenwärtig den russischen Fabrikanten bezahlt.

Soweit Langovoy. Ob die angeführten Zahlen annähernd korrekt sind, will ich hier nicht prüfen; die Frage ist auch nebensächlich. Die Hauptsache ist, zu zeigen, daß die Rechnung selbst falsch ist.

Es sind hier zwei extreme Fälle einander gegenübergestellt; die Beweisführung wird dadurch um so klarer. Im ersten Falle kommt wegen des sehr hohen Zolles, der z. B. über 100 Proz. vom Werthe der Waare beträgt, überhaupt kein fremder Kattun über die russische Grenze; im zweiten Falle wird, da die billige fremde Waare zollfrei eingeht, in Rußland überhaupt kein Kattun hergestellt.

Im ersten Falle kostet der gesammte im Inlande konsumirte Kattun 430,5 Mill. Rubel, im zweiten 307,5 Mill. Rubel. Die Ersparniß der Bevölkerung beträgt aber nicht 123 Mill. Rubel; denn in den 430,5 Mill. Rubel steckt ja eine „indirekte Steuer", der Zoll auf Rohbaumwolle, im Betrage von ungefähr 30 Mill. Rubel; erhöbe der Staat diese Steuer nicht in der Form des genannten Zolls, so müßte die Bevölkerung dieselbe in anderer Form tragen; die wirkliche Ersparniß beläuft sich also nur auf 93 Mill. Rubel. Sehen wir von dieser Besteuerung ab, so bezahlt die Bevölkerung für die Waare im ersten Falle 400,5 Mill. Rubel, im zweiten 307,5.

Wie erfolgt nun die Bezahlung des Kattuns an die Fabrikanten desselben? Wir müssen hierbei auf die Grundlage des modernen Verkehrs zurückgreifen. Waaren werden mit Waaren oder Dienstleistungen bezahlt. Die Art der Bezahlung ist bei den russischen und den fremden Fabrikanten theilweise verschieden. Die letzteren empfangen ihre Bezahlung in Waaren (Edelmetall, Getreide, Holz u. s. w.), welche aus Rußland exportirt werden. Die ersteren dagegen erhalten nur einen Theil der ihnen gebührenden Gegenleistung in Waarenform (Edelmetall, Nahrungsmittel, Mittel zur Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses, der Luxusbedürfnisse u. s. w.), nach obiger Berechnung 242,5 Mill. Rubel. Daß das Inland diese Summe an die Fabrikanten bezahlt, bestreitet auch Langovoy nicht; er sieht aber nicht ein, daß der Rest der Bezahlung, die den russischen Fabrikanten zukommt, im Betrage von 158 Mill. Rubel gleichfalls vom Inlande getragen wird und eine sehr reale Belastung desselben darstellt. Diese 158 Mill. Rubel nehmen die russischen Fabrikanten entgegen in Gestalt von inländischer roher Baumwolle und von inländischen Brennstoffen, in Form von Dienstleistungen russischer Arbeiter in den Kattunfabriken und russischer Transportunternehmer, ferner als Ersatz von Abgaben und Steuern. Die Gegenleistung, welche die russischen Fabrikanten zu fordern haben, ist qualitativ genau gleich derjenigen, welche die fremden Fabrikanten beanspruchen; es wird entweder direkt Arbeit geleistet, oder es werden Arbeitsprodukte geliefert; in beiden Fällen läßt sich die Gegenleistung auf menschliche Arbeit zurückführen. Quantitativ verlangen aber die russischen Fabrikanten viel mehr als die fremden, nämlich ein Mehr von Arbeitsleistungen im Werthe von 93 Mill. Mark.

Der Mehrforderung der russischen Fabrikanten entsprechen höhere Produktionskosten derselben; namentlich sind die russischen Textilarbeiter durchschnittlich bei weitem nicht so leistungsfähig wie etwa die englischen oder die deutschen; ihre Beschäftigung ist kostspieliger. So werden die Nachtheile, welche sich aus der Langsamkeit und Ungeschicklichkeit der russischen Spinner, Weber, Färber u. s. w. und anderen ungünstigen Momenten ergeben, vermittelst der Zollpolitik dem russischen Konsumenten aufgebürdet, ohne daß der russische Produzent einen Vortheil davon hätte.

Die konsumirende Bevölkerung, welche das Mehr von 93 Mill. Rbl. zur Deckung ihres Bedarfs an Kattun durch ihre Arbeit erzeugen muß, hat nicht den mindesten Vortheil davon, daß dieser Mehrbetrag in die Taschen der russischen Kattunfabrikanten fließt; vielmehr könnte sie, wenn sie sich die Mühe gibt, jene Mehrarbeit zu leisten, für die Produkte derselben andere werthvolle Waaren erwerben, auf welche sie jetzt in Folge des prohibitiven Kattunzolls verzichten muß. Sie könnte, wenn sie ihre Existenzbedürfnisse befriedigt hat — nicht einmal dies gelingt bekanntlich immer großen Schichten des russischen Volkes — ihren Konsum an mehr oder weniger entbehrlichen Gütern erweitern und damit in der Kultur fortschreiten, sie könnte sich namentlich

besser mit Kapitalgütern, z. B. mit landwirthschaftlichen und gewerblichen Werkzeugen und Maschinen versorgen zur dauernden Steigerung der Produktivität ihrer Arbeit. Ob sie diese Güter im Inlande oder im Auslande erwirbt, ist gleichgültig; sie muß die billigste und beste Bezugsquelle aufsuchen.

Was wird aber, so wird der besorgte Schutzzöllner fragen, beim Bezug des Kattuns vom Auslande aus den Produzenten des inländischen Kattuns, der inländischen Baumwolle und der inländischen Brennstoffe, den Transporteuren dieser Waaren u. s. w., Unternehmern wie Arbeitern? Werden diese nicht arbeitslos und brotlos? Keineswegs; denn an Arbeitsgelegenheit ist in Rußland kein Mangel. Wenn Kapitalien und Arbeitskräfte in der Baumwollenbranche überflüssig werden, so müssen sie sich in einem anderen Zweige menschlicher Thätigkeit beschäftigen. In Rußland gibt es eine große Reihe von Produktionszweigen, welche ergiebiger sind als die Kattunfabrikation, sich aber noch nicht zu voller Leistungsfähigkeit entwickelt haben. In diesen sind neue Kapitalien und neue Arbeitskräfte vom Standpunkte der russischen Volkswirthschaft sehr willkommen. Es handelt sich hier hauptsächlich um Erwerbszweige, in welchen es weniger auf Anwendung großer Kapitalien, technische Geschicklichkeit der Arbeiter und hervorragendes Organisationstalent der Unternehmer, sondern mehr auf das Vorhandensein großer Naturschätze ankommt. Die Ausbeutung des Reichthums, welcher im Boden Rußlands steckt, der fruchtbaren Oberfläche sowie der Mineralien im Innern desselben, muß zunächst die Aufgabe der russischen Volkswirthschaft sein. Im Besitz dieser Naturgaben ist die jetzige russische Bevölkerung den meisten anderen europäischen Völkern überlegen; die Ausnutzung dieses Besitzes befähigt sie zum Erwerb derjenigen Produkte, in deren Herstellung andere Völker dem russischen überlegen sind, also allgemein der Erzeugnisse der Industrie. Wie viel hat Rußland auf diesem Gebiete noch zu thun! In wie kläglichem Zustande befindet sich trotz der Fruchtbarkeit der „Schwarzerde“ die russische Landwirthschaft; nach den Berechnungen von G. v. Schulze-Gaevernitz (Volkswirthschaftliche Studien aus Rußland, Leipzig 1899, S 358) kommt in Amerika, verglichen mit Rußland, ein nahezu vierfaches Ernteergebniß auf dieselbe Grundfläche! Wieviel könnte da durch vermehrte Anwendung von Kapital und intensivere Arbeit erzielt werden! Die Politik der industriellen Schutzzölle verhindert oder erschwert diese Fortschritte. Die Kapitalien, welche die russische Landwirthschaft so nöthig braucht, werden durch die künstliche Emporzüchtung von Industrien, welche vorläufig noch nicht in Rußland lebensfähig sind, vergeudet; hätte die russische Regierung z. B. in den Jahren 1884—1895 die Eisenbahnschienen im Auslande eingekauft, so hätte sie, wie man berechnet hat, allein vermittelst der gemachten Ersparniß das Eisenbahnnetz um etwa 2000 Kilometer vergrößern und damit der russischen Landwirthschaft die Verwerthung ihrer Produkte wesentlich erleichtern können.

Weit entfernt also davon, daß der russische Kattunzoll dem Lande eine Bereicherung von 65 Millionen Rubel bringt, wie Langovoy ausrechnet, belastet er in Wirklichkeit die russische Volkswirthschaft mit einer Extraausgabe von 93 Millionen Rubel.

Sollte sich die Erkenntniß der Verkehrtheit dieser Schutzzollpolitik in Rußland verbreiten und die russische Regierung veranlassen, bei Gelegenheit der bevorstehenden Handelsvertragsverhandlungen das russische Erwerbsleben von einem Theil der schutzzöllnerischen Fesseln zu befreien, so wäre dies ein großer Vortheil nicht nur für Rußland, sondern auch für Deutschland; denn dann könnte der deutsch-russische Handelsverkehr in noch erfreulicherem Maße zunehmen, als dies seit Abschluß des bestehenden Handelsvertrags der Fall gewesen ist.

Paul Arndt.

Julius Rodenberg.

Zu seinem 70. Geburtstag (geb. 26. Juni 1831).

Zu dem Dornröschen, von dem er als Zwanzigjähriger gesungen, kommen zwölf weise Frauen und alles erdenkliche Schöne wünschen sie dem Kind in seiner Wiege. Von einer besten Gabe aber und gerade der, die ihm selbst, Julius Rodenberg, in selten reichem Maße zu Theil geworden, schwieg der junge Poet, — der Gabe, das Schöne in jeglicher Gestalt zu erkennen und dankbar, freudig in sich aufzunehmen, — Dankbarkeit.

Ein gütiges Schicksal hat über Julius Rodenberg von seiner frühen Kindheit an gewacht und hat ihm das Leben reich gestaltet. Vielleicht verdankt er dennoch das Beste dieser guten Lebensfügung sich selbst, — wer will das entscheiden? Doch scheint mir inniges Vertrauen in das Walten einer höheren Macht und Dankbarkeit für alles ihm zu Theil gewordene Gute ein Wesenszug seiner Persönlichkeit zu sein.

Wohlhabender Familie ist Julius Rodenberg entstammt, und eine freundliche Kindheit ist ihm beschieden gewesen. „Du, der bewußt kein anderes Herz betrübt“, hat er seinen Vater einmal angeredet. Und oft hat er das Bild der Mutter gezeichnet, die „so tapfer und treu zu dem Sohne gestanden in den Tagen des Zweifels“, eine geistig angeregte Frau, die ganz in ihrem Goethe lebte, neben dem ihr kein anderer galt. Ein Goetheleser ist Rodenberg durch sie geworden. Schon damals, als er das Gymnasium zu Rinteln bezog. Immer hat Rodenberg dieser Gymnasialzeit mit besonderer Liebe gedacht, das Heimweh nach der anmuthigen Weserlandschaft Rintelns und nach der Klosterstille seines Stübchens ist er nie wieder losgeworden. Und hier, noch als Gymnasiast, hat er seine ersten Gedichte „Für Schleswig-Holstein! Geharnischte Sonette“ im Verlag von Hoffmann und Campe erscheinen sehen, seine erste größere Dichtung „Dornröschen“ hat er hier zum großen Theil geschrieben.

Seltsam muthet dies „Dornröschen“ heut uns an. Aber es war die Zeit (die uns noch heute Vilmars Litteraturgeschichte vergegenwärtigt), in der eine etwas schwächliche Liebe zu altdeutscher Art, zu romantischem Ritterthum und Minnedienst alle Herzen erfüllte. Das bekannte Dornröschenmärchen verwandelte der junge Poet in eine ritterliche Aventüre, und ganz im Sinne der Zeit war einem Tannhäusermotiv entscheidende Geltung gegeben, nur daß natürlich die fromme Minne sich über die Versuchung siegreich erwies. Aber aus dem Gedicht sprach bereits die herzliche Freude an landschaftlicher Schönheit und eine große, für einen Zwanzigjährigen ganz erstaunliche, gefährliche Sicherheit in Sprachgebrauch und Versbehandlung. Mühelos, so hat Rodenberg später selbst erzählt, fügte sich ihm Vers an Vers zur Nibelungenstrophe. Ein scheinbar früh Fertiger trat er in die Litteratur! Und doch war es ein weiter und mühenreicher Weg, den dieser früh Fertige zurückzulegen hatte, ehe er sich selbst den entsprechenden Persönlichkeitsausdruck fand.

* * *

„Ich liebe was fein ist,
Und wenn's auch nicht mein ist!
Am Himmel die Sterne,
Die Sonne, den Mond;
Auf Erden die Ferne
Und was darin wohnt.“

Eine Natur wie Julius Rodenberg, mit diesem offenen, hellen Blick und dem Verlangen, Schönheit in sich aufzunehmen, mußte zum Wanderstabe greifen. Das scheint nur natürlich. So lange man jung ist, sucht man das Schöne in der Ferne.

Auf Reisen begab sich der jugendliche Doktor der Jurisprudenz, und es mag ihm nicht schwer gefallen sein,

von den Akten Abschied zu nehmen. England hat er durchwandert und Irland, Belgien und Holland, in Italien hat er geweilt, nach Kroatien zog es ihn bis hin zur türkischen Grenze, wiederum folgten Ferientage in London und zuletzt noch eine Frühlingsfahrt nach Malta. Für ihn selbst aber ist England entscheidend geworden. Nicht nur, daß er in London Freiligrath und Kinkel zu Freunden sich gewann und mit Emanuel Deutsch, dem Bibliothekar des Britischen Museums, die Fragen, die in ihm zur Klärung drängten, wieder und wieder besprechen durfte, — englische Eindrücke haben seine Lebens- und Kunstauffassung bestimmt.

In drei Büchern „Alltagsleben in London“ (1860), „Tag und Nacht in London“ (1862), „Ferien in England“ (1876) hat Rodenberg das Wichtigste dieser englischen Eindrücke niedergelegt. Die drei Bücher — Rodenberg ist ein stimmungsreicher Reiseschilderer — sind gleichzeitig charakteristisch für die Wandlungen, die die Reisebeschreibung als solche in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchgemacht hat. Auch hier galt es eine Eroberung der Wirklichkeit. In „Alltagsleben in London“ sieht Rodenberg noch ganz mit den Augen des Novellisten. Der eben gang und gäbe Gassenhauer wird zum Refrain. Die typische Gestalt des halbwachsenen Mädchens, das obdachlos die Nacht in den Londoner Straßen verbringt, Aufnahme findet, um dann später doch ihrem traurigen Schicksal nicht zu entgehen, wird novellistisch eingeführt. Ein sensationelles Ehedrama wird mit Selbsterlebnissen in Verbindung gebracht. In der Stimmung ist Heinescher Einfluß unverkennbar. — „Tag und Nacht in London“ wurzelt demgegenüber viel stärker in Wirklichkeitseindrücken, freilich, der praktische Zweck, den Besuchern der Weltausstellung Anregungen zu geben, mag hier auch mitgewirkt haben. Die geschichtliche Vergangenheit beginnt die Gegenwartsbeobachtung zu ergänzen. — „Ferien in England“ zeigt die Entwicklung abgeschlossen. Die treue Wiedergabe der Wirklichkeit löst in sich, ohne alles Haschen nach fremden, lyrischen Zuthaten, die Stimmung aus. Die Persönlichkeit des Beobachters wird das Entscheidende. Und neben die Erinnerung, die die Geschichte vermittelt, tritt die andere Erinnerung an früher selbst Geschautes. Das Zusammen von Einst und Jetzt, von Anschauung und Persönlichkeit gibt und bedingt in sich die Stimmung.

Erinnerung —! Sie sollte eine treibende, stimmunggebende Kraft in Rodenberg's gesammtem Schaffen werden. Die Erinnerung an gewesene Zeiten, vor allem die an früher selbst Erlebtes, gab ihm zu künstlerischem Schaffen die beste Anregung. Das Persönlichste, was er gegeben, lebt in ihr. Und das scheint mir bei einer Natur wie der seinen, bei dieser warmen Freude an allem Guten, Schönen nicht wunderbar. Denn die Erinnerung verklärt. „Und ist das Glück auch lange todt: Noch bebt in Dir erlebte Wonne — Du schaust ins ferne Abendroth, Und denkst an die gesunk'ne Sonne!“

Hat Rodenberg aber in diesen Schilderungen Londoner Lebens den Wirklichkeitssinn in sich entdeckt und gefunden, so konnte er wahrlich keine bessere Schule dazu durchmachen, als England selbst. Der Sinn für das Reale erlernt sich in England! Und es ist wohl kein Zufall, daß zwei Schriftsteller der älteren Generation, die später gemeinsamen Zielen zustreben sollten, daß Rodenberg wie Fontane die entscheidenden Jugendeindrücke in England fanden, daß sie in England sehen lernten.

* * *

„Der Hafen“ heißt ein Gedicht von Julius Rodenberg. Es gilt darin ein Abschiednehmen von der Wanderlust der Jugend. Die Ferne lockt nicht mehr. Er hat heimgefunden in der Liebe zu der Frau, die ihm die treue Lebensgefährtin geworden ist. Und was er in der Weite oft vergeblich gesucht, das sollte ihm wirklich die Enge viel reicher geben.

Die Freude an einer Welt in Sonnenschein ist der Grundton Rodenberg'scher Lyrik. Eine Freude, die ganz der Dankbarkeit verschwistert ist. Die Liebeslust überwiegt den Liebesschmerz, das Licht den Schatten. Die alte Wanderlust sucht immer neuen Ausdruck. Und dann das Rasten am Meer, das in all seinen Launen und Stimmungen zu der Seele dieses Wanderers spricht.

Diese Gedichte suchen den Einklang zwischen der Landschaft und dem Menschen. Sie sprechen ihn meinem Empfinden nach ein paarmal sogar allzu deutlich aus. Aber nie, oder doch fast nie, besteht eine Disharmonie: der Poet widersetzt sich der landschaftlichen Stimmung nicht, er wird in ihren Bann gezogen. Die Natur schmückt sich dem Fröhlichen. Einmal, in „König Haralds Todtenfeier“, einem längeren Gedicht, das er als Dreiundzwanzigjähriger geschrieben, hat Rodenberg versucht, ganz aus der Meeresstimmung heraus ein Menschenschicksal zu erdichten; ich kann nicht sagen, daß es ihm gelungen; doch spricht schon der Versuch für die Tiefe seiner Naturempfindung.

Ein großer Theil Rodenberg'scher Gedichte ist ganz zwingend in der landschaftlichen Stimmungsgebung. Mit wenigen Strichen weiß er das Bild zu zeichnen, daß man es klar, ganz klar vor Augen sieht. Und nie verliert er sich in breite Schilderungen. Ganz aus der Stimmung heraus ist jeder Strich gezogen; daher die Plastik:

> In grauem Abendgewölke war
> Die Sonne versunken. Trüb und verregnet
> Wogte das Meer — da mit flatterndem Haar
> Bist du mir auf dem Strande begegnet.

Man sieht das Mädchen vor sich, gegen den Wind ankämpfend, wie sich ihr Regenmantel bauscht und flattert, man sieht die Zeichnung der Silhouette gegen den Abendhimmel, und doch ist von dem allen nichts gesagt. Und immer dieser Einklang. So stark ist die landschaftliche Stimmung gegeben, daß es ganz selbstverständlich scheint, daß sie aus sich Gefühle wachruft:

> Alles stille Nur zuweilen
> Geht ein Flüstern durch die Wogen;
> Und wenn sich die Wolken theilen
> Grüßt ein Stern vom Himmelsbogen.
>
> Unverstand'ner Gruß! — Verstohlen
> Weht der Nachtwind durch die Weiden,
> Wie ein tiefes Athemholen,
> Wie ein letzter Ruf beim Scheiden.
>
> Und Gestalten, die mein Sehnen
> Schafft, geh'n vor mir auf und nieder.
> Und ich grüß sie durch Thränen,
> Und sie grüßen also wieder.
>
> Und sie lächeln und enteilen
> Spurlos, wie sie hergezogen . . .
> Alles stille. Nur zuweilen
> Geht ein Flüstern durch die Wogen.

Einfachheit und Schlichtheit ist ein Wesenszug Rodenbergscher Lyrik. Diese Gefühlswelt ist nicht komplizirt, es fehlen die Widersprüche. Und für die einfache Empfindung steht das schlichte Wort und die schlichte Versform. Nichts Gekünsteltes, nicht im Ausdruck und nicht in den Gefühlen, ist in diesen Gedichten. Etwas Inniges ist darin. Dem verdankt es Rodenberg, daß eine unverhältnißmäßig große Anzahl seiner Gedichte, wie die reizenden „Vogelstimmen“ in die Lesebücher unserer Schulen aufgenommen sind, — ein Vorzug, dessen sich nicht viele moderne Lyriker zu rühmen haben. Ihm verdankt Rodenberg zum guten Theil die Volksthümlichkeit seiner Lieder, — man kennt ihrer viele, auch wenn man seinen Gedichtband nie zur Hand genommen; ich brauche nur an „Marie vom Oberlande“ und „Und wenn's ein Traum war“ zu erinnern.

Politische Lieder hatte der junge Gymnasiast geschrieben, — Rodenberg ist auch später der politischen Lyrik nicht ganz untreu geworden. „Deutsche Musikanten“ heißt eins dieser Gedichte, und es ist seiner besten eines. Selten ist für die wehe Stimmung der Vaterlandslosigkeit vor

Deutschlands Einigung so der tiefe Ausdruck gefunden worden. In Wales hat der Dichter eine Schaar deutscher Musikanten angetroffen, sie fiedeln „Was ist des Deutschen Vaterland“ —

„Er hat kein Vaterland zu Haus,
Drum sucht er's in der Welt da draus,
So weit der Wanderdrang ihn treibt,
Und Heimweh sein Genosse bleibt;
Er sucht es in der Träume Reich,
So duftig weit, so nebelbleich —
Die Sehnsucht, die ihr Ziel nicht fand:
Das ist des Deutschen Vaterland.“

Doch sollte diese Sehnsucht ihr Ziel finden. Und nicht nur die politische, sondern auch die andere, die Rodenberg's Herz bewegte.

* * *

Aber nur auf Umwegen war ihr das Ziel gegeben. Man weiß, wie die Stimmungen, die im Jahre 1870 ihre Wirklichkeitsweihe empfingen, schon vor und noch lange nach dem Kriegsjahr die deutsche Litteratur in eine historische und historisirende Richtung drängten. Auch Rodenberg hat ihr gehuldigt. Er hat große historische Romane geschrieben, die ihrer Zeit Aufsehen erregten und in fremde Sprachen übertragen wurden. Mir sagen sie nicht viel.

Der Lust am Fabuliren hat Rodenberg meiner Empfindung nach zu sehr darin nachgegeben. Gerade das Unwahrscheinliche lockt. Es werden Gefahren beschworen, nur um im rechten Augenblick den Retter herbeizurufen. Unter den Willkürlichkeiten der Handlung leidet die an sich scharfe und folgerichtige Charakteristik.

Man kommt vor allem über die Empfindung nicht hinaus, daß Rodenberg in alledem seine Persönlichkeit eher verleugnet, als daß er den Ausdruck für sie sucht. Die Staatsaktion widerstrebt seinem Wesen. Die lauten Wirkungen sind seiner feinen Natur zuwider. Ganz auffälliger Weise bekundet er in diesen Romanen nicht selten das Bestreben, sich über Zeit und Handlung hinweg mit dem Leser direkt ins Einvernehmen zu setzen; wie jemand, der die Maske einen Augenblick lüftet, spricht er zu ihm. Und da nur, wo er allen anscheinenden Hindernissen zum Trotz seinen tiefen Glauben an das unverwüstlich Gute im Menschenherzen darthun kann, da nur ist er in diesen Historien ganz er selbst.

* * *

„Ich erinnere mich noch sehr wohl des Abends, als ich zum ersten Mal unter die Linden kam. Es war ein unfreundlicher Herbstabend im Jahre 1853. Oede, kalt und dunkel lagen sie da. Spärlich, in weiten Abständen, brannten die Laternen, und ich meinte die Menschen, welche bei dem trüben Lichte derselben vorübergingen, die Wagen zählen zu können, welche verdrossen dahinrasselten.“ Auf den jungen hessischen Studenten machte die preußische Hauptstadt den Eindruck der Freudlosigkeit.

Und Berlin war ein anderes geworden, und Rodenberg hatte Heimath und Wirkungskreis darin gefunden. Wieder griff der Wandermüde, Wanderfrohe, zum Stabe, aber diesmal blieb er in seinem Berlin. Statt der Meerfahrt eben nur eine kurze Fahrt im Omnibus etwa hinaus in den „hohen Norden“, vors Rosenthaler Thor. Und mehr als es die Ferne je gethan, erschloß ihm die Enge ihren Reichthum. Rodenberg's „Bilder aus dem Berliner Leben“ sind neben seiner Lyrik die entscheidende Leistung seines Lebens.

Man wandert mit ihm durch die Berliner Straßen, und die Erinnerung erwacht. In dem Berlin von heute, sieht er auch das Berlin vergangener Zeiten. Er kennt die alten winkligen Häuser, die da gestanden haben, wo sich heute Prachtbauten aneinanderreihen, er sieht die Menschen vor sich, die sie bewohnten, er sucht sie auch wohl auf ihren letzten Ruhestätten auf. Alte Kirchen erzählen ihm von den Tagen, in denen sie entstanden, und neben das Bild der siegreich heimkehrenden Truppen Kaiser Wilhelm's tritt ihm das andere Bild des alten Fritz, wie er Revue hält über seine Grenadiere. Er weiß es ganz genau, wo sein Liebling E. T. A. Hoffmann im Kreise seiner Freunde die langen Nächte durchzecht hat, er wirft aus des „Vetters Eckfenster“ einen Blick auf den alten Gensdarmenmarkt, er erzählt von dem öden Haus Unter den Linden, das Hoffmann eine seiner Erzählungen eingegeben. In diesen Rodenberg'schen „Bildern aus dem Berliner Leben“ lebt die Vergangenheit auf. Eine reiche Bildung vermittelt in jedem Augenblick zwischen ihr und der Gegenwart, und weil diese Bildung nichts Angelesenes hat, weil sie ganz Persönlichkeitsgepräge trägt, darum wirkt sie lebenzeugend.

Man wandert mit Rodenberg durch die Berliner Straßen, und die Erinnerung an das, was er selbst zwischen diesen Häusermauern im Guten und Bösen erfahren, wird wach. Der alte Varnhagen gibt wieder seine Gesellschaften, zu denen der junge Student erscheinen darf. In einem stillen Hause der Thiergartenstraße verlebt man den Abend mit Franz Dingelstedt und Gustav Nachtigall und mit Ernst Dohm. Man liest bei Spargnapani seine Zeitung (was mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist) und man tritt zu Meyerbeer ins Zimmer. Eine Fülle geistig hervorragender Menschen sieht man in scharfer Charakteristik und feiner Beobachtung ihrer Eigenheiten vor sich erstehen; sie wirken deshalb so lebensvoll, weil sie mit so gütigen Augen gesehen, mit so viel Herzensfreundlichkeit beobachtet sind.

Und was wichtiger als all das: In diesen „Bildern aus dem Berliner Leben“ hat Rodenberg die Freude an dem Alltäglichen sich erobert. Das Schöne, das er einst in allen Ländern suchte, er findet es nun in einer beliebigen Berliner Straße die Fülle. Er offenbart, wie Fontane, die große Fähigkeit der Kleinmalerei. Wie Fontane erobert er sich den Philister. Seine Schilderungen sind realistisch im guten Sinne des Wortes, und es ist ein sonniger Realismus, der sich darin gibt.

Und was von seinen Bildern aus dem Berliner Leben gesagt ist, das gilt in gleicher Weise von seinen „Erinnerungen aus der Jugendzeit“.

Die Fähigkeit der Kleinmalerei, die Liebe zum „Philister“, Rodenberg hat sie auch in der Erzählung bethätigt. Eine köstliche Gestalt dieser Herr Schellbogen, wie er allsommerlich seine Droschke besteigt, um sich zur Reise zu rüsten nach — der Königstraße. Und andere charakteristische Gestalten aus dem alten Berlin werden neben ihm lebendig, nur daß sich Rodenberg in „Herrn Schellbogen's Abenteuern“ wieder von der alten Liebe zum Fabuliren etwas hat verlocken lassen. Ganz auf der Höhe seiner Bilder aus dem Berliner Leben steht erst seine kleine Erzählung „Klostermann's Grundstück“. Hier ist die Erfindung ganz aus der Charakteristik geflossen, und wie sind diese Menschen, dies alte Berliner Ehepaar, überzeugend und treu gezeichnet! Vor allem, wie groß ist die Fähigkeit im Unscheinbaren Liebenswerthes zu entdecken!

In diesen realistischen Alterswerken gibt sich trotz aller Verschiedenheiten doch dieselbe Persönlichkeit wie in den romantischen Jugenddichtungen: der Begriff des Schönen hat sich gewandelt, er ist innerlicher geworden; aber die Freude daran ist dieselbe geblieben; eine Freude voll Dankbarkeit.

* * *

„Als ich im Herbst 1874 in Rom war und vom Café Cavour aus, wo ich eben die „Fanfulla“ mühsam durchstudirt hatte, in den Corso einbog, stand am Schaufenster eines Buchladens ein gut aussehendes, roth-bräunliches Heft, zu dem es mich geheimnißvoll hinzog. Und da las ich denn Deutsche Rundschau herausgegeben von Julius Rodenberg, Verlag von Gebrüder Paetel. „Das wird etwas“ klang es sofort in mir. Und es ist etwas geworden, zur Freude aller Welt und nicht zum wenigsten Ihres ergebensten Th. Fontane.“

Als Gymnasiast schon hat Julius Rodenberg ein Blättchen herausgegeben, das „auf großen Bogen sauber geschrieben, allwöchentlich einmal erschien und im Kreise der Mitschüler bei Kaffee und Kuchen verlesen ward.“ Er hat dann in einem Stübchen „Unter den Linden“ den Bazar redigirt und später den Salon. Die Gründung der Deutschen Rundschau war die rechte That zur rechten Zeit.

Es ist müßig zu sagen, was die Deutsche Rundschau für das deutsche Geistesleben bedeutet hat und noch bedeutet. Sie ist einer unserer wichtigsten Bildungsfaktoren geworden. Es hat nie in Rodenberg's Absicht gelegen, seine Zeitschrift in den Dienst der Tagesfragen zu stellen, das Augenblicksinteresse hat er nie gesucht. Die historische Betrachtung zog er der aktuellen Diskussion vor. Die Revue des deux Mondes schwebte von Anfang an als Muster vor, nicht die großen englischen Blätter. Man kann dabei nicht sagen, das Eine ist richtig, das Andere ist falsch. Die Vorzüge wiegen sich auf. Und war der Einfluß der Deutschen Rundschau fast nie ein unmittelbarer, er war desto nachhaltiger, tiefer, reicher.

Was Rodenberg als Herausgeber geleistet hat, entzieht sich heut noch der Darstellung. Kein Leser, auch der aufmerksamste nicht, kann sich von dieser verborgenen Arbeit eine Vorstellung machen, und es sagt keineswegs genug, wenn man es ausspricht: die Deutsche Rundschau bezeugt, was er für sie gethan. Denn für den Herausgeber ist das, was in seinem Blatt nicht steht, oft ebenso wichtig wie das, was es enthält. Und Rodenberg war seinen Mitarbeitern aller Zeit ein rathender, helfender Freund.

Ich sage mir Eines: wenn Rodenberg zu seinem 70. Geburtstag viel Ehrungen und Dank zu Theil werden, — er durfte in seinem reichen Leben mehr Liebe geben, als ihm vergolten werden kann.

Ernst Heilborn.

Deutsch-amerikanische Beziehungen.

In der Presse ist jetzt wieder vielfach die Rede von einer Verschlechterung der Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten. Niemand kann eigentlich reale Gründe für eine Abkühlung der traditionellen Freundschaft zwischen den beiden großen Ländern angeben. Daß unsere Agrarier die Vereinigten Staaten als gefährliche Konkurrenten auf dem Brot- und Fleischmarkt fürchten und nicht unglücklich sein würden, wenn einmal ein frischer, fröhlicher Zollkrieg mit Amerika entbrennen würde, ist eine Wahrnehmung, die nicht von gestern datirt; und was andererseits in einigen amerikanischen Zeitungen von einer aggressiven deutschen Politik innerhalb der amerikanischen Interessensphäre geredet wird, ist größtentheils Humbug. Wenn nichtsdestoweniger das Thema der Verschlechterung der Beziehungen zwischen dem deutschen Kaiserreich und der amerikanischen Republik beharrlich fortgesponnen wird, so liegt möglicherweise ein latenter Gegensatz vor, den auf seine Bedeutung zu untersuchen angezeigt wäre. Aus einer Korrespondenz zwischen dem Herausgeber der „Nation“ und dem bekannten amerikanischen Publizisten Mr. Poultney Bigelow, der gerade kürzlich wieder längere Zeit in den Vereinigten Staaten geweilt hat, geben wir deshalb im Nachstehenden einige Ausführungen zu diesem Kapitel.

Mr. Bigelow schreibt aus London:

Ich erinnere mich keiner Zeit, in der die Bevölkerung der Vereinigten Staaten mehr dazu disponirt gewesen wäre, gute Beziehungen zu Deutschland zu unterhalten. Aber es ist andererseits auch nicht zu verkennen, daß es nicht an Jingos fehlt, die da glauben, die Liebe zum eigenen Lande am besten dadurch bethätigen zu können, daß sie den Gegensatz zu anderen Ländern verschärfen. Daß dies gegenwärtig weniger als je im wahren Interesse der Vereinigten Staaten liegt, kann für besonnene Politiker nicht zweifelhaft sein. Man braucht nur den interessanten Bericht durchzusehen, den das State-Department in Washington kürzlich über „die Handelsbeziehungen der Vereinigten Staaten mit fremden Ländern im Jahre 1900“ veröffentlicht hat. Das Werk enthält eine interessante Vorrede aus der Feder meines verehrten Freundes Mr. Emory, welcher Vorsteher des Bureaus für den auswärtigen Handel in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten ist. Das Hauptinteresse dieses Berichts liegt in den weiten Anschauungen, die in der Vorrede niedergelegt sind, Anschauungen, die in den protektionistischen Kreisen Washington's bisher nicht geläufig gewesen sind. Mr. Emory hätte diese Vorrede natürlich nicht veröffentlichen können, wenn nicht sein Chef, der Staatssekretär John Hay, zugestimmt hätte. Hay, der ein weitgereister Beobachter und ein Mann mit historischem Sinn ist, hat sein Departement mit einem kräftigen Athemzuge geistiger Unabhängigkeit erfüllt, der in sehr erfreulichem Gegensatz steht zu der Neigung für Gemeinplätze, wie sie dem Präsidenten MacKinley eigen ist.

Der angezogene Bericht bestätigt offiziell das, was anderen Beobachtern seit lange klar ist, daß die Vereinigten Staaten mit überraschender Schnelligkeit auf allen Märkten der Welt Deutschlands und Englands Rivalen geworden sind. Als ich vor zwanzig Jahren in die amerikanische Politik eintrat und das Sekretariat des New-Yorker Freihandelsklubs übernahm, stießen alle freihändlerischen Bestrebungen auf eine unüberwindliche Opposition antienglischer und vor allen irischer Demagogen, die ausführten, der Freihandel sei schon deshalb eine schlechte Sache, weil er eine britische Erfindung sei; Protektionismus müsse gefördert werden im Gegensatz zu England. Von diesem Argument wird immer noch gelegentlich Gebrauch gemacht. Aber die Logik der Dinge drängt uns mehr und mehr von der Schutzzöllnerei ab und zu einer Politik hin, die vor zwanzig Jahren als unamerikanisch bekämpft worden wäre. Heute betrachtet man in Amerika nicht das freihändlerische England, sondern das schutzzöllnerische Deutschland als den gefährlichsten Rivalen. Schon das hat dazu beigetragen, die nationalen Vorurtheile gegen den Freihandel abzuschwächen.

Zugleich ist eine gewisse Veränderung in den Anschauungen darüber eingetreten, wie man Mitbewerbern im Handel zu begegnen habe. Das State-Department in Washington hat ausdrücklich die Worte seines Generalkonsuls in Berlin, Mr. Mason kontrasignirt, die da lauten: „Das deutsche Reich ist nach England unser bester Abnehmer, und alles, was die Prosperität des deutschen Volkes schädigt, wird in demselben Maße auch dessen Fähigkeit abschwächen, den Waarenaustausch mit den Vereinigten Staaten, der gegenwärtig so sehr zu deren Gunsten sich vollzieht, aufrecht zu erhalten.“ Die alte protektionistische Vorstellung ging in Amerika dahin, daß man die Prosperität des eigenen Landes nicht besser befördern könne, als wenn man den Handel der fremden Mitbewerber thunlichst zerstöre. Nun aber finden wir in der Regierung des Mannes, der so lange an der Spitze der Protektionisten der neuen Welt gestanden hat, ein Kabinetsmitglied, das die freihändlerische Lehre predigt, das eigene Land könne aus der wirthschaftlichen Blüthe fremder Völker werthvolle eigene Vortheile ziehen.

Der Amerikaner ist ein interessantes Gemisch von Geschäftsgeist und Gefühlsschwärmerei. Der Krieg mit Spanien wurde nur möglich durch die Explosion des Kriegsschiffs Maine im Hafen von Havana. Niemand kennt bis heute die wahre Ursache dieses Unglücksfalls, aber die leidenschaftliche Erregung, welche die Vereinigten Staaten erfaßte, als die Nachricht von diesem Unglück sich verbreitete, warf alle anderen politischen Erwägungen über den Haufen und gab denen das Heft in die Hand, die einen Krieg mit Spanien wollten. Auch Deutschland gegenüber spielen geschäftliche und idealistische Gesichtspunkte eine Rolle. Unsere Hochschulen stehen in hohem Maße unter dem Einfluß deutscher Wissenschaft, viel mehr als unter britischen Einflüssen. Soweit meine Erfahrung reicht, arbeiten Deutsche und Amerikaner in den Vereinigten Staaten außerdem so einträchtig zusammen, wie das nur von irgend einem Freunde der Humanität gewünscht werden kann. Nur wenn man in die etwas giftige Atmosphäre der Zeitungen und Politiker eintritt, findet man die Anschauung, daß Deutschland und Amerika eigentlich wie Hund und Katze zu einander stehen. Die unverantwortliche Tagespresse heckt nur zu gern Geschichten aus, die einem guten Einverständniß nachtheilig sind, und wie jeder weiß, ist es viel leichter, Argwohn zu erregen als Vertrauen zu erwecken. Leider sind es gerade die Kreise, die der Regierung nahe stehen, die sich bemühen, das Geschäft der Verhetzung zu betreiben. In den Vereinigten Staaten arbeitet diesen Bestrebungen zur Zeit aber glücklicher Weise die wachsende Erkenntniß

entgegen, daß, um mit anderen Nationen einen ersprießlichen Handel zu treiben, man nicht bloß nehmen, sondern auch geben muß, daß Deutschland unsere Produkte nur solange wird bezahlen können, wie wir seine Waaren in Zahlung nehmen. Das ist für uns Freihändler eine elementare Wahrheit, in Amerika aber etwas wie eine revolutionäre Neuigkeit. Seit länger als einer Generation haben die amerikanischen Schutzzöllner beständig die Melodie der Handelsbilanz gespielt. Jeder Politiker, der die Bevölkerung gegen den Freihandel einnehmen wollte, suchte sie durch das Gespenst der passiven Handelsbilanz zu schrecken. Seit dem amerikanischen Bürgerkriege suchte man den gedankenlosen Massen die Idee beizubringen, daß alles geschehen müsse, um fremde Nationen zu bewegen, die amerikanischen Rohprodukte gegen Baar zu kaufen, und es wurde als eine Art Unglück angesehen, wenn man anstatt des baaren Geldes fremde Waaren in Zahlung nehmen mußte. Heute aber wächst mit überraschender Geschwindigkeit, dank der starken Ausbreitung unseres Exports von Industrieartikeln, die Ueberzeugung, daß ein internationaler Handel nur bei einem gegenseitigen Waarenaustausch auf die Dauer möglich ist.

Auf diese wachsende volkswirthschaftliche Erkenntniß gründe ich meine Hoffnungen. Was jetzt vor allem nöthig erscheint, ist, daß die beiderseitigen Regierungen ihre argwöhnische Haltung aufgeben und die Handelspolitik wie aufgeklärte Geschäftsleute behandeln. Als ich im Jahre 1896 als Agent der Regierung des Staates New-York in Berlin war, um gegen den Ausschluß der New-Yorker Lebensversicherungsgesellschaften vom Geschäftsbetriebe in Preußen zu protestiren, hatte ich auch eine Besprechung mit dem damaligen Staatssekretär des Auswärtigen Baron Marschall von Biberstein. Persönlich war derselbe sehr entgegenkommend und geneigt, alles zu thun, was in seiner Macht stand, um den amerikanischen Gesellschaften Gelegenheit zu geben, ihre Sache zu vertreten. Als ich in unser Gespräch aber einfließen ließ, ich betrachte die hauptsächlichsten Versicherungsgesellschaften Amerikas als ausgezeichnet verwaltete Institute, als Gesellschaften, deren Reputation in Amerika ebenso groß sei, wie die Reputation des Bremer Norddeutschen Lloyd in Deutschland, konnte er seine Ueberraschung nicht verbergen. „Würden Sie wirklich — warf er mit einem ungläubigen Lächeln ein — Ihr Geld in amerikanischen Versicherungsgesellschaften investiren?“ Ich zweifle nicht daran, daß damals Herr von Marschall wie seine Kollegen es für mehr oder weniger gerechtfertigt hielten, die amerikanischen Versicherungsgesellschaften wegen ihrer angeblichen Unsolidität aus Preußen zu vertreiben. Die deutsche offiziöse Presse betonte das auch in jener Zeit ausdrücklich, und nicht viele Vertreter der öffentlichen Meinung nahmen sich die Mühe wie Sie, lieber Freund, jenen Vorurtheilen entgegenzutreten. Aber auch dieses Vorurtheil ist ja inzwischen, wenn auch vielleicht nicht völlig beseitigt, so doch jedenfalls verringert.

Wir wollen deshalb auch in Zukunft versuchen, auf ein besseres Verständniß der Einrichtungen beider Länder hinzuwirken. Wenn wir auch nicht dieselbe Sprache sprechen, so können wir doch manches thun, um zu bewirken, daß Deutsche und Amerikaner sich besser verstehen lernen. Ich werde im nächsten Winter in Washington sein und werde nicht verfehlen, Ihnen über meine dortigen Wahrnehmungen Näheres mitzutheilen.

Poultney Bigelow.

Herman Grimm.

Herman Grimm, der Sohn von Wilhelm, der Neffe des größeren Jakob Grimm, Bettina's Schwiegersohn, ist dreiundsiebzig Jahre alt in der Morgenfrühe des letzten Sonntags gestorben. An demselben Tage, da man einem großen Mann der That das Denkmal enthüllte. Mit ihm ist ein Mann der geistigen Arbeit, eine charaktervolle Zierde deutschen Schriftthums, deutschen Kulturlebens dahingegangen. Er war kränklich, aber nicht eigentlich krank, und so kam es doch überraschend, als ihn der Tod mit sanfter Hand aus den Reihen der hastig Lebenden entführte.

Fern der großen und lauten Welt hat Grimm ein fast romantisch anmuthendes Denker- und Gelehrtendasein geführt. Er gliedert sich jener Reihe großer Philologen- und Historikernaturen an, denen die einzelne Thatsache an sich nicht viel, der geistige Zusammenhang alles bedeutete. In ihm war ein Stück verhaltener Dichternatur; er erfaßte mit schaffender Phantasie die Zusammenhänge und wußte gerade dadurch das Dasein vergangener Kunst- und Kulturepochen wahrhaft lebendig zu gestalten. Seine Biographien Michel Angelo's*) und Raphael's waren Meisterwerke einer schöpferischen Lebensbeschreibung. Er liebte seine Helden, aber er war ohne Heroenanbetung; er sah die Menschen und Künstler innerhalb ihrer Zeitalter, die ihm so „modern“ vor der Seele standen, wie nur ein Stück Welt von heute. Es sind nicht Muster gelehrter Biographien; die vielwissende Forschung mag über die Auffassung von Einzelheiten inzwischen hinweggeschritten sein, — aber diese Werke haben einen so persönlichen Lebensgehalt, daß sie noch die Welt entzücken werden, wenn jene exakteren Kunstgeschichten in den Bibliotheken längst ein Mumiendasein führen. Vor allem aber gehörte Goethe seine innerste Neigung. Es war Familientradition und die eigenste Vorliebe. Aus Vorträgen und Aufsätzen ist Hermann Grimm's großes und detaillirtes Goethebild allmählich zusammengewachsen. Hier trat seine modern empfindende Natur am reinsten ans Licht. So klar und so scharf, daß er eines Tages sich im hellen Gegensatz zur Weimarer Philologenarbeit finden sollte. Diesen seinen Gegensatz zu Weimar hat er stets offen und freimüthig bekannt.

Der Reichthum der Ideen, von denen er ein langes Leben hindurch zehrte, entsprach dem weiten Umkreis seiner Stoffe. Der Biograph Goethe's und Michelangelo's ward auch zum Deuter Homer's. Vor allem seine Paraphrase der Ilias ist der meisterhafte Versuch einer modernen Wiederbelebung der Antike. Die großen Heroengestalten werden uns menschlich nahe geführt; hier war Erkennen und Anschauen eins.

Unter den Essayisten, die die deutsche Litteraturgeschichte aufweist, steht Herman Grimm mit in erster Reihe. Im Essay pflegte er sich besonderns gern mit all den litterarischen, künstlerischen, geistesgeschichtlichen Fragen auseinanderzusetzen, die sein Inneres bewegten. Hier konnte er auch einer gewissen Neigung zur Paradoxie am bequemsten Genüge thun. Er schrieb vorwiegend für die „Preußischen Jahrbücher“, die „Deutsche Rundschau“ und die „Nationalzeitung“. Große Ereignisse des Tages fanden an ihm einen espritvollen Beurtheiler und Erklärer. Eines der letzten geistigen Erlebnisse war für ihn das Erscheinen der Briefe Bismarck's an seine Frau; „Bismarck intime“ — das war so recht etwas für diesen Geniesucher, der für alles Menschliche eine so feine Witterung hatte. Aehnlich wie Theodor Fontane gelangte er, in die Greisenjahre gekommen, zu der Ueberzeugung, daß das künstlerische Streben des Tages, daß die jungen Phasen geistiger Entwicklung an sich höher zu bewerthen seien, als alle schulmäßige Beschäftigung mit der Vergangenheit. Er sagte sich: was man da in Weimar thut, das mag gut sein; aber selbst was eine Johanna Ambrosius dichtend thut, ist besser. Und was im Besonderen die bildende Kunst angeht, die sozusagen sein offizielles Arbeitsgebiet war, so fand die neueste Wendung zu einem aufrichtigen Kolorismus in ihm einen freundlichen Förderer. Als Schriftsteller und künstlerisch schaffender Gelehrter hat er nur sich selbst gelebt; er hat nie über etwas geschrieben, was ihm nicht persönlich am Herzen lag. So geschah es, daß seine Schriften als Zeugnisse einer temperamentstarken Persönlichkeit Vielen Freunde wurden, sind und vermuthlich bleiben werden.

J. E.

---

*) Das Buch ist bei W. Spemann (Berlin und Stuttgart) unlängst auch in einer großen illustrirten Prachtausgabe erschienen.

A quarante ans.*)

Eines Abends.

Woher kommen die Träume? Jemand hat gesagt, daß das Weib mit 30 Jahren ihre richtige Zeit, ihre interessanteste Epoche hat, aber ich spürte um diese Zeit nichts Besonderes. Keine Gefühle, keine Gedanken stehen als Merkzeichen in meiner Erinnerung. Alles hatte ungefähr dieselbe Färbung. Die Jahre eilten davon, und ich wurde vierzig — 40! In meiner Jugend — so weit ich mich damals überhaupt im Stande glaubte, ein so fabelhaftes Alter zu erreichen — in meiner Jugend war ich überzeugt, daß zu dieser Zeit alles vorbei sein würde, das Märchen längst zu Ende, das Wunderbare, das natürlich eintreffen mußte, erlebt, das Dasein eine trockene, erschreckende Wüste. Ich glaubte, daß ich mich da geradezu schämen müßte, unter Leuten herumzustreichen, die noch ein Recht ans Leben hatten. Und das ist wohl auch so — das Märchen ist zu Ende. Aber — woher kommen die Träume? Ist das ein Zeichen des Alters? Kommt vielleicht für alle Frauen solch eine heimliche Zeit — eine Fata Morgana, ein Traum, lebendig wie das Leben selbst . . .? obgleich sie schweigen, verhehlen — —

Hier sitze ich, die ich nie ein Tagebuch geschrieben habe, die alles derartige immer haßte, mich nur nach dem Leben streckte, und spreche zu Niemandem, zu einem dummen Papier, zu mir selbst. Aber ich muß — dieses Unwirkliche, das über mich gekommen ist, wahrer, hungriger als die Wirklichkeit, verzehrt meine Seele. Wer sollte die Vierzigjährige verstehen, die das Leben hinter sich hat, ein volles Leben sogar, und die Lebensangst fühlt, die nach Leben schreit, das sie nie gelebt hat! Kein Genie, nicht einmal ein guter Mensch könnte es fassen, nur ich selbst fühle, was ich verloren habe.

Am Morgen darauf.

Wieder habe ich geträumt — geträumt. . . . Ich weiß nicht, wie ich in die Kleider kam. Im Spiegel begegnete mir ein junges Antlitz, weiche Züge, feuchte Augen — du Louise! — Ich warf mich über den Toilettetisch und barg das Gesicht in den Händen. Mit zehn Augen sah ich, mit zehn Ohren hörte ich die schleichenden Schritte, die leichten, gleitenden Contouren von ihm — meinem Traumbild. Ein süßes, vernichtendes Gefühl stieg in meiner Brust auf, raubte mir den Athem. Ich wollte mich erheben, hinaus ins Sonnenlicht gehen — zu nützlicher Thätigkeit, zu meinen Kindern — an meinen Gatten schreiben, der weit weg weilte. Aber ich blieb liegen.

Ein wollüstiger Schmerz — ein nagender Schmerz — er brannte wie Feuer, aber er war süß.

Ach, nein, ich wollte nicht . . . ich hatte Angst, es zu thun — aber doch geschah es. Ich ging zum Schreibtisch, riß nervös ein paar alte Briefbündel auf und suchte den gelben spröden Bogen hervor. Wie dünn und morsch er in meiner Hand rauschte. Gott — als ich ihn vor zwanzig Jahren zum ersten Mal las.

„Liebe Louise — über eines kannst Du froh sein, er hat mir gesagt: ‚Fräulein Berut hegte nie ein wärmeres Gefühl für mich, daher kann ich vergessen.‘ — Du, arme Kleine, entgehst daher der fatalen Rolle der Verlassenen.

So schrieb sie an mich, meine vertraute Freundin, seine Schwester!

Am Abend eines langen Tages.

„Verloren“, „dahin“, klingt es mir in den Ohren. Ich hab' es ja nie besessen! Nein, aber ich hätte es besitzen können. . . . Ich glaube nicht mehr an Vorherbestimmung, daran, daß das geschah, was geschehen mußte, daß ich handelte, wie ich allein handeln konnte, oder daß sein Gefühl zu schwach war, um ein Leben auszufüllen, weil es mich nicht überwand. — Ach, Thorheit, Begrenzung! Ein seltenes Mal liegt unser Leben mit allen Chancen in unserer Hand, da gilt es Muth zu haben, zu handeln und nicht zu warten — niemals das aufzubauen, was nicht vorhanden ist, nie seiner Natur untreu zu werden. Das Schicksal erwartet, daß wir diese Minuten packen, es zögert lange, steht todtenstill, hilft uns nicht, es harrt, um zu sehen, in welcher Richtung unsere Kraft liegt. Dann wendet es um, steuert anderen Zonen zu, und hinter uns verändert alles seinen Charakter. Wir können nicht mehr zurückkehren und reuevoll eingreifen, denn die Voraussetzungen sind nicht mehr da. Was ich weise spreche — und in mir weint meine Seele! Ich fühle die Raserei der Verzweiflung über das thörichte kleine Mädchen, das einmal um die Lippen ihres Geliebten jenes zärtliche, bebende Lächeln sah, das niemals lügt — und es doch nicht wagte, an die Macht ihrer Liebe zu glauben, es nicht wagte, das Nachdenken bei Seite zu lassen und dem Instinkte zu folgen — sich blind in die Arme der Natur zu stürzen. Man nannte es Schamhaftigkeit, daß ich meine Gefühle nicht zeigte. War dies wunderliche Band, das ich nicht entzwei reißen konnte, war es meine beste Natur, war es sensitive Jungfräulichkeit? O nein! Es war der Anfang zu jenem Spiele mit der Liebe, das sich seither in mein langes Leben gewebt hat, das im Ernst ohne Scherz gespielt worden ist, gespielt, während im tiefsten Inneren etwas zu Eis Erstarrtes lag, das nie aufgethaut ist. Die Zeit kommt, wo man den Sprung wagt — ach, was ist er dann werth?

Nun kenne ich die Liebe, nun weiß ich, wie ich ihn hätte lieben können. O, Gott, nun weiß ich, ihn habe ich geliebt, nachher liebte ich nur die Liebe.

Es gab keine Neugierde, kein Wundern, kein Vergleichen — wenn er im Zimmer war, stand die Zeit stille, und der Raum war von heißer zitternder Luft erfüllt, die auch stille stand, und meine Seele ward stille in einem namenlosen Glücksschmerz. Nichts hatte Konturen, alles war eine vibrirende tonvolle Masse, und ich glitt — glitt dem Geliebten entgegen. Wer sah es mir nicht an! Daß nicht auch er?! — aber er wagte wohl nicht — warum weiß ich nicht, ich weiß ja nichts. Vielleicht sah er es nicht einmal, denn als mich die Ahnung des Glücks ergriff, schwindelte mir, und ich begann das Spiel, dem die Menschen so viele erhabene Namen gegeben haben, verstand den Ernst nicht, der mir gebot, rasch die Hände auszustrecken, bevor die Zeit verronnen war.

Wer ermißt den tiefen Ernst dessen, daß wir Beide auseinandergingen, statt uns zu begegnen — den Ernst auf Menschenalter hinaus?

Eines Mittags.

Wenn ich Andere von seiner Person reden hörte, seinem Wesen, seinem Aeußeren, seinem Charakter, seinen Aussichten — da klang es wie der Straßenlärm, bei dem ich einschlummere. So ferne schien es mir. Vom ersten Augenblick an warst Du mein Geliebter, Geliebter — Du, so wie Du warst oder nicht warst. Was band mich? . . . Ich grübele darüber mit einer Angst, die nach der Vergessenheit vieler Jahre erwacht ist.

Am Abend.

Ich habe seither Liebe und Glück nachgejagt, nachgejagt mit Füßen, die gedürstet, und Händen, die geschrien haben. Die Leere war mein größtes Grauen. Und ich habe mich gesättigt, ich habe gesehen und begriffen — ich so wie Millionen Frauen, die ehrbar genannt werden wie ich. . . . Schließlich bin ich zur Ruhe hingesunken mit einem Gatten, dessen Seele ich achte und zu kennen glaube.

Als ich ihn liebte, da jagte ich nicht. Still saß ich im Frühlingsglanz, und zu mir kam die Liebe, fiel hinab in meinen Schoß wie eine duftende vollerblühte Rose. Nichts begehrte ich, nicht eine Berührung seiner Hand — ich hätte es nicht zu ertragen vermocht. Die Luft war er,

*) Autorisirte Uebertragung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

das Zimmer war er, der Birkenhain und der Waldbach draußen war er, jede Stelle, an der er vorbeigegangen, war von ihm erfüllt. Und wenn ich ihn sah und hörte, stand mein Träumen und Leben in erröthenden Nebeln still.

Eines Morgens.

Es ist Wahnsinn zu schreiben — Verbrechen zu denken. Aber ich denke nicht — schleichend wie Krankheit kommen die Träume, naht mir sein Athemhauch. — Zuweilen frage ich mich: ist das Kunde von Dir? Erwacht auch bei Dir ein Erinnern? Ach nein, ich weiß ja, daß Du schon längst, längst vergessen hast. . . . Wenn ich eingeschlafen bin, kommst Du so leibhaftig — Deine Stimme, Dein Lächeln — aber Du lehnst Deine Wange an meine, Du schließt mich in Deine Arme, ich fühle Deine Liebe, die ich nie fühlen durfte. Und über Allem ist eine Reinheit der Vollkommenheit, der Harmonie, die alle anderen Erinnerungen häßlich und fremd macht — das empfinde ich, wenn ich erwache. Das was gewesen ist, wird häßlich, nur das, was nicht war, ist hold. Aber jetzt begehre ich, ich habe gelernt, zu begehren, es genügt mir nicht mehr zu träumen, ich könnte mich selbst schlagen vor Raserei über das Spiel, das mir nicht einmal einen einzigen Ausdruck seiner Liebe gewann.

Denn Du liebtest mich, ach, laß mich es flüstern: Du liebtest mich!

Eines Abends.

Ich muß schließen — diese Blätter entzweireißen. Ist meine Seele ein Abgrund?

In einigen Tagen kommt mein Mann nach Hause, ich habe Angst, ihn zu sehen, Angst, daß er mein Geheimniß in meinem Gesichte wird lesen können.

Ich bin wieder jung, erschreckend jung, aber das kann ja meine vierzig Jahre nicht auslöschen, und Andere als er, der an mein Aeußeres gewöhnt ist, können nicht sehen, was ich empfinde. Als ich heute Abend mit ihnen, mit der Jugend war, da war ich wie eine von ihnen, plauderte und lachte und folgte ihnen, als wäre ich jung — in meinem Gehirn war nicht das Geringste, was sich dem widersetzte. Ich war so erfüllt von der Wirklichkeit meiner Jugend, daß ich lange nicht merkte, wie sie — in Verlegenheit — verstummt waren. Sie verstanden mich nicht — natürlich nicht!

Eines Morgens.

Ich will mich nur einschließen und Harfe spielen und Almquist singen. Ich verstehe ihn, ich verstehe jeden Widerspruch, ich verstehe alles. Seltsame, fremde Wogen erheben meine Seele zu strahlenden Höhen, ich sehne mich, weit über mich selbst hinanzusteigen, in dem großen fernen Lichte aufzugehen und doch mein Ich stark zu vernehmen wie die Schläge eines Weltherzens. . . . Spreche ich blassen Nonsens? Die Worte strömen mir zu. — Nun läutet das Telephon — alle zehn Minuten läutet es. Ich hasse das Leben!

Später.

. . . Wo war ich? Ich weiß es nicht. — Alles ist wieder stumm. O, Gott, gib mir der Thränen lindernde Fluth!

Später.

Ich m u ß meinem Manne dies zeigen. Wie werde ich es können?

Zu Mittag.

Ich w i l l den Traum zu Ende träumen. Eine wunderliche Ruhe ist über mich gekommen. Ich begreife, daß es einmal ausgesungen sein muß, dies Scheidelied an mein wirkliches Leben — das nie gelebt wurde. Nein — die Angst fängt wieder an — ich will den Traum sprengen, ich will das Glück der Wirklichkeit haben, das dahin ist. —

Am Abend.

Mit Feuerschrift sind sie aufgezeichnet, die wenigen, kleinen Erinnerungen, die mich brennen.

Ein Septembertag mit kornblumenblauem Himmel — weißt Du noch?! Die Mittagssonne strahlt über die Birken und den Bach, der eintönig zwischen schlüpfrigen Steinen perlt. Wir hatten uns von der Jugendschaar getrennt, wir Zwei, und waren im Hain zurückgeblieben — Du nahmst Dein Messer und schnittest meinen Namen in die weiße Rinde, sprechen konnten wir nicht. Dann gingen wir über den baumbeschatteten Weg zum Bach hinunter.

Aengstlich vor dem Schweigen, das von Inhalt schwer wurde, lief ich hinaus auf die Steine, von einem zum anderen springend. Ich lachte wie toll, scherzte, und Du folgtest, Du lächeltest, aber Deine braune Wange war heiß, und Deine stahlblauen Augen glänzten, — da machte ich einen übermüthigen Satz — und erreichte einen Stein weit draußen in der Strömung. Rings herum lauter Wasser — es sah schlimm für mich aus. Du standest auf einer schmalen Steinplatte ein gutes Stück draußen, doch immerhin mir am nächsten. Einen Augenblick erwartungsvolle Stille. — Die Scherzworte blieben mir in der Kehle stecken. Unendlich viel durchzuckte mich, unter Anderem, daß ich jetzt wohl meine Schuhe und Strümpfe ablegen und — in Deiner Gegenwart — waten mußte. Der Gedanke machte mich ernstlich nervös. Die Zöpfe fielen mir auf die Schultern hinab, ich stand regungslos tief erröthend da. Flehend sah ich auf — überall so still, so erschreckend still, nur der Bach rieselte und rieselte, bis alle Gedanken einschlummerten. Da strecktest Du Deine Arme aus. War es „Komm", was Du flüstertest? Ich habe es nie gewußt, doch hörte ich das Wort von irgendwo. Aber Dein zärtliches, sonniges Lächeln, das sah ich, Deinen Schnurrbart, der leicht zitterte, Deine Augen, die sich verdunkelten. Ein Taumel packte mich, eine grenzenlose Liebe, sie hüllte Dich, mich, alles in einen Flor ein — hätte ich weniger geliebt, ich würde mich übermüthig wie ein Kind in Deine Arme gestürzt haben. Nun wagte ich es nicht, wagte nicht zu glauben, daß es die Liebe war, die die Arme ausstreckte — konnte meine eigene Liebe nicht darbieten, so nannte ich es. Ich wurde steif. Vor „Koketterie" hatte man mich gewarnt, die Sittsamkeit der Frau macht sie ja doppelt begehrenswerth. Du bliebst stehen. Ich drehte mich um und sagte — klang es natürlich? Ich glaube wohl. — Da stoße ich Sie ja nur ins Wasser.

Worauf ich auf kleinen Kieselsteinen hinausbalancirte, mir die Füße naß machte, Verzweiflung fühlte — und Du kamst nach, blaß und stumm. . . . O, weißt Du noch?

Ein einziger kleiner Sprung — und ich hätte mein wirkliches Leben gelebt — kurz oder lang, selig oder unselig — doch m e i n Leben.

* * *

In der Dämmerung war es, und die Alten ruhten drinnen. Ich saß am Klavier und spielte sachte, und daneben standest Du. Mein Herz schmerzte vor Angst, denn die Tage gingen, und wir sollten scheiden. Liebtest Du mich, liebtest Du mich — wirklich? Da hörte ich Dich halblaut sagen, während Du die Noten mit einem Halm peitschtest:

— Warum sollte ich nicht das Recht haben, frei heraus zu sprechen, ich, wie Andere — warum? Das ist lächerlich. . . .

Verzweiflung ergriff mich — gleichsam die Ahnung des Urschmerzes selbst. Ein wilder Gedanke durchzuckte mich, loszubrechen, mich in leidenschaftlichem Weinen rückhaltlos über die Tasten zu werfen. Aber ebenso blitzschnell kam der kalte Gedanke: Du weißt, daß Du das thust, um ihn zum Sprechen zu zwingen, um seine Werbung zu beschleunigen. — — Und unsicher, zerrissen schlage ich anstatt dessen einen alten Walzer an, spiele wie eine Närrin, schließe mit einem Lachen und stehe auf.

Du verstandest mich nicht — ich spielte gut Komödie. . . .

Du hattest eine Ausfahrt arrangirt. Alle kamen, nur ich nicht. Meine Mutter verbot es mir, nur weil es gut

that, hie und da Nein zu sagen. Liebte er, so wurde er durch dieses kleine Manöver nur angestachelt.

O, Spiel — verflucht seist Du, das die Natur versucht. Als ich Dir das nächste Mal begegnete, warst Du so wunderlich. Meine Thränen erfroren innerlich. Ich übertrieb die Worte meiner Mutter, und es war, als hätten wir Beide gefunden, nun sei es genug.

Dann sah ich Dich nie mehr. Weißt Du noch, daß so unser Abschied war? Nicht absichtlich — aber das Schicksal hatte mich genug geprüft, und es steuerte nun anderen Gestaden und neuen Zielen zu.

Eine Nacht später, als es für mich lebendige Wahrheit wurde, daß wir unwiderruflich getrennt waren, verschwand für einen Augenblick jede Fähigkeit zu leben. Ich hatte das Todeswerkzeug um meinen Hals gelegt — es war Ernst all dies, rings um mich war kein Lichtschimmer. Aber derselbe kalte Gedanke, der aufgeblitzt war, als ich mich dem Leben geben wollte, der stellte sich jetzt vor den Tod, und der Tod wich. Und der kalte Gedanke wurde heimisch im Herzen, ein starres, erfrorenes Etwas, das niemals aufgethaut ist.

Viele Tage später.

Ich habe beschlossen, alles zu gestehen. Das Leben das ich in den letzten Monaten gelebt, ist ein klares Verbrechen gegen meinen Gatten. Ist es möglich, daß er — wird er die Scheidung verlangen? Ich habe nichts gethan — aber der Gedanke hat die volle Stärke des Lebens gehabt, darüber kann kein Zweifel herrschen.

. . . Wunderliche Ahnungen durcheilen mich. Eigentlich ist in meinem Leben nie etwas gewesen. Etwas Richtiges — so daß ich mit einem Male neue Bilder erblickt, neue Töne gehört, neue Gefühle empfunden habe. Ein Tag hat sich an den anderen geknüpft, immer wieder um einen Tag älter. Nun ist es, als sollte etwas geschehen, nicht mehr süße Träume, sondern etwas Wirkliches, Neues, Großes, das ich noch nicht fassen kann — schreckensvoll vielleicht, aber . . .

Ich zittere oft in wunderlich aufreizenden Erregungen. Vielleicht habe ich jetzt das herraufbeschworen, was mein ganzes, stilles, glückliches Leben erschüttern wird. Aber ich muß stark sein.

Ich habe ein Gefühl wie in meiner Kindheit, wenn ich im Parquet saß und der Kronleuchter langsam emporgehißt wurde und ich, vor Spannung erschauernd auf das Aufgehen des Vorhangs wartete, in welchem Augenblick ich wußte, daß ein Schuß knallen würde. . . .

Ja, heute Abend soll es geschehen. Gott helfe mir.

Eines Abends — eine Woche später.

Warum in aller Welt setze ich dieses dumme Tagebuch fort? Es ist zur alten Gewohnheit geworden, so wie zahnlose Mütterchen für sich selbst schwatzen. . . . Ich sah eben erst, wie mager meine Wangen sind und daß die Haut an den Schläfen viele Runzeln hat. Alt — unwiderruflich alt. Bin ich wirklich erst 40 Jahre?!

Gestern las ich von einem Franzosen, der „la femme à quarante ans" entdeckt hat. Ihre stärkste erotische Periode sollte in das Alter von vierzig Jahren fallen. . . . Schlägt das vielleicht bei der nordischen Frau in Träume, Ahnungen, Schmachten um — ewig ungebunden in unserer Sehnsucht, gebunden in unserem Thun? . . . Man ist also obendrein noch eine ganz gewöhnliche Erscheinung — eine der Vielen! . . .

Ach, wie ich bebte! Je näher der Abend kam, wo ich Emil diese kindische Sache zeigen sollte, desto ängstlicher wurde ich. Die Hände waren feuchtkalt und die Augen groß wie Theetassen — das sind sie immer, wenn ich vor etwas Entscheidendem stehe. Der Muth gebrach mir — ich konnte nicht. Die Nacht verging, der nächste Morgen schleppte sich hin. Endlich nach dem Mittagessen packte mich die Entschlossenheit der Verzweiflung. Emil hatte sich in einen Lehnstuhl nidergelassen (wie dick er wird, die Wangen hängen herab). Gedankenvoll hielt er die Füße vor sich ausgestreckt.

Ich weiß nicht, wie ich mit den Papieren vor ihn hinkam — ich sank wohl an der Fauteuillehne in die Knie und murmelte verwirrt etwas von Erbarmen, und ob jetzt wohl alles zu Ende wäre?

Noch sehe ich seine erstaunte Miene. Wie er die Cigarre weglegte und hastig die erste Seite und einen Theil der zweiten durchsah.

Dann streifte er die Asche ab und steckte die Cigarre wieder zwischen die Lippen. Er überflog die Blätter, übersprang lange Stücke. . . .

Dann blähten sich seine Nüstern in einem leichten Gähnen, er zog die Brauen empor, die Augen wurden matt.

— Folgen der Reise — lächelte er entschuldigend.

Ich hatte mich aus meiner theatralischen Stellung erhoben. Was ich fühlte, dafür habe ich keine Worte. Beschämung ist nicht das Richtige. Etwas in meiner Seele wurde langsam ausgelöscht — ihr eigentlicher Körper, wenn das Wort gestattet ist, verdünnte sich gleichsam und wurde zu einem Schatten seiner selbst.

Ich glaubte ein Lächeln um meines Mannes Mundwinkel huschen zu sehen. Ein letztes Blättern — und sorgsam faltete er das elende Manuskript zusammen und gab es mir mit einem scherzhaften Klaps auf die Hand zurück.

Kleines Närrchen, ich werde doch nicht auf eine alte Backfischschwärmerei eifersüchtig sein — Träume thun mir nichts zu leide. Er zog mich an sich und flüsterte:

Das ist meine Schuld, ich bin zu lange von meiner Frau fort gewesen.

Während meine Seele sich immer härter vor diesem kränkenden Unverständniß verschloß, ruhte mein Kopf mechanisch auf seiner Schulter und meine Hand in der seinen. . . . Hu, sie ekeln mich an, diese Blätter! Ich will zum Feuer hingehen, das dort drüben verkohlt, und sie hineinwerfen und sehen, wie die kleine blaue Flamme, die über der Gluth züngelt, sie langsam verzehrt eins nach dem anderen, bis sie zusammenschrumpfen und zu dem Sprödesten alles Spröden werden und schließlich zu einer Messerspitze Staub.

Hilma Augered-Strandberg.

Encyklopädien von heute.

Das aus dem Griechischen stammende Wort Encyklopädie bezeichnet bekanntlich den Bildungskreis. In der antiken Welt verstand man darunter den Bildungskreis, in dem sich die freigeborenen Griechen bewegt haben mußten, bevor sie in das öffentliche Leben eintraten. Der antike Bildungskreis umfaßte vornehmlich die sogenannten sieben freien Künste: Grammatik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Musik, Dialektik und Rhetorik. Dieser Bildungskreis hat sich im Laufe der Jahrhunderte bis ins ungemessene erweitert, und die Flagge Encyklopädie hat im Laufe der Zeit eine immer umfangreichere Ladung decken müssen. Es entspricht einem natürlichen intellektuellen Bedürfniß, das menschliche Wissen, je umfangreicher und für den Einzelnen schwerer übersehbar es wird, um so sorgfältiger zu systematisiren, das Wesentlichste auszuschälen, und es so dem Wißbegierigen zu ermöglichen, sich wenigstens einigermaßen auf dem Gebiete des Wissenswerthen zu orientiren. Diesem Bedürfniß haben viele Jahrhunderte und alle Kulturvölker zu entsprechen versucht. Aus systematischen Lehrbüchern sind allmählich Realwörterbücher entstanden, und aus diesen hat sich das Konversationslexikon unserer Tage nach und nach entwickelt. Die Neigung für genossenschaftliche Unternehmungen, für das Zusammenwirken zahlreicher geistiger Kräfte zwecks Erfüllung einer gemeinschaftlichen Aufgabe, der Kapitalismus unserer Zeit, der auch an litterarische Aufgaben große Summen wagen kann, das hoch entwickelte Verkehrsleben, das

Absatzmöglichkeiten geschaffen hat, wie sie früher in gleichem Umfange auch nicht annähernd bestanden, der auf die Popularisirung gerichtete demokratische Zug des modernen Geisteslebens, das Hasten und Eilen der Gegenwart, wodurch das Bedürfniß nach präsentem Wissen immer stärker entwickelt ist, — alle diese Ursachen haben zusammengewirkt, um die Konversationslexika unserer Zeit auf die Höhe zu führen, auf der sie sich gegenwärtig befinden. Es sind gleichsam litterarische Waarenhäuser geworden, in denen jeder alles finden kann, was er für den geistigen Tagesbedarf nöthig hat. Da das Bedürfniß des Publikums nach derartigen Encyklopädien auf das engste mit der ganzen modernen Verkehrsentwicklung zusammenhängt, so hat sich natürlich auch bei allen Kulturvölkern das Konversationslexikon eingebürgert. Deutschland hat sogar mehrere konkurrirende Unternehmungen dieser Art aufzuweisen, von denen zwei, das Brockhaus'sche und das Meyer'sche Lexikon, sich die ganze deutschredende Welt erobert haben. Der Segen der Konkurrenz hat sich dabei auch auf diesem Gebiete sehr vortheilhaft geltend gemacht. Brockhaus und Meyer haben sich, was die Fülle des Gebotenen, die Trefflichkeit der Ausstattung, die Reichhaltigkeit der Abbildungen und die Promptheit des Erscheinens anlangt, fortgesetzt zu überbieten gesucht.

Brockhaus ist jetzt mit einer Auflage auf dem Büchermarkt erschienen, die den Titel „Neue revidirte Jubiläumsausgabe" trägt. Die 14. vollständig neu bearbeitete Ausgabe des Brockhaus'schen Konversationslexikons begann beim Anfang des letzten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts zu erscheinen. 1898 erschien darauf eine revidirte 14. Auflage, die sogenannte „Jubiläumsausgabe", die es sich zur Aufgabe stellte, den gesammten riesigen Stoff in einer bis zum Erscheinungsjahre fortgeführten Revision zusammenfassend zu geben. Von der in diesem Jahre zur Publikation gebrachten „Neuen revidirten Jubiläumsausgabe" liegen bereits die beiden ersten Bände vor; sie zeigen, daß Brockhaus jetzt mit Erfolg bemüht ist, ein Konversationslexikon herzustellen, das auch die allerneusten Begebenheiten mit zur Verarbeitung bringt.

Es ist interessant, wie die Tendenz, in derartigen Encyklopädien auch die allerjüngste Gegenwart mit zu berücksichtigen, sich immer stärker entwickelt hat. Die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart hat sich sogar daran gemacht, ein „Zeitlexikon" herauszugeben, das monatlich über alle Ereignisse auf sämmlichen Kulturgebieten Bericht erstatten soll. Diderot's berühmte „Encyclopédie ou dictionnaire raisonné des sciences, des arts et des métiers" brauchte 21 Jahre, um fertiggestellt zu werden. Unsere Zeit will alles gleich und schnell und knapp haben.

Es ist eine erstaunliche Leistung buchhändlerischen Unternehmungsgeistes und litterarischer Organisationsfähigkeit, die in der neusten Ausgabe des Brockhaus'schen Konversationslexikons vorliegt.

B.

Dreiunddreißig Jahre in Ostasien. Erinnerungen eines deutschen Diplomaten. Von M. von Brandt. In drei Bänden. Band II. Leipzig 1901. Verlag von Georg Wigand.

Von den höchst interessanten Memoiren des früheren deutschen Gesandten in Peking M. von Brandt ist jetzt der zweite Band erschienen, welcher die Jahre 1863—1875 umfaßt. M. v. Brandt vertrat während dieser Jahre in Japan erst Preußen, dann den Norddeutschen Bund und schließlich das Deutsche Reich, anfangs als Konsul, schließlich als Ministerresident. 1866 war er gerade auf Urlaub in Deutschland, als der preußisch-österreichische Krieg ausbrach, und er hatte Gelegenheit, wenigstens noch an den letzten Ereignissen des Feldzuges in Böhmen theilzunehmen. Er wurde zum Adjutanten des Generalgouverneurs von Mähren ernannt und durchlebte in Brünn alle Schrecken der Choleraepidemie. In der Zeit des deutsch-französischen Krieges war Herr von Brandt in Japan geblieben. Die damalige Langsamkeit der Verbindung zwischen Europa und Ostasien geht aus der charakteristischen Thatsache hervor, daß noch am 15. August 1870, am Napoleonstage, die deutschen Kriegsschiffe im Hafen von Nagasaki die französische Flagge salutirten, und der diplomatische Vertreter des Norddeutschen Bundes an demselben Tage seinem französischen Kollegen in Yokohama seine Glückwünsche zum Napoleonstage aussprach. Daß man in Ostasien den Ausbruch eines Krieges zwischen Frankreich und Deutschland im Jahre 1870 nicht ahnte, ist übrigens nicht zu verwundern. Wie wenig man selbst in Berlin an den Krieg geglaubt hatte, dafür gibt Herr von Brandt in seinem Buche ebenfalls noch einen Beleg. „Als mein Bruder — so schreibt er — der damals der Chef des Nachrichtenwesens im großen Generalstabe war, von Brüssel, wo er sich auf Urlaub aufgehalten hatte, nach den ersten Vorgängen in Paris und Ems nach Berlin zurückeilte und sich bei dem General von Moltke meldete, sagte ihm derselbe sehr niedergeschlagen: ‚Sie können ruhig wieder abreisen, lieber Brandt, es ist alles vorbei'. Auf die Erwiderung meines Bruders, daß die Berichte seiner Agenten ihn annehmen ließen, daß man sich in Paris nicht mit dem Erreichten zufrieden geben werde, antwortete der General: ‚Die Kerls werden doch nicht so dumm sein'."

Die Berichte dieses Bandes über Ereignisse, die mit den Kriegen von 1866 und 1870 in Beziehung stehen, sowie über Erfahrungen, die M. von Brandt 1871 und 1872 bei Reisen durch die Vereinigten Staaten gemacht hat, bilden übrigens nur eine wechselvolle Unterbrechung der Geschichte der japanischen Begebenheiten, die gerade am Ende der sechziger Jahre in ein besonders bedeutsames Stadium traten. Im Jahre 1868 begann jene merkwürdige, für uns Europäer so schwer verständliche Revolution, die mit der Beseitigung des Taikuns anfing, die Macht des Mikados unter Umwälzung der alten feudalstaatlichen Verhältnisse sicherstellte, und dann zu einer Anpassung an die Bedürfnisse moderner Kultur — vom Frack bis zum Parlamentarismus — führte, die Japan heute zu dem beachtenswerthesten Faktor der ostasiatischen Politik gemacht hat. Herr von Brandt, unter dessen aufmerksamen Blicken sich diese Revolution vollzogen hat, und der in seiner diplomatischen Stellung Gelegenheit hatte, auch die inneren Triebfedern dieses Umschwungs zu beobachten, rückt die Begebenheiten unserm Verständniß wesentlich näher.

Im Jahre 1875 verließ Herr von Brandt Japan, um als diplomatischer Vertreter des deutschen Reiches nach Peking zu gehen.

Der dritte Band dieser höchst ansprechend geschriebenen Memoiren wird uns über China und die schweren diplomatischen Aufgaben, die in Peking zu erfüllen waren, berichten.

Wir machen unsere Leser wiederholt auf dies Memoirenwerk aufmerksam.

T. B.

„Böcklin" von Henri Mendelsohn. 40. Band „Geisteshelden." Berlin. Ernst Hofmann & Co.

Eine klare, ernste, etwas kühle Schrift über das schönste Thema. Sie benützt die bisherigen Arbeiten und gibt manches neue hinsichtlich der Chronologie und Technik, ohne besondere Tiefe in der poetischen Durchdringung und Darstellung und in der Aufweisung der Verbindung Böcklin's mit der zeitgenössischen Gesammtkunst. Die rein chronologische Darstellung, sowie die strenge Trennung in Kapitel, welche besondere Beziehungen und Qualitäten der Böcklin'schen Bilder behandeln, ermöglicht zwar eine ruhige Uebersicht, aber es geht dabei immerhin die Perspektive verloren, welche gewisse Dinge, Fragen, Nothwendigkeiten, Eigenarten, Bilder hier in den Vordergrund treten, dort im Schatten stehen läßt. Manche Bemerkungen in technischer Beziehung sind ungemein lehrreich, besonders über Böcklin's Komposition, über sein Raumgefühl und die Kühnheit seiner Abschneidungen, seines Ueber- und Nebeneinander, über seine verschiedenen Temperaversuche, dann über das Verhältniß zu Schack. Es ist immerhin gut, kein neues lyrisches Buch über Böcklin zu bekommen, sondern ein einfach vernünftiges, das sich dadurch trotz des unwillkürlichen Gegenwartsstandpunktes doch dem historischen wenigstens nähert.

Otto Stoeßl.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 39. Berlin, den 29. Juni 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Einige politische Zeichendeuter wollen eine Entfremdung zwischen dem Kaiser und dem Reichskanzler entdeckt haben, deren Ursache sie aus der Rede des Grafen Bülow bei der Enthüllung des Bismarckdenkmals herauszudestilliren suchen.

Vermuthlich handelt es sich hierbei nur um ein müßiges Geschwätz. Wie man annehmen kann, daß der Kaiser an der Bülow'schen Bismarckrede Anstoß genommen habe, ist jedenfalls völlig unerfindlich. Das Markanteste dieser Rede war eine zwischen den Zeilen zu lesende staatsmännische Rechtfertigung der Entlassung Bismarck's; und diese war bekanntermaßen des Kaisers eigenstes Werk.

Der Epileptiker Weiland, welcher s. Zt. in Bremen durch einen Wurf mit einer Eisenlasche den Kaiser im Gesicht verletzte, ist wegen nachgewiesener Geisteskrankheit vom Reichsgericht außer Verfolgung gesetzt. Der Beschluß des ersten Strafsenats des Reichsgerichts entspricht dem Antrage des Ober-Reichsanwalts. Die gerichtliche Prüfung des Falles hat also die Geisteskrankheit des Thäters und damit den Ausschluß strafrechtlicher Verantwortung jedem Zweifel entzogen. Im Anschluß an diese Entscheidung des Reichsgerichts ist sodann auf Antrag des ersten Staatsanwalts in Bremen von der zuständigen Bremer Medizinalbehörde die zwangsweise Unterbringung des gemeingefährlichen Geisteskranken in einer Irrenanstalt beschlossen worden. Damit ist der traurige Vorfall der politischen Fruktifizirung seitens unserer Scharfmacher definitiv entzogen. Man muß sich erinnern, mit welcher Hartnäckigkeit nicht bloß die Scharfmacherpresse, sondern auch verschiedene einflußreiche konservative Politiker den Glauben genährt haben, daß hier ein regelrechtes Attentat vorliege. Vorübergehend gewann es sogar den Anschein, als ob auch die Anschauungen des Kaisers von dieser politischen Stimmungsmacherei nicht unbeeinflußt geblieben seien. Es ist deshalb von jedem Gesichtspunkte aus nur mit Befriedigung zu begrüßen, daß die unbefangene gerichtliche Prüfung ein so völlig unzweideutiges Resultat ergeben und damit das Gerede von einem Attentat definitiv zum Schweigen gebracht hat. Es zeigt übrigens auch dieser Vorfall einmal wieder, daß man gut daran thut, sich nicht vorzeitig Ausbrüchen der Empörung hinzugeben. Da es von vorn herein höchst wahrscheinlich war, daß man es mit einem beklagenswerthen Kranken und nicht mit einem verabscheuungswürdigen Verbrecher zu thun hatte, so war die forcirte Entrüstung mancher Preßorgane eine arge Geschmacklosigkeit, die um so mehr verstimmte, als man die Absicht dieser Gefühlsschwelgerei nur zu deutlich merkte.

Die Leipziger Bank, ein großes wirthschaftliches Unternehmen mit einem Aktienkapital von 48 Millionen Mark und Reserven von über 16 Millionen, deren Aktien vor wenigen Tagen noch an der Börse mit 140 bezahlt wurden, ist in Konkurs gerathen, und es erscheint nicht ausgeschlossen, daß die Aktionäre einen Totalverlust erleiden werden. Der Zusammenbruch des Instituts ist durchaus auf die Leichtfertigkeit der Bankleitung zurückzuführen. Auch bei diesem Anlaß zeigt sich einmal wieder, wie wenig die sogenannten gesetzlichen Kautelen im großen kaufmännischen Leben bedeuten. Entscheidend bleibt die Tüchtigkeit, Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit der Geschäftsleiter. Anstatt immer wieder den Versuch zu machen, durch kleinliche Restriktionen aller Art die Freiheit der Bewegung an den Börsen einzuschränken, sollte die Gesetzgebung mehr ihr Augenmerk auf die Befestigung der Grundsätze von Treu und Glauben richten. Das einfältige Börsengesetz, welches wir dem gesetzgeberischen Unverstande unserer Agrarier verdanken, hat es dagegen fertig gebracht, die Verletzung von Treu und Glauben noch mit einer besonderen Prämie zu versehen. Es ist für gewissenlose Börsengauner ein lohnendes Geschäft geworden, den sogenannten Differenzeinwand zu erheben, und das Börsengesetz sichert ihnen die Früchte ihrer Gaunerei. Daß die allgemeine geschäftliche Moral beim Anblick derartiger, unter dem Schutz des Börsengesetzes sich vollziehender Verletzungen von Treu und Glauben nicht gewinnen kann, liegt auf der Hand. Auch der Zusammenbruch der Leipziger Bank, dessen Ursache geschäftliche Unsolidität ist, sollte deshalb ein neuer Anstoß für die Reichsregierung sein, die Initiative zu einer gründlichen Purifizirung des Börsengesetzes zu ergreifen.

In China scheinen die Dinge nicht zum besten zu stehen. Der Abmarsch der europäischen Truppen aus der Provinz Petschili hat das Selbstgefühl der Chinesen wieder stark gehoben. Das chinesische Volk hat sich von jeher durch eine starke Verachtung der Fremden ausgezeichnet, und es ist deshalb nicht allzu schwer, dieser Bevölkerung den Glauben beizubringen, daß die fremden Teufel nur der Noth gehorchend den geheiligten Boden Chinas verließen. Daß unter solchen Umständen die Neigung Chinas, sich mit der Bezahlung der Kriegskosten zu beeilen, nicht groß sein wird, leuchtet ein. Wie wir aus einer sehr guten Quelle hören, ist man denn auch in den Regierungskreisen zu St. Petersburg, wo man die Chinesen besser kennt als in irgend einer anderen europäischen Hauptstadt, der Meinung, daß die Zahlung der Kriegskosten außerordentlich dubiös sei, und daß das Prestige der europäischen Mächte in China trotz des militärischen Anschauungsunterrichts, der ungefähr ein Jahr lang gedauert hat, durchaus nicht gewachsen sei. Man gibt sich in St. Petersburg übrigens auch kaum die Mühe, seine Schadenfreude über diese Entwickelung der Dinge zu verbergen, und ist mehr als je bemüht, sich in der Mandschurei dauernd festzusetzen.

In Frankreich bereiten sich die politischen Parteien bereits ernstlich auf die Parlamentswahlen des nächsten Jahres vor. Die konservativ-klerikale Koalition mit ihrer nationalistisch-antisemitischen Gefolgschaft wird Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um die Staatsordnung zu untergraben, während das bestehende Regiment in den Radikalen und Sozialisten seine Hauptunterstützung findet. Angesichts der Gefahren einer revolutionären Reaktion vollzieht sich eine sichtbare Annäherung zwischen den Freisinnigen und Sozialisten in Frankreich. Es ist den fortgesetzten Bemühungen von Jaurès gelungen, die Vorurtheile der „Unentwegten" unter den Sozialisten gegen den bürgerlichen Radikalismus soweit abzuschwächen, daß eine Kooperation zwischen Sozialisten und Radikalen bei den nächsten Wahlen wahrscheinlich geworden ist. Inzwischen hat auch ein Kongreß der radikalen Parteien stattgefunden, der klipp und klar zum Ausdruck gebracht hat, daß er „keinen Feind nach links" kenne. Der Kongreß wählte am ersten Tage zu seinem Vorsitzenden den früheren Ministerpräsidenten Goblet, der bei der Uebernahme des Vorsitzes erklärte, der Kampf gelte dem Klerikalismus und Nationalismus, „die unter trügerischer Maske den gemeinsamen Haß gegen die Republik verbergen". Obgleich die radikale Partei die kollektivistische Lehre verwerfe, so sei sie doch für ein Zusammengehen mit den Sozialisten bei den Wahlen. Es ist sehr charakteristisch, wie unter der Noth der Zeit sich die politische Annäherung zwischen den bürgerlichen Radikalen und den Sozialisten in Frankreich vollzieht, seitdem der liberale Staatsmann Waldeck-Rousseau durch Aufnahme eines Sozialisten in sein Ministerium den Ring der politischen Vorurtheile kühn durchbrochen hat. Der Vorgang hat nicht bloß für Frankreich ein aktuelles Interesse.

Eine menschenfreundliche englische Dame, Miß Hobhouse, die in Südafrika eine eingehende Untersuchung jener Burenlager vorgenommen hat, in denen die Frauen und Kinder der im Felde stehenden Buren seitens der Engländer zwangsweise zusammengepferchtsind, hat einen Bericht über ihre Wahrnehmungen veröffentlicht, der von den furchtbaren Zuständen in diesen Burenlagern ein erschütterndes Bild gibt. Die Sterblichkeit in diesen Lagern ist eine ungeheure dank der ungenügenden Ernährung und der sanitären Vernachlässigung dieser unglücklichsten Opfer des Krieges. Man kann nicht ohne Schaudern lesen, wohin der Ruf „war is war" allmählich die englische Regierung geführt hat. Die moralische Reaktion gegen solche Zustände scheint jetzt übrigens in England weitere Kreise zu ergreifen. Jene kleine Minderheit vom höchsten moralischen Muth erfüllter tapferer Männer und Frauen, die sich durch das jingoistische Geschrei des Pöbels der Straße und der Salons nicht hat abhalten lassen, für Humanität und Gerechtigkeit einzutreten, gewinnt nach und nach an Boden. Unter dem Vorsitz des Mitgliedes des Unterhauses Mr. Labouchere fand kürzlich in London ein von vielen Tausenden besuchtes Protestmeeting gegen die Behandlung der Burenfrauen und Kinder und gegen das Niederbrennen der Farmen statt. Aus Deutschland sind Mr. Labouchere anläßlich dieser Demonstration auch Zustimmungstelegramme gesandt worden, u. a. aus einer Versammlung von Bismarckschwärmern, die zur Feier der Errichtung einer Bismarcksäule sich zusammengefunden hatten. Nun ist es zwar recht schön, daß auch in Deutschland der moralische Muth von Engländern anerkannt wird, die der patriotischen Phrase und dem nationalistischen Geschrei des Pöbels kühn entgegentreten, aber es liegt doch eine starke Ironie in der Thatsache, daß es gerade Bismarckschwärmer sind, die diese Anerkennung telegraphisch zum Ausdruck bringen. Zu Bismarck's Zeiten konnten diejenigen Deutschen, die auch nur den zehnten Theil jener geistigen Unabhängigkeit zum Ausdruck brachten, den die englischen sogenannten Proburen heute zeigen, mit unfehlbarer Sicherheit darauf rechnen, zu den Reichsfeinden und Vaterlandsverräthern gerechnet und von der offiziösen Presse mit jedem nur denkbaren Schimpf bedacht zu werden. Noch heute hat sich ja in Deutschland die gemeine Sitte nicht ganz verloren, jemanden als Vaterlandsverräther hinzustellen, der nicht jede nationale Ungerechtigkeit gutheißt. Unsere Nationalisten und Bismarckschwärmer prunken gern mit dem Wort „Right or wrong — my country", d. h. zu deutsch: wenn seitens der eigenen Nation gegen ein fremdes Volk auch die größte Nichtswürdigkeit geschieht, so muß ich doch für die Vertreter der eigenen Nation Partei ergreifen. Unsere Nationalisten, die Alldeutschen, die Bismarckfanatiker führen das „Right or wrong — my country" bei jeder Gelegenheit im Munde. Es ist deshalb schwer, keine Satire über die Leute zu schreiben, die heute „Right or wrong — my country" schreien und morgen Mr. Labouchere beglückwünschend antelegraphiren, weil er einem Massenmeeting präsidirt, in dem dieser Grundsatz als eine moralische Scheußlichkeit an den Pranger gestellt wird.

* * *

Ein Königreich für einen Konflikt!

Unsere patriotischen Konservativen, die Liebesgabenempfänger, Vertreter der Brotwucherpolitik und Kanalgegner sind immer auf der Suche nach einem Konflikt zwischen der Regierung und der Linken des Parlaments. Die Konfliktstoffe, die sich bisher am besten in Preußen wie im Reich bewährt haben, sind Ausnahmemaßregeln gegen die Sozialdemokratie und Militärforderungen. Die sogenannten staatserhaltenden Parteien sind daher abwechselnd bemüht, die Regierung bald auf die ersteren, bald auf die letzteren zu hetzen. Wenn die Aussichten für neue Liebesgaben und Schutzzölle schlechter werden, so kann man mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß in der „Post", in der „Kreuz-Zeitung", in der „Deutschen Tageszeitung", in den „Berliner Neusten Nachrichten" und in ähnlichen staatserhaltenden Organen die Gefahren, welche Thron und Altar seitens der Umsturzparteien bedrohen, in den düstersten Farben geschildert werden. Mit patriotischer Bekümmerniß suchte man den Glauben zu nähren, die That des Epileptikers Weiland in Bremen sei ein verbrecherischer Angriff auf den Kaiser. Ueber das Treiben der Anarchisten in Patterson, über eine in Argentinien entdeckte Verbrecherbande, die es sich zur Aufgabe gemacht habe, ein halbes Dutzend europäische Monarchen gleichzeitig umzubringen, über dunkle Pläne höchst dunkler Ehrenmänner in Aegypten oder einer anderen Gegend des dunklen Erdtheils werden gelegentlich dunkle Andeutungen gemacht, und zwischen derartigen unkontrollirbaren anarchistischen Plänen und den Bestrebungen unserer Sozialdemokratie wird mit dem Aufwand einer recht perfiden Sophistik ein innerer Zusammenhang herzustellen gesucht. Der ruhige Bürger bekommt auf diese Weise einen schrecklichen Einblick in die Verworfenheit der Umsturzmächte, die allenthalben die Staats- und Gesellschaftsordnungen unterwühlen. Das rothe Gespenst hat den Reaktionären von jeher die trefflichsten Dienste geleistet. Es ist deshalb begreiflich, daß sie es gern citiren, aber durch gar zu häufigen Gebrauch hat sich das so oft bewährte Schreckmittel abgestumpft, und es wird immer schwerer, den Philister mit der für die Reaktionäre so außerordentlich heilsamen Sozialistenfurcht zu erfüllen.

Die reaktionäre Drehorgel läßt deshalb jetzt einmal zur Abwechslung einen Militärmarsch ertönen. Militärforderungen gegenüber kann man stets mit Sicherheit auf eine leidenschaftliche Opposition der Sozialdemokratie rechnen, aber auch Freisinnige und selbst Centrumsmänner sind oft genug auf diesen Spieß aufgelaufen. Es kommt also nur darauf an, die Regierung und vor allem die Krone zu bestimmen, neue große Militärforderungen aufzustellen, und der erwünschte Konflikt mit der Linken wird wahrscheinlich. Die um das Wohlergehen Deutschlands so außerordentlich besorgten Agrarier, die so gern bereit sind, einige Zollkriege vom Zaune zu brechen, animiren deshalb die Regierung zu einer kräftigen Heeresvermehrung. Je schwerer die öffentliche Meinung einzusehen vermag, daß eine solche Heeresvermehrung nöthig ist, um so besser für unsere Reaktionäre, denn um so eher können sie auf den Konflikt rechnen, den sie für ihre Zwecke brauchen wie das liebe Brot. Die Spekulation ist aber diesmal ein Bischen gar zu durchsichtig und setzt bei der Regierung eine Naivetät oder Frivolität voraus, die man nicht ohne weiteres präsumiren darf, ohne sie zu beleidigen.

Da die Frage einer etwaigen Heeresvermehrung übrigens in erster Linie eine Frage der Steuerlasten ist, so empfiehlt es sich vielleicht, schon heute darauf aufmerksam zu machen, daß jede wesentliche Steigerung unseres Militärbudgets nothwendigerweise die Frage einer Beseitigung der Branntweinliebesgabe und der Zuckerprämien in den Vordergrund schieben muß. Wenn es nothwendig wird, für die Rüstung Deutschlands nach außen noch weitere Opfer zu bringen, so muß man daran denken, an anderen Stellen zu sparen, und was liegt näher, als daß dann zunächst an jenen Geschenken gespart wird, die der Staat alljährlich einzelnen Klassen der Bevölkerung auf Kosten der Allgemeinheit macht. Diese Geschenke, bestehend aus künstlichen Preissteigerungen infolge des Schutzzollsystems, aus Liebesgaben, Exportprämien u. dergl., beziffern sich in Deutschland auf Hunderte von Millionen Mark im Jahre. Wenn hier gespart wird, so erhalten die Hauptschreier nach einer Heeresverstärkung zu gleicher Zeit Gelegenheit, nicht bloß billige patriotische Phrasen zum besten zu geben, sondern auch substantiellere Opfer zu bringen. Bisher haben sie ihre Opferwilligkeit in ähnlichen Fällen nur in der Weise zu erkennen gegeben, daß sie sich bereit erklärt haben, daß andere, und vor allen die arbeitende Klasse der Bevölkerung, die erforderlichen neuen Lasten in der Form neuer oder höherer indirekter Abgaben tragen; und dafür, daß sie diese patriotische Erlaubniß durch ihre Vertreter im Parlament ertheilten, haben sie dann in der Regel auch noch eine Art von Provision in der Form von künstlichen Preissteigerungen auf die im Inlande erzeugten Agrarprodukte verlangt.

Es dürfte sich empfehlen, mit diesem System eines nicht bloß wohlfeilen, sondern sogar vortheilhaften Patriotismus bei etwaigen neuen Heeresforderungen zu brechen und von vornherein den Grundsatz aufzustellen: die Kosten für jede neue Heeresverstärkung sind aus den Geschenken zu bestreiten, die heute den Agrariern auf Kosten der Allgemeinheit in Deutschland gemacht werden. Ich bin überzeugt, daß die parlamentarischen Verhandlungen über die Nothwendigkeit einer Verstärkung unseres Heeres wesentlich sachlicher sich vollziehen würden, wenn dieser billige Grundsatz vorweg zur Anerkennung gelangte.

Theodor Barth.

Friedrich Bastiat.

I.

Am 30. d. M. sind hundert Jahre verflossen, seit Friedrich Bastiat geboren wurde. Seitdem Lassalle das Witzwort geprägt hat, Bastiat's Hauptwerk sei eine Kinderfibel, hat man ihn wie einen todten Hund begraben. Das ist schon Manchem begegnet, den man später feierlich wieder exhumirt hat. Vielleicht bewahrheitet sich auch an Bastiat das Wort Goethe's:

> Was in der Zeiten Bildersaal
> Jemals ist trefflich gewesen,
> Das wird immer einer einmal
> Wieder auffrischen und lesen.

An dem Worte von der Kinderfibel ist etwas Wahres, und das ist kein Vorwurf. Eine gute Fibel, aus der ein Kind etwas lernen kann, ist besser, als ein schlechtes Handbuch, aus dem ein Erwachsener nichts lernen kann. Bastiat ist nicht zum Gelehrten erzogen worden und hat nicht nach dem Ruhme gestrebt, ein solcher zu werden. Nach dem Muster der Deutschen war er schon gar kein Gelehrter. Er häufte in dem, was er Wahres schrieb, nicht unendliche Nachrichten über das an, was über denselben Gegenstand vorher Unrichtiges geschrieben war. Er unterließ sogar diejenigen zu citiren, die vorher dieselben Wahrheiten ausgesprochen hatten, und darum haben ihn einige Leute einen Plagiarius genannt. Er ging von der Ansicht aus, daß eine Wahrheit, sobald sie einmal gefunden ist, Gemeingut der Welt ist, und daß jeder, der für ihre Vertheidigung und Verbreitung etwas thun kann, auch verpflichtet ist, das zu thun. Wer in einem solchen Verhalten einen Diebstahl an geistigem Eigenthum findet, gegen den kann ich ihn nicht

vertheidigen, sondern solchen Tadlern nur den Rath geben, auch seine Ansichten zu verbreiten, ohne ihn zu citiren. Er gibt im Grabe seinen Segen dazu.

Bastiat war kein Gelehrter; er hatte keine klassische Bildung genossen und verstand kein Griechisch. Es hatte nie in seiner Absicht gelegen, Gelehrter oder Schriftsteller zu werden. Er war ein schlichter Privatmann, der, nachdem er sich mit dem Handelsbetriebe bekannt gemacht hatte, auf einem ererbten Gütchen seinen Kohl baute. Er war brustkrank von Jugend auf und darum einer aufreibenden Beschäftigung nicht gewachsen. Er besaß ein kleines Vermögen und konnte darum ohne aufreibende Arbeit leben. Er benutzte diese Lage, um seiner Neigung gemäß zu leben.

Seine heftigste Leidenschaft war die, die Wahrheit zu sprechen und zu hören. Er haßte die Lüge, aber kaum minder heftig als die bewußte Lüge haßte er die unbewußte, die man Phrase nennt. Man sagt es den Franzosen nach, daß das Schlagwort eine größere Gewalt über sie hat, als über andere Völker. Eine glücklich abgefaßte Phrase wandert von Hand zu Hand wie eine Münze, deren Korn und Gepräge man nicht prüft. Dieser Vorwurf ist nicht unbegründet. Aber es hat zu allen Zeiten Franzosen gegeben, welche die Wahrheit liebten und die Phrase haßten. So Montaigne und Pascal, so Molière und Zola, so Lancret und Chuquet, so auch Bastiat. Und man kann sagen, daß ein wahrheitsliebender Franzose der wahrheitsliebendste Mensch unter allen ist.

Der Anlaß, aus dem Bastiat in die schriftstellerische Thätigkeit hineingekommen ist, ist bezeichnend für den Mann. Zur Zeit da er lebte, war der Haß gegen England und Frankreich so verbreitet, wie heute die Abneigung gegen Deutschland; man sprach von der Rache für Waterloo, wie man heute auf das Loch in den Vogesen starrt. In jener Zeit wußte der patriotische Franzose täglich von einer neuen Schlechtigkeit zu erzählen, die Albion begangen.

So hörte denn Bastiat von einem Gutsnachbarn, daß in der „Times“ ein Artikel gestanden habe, der das Nationalgefühl der Franzosen in ganz unerhörter Weise verletzen mußte. Bastiat konnte nicht widersprechen, denn er hatte ja die „Times“ nicht gelesen. Darum schwieg er. Aber er wollte der Sache auf den Grund kommen. Darum abonnirte er sich auf ein Vierteljahr auf die „Times“ und forschte dem bewußten Artikel nach. Es gelang ihm, festzustellen, daß der beschuldigte Artikel gröblich mißverstanden war und nichts enthielt, was das Gefühl eines Franzosen hätte verletzen können.

Nachdem er so in die Lage gekommen war, die „Times“ täglich zu erhalten, wollte er als ein guter Wirth sie auch nutzen und lesen, und so erhielt er Kenntniß von dem Kampf, der unter Richard Cobden's glänzender Leitung gegen die Kornzölle geführt wurde, und von welchem bis dahin in seine ländliche Einsamkeit in Südfrankreich nur verworrener Lärm gedrungen war. Die Sache interessirte ihn, und je mehr er las, desto fester kam er zu der Ueberzeugung, daß Cobden in allen Stücken Recht habe.

So mischte er sich in die Sache, trat mit Cobden in Briefwechsel, schrieb selbst Artikel, wurde in den Kampf der Parteien gezogen, wird Generalsekretär eines Vereins für Handelsfreiheit, wird Abgeordneter, nimmt neben dem Kampf gegen den Schutzzoll auch den gegen den Sozialismus auf, steigert seinen polemischen Eifer immer mehr, so daß er auch nicht das kleinste Argument seiner Gegner unwidersprochen läßt, und stirbt, nachdem er im Jahre 1844 seine agitatorische Thätigkeit begonnen hat, am 24. Dezember 1850. Die letzten Worte, die von seinen Lippen kamen, lauteten: „Ich sehe die Wahrheit und ich bin nicht mehr im Stande, sie zu verkündigen.“

Die kleinen Aufsätze, die er geschrieben hat, gruppiren sich von selbst so, daß Bücher daraus werden, die „Trugschlüsse der Schutzzöllner“, die „Unentgeltlichkeit des Kredits“, die „Oekonomischen Harmonien“. Aber keine Ahnung dämmert in ihm auf, daß er inzwischen ein nationalökonomischer Schriftsteller geworden. Den Namen der „Economistes“ führen seine Gegner und er läßt ihnen diesen Namen. Er will nichts als den Kampf des gesunden Menschenverstandes gegen die Sophistik führen, als deren Träger er die Nationalökonomen seiner Zeit betrachtet. Er verlangt von seinen Lesern keine gelehrten Kenntnisse, sondern nur gesunden Menschenverstand. Er will so schreiben, daß ihm auch der schlichteste Verstand, allenfalls ein Kind folgen kann. Er hätte wohl keinen Vorwurf darin gesehen, daß man seine Schrift als eine Kinderfibel bezeichnete. In einer Kinderfibel stehen aber nützliche und unumstößliche Sachen, zum Beispiel das Einmaleins und ABC. Auf diese beiden Dinge hat er stets große Stücke gehalten.

(Ein weiterer Artikel folgt.

Alexander Meyer.

Die schwarze Internationale.

Der ehemalige Ministerialsekretär in der österreichischen Reichskanzlei Herr Julius Rimler, der vor etwa zwölf Jahren in den dauernden Ruhestand geschickt wurde, hat sich ein großes Verdienst erworben. Welches immer seine Absichten bei Veröffentlichung seiner Broschüre: „Von der Nothwendigkeit einer Franco-Russo-Austro-Ungarischen Allianz“ waren, es muß ihm Anerkennung dafür gezollt werden, daß er das neueste Komplott enthüllt hat, welches die schwarze Internationale, auf die wir an dieser Stelle bereits mehr als einmal die Aufmerksamkeit gelenkt haben, gegen den Dreibund und ganz besonders gegen das Bündniß zwischen dem deutschen Reiche und Oesterreich zu schmieden versucht hat. Ungarn war bisher die festeste Stütze des Dreibundes in der Monarchie der Habsburger. In Oesterreich war nur das freisinnige deutsche Element der Bündnißpolitik treu ergeben. Die Czechen und die Südslaven waren und sind geschworene Feinde, die Polen unverläßliche und laue Freunde des Dreibundes, während die Klerikalen voll Mißtrauen auf den protestantischen Norden blicken und gegen Italien Resolutionen über die Herausgabe des geraubten Kirchenstaates beschließen. In Ungarn waren alle Elemente, welche politisch in Betracht kommen, seit jeher treu ergebene und verläßliche Anhänger der Bündnißpolitik. Baron Josef Eötvös, der hervorragende philosophische und politische Denker seiner Nation, hatte schon in den sechziger Jahren den politischen Anschluß Ungarns an Deutschland als ein Dogma der ungarischen Politik verkündigt, Graf Julius Andrássy hat als ungarischer Ministerpräsident im Sommer 1870 in dem großen Kronrathe, der damals in Wien stattfand, die Politik der absoluten Neutralität durchgesetzt, er hat als Minister des Aeußern die Wiederaufnahme guter Beziehungen zu dem neuerstandenen deutschen Reiche angebahnt, und unter seiner Mitwirkung kam im September 1879 im Schönbrunner Stöckelgebäude die Einigung über das deutsch-österreichische Bündniß zu Stande. Gerade deshalb aber, weil Ungarn die verläßlichste Stütze des Bündnisses bildete, galt es für die schwarze Internationale und ihre Agenten, diese Grundlage zu erschüttern und ins Wanken zu bringen, und zu diesem Zwecke sollte eine der Parlamentsparteien als Werkzeug gewonnen werden.

Herr Gabriel Ugron gab sich dazu her, die Fraktion, die sich unter seiner Führung von dem liberalen Flügel der Unabhängigkeitspartei losgelöst hatte, ins Lager des internationalen Ultramontanismus zu führen. Der Mann ist eine Abenteurernatur durch und durch. 1871 kämpfte er

unter Ricciotti Garibaldi in der von Gambetta organisirten Landesvertheidigung gegen die deutschen Heere. 1877 versuchte er von seiner Siebenbürger Heimath aus einen Putsch der Szekler gegen Rumänien, dessen Armee damals an der Seite der russischen gegen die Türken focht, zu organisiren; der Putsch wurde aber rechtzeitig vereitelt. In der Folge milderten sich seine Sitten; er wurde immer klerikaler, er befreundete sich mit der Einrichtung der Delegationen, trat in dieselben ein, und der einstige grimmige Gegner der gemeinsamen Armee wurde schließlich Lieferant des k. und k. Kriegsministeriums. Zur selben Zeit aber, da er den Gewinn aus den Lieferungsgeschäften für das Heer in die Tasche steckte, komplottirte er mit Julius Rimler gegen die Fundamente der äußeren Politik der Monarchie. Den entscheidensten Punkt der Enthüllungen Rimler's hat Ugron zugegeben: er hat sich bereit erklärt, mit seiner Partei den bestehenden Dreibund zu bekämpfen und für ein Bündniß mit Frankreich einzutreten, und dagegen gefordert, daß seiner Partei ein Wahlfonds von einer Million Francs zur Verfügung gestellt werde, der aus dem Agio einer Bankgründung zu beschaffen wäre. Die mit einem Kapital von 150 Millionen Francs französischen Geldes zu gründende Bank hätte der Partei selbstverständlich noch weitere Zuwendungen zu bieten gehabt. Es ist nicht Ugron's Schuld, wenn die Bank nicht zu Stande kam, er hat schon vor zwei Jahren in den Delegationen eine Brandrede gegen den Dreibund gehalten und in der letzten Delegationssession hat er Schulter an Schulter mit dem Ultramontanen Rakovsky und dem Czechen Kramarz gegen den Dreibund gekämpft, während der jesuitisch geschulte Graf Schönborn den Dreibund über den grünen Klee lobte, dafür aber um so unerschöpflicher in der Vorführung der Bedenken gegen denselben war.

Stimmungsmacherei gegen den Dreibund war also die politische Thätigkeit Ugrons in den letzten Jahren. Er mag sich noch so sehr dagegen sträuben, so wird Jedermann doch seine Haltung auf eine Verbindung mit Rimler und auf seine Verhandlungen mit Delcassé zurückführen. Wer Rimler war, mußte Ugron ganz genau wissen, denn Rimler hatte sich schon 1893 an die Unabhängigkeitspartei mit dem gleichen Versuch herangemacht, und einer der allerschwersten Verdachtspunkte gegen Ugron ist mal der, daß er die mit Paris gepflogenen Verhandlungen auch vor seinen intimsten Parteigenossen geheim hielt. Wenn also Herr Rimler behauptet, Ugron habe von Delcassé verlangt, dieser möge beim heiligen Stuhle seinen Einfluß dahin geltend machen, daß die Seelsorger angewiesen werden, für die Ugronpartei im Wahlkampfe einzutreten, so dürfen wir das ruhig glauben.

Und das ist der Punkt, welcher den Zusammenhang dieser Affäre mit den Vorstößen des internationalen Klerikalismus am deutlichsten erhärtet. Die schwarze Internationale hat sich auch auf Oesterreich geworfen und die Organisation der Wiener christlich-sozialen Partei, deren weltliche Führung in den Händen Lueger's liegt, ist das Werk des Jesuitismus. Monsignore Agliardi hat die Zeit, da er in Wien als Nuntius fungirte, vortrefflich ausgenutzt. Als man sich in Ungarn die gleiche Wirksamkeit verbat und Graf Kalnoky das Opfer der Agliardi'schen Intriguen wurde, schuf man die katholische Volkspartei in Ungarn und die nun enthüllte Episode Ugron ist der Versuch eines neuesten Einbruches in Ungarn seitens des streitbaren Jesuitismus. Das ist die Lehre, die aus den Rimler'schen Enthüllungen hervorgeht, und diese Lehre sollte man in Wien und Budapest, in Berlin und in Rom gleichmäßig beherzigen. Discite moniti!

Wien, 24. Juni. Austriacus.

Aus England.

Seit Philipp de Commines England als das Land gefeiert hat, „wo das Volk am wenigsten unter dem Druck der Gewalt steht", ist die von ihm eingeleitete Schule der politischen Anglomanen nicht müde geworden, aus den bunten Thatsachen der historischen Entwickelung Englands Systeme zu zimmern, in denen das Zufällige als Bewußtgeschaffen und das Eigenartig-Englische als das Rein-Menschliche auftrat. So erschien ihnen England leicht als Versuchsfeld, wo, wie im luftleeren Raum allerlei politische Experimente gemacht wurden, an denen die übrige Welt bequem politische Weisheit lernen konnte. Es war ein England ohne Engländer, das so entstand, ein Land, über dessen Rechte und Einrichtungen man vortreffliche Monographien schrieb, in denen die fast systematische Systemlosigkeit alles Englischen so erfolgreich verdeckt war, daß sie wenigstens beim Lernen nicht mehr viel Schwierigkeiten bereitete.

Es wäre ein interessanter Vorwurf, einmal zu schildern, wie man dies papierene England durch papierene Verfassungen auf dem Kontinent einzubürgern suchte, und in Abwesenheit aller englischen Eigenschaften natürlich damit Schiffbruch litt; wie dann enttäuschte Idealisten in Erbitterung nach England fuhren, um dort zu entdecken, daß englische Zustände nicht nur für den Kontinent nichts taugten, sondern auch an und für sich miserabel wären.

Zwischen diesen beiden Stimmungen schwanken die meisten Urtheile, die wir über England hören. Sie schwanken aber nicht nur in der Kritik der Thatsachen des englischen Lebens; sie unterscheiden sich vor allem in der Kenntniß desselben. Wer, wie Taine, hauptsächlich mit den international gebildeten Mitgliedern der Gentry und der Aristokratie verkehrte, und genügend Weltmann war, um sich in diesem Umgang nicht bedrückt zu fühlen, der sah, wenn er auch alle Seiten des englischen Lebens studirte, doch immer mit den Augen des Gentleman. Wen dagegen seine Beziehungen etwa nur mit Sozialisten und irischen Nationalisten zusammen führten, dessen Phantasie füllten gar bald die Schrecken des dunkelsten Englands so sehr an, daß ihm England nichts weiter war, als die Stätte des krassesten menschlichen Elends; ein Eindruck, den die Machtlosigkeit einer im kontinentalen Sinn radikalen Bewegung zu einem besonders schmerzlichen machen mußte.

Professor L. Kellner*), dem wir das neueste Buch aus England verdanken, hat, da er in der Wahl seiner Freunde Glück gehabt hat, sich von beiden Extremen ziemlich fern gehalten. Seine Bekannten gehören der höheren gebildeten Mittelklasse und den freien Berufen an. Sie haben einen vollen Antheil an den Einrichtungen ihrer Heimath, ohne dieselben allerdings, wie etwa der Taine'sche Freundeskreis als Domäne ihrer Gesellschaftsklassen zu betrachten. Professor Kellner hat indeß nicht nur Freunde, die ihm das Sehenswerthe zeigen und das Wissenswerthe sagen können, — das läßt sich durch Empfehlungsbriefe und einigermaßen anständige Manieren auf den gastfreundlichen britischen Inseln leicht erreichen, — er hat vor allem Augen, die sehen können, und eine Feder, die Gesehenes anschaulich festzuhalten weiß. Er ist diesmal nach England gegangen, um eine Geschichte der Litteratur im Zeitalter der Königin Victoria zu schreiben, — eine Aufgabe, um die ihn die Vielen beneiden dürfen, deren englische Reisethätigkeit im Verschlingen von Blaubüchern besteht. Aber so menschlich-erfreulich auch sein Ziel ist, so besitzt Professor Kellner doch genügend Entsagung, kaum davon zu reden. Er erzählt uns nicht von den englischen Büchern, die er gelesen hat, sondern von den vielen englischen Dingen, die er gesehen hat. Er schildert einmal an einer besonders hübschen Stelle

*) Ein Jahr in England 1898—1899 Stuttgart J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

den Gelehrten, der am Eingang des britischen Museums mit dem Schirme zugleich jede menschliche Schwäche abgibt und als abstrakte Wißbegierde in den Tempel eingeht. Er selbst hat weiser gehandelt: Keine Zeile des liebenswürdigen Büchleins verräth, daß sein Verfasser ein Werk über englische Syntax geschrieben hat. Es weht ein Hauch der milden und doch kräftigen englischen Meeresluft aus diesen Blättern, wie wir sie so manchen Tag freudig eingesogen haben zwischen den weißen Klippen Dovers und den grauen Felsinseln, die Schottland und Irland umgürten.

Es gibt kaum ein Land, über das schwerer zu schreiben ist, als England. Zwar spielt sich das meiste Wissenswerthe dort scheinbar in vollster Oeffentlichkeit ab; aber diese allein macht die englischen Besonderheiten nicht verständlich. Wenn wir bei irgend einer Sache fragen: Warum ist das so? so erhalten wir keine Antwort. Es gibt für die meisten englischen Einrichtungen keinen stichhaltigen logischen Grund. Wir müssen erst fragen lernen: Wie lange ist das schon so? ehe wir begreifen können, und wenn wir so weit sind, haben wir häufig die Fähigkeit zu staunen und zu fragen verloren. Die meisten Leute könnten nur etwas Brauchbares über England schreiben, wenn sie nach vierwöchentlichem Aufenthalt zu drucken beginnen müßten. Daß Kellner, der einmal ein ganzes Jahr in England gewesen ist, noch darüber berichten kann, ist daher allein schon eine Empfehlung.

„Gibt es irgend etwas, worin sich die Engländer nicht von allen anderen Menschenkindern unterscheiden?" Kellner spricht diese Worte einmal im Scherze aus; aber es ist mehr als ein Körnchen Wahrheit in denselben. England ist in vielen Fragen der Organisation des Lebens, des privaten wie des öffentlichen, so von dem festländischen Westeuropa verschieden, daß einem der Unterschied zwischen München und Sevilla — abgesehen vom Klima — manchmal geringer vorkommt, als der von Berlin und London. Man erklärt diese Erscheinung in der Regel durch den Insularismus der britischen Bevölkerung, eine Erklärung, die dem, der nach Edinburgh oder gar nach Dublin gekommen ist, wenig befriedigend vorkommen wird. In Schottland und mehr noch in Irland treten eine Menge der Eigenthümlichkeiten zurück, die man als englisch-insulare bezeichnet. Wenn man sich ein paar Jahrhunderte angelsächsischer Einflüsse und ein halbes Dutzend eben solcher Einrichtungen wegdenkt, dann sind z. B. auf der grünen Insel nicht gar viel Dinge, die den europäischen Festländer verblüffen würden, — abgesehen allerdings von einer guten Dosis keltischer Atavismen, die zwar primitiv, aber nicht insular sind. Eine Erklärung der Eigenthümlichkeiten des englischen Volkes, die sich durch seine Institutionen nun über alle Welttheile verbreitet haben, ist nur durch Betrachtung seines geschichtlichen Werdegangs möglich. Natürlich ist dieser Werdegang durch Englands insulare Lage beeinflußt worden, aber wenn unter Wegfall der dänischen, sächsischen und normännischen Eroberungen heute nur eingesessene Kelten die britischen Inseln bewohnten, dann lohnte es sich wohl kaum für den Ausländer, über die Eigenthümlichkeiten des britischen Inselreichs nachzudenken.

Man kann, bei verhältnißmäßig geringem historischem Verständniß den Bau der Kontinentalstaaten, wie z. B. den des preußischen Staates verstehen. Ein kräftig zugreifender Absolutismus hat Staatsformen geschaffen, die nach den Gesichtspunkten verhältnißmäßig moderner Zweckmäßigkeit übersichtlich gegliedert sind. Man kann, wenn man auf richtige Proportion nicht zu viel Werth legt, preußische Geschichte sogar von hinten lernen. In England dagegen kann man noch kein Häuschen in London miethen — kaufen schon gar nicht, — ohne mit Rechtsformen bekannt zu werden, die nur die Kenntniß des englischen Feudalwesens verständlich macht. Es liegt über dem ganzen Aufbau des englischen Staatswesens auch heute noch, wo sich England bereits über ein halbes Jahrhundert lang kontinentalisirt hat, eine faustdicke Schicht von Feudalismus. So modern und aufgeklärt derselbe geworden ist — und daß das aristokratische England in den meisten wesentlichen Dingen demokratischer ist als die Länder, wo Gleichberechtigung aller Bürger im Gesetzbuch steht, bedarf kaum einer Erwähnung — der Feudalismus ist trotz alledem vorhanden. Er spricht sich heute noch darin aus, daß nicht der Staat, in praxi eine festgefügte Hierarchie von Beamten, ernannt von einer gewählten oder erblichen Spitze, sondern die Gesellschaft, ein loser Kreis von sozial einander nahestehenden Familien, deren Mittelpunkt der Hof ist, die politische Macht in Händen hält.

Daher vermißt der Kontinentale bei einem Besuche Englands von Anfang an die altgewohnte Klasseneintheilung. Er findet kein trotziges Junkerthum noch ein politisch unfähiges Grandenthum, sondern eine reiche Aristokratie, die zwar oft anmaßend ist, aber auch liberal und arbeitslustig; es fehlt die ganze Hierarchie des Beamten- und Offizierthums als Staat im Staate, wenngleich hier in den letzten Jahrzehnten gewisse Wandlungen eingetreten sind; es fehlt die breite Klasse der gelehrten Berufe mit ihrer akademischen Ausschließlichkeit, da die englische Universität eher eine Art höheren Gymnasiums für die Sprößlinge der Gesellschaft ist, denn eine Stätte der Berufsbildung. Es fehlt ferner der Beamtenstand wie das zünftlerische Kleinbürgerthum. Es ist an Spießern in England kein Mangel, aber dieselben Leute, die in allen Kulturfragen die ärgsten Schildbürger sind, halten sich politisch, und vor allem wirthschaftlich von der geistigen Verfassung der Mittelstandspolitik frei. Die kleinbürgerliche Weltauffassung, daß Ruhe die erste Bürgerpflicht sei, ist in England nicht die herrschende; in Schottland, das auch in Folge höherer Volksbildung soviel kontinentaler ist, findet sie sich wohl manchmal.

England selbst ist das Land der Konkurrenz; ein Land der Starken und Vorwärtsdrängenden, ein Land, wo der Preis des Siegers vielleicht lockender ist als irgendwo anders, das Loos des Besiegten aber auch härter und bitterer. Der Sportssinn und die Wettlust, wie deren größter Gegner, der religiöse Individualismus, haben hier einheitlich zusammengewirkt, um die Nation zum Wettkampf zu erziehen. Beide Strömungen, die reinfachmännische Freude am Kampf ebenbürtiger Gegner, wie die religiös-naturrechtliche Ueberzeugung von den gleichen Rechten aller Menschen haben durch Ausbildung eines weitverbreiteten Billigkeitsgefühls darauf hingearbeitet, diesen Kampf vor allzu großer Verwilderung zu bewahren.

Die meist friedliebenden kontinentalen Schriftsteller, die Enland besuchen, werden durch dies Hasten und Drängen, wie es vor allem in London vor sich geht, in ihrem kleinbürgerlichen Empfinden von Anfang an gestört. Gewohnt, in dem bekannten heimischen Kreise durch Amt und Beruf Jemand zu sein, kommen sie sich in der drängenden Riesenstadt London vernachlässigt vor. Selbst die viel gerühmte englische Freiheit erscheint ihnen nicht besonders angenehm, da sie darin besteht, daß man ohne hilfreiche obrigkeitliche Anordnung sich zurecht finden muß. Sie ist überdies nicht vollkommen: Punkt 12 Uhr werden die Restaurants geschlossen — von behaglichen Bierhäusern ist selbst in London kaum die Rede, geschweige denn in der Provinz, und der widerwillige Gast wird auf die Straße gesetzt. Das ist Freiheit. Die englische Auffassung der Freiheit ist, man könnte sagen, aktiver Natur: Der Engländer will ungestörte Handlungsfreiheit, der Kontinentale wünscht eine mehr passive Freiheit: Er will in seiner Gemüthlichkeit nicht beeinträchtigt werden. Er empfindet es nicht besonders lebhaft, daß er daheim stündlich in Gefahr schwebt, einer Haussuchung ohne richterliche Ermächtigung unterworfen zu werden, eine Vorstellung, die selbst den konservativsten Engländer aufregt, aber er ist empört, daß er nach 12 Uhr nolens volens ins Bett oder auf die Straße muß. Er schätzt zudem, wenigstens in Deutschland, Symmetrie und Ordnung wesentlich höher als Freiheit und fühlt sich ganz im Gegensatz zum Engländer, durch den zur Schau getragenen Reichthum anderer gereizt und bedrückt. Reichthum ist hier

ebensowenig populär, wie es das Gefühl der Selbstverantwortlichkeit ist.

Und dann die Religion! England, das Land, das der Welt die liberalen Institutionen gegeben hat, ist ein Land, in dem Religion sogar bei aufgeklärten Menschen ernsthafter Gesprächsstoff ist. Der gebildete Kontinentale, selbst wenn er aus Gewohnheit oder aus Politik Religion betont, ist den theologischen Anforderungen des englischen Lebens selten gewachsen. Er kann Jahre lang in England leben, ohne die Unterschiede zwischen der Hochkirche und den vielen dissentirenden Sekten zu begreifen. Erst staunt er, wenn er sieht, wie Religion nebst Sport und Politik die Centralpunkte des englischen Denkens sind. Er begreift nicht, wie ein Volk, dessen geschäftliches Leben ihm der Ausdruck ödesten Materialismus scheint, sich in seinen Mußestunden ernsthaft mit dem Problem der Erlösung beschäftigen kann. In der That, es liegt hier ein scheinbarer Widerspruch vor, der indes kaum größer als der ist, daß Deutschland, das Land der Konservatorien und Bierstuben, Englands erfolgreichster Konkurrent geworden ist. Die Stelle, die Musik und Litteratur im Leben des Kontinents ausfüllt, wird in England von Sport und Religion eingenommen. Es ist zwar nur natürlich, daß die Erholungen eines Volkes in kräftigem Widerspruch zu seinen Tagesgeschäften stehen, aber es ist viel bequemer, solche Gegensätze, statt sie aufzulösen, auf Heuchelei zurückzuführen. Und in der That, der Vorwurf der Heuchelei darf in England gegen Viele erhoben werden, wie der Vorwurf des Streberthums mit Recht gar Manchem gemacht werden kann, der es in einer kontinentalen Beamtenhierarchie recht weit bringen will. Jedes Land hat eben seine nationale Form der Charakterlosigkeit.

Von all diesen Vorurtheilen, die ein Verständniß des englischen Lebens an und für sich ausschließen, ist das Buch Kellner's frei. Es enthält keine politisch-historischen Exkurse, sondern nur Skizzen aus dem heutigen England, aber in solch richtigen Verhältnissen gezeichnet, daß manch einen, der dicke historische Bücher über England geschrieben hat, der Neid ankommen dürfte. Kellner bezeichnet einmal als Hauptcharakteristikum des Engländers das persönliche Gewissen. Wer englische Geschichte kennt und mit englischem Wesen vertraut ist, wird diesem Satze zustimmen. Der ganze englische Individualismus, der mit allen Engen und Härten das langsam sich verändernde vorimperialistische England gemacht hat, ist der Ausfluß der religiösen Gewissensfreiheit oder besser gesagt, der Kämpfe um dieselbe gewesen. Wer sich der Erkenntniß verschließt, daß die Engländer in erster Linie ein religiöses Volk sind, oder wer diese Erkenntniß in aufgeklärter Verachtung zu übersehen trachtet, der wird die wichtigsten Kapitel der englischen Geschichte kaum zu begreifen vermögen. Allerdings, es sind Kapitel, über denen nur selten der verklärende Schimmer der Romantik liegt, den wir trotz aller ethischen Anforderungen immer wieder von der Geschichte heischen.

Für solche Leute bietet England genug anziehendes in seinen „Dichtern der That", wie sie Kellner treffend genannt hat. An diesen Gestalten hat es England nie gefehlt, doch sind sie nur in den imperialistischen Epochen in den Vordergrund getreten, die in England immer mit den Zeiten ruhiger innerer Entwicklung abgewechselt haben. Seit ein Häuflein Abenteurer Ende des 12. Jahrhunderts Irland sich unterwarf, hat England immer wieder Generationen von Conquistadoren hervorgebracht, die der Heimath Enge und der Durst nach Wetten und Wagen über die ganze Welt getrieben haben. Diese sind es, die in merkwürdiger Mischung von fast castilianischer Ritterromantik und nüchternem Geschäftssinn ein Kolonialreich gegründet haben, das weder die Weisheit der Parlamente noch die Erwerbsgier des Kaufmanns allein hätte schaffen können. Kingsley hat sie uns mit dem Enthusiasmus des Dichters in Westward Ho geschildert, Macaulay hat sie in Lord Clive und Warren Hastings mit allen ihren Schwächen gezeichnet; man muß nur einen Blick in die englischen Tageszeitungen werfen, um zu sehen, daß der Wagemuth und die Abenteurerlust, die Indien erobert haben, ebensowenig erstorben sind, wie der Puritanertrotz der Neu-England gegründet hat.

In Rudyard Kipling, dem Kellner einen begeisterten Aufsatz widmet, haben diese „Dichter der That" den Dichter des Worts gefunden. Es ist kein Zweifel, daß Kipling, der bei aller Universalität seiner wunderbaren Beobachtungsgabe doch immer wieder den sehr einfach gearteten Mann der physischen Leistung feiert, in England mitunter überschätzt wird. Es ist auch nicht zu leugnen, daß manche seiner politischen Gelegenheitsgedichte litterarisch nicht schön sind. Aber es zeigt eine Verkennung Kipling's, wenn man ihn für gewisse wüste Ausschreitungen des englischen Jingothums verantwortlich macht. Kipling hat die Opfer, an Blut und Gesundheit, die Bau und Unterhalt des englischen Weltreichs erfordern, mit solch rücksichtsloser Wahrheitstreue geschildert, wie es der erbittertste Kleinengländer nicht erschütternder hätte darstellen können. Wenn er nach alledem seine Leser im Imperialismus bestärkt hat, so liegt das nicht an den paar klingenden, rhythmisch wundervoll gebauten Versen, mit denen er sie von Schlachtfeld und Cholera-herd wegführt, sondern in dem seit Jahren stärker werdenden Bewußtsein von der Nothwendigkeit eines Imperialismus. Es muß nicht der herausfordernde Imperialismus eines Chamberlain sein, aber ein Land, das einen Kolonialbesitz von 11 Millionen Quadratmeilen hat, dessen auswärtiger Handel 878 Millionen Lsterl. beträgt und das 1900 eine Auswanderung von 170 000 Seelen gehabt hat, muß irgend eine imperialistische Politik treiben.

Die unbefangene Würdigung Kipling's, wie vor allem auch ein paar Aufsätzchen, in denen Kellner Unterredungen mit Indern wiedergibt, zeigen mehr wie alles andere, daß ihr Verfasser, der sich von politischen Ausführungen überall frei hält, eine wirkliche Vorstellung von dem Lebensprozeß des britischen Weltreichs hat. Die Betonung dieses Verdienstes einem Schriftsteller gegenüber, der in anmuthigster Form über seine Eindrücke plaudert, mag diesem selbst wie dem Leser vielleicht merkwürdig erscheinen; sie ist jedoch vollberechtigt. Denn England ist einmal ein Land der Politik. Man kann das englische Gesellschaftsleben so wenig verstehen, wie englische Kunst und Religion, wenn man vergißt, daß England eine Arena ist, in der die höchsten Preise dem politischen Verdienste zufallen. Politik erfüllt den Salon, Politik die Kirche, Politik beherrscht die Schule. Das Streben nach abstrakter Wahrheit wie nach idealer Schönheit tritt zurück hinter dem unstillbaren Bedürfniß nach Bethätigung, am liebsten nach einer solchen in der Führerschaft des eigenen Volkes. Indem so Generation auf Generation bestrebt war, Menschen zu erziehen, die, nur gedämpft durch ein religiöses Gefühl der Verantwortlichkeit, so manche Qualität des verherrlichten Uebermenschen ihr eigen nennen, hat rein geistige Kultur sicher nicht immer die Werthung gefunden, die ihr auf dem Kontinent zu Theil wurde. Man mag das beloben oder bedauern, wer von England mehr zu sehen wünscht als Bädecker und Murray verrathen, muß von dieser Thatsache ausgehen.

Dem Verfasser von „Ein Jahr in England", der dies mit fast künstlerischem Instinkt gethan hat, wünschen wir die vielen Leser, die sein anmuthiges und dabei kluges Buch verdient. Uns selbst aber wünschen wir, daß Professor Kellner bald wieder auf die Reise gehe, um uns von fremder Völker Art und Sitten zu berichten.

M. J. Bonn.

Der Dichter vor dem Ehrengericht.

Vor kurzer Zeit durfte ich hier des Wiener Dichters Arthur Schnitzler Versdrama „Der Schleier der Beatrice“ anzeigen. Kurze Zeit nach dem Erscheinen dieses edlen Gedichtes, das in die Renaissancezeit führt, hat Schnitzler zwei epische Bücher herausgegeben. Das eine „Frau Berta Garlan“, ein Roman oder wenn man will, eine ins psychologische Detail gehende Novelle führt ins Leben kleiner Leute mit engem Horizonte, in jene Winkel der Provinz, wo die Sehnsucht nach der Hauptstadt, die als Centrum reich bewegten Lebens empfunden wird, rege ist, und malt also ein Geschick liebevoll ab, dessen Peripetie bei der geringen menschlichen Größe der Figuren nicht heroisches Ausmaß annehmen kann. Doch immerhin den dargestellten Menschen sind ihre Schicksale schwer, ihre Naturen werden aufgerüttelt, tausend Falten der Seele werden sichtbar, ein Gefühl des verzweigten, jeden noch so Geringen einmal in seine Kreise bannenden Schicksalslebens ersteht im Leser. Das dichterische Werk ist also vollbracht. Und eine schöne Eigenschaft dieses Buches ist die Liebe, mit der vom Dichter den leisen Regungen kleiner Menschen liebevoll nachgegangen wird. Diese Qualität theilt der Roman „Frau Berta Garlan“ mit einer Novelle „Lieutenant Gustl“, die (ebenfalls in Berlin bei S. Fischer) jetzt erschienen ist. Auch hier treibt Schnitzler Psychologie, bethätigt eine minutiös ins Detail gehende, also analythische Phantasie. Der Gedankengang, Gefühlswechsel, ja jede noch so geringe Stimmungswandlung in einer bestimmten Lebensphase eines blutjungen Lieutenants wird hier notirt, in jener Stunde, da für diesen leichtlebigen jungen Mann mit dem dünnen Blut sein Schicksal gekommen zu sein scheint. Es ist vielleicht dem einen oder anderen Leser der „Nation“ erinnerlich, daß ich schon in meiner Anzeige des „Schleier der Beatrice“ für das spezifisch Schnitzler'sche dichterische Problem erklärt habe, darzuthun, wie sich die Menschen in der schweren Stunde, da ihnen das Schicksal genaht ist, erweisen. Im „Lieutenant Gustl“ findet man das nämliche Problem; der Lieutenant Gustl hat wohl nie in seinem Leben vorher eine solche Stunde durchgemacht, wo ihn die Vergangenheit seines Lebens bei der Rückschau bedrängt und wo ihm die Gegenwart so wichtig ist, daß er an keine Zukunft mehr glauben kann und darf. Und nach der einen Nacht, die die Schnitzler'sche Erzählung Sekunde für Sekunde abspiegelt, wird sein Leben flüssig und unbedacht bis an die Mannesgrenze dahinlaufen und dann in die regelrechten Bahnen des besonnenen Mannes einlaufen. Die eine Stunde aber ist das Thema des Dichters.

Nun gut: das Buch ist erschienen (übrigens in ganz schrecklicher Ausstattung mit kläglichen am Texte klebenden, ihn ganz äußerlich kommentirenden und überdies schlecht reproduzirten Zeichnungen), die Kritiker werden den Meister loben oder tadeln, vielleicht gibt es einen, der ihn verhöhnt — ich weiß es nicht, es ist auch gleichgültig. Das souveraine Publikum wird sein Machtwort sprechen, das Buch in Lesezirkeln und Leihbibliotheken verlangen, vielleicht sogar kaufen. Das sind so die Schicksale der Bücher, die im Jahre 1901 erscheinen. Neben alledem herrscht, sollte man meinen, Friede und Eintracht auf der Erde, insolange es sich um gute und schlechte Novellen handelt. Aber nein; es ist ein Irrthum. Es gibt wenigstens für österreichische Dichter noch höhere Gewalten als Kritik und Publikum. Ich meine nicht die wohledle Censur! die hält sich an dramatische Meisterwerke jeglichen Kalibers. Und schließlich: Sie unterdrückt nur das Werk oder vielmehr die Aufführung, dem Dichter wird kein Haar gekrümmt. Anders hier; es muß also heraus: Herr Doctor Arthur Schnitzler, Regimentsarzt in der Reserve der k. k. österreichischen Armee, ist um seines „Lieutenant Gustl“ willen vor ein Ehrengericht citirt worden. Dann hat ein Ehrenrath erklärt, ein Mann, der eine solche Novelle schreibt, ist nicht mehr würdig, der Armee anzugehören, und dem Dr. Schnitzler werde deshalb seine Charge abgenommen. In der Begründung der Degradation nehmen die Herren vom Militärehrenrath Beziehung auf eine heftige Kritik, die in einer Tageszeitung über den „Lieutenant Gustl“ erschienen ist, und werfen dem Dichter vor, daß er darauf „nicht reagirt“ habe, auf deutsch gesagt, daß der Dichter seinen Kritiker nicht zum Duell gefordert habe. Das heißt aus dem Gesichtskreise militärischer Menschen angesehen: Der Mann ist ehrlos, oder doch dem Ehrenkodex zufolge satisfaktionsunfähig.

Diese Angelegenheit scheint mir wichtig genug, sie reichsdeutschen Lesern mitzutheilen. Auch sie gibt wieder Stoff zu einer „Anmerkung über Wiener Kultur“. Ein Offizier — die Aerzte der Armee haben natürlich diesen Rang — wird seiner Charge verlustig, seine Ehre also für alle Welt (die nicht denken kann oder will) als makelhaft erklärt, und die Begründung führt zwei Thatsachen an: Erstens den Inhalt der Novelle, zu zweit, daß der Dichter sich ohne „loszugehen“ habe kritisiren lassen. Man stelle sich das nur vor: Ein Kritiker, der jeder „schlechten“ Kritik wegen vom Autor, weil der Reserveoffizier ist, gefordert wird, und weil er selbst Reserveoffizier ist, sich schlagen **muß**. Blut für Tinte! Allein die Sache scheint nur heiter; sie ist ernster, wenn man bedenkt, daß die große Mehrheit der österreichischen Schriftsteller dem Offizierstande in der Reserve angehört. Ich muß aufrichtig gestehen, daß mir in dieser Begründung weit mehr Gefahr für die litterarische Freiheit und Rechtssicherheit zu liegen scheint, als in der Thatsache einer Chargenentziehung wegen einer Novelle mit militärischem Sujet. Ich verkenne gewiß die Einengung des Dichterrechtes nicht, die in der mißverständlichen und vor allem mißzuverstehenden Judikatur selbst liegt; allein dennoch scheint mir hier nur ein immerhin annehmbares Prinzip der Wahrung der Standesehre falsch, vielleicht, — **ich will es nicht glauben**, gehässig ausgelegt, während durch den zweiten Punkt der Begründung quasi ein neuer Rechtsgrundsatz, eine Forderung ausgesprochen ist, die ich nicht nur unsinnig, sondern nach unserem bürgerlichen Rechte sogar unmoralisch finde.

Um den anderen Ausstoßungsgrund zu würdigen, soll der Inhalt des „Lieutenant Gustl“ zunächst rein objektiv erzählt werden. Lieutenant Gustl hat ein Rencontre gehabt; am nächsten Morgen will er sich schlagen. Das macht ihm nicht allzuviel aus. Er ist nicht feige. Es ist auch nicht das erste Mal. Kurz, er hat kaum mehr als ein dumpfes Gefühl, und die Zeit läuft ihm nicht rasch genug vorbei. Deshalb geht er ins Konzert. Die Musik theilt ihm nicht viel mit. Allzu rasch wechseln die Gedanken. Endlich ist es aus; bei der Garderobe entsteht ein Gedränge. Ein Civilist stößt. Lieutenant Gustl sagt: „Halten Sie das Maul!“ Der Civilist dreht sich jäh um. Lieutenant Gustl erkennt ihn, es ist ein Bäckermeister, der das nämliche Stammcafé besucht. Und ehe der Offizier sich es versehen kann, hat der brutale und starke Mann im Gedränge der Leute nach Gustl's Säbel gegriffen und sagt: „Herr Lieutenant, wenn Sie das geringste Aufsehen machen, so zieh' ich den Säbel aus der Scheide, zerbrech' ihn und schick' die Stück' an Ihr Regimentskommando. Versteh'n Sie mich, Sie dummer Bub?“ — Der Monolog Gustl's geht nun weiter: „Was hat er gesagt? Mir scheint', ich träum'! Red't er wirklich zu mir? Ich sollt' was antworten . . . Aber der Kerl macht ja Ernst — der zieht wirklich den Säbel heraus. Herrgott — er thut's! — Ich spür's, er reißt schon daran! Was red't er denn? . . . Um Gotteswillen, nur kein' Skandal — — was red't er denn noch immer? „Aber ich will Ihnen die Karrière nicht verderben . . . Also, schön brav sein! . . . . So hab'n S' keine Angst; 's hat niemand was gehört . . . es ist schon alles gut . . so! Und damit Keiner glaubt, daß wir uns gestritten haben, werd' ich jetzt sehr freundlich mit Ihnen sein! — Habe die Ehre, Herr Lieutenant, hat mich sehr gefreut — habe die Ehre!“ Und bevor der Lieutenant noch recht zu Bewußtsein gekommen ist, ist der Herr Bäckermeister verschwunden. Nun kommt dem Offizier Alles zum Bewußtsein. Seine Standesehre ist verletzt. Er hat sich „dummer Bub“ nennen, an den Säbel greifen

lassen — er ist verloren. Er darf als Offizier nicht weiterleben, er müßte quittiren. Und da ihm jede Lebensform außerhalb dieses Berufes verhaßt ist, ja ausgeschlossen erscheint, beschließt er, ja es bedarf keiner Entschließung, es weist sich ihm als der einzig natürlich-ehrenvolle Ausweg, sich am nächsten Morgen eine Kugel durch den Kopf zu schießen. Eine letzte Nacht vergeht, bringt alle Bilder des jungen, nicht allzu reichen bisher verlebten Lebens, weckt Gedanken an die Heimath, lichte Familienbilder, und jede Vorstellung endet kaum begonnen, die Linie reißt ab — morgen soll er sich ja den Lebensfaden selbst abschneiden. Das Gebot der Offiziersehre heischt das. Der Morgen naht, schwerfällig mühsam kommt der Tag. Lieutenant Gustl nimmt im Café sein letztes Frühstück ein, da sagt ihm der Marqueur: „Haben Herr Lieutenant schon gehört?“ — der Bäckermeister ist gestorben. Ein Schlaganfall hat dem Leben des hochgradig erregten Menschen, der wohl am Tag vorher schon nicht mehr in geistiger Ordnung war, ein Ende gemacht. — Und Lieutenant Gustl darf weiterleben. Niemand weiß ja von alledem Gestrigen etwas, wie ein Traum ist es nun. Sein junges Leben freut ihn. Nichts ängstigt ihn mehr. Nun geht ja alles gut. Das Duell, das er vor sich hat, ängstigt ihn nicht. Er ist ja tapfer, der Lieutenant Gustl.

Das ist, peinlich objektiv nacherzählt, der Inhalt und auch der Stimmungsgehalt der Novelle. Wo liegt da die Schmähung der Armee? Ist es denn die Aufgabe des Dichters nur die sozusagen moralischen Formen des Lebens darzustellen? Oder soll für die Zukunft die Charakterisirung von Offizieren, die psychologische Analyse ihrer Schicksale überhaupt verboten sein, für österreichische Reserveoffiziere wenigstens? Dabei ist Lieutenant Gustl keineswegs ein verkommener Mensch. Wäre er es, dann könnte ja eine Kommisintelligenz vielleicht auf den Gedanken kommen, die Armee verlange von ihren Mitgliedern, auch von denen der Reserve, daß sie ihre Genossen auch dichterisch nicht in bösem Lichte darstellen. Schließlich darf man ja an Hoftheatern Richard III. aufführen, ohne daß man von einem Kartell der gekrönten Häupter gegen diese Aufführung, weil sie geeignet sei, die Achtung vor diesem Stande zu verwischen, gehört hätte. Aber, besinnt man sich nur recht, so ist der Lieutenant Gustl zwar kein großes Geisteskind, aber er erfüllt doch alle Bedingungen des ehrenhaften Normalmenschen, ja er ist in seiner strengen Auffassung des Berufes sogar in gewissem Sinne sympathisch. Daß er sich schließlich freut, nicht sterben zu dürfen, ist doch am Ende entschuldbar. Muth wird ihm von Schnitzler auch nicht abgesprochen, denn das scharfe Duell am nächsten Tage macht ihm keine Angst.

Man versteht das Verdikt darnach von keinem Standpunkte aus. Der Ton der Novelle ist ebensowenig gehässig, wie der Inhalt. Es ist eine ununterbrochene Aufeinanderfolge aller Gedanken des Lieutenants in dieser Nacht — wo liegt da die Herabsetzung der Armee? Auch von einer Tendenz ist nichts zu merken. Ein Dichter hat ganz einfach eine Seelentragödie aufgeschrieben, ohne eine Moral, eine Tendenz auch nur anzudeuten. Was bleibt von der litterarischen Freiheit übrig, wenn selbst die ungehässige Darstellung eines Schicksals aus irgend einem Berufskreise die gesellschaftliche Ausstoßung zur Folge haben soll. Die Offiziere machen den Anfang. Die Beamten oder Lehrer werden folgen, dem Unverstande ist Macht zu tausend Thorheiten und Beschränktheiten gegeben. Deshalb ist hier der eine Fall genau auseinandergesetzt worden. Er ist symptomatisch, vielleicht nur der erste einer nun folgenden Reihe, sicher aber ein charakteristisches Zeichen der gesellschaftlichen und kulturellen Stellung des Dichters in unserem Lande.

Wien. W. Fred.

Von den Olympiern.

Die Griechen, das künstlerisch begabteste und durchgebildetste Volk, das wir kennen, hat auch in seinen Göttern das künstlerische Element am reinsten ausgeprägt. Es ist eine Gesellschaft, die über der Erde schwebt und doch auf dem Erdgrunde sich befindet, auf dem Olympos, wo kein Regen und Schnee, kein Sturm hinkommt, und ewiger Aetherglanz sie umwebt. Auf der Erde verkehren sie, wenn es ihnen gefällt; und sie finden dort überall und besonders in ihren Lieblingsorten ihre Tempel, die ganz als Wohnhäuser gedacht sind, nur natürlich mit bestimmten Abweichungen als Wohnhäuser der Götter. Sie sind durchaus sinnlich; und Leid und Freud wirkt bei ihnen immer elementar. Sie freuen sich wie die Kinder über die Gaben; sie zürnen wie die Kinder, wenn etwas gegen ihren Willen geschieht; das heißt, sie freuen sich und sie zürnen unmittelbar. Sie sind nicht allwissend, sie sind nicht allgegenwärtig, aber sie haben eine wunderbar leichte Empfindungs- und Bewegungsfähigkeit. Alle tiefgründige, grübelnde Philosophie ist ihnen fremd: sie wissen, über ihnen waltet das Schicksal, und sie lassen es walten und kommen niemals mit ihm in Konflikt. Sie sind mit jeglichen Vorzügen ausgestattet, die sich ein Lebewesen nur wünschen kann. Allen voran Zeus: Wenn er die Hand ausstreckt und eine Kette an einem Finger herabläßt, so kann er daran sämmtliche Götter heraufziehen, und wenn er nur mit den Augenbrauen zuckt, so erbebt der ganze Olympos. Im kleinsten Punkte die höchste Kraft. Es ist das selbstverständlich ruhelos Wirkende, wie es jeder hohen Vollendung eigen ist. So stellten sich auch die Athener ihren Lieblingshelden Theseus vor. Als er nach seinem Kampf mit den Unholden durch die Straßen Athens wandert, in langem jonischen Gewande, da rufen ihm Männer, die bei einem Bau beschäftigt sind, zu, wohin denn das zarte Fräulein so unbegleitet wolle; zur Antwort packt er ein Stiergespann und wirft es in die Luft, daß es oben am Dache hängen bleibt.

Bei dem impulsiven, explosiven Naturell des Zeus fehlt es, wie in Künstlerehen, auch nicht an Familienscenen, die jedoch zu keiner Scheidung führen. Denn Hera legt nach orientalischer Auffassung den Hauptnachdruck auf die Legitimität. Die unzähligen Liebschaften ihres wandelbaren Gemahls erregen zwar ihren Zorn und ihre Rache auf das heftigste, aber sie ändern in ihrer Stellung als Himmelskönigin und Ehefrau nicht das Geringste. Es war ein hoher Triumph der Kunst dieses starre, verehrungheischende Wesen mit einer Anmuth zu verbinden, wie sie Homer seiner Hera nur durch den Gürtel der Aphrodite verleiht. Das gelang dem Künstler der Hera Ludovisi.

In den Lieblingskindern des Zeus, in Athena und Apollo, welche mit Zeus die eigentliche Dreieinigkeit, allerdings ohne mystisches Dogma, ausmachen, kommt vor allem der klar ordnende Verstand, die unerläßliche Bedingung jedes künstlerischen Schaffens, zur Geltung. Freilich die elementare Kraft leidet nicht darunter. Diese Athena ist die gewaltige Jungfrau, die walkürenhaft die Reihen der Männer niederwirft, aber sie ist auch zugleich die kluge Rathgeberin im Kreise der Männer, die Lehrerin in allen weiblichen Fertigkeiten. Mit ihren Strahlenaugen durchschaut sie alles; sie hat ihre Lieblinge, aber ohne Leidenschaft, sie ist die Erfinderin des Flötenspiels. Sie könnte, wenn es ihre strenggewahrte Jungfräulichkeit zuließe, die Mutter des alten Fritz sein.

Köstlich, wie bei dieser geistig so abgeklärten Gestalt, ihre Beziehung zum Elementaren hervortritt. Als sie dem Haupte des Zeus entsteigt, da zittert der Olymp, aufrauscht in den Tiefen die Erde, es bäumt sich das Meer in purpurnem Wogenschwalle, und es hält der Sonnengott sein Gespann an. Und sie trägt die Aegis des Vaters, das Ziegenfell, das wundervolle Symbol der Gewitterwolke.

Und nun Apollo — wie ein Gedanke schwingt er sich auf zum Olymp, tritt in die Versammlung der Götter und

schlägt die Zither, und die Musen singen dazu, und es tanzen die Chariten und Horen, Harmonia, Hebe und Aphrodite und ihnen gesellen sich Artemis, Ares und Hermes. Und Glanz und Gefunkel geht aus von seinem Gewande und seinen Füßen. Und echt menschlich freuen sich am meisten darüber Zeus und Leto, das Elternpaar. Wo hat je ein anderes Volk ein solches Bild von Licht und Liebe und Schönheitsfülle auf so engem Raume geschaffen?

Als diese Gestalt Apollos durch Winckelmanns begeisterte Beschreibung uns nahe gebracht war, da hatten unsere edelsten Geister eine innere Fühlung gewonnen mit der hellenischen Kunst. Und weil diese Begeisterung tiefinnerlich erlebt war, darum vermochte auch ein Goethe in seine Iphigenie das eigenste Naturempfinden überströmen zu lassen, darum auch ein Anselm Feuerbach, von seinem Vater geführt, Gestalten zu schaffen, die er in sich selbst empfunden und geschaut hatte.

In dieser freudig bewegten Schönheit wandeln die Geschwister Apollo und Artemis, innig gesellt, auf den Höhen dahin. Aber — und dies ist ein wunderbarer Zug — sie bringen auch den Tod leicht und sicher den Thieren wie den Menschen. Es ist die poetische Schönheit des Todes als ein rasches Dahinwelken gleich den Blumen des Feldes, wie sie hier plastisch ihren vollendetsten Ausdruck gefunden. Auch diese Götter stehen im innigsten Verhältniß zur Natur. Wenn Artemis, die Jägerin, in die Erscheinung tritt, da zittern die Gipfel der hohen Berge, es rauscht der schattige Wald, es schauert die Erde und das fischedurchwimmelte Meer. Und nach dem Aufruhr der Elemente die ruhige Heiterkeit, die auch zugleich eine geistige ist.

> Und Stürme brausen um die Wette
> Vom Meer aufs Land, vom Land aufs Meer
> Und bilden wüthend eine Kette
> Der tiefsten Wirkung ringsumher.
> Da flammt ein blitzendes Verheeren
> Dem Pfade vor des Donnerschlags,
> Doch deine Boten, Herr, verehren
> Das sanfte Wandeln deines Tags.

So singt der Dichter, der gleich den Griechen sich durch Sturm und Drang zur ätherklaren Harmonie durchgearbeitet.

Und wie zwischen den Geschwistern, so findet zwischen Mutter und Tochter ein schönes menschliches Verhältniß statt bei Demeter und Persephone. Hier lag die Gefahr nahe, durch mystisch-symbolische Bezüge das Künstlerische zu trüben, wie das leider so oft geschehen ist und immer wieder geschieht. Der Grieche hat sich davon freigehalten und auch hier gegenüber einer blinzelnden Verhimmelung die sinnliche Erscheinung betont. Wie einfach ist wieder das elementare Verhältniß zur Erde klar gemacht in der Tochter, welche auf der blumenreichen Frühlingswiese sich ergeht und der Mutter, welche in engster Beziehung zur Erdscholle steht. Wie kräftig tritt der Schmerz der Mutter hervor, die sogar den Himmel meidet, als ihre Tochter geraubt ist, und unter Menschen wohnt. Und dieser Schmerz hat sich auch in den klaren, weichen Formen des Kopfes der thronenden Demeter von Knidos festgesetzt wie ein leichter Schatten. Aber wie schwer muß dies Leid gewesen sein, das einen solch dauernden Schatten in das Wesen der „leichthin lebenden" Götter werfen kann. So ist also auch hier mit leiser Andeutung Großes erreicht.

Der beweglichste der Olympier ist Hermes, dem nichts entgeht, der sich aus allem etwas zu machen versteht, dem es auch an Witz und Humor nicht fehlt. Schon als kleiner Kerl stiehlt er dem Bruder Apoll die Rinder und weiß sich so köstlich zu verstellen und den unschuldigen Säugling so drastisch zu markiren, daß selbst der strenge Vater Zeus lachen muß. Er bildet sich aus einer Schildkröte die Lyra. Das Künstlerische seiner Anlage entwickelt er besonders im Verkehr mit Göttern und Menschen als Götterbote. Unübertrefflich ist er da in der Neapler Bronze aufgefaßt, wo er unterwegs sich niedergelassen, aber beim Ausruhen alles im Auge hat; seine Rast ist die eines Schmetterlings, der ganze Körper der harmonisch ausgebildete eines Athleten. Geschmeidig an Körper und Geist, weiß er auf Land und Meer und in der Unterwelt sich gleich sicher zu bewegen, voll Verstand, aber auch mit jenem holden Leichtsinn, der der Jugend so gut steht und besonders einem Bruder des Bacchus. Diesen bringt er den Nymphen zur Pflege, mit denen er auf dem vertrautesten Fuße lebt; wie er dann überhaupt als Musikant und Wanderer ein leicht empfängliches Herz hat.

In den dionysischen Kreis hat der Grieche alles hineingetragen, was er von sinnlicher Derbheit und Gluth, von einschmeichelnder Lust und Wonnetrunkenheit, überhaupt von hinreißender Kraft unmittelbarster Begeisterung besaß. Es ist unstreitig der künstlerisch reichste, namentlich in späterer Zeit, wo auch noch die Meeresdämonenwelt hineinragt. Das Wunderbarste ist auch hier immer die Meisterschaft, das unbändige Temperament durch die Kunst zu zwingen. Auch hier nirgends Verschwommenheit und Verstiegenheit. Gerade in der Person des Dionysos findet sich jene souveräne Ruhe bei aller Leidenschaft, wie sie dem echten Künstler eigen sein soll. Und welch einen unerschöpflichen Reichthum an Gestalten hat hier der klare Kunstverstand des temperamentvollen Griechen hervorgezaubert, Gestalten, die durch ihre staunenswerthe Wandlungsfähigkeit Jahrtausende hindurch ihr ewiges Leben beweisen. Und wer diese Triebkraft gleich temperamentvoll und gleich verständig zu verwerthen weiß, der schafft wieder völlig Neues, wie das Böcklin auf das Glänzendste gezeigt hat.

In dieser dionysischen Gesellschaft befindet sich besonders gern Aphrodite, die Herrin über Meer und Land und Himmel und Unterwelt. Sie, die sieghafte Gewalt, die schon durch ihre Erscheinung in reichem Gewande oder leuchtender Nacktheit alles bezwingt, ob sie zum Ida wandelt zum Hirten Anchises, und die wilden Thiere des Gebirges ihr entgegenwedeln oder ob sie aus dem Meere aufsteigt und die Horen sie bekränzen und sie zum Himmel geleiten. Darin ist sie Apollo gleich, daß auch sie schon durch ihre Erscheinung begeisternd wirkt, und aus den Tausenden von Statuen dieser beiden leuchten doch nur zwei allbezwingend hervor: der Apollo von Belvedere und die Venus von Milo, die das denkbar Größte geben, was diese Götter in sich haben, den unentrinnbaren Zauber der schönheitsvollen Gestalt.

So wirken denn diese Olympier durchaus künstlerisch, in ihrer geschlossenen Persönlichkeit zugleich eigenartig und allgemein, voll von Sturm und Gluth der Leidenschaft und heiter klarer Ruhe. Sie sind nicht frei vom Menschlichen, Allzumenschlichen, aber sie herrschen im Reiche der Phantasie und wo sie gebieten, da steht es da. Vollnaturen, gesund an Körper und Geist, die immer ihre ganze Persönlichkeit einsetzen und bei denen jede Aeußerung, auch die kleinste, ihre ganze Eigenart verräth.

Unterschieden von ihnen ist der typische Handwerker des Olymps, Hephästos, der auch nur ausnahmsweise in der Götterresidenz erscheint. Das Technische überwiegt, freilich in der kunstreichsten Art, aber es überwiegt. Auch da, wo Homer ihn ein Liebewerk nach eigenem Willen schaffen läßt wie im Schilde des Achill, vergißt er nicht immer auf das Kunstgewerbe hinzuweisen. Kunstvolle Stühle, unsichtbare Fesseln, goldene und silberne Menschen und Thiere, die stehen und wandeln, alles das schafft er, aber man hat diesen Gebilden gegenüber das Gefühl eines künstlichen Uhrwerks. Es fehlt dieser handwerksmäßigen Kunst jener große Zug einer Persönlichkeit, welche mit elementarer Macht rührt und zwingt, auch ohne daß wir uns darüber klar werden, lediglich dadurch, daß sie da ist. Und diese Ruhe und Klarheit und Kraft des Daseins ist das Herrlichste einer göttlichen Kunst und künstlerischer Götter.

Diese Welt der Olympier ist Goethe immer innigst vertraut geblieben. Das Wort Götter spielt eine große Rolle in seinem Jugendleben; wie ehrlich es gemeint ist, zeigt besonders das herrliche Liebeslied, wo der leidenschaftliche

Liebhaber sich den Trennungsschmerz versüßt mit den Worten:

Und doch, welch' Glück! geliebt zu werden,
Und lieben, Götter, welch' ein Glück!

Mit glühender Begeisterung liest der junge Goethe Andacht liturgischer Lektion im heiligen Homer, verlangt, mit Göttersinn und Menschenhand zu bilden aus dem Urquell der Natur; sehnt sich mit seiner Proserpina nach dem Leben der Himmlischen, wo schwankt von Schmerz zu Lust der Seligkeit Fülle. Und welch schöne Variation zum Thema von den leichthin lebenden Göttern findet sich in Iphigeniens Gebet:

Unsterbliche, die ihr den reinen Tag
Auf immer neuen Wolken selig lebet.

Dies immer bewegte reiche Leben bei vollendetster innerer Ruhe, das ist es, was dem gereiften Manne besonders durch das Verständniß der Plastik auf italienischem Boden sich ganz erschließt. Es sind die Gefilde der Seligen, in denen sein malerischer Natursinn gleich Böcklin der Götter Schönheit klar erschaut:

Gewässer schleichen durch die Frische
Der dichten, sanft bewegten Büsche,
Nicht rauschen sie, sie rieseln kaum.

Und zu voller Harmonie gelangt er am Ende der Pandora, wo Eos als der Weisheit letzten Schluß verkündet:

Groß beginnet ihr Titanen, aber leiten
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen
Ist der Götter Werk, die laßt gewähren!

Auch wir streben wieder der Schönheit zu nach unserer Weise, und gar oft mögen die Unsterblichen lächeln über manch sonderliches Gebahren jugendlicher oder blasirter Originalitätssucht; aber — und das ist das Wichtigste — auch uns ist wieder klar geworden, daß wir diese göttliche Schönheit suchen müssen auf dem Grunde des quellenden Lebens; denn so sprach Goethe in Venedig vor dem Gewimmel der Seethiere: „Was ist doch ein Lebendiges für ein köstlich herrliches Ding."

August Herzog.

Das Maßnehmen.

Unter den Musikern eines Orchesters ist der Contrabassist in der Regel eine hervorragende Persönlichkeit, denn sein Instrument verlangt, daß er gewissermaßen über der Sache stehe. Herr Otto Mähner, der Baßgeiger in der Kapelle einer kleineren Stadt, bildete die Ausnahme von der Regel, denn er erreichte mit knapper Noth das Militärmaß.

Als er zu dem städtischen Musikdirektor in die Lehre kam, wurde er befragt, was er sich für ein Hauptinstrument erwähle, worauf Otto ohne Zögern sich für den Basso erklärte. Der Musikgewaltige musterte lächelnd den Knirps. „Ja, ja", sagte er, „es kommt oft vor, daß kleine Männer sich in große Frauen verlieben — und wer weiß? Der Junge hat ausgiebige Hände und Füße, — vielleicht kommt er ins ‚schießen'. Meinetwegen, ich will ihn der Baßgeige zugesellen, und damit er die Geliebte ordentlich halsen kann, werde ich ihn auf ein Fußbänkchen stellen. Fängt er zu wachsen an, kürzen wir ihm die Füße — nämlich dem Bänkchen — bis der Jüngling endlich auf ebenen Boden zu stehen kommt."

Ottos Haare wuchsen ihm bis auf den Rockkragen, aber sein Körper wollte nicht in den Schuß kommen. Nach Ablauf seiner Lehrzeit kam er zur Einsicht, daß er zeitlebens wie ein Galeerensklave an sein Bänkchen gefesselt sei.

Einige Jahre führte er noch mit den Aeltern ein behagliches Stillleben, bis sie ihn allein in der kleinen Wohnung zurück ließen. Ein weiblicher Schutzengel, der strumpflos in den Schuhen stand, die alte, bucklige Richtern, nahm ihn nun unter die Flügel und hielt ihm Stube und Kammer so weit in Ordnung, daß er nicht geradezu im Staube erstickte.

Das öde Junggesellenleben lastete auf ihm; seufzend warf er sich nachts auf sein Lager und seufzend hörte er morgens in seiner Kammer, wie die Richtern in der Stube daneben sich mit einem veralteten Kirchenhusten abquälte, während er so gerne das Trällern eines munteren Weibchens gehört hätte. Mit Besorgniß sah er sich dem Hagestolzenthum mit allen seinen Schrecknissen rettungslos verfallen, denn nie im Leben, das mußte er sich gestehen, hätte er den Muth gefunden, sich einem weiblichen Wesen mit Liebeswerbungen zu nähern.

Der Ahnungslose wußte nicht, daß er bereits die Augen eines Mädchens auf sich gezogen hatte, das in ehrbarer Absicht seine Bekanntschaft zu machen suchte.

Die Honoratioren hielten zur Winterszeit im Gasthof „Zum Schwan" ihre Tanzunterhaltungen ab, und dort hatte das Mädchen Otto zuerst gesehen, wie er ernsthaft seinen Contrabaß strich. Sein Kopf mit den langen Künstlerhaaren, mehr noch seine große Gestalt, hatte ihr Wohlgefallen erregt, denn sie konnte von unten nicht sehen, daß er auf einer Fußbank stand. Hinter einer Säule versteckt, verwandte sie kein Auge von dem jungen Musiker. Sie tanzte nicht, war auch nicht ballmäßig gekleidet, denn sie war erste Köchin im Schwan, die nur auf einen Sprung heraufgekommen war, die Kapelle zu revidiren, um dann wieder im Küchendunst zu verschwinden. Fräulein Toni überragte das weibliche Küchenpersonal des Schwanes um die Länge ihres Kopfes, den die Nase eines alten Römers zierte. Die besten Probebissen hatten ihre Gestalt nicht abzurunden vermocht, sie gehörte zur seltenen Gattung der mageren Köchinnen. Im Spätherbst hatte sie ihrer Alterszahl die dritte Null beigefügt; zehn Jahre herrschte sie nun am Kochheerd und noch hatte sich kein ernsthafter Freiwerber eingestellt. Ihren Lohn hatte sie immer zusammengehalten, das bewiesen mehrere Sparkassenbücher, auch waren ihr einige tausend Mark durch wunderbare Fügung in den Schoß gefallen. Fünf im „Schwan" Bedienstete spielten zusammen ein halbes Lotterieloos und gewannen damit 15 000 Mark! Vier von den Gewinnern schlossen miteinander Ehebündnisse: der Kellner heirathete das Stubenmädchen, der Hausknecht die Scheuerfrau, nur Fräulein Toni blieb mit ihrem Gelde ledig. Sie sah ein, daß sie etwas für sich thun müsse, wenn sie nicht sitzen bleiben wollte, — gewarnt war sie bereits durch einen Traum: sie hatte sich selbst gesehen, wie sie von einem Barbier rasirt wurde; das bedeutete Klatscherei oder alte Jungfer werden. Sie hielt auf Träume, die ihr das „älteste, echte ägyptische Traumbuch vom Jahre 1204" auslegen mußte. In den wichtigen Nächten von Neujahr bis zu den heiligen drei Königen hatte sie im Traum „Epheu an Mauern gesehen", das bedeutete Befestigung eines Verhältnisses mit einem Künstler, das andere Mal „eine Fleischbank" und das war Hochzeit. Ein Künstler wäre ihr recht gewesen, aber sie kannte keinen, — halt! vielleicht doch! Sie fragte ganz unvermittelt die Frau Wirthin, die in der Küche zu schaffen hatte, „sind denn eigentlich die Musikusse, die bei uns zum Tanz aufspielen, Künstler?"

„Wenn sie was können", antwortete die Wirthin, „ganz gewiß."

Die Antwort gefiel der Toni; nun hatte sie ein ganzes Orchester zur Auswahl, die Verheiratheten und die Lehrlinge abgerechnet. So wie sich ihr der erste freie Augenblick geboten hatte, war sie die Treppe hinaufgehuscht, um hinter der Säule das Orchesterpersonal zu mustern. — Ihr Blick war an Otto hängen geblieben. „Das wäre ungefähr der Richtige", dachte sie, „die vier oder fünf Jährchen, die er jünger ist als ich, scheniren mich weiter nicht." Wieder in der Küche, machte sie eine Semmel mit Lachs zurecht

und ein Fläschchen mit Punsch, das sie in Seidenpapier wickelte, während die Lachssemmel eine Hülle von Einsiede-pergament bekam. Ein Blümchen hätte sie gerne obenauf gelegt, aber weil sie keines zur Hand hatte, so nahm sie einer hergerichteten blauen Forelle ein Büschel Petersilie aus dem Maule, zupfte und blies es zurecht und steckte es in den Papiereinschlag der Semmel. Dem jüngsten und pfiffigsten Küchenmädchen übergab sie heimlich diese Delikatessen und schickte es zum Orchester hinauf mit der Weisung, dem Herrn Baßgeiger mit den langen Haaren, möglichst unvermerkt, die Einwicklungen zu übergeben, mit den herzlichsten Grüßen von Fräulein Toni. Auf Fragen dürfe sie nicht antworten, sondern müsse so schnell als möglich wieder zurückkommen. Blitzschnell hatte das Mädel den Auftrag ausgeführt und berichtete wie der Herr Musikus in der einen Hand die Lachssemmel, in der anderen das Punschfläschchen, ganz verwirrt und sprachlos dagestanden sei, daß sie im Nu wieder entschlüpfen konnte.

Lange mochte Otto so gestanden sein. Als er einigermaßen zu sich kam, war er allein. Die Kollegen hatten die große Tanzpause benutzt, um sich im Keller des Gasthofes zu erfrischen.

„Mit den herzlichsten Grüßen von Fräulein Toni!" Er kannte keine Toni. Er sah nach dem Paketchen mit dem grünen Büschel. „Das sieht aus — wie Petersilie." Er roch daran — es war Petersilie. „Blumensprache!" dachte er, „wenn ich nur wüßte, was Petersilie in der Blumensprache bedeutet." Er steckte das Grün in ein Knopfloch, wickelte das Papier auf, fand die Semmel und legte sie auseinander. Lachs, mit Pfeffer bestreut. Es wurde immer geheimnißvoller — was wollte Toni mit dem gepfefferten Lachs sagen? Nun löste er das Seidenpapier von dem Fläschchen — ein Liebestrank? — er entkorkte es, ein kräftiger Punschgeruch stieg ihm in die Nase. Ein unerklärliches Abenteuer. — Er trat an die Brüstung des Orchesters und schaute hinab in den Tanzsaal, ob er vielleicht die räthselhafte Toni entdecken könne, die ihm ein Erkennungszeichen — —? Nichts. Man war zum Speisen gegangen, nur einige, nie speisende Mauerzierden plauderten miteinander auf den rothen Bänken.

Otto setzte sich auf einen Orchesterstuhl, starrte das üppig belegte Brötchen an und kam schließlich auf den Gedanken, daß Toni mit dem Lachs vielleicht habe sagen wollen, daß er ihn essen möge — er that es, trank auch den Punsch dazu, immer im Gedenken an die entzückende Toni. Sie war vielleicht die Bürgermeisterstochter — oder eine fremde, zugereiste Dame — wunderliche, romantische Bilder stiegen vor ihm auf, — er war verliebt, zum Sterben verliebt in seine unbekannte Toni! Was er nach der Pause zusammengespielt hat, wußte er nicht. Als der letzte Takt verklungen war, lehnte er seine Baßgeige in die Ecke, trat noch einmal an die Brüstung vor, machte in den Tanzsaal hinunter eine kaum merkliche Verbeugung, führte die linke Fracklappe mit dem grünen Büschel zum Mund und stürmte die Treppe hinunter ins Freie.

Mondschein, Punsch und Liebessehnsucht machten die Welt zum Paradies, ihn selbst zum Dichter. Schnell nach Hause, um die herrlichen Gedanken und Gefühle, die ihn bestürmten, zu Papier zu bringen. Mit dem Hut auf dem Kopfe setzte er sich an den Tisch und schrieb auf einen Briefbogen, in fliegender Eile, sein erstes Gedicht nieder: „Göttliche, die Du zur Erde stiegst!" — dann wollte es nicht weiter gehen. „Stiegst!" Er fand lauter unschöne Reime: kriegst, liegst, biegst, quiekst — darin lag doch keine Poesie, — unterwegs hatte er das Gedicht beinahe fertig gehabt. Das dichterische Feuer war im Verglimmen, er fing an zu frieren und kroch ins Bette, nachdem er zuvor die Petersilie in ein Glas mit Wasser gestellt hatte. Unruhig war sein Schlaf, und weil er zeitig erwachte, fing er an zu komponiren, im Bette liegend, setzte er sein erstes Gedicht in Musik. Mit Verwunderung hörte die bucklige Richtern, während sie die Stube aufräumte, den Herrn in seiner Kammer kräftig singen: Gööött — liche dieee — Du zur — Eeer — de stiegst — looom — derom — derom — derom — daaa! und brummte vor sich hin: „Der is doch wohl nicht recht gescheit im Koppe heut, oder aber er is verliebt, was eigentlich ganz dasselbigte is." —

Die erste Köchin in einem Gasthof verfügt jederzeit über bessere Kundschafter als ein Feldherr in Kriegsläuften. Wer zur Küche in einem abhängigen Verhältniß steht, wird von der Herrscherin zu derartigen Diensten herangezogen. Otto Mähner war von seiner Toni nach einigen Tagen durchschaut, wie eine gut geputzte Gaslaterne; sie kannte sein Ein- und Herkommen, sein Alter, seinen Lebenswandel, die Höhe seiner älterlichen Erbschaft, seine künstlerischen Eigenschaften und Eigenheiten. Toni war zufrieden mit den Leistungen ihres geheimen Büreaus und erwartete den nächsten Sonnabend in siegesgewisser Stimmung.

Otto hatte eine Marterwoche hinter sich, denn die erwartete Lösung des Räthsels blieb aus. Der heutige Sonnabend mußte eine Entscheidung, wenigstens eine Aufklärung bringen, — das fühlte er. In feierlicher Stimmung, Maiglöckchen im Knopfloch, ging er nach dem „Schwan", eilte in das Orchester hinauf, stellte sich auf sein Bänkchen und musterte den Saal — ohne Resultat.

Schon während des ersten Tanzes hatte Toni, sorgfältiger als sonst gekleidet, hinter der Säule Posto gefaßt, und als sie ihn gestriegelt und gebügelt, mit den sprechenden Maiglöckchen auf der Herzseite, den Bogen führen sah, bestimmte sie: „Wir werden gleich nach den Fasten heirathen, nur kein langes Herumziehen", und ging beruhigt in die Küche hinab. Heute bestrickte sie ihren Zukünftigen mit Gänselebersemmel und Ananaspunsch. Die Ueberbringerin erhielt diesmal einen längeren Auftrag, sie sollte ausrichten: „Herzlichste Grüße von Fräulein Toni und Herr Mähner möchte doch so gut sein, Fräulein Toni in der großen Tanzpause hier zu erwarten." Das sollte sie sagen und ohne auf Fragen zu antworten, so schnell als möglich ausreißen.

Wie in einem Märchen wiederholte sich der erste Vorgang und wie ein Märchenprinz war Otto noch verwirrter als das erste Mal, daß er fast vergaß, dem Mädchen die Maiglöckchen für die Prinzessin in die Hand zu drücken. Hold lächelnd empfing diese Bericht und Blümchen, und als die Tanzpause begonnen, zog sie sich nach der Speisekammer zurück, um sich hübsch zu machen. Die Kochschürze legte sie ab, klopfte und schüttelte den Speisengeruch aus den Falten, tränkte Kleider und Taschentuch mit Kölner Wasser, nahm einen Umhang über die Schultern, setzte sich vor einem Stück Spiegelglas ein kleines Hütchen mit einem Halbschleier auf, der ihre Römernase gerade bedeckte, zwängte sich Handschuhe über die röthlichen Hände, nahm Taschentuch und Maiglöckchen in die Linke und schlüpfte nach dem Orchester hinauf.

Nachdem die Kollegen fortgestürmt waren, starrte Otto in grenzenloser Erregung nach der niederen Orchesterthüre. Endlich kreischte das Schloß, die Thüre wurde vorsichtig aufgethan und eine weibliche Gestalt trat, sich bückend, herein. Als sie sich wieder in ganzer Höhe aufrichtete, war ihm als ob er niederknien und ausrufen müsse: „Göttliche, die Du zur Erde —", aber blitzschnell nahmen seine Gedanken eine andere Richtung. „Das ist gar kein Frauenzimmer — das ist ein verkeideter Kerl — ganz gewiß der Bittner!"

Toni, die einen großen Mann zu finden dachte und ganz unerwartet einen Knirps vor sich hatte, fand schnelle Aufklärung, als sie die Fußbank vor der Baßgeige stehen sah. Ihr Ideal war zwar zusammengeschrumpft, aber sollte sie umkehren, nachdem sie für ihren Plan schon so viel gethan hatte? Nein! Einen Kopf größer oder kleiner, darauf kommt es nicht an, — heirathen! das ist die Hauptsache.

Sie führte die Maiglöckchen spielend an die Lippen und bot Otto mit aller Liebenswürdigkeit die Hand. „Sie sind eine Seele von einem Menschen, Herr Mähner," daß Sie meinen Wunsch erfüllt und hier auf mich gewartet haben. Aber — wollen wir uns nicht in die Nische setzen, damit wir ganz ungestört sind?"

Otto hatte dem vermeintlichen Bittner einen Stoß in die Rippen geben wollen, aber doch noch rechtzeitig gemerkt, daß er wirkliche Weiblichkeit vor sich habe.

„Verehrtes Fräulein sind zu gütig — ich — ich —".

„Ich heiße Antonie Stange und bin erstes Kochfräulein hier im Schwan."

Die Bürgermeisterstochter und die fremde, zugereiste Dame, die wieder vor Ottos innerem Blicke herumgaukelten, fielen bei diesen Worten in einen tiefen Abgrund, aber er blieb mit einem leibhaftigen weiblichen Wesen beim Stelldichein in der Nische sitzen, was ihm ein neues, sehr angenehmes Gefühl erregte.

„Herr Mähner, sind Sie böse auf mich?" fragte Toni und fuhr dabei mit dem weichen Ziegenleder über seine Hand, daß ihn ein elektrischer Schlag vom Kopf bis zur Fußzehe durchzuckte, er war noch nie mit Ziegenleder gestreichelt worden.

„Böse? Ich?"

„Na ja; — und daß ich zwei Mal so frei gewesen bin, Ihnen eine Kleinigkeit aus der Küche —"

„Aber, verehrtes Fräulein Stange, wenn Sie wüßten, wie —." Er rückte unruhig auf dem Stuhl herum, sie drückte beruhigend seine Hand.

„Herr Mähner, ich habe Sie so oft beobachtet, Sie kamen mir immer wie ein einsames Huhn vor, von aller Welt verlassen, das that mir so leid, und ich dachte mir, wenn er was Gutes zu essen hat, dann wird ihm die Einsamkeit nicht so sauer sein, und da hab' ichs gewagt."

„O Fräulein Antonie, wenn Sie wüßten! — Ihr grünes Büschel steht bei mir noch immer im Wasserglas und denken Sie! es wächst!"

„Ja, das hat die Petersilie so in sich."

„Fräulein Toni, mit dem Büschel — war das Blumensprache? Ich habe mir den Kopf zerbrochen, was die Petersilie sagen könnte und wollte mir schon so ein Büchlein kaufen."

„Thun Sie's nicht, das ist weggeworfenes Geld, in jeder Blumensprache steht was anderes. In meiner sagt die Petersilie: ich möchte gerne überall dabei sein."

„Haben Sie mir sagen wollen — daß Sie — auch gerne bei mir — bei mir —?"

„Aber Herr Mähner!" sagte Toni tief gekränkt, „was glauben Sie denn von mir!"

„Nein, nein, ums Himmelswillen, denken Sie ja nicht, daß ich, — daß —".

„Ach, du liebe Güte! Da kommen die Leute schon wieder in den Tanzsaal — ihre Kollegen werden gleich da sein — ich muß fort. Adje, Herr Otto — haben Sie vielleicht morgen Abend um 6 Uhr ein Bischen Zeit? Ja? Dann kommen Sie doch in die Siegesallee, beim Kriegerdenkmal können wir uns treffen. Adje, Sie Lieber —" und sie neigte sich herunter, bog Schleier und Römernase etwas seitwärts und gab ihm einen herzhaften Kuß. Es war sein erster. Ihm vergingen die Sinne. Als er zu sich kam, war sie verschwunden; er athmete tief auf und sagte: „So, jetzt bin ich verlobt."

Es war heute ein anderes Nachhausegehen wie vor acht Tagen, er dichtete nicht mehr, er rechnete, wie es einem künftigen Hausvater geziemt und seine Rechnung stimmte. Daheim hitzte er den Ananaspunsch in der Kaffeemaschine und wickelte aus dem Papier das Gänseleberbrötchen. Als er hineinbeißen wollte, weckte der Geruch eine Erinnerung — so — ja — ach ja, ähnlich so, — nur mit Kölner Wasser vermischt — hatte es gerochen, als Toni ihn an sich gedrückt und geküßt hatte. Mit geschlossenen Augen lebte er die Wonne des ersten Kusses noch einmal durch, dann erst biß er in die Semmel und trank den Punsch.

Was nun noch zu seinem Glücke fehlte, das wurde ihm am nächsten Abend in der Siegesallee aufgetischt. Hier erfuhr er von seiner Toni, daß sie 5600 Mark schwer sei, daß die Hochzeit gleich nach Ostern stattfinden werde, daß sie ihre Kochkunst nicht an den Nagel hängen wolle, sondern bei festlichen Gelegenheiten in guten Familien die Küche übernehmen würde, was für die eigene Wirthschaft immer von Vortheil sei und daß sie kein Mädchen halten wolle, sondern nur eine Aushilfe. Er bekäme eine sehr gesunde Person zur Frau, die nur alle sechs oder acht Wochen Migräne habe; sie binde sich dann ein Tuch um Kinn und Backen, die Zipfel nach oben und eines fest von der Stirne nach dem Hinterkopf und wieder nach vorne, und wenn sie 48 Stunden im Bette liegen könne, wäre sie wieder gesund.

Sie wandelten unaufhörlich in der kleinen Allee auf und ab, und gewöhnlich kamen sie nach jedem Glück, das ihm aufgetischt wurde, bei dem Kriegerdenkmal vorbei, dann trat er auf die erste der Stufen die hinaufführten und sie küßten sich in Bequemlichkeit, wenn niemand vorbeiging.

Im April war die Hochzeit. Die Flitterwochen gingen den beiden Leutchen erst nach Monaten vorüber, ja selbst später konnte man merken, daß sie sich einen kleinen Honigtopf auf die Seite gestellt hatten. Der glückliche Otto, der nicht in Wahl und Qual gekommen, war bereit zu schwören, daß er auf der ganzen Welt keine bessere Frau hätte finden können als seine Toni. Die Schönheit drückte sie freilich nicht, doch davon verstand Otto nichts.

Frau Toni war sich bewußt, daß sie einen kleinen, hübschen, jungen Mann hatte und lebte in der stillen Angst, daß er ihr einmal abwendig gemacht werden könne. Bisher hatte die scharfe Beobachterin noch keine Spur von Untreue entdecken können, deshalb auch kein Wort der Eifersucht fallen lassen.

Mit den Jahren schien es aber, als ob sich der Schönheitssinn Ottos allmählich entwickeln wollte; zuerst empfand er, was nicht schön sei, das war, als er seine Frau, mit Migränentüchern verbunden, im Bette liegen sah. Er folgte den Linien, die ihr Gesicht mit den Tücherumwicklungen im Profil bildeten; da sprang ihm die Aehnlichkeit in die Augen, die seine Frau mit dem Dichter Dante hatte, dessen Bild er unlängst in einer illustrirten Zeitung gesehen; er mußte sich aber gestehen, daß es für ein Mädchen oder eine junge Frau kein besonderes Glück sei, mit Dante ein und dasselbe Profil zu haben. Als die Entwicklung seines Schönheitssinnes weitere Fortschritte machte und er anfing die runden Linien zu studiren, erkrankte seine Frau. Er war ihr ein treuer Pfleger, trotzdem ging es schlechter und schlechter mit ihr; die Miene des Arztes wurde immer bedenklicher, bis er endlich mit dem Geständniß herauskam, daß das Schlimmste zu befürchten sei. Er könne hier nichts mehr thun, aber morgen wolle er zeitig kommen, um die letzten Formalitäten zu erfüllen.

Wie Otto wieder vor dem Bette seiner Frau saß, die mit geschlossenen Augen dalag, überkam ihm ein solches Angstgefühl, daß er sich einredete, er müsse fort, um seiner Frau einen Sarg zu bestellen, da für ihre Größe wohl kaum einer vorräthig sei. Er schickte die Bedienungsfrau, die in der Küche saß, in das Krankenzimmer und stürzte fort in das Magazin, dessen Inhaber er kannte. Herr Drillhans fragte Herrn Mähner, was ihm das Vergnügen verschaffe?

„Ach, Herr Drillhans, meine Frau —" sagte Herr Mähner stockend, mit zuckenden Lippen.

„Ei, ei! Nicht möglich! Ihre Frau. So, so!"

„Ja, — und da wollte ich bitten —"

„Mein lieber Herr Mähner, ein fertiger wird nicht da sein, ich habe ein schönes, reiches Lager, aber ich führe sie nur bis 1 Meter 78 und ihre Frau muß doch wohl mehr haben?"

„Deswegen wollte ich Sie eben bitten, daß Sie ihr Maß nehmen."

„Das kann ich thun, mein guter Herr Mähner, kommen Sie, das wollen wir gleich haben."

Unterwegs machten die beiden Männer ab, wie „er" beschaffen sein müsse und was „er" kosten dürfe.

Vor der Thüre des Krankenzimmers legte Herr Mähner, gegen den Tischler gewendet, den Finger auf den Mund und klinkte auf. Wie vorhin lag die Frau da, regungslos, mit kaum merkbarem Athem.

Herr Drillhans holte sein Metermaß aus der Brusttasche und nahm die Länge.

„Wie ich mir gedacht habe, ein Meter achtzig. Den Deckel müssen wir, glaube ich, um zwei Centi höher als gewöhnlich machen, wegen der Nase. Warten Sie, ich werde mal gucken", — dabei kauerte er sich vor ihrem Kopfe nieder und visirte, mit dem Daumen am Maß. In dem Augenblicke öffnete Frau Mähner das eine Auge, groß wie ein Rad, dann das andere, das über den Nasenrücken schaute, wie der aufgehende Mond über einen Berg und starrte Herrn Drillhans an, der vor Schrecken über die erwachte Todte beinahe umgefallen wäre.

„Du — läßt mir wohl —", sagte sie schwach und kurzathmig zu ihrem Manne, „läßt — mir wohl — das Maß nehmen? — So, so!" — Hierauf fielen ihr die Augen zu und sie lag wieder regungslos da.

Die Männer wußten nicht, wie schnell sie aus dem Zimmer in die Küche gekommen waren, wo sie sich verstört anschauten. Herr Drillhans rieb sich die Beine und klopfte sie, als ob er ein geschrecktes Pferd zu beruhigen hätte.

„Ich habe das Kniezittern gekriegt. Warum haben Sie mir denn nicht gesagt, daß sie noch lebendig ist? Dann hätte ich doch nicht Maß genommen. — Jetzt lassen wir's wohl mit der Bestellung?"

„Nu, warten Sie, — vielleicht kann ich sie durch's Schlüsselloch beobachten — ja! ich sehe sie!"

Er schaute lange hin, bis er sich umkehrte und mit Fassung sagte: „Mäuschenstille liegt sie da, der Arzt hat's gewußt — heute Nacht! Machen Sie ihn nur, lieber Meister und recht hübsch."

„Also gut, morgen Mittag schicke ich ihn her."

Der Herr Doktor, der am nächsten Morgen zeitig kam, um für die Behörde verschiedene Papiere auszufüllen, war nicht wenig überrascht, seine Kranke am Leben zu finden, mit frischeren Augen und kräftigerem Pulsschlag.

„Ah, bravo!", sagte er, „ich hab's ja gewußt! Wenn wir die Krisis überstehen, hab' ich gesagt, haben wir gewonnen. Bravo, Frau Mähner. Jetzt nur gut halten, dann sind wir wieder einmal durchgerutscht." —

Nach Tische hörte Otto vor der Thüre ein Geräusch und ging hinaus, zu erfahren, was es gab. Ein Tischlergeselle brachte mit dem Lehrjungen den bestellten Sarg. Ach, Du Grundgütiger! An den Sarg hatte Otto in der Freude über die glückliche Wendung nicht mehr gedacht, — er griff ins Portemonnaie und gab dem Gesellen ein Trinkgeld.

„Ich danke schön für Ihre Mühe, aber den Sarg nehmen Sie nur gleich wieder mit, ich kann ihn, Gott sei Dank, nicht brauchen."

„Nee", — sagte der Geselle, „einen Sarg nimmt der Meister nich zurück, das is ja nich so, wie wenn der Schneider einen Rock verpaßt hat; behalten Sie ihn nur, die Rechnung wird der Meister schon schicken." Damit trollten sie ab und Otto mußte froh sein, daß es ohne Streit abgegangen und seine Frau nichts gemerkt hatte. Den Sarg ließ er in aller Stille in eine Bodenkammer hinaufstellen.

Die Genesung machte bei der gutorganisirten Frau Mähner schnelle Fortschritte und es währte nicht lange, so stand sie wieder auf gesunden Beinen.

Einmal kam Otto nach Hause und fand in der Küche, die zugleich das Vorzimmer war, den Sarg mit Deckel, wie einen Schrank aufrecht an die Wand gestellt. Frau Toni genoß die Erstarrung ihres Mannes mit einer Behaglichkeit, als ob sie ein Erdbeereis zu sich nähme.

„Heute hat mir Herr Drillhans die Rechnung für den Sarg herübergeschickt, den Du mir hast anmessen lassen. Aber warum hast Du ihn denn auf den Boden gestellt? Dazu ist er zu schön, ich habe ihn wieder herunternehmen lassen. Siehst Du?" — sie öffnete den Deckel — „hier habe ich mir ein paar kleine Nägel eingeschlagen, daran hängen die Staubtücher, die Besen stehen auch drin und unten ist das Wichszeug."

Otto war wie auf den Mund gefallen und brachte kein Wort heraus, obwohl er zu seiner Rechtfertigung manches zu sagen hatte, aber weil sie schwieg und nicht mehr auf diese Sache zurückkam, dachte er, es sei am besten, wenn man sie einschlafen lasse.

Sein Schönheitssinn hingegen wurde wieder recht munter; er erinnerte sich, daß er bei dem Studium der runden Linien stehen geblieben war. Das Stubenmädchen der Hauswirthin wollte ihm zur Fortsetzung seiner Studien als ein geeignetes Modell erscheinen. Um sich davon zu überzeugen, klopfte er dem Mädchen bei einer Treppenbegegnung freundlich auf den runden Nacken und ließ seine Hand an dem runden Arm niedergleiten.

Ein Niesen machte ihn zusammenfahren, nicht grundlos, denn wie er auffah, bemerkte er, daß seine Frau ihn mit Blicken die Treppe hinunterbegleitet hatte. Er grüßte verlegen-heiter hinauf, ließ das Modell stehen und ging zum Hause hinaus. Am liebsten wäre es ihm gewesen, wenn er mit dem Orchester sofort eine Konzertreise nach Rußland hätte antreten müssen, aber die Mittagsstunde rief ihn heim. Seine Besorgnisse, daß sich ein häusliches Gewitter zusammengezogen, waren umsonst gewesen; er fand einen normalen, halbheitern Ehehimmel, unter dem sich's gut leben ließ. Nicht ein Wort fiel von der fatalen Treppenbegegnung. Nach der Mahlzeit bat Frau Mähner ihren Mann, den Kalender von der Wand zu holen, er sprang auf und fand — die quittirte Sargrechnung daneben hängen, in Glas und Rahmen.

„Ich wollte nur im Kalender nachsehen, wann ich die Wohnung kündigen muß, denn hier im Hause kann man unmöglich bleiben. Es machen sich jetzt Personen bemerkbar, mit denen ich partuh nicht unter einem Dache leben mag. Du bist hoffentlich meiner Meinung, lieber Otto?"

Sie sprach das so vornehm, mit gezierter Mundstellung und glasscharf, daß es ihm gerathen schien, ihr vollständig beizupflichten. — Zur Ausziehzeit fand sich eines Tages ein zweispänniger Leiterwagen vor dem Hause ein, wie er im Städtchen gewöhnlich von kleinen Leuten zum Transport ihres Hausraths verwendet wurde. Unter Leitung und Aufsicht der Frau Mähner wurde er sehr geschickt bepackt, und weil nur eine Fuhre gemacht werden sollte, ziemlich hoch beladen. Ganz zuletzt ließ sie den Sarg bringen, in den sie den Kartoffelvorrath geschüttet hatte, dann die Baßgeige ihres Mannes, die zusammen obenauf mit der Waschleine festgeschnürt wurden. Vor der Abfahrt schärfte Frau Mähner ihrem Manne ein, daß er neben dem Wagen herzugehen und aufzupassen habe, daß nichts gestohlen würde oder herunterfiele; sie selbst wolle schnell vorausgehen in die neue Wohnung. Als sich der Wagen in Bewegung setzte, rumpelten die Kartoffeln im Sarge hin und her und der Baßgeige fingen an die Saiten zu klingen. Die Leute blieben auf der Straße stehen und lachten über die Verbindung von Sarg und Baßgeige, die Kinder johlten und Herr Mähner ging neben dem Wagen her, als ob er Spießruthen laufen müsse. Wie froh war er, daß ihn der Dienst nachmittags und abends vom Hause ferne hielt. Müde kam er heim und freute sich auf sein Bette, — leider war es beim Tischler, der ihm ein Bein wieder anschienen sollte, das beim Transport abgebrochen war, aber morgen fertig sein sollte.

„Ich habe Dir derweile ein Nothlager zurecht gemacht; es ist freilich ein bischen schmal, für eine Nacht mußt Du Dich eben behelfen. Gib nur Acht, daß Du nicht herausfällst."

Der Sarg seiner Frau, den sie auf zwei Küchenbänke gestellt hatte, sollte ihm als Bette dienen.

Schlotternd kroch er hinein und zog die Decke über den Kopf, doch der Gedanke ließ ihn nicht schlafen, daß er in einem Sarge liege. Beim Morgengrauen entstieg er ihm, froh, daß er sich mit nüchternem Magen an den Tisch setzen und Noten kopiren konnte.

Frau Toni hatte ihn beobachtet, jetzt kehrte sie sich nach der Wand um, die Augen fielen ihr zu mit süßer Schwere und in den beginnenden Morgentraum verwebte

sich der wonnige Gedanke, daß ihr lieber Mann nun völlig zahm geworden sei. Er war es von nun an, ein Ehemann mit Scheuklappen, der weder nach rechts noch links schaute, für den runde Linien nicht existirten, der die Ecken und Kanten seines häuslichen Glückes für eine Gabe des Schicksals hinnahm.

An ihrem zehnten Hochzeitstage bereitete Toni in weihevoller, gerührter Stimmung ein eigenartiges Erinnerungsmahl: Gänseleber mit Petersilienbüschel, Forelle blau, mit Petersilie im Maul, Huhn mit Petersilie auf der Brust, und ihr Wohl tranken sie einander zu mit Ananaspunsch. Otto ließ sich die Erinnerungen trefflich munden; wenn ein neues Gericht kam, drückte er seiner Toni über den Tisch die Hand, und wenn sie abräumte, wischte er sich den Mund, und sie gab ihm einen Kuß. Als das Mahl beendigt war, rückte er den Stuhl ein wenig zurück, machte zwei Knöpfe seiner Weste auf und faltete die Hände über den Magen. Wie sie ihn so dasitzen sah, den guten Menschen, ein Bild ehelicher Zufriedenheit, hatte sie das Gefühl, daß von ihrer Seite etwas Außerordentliches geschehen müsse, um ihn zu ehren und diesem Merktage eine Bedeutung zu geben. Von innerer Eingebung getrieben, kniete sie vor ihm nieder und legte ihre Wange auf seinen Kopf. „Ottchen, ich möchte Dir was schenken, meinen Sarg!“ Sie hatte sich durch ihren Edelmuth so gerührt, daß ihr die salzigen Thränen über die Nase kollerten, die Otto auf die Stirne tropften und ihm von da bis zwischen die Lippen liefen, daß er sie wegblasen mußte.

„Du sollst was Gutes haben, wenn Du stirbst, ich lasse Dich in meinem Sarge begraben, und weil er Dir zu lang ist, setze ich Dir Deine Fußbank hinein; Du sollst wenigstens im Sarg eine ordentliche Figur spielen.“

Sie wühlte ihr Gesicht in seine Brust und weinte, daß sein Sonntagsvorhemdchen total durchweicht wurde. Er streichelte ihr das Rückgrat, liebkoste ihre Schulterblätter und ließ einige Töne hören, die für Beruhigungsworte gelten konnten, aber man verstand sie nicht. Das Reden hatte er sich ziemlich abgewöhnt, nur seine Gedanken widersprachen noch: „Muß ich denn vor ihr sterben? Und der Sarg —! Von dem habe ich genug. Sie sollte ihn zersägen, klein hacken und Kaffee dabei kochen.“

Nachmittags gingen sie zusammen in ein Gartenkonzert; er als mitwirkender Künstler, sie als strickendes Publikum. Als ihr Gatte eine kleine Solo-Baßfigur herunterrasselte, schütterten die Tonwellen ihr das Herz im Leibe, daß sie stolz war auf ihren Künstler.

Den Nachhauseweg nahmen sie durch die Siegesallee, schauten in den Mond und beim Kriegerdenkmal blieb sie stehen — — aber es gingen gerade Leute vorüber.

Daheim, als er die Wanduhr aufzog, während sie die Schnüre ihrer Stiefletten löste, seufzte sie: „Oh, Otto! Heute vor zehn Jahren!“

Wien. Hermann Schöne.

The Classical Heritage of the Middle Ages. By Henry Osborn Taylor, Sometime Lecturer in Literature at Columbia University, Author of „Ancient Ideals“. New York, The Columbia University Press, The Macmillan Company 1901. 400 pp. $ 1.75.

Der Uebergang vom klassischen Alterthum zum Mittelalter war ein sehr langsam vor sich gehender, ungemein komplizirter Entwicklungs- oder vielmehr Entartungsprozeß, dessen Nachwirkungen in vielen Beziehungen bis auf die neueste Zeit herabreichen.

Schon mehr als drei Jahrhunderte vor Chr., nämlich mit der Vernichtung der hellenischen Freiheit und Selbständigkeit durch die aus dem Norden herstürmenden thatkräftigen, aber verhältnißmäßig rohen Macedonier begann der Verfall der eigenartigen griechischen Kultur, die ihre Höhe in Athen erreichte. Die Siegeszüge Alexanders nach dem Morgenlande erhoben das kleine Griechenland in kurzer Zeit zu einer Art Weltmacht, ohne jedoch die eroberten Länder der hellenischen Kultur zu erschließen. Die asiatischen Völker sträubten sich gegen die fremden Sitten und die Weltanschauung, die man ihnen aufzwingen wollte, und bald war jede Spur davon in Indien und Persien verschwunden; nur die Spuren der Verwüstung, von der jene Kriegsunternehmungen begleitet waren, bleiben als Ruinen bis auf den heutigen Tag bemerkbar. Auf die Poesie, Kunst, Wissenschaft und die gesammte Kulturausbildung der Griechen dagegen wirkte der vielgerühmte Siegeszug Alexanders im Ganzen äußerst verderblich, und diese Wirkung dehnte sich nachträglich durch das verdorbene Hellenenthum auch auf die römische Welt aus. Dadurch wurde auch die aus den vereinigten, ganz verschiedenartige Kulturschätze enthaltenden, Nachlässen der hinsterbenden Griechen und Römer bestehende klassische Erbschaft des Mittelalters bedeutend entwerthet. Das Ganze war mit orientalischen Elementen stark vermischt und enthielt die Keime des Neuplatonismus, dessen mystische Denkart, metaphysische Spitzfindigkeit, Hinneigung zum Uebernatürlichen und Wunderbaren sowie zur asketischen Enthaltsamkeit als Hauptbedingung der Heiligkeit und Seligkeit einen tiefgreifenden Einfluß auf die Gestaltung mittelalterlicher Ideen und Institutionen ausübten.

Höchst bezeichnend für die Art und Weise, wie das Mittelalter sich die geistigen Hinterlassenschaften des klassischen Alterthums aneignete, ist die Verwandlung des größten epischen und didaktischen Dichters der Römer in einen mächtigen Zauberer. Einige der hervorragendsten Kirchenväter legten die vierte Ekloge als eine messianische Weissagung aus und stellten also Virgil als einen Propheten des Christenthums und Vorverkündiger des Welterlösers dar. Seine Gedichte dienten als sortes Virgilianae zur Schicksalsbefragung und wurden fast nur zu diesem Zweck aufgeschlagen. Die Zaubersagen, die sich an ihn knüpften, nahmen einen volksthümlichen Charakter an, den sie durch das ganze Mittelalter und weit darüber hinaus festhielten. In ähnlicher, aber weniger auffälliger Weise wurden auch andere klassische Werke durch allegorische Erklärungen verunstaltet; von einer richtigen Würdigung dieser Schriften konnte damals kaum die Rede sein.

In dem vorliegenden Buche, das den vierten Band der unter der Leitung der Columbia-Universität erscheinenden „Studies in Literature“ bildet, werden zuerst die verschiedenen Erscheinungsformen und Entwicklungsstufen der so stark verzerrten altheidnischen Welt während der ersten Jahrhunderte des Christenthums in ungemein klarer, übersichtlicher Darstellung zur Anschauung gebracht. Daß eine scharfgezogene Demarkationslinie zwischen Heidenthum und Christenthum damals nicht mehr zu erkennen war, ist aus der Auffassung und Auslegung der Werke des Boethius ersichtlich. Diesen Mann hat die römische Kirche heilig gesprochen, obwohl er sich zu der christlichen Religion niemals bekannte. Er war vor allem Philosoph und unterhielt und tröstete sich mit der Philosophie, als er unschuldig im Kerker saß und seine Hinrichtung mit der Geduld und Geistesruhe eines Weltweisen erwartete; von einem Trachten nach den Tröstungen der Religion ist nicht die geringste Spur. Man wollte die „Consolatio Philosophiae“ für eine christliche Schrift halten und die darin niedergelegten Gedanken und Gemüthsäußerungen in diesem Sinne in majorem ecclesiae gloriam erläutern. Namentlich haben römisch-katholische Gelehrte sich bestrebt, Beweise für diese Ansicht zu liefern, um die Heiligsprechung des von einem irrgläubigen König zum Tode verurtheilten „Märtyrers“ zu rechtfertigen. Man hat ihm sogar einige theologische Traktate zugeschrieben, die ohne Zweifel einer späteren Zeit zugehören; es ist auch möglich, daß der Verfasser derselben Boethius hieß, aber es ist zur Genüge erwiesen worden, daß er mit dem berühmten Philosophen, der dem Argwohne eines alten habsüchtigen Gewaltherrschers zum Opfer fiel, nicht identisch sein kann.

Ein längerer, inhaltreicher Abschnitt wird dem Ursprung des Mönchthums gewidmet, dessen Keime gleichfalls im Neuplatonismus enthalten waren. Nach Plato pflanzte der Weltschöpfer die von ihm gebildeten Seelen anfangs nur in männliche Körper. In diesen sollte ihr höchstes Bestreben sein, alle fleischlichen Begierden und Leidenschaften zu überwinden. Seelen, welche dieses Ziel nicht erreichten, sondern sich durch das Fröhnen der Sinnlichkeit an den Leib fesseln ließen, kamen bei der zweiten Geburt als Weiber auf die Welt. Aus dem Weibe entstanden durch weitere Befleckung und Erniedrigung der Seele die verschiedenen Thierarten. Nach dieser Lehre ist die Entstehung der Arten nicht das Ergebniß eines fortschreitenden, immer höhere Stufen der Vollkommenheit hinaufsteigenden Entwicklungsprozesses, wie die heutige Wissenschaft behauptet, sondern die Folge einer fortwährenden, stets ab-

steigenden Entartung des Menschengeschlechts. Auf dieser mit der Sündenfallsage wesentlich übereinstimmenden Schöpfungstheorie wurzelte die Askese als das einzige Mittel, um den Geist von körperlichen Ketten zu befreien und den Menschen zu seiner ursprünglichen Reinheit und schließlich zur Vereinigung mit Gott zurückzuführen. Die Leute, die aus solchen Gründen in die monastischen Orden eintraten, waren nur um ihr Seelenheil besorgt und auf nichts anderes bedacht. Die meisten stammten aus niedrigen, unwissenden Gesellschaftsständen und hatten für höhere wissenschaftliche Bildung gar kein Verständniß. Auch um die Erhaltung der klassischen Schriftsteller des Alterthums haben sich Mönche als solche nicht in ausgedehntem Maße verdient gemacht Selbst auf Monte Cassino, wo die Benedictiner Handschriften für die dort angelegte Bibliothek abschreiben mußten, beschränkte sich diese Verordnung zuerst auf religiöse Bücher und diente nur später auch zur Rettung der Klassiker vom Untergang. Denn die Zeitverhältnisse zwangen allmählich viele gebildete Männer in den Mönchsstand, obwohl sie dem Klosterwesen und dem Leben und Streben der Ordensbrüder im Innern völlig fremd blieben. Ihnen verdanken wir die Erhaltung der litterarischen Denkmale des Alterthums, die sie oft mit Mühe vor der Vernichtung durch fanatische oder gleichgültige Klostergenossen retteten. In der Regel nahm der Mönch ein altes Pergament in die Hand, nicht um den hochgeschätzten Inhalt abzuschreiben und aufzubewahren, sondern um ihn abzukratzen und abzuschaben und dann das gewonnene Schreibmaterial mit Gebeten und heiligen Legenden zu bedecken oder es ohne Weiteres zu zerschneiden, um solche Schriften einzubinden. Selbst ein für seine Zeit so fein gebildeter Mann wie Gregor der Große, der Abt eines Klosters war, ehe er den päpstlichen Stuhl bestieg, hegte eine so starke Abneigung gegen klassische Studien, daß er den Befehl erließ, die Werke des Cicero, des Livius und Tacitus allerwärts zu verbrennen. Die Verwüstungswuth, die in diesem Erlaß zum Ausdruck kommt, wurde im späteren Mittelalter noch ärger. Unter solchen Umständen wäre es kaum zu erwarten, daß die Mönche im Allgemeinen sich die „preservation of the classics“ angelegen sein ließen, und wir können dem Lobe des Verfassers wegen ihrer Leistungen in dieser Beziehung nicht beipflichten. Gelehrte Männer, die sich mit der Wissenschaft ernst und eifrig beschäftigten und zur Förderung und Verbreitung derselben beitrugen, wie Cassiodorus, traten leider nur als höchst seltene Erscheinungen im Klosterleben hervor.

Von besonderer Bedeutung sind die drei letzten Kapitel des Buches, welche die christliche im Gegensatz zu der klassischen Prosa, Poesie und Kunst mit tiefer Einsicht und kritischem Blick behandeln. Schon vor dem Untergang des weströmischen Reiches hatte die künstlich verfeinerte lateinische Schriftsprache unter dem Einfluß der mit den Sprachen der germanischen Eroberer vermischten römischen Volksmundarten radikale syntaktische und stilistische Veränderungen erfahren, die sich in den romanischen Sprachen forterhielten und weiter entwickelten und die Grundzüge derselben geblieben sind. Interessant ist es auch zu sehen, wie das klassische Versmaß allmählich in Verfall gerieth und außer Gebrauch kam, weil es dem Ausdruck der starken, ungestümen, sich zu einem unsichtbaren, überweltlichen göttlichen Wesen erhebenden Gedankengänge und Gemüthsregungen nicht genügte und den Flug der sich emporschwingenden Andachtshymne hemmte. Aus demselben Grunde haben die ersten nach dem Vorbild der römischen Basiliken errichteten Kirchenbauten den Begriffen und Seelenbedürfnissen der christlichen Gottesverehrer nicht lange genügt und der schlichte Langbau, der ursprünglich als Markthalle oder Gerichtssaal diente, wurde durch einen byzantinischen Kuppelbau ergänzt oder ersetzt. Dazu kam der den Arabern entlehnte Spitzbogen, woraus mit der Zeit der gothische Dom mit seinen himmelanstrebenden Formen, als die erhabenste und vollständigste architektonische Versinnbildlichung der Sehnsucht nach dem „Jenseits“ entstanden ist. Die gothische Kathedrale ist von der Grundmauer bis zum Gipfel eine großartige symbolische Schöpfung mit einem diesem Charakter entsprechenden außerordentlichen Reichthum der dekorativen Details, denen die künstlerische Einheit des Baues, welche alle Denkmale der hellenischen Architektur kennzeichnete, ohne Bedenken geopfert wurde. Diese Symbolik erstreckt sich auf sämmtliche Verzierungen der christlichen Kirchenbauten, wozu fabelhafte oder mit erdichteten Eigenschaften ausgestattete Thiergestalten, sowie Gestalten aus klassischen Mythen und germanischen Sagenkreisen, Sirenen, Centauren, Orpheus, Argus der Kuhhüter, Siegfried der Drachentödter u. s. w. verwendet und sinnbildlich gedeutet wurden.*)

Des Raummangels wegen können wir hier auf die Einzelheiten, die Herrn Taylor's Werk in so großer Fülle darbietet, nicht näher eingehen. Es ist ein werthvoller Beitrag zur Litteratur- und Kulturgeschichte einer wichtigen Uebergangsperiode, deren gewaltige Umwälzungen und Umgestaltungen auf das Leben und Wesen der Völker nach allen Richtungen hin epochemachend einwirkten. Der Verfasser hat seine in mancher Hinsicht recht schwierige Aufgabe mit ebenso viel Geist als Gelehrsamkeit gelöst. Seine Darlegung des mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit gesammelten und bearbeiteten Stoffes läßt auch in formeller Beziehung kaum etwas zu wünschen übrig. Wir empfehlen bestens die treffliche Monographie, die gewiß von der gebildeten Lesewelt mit lebhaftem Beifall aufgenommen werden wird.

E. P. Evans.

„Teuerdank“ Fahrten und Träume deutscher Maler. Zwanglose Bilderfolgen deutscher Künstler. Berlin. Fischer & Franke.

Der thätige Kunstverlag hat seiner Zeit mit seinem „Kupferstichkabinet“ die Kunstwerke der Vergangenheit in die Gegenwart zurückzuführen gesucht. In seinem „Jungbrunnen“ ließ er den Quell der heutigen Kunst mit dem der alten deutschen Volkspoesie zusammenströmen und nun gibt er einigen Künstlern selbst Gelegenheit unmittelbar durch ihre Werke zum größeren Publikum zu sprechen. Indeß sonst der Maler nach vergeblicher und langer Mühe vielleicht einen Käufer für ein oder das andere Blatt findet, und dieser es wieder sorgfältig im Schrank verschließt, will nun der Verleger selbst den Künstlern die vollen Mappen abnehmen und dem großen, breitesten, aufnahmsfähigen Publikum eröffnen. Bei der starken und aufrichtigen Begierde nach bildender Kunst darf der Plan auf Anerkennung und Theilnahme rechnen, somit schon auf Erfolg. Freilich werden im Interesse der wohlfeilen Reproduktion und Ausgabe (bei jährlich zwölf Heften à 12 Blatt beträgt der Abonnementspreis pro Heft 1,50 Mk.) nicht besonders zarte oder intime, subjektive und technisch raffinirte, sondern mehr kräftige, starklinige, leicht verständliche und typische Blätter ausgewählt. Mit dieser Einschränkung sind ja auch die bisherigen Serien zu loben. Sie enthalten vorzüglich römische Studien von H. Hirzel (so stark auf das Typische hinausgearbeitet, daß sie direkt als Zeichenvorlagen dienen könnten) und Zeichnungen von Ernst Liebermann „Allerlei Wetter“, welche Mensch und Atmosphäre in einen derben, aber gemüthlichen Zusammenhang bringen.

Otto Stoeßl.

Handwörterbuch der Staatswissenschaften. Herausgegeben von Conrad, Elster, Lexis, Loening. Zweite gänzlich umgearbeitete Auflage. 6. Band. Jena 1901. Verlag von Gustav Fischer.

Die zweite Auflage dieses großen Werkes, das unter allen Handwörterbüchern der Staatswissenschaften, die in irgend einer Sprache erschienen sind, heute den ersten Rang einnimmt, ist jetzt bis zum sechsten Bande fortgeschritten. Es fehlt noch ein Band, und die im Jahre 1898 begonnene zweite Auflage wird fertig vorliegen. Ein Vergleich mit der acht Jahre früher erschienenen ersten Auflage zeigt eine ganz wesentliche Verbesserung und Vervollkommnung. Derartige Handbücher, in denen die Statistik eine so große Rolle spielt, veralten naturgemäß ziemlich schnell. In der zweiten umgearbeiteten Ausgabe ist aber nicht bloß die Statistik der allerneusten Zeit mitberücksichtigt, sondern auch in der sonstigen Behandlung der Stoffe sind fast allenthalben Verbesserungen vorgenommen. Ohne Umarbeitung ist kaum irgend ein Abschnitt geblieben. Sobald mit dem siebenten Bande das ganze Werk abgeschlossen ist, werden wir noch einmal eingehender auf dasselbe zurückkommen.

—r.

*) Dieser Gegenstand wird in meinem auch von Herrn Taylor angeführten Buche „Animal Symbolism in Ecclesiastical Architecture“, London: Heinemann, ausführlich behandelt.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 40. Berlin, den 6. Juli 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von **Georg Reimer**, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Gumbinner Militärprozeß nimmt eine Entwicklung, die im hohen Grade bedenklich ist.

Um was handelt es sich? Ein Offizier ist meuchlings erschossen worden. Es scheint, daß sich gegen den Todten sehr ernste und sehr gerechte Beschwerden in Bezug auf die Art, wie er seine Kommandogewalt ausgeübt hat, erheben lassen. Aber gleichwohl bleibt ein Mord ein Mord, und alle Welt ist darüber einig, daß mit jedem gesetzlich zulässigen Mittel die Entdeckung des Mörders betrieben werden muß. Die öffentliche Meinung wie die Militärbehörden vertreten in Beziehung auf die Nothwendigkeit, wenn irgend möglich den Thäter zu überführen, genau dieselbe Auffassung.

Für die Ueberführung des Mörders, so erwünscht sie ist, dürfen aber keine anderen Mittel in Anwendung kommen, als die gesetzlich vorgeschriebenen. Darüber scheinen die Militärbehörden anders zu denken wie die öffentliche Meinung. Der Sergeant Hickel sitzt nach wie vor, obgleich das Militärgericht erster Instanz ihn freigesprochen und obgleich neue Verdachtsmomente beizubringen dem Gerichtsherrn bisher unmöglich gewesen ist. Hier liegt also eine Ungesetzlichkeit vor; sie ist leider nicht die einzige in dem Gumbinner Prozeß. Es sind Briefe, die der Angeklagte an seinen Vertheidiger geschrieben hat, eröffnet worden oder mit Verzögerung abgegangen; das ist wiederum eine Ungesetzlichkeit.

Die Verhältnisse liegen demnach thatsächlich so, daß der Gerichtsherr, Generalleutnant von Alten, augenscheinlich von der Schuld des Sergeanten Hickel überzeugt ist. Der militärische Gerichtshof ist bekanntlich zu dieser Ueberzeugung in der ersten Instanz nicht gekommen; er sprach die Angeklagten frei, und da Herr von Alten diesen Freispruch als einen Fehlspruch erachtet, so appellirt er nicht nur an die höhere Instanz, was sein Recht ist, sondern er bedient sich, um eine Verurtheilung zu erzielen, solcher Mittel, deren Ungesetzlichkeit klar zu Tage liegt. Mit anderen Worten, an die Stelle der unbeugsamen gesetzlichen Normen, um das Recht zu finden, hat Herr von Alten seine Willkür gesetzt, gleichfalls, wie wir annehmen, mit dem Ziel, um das Recht zu finden.

Bei dem Vorgehen des Herrn von Alten können zwei Möglichkeiten sich ergeben.

Es kann seine Ueberzeugung von der beweisbaren Schuld der Angeklagten eine irrige sein, wie denn der Gerichtshof diesen Standpunkt vertreten hat; dann ist nicht nur die Rechtsordnung von einem hohen Militär verletzt worden; es wurden überdies die Qualen eines Menschen ungesetzlicher Weise verlängert, und die Angeklagten kommen schließlich sogar in die Gefahr, durch den Einfluß des Herrn von Alten unschuldig verurtheilt zu werden. Aber selbst wenn Herr von Alten sich materiell nicht täuscht, so muß sein Vorgehen das Rechtsgefühl im Volke und in der Armee erschüttern, und wie schlimm ist dies. Nicht das Gesetz, sondern die Willkür — gleichviel, ob sie von den besten Absichten geleitet ist — sitzt zu Gericht, und eine Verurtheilung, unter solchen Umständen erzielt, würde, wenn nicht ganz sonnenklare Beweise zur Verfügung stehen, und die sind nicht vorhanden, statt befreiend zu wirken, auf Mißtrauen von allen Seiten stoßen. Nicht als gerechte Sühne würde solche Verurtheilung erscheinen, sondern sie würde vielfach als Vergewaltigung aufgefaßt werden, und die Rechtsprechung verlöre damit gerade ihre sittlich erziehende Wirkung für die Armee wie für das Volk.

Unter welchem Gesichtspunkt man also auch das Vorgehen des Herrn von Alten betrachtet, es ist durchaus zu

verwerfen, und es ist daher begreiflich und gerechtfertigt, daß von den verschiedensten Seiten mit aller Schärfe gegen die Gumbinner Rechtsübung Protest eingelegt worden ist. Ein Mann wie Reichsgerichtsrath a. D. Dr. Stenglein nennt das Vorgefallene in der „Deutschen Juristenzeitung“ „flagranteste Rechtswidrigkeiten“; er verlangt Achtung vor dem Gesetze, und die „österreichisch-ungarische Heereszeitung“ in Wien schreibt:

„Wenn es angesichts der Oeffentlichkeit geschehen konnte, daß sich Gerichtsherren und Kriegsgerichtsräthe über die Bestimmungen der Militärstrafprozeßordnung zu Ungunsten eines Angeklagten, wie über ein Hinderniß in einem Rennen, einfach hinwegsetzen, was mochte alles im Dunkel des bisher bestandenen geheimen inquisitorischen Militärstrafprozesses geschehen sein, wo der Auditeur die Rolle eines Untersuchungsrichters, Vertheidigers und Spruchrichters in sich vereinigte und hiebei dem Gerichtsherrn unterstellt war.“

Uebertreibungen wären gänzlich vom Uebel, und es wäre gewiß falsch, den Prozeß Dreyfus in Bausch und Bogen mit dem Gumbinner Prozeß in Parallele zu stellen. Aber in sofern liegt ein Vergleichspunkt vor, als nunmehr auch in Gumbinnen die Gefahr besteht, daß die ersten Ungesetzlichkeiten, die begangen sind, durch weitere Ungesetzlichkeiten zu decken und zu verdecken versucht werden könnten. Darum ist es dringend geboten, daß die vorgesetzten Instanzen eingreifen, um so schnell als möglich die gesammte Angelegenheit wieder auf den festen Rechtsboden zu stellen.

Alle Welt muß im Interesse der Wehrhaftigkeit Deutschlands wünschen, daß die öffentliche Meinung möglichst wenig Veranlassung hat zu scharfer Kritik gegenüber den Vorgängen in der Armee. Aber dieses Ziel läßt sich nur erreichen, wenn die höchsten verantwortlichen Instanzen ihrerseits darüber wachen, daß für Handlungen der Willkür innerhalb der Armee kein Raum ist.

Die Ausnahmetarife in Preußen für Futtermittel, Streumittel und Saatgut, die bisher unter Ausschluß der Kaufleute zu Gunsten der landwirthschaftlichen Genossenschaften zur Anwendung kamen, sollen jetzt jedermann, also auch den Händlern zu Gute kommen.

Als im preußischen Abgeordnetenhause die freisinnigen Vertreter solche Generalisirung aus volkswirthschaftlichen wie aus rechtlichen Gründen verlangten, fanden ihre begründeten Beschwerden bei den Agrariern kein Gehör. Jetzt hat man die wirthschaftlich verfehlte und rechtlich unzulässige Maßregel gleichwohl aufheben müssen, freilich ließ sich das nicht thun, ohne die Empörung der Agrarier herauszufordern. Sie benutzen die Gelegenheit zu einem heftigen Angriff gegen den Handelsminister Möller; ihm soll es zu verdanken sein, wenn „die Händler an dem Nothstand der Landwirthschaft recht gründlich verdienen“.

Daß es ungesetzlich ist, Tarifermäßigungen nur für bestimmte und begrenzte Bevölkerungskreise einzuführen, berührt das Rechtsgefühl der Bündler natürlich nicht. Aber ihr Haß gegen den Handelsstand sollte diese Kreise doch nicht zu der blinden Bornirtheit verleiten, anzunehmen, daß die Landwirthe sich schlechter stehen, wenn ihnen Waare zugleich von den landwirthschaftlichen Genossenschaften und von den Händlern angeboten wird. Diese Konkurrenz kann die Preise nur drücken; das ist offensichtlich.

Freilich den politischen Agrariern ist die Preisfrage gar nicht die Hauptsache, sondern sie erstreben ein Monopol der landwirthschaftlichen Genossenschaften, und damit eine Stärkung der Stellung, die diese agrarischen Vereinigungen bereits inne haben.

Herr Dr. Ruhland schien die Aufgabe zu haben, für den wissenschaftlichen Aufputz der agrarischen Bewegung zu sorgen; er lieferte bedenkliche Zahlen und falsche Folgerungen aus falschen Vordersätzen, und alsdann behaupteten die Agrarier, daß auch die Wissenschaft ihre Beutezüge gegen den modernen Staat heilig gesprochen habe. Viel mehr wußte man von Dr. Ruhland nicht. Nunmehr wird bekannt, daß Herr Dr. Ruhland doch vielseitiger gewesen ist; er präparirte nicht nur die Wissenschaft für seine Auftraggeber, sondern er suchte auch auf Veranlassung seiner Hintermänner die öffentliche Meinung im Allgemeinen irre zu führen. Es ergibt sich aus der Thätigkeit des Herrn Dr. Ruhland, daß die Agrarier einzelne Politiker und Zeitungen durch Geldanerbietungen in ihre Dienste zu verleiten und zu pressen suchten. Vielfach ist ihnen das mißglückt, — Herrn Ruhland sogar völlig und in einer für ihn sehr kompromittirenden Weise bei dem Versuch, mit einem Münchener sozialdemokratischen Organ ein politisch-finanzielles Techtelmechtel zu veranstalten — aber sollte es ihnen nicht auch hier und dort geglückt sein?

Daß man einen Menschen durch Geldanerbietungen für die Vertretung bestimmter politischer Aufgaben wirbt, die er bisher gemäß seinen Ueberzeugungen glaubte nicht vertreten zu können, das nennt man: Korruption treiben. Die agrarische Bewegung hat in ihrem Bestreben, „Deutschland zu dienen“, auch diese Keime der Zersetzung ausgestreut, vielleicht mit größerem Erfolg, als in diesem Augenblick sich erweisen läßt.

Bei Licht besehen, ist die durch den Bund der Landwirthe vertretene agrarische Bewegung eine große Verschwörung gegen den heutigen Staat. Keine Verschwörung, in deren Vorbereitung Dolche geschliffen und Kugeln gegossen werden, das wäre allzu unmodern; allein die Massen der Bevölkerung wurden systematisch aufgehetzt, und wer sich nicht aufhetzen ließ, den versuchte man durch Terrorismus in den Heerbann der Agrarier hineinzuscheuchen. Diese Massen benutzte man zu den bekannten lärmenden Demonstrationen. Das „Volk“ verlangt die Durchführung unseres Programms, wurde nunmehr proklamirt. Aber der Durchführung dieses Programms diente zugleich die schleichende höfische Intrigue, die keineswegs plump drohte, sondern die unter loyalen Verbeugungen sich geheim dem Ohr des Monarchen näherte, und um den Ring zu schließen, hören wir nunmehr, daß auch das Geld zur Gewinnung von Zeitungen und Menschen nicht gespart worden ist.

In der That, die agrarische Bewegung ist keine kleine Gefahr; sie sucht Deutschland wirthschaftlich zu ruiniren, politisch nach außen zu gefährden, und im Innern zu zerreißen und zu korrumpiren. Das genügt, um auf den Titel staatserhaltend einen Anspruch machen zu dürfen.

Die Automobilfahrt Paris—Berlin ist beendet. Es gab einen Todten und eine Anzahl Verwundete, und es war gewissermaßen ein Omen, daß der Fabrikant der siegenden Maschine Monsieur Mors heißt. Diese sausende, tolle Wettfahrt über belebte Landstraßen und durch bevölkerte Städte sieht beinahe wirklich so aus, als müßte der Herr Tod sein besonderes Vergnügen daran haben. Man ist denn wohl auch allseitig darüber einig, daß die öffentlichen Wege künftig nicht wieder für diesen Sport auf Leben und Tod hergegeben werden dürfen. Waldeck-Rousseau wenigstens hat mit dem Verstand, der ihm stets eigen ist, sogleich in der französischen Deputirtenkammer erklärt, auf französischen Wegen werde man solche Wettfahrten nicht mehr dulden. Die Straßen seien zu anderen Zwecken erbaut. Wir hoffen, daß man in Deutschland nicht anders verfahren wird. Die Automobile mögen die Landstraßen benutzen; aber diese Benutzung darf nicht eine Gefährdung aller jener bedeuten, die gleichfalls die Landstraße daherziehen.

Diese Fahrt war zugleich ein Symptom für den allmählichen Wandel der Zeiten. Die Franzosen, die nach Berlin kamen, wurden enthusiastisch aufgenommen; sie ließen sich diesen Enthusiasmus gefallen; man spielte die Marseillaise und „Deutschland, Deutschland über Alles“ umschichtig, und eine Reihe Berliner Häuser waren zu Ehren der Gäste mit der Tricolore geschmückt; Herr Minister Möller brachte schließlich auch auf dem deutsch-französischen Gastmahl einen Trinkspruch aus. Das alles beweist, daß eine neue Generation mit veränderten Empfindungen in Frankreich heranwächst. Das Jahr 1870 ist gewiß nicht

ausgewischt, aber dieses Jahr des Unglücks für Frankreich füllt das Denken der Franzosen nicht mehr ausschließlich aus, und nicht mehr jede ihrer Empfindungen und jeder ihrer Gedanken ist dem Revanchegefühl untergeordnet.

Will man die Begleiterscheinungen der Automobilfahrt nicht überschätzen, so braucht man nur nach Prag hinüberzublicken; dort ließen sich Pariser nationalistische Stadtvertreter von den Czechen feiern, und beider Gefühle erhitzten und vereinten sich in gemeinsamem Haß gegen Deutschland.

Es scheint, daß die liberale Partei in England nicht ferner zusammenhalten wird. Der Krieg in Süd-Afrika ist wiederum der Anlaß für solche unheilvolle Zersetzung. Die einen Liberalen billigen nicht nur den Krieg, sondern auch die barbarische Art, wie er gegen Männer und gegen Kinder und gegen Frauen geführt wird. Die anderen Liberalen mißbilligen den Krieg; mit dieser unabänderlichen Thatsache würden sie sich wohl abfinden, aber sie wollen sich nicht gleichzeitig schweigend damit abfinden, daß man Kinder und Frauen der Buren in Lagern zusammenpfercht und damit hinmordet. Wir begreifen diesen Standpunkt, denn wenn nicht die Humanität in ausschlaggebender Weise den unveräußerlichen Inhalt des politischen Programms jeder wahrhaft liberalen Partei bilden soll, so hat der Liberalismus überhaupt keinen greifbaren Inhalt mehr. Liberalismus ist politische, ist gesetzgeberische Humanität, und man kann nicht liberal sein und eine Kriegführung billigen, wie sie Rußland gegen die Polen und die Türkei gegen die Armenier sich gestattet hat.

In Holland hat bei den Wahlen eine Kombination der sogenannten „christlichen" Parteien gesiegt. Die Katholiken und orthodoxen Reformirten verschiedener Nüancen bilden in der neuen zweiten Kammer eine Majorität von etwa $^3/_5$. Dazu kommt, daß die Wahlen für die Provinzial-Staaten ihnen in der Provinz Süd-Holland die Majorität gesichert haben. Von den Provinzial-Staaten Südhollands werden zehn der fünfzig Mitglieder der Ersten Kammer gewählt. Da Südholland bis jetzt in der Ersten Kammer von 10 Liberalen vertreten war, die bei einer Auflösung ganz sicher ihre Mandate an 10 Vertreter der „christlichen" Parteien verlieren werden, so ist die Auflösung der Ersten Kammer mit Sicherheit zu erwarten. Das Ministerium Pierson hat seine Entlassung eingereicht und wenn sich nicht bei der Formation eines Ministeriums aus den „christlichen" Parteien unerwartete Schwierigkeiten ergeben, wird ein klerikales Ministerium bald am Ruder sein und während der nächsten vierjährigen Legislaturperiode der Zweiten Kammer regieren. Man ist darauf gespannt, ob die Königin Herrn Dr. Kuyper, dem Führer der Calvinisten den Auftrag geben wird, ein Ministerium zu bilden und ob dieser eventuell dazu bereit sein wird. Dr. Kuyper repräsentirt die christlich-demokratische Nüance der vereinigten Parteien, deren Majorität konservativ sein dürfte.

Angeblich soll die Kaiserin von China beschlossen haben, nicht nach Peking zurückzukehren, sondern die Hauptstadt nach Kaifongfu zu verlegen. Kaifongfu liegt 675 km südöstlich von Peking; die neue Hauptstadt wäre also durch feindliche Streitkräfte noch schwerer als Peking zu erreichen. Diese Verlegung würde zeigen, welch tiefes Mißtrauen China gegen die Mächte hegt. Die Ereignisse können diese Empfindung erklären. Es wird sich nun fragen, ob dieses Mißtrauen sich zugleich mit der feindlichen Absicht paart, vom gesicherten Orte aus, eine Vergeltung für die abgeschlossene Strafexpedition vorzubereiten.

* * *

Baisse-Stimmung an der Agrarbörse.

Die Zollbörse ist seit einiger Zeit flau. Wie anders war es im vorigen Herbst. Die Zollmakler des Bundes der Landwirthe glaubten damals an ein großes Geschäft, und die Bezugsrechte auf Getreidezölle wurden mit $7^1/_2$ Mark gehandelt. Die freihändlerische Kontremine wurde mit hochmüthiger Verachtung behandelt, und selbst die industriellen Antheilnehmer des schutzzöllnerischen Syndikats erfreuten sich seitens des Bundes der Landwirthe nur einer sehr reservirten Hochachtung. Als dann bald darauf der neue Reichskanzler Graf Bülow die agrarische Zollflagge wiederholt in der verbindlichsten Weise salutirt hatte, hielt man den Abschluß des protektionistischen Geschäfts für völlig gesichert. Aber was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe, die der Mensch, der vergängliche baut! An einen Zollsatz von 7,50 Mark für Brodgetreide denken heute nicht einmal mehr die verwegensten Zollspekulanten. Die Agrarier sind schon längst bereit, auch weniger zu nehmen; diesem und jenem dämmert es sogar, daß sie vielleicht nichts bekommen werden.

Dieser Umschwung hat die Stimmung der Agrarier natürlich sehr verschlechtert, und die üble Laune macht sich in charakteristischer Weise Luft. Während man früher das geheime Inquisitionsverfahren in der zollpolitischen Voruntersuchung für etwas äußerst Zweckmäßiges hielt — nach dem Grundsatz: Im Dunkeln ist gut Munkeln — so äußert man sich heute schon recht unwirsch über die fortgesetzte „Geheimnißkrämerei", was darauf schließen läßt, daß die Agrarier nicht mehr ganz sicher sind, ob die Voruntersuchung noch in zuverlässigen agrarischen Händen liegt.

Nebenbei bemerkt, ist es für die Handelsvertragsfreunde allmählich ziemlich gleichgiltig geworden, ob sie die Vorarbeiten der verbündeten Regierungen etwas früher oder etwas später kennen lernen. Bleibt das Geheimniß des Zolltarifs bis zur Vorlage an den Reichstag gewahrt, so muß der Reichstag, wenn er sich nicht mit einer ganz leichtfertigen Prüfung begnügen will, viele Monate an die Durchberathung des Zolltarifs wenden. Das ist um so nothwendiger, als der Reichstag nur eine geringe Anzahl von Mitgliedern hat, die von zoll- und handelspolitischen Dingen eine gründlichere Kenntniß haben. Die öffentliche Diskussion muß somit die Mehrheit der Volksvertreter erst erziehen und dazu gehört Zeit. Glücklicherweise ist es dabei ganz ausgeschlossen, daß etwa die Schutzzöllner gegen den Willen der Opposition die Beschlußfassung betreffs der Sätze des neuen Zolltarifs übers Knie brechen. Für eine entschlossene Gegnerschaft von hundert Mitgliedern, auf die man im Reichstage mit voller Sicherheit rechnen kann, ist es ein Kinderspiel, jeder gewaltsamen Abkürzung der Berathung erfolgreichen Widerstand zu leisten.

Sollten in Folge der langen Geheimhaltung und der erforderlichen pflichtgemäßen Gründlichkeit der parlamentarischen Berathungen bei einem so wichtigen und verwickelten gesetzgeberischen Werk die Reichstagsverhandlungen über den Zolltarif in der nächsten Session nicht zum Abschluß gelangen, so ist damit sachlich garnichts verdorben. Die Handelsvertragsverhandlungen mit den Nachbarstaaten können sich sogar viel freier abwickeln, solange der neue Generaltarif noch nicht durch parlamentarische Beschlüsse festgelegt ist.

Auch von diesem Zusammenhang der Dinge scheinen die Herren Agrarier allgemach eine Ahnung zu bekommen. Sie haben es deshalb für angezeigt gehalten, ihren industriellen Syndikatsfreunden zu verstehen zu geben, daß sie nicht unter allen Umständen auf sie angewiesen seien, sondern schlimmstenfalls auch mit den Freihändlern in eine Geschäftsverbindung eintreten könnten. Wenn ihr industriellen Schutzzöllner — so etwa lautet das Räsonnement — euch nicht rühriger zeigt oder euch gar einfallen

lassen solltet, uns mit einer nur kleinen Gewinnbetheiligung abspeisen zu wollen, so werden wir uns ernsthaft überlegen, ob wir nicht ein besseres Geschäft machen, wenn wir uns mit den Freihändlern verbinden, um alle industriellen Schutzzölle radikal zu beseitigen.

Die Drohung ist natürlich nicht ernst zu nehmen; und da wir Freihändler unsere agrarischen Pappenheimer schon sehr lange kennen, so macht diese Zukunftsmusik auf uns gar keinen Eindruck. So wenig übrigens, wie wir einer überstürzten Abschaffung aller Agrarzölle das Wort reden, obgleich wir dieselben für grundsätzlich verwerflich halten, ebenso wenig könnten wir uns an einer überstürzten Abschaffung aller industriellen Schutzzölle betheiligen, obgleich wir auch diese grundsätzlich bekämpfen, und obgleich wir auch hier betreffs einer allmählichen Herabsetzung derselben mit uns reden lassen. Gerade weil wir Freihändler wußten, daß Schutzzölle, die längere Zeit bestehen, wirthschaftliche Thatsachen und Zustände schaffen, die nicht kurzer Hand wieder zu beseitigen sind, so haben wir uns im Jahre 1879 auf das energischste gegen die Wiedereinführung von Agrarzöllen und gegen die Steigerung der Industriezölle gewehrt. Man kann jedoch den Alkoholismus nicht wirksam durch extreme Temperenzlerei bekämpfen. Auch unsere zollpolitischen Alkoholiker müssen erst allmählich wieder an ein vernunftgemäßes wirthschaftliches Leben gewöhnt werden. Der Versicherung unserer rabiaten Agrarier, daß sie eventuell entschlossen seien, mit uns gemeinsam den ganzen Schutzzolltarif zu devastiren, würden wir also selbst dann unsererseits keine Folge geben, wenn wir jene Versicherung für baare Münze nähmen.

Damit ist allerdings nicht gesagt, daß unsere industriellen Schutzzölle etwa garantirt werden sollen. Um unsere Industrie leistungsfähiger auf dem Weltmarkte zu machen, kommen eine Reihe von Ermäßigungen industrieller Schutzzölle sogar ernsthaft in Betracht, während zu einer Erhöhung solcher Schutzzölle nirgends begründete Veranlassung vorliegt. Es ist deshalb außerordentlich kurzsichtig seitens unserer schutzzöllnerischen Industriellen, daß sich manche von ihnen haben verleiten lassen, mit den Agrariern in ein Boot zu steigen, um bei einem gemeinschaftlichen protektionistischen Fischzuge auch ihrerseits einen Antheil an dem Fange zu bekommen. Diese zum Theil äußerst frivolen Forderungen der Industrie auf Erhöhung ihrer Schutzzölle müssen in naturgemäßer Reaktion dazu führen, einmal etwas gründlicher zu untersuchen, ob die **bestehenden** industriellen Schutzzölle mit dem allgemeinen Interesse noch weiter verträglich sind. Dieser Untersuchung wird sich die öffentliche Kritik in nächster Zeit mit größerer Aufmerksamkeit zuwenden. Das Schicksal der Papierindustrie kann dabei vorbildlich sein. Die Schutzzöllner unter den Papierindustriellen haben durch ihre unkeuschen Forderungen auf Schutzzollerhöhung es sehr rasch dahin gebracht, daß der Wunsch nach einer wesentlichen Herabsetzung der Papierzölle die weitesten Kreise der Bevölkerung ergriffen hat und hoffentlich bei der Neuregelung unseres Zolltarifs zu einer fühlbaren Herabsetzung führt. Gegenüber der Papierindustrie hat ja auch die agrarische Presse bereits ihr freihändlerisches Herz entdeckt.

Von solchen Einzelreformen bis zu einer plötzlichen Demolirung unseres Schutzzolltarifs ist jedoch ein weiter Schritt, den wir Freihändler als besonnene praktische Politiker nicht mitmachen würden, auch wenn die Agrarier uns dabei unterstützen wollten.

Theodor Barth.

Die Reform der Personentarife in Preußen.

Die Ueberraschung, welche die Ausdehnung der Gültigkeitsdauer der Rückfahrkarten in der preußisch-hessischen Eisenbahngemeinschaft auf 45 Tage gebracht hat, ist als eine **wirkliche** Ueberraschung gekommen. Bis in die neueste Zeit hinein schien der preußische Eisenbahnminister jeder durchgreifenden Reform der Personentarife abhold. Am 11. Februar d. J. theilte er auf eine Anfrage im Reichstag mit, daß die bisherigen Verhandlungen über eine gemeinsame Tarifreform einerseits zwischen den süddeutschen Eisenbahnverwaltungen, andererseits zwischen Süddeutschland und Norddeutschland keine Fortschritte gemacht haben; gleichzeitig wies er aber eine Verbilligung der Tarife überhaupt von sich und wollte nur eine Vereinfachung und Vereinheitlichung als erstrebenswerth gelten lassen. Im preußischen Abgeordnetenhause hat er sich sogar gegenüber dem Vorschlage, wenigstens die auf den süddeutschen Bahnen vor Jahren eingeführte, allgemeine zehntägige Gültigkeitsdauer für Rückfahrkarten auch auf den preußischen Bahnen zuzulassen, und damit wenigstens in einem Punkte eine Einheitlichkeit auf allen deutschen Bahnen herstellen zu helfen, bis in die neueste Zeit ablehnend verhalten. Als Chef der Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen hatte er sich, dem durch das Vorgehen der süddeutschen Bahnen veranlaßten Drange der Umstände nachgebend, entschließen müssen, in diesem Verkehrsgebiet die zehntägige Rückfahrkarte selbst einzuführen; als Chef der preußischen Staatsbahnen wollte er nicht einmal diese kleine Reform gewähren. Und jetzt erfolgt die allgemeine Einführung der 45tägigen Rückfahrkarte, die gegenüber der 10tägigen eine Art Revolution im Tarifwesen darstellt!

Mag den Anstoß zu dieser plötzlich ergriffenen Maßregel eine höhere Stelle gegeben haben, mag Herr von Thielen nach dem Abgange Miquel's sein Herz als Verkehrsminister wiedergefunden haben oder mag ein anderer Anlaß mitgespielt haben, der eigentliche Grund der Reform liegt wahrscheinlich darin, daß die Eisenbahnverwaltung schließlich mit dem Wust und Wirrwarr des Fahrkartenunwesens selbst nicht mehr auskommen konnte. Von der Buntscheckigkeit der Fahrkarten mag ein kleines Bild die folgende Zusammenstellung der Karten für eine Reise Berlin—Warmbrunn in zweiter Klasse geben:

Rückfahrkarten, 4 Tage gültig, für alle Züge, mit Freigepäck	26,80 Mk.
Sommerkarte, 45 Tage gültig, für alle Züge, mit Freigepäck	29,50 „
Rundreiseheft, 45 Tage gültig, für alle Züge, ohne Freigepäck	31,60 „
Einzelkarten hin und zurück für Personenzüge mit Freigepäck	35,80 „
Einzelkarten hin und zurück für Schnellzüge mit Freigepäck	39,60 „

Man denke sich diese Einrichtung für alle Klassen durchgeführt, rechne hierzu noch besondere Karten für Militär, Kinder u. s. w., und man gewinnt eine Vorstellung von der Unmasse von Billetsorten, die für eine einzige Reisestrecke erforderlich sind.

Entstanden ist dieses wunderliche System, wenn man in diesem Falle überhaupt von einem System sprechen kann, durch das konsequent festgehaltene Bestreben der Eisenbahnverwaltung, jede Erleichterung nur zögernd und nur beschränkt durch Gesichtspunkte zu gewähren, welche mit der eigentlichen Aufgabe eines großen Verkehrsinstituts gar nichts zu thun haben. So war z. B. bis zum 4. Juli d. J. in Preußen die Gültigkeitsdauer der Rückfahrkarten abgestuft von 3 bis 12 Tagen, je nach der Länge der durchfahrenen Strecke. Als ob irgend ein nothwendiger Zusammenhang bestände zwischen der Zeitdauer, welche für den Zweck der Reise erforderlich ist, und der Länge des

Weges! Die Rückfahrkarten von Stationen in der Provinz nach Berlin hatten allgemein einen Tag länger Gültigkeit als die Rückfahrkarten von Berlin nach denselben Orten. Als in der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses sich einmal ein harmloser Vertreter aus der Provinz darüber beschwerte, daß die Rückfahrkarte von Berlin nach Kottbus nur vier Tage Gültigkeit habe, während doch in umgekehrter Richtung die Gültigkeitsdauer fünf Tage betrage, wurde ihm vom Vertreter der Eisenbahnverwaltung eine Antwort zu Theil, welche ungefähr besagte: Was wollen Sie denn so lange in Kottbus? Er wurde nämlich darauf verwiesen, daß in der Reichshauptstadt doch jeder, sei es Geschäfte halber, sei es um des Vergnügens willen, viel mehr Anlaß zu längerem Aufenthalte habe, als in Kottbus. Solche und ähnliche Erwägungen sind thatsächlich zur Grundlage eines Systems gemacht, obwohl sie der eigentlichen Aufgabe der Eisenbahnen durchaus fern liegen, nämlich der Aufgabe, auf Grund von Tarifen, welche eine angemessene Rentabilität gewähren, den Verkehr zu fördern. Eine sehr anfechtbare Einrichtung waren die Sommerkarten in ihrer bisherigen Gestalt. Sie wurden nur für solche Orte gewährt, welche als Badeorte oder Sommerfrischen von der Eisenbahnverwaltung solcher Vergünstigung werth befunden wurden; einem Orte wurde die Karte und damit die Grundlage wirthschaftlichen Gedeihens gewährt, einem anderen wurde sie und damit die Möglichkeit gleicher Entwicklung versagt. Nach den großen Badeorten wie Ems, Kissingen, Nauheim u. s. w. wurden Sommerkarten nicht ausgegeben, obwohl nach diesen Bädern doch nicht nur wohlhabende, sondern auch viele wenig bemittelte Leidende zu gehen haben; man mußte sich mit Rundreiseheften behelfen, die im Preise selbst theurer sind und überdies kein Freigepäck gewähren. Mancher Reisende suchte dieser Weisheit der Verwaltung ein Schnippchen zu schlagen; er nahm z. B. eine Sommerkarte mit 45 tägiger Gültigkeit nach Arnstadt, das auf dem Wege von Berlin nach Kissingen liegt, und von Arnstadt aus eine einfache Fahrkarte nach Kissingen. Die Ersparniß war nicht unbedeutend. Durch die jetzige Reform werden die meisten dieser Uebelstände beseitigt. Aber schon jetzt, nachdem diese Reform mit einem Schlage und nicht nur auf den preußischen, sondern mit wahrer Eisenbahnschnelle auch auf den anderen deutschen Staatsbahnen durchgeführt worden, legt man sich mit Recht die Frage vor: Wie hat nur das alte, unverständige und ungerechte System überhaupt eingeführt und so lange erhalten werden können?

Freilich ist mit der einen Maßregel auch nur ein Schritt, der erste Schritt, zu einer wirklichen Reform gethan. Man kann die weitere, sich von selbst ergebende Entwickelung dahin formuliren: Die neue Rückfahrkarte hat die Aufgabe, sich selbst überflüssig zu machen. Schon jetzt haben die Reisen, auf welche in irgend einer Form ein Abschlag von den Normalpreisen gewährt wird, auf allen deutschen Bahnen einen sehr großen Umfang angenommen, aber zwischen den einzelnen Staaten sind dabei doch erhebliche Unterschiede zu verzeichnen. Im Rechnungsjahr 1899 machten nämlich von allen Fahrten die Fahrten zu ermäßigten Preisen (Rückfahr-, Zeit- und Kilometerkarten, Rundreisehefte) aus:

auf den Badischen Staatsbahnen	86,07	Proz.	aller Fahrten
„ „ Württembergischen „	84,36	„	
„ „ Bayerischen „	79,74	„	
„ „ Reichseisenbahnen	76,29	„	
„ „ Sächsischen Staatsbahnen	73,62	„	
„ „ Preußisch-Hessischen „	49,34	„	

Wie man sieht, stehen hierbei diejenigen Bahnen obenan, welche längst die zehntägige Rückfahrkarte angenommen haben, und unter diesen nehmen wiederum die badischen und die württembergischen Bahnen, welche außerdem noch besondere Erleichterungen, wie Kilometerhefte und Landeskarten, eingeführt haben, die ersten Plätze ein. Preußen mit seinem buntscheckigen Rückfahrkartensystem steht weit zurück. Allerdings spricht hierbei auch die vierte Wagenklasse mit, für welche keine allgemeinen Rückfahrkarten ausgegeben werden; indessen wird Preußen auch von Sachsen, wo die vierte Wagenklasse ebenfalls besteht, weit übertroffen.

Ueberzeugend ergibt sich jedenfalls aus dieser Vergleichung, daß die Anwendung der Normalsätze um so weiter zurücktritt, je mehr Ermäßigungen in der einen oder anderen Form zugestanden worden. Auf den badischen Bahnen kamen 1899 nur noch bei 14 Proz. aller Fahrten die normalen Tarife zur Erhebung. Die allgemeine Einführung der 45 tägigen Rückfahrkarten wird den Antheil der Fahrten zu ermäßigten Preisen bald auf 90 Proz. aller Fahrten steigern. Dann wird aber der Zeitpunkt gekommen sein, wo die völlige Abschaffung der nur noch bei 10 Proz. aller Fahrten erhobenen Normalpreise sich als Nothwendigkeit aufdrängen wird. Die bisherigen Preise für die Rückfahrkarten werden die normalen Preise für alle Fahrten werden. Damit wird eine weitere Verbilligung und eine außerordentliche Vereinfachung der Tarife für die Bahnverwaltung wie für das Publikum eintreten. Eine solche Reform ist auch bereits oft genug gefordert worden, insbesondere auch von mir in meinen Anträgen auf Reform der Personentarife, die ich früher Jahr für Jahr im preußischen Abgeordnetenhause eingebracht habe. Auch die preußische Staatsbahnverwaltung wird sich dieser Entwicklung auf die Dauer nicht widersetzen können; von den Fahrten in den drei ersten Klassen, also unter Ausscheidung der vierten Klasse, werden die Fahrten zu ermäßigtem Preise nunmehr sehr bald einen so hohen Antheil ausmachen, daß die Ausgabe von Karten zu den normalen Preisen als unpraktisch und unwirthschaftlich nicht wird aufrecht erhalten werden können.

In den eben erwähnten Debatten des Abgeordnetenhauses wurde bereits von den Vertretern der Eisenbahnverwaltung zugegeben, daß die Rückfahrkarte heute eigentlich keine Daseinsberechtigung mehr habe. Sie ist geschichtlich geworden. Anfangs als eine in engen Grenzen gehaltene Ermäßigung der normalen Fahrpreise eingeführt, hat sie eine Zeit lang, als die Konkurrenz sich im Eisenbahnwesen entwickelte, eine besondere Bedeutung gewonnen, welche ihr aber seit der Verstaatlichung der Bahnen in Preußen nicht mehr zukommt. Wer auf den preußischen Staatsbahnen in einem Schnellzuge dritter Klasse ununterbrochen 200 Kilometer fährt, hat dafür 9,34 M. zu zahlen, wer in gleicher Weise zunächst nur 100 Kilometer fährt und am nächsten Tage dieselbe Strecke zurückfährt, hat dafür nur 6 M. zu entrichten. Es ist kein stichhaltiger Grund zu finden, weshalb der erste Reisende für eine gleich lange Strecke um reichlich die Hälfte mehr zahlen soll, als der zweite. Auch bleibt die Rückfahrkarie, welche dem Reisenden eine gebundene Marschroute auferlegt, immer ein unhandliches Ding; jede Abweichung oder Ausdehnung der Fahrt verursacht besondere Unbequemlichkeiten oder Unkosten. Selbst die volle Vorausbezahlung für eine Rückfahrt, die erst nach sechs Wochen gemacht werden soll, mag in vielen Fällen unangenehm sein. Auch aus allen diesen Gründen bleibt die Einführung der heutigen Preise für Rückfahrkarten als Normalpreise die erste Forderung.

Mit diesem Programm ist freilich auf dem Gebiet der Personentarife, auf dem in Deutschland seit längerer Zeit ein bedauerlicher Stillstand geherrscht hat, nicht genug gethan. Vor allem wird bei weiteren Verhandlungen für sämmtliche deutsche Staatsbahnen im Tarifwesen eine Uebereinstimmung angestrebt werden müssen, welche über die 45tägige Rückfahrkarte hinausgeht. Zunächst kommt hierbei in Betracht die Anwendung gleicher Sätze für alle Züge, wie sie in Preußen bei den Rückfahrkarten schon seit dem Jahre 1889 besteht, während die süddeutschen Bahnen sowohl für einfache Fahrkarten wie für Rückfahrkarten bei Benutzung von Schnellzügen besondere Zuschläge erheben. Wenn die Privatbahnen in England und in der Schweiz mit den gleichen Sätzen für alle Züge auskommen können, so sollte dies auch für die Staatsbahnen in Deutschland nicht unmöglich sein. Für Preußen und Sachsen bleibt ferner die Erhaltung der vierten Klasse eine wichtige Frage.

Von welcher Bedeutung diese Klasse ist, ergibt sich daraus, daß im Rechnungsjahre 1899 auf den preußischen Staatsbahnen von den Einnahmen aus dem Personenverkehr 31 Proz., von der Gesammtzahl der beförderten Personen fast 40 Proz., von der Zahl der gefahrenen Personenkilometer sogar 42 Proz. auf die vierte Klasse entfallen sind. In Hessen hat gleich das erste Jahr seit Einführung des preußischen Tarifs und der preußischen vierten Klasse eine Vermehrung der beförderten Personen um 30 Proz. gebracht; die Einnahmen sind dabei nicht zurückgegangen, sondern gestiegen, allerdings nicht in gleichem Maße, aber doch um 7 Proz. Dies ist ein neuer Beweis dafür, in welchem Umfange billigere Beförderungsgelegenheit den Verkehr heranzieht.

Es würde allen berechtigten Wünschen des Publikums und auch dem Geiste, der mit dem jetzt gemachten Anfange einer Reform zum ersten Male seit langer Zeit wieder in der preußischen Eisenbahnverwaltung zum Ausdruck gekommen ist, schnurstracks widersprechen, wenn dieser Fortschritt auf einem Theile des Tarifwesens durch Rückschritte auf anderen Theilen wieder herabgemindert werden sollte. Alle Erleichterungen, welche bisher gewährt worden und im Vergleich mit den Preisen der Rückfahrkarten von Bedeutung sind, müssen unverändert erhalten werden. Dahin sind vor allem zu zählen die Arbeiter-Rückfahrkarten, die Arbeiter-Wochenkarten, die Sonderzüge mit billigen Preisen, die Sonntagskarten, Zeitkarten und Schülerkarten. Es handelt sich dabei in den weitaus meisten Fällen um einen lokalen Verkehr und gerade dieser Verkehr bedarf bei der heutigen Entwickelung der Bevölkerung mehr besonderer Pflege als jemals früher. Für den großen Verkehr ist neben der Wohlfeilheit und Bequemlichkeit der Beförderung Einfachheit und Gleichmäßigkeit des Tarifsystems das erste Erforderniß; es ist vom Uebel, wenn hier durch tausendfältige Abweichungen störend eingegriffen wird. In dieser Hinsicht hat das Vorgehen der preußischen Eisenbahnverwaltung bereits vortheilhaft auf die anderen deutschen Staatsbahnen gewirkt, hoffentlich ist aber damit der Anstoß zu weiteren gemeinsamen Reformen gegeben. Der Lokalverkehr verlangt dagegen vor allem eine sorgfältige und gewandte Rücksicht auf seine Besonderheiten, namentlich in den größeren Zentren des Handels und der Industrie. Die **Wohnungsfrage** ist in erster Linie eine **Verkehrsfrage**. Gerade auf diesem Gebiet ist viel versäumt worden. Die Leistungen der Staatsbahnen sind hier, speziell in der Pflege des Vorortverkehrs, weit zurückgeblieben hinter den Leistungen privater Unternehmungen. Nicht dringend genug kann deshalb die Mahnung ausgesprochen werden, daß die Staatsbahnverwaltungen, nachdem sie für den größeren Verkehr die Reformarbeit in Angriff genommen haben, auch entschlossen an eine Reform der Tarife für den lokalen Verkehr gehen, wie sie seinen Bedürfnissen gemäß ist und wie sie unsere Zeit fordert.

M. Broemel.

Friedrich Bastiat.

II.

Derjenigen Sammlung seiner Aufsätze, welche die wichtigsten seiner Gedanken enthält, hat Bastiat den Titel gegeben: Harmonies économiques. Nicht viel mehr als den Titel dieser Schrift können diejenigen kennen, welche ihren Inhalt dahin zusammenfassen, daß in der wirthschaftlichen Welt alles auf das Beste bestellt sei, daß alle Berufsstände, ja alle Menschen dasselbe Interesse hätten, daß für ein Streben nach Verbesserung der wirthschaftlichen Zustände kein Raum gegeben sei, daß Bastiat's Schrift denjenigen Optimismus enthalte, den Voltaire in seinem Candide in das Lächerliche gezogen habe. Wenn Bastiat das gesagt und geschrieben hätte, wäre freilich er ein Thor, aber es stände auch schlimm um die Weisheit derer, die sich noch besondere Mühe gegeben haben, ihn zu widerlegen.

In Wahrheit ist derjenige Satz, den Bastiat mit dem größten Eifer verficht, der, daß gleichwie in der Natur unumstößliche und weise Gesetze herrschen, die auf eine schöpferische Intelligenz schließen lassen, so auch in dem wirthschaftlichen Leben der Menschen solche Gesetze herrschen, die auf eine weise Vorsehung schließen lassen. „Ich glaube an Gott!" dahin faßt er einmal den Inhalt seiner Ueberzeugungen zusammen. Den physiko-theologischen Beweis für das Dasein eines Gottes, mit dem das achtzehnte Jahrhundert sich abgemüht hat, stellt er gleichsam den ökonomo-theologischen Beweis zur Seite. Das macht er seinen Gegnern Malthus und Ricardo zum wesentlichen Vorwurf, daß ihre Ausführungen jede Weisheit und jede göttliche Liebe in der wirthschaftlichen Welt vermissen lassen.

Bastiat leugnet das Uebel in der wirthschaftlichen Welt nicht; er hatte ja offene Augen. Aber er sagt, daß es einen wesentlichen Fortschritt — **perfectibilité** — gebe, durch welchen das Uebel überwunden werde, nicht durch eine Auflehnung gegen die wirthschaftlichen Gesetze, durch einen plötzlichen Umsturz, sondern durch allmählich fortschreitende Arbeit, unter Benutzung der wirthschaftlichen Gesetze. Die Naturgesetze kann der Mensch nicht ändern, aber er kann sie, indem er sie erkennt und sich ihnen unterwirft, zu seinem Vortheil lenken. So kann auch der Mensch die wirthschaftlichen Gesetze nicht umstürzen, aber er hat die Pflicht sie kennen zu lernen, und wenn er sie recht erkannt hat, wird er sein Verhalten so einrichten, daß sie zu seinem Besten dienen. Sein Streben richtet sich nicht **unmittelbar** darauf, die wirthschaftlichen Verhältnisse zu bessern, sondern darauf, die wirthschaftlichen Gesetze zu studiren und darauf hinzuwirken, daß auch andere sie erkennen lernen. Je besser der Mensch die Naturgesetze kennt, desto mehr ist er im Stande, sich vor den Schädigungen zu wahren, die das ungehemmte Walten der Naturkräfte heraufbeschwören kann. Je mehr der Mensch die wirthschaftlichen Gesetze kennt, desto mehr wird er sich hüten können vor den Störungen, die im wirthschaftlichen Leben eintreten.

Er sagt nicht, unsere wirthschaftliche Welt sei die beste von allen denkbaren Welten, aber er sagt, die wirthschaftliche Welt sei in steter Besserung begriffen. Und er fügt hinzu, die wirthschaftliche Welt werde um so schneller besser werden, je mehr die Menschen besser werden. Der „ethischen" Betrachtung ist Bastiat wahrlich nicht unzugänglich; er hat dafür mehr Verständniß als viele, die das Wort Ethik häufig im Munde führen. Aber er richtet die Aufforderung zu sittlichem Handeln nur an die Stelle, wohin sie gehört, an den einzelnen Menschen. Moral und Volkswirthschaft sind getrennte Disziplinen; man soll nicht die eine verpfuschen, indem man Sätze einmischt, die in die andere gehören. Aber andererseits besteht zwischen Moral und Volkswirthschaft kein Gegensatz, sondern Harmonie. Ein lasterhafter Mensch kann nie ein guter Wirth sein und umgekehrt.

Bastiat behauptet nicht, daß zwischen den Interessen der einzelnen Berufsstände Harmonie bestehe. Das Interesse des Arbeitgebers stimmt nicht immer mit dem Interesse des Arbeiters, das des Landwirths nicht immer mit dem des Industriellen überein. Seine Behauptung geht vielmehr dahin, daß in Folge der weisen und providentiellen Gesetze, die das wirthschaftliche Leben beherrschen, das Bestreben bestehe, diese Interessen immer mehr in Harmonie zu setzen. Die beste der Welten, die Harmonie der Interessen, die sittliche Vollkommenheit des einzelnen Menschen, das alles sind nicht gegebene Zustände, aber es sind Ziele, die in weiter Ferne winken, die wir vielleicht niemals erreichen, aber denen wir uns ununterbrochen nähern.

Die Annäherung an dieses Ziel erschweren wir uns aber selbst, wenn wir die wirthschaftlichen Gesetze, die so weise und gütig sind, verletzen. Und die Gefahr, diese

Gesetze zu verletzen, laufen wir immer, wenn wir den Versuch machen, mit rauher Hand in die wirthschaftlichen Zustände einzugreifen, wenn wir die Macht des Staates anrufen, um einen von uns empfundenen und in der That vorhandenen, aber zur Zeit unvermeidlichen Uebelstand auf dem kürzesten Wege zu beseitigen.

Für die Kritik aller Versuche eines solchen Eingreifens hat Bastiat die immer wiederkehrende Formel: „Was man sieht und was man nicht sieht.“ Der Staat hat eingegriffen, um etwas Nützliches zu schaffen. Er will eine neue Industrie schaffen, einer bestehenden aufhelfen. Er wird ja sein nächstes Ziel der Regel nach erreichen. So sehr von Gott verlassen ist selten ein Gesetzgeber, daß er ein Gesetz erließe, welches nur Schaden stiftet. Die neue Industrie ist entstanden, sie blüht. Sie schafft vielen Leuten Arbeit und Gewinn. Aber nun soll man auch prüfen, wie sich die Sache gestaltet haben würde, wenn der Staat nicht eingegriffen hätte, wenn er die Kräfte, die Mittel, die er für seinen Zweck in Anspruch genommen hat, nicht in Anspruch genommen hätte. Und dann soll man prüfen, ob der Gewinn, der uns entgangen ist und den man nicht sieht, nicht größer gewesen sein würde, als der Gewinn, der uns zugefallen ist, und den man sieht.

Es sei ferne von mir, zu behaupten, daß man die volle Wahrheit aus Bastiat's Schriften schöpfen kann; aber es sind viele Wahrheiten darin, die heute mit Unrecht in Vergessenheit gerathen sind. Bastiat's Schriften sind nichts als ein Beitrag zur Lösung der Aufgabe, die wirthschaftlichen Gesetze, die zu unserem Heile in der wirthschaftlichen Welt walten, zu erkennen.

Und an die studirende Jugend richte ich die Bitte, den Anfang zu machen, um diesen Versuch kennen zu lernen, von diesen Abhandlungen die eine oder die andere zu lesen. Wer dann, nachdem er diesen Versuch gemacht, das Buch gleichgültig bei Seite legt, dem habe ich allerdings nichts weiter zu sagen.

Alexander Meyer.

Die Grundzüge der Orientpolitik des Fürsten Uchtomsky.

Das lateinische Kaiserthum von Peking hat ausgespielt. Ein Jahr hat genügt, um die vereinigten Mächte gründlich davon zu überzeugen, daß ein Volk von vierhundert Millionen nicht so leicht niedergetreten werden kann, wie es sich mancher geträumt hatte. China ist zur Zeit noch ein schlafender Riese. Aber eines Tages wird sich der ungeschlachte Kerl erinnern, daß er der starke Hans ist, und seine Bedränger mit einem gewaltigen Ruck von sich abschütteln. Man kann China schlagen, an allen Ecken und Enden des Riesenreiches die Gelbgesichter für die Frevelthaten, zu denen man sie gereizt, züchtigen und muß sich schließlich doch gestehen: dieses China bleibt für Waffengewalt unbesiegbar. Alle Eroberer des Reiches der Mitte sind desselben bis jetzt nur dadurch Meister geworden, daß sie ihr Volksthum aufgaben und selbst zu Chinesen wurden. Nur indem Tataren und Mandschuren ihre Stammesindividualität preisgaben und sich in Sprache, Sitte und Religion dem Chinesenthum anschlossen, nur dadurch, daß sie ihr eigenstes Erbgut auf dem Altar der chinesischen Reichstradition zum Opfer brachten, benahmen sie ihrem Regime den Charakter der Fremdherrschaft und machten es erträglich. Die vereinigten Mächte haben für diese Selbstaufopferung zu Gunsten Chinas weder die Anlage noch die Lust, aber das haben sie erkannt, daß eine halbe Milliarde von Hartköpfen, deren Schädel an Widerstandskraft der chinesischen Mauer nichts nachgeben, nicht dazu gezwungen werden kann, weder urplötzlich ihre Jahrtausende alten Staatsinstitutionen aufzugeben, noch sich über Nacht in das Hemde einer ihren Lebensanschauungen wildfremden Religion stecken zu lassen. Diese Einsicht, die den vereinigten Mächten Unsummen Geldes und Tausenden von Mannschaften das Leben gekostet hat, ist dennoch eine so werthvolle Errungenschaft, daß sie derjenigen gleichgeachtet werden muß, welche das christliche Abendland in Palästina erwarb, als die Kreuzfahrer nach dem Verlust von Myriaden westeuropäischer Menschenleben einsahen, daß die Saracenen, zu deren Ausrottung der Papst sie entsandt hatte, ebenfalls Menschen seien und auch der Islam seine Lichtseiten habe. Derjenige aber, der die Erfolglosigkeit des neuen Kreuzzuges gegen die vermeintlichen Urenkel der Hunnen vorausgesagt hatte, sitzt in Petersburg und reibt sich im Stillen die Hände, hocherfreut, daß die Kulturmächte dreier Erdtheile ihr Genüge darin gefunden haben, für Rußland in Ostasien die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Der Mann, der sich jetzt an den Berichten über den metallischen Bodenreichthum der Mandschurei labt, jener Provinz, die es ihm zur guten Stunde gelang dem Reichskanzler Lihungtschang abzulocken, ist der Reisebegleiter, Historiograph und Freund Nikolaus II. auf dessen Orientreise, der Fürst Espère Espèrowitsch Uchtomsky.

Fürst Uchtomsky (Accent auf der ersten Silbe) hat sich zuerst als Schriftsteller, Lyriker und Journalist, dann als Diplomat in Rußland einen Namen gemacht. Er kennt die Mongolen am Baikalsee und am Gelben Meer durch wiederholte Welt- und Orientreisen wie seine Taschenuhr. Sein diplomatisches Meisterstück war die Schöpfung der unschätzbaren Fiktion, Rußland, das mit Waffengewalt die Mandschurei sich angedeihen ließ, befinde sich mit China nicht im Krieg; sowenig wie dies in allen früheren Jahrhunderten der Fall gewesen sei, obschon man ihm doch vor fünfzig Jahren die Amurprovinz abgenommen hat. Die Nützlichkeit dieser diplomatischen Fiktion leuchtete auch den vereinigten Mächten derart ein, daß, während deren Truppen ein chinesisches Heer nach dem anderen schlugen, chinesische Tempel, Dörfer, Städte zerstörten, schließlich gar die Haupt- und Residenzstadt Peking stürmten und plünderten, man sich diplomatisch mit China im tiefsten Frieden befand, nur daß man die Einäscherungen damit bemäntelte, daß man erklärte, man sei gerade daran, eine den Herrschaften aufgenöthigte Ordnungsmaßregel durchzuführen! Zu guter Letzt wurde dann — welches Unicum! — ein Friede geschlossen, dem diplomatisch gar kein Krieg vorausgegangen war.

Auf welchem Wege aber kam Fürst Uchtomsky dazu, Rußland auf das Dringendste vor einem Krieg mit China zu warnen oder, wenn das nicht gelang, es durchzusetzen, daß der ausgebrochene Krieg — und geschah etwa die Besitzergreifung der Mandschurei ohne Blutvergießen? — diplomatisch als Krieg verleugnet wurde? Die Beantwortung dieser Frage führt uns sofort mitten in des Fürsten Orientpolitik hinein.

Rußland und China, so erklärt der Fürst, sind einander nicht wesensfremd, sie stehen einander nicht als zwei im innersten Lebensmark verschiedene Gegensätze gegenüber, wie das etwa zwischen dem heutigen England und Indien der Fall ist. Ihre Weltanschauungen stoßen einander nicht als unvereinbar zurück. Vielmehr ahnt der Orientale im Russen etwas ihm Wesensverwandtes, wie umgekehrt der Russe im Orientalen nur seinen älteren Bruder erblickt, zu dem er sich durch die Bande turanischen Blutes, das seinem arischen Blute seit Jahrhunderten, vielleicht Jahrtausenden beigemischt ist, sympathisch hingezogen fühlt. Weitentfernt davon, daß sich der russische Soldat in Central- oder Ostasien von dem einheimischen Bauern als von einem tief unter ihm stehenden Wesen angewidert empfände, wie der englische Werbesoldat vom Hindu, mischt er sich in den Bazaren Samarkands oder Urgas ohne Scheu, sich vor sich selbst oder seinen Kameraden zu erniedrigen, gern unter die Landeskinder, mit denen er bald einmal fraternisirt.

Wie so ganz verschieden davon benimmt sich der Abendländer dem Orientalen, zumal dem Turanier gegen-

über. Der gelbe Mann ist ihm ein Gegenstand des tiefsten Mißtrauens, des geheimen Grauens, des unwillkürlichen Abscheus. Man denke an die Rolle, die er in Schiller's Jugendgedicht spielt, wo er die unterste Wesensreihe einnimmt: „Vom Mongolen bis zum griechischen Seher, der sich an den letzten Seraph reiht." Oder man erinnere sich an Voltaire's, von den heutigen Franzosen umsonst verleugneten Ausspruch: „Crachez le Russe et vouz trouverez le Tartare." Solche Urtheile, die sich aus den Werken der abendländischen Geistesfürsten mit Leichtigkeit vermehren ließen, beweisen eben unwiderleglich, durch welchen Abstand der Westeuropäer, wie der Mitteleuropäer, sich vom Orientalen, zumal dem Eingebornen des turanischen Asiens, also dem Bewohner Mittel-, Hoch-, Nord- und Ostasiens, innerlich getrennt fühlt. Das Gefühl dieses Abstandes ist unleugbar, und Fürst Uchtomsky, der, selbst ein Arier aus Rurik's Geschlecht, diesen Abstand betont, fällt deshalb auch nicht aus der Rolle, wenn er den Welteroberer und Weltzerstörer Dschingischan als von der Geschichtsforschung noch nicht genügend aufgehellt erklärt. Das ist nicht zu bestreiten, daß dieser entsetzliche Mensch, der in Turan, Iran und Osteuropa die Kulturschöpfungen eines Jahrtausends durch seine Würgerbanden über Nacht zerstören und die Einwohner der volksreichsten Städte Persiens mit List und Gewalt zu Hunderttausenden hinmorden ließ, dieser Fluch, der nun seit bald einem Jahrtausend auf den Ländern persischer Kultur lastet, er hat wenigstens das Verdienst um die Menschheit, daß er in den durch vielfache und starke Stammesunterschiede zerklüfteten Turaniern das Bewußtsein der Rassenzusammengehörigkeit geschaffen und dadurch, daß er die Völker Asiens und Osteuropas in eine Reichseinheit verschmolzen hat, gewissermaßen das Ideal des Weißen Zaren hat schaffen helfen, jenes Symbol und Vorbild russischer Weltherrschaft, von welchem die Völker Asiens, wie der Fürst Uchtomsky immer und immer wieder betont, Heil und Rettung erwarten. War nicht Napoleon ebenfalls ein großer Weltzerstörer? Aber wer hat, vor Bismarck, Deutschland wider Willen mehr geeinigt und die Wiederherstellung des von ihm aufgehobenen deutschen Kaiserreiches stärker vorbereitet als Napoleon?

Das, was den Asiaten mit dem Russen in so naher geistiger Verwandtschaft stehend erscheinen läßt, ist, nach Uchtomsky, des Asiaten wie des Russen Sehnsucht nach den Dingen, die über den Erscheinungen der materiellen Welt liegen, während Europa im Materialismus befangen dahinlebe. Aber, so fragt der darüber erstaunte Europäer mit Recht: ist denn nicht das Beste an Rußland gerade das, was an ihm überhaupt noch europäisch ist? Ist nicht das spezifisch Asiatische, nämlich der Zug zur Schwärmerei, zum Fakirthum, gerade das, was in Rußland wie anderwärts sich so wundervoll unter die Haube der stockfinstersten Reaktion bringen läßt? Der Hang zum Mönchsthum, zur Askese, wie er in so erlauchten russischen Geistern, wie er in den Dichtern Gogol, dem noch jung dahingeschiedenen Wladimir Solowjoff, sehr stark aber auch in Leo Tolstoi, zu Tage tritt, darf gewiß als ein Zeichen von geistiger Wahlverwandtschaft zwischen Russen und Asiaten betrachtet werden. Ob aber Fürst Uchtomsky wohl daran thut, das russische Volk, auf das er durch seine „Orientreise" einen so mächtigen Einfluß auszuüben begonnen hat, gerade in diesem Hang zu bestärken, das ist die Frage. Denn die Romantik — und mehr als Romantik enthält diese Neigung nicht — führt, wie wir das im Westen Jahrzehnte lang so schmerzlich an eigener Haut erfahren haben, mit Nothwendigkeit zur Verehrung der Dämmerung, wenn nicht gar der Finsterniß. Apollo aber, der Gott der Geistesklarheit, waltet im Sonnenglanz der Tageshelle. Doch, wie gesagt, der Zug des Herzens, der nach Schiller des Schicksals Stimme ist, zieht den russischen Bauern, also den eigentlichen Vertreter des wahren Russenthums, nicht zu Europa, sondern zu Asien hin, wohin er sogar in immer dichteren Schaaren auswandert. Wie den mitteleuropäischen Bauern des neunzehnten Jahrhunderts ein magischer Zug nach dem fernen Westen getrieben hat, so fühlt sich der russische Bauer mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem fernen Osten hingezogen, an den Oxus und Jaxartes, an den Amur und Ussuri. Unbestreitbar befreundet und vermischt er sich dort, unbeschadet seines Glaubens und seiner Sprache, mit den Eingeborenen und liefert so das Material zu neuen Völkergebilden.

Ist es nun schon dieser gleichgestimmte Zug des Herzens, der den russischen Bauern, also den wahren Russen, nach Asien hindrängt und ihn, mit dem Anflug europäischer Ueberlegenheit befähigt, als primus inter pares den Asiaten zu beherrschen, ohne ihn diese Herrschaft als Fremdherrschaft fühlen zu lassen, so wird Rußlands Drang nach der Beherrschung Asiens oder sagen wir lieber, nach der Handauflegung über Asien, noch wesentlich gefördert durch die seltsame Lehre von der Okraina „der Grenzprovinz". Es verhält sich damit so: Während der Jahrhunderte langen Kämpfe zwischen Ariern und Turaniern, dann zwischen Russen und Turko-Mongolen waren die beiderseitigen Grenzgebiete jenseits der Wolga und des Urals niemals klar bestimmt worden. Was heute Abend noch als Grenze betrachtet wurde, war es vielleicht schon morgen Mittag nicht mehr. In der Steppe gibt es keine Marksteine. Wo sich die Ebene in schreckhafter Oede tausend Meilen weit ins Blaue ausdehnt, da bildet höchstens ein Fluß, ein Hügel, ein See, ein Sumpf oder aber die am Weitesten hinausgeschobene Niederlassung den Nothbehelf und Ersatz einer Grenze. Oder vielmehr, da der Ansiedler seine Niederlassung von heute auf morgen immer weiter nach Osten hin vorschiebt, so gibt es für ihn im Grunde überhaupt keine Grenze, weil er keine Grenze anerkennt. Der russische Begriff der Okraina, der Grenzprovinz, schlägt auf diese Weise unmerklich um in den Begriff der Grenzenlosigkeit des russischen Weltreiches, allerdings, was sofort wiederholt werden muß, nur in der Richtung nach Osten hin. Indem Fürst Uchtomsky diese unleugbar der russischen Volkstradition eigene Auffassung der Okraina zur Grundlage seiner Orientpolitik erhoben hat, ist er unwillkürlich dazu gelangt, eine russische Monroedoktrin zu schaffen, eine Lehre, nach welcher, theoretisch wenigstens, alle Länder Asiens, vom Schwarzen Meere bis zum Stillen Ocean nach providentieller Vorausbestimmung Rußland anheimfallen müssen. Denn der Fürst steht keinen Augenblick an, zu betonen, daß China und Indien, die jetzt unter der Herrschaft und dem Einflusse der unberufenen Ankömmlinge aus dem überseeischen Westen schwer leiden sollen, nur in und durch Rußland zu gesunden Aussicht hätten. Jetzt schmachte Indien und China unter dem Joche der Fremdherrschaft, das mit all den Segnungen der Kultur, die über die beiden bedauernswürdigen Länder ausgegossen würden, doch nur die Ausbeutung und die geistige Knebelung bedeute.

Als ein großes Hemmniß der Befreundung Asiens mit der europäischen Civilisation bezeichnet der Fürst den Fanatismus der abendländischen, insbesondere der amerikanischen Geschäftsmissionäre, die, rein um des persönlichen Vortheils willen, die heiligsten Gefühle der Chinesen verletzten, indem sie den Confucianismus und den Ahnenkultus lächerlich zu machen suchten. Zur Illustration dieser für die Steuerzahler des Abendlandes verhängnißvollen Berufsklasse erzählt der Fürst in seinen Briefen aus China (1901) folgendes Erlebniß. Als er über Amerika nach Japan reiste, machten sich die schlechterzogenen Kinder einer großen Familie durch ihre unglaubliche Ausgelassenheit auf dem Dampfer auffällig. Man fragte sie, welches Stammes, welcher Rasse sie seien, Engländer, Amerikaner, Kanadier? Da gab das Rudel zur Antwort: „Wir sind Missionäre."

Wenn die Missionäre, voraus die amerikanischen, im chinesischen Ahnenkult das Bollwerk des Confucianismus erkennen, obwohl der Ahnenkult schon vor Confucius da war und aus unvordenklichen Jahrtausenden stammt, so ist diese Erkenntniß vollkommen begründet, nur daß der vorurtheilsfreie Freund Chinas darin nicht die tiefste, sondern die höchste Stufe einer auf Jahrtausende berechneten Kultur erblickt. Was alle Dichter und Denker des Abendlandes als

das erstrebenswertheste Ziel zur Förderung der Familienpietät, also zunächst zur Ehrfurcht vor den Eltern und dann zur Ehrfurcht nach oben betrachten, das besitzt China schon seit Jahrtausenden, darin ist das Himmlische Reich allen anderen Kulturstaaten, hinter denen es sonst in mancher Beziehung zurückbleibt, voraus. Dem chinesischen Volke den Ahnenkult verleiden wollen, hieße die Axt an den Lebensbaum des chinesischen Volkes legen.

In rücksichtslosester Weise haben sich aber dieses Frevels die europäischen Ingenieure schuldig gemacht, die bei der Absteckung der Eisenbahntracen, insbesondere aber dann bei der praktischen Ausführung der Bahnlinien, die Ahnengräber aufwühlten und zerstörten. Würde nicht auch in christlichen Ländern allerorten die Bevölkerung mit Waffengewalt sich der Tempelschändung durch wildfremde Barbaren widersetzen? Was aber im Abendland ein himmelschreiender Unfug wäre, kann in Ostasien nicht als Mittel zur Ausbreitung der Humanität empfunden werden.

Rußlands Aufgabe und weltgeschichtlicher Beruf bestehe darin, sagt der Fürst, die Vermittlerrolle zwischen Osten und Westen, zwischen Morgen- und Abendland zu spielen. Rußland selbst sei nicht Europa, es sei aber auch nicht Asien. Rußland sei eine Welt für sich, aber eben deshalb, weil es zwischen Rußland und Asien keine strenge Grenzscheide gebe, sei es im Stande und auch gewillt, das große Problem der Zukunft zu lösen, nämlich mit Bewußtsein die Kulturgüter der christlich-abendländischen Welt den Völkern Asiens unmerklich mundgerecht zu machen. In diesem Bestreben sei Rußland einerseits durch den japanisch-chinesischen Krieg, andererseits durch die aus dem Stegreif erfolgte Besitznahme von Kiautschau durch das Deutsche Reich gestört worden. Der Fürst hat für beide Völker in seinen Broschüren („Zu den Ereignissen in China“. Petersburg 1900 und „Aus chinesischen Briefen“. Petersburg 1901) wenig gute Worte. Die Japaner sind ihm ein durch seine kriegerischen und patriotischen Tugenden achtungswerthes, durch seinen Radikalismus aber das tiefste Mißtrauen erweckendes Volk. Dem Fürsten entschlüpfen in Bezug auf Deutschland Ausdrücke, die es nach unserer Meinung gewiß nicht verdient. Wenn Deutschland sich in Kiautschau einen Platz an der Sonne ausgesucht hat, um einen Stützpunkt für seinen wachsenden Handel in Ostasien zu erwerben, so ist es deshalb noch nicht „perfide“. Uebrigens wird sich der Fürst durch die neueste Rückschwenkung der deutschen Politik auf die Seite Rußlands in seinem vorübergehenden Groll gegen Deutschland besänftigt finden. Zudem ist der Fürst aus voller Ueberzeugung ein warmer Freund der durch den deutschen Geist geschaffenen Kulturschätze, er beherrscht die deutsche Sprache und ist in der ethnologischen und archäologischen Litteratur Deutschlands, vorzugsweise in der auf Asien bezüglichen, wohl bewandert. Seine Mißstimmung gegen Deutschland, die bei des Fürsten nahem Verhältniß zum regierenden Zaren übel empfunden wurde, wird also vermuthlich nur vorübergehender Natur sein.

Ganz anders ist des Fürsten Verhältniß zu Japan, in welchem er mit Recht die große Zukunftsgefahr Rußlands erblickt. Dieses an Volkszahl und Energie fast jeder abendländischen Weltmacht ebenbürtige Volk wird, wie Rußland, von dem verzehrenden Ehrgeiz getragen, der Wiedererwecker Ostasiens zu werden. In neuester Zeit tritt es sogar mit dem Anspruch auf, dem alten chinesischen Reiche seine ehemaligen Grenzen zurückzuerobern, also Korea sammt Annam, Siam, Birma wieder unter das Drachenbanner zu bringen. Da die Mandschurei zur Stunde im thatsächlichen, wenn auch noch nicht diplomatischen Besitze Rußlands sich befindet, so setzt sich Japan in bewußten Gegensatz zu Rußland und es kann nicht lange dauern, bis die beiden Weltmächte sich mit den Waffen in der Hand um die Ehre streiten werden, wer von ihnen zum Wiedererwecker Chinas bestimmt sei. In Einem Punkte theilen Rußland und Japan dieselbe Ueberzeugung, die Ueberzeugung nämlich, daß der Küstenrand Asiens von sämmtlichen Kolonien befreit werden müsse. Fürst Uchtomsky betrachtet alle Kolonien am Südrand des großen Kontinents als eine Art Krätze am gesunden Leibe Asiens. Nur ein wiedergeborenes China besitze die Kraft, diesen Heilprozeß vorzunehmen. Da es aber darauf ankäme, Frankreich, England und Deutschland von den Küsten des Stillen Meeres und des Indischen Oceans zu verdrängen, so haben diese Wünsche vorläufig nur akademischen Werth, dürfen aber während der Entwickelungsphasen, die den Küsten Süd- und Ostasiens bevorstehen, keinen Augenblick außer Acht gelassen werden. Eins freilich ist schon jetzt sicher und von der russischen Politik vollständig erkannt. Seit dem Niedergang von Englands einst gefürchteter Weltmacht kommt England für Rußland nicht mehr in erster, sondern nur noch in zweiter Linie in Betracht. Die Herrschaftsparole in Ostasien lautet jetzt nicht mehr: Rußland oder England, sondern Rußland oder Japan. China wird sich aber, wie schon so oft in seiner vieltausendjährigen Geschichte, aus eigener Kraft regeneriren, langsamer, aber vielleicht dauerhafter als Japan, und dann wird es nicht mehr heißen: Rußland oder Japan, sondern Rußland oder China. Aus einem jetzt gereizten, aber ohnmächtigen Nachbarn könnte dann für Rußland ein furchtbarer Erbfeind erwachsen. Das hat Fürst Uchtomsky thatsächlich vorausgesehen und deshalb dringend und mit Erfolg davor gewarnt, an China förmlich den Krieg zu erklären. Was bis jetzt geschehen ist, kann später glücklich für ein irrelevantes Mißverständniß erklärt werden, wie solche mitten im Frieden zwischen befreundeten Nachbarmächten vorzukommen pflegen.

Wer Fürst Uchtomsky's Orientpolitik in aller Ausführlichkeit kennen lernen will, muß die „Orientreise des Großfürsten-Thronfolgers“, des jetzigen Zaren Nikolaus II., lesen. Man wird am besten thun, das russische Original und die deutsche Uebersetzung zugleich zu studiren. Die beiden decken sich nicht ganz. Meine deutsche Uebersetzung, die ich, stellenweise im Sinne einer Bearbeitung, für den Fürsten zu machen die Ehre hatte, ist ein zweites, vom Fürsten revidirtes Original, das aber, der Raumersparniß wegen — die deutsche Uebersetzung hat 2, das russische Original 3 Foliobände — manches Wichtige nicht enthält. Auf der anderen Seite wieder steht in der deutschen Bearbeitung Manches, was man im russischen Text vergeblich suchen würde. Dieses auch sonst merkwürdige Werk wird um so fleißiger durchforscht werden müssen, als sein russischer Originaltext Zeile für Zeile ein von Kaiser Nikolaus II. durch persönliche Kritik des gedruckten Korrekturmanuskripts genehmigter Text ist. Ob Fürst Uchtomsky jemals den Schleier lüften wird, der über der Entstehung beider Originaltexte liegt, muß der Zukunft überlassen bleiben. Daß das gewaltige Werk im Stillen mächtig auf den russischen Volksgeist einwirken dürfte, läßt sich schon daraus ermessen, daß es in zehntausend Exemplaren unter allen Schichten des russischen Volkes verbreitet ist.

Fürst Uchtomsky's „Orientreise“ und deren mit wünschbarster Breite entwickelte Orientpolitik sind ein Markstein der russischen Kulturgeschichte und zwar aus folgendem Grunde. Der Fürst beklagt sich mit Recht, es komme dem russischen Volke seine weltgeschichtliche Mission sehr langsam zum Bewußtsein. Und es ist ja freilich nicht zu bezweifeln, daß die ältere Periode des russischen Zarenthums, die von Fürst Uchtomsky so hochgefeierte Zeit der Zaren von Moskau, die in so herzlichen Beziehungen zu den Fürsten des Orients standen, gute russische Politik machte, aber allerdings wie Monsieur Jourdan, qui parlait bon Latin sans le savoir. In der „Orientreise“ hat Fürst Uchtomsky dem russischen Volke gleichsam ein faßliches Handbuch der geschichtlich begründeten Orientpolitik Rußlands gegeben, ein Handbuch, das von den denkenden Kreisen des nordischen Weltreiches um so dankbarer aufgenommen werden muß, als dies System der russischen Orientpolitik die Sanktion des Selbstherrschers für sich hat.

Wie sich Fürst Uchtomsky's Orientpolitik den einzelnen großen Ländern des Ostens gegenüber verhält, also die

russische Orientpolitik in Bezug auf Persien, Indien, Tibet, die Mongolei, China, Japan, Siam, das aus des Fürsten bisherigen Werken und Broschüren sachgetreu darzustellen, erfordert eine Reihe von Sonderartikeln.

Hermann Brunnhofer.

Das Bismarck-Denkmal.

Die außerordentliche Verschiedenheit der mündlich und schriftlich über das Begas'sche Bismarck-Denkmal gefällten Urtheile, die von enthusiastischer Begeisterung bis zu verächtlicher Verwerfung schwanken, wirft ein grelles Licht auf ein Grundübel unserer Kunstzustände. Wenn selbst unter den Gebildeten so wenig Klarheit und Einverständniß über das herrscht, was bei einem Monumente zweckentsprechend, würdig und bedeutend oder was dem Sinne der Aufgabe zuwiderlaufend, leer und kleinlich ist, — wie kann man dann vom Künstler, der doch selbst seine geistige Nahrung von eben dieser anscheinend so verworrenen und unfruchtbaren Bildung empfängt, erwarten, daß er seine Aufgabe klar erfassen und die geeigneten Mittel zu ihrer Durchführung finden werde? Die also, die Reinhold Begas hart verurtheilen und anklagen, haben alle Veranlassung zu überlegen, ob sie mit ihrem Tadel nicht besser bei sich selbst begännen, zu prüfen, ob die Vorstellungen von plastischer Kunst, auf denen sie ihr Urtheil begründen, an Klarheit, praktischer Anwendbarkeit und Kenntniß der Bedingungen der gestellten Aufgabe volles Genüge leisten. Eine chaotische Kunstbildung und eine chaotische Kunst gehen immer Hand in Hand; und erst wenn ein Einverständniß über die wichtigsten Grundfragen der Kunst erzielt, wenn eine lebensvolle neue Aesthetik den Gebildeten in Fleisch und Blut übergegangen ist, sind die Vorbedingungen für eine gesunde Entwickelung und ein gedeihliches Schaffen unserer Künstler gegeben. Ein solches Einverständniß anzubahnen oder herbeizuführen, ist aber eben eine der wesentlichsten Aufgaben einer produktiven Kunstkritik. Wenn die Arbeit des Kunstkritikers sich darauf beschränken soll, die Werke redlichen Künstlerfleißes mit Zensuren zu versehen, die an Allgemeinheit mit den Noten, die in die Zensurbücher unserer Jugend eingetragen werden, wetteifern, dann ist es eine höchst unnütze und geringe Sache Kunstkritiker zu sein; und man dürfte von ihnen dann mit einigem Rechte nach jenem bekannten Bilde sagen, daß sie nörgelnd — oder gelegentlich auch korybantischen Lärm vollführend — hinter dem Kunstwagen herpoltern.

Der Fall, um den es sich hier handelt, ist von außergewöhnlicher Bedeutung. Die Persönlichkeit des Verherrlichten, wie des Schöpfers des Kunstwerkes, der bevorzugte Platz, den man dem Denkmale gönnte, und der ungewöhnliche Reichthum an Mitteln, die dafür aufgewandt wurden, das allgemeine Interesse endlich, das sich dem Monumente zuwendet, — all' dies macht es zu einer unbedingten Nothwendigkeit, daß wir zu Begas' Schöpfung ein Verhältniß finden. Wir müssen es für unsere weitere Kunstentwickelung nutzbar machen, sei es durch das Verständniß und die Erklärung seiner Schönheiten, sei es durch die Aufdeckung der begangenen Fehler. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß nach Schinkel's Ausspruch Kunstwerke die feinsten historischen Quellen sind, und wir auch aus diesem Grunde gedrängt werden, das Denkmal auf das ernsteste zu prüfen. Und schon habe ich in einem Festgedichte des „Kladderadatsch“ wirklich die Behauptung gelesen, in der Gestalt, die ihm Begas gegeben, werde der Begründer der deutschen Einheit auf die Nachwelt kommen. Darüber wird nun die Nachwelt entscheiden; hier sei der Versuch gemacht, das Denkmal aus seinen eigenen Bedingungen heraus zu verstehen und zu beurtheilen. Nur um einen Versuch kann es sich bei der Schwierigkeit der Aufgabe handeln, zumal da man gerade mit einem Denkmal lange Zeit vertraut sein, sozusagen mit ihm leben muß, um ein sicheres Urtheil darüber zu gewinnen.

Die Denkmalsanlage ist in kolossalen Dimensionen gehalten. Sie nimmt einen großen Theil (ich schätze etwa zwei Drittel) der mächtigen Hauptfront des Reichstagshauses ein. Sie baut sich in drei Ringen übereinander auf. Den äußeren Ring bilden die beiden Tritonengruppen an den das Ganze abschließenden Wasserbecken. Dann zieht sich die Anlage stark zusammen zu den vier allegorischen Gruppen, die auf vorspringenden Sockeln das Piedestal des Denkmals umgeben. Darüber endlich thront Bismarck's Gestalt selbst. Es ist mir von keinem Punkte aus gelungen, diese Anlage als etwas Ganzes, Geschlossenes zu erfassen; stets sondert sich das Denkmal selbst mit seinen Gruppen scharf von den umringenden Brunnenskulpturen ab. Vielleicht, daß in der Achse dieser Brunnenskulpturen selbst die Anlage sich perspektivisch zu einem Ganzen ordnet*); ein Zusammenhang zwischen ihnen und der Hauptgruppe ist indessen auch dann nicht zu entdecken. Der Zweck der Wasserbecken und ihrer Gruppen ist also ersichtlich nur der, dem mächtigen Raume einen Abschluß zu geben und ihn so einigermaßen zusammenzufassen und zu bewältigen.

Wie in diesem Punkte, so ist die Wahl der riesenhaften Gesammtdimensionen für die Denkmalsanlage auch in anderen bestimmend gewesen. Wie sollte dieser ungeheure Raum künstlerisch beherrscht und gestaltet werden? Ein Michelangelo hätte dies wohl vermocht, da seine Stärke gerade in einer außerordentlichen Beherrschung des Raumes lag. Begas' Kunst aber hat eben hier ihre schwache Seite. Das beweist die Anlage des Kaiser Wilhelmdenkmals, bei der mächtige Figuren so schlecht auf den verfügbaren Raum berechnet, so wenig in Uebereinstimmung mit der Architektur gebracht sind, daß sie trotz der Kolossalität der Maßstäbe klein wirken und die Anlage im Ganzen verworren und überladen erscheint. An sich ist es wohl begreiflich, daß ein mit jedem Tage sich kraftvoller entwickelndes Volk dem Begründer seiner staatlichen Blüthe ein Denkmal zu setzen wünscht, das schon seinen Dimensionen nach mächtig wirken soll. Die einfachen Anlagen der Renaissance geben hier durchaus keine allgemein giltigen Vorbilder, da sie, in der Beschränktheit relativ kleiner Stadtrepubliken entstanden, fast durchweg mit einer gewissen Enge der Verhältnisse zu rechnen hatten. Erst im Strome des Lebens einer echten Weltstadt, in der Residenz eines Machthabers von weltumspannendem Einflusse gewann dann das Barock eine wahrhaft souveräne Herrschaft über den Raum. So sind auch die Deutschen von 1901 gewiß nicht gebunden, Bismarck ein Denkmal nach dem Muster der Monumente für den Großen Kurfürsten oder Friedrich den Großen zu errichten. Aber wenn Begas selbst über die Grenzen seines Könnens nicht klar sah — was schließlich nicht zu erwarten ist —, so war es die Sache der die ganze Denkmalsangelegenheit verwaltenden Männer, daran zu denken, daß wir die Kunst der Beherrschung des Raumes gegenwärtig überhaupt sehr wenig meistern, ja darin eine Art von Barbarei an den Tag legen. Nicht nur die Erinnerung an unsere moderne Malerei, sondern vor allem auch ein Blick auf die Pläne unserer modernen Stadtanlagen — z. B. der in und um Berlin — mußte sie das lehren. Sie haben diese Erkenntniß nicht gehabt und die Wahl der ungeheuren Dimensionen für die Denkmalsanlage zugelassen oder vorgeschrieben. Das ist ihre Mitverantwortung für das Denkmal.

Um den gegebenen Raum, wenn nicht zu beherrschen, so doch auszufüllen, sah sich Begas veranlaßt, für alle Einzelfiguren einen kolossalen Maßstab zu wählen. Die Größe dieses Maßstabes erkennt man am besten an den

---

*) Dies ist, wie ich inzwischen, nachdem alle Zäune und Gerüste endgiltig beseitigt worden sind, gesehen habe, allerdings der Fall; zugleich aber habe ich mich auch davon überzeugen müssen, daß die Zusammenhanglosigkeit des Gesammtaufbaus von diesen Punkten aus sich weit über die Erwartung geltend macht. D. V.

allegorischen Gestalten, denen der Beschauer nahe tritt; Gliedmaßen von gewaltigen Proportionen treten uns da vors Auge. Sollte die Hauptfigur neben diesen mächtigen Gruppen zu ihrem Rechte gelangen, so mußte sie hoch über sie emporgehoben werden. Auch Verrocchio's Colleoni zeigt diese thurmähnliche Anordnung des Sockels. Auch hier ist sie vermuthlich zunächst aus Rücksicht auf die räumlichen Bedingungen, auf den kleinen, von hohen Gebäuden umgebenen Platz gewählt worden. Jedenfalls aber ist hier aus der Noth eine Tugend gemacht worden. Denn wenn der furchtbare Mann gleichsam auf uns zureiten würde, so müßten wir von einem Gefühle des Schreckens erfaßt und beinahe gelähmt werden (man vergleiche daraufhin eine Spezialphotographie des Kopfes). Hoch über uns reitend aber büßt die Erscheinung den Charakter des Furchtbaren und Niederdrückenden ein und wirkt auf uns nur als das, was sie sein soll: als das Bild eines Mannes, der mit fast überwältigender Kraft seinen Willen zu den höchsten Leistungen zwingen kann. Ganz gewiß ist es an sich kein zu verwerfender Gedanke, Bismarck in ähnlicher Weise als eine ewige Verkörperung des Heldenthums darzustellen und ihn uns in diesem Sinne hoch über dem gewöhnlichen Leben in riesenhaften Dimensionen zu zeigen. Vergegenwärtigt man sich aber die elementare Gewalt, die aus jeder Bewegung, jedem Gliede, aus dem Blicke des Colleoni spricht, vergleicht man damit, was der Condottiere der Republik Venedig*) neben dem Manne bedeutet, der die Kraft und das Wollen eines ganzen Volkes zusammenfaßte, der mächtig in den Gang der Weltgeschichte eingriff und eine neue Epoche einleitete, so kann man ermessen, ob Begas die Aufgabe, die er sich selbst stellte, gelöst hat. Energie liegt freilich in der Haltung der Gestalt, in der auf eine Urkunde sich stützenden Rechten, wie in der den Pallasch abstemmenden Linken; aber es ist, wenn ich so sagen darf, eine Normalenergie. Dies ist, muß ich mir sagen, ein sehr energischer Mann; was aber sagt mir die Gestalt von Bismarck, der denn doch noch etwas Anderes war, als eben nur ein energischer Mann? Warum sollte in der gleichen Haltung, mit den gleichen Bewegungen nicht Bismarck's Nachfolger, der General Caprivi, der doch wahrhaftig auch kein Schwächling war, dargestellt werden? Jene Vergrößerung der Dinge, zu der den Bildhauer die Natur seiner Kunst drängt, hat Begas wohl physisch angewandt; die entsprechende geistige Kraft der Charakteristik läßt er vermissen. Freilich steht er auch seinem Helden zeitlich und menschlich näher, als es für den Bildhauer wünschenswerth ist, der mit seiner Aufgabe frei schalten soll. „Tausende erst, die noch kommen, werden den echten Bismarck der Zukunft aufbauen helfen", sagt Herman Grimm**). In fernen Zeiten wird ein Künstler einen Bismarck, vielleicht mit sehr freier Behandlung seiner historischen Erscheinung, doch so darstellen, „wie die die Welt dann beherrschenden germanischen Völker seines Anblicks froh zu werden wünschen". Einst wird Bismarck, oder vielmehr das Bild, das die Jahrhunderte von ihm schaffen werden, eine allegorische Gestalt sein, deren Bedeutung Jedermann sogleich verstehen, die zu dem eisernen Fonds germanischer Kunstsymbolik gehören wird. Doch schon heut hat er für uns eine tiefe symbolische Bedeutung, löst sich seine feste historische Gestalt zusehends auf, oder vielmehr: sie verdichtet sich zu dem machtvollen Symbole eines deutschen Volksführers, und dieses Symbol wird Jahrhunderte lang die Wege des deutschen Volkes bestrahlen. Denn „von allen irdischen Besitzungen und Errungenschaften des Menschen sind unvergleichlich die edelsten seine Symbole" (Carlyle). Begas hat schlecht und recht eine Porträtstatue von gigantischen Dimensionen geschaffen; doch davon, was sein Held seinem Volke, was er der Menschheit gewesen ist, sagt seine Gestalt nichts. Aber Donatello hat uns in seinem Gattamelata den weisen Feldherrn, Verrocchio im Colleoni den Mann des ungeheuren Thatwillens, Schlüter im Großen Kurfürsten den triumphirenden Monarchen gegeben, Menschheitstypen, die für immer in unser Wissen, unsere Bildung übergegangen sind und unser Erkennen der menschlichen Dinge wesentlich gefördert haben.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Behandlung des Porträts bei der Bismarckgestalt. Vom Fuße des Denkmals, auf eine Entfernung von 10 Metern und mehr, ist von den Zügen des Mannes so gut wie nichts zu erkennen. Von keiner Seite aus gewinnt man ein bestimmtes Bild seiner Züge. Nach den Büsten, die Begas früher von Bismarck angefertigt hat, darf man annehmen, daß er auch diesmal ein tüchtiges Porträt von ihm geschaffen hat. Aber das Prinzip selbst, das Festhalten an der individuellen Strenge, ist falsch. War einmal die Anordnung gewählt, durch die Bismarck's Gestalt so hoch über uns emporgerückt wurde, so mußte der Künstler, wollte er den so geschaffenen Bedingungen der Aufgabe Genüge leisten und die Konsequenz seines Aufbaues ziehen, die Strenge individueller Durchbildung zu Gunsten großzügiger Behandlung fallen lassen; er mußte das gewaltige Antlitz, das die Natur hier gebildet, auf seine Grundelemente zurückführen, und damit einen Zug des Charakters seines Helden, diesen aber so beherrschend herausarbeiten, daß er selbst aus seiner Wolkenhöhe machtvoll auf uns niederleuchtete. Auch hier konnte Verrocchio als Lehrer dienen, der das Gesicht des Colleoni nur in ganz großen, entscheidenden Formen bildete, dadurch aber ihm überhaupt Form, d. i. Erkennbarkeit, gab. Wollte Begas wirklich, wie die Stellung der Figur anzudeuten scheint, die Charakteristik Bismarck's auf die Willenskraft hinausspielen, so bildet die Behandlung der Gesichtszüge die Probe darauf, ob er diesen Gedanken konsequent erfaßt und durchdacht hat. Diese Probe versagt. Es ist, genau genommen, gar keine Auffassung von Bismarck gegeben; es ist ein Allerwelts-Bismarck mit Ansätzen zu diesem und zu jenem entstanden. Zu demselben Ergebnisse führt das Studium der Behandlung des Faltenwurfs. Während die Falten des Rockes die durch die Bewegung gegebene Charakteristik aufnehmen, ist der Faltenwurf der Beinkleider, ich muß sagen, von einer Gedankenlosigkeit, ja Rohheit der Behandlung, wie man sie an einem Werke von solcher Bedeutung vielleicht nicht zum zweiten Male antrifft.

Es haben sich gegen die allegorischen Sockelfiguren des Denkmals Stimmen erhoben, die alle Allegorien prinzipiell verwerfen. Das ist ein großer und verhängnißvoller Irrthum. Allegorien, oder, wenn man lieber will, Symbole sind für uns nicht allein eine künstlerische, sondern vielmehr auch eine sittliche Nothwendigkeit. Wie der menschliche Geist alles, dessen er sich bemächtigt hat, gestalten, sichtbar machen muß, um es wahrhaft zu besitzen, und er erst das vollendet Gestaltete voll besitzt, so bedürfen wir auch allegorischer Formen für das, worüber wir uns im Laufe unserer Kulturentwicklung klar, gewissermaßen einig geworden sind. Ja, in diesem Sinne sind allegorische Gestalten die höchste künstlerische Blüthe, das reifste Erzeugniß einer Kultur. Erst wenn ein Geschlecht die Gerechtigkeit in allen ihren Formen in Vergangenheit und Gegenwart vollkommen kennen gelernt, wenn es ihren ganzen Werth begriffen und um sie gerungen hat, wenn ihre Idee Allgemeingut, ihre Erhaltung allgemeines Lebensbedürfniß geworden ist, kann — dann aber wird er es auch — der Künstler eine Gestalt bilden, die alles zusammenfaßt, was seine Zeit von der Gerechtigkeit weiß, was sie über sie denkt, eine Gestalt, die Jedermann als das Symbol der Gerechtigkeit erkennt, nicht weil sie eine Waage oder sonstiges äußeres Attribut trägt, sondern weil sie an sich die höchste und vollendetste Vorstellung der Gerechtigkeit, wie die Zeit sie hat, zur Anschauung bringt. So sind die Menschen des Mittelalters

*) „Indeed our Bartolommeo has no pretensions to stand in the first rank of the mediaeval condottieri. He is but a vulgar swordsman beside Carmagnola or Sforza or Piccinino". Mrs. Oliphant in den „Makers of Venice", p. 247.

**) In den herrlichen „Fragmenten" (Verlag von W. Spemann), S. IX.

so tief in das Wesen der Idee der christlichen Liebe eingedrungen, daß die Künstler — und ganz besonders jener, der die Gestalten am Straßburger Münster schuf, — ihr in den Allegorien der Kirche und der Synagoge eine ganz vollendete, originale, allgemein verständliche und für immer giltige Gestalt geben konnten. Denn in jenen Straßburger Figuren ist es der Sieg der Liebe und durch die Liebe, die die Kirche darstellt, und die Synagoge ist die durch Liebe Besiegte, die sich demuthsvoll, doch nicht gedemüthigt, der höheren, reineren, stärkeren Macht unterwirft.

Im Sinne dieser Ausführungen kann von den Sockelfiguren des Bismarck-Denkmals nur der das Schwert schmiedende Siegfried an sich als eine echte, klare und bedeutende Allegorie angesehen werden. Nur hier ist der Versuch gemacht, eine in uns lebende, uns allen gemeinsame und unentbehrliche sittliche künstlerische Vorstellung, die von dem germanischen Heldenjüngling ohne Furcht und ohne Falsch, dem Götterliebling mit dem reinen Herzen und der gewaltigen Kraft, zu einer vollendeten Anschauung zu bringen. Ein Siegfried paßt sehr wohl zu einem Bismarck-Denkmal. Denn ich denke mir, daß es ursprünglich ein wirklich lebender germanischer Heldenjüngling gewesen ist, dessen Bild wir heut in der Umbildung und Vergrößerung der Jahrhunderte im Siegfried zu erkennen haben. Was Bismarck heut ist, war wohl das Urbild der Siegfriedgestalt einmal; und Bismarck wird einmal werden, was uns heut Siegfried ist. Hier war also eine Gelegenheit gegeben, Bismarck, den Helden, aus dem Wesen eines Mithelden, einer Idealgestalt des gleichen nationalen Vorstellungskreises heraus verständlich zu machen und zu charakterisiren. Auch diese Gelegenheit ist unbenutzt geblieben. Denn dieser Siegfried ist nicht mehr als ein eifriger und kräftiger junger Schmied. Weder die Wahl des Momentes, noch die Charakteristik, noch die Behandlung des Körpers gibt Veranlassung, die Vorstellung des schmiedenden Jünglings zu der höheren eines weisen, zielbewußten, willensstarken Meisters zu erheben, den physischen Vorgang in geistigem Sinne zu verstehen. An dieser Siegfriedgestalt, wie sie ist, kann man denn auch die Haltung der Figur, die mit einem Beine auf der Treppe des Denkmals steht, nicht tadeln. Sie ist in der That nichts anderes, als Wirklichkeit in kolossalem Maßstabe; und so ist kein Grund, warum sie uns nicht so vertraulich-ungenirt nahe treten dürfte.

Uebrigens ist wohl auch Siegfried von vornherein nicht als eine echte Allegorie im Sinne der Zusammenfassung und Verkörperung allgemeiner Ideale gedacht. Vielmehr scheinen die vier Sockelfiguren als Gleichnisse auf Bismarck's Thaten und Schicksale gedacht. Sie kommentiren gleichsam Bismarck's Leben; und zwar scheint der Sinn der vier Gruppen der zu sein: Bismarck führte die Deutschen zu Kampf und Sieg — Siegfried das Schwert schmiedend; er überwand die Uneinigkeit der Deutschen — Germania auf den Kopf eines Panthers tretend; er führte sein Werk allein im Kampfe gegen die Welt durch — Atlas unter der Erdkugel; sein ist der Nachruhm — die Sibylle auf der Sphinx. Es bedarf keines Nachweises, daß derartige Gleichnisse eine durchaus andere Wirkung ausüben, als echte Allegorien in dem oben entwickelten Sinne. Sie sind nicht aus sich heraus verständlich, sie bedürfen der Erklärung. Sie haben etwas Konstruirtes, Unanschauliches. Wenn nach abermals 500 Jahren ein Deutscher, dem Bismarck's Leben und Schaffen vielleicht längst Sage geworden ist, dies Monument betrachtet, so wird er in dem Atlas nur den unter seiner Last keuchenden Knecht sehen, und in der Germania nur eine einigermaßen verdrießliche Frau, die einer Pantherkatze auf den Kopf tritt. Keine dieser Figuren hebt Züge aus Bismarck's Charakter oder Leben zu so hoher Vollendung empor, daß sie uns fortab als vorbildlich erscheinen und für immer sich uns einprägen werden. Verständlich werden die Gruppen nur, indem man sie als Gleichnisse auf Bismarck's Leben bezieht, und doch ist ihr geistiger Zusammenhang mit der Hauptfigur der Anlage ein überaus schwacher. Das führt uns auf das Verhältniß der Sockelfiguren zur Figur Bismarck's.

Am Piedestale des Kurfürstendenkmals hat Schlüter jene herrlichen Figuren der Sklaven angebracht, die in Ketten geschlagen sind und alle Zeichen der Furcht und der Unterwerfung an den Tag legen. Indem wir sie betrachten, müssen wir uns nothgedrungen fragen: wer war der Mächtige, der diese kraftvollen Männer schlug, fesselte, körperlich und geistig bezwang? Wir müssen so emporblicken, wir erkennen ihn — der nothwendige Zusammenhang zwischen Sockelfiguren und Hauptfigur ist erreicht. Rauch hat ihn am Friedrichsdenkmal schon dadurch erzielt, daß er die Darstellung aller Mitkämpfer und Zeitgenossen des Königs auf die bescheidene Form eines Sockelreliefs einschränkte. Wie steht es damit beim Bismarckmonumente? Der schmiedende Jüngling, die lesende Sibylle, der gebeugte Atlas, die Germania mit dem Panther — welchen unumgänglichen Hinweis geben sie uns auf den Helden der Anlage, auf Bismarck? Sie treten vor uns mit einer solchen Kolossalität, mit einer solchen Selbständigkeit, daß sie sich uns als etwas in sich Abgeschlossenes darstellen. Wenn sich über ihnen nicht auf hohem Sockel die Gestalt Bismarck's erhöbe, sondern eine gewaltige Fontäne ihre Wasser in die Luft sprudelte, würde es uns enttäuschen? Würde uns etwas fehlen? Ich meine: nein. Ich meine, daß zwischen den Sockelfiguren und der Bismarckgestalt kein nothwendiger geistiger Zusammenhang besteht, obwohl sie als Kommentare zu seinem Leben gedacht sind. So rechtfertigt sich der instinktive Eindruck jener, die die allegorischen Gruppen als eine überflüssige Beigabe, als nichtssagend und unverständlich empfinden.

Endlich ist noch ein Wort über ihre Formengebung zu sagen. Mit Ausnahme der schönen Sibyllenfigur, die an gewisse herrliche Gewandstatuen des Alterthums erinnert und überdies eine wirksame Anwendung jenes Beschattungsmotives zeigt, das Michelangelo so wundersam beim Giuliano Medici verwerthet hat, sind alle Sockelfiguren in jener lebhaften Bewegung dargestellt, die Begas liebt. Ohne auf eine prinzipielle Untersuchung der Berechtigung und der Grenzen dieses Stiles in der Plastik hier einzugehen, will ich nur darauf hinweisen, daß alle Figuren nur in den geraden Achsen der Anlage so zur Geltung kommen, wie sie gedacht sind. Sobald man aber das Denkmal von einer Seite betrachtet, verschiebt sich das Bild vollständig und man sieht, wenn ich so sagen darf, ein Ragout von Gliedmaßen vor sich. Bald scheint Siegfried auf die Sibylle loszuschlagen, bald der Panther mit dem emporgereckten Theile seines Körpers Siegfried anzustoßen oder Atlas seine Kugel auf diesen Körpertheil abladen zu wollen. Das Denkmal ist aber als ein völlig frei stehendes der Betrachtung von allen Seiten zugänglich gedacht; und indem Begas es nur auf den Blick von gewissen Seiten berechnete, verstieß er gegen eine der wesentlichen Bedingungen seiner Aufgabe.

Ich vermeide es, auf Einzelheiten, wie z. B. die Reliefs des Piedestals, einzugehen. Ich wünschte nur den Problemen näher zu treten, die sich aus der Natur der Aufgabe, wie sie theils Begas gestellt war, theils er sie sich selbst gestellt hatte, ergeben. Den hieraus erwachsenden Anforderungen ist in wesentlichen Punkten nicht Genüge geleistet worden, und die Schönheiten der Erfindung und Durchführung des Einzelnen werden dafür keinen Ersatz bieten können. Begas hat ein Großes gewollt, aber in der Kunst hat der Satz: In magnis voluisse sat est nur eine sehr beschränkte Geltung.

Albert Dresdner.

Tristan und Isolde.*)

„Ihr Herren, wollt Ihr eine schöne Geschichte von der Liebe und vom Tode hören? Ich meine die von Tristan und Isolde, der Königin. Hört, wie sie sich zu Wonne und Weh liebten und dann am selben Tage starben, er durch sie, sie durch ihn.“ — —

So beginnt Josef Bédier seine Nachdichtung.

Es sind einfache, knappe Worte, aber unser geistiges Auge sieht dabei eine mächtige Halle, gebeizt durch den Rauch des Kaminfeuers; der Hausherr hat sich mit seinen Freunden und seinem Gesinde lauschend darumgeschaart und die Rüden zwischen ihren Füßen heben die lappigen Ohren.

Der graubärtige Sänger hat nach dieser Einleitung eine Pause gemacht.

Die Herren putzen sich räuspernd die Kehlen, um ihn späterhin nicht zu stören; ein Scheit im Kamin prasselt hell auf; auch das Pfeifen des Schneesturms dringt gedämpft durch die dicken Mauern.

Da hebt er aufs neue an mit singend eintöniger Stimme:

„In alten Zeiten war's, da regierte der König Marke in Cornwall. Als ihm seine Feinde Krieg ins Land trugen, eilte Rivalin, König von Lonnois, auf die erste Kunde über das Meer, um ihm zu helfen. Er diente ihm mit Schwert und Rath, wie es einem Vasallen geziemt, so treu, daß Marke ihn mit der schönen Blanchefleur belohnte, seiner Schwester, zu der König Rivalin in heißer Liebe entbrannt war.“ —

In welchem Jahrhundert ist es wohl gewesen, daß zum ersten Mal von Marke, Rivalin und Blanchefleur, von Rohalt dem Treuhalter und von Tristan und Isolde gesungen wurde?

Genaues wissen wir nicht darüber, aber es ist sicher, daß die keltischen Barone, über deren Gräber bereits ein Jahrtausend ging, sich schon daran erfreuten.

In der keltischen Urzeit wurzelnd, hat die Geschichte dieser beiden unseligen Menschen in ewiger Jugendlichkeit Völkerkulturen und Weltreiche überdauert. Unzähliges stürzte zusammen, das für die Ewigkeit gegründet schien. Die Dichtung aber, die keine andere Heimath hatte als Haupt und Herz einiger Sänger, erhielt sich und immer breiter schwoll, von Mund zu Mund wandernd, der Strom der Sage. „Ihr wuchs im Gang durch die Jahrhunderte nur immer neues Gold an“, sagt Julius Zeitler in der Vorrede.

Ebenso wie wir im Siegfried des Nibelungenliedes und die nordamerikanischen Indianer im Hiawatha — um nur zwei Beispiele zu nennen — haben sich die Kelten im Tristan schon in unerforschlicher Vorzeit einen Lieblingshelden herangebildet. Seinen uralten Ursprung merkt man noch an etlichen Zügen, die selbst die vielfachen Ueberarbeitungen, in denen die Sage auf uns gekommen ist, nicht verwischen konnten. So figurirt er noch als Kulturbringer, der den Leuten von Cornwall lehrt, wie man die Jagdbeute waidgerecht zerlegt. Ihre große Bedeutung erhielt die Dichtung aber erst durch die Einschaltung des Liebesverhängnisses, das die von ihm Ergriffenen hoch über die Gesetze des Alltags hebt.

Oft schon wurde der köstliche Stoff mit seinem unsterblichen Gefühlsgehalt aufgegriffen und bearbeitet. Gottfried von Straßburg und Richard Wagner haben sich damit gewaltige Denkmäler gesetzt. Bis auf die Quellen herabzusteigen und uns in mühseliger Arbeit aus den ältesten erhaltenen Fragmenten „eine Dichtung des zwölften Jahrhunderts, gedichtet am Ausgange des neunzehnten“, zu schaffen, wie Gaston Paris sagt, das blieb dem französischen Neuromantiker vorbehalten.

Freilich: auf den Burgen der keltischen Barone wurde sie wohl anders gesungen. Ihre erste uns erhaltene handschriftliche Fixirung stammt ja erst aus dem zwölften Jahrhundert und da war sie schon durch den Geist eines anderen chevaleresken Volkes gegangen. Die von Bédier mit Vorliebe gesammelten Ausblicke auf eine barbarische Vorzeit, die er übrigens mit bewunderungswürdigem Geschick in das Uebrige verwebt hat, weisen uns aber deutlich genug den Ursprung.

Er hat alles erreicht, was erreicht werden konnte: Im engsten Anschluß an die überhaupt erreichbaren Quellen eine vollständige Rekonstruktion der poetisch fixirten Sage. —

Er muß viel Fleiß und historische Pietät aufgewendet haben, um, halb Dichter und halb Gelehrter, das Mittelstück so ergänzen zu können, wie er es gethan hat. Einheitlichkeit der Handlung und Einheitlichkeit in Stil und Stimmung zeichnen sein Buch aus und niemals kommt in dem Leser das Gefühl auf, es mit einer Mosaikarbeit, was sie ja in Wahrheit ist, zu thun zu haben. Das ist ein um so höheres Lob, als er wohl ein Dutzend verschiedener Autoren dazu heranziehen mußte.

Der archaistische Stil, den auch der Uebersetzer trefflich wiedergegeben hat, rückt die Ereignisse des Romans in das zuträglichste Licht. Er ist bei Litteraturwerken dasselbe, was das Nachdunkeln der Farben bei Gemälden ist. Er raubt ihnen einen Theil der unmittelbaren Wirkung, aber nur, um ihren mystischen Zauber zu erhöhen.

Auf die feinen Einzelheiten des Werkes und auf den begleitenden Essay des französischen Romanisten Gaston Paris einzugehen, der hauptsächlich die philologischen Grundlagen des Romans behandelt, würde zu weit führen. Es sei aber jedem gesagt, daß eine Fülle von Poesie über dem Buche liegt, an der Laie wie Litterat gleichmäßig ihre Freude haben können. Selbst ein geübtes Auge dürfte schwerlich die Nähte erkennen, durch welche aus dem Beroul'schen Torso der lebendige Leib geworden ist, den die Sage unter Josef Bédier's Hand gewonnen hat.

Wenn es nicht zu überschwänglich klänge, würde ich nicht anstehen, ihn einen litterarischen Schliemann zu nennen. Wenn er auch kein Troja ausgegraben hat, hat er uns doch eine der köstlichsten Blüthen der Weltlitteratur wieder greifbar nahe gebracht.

Beiläufig sei noch bemerkt, daß man unter den keltischen Namen alten Bekannten aus Maeterlink'schen Dichtungen begegnet. So heißt das Schloß König Marke's: Tintagel. —

Die Ausstattung der vorliegenden Textausgabe ist von vornehmer Schönheit. Es erscheint aber außerdem noch eine, zu der der Münchener Robert Engels einen hundertundfünfzig farbige Bilder umfassenden Illustrationscyklus beisteuert. Dieses Prachtwerk ist mir noch nicht zu Gesichte gekommen. Ich konnte jedoch einige der Originale sehen und danach finde ich es nicht ganz unbegreiflich, daß der Uebersetzer keinen Anstand nimmt, das Bédier-Engels'sche Werk dem Musikdrama Richard Wagner's an die Seite zu stellen.

Georg Busse-Palma.

*) Der Roman von Tristan und Isolde von Josef Bédier. Mit Geleitwort von Gaston Paris. Autorisirte Uebersetzung von Julius Zeitler. Leipzig. Herm. Seemann Nachf.

Die italienischen Geschwister.

Zu Moltedo in der Villa Gavotti hatte sich der Doctor Anton Pfeilschmitt bei einer Schweizerin eingemiethet. Aber er langweilte sich bei der alten Dame. Und er machte sich abends immer gleich nach dem Essen davon. Er suchte einen Freund auf, der in Pegli wohnte, im Grand Hôtel de la Méditerranée.

Die Beiden blieben jedoch auch nicht im Hôtel. Der Konversationssaal dieses Grand Hôtel war nicht nach ihrem Geschmack. Als abenteuerlustige Gesellen haßten sie diesen behaglichen, ofengewärmten Saal, mit seinen Gartenlaube lesenden Backfischen und alten Jungfern, seinen strumpfstrickenden Hausmüttern und zugehörigen Frau Basen

männlichen und weiblichen Geschlechts. Er machte ihnen den Eindruck einer Kaffeegesellschaft in einem deutschen Krähwinkel. Man strickte und gähnte. Und was man schwatzte, war auch wie ein Gähnen.

Die Freunde retteten sich von diesen deutschen Hühnern hinweg zu den italienischen Hühnern, nämlich zu den wirklichen und wahrhaftigen Hühnern des Signor Ludovico Cestino.

Dieser Herr Cestino wohnte unten am Strand. Sein Hühnerstall war auch seine Wohnstube. Und die Wohnstube bildete auch den Empfangsraum für Gäste: denn der Signor Ludovico verschenkte eigenhändig seinen geschmuggelten Wein.

In diesem Hühnerstall war es den Freunden wohl. Die Hühner des Signor Ludovico gackerten zwar auch manchmal. Aber sie setzten sich wenigstens nicht an den Flügel von schwarzem Palissander, um irgend eine Sentimentalität herunterzuklimpern.

Dafür sang draußen, drei Schritte vor der Thüre, das Meer seinen brausenden Hymnus in die Nacht.

Und man fühlte seinen Odem bis in den Hühnerstall hinein.

Und Signor Cestino stellte den Freunden einen Syrakuser auf, vom ältesten und goldigsten, den man finden kann, oder einen grünen Asti, mit Silberperlen, ein wahrhaft himmlisches Getränke.

Die Freunde saßen zwar ohne Kerze oder Lampe; aber vor dem Hausaltar brannte das ewige Licht.

Ein Zweipfennigbildlein, die Schutzgöttin des Landes darstellend, die liebliche heilige Rosalia, war in einer Wandecke mit Kleister festgeklebt; darunter hing eine Messinglampe, und deren Docht glomm Tag und Nacht.

Es war ein frommes Lichtlein, das wohl den Tag nicht finsterer, aber auch die Nacht nicht heller machte.

Und die Freunde verehrten in stiller, beschaulicher Andacht die heilige Rosalia oft lange Stunden in die Nacht hinein.

Doch eines Tages erlitt dieser Rosalienkultus eine plötzliche Einbuße. Der heiligen Rosalia entstand eine gefährliche Nebenbuhlerin.

* * *

Maria Assunta Cesarotti war eine Art Freundin der schweizerischen Wirthin. Sie war aus Genua und lebte in Pegli, als Haushälterin ihres Bruders Cesare, der als Ingenieur in den Diensten einer Gesellschaft stand, die in der Gegend Spekulationsvillen baute. So wurde es dem Doktor berichtet.

Seit dieser neuen Bekanntschaft vernachlässigte Anton Pfeilschmitt die heilige Rosalia.

Maria Assunta langweilte sich in ihrer Einsamkeit zu Pegli — ihr Bruder war die ganze Zeit im Bureau beschäftigt — und sie kam fast jeden Tag nach Tisch herüber in die Villa Gavotti. Anton Pfeilschmitt wurde ihr Freund und Kamerad. Sie durchstreiften miteinander die Gegend, Berg und Thal, durch Orangengärten und Pinienwäldchen.

Auf den rothgelben Sonnenhügeln saßen sie zwischen Aloe und Kaktus und freuten sich der lauen Wärme.

Und freuten sich der Schönheit der Welt und ihrer Jugend.

Sie schauten hinaus auf das Meer. Der ganze Golf von Genua lag farbig zu ihren Füßen, weit hinüber bis zum Vorgebirge von Portafino, vor dessen dunklen Eichenwäldern und Olivengärten sich Recco und Ruta und Camogli licht und leuchtend abhoben und gleich einer einzigen mächtigen Stadt, wie traumhaft, aus dem glänzenden Meer aufstiegen.

Sie saßen und tranken das erfreuende Licht und die laue liebliche Luft.

Ueber Dante oder Goethe, oder „den Kaufmann von Venedig" konnte er mit dieser Tochter des Krämers von Genua nicht reden. Sie hatte in ihrem Leben kaum ein Buch gelesen. Eine Landsmännin derselben Art hätte er auch wohl schnell satt bekommen. Er hätte sich wohl gar nicht mit ihr eingelassen.

Aber so eine Fremde ist etwas anderes. Besonders für einen Deutschen. Besonders für einen deutschen Romantiker. Schon ihre Sprache verführte den Doctor: Diese Musik, dieser eigenartige, ligurische Accent. Da erzeugte sich unwillkürlich die Idee, daß die Seele dieses Wesens von den heimathlichen Seelen mindestens ebenso verschieden sein müsse, wie die Sprachlaute verschieden sind, die über die frischen Lippen springen, in ungestümer, leidenschaftlicher Hast. . . .

Es war ein Fremdes, und Anton Pfeilschmitt ahnte dahinter ein Geheimnißvolles.

Bisher waren ihm alle seine Abenteuer schnöd mißlungen. Seit sieben Monaten weilte er im Land, und kein einziges poetisches Erlebniß.

Am guten Willen hatte es ihm nicht gefehlt.

Diesmal aber, wenn ihn nicht alles täuschte. . . .

Von regelmäßiger Schönheit war sie keineswegs, die Maria Assunta Cesarotti. Sie gehörte zu jenen weiblichen Erscheinungen ihres Landes, bei deren Anblick der deutsche Durchschnittsreisende enttäuscht ausruft: Und das sollen nun die schönen Italienerinnen sein?

Ihrem feinen Näschen z. B. konnte man eher alles nachrühmen als klassische Bildung. Aber sie hatte tiefschwarze Haare und helle Vergißmeinnichtaugen. Ihre Hände waren von der Arbeit etwas verdorben; aber ihre Füßchen ließen an Kleinheit und Zierlichkeit nichts zu wünschen übrig. Und ihr Körper war schlank und biegsam wie eine Weide.

Sie konnte auch springen wie ein Reh. Wie sie aber auch war, Anton Pfeilschmitt hatte sich in wenigen Tagen bis über die Ohren in sie verliebt.

Wenn sie zu faul waren, um in Wald und Fels herumzuklettern, streiften sie am Meeresstrand hin. Und dann legten sie sich zusammen in den sonnenwarmen Sand wie in ein weiches warmes Nest, vor sich die Fluth, die unabsehbare, und hinter sich den hohen Steindamm der Eisenbahn, der sie von aller Welt abtrennte.

Sie lagen aber doch nicht in einem Nest, sondern in zweien. Assunta war gar nicht verliebt. Sie that wenigstens nicht darnach.

Sie zog zwischen sich und dem deutschen Kameraden einen Strich im Sand und erklärte ihn als unverbrüchliche Grenze. Anton Pfeilschmitt lachte zuerst. Ein Strich im Sand ist keine chinesische Mauer. Aber Assunta konnte ernstlich böse werden. Ihre fröhlichen Vergißmeinnichtaugen konnten so strenge kalte Blicke werfen, die man ihnen nie zugetraut haben würde. Der Doctor hielt das zuerst für gut gespielte Komödie; nach und nach aber wurde er in seiner Meinung irre.

Er wußte nicht, was er denken sollte. Aber er bewunderte heimlich die strenge Tugend dieser Italienerin. Die keusche Jungfräulichkeit dieser Tochter des heißblütigen Volkes erfüllte ihn mit Hochachtung. Doch hoffte er noch.

* * *

Eines Tages sagte Assunta, sie käme immer nur zu ihm, er solle sie doch auch einmal abholen. Die Villa Elena sei ohnedies sehenswerth.

Und da fing in dem Doctor zwar die Vernunft nicht an zu sprechen, aber: die Hoffnung wieder an zu blühen.

Die Villa Elena war, nach der von Pallaviccini, das reichste herrschaftliche Anwesen der ganzen Gegend, mit allem Luxus der Gartenanlagen und der Architektur, mit hohen Marmortreppen, mit offenen Säulenhallen voll reicher, farbiger Mosaik, mit weithinleuchtenden Riesenvasen, mit zahllosen Marmorbildern von Göttern und Göttinnen, von Helden und Genien.

Mit dem süßbangen Gefühl des Liebenden, in dessen Hoffnungsglück sich quälende Zweifel drängen, näherte sich Doctor Pfeilschmitt der Villa. Und noch andere Präoccupationen beherrschten ihn. Er war unendlich neugierig. Er konnte sich die bescheidenen Geschwister, die Kinder des Krämers von Genua, mit der fürstlichen Villa nicht zusammenreimen. Er fragte sich, welche Gemächer die Ge-

schwister wohl bewohnen möchten in diesem königlichen Palaste.

Neben dem großen Thor, durch ein kleines offenes Seitenpförtchen trat er ein.

Und herzklopfend schritt er die große Hauptallee gegen den Pallast hinauf. Es war eine doppelte Allee, eine Allee von weißen Götterbildern, von deren marmorner Nacktheit die weiße Märzsonne abprallte, und eine andere, eine lebendige, farbige, eine Allee von blühenden Kamelienbäumen in lichter Herrlichkeit, mit Millionen Blumen vom blendendsten Weiß bis zum tiefsten Roth.

Seitwärts, in den Gärtenhälften, wechselten Rosenbeete und Gemüspflanzungen mit kleinen Orangenwäldchen, deren dunkellaubige Aeste unter der Ueberfülle ihrer goldigen Früchte zu brechen drohte.

Oben, bei der großen Freitreppe, die zur Terrasse emporführte, hielt Anton an. Er betrachtete einen Augenblick die zierlichen Basreliefs auf den Riesenvasen zu beiden Seiten des marmornen Aufstiegs, dann sah er sich um.

Da stand Assunta hinter ihm.

Sie hatte ihn von Weitem kommen sehen, sie war ihm entgegengeeilt.

— Eccomi.

Sie trug eine rothe Kamelie auf der Brust und sie steckte dem Doctor eine gleiche ins Knopfloch.

Dann erklärte sie sich zur Exkursion bereit. Aber der Doktor sah sich verwundert um. Wo sie denn nun wohne? In der Villa da oben sei ja alles licht und luftdicht verschlossen. Sie lachte.

-- Ha mi stimata principessa?

Ob er sie für eine Prinzessin gehalten habe? Dort sei ihre Wohnung. Sie deutete nach links hinüber, wo in ziemlicher Entfernung ein barackenartiges einstöckiges Gebäude herübersah.

Aber sie führte ihn nicht hin, nur den Garten wies sie ihm nach allen Richtungen. Sie begegneten dem Gärtner, der jedem eine Rose schenkte, und der dem Doktor mit vielsagendem Augenzwinkern zunickte. Durch eine Seitenpforte verließen sie die Villa Elena, um eine ihrer gewöhnlichen Streifereien anzutreten.

Anton war enttäuscht. Aber die lustige Assunta ließ ihn nicht lange schmollen. Sie neckte ihn so lange, bis er zum bösen Spiel eine gute Miene machte.

* * *

Er kam nun öfters in die Villa, um Assunta abzuholen. Und er wurde stets im Garten von ihr empfangen. Ihr Verkehr blieb derselbe wie bisher.

Aber einmal ereignete es sich anders.

Anton Pfeilschmitt erschien eines Tages, nicht ohne Absicht, ungewöhnlich früh in der Villa. Und wirklich kam ihm Assunta nicht entgegen. Also schritt er langsam, und fast mit einer Art bösem Gewissen, gegen ihre Wohnung. Mit bösem Gewissen und mit bangem Herzen.

Nach einer Wohnung sah das Gebäude eigentlich nicht aus.

Das Erdgeschoß stand offen. Es war mit Topfpflanzen und Gartenwerkzeugen angefüllt. Ein Gärtnergehilfe war darin beschäftigt, und Anton fragte nach der Signorina Assunta. Der Arbeiter wies ihn nach der Hinterseite. Dort war der Eingang.

Anton fand die erste Thüre bloß angelehnt und trat in einen Vorraum. Nur eine ungeheure Herdstelle fand sich darin, und an der Wand lehnte ein Velociped.

Anton klopfte an die nächste Thüre. Drinnen ließ sich ein Geräusch vernehmen und im nächsten Augenblick ward geöffnet.

Er erschrak.

Maria Assunta stand vor ihm im Mieder und Unterröckchen.

Sie so zu überraschen war nicht seine Absicht gewesen. Er stammelte etwas wie eine Entschuldigung. Aber sie that nicht dergleichen, sie bat einzutreten.

Sie war noch beim Essen und allein, ihr Bruder wurde seit einigen Tagen in Genua zurückgehalten. Ihre Tafel war von bewunderungswürdiger Einfachheit. Das ganze Mittagsmahl bestand aus einem Brot und zwei Artischocken. Aber Assunta aß mit entzückender Grazie. Die schaufelförmigen, hornigen Blattgebilde der Artischocke löste sie mit geschickten Fingern los, eines nach dem andern, dann tunkte sie den untern markigen Theil in eine Schale mit Essig und Oel, und mit unendlichem Behagen schlürfte sie die Tunke und das Mark.

Ein Glas blauen Weins fehlte nicht. Assunta schenkte auch dem Doctor ein und stieß mit ihm an. Er saß und betrachtete mit süßer Lust die Esserin. Er bewunderte ihre kleinen weißen Zähnchen, die mit ihrer Niedlichkeit und Zierlichkeit fast an ein Katzengebiß erinnerten, und die so unverdrossen die grünen Hornschalen der Artischocken benagten und mit solcher Vergnüglichkeit, als ob sie in den saftigsten Pfirsich oder in die würzigste Ananas bissen. Dem Doctor wurde es selber zum Anbeißen zu Muthe. . . .

Er dachte auch nur darüber nach, wie er es geschickt angreifen wolle; denn wiederum fing zwar Vernunft nicht an zu sprechen aber . . .

Er begann damit, sich in dem Gemach ein wenig umzusehen. Außer einem zweiten Tisch mit Zeichengeräthen und baulichen Plänen fiel ihm das Bett auf, ein echt romanisches breites Bett.

Und bei diesem Bett, an seinem Kopfende, an der Schilftapete der Wand, an einem und demselben Rechen durcheinander, hingen die Unterröcke und Spitzenhöschen Assunta's und . . .

Der Doctor empfand ein Gefühl wie von einem betäubenden Schlag; er stand da, ganz bestürzt.

Assunta errieth seine Gedanken. Ein tiefes Roth überflog ihr Gesicht. Aber sie faßte sich schnell; sie erklärte ihm alles. Ohne Ziererei in einfacher Weise erzählte sie. Caesar war nicht ihr Bruder. Sie gaben sich fälschlich als Geschwister aus. Sie mußten es. Die Gesellschaft, bei der Caesar angestellt war, bestand aus Schweizern und Deutschen. Das waren finstere Ketzer, waren Protestanten, maledetti protestanti. Sie würden den Caesar fortjagen, wenn sie um ihr Verhältniß wüßten. . . . Der Signor dottore aber sei ein Ehrenmann, ein galant huomo; er werde sie gewiß nicht verrathen; er werde es sich gewiß zur Ehre anrechnen, der Beschützer treuer Liebe zu sein, il patrone d'un amore fidele. . . .

Der Doctor war in der That ein Ehrenmann. Er verrieth die Liebenden nicht.

Er wurde aber wieder fromm, er wallfahrte wieder zu dem Bildniß der heiligen Rosalia im Hühnerstall des Signor Ludovico Cestino.

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Ein dänischer Agrarier.

Ein Rundschreiben folgenden Inhalts, das keines weiteren Kommentars bedarf, ist kürzlich von R. A. Westenholz, dem Eigenthümer von Matrup in Jütland, veröffentlicht worden:

Mit großer Freude haben unsere dänischen Protektionisten die Nachrichten über die englischen Zölle auf Kohle und Zucker aufgenommen. Jetzt ist England auch im Begriff, zum Schutzzollsystem überzugehen, sagen sie. Es kann aber jeder leicht erkennen, daß in England nicht die Absicht besteht, die Kohlenproduktion zu schützen und Zuckerrüben anzubauen. Es handelt sich vielmehr um rein fiskalische Abgaben, die man auferlegt hat, um die gewaltigen Kosten für den Krieg aufzubringen, den jedermann beklagt, der aber noch in der alten Weise weitergeführt wird. Auf der anderen Seite kann nicht geleugnet werden, daß die Protektionisten hier wie anderswo den Vorfall in ihrem Interesse

auszunutzen suchen werden, und ich fühle mich deshalb meinerseits veranlaßt, jene Schaar von 30 000 Landleuten zu den Waffen zu rufen, welche vor zwei Jahren der Matrup-Resolution zugestimmt haben.

Von den Protektionisten selbst stammt das Wort, daß die Zölle eine „Schraube ohne Ende“ seien, und wir sehen in anderen Ländern, besonders in Amerika, wie dieselben von den großen Kapitalisten angewendet werden, um den Markt und die Preise zu beherrschen zum Ruin persönlicher Tüchtigkeit und Unabhängigkeit. Wenn andererseits die dänische Landwirthschaft in ihrer Gesammtheit ohne Schutzzölle Schwierigkeit auf Schwierigkeit im Laufe der Zeit überwunden hat, sodaß wir jetzt den Schweden trotz ihrer Schutzzölle auf ihren eigenen Märkten mit dänischem Schweinefleisch und Eiern die Spitze bieten können, wer möchte es da unternehmen, dieses siegreiche Vordringen aufzuhalten. Nur Verräther in unserem eigenen Lager können nach einem Schutze verlangen, um Industrien künstlich einzurichten und zu erhalten, deren Absatz ausschließlich für unseren inneren Markt berechnet ist, und deren eigentliche Existenz darauf beruht, daß sie ein tüchtiges Stück aus der Haut der landwirthschaftlichen Interessen schneiden.

Wir wollen einmal annehmen, die Protektionisten hätten ihren Willen vor fünfzig Jahren durchgesetzt und hätten damit unsere Landwirthschaft in dem damaligen Zustand erhalten. Das Land hatte damals per Tönde Hartkorn einen Werth von 2268 Kronen (18 Kronen gleich rund 20 Mark); jetzt hat die Tönde einen Durchschnittspreis von 6200 Kronen. Dies ist ein Fortschritt, der für sich selber spricht. Und dabei müssen die Protektionisten, die jetzt das Brod vertheuern wollen, zugestehen, daß sich zu gleicher Zeit die Lage der Arbeiter unendlich verbessert hat. Die Gesammtausfuhr des Königreichs betrug vor fünfzig Jahren nicht viel mehr als das, was wir jetzt an Eiern allein exportiren; die nach England exportirte Butter brachte ungefähr 300 000 Kronen ein, d. h. die Hälfte des Betrages, den jetzt eine einzige unserer großen Meiereien exportirt. Dänemark exportirt jetzt für 120 000 000 Kronen Butter, für 60 000 000 Kronen Schweinefleisch. Man beachte die Verstärkung der Produktivkraft, die Entwickelung, welche die Landwirthschaft für Handel und Schiffahrt herbeigeführt hat.

Die höchsten Weltmarktspreise werden für unsere Produkte gezahlt, und alle Nationen haben Respekt vor der freihändlerischen Landwirthschaft Dänemarks, deren Geschichte der Stolz jedes Dänen sein, und deren Wohlergehen jeden Mann und jede Frau interessiren sollte, da es für unser Land eine Lebensfrage und keine Parteiangelegenheit ist.

Aber indem man anerkannt hat, daß die Landwirthschaft die größte Industrie unseres Landes ist, muß man auch zugestehen, daß unser ganzer ökonomischer Aufschwung im letzten Jahrhundert der enormen Entwickelung unseres Ackerbaues zu verdanken ist. Hierzu wurde der Grundstein gelegt, als unsere Landwirthe am Ende des 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts von all den Banden befreit wurden, die ihnen zu Gunsten weniger privilegirter Personen auferlegt waren. Aber ähnliche Bande existiren in unserem Zolltarif, der uns zwingt, mehr für die Lebensbedürfnisse zu bezahlen, als sie auf dem Weltmarkte werth sind, und der alle Konsumenten, große und kleine, arme und reiche, zu Gunsten einiger Privilegirter schädigt.

Die Protektionisten gestehen selbst zu, daß die Landwirthe hauptsächlich jene Lasten aufzubringen haben. Während die Schutzzöllner von ihrem kurzsichtigen, egoistischen Standpunkt aus nun glauben, daß diese Ungerechtigkeit durch einen Schutzzoll für die Landwirthschaft ausgeglichen werden könne, erklären wir Freihändler:

Der möglichst billige Einkauf unserer nothwendigen Lebensbedürfnisse ist das beste Mittel gegen niedrige Preise für unsere Produkte, und es ist das einzige Mittel, mit welchem die Landwirthe Dänemarks den allgemeinen ökonomischen Kampf durchfechten können. Die dänischen Landwirthe sind verständig genug, um einzusehen, daß der Eingangszoll unmöglich den Preis solcher Artikel regeln kann, von denen wir mehr produziren, als wir im Inlande verbrauchen. Wenn die Protektionisten uns mit solchen Zöllen helfen könnten, warum wollen sie nicht weit mehr als 2 Kronen für die Tonne Getreide, und nicht weit mehr als 50 Kronen für ein Pferd erheben? Sie sollten doch dann einige Ziffern hinzufügen und uns zu Millionären machen. Ich wende mich jetzt an die 30 000 Jütländischen Bauern, die früher für meine Resolution gestimmt haben, ebenso an die weiteren 30 000 aus anderen Theilen Jütlands und an die 30 000 von den Inseln, um mir bei der Organisation des Freihandelsvereins für Dänemark zu helfen.

Sein Motto soll lauten:
Freihandel, Frieden und gutes Einvernehmen,
und sein Programm soll sein:
Kein Zoll auf Korn und andere Lebensmittel,
kein Schutz auf Kosten anderer;
keine Preisvertheuerung der nothwendigen Lebensbedürfnisse;
keine Erschwerung des Handels und Verkehrs mit anderen Ländern durch Tarifschranken; —
sondern Beseitigung oder Verminderung des Zollschutzes, der durch den gegenwärtigen Tarif der Großindustrie auf Kosten der Konsumenten gewährt wird;
und gerechte Vertheilung der Steuerlast.

Ich fordere nunmehr alle Freihändler auf, Mitgliedsanmeldungen in allen Theilen des Landes zu sammeln. Derjenige, welcher das thut, wird unser Vertrauensmann an seinem Orte sein. Kein Beitrag darf von armen Leuten gefordert werden, aber ich erwarte, daß mir jeder Ort wenigstens 5 Kronen senden wird, um die durch den Druck von Flugblättern u. s. w. entstehenden Kosten zu decken. Jedes Jahr wollen wir auch zu einer großen Versammlung für das ganze Land zusammenkommen.

Wenn ein weiteres halbes Jahrhundert verflossen sein wird, und eine neue Generation kann 500 000 000 Kronen einnehmen, wo heute 250 000 000 Kronen gewonnen werden, wenn unsere Kinder und Enkel den Segen dessen ernten, was wir gethan haben, so werden sie uns Dank wissen, daß wir nicht den Lockungen der Protektionisten Gehör gegeben haben, die uns aus der Beschränkung und Verminderung der Produktion Nutzen ziehen und auf diese Weise das Land verarmen lassen wollten, — sondern daß wir die Produktion vergrößert und unser Land so verbessert haben, daß zwei Halme da wachsen werden, wo früher nur einer wuchs, indem wir erkennen, daß dies Land die beste Sparkasse ist, der wir unser Geld und unsere Arbeit übergeben können.

Lothar von Kunowski: Durch Kunst zum Leben. Band VI, verlegt bei Eugen Diederichs 1901. Leipzig.

Sechster Band! Wo sind die bisherigen? Sollen wir durch den sechsten auf die fünf früheren aufmerksam gemacht werden, die schon irgendwann, irgendwo erschienen sind, oder sollen wir auf sie als auf kommende vorbereitet werden? Gleichviel, unsere Aufmerksamkeit ist auf das schönste geweckt und gespannt. Selten hat ein rein ästhetisches, ja abstraktes Buch so unmittelbar ergriffen und selbst im erweckten Widerspruch Freude erregt. Der Autor, selbst durch alle Mühen der bildenden Kunst gegangen, kommt mit den Folgerungen, die ein ganzes Leben in Schaffen und Gedanken ihm eingegeben haben. Er steht nun in der wahrhaften kritischen Mitte und auf der wahrhaften menschlichen Höhe, die Gebiete zu überschauen, und indem er von sich spricht, den Künstlern, indem er von den Künstlern redet, der Gesammtheit der Genießenden etwas zu sagen. Er wurzelt etwa in der im Großen stylistischen Richtung, wie sie Feuerbach, Marées, Böcklin für uns darstellen. Er kommt von der ungemessenen Bewunderung der Alten und fragt sie nun ab nach dem Geheimniß ihrer Schönheit und Wirkung. Er findet dies in ihrer absoluten Beherrschung des Typischen, das durch jeden folgenden Meister neu zusammengefaßt und um einen individuellen Zug erweitert werde. Indem wir das absolut Neue, das um jeden Preis Besondere und Interessante darstellen und dargestellt sehen wollen, verzichten wir auf die Beherrschung des Allgemeinen, Vertrauten, des gesammten gemeinen Lebens, aus dem schließlich auch das Singuläre hervorkommt. Im Ganzen ist wohl der Rath und die Neigung zu einem bewußten Eklektizismus in der Lehre des Buches ausgedrückt, aber es ist doch eben immer so die technische Beherrschung empfohlen und daraus so klug alles abgeleitet, was wir an dem Kunstwerk bewundern, und so sehr wird die technische Schule und Spezialität als Hilfe zur künstlerischen Freiheit und Fülle und Universalität angesehen, daß man nicht widersprechen kann. In der strengen und unnachsichtigen Weise, wie ein großer und vollkommener geistiger, technischer, ästhetischer, ethischer, ja sogar körperlicher Erziehungsweg für den Künstler entworfen wird, liegt eine so edle Reinheit und Kraft der Gesinnung und des Willens, daß sie geradezu jenseits aller Meinung und alles Fürs oder Widers der Kritik steht. Das Buch ist menschlich bedeutsam im höchsten Maß. Und in der Vollendung, wie es einen subjectiven Drang in der für die Gesammtheit bedeutsamsten objektiven Weise erfüllt, ist es, zwar abstrakt von Kunst und Künstlern sprechend, doch selbst ein Kunstwerk.

Otto Stoeßl.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 41. Berlin den 13. Juli 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Stadtrath Kauffmann, den die Berliner Stadtverordnetenversammlung zum Bürgermeister gewählt hatte, ist vom König nicht bestätigt worden.

Nach dem Gesetz hat der Monarch das Recht die Bestätigung zu versagen; hieran kann nicht gerührt werden. Aber ebenso unzweifelhaft ist es, daß die Selbstverwaltung in gesunder Weise nur dann funktioniren wird, wenn die Versagung einer solchen Bestätigung nicht darauf hinausläuft, die heutigen Grundlagen unseres kommunalen Lebens zu erschüttern. Und unsere kommunale Selbstverwaltung hat nicht etwa ihr Dasein einer freisinnigen Schrulle zu verdanken, sondern ihre Grundlagen wurden geschaffen im Interesse des Staates, im Interesse der preußischen Monarchie, die, am Boden liegend, die Kräfte der Bürger in freiwilligem öffentlichem Dienst stählen und für die Größe des Vaterlandes wecken wollte. Eingriffe in die Selbstverwaltung sollten also nur dann geübt werden, wenn diese Institution entartet und statt eine Stütze für den Staat, eine Gefahr für ihn zu werden droht.

Welcherlei Entartung zeigt nun die Berliner Selbstverwaltung dadurch, daß sie einen im Kommunaldienst thätigen Stadtrath, der die Bestätigung der Regierung erhalten hatte, zum Bürgermeister wählt; welche Gefahr für Preußen kann entstehen, wenn ein als Berliner Stadtrath mit dem behördlichen Placet versehener Mann zum Bürgermeister aufrückt? Dieses Räthsel ist bisher nicht gelöst worden.

Man hat darauf hingewiesen, daß Herr Kauffmann einmal vor vielen Jahren wegen seiner politischen Bethätigung als Fortschrittsmann aus seiner Stellung als Reserveoffizier entfernt worden ist. War schon dieses Vorgehen gegen Herrn Kauffmann im höchsten Grade bedauerlich, so konnte man doch um so weniger annehmen, daß jener Vorgang auf seine Qualifikation zum Bürgermeister zurückwirken würde, da er als Stadtrath für qualifizirt erachtet worden ist. Und schließlich wurde behauptet, daß man Herrn Kauffmann nicht bestätigt habe, da ein Bürgermeister auch bei Hofe erscheinen müsse, und ein aus der Armee entlassener Offizier könne bei Hofe nicht erscheinen. Aber als Reichstagsabgeordneter kann Herr Kauffmann gleichwohl bei Hofe erscheinen, und am Ende erscheint es denn doch unglaublich, daß ein schwerer und ernster Eingriff in die Selbstverwaltung gemacht werden sollte, weil im anderen Fall das Schema für die höfischen Einladungen in Unordnung zu kommen droht. Hier würde die Politik aufhören und das Regiment des Oberceremonienmeisters anfangen auf die Selbstverwaltung umgestaltend einzuwirken.

Lagen politische Motive vor? Man kennt sie nicht, und man kann sie umsoweniger kennen, da der Oberpräsident, und der Minister des Innern, die die politische Verantwortung zu tragen haben, die Bestätigung schlankweg empfohlen haben. Diese Thatsache steht unumstößlich fest.

Wie man sich auch zu dieser Nichtbestätigung stellen mag, einen Einwurf kann man gegen sie in jedem Falle erheben. Eine so bedeutungsvolle Maßregel sollte in ihren Motiven klar und durchsichtig bis zum Aeußersten für die große Masse der Staatsbürger sein. In diesem Falle aber weiß man nur, daß der Monarch diese Bestätigung versagte trotz der Befürwortung durch seine kompetenten politischen Rathgeber. Warum? Darauf gibt es keine Antwort, und die Auslegung schreitet daher fort bis zu der wahrhaft grotesken Behauptung, daß das Ceremoniell für das Arrangement höfischer Festlichkeiten in diesem Falle sich unverträglich mit dem Spruche der Selbstverwaltung erwiesen habe.

Die nächste Frage ist die, welche Konsequenzen gedenkt der preußische Minister des Innern und der betheiligte

Oberpräsident daraus zu ziehen, daß eine von ihnen empfohlene Bestätigung durch die Krone gegen alles Erwarten versagt worden ist. Diese Frage ist aufzuwerfen, weil die Versagung der Bestätigung natürlich auch ihre politischen Konsequenzen hat.

Ein solcher starker Eingriff in die Selbstverwaltung, für die ein faßbarer Grund bisher nicht produzirt worden ist, wirkt auf die Gesammtheit jener Bevölkerungsklassen zurück, die eine intakte Aufrechterhaltung kommunaler Selbstständigkeit — solange Ausschreitungen nicht vorliegen — für eine absolute staatliche Nothwendigkeit erachten. Und was den engeren Kreis von Berlin anbetrifft, so bleibt natürlich auch die Stimmung der Einwohner der Hauptstadt von solchem Ereigniß nicht unberührt. Da im nächsten Herbst bereits in ziemlichem Umfange eine Erneuerung der Stadtverordnetenversammlung durch Wahlen bevorsteht, so ist eines unzweifelhaft, aus dieser Nichtbestätigung wird die Sozialdemokratie einen ganz erheblichen Vortheil ziehen, und wenn sie wesentlich verstärkt in die Stadtverordnetenversammlung zurückkehrt, so wird sie das insbesondere auch dem Umstande zu verdanken haben, daß diese Nichtbestätigung ihr eine willkommene agitatorische Waffe liefert.

Zieht man das Facit, so ergibt sich: Befriedigung bei der Sozialdemokratie, der es stets willkommen ist, wenn innerhalb des liberalen Bürgerthums die Verstimmung wächst, und eine gleiche Befriedigung herrscht auf der extremen Rechten, die auch zufrieden ist, wenn ein Gegensatz sich aufthut zwischen der liberalen Masse der Bevölkerung und der Krone.

Entsprechen diese Wirkungen den Absichten der Regierung? Das scheint, da die Regierung die Bestätigung vorgeschlagen hat, nicht der Fall zu sein, und wenn diese Wirkungen der Regierung unerwünscht sind, ist sie alsdann gewillt, die Krone auf das Ergebniß der Nichtbestätigung mit jenem Nachdruck aufmerksam zu machen, der nöthig ist, um eine konsequente und verantwortliche ministerielle Politik möglich zu machen? Denn schließlich ist die Angelegenheit Kauffmann ja auch nur ein Incidenzfall, und das Entscheidende bleibt, wie läßt sich eine preußische und deutsche Politik schaffen — sie sei nun welcher Art immer — die von überraschenden und unberechenbaren Zwischenfällen frei gehalten wird.

Die Versammlung der Liberalen in England hat stattgefunden, und sie führte zu einer Verkleisterung des Risses zwischen den liberalen Imperialisten und den Liberalen alten Schlages. Für wie lange die Gegensätze überbrückt sind, ist unberechenbar, aber aus der Welt sind sie sicher nicht geschafft, und es bleibt wahrscheinlich, daß die südafrikanische Frage und ihre Regelung die alten Wunden immer wieder aufbrechen lassen wird.

In Südafrika Kämpfe und immer wieder Kämpfe. Man gewinnt den Eindruck, daß die Engländer im Augenblick von neuem in eine schwierigere Lage gerathen.

Am dem Rande Europas nistet sich die Pest ein. In Konstantinopel hat sie sich etablirt; das ist ernst, und in Marseille mußte ein Schiff in Quarantäne gehen, das eine Reihe von Heizern an der Pest bereits verloren hat.

* * *

Hohenlohe.

Fünfundsiebenzig Jahre alt, ein Greis, wurde Fürst Hohenlohe Kanzler des Deutschen Reiches. Die jüngere Generation hatte bewußt noch miterlebt, daß er Botschafter in Paris gewesen und dann Statthalter in Elsaß-Lothringen geworden war.

Seine Thätigkeit als Botschafter läßt sich nur schwer beurtheilen; die Einzelheiten der diplomatischen Geschäftsführung entziehen sich fast immer einer unmittelbaren Würdigung; über sie geben erst die Archive Aufschluß. Wahrscheinlich bot der Pariser Posten aber keine Gelegenheit zur Entfaltung großer Eigenschaften. Durch das französische Empfinden war seit dem Jahre 1870 die französische Politik gegeben. Auch die größte Genialität hätte in dieser Beziehung eine tief gehende Wandlung nicht herbeiführen können. Konziliänter Takt, Vorsicht, Temporisiren und die dahinrollende Zeit waren die Mittel, um die Voraussetzungen zu schaffen für einen allmählichen Wandel der französischen Politik. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß Fürst Hohenlohe Takt und Vorsicht und die Fähigkeit besessen hat, Konflikten, die sich zu verschärfen drohten, die Spitze abzubrechen.

Es kam in Paris nicht auf das vergebliche Bemühen an, gegen die Volksstimmung unmögliche neue politische Konstellationen zu schaffen; sondern darauf, eine weitere Verbitterung und ein Ueberschäumen der französischen Volksstimmung abzuwenden; die Hauptaufgabe war, dem reizbaren französischen Temperament gegenüber Fehler zu vermeiden: keine gewagten Unbesonnenheiten, und so wurde Paris seit den Tagen der unglücklichen, aktiven Politik des Grafen Harry Arnim, der Sitz diplomatischer Vorsicht, schließlich sogar der Sitz diplomatischer Greise, deren besonnene Zurückhaltung wenigstens außer Zweifel stand. Erst in allerneuster Zeit hat sich das — berechtigterweise — wiederum geändert.

Als Fürst Hohenlohe von Paris nach einer Botschafterlaufbahn von 11 Jahren fortging und 1885 Statthalter in Straßburg wurde, fiel ihm eine verwandte Aufgabe zu, wie jene, die er in Frankreich zu lösen gehabt hatte. War ihm in Paris das Ziel gesteckt, die gänzlich verfehlte, eitle, antirepublikanische Rührigkeit des Grafen Arnim vergessen zu machen, so mußte er in Straßburg die Wirkungen des nicht weniger üblen Thatendrangs seines begabten, aber gleichfalls irregegangenen Vorgängers Manteuffel wegzuwischen suchen. Wie Harry Arnim Frankreich, so hatte Manteuffel Elsaß-Lothringen durch sein persönliches Vorgehen in eine politische Evolution hineinzudrängen versucht; er wollte durch eine diplomatische Taktik, die sich auf den Klerus und die Notabeln stützte, das Reichsland im Anlauf politisch erobern. Arnim wie Manteuffel mußten scheitern, da nicht aktive Geschicklichkeit, Thatkraft, persönliche Begabung — und wenigstens Manteuffel verfügte über diese Eigenschaften — tiefwurzelnde Empfindungen auszuroden vermögen.

Auch in Elsaß-Lothringen konnte bei Vermeidung aller neuen, unnöthigen Reizungen nur die Zeit den Umschwung bringen. Und Hohenlohe, der von Paris her für diesen Posten des Zuwartens besonders gut vorbereitet war, verzichtete auf jedes Bravourstück; er war wohlwollend, er war vorsichtig, und er war human, soweit dies Fürst Bismarck gestattete; die Zeit, sein Bundesgenosse, that das Ihrige, und seine Statthalterschaft wurde politisch ein bedeutender Erfolg. Die Jahre gingen dahin, und er hatte die Klugheit, die Bäume wachsen zu lassen in möglichster Freiheit, und die Früchte reifen zu lassen, wie sie mochten, und sie sind langsam reif geworden.

Diese politische Haltung einer klugen Passivität — soweit sie sich aufrecht erhalten ließ — war gepaart mit menschlicher Liebenswürdigkeit. Schon von Paris her wußte man, daß Fürst Hohenlohe ein allen Bildungsinteressen zugänglicher, für den persönlichen Verkehr durch seine

gänzlich ungezwungene, natürliche Urbanität begabter Grand-Seigneur war. In Straßburg konnten diese Eigenschaften auch ihre unmittelbare politische Wirkung üben. Das altdeutsche Element war durch Manteuffel absichtlich zurückgesetzt worden, um mit dieser Zurücksetzung ein befriedigtes Lächeln der bevorzugten Notabeln hervorzulocken. Solcher forcirten, allzu geistreichen Politik entsagte Fürst Hohenlohe. Er gewann als Mensch überall und in allen Parteien Menschen. Er erschien ohne jede steife Anmeldung am Nachmittag bei gebildeten Frauen und Männern und selbst wenn sie droben über steilen Straßburger Stiegen im dritten Stock wohnten, um mit ihnen über Nietzsche und Guy de Maupassant, über Arthur Chuquet und über Heinrich von Treitschke, über nationale Bewegungen und über den Antisemitismus vorurtheilslos zu plaudern. Und auch solche Art trug das ihre dazu bei, die Wellen in den Reichslanden zu ebenen.

Ich bezeichnete als den Kernpunkt seines Verhaltens in Paris und in Straßburg kluge politische Passivität. Sie hat seinem Temperament sicher nicht immer entsprochen, in jüngeren Jahren gewiß nicht; sie in Paris und in Straßburg zu üben, konnte ein Zeichen echt staatsmännischer Urtheilsfähigkeit sein; aber wenn man diese Methode 20 lange Jahre alsdann geübt hat, und wenn sich das Greisenthum mit 75 Jahren an einen hängt, so wird solche lange geübte, kluge Passivität nicht mehr ein frei gewähltes politisches Mittel sein, sondern sie ist zugleich eine menschliche Nothwendigkeit geworden.

Mit dieser Nothwendigkeit belastet, wurde Fürst Hohenlohe Reichskanzler Deutschlands, und eine Eigenschaft, die berechtigter Weise in den Reichslanden und in der französischen Hauptstadt dominiren durfte, mußte unseren höchsten Beamten zur Unzulänglichkeit verurtheilen.

Fürst Hohenlohe hat bekanntlich den Kanzlerposten nicht gesucht, als er ihn übernahm, glaubte er eine schwere Pflicht für Deutschland erfüllen zu müssen; und er erfüllte diese Pflicht nach bestem Können. Aber dieser Mann von 75 Jahren war eigentlich niemals thatsächlich Kanzler und preußischer Ministerpräsident, er hat niemals mit bleibender, folgerichtiger Konsequenz und zugleich dominirend die Geschicke Preußens und Deutschlands beeinflußt.

Wie die Verhältnisse in Preußen und in Deutschland liegen, kann ohne die größten Unzuträglichkeiten der Posten des preußischen Ministerpräsidenten und des deutschen Reichskanzlers nicht in verschiedene Hände gelegt werden, und wie die normale Kraft selbst sehr begabter und sehr arbeitsfähiger Menschen einmal beschaffen ist, kann sie in den allerseltensten Fällen nur ausreichen, um diese beiden Lasten zugleich zu tragen. Schon die Kanzlerbürde allein übersteigt fast menschliches Vermögen.

Fürst Bismarck hat diese Verhältnisse geschaffen, die seinem Riesenwuchs während seiner besten Zeit angemessen waren, und die eine Kalamität für jeden Nachfolger sein müssen, und die so leicht einmal eine Kalamität für Deutschland werden können; und nun sollte ein Mann von 75 Jahren, der keineswegs eine heroische Gestalt war, die Rolle des deutschen Atlas spielen. Nicht daß er hierzu unfähig war, ist erstaunlich, sondern daß er trotz seiner mangelnden Zulänglichkeit doch noch mit so viel Geschick, mit so viel klugem Takt und guter Art sich aus der Affäre zu ziehen gewußt hat.

Graf Caprivi war gescheitert gegen die Agrarier und gegen die Bismarckfronde, Richtungen, die sich mit einander auf das Engste verflochten; Bismarck war Agrarier und die Agrarier beuteten den Heroenkultus für Bismarck zu Gunsten höherer Getreidepreise aus. Mit Bismarck suchte Hohenlohe normale Beziehungen anzubahnen, das gelang ihm, und mit den Agrariern kam er aus, indem er sich von ihnen langsam vorwärts drängen ließ.

Es ist nicht nothwendig, auf die Gesetzgebung der zweiten Hälfte der neunziger Jahre in Preußen und im Reich zurückzukommen; sie ist bekannt mit ihrer Schwächlichkeit und ihren Verirrungen und ihren wenigen erfreulichen Erscheinungen. Man wird diese Entwickelung auch gar nicht unmittelbar auf den Fürsten Hohenlohe zurückführen dürfen. Fürst Hohenlohe, der den Titel als Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident führte, hatte thatsächlich doch nur die Stellung — sagen wir — etwa — eines konstitutionellen Herrschers. Die Ansprüche, die von einem impetuosen Monarchen heran drängten, die sein geschäftskundiger, viel verschlagener und ehrgeiziger Ministerkollege Miquel nebst Herrn von Posadowsky zu Gunsten der Agrarier vertrat, die Stöße und Gegenstöße von den Sozialdemokraten und der Linken auf der einen und der agrarischen Reaktion auf der anderen Seite —, aus diesem Anprall von allen Seiten ergab sich schließlich die Richtung einer Politik, die unter diesen Umständen nicht anders als herüber- und hinüberschwankend sein konnte.

Fürst Hohenlohe hatte gewiß keine Vorliebe für das reaktionäre ostelbische Junkerthum; das charakterisirt ihn als Menschen, aber als Politiker fehlte ihm die Kraft zur Durchführung einer selbständigen Politik in irgend einer Richtung, und gerade in diesem Umstand liegt auch das Geheimniß, daß der Reichskanzler und Ministerpräsident, der keiner Debatte im Reichstag und im Abgeordnetenhause gewachsen war, trotz bewegter Zeiten fast gänzlich unangefochten seinen Platz behaupten konnte. Als Mensch genoß er Achtung auf allen Seiten, und als Politiker konnte ihn niemand als einen gefährlichen und bekämpfenswerthen Feind erachten, da ihm die Energie fehlte, der thatkräftige Freund irgend einer Richtung zu sein.

In unserer inneren Politik entglitt damit der Regierung die Leitung der Geschäfte, und die organisirte Terrorisirung der Regierung durch den Bund der Landwirthe erwies sich unter Vermittlung des Herrn von Miquel immer wirkungsvoller. Diese Unfähigkeit, dem Anprall von Rechts zu widerstehen, war freilich auch unfähig und im innersten Innern sicher auch abgeneigt, mit Rücksichtslosigkeit einen schweren Kampf zur Knebelung der Opposition, in Sonderheit der sozialdemokratischen Arbeiterschaft aufzunehmen. Auf diesem Gebiet paralysirten sich die Kräfte von Rechts und Links, und die so sich ergebende Passivität kam der Entwicklung zu Gute. Die sozialdemokratische Bewegung ist gleichfalls eine solche, gegen die es nur ein Mittel gibt — das Zuwarten.

Für die auswärtige Politik hat Fürst Hohenlohe Deutschland wohl einen Gewinn gebracht; und hier soll er am selbständigsten gearbeitet haben. Die beunruhigende und die Gegenkräfte aufstachelnde Gewalt, mit der die mächtige Persönlichkeit des Fürsten Bismarck auf den internationalen Beziehungen gelastet hatte, wirkte noch unter dem Grafen Caprivi nach. Diese Spannung hat unter dem Fürsten Hohenlohe wesentlich nachgelassen; seine ruhige Besonnenheit hielt die Gegner nicht mehr in gleicher Weise in Athem; die Freunde voraussichtlich auch nicht; und so löste sich, wie es scheint, gleichermaßen die Enge der Freundschaften und die Schroffheit der Feindschaften. Vielleicht ist das nicht vom Uebel, denn auch die Bismarck'schen Konstellationen können keine ewigen Fundamente bleiben.

Und in noch einer Richtung ging Fürst Hohenlohe über die Bismarck'schen Kreise hinaus, und er soll Werth darauf gelegt haben, im persönlichen Verkehr zu betonen, daß diese Aktion sein eigenstes Werk war. Er wollte für Deutschland handelspolitisch eine Weltpolitik inauguriren. Wir suchten in Ostasien einen Stützpunkt, und wir vermehrten unsere Flotte, um unseren Welthandel innerhalb der internationalen Weltpolitik entsprechend schützen zu können. Das geschah freilich zur selben Zeit, während Fürst Hohenlohe es zuließ, daß die unentbehrlichen Grundlagen für einen Welthandel mehr und mehr von der agrarischen Fluth daheim unterwaschen wurden.

Faßt man die Züge aus diesem Lebensabschnitt des Fürsten Hohenlohe zusammen, so ergeben sich gute Intentionen, Vorsicht, Takt und die Tugend kluger Passivität, die einmal als Weisheit gewirkt hat, und die einmal Unsegen brachte, als sie der Behelf des Alters wurde, um sich mit den wachsenden Schwierigkeiten abzufinden, und als der

Weisheit letzter Schluß geworden war, immer nur das Allerschlimmste temporisirend zu verhüten.

Mit solcher Bagage allein hätte man keinen erheblichen Anspruch auf das dankbare Gedenken einer fernen Nachwelt. Fürst Hohenlohe war sachlich und war klug genug, um nicht anders zu urtheilen.

Er sagte bei der Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Bundesrathes am 20. Februar 1896 das Folgende:

„Ich weiß wohl, daß mein Antheil an der Reichsarbeit ein bescheidener und daß es mir nur vergönnt war, theilzunehmen an den Vorarbeiten, gewissermaßen an den Erdarbeiten, auf denen im Jahre 1870 die Festung emporwuchs."

In dieser Antheilnahme an den Erdarbeiten, wie er sich bescheiden ausdrückt, liegt freilich das nicht hoch genug zu veranschlagende und das bleibende Verdienst des Fürsten Hohenlohe um Deutschland.

Als der Krieg des Jahres 1866 zu Ende war, blieb die große, die entscheidende Frage für unsere nationale Entwicklung, soll mit Königgrätz der Kampf Deutscher gegen Deutsche geschlossen sein oder soll das Jahr 1866 nur der Beginn schlimmerer, deutscher Selbstzerfleischung werden.

In dem nach Preußen größten Staate Deutschlands, in Bayern, wurde damals Fürst Hohenlohe Ministerpräsident.

Die Reden des Fürsten Hohenlohe aus jener Zeit muß man wieder lesen, um den würdigen Maßstab für diese Gestalt zu gewinnen. Auch sie sind keine oratorischen Meisterwerke; aber klar, sachlich, energisch, staatsmännisch klug und von echt nationaler Gesinnung. Ich setze einige wenige Sätze aus den Verhandlungen jener Tage hierher.

Er sagte am 19. Januar 1867 in der zweiten bayerischen Kammer:

„Wenn ich nun die Schwierigkeiten anerkenne, die der organischen Wiedervereinigung der deutschen Stämme in den Weg treten, so bin ich doch andererseits fest entschlossen, mich jedem Schritt entgegenzustellen, der die Erreichung des von mir bezeichneten Zieles verhindern könnte."

Und am 8. Oktober des gleichen Jahres zeichnete er sein Programm so:

„Wir wollen nicht den Eintritt Bayerns in den norddeutschen Bund; wir wollen kein Verfassungsbündniß der süddeutschen Staaten unter der Führung Oesterreichs; wir wollen keinen süd-west-deutschen Bundesstaat, der für sich abgeschlossen wäre oder sich gar an eine nichtdeutsche Macht anlehnte; wir wollen ebensowenig eine Großmachtspolitik und glauben nicht, daß Bayern in einer Vermittlerrolle das Endziel seiner Politik zu suchen hat. Das ist was wir nicht wollen. Was wir aber wollen und was wir auch ferner anstreben werden, ist die nationale Verbindung der süddeutschen Staaten mit dem norddeutschen Bunde, und damit die Einigung des zur Zeit getrennten Deutschlands in der Form eines Staatenbundes."

Was ein solches Programm damals in Bayern besagen wollte, davon macht sich das heutige Geschlecht kaum noch eine Vorstellung.

Unmittelbar nach dem Kriege von 1866 fanden sich in der ersten bayerischen Kammer nur 4 Stimmen, darunter die des Fürsten Hohenlohe, die für den uns heute so selbstverständlich erscheinenden Antrag von M. Barth, des Führers der Linken stimmten; er lautete so:

„S. M. der König wolle geruhen, dahin wirken zu lassen, daß durch einen engern Anschluß an Preußen der Weg betreten werde, welcher zur Zeit allein dem angestrebten Endziel entgegenführen kann: Deutschland unter Mitwirkung eines freigewählten Parlaments zu einigen, die nationalen Interessen wirksam zu wahren und etwaige Angriffe des Auslandes erfolgreich abzuwehren."

Statt dessen beschloß die erste bayerische Kammer:

„Wir wünschen, daß S. M. der König im Falle eines Angriffes des Auslandes auf deutsches Gebiet mit allen Kräften des Volkes und des Heeres diesem Angriffe entgegentreten werde."

Kein Wort von Preußen und kein Wort von nationaler Einigung in diesem Beschlusse der Pairs.

Und als dann der Krieg gegen Frankreich bereits siegreich durchgeführt war mit Hülfe der Bayern, und als die Versailler Verträge nach bangen Tagen gegen den Beschluß der Ausschußmajorität und gegen eine starke Minorität von 48 Gegnern schließlich im bayerischen Abgeordnetenhause genehmigt waren, da verließ der Abgeordnete Jörg, der Führer der unterlegenen Opposition mit seinen Anhängern schleunigst den Saal, um nicht einem Kaiserhoch beiwohnen zu müssen, das man auszubringen, alsdann nicht einmal für — opportun erachtete.

Die patriotische Partei, und sie war zugleich die ultramontane Partei, bildete die Majorität in der bayerischen Kammer; gegen sie, die das Land zum äußersten Widerstand gegen die „Verpreußung" aufrief, kämpfte Fürst Hohenlohe, und er führte daher auch gegen Rom und die päpstliche Infallibilität den Kampf; diese Mächte stürzten ihn nach fast vier Jahren zähen Ringens.

Unmittelbar vor seinem Sturze hielt Fürst Hohenlohe gegen den Abgeordneten Jörg, der ein Mißtrauensvotum gegen das Ministerium begründete, die beste Rede seines Lebens, soweit ich sehe. Er faßte die entscheidenden Gegensätze zwischen seiner Politik und der der Ultramontanen folgendermaßen zusammen:

„Es ist der Streit der beiden Anschauungen, deren eine im modernen Rechtsstaate und in der ganzen freiheitlichen Entwicklung der Gegenwart etwas zu Erhaltendes und zu Pflegendes erblickt, und deren andere diesen modernen Staat und die ganze moderne Entwicklung perhorrescirt und das Heil der Menschheit in einer Neugestaltung des Staates auf anderer Grundlage sucht, einer Neugestaltung, welche durch die Kirche und zwar durch eine im absolutistischen Sinne rekonstruirte Kirche vervollständigt und getragen würde."

Das war für die innere Politik, und für die deutsche Politik, die damals auswärtige Politik war, fügte er hinzu:

„Es gibt für uns nur zwei Arten des Abwartens. Die eine besteht darin, daß wir die gegebenen Verhältnisse offen und rückhaltlos acceptiren und sie nicht als solche ansehen, die wieder zu zerstören wären, daß wir aufmerksam beobachten, ob und wann der Augenblick gekommen sein wird, in welchem an der großen nationalen Aufgabe mitgewirkt werden kann unter Wahrung der Rechte und Interessen unseres engeren Vaterlandes; und es gibt eine andere Art des Abwartens, die darin besteht, mit Ungeduld nach dem Augenblick zu spähen, wo man das Geschehene ungeschehen, wo man die Ereignisse rückläufig machen und Revanche für das Erduldete nehmen könnte."

Die freisinnigen Elemente Deutschlands waren es damals, die für die deutsche Einheit allerorten den Kampf führten, und an der Spitze dieses nur langsam in Bayern erstarkenden Häufleins stand Fürst Hohenlohe. Wenn Deutschland die Gestaltung genommen hat, die es heute besitzt, und wenn neue innere furchtbare Wirren uns erspart geblieben sind, so verdanken wir das vor allem auch der aufrichtigen deutschen und modern liberalen Gesinnung des Fürsten Hohenlohe, der in den schwersten Jahren allen Anfeindungen der eigenen Landsleute zum Trotz die zweitgrößte Macht Deutschlands die Bahn zu friedlicher Verständigung mit Preußen und zur Einheit führte. Das war ein großes, das war ein außerordentliches Verdienst um Deutschland.

Wenn aus dem Riesenschatten der Bismarckschen Gestalt, die heute noch alles verdunkelt, das gleichmäßige Licht zukünftiger Geschichtsschreibung auch die Genossen an dem großen Werke wieder klar hervortreten läßt, dann wird, wie so mancher Entschlafene, — Parlamentarier und Beamte, — auch der zäh an seinem Ziele festhaltende, aktiv thätige, zuverlässige bayerische Ministerpräsident in immer höherem Grade zu seinem Rechte kommen, — er, den das heutige Geschlecht nur kannte als ein altes Männchen mit zur Seite gefallenem Haupt, und an dem als schweigsamem Reichskanzler im deutschen Parlament außer seiner Gebrechlichkeit nur eine schön gewölbte Stirn und ein ungewöhnlich schönes, großes, klares und kluges Auge auffielen.

P. Nathan.

Zum Ministerwechsel in Baden.

Als vor einem Jahr der langjährige Minister des Innern Dr. Eisenlohr in voller Rüstigkeit aus seinem Amt schied, unterlag es keinem Zweifel, daß weitere Veränderungen im badischen Ministerium nur eine Frage kurzer Zeit sein würden. Der Rücktritt des Ministerpräsidenten Dr. Nokk ist denn auch seitdem wiederholt gemeldet worden. Heute ist derselbe Thatsache. In dem außerordentlich anerkennenden Schreiben, das der Großherzog in seiner herzlichen Weise an den scheidenden Minister richtet, ist Bezug genommen auf dessen persönliche gesundheitliche Rücksichten, denen der Landesherr gegen seinen eigenen Wunsch Rechnung tragen müsse. Ministerielle Gesundheiten unterscheiden sich bekanntlich von denjenigen gewöhnlicher Sterblicher und das Gegentheil davon ist schon oft mit dem robustesten leiblichen Befinden vereinbar gewesen. Diesmal ist es indessen nicht die übliche Phrase. Minister Dr. Nokk, ein Siebziger, scheidet aus seinem Amt mit vollen Ehren, nach einer an Erfolgen reichen Wirksamkeit, nach 20jähriger Thätigkeit als Chef des Ministeriums der Justiz, des Kultus und des Unterrichts, nach 8jähriger als Präsident des Staatsministeriums. Die Ruhe nach einem so vollgerüttelten Maß von Lebensarbeit entspricht seinem Wunsch; diese durchaus vornehme Natur, dieser Minister alten Stils, der aus einem reichen Schatz edler klassischer Bildung zu schöpfen pflegte, war kein Kleber. Eben deswegen erkannte er auch, was so manchem fehlt: wann es Zeit ist zu gehen.

Nach dem Rücktritt Eisenlohr's war Dr. Nokk der letzte Vertreter der alten liberalen Generation im Ministerium, aus der Zeit des Kulturkampfs, der unbeschränkten Herrschaft der nationalliberalen Partei.

Wohl hatte Nokk's Ministerium ein friedlicheres Verhältniß zur katholischen Kirche gepflegt, aber der grundsätzliche Standpunkt des Ministerpräsidenten war und blieb doch der des badischen Nationalliberalismus aus den siebziger Jahren, aus der Aera Jolly's, und je mehr die nationalliberale Partei in den letzten Jahrzehnten an parlamentarischer Stärke in Baden zurückging und umgekehrt das Centrum wuchs, um so näher mußte der Punkt kommen, an dem Dr. Nokk's Zeit erfüllt war und auch die Zusammensetzung des badischen Ministeriums den veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen hatte, Verhältnissen, die ja nicht in Baden allein, sondern im Reich überhaupt sich geändert hatten. Aus dem „reichsfeindlichen“ Centrum war eine herrschende, eine regierende Partei geworden, eine Partei, die Militär- und Marinevorlagen bewilligte, und mit der man unter allen Umständen Frieden haben wollte. Es geht auf die Dauer nicht, daß man in Karlsruhe nach der Seite schlägt, die man in Berlin hätschelt. Der überragende, schließlich auch die Wege des Einzelstaates mit Naturnothwendigkeit in seine Bahn ziehende Einfluß der Reichspolitik findet hier ein interessantes Beispiel. Im Wesentlichen ist denn jene Veränderung bereits erfolgt, als Dr. Eisenlohr, der die prononcirte nationalliberale Politik im Ministerium vertrat und mit dem Centrum auf denkbar schlechtestem Fuß stand, zurücktrat. Indem nun ein Jahr nachher auch Dr. Nokk ihm folgt, hat damit die spezifisch nationalliberale Epoche badischen Staatslebens, die in ihrer kirchenpolitischen Position ihr charakteristisches Kennzeichen hatte, auch äußerlich, formell ihren Abschluß gefunden. An die Stelle Nokk's als Präsident des Ministeriums tritt ein Mann vom Schlage — wenn man so will — modernen Konservatismus, jedenfalls kein Liberaler. Hier sehen wir die zunächst bemerkenswerthe Bedeutung des badischen Ministerwechsels.

Mag man über diesen Liberalismus von gestern und sein kirchenpolitisches Schibboleth urtheilen, wie man will, die Treue gegenüber ihrem grundsätzlichen Bekenntniß, die Festigkeit in der Vertheidigung desselben, die heutzutage durchaus nicht mehr selbstverständliche Existenz einer Idee in ihrer Politik, eines immerhin idealen Prinzips wird man den Männern, die für ein Menschenalter den Gang des badischen Staatswesens bestimmt haben, nicht absprechen können, mögen auch ihre Nachbeter und Handlanger, wie das ja überall so zu gehen pflegt, im Kleinkampf noch so viel gesündigt haben. Man wird ihnen das Zeugniß nicht versagen können, daß ihre Verwaltung eine erfolgreiche und wohlgeordnete gewesen ist. Indem sie jetzt von der Bildfläche, einer nach dem anderen, verschwinden und die Zeit über sie weiterschreitet, die ihrem Ideal nicht günstig ist, hat ihr Ausgang etwas Tragisches. Der Kampf, den sie gekämpft, hat nicht zum Sieg geführt; und ihre Nachfolger werden ihn nicht aufnehmen.

Man begegnet jetzt in der Presse fast durchweg der konservativen Etiquette, die man an das neue badische Ministerium alsbald zu kleben sich beeilte. Das Prädikat ist in diesem Fall denn doch sehr mißverständlich. Konservative in dem Sinn, wie etwa in Preußen, gibt es bei uns in Baden kaum oder wenigstens nur sehr dünngesät. Es besteht zwar eine konservative Partei, die bei dem Eintritt Dr. Schenkel's ins Ministerium in eine auffällige Bewegung gerieth, nachdem sie Jahre lang geschlummert, aber über 2 Mandate in der Kammer hat sie es seit vielen Jahren nicht gebracht und wird es auch nicht so bald. Ein Ministerium in Baden auf die Konservativen zu stellen wäre eine Don Quixoterie. Männer wie Schenkel oder der jetzt zum Minister ohne Portefeuille ernannte Domänendirektor Reinhard als Konservative in diesem oder überhaupt dem landläufigen Sinne zu charakterisiren geht nicht an. Der Letztere beispielshalber hat noch im vorigen Jahre bei der Reichstagsnachwahl in Offenburg als nationalliberaler Kandidat kandidirt, der, wenn wir uns recht erinnern, ausdrücklich damals sich auch gegen die lex Heinze erklärte und für den einzutreten auch die Sozialdemokratie ihre Leute aufforderte, gegenüber einem Centrumskandidaten. Ebensowenig wird man den im Ministerium verbleibenden Finanzminister Buchenberger konservativ nennen können, gerade so wie den neuen Kultusminister Freiherrn v. Dusch. Vielleicht noch am ehesten den jetzigen Ministerpräsidenten v. Brauer, aber auch nicht in dem üblichen Sinne, denn gerade Herr v. Brauer hat als Verkehrsminister eine fortschrittliche Tendenz in unser Eisenbahnwesen gebracht; ihm verdankt Baden u. a. das Kilometerheft und von seiner Verwaltung wird für die Zukunft noch mehr für die Eisenbahnreform erwartet.

Will man das neue Ministerium absolut auf eine Formel bringen, so wird man am ehesten dieselbe dahin präzisiren, daß man die Bedeutung des Ministerwechsels in einem Abrücken vom parteipolitischen Boden, hier dem nationalliberalen, erkennt. Die neuen Männer, wenn man von dem Ministerpräsidenten absieht, der vor seinem Eintritt in das Ministerium des Heimathlandes in der diplomatischen Carrière im Reichsdienst thätig war, sind alle während der nationalliberalen Aera in der von derselben fast ausschließlich beeinflußten beamtlichen Hierarchie emporgestiegen und haben dem bisher herrschenden politischen System angehört, aber sie sind keine nationalliberalen Parteimänner, stammen nicht aus der älteren nationalliberalen Generation und stehen nicht wie diese auf dem scharfen Gegensatz gegen die römische Kirche, in den Traditionen des Kulturkampfes. Gerade nach dieser Richtung beansprucht der Eintritt Reinhard's, eines Katholiken, ins Ministerium Bedeutung. Reinhard steht im Ruf, das besondere Vertrauen des Großherzogs zu genießen. Als dessen Vertrauensmann soll er im vorigen Jahr, wo er noch Landeskommissär in Freiburg war, — eine Stellung etwa der der preußischen Oberpräsidenten entsprechend — eine spezielle Mission bei der Freiburger erzbischöflichen Kurie im Auftrag des Großherzogs zu erfüllen gehabt haben. Die Affäre wirbelte damals viel Staub auf und wurde in Zusammenhang mit dem kurz darauf erfolgenden Rücktritt des Ministers Eisenlohr gebracht, des damaligen Chefs von Reinhard. Nun ist Reinhard selbst ins Ministerium berufen, und man wird nicht fehl gehen,

wenn man gerade in der Thatsache seines Eintritts, eines Katholiken, auf dessen Taufschein jetzt in den Auslassungen der offiziösen Presse ausdrücklich hingewiesen wird, die kirchenpolitische Tendenz des neuen Ministeriums manifestirt sieht. Reinhard gilt als Freund eines billigen Ausgleichs mit den Forderungen des badischen Centrums, eines Friedensschlusses mit der römischen Kirche, im Uebrigen ein Mann, dem in jeder seiner früheren Stellungen draußen im Land eine ungewöhnliche Beliebtheit bei der Bevölkerung nachgerühmt wird. Seine jetzige Stellung als Minister ohne Ressort ist wohl nur eine vorübergehende. Man erwartet in absehbarer Zeit Veränderungen in der Organisation des Ministeriums und sieht in Reinhard den künftigen Minister des Innern.

Alles in allem hätten wir also nun in Baden ein Ministerium, das im Wesentlichen einen nichtparteipolitischen Charakter trägt und auf eine Ausrangirung des alten konfessionellen, kirchenpolitischen Gegensatzes, der seit einem Menschenalter unsere Politik beherrscht, hinarbeiten wird. Diese Rechnung kann natürlich nur dann stimmen, wenn die ministerielle Politik sich auf eine Mehrheit in der Kammer stellen kann, die an den gleichen Wagen sich zu spannen willens wäre. In der badischen II. Kammer aber hat bisher und seit einem Jahrzehnt im Vordergrund des politischen Interesses die Frage der Wahlreform, die Einführung der direkten Wahl anstelle des jetzt gültigen indirekten Wahlmodus gestanden. Diese Forderung haben nicht nur die Parteien der Linken, sondern auch das Centrum mit großer Entschiedenheit bei allen Wahlen und in jeder Kammersession vertreten. Auch die Nationalliberalen haben neuerdings sich zur direkten Wahl bekehrt. Die Regierung dagegen hat bisher mit der gleichen Entschiedenheit der uneingeschränkten direkten Wahl ein Niemals entgegengestellt, und speziell ein Mann des neuen Ministeriums, sein Erstling, der Minister des Innern Dr. Schenkel, hat gleich zu Beginn seiner ministeriellen Thätigkeit diesen Standpunkt noch ausdrücklich unterstrichen. Wie sollen Beide, die das direkte Wahlrecht ablehnende Regierung und die es fordernde Kammer zusammenkommen? Scheinbar eine Sache der Unmöglichkeit! Aber die Politik ist die Kunst des Möglichen und zum Möglichen gelangt man auf dem Weg der Kompromisse. Wer vor einem Jahrzehnt noch behauptet haben würde, das Centrum werde in Deutschland die „regierende“ Partei werden und Seite an Seite mit seinen Gegnern aus dem Kulturkampf, den Nationalliberalen, „nationale“ Politik machen, den würde man ausgelacht haben. Und doch ist es so gekommen! Was für das Reich möglich war, das ist es auch für Baden, um so mehr nachdem das Reich mit gutem Beispiel vorangegangen. Es will uns dünken, als ob das neue Ministerium in Baden dazu berufen sei. Man wird kirchenpolitische Konzessionen machen, und man wird dann vielleicht in der Kammer in Sachen der Wahlreform eher mit sich reden lassen. Das Centrum wird noch mehr Einfluß als bisher in der Kammer erlangen, es wird zwar nicht für sich die Mehrheit haben, aber in einer künftigen Mehrheit die ausschlaggebende, maßgebende Partei sein, an der Stelle, die einst die Nationalliberalen eingenommen. Und es wird sich, so wenig es auch zur Zeit darnach aussieht, mit den Nationalliberalen vertragen, die ja in wichtigen Punkten von der Reichspolitik her — wir erinnern nur an die Handelspolitik — ihnen durchaus nahe stehen. Würden die Nationalliberalen nicht wollen — nun, das Centrum, das bei den im Herbst fälligen Landtagswahlen der nationalliberalen Partei wohl wieder ein paar Sitze abnehmen wird, hat eine Zwickmühle, die Konservativen und Antisemiten, die ja in seinem Herzen unter Umständen auch Platz haben, würden vielleicht gerade reichen zur Mehrheit.

Man mag die Situation betrachten wie man will, günstig, aussichtsreich, verlockend ist sie für das Centrum. Es ist in den letzten Jahren in Baden außerordentlich gewachsen, kein Wunder, daß sich der Kompaß nach seiner Seite richtet. Wir werden in Baden für die nächste Zeit zwar keine rückschrittliche, aber auch keine fortschrittliche Politik haben. Eine Idee nach Rechts, mit einem Strich ins Schwarze.

Noch ist die Linke nicht stark genug, sich Geltung zu verschaffen. Was sie thun kann und unseres Erachtens unbedingt thun muß angesichts einer ungewissen Zukunft, die ja immerhin auch noch mit einem Wechsel an einer höheren Stelle als in den Ministerhotels, nach menschlichem Ermessen rechnen muß, ist, nächst der Mehrung der eigenen Stärke, zu verhindern, daß das klerikale Element stärker werde, als es ohnedies schon ist. Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß ein Gravitiren nach der klerikalen Seite im Lande Baden seinen Traditionen nach unbedingt eines Tages und sehr bald an einen Punkt führen müßte, wo die im Volke lebenden fortschrittlichen Kräfte mit Macht Halt und Umkehr gebieten würden, aber bis dahin könnte schon Schaden genug angerichtet sein.

F. Holdermann.

Schule und Moralunterricht.

Seit Jahr und Tag werden immer neue Bausteine herbeigetragen für die Schule der Zukunft. Meistens sind dabei nicht sowohl die rein idealen Gesichtspunkte der allgemeinen Bildung als die utilitarischen, die Zweckmäßigkeitsgründe, in erster Linie maßgebend. Man fragt, was alles der Schüler zu wissen habe, um für das Leben, für seinen zukünftigen Beruf und für die Aufgaben, die sonst seiner als Mensch und als Staatsbürger harren, hinreichend geschickt und tauglich zu sein. Dabei trägt man den modernen Fortschritten in oft recht weitgehender Weise Rechnung. Es empfiehlt der eine als unbedingtes Erforderniß, namentlich für die höhere Töchterschulbildung, die Einführung in die Chemie, die ja doch theoretische Grundlage der Kochkunst sei; andere wieder halten es für unentbehrlich, jeden Schüler mit den Grundelementen der Bakterienkunde bekannt zu machen, damit er im Stande sei, sich einigermaßen gegen diese Feinde der Gesundheit zu rüsten.

Nur eins wird bei alledem immer vergessen, eins soll ganz beim alten und nach wie vor dem bloßen Zufall und dem Gerathewohl überlassen bleiben: nämlich das Leben selbst mit seinen sittlichen Forderungen. Wie man sich im Leben einzurichten, wie man sich zu seinen Mitmenschen zu stellen habe und sich orientiren müsse in dem Kreise der rein menschlichen Aufgaben, der sozialen und staatsbürgerlichen Verpflichtungen — dafür soll keinerlei Vorkenntniß und Schulung von Nöthen sein, und nur sehr wenige von denen, welche an den Schuldebatten theilnehmen, denken daran, den ganzen Kreis der hierher gehörigen, so außerordentlich wichtigen, schwierigen und verwickelten Fragen auch nur in den Bereich der öffentlichen Erörterung zu ziehen.

Aber, so erhebt sich natürlich gleich der Einwand: ist es mit dieser elementaren Vorbereitung für die sittlichen Lebensaufgaben nicht bereits vortrefflich bestellt? Wir haben ja doch den Religionsunterricht in der Schule, welcher den Moralunterricht und die Orientirung in den Lebenspflichten und -Aufgaben bereits einschließt.

Keine Ansicht kann falscher sein.

Zunächst wird dieser Moralunterricht, wie er bisher auf konfessioneller Grundlage üblich ist, derart ertheilt, daß man die Schüler einführt in einen Gesammtkreis sittlicher Vorstellungen und Anschauungen, wie sie vor einigen tausend Jahren bei einem einfachen Ackerbauer- und Hirtenvolke in Galiläa ausgeprägt worden sind. Und gewiß ist es, im historischen Lichte betrachtet, eine bewunderungswürdig hohe Stufe sittlicher Einsicht, welche schon damals erreicht wurde. Aber sollte die Menschheit in den zweitausend und mehr Jahren, welche seitdem verflossen sind, sich nicht entwickelt

haben? Und wenn ja, so ist doch keine Forderung natürlicher, als die, daß man diese den neuen Verhältnissen entsprechende Erkenntniß zur Basis des Unterrichts macht und das, was an dauernd Werthvollem früher gefunden wurde, hineinzieht.

In der That aber kann man in zahllosen Fällen beobachten, wie diejenige sittliche Anschauungsweise, welche im heutigen konfessionellen Moralunterricht gelehrt wird, überall mit dem vorgeschrittenen sittlichen Empfinden in Widerspruch geräth und die schlimmste Verwirrung anstiftet. Wie wäre es auch anders möglich! Damals, in den immerhin noch primitiven Kulturverhältnissen des jüdischen Volkes, und selbst innerhalb der sinkenden Römerwelt wußte man noch nichts von den gewaltigen sozialen Verflechtungen in allen Verhältnissen, wie sie heute jedem vor Augen treten, man wußte noch nichts von der sozialen Frage in unserem Sinne, vom Maschinenzeitalter, vom Militarismus, von diesem ganzen außerordentlich komplizirten Kreise von Aufgaben, Pflichten, Rücksichtnahmen u. s. w., in welche der Bürger eines modernen Rechtsstaates sich auf allen Seiten verwickelt sieht. Oder man denke daran, welche gewaltige Kluft sich aufthut zwischen der in der Bibel überall vertretenen orientalischen Anschauungsweise über das Wesen und die Aufgaben des Weibes und dem differenzirten Empfinden unserer Tage, wovon die moderne Frauenbewegung ja ein so bezeichnendes Ergebniß ist. In dem einen der zehn Gebote heißt es, man solle nicht gelüsten nach dem Weibe seines Nächsten, ebenso wenig wie nach seinem Knecht, Ochs und seinem Esel. Hier ist also das Weib in die gleiche Linie mit dem Hausgesinde und den Hausthieren gestellt, und zahlreiche biblische Aussprüche stehen auf demselben Boden.

Ueberhaupt sind gerade die zehn Gebote ein prägnantes Beispiel dafür, wie wenig die übliche religiös-konfessionelle Sittenlehre den Anforderungen der Zeit entsprechen kann. Im rein historischen Lichte betrachtet erscheinen sie sicherlich als ein schönes Denkmal schlichter Ausprägung eines verhältnißmäßig weit entwickelten, wenn auch noch immer innerlich tastenden sittlichen Empfindens, kritisch betrachtet aber können sie doch in keiner Weise als ausschließliche Grundlage einer sittlichen Erziehung gelten; namentlich dann nicht, wenn man sich erinnert, daß diese zehn Gebote auf der elementaren Stufe des Unterrichts, also vor Kindern, gelehrt werden, für welche manche geradezu als leere Worte erscheinen müssen. Der bekannte, dem 18. Jahrhundert angehörige Pädagoge Salzmann erzählt in seinem „Conrad Kiefer“, wie ein Junge, der eben Lesen gelernt hatte, den kleinen Luther'schen Katechismus geschenkt erhielt. Er machte sich sogleich daran, ihn zu studiren und stieß dabei auf das Gebot: „Du sollst nicht ehebrechen“. „Was ist das?“ fragte er natürlich. Der Vater sagte, er wisse das nicht, die Tante, er sei noch zu jung für dergleichen, die Mutter gab eine andere ausweichende Antwort. Heulend rief der Knabe: „Was hilft mir denn das Buch, wenn ich es nicht verstehe. — Wenn ich doch nur erfahren könnte, wie man Ehe bricht.“ Man wußte sich nicht anders zu helfen, als seine Aufmerksamkeit auf etwas anderes zu lenken. Der Vater nahm den Knaben mit ins Taubenhaus und sorgte inzwischen dafür, daß der Katechismus im Schrank der Mutter verschwand.

Zahlreiche Beispiele zeigen also, wie Moralanschauungen der Bibel einerseits mit dem fortgeschrittenen sittlichen Empfinden und mit der gereifteren Einsicht unserer Zeit, andererseits auch mit den pädagogischen Anforderungen in Widerspruch gerathen. Wenn es heute als absurd erscheinen würde, den elementaren naturwissenschaftlichen Unterricht auf Grund der Anschauungen des Ptolemäus zu ertheilen, so ist doch auch die Forderung ebenso berechtigt, für den Moralunterricht den gesammten Fortschritt in sittlicher Erkenntniß, welcher in den letzten 2000 Jahren erzielt worden ist, nutzbar zu machen. Dann müßte aber vieles umgestaltet werden. Selbst so schönen und erhabenen Lehren gegenüber, wie sie etwa in der Bergpredigt niedergelegt worden sind, etwa in den Worten: „So dir jemand deinen Mantel nimmt, so gib ihm auch den Rock dazu“, „So dir jemand einen Streich auf deine Wange gibt, so halte ihm auch die andere hin“ u. s. w., ist doch nun auf dem Wege einer unendlich langsamen und mühseligen Entwicklung die Erkenntniß zum Durchbruch gekommen, daß hier nur eine Seite der Sittlichkeit, die altruistische, zur Darstellung gekommen ist, daß aber eben diese eine Seite die ganze Sittlichkeit keineswegs repräsentirt, vielmehr in den sittlichen Forderungen der Selbstbehauptung und der Selbstveredelung nothwendiger Korrektur bedarf.

Aber selbst wenn man davon absieht, so gibt es eine Thatsache, welche mit besonders zwingender Nothwendigkeit darauf hinweist, den konfessionellen Moralunterricht durch einen unkonfessionellen auf Grundlage der fortgeschrittensten Einsicht zu modifiziren: es ist die von niemandem zu bestreitende Erscheinung, daß die Abwendung von den konfessionellen Gemeinschaften oder, wie es die Zionswächter auszudrücken lieben, daß Unglaube und Atheismus in unserer Zeit die außerordentlichste Verbreitung gewonnen haben, und noch fortwährend weiter gewinnen. Daraus ergeben sich für das ganze moderne Kulturleben unaufhörlich die schwersten Konflikte und Gefahren. Auf der einen Seite muß in vielen Fällen die Sittlichkeit da erschüttert werden, wo sie mit den religiösen Sanktionen unauflöslich verknüpft worden ist; wenn diese religiösen Sanktionen wanken, wenn die Vorstellungen von Gott, der göttlichen Gnade und Strafe ꝛc. auch nur irgendwie ins Schwanken kommen, so ist es bei vielen, jedenfalls bei schwachen Gemüthern, unfehlbar auch um die Sittlichkeit geschehen, die an jenem Fundament ihren einzigen Halt hat. Der Konflikt zwischen den religiösen Vorstellungen und den sittlichen Anforderungen des realen Lebens beginnt sehr häufig schon in der Schule. Oftmals kommt es dabei auch zu einem Zwiespalt zwischen Kindern und Eltern, durch den die letzteren in mehr oder minder schwer empfundene innere Konflikte gestürzt werden, und gerade dann am allermeisten, wenn sie selbst bereits gewissen Glaubensvorstellungen entrückt sind, die sie bei ihren Kindern noch als Grundlage des sittlichen Vorstellungskreises anerkennen sollen.

Die Forderung der Einführung eines von allen religiös-konfessionellen Beimischungen befreiten Moralunterrichts in die Schule ist darum keine müßige; es ist kein Ausfluß fanatischer Freigeisterei. sie hat nichts mit dem écrasez l'infâme zu thun, sondern ist ein ganz naturnothwendiges Ergebniß der Entwicklung moderner Kultur. Nur darum kann es sich handeln, ob man dieser Forderung rechtzeitig und besonnen, mit klugem Vorausbedacht, Rechnung tragen oder die Konflikte und Gefahren, welche sich aus ihrer Außerachtlassung ergeben, zu bedrohlicher Stärke anwachsen lassen soll. In vorgeschrittenen Ländern, wie England, Amerika, Frankreich hat man daher auch dieser Frage die gebührende Aufmerksamkeit bereits geschenkt. In Frankreich ist dieser Moralunterricht bereits seit Jahren von Staatswegen eingeführt; in England ist seine Einführung wohl nur noch eine Frage weniger Jahre, selbst in Japan, das in so mancher Hinsicht europäische Kulturvölker beschämen könnte, ist man uns in dieser Beziehung weit voraus.

In Deutschland war es zuerst die Gefahr, welche aus der lex Zedlitz drohte, die nachdrücklich die Aufmerksamkeit auf das Problem des öffentlichen Moralunterrichts hinlenkte. Im Jahre 1894 erließ die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur ein Preisausschreiben behufs Abfassung eines Handbuches für den unabhängigen Moralunterricht in den Schulen. Dieses Preisausschreiben (es war ein Preis von 4000 Mk. ausgesetzt), über welches s. Zt. Professor Jodl an dieser Stelle berichtete, hatte vor allem den Zweck, in konkreter Weise, eben durch Anregung eines mustergiltigen Handbuches, zu zeigen, in welcher Weise man sich diesen unabhängigen Moralunterricht, der in dem Lande der konfessionellen Streitigkeiten so etwas völlig neues war, dachte. Das Ergebniß war leider im Wesentlichen negativ, insofern, als ein Preis keiner der zahlreichen eingelaufenen Arbeiten ertheilt werden konnte. Vielleicht

war auch das Preisausschreiben noch etwas verfrüht, denn selbst in Frankreich, wo der konfessionslose Moralunterricht von Staatswegen bereits eine Reihe von Jahren eingeführt ist, konnte ein solches mustergiltiges Handbuch bis jetzt noch nicht geschrieben werden, trotzdem mancherlei Gutes geleistet wurde und tüchtige Männer, selbst Unterrichtsminister, an der Abfassung eines solchen Handbuches sich versuchten. Um so weniger konnte ein solches mustergiltiges Handbuch schon jetzt auf dem noch so ganz unvorbereiteten Boden in Deutschland entstehen. Es gilt doch auch hier eben die Regel, daß die Erfahrung der Theorie vorangehen müsse, nicht umgekehrt, und daß namentlich wichtige Fortschritte in allgemeinen Kulturfragen und den vielseitigen Erziehungsproblemen durch eine langjährige Arbeit erst vorbereitet sein müssen, ehe sie zu klaren, einwandfreien Ergebnissen sich verdichten können, welche nun wieder fruchtbringend auf die fernere Entwicklung einwirken.

Unter diesem Gesichtspunkt hat denn auch die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur den Grundgedanken ihres Preisausschreibens nach wie vor festgehalten und zunächst im Zusammenhang mit dem Letzteren auch dadurch von neuem zum Ausdruck gebracht, daß sie beschloß, solche Schriften, die den Grundabsichten des Preisausschreibens entsprechend abgefaßt wären, in freier Weise zu prämiiren. Das ist seitdem nur einmal, nämlich mit dem Buche geschehen, welches den Professor Döring von der Berliner Universität zum Verfasser hat. Unter dem Titel: „Handbuch der menschlich-natürlichen Sittenlehre für Eltern und Erzieher (ein Versuch im Sinne der von der deutschen Gesellschaft für ethische Kultur gestellten Aufgabe)", (Stuttgart, Fr. Frommann's Verlag), gibt der Verfasser in einem Werke von etwas über 400 Seiten eine umfassende und systematische Anleitung für die Gestaltung des freien Moralunterrichts. Es war ihm nicht darum zu thun, ein Buch zu schaffen, welches dem Zögling in die Hand gegeben werde, sondern nur einen Leitfaden für den Erzieher und Lehrer zu schreiben, zu dem diese erst das Wichtigste noch hinzu zu thun hätten, nämlich die unmittelbare lebendige Wirkung der Persönlichkeit. Dennoch wollte der Verfasser sein Werk nicht bloß in die Hand des berufsmäßigen Pädagogen legen, sondern ebenso auch in die Hand der Laien, der Eltern sowohl, welche sich mit den Erziehungsproblemen bei ihren eigenen Kindern beschäftigen, als auch anderer, welche diesen Dingen von irgend einer Seite her Interesse entgegenbringen. So wurde jeder lehrhafte Ton und die gelehrte scholastische Form vermieden und ein Buch geschaffen, dem auch der gebildete Laie, wenn anders er überhaupt denkend zu lesen versteht, ohne Schwierigkeiten folgen kann, ein Buch, das in sehr klarer, warmherziger und, wo es Noth thut, auch sehr eindringlicher Sprache den gesammten Umkreis eines konfessionslosen Moralunterrichts systematisch darlegt. Was man auch gegen das Buch einwenden möge . . . und zur Kritik im Ganzen wie im Einzelnen bietet sich natürlich ein weiter Spielraum . . . so bedeutet es doch einen wesentlichen Fortschritt und ist ein außerordentlich verdienstvoller Anfang auf einem bisher noch sehr unsicheren und namentlich in Deutschland kaum betretenen Gebiete. Man kann nur wünschen, daß die Anregungen und Aufklärungen, die es gibt, in möglichst weiten Kreisen feste Wurzeln fassen.

Es muß seltsam erscheinen, daß dieser Frage des konfessionslosen Moralunterrichts in der Oeffentlichkeit in Deutschland noch so wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Gerade hier ist dasjenige Gebiet gegeben, auf dem alle fortschrittlichen Elemente sich zusammenfinden könnten; alle, die nicht Autorität sondern Vernunft als Prinzip der Kulturentwicklung anerkannt wissen wollen und den Menschen zur Freiheit und nicht zur Unterdrückung des einen durch den anderen bestimmt glauben; und man kann doch wohl sagen, daß diejenigen, welche sich um solche allgemeinsten Prinzipien vereinigen, die gesammte Linke — politisch gesprochen — von den Sozialdemokraten bis weit hinein in die Reihen der Nationalliberalen umfassen. Immer wieder waren es ja auch eben diese Fragen des allgemeinen Bildungsfortschritts und insbesondere die Fragen über die Zukunft der Schule, welche die sonst getrennten Freunde freiheitlicher Entwicklung zu einer einheitlichen Phalanx zusammenführten. Um so merkwürdiger ist es, wie wenig noch die Ueberzeugung zum Durchbruch gekommen ist, daß eben in dieser Einführung des konfessionslosen Moralunterrichts ein festes und klar erkennbares Ziel gegeben ist, auf welches alle diese vereinten Bemühungen konvergirend zu richten wären, damit die geistige Freiheit dauernd gesichert werde, nicht immer wieder von neuem ihre elementarsten Grundlagen bedroht werden könnten.

Man hört wohl in liberalen Kreisen sagen, die Angriffe des Klerikalismus und der Orthodoxie gegen die Schule seien der springende Punkt unserer inner-politischen Kämpfe auf geistigem Gebiet, für sie müsse man daher vor allen Dingen sich rüsten und der Forderung der konfessionellen Schule, welche leider schon so weit wieder verwirklicht worden sei, müsse man die Forderung der Simultanschule von neuem nachdrücklich entgegenstellen. Gewiß bezeichnet die Simultanschule einen großen Fortschritt, aber doch auch nur ein Ziel, das nicht als ausreichend gelten kann. Sie ist, bei Lichte besehen, doch nur ein Kompromiß zwischen den Forderungen fortschrittlicher Kultur und konfessioneller Starrheit, und man schafft ja auch in der That, wie die Erfahrung hinreichend gelehrt hat, den konfessionellen Hader, die Konflikte des Staates mit der Kirche, der Schule mit den Eltern u. s. w. nicht bei Seite, indem man die Schüler verschiedener Bekenntnisse zwar gemeinsam unterrichtet, aber doch von verschiedenen Seiten her den konfessionellen Geist um den beherrschenden Einfluß auf die Schule ringen läßt. Das wird erst beseitigt werden, wenn die Religion aus den Gegenständen des öffentlichen Unterrichts überhaupt ausscheidet und auf den Privatunterricht verwiesen wird, an ihre Stelle aber der unabhängige Moralunterricht tritt und für unser gesammtes öffentliches Unterrichtswesen die feste Grundlage schafft. Das entspricht allein dem Zustande unseres Kulturlebens. In früheren Zeiten mochte der Staat als eine göttliche Institution gelten und konnten darum seine Einrichtungen mehr oder weniger unmittelbar mit dem religiösen Leben verknüpft sein; der moderne Rechtsstaat aber weiß nichts von solchen Ableitungen aus religiösen Voraussetzungen, er ist, wenigstens dem Prinzip nach, rein weltlich und innerhalb dieser rein weltlichen Sphäre beschreibt das religiöse Leben lediglich ebenso einen Kreis für sich wie so viele andere Bethätigungen einzelner oder ganzer Gruppen von Bürgern: es ist eine Privatangelegenheit, für welche dem Privaten, im einzelnen oder in Verbänden, der weiteste Spielraum, vollste Sicherheit und Schutz zugestanden werden müssen, so weit die Staatsgesetze dadurch nicht tangirt werden, die aber als solche mit dem Staate nichts zu thun haben. Darum sollte nicht sowohl die Simultanschule als die vollständige Säkularisirung der Schule das Losungswort einer fortschrittlichen Schulpolitik sein. Diese Säkularisirung aber ist gleichbedeutend mit der Einführung des konfessionslosen Moralunterrichts.

M. Kronenberg.

Litterarische Bädeker.

Berufene Wegweiser in Urwäldern und Irrgärten alter und neuer Litteraturen werden gegenwärtig allerorten ausgiebiger gesucht als gefunden. Besorgte Hausväter der Armen im Geist haben berühmten Zeitgenossen ihre Lieblingsbücher abgefragt und mitunter — man denke an Moltke's Antwort — recht beherzigenswerthen Bescheid erhalten. In England ist, wenn ich nicht irre, zuerst durch Lubbock, der Sport aufgekommen, die hundert besten Bücher der Weltlitteratur von unterschiedlichen Leuten aufzeichnen zu lassen. In Deutschland hat diese Anregung, mit

Bismarck zu reden, Junge gekriegt. Der nachhaltige und nicht unverdiente Erfolg von Schönbach's 1900 in sechster Auflage erschienener, augenblicklich in zwölftausend Exemplaren verbreiteter Schrift „Ueber Lesen und Bildung" gilt zum Mindesten ebensosehr den anhangsweise beigefügten Leselisten, als dem sorgfältigen, neuerdings zu einer vollkommenen Geschichte der deutschen Litteratur im 19. Jahrhundert ausgearbeiteten Text. Ein so siegreiches Beispiel mußte nach den herkömmlichen, bösen Sitten des deutschen Verlagsbuchhandels mannigfaltige, meist üble Nachfolge erfahren. Man kennt das Sprichwort: wo dem lieben Gott eine Kirche erbaut wird, entsteht unversehens daneben eine Teufelskapelle. Nicht ganz so arg, wenngleich nicht besonders gut, ist es um eine der jüngsten Nachahmungen von Schönbach's Leselisten bestellt, um den seit Monaten als Rezensionsexemplar auf meinem Arbeitstisch liegenden Band „Bücher und Wege zu Büchern. Unter Mitwirkung von Elisabeth Förster-Nietzsche, Peter Jessen und Philipp Rath herausgegeben von Arthur Berthold. Stuttgart und Berlin. W. Spemann. 1900."

Schön gedruckt, ausgestattet — wie der Kreuzelschreiber Steinklopferhanns sagen würde, sofern der Analphabet lesen könnte — „mit sakrischen Finessen", bringt das Prachtwerk weniger und mehr, als sein appetitreizender Titel verheißt.

Zum Beginn: 7—8 Bogen Aphorismen und Fragmente, die von Homer, Plato, Cicero bis auf Lessing, Goethe, Schiller, Hebbel, Giusti, dem unvermeidlichen Nietzsche und Ellen Key, gescheite und minder gescheite Gedanken über Fluch und Segen des Lesens und Schreibens zum Besten geben. Eine widerspruchsvolle Citatensammlung: der eine Weise preist die Sänger als einzige, einzig dauerhafte Zeugen großer Thaten, echten Ruhms; der andere verwünscht jedes geschriebene oder gedruckte Wort als Ursprung aller Gedankenfaulheit und -Fälschung. In unserer Anthologie werden diese süßen und sauren Lesefrüchte von den Wirthen wortlos aufgetischt: das ist eine vielleicht unbeabsichtigte Schmeichelei für Gäste von selbständigem Geschmack. Schade nur, daß die erfahrungsgemäß in der Regel nicht die Mehrheit bilden. Mag indessen diese Blüthenlese Kennern und Laien größeren oder geringeren Genuß bereiten: mit der Hauptsache, den zunächst folgenden 19 Bogen Bücherlisten, hat sie nicht mehr zu schaffen, als der — nach dem eigenen, einbegleitenden Bericht der Schwester Nietzsche's — recht lückenhafte Katalog der Bibliothek Friedrich Nietzsche's. Und die weiteren an sich ganz verdienstlichen, nur nicht in diesen Zusammenhang passenden Beigaben —: Jessen's Betrachtungen über das Buch als Kunstwerk; Auguste Comte's Bibliothèque positiviste von 150, Lubbock's Verzeichniß von 100 Musterbänden: — sind gleichfalls mehr Kuriosa, als wesentliche Ergänzungen des eigentlichen Anlasses der Publikation: jener Bücherlisten, die auf 312 Seiten, alphabetisch geordnet innerhalb jeder besonderen Abtheilung, sonst aber kunterbunt Sammelwerke, Aphorismen, Sprichwörter, Essays, Erbauungsbücher, Philosophisches, Juridisches, Historisches, Pädagogisches, Biographie, Volkswirthschaft, Frauenlitteratur, Kunst, Theater, Rhetorik, klassische, deutsche, belletristische, französische, englische, italienische, slavische, orientalische Litteratur, Hygiene, Hypnotismus, Sport und Spiel, Kochbücher und Jugendschriften aufmarschiren lassen. Irgend ein klar umschriebener, bibliographischer oder kritischer Plan hat die Herausgeber, die sich weder in einem Vorwort, noch in einem Nachwort vernehmen lassen, schwerlich beschäftigt. Sie haben sich sogar ein Inhaltsverzeichniß erspart, ganz zu geschweigen eines Generalregisters. Wieder einmal scheint ein großer Aufwand müßig verthan, eine ernste Aufgabe als Spielerei behandelt. Das Handbuch oder vielmehr die Handbücher für Bücher-Reisen, litterarische Bädeker, fehlen nach wie vor. Nüchterne, sachliche, in großen und kleinen Angaben unbedingt zuverlässige Führer, wie sie der Rheinländer Bädeker nach Murrays Vorbild zuerst für Deutschland, dann für Holland, Frankreich, England, Italien, späterhin für den Orient und die neue Welt gegeben hat. Moderne Itinerarien, die phrasenlos, systematisch die verschiedenen Gebiete des geistigen Lebens durchmessen, bescheidene Herbergen und behagliche Absteigequartiere der Gelehrtenrepublik je nach Verdienst als Sterne erster oder zweiter Ordnung anzeichnen, die Litteraturprovinzen mit ihren Reisetouren und Verkehrsmitteln so schlicht und unpersönlich aufnehmen und beschreiben, wie dies Papa Bädeker als unentbehrlicher Reisemarschall von Hunderttausenden für Bahn- und Berg- und Seefahrten nach dem nächsten Kreis, nach der Schweiz, Wälschland, Griechenland, Amerika, Palästina und der Türkei geworden und geblieben ist.

Bädeker's Welterfolg ist aus sehr bescheidenen Anfängen erwachsen. Vor etwa 70 Jahren kaufte der junge Buchhändler Karl Bädeker mit dem Rohling'schen Verlag Kleins „Rheinreise". Zuvor schon war dem fähigen Manne in den Händen der rheinauf, rheinab fahrenden Engländer als ihr steter Reisebegleiter Murray aufgefallen. Aus dem Studium dieses englischen Reiseführers sah er, was den Vorzug dieses trockenen Thatsachenstils vor allen bisher üblichen lyrischen, humoristischen, landschaftmalernden Reisebüchern ausmachte. Als gelehriger Schüler Murray's überließ Bädeker alle poetischen, scherzhaften und koloristischen Anwandlungen seinem Genius, weit überlegenen Dichtern, Satirikern und Vedutenzeichnern. Im Sinne der Murray'schen, vor allem auf das praktische Bedürfniß gerichteten Reisetechnik bearbeitete Bädeker selbst die dritte Auflage der „Rheinlande". „Erste Aufgabe war, die Unabhängigkeit des Reisenden so viel wie möglich zu sichern; ihn in den Stand zu setzen, mit möglichst geringem Zeit- und Geldaufwand alles Sehenswürdige zu überblicken; ihm behülflich zu sein, auf eigenen Füßen zu stehen, ihn frei zu machen." Mit welchem Glück das dem mit immer gleicher Anspruchslosigkeit und Ausdauer fortarbeitenden, der Grenzen seines Könnens sich wohl bewußten Mannes gelungen ist, bezeugt das Heer seiner Gefolgsleute: Hochzeits- und Geschäftsreisende, Gletscherwanderer und Amerikafahrer, alle Stände und Altersstufen bauen auf seine Winke. Moltke nahm seinen Bädeker nach Paris, London und Gastein mit. Und wenn Winckelmann, Goethe und Lessing seinesgleichen auf ihren Fahrten nach Hesperien entbehren mußten, beneiden wir sie darum so wenig, wie um die Zoll-, Paß- und Vetturinoplackereien ihrer Zeit. Ein guter Bädeker ist uns heute so willkommen, wie Schlafwagen und Blitzzug. —

Reisekunst im höheren Sinn, Entdeckerfreuden seitab der Landstraße oder gar Entdeckergenies vom Schlage Stanley's oder Nordenskiölds hemmt und stört Bädeker nirgends. Er gibt sich nur als bedächtiger Wegweiser des Durchschnittes, als Ortskundiger, dessen Nachfolger überdies wohl bedacht waren, den Wandel der Reisetechnik im Zeitalter des Verkehrs mitzumachen. Solange also regelrechte Lehrkanzeln der Reisekunst nicht errichtet werden, bleibt Vater Bädeker ein unbestrittener Reiseprofessor, zum mindesten ein Reiseschulmeister für alle Welt.

Litterarische Bädeker hätten zur ersten Voraussetzung einen oder mehrere Bädeker seines Schlages, d. h. Charaktere, die ohne Schönrednerei, Ueberhebung und Eitelkeit sich damit bescheiden würden, mit eigenen Augen zunächst kleinere Gebiete zu durchwandern und unbedingt zuverlässig in ihrer kritischen Landaufnahme zu verzeichnen. Der Raumersparniß halber wären bisweilen Schlagworte und Sigel räthlich: etwa im Stil Lichtenberg's: „man gibt über lyrische Gedichte oft die Versart an — ◡ ◡ | — ◡ ◡ | — ◡ ◡ u. s. w. Wenn man die Gedanken darin mit Eins und den Unsinn mit Null anzeigt, so würde es zuweilen so aussehen: $_{000}1_{000}1_{000}$ u. s. w." Oder im Geist Goethe's: „Epochen deutscher Litteratur. Von 1750—1770. Ruhig. Emsig. Geist- und herzreich. Würdig. Beschränkt. Fixirt. Pedantisch. Respektvoll. Anti-Gallische Kultur. Formsuchend. Von 1770—1790. Unruhig. Frech. Ausgebreitet. Leichtfertig. Redlich. Achtung verschmähend und versäumend. Englische Kultur. Form willkürlich zerstörend und besonnen herstellend. u. s. w."

Anläufe zu solchen „Litterarischen Bädekern“ haben mit die vortrefflichsten Forscher genommen: ganze Abschnitte in Gödeke's Grundriß; in den Anmerkungen zu Scherer's Geschichte der Deutschen National-Litteratur; zu Gaston Paris' Handbuch der älteren französischen Litteratur und zu dem bisher nicht nach seiner vollen Bedeutung gewürdigten Manuel de l'histoire de la littérature française von Brunetière sind in ihren sachlichen Angaben und Quellen-Verzeichnissen litterarische, von Meisterhand entworfene Itinerarien.

Daß sie so bald ebenbürtige Nachfolger finden werden, die im Ganzen vollenden, was jene im Einzelnen begonnen, wagen wir nur zu wünschen, nicht zu hoffen. Untadelige, für alle Welt geeignete Elementarbücher schaffen nur geniale Pädagogen, wie Euklid und Pestalozzi, oder praktische Genies, wie Murray, der Bahnbrecher der neuen Reisebücher.

Wien, 1. Juli.

A. Bettelheim.

Brettl-Lieder.

Stadt und Land rücken sich immer näher. Selbst das Ueberbrettl, das erst eine, allerdings höchst erfolgreiche, Berliner Saison hinter sich hat, wird bereits auf dem Lande nachgeahmt. Wenn die Automobilisten, die unsere Landstraßen am Ende des letzten Monats unsicher machten, bei ihrem Rasen durch die Lande einen Augenblick in Heerdt bei Neuß am Rhein pausirt haben würden, so hätten sie Trautchen Hundgeburt hören können, wie sie ihre gegen das Stadtvolk gerichteten Couplets auf einem Dorf-Ueberbrettl zum Besten gibt. Unter ihren Brettl-Liedern wird sich wohl auch eins gegen den Automobilsport befinden. Ich selbst habe kürzlich in einem kleinen thüringischen Städtchen eine Ueberbrettl-Aufführung über mich ergehen lassen müssen, die an Geistlosigkeit mit den schlimmsten Albernheiten der Stegreifbühne zu wetteifern vermochte. Die Ueberbrettl-Epidemie hat in der That bereits sehr bedenkliche Formen angenommen. Die Gefahren geistiger Ansteckung sind in unserem Verkehrszeitalter außerordentlich gewachsen und viel größer, als die der körperlichen Ansteckung.

Das Ueberbrettl würde nicht solche großen Erfolge haben erzielen können, wenn seine Leistungen nicht einem stark verbreiteten geistigen Bedürfniß entgegengekommen wären. Die alte Berliner Posse mit ihrem Gemisch von Kalauern, Couplets, Tanz und höherem Blödsinn war dem, was man heute Ueberbrettl nennt, schon verwandt. Das desipere in loco entspricht einem tiefen menschlichen Verlangen. Wenn der Versuch gemacht wird, dasselbe auf eine nicht bloß freche, sondern zugleich witzige, nicht plumpe, sondern graziöse Art zu befriedigen, so liegt darin ein Stück ästhetischer Erziehung des Volkes, das nicht zu unterschätzen ist. Aber die Grenze zwischen Uebermuth und Albernheit festzuhalten, ist nicht leicht. Gelingt es nicht, so muß nur zu oft ein profaner Rausch und unter Umständen auch die ganz gemeine Betrunkenheit das Defizit an Geist und Laune decken. Man sehe nur, in welchen öden Formen sich unsere Corpsstudenten meist amüsiren, oder in welchem Maße die Geistlosigkeit bei den Karnevalfestlichkeiten Trumpf ist. Als ultimum refugium bleibt da immer nur die Betrunkenheit übrig.

In der Vorrede zu den „Deutschen Chansons“, die im Verlage von Schuster & Löffler herausgekommen sind und in allerkürzester Zeit einen Absatz von 30 000 Exemplaren erzielt haben, sagt O. J. Bierbaum:

„Wir denken uns das Variété der Zukunft als eine Schaubühne, die keine moralische, sondern eine ästhetische Anstalt sein soll. Es soll schön und heiter auf ihm zugehen, vielleicht — nein, gewiß — auch übermüthig; aber alles bloß Rohe und Wüste, alles, was des Maßes der Schönheit entbehrt, soll keinen Platz auf ihm haben.“

Das Programm läßt sich hören, aber wie bei allen Programmen wird die Ausführung der Idee nicht oft gerecht. Es wäre herrlich, wenn wir etwas aristophanische Frechheit dort einbürgern könnten, wo bisher Plattheit und Lüsternheit ihr Wesen trieben. Eine fürsichtige Censurbehörde würde diese Umwandlung allerdings wohl schwerlich mit besonderem Wohlwollen begrüßen, denn von jeher hat die Polizei an graziöser Ironie und treffender Satire mehr Anstoß genommen, als an geschmacklosen Zweideutigkeiten und getanzten Zoten. Aber mit der Censurbehörde würde man schon fertig werden, wenn nur der Aristophanes erst da wäre.

Die schon erwähnte Sammlung deutscher Chansons, die vom Publikum mit so großem Beifall aufgenommen ist, verfolgt das Ziel, dem Ueberbrettl lyrisches Material zuzuführen, und man muß anerkennen, daß in dem kleinen Büchlein manches recht Gelungene enthalten ist. Bierbaum, Dehmel, Falke, Finkh, Heymel, Holz, Liliencron, Schröder, Wedekind und Wolzogen haben zu der Sammlung beigesteuert. Besonders Dehmel und Liliencron haben einige reizende Beiträge geliefert, Dehmel u. a. das folgende Liedchen:

Nicht doch.

Mädel, laß das Stricken — geh,
Thu den Strumpf bei Seite heute;
Das ist was für alte Leute,
Für die jungen blüht der Klee!
Laß, mein Kind;
Komm, mein Schätzchen!
Siehst du nicht, der Abendwind
Schäkert mit den Weidenkätzchen. . . .

Mädel liebes, sieh doch nicht
Immer so bei Seite heute;
Das ist was für alte Leute,
Junge sehn sich ins Gesicht!
Komm, mein Kind,
Sieh doch, Schätzchen!
Ueber uns der Abendwind
Schäkert mit den Weidenkätzchen. . . .

Siehst du, Mädel, war's nicht nett
So an meiner Seite heute?
Das ist was für junge Leute,
Alte gehn allein zu Bett!
Was denn Kind?
Weinen, Schätzchen?
Nicht doch — sieh, der Abendwind
Schäkert mit den Weidenkätzchen. . . .

Detlef von Liliencron ist nach meinem Geschmack der bedeutendste nicht bloß in der hier versammelten Dichtergesellschaft, sondern unter allen lebenden deutschen Lyrikern. Reizend ist z. B. in der vorliegenden Sammlung das Liedchen unter der Ueberschrift:

„Mit der Pinasse.“

Mädchen, reich mir deine Hände,
Spring ins Boot, nicht zu behende,
Lös das Tau vom Bohlenring.
Ueber kleine Wellenhügel,
Tanzen unsere Segelflügel
Wie der weiße Schmetterling.
Bläst Nordost uns frisch hinaus,
Weht Südwest uns sanft nach Haus.

Lustig Liebesabenteuer,
Ich und du allein am Steuer,
Weite Wassereinsamkeit.
Letztes Ufer im Verblassen,
Hoch am Maste der Pinassen
Wimpelt die Verschwiegenheit.
Bläst Nordost uns frisch hinaus,
Weht Südwest uns sanft nach Haus.

Wenn die Bretter plötzlich krachen,
In die Tiefe taucht der Nachen,
Sah es nur der wilde Schwan.
Klopft dein Herzchen, laß uns wenden
Und die stille Fahrt beenden,
Bald am Heerde sprüht dein Span,
Blies Nordost uns frisch hinaus,
Weht Südwest uns sanft nach Haus.

Daß dies Gedicht gerade als Material für das Ueberbrettl verwendbar sei, darf allerdings bezweifelt werden. Anders steht es schon mit dem Liede:

„Die Musik kommt."

Klingling, bumbum und tschingdada,
Zieht im Triumph der Perserschah?
Und um die Ecke brausend bricht's,
Wie Tubaton des Weltgerichts,
Voran der Schellenträger.

Brumbrum, der große Bombardon,
Der Beckenschlag, das Helikon,
Die Piccolo, der Zinkenist,
Die Türkentrommel, der Flötist,
Und dann der Herre Hauptmann.

Der Hauptmann naht mit stolzem Sinn,
Die Schuppenketten unterm Kinn,
Die Schärpe schnürt den schlanken Leib,
Beim Zeus! Das ist kein Zeitvertreib,
Und dann die Herren Leutnants.

Zwei Leutnants, rosenroth und braun,
Die Fahne schützen sie als Zaun,
Die Fahne kommt, den Hut nimm ab,
Der sind wir treu bis an das Grab,
Und dann die Grenadiere.

Der Grenadier im strammen Tritt,
In Schritt und Tritt, in Tritt und Schritt,
Das stampft und dröhnt und klappt und klirrt,
Laternenglas und Fenster klirrt,
Und dann die kleinen Mädchen.

Die Mädchen alle, Kopf an Kopf,
Das Auge blau und blond der Zopf,
Aus Thür und Thor und Hof und Haus
Schaut Mine, Trine, Stine aus,
Vorbei ist die Musike.

Klingling, tschingtsching und Paukenkrach
Noch aus der Ferne tönt es schwach,
Ganz leise bumbumbumbum tsching,
Zog da ein bunter Schmetterling,
Tschingtsching bum, um die Ecke?

Diese paar Strophen veranschaulichen eine höchst populäre Seite unseres Militärstaats. Was die Militärmusik für die Popularisirung unserer Armee bedeutet, ist hier mit ein paar lustigen Versen außerordentlich wirksam dargestellt. Es dient zur humoristischen Illustrirung einer wichtigen öffentlichen Institution und steht deshalb an der Grenze des politischen Couplets.

Das kann man von den übrigen Brettl-Liedern, die in dieser Sammlung vereinigt sind, sonst im Allgemeinen nicht sagen. Insbesondere die politische Satire ist außerordentlich schwach vertreten. Die Harmlosigkeit waltet vor und von einem castigare mores ridendo kann nicht wohl die Rede sein. Ohne Pfeffer und Salz können Ueberbrettl-Gerichte aber nur sehr schwer schmackhaft zubereitet werden.

Ferdinand Svendsen.

Ausstellungswesen und -Unwesen.

Was im ersten Artikel*) über die Richtung des sezessionistischen Programms und seiner Berliner Vertreter gesagt worden ist, muß in gewissem Sinne eingeschränkt werden. Auch das, was heute durch die Welt als sezessionistisch geht, ist vielfach schon wieder der Unnatur verfallen. Zumal die Linienkunst der Wiener leistet an banaler Phantastik, an Manierirtheit und Effekthascherei das Menschenmögliche. Es kommt darauf an, das Programm zu begrenzen und den ursprünglichen Kernpunkt der Bewegung festzuhalten: d. h. das Wesen und die Triebkraft des Kolorismus. Die Tendenz sei koloristisch und nur koloristisch. Und weil es unseren leitenden Männern vor allem darauf ankommt, dieses ihr modernes Künstlerkredo durchzusetzen, so sind sie das, was ein Engländer „one-ideaed men" nannte. Sie haben die ganze Hartnäckigkeit und Einseitigkeit von Missionären. Wie bei uns vor zwanzig Jahren die Litteraten mit dem Worte Ibsen's „Dichten ist Sehen" durch die Welt zogen, so sagen jetzt diese Wahrheitsapostel bildender Kunst: „Malen ist Sehen", d. h. nur farbige Anschauung. Es gibt eine Malerei nicht mehr, die bloß mit dem Geist empfangen ist und auch bloß die Geister ergötzt; — die Philosophen und Litteraten sind in der bildenden Kunst fürs erste abgetreten.

Da sind Ketzer, die schon an Böcklin's Lebensarbeit insofern moderne Kritik üben, als sie sagen, sein Werk sei ein großer, genial geformter Schlußstein einer anderen Epoche, und er sei als Maler weit geringer zu bewerthen denn das eine oder andere Haupt des Impressionismus. Böcklin lebte (so sagen die Ketzer) über seinen Tagen als ein einsamer Künstler; entwicklungsgeschichtlich war seine Art und Kunst direkt nicht fruchtbar: was als „Schüler" sich ihm nahte, hat sein in sich abgeschlossenes, hartnäckiges Wesen ja doch zerschmettert. Dem mächtigen Flügelschlag seiner Phantasie gegenüber erschien jeder Nachfliegende einfach flügellahm.

Im Zeitalter der Naturwissenschaften ist auch die Kunst „naturalistisch" geworden. Es ist das gute Recht einer Gemeinde, von Künstlern, die vor allem Kinder ihrer Zeit sein wollen, Werke dieser naturalistischen Kunst auf ihren Schild zu erheben. Für sie ist die Frage, wie sich diese Werke im einzelnen zu einer Art von Vollkommenheitsideal verhalten, sekundär. One-ideaed men! Die malende Kunst unserer Epoche wurde gleichsam durch einen wissenschaftlichen Prozeß gewonnen. Impressionismus und Pleinairmalerei bauen sich auf einem optischen Naturstudium auf; es gilt der „nature naturelle", der „verité vraie". Diese Kunst, hat man gesagt, sei kaltherzig; sie wolle nur die Oberfläche der Dinge wiedergeben und diese mit größtmöglicher Treue; der Künstler dürfe sich der „Vertiefung" entschlagen, und die Vorgänge, von denen er uns einen Eindruck zu vermitteln sucht, seien unpoetisch. Als die Eisenbahnen und die Dampfschiffe erfunden worden, als die Elektrizität aufkam, als man durch und um die romantischen Berge Schienenwege legte, da hieß es, nun zieht die Poesie aus der Welt. Aber die Poesie ist nicht aus der Welt gezogen, die Dinge haben nur eine andere Art von Poesie erhalten. Die modernen Koloristen haben wieder die Wahrheit zu Ehren gebracht, daß irgend ein beliebiger Naturausschnitt an sich weder malerisch noch unmalerisch, weder unpoetisch noch poetisch sei. Das Formgefühl des malenden Individuums macht ihn erst dazu, oder wie die naturalistische Aesthetik sagt: das Temperament. Durchs Auge nimmt die persönliche Empfindung ihren Weg. Das Auge des malerisch schaffenden Europäers hat durch die französische Entwicklung eine bedeutsame Umschulung erfahren. Man war lange Jahrzehnte tief hineingewachsen in eine todte Künstlichkeit der Farbengebung, und das lebendige Licht mußte wieder die Quelle aller Farbensuche werden. Zum Exempel das

*) Siehe Nr. 37.

Normalauge, von dem Herr Reinhold Begas jüngst schwärmte, stammt noch aus dieser überwundenen Zeit. Man hat sich über Herrn Begas sehr ereifert. Wer aber die Geschichte der Künste nur ein Bischen kennt, der sollte wissen, daß solche Striegelungen rein auf Generationsfragen beruhen, und wer insbesondere mit der Geschichte des Impressionismus vertraut ist, dem ist es nicht unbekannt, daß über das verwandelte Auge dieser Koloristen seit 1868 schon viel bessere Witze gerissen worden sind.

Also nicht, wie eine ältere Generation es wahr haben will, bedeutet das Bemühen der Impressionisten, am Naturausschnitt in individueller Art das Leben der Farbe zu erweisen, die ersten Schritte zu einer Kunst, vielmehr umschließt es eine Kunstübung für sich, die Kunst, die unserer Zeit gemäß ist und ihr meines Erachtens vor allem frommt.

Ebenso widersinnig wäre es, wollte man andererseits einem Böcklin vorhalten, seine Farben existirten in keiner Wirklichkeit. Für ihn ist die Farbe nur ein begleitendes Ausdrucksmittel, das er für das potenzirte Leben seiner Phantasie brauchte. Eine potenzirte Farbe, die freilich unseren empfindlichen Farbensuchern sehr unnaturalistisch, selbst roh erscheinen mag. Von Bildern, die reines „Naturstudiren" wiedergeben, hielt Böcklin nicht viel und hatte vom Standpunkt seiner besonderen Art zu schaffen recht. Seine Gebilde hatten ein wirkliches Leben nicht, sondern nur ihren inneren Realismus. So daß man sagen kann: dieser Faun, dieser Meergott, dieser Centaur, diese Dryade existiren freilich nicht; würden sie aber existiren, so könnten sie nur so existiren. Dementsprechend können auch seine Farben nicht von dieser Welt sein. Böcklin holt gewisse koloristische Eindrücke, die manchmal lange in ihm schliefen und gleich altem Wein eine eigene Firnkraft aus sich erzeugt haben, zu bestimmtem Zwecke aus sich hervor; seine Phantasie steigert diese Farben und braucht sie als Illustration, zur sinnlichen Belebung der Zeichnung. Der moderne Kolorismus geht ungefähr den entgegengesetzten Weg. Böcklin sucht auf eine innere Art die Wahrheit des Lebens, und deshalb darf ihn immerhin der Sezessionismus als einen seiner Schutzherren erkennen.

Und dann: für Böcklin ist die Kunst nicht der Kunst wegen da (wie etwa für Menzel); sie ist da um seiner starken Persönlichkeit willen. Er umwirbt nicht schmeichelnd die Natur, er reißt sie mit leidenschaftlicher Gewalt an sich, und so bereichert er nicht objektiv unsere malerische Anschauungswelt, denn dazu gehört die Ruhe des Insichversenkens; wohl aber bereichert er schöpferisch unser poetisches Empfindungsleben, und auf diesem Wege mündet sein Werk in den Strom unserer ganzen großen Kultur, obwohl seine eigentliche Lehrmeisterin die Antike gewesen ist. Die Formen des Alterthums bedeuten ihm garnichts. Er wollte den Geist und nur ihn; er ahnte hinter den flüchtigen Erscheinungen den dauernden Sinn, und seine moderne Seele gab dem Sinn ein neues Leben. Diese moderne Belebung einer entschwundenen Zeit muß ihn zum Partisan der Modernen machen.

An die Spitze der ersten Sezession, der Pariser, trat einst Puvis de Chavanne. Er ist der einzige in der neueren Kunst, der im Wiederaufbau antiken Empfindens ein ähnliches Wunder vollbracht hat wie Böcklin. Er hat nur das Ideal, das es zu erfüllen galt, ins Dekorative übersetzt. Der leidenschaftlichen Kraft und dem einigermaßen harten Farbensinn des Deutschen tritt die feinere Nervenverfassung und das geschmackvollere Farbengefühl des Franzosen gegenüber: Puvis gleitet sozusagen im wachen Traum durch jene todte Welt. Und um mit Novalis zu sprechen: Puvis sieht nur die „frohen Tische" der alten Götterdynastien; Böcklin aber sieht, wie auch der „Tod furchtbar zu den frohen Tischen tritt". Gerade vereint mit Puvis wirkt Böcklin in vereinzelten Geistern originell fort: z. B. in Ludwig von Hofmann, dem ursprünglich Böcklin die Schwingen der Phantasie löste und Puvis die malerische und zumal die dekorative Haltung lieh.

So führt Böcklin schließlich doch noch auf einem versteckten Seitenpfade ins neuere und neueste Farbenland, in dem der Franzose so sehr heimisch war. Auf die Transparenz der Puvis'schen Farbengebung, die gobelinhafte Gebrochenheit seines Tons sind auch die lebhaftesten Koloristen im Gange ihrer Entwicklung zeitweilig wieder zurückgekommen. Die eigentliche Schule der Farbensucher aber gründete sich unabhängig von ihm. Von den Stiftern dieser Schule oder Schulen findet man Monet, Pissarro und Renoir auf der Sezessionsausstellung. Mit Werken der frühesten und der jüngsten Periode. Und es ist überaus interessant mitanzusehen, wie diese Bahnbrecher sich zu der Aufgabe emporrangen, die ihnen vor der Seele stand: dei Zauber des Lichtes und der Atmosphäre zu entdecken.

Von der Landschaft ist das Heil des neuen Kolorismus ausgegangen; darum gehört Renoir nicht ganz unbedingt in diese Gruppe. Wohl hat er Landschaften gemalt, und ich kenne Stücke von ihm (z. B. das Waldbild mit dem pürschenden Freund Monet), die wegen des brillant-ähnlichen Sprühregens ihrer farbigen Töne kleine Wunder sind. Auch hat er die Landschaftsmalerei für seine Spezialität unmittelbar gebraucht: die Menschenschönheit zu sehen unter den Bedingungen von Luft und Licht. Er gilt indessen den Franzosen fast ausschließlich als Maler der Frau. Sein berühmtes blaues Damenporträt legt den Gedanken nahe, als sei hier ein Watteau wiedergeboren, und zwar ein mit lebendigem Farbensinn aufgewachsener Watteau. Eine andere Reihe seiner Frauenbilder fügt da einen Rubens'schen Zug hinzu: der Grazie gesellt eine gewisse sinnliche Fülle und brünstige Kraft, — zumal die im Freien gemalten Akte (meist schwungvolle Pastellstudien, denn als Impressionist hat Renoir das Spiel des rastlos wandernden Lichts auf den Körpern schnell festzuhalten) bringen diesen Zug. Gerade das blaue Porträt ist ein Typ. Es steht in unserer Zeit und doch über unserer Zeit; es ist ein Ergebniß der Tradition und trägt doch einen ganz eigenen Zeitcharakter vermöge seiner malerischen Haltung. Sein Besitzer, ein junger merkwürdiger Sammler, Herr Jules Strauß, ist ein ebenso glücklicher wie verständiger Mann. Er sprang als Amateur von der alten Kunst des 18. Jahrhunderts unmittelbar zu den Impressionisten über. Ueber die Zeiten reichen sich in seiner Galerie die wahrhaft großen und neuen Kunstgedanken die Hände. Und an der Scheide der Räume und Epochen hing Herr Strauß jenes kunstgeschichtlich bedeutende Bildniß einer schönen Frau auf, deren rokokohafte Zierlichkeit und Anmuth von dem lebendigen Glanz eines ewigen Tags umflossen ist. In diesem Placement liegt die feinste Kritik, die sich denken läßt; und mit gerechtem Finderstolz pflegt Herr Strauß den Besuchern seiner Sammlung Halt zu gebieten an dieser Schwelle, wo zwei Wege der Kunst sich scheiden.

Immerhin, man könnte sich die Kunst der Franzosen wohl ohne Renoir denken; ohne Monet und Pissarro nicht mehr. Sie stehen nicht wie jener mit einem Fuß in der Vergangenheit: sie wurzeln gerade mit ihren reifsten Werken auf dem Neuland, das sie für die kommenden Generationen erschlossen haben. Auch sie haben natürlich ihre Vorbereitungszeit, ihre Meister und Muster gehabt. Eben dadurch ist die französische Kunst so einflußreich und maßgebend geworden, daß die malerischen Ereignisse und Entdeckungen in ihr sich organisch, ja fast mit mathematischer Folgerichtigkeit entwickelt haben; daß die jeweilige Zeitepoche immer die Kunstübung hatte, die für sie charakeristisch war. Fontainebleau wird durch Eduard Manet und Monet abgelöst, Monet durch die Neu-Impressionisten, eine Gruppe, für deren Absichten unsere Periode noch nicht ganz reif ist.

Als die alten Meister von Barbizow dahingingen, da erhob sich der Ruf: „Nun ist es zu Ende mit der guten französischen Kunst". Und siehe, es kam ein Kunstideal, das so neu und ergebnißreich war, wie kaum ein anderes zuvor. Jetzt, da Monet und Pissarro im Begriffe sind,

ihres Lebens Höhe zu überschreiten, da Sisley gestorben ist, ertönt die Klage: Die Kunst Frankreichs hat keinen Nachwuchs. Und siehe in den improvisirten Ausstellungsbuden der „Indépendants" rüstet ein neues Geschlecht seinen Ausmarsch zu neuen Zielen: Signac, Luce und Ryſſelberghe, Vuillard und Durenne, André und Roussel, Bonnard und Monfreid, Dénis und Valtat, Loiseau und Schuffenecker, d'Espagnat und Müller. Sie bringen freilich keine Entdeckung wie das Pleinair, — denn so starke Kunstgedanken tauchen nur in langen Abständen auf —, wohl aber Fortentwicklungen, zumal in der Technik, und neue Gehalte eines auf materialistischer Grundlage geübten Kunstbetriebes. Das Geschlecht um 1900 sieht vielleicht gar nicht anders oder doch nur modifizirt anders als die Meister von 1880; aber es sieht Anderes. Ein neuer sozialer Inhalt kommt auf, eine innigere Menschlichkeit. Die Malerei des nächsten, zumeist bürgerlichen Lebenskreises. Eine Malerei, bei deren Betrachtung man sich nicht selten als ein Indiskreter vorkommt, so sehr ist sie ohne Ausstellungsgedanken entstanden. Jedenfalls aber ist sie dekorativem Aufputz durchaus abhold, und das Geschwätz vom „Siege der Linie" ist für diese Leute ein Kasus, der lachen macht. In Deutschland will sich eine jugendliche Parallelbewegung entwickeln.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Julius Elias.

Aus dem Kriegsjahre.

Erlebt, Sie sagen, ich hätt' viel erlebt? Ja, was nennen Sie denn erleben? Was man heut durchmacht und morgen vergißt? Davon kann ich freilich die Menge aus Ecken und Winkeln meines Erinnerns hervorsuchen. Oder meinen Sie ein Erlebniß, das im Zurückdenken die alten Gefühle mit alter voller Gewalt wieder wachruft, uns wieder leiden läßt, wieder den Aufschwung zu derselben heißen Begeisterung empfinden, wieder bereuen, so bitter bereuen, so hülflos — so . . . . Das kommt einem nicht oft. Einmal hab' ich's durchgemacht. S'ist lange her. Gleich bei dem ersten Schritt in das Leben, damals im Krieg . . . Sie müssen wissen, ich habe am 15. Juli 1870 mein Doktorexamen gerade bestanden. Bei meinem Vater. — Bin nämlich erblich schwer belastet, er war Professor, sein Vater gleichfalls und selbst der meiner Mutter. Da verstand es sich denn von selbst, daß ich, ohne zu zweifeln, noch je zu schwanken, auch in den wohlgeordneten Bahnen geblieben bin. —

Also wir gehen von unserem Saal, in dem die Prüfung stattgefunden, zum Eßzimmer hinüber. War da so eine kleine extrafeine Collation für Examinatoren und Examinanden aufgefahren. Da schreit's von der Straße — wir wohnten nämlich Unter den Linden — Hurrah und Hoch, und brüllt und braust . . .

Der König war von Ems angekommen.

Jungens, sagt mein Alter, Jungens, und packt mich bei der rechten Schulter und den Hegener, meinen liebsten Freund bei der linken, Jungens, jetzt gilt's! Die Prüfung eben, das war noch nichts. Soll sich erst zeigen, wenn Euch das Leben in seine strenge Schule nimmt, wer sich als echten und rechten Mann darin bewährt.

Ja, antworten wir beide.

Ist mir's doch, als ob ich Hegener's Stimme noch hörte. Sie hatte so einen besonderen Klang, etwas Gehaltenes, Verdecktes.

Ich weiß so gut, wie ich an den stillen und zurückhaltenden Genossen mich erst nicht hatte gewöhnen können. Aber da er von seiner Mutter — er stammte vom Rhein — an meine Eltern ganz besonders empfohlen worden, so machte es sich von selbst, daß wir in diesen letzten zwei Semestern, seit er in Berlin studirte, viel mit einander verkehrten. Na und bei den Examensarbeiten, da hatte ich gemerkt, was an ihm war. Und ich lernte ihn lieben. Und wir wurden unzertrennlich. Er hatte mich auch gern. Obwohl er nicht viel Worte machte, ich wußte es doch. —

Krieg, murmelt er, Krieg! und die Augen leuchten ihm und er seufzt tief auf, daß sich die Brust ihm weitet, wie von einer Last befreit. Wenn wir uns nicht wiedersehen sollten, ich dank' Euch für Alles! —

Unsinn, ruft der Vater, was heißt das, nicht wiedersehen! Mein lieber Hegener, Sie sind jetzt Arzt. Das ist nun entschieden. Und in diesem Augenblick haben Sie alles Recht, dem Schicksal für den schönen Beruf zu danken und sich auszusöhnen mit ihm. Ihr Vater freilich, der war Offizier. Sie aber gehen nicht mit um zu schießen noch um sich todtschießen zu lassen. An Ihre Pflicht gegen Ihre arme Mama brauchen Sie gar nicht erst viel zu denken. Die gegen die Menschheit ist die größere; helfen sollen Sie, heilen und lernen, tüchtig lernen, daß wieder andere einst helfen können, der Wissenschaft nützen, verstehen Sie wohl. Bei so heißer Arbeit werden Ihre Zweifel und Grappen Ihnen schon vergehen.

Was der Vater damit meinte, was Hegener für Grappen haben sollte, verstand ich nur halb. Ich hatte mich um meines Freundes Familien- oder auch Herzensgeschichte nicht besonders gekümmert. Er war Katholik und haßte doch Pfaffen, Klöster und Nonnen. Er hatte Soldat oder Seemann werden wollen, aber dem Wunsch entsagen müssen, seiner Mutter zu Liebe, die täglich, stündlich für ihn zitterte. Waren all ihre anderen Kinder ihr früh gestorben — es war eine Verwandtenehe gewesen, — so lebte sie nun desto ausschließlicher für diesen einzigen Sohn. So viel wußte ich. Aber sonst — ich war derzeit überhaupt zu jung, um gern an anderes zu denken, als an mein eigenes liebes Ich. Wie oft ich mein Herz verloren, das hatte ich dem Arbeitsgenossen genauestens berichtet, mit allen Gedichten, die dazu gehörten. Aber was er gefühlt und gedacht — ja, wo wär' denn auch Zeit gewesen, danach zu fragen, da er nichts von selber erzählte? Heut beim Doktorschmause gewiß nicht. Es wurden so viele Hochs ausgebracht, so viele Gesundheiten getrunken! Unsere eigene natürlich auch. Dabei nun fiel ich — ich bin wohl so ein wenig bezecht gewesen — dem Willfried Hegener um den Hals:

Auf Dein gutes Glück! Daß Du Dir Ruhm erwirbst als Arzt, daß Du ein liebes Mädel findest, et cetera. Kurz, was ich mir wünsche, das wünsch' ich Dir auch. Und fehlt's Dir wo und kann ich einmal für Dich was thun, Dich aus dem heißesten Feuer holen, Bruderherz, ich hab' Dich so lieb, was immer Du willst, ich thu' es für Dich.

Er hält meine Hand und drückt sie mir. Glaub mir Lux, auch ich . . . Wenn ich einmal für Dich . . . Und gält es mein Leben! — Die Stimme bebt ihm, obwohl er nicht beschwipst war, er nicht.

Und wir schütteln einander die Hände, zwei junge Helden in ernstem Gelöbniß, wie zur Blutbrüderschaft.

Na und dann den nächsten Tag ist er abgereist. An den Rhein, seiner Mutter die Doppelnachricht zu bringen, daß er seinen Doktor gemacht hat und daß er also in den Krieg muß. — Zum Hauptquartier des Kronprinzen kam er, das hatte sie erlangt, wie wir bald hörten. Ich inzwischen — es wäre zu weitläufig zu berichten, was ich alles in den paar nächsten Tagen zu laufen, zu schreiben, wie viel ich mich zu melden hatte. Der Vater wollte nur eines nicht: daß ich als sein Assistent mit sollte. Allein, ein Mensch auf eigenen Füßen und mit eigener Verantwortung. Eigene Ehr' und eigene Schande. Ob sonst der Posten gut oder schlecht ist, bequem oder hoffentlich unbequem, das ist

nebensächlich. Steh' Deinen Mann und zeig', was Du kannst, Du für Dich allein. — So war mein Alter.

Nach ein paar traumschnell verlaufenen Tagen — in jener allerersten Zeit ahnte ja überhaupt noch kein Mensch, wie's werden würde, nur die Begeisterung war stark, aus so einem gewissen Rauschgefühl ist man überhaupt nicht herausgekommen, — nach ein paar Tagen, da ich erst recht zum Bewußtsein gelange, finde ich mich, ich Lux Georgi, frischgebackener Medizinae Doktor von knappen fünfundzwanzig Jahren, auf einem Rheindampfschiff als erster, einziger und Chefarzt in diesem schwimmenden Lazareth. Wußten Sie, daß es so was gab? Nein Sie nicht. Und andere auch kaum. Es hat auch wohl nur die paar Wochen bestanden. Nach den Gefechten bei Weißenburg also da bringen sie mir denn in Worms meine Fracht an Bord, ein paar Dutzend Mann. Ich habe sie rheinabwärts zu schiffen und am Abend sind sie in Bonn. Und wieder zurück in aller Eile — obwohl das flußaufwärts natürlich ungefähr doppelt so lange dauert, — und wieder sind Leute da, die schon warten. Was für die Feldlazarethe zu viel und transportfähig war, sollte abermals weiter hinunter evakuirt werden. Habe interessante Schußwunden und Knochenfrakturen studiren können, viel dabei gelernt und den Grund gelegt zu dem, was man heute so meinen Ruhm nennt. Aber davon wollt' ich nicht erzählen. Sondern vielmehr . . .

Mein Pflegepersonal bestand aus ein paar ungeübten Männern,, freiwilligen Krankenträgern, gute Burschen, heißbegeistert, echte trinkfeste Rheinlandssöhne. Im übrigen aber nich viel zu gebrauchen. Das war eben alles dazumal noch nicht so organisirt, wie es heut' ist. Eine Kolonne vom rothen Kreuz existirte nicht. Aber dann waren da doch drei Nonnen, sie kamen aus einem Kölner Kloster und trugen die bekannte graue Kleidung mit dem Umschlagetuch und dem gefältelten Seidenhut. Zwei schienen schon ältlich, die dritte ganz jung. Nachdem diese letztere beim Verbinden und Schienen eines bös zerschossenen Beins mir nur einmal assistirt hatte, da ging ich gleich in meine Kabine und schrieb ein paar Verse. Ich mußte, hätt' gar nicht anders können. So ein Kind! Und um den Mund so ein hoffnungsloser Ausdruck. Mir war was Bekanntes in dem Gesichtchen, ich wußte nur nicht mich zu besinnen, wo ich sie gesehen haben konnte. Oder vielmehr ich meinte, ich kenne ja doch keine Seele hierzulande und müßte es mir also einfach eingebildet haben. Aber sie war roth geworden, als sie meinen Namen gehört. Ich fragte sie gradezu, ob sie mich kenne? Nein, sagt sie. Und senkt die weißen breiten Lider still über ihre braunen Augen und steht da reglos, fromm und blaß, in den Händen den Rosenkranz haltend, gar kein Mensch mehr, nur Betschwesterchen. Und doch, und doch . . . Wenn ich mich einmal zufällig nach ihr umgedreht habe, bin ich ihren Blicken begegnet, Augen, die wie mit durstiger Sehnsucht, fragend, suchend, mich verfolgten. Sie that ihre Arbeit bei den Verwundeten lautlos und liebreich, sie scheute sich, ebenso wie die zwei anderen, nicht vor den niedrigsten, nicht vor den schauerlichsten Diensten. Mit einem sterbenden armen Burschen, einem Turko noch dazu, hatte sie die Nacht gewacht, halb ihn gehalten, sein Blut, das immer wieder vorbrach, sich über die Hände strömen lassen, in ihr blasses Gesicht hineinspritzen. Ich wollt' ihn ihr fortnehmen, die beiden anderen Schwestern sahen mir denn doch widerstandsfähiger aus. Sie aber: Nein, das ist meine Arbeit, ich thu' nur meine Pflicht. Wie wir grade in Bonn anlegen, da stirbt der Mensch. Sie leidet nicht, daß man ihn so wie er ist vom Schiff trägt. Gewaschen hat sie ihn, gekleidet mit eigenen Händen, den fremden, schmutzigen, schwarzen Kerl. Und was sie für feine Hände hatte!

Wie wir also nach Bonn hinabkommen, bringt man mir wieder eine Depesche, die schon auf mich gewartet hatte: Viel Verwundete, keine Transportmittel, kommen Sie rasch.— Wörth war inzwischen geschlagen worden! —

Bei der langsamen Fahrt rheinaufwärts war selbstverständlich für uns nichts zu thun. Die Maschine keucht, weil's gegen den Strom geht, sonst alles still. Meine freiwilligen Gehülfen liegen und schlafen in den leeren Krankenbetten der Kajüte. Die älteren Nonnen sitzen, die Rosenkränze in den Händen. Wie's gegen Abend geht, nickt die eine, die mit dem Bauerngesicht, nach links, die andere hagere nach rechts hin. Aber die dritte da auf der Bank am Schiffsrand hält sich aufrecht, ein bischen von den zweien entfernt und ihre Augen folgen mir, da ich auf und ab spazire, mit dem mir schon bekannten Ausdruck. Ich thu', als säbe ich's nicht. Es ist aber Mondschein, eine Augustnacht, am Rhein, die Burgen, die Lorelei . . . ! Und das Wasser gluckst so . . . Ja, da bleib ein Anderer vernünftig! Ich war derzeit ein heißes Blut. Bin's auch vielleicht heut' noch. Wie sie mich so ansieht . . .

Daß ich nicht da gleich auf dem Deck, vor ihren beiden Klosterschwestern sie genommen und durchgeküßt habe, das war eigentlich ein fast unbegreiflicher Erfolg anerzogener Selbstbeherrschung. Ich setze mich zu ihr, ergreife ihre Hand. Sie läßt sie mir. Wendet den Kopf zu mir und öffnet die süßen Lippen, wie um zu reden. Aber die Lippen zittern nur, kein Wort kommt heraus. Und die Sehnsucht im Blick, wie ein gefangenes armes Reh. . . .

Weshalb sind Sie Nonne? mußt' ich fragen, das ist ja nicht möglich! Haben Sie denn Profeß gethan? ist das unwiederbringlich?

Sie — ein Ton in der Stimme wie Weinen —, Nein, noch nicht; es — fehlt ein Monat.

Also! Dann geht's ja noch. Natürlich geben Sie es auf. Ich will Ihnen schon beistehen. So im Krieg da ist alles gelöst. Und ein Monat ist lang. Sie gehen einfach vom Schiff hier fort, zu den Truppen in irgend ein Lazareth; ich werd' das besorgen. Und kommen gar nicht zurück in Ihr Kloster.

Sie sieht mich an. Und schüttelt den Kopf und lächelt über meinen Eifer.

Und ich rede auf sie ein. Wenn sie noch nicht Profeß gethan habe, kein Gelübde abgelegt, so sei sie frei. Das Jahr des Noviziates diene grade, um zu prüfen, ob man in sich den Beruf zur Entsagung verspüre. Sie aber hätte solchen Beruf nicht, weil sie zu jung sei, zu zart, zu reizend, nur geschaffen, Glück zu geben, selbst Glück zu genießen. Und so weiter. Was ich da alles in der Nacht, auf der schmalen Dampfschiffbank in sie hineingeredet habe! Sie seufzt nur dazu. Es wär' nun einmal so, murmelte sie, und ließ sich nichts ändern. Weiter nichts. Saß da und schwieg. Mit ihrem blassen Gesicht, ihrem Lächeln, das halb Mitleid schien, halb Sehnsucht. Mitleid mit wem? vielleicht mit mir. Und Sehnsucht wonach? Kaum nach der Freiheit. Denn wenn ich davon zu reden anfing, von ihrer Flucht, die ich bis in die kleinste Einzelheit entwarf und ihr vorerzählen wollte, dann hob sie die Hand mit einer schmerzlichen Bewegung:

Nicht! Es geht nicht, ich will ja nicht. Auch ohne bindendendes Gelübde — ich muß Nonne sein.

Aber sonst schien mein Gerede ihr nicht grade zu mißfallen. Ich unwillkürlich — ich glaube, den Fehler werd' ich auch bis an mein Lebensende nicht los, — ich rede von mir. — Davon, was ich alles will im Leben und was dieser Krieg mir so unerwartet schnell schon gewährt hat. Auch das verdanke ich meinem Vater, wie alles, was ich bin und habe. Da ich ihn erwähne, hat die Nonne aufgehorcht, daß ich unwillkürlich frage: Kennen Sie ihn?

Kennen? nein.

Aber Sie haben wohl von ihm gehört? Nicht wahr, sein Ruf drang auch bis zu Ihnen?

Ja, sagt sie ganz leise.

Und da leg' ich denn los. Vom Vater zu reden, das ist mir immer Wonne gewesen. Wie ich ihn verehre, was für Lehren er mir in Worten und was für größere, tiefergehende durch sein Leben, sein Vorbild mitgab. Von unserem Examen, Hegener's und meinem, erzähle ich weiter, davon wie

meine beiden Eltern auch dem Freunde fast Eltern wurden, davon, wie wir durch sie lernten, ein geeintes großes Deutschland zu ersehnen, für dies unser Deutschland Gut und Blut und unser Leben mit tausend Freuden herzugeben. Mein Gott, ich war im Fieber, jeder war es in jenen Tagen, die Begeisterung, die ehrgeizige Sehnsucht, etwas Großes zu vollbringen, die Siegesbotschaften, die sich drängten, die Gefahr, in der so viele Freunde, wir alle schwebten und das Blut und die Wunden und das Bewußtsein der Verantwortung, des Müssens und Könnens. . . .

Ich sprach die Nacht durch. Hätt' auch noch Tage und weitere Nächte so fortsprechen können, aus meinem übervollen Herzen und zu dieser Hörerin.

Den Kopf mit dem grauen häßlichen Hut zu mir geneigt saß sie, mit demselben sehnsüchtigen Ausdruck in den Augen, mit den durstend geöffneten Lippen. Und dann preßte sie die Hand sich auf ihr Herz, als klopfe das zu stark und laut bei meinen Worten. — Weiter, nur weiter! — Es schien, als könne sie sich nicht ersättigen, mehr zu erfahren.

Am anderen Morgen in Worms bekamen wir diesmal noch mehr Verwundete an Bord. Wie ich meine, daß alle herein sind, und will dem Kapitän schon sagen, abzufahren, da kommt noch eine Ordonnanz und bringt mir zwei Befehle. Den einen, daß ich sobald irgend möglich zu meinem Regiment, das vorrückt gegen Metz, mich begeben soll. Und den zweiten, einen Verwundeten mitzunehmen, den der Stabsarzt des Kronprinzen allen Kollegen ganz besonders warm ans Herz legt. Ich lese das halblaut so vor mich hin: Der Name? der ist ja nicht zu entziffern! — Neben mir steht die junge Schwester. Und wie ich ihr das Blatt hinhalte, ob sie's zu enträthseln weiß, da seh' ich, wie sie blaß ist und zittert. Um meinetwillen?

Agnete, sag' ich leise, Agnete, und nehm ihre kalten kleinen Finger, ja, ich muß fort. Aber ich will es schon machen, daß Sie frei werden. Glauben Sie mir, es wird alles noch gut. — Denn ich denk' ja nicht anders, als daß sie so wie ich fühlt, und daß ihr bangt vor unserm Scheiden.

Sie macht ihre Hand nur los aus meiner: Sie bringen ihn.

Da hinten von der Stadt her eine Bahre halbzugedeckt. Zwei Kanoniere tragen sie. Wahrscheinlich ein Artillerist, sage ich. Sie greift nach meiner Hand und drückt sie, als ob sie mir für etwas danken müßte. Aber im nächsten Augenblick: Ein Arzt, nein, 's ist doch ein Arzt! flüstert sie.

Woran sie's erkennt, auf diese Entfernung, es ist mir nicht faßlich. Aber was geht es sie an, welchen Standes der Verwundete ist, und was hat sie denn überhaupt! . . .

Die Träger kommen näher.

Ich sehe unwillkürlich, von ihrer Aufregung erfaßt, gespannt dorthin. Nun sind sie auf der hölzernen Brücke, die zu unserm Schiff führt, und nun . . . hat er eine Bewegung gemacht? Ich weiß es nicht, ich seh' seinen Kopf kaum. Sie aber —

Will! ein einziger herzzerreißender, schriller, verzweifelter Schrei.

Und da sind sie an Bord, die zwei Soldaten mit ihrer Last. Der Verwundete hat sich halb aufgerichtet: mit suchenden Augen starrt er umher.

Lux, Du bist's? und wo ist? . . . wo! Sonst niemand? Niemand . . . und er sinkt zurück.

Hegener? Hegener, Du bist das? ja, was bedeutet denn? . . . Schwester Agnete? . . .

Sie ist aber fort, wie in den Boden versunken, nirgend zu sehen.

Und er liegt mit geschlossenen Augen wie leblos da. Die Soldaten bringen ihn mit mir in die Kapitänskabine, die oben an Deck ist. Wo ist denn die Schwester, daß sie mir zur Hand geht? Das Feldbett muß hergerichtet werden. Der Kapitän faßt selbst mit an. Mein kranker Freund dankt ihm mit einem Blick.

Ja, fragt der Brave, wie ist denn das möglich, ein Arzt und verwundet? sind Sie wohl den französischen Kugeln gradenwegs in den Schuß gelaufen?

Hegener lächelt, ohne deutliche Antwort zu geben.

Nun sind die Leute fort, wir fahren, ich habe ihn untersucht, verbunden, eine Schulterwunde. Die große Vene unter der Achsel gestreift, nicht mehr lebensgefährlich, schon alles im Heilen. Ich sage ihm das. Er nickt dazu, als ob er es wüßte und es ihm gleichgültig wäre. Liegt still da, blickt so vor sich hin. Vielleicht will er schlafen. Das wär' ihm das Beste. Ich muß ja zu meinen anderen Leuten und suche mich hinauszustehlen. Da winkt er mich näher:

Wo ist sie?

Sie? Du meinst?

Lux, alter Freund, wir zwei wollen doch nicht Versteckens mit einander spielen! . . . Aggie war hier.

Aggie, wer ist das? Hier war vorhin eine von meinen barmherzigen Schwestern.

Ach ja, er stöhnt, natürlich, sie trägt ja die Klosterkleider. Aggie, Aggie, wo bist Du denn, komm!

Sehr laut rief er's nicht. Um laut zu sprechen, dazu ist er doch zu schwach. Aber auch so hat sie ihn gehört. Die Thür geht auf, sie kommt herein und sinkt am Bett hin. Und er nimmt sie an seine Brust.

Ach so, das war's also. Und ich Esel, ich Esel, ich dachte . . .! Ich schlage mir mit geballten Fäusten vor die Stirn. So dumm kann ein Mensch sein. Weil sie von mir hören wollte, von meinem Vater, deshalb gleich sich einreden müssen . . . Solch ein Wahnsinn!

Unwillkürlich trete ich näher, seh' die Zwei an, wie sie Aug' in Auge da liegen, Hand in Hand. Und es packt mich eine grimmige Eifersucht an und ein gallenbitterer Neid. — Aber — hatten wir nicht gelobt, einander zu helfen, wenn wir uns in Noth befänden? Er war in Noth. Und, — das sah ich wohl, — meine Sache war doch verloren. Es ging mir nah. Es hat mich einen Kampf gekostet. Ich mußte doch mein Wort ihm halten.

Und so beugte ich mich zu ihnen beiden:

Schwester Agnete, das was ich Ihnen vorhin anbot, Flucht und Freiheit, das gilt auch jetzt. Er ist mein liebster Freund, ich schwor ihm Blutbrüderschaft. Was ich für mich selber thun wollte, — jetzt thu' ich's für ihn. Ich helfe Ihnen fort aus dem Kloster.

Ob ich just diese Worte sprach oder ganz andere, was weiß ich heut davon. Vielleicht wußt' ich damals auch nicht, was ich sagte, nur, daß ich's gut meinte. Aber die junge blasse Nonne richtet sich auf und weist mich ab: Sie! als ob Sie etwas thun könnten! Ich ließ Sie reden, weil ich zu müd' war. Sie wollen helfen? Es gibt nichts zu helfen, nichts und nie.

Und dann liegt sie wieder und schluchzt und schmiegt sich an ihn an. Ihm aber ist ein neuer, wunderlicher Ausdruck in seine traurigen Augen getreten. Er blickt hin und her von ihr zu mir, von mir zu ihr und murmelt etwas, was ich halb nur erfasse. — Natürlich, wie hätt' es auch anders sein können! — Und er packt meine Hand:

Du, Lux, wie Du mir, so ich Dir. Du sollst mich nicht unedler finden. Wir haben's gelobt. Nun, ich kann sie nicht glücklich machen. Nimm Du sie. Daß Du sie lieb hast, ich seh' es Dir an. Ich will sie Dir geben.

Was soll das heißen? fragt die Nonne. Sie steht zwischen uns, blickt vom einen zum anderen.

Und er, mit seiner Krankenstimme: Aggie mein, es kann doch einmal nicht sein, wir wissen es beide. Oder hast Du Dich besonnen, willst Du das alte Gelübde brechen und meine Frau werden?

Sie wendet sich schaudernd, Gesicht und Augen mit ihrem grauen Wollärmel bedeckend.

Ich aber fang' noch einmal an: ich wollte sie schon aus dem Orden fortbringen, ihr Gelübde dürft' sie nicht hindern, ich stünde ihr bei.

Sie läßt den Arm fallen und sieht mich an. Mit solcher Verachtung! Mein Gelübde, das ich meiner sterbenden Mutter in die Hand gab, wollen Sie lösen? Als ob mich die Oberin im Kloster hielte! Die redet mir eher zu fortzugehen. . . . Ich habe aber meiner Mutter geschworen, nie und nie einen Verwandten zu heirathen. Mein Vater war ihr Vetter gewesen. Sie hatte nur mich noch. Alle anderen krank oder todt. Und wir zwei sind Geschwisterkinder. Das wußten Sie nicht.

Lux, ruft er fieberhaft beschwörend, mach' Du sie glücklich, sei mit ihr glücklich! Mich soll sie vergessen. Alles, alles, nur daß sie nicht bei lebendigem Leibe verdorrt und erstirbt, nur daß sie nicht in dem gräßlichen grauen Kleid da, in dem Todtenkleid bleibt, meine Aggie.

Er will ihre Hand in meine legen. Ich, wie mir bei dem Allem zu Muth war!

Ich laß mich nicht verschenken, schluchzt sie, auch nicht einmal von Dir. Lieber ins Kloster, tausendmal lieber!

Und ich, ich steh da und soll das hören. Nein, das geht doch nicht. Am Ende bin ich der Arzt auf dem Schiffe.

Hegener, Du hast Fieber. Laß das jetzt, red' nicht so viel. Sie ist noch nicht Nonne. Sie wird sich's auch noch überlegen. Es ist ja nicht heut' und ist noch nicht morgen. Reg' Dich nicht auf jetzt. Schwester Agnete, wir müssen für den Kranken sorgen, betten Sie ihn. Seine Wunde ist verbunden. Er braucht Ruhe, kommen Sie fort.

Du willst nicht? fragt er sie noch leise, nachdem wir ihn besser hingelegt haben.

Sie schüttelt den Kopf nur: Was ist da zu wollen!

So bleibt es alles, wie es war, Du nimmst den Schleier und ich soll das überleben?

Hegener, Bruderherz, laß es jetzt sein. Wir haben zu thun, es sind andere Verwundete, weißt Du. Und der Krieg und das Vaterland! Man braucht Dich. Werd' nur schnell gesund. — Ja, was man so redet und denkt noch, es wär' sehr vernünftig.

Endlich muß ich also gehen. Sie rufen mich draußen. Und er scheint so ermattet, daß er ganz still, mit geschlossenen Augen daliegt. Ich winke ihr mit mir zu kommen. Sie schüttelt den Kopf, sie kann noch nicht. So muß ich denn die beiden lassen.

Aber nach ein paar Minuten, während ich anfing bei den Verwundeten an Bord die Runde zu machen, — die beiden anderen Pflegeschwestern hatten sie schon versorgt, — da steht sie wieder an meiner Seite. Es ist meine Pflicht, sagt sie mir leise, die Hand am Kreuz ihres Rosenkranzes. Aber ich wußte ganz genau, daß er sie von sich fortgeschickt hatte.

Nach den paar ersten Leichtverletzten, die wir untersucht haben, trage ich ihr auf, einem Mann beide Arme zu verbinden, eine Arbeit, die nicht rasch gethan ist. Und ich mache mich davon, als ob ich weiter unsere Leute mustern wolle. Und schlage mich um den Schornstein herum auf die andere Seite und fort zu ihm.

Er grüßt mich mit dem stillen Blick, den ich so gut von früher kenne, der mir schon damals so hoffnungslos schien. Ich nehme seine Hand, ihm den Puls zu fühlen.

Hast Du's gehört? fragt er, sie will nicht, will diesen letzten Ausweg nicht. Nun nimmt sie den Schleier. —

Wieder rede ich auf ihn ein, sich ruhig zu halten. Ist's doch schon schlimm genug, daß er, ein Arzt, so unvorsichtig war, auf sich schießen zu lassen. Er soll mir sein Wort geben, alles zu thun jetzt, was er kann, um die Heilung zu befördern. Nicht denken und nicht sprechen vor allem.

Er hört das so an. Und richtet sich auf, obgleich er's nicht sollte und packt mich am Arm: Wie lang kennst Du sie?

Seit . . . seit zwei Wochen bald, stottere ich.

Nun, Du liebst sie. Ich aber, ich kenne sie, seit sie auf der Welt ist. Mein Kind, meine Schwester, meine Geliebte. Denk es Dir! Ich hab's versucht, ohne sie zu leben.

Und Du wirst es können, Du mußt es können, Du bist doch ein Mann.

Er wiederholt nur: Ich hab's versucht. —

Man ruft mich schon wieder. Was thun? Die anderen Verwundeten auf dem Schiff haben ein Recht an mich wie er. Und am Ende ist er ruhiger, wenn ich nicht da bin und sie auch nicht. Ich sah's ja eben, er schien wie schlafend, als ich kam. Ich beuge mich über ihn: Ich will für Dich und sie thun, was möglich, was ich für mich selber thun würde. Aber jetzt muß ich gehen, ich muß. Versprich es mir, daß Du Dich ruhig hälst! —

Er lächelt: Sehr ruhig. Ich hätte sie Dir lassen können . . . Du bist ein guter Mensch. So geh' doch! Ich liege ja ruhig. Und es ist alles so wie es war.

Er drückt mir die Hand und schließt die Augen und rührt sich nicht. Ich gehe hinaus. —

Schwester Agnete that wie immer geschickt und gewissenhaft, was zu thun war, aber gleichsam ohne Bewußtsein. Nur wenn sie zu ihm ging, kam's wie Leben in ihre Augen. Sie hatte ihm sein Essen gebracht, blieb bei ihm und gab es ihm. Dann kam sie auf den Zehenspitzen: Er will jetzt schlafen. Sie sollen auch nicht mehr zu ihm. Er sagt, ihm sei wohl. Er sagt, ihm sei so wohl wie nie. —

Das Schiff ist schnell an dem Tage gefahren, schneller als sonst, so schien es mir. Und so gegen Abend, da legen wir in Bonn an. Die Soldaten sind ausgeschifft. Nun muß auch er an Land gebracht werden. Wir gehen hinein, wir beide, Agnete und ich, um ihn zu heben.

Er liegt mit so fest geschlossenen Augen, zugedeckt bis ans Kinn, wie vorhin. Nein, nicht wie vorhin. Ich weiß es, noch bevor ich die Decke ihm von der Brust riß. Er hatte mit der Rechten die Binden von der linken Schulter gelöst, sich verbluten zu lassen. Er athmete kaum noch . . .

Also das ist die Geschichte. Ich habe so viele Andere gerettet, ihn aber nicht. In derselben Stunde noch mußt' ich fort. Und er ist in der Nacht gestorben. —

Aggie Hegener, seine Cousine, hat, wie sie's gewollt, bei den grauen Schwestern in Köln den Schleier genommen. — Vielleicht lebt sie noch. Vielleicht nicht. Ich kann es nicht sagen. Mir aber, mir steht sie vor den Gedanken, so jung wie sie damals war. Und trotz allem was ich gesehen, gehört, erfahren in all der Zeit, ist mir jenes kurze Erlebniß meiner Jugend mit den Schmerzen, der Aufopferungsfreude, Wonne, Reue unauslöschlich neu, als hätte ich es gestern durchgekämpft, im Gedächtniß geblieben.

Hamburg.

Adalbert Meinhardt.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan W. Zietenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 42. Berlin den 20. Juli 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Mittheilungen des „Stuttgarter Beobachter" über den Zolltarifentwurf der Reichsregierung erschienen einem Theil der Presse zunächst unglaubwürdig, weil ein derartiges Hinaufschrauben der Zölle auf Nahrungsmittel nebst dem Zugeständniß eines Minimaltarifs für die wichtigsten Positionen als undenkbar erachtet wurde. Man wähnte, daß solches Antlitz wohl ein Entwurf des Grafen Posadowsky, aber nicht ein Tarif haben könne, der die Billigung des Grafen Bülow gefunden hat. Die Kritik der Bülow'schen Politik, die sich in solchem Glauben wiederspiegelt, ist einschneidend, da nicht daran zu zweifeln ist, daß der „Stuttgarter Beobachter" den allerwichtigsten Abschnitt des heute zur Berathung stehenden Entwurfes veröffentlicht hat. Wie mag der Rest aussehen?

Die nächste Folge ist, daß nunmehr die Bevölkerung in die Lage kommt, ihre Stellung zu wählen. Die Zeit des Herumtappens im Dunkeln ist vorüber, und es bleibt eine genügende Anzahl von Wochen frei, um die Nation über das, was bevorsteht, aufzuklären.

Auch nicht in kleinen Konventikeln können die einzelnen Partikularregierungen nunmehr einzelne Interessengruppen für den Zolltarif zu gewinnen suchen; diese Politik idyllischen Stillebens ist gleichfalls gewesen; die Masse der Bevölkerung wird jetzt ihrerseits öffentlich zu dem Entwurfe sich äußern; sie vermag auf die Regierungen der Einzelstaaten einzuwirken, und sie kann an ihre Vertreter im Reichstage herantreten, um sie aufzuklären über die Stimmung, die in deutschen Landen herrscht. Geschieht dies in ausgiebiger Weise, regen sich, wie sie es sollten, die Vertreter von Handel und Industrie, die politischen Parteien, die Millionen der Konsumenten, dann braucht Deutschland über den Ausgang nicht in Sorge zu sein. Sind die Kräfte, die in Thätigkeit treten, nur imponirend genug, dann verschwindet dieser Entwurf wieder im Papierkorb. Gegen eine starke Volksbewegung vermag keine Regierung eines modernen Staates es durchzusetzen, daß Fleisch und Brot jenen vertheuert wird, die schon heute nicht immer Brot genug und selten nur Fleisch genug haben, um ihren Hunger zu stillen und um ihren Körper vor schnellem Verfall zu schützen.

Die Frage bleibt: Wird diese Bewegung einsetzen? Wir können nicht daran zweifeln. Die wirthschaftliche Depression, die heute herrscht, hat die Bevölkerung aus jenem Optimismus herausgerissen, der sich tröstete: Laßt uns nur arbeiten, es wird auch bei hohen Zöllen sich leben lassen. Das Leben ist leider heute schon den Hunderttausenden außerordentlich erschwert, und in solcher Lage pflegt man nicht fatalistisch die Entwicklung ihren Lauf nehmen zu lassen, sondern man sagt alsdann zornig: Fort mit einer neuen künstlichen Erschwerung unserer Lebenslage!

Daß dieser Stimmung der Bevölkerung zum Ausdruck verholfen wird, dafür muß die Presse und dafür muß durch Versammlungen gesorgt werden.

Zu Erörterungen geben die bekannt gegebenen Zollpositionen wirklich genügenden Anlaß. Der Tarif erscheint offensichtlich als ein Gesetzentwurf zur Förderung der Unzufriedenheit und dementsprechend zur Ausbreitung der Sozialdemokratie. Solche Wirkungen nach allen Seiten hin zu beleuchten das ist eine Nothwendigkeit für die führenden Männer der Wissenschaft, für die Politiker, für die Presse im Interesse der gesicherten Zukunft Deutschlands.

Kriegervereine bestehen aus Umstürzlern und renitenten Aufsässigen gewiß nicht; und wenn die Mitglieder von Kriegervereinen sich zu einer sehr scharfen Lektion gegen eine der leitenden Persönlichkeiten an der Spitze ihrer Organisation veranlaßt sehen, dann muß die Galle dieser

an militärische Disziplin gewöhnten Staatsbürger besonders stark in Wallung gerathen sein.

Es ist begreiflich, und es ist sehr berechtigt, daß gerade die Bremer Kriegervereine sich auf das Tiefste verletzt fühlten durch die Versuche des Generals von Spitz, den unglücklichen Wurf, den ein Unzurechnungsfähiger gegen den Kaiser gerichtet hat, als ein Attentat hinzustellen; und ebenso durch sein Bestreben jene Zeitungen als Helfershelfer des nicht vorhandenen Attentäters auszugeben, die entsprechend den Feststellungen des Reichsgerichts ein Attentat aus politischen Gründen leugneten.

Man sollte glauben, daß jeder gutgesinnte Bürger sich freuen muß, wenn der Nachweis erbracht wird, daß ein Mörder, der seine That gegen das Staatsoberhaupt richten will, sich unter den Volksgenossen nicht befindet. Es gibt freilich auch eine ganze Partei, die mit hartnäckiger Vorliebe an der Version festhalten möchte, daß in Bremen sich nicht ein unglücklicher Zufall, sondern ein politisches Ereigniß abgespielt hat.

Für solche Vorliebe fehlte jedenfalls den Bremer Kriegervereinen die ausreichende Würdigung; sie legen Werth auf die Feststellung, daß in dem Bremer Weichbild Königsmörder bisher nicht aufgewachsen sind, und so ließen sie dem Herrn General von Spitz folgende Abfertigung zu Theil werden:

„Die Vorstände der sämmtlichen Bremer Kriegervereine weisen mit Entrüstung die Auslegung des „sogen. Bremer Attentats" Seitens des Herrn General v. Spitz zurück, wie auch die von dem genannten Herrn beliebte Beurtheilung der Haltung unserer Presse . . . . Die bremischen Kriegervereine und die Bremer Bürgerschaft wissen sich mit dem Kaiser eins in dem Gedanken, daß, nachdem das Reichsgericht und die berufensten ärztlichen Autoritäten ihr auf Unzurechnungsfähigkeit lautendes Urtheil abgegeben, der Vorfall ein für Manchen möglicherweise nicht willkommenes Ende gefunden hat und somit an Bremen kein Makel mehr haftet. Dieser Ansicht sollte sich doch auch Herr v. Spitz anschließen, wenn er nicht will, daß die Verhetzung der Massen, deren er eine gewisse Presse zeiht, durch sein Auftreten in Kreise getragen wird, die, vaterlands- und königstreu bis zum letzten Athemzuge, nur den Fehler haben, daß sie sich keine andere Meinung aufzwingen lassen."

Solche energischen Worte aus diesem Kreise werden hoffentlich jene Elemente zum Verstummen bringen, denen das Urtheil des Reichsgerichts eine fatale Enttäuschung gewesen ist.

Eine sehr merkwürdige Rede hat Lord Rosebery über den Zwiespalt innerhalb der liberalen Partei Englands gehalten. War dieser Zwiespalt soeben durch allseitiges Entgegenkommen aus der Welt zu schaffen versucht worden, — wahrscheinlich nicht mit allzu gutem Erfolge, — so sieht sich Lord Rosebery nunmehr veranlaßt, den Liberalen und der Welt mitzutheilen, daß die Gegensätze thatsächlich unüberbrückbare seien. Wenn eines der führenden Mitglieder einer Partei, nach einer zur Zeit geglückten Einigung der alten politischen Freunde, öffentlich verkündet: Laßt alle Hoffnung schwinden; zwischen liberalem Imperialismus und Liberalismus alter Schule gibt es doch keinen Ausgleich, so ist solches Vorgehen im höchsten Grade erstaunlich, und man fragt sich: Warum will Lord Rosebery das Auseinanderbrechen seiner Partei beschleunigen? Die überzeugende Antwort auf diese Frage ist noch nicht geliefert worden.

Bald hier bald dort erhebt sich die Bevölkerung in Spanien gegen den Klerikalismus. Prozessionen werden auf der Straße attaquirt, so jetzt in Saragossa und die Priester antworten darauf mit Flintenschüssen. Seine den Thron und den öffentlichen Frieden schützende Macht hat der Katholicismus in Spanien gewiß nicht bewiesen.

Ueber China verbreitet man aus England Nachrichten, die sehr ungünstig lauten; offiziöse deutsche Nachrichten bestreiten, daß die Aussichten so schlimme seien. In jedem Falle ist es gut, daß Deutschland bereits begonnen hat, sich aus den chinesischen Angelegenheiten herauszuziehen. Selbst eine üble Entwicklung in China kann uns einigermaßen kalt lassen, wenn wir zunächst nichts zu schützen haben, als unsere Interessen in Schantung.

In Südafrika dreht alles sich im Kreise. Heute siegen kleine Burenabtheilungen, morgen kleine englische Abtheilungen. Mehr und mehr befestigt sich aber zugleich die Ueberzeugung, daß dieser Krieg, der auch gegen Frauen und Kinder und gegen Privateigenthum geführt wird, die englische Heeresleitung vor der civilisirten Welt in furchtbarster Weise bloßzustellen geeignet ist. Solche Kriegführung ist eine Schande für die englische Kultur.

* * *

Die Stuttgarter Enthüllung.

Dem „Beobachter" in Stuttgart ist es vergönnt gewesen, einen Einblick in jene Zolltarifvorlage der Reichsregierung zu nehmen, die in diesem Augenblick den einzelnen deutschen Bundesstaaten zur Berathung unterbreitet ist. Der „Beobachter" veröffentlicht eine Anzahl Positionen, die genügen, um zu einem klaren Urtheil über die Vorlage der Reichsregierung zu gelangen.

Nach der genannten Quelle sieht der allgemeine Tarif folgende Sätze vor:

Für Roggen 6, für Weizen 6,50, für Hafer 6 Mk.; bei Handelsvertragsverhandlungen soll nach einer Vorschrift des Entwurfs nicht unter 5 Mk. für Roggen, 5,50 für Weizen, 3 für Gerste und 5 Mk. für Hafer heruntergegangen werden. Das sind gegen die jetzt giltigen Vertragssätze von 3,50 Mk. für Roggen und Weizen, 2 Mk. für Gerste und 2,80 Mk. für Hafer ganz außerordentliche Erhöhungen, für Weizen um 57, für Hafer um fast 80 Proz.

Weiter sollen auch für andere Volksnahrungsmittel die Sätze im Generaltarif ganz bedeutend hinaufgeschraubt werden; z. B. für Stiere und Kühe von 9 auf 25 Mk. pro Stück, Jungvieh von 5 auf 15 Mk., Schweine von 5 Mk. auf 10 Mk. für den Doppelzentner, Gänse, jetzt frei, auf 0,70 Mk. das Stück, Fleisch und Speck auf 30 und 35 Mk. pro Doppelzentner, Wurst von 17 auf 45 Mk., Butter und Käse (16 und 20) auf 30 Mk., Eier (2 Mk.) auf 6 Mk. Das sind also Erhöhungen bis zu 300 Proz.

Der sozialdemokratische „Vorwärts" schreibt, daß diese Mittheilungen „die schlimmsten Befürchtungen übertreffen", und er weist daher die Annahme nicht zurück, daß die Angaben des „Beobachter" möglicherweise dem älteren Posadowsky-Miquel'schen Entwurf entnommen sein mögen. Dieser Optimismus trifft nicht zu.

Es ist garnicht daran zu zweifeln, daß der „Beobachter" die Situation auf handelspolitischem Gebiete, so wie sie in diesem Augenblick beschaffen ist, zutreffend klar gestellt hat. Diese Klarheit ist politisch von allergrößtem Werth.

Die handelspolitische Zukunft des Deutschen Reiches entscheidet keineswegs allein über das finanzielle Gedeihen einer Reihe von Berufszweigen; sie ist gleichzeitig mitbestimmend für unsere internationale politische Stellung, für unsere Fähigkeit, auch ferner eine schwere militärische Rüstung tragen zu können, und dafür, ob unsere innere soziale Entwicklung sich in friedlichen Bahnen fortbewegen oder ob sie den Wechselfällen des politischen Ansturms erbitterter Massen ausgesetzt werden soll, jener unbemittelten Massen, die durch die Schädigung der Industrie in ihrem Erwerb beeinträchtigt werden und die, durch die Erhöhung der Nahrungsmittelpreise zu größeren Aufwendungen im Interesse des Großgrundbesitzes gezwungen, schließlich zur Einschränkung in der Befriedigung der Lebensnothdurft und bis zum Hunger und zur Verkümmerung ganzer Generationsfolgen gedrängt werden. Wenn eine Regierung eine Frage von solcher ganz außerordentlichen und vielseitigen Be-

deutung der öffentlichen Erörterung zu entziehen wünscht, dann ist der Beweis erbracht, daß sie sich bewußt ist, welche Sturmfluth von Erbitterung die Enthüllung ihrer Absichten bei den Millionen hervorrufen wird, die keine Getreide und Vieh verkaufenden Großgrundbesitzer sind.

Es ist wirklich keine Uebertreibung, wenn von dem Zolltarifentwurf gesagt wird, daß er „die schlimmsten Befürchtungen übertrifft". Er übertrifft sie nach zwei Richtungen hin. Den Versuch einer derartigen Heraufsetzung der Zölle auf unentbehrliche Lebensmittel hat man bisher für ganz undenkbar erachtet, und außer dieser Heraufsetzung wird durch eine besondere Bestimmung noch festgesetzt, daß die Regierung für Roggen, Weizen, Gerste und Hafer unter einen sehr hohen Minimalsatz bei den Handelsvertragsverhandlungen mit dem Ausland überhaupt nicht herabgehen darf. Die Regierung hat also auch den Minimaltarif konzedirt; sie hat sich dem Willen der Agrarier vollkommen unterworfen; sie will sich der Freiheit begeben, von dem jetzigen Entwurfe unmittelbar abweichen zu können, und zwar sogar dann, wenn sie selbst dies in Folge späterer besserer Erkenntniß für zweckmäßig erachten sollte. Ein Zolltarifentwurf wie dieser ist ganz wie geschaffen dazu, um uns nicht zu Handelsverträgen, sondern zu Handelskriegen mit dem Auslande und zu gefahrvollen politischen Zuckungen im Inlande zu führen.

Wir zweifeln gar nicht, daß das Ausland sich recht bald in unzweideutiger Weise über diesen Zolltarif äußern wird, und wenn die deutsche Bevölkerung auch nur einigermaßen über die Bedeutung dessen, was nunmehr unmittelbar bevorsteht, aufgeklärt wird, dann wird auch sie die Antwort nicht schuldig bleiben.

Auf die einfachste Formel zurückgeführt, bedeutet ein derartiger Entwurf, daß der Versuch gemacht werden soll, die deutsche wirthschaftliche Entwicklung der letzten Jahrzehnte zum Stillstand zu bringen und, wenn möglich, sie sogar zurück zu schrauben. Es ist bekannt, daß zu einem Programm solcher Art sich Graf Posadowsky bekennt, und es ist nunmehr evident, daß Graf Bülow ein solches Programm für vertretbar hält.

Wenn ein Land vom Agrarstaat zum Industriestaat sich entwickelt, wie Deutschland dies gethan hat, so geschieht es nicht, weil liberale Doktrinäre solchen Wandel für zweckmäßig erachten, sondern in Umgestaltungen dieser Art kommt eine innere Naturnothwendigkeit zum Ausdruck. Ein Volk strömt der Industrie zu und steckt seine Kapitalien in industrielle Unternehmungen, weil den bei diesem Umschwung betheiligten Millionen es mit handgreiflicher Deutlichkeit einleuchtet, daß ihnen die Existenz in der neuen Bethätigung erleichtert sein wird. Und der vollgiltigste Ausdruck dafür, daß der Kampf um das menschliche Dasein an vernichtender Kraft etwas eingebüßt hat, daß die Möglichkeiten zu athmen wachsen, daß der Raum zum Leben für den Menschen sich erweitert, liegt in der Zunahme der Bevölkerung bei verminderter Sterblichkeit und wachsender Lebensdauer; solche erfreuliche Botschaft bringt denn auch das starke Wachsthum der deutschen Bevölkerung, jenes Wachsthum, um das uns das Ausland beneidet, und das die Begleiterscheinung jenes immer schnelleren Hinübergleitens in den Industriestaat ist, der den Schrecken unseres Junkerthums und die Besorgniß einiger weniger unmoderner Spintisirer erregt.

Prof. Lujo Brentano hat in den „Münchener Neuesten Nachrichten" am 3. und 4. Juli über „die Schrecken des überwiegenden Industriestaates" mit überzeugender Logik und Schärfe gesprochen; er verjagt diese „Schrecken", und er kommt dann zu der zwingenden Folgerung: Wäre dieser Schrecken aber berechtigt, dann bliebe nur eines möglich; es müßte die Sterblichkeit in Deutschland wieder erhöht werden.

Er schreibt über jene, die vor dem Industriestaat warnen, das Folgende:

> „Sie sind nämlich so ehrlich, einzugestehen, daß die von ihnen befürwortete Erhöhung der Getreidezölle die Lage der Masse der deutschen Bevölkerung verelenden werde. Aber so traurig dies sei, so sei es doch ein im Interesse der Erhaltung der Leistungsfähigkeit der deutschen Landwirthschaft unvermeidliches Opfer, und eben dadurch werde das Zunahmeverhältniß der deutschen Bevölkerung so verlangsamt werden, daß es wieder möglich werde, den gesammten deutschen Getreidebedarf auf deutschem Boden zu bauen."

Der agrarische „Elitemensch" darf Deutschland unter keinen Umständen verloren gehen; oder wie Prof. Brentano sagte:

> „Also die Zukunft des deutschen Volkes liegt in der Erzeugung landwirthschaftlicher Uebermenschen mittels vergrößerter Kindersterblichkeit und der Beseitigung überflüssiger alter Leute auf dem Wege der Verelendung durch Brotvertheuerung!"

Ein soziales und ein staatserhaltendes Programm dieser Art kann seine beruhigende Wirkung auf die Massen nicht verfehlen.

Die wirthschaftliche Entwicklung, die sich in Deutschland unter Kaiser Wilhelm II. vollzogen hat, ist das große Ereigniß seiner Regierung; die Handelsverträge sind aber nach dem neuesten Regierungsbekenntniß keine „rettende That", sondern ein Irrthum und ein Unglück gewesen; die Bewegung soll also rückgängig und zum Stillstand gebracht werden und damit sei dem deutschen Volke zugleich die Folgerichtigkeit, die der monarchischen Regierungsform nachgerühmt wird, demonstrirt. Das Wort vom roi des gueux braucht auch beim Fortschreiten auf dieser Bahn nicht umgeändert zu werden; es würde aber freilich alsdann nicht zu übersetzen sein mit: Ein König für die Armen und Bedrängten, sondern: Ein König über ein wieder verarmendes Volk.

Das Programm der deutschen Reichsregierung birgt die größten Gefahren für unsere inneren Zustände und auch für unsere internationale Lage; wenn ein solches Programm in Zeiten wirthschaftlicher Depression, die den Millionen starke Einschränkungen bereits bringt, auftaucht, so ist das ein kühnes Stück; wir möchten annehmen ein zu kühnes Stück.

Es handelt sich für die Masse der Bevölkerung nunmehr um einen Kulturkampf im aller wahrsten Sinne des Wortes, nämlich darum, ob unsere heutige Kultur, die wirthschaftliche und die damit auf das engste zusammenhängende allgemeine Kultur, aufrecht erhalten und ausgebaut, oder ob sie verkümmert, untergraben und zertrümmert werden soll. In diesem Kulturkampf werden die Massen, denen menschenfreundlich Brot und Fleisch vertheuert wird, nicht allein stehen, sie werden alle jene neben sich haben, für die das Wort „Sozialpolitik" ein Programm bedeutet, und die überzeugt sind, daß die Größe Deutschlands nur und ausschließlich auf dem breiten und starken Fundamente eines modernen Staates mit einer Welthandelspolitik ruhen kann.

P. Nathan.

Oesterreichs Wiedergeburt und die Nationalitätenfrage.

Die Beseitigung der Obstruktion und des § 14, die Gesundung des Parlaments und dessen Wiedereinsetzung in seine Rechte, die Aufrichtung eines neuen großen Ziels der inneren Politik waren die ersten Voraussetzungen für die Wiedererhebung Oesterreichs nach der schweren Krisis. Diese erste Etappe hat das Ministerium Koerber erreicht*) und dadurch das gewonnen, was für die Lösung der weiteren Schwierigkeiten das Wichtigste ist, das Vertrauen der österreichischen Völker und eine gesicherte Position bei der Krone. Ausgerüstet wie kein Minister vor ihm, tritt Koerber an

*) S. Nr. 38 der „Nation" „Oesterreichs Wiedergeburt und das Ministerium Koerber".

das Hauptproblem heran, an die Sphinx der österreichischen Nationalitätenfrage. Und dieser entscheidende Schritt, dieser Oedipusschritt, scheint nur die Alternative offen zu lassen: Die Lösung oder den Sturz in die Tiefe. Wie aber, wenn die Aufgabe unlöslich ist oder die Zeit für die Lösung noch nicht gekommen?

Nur mit Bangen wagen wir den Versuch, das österreichische Nationalitätenproblem auswärtigen Lesern klar zu machen. Als krauses Wirrsal erscheint unser öffentliches Leben nicht nur den Fremden, sondern den Oesterreichern selbst. Schon die staatsrechtlichen Institutionen, die doch in der Verfassungsgesetzgebung niedergelegt sind, der Dualismus, das Verhältniß der Kronländer zum Staat, die Reichsrathswahlordnung sind so komplizirt, daß sie unbegreiflich scheinen. Wie soll man das wechselvolle Leben, die wirksamen Kräfte durchleuchten und anschaulich machen, die sich auf der Grundlage dieser Institutionen entfalten und sie mit immer neuem Inhalt erfüllen? Doch gerade dieses Dunkle, Unbegreifliche weckt das Interesse aller an Oesterreich und spornt an, das Problem aufzurollen und die Lösungsmöglichkeiten zu erörtern — die Lösung selbst zu finden, den einen Weg zu treffen, der aus den Schwierigkeiten herausführt, ist allerdings Sache der Politik, nicht der politischen Kritik. Mit welchem Maßstabe aber soll sich diese letztere an die Dinge in Oesterreich heranwagen?

Das Verhältniß zweier oder mehrerer Nationalitäten innerhalb eines Staates kann verschieden sein. Zunächst können zwei Nationen zu einander im Verhältniß der Parität oder im Verhältniß der Mehrheit und Minderheit stehen. Im Falle der Parität ist ein condominium, eine Theilung der Herrschaft ohne Theilung des Staates kaum denkbar, sie ist nur möglich infolge eines äußeren Zwanges, der beide Theile zusammenhält. Die Regel ist wohl die Trennung. In einem ähnlichen Verhältniß standen Deutsche und Magyaren nach dem Jahre 1866 zu einander. Beide waren die angefochtenen, aber faktischen Herren diesseits und jenseits der Leitha, kein Theil imstande des andern Herr zu werden, jeder Herr im eigenen Gebiete. Die Folge war der Dualismus, der so lange ungestört funktionirte, als hüben der Deutsche und drüben der Magyare ungestört herrschte. — Zwei Nationen können sich als Mehrheit und Minderheit gegenüberstehen. Je nach dem Stärkeverhältniß beider hat dieser Zustand die Hegemonie oder die unbedingte Herrschaft der einen Nation zur Folge. Die Magyaren in ihrem Lande haben den Croaten die Autonomie der Königreiche Croatien und Slavonien zugestanden und sich auf eine weitgehende Hegemonie beschränkt, die Deutschen in Cisleithanien haben zunächst unbeschränkt geherrscht, haben sich sodann durch Verzicht auf die Herrschaft in Galizien und durch die Bundesgenossenschaft der Polen die Herrschaft über die übrigen Gebiete zu sichern gemeint und endlich auch die Hegemonie bis auf die Ehrenstellung des primus inter pares eingebüßt.

Wieder anders gestaltet es sich, wenn drei Völker um die Herrschaft im Staate konkurriren. Sind diese drei Völker einander annähernd gleich, so daß je zwei eine Mehrheit bilden können, dann ist ein organischer Verband derselben möglich, nach dem alten Satze tres faciunt collegium. Kein Volk ist zur ewigen Minorität verdammt, es sind für die verschiedenen Interessen verschiedene Alliancemöglichkeiten gegeben und verschiedene Alliancen nothwendig, die immer wieder den Schein der absoluten Herrschaft einer Nation zerstören. In diesem glücklichen Verhältniß befindet sich die Schweiz. In einem ähnlichen leidlichen Verhältniß befanden sich die Nationalitäten Oesterreichs unter dem Regime Taaffe, wo Deutsche, Polen und Czechen als die drei führenden Nationen die kleineren Völker sich angliederten. Die Polen waren damals so klug, sich nicht in die Gefolgschaft der Czechen zu begeben, sie hielten sich die Hände nach links und rechts frei und hatten so die Entscheidung. Erst unter Badeni geriethen sie in die Gefolgschaft der Czechen und wurden gerade dadurch die Prügelknaben der deutschen Obstruktion. Die Lektion hat gewirkt, sie proklamirten unter Koerber wieder die Politik der freien Hand.

In dem Maße als auch die kleineren Nationalitäten erstarkten, wurde dieses leidige aber noch leidliche „dreieckige" Verhältniß gestört. Die Ruthenen in Galizien rüttelten immer stärker an dem Joch, das ihnen die polnische Schlachta auferlegte. Die Slovenen (in Krain, Südsteiermark, Südkärnthen und im nördlichen Küstenland) emanzipirten sich von der Führung der Deutschklerikalen, denen die scharfe Kritik der Deutschnationalen und der Unmuth ihrer Wählerschaft ein Bündniß mit Slaven erschwerte. Die Italiener, die bis dorthin in verschiedene politische Fraktionen gespalten waren, schlossen sich zu einem Klub zusammen. Kurz an Stelle der Alleinherrschaft der Deutschen, des Dualismus zwischen Deutschen und Polen, der wechselnden Annäherung zwischen Czechen, Polen und Deutschen trat das einfache Nebeneinander von acht Nationalitäten. Ist irgendwie ein organisches Verhältniß zwischen diesen acht Fähnlein möglich?

Die Vertretung im Parlament entspricht keineswegs der Volkszahl der einzelnen Nationen, sie entspricht auch nicht mehr deren thatsächlicher Macht. Um diese annähernd zu erfassen vergleichen wir die Bevölkerungsziffern, bemerken jedoch ausdrücklich, daß diese allein den Deutschen, Italienern und auch den Czechen nicht völlig gerecht werden. Es zählten 1890 die Deutschen 8,46, die Czechen 5,47, die Polen 3,72, die Ruthenen 3,10, die Slovenen 1,18, die Serbokroaten 0,64, die Italiener 0,67, die Rumänen 0,21 Millionen Köpfe. Eine Alliance aller Slaven gegen die Deutschen würde 14,1 Millionen Köpfe gegen 9,3 Millionen Deutsche, Italiener und Rumänen repräsentiren, sie scheint also als dauernde Konstellation möglich. Die Italiener und Deutschen zusammen tragen aber weit mehr als die Hälfte aller Steuern, ihre historische und ökonomische Stellung macht die überwiegende Kopfzahl der Slaven leicht wett. Dazu kommt, daß die 3,1 Millionen Ruthenen, weil sie nie von den Deutschen und jederzeit von den Polen bedrängt sind, unbedingte Bundesgenossen der Deutschen sind. Es stehen somit auf panslavischer Seite nunmehr 11 Millionen gegen 12,4 Gegner des Panslavismus. Daraus folgt: Hätten wir sogar das — den Deutschen ungünstigste — allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht nach der Kopfzahl, so wäre eine panslavische Mehrheit nicht möglich, viel eher eine Majorität der Deutschen, Italiener, Rumänen und Ruthenen unter der natürlichen Hegemonie der Deutschen.*) Die panslavistische Gefahr für Oesterreich ist ein Phantom.

Ebenso sicher aber ist es, daß eine pangermanische oder auch nur eine Politik der weitgehenden deutschen Vorherrschaft unmöglich ist. Es kann kein einzelner Volksstamm mehr über die anderen herrschen, es kann auch keine Föderation von Volksstämmen eine nationale Herrschaft über die andere begründen, und dies am allerwenigsten beim allgemeinen Wahlrecht. Es ist somit de facto ein organisches Mehrheits- und Minderheitsverhältniß aus nationalem Gesichtspunkte nicht zu konstruiren, und selbst wenn die Minderheit nicht obstruirte, sondern sich den Mehrheitsbeschlüssen unterwürfe, fehlte es an dem wichtigsten Moment, an der organischen, überwiegenden, dauernden Mehrheit!

Darum immer wieder der vergebliche Ansturm der Czechen, die vergeblichen Herrschaftsversuche der Deutschen! Es war etwas zu ändern, als die Deutschen allein herrschten, als sie die Herrschaft mit den Polen theilten, als die Polen bald mit den Deutschen, bald mit den Czechen gingen. Mit dem Einrücken aller acht Nationalitäten auf den Kampfplatz ist das System auf dem todten Punkte angelangt: Die Taktik der Mehrheitsbildung ist fruchtlos, es gibt nur

*) Wir müssen hier, wo wir die Nationalitäten als solche gegeneinander abwägen, von allen andern Momenten, also auch von der Politik der römischen Kurie absehen; es bleiben auch die Spaltungen innerhalb der Nationen unberücksichtigt.

mehr eine Taktik: Die Obstruktion der Minderheit.*) Diese Erkenntniß bricht sich in Oesterreich allmählich Bahn. Die nationalen Heißsporne stoßen sich, vorausgesetzt, daß das Ministerium fest bleibt, umsonst die Köpfe an den Thatsachen wund. Die Rückstöße haben den Völkern Vernunft eingepaukt. Es bleibt nur die Alternative, Oesterreich zu zerschlagen oder Frieden zu schließen.

Die Parteien der Zerschlagung Oesterreichs haben sich gerade jetzt vermehrt. Die Czechen wollen Böhmen, Mähren und Schlesien schon lange sondergestellt wissen, ihre Staatsrechtsforderung ist alt. Ebenso die der Dalmatiner, welche mit Croatien vereint sein wollen. Nun hat auch ein großer Theil der Deutschen sein Staatsrecht ausgegraben, die Einheit der ehemaligen deutschen Bundesländer, das Gebiet Cisleithaniens ohne Galizien und Dalmatien. In Galizien selbst hat eine vorläufig noch wenig einflußreiche Volkspartei die staatsrechtliche Sonderstellung Galiziens in ihr Programm aufgenommen. Das Staatsrecht der Alldeutschen harmonirt, wie man sieht, mit dem der Croaten in Dalmatien und dem der polnischen Volkspartei, es widerspricht aber ganz und gar dem der Czechen. Die Czechen der deutschen Majorität in den ehemaligen deutschen Bundesländern preiszugeben, ist jedoch weder den Polen noch den Serbocroaten möglich. Denn der Gedanke der slavischen Gemeinbürgschaft ist in den slavischen Wählermassen gerade so mächtig, wie der der deutschen Gemeinbürgschaft in den Deutschen. So hält Gemeinbürgschaft der Gemeinbürgschaft, Staatsrecht dem Staatsrecht die Waage. Ueberdies müßten die Polen Nationsgenossen in Schlesien, die Croaten in Istrien, die Deutschen in der Bukowina, die Czechen in Niederösterreich zurücklassen, was die nationale Empfindlichkeit auch nicht mehr zuläßt. Und so zeigt sich das tragikomische Bild: In jeder Nation rennen die Wählermassen durcheinander, bald diesem, bald jenem Führer nach, von denen der eine die absolute Herrschaft seiner Rasse über ganz Oesterreich, der andere wenigstens die Hegemonie in einem Theile Oesterreichs, den er sich nach Bedürfniß abgrenzt, der Dritte die Losreißung von Oesterreich und ein Vierter den Anschluß an eine auswärtige Macht fordert. Und alle diese Bestrebungen heben sich innerhalb der Nation und im Weltkampf mit den andern Volksstämmen auf. Ein maßloser Lärm, der nichts gebiert als wieder den Lärm!

Ist also die Zerschlagung Oesterreichs unmöglich, so bleibt nur der Friedensschluß. Aber wer darf es wagen, von Frieden zu reden? Auf diesem Punkte macht sich erst die Absurdität des bestehenden Kurienwahlrechts geltend. Da dieses alle sozialen Interessengegensätze aus der Politik ausschließt**), sind vier Fünftel aller Abgeordneten auf ein überwiegend nationales Programm gewählt. Wer aber auf ein Kampfprogramm gewählt ist, wird zum Verräther, wenn er Frieden schließt. Vergebens suchen die so Gewählten ihre Wähler zu überlisten. Da sie von der Nothwendigkeit des Friedens persönlich überzeugt sind, berathen sie mit den Gegnern bei verschlossenen Thüren, machen ihm verblümte Konzessionen auf Widerruf, vereinbaren alle Punkte bis auf das I-Tüpfelchen und erklären sich bereit, nach der nächsten Wahl, wenn sie sechs Jahre vor der Rache ihrer Wähler sicher sein werden, zu unterschreiben. Die nächste Wahl kommt und der Friedensfreund — fällt gegen einen eben flügge gewordenen stramm nationalen Jüngling durch, der gegen ihn mit dem Schlachtruf auszieht: „Fort mit dir, du hast im Geheimkabinet des Ministers mit dem Erzfeind gemakelt!“ Die Hoffnung auf die Uebertölpelung der argwöhnischen Wähler ist ganz trügerisch, und wenn ein Kompromiß zu Stande kommt, so wird es bei der nächsten Neuwahl wieder in tausend Fetzen gerissen, wie wir es im Jahre 1890 erlebt haben.

*) Dies immer unter der Voraussetzung einer rein nationalen Politik, die weder durch die Macht der Regierung, noch durch Abtrünnige im eigenen nationalen Lager gestört wird.

**) Vergl. des Verfassers Ausführungen über das österreichische Wahlrecht und die Neuwahlen in der „Nation“.

Ohne das allgemeine Wahlrecht ist die Frage nicht zu lösen. Und wenn dieses Haus den Frieden schließen sollte, was wohl aussichtslos ist, dann muß ihn, wenn er Bestand haben soll, ein Haus des allgemeinen Wahlrechts sanktioniren. Niemals werden sich die acht Nationalitäten durch einen Pakt gebunden erachten, den nicht alle mitgeschlossen, dessen Compaciscenten von einer geringfügigen Minorität gewählt sind, so daß ihre Legitimation angefochten werden kann. Niemals werden diese Minoritäten selbst, für die der nationale Kampf ein Kampf ums Brot ist, sich überzeugen lassen, daß ihre Portion genügend groß ausgefallen ist.*) Hat das Ministerium nicht die Vollmacht und die Kraft, das Vertretungssystem zu ändern, so kann es vielleicht die Lösung finden, niemals aber sie zur Anerkennung und Durchführung bringen.

Die Möglichkeit und Nöthigung, Frieden zu schließen, ist nach unserem Ermessen jetzt gegeben, wenn das Verhältniß aller acht Nationalitäten unter einander und zum Staate in Betracht gezogen wird. Dieses Verhältniß tritt nur in Erscheinung im Reichsrath. Hier gelang es auch Koerber, die Volksstämme zu friedlicher gemeinsamer Arbeit zu bringen. Kaum aber kamen die Abgeordneten heim in ihre Kronländer, um ihre parlamentarische Thätigkeit im Landtag fortzusetzen, da zerrissen sie Koerber's kunstvolles Penelopegewebe, das er durch Monate in zähem Eifer gefertigt, in wenigen Tagen. Im Nu sind alle Parteien verwandelt, alle guten Vorsätze verflogen, alle Hoffnungen begraben. Die Kronländer mit ihren Landtagen sind in letzter Linie Schuld an der ganzen Nationalitätenmisere.

Der Czeche, der in seiner Heimath an den Deutschen stößt, sieht sich im Reichstag sieben andern Nationen gegenüber. Nun kehrt er zurück in seinen historischen Landtagssaal. Hier, im Königreich Böhmen, stehen 62,8 Proz. Czechen 37,2 Proz. Deutschen gegenüber, hier ist er schrankenloser Herr. Diesen Staatsausschnitt liebt er — begreiflicherweise. Was — Schonung der Minoritäten! Was kümmert es ihn, daß in einem anderen Ländchen Czechen Minorität sind? Hier ist er Herr und will es bleiben. — Der Czeche in Mähren zählt 70,3 Proz. der Bevölkerung gegen 29,4 Proz. Deutsche, und — sonderbar genug — die österreichische Wahlhandlung bringt es zu Wege, daß diese 29,4 Proz. über die Mehrheit im Landtag verfügt. Wie? fragt sich der Czeche, Frieden soll ich schließen mit einer Nation, die mir so bitter Unrecht thut? Erst will ich Herr sein im Lande! — In Schlesien wieder herrscht nicht dieses zweiseitige, dort herrscht das dreieckige Verhältniß: 47,8 Proz. Deutsche, 22 Proz. Czechen, 30,2 Proz. Polen, dort stehen sich die Volksstämme in ganz anderer Kampflinie gegenüber. — In Steiermark spielt wieder der Deutsche dieselbe Rolle wie der Czeche in Böhmen: 67,8 Proz. Deutsche majorisiren 32,1 Proz. Slovenen, ebenso in Kärnten 71,5 Proz. Deutsche 28,4 Proz. Slovenen, in Tirol 54,79 Proz. Deutsche 40 Proz. Italiener. Je näher die Prozentzahlen der Völker im Kronland aneinanderrücken, desto friedliebender sind sie, je größer die Spannung derselben, um so erbitterter ihr Kampf. Nur in Galizien gilt dies nicht. Dort herrschen kraft der absurden Wahlordnung 53,4 Proz. Polen über 43,1 Proz. Ruthenen absolut und nullifiziren die sicheren, ewigen

*) Die nationale Frage ist eine Brotfrage für das Heer der Angestellten und Bediensteten der Staats-, Landes- und Gemeindeämter, der Anstalten und großen Unternehmungen, mittelbar auch für diejenigen Klassen, deren Söhne für die freien Berufe bestimmt werden. Gerade diese Kreise sind vorzüglich im Parlamente vertreten. Das Gewicht der in der Produktion Thätigen macht sich beim Kuriensystem nicht geltend, weder das der Unternehmer noch das der Arbeiterschaft. Aus diesen Gründen ist die Amtssprachenfrage der umstrittenste Punkt der Nationalitätenfrage, obgleich gerade sie am einfachsten nach den Erfordernissen der Praxis sich regeln ließe. Aber gerade hier kollidiren die materiellen Interessen der deutschen und czechischen Kandidaten. Für den czechischen und deutschen Advokaten lautet die Frage der Gerichtssprache einfach: „Ich oder Du!“ Wie kann man den Friedensschluß von denjenigen erhoffen, die sich bekämpfen müssen?

Bundesgenossen der Deutschen. — Am günstigsten liegt der Fall in denjenigen Ländern, wo drei Volksstämme vereint sind wie in dem erwähnten Schlesien. So im Küstenland, das dafür keinen Gesammtlandtag hat (44,7 Proz. Italiener, 31,4 Proz. Slovenen, 21,4 Proz. Serbocroaten) und in der Bukowina mit 41,8 Proz. Ruthenen, 32,4 Proz. Rumänen und 20,8 Proz. Deutsche.

Diese Kronländer sind der unaufhörliche Anreiz zum Kampf. Hier wiederholen sich alle denkbaren Mißverhältnisse, die das Zusammensein von bloß zwei oder drei Nationen hervorrufen kann, von der brutalen Mehrheitsherrschaft bis zur schlichten Hegemonie und zur Unrechtsherrschaft der Minorität. Und diese Verhältnisse sind nah, sie beherrschen die Phantasie der Wähler, sie vernichten alle Wirkungen des fernen Reichsraths.

Ueberdies aber bringen sie Verwirrung in jede einzelne Nation. Die Deutschen z. B. sind verstreut in alle Kronländer, ihr Gebiet erstreckt sich von der russisch-rumänischen Grenze bis an die Adria, von Czernowitz bis Triest. Ueberall, wo sie Minorität sind, rufen sie nach dem Reichsrath, fordern sie die Reichskompetenz zum Schutze der Landesminoritäten. Dort aber, wo sie Majorität sind, dort sind sie nicht nur Deutsche in Oesterreich, dort sind sie zugleich Steiermärker, Tiroler u. s. w., dort benützen sie die Landeskompetenz zur Niederhaltung der nationalen Gegner, dort sind sie Kronlandsautonomisten. So verweigert der niederösterreichische Landtag (Antrag Kolisko) den Czechen das Recht auf Schulen, ohne sich im mindesten darum zu scheren, daß er dadurch die Prager Deutschen den Repressalien der Czechen ausliefert. Ist er doch nur von niederösterreichischen, nicht auch von Prager Deutschen gewählt. Gerade die Landtage haben die Methode der Repressalien in die nationale Politik gebracht.

Dieses Zweiseelenthum spaltet die Deutschen und ist die wahre Ursache der Ohnmacht der Deutschen. Die ganze deutsche Nation in Oesterreich kann gar wohl einige südtiroler Dörfer den Italienern preisgeben, um sich mit diesen zu verständigen und in die Herrschaft des ganzen Reichs zu theilen. Der Tiroler Landesbürger kann dies nicht. Da der Deutsche mit allen anderen Nationalitäten an irgend einem Punkte kollidirt, so wiederholt sich dieser Gegensatz siebenmal. Die Enge der Provinzseele geräth mit dem nationalen Gesammtinteresse in Konflikt. Es bestünde für die Deutschen die Möglichkeit, sich mit den Italienern und Ruthenen zu verbinden oder mit den Czechen gemeinsam über alle anderen Nationen schrankenlos zu gebieten. Durch die Slaven geht ein großer Gegensatz: Czechen und Polen sind Kronlandsmehrheiten, also fanatische Anhänger der historischen Landeseinheit, alle anderen Slaven aber sind Minoritäten und darum Gegner derselben. Hätten die Deutschen den Verstand, das, was sie in Böhmen selbst fordern, als Forderung für das ganze Reich aufzustellen, so hätten sie die Macht der Czechen und Polen für immer gebrochen. Mancherlei Herrschaftsmöglichkeiten gibt es für die Deutschen. Aber der kleine Geist der Provinz läßt geringe Opfer um des großen Zieles willen nicht zu.

Die Kronländer sind der innere Feind der habsburgischen Monarchie. Sie und niemand anderer sind der Nährboden der Irredenta, sie schaffen die verzweifelten Minoritäten und die rücksichtslosen Majoritäten. Die Zerschlagung der Kronländer in national abgegrenzte Kreise kann allein die Zerschlagung Oesterreichs verhüten. Wenn das kleine exponirte Vorarlberg einen eigenen Landtag haben kann, ohne nach Deutschland oder nach der Schweiz zu gravitiren, wenn Oesterreichisch-Schlesien, das doch noch viel inniger mit Preußisch-Schlesien zusammenhängt, heute noch trotz des eigenen deutschen Landtags von der „Preußenseuche" nicht heimgesucht ist, warum soll das Egerland von Prag aus regiert werden? Nicht die nationale Kreisautonomie, sondern die Zusammenkoppelung verschiedener Stämme in ein Kronland erzeugt die „Los-von-Oesterreich-Bewegung".

Aber gerade weil die Kronländer ihren nationalen Mehrheiten die Hoffnung auf nationale Vorherrschaft machen, hängen die Mehrheiten aller Kronländer und somit auch die Mehrheit des Reichstags fest an ihnen, selbst die Deutschen! Die Nordböhmen ersticken unter dem Drucke der böhmischen Königskrone und schreien um Hilfe, der deutsche Alpenländer aber will Steirer, Kärntner, Tiroler bleiben. Grabmayr, der einsichtsvolle Tiroler Deutsche wollte das italienische Trentino abtrennen und für die Deutschen Böhmens ein Präcedens schaffen. Nicht die Regierung — die Tiroler Bauern haben seinen Entwurf in Fetzen gerissen!

Solange dieses Gespenst entschwundener Tage, das Idol der Landeseinheit nicht in die Grube gesandt ist, gibt es keinen nationalen Frieden. Wohl naht auch ihm die Stunde. Der Tiroler Landtag ist obstruirt, im galizischen Landtag haben die Ruthenen zur Waffe der Abstinenz gegriffen und allmählich wird die Obstruktion der empörten Minoritäten alle gemischtsprachigen Landtage stillsetzen. Die Obstruktion hat ihre Aufgabe im Reichsrath erfüllt, nun wird sie ihr Henkeramt in den Landtagen antreten und die Runde machen. Wenn auch in ihren letzten Winkeln die Vorherrschaftshoffnungen vernichtet sind, dann kann uns der Friede erblühn.

Und die Deutschen? Ihnen konnte eine czechisch-polnische Alliance gefährlich werden, aber sieben kleine autonome Volksstämme, unter denen sie die relativ stärksten sind, die sieben verschiedene Idiome sprechen und gerade deshalb des achten Idioms als Verständigungsmittels bedürfen, müssen dem Deutschen in Oesterreich nothwendigerweise das Recht des primus inter pares einräumen. Denn Rechtsgleichheit ist noch lange nicht faktische Gleichheit.

Und das Ministerium Koerber? Kann es alle Voraussetzungen der Lösung herbeischaffen? Hat es dazu vom greisen Monarchen auch Vollmacht? Hat es überhaupt die Absicht, gestaltend in die Dinge einzugreifen oder will es abwarten, bis die Entwicklung sie ausreift? Wie klar Koerber's bisheriger Weg vor uns liegt, wie handgreiflich seine bisherigen Erfolge sind, ebenso unbestimmt und dunkel sind seine Pläne in der Frage, die das österreichische Problem ausmacht. Freilich drängt eine Sorge die andere: Der Ausgleich mit Ungarn ist noch immer nicht vom Hause genehmigt, die Handelsverträge müssen vorbereitet werden. Für diese parlamentarischen Arbeiten reicht der nationale Waffenstillstand nicht aus, der angesichts des Milliardenregens geschlossen wurde, und neue Milliarden sind nicht mehr zu vergeben. Erst wenn Koerber den so unerwarte geschickt herbeigeführten Waffenstillstand in dauernden Frieden verwandelt, wird Oesterreich zur Ruhe kommen, wird das Räthsel der Sphinx gelöst sein, die Oesterreich schon so viele Opfer gekostet hat.

Wien. Rudolf Springer.

Das Leugnen im Strafprozeß.

Einem der in dem Elberfelder Militärbefreiungsprozesse zur Untersuchungshaft eingezogen gewesenen Aerzte war auf seinen Antrag die Freilassung gegen Kaution mit der Begründung verweigert worden, daß er sich durch sein fortgesetztes Leugnen verdächtig gemacht habe. Da der Mann nachher als völlig unschuldig freigesprochen worden ist, begreift man nicht recht, wie er es hätte anstellen sollen, um aus der Untersuchungshaft entlassen zu werden. Hätte er nicht geleugnet, so hätte er gelogen! —

Die Fälle, in denen das Leugnen eines Angeschuldigten als verdachtsverstärkend und das Leugnen eines Angeklagten als strafverschärfend angesehen wird, sind bei uns nicht selten. Von dem Landgericht I Berlin wurde vor einiger Zeit ein Mann zu 18 Monaten Gefängniß verurtheilt, während sein Mitangeklagter, der die Strafthat an-

gezeigt hatte, mit 9 Monaten davonkam. Das gedoppelte Strafmaß wurde damit begründet, daß der Angeklagte hartnäckig geleugnet hatte, während der Denunziant naturgemäß geständig war. Nachher stellte sich heraus, daß der Denunziant eine fingirte Strafthat denunzirt hatte, um dadurch die Ehescheidung des anderen Angeklagten zu ermöglichen, weil er selbst mit dessen Frau ein Liebesverhältniß hatte und sie nach Abbüßung der auf ihn entfallenden Strafe heirathen wollte. Wenn es nun auch begreiflich ist, daß die Richter dem komplizirten Gaunerstreiche des Denunzianten nicht auf die Spur kamen, so erscheint doch die verschärfte Strafe gegen den wissentlich falsch denunzirten Mann als ein Mißgriff der allerschwersten Art.

Leider aber ist trotz mannigfacher Erfahrungen, die zur Vorsicht mahnen, die grundsätzliche Abneigung gegen den leugnenden und deshalb „verstockten" und „unbußfertigen" Angeklagten aus unserer Strafpraxis nicht auszurotten. Wer heutzutage vor Gericht kommt, sei es in der Voruntersuchung, sei es im Hauptverfahren, könnte allen Ernstes in Versuchung geführt werden, zu erwägen, ob er bei einigermaßen starken Verdachtsgründen sich nicht lieber durch ein unwahres Geständniß mildernde Umstände erschleichen soll, ehe er sich wegen hartnäckigen Leugnens der Gefahr einer ungewöhnlich harten Strafe aussetzt. Die erfahrungsgemäß bei hartnäckigem Leugnen häufig auftauchende Androhung einer Straferhöhung gewinnt geradezu die Bedeutung einer mittelalterlichen Folter, die gleichfalls nur durch ein Geständniß vermieden werden konnte. Natürlich muß ein Verurtheilter, der ein Geständniß abgelegt hat, sich dessen bewußt sein, daß er, falls ihn später das unwahre Geständniß reut, auf eine Wiederaufnahme des Verfahrens zu verzichten hat, da die späteren Richter über das Geständniß meist nicht hinweg kommen können. Andererseits winkt dem geständig gewesenen Verurtheilten die Aussicht auf Begnadigung.

Sind das aber Umstände, auf denen eine gesunde Rechtsprechung sich aufbauen kann? Das stärkste Vertheidigungsmittel eines Angeklagten ist und bleibt seine Unschuld. Wenn aber das Betheuern der Unschuld zu einem so zweischneidigen Schwert werden kann, dann wird ein Angeschuldigter in dem Gebrauch dieses Vertheidigungsmittels beschränkt.

Es heißt die psychologischen Komponenten des Verhaltens vor Gericht völlig verkennen, wenn man dem Leugnen oder Gestehen eines Angeklagten einen Werth beimißt, der bei der Strafzumessung ganz wesentlich in die Wagschale zu fallen hat. Wirklich tief empfundene Reue bildet allerdings in einer Reihe von Fällen eine Gewähr für ferneres Wohlverhalten; aber es gibt kein Mittel, woran der Richter erkennen kann, ob er es mit einem reumüthigen Sünder oder einem geschickten Heuchler zu thun hat. Andererseits muß die wirkliche Reue über eine böse That durchaus nicht immer mit einem Geständniß verbunden sein. Die Gründe, aus denen jemand sich des Geständnisses enthält, sind mannigfach und brauchen durchaus nicht immer unedlen Ursprunges zu sein. Leugnen bei begangener That aus den mannigfachsten Motiven und ernste Reue schließen sich nicht aus.

Angeschuldigte, die leugnen, sind durchaus nicht immer aus dem schlechtesten Holze geschnitten, während das Geständniß in 90 von 100 Fällen weiter nichts ist als die Folge einer moralischen Depression, der die weniger Charakterfesten am ehesten verfallen. Es sind keineswegs immer die besten Elemente, die sich zu einem Geständniß entschließen, sondern häufig schwache und schwankende Personen ohne inneren Halt. Unter diesen Umständen ist es ein psychologischer Irrthum, wenn man aus einem Geständniß schlechtweg Reumüthigkeit und aus dem Leugnen schlechtweg Verstocktheit erkennen will. Das ist dem englischen Richter auch bekannt, weshalb es in England üblich ist, einem Angeschuldigten zu Beginn des Strafverfahrens zu sagen, daß er durch Leugnen oder Bekennen seine Sache weder verschlechtere noch verbessere. Eine ähnliche Praxis wäre bei uns vielfach sehr wohl am Platze.

Freilich ist ein leugnender Angeklagter, der mit einem Schwarm von Entlastungszeugen auftritt, für unsere mit Arbeiten überhäuften Strafkammern eine arge Plage. Bei dem in Preußen herrschenden Richtermangel könnte überhaupt nur ein kleiner Bruchtheil aller Strafprozesse erledigt werden, wenn eine große Zahl von Angeklagten leugnen wollte. Geständige Angeklagten sind daher sehr beliebt, um so mehr als in dem Geständniß zugleich eine Art von Vertrauensvotum für den Gerichtshof liegt, zu dessen väterlichem Urtheil der Angeklagte ein unbedingtes Vertrauen hat oder zu haben vorgibt.

Wenn wir in Preußen mehr Geld für Kulturzwecke aufwendeten, so würden unsere Richter nicht bis an die äußerste Grenze ihrer nervösen Widerstandsfähigkeit überlastet zu werden brauchen. Alsdann würde das übergebührliche Drängen auf ein Geständniß von selbst aufhören. Bis dahin sollten die Richter sich wenigstens bemühen, zu vermeiden, daß einem Angeklagten die Betheuerung seiner Unschuld gefährlich erscheint.

Arthur Bernstein.

Die heilige Lydwine von Schiedam.*)

Zu welchem Zwecke und aus welchem inneren Antrieb hat Huysmans dieses Buch geschrieben? Wie ist er dazu gekommen, das absonderliche Thema der holländischen Heiligen zu wählen und unter die Hagiographen zu gehen? Soweit ich sehen kann, gehen der angegebene Zweck und der thatsächliche Antrieb ziemlich auseinander; die tiefe, organische Verbindung zwischen beiden fehlt. Nach dem Reklamezettel des Verlegers werde in diesem Buche das schreckliche Problem des menschlichen Schmerzes im Lichte des Glaubens gelöst und die höchsten und am wenigsten bekannten Fragen der hohen Mystik erklärt; und der Verfasser selbst betont ausdrücklich, daß sein Buch sich ganz besonders an jene armen Geschöpfe richte, die wie die heilige Lydwine mit unheilbaren Krankheiten behaftet und für ihr ganzes Leben an das Bett gefesselt sind, die aber nicht wie sie wissen, daß sie damit das Werk einer Aufrichtung für sich und für andere erfüllen. Mit anderen Worten: das Buch soll als eine Verherrlichung des theologischen Gesetzes von der substitution mystique des Unschuldigen für den Schuldigen geschrieben sein, d. h. zu einem erbaulichen Zwecke. Alle seine Ausführungen moralisch-frommen oder theologisch-dogmatischen Inhalts sind aber entschieden magere Kühe, die nur eine sehr spärliche und sehr dünne Milch geben; und die Seiten, die mit ihnen gefüllt sind, hängen lose wie angeklebte Blätter. Auch der weitläufige Apparat von vorne und hinten angehängtem Quellenmaterial, mit dem er einherstelzt, um sich den Anschein der gewissenhaften Pedanterie eines gelehrten Hauses zu geben, ist mehr nur eine Arabeske und eine Pose, von der man sich nicht täuschen oder einschüchtern zu lassen braucht. Das Buch ist seinem Wesen nach das Werk eines Artisten, — eines wählerischen und schrullenhaften Künstlers, der sich diesmal in dem tollen Strudel des ausgehenden Mittelalters, wie früher in jenem des letztvergangenen faulenden und gährenden Jahrhunderts mit Wonne herumwälzt, um im einen wie im anderen Falle den bittersüßen, halb würzigen halb ranzigen Essenztropfen auf der Zungenspitze zu schmecken. Alles was im Buche kulturgeschichtliches Gemälde und dichterische Gestaltung ist, trägt den gewohnten Stempel von der zugleich vehementen und erlesenen Kunst Huysmans'; wenn er aber die Augen niederschlägt mit ge-

*) Paris, P.-V. Stock, 1901.

falteten Händen oder sie nach dem Himmel verdreht mit feierlichem und pathetischem Gerede, glaubt man ihm schwer.

Huysmans hat das anscheinend Unmögliche erreicht: die unserem heutigen Empfinden so fremde Erscheinung einer Heiligen aus dem Mittelalter nicht nur anschaulich, sondern sogar verständlich und plausibel zu machen. Und er hat dies nicht allein durch die geschickte Handhabe seiner überlegenen Kunst erreicht; etwas mehr als bloße Virtuosität, sein persönliches Temperament selbst hat dies bewirkt. Die Schilderung, die er über die Zeit entwirft, in welcher Lydwine lebte, ist so brutal und gedrungen, so kernig und grob, und spiegelt den damaligen europäischen Gesammtkörper mit seinen überschäumenden Säften und aufbrechenden Geschwüren so handgreiflich wieder, daß das Bild der Heiligen, in ein solches Gesammtgemälde eingefügt, uns ganz glaubwürdig erscheint, obgleich dasselbe mit einer übertrieben kühnen Verve gemalt ist, wo alles auf die Spitze gestellt und jedes Detail gehörig dick aufgetragen wird. Nicht am wenigsten trägt zu dieser Wirkung der breite, behäbige, menschliche Humor bei, der zuweilen ganz plötzlich und unvermittelt hervorbricht und die Menschen und Vorgänge aus jenen fernen Zeiten in einer Weise belebt und uns nahe rückt, wie es das eingehendste Studium und die treffsicherste Kunst allein nicht hätten bewirken können. Huysmans' eigenes Temperament — seine Sinne, seine Empfindungsweise — hat tiefe Wurzeln in dem Volks- und Zeittypus, den er hier schildert; dieser Typus wird sich sicherlich in jenen alten flandrischen Kulturgegenden, woher Huysmans stammt, bis an unsere Tage in lebendiger Tradition erhalten haben; und so ist es auch wahrscheinlich, daß seine ersten Kindheits- und Jugendeindrücke, die um so tiefer und nachhaltiger wirken, weil sie unbewußt sind, dazu mitgeholfen haben, diesen Typus in ihm selbst zu bewahren, auszuprägen und zu entfalten. Es ist in der Zeichnung des Milieus vom alten Schiedam nicht nur eine äußere Sicherheit vorhanden, sondern auch jene innere Sicherheit, die Intimität, die nur dem inneren Schauen und der mitgeborenen Verwandtschaft entspringt.

Lydwine ist Arme-Leute-Kind aus der kleinen, durch ihre Schnapsindustrie berühmten holländischen Stadt Schiedam. Ihr Vater war Nachtwächter; und der Sohn folgte dem Vater im Amte. Bis zu ihrem fünfzehnten Jahr war sie im elterlichen Hause ihrer Mutter mit dem Haushalt und der Pflege der zahlreichen Kinderschaar behülflich. Sie war, weiß ihr Biograph zu erzählen, ein hübsches junges Ding, in das sich die Männer verliebten, — „von jener den flandrischen Blondinen eigenthümlichen Schönheit, deren Reiz besonders in der Reinheit der Züge, in der graziösen Unschuld des Lachens und in dem zugleich ernsthaft zärtlichen und etwas wie erstaunten Ausdruck der Augen besteht". Dann geschah es eines Wintertags, wo ganz Schiedam auf dem kleinen Fluß Schie, der die Stadt durchquert, Schlittschuh lief, daß eine von ihren Kameradinnen auf sie hineinfuhr, wobei sie umfiel und eine Rippe brach. Man trug sie nach Hause und legte sie auf das Bett, das sie kaum mehr verlassen sollte. Von dem Tage ab fängt ihre absonderliche Leidensgeschichte an, — oder, vom hagiographischen Standpunkt aus, ihre Wanderung auf den Pfaden des mystischen Lebens. Es ist weder appetitlich noch nöthig, auf die widerwärtigen und monotonen Krankheitserscheinungen näher einzugehen, — Huysmans schwelgt darin, sie in so umständlicher und grotesker Weise zu schildern, daß man zuweilen nicht weiß, ob man es mit dem raffinirten artistischen Gourmet oder mit dem Humoristen zu thun hat. Es genügt mit Huysmans zu konstatiren, daß sie alle existirenden Krankheiten — inklusive le mal des ardents und die schwarze Beulenpest — nur mit Ausnahme der Leprose während der achtunddreißig Jahre ihres Krankenlagers nach und nach durchmachte und daß dieser wunde und zerfressene Körper einen beständigen Wohlgeruch ausströmte, — „un relent exquis de coques et d'épices de Levant, une fragrance à la fois énergique et douillette, quelque chose comme un fumet bien biblique de cinnamome et bien hollandais, de cannelle".

Hiermit befinden wir uns auf der heiligen Seite der profanen Geschichte, — der lichtvollen geistigen Kehrseite zur physischen Erniedrigung.

Ein Geistlicher Namens Jan Pot weiht Lydwine in ihre Mission ein. Sie bestehe darin, daß sie sich für andere opfere und Vergehen sühne, die andere begangen haben. Sie sei eine der Auserkorenen, welche die Schrecken des Calvarienberges wieder auf sich nehmen und dem Beispiel der substitution mystique, das der Erlöser als der Erste gegeben, dem Beispiel „de la suppléance de celui qui ne doit rien à celui qui doit tout" folgen. Sie fault, damit andere gesunden können; sie leidet, damit andere sich froh und frei entfalten können. Sie ist gewissermaßen unter den Händen Christi ein Gegengewicht gegen die Verbrechen, die Europa füllen, und gegen die Zerrüttung der Kirche. Die Seelen, die sich zu solcher Höhe emporzuschwingen vermögen, finden ihre Belohnung; der himmlische Bräutigam, der sie zu Erben seiner Leiden hier auf Erden ausgewählt, hat es zugleich so eingerichtet, daß der äußerste Schmerz in die äußerste Lust übergeht, — diese beiden extremen Sensationen laufen in einander über und verschmelzen sich mit einander in einer sinnlich-übersinnlichen Extase, wo die Begnadete „folle de douleur et folle de joie" ist.

Und gegenwärtig, meint Huysmans weiter, ist die allgemeine Lage der Völker und besonders diejenige der Kirche wieder sehr schlimm geworden und tobt der Kampf zwischen Lucifer und Gott wilder als je. Da es, fährt er fort, bei der jetzigen lauen Gesinnung der Katholiken und den schlaffen Sitten unserer Zeit wohl leider schwerlich zu hoffen sei, daß man — was vielleicht das Beste wäre — zu alten bewährten Mitteln, wie etwa ordentlich geschwefelten Hemden oder Scheiterhaufen von gut trockenem Holze, zurückgreife, sei nur darin Rettung zu erblicken, daß neue heilige Lydwinen in genügender Anzahl erstehen möchten; denn die Ordensschwestern, die in den Klöstern der Aufgabe der „oeuvre réparative des holocaustes" obliegen, seien zu wenig zahlreich.

Dies ist — nach der Grimasse eines bösen Buben — die gespielte Heuchelei im Bilde einer Betschwester. Zu Lydwine wallfahrteten zwar alle Klassen, auch fürstliche Personen und hochgebildete Geistliche; aber in das Verhältniß der Umgebung und der weltlichen und geistlichen Behörden zu ihr mischte sich eine gute Portion ungläubigen Bonsens und streichelüsternen Volkshumors. Warum spricht denn der Verfasser in solch pathetisch salbungsvollem Predigerton von eventuell zu erwartenden neuen Lydwinen; und wo will er die Resonanz für eine derartige „oeuvre réparative" heutzutage finden? Die Lydwine des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts strampelte und protestirte gehörig, wie Huysmans schildert, ehe sie sich bewegen ließ, auf die Pfade des mystischen Lebens einzuschlagen. Und was ist diese Wahl bestimmter Personen zu dem Zwecke einer substitution mystique, — eine Wahl, wo Zwang mit im Spiel ist und der sie sich nolens volens fügen müssen, — in der That anders als eine Art calvinistischer Praedestination, theologisch betrachtet; nach der populären Anschauungsweise werden sie recht und schlecht Sündenböcke genannt.

Viele Wunder vollziehen sich um Lydwine: — ein Verfolgter, der in ihr Haus seine Zuflucht genommen, wird für den Verfolger unsichtbar; ihr Geldbeutel für die Armen leert sich nie; eine feindliche Flotte segelt ab, statt die Stadt anzugreifen; eine Hostie senkt sich vom Himmel auf ihr Lager nieder; u. s. w. Das Eigenthümlichste an ihr ist aber „la faculté de bilocation", die Fähigkeit, zugleich an zwei Stellen anwesend zu sein. Während ihr Körper auf seinem Lager wie leblos daliegt, weilt ihre Seele an weit entfernten Orten der Erde oder der jenseitigen Welt. Lydwine hat Verkehr mit den himmlischen Wesen — den

Engeln, dem Bräutigam, der Jungfrau Maria; und in ihrer Gesellschaft durchwandert ihre Seele sowohl irdische Gegenden — Holland, Rom, Palästina — wie auch die jenseitigen: das Fegefeuer, die Hölle, das Eden. Es ist viel sinnliche Naivität und vertraulicher Reiz in Huysmans' Schilderungen von diesem Verkehr; sie sind von einer innigen volksthümlichen Phantasie getragen, welche alle diese Vorgänge und Wesen in warmer, konkreter Häuslichkeit gestaltet, dabei aber zugleich von dem hehren Glanz des Uebernatürlichen umwoben und wie in das durchsichtige Licht der Vision aufgelöst . . .

Während einer Nacht in der Weihnachtszeit verlor Lydwine den Gebrauch ihrer Sinne, und ihre Seele entfloh nach dem Eden. Dort wurde sie von einer großen Schaar weißgekleideter Jungfrauen empfangen, die alle Palmen in ihren Händen hielten und einen Halbkreis bildeten, in dessen Mitte Maria auf einem leuchtenden Throne saß. Alle diese reinen Geister hatten Körper, die nur von einem blassen Licht gefüllt waren; und knieend und mit den Händen in einander lobpriesen sie die Mutterschaft der Jungfrau.

„Und je näher die Stunde der Geburt rückte, desto flehentlicher und sanfter wurden der Ausdruck der Chorgesänge der Engel, die Ausathmungen der Weihrauchgefäße und der Schalen und die Schwingungen der Saiten; und als die Stunde in den göttlichen Glocken schlug, als Jesus strahlend auf den Knieen seiner Mutter erschien, als ein Schrei der Freude die geheiligten Wolken der Weihrauchgefäße und das extatische Brausen der Harfen durchschnitt, da öffnete sich das Leinen der keuschen Gewänder der Jungfrauen, und in unerschöpflichen Strömen sprang die Milch hervor. — Und die Selige wurde behandelt wie ihre Gefährtinnen; das Kind ließ sie solchermaßen verstehen, versichert A. Kempis, daß es sie der Ehre der himmlischen Mutterschaft theilhaftig machte; es bedeutete auf diese Weise, sagt Gerlac seinerseits, daß alle Jungfrauen befähigt waren, den Erlöser zu stillen. — Und schon erlosch die Vision; es blieb nichts übrig am nächtlichen Firmament als der unendliche Erguß dieser Milch, durch den die tausend Sterne hindurchschimmerten. — Der Eintritt der Catharina Simon, die ungeduldig war, das Versprechen ihres Traumes sich erfüllen zu sehen, ins Zimmer, führte Lydwine zu sich selbst zurück, und als die Freundin Milch von ihr verlangte, berührte sie mit ihrer linken Hand die Spitze ihres Busens, und die Milch, die mit ihrer Rückkehr zur Erde verschwunden war, kehrte wieder, und die Wittwe trank davon dreimal und konnte während mehrerer Tage keine Nahrung zu sich nehmen. Jede natürliche Nahrung schien ihr außerdem, im Vergleich mit diesem außerordentlichen Trank, von schalem Duft und fadem Geschmack; und diese Scene wiederholte sich mehrere Jahre zur Weihnachtszeit." . . .

Eine andere Vision wird folgendermaßen geschildert:

„Es war zwischen acht und neun Uhr; sobald ihre Nächsten sie verlassen hatten, rief ihre Seele sie zu sich, konzentrirte sich in ihren Grund, und Gott durchdrang sie bis in die geheimsten ihrer Fibern; ihre Leiden hatten sie verlassen, ihre Kümmernisse waren nicht mehr; ihre Seele kniete nieder in ihrer bettlägerigen Hülle und streckte außer sich die Arme nach dem Bräutigam; aber ihre Augen, die sie geschlossen hatte, öffneten sich; ein Stern funkelte über ihrem Bett, und neben ihr, in einem Gewande aus blassem Feuer, stand ihr Engel. — Er berührte sie leicht, und für einige Augenblicke verschwanden ihre Wunden; die Fülle und die Farben der Gesundheit kehrten wieder; eine vergessene Lydwine, eine verlorene Lydwine, eine gesunde, frische, ganz junge Lydwine sprang aus der grünlichen, blutrünstigen Puppe auf dem Bett von faulem Stroh hervor. — Und die Engel traten ein. Sie hielten die Werkzeuge der Passion: das Kreuz, die Nägel, den Hammer, die Lanze, den Pfahl, die Dornen und die Geißel; einer nach dem anderen stellten sie sich in einem Halbkreis in der Stube auf, einen Raum um das Bett frei lassend. — Sie leuchteten, gekleidet in flammende Gewänder, brodirt mit eingebrannten Goldstickereien, und Funken märchenhafter Edelsteine liefen über das wallende Feuer der Gewänder; und plötzlich verbeugten sich alle; die Jungfrau näherte sich, begleitet von einem prächtigen Gefolge von Heiligen, bekränzt mit geschlossenen Heiligenscheinen, gehüllt in fließende Stoffe aus Schnee und Purpur. Maria, sehr einfach in weiße Flammen gekleidet, trug in den durchglühten Flechten ihrer Haare Edelsteine, deren den Edelsteinen der Erde unbekannte Flammen in blendendem Feuer glänzten. Keine andere als Lydwine hätte dies verzehrende Licht ertragen. Und die Jungfrau lächelte, während das Jesuskind daherkam und sich auf den Rand des Bettes setzte und zärtlich mit Lydwine sprach. — Auf einem Mal, erdrückt vom Uebermaß der Freude, zerfloß die Seele der Heiligen; aber das Kind streckte die Arme aus und verwandelte sich in den Mann; das Gesicht erlosch und wurde fleischlos; die Wangen wurden hohl unter fahlen Furchen; die blutgesprengten Augen sanken ein; die Dornenkrone richtete sich auf der Stirn auf, und die rothen Perlen rannen von den Spitzen; die Hände und Füße durchlöcherten sich; ein bläulicher Schein umzog den entzündeten Rand der Wunden, und neben dem Herzen sprangen die Lippen einer Oeffnung auf; der Calvarienberg folgte ohne Uebergang dem Stall von Bethlehem; der gekreuzigte Jesus substituirte sich mit einem Male dem Jesuskind." . .

Neben dieser Poesie überirdischer Visionen zieht sich eine breite Furche von massivem und derbem Humor durch das Buch. In Lydwine selbst sogar wechseln die Extasen der Heiligen und sehr banale Regungen eines gewöhnlichen irdischen Weibes. Es war nicht für Jedermann so ohne Weiteres räthlich, ihr zu nahe zu kommen; die Milde hatte bei ihr eine kratzige Kehrseite, wie nicht Wenige in Erfahrung brachten. Besonders mit ihrem Beichtvater, dem hochwürdigen Pfarrer von Schiedam, Dom André, lag sie auf beständigem Kriegsfuß; das war wie Hund und Katze. Während der ersten Zeit ihrer Krankheit schrieben die Aerzte Umschläge vor, wozu auch das Fett von Kapaunen gehörte. Nun hatte Dom André eine ganze Anzahl dieser leckeren Vögel, die er zu Fastnacht zu schlachten pflegte. Als er um diese Jahreszeit die kranke Lydwine besuchte, um Beichte zu hören, bat sie ihn um das Fett von einem seiner Kapaunen, was er übellaunig verweigerte mit der Begründung, sie seien mager, und daß die Köchin das bischen Sauce beim Braten nöthig hätte. Als er in seiner Weigerung verharrte, wurde Lydwine böse und antwortete: „Sie haben mir verweigert, was ich von Ihnen als Almosen begehrte im Namen Jesu; nun wohl, ich bitte jetzt den Erlöser, daß Ihr Geflügel von den Katzen gefressen werde." Und also geschah es. — Später wurde es noch schlimmer; der Krieg zwischen Beichtvater und Beichtkind nahm immer schärfere Formen an. Als sich die himmlische Hostie auf ihr Bett niedergesenkt hatte und der hochwürdige Herr hingerufen wurde, um mit eigenen Augen das Wunder zu sehen, geriethen sie einander sofort in die Haare, indem er behauptete, der Gegenstand sei vom Satan, während Lydwine darauf bestand, er sei von Gott gekommen. Dom André mußte das kürzeste Stroh ziehen: das Volk erhob sich, die Behörden mischten sich ein, und Dom André sah keinen anderen Ausweg, als sich in die Kirche zu flüchten. Und als die Pest ihren Einzug in Schiedam hält, und Dom André sich bei Lydwine einfindet, um sie mit den Sterbesakramenten zu versehen und dabei zitternd den Himmel bittet, leben zu dürfen, um ihr bei ihrem Hinscheiden beistehen zu können, antwortet sie kurz und gut, daß er, nicht sie zuerst sterben werde. Einige Tage später wird er auch krank, und Lydwine läßt ihn grüßen, daß sie ihm verzeihe, daß er sich aber keine Illusionen machen solle, denn er sei verdammt, weswegen er beichten und das Gut Anderer wiedergeben solle, das er sich zugeeignet habe. Bei dem Worte „Wiedergabe" bekommt Dom André einen Wuthanfall. Als aber Lydwine zu demselben Zwecke die von ihm gestohlenen Sachen spezifizirt, stirbt er aus Raserei gegen die Heilige, mit dem Schaum auf den Lippen.

Die holländische Heilige wurde 1380 geboren und starb 1433. Die katholische Kirche scheint ihr keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt zu haben; denn sie wurde erst — 1892 kanonisirt, und bis dahin gab es für sie keinen besonderen Dienst im Missale und Brevier der katholischen Niederlande. Merkwürdiger Weise existirte aber ein solcher im alten jansenistischen Brevier von Utrecht und Harlem, was ja theologische Forscher zum Nachdenken anregen kann.

München.

Ola Hansson.

Thüren und Fenster.

Es gibt Ungeduldige, welche es laut beklagen, daß wir noch immer nicht den Baustil des zwanzigsten Jahrhunderts haben. Mindestens auf der Weltausstellung in Paris hatten sie erwartet, diese neue Architektur fix und fertig dastehen zu sehen, sodaß sie seine Gesetze nur so fließend herunterlesen könnten, wie aus einem Buch. Und nun war das Gebäude, an welchem man die neue Baukunst mit am ersten erwarten sollte, auf jenem großen Jahrmarkt überhaupt nicht zu finden. Ein Wohnhaus gab es dort nicht, wenigstens keins, das Ansprüche in dieser Richtung befriedigt hätte. Die Arbeiterwohnstätten der Gruppe für soziale Wohlfahrtseinrichtungen draußen in Vincennes hatten andere Aufgaben, als den neuen Stil zur Erscheinung zu bringen.

Viel eher kann, wer die Augen beim Durchschreiten der modernen Theile der Großstädte fleißig offen hält, das Neue in Einzelheiten finden, während man nach ihm in der Gesammtansicht der Gebäude z. Th. noch vergeblich sucht. Da sieht man hart neben dem überliefert Herkömmlichen die Rebellen aufstehen, alte Formen gleich Ketten abschüttelnd, bereit mit der errungenen eigenen Freiheit dem Zurückgebliebenen gleichfalls zum Fortschreiten zu helfen.

Am auffälligsten empört sich das Fenster gegen die Vorschrift der Tradition. Hatte es doch bis vor kurzem noch all die Lasten zu tragen, welche die Renaissance ihm einst aufgebürdet: das Gesetz der langen Reihenfolge mit den gleichmäßigen Abständen, die stereotypen Bekrönungen in dem monotonen Wechsel zwischen geradem Gesimsabschluß, eckigem und rundbogigem Giebelschmuck. Diese Konvention lief unerbittlich fast über alle Fassaden und verurtheilte die Mauer zu starrer Bewegungslosigkeit. Es war stets dieselbe Paradeaufstellung derselben Zierglieder, hinter welcher die Wand als solche der Beachtung entschwand.

Aus diesem gewohnten Reih' und Glied treten jetzt die Fenster mit Absichtlichkeit heraus, um sich individuell zu zeigen. Die einzelne Lichtöffnung dehnt sich in breiter Fläche aus und macht der unaufhörlichen Abwechselung zwischen Mauerstreifen und Wanddurchbrechung ein Ende. Dadurch wird auch der Mauer ein ungestörtes Ausleben ermöglicht. Aus den Erfordernissen des Innenraums hervorgegangen, dem ein breites Einströmen reicher Lichtmassen aus einer einzigen Quelle erwünscht war, hat der Gebrauch des einen breiten Fensters für jedes Gemach das Ansehen der Fassade bereits in manchen Fällen umgestaltet. Nun die einzige Mauerdurchbrechung für zwei oder mehrere kleinere eintritt, besitzt sie die erforderliche Ausdehnung, um in dem Bilde der Flächengliederung maßgebend hervorzutreten. Die Wand als das Helle, die Verglasung mit dem dahinter sich vertiefenden Raum als das Dunkle wechseln nicht mehr so häufig, darum machen sie es dem Auge leicht, ihre Zahl zu erfassen und ihren Sinn zu verstehen, während bis vor kurzem niemand im Stande war, mit einem Blick die Fenster einer Front zu zählen oder sich über die Menge und Größenverhältnisse der Zimmer Rechenschaft zu geben, die dahinter lagen.

Schon in der städtischen Straße, wo die Hausfront sich in die vorgeschriebene Fluchtlinie fügen muß, haben die Fenster mancherlei über das Verhältniß der Räume zu berichten. Aber noch viel wichtigere Geheimnisse können sie ausplaudern, wo die einzeln stehende Villa sich nach Belieben von ihren Artgenossen unterscheiden darf. Hier, wo die Bestimmung der verschiedenen Gemächer sich noch unbedingter zum Gesetzgeber für die äußere Bauform erklärt, sondern sich die einzelnen Räume des Hauses deutlich von einander. Die Wandflächen springen mehr oder minder unregelmäßig zurück, und dadurch wird auch dem Fenster die Freiheit, sich auf der bestimmt abgegrenzten Fläche nach Gefallen einzurichten, ohne sich an die Formen seiner Kollegen allzu ängstlich zu kehren. So beliebt es vielleicht dem Wohngemach, dem eine bedeckte Veranda vorgelagert ist, seine Wand als fortlaufende Fensterfläche einzurichten, um der Gefahr der Dunkelheit zu entgehen, während das Schlafzimmer, welches sein Licht ungeschmälert empfängt, durch kleinere, gekuppelte Bogenfenster den Eindruck traulicher Abgeschlossenheit hervorruft. In dem Treppenraum mögen dagegen die schrägansteigenden Geländer die Richtung für die oberen und unteren Abschlüsse der Lichtöffnungen geben, so daß die verschiedenen Linien schon von außen einen Ueberblick über den Situationsplan der Behausung verschaffen.

Natürlich kann all diese Verschiedenartigkeit sich nicht unter irgend ein einheitliches Rahmensystem zwängen lassen. Darum muß denn das ganze Heer von Bekrönungen aus der Renaissancetradition fallen. Das Fenster gibt sich wieder als das, was es seiner Natur nach ist, nämlich als ein Loch in der Mauer und nicht als ein von außen angeklebtes Glied, als das es sich durch die Säulen oder Pfosten nebst dem Gesims und Giebel oft vorzustellen beliebte. Was hatte dann noch die Prunkliebe des Barock an Figurenaufbauten und Bekränzungen hinzugefügt! Durch das Uebermaß war der Schmuck zur Fessel geworden, und man glaubt heute in dem wohlgefälligen Ausdehnen der Fensterverhältnisse etwas wie Erleichterung zu spüren über die gewonnene Freiheit. Heute schon sind jene Wandöffnungen nicht selten, welche äußerlich nichts, aber auch garnichts von Rahmenauszeichnung aufzuweisen haben. Anderwärts präsentirt sie sich als bescheidene Einfassung, die sich in schlichter Gleichmäßigkeit um das ganze Fenster zieht und nur zuweilen die Ecken durch eine Rosette auszeichnet. Jedenfalls ist das Oben nicht anders behandelt als das Unten — ein entschiedener Gegensatz gegen den gewohnten repräsentativen Aufbau, der wie ein antikes Bauwerk im Kleinen das ganze Pathos von Stütze und Last bei jeder untergeordneten Gelegenheit trivialisirte. Sehr amüsant ist es manchmal zu sehen, wie ein Theil dieser gewohnten Zuthaten sich immer noch hartnäckig erhält, auch wo er niemand über seine Entbehrlichkelt zu täuschen vermag. Da schwebt dann z. B. ein stützenloses Gesims in kläglicher Einsamkeit in weitem Abstand über dem Fenster, nur um die Lichtöffnung durch Augentäuschung schlanker erscheinen zu lassen oder als Verlegenheitsbehelf, um eine sonst leer erscheinende Fläche zu unterbrechen. Da wird wieder einmal wie so oft in der Architekturgeschichte ein überflüssig gewordenes Bauglied zur Zierform.

Anders verhält es sich dagegen bei dem rundbogig geschlossenen Fenster. Es ist nur natürlich, den gemauerten Bogen, der sich durch die Steinrichtung von der übrigen Mauer unterscheidet, auch da, wo ein Verputz die Geheimnisse der Technik deckt, durch eine bescheidene Zierde zur Geltung zu bringen. Am zwangloseſten gibt sich dazu der Schlußstein des Bogens her, der oft wohl ein wenig über die Mauerflucht vorspringen darf und zuweilen einen plastischen Schmuck trägt. In dieser Vereinzelung macht der Zierrath viel mehr Anspruch auf Beachtung als die gewohnte freigebige Vertheilung von Akanthusranken sonst erzwingen konnte. Vermuthlich wird diese flach geschwungene Bogenlinie künftig immer bereitwilligere Verwendung finden. Denn die vielen geraden Linien, welche sichtbar übrig bleiben, wenn der meiste entbehrliche Schmuck fortfällt, verlangen gebieterisch nach Unterbrechung und Ablösung. Diese Nothwendigkeit hat ja bereits hier und da in der Innendekoration zu Umrahmungen geführt, welche mit sanften Biegungen auf ein Verleugnen der senkrechten Linien hinzielten. Ja sogar in der äußeren Gebäudeansicht scheint sich ein ähnliches Verlangen Bahn zu brechen, wenn auch für's Erste nur im Ausland. In Belgien hat man bereits zu vorsichtig geschwungenen seitlichen Umgrenzungslinien für Thüren wie für Fenster gegriffen, um damit dem Auge über die starre Strenge der vielen Graden hinwegzuhelfen.

Denn nicht dem Fenster allein, auch der Thür gelten die Neuerungen. Innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte haben wir nun schon ihre dritte Wandlung erlebt. Zuerst war das Renaissance-Portal an jedem Haus, das sich respektirte, so zu sagen obligatorisch. Ueberflüssig groß, mit

schweren Eichenholzflügeln aus dick vorspringendem Rahmenwerk, machte es dem Besucher den Eindruck, als beträte er eine befestigte Wohnstätte. Auch die Kraftanstrengung, die beim Oeffnen erforderlich ist, widerspricht nicht jener Vorstellung. Und weil zu Anfang der achtziger Jahre der Begriff des „Stilvollen" bei uns noch für wichtiger galt, als praktische Anforderungen, muß sich noch heute die Mehrzahl der Stadtbewohner zu solcher Kraftverschwendung bequemen. Und doch arbeiten die Belagerer der modernen Wohnung, die Einbrecher, nicht mit Axtschlägen, sondern mit dem Dietrich, und ein gutes Sicherheitsschloß hilft gegen ihre Angriffe besser als die stärkste Holzbohle.

Allmählich kam man wenigstens dazu, dem Hausbewohner seine tägliche Arbeitsleistung zu erleichtern, indem man innerhalb des monumentalen Portals eine kleine Pforte anbrachte, welche sich mit leichtem Druck bewegen läßt. Für gewöhnlich überschreitet ja doch auf einmal nur eine einzelne Person die Schwelle des Privathauses, man hat also nicht nöthig, breite Flügel aufzureißen. So gab man also die Idee des Festungsthors auf und füllte den größeren Theil der Flügelthüren mit Spiegelscheiben, wand Eisenschmiedewerk als schützendes Gitter darüber, zwischen dem man bequem in den Treppenraum hineinsehen konnte. Das sah nun mehr nach friedlichen Zuständen aus. Natürlich war es das Portal des Zinshauses für wohlhabende Miether, welches durch den Einblick in das Innere auch die Vorübergehenden an seiner Ausstattung mit Stuckmarmor theilnehmen ließ. So war denn der größere Theil der Thür nichts weiter als ein Prunkrahmen für die bescheidene Pforte, die sich allein öffnen ließ. Nun lag der Gedanke nahe, das Ueberflüssige ganz zu beseitigen und wieder wie beim Fenster kam das Abstreifen der Zuthat sowohl der Vergrößerung der glatten Mauerfläche wie auch dem Ausdruck des Vernunftgemäßen zu gut. Auch dies war ein Betonen des soliden Bestrebens, auch dem Hause des wohlhabenden Bürgers ein schlichtes Ansehen zu geben. Es gilt nicht mehr als geschmackvoll für den Privatmann, einen Palast bewohnen zu wollen. Nun öffnet sich geräuschlos und bei leisem Anstoß die bescheidene Holzthür eben weit genug, um den Einzelnen eintreten zu lassen.

Fenster und Thür werden also gleichzeitig durch ihre Umgestaltung der Mauerfläche wieder zu ihrem Recht verhelfen. Diese erlangt dadurch größere Bewegungsfreiheit. Die Massen werden sich nach neuen Gesichtspunkten gliedern und gruppiren können, wie die Anforderungen des modernen Lebens es von dem Wohnungsbau fordern. So sehen wir denn in jenen Veränderungen die Vorboten neuer Bauformen, aus denen sich endlich auch die Zukunftsarchitektur entwickeln muß.

A. L. Plehn.

Ausstellungswesen und -Unwesen.

(Schluß.)

Nie haben sich Männer wie Monet und Pissarro (und in diesem ihrem hartnäckigen Realismus berühren sie sich mit dem deutschen Meister Leibl) durch die Velleitäten einer schweifenden Phantastik blenden und von dem Ziele ablenken lassen, wo sie die französische Kunst hinhaben wollten: die Schönheit der gänzlich unverschönerten Natur durch das Medium der wahrsten Farbe ins Herz einziehen, ein ganzes rundes Stück Natur für sich, nicht in Einzelheiten nur reden zu lassen. Auch damals nicht, wo sie noch als halbe Schüler von Fontainebleau und altniederländischer Meister (Ruysdael und Everdingen) ihre Uebergangsepoche hatten, eine Epoche, in der Meister wie Jakob Maris und Jozef Israels — wovon man sich in der Sezessionsausstellung überzeugen kann — als Maler eigentlich immer stehen geblieben sind. Bilder aus jener Zeit zeigen, mit welch harten Mitteln sie noch Atmosphäre und Licht zu analysiren suchten, zeigen, wie sie in der Abrundung des Motivs noch keineswegs unbefangen waren, vielmehr einer Art schulmäßiger Komposition sich befleißigten. Wohl ist schon in gewisser Beziehung die Farbe als Abglanz des Lebens behandelt, doch im Vordergrunde des malerischen Interesses steht ein etwas akademisches Bemühen, einen „schönen", mannigfach gegliederten, durch allerlei Nebendinge geistreich belebten Natureindruck in harmonischer Geschlossenheit wiederzugeben. Die beiden Hafenbilder Monet's sowie Pissarro's Landschaft von Pontoise sind in solchem Sinne sehr bemerkenswerth.

Dann aber setzten sich diese Meister hin, um ohne jede Schulerinnerung unmittelbar die Natur abzumalen, liebevoll ihr hingegeben. Mit der Wiedergabe eines reinen runden Eindrucks war ihr Werk erschöpft. Nicht mehr wollten sie der Welt zeigen, wie sie die Natur „durchstudirt", wie sie die Schwierigkeiten überwunden, die die Wiedergabe der Natur verursacht. Sie wollten einen Eindruck davon vermitteln, was die Natur ihrem Gefühl offenbarte. Zunächst mochten sie wohl auch das anstreben, was man eine photographische Treue nennt; aber siehe da, derselbe Naturausschnitt, unter denselben Bedingungen des Lichtes und der Luft gesehen, gewann unter dem Pinsel der verschiedenen Individualitäten eine grundverschiedene malerische Haltung — d. h. hinter den naturalistischen Gebilden kam ein Stück Seele des Malenden zum Vorschein. Es war Naturanbetung ohne jede phantastische Regung, es waren Naturstudien ohne jeden litterarischen Beigeschmack; es waren Orgien des Lichtes, denen etwas von der erfrischenden Elementarkraft der Natur selbst anzuhaften schien. In dieser Kunst gab es keinen todten Punkt, nichts Monotones, auch wenn dasselbe Motiv auf zwanzig verschiedenen Leinwanden gemalt wurde. Wer, zum Exempel, die Bilderreihe von Monet's berühmter grüner Waldbrücke, unter der tausend Wasserblumen blühen, kennt, der wird sich der Empfindung nicht entschlagen können: am Morgen ist's ein realistischer Abglanz romantischer Wirklichkeit; auf der Mittagshöhe gleicht's dem gesättigten Farbenspiel des Diamanten; gegen den späten Nachmittag wirkt's wie ein Idyll; in der Abendstunde ist's ein Mysterium. Und überdies gibt es noch über ein halbes Dutzend Zwischenstufen, wo einzig durch die Beobachtung des Lichtes dieses schlichte Motiv in der Malerei Monet's einen wechselnden, immer ganz besonderen und charakteristischen Gefühlsinhalt empfangen hat. Diese Kunst ging zwar von der ländlichen Landschaft aus, aber sie machte nicht unbedingt vor ihr Halt. Unter der Strenge der impressionistischen Anschauung gewinnt auch das vereinzeltste Stück Natur farbiges Leben, so daß die Fachbegriffe „Stilleben" oder „nature morte" aufgehoben erscheinen; ob Monet ein blühendes, in Farben erglühendes Stück Seine-Ufer malt, ob ein paar Pfirsiche oder ein Bund Rosen oder eine Traubendolde: immer gibt er sich der gleichen Naturandacht hin. Das Porträt empfängt, bei einem Studium des natürlichen Lebenskreises, neue persönliche Reize. In der rein koloristischen Aufrollung großer Städtebilder, vor allem in der Schilderung solcher Städte, die an weiten Flüssen liegen, erscheint die fieberhafte Thätigkeit des modernen Menschen, ein sozialer Zug, und zwar ein durchaus naiver, ein Zug, der der älteren Tendenzmalerei, die ja auch „modern" war, lebhaft zu spotten scheint. Man betrachte Pissarro's „Rouen am Morgen". Nicht nur der Tag, auch die arbeitende Welt erwacht zu frischer Thätigkeit; neu beginnt die Schlacht, die die Menschen um ihre Existenz schlagen. Der Beschauer glaubt die Regenerationskraft der Morgenstunde an sich selbst zu empfinden. Denn das vor allem erstreben diese Künstler: uns theilnehmen zu lassen an den Kräften, die im Innern der Natur schlummern.

Die Wahrkunst der Deutschen ist im wesentlichen Laufe ihrer Entwicklung von Frankreich abhängig. Diese Thatsache ist nicht neu; niemals aber ist sie so überzeugend und einleuchtend in die Erscheinung getreten wie gerade auf der dritten Sezessionsausstellung. Unsere Wahrkunst kam von Frankreich, wandert gegenwärtig in den bunten Lichtspuren

der Impressionisten und wird in Zukunft noch lange von diesen Einflüssen zu zehren haben. Drei Generationen bieten sich in durchsichtiger Verfassung dem Auge dar. Selbst wenn man Wilhelm Leibl betrachtet als außerhalb dieser Generationen stehend, so muß man doch von ihm sagen, daß er bei aller Verwandtschaft mit den alten Meistern niederländischer Schulen nicht der Leibl geworden wäre, wenn er sich nicht an Courbet und vielleicht auch an dem Manet der sechziger Jahre gestärkt hätte. Dabei darf man ganz ruhig behaupten, daß er in manchen Porträts durch menschliche Charakteristik und auch durch die Gediegenheit der malerischen Arbeit manche Porträts oder Figurenstücke Manet's übertroffen hat. Die erste Generation des unbedingten Realismus stellt Max Liebermann dar; er kommt von Fontainebleau her und ist erst mit einem jüngeren Geschlechte in den Impressionismus hineingewachsen. Die helle Belebung seiner Farbe ist neueren Datums. Bei ihm ist an den starken Empfinder der starke Maler erst allmählich herangerückt. Ueber keinem seiner früheren „Biergärten", denen von München und Dachau und Rosenheim, hat so wie jetzt über dem Leydener die farbenlichte Sommer-Sonntagsstimmung gelegen: man kann „dabei wohl singen, dabei wohl fröhlich sein".

Als Maler, als Pleinairist war ein Mann des nächsten Geschlechtes schon um 1890 vorgeschrittener denn Liebermann, obwohl damals seine bewußte Franzosennachahmung, eben weil sie zunächst nur Nachahmung war, von vorsichtigen Kennern gestriegelt werden mußte: Der Sachse Paul Baum. Ihm wie seinem Wandergefährten Stremel und dem nun verstorbenen Weimarer Baron Gleichen-Rußwurm hat der jungdeutsche Kolorismus ungemein viel zu danken. Sie waren die konsequentesten Vertreter nicht nur der freien, umfassenden Naturanschauung Monet's, sondern auch seiner kommatisch-flockigen Technik, die der Farbe das größtmögliche Maß von Leuchtkraft gewinnen will. Das stärkste Temperament unter den Dreien war immer Baum. Wohl sah er im ersten Jahrzehnt seines Schaffens auch die Landschaft seiner Heimath mit den Augen des Franzosen; aber dann entfaltete sich seine deutsche Landschafterseele — das Gefühl für die herbere Lyrik unserer relieflosen Ebenen, schweren, kühlen Stromgebiete, tiefen und stolzen Waldländer und dunklen Halden. Zumal die silbergrauen Stimmungen des Vorfrühlings und des Herbstes, das Halbabgekühlte und Halberwärmte, das einen sonderbar schimmernden Duft der Atmosphäre bewirkt, empfindet Paul Baum so aufrichtig und so fein.

Eine dritte Generation von Farbenkünstlern aber, die Moderne von — morgen, muß die Berliner Sezession aus München beziehen, wo dieses junge Volk offenbar zunächst noch den Propheten zu spielen hat, der im Vaterlande verkannt wird. Die klare und reine Landschaftsmalerei liegt diesem Geschlechte nicht so sehr als die malerische Darstellung des Menschen, des Weltlaufs oder doch der eigenen Lebenssphäre und der comédie humaine. Und da, wo sie stofflich etwa auf Sage und Legende zurückgreifen, klammern sie sich nicht an litterarische Erinnerungen an, sondern wollen allein durch Malerei wirken. Da ist ein Ritter im mittelalterlichen Harnisch; mit hochgeschlagenem Visir; bewaffnet bis an die Zähne. Da steht bebend ein junges Weib: keine Statue der Antike, vielmehr eine ganz moderne Heldin. „Perseus und Andromache." Der Maler, Louis Corinth, hat die Dinge angeschaut in Ehrlichkeit. Er hat vielleicht nichts geschaffen, was in der Gediegenheit und Klarheit des malerischen Ausdrucks diesem Frauenakte gleichkäme. Da sind allerlei starke, unter den Bedingungen von Luft und Licht sich entwickelnde Kontrastwirkungen. Prachtvoll steht der hell vibrirende Teint des Frauenleibes gegen den bunten Mantel, gegen den spiegelgleichen Glanz der Ritterrüstung. Der Drache nur, auf dessen irisirender Schuppenhaut das Paar steht, — der ist vom Theater. So etwas kann das Geschlecht nach Böcklin nicht mehr oder — noch nicht wieder machen.

Diesem immerhin phantastischen Realismus steht eine hartnäckige Gruppe gegenüber, die jeglicher Abänderung des unmittelbarsten Natureindrucks abhold ist. Sie geben scharfe Augenblicksbilder von Menschen, Intérieurs, ganz einfachen Vorgängen. Körper und Gegenstände sind ihnen nur Modelle der Farbensuche. Sie fangen das Licht auf, wo sich irgend wie fein harmonisches Spiel ihnen bietet: an der getünchten Wand eines Zimmers, auf dem Rücken eines Badenden, an der schweren Körpermasse eines Lastthiers, auf einem Tischtuche, an der farbigen Toilette einer Dame, an dem aufspritzenden Schaum einer Quelle. Die Palette dieser Maler ist von einer kühnen Buntheit. Sie kennen die stumpfen Farben nicht; sie versuchen mit Glück, das Licht, bis in seine Nuancen hinauf, sozusagen prismatisch aufzulösen. In der koloristischen Form hängen sie von Manet und Monet ab; in der Geschmackssuche doch auch von Münchener Schulen. Weder Landenberger und Hummel, noch auch Erich Hauke, Lichtenberger, Pottner und Ernst Stern sind primitiv zur Kunst gekommen; sie entwickeln eine unmittelbar überlieferte Kunstübung; und faßt man die ruhige Produktion der Meister Uhde, Habermann und Slevogt ins Auge, so kann man dem Werk dieser nachrückenden Gruppe nicht immer den Vorwurf schenken, daß sie da und dort krampfhaft verfahre. Doch diese Gruppe hat die Jugend für sich und ein Maß von Kraft, das nach Ventilen sucht. Und dann hat sie die Lust der Arbeit für sich und den Trieb, ohne Kompromiß zu neuen Zielen zu kommen. Daß sie das Nächste und Gewöhnlichste angreift, das sollte ihr nicht zum Vorwurf werden. Die in der Zeiten Lauf immer wiederkehrende Epoche einer „Höhenkunst", die „Zeit der Seher und Begabten" — wie das Grillparzer nennt — ist gewiß noch recht fern. Die treue Naturbeobachtung kann noch lange unser „Wissen" bereichern und den „Nutzen" fördern. Wenn diese Jugend aber durch blinde Angriffe auf ihre farbigen Ausdrucksmittel sich chikanirt fühlt, so wird sie sich vielleicht mit einer geschichtlichen Reminiscenz trösten, die ich hier wiedergebe. Um 1850 mußte der sanfte Corot, als er die ersten Ergebnisse der malerischen Schwenkung ausstellte, die seine Eigenart begründet hat, von der Kunstkritik das Folgende hören: „Sieht Herr Corot wirklich die Natur so, wie er sie uns darstellt? Vergeblich ist sein Bemühen, uns zu imponiren mit seiner Manier, die Bäume zu malen. Das sind keine Bäume, das ist Rauch! Wir für unser Theil haben auf unseren Wanderungen niemals Gelegenheit gehabt, Bäume zu sehen, die denen des Herrn Corot glichen."

Gegen 1880 aber ruft dieselbe Gesellschaft denselben Corot als Kronzeugen gegen Claude Monet auf. Und zwar so: „Herr Monet sieht alles blau! Blauer Erdboden, blaues Grün, blaue Bäume. O ihr schönen Bäume Corot's, ihr geheimnißvollen und poesiereichen, was hat man aus euch gemacht?! Man hat euch in das Blaufaß einer Wäscherin getaucht."

Ich kann nicht behaupten, daß unter dieser trostbedürftigen Jugend sich Corot's und Monet's befinden: aber schließlich trägt doch in einem freien Staate jeder gute Soldat den Marschallstab in seinem Tornister.

Julius Elias.

Theater.

Neues Theater (Gastspiel des Meßthaler Ensembles): „Die Hoffnung auf Segen" Schifferdrama in 4 Bildern von Hermann Heijermanns jr.

Das Mitleid hat uns arm gemacht. Aber zum Theil ist dies Mitleid auch bereits wieder überwunden worden.

Das ist ein Wesentliches in der Entwicklung Gerhart Hauptmann's: nur mit den Augen des Mitleids sah er zunächst die Enterbten der Gesellschaft, die er seiner Kunst erobern wollte, an. Aber dieses Mitleid sollte der rein menschlichen Freude des Künstlers weichen, der seine Lust hat an Individualitäten jeglicher Art und dem das Unkraut

am Wegrand so lieb ist wie die Rose im Garten. In den „Webern“ beginnt diese Wandlung, in „Fuhrmann Henschel“ ist sie vollzogen. Auch in dem Drama des Holländers Hermann Heijermanns „Die Hoffnung auf Segen“ ist die Schifferbevölkerung mitsammt den Armenhäuslern nicht mehr mit todtem Mitleid, sondern mit lebengebender Liebe erfaßt.

Mit der Schaar der Enterbten aber kam eine Reihe anderer Gestalten in die Litteratur, denen man Schuld gab am Unglück jener: gewissenlose „Stützen der Gesellschaft“, blutsaugerische Kapitalisten, hartherzige Fabrikanten. Sah man die einen zunächst nur mit den Augen des Mitleids, so galt den andern zunächst nichts als Haß. Und dieser Haß ist noch in der „Hoffnung auf Segen“.

Der Rheder Bos hat die „Hoffnung auf Segen“ auslaufen lassen, trotzdem der Werftzimmermann ihm sagte, die Planken seien morsch. Das Schiff ist in einem Sturm zu Grunde gegangen. Ihm macht's nichts aus, denn — das Schiff war hoch versichert. Für die Noth der Hinterbliebenen hat er keine Thräne, ihren Anklagen setzt er Drohungen mit der Polizei, ihrem Kummer Brutalität entgegen. Er hat keine Reue für seine That. Er ist in nichts mehr Mensch, er ist nur noch Gespenst des Hasses. Die morsche „Hoffnung auf Segen“ ist ein soziales Gespensterschiff. Und seltsam! in dieselben morschen Bretter solches Schiffes hatte schon Ibsen in den „Stützen der Gesellschaft“ sein Richtschwert gebohrt.

Unverkümmert bleibe das Recht der Satire, und Haß und Satire sind den Ehebund eingegangen, diesen Rheder zu zeugen. Aber in der objektiven Dichtung ist für Satire kein Raum! Man kann nicht rein künstlerisch erfaßte Menschen von satirischen Fratzen mißhandeln lassen. Dem widersetzt sich das Gerechtigkeitsgefühl.

Aus sozialem Mitempfinden waren solche Haßgeburten entstanden, und das ist wunderlich. Thöricht ist es sogar, und bedeutet im Grunde nichts als ein Rufen nach dem Schutzmann. Wäre wirklich nur eine Reihe von Verbrechern an dem sozialen Elend schuld, — wen würde es groß aufregen? In Wirklichkeit würde eine Untersuchung eingeleitet werden, der Rheder, wie die Verhältnisse hier geschildert sind, zweifellos hinter Schloß und Riegel gesetzt werden, mit dem Elend wäre es zu Ende, und ein Verbrechen wäre begangen, das sich von den gemeinen Mordthaten des Tages in nichts unterscheidet. Es ist immer etwas Dummes um den Haß.

Und dennoch wird das soziale Drama schwer auskommen ohne solchen schwarzen Mann. Die tausend Kreuzungen von Ursachen, die in der Wirklichkeit das Elend einer Bevölkerungsklasse ausmachen, sind auf der Bühne nicht vorzuführen. Auf sinnlich Greifbares ist das Drama angewiesen. Die Leute, die sich vor den Vorhang setzen, verlangen zum Bild des Gepeinigten naturgemäß auch das des Peinigers. Und darum ist das soziale Drama überhaupt wohl nur eine Uebergangserscheinung. Der Ruf wird ertönen: wir haben genug davon. Und hoffentlich ertönt er bald.

Die „Hoffnung auf Segen“ ist aber auch nur in ihrem vierten Akt „soziales Drama“. Und dieser vierte Akt ist nichts als ein dürftiges Nothdach, keine Krönung des Baus: das eigentliche Drama bleibt ohne ihn wie mit ihm in gleicher Weise ohne Lösung. Aufgabe des Deutschen Theaters, das die „Hoffnung auf Segen“ gleichfalls vorbereitet, wird es daher sein, diese lehrhaften Satiren des vierten Aktes auf das Mindestmaß zu beschränken.

Das Schifferdrama die „Hoffnung auf Segen“ bleibt ohne Lösung. Aber es ist ein großer Zug in diesem Torso. Er kündet Kraft.

Als „Bilder“ hat Heijermanns die vier Abschnitte seines Dramas bezeichnet und, in der That, die Handlung ist in ihrer Entwicklung nicht auf Thun und Leiden einer Persönlichkeit gestellt. Neue Gestalten treten hervor und heischen neue Antheilnahme. In der Art und Weise aber, wie der Fortgang der Handlung neue dramatische Konflikte auslöst, die doch in engstem Zusammenhange mit den vorhergehenden stehen, zeigt sich ein frisches, durch Traditionen nicht beengtes Können.

Zwei Brüder sind einander gegenübergestellt. Wagnißlustig und temperamentvoll der Aeltere, ein Bursche, dem der Trotz im Nacken sitzt. Er steht zunächst im Mittelpunkt der Handlung. Ein Vorgesetzter bei der Marine hat seine Braut beschimpft. Mit einem Schlag ins Gesicht hat er ihm Antwort gegeben. Dafür ist er ins Gefängniß gesetzt und aus der Marine ausgestoßen worden. Nun er heimgekommen, drängt die gebundene Kraft mit doppeltem Ungestüm hervor. Etwas Naturwüchsiges ist in ihm. Mit seinem neuen Rheder hält er gleich Abrechnung.

In sich gekehrt, linkisch, furchtsam der jüngere Bruder. Er hat das Bangen vor dem Meere, das ihm den Vater und zwei seiner Brüder geraubt. Aber das frische Temperament des Aelteren reißt ihn mit fort; auch er läßt sich anwerben für die „Hoffnung auf Segen“. Und damit wendet das dramatische Interesse sich ihm zu. Er erfährt, daß das betreffende Schiff morsch ist, und Todesangst packt ihn. In einer großen, wuchtigen Scene, die an den „Prinzen von Homburg“ mahnt, kommt sie zum Ausbruch. Etwas von dem Aufschrei der Kreatur ist darin. Er beschwört die Mutter, ihn zu retten, umsonst, sie hat für den Feigling nichts übrig; Gensdarmen kommen und schleppen ihn an Bord.

Die Mutter hat den Sohn dem Verderben überliefert: Die seelische Antheilnahme wird ihr zu Theil. Die „Hoffnung auf Segen“ ist draußen, und der Sturm wüthet um die Fischerhütte. Und Angst befällt die Frauen. Und die Mutter hat ihr Kind hinausgetrieben in Sturm und Wellen! Aengstlich sitzen die Frauen beisammen, und aus alten Schiffermären webt sich die bange Stimmung. Der Aberglaube schürt die Angst. Und dann wieder wilde Temperamentsausbrüche eines jungen Weibes. Ein Armenhäusler aber findet Worte für die dumpfe Stimmung, das ohnmächtige Anheimgegebensein dieser Frauen: „Ich denke mir, das muß so sein. Der Mensch holt die Fische, denen es auch hart ankommt, und der liebe Gott die Menschen.“

Es fehlt der Abschluß. Aber mit ungewöhnlicher Kraft sind diese Menschen gestaltet, und es ist mehr gegeben, als eine äußere Aehnlichkeit; sie stehen im Leben, und das Leben spricht zu ihnen. Der Abschluß fehlt, aber ich meine, träfe die Nachricht vom Untergang des Schiffes in diesem dritten Akt mit seiner düsteren Stimmungsgebung ein, es wäre da eher eine Lösung zu gewinnen als in der kläglichen sozialen Satire des vierten Aktes.

Die Aufführung durch das Meßthaler Ensemble im Neuen Theater war gut. Heinrich Schroth und Hans Waßmann in den Rollen der beiden Brüder, wie Meta Bünger als ihre Mutter, füllten ihre Rollen aus. In dem Armenhäusler Otto Ripperts war Charakter. Eine unautorisirte Uebersetzung war der Aufführung zu Grunde gelegt, gegen die der Verfasser Protest eingelegt hatte. Vielleicht trägt das dazu bei, den Holländern klar zu machen, daß eine litterarische Konvention ihr Gutes hat, — eine Entschuldigung für das Vorgehen der Direktion aber sehe ich selbst in solcher „erziehlichen“ Wirkung nicht.

Das gänzliche Versagen des vierten Aktes nach drei so starken Aufzügen aber gibt doch zu denken. Man macht es sich nur selten klar, wie sehr der Künstler von der Zeitstimmung abhängig ist. Und mit unserem sozialen Mitleid sind wir vielleicht zu gute Menschen gewesen, um auch noch gute Musikanten sein zu können.

Ernst Heilborn.

Mamsell Justina.*)

An der einzigen langen Straße der Stadt lag auch Mamsell Justinas Haus. Es war ganz ebenso wie seine Nachbaren: ja, alle Häuser entlang den beiden Seiten der unendlich langen Straße waren so gleich, daß man sich oft zwischen ihnen irrte, wenn man Besuche machen ging.

Kleine weißgetünchte einstöckige Häuser mit gelben oder rothen Ziegeldächern, große blanke Fenster mit reich blühenden Pelargonien und gelben Georginen und eine Thür in der Mitte mit einer kleinen Holztreppe auf die Straße hinab.

Mamsell Justina's Haus lag gerade vor einem Gäßchen, das hinab zum Meere und zum Hafen führte. Sie konnte an ihrem Fenster sitzen und durch den reichen Blumenflor der Pelargonien sehen, wie Schiffe und Dampfboote aus- und einglitten und wie das Meer von klarem, kalten Blau mit weißen Kämmen bei Ostwind in ein warmes Grau mit großen Tangmassen überging.

Das Haus hatte Mamsell Justina von ihren Eltern geerbt. . . . Es war ihr Heim gewesen, so lange sie auf der Welt war. Und sie zählte jetzt über fünfundsechzig Jahre.

Den größten Theil ihres Lebens hatte sie an diesem Fenster sitzend verbracht. Zwischen stets üppigen hochrothen Pelargonienblüthen, solchen, die der Volksmund „Brennende Liebe" nennt, hatte ihr Antlitz hervorgeguckt. Die Blumen waren verwelkt, und neue waren an ihre Stelle getreten, ebenso lebenskräftig und farbenreich.

Mamsell Justina's junges Antlitz war auch so nach und nach verwelkt. Die einst frische mattweiße Haut war jetzt gelb, gefurcht und runzelig. Ihre Wangen glichen jenen zu frisch abgepflückten runden Winteräpfeln, die schrumpfen und schrumpfen, bis jeder Tropfen Lebenskraft vertrocknet zu sein scheint, während ein schwacher Schimmer der rothen Farbe doch auf der Oberfläche zurückbleibt. Ihr ehemals reiches lockiges Haar war dünn und schütter, aber sie trug es so, wie sie es über vierzig Jahre getragen, tief hinab über die Schläfen gekämmt und lose in einem weiten, schwarzen Chenillenetz hängend, das mit einer rosa Bandrosette über dem Scheitel geknüpft wurde.

Das Merkwürdigste bei Mamsell Justina waren doch ihre Augen; große, tiefe Augen, jetzt freilich etwas matt, aber voll von Erwartung, gleichsam von einer heimlichen Hoffnung.

Der Ausdruck gespannten und innigen Harrens, womit sie zuweilen durch die Blumenblätter die Gasse hinab und übers Meer starrten, schien ebenso schlecht zu ihren Jahren zu passen, wie zu dem Zuge verschlossener, unbeugsamer Hartnäckigkeit, der um ihre zusammengekniffenen dünnen Lippen lag, ja ebenso schlecht wie die rosa Haarbänder und der in hellen, fröhlichen Farben gehaltene Anzug zu ihrer alterthümlichen Erscheinung paßte.

Diese ihre Vorliebe für rosafarbene Kleider, Hüte und Bänder hatte auch bei der jüngeren Generation der Stadt viel Heiterkeit hervorgerufen; viele spöttische Blicke folgten ihr, wenn sie sich auf der Straße zeigte, und „Stachelrose" war der Name, der ihrer mageren, langen Gestalt nachgerufen wurde, wenn sie aufrecht und ungebeugt ihren Weg vorwärts ging, ohne von irgend etwas um sich Notiz zu nehmen.

Mamsell Justina hatte trotz ihrer fünfundsechzig Jahre das Leben noch vor sich. Sie hatte auf nichts Abgeschlossenes zurückzublicken, weder mit Bedauern, noch mit Reue.

Sie lebte, wie sie nun vierzig Jahre gelebt, immer im Augenblick, immer wartend, was der Tag ihr bringen würde, überzeugt, daß das, was sie erwartete, kommen mußte, daß ihre Standhaftigkeit und Festigkeit, wie sie es nannte, den Sieg davontragen würden.

Und fest und standhaftig mit dem eigensinnigsten Zug um die hartgeschlossenen Lippen saß sie darum tagaus tagein mit rosigen Bändern geschmückt hinter den Pelargonien, wartend und wartend.

Der, den sie erwartete, kam auch wirklich.

Er kam, wenn auch nicht oft, so doch regelmäßig, bald in der großen, gelben Postkutsche, die den Personenverkehr mit der Nachbarstadt am Sunde vermittelte, bald mit irgend einem Schiff von dort, das an dem kleinen Hafen anlegte.

Alle kannten ihn: Das war Mamsell Justina's alter Bräutigam.

Und alle wußten sehr wohl, warum er kam: um zu sehen, ob die rosa Bänder mit anderen von dunklerer Farbe vertauscht worden waren.

Und die ganze Stadt schüttelte sich in heftigem Lachen, jedesmal wenn er wieder fortreiste, während das alte Gesicht mit dem jugendlichen Haarputz weiter durch die Fensterscheibe hinausblickte.

Was man in der großen Heiterkeit nicht bemerkte, war, daß die tiefen Augen auch mit jedem Male matter blickten, gleichsam müde von heimlichen Thränen, während die blassen Lippen noch fester und hartnäckiger zusammengepreßt waren.

Niemand bedauerte sie, Niemandem that es leid um sie. In das Gelächter mischte sich auch ein wenig Unwillen über dieses Phänomen weiblicher Tollheit und Eitelkeit, wie man sie nannte. Eigensinnige alte Hexe, verrückte Närrin, murmelte mehr als ein Vorübergehender, dessen Blick hastig das Fenster mit den frischen symbolischen Blumen und dem alten Frauenantlitz streifte.

Eines Tages um die Weihnachtszeit flog rasch wie ein Skandalgerücht ein Flüstern durch die Stadt, von Haus zu Haus, von Küche zu Küche.

— Mamsell Justina ist schwarzgekleidet zum Postmeisteramt gegangen!

— Mamsell Justina hat ihre rosafarbenen Hutbänder abgelegt!

Und in all den kleinen einstöckigen Häusern guckte und guckte man der gelben Kalesche nach, die langsam und rasselnd die holperige Straße hinabrollte.

Mamsell Justina saß allein in der Postkutsche. Ihre Augen waren geschlossen, und Thränen rollten die welken Wangen hinab.

In der Hand hielt sie einen zerknitterten Brief. Ihre Lippen zitterten und bewegten sich, gleichsam als sprächen sie stumme Gebete um Verzeihung, warme Worte der Liebe und Reue.

Durch mehr als vierzig Jahre war er, an dessen Todtenbett sie jetzt gerufen wurde, ihr Herzallerliebster gewesen.

Durch mehr als vierzig Jahre war er der Mittelpunkt ihrer Gedanken, ihrer Sehnsucht, ihres Harrens.

Sie hatte kaum die Flucht der Jahre bemerkt, sie hatte nur gewartet, gewartet: er sollte den ersten Schritt thun, er sollte das erste Wort sprechen, er war es, der Unrecht hatte, ihm kam es zu, nachzugeben.

Während des Gangs der Jahrzehnte sah sie sich in ihrer Phantasie stets als ein Prinzeßchen Dornröschen; als ein solches wollte sie errungen werden, mit sanften Worten und Bitten. In Rosen hatte sie Jahr um Jahr seiner geharrt, und in die Farbe der Rosen gekleidet wollte sie ihm auch noch nach vierzig Jahren begegnen.

Denn noch sah sie das Leben und die Zukunft vor sich gaukeln, so wie an dem Tag, da sie ihm die Treue gelobte.

Da waren sie Beide ganz jung. Wie hatten sie nicht einander lieb!

Er war da nur Gehilfe im Laden des Großhändlers, und sie war des Kreisarztes einziges Kind. Das war kein geringer Abstand. Aber was hat das wohl zu bedeuten selbst in einer Kleinstadt, wenn man jung und stark ist und jeden Abend mit der rothen Blume der brennenden Liebe

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

im Knopfloch kommt, um sein rosengeschmücktes, schönes, junges Liebchen abzuholen, zu einem Spaziergang über die Haide dem Strand entlang.

Wer denkt an so Etwas, wenn das Meer still daliegt und in der Abendsonne erröthet, während die ganze Flottille der Fischerboote zum nächtlichen Fange auszieht. Sieh da, die Segel leuchten feuerroth in dem warmen Abendschimmer! Sieh da, Meer und Himmel glühen in der Farbe der Rosen — das sind unsere Farben, Liebe und Jugend, Zukunftshoffnung und Glück.

Die einsame, alte Dame in der Diligence schluchzte bitter.

Wie glücklich waren sie nicht auf dem weißen Meeressand gesessen, schweigend, Hand in Hand, und hatten hinausgeblickt auf das stille, träumende Meer; oder sie hatten die wilden, rosigen Steinnelken gepflückt und Pläne für die Zukunft entworfen und sich geküßt, überlegt und berechnet und sich wieder geküßt.

So glücklich, so unfaßbar glücklich.

Wäre er nur nicht so dagegen gewesen, daß sie so gerne tanzte. Hätte er bloß nicht so hartnäckig gefordert, daß sie sich nur für ihn schmücken und in Gesellschaft all der Anderen ernsthaft und verständig sein sollte. Wäre er nur nicht so eigensinnig in dieser einzigen, einzigen Hinsicht gewesen! Die einzige, in der sie nicht nachgeben konnte, sie, die Tanz und Scherz liebte und helle, frohe Farben!

Und sie fuhr fort, zu tanzen, sich zu amüsiren, auch nachdem er zum Buchhalter im Kontor der großen Nachbarstadt avancirt war.

Er war ja oft auf Besuch zu ihr gekommen. Da hatte sie sich mit ihrem schönsten rosa Kleide geschmückt, und sie waren wie früher über die Haide am Strande gegangen.

Aber sie pflückten nicht mehr Nelken, sie lachten und scherzten auch weniger als früher. Oft saßen sie ganz stumm neben einander und zerrten ungeduldig an den spröden Binsen.

Aber glücklich waren sie, so glücklich, noch immer so glücklich!

In einigen Jahren, nur einigen wenigen, nur fünf, sechs vielleicht, dann war er sein eigener Herr, dann wollten sie sich niemals trennen.

Nur ein wenig Geduld! Noch eine kleine Wartezeit!

Und die Jahre waren gegangen. Ihre Jugend war auch gegangen. Die Wartezeit war lang geworden. . . .

Aber eines Tages war er unvermuthet in die Stadt gekommen. Nun war das Glück erreicht: Das eigene Heim. Jetzt sollte die Hochzeit angesetzt werden.

An diesem Abend fand in der Stadt der Schützenball statt.

Aus der schönen Mamsell Justina war freilich die alte Mamsell Justina geworden. Aber mit wollte sie, tanzen wollte sie, nun würde sie, in Rosen, die Wartezeit austanzen!

Sein Blick hatte sich verdunkelt, als er sie, die Dreißigjährige, in dem leichten, hellen Kleide sah.

Sie war aufgebraust:

„Findest Du mich jetzt schon so alt und so häßlich?"

„In meinen Augen wirst Du nie alt. Aber meine Frau sollte verständiger sein, und wenn man Dreißig vorüber ist, muß man sich nicht herausputzen wie ein junges Mädchen."

„Als ob es meine Schuld wäre, daß ich so lange warten mußte. Wenn Du jetzt schon so kleinlich bist, dann wird es später schwer sein, es Dir recht zu machen. Und daß ich jedes Jahr älter werde, wenn ich am Leben bleibe, dafür kann ich nichts!"

Das eine Wort hatte das andere gegeben. Er hatte böse und ärgerlich ausgesehen.

„Ja, freilich kann das heiter werden, wenn Du immer so unvernünftig bleibst. Kannst Du mir denn nicht in dieser kleinen Sache zu willen sein! Kannst Du nicht zu Hause bleiben oder ein anderes Kleid nehmen, wenn ich Dich nun so sehr darum bitte. ! . ."

„Und kannst Du mir nicht das kleine Vergnügen gönnen, mich das rosafarbene Kleid anziehen zu lassen, wenn Du weißt, daß ich es gerne habe?"

„Du *kannst* also nicht um meinetwillen ein Opfer bringen?"

„Du *willst* also absolut ein Tyrann in Kleinigkeiten werden?"

Blaß und erzürnt waren sie einander gerade gegenüber gestanden. Und bevor der Abend verstrichen war, waren die Verlobungsringe von den Fingern abgestreift, auf denen sie seit einem Jahrzehnt geblinkt hatten.

Es hatte in Beider Herzen geschmerzt. Liebe, Glück, Hochzeit — alles war dahin, um des rosenfarbenen Kleides willen.

„Verdammter Starrsinn, hatte er verzweifelt gemurmelt; wenn sie doch nur durch ein Zeichen andeuten wollte, daß sie bereute! Sie brauchte ja kein einziges Wort zu sagen, nur den verdammten rosenrothen Hut abzulegen und die Bänder und die Rosetten. . . ."

„Wie kleinsinnig er ist", hatte sie drinnen in ihrer Kammer geschluchzt; „all meine Zeit will ich diese Farbe tragen, jeden Tag, bis er mich um Verzeihung bittet. . . ."

Er war zurückgefahren, zu seinen Geschäften.

Sie hatte das Haus ihrer Eltern geerbt und war in der kleinen Stadt geblieben. Briefe wurden jetzt wie ehedem zwischen ihnen gewechselt. Blumen und kleine Geschenke an Gedenktagen zeigten beiden Theilen, daß die Erinnerung lebendig und warm war.

Hie und da kam er wie früher zu Besuch. Sie saß an ihrem Fenster und lugte nach der Postkutsche oder dem Boote aus, das ihn zu ihr führte.

Aber immer trug sie die hellrothe Haarrosette, und eine Bitte um Verzeihung oder Versöhnung kam nie über seine Lippen.

Und die Jahre gingen und gingen.

Mamsell Justina schrumpfte immer mehr zusammen; zu den Runzeln in ihrem Antlitz und zu dem schütteren glanzlosen Haar paßte die Farbe der Jugend schlecht.

Einmal jedes Jahr war sie regelmäßig in die Nachbarstadt gereist, um ihren alten Schatz zu besuchen.

Er war ein vermögender Mann geworden; sein Laden war der feinste in der Stadt. Aber er stand in dem Rufe ein alter Querkopf zu sein.

Unvermählt war er, seiner ersten Liebe treu.

Wenn sie zu ihm kam und in dem kleinen Gastzimmer wohnte, das besonders für sie eingerichtet worden war und nur für sie aufgeschlossen wurde, da schmunzelte er vor Vergnügen. Der beste Wein, den er im Laden hatte, erschien auf dem Tische, der wie zu einem Hochzeitsmahl gedeckt war, mit viel Rosen und geschliffenen Gläsern.

Mit der Galanterie eines Liebhabers führte er sie zu der festlichen Mahlzeit, und in seinem Knopfloch leuchtete wie stets die symbolische hochrothe Blume.

Und so saßen sie, diese beiden Alten, einander gerade gegenüber, sahen sich an und lächelten und guckten verstohlen, ob das theuere Liebchen seit dem letzten Male sehr gealtert war. Sie fand, daß sein Scheitel immer kahler wurde, und er empfand mit jedem Male einen stärkeren Widerwillen gegen das rosa Band in ihrem Haar.

Aber wenn sie fortfuhr, stand er immer barhaupt beim Wagen, mit einem großen Rosenbouquet in der Hand und einer gewissen Feuchtigkeit in den ehrlichen, treuherzigen Augen.

So waren die Jahre vergangen. Die Worte, auf die beide warteten, waren niemals ausgesprochen worden.

Sie ging jetzt den Siebzig entgegen, die er schon überschritten hatte.

Nun sollte sie das Weihnachtsfest bei ihm feiern. Es war das vierzigste, seit sie einander die Treue gelobt. Und das wollten sie zusammen begehen. Mamsell Justina hatte

an dieses Weihnachtsfest wie an etwas Schimmerndes gedacht. Ihre letzten Lebenshoffnungen hatten sich in dem Gedanken an dieses Fest gesammelt.

Mit dem Eifer eines jungen Mädchens hatte sie sich zur Reise gerüstet: mit einer neuen hellrothen Garnitur hatte sie ihr bestes Feiertagskleid aus lichtgrauer Seide ausgestattet. Sie hätte sehr wohl schon eine Silberbraut sein können. Und sie war es ja auch — eine Silberbraut in Rosen!

Da war der Brief gekommen: er lag im Sterben.

Sein Leben zählte nur nach Stunden. Er wartete auf sie.

Seine Hand hatte gezittert, als er das schrieb; aber nicht ein Wort stand da von dem Alten.

— Hartnäckig bis zum Ende, hatte sie vor sich hin gemurmelt, wie sie da gestanden war, gelähmt und unfähig, das recht zu verstehen, was sie las.

— Zum Ende?

Sie sah auf. Die tiefen Augen waren nicht länger matt. Sie glänzten vor fieberhafter Unruhe. Ihr Herz klopfte wie in der Jugend Tagen, wenn sie ihres Liebsten harrte.

Der Schmerz, den sie an diesem Tage, vor beinahe vierzig Jahren gefühlt, der Schmerz, den sie nie hatte eingestehen wollen, der lag doch im Keime dort verborgen. Nun wuchs er plötzlich mächtig empor; er ergriff sie mit einer Gewalt, wie er sie sonst nur über junge Herzen zu haben pflegt.

In Mamsell Justina's Herz lebte die Liebe des jungen Weibes. Jahrzehnte hindurch war sie gebunden gelegen, mit Gewalt unterdrückt. Das Leben im Innersten ihrer Seele war stille gestanden, während gleichzeitig das äußere so unbarmherzig über ihren Kopf dahingegangen war. Nun brachen alle Quellen hervor. Sie strömten von Reue über, von Kummer und von Liebe.

Das Ende? Nein, nein, noch nicht! Noch nicht!

Mamsell Justina hatte das Rosenband aus ihrem dünnen Haar gerissen.

— Noch nicht!

Sie hatte noch etwas zu sagen. Er erwartete sie, seine Silberbraut. Sie mußte kommen.

Sie hatte die erstaunten Blicke nicht bemerkt, die ihr folgten, als sie in tiefes Schwarz gekleidet durch die Stadt zum Postkontor gegangen war, um zu ihrem wartenden Bräutigam zu fahren.

Aber das war das letzte Mal, daß man über Mamsell Justina lachte.

Das Gerücht, wie es zugegangen, als diese alten Brautleute sich versöhnten, flog hinaus in die Umgegend, wurde von Jedermann gehört und weckte Ehrfurcht und Mitgefühl für einen lebenslänglichen Irrthum, einen lebenslänglichen Kummer.

Er lag in seinem Bette, stumm und bleich und athmete schwer und keuchend; der Schweiß perlte aus seiner Stirn.

Sie öffnete sachte die Thür und stand auf der Schwelle. Er sah auf, sah sie kommen, sah, daß ihr Herz gesprochen, daß die Liebe endlich gesiegt.

Mit einer gewaltsamen Kraftanstrengung setzte er sich auf: — Verzeih mir, verzeih mir, Geliebte — oh wie herrlich es jetzt ist — wie bist Du schön! Komm, nimm meine Hand — sieh, Liebling, der Abendschimmer auf dem Meer — sieh, die Sonne sinkt — Geliebte, jetzt sind wir so glücklich. . . . .

Weinend drückte sie sein kahles altes Haupt an ihren eingesunkenen Busen.

— Verzeih, ja verzeih, flüsterte sie. — —

— Von diesem Tage an sah man Mamsell Justina niemals lichte Farben tragen. Schwarzer Flor deckte ihr dünnes graues Haar. Und nie mehr blickte sie erwartungsvoll hinauf zum Hafen, wo die Schiffe landeten, oder sah der gelben Postkutsche nach, die schwer über die holprigen Steine der Gasse rollte.

Die Augen, die zuweilen dem Vorübergehenden begegneten, waren wohl betrübt, aber über dem alten Antlitz mit den dünnen Lippen lag jetzt der Schimmer einer weichen Zärtlichkeit, die nicht länger zurückgedrängt wurde.

Im Fenster leuchteten wie früher die grellen Blüthen der Pelargonien jugendlich frisch, die Liebe symbolisirend, die ewig brennt.

C. Bååth-Holmberg.

„Litteraturgeschichtlich."

Es gehört heutzutage großer Muth oder große Bescheidenheit dazu, marktläufige Schlagworte grundsätzlich nicht zu gebrauchen. Der grobe Unfug, der z. B. mit den Vokabeln „Volk", „Idealismus", „Realismus", „Naturalismus", „Symbolismus" seit Jahr und Tag getrieben wird, wäre zum mindesten ein wenig einzudämmen, wenn jeder, der sich dieser Ausdrücke bedient, die Pflicht hätte, vorher in einem Satz eine Definition solcher von ihm gewählter Bezeichnungen zu versuchen. Auch Herr Max Nordau, der niemals Verlegene, hätte sich vielleicht zwei Mal besonnen, seinem jüngsten Sammelband „Zeitgenössische Franzosen"*) den Untertitel Litteraturgeschichtliche Essays zu geben, wenn er zuvor seine Erklärung des Begriffes „Litteraturgeschichte" hätte geben müssen. Jedenfalls weicht sie von allen bisher gegebenen durchaus ab. Ein deckendes Urtheil über diesen gebührendermaßen nur von einem andern Max Nordau zu rezensirenden Bande muß Unsereiner ablehnen. Bescheiden wir uns mit einigen Pröbchen des Tones:

S. 33. „Georg Brandes, dieser Ausrufer vor allen Jahrmarktbuden litterarischer Zahnbrecher der Gegenwart" (in aller Bescheidenheit möchte ich, sonst kein unbedingter Schwärmer für Brandes, mir nur die Frage erlauben, ob Brandes denn irgendwann und irgendwo jemals das Monstrositätencabinet des Herrn Nordau „ausgerufen" hat?).

S. 49. Eine Büste von Maupassant. „Diese ist von einer Aehnlichkeit, die ich erschreckend nenne. Das ist die niedrige Stirn, der fast wie beim Cro-Magnon (?)-Schädel hervortretende Augenbrauenbogen, die kurze dicke Nase, der struppige Schnurrbart, der gemeine roh sinnliche Mund, die Gesammterscheinung eines auf leichte Sonntagsabenteuer ausziehenden Unteroffiziers." S. 54. „Welche Anblicke sind es, die ihn in der Welterscheinung einzig (?!!) anziehen, ja, die er überhaupt bloß wahrnimmt? Ausschließlich die des Geschlechtslebens in seinen niedrigsten Formen. . . . Maupassant war als Geisteskranker geboren". . . . Ach, gäbe es doch noch ein paar so schöpferische „Geisteskranke", die Gesellschaftsbilder von der Treue des Bel-Ami oder von Flaubert's Madame Bovary zu Wege brächten!

S. 10. „Balzac bildete sich ein, er habe die Naturgeschichte einer bestimmten Gesellschaft, derjenigen der Julimonarchie, geschrieben. Er versichert es, und alle Welt glaubte es ihm und sagt es ihm seit 60 Jahren nach": u. a. auch ein paar bisher als litteraturgeschichtliche Kenner nicht ganz unbewährte Leute, wie Sainte-Beuve, Taine, Brunetière . . .

Die neueste Nordau'sche Methode kommt zu anderen Ergebnissen. Sie mag alles Erdenkliche, dummdreist und vorlaut über alle Maßen, sein: als „litteraturgeschichtlich" wird sie weder die dogmatische, noch die biographische, noch die ästhetische, noch die historische, noch die naturhistorische Auffassung gelten lassen. Nach meinem Privatgeschmack ist sie — um mit einem unumwundenen Schlußwort nicht zurückzuhalten — einfach abscheulich und unerlaubt.

A. Bettelheim.

---

*) Berlin, Ernst Hofmann & Cie., 1901.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 43. Berlin, den 27. Juli 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Die Ersatzwahl in Memel-Heydekrug hat mit einer eklatanten Niederlage der Agrarier zunächst geendet. Die Agrarier, die den Litthauer Mattschull unterstützten, brachten es auf 7016 Stimmen; der Sozialdemokrat Braun erhielt 4941 Stimmen und der Kandidat der Freisinnigen Volkspartei Schaak 2925 Stimmen. Es ist also Stichwahl zwischen dem litthauischen Kandidaten, dem Agrarier Mattschull, und Braun nothwendig; und es beträgt der Verlust der Konservativen und Litthauer zusammen über 2000 Stimmen, die bis auf einen kleinen Rest ausgefallener Stimmen sämmtlich dem Sozialdemokraten zu Gute gekommen sind. Die Niederlage für das Junkerthum ist eine sehr schwere, und bis in die kleinsten Ortschaften läßt sich nachweisen, wie stark der Anhang der Konservativen zurückgegangen ist.

In Greifswald-Grimmen büßten die Konservativen das Mandat ein; in Memel-Heydekrug haben sie einen Verlust von einigen Tausend Stimmen zu beklagen; es geht also augenscheinlich abwärts mit der agrarischen Bewegung selbst in rein ländlichen Bezirken; die Regierung aber stellt sich noch immer den Agrariern zu Diensten.

Wie in Greifswald-Grimmen, so ist auch in Memel-Heydekrug die Stichwahl mit äußerster Beschleunigung angesetzt worden, um die Agitation gegen die Agrarier einzuengen. Wir wollen hoffen, daß der Erfolg der nämliche wie in Pommern sein wird; denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß jene politischen Parteien, die rücksichtslos die Konsequenz aus ihrer Stellung gegen die Agrarier ziehen wollen, im vorliegenden Falle für den Sozialdemokraten eintreten müssen. An anderer Stelle dieser Nummer setzt die Gründe für solche Haltung der Abgeordnete Dr. Barth auseinander. Für Handelsverträge und gegen Brot- und Fleischvertheuerung kämpfen und alsdann einen Gegner der Handelsverträge und einen Befürworter theuren Brotes und theuren Fleisches wählen oder seine Wahl geschehen lassen, das ist zweifellos ein logisches Unding.

Gewiß ist es bedauerlich, daß die Sozialdemokratie den Wahlkampf in Memel-Heydekrug gegen die Freisinnigen mit einer Erbitterung geführt hat, die eine Unterstützung des Kandidaten Braun erschwert; aber Wahlunterstützungen werden nicht gewährt als Prämie für Wohlverhalten, sondern nach prinzipiellen politischen Grundsätzen. Und gewiß ist es besonders bedauerlich, daß nicht der Freisinnige in die Stichwahl gekommen ist; aber da dieses nicht geschehen, so erfordert die politische Konsequenz die Wahl des Sozialdemokraten, damit das zum Ausdruck kommt, was die Freisinnigen wollen: ein wirksamer Protest gegen die agrarische Politik.

Unzweifelhaft haben die Sozialdemokraten ihren Erfolg ganz wesentlich dieser Proteststimmung unter den Wählern zu verdanken. Die Wähler von Memel-Heydekrug, die für den Sozialdemokraten gestimmt haben, werden sicherlich auf die Lehren von Marx und Lassalle geringen Werth legen; aber jenem Kandidaten wollten sie zum Siege verhelfen, der nach ihrer Ansicht die schärfste Opposition gegen das Agrarierthum und gegen die agrarischen Neigungen der Regierung repräsentirt. Die agrarische Politik, die wir heute genießen, hat also ihren ersten Erfolg als Begünstigerin der sozialdemokratischen Partei zu verzeichnen.

Wie die Stichwahl auch ausfällt, das erste Verdikt in Memel-Heydekrug behält seine Bedeutung. Die Wahl sollte eine Lehre für die Regierung sein, und sie sollte erzieherisch auf die Wählermassen wirken. Die Liberalen müssen sich zu dem Grundsatz durchringen, daß ein Sozialdemokrat mehr im Reichstag unschädlich ist; ein Agrarier aber schädlich, und sie müssen hieraus die Folgerung ziehen.

Herr von Puttkamer, der Staatssekretär in Elsaß-Lothringen, hat seinen Abschied genommen und an seine

Stelle tritt Herr von Köller. Man sagt, daß der Rücktritt des Herrn von Puttkamer nicht in erster Reihe durch politische Gründe veranlaßt worden ist.

Herr von Puttkamer war beliebt in Elsaß-Lothringen; über die Transferirung des reaktionären Herrn von Köller von Schleswig-Holstein in die Reichslande ist man in Straßburg begreiflicher Weise nicht entzückt.

Die „Kreuz-Zeitung" schreibt zu den bisherigen finanziellen Katastrophen in Deutschland:

„Wir können .... nur wiederholen, was wir schon so und so oft betont haben: es ist vollständig von der Hand zu weisen, bei derartigen Vorkommnissen, wie sie jüngst in Leipzig, Dresden, Werdau u. s. w. zu verzeichnen gewesen sind, bei denen gewissenloses, verbrecherisches Handeln über Hunderte, ja Tausende schweres Unheil gebracht hat, die politische Stellung der Schuldigen gewissermaßen als straferschwerend ins Feld zu führen. Das große Publikum kehrt sich in der Regel sehr wenig daran, wie „Nam' und Art" dessen ist, bei dem es hofft, leicht und schnell Geld zu verdienen. Etwas weniger Spekulation und Gewinnsucht seitens des großen Publikums dürfte von vornherein Manipulationen vorbeugen, die von Anfang an auf die mitunter kaum glaubliche Leichtgläubigkeit des Publikums basirt sind. Andererseits wird die Mahnung aufgefrischt, daß, wer Geld anzulegen hat, sich nicht durch die Aussicht auf hohe Dividende fangen, sondern sich mit einem niedrigeren, aber sicheren Zinserträgniß befriedigen lassen möge. Gute Rentenpapiere haben wir in genügender Auswahl."

Diese Ausführungen sind tadellos: — ganz unsere Ansicht. Aber was wäre wohl geschehen, wenn an der Spitze der zusammengebrochenen Banken und Industrieunternehmungen überwiegend Juden gestanden hätten? Und natürlich kann es auch unter den Juden Elemente geben, die genau so frivol und moralisch verlumpt sind, wie jene Direktoren und Aufsichtsräthe, die jetzt hinter Schloß und Riegel sitzen. Dann wären jene Gesinnungen, die auch die „Kreuz-Zeitung" groß zu ziehen und zu vertreten sich angelegen sein läßt, in einer wilden Judenhetze losgebrochen, und die gesammte antisemitisch-konservative Presse hätte es sich sehr wohl angelegen sein lassen, nach „Nam' und Art" zu fragen.

Nach Jahrzehnte langem Ringen hat der Liberalismus in Dänemark endlich einen großen Sieg davongetragen. Das konservative Ministerium trat zurück, und ein reines Linken-Ministerium mit Deuntzer an der Spitze ist gebildet worden. Das ist der Sieg des unverfälschten Parlamentarismus in Dänemark. Die Bevölkerung steht hinter der Linken; die Schwierigkeiten, die aber konservative Hofkreise machen werden, hält man für nicht gering.

Die Generalrathswahlen in Frankreich haben dem Ministerium zwar keinen überwältigenden Sieg, aber doch eine Anzahl Erfolge gebracht. Waldeck-Rousseau bewahrt, wie es scheint, seinen Einfluß auf die Bevölkerung.

In Ostasien schreitet die Abwickelung langsam weiter voran; in Südafrika immer dasselbe Bild. Kämpfe und kleine englische Siege, und die Widerstandskraft der zähen, tapferen Buren ist gleichwohl noch immer nicht gebrochen.

In Pretoria, fern von ihrem Manne, ist die Frau des Präsidenten Krüger gestorben. Die Summe des menschlichen Leids, das mittelbar und unmittelbar dieser Krieg erzeugt, wächst unaufhörlich.

Auf dem Tuberkulosekongreß in London hat Robert Koch Mittheilung von neuen Entdeckungen gemacht. Er behauptet, daß die Schwindsucht der Menschen sich auf Thiere nicht übertragen läßt, und er folgert, daß die Schwindsucht der Thiere, insbesondere des Rindviehs, sich auch nicht auf die Menschen werde übertragen lassen. Da vielfach die Kuhmilch und die Butter als Trägerin des Ansteckungsstoffes betrachtet werden, so wäre die Entdeckung von Bedeutung; allein es hat den Anschein, daß die hervorragenden Gelehrten auch diese Koch'sche Mittheilung keineswegs für schlüssig erachten.

* * *

Reflexe des Zolltarifentwurfs.

An der Zuverlässigkeit der Zahlen, die der Stuttgarter „Beobachter" aus dem Zolltarifentwurf veröffentlicht hat, zweifelt heute kein Mensch mehr, und nur jene geben vor zu zweifeln, die ein politisches Interesse daran haben, die Erörterungen sänftiglich wieder einschlafen zu lassen. Dieses Bemühen ist freilich vergeblich. Die Interessen, die auf dem Spiele stehen, sind zu große, und da die Regierung überdies in der Gefahr schwebt, daß eine Perle der zollpolitischen Weisheit des Grafen Posadowsky nach der anderen vor den staunenden Augen der Bevölkerung ehestens niedergelegt werden könnte, da es sogar nicht ausgeschlossen zu sein scheint, daß auch die noch weit schöneren früheren Propositionen des Grafen Posadowsky der überraschten Oeffentlichkeit preisgegeben werden, so läßt es sich nicht umgehen, den ganzen Entwurf, so wie er heute beschaffen ist, schleunigst zu veröffentlichen. Es ist nicht mehr daran zu zweifeln, daß dieser Schritt der Reichsregierung unmittelbar bevorsteht, um den ministeriellen Pfadfinder der Agrarier vor einer schwereren Kompromittirung zu bewahren, um insbesondere allen zurückgreifenden Veröffentlichungen ihre Bedeutung zu rauben.

Inzwischen machen sich die Wirkungen des in seiner ganzen Größe zwar noch verhüllten, nach dem vorliegenden mißgestaltenen Torso aber sehr wohl zu beurtheilenden Entwurfes bemerkbar.

Die „Nation" hat einen Brief, — als Antwort auf eine Anfrage, — und eine Zuschrift erhalten, die beide so charakteristisch sind, daß es nützlich sein wird, sie zum Abdruck zu bringen.

Ein Freund in St. Petersburg, der seit einer großen Reihe von Jahren in Rußland ansässig ist und der über ausgezeichnete Verbindungen verfügt, gibt der „Nation" bezüglich der Stuttgarter Veröffentlichung folgende Auskunft:

„..... Darüber äußere ich mich nicht, ob die mitgetheilten Zollsätze für Ihre deutschen Zustände ersprießlich sein dürften. Wer wie ich seit so langer Zeit aus Deutschland fern ist, der kann die heimischen Verhältnisse nur noch unter dem Gesichtspunkt des Theoretikers betrachten; und Sie schreiben nicht an mich, um einen Theoretiker zu hören. So beschränke ich mich denn darauf, nur von dem zu berichten, was ich hier an Ort und Stelle sehe und höre, und was ich aus meinen Erfahrungen folgern möchte.

In den großen russischen Handelscentren werden die Angaben aus Stuttgart nicht unmittelbar wirken; sie haben es wohl auch bisher nicht gethan. Die russischen Großkaufleute, die mit Deutschland in Beziehungen stehen, sind im Allgemeinen der Ansicht, daß das Zweckmäßigste sei, vorläufig abzuwarten. Diese Leute haben den Ueberblick, um zu beurtheilen, welche Verbindungen mit dem Auslande ihnen die gewinnbringendsten sind; und wenn sie bisher mit Deutschland aus guten Gründen im Verkehr standen, so werden sie nicht eher die Beziehungen abbrechen, als bis der Zwang hierzu vorliegt. Auf Zeitungsnachrichten hin ändern sie noch keine Dispositionen.

Ganz anders mit den zahlreichen kleineren Leuten in der Provinz und zum Theil auch in Moskau, das seinen Handelsgewohnheiten nach eher zur Provinz gerechnet werden kann. Dort fehlt der Ueberblick und die dortigen Geschäfte werden schon seit langem, namentlich von belgischen und französischen Handlungsreisenden überlaufen, die die Deutschen zu verdrängen suchen; diese Belgier und Franzosen spielen als letzten Trumpf stets aus: „Du mußt schon jetzt mit unserem Hause anknüpfen; denn einen Handelsvertrag bekommt Ihr mit Deutschland doch nicht. Also sieh Dich bei Zeiten vor." Solche Worte sind auch bisher nicht erfolglos geblieben, und jeder Zwischenfall, der das Zustandekommen eines Handelsvertrages zwischen Berlin und St. Petersburg unwahrscheinlicher macht, wird den deutschen Absatz schon jetzt mehr und mehr erschweren, und zwar bevor noch irgend eine Entscheidung gefallen ist.

Wären die übermittelten Zahlen aber zutreffend, was ich schließlich doch noch nicht annehmen möchte*), dann kommt meiner festen Ueberzeugung nach ein Handelsvertrag mit Rußland nicht zu Stande. Man erklärt hier jedem, der es hören will, daß alsdann

*) Das weiß man in Deutschland besser.

Rußland überhaupt nicht in Verhandlungen einzutreten gedenke. Ich selbst halte es keineswegs für unwahrscheinlich, daß Minister Witte in der That diesen Trumpf kühl auf den Tisch legt.

Gewiß würde auch Rußland unter einem Zollkrieg leiden. Aber man darf eines nicht vergessen; in Rußland ist man an Leiden gewöhnt. Eine organisirte Opposition gibt es nicht; kein Parlament, keine freie Presse, keine Versammlungen. Die Landwirthschaft, deren Export zunächst bedroht wäre, läßt bei uns alles über sich ergehen gleich den Hungerjahren, und sie würde auch Ausfuhrerschwerungen geduldig hinnehmen. Unsere Industrie hingegen ist weit einflußreicher auf die Regierungsmaschinerie, und sie gerade wünscht überwiegend ein handelspolitisches Zerwürfniß mit Deutschland. Ein ausländischer Konkurrent wäre ihr damit vom Halse geschafft. Die russische Industrie arbeitet auf Zollkriege hin, genau wie die deutschen Agrarier, und unsere Industriellen sind gewandt genug, um ihre Beziehungen hier im Mittelpunkt genügend auszunützen.

Dann aber muß man bedenken, daß der ökonomische Gesichtspunkt für die russische Politik schließlich überhaupt nicht der überwiegend maßgebende ist. Ein autokratisch regiertes Reich wie Rußland kann es sich gestatten, auch wirthschaftliche Fragen von großer Bedeutung den rein politischen Erwägungen unterzuordnen. Und für eine Demüthigung Deutschlands und für eine schwere ökonomische Schädigung Deutschlands würde man hier, wie ich überzeugt bin, ein großes Opfer am eigenen Nationalwohlstand zu bringen, bereit sein. Wer in höherem Grade der Geschädigte ist, — das lasse ich dahingestellt.

Es ist ganz zweifellos, daß auch Rußland verwundbar ist, aber seiner weit höheren wirthschaftlichen Organisation entsprechend ist Deutschland unvergleichlich empfindlicher. Rußland ist seine Halbbarbarei in allen Kalamitäten ein Schutz; Deutschland sollte seine Civilisation eine Warnung sein, sich in Abenteuer einzulassen. Rußland läßt auch Abenteuer passiv über sich ergehen; eine Bevölkerung wie die Deutschlands würde auf gleiche Abenteuer sicherlich ganz anders reagiren.

Ueber diesen Punkt ist man sich hier ganz klar und zwar in den deutschfeindlichen Kreisen wie in jenen Kreisen, die ein blinder Chauvinismus gegen Deutschland nicht beseelt; in die letzte Rubrik nehme ich Witte und den sehr einflußreichen Kriegsminister auf. Die kennen Deutschland zu gut, um mit Deutschland leichtfertig anzubinden. Aber auch wo solche vorsichtigeren Anschauungen maßgebend sind, glaubt man, daß Rußland die erste Gelegenheit benutzen sollte, um Deutschland eine tüchtige Lektion zu ertheilen, und um es alsdann für die Zukunft willfähriger zu machen.

Ich zweifle garnicht daran, daß die politischen Chauvinisten, die Industriellen, die gemäßigten Staatsmänner in dem Augenblick alle dasselbe bei uns wollen werden, da Deutschland an den Kern des bisherigen Handelsvertrages rührt. Es ist recht wohl möglich, daß man alsdann die höchste Karte sogleich auf den Tisch wirft und sagt, bei dem vorliegenden deutschen Minimaltarif sind Verhandlungen aussichtslos, und wir sind daher garnicht bereit, in dieselben einzutreten.

Kommt es aber zum ernsten Zollkrieg, so wird man die Leiden, die dann zweifellos auch Rußland über sich ergehen lassen muß, durch Entfachung der nationalen Entrüstung, durch eine wilde Hetze gegen Deutschland, — die Ursache alles Unglücks, — durch Hetzen gegen alles Deutsche vergessen zu machen suchen. Und auf derartiges sind die Federn bei uns gut eingeübt. Wohin wir alsdann hier politisch treiben, das weiß ich nicht.

Aber warum nehmen Sie an, daß ein erfahrener, weltkundiger Mann wie Bülow — den Ruf hat er doch —, kein Abenteurer und keine verkrachte Junkerexistenz, einen wirthschaftlichen Zusammenstoß nebst allen möglichen weiteren Folgen mit Rußland provociren sollte, während die Handelsvertragsära, die Ihr Kaiser unter persönlichster Antheilnahme inaugurirte, Deutschland einen so staunenerregenden Aufschwung gebracht hat. Hier wird man Ihre Zahlen so lange wohl noch mit einigen Zweifeln betrachten, bis der offizielle Entwurf vorliegt. Dann brauchen Sie meine Informationen nicht mehr; dann wird auch unserer Presse die Zunge wohl gelöst sein, und ich würde im gegebenen Falle nicht zweifeln, daß unsere Zeitungen deutlich sprechen. . . . . ."

So dieser Gewährsmann, dessen zurückhaltende Skepsis erklärlich ist; leider entspricht diese Skepsis nicht den gegebenen Thatsachen.

Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, daß die Haltung des Auslandes zwar die schweren Bedenken gegen den Entwurf verstärkt; aber unannehmbar wäre er selbst bei Zustimmung des Auslandes, denn wir können den Aermsten die Nahrung nicht noch weiter vertheuern lassen.

Die folgende erregte Zuschrift — und diese Erregung ist begreiflich — stammt aus Berliner kaufmännischen Kreisen:

„. . . . . Wenn sich Katastrophen in unserem Erwerbsleben vollzogen haben, so sind sie bisher fast ganz ausschließlich auf die Fehler einer bestimmten kleinen Anzahl von Personen zurückzuführen. Gewiß, die allgemeine Lage ist seit einiger Zeit schwierig, und solche schwierigen Zeiten überstehen dann Unternehmungen nicht, die durch Leichtsinn und verbrecherische Frivolität an den Rand des Abgrundes bereits herangeführt sind. Wenn die Zahl der Zusammenbrüche bis dato eine beschränkte ist, so ist das ein Zeichen der gesunden Kraft, die trotz der nicht geringen Verluste, die schon entstanden sind, bei uns Industrie und Handel haben.

Aber jetzt kommt in die rückläufige Konjunktur die Zollfrage hinein. Müssen wir in der That damit rechnen, daß Handelsverträge nicht zu Stande kommen, so wird über das Wirthschaftsleben in Deutschland eine Beunruhigung und Unsicherheit kommen, die zu weiteren schweren Katastrophen unbedingt führt. Die Furcht vor Zollkriegen wirkt natürlich lähmend auf den Unternehmungsgeist; sie macht das Kapital ängstlich; der Kredit wird noch weiter eingeengt, und damit werden die vorhandenen Schwierigkeiten für kaufmännische Unternehmungen sich so steigern, daß eine weit reichende Krisis ausbrechen muß. Wir haben sie bisher nicht. Vielleicht bekommen wir sie durch die Vorsorge der Regierung und den Patriotismus der Stützen von Thron und Altar.

Es sollte bei Zeiten darauf hingewiesen werden, wer die Verantwortung für eine heraufziehende schwere Verschärfung der Krisis zu tragen haben wird; wer neue Katastrophen vorbereitet; wer die Todtengräber des deutschen Wohlstandes sind; die Förderer der Sozialdemokratie."

Gewiß es sollte darauf hingewiesen werden; und wie oft ist hierauf schon öffentlich hingewiesen worden.

Eines ist sicher, wenn nicht alle Anzeichen trügen, so wird der Zolltarifentwurf mit der üblichen Schläfrigkeit von der deutschen Bevölkerung nicht aufgenommen werden. Und das ist ein Glück. Begreift das konsumirende Volk, und begreifen die Interessentenkreise, was auf dem Spiele steht, dann wird das Werk des Grafen Posadowsky gewesen sein.

Historische Travestieen.

Den Satz, daß die Geschichte unsere Lehrmeisterin sein solle, hat man bis zum Ueberdrusse, bis zum Gemeinplatz wiederholt. Man hat unser Zeitalter ein historisches genannt, man ist mitunter vielleicht gar zu historisch gewesen und hat sich durch beständiges Hinstarren auf irgend einen leuchtenden Punkt der Vergangenheit, wie ein indischer Büßer, derart hypnotisirt, daß man nicht mehr im Stande war, die Gegenwart zu sehen. Man hat aber auch ehrlich gearbeitet und dunkle Theile der Vergangenheit erhellt, ursächliche Zusammenhänge mit an Gewißheit grenzender Wahrscheinlichkeit aufgedeckt. Die Arbeit ist mühsam, und man mag ungeduldig dabei werden. Gründer und Spekulanten begnügen sich freilich nicht mit dem ehrlichen Gewinne, sondern spiegeln dem Publikum in ihren Prospekten Sicherheiten vor, die nicht existiren, an die sie aber in ihrem Leichtsinne schließlich selbst glauben. Sie meistern die Thatsachen, statt ihnen zu folgen. Unsere Zünftler werden all' das Uebel darauf zurückführen, daß in dieser Branche kein Befähigungsnachweis erbracht zu werden braucht. Aber es wäre ganz falsch, eine Besserung auf diesem Wege herbeiführen zu wollen; sie kann nur durch die schrankenlose Kritik herbeigeführt werden.

Herr Prof. Ruhland versendet einen Prospekt, in welchem er eine Neugründung im größten Stile in Aussicht

stellt.*) Es handelt sich nicht nur um eine Neugründung der Nationalökonomie, sondern auch der Geschichte, soweit dies nothwendig ist, und einiger anderer ähnlicher Wissensgebiete — obwohl Prof. Ruhland in seiner Bescheidenheit nur von der „Errichtung eines modernen Lehrgebäudes der Nationalökonomie" spricht, an der er seit 19 Jahren arbeitet. „Die alten Theorieen sind nun einmal abgeschafft. Daran ist nichts mehr zu ändern." Den Schreiber dieser Zeilen und noch manche andere wird diese Ankündigung freuen, da sie immer manchen scheinbar sicheren Erkenntnissen skeptisch gegenüberstanden.

Mittels eines ausgedehnten wissenschaftlichen Bureaus, also im verlästerten Großbetriebe, wird „die neue Schule" gegründet. Ruhland ist aber der eigentliche Macher, und nach seinen Bemerkungen auf der ersten Seite des Prospektes ist es kaum fraglich, daß er so zu sagen der Galilei und der Newton der neuen Wissenschaft in einer Person ist. Man muß sich von den Ergebnissen der neuen Gründung die größten Vorstellungen machen. Denn Ruhland deutet an, daß es für ihn „nicht besonders schwer" wäre, „aus den heute bereits gegebenen Ansätzen die nothwendig aufeinander folgenden Ereignisse bis zur sozialen Revolution und Vernichtung der deutschen Kultur aufzuzeichnen". Er gleicht darin den von ihm gepriesenen Propheten des alten Testamentes. Aber wir können ihm unsere Bewunderung vollends nicht versagen, wenn er sie übertrifft und zwar all' diese höchst bemerkenswerthen Ereignisse prophezeien, aber auch, wie es scheint, das Recept angeben kann, durch welches sie verhindert werden; denn das soll und wird die neue Schule.

Sie bewegt sich natürlich auf einem „thunlichst einwandfreien Weg, auf dem es keinen Meinungsstreit, sondern feststehende Thatsachen gibt", um, wie wir hinzufügen, schließlich zu der allein selig machenden Mittelstandspolitik zu gelangen. Wenn die Thatsachen wirklich feststehen, so kann es nur noch Streit über die Art der Schlußfolgerung geben. Aber leider muß man schon bei den Thatsachen Halt machen, um die sich Politiker und Nationalökonomen bisher zu ihrem Schaden nicht gekümmert haben, während sie angeblich den „reinen" Historikern schon bekannt sind. Ruhland thut in der That den „reinen" Historikern zu viel Ehre an. Denn seine Entdeckungen müssen auch auf die Fachmänner wie neue Revelationen wirken. Es ist nicht zu leugnen, daß eine Anzahl von Historikern in der letzten Zeit zwischen dem Alterthum und der modernen Entwicklung weitgehende, wie ich meine: viel zu weitgehende, Parallelen gezogen haben. Aber auch diese ernsthaften Männer würden — ich zweifle nicht daran — Ruhland's Darstellung als eine Travestie ihrer eigenen Theorieen zurückweisen, wenn sie derartige Verzerrungen zu beachten für der Mühe werth hielten.

Für Ruhland ist „der erste Export- und Handelsstaat, von dem uns in der Geschichte etwas nähere Angaben bewahrt geblieben sind, der israelitische Staat unter Salomo". Beweis: der Verkehr mit Aegypten und die Handelsflotte nach dem Goldlande Ophir. In Folge dessen Vernichtung des „Mittelstandes", Herrschaft der „Geldfürsten", Korruption ꝛc. Als trotz der Warnungen der Propheten die „großkapitalistischen Latifundien" nicht aufgetheilt, ein neuer Mittelstand nicht geschaffen wurde, als „nichts geschah" — war das Ende die babylonische Gefangenschaft. Welchen tapfern Mann kommt da nicht das Grausen an? Nur schade, daß wir nicht annehmen können, daß Israel, kaum daß es ansässig geworden, den Sprung in die großkapitalistische Entwicklung gemacht hat. Der Handel hatte allerdings begonnen, damit die Macht des Geldes, doch hauptsächlich als Tauschmittel. Aber „von Kreditwirthschaft findet sich keine Spur; die Schulden sind immer Nothschulden" (Wellhausen).

*) Gegengutachten zu Prof. Dr. Conrad's Stellung zu den landwirthschaftlichen Zölle in den 1903 zu schließenden Handelsverträgen Deutschlands von Prof. Dr. Gust. Ruhland. 1901.

Nach dem jüdischen Staate „kommt die griechische Welt", wie sie Ruhland sieht. Schliemann und seine Nachfolger müssen sich belehren lassen, daß sie die Reste von „Exportindustriestaaten" zu Tage gefördert haben. Beim Zeus! Gehen wir weiter; es muß doch, so folgern wir aus der Ruhland'schen Intuition weiter, dem blödesten Auge offenbar sein, daß der sogenannte Schatz des Priamos nichts anderes ist als der Tresor der Nationalbank von Troja und daß das Löwenthor in Mykene in Wahrheit der Zugang zur Börse war, auf dem geschickt die Macht und Raublust des Kapitalismus symbolisirt war. Herdenreicher Agamemnon, Enkel des Tantalos, hast Du Dir's wohl träumen lassen, daß man Dir nach 3000 Jahren auf Deine Schliche kommen wird! Offenbach und Ruhland haben Dich durchschaut. Ich vermuthe sogar, daß Du à la hausse spekulirt hast, während Kassandra das unerreichte Muster der Baissiers ist. Doch ist's ein Glück, daß dieser tantalistisch-kapitalistische Sündenpfuhl durch die dorische Wanderung vernichtet wurde.

In der chronologischen Reihe folgt Milet, das ebenfalls seinen exportindustriellen Neigungen zum Opfer fiel. Hier fehlt es Ruhland nicht an tragischen Accenten. „Heute steht an seiner Stelle ein ärmliches Dorf"; wir bedauern, daß Milet's Weiser Thales und nicht Ruhland hieß.

In Athen ist die Sache natürlich ganz klar. Allerdings waren auch diejenigen Gelehrten, welche geneigt sind, die industrielle und kapitalistische Entwicklung des Alterthums sehr hoch anzuschlagen, bisher der Ansicht, daß man von einer kapitalistischen Entwicklung eigentlich erst im 5. Jahrhundert sprechen könne; auch sie werden die Zeit der Hörigkeit, in der die Geschlechter allein das Land vertheidigten, während die Bauern für ihren eigenen Unterhalt und den der Grundherren arbeiteten, noch als wesentlich naturalwirthschaftlich angesehen haben. Nach Ruhland aber sind „schon gegen Ende des 7. Jahrhunderts", zur Zeit Drakons und Solons, nicht allzu lange nach Einführung des gemünzten Geldes, „die Adeligen Athens durch ihre Beziehungen zu den Händlern an Herz und Nieren Kapitalisten geworden." Später wird's natürlich noch toller. Das Volk von Athen versteht die Lehren seiner Geschichte nicht. Athen wird angeblich „Exportindustriestaat", zugleich „der größte Stapelplatz der Welt, namentlich für Getreide. Großkapitalistische Syndikate beherrschen den Markt." All dies wird im Wesentlichen aus den Thatsachen geschlossen, daß es eine Anzahl größerer Werkstätten mit Sklavenbetrieb gab, die man, wenn man will, als Fabriken bezeichnen kann, und daß nach Athen in der That jährlich etwa 800 000 Medimnen Getreide eingeführt wurden, während andererseits sehr wenige Waaren, z. B. Töpferwaaren, ausgeführt wurden und in einer Menge, welche die Gesammtwirthschaft des Staates nicht wesentlich beeinflussen konnte. Andere Thatsachen werden verdreht, auf andere gar nicht Rücksicht genommen; z. B. von der Sklaverei, die doch die Basis der ganzen Wirthschaft war, wird gar nicht gesprochen; die Thatsache, daß auch in der Blüthezeit des sogenannten Kapitalismus mehr als drei Viertel der freien Bürger Grundbesitzer waren, existirt für Ruhland nicht. Würde er die Thatsachen, wie sie wirklich waren, sehen, so könnte er ex post sein Rezept zur Rettung des Bauernstandes nicht anwenden. Er würde dann vielleicht auch nicht von der „chronisch gewordenen sozialen Revolution in Athen" sprechen und „die Reaktion gegen die Herrschaft der Reichen", welche „die Entartungsformen des Sozialismus" ꝛc. annimmt, für diese Zeit nicht so überschätzen. Es würde ihm klar werden, daß es nach der Blüthezeit der griechischen Städte noch eine gute Weile dauerte, „bis endlich auf den Marktplätzen der griechischen Hauptstädte die Kühe weiden und um die Akropolis die Ziegenherden sich tummeln." Er würde vielleicht auch an die übrigen griechischen Staaten denken, die nicht die städtische Entwicklung von Athen, Korinth, Syrakus durchgemacht haben, bevor er den Satz niederschriebe: „Am Hasten und Jagen nach Geldgewinn und Genuß ist die griechische Welt zu Grunde gegangen." Von der hundert-

undfünfzigjährigen Geschichte der makedonischen Herrschaften, unter denen sich wirklich der Handelsverkehr im östlichen Mittelmeer belebte, spricht Ruhland überhaupt nicht.

„Es kommt die Reihe an das Weltreich der Römer.“ Hier werden die zwei sehr verschiedenen sozialen Entwicklungen, die sich an den Ständekampf in den ersten Jahrhunderten der Republik und an die Bürgerkriege knüpfen, die zum Kaiserreiche hinüberleiten, durcheinander geworfen, ähnlich wie bei der Geschichte Athens. Cäsar erscheint in dieser Geschichtsklitterung als „der Kühnste und Begabteste unter den Kapitalisten.“ Unter Augustus „hebt eine großartige Sozialreform an“, und der Jurist Labeo, „der eine umfassende Mittelstandspolitik vorbereitet“, soll sogar die für seine Zeit geradezu unerhörte Absicht gehabt haben „die Sklaven durch Umwandlung in einen selbständigen Mittelstand zu befreien.“ — Daß damals „zu Tausenden den Reichsten ihr Vermögen konfiszirt und an die verarmten römischen Bürger vertheilt wurde, um so von neuem einen Mittelstand zu schaffen“, ist einfach nicht wahr. Es ist nicht wahr, daß im Interesse der staatlichen Almosenempfänger die Getreidepreise in Rom künstlich niedrig gehalten werden mußten, daß deshalb auch in der Kaiserzeit auf italienischem Boden der Getreidebau unrentabel blieb, daß sich daran der Wohlstand des römischen Kaiserreichs verblutet hat. Denn das Getreide für die Almosenempfänger wurde nicht auf dem Markte gekauft; das italienische Getreide kam für die Versorgung einer Großstadt niemals in Frage, weil im Alterthum Getreidezufuhr im großen Stile nur auf dem Seewege möglich war. Aber die ganze Geschichtsklitterung Ruhland's würde ja ihren Zweck nicht erfüllen, wenn sie nicht die Nothwendigkeit hoher Getreidepreise erweisen würde, und deshalb wird die Thatsache des Ueberwiegens der Naturalwirthschaft ignorirt. Der zweite Punkt, der erwiesen werden muß, koste es was es wolle, ist die Schädlichkeit der großen Städte; er wird an den antiken Großstädten dargelegt. Dabei wird wiederum das Wesentlichste durchaus ignorirt, daß nämlich die antiken Großstädte in ihrer Struktur thatsächlich etwas ganz anderes waren, als die modernen; sie waren vollständig passiv, weil die Industrie und auch der Handel gar nicht oder erst in den ersten Ansätzen existirten; die Bevölkerung bestand im Wesentlichen aus Reichen, die ihre arbeitslose Rente verbrauchten sammt ihren Dienern und jenen Almosenempfängern, die höchstens Gelegenheitsverdienste einheimsten, einem Lumpenproletariat ohne produktive Arbeit. Der Gipfel der Geschichts—klitterung ist es nun dieses Lumpenproletariat mit dem heutigen industriellen Proletariate auf eine Linie zu stellen und jene antiken „Zuwendungen aus dem Staatssäckel“, die „anwachsen und dann den tiefsten Brunnen ausschöpfen“, gleichzustellen mit den Staatszuschüssen zur Versicherung der industriellen Lohnarbeiter. „Die neue Schule“ kann nämlich „den Staatszuschuß nicht dauernd billigen und das Prinzip der Altersversicherung im heutigen Umfange nicht anerkennen.“ Der Arbeiter soll sparen, zurücklegen und Mittelstandspolitiker werden; wenn Arbeiter auch einmal böse Sozialdemokraten waren, es gibt Beispiele, daß sie dann „als geschickte Arrangeure der Kaiserkommerse zu des deutschen Kaisers Geburtstag sich einen Namen gemacht haben!“

Welch ein Weg eröffnet sich dem deutschen Arbeiter zum Ruhme, wenn er das Rezept des Prof. Ruhland befolgt! Welch ein Weg strebsamen Nationalökonomen, wenn sie sich der „neuen Schule“ anschließen und sich dadurch im Sinne der von Ruhland citirten Rede des Freiherrn von Stumm geeignet erweisen die Lehrstühle an den Universitäten einzunehmen! Welch ein Weg für den tief eindringenden Denker, der den tiefsinnigen Lehrsatz Ruhland's voll erfaßt hat, daß „in der Geschichte der europäischen Handels- und Exportstaaten der Höhepunkt der Entwicklung immer den Anfang vom Ende bezeichnet!“

Man soll jeden auf seine Façon selig werden lassen, also auch Herrn Prof. Ruhland und seine Adepten. Was aber nicht geduldet werden darf, ist, wenn gewöhnlichste politische Agitation unter falscher Flagge segelt, sich für Wissenschaft ausgibt und die Thatsachen gewaltsam und rücksichtslos travestirt, damit sie ihr dienstbar seien. Man mag die Fratzen, die auf diese Weise entstehen, belächeln und den Prospekt der Ruhland'schen Neugründung in richtiger Abschätzung der Thatsachen als Unterhaltungslektüre betrachten. Es ist aber nicht zu verkennen, daß derartige Schriften, die sich mit dem Scheine wissenschaftlicher Gründlichkeit zu umgeben versuchen, das Publikum wenigstens in Bezug auf die thatsächlichen Behauptungen irreführen können und daß mancher Leser im guten Glauben sich an den Kopf greifen mag und wie jener Ungar beim Anblicke des von ihm bestellten Portraits seines verstorbenen Vaters ausrufen: „Lieber Vater, wie hast Du Dich verändert!“

L. M. Hartmann.

Zur Stichwahl in Memel-Heydekrug.

Auf die Anfrage eines ihm politisch nahestehenden Wählers im Wahlkreise Memel-Heydekrug hat der Herausgeber der „Nation“ folgende Antwort gegeben, die wir auch an dieser Stelle zum Abdruck bringen, da sie von prinzipieller Bedeutung ist:

Verehrter Freund!

Ihre Anfrage, ob ich Ihnen für unsere politischen Freunde im dortigen Wahlkreise angesichts der bevorstehenden Stichwahl zwischen dem Agrarier Mattschull und dem Sozialdemokraten Braun einen Rath zu geben hätte, hat mich von Berlin heute hier in der Sommerfrische erreicht. Ich beeile mich, dieselbe zu beantworten, und zwar klipp und klar dahin: thun Sie, was Sie können, um dem Sozialdemokraten in der Stichwahl zum Siege zu verhelfen. Ich kenne persönlich weder Herrn Mattschull noch Herrn Braun. Aber für die Stellungnahme zur Stichwahl genügt es in diesem Falle zu wissen, daß der eine Agrarier und Schützling des Bundes der Landwirthe und der andere ein normaler Sozialdemokrat, also programmatischer Kollektivist und Republikaner und praktischer Gegner der weiteren künstlichen Lebensmittelvertheuerung und Anhänger der Caprivischen Handelsvertragspolitik ist. Stände die Einführung des Kollektivismus oder die Abschaffung des monarchischen Systems in Deutschland politisch in Frage, so würden wir freisinnigen Individualisten und Monarchisten selbst einen unklaren agrarischen Littauer in den Kauf nehmen müssen, um der Sozialdemokratie Abbruch zu thun. Aber auch die ausschweifendste Scharfmacherphantasie wird vor der lächerlichen Behauptung zurückschrecken, daß die Einführung des Kollektivismus und der Republik im heutigen Deutschland zu den ernsthaften politischen Fragen gehören. „Der Beweis der Unsterblichkeit der Seele ist ungemein wichtig — schrieb einst Buloz einem jungen Philosophen, der sich mit einer Studie über die Unsterblichkeit der Seele in die Revue des deux mondes einführen wollte — aber dem Stoff fehlt es an Aktualität.“ Mit den Hauptpunkten des sozialdemokratischen Programms liegt es nicht anders; und ganz gewiß wird Herr Braun keine Gelegenheit haben, während des Restes der gegenwärtigen Legislaturperiode des Reichstags sich an gesetzgeberischen Maßregeln zur Einführung des Kollektivismus und der Republik zu betheiligen.

Deutschland hat heute näher liegende Sorgen. Es handelt sich darum, ein höchst gefährliches Attentat auf die wirthschaftliche Weltmachtstellung des deutschen Reichs und die Lebenshaltung der Minderbemittelten, insbesondere der Millionen deutscher Lohnarbeiter zu vereiteln. Der kürzlich enthüllte agrarische Theil des Zolltarifentwurfs mit seinen schier unglaublichen Sätzen zeigt deutlich genug, daß die gegenwärtige Reichsregierung auch den extravagantesten Forderungen der Agrarier keinen ernsthaften Widerstand leisten wird, wenn die im Volke vorhandenen Widerstandskräfte nicht entschlossen und rücksichtslos sich regen. Nur eine beklagenswerthe politische Nervenschwäche könnte in einer derartigen Lage einen Freisinnigen davon abhalten, für den Sozialdemokraten und gegen den Gefolgsmann des Bundes der Landwirthe zu stimmen. Sie sprechen die Vermuthung aus, daß Herr Mattschull, wenn er auch Agrarier sei, dennoch jeden Handelsvertrag acceptiren werde, den die Regierung vorlegt. Aber das ändert an der Sache

wenig. Die Reichsregierung setzt im Reichstage — eventuell nach einer Auflösung — jeden Handelsvertrag durch, den sie vorlegt. Die Frage ist nur, wie werden die Verträge aussehen, die sie vorlegt — wenn es überhaupt zum Wiederabschluß neuer Handelsverträge kommt.

Entscheidend ist deshalb nicht die Haltung des Abgeordneten zu den künftig etwa abzuschließenden Handelsverträgen, sondern seine Haltung zu dem Zolltarifentwurf, der in der nächsten Session den Reichstag beschäftigen wird. Um diesen Entwurf dreht sich der eigentliche wirthschaftspolitische Kampf. Von dem Ausfall dieses Kampfes wird es abhängen, ob überhaupt eine rationelle Basis für neue Handelsverträge geschaffen wird, oder ob eine neue Sozialpolitik des Hungerns kreirt wird. In diesem entscheidenden Stadium wird Herr Braun voraussichtlich regelmäßig mit den Freisinnigen und Herr Mattschull regelmäßig gegen sie stimmen. Welche politische Sentimentalität würde für einen Freisinnigen dazu gehören, trotzdem Herrn Mattschull zu wählen. Sie heben hervor, daß es die Sozialdemokratie den Freisinnigen wenig danken werde, wenn durch freisinnige Stimmen der Sozialdemokrat zum Siege gelangen werde. Das ist wohl möglich. Aber was sollte denn auch die Sozialdemokratie zum Dank veranlassen? Unsere Freunde stimmen doch nicht im sozialdemokratischen, sondern im freisinnigen Interesse für den Sozialdemokraten als das kleinere Uebel. Sie wollen keine Gefälligkeit erweisen, sondern eine politische Pflicht erfüllen. Der unterstützte Sozialdemokrat ist deshalb den ihn in der Stichwahl unterstützenden Freisinnigen ebensowenig Dank schuldig, wie etwa der Freisinnige den Agrariern Dank schuldig ist, die ihn bei einer Stichwahl als kleineres Uebel einem Sozialdemokraten vorziehen.

Zur Zeit gibt es für uns in Deutschland politisch kein größeres Uebel als die Stärkung des Agrarierthums. Wäre ich Wähler im Wahlkreise Memel-Heydekrug, ich würde bei der bevorstehenden Stichwahl mit allem Nachdruck für den Sozialdemokraten eintreten.

Mit bestem Gruß

Ihr ergebener

Reinhardsbrunn i. Th. 24. VII. 1901. Th. Barth.

England und der Burenkrieg.

Zur Verständigung.

Im Spätsommer 1899 fingen Engländer und Buren in Südafrika an, gegen einander zu kämpfen. Ein Journalist fragte mich, wie lange der Krieg dauern werde. Ich sagte, dies könne niemand wissen; wahrscheinlich zwei Jahre. Er lachte mir ins Gesicht, und dasselbe thaten alle meine englischen Freunde. Mir war damals von Leuten, die als militärische Autoritäten galten, gesagt worden, die britische Flagge werde in einigen Wochen in Pretoria wehen, und die Truppen würden zu Weihnachten 1899 auf dem Rückwege sein.

Natürlich war, was ich über das Ende des Krieges vermuthete, nicht besser begründet als die Vermuthung irgend eines anderen, der etwas von Land und Leuten verstand. Die starke Macht, die Ungarn in seinem Kampfe 1849 entfaltete, die erfolgreichen Aufstände Polens, der Widerstand, den die Leute Andreas Hofer's den Streitkräften Napoleon's 1809 entgegensetzten, viele Beispiele dieser Art kommen einem in den Sinn, wenn man die Kraft eines Volkskrieges gegen Armeen bemißt, die bewaffneten Schaaren scheinbar ungeheuer überlegen sind.

Als sich England im Jahre 1776 daran machte, seine Kolonien in Amerika zu unterjochen, ging es an dieses Unternehmen ebenso fröhlich wie Joseph Chamberlain im Jahre 1899 an die Eroberung von Transvaal. Der amerikanische Krieg dauerte 7 Jahre. Es war der Kampf von 3 Millionen Farmern gegen ein Weltreich, das verhältnißmäßig ebenso mächtig war wie das, welches jetzt den Riesenplan verwirklicht hat, 250 000 Streiter mehr als 6000 Meilen fern von London ins Feld zu stellen.

Im Jahre 1812 erneuerte England den Krieg gegen Amerika und wurde abermals zu einem Friedensvertrage gezwungen. So vergeudete Großbritannien innerhalb einer Generation 10 Jahre in der erfolglosen Anstrengung, eine transatlantische Kolonie zu unterjochen, welche es verachten zu können geglaubt hatte.

Der fünfjährige amerikanische Bürgerkrieg (1860—65) kam mir ebenfalls in den Sinn, als der Burenkrieg begann; denn die Regierung der Vereinigten Staaten hielt es im Jahre 1860 nicht für schwierig, die Sklavenstaaten, einzig und allein durch die Mobilisirung von 75 000 Mann und einen Feldzug von voraussichtlich wenigen Wochen gefügig zu machen. Schließlich hatten die Nordstaaten eine Armee von einer Million aufzubringen, und als die Armee der Südstaaten sich endlich im Frühling 1865 ergab, da war es nur eine Hand voll zerlumpter und ausgehungerter Soldaten, welche den Kampf aufgaben, weil sie keine Nahrung und keine Patronen mehr hatten.

Das Traurige an dem gegenwärtigen südafrikanischen Kriege ist die Thatsache, daß der Kampf im wesentlichen das Resultat der Unwissenheit und des Sichnichtverstehens auf beiden Seiten ist. Der Engländer hat die schlechten Eigenschaften des Buren übertrieben, und andererseits hat der Bur den Verdacht nicht aufgegeben, als wollten die Briten seine Freiheit beschneiden.

Es gibt vielerlei Sorten von Buren, ebenso wie es vielerlei Sorten von Amerikanern gibt. Jeder Reisende ist geneigt, seine eigene Lebensart auch bei den Leuten, die er trifft, zu suchen, und die meisten Reisenden finden es leichter, das was sie sehen, für lächerlich zu erklären, als die Geschichte eines Volkes zu studiren und die Ursachen einer verschiedenartigen Entwicklung zu verstehen. Wenn man die Geschichte eines Volkes kennt, dann sollte einen nichts, was man bei ihm sieht, überraschen. Denn eine Nation ist ein organisches Wesen, nicht das Produkt einer Maschinenfabrik oder eines Auswärtigen Amtes.

Der Engländer ist geneigt schlecht von dem zu denken, was nicht nach seiner Art ist. In Amerika sieht er nur die fieberhafte Thätigkeit der Handelscentren; er sieht aber nicht die moralischen Kräfte, welche 76 Millionen Menschen ohne eigentliche Armee oder Polizei zusammenhalten. In Deutschland sieht der Engländer Bier und große Mägen, während er lieber versuchen sollte, das Erziehungssystem zu studiren, welches den Deutschen zum Nebenbuhler Englands auf den fremden Weltmärkten gemacht hat.

Der Engländer versteht unter einem Gentleman einen Mann im Cylinder und Gehrock, der verschiedenen Klubs angehört und sich sorgfältig zum Diner kleidet. Es fällt ihm schwer, sich vorzustellen, daß Leute in anderen Ländern ohne diese Eigenschaften Gentlemen sein können. So kann vom englischen Standpunkte aus Paul Krüger kein Gentleman sein (und ein Mann, der kein Gentleman ist, ist auch kein guter Soldat und Staatsmann); er kann sich daher nach englischer Auffassung nicht über das Niveau eines unwissenden Bauern oder eines Tagelöhners erheben.

Die Engländer sind gute Geschichtsschreiber. Aber sie scheinen die Geschichtswerke nicht zu lesen, am wenigsten diejenigen, welche ihre eigene Geschichte behandeln. Sie denken nicht daran, daß die Führer der amerikanischen Heere in vielen Fällen den Joubert's, Cronje's und Dewet's unserer Zeit sehr ähnlich waren.

Gelegentlich meiner letzten Reise nach Südafrika (1896) hatte ich das Glück, vielen von den Burenführern beider Republiken, wie auch den leitenden englischen Beamten in Capetown, Natal u. s. w. zu begegnen. Ich wunderte mich immer wieder über die irrigen Vorstellungen, die in Südafrika selbst bei Engländern verbreitet waren, von denen man annehmen sollte, daß sie eine Frage ernstlich studirt hätten, welche — wie die Burenfrage — für ihre Regierung von großer Wichtigkeit ist.

Es wurde mir von meinen englischen Freunden ziemlich allgemein erzählt, daß die Buren nicht nur sehr unwissend, sehr schmutzig und sehr verschmutzt seien, sondern daß sie auch sehr viel von ihrer Geschicklichkeit als Schützen ver-

loren hätten, Feiglinge geworden seien und fortlaufen würden, sobald sie die englischen Soldaten sähen.

In jenem Jahre hatte der Freibeuter Jameson seinen Einfall nach Transvaal gemacht und die weiße Flagge der Uebergabe gehißt, bevor er seine Munition verausgabt oder auch nur mehr als ein Zehntel seiner Leute verloren hatte. Er wurde von den Buren, die ihn gefangen nahmen, mit Menschlichkeit behandelt, er und alle seine Spießgesellen. Diese gaben die Freundlichkeit der Buren offen zu. Nach meiner Erfahrung sind diejenigen, die am gerechtesten und offensten von den Buren sprechen, nicht die Finanzleute und Politiker, sondern die Soldaten im Feld, die des Buren Kugel zu spüren und später aus seiner Flasche zu trinken bekamen.

Jameson's Einfall war ein Akt der Barbarei, und entsprechend allem, was vorangegangen war, hätte es der Anführer dieses Einfalls verdient, gehängt oder auf der Stelle erschossen zu werden, während man die Gimpel, die auf seinen Leim gegangen waren, mit einer leichten Strafe hätte davonkommen lassen sollen. Der Einfall erzeugte in ganz Südafrika den wohlbegründeten Verdacht, daß Jameson das Werkzeug einer Gruppe von Finanzleuten sei, welche Geld zu verdienen hofften, wenn sie die Transvaalregierung in ihre Hand brächten.

Die Regierung Krüger's war in ihrer Methode kurzsichtig, sehr mittelalterlich. Aber vom Standpunkte der Buren aus war Jameson's Einfall nicht mehr und nicht weniger als ein gewaltsamer Versuch Cecil Rhodes' und einer Gruppe von Finanzleuten, einen Staatsstreich zu verüben, nicht um Reformen herbeizuführen, sondern um des lieben Geldes willen. Zu diesem Zweck miethete man Freibeuter. Es sollten 1000 Mann sein. Aber als die weiße Flagge in Dornkop gehißt wurde, waren es nur 350.

Hätte der Kolonialsekretär Mr. Chamberlain die Gefühle der Buren großmüthig in Betracht gezogen, hätte er sofort Schritte unternommen, um den Buren zu zeigen, daß er gewillt sei, die Missethäter zu bestrafen, so hätte er erheblich dazu beigetragen, um die feindselige Stimmung, welche der Einfall begreiflicher Weise erregt hatte, zu beseitigen.

Aber statt dessen ließ er die Freibeuter nach London bringen, wo man sie als Eroberer feierte. Die öffentliche Untersuchung gegen sie war eine Theaterkomödie, und den Buren gab man deutlich zu verstehen, daß sie von der Regierung, deren Mundstück Mr. Chamberlain sei, keine Gerechtigkeit, um wie viel weniger Großmuth zu erwarten hätten.

Daher eine Verbitterung unter den Buren, welche niemals entstanden wäre, wenn die britische Regierung von Anfang an auf Billigkeit gesehen hätte.

Während meines Aufenthaltes in Südafrika reiste ich durch das „veldt“ und war gezwungen in so manchem einsamen Farmhaus Unterkommen für die Nacht zu erbitten und so zeitweise Mitglied so mancher Burenfamilie zu werden. Es kann sein, daß meine Erfahrung eine außergewöhnliche war. Ich fand jedenfalls in diesen Häusern nichts, was mich überrascht hätte, ich fand überall gerade das, was man unter solchen Verhältnissen erwarten durfte. Die Kost war einfach, die Leute auch, aber ehrlich; die Betten hart, aber rein. Der Fußboden war selten mit Holz belegt, sondern einfach Lehm, mit Kuhdünger beschmiert, Becken und Waschtische sah ich nicht. Außerhalb des Hauses aber war eine Pumpe. Luxus erwarteten wir nicht unter Löwen und Kaffern.

Krüger ist sicherlich kein Dandy, er ist sehr ungeschliffen und kann kaum seinen Namen schreiben. Doch das sind einfach äußere Folgen eines harten Lebens. Was für die Geschichte in Betracht kommt, ist, daß er sich den Respekt braver, verständiger und gottesfürchtiger Leute von mehr als einer Generation erworben hat. Und die verzeihen es ihm jedenfalls, wenn er seine Suppe und seine Tabaksauce über seine Weste laufen läßt und gern in den Kleidern schläft. Abraham Lincoln war ein einfacher Mann, ebenso Andreas Hofer. Selbst Blücher war kein Held in den akademischen Künsten. Ich will nicht behaupten, daß Unbildung einen Staatsmann macht. Aber noch viel weniger möchte ich es für unbedingt richtig halten, daß Monocle und Cylinder einen Staatsmann machen.

Es ist unmöglich ein ganzes Volk zu stigmatisiren; die menschliche Natur ist zu verwickelt. Ich kann nur sagen, was ich mit eigenen Augen gesehen; allgemeine Urtheile kann ich nur aus den Beispielen folgern, die mir zur Kenntniß kamen.

Nachdem ich Männer, wie Krüger und Steyn, Joubert und de Villiers kennen gelernt habe, kann ich die albernen Briefe aus Südafrika, welche das soziale Leben der Buren zu schildern vorgeben, nicht geduldig lesen. Präsident Steyn ist ein hochgebildeter, weitgereister Mann, der jeder civilisirten Gesellschaft zur Zierde gereichen würde. Er steht jetzt im Feld und kämpft für eine verlorene Sache, und ich bin sicher, daß er in Ehren kämpft und seine Meinung nicht geändert hat, seit dem Tage, da ich ihm mein Buch „White man's Africa“ gewidmet habe. Natürlich ist alles möglich, und es kann sein, daß ich Mr. Steyn ganz falsch beurtheile. Aber vorläufig halte ich lieber an meiner Meinung fest, welche auf persönlichem Verkehr mit ihm gegründet ist, als daß ich auf das Geschreibsel von Korrespondenten etwas gäbe, welche wissen, daß jede Lüge so lange bezahlt wird, als sie populären Vorurtheilen schmeichelt.

Aber um was dreht sich denn der ganze Krieg? Ist es recht, daß er weiter geführt werden soll?

Der Bur glaubt, daß er für die Freiheit ficht. Allein die Regierung Krüger's hat niemals größere Freiheit gewährt, als Angehörigen jeder Nation in jeder englischen Kolonie zugestanden wird, nicht nur in Südafrika, sondern auch in Kanada, Australien, Barbados oder in Hong-Kong.

Die englische Flagge ist heute die Flagge, welche Selbstverwaltung und verfassungsgemäße Freiheit gewährleistet, und kein Joseph Chamberlain, kein Cecil Rhodes, kein Kabinet in London kann irgend eine Bestimmung treffen, welche die Rechte eines Deutschen, eines Franzosen, eines Buren, eines Amerikaners irgendwo in dem ungeheuer ausgedehnten Kolonialreich schmälert.

Die Regierung Krüger's beruhte darauf, daß sie Privilegien für industrielle Zwecke garantirte und vom Lande im Uebrigen möglichst jede Konkurrenz fernhielt. Man ging so weit, daß man auch die englische Sprache zu verdrängen suchte. Eine kurzsichtige Maßregel; denn die englische Sprache ist die Sprache des Handels, und Burenkinder nur in holländischer Sprache unterweisen, heißt, sie auf ein enges Feld der Thätigkeit beschränken. Die deutsche Regierung hinwiederum begeht in Südafrika den Fehler, die Holländer und ihre Sprache möglichst auszuschließen, aus Furcht, daß sie dem deutschen Fortschritt hinderlich sein könnten. Was wäre aus den Vereinigten Staaten geworden, wenn wir Amerikaner nach solchen Grundsätzen gehandelt hätten?

Beruht ein Theil der Vorurtheile, welche jetzt in ganz Europa und auch in Deutschland gegen England herrschen, nicht wesentlich auf Unwissenheit? Man setzt voraus, daß eine erobernde Nation es nothwendiger Weise versuchen muß, Einrichtungen und Bestimmungen durchzusetzen, welche den Eroberten schädlich sind. Viele Nationen des kontinentalen Europa vertheidigen eine solche Politik ganz offen. Aber in dem englischen System kolonialer Verwaltung sind, soweit ich ihre praktische Handhabung beobachten konnte, im Wesentlichen den Engländern gar keine besonderen Privilegien vorbehalten. In Capetown traf ich einen deutschen Präsidenten der Handelskammer. In Kolonieen, wie Singapore und Hong-Kong habe ich Deutsche gefunden, die an der politischen Verantwortlichkeit ihren vollen Antheil trugen.

In verschiedenen englischen Kolonieen, wo ich Deutsche getroffen und mich mit ihnen über diesen Gegenstand unterhalten habe, fand ich, daß diese durchaus anerkannten, wie

weise die englische Behandlung der Fremden sei. In Kanada wird die französische Sprache und der katholische Glaube von der englischen Regierung so eifersüchtig beschützt, wie es nur ein Franzose verlangen kann. Und wenn es sich darum handelt, die Einwohner von Indien oder Afrika gegen die Uebergriffe von Weißen zu schützen, so ist die englische Regierung immer noch ein Muster von Menschenfreundlichkeit. Die Vereinigten Staaten müssen erröthen, wenn sie ihre Art, die schwarze, gelbe, rothe Rasse zu behandeln, mit der Behandlung vergleichen, der die Eingeborenen sich in den englischen Kolonieen erfreuen.

Im Laufe dieses Burenkrieges sind in England große Versammlungen abgehalten worden, in der Absicht, die Buren herauszustreichen und Mr. Chamberlain anzuklagen, weil er Krieg gegen sie führt. Die Thatsache allein, daß mitten in einem Kriege, der Tausende von braven Engländern wegrafft, das Publikum offene Verbrüderung mit dem Feinde duldet, beweist, daß im englischen Volke Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit, auch dem Feinde gegenüber, vorhanden ist, ein Gerechtigkeitssinn, den die offizielle Sophisterei nicht ganz verdunkeln kann. Ich bezweifle, ob die Bevölkerung von Newyork in Kriegszeiten öffentliche Versammlungen, welche dem Feinde Unterstützung leihen, dulden würde.

Ich habe neuerdings in verschiedenen öffentlichen Versammlungen sowohl in England als auch in Amerika über den Krieg in Südafrika geredet und meine Ansichten haben nicht immer mit denen meiner Zuhörer übereingestimmt. Aber niemals hat man sich geweigert, mich anzuhören.

Wir wollen also den politischen Ehrgeiz eines Joseph Chamberlain, die cynische Raubsucht eines Cecil Rhodes reinlich scheiden von der großen Masse britischer Wähler, die nur den verzeihlichen Fehler haben, daß sie ihren Führern zu viel Vertrauen schenken und daß sie den Behauptungen von Zeitungen glauben, welche von sensationslüsternen Leuten herausgegeben werden, wenn nicht von käuflichen Jobbers in südafrikanischen Minenwerthen.

* * *

England macht eine schwere Prüfung durch. Der Burenkrieg hat Schäden in der militärischen Verwaltung aufgedeckt, welche zu einem Vergleiche auffordern mit den Schäden, die Frankreich im Jahre 1870 und Rußland im Jahre 1877 gezeigt haben. Viele seiner Offiziere haben bewiesen, daß sie für ihre Pflichten nur unvollkommen vorbereitet sind; und was den sogenannten Generalstab betrifft — der ist ein Gegenstand für eine Burleske, nicht für eine ernsthafte Behandlung.

Trotz alledem ist der englische Soldat fröhlich in die Schlacht gegangen, freudig gestorben, und trotz allem, was geschehen ist, haben wir nichts von Feigheit oder Verrath gehört. Der englische Soldat hat seinen Offizieren getreulich beigestanden, und die britischen Wähler haben die Regierung redlich unterstützt, trotz der politischen Verirrungen, welche man im vertrauten Kreise durchaus verurtheilt.

Wir sollten gerecht gegen England sein, wir sollten nicht eine Anklage gegen ein ganzes Volk erheben. Wir wollen hoffen, daß, wenn die willkürliche Soldatenherrschaft in Südafrika entbehrlich geworden ist, an ihre Stelle eine Verwaltung treten wird, die im Stande ist, einem Jeden Freiheit und Recht zu gewähren, vom Gouverneur bis zum ärmsten Kaffern herab. Heute, wo die Leidenschaften erregt sind, ist es freilich noch schwer, sich direkt an die zu wenden, die unmittelbar betheiligt sind.

Südafrika braucht Frieden, und alsdann braucht es Einigkeit. Der Krieg, der so grausam und kostspielig war, wird nicht vergebens ausgekämpft worden sein, wenn ihm, wie dem Kriege von 1870/71 eine Einigung folgen wird. Diese Einigung ist es, welche Deutschland seine Erfolge verliehen hat. Dasselbe gilt auch von Australien und Kanada. Südafrika braucht Eisenbahnen, Wege, Brücken und vor allem große Bewässerungswerke. Heute leben nur ungefähr eine Million Menschen südlich vom Zambezi. Bevor ich sterbe, hoffe ich noch 10 Millionen dort zu sehen. Es ist nicht von ausschlaggebender Bedeutung, welche Sprache sie sprechen werden oder welche Flagge dort wehen wird, aber es ist für uns alle von der größten Wichtigkeit, daß sie geeint und im Geiste der Freiheit und des kommerziellen Fortschritts regiert werden.

Es gibt Regierungen, welche meinen, daß Leute nicht patriotisch sein können, wenn sie auch anderen Ländern Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Das hat seine praktische Seite, wenn es sich darum handelt, Geld für militärische Zwecke aufzubringen. Aber im allgemeinen ist es ein Verbrechen gegen das Christenthum, eine Sünde gegen besseres Wissen.

England ist seit vielen Jahren eine Zufluchtsstätte für Unterdrückte aller Länder gewesen. Es hat sich standhaft geweigert, politische Flüchtlinge auszuliefern, und die Möglichkeit, daß anarchistische Bestrebungen in seinen Grenzen sich zeigten, hat es niemals hysterisch gemacht. Heute ist es nicht mehr der kommerzielle Diktator, der es kurz nach Waterloo war, aber immer noch vertritt es Freiheit des Handels, Freiheit der Rede, Freiheit der Presse, verfassungsmäßige Freiheit aller Art, die froh mit allen getheilt wird, die daran theilnehmen wollen.

Kaiser Wilhelm I. fand hier in den stürmischen Tagen des Jahres 1848 Zuflucht, er so gut, wie die Patrioten, die Preußen später in die Verbannung schickte. Kossuth, Karl Blind, Arnold Ruge, Stepniak, Volkhowski, eine Fülle von Namen stürmt auf mich ein, die Dank für England heischen, für das, was es gethan hat, um das Licht der Freiheit wieder anzufachen, wenn sie in fast allen anderen Ländern erloschen schien.

So wollen wir fortfahren England zu kritisiren, aber als Brüder, die die Freiheit lieben.

London. Poultney Bigelow.

Fogazzaro's neustes Werk.

„Die kleine altmodische Welt“, die Antonio Fogazzaro in seinem vorletzten, hier im Jahre 1896 besprochenen Roman geschildert hat, lag in einer Ecke des Sees von Lugano. In idyllisch ländlicher Umgebung spielte die Handlung, die Vereinigung zweier Liebenden, ihr Eheglück, ihr Ehezwiespalt. Aber auf dem Hintergrunde des italienischen Unabhängigkeitskampfes erschien das Ganze als ein typisches Bild der Zeit, erhoben die Schicksale der Helden sich zu heroischen, die man mit einer gewissen andächtigen Erbauung las, wie man sie eben den Gestalten der Vergangenheit entgegenbringt. Es ist ein gewagtes Unternehmen, zu einem Kunstwerk ein Gegenstück, von einer abgeschlossenen Geschichte eine Fortsetzung schaffen zu wollen. Je mehr man das eine liebgewonnen, es als in sich fertig betrachtet hat, mit desto größeren Ansprüchen tritt man an das zweite heran.

„Die kleine moderne Welt*) — oder die moderne Kleinwelt — wie man es nun nennen will — spielt nicht am See und nicht auf dem Lande. Aber auch nicht in einer Großstadt mit lautem Treiben, Parlamenten, Ministerien, Bahnen und Radlern. Fogazzaro versetzt den Sohn von Franco und Luisa in eine ungenannte Provinzstadt, der aber jeder Leser ihren Namen leicht geben kann: in seine Heimath nach Vicenza. Nicht so idyllisch ist die Umgebung, und der Heroismus der Hauptpersonen will uns auf den ersten Blick auch kaum so charakteristisch erscheinen für unsere Zeit, wie es jener für jene Zeit war.

Piero Maironi hat sich jung mit der jungen Tochter seines Vormunds, des Marchese Scremin, verbunden, die

*) Antonio Fogazzaro: Piccolo mondo moderno, Milano, U. Höpli 1901.

nach kurzer Ehe irrsinnig wurde. Nun fühlt er sich hin und her geworfen, von der ererbten und anerzogenen Frömmigkeit, die Treue für die Gattin befiehlt —, von der Liebessehnsucht, die ihm im Blut liegt. Im Hause der Schwiegereltern lebend, hat er aus Herzensleere in Wohlthätigkeit und Glaubenseifer Trost gesucht, hat sich dadurch bei den Klerikalen einen solchen Ruf erworben, daß diese ihn zum Stadthaupt ernennen, zum Sindaco. Maironi aber ist kein Parteimensch. Ob Sozialist oder Klerikaler, das gilt ihm gleich, wo man seiner bedarf. Und weil er dem Sohn eines sozialistisch gesinnten alten Gärtners eine kleine Stelle verschafft hat und weil dieser die Uniform des Bibliotheksbeamten — das heißt rothe Streifen an den Hosen — unvereinbar findet mit seinen Gleichheitsidealen, stürzt die Partei den Sindaco wieder. Hat er doch auch auf andere Weise allen Frommen Anlaß zur Empörung gegeben, durch seine Hinneigung zu einer geschiedenen Frau. Jeanne Dessalle, die schöne Weltdame, feingebildet, glaubenslos und von kühler Reinheit bei all ihrer zärtlichen Liebesfähigkeit, sie ist der Gegenpart des Helden. Wenn die Leidenschaft ihn fortreißt, zieht sie sich in sich selbst zurück. Aber sobald in ihm Glaubensskrupel wach werden wollen, so oft er von Erinnerungen an die Gattin, an seine Stellung gepeinigt wird, weiß sie durch ihre hingebungsvolle Zärtlichkeit echt weiblich den ihr Entfliehenden wieder in ihre Fesseln zu bannen. Doch da er endlich sie auf dem Punkt sieht, sich ihm ganz zu ergeben, in der Nacht, da er glaubt sie besiegt zu haben, und zu ihr will, da wird er durch eine Depesche an das Sterbebett seiner Gattin gerufen. Für Jeanne Dessalle und für die Welt ist er von Stunde an verloren. Ob er sich das Leben nimmt oder weiter den Kampf mit sich selbst kämpft, ob er Mönch wird oder zum Volk hinabsteigt, als Arbeiter weiterlebt mit den Armen, erfährt man nicht. Piero Maironi gibt sein ganzes Vermögen, zur Begründung christlicher, kooperativer Ackerbaugenossenschaften her, weil er glaubt, seine Vorfahren hätten es auf unrechte Weise erworben. Und — er verschwindet!

Das ist in sehr kurz gefaßten Worten der Inhalt des Romans. Die Handlung und Entwicklung geht, wie man sieht, fast mehr in der Seele des Helden vor sich, als in der Außenwelt. Sein Charakter, tief psychologisch begründet durch Herkunft und Erziehung, Glauben und Zweifel in ihm, die er erbte vom gläubigen Vater, der freigeistig veranlagten Mutter, bilden den Mittelpunkt der wunderbar intimen Schilderung vom Kleinleben in jener Provinzstadt. Dieser Piero, der durch eine Vision sich zu hoher Kirchenwürde berufen wähnt, er wird sehr verschieden beurtheilt, der Irrenarzt sieht mit Bangen in ihm einen künftigen Insassen der Zelle, in welcher eben Maironi's Gattin verstorben ist, der alte Geistliche Don Giuseppe glaubt ihn von Gott geführt, berufen. Doch seine braven Parteigenossen, — nun die lachen ihn aus. Will er den Lesern auch unverständlich und allzu unmodern erscheinen, so entsinnen sie sich des Nechljudow Tolstoi's, der gleichfalls Stellung und Heimath, Reichthum und Gewöhnung, alles hingab, um seinem Gewissen genug zu thun.

Schließlich, was entspricht denn in solchen Fragen dem heutigen Denken und was ist veraltet? Wenn jemand die Menschen und ihr Getriebe aus einer gewissen Augenferne sich betrachtet, wie es ein echter Dichter thut, wird er wohl zu allen Zeiten Aehnliches sehen. Ihre Leidenschaften, die kleinen, die großen, sie wandeln sich wenig. Und je weiter sein Ueberblick, je tiefer eindringend sein Verständniß, desto mehr erkennt er's — altmodisch-modern — die Welt bleibt eben im selben Geleise! Bleibt doch auch er, der sie so betrachtet, der gleiche Mensch, der mit seinen Augen, mit seinen Gedanken auffaßt, was sich vor ihm zuträgt. Antonio Fogazzaro ist solch ein Dichter, der alles sieht von hoher Warte, es milde beurtheilend, Fehler, Schwächen, Leidenschaften mit einem Lächeln erkennt und verspottet, begreift und verzeiht. Sein liebenswürdiger Humor weiß sie uns alle — in jenem vorigen Roman die Zollwächter so wie die Empörer, hier Klerikale und Atheisten — liebenswürdig, weiß sie uns lebendig zu machen.

Da ist vor allem die Marchesa, die so fromm ist, daß sie ihren ganzen Haushalt um ein am Freitag verspeistes Ei — (ihr eigener Gatte hat's leider gegessen!) in Aufruhr bringt, die ihrem Diener und allen Leuten als geizig gilt. Wie uneigennützig, wie aufopferungsfähig sie ist, weiß ja kein Mensch, weil sie's nicht zu sagen vermag. Aus ihren abgerissenen, inhaltlosen Sätzen, meint sie, müßte jeder begreifen können, was sie will, und müßte ihr Thun ganz so selbstverständlich finden, wie's ihr erscheint. Don Giuseppe, der alte Geistliche, der sie anhört und nicht versteht, erräth, versteht, bewundert sie dann doch, weil in ihm die gleiche Frömmigkeit, die gleiche Güte, wie in ihr ist. Die Herren Stadträthe von der klerikalen Majorität sind nicht so ideale Figuren, die Frömmigkeit sitzt bei ihnen sehr oben auf und deckt recht menschliche und recht kleinliche Schwächen zu. Ganz köstlich ist die geheime Sitzung, in welcher der Sturz des Sindaco beschlossen wird, und Signor Záupa das Corpus delicti auf den Tisch legt — „Xele le braghe dela vecia Záupa?“ fragt erschrocken in seinem venezianisch-vicentiner Dialekt einer der würdigen Verschwörer. Aber es sind nicht die Beinkleider der Mutter des Hausherrn, sondern jene des Gärtnersohnes. Und aus dem Anblick der allzu schmal gewordenen dunkelblauen Streifen —, da für einen Bibliotheksbeamten doch die Stadtwürde im Gegentheil möglichst breite und roth leuchtende erfordert — soll der Haß gegen Maironi neue Nahrung gewinnen. Die alten Damen, die im Hause Seremin aus- und eingehen, und die eleganten jungen Frauen, und die politischen Intrigantinnen, Streberinnen, die zum Fest in der Villa der Dessalle erscheinen, sind ebenso lebendig gesehen. Wie hübsch und wie wahr ist auch das Zusammengehörigkeitsgefühl aller der adeligen Stadtgenossen. Ueber die Marchesa Nene Seremin sich lustig machen? ja, natürlich alle zusammen thun sie das, horchen den Diener aus, um nachher von dem komischen Geiz der alten Dame zu erzählen und die schöne Eiergeschichte von Palast zu Palast zu tragen. Aber vor einem Fremden? nein. Dem Commendatore, der als Präfekt erst kurze Zeit in der Stadt lebt, weiß selbst der witzige Cavalier über Maironi und seine würdigen Schwiegereltern nur das Beste zu berichten. Hat der Präfekt den Rücken gewendet, dann geht's über seine breite Halsbinde, seine Florentiner Aussprache her, die h anstatt c sagt, und nicht minder über den Sindaco, dessen Frömmigkeit so kleinen Seelen wie ein Mäntelchen aussieht, das er seinem Ehrgeiz umhängt. Der Präfekt auf der anderen Seite läßt sich von einem seiner Landsleute, den er zufällig antrifft, erzählen, wie's zwischen dem geistreichen Cavalier und der Dame aussieht, mit der er davonfuhr. Entgeht denn ein Mensch auf dieser Erde der üblen Nachrede eines Anderen? und gäbe es einen irgendwo, der zu solcher nicht Anlaß böte? In so einer kleinen Stadt haben natürlich immer die Fremden, wie auch Jeanne Dessalle und ihr Bruder Carlino es sind, und gar, wenn sie sich als Ungläubige zeigen, von der Medisance zu leiden. Eine besonders liebenswürdige Figur ist dieser Carlino mit seinem raffinirten Kunst- und Schönheitskultus, seinem Vertrauen zu der Schwester und zu ihrer stolzen Unberührbarkeit, seinem Spott — und der Bacillenfurcht daneben. Bei Jeanne, so anziehend auch ihre Gestalt ist, will's uns scheinen, als ob Fogazzaro nicht ganz gerecht Licht und Schatten vertheile. Sie liebt den Maironi, liebt ihn so sehr, daß sie zuletzt fast dahin gelangt, sich selber ihm zum Opfer zu bringen, nur um ihn sich zu erhalten. Aber daß er sein Vermögen fortgeben will, das will und kann sie nicht begreifen, kann es nicht, weil die Atheistin für solchen Edelmuth kein Verständniß besitzt. Ich meine, darin irrt der Dichter. Frauen, die sehr lieben, begreifen jeden Edelmuth, den überspanntesten ihres Geliebten. Religionslose Herzen sind nicht minder im Stande, Welt und Weltliches von sich zu werfen, als es glaubensstarke sind. Der Verfasser des fromm gewordenen Nechljudow ist von seinen Glaubensgenossen als Ketzer in den Bann gethan worden. Krapotkin, der in der wahrsten Wirklichkeit so selbstlos handelte wie jener Romanheld, der Vermögen,

Vaterland, Familie, Carrière, alles fortwarf, um seinen Idealen zu leben, Krapotkin denkt, meine ich, ebenso gottlos wie Jeanne Dessalle.

Zu Vicenza, so erfuhr ich aus einer der vielen italienischen Kritiken, die man so freundlich war mir zu senden, kennt man alle die zahllosen Figuren, die sich in dem Buch bewegen, zeigt mit dem Finger auf den und auf die, deren vergrößerte Bilder Carlino bei dem Fest in Villa Diedo durch sein Scioptikon den Gästen mit witzigen, lustigen Worten vorführt. Und die Villa selbst mit den Tiepolo-Fresken, die lange Foresteria daneben, wer hätte sie nicht besucht mit Freuden, der je einmal in Vicenza war!

Antonio Fogazzaro's Heimathsliebe und Freundesliebe zeigen sich darin, wie er die Stätten, an denen er lebt, wie er die Menschen, die mit ihm leben, in seine Werke einführt. Seine Vaterstadt, die Villa, in deren Park sein Haus steht, bilden den Schauplatz dieses Romans, die Vicentiner Alpen mit ihren Felsschroffen, ihren tiefen, schattigen Gründen geben den wunderbar poetisch geschauten Hintergrund für das letzte, leidenschaftsvolle Beisammensein der Liebenden in Vena di Fonte Alta. Und in Valsolda, jenem Seewinkel, dem er schon einst den ersten Band seiner Gedichte gewidmet hat, in den Fogazzaro die Vorgeschichte dieses Werkes verlegte, bestattet Piero Maironi schließlich den Leichnam der Gattin neben den Gräbern seiner Eltern, schreibt er dem Beichtiger und Freunde seine letzten Verfügungen auf, um dann für immer ins Unbekannte hinauszuziehen.

Dieser Schluß erscheint vielen unbefriedigend. Alle Schönheiten des Werkes, die Pracht der landschaftlichen Schilderungen, der geistreiche Humor, die tiefe Menschenkenntniß, die amüsante Vielheit der Dialekte vermögen nicht den Durchschnittsleser zufriedenzustellen. Er will genau wissen, ob ein Buch gut endigt oder schlecht, — ob sie sich kriegen oder sterben. Wo etwas nicht gehörig und ordentlich zugeht, wie's alle Tage in der heutigen Welt sich begiebt, da schüttelt so ein Romanverschlinger mißbilligend sein Haupt und fragt: also was thut denn nun dieser Maironi? wie will er sich heilen von Liebesnöthen und Reueschmerzen? wie die Welt und die Menschen bessern? wohin geht er, wie lebt er fortan? —

Aber ein Dichter wie Antonio Fogazzaro hat denn doch das Recht, seine Welt nach seinem Sinne darzustellen. Er darf's auch fordern, daß, wenn wir ihm folgen in sein Reich, wir unsern landläufigen Kritikermaßstab für ein paar Stunden zu Hause lassen. Deshalb ist es wichtiger und interessanter, als was andere über ihn urtheilen, einmal zu hören, was er selbst sagt. (Ich hoffe, er wird mir's nicht übel nehmen, wenn ich ihn als Kritiker über sein eigenes Werk hier citire.) „Mein neuer Roman“, so schreibt er, „stellt Menschen und Zeiten dar, die vielleicht minder sympathisch erscheinen als jene, die den Inhalt von Piccolo mondo antico bilden. Aber es ist trotzdem nicht wenig von meinem Herzblut in ihnen enthalten“. — Però vi è pure infuso non poco sangue del mio cuore! —

Das ist's. Nur darauf, darauf allein nur kommt es an, ob ein Dichter sein Herzblut seinen Gestalten einzuflößen vermag. Fühlt man das Schlagen seines Herzens, spürt man das Pulsen seines Blutes in den Menschen seiner Phantasie, so antwortet man mit eigenem Herzklopfen, lebt mit ihnen und glaubt an sie. Der Dichter selbst, der Mensch muß stark fühlen, um uns Leser fühlen zu machen. Das lehrt keine Kunst, das bringt ihm keine Uebung bei, ob realistisch oder ideal, es bleibt sich gleich, auch ob wir seines Glaubens sind, ist Nebensache, — der Genius des Autors muß uns zwingen. Und diesem Genius, der Individualität des Dichters in den Personen eines Dichtwerks nachzuspüren, das will mich immer bedünken, sei die feinste Blume des Genusses beim Lesen.

Antonio Fogazzaro kenne und bewundere ich seit sehr langer Zeit, seit ich seine Miranda einst ins Deutsche übersetzte — (daß sie in Deutschland gelesen wurde, will ich nicht gerade deshalb behaupten!). Er ist ein Schriftsteller, dessen Hauptreiz mit darin besteht, daß er die Leute in jeder Provinz seines dialektreichen Landes, daß er Adlige und Volk, Diener und Köchinnen in ihrer Sprache, ihrer Weise so prächtig naturwüchsig schwatzen läßt. Dabei ist er ein Kämpfer für einen reinen Glauben, dessen Dogmen ihm allein sein Gewissen vorschreibt, ist Senator des geeinten heutigen Königreiches Italien, und Visionär und Mystiker. — So umschließt sein Wesen der Kontraste genug, enthält mehr Widersprüche als Piero Maironi, der junge Sindaco, im Schwanken zwischen Lieben und Nichtliebenwollen, zwischen sozialistischem Utopismus und kirchlicher Strenge sie in sich vereint. Den Kern seines Wesens möchten wir am liebsten mit dem Ausdruck benennen, den er der Sammlung seiner Vorträge und Reden als Titel gegeben hat: Ascensioni umane*) — der Aufschwung oder die Sehnsucht jedes Menschen nach einem unbekannten höheren, reineren Dasein. Und mag man so gläubig sein, wie er's ist, mag man dieses reine Dasein in ungeahnten Himmelsräumen nicht nur für einen Poetentraum, sondern für wahr und möglich halten, — oder sehr nüchtern, sehr ernst, sehr traurig sich gestehen, — die Welt ist einmal so, wie sie ist — darüber hinaus gibt es kein Hoffen, — wenig Freuden, viele Schmerzen, das ist unser Leben, daran heißt's sich genügen lassen, — ja, mag man so oder so es ansehen, schön bleibt es doch, daß einer denkt und fühlt und hofft, wie er es thut. Etwas Rührendes und etwas Edles sind diese menschlichen Aufschwingungen ins Unbekannte, nie Erforschte.

Wenn ein armes Dorfweib die runzeligen Finger um ihren Rosenkranz zusammenfaltet und die Madonna, die im Sammetkleid mit wirklichem Haar und der Flitterkrone hoch auf dem Altar steht, um Hülfe anfleht, so kommt uns kühle Nordlandmenschen so etwas wie Mitleid an und wie Hochmuth. — Wir rühmen uns stolz unserer Welterkenntniß, unserer Weisheit. Wenn aber ein hoher und reicher Dichtergeist, einer, dem nichts Menschliches fremd ist, mit Thatkraft ausgerüstet und Wissen, frei von jeder Dogmenstrenge in so gläubiger Sehnsucht, so zuversichtlich, so vertrauensvoll hinaufblickt, dann hat man ein Gefühl der Bewunderung, beinahe des Neides. Und wenn man noch so wenig geneigt ist Piero Maironi's Entschluß zu loben — und wenn man des Autors Deduktionen auch nicht immer zu den seinen machen kann, — die Poesie, die in jenem Handeln, die in diesem Denken liegt, die eben muß man doch nachempfinden.

In seiner Rede über die Darstellung des Schmerzes**) in den bildenden Künsten sucht der Dichter es auf seine Weise zu ergründen, worin es beruhe, daß die Schilderung des Leidens, daß die Statue eines Sterbenden, ein Gemälde das Trauernde darstellt, eine melancholische Melodie auf unsere freudendurstigen Herzen, eine solche Anziehungskraft üben. Und indem er die Wollust des Schmerzes erklärt, sagt er uns gewissermaßen damit auch, was den ganz besonderen Reiz seines eigenen Wesens und seiner Dichtungen ausmacht.

„Ein unerklärliches Erbeben, aus Rückwärtsschauen, aus Vorwärtssehnen, Erinnerung an gewesene glücklichere Zeiten, Vorahnung künftiger glücklicher gemischt, ein sinnlich fühlbares Glied, das zwei Welten verbindet, die unseren Sinnen unerreichbar! Die Kunst, die diesem göttlichen Einfluß folgt, übt nicht ausdrückliche, moralische Belehrung aus, es würde das ein Hinabsteigen sein, sie verleiht nur dem Menschengeiste ein Streben, das dem allgemeinen Vorwärts- und Aufwärtsstreben aller Dinge entspricht.“

Dieses Vorwärts in unserer Weltordnung, die Evolution in der Kunst in allem, das ist der Inbegriff von Fogazzaro's Philosophie. — Aber neben seinem tiefernsten Denken, seinem Träumen, seinem Sehnen lächelt der Schalk ob seiner eigenen Begeisterung. Hat er über Freunde und Bekannte im Roman von der heutigen Kleinwelt die zierliche Geißel seines humoristischen Spottes geschwungen, so schont er sich selber nicht. In dem Dichter zu Vena di Fonte alta wagen wir — trotz der langen Mähne und der

*) Ascensioni umane, Baldini, Castoldi & Co. Milano, 1899.

**) Il dolore nell' Arte. Milano, Baldini, Castoldi & Co. 1901.

unordentlichen Kravatte, die ihm wenig ähnlich sehen, — die Karrikatur des Autors selber zu erkennen: „denn der Dichter war ein fanatischer Transformist und vermochte kaum sein Mittagessen sich zu bestellen, ohne dem Kellner eine Rede über die Evoluzione zu halten.“

Hamburg. Adalbert Meinhardt.

Bodenseebrief.

Konstanz, im Juni.

Die sonderbare Gepflogenheit der schweizerischen Eisenbahngesellschaften, ihre Sommerkurse einen vollen Monat später in Kraft treten zu lassen als die deutschen Nachbarstaaten, wird auf der langen Strecke von Basel bis Bregenz unangenehmer als anderswo empfunden, nirgends aber lästiger als in dem linksrheinisch gelegenen Konstanz, der „deutschen Stadt auf Schweizerboden“, wo im Monat Mai dann die bekannten unvermeidlichen Verkehrskollisionen sich häufen. Nachdem nun aber mit 1. Juni die Schweizerbahnen endlich in die Linie gerückt sind und auch die stolze Bodenseeflotte mit ihren 40 meist eleganten und komfortabel eingerichteten Dampfern wieder komplett sommerlich kursiren, ist das Gleichgewicht unter den fünf Bodenseestaaten glücklich wieder hergestellt und die eingeführten Verbesserungen wecken allerlei frohe Verkehrshoffnungen für die Zukunft. Sieben Schienenwege führen jetzt zum See, über fünfzig Personenzüge münden von allen Seiten her an seinen Ufern und 72 Schiffskurse unterhalten täglich den Verkehr zwischen den deutschen, österreichischen und schweizer Hafenstädten. Wo der deutsche Binnensee, der dem Reiseverkehr besser geöffnet wäre! Und doch entspricht die Zunahme speziell des deutschen Touristenverkehrs weder den verbesserten und erleichterten Reisegelegenheiten, noch den diesfalls mit Recht gehegten Erwartungen. Die meisten Besucher der Schweiz und Italiens, die aus dem Norden in Lindau, Friedrichshafen und Konstanz eintreffen, berühren nur flüchtig die stolze, meergleiche Fläche des Bodensees. Weitaus die Mehrzahl aller deutschen Schweizerreisenden und Italienfahrer bevorzugen aber die vielleicht bequemere Route über Basel. Und doch gestaltet sich von deutscher Seite aus der Einzug in die Alpenwelt nirgends herrlicher, als wenn man ihr an einem schönen Sommertag auf stattlichem Salondampfer über die stolze Wasserfläche des Bodensees entgegenfährt. In blauem Fernduft aufleuchtend und den weiten Horizont majestätisch abschließend, übt der weißschimmernde Kranz der Alpen, z. B. von Konstanz aus gesehen, seine lockende, Sehnsucht weckende Macht. Am grandiosen Konstanzer Seequai öffnet der Durchblick durch schattige Alleen dem Wanderer mit einem Schlag das erhebende Bild einer prächtigen Seelandschaft, das überwältigend wirkt, wenn die von fern über grüne Vorberge herabschimmernden Alpengipfel einen Zug stiller Größe über das „Schwäbische Meer“ hinhauchen und den Firnengruß Tirols und der Schweiz ins deutsche Land hinaussenden. Schon dieser reine Genuß der Alpenschönheit von deutschem Boden aus fesselt den aus dem deutschen Flachland kommenden Italienfahrer an die altehrwürdige Constantia, das Vorwerk an der äußersten Südmark des Reiches und an ihren See. Und trotzdem ist der Bodensee etwas aus der Mode gekommen. Einst war es anders und besser. Konnte doch Gustav Schwab, der eigentliche Entdecker und Sänger der Landschaftsschönheit der Bodenseegegend, im Jahre 1826 ihr die schwungvollen Verse widmen:

„Und Völker kommen aus dem Norden und aus dem Süden,
See, zu Dir!
Du bist das Herz der Welt geworden, o Land und aller
Länder Zier!“

Heute errathen sicher nur Wenige, daß das Schwabenmeer gemeint ist.

Den Gründen nachzugehen, warum trotz der ganz vorzüglichen Verkehrslage der Bodensee mit Umgebung die einstige Anziehungskraft eingebüßt hat, ist nicht ohne psychologisches Interesse. Man kann mit Friedrich Ratzel es als einen der erfreulichsten Charakterzüge der Deutschen unserer Tage ansehen, „daß sie zahlreicher und verständiger die Schönheit der Alpen genießen, als irgend ein anderes Volk“ und doch sich der Thatsache nicht verschließen, daß mit der modernen Verbreitung des Naturgefühls dessen Vertiefung nicht Schritt gehalten, wohl aber die Verflachung allgemeiner geworden ist. Wir sind auch bei aller Hochachtung vor den Verdiensten des deutschen und österreichischen Alpenvereins der Meinung, daß bei den zum Sport gewordenen Hochalpentouren das rein körperliche Element zu einseitig dominirt, vor dem die geistigen Reiseinteressen vielfach allzu sehr zurücktreten müssen. Das höchste Ideal landschaftlicher Schönheit einseitig nur in der gletscherstarrenden Hochgebirgswelt, in den grotesken Formen klotziger Felsmassen oder in der grellen Sonnigkeit des Südens zu finden, ist schließlich Sache des Geschmackes, der Bildung, aber auch der Tagesmode. Jedoch die Alpenschönheit auch durch grünes, leichtbewegtes Vorland mit den abgetönten Farben einer weiten Luftperspektive zu genießen oder sich in die stille Größe einer Landschaft mit einfacheren Motiven lyrisch zu vertiefen, bleibt immer nur feinerem Empfinden vorbehalten. Die heutige Generation findet nun einmal, einstweilen noch, nur am Grandiosen und Bizarren Gefallen und hat längst kein Verständniß mehr für die bescheidenen Landschaftsideale eines Ewald von Kleist und Matthias Claudius. Das Naturempfinden hat seine Wandlungen durchgemacht und am Bodensee weiß man davon zu erzählen. Oder kann vielleicht der Bodensee den Vergleich mit anderen bevorzugteren Seen nicht aushalten?

Bädeker, das allgemeine Reiseorakel, das übrigens, wie andere Orakel, seine Sprüche häufig nach dem Geschmack der Fragenden richtet, urtheilt über den Bodensee nicht eben günstig. Zwar ist die Schätzung, die er ihm in den verschiedenen Auflagen seiner „Schweiz“ angedeihen läßt, eine schwankende. Während es früher hieß, die Seelandschaft sei „wohlgeeignet, einen überraschenden und erhebenden Eindruck auf jeden Reisenden zu machen, der zum ersten Mal der Schweiz sich nähert“, wird in der Ausgabe von 1895 die Aussicht ohne Einschränkung als „prächtig“ bezeichnet. Aber auch die neueste Ausgabe deutet an, was die früheren mit klaren Worten aussprechen, daß die Landschaft mit derjenigen anderer Schweizerseen (so!) sich nicht messen könne. Entgegen der Regel, daß man über Geschmacksachen nicht streiten soll, möchten wir doch eine abweichende Meinung vertreten; das Charakteristische der Bodenseelandschaft ist nämlich, daß sie mehr als diejenige eines Alpensees vom Wasser beherrscht wird. Das Auge gleitet über die Riesenfläche, ohne irgendwo durch feste Punkte aufgehalten zu werden; es ist als ob Unendlichkeit uns anblickte. Die jenseitigen Ufer mit ihren waldigen Höhen, mit den hohen Gebirgen dahinter, sie treten uns auch beim klarsten Wetter nicht wie schwere Massen ins Auge; von der Ferne wundersam verklärt, scheinen sie in feuchtem Duft zu schwimmen. Das Ohr vernimmt am einsamen Gestade nichts als die Musik der plätschernden Wellen. Das sanfte Lüftchen, das gerade an den schönsten Sommertagen uns die Wangen kühlt, es bringt den frischen Geruch des Wassers mit. Im Grunde ist ja das alles gesagt in dem Namen des „Schwäbischen Meeres“. Und diese Bezeichnung ist noch in anderer Hinsicht zutreffend. Ich denke weniger an die leidige Thatsache, die Bädeker für sein Publikum besonders bemerkenswerth findet, daß Seekrankheit auf dem Dampfboot nicht ausgeschlossen ist. Ich denke lieber an die Großartigkeit des Schauspiels, das für manche Menschen mit seiner peinlichen Begleiterscheinung verknüpft ist, und ich kann Gustav Schwab den Verdruß nachfühlen, den er einst am Kanal darüber empfand, „daß er auf dem heimischen See schon ein lebendigeres Bild des

bewegten Oceans geschaut habe, als an seinem Einfluß zwischen Frankreich und England" und der, nach einer kurzen Meerfahrt „mit gekreuzten Armen am Gestade von Dieppe stehend, über die spiegelblaue Fläche im Geist einen Bodenseesturm hinbrausen ließ, um doch das Meer zum Meere zu machen". Ein solcher Bodenseesturm bietet selbst dann, ja gerade dann erst recht ein grandioses Bild, wenn man, wie dies bei Föhn häufig ist, den Wind selbst nicht im mindesten spürt. Und wie bunt der erregte See gestreift ist, wie das helle Grün dort vom tiefen Violett, der weiße Kamm hier vom blauen Wellenthal sich abhebt! Dazu die Lichter und Schatten am klaren Gebirg, die grotesken Wolkengestalten — es ist alles in allem ein Bild ohnegleichen. Freilich ein Bild, das zu schauen nicht jedem vergönnt ist, der auf ein paar Tage an den See kommt. Wer aber hier nichts findet, als ein riesiges Gewässer in der Nähe und eine mehr oder weniger verschwommene Andeutung von Gebirgen in der Ferne, wird der nicht einen Grund haben, über eine gewisse Armuth an Form, an Körper in der Landschaft zu klagen? Das ist möglich. Ich kann es wenigstens begreifen, wenn der Neuling den See zu groß, die Ufer zu fern, die Berge zu niedrig findet, und wenn er das Ganze einem Riesenspiegel in dürftigem Rahmen vergleicht. Aber ich theile diese Empfindung keineswegs. Wenn eine gewisse Armuth an Formen vorhanden ist, so wird sie nach meinem Gefühl mehr als aufgewogen durch den Reichthum an Farben, in denen der See wiederum nur sich selbst und dem Meer gleich ist. Bädeker sagt allerdings, die Farbe des Bodensees sei hellgrün, während G. Schwab ihn „das blaue Auge Allemanniens" genannt hat. Aber er ist weder das eine noch das andere. Seine Farbe wechselt täglich, oft stündlich. Ich weiß kaum eine Farbe, in der ich den See nicht schon hätte leuchten sehen, und doch bin ich sicher, daß ich ihn noch lange nicht in allen Kleidern gesehen habe, die er anzuziehen hat. Er bietet uns freilich nicht das Farbenspiel einer italienischen Landschaft mit ihren grellen, oft geradezu bizarren Kontrasten. Der über das Ganze ausgegossene Duft dämpft die Farben, mildert die Gegensätze, schafft eine wohlthuende Harmonie. Selbst an jenen unvergleichlichen Spätsommerabenden, da die Pfeile der sinkenden Sonne von den niedrigen Ufern von Westen her über die ganze Länge des Sees schießen und ihn in eine Fluth rothen Goldes verwandeln, oder an den Frühlingstagen, wenn die Berge ihre im vollen Winterschmuck leuchtenden Formen in der blauen Tiefe spiegeln, selbst dann wird niemand von einer grellen oder gar schreienden Pracht reden wollen; bei allem Glanze ist es doch eine feierlich erhabene Ruhe, die über dem Bilde liegt. Kein Zweifel, der Vierwaldstättersee hat auf den ersten Anblick für den Flachländer weit mehr Berückendes als der Bodensee; was ihn auszeichnet, das ist die Fülle von lieblichen und großartigen Bildern, die in fast greifbarer Nähe dem Auge sich aufdrängen und durcheinander rufen: Mich sieh an! Mich! Auch die Farben nähern sich dort merklich dem Charakter der südlichen Landschaft. Aber mags ein Verbrechen sein, an der Schönheit des Vierwaldstättersees Kritik zu üben — seine Berge erscheinen mir mit Ausnahme des herrlich geformten Pilatus klöckisch. Rigi, Bauen, Stanserhorn, Bürgenstock und wie sie heißen, sind sie nicht Riesenklötze, plump und protzig wie manche Hotels an ihren Abhängen, von denen die kleinen, lieblichen Bilder der Tiefe erdrückt werden? Und dann, ich habe den Vierwaldstättersee bei zahlreichen Besuchen doch nur auf zweierlei Weise gesehen, entweder im funkelnden Sonnengewande, das immer das gleiche war, oder im grauen Nebelkleid, das auch immer das gleiche war. Mögen ihn immerhin andere anders gesehen haben; soweit reicht meine Bekanntschaft mit ihm und mit allen schweizerischen und oberitalienischen Seen, daß ich ruhig behaupten kann: an Mannigfaltigkeit der Beleuchtungen ist der Bodensee einzigartig; seine Registerfülle in prächtigen wie in zarten Tönen ist unvergleichlich. Man kann ihn nie satt bekommen, und er läßt die Menschen, deren feinerem Empfinden er sich einmal geoffenbart hat, überhaupt nicht mehr los. Freilich offenbart er seine stillere Größe nicht eben jedem, der mit dem rothen Buch vom Schnellzug aufs Dampfboot, vom Dampfboot in den Schnellzug eilt: er ist nicht kokett, zuweilen spröde und wird nur mit gewissen Menschen intim. Wenn aber Bädeker meint, der Bodensee könne nur demjenigen imponiren, der die Schweiz nicht kennt, so geht unsere Erfahrung vielmehr dahin: wer die Riesen des Hochgebirgs, ihre Eisströme und Felsschlünde, ihre lachenden Seen gesehen hat, und wes Auge gesättigt ist von Farbengluth und Formenadel des fernen Südens, gerade der wird mit gesteigertem Wonnegefühl die Seele weiten am Anblick des Schwabenmeeres mit seiner selbstgenugsamen Größe, mit dem heimischen Wohllaut seiner Farben, mit dem duftigen Kranz der Berge.

Also warum reist man heute weniger zum Bodensee als früher? Sicher nicht deshalb, weil er der Schönheit ermangelte. Eher vielleicht, weil die Menschen keine Zeit haben; vielleicht ist er aus demselben Grund aus der Mode gekommen wie so manches Buch, zu dessen Verständniß Vertiefung erfordert wird. Ob sich die Gunst der reisenden Welt je wieder so wie früher unserem See zuwenden wird? Ob wieder einmal ein Dichter wird singen und sagen können, daß Völker aus dem Norden und aus dem Süden zum See kommen? Ich will nicht unter die Propheten gehen. Immerhin ist die Empfindung für die Reize der Natur ebenso dem Wechsel unterworfen wie der künstlerische Stilgeschmack. Jedermann weiß, daß das Studium der Landschaftsmaler heute mehr als je auf die Farbe gerichtet ist, und daß auf unseren Gemäldeausstellungen die Bilder aus der Schweiz und aus Italien mehr und mehr zurücktreten gegenüber den formenarmen und in der Farbe ruhigen, aber duftigen Bildern der Heimath. In einer seiner jüngsten Novellen läßt Paul Heyse einen Maler sagen: „Eigentlich hasse ich das Hochgebirge als Maler. Diese plumpen Klötze, die nur durch ihre Massenhaftigkeit imponiren, haben für unsereinen nur Werth, weil der Philister sie in seinem Salon zu haben wünscht, um sich daran zu erinnern, daß er sie in natura gesehen hat, und wenn man ihm gar die Sennhütte hinmalt, wo er mit dem Weibe seines Herzens eine gestöckelte Milch gelöffelt hat, ist ihm das Bild hundert Mark mehr werth. Erst bei Regenwetter oder wenn der Nebel die brutalen Massen umschleiert, kommt so was wie Stimmung in die Sache und mit den klobigen Ungeheuern ist was anzufangen." Verknüpft man den Gedanken dieses Malers, der gewiß ungezählten Kunstgenossen aus dem Herzen gesprochen hat, mit den obigen Ausführungen, so wird man sich nicht wundern, wenn auch der Bodensee neuerdings anfängt, vor den Augen der Künstler Gnade zu finden; es sei nur an das Bild von Kappis „Auszug der Fischer am Bodensee" erinnert, das die vorjährige Stuttgarter Ausstellung als eine ihrer Perlen schmückte. Sollte es dem Bodensee beschieden sein, von dem Gros der Künstlerschaft „entdeckt" zu werden, dann kann's ja sein, daß auch der übrigen reisenden Welt die Augen für seine Schönheit aufgehen.

Schon mehren sich die Stimmen für den Bodensee in neuester Zeit auch von anderer Seite. In einer Reiseplauderei „Aus den Alpen" sagt Ernst v. Wildenbruch in hübscher Bildlichkeit: „Ich finde manche von den Schweizerseen hübscher als den Bodensee, aber keinen liebe ich so wie ihn. Wie ein schüchternes Rehkalb steigt der Rhein, aus seinen Bergen herabkommend, in ihn hinein, und wie ein junger Löwe kommt er bei Konstanz daraus hervor. Bei Schaffhausen thut er den Rachen auf und verkündet mit erstem Gebrüll der Welt seine Macht."

Zum Schluß sei noch ein Hinweis auf die zu wenig gewürdigten Vorzüge des Bodenseeklimas gestattet. Retardirend im Frühjahr, erfrischend im Sommer und anhaltend warm im Herbst, ist die Temperatur unter der Einwirkung der großen Wasserfläche einerseits und der Alpennähe andererseits jahraus, jahrein von einer seltenen Ausgeglichenheit und Milde, ohne welche z. B. die südländische Pflanzenherrlichkeit der Insel Mainau trotz aller Gärtnerkunst einfach undenkbar wäre. Wie jubelt dem

deutschen Italienfahrer das Herz, wenn er nach langer Fahrt endlich jenseits der Alpen den ersten Ort sieht, „wo hoch der Lorbeer steht“, und er die erste Cypresse staunend grüßen darf. Am Bodensee kann er das alles auf dem reizenden Garteneiland der Mainau, wo buchstäblich und im Freien „die Citronen blüh'n und im dunklen Laub die Goldorangen glüh'n“, früher und billiger haben und mitten unter kraftstrotzenden Südpflanzen von deutschem Boden aus die Schneefirnen der Tiroler und Schweizer Alpen durch Lorbeer und Cypressen schauen. Es fehlt wahrlich an landschaftlichen Reizen feinster Art am Bodensee ebensowenig als an gastlichen Stätten, die Reize der Natur auch auf die Dauer genießbar zu machen. Wer z. B. zu seiner Nervenstärkung einem der Höhenkurorte Davos, Arosa, St. Moritz &c. zustrebt, fährt nie schlecht, wenn er an einem der Bodensee-Kurorte eine Vorkur durchmacht. Nicht nur ist die Seeluft anerkanntermaßen ungemein kalmirend, sondern dank dem Riesenfilter Bodensee rein und staubfrei.

Bei so viel Vorzügen und dem ewig beharrenden Wechsel auch des Naturempfindens darf man schon ein bischen Prophetenthum riskiren und eine Zeit voraussehen, wo gleich den Künstlern auch die übrige reisende Welt ihre Gunst wieder mehr dem Bodensee zuwendet und Gustav Schwab recht behalten wird, daß Völker aus dem Norden und aus dem Süden zum größten deutschen See kommen.

K. v. Arx.

Was der Tag mir zuträgt.*)

Zu den eigenartigsten Erscheinungen unseres modernen Schriftthums zählt Peter Altenberg zweifellos. Keines anderen Bild schwankt so sehr in der jüngstdeutschen Litteraturgeschichte, wie das seine. Zwischen Haß und Gunst? Nein; der Abstand ist ungleich größer, viel schlimmer: zwischen Begeisterung und Hohn. Maßlos gepriesen von den Einen, von den Anderen verlacht, von den Einen neben Nietzsche gestellt, von Anderen neben — Frau Josephine Kempner. Und diese divergirenden Urtheile, so weit sie beide übers Ziel schießen, sind dennoch beide auch zu erklären. Altenberg ist ein starkes, selbständiges Talent, dabei aber ein müder, neurasthenischer Dekadent, und befangen in einer seltsamen, oft unausstehlichen Manier. Man halte sich diese drei Komponenten gegenwärtig: Talent, Neurasthenie und Manierirtheit. Aus ihnen lassen sich je nach ihren Kombinationen die extremsten Urtheile mühelos ableiten. Das Pathologische in Altenberg's Schriften dient beiden Parteien als Substrat; bloß daß es die Einen für Genie erklären, die Anderen für (echten oder posirten) Irrsinn. Uebersieht man nun, — was namentlich beim Lesen einzelner Skizzen leicht passirt, — ihr psychologisch-feines Gepräge, um lediglich die viel deutlichere Manierirtheit zu bemerken, dann hat man den unfreiwilligen Humoristen Altenberg. Erblickt man aber, — wie es „die Anderen“ thun — in der Absonderlichkeit seiner Refrainprosa und in der geschraubten Diktion neuerliche Belege für dichterische Bedeutung, dann . . . nun dann ersteht eben der „große“ Altenberg. In Wirklichkeit ist er durchaus nicht so groß, wie seine Jünger lehren, und lange nicht so klein, wie seine Gegner es hoffen. Er ist ein Sonderling, doch auch ein Dichter; und daß nur allzu oft der Sonderling den Dichter besiegt, das haben gerade jene blinden Anbeter verschuldet, die an dem Dichter achtlos vorübergegangen wären, hätte ihnen nicht der Sonderling so gewaltig imponirt. Und das thut er noch heute.

*) Was der Tag mir zuträgt, fünfundfünfzig neue Studien von Peter Altenberg, Berlin S. Fischer, Verlag 1901.

Vor etwa fünf Jahren erschien die erste Sammlung Altenberg'scher Skizzen unter dem sehr klugen Titel: „Wie ich es sehe“. Diese Subjektivität war entwaffnend. Daß Einer auch „so“ sehen könne, mußte man schließlich zugeben; man las und schüttelte den Kopf und las weiter. Und wenn die Schlacken all der Schrullenhaftigkeit weggekratzt waren, kam da und dort auch ein gleißendes Goldäderchen zu Tage, ein Geistesblitz, ein neuer Gedanke, und dann wieder Schlacke, sehr viel Schlacke; des Kopfschüttelns war kein Ende. — Seither hat Altenberg eine stattliche Zahl seiner pretentiösen Sächelchen geschrieben und da und dorthin verstreut: in die lustige „Jugend“, in die ach! so wenig lustige „Wiener Rundschau“ u. a., und heute liegen sie allesammt in Buchform vor als „fünfundfünfzig neue Studien“. Auch in dieser Sammlung überwiegt das taube Gestein. Das will ich vorneher feststellen, auf die Gefahr hin, den „Dyspeptikern der Seele“ beigezählt zu werden. So nennt Altenberg jene, denen seine Skizzen nicht munden wollen. Er sagt: „Es sind Extrakte! Extrakte des Lebens. Das Leben der Seele und des zufälligen Tages, in 2—3 Seiten eingedampft, vom Ueberflüssigen befreit wie das Rind im Liebig-Tiegel! Dem Leser bleibe es überlassen, diese Extrakte aus eigenen Kräften wieder aufzulösen, in genießbare Bouillon zu verwandeln, aufkochen zu lassen im eigenen Geiste, mit einem Worte sie dünnflüssig und verdaulich zu machen. Aber es gibt „geistige Mägen“, welche Extrakte nicht vertragen können. Alles bleibt schwer und ätzend liegen. Sie bedürfen 90 Prozent Brühe, Wässerigkeiten. . . . . So habe ich viele Gegner, „Dyspeptiker der Seele“ ganz einfach! Schwer Verdauende!“ — Nun, darüber ließe sich streiten. Das Bild von den Extrakten ist unleugbar glücklich. Die Form der Skizze beherrscht Altenberg meisterhaft, desgleichen die Sprache, solange er sie nicht mißhandelt. Manche der kurzen, gedrängten Skizzen eröffnen — „in eigenen Kräften aufgelöst“ — weite Perspektiven, manch tiefer, ernster Seelenroman ersteht aus den wenigen Worten des Dichters. Dies trifft aber nur bei der Minderheit zu, bei einzelnen, ganz vortrefflichen Studien. An anderen, die minder tief oder allzu schrullenhaft sind, fesselt da und dort ein feines Wort. Bei allen übrigen aber, bei jenen „Extrakten“, die trotz „90 Prozent Brühe“ noch immer . . . ungenießbar bleiben, soll unsere „Dyspepsie“ die Schuld tragen? O nein; durchaus nicht! Ich gestatte mir, meinen „geistigen Magen“ diesbezüglich auf das Entschiedenste in Schutz zu nehmen. Diese „Extrakte“ enthalten neben ihrem „Nährwerth“, den ich nicht leugnen will, eben auch noch einen Beigeschmack, einen widerlichen, nicht zu bannenden Beigeschmack, und der ist es, der sie unverdaulich, ungenießbar macht. „So ist es! Basta!“ um nach Altenberg zu reden. Es würde zu weit führen, hier einzelne Skizzen zur Bekräftigung dieses Urtheils zu citiren. Das ist aber auch gar nicht nöthig. Denn der Vorwurf trifft nicht einzelne Details, sondern ein gut Stück von Altenberg's Wesen: seine Stellung zum Weibe. Die eine falsche Note, die durch seine ganze Produktion zieht, sei hier angehalten, um ihrer selbst willen vorerst, dann aber auch, weil sie seine Erfolge in gewissen Frauenkreisen erklärt. Hören wir seine „Selbstbiographie“: „Mein Leben war der unerhörten Begeisterung für Gottes Kunstwerk ‚Frauenleib‘ gewidmet!“ Schön! Und weiter: „Ich habe nie irgend etwas anderes im Leben für werthvoll gehalten, als die Frauenschönheit, die Damengrazie, diese süße, kindliche! Und ich betrachte jedermann als einen schmählich um das Leben Betrogenen, der einer anderen Sache hienieden irgend einen Werth beilägе!“ Den Schlußsatz wollen wir nicht allzu ernst nehmen. Wir können ihn rein genießen oder mit „90 Prozent Brühe“ versetzen je nachdem; dann bleibt uns die Wahl zwischen verwässertem oder purem Blödsinn. Der erste Satz aber enthält ein Wort, das sonst nirgend wiederkehrt, obwohl es Altenberg's innerste Artung erhellt. Damengrazie heißt das Wort. Für die Damen, für die Grazie der Damen schwärmt unser Dichter. In seinen Skizzen aber leistet er sich — vielleicht unbewußt — das kleine Taschenspielerstückchen, den Begriff „Weib“ einzuschieben an Stelle der

„Dame". Und daraus erwachsen recht böse Mißverhältnisse. Aus all seinen Worten klingt es wie eine einzige begeisterte Ode auf des Schöpfers hehres Meisterstück, das wir in Anbetung still verehren, in heiliger Ehrfurcht lieben sollen. Wen? Die Dame? Nein: das Weib! Was er aber zeichnet und vorführt, ist immer und überall nur die „Dame"; er nennt sie bloß anders. — Nur so ist es auch zu verstehen, daß Altenberg, der mit Geist und Freimuth oftmals die feinen Zusammenhänge von physiologischen Vorgängen und Seelenzuständen erläutert hat, daß gerade er kein Wort übrig hat für jenes „Stück Physiologie", dem nichts vergleichbar ist an Erhabenheit und Macht: der Mutterschaft. Die „Damen" gebären freilich keine Kinder. Aber das Weib thut es. Und aus seiner Mutterschaft, nur aus ihr, erblühen ihm jene unerschöpflichen, unergründbaren Schätze an Hingebung und Liebe, an Opfermuth und Duldung, die es erst zum „Meisterwerk der Schöpfung" bilden, zu jenem hehren, großen Wesen, an dem der vom Leben hart bedrängte Mann sich aufrichten darf und erlaben. Sollte der Dichter Altenberg, der für die subtilsten Uebertöne in der Psyche eines Backfischleins so feines Ohr besitzt, wirklich taub sein für den einzigen vollen Accord, der das ganze belebte All durchklingt? — Das darf man nicht annehmen. Sein Götze aber ist die „Dame" mit oder ohne Sürahkleid, daneben etwa jenes Fabelwesen, das seine Mission erfüllte, wenn es „splitternackt auf hohem Sessel säße und von Lebenspilgern sich die rosigen Füße berühren ließe mit den müden Lippen". Habeat! Auch daran kann man viel Geist und Streben, leider auch ein starkes Talent verschwenden. Nur möge er seinen gemischten Damenchor nicht als „das Weib" ansprechen. Gegen dieses crimen laesae majestatis sei feierlich protestirt. — Neidlos dagegen sei ihm der Ruhm gegönnt, der Lieblingsdichter der „unverstandenen" und der Abgott der unverständigen Frauen zu sein. Vielleicht merkt er's an der Begleitung, welchen Weges er zieht.

Wien. Gust. Alex. Pahlen.

Bahnwärters Töneli.

Eine Geschichte.

Vor dem kleinen Dorfe Steinbach, an welchem eine Bergbahn vorbeifährt, steht ein größeres Bahnwärterhäuschen. Daran vorbei führt ein Weg aus dem Dörfchen über das Bahngeleise nach dem einsam jenseits der Linie liegenden Bauernhof zum Steinkastengut. Der Weg wird wenig gebraucht, denn die Steinkastenleute gehen selten ins Dörfchen drüben an der großen Landstraße, etwa in die Kirche oder zum Krämer. Der Uebergang über das Bahngeleise ist heute noch mit zwei Schiebstangen abgeschlossen, welche die Bauern vom Steinkastengut jedoch ohne weiteres zurückstoßen, wollen sie über den Bahnkörper. Im zerfallenden Wärterhäuschen nebenan führt niemand mehr die Aufsicht. Gras wächst vor der Thüre und die Weiden des Steinbaches und wildes Hagrosengedörn kriechen an den scheibenlosen Fenstern herauf. Ein kleiner Bahnhof ist jetzt weiter oben, ganz in Dorfnähe erbaut worden.

Vor vielen Jahren hauste hier der Bahnwärter Hannesseb mit seinem einzigen mutterlosen Büblein, dem Töneli. Und drüben im Steinkastengut wirthschaftete zur selben Zeit der Karlischäpp, ein großer Viehzüchter, zu dem die fremden Viehhändler aus dem Welschland, aus Ungarn und Deutschland kamen, denn er besaß das schönste, rassigste Braunvieh weit und breit. Darum war ihm der Stall noch schier lieber als das Haus, obwohl er dort nebst einem urchigen, abgeschafften Weib, ein allerliebstes braunhaariges Töchterlein hatte. Das Anneli war ein wildes, überlustiges Mägdlein, Haus und Hof waren allzeit erfüllt von seinem Lachen und seinem Schreien. Bald hockte es in einem Ahorn und ahmte den Kuckuck also gut nach, daß die Bettler allemal hurtig in den Hosensack langten, um zu sehen, ob noch ein paar Kupferzweier darin seien, denn alsdann mußten sie ja das ganze Jahr Geld in Ueberfluß haben. Oder es lief bellend hinter dem Vieh her und paßte mit den Katzen um die Wette auf den Erdäpfeläckern den Mäusen auf. Eines Tages aber mußte es trotz allem Weinen und Zwängen einen Schulsack, worauf ein springender Hirsch gemalt war, umhängen und nach dem Dörfchen Steinbach in die Schule gehen. Wie es nun gegen des Bahnwärter Hannesseben Häuschen kam, stand am Bahnübergang ein Büblein, hatte ebenfalls einen Schulsack umgehängt und lehnte an dem den Weg absperrenden Schiebbaum. Das Anneli wollte ohne weiteres an dem flachshaarigen Knaben vorbei und unter der Barriere durchschlüpfen, aber da packte er die Kleine und hielt sie zurück. „Du darfst nicht hindurch", sagte er, — „der Vater hat es verboten, weil der Zug alle Augenblicke kommen müsse".

„Schau Du der!" machte sie schnippisch, „Du bist ja gar nicht der Bahnwärter."

„Das ist gleich, ich darf Dich nicht durchlassen, der Vater hat es verboten. Schau, schau, dort rauchts schon, der Zug kommt, der Zug kommt!"

„Meinetwegen", antwortete sie, — „ich komme schon noch durch, ich." Sie wollte wieder durchschlüpfen; er hielt sie mit beiden Händen an ihrem Schulsack fest. „Lassest Du mich los, Du Mölli!" kreischte sie und ward blutroth im ganzen Gesichtchen, — „oder dann hau' ich Dir eins".

„Ich darf ja nicht, Anneli", machte er weinerlich. Nun versuchte sie, ihm auszureißen, er hielt aber fest und sie kam nicht vorwärts, denn er war größer als sie. Ein böses Feuerlein kam in ihre braunen Augen. Mit einem Male fiel sie über ihn her, biß nach seinen verzweifelt an ihr festhaltenden Händen und kratzte ihn im Gesicht: „Lassest Du mich los oder nicht?!" kam es knirrschend zwischen ihren blitzenden Zähnchen hervor. Und geduldig ließ er sich kratzen und beißen und hielt nur alleweil an ihrem Schulsack fest. Vor Zorn begann sie zu weinen und er stimmte pläärend ein. Sie hing sich in sein Haar und hätte ihn wohl arg zerzaust, da rissen die Schnüre am Schulsack und jetzt wollte das Mägdlein unter der Schiebstange durchschlüpfen. Blitzgeschwind konnte er's noch am blauen Röcklein packen und zurückreißen, im selben Augenblicke raste donnernd der Eisenbahnzug vorbei. Todtenbleich, mit großen Augen starrte ihm das Anneli nach und starrte ihm noch nach, als der Bahnwärter Hannesseb vom Häuschen her rief: „Was zankt Ihr Euch dort, ihr Kleinen? Vorwärts macht, daß ihr einmal in die Schule kommt, es ist Zeit!" Drüben im Dörfchen läutete die Schulhausglocke. „So komm Anneli!" sagte das Büblein und schaute mit gutmüthigen blauen Augen das dem Zug nachstaunende Kind an, — „komm, der Lehrer läutet, ich will Dir jetzt aufthun". Er wollte mit gewaltiger Anstrengung den Schiebbaum zurückstoßen, aber husch — war das Anneli aufgesprungen und unter der Stange durchgeschlüpft: „Fang mich, Töneli, fang mich!" Da lief er ihr nach und wie ein Pfeil schoß sie dorfwärts davon. Bald jedoch ermüdete sie, setzte sich an den Wegrand ins Gras und wartete auf den nachhastenden Knaben. „Komm", machte sie dann raschaufspringend, „wenn Du mir nichts mehr thust, so thue ich Dir auch nichts mehr."

„Nein, ich mache Dir nichts", sagte er.

„So wollen wir einander führen, dann kann man viel hurtiger springen", meinte sie und nahm das Büblein an der Hand. So eilten sie zusammen in die Schule. Und von der Schule gingen sie wieder den gemeinsamen Weg heimwärts. „Du", sagte der Knabe, als sie Hand in Hand gegen das Bahnwärterhäuschen hinausliefen, — „Anneli, Du bist ein schönes."

„Warum?" wunderte sie.

„Eh", meinte er, — „weil Du so ein kugelrundes Köpflein hast." Sie lachte. „Und Du bist ein Wüster", sagte sie. „Warum?" fragte auch er weinerlich. „Eh, weil Du so viel Lappen auf den Hosen und im Kittel hast." Er besah mit traurigen Augen sein rundum geflicktes Gewand. „Ich hab' Dich aber gleich gern", sagte sie, „weil Du so schön still gehalten hast, wie ich Dich haute und weil ich sonst unter den Wagen gekommen wäre."

„Jetzt wär'st Du todt", meinte er.

„Ja, jetzt wär' ich todt", bestätigte sie, — „möchtest Du todt sein?"

„Ja", machte er schier freudig, „weil ich arm bin."

„Warum?" fragte sie verständnißlos.

„Eh, weil ich arm bin und die armen Leute in den Himmel kommen, wo sie reich, reich werden."

„Ist's wahr?" Sie sah ihn schier neidisch an.

„Ja, der Vater sagt es, die Mutter sei jetzt auch so reich und glücklich, seit sie's überstanden habe."

„Auch so reich?" machte sie sinnend und nahm den Finger ins Mäulchen. „Was hat sie denn überstanden, Deine Mutter?"

„Ich weiß es halt nicht, der Vater weiß es."

„So komm Töneli, komm geschwind, wir wollen ihn fragen gehen". Sie ergriff ihn bei der Hand und so stob das Pärchen mit fliegenden, klirrenden Schulsäcken dem Bahnübergang zu.

Von dem Tage an gingen sie täglich mitsammen zur Schule und wurden unzertrennliche Weg- und Spielgefährten. Er ging zuweilen auf den großen Bauernhof zu ihr hinüber, aber meistens trieben sie sich zusammen beim Wärterhäuschen herum, schlofen durch die Weiden und spielten am daran vorbeifließenden Steinbach. Sie war immer der Anführer und Befehlshaber und er fügte sich willig ihrer Oberherrlichkeit, obwohl es ihm oftmals schwer wurde, ihr zu gehorsamen. Sie war gar ein wildes, launisches Ding und machte weder mit Mensch noch mit Thier viel Federlesens, weil sie dafür hielt, alles was esse, trinke, fliege, laufe und krieche sei besonders für ihre Verkurzweilung erschaffen worden. Bei keinem Spiele mochte sie sich lange aufhalten. Spielten sie Versteckens und fand sie den Knaben nicht allsogleich, so fing sie zu schreien an: „Ich mache nicht mehr, nein, mit so einem, den man gar nicht find't, thue ich nicht mehr!" Und machten sie Fangis, so wurde sie zornig, gelang es ihm sie zu haschen, that wie wild und biß und kratzte um sich, wie eine kleine Wildkatze, daß das Büblein oftmals übel gezeichnet nach Hause lief. Aber er ließ sich immer wieder auf dem Schulweg versöhnen. Nur zu den landesüblichen Grausamkeiten der Kinder gegen hilflose Thierchen ließ er sich nicht verleiten, was sie also ärgerte, daß sie's erst recht schlimm trieb. Ihr wollte es nicht eingehen, wie ein Bub mit so abscheulichen Thieren, wie z. B. mit Kröten noch so zimperlich umgehen konnte. Kaum war der Schnee geschmolzen, so forderte sie ihn allemal auf: „Komm Töneli, wir wollen zum Weier gehen und Kröten bretteln." Er weigerte sich immer, ging aber doch mit und flehte um Erbarmen für die armen Thierchen. „Du Dummer Du!" lachte sie ihn dann aus, — „Die Kröten muß man doch gewiß tödten, sie sind ja giftig." So legte sie ein Brettchen auf einen Zaunpfahl am Weier, setzte eine Kröte auf ein Ende und schlug also mit einem Stock auf das andere Ende, daß das Thier hoch in die Lüfte flog und todt ins Gras plumpste. Auf diese grausame Art überbrettelte sie den halben Weier leer. Der Töneli stand jeweils dabei und warf die todten und halbtodten Geschöpfe wieder ins Wasser zurück. Sie aber ging heim und meldete triumphirend, wie viele Kröten sie wieder gebrettelt habe, was allemal schmunzelnde Anerkennung am Tische des Bauern fand. Auch auf den Groppenfang machte sie sich fleißig, hob die Steine im Bach und sammelte mit einer rostigen Gabel die hervorschießenden Groppen in ein künstlich angelegtes Weierchen. Der Töneli mußte ein Feuer anmachen und die Groppen wurden, eine nach der anderen bei lebendigem Leibe hineingeworfen. „Hörst Du, wie sie singen?" machte sie, wenn es knisterte im dürren Holz, und beide sträußten die Ohren und horchten, meinten es im Feuer wunder wie schön singen zu hören. Beim Fröschenfang hingegen half er getreulich mit, denn davon konnte er dem Vater manchen Batzen heimbringen; das Abeinanderschneiden der Frösche mußte nun einmal sein, sonst konnte man sie ja nicht an die Weidenruthen reihen. Oftmals fingen sie auch Heuschrecken und Schnecken. Die weißen Schnecken waren die Kühe, die schwarzen die Stiere und die Heuschrecken die Rosse. Den Schnecken ging es nicht immer gut, wollten sie die Hörnchen nicht strecken und den Heuschrecken gar übel, gaben sie das verlangte Heilöl nicht: „Heustöffel gimmer äs Mümpfeli Oel, Heustöffel gimmer äs Mümpfeli Oel!" Sonst auch brachte die Kleine den willigen Gespielen zu allerlei Besonderheiten. So veranlaßte sie ihn einst im Vorfrühling, als der Schnee noch strichweise lag, in einem aus geschmolzenem Schnee gebildeten Tümpel zu baden. Sie entledigten sich also ihrer paar Fetzen, gingen erst zögernd, dann muthig ins Wasser und bald tummelten sie sich darin herum, wie ein kleines Nixenpärchen. Sie bespritzten sich lachend, und sie wollte ihn durchaus den Fröschenschwumm lehren und kletterte, links und rechts um sich patschend, im Tümpel herum. Sie konnten es nicht begreifen, als der Bahnwärter mit einem Stocke dahergesprungen kam, was er so eilig bei ihnen zu suchen habe, und höchst entrüstet berichtete das Anneli am Abend zu Hause, wie der Bahnwärter Hannesseb sein Büblein mit einem Scheit geschlagen habe, bloß weil sie zusammen den Fröschenschwumm haben lernen wollen. Freilich selbiges Mal gerieth es beim Bauern auch nicht gut an. Er versuchte, ihr mit einer Ruthe die Augen über die menschliche Nacktheit zu öffnen. Eines Tages brachte sie ihren Schulgefährten fast ums Leben. Sie wollte durchaus Hochzeit mit ihm halten. Zu diesem Zwecke rief sie ein paar am Wald ihres Heimwesens lagernde Fekerkinder zusammen. Hinter einem Weidgaden schmückte sie sich hochzeitlich, indem sie sich ein Kränzlein von Epheu auf das wilde Braunhaar legte und Waldrosen hinter die Ohren steckte. Der Töneli mußte den Kittel verkehrt umlegen und gelbe Dotterblumen zwischen den nackten Zehen tragen. Mit etwas Kohle vom Lagerfeuer der Feker aber hatte sie ihm einen großen Schnurrbart gemalt. Die Fekerkinder trugen als hoffärtige Hochzeitshüte Huflattichblätter auf den zerzausten Köpfen, und also setzte sich der Hochzeitszug unter dem Gegix eines sehr eintönigen Hochzeitsmarsches, den ein Mägdlein auf einem Haselnußblatt blies, in Bewegung. In den Händen trugen alle Kinder brennende Spähne, nur Braut und Bräutigam hatten zwei brennende und tropfende Kerzenstümpfchen. So zogen sie um den Weidgaden und stiegen durch das offene Tennthor die lange Leiter hinauf auf den Heuboden und sangen vor sich hin, was sie den Alten abgelauscht haben mochten: „Libera nos Domine! D' Wieber wend d'r Toni neh!" Und ferner: „Es lütet Mittag, dä Wiebre is Grab, dä alte is Fäkfüür, dä junge uf d' Heuschüür." — „Nun sind wir Mann und Frau, Töneli", sagte das Mädchen, wie sie alle droben waren: „Jetzt mußt Du mir ein Küßlein machen."

„Nein", machte er scheu lächelnd, — „das thu' ich nicht, sonst rufen mir die Buben Maitliriecher."

„Du Dummer", meinte sie, „das ist doch gleich, mach' mir jetzt eins, sonst thue ich nicht mehr mit."

„Ich thät' Dir schon eins machen", sagte er nun, — „aber weißt Anneli, es ist eine Sünde, wenn man den Mägdlein Küsse macht." Eine Sünde? — Alle standen starr vor Schrecken und machten große Augen. „Ja", redete eifrig das Büblein, — „weißt, am Sonntag mußte die große Magd des Franzkartsch in der Kirche vor allen Leuten hinausknieen, weil ihr der Knecht ein Küßlein gegeben hat, sagt der Vater, und da haben ihr die Klosterfrauen ein kleines Kindlein gebracht." Alle standen entsetzt

da. Das Anneli aber hatte ein Weilchen nachgesonnen, dann lachte es auf einmal und sagte, seinem Bräutigam eine lange Nase machend: „Gigi, gigi, schau Du der! Das ist ja garnicht wahr, meine Mutter macht dem Vater oft am Abend viel, viel Küßlein und hat doch noch gar nie herausknieen müssen. Gigi, gigi!" Jetzt lachte alles erlöst auf: Ja, des Annelis Mutter hatte noch nie hinausknieen müssen. „Willst mir jetzt eins machen?", fragte sie resolut. „Nein", sagte er weinerlich, — „der Liebgott sieht's".

„Meinetwegen", machte sie, packte ihn um den Hals und biß ihn in die Wange, daß er laut aufschrie. Da sprang sie davon, warf ihr Kerzenstümpfchen weg und fuhr bäuchlings die Leiter hinunter. Die Fekerkinder fürchteten, nun werde sich der Knabe an ihnen rächen und rutschten, ihre brennenden Spähne fortschleudernd, der Kleinen nach. „Ich thu' nicht mehr!" rief eins. „Ich auch nicht!" das andere. Im Hui ging's abwärts. Von dem raschen Herabhasten kam aber die Leiter ins Rutschen und fiel polternd ins Tenn hinunter, also daß dem Töneli der Abstieg verwehrt war. Weinend wollte er sich nach dem Heuloch machen. Da zuckte ein Flämmchen vor ihm auf und dann noch eins, eine Rauchwolke stieg aus dem Heu und mit einem Male flammte ein gewaltiges Feuer vor dem entsetzten Büblein auf. Rasch wie eine Haselmaus fuhr er ins Heu, konnte aber in der Todesangst das in den Stall gehende Trüschiloch nicht finden und jagte wieder auf den Heuboden zurück. „Anneli, Anneli!" lärmte er, hilf mir, hilf mir!" Aber das Mägdlein war nach Hause geeilt und die Fekerkinder nach dem Walde hinauf. Jetzt meinte das Büblein sterben zu müssen, es wagte nicht mehr über das rauchende und flackernde Heu zu laufen und maß mit Todesangst in den Augen die Höhe vom Tenn bis zum Heuboden. Da kamen eilige Schritte gegen den Gaden, ein paar „Fürio!" ertönten und bald wurde die Leiter wieder angelegt. Der Bauer Karlischäpp stieg herauf und fand den wimmernden, halb ohnmächtigen Töneli auf dem Heuboden. Schrecklich fluchend, trug er ihn hinunter und drunten prügelte er das Büblein mit einem Heuseil durch, bis es bewußtlos in seinen Armen zusammensank, denn der Töneli hatte auf des Bauern grimmige Frage, wer das Feuer angemacht habe, ob er es gewesen sei, kein Wort geantwortet und nur die Zähne trotzig ineinander verbissen. Da hielt der Bauer ihn für den Brandstifter, umsomehr, als das Büblein noch ein erlöschtes Kerzenstümpfchen in der Hand trug. Der Weidgaden brannte nieder und der Töneli wurde halbtodt dem Bahnwärter Hannesseb ins Häuschen getragen und auch dort noch geschlagen. Seit jenem Brande durfte das Anneli nicht mehr zum Bahnwärterhäuschen spielen gehen, noch wagte der verschüchterte Knabe es jemals auf dem Steinkastenhof zu besuchen. Wohl aber gesellte er sich auf dem Schulweg immer wieder zu der Kleinen und ließ sich von ihr weiter tyrannisiren, soviel sie mochte. Und wie sie in der schulfreien Zeit nie mehr zu ihm in das heimelige Weidengeständе am einsamen Wärterhäuschen kommen wollte, schlich er sich fast alle Tage einer langen Haselhecke nach gegen das Steinkastengut oder kroch durch den wasserarmen Steinbach herauf in die Nähe des Bauernhauses und blieb stundenlang dort kauern, um des Annelis wildes Spiel und Gelärme zu belauschen. Eines Tages aber ward er aus der Schule entlassen, mußte von nun an seinem Vater helfen und kam kurze Zeit nachher als Aushilfe in den Güterschuppen einer weitentfernten Bahnstation.

(Schluß folgt.)

Einsiedeln. Meinrad Lienert.

Stefan Zweig: Silberne Saiten. Gedichte. Berlin und Leipzig. 1901. Schuster und Loeffler.

Stefan Zweig hat bisher nur an Zeitschriften mitgewirkt, am bemerkenswerthesten an Karl Emil Franzos' „Deutscher Dichtung". Seine Gedichtsammlung „Silberne Saiten" erweist ihn als einen tüchtigen Vertreter des litterarischen Jung-Wiens. Wie die verzärtelten, ein bischen eitlen Wiener Dekadents mit der gesucht genialen, matt lächelnden Miene versteht er sich auf eine zarte, vornehm glänzende, reich nüancirte Kleinkunst. Es gibt sich in ihr ein verfeinertes Nervenleben aus. Wenn der Sensationspoet Felix Dörmann in krankhafte Bizarrerien hineintaumelt, so begnügt sich Stefan Zweig mit holden Träumereien. Keine perverse, aber eine frauenhaft biegsame Natur. Welch ein Abgrund klafft zwischen seinem weichen Liede „Aus schweren Nächten" und Liliencron's starkem „Glückes genug", obwohl dieses und jenes in dem Schlusse fast wörtlich zusammenfallen. Die „Silbernen Saiten" werden indessen nicht von wirren Nachklängen durchzittert. Der Verfasser hört in seinem Buche seiner Jugend „Sehnsuchtsweise", sein „inneres Glockenspiel", oder er vergleicht seinen Sang mit dem Schluchzen müder Geigen. Thatsächlich schwebt und verschwebt seine Melodie wie ein schmelzend gedehntes Geigensolo in blauer, duftgeschwellter Sommernacht. Sie ist sinnende, weltverlorene Wehmuth. „Zigeunerwild" braust sie nur in jähem Aufschwung. Dem Dichter haftet etwas Unstätes und Unbestimmtes an. Er gesteht: „Ein irres Schiff, allein auf fremdem Meer | Schwankt meine Seele steuerlos umher." Vom Tag in Person läßt sich der Müde einmal eine kräftige Aufmunterungspredigt halten, die ihn aus „bleichen Traumesgärten" aufrüttelt. „Ich sprang auf, hinein ins volle Leben." Aber bald flüchtet sich sein Sehnen wieder in „müde Lieder". „Monotones Regenrinnen" erstickt in ihm „jeden frohbewegten Schaffenswillen". Er schwelgt in Heimlichkeiten, Dämmergefühlen und „dunkeln Klängen". Immer wieder malt er „die Wunder des Abends", die „dämmerrothe Abendpracht", und kaum ein Gedicht umreißt so entschieden seine stille und doch so heiße Eigenart wie das mondscheintrunkene „Nocturno": „Siehe die Nacht hat silberne Saiten | In die träumenden Saaten gespannt . . ." Und dieses zeigt auch, wie eng seine Romantik mit der des volksthümlicheren, schlichteren, naiveren und tieferen Eichendorff verwandt ist. Beständig horcht er in sich hinein, mit seinen Träumen feiert er „einsamsfrohe Feste", denn daraus „entblüht Wirklichkeit" — seine Poesie. Wie die alte Romantik beleuchtet und verherrlicht er den Prozeß des Dichtens selbst, er ist sich als Künstler interessant. Allemal legt er den Hauptaccent auf das Reinstimmungsvolle und Reinseelische.

Stefan Zweig küßt seine Geliebte, und es neigen sich um ihn zärtlich die Halme und bunte Blüthen grüßen stumm herüber. Im Herbst läßt der Autor gar, weil es ihm halt paßt, die Nachtigall schlagen! Seine Erotik glüht. Doch flackern seine Gluthen selten in verzehrender, zerstörender Lohe. „Das höchste Glück" ist ihm das keusche Lächeln seines Mädchens, „aus einem einz'gen, leisen Liebeswort" reifen ihm „neue Frühlingsträume" — welche Zurückhaltung! Daneben freilich zuckt auch wildes Begehren. . . . Sein Stil erfreut durch die prächtige, sinnlich verschwenderische, purpursatte Gegenständlichkeit, mit der er Empfindungen und Dinge ergreift. Für seine üppige, metaphorisch belebte Sprache mögen ein paar schmückende Neubildungen zeugen: nebelstill, trauerdunkel, resedenschwül, purpurblutend. Blassen Schein und purpurnen Glanz setzt er gern in Kontrast („Abendklänge").

Stefan Zweig liebt das sanft vibrirende, langsame Verhallen in süßem Helldunkel; er schließt zahlreiche Gedichte, äußerlich betrachtet, mit einer Punktreihe. Er sucht breitströmende und doch graziöse, klangvolle Rhythmen. Seine Fülle wählt sich selbst siebenfüßige Verse, und mit Vorliebe baut er, auf der Schwebe von Schwere und Leichtigkeit, fünfzeilige Strophen; in zwei derartigen knapp konzentrirten und bescheiden pointirten Strophen hat er sich oft genug gethan. Mit virtuosenhafter Technik komponirte er „In tiefer Nacht"; hier spielt er auch einen reizvollen Abschiedstrumpf aus. Sein Buch — „Allen gibt es wohl nicht viel", meint er „Zur Einleitung" selber. Ihm fehlt „das große, segnende Erleben". Sobald Stefan Zweig vielseitig, von höherer, lichtvoller Warte Welt und Menschen zu erfassen vermag, wird er auch außerhalb des Litteratenklubs Achtung und Anerkennung heimtragen.

Berlin. A. K. T. Tielo.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 44. Berlin, den 3. August 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^{3}/_{4}$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^{3}/_{4}$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Es ist natürlich, daß der Zolltarifentwurf heute überwiegend den Stoff für die politischen Erörterungen in der Presse liefert. Die Wichtigkeit der Materie erfordert solche Antheilnahme.

Die rein agrarische und die agrarisch-konservative Presse hütet sich zwar der Erhöhung der Lebensmittelzölle, wie sie der Tarif vorsieht — und dies ist der Angelpunkt der ganzen Vorlage — rund heraus zuzustimmen. Die politische Zufriedenheit darf die Agrardemagogie niemals kultiviren; sie lebt von der Unzufriedenheit, von der Erregung der Begierden, und sie ist durchaus nicht geneigt, ihre Lebensbedingungen selbst zu verkümmern. Also Zustimmung konnte man von diesen Organen nicht erwarten, aber wohl war jene zurückhaltendere Kritik vorauszusehen, die das Maximum an verhaltenem Beifall, das in diesen Parteien überhaupt aufzubringen ist, darstellt. Die agrarisch-konservative Presse ist denn auch meist auf diesen Ton gestimmt. Zwar habe die Regierung nicht die „bescheidenen" Wünsche der Agrarier befriedigt; aber sie zeige doch wenigstens den guten Willen, die „drückende agrarische Noth" „ein wenig" zu mildern; so sei aus der Zukunft doch nicht jede Hoffnung verbannt.

Solche Aeußerungen kann man um so richtiger ihrer Bedeutung nach einschätzen, wenn man in Betracht zieht, daß in führenden agrarischen Kreisen jene Positionen, die für die Landwirthschaft eine entscheidende Bedeutung haben, sehr wohl bekannt waren, bevor der „Stuttgarter Beobachter" den Schleier für alle Welt lüftete; das wird wenigstens in Kreisen behauptet, die mit ihren Behauptungen vorsichtig umzugehen gewohnt sind.

Die Oeffentlichkeit wird ihre Aufmerksamkeit noch auf eine zweite Thatsache richten müssen. Jene schutzzöllnerisch-industriellen Kreise, deren politischer Geschäftsführer Herr Bueck ist, haben den Anschein zu erregen gewußt, daß sie wenigstens einen Doppeltarif für verfehlt erachten. Nun haben wir den Doppeltarif, und ein Organ, das diesen Interessentenkreisen sehr nahe steht, die „Berliner Neuesten Nachrichten", heben hervor, daß die Kritik, welche die Blätter der Liberalen üben, den Ausspruch Brachvogel's rechtfertige, der so lautet: „Absprechen ist eine gar leichte Arbeit, die wenig Hirnschmalz erfordert." Dagegen stellen die „Berliner Neuesten Nachrichten" die Zurückhaltung der „Deutschen Tageszeitung" und der „Kreuz-Zeitung" sozusagen als vorbildlich hin. Die Augurn mögen sich anlächeln, denn warum sollte man in Wuth über Zollsätze gerathen, mit denen man in den stillen vier Wänden sich bereits einverstanden erklärt.

Wenn man bedenkt, daß dieser agrarische Zolltarifentwurf durchaus das Werk des Grafen Posadowsky ist, und wenn man sich erinnert, daß Graf Posadowsky durch Vermittlung des Herrn Bueck zwölftausend Mark erhalten hat, auf daß des Herrn Grafen Reden den Massen der Bevölkerung im weitesten Umfange zur Erbauung und zum Genießen zugänglich gemacht würden, so kann man sich nicht wundern, daß die Spender der zwölftausend Mark mit den Agrariern sich zusammenfinden, um das Werk des Grafen Posadowsky, der beider Vertrauensmann ist, gleichmäßig zu schützen und unter Anwendung jenes Maßes von Kritik zu approbiren, die ausreichend ist, um das gemeinsame Einverständniß nicht zu enthüllen.

Man mag sich ja wundern, daß Großindustrielle solchem Entwurf zustimmen können. Allein es gibt bei uns in Deutschland großindustrielle Kreise, die auf Handelsverträge nur einen geringeren Werth legen. Sie sind der Ansicht, daß es für sie vor allem wichtig sei, die Konsumenten des Inlandes bei hohen Schutzzöllen durch Kartelle auszubeuten; sie sind auch in der Lage, wenn das Ausland unserem Import die Thüre verschließt, mit deutschem Kapital auswärts eigene Fabriken anzulegen; also voll patriotischer Resignation sind sie bereit, deutsche Industrien in das Ausland auswandern zu lassen; oder ihnen sind schließlich die Zollverhältnisse aus dem Grunde gleichgiltiger, weil

die Preise und die Gangbarkeit ihrer Produkte von anderen Faktoren als den Zollsätzen abhängig sind. In diese letzte Rubrik gehört die Firma Krupp, und ihr Generaldirektor Jencke, der große politische Rührigkeit entwickelt, war immer bereit, zu den Agrariern hin an einer Brücke zu zimmern. Die Sympathien des militärischen Junkerthums für die Kanonen, und der Kanonen für die militärischen Junker sind schließlich zu begreifen. Rechnet man noch hinzu, daß es in einer enger begrenzten industriellen Schicht als Zeichen sozialer Vornehmheit betrachtet wird, wenn die Goldbarone mit den Ackerbaronen zusammenhalten und sich gegen die arme Plebs in ihren verschiedenen Abstufungen stellen, die es mit der unbequemen Sozialpolitik Ernst nimmt, so hat man jene Corona beieinander, die mit Zufriedenheit den Zolltarif betrachtet, und der nur eines offensichtlich sehr unerwünscht ist, daß die Stuttgarter Hand den Vorhang zu früh aufgezogen hat.

Die Absicht dieser Kreise war, daß der Entwurf unmittelbar dem Reichstag auf die Brust gesetzt werden sollte; es sollte die Bevölkerung keine Zeit haben, die einzelnen Regierungen zu bestürmen, und es sollte unmöglich sein, durch die Einzelregierungen Aenderungen im Bundesrath herbeizuführen; noch weniger aber sollte Raum geboten werden, durch eine starke Volksbewegung Einfluß auf den Reichstag selbst zu gewinnen. Es war zwar ein recht naiver Plan, der auf solche Geheimhaltung durch Monate hindurch rechnete; allein er wurde gehegt, und die Enttäuschung, weil er sich nicht verwirklichen ließ, zeigt, was die Bevölkerung zu thun hat.

Geboten ist: kraftvollste Agitation gegen die Agrarier und gegen ihre verbündeten Hochschutzzöllner, die heute bereits sich mit dem Doppeltarif abfinden, aber die in ihren Expektorationen daran festhalten, daß Handelsverträge abgeschlossen werden müssen.

Die Bevölkerung mag sich keinen Täuschungen hingeben; denn was läßt sich von jenen industriellen Hochschutzzöllnern erwarten, die die heutige handelspolitische Vorlage nebst Doppeltarif für sehr verständig und diskutabel halten; und doch haben diese selben Elemente früher den Doppeltarif öffentlich verworfen.

Die Agrarier arbeiten mit den Fäusten, und diese urbanen Westdeutschen ziehen es vor, den deutschen Michel vorwärts zu komplimentiren. Auf diese Manier, die gewiß nicht die ungefährlichere ist, muß besonders aufmerksam gemacht werden, denn über die Agrarier existiren zwar keine Illusionen, aber wohl über jene großindustriellen Hochschutzzöllner, die behaupten: wir wollen ja dasselbe wie alle Welt, aber maßvoll und staatsmännisch wollen wir die Bekämpfung der Agrarier — nämlich verhindern.

Und wie das Feld nach dieser Richtung hin geklärt werden muß, so ist es auch gut, Phrasen der Agrarier zu zerstören.

Dort operirt man in alter Gewöhnung mit der Behauptung, daß die Antiagrarier die Geschäfte des Auslandes betreiben; denn sie ließen es sich angelegen sein, jede Stimme von jenseits der Grenze zu verzeichnen, die den Zolltarif verurtheilt. Es ist richtig, diese Stimmen werden verzeichnet, und zwar mit gutem Grunde, denn es ist geboten, daß man im Inlande die Aussichten für den Wiederabschluß von Handelsverträgen zutreffend beurtheilt. Aber von ausschlaggebender Bedeutung kann die Haltung des Auslandes für die deutsche Opposition niemals sein. Die Stellungnahme des Auslandes kann die Gründe gegen die agrarische Politik verstärken, allein der entscheidende Grund bleibt, daß eine hohe Magensteuer für die Armen und Aermsten zu Gunsten eines kleinen Kreises Begüterter ein Verbrechen am Volkswohl, an der Volkskraft und an der Volksgesundheit ist. Dies ist der Kernpunkt, und zu ihm tritt nur hinzu, daß die in ihrer Volkskraft geschwächte, in ihrer Geburtenziffer herabgedrückte deutsche Nation, dann auch durch Unterbindung des Exports finanziell preisgegeben und einer verstärkten internationalen Feindschaft ausgesetzt werden würde.

Der Herr Handelsminister Möller ist im Osten Preußens herumgereist und hat daselbst einige agrarische Reden gehalten, durch die er augenscheinlich seine Befähigung als Handelsminister — natürlich bei den Junkern — zu erweisen suchte. Gesagt hat Herr Möller eigentlich gar nichts, wenigstens nichts, was greifbar ist; aber seine Gesinnungen hat er doch zum Ausdruck gebracht, und sie sind agrarisch, wie die „Kreuz-Zeitung“ mit vielem Vergnügen verzeichnet.

Wir haben jetzt einen feinen agrarischen Diplomaten als Handelsminister, der unter anderen folgende profunde Sätze zum Besten gab:

„Er halte dafür, daß eine Gewährung der hauptsächlichen agrarischen Forderungen absolut nothwendig sei. Für eine Reihe von Jahren, er glaube für ein Jahrzehnt, werde ein Schutz der Landwirthschaft unerläßlich sein. Er könne nur empfehlen, sich keinen schweren Gedanken darüber hinzugeben. Ueber die Grenze des Schutzes ließe sich streiten, über die Nothwendigkeit eines solchen seines Erachtens aber nicht.“

Es ist sehr schwer, in so wenig Sätzen, so vieles Schiefe zu sagen: Also „die hauptsächlichsten agrarischen Forderungen“ sind „absolut nothwendig“, und obgleich sie „absolut nothwendig sind“, läßt sich über „die Höhe des Schutzes streiten“; somit haben wir „absolut nothwendige Forderungen“, über deren entscheidende Qualität — die Höhe des Zollsatzes — sich streiten läßt; gleichviel, doch der Schutz selbst ist wenigstens geboten, wobei sich der Herr Handelsminister vielleicht erinnert, daß ein solcher Schutz von 3,50 Mk. für Getreide auch heute besteht.

Diese Produktion auf dem Gebiet der Logik tritt aber weit zurück hinter einer zuversichtlichen Versicherung des Herrn Möller auf dem Gebiete der internationalen Politik. Herr Möller sagte mit dem vollen Aplomb eines Mannes, der erst seit vorgestern sich in der Stellung eines verantwortlichen Ministers befindet, das Folgende:

„Wenn heute in weiten Kreisen die Meinung vorherrsche, von einer Aenderung der Agrarzölle sei eine Gefährdung unseres Verhältnisses zu Rußland zu erwarten, so müsse er diese Anschauung nach seiner weitgehenden Erfahrung für durchaus irrig halten.“

So hoffen wir denn, daß Herr von Bülow gänzlich beruhigt ist, denn Herr Möller weiß nach seinen „weitgehenden“ Erfahrungen, was Herr Witte in St. Petersburg thun wird.

Es ist das eine etwas „weitgehende“ Behauptung, die freilich bei Herrn — Hahn vom Bund der Landwirthe nicht verwundern würde.

Die Konservativen haben unter der Flagge eines Litthauers in Memel-Heydekrug gesiegt; der Litthauer Mattschull erhielt 9123 Stimmen; der Sozialdemokrat Braun 6838 Stimmen. Also aus eigener Kraft konnten die konservativen Agrarier diesen Sitz nicht gewinnen; sie mußten unter litthauischer Fahne kämpfen. Wiederum ein Zeichen der Schwäche dieser Partei.

Bedauerlich aber bleibt es im höchsten Grade, daß nicht ein Gegner der Agrarier den Sitz erhalten hat, und es muß erneut ausgesprochen werden, ein wie großer politischer Fehler es ist, wenn die Freisinnigen bei einer Stichwahl zwischen einem Agrarier und einem Sozialdemokraten nicht wie ein Mann für den Sozialdemokraten eintreten, und zwar darum, weil der Sozialdemokrat für Handelsverträge und gegen die Lebensmittelvertheuerung ist. In Memel-Heydekrug ist die Gesammtheit der Liberalen leider nicht für den Sozialdemokraten zu gewinnen gewesen.

Wir hoffen, daß die Erörterungen über jene Wahl die Anschauungen innerhalb der freisinnigen Parteien über das politisch Gebotene klären werden.

Der frühere Kultusminister Bosse ist gestorben. Die Nekrologe über ihn lassen sich in wenige Worte zusammenfassen; er war ein honetter Mensch; ein trefflicher Büreaukrat und ein schlechter Minister. Wo der Büreaukrat auf-

hört und der Staatsmann beginnt, da versagte Herr Bosse; auch er gehörte zu jenen menschlich-wohlwollenden Ministern in Preußen, die eine abträgliche reaktionäre Politik bald willig, bald weniger willig mitzumachen bereit sind.

Ungarn hat einen seiner ausgezeichnetsten Parlamentarier Desider Szilagyi verloren. Szilagyi war eine Gestalt, wie sie sich nur in parlamentarisch regierten Ländern auswachsen kann. Seine grundsätzlichen liberalen politischen Ueberzeugungen und seine Begabung, vor allem auch als Redner, machten ihn zum Parteiführer; das war die Basis seiner öffentlichen Existenz, und es war nur eine Folge dieser seiner parlamentarischen Stellung, daß er auch den Ministerposten bekleidet hat. Szilagyi, von Hause aus Jurist, war in Ungarn eine der festesten Stützen gegen reaktionäre Vorstöße auf politischem wie auf kirchlichem Gebiet.

Aus China kommt die Nachricht, daß der Friedensvertrag, — wenn man von einem Friedensvertrag reden kann, wo es keinen offiziellen Krieg gab — mit allen Festsetzungen nunmehr fix and fertig sei. Hoffentlich ist es so.

In Südafrika deutet noch immer nichts auf die Nähe des Friedens hin.

* * *

Vorläufige Glossen zum Zolltarifentwurf.

Herr Möller, der neue preußische Handelsminister, hat kürzlich in Königsberg einen Trinkspruch auf die dortige Kaufmannschaft ausgebracht, in dem er warm für eine Erhöhung der agrarischen Schutzzölle eintrat und seinen kaufmänniſchen Gastfreunden die tröstliche Versicherung gab: auch wenn sie sich nicht mit einer Steigerung der Agrarzölle befreunden könnten, so würden sie sich doch an den Gedanken gewöhnen müssen. Selbst Herr Brefeld hat unseres Erinnerns nie eine so tiefe Kniebeuge vor dem Agrarierthum gemacht. Was diesem geistvollen Toast noch einen besonderen politischen Reiz verleiht, ist der Umstand, daß die ostpreußischen Führer des Agrarierthums, die Graf Klinckowström und Genossen, mit besonderem Eifer bemüht sind, den Königsberger Getreidehandel durch Anträge zu ruiniren, deren Zweckwidrigkeit und Schädlichkeit das Vorsteheramt der Königsberger Kaufmannschaft mit überlegener Sachkunde nachgewiesen hat. Man durfte erwarten, der genius loci werde Herrn Möller einige treffende Worte über den mangelnden Beruf der Agrarier zur kommerziellen Gesetzgebung eingeben. Statt dessen predigt er Resignation gegenüber dem sic volo, sic jubeo der Krautjunker. Um sich so tief zu beugen, dazu mußte — ein Großindustrieller Handelsminister werden?!

Daß die Kaufmannschaften unserer Seeplätze für die Weisheit einer solchen Fastenpredigt empfänglich sein sollten, erscheint mir um so unwahrscheinlicher, als heute weniger denn je Veranlassung vorliegt, sich „an den Gedanken einer Erhöhung agrarischer Schutzzölle zu gewöhnen".

Für die grundsätzliche Austragung des Streites um eine weitere protektionistische Lebensmittelvertheuerung ist es von unschätzbarem Werth, daß in dem jetzt vorliegenden Zolltarifentwurf Zollsätze vorgeschlagen sind, die jedes tolerari posse ausschließen. Angesichts dieser agrarischen Provokation gibt es seitens der Gegner des Agrarierthums nur noch eine politisch mögliche Parole: kein Pfennig Zollerhöhung! Und daß diese Parole durchdringt, dafür ist jetzt mehr Aussicht vorhanden, als wir bisher hoffen konnten. Zunächst erscheint es ganz selbstverständlich, daß die Opposition im Parlament gegen das Zustandekommen dieses Entwurfs jedes geschäftsordnungsmäßig zulässige Mittel zur Anwendung bringen wird. Der Kampf wird schwerlich in einer Session zu Ende kommen. Zudem ist es weit schwerer, auf diese extravaganten Zollsätze eine Mehrheit im Reichstage zu vereinigen, als auf relativ bescheidenere schutzzöllnerische Wünsche. Weder die Nationalliberalen noch das Centrum können es riskiren, zu diesem Tarifmonstrum Ja und Amen zu sagen. Von einer geschlossenen Mehrheit für diesen Entwurf in Bausch und Bogen kann selbst im gegenwärtigen Reichstage keine Rede sein, wenn eine auch nur einigermaßen kraftvolle populäre Gegenagitation in der Bevölkerung erkennbar wird. Die Reichstagsmehrheit für höhere Schutzzölle mag auf dem Papier vorhanden sein, aber sie auf konkrete Zollsätze zu vereinigen, das erfordert hohe Führerqualitäten, denn diese Mehrheit hat alle Schwächen einer Koalitionsarmee. Solche Schwächen auszunutzen, ist eine dankbare Aufgabe für einen entschlossenen Gegner. Im Uebrigen wird das Schicksal des Zolltarifentwurfs nur formell im Reichstage entschieden, in Wirklichkeit dagegen von der Bevölkerung selbst.

Kommt der Unwille der Bevölkerung gegen das geplante agrarisch-protektionistische Attentat nur stark genug zum Ausdruck, so wird es weder die jetzige Reichsregierung noch eine Reichstagsmehrheit wagen, der gesammten ärmeren Bevölkerung einen solchen Faustschlag ins Gesicht zu versetzen. Für die Regierungen kommt dabei noch eine weitere ernste Erwägung schon jetzt in Betracht. Was jeder, der nicht die Welt durch gefärbte agrarische Brillengläser betrachtete, sich von vornherein sagen mußte, daß nämlich auf der Grundlage eines solchen Tarifentwurfs gar keine neuen Handelsvertragsverhandlungen möglich sind, das tritt mit jedem Tage, der seit der Veröffentlichung dieses Meisterwerks des Grafen Posadowsky verstreicht, deutlicher hervor.

Man kann nur mit jemandem eine fruchtbare Diskussion führen, mit dem man wenigstens zur Hälfte bereits einig ist. Das gilt auch für diplomatische Verhandlungen über Handelsverträge.

Der erste Eindruck, den die Veröffentlichung des Entwurfs in Oesterreich-Ungarn, Italien, Rußland und bei allen unseren anderen Nachbarn hervorgerufen hat, war der: na, denn nich! Also keine neuen Handelsverträge, sondern Zollkriege; richten wir uns darauf ein!

Daß dieser erste ungünstige Eindruck einer späteren günstigeren Auffassung weichen werde, ist höchst unwahrscheinlich. Im Gegentheil! Je weiter man sich in den Entwurf vertieft, um so mehr überzeugt man sich davon, daß dies Werk von einer geradezu provozirenden Engherzigkeit ist. Neben offenen Brüskirungen der Interessen, die unsere Nachbarn bei ernsthaften Handelsvertragsverhandlungen ganz sicher vertreten werden, fehlt es auch nicht an zahlreichen verdeckten Zollspitzen gegen die Produkte bald dieses bald jenes Landes, die nur der Kenner des betreffenden Importzweiges herausfindet, die aber natürlich gerade der, gegen den sie gerichtet sind, sofort sieht.

Man kann die Zoll- und Handelspolitik eines Landes kaum schlimmer unter die Gesichtspunkte kleinlichen nationalen Krämerinteresses rücken, als es in diesem Zolltarifentwurf geschehen ist.

Die weitere Diskussion wird uns Gelegenheit genug bieten, dies harte Urtheil noch näher zu begründen.

Das Verdikt geht also dahin: als Grundlage für eine auch nur einigermaßen die wirthschaftlichen Interessen des ärmeren Theils der Bevölkerung berücksichtigende Sozialpolitik schlechterdings unannehmbar; als Grundlage für neue Handelsvertragsverhandlungen völlig unbrauchbar.

Auch diese völlige Unbrauchbarkeit für internationale Verhandlungen hat ihr Gutes. Mit der Unmöglichkeit, auf dieser Basis neue Handelsverträge abzuschließen, wächst die Möglichkeit, daß es gar nicht zur Kündigung der alten, jetzt bestehenden Handelsverträge kommt. Denn vor einer von Zollkriegen ausgefüllten vertragslosen Aera dürfte wohl selbst ein den Agrariern so wohlgesinnter Handelsminister wie Herr Möller zurückschrecken. Man sieht, das

„Je schlimmer — desto besser" kommt ausnahmsweise bei diesem Gesetzentwurf einmal wieder zu Ehren.

Für den schließlichen Verlauf der Kampagne entscheidend wird aber nur die Haltung des deutschen Volkes, und vornehmlich jenes Theils sein, den man das liberale Bürgerthum zu nennen pflegt. Daß weite Kreise desselben ihrer Aufgabe bisher nur schlapp und flau nachgekommen sind, läßt sich leider nicht bestreiten. Die schwächliche Haltung solcher Liberalen bei der Stichwahl in Memel-Heydekrug hat das zu allem Ueberfluß einmal wieder recht deutlich gezeigt.

Vielfach besteht die Ansicht, diesem Bürgerthum gehe es wirthschaftlich zu gut, und deshalb lasse es in der Politik fünf gerade sein. Der Ruf des politischen Banausenthums ist nicht schmeichelhaft. Hoffentlich erweist er sich in den bevorstehenden Kämpfen als falsch. Sollte er sich aber bewahrheiten, so wird man sich wenigstens über den Mangel einer gerechten Vergeltung nicht beklagen können. Denn was das Bürgerthum in diesem Falle durch Lauheit und Feigheit sündigen wird, das wird es am eigenen Leibe gründlich zu büßen haben.

Theodor Barth.

Ein Land ohne Strikes.

Man muß weit reisen, um ein Land ohne Strikes zu finden. Henry Demarest Lloyd hat diese Reise unternommen. Es war eine Entdeckungsreise, und sie erfordert Unternehmungslust. Daß Henry Demarest Lloyd Muth und Unternehmungslust besitzt, hat er durch seinen Kampf gegen die wirthschaftlichen Giganten seines Vaterlandes bewiesen. Vor drei Jahren veröffentlichte er ein Buch Wealth against Commonwealth, das eine vortreffliche Sammlung aller Ausschweifungen enthält, die von den amerikanischen Trusts begangen worden sind. Es ist die chronique scandaleuse der Trusts. Während aus jeder Zeile dieses Buches die wildeste Kampfbegierde spricht, ist sein neustes Werk*) von einer tiefen Sehnsucht nach dem sozialen Frieden erfüllt. Es wird allen Völkern zu Nutz und Frommen darin erzählt, wie die englische Kolonie Neuseeland zu einem Lande ohne Strikes geworden ist.

Im Jahre 1890 brach in der Kolonie ein Hafenstrike aus, dem ein Strike der Schuhmacher folgte. Diese wirthschaftlichen Kämpfe riefen eine völlige Zerrüttung der dortigen Verhältnisse hervor, und William Pember Reeves, der damals Minister of Labour— der Leiter der sozialen Verwaltung — war, suchte nach einem Mittel, um sein Land gegen die Wiederholung derartiger Konflikte zu schützen. Es war natürlich, daß er zunächst die Einrichtung der Einigungsämter und Schiedsgerichte, wie sie in Europa und Amerika zu jener Zeit bestand, einer sorgfältigen Prüfung unterwarf. Dabei machte er die Entdeckung, daß alle diese Versuche erfolglos geblieben waren, denn sie hatten den Ausbruch umfassender Arbeitseinstellungen nicht verhindert. Es haftete ihnen sämmtlich der gleiche Mangel an, der darin bestand, daß sie auf dem Prinzip der Freiwilligkeit beruhten und jeglicher Zwangsgewalt entbehrten. William Pember Reeves war der Ansicht, daß derartige papierne Gesetze weit schlimmer seien als keine, da sie durch den Schein der That jede wirkliche That, die Hilfe bringen könnte, im Keim ersticken. Er vertrat den Standpunkt, daß gegenüber dem Ernst und der Größe der sozialen Kämpfe mit halben und mit kleinen Maßregeln nichts auszurichten sei.

Von diesen Gesichtspunkten aus legte er im Jahre 1892 dem Parlament Neuseelands einen Gesetzentwurf vor, der die Einführung **obligatorischer** Schiedsgerichte bezweckte. Das Parlament sträubte sich gegen die Annahme einer solchen einschneidenden Maßregel. Erst als es sich überzeugt hatte, daß die Regierung sich auf einen Kompromiß nicht einlassen wollte, und daß kein anderes Mittel zur Verfügung stand, um den drohenden Ausbruch verheerender Strikes zu verhindern, entschloß es sich im Jahre 1894, dem Entwurf des Arbeitsministers Gesetzeskraft zu verleihen. Im Jahre 1895 wurden die obligatorischen Schiedsgerichte in Neuseeland eingeführt und seitdem ist es faktisch ein Land ohne Strikes. Mit einer ganz geringfügigen Ausnahme sind in den sechs Jahren 1895—1901 keine Arbeitseinstellungen oder Aussperrungen vorgekommen.

Wie in den Industriestaaten der neuen und alten Welt fehlte es auch in Neuseeland, das noch in der Entwicklung zum Industriestaat begriffen ist, in dieser Zeit nicht an mannigfacher Gelegenheit zu folgenschweren Kämpfen um die Bedingungen des Arbeitsvertrags. Auch in diesem, von dem großen Verkehr abgelegenen Weltwinkel fühlte man sich von den Wellen des allgemeinen wirthschaftlichen Aufschwungs mächtig emporgetragen. In solchen Zeiten, in welchen die Reinerträge der Unternehmungen immer reichlicher fließen, stellen auch die Arbeiter, soweit es ihnen nicht an Intelligenz und Organisation mangelt, an die Unternehmer immer höhere Forderungen, um die Löhne zu steigern, die Arbeitszeit zu kürzen und sonstige Verbesserungen ihrer Lage zu erreichen. Stößt dann die Erfüllung ihrer Wünsche auf Widerstand seitens der Arbeitgeber, so legen sie die Arbeit nieder, und es folgt eine Zeit, in welcher die Strikes sich von einem Gewerbe auf das andere übertragen, und in welcher die in hoher Blüthe stehende wirthschaftliche Produktion durch beständige Unterbrechungen gestört und um einen großen Theil ihrer Früchte gebracht wird.

In den letzten sechs Jahren hatten sämmtliche Kulturstaaten in dieser Beziehung eine Fülle trüber Erfahrungen machen müssen. Inmitten der Hochfluth der wirthschaftlichen Produktion mußten die Betriebe verschiedener Gewerbe mehr als einmal eine unfreiwillige, längere Mußezeit über sich ergehen lassen. Unternehmer und Arbeiter erlitten schwere Verluste, und bei dem innigen Zusammenhang aller sozialen Glieder erstreckten sich die unheilvollen Folgen auf weitere Kreise der Volkswirthschaft. Man konnte sich schließlich nicht verhehlen, daß es sich in einzelnen Fällen bei dem Streit der Arbeitgeber und Arbeiter um die Arbeitsbedingungen nicht mehr allein um eine Privatangelegenheit der unmittelbar betheiligten Personen handelt, sondern unter Umständen um einen Bürgerkrieg, der dem sozialen Organismus tiefe Wunden schlägt. Die Thatsache, daß im modernen Rechtsstaate derartig verderbliche Kämpfe möglich und häufig genug noch nöthig sind, beweist zur Evidenz, daß es unserer rechtlichen Ordnung noch nicht gelungen ist, das wichtigste soziale Verhältniß der Neuzeit, den Arbeitsvertrag, einer allseitig befriedigenden Regelung zu unterziehen.

Auch in Neuseeland hat es keineswegs an Meinungsverschiedenheiten und Zwistigkeiten zwischen den Unternehmern und ihren Arbeitern gefehlt. Aber zu einem Stillstand der Betriebe ist es in dieser leidenschaftlich bewegten Zeit nicht gekommen. In Folge von Konflikten, die aus der Regelung der Arbeitsbedingungen entstanden, waren sie nicht genöthigt, auch nur einen einzigen Tag zu feiern. Der soziale Friede ist nicht gestört worden. Die Kolonie verdankt diese beneidenswerthe Ausnahmestellung in der wirthschaftlichen Kulturwelt, wie erwähnt, ihrem früheren Arbeitsminister William Pember Reeves und dem von ihm verfaßten Gesetz, das die Einführung obligatorischer Schiedsgerichte bezweckte.

Der Titel des Gesetzes lautete in seiner ursprünglichen Fassung, die seither eine Aenderung erfahren hat, folgendermaßen: An act to encourage the formation of industrial unions and associations, and to facilitate the settlement of industrial disputes by conciliation

*) A country without Strikes. A visit to the Compulsory Arbitration Court of New-Zealand. By Henry Demarest Lloyd. With Introduction by William Pember Reeves, Ex-Minister of Labor in New-Zealand and Author of the Compulsory Arbitration Law. New-York. Doubleday, Page & Co. 1900.

and arbitration*). Dieser Titel ist deshalb bemerkenswerth, weil er als unbedingte Voraussetzung für die friedliche Beilegung gewerblicher Streitigkeiten die Bildung von Gewerkvereinen anerkennt. Damit ist dem Gesetz eine feste Grundlage verliehen. Das moderne Arbeitsverhältniß der Großindustrie hat in der Hauptsache nur noch mit Kollektivverträgen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern zu thun. Die individuelle Persönlichkeit tritt dagegen immer mehr zurück. Diese Erscheinung ist von Lujo Brentano, dem ersten Erforscher der Gewerkvereinsbewegung, häufiger in ihren sozialen Folgen gewürdigt worden**).

Arbeitskämpfe, die eine ernste Bedeutung beanspruchen und auf deren Verhütung es vor allem ankommt, können nur von umfassenden Organisationen zum Ausbruch und Austrag gebracht werden. Das Gesetz Neuseelands gelangt daher nur in solchen Industrien zur Anwendung, in welchen die Arbeiter in Gewerkvereinen organisirt sind. Die Vereine müssen sich registriren lassen, um Korporationsrechte zu erlangen. Ihre Bildung ist dadurch bedeutend erleichtert, daß schon sieben Personen einen Gewerkverein ordnungsgemäß organisiren können. Die Arbeitervereine dürfen keinen, der zum Gewerbe gehört, von der Mitgliedschaft ausschließen.

Es steht den streitenden Parteien frei, auf privatem Wege eine Einigung zu erzielen, und das Ergebniß ist dann in derselben Weise wie der amtliche Schiedsspruch für beide Theile bindend. Die staatliche Behörde selbst kann niemals die Initiative zur Einleitung des Einigungsverfahrens ergreifen. Dieses Recht steht nur den eingetragenen Gewerkvereinen oder den Unternehmern zu. Sobald aber die eine Partei das Verfahren eingeleitet hat, muß die andere sich ihm unterwerfen, und solange die Unterhandlungen schweben, darf es in Folge des Konflikts nicht zu einer Einstellung der Arbeit kommen. In dieser Weise wird auf jeden Fall eine Unterbrechung des Betriebs verhindert. Die Arbeit muß solange unter den bestehenden Bedingungen fortgesetzt werden, bis neue angenommen worden sind.

Ehe das Schiedsgericht in Funktion tritt, muß das Einigungsverfahren versucht sein und sich als ergebnißlos erwiesen haben. Das ganze Land ist zu diesem Zweck in industrielle Bezirke eingetheilt, und in jedem Bezirk wird eine Einigungskammer errichtet. Diese Kammer besteht aus vier bis sechs Mitgliedern, die alle drei Jahre zu gleichen Theilen von den Vereinen der Unternehmer und Arbeiter gesondert gewählt werden. Der Vorsitzende der Kammer ist ein unparteiischer Gewerbefremder, dem das Stimmrecht nur für den Fall der Stimmengleichheit zusteht. Er wird nach der Organisation der Kammer von ihren Mitgliedern gewählt.

*) Ein Gesetz um die Bildung gewerblicher Vereinigungen und Verbände zu fördern und die Beilegung gewerblicher Streitigkeiten durch Einigung und Schiedsgericht zu erleichtern.

**) In dem Artikel „Gewerkvereine", den Brentano für die zweite Auflage des Handwörterbuchs der Staatswissenschaften verfaßt hat, sagt er wörtlich:

„. . . Allein nun trat an Stelle des gewerblichen Kleinbetriebes der Großbetrieb; an Stelle von Alleinmeistern oder Meistern, die nur eine geringfügige Zahl von Gesellen beschäftigten, traten gewerbliche Unternehmer mit Hunderten, ja mitunter Tausenden von Arbeitern; an die Stelle von individuellen Arbeitsbedingungen traten solche, welche für diese Hunderte und Tausende gemeinsam waren. Denn im modernen Gewerbebetriebe können die Arbeitsbedingungen nur noch ausnahmsweise individuelle sein. Ist doch die gesammte Produktion eine gemeinsame und erheischt eine gleichmäßige Behandlung der darin beschäftigten Arbeiter zugleich. Es gilt dies sowohl für Lohnerhöhungen und Lohnherabsetzungen als auch für die übrigen Arbeitsbedingungen. Daher denn auch durch das thatsächliche Verhalten der Arbeitgeber wie der Gesetzgebung anerkannt ist, daß es, von gewissen Ausnahmefällen abgesehen, im gewerblichen Großbetrieb individuelle Arbeitsbedingungen gar nicht mehr gibt. Sie sind in den meisten Fällen heute weder technisch noch ökonomisch mehr möglich."

Brentano bemerkt dann weiter, daß für die verschiedenen Formen des Einigungsverfahrens das Bestehen von Organisationen der Arbeiter und Arbeitgeber die unentbehrliche Voraussetzung sei.

Jede Streitsache geht also zunächst vor die Einigungskammer. Ihrer Entscheidung wohnt jedoch eine bindende Kraft nicht inne. Weigert die verurtheilte Partei sich, den Spruch anzuerkennen, so muß die siegreiche Partei das Schiedsgericht anrufen. Es besteht nur ein Schiedsgericht für das ganze Land. Seine Mitglieder sind ein Arbeiter, ein Arbeitgeber und ein Richter des höchsten Gerichtshofes des Landes als Vorsitzender. Sie werden auf drei Jahre von dem Generalgouverneur der Kolonie ernannt.

Im Verlaufe eines Strikes gehen die Wogen leidenschaftlicher Erregung oft sehr hoch, und eine nüchterne Würdigung der Streitsache ist auf keiner Seite möglich. Die Entscheidung, die durch einen solchen Kampf erreicht wird, widerspricht daher häufig genug dem Grundsatz der Gerechtigkeit, und die dadurch gesteigerte Erbitterung der Besiegten läßt einen Frieden von langer Dauer nicht erwarten.

Vor dem Schiedsgericht dagegen kann jede Beschwerde einer ruhigen und sachgemäßen Prüfung unterworfen werden. Die Verhandlungen geschehen im Licht der Oeffentlichkeit, und jede Behauptung muß durch ausreichende Beweismittel belegt werden. Es ist naturgemäß, daß ein solches Verfahren eher zu einer der wirthschaftlichen Lage entsprechenden Entscheidung führt als der Strike. Die Schiedssprüche haben Rechtskraft und sind gewöhnlich auf zwei Jahre hinaus für beide Theile bindend. Für jeden Uebertretungsfall kann eine Geldstrafe bis zu 10 000 Mark auferlegt werden. Wie mir Mr. Reeves mittheilt, sind bis jetzt 100 Streitsachen unter dem Gesetz zur Entscheidung gelangt, und es hat die Kolonie West-Australien eine ähnliche Maßregel angenommen.

Der Hauptzweck des Gesetzes, Strikes und Lockouts zu verhüten und den sozialen Frieden in Neuseeland zu sichern, ist jedenfalls thatsächlich bisher erreicht worden. Das Schiedsgericht hat die Arbeitsbedingungen für fast alle Gewerbe der Kolonie durch seine Urtheile für längere Zeit festgelegt. Dadurch wird an sich schon die Zahl der möglichen Streitfälle und die Gefahr einer Friedensstörung immer geringer. Der Unternehmer kann auf Jahre hinaus seine Kalkulationen machen und Kontrakte eingehen, ohne fürchten zu müssen, daß durch eine Arbeitseinstellung oder eine plötzliche Aenderung der Arbeitsbedingungen seine Produktionskosten erhöht oder ihm die Erfüllung seiner Vertragsverbindlichkeiten unmöglich gemacht werden. Er ist ferner gegen den unlauteren Wettbewerb jener Arbeitgeber geschützt, die ihn unterbieten können, weil sie es besser verstehen, ihre Arbeiter auszubeuten. Das Schiedsgericht bestimmt für alle Unternehmer, die in einem Gewerbe thätig sein wollen, den Minimalsatz sämmtlicher Arbeitsbedingungen. Die Arbeiter sind gegen zu häufige und große Schwankungen in ihren Einkommensverhältnissen geschützt, und die Gewerkvereine können die großen Summen, die sie sonst für Strikes ausgegeben haben, für die von ihnen zum Besten ihrer Mitglieder gegründeten Wohlfahrtseinrichtungen verwenden.

Von den segensreichen Folgen dieses Gesetzes sind aber besonders die erziehlichen Wirkungen, die seine Ausführung mit sich gebracht hat, nicht hoch genug zu veranschlagen. Unternehmer und Arbeiter werden genöthigt, sich zu Vereinigungen zusammenzuschließen, wenn sie ihr Wahlrecht unter dem Gesetz ausüben wollen. Mr. Lloyd gibt in seinem Buche an, daß nach dem letzten Bericht, der ihm vorgelegen hat, 140 derartiger Organisationen ins Leben getreten waren.

Jeder, der die Geschichte der englischen Gewerkvereine kennt, weiß, was durch den Zusammenschluß der Gewerbegenossen für ihre geistige und sittliche Entwicklung erreicht worden ist! Da die Unternehmer jederzeit genöthigt werden können, vor dem Schiedsgericht zu erscheinen und ihre Betriebsleitung — soweit sie die Arbeiter betrifft — klar zu stellen, hüten sie sich, daß irgend welche Unregelmäßigkeiten und Unsauberkeiten, die ihrem Rufe und Kredite schaden könnten, darin vorkommen. Damit ist nicht nur ein wichtiges erzieherisches Moment für die Klasse der Unter-

nehmer, sondern auch ein wirksamer Schutz für die Konsumenten und Arbeiter gegeben.

Es wird zugleich im Laufe der kollegialen Verhandlungen jedes Vorurtheil und jeder Gegensatz, die die Parteien künstlich von einander trennen, herabgemindert. Auch das allgemeine Publikum, das als Träger der öffentlichen Meinung für die Entscheidung gewerblicher Streitsachen eine wichtige Rolle spielt, kann sich bei der Oeffentlichkeit der Verhandlungen leichter ein sachgemäßes Urtheil bilden, als in der allgemeinen Aufregung und Erbitterung der Strikes.

Wenn man all diese nützlichen Folgen des Gesetzes in Erwägung zieht, so kann man es verstehen, daß es, dessen Einführung man einst den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzte, sich immer mehr Freunde erworben hat, sich immer tiefer im Wirthschaftsleben Neuseelands eingebürgert hat und durch Amendements eine immer noch erweiterte Anwendung gefunden hat. Dieser reale Erfolg muß von den Politikern aller Länder beachtet werden.

Henry Demarest Lloyd sind wir aufrichtig dankbar, daß er die Ergebnisse seiner Entdeckungsreise nach „dem Lande ohne Strikes" veröffentlicht hat.

Louis Katzenstein.

Wo ist die Begründung des Zolltarifentwurfs?

Nach der sogenannten „bedauerlichen Indiskretion" des Stuttgarter „Beobachters" hat sich die Reichsregierung entschlossen, den Zolltarifentwurf zu veröffentlichen, „damit das für das wirthschaftliche Leben der Nation so wichtige Werk nicht nach unsicheren Bruchstücken, sondern im Zusammenhange beurtheilt werde" (Norddeutsche Allgemeine Zeitung vom 26. Juli 1901). Dieser Zweck ist durch die bisherige Veröffentlichung noch nicht erreicht worden. Wenn wir auch jetzt statt einzelner alle Theile in der Hand haben, so fehlt uns leider noch immer „das geistige Band". Dieses Band ist die „Begründung" des Entwurfs.

Ist eine solche Begründung vorhanden? Mir scheint, daß sie vorhanden sein muß. Eine so wichtige Vorlage wie den Entwurf, der eine grundsätzliche Neugestaltung der wirthschaftlichen Beziehungen Deutschlands zum Auslande bezweckt, kann die Reichsregierung doch unmöglich den einzelnen Bundesregierungen vorlegen, ohne die einschneidenden Aenderungen, welche sie vorschlägt, eingehend zu begründen. Auf die Sammlung und Verarbeitung der Materialien zu einer solchen Begründung haben ja auch die betheiligten Reichsämter mehr als drei Jahre verwandt. Die Verzögerung der Fertigstellung des Entwurfs ist bekanntlich mehrmals amtlich damit entschuldigt worden, daß die Ausarbeitung der Begründung bei der großen Zahl der einzelnen Positionen des Tarifs außerordentlich zeitraubend sei. Es ist also anzunehmen, daß diese Begründung inzwischen fertig geworden und zugleich mit dem Entwurf den Bundesregierungen zugegangen ist.

Die Begründung muß zweierlei enthalten, erstens eine Darlegung der allgemeinen Grundsätze, auf welchen die in dem Entwurf inaugurirte prinzipielle Aenderung der deutschen Handelspolitik beruhen soll, zweitens eine Erläuterung der Gründe, welche zur Abänderung der jetzt bestehenden einzelnen Zollsätze geführt haben.

Wenn der Entwurf Gesetz werden sollte, so würde seine Wirkung in einer gewaltigen Verstärkung jener Kräfte bestehen, welche Deutschland aus dem großen Weltverkehr zurückziehen und in einen Agrarstaat zurückverwandeln wollen; er würde dazu beitragen, die oft besprochenen übeln Folgen einer wirthschaftlichen Isolirung Deutschlands, die zu einer Minderung seiner Stellung als Weltmacht führen würden, eintreten zu lassen: Steigen der Grundrente, Sinken des Arbeitslohnes, Absatzkrisen in der Industrie, Erhöhung der Sterblichkeit, Abnahme der Volksvermehrung, Wachsen der Auswanderung, Herabdrückung des Kulturniveaus. Aus der allgemeinen Begründung des Entwurfs muß sich ergeben, ob die Reichsregierung thatsächlich den Rückschritt Deutschlands zum Agrarstaat fördern und die Verantwortung für die Folgen einer solchen Politik übernehmen will, oder ob sie sich Illusionen über die voraussichtliche Wirkung dieser Politik hingibt und glaubt, es werde „nicht so schlimm werden". An der Aufklärung hierüber haben alle Staatsbürger ein dringendes Interesse. Es kann die Sachlichkeit der Diskussion über die handelspolitischen Grundfragen nur fördern, wenn die Reichsregierung sich entschließt, deutlich zu erklären nicht nur, **was** sie will, sondern auch, **warum** sie es will. Das Zurückhalten eines grundsätzlichen Programms bewirkt eine weitere Verschärfung und Vergiftung des Parteikampfes durch das Ueberhandnehmen falscher Vermuthungen und gehässiger Unterstellungen. Wir bedurften schon lange einer offenen Erklärung der Regierungspolitik, etwa nach dem Muster des berühmten Schreibens des Fürsten Bismarck an den Bundesrath vom 15. Dezember 1878, und wir bedürfen einer solchen jetzt mehr als je.

Eine Begründung des Tarifs kennen zu lernen, ist der Wunsch aller Vertreter der einzelnen deutschen Erwerbszweige. Diejenigen, welche schon im Reichsamt des Innern vernommen worden sind, haben ein Interesse daran, zu erfahren, welche von den Thatsachen und Gründen, die sie damals vorgebracht haben, von den Regierungsvertretern als beachtenswerth anerkannt oder als unerheblich verworfen worden sind. Die übrigen, welche an den geheimen Vorverhandlungen nicht theilnehmen konnten, müssen jetzt Gelegenheit erhalten, an der Beurtheilung der einzelnen Fragen durch die Regierung Kritik zu üben.

Es wäre zu bedauern, wenn mit der Veröffentlichung einer Begründung bis zur eventuellen Einbringung der Vorlage im Reichstag gewartet würde. Es könnte die spätere Arbeit des Reichstags erleichtert und beschleunigt werden, wenn die Interessenten durch baldige Veröffentlichung auch des den Tarif begründenden Materials in die Lage versetzt würden, ihre Bedenken schon jetzt nach allen Richtungen hin geltend zu machen.

Die Zolltarifvorlage wäre nicht der erste Gesetzentwurf, der sammt seiner Begründung vor der Beschlußfassung des Bundesraths veröffentlicht worden wäre. Die öffentliche Kritik hat in solchen Fällen allerdings nicht selten bewirkt, daß Entwurf und Begründung umgearbeitet werden mußten oder daß beiden ein frühes Grab gegraben wurde; dies ist aber für die Vorlagen nur ein Vortheil gewesen.

Paul Arndt.

Zum Leben Döllinger's.

In Nr. 22 des sechzehnten Jahrgangs der „Nation" vom 25. Februar 1899 habe ich über den ersten Band der Döllingerbiographie von J. Friedrich berichtet und schon damals über die drohende Breite und Länge derselben Klage geführt. Inzwischen sind noch zwei weitere Bände erschienen*), und damit liegt nun das Ganze im Umfang von 1776 Seiten vor. Das ist für die Biographie auch eines

*) Ignaz von Döllinger. Sein Leben auf Grund seines schriftlichen Nachlasses dargestellt von J. Friedrich. Zweiter Theil: Vom Ministerium Abel bis zum Ablauf der Frankfurter Zeit 1837 bis 1849. München 1899. Dritter Theil: Von der Rückkehr aus Frankfurt bis zum Tod 1849—1890. München 1901. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

sehr bedeutenden Mannes des Guten viel zu viel, wer soll das lesen? Wer hat dazu Zeit? Die Hälfte wäre hier wirklich einmal mehr gewesen als dieses Ganze. Und zum zweiten habe ich darüber geklagt, daß das Buch so wenig künstlerisch komponirt sei, massenhaften Stoff zusammengehäuft, aber nicht genügend verarbeitet habe. Auch das wird in den späteren Bänden nicht besser, und so bekommen wir von Döllinger kein Bild, das muß sich der Leser selber machen; daher ist die Lektüre mühsam und ästhetisch recht unbefriedigend. Es zeigt sich eben auch hier, daß Biographien schreiben eine Kunst und nicht Sache jedes Geschichtsforschers ist, sondern nur von einem Künstler und einem Psychologen zugleich erwartet werden kann. Damit hängt dann natürlich zusammen, daß Friedrich das Wichtige und Bedeutungsvolle nicht genügend herausgesondert hat, es ist sehr vieles in dem Buch, was ohne allen Schaden für die Gesammtauffassung des Mannes und für die Geschichte der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert hätte wegbleiben können und eigentlich für niemand Interesse hat. Es ist also wirklich so, wie Friedrich im Vorwort selbst sagt: „ich gebe gewissenhaft das Material, das ich zusammengebracht“; er gibt nur Material; freilich, ob er es nicht doch gelegentlich „nach persönlichen Anschauungen oder Urtheilen“ ausgewählt und aneinandergereiht hat, wird man wenigstens fragen können. Ein Umstand ist ja da, der in diesem Fall die Arbeit des Biographen erschwert hat: Friedrich hat sehr viele Briefe an Döllinger; dagegen haben die früheren Freunde aus Döllinger's ultramontaner Zeit seine Briefe an sie natürlich nicht herausgegeben, und so glaubte Friedrich offenbar durch Masse einigermaßen ersetzen zu müssen, was er an eigenen Worten nicht hat geben können.

Und trotz alledem und alledem — das Buch ist interessant, ich habe es mit immer wachsendem Interesse bis zu Ende gelesen. Ein so guter Stoff läßt sich auch durch einen minder geschickten Biographen nicht ruiniren, sowenig als nach einem bekannten Witzwort ein gutes Volk durch einen schlechten Fürsten. Döllinger ist ein interessanter Mensch gewesen, nicht zum wenigsten auch deshalb, weil er eine problematische Natur war mit seltsamen Widersprüchen und allerlei bedenklichen Abgründen in seiner Seele. Ich habe in meinem früheren Aufsatz betont, daß Friedrich mit seiner Biographie dem todten Freund eigentlich einen schlechten Dienst erwiesen habe: Döllinger zeigt sich im ersten und auch noch im zweiten Band als ein — fast könnte man sagen: böser Mensch: intriguant, fanatisch, aggressiv, ungerecht, mehr Sachwalter als Historiker. Da ist es nun merkwürdig zu beobachten, wie aus solchen trüben Anfängen, die sich etwa bis zum Jahr 1848 erstrecken mögen, doch noch ein so bedeutender Gelehrter und schließlich auch ein so charaktervoller Mensch herauswächst. Freilich müssen wir auch das beim Lesen selber herausfinden, Friedrich zeigt uns dieses Werden und Anderswerden nicht, ich weiß nicht einmal, ob er es durch seine altkatholische Brille hindurch gesehen hat. Aber für uns ist diese Wandlung da, und daraus ergibt sich das Problem: wie ist Döllinger der geworden, als den wir ihn schließlich alle gekannt und hochgehalten haben?

Die Peripetie fällt in das Jahr 1848. In den vierziger Jahren verbrauchte sich Döllinger zunächst noch in innerbayerischen Kämpfen. Im Dienste des ultramontanen Ministeriums Abel vertheidigte er die königliche Ordre über die Kniebeugung der protestantischen Soldaten, die soviel böses Blut in Bayern machte, und schrieb gegen Ranke's Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation sein bitterböses Buch über die Reformation, ein Quellenwerk, in dem ganz in der Manier Janssen's „nur abfällige Urtheile über dieselbe zusammengehäuft und dadurch ein ungemein düstereres Gemälde voll Schatten ohne Licht erhalten wird“; das Rezept dafür war: „die Protestanten bekämpfe man am besten mit ihren eigenen Geständnissen über ihr Kirchenwesen“. Mit dem Ministerium Abel fiel dann auch Döllinger in Folge des Lola-Montez-Skandals, am 27. August 1847 wurde er als Professor in den Ruhestand versetzt und nahm so Theil an der Gloriole des gefallenen Ministers, dem die Universität nach seinem Antrag „ihren Dank dafür ausgesprochen hatte, was er für sie gethan“!

Und nun erst beginnt seine große Zeit. Als Abgeordneter des Wahlkreises Landau a./Isar zog er mit so vielen anderen berühmten Männern unseres Volkes am 18. Mai 1848 in die Paulskirche zu Frankfurt ein. Selbstverständlich schloß er sich jener freien Vereinigung aller glaubenstreuen katholischen Abgeordneten an, die „den Prototyp der späteren Berliner Centrumsfraktion“ bildete. Nach der Schilderung Biedermann's, der die Ultramontanen in „Grobe“ und „Feine“ eintheilte, gehörte Döllinger neben Ketteler zu den letzteren: „unter den Feinen war Döllinger der Feinste, eine rechte Jesuitengestalt, verdünnt und vergeistigt durch scharfes und unablässiges Denken und Sinnen im Dienste der Kirche“. Und Laube meint von ihm, er sei „all' seinen Genossen an Feinheit, Kälte, Hilfsmitteln der Kenntniß und der Wendung überlegen“ gewesen. Natürlich benützte er aufs Geschickteste das allgemeine Verlangen nach Freiheit, verlangte auch für die Kirche völlige Unabhängigkeit vom Staat und warf sich, um „altes Unrecht zu vergüten“, zum Schutzpatron der polnischen Forderungen und Wünsche auf. In der großen Frage nach der Gestaltung Deutschlands stand er ebenso selbstverständlich auf der Seite der Großdeutschen und stimmte gegen alle Anträge der Erbkaiserlichen zu Gunsten Preußens.

Und dennoch zeigen schon seine Reden hier im Parlament, daß auch er etwas abbekommen hat von dem Schwung jener großen Zeit, ihres Geistes hat er einen kräftigen Hauch verspürt, er fühlte sich in jenen Tagen doch vor allem als Deutscher. Beim Festmahl auf der ersten Katholikenversammlung in Mainz toastet er auf die Herstellung einer einigen katholischen Kirche Deutschlands, und auf der Bischofsversammlung in Würzburg referirt er über die Organisation einer solchen deutschen Nationalkirche, mit einem Primas an der Spitze, einer Nationalsynode, die für alle deutschen Kirchen bindende Beschlüsse faßt, und mit einer steten und regelmäßigen Verbindung der deutschen Bischöfe untereinander. Da ist es nun fast ergötzlich zu lesen, wie dieser Vortrag bei den Bischöfen in Würzburg erst großen Eindruck machte, über Nacht aber sich die Sachlage vollständig änderte: man kam vor der nächsten Sitzung überein, die Nationalkirche ehrenvoll in den Akten der Versammlung zu begraben, und so geschah es: am folgenden Morgen „zollte die hohe Versammlung dem von Probst Döllinger über diesen Gegenstand gehaltenen Referate noch einmal die verdiente Anerkennung, dann wurde der Antrag, nachdem der Referent selbst erklärt hatte: ‚die Nationalkirche erachte ich für diesmal durchgefallen‘ auf Antrag des Präsidenten zu den Akten genommen“. Friedrich gibt dem bösen Erzbischof Reisach die Schuld, der beim Vortrag Döllinger's still geblieben war und keinen Beifall gezollt hatte; in Wahrheit war es der Geist Roms, der über den Versammelten waltete und sie den Gedanken an eine deutsche Nationalkirche wie die Sünde, ihre momentane Begeisterung dafür wie eine schlimme Verirrung perhorresciren und reuevoll von sich abthun ließ. An jenem Tag ahnte Döllinger zum ersten Mal, daß ihn sein Weg von Rom abführen könnte, und von jenem Tage an sahen die Römischen mit Mißtrauen auf ihn; dazu bedurfte es keiner besonderen „Denunziation“ von Seiten Reisach's, er hatte sich wirklich selbst denunzirt und demaskirt.

So hat Döllinger im Jahre 1848 sein deutsches Herz entdeckt, hinfort unterscheidet er zwischen Ultramontanen und deutschen Katholiken; so am schärfsten auf der vierten Generalversammlung des katholischen Vereins in Linz. Hier erklärte er:

„Ich würde sagen, ich verstände unter Ultramontanismus das Bestreben, mit gänzlicher Zurücksetzung oder Vernachlässigung der Eigenthümlichkeiten des deutschen Volkes ihm dasjenige, was eine andere Nation nach ihrer Eigenthümlichkeit in religiöser Beziehung gestaltet und entwickelt hat, aufdrängen und wie einen fremden Rock dem sich sträubenden deutschen Volke anziehen zu wollen. Das würde ich Ultramontanismus nennen, das wäre der Ultramontanismus, gegen den ich als der erste mich entschieden erklären würde. Denn wir

Deutsche wollen als Mitglieder der katholischen Kirche nicht aufhören, Deutsche zu sein, sondern Deutsche im wahren und vollsten Sinne des Wortes bleiben und auch kein Jota unserer nationalen Eigenthümlichkeit, soweit sie gut und rechtmäßig ist und mit dem Geiste der katholischen Kirche im Einklang steht, aufgeben."

Und auch über Preußen denkt der großdeutsche Bayer seit 1848 anders, gerechter und verständnißvoller. Ich habe, sagte er kurz nach seiner Rückkehr aus Frankfurt, Aeußerungen von Preußen „über die Gesetze, nach denen ihre Politik sich regeln muß, oft in Frankfurt aus dem Munde der Bestunterrichteten vernommen. Mir fiel, sobald man auf Preußens Stellung und Aufgabe zu sprechen kam, die merkwürdige Uebereinstimmung auch bei den am weitesten auseinandergehenden Männern auf, und ich überzeugte mich, daß hier eine Gemeinsamkeit der Ansichten ist, eine gewisse allgemein verbreitete Ueberzeugung von der Rolle, die Preußen von der Vorsehung angewiesen sei, und welche durchzuführen es nicht umhin könne; ich fühle mich dadurch zu einer milderen Beurtheilung der preußischen Politik aufgefordert; ich bescheide mich, daß hier manche Interessen im Spiele sind, die wir nicht gleich überschauen, und die gleichwohl eine so gebieterische Nothwendigkeit, einen so bestimmten Gang vorzeichnen, daß selbst der, der seiner ganzen Geistesbildung nach einer anderen Anschauung zugethan ist, der für sich eine andere Bahn einschlagen möchte, widerwillig genöthigt ist, in diese vorgeschriebene Bahn immer wieder einzulenken." Gleichwohl hatte er an den Berufungen der „Nordlichter" durch König Maximilian II. und an dessen Verkehr mit Männern wie Sybel und Bluntschtli in den fünfziger Jahren keine Freude, gegen Sybel's und Liebig's Wunsch wurde er 1860 zum Sekretär in der Münchener Akademie gewählt; und die freundlichen Worte, die Sybel nach Döllinger's Tod über ihn als Mitglied der Historischen Kommission zu München gesprochen hat, galten mehr retrospektiv dem nachmaligen großen Historiker und dem Gegner des Vatikanums als dem damaligen Kollegen. Ueber Bismarck hat sich Döllinger noch 1874 in einem Brief an Gladstone recht abfällig geäußert; Frau von Kobell gegenüber soll er ihn dagegen „ein Prachtwerk von Patriotismus" genannt haben.

Einstweilen aber kamen nun nach 1848 auch für ihn Jahre der Ruhe, d. h. der ruhigen wissenschaftlichen Arbeit, und sie nahm Döllinger hinfort so ganz in Anspruch, daß er die Freude an der Kammerthätigkeit verlor und nur selten noch das Wort nahm, bald sogar ganz aus der Kammer ausschied; und auch an dem Intriguenspiel in Fakultät und Universität scheint er sich nicht mehr wie früher betheiligt zu haben. Seine wissenschaftliche Arbeit war freilich noch immer gelegentlich die des katholischen Sachwalters, so gleich seine Luther-Skizze, in der die Protestanten mit Recht ein widerliches Zerrbild sahen und an der auch Friedrich die „historisch-politische" Methode Döllinger's tadelt. Dagegen zeigt ihn die Schrift über die neu aufgefundenen Philosophumena „Hippolytus und Kallistus oder die römische Kirche in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts" (1853) als einen Meister geschichtlicher Kritik; hier war er nicht mehr Sachwalter, sondern nur noch Historiker.

Aber während er so innerlich sich wandelt und wächst, wächst auch langsam der Verdacht, das Mißtrauen der romanischen Kreise gegen ihn heran; mit besonderer Betonung weist dabei Friedrich immer wieder auf den inzwischen als Kardinal nach Rom übergesiedelten Grafen Reisach hin. Diese Abneigung empfand Döllinger besonders in Rom selbst, als er es 1857 zum ersten und einzigen Mal besuchte. Der Papst soll bei der Audienz Döllinger's höhnisch gelächelt und zu ihm gesagt haben, „es bedürfe keiner Nationalkirche", so daß Döllinger bei sich beschloß: einmal und nicht wieder! Aber auch als Gelehrter fühlte er sich gekränkt, als ihm, dem inzwischen längst berühmt gewordenen Mann, einer der Kardinäle gönnerhaft auf die Schulter klopfte und sagte: „Brav! brav! Fahren Sie so fort!" Und vollends nahm es der ehrgeizige Mann, übel, daß ihn der Papst nur zum Cameriere segreto sopranumerario, nicht zum Hausprälaten ernannte, zumal da man denselben Titel gleichzeitig einem anderen deutschen Domherrn von recht minderen Qualitäten verlieh; das hat ihn offenbar gewaltig verstimmt, er sah in dieser Ehrung vielmehr eine Degradation und eine Beleidigung.

Und doch hatte er drei Jahre zuvor den Probepfeil der päpstlichen Allmachtsansprüche, die Verkündigung der unbefleckten Empfängniß Mariä als eines Glaubenssatzes durch Pius IX. schweigend hingenommen. Das war ein falscher Schritt, den er später selbst bereut hat; das war es, was auch auf unsere protestantische Beurtheilung des Widerstandes gegen das Unfehlbarkeitsdogma 16 Jahre später verhängnißvoll eingewirkt hat: wir haben uns 1870 gesagt, daß, wer jenen Glaubenssatz sich ohne Widerspruch habe gefallen lassen, eigentlich das Recht verwirkt habe, gegen das schließlich doch noch ein klein wenig besser fundirte, freilich politisch gefährlichere Unfehlbarkeitsdogma aufzutreten.

1861 kam dann aber der Stein doch langsam ins Rollen. Die weltliche Herrschaft des Papstes erwies sich angesichts der italienischen Einheitsbewegung als unhaltbar. Das sah Döllinger wie jeder, der Augen hatte zu sehen; und überdies hatte er auf seiner Romfahrt vier Jahre zuvor beobachtet, wie schlecht der Kirchenstaat von seinen Priestern regiert wurde und wie weit die italienische Theologie an wissenschaftlicher Durchbildung hinter der deutschen zurückstand. So hielt er im April 1861 seine beiden Odeonsvorträge in München, worin er die kirchenpolitische Situation und die argen Mißstände im Kirchenstaat lebhaft schilderte und mit dem Gedanken schloß: wenn der Papst auch seine weltliche Herrschaft verlieren sollte, so werde das Papstthum doch fortbestehen und ihm auch „sein Delos nicht fehlen, wenn es auch erst aus dem Meer emporsteigen sollte". Auch da bringt nun Friedrich's Buch eine merkwürdige Enttäuschung. Man hat seither wohl allgemein angenommen, daß Döllinger mit Bewußtsein hier ein Pronunciamento gewagt und dann allerdings über den Eindruck erschrocken, noch einmal dem Sturm auszuweichen versucht habe. Nichts davon: naiv ist er gewissermaßen in die Sache hineingetappt und nachher ernstlich erstaunt gewesen über das Aufsehen und Aergerniß, das er erregte. Er gedachte mit seinen Vorträgen „die aufgeregten Gemüther zu beruhigen und das Publikum auf die kommenden Dinge, die bereits ihre Schatten in die Gegenwart hineinwarfen, vorzubereiten". „Mit Thränen in den Augen" sagte er zu Friedrich: er wisse nicht eigentlich, „warum sie diese Aufregung verursacht haben"! Man wird sich nicht leicht entschließen, dieser Darstellung Glauben zu schenken; aber die gleich darauf folgende veränderte Haltung Döllinger's bei der katholischen Generalversammlung in München würde sich freilich so am leichtesten verstehen lassen; denn hier erklärte, offenbar um zu widerrufen und gut zu machen, derselbe Mann, der in den Odeonsverträgen so ganz anders gesprochen hatte: der Papst „muß Souverän sein; diese seine Souveränetät kann und darf kein bloßer Titel sein, sie muß etwas Reelles sein, muß eine feste Basis haben, er muß also ein Gebiet mit fürstlicher Hoheit besitzen, und wenn es ihm geraubt wird, so ist die Erhaltung oder Wiederherstellung seiner Souveränetät die gemeinsame Angelegenheit der ganzen katholischen Christenheit". Auch hat er die Odeonsvorträge nicht drucken lassen! Dagegen verstimmten seine „Papstfabeln des Mittelalters", die 1863 erschienen und den Vorbereitungen zur Unfehlbarkeitserklärung des Papstes recht ungeschickt in die Parade fuhren, aufs neue gegen ihn.

Und ebenso sein Vortrag auf der katholischen Gelehrtenversammlung, die im September 1863 auf sein Betreiben zusammenkam: indem er hier „die Vergangenheit und Gegenwart der katholischen Theologie" beleuchtete und die dürftigen Leistungen auf dem Gebiete dieser Wissenschaft in den katholischen Ländern Spanien, Italien und auch Frankreich kennzeichnete, gab er den „Romanen" aufs neue schwerstes Aergerniß; in dem Satz: „so ist denn in unseren Tagen der Leuchter der theologischen Wissenschaft von seinen

früheren Stellen weggerückt und die Reihe, die vornehmste Trägerin und Pflegerin der theologischen Disziplinen zu werden, ist endlich an die deutsche Nation gekommen" schien der alte Gedanke von einer deutschen Nationalkirche wieder anzuklingen. In der Versammlung selbst erhob sich bei Jesuitenschülern und Neuscholastikern sofort Widerspruch gegen dieses deutsche Selbstgefühl, namentlich auch gegen „die allzuscharfe Kritik der italienischen Wissenschaft, welche vor allem auch die Wissenschaft in der Hauptstadt der Christenheit betrifft". Und wieder wich Döllinger zurück und nahm unter dem Eindruck dieser Opposition die These an: „Für jeden, der auf dem Standpunkt des katholischen Glaubens steht, ist es Gewissenspflicht, in allen seinen wissenschaftlichen Untersuchungen sich den dogmatischen Aussprüchen der unfehlbaren Autorität der Kirche zu unterwerfen". Wie dazu der Schlußsatz: „diese Unterwerfung unter die Autorität steht mit der der Wissenschaft naturgemäßen und nothwendigen Freiheit in keinem Widerspruch" stimmen sollte und wie Döllinger diese concordia discors als eine „glückliche Lösung" des heiklen Themas bezeichnen konnte, das konnte auch Friedrich nicht begreifen; darum hat er mit noch drei anderen jüngeren Gelehrten dagegen gestimmt. Uebrigens ist die Leidensgeschichte dieser Münchener Gelehrtenversammlung höchst charakteristisch für die Vergewaltigung deutscher katholischer Gelehrter durch ungebildete Römer. Man erstaunt doch immer wieder, wie viel sich die deutschen Katholiken zu allen Zeiten von Rom haben gefallen lassen müssen und thatsächlich sich haben gefallen lassen; und bis herab auf die Maßregelung Schell's oder auf die nunmehr definitiv gescheiterten Verhandlungen über die Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg ist es neben der Gewalt immer auch das Spiel mit falschen Karten, die Rom so meisterhaft zu mischen versteht. Die Deutschen sind immer die Brutalisirten und immer die Betrogenen zugleich.

Und nun kommt die Berufung des Konzils. Welche Rolle Döllinger dabei gespielt hat, ist bekannt. Schon im März 1869 erhob er in der „Allgemeinen Zeitung" seine warnende Stimme; im Herbst folgte dann der „Janus", an dem er Johannes Huber zum Mitarbeiter hatte. Es war eine schonungslose Kritik des Papstthums, in der insbesondere die Fälschungen aufgedeckt wurden, wodurch sich der Papst zu seiner Stellung erhoben hatte und worauf die ganze Theorie von der päpstlichen Unfehlbarkeit sich stützte. Die Gegner des neuen Dogmas hätten ihn gern persönlich in Rom gehabt, aber er zog es kluger Weise vor, nicht zu kommen, eingeladen wurde er natürlich nicht. Dafür „ging er unter die Journalisten" und schrieb für die „Allgemeine Zeitung" die „römischen Briefe über das Konzil", die damals in der ganzen gebildeten Welt das größte Aufsehen machten und das höchste Interesse erregten; den Stoff dazu erhielt er vor allem durch Friedrich und seinen Freund, den Lord Acton, aus Rom.

Noch hoffte Döllinger, als die Entscheidung gefallen war, auf die Bischöfe der Minorität, vor allem auf Stroßmeyer und Hefele. Bekanntlich vergebens. Als auch dieser letztere sich entschloß, die vatikanischen Dekrete zu publiziren, da hatte Döllinger „die erste ganz schlaflose Nacht in seinem Leben"; in ihr gelangte er für sich zu der Ueberzeugung, daß er nicht auch zu den Infallibilisten übergehen dürfe, sondern „das Depositum der Wahrheit für kommende Generationen aufzubewahren" habe. In einer Erklärung an den Münchener Erzbischof Scherr erklärte er, als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger, als Bürger könne er die neue Lehre nicht annehmen; da er aber diese Erklärung gleichzeitig in der Allgemeinen Zeitung veröffentlichte, so war der Bruch, trotz des Eintretens des König Ludwig II. für seinen Stiftspropst, sofort unheilbar, am 17. April 1871 erfolgte die Exkommunikation Döllinger's.

An der nun folgenden Altkatholikenbewegung hat sich Döllinger nur von außen her betheiligt. Seine Meinung war, man solle „nicht Altar gegen Altar errichten, sondern bei der Nothhilfe stehen bleiben", ihm gingen die Altkatholiken in der Trennung von der alten Kirche zu weit; namentlich wollte er nichts von der Aufhebung des Cölibates wissen. Auch scheint ihm die Wahl von Reinkens zum altkatholischen Bischof nicht gefallen zu haben, und so blieb er „isolirt." Der Versuch Friedrichs, dies aus rein äußeren Gründen zu erklären, nimmt sich etwas sonderbar aus: „als Professor der Theologie und Hofgeistlicher stand er, wenn auch exkommunizirt, kanonistisch unter der Jurisdiktion des Erzbischofs von München und konnte sich nicht unter die eines anderen Bischofs begeben." Angesichts dieser Vorsicht, um nicht zu sagen Halbheit wirkt die Vergleichung mit Luther's „Hier stehe ich, ich kann nicht anders" doch recht wenig überzeugend.*) Und ebenso verfehlt scheint mir der andere Versuch Friedrichs, die Schuld an dem Mißlingen der altkatholischen Bewegung dem bayrischen Minister Lutz und seinem „verspäteten und schwächlichen Schutz für die Gegner der Unfehlbarkeit" aufzubürden. Natürlich haben die deutschen Regierungen damals vieles versäumt — sie hatten es auch nicht leicht; aber wenn „die Tausende von Geistlichen" Muth gehabt hätten, so hätten die bayrischen Bischöfe auch ohne Lutz „ihre blauen Wunder sehen" können. Auf der andern Seite aber erwiesen sich freilich auch alle Hoffnungen auf Döllinger's Unterwerfung und alle Bekehrungsversuche von römischer Seite als eitel. Als Bismarck auf das Gerücht, Döllinger habe sich unterworfen, anfragen ließ, ob dem so sei, telegraphirte er zurück: Semper idem! und dabei blieb es bis zu seinem Tod. Was es mit der Befürchtung, daß Attentate gegen ihn geplant seien, auf sich gehabt hat, läßt sich heute nicht mehr verifiziren; es war doch wohl mehr polizeilicher Uebereifer als wirkliche Gefahr. Uebrigens gab ihm Rom immer aufs neue Stoff zur Entrüstung und Empörung, so Pio nono durch die Ernennung Liguoris zum Doctor ecclesiae, von dem Döllinger — es ist das heute von besonderem Interesse — urtheilte, daß „seine falsche Moral, sein verkehrter Marienkult, der beständige Gebrauch der krassesten Fabeln und Fälschungen seine Schriften zu einem Magazin von Irrthümern und Lügen mache."

Der inneren Krisis aber entriß ihn die Münchener Universität, als sie ihn 1871 zu ihrem Rektor wählte und ihn damit vor allerhand große Aufgaben stellte — die Universität feierte 1872 ihr vierhundertjähriges Jubiläum. Abgesehen von den aussichtslosen und völlig illusorischen Bemühungen um die Wiedervereinigung der getrennten Konfessionen und Kirchen waren es von nun an fast ausschließlich wissenschaftliche Fragen, die ihn beschäftigten. Und nun erst wurde er der große deutsche Historiker, als den wir ihn kennen, der nächste nach Ranke in dem an großen Geschichtsschreibern überreichen neunzehnten Jahrhundert. Es ist zwar noch immer auffallend, wie vielfach er sich mit Projekten trug und wie wenige von diesen er wirklich ausgeführt hat. Selten hat wohl ein Schriftsteller so viel mit Buchhändlern über Schriften verhandelt, die nie geschrieben worden sind, wie Döllinger in seinem langen Gelehrtenleben. Hier offenbart sich doch wohl etwas von jener Phantasie, die der sonst so Nüchterne als Geschichtsschreiber doch auch gehabt haben muß. Und so haben ihn auch hinfort mehr noch als größere Werke jene 28 akademischen Vorträge, die er als Präsident der Akademie der Wissenschaften gehalten hat, als den Meister historischer Forschung und Darstellung der Welt gezeigt. Weit über die Geschichte der Kirche hinaus bewies er in ihnen einen weltumspannenden Blick und ein feines Verständniß auch für weitabgelegenste Eigenart. Aber gerade hier steht Friedrichs biographisches Talent wieder einmal nicht auf der Höhe seiner Aufgabe. Volles Verständniß hat er eigentlich nur für für die von Döllinger zusammen mit Reusch herausgegebenen Aktenstücke zur „Geschichte der Moralstreitigkeiten in der römisch-katholischen Kirche seit dem sechzehnten Jahrhundert". Diese entspricht seiner eigenen scholastischen Art; wo es sich dagegen um die feingeschliffenen und tiefdringenden historischen Arbeiten handelt, versagt ihm die Kunst, diese und in ihnen den

*) Uebrigens meint Friedrich an anderer Stelle selber: „sich wie ein zweiter Luther zu bewähren, lag gar nie in Döllinger's Absicht".

weiten Blick und den großen Stil ihres Verfassers zu charakterisiren. Wenn wir nicht wüßten, daß Döllinger ein so ganz großer Historiker gewesen ist, von Friedrich würden wir es nicht erfahren, seiner Versicherung, daß er es gewesen sei, würden wir kaum Glauben schenken.

Am 28. Februar 1889 feierte Döllinger seinen neunzigsten Geburtstag unter der freudigen Theilnahme der ganzen gelehrten Welt; die Römischen freilich standen grollend bei Seite, es mochte ihnen an jenem Tag doch zum Bewußtsein kommen, daß auch die Kirche einen Mann wie ihn nicht ohne schwere Einbuße an Kraft und Ansehen verlieren kann. Am 9. Januar 1890 ist er gestorben. „Wie gleicht er Dante!" rief eine Freundin beim Anblick des Todten. Der Redner der Akademie nahm bei Döllinger's Todtenfeier das Wort wieder auf und führte es, etwas wirkungslos gelehrt, weiter aus. Auch ich möchte mit diesem Worte schließen. Wie jenen die Poesie, so hat Döllinger die Wissenschaft gezeichnet und geadelt. Ganz Geist waren schließlich beide; wirklich jeder parte da se stesso. Aber ob sie gute Menschen gewesen sind, das weiß ich nicht. Im Inferno liegt ein böser Zug der Rache und der Unversöhnlichkeit; in Döllinger hat uns die Biographie Friedrichs in mehr als einen Abgrund hinab sehen lassen. Aber bei Dante war auch das Böse grandios und übermenschlich, darum bleibt er uns immer so hoch und so fern; bei Döllinger entdecken wir viel Menschliches, Allzumenschliches und Kleines; darum konnte er auch leichter darüber hinauswachsen, und so gewinnt er als ein ritterlicher Streiter, der auch sich selbst zu überwinden wußte, zum Schlusse doch noch unser Herz.

Straßburg i. E. Theobald Ziegler.

Hinter der Weltstadt*).

Hinter der Weltstadt, am stillen von Kiefern umstandenen See, hat sich einer der liebenswürdigsten Propheten unserer unliebenswürdigen Zeit angesiedelt. Wilhelm Bölsche, der geistreiche Naturphilosoph, der uns das Liebesleben in der Natur so fesselnd geschildert hat, pflegt in dem stillen Vorort der Großstadt seine „Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Kultur". Er umwandelt in weltferner Einsamkeit den eisbedeckten See, und wie die „Brontotheologen" des 17. Jahrhunderts die Größe Gottes am Blitz ablasen, so gibt er sich mit liebender Bewunderung andächtig dem Beschauen der Kunstformen der Natur hin und sieht in Eiskrystallen und Vogelfedern die ästhetische Macht der schöpferischen Urkraft. In solcher Stunde findet er „den individuellen Anschluß so leicht, so frei zwischen naturwissenschaftlicher Betrachtung, Liebe zur Naturforschung — und Aesthetik, Kunst".

Bölsche gehört, wie sein Meister Haeckel, zu den Glücklichen, denen angestrengte Geistesarbeit und ernstestes Denken die Freude an einem freieren Spiel der Gedanken nicht rauben konnten. Es gab eine Zeit, wo die spezialistischen und realpolitischen Don Philipps jeden Schwärmer sonderbar fanden. Heute, wo Maeterlinck — und Zola verehrt werden, wo Bölsche mit seiner Bewunderung für Novalis auf das Verständniß weiterer Kreise rechnen darf, heute darf man mit diesem viel mißbrauchten Wort wohl auch wieder loben. Zumal Bölsche zu denen nicht gehört, für die (nach dem Wort des weisen Nathan) andächtig schwärmen leichter als gut handeln ist. Er ist ein helläugiger Schwärmer, kein düsterer Mystiker; deshalb eben gehören Novalis und Fechner zu seinen Lieblingen, philosophische Dichter und dichtende Philosophen beide. Und dem Schwärmer ist jenes Einheitsgefühl innerstes Bedürfniß: wie Werther eintauchen möchte ins All, wie Mathematik und Dichtung sich für Novalis verbinden, wie Goethe Gott — Natur anbetet. Aus diesem tiefsten Gefühl heraus ist Bölsche begeisterter Anhänger der Entwicklungslehre, die die scharfen, schneidenden Grenzen aufhebt zwischen Pflanze und Thier, Thier und Mensch; aus dieser Stimmung heraus will er Kunst und Forschung wieder in ihrer uralten Einheit zusammenfühlen.

Umso merkwürdiger — und um so bezeichnender ist es, an welchen Stellen dies pantheistische Einheitsgefühl aufgehoben wird. Ganz scharfe, fast verletzende Trennungslinien finden wir bei diesem Apostel des Monismus.

Ich spreche nicht von seinen direkt polemisch gemeinten Scheidungen. Der überzeugte, man darf sagen fromme Anhänger des neuen Evangeliums muß eine Grenzlinie ziehen zwischen den orthodoxen Bekennern des alten Bundes und der „neuen Gemeinschaft", zwischen denen, die in seiner und seiner Lehrer und Freunde Weltanschauung „Materialismus" oder gar „Gotteslästerung" erblicken, und denen, die Andacht, Erbauung, Kraft zu werkthätigem Handeln von da schöpfen. Der Vorkämpfer neuer großer Einheiten, der in dem prächtigen Fechner-Aufsatz so hinreißend von der „Seele" der „Begriffe", von dem Lebensinhalt der Worte „Volk", „Zeit", „Menschheit" zu sprechen weiß, er kann die politischen Grenzwächter und Thürhüter der alten Ordnung nur als Hindernisse ansehen. Das sind praktische Fragen, die mit dem theoretischen Einheitsgefühl keineswegs in Widerspruch stehen.

Aber schon der Titel deutet anderes an. „Hinter der Weltstadt" — das ist durchaus nicht bloß idyllisch gemeint, sondern zugleich polemisch. Die Großstadt liegt hinter ihm wie eine überwundene Häßlichkeit und die Zukunft, die er erhofft, bricht erst ein, wenn „auch der letzte ästhetisch fühlende Großstadtmensch noch waldeinwärts gezogen sein wird . ."

Wie denn aber? Ist die Großstadt nicht das letzte Produkt jener wunderbaren technischen Entwicklung, die noch nie hinreißender geschildert wurde als in Bölsche's erstem Essay? Und ferner: wenn er mit tiefem Recht hervorhebt, daß in unserem Schaffen eben auch nur die Natur wirkt — hört dies Durchwirken der Natur an der Grenze des Weichbildes auf? Bekennt unser Monist sich zu der altgläubigen Formel: „Gott schuf das Land, und der Teufel die Städte?"

Wer empfindet es nicht, wie viel Oede, Leere, Häßlichkeit eine Stadt birgt, und keineswegs bloß eine Weltstadt. Mir ist diese Trostlosigkeit der Armenstraßen nie herzzerreißender entgegengetreten, als, da ich vor langen Jahren aus den klassischen Stätten unseres geliebten Weimar plötzlich dahin gerieth, „wo die letzten Häuser sind". Wer versteht nicht Ruskin's Entsetzen vor dem Qualm der Schornsteine, Lagarde's Abscheu vor der steinernen Wüste? Und dennoch! Ebenso entsetzten sich unsere Ahnen vor den „abscheulichen" kalten und leeren Alpen; ebenso graute es dem civilisirten Römer vor dem unheimlichen Urwald Germaniens. Und es fehlt auch längst nicht an Stimmen, die die Pracht der Großstadt empfinden — nicht die ärmliche der Läden und Schaufenster, der Denkmäler und Alleen, sondern die imposante der neuen Individualität. Von „der Schönheit unserer vergötterten Städte" haben der aristokratische Dichter vom „Tod des Tizian" und der demokratische Lehrer der „Leaves of grass" geschwärmt. Die Stadt, die jedem Einzelnen die Gesammtwirkungen der Technik zugänglich macht, ist von den Sozialisten oft als ästhetische Wohlthat gepriesen worden. Und wiegen der Markusplatz, der Platz von San Pietro in Rom, ja der Ring, der die neuen Prachtgebäude Wiens von der Votivkirche bis zum Parlament zusammenfaßt oder die Place de la Concorde nicht manche vielbesungene Landschaft auf? Und auf der anderen Seite: ist Schmutz, Häßlichkeit, Oede denn nirgends im Dorf und in der Kleinstadt zu finden?

Hier, meine ich, ist der feurige Verehrer Goethes seinem Meister etwas zu treulich gefolgt, der ein gewisses patriarchalisches Mißtrauen gegen die große Stadt nie überwunden hat; freilich hat er eigentlich nur Eine gesehen:

*) Wilhelm Bölsche. Hinter der Weltstadt. Eugen Diederichs, Leipzig 1901. 5 Mk., geb. 6 Mk.

das damals schon sinkende Venedig. Aber wenn Goethe das Wirken der angebeteten Natur fast überall aufhören ließ, wo die Arbeit des Menschen beginnt — daher auch seine Geringschätzung der politischen Geschichte —, so fällt für Bölsche diese Entschuldigung fort. Nicht Goethes Schüler ist er hier, sondern Romantiker, und der Romantiker theilt Goethe's Eine Welt antithetisch auf: hie Natur — dort Mechanismus; hie Mensch — dort Philister; hie göttliche Kunst — dort arme Wissenschaft.

Und wir empfinden auch sonst, daß der ersehnte Anschluß zwischen naturwissenschaftlicher Betrachtung und Aesthetik Bölsche nicht immer wie in jenem glücklichen Moment gegönnt ist.

Bölsche geht von der Naturforschung aus, allerdings als ästhetisch genießender Forscher, nicht als trockener Thatsachenmensch. Er schwelgt im Betrachten ihrer Wunder. Mit Lächeln weist er jene Klagen zurück, daß Mikroskop und Fernrohr die Wunder der Schöpfung zerstört hätten — im Gegentheil, ruft er, sie erst haben uns die Wunderwelt der Naturformen geöffnet! Und in begeistertem Hymnus preist er die Formen der Krystalle, die Farben der Gestirne, die für den Menschen des 19. Jahrhunderts zum ersten Mal aufblühten und aufglühten.

Die bildende Kunst der Menschheit aber blüht ungepriesen. Daß sie eine große zweite Natur über der ersten bildet, liegt in Bölsche's Anschauungen; aber Böcklin oder Segantini ernten nichts von dem Lob, das die Eidechse für ihren schön gezeichneten Panzer erhält. Immerhin — der Essayist ist nicht verpflichtet, über alles zu sprechen. Aber über Dichtkunst und Litteratur spricht der fromme Schüler Goethes, der unbedingte Bewunderer Heines, gern. Und hier nun — hier wiederholt er jene Klagen dem Litterarhistoriker gegenüber, die er überlegen zurückweist, wenn sie dem Naturforscher gelten. Hier sollen Kritik und Analyse den Genuß zerstören und Herman Grimm wird angerufen als Helfer gegen die Noth methodischer Philologie! Und wenn die Wunder und die Katastrophen aus der Naturgeschichte verbannt werden — hier bestehen sie fort. Das Wunder Homer muß man einfach gutgläubig hinnehmen, wie man den Weltschöpfer ja nicht annehmen darf. Die Dichtung ist eine reine Geschichtsquelle, wie die Legende es durchaus nicht sein soll . . .

Und daher denn auch hier eine befremdliche kritische Unsicherheit. Der in seinen Naturbetrachtungen und Kulturstudien groß und klein so meisterlich zu unterscheiden weiß, der läßt sich hier von liebenswürdigen Freundschaftsgefühlen beherrschen, so daß er den dichterischen Leistungen der Brüder Hart eine unbegreiflich hohe Stellung anweist — vor allem Heinrich's „Lied der Menschheit" —, oder daß er bei Ebers' „Barbara Blomberg" das Epitheton „tief" anwendet! Ich habe diesen Roman gelesen, als Bölsches Aufsatz in der „Rundschau" ihn zuerst empfahl; selten bin ich von einer Empfehlung aus vertrauenswerthem Munde stärker irregeführt worden. Und so ließe sich wohl auch über Herman Grimm's komplizirte Persönlichkeit mehr und tieferes sagen, als einfach, daß er immer nur die ästhetische Kultur im Auge gehabt und in seinem „Homer" sie am schönsten vertheidigt habe. Selbst der schöne Aufsatz über Marie Ebner scheint mir einseitig und entbehrt jener Vertiefung, die die beiden trefflichen Artikel über Gerhart Hauptmann allerdings zeigen.

So sehen wir jene Scheidung in dem ganzen Buch, weil eben diese Sammlung von Essays das einheitliche Abbild einer originellen und kräftigen Persönlichkeit gibt. Für den Apostel der neuen Weltanschauung hat sich die alte Antithese umgedreht; gelöst hat er sie nicht. Sonst hieß es: wo die Natur allein waltet, ist Willkür und Formlosigkeit; Ordnung und Schönheit bringt erst der Mensch. „Die Kunst, o Mensch, hast du allein" — Worte, die Bölsche mit treffender Kritik citirt. Jetzt heißt es: die Natur ist eine Meisterin der Form, deren kleinste Skizze unser sorgfältigstes Studium verdient; der Mensch aber schafft höchstens Wunderwerke, die man als Ganzes ohne näheres Zusehn preisen darf; ein Mikroskop ist hier eine Sünde gegen die Aesthetik.

Ich bin nun leider gerade Litterarhistoriker und Großstädter. Aber so sehr ich auch den prächtigen Kultur- und Naturprediger um die Wunder des gefrorenen Sees beneide — ich hoffe doch, er, dessen siegreicher Fortgang selbst ein Stück erfreulichster Entwicklungsgeschichte ist, er wird nicht immer „hinter der Weltstadt" bleiben! Wir brauchen ihn; wenn solche Kräfte feiern, dann freilich mag der Feind der Großstadtschönheit jubeln!

Berlin. Richard M. Meyer.

Moderne Bewußtheit.

Die Erfahrung lehrt, daß Geschichte weder eine beziehungslose Aufeinanderfolge sinnloser Einzelergebnisse ist, noch auch eine berechenbare, in regelmäßigen Abständen gleich wiederkehrende Erscheinungsreihe. Man hat vielmehr in der Vereinigung beider Momente ihren Verlauf derart schildern wollen, daß bei der beständigen Ablösung von Aktion und Reaktion von einem bestimmten Quantum des stets Identischen Altes sich absterbend löst und Neues bereichernd hinzutritt. Das Symbol dieser Geschichtsauffassung ist Leibnizens Spirale. — Ein historischer Vergleich wird nothwendig seine Aufgabe in dieser Dreitheilung am besten lösen, sein größtes Gewicht und sein tiefstes Interesse fällt naturgemäß auf den letzten Abschnitt: was zeichnet unsere Zeit an Leistungen, Stimmungen, Gedankengängen vor vergangenen Epochen besonders aus, worin unterscheidet sie sich am schärfsten von jenen? Eine dieser spezifischen Eigenthümlichkeiten der Gegenwart scheint mir nun ihre Bewußtheit. Worin besteht sie, woraus erklärt sie sich, wohin wird sie führen?

I.

Bewußtheit ist logischerweise ein Erzeugniß des Bewußtseins, der Reflexion also, oder des Verstandes. Sie kann sich nur entwickeln, wenn es diesem gelungen ist, unter den verschiedenen Seelenthätigkeiten eine beherrschende Stellung einzunehmen. Einerlei, ob wir nun nach altem Brauch an der scharfen Scheidung von Verstand, Gefühl und Wille festhalten oder mit neueren Psychologen die beiden letzten als einheitliche Größe dem ersten gegenüberstellen: Der Verstand hat jedenfalls allein den zu schildernden Zustand der Dinge herbeigeführt. Er schaut umher und beobachtet der Erscheinungen Flucht. Er betrachtet das Werden und Vergehen im Naturleben und sucht in seinen Veränderungen Stetigkeit, Fortschritt und Sinn. Er geht dann über zur Menschenentwicklung und verfolgt sie in ihrem Neben- und Nacheinander, auch hier bemüht, dem Warum und Wofür auf die Spur zu kommen. Er setzt sich mit der Gesammtheit in Beziehung, reiht sich ihr ein, blickt rückwärts und vorwärts, um sich klar zu werden, was denn er im Zusammenhang des Ganzen an Aufgaben zu lösen, an Zielen zu erreichen habe.

Nicht zu allen Zeiten hat der Mensch solches unternommen; ja nie hat er sich so intensiv mit dem Problem vom Sinn der Geschichte beschäftigt als heute. Das erklärt sich leicht. Ehe es zu einer solchen Uebersicht kommen kann, müssen schon gewaltige Zeiträume verstrichen sein, über die sie sich erstrecken kann. Es muß zweitens eine Kenntniß dieser Zeiträume vorhanden sein, d. h. der Handel muß blühen, die Verkehrsbedingungen müssen vereinfacht sein; es darf auch die Empfindung nicht fehlen, daß unser Nächster bei aller Verschiedenheit von uns des Interesses werth sei und in allen seinen Lebensäußerungen Beachtung verdiene.

Alle diese Vorbedingungen sind heute in höherem Maße erfüllt als je, und darum ist unsere Zeit vor allem und immer noch eine geschichtliche Zeit. Sie gefällt sich

in dieser Rolle im Bewußtsein ihrer Originalität; ja sie kann sich gar nicht genug darin thun. Es befriedigt sie nicht, die früheren Leistungen auf diesem Gebiet zu prüfen, zu bessern oder umzustoßen: sie versucht, sich neue Gebiete geschichtlicher Arbeit qualitativ und quantitativ zu erschließen. Unsere Geschichtschreibung vertieft und verinnerlicht sich von Tag zu Tag. Die Zeiten liegen weit hinter uns, da man es mit der Aufzählung der Könige und der Schilderung der Schlachten genug sein ließ. Man verlangte dann eine Kenntniß der Gesetze, des Verkehrs, der Lebensbedingungen. Dann ging man der Rasse, dem Stamm und dem Individuum zu Leibe. Bei der Tracht anfangend, drang man zu seiner Physis vor, maß die Schädel, wog die Knochen, zählte die Zähne. Vom Körper zum Geist war dann nur ein Schritt. Wir verlangen vom Historiker, daß er den Zeitgeist schildere, die Lebensanschauung einer Epoche, ihren Geschmack, ihr Handeln und Empfinden uns begreiflich mache. Wir wollen wissen, worin und warum sie von uns unterschieden sind. Ein kleiner Satz irgend einer alten Chronik läßt uns mit Schrecken plötzlich einen Abgrund zwischen Einst und Jetzt erkennen. Die bekannt werdenden Handlungen weisen auf Motive zurück, das Fehlen einer uns geläufigen Sitte auf das Fehlen des in ihr symbolisirten Seelenzustandes. Und nun heißt es, aus kümmerlichen Resten und unsicheren Anzeichen rekonstruiren, von der Wirkung auf die Ursache schließen und aus der noch annähernd erkennbaren Umwelt, aus den noch ziemlich erhaltenen Dokumenten das Subjekt wiederbeleben, das zu ihnen paßt. Der geschichtliche Roman hat das längst in seiner Weise versucht; heute belächeln wir ihn, denn wir arbeiten mit feineren Instrumenten und beschränken uns auf das Mögliche. Stein um Stein wird wieder aneinandergefügt, in der Hoffnung, es werde ein einheitlicher Bau daraus. Wir schreiben die Geschichte eines Standes oder einer Empfindung, wie des Naturgefühls, der Liebe, und warum sollte es so nicht besser gelingen, als mit den früher beliebten und so viel bequemeren Geschichtsspekulationen?

Aber auch quantitativ hat die Geschichtsforschung viel gewonnen. Die bis heute wie selbstverständlich getroffene Auswahl unter den einer geschichtlichen Darstellung werth erachteten Völkern wird als parteilich getadelt und mit dem Begriff der Weltgeschichte wird Ernst gemacht. Ein Versuch wie der H. F. Helmolt's ist als Vorhaben schon ungemein verdienstlich und für unseren Zeitgeist bezeichnend, mag er auch in der Ausführung noch unvollkommen bleiben. Wir holen immer weiter aus mit unserem historischen Interesse, wir ziehen immer größere Kreise vom Mittelpunkt unserer Betrachtung aus und schärfen den Blick für das Entlegenste. Aber wir kommen dabei uns selbst in beängstigender Weise nahe, denn wir fangen nicht nur früh an, wir hören auch spät auf. Es gab eine Zeit, da man die Geschichte des eigenen Jahrhunderts überhaupt nicht für darstellbar hielt. Wir schlossen noch in der Schule die politische Geschichte mit Napoleon's Tod und die litterarische mit Goethe. Man nannte Geschichte nur, was auch für die Aeltesten unter uns im strengen Sinn Vergangenheit war, d. h. etwa, was sich vor unserer Geburt begeben hatte. Wie anders ist das heute geworden! Für den modernen Menschen ist auch die Gegenwart schon Geschichte und es ist nur eine Scheu vor dem Namen, wenn viele nicht eingestehen wollen, daß sie fröhlichen Herzens Geschichte der Zukunft treiben. Für frühere Generationen, auch für eine so stark historisch interessirte Zeit wie die Romantik, war ihre Gegenwart ein Endpunkt, ein erreichtes Ziel, von dem aus man nur zurückschauen konnte. Sie waren naiv genug, die ganze Weltordnung so darzustellen, als habe sie nur die augenblicklich Lebenden im Auge gehabt, als sei alles Geschehen nur ein Weg oder Umweg zu dem Gegenwärtigen. Wir sind dieser gesunden Naivetät nicht mehr fähig. Wir lächeln über die kurzsichtige Anmaßung, mit der ein Geschlecht nach dem anderen glaubte, die Welt sei nur um seinetwillen da, und wir versuchen, uns so zu sehen, wie wir unsere Vorderen sehen, und wie wir glauben, daß die Nachwelt uns sehen wird. Wir betrachten unser Leben und Schaffen als eine Phase des großen Gesammtprozesses, ein vielleicht nöthiges, jedenfalls aber vergängliches Moment der Entwicklung. Verstehen wir uns so als Uebergangstypen, so gehört zu solchem Verständniß nach dem Blick in die Vergangenheit noch der in die Zukunft. Das scheint die beste Erklärung für die unserem Geschlecht eigenthümliche Neugierde mit Bezug auf alles Zukünftige. Wir leben, als warteten wir. Was da ist, hat ebendarum unsere Theilnahme schon nicht mehr: wir wollen wissen, was da sein wird. Eine Zeitbewegung begreifen wir nicht nur als die Ablösung einer anderen, wir wollen sofort wissen, durch welche andere sie nun wieder „überwunden" wird. Scheint es doch fast, als hätten wir uns selbst und den Lebenden gegenüber unsere Pflicht erfüllt: so eifrig sind wir für die Nachwelt an der Arbeit. Unsere Väter dachten anders. Um zu wissen, was sie thaten, dachten und fühlten, graben wir die Erde auf, wühlen in den Särgen und tauchen ins Meer; wir bieten unsere ganze moderne Technik, große Geldmittel und den schärfsten Spürsinn auf, um zu einigermaßen sicherer Kenntniß ihres Wesens zu gelangen. Mit uns wird es die Nachwelt leichter haben, denn wir sammeln und rubriziren so ziemlich alles, was zu Tage gefördert wird. Wir gründen Archive, Bibliotheken, Jahrbücher, Versammlungsberichte, Fachzeitschriften aller Art. Wir veröffentlichen Sammelbände, Briefe, Tagebücher, Wegweiser und Kataloge. Wir bauen feuerfeste Gebäude, drucken auf unverwüstliches Papier und schließen in das Fundament neuer Häuser eine ganze Bibliothek vollständiger Dokumente. Alles das soll uns überdauern, von uns zeugen, für uns reden, wenn wir nicht mehr sind. Wir möchten nicht verkannt sein, wollen aber auch nicht überschätzt werden. Und darum besorgen wir selbst noch die Kritik dieses Thatbestandes. Wir theilen die Gegenwart in Perioden, wir schätzen ihren Kulturwerth ab und bestimmen, was bleiben und was vergehen wird. Wir wissen, was wir haben, aber auch, was uns fehlt. Wir leiten selbst die Reaktion zu einer Bewegung ein, die uns verderblich scheint. Wir „machen" die Zeitströmungen je nach Bedarf und stellen uns, wo es das Gemeinwohl erfordert, selbst an die Spitze. Wir machen eine Gedankenbewegung lebendig, aber wir bringen sie auch wieder ums Leben und begraben sie in Ehren. Uns wird alles im Augenblick des Geschehens schon zur Vergangenheit: wir reden gleich kühl, sachlich und sicher über den Naturalismus von gestern und über die ägyptischen Königsgräber vor drei Jahrtausenden.

Zu dem allen wissen wir auch in der Zukunft leidlich Bescheid und legen nicht geringen Werth auf diese Kenntniß. Wir berechnen das Jahrhundert, in dem der Genfersee austrocknen wird; wir sind sicher, daß dem Weltfrieden der vereinigten Staaten Europas ein letzter furchtbarer Krieg vorausgeht; wir bedauern unsere Nachkommen wegen der durch die östlichen Völker ihnen drohenden Gefahr; wir vertheilen Oesterreich in Gedanken an die hungrigen Großmächte, malen uns die Triumphe der Elektrizität aus und was dergleichen Vergnügungen mehr sind. — Mit einem Wort: wir leben und sehen uns leben, wir handeln und richten zugleich unser Handeln, wir schaffen und vernichten das Geschaffene in der Kritik, wir erzeugen Leben, um es alsbald zu tödten. Wir sind uns bewußt, was wir thun, und wozu wir es thun. Wenn alles sich wandelt, vergeht und neu wird in unserem Thun, Denken und Fühlen, so bleibt doch das Eine sich gleich: die Bewußtheit, mit der wir über unserer Entwicklung stehen, entschuldigend oder anklagend, immer lebendig und wachsam, nie erstaunt noch enttäuscht.

II.

Das Problem wird uns klarer werden, wenn wir es im engeren Rahmen betrachten und es statt im sozialen Leben überhaupt lieber in der einzelnen Menschenseele zu verfolgen suchen. Man hat in der Psychologie abwechselnd Geist, Gefühl und Willen als die beherrschende Seelenthätigkeit bezeichnet. Sind wir heute geneigt, den beiden

letzteren den Primat zuzuerkennen, so läßt sich doch auch zeigen, daß der Verstand seine Ansprüche nicht aufzugeben gewillt ist. Diese Vielherrschaft führt nothwendig zu der Spaltung, bei der wir heute angelangt sind. Unser Ich sondert sich in eine empfindende und eine denkende Hälfte. Das spontane Leben des Geistes kommt in jener, die kritische Reflexion in dieser zu Wort. Dort wird gelobt, hier gerichtet; dort genossen, hier gesonnen, dort zusammengefaßt, hier aufgelöst. Wir sind Spieler eines Stückes und zugleich Zuschauer, wir sehen uns zu und spielen doch weiter. Wir verfolgen, entrinnen und erhaschen uns abwechselnd. — Wohin führt dieses auf die Dauer unerträgliche Doppelleben?

Die zwei möglichen Antworten sind auch thatsächlich gegeben worden. Die Reflexion, sagen uns die Einen, ist eine nothwendige Begleiterscheinung jeder Kultur; mit ihr wächst sie und ohne sie schwindet sie nicht. Wollen wir die eine, so ist die andere mitgesetzt. Täglich gewinnen beide an Umfang und Intensität. Der Sieg der Reflexion aber bedeutet den Tod der Spontaneität, die Vernichtung alles naiven Schaffens, die Beseitigung jedes unmittelbaren Empfindens. Renan hat diesem Gedanken den verblüffenden Ausdruck gegeben, es werde einst keine Künstler und keine Frau mehr geben. Er war gerade noch Künstler genug, um zu fühlen, daß er um seiner stark reflektirenden Natur willen zum Künstler verdorben war. Und was Nietzsche vom Nachtheil der Historie für das Leben zu sagen weiß, ist auch schließlich nur das Unbehagen, das unsere bewußte Kultur seiner Künstlerseele bereitete. Seine ganze Philosophie ist ein einziger Protest gegen die Uebermacht der Reflexion in allen Formen.

Doch nein, sagen uns die Anderen*). Wir befinden uns im Gegentheil in einem Zeitalter wildester Gefühlsschwelgerei, deren der Verstand kaum Herr zu werden vermag und durch die unsere ganze Kultur schwer bedroht ist. Nur durch beharrliche Pflege des Verstandesmomentes wird es uns gelingen, Romantik, Mystizismus und andere Ausartungen des Gefühlslebens zu überwinden.

Wo findet sich die Erklärung eines so gegensätzlichen Urtheils und einer so verschiedenen Auffassung bei zwei Vertretern der Wissenschaft? Es genügt, die beiden Schilderungen als anerkannte Thatsachen miteinander in ursächliche Beziehung zu bringen. Wollen und Empfinden sind unmittelbare Lebensäußerungen des Menschen auf jeder Kulturstufe. Die Reflexion ist ein sekundäres, durch Vererbung, Erziehung und Uebung geschaffenes Moment unseres geistigen Wesens. Nimmt die Reflexion nun wie in der Gegenwart eine bedrohliche Machtstellung ein, maßt sie sich die Gewaltherrschaft über das ganze Leben des Menschen an, so ist die Empörung der verletzten und in ihrem Dasein bedrohten primären Lebensäußerungen ein ganz natürlicher Vorgang. Je mehr die Reflexion um sich greift, desto heftiger wird der Protest der Affekte sein. Ob es zu einem Krieg auf Tod und Leben kommen wird, und wer den Kürzeren dabei ziehen muß, läßt sich heute wohl noch nicht ausmachen, aber es wird gut sein, die Gefahr in ihrem ganzen Ernst zu erkennen und nach Mitteln auszuschauen, ihr zu entgehen.

Ist das Beste, was wir haben, denn wirklich unser Verstand, unser wohlgeübtes, objektives, logisches Denken, unser sauer erworbenes, sorgfältig gehütetes Wissen um die Welt und uns selbst? Oder hätten wir ein werthvolleres Besitzthum in dem, was jedem allein eignet: in der ganz individuellen Art, die Dinge zu sehen und zu empfinden, in der Mittheilung dieser Eindrücke auf eine nicht verstandesgemäße, doch verständliche Weise durch die Kunst; im Zusammenleben mit allem, was uns in der Natur umgibt? Die Antwort sollte nicht zweifelhaft sein. Hat einmal der Druck nachgelassen, mit dem die bewußte Reflexion auf uns lastet, so werden auch die krankhaften Ausgeburten des Gefühls- und Willenslebens, deren Dasein sich nicht leugnen läßt, weniger werden. Wir sind an diese Sklaverei durch die Reflexion bald so gewohnt, daß wir sie schweigend ertragen. Man sage nicht, die Romantiker hätten sie auch schon gekannt. Für sie war die Selbstverdoppelung ein heiteres Spiel und der Dialog des Ichs mit dem Ich eine angenehme Unterhaltung, wenn es an besserer fehlte. Für uns aber ist die Verstandestyrannei unerträglich oder sollte es doch sein. Wie ein Raubthier lauert unser Intellekt auf die naive Aeußerung einer Stimmung, eines ehrlichen Gefühls, um sich gierig darauf zu stürzen, sie zerlegend, zerreißend und vernichtend. Wir können nicht mehr ruhig Gefühle äußern, aber auch keine Eindrücke mehr aufnehmen, ohne daß der überkluge Verstand sie auf ihre Grundlage untersuchte und sein Werthurtheil darüber ausspräche. Diese stets zu gewärtigende Kritik kann die Aeußerung der Spontaneität zwar nicht unterdrücken, aber sie fälscht sie in ihrem Wesen und Wort und bringt schließlich eine Verzerrung unseres Gefühlslebens zu Wege, die qualvoll für den Betroffenen und unerquicklich für die Mitbetheiligten ist. Mit der Reinheit des Gefühls ist auch seine Wahrheit und Größe dahin.

Das „Erkenne Dich selbst!“ war gewiß für die in der Naturphilosophie befangenen Griechen eine sehr heilsame Mahnung; für uns ist ihre Befolgung einstweilen ein Unglück. Vor lauter Selbsterkenntniß sind wir blind für die Welt um uns, nur auf das Eine bedacht, wie sich unser armes, krankes Wollen und Fühlen objektiv in den eigenen und fremden Augen wohl ausnimmt. Und während diese Vivisektion zu einem neuen Laster wird, dem wir widerwillig aber mit ganzer Hingabe fröhnen, sehen wir nicht das blühende Leben da draußen mit seinen tausend Freuden und Geheimnissen, mit seiner unendlichen Mannigfaltigkeit und seinen heiligen Räthseln. Ist es nicht, als säßen wir alle in unseren lärmenden Großstädten in dunkeln, fensterlosen Sälen mit großen Spiegeln an den Wänden, in denen wir immer nur uns selbst bei trübem Lampenlicht betrachten? Es ist schön, daß man heute so viel nach Persönlichkeiten verlangt, wenn auch keiner so recht sagen kann, was er darunter versteht. Im Grunde handelt es sich dabei offenbar um eine Bevorzugung des subjektiven Stimmungs- und Affektlebens vor dem allen gemeinsamen, objektiven Verstand. Aber damit ist es noch nicht gethan. Wollen wir Persönlichkeiten in dem oben angedeuteten Sinne werden, so können wir es nur durch Entpersönlichung in einer anderen Richtung. Es muß durch Erziehung und ernste Willensanstrengung versucht werden, die allgewaltige Reflexion von unserem spontanen Leben weg auf andere Objekte zu lenken. Statt unser unbewußtes Leben durch ihre Einmischung zu gefährden und verkümmern zu lassen, wird sie durch das Streben nach ferneren Zielen unseren geistigen Besitz vermehren und uns zu dem stillen, verborgenen Wachsthum des inneren Menschen zurückführen. Wie sich die Nachwelt anstellen wird, um uns zu verstehen und zu beurtheilen, das wollen wir ihr überlassen. Wenn wir nur treu, ehrlich und bescheiden unsere Pflicht thaten, ein jeder nach seinem Können und Wissen.

Tour-de-Peilz am Genfersee.

Eduard Platzhoff.

*) z. B. L. Stein im Kapitel „Gefühlsanarchie“. An der Wende des Jahrhunderts. Freiburg, J. C. B. Mohr. 1899.

Bahnwärters Töneli.

(Schluß.)

Jahre vergingen. Da starb plötzlich der alte Bahnwärter Hannesseb und freudig nahm sein Sohn, der Töni, die ihm angebotene, verwaiste Stelle im Bahnwärterhäuschen am Steinbach an. Tage und Tage lang wartete er am Bahnübergang und dachte immer, sah er ein Weibsbild gegen seine Behausung kommen: jetzt kommt gewiß das Karlichäppen Anneli. Aber er harrte und hoffte umsonst.

Eines freien Nachmittags litt es ihn nicht länger in seinem Häuschen. Er schlich sich, sorglich Umschau haltend, ob ihn auch niemand sehe, der Haselhecke entlang und hinüber zum Steinkastenhaus. Den ganzen Nachmittag bis in die Nacht hinein lag er hinter dem Busch. Er hörte wohl den Karlichäpp schimpfen und sah die Bäuerin mit Sauspeise vom Hause in die große Stallung gehen, aber vom Anneli keine Spur. Mißmuthig ging er heim, und da vernahm er von seiner Ablösung, daß des Karlichäppen Maitli schon lange ins Welschland gebracht worden sei, wo sie eine Base habe. Von da an that er seinen Dienst zwar gewissenhaft und pünktlich, aber er nahm ein mürrisches Wesen an, das an dem sonst so heitern, gutmüthigen Burschen jedermann auffiel. Nur wenn der alte Karlichäpp gegen das Wärterhäuschen kam, heiterte sich sein träumerisches, schwermüthiges Gesicht auf und er suchte mit dem Alten irgend ein Gespräch anzuknüpfen oder ihm behilflich zu sein, wenn er mit ungefangenem Vieh über das Geleise fuhr. Das wunderte den Bauer umsomehr, als er wohl wußte, wie wenig der arme Bursche Ursache hatte gerade gegen ihn freundlich zu thun, es mußte dem doch noch im Gedächtniß sein, wie er ihn einmal fast todtgeprügelt hatte, eines Brandes wegen, den doch, nachträglichen Aussagen zu Folge, sein eigenes Töchterlein angestiftet hatte. So mochte ein Jahr vergangen sein. Eines Tages nun, wie eben der Zug donnernd am Bahnwärterhäuschen vorbeigerollt war, trat der Bahnwärter Töni wie immer, zum Bahnübergang, um ihn zu öffnen und also die schweren Schiebstangen zurückzustoßen. Er hörte wohl Schritte hinter sich, achtete jedoch nicht viel darauf; der Karlichäpp ist es nicht, dachte er, mag ein Bub sein, der ins Dörfchen zum Krämer will. Aber schier entsetzt fuhr er auf. „Lassest Du mich jetzt hinüber, Töni, oder muß ich wieder unten durchschlüpfen?“ Hatte es plötzlich neben ihm gefragt. Und wie er sich umwandte, stand vor ihm des Karlichäppen Tochter, die Anni, gewachsen wie ein Tanngrotzen, mit einem Busen wie ein lebendiges Altärchen und mit lachenden Augen, wie ein Nest voll junger Lerchen. Das Haar aber flatterte nicht mehr wild um ihren Kopf, es war glatt gekämmt wie ein braunes Binsenfeld und nur um die Ohren guckten noch ein paar gelöste Löckchen, wie die Schweifbüschelchen flüchtender Eichhörnchen. Unwillkürlich griff er an die Mütze. „Ja, Jungfer, freilich, so oft Ihr wollt“, antwortete er und sah sie verlegen und hocherröthend an. „So seid Ihr also heimgekehrt, wie's scheint?“

„Ja Töni“, machte sie und schaute ihm keck in die schüchternen blauen Augen, — „hast Du mich denn noch nicht vergessen? Gelt, es war noch eine schöne Zeit, als wir zusammen in die Schule gingen und in den Weiden und Erlen herum Fangis und Versteckens spielten.“

„Ja, ja, das war eine schöne Zeit“, sagte er, träumerisch in die Ferne blickend, — „eh“, fügte er scheu lächelnd bei, „halt wie's im Liede heißt: Schön ist's die Jugendzeit, sie kommt nicht mehr.“

„Wer weiß“ —, machte sie gedehnt und schaute ihn mit ihren braunen Augen seltsam an, daß es feuerheiß in seine Stirn stieg, — „es heißt im Liede auch: Du du liegst mir im Herzen, du du liegst mir im Sinn“. Er athmete schwer und sah nicht, wie ein spöttisches Lächeln um ihren Mund zuckte und wie der Schalk aus ihren Augen lachte. „Ja“, sagte er und schob mit abgewandtem Gesicht eine Stange zurück, — „und es heißt im Liede auch: Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, wie heimliche Liebe, von der niemand nichts weiß. So jetzt Jungfer, könnt Ihr passiren, der Weg ist frei“. Er sah treuherzig zu ihr auf und versuchte zu lächeln, es ward aber schier ein Weinen daraus. Sie bot ihm die Hand, drückte die seine ein wenig und schritt dann mit einem verlockenden Lächeln in den Mundwinkeln, über das Geleise. „Adieu Töni!“ sagte sie, „hab' kurze Zeit und auf Wiedersehen. Du mußt mir jetzt denk wohl die Stangen noch manchmal aufthun. Denn jetzt bleib' ich zu Hause.“

„Ich thu's gern, Anni, ich thu's gern“, gab er halblaut zurück. Er wollte noch etwas sagen, doch er verschluckte es: „Adieu wohl!“ Die hochgewachsene Maid schritt, ohne sich umzusehen, dem Dörfchen zu.

Doch sie kam wieder. Sie kam Sonntags mit ihrem Vater, dem Karlichäpp und mit ihrer hochnäsigen Mutter, der Mariseba, um nach der Dorfkirche zu gehen, und auch manchmal während der Woche stand sie am Bahnübergang und wie zufällig, hatte der Töni fast immer vergessen, die Stangen zurückzustoßen, so daß der Uebergang gesperrt erschien. Da eilte er denn rasch herbei, und während er ihr öffnete, plauderten sie zusammen von niemand beachtet, denn dort war die Bahnstrecke von den Weiden und Erlen des Steinbaches fast vollständig verdeckt. Manche Viertelstunde standen sie erst dort zusammen und redeten wie andere Leute, von Kauf und Lauf. Dann kamen sie auf das Werden und Sterben im Dorfe zu sprechen und endlich auch auf die Heirathen. Und da wagte er sie schüchtern zu fragen, ob sie etwa schon einen Schatz habe. Er fand es ganz selbstverständlich, daß sie mit nein antwortete, hätte sie ja gesagt, er wäre vor Schrecken gestorben. Sie war sein, das wußte er, wie hätte sie ihn sonst mit so heißen Augen ansehen und so lieb zu ihm reden können. Nein, nein, er war sicher vor Gott und Welt, sie hatten beide einander heimlich lieb, und wenn er auch erschrak beim Gedanken, was wohl die Steinkastenalten dazu sagen würden, vernehmen sie's, — so sann er denn doch nicht viel nach und dachte, es werde sich wohl machen, wenn zwei einander recht lieb haben, trenne sie ja doch nichts auf der Welt. Eines Abends, als sie wieder beisammen an der Barriere standen und das Läuten der Betglocke vom Dorfkirchlein herüber mit dem Jubel der aus dem Ried steigenden Lerchen den dämmernden Himmel erfüllte, konnte er seine glühende, überströmende Liebe nicht länger unter gleichgiltigen oder schüchtern anspielenden Redensarten verbergen. Er hieß sie ein wenig ausruhen auf dem Bänklein vor dem Wärterhäuschen, denn sie trug einen schweren Korb auf dem Kopf. Wie sie nun so beisammen saßen und der weiche Abendwind über die Weiden strich, tastete er zitternd nach ihrer Hand und sie entzog sie ihm nicht. Da faßte er ein Herz und gestand ihr, erst mit verlegenem Stottern, dann, als er sie freundlich lächeln sah, hastig und mit hochrothen Wangen, blaue Feuerlein in den Augen, wie er sie über alles in der Welt liebe und wie er ohne sie lieber ein gottverlassenes Thier sein wollte, als der reichste Herr auf Gottes Erdboden. Sie hatte ihm ruhig zugehört und regte sich nicht. Ihre Augen waren halbwegs geschlossen, nur ein weiches Glänzen war unter den langen schwarzen Wimpern und um den Mund ging ein unbestimmtes Lächeln, halb wie lachender Spott, halb wie jauchzende Seeligkeit. Wie er sein so lange zurückgehaltenes Geständniß beendet hatte und schier erschrocken zu der wie im Halbschlummer dasitzenden Anni auffah, lachte sie plötzlich überlaut auf, packte ihn ungestüm um den Hals und fragte: „Willst Du mir jetzt ein Küßlein geben, Töni?“ Ob er wollte. Seine Augen leuchteten wie sternengleiche Sonnwendfeuer in ferner Nacht, aber er rührte sich nicht, er wagte nicht, sie zu küssen. Da umhalste und küßte sie ihn mit einemmale, als hätte sie ein Gelübde gethan, ihn todt zu drücken oder als wäre ein Herodes erstanden, der das Küssen nächstens verbieten würde. Die blaue Mütze fiel ihm vom Kopf und nun packte ihn die Leidenschaft und er schmatzte sie also ab, daß ein paar Wildenten entsetzt aus den Silberweiden aufschossen, meinend das Ried sei voll Schützen und es werde eine Treibjagd auf sie abgehalten. Aber plötzlich fuhr der Bahnwärter auf, ein Rollen war auf dem nahen Geleise, ein Schnauben in der Luft, — er riß sich aus den Armen der wilden Anni und jagte, den Signalstab vom Boden aufgreifend, an die Barriere. Wie er zurückkam, war sie verschwunden, nur ihr blauer Rock leuchtete noch hin und wieder durch die Erlen, die den Weg nach dem Steinkastengute säumten. Voll von unsagbarem Glück, berauscht von Seeligkeit, setzte sich der Töni auf das Bänklein an der Hütte. Einen Augenblick wenigstens mußte er vom Glücklichsein ausruhen, es lastete zu schwer auf ihm. Träumend staunte er nach den fernen, über die Stauden

hereindämmernden Bergen, dann sprang er auf, um die Bahnlinie zu begehen; schwerathmend hob er den Kopf und jauchzte eins in den Himmel hinein. Von nun an fanden sie sich gar oft auf dem Bänklein vor dem Häuschen zusammen und küßten sich und herzten sich und er ward nach und nach redselig, je schweigsamer sie wurde. Erst fiel es ihm nicht auf, daß sie immer stiller wurde, wenn sie bei ihm saß und daß sie sich ängstlich umsah, wenn er sie küßte und entsetzt aufschoß und davon hastete oder sich im Gestäude versteckte, brauste der Zug daher oder ließen sich Schritte hören. Erst als sie immer seltener kam, ward es ihm auffällig und gar, wie er seinen Schatz eines Tages weit oberhalb des Bahnüberganges flink und verstohlen wie ein Wiesel über die Bahnlinie huschen sah, gab es ihm einen Stich ins Herz, er wurde todtenbleich und machte selbigen Abend seinen Dienst stumm und in beängstigende Träume versunken wie ein Nachtwandler. Als er sie über ihr seltsames Gebahren und über ihre seltener werdenden Stelldichein nächsten Abend zur Rede stellte, erröthete sie flüchtig, etwas wie ein böser Trotz spielte einen Moment um ihre Augen. Dann aber sagte sie mit lächelndem Munde: Sie habe gemeint, der Vater komme vom Dörfchen her, darum sei sie schnell über das Geleise gelaufen und kommen könne sie nun so wie so nicht mehr so viel, sie glaube, der Vater merke etwas, und zudem habe sie jetzt soviel zu thun. Er glaubte ihr auf's Wort und erst als sie gleich wieder fort wollte und ihn nicht einmal küßte, zog er die leicht Widerstrebende aufs Bänklein und beschwor sie, ihm doch zu versichern, daß sie ihn immer noch so heiß liebe, wie jenes erstemal, da sie ihn so wild umhalst habe, und daß sie ihm ewig treu bleibe, wie sie so heilig versprochen habe. Er glaube ihr ja freilich alles, alles und ließe sich eher lebendig begraben, als daß er jemals an ihrer Treue einen Zweifel aussprechen thäte, er verlange es nur, um aus ihrem Munde wieder einmal zu hören, wie lieb er ihr sei. Sie sagte nichts, hatte die Augen geschlossen und ein seltsames Lächeln geisterte um ihren Mund. „Gelt, das thust Du mir, gelt Anneli, Schatzeli, Du schwörst es mir, daß Du mich ewig lieb haben willst und mir nie untreu wirst?!"

„Ach so drück mir doch die Hand nicht so", machte sie ausweichend, „ich muß jetzt gehen, es könnte jemand kommen."

„Das mußt Du mir, das mußt Du mir schwören!" drängte er und sah sie mit großen, leidenschaftlichen Augen an. Sie that die Augen nicht auf und etwas wie Spott zuckte in ihren Mundwinkeln: „Du willst immer so verrücktes Zeug", meinte sie. „Anneli, Anneli", machte er erschrocken, „Du bist heut so bös, bist garnicht mehr die Gleiche. Schwör' mir's, schwör' mir's!" Schritte kamen vom Dörfchen her. „Herrgott, Herrgott!" rief sie halblaut und fuhr auf, — „laß mich doch einmal gehen, es ist ja schon ganz dunkel, ich will nicht, daß mich noch der Vater hier sieht." Sie wollte sich losreißen, er hielt sie mit eiserner Faust am Handgelenk fest. „O o, Du Narr!" ächzte sie, „Du thust mir ja weh, jetzt laß mich einmal los, sag' ich! Jeses, Jeses, jetzt ist's aber höchste Zeit, jetzt laß mich Du . . . . . ." Sie hatte ein böses Wort auf der Zunge. Die Schritte näherten sich rasch. „Ich lasse Dich ja gerne los, Anneli, Anneli, Schatz!" flehte er schier weinend, — „nur sei doch nicht mit einem Mal so bös und schwör' mir's, schwör' mir's!" Sie rangen miteinander, alle Augenblicke konnte jemand über den Bahnübergang kommen. Keuchend hielt sie inne und sagte mit einem wilden, höhnischen Zug ob dem Munde: „So schwör' ich Dir, ich will Dir treu bleiben, so lang Du willst, die brandrothen Sterne dort oben sollen mir aufs Kleid fallen und mich verbrennen, wenn ich Dir jemals untreu werde. Mira*), mira, aber jetzt laß mich!" Aufathmend, wie aus einem schweren Traume, ließ er sie los, sein Gesicht ward heiter, und als die Schritte nahe waren und der hochgewachsene Dorfkrämer, der Franzdomini, ein noch junger Wittwer, den Bahnübergang betrat, war sie in den Erlen am Steinkastenwege spurlos verschwunden. Vor dem Krämer hätte sie nicht so auszureißen brauchen, dachte er, der würde gern geschwiegen haben, selbst wenn er sie gesehen hätte, denn die Steinkastenleute waren ihm eine gute Kundschaft und auch ihn mochte der Krämer wohl leiden, immer redete er ihn freundlich an, ging er Abends etwa auf das Steinkastengut hinaus, um mit dem verwandten Alten einen Jaß zu machen. Getroster machte er sich auf die Bahnlinie.

*) Meinetwegen.

Andern Abends saß der Bahnwärter Töni wieder auf dem Bänklein vor seinem Häuschen, der Zug mußte jeden Augenblick kommen. Etwas müde von der Hitze und den Anstrengungen des Tages, lehnte er sich an die geschindelte Hüttenwand zurück und las mit schläfrigen Augen in einem Amtsblattabriß, darein ihm der Wirth im Dörfchen eine Wurst gewickelt hatte. Erst die Geburten, dann die Todesfälle und jetzt die Eheverkündigungen. Plötzlich fuhr er auf, — die Mütze flog an den Boden, kreidebleich wurde sein Gesicht, und zwei Augen starrten entsetzt auf das feuchte, bedruckte Blatt, als schauten sie in die Hölle hinein: „Jeses, Maria und sankt Joseb!" Der gurgelnde Aufschrei eines Ertrinkenden — und der Bahnwärter fiel polternd auf das Bänklein an der Wand zurück. Eben brauste der Zug heran. Und als der Bahnwärter nicht wie gewohnt, an der Barriere stand, fuhr der Zug langsamer, hielt endlich und bald eilten ein paar Kondukteure auf den ohnmächtigen Burschen vor dem Häuschen zu, und die trugen ihn sorglich hinein auf sein Bett. Offenbar war der sonst so pflichttreue Bahnwärter von der entsetzlichen Hitze und dem Dienst übermüdet und ohnmächtig geworden. Gleich darnach raste der Zug wieder weiter. Wie nun der Töni aus seiner schweren Ohnmacht erwachte, da schien er alles um sich her vergessen zu haben, er starrte nur immer auf das Papier, das er noch krampfhaft in der Hand hielt und worauf unter den Eheverkündigungen zu lesen stand: „Franz Dominik Holzer, Negotiant, mit Anna Steiner, Steinkastenhof."

Als die Anni am nächsten Abend vom Dörfchen her gegen den Bahnübergang kam, einen Korb am Arme tragend, da war die Barriere geschlossen, denn es mußte bald ein Zug kommen. Sie wartete einen Augenblick, meinend, der Töni werde, wie gewohnt, freudig aus dem Häuschen springen, die Stangen vor ihr zurückzuschieben, aber niemand ließ sich blicken. Da ging ihr ein Licht auf, sie wurde über und über roth: Also wußte er's. Umso besser, einmal hätte er's doch vernehmen müssen, dachte sie. Was sich der Narr nur einbilden mochte —, er dürfte doch wohl zufrieden sein, daß sie aus alter Anhänglichkeit und um seiner schönen blauen Augen willen, gerade ihn zu ihrem Zeitvertreib nahm. Er hatte sich doch wahrhaftig dabei auch nicht übel befunden, es trifft allweg nicht jedem Bahnwärter ein tausend Wochen altes Maitli zur Kurzweil. Wie konnte denn der Träumer so einfältig sein, sich einzubilden, sie werde ihn heirathen, ihn, einen blutarmen Habenichts. Der Narr der! Der durfte wohl zufrieden sein, sie hatte ihn mehr verküßt, als ihren künftigen Mann, den Wittwer Franzdomini, der sie doch in ein nagelneues Haus und in eine gute Lebtung mitten hineinsetzte. So ein Esel, wie dieser Töni! Was konnte sie dafür, daß er ihr verleidet war, zum sterben verleidet mit seinen ewigen: Gelt, Du hast nur mich lieb, gelt, Du bleibst mir immer treu? — Hätte er doch lieber das Handeln besser verstanden, der Traumnarr, als das Reden, das dumme, langweilige Nebeneinanderhocken war ihr verleidet, sie war kein Blumenstöcklein, das steht, wo man's stellt. Wär' er klüger gewesen und hätte mit ihr ein bischen Jagd gespielt in den Erlenstauden herum, so würde sie's wohl noch ein Weilchen bei ihm ausgehalten haben. Aber so ein plauderhafter Brunnenstock! Nein, es war zu dumm, kränkt sich nun noch und macht den Kopf, — was glaubt denn der Erlenvogel? — Sie setzte ein trotziges Mäulchen auf, schlich mit einem bösen Blick unter den Schiebstangen durch und lief, erzürnt über den ungalanten Bahnwärter, der ihr gegenüber

noch den Gekränkten spielen wollte, heimzu. Wie sie nach ein paar Tagen wieder unter strömendem Regen aus dem Dörfchen heimwärts lief und ihre Schritte im aufgeweichtem Wege nicht zu hören waren, blieb sie plötzlich erstaunt am offenen Bahnübergang stehen, — aus dem Bahnwärterhäuschen kam ein lautes, schwermüthiges Singen: „Han am ene Ort es Blüemli g'seh, es Blüemli roth und wyß, säll Blüemli g'sehni nümme meh, wie thuet's mer au im Härz so weh, jo mir im Härz so weh. O Blümeli mi, o Blüemli mi. . . . ." Der Gesang verstummte plötzlich, sie hatte ein paar Schritte über den Kies des Bahnüberganges gethan. Noch ein Weilchen lauschte sie, aber wie alles still und stumm blieb um sie her und nur der Regen unablässig niederklatschte, verzog sie mit einem Male höhnisch den Mund und machte eine lange Nase gegen das Häuschen. Im selben Augenblicke knarrte die Thüre, sie schoß erröthend davon, und als sie endlich aufathmend etwas langsamer ging und verstohlen rückwärts schielte, sah sie den Bahnwärter Töni noch immer an der Hüttenthüre stehen, die schwermüthigen Augen regungslos auf sie gerichtet. Da drehte sie sich, pfiff ein Schelmenliedchen und schritt hochaufgerichteten Hauptes den Heimweg weiter.

Ein wundervoller Sommermorgen ging über das Dörfchen Steinbach auf. Die Sonne sah aus wie ein goldener Birchbesen, der einmal wieder mit dem Erdenelend und Erdenstaub tüchtig aufräumen will und über das Dach des Bahnwärterhäuschens am Steinbach hinweg, schossen wie schwarze Pfeile die Schwalben. Neben dem niedrigen Häuschen stand der Bahnwärter Töni, beschattete mit der Hand die Augen und schaute erst verwundert den Steinkastenweg hinauf. Auf einmal aber wich alles Blut aus seinem Gesicht und die Augen zuckten todtmatt, wie kleine blauflüglige Falter, die sich in ein Firnfeld verloren haben. Er hörte das Lachen der Hochzeiterin: es ward ihm zum Sterben; am liebsten wäre er in sein Häuschen hineingestürmt, um sich wie ein sterbender Vogel in irgend einen Winkel verkriechen zu können. O dies Lachen! — Das weinende Echo war in seinem Herzen! Doch er mußte auf seinen Posten. Verzweifelnd blickte er auf seine Sackuhr, es gab kein Erbarmen, er mußte vorwärts, alle Augenblicke konnte der Eisenbahnzug um den Rank in den Weiden rollen. Langsamen Schrittes, als hätte er Zentnersteine an den Füßen und stier in den Boden blickend, schritt er auf den Bahnübergang zu. Der Hochzeitszug schien sich zu beschleunigen. Ob er ihn wohl noch durchlassen durfte? Er schaute nach der Uhr. Ein Stich fuhr ihm ins Herz, — nein, er durfte es nicht wagen, ihr Leben zu gefährden, ewig nicht. Sie wird ihm's nicht zürnen, wenn sie an die Barriere kommt. Schritte gingen, lachende Stimmen erfüllten den Tag, — der Hochzeitszug stand hinter ihm. „Mach doch auf, Töni!" sagte der Hochzeiter zu dem stramm mit dem Stab im Arm an der Schiebstange stehenden Bahnwärter, „kommt denn grad ein Zug?"

„Ja", gab der Angeredete kurz zurück.

„Wir werden schon noch hinüber mögen", meinte der Hochzeiter, — „man hört ihn ja noch gar nicht, thu' auf, Töni!"

„Nein", machte der, „ich thät's wohl, aber ich darf nicht, der Zug muß jede Sekunde um die Bachbiegung schießen, es gäb' ein Unglück." Mit bösem Blick schaute die Braut auf den Bahnwärter, sie war zündroth geworden vor heimlichem Ingrimm. Der wagte es, sie zurückzuhalten. — Sie wußte wohl, es geschieht ja doch nur aus Haß und um sie zu kränken. „Bahnwärter", sagte sie mit schneidend kalter Stimme, daß sie ihr Wittwer erstaunt ansah: „Mach auf! Es ist Zeit, hörst, es läutet schon."

„Nein", antwortete er halblaut, mit abgewandtem Gesicht, „ich darf nicht." Sie trat einen Schritt vor: „Jetzt will ich einfach vorher hinüber!" machte sie resolut, „thu' auf, Töni! Ich will nicht, daß mich alle die Bahnkondukteure und die fremden Maulaffen anschauen, als ob ich Hörner hätte, jetzt thu' einmal auf, sag' ich!"

„Nein", machte er kurz, „es ist mir verboten."

„Thu' doch nicht so dumm, Anni", begütigte der Karlichäpp, — „sprengt es denn so? Wirst etwa noch früh genug ins Himmelbett kommen."

„Und jetzt will ich!" schnörrzte sie, schweraufathmend mit funkelnden Augen. „Aber Schatz", sagte der Bräutigam, der Krämer, — „hab' doch einen Augenblick Geduld, der Zug ist ja gleich vorüber, auf eine Minute kommt es nicht an."

„Und ansehen werden Dich die fremden Fötzel auch dürfen", keifte jetzt die Alte, „sie werden wohl manche wüstere im Wagen haben." Etwas wie ein verknurrendes Donnern ließ sich vernehmen, in den Schienen war ein leises Summen und Surren und in den Weiden an der Bahnbiegung ein unheimliches Schnauben. Die Braut war brandroth geworden. Mit einem Male schoß sie auf die Barriere zu nnd riß aus Leibeskräften an der Schiebstange, sie gab nach, noch ein Ruck und der Weg war frei. Jetzt packte sie der Bahnwärter mit eiserner Faust am weißen Gewand und riß sie zurück, schlug aber selber an die Stange und taumelte über sie hinweg vorwärts, — da schnob ein schwarzes, feuerspeiendes Ungeheuer vorbei, ein Donnern, ein gellender Pfiff und der unversehens herangebrauste Zug stand wie angeschraubt beim Wärterhäuschen. Am Bahnübergang aber gellte ein entsetzlicher Aufschrei in alle Himmel hinein. Dort kniete mit vorgestreckten Armen, die Anni, des Krämers Braut und sah mit Augen, in denen die Schrecken des jüngsten Tages flammten, auf das Bahngeleise: Ein zerfetzter Leib lag auf den Schienen und das weiße Kleid der Braut war mit unzähligen blutrothen Sternchen bespritzt. Bewußtlos brach sie zusammen. Jetzt eilten Kondukteure herbei, warfen Kleidungsstücke auf den todten Bahnwärter Töni und schafften ihn nach dem Wärterhäuschen. Der Hochzeitszug kehrte gegen den Steinkastenhof zurück. Ein Büblein, das mit der Peitsche in der Hand, den Hochzeitszug neben dem Weg erwartet hatte, blieb allein am Bahnübergang stehen und schaute mit verwunderten Augen auf den großen Strauß dunkelblauer Vergißmeinnicht, der mitten an der Schiebstange an einem Schnürchen hing. Die Hochzeiterin soll der plötzliche Schrecken wahnsinnig gemacht haben. Wenigstens blieb sie bis in ihr hohes Alter in der vergitterten Guckauskammer des Steinkastenhauses eingeschlossen und oft, wenn drüben am nahen Steinbach ein Zug durch die Weiden und Erlen raste, horchten die Reisenden verwundert auf, vom Steinmattenhof her kam ein weinerliches Singen:

„Han am ene Ort es Blüemli g'seh,
Es Blüemli roth und wyß.
Säll Blüemli g'sehni nümme meh,
Drum thuet es mir im Härz so weh, —
Ach mir im Härz so weh. . . . . ."

Einsiedeln. Meinrad Lienert.

Briefkasten der „Nation".

A. F. Nürnberg. Wir haben den Verfasser des Artikels ersucht, Ihnen direkt eine Antwort zugehen zu lassen.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 45. Berlin, den 10. August 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Für die Kaiserin Friedrich ist der Tod eine Befreiung gewesen. Sie selbst hat persönlich schwer durch Krankheit gelitten; und das Menschheitsschicksal, das sie zu erdulden hatte seit der Krankheit ihres Mannes, war gleichfalls ein bitteres und schweres. Wenn ein Lebensbeginn voller Verheißungen zu solch traurigem Abschluß sich neigt, und wenn vielfältige Anlagen und großes Wollen von den Ereignissen erdrückt werden, ohne zur Blüthe gelangt zu sein, dann beugt sich vor der Tragik solcher Entwicklung die Mitwelt. Im Inlande und im Auslande widmet man dem Andenken der Kaiserin Friedrich gleichmäßig Worte voller Sympathie.

Eine der traurigsten Episoden im Leben der Verstorbenen und eine der politisch widerwärtigsten Episoden im Leben des neuerstandenen deutschen Volkes sind die Begleiterscheinungen der Regierungszeit der neunundneunzig Tage des Kaisers Friedrich gewesen. Nur mit Bitterkeit und Verachtung kann man heute die „tief empfundenen" Nekrologe jener „konservativen" Blätter lesen, die damals dem todtkranken Kaiser Friedrich die letzten Tage seines Lebens und der Gattin den Frieden des Abschiednehmens vergifteten.

Der Plan der Battenbergischen Heirath war, — kaum aufgetaucht, — vor den berechtigten politischen Bedenken, die Fürst Bismarck geltend zu machen vermochte, bei Seite gelegt worden; er war gänzlich abgethan. Aber der Kampf gegen diese Heirath, die endgültig aufgegeben war und die auf keiner Seite Befürworter fand, tobte in der „nationalen" Presse und in der Presse der „loyalen" Konservativen mit äußerster Heftigkeit fort. Ueber die „Engländerei" und über die „Politik der Unterröcke" ließen sich jene Blätter öffentlich vernehmen; und in Unterhaltungen streute man die giftigsten Bemerkungen und Erfindungen über den „Judenkaiser" und die liberale „Engländerin" aus. Dieses ehrsame Kapitel preußisch-deutscher Politik und konservativ-nationaler Loyalität bleibt noch zu schreiben.

Die Motive jenes Treibens waren immer offensichtlich. Zwei Tendenzen verbanden sich.

Unsere konservative Partei ist immer sehr loyal, wenn es ihr — Interesse verlangt. Aber wenn auch nur entfernt die Möglichkeit auftaucht, daß der Monarch aus den Bahnen des Junkerthums abzulenken geneigt sein könnte, dann können die loyalen Konservativen auch — anders. Sie haben den Prinzen Wilhelm und seine Gemahlin, die Prinzessin Augusta, zur Koblenzer Zeit verfolgt, angefeindet, herabgezogen, weil sie bei ihnen liberale Anschauungen vermutheten; sie haben den willenlosen, mehr und mehr geistig umnachteten Friedrich Wilhelm IV. auf dem Thron so lange erhalten, wie nur irgend möglich. Sie haben auch gegen den Fürsten Bismarck den Declarantenfeldzug voller Verleumdungen eröffnet, und sie haben Kaiser Friedrich und seine Gemahlin nicht besser behandelt. Und das letzte Wort ist noch nicht gesprochen über die Motive, die Norman-Schumann, den Polizei-Agenten veranlaßten, im Ausland gegen Kaiser Wilhelm II. zu intriguiren.

Wenn Fürst Bismarck das Gebahren zur Zeit des Kaisers Friedrich duldete, und wenn er nicht mit einer einzigen offiziösen Note das Phantom der sogenannten Battenbergischen Gefahr, wie er es gekonnt hätte, verscheuchte, so hatte er seine guten Gründe hierzu.

Es sollte nicht nur eine nie vorhanden gewesene Battenbergische Gefahr bestehen, sondern es sollte auch im Anschluß an sie eine Kanzlerkrisis drohen, und nun tobte das loyale

papierne Deutschland, um auch diese Kanzlerkrisis, die nie existirt hatte, zu beschwören.

Dieser Kampf um künstlich geschaffene Fiktionen, der zur Erhöhung des monarchischen Ansehens bei Leibe nicht beitrug, kam dem Fürsten Bismarck sehr gelegen. Dem Kaiser Friedrich und der Kaiserin Friedrich brauchte zwar nichts demonstrirt zu werden; von ihnen war nichts zu befürchten; die Tage ihrer nominellen Macht waren gezählt. Aber für den Thronfolger, den Prinzen Wilhelm, konnten jene Eindrücke nutzbringend sein: der Eindruck, mit welcher Vergötterung das Volk an dem Fürsten Bismarck hing, und der Eindruck, mit welcher Empörung sich die „loyalen" Elemente gegen den Gedanken auflehnten, daß auf dem Thron ein Kaiser und eine Kaiserin säßen, die liberalen Gedanken nicht gänzlich unzugänglich seien. Die eine Demonstration war nach dem Geschmack des Fürsten Bismarck; sie barg die Lehre, an der Stellung des ersten Reichskanzlers darf kein Thronfolger rühren, und die andere Demonstration war nach dem Geschmack des Fürsten Bismarck wie des „loyalen" Junkerthums. Und dann mußte doch auch Fürst Bismarck die Erfahrung machen, daß, als er gestürzt war, seine Vettern es voll kühler Berechnung für zweckmäßig erachteten, ihn voll „Loyalität" ziemlich unbeachtet am Boden liegen zu lassen. Er kannte sie übrigens, wie sie ihn. Weder war er sentimental, noch sind sie sentimental.

Und nun liest man heute in diesen Blättern von der „edlen Dulderin", der „ersten Bürgerin des Staates", die im schwersten Jahre ihres Lebens, im Jahre 1888, bei denselben Biedermännern die hämisch verfolgte „undeutsche Engländerin" gewesen war, die „unser gutes Fürstenblut verdorben" hat.

Kaiser Friedrich und Kaiserin Friedrich haben nichts von dem Großen vollendet hinterlassen, was sie sich vorgesteckt hatten. Wer vermag zu ermessen, ob sie vermocht hätten dem Wollen das Vollbringen zu gesellen. Aber spurlos ist ihr Leben doch nicht vorüber gegangen.

Ihren Sohn, den jetzigen Kaiser, werden die Liberalen gewiß nicht als den Vertreter ihrer Anschauungen mit Beschlag belegen. Aber trotz den Bonner Tagen und trotz den Bismarck'schen Einflüssen und den Einwirkungen der Hofkreise, ein Junkerprinz sitzt doch nicht auf dem deutschen Kaiserthron; vielmehr eine komplizirte Natur, der auch der moderne Einschlag nicht fehlt und die in ihrer Art vorurtheilslos ist. Das sind nach konservativer Anschauung die erblichen Zeichen der „Verderbtheit unseres guten Fürstenblutes", und sie lenken aus unseren Tagen immer wieder die Erinnerung zum Elternpaare, zum Kaiser und der Kaiserin Friedrich zurück, denen es ein wahrhaft tragisches Schicksal verwehrt hat, selbst im Großen zu wirken und zu schaffen.

Graf Waldersee ist aus China zurückgekehrt. Was vor allem zu seinem Ruhme gesagt werden kann, es ist, daß er seinen Ehrgeiz beschieden hat, auf kriegerischen Ruhm zu verzichten. Man kann diesen Feldherrn und Deutschland beglückwünschen, daß er sich nicht dazu hat verleiten lassen, uns in einen Krieg großen Stiles hineingleiten zu lassen. Wir können zufrieden sein, daß dieser Chinafeldzug eine Episode ohne erhebliche Bedeutung und ohne erhebliche Konsequenzen geblieben ist; wir wollen hoffen, daß wir schließlich auch finanziell uns noch ohne ernste Schädigung aus dem Unternehmen herauswickeln.

Der Handelsvertragsverein hat die folgende Resolution gefaßt, die sich mit dem veröffentlichten Zolltarifentwurf beschäftigt:

„Die feste Hoffnung des deutschen Volkes auf Fortführung der deutschen Handelsvertragspolitik ist durch den neuen Zolltarifentwurf vernichtet. Gegen alle Erwartung ist nicht an dem bewährten System des Einheitstarifs festgehalten, sondern für Getreide ein Doppeltarif vorgesehen. Der einmüthige Beschluß der Handelskammern, der gesetzlichen Vertretungen von Handel und Industrie, ist für nichts erachtet. Wenigen Großgrundbesitzern zu Liebe soll das deutsche Reich auf die Bahn eines verhängnißvollen Wagnisses gedrängt werden. Die Beschränkung des Doppeltarifs auf Getreide vermindert die Gefahr nicht. Die für uns wichtigsten Staaten legen entschiedenen Werth auf den Absatz ihrer landwirthschaftlichen Erzeugnisse. Mit dem Doppeltarif für Getreide wird unseren Unterhändlern die Möglichkeit genommen, die Zollherabsetzungen einzutauschen, deren unsere Ausfuhr bedarf. Da überdies die vorgelegten Minimaltarifsätze sogar die Sätze des heutigen Generaltarifes übersteigen, welcher bisher nur auf vertragsfeindliche Staaten Anwendung findet, so droht uns eine Periode der Zollkriege, zum mindesten eine Zeit wachsender gegenseitiger Absperrung.

Deutschland ist seit Jahrzehnten in steigendem Maße auf die Ausfuhr gewerblicher Erzeugnisse angewiesen. Seit Abschluß der Handelsverträge ist dieselbe gewachsen. Allein das letzte Jahr weist einen Mehrbetrag von 1100 Millionen Mark gegen das Jahr 1894 auf. Ueber ein Fünftel unserer Bevölkerung ist unmittelbar für die Ausfuhr thätig; insgesammt leben nahezu zwei Fünftel des deutschen Volkes schon heute von und für den Außenhandel. Lassen wir unseren Export verfallen, so kann das deutsche Reich seine Bevölkerung nicht mehr ausreichend ernähren, seine wirthschaftliche und in Folge dessen seine politische Machtstellung nicht aufrecht erhalten.

Eine Erhöhung der Schutzzölle für ihre Erzeugnisse vermag der Industrie nicht annähernd Ersatz für die ihr drohenden Verluste zu bieten; der bei starker Inlandsproduktion unvermeidliche Preisdruck vereitelt den Nutzen des Zollschutzes. Ebenso ist es bitterer Hohn, die deutsche Industrie, die deutschen Arbeiter damit zu trösten, daß eine durch Zollschutz kaufkräftiger gemachte heimische Landwirthschaft Ersatz für den Verlust des Weltmarktes bieten werde. Der den wenigen Getreideverkäufern vorübergehend zufließende Gewinn wird weit überwogen durch die aus der Vertheuerung der Lebensmittel folgende Schwächung der Kaufkraft der breiten Schichten der Bevölkerung.

Einen Ausgleich durch Steigerung der Arbeitslöhne kann die Industrie nicht gewähren, wenn gleichzeitig der Abschluß brauchbarer Handelsverträge unmöglich gemacht wird. Im Gegentheil: sie wird gezwungen, die zu erwartende Erhöhung der Auslandszölle durch Ermäßigung ihrer Produktionskosten auszugleichen, wäre also sogar darauf angewiesen, die Löhne zu erniedrigen. Eine beispiellose Krise muß die Folge einer derartigen Politik sein, eine Auswanderung der besseren Arbeiter, die im Inland keine ausreichende Beschäftigung mehr finden, eine Auswanderung auch des Kapitals, das in Ländern mit günstigeren Produktionsbedingungen bessere Verwerthung findet. Und dieses wagt man „nationale Wirthschaftspolitik" zu nennen.

Vortheil kann auf die Dauer selbst die Landwirthschaft von einer solchen Politik nicht haben. Hat doch die große Mehrzahl ihrer Betriebe, deren Schwerpunkt ja in der Viehzucht liegt, sogar nur Nachtheile von steigenden Getreidepreisen, Nachtheile, die auch durch etwaige Erhöhungen der Vieh- und Fleischzölle nicht ausgeglichen werden. Die Zeit der höchsten Getreidepreise — von den fünfziger bis in die siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts — weist gleichzeitig die stärkste Zunahme des Großgrundbesitzes, die größte Entvölkerung des platten Landes, die gewaltigste überseeische Auswanderung auf. Gerade der kleine Grundbesitz hat ein Lebensinteresse daran, die breiten Schichten der industriellen Bevölkerung kaufkräftig zu erhalten für Milch, Butter, Käse, Eier, Fleisch, Obst und so weiter; hohe Brotpreise vermindern aber die Kaufkraft hierfür. Wer die Zukunft der deutschen Landwirthschaft nicht in einer Ausdehnung des Großgrundbesitzes sieht, sondern darin, daß die heimische Scholle eine möglichst große Zahl selbständiger Landwirthe ernährt, muß die durch den Doppeltarif unabänderlich werdende Erhöhung der Getreidezölle bekämpfen.

Deutschland hat sich mit Einsetzen seiner ganzen wirthschaftlichen Kraft zu hervorragender Bedeutung auf dem Weltmarkte emporgeschwungen. Es hat seine Handelsmarine in kurzer Zeit verdoppelt, eine mächtige Kriegsflotte zum Schutze des auswärtigen Handels geschaffen, die Leistungsfähigkeit seiner Industrie weit über den eigenen Bedarf hinaus für den Absatz an die ausländische Kundschaft eingerichtet. All dies wird werthlos, ein großer Theil des Nationalvermögens wird muthwillig zerstört, wenn die bisherigen Verkehrsbeziehungen mit dem Auslande erschüttert werden.

Die Hoffnung, daß die Regierung einen festen Halt gegen derartige verhängnißvolle Pläne bieten, daß sie das Werk der Handelsverträge, die das Wort unseres Kaisers als eine „rettende That" bezeichnet hat, fortführen werde, ist mit der Veröffentlichung des neuen Tarifentwurfs geschwunden. Nur eine gewaltige Bewegung in den weitesten Kreisen des Volkes kann jetzt verhüten, daß unabsehbares Unheil über unser Wirthschaftsleben, unser Vaterland, unser Volk hereinbricht.

In dieser ernsten Stunde wendet sich der Handelsvertragsverein an alle, die dem Arbeiter die Arbeitsgelegenheit, dem Volke gesunde und billige Nahrung, dem Vaterlande die jetzige wirthschaftliche und politische Machtstellung erhalten wissen wollen, mit der Mahnung, alles Trennende bei Seite zu stellen und einmüthig einzutreten in den Kampf für den Schutz der nationalen Arbeit durch Sicherung unserer

schwer errungenen Stellung auf dem Weltmarkt. Gegenüber den Umsturzbestrebungen einer kurzsichtigen Interessengruppe gilt es der konservativen Forderung zum Siege zu verhelfen:

Fortführung unserer bewährten Handelsvertragspolitik.

Diese Resolution ist in ihrer Klarheit, Uebersichtlichkeit und Kraft ausgezeichnet; immer wieder wird man auf sie zurückgreifen müssen und darum bringen wir sie auch an dieser Stelle nochmals zum Abdruck.

An der Bevölkerung ist es nunmehr, die Konsequenzen aus der Sachlage zu ziehen; „alles Trennende bei Seite zu stellen und einmüthig einzutreten in den Kampf für den Schutz der nationalen Arbeit".

Die Erörterungen über den Tarifentwurf gehen in den Zeitungen natürlich fort.

Mit ähnlicher Armseligkeit, wie diese Polemik seitens der agrarisch-konservativen Presse geführt wird, kann kaum jemals eine Bataille für eine Sache von solchem Gewicht ausgefochten worden sein.

Noch immer wiederholen konservative und agrarische Zeitungen die abgestandene Redensart, daß die Gegner des Entwurfs Anwälte des Auslandes seien, und zugleich empören sie sich darüber, daß das Wolff'sche Telegraphenbureau abfällige Aeußerungen des Auslandes über den Entwurf weiter verbreitet.

Du lieber Himmel, wenn das Wolff'sche Telegraphenbureau keine zustimmenden Aeußerungen zu liefern vermag, so liegt dies eben daran, daß solche Aeußerungen sich nicht auftreiben lassen; ließen sie sich auftreiben, die konservativ-agrarische Presse würde sich beeilen, sie ihrerseits zu entdecken und sie den deutschen Lesern aufzutischen. Aber sie sind nicht da und sie können natürlicherweise nicht da sein. Welcher Narr konnte denn glauben, daß solch ein Zolltarifentwurf irgend eines fremden Staates Billigung finden würde; noch kein Staat ist darüber entzückt gewesen, wenn ein anderer Staat seinen Waaren den Export erschwert und unmöglich macht. Was kommen mußte, ist also gekommen, und niemand kann sich hierüber wundern, weder die Gegner, noch die Freunde der Handelsverträge.

Es ist daher auch ziemlich gleichgültig, wie hoch man schon heute gewisse Nachrichten über Repressalien des Auslandes bewerthen will. Angeblich hat Rußland seine Vorarbeiten für den Abschluß eines deutsch-russischen Handelsvertrages eingestellt; angeblich plant Rußland eine Grenzsperre für den Uebertritt seiner Unterthanen zur Arbeit im preußischen Osten; angeblich sieht man sich in England nach Möglichkeiten um, durch einen Gegenschlag die Schädigung des englischen Handels zu pariren. Es ist sehr gut möglich, daß alle diese Nachrichten den Thatsachen vorauseilen; aber sicher ist es, daß alle Staaten, die durch unseren Tarif betroffen werden würden, sich nach Maßregeln umsehen, um sich möglichst vor Schaden zu bewahren und um uns zu Gemüthe zu führen, welchen Schaden solch ein Tarif uns selbst zufügen werde. Wer das A B C der internationalen Wirthschaftsgeschichte kennt, der kann sich über eine solche Entwicklung ganz und gar nicht im Zweifel befinden: Sie ist folgerichtig; sie ist ganz unabwendbar und im Augenblick, wo das Ausland zu der Ueberzeugung gelangt, daß der Entwurf zum Gesetz werden wird, setzen sich zweifellos die fremden Staaten zum Zollkriege oder doch zum Ergreifen von Repressalien in Bereitschaft.

Wären unsere agrarischen Gegner logisch, so sollten sie sagen, solche Zollkriege müssen zum Nutzen des Agrarierthums geführt werden; das hilft eben nichts, und wenn die Exportindustrie dabei verblutet, um so besser. Statt dessen aber zu verlangen, daß das Wolff'sche Telegraphenbüreau jede Unfreundlichkeit des Auslandes unterdrücke, damit die Deutschen glauben, das Ausland werde diesen Tarif sich dankbar gefallen lassen, solches verlangen und sich von solcher Verschleierung Erfolge versprechen, das heißt denn doch annehmen, die Majorität der Deutschen gehöre zu den politischen Idioten.

Aber immer erneut muß es zugleich gesagt werden: Selbst wenn die fremden Staaten den Grafen Posadowsky mit den höchsten Orden überhäufen sollten, weil er diesen Tarif ausgearbeitet hat, so kann der Ruf im Inland doch nur lauten: Fort mit diesem Tarif, der den Aermsten bei uns in Deutschland das kärgliche Brot und das noch kärglichere Fleisch vertheuert und schmälert.

Auf der vollen Höhe staatsmännischer Weisheit steht augenscheinlich der badische Minister von Brauer. Er äußerte sich in einer Unterredung dahin, daß der Tarif mit den „Hauptparteiführern" und „wohl auch" mit den „Großindustriellen" vereinbart sei. Wir haben nicht daran gezweifelt, daß Graf Posadowsky dieses Bindeglied hergestellt hat. Auf dieses Eingeständniß von ministerieller Seite wird zurückzukommen sein.

Weit interessanter aber ist es, wie diese badische Excellenz sich die Zukunft ausmalt:

„Zeigen sich die neuen Sätze als ein Fehler, so könne man durch eine Gesetzesnovelle den Fehler wieder gut machen."

Wir sind überzeugt, daß ein politischer Tiefsinn von gleichem Kaliber manches Bedenken bei manchem deutschen „Staatsmann" zu beschwichtigen geeignet war.

Ein Tarif, wie der deutsche, entfesselt die schutzzöllnerischen Tendenzen natürlich überall in der Welt. Wo sie latent vorhanden sind, wagen sie sich jetzt hervor, und zwar mit der relativ guten, jedenfalls populären Begründung, daß es gelte, die wirthschaftliche Feindschaft Deutschlands abzuwehren.

Unser deutscher Tarif zieht also überall die wirthschaftliche Feindschaft und den engherzigen wirthschaftlichen Egoismus im Auslande groß; er setzt ein Heer von wirthschaftlichem Antagonismus gegen uns in Bewegung und liefert diesem Heer die besten Waffen, und wenn diese wirthschaftlichen Feinde, die wir selbst groß gezogen haben, gegen uns im Anrücken begriffen sind, und wenn Herr Minister von Brauer und andere erleuchtete Köpfe alsdann sehen, daß der Anprall etwas gefährlich sein könne, so erklären wir: Aber wozu denn die Aufregung, meine Herren im Auslande; die deutsche Regierung kann ja durch eine Novelle erklären, daß der deutsche Tarifentwurf eine politische Dummheit gewesen; und Herr von Brauer nimmt an, daß das ob solcher deutschen Selbsterkenntniß entzückte Ausland nunmehr den jenseits der Grenzen entfesselten protektionistischen Sturm ohne weiteres wieder in den politischen Schlauch des Aeolus zurückbannen könne.

Man weckt nicht die wirthschaftlichen Leidenschaften privilegirter Klassen nur in Deutschland; sie finden ihr Echo im Ausland. Und wenn die engherzigsten politischen Begierden erst einmal entfesselt sind, dann kann es kommen, daß Deutschland selbst mit der kompromittirenden, leichtherzigen Erklärung des Herrn Ministers von Brauer zu — spät kommt.

Herr von Köller geht nun in der That nach Elsaß-Lothringen als Minister, und Herr von Wilmowski geht an die Stelle des Herrn von Köller als Oberpräsident nach Schleswig-Holstein. Elsaß-Lothringen fühlt sich nicht beglückt. Was Herr von Wilmowski zu leisten vermag, muß sich noch zeigen; aber er gilt als ein tüchtiger Beamter voll Takt.

Es wird immer schwerer, die Lage in Südafrika zu überblicken. Eines scheint nur sicher zu sein, die Rebellion im Kapland selbst ist nicht bedeutungslos.

* * *

Kaiserin Friedrich.

Am Montag Abend ist die Kaiserin Friedrich nach langer schmerzhafter, mit größter Seelenstärke getragener Krankheit dahin geschieden. Neben dem Gatten, dem sie bis zum Tode getreu zur Seite gestanden, wird sie nun ruhen; vereinigt sind dann beide, die gemeinsam so manche Freude genossen, so viel Leid getragen, und das gleiche traurige Schicksal gehabt haben: die Lebensaufgabe, die sie mit Begeisterung auf sich genommen hatten, nicht erfüllen zu können. Die kurze Regierung, die ihnen spät zufiel, war ja nur ein trauriges Schattenkaiserthum. Die langen Jahre der Wittwenschaft verbrachte sie zurückgezogen vom öffentlichen Wirken. Den Dingen, welche sie in das Leben gerufen hatte, blieb sie eine treue Freundin, Neues zu schaffen war ihr versagt; Einer nach dem Andern starben auch diejenigen, mit welchen sie zusammen zu arbeiten gewohnt war. Ihr Leben war im Familienkreise beschlossen.

Ein anderes Geschick erhofften die Eltern, welche die Heirath des Prinzen Friedrich Wilhelm und der Prinzeß Victoria planten. Sie sollten es sein, welche Deutschland unter Preußens Führung einigten und die lange Sehnsucht des deutschen Volkes erfüllten.

Politische Gründe bewogen den Prinzen von Preußen für seinen Sohn die Verbindung mit England zu wünschen. Er war in entschiedener Opposition zu seines Bruders Regierung; er mißbilligte die Hinneigung zu Rußland und Oesterreich und nicht minder die reaktionäre und orthodoxe Richtung der inneren Politik; er lebte fern vom Hofe in Koblenz und hatte die Verfolgung der Kreuzzeitungsleute zu ertragen. Der König war kinderlos, der Prinz von Preußen, wenig jünger, rechnete weniger damit, daß er den Thron besteigen werde, als mit der Nachfolge seines Sohnes. Für diesen galt es zu sorgen. Die Heirath sollte ihm nahe Beziehungen zu England schaffen und Preußen von der russischen Verbindung befreien helfen. Daß von England aus sich liberale Einflüsse geltend machen würden, erschien nicht bedenklich. Der Hof des Prinzen von Preußen stand dem Liberalismus jener Zeit nahe, der Prinz selbst hatte sich ehrlich in die preußische Verfassung ergeben und sah wohl ein, daß ein König, welcher Deutschland unter preußischer Führung zusammenfassen sollte, auch den neuen Ideen Rechnung tragen müsse; der Prinz Friedrich Wilhelm war selbst in solchen Anschauungen aufgewachsen.

Dazu kam die Freundschaft zwischen dem Prinzen von Preußen und dem Prinzen Albert, das schöne Familienleben am englischen Hofe und nicht zuletzt die Persönlichkeit der Prinzessin Victoria, die schon in frühen Jahren ungewöhnliche Gaben und Liebenswürdigkeit zeigte.

Prinz Albert wünschte für sein Lieblingskind einen Thron, auf welchem sie die Ideen verwirklichen helfen könnte, welche er selbst für Deutschlands Einigung hegte. Der Prinz Friedrich Wilhelm machte bei seinen Besuchen in England den besten Eindruck. So war die Heirath lange beschlossene Sache bei den Eltern, vorausgesetzt daß demnächst die Kinder zustimmen würden.

Die Erziehung der Prinzessin wurde von dem Vater mit dem bestimmten Hinblick auf die einer preußischen Königin zufallenden Aufgaben geleitet. Ihre außerordentliche und vielseitige Begabung gestattete eine mannigfaltige, gründliche und auch auf deutsche Politik und Volkswirthschaft ausgedehnte Bildung. Die Prinzessin sollte nicht nur das Königthum repräsentiren, sondern dem Könige auch eine verständnißvolle Gehülfin sein, die ihm manche Aufgaben abnehmen könne. Der Erfolg war ein glänzender. Prinzeß Viktoria vereinigte reiche Kenntnisse und großen schnellen Verstand mit gewinnendster herzlicher Liebenswürdigkeit, wie gerade die preußischen Begleiter des Prinzen Friedrich Wilhelm bei seinen öfteren Reisen nach England bezeugen; selbstverständlich war sie der deutschen Sprache vollkommen mächtig.

Was die Politik geplant hatte, billigten, frühzeitiger sogar als die Eltern wünschten, schon am 29. September 1855 die Herzen des Brautpaares, das aber erst am 25. Januar 1858 verbunden wurde. Die Zeit bis dahin wurde von der Braut mit weiterer ernsthafter Vorbereitung für ihren Beruf ausgefüllt.

In Deutschland fand die junge Frau die herzlichste Aufnahme; ihre von allem Etikettenzwange freie, ungesuchte Liebenswürdigkeit gewann ihr alle, die ihr näher traten. Freilich mit Ausnahme der bekannten kleinen, aber mächtigen Partei. Die reaktionär Gesinnten hatten schon lange den Prinzen Friedrich Wilhelm im Verdacht liberaler Gesinnung, sie fürchteten, daß die englische Heirath dieselbe fördern und daß die Prinzessin deren Hauptstütze sein würde. Aber gerade damals hörte die Partei auf, mächtig zu sein. Friedrich Wilhelm IV. war hoffnungslos erkrankt, an seiner Stelle regierte schon seit dem 23. Oktober 1857 der Prinz von Preußen, noch zwar mit dem Ministerium Manteuffel, dessen Tage aber schon gezählt waren; noch ehe das Jahr 1858 ablief, wurde es entlassen; der Prinz von Preußen war Prinz Regent geworden und mußte in kurzer Zeit den Thron besteigen. Er wollte ehrlich verfassungsmäßig regieren.

Prinz Friedrich Wilhelm durfte hoffen, im Einvernehmen mit dem Vater seine Pflichten als Kronprinz erfüllen zu können und nach menschlichem Ermessen erwarten, noch im frühen Mannesalter dem Vater zu folgen. Das junge Ehepaar glaubte in glücklichem Frieden bis dahin sich und der Vorbereitung der kommenden Aufgabe leben zu können.

Die Entwickelung ist eine völlig andere geworden: die unglücklichen Kämpfe um die Reorganisation brachten den König wieder in die Hände der Partei, die er selbst beseitigt hatte, und an die Spitze der Regierung den Herrn v. Bismarck, der von da an auf den König unbeschränkten Einfluß gewann und jeden anderen fern hielt. Der Kronprinz wurde von jeder Einwirkung auf die Politik entfernt, zumal als ihn im Jahre 1863 sein öffentliches Auftreten gegen die Preßordonnanz in Konflikt mit dem Vater brachte.

Die Kronprinzessin hatte ganz auf ihres Gatten Seite gestanden und ihn treulich unterstützt. Man hielt sie nicht mit Unrecht für eine entschiedene Vertreterin liberaler Gesinnung, und mehr noch als auf den Kronprinzen richteten sich von nun an auf sie die Angriffe der Parteien und Männer, welche bei einem nach menschlichem Ermessen nicht zu fernen Wechsel der Regierung für ihre Macht fürchten zu müssen glaubten. Die wahre Ursache der unausgesetzten Verfolgung, welche die Kronprinzessin erdulden mußte, war die Furcht vor einer liberalen Beeinflussung des künftigen Königs und Kaisers durch sie. Darum wurde sie beschuldigt, englische Interessen vor den deutschen zu bevorzugen, ihre Sympathie vorzugsweise englischen Einrichtungen und Engländern zuzuwenden. Am liebsten hätte man sie dem Gatten entfremdet; aber beide hielten nur um so fester zusammen. Freilich folgte der Kronprinz nicht immer der jeweiligen, nicht selten schroff wechselnden Politik der Regierung, und wenn er dann andere Ansichten äußerte, so wurde oft genug der Vorwurf laut, daß die ausländischen englischen Sympathien der Kronprinzessin daran schuld seien. Keine Beschuldigung kann ungerechter sein. Wer ihr Leben und Wirken verfolgt hat, wer ihr etwa selbst nahe getreten ist, weiß, daß sie von Anfang an stets im Einvernehmen mit ihrem Gatten sich ganz als das fühlte, wozu sie erzogen war, als deutsche Fürstin, demnächstige Kaiserin. Es ist ihr ergangen, wie ihrem Vater, der, so lange er lebte, als Ausländer beargwohnt wurde und erst todt Anerkennung, aber nun auch die größte, fand.

So war dem kronprinzlichen Paar ein langes meist der Politik fernes Privatleben beschieden.

Der schleswig-holsteinsche, der österreichische und französische Krieg führten den Kronprinzen in eine große ruhmreiche Feldherrnthätigkeit; die Kronprinzessin sorgte daheim für die zurückgebliebenen Familien der Krieger, für die Verwundeten und Kranken. Und noch einmal unterbrach die Stellvertretung im Jahre 1878 das zurückgezogene Leben;

dann aber wurde der Kronprinz mit dem Wechsel der Bismarckischen Politik gänzlich bei Seite geschoben; er billigte sie nicht, aber es lag nicht in seiner Macht einzugreifen.

Das Leben bot dem kronprinzlichen Paare des Guten und Schönen viel; die Freude an den heranwachsenden Kindern, den Verkehr mit bedeutenden Menschen, Reisen im Ausland, Pflege von Kunst und Wissenschaft, in denen die Kronprinzessin sich selbst schöpferisch bethätigte. Was ein hochgebildetes, freidenkendes Fürstenpaar dem Dasein an edlen Reizen verleihen konnte, das fand sich am kronprinzlichen Hofe. Der Kronprinzessin lagen vor anderen Dingen die sozialen Aufgaben der Zeit am Herzen. Die erste Anregung dazu hatte der Vater ihr gegeben, der in England der Urheber sozialer Thätigkeit gewesen ist. In Deutschland stand man noch in den Anfängen. Frauenfrage, Arbeiterfrage, Wohnungsfrage, Arbeiterversicherung waren, als die Kronprinzessin kam, fast unbekannte Dinge. Diese Gebiete hat sie mit größtem Eifer gepflegt. Sie hatte eine aufrichtige Liebe zum Volk, die sich durch nichts, auch nicht durch Ausschreitungen Einzelner oder ganzer Parteien beirren ließ, sondern sie immer von neuem zu hülfreicher Thätigkeit antrieb. Kein reicher Dispositionsfonds bot ihr die Mittel, höchst bescheiden mußte sie alles beginnen, darauf vertrauend, daß der hineingelegte rechte Gedanke sich entwickeln, der Sache Freunde gewinnen, Geld schaffen werde. So winzig klein hat manches von ihr geförderte Unternehmen, das jetzt weit ausgebreitet ist, angefangen, daß es selbst unangemessen erscheinen mochte, es einer hohen fürstlichen Frau vorzuführen. Das hielt sie aber nie zurück von der Mitwirkung, wenn ihr die Sache richtig und gut erschien. Dann aber wollte sie nicht bloß das Wirken Anderer mit ihrer freundlichen Zustimmung begleiten, sie wollte selbst anregen, schaffen, mitarbeiten. Dazu war sie wie keine Andere im Stande. Sie hatte viel gelesen und studirt, Vieles und mit Aufmerksamkeit gesehen, mit zahlreichen Sachverständigen aller Art verkehrt und verstand alles selbst zu machen; sämmtliche Arbeiten, weibliche Handarbeiten, Kranken-, Kinderpflege, landwirthschaftliche Dinge, alles war ihr vertraut. So verstand sie, mit Rath und That zu helfen und scheute sich nicht, selbst einzugreifen. Mit ihr zu arbeiten, war die größte Freude.

Was die Kronprinzessin schuf, war nicht konfessionell; es schien ihr ihrer Stellung angemessener, keine Konfessionsunterschiede zu machen. Hier ist nicht der Raum auf Einzelnes einzugehen; zu zahlreich sind die Unternehmungen und Anstalten, welche sie gefördert, und an welchen sie thätig mitgearbeitet hat. Nur ein Beispiel mag hier angeführt werden, weil es typisch für die Art der Kronprinzessin ist, und weil es sich hier um eine eigenste Schöpfung handelt.

Die Krankenpflege hatte sie viel beschäftigt; in den Kriegen von 1866 und 1870 hatte sie eigene Kriegslazarethe begründet und verwaltet. Sie hatte die Mangelhaftigkeit unserer Krankenpflege dabei kennen gelernt, und lange hatte sie den Plan verfolgt, ein Institut für weltliche, den gebildeten Ständen angehörige Pflegerinnen zu schaffen, welche nicht eine religiöse Gemeinschaft bildeten und nicht der damit verbundenen geistlichen Leitung unterworfen waren. Sie sollten eine gute, nicht bloß praktische sondern auch wissenschaftliche Ausbildung erhalten, nicht damit sie halbe Aerzte würden, sondern um ihnen die verständnißvolle Befolgung der ärztlichen Anordnung möglich und sie zu wirklichen Gehülfinnen der Aerzte zu machen. Dazu war freilich eine einjährige Ausbildung nöthig. Solche Pflegerinnen gab es noch nicht in Deutschland; die Autoritäten, welchen die Kronprinzessin ihre Pläne vorgelegt hatte, hatten ihr die Hülfe versagt. Nun war im Anfang des Jahres 1878 in Berlin ein kleiner Verein für häusliche Gesundheitspflege begründet; ihm überwies die Kronprinzessin ihren Plan. Die Leiterin eines ähnlichen englischen Instituts Miß Lees, die mit der Kronprinzessin in dem Homburger Lazareth gearbeitet hatte, regte durch einen Vortrag die Sache an, die ersten Mittel wurden großentheils durch die Kronprinzessin beschafft, eine Anzahl Pflegerinnen konnte nun ausgebildet werden. Sie mußten einzeln durch Vermittelung der Kronprinzessin, theils in England, theils in deutschen Krankenhäusern, deren Leiter aus Gefälligkeit dazu bereit waren, die verlangte Bildung erhalten. Zuerst wurden sie in Berlin in einer kleinen Privatwohnung untergebracht und in der Armenkrankenpflege beschäftigt, sie führten nach ihrer Gründerin den Namen „Victoriaschwestern". Als bald darauf im Städtischen Krankenhause am Friedrichshain die dort angestellten Pflegekräfte sich als völlig unzulänglich erwiesen, übernahmen die Victoriaschwestern erst einige, dann alle nicht Männern vorzubehaltende Pflege in dem Krankenhause; die Aerzte überzeugten sich von ihrer Vortrefflichkeit, die Zahl wuchs, aber größer sind noch die von allen Seiten kommenden Bitten großer und kleinerer Anstalten um Zuweisung solcher Pflegerinnen, deren Zahl jetzt weit über 200 beträgt, und daneben sind zahlreiche in der Anstalt ausgebildete Pflegerinnen einzeln oder in kleinere Vereinigungen zusammengeschlossen thätig. Zugleich war aber dadurch eine viel weiter wirkende Anregung zu einer allgemeinen gründlicheren Ausbildung in der Krankenpflege und zur Uebung der Armenkrankenpflege gegeben.

Das Victoriahaus ist eine in allen Einzelheiten durchgearbeitete Schöpfung der Kronprinzessin geworden, der sie auch als Kaiserin stets eine besondere Aufmerksamkeit widmete; Victoriaschwestern statteten ihrer Gönnerin den Dank durch treue Pflege in der letzten Krankheit ab.

Vielseitige Arbeit für andere half ihr über die vielen schweren Verluste weg, die sie erdulden mußte. Der erste, den sie früh verlor, und der ihr unersetzlich war, war ihr Vater, dann folgte ihr Sohn Sigismund, dann ihre vielgeliebte Schwester und Mitarbeiterin, die Großherzogin von Hessen, und ihr Sohn Waldemar. Alles konnte sie überwinden, den schrecklichen Verlust des Gatten nicht. Damit war ihrem Leben Inhalt und Ziel genommen und zu viel Trauriges hatte sich daneben ereignet, was auf die Kaiserin einen bleibenden schmerzlichen Eindruck machen mußte.

Wenn Kaiserin Friedrich auch keinen anderen Anspruch auf der Deutschen Liebe, Hochachtung und Dankbarkeit hätte, so wären sie überreichlich verdient durch die Jahre 1887 und 1888. Schwer genug war schon die Sorge um den Gatten und seine Aufrechterhaltung bei dem steten Wechsel von Besserung und Verschlimmerung, aber dazu kamen noch alle daran sich knüpfenden Angriffe und Verdächtigungen. Die Zeit bis zur Rückkehr nach Berlin war hart, viel härter noch die Kaiserzeit, wo alles dieses in verstärktem Maße sich fortsetzte und dazu noch Repräsentationspflichten, der Verkehr mit Fürsten und Ministern traten und eine immer schwerer und trauriger werdende Pflege. Nur der stärkste, von aufopfernder Liebe getragene Wille konnte es der Kaiserin ermöglichen, bis zum letzten Augenblick sich aufrecht zu erhalten und ihre ganze Pflicht zu thun.

Oft mag in der letzten schweren Krankheit die Kaiserin jener Zeit gedacht haben: des Augenblicks, wo sie von dem Dahingeschiedenen Abschied nahm, der schweren Stunden, die sie am Tage des Begräbnisses fern von dem Leichengepränge mit wenigen Vertrauten zubrachte, um erst, nachdem alles zu Ende war, ihr stilles Gebet an dem Sarge des Kaisers zu verrichten; auch der mannigfachen Unbill, die ihr damals widerfahren. Gewiß in versöhnlichem Sinne.

Möge diese traurigste Episode der deutschen Geschichte ihren Abschluß finden. Nicht durch Vergessen dessen, was geschehen, sondern durch ehrliche Anerkennung der Größe und Güte dieser Frau, der ein schöneres Loos gebührt hätte, als das, welches ihr in Folge der politischen Kämpfe, durch die Deutschland sich erst zu befestigten inneren Zuständen hindurchringen muß, beschieden gewesen ist.

Kaiser und Kaiserin Friedrich werden, wie sie im Leben zusammengehörten, auch im Andenken des deutschen Volkes vereint fortleben.

K. Schrader.

Reichstag und Zolltarif.

Unter den mancherlei unzulänglichen Ausreden, mit denen timide Staatsmänner den Zolltarifentwurf zu entschuldigen versuchen, gehört auch die Behauptung, daß Deutschland nun einmal eine unter agrarischen Einflüssen stehende schutzzöllnerische Reichstagsmajorität habe, und daß die Reichsregierung gezwungen gewesen sei, auf diese Reichstagsmehrheit Rücksicht zu nehmen, weil sie sonst Gefahr laufe, für Handelsverträge, die auf anderer Grundlage zum Abschluß gelangten, seitens der Volksvertretung des Reichs keine Zustimmung zu finden. Das schmeckt beinahe nach der bei anderen politischen Anlässen völlig perhorrescirten parlamentarischen Regierung. Nur verwechselt man leider die äußere Form mit dem Wesen der Sache. Die Idee der parlamentarischen Regierung beruht auf der Fiktion, daß der Wille einer Parlamentsmehrheit mit den Wünschen einer Mehrheit der Bevölkerung zusammenfalle. Aber selbst in den nach peinlichen konstitutionellen Regeln regierten Ländern denkt keine kraftvolle Regierung daran, sich bloß zum Vollstrecker des Willens einer Reichstagsmehrheit zu machen, sobald sie Grund zu der Annahme hat, daß die Mehrheit der Bevölkerung nicht hinter der Majorität des Parlaments steht. In den Vereinigten Staaten von Amerika, woselbst die Regierung kein Recht hat, das Parlament aufzulösen, bringt der Präsident seinen Zweifel, ob die Bevölkerung hinter der Mehrheit des Kongresses steht, durch Anwendung seines Vetorechts zum Ausdruck. Dies Veto des Präsidenten spielt in der konstitutionellen Geschichte der amerikanischen Republik eine sehr bedeutsame Rolle. Es ist häufig zur Anwendung gelangt und hat das Land vor manchem parlamentarischen Schwabenstreich bewahrt. In den parlamentarisch regierten Ländern Europas ist das Veto des Staatsoberhaupts um deswillen praktisch außer Betrieb gesetzt, weil die Regierung in der Lage ist, durch die Auflösung des Parlaments festzustellen, ob die Bevölkerung bei großen politischen Fragen die Meinung der parlamentarischen Mehrheit theilt oder verwirft. Selbst in England haben deshalb energische Staatsmänner oft genug eine Politik eingeschlagen, die den in der jeweiligen Parlamentsmehrheit herrschenden Ansichten nicht entsprach. Man braucht nur an Robert Peel zu erinnern, der als Chef einer konservativen Regierung sich entschloß, gegen den heftigsten Widerstand der Mehrheit seiner eigenen Partei die Abschaffung der drückenden Kornzölle durchzusetzen. Angesichts derartiger geschichtlicher Präzedenzfälle muthet es sonderbar an, unsere Regierungen in der Rolle von unterwürfigen Vollstreckern des parlamentarischen Willens zu sehen.

Was diese Politik des „Vous l'avez voulu, Georges Dandin!“ noch schnurriger erscheinen läßt, ist aber der Umstand, daß nicht einmal die Fiktion einer vorhandenen Reichstagsmehrheit für den Zolltarifentwurf zutrifft. Gewiß sind im Reichstage starke protektionistische Neigungen vorhanden, aber sie beruhen auf höchst konfusen wirthschaftlichen Vorstellungen und sind mit vielfach divergirenden Interessengegensätzen verknüpft. Zudem ist es auch dem rabiatesten Schutzzöllner nicht verborgen, daß die Mehrheit der Bevölkerung nicht hinter diesem Zolltarifentwurf steht. Könnte dies gesetzgeberische Projekt bei uns wie in der Schweiz einer allgemeinen direkten Volksabstimmung unterworfen werden, — es würde unter einer überwältigenden Stimmenmehrheit begraben werden. Diese Ueberzeugung macht die protektionistische Mehrheit des Parlaments selbst dann schon unsicher, wenn sie mit der Regierung an einem Strange zieht; sie wäre aber völlig hilflos, wenn ihr die Regierung entgegentreten würde. Es ist deshalb eine ganz faule Ausrede der im Reich am Ruder befindlichen Staatsmänner, daß sich angesichts der einmal vorhandenen parlamentarischen Mehrheitsverhältnisse etwas Verständigeres nicht erreichen lasse. Noch haltloser aber ist die Annahme, daß die Reichsregierung für Handelsverträge, die sie auf der Grundlage der Zollsätze der Caprivischen Handelsverträge zum Abschluß bringen würde, riskirte, im Reichstage keine Mehrheit zu finden.

Es wird glaubhaft versichert, daß sowohl in der Reichsregierung als auch in den Einzelregierungen Deutschlands der lebhafte Wunsch, ja sogar der feste Wille bestehe, neue Handelsverträge ins Leben zu rufen. Wir zweifeln nicht an der Aufrichtigkeit dieser Wünsche. Es gehörte schon ein beinahe verbrecherischer Unverstand dazu, Deutschland aus einer Aera der Handelsverträge in eine Periode von Zollkriegen hinüberzulotsen.

Das sehen natürlich auch unsere Nachbarstaaten klar ein, und deshalb ist es eine Selbstverblendung sondergleichen anzunehmen, die Staaten, mit denen wir die Handelsverträge von 1892 und 1894 abgeschlossen haben, würden, nachdem die für Deutschland ungewöhnlich glänzenden Resultate der Caprivischen Handelsvertragspolitik zu Tage getreten sind, in neue Verträge willigen, die ihnen noch weniger bieten, als sie selbst in den früheren vertragslosen Zeiten besaßen. Wenn die Reichsregierung deshalb den ernsthaften Willen hat, neue Handelsverträge zu Stande kommen zu lassen, so muß sie selbst Werth darauf legen, daß der Zolltarifentwurf nicht Gesetz wird.

Zwar ist sie auch dann, wenn die agrarischen Minimalsätze, wie sie in § 1 des Zolltarifgesetzes festgelegt werden sollen, vom Reichstage angenommen werden, nicht gehindert, einen Handelsvertrag mit niedrigeren Sätzen zu vereinbaren; aber die Reichstagsmehrheit, die der Regierung bei der Annahme dieser Minimalsätze gefolgt ist, könnte der Regierung mit Recht den Vorwurf machen, daß sie sich selbst und den Reichstag ganz überflüssigerweise blamirt habe, indem sie das für die Vertragsverhandlungen feierlich aufgestellte Prinzip durchbrochen habe. Selbst in diesem Falle jedoch würde die Regierung die einmal vereinbarten neuen Handelsverträge durchdrücken können, wahrscheinlich sogar im gegenwärtigen Reichstage. Die Nationalliberalen werden, vielleicht mit Ausnahme weniger agrarischer Heißsporne, keinem Handelsvertrage, — er mag aussehen, wie er will, — den die Regierung einmal abgeschlossen hat, ihre Zustimmung versagen, und auch das Centrum wird sich zehnmal besinnen, ehe es durch Verwerfung eines von der Regierung abgeschlossenen Handelsvertrages eine Reichstagsauflösung provozirt. Selbst der Bund der Landwirthe würde seinem Schöpfer danken, wenn er bei einer derartigen Konstellation vor dem Schicksal bewahrt würde, bei einer Reichstagsauflösung sein agrarisches Glück zu versuchen. Der Verlust des agrarisch-konservativen Mandats in Greifswald-Grimmen, die Verdoppelung der sozialdemokratischen Stimmen seit drei Jahren in Mülheim-Duisburg, die Abgabe von circa 2000 Stimmen an die Sozialdemokratie in Memel-Heydekrug, trotz des Flüchtens unter die litthauischen Flügel — das sind lauter charakteristische Vorzeichen für die zerschmetternde Niederlage, der unsere agrarischen Protektionisten ausgesetzt werden würden, wenn es zu Neuwahlen käme, die sich um die Frage der Annahme oder Ablehnung von seitens der Regierung bereits abgeschlossenen neuen Handelsverträgen drehen würden. Der Ruck nach links könnte dabei allerdings für eine konservative Regierung allzu heftig werden.

Eine ähnliche Besorgniß hat vermuthlich die preußische Regierung zu ihrer schwächlichen Haltung in der Kanalfrage bestimmt. Graf Bülow wagt weder im Reich noch in Preußen, die sichersten Trümpfe auszuspielen aus Besorgniß, allzu viel zu gewinnen. Er riskirt aber eben dadurch, das ganze Spiel zu verlieren.

Theodor Barth.

Englische An- und Aussichten.

Die englischen Staatsmänner sind in den letzten Wochen mehr als je bemüht gewesen, ihren Standpunkt in der südafrikanischen Frage klar zu stellen. Die liberalen Führer wurden hierzu offenbar veranlaßt von einer Strömung der öffentlichen Meinung, die nach einer aktiveren, liberaleren Gesetzgebung im Inneren verlangt, als von einem Ministerium Salisbury zu erwarten ist. Es gibt Anzeichen, daß dessen Tage gezählt wären, wenn man nicht befürchtete, daß eine liberale Regierung den Buren weitgehendere Zugeständnisse machen würde, als zur Zeit noch von der Majorität des Volkes zu erlangen sind. Der imperialistische Flügel der Liberalen, Rosebery und Asquith an der Spitze, hat sich dadurch veranlaßt gesehen, eine Bewegung zu insceniren, welche bezweckte die öffentliche Meinung in dieser Beziehung zu beruhigen. Man wollte dem Volke eine eben so energische Fortsetzung des Krieges seitens einer künftigen liberalen Regierung unter Führung Rosebery's und Asquith's verbürgen als von Chamberlain erwartet wird. Nebenbei wäre damit die Beseitigung Campbell-Bannerman's aus seiner Stellung als Führer der Opposition erreicht. Dieser letztere Staatsmann hat sich seinerseits durch dieses Treiben des imperialistischen Flügels der liberalen Partei veranlaßt gesehen, eine Parteiversammlung zusammenzurufen, um zwischen ihm und den Imperialisten zu entscheiden.

Ganz offen bezeichnen er selbst und Sir William Harcourt die Bewegung derjenigen, welche sich um Rosebery und Asquith gruppirten, als von Eifersüchteleien und persönlichen Wünschen hervorgerufen. Campbell-Bannerman ist siegreich geblieben; Asquith hat, so weit die Führung Campbell-Bannerman's in Frage stand, sich unterwürfig gezeigt; das Band zwischen ihm und Rosebery ist gelockert und letzterer hat in offenen Briefen über seine eventuelle politische Führerschaft in einer Weise geschrieben, die den Gedanken, daß für ihn die Trauben zur Zeit zu hoch hängen, dem Leser nahe bringt.

Vorläufig bleibt demnach die südafrikanische Politik der Liberalen im Zeichen Campbell-Bannerman's stehen. Asquith, Sir Edward Grey u. a. einerseits, John Morley, Lloyd George u. a. andererseits, können fortfahren ihre abweichenden Meinungen zu verkünden. Diese haben jedoch nur als persönliche Meinungen Bedeutung. Um zu erfahren, was von der liberalen Partei zu erwarten ist, haben wir uns einstweilen noch an dessen offiziellen Führer zu halten. Er sprach sich in der Parteiversammlung hierüber völlig klar aus. Er sagte:

> Meines Erachtens spreche ich die Meinung von vier Fünfteln der Partei aus — ich habe diese Verhältnißzahl schon früher angedeutet und ich denke dabei an die Meinung der großen Mittelgruppe der Partei, ohne Acht zu geben auf die extremen Ansichten, denen an beiden Flügeln mit Ueberzeugung gehuldigt wird —, wenn ich sage, daß jede Anstrengung gemacht werden muß, um den Krieg zu einem baldigen und siegreichen Ende zu bringen, daß wir aber, wie ich auch meine, schon einmal im Parlamente gesagt zu haben, indem wir das Schwert in der einen Hand führen, mit der anderen den Oelzweig halten müssen und daß „reasonable" Friedensbedingungen bekannt gegeben werden sollten.

Als solche wurden namentlich von ihm angedeutet: eine großmüthige Amnestie für alle britischen Unterhanen, die zu den Waffen gegriffen hätten, und das Versprechen der baldigen Einführung einer freien, unabhängigen Selbstregierung, die schließlich, wenn verschiedene Einzelstaaten es wünschen sollten, zu einer föderativen Konstitution Südafrikas führen könnten.

Diesem Programm gegenüber steht die Meinung der Regierung, daß der Oelzweig schon angeboten sei, nämlich bei den Unterhandlungen zwischen Kitchener und Botha, jedoch von den Buren zurückgewiesen wäre; daß ein Amnestieversprechen für die rebellischen Kapländer die Aufständischen ermuthigen und die loyalen Bürger erbittern würde, und daß demnach vorläufig nichts übrig bleibe, als Campbell-Bannerman's Unterstützung anzunehmen, um alles Mögliche zu thun, den Krieg zu einem baldigen und siegreichen Ende zu führen. Nicht nur Chamberlain, sondern auch der Herzog von Devonshire hat sich bemüht, die Bannerman'sche Politik als gänzlich verfehlt zu denunziren. Wir können, sagte dieser unionistische Führer, und wollen auch keinen anderen Oelzweig anbieten als den, welchen Kitchener Botha darreichte. Mit beredten Worten hielt er der liberalen Partei vor, daß sie den Widerstand ermuthige durch ihre Verbindung mit den Iren und solchen Engländern, die den nach ihrer Meinung ungerechten Krieg auf welche Weise immer zu beenden wünschten. Seine Tischrede bei dem unionistischen Festessen im Criterion am 11. Juli gipfelte in der Frage:

> Würde es nicht besser, nicht patriotischer, nicht auch gerechter und milder gegen die Buren selbst sein, wenn ein Führer der Opposition endlich offen ausspräche und den Buren mittheilte, was ihm doch als der Wahrheit entsprechend bewußt ist, daß, ob dieser Krieg noch sechs Monate oder noch sechs Jahre dauern wird, der Entschluß des englischen Volkes feststeht, daß er bis zum Ende ausgefochten (lauter Beifall) und daß er nicht beendet werden soll, so lange nicht dessen Zwecke erreicht sind? Würde es nicht besser sein, daß ein Mann, dem die Buren vertrauen, ihnen sagte, daß die Bedingungen, welche ihnen angeboten wurden, billige Bedingungen waren, und die günstigsten und großmüthigsten, welche sie je erwarten können?

Schließlich hat nun auch noch Lord Milner sein Scherflein beigetragen und besonders im Namen der treu gebliebenen Kapländer den Krieg bis aufs Messer befürwortet.

So weit die Ansichten. Man gewöhnt sich in England an den Kriegszustand; man sieht ihn als ein chronisches Uebel an, welches vielleicht einige Jahre mitgeschleppt werden muß, jedoch schließlich doch überstanden wird.

Der Kolonialbesitz bringt dergleichen Zustände bisweilen mit sich; wir Holländer können davon mitreden. Politisch hat der Zustand Südafrikas manches gemein mit dem Nord-Sumatras und auf unsere Erfahrung in letzterer Gegend Bezug nehmend, möchte ich einige Bemerkungen machen, in der Hoffnung, daß sie möglicherweise einen guten Platz finden; in erster Linie bei den Engländern selbst, die meiner Ansicht nach von Milner und den unionistischen Führern, auch in der jetzigen Situation wieder eben so schlecht berathen werden, wie während des ganzen Verlaufs der Transvaalkrisis.

Der Herzog von Devonshire meint offenbar einen hohen Trumpf auszuspielen, indem er die öffentliche Meinung schon vorbereiten will auf die Möglichkeit, daß der Krieg noch sechs Jahre dauern könne, und der englische Wähler rechnet vielleicht schon aus, daß bei sechsjähriger Dauer à 1½ Million Pfund pro Woche noch 400 bis 500 Millionen Pfund Sterling nöthig sein könnten. Soit, sei's drum! mag dieser Wähler denken; noch besser diese Summe zu bezahlen als klein beizugeben und Südafrika sogleich oder bei dem nächstfolgenden Zusammenstoß zu verlieren.

Ich habe darauf nur zu erwidern, daß für einen chronischen Kriegszustand sechs Jahre gar kein lang bemessener Zeitraum ist. In Atjeh dauert er jetzt 28 Jahre und noch ist ein vollständiger Friedenszustand nicht in Sicht. Lange Zeit noch wird das Feuer ab und zu wieder auflodern und in einigen ganz unzugänglichen oder nur mit allzugroßen Opfern zugänglichen Berggegenden werden Funken des Widerstandes noch Jahrzehnte fortglimmen.

Die Umstände, aus denen die materiellen Schwierigkeiten, den Widerstand zu brechen, entstehen, sind natürlich sehr ungleich; die politische Hauptursache aber, welche die lange Dauer in beiden Fällen nothwendig macht, ist dieselbe, nämlich das Fehlen eines zum Friedensschluß qualifizirten Organs.

Die Ursache des Atjehkrieges war die nämliche wie bei dem Transvaalkriege. Sumatra und Malakka umfaßten bei der Rekonstruktion Europas nach Waterloo gemischte

englische und holländische Einflußsphären. 1824 wurde das Gebiet in folgender Weise getheilt: Malakka wurde England überlassen, Sumatra Holland, jedoch mit Ausnahme Atjehs. Dieses Reich sollte nach den damaligen Absichten unabhängig bleiben. Allmählich schritt seitdem der holländische Einfluß auf Sumatra von Süden her weiter vor, bis in den letzten sechziger Jahren die Atjehgrenze erreicht war und die Frage an England und Holland herantreten mußte, ob wirklich Atjeh ein unabhängiger Staat bleiben könne, insbesondere ob die Sicherheit des Seeverkehrs dies erlaube. Diese Frage wurde verneint. Die Abtretung einiger kleiner Besitzungen auf der Küste von Guinea, wo wir keine weitere Expansion bezweckten und die demnach für uns werthlos waren, bewog England uns in Atjeh freie Hand zu lassen. Dies veranlaßte den Sultan von Atjeh sich einen anderen Beschützer zu suchen. Mehr oder weniger offizielle Schritte wurden gethan, um sich einer anderen Nation unterzuordnen. Die damalige holländische Regierung nahm daraus Veranlassung die Unterordnung unter Holland zu fordern und mit Kriegsgewalt zu erkämpfen. Die Weisheit und Gerechtigkeit dieses Auftretens waren sehr anfechtbar; die englische Behauptung, daß Atjeh der holländischen Presse das Schweigen über Englands Vorgehen in Südafrika auflegen sollte, ist aber zurückzuweisen. Die Sicherheit des Meerverkehrs war von den Atjehern thatsächlich bedroht und nach der Vertheilung der Einflußsphären hatte Holland hierfür die Verantwortlichkeit. Der drohenden Hineinziehung anderer Mächte kann keine Kolonialmacht unthätig zusehen. Unsererseits wurde kein materieller Vortheil bezweckt; auch der damaligen Regierung lag die Absicht, sich in die inneren Angelegenheiten Atjehs einzumischen, völlig fern; nur die internationale Unterordnung wurde als nothwendig angesehen.

Da aber ereilte uns ein Mißgeschick. Der Sultan starb nach der Einnahme seines Hauptsitzes ohne anerkannten Nachfolger und das ganze Reich fiel faktisch auseinander. Offenbar hatte der Sultan nur noch eine nominelle Macht über seine Vasallen besessen und war schon eine vollständige politische Desorganisation eingetreten, ähnlich wie im Deutschen Reiche vor 1806. Es wurde demzufolge unsererseits als die beste Politik angesehen mit den Vasallenstaaten direkt Traktate abzuschließen und den Theil, der unter des Sultans unmittelbarer Herrschaft gestanden hatte, in eigene Verwaltung zu nehmen. Diese Politik gelang in kurzer Zeit, so weit es sich um die internationale Unterwerfung der Vasallenstaaten handelte, sie bewirkte dagegen fast unüberwindliche Schwierigkeiten mit der Bevölkerung des eigentlichen Sultangebiets. Man konnte sie schlagen, aber nicht zum Frieden bringen. Niemand war zum Friedensschluß befugt. Wiederholt wurde versucht einen neuen Machthaber aus den einflußreichsten Feinden hervorzuholen; mit der Annäherung an die holländische Regierung schwand aber regelmäßig sein Einfluß. Faktisch konnte stets jeder Unversöhnliche den Krieg weiter führen.

Es kommt hier auf Einzelheiten nicht an. Der Hauptpunkt ist, daß die englische Regierung sich selbst in Südafrika in die Sackgasse geführt hat, in welche die Ungunst der Umstände uns in Atjeh geworfen hat. England hat die Regierung der Republiken annihilirt und deren Gebiet und Bevölkerung dem „Empire“ einverleibt. Nun kann sie sich mit diesen zwar noch weiter herumschlagen, morden, brennen, exiliren, Lager einrichten, nur ist sie leider ohnmächtig, selbst unter den annehmbarsten Bedingungen, den Frieden herbeizuführen. Sie kann Annäherung mit einem Truppenführer suchen; sobald er sich England unterwirft, ist auch seine Macht über seine Untergebenen geschwunden, und es tritt ein anderer an seine Stelle, um so leichter, weil die Engländer in großem Maßstabe desperados geschaffen haben.

Die Wahrheit muß auch Campbell-Bannerman bei näherer Betrachtung einleuchten, daß selbst mit dem verführerischsten Oelzweig nichts auszurichten ist, wenn nicht vorher die Annihilirung der Republiken und die Einverleibung ins britische Empire wieder aufgehoben wird.

Die englischen Staatsmänner beabsichtigen der Bevölkerung der aufgehobenen Republiken die politische Freiheit und das Selfgovernment zu sichern, so wie es der Bevölkerung französischen Ursprungs gegenüber in Canada geschehen ist. Ich wage nicht zu entscheiden, ob diese Idee sich in Südafrika überhaupt verwirklichen läßt, doch es ist mir ganz gewiß, daß der einzige Weg dazu eine Vereinbarung mit den Präsidenten und Volksraaden der Republiken ist und daß demnach vorher diese Autoritäten wieder als solche anerkannt werden müssen. Auch die englische Regierung scheint dies zu fühlen, wenn es wahr ist, daß sie Botha erlaubt hat an Krüger über die Kitchener'schen Vorschläge zu telegraphiren.

Es liegt mir ganz fern, aus dem südafrikanischen Konflikt einen Weltbrand entfachen zu wollen, aber eines könnten doch die Mächte in der jetzigen Situation in Erwägung ziehen. Für diese bestehen die Republiken noch fort und die offizielle Stellung des Gesandten Leyds ist ihnen gegenüber noch unverändert. Sie könnten untersuchen, ob und unter welchen Bedingungen bezüglich des Verhältnisses eines solchen Bundes zu England die Stellung von Mitgliedern eines südafrikanischen Bundes, wenn dieselbe ihnen traktatmäßig verbürgt würde, für die Regierungen der Republiken annehmbar wäre. Wenn die Antwort eine materielle Uebereinstimmung mit dem englischerseits für die Zukunft vorbehaltenen Idealzustand Canadas ergäbe, könnte weiter in Erwägung kommen, ob nicht auf dieser Basis die Möglichkeit einer wirksamen Friedensvermittlung vorhanden wäre.

Daß auch die englischen Staatsmänner bei ihren nicht-öffentlichen Berathungen nicht alles so couleur de rose ansehen, als sie offiziell die Welt glauben machen möchten, darf wohl als feststehend angesehen werden. Die gesammte Bevölkerung der beiden Republiken könnte vielleicht allmählich eingesperrt oder in einer Art babylonischen Gefangenschaft gehalten und einige überbleibende Banden in unzugänglichen Theilen des Nordens und der Drachenberge von den Eisenbahnen und Goldminen fern gehalten werden. In diesem Umfange könnte möglicherweise das selbstgeschaffene chronische Uebel von einer so reichen und mächtigen Nation, wie es die englische ist, überstanden werden, wenn auch zur Zeit dies beschränkte Resultat noch in weiter Ferne liegt, so lange Delarey und Botha sich in der Nähe Johannesburgs und der Bahnlinie nach Komatipoort behaupten können.

Aber wie steht es um das Kapland? Seit Monaten behaupten sich hier mehrere Burenführer, und die neuesten Erfolge von Scheeper und Kritzinger weisen auf wachsende Kräfte hin. Offenbar erhalten diese Führer stets neuen Zuwachs aus den Kapländern, und die Versuche der Engländer, die Kapländer zu terrorisiren, werden sicher fehlschlagen. Hier gilt die bekannte Wahrheit von der treibenden Kraft des Märtyrerblutes. Auch das Kapland zu verwüsten, die aufständischen Kapländer einzufangen, in anderen Gebietstheilen einzusperren und deren Familien in Lagern zu unterhalten, übersteigt Englands Kräfte. Thut man es aber nicht, dann ist der Widerstand im Kapland ebensowenig in einigen Jahren zu brechen, wie wir es in Atjeh vermocht haben. Die streitenden Buren brauchen an Zahl nur gering zu sein und dementsprechend auch ihre Bezugsquellen für Munition und Lebensmittel nur dürftig, um doch die volle jetzige Machtentfaltung Englands dauernd nothwendig zu machen.

Ich nehme an, daß die jetzige Stimmung in England ungefähr eine solche ist, wie die unsrige in den ersten Jahren des Atjeh-Krieges. Wachsender Aerger und wachsende Einsicht in die wachsenden Schwierigkeiten eines Rückzugs. Sowohl vom egoistischen als vom moralischen Standpunkte besteht aber ein bedeutender Unterschied. Vom egoistischen Standpunkte angesehen, wußten wir, daß die Fortdauer des Kriegszustandes uns jährlich einige Millionen kosten würde, die wir ohne Schwierigkeit aus unseren jährlichen

Einnahmen aufbringen konnten. Der afrikanische Krieg spielt dagegen auf einem so ungeheuren Gebiete und fordert demnach solchen Aufwand, daß er selbst England in wenigen Jahren finanziell ruiniren kann. Vom moralischen Standpunkte aus gesehen, besteht der Unterschied, daß auch vor unserem Auftreten in Atjeh kein innerer Frieden bestand, und die Bevölkerung sich mehr unter einander schlug als jetzt mit uns; und insbesondere daß die einzige Möglichkeit, dieses Land zu dauerndem Wohlstand zu bringen, in der Unterwerfung unter unsere Macht besteht. England dagegen störte im Freistaat einen völlig gesunden Zustand, und in der südafrikanischen Republik waren im eigenen Lande die Kräfte vorhanden, um politische Krankheitserscheinungen zu saniren. Wenn England sich zurückzieht, tritt sofort wieder ein normaler Zustand ein und aus aller Herren Länder fließen, England selbst einbegriffen, mit dem größten Vertrauen wieder sofort Kapitalien und Arbeitskräfte zu.

Der Herzog von Devonshire sagt, England werde den Krieg erst beenden, wenn dessen Zweck erreicht sei. Es würde nur gerecht und milde für England sein, wenn der edle Herzog auch seinerseits einmal deutlich angeben möchte, was eigentlich bezweckt wird, und besonders auch, wie dieser Zweck mit den bis jetzt angewandten Mitteln erreichbar ist. England hat bis jetzt nur bewirkt und erreicht, was es garnicht bezweckte: Afrikas Ruin und seinen eigenen Niedergang. Und auf den Wegen, die das jetzige Kabinet und sein Bevollmächtigter Milner wandern, werden diese beiden unbezweckten Wirkungen in immer fortschreitendem Maße hervorgerufen werden.

Höckendorf, 31. Juli 1901.

S. van Houten.

Schwester Theresa.

Das ist die Legende von Bran, dem Sohne Feval's: Bran treibt es von einer Insel der Freude zur andern, aber endlich erwacht die Sehnsucht in ihm, sein Heimathland wieder zu sehen. Sie sagen ihm jedoch, wenn er irdisch Land betritt, dann muß er sterben. So segelt er der Heimath zu, aber das Schiff darf er nicht verlassen. Längs der Küste fährt er dahin, und die Einwohner fragen, wer er sei, und sie sagen ihm: „Die Reise Bran's, des Sohnes Feval's, gehört zu unseren ältesten Sagen." Einer seiner Leute schwimmt an Land, und in dem Augenblick, in dem er es erreicht, zerfällt er zu Staub. Bran aber segelt weiter, und die Legende schließt, wie viele Legenden: „Die späteren Schicksale Bran's sind unbekannt." — In dieser Sage hat George Moore die seelische Entwicklung seiner Evelyn Innes symbolisirt.

Evelyn Innes ist Katholikin. Die Religion hat ihre junge Seele erfüllt, Kunst und Andacht, innig verschwistert, haben ihr ein Traumreich erschlossen, und in Versenkung in ein geahntes, übersinnliches Glück sind ihre Sinne erwacht. Und mit erwachten Sinnen hat sie Owen gesehen, ein Glück, wie sie es träumend geahnt, schien ihr wirklichkeitsmöglich —, nur mußte sie sich freimachen von den lästigen Banden der Religion. Und sie machte sich frei. Sie folgte Owen und lebte mit ihm in freier Liebe, lebte in Glanz und Glück wie sie es gewollt. Sie gab sich hin an die Kunst, aber nicht mehr an die religiöse, sondern an eine sinnliche, leidenschaftliche Kunst, und es schien ihr in Wagner verwirklicht, was sie bei Palestrina geahnt hatte. Ihre Stimme ist ausgebildet worden, sie hat Triumphe als Sängerin Wagner'scher Opern auf der Bühne gefeiert. Und Liebe, Glanz und Ruhm sind ihr zu Theil geworden. Aber „hinter Liebe und hinter Ruhm birgt sich das Weh, leben zu müssen".

Es ist doch etwas in Evelyn Innes, das bei aller Befriedigung sinnlichen und künstlerischen Verlangens nicht zur Ruhe kommt. Sie wird des Lebens überdrüssig, das sie führt. Da trifft sie mit Ulick Dean zusammen. Er ist Musiker und eine ganz spiritualistische Natur. Er ist ein Träumer, und sein pantheistisches Reich erschließt sich Evelyn Innes. In seinem Umgang kommt der Theil ihres Seins, der nur eben eine Weile schlief, zu seinem Recht: das seelische Verlangen nach innerem Besitz. Sie wähnt bei Ulick zu finden, was Owen ihr schuldig geblieben: sie wird die Seine. Aber nur für kurze Zeit. Das seelische Verlangen, einmal erwacht, wächst gleichsam über sie selbst hinaus. Das Leben, auch an Ulicks Seite, scheint ihr bedeutungslos. Die Jugendeindrücke erwachen wieder, Reue übermannt sie, sie verlangt nach Entsühnung, und so kehrt sie als Gast in ein Kloster ein nahe bei London, in dem sie eindrucksvolle Tage ihrer Kindheit verlebt hat. Und in dem Umgang mit den frommen Nonnen scheint Frieden für sie zu sein. Sie beichtet und findet zurück zu Gott. Sie liest im Kloster die Schriften der heiligen Teresa de Jesu, und wie in Bran, dem Sohn Feval's, wird ein Heimathverlangen in ihr mächtig. So schließt George Moore's Roman „Evelyn Innes".*)

Evelyn Innes hat das Kloster wieder verlassen und sucht sich in der Welt zurechtzufinden: damit setzt George Moore's neuer Roman „Schwester Theresa"**) ein. Wohl ist der Wunsch in ihr aufgetaucht, für immer in das Ordenskleid zu flüchten, aber noch fehlt ihr die Kraft des Entschlusses. Doch liegt die Zukunft vor ihr, wie das Meer im Nebel vor dem Schiffer. Zur Bühne will sie nicht zurück: die Kunst spricht ihr nicht mehr, und der Beifall der Menge schreckt sie, und sie weiß da Gefahren ihrer warten, denen sie sich nicht gewachsen fühlt. Sie weiß auch, daß sie ihren Liebhabern, Owen sowohl wie Ulick, nicht mehr angehören darf, will sie nicht alles, was sie sich erkämpft hat, aufs Spiel setzen. Das heiße Glücksverlangen ist geblieben, aber sie hat es erfahren: ein andauerndes Glück kann für sie nur sein im Frieden mit Gott.

Das Leben liegt gestaltlos vor ihr und unbegreifbar, und alles, was sie sich erkämpft hat, ist im Grunde nichts als ein Heimverlangen. Der Sehnsucht ist eine Richtung, aber kein Ziel gegeben.

Sie trifft sowohl Owen wieder als auch Ulick, und beide sind gewillt sie zu heirathen. Zwei Lebensmöglichkeiten thun sich ihr auf, ein Leben in Glanz und künstlerischem Genießen, ein anderes weltfern, auf dem Lande, mit stillen Freuden und einem Versenken in die Natur. In beiden Fällen weist sie die ihr gebotene Hand zurück, aber sie ist sich auch jedesmal bewußt, daß ihre Widerstandskraft nahe daran war, zu unterliegen, daß nur ein Zufall sie zurückgehalten. Ein Zufall oder ihr Schicksal?

George Moore sagt: „unser Schicksal entspricht unserm Selbst mehr, als wir ahnen". Und Novalis hat einmal gesagt: „Schicksal und Gemüth sind Namen eines Begriffes". Das ist ein tiefer Zug dieser Dichtung: ein Schicksal vollzieht sich, streng, unerbittlich, und dieses Schicksals Bedingungen ruhen ganz in Evelyn's eigener Brust. Wollen wird zu Müssen, und in Schmerzen wird dann auch wieder Müssen zu Wollen.

Evelyn leidet zum zweiten Mal Schiffbruch in der Welt. Sie führt ein ganz zurückgezogenes Leben, sie widmet sich Wohlthätigkeitsbestrebungen, aber ihre Seele bleibt darbend. Es bleibt der Widerspruch in ihr zwischen sinnlichem Begehren und andächtigem Friedensuchen, und die Sinnlichkeit packt sie und macht all ihr geistiges Streben zu nichte, und es fehlt wenig daran, daß sie sich Owen, trotzdem ihre Liebe erkaltet ist, von neuem zu eigen gibt. Und dies Gefühl des Sichnichtverlassenkönnens auf sich selbst, das Bewußtsein der seelischen Ohnmacht peinigt sie und macht sie friedlos. Und der Gedanke: im Kloster ist

*) Von „Evelyn Innes" erschien soeben eine Volksausgabe zum Preise von 6 d. London, T. Fisher Unwin.

**) London 1901, ebda.

Frieden, kehrt wieder und wieder und gewinnt Macht über ihre arme, gequälte Seele und wird zum Entschluß. Die eben noch gefeierte Sängerin ist willens, Alles daranzugeben, um als Nonne Gott zu dienen.

Evelyn Innes hat den Entschluß gefaßt, die Welt gegen das Kloster einzutauschen, — da wird ihr eine Pflicht, die sie zurückzuhalten scheint. Ihr Vater ist alt und kränklich und bedarf ihrer.

Ihr Wille drängt ins Kloster; die Pflicht gebietet ihr, das sagt sich Evelyn selbst, ihrem Vater zu leben. Wieder tritt zu Tage, was einen Grundzug dieser Dichtung ausmacht: das Schicksal zwingt sie auf den Weg ihres Wollens. Ihr Vater bittet sie selbst, später erst zu ihm zu ziehen. So tritt Evelyn Innes inzwischen ihr Noviziat an. In den Zweifeln, ob sie dazu berufen, den Schleier für immer zu nehmen, erreicht sie die Nachricht von der Erkrankung ihres Vaters. Sie geht zu ihm und sieht ihn sterben; und der Anblick dieses Todeskampfes läßt ihr alles nichtig erscheinen neben dem einen: Frieden mit Gott. Und unter diesem Eindruck kehrt sie ins Kloster zurück, erbittet sie Aufnahme in die Schwesternschaft. Das Veni Creator wird ihr gesungen, der Ring an ihren Finger gesteckt, und alles, was die Welt ihr bedeuten durfte, liegt hinter ihr. Sogar ein anderer Name wird ihr gegeben. Aber Schwester Theresa hat all das auszukämpfen, wovor Evelyn Innes geflüchtet ist.

Eine Heimath hatte sie das Kloster gedeucht. Aber ihr Leben wird nur zu einem schmerzvollen Kreuzen längs der ersehnten Küste.

Diese Nonnen sind kindlich und ihre Gespräche drehen sich um fromme Aeußerlichkeiten und die Intriguen der Welt spielen sich anders und doch ganz ebenso nichtig im Kloster ab. Selbstentäußerung und Demüthigung üben zuerst einen Reiz auf Evelyn Innes aus, aber schon während des Noviziats wird sie sich ganz klar darüber: sie spielt eine Rolle vor sich selbst. Die Eigenart der Rolle ist's, die sie besticht. Sie lebt ein fremdes Selbst, vergißt darüber lange Zeit das eigene, aber ihre wahre Natur wird wieder aufbegehren.

Ihre Kunst hatte sie mit dem Kloster in Verbindung gebracht. Wollte das Kloster rein seinen Gebetscharakter bewahren und nicht mit den arbeitenden Orden gehn, so mußten seine Schulden aufgebracht werden. Dem Zweck weiht Evelyn Innes ihren Gesang. Aber sie findet kein Verhältniß zu der Kirchenmusik, die sie vorzutragen hat, ohne innere Antheilnahme wird ihr Pensum von ihr abgesungen, und todte Kunstfertigkeit ist alles, was ihr von der Kunst noch bleibt. In Wagner'schen Rollen hatte ihre verlangende Sinnlichkeit Ausdruck gesucht und gefunden, — diese geistliche Musik ertödtet ihre Liebe zur Kunst. Ihr musikalisches Empfinden stirbt, und es stirbt dann auch die äußere Fähigkeit ab. Evelyn Innes verliert ihre Stimme.

Auch ist ihr Opfer vergeblich gewesen. Nach dem Tode der Aebtissin siegt doch die Partei unter den Nonnen, die Arbeit will und Erwerb, und trotzdem die Schulden getilgt sind, wird eine Schule errichtet. In der hat Evelyn Innes Musikunterricht zu ertheilen.

Die Freundschaft hatte Evelyn Innes zu dem Kloster gezogen. Aber die Aebtissin, die ihr eine Zeit lang Halt gewesen, stirbt. Und eine andere Nonne — das gehört zu dem Ergreifendsten des Buches — fühlt ihre Freundschaft zu ihr übermächtig werden und wähnt Gott aus dem Alleinbesitz ihres Herzens verdrängt. Sie verläßt das Kloster, und Schwester Theresa ist so einsam, wie es Evelyn Innes nur je gewesen.

Ihrer Sinnlichkeit Herrin zu werden, hatte sie das Kloster aufgesucht. Und eine Zeit lang gelingt ihr das auch in der Enthaltsamkeit und strengen Zucht des Ordenslebens. Dann aber bricht das Verlangen mit angestauter Kraft sich Bahn. Es verfolgt sie in ihre Träume. Sie betet sich ängstlich in den Schlaf, aber sobald der gekommen, steht Owen neben ihrem Lager, und sie fühlt seine körperliche Nähe, und er ist im Begriff, ihr Gewalt anzuthun. Und eine Nacht gibt den Traum an die nächste Nacht weiter. Und Glaubenszweifel erwachen, — alles hat sie Gott geopfert, und nichts, kein Schutz, kein Trost ist ihr zu Theil geworden. Der Zweifel verzerrt ihr das Wunder der Transsubstanziation. Sie bricht seelisch zusammen. Schwester Theresa weiß, daß sie das Kloster verlassen muß.

Sie verläßt es dennoch nicht. Ihr Schicksal zwingt ihr Wollen. Sie bricht in Erschöpfung zusammen, sie wird krank. Die Rekonvalescenz leitet ihr Denken in sanftere Bahnen. Immer aber bleibt der Entschluß, das Kloster zu verlassen, bestehen. Sie wartet ruhig ab, bis ihre Zeit gekommen. Und in diesem ruhigen Abwarten ist die Kraft verborgen, die es ihr dann unmöglich macht, den Entschluß im gegebenen Augenblick auszuführen. Sie muß im Kloster ausharren.

Das ist das künstlerisch und menschlich Stärkste an diesem seelisch tiefen Buch: wie dies Müssen wieder zu einem Wollen wird. Wie die Besiegte als Siegerin heimkehrt. Wie sie dennoch innerlich Besitz ergreift von der unerreichbaren Heimath.

Während ihres Noviziats im Kloster war Evelyn Innes eine Sehnsucht entstanden. Sie wollte nicht im Kloster bleiben. Sie wollte ein kleines Haus kaufen, fern von London, auf dem Lande, verwahrloste Kinder aufnehmen und in Arbeit und Naturgenuß ihrer Tage Ende entgegengehen. In ganz bestimmten Farben zeichnete ihr die Sehnsucht dies Bild; sie wußte, wie die Töpfe aussehen mußten, die auf dem Paneel stehen würden. Dann, nach dem Tode ihres Vates, wurde sie im Garten des Klosters beschäftigt. Und diese Gartenarbeit, dies Mitansehen des Entstehens und Vergehens und des Zuerdewerdens hatte damals ihren Schmerz besänftigt. „Gott schuf die Erde vor dem Menschen; unsere Liebe zur Erde ist tiefer als unsere Liebe zur Kunst." Und in dieser Liebe zur Erde überwindet Schwester Theresa schließlich den letzten großen Schmerz, die letzten Zweifel, das letzte Müssen.

Die Sonne ist im Untergang begriffen: „Sie sah die Erde in ihrer Schönheit ruhen, wie eine Nonne, die vor dem Sakramente wacht. Die Pflanzen hoben ihre Blätter zu dem Licht. Jedes Ding kannte das Licht, die Steine unter der Erde kannten es; sie sah die fernen Wälder untergetaucht in Sonnenlicht; ihre Seele wuchs und erfaßte ihr Licht. . . Das große Geheimniß war geoffenbart; sie verstand das verborgene Sehnen, das uns dazu führt, das Leben zu verwerfen und wieder auf uns zu nehmen; sie hatte das alles erfaßt, indem sie den Blumen zusah, die ihre Blätter dem Licht zuwenden." — Sie fühlt sich zugehörig zu dem Boden, den ihr Fuß betritt, fühlt sich verwandt der Blume, die sie pflegt, fühlt sich als Theil des Alls. Kein Theil kann sich verlieren; ihr Leben war nur ein Wachsen nach dem Licht und wird es bleiben. Das ist die Liebe zur Erde, in der Schwester Theresa den Schmerz überwindet.

In dieser Liebe zur Erde, die der Menschheit als stärkste Tröstung gegeben, besiegt sie auch den Zweifel am Wunder der Transsubstanziation: da Gott überall ist, warum nicht auch in der Hostie?

Das ist das Ende: Schwester Theresa will wiederum ihr Schicksal. Sie ist es zufrieden, in der Klosterschule Musikunterricht zu ertheilen; sie freut sich, daß eine ihrer Schülerinnen beinahe eine Stimme hat; sie ist es zufrieden, im engen Klostergarten das große Naturgeschehen mit zu erfahren; sie ist es zufrieden, ihr Leben mit der Stimme im Innern in Einklang gebracht zu haben, auch wenn sie dadurch Schmerzen erntet. Es ist das ein Ende in Resignation, und Evelyn Innes, die gefeierte Sängerin, steht endlich da, wo auch die Dienstmagd Esther Waters hingelangte: sie bescheidet sich ein Theil zu sein des Ganzen, das sie ahnend empfindet, und es ist ein Trost in dies Ganze einmal rückkehren zu müssen. Das Schicksal ist da und ist unbezwinglich; aber Leben heißt, sein Schicksal wollen.

Das ist das Ende, und ich wüßte kein anderes für ein Buch, das den seelischen Kampf einer Frauenseele so tief innerlich erfaßt, wie „Schwester Theresa". Dies Ende ist der Abschluß, der in dem Empfinden unserer Zeit gegeben ist.

Persönliche Erinnerungen ruft der Ausklang von „Schwester Theresa“ in mir wach. Als ich vor nunmehr anderthalb Jahren George Moore besuchte, sprachen wir über den Ausgang seines Buches. Es wurden dann auch ein paar Briefe darüber gewechselt. Ganz anders als der Abschluß heute erreicht ist, äußerlicher, trug Moore ihn damals im Sinne. So spricht das alles heute mit doppelter Gewalt zu mir, und ich sehe neben dem ursprünglich Geplanten das Gewordene, das innerlich Erlebte. Denn nur seelisches Erlebniß konnte diesen Ausklang geben. Aber auch nur innerlich Erkämpftes kann so tröstlich sein.

Es ist eine große Stille in George Moore's neuem Roman. Schattengleich gleiten die wenigen äußeren Vorgänge vorüber. Das seelische Begebniß spricht allein. Und gibt sich nicht auch darin ein treues Bild unseres Daseins?

Ein sinnlich, übersinnliches Freierthum gilt es; ein unbestimmtes Sehnen und ein Suchen, weniger des Ziels willen als aus dem Bedürfniß des Suchens heraus. Der Irrgarten der Mystik thut sich auf. Aber auch dieser Mystik gegenüber bleibt George Moore der besonnene, gewissenhafte Richter. Er wägt das Glück der Ekstase mit all ihren sinnlichen-übersinnlichen Entzückungen, und es scheint ihm zu leicht für ein langes Menschenleben.

Den flüchtigsten Regungen des Herzens spürt diese Seelenanalyse nach, und es ist ein unerbittlich wahrhaftiger Zug darin. Sie stellt die eigentliche Handlung des Romans dar, und ihre kleinen Hin- und Widerzüge bedeuten die großen Siege und Niederlagen dieses Menschenherzens, das sich sein Glück und Unglück aus Stimmungen baut und dem eine Sehnsucht zu Lebensfügung wird.

Diese Darstellung verklärt nicht; durchaus nicht. Aber es ist etwas darin, das diese arme Evelyn Innes zu einer Schicksalsgefährtin macht.

Ernst Heilborn.

Ein Novellenbuch von Gabriele d'Annunzio.

Der Freund der Duse, der größte Romanschriftsteller und Dramatiker des gegenwärtigen Italien sendet uns von jenseits der Alpen einen etwas über 300 Seiten starken Band, in welchem zehn längere und kürzere Erzählungen aus seiner Feder vereinigt sind. Die deutsche Uebersetzung des Werkes, besorgt von M. Gagliardi, ist in S. Fischer's Verlag in Berlin erschienen.

Nur wenige Namen sind es, an die sich für den nüchternen nordischen Beschauer die Kunst und zum Theil auch die Wissenschaft des jüngeren Italien in den letzten Jahren angeknüpft hat, und dennoch hat dieses Wenige, das aus Italien kam, auf dem Gebiete der modernen Kunstbethätigung ein speziell auf die italienischen Verhältnisse gemünztes Schlagwort geprägt: Verismus. — Verismus — das heißt Nachahmung der Natur — fand man auf dem Gebiete der Schauspielkunst in dem Spiel der Duse und in noch erhöhterem Maße in den Seelenstudien des Ermete Novelli, Verismus verriethen auf dem Gebiete der Musik Mascagni und Leoncavallo und auch Italiens größte lyrische Dichterin Ada Negri bewährte die höchste Gestaltungskraft ihrer Kunst auf dem Gebiete der sozialen Dichtung, die sie zur Betrachtung des wirklichen Lebens zwang. Nur Gabriele d'Annunzio schien bislang in seinen Romanen und vor allem in seinen Dramen dem Verismus ferner zu stehen, ja manchmal schien es, als sei das Studium der eigenen Seele und der Seele seiner Geliebten der eigentlichste Zweck seiner Kunst, ja, es kam sogar dahin, daß er in dem einen und anderen seiner Theaterstücke den Boden der Wirklichkeit völlig unter seinen Füßen zu verlieren schien. — Nun tritt er als Novellist auch vor das deutsche Lesepublikum, das seinen Werdegang schon seit Jahren mit großem Interesse verfolgt, und auf diesem Gebiete fesselt er vor allem durch zwei Eigenschaften. — Als den Ergründer psychologischer Zustände kannten wir ihn schon aus seinen Romanen, ein solcher von bedeutendem Scharfblick ist er auch in seinem Novellenbuche geblieben. Als Beobachter des ihn umgebenden sozialen Lebens, als ein Schilderer der ihn umgebenden Zustände, als ein veristischer Beobachter des italienischen Volkes tritt er uns überdies in einem Theile seiner Novellen entgegen.

Nach der Sitte französischer Novellisten gibt er dem ganzen Buche den Titel einer Novelle, diesmal den der an letzter Stelle stehenden, nicht den der längsten und nicht den der besten, wohl aber den der gründlichsten des ganzen Buches: Episcopo und Co.

Auf dem Gebiete der Psychologie sind es bezeichnender Weise in den letzten Jahren zwei italienische Gelehrte gewesen, deren Namen zu den populärsten in ganz Europa geworden sind. Ich meine Cesare Lombroso und Paolo Mantegazza. — Cesare Lombroso war es, der zuerst die Methode Darwin's auf das Gebiet des Verbrechens anwandte und in Abstammung und Milieu eine Erklärung für das Werden verbrecherischer Naturen zu finden suchte. Nach dem Gedankengange Lombroso's geht d'Annunzio in seiner interessanten Novelle „Episcopo und Co.“ ans Werk und läßt einen Mörder selber und mit seinen eigenen Worten die Seelenzustände analysiren, die ihn, einen schwachen, aber guten Menschen, der in die Hände eines schlechten Freundes und eines schlechten Weibes kam, aus Liebe zu seinem Kinde zum Mörder machten. — Als eine Art von Medium erscheint dieser seltsame Mensch in d'Annunzio's Darstellung; der in den letzten Jahren, vor allem auch in England und Frankreich von ernsten wissenschaftlichen und litterarischen Kreisen vielfach hin und her ventilirte Begriff der Suggestion, der Willensübertragung, spielt in der Geschichte des zum Mörder aus Liebe zu dem Kinde gewordenen Episcopo die hervorragendste Rolle.

Ein anderer Mann, nicht einmal ein Freund, bloß ein Bekannter, gewinnt aus völlig unerklärlichen Gründen, aus Gründen, die Episcopo selber räthselhaft sind wie sein ganzes Wesen, die Herrschaft über den Willen des Unglücklichen.

Wie ein Hund seinem Herrn, so muß Episcopo dem Manne folgen, der ihn in das Verderben bringt. Zu dem Manne gesellt sich Ginevra, das Weib, um den Unglückseligen völlig zu vernichten. Nichts vermag ihn aus der Gebundenheit seines Willens zu lösen, nicht seine Leiden, nicht seine Schande, nicht des Weibes Schande, das ihn jeden Tag aufs Neue mit dem Ersten-Besten hintergeht. Sein Wille ist gebunden und erst die Mißhandlung des geliebten Kindes, seines Söhnchens Ciro, und dessen Forderung, die Mutter an dem brutalen Manne, der Episcopo's Willen band, zu rächen, löst die Fesseln seines Geistes, macht ihn aber wieder, fast ohne daß er es weiß, zum Mörder, wie er, ohne daß er es wußte, der Sklave eines fremden Willens geworden war.

Innerlich am nächsten dieser Geschichte von Episcopo und Co. steht die sehr breit und fast im Stile einer alten Chronik vorgebrachte Erzählung: Anna's Lebenslauf. — Doch hat sie vor allen Dingen den Vorzug italienischer zu sein als jene andere, die sich gerade so gut in irgend einer anderen Stadt Europas als in Rom hätte ereignen können. — Denn Anna ist nicht nur das Opfer ihrer Veranlagung wie Episcopo, diese Anna ist vielmehr eine Erscheinung, wie sie, wenn auch prädestinirt durch die Fallsucht, nur im Schatten der römischen Kirche und des Aberglaubens des italienischen Volkes gedeihen kann; denn wichtige, für das Leben des niederen Volkes in Italien ungemein bedeutungsvolle Momente, die d'Annunzio in langer Auseinandersetzung häuft, treffen hier zusammen, um das in seinem vierten Lebensjahre vater- und mutterlose Fischermädchen aus Ortona zu einer Heiligen der Nonnen zu machen, als die es der Sprache beraubt und schwachsinnig

geworden in hohem Alter endlich stirbt. Vor allem der in Italien bei der ländlichen Bevölkerung so schroff in die Erscheinung tretende Mangel an der einfachsten Schulbildung trägt das Seine dazu bei, aus dem Kinde Anna das Mädchen zu machen, das in seinem erst naiven und dann zum Schwachsinn und zur Verzückung ausartenden Glauben ein Gegenstand der Ausbeutung für seine Umgebung wird. — Und hier sind wir nun an dem Punkte angelangt, der für die Betrachtung des neuen Novellenbuches des Gabriele d'Annunzio der wesentlichste und der bedeutungsvollste ist, der Punkt, wo aus dem Romancier und Psychologen der Italiener wird, der sein Volk zum Gegenstande seiner Dichtung macht. In diesen Novellen ist Gabriele d'Annunzio durchaus national.

Nicht nur, daß die italienische Sonne all die grellen und stechenden Farben auf diese aus blauem Meer und blauem Himmel, silbernen Oliven und schwarzen Pinien, weißen Häusern und Felsen und dunkelgrünen und gelben Orangen und Citronenhainen sich aufbauende Gegend malt. Nein auch die wichtigsten Charakterzüge des Italieners und auch seine schwerste soziale Schwäche, an der das ganze Land krankt, treten in diesen Novellen klar hervor. Aberglaube, Unwissenheit, Brutalität, Grausamkeit der unteren Volksschichten auf der einen, Sinnlichkeit, Raffinement, Luxus und Skrupellosigkeit der oberen Zehntausend auf der anderen Seite, das sind die Steine, aus denen sich das Mosaik des von Annunzio entworfenen Bildes zusammensetzt.

Nur die erste kurze Skizze — die schreckliche Geschichte von dem armen Biasce, dessen Lieb an den Pocken stirbt und der sich aus Verzweiflung im Frühling an dem Seile seiner Lieblingsglocke aufhängt, ist frei von der sozialen Anklage. All die anderen, so viel sie auch aus der Stimmung heraus alles, was geschieht, zu erklären und verständlich zu machen suchen, sind doch vor allem soziale Bilder mit veristischem Kolorit, Bilder im Sinne Zola's, des Dichters von l'Assomoir und La Terre, von dem damals noch niemand das furchtbare „J'accuse“ erwartete.

Charakteristisch sind die Skizzen aus den unteren Schichten des italienischen Volkes, charakteristisch sind auch die, die in der Villa der Donna Clara und in dem Palaste des Marchese von Fontanella spielen. — In der ersten „Die Schwägerin“ — der Ehebruch, der sich unter den Augen der Mutter an dem Weibe des eigenen Bruders und Sohnes durch den eigenen Bruder ungestraft vollzieht, in der Novelle „Siesta“ die Mutter aus den höchsten Gesellschaftskreisen, die den einzigen Sohn, die Frucht eines sträflichen Verhältnisses, den sie nur einen Tag gesehen, gewissenlos von sich stieß und ihn nun im Greisenalter als vertrunkenen Fährmann wieder finden muß. — Die Verzweiflung wirft diese Mutter in den Fluß und der Fährmann holt ihre Leiche aus dem Wasser, nicht ahnend, daß diese Frau seine Mutter ist. — Und auf der anderen Seite die erschütternden Bilder aus dem Leben des Volkes, das Unwissenheit, Aberglauben, Gewinnsucht und Leidenschaft zu Mord und Verbrechen treibt. — In der Novelle „Der Backtrog“ und der Erzählung „Die Zechinen“ treibt schnöde Gewinnsucht zu dem grausigen und fürchterlichen Ende. — Aberglaube und Gewinnsucht und Angst machen die armen Schiffer auf dem Lugger Trinità zu Mördern an ihrem Genossen Giallucca in der meisterhaft erzählten Geschichte: Der Märtyrer. Der Aberglaube hetzt zwei Dörfer aufeinander in S. Pantaleone und macht den Fanatiker L'Ummalido zum „Helden“, so daß dieser vor versammeltem Volke seine zerquetschte Hand abschneidet und sie dem heiligen Gonzalvo als Opfer darbringt.

Die zuletzt genannten Geschichten, vor allem „Ein Held“ und der Märtyrer, sind die besten in dem ganzen Buche und zugleich die italienischsten dieser italienischen Novellen, da sie aus dem Leben des Volkes herausgegriffen von Motiven ausgehen, die in ihrer ganzen Eigenart von allen Kulturvölkern Europas nur dem Italiener in diesem Maße zukommen.

Wie verschieden sind sie doch z. B. von den vielen italienischen Geschichten, die deutsche Schriftsteller — romantische und nichtromantische aus dem sonnigen Italien mit in die nordische Heimath brachten und bringen — aber wie viel wahrer und wie viel schrecklicher!

E. Stilgebauer.

Waldmeisters Bußfahrt.

„Es ist des Allzugewissenhaften, des geborenen sittlichen Hypochondristen, typisches Schicksal, daß er gewissermaßen den Katzenjammer hat von den Räuschen, die sich andere trinken.“ —

Apollonius in „Zwischen Himmel und Erde“ von Otto Ludwig.

Wie munter und geschäftig eilt alles im ersten Frühlingssonnenglanz durch die Straßen der Großstadt, obwohl die liebe Frühjahrszeit dort mehr eine Last, als eine Freude bedeutet: — die Sonne blendet, von unzähligen Fensterscheiben in scharfen Lichtern gespiegelt, wirft sie ihre hellen Garben und tanzenden Reflexe auf das grellweiße, staubaufwirbelnde Pflaster, und im Gewühle der vorwärts drängenden Menschen kommt man in keine sonderliche Lenzesstimmung, die nur hier und da durch die grellen Frühjahrstoiletten der Damen markirt wird. — Da plötzlich, — ein Wort! — ein Duft! — und wie gebannt bleibt man stehen: „Frischer Waldmeister!“ — ruft Einer aus, und dort in einem Weidenkorbe, Strauß an Strauß gedrückt, liegen die hellgrünen Kräuter und spotten aller Greuel des Großstadtfrühlings. — Mag aus tiefen Gruben, neben rostigen Eisenrohren, der ekle Geruch des entweichenden Leuchtgases strömen, mag mit warnendem Unkenruf das Automobil vorüberrasseln, das Bicycle schrill klingelnd die Straßen durchqueren, an knarrenden Lastwagen und rasenden Fiakern vorbei, — bei all dem Schreien, Sausen, Laufen, Rollen, fühlt man plötzlich eine süße Stille in sich — beruhigend und belebend, wie ein unverlorenes, unverlierbares Glück, wirkt die Erinnerung an den ersten Waldmeister da draußen im Walde! — Er ist auch keine gewöhnliche Frühlingspflanze, sein stolzer Name „Waldmeister“ sagt es schon, er ist wahrhaft ein Meister in seiner Kunst; so treu als stark, bewahrt er Jahrzehnte lang den frischen Duft, wo ein Zweiglein zum Gedenken in ein Buch gelegt wird, und mit ihm lebt das Bild jener fernen — ach so grünen Tage — wieder auf! Doch, nicht nur empfindsam mag er sein; — kraftvoll und feurig, wie das Zusammenklingen wohlgefüllter Römer, wirkt das Wort „Maibowle“ auf des Menschen Herz! — Da funkelt's vom Rheinwein im glitzernden Glas, in das die Maisonne ihre heißen Strahlen wirft, und tausend leuchtende Blitze sprüht, — und mitten in der goldflimmernden Pracht, die jungen Waldmeistertriebe, um deren zarte Stengel gleichmäßig der grüne Reigen der schmalen Blättchen gestellt, in Schwung und Haltung übermüthig lustig, und ein wenig sentimental, wie ein rechtes, altes Studentenlied, voll Kraft und Innigkeit, das für Vaterland, Herzliebchen und Rebensaft glüht! — — — Und doch, theurer Waldmeister, so geliebt und so gesucht, du wirst bald als armes, verachtetes Bettelkind im Walde stehen, man wird nicht mehr dein verlangen, es sei denn, daß ein altmodisch sinniges Gemüth noch ein Pflänzchen rupft, oder eine wackere Hausfrau dich als angeblichen Schutz gegen Motten in ihre wollenen Kleider legt. Denn wisse, dein großer Held und oberster Kriegsherr in allen fröhlichen Schlachten, der edle Rebensaft, ist in Acht und Bann gethan. Hygiea, die sich sonst wohl gern vom lustigen Bacchus hofiren ließ, ist plötzlich furchtbar tugendhaft geworden und schwört nur noch auf die alten Flußgötter. Aber deinem lieben Herrn, dem Rebensaft, traut man nun größere Schandthaten zu, als

man im finsteren Mittelalter den bösen Hexen zugemuthet, die man schimpflich verbrannt. Freilich, schlimme Weiber, die viel Unheil angerichtet, hat es immer gegeben, und es steht fast zu fürchten, daß die Sorte nicht ausgerottet werden kann; doch mit den bösen hat man auch manch unschuldig, schönes, junges Weib verbrannt, deren Himmelsgabe: Holdseligkeit, für Teufelsblendwerk gehalten ward. — Möge man die Branntweinhexe nur verbrennen, die an schweren Eisenketten ihre Opfer mit unerbittlicher Gewalt durch Laster und Elend mit sich schleift; — möge man sie verbrennen, — wenn Menschenkraft ausreicht für das übermächtig schwere Werk. Vater Rheinwein aber, der den Knaben Waldmeister durchs frühlingsduftende Land geleitet, Freude und Begeisterung erweckend, wo er einkehrt, ihn soll man nicht vertreiben; — doch ohne Sorge! schon deshalb nicht, weil er sich nicht vertreiben läßt! — Weder aus dem Leben, noch aus der Poesie. Denn der Alkohol beweist heute, wie zu allen Zeiten, unzerstörbar seinen kräftigen Einfluß auf die Kunst, seinen unmittelbaren Anschluß an die Litteratur. Darum nimmt er jetzt schreckliche Rache für allen ihm angethanen Schimpf. Wie der gestürzte Engel, der zum Satan wird, hat er, der einst zur Poesie begeisterte und der von ihr verherrlicht wurde, nun tückisch die Dichtkunst trivialisirt. — Nicht mit den lustigen Satyrsprüngen Silen's, mit der genialen Weltverachtung Sardanapal's, der gemüthlich verderbten Kneipenseligkeit Sir John Falstaff's zieht die Trinkerpoesie mehr durch das Drama. Nein — sie ist zur Tendenzfurie geworden, die in ekelerregenden kleinen Schreckbildern die statistischen Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschungen illustrirt. Punkt für Punkt beweist sie mit ermüdender mathematischer Genauigkeit, daß die Lösung der dichterischen Probleme — ganz im Geiste der Zeit — immer wieder in den Zwecken und Zielen der neuen gemeinnützlichen Vereine gipfelt; eine große Reklame in sich bergend für Nervenheilanstalten, Kinderschutz- und Trinkerasyle u. s. f. — Denn was predigt Gerhart Hauptmann sonst in "Hannele's Himmelfahrt", als Kinderschutz und Anti-Alkohol, in „College Crampton" und „Vor Sonnenaufgang" sonst, als: Anti-Alkohol? und nach ihm so viel geringere Künstler, in so viel geringeren Kunstwerken, immer wieder dieselbe Frage erörternd! —

Und darum schon sei die ganze Alkoholbewegung, wenn sie mit der schauerlichen Branntweinhexe im ersten Feuereifer auch die bezaubernde „Veuve Cliquot" vernichten will, — mit Freude und Dankbarkeit begrüßt; denn sie wird die Poesie hoffentlich und endlich von der Alkoholfrage entlasten, — und diese jenen Gebieten allein überantworten, denen sie mit Fug und Recht angehört: der Klinik, dem Hörsaal, den medizinischen Schriften und Instituten, und den Mahnreden des Seelsorgers. Von der Kunst wollen wir aber doch etwas anderes noch, als gute Lehren und getreue Wiedergabe einer häßlichen Wirklichkeit: — „was hat der H. für herrliche Gedanken in seiner deutschen Geschichte" — sagte M. v. Schwind einmal zu Ludwig Richter, „aber, lieber Gott, wie hat er sie bei Noth und Erdäpfel herausgeplagt! Und sieht man den Gestalten nicht die traurigen Erdäpfel an?" — Ja —, die traurigen Erdäpfel, auf die ein Stamperl Schnaps gesetzt ist, sie könnten ein Gattungsname werden für ganze Gruppen in unserer Litteratur, deren Leitmotiv jetzt „Anti-Alkohol" heißt, das die Poesie und die Hygiene so praktisch und gemeinnützlich zusammenspannt. Dieser neue Bund sichert nicht nur an und für sich eine unermeßliche Ausbeutung, — denn das Alltägliche ist das Unendliche — sondern eröffnet ungeahnte Perspektiven auf noch völlig unverbrauchte Gebiete. Es könnte nun, nachdem auch die Vererbungstheorie schon gründlich ausgekostet wurde, die moderne Infektionslehre und Bacillentheorie im Drama zu Worte kommen. Welch ein Segen für die Menschheit, würde jetzt nach all den brutalen historischen Dramen, in denen Menschenleben und Gesundheit so gar nichts galten, und sich alles nur um schwungvoll himmelstürmende Gedanken und Gefühle und höchst zwecklose Ideale drehte, — würde nun, so zu sagen, ein antiseptisch, hygienisch geschulter Pegasus aufgezäumt werden, zur Freude für alle gesunden und kranken Herren Meyer! —

Ein direkter Weg vom Anti-Alkoholdrama zum Anti-Infektionsdrama wäre ohnedies schon deutlich vorgezeichnet, denn die wissenschaftlichen Forschungen haben die werthvolle Erkenntniß zu Tage gefördert, daß der böse Alkoholkonsument jeder Infektion ungleich leichter ausgesetzt sei, als der brave Abstinent. Also — welch ein wirkungsvoller V. Akt: — unmittelbare Belohnung der Tugend schon auf dieser schlechten, bacillenbewimmelten Erde! —

Nur darf kein boshafter Kapellmeister als Musiknummer das alte Volkslied: „O, Du lieber Augustin" einlegen. Denn welch ein Bild würde dann vor manchem Leser alter Chroniken aufsteigen? — Er sähe Wien im Herbste 1679 vom mörderischen Pestbacillus fast entvölkert, und den, der sonst der Liebling aller lustigen Wiener war, den Volkssänger Max Augustin einsam, unbeachtet und schwer bezecht Nachts aus der Schenke heimwärts wanken. Den Weg verfehlend in eine noch unverschüttete Pestgrube stürzend, auf den Leichen seinen Rausch ausschlafen, und am nächsten Morgen aus der Höhle des Todes gerettet — keine anderen Folgen von seinem grausigen Abenteuer davontragend — als ein neues Lied, das er darauf gedichtet, und das er in besseren Zeiten seinen entzückten Zuhörern aufgespielt! — —

Es scheint also, daß die Natur oft genug die Rücksichtslosigkeit begeht, der einleuchtendsten wissenschaftlichen Statistiken zu spotten. Es scheint auch, daß das Leben, in dem so vieles durch die Gewalt der Noth ungesund und unvernünftig sein muß — komplizirter ist, als selbst die genauest zusammengestellten Tabellen berechnen und beweisen können. Der Kampf um die Existenz ist für den Kulturmenschen aufreibender und nervenzerstörender geworden, als er dereinst in der prä-alkoholischen Zeit, bei weit einfacheren Lebensbedingungen und -zielen gewesen. So ist es natürlich, daß die höher gespannten Anforderungen an die geistige und körperliche Leistungsfähigkeit der Menschen auch nach stärkeren und rascher wirkenden Reiz- und Genußmitteln verlangen. Das ganze Dasein des modernen Menschen, das nun in einem rasenden Tempo vorwärts hastet, — hat sich zu einer Kette schädlicher Einflüsse auf seine Gesundheit gestaltet, deren erster Ring die Unfreiheit der Schuljugend ist — die heute einen anderen Entwicklungsgang nimmt, als Tacitus sie uns in seiner Germania schildert! — Und nun soll rundweg der Alkohol allein büßen für alles, was Lebensnoth und Zwang, menschliche Schwächen und Laster in buntem Vereine verbrochen haben? — Wie immer man sich auch schützen und wehren möchte, es bleibt dabei, daß es überhaupt nichts Lebensgefährlicheres gibt als das Leben selbst. Und dagegen ist keine Hilfe. Eine geringe Linderung für Leiden und Gebrechen kann soweit geschaffen werden, als menschliche Nächstenliebe eben reicht, — deren ewiger Leitstern Christi göttliche Lehre geblieben — und die nun, fein organisirt und klüglich eingetheilt, von politischen Strömungen und sonstigen sehr weltlichen Bestrebungen meist nicht unberührt geblieben, von denen die Bergpredigt noch nichts gewußt — zu wohlthätigen Vereinen geworden! —

Doch wenn das Elend auch nicht aus der Welt zu bannen ist, so ist es uns gegeben uns darüber hinwegzuheben, zwar nicht durch jene niederdrückenden Tendenzstücke, — wohl aber durch hohe, schöne und reine Gedanken, mit denen unsere größten Dichter unvergänglich uns begnadet; — auch holde Täuschungen sind uns zum Trost geworden, die man herbeisehnen, nicht aber verjagen sollte! — Und darum dürfte man in Kunst und Leben den Menschen auf der heißen, staubigen Alltagsstraße ihrer Existenz den ewig grünen Frühlingsstrauß Waldmeister nicht rauben wollen, — selbst wenn er in duftende Maibowle getaucht! —

Helene Bettelheim-Gabillon.

Eine Memme.

Der Prosektor schlug auf den Tisch, daß die Gläser tanzten. „Das ist Unsinn", schrie er mit seiner bierheiseren Stimme. „Der aufgelegte Stiefel ist das. Ich vertrag' das nicht. Gebt mir Ruh mit Euerm Quatsch." Er sah wirklich bösartig dabei aus. Seine langen Arme fuchtelten in der Luft, und seine schwarzen Augen glänzten grimmig. Er fauchte ordentlich. Wie eine sehr flinke und gereizte Meerkatze saß er da, die augenblicklich zubeißen wird.

„Du mußt Dich nicht so aufregen", beruhigte der Psychiater in seiner gedehnten und schleppenden Weise. „Man wird doch einmal auch von der Theorie sprechen dürfen."

Der Prosektor sprudelte: „Nicht, wenn ich dabei bin. Ich mag nichts von Euern Hochstapeleien wissen. Ich brauch' keine Finessen. Ich will nichts von ihnen. Nichts brauch' ich, nur mein Bisturi, mein Skalpell, meine Augen."

„Sohn Gottes und Knabe meiner Seele, Du bist noch sehr jung", meinte ein anderer. „Aber es gibt Dinge" . . .

„Nun kommt er mir gar mit Hamlet", greinte der Erzürnte. „Das hab' ich gar gern. Alles thun sie heute, womit sie mich weggraulen können, damit man ja nicht sein Glas Bier in Ruhe genießen kann. Das ist in guter Gesellschaft ein positiver Genuß. Und ich mag nur Positives dabei."

Er that einen tiefen Schluck: „Und was soll die Spintisirerei? Es ist ganz gut möglich, daß sich Einer eine Kugel vor den Kopf schießt, nur weil er Zahnweh hat und sich nicht entschließen kann, sich das Mistvieh reißen zu lassen. Oder daß Einer zum Billroth kommt, er soll ihm gütigst eine Zehe abschneiden, weil ihn das Hühnerauge schmerzt und ihm die ewige Bandelei damit gar zu fad ist. Sind das Feiglinge? Ich weiß nicht, und es geht mich nichts an. Aber im Allgemeinen gilt der doch nicht für eine Memme, der die radikalste Lösung will. Oder doch? Und es gibt nun einmal wehleidige Menschen . . .

Da haben sie mir heute Einen auf die Anatomie gebracht. Mit einer Kugel im Gehirn. Eine Pracht von einem Burschen sag' ich Euch. Ich habe selten ein so tadelloses Exemplar unter dem Messer gehabt. Es war eine Passion, so leid es mir um ihn gethan hat. Denn ich hab' ihn gut gekannt."

„Man kann doch unmöglich den ganzen Tag auf der Anatomie hocken und Jungen drillen. Also — was thut man? Man geht natürlich in ein Kaffeehaus und schneidet der Kassiererin die Kur."

„Niemals ohne schneiden" näselte der Psychiater.

„Du bist ein arroganter Lümmel. Krieg' ich Dich mal, so nehm' ich mein stumpfstes Besteck. Also, man geht ins Café und sucht sich was fürs Herz oder für die Bildung in Fachzeitschriften. Dort hab' ich ihn kennen gelernt."

„Er war gewachsen, wie eine Tanne. Sehr bräunlich von Farbe. Ein ganz kleiner Kopf. Haare tief in der Stirne. Sehr schöne und sanfte braune Augen. Ein junger Schnurrbart. Und alles an dem Menschen so weich, gepflegt und wie seiden. Ohne Geckerei. Ich hab' gleich gesehen: wo der verkehrt, dort ist für mich nichts zu machen."

„Aber angefreundet hab' ich mich mit ihm. Wenn ich auch nicht so dämlich bin, vor einer alten Schwarte die Augen zu verdrehen und zu thun, als fänd' ich weiß der Teufel was daran, so weiß ich doch, was schön ist. Und es freut Einen, mit so einem Menschen gut zu sein, hinter dem die Mädels gucken, und wenn es auch nicht mir gilt. Ich bin überhaupt garnicht so praktisch. Ich liebe die Natur und meinen Spaziergang. Aber — einen Zweck muß es haben."

Er war sehr guter Leute Kind. Der Vater ein General mit Geld. Und irgend ein Onkel war in der Familie, der schrecklich reich ist, und den er beerben sollte. Er hat Bodenkultur studirt. Er sollte nämlich einmal das Gut oder die Güter, was weiß ich? kriegen. Und eigentlich haben sie ihn nur hergeschickt, weil er den bosnischen Feldzug als Lieutenant mitgemacht hatte, sich dabei ausgezeichnet und ein Bischen überangestrengt hatte. Er sollte mehr bummeln und sich erholen und dabei etwas lernen. Das hat er redlich gethan — mit dem Lernen weiß ich das nicht bestimmt. Abgehen hat er sich nichts lassen, war kein Schmutzian und kein Verschwender. Es war freilich noch ein Haufen Kinder da. Er hat gespaßt: Erinnerungen an jede Garnison, wo der Vater gestanden hat.

Es ist das der einzige Spaß gewesen, den ich von ihm gehört hab'. Denn unterhaltlich, was man so sagt, war er garnicht. Er war auch nicht besonders klug. Eine Menge Zeitungen hat er sich freilich immer geben lassen, wenn er ins Kaffeehaus gekommen ist. Aber nur solche mit Bildern. Die hat er durchgeblättert und hat sich die Bildchen angesehen, und wenn ihm ein Köpferl besonders gefallen hat, so hat er's auf der Marmorplatte nachzuzeichnen probirt. Einmal ist's gut ausgefallen, einmal minder.

Gespielt hat er auch nicht. Höchstens hat er einmal ein Bisserl gekiebitzt und zwar gleichgiltig, ob er was davon verstanden hat oder nicht. Denn, wie man ihn einmal aufgefordert hat, er soll den Stellvertreter machen, so sagte er, daß er die Karten nicht einmal kennt. Beim Billard hat er gern und ohne jeden Fehler aufgeschrieben und dabei allerhand kalligraphische Kunststücke gemacht. Er war ein sehr gefälliger Mensch.

Lang ist er auch an der Kasse gestanden und man hat ihm Platz gemacht. Denn er galt für sehr stark und man hat doch auch sehen müssen, daß die Kassandra in ihn ganz erschossen war. Ein hübsches Mädel, frisch, jung, munter und völlig weg in ihn vielleicht darum, weil er allein so gar nichts dergleichen gethan hat. Da hat er nun malerisch gelehnt, so daß er sich im Spiegel sehen konnte, und hat sich von ihr anschmachten und unterhalten lassen. Und dennoch war er gar kein Geck. Er war nur eben so.

Es hat gewiß kein Verhältniß zwischen ihnen bestanden. Er kümmerte sich um die Mädchen überhaupt gar nicht. Vielleicht aus Besorgniß um sich selber und er könnte sich verplempern. An seiner ganzen Schönheit war etwas Unfruchtbares, man hat nicht geglaubt, daß bei dem ganzen Menschen jemals etwas herauskommen kann. Er war gut zum Staatmachen. Ein Schaugericht. Und wenn man manchmal eine völlige Galle auf ihn gehabt hat, daß hier an einen alles gekommen ist, der es gar nicht zu schätzen weiß und womit ein braver Junge glücklich wäre, so hat man ihm doch nicht böse sein können. Er konnte doch nichts dafür und ein wirklich schöner Mensch ist gar zu selten.

Ich habe immer oder gerne gebadert, und thu's, so lang ich darf. Einmal kommt doch manchmal ein Hieb, bei dem man zeigen darf, was man kann, der nicht so leicht genäht und nachbehandelt ist. Man kriegt, wenn man geschickt ist, eine gewisse Uebung und einen Ruf, von dem man niemals weiß, wie er einem später nützen kann. Und dann: eine Mensur ist doch etwas Hübsches! Zwei flinke Jungen: Beide ganz Kraft und Aufmerksamkeit. Erst locken sie und lauern auf einander. Und die Sekundanten, gegrätscht, die Klinge in der Hand, passen. Und man wird wärmer. Immer schneller und in immer schärferem Tempo klirren die Klingen und es flirrt nur so in der Luft und ein Scharfer saust so hin. Und dazwischen die eintönigen Kommandorufe und das immer schwerere Athmen der Paukanten, bis es ein Schnaufen ist, und sie stehen da, die Gesichter und die Köpfe mit Blut beronnen, das man riecht. Und sie zucken dennoch mit keiner Wimper und die Korona

wird immer aufgeregter — es ist Kunst und es ist Spannung darin, wenn man's versteht. Ich geb's für kein Theater. Es ist etwas, wie's die Römer gespürt haben mögen, wenn sich ihre Gladiatoren mit einander schlugen. Ein ganz königliches Gefühl ist es, meiner Meinung nach. Und eine gesunde Schule für Selbstzucht und Selbstbeherrschung ist es auch.

Er war natürlich bei einer Couleur. Wenn sie einen schönen Menschen spüren, der sie alle aufputzt, und der Geld hat und gesund und stark ist, so geben sie doch keine Ruhe, bis einer wo einspringt, nur damit er Ruhe hat vor den Quälereien. Gesinnung hat er, so viel man merken konnte, gar keine gehabt und hineingepaßt hat er gar nicht. Nicht einmal das Kneipen hat ihm Spaß gemacht. Er hat den Rausch verabscheut, wie etwas Unsauberes. Bei Auffahrten freilich — den Schläger am breiten Band, das Barett mit den nickenden Straußenfedern recht keck auf, da hat er Staat gemacht und sich selber nicht wenig gefallen. Geschlagen hat er auf dem Fechtboden brillant. Es war eine Passion ihm zuzusehen, wenn seine braunen Augen mit einem Feuer, das sonst nicht in ihnen war, unter dem Stierkopf vorgeglüht haben. Wer dem einmal vor die Klinge gerieth, der hatte nichts zu lachen. Denn er hatte, wie es schien, nicht einmal Nerven.

Endlich muß er heran und antreten. Man hat ihm natürlich eine schwere Partie gestellt. Ich hab' mich auf die Mensur gefreut, wie schon lang nicht, hab' mir mein Besteck auf den höchsten Glanz hergerichtet und war ganz vergnügt. Jede Wette hätt' ich auf ihn genommen, jede Wette, sag' ich Euch, der ich von den Sachen doch wirklich etwas verstehe.

Am Tag selber hat er mir freilich nicht gefallen. Er war blaß und das hat sich bei ihm ganz besonders übel gemacht, weil er braun war. Sein Gegner war neben ihm nur ein Stöpsel, breitschulterig, untersetzt und mit verschmitzten, lauernden Augen. Er hat seine Klinge probirt, zwischen den Zähnen gepfiffen und sich überhaupt sehr frech und sicher benommen wie einer, der schon seine Praxis hat und weiß, es kostet den Kragen nicht. Na, denk' ich mir noch, wart' nur: Du wirst ja nachher auch pfeifen — aber aus einem anderen Loch.

Sie fangen an. Es geht wirklich prächtig. Ein Tempo, wie in einer Schmiede: Schlag auf Schlag. Alle Hiebe werden probirt. Der andere lockt nur und lauert mit seinen bösen Augen, kostet den Gegner aus, will nicht recht heraus. Immer schneller zucken die Klingen, züngeln immer näher zum Gegner hinüber. Man sieht schon: Meiner kommt in die rechte Hitze. Und er ist stärker wie der andere und die Hiebe pfeifen ordentlich. Er setzt scharf an, und wenn er ihn einmal erwischt, dann wird er ausgeben. Ich spiele mit meinen Nadeln und meiner Zange.

„Halt!" Die Klingen sind verbogen. „Kann weiter geh'n."

Der zweite Gang. Der Dritte. Ganz so wie der Erste. Ein Kratzer fällt vor, eben daß man ihn konstatiren kann, weil, wenn man recht quetscht, so kommen drei Blutstropfen. Ein Flacher war meinem Paukanten über die Nase gefahren und die schwillt nun natürlich recht häßlich und unangenehm an. Unmittelbar darauf sitzt drüben einer scharf und saftig.

Aber — in der Pause geschieht etwas. Mein Unglücksmensch wirft nach seiner verdammten Gewohnheit einen Blick in den Spiegel und besieht sich das Unheil. Ordentlich erschrocken ist er über sich selber. Und von nun wars aus.

Alle Unarten hat er an sich gehabt, die man auf Mensur nur überhaupt entwickeln kann. Nur immer so hingetippt und gesehen, daß er ja recht schnell nach Hause kommt. Ordentlich eingewickelt hat er sich mit seinem Speer und der Kopf hat immer gezuckt. Es war ein Jammer und ein Ekel.

Und der drüben wird nun natürlich noch frech. Er geht mit einer unglaublichen Dreistigkeit drein, daß ihn meiner in jedem Gang bösartig erwischen hätte können. Aber der denkt gar nicht mehr daran, ihm was zu thun. Und der Sekundant von drüben wird sehr spitzig, und man sieht ganz wohl, wie jedes Wort und jeder Krakehl, wie sie bei solchen Umständen vorfallen müssen, meinen Paukanten in der Seele treffen, und wie er für sein Leben gern etwas thun möchte. Und er kann es durchaus nicht, denn ihn hindert etwas, was viel stärker ist, als er selber.

Die fünfzehn Minuten sind um. Sehr langweilig und wirklich peinlich, weil man immer erwarten mußte, die Gegenpartei wird es durchsetzen und man wird ihn uns von Mensur jagen. Er wird abgeschickt und sieht wohl, wie man über ihn denkt. Er spricht kein Wort, geht zur Gegenpartei hinüber und ich wundere mich noch, ob er seinem Gegner die Hand reichen will. Aber — er schlägt ihm und dem Sekundanten ins Gesicht. Ganz grün und ganz besinnungslos vor Wuth.

Es wird ausgemacht, was nöthig ist. Säbel unter sehr schweren Bedingungen. Heute morgen hätte die erste Parthie um 10 Uhr steigen sollen. Um acht Uhr hab ich ihn auf der Anatomie gefunden. Er hatte sich erschossen."

Der Prosektor machte eine Pause. That einen Schluck und stieß das Glas, erbittert über seinen schalen Geschmack, unwillig von sich. Dann fuhr er fort;

„Er muß viel in sich durchgemacht und erkannt haben, daß es ihm zum zweitenmal nicht besser gehen wird, als das erstemal. Und er hat sich offenbar so sehr darüber geschämt, daß ihm das den Revolver in die Hand gedrückt hat.

Man kann also nicht behaupten, daß er den Tod gefürchtet hätte. Mehr wie erschlagen hätten ihn seine Gegner auch nicht. Ganz im Gegentheil, er war ihnen beiden über.

Und er hätte ganz ruhig verschwinden können. Ein nervöser Zustand, den ihm jeder Arzt bezeugt hätte, dem er sich offenbarte. Verschwinden, nach Hause geh'n, seine Erdäpfel braten und bauen, heirathen und schöne Kinder in die Welt setzen, die davon niemals zu viel haben kann.

Hat er sich vor seinem Vater, dem General geschämt und sich im Widerspruch mit allen Ueberlieferungen seiner Familie empfunden? Ich glaube nicht, daß der Vater Römer genug ist, um über einer solchen Lapperei ein Kind verlieren zu wollen.

Verspürte er die Sachen in sich selbst als einen Defekt, desto schlimmer, weil er sich sonst ganz glücklich und normal organisirt wußte? Es ist eine konfuse Sache, und je mehr man darüber nachdenkt, desto konfuser wird sie. Und darum sag' ich: über nichts grübeln, sondern jeden Fall nehmen, wie er kommt und in die Registratur thun."

„Prosektor — Du philosophirst" rief der Psychiater „indem Du die Philosophie leugnest, philosophirst Du".

Er zuckte mit einer unartigen Gebärde die Achseln: „Ach — so laßt mich". . .

„Und — Prosektor — Du hast den Todten lieber gehabt, als Du glaubst und selber weißt".

Es regte sich in seinem Gesicht, wie zu einem bösen Wort. Rauflustig sprang er auf. Dann kehrte er sich: „Du magst wohl recht haben". Er brach ab und mit flinken Schritten verschwand er aus der Gesellschaft.

Wien. J. J. David.

Stimmen der Einsamkeit. Von Dr. Edmund Sallwürk von Wenzelstein. Berlin. 1900. Verlag von E. Ebering.

Eine Mondscheinnacht in den Gärten des Vatikans zu verleben, war immer mein Wunsch. Wenn das silberne Licht um die marmornen Sarkophage spielt, die unter rinnenden Brunnen angebracht sind, um das kühle Naß aufzufangen, an dem sich bei Tag die weißen Tauben des Papstes erquicken, wenn der raunende Südwind um die geheimnißvollen Züge uralter Faune und Silene streicht, die aus tiefgrünem Lorbeergebüsch blicken, dann wollte ich auf den stillen Pfaden hinwandeln, um über das große Märchen: Leben nachzudenken. Und ich wünschte, mich hinaufschleichen zu dürfen über die stolzeste Treppe der Welt, in die Kapelle, wo der Christos-Dionysos des großen Buonarotti sein Zwiegespräch mit der Ewigkeit hält. Und von der Kapelle aus wollte ich durch kleine versteckte Thüren und bronzene Portale hinübereilen nach dem weiß im Licht ruhenden Antikenmuseum, um einen Kuß auf die Schulter des Torsos zu drücken. Eine Mondscheinnacht in den Gärten des Vatikans, wo alle Schönheit, die Kunst und Natur hervorgebracht, ihr Vermählungsfest feiert. Genießen und zugleich lernen kann man da. Lernen und genießen und — träumen, träumen, die Wonne der Götter, denen die Ewigkeit wie ein Augenblick ist. . . . Als ich Sallwürk's „Stimmen der Einsamkeit" ausgelesen hatte und die Augen schloß, um das Gelesene in mir nachwirken zu lassen, war es mir, als hätte sich mein alter Wunsch erfüllt, als wäre die Mondscheinnacht unter den flüsternden Myrthen und stillen Göttern am Tiber zur Wirklichkeit für mich geworden. — Genießen und Lernen kann man auch bei Sallwürk. „Ein wunderbarer Zauber liegt in dem Wort Einsamkeit, eine süße Wehmuth, die sich nur fühlen, nicht beschreiben läßt; es klingt daraus wie eine heilige Weise von den blauen Fernen des Friedens. Dort, wissen wir, wird einmal das dunkle Räthsel des Todes gelöst werden, das uns zugleich das Geheimniß des Lebens enthüllen soll, dort thront die allerletzte Weisheit, nach der die ruhelose Seele in glühendem Durst unaufhörlich lechzt, bis sie die stille Straße wallen muß, die nimmer zurückführt. Nur in den Weihestunden der Einsamkeit kommt es wie eine träumerische Ahnung über das Menschenherz, daß es glaubt der Ewigkeit näher zu sein. Scheu und leise, wie um den Gottesfrieden nicht zu stören, hebt die Sehnsucht ihre Schwingen in die Vorhallen des Lichts, um anzubeten, was sie nicht zu ergründen wagt. Die Seele ist geblendet von der Helle, die ihr entgegenquillt; sie empfindet unbewußt den Druck der Finsterniß, in der sie lebt, und sucht im Licht aufzugehen, wie ein Falter aus dem Dunkel der Nacht zum Flammenschein strebt, um drin zu sterben. Es steigt im Innern eine befreiende Müdigkeit, ein tiefes Verlangen nach dem Tod auf, doch der Tod ist aller Schrecken entkleidet; er ist uns ein lieber Freund, der unsere Schmerzen lindert und unser Sehnen schlafen legt. Das ist der Zauber, das Wunder der Einsamkeit. . . ."

Beginnt Sallwürk's Studie wie ein klangschönes, tiefempfundenes Gedicht, so verfolgt er doch mit der Gründlichkeit des Forschers seine Absicht: Die Macht der Einsamkeit und die Verschiedenheit ihrer Wirkung auf Dichter, die schon ihren Ewigkeitsplatz auf dem Parnaß haben, und solche, die noch um ihn kämpfen, zu schildern. Der Verfasser beginnt mit Goethe, kommt auf Lenau, auf den herrlichen Uhland, und zeigt durch Storm und Mörike, „in wie weit sich der Charakter der Natur im Liede widerspiegelt". Es ist sehr dankenswerth, daß Sallwürk Mörike eine weit höhere Bedeutung zuspricht, als sie ihm gewöhnlich zuerkannt wird. Nachdem der Verfasser einige der wunderbaren Lieder Mörike's citirt („Er ist's", „Mein Fluß", „Auf das Grab von Schiller's Mutter"), meint er: „So tiefe, wunderbare Gedanken, ein solches Empfinden mit der Seele des Objektes hat nur noch Goethe zuweilen." Platen, Heine, den einzigen, für mich unerreichten Eichendorff führt er mit herrlichen Proben ihres herrlichen Könnens an. Ueber Geibel, Scheffel, Grün kommt er auf die modernen Dichter zu sprechen und sagt: „Aber es kam mir nicht darauf an, die Einsamkeit in ihren einzelsten Reflexen wissenschaftlich zu zergliedern, sondern nur den Leser an dem heiligen Glück theilnehmen zu lassen, das mir selbst eine intime Beschäftigung mit dem Wesen der Einsamkeit in einsamen Stunden geboten hat. So wendet sich das Gebotene ans Herz, nicht an die Gedanken allein, und so mag das mancherlei, was das Empfinden erfreut, den grübelnden Verstand milde stimmen, wenn er manches vermißt, was wichtig erscheint."

Gewöhnlich erschöpft der Forscher das von ihm angeschlagene Thema, und man steht satt von der Fülle des Gebotenen auf. Bei Sallwürk gehts einem anders. Hier steigert der Genuß den Hunger noch mehr. Wir richten die Bitte im Namen vieler Leser an ihn, er möge seine herrliche Studie ausbauen und zu einem größeren, umfassenderen Werk gestalten. Er soll uns von den ersten Dichtern der Einsamkeit erzählen. Er soll uns in Buddhas und Jesus Offenbarungswelt blicken lassen, die sich ihnen im blauen Dämmerlicht weltabgeschiedener Stille erschloß. Er soll uns von jenen Imperatoren erzählen, die in die stille Blumenwildniß der Gärten ihrer Landhäuser flüchteten, um da ihre Memoiren und Verse zu schreiben; er soll uns mit den Gedanken der großen promethidenhaften Mönche des Mittelalters bekannt machen, mit den Sehnsuchtsstrophen des Einsamkeitsmenschen Michel Angelo, er soll uns von den drei schönen Frauen auf Kaiserthronen erzählen, deren heißpochende Herzen die Einsamkeit zur Ruhe gesungen hat. Und vor allem: er soll uns sagen, wie er über die lauteste unter den „Stimmen der Einsamkeit" in moderner Zeit: über Nietzsche denkt.

Maria Janitschek.

G. Pellissier. Le mouvement littéraire contemporain. Paris, Hachette et Cie. 1901.

Ein ziemlich überflüssiges Buch. Pellissier referirt mit gesundem Menschenverstand, aber ohne alle Originalität, über die letzten litterarischen Entwicklungen in seiner Heimath; auch für diesen Franzosen macht sein Land die Welt aus. Uebrigens ist er durchaus kein Chauvinist, tritt vielmehr Lemaître's ästhetischem Protektionismus entschieden entgegen. Hat man aber das Buch gelesen, so weiß man nichts Neues, wenn man die besprochenen Schriften selbst kennt, und erhält kein anschauliches Bild, wenn man sie nicht kennt. Höchstens Maupassant lockt einige originellere Wendungen hervor. Darf man übrigens die Objektivität dieses „letzten Galliers" hervorheben, ohne zu betonen, wie durchaus äußerlich sie ist und wie wenig sie seinen ingrimmigen Haß auf Philister und Bureaukraten verdeckt? — Auffallend ist die bedeutende Stellung, die Ferdinand Fabre, nicht bloß wegen seines meisterhaften „Abbé Tigrane", angewiesen wird.

Der lehrreichste Theil ist wohl der letzte: die Kritik der Kritiker, insbesondere der Antipoden Brunetière und Anatole France. Im Uebrigen ist von einem verständigen Referenten natürlich immer allerlei zu lernen; so achtet Pellissier sorgfältig auf charakteristische „Schlager" in den Dramen. Aber wegen dieser Einzelheiten brauchte man nicht 300 Seiten zu schreiben.

R. M. M.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 46. Berlin, den 17. August 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Auf dem zollpolitischen Kriegsschauplatze sind einige nicht uninteressante taktische Bewegungen zu vermerken. Das Direktorium des Centralverbandes deutscher Industrieller hat zum großen Verdruß des Bundes der Landwirthe Stellung gegen die Bestimmungen des § 1 des Zolltarifgesetzentwurfs genommen, nach denen ein Minimaltarif für Roggen, Weizen, Gerste und Hafer festgelegt werden soll. Der schutzzöllnerische Centralverband hat zwar nichts dagegen einzuwenden, wenn seine Arbeiter mit der übrigen Bevölkerung zusammen zu Gunsten der Agrarier für ihr tägliches Brot mehr auszugeben haben; aber die Aussicht, daß möglicherweise in Folge der Festlegung eines Minimaltarifs für die wichtigsten Agrarprodukte neue Handelsverträge mit unseren Nachbarn nicht wieder zum Abschluß gelangen, ist ihm höchst unerfreulich, und deshalb spricht sich das Direktorium des Centralverbandes gegen jene Bestimmungen aus. Bei den ausgezeichneten Informationen, über welche der Centralverband verfügt, geht aus diesem Beschlusse unzweideutig hervor, daß eine sehr ernsthafte Gefahr besteht, daß weder mit Rußland noch mit Oesterreich-Ungarn ein neuer Tarifvertrag zu Stande, ja auch nur zur ernsthaften Verhandlung kommt, wenn sich Deutschland von vornherein darauf versteift, nicht unter die Zollsätze von 5 Mk. für Roggen und 5,50 Mk. für Weizen, von 3 Mk. für Gerste und von 5 Mk. für Hafer herunterzugehen. Das Direktorium des Centralverbandes würde sich bei seiner liebedienerischen Haltung gegenüber dem Agrarierthum zu diesem demonstrativen Beschluß sicherlich nicht aufgeschwungen haben, wenn es nicht ernsthafte Gefahren witterte; und wenn es nicht gleichzeitig davon überzeugt wäre, daß innerhalb der Regierung einflußreiche Elemente vorhanden sind, die nicht unglücklich darüber sein werden, wenn der Doppeltarif für Getreide schon bei den Berathungen im Bundesrath erstickt wird.

Die Agrarier haben übrigens auch schon begriffen, daß ihnen mit den bloßen Bestimmungen eines solchen Minimaltarifs sehr wenig gedient ist, wenn sie nicht gleichzeitig bewirken können, daß die gegenwärtig in Kraft befindlichen Handelsverträge rechtzeitig gekündigt werden. Geschieht das nicht, so bleibt auch der Minimaltarif mit seinen hohen Sätzen einfach auf dem Papiere stehen, und die niedrigeren Sätze der gegenwärtigen Verträge bleiben weiter in Kraft. Die „Kons. Korr." hat auf diesen Punkt — von ihrem Standpunkte sehr mit Recht — aufmerksam gemacht, und es unterliegt gewiß keinem Zweifel, daß die Bemühungen der Agrarier außerhalb wie innerhalb des Parlaments sehr lebhaft darauf gerichtet sein werden, die Regierung zu dem Schwabenstreich zu veranlassen, die gegenwärtigen Handelsverträge zu kündigen, bevor noch neue zum Abschluß gelangt sind. Auf diesen Leim zu gehen, weigert sich die Reichsregierung einstweilen aber noch sehr energisch, und für diese Weigerung gewinnt sie eine neue Stütze in dem Verhalten des Centralverbandes deutscher Industrieller.

Die Agrarier sind von dem Vorgehen des Direktoriums des Centralverbandes Deutscher Industrieller natürlich wenig erbaut; sie befürchten, daß die ganze Einsammlungspolitik in die Brüche gehen könnte. Sie suchen deshalb ihre bisherigen Verbündeten mit der Drohung einzuschüchtern, die Agrarier würden, wenn die industriellen Schutzzöllner sich nicht besserten, ins Lager der Freihändler abmarschiren. Wir glauben nicht, daß der Centralverband so schreckhaft ist, um vor so einer amüsanten Drohung ins Mauseloch zu kriechen.

Wie ernsthaft diese Drohung gemeint ist, geht übrigens auch daraus hervor, daß dieselbe „Deutsche Tageszeitung", die mit der Abschwörung des protektionistischen Glaubens kokettirt, gleichzeitig die Liste der agrarischen Amendements zum Zolltarifentwurf veröffentlicht. Wir erfahren daraus, daß der bescheidene Bund der Landwirthe es nicht unter einem Zoll von 7,50 Mark für Roggen, Weizen, Gerste und Hafer thun kann. Auch die Trüffel des armen Mannes, die Kartoffel, wollen jene Volksfreunde in der Zeit vom 15. Februar bis 30. Juni mit einem Zoll von 12 M., während der übrigen Monate mit einem solchen von 1 M. bedenken. Die Fleisch- und Viehzölle des neuen Entwurfs genügen dem Bunde natürlich ebenfalls nicht. Das Entgegenkommen gegen die Industriellen wird durch einen Zoll von 30 bis 100 M. auf Wolle hinreichend charakterisirt. Nichts kann für uns erwünschter sein, als diese agrarische Offenherzigkeit, die der anti-agrarischen Agitation reiche Nahrung zuführt.

Sehr erfreulich ist auch das Erwachen der Vernunft in immer weiteren Kreisen der Landwirthschaft treibenden Bevölkerung. Es sind nicht mehr allein die ganz kleinen Ackerbauer, die allmählich begreifen, daß sie bei dem agrarischen Beutezug die Düpirten und Geschädigten sein würden, sondern es sind auch bereits Bauern mit mittelgroßem Grundbesitz, die insbesondere in Gegenden mit stark entwickelter Viehzucht zu begreifen anfangen, wie schädlich für eine rationelle landwirthschaftliche Entwicklung speziell die Erhöhung der Getreidezölle ist. So haben u. a. jetzt die Landwirthe der Landschaft Butjadingen in Oldenburg eine Petition in Umlauf gesetzt und mit zahlreichen Unterschriften versehen, in der die oldenburgische Staatsregierung aufgefordert wird, im Bundesrath „ihren ganzen Einfluß für Fortführung unserer bisherigen bewährten Handelsvertragspolitik und gegen jede Erhöhung der Getreidezölle geltend zu machen." Diese echten Bauern sind, wie es in der Petition heißt, „der festen Ueberzeugung, daß eine Erhöhung der Getreidezölle der Getreide bauenden Landwirthschaft auf die Dauer absolut nichts nützen, unsere Viehzucht treibende Landwirthschaft aber aufs schwerste schädigen würde". Der Aufruf, der zur Unterzeichnung dieser Petition auffordert, läßt an Deutlichkeit nicht das Mindeste zu wünschen übrig. „Allen wahren Vaterlandsfreunden — so heißt es darin — einerlei welcher politischen Partei oder Berufsstellung sie angehören, erwächst die ernste Pflicht, einmüthig zusammenzustehen im Kampfe gegen diese schwere Gefahr, die im Interesse einer an Zahl winzig kleinen, wirthschaftlich und politisch rückständigen Grundaristokratie über unsere gesammte wirthschaftliche, politische, soziale und kulturelle Entwicklung heraufbeschworen worden ist."

Wer noch daran zweifeln sollte, daß diese oldenburgischen Bauern das Kind beim rechten Namen genannt haben, der sehe sich einmal die Referentenliste jener agrarischen Konferenz durch, die Graf von Schwerin-Löwitz zur Berathung des Zolltarifentwurfs für die nächsten Tage zusammenberufen hat, und bei der alle agrarisch-protektionistischen Organisationen vertreten sein werden. Es sind lauter Vertreter der „wirtschaftlich und politisch rückständigen Grundaristokratie".

Die Aufnahme, die der Zolltarifentwurf im Auslande findet, wird, wie sich erwarten ließ, um so ungünstiger, je eingehender man sich mit den Einzelbestimmungen befaßt. Unsere patentirten agrarischen Patrioten fühlen sich deshalb auch schmerzlich davon berührt, daß die ungünstige Meinung unserer Nachbarländer, mit denen wir gegenwärtig im Vertragsverhältniß stehen, dem braven deutschen Michel zu Ohren kommt, und zwar sogar gelegentlich durch Vermittlung des Wolff'schen Telegraphenbüreaus. Die Brotwucherpresse stellt deshalb einmal wieder das kindische Verlangen, das deutsche Volk solle sich seine Ohren mit patriotischem Wachs verkleben lassen, um die Stimmen des Auslandes nicht zu hören. Wie ungesund ist dieser sogenannte Patriotismus, der nicht einmal die Stimmen der auswärtigen Kritik ertragen kann, ohne nervös zu werden! Angesichts dieser Vertuschungs- und Verschleierungssucht kann seitens der wahren Freunde der nationalen Arbeit nicht nachdrücklich genug hervorgehoben werden, daß der neue Zolltarifentwurf gerade dort, wo man im Auslande den aufrichtigen Wunsch hegt, die Vertragsbeziehungen mit Deutschland aufrecht zu erhalten, den denkbar schlechtesten Eindruck macht. Dafür unter vielen vorhandenen Belegen nur folgender:

In Wien erscheint eine Wochenschrift, das „Handelsmuseum", die einen stark offiziösen Charakter trägt. In der Nummer des Handelsmuseums vom 1. August befindet sich nun ein sehr besonnener Artikel über den deutschen Zolltarifentwurf, der mit großer Sachkenntniß im Einzelnen nachweist, in welchem Umfange der deutsch-österreichische Handelsverkehr von den geplanten Zollerhöhungen betroffen wird. Das allgemeine Urtheil über den Entwurf wird sodann in folgende Sätze zusammengefaßt:

„Die Vermuthung liegt nahe, daß der deutsche Zolltarifentwurf die protektionistischen Strömungen auch in den übrigen Staaten Europas wesentlich fördern wird. Wenn schon Deutschland, dessen Industrie eine Großmachtstellung auf dem Weltmarkte einnimmt, sich bemüßigt sieht, seine Industrien zu schützen, — die chemische nicht ausgeschlossen, die in mancher Hinsicht die leistungsfähigste der Welt ist, — so wird es Staaten, deren Industrien noch lange nicht die Stufe der deutschen erreicht haben, zur Pflicht, für einen angemessenen Zollschutz ihrer Industrie zu sorgen, der, dem Grade der industriellen Entwicklung entsprechend, naturgemäß noch wirksamer gestaltet werden müßte, als man es in Deutschland zu thun beabsichtigt."

Diese psychologische Wirkung mußte man in Deutschland voraussehen, und deshalb hätte es im nationalen Interesse Deutschlands gelegen, von vorn herein keinen hochschutzzöllnerischen Entwurf auszuarbeiten. Man hat nur bewirkt, daß in allen unseren Nachbarstaaten die protektionistischen Begierden, die dem Abschluß neuer rationeller Handelsverträge im Wege stehen, wachgerufen sind. Im deutschen Interesse lag es, für die Handelsfreiheit Propaganda zu machen. Auch wenn, was wir zuversichtlich hoffen, der neu ausgearbeitete Zolltarifentwurf niemals gesetzgeberische Kraft erlangen wird, so haben die agrarischen Protektionisten in der Reichsregierung, denen wir den Entwurf verdanken, doch schon allein dadurch die deutschen Arbeitsinteressen geschädigt, daß sie durch ihren unglücklichen Entwurf die protektionistischen Widersacher rationeller Handelsverträge im Auslande wachgerufen haben.

Die ebenso unpraktische wie sentimentale Auffassung, daß in den Kämpfen gegen das Agrarierthum die Bundesgenossenschaft mit der Sozialdemokratie zu vermeiden sei, hat bekanntlich bei der Stichwahl in Memel-Heydekrug noch einen für den Liberalismus höchst blamablen Sieg erfochten, aber die öffentliche Diskussion, die sich bei diesem Anlaß entwickelt hat, ist nicht ohne klärende Folgen geblieben. Auch die „Weser-Ztg.", der man gewiß keine grundsätzliche Hinneigung zur Sozialdemokratie nachsagen kann, stellt sich in einem Leitartikel ihrer Nummer vom 11. August rund und nett auf den Standpunkt, den der Herausgeber der „Nation" in seinem offenen Brief anläßlich der Memeler Stichwahl eingenommen hat. „Unsere Gegner", so schließt die „Weser-Ztg." ihre Ausführungen, „wünschen lebhaft, daß wir die Scheu vor der Berührung mit den Sozialdemokraten beibehalten. Im Kriege soll man aber das Gegentheil dessen thun, was der Gegner wünscht."

Graf Waldersee, der bei dem Abzuge nach China mit seinen Reden so schlechte Erfahrungen gemacht hat, scheint in oratorischer Beziehung in China nichts gelernt zu haben. Er hat eine Reihe von Ansprachen in die Welt gehen lassen, denen die politische Absicht so deutlich anzumerken war, daß viele Leute verstimmt wurden. Diese Verstimmung ist auch in Organen, denen man intime Beziehungen zur Reichsregierung nachsagt, recht deutlich zum Ausdruck gelangt. Von politisirenden Generälen ist Deutsch-

land im Allgemeinen ziemlich verschont geblieben; eine Neigung, diese Einrichtung lateinischer Völker auf Deutschland zu übertragen, ist auch augenscheinlich in weiteren Kreisen nicht vorhanden. Außerdem haben wir in Deutschland bereits so viele chinesische Einrichtungen, daß die seitens des Grafen Waldersee in China gesammelten Erfahrungen in unserer Politik nicht noch besonders verwerthet zu werden brauchen.

Der Krieg in Südafrika hat seit einiger Zeit für die Engländer einen höchst bedenklichen Charakter gewonnen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Aufstand der Kapholländer im Wachsen ist. Wie uns aus einer zuverlässigen Quelle auf Grund direkter Nachrichten aus Südafrika mitgetheilt wird, haben sich bereits mindestens zehntausend Kapburen ihren Stammesbrüdern in den Burenrepubliken angeschlossen. Nur so ist es auch zu verstehen, daß Kritzinger sich so lange im Kaplande selbst zu halten vermag. Je grausamer der Krieg geführt wird, um so mehr Zuzug erhalten die Buren aus dem Kapland. Es ist die alte Erfahrung von der propagandistischen Kraft des Märtyrerbluts.

* * *

Entwicklungstendenzen der deutschen Volkswirthschaft.

In der seit einiger Zeit so lebhaft geführten Diskussion über die Frage, wie die Entwicklung Deutschlands zu einem Industriestaate zu beurtheilen sei, hat vor kurzem ein Ausländer das Wort ergriffen, ein Ausländer, der die deutsche Volkswirthschaft so genau kennt wie wenige Deutsche, der für „die künftige Größe und Geltung des deutschen Namens" mit Begeisterung eintritt, und dem „die innere Kulturentfaltung und äußere Machtstellung des Deutschen Reichs" kaum weniger am Herzen liegen als das Wohl seines eigenen Vaterlandes: Professor Heinrich Rauchberg in Prag. Die Schrift, in welcher er die Frage erörtert, ist eine streng wissenschaftliche Arbeit und nichts weniger als eine Gelegenheitsschrift; trotzdem hat die Veröffentlichung derselben gerade jetzt, wo man sich anschickt, durch eine reaktionäre Handelspolitik den wirthschaftlichen Fortschritt Deutschlands aufs schwerste zu gefährden, eine ganz besondere Bedeutung. Rauchberg's Urtheil verdient um so größere Beachtung, als er den politischen Kämpfen Deutschlands unparteiisch gegenübersteht und sich in seinen Ausführungen auf Materialien stützt, die mit der denkbar größten Objektivität gesammelt worden sind. Seine Skizze der „Entwicklungstendenzen der deutschen Volkswirthschaft" beruht auf einem eingehenden Studium der Ergebnisse der Berufs- und Gewerbezählungen im Deutschen Reiche. Der Aufsatz über diese Entwicklungstendenzen bildet den Schluß einer Reihe inhaltreicher und feinsinniger Abhandlungen, welche er zuerst in Braun's „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik" veröffentlicht und dann vor kurzem unter dem Titel „Die Berufs- und Gewerbezählung im Deutschen Reich"*) in Buchform herausgegeben hat.

Das Studium dieses vortrefflichen Werkes, in welchem die Früchte der sonst kaum übersehbaren mühseligen Arbeit der statistischen Aemter Deutschlands weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden, ist allen Wirthschaftspolitikern angelegentlich zu empfehlen. In dem Buche werden durchweg zuerst die grundlegenden Zahlen mitgetheilt; dann wird untersucht, was sich daraus für die Erkenntniß der gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse ergibt, und welche allgemeinen Einsichten sich daraus ableiten lassen.

*) Carl Heymann's Verlag. Berlin 1901.

Rauchberg sagt selbst in der Einleitung, er habe sich bemüht, die Ergebnisse nicht nur in ihrem inneren Zusammenhang, und zwar unter Vermeidung ausgedehnter Tabellen, möglichst übersichtlich und vollständig darzustellen, sondern sie auch in ihren sonstigen Beziehungen soweit zu verfolgen, bis sie in die theoretischen Lehrmeinungen oder praktischen Zeitfragen einmünden, für welche sie von Belang sind. Die Fülle von Einblicken und Anregungen, die sich auf diese Weise ergeben, ist erstaunlich. Die Statistik allein kann natürlich die praktischen Probleme der Wirthschaftspolitik nicht entscheiden; aber die Entscheidung über das, was sein soll, wird meistens durch eine von der Statistik vermittelte Erkenntniß dessen, was gewesen ist, und was ist, wesentlich gefördert.

Da ist es nun erfreulich, festzustellen, daß ein so gründlicher und scharfsinniger Beobachter wie Rauchberg sich veranlaßt sieht, der seit Adolf Wagner's bekanntem Mahnrufe in gewissen Kreisen Mode gewordenen pessimistischen Beurtheilung der wirthschaftlichen Entwicklung Deutschlands nachdrücklich entgegenzutreten. Er sieht in dieser Entwicklung „im großen und ganzen einen gewaltigen Fortschritt in volkswirthschaftlicher, sozialer und nationaler Hinsicht" (S. 409). Seine Bekämpfung jener Pessimisten soll hier kurz wiedergegeben werden.

Rauchberg weist zunächst die Vorstellung ab, als hätte Deutschland in Folge seiner industriellen Entwicklung irgend etwas von seinen landwirthschaftlichen Errungenschaften verloren.

„Die agrarischen Grundlagen der deutschen Volkswirthschaft sind nicht nur ungeschmälert erhalten geblieben, sondern es hat sich . . . . die Betriebsintensität wesentlich erhöht: Kulturflächen, Ernteerträge, Viehbestände sind erheblich gewachsen, und die Umbildung der Betriebsformen ist diesem Fortschritt durchaus förderlich gewesen." (S. 410).

Wenn trotzdem in Deutschland eine nicht unbeträchtliche Getreideeinfuhr erforderlich ist, so erklärt sich dies nach Rauchberg aus der raschen Steigerung des inländischen Konsums. Rauchberg glaubt indessen, daß die Quote der Einfuhrmengen entschieden überschätzt worden sei; die Abhängigkeit Deutschlands vom Auslande bezüglich der Versorgung mit Nahrungsmitteln sei keineswegs drückend oder gefährlich. Was zunächst die Drohung mit der Kriegsgefahr anlange, so sei schon nach der geographischen Lage des deutschen Reichs nicht anzunehmen, daß es in einen Krieg verwickelt werden könnte, der seine Grenzen nach allen Seiten hin absperrte; außerdem könnte die mangelnde Einfuhr am industriellen und Futterverbrauch eingebracht werden, zumal bei der kurzen Dauer moderner Kriege. Ebensowenig drohe, daß der Export aus den Nahrungsländern in Folge ihrer eigenen Volkszunahme versiege, oder daß sie in Folge der Entwicklung ihrer eigenen Industrie sich weigerten, deutsche Industrieprodukte weiterhin aufzunehmen; die voraussichtliche Entwicklung in den hauptsächlichen Getreideexportländern werde eher die entgegengesetzte sein.

Den Pessimisten, welche in der Zunahme der Einfuhr Deutschlands, namentlich an land- und forstwirthschaftlichen Produkten, ein bedenkliches Zeichen sehen, ruft Rauchberg zu (S. 412):

„Was um Himmels willen soll denn ein industrieller Großstaat einführen, wenn nicht ganz überwiegend Nahrungsmittel oder Rohstoffe für industrielle Zwecke? Und es ist nur selbstverständlich, wenn ein erheblicher Theil davon landwirthschaftlichen Ursprungs ist und auch in der gemäßigten Zone produzirt werden könnte. Wer eine derartige Einfuhr vermieden wissen will, muß überhaupt gegen die Erweiterung des Außenhandels, gegen den Eintritt des deutschen Reichs in die große Produktionstheilung der Weltwirthschaft, gegen die Vermehrung der Bevölkerung über die durch die eigene landwirthschaftliche Produktion gezogene Grenze hinaus sein. Aber dann auch gegen die Großmachtstellung, welche heutzutage nur noch die Weltmacht, nicht mehr der Territorialstaat zu behaupten vermag. Aber das ann doch nicht wirklich die Meinung sein."

Rauchberg geht dann auf die Bedenken ein, welche an die „passive Handelsbilanz" des deutschen Reichs anknüpfen. Es gehört zwar, wie er ausführt, heutzutage zu

den allgemein anerkannten Wahrheiten, daß es nicht auf die Handelsbilanz, sondern auf die Zahlungsbilanz ankommt, und daß die passive Handelsbilanz häufig gewissermaßen eine Folgeerscheinung der aktiven Zahlungsbilanz ist, da die Schuldnerstaaten hauptsächlich mit Waaren zahlen. Wenn aber die Männer der Wissenschaft hierüber nicht mehr streiten, so fehlt doch noch viel daran, daß die Erkenntniß des Wesens der Handelsbilanz ein Gemeingut aller derjenigen sei, welche als Regierungsvertreter, Parlamentarier oder Publizisten einen Einfluß auf die praktische Gestaltung der Handelspolitik ausüben. Rauchberg weist daher mit Recht noch einmal kurz auf die Hauptpunkte des Problems hin (S. 412 f.):

„Die passive Handelsbilanz ist . . . . ein gemeinsames Merkmal aller Großstaaten von überlegener wirthschaftlicher Kultur. Vermöge der höheren Produktivität ihrer Arbeit und ihrer überragenden Kaufkraft vermögen sie sich die Produkte anderer Länder eben in reichlicherem Maße zu verschaffen. Ballod meint freilich, nicht auf die gesammte Handels- oder Zahlungsbilanz komme es an, sondern auf die Spezialbilanz den Nahrungsstaaten gegenüber. Diese stehe schon jetzt entschieden ungünstig. Sie werde sich noch weiterhin verschlechtern und damit auch den Bezug der in jenen Ländern produzirten Nahrungsmittel und Rohstoffe in Frage stellen, sobald sich ihre Industrie kräftige, und sie ihre Schulden abzustoßen begännen. Ich vermag diese Einschränkung nicht zu begreifen. Denn selbst angenommen, die von Ballod prophezeite Entwicklung träte wirklich ein, wofür aber durchaus keine Anhaltspunkte vorliegen, so findet doch auch im internationalen Zahlungsverkehr eine Art Abrechnung oder Clearing statt, wodurch die Schulden an die eine Staatengruppe mit Forderungen an eine andere beglichen werden, wenn die direkten Gegenforderungen dazu etwa nicht ausreichen. Schließlich ist also doch der Stand der gesammten Zahlungsbilanz das Entscheidende. Und warum dieser sich verschlechtern sollte, ist nicht abzusehen. Die im Auslande angelegten deutschen Kapitalien und die daraus fließenden Erträge, sowie die Rhedereigewinne sind vielmehr in rascher Zunahme begriffen, und wenn auch die Einfuhr sich weit rascher entwickelt hat als die Ausfuhr, so wächst doch auch diese letztere in rascher Progression an."

Sehr nüchtern und sachlich beurtheilt Rauchberg auch die Möglichkeit einer Verlangsamung oder eines Stockens der industriellen Entwicklung Deutschlands. Er ist in der That, wie er es ausdrückt, kein „blinder Optimist." Wenn er aber die Gefahren einer überstürzten industriellen Entwicklung keineswegs verkennt, so betont er doch mit Recht, daß dieselben nicht darin liegen, daß die Entwicklung eine industrielle, sondern darin, daß sie überstürzt sei; Absatzkrisen und damit auch Rückschläge der industriellen Entwicklung drohten namentlich, wenn die Produktion sich auf eine möglichst intensive Ausnutzung von Konjunkturen zuspitzte und dadurch leichtlich die Fühlung mit dem regelmäßigen Bedarfe verlöre; wenn Absatzkrisen in letzter Zeit seltener geworden seien als zu Beginn der großindustriellen Entwicklung, so deute das darauf hin, daß die industrielle Organisation gewisse Fortschritte gemacht habe, sei es hinsichtlich der Regelung der Produktion oder des Absatzes. „Aber wegen der Möglichkeit von Rückschlägen wird man doch nicht die Fortbildung selbst verwerfen." (S. 414). Rauchberg denkt nicht nur an vorübergehende Rückschläge, sondern faßt auch die Möglichkeit eines länger dauernden Stillstandes der Industrialisirung Deutschlands ins Auge. Auch dieser Eventualität vermag er gute Seiten abzugewinnen. Er schreibt (S. 414):

„Hat die Industrie die Landwirthschaft bisher gewaltig überflügelt und ihr den Nachwuchs abgefangen, so würde der Rückschlag oder auch nur das Stocken der industriellen Entfaltung zahlreichere Arbeitskräfte für die Landwirthschaft frei machen und so eine intensivere agrarische Entwicklung ermöglichen, für welche die durch die Industrie geschaffene Volksverdichtung die Voraussetzungen geschaffen hat. Denn die industrielle Entwicklung ist die Ursache, die landwirthschaftliche Entwicklung die Folge höherer Kultur. Ein derartiger Umschwung würde gewiß viele hart treffen; die deutsche Volkswirthschaft im Ganzen möchte dadurch vielleicht an innerer Harmonie gewinnen. Vorausgesetzt, daß die reichlichere Durchsetzung der Landwirthschaft mit Arbeitskräften von der höheren industriellen Lohnstufe aus erfolge, und nicht etwa den zur Landwirthschaft zurückströmenden Arbeitskräften jene alten Lohn- und Arbeitsbedingungen aufgezwungen werden, denen sie durch den Uebertritt zur Industrie entfliehen wollten."

Angesichts der „Möglichkeit einer Rückstauung des Zuflusses zur Industrie oder sogar einer Rückströmung zur Landwirthschaft" bezeichnet es Rauchberg als besonders erfreulich, daß viele, wie die Nebenerwerbs- und Grundbesitzstatistik erkennen ließe, erst mit dem einen Fuße in der Industrie, mit dem anderen aber noch in der Landwirthschaft ständen; sie könnten nun auch das zweite Bein dahin ziehen, wo die Stellung die gesichertere sei.

Die Frage, ob die Industrialisirung Deutschlands im Interesse der sozialen Reform und der wirthschaftlichen Hebung der Arbeiterklasse liege, berührt Rauchberg nur kurz. Auch hier kommt er zu einem günstigen Resultat: „Die durch den organisatorischen und technischen Fortschritt getragene Industrieentfaltung des deutschen Reichs ist . . . . nicht etwa als ein Hemmniß, sondern vielmehr als die Voraussetzung der sozialen Reform anzusehen". (S. 416.) Ein Theil der Begründung dieses Satzes scheint mir allerdings anfechtbar zu sein. Rauchberg behauptet nämlich, daß die industrielle Entfaltung des deutschen Reichs in erster Linie nicht dem Export, sondern dem inneren Verbrauch galt, der sich noch erheblich rascher entwickelt habe als die Ausfuhr; die relative Bedeutung des Exports für die deutsche Industrie falle; mit einer geringeren Quote ihrer Gesammtproduktion als früher konkurrire sie im Auslande mit fremden Industrieprodukten. Ich glaube nicht, daß diese Behauptungen als erwiesen gelten können; unsere mangelhafte Produktionsstatistik erlaubt noch kein abschließendes Urtheil hierüber. Trotz dieses Vorbehalts kann man der bejahenden Beantwortung der ungemein verwickelten Frage, ob die Sozialreform durch die Industrialisirung gefördert werde, beistimmen.

Besondere Bedeutung mißt Rauchberg dem Probleme der Bedrohung der Wehrkraft Deutschlands durch die Industrie bei. Bekanntlich fordert man besondere Schutzmaßregeln zu Gunsten der deutschen Landwirthschaft zur Erhaltung der physischen Tüchtigkeit und der Wehrmacht des deutschen Volkes gegenüber den verderblichen Einflüssen der Industrie und der städtischen Lebensweise. Rauchberg ist zu der Ansicht gelangt, daß die Ueberlegenheit der ländlichen Bevölkerung „nicht besiegelt" ist, und daß die Frage ihrer größeren körperlichen Tüchtigkeit nach reiflicher Prüfung der Argumente noch immer als eine offene bezeichnet werden muß. Aus zwei Gründen erscheint die Landwirthschaft im Vortheil. Erstens verbleibt die landwirthschaftliche Bevölkerung in den Lebensverhältnissen, als deren Produkt sie anzusehen ist; ihr sind die Gefahren einer beruflichen „Akklimatisation" erspart. Als einen „Akklimatisationsprozeß" bezeichnet Rauchberg den Uebergang breiter Volksmassen von der Landwirthschaft zur Industrie, aus ländlichen in städtische Lebensverhältnisse. Zweitens gibt es „wohl kaum einen Beruf, welcher der körperlichen Entwicklung so förderlich wäre, wie die Landwirthschaft mit ihren periodisch wechselnden Beschäftigungen, die doch zumeist in der freien Natur sich abspielen" (S. 417). Leider bleibt aber nach Rauchberg die thatsächliche Entfaltung und Tüchtigkeit der ländlichen Bevölkerung hinter den natürlichen Entwicklungsmöglichkeiten zurück. Außerdem wird die von vornherein ungünstigere Stellung der Städte und der Industrie bis zu einem gewissen Grade durch ihre bessere wirthschaftliche und soziale Lage ausgeglichen. Ein planvolles und energisches Fortschreiten auf dem Wege der Sozialreform scheint Rauchberg das beste Mittel zur Hebung der physischen Leistungsfähigkeit der industriellen und städtischen Bevölkerung und zur Stärkung der Wehrkraft Deutschlands zu sein. Er bezeichnet es als das große Ziel unserer gesammten positiven Sozialpolitik, „die moderne technische Entfaltung und Betriebsorganisation zu vereinbaren mit den Bedingungen höchstmöglicher physischer, sittlicher und allgemein kultureller Entwicklung" (S. 418). Eine der wichtigsten Aufgaben ist die Förderung des „Akklimatisationsprozesses" der in die Industrie und die Stadt neu eintretenden Elemente. Endlich verweist Rauchberg noch auf „die triviale Thatsache", daß die zahlreichere und dichtere

Bevölkerung auch mehr Soldaten stellt, und daß die durch die industrielle Entfaltung geförderte Volkswirthschaft die reichlicheren Mittel hierfür aufbringt. Ohne die Entwicklung der deutschen Industrie wäre aber die starke Vermehrung der Bevölkerung Deutschlands unmöglich gewesen. „Man denke sich den einzig und allein durch die Industrie ermöglichten Volkszuwachs hinweg, und es wird sofort klar, welche Bedeutung der industrielle Aufschwung des Deutschen Reichs für seine Volkskraft und Wehrmacht hat" (S. 419).

Wahrhaft klassisch in seiner Einfachheit, Klarheit und Gedankentiefe ist der Schluß des Rauchberg'schen Buches, in dem er die Größe der Aufgaben schildert, die sich aus der wirthschaftlichen Umgestaltung Deutschlands ergeben. „Nun gilt es, in neuen Wirthschaftsformen sich zurechtzufinden, sie mit sittlichem Gehalt zu erfüllen, eine neue Kultur zu gewinnen, damit das Leben trotz der glänzenden Leistungen der Technik und des Aufschwungs der Produktion nicht innerlich verarme."

Paul Arndt.

Francesco Crispi.

In Italien muß sich jeder Staatsmann, der ins Reich der Schatten eingeht, mit Cavour vergleichen lassen. Ein gefährlicher Vergleich. Denn Cavour gehört zu den ganz Großen. Er ist der größte Italiener des neunzehnten Jahrhunderts, der sich als Staatsmann neben Bismarck zu behaupten vermag, obgleich er diesem weder an Charakter noch an politischen Grundsätzen ähnlich war. Crispi ahmte mehr Bismarck als Cavour nach und — blieb hinter beiden weit zurück.

Deutsche, auch liberale Deutsche, werden geneigt sein, den temperamentvollen Sizilianer, den Genossen der Tausend, die den Thron des Rè Bomba zerschmetterten, den Förderer des Dreibundes, den Freund Deutschlands, auch als Staatsmann hochzuschätzen, aber wenn man sich durch ein kaum geschlossenes Grab nicht abhalten lassen will, gerecht zu urtheilen, so muß man Crispi doch mit größerem Recht den Politikern als den eigentlichen Staatsmännern zuzählen. Er besaß ein lebhaftes Temperament, selbst Feuer, und ein hochentwickeltes Selbstbewußtsein. Das sieht leicht wie echte Kraft aus, aber Crispi war mehr heftig als stark, und so hatte auch seine Politik mehr den Schein als das Wesen kraftvoller Energie. Il songe moins à l'avenir qu'au jour présent et à l'effet du moment — hat einst Anatole Leroy-Beaulieu von ihm gesagt. Italien sollte stark erscheinen im Rathe der anderen Völker. Diesem Schein zu Liebe erschöpfte Crispi die Hülfsquellen des Landes. Auch Cavour war bereit, Italiens Kräfte bis zum Aeußersten anzuspannen, aber nur für das höchste, für die Einigung Italiens. Für Erythraea hätte der besonnene piemontesische Land- und Volkswirth keinen Soldo über gehabt.

Crispi's griechisch-sizilianische Phantasie spottete überhaupt der nüchternen Grundsätze geregelter Volkswirthschaft. Ein merkwürdiges Gemisch von Tugenden und Fehlern, dieser aus Verfolgung und Noth, aus häuslichem Unglück und Nahrungssorgen, aus politischen und finanziellen Strudeln sich immer wieder emporringende Schwimmer; eine Mischung von Verwegenheit und Einsicht, von Unerfahrenheit und Leidenschaft, wie sie so mancher Italiener aufweist, der bei der Regeneration Italiens eine bedeutsame Rolle gespielt hat.

Daß ein solcher Mann, dessen Liberalismus mit den gewaltthätigen Neigungen eines Jakobiners stark durchsetzt war, zahllose Feinde haben mußte, liegt auf der Hand. Sie haben ihm nichts geschenkt. Sie beschuldigten ihn der Großmannssucht, sie deckten die schmerzhaften Wunden seines privaten Lebens auf und sie triumphirten über seinen Sturz.

Im Jahre 1893 schrieb Mathilde Serao, die nicht zu seinen erbitterten Gegnern gehörte: „Francesco Crispi war für die Italiener eine große Illusion, von der sie geheilt sind. Nur schade, daß er selbst von dieser Illusion noch nicht geheilt ist."

Die Dichterin war eine schlechte Prophetin, denn noch vor Ablauf des Jahres 1893 war der vierundsiebzigjährige Crispi aufs Neue Ministerpräsident, und seine politische Herrschaft brach erst auf dem Schlachtfelde von Adua zusammen. Der Rest dieses unermüdlichen Lebens war häusliche Misere, persönliche Demüthigung und körperliches Leiden.

Als geschichtliche Persönlichkeit wird er bei näherer Prüfung schwerlich gewinnen. Das Metall dieses öffentlichen Charakters war nicht ganz echt. Hinter dem naiven Helden Garibaldi und hinter dem großartigen Staatsmann Cavour bleibt er gleich weit zurück. Der Haß des Tages hat ihm mehr Größe gegeben, als eine unparteiische Geschichtschreibung aufrecht erhalten wird. Cavour steht heute größer da, als im Jahre 1861, da ihn das trauernde Italien unter dem aufrichtigen Schmerze der ganzen liberalen Welt ins Grab senkte. Welche Dimensionen wird das historische Bild Crispi's in vierzig Jahren aufweisen?! wenn auf das Urtheil des Tages längst das Dante'sche Wort Anwendung gefunden hat:

Non è 'l mondan' rumore altro ch' un fissio di vento.

Theodor Barth.

Hausagrarier.

Auf den Verbandstagen des Centralverbandes der städtischen Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands spielt die Baugenossenschaftsfrage seit einigen Jahren eine gewisse Rolle. Große Kreise der Haus- und Grundbesitzer machen aus dem Vermiethen der Wohnungen ein Gewerbe und die Haus- und Grundbesitzervereine sind zum Theil ängstlich bemüht, dies Gewerbe zu schützen gegen selbständige Regungen der Miether. Das Anwachsen der Baugenossenschaften hat zu einer großen Beunruhigung der Haus- und Grundbesitzervereine geführt.

Eine Petition, die an das preußische Abgeordnetenhaus gerichtet war, in der die Baugenossenschaften als eine soziale Gefahr bezeichnet wurden und man Beschränkungen forderte, hatte keinen Erfolg. Im Plenum des Abgeordnetenhauses kam sie gar nicht zur Verhandlung und im Plenum des Herrenhauses erging es ihr recht schlecht.

Die Agitation der Haus- und Grundbesitzervereine gegen die Baugenossenschaften ist auf denselben Ton gestimmt, wie die Agitation der Kleinhändler gegen die Konsumvereine. Zum Theil übertrifft man diese sogar in Angriffen.

Wer Gelegenheit hat in Stadt und Land Umschau zu halten, Kenntniß zu nehmen von den Wohnungsverhältnissen, staunt über den engherzigen Standpunkt, der in den Kreisen der Haus- und Grundbesitzervereine vertreten wird. Es wird jede „Wohnungsfrage" geleugnet, es wird bestritten, daß ein Wohnungselend vorhanden ist — Wohnungsnoth existire nur in den Köpfen der Miether, engelsgleich walteten die Hausbesitzer, sie seien nur beseelt, das Beste der Miether wahrzunehmen. Ins Reich der Fabel gehörten solche Hausbesitzer, die die Miether fortwährend mit Steigerungen quälten, die kinderreiche Familien nicht aufnähmen. Es sei durch nichts zu rechtfertigen, daß die Miether sich auch einmal auf ihr Recht besinnen und gar zur Gründung von Baugenossenschaften schreiten.

Merkwürdig: Die Zahl der reichen Leute, die im eigenen Hause wohnen, ist doch nicht klein, wir haben noch nicht gehört, daß die Haus- und Grundbesitzervereine den

reichen Leuten zum Vorwurf gemacht haben, daß sie dank ihres Reichthums sich in der Lage befinden, im eigenen Hause zu wohnen — aber die Kleinen, die sich erdreisten mit Hilfe der Baugenossenschaften zum eigenen Hause zu gelangen, oder zur billigeren Wohnung, die werden jetzt ernstlich zur Ruhe verwiesen.

Reich ist das Material über die Wohnungsfrage, Enqueten über Enqueten sind veranstaltet, die sorgfältigsten Untersuchungen sind angestellt. Die Herren in den Haus- und Grundbesitzervereinen machen es sich bequem, sie suchen nicht jene Resultate zu widerlegen, sie beschäftigen sich überhaupt nicht mit dem, was die Wissenschaft erforscht hat.

Aus den Zeitungen werden die Leser den Verlauf der Verhandlungen des Verbandstages der Städtischen Haus- und Grundbesitzervereine in Hannover gelesen haben, man gelangte mit Bezug auf die Baugenossenschaften, indem man die Schrift von Grävell über die Baugenossenschaftsfrage zur möglichsten Verbreitung empfahl, zu folgender Entschließung:

1. Die Baugenossenschaften müssen aufhören Häuser selbst zu bauen, vielmehr müssen sie das der Privatinitiative überlassen und sich damit begnügen, dieser billige Baumittel zur Verfügung zu stellen. 2. Die Baugenossenschaften dürfen sich nicht an die Arbeiter- und Beamtenkreise wenden, sondern sie müssen ihre Mitwirkung dem gewerblichen Mittelstand anbieten, der ein Interesse daran hat, ansässig zu werden, und der hierbei nicht nur für sich, sondern gleichzeitig für Arbeiter und Beamte Wohnungen schafft. 3. Die Baugenossenschaften müssen hinwirken einerseits auf eine Beseitigung der ungesunden Bauspekulation, insbesondere der Terraingesellschaften, auf Schaffung kommunaler Hypotheken-Kredit-Institute auf provinzieller Grundlage und auf Abänderung der baugesetzlichen Bestimmungen zu Gunsten einer Wiederbelebung des bürgerlichen Wohnhausbaues.

Referent war Architekt Richard Leisel aus Elberfeld; er referirte über die Baugenossenschaften und die Hausbesitzer. Dem Vortrag lag zu Grunde das schriftlich erstattete Referat eines Schriftstellers Grävell über die Baugenossenschaftsfrage, dessen Buch, wie eben bemerkt, verbreitet werden soll — wohl der einzige Weg, es weiter bekannt zu machen. Es ist ein dickes Werk, das Grävell in unglaublich kurzer Zeit produzirt hat. Einige Proben aus dem Werk werden zeigen, auf welch' originellem Standpunkt Grävell steht.

Da heißt es S. 19, um den Nachweis zu führen, daß die Wohnungsfrage keine soziale Frage sei:

„Die soziale Stellung eines Menschen ist diejenige, die er außerhalb der Familie zu den anderen Staatsbürgern einnimmt. Die Familie bildet aber die Grundlage des Staates und der Verfassung. . . . . . Mit dieser hat aber die Sozialpolitik nichts gemein. . . . . Diese Feststellung ist sehr wichtig, denn da die Wohnung in erster Linie der Aufenthaltsort der Familie ist, untersteht sie als solcher auch demselben Recht und derselben Gesetzgebung, wie die Familie selbst.“

Also die Wohnungsfrage ist keine soziale Frage.

S. 31 heißt es:

„Was aber die sittlichen Gefahren des dichten Zusammenlebens anlangt, so muß gesagt werden, daß diese Gefahr sich thatsächlich mit der zunehmenden Dichtigkeit verringert. Der Anreiz zu sittlichen Verirrungen vermindert sich mit der Gewöhnung an den Umgang mit dem anderen Geschlecht.“

S. 53:

„Eben daraus muß man aber auch erkennen, daß die Wohnung nicht eine Forderung der Kultur sein darf, sondern daß sie ein Produkt der Kultur ist und sein muß, wenn anders sie nicht zum geistlosen Möbelmagazin, zur Trödelhalle werden und den Wohnungsinhaber wirthschaftlich bedrücken soll.“

S. 58 lesen wir:

„Die Wohnung ist auch durchaus nicht Lebensbedingung der Familie, denn schon die Hirten- und Jägervölker kannten ein Familienleben.“

Weiter heißt es S. 103:

„Das eitrige, immer weiter fressende Geschwür des Sozialismus am Körper der Baugenossenschaft muß aufgestochen werden. Diese nicht leichte Operation habe ich gewagt, ob sie gelingen wird, weiß ich nicht, jedenfalls liegt mir nichts ferner als Antipathie gegen die Baugenossenschaften, die ich im Gegentheil für eine durchaus berechtigte und segensreich wirkende Institution ansehe.“

S. 104 wird von Schulze-Delitzsch behauptet, daß er „im Verfolg der Liedke'schen Schrift ‚Die Selbsthilfe‘ die Rohstoffgenossenschaft der Tischler in Delitzsch begründete“. — Endlich ist also das wahre Verdienst Schulze-Delitzsch's durch Grävell gefunden.

Auf derselben Seite heißt es: „Im Großen und Ganzen sind aber die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften ebenso Kapitalgemeinschaften wie die Aktiengesellschaften.“

S. 105 belehrt uns Grävell, daß das Genossenschaftsgesetz „in den Jahren 1876, 1878 und 1881 durch von Schulze-Delitzsch, Ackermann und v. Mirbach angeregte Novellen abgeändert bezw. ergänzt wurde“. — Merkwürdig, daß von diesen Novellen und Gesetzen bisher noch niemand etwas erfahren hat.

Der Schwerpunkt der Genossenschaften, so heißt es S. 105, liegt in der Ansammlung der Kapitalien — „es ist also in erster Linie ein rein kapitalistisches Ziel, welches die Genossenschaft verfolgt, denn sie erstrebt die bestmöglichste Ausnutzung und Verzinsung der eingelegten Kapitalien“.

S. 107 findet sich folgende tiefe Weisheit:

„Die Entwöhnung von der Arbeit gebärt aber das Verlangen nach Genuß, die Ansprüche steigen und die allgemeine wirthschaftliche Tendenz geht dahin: es soll alles besser aber billiger geliefert werden. Das ist heute die Devise unseres Handels; es ist auch die Devise der Baugenossenschaften und Konsumvereine.“

Von der Baugenossenschaft heißt es S. 119:

„Es ist nur eine neue Art der Spekulation, die der gesammte Salon-, Kanzel- und Kathedersozialismus aufgegriffen hat, um seine eigenen Bestrebungen damit zu decken.“

Kennzeichnend sind auch die Ausführungen S. 125 ff., wo es heißt, daß ein allgemeiner Wohnungsmangel dauernd fast nirgends stattgefunden hat, daß er höchstens temporär auftritt und alsbald beseitigt wird, auch ein zeitweiser Wohnungsmangel nur höchst selten vorkomme. In manchen Orten handele es sich übrigens weniger „um einen eigentlichen Wohnungsmangel, als um eine gewisse Knappheit“; und S. 137 wird dargelegt: „aber nicht nur vom wirthschaftlichen, auch vom kulturellen Standpunkt aus ist es kein Segen, wenn kleine Wohnungen im Ueberfluß da sind.“ — Und weiter S. 139: „Kurz, man mag die Sache drehen und wenden wie man will, einen Vortheil hat der Arbeiter vom genossenschaftlichen Wohnungsbau nicht“.

S. 151 wird behauptet: „Das Vorgehen der Hausbesitzer richtet sich nicht gegen das von den Baugenossenschaften „Geschaffene“, sondern gegen deren „Aufgaben“.

Gewiß ist auch Folgendes noch nicht allgemein bekannt:

„Und da der Hausbesitzer sein Haus jedem offen hält, der das bedungene Entgelt für die Benützung zahlen will, so ist thatsächlich der Privathausbesitz eine gemeinnützige Einrichtung, nicht minder gemeinnützig, als ein städtisches Wasserwerk oder eine Gasanstalt.“

Der Verfasser wollte nämlich beweisen, daß die Baugenossenschaften durchaus nicht gemeinnütziger Natur sind.

Die Wiedergabe dieser Stellen aus dem Buch wird zur Kritik genügen. Der Referent auf dem Verbandstage sagte: „Die Grävell'sche Schrift ist die erste, welche das Baugenossenschaftswesen in seinem ganzen Bestande erörtert und die Baugenossenschaftsfrage in der Litteratur aufrollt.“ Wir glauben, der Referent befindet sich stark im Irrthum. Jedenfalls ist es gut, daß Grävell selbst hervorhebt als den Zweck seiner Schrift, daß sie „das gesammte Material in der Baugenossenschaftsfrage klar und übersichtlich geordnet enthalte und — ohne tendenziös zu sein — allen auf Thatsachen beruhenden Beschwerden des städtischen Haus- und Grundbesitzes über die ihn schädigende Ausübung des Baugenossenschaftswesens und dessen Unterstützung aus öffentlichen Mitteln Ausdruck gebe.“

Sehr tiefsinnig ist es auch, wenn der Verfasser alles ausscheidet, was die „bestehenden“ Wohnungen angeht, „denn was thatsächlich vorhanden ist, ist nicht mehr fraglich, kann nicht mehr Gegenstand einer Frage sein!“

Das interessanteste an der ganzen Sache ist, daß Grävell und seine Nachbeter in Deutschland die Baugenossenschaften unterdrückt sehen möchten und dafür empfehlen das System der Building societies, die sich bekanntlich von den deutschen Baugenossenschaften wesentlich dadurch unterscheiden, daß sie unter gewissen Grundsätzen nur das Geld zum Hausbau geben.

Es klingt fast unglaublich, daß die Grävell'schen Ausführungen auf dem Verbandstage der deutschen Haus- und Grundbesitzervereine ohne Widerspruch geblieben sind, daß kein Vertreter der in Hannover versammelten Haus- und Grundbesitzervereine für die Baugenossenschaften eingetreten sein soll.

Das größte Aergerniß in der Baugenossenschaftsfrage bereiten den Haus- und Grundbesitzern die Kapitalien, die den Baugenossenschaften von den Versicherungsanstalten zufließen; sie scheinen thatsächlich bereits zu befürchten, daß die Privatbauthätigkeit bald ihr Ende erreichen wird. Da ist nun erst einmal folgendes klar zu stellen. Selbst wenn in den Städten sich nur noch Baugenossenschaften befinden, würde die „Privatbauthätigkeit“ nicht ihr Ende erreicht haben. Man darf nicht verwechseln das Gewerbe der Bauthätigkeit und das Gewerbe der Wohnungsvermiethung; selbst wenn kein einziger Hausbesitzer mehr vorhanden wäre, könnte das Baugewerbe sich noch in schönster Blüthe befinden; aber die Hausbesitzer können beruhigt sein, sie werden von den Baugenossenschaften nicht verdrängt. Von den eifrigsten Förderern des Baugenossenschaftswesens, abgesehen von den Kreisen der Bodenreformer, ist stets betont, daß die Baugenossenschaften neben den privaten Wohnungsvermiethern ihre Stelle einnehmen sollen. Die Baugenossenschaft wird ebensowenig wie irgend eine andere Genossenschaftsart zur Alleinherrschaft gelangen.

Und was nun die Kapitalbeschaffung anlagt, so steht zweifellos fest, daß die Baugenossenschaften mit Bezug auf die Kapitalbeschaffung wesentlich anders dastehen, als irgend eine der sonstigen vielen Genossenschaften. Bei der Baugenossenschaft handelt es sich um große Kapitalien, um Baugelder und Hypothekenkredit und andererseits um Mitglieder, die aus eigenen Mitteln diese Kapitalien aufzubringen nicht in der Lage sind, denn wären sie dazu im Stande, bedürften sie eben nicht der Baugenossenschaften. Es war daher von jeher eine der schwierigsten Fragen: die richtige Kreditquelle den Baugenossenschaften zu erschließen. Und daher wurde es allseitig freudig begrüßt, als die Versicherungsanstalten sich bereit zeigten, einen Theil ihrer Gelder in Hypotheken auf die Häuser der Baugenossenschaften auszuleihen. Ob hierin eine wirkliche Subvention zu sehen ist, bleibt eine durchaus offene Frage, es muß betont werden, daß die Versicherungsanstalt ihre eigenen Zwecke fördert, wenn sie für gute Wohnungen der Arbeiter sorgt. Andererseits ist aber auch gerade von eifrigen Freunden der Baugenossenschaften stets betont, wie verhängnißvoll es wäre, wenn den Baugenossenschaften die Heranziehung von Geldern zu leicht gemacht würde, daß auch eine Baugenossenschaft nur dort gegründet werden soll, wo ein Bedürfniß vorhanden ist und sich die geeigneten Leute zur Leitung finden. Nur freilich die Hausbesitzer können nicht als zuständig für die Prüfung des Bedürfnisses anerkannt werden. Es ist von Freunden der Baugenossenschaften oft genug darauf hingewiesen, daß die Versicherungsanstalten in erster Reihe ihr eigenes Interesse wahrzunehmen haben, daß sie für Versicherungszwecke begründet sind und daher nur im Rahmen der für derartige Anstalten geltenden Grundsätze Gelder ausleihen können. Die Leiter der Versicherungsanstalten aber scheinen uns Bürgschaft dafür zu bieten, daß die Anstalten sich in dem ihnen gesteckten Rahmen halten. Wenn nun die Haus- und Grundbesitzervereine aus der Kreditgewährung der Versicherungsanstalten an die Baugenossenschaften das Material zu Angriffen auf diese herholen, so zeigen sie damit am besten ihre schwache Position in dem Kampfe gegen die Baugenossenschaften.

Widerspruchsvoll durch und durch ist diese Agitation. Dieser Widerspruch konnte nicht deutlicher hervortreten, als in der Forderung:

„Die Baugenossenschaften müssen aufhören selbst Häuser zu bauen, sie sollen sich damit begnügen, die billigen Baumittel zur Verfügung zu stellen.“

Ja! Was ist denn den Hausbesitzern damit gedient?! Das heißt doch aus dem Regen in die Traufe kommen.

Und nun die weitere Forderung: Die Baugenossenschaft soll sich nicht an die Arbeiter und Beamtenkreise wenden, sondern ihre Mitwirkung dem gewerblichen Mittelstande anbieten. Die Haus- und Grundbesitzervereine machen eine Verbeugung vor dem Mittelstande; es ist doch unbegreiflich, wie man die Wohlthaten der Wohnungspolitik den Arbeitern entziehen und dem gewerblichen Mittelstande zuführen will!

Und dieselben Haus- und Grundbesitzer, die so energisch gegen die Baugenossenschaften, gegen die ihnen bereitete Konkurrenz vorgehen — was thun sie? sie gründen selbst Genossenschaften, sobald sie ihren Vortheil davon haben. Derselbe Verbandstag, der die Baugenossenschaften bekämpft, hat durchaus nichts gegen die Empfehlung an die Haus- und Grundbesitzer einzuwenden, Genossenschaften zu ihrem Vortheil zu begründen, mögen auch anderer Interessen davon benachtheiligt werden.

Das entspricht so recht heutigen wirthschaftspolitischen Anschauungen: Der Herr verschone mein Haus vor Feuer und stecke das des Nachbarn an.

C. Becker.

Emminghaus.

Am 22. August vollendet Dr. Arwed Emminghaus in Gotha, der Vorsitzende des Vorstandes der Lebensversicherungsbank für Deutschland, sein siebzigstes Lebensjahr. Seit vierzig Jahren kennen wir ihn als Kampfgenossen für alle die Bestrebungen, die in diesen Blättern gefördert werden. Er war ein eifriger Anhänger der Einigung Deutschlands in der Form, in der allein sie möglich war, nämlich unter preußischer Führung; er ist ein Förderer der freiheitlichen Ausgestaltung des Deutschen Reiches; er ist ein Vertreter der wirthschaftlichen Freiheit, der Freiheit der Arbeit und des Handels, die allein der politischen Freiheit eine sichere Grundlage gewähren können. Jederzeit ist er ein zuverlässiger Freund gewesen, und indem wir ihm zu seinem Ehrentage Glück wünschen, wünschen wir zugleich uns Glück, ihn so lange zum Bundesgenossen gehabt zu haben.

In seinen Lehrjahren hat sich Emminghaus mit der Landwirthschaft genau vertraut gemacht; er gehört zu den „Manchestermännern“, denen man gerechter Weise den Vorwurf nicht machen kann, daß sie von der Landwirthschaft nichts verstehen; in seinen Lehrjahren hat er sich mit den Sitten und Einrichtungen fremder Länder vertraut gemacht; er hat Jahre lang in der Schweiz gelebt, und wir verdanken ihm ein gründliches Werk über die volkswirthschaftlichen Zustände dieses Landes.

Seitdem seine Lehrjahre beendet waren, hat er in Deutschland in folgenden Stellungen gewirkt: seit 1861 in Bremen als Redakteur des damals dort erscheinenden Handelsblatts; seit 1866 als Professor an der polytechnischen Hochschule in Karlsruhe; seit 1873 in Gotha als vorsitzender Direktor der Lebensversicherungsbank. In allen drei Stellungen, als Journalist, als Lehrer, als praktischer Geschäftsmann, hat er seinen Platz vollkommen ausgefüllt. Namentlich in der letzten Stellung, die er nun beinahe ein Menschenalter bekleidet, hat er den alten Satz zu Ehren

gebracht, daß der wahre Theoretiker auch immer der beste Praktiker ist.

Das alte, durch den Namen seines Begründers Arnoldi ehrwürdige Institut hat unter seiner Leitung seinen Wirkungskreis erweitert, seine Organisation vervollkommnet und den Kreis seiner Aufgaben vervollständigt. Das nützliche Institut der Lebensversicherung versagte früher in dem Falle, daß ein Versicherter als Vertheidiger des Vaterlandes sein Leben verlor. Es wurde werthlos bei dem, der seiner am meisten bedurfte. Emminghaus faßte den Entschluß, die Segnungen der Lebensversicherung auch denen zu Gute kommen zu lassen, die ihr Leben an die Erfüllung ihrer höchsten vaterländischen Pflicht setzten. Und er führte diesen Entschluß durch, in manchen Kämpfen und Schwierigkeiten, aber mit Erfolg. Die Leiter der konkurrirenden Anstalten haben ihm gegenüber eine dreifache Haltung nach einander beobachtet. Als er sein Amt antrat, hofften sie schmunzelnd, der Buchgelehrte, dem die Praxis fehle, werde den Konkurrenten das Leben leicht machen; dann verklagten sie den kühnen Neuerer, dessen Reformen grundstürzend seien, und endlich thaten sie das Klügste, was sie thun konnten, sie ahmten sein Beispiel nach, so gut sie konnten.

Die Volkswirthschaft ist bekanntlich seit einigen Jahren eine ethische Wissenschaft, und Emminghaus wird daher angehalten werden können, sich auch als Ethiker zu legitimiren. Er hat das gethan schon Jahre lang, ehe das thörichte Wort erfunden wurde. Er hat insbesondere die deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger in das Leben gerufen und ist dadurch Veranlassung geworden, daß zahlreiche Menschenleben gerettet wurden, die sonst Angesichts der Hoffnung verheißenden Küste verloren gegangen wären. Es war eine echt praktische Leistung, aber es war zugleich eine echt theoretische Leistung, denn sie machte klar, wie sich Wissenschaft und Ethik zu einander verhalten, und auf wie verschiedenen Gebieten sie sich bewegen.

Man soll nicht allein die Vorzüge eines Menschen preisen, sondern auch seine Fehler offen anzeigen. Und darum will ich nicht mit dem Bekenntniß zurückhalten, daß Emminghaus den Fehler einer zu großen Bescheidenheit hat. Ich vermuthe, daß er mir sehr böse sein wird, hier seine Verdienste und seine langjährige Thätigkeit an die große Glocke gehängt zu haben. Er wird mir grollen und zu seiner Besänftigung kann ich nur sagen: Ich will es nicht wieder thun.

Alexander Meyer.

Rußlands Verhältniß zu Thibet.

Die thibetanische Gesandtschaft beim Zaren ist seit bald einem Monat auf der Rückreise nach dem heiligen Land im Norden des Himalaya. Begleitet als Abgesandter des weißen Zaren an den Dalailama den Vertrauensmann des Seelenherrschers von Hochasien der Fürst Uchtomsky? Ist der Vielgewandte, kaum daß er dem Großkanzler Lihungtschang die Mandschurei abdiplomatisirt hat, in voller Thätigkeit, dem Selbstherrscher Rußlands das Protektorat über die Einflußsphäre der ewigen Wiedergeburt des Welterlösers Buddhas zum Weihnachtsgeschenk nach Hause zu bringen? Wer vermöchte seinem kaiserlichen Herrn und Freunde ohne Aufbietung von Heeresgewalt, rein nur mit Hilfe seines geistigen Einflusses auf eine ihm rassen- und religionsfremde Priesterschaft, reichere Beweise seiner Ergebenheit und Fähigkeit darzubringen? Und doch ist Fürst Uchtomski kein Minister, ja er bekleidet nicht einmal ein eigentliches Staatsamt. Seine Machtstellung freilich ist kaum mit der eines Ministers zu vergleichen. Denn Fürst Uchtomsky ist einer der drei großen Machthaber, die sich gegenwärtig, die absolute Machtfülle des kaiserlichen Selbstherrschers natürlich vorbehalten, in die Herrschaft über Rußland theilen. Pobjedonossoff ist der fast allmächtige Lenker der inneren Politik, der Generalissimus der Reaktion, dessen ganzes Sinnen und Trachten in dem ernstlich gemeinten Bestreben aufgeht, das heilige Rußland so weit wie immer möglich vor dem belebenden, nach seiner Ansicht aber pestartig ansteckenden Hauche des abendländischen Geistes zu bewahren. Ueber den nervus rerum waltet mit Wagemuth und Adlerblick Witte, der frei ist von dem Wahn, es könne dem russischen Landadel noch aufgeholfen werden, und der aus diesem Grunde das Menschenmögliche thut, um dem europäischen Rußland durch die Schaffung einer nationalen Industrie zu geben, was es so schwer entbehrt: einen Mittelstand, eine Bourgeoisie. Neben diesen Gewaltigen hat sich Fürst Uchtomsky ein eigenes Machtgebiet erobert, dessen räumliche Ausdehnung wohl an und für sich schon fast ein Weltreich genannt werden könnte; es ist das die Beeinflussung des Bogdychan und des Dalailama durch die Interessen des Zarenreichs in Hoch- und Ostasien. Es gilt für Rußland, den Einfluß Englands auf die großen Machthaber des Buddhismus aus dem Felde zu schlagen. Wäre es an der Zeit, aber die Stunde hat noch nicht geschlagen, so hätte Fürst Uchtomsky durchaus das Zeug, auch den Weg zu den geheimen Centralgewalten des Brahmanismus zu finden. Vorläufig kann sich der Fürst begnügen, in China und Thibet Dinge zu Stande gebracht zu haben, um die ihn alle Diplomaten der Welt beneiden könnten. Ist es ihm im letzten Jahr gelungen, dem Bogdychan die Mandschurei auszureden, indem er ihn, d. h. den Reichskanzler Lihungtschang dafür gewann, Rußland das Recht einzuräumen, eine Eisenbahn durch das Stammland der gegenwärtigen Dynastie des Himmlischen Reiches zu ziehen und die metallischen Bodenschätze am Ussuri zu heben, so ist der Fürst jetzt drauf und dran, dem Bogdychan dessen Schutzland Thibet abspenstig zu machen und mit dem Schneereich im Norden des Himalaya noch dazu die Weidefluren, Salzsteppen, Sandwüsten und Gartenländer der Mongolei, also die ungeheuren Ländergebiete zwischen den Quellgebirgen des Indus und Brahmaputra im Süden und denen des Jenissei und der Lena im Norden, mit einer im Verhältniß zu den riesigen Erdräumen allerdings sehr mäßigen Einwohnerzahl von etwa 30 Millionen.

Diese Menschen folgen alle dem Gesetz Buddhas, des weisen Fürstensohnes aus dem Stamme der Schakya. Der Dalailama, ihr Papst, ist der irdische Vertreter des Allerherrlichstvollendeten, zugleich aber auch der König des Landes. Jede Generation erfreut sich des Trostes eines für sie neugeborenen Welterlösers, eines Bodhisattwa, d. h. eines die letzte Strecke seiner irdischen Vollendungsbahn wandelnden Buddha, der sich, immer im Schneereich Thibet, in irgend einem vornehmen Knaben, wieder geboren werden läßt. Ihn aufzufinden, ist jeweilen Sache der Priesterschaft, ihn zu bestätigen, die Angelegenheit des Bogdychan, in Zukunft aber jedenfalls des Weißen Zaren, der damit auch die sämmtlichen lamaitischen Bischöfe, die Chutuktus, und natürlich erst recht die Lamas, die Priestermönche, unter seine Kontrole bekäme. Nirgends in der Welt aber lebt die Menschheit in dermaßen gutem Einvernehmen mit der Priesterschaft, wie in den Glaubenskreisen des Dalailama, nirgends auch fühlt sich das Volk so glücklich und zufrieden, wie in Thibet und der Mongolei. Für das halbtropische Südthibet gibt es gewissermaßen einen Doppelgänger des Dalailama, nämlich den Taschilama, der im Kloster Taschilumpo residirt und dem Dalailama ranggleich herrscht. Gelingt es Rußland, sich, was nicht zu bezweifeln, auch mit dem Taschilama zu verständigen, so steht es mit einem Fuß jenseits des Himalaya, vor den Thoren Assams, d. h. des Britisch-Indischen Reichs.

Rußland hat bei den Unterhandlungen mit dem Dalailama um so leichteres Spiel, als seine Unterhändler buddhistische Priester und zugleich russische Unterthanen sind. Der Hauptunterhändler, ein hochgewachsener Lama der Burjäten am Baikalsee, ist außer seiner mongolischen Muttersprache auch des Russischen und des Thibetanischen mächtig,

Sein imponirendes Gelbgesicht spiegelt die innere Ruhe und den Frieden wieder, wie wir sie bei den Bekennern der ostasiatischen Religionen fast durchwegs treffen. Die Thibetaner können durch die russische Protektion nur gewinnen. Gelten sie doch bei den Chinesen traditionsgemäß für Halbmenschen mit Hundeleibern und langen Haaren, die sich unter einander vermischen wie die Thiere, in Höhlen wohnen, alles roh genießen und bellen. Da bedarf es wahrlich für die Thibetaner keiner Ueberwindung, die russische Protektion für die chinesische einzutauschen. Für den Verlust ihrer Unabhängigkeit brauchen die Thibetaner ebenfalls nicht besorgt zu sein, da Rußland auf hundert Jahre hinaus noch nicht an eine Besetzung Thibets denken kann, es wäre denn, daß es sich einst um ein koncentrisches Vordringen nach Indien handelte. Doch bis dahin wird noch mancher Tropfen den Indus hinunter ins Arabische Meer und mit dem Brahmaputra in den Golf von Bengalen fließen.

Herm. Brunnhofer.

Was ist in Mecklenburg politisch?

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Als der Bund der Landwirthe seine Agitation für Erhöhung der Kornzölle begann, wurden ihm und seinen Versammlungen, weil sie sich für nicht politische ausgaben, selbst in Mecklenburg, wo jede politische Versammlung von der Landesregierung genehmigt werden muß, keinerlei Schwierigkeiten gemacht. Der Bund der Landwirthe „in Berlin" berief Versammlungen in Mecklenburg, ohne das Ministerium um seine Erlaubniß zu fragen, und keine Ortspolizeibehörde, kein Staatsanwalt hat sich jemals um diese Versammlungen gekümmert, wenigstens hat man niemals von dergleichen gehört. Später allerdings soll eine Genehmigung eingeholt sein. Vielleicht haben die lauten Klagen der Sozialdemokraten in der Presse und im Reichstage über die ihnen gegenüber geübte Rechtsungleichheit, da ihnen niemals eine Versammlung gestattet wird und die Gewerkschaftsversammlungen stets der Gefahr ausgesetzt sind, als politische angesehen und bestraft zu werden, es dahin gebracht, daß nunmehr dem Bund der Landwirthe die förmliche Genehmigung seiner Versammlungen zu Theil geworden ist, wie gesagt, es mag sein, daß eine solche jetzt für nöthig gehalten wird. Jedenfalls ist das Ministerium des Innern in Schwerin heute der Ansicht, daß die Erhöhung der Kornzölle 2c. eine politische Angelegenheit ist. Das ist auf folgende Art zu Tage gekommen:

Die Bürgervertretung der See- und Handelsstadt Rostock (so ist ihr historischer und amtlicher Name) hatte vor einigen Monaten den Rath der als Ueberrest aus der alten Hansezeit die Bezeichnung „Ein Ehrbarer", abgekürzt: E. E. Rath, bewahrt hat, aufgefordert, mit ihr gemeinsam eine Petition gegen Erhöhung der Lebensmittelzölle an die Landesregierung, den Bundesrath und den Reichstag zu richten. Als E. E. Rath dies ablehnte, weil dies eine politische Angelegenheit sei, was übrigens nur mit sehr geringer Mehrheit beschlossen sein soll, da beschloß die Bürgervertretung einstimmig nunmehr allein vorzugehen. Sie vermochte um so weniger einzusehen, daß dieser Akt ein politischer sei, als von Anfang an (die Anregung war vom Rostocker Handelsverein ausgegangen) unter Vermeidung jeder politischen Andeutung lediglich die Bedeutung eines Zollkrieges und der Lebensmitteltheuerung für die wirthschaftlichen Verhältnisse Rostocks dargelegt wurde. Verminderte Steuerkraft und Erwerbsmöglichkeit, vermehrte Armenlasten und wahrscheinlich nothwendig werdende Erhöhung der niedrigeren Gehälter zahlreicher städtischer Beamten, und die zu erwartende Einwirkung verschlechterter Lebenshaltung auf den Gesundheitszustand gerade der ärmeren Klassen der Bevölkerung, wurden als hochwichtige städtische Angelegenheiten angesehen, deren Wahrnehmung der Bürgervertretung ausdrücklich zur Pflicht gemacht ist.

Das großherzogliche Ministerium des Innern hat nunmehr durch „den Magistrat der Bürgervertretung die Bedeutung" zukommen lassen, daß es sich in der gedachten Petition um politische Angelegenheiten handele, und daß die Bürgervertretung nur durch den Magistrat nach außen zu verhandeln habe. Das ausführliche, auf verschiedene Bestimmungen des Statuts und auf das „Hundertmännerregulativ" des Landesgrundgesetzlichen Erbvertrages vom Jahre 1755 bezugnehmende Schreiben ist einer Kommission übergeben, deren Bericht erst nach Ablauf der Sommerferien zu erwarten ist.

Interessant ist jedenfalls, daß jetzt eine Petition an die höchsten Landes- und Reichsbehörden gegen Erhöhung der Lebensmittelzölle für politisch erklärt wird, während die wilde Agitation der Agrarier für Erhöhung derselben Zölle nie einem Worte des Tadels begegnet ist.

Der Hinweis der Rostocker Petition auf die Wahrscheinlichkeit einer ungünstigen Wirkung der Lebensmittelvertheuerung, namentlich in Verbindung mit der zu erwartenden Nothlage der Industrie auf die allgemeine Gesundheit dürfte mehr Beachtung verdienen, als ihr bisher geworden zu sein scheint. Daß schlechte Erwerbsverhältnisse und gar Nothstandsjahre, sogar ohne besondere Epidemien, die ja häufig in ihrem Gefolge auftreten, die Sterblichkeit der unteren Volksklassen sehr vermehren, Arbeitskraft und allgemeine Gesundheit sehr beeinträchtigen, ist allgemein bekannt. Und noch mehr: solche Lebensumstände beeinträchtigen am meisten die Widerstandskraft gegen jene Krankheiten, die wir jetzt mit allen Mitteln der Staatshilfe und der Privatwohlthätigkeit zu bekämpfen suchen. Hier gibt die eine Hand, während die andere nimmt. So ist aber das Wort, daß die eine Hand nicht wissen soll, was die andere thut, sicher nicht zu verstehen.

Robert Koch hat soeben in London die Wichtigkeit der Wohnungen für die Verbreitung der Schwindsucht nachdrücklich hervorgehoben. Nun das, worin die Unbemittelten zunächst sparen, ist neben den Lebensmitteln die Wohnung! Schlechtes Wohnen begünstigt die Uebertragung der Krankheit, wie schlechtes Essen die Widerstandskraft lähmt, also gerade diejenigen Bedingungen werden verschlechtert, auf welche die besten Aerzte den allergrößten Werth zur Bekämpfung jeder Krankheit, und ganz vorzüglich der Schwindsucht legen. Es ist ganz unzweifelhaft, daß Theuerung der Lebensmittel und Verschlechterung der Lebenshaltung der Volksgesundheit sehr viel tiefere Wunden schlagen wird, als alle Heilanstalten und Genesungshäuser zu heilen vermögen.

Wie kommt es, daß die Gesammtheit unserer Sozialpolitiker diesen Widerspruch nicht immer laut hervorhebt? Oder verfolgen sie das altsozialistische Programm, das erst alles ruinirt werden muß, ehe es besser werden kann?

Rostock. F. Dornblüth.

Willem Kloos als Dichter und Aesthetiker.

Unter allen Litteraturen Europas ist, wenn man von den wenig beachtenswerthen der Balkanländer absieht, die holländische vielleicht die am wenigsten bekannte, und selbst der große Umschwung, der sich in den achtziger Jahren in ihr vollzog, vermochte nicht die Aufmerksamkeit der Nachbarvölker auf sie zu lenken, so eingewurzelt war und ist das Vorurtheil, die Niederländer seien ein unlyrisches, ja ein unpoetisches Volk. Während es den ihnen stammverwandten Belgiern in verhältnißmäßig kurzer Zeit gelang, sich in der französischen Litteratur wie in der Weltlitteratur überhaupt eine besondere Stellung zu erwerben und Namen wie Maeterlinck, Verhaeren, Eckhoud und Huysmans wohl jedem Litteraturfreunde geläufig sind, sucht man selbst in namhaften Litteraturgeschichten Willem Kloos, Albert Verwey und Herman Gorter vergeblich, Dichter, die jenen belgischen ganz ebenbürtig sind und ihnen zeitlich vorangingen. Vielleicht ist gerade dies die Ursache, daß ihr Wirken unbeachtet geblieben. Die achtziger Jahre kann man als die Blüthezeit des Naturalismus crassus bezeichnen. Das festländische Europa war von den lauten irdischen Stimmen zu sehr umtost, als daß es jenen feinen himmlischen Stimmen hätte lauschen können, die abseits

vom Gedränge des Marktes und erst nur vereinzelt erklangen. Erst in unserer Zeit ist auch in Deutschland das Ohr für die Lyrik geschärft genug, nachdem in Frankreich die symbolistische Richtung mit all ihrer Lyrik selbst einen Zola, der freilich immer ein heimlicher Symbolist gewesen (vgl. Georg Brandes über Zola), für ihre Ideale gewann.

Die Holländer waren auf dem Festlande die Ersten, die im Gegensatz zu der sich noch wie eine Krankheit fortschleppenden alten Lyrik eine neue forderten, die ganz persönlich war. Man kann nicht verkennen, daß dies auf die Lyrik angewandter Naturalismus ist, eine strenge Wahrheitsforderung auf einem Gebiete, wo nur zu lange der schöne Schein mehr gegolten hatte, als innere Echtheit; aber zugleich forderte man, daß Kunst vor allem Kunst sei, nicht im Sinne Theophile Gautiers, dessen Grundsatz l'art pour l'art zur Künstlichkeit geführt hatte, sondern im Sinne der großen Engländer, die am Beginne der neuen Aera einer traditionsfreien, doch nicht traditionslosen, wahren, aber auch schönen Kunst stehen, die allmählich die Anschauungen der Künstler wie der Kunstgenießenden zu einer an die italienische Renaissance gemahnenden Klarheit erhoben, überall anregten, überall läuterten, kleinere Talente zwar zur Nachahmung veranlaßten, große, echte jedoch zur Selbständigkeit erzogen. Es geht nicht mehr an, Dichtung und Malerei von einander zu trennen, beide wirken auf einander stärker ein denn je, und ihre Grenzen verschwimmen immer mehr. So steht denn im Mittelpunkte der englischen Kunstbewegung Dante Gabriel Rossetti, der als Maler wie als Dichter gleich Bedeutendes schuf, gleich vorbildlich für alle war, die, wie er, alles handwerksmäßige, alles nicht aus der Tiefe Geschöpfte, alles nicht Wiedergeborene aus der Kunst verbannt wissen wollten. In seiner berühmten Sonettenfolge The House of Life*) findet man alle Keime der neuen Kunst. Auf die große Verwandtschaft zwischen seiner Dichtung und der modernen holländischen verweise ich ausführlich in meinem im Herbst 1901 erscheinenden Buche „Die niederländische Lyrik von 1875 bis 1900."

Durch diese Vorbemerkung wollte ich nur die niederländische Lyrik unserer Zeit in die übrige einreihen und zugleich ihr die Stelle anweisen, die sie in der Entwicklung der gesammten Litteratur Europas einnimmt, denn daß sie nicht ganz aus sich selbst geworden, ist unleugbar. Wie hätte sich auch ein Volk ganz ohne äußeren Anstoß von den Fesseln des Althergebrachten, die es Jahrhunderte lang ohne sie zu empfinden trug, befreien können, selbst wenn in seiner Seele eine Fülle von ureigner Poesie gleichsam gebunden lag? Daß dies bei den Holländern der Fall war, beweisen zur Genüge in der Vergangenheit die Gemälde und Radirungen Rembrandt's, die Landschaften der drei Ruisdael, die Blumenstücke Jan van Huysums, in der Dichtung jener Zeit aber offenbarte sie sich ebensowenig wie in der gleichzeitigen Frankreichs und Deutschlands.

Der falsche Klassicismus, der jedes ursprüngliche Gefühl in starre konventionelle Phrasen zwängte, beherrscht die holländische Litteratur bis in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts; die Romantik hatte in den Niederlanden keine Talente erweckt, die jenen der französischen und der deutschen an die Seite gestellt werden könnten, die soziale, im Wesentlichen unlyrische Poesie der Revolutionsjahre hatte in Holland nur einen schwachen Nachhall gefunden. Vor allem aber entbehrten die holländischen Dichter des Stilgefühls, das erweckt zu haben eben das Verdienst Ruskin's und der Präraffaeliten mit Rossetti an der Spitze ist.

Als Vorläufer der neuen Kunst gelten Marcellus Emants, Jacques Perk und Hélène Swarth, als Erfüller ihrer Forderungen Willem Kloos, Albert Verwey, Frederik van Eeden und Herman Gorter. Emants ist Epiker und Dramatiker und seiner edlen Sprache wegen beachtenswerth, Jacques Perk (1859—1881) und Hélène Swarth dagegen sind ausschließlich Lyriker und, obwohl nicht frei von deutschen Einflüssen, die ersten bewußten Vertreter einer Kunst im Vollsinne des Wortes. Jacques Perk inaugurirte eine Sonettendichtung, die man nur mit jener in England zur Zeit Shakespeare's und mit der frühitalienischen vergleichen kann, Hélène Swarth ist als Liebesdichterin in Holland geradezu Pfadfinderin, denn vor ihr hatte kaum ein Dichter aus Liebe, alle nur von Liebe gedichtet. Das Jahr des völligen Durchbruchs der neuen Ideen ist 1885. In diesem Jahre gründeten die Neuerer die Zeitschrift „De nieuwe Gids" (Der neue Führer) im Gegensatz zum „Gids", der seither der „alte Führer" genannt wird und zu jener Zeit das Organ der Konservativen war, jetzt aber Hélène Swarth und Hollands bedeutendsten, durchaus modernen Erzähler Louis Couperus zu seinen Mitarbeitern zählt. An der Spitze des „Nieuwen Gids" stand von Anfang an Willem Kloos.

Ueber des Dichters äußeres Leben ist wenig zu sagen. Er ist 1859 zu Amsterdam geboren, verlebte eine traurige Jugend, studirte klassische Philologie und ist seit 1885 Redakteur des „Nieuwen Gids". Seine Gedichte erschienen in zwei Sammelausgaben Verzen (1894) und Nieuwe Verzen (1895), seine kritischen Aufsätze vereinigte er zu dem Buche Veertien Jaar Literatuur-Geschiedenis (Vierzehn Jahre Litteraturgeschichte, 1880—1893), außerdem veröffentlichte er noch Uebersetzungen ausländischer Dichtwerke, so Rostand's Cyrano de Bergerac (1899). Ein autobiographisches Gedicht von 1894 faßt die Hauptmomente seines Lebensganges zusammen:

Verkehrt war's, daß ich geworden,
Daß ich geboren ward!
Die Welt war voll vom Morden
Der Horden,
Meine Kindheit war hart.

Das waren Tage
Voll Schreien und Weinen und Noth und Plage.
Wie ein wildes Thier,
Das umschleicht in blutiger Beutegier,
Sah ich das Elend vor mir,
Daß nachts ich erwachte und ausbrach in Klage,
In Manneskläge . . .

Die Jünglingszeit darauf
War Träumen und Hoffen wirr und verschwommen,
Es möchte das Glück vielleicht noch kommen,
Einmal kommen,
Auf einmal aus der Jahre trägem Lauf.

Doch nun bin ich ein Mann,
Der alles litt, was ein Mensch leiden kann,
Der betete, fluchte,
Mied und suchte,
Ein schwergeprüfter Mann.

Diesem Lebensbekenntniß stellte sich ein Kunstbekenntniß an die Seite (1899):

Lieder wie klingende Harfen empfand ich,
Lieder wie webende Winde so leis,
Lieder so lieblich und lustig erfand ich,
Als säng' ich der liebendsten Liebsten Preis.

In Liedern, in traurigen, überwand ich
Das Traurigste, was ich zu nennen weiß,
Alles in rhythmischen Klagen gestand ich,
Wie Gottes Wunden so schmerzlich und heiß.

Das Lied ist mir alles, auf Liedern schweb' ich,
Von denen mir jedes ein Schwingenpaar,
Die Lieder sind Vögel und Freiheit geb' ich

Gerne der lieben beflügelten Schaar;
Auf Liedern mich wiegend, in Liedern leb' ich,
Bis Tod mein Auge schließt für immerdar.

*) Deutsch von mir unter dem Titel „Das Haus des Lebens", verlegt bei Eugen Diederichs 1900.

Wer die metrischen Eigenthümlichkeiten der Dichter zu beobachten weiß, wird schon aus ihnen erkennen, ob ein Dichter originell ist oder nicht, denn es ist Thatsache, daß jedes originelle Empfinden auch einen originellen Ausdruck verlangt, und jeder Dichter, der neuen Inhalt bringt, wird ihn auch in neuer Form bringen. So wird es dem Kundigen gleich auffallen, daß Willem Kloos in seinem eben angeführten mit allen Eigenheiten geradezu wörtlich übersetzten Sonett nicht Hebungen und Senkungen regelmäßig miteinander wechseln läßt, sondern nur die Silben zählt, dadurch aber ein neues Leben in die alte Form bringt, daß er in seinem Lebensbekenntniß Hebungen hart an Hebungen stoßen läßt und dadurch die Herbigkeit des Inhalts auch in der Form zum Ausdruck kommen läßt. Und alles dies beweist, ein wie großer Formkünstler Willem Kloos ist, dies freilich nicht im Sinne Platens, sondern in einem höheren, der verlangt, daß sich Form und Inhalt ganz entsprechen, sich zu einer volleren Wiedergabe der Stimmung vereinen, als ihnen einzeln möglich ist. Zeigt sich schon in der Form die Selbständigkeit eines Dichters klar und scharf, so zeigt sie sich noch deutlicher in der Art, wie er Anregungen aus fremden Dichtwerken aufnimmt und zu eigener Kunst umgestaltet. Es scheint mir unzweifelhaft, daß Willem Kloos' Sonett Lilith triumphatrix auf Rossetti's Sonett Lilith, auch Body's Beauty überschrieben, zurückgeht, und ich wähle dieses Beispiel, weil es besonders charakteristisch ist.

Rossetti behandelte die schöne rabbinische Sage von Lilith außerdem in einer Ballade und einem seiner berühmten Frauenbilder und ist, soviel mir bekannt, der erste, der sie in modernem Sinne verwendete.

Lilith.

Sonett von Dante Gabriel Rossetti.*)

Es wird erzählt von Lilith (diese war
Vor Eva Adams Weib), daß sie in Eden
Noch vor der Schlange falsch gewußt zu reden,
Daß erstes Gold gewesen sei ihr Haar.

Indes die Erde altert immerdar,
Jung sitzt noch sie und lockt der Männer jeden
Zu ihrem Truggeweb aus lichten Fäden,
Für Herz und Leib und Leben stets Gefahr.

Rose und Mohn sind, Lilith, Dein Symbol;
Denn wen, fandst Du zu ihm, umstrickte wohl,
Nicht Duft und süßer Kuß und sanfter Schlaf?

Sieh wie des Jünglings Blick Dich glühend traf,
Durchwogt Dein Zauber ihn, — er ist verführt:
Von Dir ein Goldhaar hat sein Herz umschnürt.

Lilith triumphatrix.

Sonett von Willem Kloos.

O mit dem Marmorwimpernpaar, dem nimmer
Für uns hienieden Thränen sich entstehlen,
Du Antlitz, dessen Flammen uns umschwelen,
Wir knien vor Deinem ewigstarren Schimmer.

Und küssen Deine Ketten. Bind' uns grimmer,
Nur lass' es, Fürstin, nicht an Mitleid fehlen,
Durch einen Radschwung gib der schwachen Seelen
Tödtlichem Weh traumlosen Schlaf für immer!

Selig, wem liebreich Deine heiligen Hände
Den dunklen Becher an die Lippen setzten,
Wem Du den Todestrank gemischt, den kühlen;

Im Sterben wird er Deinen Athem fühlen
Auf seiner Stirn, matt lächelnd noch den letzten
Tranktropfen sprengen Dir als Gruß vorm Ende.

Es ist einer, dem ein Goldhaar der sinnberückenden Lilith „das Herz umschnürte", der diese Worte spricht, und nur wenn man dies bedenkt, versteht man das Sonett seiner Ueberschrift gemäß. Eine starke Sinnlichkeit spricht aus jeder Zeile und erinnert fast an Swinburne's sadistische Poems and Ballads I, die einst so viel Aufsehen und Aufruhr in England erweckten. Auch aus den erotischen Gedichten von Willem Kloos spricht eine Opositionsfreude, die selbst vor Uebertreibungen nicht zurückschreckt, aber gerade darum so jugendlich frisch anmuthet.

Bis in die neueste Zeit ist Willem Kloos der Erotik seiner Jugend treu geblieben, aber er hat sie verfeinert, vergeistet und dies fast zu sehr. In den beiden Sonettencyklen Adoratie (Anbetung) und Liefde (Liebe) — beide im „Nieuwen Gids" erschienen, 1899 und 1900 — ist er zart und übersinnlich wie Dante in den Sonetten und Kanzonen seiner Vita nuova. Sie sind ein Zeugniß dafür, daß mehr Sonne in sein Leben und in seine Dichtung gekommen, die allzulange von den Schatten einer traurigen Jugendzeit verdüstert worden. Ursprünglichkeit der Empfindung vereinigt sich in ihnen mit einer kunstvollen Diktion, die man als Gongorismus bezeichnen müßte, wenn sie Selbstzweck wäre. Das geistreiche Antithesenspiel, das Bilden neuer Worte hat sie mit dem estilo culto gemein, aber sie ist plastisch wie die Sprache der Großen, Dante's, Michelangelos und Shakespeare's, und gebraucht die Bilder in ihrem ursprünglichen Sinne als vorstellbare Bilder, nicht als Phrasen, die durch langen und allgemeinen Gebrauch ihre Bildlichkeit verloren, und darin liegt der große Unterschied zwischen der Poesie Marini's und Gongora's und den modernen „Wortkünstlern", wie sie Kloos bezeichnet. Als illustrirendes Beispiel führe ich ein Sonett aus dem Cyklus Liefde an, das überreich an neuartigen Worten und Bildern ist:

O reine Seele, mir zum Nachflug winkend,
O Silberklang im Alletagsgeläute!
Sag, was Dein glüher Augenglanz bedeute,
Wie ich Dich anstarr', vor Dir niedersinkend.

Ich sinke, wonnig Deine Stimme trinkend,
Das Leuchten Deiner Augen . . . Braut der Bräute!
Deine Korallenstimme, siehe, streute
Thautropfen auf die Gräser, hell erblinkend.

Ja, Braut der Bräute bist Du, Frau der Frauen,
Durch Pracht der Seele jedes Wunsches Ziel,
Die als kristallklar Kleinod niederfiel,

Gefaßt in Deines Leibes sammtne Schöne,
Aus Jenseitslanden, die wir Erdensöhne
Mit heiliger Scheu nur nennen, nie erschauen.

Diese Wortkunst bedeutet ein „Ende" und dies erkennt auch Willem Kloos so wie andere, die behaupten, die klassische Periode der niederländischen Poesie, wie sie schon jetzt genannt wird, sei vorüber, die Vertreter des Subjektivismus haben schon alles gesagt, was sie sagen konnten; darum wandte sich Herman Gorter dem Sozialismus zu, während Frederik van Eeden immer mehr zum Mystiker ward und jetzt wohl der größte mystische Dichter unserer Zeit genannt werden darf. Willem Kloos dagegen ist Stimmungslyriker und Individualist geblieben.

Den Unterschied zwischen seiner Kunst und der Art der früheren holländischen Dichter legte Frans Netscher, der Novellist der „Nieuwen-Gids-Schule" in seinem bemerkenswerthen Artikel Het daghet uyt den oosten (D. n. G. 1886) dar:

„Die Poesie der früheren Generation war eine Motivenkunst; die Dichter hatten ein Sujet nöthig: eine Hochzeit, ein erfundenes, ein historisches Begebniß, ein Gefühl, Liebe, Tugend, Tapferkeit u. s. w., um zum Dichter gestimmt zu werden; sie machten sich zu Sklaven ihres Sujets, wurden von ihrem Sujet inspirirt. Nun aber nichts von alledem. Ein Gedanke oder ein Gefühl erweckt im Dichter eine „Sensation" und diese Sensation allein oder in Zusammenwirkung mit mehreren bringt ihn in eine Stimmung. Die Stimmungen steigen in ihm auf wie Nebel; sie sind frei von einem materiellen Sujet und bilden die

*) Seite 80 meiner Verdeutschung.

unmateriellen Offenbarungen seines Temperaments. Es ist der auf die Spitze getriebene Subjektivismus der Kunst, das hohe Lied des Individualismus in der Poesie."

In ähnlicher Weise spricht sich Albert Verwey aus:

„Was wir nach Perk suchten, ist: noch weniger rhetorisch zu sein, noch klarer das Leben zu sehen, so klar, daß durch das Wunder geistiger Thätigkeit, das wir Phantasie nennen, die Essenz des Lebens, Das Leben, in unserer Kunst rein in Erscheinung trat."

Dies kennzeichnet die Richtung, der Willem Kloos angehört, im Allgemeinen, um das besondere in seiner Kunstanschauung hervorzuheben, führe ich einige Stellen aus seinen ästhetischen Schriften an. So urtheilt er über Poesie:

„Zwei Dinge sind es, wodurch sich gute Verse von schlechten unterscheiden: Erstens, die Richtigkeit des Klangausdrucks, Zweitens, die Nothwendigkeit und Klarheit der Bildersprache. Und ferner: man ist hier zu Lande nicht gewohnt, die Dichter auf diese Weise zu kritisiren und ihre Bedeutung nach der feinen Zusammenstellung der Farben, dem Empfundenen des Klangs zu bestimmen, aber doch ist diese Weise die einzig richtige. Denn wie man das Talent eines Künstlers-in-Farben nicht bemessen darf nach dem Ergreifenden seiner Sujets oder dem üppigen Pflanzenwuchs seiner Landschaften oder den schönen Gesichtszügen seiner Modelle, sondern nach dem Maße der Vollendung, womit er, was er sah und fühlte, in seiner Kunst wiederzugeben verstand, — ebenso darf das Talent eines Künstlers-in-Worten nicht beurtheilt werden nach der Tiefsinnigkeit seiner Gedanken oder der Edelheit seiner Gefühle oder dem Packenden der Begebnisse, die er besingt, sondern ausschließlich und allein nach der Kraft und der Feinheit, womit er die Gedanken und Gefühle und Begebnisse empfand und sah, und nach der größeren oder geringeren Klarheit, womit er sein Empfinden durch Klänge auszudrücken wußte."

Welche hohe Bedeutung Willem Kloos dem einzelnen Worte und seinem Klange beimißt, geht schon aus dieser Stelle hervor, mehr noch aber aus folgender sprachlich besonders interessanten über den Wort-Künstler selbst:

„Er beobachtet fein-freudig, ohne selbstzufriedene Großeleut-Weisheit, all die kleinen Regungen dieser zarten Seelen und zarten Körperchen und gibt diese dann wieder ohne liebedienerische Affektation oder grämliches Gefühlsamthum, mit plastischen Kleinzügen, fein wie Aetzwerk, in Wortverbindungen, natürlich aber doch neu, als ob sie das erste Mal auf Erden gebraucht würden. Mit weitoffenen Augen steht er, ein Himmelkind, inmitten seiner Kinder, und blickt immerdar nach dem Schönen, das allezeit schön ist, weil allezeit menschlich, dem Jung-frisch-spontanen oder Traurig-Gebrochenen, und weint nicht und lacht nicht, sondern fühlt nur und gibt nur, als Mensch und Künstler harmonisch-erregt, die klare, wahre Schönheit dieser Menschlein-im-Kleinen."

Andererseits aber betont Willem Kloos ebenso stark den Inhalt:

„Nein, Verse schreiben ist nicht: Worte aneinander reihen, so daß sie durch ein Auf- und Abwogen der aufeinanderfolgenden Buchstabengruppen eine Art Rhythmus bilden, in den man dann alles zwingen kann, was uns in den Kopf oder auch nur in die Finger kommt. Nein, wer nicht alles tief empfindet und den starken Drang hat, sein Gefühl auszusprechen, ist nicht wirklich Dichter und lasse ab, mit Klängen und Reimen zu spielen, die nur dem Ohre schmeicheln; Dichter ist nur, wer in der That das, was er schreibt, empfand. Und das reimende Rhythmiren ist nichts mehr als eine Fertigkeit, die beinahe jeder lernen kann, auch ohne daß er ein Dichter ist, und die, auch ohne gefühlten Inhalt, für einen oberflächlichen Leser der wahren Poesie ganz gleich ist. Man läßt sich wiegen auf dem angenehmen Fluß hinwogenden Wortgetanzes, während der oft wiederkehrende glatte Reim euer Ohr berückt und euch vielleicht für einen Augenblick ein Bischen anregt, wie es auch eine Drehorgel vermag, wobei jedoch eure Seele kalt bleibt wie Stein. Nein, Dichter ist nur der, für den die Dichtkunst kein Spiel mit Worten ist, sondern die zu Musik sich austönende Stimmung seiner Seele."

In den letzten Worten liegt ein ganzes Programm und sie charakterisiren Willem Kloos' eigene Poesie am besten. Sein Leben ist ein Feldzug gegen alles, was nicht echt ist, aber echt scheinen will, ein stolzer Manneskampf für die hohe Kunst gegen ihre falschen Diener, die sie in den Staub herabziehen wollen und vor den Menschen erniedrigen; er ist ihr Rufer im Streit und ihr Weihepriester zugleich. Seine Werke haben bleibende Bedeutung selbst auch dann, wenn die jüngste Dichtergeneration noch Bedeutenderes schafft, als ihm zu schaffen vergönnt war; er that, „was ein armer Mensch kann".

Wien. Otto Hauser.

Renaissance im Kunstgewerbe.*)

Es ist noch nicht allzulange her, daß es keine Ausnahme gab in den Einrichtungen der Zimmer. Der Hochadel hatte zwar eine immerhin ziemlich stilreine Barocke bewahrt, in den Wohnungen des Bürgerthums aber tummelten sich alle Stile kunterbunt und in Purzelbäumen durcheinander, und gar das Haus des Proletariers entbehrte jedes praktischen, einfachen, natürlichen Möbels. Allen Wohnungen aber war eines gemein: ein widernatürlicher, darum anwidernder Triumph des Ornaments, das Geschrei einer ausgewachsenen, ihrer Bedeutung längst verlustig gegangenen Symbolik. Noch heute sehen die meisten, vor gar nicht langer Zeit sahen etwa alle Wohnungen so aus: auf den Mousselin- oder Garngeweben der kläglichsten Fabriksarbeit von Vorhängen gaukelten Schmetterlinge oder saßen Engel oder Frauenzimmer in ewiger Langeweile auf Steinbalustraden, die Portieren wurden von ähnlichen Engeln oder Sphinxen getragen, ihre Schnüre zusammengefaßt von Löwenköpfen — der Löwe im Haus des europäischen Bonhomme — mit einem unaufhörlichen Ring im Maul. Auf den Teppichen waren in wohlfeilerem oder kostspieligerem Material Blumen breitgequetscht, welche, ohne Sinn und ohne wirklichen Schmuck zu bedeuten auf einem beliebigen ornamentalen, gewöhnlichen Grunde saßen, wie hingestreut, oder wie herabgefallen von der Decke, wo aus echtem oder falschem Stuck (beide nichts weniger als schön) abermals Blumen aufgeklebt waren, oder von den Wänden, wo ebenfalls sinnlose Blumen in reizarmen Verschlingungen emporkrochen. Dazu kamen etwa Butzenscheiben, welche durch ihre armselige Manirirtheit noch das bischen Sonne verdarben, das auf diese Fetzen eines Stils versöhnend und lächelnd hätte scheinen mögen. Die Möbel selbst in welcher Stilart immer, hatten alle gemein: aufgenagelte und aufgeleimte Ornamente, Schnitzwerk an der unrichtigsten Stelle, eine Zerstörung des Sinns und Zweckes um etlicher kümmerlicher Erinnerungen willen an eine Jahrhunderte alte Laune eines Renaissancekünstlers, die falscheste Behandlung jeglichen Materials, jeglicher Farbe, Holz wurde angestrichen und mit Holzfarbe bemalt, so daß es kläglich sich bemüht, zu scheinen, was es ist, (noch sprechen die mit Maserimitation bemalten Thüren vieler Häuser diese lügnerische Sprache), dagegen werden etwa auch Eisenstäbe, Thüren, Blechunterlagen wie Holz bemalt mit Masern und Flocken, wenn die Fabrik nicht vorzieht, die gleichen oder verwandte Blumen, Engel, Frauen auf Balustraden anzubringen, wie auf den Vorhängen. Ein verwegener Tapezirer baut in übermüthiger Laune seines überreizten und seit Makart's Anregungen schöpferisch gewordenen Genius überall die Faltenwürfe schwerer Stoffe zur Lockung für Staub und Motten, er bringt in die Ecken noch jene gewissen Vasen aus Gyps, meist mit Bronzeanstrich, darin trockene oder gar imitirte Blumen ihre borstigen Halme, Kelche in die dumpfe Luft strecken. — Das war das deutsche und wohl kann man sagen das internationale Zimmer vor zehn Jahren. Heute gibt es manche Ausnahmen, und diese werden bald die Regel werden. Jede Anmuth, Natürlich-

*) H. Van de Velde „Renaissance im Kunstgewerbe." Bruno und Paul Cassirer. Berlin W.

keit und Freiheit fehlte diesen ängstlichen, todten, fahlen Räumen, aus deren Ecken immer die Mumien aller Stile zu grinsen und eine Schulknabenkunsthistorie ängstlich ihre falschen Daten zu wiederholen schien.

Da ertönte in England die Stimme eines freien, frommen und reinen Mannes: Ruskin. Aus all der Lüge wollte er sein Volk zur einfachen Schönheit und Strenge der Gothik zurückerziehen, an die Ethik eines wahrhaften und logischen Stils gewöhnen, wo jedes Material seine Sprache spricht und sich nicht schämt, das zu sein und so, wie seine Natur es verlangt. Wenn der Stil der Mensch ist, ist der Stil auch das Volk, Entartung der künstlerischen Sprache, Verderbniß des Handwerks, Verlust der menschlichen Wahrhaftigkeit und ernsten Gesinnung, bedeutet auch eine Verkümmerung und es kann ein Zeichen drohender Verderbniß des Volkes sein. Nur die Anknüpfung an einen wirklichen, echten, unverdorbenen Stil der Vergangenheit und zwar an den volksgemäßen der Gothik in England konnte reinigen, befreien. Zum ersten Male waren die einfachen und großen Forderungen der Sittlichkeit, das strenge Gebot der Wahrheit, Aufrichtigkeit auch den todten Dingen und den Werken der Hand gegenüber geltend gemacht worden, zum ersten Mal war eben für die Wohnungen der Menschen, für ihre Geräthe, als für menschliche Dinge auch ein menschlisch-künstlerisches Gesetz verlangt worden. Das ist der neue und ewige Gedanke Ruskin's: Die Anwendung der Ethik auf das künstlerische Schaffen, die Begründung ästhetischer Anschauung auf ethischer Basis und ebenso eines Lebens in Kunst auf sittlichem Grund, so daß Sitte im höchsten Sinn Kunst, Kunst alle Sitte erfüllt und durchdringt.

Dem Propheten Ruskin folgte William Morris mit seiner Arbeit. Der Dichter, der träumerische Sozialist gründete eine Erwerbsgenossenschaft, draußen an einem grünen Flußthal und machte alles Hausgeräth jeder Art und allen Gebrauchs in einem neuen, der Schablone und Fabriksmode fernen Sinn und in einer neuen, reinen, sich selber treuen und maßgebenden Form. Und er reussirte. Seine Arbeit gewann die Liebe und Nachahmung des ganzen Volkes, und England schafft auf dem guten Fundament einer ununterbrochenen Handwerkstradition und guter Erzeugnisse der Vergangenheit, die in allen alten Familien gehütet wurden, den organischen, in der Entwicklungslinie liegenden, gesunden, neuen Stil. Der Architekt folgt, er führt nicht mehr. Wie er früher aus den Gewohnheiten seiner Bauten auch das Material des Handwerkers vergewaltigt und mißbraucht hatte, wie er dem Holz die Geberde des Steins, dem Metall die Formensprache des Marmors, einem Möbel das Ansehen eines Tempels gegeben hatte, wird er nun gezwungen, die Gesetze einer natürlichen Entwicklung, eines gesunden Stils in seiner Architektur zu befolgen. Er war nicht mehr der Führer, er folgte dem Kunsthandwerker. Er bedeutet überhaupt nicht mehr wie einst das Um und Auf der angewandten Kunst, den Schöpfer der Heimstätte, den künstlerischen Herrn und Meister jedes Handwerks und Hauses, der Ingenieur gibt die neuen Gesetze der Architektur. Stahl und Eisen, Holz und leichtes Material sind an Stelle des Steins getreten, und hoffentlich wird auch bald die Zeit vergangen sein, wo Mörtel auf Ziegel geworfen, Quadern imitiren soll, wo sinnlose, verzerrte Gesimse (wie der Engel, Frauen, Blumen) über den Fenstern grinsen, wo Gips wie Marmor, Ziegel wie Stein aussehen will. Das Material wird seiner bewußt und gewinnt Seele. Die stummen, gepeinigten Bauten gewinnen wieder ihre eigene Sprache. In allen Ländern folgten Einzelne diesen Spuren. In England Walter Crane und Cobden-Sanderson, die Baumeister Voysey und Baillie Scott. In Belgien, einer alten Heimath germanischer Kunst, fiel die Lehre Ruskin's wie ein Sonnenstrahl nach dem unerträglichen Dunkel einer entkräfteten und vor sich selber schauernden Zeit in die Gemüther einiger Künstler. An ihrer Spitze stand und steht Van de Velde, und wenn man von einem „belgischen Stil" im Kunsthandwerk spricht, ist er damit eng verbunden. Die Gedankengänge, die wir bisher gegeben haben, bilden den Inhalt einer Schrift dieses merkwürdigen Mannes. Er spricht pro domo, aber er hat eine siegreiche Sache zu vertreten, also kann er mit Stolz von einer Renaissance im Kunstgewerbe reden. Er nennt die Namen alle, die an dieser Neuschöpfung eines zeitgemäßen Stils theilnehmen. Da sind Serrurier-Bovy, dann vor allem sein eigener Auftraggeber, der durch die Schöpfung des Hauses „Art nouveau" in Paris, S. Bing (nicht durch eigene Leistungen, aber durch seinen kritischen Geschmack und seine künstlerischen Entdeckungen, welche ihn von Japan und dem ausschließlichen Japonismus nach Europa und speziell zu Van de Velde zurückführten), in Frankreich zuerst la Herche, Bigot, Dalpayrat, Charpentier, Carabin, nach ihnen die Architekten Plumet, Grimard, Selmersheim. In Belgien selbst neben Van de Velde, Willy Finch und Lemmen. In Deutschland: Otto Eckmann, Köpping, Behrens, Pankok, Riemerschmidt u. s. w.

Allen diesen verschiedensten Männern ist eines gemein: eine neue und herzliche Verehrung des Handwerks. Die meisten, wohl auch Van de Velde selbst, Lemmen und Finch seine engeren Freunde, sind von der Malerei, andere von der Bildhauerei zum Kunstgewerbe gekommen. Sie fanden eine verkommene, tiefstehende und darum verachtete Sache vor. Zudem hatte der Fabriksbetrieb die Individualleistung fast ganz verdrängt und entwerthet. Die vorhandenen theueren Modelle mußten um jeden Preis immer wieder ausgenützt werden, so daß jeder Handwerker in seinem Fach, wenn überhaupt noch Handarbeit nöthig war, durch eine im Großbetrieb natürliche, extreme Arbeitstheilung die frühere allgemeine Sicherheit und Gewandtheit verlor. In den paar üblichen Formen bewandert, standen die kleinen Handwerker jedem neuen Verlangen rathlos und entkräftet gegenüber. So war ihr Können, ihre Geschicklichkeit, und die innere Freude (wohl auch in der Noth des Lebens) verloren gegangen, als welche zusammen jene erhöhte Disposition des leistenden Menschen ergeben, die wir Kunst nennen. Jetzt ergreift der Maler die Säge und den Hobel, er zeichnet, er bearbeitet das Holz, er beizt es, er denkt neue Webemuster aus und setzt den Webstuhl in Gang, er schafft in Leder und Thon, ihm, dem die Natur und das Leben mit ihrem großen Erscheinungsreichthum offen standen, wird die Kleinarbeit im härteren und strengeren Material theuer; indem er dessen Gesetze und dessen geheiligtes Wesen zu erkennen trachtet, sucht er mit diesen Mitteln und den Zwecken des Lebens gehorsam Dinge anzufertigen, welche einer Bestimmung des täglichen Daseins genügen und doch ebenso höchst-persönlich sind, wie jene Gemälde und Statuen, welche in vornehmer Exklusivität und Einzigartigkeit bisher allein als Kunst gegolten hatten. Der Handwerker, erst sein Handlanger, kann ihm ebenbürtig werden, beide lernen von einander und das Publikum wird mählich dessen inne, daß es Neues, Gutes, Schönes um denselben Preis beziehen kann, wie früher die horrenden Geschmacklosigkeiten in Holz, Fayence, Metall. Die Kleinkunst wird wieder Kunst und das demokratische Element in ihr siegt über das exklusive, die bildende Kunst in ihrem eigensten Bereich wendet sich der Vervielfältigung zu, die Meister der Radirung und Lithographie, des Holzschnitts und Kupferstichs, werden häufiger und bedeutender. Auch der Minderbemittelte kann sich mit Kunst umgeben. Und doch besteht wieder eben dadurch eine Möglichkeit individuellen Geschmacks und Lebens. Allmählich kann jeder Einzelne, auch der Nichtkünstler zur Arbeit an seinem Haus herangezogen werden, so daß endlich jeder auch sein Heim, die Stätte seines Lebens und seiner Arbeit bilden und bestimmen kann. Mit phantasiereichen Worten zeigt Van de Velde jenes Idealbild einer individuellen Stadt, wo jeder Bewohner mit eigener Arbeit und Seele sein Haus und seine Geräthe gebildet hat, und wo der Einzelwille jedes Ding des Gebrauchs durchdringt, wo der Zweck jedes Geräths völlig bestimmt seine höchste Schönheit ausdrückt. Wir Deutschen dürfen hier eines außerordentlichen Mannes nicht vergessen, der diese Er-

ziehungsarbeit, im Kleinen und aus dem Kleinen ins Große, von der Vaterstadt im echten Heimathgefühl ausgehend und wieder ins Ganze denkend und dem Ganzen förderlich, leistet, der in Vortrag und Schrift anregt, belebt, lehrt und lernt, führt und wieder von der Gesammtheit des nationalen Lebens getragen wird: Lichtwark. Seine neueste Schrift „Erziehung des Farbensinns“ (Berlin, Bruno und Paul Cassirer) vortrefflich, bescheiden und bedeutend, wie jede Zeile, die wir von ihm haben, sei hiemit summarisch angezeigt, in vielem bildet sie, wie seine vorletzte „Palastfenster und Flügelthür“ eine Ergänzung zu Van de Velde's Buch.

Man hört jetzt auch viel von einer Wiener Architektur, von einem Wiener Stil des Kunstgewerbes sprechen, wovon van de Velde, wahrscheinlich weil er hiervon entweder zu wenig gesehen hat, oder weil er hiervon zu wenig hält, nichts sagt. Zur Ergänzung sei Einiges an dieser Stelle hierüber bemerkt. Die neue Wiener Architektur ist durch einen Namen und sein Werk ausgedrückt, durch Otto Wagner, der wohl allen zeitgenössischen Baumeistern von Bedeutung zu mindest gleich, wo nicht überlegen ist. Wie sie alle, wie jeder wahrhafte Künstler wächst er bedeutend und sicher über alles Vergangene hinaus, beruht aber auf einer starken Tradition. Wenn van de Velde für sich und die Seinen die Gothik und das Rokoko als Tradition anspricht, darf man für Otto Wagner Wiens beherrschenden Stil, die Barocke in ihrer monumentalen, ernsten Einfachheit und Würde, wie sie sich in den besten Bauten des Fischer von Erlach ausdrückt, als Tradition bezeichnen. Seine Schüler, die sich mit Eifer und von der Mode der Sezession unterstützt, vorzüglich dem Kunstgewerbe zugewandt haben, sind weit von seinem Ernst und seiner Bedeutung entfernt, allzusehr bereit den dekorativen Versuchungen, wofür der auf Zierliches, Modernes, Ueppiges gerichtete Geschmack des Wiener Kunstpublikums allzu sehr empfänglich ist, zu unterliegen, und auch dem Drang, alles Neue zu übertrumpfen. So verderben sie oft die eben gewonnene Reinheit und Klarheit der Formensprache, zwar haben sie, wie alle andern die übliche Ornamentik verbannt, aber, eben aus einem kleineren Geschmack und Geist heraus wächst ihnen wieder eben das neue Ornament über den Stil hinaus, überwuchert ihn von neuem, im neuen Material freudig wühlend und der Kunst seiner Behandlung sich freuend, thun sie ihm gleich wieder gern Gewalt an und drohen wieder in alle Fehler zu verfallen, aus denen ihre Vorbilder sich und die Kunst gerettet. Daß der Fehler in einem neuen Sinn und aus einer neuen Absicht begangen wird, ändert nichts an seiner Bedauerlichkeit. Nur einer, ein durch englische Schule und durch eben dieselbe theoretische Bildung und ästhetische Lehre gegangener Wiener Architekt hat in Wien, weit vor den jetzt dominirenden Olbrich, Hofmann, Moser &c. von der Neuentwicklung des englischen Stils gesprochen, zugleich die ganze materielle Kultur der angelsächsischen Rasse als die sinn- und zweckgemäße unseres Jahrhunderts dargestellt: Adolf Loos. Man muß seinen Namen nennen, um auch für Wien einen Künstler zu reklamiren, der den neuen Geist und das neue Werk rein erfaßt hat. Freilich sagt seine Strenge und Herbheit, die unnachsichtige Konsequenz und Einfachheit seiner Arbeiten (er hat nur Weniges hier leisten können, indeß die allgemeinen Neigungen die „Sezession“ bevorzugten, so daß nur ein paar Wohnungseinrichtungen und ein Caféhaus zeigen, und ein paar vorzügliche Artikel aus der „Neuen Freien Presse“ sagen, was er will und kann) der großen Masse weniger zu, welche den nunmehr zahlreichen Neuerern zuläuft. Der Direktor des österreichischen Museums, Herr von Scala, hat gleichfalls das Verdienst, dem heimischen Kunsthandwerk das frische Blut und das Bewußtsein neuer, erhöhter Bedeutung durch Beispiele fremden Schaffens zugeführt zu haben. Er hat die mit dem Museum verbundenen Kunstgewerbeschulen reorganisirt; die letzte Ausstellung der Schularbeiten zeigt bereits das Dominiren der neuen Auffassungen, aber neben wohlthuender Sicherheit, Freiheit und Universalität in der Behandlung des Materials, ein auffallendes Drängen nach Neuartigkeit um jeden Preis, nach Niedagewesenem und dabei wieder ohne eigentliche Individualität. Die Formensprache wird mit Geschick und übergroßer Beredsamkeit gesprochen, aber es ist die Sprache der Lehrer. Und diese haben eben auch die Fehler ihrer Schüler, sie selbst sind unsicher, Sklaven des Effekts und der Mode, darum nicht unerbittlich gegen sich selbst und stark in sich. Hier ist, wie immer die Bresche, in welche sich der Unternehmer in Kunstdingen, der Möbelfabrikant, der Dekorateur, der Tapezierergeschmack eindrängt. Indem er sich eben dieser Arbeitskräfte bemächtigt, ihre unreifen Leistungen ausführt, sie zu neuen Exaltationen drängt, das Publikum durch Niedagewesenes verblüffend, zu führen scheint, indeß er ihm ewig nachgeht, verdirbt eben er alles Gute, das sich gerade regte und aufkam. Wieder werden die Einzelnen auf Spezialitäten gedrängt, wieder vergißt die Zier den Zweck, die Geschicklichkeit im besonderen die allgemeine Aufgabe, und wieder entsteht eine neue Schablone, die sich mit der gleichen Zähigkeit behauptet, den eben gewonnenen, allgemeinen Kunstgeschmack verderbend, entstellend und das Ziel wieder weit aus dem Felde schiebend. Diese Gefahren drohen wohl überall und von ihnen muß besonders gesprochen werden, weil jeder wirkliche Meister sie bei seinen Nachahmern und Schülern sieht, weil diese Gefahren seine reinen Absichten entstellen und der Allgemeinheit größten Schaden bringen. Neben der Aufgabe einer Führung zum Neuen und einer Erziehung darin, steht die eines Abhaltens und Verdrängens alles Unwürdigen. Und darin liegt gerade eine Aufgabe der Meister. So sicher ist leider selten der allgemeine Geschmack und die allgemeine Kultur, daß ihr Wille sie selbst vor diesen Gefahren beschützen könnte.

Dem großen begründeten und freilich auch die Phantastik nicht ganz ausschließenden Enthusiasmus Van de Velde's, der in einem gesunden Land lebt, in welchem die Meister auch Herren im Hause sind, muß man, wenn man in Oesterreich lebt, wohl einige Bedenken (was seine Verallgemeinerungen betrifft) entgegensetzen. Haben bisher die Künstler sich selbst erziehen müssen, so haben sie nun die schwerere Aufgabe, das Volk zu erziehen. Nicht bloß durch ausgezeichnete Leistungen kann dies geschehen, sondern eben im Sinne Lichtwark's durch planmäßige, pädagogische Führung von den ersten Jahren der Jugend an. Die gesunde Wechselwirkung zwischen Konsumption und Produktion, die Erziehung zu gesunden Bedürfnissen, welchen eine gesunde Kunst entspricht, ist die Vorbedingung zu einer wahrhaften Volkskultur. Uns sind die Männer unendlich werth, die das erkennen und daran arbeiten.

Wien. Otto Stoeßl.

Heimweh.

Es ist Heimweh nach dem erdigen Lande. Heimweh nach der sommerlichen Welt, nach dem Dorfe hier draußen, was ich schon jetzt empfinde, noch ehe ich das Dorf verlassen habe. Im Heu liegen und den Plunder der Stadt vergessen; sich so vergraben im Grün, daß Dich niemand, niemand von da draußen, selbst der nicht, der Dich haßt, selbst der nicht, der Dich liebt, wiederfindet: das war Dein Traum, viele endlose Sommermorgen lang. Der ist bald ausgeträumt. Und Du kehrst wieder heim nach Berlin.

Es ist grauenhaft in die Stadt zurückzukehren, an einem glühenden Augustabend diese Berliner Heimath wieder zu begrüßen: Viele Wochen lang bist Du früh aufgewacht mit dem Blick auf die stille Welt des Dorfes, von Deinem Fenster aus sahst Du auf Baumwipfel, die so seit Jahrzehnten stehen, freundlich in die klare Luft emporgereckt, ein tröstliches Rauschen und Wehen in die große

Stille vertheilend. Du warst vielleicht nur im Spreewald draußen, aber das sanfte Gleiten der Kähne zwischen schilfschweren Ufern, diese leise, spielende Bewegung in den Armen der Natur hat Dich empfindlich gemacht, feinohrig, feinnervig gegen die brutale Wüstheit der Stadt. Die Droschke wirft Dich hin und her, ihre Fenster klirren, schneiden Dein Gehör. Du steigst aus, stehst in den Straßen wie ein Blinder, verwirrt, tastend. Ein rasendes Ungethüm stürzt herbei, Menschen erklettern, erstürmen es, Du mit ihnen, es reißt und trägt Euch fort.

Sag', nennst Du es in der That „heim"kommen, — dieses Einkehren in den großen Riesenwürfel, das fünfstöckige Haus? Der Marmorflur, prangend von unechtem Gold und Smyrnateppichen, die den Schmutz aller Welttraber in sich saugen, schlägt seine Flurkühle um Dich, blendende Lampen flackern Dir ins Gesicht. Du läutest an Deiner Parterrewohnung, stehst wartend und blickst in die geöffnete Loge des Portiers Dir gegenüber. Du siehst den freundlichen, blassen Mann auf dem niedrigen Schneidertisch vor dem Guckloch sitzen und nähen — sticheln — nähen. Siehst sein verkümmertes Weib, dieses Lastthier des mächtigen Hauses, der Prachtkaserne, die ihm ihren Staub und Schmutz, ihre Klatschereien und Hintertreppenmisère, kurz all ihre Unreinlichkeiten zu schlucken gibt. Sie haben die Thür zu dem Gold- und Marmorflur geöffnet, um einen Hauch frischer Luft in ihren Käfig zu retten, denn auch sie sehnen sich nach der Mutter Erde, auf deren ländlicher Scholle sie aufgewachsen sind; und ihr rother Geranienstock am Fenster träumt von einst gekannten Seligkeiten: von Feldern, Kartoffelernte, plätscherndem Regen, der die Gärten überschwemmt, vom Sturm in den Pappeln vor dem Hause, vom Hühnervolk, das auf dem Gartenzaune sitzt. — — —

In Deiner Wohnung ist alles hell, vom Glühlicht bestrahlt, überlebenshell. Nennst Du's ein Heim, Deine Wohnung mit dem Salon, dem Berliner Zimmer, aus dem sich der bunte Kachelofen wie der satte Bauch eines Parvenüs hervordrängt — mit den kahlen Korridoren, deren Hôtelreihe gleicher Thüren Dich gähnen läßt. — Deine zierlichen Möbel versinken gegen zu hohe Wände, über denen die stuckbeladene Decke wie ein honigüberstarrter Zuckerguß ihre Tortensymmetrie ausstrahlt. Du hast die Zimmer selbst tapeziren lassen, hast ein träumerisches Grün, ein lebendiges Weiß und für Dein Schlafzimmer ein pfirsichfarbenes Blaß gewählt. Aber, mein Gott, Du konntest die Majolikaöfen nicht von der Stelle reißen, nicht die öden Felder des Parquets aus der Diele, nicht die gemaserten Thürfüllungen aus ihren Rahmen, und Deinem Schlafraum, für den Du Luft und Helle träumtest, kannst Du nicht die Fenster nach dem Kasernenhofe nehmen.

Heimkehr! Aber das Wort ist in der Großstadt Lüge. Nun und nimmermehr hast Du hier ein Heim.

Und Deine Kinder wachsen heran, ohne daß die todten Dinge Deines Hauses Leben für sie erhalten. Die Straße, in der sie fortwährend flüchten, aufpassen, ihr kleines Leben vertheidigen müssen, hat keine anderen Reize für sie, als die der Sensation, wenn Wagen karamboliren, oder Aufläufe entstehen, oder Betrunkene lärmen. In der Wohnung, die vom Gas bis in die Nacht erleuchtet ist, gibt es keine Märchenecken, Giebel, Erker, Hallen, Wendeltreppen, Hausbänke und Lauben, — Begriffe, die der kleinen Phantasie nur durch das Bilderbuch begreiflich werden. Ah, und doch, besinne Dich, sind gerade sie die unvergänglichen Stationen in Deiner Kindheitserinnerung, die Aus- und Eingangspunkte, die von Deinen Gedanken umtanzt werden, wie von Mücken im Sonnenschein. Sei's eine Bank unter einem Kirschenbaum nur, ein gewundenes Treppchen in einem Backsteinhause, auf dem Du zu irgend einer alten Verwandten so oft hinaufstiegest: Deine Erinnerung wird an dieser Bank, an dieser Wendeltreppe wie an einer lebendigen Freude zehren. Frag' sie, ob sie einst, in zwanzig Jahren, noch von den Freuden des Würfels zehren wird.

Darum empfinde ich, wenn ich heimkomme vom versöhnenden Lande, daß wir kein Heim besitzen, wir armen Städter, und daß meine Kinder Enterbte sind an dem mütterlichen Herzen der verschwendenden Natur. Und ich setze mich hin an den Schreibtisch in dem rothen, zu hohen Salon mit den Fenstern auf ein schüchternes Kiesecкchen „Garten" hinaus, mit dem Zierofen und der mächtigen, rasselnden, feudalen Schiebethür, und nehme ein Schulheft und schreibe wie einst als Kind unzählige Seiten voll. Heimweh, wie einst als Kind, Heimweh nach unvergänglicher Sommerfreude, nach Befreiung von dumpfer Haft, nach einem Leben im Bauernhaus. — —

Und einst, wenn ich mir dieses Bauernhaus erschrieben haben werde mit unzähligen solchen Heften Heimweh, ein Bauernhaus, und einen Garten, groß und ohne Kies, und zum Ueberfluß Ziegen, Lämmer, eine muhende Kuh, alles, was die Wiese so froh belebt und auf vier Beinen so heiter und stramm über braunes Erdland stampft — dann nehme ich meine Kinder bei der Hand (sie werden dann vielleicht schon Frauen sein, die eigene Kinder haben) und gehe mit ihnen unter dem zerquetschenden Würfel hervor. Direkt auf's Land zu unserer Kuh. Und hinter dem rothen Salon mit der zuckernen Decke will ich drei Kreuze machen.

Ja, wenn vorher nicht etwa der Stärkste von uns, der Tod, die drei Kreuze macht. — — —

Elsbeth Meyer-Förster.

Die Belastung des Arbeitereinkommens durch die Kornzölle. Von Paul Mombert. Jena 1901. Verlag von Gustav Fischer.

Diese Schrift ist ein höchst beachtenswerther Beitrag zu den zollpolitischen Kämpfen der Gegenwart. Der Verfasser hat eine größere Anzahl von Arbeiterbudgets auf die Höhe des Brotkonsums und ferner daraufhin untersucht, wie eine künstliche Preissteigerung des Brotes die ganze Lebenshaltung dieser Arbeiterfamilien beeinflussen würde. Von 200 Arbeiterbudgets, die dem Verfasser vorlagen, hat er nur jene 75 zur Verwendung gebracht, die neben den Werthangaben der konsumirten Nahrungsmittel auch deren Gewichtsmengen aufwiesen. Die untersuchten Budgets beziehen sich auf Arbeiterfamilien der verschiedensten Art; es sind Zittauer Weber, badische Cigarrenarbeiter, Cementbrenner, Modellschreiner, Schlosser, Maschinenformer und andere Industriearbeiter darunter, so daß der Verfasser aus der Lage dieser genau untersuchten 75 Arbeiterbudgets einen Schluß auf die Lage der gesammten deutschen industriellen Arbeiterschaft ziehen konnte. Das Durchschnittseinkommen jener 75 Familien bezifferte sich auf jährlich 1 136 Mark. Der Verfasser weist nun zunächst das enorme Ueberwiegen des Kartoffelkonsums nach. In 10 von den untersuchten Familien betrug der Kartoffelkonsum für die erwachsene Person über 1 Kilogramm pro Tag. Das Maximum findet sich bei einem Zittauer Weber mit 1 339 Gramm täglich. Demgegenüber steht die Spärlichkeit des Fleischkonsums: 4 von den der Untersuchung unterworfenen Familien essen überhaupt das ganze Jahr kein Fleisch, 2 Familien kennen als Fleischnahrung nur Häringe; der Durchschnittskonsum an Fleisch beträgt täglich pro erwachsene Person 55,3 Gramm. „Es kann bei solchen Verhältnissen", sagt der Verfasser, „gar kein Wunder nehmen, daß die Ernährung dieser Familien weitaus in den meisten Fällen hinter dem zurückbleibt, was man als das physiologische Existenzminimum zu bezeichnen pflegt." Ja selbst wenn man die 41 Arbeiterfamilien ausschaltet, die am besten gestellt sind, und deren Durchschnittseinkommen mit 1 584 Mark ermittelt wurde, so findet man darunter eine Reihe von Familien, deren Nahrungsaufnahme eine ungenügende war. „An Kohlenhydraten fehlt es ihnen fast nie, dafür sorgt der überreiche Kartoffelkonsum; dagegen fehlt es vielfach an dem nöthigen Eiweiß, in noch höherem Grade an dem nöthigen Konsum an Fetten."

Der Verfasser stellt nun ferner eine höchst interessante Wahrscheinlichkeitsberechnung an, wie sich bei höheren Getreidezöllen und dementsprechender künstlicher Vertheuerung des Brotes die Ernährungsverhältnisse der von ihm untersuchten Familien verschieben werden. Je höher die Stellung der einzelnen Familie auf der wirthschaftlichen Stufenleiter ist, um so weniger wird man genöthigt sein, den Konsum des theuer gewordenen Brotes einzuschränken, man wird an anderen hochwerthigeren Nahrungsmitteln, insbesondere an Fleisch, Butter

und Milch, zu sparen suchen, während auf den unteren Klassen der sozialen Stufenleiter die Kartoffel den Brotkonsum noch weiter verdrängen wird. „Die betreffenden Familien waren bisher gewöhnt, eine gewisse Menge Brot zu konsumiren; sie erhalten nun für dasselbe Geld weniger Brot als vorher, sie sind nicht in der Lage, ohne weiteres mehr Geld dafür auszugeben. Wird nun mehr Geld für Brot ausgegeben, so muß der quantitative Ausfall an Nahrungsmitteln ersetzt werden, es kann dies aber nur durch ein billigeres geschehen, die Kartoffel.“ In jedem Falle kann die Wirkung höherer Getreidezölle nur eine Verschlechterung der Ernährung zur Folge haben. „Daran muß man die Leute erinnern, die nie genug betonen können, daß das Rekrutenkontingent, das die industriellen Bezirke liefern, minderwerthiger sei als das aus landwirthschaftlichen. Gerade eine derartige agrarische Interessenpolitik, wie sie bei uns an der Tagesordnung ist, verschärft dieses Mißverhältniß; je höher die Kornzölle, um so minderwerthiger das Soldatenmaterial, das die Industrie stellt.“

Mombert untersucht dann auch noch die Frage, ob höhere Agrarzölle eine Steigerung oder Minderung der Nachfrage nach Arbeit bewirken werden, und weist unter Heranziehung der unter der Herrschaft der Kornzölle in England reichlich gemachten Erfahrungen überzeugend nach, daß höherer Kornzoll gerade die Tendenz hat, die Löhne zu erniedrigen. Es bleibt also dabei, daß die sozialen Folgen der Kornzölle in einer schlechteren Ernährung, niedrigeren Entlohnung, größeren Morbidität, größeren Kriminalität, Zunahme der Auswanderung, Zunahme der Frauen- und Kinderarbeit bestehen. „Eine der Haupterrungenschaften“, so schließt Mombert seine der Aufmerksamkeit unserer Leser auf das Wärmste empfohlene Arbeit, „welche die letzten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts gezeitigt haben, war die, daß es Millionen deutscher Arbeiter gelungen ist, in mühseligen, aufopfernden, entsagungsreichen Kämpfen sich höhere Löhne zu erringen, eine bessere wirthschaftliche Lebensstellung zu erkämpfen und in immer höherem Grade theilzunehmen an den Segnungen und Vortheilen, welche moderne Kultur und Technik hervorgebracht haben. Unter dem Eindruck dieses Aufsteigens unserer Arbeiterklassen hatte die Physiognomie unserer wirthschaftlichen Zukunft eine erfreulichere Gestalt erhalten, beeinflußt dadurch, daß man die Verelendungstheorie zum alten Eisen geworfen hat; und wir sehen, daß unter dem Einfluß dieser Entwicklung eine Aussöhnung der Arbeiterpartei mit der heutigen Staats- und Gesellschaftsform sich langsam anbahnt. Was nützt aber eine derartige Lohnsteigerung, wenn sie nur dazu bestimmt ist, in Form höherer Lebensmittelpreise sich selbst aufzuzehren, wenn dank einer einseitigen Interessenpolitik jenes mühsam Errungene mit einem Schlag vernichtet wird? Jene Parteien aber, die dies thun, nennen sich „staatserhaltende“, und das scheinheilige Ziel, für das sie kämpfen, ist der „Schutz der nationalen Arbeit“.

T. B.

Briefe an eine junge Frau. Novellen von W. Fred. Insel-Verlag bei Schuster & Loeffler in Berlin und Leipzig.

Der Verfasser der Briefe an eine junge Frau ist zu einer Gruppe Wiener Schriftsteller zu zählen, deren angenehmstes Merkmal die Pflege stilistischer Anmuth bildet, etwas von jener gesellschaftlichen Zierlichkeit, wie sie der Wiener Konversation eigen und ein Erbzeichen alter Kultur ist. Leider ist diese gefällige Form nicht ungetrübt an ihm zu genießen; über dem löblichen Bestreben, einfach und persönlich zu wirken, ist Fred in die Manier einer kurzen, zerhackten, unruhigen Satzweise gerathen, wie sie für einen Briefsteller wohl am wenigsten paßt, und die den Autor der Schmiegsamkeit und der künstlerischen Freude beraubt, für den jeweiligen Stoff gleichsam das eigenthümliche Satzmotiv zu entdecken.

Im Uebrigen hat die Novelle eine eigene Pointe. Eine personenreiche Geschichte, in der doch nur eine einzige Person auftritt, alle übrigen sollen durch den Reflex wirken. Da ist die Empfängerin der Briefe: sie ist schön und gut, der Briefsteller liebte sie, aber sie hatte ihm nur Freundschaft zu bieten; nach dem ersten Schmerz und einer Schweigezeit, die sie ihm auferlegt, setzt die Korrespondenz ein, sie soll die Wunde schließen helfen und zu einer bleibenden Beziehung führen. Da ist ferner die erste Frau des Briefstellers, von der er sich nach kurzer, unglücklicher Ehe getrennt hat; der Erzähler ist eine jener kameradschaftlichen Naturen, für welche die Frauen mehr Freundschaft als Passion und jedenfalls nicht jenes unbedingte Vertrauen der Liebe empfinden, das sich bei der männlichen Stärke für immer aufgehoben und geborgen fühlt. Und da sind noch viele andere Personen, besonders ein schönes Mädchen, eine Nichte der Briefempfängerin, die dem Erzähler verhängnißvoll wird; alle in einer gewissen schemenhaften Entfernung, nicht recht physiognomisch klar, die Lösung des schwierigen Problems ist nicht ganz geglückt. Aber es ist doch nicht ohne Reiz, dem Briefsteller zu folgen, wie er nach allen Enttäuschungen und demüthigenden Erfahrungen von Neuem Feuer fängt, in eine hilflose, erniedrigende Leidenschaft geräth, vor dem geliebten Mädchen wider Willen und gegen die lauten Forderungen der Würde zum zudringlichen Bettler wird, vor Schmerzen ruhelos von Ort zu Ort wandernd sich in Ausschreitungen zu betäuben sucht und nur Erschöpfung findet, schließlich sich zur Heimkehr zwingt, dem geliebten Mädchen unversehens auf der Straße begegnet, nach einer neuen fruchtlosen Aussprache, die alle Wunden öffnet, von Neuem flieht — plötzlich die Nachricht erhält, daß das Mädchen durch einen großen Schmerz den Verlust ihrer Mutter vereinsamt, den Vorstellungen der Freundin nachgegeben hat und die Seine werden will — die Freundin sendet ihm ein Telegramm, in dem jedes Wort ein Jauchzen ist, ihm das ersehnte Glück zu verkünden — und er lehnt ab; er lehnt ab, weil er zu viel gelitten, weil das Toben des Schmerzes vorbei und nur die traurigen Reste geblieben sind; weil er es nicht mehr über sich bringt, ein Weib zu besitzen, um das er so erniedrigend gebettelt — weil er sich nicht Kinder von einer Frau wünschen kann, gerade er nicht, dessen eheliche Glücksträume immer in dem Besitze von Kindern gegipfelt hatten — nicht Kinder von einer Frau, die sich so schwer zu dem Vater entschließen konnte. — Dies Alles, wie gesagt, gibt sich aus Briefen von einer einzigen Hand, an die gleiche Empfängerin gerichtet; leider fehlt es an der eindringlichen Kraft und darum an überzeugender Tragik.

Der Eindruck von Kraftlosigkeit steigert sich in den beiden anderen Novellen in peinlicher Weise. Das ist ein Hegen und Liebpflegen der eigenen Schwäche, eine falsche, unlautere Sentimentalität, ein Sichzuguteschreiben an Charakterlosigkeit, das monströs wird, wenn es sich philosophisch herausputzt und die bare Niedertracht zum Naturgesetz erklären will. Alle diese Weiber sind so gefällig, und sie wissen immer im richtigen Zeitpunkt zu verschwinden; Jugend hat das Recht zu spielen, man sieht ja, daß nicht gleich ein Unglück geschieht; einen Augenblick sieht es beinahe aus, als ob die geohrfeigte Moralität sich rächen wollte, aber schließlich ist es nichts gewesen, höchstens kommt es zu einem kleinen Selbstmord, natürlich des „Mädchens“, denn der Uebermensch muß frei ausgehen. Das ist bei Lichte betrachtet unsäglich minderwerthig und abscheulich. Und es muß endlich einmal ausgesprochen werden: es ist nicht wahr, daß der Kampf der Geschlechter, das Verhältniß von Mann zu Weib alle Herrlichkeit der Welt ist; sondern das Ringen Mann gegen Mann, Brust an Brust hat uns jene Buntheit und Mannigfaltigkeit und den köstlichen Reichthum der Werthe und Strebungen gezeitigt, der uns das Leben theuer und die Besonderheit der Nationen ausmacht. Wir wünschen unseren jungen Poeten, daß sie breitbrüstig in dem Gedränge des Gemeinlebens untertauchen, wir wünschen ihnen neue Stoffe und ein endliches Verlassen der nun schon ausgefahrenen Geleise der Dekadence. So vielen ist die Dekadence ja nur eine bequeme Mode, mühelos zu einer litterarischen Physiognomie zu gelangen. Mögen unsere Schriftsteller sich überzeugen, daß die Dekadence kein neuer Werth ist; daß sie nicht die Vorstufe zum Uebermenschen bedeutet, wie gewisse fratzenhafte Talmiphilosophen glauben machen wollen; daß sie nichts ist als die obere, schillernde, rissig gewordene Civilisationsrinde, die von der unten nachdrängenden Kraft abgestoßen wird.

Ludwig Beer.

Jenen zahlreichen Lesern der „Nation“, die unserer Aufforderung zur Bezeichnung von Adressen, an die Probenummern versandt werden können, freundlichst nachgekommen sind, dankt verbindlichst

Die Redaktion der „Nation“.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 47. Berlin, den 24. August 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

„Und kaum war ihm das Wort entfahren, möcht er's im Busen gern bewahren." — Graf Waldersee hat mit seiner deplacirten Beredtsamkeit so viel Mißstimmung hervorgerufen, daß er es für angezeigt gehalten hat, seine Reden wenigstens theilweise dementiren zu lassen. Die „Leipziger Neuesten Nachrichten", die zu diesem Liebesdienst auserſehen waren, haben sich bei diesem Dementi aber so ungeschickt benommen, daß die Sache jetzt schlimmer ist als vorher. Das „Wolff'sche Telegraphenbüreau", gegen welches sich das Dementi richtete, hält die gravirendsten Stellen der Waldersee'schen Ansprachen ausdrücklich aufrecht, und so hat der Dementirungsversuch nur dazu geführt, daß auch diejenigen, denen die rednerische Ungeschicklichkeit des Grafen Waldersee bisher noch entgangen war, nachdrücklich darauf aufmerksam gemacht worden sind. — Mit eben so wenig Glück hat Graf Waldersee sich inzwischen interviewen lassen und zwar von einem Korrespondenten des nicht gerade allzu gut beleumundeten französischen Blattes „Echo de Paris". In diesem Interview ist seitens des deutschen Feldmarschalls den Franzosen, die mit dem Grafen Waldersee in China in Beziehung getreten sind, den Offizieren, den Soldaten, den Diplomaten, so viel Weihrauch gestreut worden, daß auch hier vermuthlich das Gegentheil dessen eintreten wird, was beabsichtigt ist. „Qui trop embrasse, mal étreint." Die Zukunft in China ist von dem Grafen Waldersee bei diesem Anlaß sehr rosig geschildert: „Ich bin überzeugt," meinte der Marschall, „daß die Boxerbewegung, da sie dank der Vorsehung Europas jämmerlich Schiffbruch gelitten hat, sich ganz verlaufen hat. Wir werden nicht wieder gegen China zu Felde zu ziehen brauchen; in dieser Beziehung ist unser Eingreifen heilsam gewesen". Es wird in Deutschland kaum jemanden geben, der nicht wünschen sollte, daß diese Auffassung zutreffen möge; aber wie viele der chinesischen Verhältnisse kundige Personen mögen innerhalb und außerhalb Deutschlands existiren, die diesen Optimismus theilen? Allerdings wird der chinesische Prinz Tschun noch in diesem Monat in Deutschland eintreffen, um seine Sühne- und Versöhnungsmission zu erfüllen. Prinz Tschun ist der Bruder des chinesischen Kaisers. Die Sache wird deshalb vom dekorativen Standpunkte aus gewiß sehr wirksam sein. Die Chinesen „wahren ihr Gesicht"; aber im übrigen?!

Die Beschlüsse des ständigen Ausschusses des deutschen Landwirthschaftsraths zum Zolltarif sind so ausgefallen, wie es sich vorhersehen ließ. Um der Kundgebung mehr Gewicht zu geben, waren auch die Vorsitzenden der meisten größeren landwirthschaftlichen Korporationen, speziell die Vorsitzenden der preußischen Landwirthschaftskammern, sodann die der landwirthschaftlichen Organisationen der übrigen Bundesstaaten sowie der Vorstand des Bundes der Landwirthe eingeladen worden. Der Geist des Bundes der Landwirthe — der Hauptreferent war bezeichnender Weise Freiherr von Wangenheim — ist in den Beschlüssen nicht zu verkennen. Die Vorschläge des Gesetzentwurfs der Regierung gehen diesen Agrariern noch lange nicht weit genug. Was insbesondere die Getreidezölle anlangt, so fordern die Herren für alle vier Getreidesorten im Generaltarif einen Zollsatz von 7,50 M., und einen Minimalzoll von 6 M. Weiter verlangen sie, daß für sämmtliche landwirthschaftlichen Produkte Minimalzölle beschlossen werden, die höchstens um 20 Proz. hinter den Sätzen zurückbleiben dürfen, die sie als prinzipale Forderungen aufstellen. Es ist der Mühe werth, diese prinzipalen Forderungen im Einzelnen sich zu vergegenwärtigen. Im Nachstehenden sind dieselben vermerkt, wobei die Vorschläge des Regierungsentwurfs in Klammern hinzugefügt sind.

Pferde pro Stück je nach dem Werth 60, 190, 250, 375 M. (Regierungsentwurf 30, 75, 150, 300). Rindvieh, Schafe und Schweine pro Doppelcentner 20 M. (Entwurf Ochsen pro Doppelcentner 12 M., Zugvieh pro Stück 15, Kälber pro Stück 4, Schafe

pro Stück 2 M.). Die folgenden Sätze durchweg pro Doppelcentner: Federvieh 25 M. (Entwurf: Gänse pro Stück 70 Pf., Federvieh u. s. w. 6 M. der Doppelcentner) Fleisch 40, 75, 125 M. (Entwurf 30, 35, 75.) Geschlachtetes Federvieh 50, 75, 125 (Entwurf 30, 35, 75). Schmalz 40 M. (Entwurf 12,50). Talg 10 (2,50). Milch frisch 5, entkeimt 8, Rahm 12 M. (Entwurf frei). Käse 50 M. (30). Butter 50 M. (30). Eier 40 (6). Ferner verlangt der Ausschuß für die Zeit vom 15. Februar bis 31. Juli jeden Jahres für Kartoffeln 3 M., gewöhnliches Gemüse 25 M., Bäume, Reben, Stauden 18 M., Blumen, Blüthen u. s. w. zu Zierzwecken 40 M., Blätter, Gräser u. s. w. 25 M., getrocknete, imprägnirte und ähnliche Blumen u. s. w. 150 M., während der Regierungsentwurf alle diese Dinge frei läßt. Für Cycaswedel werden 350 M. verlangt (Entwurf 20 M.), für Weintrauben 20 M. vom 1. September bis 31. Oktober, in der übrigen Zeit 35 M. (Entwurf 15 M.), für Nüsse 8 M. (5), für Aepfel, Birnen unverpackt 3 M. (Entwurf frei), verpackt 10 M. (6), Aprikosen, Pfirsiche 12 M. (8), Himbeeren 5 M. (frei), Hopfen 65 M. (40), Tabak 110 M. (85).

Dies die Vorschläge des ständigen Ausschusses des Landwirthschaftsraths. Bei der Begründung dieser Vorschläge ist zum Ausdruck gelangt, daß man sich bei der Formulirung dieser Sätze eine ganz ungewöhnliche Bescheidenheit auferlegt habe. Man hätte insbesondere noch viel höhere Sätze für Getreide als 7,50 M. im General- und 6 M. im Minimaltarif gewünscht, aber von diesen höheren Sätzen Abstand genommen,

„weil einerseits sich bedauerlicher Weise gerade an die Frage der Brotgetreidezölle in letzter Zeit eine besonders heftige Agitation in den breiten Schichten der industriellen Arbeiterschaft geknüpft hat, so daß diese an sich rein wirthschaftliche Frage nicht mehr allein nach wirthschaftlichen, sondern leider auch nach politischen Rücksichten geregelt werden muß, — andererseits aber die Landwirthschaft hofft, für die allein durchaus unzureichenden Zollsätze für Brotgetreide, wie sie hier beantragt werden, in einem relativ höheren Schutze ihrer übrigen Erzeugnisse einen gewissen Ersatz zu finden“.

Man kann den Agrariern nur dankbar sein, daß sie dem deutschen Volk von ihrer Bescheidenheit so drastische Belege beibringen. Der Deutsche wird schwer warm; wenn es nichtsdestoweniger gelingen sollte, ihn bei den bevorstehenden Kämpfen in Hitze zu bringen, so wird man dies den Führern der Agrarier zu verdanken haben.

Charakteristisch ist übrigens auch die Haltung der Landrathspresse. In Hannover existirt eine Zeitung, die „Hann. Tagesnachrichten“, unter deren 61 Begründern sich, wie das „Berl. Tagebl.“ nachweist, nicht weniger als 14 königliche Verwaltungsbeamte befinden. Angeblich soll die Zeitung auch aus dem Dispositionsfonds des Oberpräsidenten von Hannover nicht unerhebliche Zuschüsse erhalten. Dieses Organ der staatserhaltenden Konservativen hat es sich besonders angelegen sein lassen, gegen das Mittellandkanalprojekt der Regierung vorzugehen. Jetzt zieht es auch gegen den Zolltarifgesetzentwurf der Regierung mit folgenden Worten vom Leder:

„Die Regierung hat sich nun wiederholt zu dem Standpunkt der Nothwendigkeit des Schutzes der nationalen Arbeit bekannt. Sie hat in dem neuen Zolltarif hier und da auch den Versuch gemacht, diese ihre Anschauungen auch in die That umzusetzen. Es ist aber leider nur bei einem schwächlichen Versuch geblieben. Gerade wie bei der wasserwirthschaftlichen Vorlage anstatt eines von uns und unseren Freunden geforderten systematischen nationalwirthschaftlichen Verkehrsprogramms lediglich eine „Garnirung“ des ursprünglichen Mittellandkanalprojekts mit einer Anzahl willkürlich und planlos herausgegriffener sogenannter Kompensationsforderungen erfolgte, so ist auch beim Zolltarif nur eine ganz systemlose, mehr oder minder unzureichende Berücksichtigung vereinzelter Interessentenwünsche erfolgt. Vergebens zerbricht man sich den Kopf darüber, von welchen Gesichtspunkten die Regierung sich hat leiten lassen. . . . Man kann gespannt sein, in welcher Weise die vorläufig geheim gehaltene Begründung zum Zolltarif diese unerklärliche Inkonsequenz zu erklären versuchen wird.“

Und dabei spricht man davon, daß Preußen kein freiheitlich regiertes Land sei. In welchem anderen Lande der Welt dürften sich die direkt abhängigen Beamten wohl gegen die Regierung solche Freiheiten herausnehmen wie bei uns? —

Die Verhandlungen des Militärgerichts zweiter Instanz gegen die in erster Instanz freigesprochenen Unteroffiziere Marten und Hickel haben zu einem sensationellen Resultat geführt. Obgleich in dieser zweiten Instanz auch nicht die Spur neuen Belastungsmaterials gegen die beiden Beschuldigten beschafft worden ist und selbst die Staatsanwaltschaft, allerdings auf Grund einer sehr sonderbaren Beweisführung, die Anklage wegen Mordes fallen gelassen und dafür eine Anklage wegen Todtschlags substituirt hatte, hat das erkennende Gericht zweiter Instanz Marten wegen Mordes und Meuterei zum Tode verurtheilt, den Mitangeklagten Hickel dagegen freigesprochen. Das Todesurtheil ist auf Grund eines Indizienbeweises gefällt, der so auf Schrauben gestellt war, daß der unbefangene Leser der Verhandlungsberichte es für ganz unmöglich halten mußte, daß auf einen solchen Beweis hin ein Todesurtheil ausgesprochen werden könne. Der ganze Gumbinner Prozeß, der schon durch die juristisch nicht zu rechtfertigende Inhafthaltung des in erster Instanz freigesprochenen Hickel ein so unliebsames Aufsehen gemacht hat, ist durch die schließliche Verurtheilung des Marten auf Grund desselben Beweismaterials, das von der ersten Instanz als nicht ausreichend zur Verurtheilung angesehen wurde, zu einem das Rechtsgefühl der Bevölkerung in heftigste Bewegung versetzenden Ereigniß geworden. Es ist ein wahrer Segen, daß durch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen wenigstens allerlei unlauteren Vermuthungen über die eigentlichen Beweggründe eines solchen Urtheils der Boden entzogen worden ist. Hoffentlich gelingt es dem Reichsmilitärgericht, bei dem sofort Revision eingelegt ist, noch einen Ausweg zu finden, der dem ohne Zweifel stark erschütterten Rechtsgefühl der Bevölkerung Genüge leistet.

Der Zar von Rußland wird im September nicht nur dem deutschen Kaiser, sondern auch Frankreich einen Besuch abstatten. Der Plan ist so taktvoll vorbereitet, daß die Oeffentlichkeit erst davon erfuhr, als bereits alle Einzelheiten feststanden. Die politische Bedeutung dieses Besuchs ist darin zu suchen, daß durch diesen Besuch den Franzosen vor Augen geführt wird, daß die gegenwärtige Regierung Frankreichs, trotzdem in ihr ein Sozialdemokrat als Minister sitzt, genau so bündnißfähig ist wie irgend eine andere. Eines gewissen pikanten Reizes wird es immerhin nicht entbehren, wenn Monsieur Millerand den absolutistischen Herrscher Rußlands freundschaftlich begrüßen wird.

Frankreich kann sich gegenwärtig über seine politische Situation überhaupt nicht beklagen. Der Kaiser von Rußland kommt zum Besuch, Graf Waldersee schüttet das Füllhorn seiner Schmeicheleien über die französische Armee aus, und endlich — und das ist das Beste — die letzte Volkszählung hat gegen die Zählung vor fünf Jahren einen Zuwachs von mehreren hunderttausend Seelen ergeben. Die französische Gesetzgebung hat sich beeilt, daraus die Konsequenz zu ziehen, die Zahl der parlamentarischen Mandate um acht zu vermehren. Paris allein gewinnt auf diese Weise drei neue Sitze. Diese nach jeder Volkszählung regelmäßig eintretende Neuregulirung der Wahlkreise steht in drastischem Gegensatz zu der fortdauernden Ungerechtigkeit, mit der bei uns in Preußen an der Wahlkreiseintheilung von 1860 festgehalten wird. Uebrigens ist auch im Reich eine Neueintheilung der Wahlkreise dringend erforderlich. Unsere parlamentarischen Mehrheitsparteien leben nur von altem Unrecht.

Das englische Parlament hat sich vertagt. Wird es eine Veränderung der südafrikanischen Zustände vorfinden, wenn es nach Monaten wieder zusammentritt? Wer kann das für wahrscheinlich halten?

* * *

Sammlungs- und Einsammlungspolitik.

Die Sammlung aller Einsammlungspolitiker zu einer gemeinsamen protektionistischen Aktion erweist sich als schwierig. Die modernen Crispine sind zwar darin einig, daß den Armen Leder genommen werden soll, um den Reichen Schuhe, und insbesondere den preußischen Junkern Reiterstiefel daraus zu machen, aber über die Façon und die Größe dieser Fußbekleidungen gehen die Meinungen weit auseinander.

Die berufsmäßig unzufriedenen Agrarier, die eine Zolltarifreform ab ovo verlangen — weshalb sie auch für Eier statt des jetzt bestehenden Zollsatzes von 2 Mark und statt der im Regierungsentwurf vorgeschlagenen Steigerung auf 6 Mark eine Zollforderung von 40 Mark angemeldet haben — verwerfen das Meisterwerk des Grafen Posadowsky wie hungrige Gäste, denen man ein opulentes Mahl versprochen hat und die man jetzt mit Thee und Butterbrot abspeisen will. Ob sie nicht schließlich auch das reichlich belegte Butterbrot nehmen, wenn die parlamentarischen Köche keinen Sonntagsbraten herzustellen vermögen, ist eine Frage für sich. Einstweilen spielen sie die Verstimmten.

Die industriellen Verbündeten, die Männer vom Centralverbande, die Syndikatsbrüder, haben andererseits bereits angesichts des Zollgesetzentwurfs der Regierung kalte Füße bekommen. Ihnen wird unheimlich zu Muthe bei dem Gedanken, daß die Festlegung von Minimalzöllen für Weizen, Roggen, Gerste und Hafer den Abschluß neuer Handelsverträge unmöglich machen könnte. Mit Vergnügen ist man bereit, den verehrlichen agrarischen Freunden die industriellen Arbeiter zur gefälligen Ausplünderung zu überlassen, aber — die Patrone dürfen dabei nicht zu Schaden kommen; Handelsverträge müssen sein.

Handelsverträge müssen wir haben: das versichern auch die Nationalliberalen, so sehr sie im Uebrigen der agrarischen Einsammlungspolitik „sympathisch gegenüberstehen".

Selbst das Centrum, das ebenfalls ganz bereit ist, allerdings unter reichlichem Erguß sozialpolitischer Krokodilsthränen, dem Arbeiter einen neuen Fasttag in der Woche zu sichern, will in seiner großen Mehrheit die Handelsverträge nicht missen.

Und die Regierung? Sie muß die Handelsverträge wollen, wenn sie nicht ganz von Gott verlassen ist. Sie macht auch kein Hehl daraus, daß sie Handelsverträge wünscht.

Den Nachbarn Deutschlands bleiben derartige Stimmungen natürlich nicht verborgen. Sie werden dadurch bestärkt in ihren Entschlüssen, sich nicht über die Zollsätze in den gegenwärtig bestehenden Tarifverträgen hinausdrängen zu lassen. Sie werden sich ganz gewiß sagen: wenn selbst der Centralverband deutscher Industrieller davor zurückschreckt, für Getreidezölle die Minimalsätze des Regierungsentwurfs festzulegen, so dient der ganze Zolltarifentwurf nur zur Augenverblendung; diese Zollkrämer sind in ihren Forderungen nicht ernsthaft zu nehmen.

Die Sammlungspolitik kann unter solchen Umständen begreiflicher Weise keine Fortschritte machen. Zunächst haben wir nur einen protektionistischen Heerhaufen vor uns mit hungrigen Instinkten, aber sehr verschiedenen Appetiten. Vor einer solchen Armee ist zwar

> Das Kalb nicht sicher in der Kuh;
> sie nimmt das Ei und das Huhn dazu;

aber einen langwierigen Feldzug mit solchen Truppen siegreich durchzuführen, dazu gehören Führer, wie wir sie — glücklicherweise! — zur Zeit nicht haben.

Die Chancen der Opposition sind deshalb durchaus nicht schlecht; wir meinen jene ernsthafte Opposition, die nicht bloß „ihr Gesicht wahren" will, sondern die davon durchdrungen ist, daß Deutschlands wirthschaftliche und auch seine politische Zukunft zwar nicht davon abhängt, wie dieser oder jener einzelne Zollsatz aussieht, wohl aber davon, ob unsere Millionen von Arbeitern ordentlich ernährt werden, ob die Steigerung der Grundrente oder die Förderung des Allgemeinwohls das alles beherrschende Prinzip der Gesetzgebung sein soll, ob die Weltpolitik des Deutschen Reichs nach den Grundsätzen der Krämer von Krähwinkel oder nach den Gesichtspunkten eines industriellen Großstaats zu gestalten ist.

Lassen die Gegner des Agrarierthums es nicht an agitatorischer Energie, an parlamentarischer Entschlossenheit, wenn nöthig Rücksichtslosigkeit, fehlen, so endet die ganze Campagne der Einsammlungspolitiker mit einem völligen Fiasko.

Theodor Barth.

Die handelspolitische Situation in Oesterreich-Ungarn.

Wenn die österreichisch-ungarische Monarchie auch seit langem aufgehört hat, im Konzert der mitteleuropäischen Mächte die erste Geige zu spielen, und sich auch in seiner Handelspolitik seit Jahrzehnten von der jeweiligen im deutschen Nachbarreich herrschenden handelspolitischen Strömung mitreißen läßt, so bleibt doch bei der großen Ausdehnung der Handelsbeziehungen zwischen den beiden Reichen Oesterreich-Ungarn noch immer ein bedeutender Faktor für die Handelspolitik des Deutschen Reichs. Ebenso wie Oesterreich-Ungarn auf dem Gebiete der gesammten, insbesondere der wirthschaftlichen Gesetzgebung von der Nachahmung reichsdeutscher Vorbilder lebt — und es sind wahrlich nicht immer die besten — zeigt auch unsere Handelspolitik seit dem Ausgange der siebziger Jahre wenig Spuren einer originellen Regung. Wir haben seinerzeit die gewaltsame Schwenkung Bismarck's vom gemäßigten Freihandel zur Schutzzöllnerei mitgemacht, wir haben uns mit Deutschland an der von Caprivi inaugurirten vertragsfreundlichen Handelspolitik regenerirt und stehen gegenwärtig gleich Deutschland vor der Gefahr, daß uns die werthvollen handelspolitischen Errungenschaften der Aera Caprivi, die man lange Zeit für gesichert halten konnte, von einer erneuten und mit verdoppelter Kraft hereinbrechenden hochschutzzöllnerischen Bewegung entrissen werden.

Die handelspolitische Situation ist in Oesterreich-Ungarn gegenwärtig ungefähr die folgende: Was zunächst die österreichische Reichshälfte betrifft, so haben wir eine Großindustrie, die sich unter dem Schutze wirksamer Zölle leidlich wohl fühlt, weil sie in der Lage ist, den ausländischen auf dem inneren Absatzmarkte mitkonkurrirenden Industrien ohne sonderliche Anstrengung mit Erfolg zu begegnen. Einzelne Großindustrien, wie z. B. die Roheisen-, die Sodaindustrie u. m. a., sind in einer noch behaglicheren Lage und erfreuen sich ausgiebig bemessener Schutzzölle, unter deren Fittichen sich eine Art von Kartellterrorismus bilden konnte. So ist die österreichische Großindustrie im Allgemeinen mit der gegenwärtigen Zollpolitik ganz einverstanden und redet dem handelspolitischen status quo das Wort. Nicht so die mittleren und kleinen Industrien, welche durch die hohen Zölle, welche auf den von ihnen benöthigten Halbfabrikaten, zum Theil auch Rohstoffen lasten, ihre Produktion vertheuert und ihren Absatz nicht nur für die Exportwaare, sondern auch für den inneren Markt gefährdet sehen. Von diesen Industrien wird daher in einer leider nicht genügend kräftigen Weise für die Herabsetzung der meisten Zölle auf Halbfabrikate und Rohstoffe agitirt; einzelne, wie vor allen die Eisen verbrauchenden Kleinindustrien, suchen sich gegenseitig zum Kampf gegen ihre Bedrücker, die Eisenwerke, anzufeuern. Daß dieser

Kampf ein erfolgloser ist, wird jedem einleuchten, der den von hoher und höchster Stelle genährten Einfluß der Eisenleute kennt.

Weniger saturirt als die Großindustie zeigen sich die österreichischen Agrarier, deren Appetit gerade in den letzten Jahren wieder enorm gestiegen ist. Die zoll- und handelspolitische Speisekarte, welche unsere nach deutschen Mustern eingerichtete „Landwirthschaftliche Centralstelle" für die beginnende Handelsvertrags-Campagne entworfen hat, ist geeignet, auch einen schutzzöllnerisch sehr robusten Magen zu überladen. Um das handelspolitische Programm unserer Agrarier zu charakterisiren, genügt es, darauf hinzuweisen, daß sie sich nicht gescheut haben, selbst die deutschen Agrarier noch zu übertrumpfen und Forderungen zu stellen, die ans Lächerliche streifen und jede Kritik entwaffnen.

Ein viel unklareres Bild zeigt die handelspolitische Situation in Ungarn. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Ungarn seine bisher rein agrarische Handelspolitik zu Gunsten seiner ebenso verhätschelten wie überschätzten gewaltthätigen Industrieförderungspolitik beeinflussen läßt; sicher ist, daß die Ungarn, welche staatsrechtlich auf die Gestaltung der Handelspolitik der Monarchie mitbestimmend einzuwirken haben, das bewährte und dankbare politische Erpressungsmittel, welches ihnen dieses Mitbestimmungsrecht in die Hand gibt, noch oft und nachdrücklich zum Schaden Oesterreichs ausnützen werden.

Es war leicht vorauszusehen, daß die Veröffentlichung des deutschen Zolltarifentwurfes in Oesterreich-Ungarn das peinlichste Aufsehen hervorrufen mußte. Besonders enttäuscht sind natürlich die Handelsvertragsfreunde und die Freihändler, die in Oesterreich zum großen Schmerze der Schutzzöllner ziemlich zahlreich vertreten sind. Ja, es hat bei diesen nicht an Stimmen gefehlt, welche unter dem ersten Eindrucke des monströsen Zolltarifentwurfes an eine nahe bevorstehende gründliche Verschiebung der internationalen handelspolitischen und diplomatischen Beziehungen gedacht und den Beginn von Zollkriegen, die Sprengung des Dreibundes bei gleichzeitiger kommerzieller und politischer Annäherung zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland in Rechnung zogen. Heute hat der erste verwirrende Eindruck einer ruhigeren Erwägung Platz gemacht. Wir sehen in dem vom Reichskanzler veröffentlichten Entwurfe nichts weniger als den unabänderlichen Ausdruck der in der Reichskanzlei oder an noch höherer Stelle herrschenden handelspolitischen Ueberzeugungen. Der ganze Bildungsgang des deutschen Reichskanzlers und die höchstpersönliche Note der kaiserlich deutschen Expansionspolitik stehen zu der vom Zolltarifentwurfe offensichtlich angestrebten Abschließungspolitik in einem unversöhnlichen Widerspruche. Es gewinnt deshalb bei uns in Oesterreich die Auffassung immer mehr Raum, als ob der Reichskanzler sich vor dem Ansturm der Agrarier einstweilen nur in die Oeffentlichkeit hätte flüchten wollen. Aber einerlei welche Motive bei der Veröffentlichung des Entwurfs obgewaltet haben mögen, jedenfalls zeigen sich in Oesterreich schon jetzt die schädlichen Folgen. Die österreichische Regierung betrachtet den von den österreichischen Handelskammern ihr vorgelegten Entwurf eines autonomen Zolltarifs seit Bekanntwerden des deutschen Entwurfs nur noch als Makulatur und erwartet, daß ihr ehestens ein entsprechend umredigirter Entwurf vorgelegt werde. In welchem Sinne diese Umredigirung erfolgen dürfte, ist leicht vorherzusehen. Auch die Haltung unserer Agrarier hat sich insofern verändert, als sie im Gegensatz zu den Industriellen in die Verurtheilung des deutschen Entwurfes nicht ohne weiteres einstimmen, sondern glauben, in ihm die „ersten Bausteine" gelegt zu sehen, auf denen eine Vereinigung der mitteleuropäischen Produzenten gegen den Wettbewerb der überseeischen Länder, vor allen der Vereinigten Staaten von Amerika, zu erreichen und „durch Erstellung gleich hoher Zollsätze seitens der übrigen mitteleuropäischen Staaten das Projekt einer mitteleuropäischen Schutzkonvention gegen die Konkurrenz der überseeischen Länder endlich der Verwirklichung zuzuführen sei". So bedecken sie — gleichfalls nach deutschem Muster — den nackten Prohibitionismus mit dem Feigenblatte einer nothwendigen Schutzkonvention gegen die amerikanische Gefahr. Daß sie den deutschen Zolltarifentwurf auch zum Anlaß nehmen, um die von ihnen vorgeschlagenen Maximalzölle noch weiter zu erhöhen, läßt sich logisch zwar nicht rechtfertigen, kann jedoch nicht überraschen.

Ueber die Aussichten, welche die Handelsvertragspolitik in Oesterreich hat, läßt sich im gegenwärtigen Momente so gut wie nichts sagen, keineswegs ist ein Vorstoß im handelsvertragsfreundlichen Sinne von Oesterreich zu erwarten. Bei dem Ueberwiegen der agrarischen und schutzzöllnerischen Elemente im österreichischen Reichsrathe ist es nicht ausgeschlossen, daß eine Rückkehr zur Hochschutzzöllnerei und zur autonomen Zolltarifpolitik ohne besondere Kämpfe erfolgt, Auf jeden Fall wird es auch bei uns von dem Ausgange des handelspolitischen Kampfes in Deutschland abhängen, ob die schutzzöllnerische oder ob die handelsvertragsfreundliche Gruppe siegt.

Wien, 20. August 1901. K.

Der Religionsunterricht*).

Das im jetzigen Augenblick demoralisirendste Moment der Erziehung ist der christliche Religionsunterricht.

Mit diesem meine ich in erster Linie Katechismus und biblische Geschichte, Theologie und Kirchengeschichte. Auch viele ernste Christen haben über den gewöhnlichen Unterricht in diesen Gegenständen gesagt, daß „nichts besser beweist, wie tief die Religion in der menschlichen Natur eingewurzelt ist, als daß dieser ‚Religionsunterricht' sie nicht auszurotten vermochte".

Aber ich meine außerdem, daß selbst ein lebendiger „Unterricht" im Christenthum den Kindern zum Schaden gereicht.

Diese sollen sich selbst in die patriarchalische Welt des alten Testaments, sowie in die des neuen Testaments einleben (am Besten in der Form, die Fehr der Kinderbibel gegeben hat). Dieses Buch wird so dem Kinde theuer, es findet darin unendlich viel, was seiner Phantasie und seinem Gefühl unmittelbar lebendige Nahrung gibt, aber nur wenn es in Ruhe in die Bibel versinken kann, ohne jegliche dogmatische oder pädagogische Auslegung. Nur im Hause soll dieses Buch — sowie die anderen Bücher des Kindes — zum Gegenstand von Gesprächen und Erklärungen gemacht werden, falls es das Kind wünscht. Auf einer Schulbank soll dies nie vorkommen.

Wenn das Kind so diese Eindrücke aus der Bibel erhält, befreit von aller anderen Autorität als der inneren der Eindrücke selbst, dann gerathen die Mythen der Bibel ebensowenig in Widerstreit mit dem übrigen Unterricht, als dies bei der nordischen Schöpfungsgeschichte oder der griechischen Göttersage der Fall ist.

Aber der für die Menschheit gefährlichste aller Mißgriffe der Erziehung ist der, daß man jetzt die Kinder als absolute Wahrheit die alttestamentarische Welterklärung lehrt, der der naturhistorische und historische Unterricht widerspricht; daß man die Kinder lehrt, die Moral des neuen Testamentes als absolut bindend zu betrachten, deren Gebote das Kind bei seinen ersten Schritten ins Leben allenthalben verletzen sieht. Denn die ganze industrialistische und kapitalistische Gesellschaft ruht gerade auf dem Gegensatz des christlichen Gebotes — seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst — nämlich auf dem Gebot: Jeder ist sich selbst der Nächste!

*) Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro.

Die Augen der Kinder sind in diesem wie in so vielen anderen Fällen einfältig klarsehend. Sie beobachten schon in zartem Alter, ob ihre Umgebung nach der christlichen Lehre lebt oder nicht. Ich erhielt von einem vierjährigen Kinde — mit dem ich von Jesu Liebesgebot sprach — die Antwort: wenn Jesus wirklich so sagte, dann ist Papa kein Christ! Es dauert nicht lange, so geräth das Kind in Kollision zwischen seinen Erziehern und den Geboten des Christenthums. So hatte sich ein kleiner Knabe in einer schwedischen Stadt Jesu Worte von der Mildthätigkeit tief zu Herzen genommen. Er gab nicht nur seine Spielsachen, sondern auch seine Kleider den Armen — bis ihm die Eltern mit Schlägen dieses praktische Christenthum abgewöhnten! So gab ein kleines Mädchen in einer finländischen Stadt, als die Lehrerin das Gebot einprägte, seine Feinde zu lieben, die Antwort, dies sei unmöglich, denn niemand in Finland könne Bobrikoff lieben!

Ich weiß sehr wohl, mit welchen Sophismen man in beiden Fällen die unbestechliche Logik des Kindes abstumpfen kann. Aber ich weiß auch, daß es diese Sophismen sind, die in der christlichen Gesellschaft die Heuchelei so natürlich gemacht haben, daß sie nun unbewußt ist und daß nur ein neuer Kierkegaard die Gewissen wach geißeln könnte! Auf allen Gebieten gelten Rousseau's Worte: das Kind erhält hohe Prinzipien zur Richtschnur, aber wird von seiner Umgebung gezwungen, nach kleinen Prinzipien zu handeln, jedesmal wenn es die großen verwirklichen will! Man hat dann, sagt er, unzählige Wenn und Aber, durch die das Kind lernen muß, daß die großen Prinzipien Worte sind und die Wirklichkeit des Lebens etwas — ganz anderes.

Das Gefährliche liegt nicht darin, daß das Ideal des Christenthums ein hohes ist: es liegt ja im Begriff jedes Ideals, unerreichbar zu sein, da das Ideal sich erhebt, je näher wir ihm kommen! Aber das Demoralisirende im Christenthum als Ideal besteht darin, daß es als absolut hingestellt wird, während der Gesellschaftsmensch es jeden Tag verletzen muß und während er außerdem durch den Religionsunterricht erfährt, daß er als gefallenes Wesen das Ideal überhaupt gar nicht erreichen kann — obgleich seine ganze Möglichkeit, recht in der Zeitlichkeit und selig in der Ewigkeit zu leben, darauf beruht, es zu verwirklichen!

In dieses Netz von unlöslichen Widersprüchen hat Generation um Generation ihren idealen Glauben verstrickt gesehen, und allmählich hat jedes neue Geschlecht gelernt, das Ideal nicht ernst zu nehmen.

Von den feigen oder großthuerischen Konzessionen an die Lächerlichkeiten der Mode und den Thorheiten, mit denen man sich ruinirt, um nach seinem Stande zu leben, findet man unter anderen psychologischen Ursachen der menschlichen Haltlosigkeit im letzten Grunde diese: daß das Kind mit der Religion selbst die Erfahrung einathmet, daß Ansichten eines sind, Handlungen ein anderes. Und diese Erfahrung wirkt dann das ganze Leben hindurch auch auf jene, für die die christliche Religion ihre absolute Autorität verloren hat. Der Freidenker läßt sich trauen, tauft seine Kinder und läßt sie konfirmiren, ohne sich zu vergewissern, ob ihr eigener Wunsch oder nur der Wunsch es anderen gleichzuthun, sie dazu treibt; der Republikaner singt das Königslied und telegraphirt loyale Grüße, nimmt Orden an — aber ich breche ab! Denn wollte ich alle die kleinen und großen Untreuen gegen sich selbst aufzählen, aus denen das tägliche Leben der meisten Menschen besteht — und die sie unter dem Titel „Unwesentlichkeiten“ vertheidigen — dann fände ich kein Ende! So dachten die christlichen Märtyrer nicht, die sich mit ein paar Körner Räucherwerk auf dem Altar des Kaisers vom Opfertode hätten befreien können. Ein paar Körner Räucherwerk, welche „Unwesentlichkeit!“ meint der moderne Mensch und opfert täglich mit ruhigem Gewissen viele solche Göttern, an die er nicht glaubt!

Wie inkonsequent der Protestantismus auch ist, besaß er doch so lange eine geistig erziehende Kraft, als der Dualismus in ihm unbewußt war, als man noch mit voller Ehrlichkeit Feiertag und Werktag jedem das Seinige gab! Aber jetzt, seit ein neuer Protestantismus innerhalb des Protestantismus lebt, ist die Doppelzüngigkeit tief demoralisirend.

Stück für Stück ist die Lehre niedergerissen, die die katholische Kirche einmal so wunderbar den psychologischen Bedürfnissen der Mehrzahl anpaßte, während sie die bis jetzt tiefsten Symbole aus den tiefsten Erfahrungen der Menschen bildete! Aber der Protestantismus scheut noch immer vor den Folgen seines eigenen Werkes zurück!

Im Hause, in der Schule, an der Hochschule, während der Wehrpflicht, im Amte, überall wird noch immer die nachgiebige Unselbständigkeit unter dem Namen von Disziplin, Diskretion, Pflichttreue eingeprägt, und wie all die schönen Worte heißen mögen, mit denen man lebendige Seelen in Sklaven der Disziplin umwandelt, die der „Korpsgeist“ zwingt, zu jedem Mißverhältniß zu schweigen, die „Disziplin“, sich jeder Art roher Gewalt unterzuordnen! Erst wenn alle wirklich in vollem Ernst „Protestanten“ dagegen werden, ihren größten Lebenswerth — ihre Religion — durch Autorität zu empfangen, werden sie beginnen, auch in sozialen und politischen Fragen eine selbständige Meinung zu erwerben, oder als Lehrer und Führer dem Schulknaben wie dem Studenten, dem Offizier wie dem Beamten jene Freiheit des Wortes und der That zu gönnen, die das Recht des Mitbürgers und des Menschen ist. Wenn es z. B. geschieht — wie es 1889 einem hohen schwedischen Offizier widerfuhr —, daß man in Ungnade fällt, weil man an einem würdigen mitbürgerlichen Fest zur Erinnerung an die französische Revolution theilgenommen hat; oder wie es 1899 den Upsalaer Studenten geschah, die sich eine würdige Meinungskundgebung für die von den Sägewerksbesitzern Norrlands bedrohte Koalitionsfreiheit erlaubt hatten — daß sie ermahnt werden, ihren Studien zu obliegen und sich nicht in soziale Fragen einzumischen — dann begreift man, wie der Geist der Feigheit sich verbreitet, in dessen Schatten dann die großen nationalen Verbrechen blühen und gedeihen! Männer und Frauen, die in ihrem Privatleben streng ehrenhaft sind, haben es gelernt, in allgemeinen Fragen ihr Gewissen, ihr Denken, ihr Handeln unter den Befehl eines Leiters zu stellen. Und sie haben das vor allem im Namen des religiösen Glaubens gelernt!

Der Muth, in allem, was die wesentlichen Werthe des Lebens bildet, aber vor allem in seinem Glauben, sich eine eigene Meinung zu bilden, die Kraft, sie auszusprechen, der Wille, etwas für sie zu opfern, macht einen Menschen zu einem neuen Einsatz in die Kultur. Und ehe nicht Erziehung und Gesellschaftsleben diesen Muth, diese Kraft und diesen Willen bewußt fördern, wird die Welt verbleiben, was sie ist: ein Paradeplatz der Dummheit, der Rohheit, der Gewalt und des Eigennutzes, ob nun radikale oder konservative, demokratische oder aristokratische Gesellschaftselemente den Befehl auf diesem Paradeplatz innehaben. . . . .

* * *

Professor Charlier hat in treffender Weise gezeigt, wie, in demselben Maße, in dem unser Wissen vorwärts schreitet, die Religion aufhört, ein Richter über das zu sein, was unser Wissen umfaßt. Und je mehr Wissen wir erreichen, desto mehr wird das Gebiet des Uebernatürlichen eingeschränkt, desto weniger glaubt man an das Eingreifen göttlicher Kräfte, desto weniger konkret werden die Vorstellungen vom Tode und einem Leben nach diesem. Aber das bedingt durchaus nicht, daß das religiöse Gefühl erlischt, wenn es auch nicht mehr durch den Glauben an eine göttliche Offenbarung und ein übernatürliches Eingreifen genährt wird. Als Idealität findet es noch immer seinen Ausdruck, und ohne religiösen Glauben und Begeisterung können keine idealen Ziele verwirklicht werden. Es gilt so, meint der Verfasser, die religiöse Gesinnung zu bewahren, wenn man auch die veralteten religiösen Begriffe verliert!

Dieser Punkt ist der entscheidende in der ganzen Frage. Es ist auch meine tiefste Ueberzeugung, daß der Mensch ohne Religiosität in der Gemüthsanlage keine idealen Ziele verfolgen kann; nicht über seine eigenen Interessen hinaussehen, nicht mit Opferwilligkeit große Ziele verwirklichen. Die religiöse Begeisterung weitet unsere Seele und verpflichtet uns zu dem Handeln, das wir für das ideale halten. Aber weil das Christenthum nunmehr die Seele zusammendrängt und nicht mehr alle Momente unseres Handelns verbinden kann — darum verlassen immer mehr ernste Menschen dasselbe gerade aus religiösen Gründen. Und warum diese dann ihren Kindern nicht den gebräuchlichen christlichen Religionsunterricht geben sollen, hat unter Anderen Tolstoi mit seiner gewöhnlichen einseitigen Stärke ausgesprochen. Er sagt:

„Wir sind so an die religiöse Lüge gewöhnt, daß wir nicht merken, welche Einfältigkeit, welche furchtbare Grausamkeit die Lehre der Kirche erfüllt. Wir merken sie nicht, aber die Kinder fühlen sie, und ihre Seele wird durch diese Lehre unheilbar verunstaltet. Wir müssen uns nur ganz klar machen, was wir thun, wenn wir unsere Kinder mit dem sogenannten Religionsunterricht erziehen. Rein und unschuldig, ohne noch betrogen zu haben oder betrogen worden zu sein, wendet sich das Kind an uns, die wir das Leben kennen, und fragt uns, nach welchen Gründen der Mensch sein Leben leben soll? Und was antworten wir? Gewöhnlich kommen wir den Fragen dadurch zuvor, daß wir ihnen die jüdische Legende mittheilen, diese plumpe und unvernünftige, dumme und vor allem unmoralische Geschichte. Wir geben das als heilige Wahrheit aus, was, wie wir selbst wissen, unmöglich ist und für uns keinen Sinn hat: daß vor sechstausend Jahren ein seltsames und grausames Wesen, das wir Gott nennen, es unternahm, diese Welt zugleich mit dem Menschen zu erschaffen; daß der erste Mensch sündigte und daß der böse Gott um dieser Sünde willen nicht nur ihn sondern auch uns alle anderen strafte, die wir nichts verbrochen haben; endlich daß er selbst die Strafe für die Sünde erlitten hat, indem er seinen Sohn sterben ließ, und daß unser hauptsächliches Ziel in diesem Leben darin besteht, zu versuchen diesen Gott zu erweichen und den Leiden zu entkommen, für die er uns bestimmt hat!

Wir meinen, daß das nichts zu bedeuten hat, ja, daß es sogar für das Kind nützlich ist, und wir hören mit Wohlbehagen, wie dieses all diese Greulichkeiten wiederholt; wir reflektiren nicht über die furchtbare geistige Umwälzung, die in solchen Augenblicken, ohne daß wir es merken, in der Seele des Kindes vor sich geht. Wir stellen uns diese Seele als eine leere Tafel vor, auf die man schreiben kann, was man will; aber das ist ein Irrthum. In dem Kinde liegt eine dunkle Ahnung von einem Ursprung des Alls, von einer Macht, der es unterworfen ist, und es besitzt — nicht klar und bestimmt, oder mit Worten ausdrückbar, aber als eine Empfindung, die sein Wesen erfüllt — dieselbe hohe Ahnung dieses Ursprungs wie der denkende Mann, und nun plötzlich, anstatt all diesem sagt man dem Kinde, daß der Urheber des Alls ein unvernünftiges, gräßliches und grausames Wesen ist. Das Kind hat eine undeutliche Vorstellung vom Ziele unseres Lebens, davon daß dieses Glück ist, errungen durch gegenseitige Liebe. Anstatt dessen muß es lernen, daß das Ziel des Lebens in seiner Gesammtheit nur eine Laune dieses unvernünftigen Gottes ist; daß unser persönliches Ziel darin besteht, zu suchen, den ewigen Strafen zu entrinnen, die für einige bestimmt sind, und den Leiden, die dieser Gott uns allen auferlegt hat. In dem Kinde schlummert ein Gefühl, daß die Pflichten der Menschen sehr zusammengesetzt und von moralischer Natur sind: anstatt dessen lehrt man es, daß die vornehmste Pflicht im blinden Glauben besteht, in Gebeten, im Aussprechen gewisser Worte bei einem gewissen Anlaß, in dem Verzehren von Wein und Brot, das Gottes Fleisch und Blut vorstellen soll. Wir meinen, daß all dies keine ernsthafte Sache ist, und dennoch ist die Einpflanzung dieser Lehren — die wir Religionsunterricht nennen — das größte Verbrechen gegen das Kind, das man sich überhaupt denken kann!

Die Regierungen und die führenden Klassen brauchen diese Lüge; sie stützt ihre Macht, und darum werden die herrschenden Klassen immer fordern, daß sie den Kindern eingepflanzt werde und so ihren hypnotisirenden Einfluß auch auf die Erwachsenen ausübe. Die Menschen hingegen, die die gegenwärtige ungerechte soziale Ordnung nicht erhalten wollen, sondern im Gegentheil ihre Veränderung wünschen, und besonders die, die ihren Kindern wohl wollen, müssen sie mit aller Macht vor dieser gefährlichen Betrügerei retten. Wenn die Kinder vollständig gleichgültig gegen die religiösen Fragen werden, wenn jede positive Religion ihnen ganz fremd wird, so ist dies selbst dem vervollkommnetsten jüdisch-kirchlichen Religionsunterricht unendlich vorzuziehen.

Für jeden, der einsieht, was es für ein Kind bedeutet, wenn man eine Lüge für eine heilige Wahrheit ausgibt, kann es keinen Zweifel über das geben, was er zu thun hat, auch wenn er selbst dem Kinde keine persönliche religiöse Ueberzeugung mitzutheilen hat. . . .

Wenn ich einem Kinde die Grundzüge der religiösen Lehre darzustellen hätte, die ich für die Wahrheit halte, dann würde ich ihm sagen: Wir sind in diese Welt gekommen und leben hier, nicht durch eigenen Willen, sondern durch den eines Anderen, den wir Gott nennen. Darum handeln wir nur dann recht, wenn wir dem Willen dieses Wesens folgen. Dieser Wille besteht darin, daß wir alle glücklich seien, aber um dieses Ziel zu erreichen, gibt es nur ein Mittel: daß jeder Mensch gegen den anderen so handelt, wie er wünscht, daß andere gegen ihn handeln mögen.

Auf die Fragen: Wie ist die Welt entstanden? Was erwartet uns nach dem Tode? antworte ich auf die erste, daß ich es nicht weiß, und daß im Uebrigen die ganze Frage bedeutungslos ist. Auf die zweite antworte ich, daß der Wille dessen, der uns um unseres Glückes willen ins Leben gerufen hat, es wohl auch nach dem Tode vermag, uns demselben Ziele zuzuführen."

* * *

Den schwersten Grundschaden des noch immer herrschenden Religionsunterrichts hat schon Kant hervorgehoben, nämlich daß man, solange die Lehre der Kirche der Moral zu Grunde gelegt wird, unrichtige Motive für sein Handeln erhält: nicht, weil Gott ein Ding verboten hat, sondern weil es an und für sich unrecht ist, muß es vermieden werden, nicht, weil Himmel oder Hölle die Guten und die Bösen erwartet, sondern weil das Gute einen höheren Werth hat als das Schlechte, soll man das Gute erstreben. Und zu diesem Gesichtspunkt Kant's kommt noch der, daß eine Anschauung, nach der der Mensch außer Stande ist, aus eigener Kraft das Gute zu thun, — und darum in diesem wie in allen anderen Fällen demüthig auf Gottes Hilfe vertrauen muß — ethisch schwächend ist, während das Vertrauen auf unsere eigene Stärke und das Gefühl unserer eigenen Verantwortlichkeit ethisch stärkend wirken. Der Glaube, unwiderruflich sündenbeladen zu sein, hat den Menschen dazu gebracht, es zu bleiben.

Soll daher das Geschlecht der Zukunft mit aufrechten Seelen heranwachsen, ist die erste Bedingung dafür die, daß man mit einem kräftigen Federzug Katechismus, biblische Geschichte, Theologie und Kirchengeschichte aus dem Dasein der Kinder und der Jugend streiche!

Sich vor dem Unendlichen und Geheimnißtiefen innerhalb des irdischen Daseins und jenseits desselben zu beugen; die echten sittlichen Werthe zu unterscheiden und zu wählen; von dem Bewußtsein der Solidarität des Menschengeschlechts durchdrungen zu sein und von seiner eigenen Pflicht, sich um des Ganzen willen zu einer reichen und starken Persönlichkeit auszubilden; zu großen Vorbildern aufzublicken, das Göttliche und Gesetzmäßige im Weltall, im Entwicklungsverlauf, im Menschengeist anzubeten — dies sind die neuen Handlungen der Andacht, die neuen religiösen Gefühle der Ehrfurcht und Liebe, die die Kinder des neuen Jahrhunderts stark, gesund und schön machen werden.

* * *

Und damit wird auch der Untergang des Gottesbegriffs anbrechen, der noch „Gottes Hilfe" mit Siegen verbindet, die die nationale Eroberungslust, die Unterdrückungssucht, die Gewinnsucht erringt. Man wird empfinden, daß Gottes Einmischung in die Kraftmessung menschlicher Leidenschaften eine Lästerung ist. Man wird einsehen, daß der Patriotismus, der von Egoismus und Hochmuth genährt wird, die „gottloseste" — weil unmenschliche — all der lebenszerstörenden Sünden ist, mit denen die Menschen die Heiligkeit des Lebens schänden.

Die Köpfe, die jetzt die Widersprüche des Christenthums und des Kriegs vereinigen können — ja, die aus ihnen Kraft und Trost holen — sind durch jahrtausendalte Zwangsvorstellungen entartet. Für Menschen mit solchen Hirnen kann man nichts anderes erwarten, als daß sie in der Wüste vergehen, ohne auch nur mit einem Blicke das gelobte Land gesehen zu haben!

Aber die Gehirne der Kinder können vor der unheilvollsten aller geistigen Mißbildungen behütet werden, von

dem Aberglauben, daß ein Patriotismus, ein Nationalismus, der das Recht anderer Völker kränkt, etwas mit göttlichen Begriffen gemeinsam hat!

Man lehre die Kinder, daß die nationale Eigenart, die Kraftentwicklung, die Selbstbestimmung für ein Volk ebenso unersetzlich sind wie für das Individuum, ja aller Opfer werth! Man lehre sie, daß ihre Vertiefung in die Natur ihres Vaterlandes, in sein Vergangenheits- wie in sein Gegenwartsleben Voraussetzung für ihre eigene Entwicklung ist; man lehre sie schöne, warme Träume von der Zukunft ihres Landes zu träumen, von ihrer eigenen Arbeit, um diese Zukunft zu gestalten!

Man lehre sie auch früh den tiefen Abgrund zwischen dem Vaterlandsgefühl und dem Egoismus messen, der sich Patriotismus nennt! Dieser „Patriotismus" ist es, in dessen Namen die kleinen Völker von den großen gekränkt werden; in dessen Namen hat sich das Europa des neunzehnten Jahrhunderts unter der Aufreizung des „Revanche"-gedankens gerüstet; in dessen Namen sah die Jahrhundertwende die Gewaltthaten im Norden und Süden, im Westen und Osten zunehmen.

Militarismus und Klerikalismus — die beide die Autorität im Gegensatz zum Prinzip der persönlichen Prüfung darstellen — sind stets enge verbunden, aber sie sind nicht das, was sie sich nennen: Patriotismus und Religion. Diese schließen einen mitbürgerlichen Sinn, einen Freiheitssinn, einen Rechtssinn in sich, die sich über die enge Sphäre des Individuums, des Klasseninteresses, des eigenen Landes erheben; die die verschiedenen Gruppen innerhalb eines Volkes zu Allen gemeinsamen großen Interessen vereinigen, ebenso wie die verschiedenen Völker zu Allen gemeinsamen großen Lebensfragen. Aber Militarismus und Klerikalismus unterdrücken die Freiheit mit dem Prinzip der Autorität, die Selbstbestimmung durch das der Disziplin, den Mitbürgersinn durch das des Kriegerruhms, das Rechtsgefühl durch das der Soldatenehre. Unter dem Zeichen der Christlichkeit und des Militarismus hat in Deutschland die bürgerliche Rechtssicherheit, die kulturelle Freiheit schwere Schädigungen erlitten. Unter der Hypnose derselben Prinzipien haben auch viele im Einzelnen achtungswerthe Mitglieder des russischen, des französischen, des englischen Volkes den Ungerechtigkeiten ihres Volkes zugejubelt!

Und all dies wird so weitergehen; die Völker werden unter immer größeren Rüstungen zu Boden gedrückt werden; das Recht der kleinen Nationen wird von den großen immer mehr verletzt werden, auch nachdem die jetzigen Weltgewalten, so wie alle vorhergehenden, unter ihrer eigenen Expansion zerbrochen sind! Es wird so fortgehen, bis die Mütter in den Seelen der Kinder das Menschlichkeitsgefühl vor dem Vaterlandsgefühl großziehen, bis sie bestrebt sind, die Sympathie der Kinder für alles Lebende zu erweitern — für Pflanzen, Thiere und Menschen; bis sie sie sehen lehren, daß die Sympathie uns nicht nur das Mitleid sondern auch die Mitfreude schenkt und daß das Individuum sein eigenes Lebensgefühl steigert, wenn es lernt, mit anderen Individuen und mit anderen Völkern zu fühlen. Es wird so fortgehen, bis die Mütter in die Seelen der Kinder die Gewißheit pflanzen: daß der Patriotismus, der für die Interessen seines eigenen Landes das Recht eines anderen Volkes mit Füßen tritt, verwerflich ist! Wenn dann diese Kinder als Erwachsene einmal dazu kommen zu handeln, dann wird es in Uebereinstimmung mit dieser Vorstellung geschehen. Wenn in dem Kinde der Begriff des Nationalismus von Ungerechtigkeit und Uebermuth befreit wird, der Gottesbegriff von einer unreinen Vermischung mit einem egoistischen Patriotismus — dann wird auch der Begriff Krieger geadelt werden, so daß er nicht mehr mit dem Begriff des blinden Gehorsams und des beschränkten Klassenhochmuths zusammenfällt. Das Wort wird dann einen Menschen und einen Mitbürger bedeuten mit denselben kulturellen Interessen, derselben Rechtsauffassung, demselben Freiheitsbedürfniß und Ehrgefühl wie alle anderen Mitbürger, ein Vaterlandsvertheidiger, in dem keine andere kriegerische Gluth entzündet werden kann als die zum Schutze heiliger menschlicher und mitbürgerlicher Rechte!

Denn Selbstvertheidigung — persönliche oder nationale — soll dem Kinde entgegen den Geboten des Christenthums als die erste der Pflichten eingeprägt werden. Oder richtiger gesagt: das Kind fühlt das instinktiv, und es gilt nur diesen Instinkt nicht zu verwirren. Das Kind sieht sehr wohl ein, daß wenn man den Bösen nicht Widerstand leistetet, diese Herr über die Guten werden würden! Es weiß, daß das Niedrige und Ungerechte siegen und die Rechtsinnigen, die Hochsinnigen von den Ungerechten und niedrig Gesinnten geopfert werden würden! Der Trieb der Gegenwehr ist der erste Keim zu sozialem Gerechtigkeitsgefühl, und von diesem Gefühl wird das unbeirrte Urtheil des Kindes auch in der Geschichte geleitet. Es zweifelt z. B. nie daran, daß Wilhelm Tell Recht hatte, auch wenn es in der Religionsstunde die Unterthänigkeit gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit einschärfen hört, und jede gerade Knabenseele schenkt Andreas Hofer ihren Beifall trotz dessen unsanften Verfahrens mit der gesetzlichen Obrigkeit. Das Kind schneidet mit seiner natürlichen Freimüthigkeit alle Sophismen ab, d. h. solche Kinder, die durch die christlichen Erklärungen nicht unheilbar verdummt worden sind!

Als Schlußsatz von allem, was ich hier gegen den christlichen Religionsunterricht gesagt habe, will ich die Aeußerung eines zehnjährigen Jungen nach dreijährigem Büffeln des Katechismus und der biblischen Geschichte anführen:

„Ich glaube an nichts von all dem! Aber ich hoffe, wenn die Menschen einmal klug werden, darf jeder seinen eigenen Glauben haben, so wie man sein eigenes Gesicht hat!"

Dieser kleine Philosoph traf mit diesen Worten unbewußt den ernstesten seelischen Schaden des Religionsunterrichtes: daß er den Menschen eine Lebensanschauung als gleichförmige Maske vor ihr wirkliches Antlitz zwingt, während es doch zu „den Bedingungen der Freiheit und dem Recht der Seelen" gehört, sich selbstdenkend die Glaubensgewißheit auszuformen, in der man leben und sterben kann! Rückwärtsschauend gewesen zu sein, um das Ideal und die Wahrheit zu suchen; sie als ein für allemal gegeben und abgeschlossen angesehen zu haben — dies ist bis jetzt die große geistige Gefahr für den Menschen gewesen!

Wenn hingegen jedes Kind bei den ersten Schritten seines weichen Fußes auf Erden sich da als ein Entdecker fühlen darf, mit Unendlichkeiten vor sich — dann erst wird der Königssohn im Reiche des Lebens nicht länger Knechtesdienste verrichten, wie ein verlorener Sohn in fremdem Lande, sondern er wird mit der ganzen Gewalt seines Willens die alten Worte wiederholen:

Ich will mich aufheben und zu meinem Vater gehen!

Als im Mittelalter Jaquino dei Fiori vom Reiche des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes predigte — predigte, bis sein Haar silbergrau wurde „wie der Olive Laub" — da verglich er diese drei Reiche mit der Art der Nessel, der Rose, der Lilie; mit dem Licht der Sterne, der Morgenröthe, der Sonne!

Diese Predigt ertönt nun von allen Enden der Welt. Aber der lilienklare, sonnenwarme Traum vom dritten Reiche wird erst Wirklichkeit werden, wenn der Kindersinn — der der Wille zum Leben und zum Glücke ist — mit seinem frohen Freimuth die Schatten des Sündenfalls und der Demüthigung vom Dasein verjagt haben wird.

Denn ohne zu werden wie die Kinder können die Menschen nicht in dieses dritte Reich eingehen, des heiligen Geistes — des Menschengeistes — Reich!

Ellen Key.

Der Eingang zum Mittelmeer.

Zu wiederholten Malen in jüngster Zeit, und noch gegen den Schluß der eben beendeten Session des Unterhauses, hat man sich in England sehr ernsthaft mit dem Sorgenkind Gibraltar beschäftigt. Als des Pudels Kern ergab sich dabei die Erkenntniß der Unsicherheit und Gefährdung der Vorherrschaft im Mittelmeer, zu dem nach einer beliebten Redewendung die gewaltige Felsenveste Gibraltar den Schlüssel bildet. Aber dieser Schlüssel schließt nicht mehr recht — trotz aller Reparaturen.

Schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts legte ein Mann von unbestrittener Kompetenz, ein Nelson, Gibraltar, dessen Hafen ihm absolut ungenügend und schwer zu verbessern schien, nur eine untergeordnete Bedeutung bei; er gab dem Hafen von Mahon auf der Insel Minorca als Basis für seine Flottenoperationen den Vorzug. Gewiß — Nelson sah nicht die Eröffnung des Suezkanals und die außerordentliche Wichtigkeit für England voraus, am Eingang zum Mittelmeer einen Stütz- und Verproviantirungspunkt zu besitzen. Aber wenn Gibraltar auf den ersten Blick wunderbar gelegen zu sein scheint, um diese Rolle zu spielen, so genügt es doch, aus der Nähe nicht seine geographische, sondern topographische Lage zu prüfen, um zur Einsicht zu kommen, daß von den verschiedenen Positionen in der Nähe der Meerenge sie die am wenigsten günstig verlaufende und diejenige ist, die man mit dem wenigsten Recht den Schlüssel der Meerenge nennen kann. Ein spanischer Militärschriftsteller, dessen Spezialität die Gibraltarfrage ist, Don José Navarrate, ein ehemaliger Artillerieoffizier, schreibt sehr richtig: „Es ist ein grober Irrthum anzunehmen, daß der Besitz Gibraltars mehr als einer der Plätze, die sich an den Küsten Europas oder Afrikas erheben, die Beherrschung der Meerenge sichert; alle Schiffe der Welt können diese Straße passiren, deren geringste Breite 22 km beträgt, ohne irgend etwas von Gibraltar, Tarifa, Ceuta oder einem anderen Punkte der Küste befürchten zu müssen.“ Dieselbe Meinung hat übrigens ein englischer Offizier, der General Codrington. „Hinsichtlich Gibraltars“, sagte er vor etwa 20 Jahren bei Gelegenheit einer Diskussion in dem Hause der Gemeinen, „ist allgemein die Meinung verbreitet, daß die Veste die Meerenge unter dem Feuer ihrer Kanonen hält; niemals hat Gibraltar im eigentlichen Sinn des Wortes den Kanal beherrscht; niemals hat sie durch sich den vom einen zum anderen Meere passirenden Schiffen ein Hinderniß geboten, da sie stets, wie noch jetzt, außerhalb des Bereiches ihrer Batterien fahren können.“ . . .

Ja, die Ohnmacht Gibraltars, die Passage des Kanals zu hindern, ist heute noch offenkundiger wie in früheren Zeiten trotz der bedeutenden Fortschritte der Artillerie; die Erhöhung der Tragweite der größten Kanonen erlaubt im Großen und Ganzen doch nicht, ihre Geschosse mehr als 10 000 oder 11 000 Meter, also höchstens bis zur Mitte der Meerenge zu versenden, und auf diese Entfernung das bewegliche Ziel inmitten eines immer unruhigen Meeres zu erreichen — so bemerkt der bekannte französische Militärschriftsteller Charles Malo im „Journal des Débats“ — ist nur geringe Aussicht vorhanden; dagegen waren die früheren Segelschiffe durch die herrschenden Winde und Strömungen sehr häufig gezwungen, nahe an der europäischen Küste vorbeizufahren, was sie unter das Feuer der Festung bringen konnte, während die Dampfschiffahrt es gestattet, trotz der ungünstigen Winde und Strömungen außerhalb des Geschützbereiches zu passiren.

Wenn nun General Codrington nach rücksichtsloser Zerstörung der „Gibraltarlegende“ dennoch zu dem Schluß von der Nothwendigkeit der Okkupation einer Besitzung kommt, die einen als Depot und Werft kostbaren Platz und einen Schutzhafen für die mit der Ausübung der „Kanalpolizei“ beauftragte Flotte bilde, so darf man sich auf die Meinung eines nicht minder kompetenten Engländers Lord Brassey berufen. Er ist mit Nelson der Ansicht, daß der Hafen zu klein und zu schlecht geschützt sei, um den britischen Schiffen als sicherer Schutz zu dienen. Nun hat England allerdings in Erkenntniß der bedrohlichen Situation den Hafen wie die Festungsanlagen neuerdings umgebaut und verstärkt; es hat ein größeres Hafenbecken geschaffen, das, wie großsprecherisch verkündet wird, die gesammte englische Mittelmeerflotte aufzunehmen im Stande sei, deren elender Zustand in der Sitzung vom 3. Juli auf den Alarmruf des Lord Charles Beresford hin zugegeben werden mußte. Selbst wenn dies der Fall sein sollte, so bleibt doch noch die größte Schwäche Gibraltars bestehen. Gibson Bowles wies vor einigen Tagen, als die Befestigungsarbeiten bei Gibraltar zur Berathung standen, auf diesen wunden Punkt hin und verlangte die Einstellung der Dockarbeiten an der Westseite. Ein Dock könne durch Geschützfeuer unhaltbar gemacht werden, der einzige Weg, diesen Theil von Gibraltar zu sichern, wäre die Besetzung eines spanischen Gebietstheiles mit einer großen Streitmacht. 40 000 Mann sind nach seiner Ansicht erforderlich, um hier die erforderliche Abhilfe zu schaffen. Wo aber soll England eine solche Anzahl von Truppen hernehmen und zwar nur zu dem Sonderzweck, seine Feste gegen das Feuer von der Westküste der Bai von Algesiras zu schützen, das allerdings dank den bedeutenden Schußweiten der modernen Artillerie von der Höhe herab, die ganze Westseite der Festung, Stadt und Hafenanlagen gefährden würde?

Man sieht, die einstmals so stolze und vielgepriesene Stellung Englands an der südlichen Küste Spaniens ist fast nichts mehr werth. Will jenes also seine ehemalige Stellung an dem Eingang zum Mittelmeer wahren, so muß es auf afrikanischer Seite Besitzungen erwerben, sei es Tanger oder Ceuta. Das werden die europäischen Mächte nimmer dulden, zumal Frankreich nicht, das nach der Ansicht aller Kenner der Verhältnisse durch die Etappenstraße Toulon—Korsika-Biserta sich eine strategische Situation geschaffen hat, die mindestens der englischen gleich ist.

Der mächtige Stützpunkt Biserta flankirt die Verbindungslinie Gibraltar—Malta, die ganze französische Küste im Norden und Süden ist gespickt mit Torpedobootstationen, von denen die auf hoher See befindlichen englischen Schiffe beständig in Athem gehalten werden können. In Algier stehen 76 000 Mann französische Truppen, und im Schwarzen Meere liegt die russische Flotte bereit. Was hat England dem entgegenzusetzen? Der Hafen von Alexandrien ist noch immer nicht wieder befestigt, seitdem die Forts unter dem englischen Geschützfeuer im Jahre 1882 zusammensanken, in ganz Aegypten befindet sich keine moderne schwere Kanone. Malta, das zu seiner Vertheidigung mindestens 12 000 Mann erfordert, hat eine Garnison von kaum 7000 Mann, und davon sind die meisten Milizsoldaten.

Die ungünstige strategische Situation Englands im Mittelmeer erfährt noch eine Verschärfung durch die bei den Berathungen im Unterhause festgestellte Thatsache, daß der Zustand des englischen Mittelmeergeschwaders ein solcher ist, daß es einem möglichen Zusammengehen Frankreichs und Rußlands kaum die Spitze zu bieten vermag. Rußland, das thatsächlich jetzt die Dardanellen beherrscht, hat im Schwarzen Meere eine Flotte von ungefähr 10 Schlachtschiffen, Frankreich ungefähr 14 Schlachtschiffe in Toulon, England nur 10 Schlachtschiffe im Mittelmeer. Von diesen 10 Schlachtschiffen benutzen nicht weniger als 6 noch veraltete Granaten und altes Schwarzpulver. Jetzt erst werden Versuche mit rauchlosem Pulver gemacht, nachdem sich herausgestellt hat, daß das Cardit die Geschütze in kurzer Zeit unbrauchbar macht. Ferner wurde festgestellt, daß einige Schiffe der Hauptstation so völlig überholt sind, daß sie den Kampf mit erstklassigen Schlachtschiffen nicht aufnehmen können, daß die Torpedoboote nicht ausreichen, und es an den Hilfsschiffen, die oft von den Fachleuten gefordert sind, fehlt. In dem langsamen Fortschreiten des Marineersatzes und in der Schwierigkeit der Heranziehung ausreichender Mannschaften für den Flottendienst liegen weiter und zwar schon lange die Haupthindernisse für die

Durchführung des alten Grundsatzes, daß England eine so starke Seemacht sein müsse, um zwei seefahrenden Großmächten die Spitze bieten zu können.

Aus alldem dürfte hervorgehen, daß Gibraltar als Thorhüter des Mittelmeers nicht mehr genügt und daß das Uebergewicht Englands im Mittelmeer mindestens stark gefährdet ist.

J. Wiese.

Henry George.

Henry George, geboren 1839 zu Philadelphia und bereits im Alter von 58 Jahren in New-York 1897 gestorben, vollendete im März 1879 zu San Francisco sein Werk „Fortschritt und Armuth" („Progress and Poverty"), das später durch die ganze Welt gehen sollte. Dies Werk zeigt ihn auf der Höhe seiner litterarischen Schaffenskraft. Wie immer das schließliche Schicksal seiner Lehren sich gestalten mag, dies sein Hauptwerk wird meiner Meinung nach niemals von Volkswirthen, die die wirthschaftliche Welt als ein Ganzes betrachten, unbeachtet bleiben. „Progress and Poverty" ist, wenn nichts Anderes, jedenfalls ein Bild der modernen wirthschaftlichen und politischen Kräfte, das nicht allein aus Büchern, sondern aus dem Leben geschöpft ist. Der Verfasser sah in Kalifornien vor seinen Augen ein Reich mit unermeßlichen Daseinsmöglichkeiten nach und nach in die Hände von Trusts hineingleiten. In den dreißig Jahren von 1849 bis 1879 gelang es einer kleinen Zahl von Kapitalisten, mitten in der Republik die Herrschaft einer Klasse aufzurichten, die nicht minder unbeschränkt ist wie die der Feudalherren des Mittelalters. Henry George konnte damals in Kalifornien beobachten, wie die Eisenbahn- und Telegrapheninteressen sich zu einer Macht entwickelten, die einen großen Theil der Presse und der Gesetzgebung kontrolirt und eine Tyrannei über den einzelnen ausübte, die in Europa unerträglich erschienen wäre. So versuchte Henry George beispielsweise, in San Francisco eine Zeitung herauszugeben, aber die Monopolisten des Telegraphen wollten ihm nicht erlauben, daß er über ihre Linien Nachrichten beförderе. Die Universität von Kalifornien lud ihn ein, einen Cyklus von Vorlesungen über Volkswirthschaft zu halten, aber nach der ersten Vorlesung bewirkten die finanziellen Beherrscher der Universität, daß die Einladung rückgängig gemacht wurde.

George war durch und durch Amerikaner und stammte von höchst respektablen Eltern ab. Als er sechzehn Jahre alt war, ging er mit einem Vermögen von 6 Dollars zur See. Er hatte nur die Elementarschule besuchen können. Die Welt der realen Thatsachen wurde seine Universität, und gerade das hat seinem Leben und seinen Schriften einen so eigenartigen Reiz gegeben. Bevor er noch zwanzig Jahre alt geworden war, hatte er den Aequator schon sechsmal gekreuzt und fast jeden Theil der bewohnten Welt, Indien und Australien eingeschlossen, gesehen. Die Neigung, sich in der Welt umzusehen, hatte ihn auf die See getrieben, obgleich er von Beruf Drucker war. Er führte ein Tagebuch, wo immer er sich auch befinden mochte, und sein Buch „Progress and Poverty" ist voll von Anekdoten und Erfahrungen aus seinen Wanderjahren. 1858, im neunzehnten Lebensjahre, umschiffte er als Matrose das Kap Horn, gelangte schließlich nach Kalifornien, arbeitete dort als Bergarbeiter, verlor alles, was er sich sauer verdient hatte, und war mit zwanzig Jahren wieder so mittellos, daß er als Farmarbeiter sich durchschlagen mußte.

Aus dieser bedürftigen Lage ist Henry George Zeit seines Lebens eigentlich nie herausgekommen. Jede Anlage, die er machte, erwies sich als ein Mißerfolg, jeder Versuch, in der Journalistik oder als Drucker vorwärts zu kommen, erwies sich als ein Fehlschlag. Er mußte seine Uhr versetzen, als er „Progress and Poverty" schrieb, und in der Zeit, als sein Name auf aller Lippen in Amerika war und sein Buch riesige Auflagen erlebte, mußte er elende journalistische Tagelöhner-Arbeiten verrichten, um seine Familie vor Entbehrungen zu schützen. Wie ist es erklärlich, daß ein solcher Mann, ein brillanter Sprecher, eine bezaubernde Persönlichkeit, ein self-made man, der wie dazu geschaffen schien, als Volksmann eine große politische Rolle zu spielen, daß ein solcher Mann nirgends in Amerika einen äußerlichen Erfolg finden konnte? Der Grund dafür ist nicht weit zu suchen. Henry George liebte und predigte die Wahrheit so, wie er sie sah, die ganze Wahrheit; aber diese Wahrheit, wie er sie erkannte, stieß so ziemlich jedes einflußreiche Interesse in Amerika, das ihn auf seinen Schultern zu politischem und finanziellem Erfolg hätte führen können, vor den Kopf. Er predigte radikalen Freihandel einer Generation, die im Protektionismus ihren Profit suchte. Die Reichen denunzirten ihn als Agitator, der ihr Eigenthum konfisziren wolle. Die Arbeiterorganisationen mißtrauten ihm, da er von ihren Gewerkschaften nichts hielt. Er wollte nichts mit Sozialisten zu thun haben, denn er war ein Verfechter des Individualismus. Er predigte Gerechtigkeit, nicht Gunst. Er hatte nichts gegen den Reichthum, der aus Fleiß und höherer Intelligenz hervorgegangen war, aber er hatte keinerlei Sympathie für die Faulen und Unfähigen, die mit den Fleißigen und Fähigen die Resultate von deren Bemühungen theilen wollten. Er wollte nichts mit Tammany-Hall zu thun haben, denn er haßte unehrliche Methoden. Er wollte keiner politischen Partei seine Wahrheitsliebe unterordnen. So fand sich derselbe Mann, den Republikaner wie Demokraten in gleicher Weise an ihre politischen Interessen zu fesseln versuchten, ohne jeden direkten politischen Einfluß trotz seiner reichen Gaben, die ihm den Erfolg als politischer Führer zu verbürgen schienen.

Dies alles ist in anziehender Weise dargelegt in der ausgezeichneten Biographie, die Henry George der Jüngere jüngst in New-York bei Doubleday & Mc Clure hat erscheinen lassen. Dies Buch ist ein kostbares document humain; ich hätte gewünscht, es wäre doppelt so lang.

Manche Kritiker haben sich abfällig über „Progress and Poverty" ausgesprochen, weil die Schlußfolgerungen des Buches eigentlich nichts Neues enthielten. Dem widersprach George nicht; er nahm für sich nicht in Anspruch, etwas Neues entdeckt zu haben; — an Grundwahrheiten gibt es überhaupt nichts Neues. Als ich zum ersten Male mit Henry George in persönliche Berührung kam, im Jahre 1880, war derselbe gerade aus Kalifornien zurückgekehrt. Kein Verleger in New-York wollte sein großes Werk herausgeben. Er war bei allen nach der Reihe abgeblitzt. Einer wie der andere hatte ihm dieselbe Antwort gegeben, die später auch Kapitän Mahan zu Theil wurde, als die Verleger sein Werk über den Einfluß der Seemacht in der Geschichte zurückwiesen, nämlich die Antwort, „daß für solche Bücher keine Käufer da wären". Henry George war deshalb gezwungen, sein Werk selbst zu setzen, und nur mit Mühe und Noth fand sich schließlich ein Verleger. Bei jener unserer ersten Zusammenkunft machte George einen Eindruck auf mich, den ich nie vergessen werde. Wir saßen auf einem gefallenen Baumstamm in einem kleinen Wäldchen am oberen Ende der Insel von New-York. Der Platz war damals Eigenthum von Mr. Bennet, dem Herausgeber des „New-York Herald". Ich hatte „Progress and Poverty" zweimal durchgelesen und drückte dem Verfasser gegenüber meine Zweifel über gewisse Partien seiner Lehre aus. Er hörte meine Fragen und Einwendungen geduldig an und zeigte den aufrichtigen Wunsch, seine Meinung klar zu machen, wie jemand, der sich selbst mühsam durch dunkle Partien hindurchgearbeitet hatte und deshalb die Zweifelsfragen anderer wohl verstand. Wir saßen bei diesem unserem ersten Begegnen wohl vier Stunden zusammen, und ich verließ ihn mit dem Gefühl, daß mein Verstand durch die Berührung mit diesem Manne geradezu erfrischt sei. Er war die Verkörperung kindlicher Einfachheit, auf-

richtiger Wahrheitsliebe und großer Hoffnungsfreudigkeit. Die Leute, die ihn durch ihre gemeinen Anklagen insultirten, waren in seinen Augen nur die Opfer einer verkehrten Denkweise, aber sie erregten in Henry George keine Spur von Bitterkeit. Er wollte die Welt besser machen; er kritisirte nicht bloß, um einzureißen. Er unterstützte die demokratische Partei, als Cleveland zum Präsidenten nominirt war, weil er auf diese Weise die Sache des Freihandels vorwärts zu bringen hoffte. Das erste Votum, welches er abgeben durfte, gab er in San Francisco für Abraham Lincoln ab, weil er die Sklaverei haßte. Er warf sich mit vollem Herzen 1881 in die Agitation der Landliga, weil er hoffte, die irische Partei würde ihren politischen Streit damit auf die volle Höhe eines großen ökonomischen Grundsatzes heben und England zwingen, das Recht des Volkes auf Land anzuerkennen. Er hielt 1890 zu demselben Zweck Vorlesungen in Australien, und seine Lehren fanden dort eine wirksamere Stütze als irgendwo sonst.

Nirgends jedoch ist Henry George mehr zu Ehren gekommen als in Kiautschou. Dort ist der Grundsatz offen adoptirt, daß Land kein geeigneter Gegenstand für Privatspekulation, sondern vom Staat zu Gunsten derjenigen festzuhalten sei, die es durch ihre Arbeit werthvoll machen. Das Experiment in Kiautschou wird in der ganzen Welt mit Aufmerksamkeit verfolgt. Sollte es sich als erfolgreich erweisen, so wird ohne Zweifel die amerikanische Regierung ähnliche Grundsätze in den Philippinen, möglicherweise sogar in Kuba durchzuführen suchen.

Henry George lebte arm und starb arm. Sein großes Werk wurde in fast jede lebende Sprache übersetzt, und in seinem eigenen Lande in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet. Trotzdem gewann George fast nichts aus diesem großen litterarischen Erfolge, wohl deshalb, weil er alle seine Rechte preisgab, um die möglichste Verbreitung seiner Ideen durchzuführen.

Zum Schluß möchte ich noch hervorheben, daß das Leben von Henry George voller Romantik steckt. Es ist die Geschichte eines Mannes, der sich mit 22 Jahren ohne einen Pfennig in der Tasche verheirathete und in seiner Frau das größte Glück auf Erden fand. Dreißig Jahre besaß er diesen Schatz. Kann man ihn einen armen Mann nennen? In seinen eigenen Augen kam er sich unermeßlich reich vor, da er die Liebe eines ganzen Lebens gewonnen hatte.

Poultney Bigelow.

Einst und Jetzt in der deutschen Lyrik.

Ueberschaut man die Lyrik des verflossenen Jahrhunderts, so sieht man, wie gleich sich im Grunde die lyrischen Motive bleiben; es sind erklärlicher Weise fast immer dieselben: vor allem die Liebe, dieser Urquell der Lyrik, aus dessen unerschöpflichem Borne die Völker aller Zeiten ihre Poesie geschöpft haben, dann in weitem Abstande von ihr die Natur, die Freiheit, der Patriotismus, das Leben mit allen seinen mannigfachen Erscheinungen, und nicht zum wenigsten das Ende aller Dinge: der Tod.

Was bei der beständigen Wiederkehr dieser Motive die Gefahr der Monotonie beseitigt, was ihnen immer wieder neue interessante Formen verleiht, ist die Individualität.

Das Weltbild spiegelt sich zwar in jedem Individuum anders, aber bei der ungeheuren Mehrheit beschränken sich die Abweichungen auf unbedeutende Züge, auf ihr persönliches Leben, in dessen kleinem Bereich sie es oft zu starker Geltung bringen können; in den riesigen Dimensionen des Weltbildes aber verschwinden sie. Da bedarf es der Individualität; nur die vermag es zu ändern, nicht im Wesen, aber im Scheine. Wie eine und dieselbe Landschaft im zarten Morgenroth eine andere zu sein scheint als im sengenden Glanze der Mittagssonne oder im scheidenden Abendlichte, wie sie ihr Aussehen mit jeder Beleuchtung völlig verändert, ebenso verhält es sich mit dem Weltbilde in den mannigfachen Beleuchtungen, die es durch die jeweilige Individualität empfängt. Fehlt diese, so erscheint es farblos und mehr oder weniger öde und langweilig. Daher der langweilige, fade Eindruck der Dilettantenlyrik, deren farblose Ohnmacht so unangenehm daran erinnert, daß Alles schon dagewesen ist.

Außer der Individualität ist es die Zeit, die Abwechslung in den Strom der Lyrik bringt. Sie spiegelt sich in dessen Wellen, die ihr Bild mehr oder weniger klar wiedergeben, und immer anders. Wie Wandelbilder ziehen die Zeitereignisse so an uns vorüber, und es ist überaus interessant, wenn man diese lyrischen Zeitreflexe mit einander vergleicht. Da merkt man so recht, welche Wandlungen gewisse Begriffe im Laufe der Zeit durchgemacht haben, wie verschieden sie zu verschiedenen Zeiten aufgefaßt worden sind. So z. B. der Begriff Freiheit. Die Freiheit, die zu Anfang des Jahrhunderts gemeint war, ist eine andere als die, welche man in dessen Mitte gemeint hat, und diese unterscheidet sich wieder von der, die in den letzten Jahrzehnten gepriesen worden ist.

So sang der alte Arndt mit Donnerstimme:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte!“

aber die Freiheit, die er meinte, vertrug sich wohl mit Thron und Altar; der Kampf, zu dem er rief, galt nicht dem König und der Kirche, sondern dem Feinde seines Landes, und der Tyrann, dessen Joch er abschütteln wollte, war ein fremder Fürst, der furchtbare Völkerbezwinger Napoleon, unter dessen eiserner Faust Deutschland in elender Knechtschaft Jahre hindurch schmachtete.

Wie anders sah die Freiheit aus, der drei ein halb Jahrzehnte später Freiligrath und Herwegh, Beck und Kinkel eine Gasse bahnen wollten! Da hieß es:

„Reißt die Kreuze aus der Erden!“

und:

„Schlagt die Knechte, schlagt die Söldner, schlagt
den allerhöchsten Thoren!“

Da galt es den Fürsten und Priestern. Die Farbe der Freiheit war nicht mehr schwarz-weiß, sondern schwarz-roth-gold, aber man sah nur das Roth davon, denn es war die Freiheit der Revolution.

Aber sie sah immer noch anders aus als die Freiheit, die vierzig Jahre später J. H. Mackay besang:

„Recht spreche jedem einzig sein Gewissen,
Und wo es schweigt, ist nicht das Urtheil Dein! —
Wenn der Gesetze letztes Blatt zerrissen,
Wird ausgelöscht die letzte Sünde sein!“

Es ist die Freiheit der Anarchie:

„Ich bin ein Anarchist! — Warum? — Ich will
Nicht herrschen, aber auch beherrscht nicht werden!“

So herrlich weit hat es der Freiheitsbegriff im Laufe des Jahrhunderts gebracht!

Aber auch der Begriff Liebe hat in dieser Zeit eine gewaltige Wandlung durchgemacht: Man vergleiche, wie Eichendorff um Liebe wirbt und wie Dehmel.

Eichendorff lockt mit süßen Klängen:

„Hörst Du nicht die Bäume rauschen
Draußen durch die stille Rund?
Lockt's Dich nicht, hinabzulauschen
Von dem Söller in den Grund,
Wo die vielen Bäche gehen
Wunderbar im Mondenschein
Und die stillen Schlösser sehen
In den Fluß vom hohen Stein?“

Dehmel macht es moderner:

„Und ich angle nach ihr mit den Beinen,
Diesen Perpendikeln meines Herzens:
Kleine, merkst Du,
Was die Uhr geschlagen hat? —“

Geibel ist in seinen Liebeswünschen bescheiden:

„Ein Kuß, ein Blicken hin und wieder,
Und alle Sehnsucht ist gestillt.“

Dörmann erzählt von einer Liebe, die in ihren Anforderungen ebenso wenig beansprucht:

„Die Hände kaum in leisem Druck sich fanden
Und bebten scheu vor ihrer Gluth zurück;
Die Hände kaum in leisem Druck sich fanden,
Ein Blick, ein Wort war unser letztes Glück.“

Aber diese scheinbar gleichartige Enthaltsamkeit ist thatsächlich himmelweit verschieden; Geibel erklärt, warum er nicht stürmisch ist:

„Das höchste Glück hat keine Lieder,
Der Liebe Lust ist still und mild.“

Bei Dörmann aber ist der Grund seiner Enthaltsamkeit ein ganz anderer; Anfang und Ende seines Gedichtes lautet:

„Wir lieben uns mit jener müden Liebe . . .?“

Er ist also zu müde, um seine Gefühle lebhafter zu äußern. . . . Daß es den Dichtern einer früheren Zeit aber keineswegs an Feuer gefehlt hat, wenn sie um die höchste Gunst der Geliebten warben, zeigt unter Anderen Theodor Storm:

„Es zucken aus dem vollen Kelch
Elektrisch schon die Funken;
O fasse Muth und fliehe nicht,
Bevor wir ganz getrunken!“

und in einem anderen Gedicht:

„Du fühlst wir können nicht verzichten;
Warum zu geben scheust Du noch?
Du mußt die ganze Schuld entrichten,
Du mußt, gewiß, Du mußt es doch!“

Aber wie bescheiden ist dieses Liebesverlangen, wenn man es mit dem Dehmel's vergleicht:

„— ich brauche tiefere Reize:
Dich, komm, liebe Dich vor mir!
Oh Du: wenn die Knospen Deiner müden
Brüste unter Deinen tastenden Fingern
Wieder schwellen wie in jüngern
Nächten . . . oh Du, keinen Frieden
Ließ mir's: meine eigenen Freuden
Sind mir Schaum, der bitter ist:
Aber Du, wenn Du so stöhnst und glühst,
Will ich mich an Deiner Wildheit weiden:
Wie Du gleich verlassnen Bräuten
Deine Sehnsucht nach mir stilltest,
Wenn Du tief in Deinen Heimlichkeiten
Mit berauschten Armen wühltest. —“

Recht deutlich wird der Unterschied zwischen Einst und Jetzt auch durch die Frauenlyrik markirt.

Einst, in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts, war eine solche so gut wie gar nicht vorhanden, die weiblichen Lyriker waren sporadisch und vermochten sich nicht Geltung zu verschaffen. So enthält eine mir vorliegende alte Ausgabe der bekannten Anthologie „Blüthen und Perlen deutscher Dichtung“ nicht ein einziges Gedicht weiblicher Herkunft, trotzdem sie sichtlich vor allem für Frauen zusammengestellt worden ist, auch in einer älteren (3.) Auflage der gleichfalls sehr beliebten „Dichtergrüße“ sind solche Gedichte nur äußerst spärlich vertreten, trotzdem eine Frau — Elise Polko — sie ausgewählt hat.

Annette von Droste-Hülshoff war eigentlich die erste lyrische Dichterin, die sich als solche Ruf und Ansehen erworben hat, und sie ist lange Zeit hindurch auch fast die einzige geblieben. Aber ihr herbes, männliches Wesen ließ ihr Geschlecht nur wenig zur Geltung kommen und machte sie nicht dazu geeignet, in der Lyrik das typisch weibliche Element zu vertreten. Dies besorgte vielmehr ein — Mann: Adalbert von Chamisso in seinem einst sehr berühmten Cyclus „Frauen-Liebe und Leben“.

Das hat sich im Laufe des Jahrhunderts gewaltig geändert; wenn auch noch immer bedeutend geringer als auf anderen litterarischen Gebieten, ist die Zahl der weiblichen Lyriker immerhin so beträchtlich gewachsen, daß es im ersten Jahre des neuen Jahrhunderts schon möglich geworden ist, eine Anthologie ausschließlich aus Gedichten weiblicher Herkunft zusammenzustellen.*)

Und wie unendlich verschieden ist die Tonart der weiblichen Lyrik von einst und jetzt!

Um die keuschen, sanften Regungen der liebenden Weibesseele getreu wiederzugeben, glaubte Chamisso seiner Leier nur die zartesten, weichsten Klänge entlocken zu müssen. Ganz anders die lyrischen Damen von heute: sie sind weit davon entfernt, das intime Leben ihrer Seele in mimosenhafter Scheu zu verbergen, und tragen durchaus kein Bedenken, es aller Welt zur Schau zu stellen.

Einige Beispiele mögen diesen krassen Unterschied illustriren.

Chamisso, der Mann, singt als Weib:

„Ich kann's nicht fassen, nicht glauben,
Es hat ein Traum mich berückt;
Wie hätt' er doch unter Allen
Mich Arme erhöht und beglückt?

Mir war's, er habe gesprochen:
Ich bin auf ewig Dein —
Mir war's — ich träume noch immer,
Es kann ja nimmer so sein.

O laß im Traume mich sterben,
Gewieget an seiner Brust,
Den seligen Tod mich schlürfen
In Thränen unendlicher Lust.“

Anna Ritter, das Weib, singt:

„Empörte Wogen, vom Sturm zerwühlt,
Ein zehrend Feuer, das Keiner kühlt,
So strömt's mir heiß durch die Adern hin —
Das macht wohl, daß ich so jung noch bin.
— — — — — — — — — —

Wie oft des Abends im Kämmerlein
Ist's mir, als hört' ich mein Herze schrein,
Als riss' die Sehnsucht in meinem Schoß
Von allen Ketten sich keuchend los.“
— — — — — — — — — —

Das ist deutlich! Deutlicher selbst, als männliche Lyriker im Allgemeinen zu sein pflegen. Bisher hat als der Quell der Sehnsucht das Herz gegolten. Aber der Lyrikerin fin de siècle scheint diese Anschauung veraltet und unrichtig zu sein, sie ist wissenschaftlicher und setzt für Herz keck Schoß.

Welche Frau hätte das vor fünfzig Jahren zu schreiben gewagt! Wie hat man sich noch vor dreißig Jahren über Ada Christens Gedichte entsetzt! Damals waren sie etwas bei einem Weibe Unerhörtes, der Gipfelpunkt erotischer Verwegenheit!

Heutzutage würden sie zweifellos nur bei dem Theile des Publikums Anstoß erregen, dem die moderne Kunst fremd oder widerwärtig ist; jedenfalls fiele es Niemand mehr ein, sich darüber zu ereifern, darin etwas Unerhörtes zu sehen; es wäre nur eine Note mehr in der Liebeslyrik der Emanzipation.

*) „Das Buch der Sehnsucht“. Herausgegeben von Paul Remer. Berlin, Schuster und Löffler.

Und Anna Ritter, die so verwegen deutlich geworden ist, die es wagt, eines ihrer (nebenbei bemerkt schönsten) Gedichte mit den Worten zu schließen:

„Ich glaub', lieber Schatz, es war Sünde,
Aber süß, aber süß war es doch!"

Diese scheinbar so hetärenhaft freimüthige Dame gehört nicht einmal zu den ganz Emanzipirten; man würde ihren Namen vergebens suchen, wenn von diesen die Rede ist!

Sidonie Grünwald-Zerkowitz hat sich in ihrem berüchtigten „Gretchen von heute" noch weit mehr herausgenommen.

Ich möchte übrigens nicht mißverstanden werden und nehme keinen Anstand, hier zu erklären, daß ich über die erotische Frauenlyrik, auch über ihre leidenschaftlichsten Aeußerungen durchaus nicht das Anathema sprechen will; im Gegentheil: ich bekenne aus- und nachdrücklich, daß ich Gedichten wie von Anna Ritter oder Eugenie delle Grazie nicht nur die vollste ästhetische Berechtigung zugestehe, sondern nicht wenige von ihnen und gerade solche voll leidenschaftlichster Gluth entzückend schön finde und für lyrische Perlen halte. Hätte sie aber ein Mann geschrieben, so würde ich den Eindruck ihrer Schönheit zwar nicht tiefer, doch ungetrübter empfinden, denn nur ein Philister oder eine verdorrte Altjungferseele könnte dann daran Anstoß nehmen; da sie indes von Frauen herrühren, kann ich mich eines gewissen leisen Unbehagens nicht ganz erwehren. Selbstverständlich muß es für die ästhetische Beurtheilung eines Gedichtes ganz gleichgiltig bleiben, ob es ein Mann oder ein Weib verfaßt hat, denn am künstlerischen Werthe kann das nichts ändern; ich bin auch weit, weit davon entfernt, im Weibe jenes engelhafte Wesen zu sehen, dem die erotischen Begierden fremd sind, und als das es von der traditionellen deutschen Tugendheuchelei bei jedem Anlasse sozusagen offiziell hingestellt zu werden pflegt; ich erkenne es darum auch gern an, daß das Eingeständniß der Frauen, daß sie auch nur sehr irdische Wesen sind, voll heißer Wünsche und Triebe, einen ethischen Fortschrit bedeutet, weil es Wahrheit ist: aber andererseits kann ich mir nicht helfen; es scheint mir doch unweiblich, zum mindesten überflüssig, wenn die Frauen ihre geheimsten Empfindungen nicht nur aussprechen und niederschreiben, sonden drucken lassen und damit sozusagen alle Welt einladen, Zuschauer ihrer sexuellen Seelenkämpfe zu sein.

Diese Ansicht mag ja nicht mehr ganz modern sein und von den Herren und Damen der „Moderne" belächelt werden; aber sie scheint mir doch recht wohl begründet und berechtigt.

Uebrigens all das nur beiläufig; das, worauf es hier ankam, war, den gewaltigen Unterschied darzuthun, der zwischen der Lyrik von Einst und der von Jetzt besteht und der in der Frauen-Lyrik vielleicht seinen markantesten Ausdruck findet.

Kremsmünster. Theodor von Sosnosky.

Adolf Erik von Nordenskiöld.

Unerwartet früh ist der hochverdiente Geograph und Polarforscher, dessen Körper- und Geisteskraft noch vor kurzem ungebrochen zu sein schienen, mitten aus seiner gesegneten Wirksamkeit abberufen worden. Dem großen Publikum war er in erster Linie bekannt als der kühne Nachkomme jener nordländischen Seefahrer, welche vor vielen Jahrhunderten ihre erst von einer späten Nachwelt gewürdigte Entdeckerthätigkeit in fernen Meeren ausübten; als der Mann, der Spitzbergen erschloß und die unmöglich scheinende Umsegelung des asiatischen Kontinents erzwang. In wissenschaftlichen Kreisen weiß man auch diese besonders in die Augen fallenden Glanzleistungen wohl zu schätzen, aber nicht minder würdigt man die überaus zahlreichen Arbeiten, durch welche der Verewigte die verschiedensten Zweige der Lehre von der Erde bereichert hat. So geziemt es sich denn unter allen Umständen, seiner in einer Zeitschrift zu gedenken, welche dem gesammten Geistesleben der Völker Beachtung zu schenken berufen ist.

Adolf Erik Freiherr v. Nordenskiöld*) stammt aus einem alten schwedischen, in Finland wohnhaften Geschlechte Er wurde am 18. November 1832 zu Helsingfors geboren. Sein Vater, ein sehr tüchtiger Gelehrter, war Professor der Mineralogie an der finnischen Landesuniversität, und so sah sich schon der Jüngling hingewiesen auf die Laufbahn, deren konsequente Verfolgung ihn zu den höchsten Erfolgen emporführen sollte. Er studirte in Helsingfors Naturwissenschaften, aber in der Heimath war seines Bleibens nicht lange, denn der russischen Zwang- und Zwingherrschaft war er nichts weniger denn hold, und ebenso ruhte nicht ohne Grund auf ihm der Argwohn der Machthaber. So wandte er sich denn zuerst nach Berlin, holte sich 1857 in Berlin die Doktorwürde und kehrte hierauf zwar noch einmal für kurze Zeit nach Finland zurück, jedoch nur um die endgiltige Ueberzeugung zu gewinnen, daß hier keine Stätte für ihn sein könne. Eine Berufung nach Stockholm brachte ihm die gesicherte Stellung, deren seine Bestrebungen bedurften, und der schwedischen Hauptstadt ist er denn auch zeitlebens treu geblieben. In einem freien Staate war er, der frei denkende Mann, an seinem Platze; hier brauchte er nicht zu fürchten, daß ihm, wenn er seinen Ueberzeugungen Ausdruck gab, Maßregelungen drohten, so wie ihm dies früher in Helsingfors widerfahren war.

Seit Beginn der sechziger Jahre war Nordenskiöld Vorstand des naturhistorischen Reichsmuseums, und für dieses Amt gewährte ihm sein polyhistorisches Wissen ganz die richtige Befähigung. Doch war es nicht seine Sache, am Schreibtische allein die Wissenschaft zu fördern, sondern es drängte ihn, der von Anfang an lebhafte Theilnahme für die Erforschung der damals noch so wenig bekannten Arktis hegte, selbst seine Kraft und Sachkunde für die Lösung der hier obschwebenden Probleme einzusetzen, und diese Neigung mußte noch dadurch bestärkt werden, daß er in innige Freundschaftsbeziehungen zu Otto Torell trat, einem hervorragenden Stockholmer Geologen, der sich in der Geschichte des Faches durch seine neue Auffassung des Wesens der Eiszeit und der Moränenlandschaft ein dauerndes Andenken gesichert hat. Beide Freunde erwogen gemeinschaftlich den Plan einer Studienreise nach der Insel Spitzbergen, deren Besuch zwar heutzutage sogar Sommertouristen ermöglicht ist, von der man aber vor vierzig Jahren nur eine höchst mangelhafte Kenntniß besaß. Die gesetzgebenden Faktoren des Königreichs ließen sich gern bereit finden, das Projekt mit Reichsmitteln zu unterstützen, und so haben Nordenskiöld und Torell nicht weniger denn vier Reisen nach jener unwirthlichen Inselgruppe unternommen, die größerentheils (1858, 1861, 1864, 1868) in das siebente Jahrzehnt des abgelaufenen Jahrhunderts fielen, und durch die denn auch zuerst über die Küstengestalt der abgelegeneren Theile, über die geognostische Struktur des Archipels, über dessen Pflanzen- und Thiergeographie genauere Kenntniß verbreitet wurde. Der Löwenantheil an diesen Errungenschaften fiel den Leitern der Expedition selbst zu; es wäre jedoch ungerecht, zu verschweigen, daß auch der Gelehrtenstab, mit welchem sie sich umgeben hatten, mit unermüdlichem Eifer diesen Zielen nachstrebte. Vorab die Namen Malmgren und Chydenius verdienen in dieser Hinsicht genannt zu werden.

Nächst Spitzbergen hatte Nordenskiöld noch ein anderes Polarland ins Auge gefaßt, dem gegenüber die Erdkunde noch mehr Ursache hatte, beschämt die Unzulänglichkeit ihres Wissens eingestehen zu müssen. Dies war Grönland. Zwar hatten schon tausend Jahre zuvor die Normannen hier Ansiedelungen begründet, und seit einem

*) Die bei uns häufig zu findende Schreibart Nordenskjöld ist unrichtig und deshalb zu verwerfen.

Jahrhundert war es offiziell als dänische Kolonie anerkannt; gleichwohl aber kannte man nur die Westküste etwas besser, die Ostküste dagegen sehr wenig und das Innere so gut wie garnicht. Hier setzte der energische Mann ein, indem er sich die schon von vielen in Angriff genommene und doch von keinem mit auch nur mäßigem Erfolge gelöste Aufgabe stellte, zu ermitteln, ob jener Eisozean, der sich von erhöhten Küstenpunkten allenthalben wahrnehmen läßt, und der in seinen Ausläufern sogar in die Fjorde des Meeres eindringt, das ganze ungeheure Gebiet erfülle, oder ob in größerer Entfernung vom Ufer vielleicht, wie viele glaubten, ausgedehnte eisfreie Stellen vorhanden seien. Es handelte sich somit um eine große Gletscherwanderung, und um eine solche ins Werk zu setzen, bedurfte es gründlichster Vorbereitung und einer tüchtigen Begleitmannschaft. Für alles sorgte Nordenskiöld's geschulte Thatkraft, und so ist denn seine Grönlandfahrt vom Jahre 1883, die ein 1884 bei Brockhaus in Leipzig erschienenes Buch mustergiltig beschreibt, von weittragendem Einflusse auf die Physik der Erde gefolgt gewesen. Als die Schwierigkeiten des Vordringens im zerweichten Eise allzu große wurden und die Karawane zum Haltmachen zwangen, wagten sich zwei Lappländer auf Skis noch weiter vor und gelangten ungefähr bis in die Achse der Rieseninsel, überall nur Schnee und Eis vorfindend. Damit war der Beweis der Richtigkeit für die Behauptung der Eskimos erbracht, daß ganz Grönland nur ein „Sermiksoak" — großer Gletscher — sei; im Jahre 1888 hat dann bekanntlich F. Nansen's Durchquerung der Insel diese Beweisführung noch vervollständigt. In erster Linie kam die neu gewonnene Erkenntniß der Agassiz-Torell'schen Hypothese von der dereinstigen Uebereisung des größten Theiles von Europa zu Gute. Wenn selbst in unserer Zeit noch die weitaus größte Insel der Erde, ihren Dimensionen nach selber ein kleiner Kontinent, unter ewigem Schnee und Eis begraben liegt, wie sollte man da nicht ein Gleiches für andere Gebiete zugeben müssen, wenn die klimatischen Verhältnisse ganz andere gewesen waren? Aber auch abgesehen davon führte uns Nordenskiöld's Grönlandreise den vielfältigsten wissenschaftlichen Gewinn zu; so bezüglich der keineswegs einförmigen, sondern landschaftliche Bilder der verschiedensten Art aufzeigenden Eisdecke; bezüglich der sie durchfurchenden sichtbaren und unterirdischen Ströme; bezüglich der auf ihr liegenden Massen von Kryokonit (Eisstaub), welcher als Residuum zahlreicher in ihre Urbestandteile aufgelöster Meteorite angesprochen ward. Das größere Publikum, welches sich für Spitzbergen weniger interessirte, wurde hauptsächlich durch diese folgenreiche Expedition Nordenskiölds mit dem auch in seiner Heimath immer berühmter werdenden Forscher bekannt gemacht.

Noch vorher hatte sich eine weitere Veranlassung ergeben, die schon errungenen Lorbeeren durch neue zu vermehren. Seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts haben die seefahrenden Völker Nordeuropas es nicht an Bemühungen fehlen lassen, einen Seeweg nach Indien aufzuspüren, der nicht an die Umschiffung des Kaps Horn oder des Vorgebirges der guten Hoffnung geknüpft wäre, und auch später noch erschienen diese hochwichtigen Fragen auf der Tagesordnung. Daß an die Erzwingung einer „nordwestlichen Durchfahrt", um Nordamerika herum, nicht gedacht werden könne, hatten zu Anfang der fünfziger Jahre Mac Clure und Mac Clintock außer Zweifel gesetzt, und auch für die „nordöstliche Durchfahrt" schienen die Aussichten nicht eben günstiger zu liegen, nachdem der große deutschrussische Naturforscher K. E. v. Baer das Karische Meer für den „Eiskeller von Europa" erklärt hatte. Nordenskiöld indessen war nicht der Mann, sich dem Ausspruche einer Autorität widerstandslos gefangen zu geben; er zog Erkundigungen bei den mit der Ortsgelegenheit vertrauten Seeleuten ein und befuhr selbst die Kara-See, die in günstigen Sommern auch ein ganz anderes Gesicht zeigen konnte. Daß man verhältnißmäßig leicht die Mündung des Ob, ja unter Umständen sogar die des Jenissej, erreichen könne, ward ihm zur Gewißheit, und darauf baute er sodann seinen Plan, von Europa her um Asien herum in die Bering-Straße zu gelangen. Zwei Mäcene, der schwedische Kaufmann Dickson und der russische Kaufmann Sibiriakow, stellten die Mittel für diese Fahrt bereit, die im Jahre 1878 vor sich ging. Das gewagte Unternehmen glückte; ja es hätte nur äußerst wenig gefehlt, und es wäre in einem einzigen Jahre zur Durchführung gebracht worden. Thatsächlich aber fror die den Forscher und seine Genossen tragende „Vega", nachdem sie um das schwierige Kap Tscheljuskin glücklich herumgekommen war und den weitaus überwiegenden Theil der schwierigsten Strecke zurückgelegt hatte, nahe der Lenamündung ein, und erst nachdem die — übrigens leichte und von Verwickelungen freie — Ueberwinterung stattgefunden hatte, konnte man auf dem Wege Yokohama-Singapore-Suezkanal nach Europa zurückkehren. Somit war ein eminenter Fortschritt erzielt, dem gleicherweise theoretische wie praktische Bedeutung zukam. Seitdem steht nämlich fest, daß auch der sibirische Norden der Schiffahrt keineswegs so unzugänglich ist, wie dies zuvor allseitig angenommen worden war, und daß der Handel wohl imstande ist, in guten Eisjahren zwischen den Mündungen der großen Ströme kleinere Fahrzeuge verkehren zu lassen.

Auch der aufgezwungene Aufenthalt im Küsteneise hatte sein Gutes. Die Gelehrten der „Vega" fanden Gelegenheit, ein noch kaum betretenes Stück Nordasiens recht gründlich zu durchforschen. Die dankenswerthe Monographiensammlung, welche Nordenskiöld im Anschlusse an seine Reise (im obengenannten Verlage) herausgab, enthält viele schöne Arbeiten, unter denen hier nur diejenigen von Kjellmann über die botanischen Verhältnisse jener Gegend und von Almquist über den Farbensinn der Tschuktschen namhaft gemacht sein mögen. Von diesem letzteren Volke waren selbst die Völkerkundigen Rußlands merkwürdig wenig unterrichtet, und erst das vorübergehende Verweilen der Schweden im Lande hat eine entschiedene Wendung zum Besseren bewirkt.

Drei große Leistungen werden dieser unserer Darlegung gemäß den Namen des Verstorbenen auf dem weiten Felde der polaren Forschungs- und Entdeckungsreisen verewigen. Tiefe Sachkenntniß hatte sich mit ungestümem Wagemuthe und reifer Erwägung des Möglichen zusammengefunden und aus einer so seltenen Vereinigung hervorragender Eigenschaften, die — man denke an Kolumbus oder Stanley — durchaus nicht in demselben Menschen sich zusammenzufinden brauchen, konnte nur Großes entspringen. Es liegt am Tage, daß die äußeren Ehren, mit denen Nordenskiöld in reichem Maße bedacht worden ist, wesentlich den sinnfällig greifbaren Errungenschaften auf Rechnung zu setzen sind. Er selbst jedoch legte den Nachdruck auf die wissenschaftlichen Ergebnisse seines Strebens, und das eigentlich Sportliche, die technische Leistung stand stets für ihn im Hintergrunde. Darum hat er sich auch nie besonders für die Nordpolfrage im engeren Sinne zu erwärmen vermocht, weil er nicht finden konnte, daß das Bewußtsein, wirklich am Endpunkte der Erdachse zu stehen, von einer besonderen Tragweite für die Menschheit sein werde. Die Fachwelt aber stellt auch die übrigen mit der bisher betrachteten expansiven Wirksamkeit nicht oder doch nur sekundär zusammenhängenden Arbeiten Nordenskiölds sehr hoch; ihre Anzahl ist eine namhafte und müßte in einem Nekrologe größeren Umfanges eine ausgiebige Würdigung finden. Hier freilich muß es bei einigen Andeutungen sein Bewenden haben.

Der Studien über die Meteorsteine und ihre Zerfallprodukte wurde schon Erwähnung gethan; dieselben wurden mehrfach von neuem aufgenommen, indem Nordenskiöld namentlich alle Fälle von Staubregen, die in der Litteratur verzeichnet sind, aufsuchte und kritischer Prüfung unterzog. Als bahnbrechend können seine tiefgründigen Untersuchungen über das Polarlicht gelten, vom dem er ja eine selten umfassende Autopsie besaß. Man weiß jetzt, weshalb diese schöne Erscheinung sich da und dort in so verschiedenen Formen darstellt, und wenn man auf einer Karte die sogenannten „Nordenskiöldschen Zonen" verzeichnet, so kann man von vornherein einen Schluß darauf ziehen, ob man an einem gegebenen Orte

Strahlen werfende oder Draperie-Nordlichter zu sehen erwarten darf. Ungemein hoch werden ferner die sehr zahlreichen Beiträge gewerthet, welche der in allen Sätteln gerechte Mann für die Geschichte der Erdkunde und zwar vornehmlich der Kartographie lieferte. Er hat uns in den letzten Jahren zwei einschlägige Prachtwerke geschenkt, die, in jeder Beziehung unerreicht, als Unika dastehen, und in denen er, von genauem Kommentare begleitet, sämmtliche historisch bemerkenswerthe Karten aller Zeiten und Nationen in trefflicher Reproduktion zusammenstellte. Der „Facsimile-Atlas" von 1891 ist den Welt- und Landkarten, der „Periplus" von 1897 den Seekarten gewidmet. Seitdem ist die Bearbeitung einer Menge von Fragen ganz ungemein erleichtert, weil ein Zurückgreifen auf die oft so schwer erreichbaren Originale bei weitem nicht mehr so nothwendig ist, wie es dies ehedem war.

Von Nordenskiölds Privatleben eingehender zu berichten, müssen wir uns versagen. Nur daran sei erinnert, daß er, wie er der Sohn eines geachteten Naturforschers war, so auch der Vater eines solchen geworden ist; durch Otto v. Nordenskiöld, der sich bereits durch eine an werthvollen Resultaten reiche Expedition nach der Insel Feuerland hervorgethan hat, wird nun der Familienname schon in der dritten Generation ganz auf gleiche Weise zu Ehren gebracht. Seinem Adoptivvaterlande hat der Dahingegangene auch auf dem politischen Gebiete Dienste geleistet; seit mehreren Jahren gehörte er der zweiten Kammer Schwedens an und hat es da niemals an sich fehlen lassen, wenn es galt, einer am falschen Orte spareifrigen Mehrheit gegenüber die höheren geistigen Interessen warm zu vertreten.

Wer die kräftig-männlichen Züge Nordenskiöld's auch nur aus dem Bilde kennt*), mochte sich leicht der Meinung hingeben, diesem Manne, dessen Körper auch nach so vielen Richtungen hin gestählt ward, müsse auch ein sehr hohes Alter beschieden sein. Diese Hoffnung ist leider nicht in Erfüllung gegangen, denn am 12. August hat den erst Neunundsechzigjährigen auf seinem Landsitze Dalby-Oe der Tod ereilt, zu früh für die Seinigen, zu früh für die Wissenschaft. Ein ungewöhnlich reiches Leben ist an diesem Tage erloschen. Solange es aber eine Wissenschaft von der Erde geben wird, solange wird auch der Name des Freiherrn Adolf Erik v. Nordenskiöld im Gedächtniß der Menschen fortleben als der eines Bannerträgers der freien Forschung, eines Mannes, der den geographischen Gesichtskreis seiner Zeitgenossen um ein so Beträchtliches hinausgerückt hat.

S. Günther.

Reinheit.

Spiegelblank ist immer die Glastafel, auf der man in goldenen Lettern lesen kann: Anton Resch, bürgerlicher Wiener Fleischselcher. Glänzend hell ist die breite Scheibe des Auslagefensters, aus dem von den dünngescheuerten, spitzen Haken herab die kokett geputzten Würste und Schinken mit dem Beschauer liebäugeln. Den Eintretenden empfängt ein niederes, breites Zimmer mit gewölbter Decke und mattgrün geölten Wänden; an der Hinterwand stehen das große Buffet und der Eiskasten, und dort zwischen zwei verwaschenen Lichtdrucken blickt die Muttergottes auf das blutrothe Lichtlein herab. Es ist Abend: von dem bronzerothen Kandelaber verbreitet die Flamme ein weißes, mildes Licht, das auf der glanzlosen Marmorplatte des Verkaufstisches schwer und dicht liegt.

*) Ein Porträt findet sich u. a. in der vom Schreiber dieser Zeilen veröffentlichten „Geschichte der anorganischen Naturwissenschaften im neunzehnten Jahrhundert" (Berlin 1901).

Inmitten dieser heiteren, altväterischen Herrlichkeit aber thront Fräulein Elisabeth v. Bernaert, das verwaiste Kind herabgekommener adeliger Eltern. Sie sitzt auf der schmalen, langen Bank neben der Thür und wartet des Amtes, das sie bald wird zu versehen haben.

Viertel sieben. In einer halben Stunde ungefähr werden die ersten Kunden kommen, graue und verschüchterte Familienväter, kohlengeschwärzte Arbeiterinnen, dazwischen auch vornehmthuende Studenten, und manchmal aus einem benachbarten Haus eine geschminkte Schöne mit gekerbtem Haar und weitausgeschnittenen Halbschuhen, die Rosastrümpfe sehen lassen.

Daran denkt jetzt Betty, und ein leichter nervöser Schauer fährt ihr durch den Leib. Nur für einen flüchtigen Augenblick. Umso wärmer kehrt alsbald jenes Gefühl der Behaglichkeit wieder, das sie während ihrer gleichmäßigen Arbeit im Dienste ihres väterlichen Freundes kaum einmal ernstlich verlassen hat. Und das sind jetzt schon sechs Jahre, seit dem Tode der Mutter . . . . . Fester drückt sie die verschränkten Arme an das Mieder, und mit einem verschärften Blick um sich her, in den schwarzen Herbstabend der Straße, erhebt sie sich entschlossen und flink von ihrem gemächlichen, allzugemächlichen Sitze. Sind die Steinfliesen auch sorgfältig gewaschen? Ja. Trotz eifrigen Prüfens zu ihrer vollständigen Zufriedenheit. Und auch sonst alles besorgt? Ja. Sie kann sich also noch einen Moment Ruhe gönnen, die Augen schließen, wie sie es so gerne thut, und den Kopf, der ein bischen schmerzt, nach rückwärts lehnen. Heut wird ja wiederum ein so schwerer Abend sein, wie gestern schon und vermuthlich noch einige Zeit lang! Denn wer weiß, wie die andere sich anstellen wird, die von nun an aushelfen soll!

Sonst stehen sie nämlich zu Zweien hinter der Wage und dem Schneidebrett. Aber die Resi, die bis vor kurzem den Platz der ersten Verkäuferin ausgefüllt hat, ist „sehr dringend verhindert" — wie sie den besorgten Kunden sagen ließ. Die Resi feiert nämlich heute Hochzeit — nicht mehr und nicht weniger. Fräulein Betty hat über dieses Ereigniß schon mehr als einmal nachgedacht; niemals aber hat es sie so beschäftigt wie eben jetzt . . . . Bei den Neuvermählten setzt man sich in diesem Augenblick zum Familiennachtmahl. Es wird wahrscheinlich sehr feierlich zugehen; die Resi hat ja „ein Glück gemacht", so hört man; sie kriegt einen bejahrten, wohlgestellten Wittwer. Fräulein Betty freilich rümpft die Nase, wenn sie sich seiner erinnert, — seiner untersetzten, plumpen Gestalt, auf der der rothe, aufgedunsene Kopf sitzt, der kleinen Augen, die fast wie versoffen, und der schwarzen Haare, die an der Stirn und als „Sechser" an den Schläfen festgeklebt sind. Er wird ja gewiß sonst ein ganz braver Mensch sein, wenn ihn die Resi so gern hat — aber, sie weiß nicht, ein so dunkles Gefühl der Abscheu, fast der Angst vor seiner Nähe hat sie öfter als einmal empfunden. Wie schamlos er aber auch stets seine „Zukünftige" mit allen Sinnen verschlungen hat, daß sich Betty ganz heiß vor Verwirrung und Empörung abwenden mußte. Und dazu die häßlichen Abenteuer mit allerlei Gesindel, durch die Herr Schmidbauer eine Zeit lang berüchtigt wurde. Betty fröstelt es, und sie steht auf, schüttelt sich leicht. Es ist eine Seite in ihr, die vor der Nähe einer solch' thierischen, grausam drohenden Macht unwillkürlich erschaudert.

Ein kleiner Junge kommt die zwei Stufen heraufgestolpert und verlangt, ein Zehnkreuzerstück in der ausgestreckten Hand, irgend etwas. Betty gibt ihm das Gewünschte mit einer lässigen Geberde und zerstreut vor sich hinschauend. Sie ist noch immer bei ihren Gedanken. Zum ersten Male in dieser ganzen Zeit hat sich ihr heute das Bild der Freundin entfremdet. Sie sieht es mit einem seltsam freieren Blick und denkt an manches Eigenthümliche, Lächerliche, das ihr sonst nie aufgefallen ist. Die Resi — hm, ist ja schließlich schon über die Dreißig und . . . wer weiß, ob sie nicht überhaupt zu ihrem Manne paßt. Sie hat auch einen so — na, derben Ton in ihren Reden und auch

die runde, breite Figur und dann diese heftigen, plumpen Bewegungen. Ja, das vor allem.

Betty aber ist groß und schlank von Gestalt und bewegt sich gemessen und vornehm. Wie um es körperlich zu fühlen, gefällt sie sich in einer steifen Haltung. Im ovalen Spiegel, der über der Bank hängt, erblickt sie plötzlich ihr blasses Gesicht, von den überreichen, dunkelblonden Haaren umrahmt. Lange schaut sie in diese weichen, verwischten Züge, die nicht ohne Reiz sind. Und sie wiegt sich leise in den Hüften, und ganz von ferne denkt sie daran, daß sie doch eigentlich erst im Fünfundzwanzigsten steht. Heirathen — nein. Davor erschrickt sie fast. Aber jung bleiben womöglich, so jung, wie sie sich jetzt fühlt. Und es ist wahrscheinlich, daß Betty in diesem Momente auch an das denkt, was man im Salon Flirt nennt.

So jung, wie jetzt. Sie setzt sich auf den Rand der Bank, nur so leicht obenhin, und schiebt leise den koketten Fuß über den Saum des Kleides hinaus. Heute thut ihr alles so wohl. Es ist eine Freude an der Ruhe oder .... der Reinheit um sie. Mit einem ganz eigenthümlichen Beigeschmack von Kindheitserinnerung und Elternhausglück. Träumerisch oder übermüthig spielen ihre Finger auf der weißen Schürze, und eigensinnig klopfen die kleinen Stiefelchen auf den blanken Steinboden. Es ist Friede in ihr und doch — auch ein leises Sehnsuchtsgefühl, dem der Erwartung ähnlich und kindlicher Hoffnung .... Wer weiß?

Sie springt erschrocken auf. Jemand öffnet draußen, im Dunkel, die Thür und tritt ein. Aber sie lächelt belustigt, wie sie in der hohen, militärischen Gestalt den jungen Franz Weger erkennt.

Gott — der Franz war ja jetzt solange nicht da! Fast drei Monate. Seitdem er in den anderen Bezirk übersiedeln mußte. Und heute ....?

Ja heute ... hat er irgend jemand, da in dieser Gegend wen besuchen müssen. Sie will nicht zudringlich sein und ihn, als er plötzlich abbricht, nicht weiter fragen.

Er schüttelt die dünnen, wässerigen Schneeflocken von seinem Lodenmantel und tritt näher. Schüchtern reicht ihm Betty die Hand, und eine Sekunde lang zögert sie, ihm ins Gesicht zu blicken. Es ist ein gebräuntes und bärtiges Gesicht, mit auffallend schönen, festen und doch fast kindlichen Zügen. Und in den Augen ein scharfer Ausdruck von Strenge und Pflicht und doch auch von ergebener Einfalt. Betty lächelt verwirrt.

Ein zerstreutes Lächeln spielt auch noch leise um ihre weichen, tiefen Mundwinkel, während Franz gemüthlich auf und ab gehend zu erzählen begonnen hat. Von seinem Weihnachtsurlaube, den er bei dem alten Vater im Forsthause verbringen will. Von der Großtante, bei der er hier wohnt. Und alles in einer halb burschikosen, halb lehrerhaften Manier, scharf und kurz angebunden im Tone, hie und da ein polterndes Lachen dazwischen. Betty folgt ihm begierig mit Aug und Ohr. Jetzt fährt er sich etwas befangen über das blonde Haar, und näher tretend fragt er nach ihrem Befinden, darnach, was sie „erlebt“ hätte während der ganzen Zeit. Sie erröthet flüchtig, sucht auszuweichen, das Gespräch abzulenken und erwähnt halb scherzend die Heirath der Resi. Er weiß davon und geht auf den scherzhaften Ton ein. Mit schrofferen Worten sagt er ungefähr dasselbe, woran Fräulein Betty früher unklar, nur instinktiv gedacht hat. Sie fühlt sich dadurch angenehm berührt, fast geschmeichelt .... und kaum, daß sie wissen, auf welche Weise, sind sie in ein ernsthaftes Gespräch gerathen. Franz zeigt sich darin sehr streng und unerbittlich. Er hat seine festen Grundsätze über die Ehe und bestimmte Vorstellungen von dem Weib, das er sich begehrenswerth denkt. Und von alledem spricht er mit einer so naiven Offenheit und Vertrautheit im Tone. Anfangs ist ihr das peinlich oder doch zumindest fremd, und sie lacht übertrieben und scherzt, nur um darüber hinwegzukommen. Dann aber, allmählich, tritt ihr dieses Bekenntniß näher, wird ihr vertrauter. Wie an eine Schwester oder, vielleicht, wie an eine Mutter gerichtet, kommt es aus seinem Mund. So erscheint es Fräulein Betty wenigstens. Sie flicht hie und da ein ermunterndes Lächeln, ein Zeichen der Zustimmung in seine geraden, ernsten Worte. Und sie gibt sich ganz jener reichen, heimlichen Freude hin, die der Eindruck des vornehmen Mannes unfehlbar in ihr erzeugt. Er gebraucht im Gespräche einmal das Wort „Reinheit“, Fräulein Betty fühlt, wie es ihr heiß durch die Adern rieselt. Er hat im Eifer, absichtslos, ihre Hand ergriffen; es ist eine schlaffe Hand, die sich heiß in seine legt, für einen Moment. Für einen Moment tauchen ihre hingebungsvollen Blicke schüchtern in seine blitzenden Augen. Und eine Sekunde lang senkt sie, überwältigt, die Lider. . .

Ein leichtes Kichern dringt plötzlich herein. Ein paar kreischende Worte von draußen klingen nach. Die Thür schließt sich wieder; ein Mädchen steht vor dem Tische und verlangt etwas mit einer heiseren, verschüchterten Stimme. Fräulein Betty ist unmerklich zusammengefahren und macht sich jetzt mit einer gespielten Flinkheit zu schaffen. Ihr Blick streift flüchtig die Käuferin. Die hat sich fröstelnd in ihr großes, rothes Wollentuch gewickelt, so daß die Linien der feinen biegsamen Büste sich zeichnen. Den Lockenkopf mit den glänzend schwarzen Augen hält sie ein wenig gesenkt, und das zarte, geschminkte Gesicht wird von einem seltsamen Ausdruck demüthiger, scheuer Ergebenheit verdüstert. Fräulein Betty starrt neugierig, mit gespannten, verletzten Nerven ... sie blickt wie suchend und um Hilfe flehend nach Franz; der kann sie ja schon durch seine bloße Gegenwart von der Beklemmung, die mit einem Mal wie ein allzuschwerer Luftdruck in der Stube liegt, befreien. Sie sieht ihn ruhig auf der Bank neben der Thür sitzen und gleichmüthig eine Cigarette drehen. Der Neuangekommenen hat er nicht ins Gesicht geblickt, so wenig wie sie ihm — bis zum letzten Augenblick wenigstens, bis die Unverschämte mit einem Male, gerade da sie gehen sollte, sich auf dem hohen Absatz ihres Schuhs herumdreht und den jungen Mann mit einem Blick aus halbgeschlossenen Augen streift.

Dieser lauernde Blick — Fräulein Betty fühlt es — ist frech und schamlos wie eine unzüchtige Geberde.

Diese Augen haben im Nu gebettelt und gefragt, wie die Augen eines Hundes, der seinem Herrn dienen will und sich an ihn herandrängt, um geliebkost oder geschlagen zu werden.

Und Franz ist mit einem Mal aufgesprungen. Er erblaßt. Er will lächeln und schneidet nur eine Grimasse. Unwillkürlich streckt und dehnt er seine mächtigen Glieder, als müßte er sich von einem Druck befreien, als müßte er wüthen und toben. Er hat den Blick der Aufdringlichen sofort verstanden — „wir kennen uns, aber ich darf's nicht verrathen.“ Er weiß, daß er sich diese Vertraulichkeit nicht gefallen lassen darf, er der Lehrer Franz Weger, und am allerwenigsten hier, wo unmittelbar daneben Fräulein Betty ... Irgend etwas müßte er thun, um diese Scene abzuschütteln. Vielleicht daß er die Dirne hinauswerfen oder prügeln müßte — nur fühlt er's noch zu stark und kann's nicht so schnell vergessen, daß er „diese Dirne“ eben erst unter seinen Händen gehabt, in *anderer* Aufwallung. Und er fürchtet, daß es ihm nicht gelingen wird, den Unbefangenen zu spielen. . .

Groß wie noch nie und mit einem fremden, harten Gesichte steht Fräulein Betty vor ihm, die kalten blutleeren Lippen halbgeöffnet. Sie hat dem Mädchen nachgesehen, wie es noch dem verwirrten Manne zunickte. Und sie hat noch die schwere Thür ins Schloß fallen gehört und auf der Straße dann ein paar hervorgestoßene Worte und ein freches Lachen. Anfangs war nur ein beklemmendes Gefühl von einem körperlichen Ekel in ihr, und über einen häßlichen Gedanken drang ihr das Blut zu Kopf. Dann überlegt sie, einen kurzen Moment. Ob sie sich nicht doch das Meiste vorgeträumt, eingebildet hat. Ob sich nicht vielleicht alles noch retten läßt, ja nur retten, vor sich, vor ihm, vor irgend einem wachsamen Auge, vor der Mutter-

gottes über dem rothen Lichtlein. . . . Sie blickt zögernd zu ihm hinab, fast mitleidig wie zu einem Kinde. Sie erblickt seine weiße, eiserne Stirn, auf der sie immer so viel Kraft und stolze Männlichkeit zu sehen gewohnt war — ein ungekanntes Verlangen durchblitzt sie, an diese Stirn ihre Lippen zu drücken zu einem mütterlichen, versöhnenden Kusse . . . nein, ihren herben Leib an ihn zu pressen, bis zur Bewußtlosigkeit, ihn zu begnaden, zu beschenken und zu fühlen, daß er kein Weib sonst kennt . . . nein, daß er der dort nicht gehört!

All das hat sie umtäubt, umschwirrt, indes Franz ein paarmal durch das Zimmer schreitet, scheinbar in ganz anderen Gedanken. Sie sucht ängstlich seinen Blick, und wie er jetzt dort in der entgegengesetzten Ecke des Zimmers steht, begegnet sie seinen glanzlosen Augen, die kurz und doch seltsam zögernd auf ihr ruhen, wie aus tiefen, irren Träumen heraus und nach Besinnung suchend. Als erstaunte er über die Umgebung, über sie, an die er nicht gedacht hat. Er erzwingt mühsam ein ausdruckloses Lächeln. Und da, mit einemmale, fühlt es Fräulein Betty mit ihren überfeinen, ängstlichen Sinnen, wie sich etwas Fremdes, Störendes, gleichsam körperlich, zwischen sie und ihn drängt, über das sie nie mehr hinweg, nie mehr zu einander kommen. Sie möchte davor aufschreien, um sich schlagen, weil es sie ängstigt und quält. . . . Aber sie preßt doch lieber sittsam die Lippen auf einander und schließt die Augen und will nichts hören und nichts sehen, nur um der Schande, der häßlichen, schmutzigen Schande zu entfliehen, die sie in allen Poren sticht und brennt. Besudelt, entehrt kommt sie sich vor, durch seine Nähe, durch ihre wirren, gehetzten Gedanken, durch alles, alles. . . .

Mechanisch geht sie an die Bedienung der mittlerweile eingetretenen Kunden. Franz starrt durch die Thürscheiben in das Dunkel der Straße. Plötzlich sagt er mit einer kalten, lauten Stimme Guten Abend und geht. Fräulein Betty beugt sich tiefer auf das vielbeschäftigte Schneidemesser herab; eine zarte Röthe flimmert vor ihren Augen, es saust ihr in den Ohren und umschmeichelt sie mit der weichen, wohlthuenden Wärme des Traumhaften. Sie arbeitet und bewegt sich lebhaft und wird die Empfindung nicht los, als schlummere etwas in ihr, ein undeutliches Etwas, wie ein unausgesprochenes Wort oder ein unausgedachter Gedanke. . . .

Fräulein Betty ist wieder allein im weiten, schimmerndweißen Zimmer. Sie weiß nichts von ihrem Alleinsein. Es schwindelt ihr vor den vielen stockenden Gedankenbildern, und wie ein übermüthiges, irregemachtes Kind hüpft sie und trällert sinnlos vor sich hin. Dann wird sie nachdenklich und nimmt ein Tuch und säubert und putzt die Tischplatte und die Wagschalen und die beschmutzten Steinfliesen. In der Kammer reinigt sie die Hände mit Bürste und rothem Seifenschaum. Und sie preßt die feuchten, kalten Finger an die geschlossenen Lider, an die Schläfen und ordnet die kleinen schamhaften Löckchen an Stirn und Nacken.

Es schlägt halb neun. Fräulein Betty sitzt wieder auf der langen, schmalen Bank neben der Thür. Gedanken und Erinnerungen kommen langsam über sie. Und vieles, das sie früher nicht bemerkt hat, taucht vor ihr auf, als würde sie es jetzt erst erleben, zum erstenmale schauen. Sie legt das Gesicht in die Hände, da zieht sie den Geruch der Seife von ihren Fingern ein. Durch die dünne Haut schimmert eine rosa Blutwelle. Sie preßt die verschränkten Arme an sich, und ein Gefühl der Reinheit, der Unbeflecktheit umschmeichelt ihre Sinne. Beruhigt steht sie auf und blickt gesetzt und klar auf ihre Erfahrungen, auf die ganze Jugend zurück. Ein Wort fällt ihr ein, das sie früher so froh gemacht hat, und das sie nun geängstigt vor sich hinhaucht: „Jung bleiben, womöglich.“ Und der Fuß, der kleine kokette Fuß, trommelt eigensinnig wie früher auf den Steinboden. Aber sie bezwingt sich. Und langsam, langsam steigt ein schmerzlicher, resignirter Humor in ihr auf, legt sich auf ihre Gesichtszüge. Wie sie sich im Spiegel sieht, lächelt sie, ein bischen ironisch oder überlegen. Da zieht sich eine scharfe Falte von den Nasenflügeln zur Oberlippe. Das gibt ihr einen seltsamen Zug, den Zug der Mädchen, die lieben und doch in Einsamkeit alt werden.

Alfred Gold.

Marie Stona: Im Spiel der Sinne. Novellen. Breslau 1902. S. Schottlaender.

Wären die vier Novellen, von denen die erste „Im Spiel der Sinne“ dem Ganzen den Namen lieh, anonym erschienen, so hätte ihr Exterieur und Interieur doch eine weibliche Psyche verrathen. Die Sprache mit ihrer eleganten und zugleich außerordentlich graziösen, weiblich graziösen Bildlichkeit, die ungewöhnliche Kenntniß weiblicher Eigenart, weiblicher Launen und Leiden, Wünsche und Ekstasen, die stille Parteilichkeit für weibliches Wesen, die vorwiegende Schilderung weiblichen Lebens und Empfindens — alles das würde dem Menschenkenner genug enthüllen. Marie Stona zeichnet das Weib durchaus nach dem Muster eigenster Erfahrungen. Speziell das moderne, leicht gelangweilte, unbefriedigte Weib, das selbst in der Liebe nur rasch verrauschende Wonne genießt. Sie zeichnet es, wie ich schon bemerkte, mit stiller Parteilichkeit. Sie stellt es über den Mann. Am besten kommt noch Marcel, der halb lächerliche „nervöse Großstadtschwächling“ in den „Briefen an einen Todten“ weg: „Im Spiel der Sinne“ ist Wandas Geliebter ein gewissenloser, durchtriebener Don Juan; „Ihre Erzieher“, Paulas erster und zweiter Gatte, erscheinen als verbohrte Egoisten, sie ähneln, der eine in seiner bodenlosen Eitelkeit, der andere in seinem rücksichtslosen Geiz, komischen Figuren, und die Verehrer der schönen „Melanie“ unterscheiden sich nicht von jenen „großen Nullen, die der ersten Gesellschaft ihren quantitativen Werth geben“. Dennoch erhebt die Dichterin ihr Geschlecht nicht etwa blindlings in den Himmel. Auch bei Hannah, Wanda, Paulchen, Melanie zeigt sie den leeren Schein und die heimlichen Schatten. Allerdings so, daß alle diese Gestalten mit ihrer köstlichen Koketterie und pikanten Reserve entzücken und verführen. In ihrem Gerechtigkeitsdrange gibt Marie Stona sogar ein hartes Bekenntniß preis.

„Das ist das Eigenthümliche, daß der Mann über hundert Frauen hinweggeschritten sein kann, und sein Herz noch immer die Kraft bewahrt, der hundertundersten einen Reichthum von Liebe zu erschließen, indeß das Weib bei einer weit geringeren Anzahl von Erlebnissen in seinem innersten Seelenleben entnervt ist — der schlagendste Gegenbeweis für alle Vertreter der Gleichberechtigung der Geschlechter.“

Ueberhaupt neigt die Dichterin zu Sentenzen, ohne doch mit derartigen zartgeschliffenen Geistreichigkeiten prunken zu wollen. Sie entrollt Problem-Geschichten, Geschichten der Seele. In der 2. und 4. Novelle, „Ihre Erzieher“ und „Briefe an einen Todten“ werden auch äußere Daseinsbedingungen berücksichtigt.

Marie Stona liebt die komplizirten Effekte abseits von der staubigen Heeresstraße. Ihr neues Buch bietet unterhaltende und auch mannigfach anregende Lektüre.

Berlin. A. K. T. Tielo.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37.

Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 48. Berlin, den 31. August 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der chinesische Sühneprinz Tschun hat sich den Ovationen, die seiner in Potsdam und Berlin harrten, einstweilen noch durch eine diplomatische Krankheit entzogen. Seine interessante Krankheit ähnelt anscheinend dem Zustande, den man in der medizinischen Wissenschaft als „Platzfurcht" kennt. Er hat die deutsche Grenze bei Basel nicht überschreiten können, ohne von heftigem Schwindel ergriffen zu werden. Wie lange der Schwindel anhalten wird, ist schlechterdings nicht vorauszusagen. Unaufgeklärt ist bisher geblieben, wodurch diese plötzliche Krankheit zum akuten Ausbruch gelangt ist; ob daran Weisungen aus Peking oder Wünsche aus Berlin Schuld sind. Jedenfalls zeigt dies Ereigniß, daß die Chinesen, die in Asien sich als Meister der diplomatischen Verzögerungskunst erwiesen haben, auch in Europa vor keinem noch so gewagten Mittel zurückschrecken, um eine Sache in die Länge zu ziehen. Der ganze Vorgang entbehrt nicht einer gewissen internationalen Komik; und wenn der Komponist des „Mikado" nicht leider gestorben wäre, so böte sich ihm in den Baseler Vorgängen ein chinesisches Gegenstück zu dem Libretto seines amüsanten Mikado.

Die Volksbewegung gegen das geplante schutzzöllnerische Attentat entwickelt sich. Kein Tag ohne mehr oder weniger lebhafte Proteste bald gegen diesen, bald gegen jenen Satz des Zolltarifentwurfs. Jetzt sind es auch industrielle Interessenten, die endlich merken, was dieser „Schutz der nationalen Arbeit" für sie bedeutet. Aber auch die Handwerker kommen allmählich in Bewegung. Bis der Reichstag zusammentritt, gehen noch 3 Monate ins Land, Zeit genug, um das schutzzöllnerische Opus der Regierung kritisch wie ein Sieb zu durchlöchern.

Das von dem Oberkriegsgericht in Gumbinnen gesprochene Todesurtheil gegen den Unteroffizier Marten beschäftigt die öffentliche Meinung fortgesetzt in der lebhaftesten Weise. Preßstimmen, die das Urtheil verständlich gefunden hätten, haben sich bisher nicht gezeigt. Das allgemeine Urtheil ist sogar so einstimmig in der Verwerfung dieses Urtheils, daß man es schon heute als eine moralische Unmöglichkeit wird bezeichnen können, daß das Todesurtheil zur Ausführung gelangt. Die Sympathien mit dem Opfer dieses Urtheils sind noch beständig im Wachsen, trotzdem man nicht davon sprechen kann, daß die Unschuld des Marten erwiesen sei. Aber ebensowenig ist seine Schuld erwiesen; und es ist ein gesundes Gefühl im Volke, das vor der Möglichkeit zurückschreckt, vor deutschen Gerichten könne ein Angeklagter auf Grund eines unzulänglichen Indizienbeweises rechtskräftig zum Tode verurtheilt werden.

Es ist aber auch noch etwas anderes, was die Volkssympathien dem verurtheilten Marten zuführt, und das ist die Annahme, daß hier möglicherweise ein gänzlich Unschuldiger den Tod erleiden soll für die Beseitigung eines Vorgesetzten, dem man nicht zu nahe tritt, wenn man ihn als einen richtigen „Leuteschinder" bezeichnet. Gewiß, Mord bleibt Mord und verdient Bestrafung, mag der Getödtete auch noch so unsympathisch sein. Aber das Volk legt an solche Vorgänge keinen bloß juristischen Maßstab an. Man kann die Vermuthung nicht ablehnen, daß die Untersuchung nicht so völlig resultatlos verlaufen sein würde, wenn der Ermordete nicht eine solche Geißel für seine Untergebenen gewesen wäre. Die so außerordentlich wichtige Materie der Soldatenmißhandlung wird dadurch in eine neue scharfe Beleuchtung gerückt. Nichts untergräbt die Disziplin in einem Heere mehr als Soldatenquälerei. Der Vorgesetzte, der seine ihm verliehenen großen Machtbefugnisse dazu verwendet, um den Untergebenen das Leben unerträglich zu machen, ruft ganz naturgemäß gerade bei den besseren Elementen, die eine unwürdige Behandlung schwerer empfinden, eine

Reaktion hervor, die die militärische Disziplin unter Umständen auf das allerschlimmste gefährdet. Den Soldatenmißhandlungen im Heere unerbittlich zu Leibe zu gehen, liegt deshalb in allererster Linie im Interesse des Heeres selbst; und es hat neben allem anderen ein sehr unbehagliches Gefühl in den weitesten Kreisen hervorgerufen, daß ein Offizier wie der Rittmeister von Krosigk im Dienste belassen wurde, obgleich er als Soldatenquäler seit lange einen bösen Ruf genoß.

Die deutschen Katholikentage waren stets dadurch ausgezeichnet, daß auf ihnen eine gedrängte Uebersicht aller landläufigen agitatorischen Phrasen des Ultramontanismus zum besten gegeben wurde; aber auf einem so niedrigen geistigen Niveau wie der jüngste Katholikentag in Osnabrück hat wohl noch kein früherer gestanden. Den Vogel hat der Kaplan Dasbach, Mitglied des Reichstages und des preußischen Landtags, abgeschossen. Er war dazu berufen, die Arbeiterfreundlichkeit des Centrums zu verherrlichen, und er hat sich dieser Aufgabe mit einer kaum zu übertreffenden Geschmacklosigkeit entledigt. Es ist überhaupt ein starkes Stück, mit ultramontaner Arbeiterfreundlichkeit in einer Zeit glänzen zu wollen, in der sich das Centrum anschickt, den Agrariern bei der protektionistischen Niederdrückung der Lebenshaltung der Arbeiter wirksam Hilfe zu leisten.

Auf einen wie „humanen" Ton der Katholikentag gestimmt war, mag man daraus ermessen, daß es „Beifall" und „große Heiterkeit" erregte, als ein Redner höhnend darauf hinwies, der Antichrist Nietzsche sei im Wahnsinn gestorben.

Die Türkei sitzt wieder ziemlich tief im heißen Wasser. Reibereien mit Serbien, Unbequemlichkeiten in Armenien und diplomatische Zänkerei mit Frankreich machen der hohen Pforte allerlei zu schaffen. Kranke Leute werden in der Politik immer schlechter behandelt als gesunde. Der französische Botschafter Constans in Konstantinopel, der eine Entschädigungsforderung französischer Unterthanen durchzudrücken hatte, hat die Thür ziemlich fest hinter sich zugeschlagen und ist auf Urlaub gegangen. Man spricht auch von einer Flottendemonstration seitens Frankreichs. Der diplomatische Brei wird wohl nicht gar so heiß gegessen werden. Monsieur Constans gehört zur Kategorie der préfets à poigne, die der eigenen Regierung manchmal sehr unbequem werden können.

* * *

Die neueste wissenschaftliche Rechtfertigung der Caprivischen Handelsvertragspolitik.

Es ist ein sehr charakteristisches Zeichen in der gegenwärtigen zoll- und handelspolitischen Diskussion, daß die Stimmen der Wissenschaft sich in immer wachsender Zahl und mit immer größerer Entschiedenheit für eine Fortführung der Caprivischen Handelsvertragspolitik erklären. Bei der Zolltarifreform des Jahres 1879 war das Verhalten der Vertreter der akademischen Wissenschaft in Deutschland ein viel weniger entschiedenes. Die große politische Autorität des Fürsten Bismarck lastete auch auf der Wissenschaft und verhinderte manche wissenschaftliche Ueberzeugung, gegen die schutzzöllnerischen Velleitäten des Reichsgründers aufzutreten. Auch war das Deutschland des Jahres 1879 noch nicht annähernd so stark an einer möglichst ungehinderten internationalen Handelsfreiheit interessirt wie das Deutschland von heute. Gegenwärtig aber kann man wohl sagen, daß kein einziger angesehener deutscher Volkswirth es mit seiner wissenschaftlichen Reputation für vereinbar hält, die Argumentationen des Agrarierthums zu unterstützen. Der Bund der Landwirthe muß sich wohl oder übel mit Herrn Ruhland behelfen. Allerdings wird auch Adolf Wagner von den Agrariern als ihre wissenschaftliche Autorität angesprochen; aber näher betrachtet, kämpft dieser hervorragende Nationalökonom in einer wahrhaft perniziösen Weise für seine agrarischen Freunde; denn er kann nicht und will nicht bestreiten, daß die agrarischen Zollpläne, wenn sie zur Durchführung gelangen, die wirthschaftliche Lage der Arbeiter erheblich verschlechtern, die industrielle Entwicklung aufhalten und die Zunahme der Bevölkerung wesentlich verlangsamen. Er hält aber eine solche nationale Abmagerungskur für erforderlich, und sub specie aeterni für wohlthätig. Wagner ist ein Entlastungszeuge, den die Agrarier aufgerufen haben, um zu bezeugen, daß den Arbeitern der Brotkorb nicht höher gehängt werde. Sein Zeugniß dagegen lautet: hungern werden sie schon, aber dieser Hunger der Einen ist nöthig zur besseren Ernährung der Anderen. Eine solche Unterstützung ist für das Agrarierthum politisch ein schwerer Schlag. Die Agrarier sind deshalb in dem Ausspielen dieser Autorität vorsichtiger geworden, während wir Freihändler Adolf Wagner gern citiren, um an seinen Ausführungen die Konsequenzen der agrarischen Verwüstungspolitik recht deutlich zu demonstriren, wie das insbesondere Lujo Brentano mit bewundernswerther Schärfe gethan hat.

Dieser Tage ist nun abermals ein höchst werthvoller wissenschaftlicher Beitrag zur zoll- und handelspolitischen Diskussion erschienen und zwar in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik. Professor Dr. Walther Lotz in München, dem wir bereits eine ganze Anzahl werthvoller Publikationen über die alles beherrschende Tagesfrage verdanken, hat jetzt eine zusammenfassende Darstellung über „Die Handelspolitik des deutschen Reiches unter Graf Caprivi und Fürst Hohenlohe 1890—1900" erscheinen lassen, die uns Freunden der Handelsvertragspolitik außerordentlich gelegen kommt, da sie in einer höchst übersichtlichen und präzisen Form die ganze handelspolitische Geschichte des letzten Jahrzehnts dem Leser vor die Augen führt und damit eine Rechtfertigung der Handelspolitik des Grafen Caprivi bietet, wie sie wirksamer bisher noch nicht geliefert ist.

Lotz schildert die wirthschaftlichen und handelspolitischen Zustände vor dem Eingreifen des Grafen Caprivi und nach seinem Sturz, und dabei tritt der große staatsmännische Erfolg der Caprivi'schen Handelsvertragspolitik in überzeugendster Weise zu Tage. Die blinden Anhänger des Fürsten Bismarck versuchen immer aufs neue, die Schwenkung zum Protektionismus, die 1879 eintrat, als eine Bismarck'sche Meisterleistung darzustellen, die von dem glänzendsten Erfolge gekrönt gewesen sei; während in Wirklichkeit schon im Jahre 1879 Deutschlands ganze wirthschaftliche Entwicklung soweit vorgeschritten war, daß die Rückkehr zum Protektionismus störend in die wirthschaftlichen Lebensfunktionen des deutschen Reiches eingreifen mußte. Fürst Bismarck verdankte es nur seiner großen politischen Autorität und der Besorgniß des Auslandes, ernsthaft mit ihm anzubinden, daß Deutschland für diesen Rückfall in den Protektionismus nicht stärker in wirthschaftlicher wie in politischer Beziehung hat büßen müssen. Immerhin war gegen Ende des Bismarck'schen Regiments unsere ganze Handelspolitik dermaßen verfahren, daß eine höchst ernsthafte internationale Krisis für das Jahr 1892 bevorstand. Mit dem 1. Februar 1892 drohte das ganze System der europäischen Handelsverträge zusammenzubrechen, denn mit diesem 1. Februar erloschen sämmtliche Tarifverträge, die Frankreich mit einer ganzen Reihe europäischer Staaten abgeschlossen hatte, und deren Wirkungen durch die Klausel der Meistbegünstigung auch auf das deutsche Reich übertragen waren. Ein handelspolitisches bellum omnium contra omnes stand in ziemlich sicherer Aussicht. Was ein solcher Krieg bedeuten würde, davon hatte Deutschland bereits einen Vorgeschmack bekommen. Speziell Rußland hatte es sich angelegen sein lassen, von seiner Zollautonomie Deutschland gegenüber einen für

uns höchst empfindlichen Gebrauch zu machen. Unter dem Einfluß der russischen Zollmaßregeln war die Ausfuhr in dem Zeitraum von 1880—1887, in welcher Periode allmählich die deutschen Brotgetreidezölle bis auf 50 Mark per Tonne hinaufgeschraubt waren, herabgegangen von 215 Millionen (1880) auf 124 Millionen Mark (1887), während gleichzeitig zahlreiche deutsche Unternehmungen nach Rußland übersiedelten. Ueberhaupt war unsere Ausfuhrentwicklung in den fünfzehn Jahren von 1880 bis 1894, von welchem Jahre ab die Wirkungen der Caprivischen Handelsvertragspolitik voll eingetreten sind, sehr unbefriedigend. Der Werth des deutschen Spezialausfuhrhandels, Edelmetalle ausgeschlossen, betrug 1880 bereits 2893 Millionen Mark und 1894, also nach fünfzehn Jahren, 2961 Millionen. Unser Waarenexport war somit im Anfang und am Ende der Bismarck'schen Zollpolitik ungefähr gleich, und die Ausfuhr ist in dieser ganzen fünfzehnjährigen Periode auch nie höher als auf 3327 Millionen Mark (1890) gestiegen.

Dagegen betrachte man die Entwicklung, welche unser Export seit 1894, in welchem Jahre bekanntlich durch den Abschluß des Handelsvertrages mit Rußland die Caprivische Handelspolitik in volle Wirksamkeit trat, genommen hat. Seit 1894 bis 1900, also volle sechs Jahre hindurch, ist ein konstantes Aufsteigen der Ausfuhr zu bemerken; und zwar bis auf die stattliche Summe von 4611 Millionen im vorigen Jahre. Erst in diesem Jahre, wo die Schatten des neuen Zolltarifgesetzentwurfs bereits über unser wirthschaftliches Leben gefallen sind, droht die Ausfuhr wieder zurückzugehen. An der Entwicklung unserer Ausfuhr gemessen, erscheint somit die Bismarcksche Handelspolitik ebenso unfruchtbar, wie die Caprivische Handelspolitik vom glänzendsten Erfolge begleitet gewesen ist.

Dieser glänzende Erfolg ist aber keineswegs etwa bloß auf die Entwicklung der Ausfuhr beschränkt geblieben. Lotz weist in einer völlig überzeugenden Weise nach, daß auf allen Gebieten des wirthschaftlichen Lebens, auch auf dem Gebiete der Landwirthschaft, in diesen letzten sechs Jahren sich ein zum Theil ganz außerordentlicher Fortschritt vollzogen hat. Wie sich der Konsum nach der Herabsetzung der Getreidezölle entwickelt hat, geht schon allein daraus hervor, daß der Brutto-Ertrag der Zölle, der im finanziell günstigsten Jahre vor der Caprivischen Handelspolitik (1891) 406 Millionen Mark betragen hatte, trotz der eingetretenen Zollermäßigungen in wenigen Jahren bis auf 505 Millionen Mark stieg. Schon 1895 konnte Graf Posadowsky als Reichsschatzsekretär darauf hinweisen, daß der Rückgang der Einnahmen aus zollermäßigten Artikeln durch Mehreinnahmen aus Zöllen auf Kaffee, Kakao, Thee, Petroleum und Tabak aufgewogen sei. Dasselbe Bild gesunder wirthschaftlicher Entwicklung zeigen auch die Statistik des Konsums von Kohle, Roheisen, Baumwolle — bekanntlich gehört der wachsende Verbrauch dieser drei Artikel zu den wichtigsten Symptomen wirthschaftlichen Fortschritts —; ferner die Vermehrung der Sparkasseneinlagen und des Ertrages der direkten Steuern, sowie die rasche Zunahme unserer Handelsflotte an Tonnenzahl und Leistungsfähigkeit.

Die Früchte der Caprivischen Handelspolitik sind zweifellos dem ganzen wirthschaftlichen Organismus zu Gute gekommen, auch der Landwirthschaft. Die Behauptungen der Agrarier, daß in dieser Zeit die Landwirthschaft zurückgegangen sei, sind völlig falsch. Speziell der Viehstand ist nachweislich in dieser Zeit ziemlich stark gewachsen; die Forstwirthschaft hat gute Zeiten gehabt, und selbst die Schädigung, die angeblich dem Getreidebau durch die Herabsetzung der Getreidezölle nach agrarischer Legende zugefügt worden sein soll, ist in das Reich der Fabel zu verweisen. Eine solche Schädigung — aus solcher Ursache — konnte ja auch schon um deswillen garnicht eintreten, weil die Einwirkung auf die Getreidepreise, wie sie bei jeder Herabsetzung der Zölle an sich eintreten muß, durch die Aufhebung des Identitätsnachweises im Jahre 1894 thatsächlich, speziell für den Osten Preußens, mehr als ausgeglichen worden ist. Der Schutzzoll von 35 Mark wirkt seit 1894 auf den Preis des inländischen Produkts voll ein, während er vorher, unter dem Regime des 50 Mark-Zolls, gerade im Osten Preußens fast stets für das inländische Produkt nur eine künstliche Preissteigerung von weniger als 35 Mark bewirkte.

Wenn man sich schließlich noch vergegenwärtigt, welch ein enormer Bevölkerungszuwachs in den sechs Jahren seit 1894 zu verzeichnen gewesen ist, und daß die Auswanderung aus Deutschland, die in der Blüthezeit der Bismarckschen Handelspolitik nach 1879 in einzelnen Jahren über 200 000, und in keinem Jahre unter 83 000 Seelen betragen hat, im Jahre 1900 bis auf 22 309 Auswanderer gesunken war, so erhält man ein Gesammtbild, das die Vorzüge der Caprivischen Handelspolitik gegenüber der Handelspolitik des Fürsten Bismarck auf jedem Gebiete des wirthschaftlichen Lebens außer Zweifel stellt. Es gehört zu den mancherlei Unbegreiflichkeiten unserer deutschen politischen Zustände, daß trotz eines solchen unzweideutigen staatsmännischen Erfolges die Caprivische Handelsvertragspolitik der öffentlichen Meinung Deutschlands von skupellosen agrarischen Demagogen fortgesetzt als ein schwerer politischer Mißerfolg dargestellt werden kann, ohne daß solche Reden unter dem schallenden Gelächter der Anwesenden begraben werden.

Aber es sind nicht bloß die rein wirthschaftlichen, sondern auch die politischen Vorzüge der Caprivischen Handelspolitik, die den Erfolg dieser Politik ausmachen. Man mag zugeben, daß es der diplomatischen Geschicklichkeit des Fürsten Bismarck wenigstens einigermaßen gelungen war, die sehr schwierige Aufgabe zu lösen, handelspolitische Entfremdung nicht zu politischer Feindschaft auswachsen zu lassen; nichtsdestoweniger ist es eine dem gesunden Menschenverstand widersprechende Theorie, daß zwei Mächte in heutiger Zeit zugleich politisch befreundet und handelspolitisch verfeindet sein könnten. Fürst Bismarck stellte bekanntlich 1879 die Maxime auf, daß bei Handelsverträgen stets die Frage aufzuwerfen sei: Qui trompe-t-on ici? Bei dieser Auffassung von Handelsverträgen erscheint es allerdings auch politisch wünschenswerth, daß zwei Nachbarstaaten keinen Handelsvertrag abschließen, wenn sie politische Freunde bleiben wollen; denn das Gefühl, bei einem solchen Vertrage von dem schlaueren Mitkontrahenten betrogen worden zu sein, kann natürlich nicht dazu beitragen, die politische Intimität zu verstärken. Indem Graf Caprivi mit diesem Roßtäuscherstandpunkt in der Handelspolitik grundsätzlich brach, stellte er auch das natürliche Verhältniß wieder her, wonach eine durch Handelsverträge bewirkte wirthschaftliche Annäherung zweier Völker die Bande der politischen Freundschaft verstärken wird; und thatsächlich ist ja auch das politische Verhältniß mit Rußland unter dem Grafen Caprivi viel besser gewesen als in den letzten Jahren des Bismarckschen Regiments. Wer im Uebrigen noch an der krausen Theorie der Unabhängigkeit der Handelspolitik von der allgemeinen Politik festzuhalten geneigt gewesen war, der konnte aus den Folgen des französisch-italienischen Zollkrieges sich unschwer davon überzeugen, was es mit jener Bismarckschen Theorie auf sich hat.

Es ist ein großes Verdienst der Lotz'schen Arbeit, daß dieselbe die einfachen Grundlinien der Caprivi'schen Handelsvertragspolitik ganz klar hervortreten läßt. Im Vergleich mit dieser Politik des gesunden Menschenverstandes, die kleine diplomatische Künste verschmäht, nur die großen nationalen Interessen im Auge behält und auf diese Weise selbst einem widerspenstigen und zerklüfteten Reichstage gegenüber einen Erfolg nach dem anderen erringt, stelle man die timide, haltlose, schwankende, vor den agrarischen Drohungen stets zurückweichende Politik, wie sie seit Caprivi's Sturz sich entwickelt hat, und man wird nicht zweifelhaft sein, welcher Staatskunst die größere Anerkennung gebührt. Statt daß die Nachfolger des Grafen Caprivi die alle Erwartungen übertreffenden Erfolge der Handelsverträge von 1892 und 1894 zum Ausgangspunkt für eine weitere Befreiung des wirthschaftlichen Lebens von protektionistischen Fesseln genommen hätten, haben sie sich vor den Agrariern eigentlich immer nur ob der „rettenden That" ihres

Vorgängers entschuldigt und gewissermaßen als Sühne für diese „rettende That“ zu allerlei unsinnigen gesetzgeberischen Aktionen — siehe Börsengesetz! — drängen lassen, um schließlich von den Agrariern zu Vorbereitungen für neue Handelsverträge verleitet zu werden, die sich schon jetzt als schwere Hindernisse für neue Handelsverträge erweisen.

Lotz' Buch ist übrigens nicht allein deswegen so außerordentlich interessant, weil es uns die großen handelspolitischen Gegensätze der Zeit klar veranschaulicht, sondern auch dadurch, daß es dem Leser zahlreiche Einzelheiten aus der jüngsten handelspolitischen Geschichte ins Gedächtniß zurückruft, an die sich zu erinnern sehr lehrreich ist. Viele werden es gewiß längst vergessen haben, daß die Herabsetzung des Zolles für Brotgetreide von 50 auf 35 M. per Tonne, wie sie in dem deutsch-österreichischen Handelsvertrag vorgesehen war, in der entscheidenden Abstimmung des Reichstags am 18. Dezember 1891 eine Mehrheit von 243 gegen nur 48 gefunden hat. Dabei ist außerdem zu beachten, daß die vertragsfreundliche Mehrheit sich wohl gehütet hat, ihre Majorität dazu zu benutzen, um die Gegner mundtodt zu machen. Bei Berathung der Herabsetzung der Getreidezölle in der zweiten Lesung wurde kein Schluß der Debatte oktroyirt, sondern die Reden wurden so lange fortgesetzt, bis sich niemand mehr meldete. Die beschleunigte Erledigung der dritten Lesung des österreichischen, italienischen und belgischen Vertrages erfolgte auf Antrag der konservativen Abgeordneten von Kardorff und von Massow. Der Antrag auf Schluß der Debatte in dritter Lesung ging zunächst von Gegnern der Verträge, den konservativen Abgeordneten von Bredow und Mentzer, aus. Dies loyale Verhalten der Handelsvertragsfreunde muß man sich vergegenwärtigen, um die jetzigen Wünsche unserer Agrarier nach einer Abänderung der Geschäftsordnung zum Zwecke der Knebelung der Minderheit richtig würdigen zu können.

Professor Lotz können wir nur dankbar dafür sein, daß er in seiner wissenschaftlichen Untersuchung die geschichtlichen Thatsachen aufs neue so klar hat hervortreten lassen. In den kommenden handelspolitischen Kämpfen wird seine Schrift den Vertheidigern wirthschaftlicher Freiheit als eine der wirksamsten Waffen dienen können.

Theodor Barth.

Agrarische Loyalität
oder
Wie die „Kreuzzeitung“ citirt.

Die Agrarier, als deren maßgebender politischer Grundsatz das stat pro ratione voluntas anzusehen ist, empfinden es bei aller Verachtung von „Vernunft und Wissenschaft“ dennoch recht unbequem, daß ihre protektionistischen Argumente von Tag zu Tag mehr zerpflückt werden. Die agrarische Presse sucht sich gegen diese Angriffe der Logik mehr schlecht als recht zu wehren und sieht sich in der Noth schließlich veranlaßt, im corriger la fortune ihr Heil zu suchen. Die kleineren Geister der agrarischen Presse haben dies Geschäft schon seit geraumer Zeit mit wachsender Unbefangenheit gepflegt. Charakteristisch ist aber, daß selbst ein Organ vom Range der „Kreuzzeitung“ sich nicht mehr genirt, die Methode des Volteschlagens in der öffentlichen Diskussion zur Anwendung zu bringen. Wir sind in der Lage, dafür einen recht interessanten Beleg beibringen zu können.

Bekanntlich ist vor kurzem unter dem Titel „Die Belastung des Arbeitereinkommens durch die Kornzölle“ eine auch in diesen Blättern anerkennend besprochene Schrift von Paul Mombert erschienen, die den Agrariern um deswillen sehr unbequem geworden ist, weil sie die Durchschnittsbelastung des Haushalts einer größeren Anzahl von Arbeiterfamilien auf Grund sorgfältiger Untersuchungen genau festgestellt hat, und zwar schon bei den jetzigen Getreidezöllen von 35 Mark per Tonne in der Höhe von jährlich annähernd 32 Mark (genau 31,79 Mark). Um diese Berechnungen von Paul Mombert zu entkräften, berief sich die „Kreuzzeitung“ vor vierzehn Tagen auf Nr. 2 der „Handelspolitischen Flugblätter“ der „Nation“, einer, wie sie hinzufügte, „auch für Freihändler einwandfreien Quelle“.

In diesem Flugblatt, so hieß es wörtlich in der „Kreuzzeitung“ weiter,

„wird ausdrücklich darauf hingewiesen, daß bei guten Inlandsernten der Zoll durchaus nicht im vollen Betrage zur Geltung kommt, daß er also zum Theil vom Auslande getragen wird. Das Flugblatt besagt, daß trotz eines Zolles von 35, bez. 50 Mark der Weizen in den Jahren 1885 bis 1888 in Berlin nur um 7,46 Mark, 5,86 Mark, 12,36 Mark und 22,17 Mark im Jahresdurchschnitt höher gestanden habe als in London, wobei zu bemerken sei, daß Fracht und Spesen nach Berlin für Weltmarktwaare um etwa 5 Mark *höher* sind als nach London. Zu Zeiten ungünstiger Inlandsernten dagegen komme der Zoll in steigendem Maße zum Ausdruck. ‚So notirte Berlin in den Jahren 1889 bis 1891 im Jahresdurchschnitt um 43 Mark, 46,28 Mark und 51,24 Mark höher als London. Die folgenden Jahre bringen gute Ernten und die Zollherabsetzung auf 35 Mark; die Spannung sinkt auf 34,59 Mark und 28,2 M. im Jahresdurchschnitte der Jahre 1892 und 1893, ja auf 20,5 Mark im Mai 1894.‘

Man ersieht aus diesen Angaben, daß in den betreffenden zehn Jahren der Zollbetrag nur einmal voll und zweimal annähernd voll zum Ausdruck gekommen ist und zwar nur bei *schlechten Inlandsernten*, die an sich höhere Getreidepreise rechtfertigen. *Es ist also keinesfalls angängig, bei der Untersuchung der Belastung des Arbeitereinkommens durch die Kornzölle deren vollen Betrag zu Grunde zu legen*, auch wenn man der an sich vielumstrittenen und nach unserer Ansicht falschen Meinung huldigt, daß der Brotpreis genau dem Kornpreise folge.“

Die von der „Kreuzzeitung“ im Vorstehenden angezogenen thatsächlichen Angaben sind einem Flugblatt entnommen, das den Titel führt: „*Die Legende von der Schädigung der Landwirthschaft durch die Caprivische Handelspolitik.*“ Unsere Leser werden sich des Gedankengangs in jenem, der Nr. 2 des laufenden Jahrgangs der „Nation“ beigelegten, Flugblatte vielleicht noch erinnern. Er ging auf den Nachweis hinaus, daß selbst vom Standpunkt des einseitigsten Protektionismus die mit den Caprivischen Handelsverträgen eingetretene Herabsetzung der Getreidezölle von 50 auf 35 Mark um deswillen nicht als eine Schädigung der Produzenten des inländischen Brotgetreides bei der Preisbildung für das inländische Gewächs angesehen werden könne, weil seit der 1894 eingetretenen Aufhebung des Identitätsnachweises eine für die Verkäufer von inländischem Getreide viel vortheilhaftere Preisbildung sich vollzogen habe. Während früher der Getreideschutzzoll in der Regel seine preissteigernde Wirkung auch nicht annähernd zum vollen habe geltend machen können, trete diese Wirkung seit der Aufhebung des Identitätsnachweises nahezu zum vollen ein. Die „Kreuzzeitung“ hat es nun fertig gebracht, von dieser Argumentation sich bloß den Theil anzueignen, der Bezug hatte auf die Zeit *vor* der Aufhebung des Identitätsnachweises. Den entscheidenden zweiten Theil aber hat sie einfach eskamotirt, um so den Glauben zu erwecken, als ob das für die Zeit vor der Aufhebung des Identitätsnachweises in dem Flugblatt der „Nation“ Konstatirte auch seitdem zutreffe, sich somit auch als Gegenargument gegen die Mombertschen Berechnungen, die sich auf die *heutige Zeit* beziehen, verwerthen lasse. Entweder hat nun die „Kreuzzeitung“ das Flugblatt der „Nation“, welches sie gegen Mombert ausspielt, garnicht gelesen, oder sie hat mala fide citirt. Von einem bloßen Mißverständniß kann schlechterdings keine Rede sein, denn das angezogene Flugblatt läßt auch nicht den Schimmer eines Zweifels darüber aufkommen, was gemeint ist. Es heißt unmittelbar nach jener Stelle, auf welche die „Kreuzzeitung“ Bezug genommen hat, in dem Flugblatte nämlich wörtlich:

„Dieses Bild ändert sich vollständig mit der Aufhebung des Identitätsnachweises; die deutsche Waare kann wieder außerdeutsche Absatzgebiete aufsuchen, wo gerade an weichem, stark stärkehaltigem Weizen Mangel ist; sie hat nicht mehr nöthig, im Inland auf große Entfernungen abgesetzt zu werden und drückt nicht mehr im Westen und Süden auf den Preis; sie steigt auch bei reicher Ernte nahezu auf die Höhe des Weltmarktpreises zuzüglich Zoll; im Dezember 1894 notirt Berlin um 37,29 Mark höher als London. Am klassischsten tritt dies Verhältniß in Danzig an den Preisen für unverzollte Transitwaare und Waare des freien Verkehrs zu Tage. Trotz des Kampfzolles von 75 Mark auf den dort allein als Transitwaare in Betracht kommenden russischen Weizen betrug die Spannung im Februar 1894 nur 17,83 Mark, also 57,17 Mark weniger als der Zoll, im Dezember desselben Jahres bei nur 35 Mark Zoll dagegen 34,21 Mark, sie erreicht also fast den vollen Zoll. Das Verhältniß hat sich auch seitdem nicht wesentlich geändert."

Man sollte nun annehmen, daß angesichts einer so klaren Sachlage die „Kreuzzeitung" sich hätte beeilen müssen, ihren Fehler durch ein reumüthiges Geständniß wieder gutzumachen. Wie aber hat sich das Hauptorgan des konservativen Agrarierthums benommen? Die „Lib. Corr." vom 23. August stellte den wirklichen Thatbestand unzweideutig fest und brachte auch wörtlich das vorstehende entscheidende Citat aus dem Flugblatt. Um sicher zu sein, daß diese Berichtigung der „Lib. Corr." der Redaktion der „Kreuzzeitung" nicht entgehe, ließen wir, obgleich jene Berichtigung bereits in verschiedene liberale Tageszeitungen übergegangen war, noch unter einem verschlossenen Couvert die betreffende Nummer der „Lib. Corr." an die Redaktion der „Kreuzzeitung" abgehen. Der bezügliche Artikel war angestrichen. Es erscheint danach ausgeschlossen, daß die Berichtigung der Redaktion der „Kreuzzeitung" nicht zur Kenntniß gelangt sein sollte. Sie hat sich jedoch trotzdem nicht bewogen gefühlt, ihren Irrthum zu berichtigen. Sie zieht es vor, ihre Leser in dem Glauben zu lassen, daß die Schrift von Paul Mombert schon um deswillen gar keine Beachtung verdiene, weil in einem so ausgesprochen freihändlerischen Organ, wie es die „Nation" ist, der Nachweis geführt sei, daß die wesentliche thatsächliche Voraussetzung der Mombertschen Darstellung falsch sei.

Zur weiteren Illustrirung fügen wir noch hinzu, daß die kleineren Geister in der agrarischen Presse schon seit geraumer Zeit die Citatenfälschung unter Bezugnahme auf die handelspolitischen Flugblätter der „Nation" virtuos betreiben. Wir haben es bisher nicht für der Mühe werth gehalten, diesen kleinen Taschenspielern auf die Finger zu klopfen; jetzt aber, wo uns ein vornehmeres Wild ins Garn gegangen ist, haben wir es doch für angezeigt gehalten, einmal klarzustellen, mit welcher „Vorurtheilslosigkeit" die Agrarier in der öffentlichen Diskussion auftreten.

Die Architektur-Ausstellung der Stadt Berlin 1901.

Seit fünf Jahren ist Ludwig Hoffmann Stadtbaurath von Berlin, aber die Zeiten, in denen solche Berufung das Gesammtbild einer großen Stadt unmittelbar beeinflussen konnte, sind längst vorüber. Augsburg wurde im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts durch „des ehrsamen Rathes und gemeiner Stadt Werckmeister" Elias Holl schnell zur Ruhmesstätte der deutschen Renaissance. Der letzte Architekt, der Berlin das Gepräge seiner künstlerischen Persönlichkeit gab, war Schinkel: „Ober-Landes-Baudirektor", nicht „Städtischer" Bauleiter! Das Arbeitsgebiet eines solchen scheint heut schon fast außerhalb eines rein künstlerischen Schaffens zu liegen, besonders in Berlin, wo von dieser Seite kommunalen Wirkens noch Woltmann's schlimme Kritik einer früheren Stilperiode galt: „Gebaut wurde viel, aber eine Baukunst gab es nicht."

Auch Hoffmann, der seit seiner Schöpfung des Leipziger Reichsgerichtshauses zu den hervorragendsten deutschen Architekten der Gegenwart zählt, kann die äußeren Grenzen, die seiner Wirksamkeit in der Weltstadt gesetzt sind, nur langsam erweitern. Er hat in seiner kurzen Amtszeit mehr als vierzig große Bauten errichtet oder entworfen, aber sie gehören nicht zu der Gattung von Werken, die über die unmittelbar an ihnen betheiligten Kreise hinaus viel von sich reden machen. Sie stehen auch nicht an Stellen, die gerade der Kunstfreund häufig passirt — weder der einheimische, noch vollends der fremde — sondern meist in entlegenen Stadttheilen. So erklärt es sich, daß man außerhalb der zünftigen Welt von dieser neuen Bauthätigkeit bisher kaum viel wußte.

Um so glücklicher war der Gedanke, sie bei einer unserem künstlerischen Wollen und Können gewidmeten Ausstellung zu einem Gesammtbild zu vereinen. Die diesjährige Berliner allgemeine Kunstausstellung umschließt als Sondergruppe eine „Architektur-Ausstellung der Stadt Berlin", in der Modelle und Zeichnungen die Mehrzahl der städtischen Hauptbauten aus den letzten fünf Jahren in einer auch dem Laien verständlichen Weise vor Augen führen.

Diese Spende der städtischen Hochbauverwaltung ist unstreitig der Glanzpunkt der ganzen diesjährigen Ausstellung; aber weit wichtiger ist, was sie an bleibendem Ruhm enthält. Den Bauherrn und den Architekten darf man zu diesem Erfolg gemeinsam beglückwünschen.

Der offizielle Titel der Ausstellung und des Kataloges nennt nur den „Bauherrn": die Stadt Berlin. In der That hat man dazu ein äußeres Recht. Es ist ein glänzendes Blatt aus ihrer Geschichte, das hier aufgeschlagen wird, ein Stück moderner Kultur, vor dem selbst der Pessimist verstummen muß. Diese Modelle enthalten eine soziale Predigt „von praktischer Menschenliebe". Die Aufgaben sind ganz andere als die, an deren Lösung die Baukunst der Vergangenheit ihre höchste Kraft setzte. Es sind weder Kirchen noch Paläste, sondern im unmittelbarsten Sinne des Wortes „Nutzbauten": Gemeinde- und Handwerkerschulen, Kinderasyle, Kranken- und Irrenhäuser, Volksbadeanstalten, Feuerwachen — die besten „Ruhmeshallen" eines großen Gemeinwesens! Lediglich für die Stätten dieser sozialen und hygienischen Wohlfahrtseinrichtungen, die vorzugsweise den minder Bemittelten dienen, hat Berlin in den letzten fünf Jahren fast siebzig Millionen Mark verausgabt. Und der einzige „Luxusbau", das „Märkische Provinzial-Museum", lenkt den Blick auf den geschichtlichen Weg zurück, den diese Kultur geschritten ist. An seinem Anfang steht ein Fischerdorf. —

Allein nicht vom Bauherrn soll hier die Rede sein, sondern von seinem Architekten, dessen Name im Katalog jedem Entwurf beigegeben ist. Wohl sind am Einzelnen noch viele andere betheiligt. Mehrere Gebäude wurden nach Hoffmann's Entwürfen von den städtischen Bauinspektoren selbständig bearbeitet; an den anderen waren die Stadtbaumeister und zahlreiche jüngere Architekten thätig. Ein ganzer Stab von Hilfskräften steht dem Stadtbaurath zur Verfügung, und besonders die Modelle für die Bildhauerarbeiten sind oft Kunstwerke für sich. Aber der Erfinder und Schöpfer aller dieser Bauten im Sinne der künftigen Kunstgeschichte bleibt Ludwig Hoffmann.

Und er hat sich mit ihnen dort schon jetzt einen ehrenvollen Platz gesichert. Ja noch mehr: er hat mit ihnen den Grundprinzipien unserer ganzen heutigen Bauart einen beachtenswerthen Erfolg gebracht. Wer diese Ausstellung aufmerksam durchwandert, muß empfinden, daß unsere Baukunst trotz aller Gefahren einer bald rückläufigen, bald vorschnellen Entwicklung in der Hauptrichtung auf gutem Wege ist. —

Es ist nicht unberechtigt, bei einer Charakteristik von Hoffmann's persönlicher Kunst zunächst an ihren Zusammenhang mit der traditionellen Schulung unserer heutigen Architekten zu erinnern. Hoffmann gehört nicht zu den

stürmischen Neuerern. Das bewies schon sein Reichsgericht. Die Neubildungen sind dort ungleich weniger bedeutsam als an Wallot's Reichstagsgebäude. Aber es ist doch ein ganz eigenartiges Werk, denn Hoffmann zählt auch nicht zu den Architekten, denen die historischen Stilformen die selbständige schöpferische Arbeit ersetzen. Er kennt sie alle von Grund aus, aber er sieht in den überlieferten Stilformen nur die Wirkung und den Stimmungswerth, und verwendet sie nur, wo er diese für die Lösung seiner Aufgabe braucht. Trotz aller geschichtlichen Anklänge hat man bei seinen Bauten niemals die Empfindung, er habe Stil und Details gewählt, um einen reizvollen, aber beliebigen Schatz seiner Skizzenbücher und Sammelmappen „anzubringen". Und nirgends prunkt er mit seinem Wissen. Dazu ist er zu gebildet. Hoffmann's Studium der früheren Stile ist kein Pausen, Zeichnen und Messen, sondern ein künstlerisches Durchleben, und darum vermag er es in seinem eigenen Schaffen wieder in künstlerisches Leben umzusetzen. —

Solche Nutznießung des überkommenen Erbes ist aber gerade für seine jetzige Thätigkeit willkommen. Städtische Wohlfahrtsbauten sind ihrem ganzen Zwecke nach zu stilistischen Experimenten ungeeignet. Wer sie dazu brauchte, würde den geschichtlichen Zusammenhang durchbrechen, in dem das Gemeinwesen selbst steht, und mit dem so ausgeprägten „historischen" Sinn unserer Zeit in Widerspruch gerathen. Unsere alten Kunststädte suchen in ihren wichtigen staatlichen und städtischen Neubauten ihren „historischen" Stil möglichst zu wahren. Auch Berlin entbehrt denselben nicht ganz. Seine ältesten Theile zeigen die märkische Backstein-Gothik. Backstein und Terrakotta sind auch für Hoffmann ein bevorzugtes Material. Für die Turnhalle des Gymnasiums zum grauen Kloster an der Neuen Friedrichstraße greift er auf die Formensprache der nahen Klosterkirche zurück. Wie völlig sich der in Süddeutschland Geschulte jetzt nicht nur in die Details, sondern in den Geist der „märkischen" Backsteinarchitektur eingelebt hat, beweist vor allem das „Märkische Provinzial-Museum", das schon in seinen mannigfachen Gebäuden eine äußerst lehrreiche kunstgeschichtliche Uebersicht der auf diesem Boden heimischen Formenwelt bietet. Aber auch in kleineren Baulichkeiten, wie in den Straßenreinigungsdepots (im Köllnischen Park), den Turnhallen der Gemeindeschulen (Glogauerstraße), in der Unterkunftshalle am Friedrichshain und der Hofarchitektur der Volksbadeanstalt an der Oderbergerstraße bewährt sich diese Vertrautheit mit dem sachlichen, etwas derben, innerlich so gesunden Charakter der märkischen Baukunst. —

Das kurfürstliche Berlin steht im Zeichen der Spätrenaissance und des Barock. Der berüchtigte „Ohrmuschel-Stil", wie er beispielsweise am Portal des alten Marstalles herrscht, gab Hoffmann Gelegenheit, die Front der „neuen" Handwerkerschule, wo „unserer Väter Werke" als Lehrmittel dienen, zu einem reichen Meisterstück im Charakter des 17. Jahrhunderts zu gestalten. Auch an den Schlüter'schen Barock knüpfte er oft mit Glück an, während das Rokoko und der norddeutsche Klassizismus in der Formensprache seiner bisherigen Bauten schweigen. Die persönliche Neigung führt ihn offenbar am häufigsten zur Renaissance. Weitaus die meisten Bauten spiegeln die italienische oder die nordische Stilweise des sechzehnten Jahrhunderts in allen Phasen ihrer Entwicklung von Brunelleschi bis zu Palladio, von der malerischen Pracht des Wismarer Schlosses bis zur Spätrenaissance der Niederlande. Besonders für die Gemeinde-Doppelschulen liebt er die in ihrer Schlichtheit so wirkungsvollen Typen deutscher Fürstensitze des siebzehnten Jahrhunderts. Daß der italienische Palazzo seine wuchtige Größe selbst für Volksbadeanstalten, Volksschulen und Lehrerwohnhäuser hergeben muß, mag befremden, aber gerade diese Bauten tragen innerhalb ihrer buntscheckigen Umgebung die „Würde der Stadt" eindringlich zur Schau. Eine innere Verwandtschaft verbindet Hoffmann's ganze Schaffensart endlich auch mit dem Palladianismus, der spätklassischen Bauweise des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, und gleich seinem Freunde und Studiengenossen Messel liebte er die vornehme Schönheit der Régence-Fassaden mit ihrer an Bérain gemahnenden Dekoration (Neues Verwaltungsgebäude des Moabiter Krankenhauses).

Allein mit der Aufzählung aller dieser stilgeschichtlichen Anklänge sind nur die Instrumente gekennzeichnet, deren sich Hoffmann bei seiner Kunst bedient, nicht diese selbst. Im Charakter früherer Stilweisen schaffen heute Viele; worin besteht Hoffmann's Eigenart?

Zunächst in einer ungewöhnlichen Klarheit der Raumgestaltung. Schon mit dem ersten Blick übersieht man sie, und überall ist sie ohne jede Voreingenommenheit für eine bestimmte prinzipielle Lösung unmittelbar aus der Aufgabe selbst und dem Terrain abgeleitet. Daher hat sie den Reiz eines natürlichen Organismus. Aber zugleich den einer sorgsam erwogenen künstlerischen Schöpfung! Stets ist die Schauseite besonders bedacht, überall die schon bestehende bauliche Umgebung berücksichtigt. Und damit verbindet sich die Fähigkeit, im Großen zu rechnen. Hoffmann hat etwas von der Großzügigkeit ererbt, mit der die Architekten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts Schlösser und ganze Städte anlegten. Sein für etwa zweitausend Insassen bestimmtes städtisches Krankenhaus im Norden Berlins ist in der That einer kleinen Stadt vergleichbar, oder einem in weltstädtischen Maßstab übertragenen Kloster. Die zahlreichen, zu großen Gruppen symmetrisch zusammengeordneten Baulichkeiten, die sich hier zu Seiten einer mit vier Baumreihen bepflanzten Mittelallee ausbreiten, sind höchst zweckentsprechend getrennt und ebenso richtig vereint, zugleich aber im künstlerischen Sinne nur als Theilstücke eines einheitlichen Ganzen empfunden. Auch bei minder ausgedehnten Bauten wird schon allein durch die Anlage eines Vorhofes nach der Straße zu ein imposantes Bild erzielt. Vom breiten Hauptbau gehen Seitenflügel aus, die vorn durch offene Hallen oder niedrige Vorlagen mit betontem Mittelstück verbunden sind. (Irrenhaus, Lungenheilstätte und Genesungsheim in Buch.) Hoffmann hat die seit dem vorigen Jahrhundert in Vergessenheit gerathenen Vorzüge des „cour d'honneur" wiederentdeckt. Aber selbst kasernenmäßige Gebäude, deren man bei städtischen Wohlfahrtseinrichtungen nicht ganz entrathen kann, gewinnen unter seiner Hand, denn er weiß auch die Einförmigkeit zur Größe zu steigern.

Am eigenartigsten jedoch zeigt sich die gesunde Klarheit seiner Raumgestaltung da, wo er mit Gegensätzen arbeitet, wo er ungleiche Werthe gruppirt. Die Totalwirkung seiner Bauten beruht schon in ihrer Grundrißdisposition am häufigsten auf Kontrastwirkung. So entlockt er bei den Gemeinde-Doppelschulen dem Gegensatz zwischen dem Hauptgebäude und den beiden kleineren, auch untereinander verschiedenen Baulichkeiten für Rektoren- oder Lehrerwohnung und Turn- oder Lesehalle immer neue Reize. Da wird die symmetrische Strenge des Mittelstückes nach den Seiten hin malerisch aufgelöst. In anderen Baukomplexen schließen sich verschiedenartige Baulichkeiten an einen Haupttheil an, der dem Ganzen den festen Kern gibt. Das bezeichnendste Beispiel dafür ist zweifellos das Märkische Provinzial-Museum, wo nicht nur in den Stilformen, sondern auch in den Raumwerthen eine sehr kühne Mannichfaltigkeit herrscht und trotzdem durch den wuchtigen, mit seinem Walmdach hoch aufragenden Thurm plastisch zusammengehalten wird. Auch im Innern ist dieser Größenwechsel künstlerisch ausgenutzt. Zwischen der mächtigen, durch zwei Geschosse durchgeführten Haupthalle und ihren Zugang schiebt sich ein auffallend winziger Zwischentheil ein, von dem es in der Erläuterung des Kataloges heißt: „Dadurch, daß der Eintritt in die große Halle nicht inmitten derselben, sondern seitlich unter einer niedrigeren Halle geschieht, wird dieser Raum dem Eintretenden in seiner gesammten Ausdehnung und in einer durch den Wechsel der Beleuchtung im hohen und im niedrigen Raumtheil gesteigerten Wirkung zur Erscheinung kommen." —

Wer schon beim Grundriß die ästhetische Wirkung der Gegensätze so fein bedenkt, wird bei der freieren Wahl der unmittelbar dekorativen Mittel naturgemäß den gleichen Weg einschlagen. In der That ist die Kontrastwirkung geradezu der Angelpunkt in Hoffmann's dekorativer Kunst. Aber auch dort nicht etwa im Sinne eines aufdringlichen Prinzipes, sondern nur als naturgemäße Ausdrucksform seiner Phantasie, — schon deshalb, weil sie überall mit der wirklichen Bedeutung der zu schmückenden Bautheile innerlich verbunden ist. Ein auch für ganz ungeschulte Augen besonders reizendes Beispiel ist das Kinderasyl in der Kürassierstraße. Wieder ist die mittlere über niedriger Mauer sichtbare Hofarchitektur mit den Straßenfronten zu einem einheitlichen Bild zusammengeschlossen, und wieder setzt sich dieses schon kubisch aus ganz ungleichwerthigen Theilen zusammen. Dazu nun aber hier bereits an den Straßenfronten die Gegensätze zwischen dem wuchtigen Hauptgeschoß und den Loggien, die sich unter dem flachen Dach entlang ziehen; vor allem aber im Hof, wo sich in den Winkel der absichtlich möglichst glatt und schlicht behandelten Wandflächen ein niedriges Rundthürmchen mit reich und fein detaillirter Holzgallerie als schmucke Perle einschiebt. Aehnliche Kabinetstücke birgt fast jeder Hoffmann'sche Bau, und oft mag es dem Beschauer kaum zum Bewußtsein kommen, daß der Reiz solches Einzeltheiles ihn gerade durch den Gegensatz zum Uebrigen so anspricht. Hoffmann weiß mit den dekorativen Mitteln hauszuhalten, um sie auf wenige Hauptpunkte um so wirksamer zu konzentriren. Den feineren Prüfstein für diese Seite des dekorativen Taktes bringen nicht diejenigen Stellen, die sich — wie Portale, Erker, Giebel — von vornherein zu reicherem Schmuck darbieten, sondern solche, die er selbstständig, ohne äußeren Anlaß, erwählt. Man beachte, wie er an größeren eintönigen Flächen und kahlen Ecken durch ornamentales oder figürliches Beiwerk gleichsam Drucker aufsetzt; wie er beispielsweise in die schwere Rustikawand der Gemeindeschule in der Wiclefstraße stattliche rahmenlose Reliefs einfügt. Das Geheimniß, durch besonders zierliche Details die Größe der Nachbartheile zu steigern, hat Hoffmann vor allem bei den Gesimsen den Meistern der italienischen Renaissance abgelauscht. Er versteht aber nicht minder, alle Theile auf einander abzustimmen. Gegengewicht und Vermittelung werden bei ihm zu ästhetischen Werthen.

Und er gibt seiner Dekoration auch ganz unmittelbar einen bald bedeutsamen, bald nur leicht andeutenden Inhalt. Hoffmann ist ein sinniger Künstler. Das war in deutschen Landen einst ein Ruhmestitel — heute ist es Manchem schon fast als Widerspruch zur „reinen" Kunst verdächtig, aber Hoffmann hat sehr recht, sich daran nicht zu kehren. Er schafft für das Volk und für die Jugend. Da darf sich die Dekoration nicht auf Formen- und Farbenwerthe oder gar auf Liniensymbolik beschränken; da soll sie gelegentlich etwas „erzählen". Und volksthümlich erzählen! Tiefsinnige Gedanken und hochfliegende Phantasien wären nicht am Platz. Den Schulkindern zeigen die Portale, die sie durchschreiten, ihr eigenes Treiben in Arbeit und Spiel, mahnen zum Fleiß, warnen vor Faulheit, porträtiren Lehrer und Lehrerin von „einst und jetzt". Die zur Trauung ins Standesamt wandelnden Paare werden auf der Treppe von einem fröhlich zielenden Amor begrüßt, und an der Loggia deuten Rosen, Disteln und — schreiende Kinderköpfe auf die Zukunft. An der mit diesem Standesamt an der Fischerstraße räumlich verbundenen Feuerwache geht die Symbolik auch in die mehr ornamentalen Formen über. Der Giebel, dessen „lebhafte Linien" — wie der Katalog sagt — „die Beweglichkeit der Feuerwehr andeuten sollen", zeigt Delphine und Drachen, Wasser und Feuer, im Kampf, und an der Spitze „melden die Delphine dem Neptun ihren Erfolg". Das städtische Wappenthier, der Bär, ist kaum jemals so vielseitig beschäftigt worden, wie an den figürlichen Zierstücken dieser Hoffmann'schen Bauten, und in den Schwimmhallen der Volksbäder sowie an den Brücken wimmelt es von Meer- und Seegeschöpfen aller Art, die selbst zwischen den gewellten Linien der schmiedeeisernen Gitter erscheinen. An der Roßstraßenbrücke ist das Roß als Pegasus, Wallroß und Seepferd dargestellt. In solchen Einfällen ist Hoffmann unerschöpflich, und zuweilen läßt er sich durch den Detailreichthum dieser „erzählenden" Kunst selbst zur Ueberladung mit niedlichem Spielwerk verleiten, wie beispielsweise an den Märchenbrunnen am Friedrichshain. Aber auch da bringt die Liebenswürdigkeit des Ganzen den Einwand bald zum Schweigen. In seinem Feuerwehrdenkmal am Mariannenplatz zeigt er in Verbindung mit dem Bildhauer August Vogel seine großzügige Kunst wieder gleich trefflich, wie an den farbenreichen Momentdekorationen, mit denen er Berlin bei den Feierlichkeiten von 1897 und 1900 überrascht hatte. Am künstlerischsten ist seine „Sinnigkeit" stets in seiner ureigenen, architektonischen Sprache, die schon lediglich durch die Vertheilung der Massen und Oeffnungen, durch die Gliederung der Flächen, die Silhouetten und durch die Farbe der gewählten Materialien hier traulich, dort würdig, hier ländlich — derb, dort majestätisch wirkt. Und Hoffmann's Arbeit erstreckt sich darin bis auf das winzigste Detail, denn er theilt die Ansicht Goethe's, daß in der Kunst „selbst ein Kleines niemals eine Kleinigkeit ist." —

Keiner dieser Vorzüge hat an sich etwas Ueberraschendes. Hoffmann's Bauten sind mehr das Ergebniß sorgsamster Erwägungen als genialer Einfälle. Aber diese scheinbar kühle, verstandesmäßige Art, der eine ungewöhnlich strenge Wahrung aller materiell gegebenen Bedingungen entspricht, ist getragen von tiefgründigem Ernst, von sicherer ästhetischer Feinfühligkeit, von reicher Bildung und von unermüdlichem Fleiß. Das ist das „Persönliche" in Hoffmann's Kunst. Es hat nicht das blitzartig Packende reformatorischer Thaten, aber es wirbt für sich mit der ruhigen Sicherheit jener „Sophrosyne", zu der sich unter so ganz anderen Zeichen einst auch Schinkel bekannte. Vielleicht, daß doch von diesem neuen „Stadtbaurath" allmählich auch ein im ganzen Berliner Kunstleben fühlbarer Einfluß ausgeht!

Alfred Gotthold Meyer.

Maeterlinck.*)

In einem jüngst veröffentlichten Selbstbekenntniß nennt Maeterlinck gewisse Gestalten seiner Dichtungen „kleine, zarte, zitternde, primitive Wesen, die einen Augenblick am Abgrund taumeln und schluchzen und deren Worte nur dadurch ihre Bedeutung erhalten, daß sie mitsammt in den Abgrund stürzen." Wer rückschauend die Fülle seiner poetischen Schöpfungen übersieht, muß die Wahrheit dieser Worte eingestehen. Sie deuten auf eine Erbsünde aller romantischen Kunst, die sich besonders auf dramatischem Gebiete fühlbar macht, auf mangelnde Gestaltungskraft. Wohl weiß die neu aufkeimende Romantik, als glückliche Erbin des Naturalismus, diese Kluft, die sie von der Bühne trennt, besser zu überbrücken als ihre Vorläufer vor hundert Jahren. Wohl zählt sie ein starkes Theatertalent wie den heißblütigen Gabriele d'Annunzio zu ihren Mitstreitern. Doch Maeterlinck's letztes Ziel ist zweifellos nicht die souveräne Beherrschung der dramatischen Welt. Sorglos dialogisirt er seine Märchen, unbekümmert läßt er den Vorhang fallen, wenn es ihm gerade paßt. Echt romantisch wie diese leichtherzige Handhabung der theatralischen Ausdrucksmittel ist auch sein Verzicht auf streng durchgeführte, differenzirende Charakteristik. Statt der Individuen stellt er häufig genug nur Typen auf die Bühne. Maleine, Alladine, Melisande, Selysette — stets dieselbe zarte, rührend-kindliche Mädchengestalt voll naiver, ursprünglicher, echter Empfin-

*) Schlußwort einer demnächst unter gleichem Titel im Verlage von Eugen Diederichs, Leipzig erscheinenden kritischen Studie.

dung, doch scheu und ohne klares Bewußtsein ihrer Handlungen wie eine Traumwandlerin. Stets dieselbe Gestalt ohne eigene Physiognomie, ohne unterscheidende Wesensmerkmale. Zu diesen immerwiederkehrenden mimosenhaften, somnambulen Heldinnen gesellen sich sterotype Elemente der dramatischen Handlung wie das düstere Schloß, ein Requisit aus Edgar Allan Poe's Kunst, wie der unheimliche Chor schwarzgekleideter Frauen.

Dieser Schwäche seiner dramatischen Anlage ist sich Maeterlinck vollauf bewußt. Er sucht sie auch gar nicht zu bemänteln oder zu verschleiern. Denn in seinen bisherigen Schöpfungen braucht er nicht Stimmungen, um Menschen darzustellen, sondern umgekehrt Menschen, um Stimmungen zu verkörpern. Stimmung ist Selbstzweck seiner Kunst. Als paradoxes Kennzeichen dieser Absicht nannte er jene drei kleinen Dramen Puppenspiele, drames pour marionettes. Wie sich seine Philosophie vom sichtbaren Leben abkehrte, so verzichtete auch seine Kunst auf die landläufigen Hilfsmittel der Menschendarstellung. Denn nach Novalis Wort hat „der Sinn für Poesie viel mit dem Sinn für Mystizismus gemein; er ist der Sinn für das Eigenthümliche, Personelle, Unbekannte, Geheimnißvolle, zu Offenbarende, das Nothwendig-Zufällige. Er stellt das Undarstellbare dar, er sieht das Unsichtbare, fühlt das Unfühlbare." Solch fernem, hohem Ziel steuert auch Maeterlinck's Kunst entgegen. Ihr ist es gelungen, durch Stimmungsbann manch verschleiertes Mysterium aus dem Innersten heraufzubeschwören, durch Stimmungsmacht manch stummer Gewalt die Zunge zu lösen. Wie Maeterlinck's Philosophie galt auch seiner Kunst diese Realität seelischer Kräfte mehr als alle exakte Wirklichkeit der Außenwelt.

Um dieses Ziel zu erreichen, um die vie intérieure durch einen dialogue intérieur zu erschließen, mußte der Künstler der Sprache neue Geheimnisse abtrotzen. Auch hier galt es, ins Innere zu dringen. Der geistige Kern der Worte, für den nach Swedenborgs mystischer Lehre der buchstäbliche Wortsinn nur eine Art Schutzhülle bedeutet, mußte sich offenbaren. Ein neuer Stil der dramatischen Diktion mußte gefunden werden. All das Unsagbare, für das unsere Seele keine Ausdrucksmittel kennt, sollte hinter den Worten nachzittern. Anfangs gerieth Maeterlinck im Streben nach diesem neuen Stil auf allerlei extravagante Einfälle. So bot in seinen Erstlingsdramen das übermäßig benutzte Kunstmittel der Wiederholung den Spöttern und Parodisten eine allzu dankbare Angriffsfläche. Auch wer nicht wie Otto Brahm, von einem „an Ollendorf's Grammatik gemahnenden Frage- und Antwortspiel" sprechen mochte, gerieth doch in Versuchung, den Maeterlinck'schen Gestalten die Worte der Königin Anna, Maleines Mörderin, zuzurufen: Mais ne répétez pas toujours ce que l'on dit! Der Dichter selbst hat für diese Manier in der späten und strengen Selbstkritik, die er der deutschen Ausgabe seiner Dramen vorausschickte, ein prägnantes Wort gefunden. Er meint, daß sie den Personen „den Anschein von etwas schwerhörigen Schlafwandlern gebe, die beständig aus einem schweren Traum erweckt werden müssen". Doch schon seit den Puppenspielen verschwindet diese stilistische Eigenthümlichkeit. Immer mehr nähert sich der schlichte Märchenton der Maeterlinck'schen Prosa mit ihren kurzen, fast kindlich-naiven, seltsam beschwingten Sätzen, dem Ideal der „simplicité". Vielleicht birgt gerade diese Schlichtheit die Lösung des Problems, eine Stimmung mit suggestiver Macht auf den Hörer zu übertragen, leis und lind angeschlagene Töne im Gemüth des Empfänglichen zu brausenden Akkorden anschwellen zu lassen.

Immer und überall aber wendet sich Maeterlinck's Streben nach Verinnerlichung der Affekte, nach poetischer Verklärung ihrer geheimnißvollen Ursprungsmächte an das Gefühl, nicht an den Verstand allein. In diesem echt romantischen Streben begegnet sich Maeterlinck mit dem deutschen Geist. Denn Deutschlands Wälder sind nun einmal Heim- und Geburtsstätte der Romantik. Deshalb müssen die keuschen, reinen Märchenbilder seiner Phantastik in Deutschland fast noch tiefer nachwirkende Siege erfechten als bei der Nation, in deren Sprache der Belgier Maurice Maeterlinck schreibt. Es wäre zwar einseitig, den Dichter seiner vlämischen Herkunft nach, zum germanischen Poeten stempeln zu wollen. Denn wie streng romanisch das Denken des ehemaligen Genter Advokaten geschult ist, der jetzt als Schriftsteller in Paris lebt, beweist so mancher Hinweis seiner philosophischen Schriften auf altrömische Ideale, auf die Welt der Marc Aurel und Antonius Pius. Aber in seiner mystischen Weltanschauung, in seiner romantischen Kunst offenbart sich klar genug, daß er nicht zu den Franzosen gehört, denen nach Goethe's Wort „der Verstand im Wege ist und die nicht bedenken, daß die Phantasie ihre eigenen Gesetze hat, denen der Verstand nicht beikommen kann und soll".

Ein sanftes, zartes, den Frauen holdes Naturell spricht aus allen Schöpfungen des Dichters. Es ist kein Zufall, daß der sprachgewaltigste und schwungvollste Essay im „Schatz der Armen" „Sur les femmes" betitelt ist. Ein beschaulicher Geist, ein emsiger Imker und Naturforscher. Doch schroffere Charaktere begehrt die Zeit. Die Sehnsucht unserer Tage, so schallt es von allen Seiten, schweift in die Geisteswelt der Renaissance. All der ungestüme männliche Trotz, all die Zaubermacht der Persönlichkeit soll uns aufs neue erstehen, wie sie aus Shakespeare's, Rembrandt's, Verocchio's Schöpfungen spricht. Aber ehe solch ein goldnes Zeitalter hereinbricht, müssen die Geister geläutert werden. Aus der dürftigen Enge unseres pedantischen Milieudramas führt keine Brücke ins Reich des Großen, Gewaltigen, Thronenden. Eine romantische Stimmungskunst, die inbrünstig nach Verinnerlichung strebt, kann allein unsere Sehnsucht vertiefen und beseelen, kann allein den triumphirenden Einzug der großen Kunst würdig vorbereiten. Maeterlinck's zarte und intime seelenentschleiernde Poesie stand in ihren Schöpfungen bisher noch allzu sehr unter dem lastenden Bann fatalistischer Ueberzeugungen. Wenn sie trotzdem eine solche Fülle reiner und stark nachhallender Wirkungen erwecken konnte, so hat sie damit den schönsten Beweis ihres innerlichen Werths geführt. Nun aber der Philosoph Maeterlinck der Welt wiedergewonnen ist, nun er mit freien Sinnen, ohne scheues Bangen, ins Leben schaut, muß auch seine Dichtung am Wendepunkt angelangt sein. All das harmonische, beseligende Glücksgefühl, das „Weisheit und Schicksal" durchtränkt, muß in sie einströmen. Deutlich genug fordert er in seinen jüngsten Schriften das „Drama", das uns alle angeht und unser ganzes Leben umspannt, das Drama der Starken, Bewußten und Klugen. Nach wie vor will er über die handgreifliche Wirklichkeit hinaus. Nach wie vor erscheint ihm das Reich des alles überragenden Mysteriums das Wichtigste. Aber der Bann des Unbekannten, das unser Leben geheimnißvoll umrauscht, ist gewichen. Tod und Schicksal haben ihre Schrecken verloren. Kein Zweifel, die poetische Kraft Maurice Maeterlinck's, der in der Fülle der Kraft an der Schwelle des vierzigsten Lebensjahrs steht, muß einen ungeahnten Aufschwung nehmen. Wenn alle blühenden Hoffnungen reifen, so wird die neu erwachende romantische Kunst in ihm zugleich Dolmetsch und Erfüller ihrer Sehnsucht finden!

Monty Jacobs.

Unsere Szene.

In dem eben ausgegebenen jüngsten Jahrbuche der deutschen Shakespeare-Gesellschaft findet sich ein hübscher Aufsatz von Walter Bormann, der sich eingehend und sehr verständig mit der scenischen Technik Shakespeare's beschäftigt. Nun weiß ich wohl, daß derartige Untersuchungen im Allgemeinen auf ein hartnäckiges Vorurtheil stoßen. Man überläßt es ohne Neid den Fachleuten, sich mit ihnen herumzuplagen, und spricht etwas geringschätzig von antiquarischem Gelehrtenkram, der uns moderne Menschen doch nichts mehr angehe.

In vielen Fällen — will ich gerne zugeben — mag man damit nicht so unrecht haben; hier aber wäre das Urtheil doch ein wenig übereilt. Shakespeare ist bekanntlich noch immer unglaublich lebendig, viel lebendiger sogar als so mancher höchst moderne Autor. Schon einmal war er der Verjüngungsquell für unsere Bühnendichtung und es scheint fast, als seien wir wieder dem Punkte nahe, wo wir eine Verjüngung sehr gut brauchen könnten. Allenthalben in der dramatischen Produktion der letzten Jahre kann man ja bedenkliche, fast beängstigende Anzeichen der Erschöpfung gewahren; wer weiß, ob da eine andächtige Wallfahrt nach Stratfort nicht wieder von Heil wäre?

Schon aus diesem Gesichtspunkte verdient Bormann's Aufsatz gelesen zu werden. Er spricht zwar nur über die Technik Shakespeare's, vertieft sich nur in das, was man etwas verächtlich das Handwerk zu nennen liebt. Aber vielleicht nirgends sonst ist das Was und das Wie so untrennbar verbunden wie gerade in der Kunst. Inhalt und Form gehen einen nicht bloß äußerlichen Bund mit einander ein, sie durchdringen und bedingen einander. So lohnt es sich schon der Mühe, einem Shakespeare auch einmal auf die Finger zu sehen; man gewinnt dabei oft unverhoffte Einblicke in das, was er geschaffen hat. Und das regt dann wieder zu Vergleichen mit der heutigen Bühne an, bei denen man sich wohl ein Weilchen aufhalten mag.

Von allem, was Bormann sagt, will ich nur Eines aufgreifen, weil ich glaube, daß damit der Weg gezeigt ist, das Grundübel unseres modernen Theaters wenigstens zu erkennen, vielleicht ihm abzuhelfen. Es ist der Hinweis darauf, welchen Einfluß der zeitliche Abstand der einzelnen Scenen von einander auf den inneren Bau des Dramas hat. In der That ist es von größter Wichtigkeit, sich das einmal vollkommen klar zu machen; denn es geht auf den Kern der Sache. Handelt es sich zuletzt doch um nichts geringeres, als um die Frage, wie die Bühne eingerichtet sein müsse, um den ungestörten Verlauf, die naturgemäße Entwicklung der dramatischen Handlung in allen Fällen zu ermöglichen.

Shakespeare hatte bekanntlich eine Bühne zur Verfügung, die — zwar nicht ganz ohne Dekoration, aber damit doch nur äußerst sparsam bedacht — die Ausgestaltung des jeweiligen Schauplatzes zum größten Theile der willigen Phantasie des Zuschauers überließ. Häufiger Scenenwechsel konnte auf dieser Bühne selbstverständlich nicht den geringsten Schwierigkeiten begegnen; was Wunder also, daß Shakespeare sich einen so wichtigen Vortheil nicht entgehen ließ? Gewiß, er that eben nichts anderes, als daß er die vorhandenen scenischen Einrichtungen unbedenklich benützte. Aber Bormann betont mit Recht, daß damit noch lange nicht erklärt sei, warum er von der gebotenen Freiheit auch einen so auffallend häufigen Gebrauch machte. Es handelte sich doch nur um eine Möglichkeit, nicht um einen Zwang, den Schauplatz zu ändern, wie gelegentlich wohl behauptet wurde. Er hätte ganz gut da und dort mehrere Scenen zu einer größeren Gruppe zusammenziehen können, wenn er nur gewollt hätte. Manchmal that er dies auch wirklich, während er es in anderen Fällen, ohne daß eine technische Schwierigkeit vorlag, verschmähte. Warum wollte er nun das eine Mal, das andere Mal nicht? Mit dem Hinweis auf die scenische Willkür der Zeit und die schrankenlose Freiheit der altenglischen Bühne kommt man da nicht aus. Die Gründe liegen tiefer. Shakespeare fühlte eben zu deutlich, daß eine und dieselbe Scene, in verschiedenen zeitlichen Zusammenhang gebracht, wesentlich verschieden aufgefaßt werden müsse. Sein sicherer Instinkt sagte ihm, „wie viel der Gang der Zeit, mit so freier Idealität der Dichter ihn behandle, für die psychologische Darstellung bedeute". Er vereinigte daher nur, was zeitlich von selbst zusammengehörte, und ließ getrennt, was irgendwie widerstrebte.

Bormann belegt dies mit mancherlei überzeugenden Beispielen. So folgen, um nur Eines zu erwähnen, in der „Bezähmten Widerspenstigen" die Auftritte, in denen Petrucchio seine Heroengewalt an der störrischen Kathrine erweist, keineswegs unmittelbar auf einander, sondern in wohlberechneten Abständen. Die völlige Umwandlung von Käthchens Charakter braucht eben Zeit, und nur wenn wir Petrucchio's Einfluß allmählich wachsen und wirken sehen, vermögen wir an ihn zu glauben. Die Zeit ist also hier direkt als ein Mittel der psychologischen Motivirung verwendet. Deshalb dürfen die betreffenden Scenen zwischen Petrucchio und Käthchen nicht in einer Reihe abgespielt, sie müssen vielmehr getrennt werden; denn mit der Beendigung einer Scene ist zugleich auch das Ende eines Zeitabschnittes markirt, und die Abstände können wir uns dann beliebig groß vorstellen. Werden aber, wie dies in einigen Bearbeitungen geschieht, die Bekehrungsscenen zusammengerückt, so ist es um alle Wahrscheinlichkeit geschehen; unmöglich können wir uns einreden, daß das Werk der Zähmung auf einmal — im Verlaufe weniger Minuten — gelinge.

Bormann hat allen Grund, über die Vernachlässigung zu klagen, die bei den Bearbeitungen Shakespearescher Dramen gerade dem zeitlichen Momente widerfährt — obschon es damit in neuerer Zeit doch wesentlich besser geworden ist — und sicherlich hat er Recht, wenn er für diesen Unfug die moderne Guckkastenbühne verantwortlich macht, die zu dem gewaltsamen Zusammenziehen verleitet. Allein: mißhandelt oder nicht — Shakespeare bleibt doch immer Shakespeare. Der Schade, den man seinen Werken durch unvernünftige Einrichtungen zufügt, kann in jedem Augenblicke durch bessere gut gemacht werden. Anders steht es mit dem Einflusse, den unsere Bühne auf die zeitgenössische Produktion ausübt; da verändert sie nicht Gewordenes, da bestimmt sie das Werden vom ersten Keim an, und daran läßt sich nichts mehr repariren.

Es ist heute feststehende Regel geworden, daß wenigstens innerhalb der Akte der Schauplatz beibehalten werden müsse. Reicht ein Anfänger ein Stück ein, in dem er sich Verwandlungen erlaubt, so kann er der Zurückweisung so ziemlich sicher sein. Die Bühnengewaltigen, die über sein Werk zu urtheilen haben, werden lächelnd auf seinen Mangel an technischer Geschicklichkeit verweisen, sie werden kluge Worte von der Unerläßlichkeit straffer Scenenführung, energischer Konzentration zum Besten geben und sich dabei vielleicht auf die Aussprüche berühmter Dramaturgen, z. B. Gustav Freytag's berufen, wenn sie sich nicht an ihrer eigenen Autorität genügen lassen. Der Zwischenvorhang ist ihnen einmal ein Greuel, sie gestehen ihn allenfalls den alten Herren à la Shakespeare zu, für die alle Belehrung nun leider Gottes doch zu spät kommt, den Neuen aber liefern sie ihn um keinen Preis aus. Das Facit ist: Einheit des Ortes und der Zeit mindestens im Rahmen des Aktes.

Nun gibt es zweierlei Arten, sich diesem Zwange zu fügen. Entweder man pfercht die Ereignisse in naturwidriger Weise zusammen und kümmert sich den Teufel um jede Natürlichkeit, oder man schränkt die Motive von vorneherein auf ein Mindestmaß ein und verzichtet auf eine reich bewegte Handlung. Jenes Mittel wählten die Dichter aus unserer Väter Tagen, dieses, das dem neuerwachten Wirklichkeitssinne besser entspricht, die Modernen. Der und jener von ihnen ließ es sich gar noch angelegen sein, darin ein Uebriges zu thun, indem er — wie etwa Strindberg in „Comtesse Julie" — versuchte, die Spieldauer mit der Zeit, welche die Vorgänge in Wirklichkeit beanspruchen würden, in Einklang zu bringen. Die Folge solcher Bestrebungen war, daß die Handlung mehr und mehr verarmte und verödete. Große Schicksale und gewaltige Thaten, deren Hall ins Weite dringt, reiches, farbenbuntes, vielgestaltiges Leben, über dem der Himmel blaut und Gewitter zürnen, wagte man kaum noch darzustellen. Man suchte das Enge, das Niedrige, das nicht viel Entfaltung braucht, weil ihm der Krüppelwuchs eingeboren ist; man zog sich in die Stuben der Bürgerhäuser, in die feuchten Kammern des Elends zurück. Da ging man auf Entdeckungen aus, da durchschnüffelte man jeden Winkel. Im Anfange glückte zwar manch ein unerwarteter, überraschender Fund; doch auf die Dauer hielt das nicht vor. Das Enge

blieb doch eben eng, die Armuth arm. Dürftiger und dürftiger wurde die Erfindung und zuletzt auf eine Eintönigkeit herabgestimmt, die erbarmungslos langweilte. Sie verlechzte endlich in den öden Wohnstuben, über die sie sich nicht hinauswagte; sie ist heute völlig erschöpft und täuscht sich nur noch selbst in krampfhaften Zuckungen darüber hinweg.

In diese Sackgasse mußte wohl die moderne Bühne verlocken, weil sie dem Dichter nicht die nöthige Freiheit der Bewegung gönnt. Ihre Einrichtungen sind derart, daß sie Verwandlungen zwar nicht vollständig ausschließt, aber doch auf das Aeußerste erschwert. Jeder Scenenwechsel erfordert viel Zeit; er muß entweder bei offener Bühne vor sich gehen, oder es fällt der Zwischenvorhang. Das Eine zerstört jede Illusion, das Andere zerreißt den Akt in einzelne Theile, was ich übrigens immer noch für das geringere Uebel halte. Auf jeden Fall ist die Wirkung empfindlich geschädigt.

Trotzdem glaube ich nicht, daß in den Mängeln der modernen Bühne der eigentliche Grund für die Verarmung unserer dramatischen Poesie zu suchen sei. Kein Zweifel, sie haben ihr gut Theil dazu beigetragen, aber wie sehr die Bühne auch mit der Macht des Bestehenden zu zwingen vermag, sie ist zu guterletzt doch nichts Bleibendes, nichts Unwandelbares, und kräftigen Impulsen, die von der Dichtung ausgehen, könnte sie sich endlich nicht entziehen. Aber gerade daran mangelt es.

Um es mit einem Worte zu sagen: unseren Dichtern fehlt der lyrische Schwung, die Seele aller dramatischen Kunst, wenigstens der ernsten. Sie bringen es zu Stimmungen, aber den großen Zug lassen sie vermissen. Sie sind engrünstig, auf die freien Höhen können sie nicht steigen, da verschlägt es ihnen das bischen Athem. Stammeln können sie, aber nicht singen. Sie greinen über das Laster der Kleinen, aber das uralte Menschheitslied von dem erlösenden Leide der Großen klingt in ihren Herzen nicht mehr. Höchstens, daß wir die Sehnsucht darnach vernehmen, in Ibsen's Dramen schluchzt und klagt sie in gebrochenen Tönen, und nur einer hat zwischen Wald und See die verwehenden Klänge der geheimnißvollen Melodie wieder einzufangen versucht: Gerhart Hauptmann. Die Konsequenten, diese Jammermenschen mit dem einen, einzigen, lebenslänglichen Gedanken, haben ihn darum einen Abtrünnigen gescholten, und reuig ist er wieder zurückgekehrt zur Armuth des Tages.

Jahr um Jahr haben wir nun dieselbe dumpfe, muffige Stubenluft geathmet und kein Licht gesehen außer durchs Fenster oder, wenn es hoch kam, in einem Hausgarten. Jahr um Jahr hat uns das Gewinsel der kleinen, gedrückten, zwischen tausend Erbärmlichkeiten hin und hergestoßenen Menschen das Ohr gefüllt. Jetzt ist es an der Zeit, endlich einmal aus den finstern Kammern hinauszustürmen ins helle Licht, freie Luft zu athmen, uns an Menschen zu erquicken, die Gipfel erklimmen können. Kommt dieser große Zug in die Dichtung, dann wird die Bühne von selber folgen müssen.

Wie sie zu erneuern sei, darüber ist heute schwer ein Wort zu sagen. Bormann empfiehlt die sogenannte Reformbühne, die in München bei Shakespeareaufführungen in Uebung steht; aber vielleicht wäre ein so entscheidender Bruch mit den bisherigen Gewohnheiten nicht einmal nöthig. Wir verlangen gar nicht so schrankenlose Freiheit, wie sie Shakespeare besessen, und wären schon vollauf zufrieden, wenn uns nur die Möglichkeit offen stünde, ein- oder zweimal im Akte den Schauplatz zu wechseln.

Eben während ich das schreibe, geht mir im Druck der Festvortrag zu, den der Direktor des Münchener Hoftheaters, Ernst von Possart, bei der letzten Tagung der deutschen Shakespeare-Gesellschaft gehalten hat*). Er befürwortet lebhaft die von Lautenschläger konstruirte Drehbühne, die sich bei Aufführungen Mozart'scher Opern trefflich bewährt hat. Sie gleicht in allem Wesentlichen unserer heutigen Bühne und gewährt nur den Vortheil, daß, während die eine Scenerie dem Zuschauer zugekehrt ist, die nächste rückwärts schon gesetzt werden kann. Eine Drehung, und die Verwandlung ist vollzogen; nicht mehr als 18 Sekunden sind dazu erforderlich.

Possart hat bei seinem Vorschlage — just wie Bormann — nur die Inscenirung älterer, verwandlungsreicher Stücke im Auge. Aber was für diese recht ist, könnte auch für das neue Drama billig sein; es müßte ausnützen, was doch einmal vorhanden ist. Zu fragen, welcher Bühne man den Vorzug geben müsse, der Reform- oder der Drehbühne, ist heute noch verfrüht. Das ist im Grund auch Nebensache, und es kommt den Technikern zu, das letzte Wort darin zu sprechen. Was nützt die schönste Bühne, wenn die Dichtung nicht für sie reif ist? Ein freier, großer Zug muß wieder durch sie gehen, das Athmen der Welt muß man in ihr spüren. Ist es einmal so weit mit ihr, dann freilich darf man gewiß sein: sie wird sich auch die Bühne schaffen, die sie braucht.

Wien. Hans Sittenberger.

*) Welches System der Scenerie ist am besten geeignet für die Darstellung verwandlungsreicher, klassischer Dramen, insbesondere der Shakespeare'schen? München 1901. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck.

Eugène Jettel.

In Triest ist am Mittwoch der Wiener Maler Eugène Jettel gestorben, als er im Gefolge eines Prinzen (ach Gott, die fürstlichen Gönner blühten ihm erst, als es ihm nichts nützen konnte!) sich gerade zu einer längeren Studienreise einschiffen wollte.

Mancher wird sich wundern, den Mann einen Wiener Maler nennen zu hören; denn thatsächlich galt Eugène Jettel in Deutschland für einen älteren französischen Meister. Man empfand sein Werk, so oft es in angenehmer Auswahl bei Schulte, und zwar noch in den Jahren 1895, 1896 und 1899, ausgestellt war, durchaus als französische Kunst, so wie sie sein soll und muß, zumal Jettel fast immer in Gesellschaft von Häuptern französischer Schulen erschien, einmal sogar mit dem wahlverwandten Cazin. Schon damals hatte man Anlaß das Publikum darüber zu belehren, daß dieser Eugène ein Eugen sei, zwar Parisien, doch nicht Parisien de Paris, sondern nichts mehr und nichts weniger als künstlerischer Mittler zwischen Frankreich und Deutschland und der Doyen deutscher Maler an der Seine. Er hat freilich nahezu 25 Jahre auf Montmartre gelebt, und zwei Generationen französischer Künstler waren ihm innig befreundet. Er ist als Werdender noch gewandelt unter den Augen seines angebeteten Corot; er hat an der Seite Meissoniers und Puvis de Chavannes für die erste, die bahnbrechende Sezession gestritten und als Pair unter den Pairs der Moderne an den organisatorischen Arbeiten der Marsfeldausstellung fast in jedem Jahre entscheidend mitgewirkt. Er galt diesen Kollegen als ein lieber Kompatriot, obwohl er ein Französisch redete, das man höchstens in Lerchenfeld, ganz gewiß aber nicht auf dem Boulevard de Clichy sprach.

Das ist das Rührende an diesem entschiedenen Franzosenfreund gewesen, daß er mit treuer Sentimentalität ein deutscher Parteigänger geblieben ist und für seine Landsleute sich im gegebenen Falle aufopfern konnte. Im künstlerischen Wechselverkehr der Nationen war er durch die Verhältnisse eine maßgebende Persönlichkeit geworden, ohne daß er je den Ehrgeiz gehabt hätte, es zu sein, ohne daß er je sozusagen amtlich hervorgetreten wäre. Unendlich viele Fäden liefen in seiner Hand zusammen, aber er gehörte zu den schamhaften Naturen, die gern hinter ihre Leistung zurücktreten. Er war ganz uninteressirt, ohne Strebersinn und ist in Folge dessen sein Lebtag arm gewesen. Aber

sein Künstlerstübchen im sechsten Stock des Boulevardhauses war für sich eine Welt. Zettel liebte nur seine Kunst und seine Idylle, — wie seine Kunst eine Idylle war.

Er ist zu Beginn der siebziger Jahre, ungefähr zu gleicher Zeit wie sein weiterer Landsmann und Freund Munkacsy nach Paris gekommen. Aber während Munkacsy noch in den Galerien kopirte und in den großen Ateliers seine Virtuosenfähigkeiten und Palettenkünste übte, saß Zettel schon in Barbizon vor der Natur. Er war von den deutschen Landschaftern seiner Epoche der Mann, der das Evangelium der Kunst von 1830 am überzeugtesten und reinsten in sich aufgenommen hatte. Er hatte alle Vorzüge und alle Schwächen der Nachblüthe. Wer in den neunziger Jahren seine Kunst sah, dem mochte ihr überzartes Wesen etwas temperamentslos erscheinen; dem Geschlecht aber, das um die Wende der siebziger Jahre ein modernes Kunstideal suchte, erschien er voll Kraft, war er ein Wegweiser. Ihm war von seinen Fontainebleauer Meistern das Gefühl für reizende, runde, seelenvolle Motive überkommen — eine liebliche, harmonische Schönheit der Naturbetrachtung. Die stille Poesie der Dörfer, der Wälder, der weiten, reliefIosen Ebene und der welligen Dünenländer, der sanften Flußläufe war ihm aufgegangen. Er war ein Romantiker der Schlichtheit. Seine Arbeit gehörte dem Gebiet zwischen der Bannmeile von Paris und den rauschenden Wäldern von Fontainebleau. Aber zu Zeiten führte ihn seine Künstlerwanderung auch in die Bretagne, in die Normandie, oder nach Belgien und Holland. Am liebsten setzte er sich dann in irgend einem Dörfchen fest und suchte mit ruhiger Seele den Stimmungsgehalt der engsten Umgebung auszuschöpfen. Er verkehrte mit der Natur vom frühen Morgen bis zum späten Abend; bei Wind und bei Wetter. Er war überaus fleißig und hat unendlich viel gemalt. Es gab eine Zeit, da das Publikum wie versessen auf seine feine, konziliante Epigonenkunst war; er hätte goldene Ernte halten können, aber er ließ sich von Kunstmarchands ausbeuten. Als dann die Epoche Monet's anbrach, da wollte Zettel nicht hinter den lebhafteren Farbensuchern zurückbleiben; er vermochte es auch, bis zu einem gewissen Grade aus der klassischen Dunkelheit des Fontainebleauer Kolorismus herauszukommen. Er wendete sich einer leichten und lustigen Gouachetechnik zu und suchte seine Studien auch unmittelbar vor der Natur zu vollenden. Die Dinge erscheinen nicht mehr in sinnfälliger Deutlichkeit, vielmehr in einer milden Transparenz, silhouettenhaft, übergossen von zartem Silberduft. Doch als er so seine Art nach den Gesetzen der Zeit umzuformen begann, da wollte ihn sein altes Publikum nicht mehr und um ein neues mochte er nicht werben.

In den Marsfeldausstellungen sah man sein Werk nicht ungern neben den Leistungen des größeren Cazin, mit dem ihn die freie, kräftige Anlehnung an das Ideal von Fontainebleau verband. Cazin war die stärkere und persönlichere Natur, ihm stak in Fleisch und Blut schon jene große, malerische Kultur, die der arme mährische Judenjüngling erst suchen und sich erwerben mußte. Trotz seiner geringeren Begabung stand aber schließlich dem reinen Naturevangelium der Corotschule Zettel doch ehrlicher gegenüber als Cazin. Cazin war ein malendes Dichtergenie, das neue Probleme in die Entwicklung warf und ein wenig kühl an den Kränzen Millet's, Corot's und Daubigny's vorüberging, die Zettel den Schauder heiliger Ehrfurcht einflößten. Für Cazin war der empfangene Natureindruck nur das Symbol für die eigene, poetische Erregung, während Zettel, ein fröhlicher Wandersmann, durch die schöne Landschaft irrt und sie abschildert, durchaus um ihrer selbst willen.

Zettel's dürftige Künstlerklause war eine Welt für sich. Da ist unser ganzes jüngeres Kunstgeschlecht eingekehrt, da wurde sein Rath und seine Lust, andere zu fördern, hartnäckig in Anspruch genommen, seine Gastfreundschaft gründlich ausgenutzt. Max Liebermann, Skarbina, Köpping, Dora Hitz waren da als Neophyten und holten sich ihre entscheidenden Anregungen. Es war der Zufluchtsort der deutschen Künstlerbohème, und ein Bohémien im artistischen Sinne des Wortes ist Eugen Zettel sein Lebelang gewesen. Er hat sein Modell geheirathet und lebte mit diesem enfant terrible sehr glücklich. Die Frau war ein Kind aus dem Wiener Volke und konnte, auch als sie schon in die Jahre gekommen war, noch kein Französisch. Sie führte unter der mächtigen Petroleumlampe, im Kreise großer Männer das große Wort und redete höchst anarchistisch in Sachen der hohen Politik. Sie behauptete alle Potentaten zu kennen, und wenn man sie fragte, wo sie die Bekanntschaft der Mächtigen gemacht, so sagte sie: „Im Musée Grévin". Das Symposion war überwacht vom Hausfaktotum, einem ulkigen, alten Kunden, der in einer Person Diener, Farbenreiber, Koch und Hausmädchen war. Die Küche stieß an den „Salon". Auf der Schwelle stand Justin und redete lebhaft in die Kunstgespräche hinein, während er die Teller abtrocknete. Seine Spezialität war die Erklärung des berühmten Hausbuches, das jedem jungen Gaste vorgelegt wurde. Seine Kommentare gab er mit hallender Stimme aus dem Innern der Küche heraus; er kannte das Buch auswendig. In diesem Hausbuche des Herrn Zettel haben sehr große Künstler ihre ersten malerischen und zeichnerischen Versuche gewagt. Es ist ein intimes Dokument zur modernen Kunstgeschichte und mit Fug und Recht müßte die eigenartige Skizzensammlung in ein großes Museum kommen.

Das war das deutsche Monmartre-Idyll, an das sich auch für mich so manche liebe Erinnerung knüpft. Zettel war keiner von den ganz großen Meistern; aber er ist ein Typ in der neueren, internationalen Kunstbewegung, die ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit geworden. Künstlerisch und moralisch hat er die Sendung, die ihm ward, treu erfüllt, und wenn die kulturellen Beziehungen zwischen den beiden großen Nationen im Lauf der letzten Jahrzehnte sich gebessert und befestigt haben, so hat er in stiller, ehrlicher Arbeit das Seinige redlich dazu beigetragen.

Julius Elias.

Ein altes Portrait.*)

Die alte Frau war gestorben, rasch, so wie man ein Licht ausbläst, an einem schönen Herbstmorgen, gerade als der Wind sich über das steile Dach des Giebels warf und rothe Aepfel aus den Obstbäumen vor ihren Fenstern schüttelte.

Eine Weile vorher hatte sie sich rings im Zimmer umgesehen und einen ungewöhnlich offenen, klaren, fast spöttischen Blick auf die Gesichter geheftet, die da waren, das der Haushälterin und ein paar anderer Bediensteter, auf den blanken und dunklen Mahagony der Möbel und die kleinblumige Tapete der Wände. Beim Spiegel hatte sie ein bischen länger gezögert, gleichsam als wäre dort hinter dem schönen, alten Glase die Einzige, der sie gerne Lebewohl gesagt hätte, obgleich sie sie jetzt nicht erreichen konnte; ja sie hatte sogar ein beinahe unmerkliches, kleines Zeichen gemacht, man möge ihn herabnehmen und ihn nähern, aber Niemand verstand sie. Da war sie resignirt, hastig und aufs Neue fast spöttisch noch ein bischen tiefer zurück in die Kissen gesunken und hatte die Lider gesenkt; später erhob sie sie nicht mehr, nur eben im Augenblicke des Todes, als das Bewußtsein im wilden Ernst hervorstürzte, sich zu Hellsehen anspannte und wieder fiel.

In der Geschäftigkeit, die dann entstand, hatte die Haushälterin kaum Zeit gehabt, Thränen zu vergießen, und noch weniger, ihren Kummer zu fühlen; aber jetzt, da alles in Ordnung war zum Begräbniß und die entfernten Anverwandten jeden Augenblick die Allee herangerasselt kommen

*) Autorisirte Uebersetzung von Francis Maro.

konnten, gelangte sie zu der plötzlichen Einsicht, daß sie bald diesen Platz verlassen mußte, und weinte aus tiefstem Herzen über die Herrin, die sie verloren.

Der Probst saß neben ihr auf einem rundlichen Stuhl mit Ueberzug; und die resignirten Bewegungen, die seine Hände in einander ausführten, deuteten an, daß, wenn er nicht auch weinte, dies nur seiner Erkenntniß der Thorheit eines solchen Ausbruchs vor dem Lichte der aufgeklärten Vernunft zuzuschreiben war, nicht etwa seinem Mangel an Sympathie.

„Wenn ich wenigstens ein Bild von ihr als Andenken hätte", schluchzte die Haushälterin und ließ den Blick über die Wände irren, um zu sehen, wohin sie ein solches für diesen Fall hängen würde. Ueber dem Sopha, gerade da, wo der Rücken sich gegen die Mitte zu einsenkte, fand sie einen Platz, und litt noch mehr darunter, ihn so einladend und doch leer zu sehen.

„Liebe Frau Dahlgren", sagte der Probst, „es ist eine gute Herrin, die Sie da verloren hat, und nicht bloß Sie, sondern das ganze Gut, die ganze Gemeinde. Gewiß gehörte sie in gar manchem einer verschiedenen Zeit an, verschieden besonders durch die Kreise, aus denen sie stammte...."

„Ja", stimmte die Haushälterin bei, „so richtig noble Leute, die brauchen einem bloß anzugucken, und man fühlt schon, daß sie Seide anhaben, und wir Wolle. Das gibts heutzutage nicht mehr oft. Ich habe mir sagen lassen, das kommt davon, daß sie früher auf Französisch Theater spielten — bei Hofe, da war die gnädige Frau ja mit dabei."

Der Probst hatte das unbehagliche Gefühl, daß sein abgebrochener Satz in der Luft schwebte und nicht jene schöne Eiform erreicht hatte, zu der er seine Sentenzen abzurunden liebte, und er fuhr fort, etwas verstimmt, und mit der Absicht, sich zu revanchiren.

„Ja, meine gute Frau Dahlgren, das war es nun eigentlich nicht, was ich sagen wollte; ich dachte nämlich daran, wie oft es mich schmerzte, daß Ihre Selig Gnaden — Ihro Gnaden Selig nicht jene Erbauung an meinen demüthigen Worten zu finden schien, die ich ihr wünschte und verschaffen wollte, ja daß sie überhaupt wohl wenig Werth auf Andacht an und für sich legte. Jene Male, die sie in die Kirche kam, erschien sie allerdings stets zur schicklichen Zeit, aber nie sah ich ihren Blick feucht werden — ich muß sogar gestehen, daß es mich oft ablenkte, sie mit dem Silberflacon spielen zu sehen — und wenn sie nachher dankte, geschah es immer just, wenn ich ihr in den Wagen half, so daß es ebensowohl der geringe Dienst sein konnte, für den sie dankte, als der ewige. Sie sprach selten von geistlichen Dingen, aber aus ein paar Worten, die sie einmal fallen ließ, glaubte ich ein gewisses Schwanken im Glauben zu bemerken, das mit den Neigungen des vorigen Jahrhunderts übereinstimmte, vielleicht auch beeinflußt durch Teller von Helmstädt's bedauerliche Irrlehren in Bezug auf die Auffassung von Adams Sündenfall, wenn ich mich aus meiner Studienzeit recht entsinne. Es ist einmal so, daß verschiedene Zeiten in verschiedener Weise der Versuchung ausgesetzt sind, aber wir dürfen doch die Zuversicht nicht sinken lassen, daß ihr hohes Alter und ihre letzte Krankheit ihr Klarheit und Wahrheit in dieses gebracht haben mögen; und wo sie jetzt weilt, hat sie sie gewiß."

Die Haushälterin blickte noch immer auf ihre leere Wand und empfand eine immer unbezwinglichere Sehnsucht, sie ausgefüllt zu sehen. Sie griff nach der ersten besten Erinnerung, zu der sie den Faden fand, und brachte sie in dem geeigneten, andächtigen Tone vor:

„Wohl möglich, Herr Probst. Einmal, es war sogar am Thomastag, und ich stand ganz versunken und trauerte um meinen Mann und um die alten Zeiten, wo ich noch mein Eigenes hatte, da sagte Ihro Gnaden — den Anlaß weiß ich nicht mehr genau — wenn man todt ist, so ist man eben todt, und mit der Sache sei nicht zu spaßen, sagte sie."

Der Probst riß die rechte Hand so hastig aus der linken, als wäre die letztere verpestet, und schien noch eine ganze Menge Worte auf der Zunge zu haben; aber bei einem Blicke durch das Fenster hinaus auf das Mittelgebäude mit seinem hohen Thore, hielt er sich im Zaum und versenkte die Finger wieder in einander.

„Eins ist ausgemacht, meine gute Frau Dahlgren", sagte er, „sie war eine vorzügliche Herrscherin und ein ungewöhnlich kluges Frauenzimmer mit viel Herz."

Diese Worte brachten eine Masse Ideen und Erinnerungen bei der Haushälterin in Fluß, und sie machte ihnen in eifrigem Tone Luft, als gälte es Widerspruch niederzuschlagen.

„Das war sie, ja wahrhaftig, das mußte man sagen. So, wie sie Rechnungen durchsah! — und sie rechnete geschwinder im Kopfe, als ich mit dem Griffel auf der Tafel. Bei den kleinsten Summen war sie so genau, denn alle Schelme fangen bescheiden an, sagte sie, aber wenn es sich um viel Geld handelte, dann konnte sie es so vergnügt nehmen. Als Verwalter Bromell Ihro Gnaden bestohlen hatte und die Rede von Einsperren war, da wollte sie zuerst die Summe wissen, und wie dann immer mehr und mehr an den Tag kam, da lachte sie. Für alle Fälle, sagte sie, grüßt ihn von mir und wünscht ihm glückliche Reise, und bittet ihn, nicht unnachsichtlich gegen mich zu sein, wenn er Landeshauptmann wird. Er hatte so viele Kinder, und auf diese Weise verbarg sie ihr gutes Herz."

„Hm", sagte der Probst, „wohl möglich!"

„Ja, und wie sie die letzte Zeit war, so munter und geduldig im Leiden. Als sie das letzte Mal draußen im Parke war, unten bei der nördlichen Ecke, da wußte sie, daß es das letzte war, und sie saß da und sah vor sich hin und lachte beinahe, so still und zufrieden war sie. Da steht eine Reihe Vogelbeerbäume, wie Herr Probst wissen. Die sah sie immerzu an. Da sagte sie, und das vergesse ich nie: es wird heuer zeitlich Herbst, die Beeren sind schon roth und der Himmel geht schon ins Violette, es wird zeitlich Herbst, sagte sie, und ich bin bei dem Ganzen nicht mehr dabei, und vielleicht ist es gut so, denn die Vogelbeeren sollen ja sauer sein, sagte sie. Herr Probst können glauben, daß ich weinte, und ich sehe sie so genau vor mir, jede Miene und wie schmal die Hand auf meinem Arm war — und jetzt habe ich nicht einmal ein Bild von ihr, die all diese Jahre . . ."

Der Probst wählte eine schon fertige Redeblume. „Dies ist das Loos alles Irdischen", sagte er, „das Spiegelbild wird zertrümmert, und keine Kunst der Welt vermag es wieder herzustellen."

Aber die Haushälterin weinte wieder und ließ sich nicht erbauen. Sie stellte sich vor, welch ein Trost es wäre, solch ein Bild gerade da über dem Sopha zu haben, um es Besuchern zu zeigen, auch wenn sie nicht mehr in dieser Stelle war, und zu erzählen, wer das gewesen, und mit wem allem sie verwandt war, und lauter respektvolle Gesichter über dem Kirschbeerwein zu sehen.

„Aber ist denn kein Portrait vorhanden?" fragte der Probst.

„Gar keines. Sie soll in ihrer Jugend gemalt worden sein, aber dieses Bild behielt sie nicht selbst, und nachher wollte sie sich nie mehr porträtiren lassen. Wenn ein Haus abgebrannt ist, sagte sie, ist es zu spät, es abzuzeichnen. Sie meinte wohl, daß es mit ihrer Schönheit vorbei war."

Dem Probst kam eine Idee. „Aber es ist ja noch nicht zu spät", sagte er, „da Frau Dahlgren so sehr viel Gewicht darauf legt — so weiß ich einen Ausweg. Mein Adjunkt zeichnet sehr nett, dieser Tage fertigte er ein wirklich schönes Portrait von Louise an, das sie selbst überraschte, ich will ihn Frau Dahlgren zu Liebe bitten, einen Versuch zu machen. Das wäre immerhin ein Andenken, wenn auch ein traurigeres, als ein Bild nach lebendem Modell."

Die Haushälterin wurde vor Dankbarkeit gerührt — gewiß würde es traurig sein, aber die Wand brauchte doch nicht leer zu stehen. „Das wäre mir gar zu lieb und werth", sagte sie und dankte ein Mal ums andere und fühlte sich beinahe getröstet. Bald darauf ging der Probst.

Eine Weile später kam der Adjunkt Anneus, mit einer kleinen Rolle feinem Papier versehen und einer langen Bleifeder, die aus seiner Brusttasche ragte. Die Haushälterin dankte ihm warm, schon während er die Galoschen wegstellte.

Der junge Mann strich sich das Haar über die Ohren und wand sich befangen in seinem langen Rock.

„Ich wollte nicht", sagte er, „zu einem Wunsche von dieser Seite nein sagen, aber ich weiß durchaus nicht, ob ich auch kann. Es ist wohl schwer, nach einer Verstorbenen zu zeichnen, was ich bisher noch nie gethan habe. Es kann zwar ähnlich werden, aber nie wird es so, wie wir die Lebende in Erinnerung haben."

Doch die Haushälterin gab ihn nicht so leichten Kaufes frei, sie sprach ihm ihr volles Vertrauen aus, holte zwei Gläschen hervor und goß dicken, dunklen Malaga hinein.

Als sie diesen getrunken hatten, war die Haushälterin noch froher und weicher gestimmt, und der Künstler zuversichtlicher; er verlangte ein Reißbrett, befestigte das Papier mit vier Nägeln darauf, spitzte behutsam den Bleistift und war bereit, anzufangen.

Und so gingen sie die Stiege hinab.

Die großen Außenthüren waren geöffnet, ganz als ob man Fremde erwartete, und draußen von der Allee mit den abgefallenen Blättern und den gelben und violetten Streifen von Licht und Schatten, kam ein Windhauch, leicht und munter, aber mit einer feuchten Kühle in sich, die vom Kirchhof drüben zwischen den bleichen Eschen herzuwehen schien, von dessen salpeterweißen Mauern und kalten, schweren Steinen.

Es war ihnen Beiden, als müßte die Verstorbene hier im Entreezimmer sitzen, um die Erwarteten mit ihrem klaren, scharfen Blick zu empfangen, und ihrer verbindlichen kleinen Verneigung, die die Seide rascheln machte; und sie zuckten zusammen, als das Metall des Thürgriffs ihre Hand kühlte. Sie warfen einen scheuen Blick rings um sich im Zimmer, da war es natürlich leer, leer der Seidenfauteuil beim Kamin; aber sie gingen so still und behutsam durch als nur möglich, und zitterten auf der Schwelle, als sie hinter sich zuschlossen.

Im Kabinet blitzte die Sonne durch einen Spalt in den Jalousien hinein, und der Staub tanzte in dem Strahle auf und nieder. Es war, als hätte etwas von alledem, das hier stumm und vergessen gelegen, Leben bekommen, verklungene Worte, stumme Gedanken und sachte Schritte, es stieg aus den Winkeln empor, wo die schmalen, vergoldeten Füße der Sessel im Halbdunkel schimmerten, es löste sich aus den Blumenranken der Tapeten und aus den seltsam lebenden Augen des Portraits, aus dem Kamin, in dem noch weiße Asche, noch Papier lag, und aus dem bauchigen Sekretär und allem, was er unter dem Medaillon des Deckels barg. Alles wurde von dem gelben, aber doch so bleichen Streifen Herbstsonne herangezogen, es ging gerade durch ihn durch, so wie Gespenster durch Mauern gehen, und der Tanz der feinen Staubkörnchen schien gleichsam verursacht durch den Zug dieser unsichtbaren, aber vernehmlichen Dinge Bewegung. Alles war von der Todten erfüllt, die Falte, die jenen Bezug furchte, konnte von ihrer leichten Last gedrückt worden sein, den Fall der gelben Seide des Vorhangs mochte ihre Hand geordnet haben, der Fleck auf dem Glas des Pastels war von ihrem Athemhauche, sie war vielleicht noch hier, und diese Ruhe ihr Schweigen.

Im inneren Wohnzimmer war es nicht mehr so, da stand die Thüre auf den Korridor offen, und die Fenster waren offen, frische Luft und der Laut von Schritten Lebender. Da athmeten sie Beide auf, ohne ein Wort von dem zu erwähnen, das sie bedrückt hatte, und der Adjunkt begann aufs Neue seinen Bleistift zu spitzen, und brach ihn beinahe mit Absicht ab, um noch mehr Beschäftigung zu haben.

Die Kammerzofe kam herein und schlug vor Erstaunen die Hände zusammen, als sie erfuhr, was im Gange war. „Du meine Güte, wie wundernett!" rief sie. „Schreiner Johanson geht zwar jetzt natürlich aus und ein, und nimmt Maß für die Böcke, aber das macht ja wohl nichts" und sie wies auf die angelehnte Thüre zum Schlafzimmer. Schreiner Johanson war augenblicklich draußen in der Küche, und seine Stimme, im Gespräch mit den Mägden begriffen, drang im schleppenden und bekümmerten Tonfall herein.

„Das macht nichts, Marie!" meinte der Adjunkt, — das gibt im Gegentheil eine gewisse Sicherheit, dachte er; und da er jetzt mit seinem Stift fertig war und sich ganz geneigt fühlte, anzufangen und die Sache hinter sich zu haben, gingen sie alle Drei hinein.

Die herabgelassenen Gardinen flatterten sachte im Lufthauch, und das Licht stieg und fiel regelmäßig, wie in ruhigen Athemzügen.

Im Bette lag die Todte, weiße Spitzen sorgfältig über die schmalen, gelben Hände gefältelt, die so seltsam nackt aussahen, ohne ihre Ringe. Der Adjunkt schob leise einen Stuhl vor und legte sein Reißbrett zurecht; erst nachträglich fiel es ihm ein, daß er den günstigsten Platz wählen mußte, und er begann, auf ihr Antlitz zu sehen.

Das lag ihm gerade zugekehrt, mit dem Lichte von rückwärts; in dem starken Schatten sah es nicht aus, wie das einer Todten, oder auch nur einer Schlafenden, bloß wie einer, die that, als ob sie schliefe, um so recht stille liegen zu können, mit einem spähenden Schimmer unter den Wimpern und einen heimlich spöttischen Zug um die Lippen. Auf einem gestickten Schemel an der Wand lag ihre Angorakatze wie ein Eiderdaunenball zusammengerollt, und öffnete halb die Augen.

Die Haushälterin und die Kammerjungfer, die an den Anblick schon gewöhnt waren, blickten erwartungsvoll auf seinen Stift — wollte er nicht anfangen?

Aber der Adjunkt saß starr unter jenem seltsamen Blick da, der gar kein Blick war, nur ein Spiel von Schatten, ein Flattern in der Luft dicht über ihrem Antlitz; er konnte keinen Strich ziehen.

„Hier ist es viel zu dunkel", sagte er, „wir müssen die Gardine dort hinauf haben" — und er wies mit seinem langen Arm auf das nächste Fenster.

„Ziehen Sie die Gardine auf, Marie, damit wir Ihre Gnaden porträtiren können", sagte die Haushälterin. Marie that, wie ihr geheißen, und das Licht floß kalt und weiß herein — es kam von Norden.

Das war keine Schlafende mehr, eine Todte war es, jede Runzel stand scharf in der gelben Haut eingegraben, das Nasenbein trat schmal hervor, das dünne Haar lag wunderlich schwer über der Stirne, und nach unten zu gegen die Winkel des bleichen Mundes fiel die Wange in eine Grube ein. Nichts Spöttisches mehr, aber noch geheimnißvoller als früher, unsäglich verschlossen, unsäglich abweisend gegen den Beschauer.

Der Adjunkt war es durch seinen Beruf gewohnt, sich mit dem Tode zu befassen, aber in aller Unbestimmtheit; es waren Gedanken oder richtiger bloß Worte von den Gefilden des Todes, von Ruhe und Frieden und dem Schmerz der Hinterbliebenen, der sich eigentlich in dankbare Freude verwandeln sollte. Dies hier war etwas Anderes, nicht Harmonie und Thränen, ein versteinerndes Räthsel, dessen Lösung er nicht wußte. Es begann ihm vor seinem spitzigen Stifte und dem, was er offenbaren sollte, bange zu werden.

„Sitzt der Herr Adjunkt so gut?" fragte die Haushälterin.

Aber der Adjunkt sprang auf und eilte zur Thüre zu. „Es ist ganz undenkbar", sagte er, „es geht nicht."

Für die Haushälterin war dieser Schlag ebenso schwer zu ertragen, wie unerwartet, sie folgte ihm nach und faßte ihn am Arme. „Liebster, bester . . ." begann sie. Aber der Adjunkt blieb unerschütterlich.

„Es ist mir ganz unmöglich", sagte er. „Es würde nur unheimlich werden, und wo bliebe dann die Aehnlichkeit. Aufrichtig gesprochen, ich habe nicht den Muth dazu."

„Aber ich bin ja nicht so genau", wendete die Haushälterin klagend ein. „Wenn ich nur ein Andenken habe, es wird schon ähnlich genug sein. Könnte der Herr Adjunkt

nicht nach dem Gedächtniß zeichen", schlug sie endlich mit einem verzweifelten Lächeln vor, „und dann immer hereingehen und 'n bischen vergleichen?"

„Nein, nein, nein", das wollte er unter keiner Bedingung. „Aus der Erinnerung kriegt man nichts fertig, die kommt und geht wie das Gras. Nein, wenn ich etwas hätte, an das ich mich halten könnte, dann vielleicht — eine Silhouette oder sonst etwas?"

Es gab keine, und Frau Dahlgren war schon daran, in vollkommener Hoffnungslosigkeit und Schraubenform in den nächsten Stuhl zu sinken, als Marie eine Idee kam. „Die Frau", sagte sie, „Ihro Gnaden sagte öfters, daß Anna draußen ein bischen Ihro Gnaden, so wie sie jung war, ähnlich sähe. Könnte sie nicht abgezeichnet werden, das wäre doch immerhin etwas, sie könnte ja Ihro Gnaden Kleider anbekommen und das große Goldmedaillon und die Ringe, wenn sie angehen. Das wäre dann wie ein altes Bild Ihro Gnaden, von vor vielen Jahren."

Das Gesicht der Haushälterin erhellte sich. „Das hat sie wirklich gesagt, Herr Anneus, ich erinnere mich so gut, wie sie das erste Mal, als sie es sah, in Lachen ausbrach. ‚Das Mädchen sieht mir ein bischen ähnlich', sagte sie, ‚es ist lustig zu sehen, daß sich jetzt auch die Natur auf billige Kopien verlegt. Möchte sie das Schicksal doch milder behandeln', sagte sie — ‚lassen Sie sie nicht weinen und vor allem nicht waschen und scheuern, Frau Dahlgren.' — Aber natürlich mußte sie es doch thun, denn das war ja wohl nur ein Scherz von Ihro Gnaden. Könnte es nicht so gehen, Herr Anneus, wie Marie sagt, wenn wir sie nur fein anziehen? Es könnte ja ein bischen nach dem Gedächtniß geändert werden, und der Herr Adjunkt könnte ja auch ab und zu hineinsehen?"

Der Adjunkt lächelte über den Einfall. „Wir können ja versuchen," meinte er, „wenn wirklich eine Aehnlichkeit vorhanden ist. Lassen Sie sie herkommen!" Marie ging zur Thüre und rief hinaus auf den Korridor: „Du, Anna, komm her! Der Herr Adjunkt will Dich ansehen."

Anna war jetzt allein mit Schreiner Johanson unten an der Küchentreppe; sie war in einem kleinen Wortwechsel mit ihm begriffen. Er wollte nämlich, daß sie jetzt heirathen sollten, da sie von ihrem Dienste frei war, während sie fand, daß diese Beschwerlichkeit noch um einige Zeit hinausgeschoben werden konnte. Sie kam doch ziemlich rasch herein, noch schmollend, mit hängender Unterlippe und wirrem Haar, die rothen Arme in streitlustiger Haltung. Der Schreiner hatte mit dem Instinkt der Eifersucht aus dem halb erfaßten Rufe den Anlaß zu ihrer Kühle zu errathen geglaubt und fühlte einen Stich im Herzen, aber Anna ahnte nichts.

„Was gibt es denn", fragte sie.

„Du wirst vielleicht zu einem Porträt von Ihro Gnaden sitzen. Du bist ihr ja ein Bischen ähnlich."

Das Gesicht des Mädchens lachte sofort, sie war ungeheuer geschmeichelt und verlegen, sah aber dann auf ihr Kleid und ihre Arme herab und blieb stumm stehen, ohne fassen, wie das vor sich gehen sollte.

Der Adjunkt sah sie an, sie glich wirklich der Todten nicht wenig, fast dieselben Züge, obgleich viel gröber, wahrscheinlich dieselbe Haarfarbe, wie die ihre einstmals war; aber er mußte lachen, als er den Ausdruck verglich. Doch um die arme Haushälterin zu beruhigen, sagte er, daß es ja gehen könne, und machte sie dadurch in dem Gedanken an ihren ersehnten Wandschmuck so glücklich, daß sie wie ein Transparent leuchtete.

Das Opfer stand inzwischen da und sah seine Arme an und schwebte zwischen Stolz und Bekümmertheit. Aber Marie war so sehr von ihren Plänen eingenommen, daß sie sie verkündigte und dadurch alle Sorgen verscheuchte. „Du sollst das allerbeste Kleid anhaben, ich weiß noch nicht welches, und eine Kette um den Hals und Ringe, wenn sie angehen", sagte sie. Herrje, da wollte sie gerne mit dabei sein, sie lachte, so daß alle ihre weißen, starken Zähne sichtbar wurden, und sah mehr denn je wie ein Küchenmädchen aus.

„Sie muß auch frisirt werden", sagte der Adjunkt.

Das war Maries Aufgabe, und sie nahm sich derselben mit Entzücken an. Es bereitete ihr ungeheures Vergnügen, eine große Toilette durchzuführen.

„Da gehe ich für ein Weilchen fort, bis der Staat fertig ist", sagte der Adjunkt und entfernte sich über den Küchengang, ein Gegenstand großer Bewunderung und Bitterkeit für den Schreiner, der vor der Holzkammer Bretter hobelte.

„Was sollen wir für ein Kleid nehmen?", fragte Frau Dahlgren.

Marie überlegte. „Ganz drinnen in der großen Garderobe hängen einige besonders feine, die Ihro Gnaden seit ihrer Jugend nicht mehr getragen hat, die haben so eine eigene Façon. Da ist Eines, das ist so wie karrirt, oder ich weiß nicht was, es sind eine ganze Menge Farben, das wäre wohl am Schönsten. Und wenn es irgendwo nicht zugeht, da legen wir ein lichtes Seidentuch dazwischen, aber erst muß sie frisirt werden."

Sie löste Annas langes Haar auf, kämmte es, theilte es weich und nett und begann sachte eine Schlinge zu drehen. Das Mädchen hatte sich nie zuvor so herrlich gefühlt und saß zufrieden da, wie eine gestreichelte Katze. Und die Kammerjungfer steckte die Locken auf. Dann suchten sie das Kleid heraus, es war aus schwerer französischer Seide, wie man sie nun nicht mehr zu kaufen bekam, von der Farbe gab es eine besondere Geschichte, aber das wußte niemand von den Anwesenden. Die hatte einem jungen Herrn das Herz gebrochen, wie man zu jener Zeit sagte — die Trägerin war da ganz jung und noch nicht lange verheirathet gewesen. Er hatte ihr zu verstehen gegeben, daß sie zu dem Höhepunkt des Glückes, zu dem er sich berechtigt glaubte, unentbehrlich war, und sie hatte nichts mehr erwidert, als Monsieur Corbeau möge die Augen offen und den Mund zu haben und sehen, was sie morgen für eine Farbe tragen würde. Als sie nun in diesem Kleide erschien, stieg ihm die Röthe in die Wangen, und er dankte ihr, indem er sie grüßte. Wofür, fragte sie. — Für die Farbe, ist sie nicht l'aube du jour et de l'espérance? — Sie irren sich nur ein klein Wenig in der Nuance, denn es ist coucher du soleil d'hiver.

Die Farbe war jetzt verblichen, niemand würde sie mehr für Morgenröthe gehalten haben, ein schwacher Duft haftete noch in dem Stoffe. Das Mädchen saß da und blinzelte vergnügt, die Wangen roth vor Erhitzung, nie hatte sie sich von solch einem Stoffe träumen lassen, so feines Zeug, es glitt wie Butter durch die Finger.

Nun hingen sie auch die Kette um ihren festen, weißen Hals, und sie zuckte zusammen, von den kalten Gliedern gekitzelt; auf dem Medaillon war das Porträt eines Mannes in Email, aber das drehte sie nach innen, um die ganze solide Goldfläche zu zeigen, in die ein paar daheim verfertigte französische Verse eingravirt waren:

Je ne suis pas très riche en or,
Mais j'ai ma place entre deux trésors.

Das Mädchen begann sich ihrer groben, nackten Hände zu schämen. Auch dafür wußte man Rath, Ihro Gnaden Handschuhe waren allerdings zu klein, aber die Haushälterin hatte ein paar ziemlich helle, die über die Handgelenke gingen, die wurden geholt und ihr angezogen.

Zum Schlusse legten sie einen Fächer zwischen ihre Finger, und sie erkühnte sich sogar im Uebermaße ihres Glückes ihn ein bischen hin- und herzudrehen. Ihre Miene war gänzlich verwandelt, der Mund zog sich zusammen, und die Augen leuchteten in einem Ausdruck, halb Verlegenheit, halb Eitelkeit. Sie schraubte sich unmerklich in die Höhe, vom Schnürleib genirt, endlich wagte sie sich mit ihrem Wunsche hervor. „Könnte ich nicht, nur einen Augenblick, hingehen und in den Spiegel schauen", sagte sie, „nur um zu sehen, ob alles recht sitzt."

Aber die Kammerjungfer machte nicht einmal den Versuch, sie zu verstehen, sondern begegnete ihr mit erzürnter Autorität. „Gewiß nicht, es ist keine Zeit zu vertrödeln, und jetzt können wir den Adjunkt rufen."

Als der Adjunkt hereinkam, ohne eine Ahnung von dem brennenden Blick zu haben, mit dem Schreiner Johanson seinem Rücken folgte, blieb er vor Erstaunen unbeweglich stehen, sein Lächeln flog fort, bevor es recht erblüht war, und die ganze Miene wurde andächtig respektvoll. Wahrhaftig, sah sie nicht aus, wie eine Gräfin! Dieses feine Seidenzeug, die Kette und der weiße Hals, und der Fächer! Ohne ein Wort zu sagen, ging er, nahm sein Papier und spitzte den Bleistift abermals, um ihn eines solchen Modells würdig zu machen.

„Ist es nicht schließlich doch ganz passabel geglückt", fragte Marie, begierig, Lob für ihr Werk zu ernten.

Aber er maß sie nur mit einem strengen Blick, halb erstaunt über ihren unehrerbietigen Ton, und war ganz und gar in dem Zauberkreis der feinen Welt gefangen.

„Wenn jetzt . . . wenn wir jetzt recht still sitzen", sagte er, „so werde ich mein Bestes thun."

Das Mädchen saß gerade und gestreckt, wie eine Kerze, und sah ihn an; ihr Mund zog sich immer gefallsüchtiger zusammen, bloß die Fingerspitzen bewegte sie verstohlen in den Handschuhen, um zu fühlen, daß sie bei all dem mit dabei war. Und der Adjunkt zeichnete mit seinen feinsten und leichtesten Linien und suchte, sein Bild so elegant und vornehm zu gestalten, wie nur möglich. Frau Dahlgren und Marie wagten ebenfalls nicht sich zu rühren, sie standen und wiegten sich in den Hüften, die Hände über dem Leib gefaltet, und auch ihnen begann es feierlich zu Muthe zu werden.

Nach einer Weile wurde das Mädchen sichtlich unruhig, es zuckte in ihren Armen, und das Gesicht nahm eine Miene schuldbewußter Sehnsucht an.

Der Adjunkt hielt inne. „Pardon", sagte er, „ist irgend etwas gefällig?"

„Ja, Lieber, Guter, könnte ich nicht etwas in der Hand haben, es ist sonst so schwer, könnte ich nicht Ihro Gnaden Gomorrhakatze auf dem Schoße haben!" Es kam ihr aus dem innersten Herzen, es lagen offenbar Jahre der Sehnsucht darin, denn die Katze war ein Liebling gewesen, den niemand berühren dürfte.

Der Adjunkt starrte erstaunt, mit einem Male aus seiner Illusion gerissen.

„Sie meint die Angorakatze", sagte die Kammerjungfer, „die liegt drinnen, soll ich sie etwa holen? Es wäre vielleicht nett, sie mit auf der Zeichnung zu haben."

So bekam sie das weiße Thier zu sich, ihre Hand verschwand ganz in dem daunenartigen Pelz, jede Linie ihres Gesichtes glättete sich in Seligkeit, sie freute sich unsäglich, sie träumte beinahe.

Die Katze bohrte ihren nervös gekrümmten Rücken in die Seide, fühlte sich dort wohl, streckte die Pfoten aus und zupfte sachte an den Fäden, sank dann in ihrem weichen Bette zusammen, den scharfen Rachen halb geöffnet und mit den Augen gemächlich vor sich hinblickend. Sie lag da in einer Pose so vornehmer Achtlosigkeit und Luxusgewohnheit, daß alle gleichsam den Hauch einer ihnen fremden und lockenden Welt vorbeiziehen fühlten. Das Mädchen saß glücklich und bewegungslos da, der Adjunkt begann wieder zu zeichnen und vergaß alles über seinem Interesse daran — endlich schlief die Katze ein.

Da trat jemand in die Thüre, es war Schreiner Johanson, der hinein mußte, um ein neues Maß für seine Böcke zu nehmen. Er blieb mit einem tiefen Athemzug stehen und starrte, niemand beachtete ihn, da durchzuckte ihn ein schmerzhafter Ruck vom Bart bis zu den Stiefeln. Welchen Sinn hatte es, sie so fein herauszustaffiren, ha! Warum saß er, der Adjunkt da und zeichnete ein armes Mädchen ab? Das herauszufinden war für einen armen, ungelehrten Menschen unmöglich, aber eines stand fest, für ihn, Johanson, war sie verloren.

Das Mädchen sah ihn nicht einmal an, als er vorbeiging, es machte ihr Spaß, so fein gesehen zu werden, und sie fand, daß es ihm gut thuen konnte, zu merken, daß hinter den Bergen auch Leute wohnten; sie hörte es gleichmüthig, wie er drinnen stöhnte.

Der Adjunkt hatte nun den Kopf fast fertig und die Details komplett. Die Kammerjungfer, die sich neugierig hinter seinen Rücken geschlichen hatte, winkte Frau Dahlgren zu sich, damit sie auch sehen konnte. Sie kam auf den Zehen heran, beugte sich hinab — sie war etwas kurzsichtig — und richtete sich hastig wieder auf.

„Herrgott, so sah sie also aus", sagte sie, vor Rührung und Staunen fast erstickt. Aber Marie zeigte auf die Kette, die mit jedem Gliede abgebildet war, den Fächer und die Katze. „Ist das nicht wunderbar!" fragte sie und bei näherem Zusehen mußte Frau Dahlgren das einsehen, und sie war glücklich und sehnte sich darnach, das Portrait in Händen zu haben.

Inzwischen kam Schreiner Johanson wieder heraus. Er hatte jetzt allen Hoffnungen Lebewohl gesagt und warf einen letzten, thränenvollen Abschiedsblick auf jene, die sein gewesen. Das Mädchen ließ es sich nicht der Mühe werth sein, den Blick aufzufangen, sie kniff den Mund noch mehr zusammen, glücklicher und stolzer denn je, sie fing beinahe an zu glauben, daß sie bis jetzt in Unkenntnis ihrer wirklichen Stellung gelebt hatte — die Katze schlief noch immer.

Als das Portrait fertig war, mit fein ausgeführten Linien, die die Schattirung der Seide andeuteten, zeichnete der Adjunkt sorgsam seine Chiffre in die Ecke, stand dann auf und streckte sich. „Es ist ganz nett geworden", sagte er, „sehen sie mal und vergleichen sie, Frau Dahlgren!" Frau Dahlgren sah und verglich gewissenhaft. Alles fand sich da, sogar die Klauen der Katze. „Ich bin dem Herrn Adjunkten zu ewiger Dankbarkeit verbunden", sagte sie und knixte. „Das ist ja ganz, wie wenn ich sie sähe, um vieles jünger."

„Ja gewiß", antwortete der Künstler, der jetzt aus seinem Werke das Beste zu machen hatte, „ja gewiß, so wie sie ganz jung war, so wie sie bei Hofe gewesen sein mag."

Frau Dahlgren erschien es in diesem Lichte noch theurer, und Marie war ganz enthusiastisch, hauptsächlich über den Fächer. Sie besann sich jedoch bald auf das Modell, das noch regungslos dasaß und blinzelte. „Nun kannst Du hinaufgehen, Anna", sagte sie kurz. „Dann nehmen wir eins, zwei, drei die Herrlichkeit herunter.

Die Freude des Mädchens verflüchtigte sich urplötzlich — also war es mit diesem schon vorbei, also war das der Traum! — sie erhob sich, ohne an die Katze zu denken, die im Fall erwachte und durch die Schlafzimmerthür, die Johanson offen gelassen hatte, hineinhuschte.

„Wir müssen sehen, wohin sie läuft", rief Marie, und sie eilten ihr nach. Da lag die Todte in ihrem weißen, kalten Licht, mit ihrer räthselvollen Miene, die Wangen zu einer Grube eingefallen, wie bei einem Lachen, die Augenlider und die Brauen über allen Erinnerungen und Gedanken ruhend, die ihr Spiel beschlossen — die Katze hatte ihren früheren Platz auf dem Schemel unter ihrem Kopfkissen eingenommen, sich dort zusammengeringelt und spielte mit ihrem Schwanz.

Anna war auch mit hereingekommen, aber nur um sich den Blick in den Spiegel zu verschaffen, nach dem sie gelechzt hatte, und sie stand da, benommen in all ihrem Staat und von sich selbst geblendet.

Nun mußte sie fortgehen und ihren Putz ablegen, sie that es zu langsam für die Ungeduld der Kammerjungfer und unterdrückte einen Seufzer, indes Frau Dahlgren sich noch einmal für ihr theueres Portrait bedankte, das stets den Ehrenplatz in ihrer geringen Behausung einnehmen würde, gleichviel wo diese aufgeschlagen werden mochte. Weit weg auf der Straße hörte man Wagenrollen, es waren die Verwandten, die ankamen, um von der Welt der Todten Besitz zu ergreifen. Es entstand ein Eilen, und es war eine recht schwere Stunde für Anna.

Draußen im Hofe bei seinen Böcken stand Schreiner Johansen erzürnt darüber, weil man einem ehrlichen und nüchternen Mann sein Mädchen genommen hatte, und alles nun vorbei war. Aber das Portrait ließ Frau Dahlgren in einem schmucken, schwarzen Rahmen fassen und hatte viele Freude daran. Sie zeigte es allen, die zu ihr kamen, im Anfange erwähnte sie, daß es, weil nach der Erinnerung gezeichnet, nicht völlig genau war; aber im Uebrigen legte sie das Hauptgewicht auf die Aufzählung von Stammbaum und Geschlecht des Originals, und so nach und nach vergaß sie es, irgend eine Einschränkung zu machen. Durch die Ehrfurcht der Beschauer gewann es einen immer größeren Werth für sie, und als sie starb, wollte sie es in ihrer Nähe haben.

Späterhin kam es im Laufe der Zeiten an einen Sammler, und es wurde ein Name unter das Bild geschrieben. In unserer für Antiquitäten schwärmenden Zeit hat die niedliche, ungezwungene kleine Zeichnung historischen Werth erlangt und gar manchem Einblick in ein jetzt verschwundenes Milieu verschafft, der dahinter Blitze eines feinen, interessanten, doch nun verblichenen Gedanken- und Gefühlslebens ahnte.

Per Hallström.

Briefe von Otto Ribbeck.*)

Was Otto Ribbeck als Forscher und Autor, als Professor und Kollege gewesen, das haben bald nach seinen Tode Fachmänner, Freunde, Schüler — O. Crusius, Wachsmuth, Wölfflin, Dilthey, im Biographischen Jahrbuch und Deutschen Nekrolog Richard Opitz — warm und wahrhaftig berichtet. Die erste gemeinsame italienische Reise ließ uns vor Jahr und Tag sein liebster Jugend- und Lebenskamerad Paul Heyse sehr annuthig in den „Jugenderinnerungen und Bekenntnissen" mitmachen. Nun legt uns die Wittwe das Selbstporträt oder richtiger eine Reihe von Selbstporträts des Geschichtsschreibers der römischen Dichtung in Briefen vor, die zuerst den Neunzehnjährigen als Bonner Studenten zu Ritschl's Füßen, zuletzt den mit allen akademischen Ehren ausgezeichneten Leipziger Rector magnificus, auf jeder Stufe seines Lebens aber dieselbe Persönlichkeit zeigt, die ein von Ribbeck auf einen andern gemünztes Wort erfüllt: „Das ist auch ein Mensch, in dem Gottes Athem wohnt." Frau Emma Ribbeck hat eine Weile gezaudert, diese nicht für engere Gelehrtenkreise gedachte und gemachte Sammlung zu veröffentlichen: sie verdient den Dank aller homines elegantiores, daß sie diese Scheu überwunden und alle Empfänglichen mit diesen vom ersten bis zum letzten Blatt gewinnenden, anregenden Blättern bekannt gemacht hat.

Der äußere Lebenslauf Ribbeck's ist das Musterbeispiel eines deutschen Professorendaseins. Der Sohn eines Generalsuperintendenten, der Neffe des gleichnamigen Berliner Gymnasialdirektors, wird er auf der Bonner Universität der Liebling des Ordinarius — Ritschl — der ihn mit väterlichem Wohlwollen fördert. Ein Stipendium vergönnt ihm, als 25jähriger seine Studien in Rom, Florenz, Verona fortzusetzen. Vom Elberfelder Gymnasium führt sein Weg über Bonn und Basel auf die philologischen Lehrkanzeln von Kiel, Heidelberg, Leipzig. Ueberall offenbart sich seine feine, reine, wählerische Natur, die von Anfang nur mit den Besten zu vollem Commercium sich zusammenfindet. Ein selbständiger Kopf, der in Kunst und Politik seine eigenen klugen Ansichten entwickelt und behauptet. Ein reiches Gemüth. Ein kräftiger Mutterwitz.

*) Otto Ribbeck. Ein Bild seines Lebens und seiner Briefe 1846—1898. Mit zwei Porträts nach Zeichnungen von Paul Heyse. Stuttgart, Cotta, 1901.

Seine Charakteristiken von Ritschl, Paul Heyse, Jakob Bernays, sein Urtheil über die zeitgenössische Litteratur, Freytag, Reuter, Auerbach u. s. w., seine scharfen Beobachtungen von Land und Leuten, zu denen sein Schicksal ihn verschlagen, sind durchaus ehrlich und in den allermeisten Fällen zutreffend. Immer sind wir in Gesellschaft eines vornehmen, gescheiten Mannes, der fernab von Fachdünkel und Standesvorurtheilen als echter Patriot und echter Philolog niemals zu den gewerbemäßigen Hurrahschreiern sich stellt. Zeuge dessen ein paar heute noch denkwürdige Zeitstimmungen:

1891 schreibt er seinem Neffen: „überhaupt sieht es häßlich in der Welt aus, die ganze Nation, ja ganz Europa scheint mir stark im Niedergang begriffen. Recht eine Zeit, bittre Satiren zu schreiben! Die verhängnißvolle Schulreform, das Umsichgreifen brutaler Verbrechen und heimlicher Niedertracht, die gährende, begehrliche, übermüthige Masse, von selbstsüchtigen Agitatoren verführt, der allmählich entbrennende Krieg aller gegen alle. Schönheit und Idealismus zum alten Eisen geworfen, der nackte Nützlichkeits- und Häßlichkeitskultus, allgemeine Unzufriedenheit, Neid und Genußsucht u. s. w. Doch satis fabularumst. Der Tag ist zu Ende oder vielmehr der Abend!"

An Dilthey richtet er 1872 die Frage: „Kennen Sie denn schon des Baseler Nietzsche ‚Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik' und was sagen Sie dazu?" Ein kunstphilosophischer Dithyrambus in Schopenhauer-Wagner'schem Geist. Etwas holder Wahnsinn und gährender Most, aber doch in der Hauptsache (die freilich im Grunde nicht ganz neu ist) treffend und durchaus interessant. Wir können diese Art ingenium in unserer verknöcherten Philologie recht wohl zur Erfrischung gebrauchen, zumal die solidesten Studien zu Grunde liegen."

Nach „Menschliches, Allzumenschliches" kehrt er sich von Nietzsche ab. Allein in seiner Meinung von dem, was der Fachwissenschaft Noth thut, ändert sich nichts in seiner (ein andermal an Erwin Rohde gerichteten) Kritik:

„Alles, was sie über die durchschnittliche Seelenlosigkeit der heutigen Wissenschaft sagen, unterschreibe ich; aber ihr beizukommen ist sehr schwer, weil wir durch exakte und kritische Methode jede Naivetät des Denkens und Empfindens verloren haben, gegen alles Pathos, auch das reinste, mißtrauisch und der Philosophie gegenüber noch mehr als skeptisch, nämlich verneinend und wegwerfend sind. Kommt nun einer mit Gedanken, so frägt man vor allem, wo er sie her hat, und nachdem er klassifizirt und in allen Taschen nach neuen Resultaten untersucht ist, reponirt man ihn. Der Mangel an universal gebildeten, begeisternden Katheder-Philosophen macht sich eben geltend."

Wie anders ganze, große, echte Kunstwerke der Dichtung und Wissenschaft auf ihn wirken, hören wir gleichfalls mehr als einmal: mit am kräftigsten in Ribbeck's bewundernden Worten über so manche Leistungen Mommsen's.

Gern und leicht würden wir Ribbeck's Selbstbekenntnisse weiter auskernen: dabei kämen aber unsere Leser ebenso zu kurz, wie der Briefschreiber. Ribbeck hat schwerlich bei dem einen oder anderen Brief posthume Veröffentlichung im Auge gehabt und gleichwohl kaum einmal ein ganz gleichgültiges Brieflein abgeschickt. Ein wesentlicher Mensch, im Kleinen wie im Großen tüchtig, gediegen, achtunggebietend, verdient, daß man sich gründlich mit ihm beschäftigt, ausgiebig und zwar auf das Edelste mit ihm unterhält. Der Mann ist ein Ganzer, kein Excerptenkrämer.

Dem Referenten brachte die Post diese „Briefe" just an dem Tage, da er eine Ferienreise antreten wollte; ich schnitt das Buch auf, das ich dann in das Felleisen zu packen gedachte; gleich nach den ersten Briefnummern fesselte mich indessen Form und Inhalt dermaßen, daß ich mit dem Band auf einem Sitz zu Ende kam und der Versuchung nicht widerstand, Ihrem Leserkreise das reiche, liebe Buch ans Herz zu legen. Hoffentlich wird es Vielen ein Ferien- und Lebensfreund.

—m.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 49. Berlin, den 7. September 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt:

Politische Wochenübersicht.

Prinz Tschun hat die diplomatische Krankheit, die ihn in Basel zurückhielt, glücklich überwunden und seine Sühnemission mit etwas verändertem Ceremoniell in Berlin erfüllt. Welchen Einfluß die ganze Prozedur auf das Verhältniß Chinas zu den europäischen Staaten und insbesondere zu Deutschland haben wird, ist ohne genauere Kenntniß des chinesischen Volkscharakters schwer zu beurtheilen. Wir fürchten, der einzige dauernde Gewinn, den der Vorgang hinterlassen wird, ist der, daß wir in Deutschland den Ausdruck „Kotau machen" in unsere politische Sprache übernommen haben. Als wir mit Samoa Reibereien hatten, wurden wir in die Geheimnisse des „Ifu" eingeweiht. „Ifu" ist das samoanische Kotau. Jetzt sind unsere Kenntnisse aufs neue bereichert. Ein Volk kann nie genug lernen.

Die bevorstehende Zusammenkunft des russischen Zaren zunächst mit dem Kaiser von Deutschland und dann mit dem französischen Präsidenten Loubet gibt noch immer zu den lebhaftesten Preßkommentaren Veranlassung. Es tritt dabei immer deutlicher zu Tage, welche ausgezeichnete Stellung sich Rußland in dem europäischen Konzert zu erringen gewußt hat. Wenn man dem gegenwärtigen Zaren einen der jetzigen politischen Situation entsprechenden Beinamen geben wollte, so müßte man ihn „Nikolaus der Umworbene" nennen. Wie tief in Frankreich das Bedürfniß geht, mit Rußland auf einem freundschaftlichen Fuße zu leben, dafür spricht vielleicht nichts deutlicher, als die Haltung der französischen Sozialdemokraten. Während ex efficio der französische Sozialismus dem russischen Bundesgenossen die kalte Schulter zeigt, bewahren die einzelnen führenden Männer der Sozialdemokratie in Frankreich diese Sprödigkeit keineswegs. Im Generalrath des Loire-Departements hat es sich sogar ereignet, daß von den drei sozialistischen Vertretern bei der Abstimmung über eine Glückwunschresolution an Loubet wegen des Zarenbesuchs sich zwei Sozialisten der Abstimmung enthielten, während einer sogar für die Resolution stimmte. Dieser letztere, Genosse Augé, Bürgermeister von Roanne, ist obendrein Mitglied der guesdistischen Organisation, und die Guesdisten sind bekanntlich die Intransigenten innerhalb der französischen Sozialdemokratie. Die Thatsache gibt einiges zu denken.

In Deutschland bleibt die Diskussion über zoll- und handelspolitische Fragen im Vordergrunde des öffentlichen Interesses. Aus industriellen, aus Handwerker- und aus akademischen Kreisen dringen immer eindringlichere Stimmen in die Oeffentlichkeit. Jetzt protestirt auch der bekannte Volkswirth Albert Schäffle unter scharfsinniger Motivirung ganz energisch gegen den Zolltarifentwurf. Beachtenswerth bleibt ferner, wie viele Führer des Centrums ihre agrarischen Neigungen dokumentiren. Es scheint, als ob das Centrum sich als die eigentliche Kerntruppe der agrarischen Reaktion erweisen will. Es wächst damit die Aussicht, bei dieser Gelegenheit einen tüchtigen Keil in den Centrumsthurm hineinzutreiben, denn es ist kaum anzunehmen, daß die katholischen Arbeiter sich durch allgemeine ultramontane Redensarten auf die Dauer werden so einlullen lassen, daß an ihnen die wachsende Erkenntniß von der ihnen zugedachten schweren Schädigung spurlos vorübergeht.

Daß die agrarische Reaktion, wenn sie erst einmal die Lebenshaltung der Arbeiter niedergedrückt und damit einen

weiteren Grund für die gerechtesten Arbeiterbeschwerden geliefert hat, über den Brotwucher hinaus zu weiteren reaktionären Maßnahmen schreiten wird, liegt in der Natur jeder reaktionären Entwicklung. Die Agrarier machen daraus übrigens gelegentlich auch kein Hehl. So stand z. B. kürzlich in der „Kreuzzeitung" ein Artikel gegen die Freizügigkeit, in dem es ganz offen hieß:

„Die Entvölkerung des platten Landes und die Zunahme der großen Städte sind so bedenkliche Erscheinungen, daß man nicht zögern darf, um sie zu beseitigen, selbst die Freizügigkeit anzutasten."

Also neben der Herabdrückung der Lebenshaltung der Arbeiter die Beseitigung der Freizügigkeit, und dann, das steht im ferneren Hintergrunde, die Beseitigung des allgemeinen Wahlrechts, das unseren Reaktionären ja schon lange ein Dorn im Auge ist. Wenn sie könnten, würden sie lieber heute als morgen das Reichstagswahlrecht abschaffen und das elendeste aller Wahlsysteme, wie es in Preußen herrscht, an seine Stelle setzen.

Die sächsischen Reaktionäre haben bekanntlich vor einigen Jahren das Kunststück bereits fertig gebracht, das sächsische Landtagswahlrecht energisch in peius zu reformiren. Selbst den Nationalliberalen Sachsens, die bei jener Rückwärtsrevidirung des sächsischen Wahlrechts gerade keine erhebende Rolle gespielt haben, ist bei dem jetzigen Wahlsystem nicht ganz wohl zu Muthe, und besonders bemängeln sie einen Punkt, der auch für uns Preußen von besonderem Interesse ist. In den neuesten „Mittheilungen für die Vertrauensmänner der nationalliberalen Partei" findet sich folgende Ausführung:

Die von der nationalliberalen Partei im Königreich Sachsen in der programmatischen Kundgebung vom 9. Dezember v. J. erhobene Forderung nach einer anderweiten Eintheilung der Landtagswahlkreise findet ihre beredte Unterstützung in dem vom Statistischen Bureau der Königlichen Ministeriums des Innern zusammengestellten vorläufigen Ergebniß der Volkszählung vom 1. Dezember 1900. Hiernach hat die Zahl der Bewohner im ganzen Königreiche Sachsen gegen 1895 zugenommen um 412 070 Seelen = 10,88 Prozent. Davon entfallen u. a. auf Dresden 41 064 Köpfe = 11,59 Prozent, auf Leipzig 55 126 Köpfe = 13,78 Proz. und auf Chemnitz 26 159 Köpfe = 14,50 Proz. Es leuchtet angesichts des enormen Wachsthums dieser und anderer sächsischer Städte während des letzten Jahrzehnts ohne Weiteres ein, daß die ihnen unter ganz anderen Verhältnissen zugemessene Vertretung in der gesetzgebenden Körperschaft — der Ständeversammlung — heute eine durchaus unzulängliche und dringend abänderungsbedürftige ist. Läßt sich die ebenso veraltete, wie angesichts der wirthschaftlichen Interessengegensätze keineswegs unbedenkliche Trennung in städtische und ländliche Landtagswahlkreise auf Grund der augenblicklichen Mehrheitsverhältnisse in der zweiten Kammer nicht ohne Weiteres ändern, so ist um so mehr auf eine Verstärkung des städtischen Einflusses zu dringen, der als wirthschaftlicher und steuerlicher Machtfaktor gegenwärtig in durchaus unberechtigter Weise zurückstehen muß. Die von nationalliberaler Seite gegebene Anregung hat denn auch bereits anderweitig Würdigung und Unterstützung gefunden. So hat im Februar d. J. der Leipziger Hausbesitzer-Verein in öffentlicher Versammlung und am 16. Juni der Verband der Sächsischen Hausbesitzervereine auf seiner 3. Hauptversammlung in Plauen die gleiche Forderung erhoben. Die Frage wird aus der politischen Diskussion erst mit ihrer befriedigenden Lösung ausscheiden.

Das Gravamen ist sicherlich begründet, aber die ungerechte Wahlkreiseintheilung in Sachsen ist im Vergleich zu der Wahlkreiseintheilung in Preußen noch ein Muster von Gerechtigkeit und Billigkeit. In Preußen leben wir bekanntlich unter einem völlig ausgebildeten rottenborough-System. Die Freisinnigen werden ohne Zweifel in der nächsten Session des Abgeordnetenhauses ihren Antrag auf Neueintheilung der Wahlkreise wiederholen. Sie haben dabei schon bisher die Unterstützung der Nationalliberalen genossen. Daß für den Antrag noch keine Mehrheit erzielt worden ist, liegt nur an der Haltung des Centrums, dieser sogenannten „Partei für Wahrheit, Freiheit und Recht", die sich auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens mehr und mehr zum festesten Stützpunkt der Reaktion ausbildet.

In Berlin wüthet seit einiger Zeit ein Milchkrieg zwischen den Milchhändlern, die Berlin mit Milch versorgen, und einem großen Theil der Milchproduzenten, die bisher den Berliner Milchhändlern die Milch geliefert haben. Die Agrarier haben unter der Führung des bekannten Herrn Ring-Düppel sich der Sache bemächtigt, um die Milchproduzenten zu einem großen Milchring zusammenzuschließen, und haben sich, um die Konsumenten auf ihre Seite zu ziehen, auch mit Aufrufen an diese gewandt. Die Art und Weise, wie die Agrarier den Kampf führen, ist höchst unsympathisch; selbst der Herrgott wird dabei nicht aus dem Spiel gelassen. Das entbindet jedoch die Vertreter der öffentlichen Meinung nicht von der Verpflichtung, die Beschwerden der Milchproduzenten gegen die Milchhändler objektiv zu prüfen. Nichts wäre schlimmer, als wenn man den Freunden der Handelsfreiheit mit Grund eine blinde Voreingenommenheit auch für unwirthschaftliche und überlebte Formen des Handels vorwerfen könnte. Je entschiedener wir die ungerechte Parteinahme der Gesetzgebung gegen den Handel bekämpfen, um so mehr müssen wir uns hüten, bestehende Organisationsformen des Handels als etwas Dauerndes und unter allen Umständen Konservirungswürdiges zu betrachten. Der Handel muß sich dem entwickelteren Verkehrsleben immer aufs Neue anpassen und muß fortgesetzt bestrebt sein, seine eigenen Funktionen zu vereinfachen und zu verbilligen. Ob die Organisation des Milchhandels in Berlin nicht erheblich verbessert und damit die Händlerprovision herabgesetzt werden kann, ist eine offene Frage; ebenso, ob die Milchproduzenten bei den unter der gegenwärtigen Organisation des Berliner Milchhandels möglichen Verkaufspreisen und bei dem Umstande, daß die unkluge Ausdehnung der Getreidezölle auf Futtergetreide naturgemäß die Selbstkosten der Milchproduzenten gesteigert hat, noch ihre Rechnung finden können. Der Reichstagsabgeordnete Georg von Siemens, der als großer Milchproduzent der Mark Brandenburg und der Provinz Sachsen wohl ein eigenes Urtheil über die Frage haben kann, und der, da er die Milch von seinen Gütern nicht nach Berlin verkauft, persönlich an dem Streit nicht interessirt ist, der endlich auch nicht in dem Verdacht des Agrarierthums steht, hat in einem Briefe an die „Nationalzeitung" die erste jener beiden Fragen bejaht und die zweite verneint, und er kommt nach Darlegung der thatsächlichen Verhältnisse zu folgendem Resumé:

„In diesem Widerstreit der Interessen des Händlers, welcher durch Ausdehnung seines Betriebes leicht sein Einkommen vermehren kann, und denjenigen des Landwirthes, welcher bei gegenwärtigen Preisen seinen Milchbetrieb nur aufrecht erhalten kann, wenn er billig und schlecht arbeitet, d. h. seine Milch wässert, sollten doch die Sympathien des Publikums sich dem Landwirth zuwenden, selbst wenn die Interessen desselben in noch so unsympathischer Form vertreten werden.

Ungenügende Preise für Fleisch, Milch, Geflügel u. dergl. dienen dazu, den kleinen Landwirth zu schwächen und die bedauerliche Bewegung zur Erlangung höherer Getreidezölle innerhalb des verarmten Großgrundbesitzes zu verstärken."

Sind die thatsächlichen Voraussetzungen des Herrn von Siemens richtig, so wird man seiner Schlußfolgerung unbedingt zustimmen müssen, trotzdem man die Gefahr nicht unterschätzen darf, die in der geplanten Bildung eines Milchrings unter agrarischer Führung liegt. Es kann leicht sein, daß die Konsumenten, sobald der Milchring erst fest im Sattel sitzt, dabei schließlich vom Regen in die Traufe kommen. Es wäre deshalb im allgemeinen Interesse zu wünschen, nicht daß der Milchring siegt, sondern daß die Händler durch Vervollkommnung der Organisation des Milchhandels — wobei speziell für die kleineren Händler die genossenschaftliche Organisation ganz besonders in Betracht kommt — sich in die Lage bringen, den Beschwerden der Milchproduzenten, soweit dieselben auch von Unbefangenen als berechtigt anerkannt werden, gerecht zu werden, ohne daß sie die Konsumenten stärker zu belasten brauchen.

In dem Gumbinner Militärprozeß löst eine Ungeschicklichkeit die andere ab. Jetzt wird mitgetheilt, daß

eine ganze Anzahl von Zeugen, die für den verurtheilten Marten entlastend oder wenigstens nicht belastend ausgesagt haben, ihrer militärischen Stellungen enthoben werden sollen. Selbst der konservative „Reichsbote“ nimmt an einem solchen Verfahren Anstoß:

„Durch solche nachträglichen Maßregelungen — so führt er sehr zutreffend aus — würden die Zeugen beim Militärgericht unter den Druck der Furcht gestellt, in schwere Gewissenskonflikte hineingetrieben und dadurch ihre Glaubwürdigkeit stark beeinträchtigt. Die Angeklagten oder ihre Vertheidiger würden dann Soldaten als Belastungszeugen als befangen wahrscheinlich allgemein zurückweisen. Und wer will es entkräften, wenn gesagt wird: wenn die Unteroffiziere als Zeugen so behandelt werden, so ist anzunehmen, daß auch die Offiziere als Zeugen oder gar als Richter unter einem solchen Druck des Generalkommandos respektive des Gerichtsherrn stehen. Damit wäre aber der Autorität der Militärgerichte der Boden völlig entzogen und ihre ganze Existenz gefährdet.“

Die diplomatischen Reibereien zwischen Frankreich und der Türkei werden fortgesetzt. Nachdem der französische Botschafter Constans Constantinopel in brüsker Weise verlassen hat, hat nunmehr auch der türkische Botschafter Paris den Rücken gekehrt. Man gewinnt nicht den Eindruck, als ob die französische Diplomatie bei diesem Vorfall sehr geschickt gehandelt habe. Allzu scharf macht schartig.

* * *

Agrarische Loyalität

— oder —

Wie die Kreuzzeitung „Kotau“ macht.

In der vorigen Woche haben wir unsere Leser damit bekannt gemacht, wie die „Kreuzzeitung“ citirt; in dieser Woche möchten wir sie darüber unterrichten, wie die „Kreuzzeitung“ ihre falschen Citate zu entschuldigen versucht. Sie thut das durchaus à la Chinoise. Wir bitten unsere Leser, sich die Mühe nicht verdrießen zu lassen, die folgenden Ausführungen mit den nothwendig werdenden mehrfachen Citaten aufmerksam durchzusehen. Sie werden dabei einen Einblick in die Gewissenhaftigkeit des Hauptorgans unserer agrarischen Junkerpartei gewinnen, der sie für die aufgewandte Mühe reichlich entschädigen wird.

Am 2. September reagirte die „Kreuzzeitung“ auf unsere Anzapfung mit einem längeren Artikel unter der Ueberschrift: „Der Freisinn widerlegt sich selbst“. Sie rekapitulirt in diesem Abwehrartikel noch einmal die Streitfrage und geht dann auf unseren Hauptvorwurf: daß sie das handelspolitische Flugblatt der „Nation“ Nr. 2 gegen die Mombert'sche Broschüre über „Die Belastung des Arbeitereinkommens durch die Kornzölle“ unter Eskamotirung der entscheidenden Stellen ausgespielt habe: mit folgenden Worten ein:

„Nun behauptet die „Nation“ . . . wir hätten falsch citirt, weil wir nicht erwähnt hatten, daß in dem Flugblatte gesagt war, mit der Aufhebung des Identitätsnachweises sei der Getreidepreis ‚auch bei reicher Ernte nahezu auf die Höhe des Weltmarktpreises zuzüglich Zoll‘ gestiegen. Diese Behauptung aber wird nur durch die Angabe der Preisspannung zwischen Berlin und London in einem einzigen Jahre zu beweisen gesucht; nämlich durch den Hinweis, daß im Dezember 1894 Berlin um 37,29 M. höher notirt habe als London. Nun ist aber gerade das Jahr 1894 für die Bekräftigung der erwähnten Behauptung nicht brauchbar. Denn der Identitätsnachweis ist erst im Mai dieses Jahres aufgehoben worden, und der russische Handelsvertrag hat damals auch noch nicht seine volle Wirkung gezeigt. In der Preisbewegung der übrigen Jahre und den anderen Monaten des Jahres 1894 hat aber vermuthlich das Flugblatt für seine Angaben keine Stütze zu finden vermocht, sonst hätte es wohl nicht unterlassen, darauf Bezug zu nehmen. Unter diesen Umständen konnten wir uns das weitere Citat erlassen, denn wir hatten es nur mit einer Behauptung zu thun, und die Richtigkeit von Behauptungen der „Nation“ ist doch wahrlich nicht so zweifelsohne daß wir auf dieselben Werth legen könnten und namentlich dann nicht, wenn dieselben, wie in diesem Falle, bestimmt sind, tendenziös zu wirken. Allein ganz abgesehen davon, genügt es für objektive Beobachter vollkommen, wenn wir die von uns in Betracht gezogenen positiven Angaben des Flugblattes der „Nation“ als vollgültigen Beweis dafür in Anspruch nehmen, daß das Inland den Getreidezoll nicht unter allen Umständen in voller Höhe trägt, daß also Berechnungen wie die Mombert'schen auf wissenschaftlichen Werth keinen Anspruch haben.“

Aus diesen erstaunlichen Behauptungen der „Kreuzzeitung“ geht hervor, daß die Schriftgelehrten der „Kreuzzeitung“ nicht bloß falsch citiren, sondern auch nicht richtig lesen können. In dem betreffenden Flugblatt der „Nation“ wird nämlich wörtlich, nachdem die Preisschwankungen bei Weizen im Jahre 1894 herangezogen sind, weiter ausgeführt:

Das Verhältniß hat sich auch seitdem nicht wesentlich geändert; im Dezember 1899 betrug in Danzig die Spannung zwischen Inlands- und Auslandswaare 32,74 Mark; im Juli 1899 war sie dagegen 36,30 Mark. Die Schwankungen beruhen auf Qualitätsunterschieden. Wenn in manchen Gegenden der Unterschied größer ist, so liegt das daran, daß dort die Landwirthe vorziehen, zwar ertragreiche, aber qualitativ erheblich minderwerthige Weizensorten zu bauen.

Ganz ähnlich ist das Verhältniß bei Roggen, der freilich nicht in dem Verhältniß Weltmarktswaare ist wie Weizen; auch sind die Unterschiede in der Backfähigkeit nicht ganz so groß; immerhin enthält die deutsche Waare erheblich weniger Kleber, als harter, glasiger, russischer Roggen. Auch hierbei zeigt sich, daß in den guten Erntejahren 1885 bis 1887 die Spannung zwischen unverzolltem russischen Roggen und Inlandswaare bei 30 Mark Zoll nur 20,27 Mark, 25,40 und 25,56 Mark betrug, bei 50 Mark Zoll bis auf 48,17 Mark in 1889 stieg, in 1892 sich nur noch auf 23,21 Mark belief, obgleich der Zoll für russische Provenienzen auf 50 Mark blieb, dagegen nach Aufhebung des Identitätsnachweises auf 34,08 Mark bei 35 Mark Zoll im Dezember 1894 stieg und sich bis in die letzte Zeit um 33 herum bewegt hat; wegen seines höheren Klebergehalts steht eben russischer Roggen verhältnißmäßig etwas höher im Preise als inländischer.

Angesichts dieser Darlegungen, die sogar auf derselben Spalte des von der „Kreuzzeitung“ herangezogenen Flugblattes sich befinden, schreibt die „Kreuzzeitung“, wie bereits im Vorstehenden mitgetheilt ist:

„In der Preisbewegung der übrigen Jahre und den anderen Monaten des Jahres 1894 hat aber vermuthlich das Flugblatt für seine Angaben keine Stütze zu finden vermocht, sonst hätte es wohl nicht unterlassen darauf Bezug zu nehmen.“

Das Schönste kommt aber noch. In ihrer Nummer vom 3. September, also nur einen Tag, nachdem sie ihren Artikel „Der Freisinn widerlegt sich selbst“ vom Stapel gelassen hatte, bringt dieselbe „Kreuzzeitung“ einen Aufsatz unter der Ueberschrift: „Noch einmal Getreidezoll und Getreidepreise“, und in diesem zwei Spalten langen Aufsatze heißt es an einer Stelle (ich citire abermals wörtlich):

„Erst seit der Aufhebung des Identitätsnachweises, d. h. der Gewährung einer Zollvergütung für alles ausgeführte Getreide ohne den Nachweis seiner Identität mit einer vorher vom Ausland eingeführten Menge, wurde dies (daß nämlich der Getreidezoll nicht voll in den Inlandspreisen zum Ausdruck kam) anders. Von nun an kam der Zoll regelmäßig ganz oder fast ganz in den Preisen zur Geltung, d. h. es war zwischen den Inlandspreisen und den Auslandspreisen eine Differenz um etwa den Zoll vorhanden.“

Hier wird also ganz ausdrücklich die Richtigkeit der Darlegungen des Flugblatts der „Nation“, welche die „Kreuzzeitung“ bis dahin unter großem Aufwand falscher Citate zu bekämpfen gesucht hat, als zutreffend anerkannt. Wohlverstanden: es handelt sich hierbei nicht etwa um eine der beliebten Zuschriften aus dem Leserkreise,

die auch Meinungen wiedergeben können, welche von der Redaktion nicht getheilt werden, sondern um einen Leitartikel der Zeitung selbst, unter dem kein Name steht, für den also die Redaktion die volle Verantwortung selbst übernommen hat.

Nach diesen staunenswerthen Leistungen der „Kreuzzeitung" würde es kaum nothwendig sein, die Polemik noch weiter fortzusetzen; aber da die „Kreuzzeitung", wenn auch der Belehrung schwer zugänglich, doch der Belehrung außerordentlich bedürftig ist, so wollen wir die Lektion gleich noch etwas weiter fortsetzen.

In ihrem Artikel „Der Freisinn widerlegt sich selbst" will die „Kreuzzeitung" „zum Ueberflusse" auch noch darauf aufmerksam machen,

„daß das Flugblatt der „Nation" sowohl ihren Herausgeber als auch sich selbst Lügen gestraft hat."

Dieser Beweis wird folgendermaßen geführt:

„Dr. Barth äußerte am 15. Januar 1891 im Reichstage: ‚Wenn, wie Sie sich täglich überzeugen können, das Preisniveau, das auf dem zollfreien Weltmarkte sich gebildet, ungefähr um die Höhe der bei uns bestehenden Zölle differirt . . .'."

Diese meine Behauptung fand in den damaligen Thatsachen seine volle Begründung und steht mit den Behauptungen des Flugblatts der „Nation" im Einklang, denn es heißt in jenem Flugblatt bei der Darstellung der Preisbildung für Weizen auf dem Berliner Markte:

„Berlin notirte in den Jahren 1889—1891 im Jahresdurchschnitt um 48 M., 46,28 M. und 51,24 M. höher als London."

Die „Kreuzzeitung" fährt alsdann fort:

„Im September 1889 wird in der „Nation" das Bestreben der Freisinnigen betont, ‚die Lebensmittelzölle wieder zu beseitigen, um den Haushalt der weniger wohlhabenden Familien von den Steuern an die Agrarier zu befreien'. Am 7. Dezember 1889 versicherte Herr Rickert, daß die Lebensmittelvertheuerung zum wesentlichen Theile aus den Zöllen folge. In Nr. 27 von 1893 schreibt Dr. Barth in der „Nation", die Getreidezölle bildeten einen ‚Tribut von den Nichtgrundbesitzern an die Grundbesitzer'. Ferner ist die Behauptung, daß die volle Höhe der Kornzölle im Brotpreise zum Ausdruck gelange, in der ganzen freisinnigen Presse und bei allen Wahlagitationen, besonders im Jahre 1890, allgemein verbreitet worden; ja, die Freisinnigen haben ‚Schaubrote' vorgezeigt, um in Volksversammlungen zu veranschaulichen, wie groß das Brot sein würde, wenn die Getreidezölle in Wegfall kämen. Alle diese Behauptungen sind durch das Flugblatt der „Nation" als falsch charakterisirt, und man kann dem Verfasser jenes Flugblattes dankbar sein, daß er — wenn auch ein wenig post festum — dazu beigetragen hat, diesen Schwindel zu entlarven."

Alle diese Behauptungen trafen in jener Zeit, als sie aufgestellt wurden, bis auf das Tittelchen vom i zu. Sie haben ihre allgemeine Giltigkeit nie verloren. Sie stehen zu den Behauptungen des Flugblattes auch nicht im allergeringsten Widerspruch. Der Artikelschreiber der „Kreuzzeitung", der in jenen Ausführungen einen Gegensatz zu den Behauptungen des Flugblattes der „Nation" herausfinden will, zeigt bei diesem Bemühen nur, daß er neben seinen Eigenschaften, falsch zu citiren und nicht richtig zu lesen, auch noch die weitere Eigenschaft besitzt, nicht logisch denken zu können. So viel über den gescheidten Herrn, der die „Kreuzzeitung" mit seinem Artikel „Der Freisinn widerlegt sich selbst" kompromittirt hat.

Nun noch ein paar Worte über den „wissenschaftlichen" Artikel, der die Ueberschrift trägt: „Noch einmal Getreidezoll und Getreidepreise". Bei diesem Aufsatz scheint die „Kreuzzeitung" einen Akademiker bemüht zu haben, um durch allerlei tiefsinnige Betrachtungen einen an sich höchst einfachen Vorgang weniger durchsichtig zu machen. Daß seit der Aufhebung des Identitätsnachweises der Getreidezoll ganz oder fast ganz in den Inlandspreisen zur Geltung kommt, wird zwar unumwunden zugegeben; aber, so wird weiter spintisirt, damit ist noch nicht die Frage entschieden, wie hoch denn die Preise thatsächlich sein würden, wenn der Zoll nicht existirte. Nun ist theoretisch der Fall gewiß denkbar, daß durch die Auferlegung oder durch die Beseitigung von Getreidezöllen nicht bloß ein Einfluß auf die Preise des Landes ausgeübt wird, in dem die Veränderung in den Zollverhältnissen eintritt, sondern daß auch von einer solchen zollpolitischen Maßregel die Preise des Weltmarktes beeinflußt werden. Insbesondere ist es leicht möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß bei Wiederaufhebung hoher Getreideschutzzölle in einem so konsumfähigen Lande wie Deutschland die Preise auf dem Weltmarkte steigen und damit der Anschein erweckt wird, als ob das Ausland bisher einen Theil der inländischen Zölle getragen habe. Aber ein klein wenig tieferes Nachdenken hätte den Gelehrten der „Kreuzzeitung" zu der Erkenntniß führen müssen, daß es sich eben hier nur um einen Schein handelt. Die Herabsetzung oder die Aufhebung von hohen Getreidezöllen wird in der Regel eine Steigeruug des Konsums zur Folge haben; die Steigerung des Konsums bedeutet aber eine Steigerung der Nachfrage; jede Steigerung der Nachfrage trägt endlich die Tendenz in sich, nicht bloß für den inländischen Markt, sondern für den gesammten Weltmarkt die Preise zu steigern. Diese Preissteigerung ist eine gesunde und natürliche, weil sie mit der Entwicklung der Konsumfähigkeit Hand in Hand geht; und es ist ein weiterer Anklagepunkt gegen die agrarische Schutzzöllnerei, daß sie eine gesunde Preisentwicklung, die auch der Landwirthschaft zu Gute kommen würde, erschwert und eine ungesunde protektionistische Preistreiberei befürwortet, die sich nur zum Schaden der einzelnen Konsumenten unter Einschränkung des gesammten nationalen Konsums vollziehen kann.

Aus denselben Ursachen ist es wohl möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß bei Auferlegung oder Steigerung von Getreidezöllen der Weltmarktspreis für Getreide à la baisse beeinflußt wird, und zwar deshalb, weil die künstliche Preissteigerung in dem zollgeschützten Lande den Getreidekonsum in diesem Lande verringert und auf diese Weise die Nachfrage nach Getreide auf dem gesammten Weltmarkte abschwächt.

Es ist ferner denkbar, daß in Folge eines hohen Getreidezolles, besonders wenn derselbe längere Jahre wirkt, die Produktion von Getreide im zollgeschützten Lande künstlich stimulirt wird. Eine Erweiterung der Produktion muß sich aber naturgemäß schließlich in einem steigenden Angebot von Getreide ausdrücken und jede künstliche Vermehrung des Angebots muß einen Druck auf die Preise im zollgeschützten Inlande wie auf dem ganzen Weltmarkte ausüben. Auch darin kommt das Widersinnige der agrarischen Schutzzölle und das auch für die Landwirthschaft Schädliche dieser Schutzzölle zum Ausdruck.

Aber in beiden Fällen ist es irreführend und beruht auf einem ungenügend ausgebildeten Unterscheidungsvermögen, wenn man davon spricht, das Ausland trage einen Theil unserer Zölle. Soweit durch Schutzzölle die Preise des Weltmarkts beeinflußt werden, handelt es sich um eine von den Protektionisten nicht gewollte Nebenwirkung, die das Schuldkonto des Protektionismus nicht vermindert, sondern im Gegentheil steigert, weil es die Unnatur in den wirthschaftlichen Verhältnissen vermehrt.

Für die Position Deutschlands als wirthschaftliche Weltmacht ist im Uebrigen entscheidend nicht die absolute Höhe der Preise, sondern das Verhältniß der Preise auf dem inländischen zollgeschützten Getreidemarkte einerseits und auf dem freien Weltmarkte andererseits. Die Konkurrenzfähigkeit Deutschlands gegenüber England und den Vereinigten Staaten, seinen beiden Hauptkonkurrenten auf dem Weltmarkte, wird gerade dadurch so ungünstig beeinflußt, daß unsere Arbeiter ihren Lebensunterhalt und insbesondere ihr tägliches Brot um den vollen (oder, ganz korrekt gesprochen, um den nahezu vollen) Betrag der deutschen Zölle theurer bezahlen müssen, als die Arbeiter in England und in Amerika. Die Möglichkeit, daß, wenn die hohen deutschen Getreidezölle nicht existirten, die Weltmarktpreise für Getreide vielleicht etwas höher sein würden, und daß die

Aussicht besteht, bei höheren Zöllen die Weltmarktpreise etwas gedrückt zu sehen, berührt unsere deutschen Arbeiter als Produzenten verzweifelt wenig. Sie sagen sich völlig zutreffend: wir sind in unserer Lebenshaltung um jene Zölle, die wir dem Bestreben der Agrarier, ihre Grundrente zu steigern, verdanken, schlechter gestellt als die Arbeiter in den Hauptkonkurrenzländern; das benachtheiligt uns nicht nur als Konsumenten von Brot, sondern zu gleicher Zeit als Produzenten oder Lohnempfänger, denn es schwächt die Konkurrenzfähigkeit deutscher Arbeit gegenüber der fremden Arbeit auf allen Märkten der Welt.

Wir hoffen uns nunmehr auch der „Kreuzzeitung" völlig verständlich gemacht zu haben. Wir trauen ihr so viel Selbsterkenntniß zu, um einzusehen, daß sie eine unverzeihliche Unvorsichtigkeit begangen hat, sich in diese Polemik einzulassen. Die hochmüthigen Redensarten, mit denen sie bei dieser Gelegenheit Zeitungen wie das „Berliner Tageblatt" abzukanzeln versucht, kann man angesichts ihrer eigenen, so deutlich offenbarten Unzulänglichkeit nur mit Ironie lesen.

Was uns veranlaßt hat, im vorliegenden Falle in eine etwas ausführlichere Polemik einzutreten, ist der Umstand, daß sich hier einmal die Gelegenheit bot, die ganze Methode der agrarischen Kriegführung durch ein flagrantes Beispiel zu beleuchten. Die „Kreuzzeitung" ist ohne Frage das hervorragendste konservative Preßorgan Deutschlands. Ich bin auch weit davon entfernt, die Geschicklichkeit zu unterschätzen, mit der sie im Allgemeinen die Interessen der kleinen aber mächtigen Partei vertritt. Um so charakteristischer ist die Leichtfertigkeit und Hilflosigkeit, die in diesem Handel bei ihr zu Tage getreten sind. Ich folgere daraus, daß es um die agrarische Sache, soweit es sich um den „Kampf mit geistigen Mitteln" handelt, verzweifelt schlecht stehen muß.

Theodor Barth.

Die Bauernauswanderung aus Rußland nach Sibirien.

Die Kanzlei des russischen Ministerkomitees (wir würden sagen die russische Reichskanzlei) hat unlängst einen ausführlichen Bericht herausgegeben über „Die Kolonisation Sibiriens in Verbindung mit der Uebersiedelungsfrage überhaupt". Der Bericht gibt eine vollständige Geschichte dieser Frage und viel werthvolles statistisches Material. Unter anderem erhalten wir auch eine Uebersicht über die von 1851 bis 1900 herausgekommenen gesetzgeberischen Bestimmungen über das Uebersiedelungswesen, sowie über den gegenwärtigen Zustand der Kolonisation von West- und Centralsibirien, der Kirgisensteppe, des Altai und der Amurprovinz.

Aus diesem weitschichtigen Bericht soll und kann hier nur das Allerwichtigste hervorgehoben werden, nur das, was die ganze merkwürdige Rückwanderung der russischen Bauern nach Asien, das die Russen als ihre Urheimath betrachten, charakterisirt. Das Hauptmotiv dieser Auswanderung nach Asien ist ökonomischer Natur. In demselben Maße, wie sich die Bevölkerung vermehrt, vermindert sich natürlich die auf den Einzelnen entfallende Ackerfläche. Und da sich die Bevölkerung gerade in den fruchtbarsten Landstrichen am raschesten vermehrt, wird die Auswanderungsfrage in diesen Provinzen, wo der Bauer am längsten an mühelose Ausnutzung des Bodens gewöhnt war, sich am stärksten geltend machen. So kommt es, daß die Uebersiedler aus den mittleren Provinzen Rußlands, aus den sogenannten Schwarzerdeprovinzen und ihrer Fortsetzung im Südosten, aus den Gouvernements Simbirsk, Samara, Saratow, Ufa, Orenburg, zum Theil auch aus Kasan und Nischegorod, in dem Zeitraum von sieben Jahren, von 1887 bis 1894, bis 21,5 Proz. im Jahre 1898 allein nahezu 16 Proz. der Gesammtzahl der Auswanderer ausmachen. Je nach Maßgabe der immer häufiger auftretenden Mißernten steigt oder sinkt der relative Prozentsatz der Uebersiedlerzahl.

Während so einerseits der Reichthum an noch anbaufähigem Ackerboden die Uebersiedler aus den Gouvernements, wo es an Boden zu mangeln beginnt, nach Sibirien zieht, lockt andererseits die Aussicht auf Arbeit alljährlich beträchtliche Massen von Landarbeitern nach den südlichen Gouvernements, wo es an Arbeitskräften mangelt, nämlich in die Steppengouvernements Bessarabien, Cherson, Taurien, das Land der donischen Kosaken und Astrachan. Der Prozentsatz der aus den oben genannten Gouvernements nach Sibirien übergesiedelten Bauern betrug in den Jahren 1887 bis 1894 2 Proz. aller Auswanderer aus Rußland nach Sibirien; im Jahre 1897 war er aber schon auf 10 Proz. gestiegen, im folgenden Jahre 1898 allerdings wieder auf 3 Proz. herabgesunken. Von derselben Unbedeutendheit war auch die Zahl der bäuerlichen Uebersiedler nach Sibirien, die aus den südwestlichen Provinzen des Schwarzerderayons, nämlich aus den Gouvernements Kiew, Wolhynien und Podolien kamen, wo der Prozentsatz in den sieben Jahren 1887—1894 nur zwei ausmacht.

Wie schon gesagt, haben die Mißernten auf den Prozentsatz der Auswanderung den mächtigsten Einfluß ausgeübt. Das zeigt sich am deutlichsten an der Zahl der aus den Hungerprovinzen ausgewanderten Uebersiedler. So betrug im Jahre 1890 die Zahl der aus dem Gouvernement Tschernigoff nach Sibirien Uebergesiedelten nur 152 Seelen beiderlei Geschlechts, im Jahre 1891 aber schon 3 965 Seelen, im Jahre 1896 war sie sogar auf 36 198 Seelen beiderlei Geschlechts angewachsen. Aehnlich steht es im Gouvernement Pensa, wo das Verhältniß sich so darstellt: im Jahre 1890 nur 555 Seelen, im Jahre 1891 schon 2 009, im Jahre 1895 aber bereits 23 119 Seelen. Dasselbe Bild im Gouvernement Pultawa: bis 1890 nur 466 Uebersiedler, im Jahre 1892 schon 8 107 Seelen, im Jahre 1896 aber 38 436 Seelen. Aehnliche Verhältnisse weist auch das Gouvernement Samara auf, wo im Jahre 1898 die Zahl der Uebersiedler 13 523 Seelen betrug gegenüber nur 1 026 im Jahre 1897. Dieselbe Erscheinung auch in den übrigen Schwarzerde-Gouvernements, nur daß in den Gouvernements Kursk und Tamboff die Zahlen der Uebersiedler nach 1891 nur in geringem Grade zugenommen haben.

Die nicht zum Schwarzerderayon gehörigen Provinzen, also die centralen Industriegouvernements zusammen mit den Nord- und Westgouvernements haben eine weniger beträchtliche Zahl von Auswanderern nach Sibirien aufzuweisen, was davon herrührt, daß es in diesen Gouvernements außer der Landwirthschaft auch noch andere Erwerbszweige gibt. Dagegen haben in den Jahren 1870—1879 die Wolgagouvernements Wjätka und Perm die größte Auswandererzahl nach Sibirien geschickt. Hier lag der Grund nicht im absoluten Mangel an Ackerland, sondern vielmehr in der steigenden Ertragsunfähigkeit des Bodens, die, nach dem offiziellen Berichte, eben selbst wieder nur die Folge seiner jahrhundertelangen schlechten Bearbeitung und mangelhaften Düngung ist. In den letzten Jahren haben diese Gouvernements der Mißernten ihren Rang in Bezug auf die Masse ihrer Uebersiedler nach Sibirien abgetreten an die Gouvernements außerhalb des Schwarzerderayons im Westen, an die Gouvernements Wilna, Grodno, Kowno, Mohilew, Witebsk und Minsk. Bis zum Jahre 1895 hatte deren Uebersiedlerzahl nur 1 Proz. der Gesammtübersiedlerzahl gebildet, im Jahre 1898 schwoll sie zu 14,7 Proz. an. Der Grund dieser Erscheinung wird in der auch in diesen Gouvernements überhand nehmenden relativen Uebervölkerung gesucht.

Eine Uebersicht über die Zahl der ins asiatische Rußland ausgewanderten Uebersiedler ergibt folgende Resultate.

Zunächst eine Uebersicht über den Zeitraum von 1885 bis 1893:

Ins Gouvernement Tobolsk	26 000	Seelen,
" " Tomsk	244 000	"
" " Jenissei	25 000	"
" " Irkutsk	600	"
In die Provinz Akmolinsk	4 000	"
" " " Semipalatinsk	11 000	"
" " Amur- und Ussuriprovinz	16 000	"
Zusammen	326 000	Seelen.

Eine Uebersicht über die Einwanderung in diese selben Gebiete ergibt für den Zeitraum von 1894 bis 1899 folgende Zahlen:

Ins Gouvernement Tobolsk	120 000	Seelen,
" " Tomsk	400 500	"
" " Jenissei	74 000	"
" " Irkutsk	3 000	"
In die Provinz Akmolinsk	150 500	"
" " " Semipalatinsk	8 500	"
" " Amur- und Ussuriprovinz	18 000	"
Zusammen	774 500	Seelen.

Man sieht, drei Viertel der gesammten Einwanderung ins asiatische Rußland lassen sich in den Gouvernements längs der sibirischen Eisenbahn nieder und zwar hat diese Einwanderung längs der Eisenbahn im Zeitraum von 5 Jahren die enorme Zahl von einer halben Million erreicht! Und diese Zahlen sind noch fortwährend im Wachsen begriffen!*)

Seit den neunziger Jahren hat die Regierung sehr viel Nützliches für die Regulirung der Uebersiedelungsbewegung und deren Erleichterung gethan. Sie hat ein Institut von Uebersiedelungsbeamten organisirt, Reisedarlehen, Transporterleichterungen eingeführt und Sanitäts- und Verpflegungsstationen gegründet.

Nach der Ansicht des Regierungsberichtes führen alle gewonnenen Nachforschungen zu dem Schlusse, daß das Ziel der Uebersiedler, in Sibirien bessere Lebensbedingungen zu gewinnen, durchaus erreicht ist, sie haben sowohl in Bezug auf Landwirthschaft als Viehzucht in Sibirien es weiter gebracht, als im europäischen Rußland. Die Frage ist, ob oder welchen Einfluß in Bezug auf Landwirthschaft die Neuansiedler auf die erbeingesessenen Altsiedler ausüben, die vor hundert oder zweihundert oder mehr Jahren in Sibirien eingewandert sind. Die Ansichten darüber lauten verschieden. Nach den Einen ist dieser Einfluß gleich Null, nach Anderen wieder haben die Neusiedler die Altsiedler, besonders im Altai, mit vielen neuen Handwerksvortheilen bekannt gemacht, bessere landwirthschaftliche Geräthe eingeführt, und die Vermischung mit dem rassenfremden Eingeborenenelement verringert.

Was den sibirischen Reservefonds an Land betrifft, so muß die Kolonisationskommission in Zukunft wesentlich zwei Gesichtspunkte ins Auge fassen: erstens die Auffindung und Bekanntmachung derjenigen Distrikte, die sich wegen ihrer geographischen Lage oder wegen ihrer topographischen Eigenthümlichkeiten nicht zur Landwirthschaft eignen, sodann aber muß sie insbesondere darauf achten, daß der altansässigen Bevölkerung Sibiriens die Benutzung des Bodens nicht ferner verkürzt werden darf. Die Ungeeignetheit eines Bodens kann unter Umständen vorübergehender Natur sein, die Altansiedler aber werden nach und nach in Folge des Bevölkerungszuwachses so wie so in der Bodennutzung eingeengt werden und derjenige Theil der Ureingeborenen, der noch jetzt nomadisirt, wird naturgemäß mehr und mehr genöthigt werden, zur Seßhaftigkeit überzugehen.

Herm. Brunnhofer.

*) „Nach Mittheilungen sibirischer Zeitungen", schreiben die „Peterburgskija Wjedomosti" (Petersburger Nachrichten) des Fürsten Uchtomskij vom 13. (26.) August d. J., „erwartet man in Krassnojarsk einen großen Zug von Uebersiedlern, die in die Amurprovinz wollen. Es sind hauptsächlich Kosaken sammt ihren Familien vom Kuban und Don, zusammen 20 000 Seelen." Dieses Faktum gewinnt nach den Worten jener Zeitungen seine volle Bedeutung erst im „Hinblick auf die Nothwendigkeit, die Kosakenniederlassungen an der chinesischen Grenze zu verstärken."

Aus unserem Citatenschatz.

Tacitus und Gumbinnen.

Credunt plerique militaribus ingeniis subtilitatem deesse, quia castrensis jurisdictio secura et obtusior ac plura manu agens calliditatem fori non exerceat.

Zu Deutsch:

Gar viele sind der Meinung, militärischen Köpfen fehle das feinere Unterscheidungsvermögen, weil die ungenirte Militärgerichtsbarkeit mit ihrem oberflächlichen und summarischen Verfahren die geistige Gewandtheit des bürgerlichen Gerichts nicht ausbilde.

Tacitus: Agricola IX.

Aus Wilhelm Raabe's Kanzlei.

. . . „in Bützow an der Warnow ist mir allmählich das Kleinste zum Größten und das Größte zum Kleinsten geworden, und wenn ich von meinem Museo aus den Gang der Dinge betrachte, so gehört es nicht zu den geringsten Vergnügungen, zu sehen, wie der Spaß den Ernst ablöset, und wie die Welt ein gar jokoses und amusantes Theatrum sein kann, vor welchem nur die Allerweisesten und die Allerdümmsten mit unbewegter Miene sitzen dürfen", der nachdenksame Herr Konrektor Eyring sagt das in Wilhelm Raabe's Buch von den „Gänsen von Bützow". Mit ganz den gleichen Worten, nur daß man statt Bützow Braunschweig setzt, könnte das Wilhelm Raabe selbst gesagt haben. Und wir denken ihn uns dabei dergestalt, wie ihn Fechner treu und liebevoll sinnend im Bilde gezeigt hat: im stillen Bücherwinkel, eng versponnen vor dem Schreibgeräth, mit behaglichem Schlafrock, dem Genossen langer Jahre, sorglich angethan, heimisch und häuslich; aber in dem niederdeutschen Gesicht schauen die Augen in die Weite, aus dem Museo, aus dem Gehäus hinaus in das kribbelnde Menschenwesen, und um den Mund voll säuerlicher Schalkheit, Wehmüthigkeit und Eigensinn spielen allerlei Betrachtsamkeiten.

Ein gutes Wort wäre das auch für den verhängnißvollen achten September, der diesem Humoristen und lächelnden Spektator des Eitelkeitsmarktes das zweifelhafte Vergnügen bringt, als gefeierter Jubilar und greiser Dichter in dem bewährten „Jahre des Psalmisten" eine Sündfluth der Druckerschwärze über sich ergehen und sich aufs neue von seinen lieben Deutschen ewige Liebe und ewige Treue schwören zu lassen. Die Welt mag ihm freilich an diesem Tag, da alle Feuilletons in seinem Lobe einig sind, um von da an für immer von ihm zu verstummen, bis es den letzten Dienst gilt im Gefolge des „Schüdderump", „ein gar jokoses und amusantes Theatrum" scheinen. Aber auch Bitterkeit mag sich in das Schauspiel mischen, wenn er die eifrige Belesenheit der emsigen Herolde sieht und statt des angemessenen und der Würde des Tages geziemenden Sinns für Feierlichkeit, werden ihm Gedanken kommen, wie sie sich ihm vorzugsweise dann einstellten, wenn er nach dreißigjährigem Intervall eins seiner Bücher, späte, sitzengebliebene Mädchen, zur zweiten Auflage einkleidete: „Findet es jetzt noch Leser, so werden die sich ausmalen

können, mit welchen sauersüßen Gefühlen der Verfasser es in die Welt von heute hinausschickt."

Der Spruch „Leser, wie gefall ich Dir, Leser, wie gefällst Du mir" hat in der Raabebücherei keineswegs eine beide Parteien befriedigende Antwort gefunden. Raabe haderte immer mit seinen Lesern, und er zog und züchtete mit den Jahren eine immer künstlicher, wunderlicher geschnittene, stachlige, krausverwachsene Hecke um sich, den Meister Autor und seinen versunkenen Garten, und nur die ganz Gläubigen durften hindurchschlüpfen, denen alles Fabuliren und jegliches Arabeskenwerk des Einfalls Weisheit und geistreiche Zierde war. Ein Kreis Altgetreuer hält nun da mit ihm gut Haus, und es wird da sein, wie in den Beschaulichkeitswinkeln, die Raabe so liebevoll geschildert: wie in der Katzenmühle, wo die Zeit stille steht und über das rastende epheuumsponnene Rad die Tropfen in der Sonne fallen, Welteinsamkeit, wo alle Lebenskämpfe überwunden sind in Einfalt und Stille und den zur Ruhe Gekommenen nichts mehr geschehen kann; es kann aber auch irdischer still vergnügt zugehen in fröhlich feuchter Weisheit bei einem guten Tropfen, wie in der Stube des Vetter Wassertreter, des Inspektors der Wege im Besonderen und des menschlichen Lebens im Allgemeinen, wo de omnibus rebus et quibusdam aliis diskutirt wird und der Weisheit letzter Schluß nicht silbenstecherische Worte sind, sondern eine dichte Rauchwolke aus der Pfeife und ein tiefer Zug aus dem Krug: wie man's verraucht, verschläft, vergeigt . . .

So hatte ich's in der Erinnerung, so war es mir lieb, und wenn ich daran dachte, bekam ich Heimweh. Wie ein sicherer Zufluchtsort aus Kälte und Wirrniß schien mir die Welt dieser Raabebücher. Jetzt habe ich — der siebzigste Geburtstag brachte mich, wie ich bekennen muß, auf den Weg — wieder über die Hecke gesehen und wollte auch hinein zu den verschnörkelten Gängen und dem wunderlichen Gartenwesen und den wie die Bienen summenden Schrullen und zu den drolligen, lächerlichen, rührenden alten Burschen, dem Meister Corvin und seinen Gesellen, aber es war gar anders geworden. Die Raabewelt lag noch da, wie ich sie einst verlassen hatte, aber meinen Augen erschien jetzt so viel verzerrt und fratzenhaft, kein Theatrum mundi war da mehr, sondern ein Guckkasten, von einem griesligen, launischen Wundermann aufgestellt; die Stimmung der Beschaulichkeit kam wohl auch noch aus den Büchern vom Hungerpastor und von dem aus Abu Telfan heimgekehrten Landfremden, aber nur zu häufig schien diese Beschaulichkeit reichlich schwatzhaft und jeder kleine Gedankenzettel in ein verdrießlich anspruchsvolles Atrappenwerk zehnfach verpackt.

Das war ein schlechtes Wiedersehen; statt des Friedens, der aus diesen Seiten kommen sollte, wuchs die Ungeduld; statt des Schweigens, das leise und lindernd sprechen sollte, rückten breitgesponnene Exkurse über Staats- und gelehrte Sachen, Wissensfetzen aus den Zettelkästen aller Fakultäten heran, und die Atmosphäre träumerischer Waldwinkel ward verdrängt durch den Moderduft von Büchern und Papier. Als aber die letzte Seite zugeschlagen war und sich der Berg Notizen mit all den schlechten Censuren und Beschwerdebogen und Admonitionen fast so gehäuft hatte wie die opera omnia in der buntscheckigen Tracht ihrer verschiedenen Verlage, da schob ich beide, die opera omnia und die litterarischen Handakten weit fort und jetzt war's so, wie ich am Anfang sagte, da sah ich wieder den Sinner dieser Geschichten in seinem Poetenwinkel und alles um ihn war so, wie ich's mir früher gedacht hatte.

Das Wunderliche, Liebliche, Närrische der Menschlichkeiten geht von ihm, von seiner Persönlichkeit stärker aus als von seinen Büchern. Die Vorstellung, unser Gefühl für das Eigenthümlich-Raabesche, für den Menschen, der so in die Welt sieht und das Weltbild in dem kleinen Spiegel seiner Kammer sich zurückfängt, der auf die Gasse Acht gibt und nach den Sternen schaut, „im engsten Ringe, im stillsten Herzen weltweite Dinge", der den Spuren der Größten folgend, im Alltag das Ewige spürt, ist unvermindert, aber es ist persönlich-stoffliches Interesse. Uns ist der Mann, der hinter diesen Büchern steht, in seiner kleinmeisterlichen Deutschheit werther als sein Schreibewesen. Ein Sinnirer ist er voll Menschlichkeit und Lebenssachen, in dessen geschweiften Laden wir gern kramen, aber ein Künstler ist er nicht. Und auf das Künstlerische haben wir jetzt schärfer achten gelernt. Und diese Erkenntniß vom Guten und Bösen ist's, die den Weg zu dem „Versunkenen Garten" Raabe's uns jetzt schwer und mühsam macht . . .

* * *

Raabe ist mehr ein Betrachter als ein Bildner, er geht vom Grübeln aus und nicht vom Schauen; seine Gestalten sind nicht psychologisch erfaßte Individuen, sondern allgemein umrissene Repräsentanten verschiedener Lebensauffassungen, alraunenhaft und golemmäßig, die zum Austrag ihrer Meinungen gegen einander geführt werden. Diese Repräsentanten kehren in verschiedenen Variationen in Raabe's Büchern immer wieder, und an ihnen erkennt man Raabe's Vorstellung von der Welt.

Der Vertheidigung gegen das Leben gilt die Sache und jener unsichtbaren Loge der Edleren, die sich gegen die Niedertracht des Tages, gegen die Gier und die Hetze zusammengethan, die das Leben dadurch überwinden und groß und frei werden, daß sie nichts mehr von ihm begehren: „sie sitzen still und still ist's um sie her, sie verlangen nicht mehr".

Vita contemplativa ist das Ziel, und wenn auch manches Mal im Hungerpastor von Waffen und Kampf die Rede ist, das Höchste scheint doch dieser Welt, in die Ruhe einzugehen, aus einem Handelnden ein Betrachtender zu werden, von der lärmvollen Bühne in das stille Museum zu flüchten, darinnen Hieronymus im Gehäus der Schutzpatron ist.

Von dieser Stimmung wird ausgegangen und aus ihr heraus werden nun erst die darstellenden Menschen gemacht: Spieler und Gegenspieler, Vollendete und Novizen, Führer und Jünger.

Lehr- und Wanderjahre sind viele dieser Geschichten und an ihrem Ziel steht die Herberge der Einkehr. Das kann die Katzenmühle sein, aber auch die Hungerpfarre von Grunzenow an der Ostsee, wo alle Hoffnungen und Entwürfe im stillen Selbstbescheiden zur Ruhe kommen.

Raabe's Lieblingsgestalten sind die, die ihren Hafen erreicht haben, und mannigfach variirt er ihre Art. Er stimmt diese Beschaulichkeit in leis schwingende wehmüthige Lyrik in jener lieben Frau von der Geduld, der Frau Claudine, die auf unhörbaren Sohlen gleitet, die aus dem größten Schmerz sich das reichste, liebevollste Herz gerettet und leidend so viel gelernt, daß sie jedem fremden Trübsal ein großer Trost ist. Und an ihrer Seite geht Phoebe, die Phoebe der „Unruhigen Gäste", voll Bethesdastimmung, die gesegnet ist und ein Segen wird.

Die Stimme Gottes ist im Säuseln, an das Bibelwort denkt man bei diesen barmherzigen Schwestern des Lebens und ihnen verwandt sind die beiden guten Hirten, der greise Pfarrer Tillenius, der drei Menschenalter den Fischern am Wasser gepredigt und Johannes Wacholder, der die Chronik der Sperlingsgasse schrieb, und wunschlos fremdes Glück bereiten half.

Diesen Führern folgt die lange Reihe der Lebenseremiten, die ohne Hauptpersonen zu sein, doch in allen Raabebüchern eine große Rolle spielen, weil er in ihrer behäglichen Auspinselung seinen eigenen Beschaulichkeitsvorstellungen ein Fest geben kann. Er schwelgt in der Schilderung all dieser friedlichen Existenzen, die sämmtlich ihm auf dem Fechner'schen Bild gleichen, äußerlich im Schlafrock, in der schlichten Gemüthlichkeit des Gemaches, der beglückenden Enge unter abgegriffenen Büchern, innerlich im stillen Sinnen.

Diese alten Herren haben Berufe, die an sich durchaus nicht immer so beschaulich sind, aber episch immer beschaulich wirken, sie sind Privatgelehrte, Botaniker, Käfersammler, würdige Scholarchen, Superintendenten, Magister, die die

Folianten wälzen. Im Preis des Sänftlichen weltabgewandter Gelehrsamkeit kann sich Raabe nicht genug thun; um seine Lieblingswirkung noch tiefer zu haben, kehrt er in die Schreibstuben und Kanzleien der vergangenen Zeiten und blättert in den Bilderbüchern früherer Jahrhunderte. Er sieht den alten teufelsbannenden Theologen über die Schulter, wenn sie ihre voluminösen Bände de Daemonibus mit kratzendem Kiel schreiben, er sitzt neben dem hochgelahrten M. Georgium Rollenhagen, als der den Froschmäuseler skandiret, und er hat sein staubiges Ergötzen am dogmatischen Curialwerk- und Gewirr, dem „pulverem scholasticum", des sechzehnten Jahrhunderts. Doch neben der nachdenklichen Gelehrsamkeit hängt seine Zuneigung am nachdenklichen Handwerk, „alle Beschäftigungen, die goldene Träume geben können, sind gut", sagt er; das Meistersingerliche, Hans Sachsesche thut es ihm an, er liebt die Schuster, deren Schuhe drücken und die von Eleganz nichts wissen, die aber im Licht ihrer leuchtenden Kugel an ihren Gedanken sinnen und spinnen, die Uhrmacher und kunstreichen Mechaniker die vor ihren wunderlichen Radwerken und Getrieben Schöpfer und Geschöpf eigener Welten scheinen. Das Nicht von dieser Welt sein steigert Raabe dadurch, daß er seine reinsten Menschen blind sein läßt, oder daß er die Armuth im Geiste rühmt, wie in jener poetisch empfangenen Gestalt des Gott wohlgefälligen Narren, an dem er seine Sehnsucht nach einem träumerischen weltfernen Derwischglück am tiefsten fühlen ließ, dem schwachsinnigen Schneider Cölestin Täuberich, der zu Mar Saba im Kidronthal einschlief und zu Braunschweig in der Kesselstraße aufwachte.

Diesen Guten setzt Raabe die Feinde gegenüber. Das sind die eitelen, gefühlsleeren Streber, die Lauen, die Egoisten, die Kaltherzigen, Stumpfen, die beschränkten Spießerseelen, die in mannigfacher Spielart erscheinen, in ihrer harmlosesten Form als die klatschigen, kleinlichen, enggesinnten Kleinstädter, die Bürger des Dräumlings, die Honoratioren von Nippenburg; in ihrer gefährlicheren Form als die alles höhere, Geistige verneinenden „blassen, froschkalten, kahlen, pomadisirten, genußsüchtigen, nüchternen" Vortheilsjäger, die Knackstert und die Scriever, Moses Freudenstein, ein Sproß von Gustav Freytag's Veitel Itzig, bis zu ihrer aller Krone dem verschlagenen Pinnemann, den Raabe's schmerzliche Erbitterung gegen die Spottgeburten der Gründerzeit entbinden half: „diese halbgebildete Böswilligkeit, dieses impotente Geifern der Nichtigkeit, gegen das Wahre und Schöne, gegen jede Hoffnung und Opferlust sind das Schrecklichste, was die Civilisation in ihrem Schoß erzeugt".

Und noch eine dritte Gruppe ist typisch, Raabe hat sie wie die erste zu seiner Rechten gestellt, sie sind mit Vertheidiger hohen Gutes; als Ritter vom Geist halten sie neben den Stillen, als Wehrstand neben den Quietisten; sie sind Humoristen ihrem Wesen nach, sie wissen aber auch den Witz zu brauchen als Waffe gegen die zudringliche Welt. Das sind die guten Mephistos, die ihren Schabernack und ihre Eulenspiegelein treiben, sich und andere ironisiren und wie Shakespearesche weise Narren die Unbequemen mit Sentenzen, Parabeln, Wortspielen und teuflischer Zungenvolubilität todtstechen. Ihr mottofroher Erzeuger, der sich bei ihrer faltenreichen parodistisch gravitätischen Suada mit reichlichem Spickwerk aus allen Kollegien der Universitas litterarum, ebenso wohl behagt, als bei dem nicht so blühend in Zungen redenden Kontemplativen, gab ihnen als Geleitwort den Spruch: Im Blick auf das Ganze scheint der doch der stärkere Geist, der das Lachen als der, der das Weinen nicht halten kann. Der Karrikaturenzeichner Strobel steht hier neben dem Sumpfmaler Häseler, der den Dräumling, den satt bequemen Philistersumpf in seiner trägen Verdauungsruhe mit seinen geschliffenen Pfeilen störte und gleich E. Th. A. Hoffmann's Anselmus aus dem „goldenen Topf", eine schöne Prinzessin von enger Alltäglichkeit erlöste und mit ihr in ein Phantasieland flog. Und eine Frau gesellt sich ebenbürtig hinzu, die weise überschauende Tante „Kennesiealle" aus dem Buch vom „Kloster Lugau", das gleichfalls von der Kollision der feindlichen Welten handelt und „Krieg den Philistern" predigt. Wie das Nest Nippenburg gegen die Katzenmühle, wie der Dräumling gegen das Reich Phantasia ist, so widerstrebt die engherzige Fraubaserei Wittenbergs dem freien Geist menschlich verstehender Humanität, der auf der Kepplerhöhe herrscht, auf der diese Aufrechte gut Regiment und gut Wetter spendet und die noch Tastenden und im verworrenen Leben Zappelnden sicher in ihr klares Licht leitet, daß sie erkennen, was ihnen frommt.

„Innere Beschaulichkeit ist meine Force", sagte der Onkel Wassertreter. Und Raabe sagt es auch, aus ihr stammen alle seine menschlichen und litterarischen Züge. Die Liebe in den „heiligen Born" der Vergangenheit zu tauchen, romantischen Fernen, wunderbaren Schicksalen, räthselvollen Sternen und verschlungenen Wegen nachzuspähen. Aus diesem Einspinnen ergab sich aber auch die bedenkliche Einseitigkeit, die ihn dekretiren ließ, das Poetische sei gleichbedeutend mit dem Alterthümlichen, die ihn wie Justinus Kerner über die Eisenbahnen greinen ließ, die Fabriken verfluchen, einen Hymnus auf das „Alte Eisen" anstimmen und nach dem Hippogryphen rufen, der ihn zu der Vorwelt Wundern führen soll, zu dem „alten romantischen Land" mit Oberon, Rezia und Scherasmin. Um wieviel näher liegt uns da doch die höhere latente Poesie Gottfried Keller's, der immer eine Scheu vor dem landläufig als poetisch Geltenden, Bequem-Schönfühligen und Schönrednerischen hatte. Hier merkt man, daß Raabe nicht fest auf seinen Füßen steht und daß die inneren Organe seines Schauens doch nicht voll der Tiefe und Stärke sind, daß sie neues Eigenthum der Dichtung erwerben und in eigener Werkstatt neu prägen. Ein Erbe ist er, er verwaltet überkommenes Gut und ein kundiger litterarischer Expert könnte leicht die Heimath seiner Requisiten nachweisen, die Meisterateliers der Romantiker, die Zauberküchen, Studios, Büchereien und Rumpelkammern, wo er lauschend gesessen. E. Th. A. Hoffmann und Jean Paul haben ihn genährt. Sie haben seine Augen berührt, daß sie in seltsamen Brechungen das Weltbild empfingen, und sie haben auch seine Hand geführt zu dieser merkwürdig geschnörkelten Kanzleifraktur der Gefühle, zu den kapriziösen Randeinfällen und kurieusen Perioden, zu diesen weitausholenden Exkursen mit schweifigem Barockrahmenwerk.

Die glänzend gespitzten Epigramme des Athenäums, die von Jean Paul's „pikanter Geschmacklosigkeit" sprechen, den „grotesken Porzellanfiguren seines wie Reichstruppen zusammengetrommelten Bilderwitzes", seinen „bleiernen Arabesken in Nürnberger Manier", treffen und charakterisiren auch Raabe's Art.

Ganz im Sinne jener Meister ist seine Lieblingsmischung aus Romantik und Alltag, aus Phantastik und Philisterium. Krieg den Philistern hat Raabe allerdings angekündigt, da waren aber die Philister des Geistes gemeint, wie sie Clemens Brentano's Vernichtungsrede an die Wand malte, die öden Seelen. Es gibt aber noch ein anderes Philisterium: das der klein bescheidenen, umbuchteten Existenz, der Werkstatt und der Schreibstube, der Zärtlichkeit für den abgenutzten altväterischen Hausrath, für „Bierkrug, Kaffeekanne, Strickstrumpf und Tintenfaß". Und an dies Häuslich-Schlafrockmäßige, Ofenbankseßhafte wob deutsches Fühlen immer gern Spekulatives, Fabulirendes, Phantastisches: „die Seele schwingt sich in die Höh', der Leib bleibt auf dem Kanapee".

Dies Spazieren an den Grenzen, die Ewigkeit sich in einer blechgefaßten Fensterscheibe einzufangen, über die Unsterblichkeit zu meditiren und dabei den Geruch des Waffelkuchens einzuathmen, den die Frau nebenan in der Küche bäckt, wie Jean Paul es that; auf der Leiter auf- und niederzusteigen, die „vom Sandkorn zu Gott, von Sirius zum Strickstrumpf" führt ist voll paradoxen Reizes. Da ist Raabe nun ganz in seinem Element. Er führt in die Schusterwerkstätte und füllt sie mit Jacob Böhme'scher Dämmerung; in die Gewölbe und Krambuden der ent-

legenen Gassen, in die Trödelecken, in das Siechenhaus, über holprige Treppen in Mansarden voll reinlicher Aermlichkeit; in verschollene Gasthäuser von „alterthümlich-verraucht ehrbarer Gediegenheit“ mit Kegelbahn und kauziger Tafelrunde in der Honoratiorenstube, in die gemüthliche Verwahrlosung alter Hagestolzennester, in Kleinstaaterei, in Krähfelderei und Krähwinkelei. Er führt in die Apothekenhinterstübchen mit den Großvaterstühlen, der Servante mit Tassen, altmodischen Gläsern, ausgestopftem Gethier und er läßt in diese summende Häuslichkeit Blutstuhl- und Henkerromantik hineinspuken, er läßt die Base Schlotterbeck, die Wäscherin und Flickerin Gestorbene wandeln sehen und er malt dabei mit kleinmeisterlicher Liebe die Realitäten aus bis auf die Pfeifenköpfe, und es geht, wie im Curriculum vitae des Froschmäuselerdichters: „nicht bloß mit Baum, Blum und dem, was da fleugt und kreucht, wird Zwiesprach gehalten, nein auch Landesknechte, Fuhrleute, Förster und Bauern, Bürger und Gelehrte wissen zu erzählen, und wie jeglich Vöglein, so singt auch jeglich Menschenkind aus einer anderen Tonart, die Nachtigall anders als der Kuckuck und der Herr Pastor, der eben mit einer lateinischen Standrede um ein Nachtquartier gebeten wurde, anders als der Zigeuner, der mit einer gestohlenen Gans in der Abenddämmerung aus einem Dorf hervorschleicht“. . .

Das wäre nun gewiß gar schön und nützlich zu lesen, wenn wir uns mit diesem vielfältigen schnörkeligen Wesen allein abfinden könnten, aber Raabe genügte das nicht. Er hat über die wunderlich und überaus künstlich zusammengepappte Puppenspielerwelt seiner Bücher noch ein mühvoll verschlungenes Spinnennetz gewoben aus eigenem Antheil und eigener Reflexion. Es ist, als ob er seinen Leuten ihre Aussprache und ihr breitbehagliches Plätschern in Meinungen und Sentenzen nicht gönnt. Er muß auch dabei sein, der Autor muß mitreden und das letzte Wort haben. Wie in den Büchern der Romantik tritt er alle Augenblicke herfür, wendet sich bedächtig ad spectatores und hält seinen Sermon. Was aber in der Romantik Stil hatte, was ein ironisches, im letzten Grunde doch immer der Form sicheres souveränes Spiel war, sprengt hier jeglichen Stil, der Strom wird uferlos und die Stromschnellen der sich überstürzenden Reflexionen schleudern den Leser hin und her, daß er Ohrensausen bekommt.

Wie die Innerlichkeiten Raabe's sich aus der Beschaulichkeit herleiten ließen, so auch alles Aeußerliche. Diese Technik ist Beschaulichkeits- und Feierabendtechnik. Sie fängt am liebsten mit dem Anzünden der Lampe, dem Zurechtlegen des Papiers, dem Schneiden der Feder an. Diese Blätter müßten eigentlich alle mit dem Gänsekiel geschrieben sein. Sie vermeidet ängstlich alles, was nach litterarischer, kunstmäßiger Arbeit aussehen könnte, und will die Illusion des zwanglosen Merkbuches erwecken, der fliegenden vergilbten Blätter mit verblaßtem Band umwunden, der Familienchronik, in der mancherlei Hände am Werk waren und die Generationen sich spiegeln. Wird statt dieser Art die Kapitelform der Erzählung gewählt, dann kommt die Beschaulichkeit dadurch zu ihrem Recht, daß Raabe zwischendurch wie ein redseliger Postillon mit seinen Passagieren plaudert, von seiner litterarischen Laufbahn erzählt, seine eigene Technik glossirt, pro domo spricht, captationes benevolentiae drechselt, Besserung gelobt und verspricht, daß das nächste Kapitel „netter“ werden wird. Auch mit Expektorationen und Apostrophirungen wird nicht gespart, die Musen werden angerufen, die Götter der Ober- und Unterwelt, der Kulturvölker und der Barbaren, die Schutzheiligen von Paddenau und von Abu Telfan auf dem Mondgebirge im Tumurkilande und die Göttin des Durcheinander.

Am behaglichsten läßt sich aber diese Technik gehen, wenn sie vom Wege der Erzählung schweifend rechts und links in großer Botanisirtrommel sich Lesefrüchte sammeln und sie wohlgefällig sichten und klassifiziren kann. Die gleiche Beschaulichkeit, die in der Charakteristik die gelehrten Berufe mit ihrer Welt- und Gegenwart abgewandten still versonnenen Bücherthätigkeit liebt, führt in der Technik zu Exkursen, Parallelen, Scholien, Glossen, Dissertationen.

Eine krause kanasterräuchrige Polyhistorie, dumpf und stockfleckig, treibt ihr Wesen. Raabe gleicht einem Bouquiniste mit dem Magisterzöpfchen, der in den geräumigen Rockschößen Ersch und Grubers Encyklopädie und Meusels gelehrtes Teutschland mit sich herumschleppt, um jeder Zeit „über jede beliebige Disziplin“ ein Privatissimum lesen zu können über variarium plantarum historia, über Martin Opitz, über den Sachsenspiegel, über Lafontaine, über Mercators Projektion, über die Eingeweidewürmer, über den scharfsinnigen Junker von Lamancha und über den feisten Ritter Falstaff; und um die Gefühle eines Raabeschen Hans Jacob zu schildern, wird ein anderer Hans Jacob, Jean Jaques Rousseau bemüht.

Diese Hypertrophie ist gewiß häufig bewußt ironisches Spiel, aber viel häufiger doch auch für den Autor liebe Seelenspeise, von der er nicht lassen kann, ob auch das Buch aus den Fugen und der Leser an den Wänden in die Höhe geht.

Dieser monströse Geschichtsklitterungsstil hat eine viel größere Gefahr in sich, uns Raabe zu entfremden, als das Romanhaft-Handlungsmäßige, die nach einem Schema der Verführung, Enthüllung, Rache verwickelten Kabale und Liebe-Intriguen, die in so manchen seiner Geschichten, vor allem im Abu Telfan den Kern bilden.

Mit einem sehr liebevollen Auge muß man lesen und Geduld muß man mitbringen und fein stille halten, dann gelingt es wohl „unter dem Wust von Formalität manches Menschliche zu finden“. Der fromme Wunsch, den Grillparzer für Jean Paul aussprach, gilt auch für Raabe und wird wohl von Jahr zu Jahr mehr gelten:

> Ach, wie so gerne, Jean Paul, pflück ich Deine herrlichen Früchte,
> Hab ich glücklich den Zaun blühender Hecken passirt.

Felix Poppenberg.

Denkwürdigkeiten des Grafen Almaviva.*)

Erfinderische Köpfe haben sich die Schicksale von Rousseau's Kindern ausgemalt; was sind seine ins Findelhaus abgegebenen Sprößlinge geworden? Volksaufwiegler, Schreckensmänner, Henker während der französischen Revolution? Heerführer Napoleon's? Gesinnungsgenossen Babeuf's?

Aehnliche Spielereien könnten zu apokryphen Denkwürdigkeiten des Grafen Almaviva führen. Was hat er getrieben, nachdem Susanne Figaro zum Traualtar geführt? In der Mère coupable erzählt Beaumarchais, daß ihm Rosine untreu geworden. Neben dieser Familiengeschichte beschäftigt den Grandseigneur, der trotz des spanischen Kostüms von Haus aus sicherlich ein französischer Pair ist, schon als obersten Gerichtsherrn der Lauf der öffentlichen Angelegenheiten. Hat er die große Revolution mitgemacht? Ist er emigrirt? Hat er das Schaffot bestiegen?

Antwort auf solche Fragen geben die Memoiren des Herzogs von Lauzun, deren Echtheit eine Weile bestritten, von einem Kenner wie Sainte-Beuve jedoch keinen Augen-

*) Gaston Maugras: Der Herzog von Lauzun und die intimen Hofkreise 1797—1793. Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen von Paul Bornstein. Zwei Bände, Albert Langen, München, 1901.

blick bezweifelt wurde. In der Knabenzeit Cherubin; im Jünglings- und ersten Mannesalter ein Fürst der Mode, der Französinnen, Engländerinnen und Polinnen die Köpfe verdreht; ein ungetreuer Gatte; ein zu allen Liebestollheiten aufgelegter Almaviva, der auf dem Höhepunkt seiner galanten Abenteuer den Blick selbst zu seiner Königin, Marie Antoinette, aufschlagen darf: — ist der Herzog von Lauzun niemals ein verruchter Frauenjäger, ein Don Juan, oder gar ein ekelhafter Wüstling, wie der Herzog v. Richelieu, den Herman Grimm einmal als einen der vergoldeten Eckensteher der Weltgeschichte hänselt. Lauzun ist flatterhaft und doch der reinsten, empfindsamen Anwandlungen fähig. Ein Romanheld, dessen Schwärmereien für Lady Sarah Bunbury, die Prinzessin v. Czartoryski, Marie Antoinette und Madame de Coigny die phantasievollsten Eingebungen berufsmäßiger Erzähler verdunkeln. Ueberdies ein tollkühner Soldat, der in Corsika, Amerika und in den Revolutionskriegen seinen Mann stellt. Ein Plauderkünstler, der den alten Fritz dermaßen unterhielt, daß ihm der König nahelegte, sich zum Gesandten in Berlin ernennen zu lassen. Zuletzt ein Ehrgeiziger, den die hohe Politik in den Wirren der Zeit gradaus zur Guillotine führte. Ueber die Abschiedsworte des 47 jährigen liegen zwei grundverschiedene Berichte vor. Nach der herkömmlichen Legende rief er in sprudelnder Laune dem Henker zu: Vous me permettrez bien encore une douzaine d'huîtres und reichte dem Scharfrichter, der diesem Wunsch willfahrte, ein Glas Wein mit der verbindlichen Wendung: „Da, trink! als Herzstärkung für das Geschäft, das Du zu besorgen hast.“ Dann verbeugte er sich vor den Mitgefangenen mit dem Lebewohl: „es ist aus, meine Herren, ich gehe auf die große Reise“. Ein schöner Abgang.

Sainte Beuve berichtet nach einem so glaubwürdigen Gewährsmann wie Mallet du Pan in dessen Memoiren anderes über das „sorglose, epikuräische, zuletzt aber reumüthige“ Ende Lauzun's. Danach hätte sein Schlußwort gelautet: „Ich war ungetreu gegen meinen Gott, meinen Stand, meinen König. Ich sterbe voll Glauben und Reue.“

Ein solches Urbild anmuthiger Leichtfertigkeit, maßloser Verschwendung, hochadeliger Ueberhebung, untadeliger Bravour hätte (und hat) vielleicht Modell gestanden zu einigen Zügen Almaviva's. Kennern und Forschern, Sainte-Beuve, den Brüdern Goncourt und Taine waren seine Schicksale, wie seine (zunächst nur zum Amusement einiger Freundinnen handschriftlich aufgezeichneten) Denkwürdigkeiten ein treues Spiegelbild der großen Welt im ausgehenden achtzehnten Jahrhundert. Mit die stärksten Zeugnisse für das gesellschaftliche Leben und die heillosen Schäden der Hofwelt unter Ludwig XV. und XVI. holt Taine aus Lauzun's (von Talleyrand 1818 im Moniteur als unecht bezeichneten, hernach 1858 von der Familie der kompromittirten Damen in einem regelrechten Prozeß verfolgten) Memoiren.

Sainte-Beuve, der gerade vor einem halben Jahrhundert, 1851, in den Causeries aus den litterarischen Vorzügen und Mängeln dieser Denkwürdigkeiten ein abschließendes, meisterhaft begründetes Urtheil über die Persönlichkeit und die geschichtliche Bedeutung des Typus von Lauzun zu schöpfen wußte, fertigte Talleyrand's Taktik mit der Rüge ab:

„Es ist in Niemandes Gewalt gegeben, mit einem einzigen Federzug noch so skandalöse, für ganze Klassen der Gesellschaft gefährliche Indiskretionen aus der Welt zu schaffen. Das vermöchte, in Ermangelung eines Hr. v. Talleyrand, nicht einmal ein Cato. Die alte Gesellschaft hat es für gut befunden, auf ihre Art zu leben, nach ihrer Manier alle ihr zu Gebote gestellten Güter zu gebrauchen und zu mißbrauchen. Nicht die Menschen klagt man an. Andere an ihrer Stelle hätten's genau so gemacht: plebejische Emporkömmlinge nicht anders, wie die Lauzuns, nur mit etwas weniger Eleganz. Nur könnte die alte Gesellschaft, nachdem sie in solchem Saus und Braus abgewirthschaftet, zu allem Uebermaß von Vergeudung und Genuß nicht auch noch unbedingte Achtung, Rücksicht und Verschwiegenheit beanspruchen. Die alte Gesellschaft hat Mißbräuche begangen. Sie ist bestraft und vernichtet worden, und diese Strafe, dieser Ruin erfährt heute seine ausgiebigste Rechtfertigung durch die allmählich aus ihrer eigenen Mitte laut werdenden Bekenntnisse. Die Denkwürdigkeiten Lauzuns existirten vor dem Dementi Talleyrand's; sie existiren und zählen doppelt nach demselben, denn man empfindet nun doppelt ihre ganze Wichtigkeit. Sie erscheinen auf den ersten Anblick nur frivol; allein sie haben eine viel dauerhaftere ernste Bedeutung: die Geschichte reiht sie im großen Prozeß des XVIII. Jahrhunderts unter die belastenden Beweismittel ein.“

Die Figaros konnten die hochadeligen Domänen nur deshalb als Nationalgüter einziehen, auftheilen und an sich bringen, weil die Almavivas moralisch und materiell abgewirthschaftet hatten. Die Dumouriez' und nun gar erst Napoleon und seine Leute mußten die Lauzuns im Heer- und Staatswesen überflügeln, sobald das Gebot des Corsen sich erfüllte: La carrière ouverte aux talents.

Nach solchen beinah zum Gemeinplatz gewordenen Wahrheiten nimmt sich eine zweibändige 651, sage sechshunderteinundfünfzig Seiten starke „Rettung“ Lauzuns, wie sie eine mehr schreibende, als sichtende und richtende Dame, — denn das soll Gaston Maugras sein — versucht, ein bischen wunderlich aus. Wer wenig oder nichts weiß von dem schamlosen Treiben der Höflinge der letzten Bourbonen, die sich ohne Weiteres zu Höflingen der Pompadour und Du Barry herabwürdigen ließen, mag und wird vielleicht in diesem Wust von „Ana“, in diesen durchweg aus zweiter Hand geschöpften Klatschgeschichten manches lehrreiche, lustige Anekdötchen finden. Die Lästerchroniken und Barrières Memoirensammlungen des 18. Jahrhunderts sind ja jedem erreichbar, der „zu den Quellen steigen“ will. Künstlern, wie den Goncourt, stand für ihre Monographien über die königlichen Maitressen (La Duchesse de Chateauroux; die Pompadour; die Dubarry) und für ihre Studien über Marie Antoinette und La femme au XVIIIe siècle weniger Material zu Gebote, als Gaston Maugras für ihren schlimmer als dilettantischen Duc de Lauzun. Mit feiner, fester Hand malen sie in ein paar Strichen die wunderlich wechselnden Phasen, die das Regiment Ludwig XV. — mit Friedrich dem Großen zu reden — unter Cotillon I, II, III durchmacht; mit dem richtigen Spürsinn finden sie heraus und lenken sie den Blick ihrer Leser auf halb verschollene, halb unverständlich gewordene Hof- und Höflingssitten unter Ludwig XVI. Die tiefsinnige Bemerkung, die Dickens einmal von London macht: daß in der einen Weltstadt zehn, ja zwanzig Gesellschaften dicht neben einander leben, ohne von einander das Mindeste zu wissen, trifft ja in verhundert- und vertausendfachtem Maße für das Verhältniß moderner Menschen zu versunkenen Kulturzuständen zu. Sie blühen unverwelklich fort in Meisterstücken der Zeitkomödie, wie im „Tollen Tag“ oder in unbefangenen Selbstporträts. Wer die Denkwürdigkeiten des Herzogs von Lauzun aufschlägt, ist vom ersten Blatt unmittelbar in den Lebenskreis Almavivas versetzt.

Ein Gleiches wird selbst der wohlwollendste Leser Maugras' Buch nicht nachsagen können. Weshalb Bücher dieses Schlages verdeutscht werden, ist uns so räthselhaft, wie die Versicherung des Titelblattes „Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Französischen“. Angesichts der unglaublichen Sprachschnitzer, die uns unabläßig verblüffen (gleich in der Vorrede heißt es: „Alle die Frauen, von deren Liebschaften er in so amüsanter Weise erzählt, waren für ihn lediglich vorübergehend!) — Angesichts solcher Stümpereien, die jeden erfahrenen Korrektor zum Nachbessern herausfordern, scheint sie die einzig unberechtigte Uebersetzung.

A. Bettelheim.

Friedrich Hebbel als Gatte.

Von dem „zwischen den Geschlechtern anhängigen großen Prozesse" spricht Hebbel wiederholt in seinen Tagebüchern und seinem Briefwechsel, und Judith wie Genoveva, Maria Magdalene wie Julia, Herodes und Mariamne wie Gyges und sein Ring wollen vor allem diesen Prozeß zeichnen. So manches Persönliche hat Hebbel hineingebracht in die Personen seiner Dramen; vor allem sagt er, Genoveva „stehe in tiefer Beziehung zu seiner individuellen Lebensentwicklung". Wir sehen in diesen Worten einen Hinweis auf sein unglückseliges Verhältniß zu Elise Lensing. Als vor mehr als zehn Jahren Felix Bamberg des Dichters Briefwechsel herausgab, der, zusammen mit den Tagebüchern, uns erst den Menschen Hebbel offenbarte, da schrieb er, daß die Briefe an Elise Lensing zu dem Schönsten gehören, was Hebbel überhaupt geschrieben, und daß sie ihre Schönheit der Herbe des Geschickes abgerungen hätten, und er sucht das Verhältniß des Dichters gegen Angriffe zu vertheidigen. Wir sehen, daß das zehn Jahre ältere Mädchen, das in ihrem niederen Kreise in Hebbel wohl zum ersten Male einem Manne begegnete, zu dem sie hinaufblicken konnte, und seinem, man dürfte sagen: dämonischen, Einflusse gegenüber stand, sich ihm mit ihrem ganzen Wesen hingibt. „So wie mir die Güte gleich beim Eintritt entgegenkam, habe ich die Liebe mit fortgenommen. Das Mädchen hängt unendlich an mir, wenn meine künftige Frau die Hälfte für mich empfindet, bin ich zufrieden", sagt Hebbel, als er sich zum ersten Male von ihr trennt. Aber in dem Briefwechsel, den er mit ihr von München aus unterhält, schreibt er ihr einmal: „Mögest Du recht klar und innig fühlen, daß Du in mir ewig Deinen wärmsten Freund haben wirst, der Dich an seinem höchsten würdigsten Leben Antheil nehmen läßt und Dir den Blick in die Tiefen seiner Seele freistellt, dafür dann aber auch wohl verlangen darf, daß Du nimmer von ihm forderst, was er, als all seinem Denken und Empfinden widerstreitend, nicht gewähren kann. . . . Das zwischen uns bestehende Verhältniß ist auf einem sittlichen Felsen, auf gegenseitige Achtung gegründet; trat ein Sinnenrausch dazwischen, so wollen wir das nicht bedauern, ..., aber noch weniger wollen wir's bedauern, daß er vorüber ist." Und im selben Jahre spricht er sich in einem Briefe an sie gegen die Ehe aus. „Mir wird alles Unveränderliche zur Schranke und alle Schranke zur Beschränkung." Aber Elise opferte sich ihm ganz, bis zum Aufgeben ihrer Jungfräulichkeit; sie schenkte ihm einen Sohn. Und als dieser, sein „holdes lächelndes Engelkind", während er in Paris weilte, starb, da wollte er Elise zu sich kommen lassen und unterließ es nur auf den Rath der Freunde; in jener Zeit schrieb er, als er auch für ihr Leben fürchtete, in sein Tagebuch: „Ginge sie auch dahin, und ich könnte nicht wieder gut machen, was ich an ihr verbrochen habe, könnte ihr nicht wenigstens meinen Namen geben, wenn ich denn nichts anderes zu geben habe, dann wollt' ich, der Schmerz um sie sengte mir den Geist bis auf den letzten Gedanken aus dem Gehirn und ich müßte Gras fressen wie die Thiere." Und der Mahnung Bamberg's, sich zu fassen und zu bedenken, was er der Welt schuldig sei, antwortet er: „Ein Mensch zu sein, nicht ein solcher, der sich durch das, was man Kraft und Talent nennt, über die einfach-ewigen sittlichen Gesetze hinauszuschrauben sucht, sondern ein solcher, der sich dahin stellt, wo ihm alle Messer mitten durch die Brust schneiden." Aber der Sturm des Schmerzes rast vorüber, die kühlen Erwägungen des Verstandes und der Empfindung verlangen ihr Recht, und als Hebbel am Schluß des nächsten Jahres die Bilanz zieht, fragt er sich: „Kann ich, muß ich heirathen? Kann ich, muß ich einen Schritt thun, der mich auf jeden Fall unglücklich und Dich! nicht glücklich machen wird. . . . Elise ist das beste Weib der Erde, das edelste Herz, die weichste Seele, aber sie liebt, was sie nicht wieder lieben kann, die Liebe will besitzen, und wer nicht liebt, der kann sich nicht hingeben, sondern höchstens opfern." Schon zwei Monate später trägt er in sein Tagebuch ein: „Schüttle alles ab, was Dich in Deiner Entwicklung hemmt, und wenn's auch ein Mensch wäre, der Dich liebt."

In Rom war Hebbel zu dem Entschluß gekommen, sein Verhältniß zu Elise auf ein freundschaftliches zurückzuführen; nach seinem Bekenntniß hat nicht der „überwiegend mächtige Eindruck einer weiblichen Bekanntschaft" dazu geführt; von Wien schrieb er ihr den Abschiedsbrief. Später hat sie in seinem Hause ein Heim gefunden. Nach ihrem Tode am 18. November 1854 trug Hebbel in sein Tagebuch ein: „Welch ein verworrenes Leben; wie tief mit dem meinigen verflochten, und doch gegen den Willen der Natur und ohne den rechten inneren Bezug! Dennoch werde ich niemand lieber als ihr in den reineren Regionen begegnen, wenn sie sich mir dereinst erschließen."

Die Frage nach der Schuld in diesem Trauerspiel des „Prozesses zwischen den beiden Geschlechtern", in dem Hebbel selbst eine Rolle gespielt, aufzuwerfen, fühlen wir uns nicht bemüßigt, wie wenig wir auch Bamberg's Wort von der „Sühne" beistimmen können. Des schuldlosen Opfers gedenken wir mit herzlichem Mitleid, und zollen ihm warmen Dank dafür, daß es dem Dichter mit hinweggeholfen hat über die schwersten Nöthe der äußeren Existenz. Ihm hatte das Schicksal ein glücklicheres Loos aufgespart; es führte ihm die Frau zu, die alle seine „im Irren schweifenden Wünsche magnetisch an sich fesselte", in deren Besitz er „nicht mehr das Recht hat, sich über etwas zu beklagen", denn „der Himmel hat ihm im Voraus eine Entschädigung für alles gegeben". Siebzehn Jahre hat der Lebensbund mit ihr gewährt; seit mehr als der doppelten Frist sieht Christine Hebbel ihre Aufgabe darin, Hebbel's Gedächtniß aufrecht zu erhalten. Dank müssen wir ihr jetzt zollen, daß sie es über sich gewonnen hat, die Briefe, die der Gatte ihr von seinen verschiedenen Reisen gesandt, der Oeffentlichkeit zu überliefern. Denn wieviel wir auch an Ergänzungen zu dem Bilde von Hebbel dem Dichter, Litterarhistoriker, Kritiker und Politiker in den beiden Bänden der Nachlese zu den Briefen erhalten, die Prof. Richard Maria Werner herausgegeben hat, dem wir auch die erste kritische vollständige Ausgabe der Werke verdanken*), das Werthvollste sind doch die etwa 90 Briefe Hebbel's an Christine, die ganz oder theilweise zum ersten Male gedruckt hier vorliegen.

Die Kunst hatte sie zuerst zusammengeführt. Hebbel hatte im Theater nie einen mächtigeren Eindruck erfahren als von ihrer Kriemhild in Raupach's Nibelungenhort. Christine hegte den sehnlichsten Wunsch, seine Judith zu spielen. Sie selbst hat uns seine ersten Besuche bei ihr geschildert; wie sie seine Worte über dramatische Kunst und Dichter begeisterten, wie sein Abschiedswort nach seinem zweiten Besuche sie in tiefe Trauer versetzte. Aber er kommt zum dritten Male, nicht, um Abschied zu nehmen, sondern um zu fragen, ob er öfter kommen dürfe. „Sie halten mich hier fest. Was ich darauf erwiderte, weiß ich nicht mehr — ich glaube, es war ein stummes und doch beredtes Zeichen, das einem Kuß nicht ganz unähnlich sah." Und ihre Liebe machte ihn „namenlos glücklich", er fühlte, daß „nur wenige einen solchen Seelenadel, ein so reines Herz aus einem Flammenbad, wie das ihrige gerettet haben" — er spielt damit auf ihre schwere Kindheit und Jugend wie auf die Gefahren ihres Berufes an —, er meinte, daß „die Güte ihres Wesens unwiderstehlich" sei; sein Verhältniß zu ihr füllte sein Leben aus. Am 26. Mai 1846 schlossen sie den Bund, in dem sie die „Verwirrungen seiner Lebenslage, wie er die der ihrigen gelöst" hat. Er hatte in ihr die Ergänzung seines Wesens gefunden. Für sie als tragische Künstlerin — sie war Mitglied des Hofburgtheaters — stand das, was die Angel seines Denkens und Wirkens war, das dramatische Schaffen, auch im

*) Berlin, B. Behr's Verlag (E. Bock). Briefe. Nachlese. 2 Bde. 8 Mk., geb. 10 Mk. — Werke, im Erscheinen, 12 Bde. zu je 2,50 Mk., geb. 3,50 Mk.

Mittelpunkte des Interesses. In ihr fand er die vollendetste Darstellerin seiner Frauengestalten; sie schuf die Kriemhild und Brunhild, die Judith und Genoveva, wie er sie sich vorgestellt hatte. Ihr widmete er die Verse:

> Ich will den Funken aus den Höh'n,
> Der sanft der Seele sich verbündet
> Und langsam wachsend, immer schön,
> Zuletzt zur Flamme sich entzündet:
> Zur Flamme, die den Leib durchstrahlt,
> Ihn nicht verzehrt in blindem Toben,
> Und uns in reinstem Purpur malt,
> Wie sich Natur und Geist verwoben.
> Als wär' zum ersten Mal ein Stern
> In menschlicher Gestalt erschienen,
> Verschmolzen bis zum tiefsten Kern
> Mit Menschenblick und Menschenmienen —
> Mit dieser Flamme kröntest Du
> Stets Deine schöpfrischen Gebilde,
> Drum sprech' ich Dir den Lorbeer zu.

Aber auch in all seinen anderen geistigen Interessen fand er bei Christine Verständniß und hingebende Theilnahme, wie man aus den Briefen erkennt. Andererseits sehen wir seine ständige Bemühung, ihre künstlerische Wirksamkeit erweitern zu helfen, sein thatkräftiges Eingreifen, wo er ihre Rechte für gekränkt hält. Hatte er einst von der „Abneigung artistischer Naturen gegen die bürgerlichen Verhältnisse" gesprochen und den Grund darin gesehen, daß „diese, wie z. B. die Ehe, von allem schönen Menschlichen den Duft abstreifen, schon dadurch, weil sie es zwingen wollen, länger zu dauern, als es in den meisten Fällen kann", so ist ihm jetzt gewiß, daß ein Leben in frommer Ehe ein ganz anderes, ein verdoppeltes und verdreifachtes ist, so interessirt ihn jetzt alles, was Christine thut, „mehr als Sonne, Mond und Sterne"; unendlich freut er sich, „ins Nest zurückzukriechen", und „das wahre Leben" ist allein bei Christine, die ihm alles, sein höchstes Glück und die Bedingung jedes Glückes ist; „denn sie steht als Weib noch höher wie als Künstlerin, ich brauche sie bloß abzuschreiben, um sicher zu sein, das Vortreffliche zu erreichen." — Erhöht wurde das Glück der Ehe noch, als ein Töchterchen dem Paare geschenkt wurde und kräftig heranwuchs. Und jetzt sehen wir auch in das Familienleben hinein; wir erfahren von den Spitz- und Kosenamen. Da ist die kleine Christine die Titi, das Titele oder Tietz, das, wenn es unartig ist, in „das Sibirien der Küche" verbannt wird.

Auch die Festtage bei Hebbel können wir miterleben. Wie nicht anders zu erwarten, werden im Dichterhause die Geburtstage durch die Gaben der Muse verherrlicht. Jahr für Jahr verfaßt Hebbel seinem kleinen Titele die Gedichte für die Mutter, für das Weib, das ihm Helena und Penelope zugleich ist. Und einmal bittet Titele ihn sogar, ihr ein Stück zu schreiben, damit sie ihn damit überraschen könne. Das „zu seiner Ueberraschung gedichtete Drama populärster Art", durch das er die Bitte erfüllt hat, und in dem Titele zu des Vaters Geburtstag am 18. März 1858 als Schauspielerin aufgetreten ist, haben wir in der neuen Ausgabe jetzt erhalten; „es athmet das Glück", sagt Werner, „dessen Hebbel sich in seinem Hause freute."

Er, der es ausgesprochen hat, daß einem, soviel Zeit man verreise, soviel Familienglück entgehe, empfand es besonders schmerzlich, an einem der Feiertage dem Heime fern zu sein. Aus dieser Stimmung ist im April 1852 in München das Gedicht: „Ein Geburtstag auf der Reise" entstanden:

> „Wie wird mir so beklommen,
> Obgleich ich ruhig schlief!
> Wär' heut der Tag gekommen,
> Der mich ins Leben rief?
> Ja, sagt mir der Kalender,
> Ein Strauß des Freundes auch,
> Den der zu milde Spender
> Mir flocht am Lorbeerstrauch.
>
> Ach, was sind das für Boten!
> Wo bleiben Weib und Kind,
> Die sonst, zum Liebesknoten
> Verschränkt, die ersten sind!
> Heran, heran, wie immer,
> Du theures, theures Paar,
> Sonst wage ich mich nimmer
> Hinein ins neue Jahr.
>
> Daß ich noch Athem hole,
> Verdank' ich euch allein,
> Denn ihr seid meine Pole
> Und werdet's ewig sein!
> Wie sollt' ich wohl noch ringen,
> Wär's nicht des Vaters Pflicht?
> Und könnt' es mir gelingen,
> Stärkte dies Weib mich nicht?
>
> Drum schnell, ich muß euch schauen!
> Christine, an mein Herz,
> Du innigste der Frauen,
> Eh' es erstarrt vor Schmerz!
> Und daß ich zwiefach nippe,
> Reich auch dein Kind zum Kuß,
> Daß meiner bärt'gen Lippe
> Nur naht, wenn's eben muß.
>
> Sie zögern noch! Ermannung!
> Sie sind dir heut zu fern!
> Du lebst in der Verbannung,
> Doch nicht von Stern zu Stern!
> Du wardst auf eine Weile
> Dem Paradies entrückt,
> Damit es, dir zum Heile,
> Bald doppelt dich beglückt.

Und dieses Paradies durfte er genießen, bis sein Titele zur ersten Jungfräulichkeit erblüht war, in ihm hat er Christine, wie sie mir in dankbar-schmerzlichem Erinnern bekannt hat, jeden Tag vergoldet und er selbst hat die Wahrheit seiner Worte erfahren:

> „Wo treu und fest sich Mann und Weib umarmen,
> Da ist ein Kreis, da ist der Kreis geschlossen,
> In dem die höchsten Menschenfreuden wohnen."

Richard Böhme.

Theater.

Schillertheater: „Die Kronprätendenten". Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen von Ibsen. — Lessingtheater: „Familie Wawroch". Drama in 4 Akten von Franz Adamus. — Neues Theater: „Das Ewig-Weibliche". Ein heiteres Phantasiespiel in 4 Akten von Robert Misch.

Ibsen's Jugenddrama „Die Kronprätendenten" gelangte in kluger Bearbeitung im Schillertheater zur Aufführung.

Eine arg verstaubte und zerschlissene Kulissenpracht thut sich da auf. Mit den gang und gäben Mitteln des historischen Schauspiels ist der Kampf zwischen zwei Kronprätendenten im alten Norwegen gestaltet. Es fehlt nicht an blutigen Kämpfen, nicht an kaltherzig bösen Intriguen und Ränken. Ein geistlicher Herr, der Bischof von Opslo, stirbt recht theatralisch, und da er ein abgefeimter Bösewicht, ist seine letzte That seine allerverruchteste. Zechgelage werden gehalten mit Skaldengesang, Kirchenraub wird begangen und Redetourniere werden ausgefochten. Dem guten Prätendenten steht ein böser gegenüber, und die Nebengestalten sind nur eben mit den üblichen Strichen abgethan; konventionell ist zum Theil auch die Charakteristik. Nur ein moderner, politischer Gedanke, der in dem Schauspiel lebt: „Norwegen war ein Reich, es soll ein Volk werden!"

Und dennoch! Trotz aller verstaubten Kulissenpracht ist dieses Drama ganz etwas Anderes als ein beliebiges historisches Requisitenstück. Es wirkt wie ein Aufschrei aus gequältem Herzen.

Der unglückliche Kronprätendent Jarl Skule — er ist kein anderer als der junge Ibsen selbst in seinem Ringen um die Königskrone der Dichtung. Diese Charakteristik ist ein allerpersönlichstes Geständniß. Der ganze schmerzensvolle Selbstzersetzungstrieb Ibsen's lebt bereits in dieser einen Gestalt.

Jarl Skule-Ibsen fühlt sich als ein Halber. Dem Höchsten so nahe zu sein, daß er es zu greifen wähnt und es sich ihm doch entzieht, ist der Fluch seines Lebens. Die unbändige Seele ist ihm gegeben, und er ahnt das Können in sich, doch kann er nicht. Vielleicht fehlt ihm das Glück, das anderen die erträumten goldenen Früchte mühelos in die Hände spielt. Vielleicht auch das „Ingenium", das die, denen es zu Theil geworden, auf rechtem Wege leitet und sie alle Irrwege instinktiv vermeiden läßt. Jedenfalls ermangelt er des Glaubens an sich selbst. Jarl Skule zweifelt; er glaubt nicht an die Welt, nicht an die Seinen, nicht an seine Gegner, nicht an seinen eigenen Beruf. Er zweifelt den Sieg zu nichte, den er errungen hat. Er zweifelt an dem Streben, das ihn noch eben selbst beseelte. Er ist ein Hamlet, der zwar handelt, aber kein Vertrauen in seine Thaten setzt. Ruhelos treibt es ihn vorwärts, aber innerlich sieht er kein Ziel. Er ist ein Halber, kein Vollbringer.

Das Gefühl der Halbheit aber, das der junge Ibsen in Jarl Skule Fleisch werden ließ, ist fast in jedem ernsten, leidenschaftlichen Ringen um die Kunst. Jarl Skule's Geständnisse kann man in Hebbel's Tagebüchern wieder lesen. Und ganz derselben Stimmung hat Grillparzer einmal Ausdruck gegeben —

> Der Halbmond glänzet am Himmel,
> Und es ist neblicht und kalt.
> Gegrüßt sei Du halber dort oben,
> Wie Du, bin ich einer, der halb.
>
> Halb gut, halb übel geboren,
> Und dürftig in beider Gestalt,
> Mein Gutes ohne Würde,
> Das Böse ohne Gewalt.

In diesem einen Wort „das Böse ohne Gewalt" ist Jarl Skules Schicksal geschrieben. Nie hat Ibsen ein leidenschaftlicheres Selbstbekenntniß abgelegt! Mit diesem norwegischen Jarl des 13. Jahrhunderts trat er innerlich die Erbschaft an von Constants „Adolphe".

So sehr ist Ibsen dieser Gestalt gegenüber im eigenen Vorstellungskreis befangen, daß er den alten Recken an einer Gedankenschuld zu Grunde gehen läßt. Jarl Skule stiehlt die Königsidee seines glücklichen Nebenbuhlers: „Norwegen war ein Reich, es soll ein Volk werden!" und gibt sie im entscheidenden Augenblick als seine eigene aus. Und ganz wie in den späteren Dramen Ibsens spiegelt sich diese tragische Gestalt in dem Wesen einer anderen Person des Dramas wieder. Auch Arneson, der Bischof von Opslo, ist ein Halber. Seine Ruhmbegier war unbezwinglich, aber Feigheit trieb ihn aus der Schlacht; er lechzte nach Weiberumarmung, aber er war ohne Kraft. Und diese beiden gleichgearteten Männer sind es, die sich gegenseitig ins Verderben peitschen. Sie beide tödtet dann — die Lüge.

Hakon steht ihnen gegenüber, der Siegreiche, das Genie. In seinem Innern ist die Kraft, der jedes Hinderniß weicht, jedes Räthsel sich erschließt. Er ist wie ein Kind, das spielend seinen Weg findet. Gefahren wandeln sich ihm in Vortheile, Haß in Liebe. Er herrscht, wo andere kämpfen müssen. Hat Ibsen in Skules Gestalt sein eigen Bild gezeichnet, hat er damit Hebbelsche und Grillparzersche Stimmungen beschworen, so muthet dieser Hakon etwa an wie — Goethe, der vollkräftige Künstler, dessen instinktive Kraft der junge Ibsen im Gegensatz zum eigenen, qualvollen Schaffen ahnend empfindet. Doch ist nichts von Neid oder Scheelsucht in der Art, wie er das Wesen dieses glücklichen Genies charakterisirt; in frommer Verehrung zeichnet er sein Bild.

In diesem starken, persönlichen Empfinden und Bekennen, in dieser kraftvollen Gerechtigkeit lebt das Drama. Der Gehalt überlebt die Form. Die Ausdrucksmittel haben sich seit Ibsens Jugend und nicht zum wenigsten durch ihn selbst gewandelt: der starke Persönlichkeitseindruck trägt die Aufführung noch heut.

Auch die des Schiller-Theaters, trotzdem die Darsteller den Aufgaben, die Ibsen's „Kronprätendenten" an den Schauspieler stellen, nicht gewachsen waren. Gerade weil dem Stück noch die Schlichtheit des Ausdrucks fehlt, ist größte Schlichtheit bei der Darstellung von Nöthen; und daran gebrach es. Am ehesten wurde noch Marianne Wulf als Tochter des einen und Gattin des anderen Prätendenten ihrer Rolle gerecht; Anmuth der Erscheinung kommt ihr zu Hilfe. Doch erfüllt das Schiller-Theater auch da, wo es hinter seinen Aufgaben zurückbleibt, sichtlich eine gute Mission. Sein eindrucksfähiges Publikum ist seine Kraft.

* * *

Im Lessing-Theater wurde die „Familie Wawroch" von Franz Adamus aufgeführt. Alle Schrecknisse eines Arbeiteraufstandes nebst allen Unbilden unglücklichen Familienlebens sind in diesen kurzen vier Akten vereint. Es ist ein Ragout von Brutalitäten. Ganz en passant erschießt schließlich noch ein Sohn den Vater. Franz Adamus spielt mit seinen Gestalten wie ein unartiger Knabe mit Fliegen, und ist nur das eine Gute dabei, daß seine Menschen todt sind, ehe er sie todtschlägt. Franz Adamus verbindet die Phantasie eines Nero mit jungfräulicher Naivetät und ist von Berufs wegen — Oberlehrer.

Das Neue Theater brachte das „Ewig-Weibliche", ein Phantasiespiel von Robert Misch. Der gute Held Lysander geräth auf Abenteuerzügen in die Hände der Amazonen und weiß sie dadurch kirre zu machen, daß er sein Herz gegen ihre Schönheit verwahrt. End aller Enden läßt sich die Amazonenkönigin exmatrikuliren und folgt ihm als sein unterwürfig Weib. Das ganz anspruchslose Stücklein, das recht bühnenwirksam gebaut und in flotten Reimversen geschrieben ist, muthete bei guter Aufführung unterhaltsam und erheiternd an.

Ernst Heilborn.

Ein Ahnenbild.

Aus meiner Kindheit Nebelgrau
Steigt mir's herauf wie Mondeshelle;
Da sitzest du, greise, verehrte Frau,
In deiner jäh verwaisten Zelle,
Dich bergend vor der Welt, entflohn
Vor ihrem Mitleid, blutiger Hohn
Jedweder Zuspruch, und ein Meer,
Schmerz über Schmerzen um dich her.
Da sitzest du mit deiner Pein
In Nacht und Dunkelheit allein.

Nur ich, ein Büblein, das bei A-B-C
Und Einmaleins das erste Weh
Ertrug und, ach, die Bilderbibel
So gern vertauschte mit der Fibel,
Der Freund Achill's und des Ulyß Kumpan,
Ich, deines Bruders Sohn,
So klein und so mitfühlend schon,
Ich durfte dir vertraulich nahn.
Ein Engel kam wohl mit und goß
Balsam in meine kindischen Worte,
Daß sich zu Zeiten deine Wunde schloß,
Und an des Schattenreiches Pforte
Vergessen still vorüber floß.

Wie war dein Stübchen hold und traut!
Im hohen Schnee starb jeder Laut,
Der Nachtwind raunte vor dem Fenster;
Die Lampe wurde noch gespart,
Kleinbürgerlich nach Väter Art;
Doch deines Ofens loher Brand
Warf schwarze, riesige Gespenster
Von Schatten an die weiße Wand.
Da ward der Schemel zum Rhinoceros,
Dein Arbeitskörbchen ein verzaubert Schloß,
Die Schaufel und die Zange
Zu Leu und Riesenschlange,
Und je nachdem die Gluth zerfiel,
Erneute wechselnd sich das Spiel;
Ich aber that mir nie genug,
Mit kühnstem Phantasienflug
Dir Form und Unform auszudeuten
Zu Zaubrern, Riesen, kleinen Leuten;
Da kämpften Ritter, schnaubten Drachen,
Am Nixenfels zerbarst der Nachen,
Der Henker harrt' am Galgen schon,
Doch schließlich Lorbeer, Kron' und Thron;
Das wogt und wühlt; und hattest du
Langmüthig zugehört in Ruh,
Dann führte deine sanfte Hand
Vom Märchenstrudel mich auf festes Land
Zu Menschen und zu Dingen, die vor Jahren
Du selbst gesehen und erfahren.

* * *

Was hat dein langes Leben dir gezeigt!
In ungemess'ner Bilderfülle steigt
Es aus der Nacht herauf und schwillt in bunter
Gestaltenfluth; manch altbekannt Gesicht
Scheint wieder jugendlich in deinem Licht;
Dann mischen Züge sich darunter,
Davon die Weltgeschichte spricht.
Den Braunschweig-Oels sahst du in kurzer Rast:
„Dieweil Ihr sattelt, schlafen laßt den Gast
Nur fünf Minuten!" „Vive l'empereur!"
Brüllte die Sturmfluth hinterher.
Dann klappten kleine struppige Gäule
Mit Lausevolk befreiend durch das Thor;
Dann blutig glühend schien die Feuersäule
Von Lilienthal weit über's Teufelsmoor,
Des Heimathsdörfleins, das zu unbedacht
Mit Hamburgs Mordbrennern den Kampf gewagt
Und allzu spät gelernt: Im Sieg verrucht —
Bestie wird der Franzose auf der Flucht.

Allein noch jenseits der Franzosenzeit
Wie spann sich die Erinnerung dir weit
Und knüpft' an meines Ahnherrn Thaten
Und Preußens großen Friedrich ihren Faden!
„Mein Kind, — so hubst du einstmals an —
So wie du jetzt in meinem Hause,
Saß ich als Mägdlein dann und wann
In deines Urgroßvaters Klause,
Wenn um die stille Försterei
In scharfer Kälte ging der Eulen Schrei,
Und bis aufs Feuer im Kamin
Die ganze Welt entschlafen schien;
Zu stummer Andacht riß mich fort
Des greisen Patriarchen Wort.
Nun weiß ich nicht mehr, wie es kam,
Daß Neugier sich ein Herze nahm;
Ich frug: Großvater, was siehst du
Charfreitags stets bei Tische hungrig zu
Und rührst nicht an, nicht Salz, nicht Brot?"
„Mein Kind, das ist so meine Mod'."
Ich aber frug: Warum? Warum?
Und er: „Mein Kind, so sei es drum;
Und leis ging seine Rechte
Durch meines Scheitels Flechte —
Den keuschen Kinderfragen
Will ich die Antwort nicht versagen."

* * *

„In schwarzer Wildniß zwischen Kolk und Mooren
Im Wörpedorper Bruch bin ich geboren.
Das niedre Vaterdach mit brauner Last
Von Moos und Lauch rührt an den Boden fast;
Doch ob dem Giebel ragte hart und stolz
Der Rosseshäupter trotzig Eichenholz,
Und über dem verrußten Herd,
In des Gebälkes schwarze Kappen,
War eingemeißelt das Familienwappen,
Ein Männerarm mit einem Schwert.
Das stimmte zu dem Namen wohl,
Da Fitger Fechter heißen soll,
Und unser Stamm seit grauen Tagen
Sich mannhaft durch die Welt geschlagen.

Wir waren Brüder unser sieben,
Der jüngste ich. Uns lockte all,
Als sei es im Planetengang geschrieben,
Als wiese Arm und Schwert ins Feld,
Der königliche Preußenheld
Und seiner Werbetrommeln Schall.
Gott weiß, wo in den langen Jahren
Wir bald selbander, bald getrennt,
Bei Hülsen's, bei Manteuffel's Regiment,
Bei Kürassieren und Husaren
Durch Nord, Ost, Süd und West gefahren.
Der ganze Krieg voll Mord und Gräu'l
Liegt wie ein unentwirrbar Knäul
Mir in Erinnerung: manövriren
Und dursten, hungern, schwitzen, frieren.
Dazwischen dröhnt der Sturm von Prag
Und von Kolin der Donnerschlag
Und dann des großen Siegs von Leuther
Viel tausendstimmiger Jubelchor
Mir noch durchs Ohr.
Dann rollt es grollend fernhinab,
Als wollt' es auf das Riesengrab
Von Kunersdorf mit dumpfen Wirbeln deuten.

Bei Prag ist Einer von uns Sieben,
Der andre bei Kolin geblieben.
Der dritte siecht an böser Wunde,
Vom vierten scholl uns Trauerkunde
In Roßbachs lustige Melodei.
Bei Torgau standen noch wir drei,
Arndt, Dierk und ich beim Regiment
Von Stutterheim, den Grenadieren,
Die heute noch der Feind mit Salutiren,
Der Freund noch feuchten Auges nennt.

Du weißt wohl, oder weißt auch nicht,
Wie unsers Königs Angesicht
Verdunkelt war zu tiefster Nacht
Vor der Verzweiflung dieser Schlacht.
Es ging aufs Letzte; noch ein Mißgeschick —
Dann wälzte mörderisch über unsere Knochen
Sein Rad das Glück,
Und eine Welt wär da in Schutt gebrochen;
Feind' überall, und überall Verderben,
Und siegen hieß es oder sterben.
Tod flammt auf jedes Schwertes Blitz,
Tod brüllt aus jeglichem Geschütz,
Tod hauste droben im Gezweig
Der Kiefern, drin das Feuer spielte,
Und traf die Kugel nicht sogleich,
Dann war's als ob das Holz mit Keulenschlägen
zielte,

So schmettert auf uns nieder Ast um Ast;
Tod hieß willkommen jeden Gast.
Voran! Sturmschritt voran!
Und ob aus den Kartätschenbatterien
Auch alle Teufel spien,
Wer kehrte sich daran!
Ich hörte nicht, ich sah nicht mehr,
Nur mir zu Linken schien es leer,
Wo Arndt marschirt war; — schau nicht um,
Ein Todesschrei — nun ist es stumm,
Verwühlt in Schmutz und Rauch.
Da bricht im Sturm der Flammen
Zu meiner Rechten auch
Der andre jäh zusammen.
Schon rasen über sein Gebein
Die Kameraden hinterdrein,
Und ich, ich bin allein, allein!
Von meines Vaters Sieben
Ich einziger geblieben,
Ich einziger auf solchem Todespfade.
„Herr Gott, ich rufe Deine Gnade!"
Und sieh, im Herzen stand mir's fest:
Wenn Gott mich heute leben läßt,
So will zu seinen Ehren
Ich ein Gelöbniß schwören,
Und um die Zeit, da Christ im Grab gelegen,
Mit Buß' und Dank
Der Fasten pflegen;
Vom Stillen Freitag bis zur Osterstunde
Komme nicht Speis' noch Trank
Zu meinem Munde.
Amen! Es war so ein Gebet,
Das das gesprochne Wort verschmäht,
Doch war mit Gott der Bund geschlossen.
Amen! Und unverdrossen
Voran, voran,
Auf der Todesbahn!
Mit Schießen und Laden
Ueber Pallisaden
Voll Stacheln und Spitzen.
Hurrah, wie spritzen
Auf Schanz' und Verhau
Wir blutigen Thau!
Kolbengestampf!
Mann gegen Mann
Mit Faust und Zahn
In viehischem Kampf!
Ich weiß nicht, wie es zu Ende
Gegangen; mir war's, als schwände
Aus meinem Kopf
Ueber Schopf und Zopf
In rothen Strömen Gefühl und Sinn
Und Leben dahin.
Doch ging aus der Erd', aus den Wolken ein Schall
Von hüben, von drüben, von überall,
Ein Jauchzen, ein Schrein, ein Trompetengeschmetter:
Herr, unser Erretter!
Victoria! Gewonnen die Schlacht!
Dann ward es mir Nacht."

* * *

So hing ich lauschend dir am Munde
Geliebte Frau zur Dämmerstunde;
Und wie das Herz der Hülsen sich noch heut,
Manteuffel, Zieten und Forcade
Des Tages von Torgau erfreut
Und jenes Sturmes auf Lacy's Kanonade,
Der ihren Namen an die Sterne trägt,
So fühl' auch ich, wie hoch das Herz mir schlägt,
Derweil ein Strahl von solchem Licht
Herab auf meinen Ahnherrn bricht.

Ich seh den Greis, der still des Forstes pflegt,
Des Rothwilds wartet und die Sauen hegt,
Der heute gegen Ueberschwemmung deicht
Und morgen Meister Reineke beschleicht, —
Den Grünrock aus dem Wümmebruchrevier
Wie seine Eichenstämme altverjährt,
Zu mächtigem Heldenbilde schier
In sagenhaftem Glanz verklärt.

* * *

Und doch, und doch — ein leises Kichern
Und Spötteln kitzelt mich: der Schlagetodt
Von Grenadier sieht einen sichern
Kriegskameraden nur in seinem Gott:
Sechs Fuß der Eine, sechs Fuß und zwei Zoll
Der andere; und zwischen beiden
Schließt sich Vertrag mit heiligen Eiden,
Der jedem Kontrahenten nutzen soll:
Leistung und Gegenleistung.
Homerische Erdreistung!
„Pallas Athene hilf du mir
Und laß im Mist den Ajax gleiten,
So will ich meinen besten Stier
Zum fetten Opfer dir bereiten."
Dreitausend Jahre martert schon
Sein Hirn um Gottbegriff des Staubes Sohn,
Und nichts kommt ihm dabei heraus;
Sein Gott sieht immer wie sein großer Bruder aus.
Und wenn mein Ahnherr Grenadier zuletzt
Vom Alliirten gar von Torgau schwätzt —
Der Zopfkerl in Kommißgamaschen
Auf du und du und Waffenbrüderschaft
Mit dem Urquell der Lebenskraft,
An der umsonst Aeonen naschen,
So, Stroph' und Antistrophe her und hin,
Lobpreise der Tolpatsch mit Fug,
Der meinen Urohein erschlug —
Servus! — den Bundsgenossen von Kolin.
Was nutzt es, sich mit Göttern alliiren,
Da Roßbach sich und Jena kompensiren?

Ach, selbst das Wort: „Wir Deutsche fürchten Gott
Und sonst Nichts auf der Welt!" es wird ein Spott
Wenn wir es seines Phrasenklangs entkleiden.
Wir meinen unsern Gott natürlich,
Und mögen diesen, wie gebührlich,
Doch lieber als den Gott der andern Leute leiden.
Allein gerade darauf kommt es an,
Was man als deutschen Gott speziell bezeichnen kann
Und nennt ihn selbst, den ewigen Meister,
Kein Menschenwort, kein Lied der Cherubim —
Wohlan, wer sind in seinem Dienst die Geister,
Und welche Engel führen uns zu ihm?
Ist es die Wahrheit, die mit Sonnenaugen blickt,
Die Demuth, die vor ihm in Staub sich bückt,
Die Treue mit dem ehernen Schirm,
Zu der getrost die Unschuld flüchtet,
Die Ehre, die das giftige Gewürm,
Das ihre Fers' umspeit, mit einem Tritt vernichtet
Der Männerstolz vor Königsthronen,
Die Sehnsucht nach der Schönheit Märtyrkronen
Die Liebe, die an andern Nachsicht übt,
Die Strenge, die sich nie die eigene Schuld vergibt?
Sind sie's? Sind's ihre himmlischen Gefährten,
Die Lichtgestalten in der Nacht der Erden,
Die holden Geister, die aus seinem Paradies
Zu Adams Trost Gott Vater mitgehn ließ?
Sind sie's? Wer rühmt dann noch in schallendem Gebet
Die Gottesfurcht für sich als Spezialität,
Als seine eigenste Domän' und Pachtung
Und lohnt, weil er lukrirt, die andern mit Verachtung?

O Freunde, schwebt ihr so hoch über'm großen
Schwarm
Mit eurem Gott selbstsicher Arm in Arm,
Cousin, Cousin, zwei alliirte Herrn, —
Er ist der stärkere doch, er trägt den größren Stern,
Ihr könntet, mein' ich, wohl des Dankes euch
entlasten,
Und einmal in des Jahres Lauf,
Zum Beispiel vom Charfreitag auf
Den Ostersonntag ihm zu Ehren fasten.

A. Fitger.

Gemälde des XIV—XVI. Jahrhunderts aus der Sammlung von Richard von Kaufmann. Berlin. 1901. Verlag von A. Asher & Co.

Ehrgeiz, vornehmes Pflichtbewußtsein oder ein freundliches Verhältniß zum Kunststudium haben schon manchen Privatsammler veranlaßt, seinen Besitz zu veröffentlichen, sei es durch den Buchhandel für die Allgemeinheit, sei es für einen engeren Kreis von Freunden. Der vor kurzem erschienene stattliche Band mit 67 Lichtdrucktafeln, auf den ich die Aufmerksamkeit lenken möchte — die Gemäldesammlung des Herrn Geheimraths Richard von Kaufmann in Berlin — wird besonders dankbar empfangen werden. Das kunsthistorische Interesse, wie es sich in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat, ist vorzüglich den Malwerken des 14., 15. und 16. Jahrhunderts zugewandt. Aus Schöpfungen dieser Jahrhunderte besteht die Gallerie, die Herr von Kaufmann in zwanzigjähriger verständnißvoller und vom Glück begünstigter Rührigkeit zusammengebracht hat.

Der erste Antrieb zum Sammeln alter Gemälde ist gewöhnlich der Wunsch, die Wohnräume zu schmücken. Die wachsende Sammelleidenschaft bleibt freilich nicht immer in den Schranken der Dekorationsaufgaben, so daß das Wohnhaus zum Museum wird. Der Geschmack, der den Kunstfreunden unserer Tage, soweit sie nicht der unruhigen modernen Produktion Theilnahme entgegenbringen, natürlich zu sein scheint, leitet zu den niederländischen Schöpfungen des 17. Jahrhunderts. Namentlich die holländische Malerei des 17. Jahrhunderts, mit ihren weltlichen Motiven, der behaglich bürgerlichen Auffassung, der tiefen und ruhigen Färbung und einem Malvortrag, der der modernen Sehweise entspricht, ist das Jagdfeld der privaten Sammlerneigung.

Man kann nicht recht sagen, daß diese oder jene Bildergruppe dem modernen Wohnhause, seinen Architektur- und Dekorationsformen angemessen sei. Man kann das nicht sagen, weil es keinen Stil des modernen Wohnhauses gibt. Wenn der französische Stil des 18. Jahrhunderts über die Grenzen von Frankreich hinaus seine Position als Luxusstil par excellence noch immer so ziemlich wahrt, so werden die Formen des 16. Jahrhunderts in Möbeln und Geräth dort, wo Bedürfniß oder Eitelkeit das Aeußerste verlangen, fast ebenso hoch geschätzt, sind übrigens seriöser und zeigen mehr männliche Würde und Feierlichkeit. Die niederländischen Bilder des 17. Jahrhunderts sind merkwürdig anschmiegsam. In goldenen Louis XV.-Rahmen fügen sie sich dem Salonensemble des 18. Jahrhunderts schicklich ein. Der Renaissancestil wieder, namentlich die Formenwelt der französischen Renaissance, zeigt sich gastlich den Schöpfungen des Mittelalters. In Frankreich besonders hat man gern, oft mit ausgezeichnetem Geschmack, Erzeugnisse der früheren Jahrhunderte, von jeder Art, wie Elfenbeinstatuetten und Silberarbeiten mit Möbeln, Bronzen, Fayencen des 16. Jahrhunderts zu ernsten prunkvollen Wirkungen in Wohnräumen vereinigt. Die bric à brac-Sammler großen Stils, die kapellenartige Effekte liebten, haben Gemälde nicht sehr eifrig gesucht, im Allgemeinen zur Bedeckung der Wandflächen Gobelins bevorzugt.

Von dem gelehrten Interesse, das sich eifrig der Tafelbilder des 15. und 16. Jahrhunderts annahm, sind die Privatsammler erst in jüngster Zeit stärker berührt worden. Der Mangel an Theilnahme auf Seiten der Privatliebhaber gestattete fast alles, was an hervorragenden Gemälden primitiven Stils auf den Markt kam, für die öffentlichen Gallerien zu erwerben. Jetzt hat sich das freilich geändert. Kluge und mit reichen Mitteln gesegnete Herrn, die früher nur für Gemälde des 17. Jahrhunderts als Mitbewerber auftraten, zeigen und beweisen neuerdings eine leidenschaftliche Neigung für Memling, für Botticelli, für Dürer.

Die Gallerie, die Herr von Kaufmann zusammengebracht hat und über die unsere Publikation einen vortrefflichen Ueberblick gewährt, steht mit ihrer Fülle historisch interessanter Tafelbilder einzig da. Mit Wort und Bild orientirt das prächtige Buch. Ein kurz gefaßter Katalog zählt den ganzen Besitz an Gemälden aus der älteren Zeit auf, nicht weniger als 124 Bilder. Ueber die Hälfte dieser Stücke, dabei alle, die durch Schönheit oder historische Merkwürdigkeit hervorragen, sind in guten Lichtdrucken reproduzirt. Die von Albert Frisch in Berlin ausgeführten photomechanischen Nachbildnngen sind vortrefflich; das gewählte Verfahren ist besonders geeignet, die klare Schärfe der alterthümlichen Kunstsprache von der photographischen Aufnahme in das gedruckte Bild herüberzuretten.

Die niederläudischen Meister des 15. und vom Anfang des 16. Jahrhunderts sind hier sehr reich vertreten, überraschend gut die Holländer. Bekanntlich haben die Bilderstürmer nirgends ärger gehaust als in Holland. In dem Lande selbst ist fast nichts mehr von der kirchlichen Kunst zu sehen. Die Reihe der altholländischen Maler, an die der Kunstforscher das kümmerliche Material an Bildtafeln, meist kleineren Stücken, vertheilt, ist fast vollzählig in der Sammlung des Herrn von Kaufmann. Minder reich, doch mit einer beträchtlichen Zahl ausgezeichneter Schöpfungen sind die Oberdeutschen vom Anfang des 16. Jahrhunderts vertreten. Unter den italienischen Werken überwiegen die erst neuerdings in ihrer Dekorationswirkung von Privatsammlern geschätzten Trecento-Tafeln; das Quattrocento ist wenigstens durch einzelne Meisterwerke repräsentirt, während mehrere oberitalienische Bildnisse aus der mittleren Periode des 16. Jahrhunderts in herbstlicher Reife den glücklichsten Abschluß bieten.

Im Sinne der kunstgeschichtlichen Belehrung, aber nicht nur in diesem Sinne, bietet die Veröffentlichung der bisher zum Theil unbekannten Schätze außerordentlich viel — Bausteine, nicht rohe, sondern sorgsam zugehauene, zum historischen Werke. Der erfahrene Sammler hat mit scharfem Blick, in stetem Verkehr mit vielen Spezialforschern von den letzten Ergebnissen der Forschung Nutzen gezogen. Die Bestimmung, die Lokalisirung und Datirung der Gemälde lassen das deutlich erkennen. Das Studium ist nicht abgeschlossen, gerade auf diesem Felde nicht, und über dieses oder jenes könnte debattirt werden. Aber jede Angabe ist in wissenschaftlichem Sinne formulirt, und von dem nichtsnutzigen, sinnlosen Spiel mit Meisternamen, das namentlich in Auktionskatalogen, im Kunsthandel, aber auch anderswo, noch immer geübt wird, ist hier mit erfreulichem Ernst die letzte Spur getilgt.

M. J. F.

Von Sybel's bekanntem Werk: **Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.** (Verlag von R. Oldenbourg, München) ist, wie uns der Verleger mittheilt, eine billige Volksausgabe in Vorbereitung, deren Preis (es sind 7 in Ganzleinen gebundene Bände!) M. 25 nicht übersteigen soll. Bekanntlich kostete das Werk bei seinem Erscheinen M. 66,50. Daß von diesem ausgezeichneten Werk eine so billige Volksausgabe hergestellt und damit auch weniger Bemittelten die Anschaffung des Werks ermöglicht wird, ist höchst erfreulich.

Briefkasten der Redaktion.

Treuer Abonnent, Wannsee. Besten Dank für Ihren freundlichen Hinweis auf das klassische Citat.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 50. Berlin, den 14. September 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von $1^3/_4$–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich ($3^3/_4$ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Kaiser von Rußland, der zuerst auf dänischem Boden mit dem König von England zusammengekommen war, begab sich darauf vor seiner Pariser Reise zunächst in die deutschen Gewässer und ging vor Danzig auf ein deutsches Kriegsschiff, um mit unserem Kaiser eine Aussprache zu haben. Der englisch-russischen Entrevue folgte also eine deutsch-russische und ihr wird eine französisch-russische sich anschließen; vielleicht ist der russisch-deutschen und der russisch-französischen Aussprache eine stärkere politische Bedeutung beizumessen, weil in beiden Fällen die leitenden Minister zugegen sind, während das englische Ministerium mit den russischen Kollegen nicht in Beziehungen getreten ist.

Immerhin läßt die Fülle und die Aufeinanderfolge dieser Besuche nur eine Deutung zu, und diese Deutung findet in dem Charakter des russischen Zaren eine vollgiltige Bestätigung. Rußland will friedliche, freundschaftliche Beziehungen zu England, wie zu Deutschland, und seine intime Annäherrng an Frankreich ist für niemanden eine Gefährdung. In diesem Sinne interpretirt auch die russische Presse die Reisen des Zaren. Daß gleichwohl auf der Balkanhalbinsel und in Asien Entwicklungen nicht ausgeschlossen sind, die zu anderen Mächten, insbesondere zu England stärkere russische Gegensätze schaffen können, ist selbstverständlich; aber von neuem erhält auch die Thatsache eine Bekräftigung, daß der Kaiser von Rußland seine persönliche Macht immer wieder dafür einsetzen wird, um Gegensätze nicht in offene Feindschaft umschlagen zu lassen. Das ist eine sehr starke Friedensgarantie, die auch freilich nicht unter allen Umständen stark genug zu sein braucht.

Wir in Deutschland können uns des jetzigen Augenblicks jedenfalls aufrichtig freuen; wir wünschen mit Rußland in guter Nachbarschaft zu leben, und wir sehen in der Haltung der russischen Politik zugleich eine Gewähr vor den Gefahren eines abenteuerlichen Chauvinismus in Frankreich, der freilich zur Zeit als drohende Wolke überhaupt nicht am Himmel steht.

Es scheint, daß in diesem Augenblick zur Wahrheit geworden ist, was Graf Caprivi sagte: Das französisch-russische Bündniß brauche keine Bedrohung des Friedens zu sein, sondern könne eine Verstärkung der europäischen Friedensbürgschaften bedeuten. Und gewiß ist es auch ein Verdienst der deutschen Diplomatie, des deutschen diplomatischen Takts, daß diese Umbildung sich vollzogen hat. Diese Umbildung zu erhalten, muß unsere Aufgabe bleiben.

Auf McKinley ist in Buffalo von einem Anarchisten ein Attentat verübt worden. Der Präsident der Vereinigten Staaten ist schwer verletzt, aber es wächst die Hoffnung, daß er am Leben erhalten bleibt und seine volle Arbeitskraft wiedererlangt.

Die civilisirte Welt ist einig in ihrem Urtheil über diese neue verruchte That gegen ein Staatsoberhaupt. Ob es sich hier um das Verbrechen eines Einzelnen handelt, ob um ein Komplott einer kleineren Anzahl von Personen, steht noch nicht fest; das kann aber auch garnichts an dem Urtheil über das Ereigniß und an der Beurtheilung des Ereignisses ändern. Das Attentat bleibt die That eines Wahnsinnigen oder von Wahnsinnigen; die Leute brauchen nicht im medizinischen Sinne unzurechnungsfähig zu sein; politisch sind sie es.

Selbst wenn die That glückte, änderte sie nichts an den politischen Verhältnissen in den Vereinigten Staaten; der jetzige Vizepräsident rückte in die Stelle des Präsidenten und die Institutionen funktionirten weiter wie bisher; also nur politische Verrücktheit gepaart mit moralischer Degeneration konnte zu einem so großen Verbrechen von solcher politischen Bedeutungslosigkeit schreiten. Alle Welt ist über diesen Punkt einig.

Und nun taucht die Frage auf, die stets bei solchem Anlaß angeregt ist. Gibt es denn keinen Schutz gegen solche Unthaten? Man kann nur resignirt sagen, niemand ist bisher im Stande gewesen, bei all den unzähligen Diskussionen verwandter Art ein wirksames Schutzmittel vorzuschlagen. Der geriebene Kriminalist Stieber sagte einmal dem Schreiber dieser Zeilen: Wenn ein Mensch verwegen genug ist, sein eigenes Leben aufs Spiel zu setzen, so gibt es kein Mittel der Welt, ein Attentat unter allen Umständen zu verhindern; erschweren ja, ausschließen unmöglich.

Und in der That, jedes Nachdenken über dieses Problem muß zu einem gleichen Ergebniß führen, und wir halten es daher für ungerecht, so oft ein derartiges Ereigniß sich vollzieht, die Polizei verantwortlich zu machen. Ob sie in Buffalo ihre Pflicht gethan hat, läßt sich noch nicht klar erkennen; aber auch sie wird bei aller Sorgfalt und Klugheit nicht einen politisch verrückten und moralisch depravirten Menschen unter allen Umständen daran hindern können, einen Schuß oder einen Wurf oder einen Dolchstoß gegen ein Staatsoberhaupt zu richten.

Es gibt Gefahren, gegen die Polizei und Gesetz nicht in jedem Fall ausreichen; können sie zurückgedrängt werden, so nur durch die allmählichen und nur allzu langsamen Fortschritte der Gesittung.

Nun ist auch das offizielle Friedensinstrument zwischen den Mächten und China unterzeichnet; der chinesische Zwischenfall ist formell in jeder Beziehung geschlossen. Die große Frage bleibt, in welcher Weise sich die wirthschaftlichen und politischen Beziehungen zwischen China und den betheiligten Nationen weiter entwickeln werden; wir wollen hoffen, daß Deutschland seinen Platz an der Sonne im Lande der Mitte behauptet, und wetteifernd mit den Anstrengungen der anderen Staaten auch zum Vortheile Chinas als ein thätiger Vertreter echter abendländischer Civilisation dort wirkt.

Johannes von Miquel ist gestorben. Nicht einmal ein halbes Jahr ist es her, daß er sein Ministerportefeuille verloren hat; eine kurze Spanne Zeit lebte er als Privatmann; nun hat ihn ohne Krankheit ein schneller Tod im 74. Lebensjahre abberufen.

Miquel war ein außerordentlich interessanter Mensch; ob seit Jahrzehnten segensvoll für unsere deutsche Politik, ist eine andere Frage.

Voll von Fähigkeiten und ohne Vorurtheile hielt er mit hervorragenden Menschen Beziehungen fest, wo politisch eine schroffe Scheidewand bereits bestand. Und so war die Zahl seiner Gegner zwar eine sehr große; seine politische Methode konnte die rücksichtsloseste Zurückweisung finden; aber der Mensch mit seiner geistigen Beweglichkeit, sprühend und anregend, und nicht selten verführerisch mit seinen Paradoxien und seiner Fähigkeit ein Wortfeuerwerk abzubrennen, blieb als Individualität in hohem Grade anziehend. Und Miquel war klug genug, auf diese menschliche Fähigkeit pochend, Fäden fortzuspinnen, wenngleich die politischen Webstühle der Betheiligten weit von einander abgerückt worden waren. Er ließ die Gegner, die er schätzte, dies wissen, und er rechnete darauf, daß ihm mit gleicher Münze gezahlt wurde. Das charakterisirt den frei denkenden Menschen und eine Seite seiner politischen Methode, die nie eine Thür zu irgend einer Richtung hin sich gänzlich verschließen mochte.

Uns liegt ein charakteristisches Dokument für diese seine Sinnesart vor. Ludwig Bamberger war gestorben. Eine nicht kleine Anzahl alter politischer Freunde mit großer Vergangenheit aus der nationalliberalen Partei nahmen von dem Tode keine Notiz. Anders der Finanzminister Miquel. Er schrieb an den nun auch verstorbenen Bruder Ludwig Bamberger's folgenden Brief:

„Hochgeehrter Herr!

Zu meinem lebhaften Bedauern bin ich durch dringende, unaufschiebbare Geschäfte verhindert, morgen der Beisetzung Ihres heimgegangenen Bruders beizuwohnen. Umsomehr drängt es mich, Ihnen und Ihrem Herrn Bruder mein tiefes Beileid und Mitgefühl über den so plötzlich und unerwartet eingetretenen schweren Verlust schriftlich auszusprechen.

Mit Ihrem, von mir so hochverehrten Bruder ist wieder Einer der alten Kämpfer für Deutschlands Einheit heimgegangen. In Ihm verlieren wir Einen der gebildetsten, geistvollsten und feinsten Schriftsteller der Neuzeit, der seine Ideen stets mit der größten Schärfe und Konsequenz, aber auch mit der größten Sachlichkeit vertrat und niemals Meinungsverschiedenheiten auf das persönliche Gebiet übertrug. Ich habe dies in langem Zusammenwirken im Reichstage oft genug erfahren und den Heimgegangenen stets nicht bloß wegen seiner großen geistigen Gaben und seiner verdienstvollen Mitwirkung an dem Ausbau des deutschen Reichs, sondern vor Allem wegen seiner schönen Charaktereigenschaften hoch verehrt. So denken alle seine Freunde und Bekannten.

Sein Tod wird in den weitesten Kreisen betrauert und sein Andenken wird die Jahre überdauern.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ihr ergebener

Miquel.

Berlin, den 16. März 1899.

Miquel lag jede Enge fern, und dies gepaart mit seiner Begabung und seinen Erfahrungen machte ihn zu einem seltenen Menschen. Schade, daß sein freies Wesen keine feste Begrenzung durch feste Grundsätze fand.

Gleichzeitig hat in Olmütz ein Katholikentag und eine Protestversammlung der Deutschen getagt, die im österreichischen Katholicismus zugleich den ärgsten Feind des Deutschthums sehen. Diese Verschlingung des nationalen Hasses mit den religiösen Gegensätzen zeigt in vollem Lichte das Bedenkliche der Lage des österreichischen Kaiserstaates. Wir kennen nichts, was die Volksleidenschaften in gleicher Weise entfesseln könnte, wie der nationale Haß und der religiöse Haß. In Oesterreich sind beide Mächte am Werke das Reich zu zersetzen, und in Olmütz trafen diese Strömungen, die sich gegenseitig verstärken, und von denen jede einzelne wahrlich schon stark genug ist, aufeinander. Man begnügte sich glücklicherweise bei feindlichen Demonstrationen; aber die Leidenschaften, die vorhanden sind, zeigten sich deutlich genug.

* * *

Die „Kreuzzeitung“ ist durch den Erfolg ihres in der letzten Nummer von uns ausreichend gewürdigten Artikels „Der Freisinn widerlegt sich selbst“ noch nicht zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie sich bereits genug blamirt hat. Sie widmet der „Nation“ abermals zwei Spalten unter der Ueberschrift: „Der Freisinn beginnt zu begreifen“. Es geht daraus hervor, daß die „Kreuzzeitung“ auch nach der ihr ertheilten Lektion noch immer nicht begonnen hat zu begreifen. Schade, daß uns der Raum nicht gestattet, diesen neuesten nationalökonomischen Beitrag zu den Pickwick Papers „voll und ganz“ zu reproduziren. Wir können unseren Lesern aber nur dringend rathen, denselben in der „Kreuzzeitung“ nachzulesen. Es wird sie gewiß amüsiren, wie die „Kreuzzeitung“ in ihrem jüngsten Erguß unwiderleglich — im Pickwickischen Sinne — nachweist, daß sie auf der ganzen Linie in diesem Streite gesiegt hat. Wenn doch die preußischen Junker in ihren politischen Ansprüchen auch so bescheiden wären, wie ihr Hauptorgan in seinen litterarischen Ansprüchen. Daneben erinnert die Unverfrorenheit, mit der die „Kreuzzeitung“ den klarsten Thatbestand, wie wir ihn durch Zusammenstellung wörtlicher Citate geschaffen hatten, verdreht und alles sie Belastende keck unterschlägt, an die Methoden des unvergeßlichen Herrn von Hammerstein, dessen journalistischer Geist und ritterliche Gesinnung der Redaktion der „Kreuzzeitung“ vorbildlich geblieben zu sein scheinen.

* * *

Schutzzöllnerei und Sozialdemokratie.

Bei der krampfhaften Suche der Agrarier nach Stimmen im gegnerischen Lager, die man wenigstens als halbe oder Viertels-Bundesgenossen ansprechen kann, ist man auch auf einige sozialdemokratische Aeußerungen gestoßen, die sich bei bescheidenen Ansprüchen als Vorspann verwenden lassen. Die heimliche Liebe zur agrarischen Schutzzöllnerei, die man bei Herrn Kautsky entdeckt zu haben glaubte, hat allerdings eine arge Enttäuschung zur Folge gehabt. Das Schmachten vor dem sozialdemokratischen Kammerfenster hat im Falle Kautsky nur zu einer heftigen agrarischen Verschnupfung geführt.

Die bösen Erfahrungen, welche die agrarisch-protektionistische Presse mit Herrn Kautsky machen mußte, hindert sie aber nicht, jetzt Herrn Richard Calwer, der sogar sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter ist, heftig den Hof zu machen. Er hat vor Kurzem eine Schrift veröffentlicht, „Arbeitsmarkt und Handelsverträge", die agrarischerseits sehr wohlwollend kommentirt ist, und von der in den „Preußischen Jahrbüchern" ein Referent sagt, der darin eingenommene Standpunkt decke „sich etwa mit dem des Centralverbandes deutscher Industrieller so gut wie völlig". Ganz so schlimm ist nun die Sache zwar nicht, aber man muß zugestehen, daß Calwer's Darlegungen recht schielend und verschwommen und wohl geeignet sind, aus ihnen allerlei halbe protektionistische Zugeständnisse heraus zu interpretiren.

Vornehmlich ist es eine Argumentation, auf die sich Calwer besonders viel zu Gute thut, welche die Schutzzöllner mit der Hoffnung erfüllt hat, unter den rothen Hähnen eine weiße Taube zu finden. Calwer lehnt es vom Standpunkte der Arbeiterinteressen ab, daß bei den zoll- und handelspolitischen Fragen nur das Konsumenteninteresse maßgebend sein solle. Die Arbeiter kämen auch, und zwar in erster Linie, als Produzenten in Betracht. Wenn deshalb bei einer Zollpolitik der Arbeiter als Produzent seine Rechnung finde, so könne er unter Umständen auch die Verschlechterung seiner Position als Konsument in den Kauf nehmen. Gewiß, wenn die Schutzzöllnerei den Arbeitern eine Lohnerhöhung von jährlich 150 Mark bringt, so können sie die künstliche Vertheuerung ihrer Lebensbedürfnisse um 100 Mark gut und gern ertragen. — Wenn!

Rindfleisch un Plummen is en schön Gericht,
Doch, mine Herrn, ick krig't man nicht.

Es zeugt von einer weitgehenden Unkenntniß der freihändlerischen Theorie, wenn man von der Vorstellung ausgeht, für die Freihändler existire nur der Konsumenten-Standpunkt. Gewiß spielt in den freihändlerischen Auseinandersetzungen die Schädigung der Konsumenten durch die künstlichen Preissteigerungen des Protektionismus eine wichtige Rolle und muß sie insbesondere bei jeder populären Agitation spielen, denn diese schädliche Folge des Protektionssystems fällt zunächst ins Auge, stellt insbesondere für die Lohnarbeiter den unmittelbar erkennbaren, in jedem Haushalt fühlbaren Nachtheil dar. Wenn in dem agitatorischen Prozeß gegen die Schutzzöllnerei von den Freihändlern der Nachweis dieser Schädigung der Konsumenten geführt ist, so liegt den Schutzzöllnern die Beweislast dafür ob, daß dieser Schaden durch Vortheile, die dem Arbeiter als Produzenten oder als Lohnempfänger aus dem Protektionismus erwachsen, wett gemacht werde. Man hat es oft genug versucht, diesen Nachweis zu führen. Hie und da, speziell in den Vereinigten Staaten von Amerika, haben sich die Arbeiter auch vorübergehend irre führen lassen, aber im Allgemeinen, und insbesondere in Deutschland, ist es vergebene Liebesmüh' gewesen, die Lohnarbeiter in ihrer Eigenschaft als Produzenten über den Schaden hinwegzutäuschen, den sie als Konsumenten unter jedem Schutzzollsystem erleiden müssen.

Die Arbeiter hat dabei ein sehr richtiger Instinkt geleitet, denn als Produzenten haben sie den Protektionismus noch weit mehr zu fürchten, denn als Konsumenten. Natürlich haben wir dabei nur die Lohnarbeiter als ganze Klasse im Auge. Daß in einem einzelnen Produktionszweige durch Einführung eines wirksamen Schutzzolls unter Umständen eine künstliche Konjunktur geschaffen, die Nachfrage nach Arbeitern dieser Branche zeitweilig gesteigert und dadurch auch der Lohn in die Höhe getrieben werden kann, vielleicht sogar so hoch, daß die Lohnsteigerung die Schädigung übersteigt, die dem Arbeiter aus einer gleichzeitig eintretenden Preissteigerung der Lebensbedürfnisse erwächst, soll selbstverständlich nicht bestritten werden. Aber eine solche künstlich geschaffene plötzliche Nachfrage nach Arbeitern in einem Produktionszweige kann nicht von Dauer sein, wenn sie nicht die gesammte nationale Produktion mit ergreift. Nur in letzterem Falle ließe sich aber von einer Besserung der Lage der Arbeiterklasse im Allgemeinen sprechen; und diese Besserung tritt in Folge von Schutzzöllen nie ein, kann überhaupt nicht eintreten.

Dies ist die entscheidende Anklage, die wir Freihändler gegen das schutzzöllnerische Prinzip erheben.

Die Grundeigenthümer, die Kapitalisten können bei einem Schutzzollsystem lukriren, die Arbeiter, als Klasse, müssen stets die Geprellten sein. Daß Herrn Calwer dieser Zusammenhang der Dinge noch nicht offenbar geworden ist, das ist das Einzige, was aus seiner unklaren Gedankenführung ganz klar hervortritt.

Was bezweckt denn ein Schutzzoll? Antwort: eine künstliche Preissteigerung des inländischen Produkts durch Erschwerung der ausländischen Konkurrenz. Ist der Zweck der künstlichen Preissteigerung erreicht, so wird — ceteris paribus — der Gewinn der Unternehmer, die in diesem geschützten Produktionszweige thätig sind, wachsen. Ob es sich dabei um landwirthschaftliche oder um industrielle Unternehmer handelt, ist zunächst gleichgültig. Erst bei den Folgewirkungen treten insofern charakteristische Unterschiede hervor, als die protektionistische Preistreiberei bei der Landwirthschaft schließlich in einer Steigerung der Grundrente endet, welche die Konkurrenzfähigkeit der Landwirthschaft als Gewerbe weiter erschwert, während der industrielle Schutzzoll die Tendenz zur Ueberproduktion und damit zur automatischen Wiederaufhebung der preissteigernden Wirkung des Schutzzolls in sich trägt. Eben deshalb sind auch die agrarischen Schutzzölle ungleich gefährlicher als die industriellen.

Zunächst jedoch wirken beide Arten von Schutzzöllen, ihrer Bestimmung gemäß, dahin, daß sie die Rente aus den in Grund und Boden oder in industriellen Anlagen angelegten Kapitalien erhöhen. Sie sollen den geschützten inländischen Produktionszweig rentabler machen. Das Produkt, das früher nur mit 100 Mark verkauft werden konnte, erzielt jetzt auf dem inländischen Markte einen höheren Preis, sagen wir 120 Mark. Nehmen wir nun einmal an, daß der Antheil der Arbeiter an dem Produkt, der ihnen in Form von Lohn ausgezahlt wird, 60 Mark oder 60 Proz. des bisherigen Verkaufspreises betrug, so stellt sich bei einer protektionistischen Preissteigerung des Produkts von 100 auf 120 Mark der Antheil des Arbeiters zwar nach wie vor auf 60 Mark; das sind aber nicht mehr 60, sondern nur noch 50 Prozent des Erlöses der hergestellten Waare. Mit andern Worten: während sich vorher die Interessenten der Grundrente und des Kapitals mit den Interessenten der Arbeit die Erträge der gemeinsamen Produktion im Verhältniß von $^4/_{10}$ zu $^6/_{10}$ theilten, tritt diese Theilung später im Verhältniß von $^5/_{10}$ zu $^5/_{10}$ ein. Daß in dieser Verschiebung der Antheilsquoten eine Benachtheiligung der Arbeiter liegt, läßt sich schlechterdings nicht bestreiten. Und zwar werden, was für die Sozialdemokratie als spezifische Arbeiterpartei besonders in die Wagschale fällt, damit die Arbeiter gerade als soziale Klasse benachtheiligt.

Für die wirthschaftliche Lage der Arbeiterklasse kommt der Antheil, den sie von dem Gesammtresultat des nationalen Produktionsprozesses an sich bringen kann, vorzugsweise in Betracht. Die in Mark und Pfennigen zum Ausdruck gelangende Höhe des Lohnes gibt an sich von der besseren oder schlechteren wirthschaftlichen Lage des Lohnempfängers kein zutreffendes Bild, solange man nicht daneben hält, welche und wie viel Lebensbedürfnisse er mit seinem Lohn befriedigen kann. Entscheidend ist somit nicht die absolute Höhe des Lohns, sondern dessen Kaufkraft; oder mit anderen Worten: entscheidend ist der Antheil, welcher dem Produktionsfaktor Arbeit von den Ergebnissen der nationalen Gesammtproduktion zufällt.

Jede Arbeiterpartei muß dahin streben, diesen Antheil nach und nach zu erweitern. Weitblickende kapitalistische Unternehmer werden in ihrem eigenen Interesse dies Bestreben unterstützen, wenn gleichzeitig die Produktivität der Arbeit entsprechend gesteigert werden kann. Beim sozialdemokratischen Programm steht dies Bestreben sogar im Mittelpunkt. Will doch der Kollektivismus, das aus anderen Gründen verwerfliche Endziel der Sozialdemokratie, das Privateigenthum an allen Produktionsmitteln abschaffen, um den Arbeitern den vollen Arbeitsertrag zu sichern. Nur ein völlig unklarer Kopf kann deshalb als Sozialdemokrat eine Gesetzgebung begünstigen, die wie die protektionistische darauf abzielt, den relativen Antheil des Produktionsfaktors Arbeit an den Erträgnissen der Gesammtproduktion zu verringern.

Eher schon läßt es sich verstehen, daß Repräsentanten des Kapitals einer solchen Politik zustimmen, sobald ihnen von dem ganzen zur Vertheilung kommenden Kuchen ein größerer Antheil in Aussicht gestellt wird, als sie ihn ohne Schutzzölle zu erlangen vermögen.

Aber dieser relativ größere Antheil bedeutet selbst für diejenigen, denen er zufällt, nicht immer einen größeren absoluten Gewinn. Man mache sich das an einem konkreten Beispiele klar.

Nehmen wir eine Fabrik, in der 2 Millionen Mark Kapital investirt sind, die für 1 Million Mark Produkte herstellt und 100 Arbeiter beschäftigt. Nehmen wir ferner an, das Erträgniß der Gesammtproduktion dieser Fabrik sei bisher so getheilt, daß den Arbeitern 60 Proz., also an Lohn 600 000 Mark zugefallen seien, während 40 Proz. gleich 400 000 Mark zur Beschaffung des Rohmaterials, zur Bestreitung aller Geschäftsunkosten, als Kapitalzins und als Gewinn an den Unternehmer gegangen sein sollen. Auf die Posten Kapitalverzinsung und Unternehmergewinn mögen 100 000 Mark entfallen sein. Nun trete ein Schutzzoll ein, der den Preis der Produkte dieser Fabrik um 20 Prozent steigert. Dann stellt sich die Rechnung, wenn alles Uebrige bleibt, wie es war, folgendermaßen: Erlös der Gesammtproduktion 1 200 000 Mark. Davon ab: an die Arbeiter für Lohn 600 000 Mark; ferner für Rohprodukte und Geschäftsunkosten 300 000 Mark. Bleiben für Kapitalzins und Unternehmergewinn 300 000 Mark statt vorher 100 000 Mark.

Wenn nun aber in Folge der schutzzöllnerischen Absperrungspolitik der Absatz um 15 Proz. herabgeht (Ausfall 180 000 Mark), die Geschäftsunkosten und die Preise der Rohprodukte um 10 Proz. steigen (Effekt 30 000 M.), so ist der Mehrgewinn bereits in einen Verlust von 10 000 M. verwandelt, wenn nicht gleichzeitig der Lohn der Arbeiter herabgesetzt oder eine Anzahl Arbeiter entlassen wird.

Diese hypothetischen Folgen des Schutzzolls werden natürlich nicht regelmäßig und meistens auch nicht sofort eintreten. Insbesondere kann die Abwehr der auswärtigen Konkurrenz zunächst neben der Preissteigerung auch noch eine Erweiterung des Absatzes zur Folge haben. Was aber als unvermeidliche Folge des Protektionismus eintritt, das ist die Verringerung der Produktivität der nationalen Arbeit.

Soweit die Schutzzölle überhaupt auf die Entwicklung der inländischen Produktion einen Einfluß ausüben, besteht derselbe darin, daß durch die künstlichen protektionistischen Preissteigerungen das Kapital und die Arbeit von Gebieten, auf denen sie sich bisher ohne Schutz bethätigten, fortgelockt werden zu Gebieten, auf denen sie bisher ihre Rechnung nicht finden konnten. Mit anderen Worten: jeder Schutzzoll hat die Tendenz, Kapital und Arbeit von natürlich produktiven auf künstlich produktive Zweige zu übertragen. Schutzzöllnerei bedeutet somit zugleich eine geringere Produktivität der nationalen Arbeit. Da der nationale Produktionsprozeß nicht allein von protektionistischen Eingriffen der Gesetzgebung, sondern gleichzeitig immerwährend und in noch weit höherem Grade von zahllosen anderen Faktoren, wie Fleiß, Geschicklichkeit, Unternehmungslust, Sparsamkeit, allgemeine Politik u. s. w., beeinflußt wird, so treten die schädlichen Wirkungen der Schutzzöllnerei oft nicht absolut, sondern nur relativ — durch Verlangsamung des Fortschritts — hervor, aber an ihrer schädlichen Tendenz wird dadurch nichts geändert. Mit Rücksicht auf die Interessen der Arbeiter kann man diesen Schaden dahin zusammenfassen: Schutzzölle verringern den relativen Antheil des Produktionsfaktors Arbeit an den Erträgnissen der gesammten nationalen Produktion; und ferner verringern sie die Produktivität der gesammten nationalen Arbeit und bewirken damit, daß auch das Verhältniß der aufgewandten Kräfte zu dem Gesammtquantum der vertheilbaren Produkte sich verschlechtert.

Jede Partei, die Arbeiterinteressen wahrnehmen will, muß deshalb, wenn sie das Wesen des Protektionismus begriffen hat, grundsätzlich freihändlerisch sein, ganz einerlei, ob sie in der Schutzzollfrage dem Vertheilungsproblem oder dem Produktionsproblem die größere Bedeutung zumißt.

Eduard Bernstein spricht das in dem Sepetemberheft der „Sozialistischen Monatshefte" denn auch ganz unumwunden aus, und zwar als Facit einer Beweisführung, die sich mit der vorstehenden in allem Wesentlichen deckt. „Für die Sozialdemokratie — so schreibt er wörtlich — ist heute in der Zollfrage nur noch ein Standpunkt möglich: der ausgesprochen freihändlerische." Der Artikel „Zum Kampf gegen die Zollschraube", den er der Begründung dieses Standpunkts gewidmet hat, zeichnet sich, wie alles, was Bernstein schreibt, durch einen außerordentlichen bon sens aus. Auch da, wo man nicht völlig seiner Meinung ist, folgt man seinen Deduktionen mit wachsender Antheilnahme. In gewissem Sinne ist Bernstein heute der gefährlichste aller sozialistischen Führer. Herr Bueck hatte nicht Unrecht, als er kürzlich vor dem falschen Glauben warnte, als ob die an den sozialistischen Vorstellungen geübte Bernstein'sche Kritik eine politische Schwächung der Sozialdemokratie herbeiführen werde. Gerade durch seinen kritischen Muth und seine faire Art zu diskutiren, zwingt er auch den politischen Gegnern der Sozialdemokratie Achtung ab und verführt sie zu einer objektiven Prüfung des Sozialismus. Die wilden Männer der Sozialdemokratie mit ihren revolutionären Redensarten und die Scholastiker des Marxismus mit ihren „kreuzweise gebundenen Kniegürteln" rufen nur zu leicht Spott hervor. „Dor lach' ick öwer" — wie Bismarck zu sagen pflegte. Aber Führer wie Bernstein sind ernst zu nehmen. Seine Feder ist wie dazu geschaffen, die Vorstellungen von dem, was man den „berechtigten Kern" des Sozialismus zu nennen pflegt, zu klären und zu erweitern.

Theodor Barth.

Johannes von Miquel.

Als der Frankfurter Oberbürgermeister Miquel im Jahre 1890 zum Nachfolger des Herrn von Scholz ernannt wurde und preußischer Finanzminister geworden war, da wog die „Nation" die Eigenschaften des gegangenen und des gekommenen Mannes gegeneinander ab. Herr von Scholz war aus der Bureaukratie hervorgegangen; Herr Miquel verdankte seine politische Stellung dem Parlamentarismus. Unter den Augen der Oeffentlichkeit hat er stets gearbeitet und gewirkt. Und doch war diese Oeffentlichkeit, die ihn unausgesetzt zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, unvermögend, aus dem bisher zurückgelegten Weg auf den weiteren politischen Marsch des neuen Finanzministers zu schließen. Damals schrieb die „Nation":

„Die parlamentarische Laufbahn als Vorbereitung für das Ministerium sollte . . . die innere Selbstständigkeit gefestigt haben, und da diese Laufbahn vor aller Welt zurückgelegt wird, so müßte die größte Klarheit über das herrschen, was von dem neuen Mann politisch zu erwarten ist. Auch über die zukünftige ministerielle Wirksamkeit des Herrn Miquel sollten mithin Zweifel kaum bestehen. Da aber gerade tritt das Ueberraschende oder vielmehr Charakteristische ein. Von Herrn Miquel weiß Niemand genauer zu sagen, welche Bahnen er wandeln wird. . . . Es ist daher vollkommen durch die Sachlage bedingt, daß die Presse zwar in ihrem Wohlwollen gegen Herrn Miquel, entsprechend den früheren Beziehungen zu ihm, verschiedene Abstufungen aufweist, daß sie aber in Betreff aller Prophezeiungen für die Zukunft ganz gleichmäßig sich vorsichtige Zurückhaltung auferlegt."

Es ist nicht weniger bezeichnend, daß der Tod, diese letzte Etappe in dem Leben jenes ungewöhnlichen Mannes, die Presse aller Parteien wiederum in gleicher Uebereinstimmung findet. Die ministeriellen Thaten des Herrn von Miquel, der er inzwischen geworden, werden freilich verschieden beurtheilt, je nachdem sie dieser oder jener politischen und wirthschaftlichen Richtung zu Gute kamen oder aus politischen und wirthschaftlichen Gründen bekämpft wurden. Aber über den Charakter, über die Individualität des Todten herrscht in allem Wesentlichen das gleiche Urtheil auf allen Seiten. Sein Charakterbild wird nicht in der Geschichte schwanken. Und doch war der Todte eine äußerst komplizirte Natur, und das völlige Gegentheil einer gradlinigen, einfach zu überschauenden Beanlagung.

Ungewöhnlich begabt, arbeitskräftig und arbeitsam, durch seine Thätigkeit im Parlament, im wirthschaftlichen Leben und im Kommunaldienst mit reichen Erfahrungen ausgestattet, durch die Vielgestaltigkeit seiner Lebensschicksale vorurtheilslos, durch seine hervorragende Rednergabe und seine sprudelnde Gabe der Unterhaltung befähigt auf Einzelne und auf Massen zu wirken, verfügte er über ein ganzes Arsenal von Eigenschaften, um eine große Thätigkeit in öffentlichen Angelegenheiten entfalten zu können. Das Schicksal hat ihm jeden Wirkungskreis, der einem solchen Manne erstrebenswerth sein muß, erschlossen; keiner ist ihm versperrt gewesen. Er war lange einer der führenden Parlamentarier; er war Minister und Jahre hindurch beherrschender Geist des Ministeriums, freilich den Titel des Reichskanzlers führte er nicht. Ein glänzendes Leben, dem im Einzelnen erklärlicher Weise bei solchen Voraussetzungen auch bleibende sachliche Erfolge von ernster Bedeutung beschieden gewesen sind, und doch war Miquel gegenüber den entscheidenden Aufgaben, die ihm sein Leben gestellt hatte, kein schaffender, sondern ein zersetzender Geist — eine Aufgabe ausgenommen: die Frage der Einheit Deutschlands; hier half er aufbauen; aber zersetzend wirkte er als Parteiführer, zersetzend wirkte er als Minister.

Es ist ganz wesentlich seiner beweglichen Impetuosität gegenüber der starreren und zähflüssigen Individualität von Bennigsen zuzuschreiben, wenn die nationalliberale Partei zu der Entwicklung gekommen ist, die sie heute aufweist, und wenn mit dieser Entwicklung die deutsche und preußische Politik ein Gesicht zeigt, wie sie es heute hat. Der Tag von Heidelberg und die immer stärkere Hinneigung der Nationalliberalen nach rechts ist vor allem Miquel's Werk. Die nationalliberale Partei ist auf diese Weise nicht gestärkt worden, und Miquel schuf auf diese Weise auch nicht die Voraussetzungen für eine neue Parteibildung, die nach seiner Ansicht vielleicht lebensfähiger, neuen Verhältnissen gegenüber nutzbringender gewesen wäre. Nichts Neues entstand; aber das Vorhandene zerfiel, nachdem die Basis verrückt worden war.

Die sich aus den Heidelberger Voraussetzungen ergebende Sammlungspolitik war eine Aushilfe in einer einzelnen Verlegenheit; doch kein Programm, das eine innere fruchtbringende Entwicklungsfähigkeit gehabt hätte. Die Lebensbedingungen der agrarischen Reaktion und der nationalliberalen Partei sind thatsächlich entgegengesetzt; man kann diese Gegensätze durch Geschicklichkeit vorübergehend verschleiern; aber man kann diese Gegensätze nicht aus der Welt schaffen, und man kann jene widerstreitenden Kräfte daher nicht zu schöpferischer Arbeit verkoppeln. Der Versuch muß zersetzend wirken; wie zersetzend er für die nationalliberale Partei war, zeigt ihre jetzige Lage in der Kanalfrage in Preußen, in der Handelsvertragsfrage in Deutschland.

Diese Partei, die ihrer Vergangenheit nach berufen sein müßte, in diesen Fragen das entscheidende Wort zu sprechen, ist in ihrer Bedeutung zurückgedrängt, herabgedrückt und ohne Festigkeit in sich selbst. Wenn Fürst Bismarck die Kraft der nationalliberalen Partei von außen zu lähmen versucht hat, so war es Miquel ganz besonders, der die innere Kraft der Partei versiegen machte; der die einheitlichen, sachlichen, die Festigkeit verbürgenden Grundsätze langsam herausdestillirte und an ihrer Stelle mehr und mehr die taktischen Erwägungen von Fall zu Fall zum Ueberwiegen brachte. Die großen gemeinsamen Ziele hielt man für entbehrlich; das geschickte gemeinsame Manövriren wurde das Entscheidende; aber eine Partei, die nach diesem Miquel'schen Rezept lebt, kann über ein großes Volk einen stetigen, entscheidenden Einfluß nicht behaupten. Die nationalliberale Partei mit ihren inneren Gegensätzen und ihrer äußeren Einheitlichkeit wirkte nicht mehr die Kräfte anregend und weckend, sondern die Kräfte paralysirend, eine gesunde Entwicklung hemmend und immer wieder zersetzend — das ist wesentlich Miquel's Werk.

Als Caprivi seine Lehrzeit im Reichskanzleramt überwunden hatte, war er seiner ganzen Veranlagung nach wie dazu geschaffen, eine gemäßigt liberale und eine durch und durch nationale Politik zur Durchführung zu bringen; eine Politik, für die die gegebene Stütze nur die nationalliberale Partei sein konnte. Damals bot sich der nationalliberalen Partei die große Gelegenheit, der feste Rückhalt für ein gesundes politisches Leben in Deutschland wieder zu werden; eine Stütze dem Grafen Caprivi und seine Politik zugleich wesentlich beeinflussend. Wenn diese Gelegenheit versäumt worden ist, so tragen die Verantwortung hierfür vor allem zwei Männer, Fürst Bismarck und Miquel, die sich wiederum in die Hände arbeiteten. Dem Fürsten Bismarck lag nichts an der Konsolidirung der Verhältnisse, gewiß nichts an einer Konsolidirung der Verhältnisse mit einem starken liberalen Einschlag. Vielleicht wäre der starke Bismarck'sche Einfluß innerhalb der nationalliberalen Partei, wie er damals noch vorhanden war, überhaupt nicht zu überwinden gewesen, aber er war um so unüberwindlicher, da auch Miquel an der Untergrabung der Stellung Caprivi's arbeitete.

Und die Miquelsche Ministerlaufbahn in ihrer Totalität ist alsdann auch nur unter dem Gesichtspunkt taktischer Erwägungen zu verstehen. Miquel war überzeugt, daß er der Stütze der Agrarier nicht entrathen könnte; so förderte er die Agrarier, wo er konnte; und so oft Maßregeln der Regierung nicht zu verhindern waren, die den Agrariern unangenehm waren, hetzte Miquel die Agrarier gegen eben diese Regierungsmaßregeln auf und stärkte ihren Widerstand. Die Beispiele sind bekannt genug. Niederlagen seiner Ministerkollegen waren ihm alsdann nicht unangenehm; auch hierfür sind die Beispiele bekannt genug.

Die Regierungskraft mußte unter solcher Methode zersetzt werden; sie wurde um so stärker zersetzt, da die ministeriellen Berathungen und die ministeriellen Absichten, wie sie vorlagen, oder manchmal auch stark gefärbt, an die Agrarier gelangten, die alsdann in der Lage waren unter Miquelscher Inspiration ihre politischen Gegenzüge zu machen und ihre Attaquen zur Einschüchterung der Minister zu reiten gemäß ihrem Vortheil und natürlich auch zum Vortheil des Herrn von Miquel.

Die Wirkung dieser Politik ist es, daß wir heute uns in einer Lage befinden, die so verworren ist, wie nur möglich: eine starke agrarische Partei, deren Stärke Miquel so wesentlich gefördert hat; einen Zolltarifentwurf, der aus dem agrarischen Geiste der Regierung heraus geboren ist; eine immer wachsende Bewegung gegen diesen Entwurf; eine Regierung, von der man nicht zuverlässig weiß, ob sie die unglückliche Regierungsvorlage beseitigen will oder nicht beseitigen will; ob sie das wirthschaftliche Leben Deutschlands schützen oder den größten Gefahren aussetzen will; ob sie mit Entschiedenheit verkehrsfreundlich oder verkehrsfeindlich zu handeln gedenkt, und um das Aequivoke d r Situation voll zu machen, ist diese selbe Regierung mit der Durchführung des Mittellandkanalprojektes belastet im Interesse des Verkehrs und gegen das Agrarierthum. Daß eine solche Verwirrung und Zersetzung eintreten konnte, hatte zur Voraussetzung die Schwäche des Fürsten Hohenlohe; daß sie eingetreten ist, verdanken wir ganz wesentlich den Schiebungen und Gegenschiebungen Miquels.

Bei einem Manne von der Begabung Miquel's ist es ein begreiflicher Ehrgeiz, auch Reichskanzler werden zu wollen. Daß er hiernach strebte, ist kein Vorwurf; wie er danach strebte, ist bezeichnend für seine Individualität, die mit zunehmendem Alter die sachliche Bedeutung der politischen Maßnahmen immer mehr und schließlich gänzlich in den Hintergrund schob, um im gegebenen Falle nur noch nach taktischen Erwägungen zu handeln.

Miquel's beweglicher Geist war immer fähig, den Beweis und zugleich den Gegenbeweis zu führen. Er wird den Agrariern gewiß seinerseits dargelegt haben, daß im Interesse des Reiches Handel und Industrie zum Abmagern gebracht werden müßten, wie er wiederum der Bambergerschen Tischrunde glanzvoll auseinandersetzte, daß die deutsche Kultur die Vernichtung des ostelbischen Agrarierthums verlange. Diese Anlage seines Geistes wurde schließlich ihm eine Fesselung des Geistes; die taktische Geschicklichkeit überwog gänzlich; und diese kurzsichtige taktische Geschicklichkeit, die so oft glanzvoll die Schwierigkeiten des Augenblicks überwand, schuf schließlich eine solche Fülle bleibender Schwierigkeiten, daß Miquel politisch von ihnen verschlungen wurde und eine Verworrenheit der Lage zurückließ, wie sie heute besteht.

So verwickelt dieser Charakter in seiner Bethätigung erscheinen konnte; das Ueberwiegen der politischen Geschicklichkeit, die von heute bis morgen hilft, war schließlich so augenscheinlich, daß sie auf allen Seiten gleichmäßig erkannt wurde, und Jedermann Herrn Miquel nur solange politischen Kredit gewährte, als sich der nächste Schachzug seiner taktischen Geschicklichkeit überblicken ließ.

Miquel ist natürlich nicht mit Bismarck zu vergleichen; bei aller ungewöhnlichen Begabung fehlte ihm jeder Zug ins Große und Gewaltige. Aber auch Miquel war ein Repräsentant der Bismarck'schen diplomatischen Politik, und die Zersetzung unseres öffentlichen Lebens durch Bismarck ist ganz wesentlich durch Miquel zur Zeit des ersten Reichskanzlers und dann bis heutigen Tages gefördert worden. Anlage und sicher auch das Bismarck'sche Vorbild führten Miquel auf diese Bahn, die heilsam für die inneren Zustände Deutschlands nicht gewesen ist.

Will man von Miquel mit einem erfreulichen Eindruck scheiden, so muß man an seine aufopfernde Arbeit im Dienste der deutschen Einheitsbewegung denken; so kann man sich freuen an dieser freien, schließlich allzufreien Vorurtheilslosigkeit, an dieser reichen Begabung, die werth gewesen wäre, daß sie zu Ende dieser Laufbahn nicht nur im Dienste virtuoser Geschicklichkeit gestanden hätte; und erquickend bleibt an dieser Gestalt, daß in dem bureaukratischen und junkerlichen Preußen ein Mann, der von Hause aus über nichts verfügte, als über seine Fähigkeiten, sich zu den höchsten Staffeln öffentlicher Wirksamkeit emporkämpfen konnte.

Freilich blieb er selbst des Glaubens, daß man nur unter den größten Konzessionen an das preußische Junkerthum sich in solcher Macht erhalten könne. So blieb auch sein Emporstieg aus dem Liberalismus und dem Parlamentarismus freilich eine Bejahung der Macht des Junkerthums.

P. Nathan.

Die Probefahrt des Schnelldampfers „Kronprinz Wilhelm".

Es ist wohl nicht leicht ein Punkt auf unserem Globus zu finden, über den an sich ein Tourist noch einen Neues bietenden Reisebericht schreiben könnte; jeder kennt ja bereits jeden. Und die einfache Mittheilung der Thatsachen, ob es auf dem Brocken geregnet oder der Wandnachbar auf Capri geschnarcht habe, die der in die Ferien gegangene Herr Oberlehrer oft für so wichtig und in ausführlichen Feuilletons darstellungswürdig hält, vermag doch nicht immer das Interesse wachzuhalten, auf das Leser und Redakteur gerechnet hatten. Nur ganz besondere Umstände können allenfalls noch einen sogenannten Reisebericht rechtfertigen. Solche Umstände haben bei der Probefahrt des Schnelldampfers „Kronprinz Wilhelm" obgewaltet, zu welcher die Direktion des Norddeutschen Lloyd einen Kreis von Gästen eingeladen hatte, der sich aus Vertretern der höchsten Beamtenwelt, der großen Industrie, der Litteratur, der Wissen schaft, der Kunst zusammensetzte. Eine Gesellschaft von dreihundertvierzig Personen, die Gelegenheit nehmen sollte, die Einrichtung und den Organismus eines jener großen Dampfer kennen zu lernen, welche, den mit dem Anker gekreuzten und vom Eichenkranz umschlungenen Bremer Schlüssel in der Flagge führend, der Stolz der deutschen Marine, über den Ozean fahren. Wohl durften die Erwartungen hochgespannt sein, denn selbst alte Habitués des Lloyd konnten sich nicht recht denken, wie das bisher Geleistete noch um eine Note zu übertreffen sein würde. Und dennoch war solches geschehen. Unter kluger Benutzung aller früheren Erfahrung und mit dem unabläßigen Willen, die Erbschaft der Vergangenheit durch eigene Thatkraft zu mehren, hat der Lloyd mit dem Dampfer „Kronprinz Wilhelm" einstweilen das Höchste, was zu leisten war, geleistet. Möge es der Zukunft überlassen sein, auch auf dieses Werk als auf ein abermals übertroffenes zurückzublicken.

Wir können es natürlich nicht als unsere Aufgabe betrachten, hier eine Beschreibung des gigantischen Schiffes zu geben; alle Zahlen, alle Maße, Maschinen und Strukturen jeder Art, ferner die ungeheuren Einrichtungen, die der Haushalt eines solchen schwimmenden Gemeinwesens erfordert, Küchen, Vorrathskammern, Bett-, Leinen-, Tafelserviceräume, das und hundert andere Dinge gehören in die Rubriken einer fachmännischen Darstellung, die, selbst wenn sie den Umfang eines Buches annähmen, schwerlich ihren Gegenstand völlig erschöpfen würden; denn solch ein Schiff ist ja eine Art Staat mit eigener Geographie, Verfassung und Budget; und nur durch Schilderung der schönen Tage, die wir verlebt haben, wollen wir zu Rückschlüssen auf den Staatsorganismus selbst anregen.

Nachdem der Lloyd, dessen Meisterschaft in würdiger Repräsentation sich ja schon so oft bewährt hat, seine Gäste mit Extrazügen theils von Bremen, theils von Berlin nach

Bremerhaven und von dort mit Tendern an das auf der Rhede ankernde und des Examens harrende Schiff geleitet hatte, fesselte die „affenartige Geschwindigkeit", mit der Matrosen und Stewards die tausend und mehr Gepäckstücke der Reisenden glatt und geräuschlos, wie wenn Ameisen ihre Güter transportiren, im Handumdrehen jedes an seinen Ort brachten, gleichsam als Vorspiel alle Blicke. Eine Präzision, die durch kein militärisches Manöver übertroffen werden konnte und jedem sofort das Gefühl verlieh, in seiner Kammer wie in einem eigenen Heim wohl geborgen zu sein. Dann aber, während der Koloß sich in Bewegung setzte und auf glatter, im herrlichsten Sonnenschein blitzender Fluth rasch und immer rascher dahin schoß, vertheilten sich die Gäste in den weiten und auf den ersten Blick labyrinthisch scheinenden Räumen, um sich den Gegenständen ihres besonderen Interesses zuzuwenden: die Techniker den Maschinen, die Künstler dem malerischen und plastischen Schmuck der Säle, die Journalisten ihrem Schreibesalon und die trotz des erst eben verlassenen reichen Frühstückstisches schon wieder Appetit verspürenden Gruppen, die sich aus allen Kategorien rekrutirten, der sofort geöffneten und mit Bier und Cocktail wohl ausgerüsteten Schänke. Dabei konnte man die lustige Bemerkung machen, daß die einander in den Gängen und auf den Decken Begegnenden sich stets gegenseitig nach dem Verbleib des einen oder anderen Bekannten fragten: „Haben Sie Lindau zufällig gesehen?" „Nein; aber wenn Sie Schaper suchen, der ist vorhin auf das Sonnendeck gestiegen."

Für die Mittagstafeln, für welche zur Einschränkung einer bei solchen Massenbereitungen leicht einreißenden Formlosigkeit der Frack obligatorisch war, soweit nicht drohende Seekrankheit zu weniger festlicher Toilette zwang, war das Arrangement getroffen, daß die Plätze ausgeloost wurden, wodurch sich eine kaleidoskopartige, stets erneute Mischung der Gesellschaft gestaltete und die verschiedenartigsten Geister aufeinander zu platzen Gelegenheit fanden. Wir persönlich haben leider nicht das Glück gehabt, Tischnachbar eines hochkonservativ-schutzzöllnerisch-agrarischen Vertreters derjenigen Bestrebungen zu sein, die die Errungenschaften des freien Verkehrs der Völker, Errungenschaften, wie sie gerade in dem uns so gastlich bewirthenden Dampfer „Kronprinz Wilhelm" in ihrer segensreichen Macht so überzeugend hervortraten, wieder zu beeinträchtigen, wo nicht gar zu zerstören sich bemühen. Daß auch diesen wirthschaftlichen Gegnern der Lloyd seine Thore gastlich geöffnet hat, ist vielleicht nicht ganz ohne Bosheit geschehen; denn nach den Gesetzen höflicher Revanche müßten die Herren sich eigentlich zu einer Gegenprobe verpflichtet fühlen, und wir und unsere Freunde können eine gewisse Neugier nach dem eventuellen Ausfall derselben nicht ganz unterdrücken.

Der Lloyd hätte ein glücklicheres Reiseprogramm nicht wohl aufstellen können. Zunächst führte uns der „Kronprinz Wilhelm" auf einer Fahrt über das stille kristallblaue Meer unter einem Himmel, den auch kein Wölkchen trübte, nach Bergen, der traditionsreichen, alten Freundin der Hansa, die schon vor Jahrhunderten erfahren hatte, welche Lebensader in dem Verkehr mit den Handelsstädten schlägt, und wie an das Schiff des gütersuchenden Kaufmanns das Gute sich anknüpft. Bergen blüht noch heute in augenscheinlichem Wohlstande, viele anmuthige Villen, in deren Gärten Rosen, Malven und die schnelllebigeren Blumen, die bei uns schon dem Herbst verfallen, noch in voller Blüthenfülle prangten, umkränzen, auf prächtig bewaldeten Höhen gelagert, die Stadt und ihren schönen Hafen. Und liebenswürdige Grüße wurden von allen Seiten den fremden Gästen zugewinkt. Leider kann die Betrachtung nicht ganz unterdrückt werden, daß hinter den freundlich zurufenden Lippen, namentlich auch bei der schier unzählbaren Straßenjugend, bei den kleinen Ohlsens und Hansens, sehr oft schlechte, mißgebildete Zähne zum Vorschein kamen. Eine Erscheinung, wie wir sie noch niemals anderswo so auffallend wahrgenommen haben. Nach der Abfahrt von Bergen schien das Wetter umschlagen zu wollen; heftige Böen regten das Meer auf und die reich besetzte Mittagstafel war trotz der lockendsten Trompeteneinladungen nicht im Stande die Gäste vollzählig zu versammeln; ja, es sollen sogar bei einigen der Unerfahrenen häßliche Katastrophen vorgekommen sein; indessen hatte sich die Mehrzahl derer, die sich nicht seetüchtig fühlten, wohlweislich bei Zeiten in einsamer Kammer auf das Bett gestreckt und konnte am Morgen frisch und wohlgemuth wieder an Deck erscheinen, als ob weder Seegang noch Schaukeln zu spüren gewesen wäre. Vollends als das Wetter sich abermals aufklärte, war die Heiterkeit wieder allgemein und gleichsam stolz wie nach einem errungenen Siege rief einer dem andern zu, wie froh er sei, die Bekanntschaft mit der gefürchteten Seekrankheit so leichten Kaufes gemacht zu haben. Das ist der Vortheil der Riesendampfer, die allmählich für die muthwilligen Rücken schadenfroher Tritonen zu schwer werden, und, ohne auf ihre Thorheiten Acht zu geben, ihres Weges ziehen.

Und so war auch der kurze Besuch in Edinburg nichts als Glanz und Sonnenschein. Dem, der die prachtvolle, an Gegensätzen schier einzige Stadt nur die paar flüchtigen Stunden auf einer Mailcoachfahrt gesehen hat, muß sie in der Erinnerung wie ein Märchen haften bleiben, an dessen Realität mit Recht gezweifelt werden dürfte. Denn wo verbände sich sonst wohl der mittelalterliche Trotz des gewaltigen Felsenkastells mit der klassischen akademischen Reinheit hellenisirender Tempelarchitektur, die von der langen Weile Ludwig's XVIII. und seiner Horazstudien durchgähnten Arkaden von Holyroad mit dem keuchenden Fabrik- und Hafengetriebe der modernen Großstadt, wo endlich, um auch das nicht unberührt zu lassen, wandelten zwei so widerstreitende Schattenbilder wie Maria Stuart und John Knox, dennoch im Tode versöhnt, einträchtig Hand in Hand wie eben in Edinburg?

Auch hier war die lange Cavalkade von Droschken und Coaches, die die deutschen Zugvögel von der Firth of Forth-Brücke zur Stadt brachte, Gegenstand freundlicher Aufmerksamkeit; und auch das zahllose oft in jammervollen Lumpen und Schmutz verkommende Kindervolk, das eifrig nach den hinausgeworfenen Geldstücken griff, erfreute sich augenscheinlich unseres Festzuges wie eines unverhofften Himmelssegens. Leider, daß der Anblick des Elends, namentlich des Elends von Kindern feineren Naturen immer das Herz zusammenpreßt. Wohl ist Elend und Armuth nicht aus der Welt zu räumen und es sind der Thränen unter dem Mond so viele; wer aber würde es wagen eine Arbeitsstätte feindlich anzutasten, die berufen ist, statt des Elends Behagen, statt des Schmutzes Ordnung, statt des Bettelns wohlerworbenen Lohn in weite Kreise des Volkes zu verbreiten? Auch das führt uns zur Betrachtung des Lloyd zurück. Es ist ja wahrlich ein Volk, das von ihm und durch ihn lebt! Tausende von Familienvätern, die für den Lloyd arbeiten, bringen einen Lohn nach Hause, von dem Frau und Kinder getrost leben können, und wer am Lloyd eine Stellung inne hat, der sucht sie so sicher zu wahren, als ob er ein Staatsbeamter wäre.

Nun ist freilich eines hinzuzurechnen, was, wenn es auch außerhalb der Machtsphäre des Norddeutschen Lloyd lag, ganz wesentlich zum Gelingen seines schönen Unternehmens beigetragen hat, das wundervolle Wetter. Denn so klug auch alles kalkulirt war, so reich es auch besetzt war, das beständig bereitstehende Tischleindeckdich, an dem von zahlreichen Mitreisenden wahre, des Gargantua würdige, Wunderthaten nimmermüder Eß- und Trinkkunst verübt wurden, so viel Geist auch in Toasten und privatem Gespräch umhersprühte, — alles wäre bei naßkaltem Nebelwetter mindestens aus einem Allegretto in Dur in ein moroses Moll verwandelt, vielleicht sogar von unerfreulichen Dissonanzen ganz gestört worden. Nichts dergleichen! Die schöne Fahrt, die sich, während wir dieses schreiben, leider schon ihrem Ende zuneigt, hat augenscheinlich den Göttern gefallen; möge sie auch eine causa victrix sein! Möge das Schiff, das einen so erlauchten Namen trägt, auch stets das Glück eines Cäsar tragen.

A. Fitger.

Wirthschaftspolitischer Anschauungs-unterricht.

Die Fahrt des Schnelldampfers „Kronprinz Wilhelm" nach Bergen und Edinburg, die dieser Tage so viele Federn in Bewegung gesetzt hat, gibt auch unter dem Gesichtspunkt des handelspolitischen Anschauungsunterrichts Stoff zum Nachdenken.

Unter der illustren Gesellschaft, die der Norddeutsche Lloyd geladen hatte, um das jüngste Meisterwerk der deutschen Schiffsbaukunst zu bewundern, befanden sich zahlreiche Agrarier: Minister, Geheimräthe, Großgrundbesitzer und journalistische Vertreter des Agrarierthums.

Sie alle fanden hier Gelegenheit, sich nicht nur von der auserlesenen Gastfreundschaft einer kaufmännischen Gesellschaft in angenehmster Weise zu überzeugen, sondern zugleich eine Revision ihrer wirthschaftspolitischen Theorien an der Hand praktischer Thatsachen vorzunehmen.

Hier ist eine privatem Unternehmungsgeist entsprungene — durch Reichssubventionen in seiner Ausdehnung zwar entwickelte, aber in seiner Rentabilität eher gehinderte als beförderte — Rhedereigesellschaft, eine Unternehmung auf Aktien, gespeist von dem Blut, das durch das Centralorgan unseres gesammten industriellen Lebens, die Börse, kreist, in allen Theilen seines die ganze Erde umspannenden Betriebs mit der größten Umsicht, mit Wagemuth und jener Sorgfalt im Kleinen und Kleinsten, ohne welche große Dinge keine Dauer haben, geleitet. Das neueste Schiff, welches der Unternehmungslust dieser mitten im internationalen Konkurrenzkampfe stehenden höchst bürgerlichen Gesellschaft sein Dasein verdankt, ist zur Zeit das vollkommenste und schnellste Schiffsgefäß, welches die Meere unseres Planeten befährt, die technische Schöpfung der von keinem Schutzzoll und von keiner Liebesgabe getragenen und deshalb zu ungeahnter Leistungsfähigkeit entwickelten nationalen Schiffbau-Industrie. Die Agrarier konnten sich somit durch eigenen Augenschein von den „verheerenden" Wirkungen des sich immer mehr und mehr entwickelnden Industriestaats, von dem „Drohnen"-Leben der „unproduktiven" Kaufleute, von den demoralisirenden Wirkungen des Aktiengesetzes und der Börse überzeugen.

Wie stolz müssen sie sich dabei vorgekommen sein, wenn sie solche Leistungen mit den produktiven Thaten des Agrarierthums verglichen haben, mit den erfolgreichen Bestrebungen zur künstlichen Steigerung der Grundrente, mit den Wunderthaten des Waarenhaussteuergesetzes, mit den „Leistungen" zur Verhinderung des Mittellandkanals und jener endlosen Kette von glorreichen Erziehungsresultaten, die wir der unermüdlichen Arbeit des Bundes der Landwirthe verdanken. Und dies stolze Dampfschiff, dessen Pracht und Herrlichkeit von allen Gästen des Nordd. Lloyd immer wieder gepriesen wurde, wozu soll es dienen, wenn es am 17. September in den ernsten Dienst übergeht? Es ist dem internationalen Verkehr gewidmet. Es will die Arbeitsprodukte zweier Welttheile austauschen, es will vor allem den Pionieren wirthschaftlicher Arbeit Gelegenheit geben, in schnellster und bequemster Weise von Europa nach Amerika, von der neuen zur alten Welt zu eilen, um neue Verbindungen anzuknüpfen und alte zu erweitern. Solches Bestreben kommt politisch zum Ausdruck durch Handelsverträge, durch Verringerung der Zollschranken, durch Befreiung des gesammten Verkehrslebens. Unser Agrarierthum aber schwärmt von einer Rückkehr zum Agrarstaat, fürchtet liberale Handelsverträge, scheut nicht vor verwüstenden Zollkriegen zurück und träumt „von Zeiten, die vergangen sind".

Es ist die neue Zeit, der Fortschritt, die bürgerliche Unternehmungslust, die technische Wissenschaft, die Geschicklichkeit des Arbeiters, das Organisationstalent des Kaufmanns, die Disziplin und die Gewissenhaftigkeit unserer Seeleute: was die agrarischen Gäste des „Kronprinz Wilhelm" bewundern mußten, während der Kiel des herrlichen Schiffes die salzige Meerfluth durchfurchte.

Ist es unbescheiden, zu verlangen, daß solchen Kräften seitens der Gesetzgebung der Wunsch erfüllt wird: Geht uns ein wenig aus der Sonne!?

Ferdinand Svendsen.

Quo vadis?

Als Peter Krapotkin, der Anarchist und Menschenfreund, zwölf Jahre alt war, begründete er, wie er in seinen Erinnerungen plaudert, eine Monatsschrift. Er und sein Bruder Alexander waren die ständigen Mitarbeiter, der russische Hauslehrer vermittelte weitere Beiträge, darunter sogar den einleitenden Vortrag eines Professors über physikalische Geographie; die Leser waren die Kadetten des Corps, zu dem Alexander gehörte. Aber die Rivalität ruht niemals, und so beschlossen einige ehrgeizige Köpfe, ein Konkurrenzblatt herauszugeben. Die Sache sah gefährlich aus; denn die Konkurrenz besaß einen Kritiker, und der Kritiker, belehrt uns Krapotkin, ist die Seele einer Monatsschrift; indem er eine Novelle bespricht, kommt er von den Charakteren zu den Zuständen und so auf tausenderlei Fragen, die sonst unerörtert geblieben wären.

Wir wollen uns diese Freiheiten und Rechte des Kritikers heute zu Nutze machen, da ein Buch zur Diskussion steht, das in Exemplaren zahlreich wie Wassertropfen über halb Europa verbreitet und vielleicht durch die Hände nicht weniger unserer Leser gegangen ist; das zudem ein Werk der Unterhaltungslitteratur ist, einer von jenen spannenden Romanen, deren Inhalt man nicht erzählen darf, um dem Autor seine wohl berechneten Wirkungen nicht zu verkürzen; und dessen Urheber durchaus keine litterarische Physiognomie und nur wenige stärker hervortretende persönliche Eigenheiten aufweist.

Wenn wir in Deutschland mit der polnischen Litteratur besser vertraut und in ihrer Tradition bewandert wären, so würden wir uns vielleicht weniger wundern, daß der Verfasser von Quo vadis*) der selbe Henryk Sienkiewicz ist, der Janko den Musikanten geschrieben hat, dieses kleine Meisterwerk, das die Unsterblichkeit verdient. In der That scheint es nach einem Vergleich mit Swientochowski, daß Sienkiewicz mit seinem Erstlingswerk, den Dorfgeschichten, innerhalb einer guten Tradition stand. Bei beiden Autoren, die von der Publizistik kommen und mit Erzählungen aus dem Volksleben beginnen, finden wir die gleiche, scheinbar liebreiche, ein wenig witzelnde Ironie, die kleine lehrhafte Pointe am Schluß, das vornehme Europäerthum, das den Abstand zwischen sich und dem Volke nicht vergißt. Der Unterschied ist nur, daß Swientochowski ein trockener Dilettant ist und Sienkiewicz eine eminent künstlerische Natur. Sienkiewicz hat viel mit Malern verkehrt, er versteht sich ausgezeichnet mit ihnen, mit ihrer Art zu sehen und das Leben zu erfassen. Auch in seiner künstlerischen Sphäre übt wohl das Augengebiet einen lebhaften Einfluß; ohne gerade einen zerlegenden Farbensinn zu besitzen, hat er den Sinn für das Farbige, den Geschmack für Kostüm und Prunk sehr entwickelt. Wenn er Maler ist, so ist er es mehr nach dem Dekorativen hin. Er hat überhaupt etwas vom Theater: in der stark gesteigerten, rührsamen Wirkung, dem auffallenden Sinn für den Gestus; die Bewegung ist bei ihm außerordentlich sprechend und zuweilen von einer lieblichen Schönheit. Sein Erzählerton kann eine ungemeine

*) Quo vadis? Historischer Roman von H. Sienkiewicz. Autorisirte Uebersetzung von J. Bolinski. Ueberarbeitete und purgirte Ausgabe von H. Feodorowski. Lindau. Jakob Lutz.

Süßigkeit gewinnen, die an den Klang einer edelen Violine erinnert; das fühlen wir selbst durch Uebersetzungen hindurch, die nicht eben in musterhaftem Deutsch geschrieben sind. Das Merkwürdigste und Charakteristischste ist der starke Atavismus in ihm; dieser moderne Europäer, dieser modische Elegant in Kleidern nach dem neuesten Schnitt und mit dem Cylinder von der letzten Façon ist der Erbe kriegerischer Instinkte, etwas von einem Feldherrn steckt ihm im Geblüte; über der Schilderung einer Schlacht gewinnt seine Phantasie einen wilden Schwung, dem wir die Größe nicht absprechen können. Aus dieser Erbschaft erklärt sich wohl auch der erstaunliche topographische Instinkt; das bewegteste, mannigfaltigste, durchschnittenste Terrain, die quartierreiche Großstadt mit ihren Winkeln und Nestern, mit dem Gewimmel der Straßen und Sträßlein und Gäßchen sind Sienkiewicz Schachbretter, auf denen er mit Gemüthsruhe die Handlung vertheilt, die Figuren hin und her schiebt; je schwerer übersichtlich, desto heiterer in seiner Ruhe und desto sicherer im Triumph. Vielleicht fließt aus der gleichen Quelle die Lust am Pläneschmieden, die Neigung Sienkiewicz', kühne Verwicklungen zu ersinnen und zu lösen, immer wieder eine Ueberraschung im Hinterhalte zu haben. Man kann nicht sagen, daß er eben wählerisch dabei verfährt; er liebt etwas die kleinen Mittel, sein Witz schmeckt nach der Intrigue, die Erfindung ist bisweilen mehr romantisch als halsbrecherisch und manchmal beinahe ein wenig kindisch.

Es ist seltsam: wenn wir einen polnischen Roman aufschlagen, so bleiben wir immer auf der Fläche, wir treiben auf vertrautem Element, es ist ein leichtes und gefälliges Behagen. Lesen wir aber in einem russischen Buch, so ist es, als ob wir plötzlich in die Tiefe gezogen werden; etwas Fremdes ist um uns lebendig, drängt, schiebt, brandet, redet mit seltsamen Zungen durcheinander, wir müssen unseren Willen aufgeben, die Wirkungen über uns ergehen lassen, angestrengt hinhören, lernen und begreifen. Hier ist etwas, was völlig anders ist wie unsere Welt, was uns verwundert, dessen Stärke wir anerkennen; zuweilen müssen wir uns erwehren, und es gibt Bücher, die eine wahrhaft verschlingende und schreckliche Kraft haben. Zuweilen ist da etwas Dumpfes, Gährendes, sich nicht Bewußtes, etwas wie Urstoff, der Gestalt gewinnen will. Und daneben wieder dieser Kulturhunger, ein sich krampfhaft auf allen Wissensstoff Stürzen; lesen muß man, lesen, was ist ein Mensch, der nicht liest! Die Luft ist voller Fragen und Räthsel, wo sollen wir die Lösung finden, wenn nicht aus den Büchern! Fragen überall, die Kinder auf der Gymnasialbank reden von sozialen Fragen; der Kritiker kommt von den Charakteren auf die Zustände und die tausend Fragen, die sonst unerörtert geblieben wären; in allen ernsthaften Romanen fragt es und bekümmert sich um die bittere Lösung. Es gibt keine rein ästhetische Kritik, keine Kunst um der Kunst willen, die Romane wollen nicht Futter für müßige Köpfe sein, in allem drängt es nach Licht, nach Klarheit, heraus aus der Verworrenheit, dem Dunkel, den Schmerzen der Halbentwicklung, der politischen Fessel.

Polen ist westeuropäisch, Rußland ist slavisch. Wie ein Wall legte sich das katholisirte Polen zwischen das slavische Mutterland und die von Westen kommende römische Kulturwoge. Als Polen von Deutschland die Kultur empfing, wurde es romanisirt; wir sehen, wie römisch unsere Bildung ist. Rußland, die alte Warägerstraße nach Byzanz, der alte Kriegs- und Handelspfad von dem Norden nach dem Schwarzen Meere empfing das Christenthum von der griechischen Kirche. So steht nun Religion gegen Religion, die Feindschaft der beiden Slavenreiche wird fanatisch. Rußland ist vor westlichen Einflüssen bewahrt, es hat eine eigene Landeskirche, nicht einen exterritorialen Schwerpunkt, kein Gravitiren nach einer fremden Centrale. Für Polen hat Rom gesprochen, alle religiösen Fragen sind für alle Zeit entschieden, man glaubt nach dem Kanon, oder man wäre ein Ketzer. In Rußland herrscht das Sektirerthum, der Pope ist ohne Ansehen und Kraft, aber die Religion hat Kraft, der religiöse Geist ist fortzeugend, die schönen, rührenden Osterceremonien rufen alljährlich die Brüderlichkeit in das Gedächtniß, auch der arme Leibeigene gibt und empfängt mit seinem Herrn den Bruderkuß, der große Zar ist vor der Sünde und der Erlösung nicht mehr als der Bettler. Das Evangelium ist ein aufgeschlagenes Buch, die Sekten nehmen es beim Worte. Wie das Wort geschrieben steht, so soll es gelebt werden. Das Wort ist lebendig, es ist mächtig, und der Sektirer gehorcht dem Worte mehr wie der Staatsgewalt; gleichmüthig, demüthig, gehorsam duldet er alle Bedrängniß, aber er weicht nicht von dem Sinn, den ihm das lebendige Wort verkündet.

Das Russenthum fühlt den Werth, daß es russisch geblieben ist. Als die westliche Bildung später in immer stärkeren Kulturstößen zu ihm kam, hat es sie bald begeistert und mit jugendlicher Hitze angenommen, bald sich fanatisch ihrer erwehrt. Die Russen fühlten die Ueberlegenheit dieser Kultur, aber sie empfanden auch, daß sie in Begriff waren, von ihrer alt gehegten Eigenart aufzugeben, und sie fürchteten mehr zu verlieren als zu gewinnen. Aus Dostojewski, der immer Zeuge und Stimme zugleich ist, wird es vernehmlich, man weiß nicht, ob als seine Meinung, er verschleiert sie hinter der Maßlosigkeit und Unvernunft, aber auch Maßlosigkeit und Unvernunft erheben zuweilen eine gerechtfertigte Forderung. Der Russe hat das Gefühl, daß er noch mehr zu geben als zu empfangen hat, daß seine Zeit kommen wird, wo die Menschheit der Kulturschuldner des russischen Volkes sein wird. „O, lassen Sie unsere begeisterten Kolumbusse das Ufer der neuen Welt erreichen, ruft Fürst Lew Nikolajewitsch Myschkin, der Dostojewskische Idiot, lassen Sie sie diese Welt, die russische Welt, entdecken, welche sich vorläufig noch vor ihren Augen verbirgt. Zeigen Sie ihnen in der Zukunft die Verjüngung und Wiedergeburt der Menschheit durch den russischen Gedanken, den russischen Gott und Christus . . . O, es ruht ein kostbarer Schatz im russischen Volksthum."

Dostojewski's Idiot*) ist kein Buch für die Kritik. Es ist tief wie ein Abgrund; wirfst Du einen Stein hinunter, so wirst Du ihn nicht aufschlagen hören; beuge Dich nicht über, sonst erfaßt Dich der Schwindel, Du siehst doch nicht bis auf den Grund. Das ganze Buch ist wie mit Prophetie geladen, und es ist in einer so ernsthaften Art witzig, daß wir im Lachen von Trauer befallen werden. Es ist, als wisse der Autor nicht, daß er witzig sei, als flösse der Witz aus gramvollen und grauenvollen Gegensätzen, als seien es teuflische Witze des Schicksals. Dabei ist viel Verstecktes und Heimliches in dem Buch, Verstecktes in den Menschen, in ihrem Erleben, manchmal ist es ein Räthseln und Andeuten, plötzlich fällt nach rückwärts ein scharfes, jäh aufklärendes Licht. Dann wieder scheint sich der Autor zu dementiren, eben war er begeistert und prophetisch, und jetzt scheint er die Begeisterung als etwas Lächerliches zu bespotten. Eben ist es Hoffnung und Zuversicht, und dann ist es das Gestammel eines Idioten. Welch eine wunderliche und groteske Situation, daß ein Idiot die einfachste Weisheit immer ausspricht und sie ausspricht, weil er Idiot ist. Dieser Idiot, dieser von Epilepsie beeinträchtigte, intellektuell minderwerthige Mensch, der ein Kind geblieben ist, hat die Reinheit und Weisheit des Kindes, und wie er es sagt: die Kinder können von uns nichts lernen, wir müssen von den Kindern lernen — so ist es an jeder Stelle in dem Buche, er ist weiser wie alle diese tolldreisten, witzigen, um ihren Vortheil haschenden, hastenden, halbverrückten Menschen, er ist der Vernünftige

*) Fedor Dostojewski. Der Idiot. Ein Roman. Erste vollständige Ausgabe ist soeben in einer, wie es scheint, vortrefflichen Uebersetzung, leider mit recht wenig Sorgfalt neu aufgelegt worden. Wir wollen die Firma nicht nennen, sie hat sich auf anderem Gebiete Verdienste erworben; aber es wäre zu empfehlen, daß sie ihre Verlegerpflichten etwas weniger genial erledigte; auch die Sauberkeit gehört zur Aesthetik.

in diesem Tollhaus der Leidenschaften, weil er der Einzige ist, der nicht an sich denkt, gar nicht mit sich beschäftigt ist, gar nicht weiß, wie man es anfängt mit sich beschäftigt zu sein. Von dem Augenblick an, wo er unter Menschen tritt (er kommt von der Einsamkeit einer auswärtigen Anstalt), wird er in die verworrensten Händel hineingezogen, sein Mitleid verwickelt ihn in grausame Tragödien, so grausam, daß sie niemand nacherzählen kann, in solchen Augenblicken ist Dostojewski Dramatiker — aber wahrlich nicht in dem Sinne, in dem ein Sienkiewicz dramatisch ist — es verwandelt sich alles in Handlung, das Leben rollt nicht an uns vorbei, es rollt über uns her, es betäubt uns, schlägt uns zu Boden, es macht uns zittern, schwitzen und stöhnen. Und nun die tolle Situation, daß dieser Idiot, der die Frauen nicht kennt, nicht kennen kann — körperlich nicht kennen kann — aus Krankheitsursache, aus Abnormität seines Centralsystems — daß dieser wunderliche Kranke sich in zwei Frauen so zu sagen verliebt — und er wird von beiden so zu sagen geliebt — ach es kommt zu den lächerlichsten, grausamsten, aufreibendsten Auftritten. Und das Endergebniß ist immer die Bewunderung für diese unverhüllte Menschengüte, eine Güte und ein Mitleid bis in die Nacht des Wahnsinns hinein. Und wie von der Sonne Licht ausstrahlt und das Dunkel erhellt wird, so strahlt von dem aufrichtigen, guten Menschen ein wundersames, trostreiches Licht, und rings um ihn wird das Gute sichtbar, das Gute, das in all diesen Menschen doch immer wie ein Goldspürchen enthalten ist, das Gute, das oft nur zugedeckt ist von dem tollen Jagen und Hasten und gemeinen Feilschen und Hungern und sich Beflecken um Gold, um nichts als Gold. Ach welch ein klägliches Geflatter von verirrten Seelen! Welche Galoppaden der Leidenschaft! Welch ein Müdehetzen ohne Erbarmen, senza tregua, ohne Waffenstillstand, wie die Italiener sagen.

Und alles ist Charakter und Wirklichkeit und Wahrheit und Prophetie. Aus den tollsten Widersprüchen, aus der Wirrniß der widersprechendsten Eigenschaften wächst das Rundbild, die volle plastische Form des Menschen auf. Hier ist wahre Kunst. Was ist denn an der flotten Eleganz gelegen, mit der ein Sienkiewicz ein Charakterbild entwirft, ein paar Striche, da steht es. Und wendest Du hundert Seiten um, so steht es noch immer da, immer die nämlichen paar flotten Striche, eine festgefrorene Grimasse, kein Mensch. Bei Dostojewski brauchen wir nicht umzuwenden, o wahrhaftig nicht, in zehn Zeilen hat sich der Abgrund geöffnet, in einem Menschenantlitz ist ein ganzer Calvarienweg verzeichnet, und dabei so lächerlich und so tragisch, so abstoßend und so mitleidvoll empfunden. Alles ist Mitleid in diesem schrecklichen Buch, Mitleid und Zuversicht. Und nun schlage wieder den Sienkiewicz auf, wer Lust hat. Bei Sienkiewicz geht es gar fromm und gottesfürchtig zu, o Schrecken, es ist ein rechtgläubiger Roman! Nicht gläubig, o nein, rechtgläubig! Der Apostel Petrus steht im Mittelpunkte der Dekoration, eine dekorative Pappfigur. Pappen ist seine Heiligkeit, pappen die Tradition, die er verkörpert. Denn er ist rein die Tradition, er ist der Kanon selber. Er ist der Jünger Christi, der mit ihm war, er sagt: ich habe den Heiland gesehen, als er auferstanden war! Folglich ist der Heiland auferstanden. Das muß auch ein Römer glauben, nicht wahr? Und Petrus braucht nur die Tugend und die Frömmigkeit und das Gesetz der Liebe zu verkünden, so muß selbst das wölfischste römische Gemüth anfangen sich zu ergeben. Christus spricht durch Petrus und handelt für Petrus. Petrus bittet Christus, daß er dem armen Vinicius die geliebte Lygia rettet, und Christus rettet Lygia durch die Hand des starken Ursus. O nicht Ursus rettet Lygia, bei Leibe nicht! Ursus war durch den Kerker geschwächt, aber da sprach das Lamm in ihm: rette Lygia! Und Ursus fand seine Kraft wieder. Der gute Sienkiewicz ist auf einen bösen Abweg gerathen. Er hat einen gläubigen Roman schreiben wollen. Wohl gemerkt, nicht einen religiösen, einen Roman nicht in majorem gloriam Dei, einen Roman in majorem gloriam Urbis! Als Christus starb, ward die Menschheit erlöst, als aber Petrus am Kreuze starb, ward die Stadt erlöst! In die Stadt des Thieres, des Antichrist — Nero als der Antichrist! Nero, der arme, verthierte Idiot, ein anderer Idiot als der Dostojewskische, Nero der Zögling eines Barbiers und eines Tänzers, an dessen krankem Gehirne so viel gesündigt worden ist, als er mit seinem maßlosen, fessellosen, durch keine Hemmungen der Ueberlegung und Vergleichung, durch keinerlei soziale Maßinstinkte gezügelten Triebleben nur je gesündigt hat, o heilige Einfalt, Nero der Antichrist — in die Stadt des Thieres hat Christus seinen Jünger gesandt, um sie zu erobern, Christus macht Satan in seiner Stadt den Krieg, Christus erobert durch Petrus die Stadt der Städte, und die Stadt des Thieres wird die Stadt des Heiles, dort blüht fortab alle Tugend, von dort ergoß sich fortab in die Welt die Tugend und das Heil und aller Segen, wir wissen es alle, daß es so gekommen ist! Und schließlich ist Christus wohl gar ein guter Politikus gewesen und hat seinen Hebel am rechten Fleck angesetzt — man sieht, wie das Getändel mit religiösen Heilswahrheiten ohne den Inhalt des religiösen Erlebnisses zur Blasphemie führt! Kein Spürchen eines religiösen Erlebnisses ist in diesem Buche, wiewohl wir die Herabkunft der Gnade auf ein wölfisches Römergemüth gleichsam im Experiment mit eigenen Augen ansehen.

Ob wir gläubig sind oder nicht, religiöse Gefühle welcher Art immer sind uns heilig, sie haben sich mit Ethik vollgesogen und eine höhere Ethik aus sich wiedergeboren. Das religiöse Bedürfniß ist vielleicht nichts anderes als der Instinkt der Versittlichung, das Zeugungsbedürfniß der Menschheit, aus sich etwas Höheres zu gebären. Lange schon hat die Menschheit den Uebermenschen gezeugt und ihn über die Wolken in eine bessere und vollkommenere Welt versetzt. Ja Religion ist uns heilig, aber wenn sie zu Theatereffekten und konfessionellen Paraden mißbraucht wird, dann fordert man unseren Spott heraus, dann wollen wir über den ganzen kanonischen Spektakel recht herzhaft lachen! Und wir lachen auch sie aus, die sich von dem Pomp und Aplomb verblenden lassen und andächtig für Kunst hinnahmen — was Spektakel war. Auch ganz vernünftige Leute finden ein Rührstück wunderschön und gehen gebessert aus dem Theater, wenn sie ihre Thränendrüsen entladen haben. Solchen Lesern sei der Roman Sienkiewicz' empfohlen. Denker und Arbeiter würden ihre Zeit an ihn verlieren.

Ludwig Beer.

Spanische Volksromanzen aus der Levante.

In jüngster Zeit geben erfreulicher Weise immer häufiger litterarische Publikationen aufschlußreiche Kunde von der regen Forschung in Spanien über das eigene nationale Schriftthum.

Vor wenigen Jahren hat Herr Menéndez Pidal in einem umfangreichen Werke merkwürdige neue Ergebnisse seiner Studien über den altspanischen Heldensang vorgelegt; ein genauer Kenner der spanischen Bühne, Herr Emilio Coterelo, beschenkt uns fast alljährlich mit Studien über die Geschichte des spanischen Dramas und die von der Madrider Akademie (der Sprache) veranstaltete und von dem ersten zeitgenössischen Litterarhistoriker Spaniens, Herrn Menéndez y Pelayo, geleitete Monumentalausgabe der Werke Lope de Vega's schreitet in rüstiger Weise vorwärts. Die Liste der einschlägigen Publikationen, die mit Leichtigkeit vermehrt werden könnte, erfährt eben jetzt eine bedeutsame Bereicherung durch eine sorgfältige Neuausgabe des altberühmten Romancero General, eine Publikation, die gleichfalls dem unermüdlichen Arbeitseifer des Herrn

Menéndez y Pelayo zu verdanken ist.*) Der Gelehrte hat sich nicht bloß damit begnügt, den bereits bekannten Bestand spanischer Volksromanzen zu sichten und sachgemäß zu erläutern, er hat auch nach neuen Quellen dieser herrlichen Volkspoesie Umschau gehalten, die von lohnendem Erfolge begleitet war.

Unter dem neu zugewachsenen Material ist keine Ergänzung interessanter als der Romanzenstrauß, der in einer Gegend, die man nicht als Fundstätte vermuthet hätte, gesammelt wurde. In den zerstreuten Kolonien der Spagnolen der Levante.

Um das Ueberraschende des Fortlebens dieser Romanzen in so weiter Entfernung von dem Heimathlande sich zu erklären, muß man den Blick auf einen dunklen Punkt in der Geschichte Spaniens werfen.

Das Jahr 1492, das für die Regierung der Reyes católicos, Ferdinand von Arragon und seiner Gemahlin Isabella von Castilien, durch die Entdeckung Amerikas und die Eroberung Granadas so hochbedeutsam wurde, wirft einen dunklen Schatten auf die Politik der beiden Monarchen, denn in dem nämlichen Jahre erreichten die grausamen Judenverfolgungen dadurch ihren Höhepunkt, daß Tausende dieser erwerbsfleißigen Menschen aus den spanischen Staaten vertrieben wurden.

Strengstens wurde ihnen damals verboten, Gold und Silber mit sich in die Fremde zu nehmen; ihr großer Reichthum sollte den spanischen Landen erhalten bleiben, — außer Waaren und Naturerzeugnissen durften sie beim Verlassen derselben nichts mit sich führen.

In ihren Köpfen aber hatten sie etwas von dem reichen Nationalschatze aufgespeichert, etwas Unveräußerliches, und bewahrten es besser als die Spanier selbst. Allerdings auch ein Naturprodukt, denn eine Romanze ist ein Lied, das mit Denken und Fühlen, Singen und Sagen des Volkes aufs innigste zusammenhängt.

Nach allen Himmelsrichtungen zerstreuten sich die Vertriebenen; den besten Theil aber hatten die erwählt, die sich nach dem Orient, nach dem osmanischen Reiche wendeten. Unter den kräftig emporstrebenden Nationen des Occidents haben die Lieder, sowie die Sitten und Gebräuche der spanischen Juden manche Einflüsse und Veränderungen erfahren, von denen sie im Oriente frei blieben. Dort leben diese abgeschlossen für sich in großen Gemeinden, die in Saloniki 60 000, in Konstantinopel 50 000 und in Adrianopel 15 000 Köpfe zählen. Dort sprechen die spanischen Juden ihr spanisches Idiom weiter, das natürlich als lebendige Sprache manche fremde Beimischung und manche Veränderung erfahren hat; dort geben sie in spanischer Sprache und in hebräischen Schriftzügen ihre Zeitungen heraus und dort haben sie den feinen kleinen Schatz wirklich echter alter Romanzen bewahrt, den Menéndez y Pelayo seinen Landsleuten zurückzugeben vermocht hat.

Das erste, vornehmste Zeichen des Alters und der Echtheit: die Einfachheit und Sprunghaftigkeit der Erzählung, haben diese Lieder treulich bewahrt. Nicht minder den Zauber wahrer Poesie, der gerade die volksthümlichsten Romanzen in so hohem Maße auszeichnet. Von den etwa 50 Romanzen, die Herr Menéndez veröffentlichte, folgen hier einige, auch im spanischen Originale bisher unbekannte Stücke in deutscher Uebersetzung.

Anläßlich dieser Uebertragung sei an die Worte Herder's erinnert, die der geniale Bearbeiter der Cidromanzen in seiner Vorrede zu den Lesern spricht: „Nichts ist schwerer, als die Uebersetzung einer simplen spanischen Romanze. Uebersetze jemand, wenn sich ein langes historisches Gedicht herab jede zweite Zeile auf ar endigt und damit im Spanischen prächtig und angenehm in der Luft verhallet, übersetze jemand so etwas in unsere Sprache!" —

Es wurde also der Versuch, den Assonanzen gerecht zu werden, unterlassen und nur das spanische Versmaß, der vierfüßige Trochäus, beibehalten; die Einfachheit des Ausdrucks, in der die Größe und kräftige Schönheit dieser Volkspoesie liegt, ist thunlichst gewahrt geblieben.

Die erste Romanze „Tarquinius und Lucretia" ist eine der wenigen traditionellen spanischen Romanzen, deren Stoff der römischen Geschichte entnommen ist. Es ist derselbe Vorwurf, den auch Shakespeare benutzte.

*) Erschienen in der „Antologia de Poetas liricos castellanos" Band VIII—X.

I.

Tarquinius und Lucretia.

Jener Römerkönig, jener, — den Tarquinius man geheißen,
Brannt' in Liebe zu Lucretien, — zu der Perle röm'scher Frauen;
Und sie zu besitzen heischt' er, — toll vor flammender Begier:
Machte also auf den Weg sich, — trat vor ihres Hauses Thür hin;
Da Lucretia ihn erschaute, — lud zu Gast sie ihren König,
Bot ein Huhn ihm an zum Mahle, — bot ihm auch ein güld'nes Bette.
Um die mitternächt'ge Stunde — ist Tarquinius erwacht;
Leise schleicht er an das Bett hin, — wo die edle Fraue ruhte,
Sie zu wecken legt den kalten — Dolch er auf den warmen Busen.
Jählings fährt empor die Schläf'rin, — starr in tödtlichem Erschrecken.
—„Heiße Lieb' zu Dir, Lucretia, — glüh'nde Lieb' verzehrt das Herz mir;
Bist Du meinen Wünschen willig — wirst Du Kön'gin von Granada;*)
Widerstrebst Du meinen Wünschen — tödt' ich Dich mit diesem Schwert,
Tödte Dich mit diesem Schwerte, — Dich, Lucretia und den Hüter."
—„„Lieber denn in Ehren sterben — als in solcher Schmach zu leben.""
Aus der Scheide zog das Schwert sie — stieß es tief sich in den Leib.

* * *

II.

Gian Lorenzo und der König von Portugal.

Gian Lorenzo, Gian Lorenzo — wer hat Dich so tief getroffen?
— Weil mein Weib in Schönheit pranget — will der König meinen Tod.
Da ich stand an meiner Thüre — neben mir die edle Gattin,
Da ich stand, die Laute schlagend, — und die Kinder dazu tanzten,
Flog mein Auge in die Ferne, — in die weit'ste Ferne schaut' ich,
Durch die Eb'ne von Arzuma — kommen sah ich viele Mannen;
Und schon sagt' es mir mein Herze — 's ist von Portugal der König,
Und er kommt um meine Kinder — und mein herrlich Weib zu seh'n.
Meinen Mantel warf ich über — und entgegen schritt ich ihm:
— „Seid willkommen mir mein König." — „„Nicht desgleichen Gian Lorenzo.""
— „Schirme mich, o Gott im Himmel, — Vater der Barmherzigkeit!" —
Friedlich bot ich ihm den Willkomm, — doch sein Gruß verheißet Arges.
— „Wenn es Euch gefällt, oh König, — wollet treten in mein Haus." —
— „„Und für alle meine Leute — wirst Du denn auch Speise haben?"" —
— „Oh, für alle Eure Leute — Hab' ich Rind- und Hammelfleisch;

*) Es ist ein bemerkenswerther naiver kleiner Zug, daß der römische König Tarquinius der Römerin Lucretia verspricht, sie werde Königin von Granada werden, wenn sie ihm zu Willen sei. Dem Spanier gilt seit jeher nichts höher als sein Land.

Doch für mich und Euch, oh König, — junge Täubchen, Reis als Zuthat;
Während man den Tisch bereitet — wollen wir im Garten wandeln.“ —
In dem Garten Gian Lorenzo's — wuchs ein schöner Rosenstrauch,
Eine Rose brach der König — von dem Rosenstrauch die Rose,
Und der Gattin Gian Lorenzo's — reichte selber er sie dar:
— „„Nimm vom Rosenstrauch die Rose — diese Rose, nimm sie hin,
Heut' in vierzehn Tagen bist Du — Königin von Portugal.““ —
— „Tödtet nicht den Gian Lorenzo, — mögt ihn tödten nicht, oh König;
Treibt ihn fort von seinen Gütern, — nimmer ess' er heim'sches Brot,
Ist doch Vater meiner Kinder, — Gatte meiner Blüthezeit.“ —
Und es weinte Gian Lorenzo, — Blut'ge Thränen weinte er.
— „Weine nicht, oh Gian Lorenzo, — höre mich, Du sollst nicht weinen;
In Verkleidung eines Köhlers — sollst Du wieder zu mir kommen,
Tödten werde ich den König — setzen Dich auf seinen Thron.“ —

* * *

III.

Paris und die drei Schwestern.

Paris lag in tiefem Schlafe, — der ihn überfallen hatte,
Unter seinem Haupt als Kissen — lag das Bündel seiner Pfeile,
Angebunden hat sein Roß er — an dem Stamme eines Baumes,
Und die Waffen hangen nieder — dort von einem blüh'nden Strauch;
Es bewachen ihn drei Jungfrau'n — dienen um die Wette ihm;
Eine koset seine Haare, — trocknet ihm den Schweiß die Zweite,
Und die Jüngste unter ihnen — hütet seinen süßen Schlaf.
— „Sind es meine argen Sünden, — die mich bis hieher verfolgen?
Oder sind es Himmelsengel — oder ist's die Mutter mein?“ —
— „„Nein nicht sind es Himmelsengel — nicht die Mutter ist's, nicht doch,
Dich bewachen die drei Schwestern — Suchen hier Dich freundlich auf.““ —
Und es trat vor ihn die Größte — huldvoll trat sie vor ihn hin:
— „„Nimm mich, nimm mich, Paris, wähle, — reiche Gabe bring' ich Dir;
Einen Beutel Goldes bring' ich — wie kein zweiter auf der Erde:
Denn so oft Du auch hineingreifst, — nimmer wirst Du leer ihn finden.““ —
Und es trat vor ihn die Zweite, — reich an Reizen stand sie da:
— „„Nimm mich, nimm mich, Paris, wähle, — reiche Gabe bring' ich Dir;
Bringe Dir ein Schwert von Golde, — wie kein zweites auf der Erde:
Wenn im Kampfe Du es ziehest, — bleibst Du Sieger allemal.““ —
Und es trat vor ihn die Kleinste, — reich an Anmuth stand sie da:
— „„Nimm mich, nimm mich, Paris, wähle, — reiche Gabe bring' ich Dir;
Bring' Dir einen gold'nen Apfel, — wie kein zweiter auf der Erde:
Liebe hat die Frucht gezeitigt, — Liebe hat sie abgepflücket,
Liebevoll leg' ich aus meiner, — Paris, sie in Deine Hand.““ —
— „Diese ist es, die ich liebe — diese Eine wähl' ich mir.“ —

Wien. Maria Luggin.

Theater.

Berliner Theater: „Laboremus“. Schauspiel in 3 Akten von Björnstjerne Björnson.

Jedes Kunstwerk muß aus Sammlung geboren werden. Seelische Eindrücke spinnen sich in sich selbst fort. Geschöpfe erstehen und nehmen bestimmte Züge an und leben sich aus. Ihres Schicksals Bedingungen sind — ungleich denen der Wirklichkeit — ganz in ihrer eigenen Brust gegeben. Die innere Sammlung des Künstlers legt sich wie eine Schutzwehr um das Stückchen Welt, in dem seine Gestalten ihren seelischen Beruf erfüllen. Je stärker die Umfriedung, desto größer die innere Folgerichtigkeit.

Diese Sammlung hat Björnson zu seinem neuen Schauspiel „Laboremus“ nicht gefunden. Fremde Einflüsse —, ein fremder Einfluß zumal, der Ibsens — haben in das Werden seines Dramas hineingewirkt. Er selbst ist seinen Geschöpfen bald in der, bald in anderer Stimmung gegenübergetreten, und nicht zufrieden mit seiner geistigen Vaterschaft, trieb es ihn, auch den Pastor zu agiren und sie in die Konfirmationsstunde zu nehmen. Und die Gestalten des Dramas lebten jede seiner seelischen Wandlungen mit und gewannen ein widerspruchsvolles Ansehn. Der Stoff selbst fand keine Abrundung in sich, — er gleicht einem Strandboden, auf dem sich die Ablagerungen wechselnder Fluthen bemerklich machen. „Laboremus“ *) ist das Werk eines künstlerischen Eklektikers.

Die schöne und berühmte Pianistin Lydia ist in das Haus des Großgrundbesitzers Wisby gerufen worden, um seiner kranken Frau durch ihr Spiel Erleichterung zu schaffen. Aber sie hat ihre Macht über die Kranke mißbraucht, um sie zu tödten und ihren Platz einzunehmen. Und wirklich hat Wisby sie nach dem Tode seiner Frau gefreit. In der Hochzeitsnacht aber sieht er körperlich greifbar die Verstorbene vor sich, die Erscheinung öffnet den Mund und sagt ihm, wer Schuld an ihrem Tode trage. „Die, von der Du jetzt kommst, die hat mir das Leben genommen.“ Auf ihm selbst aber lastet Mitschuld, denn schon bei Lebzeiten seiner Frau hat er sich Lydias Besitz ersehnt. Der dramatische Konflikt hätte sich zwischen Wisby und Lydia auszutragen.

Dem ist aber nicht so, ein zweites Drama ist dem Drama angehängt und soll mit ihm zugleich seine Lösung finden. Lydia ist Wisby untreu geworden. Sie liebt — in ihrer Art — einen jungen Komponisten und begehrt von ihm, daß er sie Wisby entführe. Durch ihre Kunst besitzt sie Macht über ihn und mißbraucht sie, wie jenes erste Mal. Der junge Künstler ist ihr zu Willen, doch wird ihr Plan in letzter Stunde zu nichte gemacht. Wie eine „Erscheinung“ tritt Wisbys Tochter vor sie hin und schreckt sie aus seiner Nähe.

Die beiden Dramen mit einander zu verbinden, hat Björnson einer ganzen Fülle erzwungener Motivirungen, die ebensoviel Unwahrscheinlichkeiten darstellen, benöthigt. Sollte die plötzliche Erscheinung der Tochter auf Lydia wirksam sein, so mußte sie der getödteten Mutter ähneln: nun wohl, sie gleicht ihr auf ein Haar. Auch durfte Lydia sie nicht von früher her kennen: gewiß, sie war damals von der Mutter getrennt, weil deren Krankheit ansteckend gewesen, eine Gefahr, die für Lydia selbst offenbar nicht bestand. Diese Tochter muß aber auch ein Interesse haben, den jungen Künstler vor Lydia zu warnen: also, der Freund und Hausarzt ihres Vaters ist zugleich der Oheim des Komponisten. Er kennt Lydias Vergangenheit und hat sie Wisby zu enthüllen. Warum that er das nicht früher? Weil Wisby ganz plötzlich und heimlich Hochzeit hielt. Er sah die Gefahr für Wisbys erste Frau voraus. Warum

*) Das Drama ist im Verlag von Albert Langen, München, in vornehmer Ausstattung erschienen. Es liegt bereits das 6. bis 8. Tausend vor.

hat er sie nicht abgewandt? Weil er verreisen mußte. Das Befremdendste aber: wieso kennt der junge Komponist die Tochter Wisbys nicht, bei dem nahen Verhältniß, in dem sein Oheim zu der Familie steht? Genug, er kennt sie nicht. — Es ist eine Fülle von erzwungenen Motivirungen, die alle nur Eines beweisen, daß das Drama nicht organisch aus sich selbst erwachsen ist.

Und nicht minder eklektisch muthet die Charakteristik an. Diese Menschen wandeln sich nach den scenischen Aufgaben, die die verschiedenen Akte an sie stellen. Lydia zumal. Nach ihrem Gebahren im zweiten Aufzug beurtheilt, wäre sie eben nur die herzlose Verführerin und Ehebrecherin. Aber ihre Herzlosigkeit soll zugleich die Naturmacht, die rücksichtslose, verkörpern. Aber sie soll auch ein Weib sein, das sich seiner Vergangenheit schämt, davon loszukommen trachtet und sehnsüchtig träumt, in der Liebe eines Mannes Genesung und Entsühnung zu finden. Aus dieser Charakteristik spricht qualvoll die innere Unruhe Björnsons.

Aus mystischen Stimmungen ist Björnson sein Drama erwachsen. Eine ungreifbare, rein seelische Schuld ist begangen und überschattet die Gegenwart. Wünsche sind zu Wirklichkeit geworden, und die Wirklichkeit spricht den Wünschen Hohn. Mystische Stimmungen hat Björnson in seinem ersten Akt, der nach jener verhängnißvollen Hochzeitsnacht spielt, gerufen, und sie haben sich ihm eingestellt. Es ist Stimmung in dem Eingang seines Dramas. Aber wie nachher die „Erscheinung" der jungen Tochter die gespenstische Erscheinung der Verstorbenen karikirt und theatralisch ausschöpft, so ist auch die Stimmunggebung aus Mystik in Theatralik hinübergeführt. Und je mehr das Drama fortschreitet, desto bedingungsloser überläßt Björnson, der Dichter, das Wort Björnson, dem Moralprädikanten.

Laboremus! Wisby hat nie gearbeitet, und darum konnte Lydia Macht über ihn gewinnen. (Ach! es gibt Mächte, die keine Arbeit scheucht.) Der junge Künstler ist durch Lydias Einfluß in seiner Arbeit gelähmt. Also, laßt uns arbeiten! Mußten aber mystische Mächte und ahnungsvolle Stimmungen heraufbeschworen werden, um den Nutzen der Arbeit darzuthun? — Mit seinem Laboremus-Segen gleicht Björnson den Geisterbeschwörern, die mit einer eingelernten Formel den Geist zu bannen sich unterfangen. Er ist der Zauberlehrling, der im Ansturm der beschworenen Elemente den Kapuziner sich zum Beistand ruft.

Der Moralist in Björnson erwies sich stärker als der Dichter. Neben die Arbeitpredigt tritt, wiederum ganz eklektisch, ein anderes moralisches Thema. Der junge Komponist schreibt eine Oper „Undine". Und diese Undine ist ihm in Lydia verkörpert, in ihr wie in der Naturmacht lebt die große Sehnsucht nach einem Höheren: das Meer spiegelt den Himmel. Dann aber findet Lydias Vergewaltigung der Kranken Anwendung auf das Undinenthema. Undine, die ungezügelte Naturmacht, tritt in ihrem wilden Begehren in Widerstreit mit den moralischen Grundrechten der Menschheit, sie kann nicht erhöht und erlöst werden, sie wird in ihr dumpfes Sein zurückgeschleudert. Diese moralischen Grundrechte der Menschheit werden neben der Arbeit als ein rocher de bronce statuirt.

Das Undinengespräch aber dient mit zur Entlarvung Lydias, und sehr geschickt hat der Moralist dem Theatraliker in die Hände gearbeitet. An diesem bühnenwirksamen dritten Akt des Dramas hat aber der Dichter Björnson wenig Antheil nur.

Björnsons neues Drama predigt die rastlose Arbeit, und man wähnt die rastlose, unruhige Arbeit des moralisirenden Prädikanten mitzuthun, wenn man es nachdenkt. Die Eindrücke häufen sich, und immer neue Gedanken drängen ans Licht. Björnson durchhetzt die weite Empfindungskluft von Mystik zu Rationalismus. Kunst aber heißt Sammlung.

Dem uneinheitlichen Drama wurde eine uneinheitliche Aufführung zu Theil. Selbst Frau Prasch-Grevenberg überzeugte als Lydia nur augenblicksweise. Es fehlte nicht an Stimmung, aber sie zerflatterte, wie Björnson seine mystische Konzeption in moralische Traktätlein zerflattert ist.

Ernst Heilborn.

Die Schickung des Dana Da.*)

Es gab einmal eine Sorte Leute in Indien, die einen neuen Himmel und eine neue Erde schufen, — aus ein paar zerbrochenen Theetassen, einer oder zwei Messingbroschen und einer Haarbürste. Diese Sachen waren unter Büschen versteckt oder in Löcher an den Bergabhängen gestopft, und ein vollständig eingerichteter Dienst von untergeordneten Göttern pflegte sie zu finden und wieder auszubessern, und jedermann sprach: „Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt." Verschiedene andere Sachen passirten auch noch, aber die Religion schien doch nie weit über ihre ersten Offenbarungen hinauszugehen, abgesehen davon, daß sie noch einen Luftlinien-Postdienst einführte und Orchester-Effekte, um auf der Höhe der Zeit zu bleiben und die Konkurrenz zu unterdrücken.

Zum gewöhnlichen Gebrauch war diese Religion zu elastisch. Sie streckte sich und eignete sich Stücke von allem an, was die Medizinmänner aller Zeitalter fabrizirt haben. Sie fand Gefallen an einigem aus der Freimaurerei und stahl es sich, plünderte die Rosenkreuzer um die Hälfte ihrer süßlichen Worte, nahm sich einige Fragmente egyptischer Philosophie, die sie im Konversationslexikon fand, annektirte so viel aus den Vedas, als ins Französische und Englische übersetzt worden ist, und salbaderte zu allem den Rest selbst hinzu. Aus deutschen Uebersetzungen baute sie sich das zurecht, was von der Zend Avesta übrig geblieben ist; sie unterstützte weiße, graue und schwarze Magie, sammt Spiritismus, Wahrsagen aus der Hand und Prophezeien mit Karten, gerösteten Kastanien, Nüssen mit Doppelkernen und Talgtropfen. Sie hätte auch Voodoo**)-Zaubereien in ihr Programm aufgenommen, wenn sie etwas davon gewußt hätte, und bewies sich überhaupt in jeder Beziehung als eine der gefälligsten Einrichtungen, die jemals, seit Bestehen des Meeres, erfunden worden sind.

Als die Maschinerie im vollsten Gange war, und alles in Ordnung und vollständig, bis zu den Subskriptionen herunter, da kam Dana Da an, von nirgendwoher mit leeren Händen, und schrieb ein Kapitel in der Geschichte dieser Religion, das bisher noch nicht veröffentlicht worden ist. Er erzählte, daß sein erster Name Dana wäre, und sein zweiter Da. Nun ist aber — wenn man von Dana von der „New York Sun" absieht — Dana ein Name der Bhils, und Da nennt sich kein Eingeborener Indiens, wenn man nicht das bengalische Dé als die ursprüngliche Aussprache ansehen will. Da ist lappländisch oder finnisch; und Dana Da war weder Lappe, Finne, Chinese, Bhil, Bengale, Nair, Gond, Romane, Turkmene, Magh, Kurde, Armenier, Levantiner, Jude, Perser, Parse, Pendschabmann, Madrase, noch sonst irgend eine Gattung Mensch, die den Ethnologen bekannt ist. Er war einfach Dana Da und lehnte es ab, weitere Aufklärungen zu geben. Der Kürze halber und um seinen Ursprung so ungefähr anzudeuten, nannte man ihn den „Eingeborenen". Vielleicht war er der originale „Alte von den Bergen", der, wie man sagt, das einzig richtige Oberhaupt der Theetassen-

*) Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Englischen von Erich Peterson.

**) Voodoo = Beschwörer, Zauberer, bei den Ungarn der nordamerikanischen Südstaaten.

Religion sein soll. Einige Leute sagten, daß er es wäre, aber Dana Da pflegte zu lächeln und leugnete jede Verbindung mit jenem Kultus ab, indem er erklärte, er sei ein „unabhängiger Experimentator".

Wie gesagt, er kam von nirgendwoher, die Hände auf dem Rücken, und studirte die Religion drei Jahre lang, indem er zu den Füßen der besten Deuter aller ihrer Mysterien saß. Dann lachte er laut und ging fort, und das Lachen mochte entweder von Bewunderung oder von Verachtung herrühren.

Als er wiederkam, hatte er zwar kein Geld, aber sein Stolz war ungebrochen. Er erklärte, daß er mehr über die Dinge im Himmel und auf Erden wüßte, als die, die ihn belehrt hätten, und wegen dieser Lästerung verließ man ihn von allen Seiten.

Sein nächstes Erscheinen im öffentlichen Leben fand in einem großen Militärquartier in Oberindien statt, und dort verkündete er die Zukunft mit Hilfe dreier Bleiwürfel, eines sehr schmutzigen alten Tuches und einer kleinen Zinnbüchse voll Opiumpillen. Er weissagte besser, wenn man ihm eine halbe Flasche Whisky spendirte; aber die Dinge gar, die er im Opiumrausch hervorbrachte, waren das Geld vollauf werth. Er befand sich in heruntergekommenen Verhältnissen. Unter anderen Leuten weissagte er auch einem Engländer, der sich früher auch für die Theetassenrichtung interessirt, dann aber geheirathet und all sein Wissen über der Beschäftigung mit Babies und ähnlichen Dingen vergessen hatte. Der Engländer erlaubte Dana Da aus Gnade und Barmherzigkeit, ihm die Zukunft zu verkünden, und gab ihm fünf Rupien, ein Mittagessen und ein paar alte Kleider. Als er gegessen hatte, bedankte Dana Da sich und fragte, ob er irgend etwas für seinen Gastgeber thun könnte. —

„Gibt es jemand, den Ihr liebt? fragte Dana Da.

Der Engländer liebte seine Frau, aber er trug kein Verlangen, ihren Namen in diese Unterhaltung zu ziehen. Er schüttelte also den Kopf.

„Gibt es jemand, den Ihr hasset?" fragte Dana Da.

Der Engländer sagte, daß es mehrere Leute gäbe, die er aus tiefster Seele haßte.

„Sehr schön", sagte Dana Da, auf den der Whisky und das Opium schon ihre Wirkung auszuüben begannen, „nennt mir nur ihre Namen, und ich will eine „Schickung" gegen sie loslassen und sie tödten."

Eine Schickung nun ist eine schreckliche Einrichtung, die zuerst, wie man sagt, in Island erfunden wurde. Es ist ein Ding, das von einem Zauberer ausgeschickt wird und jede Form annehmen kann; in den meisten Fällen aber wandert es in Gestalt einer kleinen purpurnen Wolke über das Land, bis es den findet, gegen den es ausgeschickt ist, und dann tödtet es ihn, indem es die Gestalt eines Pferdes oder einer Katze oder eines Mannes ohne Gesicht annimmt. Es ist nicht gerade ein Patent der Eingeborenen, obschon chamars der höheren Kasten, wenn sie geärgert werden, eine Schickung loslassen können, die nächtlich auf der Brust ihres Feindes sitzt und ihn beinahe tödtet. Aus diesem Grunde getrauen es sich nur auch sehr wenige Eingeborene, einen chamar zu erzürnen.

„Laßt mich eine Schickung loslassen", sprach Dana Da; „ich bin jetzt beinahe todt nach dem langen Nothleiden und vom Trinken und vom Opium, aber bevor ich sterbe, möchte ich noch gern einen Menschen tödten. Ich kann eine Schickung senden, wohin Ihr nur wollt, und in jeder Gestalt, ausgenommen in der Gestalt eines Mannes."

Der Engländer hatte keine Feinde, die er zu tödten wünschte, aber, theils um Dana Da zu beruhigen, dessen Augen rollten, und theils um zu sehen, was erfolgen würde, fragte er, ob sich nicht eine sanftere Art von Schickung vornehmen ließe, — eine Schickung, die einem Menschen das Leben zur Last werden ließe, und ihm doch weiter keinen Schaden zufügte. Wenn dies möglich wäre, erklärte er sich bereit, Dana Da zehn Rupien für den Scherz zu geben.

„Ich bin nicht mehr, was ich einst war", sagte Dana Da, „und ich muß das Geld nehmen, denn ich bin arm. Gegen welchen Engländer soll ich die Schickung loslassen?

„Laß eine Schickung los gegen Lone Sahib", antwortete der Engländer, den Namen eines Mannes nennend, der ihm einst bittere Vorwürfe über seinen Abfall von dem Theetassenglauben gemacht hatte. Dana Da lachte und nickte.

„Ich selbst hätte keinen besseren Mann auswählen können", sagte er. „Ich will zusehen, daß er die Schickung auf seinem Wege und auf seinem Bett findet."

Er warf sich auf den Kaminteppich nieder, verdrehte seine Augen, bis nur das Weiße zu sehen war, zitterte am ganzen Körper und fing an, fürchterlich zu schnauben. Das war Magie oder die Wirkung des Opiums oder die Schickung oder alles zusammen. Als er seine Augen wieder in Ordnung gebracht hatte, versicherte er, daß die Schickung sich auf den Kriegspfad gemacht hätte und in diesem Augenblick der Stadt zufliege, wo Lone Sahib lebte.

„Gebt mir meine zehn Rupien", sagte Dana Da ermattet", „und schreibt einen Brief an Lone Sahib. Sagt ihm und allen, die seinen Glauben theilen, daß Ihr und ein Freund eine Macht gebraucht, die größer ist, als ihre. Sie werden sehen, daß Ihr die Wahrheit sprecht.

Er entfernte sich schwankenden Schrittes, nachdem man ihm noch ein paar Rupien versprochen hatte, für den Fall, daß sich die Schickung irgendwie bemerkbar machte.

Der Engländer schickte einen Brief an Lone Sahib, in dem er alles anbrachte, was ihm noch von der Ausdrucksweise des Theetassen-Glaubens erinnerlich war. Er schrieb: „Auch ich habe in den Tagen, da Du mich für einen Abtrünnigen hieltest, Erleuchtung erlangt, und mit der Erleuchtung ist Macht gekommen." Dann wurde er so unergründlich tiefsinnig, daß der Empfänger des Briefes sich durchaus keinen Vers daraus machen konnte. Die Sache machte aber doch ziemlichen Eindruck auf ihn, denn er nahm an, daß sein Freund ein „fünffach Gesiegelter" geworden sei. Wenn ein Mann ein „fünffach Gesiegelter" ist, kann er mehr thun, als alle Geister zusammen.

Lone Sahib las den Brief auf fünf verschiedene Arten und fing gerade eine sechste Deutung an, als sein Diener hereinplatzte, mit der Neuigkeit, daß eine Katze auf dem Bett liege. Wenn es nur ein Ding gab, das Lone Sahib mehr als alles in der Welt haßte, so war es eine Katze. Er schalt den Diener, daß er das Thier nicht aus dem Hause gebracht hätte. Der Diener sagte, er hätte Angst. Alle Fenster und Thüren des Schlafzimmers seien vom Morgen an geschlossen gewesen, und eine wirkliche Katze hätte unmöglich dort hineingelangen können. Er hätte keine Lust, sich mit der Kreatur einzulassen.

Lone Sahib ging sacht ins Schlafzimmer, und dort, auf dem Kopfkissen seines Bettes, wälzte sich leise winselnd ein kleines weißes Kätzchen herum; kein vergnügt herumhüpfendes kleines Vieh, sondern ein faul und mühsam krabbelndes Thier, das die Augen kaum aufmachte und seine schwachen Krallen ganz ohne Zweck ausstreckte, — ein Kätzchen, das in den Korb zu seiner Mama gehört hätte. Lone Sahib packte es am Genick und übergab es dem Hausknecht, damit er es ertränke. Der Diener wurde mit vier Annas beschwichtigt.

Als Lone Sahib an diesem Abend in seinem Zimmer saß und las, schien es ihm mit einem Male, als ob sich etwas auf dem Kaminteppich bewege, außerhalb des Lichtkreises, den die Lampe warf. Als das Ding anfing zu miauen, erkannte er, daß es ein Kätzchen war — ein kleines weißes Kätzchen, fast noch blind und in höchst elendem Zustande. Er wurde ernstlich wüthend und schalt ärgerlich den Diener, der ihm jedoch sagte, daß keine Katze im Zimmer gewesen sei, als er die Lampe hereingebracht habe; und bei wirklichen Katzen von so zartem Alter wäre überdies gewöhnlich die Mutter in der Nähe.

„Wenn der Gebieter auf die Veranda hinausgehen und horchen will", sagte der Diener, „wird er nirgends eine Katze hören. Wie können also das Kätzchen auf dem Bett und das Kätzchen auf dem Teppich wirkliche Katzen sein?"

Lone Sahib ging hinaus, um zu horchen, und der Diener folgte ihm, aber nirgends hörte man eine Katze nach ihren Kindern schreien. Er kehrte ins Zimmer zurück, nachdem er das Kätzchen den Abhang des Hügels hinuntergeworfen, und schrieb die Ereignisse des Tages zum Besten aller seiner Mitgläubigen auf. Diese Leute hielten sich für so vollständig frei von Aberglauben, daß sie alles, was nur ein wenig vom gewöhnlichen Lauf der Dinge abwich, geheimnißvoll wirkenden Kräften zuschrieben. Da es ihr Geschäft war, alles über diese Kräfte zu wissen, standen sie auf einem beinahe undelikat vertrauten Fuße mit Offenbarungen jeder Art. Ihre Briefe fielen von der Zimmerdecke herab — ohne Poststempel —, und Geister pflegten bei ihnen allnächtlich auf der Treppe auf und nieder zu steigen. Mit Katzen hatten sie aber noch niemals zu thun gehabt. — Lone Sahib verzeichnete also alle Geschehnisse und notirte Stunde und Minute, wie es jeder ordentliche Beobachter von überirdischen Vorgängen thun muß. Des Engländers Brief heftete er dem Schriftstück bei, denn es war ein höchst mysteriöses Dokument und mochte in irgend einer Beziehung zu irgend etwas in dieser oder jener Welt stehen. Ein Unbefangener hätte das ganze konfuse Gewäsch vielleicht so übersetzt: „Gebt Acht! Ihr habt Euch einmal über mich lustig gemacht, und jetzt werde ich Euch dafür herankriegen!"

Lone Sahib's Mitgläubige fanden auch einen ähnlichen Sinn heraus, aber ihre Uebersetzung war bei weitem gewählter und gespickt mit viersilbigen Wörtern. Sie hielten ein „sederunt" ab und waren voll zitternder Freude, denn, trotz all ihrer Vertrautheit mit allen anderen Welten und Dimensionen, hatten sie doch eine recht menschliche Scheu vor Dingen, die aus dem Geisterlande kamen. Sie fanden sich in Lone Sahib's Zimmer in schützendem Grabesdunkel zusammen. Ihre Sitzung aber wurde plötzlich unterbrochen durch ein Klirren, das von den Photographierahmen auf dem Kaminsims kam. Ein armseliges weißes Kätzchen, noch beinahe blind, kroch und wand sich dort zwischen der Uhr und den Leuchtern herum. Das machte allem Grübeln und Zweifeln ein Ende. Hier war die Offenbarung im Fleische wahrhaftig da. Soweit sich beurtheilen ließ, hatte sie ja weiter keinen Zweck, aber es war doch eine zweifellos beglaubigte Offenbarung.

Sie verfaßten eine Epistel an den Engländer, den Abtrünnigen aus früheren Tagen, und beschworen ihn, ihnen im Interesse ihres Glaubens zu erklären, ob die Inkarnation irgend eines ägyptischen Gottes oder eines andern (ich habe den Namen vergessen) in irgend einer Beziehung zu seinen Mittheilungen stände. Sie nannten das Kätzchen Ra oder Toth oder Tum oder so ähnlich, und als Lone Sahib gestand, daß er das erste in freventlichem Verkennen der Sachlage vom Hausknecht hatte ertränken lassen, weinten sie voll Mitgefühl, daß er in seinem nächsten Leben ein Ausgestoßener sein würde, und nicht einmal ein „Gesiegelter" des untersten Grades. Diese Bezeichnungen mögen nicht ganz korrekt sein, aber sie drücken ungefähr aus, was die Versammlung meinte.

Als der Engländer die Epistel empfing — sie kam mit der Post — war er starr vor Staunen. Er schickte in den Bazar nach Dana Da. Der las den Brief und lachte. „Das ist meine Schickung", sagte er. „Ich sagte Euch, ich würde gut arbeiten. Nun gebt mir noch zehn Rupien."

„Aber was in aller Welt bedeutet das Geschwätz von ägyptischen Göttern?" fragte der Engländer.

„Katzen", sagte Dana Da und bekam den Schlucken, denn er hatte des Engländers Whiskyflasche entdeckt. „Katzen und Katzen und Katzen! Niemals gab es solch eine Schickung! Hunderte von Katzen. Nun gebt mir noch zehn Rupien und schreibt, was ich Euch sage."

Dana Da's Brief war höchst merkwürdig. Er trug des Engländers Unterschrift und machte Anspielungen auf Katzen — auf eine Schickung von Katzen. Schon die bloßen Worte auf dem Papier waren schaudererregend und unheimlich anzusehen.

„Was hast Du denn nur gemacht?" fragte der Engländer. „Ich bin ebenso im Dunkeln wie vorher. Soll das etwa heißen, daß Du wirklich diese verrückte Schickung loslassen kannst, von der Du schwatzest?"

„Urtheilt selbst", sagte Dana Da. „Was der Brief bedeuten soll? In kurzer Zeit werden alle jene Leute zu meinen und Euren Füßen liegen, und ich — o Gloria! — ich werde alle Tage betrunken sein — vom Whisky oder vom Opium."

Dana Da kannte seine Leute.

Wenn ein Mann, der Katzen haßt, am Morgen aufwacht und ein kleines Kätzchen zusammengekrümmt auf seiner Brust liegt, oder wenn er die Hand in seine Paletottasche steckt und statt seiner Handschuhe ein halbtodtes Kätzchen greift, oder seinen Schrank aufmacht und mitten unter seinen guten Hemden eine verdammte Katze sieht, oder einen weiten Ritt macht, mit dem zusammengeschnallten Mackintosh hinter sich auf dem Sattel, und nachher, wenn er ihn auseinander faltet, eine schreiende kleine Katze herausfällt, oder wenn er sich zu Tisch setzt, und ein blindes Kätzchen unter seinem Stuhl herumkriecht, oder wenn er sich hinlegt und unter der Matratze solch' ein Vieh entdeckt, oder zwischen seinen Stiefeln, oder in seiner Tabaksbüchse, mit dem Kopfe nach unten hängend, oder auf der Veranda, wo sie sein Terrier vorhat und quält, — wenn solch' ein Mann ein Kätzchen findet, nicht mehr und nicht weniger, an einem Platze, wo eine Katze mit rechten Dingen nimmermehr hinkommen könnte, dann wird er selbstverständlich aus seiner Gemüthsruhe gebracht. Und wenn er noch dazu seinen täglichen Fund nicht umbringen darf, weil er ihn für eine Offenbarung, einen Apostel, eine Inkarnation oder ein halbes Dutzend anderer Dinge hält, die alle weit außer dem natürlichen Lauf der Welt liegen, dann ist er mehr als beunruhigt. Er ist geradezu trostlos.

Mehrere von Lone Sahibs Mitgläubigen hielten ihn für ein hochbegnadetes Individuum; andere aber behaupteten, wenn es das erste Kätzchen mit dem nöthigen Respekt behandelt hätte — wie er sich einer Toth-Ra-Tum-Sennacherib Inkarnation gegenüber gehörte — wären alle diese beunruhigenden Geschehnisse nicht eingetreten. Sie verglichen ihn mit dem „alten Seefahrer", aber nichtsdestoweniger waren sie stolz auf ihn und stolz auf den Engländer, der die Offenbarung gesandt hatte. Sie nannten es nicht eine „Schickung", denn isländische Magie stand nicht auf ihrem Programm.

Nach sechzehn Kätzchen, also nach vierzehn Tagen, denn am ersten Tage traten drei Kätzchen auf, damit die Schickung sich mit dem nöthigen Effekt einführte, gerieth die ganze Gesellschaft in Aufregung durch einen Brief, der — er flog durch's Fenster — von dem alten Mann aus den Bergen kam, dem Haupt des ganzen Glaubens. In den kunstvollsten Wendungen erklärte er darin die Offenbarung und nahm den ganzen Ruhm davon für sich allein in Anspruch. Der Engländer, behauptete der Brief, hätte ganz und gar nichts damit zu thun. Er wäre ein Abtrünniger ohne jede Macht und Askese, der durch bloße Kraft seines Willens nicht einmal einen Tisch heben, geschweige denn ein ganzes Heer von Kätzchen durch die Luft befördern könnte. Das ganze Arrangement, sagte der Brief, wäre etwas streng Orthodoxes, in Szene gesetzt und sanktionirt durch die höchsten Autoritäten der Sekte.

Darob herrschte große Freude, denn schon zeigten einige kleingläubige Brüder nicht übel Lust, ihre eigenen Pfade zu wandeln, — sahen sie doch, daß ein ganz Unabhängiger, der auf seine eigene Art für sich arbeitete, Kätzchen erschaffen konnte, während ihre eigenen Häupter es nie über Töpfergeschirr — und noch dazu zerbrochenes — gebracht hatten. Es waren thatsächlich schon alle Anzeichen eines

Schisma da. Nun aber wurde ein zweiter Sendbrief an den Engländer verfaßt. Er begann mit den Worten „O, Du Spötter“ und endete mit einer Auswahl von Flüchen aus dem Ritus von Mizraim und Memphis und der „Drohung der Jugana“. Jugana war einst ein „fünffach Gesiegelter“ gewesen, auf dessen Namen ein emporgekommener „dreifach Gesiegelter“ Geschäfte gemacht hatte.

Eine päpstliche Bannbulle ist ein Liebesbrief gegen die „Drohung des Jugana“. Der Engländer wurde beschuldigt, unter Brief und Siegel des Alten aus den Bergen Kraft und Macht sich angemaßt zu haben, die in Wirklichkeit nur dem allerhöchsten Haupt zu eigen waren. Natürlich ging der Sendbrief nicht sehr schonend mit ihm um.

Er übergab den Brief Dana Da, damit er ihn in anständiges Englisch übersetze. Das Schreiben brachte eine merkwürdige Wirkung bei Dana Da hervor. Zuerst raste er vor Wuth, dann lachte er ganze fünf Minuten lang.

„Ich glaubte“, sagte er „sie würden zu mir kommen. In der nächsten Woche hätte ich ihnen gezeigt, daß ich es war, der die Schickung sandte, und sie hätten den Alten von den Bergen enthront, der behauptet, daß diese Schickung von ihm kommt. Ihr braucht nichts mehr zu thun. Jetzt ist für mich die Zeit gekommen, zu handeln. Schreibt, wie ich diktire, und ich werde machen, daß sie sich schämen müssen. Aber gebt mir noch einmal zehn Rupien“.

Nach Dana Da's Diktat schrieb der Engländer nichts Geringeres als eine ganz formelle Herausforderung an den Alten von den Bergen. Der Brief schloß folgendermaßen: „Und wenn diese Offenbarung von Deiner Hand kommt, denn laß sie weiter gehen; kommt sie aber von mir, so will ich, daß die Schickung am zweiten Tage von jetzt an aufhören soll. An diesem Tage sollen zwölf Kätzchen da sein und dann hinfort kein einziges mehr. Das Volk soll zwischen uns entscheiden.“ — Dana Da unterzeichnete den Brief und fügte noch Pentagramme und Drudenfüße hinzu und ein crux ansata und ein halbes Dutzend swastikus und ein dreifaches Antoniuskreuz zu seinem Namen, um zu zeigen, daß es auch alles da war, wofür er gehalten werden wollte.

Die Herausforderung wurde im Beisein aller Damen und Herren vorgelesen, und nun erinnerten sie sich, daß Dana Da es gewesen war, der sie vor einigen Jahren mit Hohngelächter verlassen hatte. Es wurde die offizielle Nachricht verbreitet, daß der Alte von den Bergen die Sache mit stillschweigender Verachtung übergehen werde, da Dana Da ja nur ein unabhängiger Forscher ohne ein einziges „Siegel“ sei.

Aber das beruhigte die Leute nicht. Sie wollten einen Wettkampf sehen. Trotz all ihres Spiritualismus hatten sie doch auch recht menschliche Neigungen. Lone Sahib, der fast hin war vor Kätzchen, ergab sich demüthig in sein Schicksal. Er fühlte, daß er nun einmal dazu bestimmt war, „mit Kätzchen heimgesucht und geplagt zu werden, auf daß Dana Da's Macht erprobt werde“, wie ein Poet vielleicht sagen würde.

Kaum graute der festgesetzte Tag, da begann es auch schon, Kätzchen zu regnen. Die einen waren weiß, die anderen gefleckt, — alle aber waren in demselben scheußlichen Alter. Drei fanden sich auf dem Kaminteppich, drei im Badezimmer und die anderen sechs tauchten nach einander unter den Besuchern auf, die kamen, um die Erfüllung der Prophezeiung mit anzusehen. Niemals ging eine Schickung zufriedenstellender in Scene. Am folgenden Tage aber gab es keine Kätzchen mehr, und am nächsten auch nicht, und auch alle ferneren Tage waren katzenlos und ruhig. Das Volk begann zu murren und harrte auf eine Erklärung des Alten von den Bergen. Ein Brief — auf ein Palmblatt geschrieben — fiel von der Zimmerdecke hernieder, aber jedermann, mit Ausnahme Lone Sahibs, fühlte, daß Briefe jetzt nicht das waren, was die Gelegenheit heischte. Katzen hätte es geben müssen, Katzen hätten auftauchen müssen — ausgewachsene Katzen. Der Brief setzte höchst folgerichtig auseinander, daß in dem Fortgang der überirdischen Wunder ein Hinderniß eingetreten sei; es habe eine Kollision mit einer zweiten ähnlichen Kraft gegeben, und dies hemme die unsichtbar wirkende Kraft der höheren Regionen. Es kämen noch fortwährend Kätzchen an, aber in Folge eines Versehens in der Zusammensetzung der Inkarnationsflüssigkeit träten sie nicht materiell in Erscheinung. Die Luft war förmlich voll von Briefen in den nächsten Tagen. Unsichtbare Hände spielten Gluck und Beethoven auf Schüsseln und Glasglocken, doch jedermann war sich bewußt, daß psychische Vorgänge nur ein Blendwerk wären ohne materielle Kätzchen. Selbst Lone Sahib stimmte der Majorität bei. Dana Da's Briefe waren höchst anmaßend, und wenn er sich jetzt anheischig gemacht hätte, selbst eine neue Richtung zu begründen, hätte sich nicht absehen lassen, was noch passirt wäre.

Doch Dana Da lag im Sterben, von Whisky und Opium, im Schuppen des Engländers und war wenig empfänglich für äußere Ehren.

„Ich habe sie gründlich beschämt“, sagte er. „Nimmermehr gab es solch eine Schickung. Sie hat mich getödtet.“

„Unsinn“, meinte der Engländer, „Du mußt jetzt sterben, Dana Da, und all' dies dumme Zeug hat jetzt ein Ende. Ich gebe gern zu, daß Du ein paar merkwürdige Dinge zustande gebracht hast. Aber nun sage mir ehrlich, — wie hast Du es gemacht?“

„Gebt mir noch zehn Rupien“, sprach Dana sterbensmatt, „und wenn ich sterbe, bevor ich sie ausgegeben habe, so begrabt sie mit mir“. Das Silber wurde ihm ausgezählt, während er schon mit dem Tode kämpfte. Seine Hand umkrampfte die Geldstücke, und ein Grinsen verzerrte sein Gesicht.

„Beugt Euch zu mir“, flüsterte er. Der Engländer that es.

„War ein bunnia*) — — Missionsschule — herausgeworfen — dann Hausirer — — Ceylon, Perlenhändler — all meine englische Erziehung daher — fortgejagt, nahm den Namen Dana Da an — in England mit einem amerikanischen Gedankenleser und — — und — Ihr gabt mir ein paarmal zehn Rupien — ich gab des Sahibs Diener einen Monat zweimal acht davon für Katzen — kleine, kleine Katzen. Ich schrieb, und er ließ sie spuken, — sehr schlauer Mensch. Sehr wenig Kätzchen jetzt im Bazar. Fragt das Weib von Lone Sahibs Hausknecht!“

So sprach Dana Da, und dann hauchte er seinen Athem aus und ging in ein Land, wo es, wenn unser Glaube wahr ist, keine Inkarnationen gibt und man keine Lust hat, neue Richtungen ins Leben zu rufen.

Aber man bedenke nur die wunderbare Einfachheit der ganzen Geschichte!

Rudyard Kipling.

*) Geldverleiher.

Briefkasten der Redaktion.

Treuer Abonnent. Leider nicht geeignet. Wollen Sie uns freundlichst mittheilen, wohin Rücksendung erfolgen kann.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 51. Berlin den 21. September 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾—2 Bogen (14—16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Der Zar ist in Frankreich. Er ist mit jenem Enthusiasmus empfangen worden, der dem wohlmeinenden russischen Alleinherrscher von den republikanischen Franzosen stets entgegen gebracht wird. Bei den Reden, die bisher zwischen dem kaiserlichen Gaste und dem Präsidenten Loubet ausgetauscht worden sind, fehlte neben Freundlichkeiten allgemeiner Art auch nicht das substantielle Wort „Verbündeter", das vor nicht allzu langer Zeit unsere westlichen Nachbarn in Begeisterung und Entzücken versetzte, und das uns in Deutschland zu veranlassen pflegte, nachzuprüfen, ob unsere Rüstung sich in gutem Zustande befände.

Die Zeiten haben sich geändert. Der Dreibund ist heut kein Gespenst mehr, das die Ruhe von Rußland und Frankreich stört, und auch der Zweibund beunruhigt uns in Deutschland nicht ferner. Der Inhalt der Allianz zwischen Rußland und Frankreich ist zwar nicht bekannt, aber die Thatsachen beweisen, daß diese Beziehungen eine aggressive Spitze gegen Deutschland nicht haben, und die Individualität des Zaren ist eine Bürgschaft dafür, daß ihnen aus chauvinistischen Gründen eine solche Spitze auch nicht aufgesetzt werden wird. Der Dreibund wie der Zweibund sind zweifellos in erster Reihe Defensivallianzen, und wenn dem Zweibund Aufgaben zufallen sollten, die hinausgehen über die Absicht, die heute bestehenden Verhältnisse in Europa aufrechtzuerhalten, so würde das Versuchsfeld wohl außerhalb unseres Welttheiles liegen und daher vor allem englische Interessen berühren. Allein es bleibt auch in der überseeischen Politik ausgeschlossen, daß der Zar für abenteuerliche Verwickelungen, wenn sie einmal eine französische Regierung erstreben sollte, bereitwillig seine Hilfe gewähren wird.

Nach seiner Begegnung mit dem Zaren faßte der deutsche Kaiser die internationale Lage dahin zusammen: Deutschland und Rußland wollen den Frieden; dem Frieden ist daher auf absehbare Zeit ein Bollwerk von außerordentlicher Stärke geschaffen. Nicht jede Beunruhigung wird nunmehr schwinden, aber man kann die Hoffnung hegen, daß internationale Schwierigkeiten, die hier oder dort auftauchen, zu allgemeinen europäischen Kalamitäten sich nicht leicht steigern werden.

Man mag sich wundern, daß die allgemeine Stimmung in Europa nicht durch solche friedlichen Zukunftsaussichten in höherem Grade wohlthuend beeinflußt wird; denn auch diese Toaste von inhaltreicher Bedeutung gingen fast spurlos vorüber. Der Grund kann nur der sein, daß die Fülle der Begegnungen von Staatshäuptern und die Fülle der öffentlichen Ansprachen die Bedeutung jeder einzelnen Enunciation stark herabgedrückt hat. Toaste von Kaisern und Ministern und Zusammenkünfte von Monarchen gehören heute zum täglichen Brot der Politik, und auch schmackhaftes Brod genießt man zwar mit Behagen, aber ohne viel Aufhebens. Zu solcher Entwicklung hat der deutsche Kaiser ganz wesentlich beigetragen; in unserer demokratischen Zeit hat er durch das Beispiel überaus häufiger Verabreichung einer stärkeren öffentlichen Intervention ein früher sparsam dargebotenes Mittel alltäglicher gemacht, und es damit in seiner eingreifenden und überraschenden Wirkung geschwächt.

Die politischen Rundreisen von Staatslenkern und die Reden, die bei solchen Gelegenheiten gehalten werden, haben aufgehört große Ereignisse zu sein. Sie sind dekorative Schauspiele mit einem politischen Hintergrund, der auch heute noch gebührende Beachtung findet; aber sie waren einmal politische Schauspiele, und nur der Hintergrund, von dem sie sich abhoben, war dekorativ — und das bedeutete mehr. Die Dekoration war bestimmt, das Ereigniß zu heben; heute forscht man, ob zwischen all den Deko-

rationen sich überhaupt ein kleines politisches Ereigniß von einiger Tragweite abgespielt hat.

Wir in Deutschland haben keine Veranlassung, im vorliegenden Falle über die konkrete Entwicklung Verdruß zu empfinden. Bestätigt eine Zweikaiserzusammenkunft, daß alles beim Alten bleibt — woran man nicht gezweifelt hatte — gut; aber in Frankreich fragen die chauvinistischen Nationalisten: Wenn die russische Allianz uns nur Sicherheit gegen einen Angriff gewährt, was bedeutet sie dann, da niemand uns angreifen will; sie ist die kostspielige Garantie gegen eine Gefahr, die nicht vorhanden ist, und wir gebrauchen eine Allianz zur Beseitigung der Ereignisse von 1870.

Glücklicherweise entfernt sich die Masse der Franzosen von solchen Anschauungen und empfindet es mit der Gesammtheit der Völker Europas als einen Segen, wenn die Gefahr großer internationaler Verwicklungen geringer wird.

Der Präsident der Vereinigten Staaten ist leider der Verwundung erlegen, die ihm von einem verbrecherischen Dummkopf beigebracht worden ist. McKinley ist todt; der Vice-Präsident Roosevelt nimmt seine Stellung ein; er hat sein Amt mit der üblichen bedeutungslosen Phrase angetreten, daß er die McKinleysche Politik fortsetzen werde; die Institutionen in den Vereinigten Staaten funktioniren weiter, und vom Standpunkt der Anarchisten aus hat sich gewiß nichts, aber auch gar nichts geändert, als daß sich diese Sekte von moralisch Depravirten mit einer neuen sinnlosen Schandthat befleckt hat. Anarchismus der That heißt eben gar nichts als sinnloses Verbrecherthum.

Die politische Dummheit dieser Elemente ist eben so groß wie ihre moralische Verkommenheit. Und so handelt es sich bei der Bekämpfung des Anarchismus thatsächlich um das Problem: Wie kann die politische Bornirtheit und der moralische Wahnsinn bekämpft oder unschädlich gemacht werden?

Wenn sich solche Eigenschaften im Stillen bei vereinzelten Subjekten entwickeln — und alle Anschläge zeigten bisher solchen Ursprung — dann kann die Hilfe nur in denselben Mitteln bestehen, mit denen jedes andere isolirte Verbrechen gleichfalls bekämpft wird; Verbrechen, wie der gemeine Mord, der Raub, der Diebstahl. Es ist zu fürchten, daß man sich bei dieser Erkenntniß wird resigniren müssen, obgleich die anarchistische Unthat eine weit gewaltigere Empörung berechtigterweise erweckt, als die gleiche That aus Haß oder aus Gewinnsucht gegen einen unbekannten Privatmann verübt.

Man darf annehmen, daß die Erkenntniß dieser Sachlage auf allen Seiten getheilt wird; die Vergangenheit spricht zu deutlich. Aber freilich unsere Kreuzzeitungspartei wird sich hüten so ehrlich zu sein, das auszusprechen, was die Erfahrung offenkundig macht.

In der „Kreuzzeitung" findet sich vielmehr folgendes Raisonnement. Die Opposition erschüttert die Autorität, und jede Handlung, welche die Autorität zu erschüttern geeignet ist, bahnt den anarchistischen Lehren die Wege; so ist denn zu folgern, es muß die Bekämpfung der Anarchisten mit der rücksichtslosen Bekämpfung jener oppositionellen Regungen beginnen, die den Boden für die Anschauungen solcher verbrecherischen Depravirten ebnen.

Es widerspricht unseren milden, liberalen Anschauungen, daß wir die Anwendung dieser Doktrin auf jene Elemente im Circus Busch empfehlen könnten, die da die Aeußerung bejubelten: die Minister können uns sonst was. Auch die Drohung der Agrarier zur Sozialdemokratie überzugehen, würden wir niemals der Aufmerksamkeit des Strafrichters ausgeantwortet wissen wollen; ebenso wenig die Bemerkung, daß die abgeschlossenen Handelsverträge, die der Kaiser eine rettende That nannte, für Deutschland einem verlorenen Krieg gleichkämen, und daß man besser thäte lieber die eine Hälfte Deutschlands gleich an das Ausland zu verschenken, wenn man sich in Furcht vor den anderen Nationen den Frieden doch nur mit solchen Verträgen glaube erkaufen zu können; die Verunglimpfungen des Mannes ohne Halm und Ar, der Reichskanzler war, fallen in dieselbe Rubrik. Vollends aber plädiren wir für Straflosigkeit gegenüber jenen konservativen Elementen, die den wohlklingenden Namen der „Kanalrebellen" tragen. Wir sind überhaupt der Ansicht, daß jene demagogische verhetzende Thätigkeit, die der Bund der Landwirthe seit Jahren entfaltet, so bedauerlich sie ist, doch mit dem Strafgesetzbuch unter gar keinen Umständen bekämpft werden sollte.

Der Standpunkt der „Kreuzzeitung" ist der nämliche; freilich die Voraussetzungen sind andere.

Eine Regierungsautorität zu bekämpfen und zu untergraben, die sich dem Junkerthum nicht völlig fügt, das erachten diese Elemente als ihr unveräußerliches Recht, und nur ausschließlich zu solchen Zwecken ist der Bund der Landwirthe organisirt worden. Daher muß man die Ausführungen der „Kreuzzeitung" ergänzen, um eine Erscheinung wie den Bund der Landwirthe und ein Programm, wie es die „Kreuzzeitung" aufstellt, in einen friedlichen und harmonischen Zusammenhang bringen zu können.

Dieser Zusammenhang ist in dem Augenblick da, wo man ein Recht auf Opposition, auf Opposition auch mit demagogischen und mit den alleraufreizendsten Mitteln dem Junkerthum vindicirt. Wenn im Cirkus Busch gesagt wird, die Minister können uns sonst was, so ist das augenscheinlich eine staatserhaltende Aeußerung; wenn hingegen liberale Zeitungen dafür eintreten, daß die Grundlagen der Selbstverwaltung mit Vorsicht vom Bürgerthum wie von der Krone im gemeinsamen Interesse des Staates respektirt werden sollten, so leitet eine solche Aeußerung offensichtlich zu den Lehren der Anarchisten hinüber. Dieses zugegeben, befindet sich das Programm der „Kreuzzeitung" mit den Handlungen des Bundes der Landwirthe in vollster Uebereinstimmung.

Was die Kreuzzeitungspartei wünscht, darüber kann kein Zweifel bestehen. Unter dem Vorgeben der Bekämpfung des Anarchismus soll die Krone für die Knebelung jeder freien und jeder liberalen Meinungsäußerung und natürlich für Freilassung der „staatserhaltenden" Demagogie des Bundes der Landwirthe gewonnen werden; es müßte alsdann ein tiefer Riß durch das Volk gehen, der die Monarchie von der Bevölkerung schiede. Nunmehr wäre die Monarchie völlig dem Junkerthum ausgeliefert, und eine solche ausgelieferte Monarchie kann alsdann dem Junkerthum weder Getreidezölle von irgendwelcher Höhe noch sonstige Liebesgaben verweigern. Die politische Idealität dieses Zustandes ist ebenso verlockend, wie das lukrative Geschäft, das sich anschlösse.

Man kann über Buffalo zur Verherrlichung der Reaktion, und man kann über die römische Geschichte Mommsen's zur Vertheidigung hoher Getreidezölle gelangen. Auch diesen Versuch macht die „Kreuzzeitung", indem sie aus Mommsen's römischer Geschichte eine Reihe von Stellen abdruckt, die bereits gegen Ende des Jahres 1884 zu gleichem Zweck mißbraucht worden sind, und deren Beweislosigkeit schon damals Mommsen, und zwar in der „Nation" vom 17. Januar 1885, souverän nachgewiesen hat.

Er betonte den Gegensatz des modernen Deutschland und des römischen Staates der Vergangenheit und fuhr dann fort:

„Wenn die bösen deutschen Demagogen erst soweit gekommen sein werden, dem Berliner Arbeiter das Brotkorn gratis zu vertheilen, und wenn die fast ebenso bösen deutschen Kapitalisten die nöthige Zahl von Inseln nebst den dazu gehörigen Sklaven erworben haben werden, um dort denjenigen Ackerbau zu betreiben, den wir von der Schulbank her aus Cicero's Reden gegen Verres kennen, dann wird die Zahl derer, die einen Kornzoll mit Freuden begrüßen, eine recht ansehnliche sein. Aber bis diese unnatürliche Verschiebung der Verhältnisse eintritt, werden die Nicht-Gutsbesitzer, Historiker, wie Nicht-Historiker fortfahren, in den Kornzöllen selbst vielmehr eine unnatürliche Verschiebung der gesunden volkswirthschaftlichen Verhältnisse zu erblicken."

Und schon damals schrieb Mommsen zugleich der „Kreuzzeitung" die Worte ins Stammbuch:

„Ist die Geschichte, wie es scheint, dazu da, um von Thoren mißverstanden und von Klugen mißbraucht zu werden, so hat sie in diesem Fall ihre Bestimmung erfüllt.“

Das holländische Parlament ist mit einer Thronrede eröffnet worden, die den Geist des zur Macht gelangten rückschrittlichen Ministeriums wiederspiegelt. Pietismus und Schutzzölle verspricht die Thronrede und, um die ärmere Bevölkerung über die Lasten der Schutzzölle zu täuschen, wird ihr ein ganzes System von Zwangsversicherungen in Aussicht gestellt. So hat man es stets gemacht: dem Arbeiter wird versprochen, daß er von dem Tribut, der ihm in Form von Zöllen abgenommen wird, einen Bruchtheil als Gabe sozialer Fürsorge zurückerhalten werde.

In England ist man um eine Enttäuschung reicher; der 15. September ist vorüber; es sind also die von Kitchener angekündigten drakonischen Maßregeln gegen die Buren Südafrikas in Kraft zu treten, aber hatte man gehofft, daß diese Maßregeln die Buren zur Unterwerfung bringen würden, so war das ein neuer Irrthum. Der Kampf geht in Südafrika weiter, und es mehren sich beständig die Stimmen, die behaupten, seit einem Jahre habe sich die Lage der Engländer nur verschlechtert, und es sei für sie noch immer keine Aussicht vorhanden, zu einem endgiltigen Siege zu gelangen.

Wie dem auch sei, die holländische Bevölkerung Südafrikas ist eingereiht in die kleine Zahl jener Heldenvölker, denen für ihre Freiheit kein Opfer, auch nicht das schwerste, zu groß war.

* *
*

McKinley und Roosevelt.

Der seinen von Mörderhand empfangenen Wunden am 14. September im achtundfünfzigsten Lebensjahre erlegene Präsident McKinley gehört zu den in der Geschichte nicht seltenen Staatsmännern, die als die Träger einer folgenschweren Politik erscheinen, zu der sie in Wahrheit nur den Namen hergegeben haben. Jener Zolltarif, der den Namen McKinley's zuerst über die Grenzen seines eigenen Landes hinaus bekannt machte, war weder von ihm veranlaßt, noch von ihm entworfen. McKinley war nur der Vorsitzende des Committee on ways and means — oder, wie wir sagen würden, der Budgetkommission des Repräsentantenhauses —, in dem der Gesetzentwurf ausgearbeitet wurde. McKinley's Name wurde auf diese Weise identifizirt mit der Hochschutzzollpolitik, welche alsbald nach Einführung des McKinley-Tarifs bei den Präsidentenwahlen des Jahres 1892 der republikanischen Partei eine schwere Niederlage bereitete und den demokratischen Präsidenten Grover Cleveland zum zweiten Male ans Ruder brachte. Aber auch diese Niederlage der republikanischen Partei, die aus dem Schutzzolltarif des Jahres 1890 hervorgegangen war, trug dazu bei, den Namen McKinley zu einem für seine Partei repräsentativen zu machen. Der Pathe der McKinley-Bill wurde auf diese Weise der Kandidat der Republikaner in dem Präsidentschafts-Wahlkampfe des Jahres 1896.

In diesem Wahlkampfe drehte sich alles um die Währungsfrage, zu welcher der Kandidat der Republikaner niemals entschiedene Stellung genommen hatte. Die republikanische Partei selbst war lange schwankend, ob sie nicht dem Silberschwindel weitere Konzessionen machen sollte. Hätten die Demokraten so viel Einsicht besessen, der Führung des ausgezeichneten Präsidenten Grover Cleveland und der Golddemokraten zu folgen, so hätte voraussichtlich die republikanische Partei auf der Nationalkonvention von St. Louis eine wesentlich silberfreundlichere Haltung eingenommen und McKinley wäre nie gewählt worden. Sicher ist, daß McKinley auch einer silberfreundlichen Plattform keinen Widerstand entgegengesetzt haben würde. Ich habe im Jahre 1896 bei einem Besuch, den ich McKinley in Kanton (Ohio) abstattete, mich persönlich davon überzeugen können, daß er in Währungsfragen durchaus keine so festen Grundsätze besaß, wie es nachträglich schien, als er in der Hitze des Kampfes gegen die Silberschwindler sein goldfreundliches Herz entdeckt hatte.

Auch bei dem Ausbruch des Krieges mit Spanien und der damit in Verbindung stehenden Entwicklung der amerikanischen Expansionspolitik war McKinley nicht der Schiebende, sondern der Geschobene. Ein selbständigerer Staatsmann, etwa von der Natur Cleveland's, hätte wahrscheinlich den Ausbruch des Krieges überhaupt verhindert. McKinley war dem Kriege ebenfalls abgeneigt; aber er gab schließlich dem Einflusse seiner Parteifreunde und dem Druck der öffentlichen Meinung nach. Auf diese Weise wurde eine Deviation der ganzen bisherigen amerikanischen auswärtigen Politik, welche das Staatsschiff der Vereinigten Staaten weit über die Grenzen des heimischen Kontinents hinausführte, ebenfalls an den Namen eines Mannes geknüpft, der dafür nur die äußere, aber nicht die innere Verantwortlichkeit trägt. McKinley ist nicht der Kolumbus der neueren amerikanischen Expansionspolitik, sondern der Amerigo Vespucci.

So beklagenswerth an sich die Ursache seines frühzeitigen Todes ist, so hat doch auch dieser tragische Ausgang seines Lebens dazu beigetragen, seinen Namen in der Geschichte höher zu heben, als es seinen wirklichen staatsmännischen Verdiensten entspricht. Er erscheint als Märtyrer, wenn auch nicht als Märtyrer einer Idee, so doch als Märtyrer des höchsten Amtes der großen amerikanischen Republik, und dies Märtyrerthum verbreitet einen Glorienschein um seinen geschichtlichen Namen. Er gilt heute zahllosen Amerikanern als ein ideal president. In gewissem Sinne war er es auch. Durch und durch ehrenhaft, von schlichter Würde im Auftreten, wohlwollend und pflichteifrig repräsentirte er das mächtige amerikanische Staatswesen in wirksamer Weise. Kein Mann großer Initiative, kein staatsmännischer Denker, besaß er andererseits eine hinreichende Anpassungsfähigkeit an die Ideen der Zeit, um die Staatsmaschine nicht einrosten zu lassen. Noch die letzte Rede, die er vor seinem Tode in Buffalo hielt, und in der er die Reciprocitätspolitik eifrig befürwortete, bewies, daß er selbst in der Zollpolitik freieren Anschauungen nicht mehr ganz unzugänglich war.

Das Glück, welches ihn in seinem öffentlichen Leben überhaupt begleitete, erwies sich ihm auch darin treu, daß es ihn in einer Zeit außerordentlicher wirthschaftlicher Prosperität zum Präsidenten machte. Seine Politik war gänzlich unschuldig an dieser Prosperität. In viel höherem Grade ist dieselbe auf die kraftvollen Bestrebungen seines Vorgängers Cleveland zurückzuführen, der in den Zeiten einer schweren wirthschaftlichen Krise, die durch eine unsinnige Währungspolitik ganz wesentlich verschärft war, allen äußeren Anfechtungen zum Trotz, das Geldwesen des Landes vor einer drohenden Katastrophe bewahrt hat.

McKinley wurde wohl scherzweise der Napoleon von Ohio genannt; aber das Napoleonische lag nicht in seinem Charakter, sondern nur in der Formation seines Gesichts. Diese äußere Aehnlichkeit war in der That vorhanden. Wenn ihm etwas Haar auf die Stirn fiel, ähnelte sein Gesicht unverkennbar dem Napoleons I., wie es uns auf den Bildern aus der Kaiserzeit übermittelt ist. Ich sah ihn bei der Begegnung in Kanton zum ersten Male gerade in dem Moment, wo er vor der Thür seines Hauses eine Huldigungsdeputation anredete, und war frappirt von der Aehnlichkeit mit den napoleonischen Gesichtszügen. Allerdings kann man sich Napoleon I. nur schwer mit einem Cylinderhut in der Hand auf einem Stuhl stehend vorstellen.

Ein Mann von ganz anderem Temperament und Charakter ist sein Nachfolger Theodor Roosevelt; Teddy, wie ihn seine Cowboy-Freunde mit einem Kosenamen bezeichnen.

Er bildet eine Ausnahme von der Regel, wonach in den Vereinigten Staaten der Vizepräsident nur eine Schattenfigur zu sein pflegt, keine dem Präsidenten gleichwerthige politische Persönlichkeit. Seine Popularität, besonders in den Kreisen von Jung-Amerika, hat nicht wenig zum Erfolg des republikanischen Ticket bei den Präsidentschaftswahlen des letzten Herbstes beigetragen. Roosevelt hatte die Kandidatur als Vizepräsident erst nach langem Sträuben und höchst ungern übernommen. Er wollte seinen lebendigen politischen Einfluß nicht durch Uebernahme eines ihn zur Reserve zwingenden vornehmen Anwärter-Postens neutralisiren lassen. Aber seine Partei verlangte das Opfer, um das republikanische Ticket durch Einfügung eines außergewöhnlich populären Namens anziehender gestalten zu können. Auch besaß er in der eigenen Partei „gute Freunde“, die es recht gern sahen, wenn der temperamentvolle Kommandant der rough riders kubanischen Angedenkens für einige Zeit politisch kalt gestellt wurde.

Die zarten Besorgnisse dieser guten Freunde sind jetzt durch die Kugel eines anarchistischen Mörders zu Schanden gemacht worden.

Was wird man von dem neuen Präsidenten zu erwarten haben?

Er ist noch nicht vierundvierzig Jahre alt, für einen Präsidenten der Vereinigten Staaten ungewöhnlich jung, feurig, reich, mit einigen Anlagen zum Chauvinismus. Sein Lieblingswort ist strenuous, schneidig. Er hat dabei allerdings weniger die Schneidigkeit eines preußischen Gardeleutnants, als etwa die Schneidigkeit eines Lassowerfers, der Büffel jagt, oder eines Bärenjägers der Rocky Mountains im Auge. A strenuous life, ein solches wünscht er sich und seinen Landsleuten, davon wünscht er auch die Politik der Vereinigten Staaten erfüllt zu sehen.

Fast genau im Alter des gegenwärtigen deutschen Kaisers hat er mit diesem auch mancherlei verwandte geistige Züge, nur etwas mehr ins Demokratische übertragen.

Theodor Roosevelt hat sich sehr früh in das politische Leben gestürzt. In der Staatslegislatur von New-York verdiente er sich die ersten Sporen. Mit Feuereifer unterstützte er die Bestrebungen zur Reform des Civildienstes und trat dabei Carl Schurz nahe. Als Achtundzwanzigjähriger strebt er bereits nach dem Bürgermeisteramt der Stadt New-York im Wettbewerb mit Männern wie Abraham Hewitt und Henry George. Schurz erklärte damals, daß er Theodor Roosevelt liebe, aber Abraham Hewitt seine Stimme gebe. Der Letztere wurde gewählt. Roosevelt aber blieb einige Jahre Civil service Commissioner, wurde dann Polizeichef von New-York und kurz vor Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges Unterstaatssekretär der Marine. Er gab diese Stellung auf, um mit einem Regiment von Millionärssöhnen des Ostens und Rinderhirten des Far West, den berühmten „rauhen Reitern“, nach Kuba zu gehen und die Befestigungen von San Juan zu stürmen. Der Reiteroberst hatte jetzt solche Popularität gewonnen, daß er zum Gouverneur des Staates New-York und schließlich zum Vizepräsidenten aufrückte. Die politische Laufbahn war ebenso stürmisch, wie die kriegerische. Roosevelt findet als Präsident Mr. Long, den secretary of the navy, dessen Untergebener er vor wenigen Jahren war, noch vor und hat sich alsbald darüber schlüssig zu machen, ob er den früheren Vorgesetzten zum alten Eisen werfen oder als seinen Untergebenen behalten will. Ein roi fainéant wird Theodor Roosevelt ganz gewiß nicht sein. Die kürzeste persönliche Bekanntschaft genügt, um sich davon zu überzeugen. Es ist etwas Uebersprudelndes in dem Manne; eine starke Lebenskraft, deren äußerliches Kennzeichen in einem Munde voll prachtvoller Zähne hervortritt. Bei wiederholten Unterhaltungen mit ihm sind mir das lebhafte Mienenspiel und die schneeweißen Zähne immer wieder als charakteristische Merkmale aufgefallen. Er galt lange für einen politischen Durchgänger. Das hohe Amt, welches er jetzt angetreten hat, ist aber wie dazu geschaffen, auch heißblütige Männer abzukühlen. Immerhin wird jetzt, speziell auf dem Gebiete der auswärtigen Politik, voraussichtlich ein temperamentvolleres Regiment Platz greifen.

Wahrscheinlich sind die Tage des gegenwärtigen besonnenen und vorsichtigen Staatssekretärs Hay gezählt. Sollte Cabot Lodge, Senator von Massachusetts, sein Nachfolger werden, so läge die Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten in den Händen eines ziemlich ausgesprochenen Jingo. Aber auch wenn Lodge nicht Staatssekretär an Hay's Stelle wird, so liegt die Sache kaum günstiger, denn dann wird er, der nahe Freund des neuen Präsidenten, aller Wahrscheinlichkeit nach Vorsitzender des committee on foreign affairs im Senat an Stelle des unlängst verstorbenen Senators Davis von Minnesota, eine Stellung, die eigentlich noch einflußreicher ist als die des Staatssekretärs. Lodge ist ein Hochschutzzöllner und Gegner von Reciprocitätsverträgen, die nur in Kraft treten können, wenn sie ungefährdet das committee on foreign affairs passiren.

Solchen realen Widerständen gegenüber stellt die allgemein gehaltene Versicherung des neuen Präsidenten, er werde die amerikanische Politik in den Bahnen seines Vorgängers zu halten suchen, nicht viel vor.

Die Aussicht, zu Handelsverträgen irgend welcher Art mit den Vereinigten Staaten zu kommen, ist meines Erachtens seit McKinley's Tode erheblich geringer geworden. Und wenn unsere Agrarier einen Zollkrieg mit Amerika haben wollen, so können sie das jetzt noch leichter erreichen als bisher.

Von irgend welcher Animosität des neuen Präsidenten gegen Deutschland kann im Uebrigen keine Rede sein, ebensowenig wie überhaupt eine solche bei geistig hochstehenden Amerikanern zu finden ist. Roosevelt ist sogar der deutschen Sprache einigermaßen mächtig.

Deutscher Gewerbefleiß und deutsche Wissenschaft, das sind zwei feste Taue, die das deutsche mit dem amerikanischen Staatsschiff verbinden. Solange man diese Taue nicht muthwilliger Weise kappt, wird auch die enge politische Verbindung der beiden großen Länder aufrecht erhalten bleiben.

Theodor Barth.

Miquel und Lasker.

Aus dem litterarischen Nachlaß Eduard Lasker's.

In diesem litterarischen Nachlaß, der von Wilh. Cahn kritisch gesichtet und bearbeitet, demnächst bei Georg Reimer erscheinen wird, befindet sich auch eine größere Anzahl von Briefen des eben verstorbenen Johannes Miquel. Eine Auswahl dieser Briefe, die für die Charakterisirung Miquel's von nicht geringem Interesse sind und auch als Beitrag zur politischen Geschichte der Jahre 1878 und 1879 willkommen sein werden, sind wir in der Lage, schon jetzt mittheilen zu können.

Die elf Briefe, die wir bringen werden, sind allesammt, bis auf den ersten, der dem Jahre 1876 entstammt, in den Jahren 1878 und 1879 geschrieben, als Miquel bereits wieder Bürgermeister von Osnabrück und nicht mehr Reichstagsabgeordneter, wohl aber noch Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses und einer der einflußreichsten Führer der nationalliberalen Partei war. Datirt sind sie sämmtlich, bis auf den letzten, aus Osnabrück.

Zwischen dem 7. und 8. Briefe liegt die Annahme des Zolltarifs im Reichstage. Fast alle Briefe drehen sich um

die Meinungsverschiedenheiten innerhalb der nationalliberalen Partei, die 1880 zum Bruch und zum Ausscheiden der sogenannten Sezessionisten führten.

Eines weiteren Kommentars bedarf es nicht. Der Inhalt der Briefe spricht für sich selbst — und auch für den Schreiber der Briefe.

Es sei schließlich noch bemerkt, daß die gesperrt gedruckten Worte in den Briefen selbst unterstrichen sind.

I.

Lieber Lasker!

Herr v. Diest-Daber schreibt mir, daß er bei Gelegenheit einer in diesen Tagen erscheinenden Schrift zur Auseinandersetzung mit Ihnen auch ein Citat meines Namens von Ihnen veröffentlichen müsse, er thue dies aus patriotischer Pflicht, nicht aus persönlicher Gegnerschaft.

Ich habe darauf erwidert, daß ich zwar die Veröffentlichung privater Aeußerungen über Dritte, namentlich wenn sie den Erfolg oder gar den Zweck haben, Zwietracht zu säen oder die Ehre eines Dritten zu kränken, für unerlaubt halte, daß ich aber in der Veröffentlichung w a h r e r Darstellungen meines Lebens und meiner Handlungen keine persönliche Feindschaft erblicken würde.

Ich theile Ihnen dies mit, weil ich von dem Vertrauen beseelt bin, daß Sie Herrn v. Diest nichts gesagt haben können, was meine Ehre kränkt, und die Hoffnung hege, daß sie unwahren Angaben des p. v. Diest entgegentreten werden, falls dies zur Wahrung der Ehre eines Freundes nothwendig werden sollte.

(Folgen persönliche Mittheilungen).
Aus einem Briefe d. d. Osnabrück, 14. Sept. 1876.

II.

Lieber Freund!

Da ich wieder seit mehreren Tagen das Haus hüten muß, so blieb mir die beste Muße, aus der Ferne in Ruhe über die dortigen Dinge nachzudenken und mir den Eindruck klar zu machen, den sie im Volke machen müssen.

Vielleicht interessirt es Sie, im Trubel der Geschäfte, die Ansicht eines „Beobachters“ zu hören.

Die Reichstagsdebatten zeigen die nationalliberale Parthei einmüthig in der Forderung besserer Organisation der Reichsbehörden, insbesondere eines Reichsfinanzministers mit direkter Verantwortlichkeit, des Steuerbewilligungsrechts in irgendeiner Form für Preußen, einer liberalen Politik im Preußischen Staat, garantirt durch feste, im Vertrauen der Mehrheit stehende Träger. Gegen diese Concessionen will man die eigenen Einnahmen des Reichs durch i n d i r e k t e Besteuerung namentlich des T a b a k s vermehren.

Letzteres soll nicht in der Form der Regierungs-Vorlage, auch nicht in der Form des Monopols geschehen. Aber wie denn? Hier liegt der Kern der Sache, der völlig dunkel geblieben ist. Das mag die Regierung wissen. Nein, das müssen, wenn wir Regierung sein wollen, w i r wissen und es auch dem Volke sagen. Sonst haben wir ein Oppositions-, aber kein Regierungsprogramm. Dies ist der Grund, der die Debatten unbefriedigend macht. Will man das amerikanische System oder nicht? Das erfährt man nicht. Glaubt man es durchführen zu können oder nicht? Was verspricht die Parthei dem Volke? Will sie wirklich das Reich auf eigene Mittel stellen? Wenn, wie soll dies geschehen? Das müssen w i r w i s s e n und s a g e n. D a n n e r s t erhalten unsere k o n s t i t u t i o n e l l e n Gegenforderungen Bedeutung.

Sonst interessirt man sich — darüber dürfen wir uns keine Illusionen machen — in den Massen selbst der Gebildeten für dieselben sehr wenig. Was man im Volke wirklich will und auch wollen muß, ist Reduktion oder doch Stillstand der stetig bisher wachsenden direkten staatlichen und communalen Steuern, deren Druck sehr schwer empfunden wird. Da dies durch Herabminderung der A u s g a b e n nicht geht, so müssen die indirekten Einnahmen vermehrt und zur Entlastung von den direkten Steuern verwerthet werden. Wer dies entschlossen, zweckmäßig und mit möglichster Rücksicht gegen die unteren Klassen durchführt, der ist der Mann eines — Augenblicks? — nein einer Epoche.

Hieraus folgere ich:

1. Wir müssen nicht nur klar werden über die theoretischen und praktischen B e d i n g u n g e n, welche zu stellen sind, w e n n die eigenen Einnahmen des Reichs vermehrt werden sollen, sondern müssen s e l b s t die Vermehrung der indirekten Steuern positiv fordern, aber unter der Voraussetzung einer wirklichen Steuerreform und konstitutioneller Garantien.

2. Wir müssen bestimmte, positive M a a ß r e g e l n bezeichnen, um zu diesem Ziele zu gelangen. Auch ohne die Mittel der Regierung müssen wir uns technisch soweit unterrichten, um vollständig positiv sein zu können.

Sollten sich nach dieser Richtung dort nicht vorbereitende Maaßregeln treffen lassen, auch durch Heranziehung der untergeordneten Kräfte der Parthei? Durch Niedersetzung von Commissionen, welche bis zum nächsten Reichstage Vorschläge zu machen hätten oder auf andere Weise?

Wir müssen m. E. unbedingt ein bestimmtes politisches und f i n a n z i e l l e s Programm haben, umsomehr, als wir leider ein gemeinsames w i r t h s c h a f t l i c h e s Programm nicht aufstellen können.

Wie solche Erscheinungen auch in dem Leben anderer Völker hervortreten, dominirt für längere Zeit m. E. in Deutschland nicht die politische Formfrage, sondern die materielle Hülfe und wir können die erstere nur sichern, wenn wir die letztere gewähren.

Wo ich mit schlichten, aber ehrlichen Partheigenossen gesprochen, ist mir überall mehr oder weniger bewußt diese Stimmung entgegengetreten.

Ich halte alles dieses dringlich, da ich überzeugt bin, daß alles Widerstandes ungeachtet man unsere Leute in kurzer Frist gar nicht mehr umgehen k a n n. Dann hängt aber der Erfolg und die Zukunft der liberalen Parthei zu $^9/_{10}$ von ihrer eigenen, inneren Klarheit ab. Hierzu rechne ich auch die C o m p e n s a t i o n e n, welche wir bei Vermehrung der indirekten Steuern den unteren Klassen schuldig sind. Ueber diese aber wäre ich mir durchaus nicht zweifelhaft.*) Sollte nicht Jemand, etwa ein Bremer, nach gründlichen Studien über das amerikanische Besteuerungs-System**) schreiben? Das wäre doch das Mindeste, was die Hansestädte thun müßten, um das Monopol loszuwerden.

Im Uebrigen hat der Verlauf der Debatte nicht minder, als die ganze Haltung unserer Parthei in den „Besprechungen“***) unser Ansehen nach außen und unser Selbstgefühl im Innern entschieden gehoben und wir sind es nicht, die die Campagne verloren haben.

Bitte um beste Grüße an die Freunde, nicht um Antwort, aber um gutes Andenken

an Ihren treuen
J. Miquel.

Osnabrück, 2./3. 78.

III.†)

Lieber Freund!

Unsere Briefe scheinen sich gekreuzt zu haben.

Besten Dank für den Ihrigen mir heut zugegangenen zuvor.

Ich hatte mir die Lage nicht so bedenklich gedacht, als Sie sie schildern. Ich vermuthete, daß der Sturz Camphausens der erste Schritt in unserer Richtung sein sollte. Ist dies nicht der Fall, so ist allerdings ein p o s i t i v e s Steuerreform-Programm unserer Seits nicht so dringlich, dennoch aber nothwendig, um Massen zu gewinnen und die konstitutionellen Reformen mitdurchzuschleifen.

Geht Bismarck nach rechts, so fürchte ich nicht im Mindesten eine Zersetzung unserer Parthei. Unsere gemäßigten Elemente sind doch — v i e l l e i c h t mit (Ausnahme) ganz vereinzelter Elemente — zu anständig, um s e r v i l zu sein, oder sich zu verkaufen. D i e Einsicht hat aber jetzt Jedermann gewonnen, daß nur g e g e n oder d u r c h das Parlament nicht mehr n e b e n demselben mit Erfolg regiert werden kann.

So wenig wir 10 Jahre lang an Personen-Fragen gedacht haben, so entschieden müssen wir jetzt auf ein parlamentarisches Regiment dringen und die zarte Schonung aufgeben, welche wir bisher beobachteten, ohne faktiöse Opposition zu treiben. Es wird sich dann finden, was die Knechte des großen Herrn machen können, wenn wir ihnen die Steine nicht mehr aus dem Wege zu räumen b e f l i s s e n sind.

Herr Friedenthal wird das bald erfahren. Uebrigens hoffe ich noch immer, daß schließlich Bismarck's bessere Einsicht siegen wird. Er muß begreifen, daß er ohne uns Nichts Ersprießliches schaffen kann. Wenn nicht, wird er in eine Sackgasse rennen, aus welcher ihn nur eine Katastrophe befreien kann.††)

*) A n m. d. R e d. Ueber diese Kompensationen findet sich in dem gesammten Briefwechsel nirgends eine nähere Andeutung.

**) A n m. d. R e d. Der Bremer H. H. Meier griff die Idee der Einführung des amerikanischen Besteuerungssystems auf und machte dafür eine lebhafte Propaganda. Erst die Tabaks-Enquête-Kommission machte der Schwärmerei für das System ein Ende.

***) A n m. d. R e d. Es sind augenscheinlich die Besprechungen mit Bismarck gemeint.

†) A n m. d. R e d. Der Brief ist nicht datirt, muß aber bald nach dem vorhergehenden Briefe, vermuthlich noch im März 1878, geschrieben sein.

††) A n m. d. R e d. Die Katastrophe kam leider nur zu bald in den Attentaten von Hödel und Nobiling.

Ich bin ganz Ihrer Ansicht, daß die Stellvertretungs-Vorlage im Wesentlichen angenommen werden muß. Sie ist ein unerläßliches Bedürfniß für die Reichsverwaltung und enthält auch gute Fortentwickelungs-Keime. Die Vorlage ablehnen, wäre wirklich ein feindseliger Akt auf Kosten der Sache, welchen man im Volke uns nicht verzeihen würde, und der, was schlimmer ist, auch unverzeihlich wäre. Die Gelegenheit ist sehr günstig, unsere jetzige Stellung zu charakterisiren.

Wie steht es mit der Anwaltsordnung? Sie sind nicht in der Kommission, werden aber doch wohl darauf achten, daß die Anwälte nicht zu sehr dominiren. Halten Sie nur die Lokalisation fest, wenn auch mit Uebergangs-Erleichterungen für die jetzigen Anwälte. In allen Fällen helfen Sie das Gesetz zu Stande bringen, wenn nicht entscheidende politische Bedenken vorliegen. Auch starke technische Fehler kuriren sich hinterher leicht. Die Justizgesetzgebung wird allein von uns getragen.

Es ist gut, daß Sie wieder frisch sind, aber es ist ein neues Warnungszeichen. Wir müssen etwas weniger eifrig werden, die Gesetze selbst zu machen, und werden das der Situation gegenüber auch gut verantworten können. Wir üben Kritik, zeigen, was wir positiv machen wollen, und verwerfen, wenn die Regierung andere Wege geht.

Ich laborire auch fortwährend an einem heftigen Brustkatarrh, werde aber wohl jeden Falls gegen den 15. d. Mts. wieder reise- und arbeitsfähig sein, und unter dieser Voraussetzung pünktlich kommen.

Wenn die politischen Zustände noch so unsicher sind, als heute, werde ich wohl für die gesetzliche Feststellung der Amtsgerichte stimmen. Wir müssen dann die Dinge in der Hand behalten.

Nach Schluß des Reichstags sollten Sie endlich einmal Ihre Absicht ausführen, allein oder mit einigen Freunden — drei Personen kann ich unterbringen — nach Osnabrück zu kommen. Von Politik soll gar nicht die Rede sein, sondern nur von Land und Leuten, die Ihnen gewiß gefallen werden.

Meine Frau, deren Herz Sie ganz gewonnen haben — erwidert bestens Ihre Grüße. Also auf Wiedersehen.

Ihr
J. Miquel.

IV.

Lieber Lasker!

Da ich die dortigen Stimmungen nicht kenne, auch den Reichstagsverhandlungen nur von fern zusah, so bin ich außer Stande, einen Entwurf zu machen. Ohnehin bin ich so beschäftigt, daß ich noch nicht einmal bestimmt weiß, ob ich nach Berlin kommen kann. Meine individuellen Gedanken habe ich mir zurecht gelegt. Der Wahlaufruf muß so eingerichtet werden, daß er vor den Wahlen jeden Zwiespalt möglichst verhütet, und ich halte, von hier aus, dies für sehr gut möglich, ohne ihm Kern und Bestimmtheit zu nehmen. Er muß in vorsichtiger Weise zur Kaltblütigkeit mahnen und auf die großen sonstigen Aufgaben des Reichstages verweisen, und Fragen, welche keine Partheifragen sind, wie die Zollpolitik, für freie Fragen ausdrücklich erklären. Wir dürfen nicht zurückstoßen, müssen vielmehr sammeln. Vor Sonntag Morgen werde ich wohl in keinem Fall dort sein. Sollte ich Sonnabend Abends nach Berlin gelangen, so komme ich gegen 8 Uhr zu Ihnen und bitte eventuell Ihrer Haushälterin zu sagen, wo ich Sie treffen kann. Also hoffentlich auf Wiedersehen in Berlin.

Ihr
J. Miquel.

Osnabrück 13./6. 78.

Die weiteren Briefe, die wir in der nächsten Woche bringen werden, stammen sämmtlich aus dem Jahre 1879.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Pro cancellario.

Nicht wenige derjenigen Männer, die in der einen oder der anderen Weise Gelegenheit gehabt haben, den jetzigen Kanzler des Deutschen Reiches kennen zu lernen, haben bei der Publikation des Zolltarifentwurfs, ganz abgesehen von den dadurch hervorgerufenen politischen Empfindungen, sich verblüfft gefragt, wie ein solches Geistesprodukt von einem solchen Mann hat ausgehen können. Diese Manifestation des deutschen Geistes ist durchaus keine Kulturblüthe und man faßt es nicht, daß der Mann, der in seiner feinen und geistreichen Elastizität nicht selten an Wilhelm von Humboldt erinnert, seinen Namen unter ein Schriftstück hat setzen können, dessen Gegensatz zu aller kulturellen Entwicklung sich jedem gemeinen und um so vielmehr diesem ungemeinen Verstand aufdrängen muß. Man läuft in der That Gefahr, dem gegenwärtigen Reichskanzler eine Dummheit zuzutrauen; und gegen diesen Argwohn, der seinem Naturell zuwiderläuft, möchten wir ihn in Schutz nehmen.

Das politische Ziel des vorgeschlagenen Tarifs kann man mißbilligen, aber es ist wohl zu begreifen.

1. Daß dieser Tarif, wenn er Gesetz wird, das Deutsche Reich mit einer chinesischen Mauer umgibt, alle Handelsverträge mit dem Ausland inhaltlos oder unmöglich macht, hat natürlich der Reichskanzler vollständig begriffen. Daß er daneben Handelsverträge abzuschließen bereit ist, hat er auch erklärt. Aber bei einem Versprechen mit Dritten einen Vertrag einzugehen, darf eines nicht vergessen werden. Zum Vertrag gehören zwei Parteien. Mehr als das Erbieten zum Vertragsschluß hat der Reichskanzler nicht zusagen können. Wenn seine nach dem Tarif bemessenen Vorschläge nicht angenommen werden, so hat er sein Wort eingelöst — voluisse sat est.

2. Die erste und nächste Folge wird eine starke Reduktion des Außenhandels und der dafür thätigen Industrie sein. Das ist aber insofern recht zweckmäßig, als, wie nicht wenige unserer nationalökonomischen Weisen verkündigen, dieser Außenhandel ja ohnehin zu Grunde gehen muß, da er durchaus von dem guten Willen der mit dem unsrigen konkurrirenden Länder abhängt und nach Lage der Sache einer stetigen Einschränkung entgegengeht. Beschränkt man unsere Industrie auf den Machtkreis des deutschen Reiches, so ist sie vor dieser Gefahr sicher; wem der Finger weh thut, der wird gewiß davon geheilt, wenn ihm die Hand amputirt wird.

3. Die Reduktion der für den Außenhandel thätigen Industrie wird der landwirthschaftlichen in minderem Maße die Arbeiter entziehen und deren Löhne steigern, und die letztere — die sich freilich der Bezeichnung als Industrie schämt — wird dadurch statt des Gleichgewichts das ihr nach der göttlichen richtigen Weltordnung zukommende Uebergewicht erlangen. Von einer direkten Beseitigung der Freizügigkeit wird voraussichtlich abgesehen werden können.

4. Wenn unsern Nachbarn im Westen vor dem Einschwinden der Bevölkerung bangt, so fehlt es bei uns nicht an klugen Staatsökonomen, welche im Gegentheil in dem Anwachsen der Bevölkerung den nahenden Ruin der deutschen Nation erkennen. Durch Auswanderung der höher gestellten und Verkommen der unteren Schichten wird diesem Uebelstand ein Damm gezogen.

5. Das schöne und wahre Wort, daß Deutschlands Zukunft auf der See liegt, bleibt, auch wenn der Seehandel und die Schiffahrt verkümmern, immer noch wahr und schön; denn es bleibt die deutsche Kriegsflotte.

6. Die finanzielle Einbuße, welche bei dem neuen System allerdings unvermeidlich ist, wird für die Reichsfinanzen wenigstens für eine Reihe von Jahren durch den Antheil gedeckt werden, den die Zollerhöhungen, wenn sie gleich hauptsächlich der regierenden Aristokratie zu Gute kommen, für den Staat übrig lassen. Wir müssen nun einmal, so lange die Bevölkerung nicht entsprechend reducirt ist, ihre Ernährung zum guten Theil aus dem Ausland beziehen. Von jetzt ist der Ertrag der Getreidezölle ein wichtiger Posten in unserem Einnahmebudget und er wird es bleiben. Daß Einnahmen dieser Art, einmal eingerichtet, nicht leicht wieder sich beseitigen lassen, lehrt die Erfahrung.

7. Preußen — und in ihm ist Deutschland erwachsen und beschlossen — hat, seit es Preußen ist, unter dem Junkerregiment gestanden, wie es heute noch unter demselben steht. Auch unter den größten unserer Herrscher, zu denen wir heute noch mit Bewunderung und Ehrfurcht aufblicken, sind die Bürgerlichen stets Unterthanen zweiter Klasse gewesen;

der alte unliebenswürdige Herr vom Tabakskollegium war vielleicht der einzige, dem der Edelmann nicht imponirte. Allerdings hat in der Nation stets ein Gegendruck bestanden, das Gefühl ungerechter Zurücksetzung, das Drängen nach bürgerlicher Gleichheit, vor allem nach Beseitigung des faktischen Adelsmonopols in den höheren Civilämtern und Militärstellungen. Wenn es auf diesem Gegendruck beruht, daß die deutsche Nation in civilisatorischer Thätigkeit nicht hinter anderen zurückgeblieben ist, so legt die monarchische Ordnung die Gefahr nahe, daß die unberechenbaren Individualitäten hier einmal Wandel schaffen könnten. Glücklicher Weise aber hat der Parlamentarismus sich in einer Weise entwickelt, daß bei richtiger Benutzung der gegenwärtigen Sachlage, insbesondere der Reichswahlordnung, Deutschland nach den ostelbischen Normen in ein Fideikommißland des Adels umgewandelt werden kann. Es wird eine Adelsherrschaft damit konsolidirt, wie England sie haben würde, wenn es lediglich unter dem Oberhaus stände.

8. Das bürgerliche Element wird vielleicht, wenn, was jetzt beabsichtigt wird, sich vollzieht und wenn die Folgen empfunden werden, sich unbequem machen, und ebenso kann es kommen, daß die Sozialisten, so brauchbar sie in kleiner Quantität zur Einschüchterung der liberalen Angstmeier sind, in größeren Massen die erreichten Erfolge gefährden. Aber sollte es erforderlich sein, so wird mit Abänderung der Geschäftsordnung und allenfalls mit Aenderung des Wahlgesetzes alles nach der Sachlage Nöthige sich erreichen lassen.

9. Gefahren bleiben freilich immer. Aber Jena und Memel stehen zunächst nicht in Aussicht, und im Uebrigen kann man ja Kirchengebete anordnen.

Daß derartige politische Pläne auch von einem begabten Manne gefaßt werden können, wird nicht bestritten werden; und es scheint darum kein Grund vorzuliegen daran zu zweifeln, daß der Reichskanzler ein kluger und geistvoller Mann ist.

Urbanus.

Lebensmittelvertheuerung und Volkskrankheiten.

Noth und Elend kennt man seit alten Zeiten als Ursachen von Volksseuchen. Pestilenz im Gefolge von Kriegsnoth bildet eine immer wiederkehrende Klage aller Länder- und Städtechroniken. Virchow hat für den schlesischen Hungertyphus den Nahrungsmangel als Ursache nachgewiesen, und wenn die großen Volksseuchen der neuesten Zeit, die Cholera und Pest, geradezu als Krankheiten der armen Leute bezeichnet werden, so spielt in der Entstehung und Verbreitung dieser Krankheiten die schlechte Ernährung jedenfalls die Hauptrolle. Und zwar nicht nur indirekt durch Herabsetzung der Lebensenergie, sondern auch dadurch, daß sie schlechtes Wohnen, Unsauberkeit, Branntweingenuß und unordentliches Leben als mehr oder weniger nothwendige und regelmäßige Folgen nach sich zieht. Schlecht genährte, schmutzige Leute, und unter ihnen besonders die Alkoholiker, werden leichter als gut genährte und reinliche Menschen von den Infektionskrankheiten, namentlich von Typhus, Cholera und Pest, befallen und erliegen ihnen sehr viel häufiger. Die eigentlichen Erreger jener vorzugsweise in Epidemien auftretenden Krankheiten, sowie diejenigen der verderblichsten, weil ununterbrochen wüthenden, der Tuberkulose, finden in den durch Nahrungsmangel oder auf eine andere Art Geschwächten leichteren Eingang in den Körper, sei es, daß die Schleimhäute der Körperhöhlen ihnen bessere Haftstätten darbieten, wie man von der aufgelockerten Magenschleimhaut wohl ohne weiteres annehmen darf, sei es, daß die abgesonderten Säfte weniger kräftig den Infektionsstoffen entgegen wirken, was z. B. von dem wenig sauren Magensaft der Branntweintrinker feststehen dürfte; sei es, daß die Deckzellen in den Schleimhäuten der Athmungs- und Verdauungsorgane weniger Schutzstoffe zu liefern vermögen als in gesundem und vollkräftigem Zustande. Die pathogenen Bakterien, die als unmittelbare Ursachen die Infektionskrankheiten hervorrufen, stehen im Kampfe mit den Körperzellen und von diesen abgesonderten Schutzstoffen, welche sie tödten, und mit aus dem Blute oder dessen Zellen gebildeten Schutzstoffen, welche die von den Bakterien gebildeten Gifte unschädlich machen. Alle Schutzmittel werden durch Schwächung des Körpers abgeschwächt, so daß also in solchen die pathogenen Bakterien und Bakteriengifte ihre verderbliche Wirkung ungestörter vollziehen können.

Da von allen Lebensbedürfnissen dasjenige nach Nahrung am unmittelbarsten sich geltend macht, so werden seiner Befriedigung andere weniger aufdringliche Verlangen zum Opfer gebracht. Da bietet sich zunächst die Wohnung als Gegenstand der Ersparung: die Familien begnügen sich mit kleineren Wohnungen und nehmen, so weit es irgend möglich ist, Aftermiether ein. An Heizung muß gespart werden, also leidet die Lüftung und die Reinlichkeit der Wohnung ebensowohl, wie der Kleidung und der Leiber. Was solche Wohnungen an Gefahren und unmittelbaren Schädigungen der Gesundheit und der Sittlichkeit mit sich bringen, ist zu bekannt, als daß es hier weiter ausgeführt zu werden brauchte. Nur das mag noch hervorgehoben werden, daß nach allgemeiner Erfahrung der Aerzte die ansteckenden Kinderkrankheiten, wie Scharlach, Masern, Diphtherie und Keuchhusten, in überfüllten und schlechtgelüfteten Wohnungen am bösartigsten aufzutreten pflegen. Diese Krankheiten bereiten aber der Tuberkulose in jeder Form, vorzüglich der Lungenschwindsucht den günstigsten Boden.

In Bezug auf die Lungenschwindsucht gewinnt mehr und mehr die Ansicht Boden, daß die Bekämpfung dieser furchtbaren Krankheit mehr als bisher auf die Verhütung gerichtet sein müsse. Denn alle Lungenheilstätten, abgesehen davon, daß sie nur beschränkten Bevölkerungsklassen zu Gute kommen, können nur einen kleinen Bruchtheil der Kranken aufnehmen, und was davon geheilt wird, ist doch wiederum nur ein Theil der Aufgenommenen. Entgegen der eine Zeit lang, unter dem Einfluß der Bazillenentdeckungen fast allein herrschenden Bazillenfurcht und der nur gegen die Bazillen und ihre Wirkungen gerichteten Heilbestrebungen, ist in neuester Zeit die Anschauung mehr zur Anerkennung gekommen, daß bei der Tuberkulose, wie bei anderen bazillären Krankheiten die Bazillen nur dann in Wirksamkeit treten, wenn sie einen geeigneten Boden vorfinden. Die Tuberkelbazillen bedürfen disponirter, aufnahmefähiger Schleimhäute und geschwächter Körperzellen und -säfte, um sich anzusiedeln, wachsen und ihr Zerstörungswerk ausführen zu können. Dies wird gefördert durch mangelhafte Körperentwicklung, vorzugsweise durch mangelhafte Ernährung und schlechte Wohnungsverhältnisse.

Wie verträgt es sich solchen Lehren der medizinischen Wissenschaften gegenüber mit der sogenannten sozialen Fürsorge, jenen Volkskrankheiten, die durch das Seuchengesetz, durch die Verhütungsmaßregeln gegen Cholera, Pest 2c. bekämpft werden sollen, so die Stätten zu bereiten, und wie mit dem jünst eröffneten Kampfe gegen die Tuberkulose als Volkskrankheit, daß durch Lebensmittelvertheuerung diesen ärgsten Feinden der Volksgesundheit Thür und Thore geöffnet und die Wege bereitet werden?

Rostock. Friedrich Dornblüth.

Moderne biographische Kunst.

„Ohne Frage ist gerade die neueste Zeit vorzugsweise zur Biographie berufen, denn wie das innere Leben des Einzelnen reicher, so ist auch die Auffassung eine tiefere geworden." So äußerte sich R. Gottschall vor einem Vierteljahrhundert. Es war die Zeit, in der unsere schönsten Einzelbiographien entstanden: von Justis Winckelmann (1866) bis zu seinem Velasquez (1888). Gerade (1875) begann die Allgemeine Deutsche Biographie, die unzweifelhaft der Kunst biographischer Darstellung einen mächtigen Anstoß gab; Haym's Herder ward eben (1877 f.) fertig; Scherer's Jakob Grimm (1885) und Max Lehmann's Scharnhorst (1886 f.) folgten. Nimmt man G. Freytag's Matthy (1869) und als würdigen Vorläufer Droysen's York (1851) dazu, so hat man etwa unsere besten neueren biographischen Werke beisammen, denen aus neuester Zeit nur etwa noch Marcks' Wilhelm I. (1897) anzuschließen ist.

Dabei fällt zweierlei auf. Zunächst: es sind vorzugsweise Männer zweiten Ranges, die meisterhafte Lebensschilderungen erhalten haben. Für Luther, Friedrich den Großen, Bismarck besitzen wir solche Meisterwerke nicht, so treffliche Porträts und Biographien uns auch G. Freytag, Köstlin, Koser, Hesekiel gegeben haben. Und dann: auf jene rund zwanzig Jahre von 1866—1888 drängt sich, wie schon erwähnt, die eigentliche biographische Blüthezeit zusammen. Monumentale Werke lebensgeschichtlicher Art, wie sie in dieser Zeit häufig sind, treten vorher und nachher nur vereinzelt auf. Man mag noch ein paar andere hierher rechnen, etwa Meinecke's Boyen (1895 f.); aber dann wird man um so gewisser für jene Epoche um 1875 die Auswahl vergrößern müssen.

Wenn aber die Blüthezeit der Biographie, die durch Meisterwerke ersten Ranges bezeichnet wird, vorüber ist, so hat dafür der Durchschnitt der lebensgeschichtlichen Arbeiten sich sicherlich und sichtlich gehoben. Und das führt uns zu Gottschall's treffendem Wort zurück. Wie viel reicher das innere Leben des Einzelnen geworden ist, das hat eben erst eine tiefere Auffassung erkannt. Deshalb naht man sich den Größten mit größerer Scheu als früher; deshalb hat man die eingreifende Kraft noch nicht wieder erreicht, die die einfachere Auffassung früher zuließ; deshalb ist aber auch die Detailuntersuchung liebevoller und fruchtbarer geworden.

Und aus diesen Umständen ergibt sich noch eine Eigenheit, die für die biographische Forschung unserer Tage besonders kennzeichnend ist. Die Biographen sind näher aneinander gerückt. Sonst arbeitete jeder Pionier auf eigene Faust; jetzt organisirt sich eine Armee. Wissentlich oder unwissentlich arbeiten sie sich in die Hände. Das große Kollektivwerk, in dem eine Reihe von Forschern unter der Leitung des Astronomen Bruhns das Leben Alexander's v. Humboldt beschrieben, war dafür symptomatisch; die Allgemeine Deutsche Biographie, der analoge Unternehmen in Frankreich vorangegangen waren, zeigt eine weitere Stufe der Entwicklung. Eine dritte, auf der wir uns jetzt befinden, ist die der biographischen Reihen. Wir haben in diesen Blättern schon früher auf diese Erscheinung hingewiesen, als wir eine dieser Serien, die von Lothar herausgegebenen „Dichter und Darsteller" besprachen. Diesmal möchten wir auf die umfangreichste und älteste dieser Unternehmungen hinweisen, auf die „Geisteshelden", die in Berlin im Verlag von Ernst Hofmann & Co. in fortlaufender Reihe erscheinen.

In der Entwicklung des Volksepos gibt es eine Stufe, die ich die des „Reihenliedes" nenne. Ursprünglich gab es nur Einzellieder, die unabhängig von einander von Siegfried's Drachenkampf, seiner Werbung, seinem Tod erzählen. Dann empfindet man die Zusammengehörigkeit dieser Lieder, und leise fügen sie sich zu einer Reihe aneinander, indem jedes sich noch immer als selbständig gibt, dennoch aber unmerklich oder ausdrücklich die anderen voraussetzt. Und dann erst schafft ein großer „Redaktor" eine einheitliche „heroische Biographie" des Helden. — Auf dieser Mittelstufe befindet sich jetzt unsere moderne Epik. Denn nicht der Roman, nicht das historische Lied, sondern die Biographie bildet in Wahrheit die Epik der Modernen. Hier sind die Bedingungen erfüllt, und nur hier, die die Epopöe fordert: ein allgemeines Interesse, ein großer, begeisternder Gegenstand, und ein mannigfaltiger Inhalt. Für das Leben Kaiser Wilhelm's und Napoleon's interessiren sich Tausende, die kein Goethischer Roman für sich gewinnen wird; wie Columbus Amerika entdeckte oder Mozart seine Zauberflöte schuf, das beschäftigt lebhaft weite Kreise, die eine Schlachtbeschreibung kühl läßt, und gälte sie den Kämpfen um Sedan. — Und diese unschätzbare Grundlage des allgemeinen Interesses schafft eben die Gemeinschaft der Biographen. Wohl weiß der, der von Cotta oder Görres erzählt, daß er nicht auf das Publikum rechnen darf, das sich um den Biographen Moltke's oder Darwin's drängt; aber er weiß doch auch, daß die große „Gemeinschaft der Heiligen", der Geisteshelden und „representative men", auch für das Publikum eine gewaltige Einheit bildet. Es kann nicht immer von Achilleus und Odysseus die Rede sein; man muß auch einmal von Glaukos und Sarpedon singen, weil sie eben doch auch zu den Kämpfern um Troja gehören.

Dieser Charakter der kollektiven Bearbeitung jenes kollektiven Heros, den wir den „Großen Mann" nennen, tritt natürlich in einer umfassenden Sammlung wie der Hofmann'schen noch stärker hervor als in der der Grands écrivains oder der Great writers, der Frommann'schen „Klassiker der Philosophie" oder der aktuellen Serie von „Männern des Tages". Und es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie mit dem Fortschritt der Sammlung dies Gefühl der Gemeinschaft immer deutlicher und wirksamer hervorspringt.

Als Band 36—41 sind sechs Biographien erschienen, aus den verschiedensten Gebieten: zwei von Künstlern (G. Gronau über Tizian, Henri Mendelsohn über Böcklin), zwei über Gelehrte (der Alexander v. Humboldt und Leopold v. Buch umfassende Band von S. Günther), einer über einen Feldherrn (der Doppelband Moltke Bd. II und III von dem verstorbenen Jähns) und einer über einen nationalökonomischen Agitator (Fr. List von K. Jentsch). So ergänzen sie sich schon äußerlich; Lebensbilder von großen Regenten (Peter der Große von Walissewski) Dichtern (Tennyson von Koeppel), Komponisten (Mozart von Fleischer) und Schriftstellern (Lessing von Borinski) gehen unmittelbar voraus. Doch das ist eben äußerlich. Charakteristisch ist aber, wie sie sich innerlich ergänzen.

Besonders hübsch sieht man das an den beiden Malerbiographien. Böcklin hat von Tizian nicht wenig gehalten und sich von der „Himmlischen und irdischen Liebe" für seine „Dichtkunst und Malerei" inspiriren lassen; dennoch — wie sind sie so grundverschieden! Als Menschen: der Venezianer, der so fein und höflich mit allen Großen redet und Pietro Aretino, den ersten und größten aller Revolverjournalisten, zum guten Kameraden hatte, und der Schweizer, der so stramm geradeaus geht und nicht einmal mit Jakob Burckhardt auskommt; Tizian, den auch sein neuester Biograph von dem Vorwurf der Habgier nicht reinigen kann, und Böcklin, der „in Geldsachen farbenblind" war; jener ein großer Spezialist, dieser, fast wie Lionardo, auch Bildhauer, Musiker, Erfinder. Noch mehr als Künstler: Tizian der glückliche Sohn einer Zeit, für die jedes Kunstwerk naturgemäß an einen bestimmten Platz gehört; Böcklin der einer Epoche, in der der Schöpfer eines Gemäldes oder sonstigen Bildwerks es in die wilden Wogen herauswerfen muß, ohne zu ahnen, ob es in einem Museum oder einem Speisesaal landet, auf einem städtischen Riesenplatz oder in einer kleinen dunkelen Kapelle. Gerade dies hat die Verfasserin seiner Lebensgeschichte wirksam hervorgehoben, wie Böcklin sich vergebens nach Aufträgen sehnt, die ihn einen gegebenen Raum mit Kunst erfüllen lassen. Nur einmal in der Jugend wird es ihm zu Theil — in der Villa Wesendonck

deren Wandgemälde vor kurzem Berlin bewundern konnte; dem reifen Künstler gab das Breslauer Museum eine Hoffnung, deren Erfüllung die unerforschliche Weisheit im Kultusministerium (sie hieß damals Max Jordan und schwärmte für Düsseldorf) zu verhindern wußte. — Aus diesen Verschiedenheiten erwachsen nun auch verschiedene biographische Aufgaben. Für Tizian hat Gronau gemeint, den Wegen des Künstlers am besten zu folgen, indem er uns seine Bilder in sorgfältiger Auswahl einzeln vorführt. Diese „geschriebene Gemäldegallerie“ ist mit feiner Kunst gezeichnet; aber es ist doch etwas schwer, die Fülle der Gesichte zu überschauen, und stärkere Gesammtvergleichungen wären wohl erwünscht. Immerhin kommen die Hauptpunkte der Entwickelung in Bezug auf Stimmung und Farbe kräftig heraus. Man wandelt durch die Kirchen und Säle, die der Malerfürst erst recht zu Heiligthümern und Herrensitzen machte, und empfängt vor allem, mit vollem Recht, den mächtigen Eindruck eines überströmenden Reichthums: flüssiges Gold der Erfindung und Technik, dem der bestimmende Raum die Form gibt. Bei Böcklin dagegen liegt die formgebende Macht nur in seinem Innern: der Unbekannte, dann lange Verhöhnte und Angefeindete empfing keinen Auftrag, der seine Erfindungsgabe in einen gegebenen Rahmen gezwungen hätte. Um so mehr muß die Biographin darthun, was sie auch feinsinnig thut, wie aus ihm selbst raumordnende Faktoren erwachsen: wie bestimmte Mittel der Anordnung, Symmetrie, Ueberschneidung sich zu selbstverständlichen Eigenheiten auswachsen, wie aus der Wiederholung — z. B. für den Grafen Schack, gegen den Henri Mendelsohn, wie alle Neueren, nicht nur ungerecht ist, sondern auch undankbar — sich gewisse Stilfortschritte beweisen lassen. Ferner das Ringen mit der Technik, das Experimentiren des Malers, dem dafür so viel Zeit blieb, wie Tizian wenig. Ueber dem Verfolgen dieser Gesichtspunkte verliert sie nur den Geistesgang des nachdenklichen Mannes, der so gern „litterarisch“ malte, etwas aus den Augen; der brave, tüchtige Charakter wird uns wohl anschaulich, aber die innere Entwicklung wird zu energisch ignorirt, weil sie in der Stimmung seiner Werke doch nicht zum Ausdruck komme.

Wie diese beiden Werke sich auf diese Weise ergänzen, indem sie gegenseitig auf ihre Lücken aufmerksam machen und indem das strengere, objektivere von Gronau neben dem geistreicheren, subjektiveren von H. Mendelsohn eine berechtigte Eigenart zeigt, so sehen wir in Jentsch' List den unglücklichen, in Jähns' Moltke den siegreichen Strategen. Jentsch, einer der anregendsten Schriftsteller, die wir überhaupt heut besitzen, muß uns für den armen verfrühten Propheten der Zeit, die unter dem Zeichen des Verkehrs stehen sollte, interessiren: er schildert die Individualität und leitet das Leben wesentlich aus ihr — und aus dem dumpfen Widerstand der Menge ab. Friedrich List der Agitator, der Redner, der Schriftsteller steht allein vor uns, ein Riesenkopf auf dunklem Hintergrunde. Künstlerisch komponirt und lebendig ist das Buch seines Gegenstandes würdig. Aber auch wenn Jähns seinen erfolgreichen Feldherrn darstellt, ist der Ton dem Helden angepaßt: eine tüchtige Sachlichkeit, die nicht alle Lorbeeren auf Eine Stirn häuft, sondern auch etwa den Generalstab als solchen, als große historische Persönlichkeit würdigt, eine unbefangene Anerkennung auch anderer Namen läßt sich hier angemessen vernehmen.

S. Günther hat seine beiden Helden selbst als Gegenstücke aufgefaßt: Humboldt, den Polyhistor, den Schriftsteller und Hofmann, Politiker und Vorfechter der modernen Weltanschauung — und Leopold v. Buch, seinen Freund, den Spezialisten, den zurückgezogenen, schweigsamen Gelehrten und Fachmann. Vielleicht neigt der berühmte Münchener Geograph ein klein wenig dazu, die wissenschaftlichen Kenntnisse seiner Leser zu überschätzen; ich mindestens habe es gelegentlich bei der Erwähnung von Problemen und Forschungsergebnissen manchmal schmerzlich empfunden, welche Lücken in der physikalischen und naturwissenschaftlichen Bildung unser humanistisches Gymnasium hinterließ. Aber knappe Schlußkapitel, die für die ungeheuere Lebensarbeit des Einen, für die mindestens höchst bedeutende des Anderen das Facit ziehen, helfen dann aus. Und dazu kommt eben auch hier der Begriff der biographischen Reihe. Humboldt vollendet in gewissem Sinn, was Columbus begann: das neue Weltbild; der Globus des Behaim wird bei ihm zum lebendigen Gliede des Kosmos. Buch gehört zu den Vorbereitern Darwins. Wir greifen zu der Aristeia des Vorgängers oder des Nachfolgers, und was als Episode nicht ganz klar war, wird hell im Zusammenhang der Lieder vom Kampfe um das Troja der neuen Weltanschauung. Etwas Episches bringt auch gerade Günther's Subjektivität hinzu: seine lebhafte Parteinahme für den politischen und kosmopolitischen Liberalismus Alexanders des Großen von Humboldt — den geistreicheren und „vielleicht ursprünglich noch begabteren“ Bruder wird man schwerlich Wilhelm den Großen nennen wollen. Die Kämpferstellung des scheinbar stets konziliánten Polyhistors gehört zu seiner Größe; und deshalb hat der Biograph mit Recht diesen oft übersehenen Zug so stark unterstrichen.

Wie einen Nebengesang neben dem Epos möchte ich zum Schluß noch ein anderes Buch des gleichen Verlags nennen: „Genie und Charakter“, von dem geistreichen in der Schweiz lebenden Russen Robert Saitschik. Er stellt hier selbst eine biographische Reihe her, indem er Shakespeare, Lessing, Schopenhauer, Richard Wagner unter dem Gesichtspunkt jener entscheidenden Begriffe fein und selbständig vergleicht — „Parallelbiographien“ gewissermaßen im Sinne des Plutarch, vielleicht ohne seine bestrickende Kunst der Erzählung, dafür aber mit vertiefter Psychologie und echter, wissenschaftlicher Vergleichung, statt der oft nur sophistisch-rhetorischen des alten Meisters.

Plutarch hat unsere besten, begeisterungsfähigsten Generationen erzogen: die Schiller's, die der Freiheitskriege. Neuerdings versuchte man erst, den Glauben an große Männer auszurotten — so Buckle und die sozialistische Geschichtsauffassung; dann sollte ein aus dem Ausland importirter gewaltsamer Heroenkultus „Einen nur bereichern unter Allen“. Heut, glaube ich, sind wir wieder auf besserem Wege. Man will nicht mehr skeptisch und kleinlich an den Großen nur das Kleine sehen; aber man will auch nicht mehr, wie es die Bismarck- und Wagner-Fanatiker freilich immer noch wollen, an dem Großen alles ins Vollkommene gedichtet wissen. Nicht als Einzelfigur auf einsamer Säule — als Relief soll uns das Denkmal erscheinen, so lehrt Adolf Hildebrand; und zur Reliefauffassung kehrt auch die biographische Kunst zurück, indem sie den einzelnen Helden einordnet in die hohe Reihe führender Geister!

Berlin. Richard M. Meyer.

Henri de Toulouse-Lautrec.

Am 12. September ist der Maler Toulouse-Lautrec im 35. Lebensjahre gestorben. Sein jugendliches und scharfgeprägtes Charakterbild schwankt sehr in den Darstellungen derer, die die öffentliche Meinung machen. Besonders in den Schilderungen einzelner deutscher Journalisten, denen in diesem Falle keine Sachkenntniß den Blick trübte. Die Legende ist schon geschäftig am Werke, und zwar die entstellende: Sie webt um den seltenen Künstler und anregenden Menschen ein Gewand, das gerade kein Sonntagskleid ist. Es ist Pflicht derer, die den Künstler liebten und den Menschen kannten, die Legende zu zerstören.

Es heißt, er sei ein häßlicher Zwerg gewesen mit einem schaurigen großen Schädel; und er war doch nur ein

armer „boiteux.“ Es heißt, er sei ein abenteuernder Liederjan gewesen; und er stammte aus hochadligem Hause, lebte mit seinen Eltern in schönstem Einvernehmen, befand sich in den besten Verhältnissen, die ihm ermöglichten, das Handgeld der Händler zu verschmähen, und war eine Adelsnatur durch und durch: seine Manieren entbehrten einer gewissen Zierlichkeit nicht, und als Plauderer war er unübertrefflich. Es heißt ferner, er habe in Frauenhäusern gewohnt und in den Kneipen der Boulevards de Clichy und in den großen Bars der unteren Stadt sein Standquartier gehabt. Man könnte hinzufügen, daß er Stammgast im „Chat Noir“ und in den späteren Cabarets war, daß er sich mit Rodolphe Salis, dem chansonnier-gentilhomme, duzte, daß er mit den größten und den kleinsten Mimen auf vertrautem Fuße stand, daß er in den Boudoirs der genialsten und der schönsten Sängerinnen und Actricen empfangen wurde. Dort eben fand er als Künstler und philosophischer Kopf sein Lebenselement. Er kannte das Leben und vor allem die „basse humanité“, und das Leben hat ihn berührt — eines Tages heftiger, als sein schwächlicher, aus einer erschöpften Familie geborener Körper vertragen konnte. Es packte seine Nerven zunächst; in starken Likören suchte er eine Art Narkose. Aber dann heißt es weiter: Lautrec sei an Trunksucht im Irrenhause gestorben. Und doch endete er an Lungenschwindsucht in den Armen seiner Mutter. Ich habe Einsicht in einen Brief dieser liebenden Mutter erhalten, worin es u. a. heißt: „ . . . . il était étonnant de voir combien, malgré sa maladie, son intelligence et sa lucidité d'esprit restaient grandes. C'est la phtysie qui l'a emporté.“ Es heißt endlich: Lautrec sei zwar ein brauchbarer Karikaturist und Lithograph gewesen, aber er habe nur mäßige Bilder gemalt. Lautrec kein Maler! Mit eben demselben Rechte könnte man behaupten: in der modernen preußischen Monarchie seien die Marschallsstäbe unbekannt.

Lautrec war als Maler von solchem Geschmack und Einfluß, daß sich vornehmlich auf seinen Anregungen eine ganze Malerschule aufbaute, die einzige jung-französische Malerschule, die Entwicklung und Nachwuchs verspricht: die Gruppe um Vuillard. Der Unterschied liegt in der Weltbetrachtung und im Grade der Intelligenz: die um Vuillard tauchen nicht so tief ins Leben herab, wie Lautrec — sie ziehen sich in ein engeres bürgerliches Dasein zurück. Für sie existirt kaum noch der Montmartre als „cité et cerveau du monde“, wie Salis, der groteske Vater vom „Schwarzen Kater“ seinen Musenberg taufte, sondern das „Quartier“. Der Ausschnitt tritt an Stelle der umfassenden Sittenschilderung.

Lautrec war als studirender und konstatirender Künstler von einem erstaunlichen Fleiße. Seine hochentwickelte Zeichenkunst, sein rasch notirender Farbensinn waren in stetiger Uebung: auf der Straße, in der Kneipe, im Theater, an den Stätten des Lasters. Ein reiches Lebenswerk würde er hinterlassen haben, wäre ihm ein so langes Dasein vergönnt gewesen wie seinen angebeteten Vorbildern Constantin Guys und Daumier, Hokusai und Degas.

Ende der 80er Jahre wurde zuerst sein Name genannt. Die „Salons“ der offiziellen Kunst waren ihm natürlich von Anfang an verschlossen (welchem Talente wären sie geöffnet gewesen!); er stellte sich bei den „Unabhängigen in den Cercles der Rue Boissy-d'Anglas und der Rue Volney vor oder im Laden des Georges Thomas auf dem Boulevard Malesherbes, einem früheren Weinhändler, der eines Tages zur Kunst erwachte und um die Kunst sich später ehrlich verdient gemacht hat, oder auch im Amateurstübchen Alfred Portiers, der der Impressionistenschule ein so verständnißreicher und kräftiger Pionier gewesen ist.

In jenen Tagen machte unter den Heldinnen und Huldinnen von „Elysée-Montmartre“ und „Moulin de la Galette“ ein Weib von sich reden, — oder eigentlich zwei Weiber, — die im Kankan ihres Gleichen suchten. „La goulue“ (der Vielfraß) und „Môme Fromage“, so hießen sie mit ihren Dirnen- und Geschäftsnamen. Sie gehörten Nachts um die zwölfte Stunde zu den Sehenswürdigkeiten von Paris; sämmtliche unternehmende Hochzeitsreisenden wurden ins „Montmartre-Paradies“ dirigirt. Den „Vielfraß“ sehe ich noch vor mir. Ein abschreckend häßliches, fettes Frauenzimmer, mit einem großen Brillantstern auf der starken Brust und einem schreiend-farbigen, riesigen Federhut auf dem rothen Haar. Aber sobald dieses wüste Weibsbild den Fuß zum Tanze hob, sah und spürte man die verkörperte Grazie. Das Weib, ihre Kunst, die Larve des Lasters, hinter der die Kunst sich barg, hat Lautrec gemalt, — die letzte der Venusdienerinnen und erste unter den ungezogenen Lieblingen Terpsichores, wie sie ging und tanzte, stand und saß, trank und die Schaar ihrer zweifelhaften und gefährlichen Verehrer foppte.

Dieses Milieu zu malen, ward Lautrec's besondere Domäne; er brachte so sehr Stil und Charakter in diese Montmartre-Malerei, daß sie die Grimasse und die Lächerlichkeit verlor und zu einer Art Klassizismus aufrückte. Die Dirne, wie sie auf dem Lotterbette liegt, aufsteht, sich kämmt, promenirt, wie sie sich herausputzt; er malt sie mit aller Ehrlichkeit. Er malt sie so häßlich, wie sie und das Laster nun einmal sind. Und nicht schöner erscheint bei ihm das Häßliche da, wo es sich hinter lockenden Farben verstecken und mit einem Schein von Schönheit bekleiden möchte. Die Dirne und ihre bedenkliche Gefolgschaft an vornehmen und rohen Zuhältern. Unter den grellen Komödien des Lebens, die Lautrec vor uns aufrollt, klingt leise ein tragischer Ton; ohne Tendenz enthüllt sich eine soziale Seite. Das ewige Menschenelend tritt hervor. Die Dirne von heute kann die Magdalena von morgen sein. Und darum begriff ich einen lieben Freund und Lautrecverehrer recht aus der Seele, als er im Atelier des Künstlers, beim Anblick dieser „machines macabres“ gerührt zu mir sagte: „Es mag eine Blasphemie sein, aber viele dieser Malereien wirken auf mich wie Heiligenbilder, — Bilder von Heiligen, die einst große Sünder waren.“ So sagte ehedem Daubigny schnell hin, als er zum ersten Male in die Sixtinische Kapelle trat: „Das ist ja wie von Daumier.“ Und Daubigny war darin nicht einmal originell; schon Balzac hatte von dem weiten Genie Daumier behauptet, der Lautrec im Geiste und Geschmack so nahe verwandt ist: „In dem Burschen da, liebe Kinder, steckt was von einem Michelangelo.“

Von seiner speziellen Kunstübung aus mußte Lautrec der berufene Biograph und Herold einer Erscheinung wie der Yvette Guilbert werden. Er hat die beste Psychologie dieser genialen Künstlernatur verfaßt, die sich denken läßt: in glänzenden Lithographien. Seine ganze Fähigkeit, das Leben im Leben selbst zu fassen, bei dem Menschen auf die kleinste Nüance der Bewegung, der Geberde, des Blickes zu achten und alle Beobachtungen in harmonischem Ausdruck zusammenzuhalten, kam ihm hier zu statten. Dazu gesellte sich seine Vorliebe für die Schilderung theatralischer Sensationen, für die großen und die kleinen Naturen, die von der Bühne herab die Leute belustigen oder sie erschüttern, sie ausschelten oder sie verspotten. Er erlebte innerlich die Schicksale dieser lustig-traurigen Komödianten und Gaukler mit; er verkündete sie in einer Reihe leuchtender Affichen, die mit leichten Strichen und wenigen Farben ganze Charakterbilder darstellen. Sein Plakat vom „divan japonais“ — aus der Zeit, da der Stern der Yvette dort aufging — ist in seiner Art ein klassisches Werk, und die ersten Drucke davon werden heut mit Gold aufgewogen. Einige seiner Affichen, z. B. das Bild der kindlichen Sängerin May Belfort mit der schwarzen Katze, braucht man nur in einen weißen Rahmen zu spannen, und es wird auf den Beschauer den Eindruck einer japanischen Meisterzeichnung machen.

Lautrec galt auf Montmartre als eine Art Künstlerkönig, der selbst unter den Helden der Märkte seine naiven Verehrer hatte. Ich traf ihn einst in seinem Atelier vor einer Riesenleinwand, bei einer Arbeit, die der Hantirung eines Dekorationsmalers glich. Modell stand eine Art Riesenweib, die eine schwerfällige Pose mit einem aufge-

hobenen Bein versuchte. Die Scene war grotesk. Lautrec erklärte die Situation. Das müsse er machen, sagte er. Vor einigen Tagen war der Besitzer einer Cirkusbude bei ihm und hatte die Frechheit, ein Aushängeschild zu bestellen, so eine recht lange und breite Malerei, die um die ganze Bude herumreichen sollte. Erst wollte Lautrec den Mann hinauswerfen, dann aber redete der groteske Kunde so originell daher, daß der Maler dem Seiltänzer sein Schild versprach, und zwar so kostenlos wie nur möglich. „Il avait du caractère, ce gaillard-là“, schloß Lautrec kaustisch seine Erklärung.

Dieser Freund des Seiltänzers und der Yvette Guilbert, ging aus einem Geschlechte hervor, das unter seinen Ahnen weltberühmte Künstler zählte. Freilich waren diese Künstler von anderer Art als der kleine hinkende Maler, der auf den Tanzböden und unter den Augen vom Wirth des „Chat Noir“ begann und auf Montmartre den Kreis seines immensen Könnens ganz durchlief. Ich schlage meinen Heine auf und lese im „Romancero“:

Messer Geoffroy Rudello

— — — — — — —

Seinen letzten Liebessang
Singend, starb er zu den Füßen
Seiner Dame Melisande
Markgräfin von Tripolis.

Dieser mittelalterliche Graf, der aus weiter Ferne eine Dame liebte, und Sänger einer ganz vergeistigten Erotik — das war der Ahnherr Lautrecs. Der Ruhm des Geschlechtes begann in der Provence und endete zwischen der Kneipe Aristide Bruants und dem „Moulin-Rouge“. Innerhalb dieser Zeitpole liegt die organische Entwicklung einer ganzen großen Volks- und Kunstkultur.

Julius Elias.

Das Wunderkind.

Ein Wiener Konzertsaal. Allmählich füllt sich das Parquet. Immer wenn die Flügelthüre spielt, zucken lichtbehandschuhte Damenhände empor, wie um auf die Brillantknospen zu weisen, die am Ohre blitzen, nervöse Hände jener zu früh gekommenen, die sich nun ihrer Eile schämen. Herren in Schwarz und Weiß lehnen an den Logenwänden; einige Uniformen. Der Saal ist ausverkauft, schon seit einer Woche.

Man spricht über das Wunderkind: in Petersburg wurde die kleine Künstlerin mit Blumen und Zuckerdüten überschüttet, in Warschau litt sie an einer vorübergehenden Indisposition, in Berlin ward sie zuerst mit vornehmer Zurückhaltung und halbleeren Sitzreihen empfangen, jedoch mit Begeisterung verabschiedet, und nun war sie in Wien; sie reiste mit ihrer Tante, hieß es; übrigens war sie gewiß schon mehrere Winter hindurch zwölf Jahre, gleichwohl war sie eben erst „entdeckt“ worden, ein neuer Stern also; man erinnerte sich mehrerer junger Geiger in sammtenen Pumphöschen und mit reizenden Locken, freilich etwas ältlichem Gesicht — das brachte die frühe künstlerische Reife mit sich —, eine junge Geigerin dagegen war eine Art Sensation, eine Nouveauté; man war gespannt auf die Toilette der jungen Dame, namentlich auf die Farbe; doch wohl weiß, nach den Photographien zu urtheilen, — ja, gewiß weiß. Sie kam schon. Ein kurzes Applaudiren, Scharren, Räuspern, Sesselrücken geht einer tiefen Stille voran. Man hört fast die Gasflammen in den milchweißen Tulpen summen; ein irisirendes Wellengeriesel zittert oberhalb durch die Luft — auf den Seitengalerien darüber ist kein Platz leer — auf der Mittelgalerie doch ebenso? — Natürlich. Der Begleiter hat sich an das Klavier gesetzt. Eine erwartungsvolle Pause. Das Kind hebt die Geige unters Kinn — ein feines, zartgebautes Instrument, vielleicht gar eine Straduari? — Die rechte Hand hält den Bogen strichbereit, das Köpfchen neigt sich . . . Der erste Klang wirkt wie ein süßer Schrecken, ein leiser Schauder . . . Es ist ein Stück von Saint-Saëns, man kennt es von früher her. — Hat es nicht auch Sarasate einmal gespielt? — Kapriziöse Passagen, Doppelgriffe, Flageolettöne, Staccati und Pizzicati lösen einander ab. Eine bewundernswürdige Technik, bei einem Kinde! Dabei spielt sie frei, das sieht auch viel besser aus, das Notenpult stört die Illusion, auch die Wirkung der Erscheinung. Die Töne fluthen über die Zuhörer hin, unendlich erneut; die meisten sind sich kaum mehr bewußt, zu hören. Die Damen setzen bisweilen das Lorgnon, das erst kürzlich wieder in Mode gekommen, an die Augen, um die Toilette der Kleinen zu studiren. Wirklich reizend und originell, ganz modern und doch außer oder vielmehr über der Mode. Ein weißes Empirekleidchen, wie es eigentlich nur für die Kleinsten paßt, darüber ein weicher, kaum sichtbarer Flor in freien Falten, unten schwer mit Goldpailletten bestickt — drei stilisirte Sonnenblumen, fast natürliche Größe, deren mittelste die anderen etwas überragt, und Blätter, die sich noch mehr gegen den Saum neigen, dann ein loses Geranke als fortlaufende Kante; der Sattel von einer Florrüsche umrahmt, die über den bis auf die Hand reichenden, spitz ausgeschnittenen Aermeln ein wenig voller wird, sonst ganz ohne Schmuck. Das weiche, goldblonde offene Haar in der Mitte getheilt, auf dem Scheitel glatt, über der Schläfe mit weißen Maschen zusammengehalten, ganz wie auf dem Bilde von Palma Vecchio und auf einigen von Dante Gabriel Rossetti — in reichen Wellen fällt es voll auf die Schulter und den halben Rücken hinab. — Das Gesicht der kleinen Geigerin ist fast zu ernsthaft für ihr Alter, gleichwohl merkt man ihr kaum an, wie mühevoll die Griffe sind, — die kleinen Finger tanzen über die Saiten hinauf und hinunter, erstaunlich gewandt — dann und wann blickt sie auf. Große blaue Augen, bei der künstlichen Beleuchtung vielleicht etwas dunkler als im freien Tageslicht, dagegen scheinen die Wangen wohl blässer als sie sind. Ein frischer, blühender, doch noch kindlicher Mund . . . Sie ist zum Küssen, die Kleine! . . . Gewiß bekommt sie wieder einen ganzen Frühling an Blumenspenden, wenn das Stück zu Ende . . . Das sind ja schon die berühmten Cadenzen in D-Moll mit dem überraschenden Uebergang nach B-Dur! . . . Allgemeiner, langanhaltender Applaus; die Künstlerin erscheint immer wieder. Schon wird ein Füllhorn mit Kamelien gebracht, mit einem bezaubernden Lächeln nimmt es die Kleine entgegen, man sieht, wie sie sich kindlich über die Gabe freut . . . Die Galerie könnte endlich einhalten mit dem plebejischen Patschen, es klingt fast wie bezahlt. — —

Ein Blick ins Programm:

Léonce Dubrowski: Ma jeunesse.
Léonce Dubrowski.

Also Komponist und Vortragender zugleich.

Man hat auf den Straßenplakaten diesen Namen ganz übersehen, ihn auch noch nie gehört. Ein Pole, wie es scheint. Er hat die Pausen zwischen den Piècen der jungen Berühmtheit auszufüllen, man darf nichts Besonderes erwarten. — Er muß noch recht jung sein, da er sich seiner Jugend erinnert — Ma jeunesse. Von einigen wird behauptet, er sei ein Freund des Accompagnisten der kleinen Dame, aber auch diese wissen nichts Näheres über ihn; in anderen Städten hat er nicht mitgewirkt, nur hier . . . Dann kommt wieder ein Stück von Wieniawski; man darf gespannt sein, ob das Wunderkind sich auch in diesem Labyrinth zurechtfinden wird, es ist eine pièce de résistance für Virtuosen . . .

Der Komponist betritt das Podium, natürlich jung, man wußte es ja; er verbeugt sich, setzt sich ans Klavier, streift die Handschuhe ab, läßt unterdessen seine dunklen Augen über das Publikum gleiten, ein Zucken spielt um die Lippen — halb wie Geringschätzung, aber man kennt das: es ist Lampenfieber. Seine rechte Hand streckt sich

wie unschlüssig den Tasten entgegen, die linke kommt nach, er schlägt einen unsicher gebrochenen Akkord an — man merkt den Mangel an geschulter Technik. Eine peinliche Pause. Von allen Seiten betrachtet man ihn, er scheint die Blicke zu fühlen. Er beginnt. Was er spielt, ist gleichgültig, man hat kein Interesse für ihn, er ist ja doch nur ein Lückenbüßer. — Er hat ein feines Profil, die Nase vornehm gebogen, der kurzgehaltene Vollbart wohl gepflegt, tiefschwarz, die Spitzen des Schnurrbartes melancholisch nach unten gewendet, über der Stirn natürlich eine Künstlerlocke, das Haar im Nacken nicht übermäßig lang, ziemlich frei nach Liszt ... Sein Stück ist übrigens recht melodisch, sogar zu sehr, einiges erinnert an Tschaikowski. Sehr viel Schwermuth — eine traurige Jugend, voll Sehnsucht und Drängen, unbefriedigtem Streben, vernichteter Hoffnung ... Seine Wangen beginnen sich zu röthen, seine Augen schließen sich, er spielt fast wie ein Blinder ... An der Glasthüre steht das Wunderkind, — wer ganz links sitzt, kann es sehen; hinter ihr eine ältere Dame in Schwarz ... Die Kleine verwendet kein Auge von dem Spieler, es ist als nehme sie die Töne mit den Augen auf ... Hinter der Glasthür muß das Stück gedämpfter und wärmer klingen, als im Saal, vielleicht noch schwermüthiger ... Man sieht eine öde Steppe, hohes, wehendes Schilfgras ... Fern ein Reiter auf einem kleinen, derbknochigen Pony, er sprengt ohne Zügel ... Wohin? Einem Paradiese entgegen. Tausend holde Träume umtanzen ihn, begleiten ihn luftig auf seinem Ritt ... Einer Mauer geht es zu, einem Thor aus dunklem Schmiedewerk — gewiß ragt hinter den hohen dunklen Bäumen (Eiben und Zypressen und Trauerweiden) das Schloß seiner Väter ... er ist am Thor, es geht auf — ein schriller Akkord ... Die Träume sind verschwunden, der Tod steht ihm gegenüber. War dies das Ende?

Einige applaudiren — wie brutal das wirkt! — der Spieler steht auf, verneigt sich und wankt hinaus, man sieht, er wankt ... Er war sehr blaß, als er sich verneigte, nur unter den Augen brannten ihm Fieberrosen. Man will eben beginnen, sich über ihn zu unterhalten, als der Accompagnist der jungen Geigerin das Podium betritt, und, sobald es ruhig ist, mittheilt, daß sein Freund leider durch ein plötzliches Unwohlsein verhindert sei, seine zweite Komposition zum Vortrag zu bringen; er selbst werde statt dessen, wenn das geehrte Publikum damit vorlieb nehmen wolle, den Faust-Walzer von Gounod spielen. Zustimmender Applaus. Der Künstler zieht sich zurück.

Die kleine Geigerin ist sichtlich erregt, wie sie wieder kommt, aber sie führt das Stück von Wieniawski glänzend durch; der Faust-Walzer wetteifert an Feuer mit den vielen Brillanten im Parquet, er erweckt solchen Beifall, daß der Künstler eine Polonaise von Chopin zugibt. Dann erscheint noch einmal das Wunderkind und erntet zum Schluß unendlichen Applaus von Parquet, Logen und Galerien, Lorbeerkränze, Blumenstücke und Zuckerdüten, — ganz wie in Petersburg. In bester Stimmung verlassen endlich die ausdauerndsten den Saal, um sich hierauf in der Garderobe Umhüllen und Mäntel zu erkämpfen. Einige Bewunderer warten beim Ausgang, bis die Gefeierte fortfährt. Endlich kommt sie mit ihrer Tante die Treppe herab in einem rothen, mit grauem Pelz verbrämten Plüschmantel und ebensolchem deutschen Häubchen. .. Sie spricht mit ihrer Tante. „Der arme Mann ..." hört man ihre feine Stimme. „Sie spricht von dem, der ..." flüstert man. Der Diener öffnet den Wagenschlag; die Umstehenden schwenken die Hüte, die Kleine winkt mit dem Händchen zurück. Dann rollt der Wagen durch die einsame Straße, dem Ring zu.

* *
*

Der herrlichste Vorfrühling auf Corsika

Rings um Ajaccio blüht und duftet ein Paradies. Wenn man sich auf dem Wege zum Steineichenwald auf der Anhöhe droben plötzlich umwendet, steht man wie geblendet von all dem tieftürkisblauem Glanz; zu Füßen das Meer, immer lichter bis zum fernen Horizont, und dann der Himmel, immer dunkler bis zum Zenith. Goldene Schauer wehen durch die kristallischklare Luft. Das Auge schweift wieder zurück, den Himmel hinab bis zum Horizont, vom Horizonte über das funkenübersponnene Meer bis zum weißen Strand. Die Dächer der Stadt sind zu grell an Licht und Schatten, weiße Giebelmauern brennen ins Auge, aber gerne ruht es auf der weichgrünen Wiese, über die sich der Steig zieht, den man kam.

„Laß uns weitergehen, Frieda!" sagt der Baron.

„Ich liebe dieses frische Grün; meine Augen wollen sich gesund baden, sie sind noch krank vom Licht werktäglicher Gasflammen, festlicher Girandolen und einsamer Kerzen. . ."

„Hab ich Dich nicht an den entzückendsten Erdenwinkel entführt?"

„Ich danke Dir. Hier ist Freilicht und Freiluft. Wollen wir nun höher hinan, an dem Landhaus dort vorbei?"

„Ja, komm."

Sie wandeln langsam weiter. Munter plaudern sie von allem möglichen, nur um zu plaudern. So kommen sie dem Landhause näher. Drin wird Klavier gespielt, dann und wann trägt der Wind, der vom Monte d'Oro herunterstreicht, lautere Töne heran und am Ohr vorüber, immer lautere.

„Du wirst blaß, Frieda", unterbricht sich der Baron, der zuletzt fast allein gesprochen hat.

„Mich irritirt dieses stümperhafte Spiel ... seit jeher ... gehen wir schneller. . ."

„Ich finde das Spiel recht geläufig, aber Du wirst das ja besser wissen. . ."

„Ich bitte Dich, keine Anspielung, hier. . . Weißt Du auch bestimmt, daß in der Nähe unserer Villa niemand Klavier spielt? ... Ich kann Dir's ja gestehen, ich flüchtete mit Dir nur hierher, um dieses widerwärtige Klimpern los zu sein. . ."

„Nur aus diesem Grunde?"

„Gewiß ... möglich ... vielleicht auch nicht ... Ah, jetzt sind wir aus dem Bereich dieser Musik. Ich fühle mich wieder frei. Wir wollen einen anderen Weg nach Hause einschlagen. . ."

Plaudernd schreiten sie weiter.

* *
*

Eine Woche später.

Der Baron nimmt Leinenhut und Stock, da er sieht, daß Frieda sich zum Spaziergang bereit macht.

„Ich bitte Dich, geh heute nicht mit", sagt sie, „oder geh einen anderen Weg."

„Aber wir sind doch nicht verheirathet!" wirft er scherzend ein.

„Das nicht, Liebster, aber ich meine, jedes von uns braucht eine Zeit für sich allein; wir sind nicht nur Gegenwart, sondern auch Vergangenheit und diese will ihr Recht haben — von der Zukunft zu träumen."

„Wir wollen uns fürwahr aus unserer Freiheit keine Fessel schmieden", sagt er ernst.

Darauf geht sie fort.

Die Luft ist wunderbar weich, sie legt sich wie Sammet an die Wangen. Die Sonne steht noch nicht hoch, die Schatten der Zypressen droben auf der Anhöhe sind noch lang, dabei so blau. . . Wohl ein Spiel der Luft? ... Grün und Blau sind doch nicht komplementäre Farben, aber dieses Blau und dieses Grün harmoniren. . . Da ist sie ja wieder auf dem Weg zum Landhause, den sie das erste Mal ging und seither nicht wieder. Nein, sie will nicht dort vorüber. . . Kommen nicht wieder jene schmerzlichen Klänge durch die Luft daher wie Fledermäuse im Sonnenlicht, unhörbar, aber dunkel, Punkte, die immer größer werden? Nein, sie will nicht dort vorüber. . . Hier zweigt ein Weg ab, einem kleinen Gehöfte zu. . . Wie idyllisch liegt das Haus, ein Garten in reichster Blüthenpracht davor. . . Die Töne werden heller. . . Ah, sitzt

dort nicht, halb von den Oliven verborgen, ein junges Weib in ihrer bunten Landestracht? . . . Sie singt. Zwischen zwei Stämmen wiegt sie ihr Kind; das Tuch, in das es sonst eingeschlagen ist, hat sie mit beiden Enden an die Stämme gebunden, und nun liegt das Kleine wie in einer Hängematte. Die Worte werden deutlicher. . . Wie voll klingt das Italienische im Gesang, auch im rauheren corsischen Dialekt! . . . Langsamer gehen, leiser, im Gras neben dem Wege. . . Doch nein, das ist zu ungewohnt, das lenkt ab . . . auch auf dem Wege sind die Schritte fast lautlos. . . Was mag sie wohl ihrem Kinde vorsingen? . . . „Addorméntati. . .“ Natürlich ein Schlummerlied. . . „Fata voi la ninnani. . .“ Die Sängerin hält inne. Eine Strophe ist zu Ende. . . Nun neigt sie sich wieder zu ihrem Bambinetto. . . Wohl achtgeben auf jedes Wort!

Quando poi nacisti voi,
Vi purtonu a battizari;
La cumari fu la luna,
E lu soli lu compari,
Ed in cielu tutti i stelli
D'oru aviano li cullari.
Addorméntati par pena,
Fata voi la ninnani!

Wie phantastisch! . . . Sonne und Mond standen Pathe bei der Taufe des Kleinen und die Sterne im Himmel trugen goldene Halsketten. . . Man möchte fast ein Kind sein, um solche Märchen wieder hören und glauben zu können. . . Doch der Weg führt nur bis zur Thür des Häuschens? . . . Also umkehren. Warum auch den Hauptweg scheuen? Es wird gewiß jemand anderer damals gespielt haben. . . Wie stark doch die Eindrücke sind, die man als Kind empfängt; man ahnt es erst gar nicht, wird sich ihrer gar nicht bewußt, aber nach Jahren kommen sie wieder, plötzlich, und darum erschrickt man über sie, wie über einen unerwarteten, ob nun lieben oder ungeliebten Gast. . . Nein, nicht an ihn denken! . . . Die Wiese zu beiden Seiten des Weges ist voll gelber und weißer Margueriten auf langen Stengeln mit länglichen, gezahnten dunkelgrünen Blättern. . . Weiß — Grün — Gelb. . . Wie wär's, einen Strauß zu pflücken für die kirschrothe Vase in der linken Ecke? Weiß — Grün — Gelb — Roth, im zerstreuten Tageslicht. . . Ja, die Farben passen zu einander. . . Man braucht sich gar nicht tief zu bücken, so hoch sind die Stengel, zumal am Wegrand. Warum gerade hier? . . . Langsam geht es die Anhöhe hinan, uneingedenk, daß dort jemand ein schwermüthiges Stück spielt, das eine Erinnerung weckt (da sind gleich drei voll erschlossene Blüthen an einem Stengel!) — eine Erinnerung weckt an ein blasses Gesicht mit brennenden Fieberrosen unter den Augen (der Strauß wird bald voll sein) — schwarzen Augen, in denen sich der Tod gespiegelt hat — (der Strauß. . .) — — Ah, nun trägt der Wind wieder einen Ton herüber! Es ist nicht dasselbe Stück, wie damals, aber der gleiche Anschlag, die gleichen Akkorde — verminderte Nonenakkorde. Diese Vorliebe für sie ist krankhaft. Vielleicht ist es auch ein Krankes, das spielt. Wohl möglich, es sind ja viele Kranke in Ajaccio und in den Villen ringsum, Lungenkranke. . . Auch er schien lungenkrank, daher die Röthe unter den Augen, die Reizbarkeit. . . Ma jeunesse nannte er sein Stück, und der herbe, schneidende Schlußakkord bedeutete eine schreckliche Erkenntniß. . . Vielleicht ist es doch er, der spielt!! — Dann ist er hierher gekommen, um zu sterben? Das schauert durch die Adern wie flüssiges Eis. . . Der Strauß ist voll! Nur an den Strauß denken! Blume für Blume zählen! Die weißen zählen, die gelben zählen! und umkehren von diesem Ort des Todes, dem Leben zu, dem Leben!

Wie von einem Gespenst verfolgt, eilt sie den Weg hinab; sie lauscht zurück, endlich hört sie keinen Ton mehr.

* * *

Am nächsten Tag macht sie wieder mit dem Baron ihren Spaziergang. Sie gehen am Strande hin. Er liest eine Muschel aus dem Sande auf:

„Sieh, wie zart diese Schale ist, durchsichtig wie eine leere Bienenzelle und dabei wie fein fächerförmig um einen Punkt gefältelt. . . Das ist ein Nautilus, der letzte eines vor tausend und abertausend Jahren familienreichen Geschlechtes. . .“

„Weißt Du, Liebster, wir sind auch als solche „Letzte“ an diesen Strand geworfen.“

„Du bist seit gestern so dämmerhaft, Frieda?“

„Ich habe an den Tod gedacht.“

„Dann laß uns vom Leben sprechen!“

„Nein, laß uns lieber getrennte Wege gehen, wie gestern. . .“

„Wie Du meinst. Aber wir wollen nicht umkehren, sondern ganz natürlich weitergehen, ich am Strande und Du an meiner rechten Seite weiter über den Wiesenpfad. . . Wenn Du zurückblickst, kannst Du mich noch sehen. . .“

Sie sprechen noch miteinander, solange sie sich verstehen können, ohne lauter sprechen zu müssen, dann winkt er ihr mit der Hand zu und sie nickt.

Er liebt sie, wie sie ist, er würde sie nicht anders wünschen. Es ist noch immer etwas Fremdheit zwischen ihnen, aber gerade dieses Gefühl ist wunderbar. Er kommt sich fast vor wie der Troubadour Jaufre Rudel, der die Gräfin von Tripolis liebte, von ihr durch das weite Meer getrennt, und glücklich war in seiner starken Sehnsucht. Darin ist er ein „Letzter“, wie sie es nannte. Aber auch sie liebt diese Fremdheit. . . Er sieht ihr nach. Wie sie dort zwischen den überblühten Wiesen hinwandelt, gleicht sie ganz den weißen, unirdischen Frauengestalten auf den Bildern von Burne-Jones, dessen Kunst sie bewundert und verehrt. Sie geht zu jenem Landhause empor, an dem sie das erste Mal vorüberkamen. Ob wohl auch jetzt darin Klavier gespielt wird? Dann ginge sie wohl rascher — wie damals —, aber sie geht immer langsamer; ein Baumstumpf ragt aus der Wiese hervor, sie schreitet durch das hohe Gras auf ihn zu. Sie bleibt eine Weile stehen, bevor sie sich niederläßt. . . Sie sitzt halb zum Meer gewendet. Jetzt möchte er in ihre Augen sehen! Sie stützt das Kinn auf die Hand. . . Ob sie ihn wohl unten sieht? Er winkt mit dem Hute hinauf, sie aber regt sich nicht. Ihre Augen blicken wohl weit über ihn hinweg zum Horizont auf jene feine Linie zwischen Himmel und Meer. Sie hört vielleicht die Anfangsakkorde von „Tristan und Isolde“, vielleicht ihr eigenes Geigenspiel als Fremde. Seit sie hier sind, hat sie noch nie gespielt, ja sie will gar nicht erwähnen hören, daß sie berühmt ist, aber sie selbst ist eine wandelnde Melodie. . .

Tag für Tag geht sie die Anhöhe hinauf und ruht auf dem Baumstumpf; es ist ihr Lieblingsplätzchen, wie sie sagt, aber daß sie dort eben jenem Klavierspiele lauscht, das sie das erste Mal erblassen machte, erwähnt sie nicht. Wenn sie von der Höhe auf das Meer blickt und Ton auf Ton an ihr vorüberstreicht, ist sie glücklich. Sie fühlt ihr Ich, ja das Leben selbst nicht mehr. Und sind diese Akkorde noch schwermüthig? Nein, sie sind feierlich wie Gottesworte, nur gedämpft, wie hinter einem Schleier gesprochen. . . O, wer gläubig wäre wie Dante, der sähe hier den Himmel offen, sähe wie blaue Flammen sich höher und höher heben, einer unsichtbaren, überweltlichen Sonne zu, wer gläubig wäre!

* * *

Dreimal hintereinander war sie vergeblich oben, kein Klang kam mit der Luft herüber. Die unermeßliche Weite deuchte ihr da so leer, die ganze Natur entgottet.

Am Abend des dritten Tages sitzt sie am Fenster ihres Zimmers und blickt den Hügel hinan, sie kann das Landhaus sehen. Ihr ist, als blicke sie durch rothes Glas, aber wie sie das Fenster öffnet, bleibt der Schein derselbe. Die Zypressen davor sind dunkelpurpurne Flammen, die weißen Mauern hellroth, die Schatten rosigviolett. . . Binnen wenigen Sekunden erlischt der Glanz und über alles senkt sich ein tiefblauer Flor, nur die weißen Mauern schimmern blaß zwischen den schwarzen Zypressen hindurch.

Drei Tage war sie droben und kein Klang kam mit der Luft herüber, die vom Monte d'Oro niederweht, drei Tage. . . Die Zahl drei spielt in der Mystik aller Völker eine große Rolle. . . Die drei Parzen. . . Die drei Nornen . . . in alten Volksliedern liest man von „drei Raben", auch: „in dreien Tagen sollst Du sterben". . . Und wenn er heute stürbe?! Es ist ja der dritte Tag! — Nein, das ist ja eben nur Symbolik, Zahlensymbolik. Die alten Babylonier. . . Ja, wenn er heute stürbe? . . . Es ist schon Nacht im Zimmer, sie ist ganz allein; sie tastet nach ihrem Geigenkasten, öffnet ihn und streicht mit der Hand im Dunkel über die Saiten. . . Sie muß spielen.

„Die Nacht ist nah!" flüstert sie halblaut vor sich hin und horcht auf die Melodie der Worte, dann setzt sie den Bogen an und spielt diese Melodie, erst ganz leise; hundert andere Melodien schlafen in ihr und erwachen nun unter dem ruhigen Strich, immer voller, festlicher, laut und stark . . . Vielleicht hört er ihr Spiel, er, der droben im Sterben liegt? — Der Nachtwind beugt die weißen Zistusrosen im Garten dahin . . . Er soll nicht zittern, er soll ruhig werden . . . „Die Nacht ist groß!" Das ist jetzt ihre Melodie . . . Trag sie empor, Du meeresfeuchter Wind, durch das tiefe Schweigen! — „Die Nacht ist schön!" . . . O, wie schön! Schon blitzen vereinzelte Sterne über dem schwarzen Steineichenwalde auf. Ist es nicht, als verbänden sie feine Goldfäden untereinander? . . . So sind auch Seelen verbunden, obwohl einander fern wie zwei Sternenwelten . . . Die Töne ziehen wie auf Taubenschwingen weich über die dunklen Matten . . . O, wenn sie ihm Frieden geben könnten zum Sterben! . . . „Der Tod ist nah!" Nein, in dieser Melodie ist ein geheimes Bangen. „Der Tod ist groß!" Ja, das ist das Grundmotiv einer Hymne . . . Die Töne werden zu stolzen Adlern, die auf zum Himmel dringen . . . Aber dringen sie zu ihm? — „Der Tod ist schön!" O, das ist ja seine Melodie! Sie stand an die Glasthüre gelehnt und sah zu ihm hinüber . . . Er spielte mit fast geschlossenen Augen, spielte „seine Jugend" . . . sein blasses Gesicht, das schwarze Haar, sie sieht ihn wieder vor sich — er spielte seine schönen Träume und dann kam der schreckliche Schlußakkord . . . nein, mit dem will sie nicht schließen, nur immer wieder spielen: „Der Tod ist schön, der Tod ist schön!" laut und klar, damit die Töne bis zu ihm, der dort hinter den dunklen Zypressen im Sterben liegt, dringen können . . . Ihre Hand wird müde, sie muß leiser spielen, leiser, immer leiser, ganz leise . . . Sie hat die Augen gesenkt, plötzlich blendet sie ein weißer Schein, sie blickt auf: der Mond hat sich über den dunklen Wald erhoben und überströmt Bäume, Dach und Wiesen, den Weg bis in die Niederung, den Garten und sie selbst mit seinem Silberlicht . . . Die Geige sinkt mit ihrer Hand . . . Sie starrt hinaus . . .

Sie hörte nicht, daß der Baron eingetreten ist. Wie er vor ihr steht, sieht sie ihn verwirrt an. Er schlingt den Arm um sie und sagt:

„Ich muß Dich halten! Du bist im Entschwinden!"

„Laß mich entschwinden!" flüsterte sie.

„Ich lauschte an Deiner Thür, so lang Du spieltest . . . Du spieltest das Leben!"

„Ich spielte den Tod." Sie sagt das so sanft, daß er kaum den Sinn der Worte erfaßt.

„So schön sah ich Dich noch nie", beginnt er.

„Und noch nie so allein", unterbricht sie ihn.

„Bin ich denn nicht bei Dir?"

„Aber ich bin ferne!"

„Mein Wunderkind", sagt er lächelnd und läßt sie los; er geht; an der Thüre wendet er sich noch einmal zurück: sie steht im vollen Mondschein und blickt vor sich hin.

* * *

Am nächsten Morgen wartet er auf der Veranda vergeblich: sie kommt nicht. Sie ist doch nicht krank geworden? Er geht an ihre Thüre, pocht an und horcht; als er lange keinen Laut vernimmt, dringt er ein. Er findet nur ein Billet auf dem Tische:

„Liebster, wenn Du mich liebst, such nicht nach mir. Wer dem Tod in die Augen sah und seinen Frieden empfand, fürchtet das Leben und seine Leidenschaft. Weltfremden, lebensbangen Seelen thut sich die Pforte des Klosters auf zum Tode vor dem Tod. Du weißt nur vom Leben: leb und sei glücklich! Bleib mein Freund!"

Er liest Wort für Wort, wie im Traum, plötzlich erwacht er. Wenn er zum Hafen eilte, könnte er sie noch sehen, bevor das Schiff abgeht, sie zurückhalten mit der Gewalt der Liebe! Doch nein! Las er nicht eben ihre Bitte? Er versteht sie ganz: sie hat erkannt, daß sie beide nicht auf die Dauer miteinander leben können, wie bisher. Sie fürchtet die „Leidenschaft" . . . O, wie er sie liebt! Er muß wenigstens an den Strand hinunter, um das Schiff zu sehen, es zu verfolgen, bis es am Horizont versinkt . . . Nein, nein, auch das darf er nicht. Sie könnte ihn vom Schiffe aus beobachten, wie er die Hand über die Augen hält und späht, und was dächte sie dann von ihm? Er will daheim bleiben, bis er das Schiff weit vom Strande weiß, und bis dahin will er an seine Zukunft denken, an das Leben . . . Doch was ist das Leben ohne sie? . . . Nein, so meint sie's nicht. Ihr ist das Leben etwas Heiliges, — wie der Tod. Was ist das Leben? Leben ist Streben. — „Und sei glücklich", schreibt sie . . . Wie kann er glücklich sein ohne sie? Er will die Karte küssen . . . Nein, das ist Fetischismus . . . Wie kann er glücklich sein? Im Streben, andere glücklich zu machen. Wer ist glücklich? Nur wer das Hohe im Leben als hoch empfindet und in ihm alles Kleine und Gemeine vergessen kann. — „Bleib mein Freund!" schreibt sie zuletzt. . . O Dank allen Mächten, daß er's bleiben kann. Es ist so schön, an sie zu denken . . . Doch mit dem nächsten Schiffe will auch er fort übers Meer, dem Leben zu . . .

Otto Hauser.

Cuba libre.

Ein von Natur gesundes Klima, ein fruchtbarer Boden und eine höchst günstige geographische Lage berechtigen Cuba zu einem ersten Platz unter allen Inseln der Erde. Daß diese Insel in ihrer Entwicklung hinter manchen Kolonien Großbritanniens und Hollands zurückgeblieben ist, die weniger von der Natur begünstigt sind, ist vornehmlich dem spanischen Mißregiment zuzuschreiben. Erst 1878, in welchem Jahre Cuba eine Anzahl von Sitzen in den spanischen Cortes bewilligt wurde, räumte Spanien den Cubanern in der Frage ihrer Besteuerung eine Stimme ein. Aber diese Stimme wurde nicht gehört. Fortgesetzt wurden der Insel mehr Steuern aufgebürdet, als sie tragen konnte, und unter dem Druck einer stehenden Armee durch einen „Intendente" eingesammelt. Die Regierung der Insel war in den Händen von Beamten des Mutterlandes, denen das Wohl der Eingeborenen sehr wenig am Herzen lag. Daß mit Einführung des amerikanischen Regiments das Vertrauen in die Besserung der Zustände gewachsen ist, zeigt die steigende Zahl von Einwanderern. Einige 20 000 kamen im letzten Jahre allein aus Spanien und von den canarischen Inseln, die ein jeder mindestens 30 Dollars mitbrachten.

Der größte Fortschritt ist jedoch auf dem Gebiet des Schulwesens zu verzeichnen. Nach dem im Staat Ohio herrschenden System ist ein unentgeltlicher obligatorischer Unterricht eingeführt. Ungefähr 36 000 Schüler wurden 1895 durch etwa 1000 Lehrer in 900 öffentlichen Schulen unterrichtet. Weniger als 10 000 Schüler wurden von 342 Lehrern in 312 Schulräumen während der Revolution erzogen. Die Schulräume, die nach dem spanischen Schulregulativ einen Theil der Lehrerwohnungen bildeten, waren spärlich beleuchtet, schlecht ventilirt und in jeder Weise ungenügend für ihren Zweck. Im Jahre 1900 dagegen gab es auf Cuba bereits 3567 Lehrer, die 123 362 Schüler in etwa 3000 Schulhäusern, welche ausschließlich Schulzwecken dienten, unter-

richteten. Die Kosten betrugen 1900 in jedem Monat für jeden Schüler 1,83 Dollars. 135 repräsentative Schulbehörden dienen heute auf der Insel mit großem Eifer und ohne Besoldung der Sache der Erziehung. Sie unterstehen Schulinspektoren, die ihrerseits wieder einem Schulkommissar untergeordnet sind, welch letzterer von dem Militärgouverneur eingesetzt ist. Die Kinder werden streng zum Schulbesuch angehalten. Den Lehrern ist Gelegenheit gegeben, während der Ferien in Seminarien, die in jeder Provinz errichtet sind, ihre Ausbildung zu vervollkommnen. Um die Lehrer zum Besuch dieser Seminarien anzureizen, ist die Einrichtung getroffen, daß sie während der Ferien ihr Gehalt nur fortbeziehen, wenn sie die Seminarien besuchen. Englisch wird gelehrt, ist jedoch kein obligatorischer Unterrichtsgegenstand.

In Havana, San Jago und anderen Städten ist das Sanitätswesen ganz außerordentlich verbessert. Es hat eine gründliche Reinigung stattgefunden, und seitdem ist es auch nicht weiter gestattet, den Unrath einfach wie früher in die Häfen zu werfen; er muß ins Meer hinausgefahren werden. Die Einwohner sind gezwungen worden, ihre Häuser rein zu halten und mit modernen Klosets oder Kübeln zu versehen. Zahlreiche Straßen sind ausgebessert und alle Straßen werden in regelmäßigen Zwischenräumen gesprengt. Andere wichtige Verbesserungen sind aus Mangel an Mitteln noch einstweilen unterblieben. Insbesondere erscheint für Havana ein besseres System der Kanalisirung dringend nöthig. Der innere Hafen muß ausgebaggert werden; er ist ein Menschenalter hindurch nicht gereinigt.

Welche Folgen die bisherigen Maßregeln zur Verbesserung der Salubrität gehabt haben, geht aus keiner Thatsache deutlicher hervor als aus dem Rückgang der Sterblichkeitsquote. In den sechs Jahren vor der Revolution, von 1890—1895, starben in Havana von 1000 Einwohnern in jedem Jahre durchschnittlich 33,21, gegen 24,40 im Jahre 1900. Da das gelbe Fieber, das bereits im Jahre 1900 ganz wesentlich zurückgegangen war, im gegenwärtigen Jahre fast völlig verschwunden ist, so hofft man, daß die Sterblichkeitsquote in diesem Jahre unter 20 sinken wird. Früher der Schrecken von Touristen und Handlungsreisenden, erscheint Havana heute anziehender als Barcelona und verspricht, das Nizza einer neuen westlichen Riviera zu werden. Die armen Concentrados, die durch die grausamen Maßregeln des Generals Weyler an den Bettelstab gebracht waren, sind theilweise beim Straßenbau beschäftigt worden; ein anderer Theil ist mit Ackergeräthen und Vieh so weit versehen, daß er kleine Farmen jetzt auf eigene Rechnung zu bewirthschaften vermag. Als Folge davon beginnen die während des Krieges verwüsteten Zuckerrohr- und Tabaksfelder aufs neue aufzublühen. Noch immer ist der unter Kultur befindliche ackerbaufähige Boden der Insel verhältnißmäßig gering, aber das bebaute Land ist bereits jetzt wieder fast eben so groß, wie es jemals früher gewesen ist. Die Ausgaben sind durch sorgfältig erhobene Auflagen gedeckt; die drückenden Exportzölle sind schließlich beseitigt worden. Von den 14 Millionen Dollars Einnahmen sind verwandt: für das Sanitätswesen 25 Proz., für Munizipalitäten 15 Proz., für Schulwesen und Justiz 10 Proz., für Armenpflege und öffentliche Arbeiten 10 Proz., für den Sicherheitsdienst in ländlichen Bezirken und die Unterdrückung der Brigandage 10 Proz.

In den zwölf Monaten des Jahres 1895 importirte Cuba für 61 443 334 Dollars und exportirte bei einer ungewöhnlich großen Zuckerernte für 110 285 020 Dollars. In dem ersten Halbjahr 1900 belief sich der Import auf 37 321 366 und der Export auf 30 972 031 Dollars; während im ersten Halbjahr 1901 der Import auf 34 129 959 Dollars zurückgegangen ist, der Export aber auf 42 767 144 Dollars sich gehoben hat. Was die Zuckerproduktion anlangt, so bezifferte sich dieselbe in dem Jahre 1892 auf fast 1 000 000 Tons und überstieg diese 1 000 000 Tons noch um etwas in den Jahrrn 1894 und 1895. Im Jahre 1896 sank die Zuckerproduktion der Insel auf 225 000 und im Jahre 1897 sogar auf 212 000 Tons. Im Jahre 1900 hatte die Zuckerproduktion sich erst auf rund 300 000 Tons gehoben, während im laufenden Jahre bereits eine Verdoppelung dieser Produktionsmenge eingetreten ist. Die Provinzen Havana, Mantanzas und Santa Clara sind fast ausschließlich dem Bau von Zuckerrohr gewidmet. Die Behauptung, daß diese Provinzen im Stande seien, die Welt mit allem Zucker, den sie braucht, zu versehen, ist eine Uebertreibung; aber fest steht, daß in diesen Provinzen jetzt der Anbau von Zucker sich rasch ausbreitet. Die einmal angepflanzten Zuckerfelder pflegen zehn Jahre hintereinander Ernte zu bringen, und es ist so gut wie sicher, daß Cuba bald mehr produziren wird, als es jemals in der Vergangenheit der Fall war. Die Vereinigten Staaten als die größten Zuckerkonsumenten sind in der Lage, die cubanische Zuckerproduktion durch Reduzirung oder Abschaffung der Einfuhrzölle auf cubanischen Zucker gewaltig zu heben. Seit dem Jahre 1876, wo wir einen Reciprocitätsvertrag mit Hawaii abgeschlossen haben, ist der Export von Zucker aus jenen Inseln nach den Vereinigten Staaten von 26 000 000 Pfund im Werthe von 1 272 000 Dollars auf 545 000 000 Pfund im Werthe von fast 22 000 000 Dollars im Jahre 1899 gewachsen. Auf der ziemlich dicht bevölkerten Insel Porto Rico wird Zuckerland bis zu 80 Dollars per Acre bezahlt, während in Cuba ebenso fruchtbares Land mit 8 Dollars per Acre angeboten wird. Zucker aus Porto Rico kann dafür aber jetzt auch abgabenfrei nach den Vereinigten Staaten eingeführt werden. Solange diese differentielle Behandlung von Porto Rico und Cuba fortgesetzt wird, kann der Unterschied zwischen den Landpreisen auf den beiden Inseln nur größer werden, und Porto Rico wird fortfahren, auf Kosten Cubas aufzublühen. Porto Rico umfaßt ungefähr 3600 englische Quadratmeilen und hat eine Bevölkerung von 953 243 Seelen, das macht 265 auf 1 Quadratmeile; während Cuba bei einer Fläche von 41 655 Quadratmeilen nicht viel mehr als 1 500 000 Einwohner zählt, d. h. 38 Einwohner auf 1 Quadratmeile.

Wenn es eine Entschuldigung für den Genuß von Tabak gibt, so ist diese Entschuldigung in dem herrlichen Aroma einer echten Havana-Cigarre sicherlich zu finden. Die feinste Qualität „Vaelta Abajo" wird ausschließlich in der Provinz Pinar del Rio gewonnen. Eine niemals aufhörende Nachfrage hält die Preise aufrecht und macht die Produktion lukrativ, so daß ein sorgsamer Pflanzer seine Mühe durchweg mit einem Gewinn von 25 Proz. belohnt sieht. Die gesammte Tabaksproduktion der Insel belief sich im Jahre 1896/97 auf 375 000 Ballen gegen 460 000 Ballen im Jahre 1899/1900. Der Werth des Exports von Tabak und Tabakfabrikaten belief sich 1895/96 auf rund 24 000 000 Dollars, während er in den elf Monaten des Jahres 1900/01 die Summe von 27 000 000 Dollars überstieg. Während der Export von Tabakblättern gewachsen ist, ist der Export von Tabakfabrikaten zurückgegangen. Während 1889 noch etwa 250 000 000 Cigarren exportirt wurden, bezifferte sich die Cigarrenausfuhr im Jahre 1899 nur noch auf circa 125 000 000 Cigarren. Ein großer Theil des Tabaks- und Cigarrengeschäfts liegt in den Händen von zwei Gesellschaften, der Henry Clay-Bock Company, einem englischen Syndikat mit einem Kapital von 7 000 000 Dollars, und der Havana-Commercial-Company, einem amerikanischen Unternehmen mit 8 000 000 Dollars Kapital. Unter den sonstigen bedeutenden Firmen ist die deutsche Firma H. Upman & Co. und die englische Partagas-Company zu nennen.

Das gewonnene Eisenerz, das nahezu zwei Drittel metallisches Eisen enthält, wird vorzugsweise nach Philadelphia exportirt. Von den bedeutendsten Minen produzirten im letzten Jahre die Juragua Iron-Company 151 000 Tons, die Spanish-American für die American Steel-Company 293 000 Tons.

In manchen anderen Artikeln ist andererseits ein auffallender Rückgang im Export zu verzeichnen, beispielsweise in dem Export von Früchten, der in den letzten fünf Jahren bis auf ein Viertel zurückgegangen ist, und von Cacao, dessen Export in derselben Zeit bis auf die Hälfte reduzirt wurde. Am stärksten ist der Rückgang der Kaffeeproduktion gewesen. In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gab es auf Cuba ungefähr 1600 Kaffeeplantagen, die mehr und besseren Kaffee als Java bauten. Nahezu 1 000 000 Arrobas wurden im Jahre 1815 exportirt. Jetzt aber produzirt Cuba nicht genug Kaffee, um den eigenen Konsum zu decken, da Kaffee anderswo wesentlich billiger produzirt werden kann.

Andererseits gibt es noch manche Exportmöglichkeiten, die bisher nicht genügend wahrgenommen sind; z. B. könnte der Export von Nutzholz, Asphalt und sonstigen Mineralerzen außer Eisen ganz wesentlich gesteigert werden.

Der Zinsfuß für Geld bewegt sich in den Städten der Insel zwischen 6 und 7 Proz. für Bankdarlehen, zwischen 8 und 9 Proz. für Hypothekendarlehen auf bebauten Grund und Boden, während er zwischen 12 und 20 Proz. beträgt bei Darlehen auf Plantagen in ländlichen Distrikten. Das Bankgeschäft und auch die Engrosgeschäfte liegen vorzugsweise in den Händen von Cubanern, Spaniern und Deutschen; der Detailhandel zumeist in den Händen der Spanier, die einen Profit von 50 Proz. nehmen, aber dafür auch sehr langen Kredit geben. Der Versuch ist gemacht, das amerikanische System der Waarenhäuser mit Baarzahlung einzuführen, hat aber bisher keinen Erfolg gehabt.

Seitdem Cuba durch den Pariser Friedensvertrag von allen Staatsschulden befreit ist, hat es selbständige Schulden noch nicht kontrahirt. Die städtischen Schulden — Havana hat deren gegen 10 000 000 Dollars — sind verhältnißmäßig gering.

Das politische Parteiwesen umfaßt drei Parteien: Republikaner, die für eine absolute Unabhängigkeit Cubas eintreten; Uniondemokraten, die die konservativen Elemente umfassen und ein Protektorat der Vereinigten Staaten begünstigen; und endlich Nationalisten, die zwischen diesen beiden Extremen schwanken. Das sogenannte Platt-Amendment zu der neuen cubanischen Verfassung, wodurch die Unabhängigkeit Cubas thatsächlich zu Gunsten eines Protektorats der Vereinigten Staaten aufgegeben ist, wurde zuerst von den cubanischen Politikern auf das heftigste bekämpft, schließlich aber doch von einer Majorität, die selbst einige der radikalen Führer umfaßte, angenommen.

Zweifellos ist unser militärisches Regiment auf der Insel unpopulär. Unsere Soldaten werden zwar respektirt, aber von der unwissenden Klasse der Bevölkerung gefürchtet und durchweg gehaßt. Wir Amerikaner haben andererseits Ursache, stolz auf das zu sein, was unsere Offiziere, die wir nach Cuba gesandt haben, um das Land zu regieren, ausgerichtet haben. Auch die Cubaner sind nicht unempfindlich für die zahlreichen Verbesserungen, die sie dem amerikanischen Militärregiment verdanken. Trotzdem können sie sich [illegible] mit dieser Form des Regiments aussöhnen. Die amerikanischen [illegible] und Beamten sind in diplomatischen Künsten durchweg wenig [illegible]; die spanische Sprache ist ihnen zumeist fremd, und so erscheinen sie [illegible] Einwohnern als wirkliche Fremdherrscher. Von Juan Gualberto Gomez, einem Radikalen, der, obgleich afrikanischer Abstammung, ein sehr einflußreicher politischer Führer in Cuba ist, wird die Aeußerung kolportirt, er ziehe die spanische Sklaverei noch dem amerikanischen Regiment vor. Wenn die an sich vortreffliche neue Verfassnng erst in Uebung, der Schatten der Unabhängigkeit erst in Kraft, und die Stabilität der Verhältnisse erst gesichert ist, so mögen die Amerikaner bei sorgsamer Berücksichtigung cubanischer Rechte dennoch populär werden, besonders wenn wir den Cubanern einen Reciprocitätsvertrag anbieten, auf den sie als unsere politischen Mündel einen ziemlich berechtigten Anspruch haben. Wir sind in der Lage, indem wir ihnen den weiten amerikanischen Markt eröffnen, die Prosperität des Landes enorm zu beschleunigen und auf eine sichere Grundlage zu stellen. Auf diese Weise würde der Wunsch bei den Cubanern bald rege werden, Amerikaner zu sein, und damit eine thatsächliche Unabhängigkeit zu genießen, die sie jetzt nur dem Namen nach haben.

Newyork. Louis Windmüller.

Margarete Susman: Mein Land. Gedichte. Berlin und Leipzig 1901. Schuster und Loeffler.

Kaum jemals, selbst in der Periode der „blauen Blume", der ersten, selbstherrlichen Romantik, prägte sich der Individualismus so stark aus wie in der „Moderne". Der Individualismus ist und war das Fundament jeglicher Kunst; nur wurde das bisher nicht so klar von den Schaffenden gefühlt und so bestimmt hervorgehoben. Neuerdings sucht man die Persönlichkeit förmlich groß zu züchten; die Welt des Herrn X unterscheidet sich himmelweit von der des Herrn Y — weder Müller noch Schulze wollen zu den ephemeren „Vielzuvielen" gehören. Schon die Titel neuer Dichtungen sprechen von diesem Ichkultus. Das Erstlingswerk des Prosa-Fabulisten P. Altenberg hieß: „Wie ich es sehe", Chr. Morgenstern ließ u. a. erscheinen: „Ich und die Welt", und auch die Schöpfungen von Margarete Susman wollen durchaus eine Besonderheit repräsentiren: „Mein Land". Sie sind es auch. Die Verfasserin ist freilich nicht dermaßen eine Eigene, daß sie sich ihr Land ganz ohne Hilfe erobert hätte. Nietzsche, der gewaltige Herold der Einsamkeit, ist ihr nicht fern geblieben. Vor allem macht der unglückselige Leopardi ihren Mentor. „Du bist's allein, dem meine Seele glaubt, | Schwermüthiger Verkünder der Verneinung" . . . | „Mein wahreres, mein größ'res Ebenbild" — so ruft sie ihrem mächtigen Führer zu. Auch sie zeigt sich von düsterm Pessimismus durchdrungen; auch sie erschauert beständig unter der ewigen Wucht der Vergänglichkeit, und kalt starren auf sie die abgrundtiefen Augen metaphysischer Räthsel. Der Weltschmerz entfaltet über ihr seine schwere, grauenschwere Fahne. Aber sie ergibt sich ihm nicht auf Gnade oder Ungnade. Sie hätte ein Recht, auf ihre Jugend zu pochen; doch davon schweigt sie. Sie wird von dem Gefühl der Verlassenheit beherrscht. Sie tritt hervor — stolz, aber nicht hochmüthig, empfindlich, aber nicht empfindsam, erhaben und doch zart, energisch und doch echt weiblich. Ihr Buch spiegelt ihren Geist in einer ruhigen Entwicklung, er klärt und kräftigt sich.

„Fluchgeweiht" und „leidgekrönt" verlangt sie anfangs von dem heißgeliebten Leben zu viel, Erfüllung aller Wünsche, Erkenntniß aller Wahrheiten, ungetrübtes Glück. Sie vereinsamt. Sehnsuchtsvoll blickt sie in ihre unwissende Kindheit zurück. Trost quillt ihr aus allgemeiner Menschenbeglückung und aus dem gütigen Schoße der Allmutter Natur. Allmählich lernt sie zu darben und verlernt sie zu grollen, sie nähert sich der Stunde des „großen Lachens". Sie weiß zu entsagen. Ihr Land ist das Schweigen, höher gelegen als sterbliches Glück. Es gelingt ihr, „im Jubel der eigenen That" über ihr Elend zu schreiten. Sie will eine Nacht sein, „durch die schon leis des Morgens Schwingen wehn". Zuguterletzt offenbart es sich ihr, in den Saaten der eigenen Seele schlafe eine sonnenfrohe Lerche; sie erklärt: „Denkst Du, ich könnte nicht fröhlich sein?", und wenn sie früher das Dasein ein Danaergeschenk, ein Spielball des Staubes, dünkte, so dankt sie zum Schlusse dem „Unergründlichen" inbrünstig für seine Wunder — „Und ewig bin [illegible] — ewig wie Dein Werk". Genesung und Erlösung, Ergebung in [illegible] übermächtige Schicksal, dies ist der Ausgang.

[illegible] versöhnlichen Finale läßt die Dichterin Naturereignisse entsprechen. [illegible] sie zuerst hauptsächlich Herbststimmungen in sich aufnimmt, blickt [illegible] später in das befreiende Licht des Frühlings. Aber sie ist nicht als eine Naturdeuterin aufzufassen, welche die Jahreszeiten in ihrer Eigenthümlichkeit zeichnet, nicht als eine farbenfreudige Malerin der Nacht und der Berglandschaft.

Im Museum wandelt sie unter Marmorbildern — selten veranschaulicht sie lebende Menschen und diese womöglich in gegenwartentrückter, idealer Ferne („Weltuntergang", „Meduse", „Märchen"; vgl. dagegen S. 41, 48, 104). Demgemäß bildet auch die Liebe in ihrem Leben vorläufig bloß eine flüchtige Episode; des verehrten Mannes Augen allein hielten sie gebannt und verriethen ihr seine Neigung — „es war ja alles ein Traum". Die verhältnißmäßig spärlichen Erotika zählen zu den schwächeren und sogar schwächsten Stücken des Bandes. Im Mittelpunkte ihrer Interessen stehen allemal die brennenden Fragen nach Tod und Leben, Glück und Ewigkeit. Sie träumt sich ins Eden und zum Baume der Erkenntniß, Luzifer und der Weltschöpfer wohnen in ihrer geheimnißvollen Sphäre. Selbst da, wo sie hell jauchzend dem Frühling entgegenfliegt, wird sie nicht von ihrer grübelnden Sucht verlassen: „Ich will sein Geheimniß wissen." Ihre Dichtung ist also im Kerne Reflexion, Wahrheits- und Gedankenpoesie. Naiv, schlicht volksthümlich, unmittelbar stimmungsvoll berührt sie nur im Vorübergehen: „Im Feld ein Mädchen singt", | „Heut bin ich ein Kind".

Unter „Marmorbildern" beginnt: „Hier ist es schön. Die Welt in weißem Frieden | Erstarrt in strengen feierlichen Falten | Und doch nicht todt" . . . Aehnlich muthen auch die Gebilde ihres Geistes an. Meistens, selbst in heißem Schmerz, athmen sie kühle Feierlichkeit. Sie ragen hoch und herb wie überschimmert von der Ruhe eines Oktobertages in blassen, rothen, goldenen Blättern, über die das Dunkel langsam hereinbricht.

Ihre Philosophie ist aus dem Kopfe ins Herz geflossen und auf diesem Wege thatsächlich, wenn auch ihre poetische Kraft nicht immer ausreicht, innere Wahrheit geworden. Diese Dichtung darf nicht mit der ausgeklügelten, verschwommenen Traummystik der Dekadence verwechselt werden. Am ehesten ist sie mit der wuchtigeren, objektiveren Weise Carl Spittelers zu vergleichen. — „Mein Land" umfaßt nur die Auslese einer reichen Ernte, wobei eine Anzahl reifer Früchte leider unter den Tisch gefallen ist. Jedenfalls hat sich Margarete Susman mit ihrer gedankenvollen Lyrik nicht allein nach der Ansicht des Münchener Philosophie-Professors Theodor Lipps, sondern der Poesiekundigen überhaupt als „ein großes und vielverheißendes Talent" in die Litteratur eingeführt.

Berlin. A. K. T. Tielo.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 52. Berlin, den 28. September 1901. 18. Jahrgang.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur.

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 1¾–2 Bogen (14–16 Seiten). Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mk. jährlich (3¾ Mk. vierteljährlich), für die andern Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pf. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer Berlin W, Lützowstraße 107/108 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation ist im Postzeitungs-Katalog pro 1901 unter Nr. 5097 eingetragen.

Die Leser der „Nation“,

deren Abonnement mit dem 30. September abläuft, werden gebeten, dasselbe bei der Post, im Buchhandel oder beim Verlag der „Nation“, Georg Reimer, Berlin W., Lützowstr. 107/108, zu erneuern.

Inhalt.

Politische Wochenübersicht.

Im Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, ist der sozial-demokratische Parteitag noch nicht geschlossen. Von allem, was auf ihm bisher verhandelt worden ist, kann ein besonderes Interesse nur die sogenannte Bernstein-Debatte beanspruchen.

Eduard Bernstein gehört nicht zu den politischen Führern der sozialdemokratischen Partei, aber zu ihren allerbedeutendsten Theoretikern. Daß er ein Sozialdemokrat ist, steht unbedingt fest nach seiner Vergangenheit und nach seiner heutigen Bethätigung, und ganz zweifellos gibt es keine andere Partei in Deutschland, die bereit sein könnte, ihn in ihre Reihen aufzunehmen.

Dieser Mann ist in seinen theoretischen Erörterungen zu Ergebnissen gekommen, die von dem offiziellen, orthodoxen Glauben der Partei abweichen; und er hat in einem wissenschaftlichen Vortrag Ansichten geäußert, die gleichfalls den strenggläubigen Marxisten als ketzerisch erscheinen. Diese Ketzereien sind dem Parteitag denunzirt worden, und der Parteitag in Lübeck hat darüber zu Gericht gesessen, ob Bernstein ein Ketzer oder ob er kein Ketzer sei.

Natürlich ist Bernstein nicht verbrannt worden; dazu ist heute alle Welt zu human; man hat ihn auch nicht zur Partei hinausgeworfen; aber man hat ihn in einer Resolution wegen der Art seiner Kritik an der Partei und an den Anschauungen der Partei verwarnt. Man hat gesagt, die Freiheit der Kritik dürfe freilich nicht angetastet werden, aber diese Kritik, die Bernstein geübt hat, müsse man sich strengstens verbitten. Während der großen französischen Revolution pflegte man eine solche Verwarnung in die Worte zu kleiden: Je vous rappelle à la pudeur.

Wenn man denen glauben darf, die die Freiheit der Kritik angetastet haben, so gab es niemals einen Angriff auf die freie Meinungsäußerung. Es ist immer erlaubt gewesen, jegliche Meinung zu vertreten, nur jene nicht, die unbequem war. Und auf welche Weise eine wirklich freie Kritik innerhalb der Sozialdemokratie möglich sein soll, wenn einem Sozialdemokraten wie Bernstein gesagt wird, wir tasten freilich deine Ueberzeugungen nicht an, aber du darfst sie nicht vertreten, wie du es willst — das bleibt ein Geheimniß; das ist jene Freiheit, die frei soweit bleibt, wie es einer Majorität oder einer Gewalt genehm ist. Diese Freiheit ist thatsächlich die Unfreiheit.

Nichts deutlicher als dies.

Wir nehmen an, daß in einem deutschen Parlamente das Recht der freien, sachlichen Meinungsäußerung von Beamten, die sogar durchaus auf dem Boden des heutigen Staates sich befinden, zur Erörterung steht; und nun möchten wir

wissen, mit welchen Worten ein sozialdemokratischer Redner der Regierung noch entgegentreten kann. Die Regierung sagt: Die freie Kritik tasten wir nicht an; aber wenn ein Beamter diese Kritik in einer Weise übt, von der wir glauben, daß sie unserer Politik hinderlich ist, dann müssen wir ihn nachdrücklich zur Ordnung rufen dürfen, wie ihr euren Genossen Bernstein ja gleichfalls zur Ordnung gerufen habt; und wir wüßten wirklich nicht, was sich gegen solche Argumentation einwenden ließe.

Sachlich betrachtet, bedeutet daher der Lübecker Beschluß sehr viel; und er hat eine Wirkung, die über die sozialdemokratische Partei hinausreicht. Wenn eine Partei von der Stärke der sozialdemokratischen selbst den Boden unterhöhlt, von dem aus die freie, ungehinderte Kritik vertheidigt werden kann, dann gibt diese Partei nicht nur eines ihrer demokratischen Prinzipien — gewiß ohne an die Konsequenzen zu denken — auf; das geht sie selbst an; sie schwächt aber zugleich damit die allgemeine Widerstandskraft gegen eine Verkümmerung der freien, ungehinderten Meinungsäußerung; denn, ob der Papst, ob eine Behörde, ob ein Parteitag die Linie zieht, die das Denken eines ernsten, sachlichen Geistes einhalten soll, das ist ganz gleichgültig.

Dieser Beschluß in Lübeck wird trotz des allgemeinen Freundschafts- und Versöhnungsjubels am Schlusse ein schwarzes Blatt in der sozialdemokratischen Parteigeschichte sein; von weit unbequemerer Bedeutung als irgend eine Bernsteinsche wissenschaftliche Untersuchung; denn diesen Beschluß versteht schließlich jeder und jedem wird er in seiner Tragweite am Ende zum Bewußtsein kommen.

Die Resolution bedeutet noch etwas Anderes. Eine Partei, die immer und stets ihrer Kraft sich rühmt, gibt das Prinzip freiester und gänzlich unbeschränkter Meinungsäußerung auf, weil sie die wissenschaftlich abstrakten Ausführungen eines einzelnen Gelehrten nicht ferner glaubt ertragen zu dürfen; das gibt zu denken.

Wie stehen die Dinge? Auch der offizielle politische Sozialismus hat schon eine Entwicklung hinter sich. Die Verschmelzung von Marxschen und Lassalleschen Lehren beruhte eingestandener Maßen auf einer inneren Unwahrheit; man schritt schließlich zu Ausscheidungen, um diese innere Unwahrheit zu beseitigen. Das Programm wurde modificirt. Hat es nun heute seinen Bestand für die Ewigkeit? Das wagt natürlich auch kein denkender Sozialdemokrat zu behaupten. Weitere Umformungen sind also möglich, wie aber sollen sie herbeigeführt werden ohne kritische Diskussionen? Das ist ein Geheimniß jener, die den Majoritätsbeschluß in Lübeck herbeigeführt haben.

Natürlich sagen sie: Wir wollen die Diskussionen, aber nicht die Bernsteinschen Diskussionen; wie auch die katholische Kirche sagte: Auch wir wollen die Diskussion, aber natürlich nicht die lutherische. In solchem Widerspruch kommt eines zum Ausdruck: die Leiter der Sozialdemokraten fürchten, daß diese sachlichen Diskussionen weiter führen könnten, als ihnen genehm ist. Einmal hat das Sozialistengesetz diese Diskussionen unterdrückt, und jetzt sucht sie die Majorität eines sozialdemokratischen Parteitages zu unterdrücken. Nie ist stärker an das Tageslicht getreten, wie nothwendig es war, das Sozialistengesetz abzuschaffen.

Aber der Wunsch des menschlichen Geistes nach Wahrheit ist nicht aufzuhalten, und wenn, woran wir nicht zweifeln, die sozialdemokratischen Lehren auf Irrthum beruhen, so werden diese Irrthümer aufgedeckt werden, vielleicht nicht heute, dann morgen oder übermorgen und zwar von ehrlichen und scharfdenkenden Sozialdemokraten, die es gibt, und denen vor allen diese Mission für ihre Genossen zufallen muß.

Wenn die einen sagen, nach neuen Gesichtspunkten müssen wir unsere Heerhaufen gliedern, so sagen die anderen, diese Neuerungen werfen unsere alte Taktik über den Haufen; ohne den alten marxistischen Paradeschritt geht es nicht. Aber die Welt steht nicht still und der Gamaschendienst von anno dazumal ist noch stets durch die Modernisirung von übermorgen abgelöst worden; im Heerwesen und in der Politik.

Die Türkei sucht in ihren Streitigkeiten mit Frankreich langsam zu einem Arrangement zu gelangen. Eine Differenz ist durch Vergleich bereits so gut wie aus der Welt geschafft; das ist erfreulich.

Bedenklich lauten hingegen wiederum die Nachrichten aus Armenien; es scheint, daß dort neue Gewaltthaten gegen Armenier verübt werden.

Aus Südafrika nichts neues; die Widerstandskraft der Buren ist nicht erschöpft und wie groß die Angriffskraft der Engländer noch ist, vermag man nicht zu ermessen.

Eine sehr böse Nachricht kommt aus Neapel. Pestfälle haben sich dort ereignet, und leider gibt es Quartiere in Neapel, die der Ausbreitung jeder Seuche den besten Boden bieten. Die italienische Regierung wird hier zur Verhütung großen Unglücks eine außerordentliche Energie entfalten müssen.

In dem größten Kommunalverbande der neuen Welt, in dem ungefähr 3½ Millionen Seelen umfassenden Greater Newyork, schickt man sich an, die seit 4 Jahren auf der Stadt lastende Herrschaft von Tammany Hall abzuschütteln. Der Kandidat für das Bürgermeisteramt, um dessen Namen sich die Gegner von Tammany bei den Novemberwahlen schaaren wollen, heißt Seth Low und ist Präsident der Columbia-Universität. Der moralisch wie intellektuell außerordentlich hochstehende Mann war auch einer der Vertreter der Vereinigten Staaten auf der Haager Friedenskonferenz. Als Mayor von Brooklyn hat er vor Jahren bereits Proben eines bedeutenden Verwaltungstalents abgelegt. Die Kandidatur ist deshalb höchst glücklich. Vor vier Jahren war Seth Low ebenfalls der Kandidat der Newyorker Munizipalreformer. Damals aber stellte der republikanische Boß Platt ihm in der Person des Generals Tracy einen rivalisirenden Kandidaten zur Seite und bewirkte damit Seth Low's Niederlage. Ohne diesen Streich des republikanischen Boß wäre Low damals schon gewählt. Jetzt scheint auch die republikanische Parteimaschine für Low's Kandidatur gewonnen zu sein. Die Wahrscheinlichkeit, daß die Herrschaft von Tammany Hall und Boß Croker über Newyork mit Ablauf dieses Jahres ihr Ende erreicht, ist deshalb sehr groß. Und das würde für Newyork und die Union mehr bedeuten, als eine gewonnene Schlacht.

* * *

Zielbewußt.

In unserem politischen Jargon spielt das Wort „zielbewußt" eine bevorzugte Rolle. Es soll zum Ausdruck bringen, daß jemand weiß, was er will: eine Eigenschaft, die in der Politik weit seltener ist, als man gemeinhin annimmt.

Besonders Regierungen, in denen kein einheitlicher Geist herrscht, sind nur zu häufig durchaus nicht zielbewußt. Den Rekord scheint aber in dieser Beziehung die gegenwärtige Reichsregierung brechen zu wollen.

Sie versichert durch ihre berufensten Vertreter, daß sie höhere Getreidezölle anstrebt, und sie versichert gleichzeitig, daß Deutschland neue Handelsverträge abschließen will und — um mit dem preußischen Handelsminister Herrn Möller zu reden — haben muß. Wie aber nun, wenn neue Handelsverträge bei Erhöhung der Getreidezölle

nicht zu haben sind? Der Fall ist ja offenbar der wahrscheinlichste. Man fragt sich verwundert, wie ein Mensch mit fünf gesunden Sinnen auf den Gedanken verfallen kann, die Russen — um diese handelt es sich doch vorzugsweise — würden einer Erhöhung der Getreidezollsätze über 35 Mark pro Tonne hinaus zustimmen und auf dieser Basis, die sie vor 8 Jahren schlechterdings ablehnten, einen neuen Handelsvertrag aufbauen helfen. Weshalb sollten sie es denn thun? Ist ihr Interesse an mäßigen deutschen Getreidezöllen heute etwa geringer, als vor acht Jahren? Im Gegentheil! Oder ist das Interesse Deutschlands an einem möglichst wenig gehinderten Zugang zum russischen Markte etwa heute geringer, als zur Zeit des Abschlusses der Caprivischen Handelsverträge? Im Gegentheil! Kein Land der Welt ist heute an der Entwicklung der Handelsfreiheit stärker interessirt, als Deutschland. Die Russen müßten — um mit dem jüngst verstorbenen Liebling der Agrarier zu reden — „rechte Esel" sein, wenn sie dies alles nicht ebenso gut wissen sollten, wie wir.

Im Uebrigen sorgen ja auch die bekannten „Agenten des Auslandes" — die deutschen Freihändler, der preußische Handelsminister und noch weit höhere Würdenträger — dafür, daß die Vogel-Strauß-Politik nicht aufkommen kann. Man gewöhnt es sich allmählich auch in Deutschland ab, es als einen patriotischen Akt anzusehen, das Ausland für dümmer zu halten, als es ist.

Die wirthschaftlichen Thatsachen, auf Grund deren man Handelsverträge abschließen kann, sind keinem der in Betracht kommenden Kontrahenten verborgen, und es ist vergeblich die Gegenkontrahenten, wie im Pokerspiel, „bluffen" zu wollen.

Es ist deshalb auch gar nichts dagegen einzuwenden, wenn ein preußischer Handelsminister als klares Ziel der deutschen Handelspolitik den Wiederabschluß neuer Tarifverträge bezeichnet. Aber es ist unverständlich, wie er gleichzeitig höhere Getreidezölle in Aussicht stellen mag. Herr Möller spannt zwei Pferde vor und mindestens drei hinter den Staatswagen.

Es ist durchaus begreiflich, daß die Agrarier über Herrn Möller's warmes Herz für Handelsverträge verschnupft sind, denn sie sagen sich ganz mit Recht: meint er es ernst, dann lebe wohl, Hoffnung auf höhere Getreidezölle.

Das Unvereinbare zu vereinigen, darauf läuft die Politik des Herrn Möller hinaus. Seine Politik wird noch weniger verständlich, wenn es wahr sein sollte, daß er der Einfügung des Doppeltarifs für Getreide in den Zollgesetzentwurf nicht nur keinen Widerstand geleistet, sondern diesen genialen Vorschlag sogar befürwortet hat. Da nach dem Ruhm, diesen Schwabenstreich begangen zu haben, immer weniger Staatsmänner geizen, so wäre es kein Wunder, wenn die alten bewährten Kräfte in der Regierung den Wunsch gehabt haben sollten, mit dem Neuangekommenen diesen Ruhm zu theilen.

Und der Reichskanzler? Man hat manchmal das Gefühl, daß er selbst neugierig ist, welche Ueberzeugung er schließlich haben wird. Er sitzt noch immer on the fence, wie die Amerikaner sich ausdrücken; auf dem Zaun. Er kann auf das agrarische Feld oder auf die gepflasterte Straße springen; noch hat er die Wahl. Auf die Dauer ist der Zaun aber ein schlechter Sitz; und jedenfalls liegt nichts Zielbewußtes in dieser Position.

Theodor Barth.

Miquel und Lasker.

Aus dem litterarischen Nachlaß Eduard Lasker's.

V.

Lieber Freund!

Da ich noch nicht weiß, ob ich in diesen Tagen abreisen kann, so will ich doch vorsorglich schriftlich meine Unterlassungs-Sünden wieder gutmachen, welche ich in dem ewigen Sturm und Drang, in welchem wir uns befinden, mir leider habe zu Schulden kommen lassen. Ich will Ihnen spät, aber nicht weniger aufrichtig für Ihren Vortrag über Halbbildung danken. Nochmals in Ruhe gelesen, ist er mir in meiner Krankheits-Melancholie eine wahre Erquickung gewesen. Der Vortrag ist voll von feinen und geistreichen Gedanken nicht bloß, sondern auch von vortrefflichen praktischen Fingerzeigen und Rathschlägen. Namentlich was Sie auf der letzten Seite sagen, ist durchaus wahr und würde beherzigt viel Unheil verhüten. Seit langer Zeit ist mir die Gefahr der Verflachung und Verallgemeinerung als das Hauptübel der heutigen Menschheit erschienen, es ist die höchste Zeit, daß wir wieder anfangen, uns mehr zu specialisiren und die Vortheile erkennen, welche Charakter, Intelligenz, Selbstbestimmung aus der vollendeten Kenntniß und Uebung eines Berufes, einer bestimmten Lebensaufgabe gewinnen. Die Aufgabe unseres Schulwesens wird immer in der Lösung des Problems bestehen, die Menschen hierzu geschickt und geneigt zu machen, ohne ihnen das Verständniß für die allgemein menschlichen Dinge zu nehmen.

Jeder soll seinen Platz ganz aber doch nur bewußt als Theil des Ganzen behaupten.

Wenn wir das Ganze sein wollen, sind wir nichts, nur die Erfüllung einer wirklichen Theilaufgabe sichert Theilnahme am Ganzen, wenn auch räumlich der Theil des bedeutenden Menschen ein größerer ist.

Ich finde es beklagenswerth, aber natürlich, daß der Vortrag anscheinend nicht genug verbreitet ist. Es gehört wirkliche Bildung dazu, ihn zu verstehen, und wir leben ja in der Welt der Halbbildung.

Wenn ich zeitig genug wieder hergestellt werde, um reisen zu können, so komme ich noch vor Schluß des Landtags, sonst besuche ich, wenn möglich, die Freunde während des Reichstags. Ich hoffe noch immer, daß es wegen der Zollfragen wenigstens in unserer Fraktion nicht zum Conflikt kommt.

Meines Erachtens müßten wir suchen, die Bismarck-Coalition der Industrie und der Landwirthschaft zu **sprengen**, indem wir vorab durch eigene Initiative den dringendsten Fall aus der ersteren beriedigten oder wenigstens den guten Willen dazu zeigten.

Osn., 13./2. 79.

Mit bestem Gruß

Ihr

J. Miquel.

VI.

Lieber Freund!

Es drängt mich, einmal wieder von Ihnen über die politische Lage etwas zu hören. Ich kann in meiner Vereinsamung aus den Zeitungen allein nicht klug werden, und war sehr erschrocken, als ich in Hannover von Hugenberg hörte, daß Rickert die Trennung der Parthei fur unvermeidlich erklärt habe. Ich kann, mit den intimen Verhältnissen unbekannt, von hier aus dafür keinen genügenden Grund finden, der einen so schweren Schritt rechtfertigte, oder gar nothwendig machte, und hoffe daher, daß R.'s Aeußerung unrichtig wiedergegeben ist.

Die Zollfragen sind für uns doch niemals Partheifragen gewesen und die Finanzzölle wollten wir gegen die erforderlichen Garantien bewilligen. Im Landtage haben wir diese (gefordert) und im Reichstage wird doch jeden Falls die **ganze** Parthei sie fordern.

Ob man nach Schluß des Reichstags es zum **Partheiprogramm** machen kann und muß, den neuen Tarif oder Theile davon zu bekämpfen oder es freiläßt, in dieser Beziehung nach der individuellen Meinung zu handeln und das Weitere von den Umständen abhängig zu machen, kann doch erst entschieden werden, wenn das Gesetz vorliegt. Dann erst wird man diese Frage entscheiden können und bestimmte Stellung zu nehmen im Stande sein.

Meines Erachtens müßte nach Schluß des Reichstages hierüber und über die ganze politische Lage eine Besprechung stattfinden, ein neues Programm berathen und der ehrliche Versuch gemacht werden, ob wir nicht auch weiterhin heilsam zusammenwirken können wie bisher. Auch die **politische** Lage scheint mir noch unklar, solange die Centrumsfrage nicht entschieden ist. Auch hier wird der Schluß des Reichstags Klarheit bringen müssen.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich einen Bruch, dessen Nothwendigkeit ich absolut nicht einsehe, beklagen würde und daß dies wahrscheinlich bei mir den Entschluß zur Reife bringen würde, überhaupt das politische Leben zu quittiren. In allen Fällen müßten Sie doch, falls dann wirklich eine Trennung erfolgen müßte, dafür sorgen, daß die sich etwa bildenden besonderen Fraktionen in nahen und freundschaftlichen Verhältnissen bleiben. Ihre Ziele und Ihre Mittel werden ja doch wesentlich dieselben bleiben und gewiß wird im Landtage dies vollständig der Fall sein.

Es wäre mir sehr erwünscht, wenn Sie mich mit einigen Worten aufklären oder gar beruhigen könnten. Glauben Sie inzwischen nicht, daß ich mit den Bestimmungen des Zolltarifs in wesentlichen Beziehungen persönlich einverstanden wäre und daß ich die Schutzzöllnerei von heute billige.

Mit bestem Gruß
Ihr
J. Miquel.

Osn. 22./6. 79.

VII.

Lieber Freund!

Leider muß ich aus Ihren Mittheilungen entnehmen, daß meine Befürchtungen nur allzusehr begründet sind. Ich hatte Bennigsen in Hannover nur in einer Besprechung mit Mitgliedern des Städtetages gesehen und er hatte mir von seinen Absichten und Ansichten Nichts mitgetheilt, sondern nur angedeutet, daß eine Trennung demnächst möglich sei. Ich habe dies so aufgefaßt, daß er dies nicht wünsche, vielmehr lebhaft bedauere und glaube das heute noch. Inzwischen hat sich doch die Sachlage vollständig verändert, soweit ich es übersehen kann. Die ganze Parthei wird in die Opposition gedrängt werden nach der Entwicklung, welche die Dinge nehmen. Wenn diese Opposition von dem einen etwas lebhafter, als von den andern aufgenommen wird, so ist dies meines Erachtens ebensowenig für die Zukunft ein Grund zur Trennung, als bisher. Es handelt sich doch um eine Opposition, welche ganz ohne alle Rücksicht alle verkehrten Maaßregeln bekämpft, und diese werden wohl von einer Beschaffenheit sein, welche Meinungsverschiedenheit nicht aufkommen läßt.

Diese jetzige Lage habe ich lange vorher gesehen. Wenn die Parthei sich über ein wirthschaftliches und Finanz-Programm — wohin ich immer gedrängt habe — nicht einigen konnte, für bestimmte Positionen keine Majorität im Reichstage bot, so war bei den Strömungen im Volke und den Neigungen eben die Gefahr der jetzt eingetretenen Schwenkung eminent. Für das Vaterland ist es traurig, daß sie so gekommen ist, für die liberale Parthei günstig. Ich kann mich nicht davon überzeugen, daß es richtig ist, in einer solchen Lage auseinanderzugehen, ohne irgendwie untersuchen zu wollen, von welcher Seite der Trieb dazu am stärksten ist, und ich hoffe noch immer, daß das auch von Bennigsen nach den Zeitungen in Aussicht gestellte negative Votum alle Freunde schließlich zusammenhält. Oft hat der dem Kampf und den augenblicklichen Stimmungen Fernstehende einen richtigeren politischen Instinkt. Handeln Sie nicht in der nur zu natürlichen Erregung, sprechen die Freunde offen und aufrichtig miteinander, vielleicht ist doch eine Verständigung möglich, welche meines Erachtens die Regierung uns mehr und mehr aufzwingen wird. Ich werde an Bennigsen in gleichem Sinne schreiben, wenn ich mir auch nicht einbilde, daß meine Stimme aus der Wüste viel über Sie Beide vermögen wird.

Allerdings bin ich glücklich, solche Entscheidungen nicht treffen zu brauchen, und danke dem Geschick, welches mich davor bewahrte. Aber anderer Seits ist die Trauer über den augenblicklichen Niedergang unserer nationalen Aufgabe vielleicht bei einem Zuschauer noch größer, als bei dem aktiven Streiter.

Mit herzlichem Gruß
Ihr
J. Miquel.

Osn., 1. Juli 1879.

P. S. Ich hoffe, daß die Zeitungsnachricht, daß Bismarck nur, weil für den Antrag B.'s keine Majorität zu erlangen, auf die andere Seite gedrängt sei, sich nicht bestätigt. Wir hätten dann eine schwere Verantwortlichkeit zu tragen. Die politische Lage darf doch nicht allein durch Schutzzoll oder Freihandel bedingt werden.

VIII.

Lieber Lasker!

Leider wird aus unserer Zusammenkunft vorläufig Nichts werden. Bennigsen will in diesen Tagen verreisen und er verspricht sich auch keinen Erfolg von der Besprechung. Jede persönliche Gereiztheit möchte er aber alten Freunden gegenüber unbedingt vermeiden. Er scheint sich mit dem Gedanken ernstlich zu tragen, den politischen Schauplatz zu verlassen, da er die Operation der großen liberalen Parthei auf einer Basis des Freihandels und der grundsätzlichen Opposition für aussichtslos und gefährlich für die liberalen Ideen hält und sich in dieser Beziehung mit Ihnen, Forckenbeck, Rickert und Anderen nicht in Uebereinstimmung zu finden glaubt.

Zur Zeit wird Bennigsen von vielen Seiten gedrängt, von dieser Absicht zurückzutreten und ich weiß nicht, was diese Bemühungen bewirken, bin aber sicher, daß der Rücktritt Bennigsen's im Westen und insbesondere in Hannover ein gewaltiger Stoß für die liberale und nationale Parthei sein würde. Ich hoffe, Bennigsen in diesen Tagen noch vor seiner Abreise zu sprechen und werde Ihnen dann weiter berichten. Was mich selbst betrifft, so theile ich die Ansicht, daß die liberale Parthei hier den Freihandel nicht zum Programm erheben kann, und daß, sowenig ich mit wichtigen Bestimmungen des Tarifgesetzes einverstanden bin, wenigstens für das Abgeordnetenhaus dies nicht in Betracht kommt, daß dort unsere Aufgabe sein muß, die Ueberschüsse vor Allem den unteren Volksklassen und den Gemeinden zu Gute zu bringen. Stützt sich die Regierung weiter auf die konservativ-klerikale Mehrheit, so ist unsere Rolle gegeben, festes Ablehnen und Bekämpfen aller verkehrten Maßregeln, ohne faktiöse Opposition gegen alle, auch an sich gute Regierungsmaßregeln. Der geringere Grad parlamentarischer Verantwortlichkeit einer aus wirklich unabhängigen Männern bestehenden Minorität wird von selbst deren Haltung gegen früher modifiziren.

Ich bin mir bewußt, absolut frei lediglich nach meinen Ueberzeugungen zu handeln und traue mir zu, dies, wenn nöthig, auch in einer entschlossenen Opposition zu thun. Aber ich würde, wie hier die Stimmung ist, meine Wähler, soweit ich deren bei einer Koalition der Regierung und des Centrums noch haben würde, täuschen, wenn ich eine Politik gegen die Person des Fürsten Bismarck machen wollte. Dies halte ich auch weder für patriotisch, noch für durchführbar. Bei den im Abgeordnetenhause vorkommenden Fragen glaube ich mit Ihnen auf einem Boden zu stehen, abgesehen vielleicht von der Verstaatlichung der Bahnen, an der ich festhalte. Ich sehe daher keinen Grund zur Trennung und bin der Ansicht, daß man das Weitere abwarten sollte. Sobald ich von Bennigsen mehr erfahre, theile ich es Ihnen mit. Welche Maßregeln wir eventuell vor den Wahlen gemeinsam ergreifen, müßte jeden Falls noch besprochen werden. Bis Mitte August werde ich wohl noch hier bleiben.

Mit bestem Gruß
Ihr
J. Miquel.

Osnabrück 29./7. 97.

IX.

Lieber Freund!

Bennigsen war auf einer Geschäftsreise gestern endlich hier. Wir haben alles aufgeboten, um ihn von seinem Entschlusse abzuhalten — aber vergeblich.*) Er will sich nicht wählen lassen und überhaupt von der parlamentarischen Thätigkeit nichts mehr wissen. Wie sehr wir dies beklagen und welche Niedergeschlagenheit dies in der Provinz hervorruft, können Sie sich denken. Ich habe nun veranlaßt, daß vorerst eine kleine, vertrauliche Besprechung in Hannover stattfindet, um die weiteren Maßnahmen zu bereden, zumal Bennigsen auch hier die Partheileitung ablehnt und auf 5 Wochen abreist. Demnächst bin ich der Ansicht, daß das Centralwahlcomité vertraulich in Berlin zusammentreten müßte, um klarzulegen, ob die Parthei mit einem einheitlichen Programm in die Wahlen gehen kann. Wäre dies nicht möglich, so müßten m. E. die einzelnen Provinzen für sich vorläufig vorangehen; sie werden ja, von einzelnen Fragen abgesehen, wenigstens für das Abgeordnetenhaus doch im Wesentlichen dieselbe Stellung einnehmen.

Zur Zeit wird nun wohl alles in Sommerfrische sein. Man wird daher wohl kaum vor der Mitte September zusammenkommen können.

Ich bitte mit den Freunden die Sache sich zu überlegen und mir demnächst Nachricht zukommen zu lassen.

Bis 15. August werde ich wohl hier bleiben, dann etwa drei Wochen reisen. Die Briefe werden mir aber nachgeschickt.

Osn., 4./8. 79.

Mit bestem Gruß
Ihr
J. Miquel.

---

*) Anmerkung der Redaktion: Bekanntlich führte Bennigsen seine Absicht erst 1883 durch Niederlegung seiner Mandate für den Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus aus, um 1887 mit Miquel zusammen wieder ins parlamentarische Leben zurückzukehren.

X.

Lieber Lasker!

Morgen feiern Sie Ihren 50. Geburtstag. Da möchte ich Ihnen doch gern einen herzlichen Glückwunsch und einen treuen Freundesgruß hinübersenden.

Sie können getrost und zufrieden zurücksehen auf die Vergangenheit. Das Beste gewollt und viel Gutes erreicht zu haben, ist das schönste Bewußtsein und das einzig wahre Glück. Die Zukunft liegt noch offen vor Ihnen, wir wissen nicht, was sie bringt. Nur Eins ist gewiß — die Saaten, welche Sie ausgestreut und die jetzt im Winterschlafe liegen, werden dann erst kräftig aufgehen und herrliche Früchte zeitigen. Die Welt ist uns jetzt gram und sieht uns mürrisch an — bis sie sich müde an den andern gesehen hat, und wieder nach uns verlangen wird. Sie können zufrieden sein, einmal eine kurze Spanne Zeit sich selbst zu leben und die Kritik in ruhiger Muße an andern zu üben, deren Gegenstand wir so lange Jahre sein mußten. Gern wäre ich in Ihrer Lage, und ich gehe mit größerem Widerwillen, als je, nach Berlin, sicher, daß wir verdammt sind, wenig zu nützen und es niemandem recht zu machen. Wir werden Sie grade, wo es vielfach um feste Abwehr und schlagfertige Widerlegung sich handeln wird, doppelt vermissen. Ihr Fehlen*) wird allein schon dem Abgeordnetenhaus ein ganz anderes Gepräge geben.

Doch genug von Politik für den heutigen Tag. Genießen Sie ihn nicht als ein Stoiker, — als ein heiterer Epikuräer. Ich denke, daß Sie im Kreise der Freunde sein werden. Beste Grüße für alle. Alt wird nur der, welcher es sein will. Sie aber werden auch im Alter der Jahre noch in Geist und Gemüth jung bleiben.

Osn., 13. Oct. 1879.

Von Herzen

Ihr treuer

J. Miquel.

XI.

Lieber Freund!

Ich höre durch Freund Rickert, daß Sie ungehalten sind, weil ich Sie noch nicht besucht habe. Aber ich war bei Ihnen, wurde aber abgewiesen, da Sie nicht zu Hause seien. Leider hatte ich keine Karte und dachte, auch alsbald wiederzukommen. Letzteres ist leider bis jetzt unterblieben in dem Ihnen ja bekannten Strudel der Geschäfte. Morgen reise ich auf einige Tage nach Hause und komme dann sofort zu Ihnen, um Ihnen persönlich zu sagen, daß meine Gesinnungen, unbeeinflußt durch die Reichstagsquerellen, Ihnen gegenüber völlig unverändert sind, Sie auch zu bitten, von mir nicht so gering zu denken, als könne die Hochachtung und Verehrung für einen alten, bewährten Freund beeinflußt werden durch die Ungunst einer wankelmüthigen öffentlichen Stimmung, die uns alle trifft, Sie aber am ungerechtesten.

B. Donnerstag Abends.

Mit bestem Gruß

Ihr treugesinnter

J. Miquel.

*) Anmerkung der Redaktion: Lasker war bei den Wahlen zum Abgeordnetenhaus im Herbst 1879 nicht wiedergewählt.

Die Krone und die Kommune Berlin.

Die Gegensätze zwischen der Krone und der Berliner Kommune häufen sich. Schon mit dem Regierungsantritt des jetzigen Königs kam es bei der Uebergabe eines Geschenkes der Stadt Berlin an den Monarchen zu einer überraschenden Scene. Unter Forckenbeck, unter Zelle, unter Kirschner wechselt dann wiederholt Sonnenschein mit Regen.

Wir haben noch nicht beobachtet, daß es gelungen wäre, den Faden aufzufinden, der die ganze Reihe dieser Zwischenfälle untereinander verbindet, die erfreulichen mit den unerfreulichen, und auch die Motive für einzelne losgelöste Erscheinungen sind niemals klargestellt worden. Warum zum Beispiel mußte Oberbürgermeister Kirschner Monate und Monate und Monate auf seine Bestätigung warten, die alsdann doch erfolgt ist?

Als Fürst Bismarck den Sturm auf das rothe Haus organisirt hat, da lag Absicht und Ziel klar zu Tage; es sollte der Liberalismus in Berlin entwurzelt werden, und um zu diesem Endpunkt zu gelangen, sollte er zuvor auf kommunalem Gebiet eine schwere Niederlage erleiden. Rechnet man hingegen die Kontroverse wegen des Berliner Friedhofportals für die Märzgefallenen ab, so stößt man nirgends auf politische Ursachen, die die Reibungen der neueren Zeit veranlaßt haben. Und auch die Frage des Friedhofportals hat nichts mit der Politik des Tages unmittelbar zu thun. Die Majorität der Stadtverordnetenversammlung ließ auch in diesem Falle nicht den geringsten Zweifel an ihrer loyalen Gesinnung gegenüber der Krone aufkommen. Es war nur zu erörtern, ob trotz dieser Loyalität nicht sehr wohl die Pietät für Todte bestehen konnte, die mit ihrem Blute die Fundamente des modernen Preußens und des modernen Deutschlands hatten kitten helfen. Und das haben sie gethan; dies steht historisch fest; denn wie die Entwicklung einmal war, ist ohne die Grundlage einer Verfassung das heutige Deutschland ebenso undenkbar, wie ohne die siegreiche Kraft unserer Heere.

Vor allem die neuesten Kontroversen entbehren des politischen Charakters vollkommen. Herr Kauffmann war Stadtrath; warum sollte er nicht Bürgermeister werden können; und ob eine Straßenbahn die Linden oberirdisch oder unterirdisch durchquert, das hat mit dem Programm der „Kreuzzeitung" ebenso wenig zu thun, wie mit dem Programm der Freisinnigen. Die Probe ist schließlich auf das Rechenexempel dadurch erbracht, daß in dem einen wie in dem andern Falle die Minister des Königs die Vorschläge der Stadt unterstützten, die alsdann der Monarch verworfen hat.

Man hat nun behauptet, daß die nochmalige Wahl Kauffmann's den Monarchen verdrossen haben muß, und man hat versucht, die Straßenbahnangelegenheit aus solchem Verdruß zu erklären. Chronologisch geht das nicht; denn die Entscheidung über die Straßenbahn ist vor der zweiten Wahl gefallen, und sachlich geht das auch nicht, denn es wäre wirklich eine schwere Beleidigung des Monarchen, wollte man annehmen, daß er eine sachliche Entscheidung von großer Bedeutung für die Berliner Bürgerschaft aus Gründen des Gefallens oder Mißfallens an einem Beschlusse trifft, der jedenfalls gesetzlich unanfechtbar ist.

Auch Freisinnige mögen über die Zweckmäßigkeit der Wiederwahl Kauffmann's verschiedener Ansicht sein, und man mag die Hoffnung für sehr gering halten, daß nunmehr eine Bestätigung erfolgen wird; aber ganz zweifellos handelte die Stadtverordnetenversammlung innerhalb ihrer Kompetenz, und die Auffassung, daß eine mit großer Majorität vollzogene Wahl die Billigung des Königs finden wird, während der Monarch die Wahl Seitens einer schwachen Majorität nur um der Zahlenverhältnisse willen glaubte beanstanden zu sollen, — solche Auffassung mag irrig sein, aber wenn sie vorhanden ist, wird damit der Wiederwahl der Charakter einer beleidigenden, provokatorischen Demonstration genommen; so weit die große Majorität der Stadtverordneten-Versammlung in Betracht kommt, kann in dieser Beziehung kein Zweifel bestehen.

Wer selbst der Stadtverordnetenversammlung angehört, und wer vorurtheilslos die Thatsachen prüft, der wird nicht zu der Ueberzeugung gelangen können, daß die Reibungen zwischen Krone und Stadt auf ausgesprochenen politischen Gegensätzen beruhen, und vor allem findet sich innerhalb der großen Majorität der Stadtverordnetenversammlung und des Magistrats keine Tendenz durch ungesetzliche Uebergriffe und durch Provokationen Konflikte zu schaffen.

Rechnet man hinzu, daß neben der gänzlich unpolitischen Straßenbahnfrage noch in mehreren anderen Fällen, die mit der Politik auch nicht die allermindeste Berührung

haben, sehr unbequeme Reibungen erfolgt sind, so wird man die Ursachen dieser unerfreulichen Erscheinungen in den ausgesprochen liberalen Anschauungen der Berliner Stadtverordnetenversammlung nicht zu suchen haben. Der König scheint vielmehr der Ueberzeugung zu sein, daß die Residenzstadt Berlin auf seine Intentionen, die von seinem Standpunkt aus die besten sind, einzugehen habe, und er empfindet jeden Widerstand als eine lästige, vielleicht als eine böswillige Opposition, die beseitigt werden sollte, mag es sich nun um Erörterungen über ein Relief, das für eine Brücke bestimmt ist, oder um die Konzession für Untergrundbahnen, um die Trace für Straßenbahnen, oder um personelle Anstellungen handeln. Die patriarchalische Obervormundschaft, die es im modernen Staatsleben nicht mehr giebt, taucht im kommunalen Leben Berlins wieder auf, und erzeugt Gegensätze über Fragen von Bedeutung und über Fragen von völliger sachlicher Bedeutungslosigkeit. Diese Gegensätze, über die man immer von neuem vorsichtig hinwegzukommen sucht, müssen schließlich ernste Komplikationen hervorrufen.

Die städtische Selbstverwaltung ist nicht darum geschaffen worden, damit eine Anzahl Personen das zweifelhafte Vergnügen genießen kann, Parlament zu spielen. Die Schöpfer der Selbstverwaltung waren der Ansicht, daß bestimmte Aufgaben des öffentlichen Dienstes besser von Bürgern, als von besoldeten Beamten erfüllt werden, daß die Selbstverwaltung eine Voraussetzung der materiellen Blüthe der Städte und damit eine wesentliche Voraussetzung der Blüthe des Staates und zugleich eine Bürgschaft für die Festigung der staatlichen Institutionen und der nationalen Unabhängigkeit sei. Natürlich sind auch Selbstverwaltungskörper fähig Fehler zu begehen; sie haben sie begangen, und sie werden sie begehen. Solche eklatanten Fehler zu beseitigen, ist Pflicht der staatlichen Aufsichtsbehörden, soweit das Gesetz diesen Letzteren das Recht der Intervention gewährt. Aber wenn solche Interventionen ohne daß ein dringender Anlaß sich erkennen läßt, immer häufiger und häufiger werden, dann muß man sich fragen, handelt es sich um Beseitigung von Fehlern der Selbstverwaltung, oder gelangt man nicht vielmehr auf einen Weg, der die Selbstverwaltung selbst lahmlegt und untergräbt. Und das ist der Punkt, wo aus der Berliner Lokalfrage eine Staatsfrage wird.

Tausende und Tausende Berliner Bürger, ganz gleichgültig, ob sie politisch konservativ oder liberal denken, werden es mit Mißmuth ertragen, daß eine Verbindung in der Richtung von Treptow nach Pankow über die Linden hinüber von der Stadt nicht hergestellt werden kann; während einer privaten Aktiengesellschaft die Ueberführung ihrer Geleise über die Linden gestattet wurde. Warum dies, obgleich die verantwortlichen Behörden das städtische Projekt, das eine fundamentale Abänderung garnicht zuläßt, gebilligt haben? Wenn solche streng sachlichen Anträge, die in Uebereinstimmung mit den Behörden gestellt wurden, verworfen werden, dann gelangt die Selbstverwaltung auf einen todten Punkt, und sie kann die Aufgabe nicht erfüllen, die sie im Dienste der Stadt und des Staates und daher auch der Monarchie zu erfüllen hat.

Und in welcher Lage befinden sich die Behörden? Sie kontrasigniren Anträge der städtischen Verwaltung; sie billigen sie als zweckmäßig, um dann zu erfahren, daß der Monarch die Entscheidungen der Stadt und der Minister für unzweckmäßig erachtet, so daß nunmehr die Minister wiederum gezwungen sind, ihre eigene Billigung öffentlich zu mißbilligen. Wenn die Staatsmaschine in solcher Weise arbeitet, dann arbeitet sie sachentsprechend ganz gewiß nicht; und das Uebel, das wir hier in Berlin so drastisch am eigenen Leibe spüren, ist schließlich ein Uebel, das auch immer wieder in den größeren Verhältnissen der allgemeinen Politik vergrößert auftaucht.

Es gibt natürlich Elemente, die die Stadt Berlin in einen akuten Konflikt mit dem Monarchen hineinzerren wollen, wie es Elemente gibt, die wiederum den Monarchen in einen Konflikt mit der liberalen Reichshauptstadt hineinhetzen möchten. Die Extremsten der äußersten Rechten und der äußersten Linken haben ja stets dasselbe Interesse: die ruhige Entwicklung unmöglich zu machen. Freilich dieser ruhigen Entwicklung stellen sich schon jetzt mehr und mehr Schwierigkeiten in den Weg, und wenn es nicht gelingt, den Raum für eine ruhige, sachliche Bethätigung der Selbstverwaltung taktvoll zu schaffen, und wenn das Ministerium nicht auch seinerseits dieses Bestreben der städtischen Behörden nachdrücklich unterstützt, dann werden die Wünsche jener erfüllt werden, denen, wie jede Demolirung von Einrichtungen des modernen Staates, so auch die Schadhaftmachung der Berliner städtischen Verwaltungs-Maschine willkommen ist.

Daß ein solches bedeutsames Ereigniß auf die allgemeinen politischen Verhältnisse unmittelbar zurückwirken würde, ist zweifellos.

P. Nathan.

Henry Broadhurst MP.

Die englische biographische Litteratur ist vor einigen Monaten um ein Werk bereichert worden, welches uns statt der üblichen diplomatischen Erinnerungen eines Mitgliedes der Aristokratie die Selbstschilderung des Lebensganges eines Politikers bringt, der sich vom einfachen Arbeiter zum angesehenen Parlamentarier und Minister emporgearbeitet hat. Henry Broadhurst, welcher, einer der ersten Arbeitervertreter, dem englischen Unterhause fast ununterbrochen über zwanzig Jahre lang angehört, hat seine Lebenserinnerungen unter dem Titel*) „Von der Steinmetz- zur Minister-Bank, Geschichte meines Lebens" der Oeffentlichkeit übergeben; und er schildert uns in diesem Bande in einfachen Worten und persönlich ungemein bescheidenem Tone den Lebensgang eines Mannes, der seit dreißig Jahren seine ganze Energie und Kraft für die Verbesserung der Lage derjenigen Klasse eingesetzt hat, aus welcher er selbst hervorgegangen ist und zu welcher er sich auch heute noch als zugehörig betrachtet. In einer kurzen, anmuthigen Vorrede bezeichnet ihn Augustine Birrell als einen Mann, der stets „four square to all the winds that blow", gestanden hat und selbst Leser dieser fesselnden Lektüre, denen der Autor nur aus seinem öffentlichen Leben bekannt ist, werden sich diesem Urtheil gern anschließen.

Broadhurst, der im Jahre 1840 als Sohn eines Steinmetz geboren wurde, schloß seine Schulbildung auf einer Dorfschule mit zwölf Jahren ab, ehe er noch die Orthographie bemeistert hatte, und eröffnete seine Karriere als Junge für alles bei dem heimathlichen Hufschmied; dann lernte er das Handwerk seines Vaters, arbeitete als Steinmetzgeselle bis zu seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre, wurde Generalsekretär der Trade Unions, trat ins Parlament ein und bekleidete in dem kurzen liberalen Ministerium des Jahres 1886 die Stellung als parlamentarischer Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern. Daß ein solcher Mann trotz seiner mangelnden Erziehung und trotz seines Widerstrebens, sich den Regeln der vornehmen Gesellschaft zu fügen, in seinem Vorwärtsstreben Unterstützung und Anerkennung fand, gereicht nicht nur ihm, sondern auch den allgemeinen, parlamentarischen Gebräuchen Englands zur Ehre; vielleicht waren es aber auch gerade diese Eigenthümlichkeiten, die den Großen des Landes imponirten und ihre Aufmerksamkeit auf den Volksmann zogen. Der Parlamentsvertreter, welcher niemals einen Frack besessen hat und einen solchen auch nicht anzog, als er bei dem

*) Henry Broadhurst MP. The story of his life from a stonemason's bench to the Treasury bench told by himself. London, Hutchinson & Co. 190..

Prinzen von Wales zu Gaste war, der als Minister sich energisch weigerte, sich die Uniform machen zu lassen, in der allein die unvermeidliche Vorstellung bei Hofe erfolgen kann und der — incredibile dictu — erfolgreich an allerhöchster Stelle um Fortfall dieser Ceremonie petitionirte, mußte von dem steifen, formellen Engländer der dominirenden Klasse, dem der Frack wie das tägliche Brot unentbehrlich ist und dem die Vorstellung bei Hofe als der erhabenste Moment seines Lebens erscheint, als Wunderthier betrachtet und — bewundert werden, umsomehr als Broadhurst auch in weit wichtigeren Dingen eine seltene Unabhängigkeit zeigte. Während seiner parlamentarischen Laufbahn, die im Jahre 1880 begann, hat er zweimal recht gute Regierungsanstellungen abgelehnt, welche ihn zwar zur Einstellung seiner politischen Thätigkeit gezwungen hätten, aber ihm ein gesichertes Einkommen bis an sein Lebensende gewährt haben würden. Das letzte Angebot war das als Inspektor auf den Kanalschiffen mit einem Gehalt von 600 £.

Statt eines solchen bequemen und gut bezahlten Postens mußte Broadhurst sich während des größten Theils seiner parlamentarischen Thätigkeit mit einem jährlichen Gehalt von 150 £ begnügen, welches ihm als parlamentarischer Sekretär der Trade Unions-Genossenschaft gezahlt wurde.

Zwanzig Jahre lang, bis zum Eintritt in die politische Arena, hat der Verfasser sein Handwerk als einfacher Steinmetzgeselle ausgeübt und ist als wandernder Handwerksbursche auf der Suche nach Arbeit von Platz zu Platz gezogen, wo immer sich Beschäftigung bot. Mit seiner Mitgliedskarte in der Tasche, welche ihn, wenn arbeitslos, zu bescheidenem Unterkommen und Beköstigung in den an seinen Wegen gelegenen Herbergen seiner Genossenschaft berechtigte, hatte der junge Mann volle Gelegenheit auf seinen Wanderungen durch ganz England nicht nur die Leiden kennen zu lernen, die Monate andauernde Arbeitslosigkeit mit sich bringt, sondern auch die Vortheile zu schätzen, welche ihm seine Zugehörigkeit zur Union brachte. Ende der fünfziger Jahre mußte er einmal während einer Periode furchtbarer geschäftlicher Depression vier Monate lang im Lande herumziehen und legte in dieser Zeit 1200 englische Meilen zu Fuß zurück, ohne einen Tag Arbeit zu finden: er war ganz verzweifelt, bot sich den Werbeoffizieren für die Armee an, wurde aber wegen unzulänglicher Größe abgewiesen und lebte dann, von einigen glücklicheren Kameraden, die angenommen worden waren, in der Kaserne verheimlicht, einige Wochen lang aus der Soldatenküche. Das war zu einer Zeit, wo der Arbeiter glaubte, die Eisenbahnen seien nur für die Dummen und Faulen gebaut, wo Löhne niedrig und Lebensmittel in vielen Fällen mehr denn doppelt so theuer als heute waren. Broadhurst erzählt wie in seiner Knabenzeit Zucker ein kaum bekannter Luxusartikel für den schlecht bezahlten Arbeiter oder Tagelöhner war und sie gewohnt waren, sich ihre Tasse Thee mit Salz zu würzen. Auch in Kleidung ging es ihm nicht besser, das gröbste Material wurde dazu verwendet und auch der Sonntagsrock war nicht aus anderem Stoffe hergestellt. Nachdem er schon viele Jahre dem Unterhaus angehört und sich längst das Renommé eines Redners erworben hatte, dem das Haus mit Aufmerksamkeit folgte, trug er nur Kleider, welche ihm seine Frau nähte, und die naive Offenheit, mit welcher er sich über diese Dinge ausspricht, lassen den Charakter des Autors nur um so liebenswürdiger erscheinen. Er heirathete mit 19 Jahren, und seine brave Gattin scheint die Eigenschaft, sich über die Nichtigkeit des gesellschaftlichen Lebens hinwegzusetzen, fast noch in stärkerem Maße zu besitzen als er selbst; wenigstens lehnte sie alle Einladungen ab, auch zu solchen Gesellschaften, bei denen der Frack entbehrlich war und wohin ihr Mann manchmal gern ging.

Eines der interessantesten Kapitel des auf jeder Seite interessanten Buches ist dasjenige, in welchem Broadhurst seine persönlichen Begegnungen mit dem jetzigen König von England beschreibt. Der damalige Prinz von Wales war im Jahre 1884 Präsident der Royal Commission on Housing of the Poor, zu welcher unter anderen Sir Charles Dilke, Lord Salisbury, Kardinal Manning, Mr. Goschen und auch Broadhurst gehörten. Um den Mitgliedern dieser Kommission die auf seinem Landgute bestehenden Arbeiterwohnungen zu zeigen, lud der Prinz die Herren zu sich nach Sandringham ein, aber Broadhurst entschuldigte sich aus Gründen, die uns zu errathen nicht schwierig ist. Durch ein eigenes Handschreiben sprach der Prinz sein und seiner Gemahlin Bedauern über die Ablehnung der Einladung aus, fügte aber hinzu: „wir verstehen und würdigen Ihre Gründe vollkommen". Hiermit endete jedoch die Sache nicht, sondern Broadhurst erzählt weiter:

„Da der Prinz gehört hatte, daß ich Einladungen zu Diners stets ausschlug und einen Frack nicht besaß, erneuerte er nach einiger Zeit mündlich seine Aufforderung, ihn in Sandringham zu besuchen in einer solchen Form, daß es absolut unmöglich war abzulehnen, ohne mich einer unverzeihlichen Grobheit schuldig zu machen. Er versicherte mich, daß während meines Aufenthalts Einrichtungen getroffen werden würden, welche durchaus meinen Wünschen entsprechen sollten, und bestand darauf, daß die Tage des Besuchs sofort festgesetzt würden. Ich kann nicht leugnen, daß ich mich durch dieses Anerbieten königlicher Gastfreundschaft nicht wenig geschmeichelt fühlte, und muß ehrlich eingestehen, daß ich nie in meinem Leben Gastfreundschaft genossen habe, welche mehr meinem Geschmacke entsprach. Ich kam in Sandringham am Freitag Abend an und blieb bis zum folgenden Montag Abend; bei meiner Ankunft führte mich seine königliche Hoheit persönlich auf meine Zimmer, sah sich sorgfältig um, ob alles in Ordnung war, schürte selbst das Feuer im Kamin und erst dann, nachdem er sich überzeugt hatte, daß mir nichts fehlte, zog er sich zurück und wünschte mir Gutenacht. Um die Frackschwierigkeit zu überwinden, wurde mir jeden Abend das Diner auf dem Zimmer servirt."

Das allgemeine Verhalten des künftigen Königs gegen ein Arbeitermitglied des Parlaments könnte in manch anderem Lande vielleicht mit Erfolg nachgeahmt werden und würde gewiß dazu beitragen, die bestehenden Gegensätze zwischen den Besitzenden und der Arbeiterklasse auszugleichen. Broadhurst erzählt uns weiter, wie ihn die anmuthige Prinzessin von Wales persönlich durch ihre prachtvolle Meierei führte und wie er mit dem Prinzen als einziger Begleiter das ganze Gut besichtigte, einschließlich der Wohnhäuser der Gutsarbeiter. Jedesmal vor dem Betreten eines solchen Hauses erbat sich der Prinz in der höflichsten Weise den Zutritt von der Hausfrau und überall waren die Leute ehrfurchtsvoll und höflich, ohne eine Spur von knechtischer Unterwürfigkeit oder Kriecherei zu zeigen. Vor Beendigung ihres langen Spazierganges führte seine königliche Hoheit seinen Gast in den Dorfclub, welcher in Wirklichkeit eine Dorfschenke ist, in der Erfrischungen zum Selbstkostenpreise verkauft werden, und wo außerdem Verordnungen gelten, welche dem Uebermaße des Genusses geistiger Getränke steuern. Der Prinz lud Broadhurst hier zu einem Glase Bier ein und beide nahmen in dem Clubzimmer Platz, in welchem verschiedene Gutsarbeiter bei Ale plaudernd und aus ihren kurzen Pfeifen rauchend saßen. Der Eintritt des Prinzen veranlaßte nicht die geringste Aufregung bei den Anwesenden und auch von seiner Seite wurde keine Gönnermiene aufgezogen, der Verkehr war durchaus natürlich. Auf Broadhurst's Bemerkung, daß die Stühle besonders stark und solide schienen, erwiderte der Prinz: „Jawohl, das sind dauerhafte Sitze, mancher Politiker würde wünschen, daß der seinige ebenso sicher wäre." Der Prinz zeigte auch ein ihm von der Grafschaft Norfolk gemachtes Hochzeitsgeschenk; Broadhurst sagte, er könne sich lebhaft der Gelegenheit erinnern, da er damals in der Stadt Norwich als Geselle gearbeitet und wegen der Festlichkeiten einen Arbeitstag und unglücklicherweise auch einen Tagelohn verloren habe. „Na", meinte der Prinz, „das haben Sie wohl seitdem wieder eingeholt." Nein, antwortete Broadhurst, er habe den damals verlorenen Tagelohn bis heute nicht ersetzt erhalten.

Mitte der sechziger Jahre zog Broadhurst nach London und hat hier als gewöhnlicher Steinhauer an vielen Gebäuden gearbeitet, in welchen er in späteren Jahren eine

bedeutende Rolle spielen sollte. Bei seiner Ernennung zum Minister ruft er sich die Zeiten zurück, wo er bei Sturm und Kälte auf dem Gerüst dieses selben Ministerialgebäudes gearbeitet hat, auch nahm der nachherige Gast des Thronerben an der großen, zum Zwecke der Ausdehnung des Wahlrechts veranstalteten Demonstration im Jahre 1866 theil, welche mit der Demolirung der Gitter des gesperrten Hyde Parks endigte. Um diese Zeit ist er in das öffentliche Leben eingetreten und hat von da an an allen das Wohl der arbeitenden Klassen betreffenden Fragen hervorragenden Antheil genommen. Eine eingehende Schilderung der inneren Organisation der Trade Unions ist wohl nie von sachkundigerer Seite gegeben worden. Lange bevor er selbst in das Haus eintrat, war er eine wohlbekannte Persönlichkeit in den Vorhallen des Parlaments und seiner Initiative sind viele Reformen zuzuschreiben, welche einst heftig bekämpft, jetzt längst segensreich gewirkt haben, und er schreibt in Bezug auf die Verbesserung der Lage der unteren Klassen in einem Rückblick auf seine gesetzgeberische Thätigkeit, daß die Behauptung, die Welt hätte hierin keine Fortschritte gemacht, eine absichtliche Ignorirung von Thatsachen sei. Es war z. B. in des Autors jungen Tagen etwas ganz Gewöhnliches, daß die Werkmeister und Vorarbeiter in Fabriken gleichzeitig Inhaber von oft weit vom Arbeitsplatz entfernt liegenden Schankwirthschaften waren, und daß dort die Löhne der Arbeiter über den Schanktisch gezahlt wurden. Daß der Arbeiter, der sich dort sein Geld holte, es in seinem Interesse liegend hielt, mehr Geld in der Wirthschaft seines Vorgesetzten auszugeben, wie gut war, ist klar und für den Hausstand blieb nachher der Jammer übrig. Lohnzahlungen sind heute in England an Orten, wo geistige Getränke verkauft werden, gesetzlich verboten.

Namentlich interessirt sich Broadhurst für eine gesetzliche Einführung der Altersversorgung seitens des Staates, nach welcher Richtung hin das reiche England absolut nichts gethan hat, und sehr charakteristisch sind seine Worte: „Ich habe immer die in ihren alten Tagen unversorgt Dastehenden als Mitglieder unserer großen nationalen Familie betrachtet, denen das Schicksal nicht eine gerechte Belohnung für ihre Mitarbeit am allgemeinen Nationalwohlstand gewährt hat, und darum halte ich sie dazu berechtigt, nicht Almosen zu empfangen, sondern eine Pension, von der sie, ohne persönlich erniedrigt zu werden, leben können, ebenso wie der Beamte oder der Soldat.“ Ein Anhänger des allgemeinen achtstündigen Arbeitstages ist er dagegen nicht, während er, der ein regelmäßiger Kirchenbesucher ist, für strengste Sonntagsruhe eintritt und auch z. B. die Museen an diesem Tage schließen will.

In seiner Stellung als Generalsekretär der Gewerkvereine hat Broadhurst oftmals Gelegenheit gehabt, seiner in erster Linie stets auf friedlichen Ausgleich von Streitigkeiten zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer gerichteten Gesinnung Ausdruck zu geben; wurde dennoch von der Majorität der Strike beschlossen, ist er wacker für die Rechte seiner Genossen eingetreten. Als bei einem langandauernden Strike der Bauhandwerker die Londoner Meister ausländische Arbeiter importirten, nimmt Broadhurst regsten Antheil daran dieselben abzufangen, und während dies bei Italienern und Amerikanern erfolglos blieb, gelang es ihm mit einer Anzahl Deutscher, denen auf Kosten ihrer Londoner Genossen eine opulente Bewirthung zu Theil wird und die, nachdem ihnen London ordentlich gezeigt worden war, wieder nach Hause geschickt werden. Sein Urtheil über einige in dieser Gesellschaft befindliche Berliner lautet für unsere sonst oft geschmähten Landsleute zu schmeichelhaft, um es zu unterdrücken: „Ganz besonderen Eindruck machten uns eine Anzahl Berliner durch ihre Gewandtheit und höhere Intelligenz und es war nur zu unserem Vortheil, daß sie nicht blieben, da sie sonst zweifellos gefährliche Konkurrenten geworden wären.“

Diese und viele andere Episoden aus seinen Arbeitertagen erzählt uns Broadhurst mit der gleichen Lebhaftigkeit, welche er Jahrzehnte hindurch auf der politischen Platform gezeigt hat. Seine Schlagfertigkeit und die schroffe Geradheit seiner Reden, in denen er Umwege nicht kennt und den Nagel stets auf den Kopf trifft, sind wohl die Hauptursache seiner Erfolge, sowohl bei den großen Massen wie im Parlament. Ein amüsantes Beispiel seiner rhetorischen Methode ist die Erzählung seiner Wahlcampagne in Stoke-on-Trent, wo er sich im Jahre 1880 seinen ersten Parlamentssitz eroberte. In einer Versammlung war das bestehende Erziehungssystem heftig angegriffen worden und Broadhurst vertrat energisch die Ansicht, daß, wenn man den Kindern der Armen die gleiche Gelegenheit zum Lernen böte, wie denen der Reichen, dieselben gerade so empfänglich dafür seien. Unmittelbar vor ihm im Saale saß eine auffallend starke und kräftig gebaute Frau, die ein nur wenige Monate altes Kind an der offenen Brust hatte, welches die physische Beschaffenheit seiner Mutter geerbt zu haben schien. Diese zwei wählte sich Broadhurst als lebende Beweise seiner Behauptung und natürlich wandten sich sofort aller Augen auf Mutter und Kind. Er wies in warmen Worten auf die herrlichen Formen dieses Paares hin und richtete die Frage an die Wähler, ob irgend jemand zweifele, daß dieses Kind, wenn ihm die gleiche Erziehung zu Theil würde, es im späteren Leben jedem Sprossen eines adligen Hauses gleich thun und dereinst irgend etwas Großes werden könne. Während seiner Rede drückte die Mutter ihren Sprößling mit Stolz fest und fester an sich, nach Beendigung derselben trat sie auf den Redner zu und gab ihm einen so kräftigen Schlag auf die Schulter, daß er fast vornüber gefallen wäre. Mit lauter, durch den ganzen Saal dringender Stimme versicherte sie ihm, daß, falls ihr Mann nicht für Broadhurst stimme, er die prächtigste Tracht Prügel empfangen würde, die er je in seinem Leben bekommen habe. Der Autor erwähnt, daß diese Worte einen weit enthusiastischeren Beifall fanden, als seine ganze Beredsamkeit.

Als Parlamentarier schloß sich Broadhurst selbstverständlich der liberalen Partei an, und er leistete ihr als stets bereiter Wanderredner, der wie wenige sein Auditorium hinzureißen verstand, namentlich bei Wahlkämpfen vielfache und hervorragende Dienste. Uns Deutsche, welche wir eigentlich jeder unsere eigene Partei im politischen Leben bilden, muß es fremd berühren, wie sehr sich in England das einzelne Mitglied der Parteileitung unterordnet und nach den Weisungen seiner Führer handelt. So hat auch Broadhurst Gladstone's irische Home Rule Bill durchaus nicht mit Begeisterung aufgenommen; tief schmerzte ihn die Trennung von Männern, denen er persönlich nahe stand, am meisten die von John Bright, für den er eine fast kindliche Verehrung zeigt und der ihm ein väterlicher Freund gewesen ist. Aber stärker als alles Andere wirkte die mächtige Persönlichkeit seines Parteichefs auf ihn und er hat nicht einen Moment gezögert, in welches Lager er zu gehen hatte, als der Bruch kam. Er sagt von Gladstone: „In vielen Jahrhunderten ist einer Nation nur einmal ein Sohn beschieden, der solch allgemeine und fast unbeschränkte Bewunderung genießt, wie Gladstone in jenen Jahren (1878)“; und bei einem Besuch in Hawarden, Gladstone's Landsitz, steigt die Achtung des Arbeitermitglieds vor dem Grand Old Man noch höher, wie er ihn in abgetragenen Kleidern und zu kurzen Hosen, die noch dazu unten etwas durchgestoßen sind, in seiner Häuslichkeit antrifft. Gladstone besucht ihn auch in seinem bescheidenen Heim in Brixton und nimmt den Thee im Familienkreise ein. Mit rührender Bescheidenheit erzählt Broadhurst, wie er, der einfache Arbeiter, der einst an den Thürmen der Westminsterabtei Ausbesserungen besorgt hat, bei dem Begräbniß des großen Staatsmannes einen Ehrenplatz an der Gruft in derselben Kirche einnehmen durfte.

Von Chamberlain, dem er politisch nie recht getraut hat, dessen hervorragende Fähigkeiten er aber voll anerkennt, sagt Broadhurst, daß, solange man mit ihm auf gutem Fuße stehe, er eine bezaubernde Persönlichkeit, seinen Freunden ein wahrer Freund sei, aber — wehe seinen Gegnern! Offenbar hat Chamberlain persönliche Versuche gemacht, Broadhurst in das Lager der Liberal-Unionisten herüberzuziehen und dabei Veranlassung genommen, ihm den totalen

Zusammenbruch der liberalen Partei vorauszusagen, wie er nachher auch wirklich eingetreten ist; in dieser Beziehung habe er sich — meint Broadhurst — als der weitsichtigste aller liberalen Führer der alten Partei erwiesen.

Ueber die gegenwärtige politische Lage Englands und die Zukunft seiner Partei äußert sich Broadhurst mit bemerkenswerther Offenheit. Aehnlich wie viele liberale Politiker Deutschlands hat auch er sich ernstlich überlegt, ob es irgendwelchen Zweck habe, einem Parlamente noch weiter anzugehören, dessen überwältigende Majorität durch den rücksichtslosen Gebrauch ihrer Macht die Minorität lahm legt; aber er meint, wer einmal in den Hallen von Westminster gesessen habe, könne den fesselnden Bann der Umgebung nicht leicht abwerfen. Den gegenwärtigen Krieg beurtheilt er so scharf, daß er darin kaum in der ausländischen Presse übertroffen worden ist. Er sagt: „England, einst der Vorkämpfer für die Rechte unterdrückter Völkerschaften, ist aufgestachelt worden, zwei kleine Republiken ihrer über alles theuren Unabhängigkeit zu berauben, und sein Name ist heute unter den Nationen der Welt wegen seiner Grausamkeit und Herrschsucht sprichwörtlich geworden"; und an anderer Stelle: „In Südafrika ist die größte Armee, welche je unter englischer Flagge gefochten hat, im Interesse der Mammonverehrung durch Seuchen und Wunden decimirt worden; zu Hause steht das Götzenbild des goldenen Kalbes beinahe auf jedem Altar."

Broadhurst hat wenige Arbeiterkollegen im Unterhause, von 670 Mitgliedern gehören der Arbeiterpartei nur 11 an. Die englische Arbeiterbevölkerung ist niemals besonders von der Idee begeistert gewesen, Leute aus ihrer eigenen Mitte zu Abgeordneten zu wählen. Die hohen Wahlkosten, welche der Kandidat namentlich in den größeren Wahlkreisen der Fabrikdistrikte zu zahlen hat und die z. B. allein für offizielle an den Wahlkommissar zu entrichtende Gebühren häufig 200—300 £ betragen, sind eine zu schwere Belastung der Arbeiterkassen, und bis jetzt hat kein diese Lasten abschüttelnder Antrag im Parlament, nicht einmal der, das Miethen der Wahllokale auf die Staatskasse zu übernehmen, Annahme gefunden.

Broadhurst, der heute im 62. Lebensjahre steht, hat, wie er schreibt, im harten Kampfe eine Schwächung seiner Gesundheit erfahren; es ist kaum wahrscheinlich, daß es ihm noch einmal beschieden sein wird, einen etwas dauerhafteren Sitz auf der Ministerbank zu finden, als das erste Mal.

W. Mommsen.

Voltaire's Lustspiele.

Für das Theater hat Voltaire bekanntlich eine besondere Vorliebe gehabt. Es war sein Ehrgeiz, als Dritter neben Corneille und Racine im Andenken der Nachwelt fortzuleben. Diese Auszeichnung ward ihm allerdings in der Litteraturgeschichte zuerkannt, erstreckt sich aber nicht auf den lebendigen Bühnenbedarf seiner Heimath. Mit Talma und der Mars wurden seine Tragödien zu Grabe getragen, und durch die Rachel feierten nur die Dichtungen der beiden Größeren ihre Wiedergeburt. Die Kenntnißnahme von Voltaire's Dramen ward bei uns zu einer Seltenheit, nachdem Lessing Voltaire's Herrschaft über die deutsche Bühne erschüttert hatte. Man kennt die Namen einiger seiner Tragödien, und höchstens mögen die beiden durch Goethe mit großer Sorgfalt übertragenen Dramen vereinzelte Leser gefunden haben. Daß seine Thätigkeit ebenfalls dem Lustspielgebiete angehörte, ist der durchschnittlichen Litteraturkenntniß heute kaum gegenwärtig, wiewohl Lessing drei dieser Stücke ziemlich eingehend und sogar mit einem gewissen Wohlwollen bespricht, ferner auch einzelne Stellen aus der dramaturgischen Einleitung zu einem vierten zustimmend anführt. Dieses bedeutsamen Umstandes halber und weil der als besonders witzbegabt anerkannte Autor über eine wichtige Vorbedingung komischer Auffassung und Darstellung menschlicher Eigenheiten und Zustände verfügte, bietet eine Musterung der Lustspiele Voltaire's kein geringes Interesse.

In der prächtigen, zu Ehren seines zweiten Säkulargedächtnisses veranstalteten Gesammtausgabe von Voltaire's Werken, gehören von den fünfzig Bänden nicht weniger als sechs seinen dramatischen Schriften. Es sind im Ganzen fünfundfünfzig Stücke, darunter zwölf Lustspiele, diese Bezeichnung in dem der französischen Litteratur geläufigen Sinne genommen, wonach dieselben alle nicht-tragischen Stücke umfaßt, folglich auch das ernste Schauspiel mit dem sogenannten „glücklichen" Ausgang.

Mit vierundzwanzig Jahren durch seinen „Oedipe" eine Berühmtheit in der einheimischen Bühnendichtung geworden, hat Voltaire, nach zwei weiteren Tragödien, erst sieben Jahre später (1725) den Bereich des Lustspiels mit einem Einakter in Alexandrinern betreten. Derselbe betitelt sich „L'indiscret" und „statuirt ein Exempel" an einem prahlerischen Schwätzer, der durch seinen Mangel an Verschwiegenheit eine ihm gewogene Geliebte an einen Mitbewerber verliert, nachdem sie sich, durch Maske und Domino unkenntlich, von der Flüchtigkeit und Haltlosigkeit ihres ruhmredigen Verehrers überzeugt hat. Die ziemlich einfache Handlung hat der Autor nicht ohne Beihilfe einer verschmitzten, eigentlich nur zum Anhören von Mittheilungen an das Publikum nöthigen Zofe und eines pfiffigen Bedienten in Gang bringen können. Doch derlei gehört zu den herkömmlichen Bühnengepflogenheiten und darf einem Erstling bei lebendigem Dialog und richtig gezeichneten Charakteren nicht verdacht werden.

Voltaire's nächstes Lustspiel, „Les Originaux", dreiaktig und in Prosa, gehört dem Jahre 1732 an, wurde für die Aufführung durch Liebhaber verfaßt, gelangte aber erst 1820 in den Druck, weil die Handschrift mittlerweile abhanden gekommen war. Seinem Titel entspricht es in mehrfacher Hinsicht, obwohl es, schwächlich in der Erfindung, nur ein buntes Gewirr stark chargirter Charaktere in recht willkürlich ersonnenen Beziehungen vorführt. In Molière's Spuren tretend, sucht Voltaire hier dem Geburtsadel mit allen seinen damals schon als Ungehörigkeiten erkannten Eigenheiten und Ansprüchen beizukommen, wobei er auch noch dem Juristenstand, der zu Voltaire's Zeiten nicht wenig auf dem Kerbholz hatte, aufs Korn nimmt. Beides geschieht zunächst auf dem Umwege, daß die gegeißelten Edelleute hier sich fälschlich für solche ausgeben und der als Komödienvater fungirende Gerichts- oder Regierungspräsident wegen seiner ihn völlig in Beschlag nehmenden Liebhaberei für Astrologie verspottet wird. Alles nach den Sternen beurtheilend, hat er seine ältere Tochter einem vermeintlichen Grafen vermählt, der sie nur des Geldes wegen genommen hat; seine jüngere Tochter wiederum hat er, siderischer Bestimmung zufolge, seinem eigenen Jugendfreunde zugedacht, einem alten bärbeißigen Schiffsrheder, der seine Fahrzeuge zumeist selbst führt und dadurch jahrelang von den Seinigen getrennt lebt. Dieser Heirathsplan wird aber von dem betreffenden Töchterchen vereitelt, welches hier mit der sonst der Soubrette zugewiesenen Führung der Intrigue betraut wird. Sie erwirkt sich den von ihr bevorzugten jüngeren Verehrer, selbstverständlich den anderen der „Edelleute", nachdem die bereits zwanzig Jahre ihren unsteten Gatten suchende Frau des Schiffsrheders hinzugekommen, wobei das Ehepaar in den beiden vornehmen Herren die eigenen abenteuernden Söhne erkennt, die aber im bisherigen Verlauf einander völlig unbekannt gegenüber gestanden haben. Außer einer Menge kleinerer Chargenrollen hat das Stück auch eine komische Alte in der Frau Präsidentin, welche die Kurpfuscherei als ihren besonderen Sport betreibt. Bei aller Unwahrscheinlichkeit und Uebertreibung der Charaktere wie der Situationen wirkt das Stück durch den flotten Ton des Dialogs und den Wegfall

alles Konventionellen doch ansprechend und zeugt für eine unverkennbare komische Kraft des Autors.

Noch mehr gilt dies von dem zwei Jahre später, ebenfalls für ein Liebhabertheater verfaßten Dreiakter „L'échange“ (Verwechslung oder Tausch). Auch in Prosa und von allem deklamatorischen Phrasengeklingel frei, entfaltet es seine geschickt angelegte Handlung in einem einfach und natürlich geführten Dialog voll witziger Einfälle, köstlich zugespitzt und gut eingepaßt, die erforderliche Heiterkeit der Stimmung durchweg einhaltend. Auch dieses Stück gelangte erst 1820 zum Druck, war jedoch zu Lebzeiten des Dichters über den engen Kreis hinaus, für den es ursprünglich geschrieben worden, 1761 zu öffentlicher Aufführung gekommen, unter einem anderen Titel und ohne Nennung des Verfassers, der seine Autorschaft hartnäckig ableugnete. Solches wohl hauptsächlich wegen der hier sehr entschieden geführten Angriffe auf den Adel, neben denen eine wohlweise hohe Obrigkeit ihren Theil mit abbekommt. Das Stück ist unstreitig eine ergötzliche Posse mit einer Menge wirklich komischer Figuren und Situationen. In der älteren Betitelung wird der Inhalt der Handlung ziemlich kenntlich angegeben, später wurde das Stück nach einer der Hauptfiguren benannt. Es ist dies ein aufgeblasener, einem hohlen Genußleben fröhnender Majoratsherr, der durch Vermittelung eines Advokaten zur Mehrung seiner Einkünfte die Tochter eines begüterten Landedelmannes heimzuführen gedenkt. Hierbei kommt ihm aber sein jüngerer Bruder, der sein bescheidenes Erbe verpraßt und die brüderliche Hilfe vergeblich angefleht hat, unter Mitwirkung jenes vom Majoratsherrn ungenügend honorirten Advokaten und eines schlauen Bedienten zuvor. Die Braut, heiraths- und vergnügungssüchtig, steht den beiden Bewerbern mit der nämlichen Gleichgiltigkeit gegenüber, und an närrischem Wesen gibt ihr der hochwohlgeborene Herr Vater nichts nach, aufs trefflichste dabei sekundirt durch ihre ländlich harmlose alte Duenna und den erzpedantischen Ortsamtmann, der vom Autor mit den auf die Beamtenwelt zielenden Hieben bedacht wird. Nur am Schluß versagt dem Dichter, in der älteren Ausführung, die bis dahin bewährte komische Gestaltungskraft. Es kommt zu einer sentimentalen Auseinandersetzung zwischen den Brüdern, die einander an Edelmuth überbieten wollen. Diese dem Autor vielleicht durch die unmittelbaren Umstände abgenöthigte Referenz vor der als unbezweifelbar geltenden Vortrefflichkeit des Adels hat er in einer später aufgefundenen Bearbeitung, die auch um die Glanzzeit des zweiten Empire 1862 zur Darstellung gelangte, mit anerkennenswerther Keckheit getilgt. Die beiden auf eine Finanzehe spekulirenden Herren Brüder werden hier in der junkerhaftesten Rücksichtslosigkeit einander gegenüber gestellt: der überlistete Majoratsherr gibt das Spiel verloren, um sich anderwärts für die erlittene Niederlage schadlos zu halten.

Den hiermit eingeschlagenen richtigen Weg, der unfehlbar zur echten Komödie hinführt, hat Voltaire nicht weiter verfolgt. Seine schneidende Komik auf die Bekämpfung des „Infâme“ versparend, fand er sich bewogen, auf dem Theater hinfort dem Zeitgeschmack zu huldigen, und bei dem war es im Lustspiel vorwiegend auf „Belehrung und Besserung“ abgesehen. Solchen Tribut entrichtete er schon 1736 mit seinem fünf Akte umfassenden „Enfant prodigue“ (der verlorene Sohn). Bemerkenswerth ist das sein Hauptmotiv der Parabel im Lucasevangelium entlehnende Stück, weil es den herkömmlichen Alexandriner, wie uns bedünkt mit Glück, gegen fünffüßige gereimte Jamben vertauscht, und weil dessen dramaturgische Einleitung, die unter anderem auch das weltbekannte Wort vom „genre ennuyeux“ enthält, bei Lessing im 21. Stück seiner Hamburger Dramaturgie hinsichtlich der „statthaften Verwendung des Lächerlichen und Rührenden in der ernsten Komödie“ herangezogen wird. In der Behandlung Voltaire's reiht sich diese Bühnendichtung dem oben genannten Genre bedenklich an: das Komische darin ist ihr spärlich zugemessen. Es beschränkt sich auf einen polternden Alten, der hier als ein dem Vater mit den beiden Söhnen aus der Parabel befreundeter Kaufmann erscheint, und auf die schnippischen Reden einer Kammerzofe. Eigentlich aber hat dieselbe das endlose Gejammer der Kaufmannstochter anzuhören, die dem leichtsinnigen der Brüder verlobt gewesen und, von ihm schnöde verlassen, dem anderen Bruder, einer hochmüthigen und zu allerhand Willkür geneigten Gerichtsperson, nun bestimmt worden ist. Als reuiger Sünder heimgekehrt, preist jener die guten Lehren, die er früher nicht befolgt hat; ihm zur Seite steht sein treuer Diener, der gleichsam als Bürge der Vortrefflichkeit seines nur durch Verführung auf Abwege gerathenen jungen Herrn anwesend ist, mit dem um die Wette er über Tugend und Menschenbosheit zu deklamiren hat. Knüpfung und Lösung des dramatischen Knotens geschieht mittels äußerster Unwahrscheinlichkeiten. So beispielsweise kennen sich die beiden Brüder nicht, damit der reuig Heimgekehrte bei dem anderen in Dienst treten kann. An diesem „Gerechten“ selbst kann der Himmel freilich kein Wohlgefallen haben, auch der Zuschauer nicht, wiewohl er Zeuge der unbeirrten Standhaftigkeit einer wohlhabenden Wittwe ist, die ein Eheversprechen von ihm hat und eigens zum „glücklichen“ Abschluß des Ganzen herangereist kommt. Sie werden natürlich ein Paar wie auch die beiden Anderen, die sich inzwischen mit einander wieder ausgesöhnt haben und gemeinsam den Segen des über die Wiederkehr des Reuigen tiefgerührten Vaters erflehen und erhalten.

Fehlt den sämmtlichen Gestalten, die lediglich Schablonen für die betreffenden Textpartien der Komödie sind, alles wirkliche und darum auch alles dramatische Leben, so tritt dieser Mangel noch stärker in dem 1738 verfaßten Dreiakter „L'envieux“ hervor. Diese auch erst zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts aufgefundene Komödie in Alexandrinern ist nichts als eine Diatribe gegen Abbé Desfontaines der hier ebenso ausschließlich Träger aller Untugenden der von Voltaire gehaßten Berufslitteraten ist wie der Jurist im vorhergehenden Stück alle diesem Stand anhaftenden Fehler zu veranschaulichen hat, damit der Dichter seinen ganzen Widerwillen dagegen auslassen kann. Der „Neidische“ wird als Eindringling in Schloß Cirey vorgeführt, mit der Absicht, das eigenthümliche Freundschaftsverhältniß Voltaire's zum Ehepaar Duchâtelet zu vernichten. Selbstverständlich sind die auftretenden Personen mittels bedeutsamer griechischer Namen verhüllt. Ariste-Voltaire, von Edelmuth triefend wie die Schloßbesitzer, wird bei denselben, jedoch hinter den Coulissen, so angeschwärzt, daß der ergrimmte Gatte ihn bei der Obrigkeit verklagen läßt und seine Verhaftung auswirkt. Durch einen Jüngling, einen Neffen des „Neidischen“ und von „Ariste“ mit Wohlthaten überhäuft, wird die Wahrheit dem hintergangenen Schloßherrn, wiederum hinter den Coulissen, kundgegeben, worauf der wirklich Schuldige an Stelle des böswillig Verleumdeten in den Kerker zu wandern hat.

Nahezu ein Jahrzehnt verstrich bis zu Voltaire's nächster Komödie: „La prude“ (1747). Dem Stoffe nach einem Stücke von Wicherley entlehnt, ist dieser wiederum in fünffüßigen Jamben gehaltene Fünfakter auffallend flüchtig gearbeitet. Ein willkürliches Kommen und Gehen der Personen, viel Monologe zur Informirung des Zuschauers mit anderen Nothbehelfen der herkömmlichen Bühnentechnik finden hier reichliche Benutzung. Wie aus dem Titel leicht zu errathen, hat man es mit einer Art weiblichen Tugend-Tartufe zu thun: dreien heimlich gepflegten Liebesverhältnissen reiht die gute Dame ein viertes an, das ihr Schuldgefäß zum Ueberlaufen bringt. Gegenstand dieser letzten Neigung ist ein besonderer Umstände halber als Türke verkleidetes Mädchen, das in dem einen der drei Verehrer, einem braven Seekapitän, ihren eigenen Lebensretter liebt. Bei einem dem vermeintlichen Türken gewährten nächtlichen Stelldichein wird jener von der Untreue seiner Herzensdame überzeugt und dem mittlerweile wieder in Frauenkleidung erscheinenden liebenswürdigen jungen Mädchen in die Arme geführt.

Es folgen nun die drei in Lessing's Dramaturgie besprochenen Lustspiele. Der Entstehungszeit nach zuvörderst steht der für das Haustheater zu Cirey in Alexandrinern gedichtete Dreiakter: „La femme qui a raison“. Alles

von Lessing im 83. Stück der Dramaturgie darüber Geäußerte hat seine volle Richtigkeit: ohne Charaktere von eigentlichem Interesse enthält das Stück doch verschiedene leidlich komische Situationen, Komik allerdings von der niederen Art, die sich auf nichts als Incognito, auf Verkennungen und Mißverständnisse gründet. Hinzuzufügen wäre nur, daß es sich darin nicht, wie man dem Titel entnehmen möchte, um häusliche Auseinandersetzungen zwischen Eheleuten handelt; das Rechtbehalten der Frau besteht darin, daß sie während der zwölf Jahre, die ihr Mann auf überseeischen Geschäftsreisen zubringt, seine die Familienangelegenheiten betreffenden Weisungen nicht befolgt, damit aber das Richtige zuwegebringt.

Ueber das dreiaktige Rührstück „Nanine ou le préjugé vaincu“, dem gleichen Jahre 1749 wie das eben angeführte Lustspiel gehörend, läßt sich weit mehr Gutes sagen, als ihm seitens Lessing's im 21. Stück der Dramaturgie zutheil wird. In klangvollen und leichthinfließenden fünffüßigen gereimten Jamben entwickelt es, bei spärlicher Verwendung der üblichen Bühnenbehelfe, einen lebendig veranschaulichten Inhalt mit durchweg richtig gezeichneten Charakteren, darunter einen echtkomischen in der Gestalt eines tölpelhaften Gärtnerburschen, vortrefflich für die Hauptsituation des Stückes verwerthet. Dem Standesvorurtheil des Geburtsadels tritt Voltaire hier schonend, aber um so wirksamer entgegen: es wird auf dem Wege der Liebe bekämpft und besiegt. Der betreffende Graf, selbst schon Wittwer und von einer ebenfalls verwittweten Baronin umworben, wendet seine Neigung einem lieblichen Bauernkinde zu, das durch die Fürsorge der prächtigen Gräfin-Mutter einer ausgezeichneten Erziehung theilhaft und so ihm vollauf ebenbürtig geworden ist. Diese alte Dame und ihr Schützling Nanine gehören zu Voltaire's besten Bühnengestalten; das Verhältniß des edelgesinnten, jedoch etwas wankelmüthigen Schloßherrn zur kaltherzigen, herrschsüchtigen Baronin, welche ihre Nebenbuhlerin Nanine anfangs dem in sie verliebten Gärtnerburschen verheirathen, alsdann durch Einsperren in ein Kloster beseitigen möchte, ist mit sicherem Griff echt dramatisch durchgeführt.

Lessing's verhältnißmäßig günstiges Urtheil über Voltaire's fünfaktiges Schauspiel „L'écossaise“ (Hamb. Dramaturgie 12. Stück) läßt eine weit bessere Leistung erwarten, als thatsächlich vorliegt. Als Libell gegen den anrüchigen Journalisten Fréron 1760 geschrieben, leidet das Stück an eben den Gebrechen, die bei dem gleichartigen „L'envieux“ zu rügen waren: einerseits der ruchlose Denunziant Fréron, dem eine eifersüchtige Furie zugesellt worden, ihnen gegenüber die edelmüthigste Unschuld, durch jakobitische Flüchtlinge vertreten. Diese, ein Vater mit seiner Tochter, nach zwölfjähriger Trennung einander völlig unbekannt und von der beiderseitigen Anwesenheit nichts ahnend, werden durch Mithilfe weiterer Idealfiguren aus aller Bedrängniß gerettet und schließlich zusammengeführt. Alle diese Vortrefflichen, darunter auch ein Anbeter der jungen Schottin, reden eine Sprache, die fast nie aus rhetorischem Schwulst herauskommt, obwohl das Stück in Prosa verfaßt ist. Wo die Bühnenvorgänge sich über hohles Tugendgeschwätz zur Handlung erheben, sind die betreffenden Auftritte von einer grauenhaften Theatralik, wie solches allerdings bei bloßen Schablongestalten, die in die unwahrscheinlichsten Beziehungen zu einander versetzt worden, eben nicht anders sein kann.

Um so beachtenswerther sind zwei im Laufe des nämlichen Jahrzehnts entstandene Dreiakter: „Droit du seigneur“ (1762) und „Charlot ou la comtesse de Givry“ (1767), jenes in fünffüßigen gereimten Jamben, dieses in Alexandrinern, innerhalb der konventionellen Darstellungsform, welche dramatisch wichtige Vorgänge großentheils erzählen statt geschehen läßt, als gelungene Leistungen zu bezeichnen. Rührstücke wie „Nanine“, behandeln beide das Problem der Standesvorrechte in einer ähnlichen Weise wie dieses. Der Konflikt im „Herrenrecht“ wird genau wie dort durch die Macht echter Liebe überwunden, nur daß der Standesgegensatz, der das Aufkommen der gegenseitigen Neigung zwischen den Betreffenden nicht zu hindern vermochte, hier dem bloßen Scheine nach besteht: das junge Mädchen, in der Obhut eines alten, treuen Schloßdieners und seiner Frau aufwachsend, erweist sich als natürliche Tochter eines — im Stück nicht erscheinenden — Edelfräuleins, welches deren Erziehung beeinflußt hat; die Ehe mit dem vornehmen Herrn wird also eine möglichst standesgemäße. Für diese Konzession an die in „Nanine“ dreist zurückgewiesenen Bedenken gegen eine Mesalliance hält sich der Autor schadlos durch die Betrachtungen, die er einem infolge jener Ehe um seine Braut kommenden Bauern in den Mund legt. Schon hier erklingt die Sprache, die man als dem Figaro allein zukömmlich anzusehen pflegt. Genau wie dieser meint auch Voltaire's junger Bauer: Adel und Rotüre seien aus dem nämlichen Lehm erschaffen, würden beide mit Muttermilch gesäugt, Arme und Beine hätten die einen wie die anderen und häufig denke das Hirn der Niedriggeborenen richtiger als das der Vornehmen; er kann nicht einsehen, weshalb man sich die Ausbeutung seitens derer gefallen lassen solle, deren Geburt und Tod nicht um ein Haar anders verlaufe als beim Nichtadel.

> . . . Sommes nous pas pétris
> D'un seul limon, de lait comme eux nourris?
> N'avons nous pas comme eux des bras, des jambes,
> Et mieux tournés, et plus forts, plus ingambes?
> Une cervelle avec quoi nous pensons
> Beaucoup mieux qu'eux? Car nous les attrapons.
> Sommes nous pas cent contre un? Ça m'étonne
> De voir toujours qu'une seule personne
> Commande en maître à tous ses compagnons,
> Comme un berger fait tondre ses moutons.
> Quand je suis seul, à tout cela je pense
> Profondément. Je vois notre naissance
> Et notre mort, à la ville, au hameau
> Se ressembler comme deux gouttes d'eau.
> Pourquoi la vie est-elle différente?
> Je n'en vois pas la raison: ça tourmente.

In dem späteren Schauspiel leuchten diese Gedanken nur stellenweise blitzartig auf, während den Lebensansichten des Adels noch mehr Konzessionen gemacht werden. Träger der Standesgegensätze sind hier zwei junge Männer, Milchbrüder und gemeinsam erzogen: der künftige Schloßherr hat sich zu einem brutalen Selbstsüchtling entwickelt, sein Milchbruder Charlot zu einem ausgezeichneten Menschen, den der andere auf jegliche Art demüthigt und beleidigt. Es kommt zu einem dem Zuschauer nicht sichtbaren, heftigen Auftritt, wobei Charlot sich zur Wehr setzt und seinen wüthenden Angreifer tödtlich verletzt. Nun stellt sich ein im Säuglingsalter stattgehabter Tausch der Knaben heraus: ob das Bewußtsein angestammter Vorrechte den Sohn der Amme so bösartig werden ließ oder seine niedere Herkunft, und ob das blaue Blut allein den anderen so wohlgerathen gemacht oder das Aufwachsen unter Verhältnissen, die ihm unabweisbare Rücksichtnahme auf Mitmenschen gelehrt, bleibt unentschieden.

Als Fünfundsiebzigjähriger endlich hat Voltaire in seinem fünfaktigen „Le dépositaire“ ein wirkliches Lustspiel dichten wollen. Trotz klangvoller, den richtigen Lustspielton treffender Alexandriner voll köstlicher Pointen, ist es doch ein mißrathenes Stück. Mit allen herkömmlichen Bühnenbehelfen entwickelt es eine Handlung, die mehr als zur Hälfte hinter der Bühne sich abspielt. Die Vorgänge hier, so weit sie nicht bloß Unterhaltung sind, bestehen aus einem Netz auch den Zuschauer verwirrender Mißverständnisse und einer Reihe erzwungener Situationen. Die Titelrolle ist eine Art potenzirter Tartufe, seines Zeichens Verwalter der gemeindlichen Armenpflege, der ein ihm anvertrautes Legat den betreffenden Erben zu entziehen gedenkt, was natürlich hintertrieben wird; die solches vorführende Schlußscene ist aber so schwächlich ausgefallen, daß der ekelhafte Schleicher selbst dabei jede Spur lebendigen Menschenthums einbüßt und gleichsam wie ein Nebelgebilde in Nichts zerflattert.

Ein echtes Lustspiel zu schaffen hat nicht außerhalb Voltaire's Begabung gelegen. Die Posse „L'échange“

und die in „Nanine“, im „Herrenrecht“ und in „Charlot“ bewährte Technik bieten ein schätzbares Unterpfand dafür. Allein Zeitgeschmack und Temperament drängten ihn in die Richtung, wo die Komik, sich in den Dienst der Moral stellend, um ihr künstlerisches Recht kommt. Der Humor, die Seele wahrhafter Komik, wurde ihm durch die Rücksicht aufs Bessern und Belehren getrübt und beengt; zudem hat er dieses Genre, das zu seinem Gedeihen eine ganze ungetheilte Kraft verlangt, nur nebenher gepflegt. Was in den Spuren seiner Vorgänger Molière, Regnard und Destouches im Gebiete der Komödie dazumal erreichbar war, das zeigt sich in hervorragender Weise an Voltaire's Zeitgenossen Ludwig Holberg (geb. 1684, gest. 1754), der seine Theaterthätigkeit ausschließlich dem Lustspiele widmete und die dänische Bühne mit wirklichen Meisterwerken beschenkt hat.

Wilhelm Bolin.

Theater.

Lessing-Theater: „Haus Rosenhagen.“ Drama in 3 Aufzügen von Max Halbe. — Residenz-Theater: „Tragödien der Seele.“ Schauspiel in 3 Akten von Roberto Bracco.

Wieder einmal mag die Pilatusfrage laut werden: Was hat das Schicksal in der Kunst zu gelten?

Zwei Auffassungen stehen sich scheinbar gegenüber. Des Menschen Schicksal ist in seine Brust geschrieben, es ist nichts als seiner Thaten letzte Konsequenz; der Mensch ist Herr über sein Schicksal, und wenn es ihn vernichtet, so war er zuvor bereits innerlich der Vernichtung anheimgegeben. Oder aber — man denke an Maeterlinck: eine dunkle, ungreifbare Macht, schwebt das Schicksal über dem Menschen. Es ist immer da und immer furchtbar. Es spricht mit aus den Worten des Andern, es droht aus seinem Schweigen. Es ist da, und niemand ist Macht darüber gegeben. Scheinbar offenbart sich so eine ganz andere Auffassung, und im Wesentlichen ists doch dieselbe. Auch dies Maeterlinck'sche Schicksal — das aller echten Schicksalstragödien zugleich — ist in des Menschen Brust geschrieben. Nur weil er es ahnt und fürchtet, ist es da. Es ist wirklich, weil er es fühlt. Und was es äußerlich bringen mag — der Mensch hat das alles in seiner Furcht vorweggenommen. Ehe das Schicksal auf ihn niedergeht, hat er es innerlich erlebt. — In aller Kunst ist Schicksal nichts als äußere Bestätigung eines inneren, des seelischen Erlebnisses.

Und darum ist Kunst die letzte, keckste Eroberung des Menschengeistes: alle Kräfte der Welt gelten nur, soweit sie im Innern des Menschen Kraft gewannen. In der Kunst ist der Mensch der Gott des Menschen.

Die beiden Erstaufführungen der letzten Woche aber brachten Schicksalsdramen, insofern in beiden das Schicksal etwas Aeußerliches, Zufälliges geblieben ist.

Der junge Rosenhagen wird von dem Feind seines Hauses erschossen. Er hat sich nach dem Tode seines Vaters mit ihm versöhnen wollen, aber durch Intriguen ist die alte Feindschaft wieder aufgelebt. Er hat das Recht auf seiner Seite und mit dem Recht die Macht über den Andern: da geht der hin und erschießt ihn. Er fällt wie ein Haushund in das Wolfseisen. Es ist ein unglücklicher Zufall: der Andere hätte ebenso gut sich selbst erhängen oder vorbeischießen können. Innerlich war der junge Rosenhagen durchaus nicht dem Untergang verfallen. Hätte er nicht das Unglück gehabt, just in einem Halbe'schen Drama das Licht der Welt zu erblicken, er hätte noch ein langes, gedeihliches und gesegnetes Leben führen können. Ueber das bischen Liebesschmerz wär' er nach vier Wochen hinweggekommen, innerlich einfache und gesunde Natur, die er ist.

Man muß bei Halbe immer fragen, was er gewollt und was ihm vorgeschwebt hat, denn seine Absichten sind meist künstlerisch, klug und fein. Auch sein verfehltes Drama „Haus Rosenhagen“ hat einen starken, stimmungsvollen ersten Akt. In wenigen Zügen sind die verschiedenen Charaktere lebendig und eindrucksvoll gestaltet, Lebensführungen werden deutlich, Leidenschaften begehren auf. Diese Rosenhagen sind ein temperamentvolles und rücksichtsloses Geschlecht. Sie fußen fest auf dem ererbten Boden und gieren nach weiterem Besitz. Landgier erfüllt sie ganz. Rücksichtslos setzen sie sich durch, sie hungern den Schwächeren aus und reißen sein Besitzthum an sich. Die Gegend wird durch sie ausgebauert. Sie sind — Halbe bedient sich selbst des Vergleiches — die Hechte im Dorfteich, die nach und nach all die kleinen Fische fressen. Die ihrer Gier sich widersetzen, werden von ihrem Haß verfolgt.

Und nun tritt ein andersgearteter Jüngling diese Erbschaft seiner Väter an. Er hat draußen studirt und Ideale in sich aufgenommen. Er denkt daran, für die Tagelöhner zu sorgen und ihnen ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen. Aber mit der äußeren Erbschaft sollte ihm auch die innere zufallen! Er sollte engherzig werden wie seine Väter, ihre Leidenschaft sollte in ihm auflodern. Und sollte ihn zu Grunde richten. Auf den Erben seiner Väter fällt auch die Feindschaft, die sie gesät, der Haß, mit dem sie gewuchert haben.

Nur tritt der junge Rosenhagen die Erbschaft seiner Vorfahren innerlich durchaus nicht an. Er ist in ein fragwürdiges Geschöpf verliebt, und diese Liebe erfüllt ihn ganz. Das Mädchen fordert von ihm, mit ihr in die Welt hinauszuziehen, und das darf er nicht, weil er dem sterbenden Vater in die Hand gelobt hat, auf dem alten Besitz auszuharren. Ein künstlicher Nebenkonflikt ist damit geschaffen, der die eigentliche dramatische Entwicklung überwuchert, wie der Epheu den Stamm. Der Streit mit dem Nachbarn ersteht rein zufällig, noch dazu nur auf Grund von Intriguen. Innerlich denkt der junge Rosenhagen gar nicht daran, den Hecht im Dorfteich zu spielen. Innerlich geht überhaupt blutwenig in ihm vor. Er fällt, ein Zufallsopfer einer alten Feindschaft: Die Kugel, die ihn erreicht, hätte mit besserem Recht seinen Vater getroffen. Das Schicksal überschleicht ihn, wie ein Dieb bei Nacht.

Der eigentliche Konflikt, der Halbe vorgeschwebt hatte, wird auf Intriguen gestellt und endet in einem leeren Theaterspiel. Und doch hat Halbe in „Haus Rosenhagen“ seine gute Gabe der Menschengestaltung bewährt, wie nur je. Das sind alles Gestalten von Fleisch und Blut, die leben. Menschen, die die gemeinsamen Züge einer engeren Heimath tragen und doch ein individuelles Gepräge aufweisen. Aber Halbe ist nicht im Stande, ihr seelisches Leben mitzuleben. Er setzt sie in die Welt, aber er fühlt nicht mit ihnen. Er hat nicht die Liebe, die zum Verständniß wird. Er ermangelt der Phantasie, die fremde Leiden und Freuden im Herzen lebendig werden läßt. Seine innere Vorstellungswelt ist eng. So steht er seinen Gestalten rathlos gegenüber und weiß nichts Rechtes mit ihnen anzufangen. Herzlos heißt er sie thun und lassen, was ihm in seine Bühnenpläne paßt, darum haben all' ihre Thaten, selbst der Mord, einen Stich ins Unmotivirte. Es ist auch etwas Herzloses in der Art, wie er das Schicksal auf sie hetzt. Man hat das Gefühl: nun will er sie irgendwie los sein.

Und das eben macht den Vergleich zwischen den beiden Erstaufführungen der Woche interessant: auch Roberto Bracco ruft in seinen „Tragödien der Seele“ ein äußerliches Schicksal in dramatischen Nöthen sich zu Hilfe. Aber wenn das Schicksal bei Halbe herzlose Vernichtungsdienste zu leisten hat, spielt es bei Bracco den sentimentalen Vermittler. Bei ihm heischt das Schicksal nicht Sühne, — es erstrebt Vertuschelung.

So hat Bracco eine Schuld konstruirt, die eigentlich keine Schuld sein soll. Eine Frau ist ihrem Mann untreu geworden, trotzdem sie ihn, und nur ihn, liebt. Das ist über sie gekommen, sie weiß selbst nicht wie. Psychologisch mag es räthselhaft klingen, aber Bracco weiß sich zu helfen: der Fehltritt wird in die Vorfabel verlegt und den Zu-

schauern als Thatsache mitgetheilt. Mögen sie innerlich damit fertig werden, wie sie können und wollen! Wenn der Vorhang aufgeht, liegt das weit zurück und die Schuld wäre verjährt, wenn nicht ein Kind da wäre.

Wenn der Vorhang aufgeht, stehen sich Mann und Frau als ein paar ausgezeichnete Menschen gegenüber, die sich von Herzen lieben. Nur ist das Verhältniß durch das Schuldbewußtsein der Frau getrübt. Da beichtet sie ihm ihre Sünde. Er gewinnt es über sich, ihr zu verzeihen, doch besteht er darauf, daß sie sich von ihrem Kinde trenne. Und das eben vermag sie nicht. Ihre Mutterpflichten sind ihr heilig.

Die Lösung des Konflikts? Ganz einfach. Im zweiten Akte stirbt das Kind. Das Schicksal ist gefällig genug, das so einzurichten. Wie bei Halbe ist es der deus ex machina; nur daß es hier die Hände in einander legt. Und wenn das Schicksal schon als rein äußere Macht beschworen wird, ists sicherlich sympathischer, es als Vermittler denn als Vernichter zu rufen. Wir sind weichherzig geworden. Ein vermittelndes Schicksal liegt eher in der Linie unserer Weltanschauung.

Wie Halbe ist Bracco dem eigentlichen Konflikt ausgewichen und hat sich ein Hilfskonfliktchen erdacht. Der Verführer erhebt höchst unmotivirte und unverständliche Ansprüche auf sein Kind, die denn auch durch den Tod hinfällig werden. Und wie bei Halbe die eigentliche dramatische Entwicklung in leere Theatralik ausgeht, so bei Bracco in aufgeklebte, sentimentale Stimmungsmacherei. Und diese Lyrik ist bei Bracco böse, weil sie innerlich unwahr ist.

Die Unfähigkeit aber einen dramatischen Konflikt in all seinen Konsequenzen durchzuführen, ihn innerlich ganz durchleben zu lassen, ist immer ein Zeichen von Schwäche. Und nur in dieser Schwäche wird das Schicksal stark.

Ernst Heilborn.

Der fremde Vogel.

Das war ein seltsames Land. Da waren die Wiesen grün im Sommer, und in den Gärten die Blumen waren von allerhand Farben. Der Himmel war blau, wenn die Sonne schien. Oft aber war er auch nicht blau. Oft tröpfelte Wasser herunter und alles wurde naß. Und manchmal kam es wie Federn aus der Luft. Da ward alles Land schneeweiß.

Und viel seltsames Gethier lebte in dem Lande. Da gab es Esel mit langen Ohren und die Menschen hatten die Nase mitten im Gesicht. Die Ochsen flogen nicht mit Flügeln in der Luft herum. Sie gingen gemüthlich auf allen Vieren. Die Frösche badeten ohne Schwimmhosen, und die Enten und Gänse watschelten barfüßig durch die Gassen.

Den Gockelhahn fand man dort nicht in goldenen Käfigen. Man sah ihn aber manchmal hoch auf der Spitze des Kirchthurms, und die Düngerstätte des Hofes war sein liebster Aufenthalt. Denn der Mist ist des Bauern höchste Weisheit, und der Mann mit der phrygischen Mütze auf dem Kopf und dem Federbusch im Steiß galt dortzuland für einen großen Propheten und Philosophen. Er prophezeite gutes und schlechtes Wetter. Das Wetter aber ist des Bauern Religion. Und der Gockelhahn forschte unaufhörlich auf seiner Düngerstätte und grübelte und grub nach des Düngers tief verborgenem Kern. Und er fand wirklich von Zeit zu Zeit ein Korn, das ein Ochs oder Esel, trotz allen Wiederkäuens, nicht verdaut hatte. Da ließ er dann einen lauten Ruf erschallen und versammelte um sich seine Gemeinde, alle Hühner des Hofes, und legte ihnen seinen Fund vor zur Begutachtung. Und ward da vor Liebe und Bewunderung weithin ein groß Gegacker.

In dem Lande lebte noch ein anderes großes Thier. Eigentlich war es ein vornehmer Herr. Seine Kleidung schien absonderlich. Er trug immer dieselben rothen Hosen, dieselbe weiße Weste, denselben schwarzen Frack. Man begegnete ihm aber selten auf der Promenade; öfter sah man ihn, mit all seinem Staat, draußen in den Sümpfen herumwaten. Er studirte dann Amphibiologie. Auch bekleidete er verschiedene Aemtchen, er war Stadttrommler, Thurmwächter, Schieferdecker. Er deckte die Dächer, die schon gedeckt waren. Er deckte die blauen meist weiß und die rothen manchmal grün.

Daneben trieb er heimliche Geschäfte. Im Winter reiste er nach Afrika. Die Kinder nannten ihn Herr Adebar. Sie sahen ihn verwundert an, wenn er auf der Wiese spazieren ging, mit seinen rothen Hosen, seiner weißen Weste, seinem schwarzen Frack... Denn er mit seinem langen Schnabel hatte sie ins Land gebracht, alle sammt und sonders.

* * *

Auch den kleinen Wendelin hatte er gebracht, an einem Sonntagmorgen, im Monat Mai.

In einem grünen einsamen Thale, zwischen Apfelbäumen und Weißdornhecken, lag eine alte Wassermühle. Hier wuchs der kleine Wendelin auf. Er war nicht umsonst ein Sonntagskind. Seine Augen waren so hell und blau, wie der Himmel blau ist, wenn die Sonne scheint. Und immer stand er am Rand des Baches, wo das Rad sich drehte. Das schien ihm so geheimnißvoll. Das Rad war ganz bedeckt mit feinem nassem Moos, und wenn die Sonne darauf schien, da schimmerte es goldgrün und braun, und die Wassertropfen rannen daran nieder wie flüssige Diamanten.

Von oben, aus einer moosigen Rinne, fiel das Wasser silbern herab auf die Speichen, und unten in der Tiefe lag es still wie ein schwarzer todter See. Reglos lag es da drunten. Nur manchmal quirlte es blasig herauf aus der Tiefe, und schluckende, schluchzende Töne drangen an das Ohr des Knaben.

Wo man zur Mühlenscheuer fuhr, schwang sich ein Brücklein über den Bach, ein altes, hochgewölbtes, morsches Gemäuer. Aus seinen Fugen wuchsen ganze Büschel blutrother Nelken und blauer Glockenblumen. Der Steinbrech trieb weiße Blüthen hervor und der Mauerpfeffer Millionen goldener Sterne. Und das Rothschwänzchen und die weißbrüstige Wasseramsel bauten ihr Nest dazwischen. Weiches, golbraunes Moos wuchs auf der Brüstung.

Das war ein Lieblingsplatz des kleinen Wendelin. Tagelang lag er auf der wackeligen Mauerbrüstung, auf dem weichen, goldbraunen Moos, und schaute voll Begierde hinunter in die Wassertiefe, wo ein Weidenbaum heraufwuchs und ein alter Hollunder, die ihn fast zudeckten mit ihren Zweigen.

Wendelin sollte eigentlich zur Schule gehen. Aber über seinem Brücklein und seinem Wasser vergaß er Schule und Schulmeister, vergaß er seine Tante, die Frau Welte, und lag und lag und blickte voll Begierde in die Tiefe.

An Sonntagen manchmal saß der treue Veit bei ihm, der alte Mühlknappe, dem ein Auge blind war und ein Bein hinkte. Der erzählte ihm von den Wasserweibern. Die sind schlohweiß am Leib, und auf dem Haupte tragen sie goldene Kronen. Sie wohnen tief unter dem Wasser in krystallenen Palästen. Sie spinnen goldenen Flachs von goldenen Rocken. Die Fäden drehen sie auf goldene Spindeln. Sieben Spechte sind ihre Diener, die bringen ihnen Kunde von der Welt der Menschen. Im Winter aber, wenn es weiße Flocken stiebt, in der Zeit der Heiligen Zwölf Nächte, kommen die Wasserfeen selber herauf. Mit ihren goldenen Rocken kommen sie in die Mühle, in die warme Stube.

Sie müssen wieder einmal die menschliche Stimme hören, sie würden sonst vergehen vor Traurigkeit in ihren kalten, glitzernden Sälen. Durch die Zwölf Nächte hindurch kommen sie jeden Abend. Aber nur Sonntagskinder können sie sehen.

So erzählte Veit, der hinkende Knappe.

Und Wendelin sperrte Mund und Augen auf.

Und als der Winter kam und die Zeit der Heiligen Zwölf Nächte und weiße Flocken vom Himmel stoben, da erinnerte sich Wendelin getreulich an alles, was ihm Veit erzählt hatte. Und in der Stube kauerte er hinter dem Ofen und wartete, denn er wußte, er war ein Sonntagskind. Klopfenden Herzens wartete er Abend für Abend.

Aber nur das Gesinde der Mühle kam in die Stube, und Bauernmädchen aus dem Dorfe. Sie spannen gewöhnlichen blonden Flachs auf gemeinen hölzernen Rädchen, gelben, grünen und blauen. Auch einige junge Frauen kamen, die waren dick und rundlich. Nichts Wunderbares war an ihnen.

Auch die Knechte kamen und viele Burschen aus dem Dorf. Sie spielten Karten und würfelten um dürre Nüsse.

Und manchmal neckten sie die Dirnen. Und die lustigen Dirnen gaben ihnen Räthsel auf, die sie nicht lösen konnten. Da sprach wohl einer: Das müßt ihr den Wendel fragen, der hört das Gras wachsen und versteht, was die Vögel reden unter einander. So spotteten sie über den Wendelin, der in der Ofenecke saß und darauf kein Wörtlein zu erwidern wußte.

Und Abend um Abend verging. Und Wendelin wartete und wartete. Aber kein einziges Wasserfräulein kam.

Und Wendelin wurde traurig in seinem Herzen. Man hatte ihm gesagt, er sei ein Sonntagskind. Er glaubte es nicht mehr, man mußte ihn angelogen haben.

* * *

Dann kam von neuem der Frühling. Aus den Fugen der Brückenmauer hingen wieder ganze Büschel blutrother Nelken und blauer Glockenblumen. Der Steinbrech trieb weiße Blüthen hervor und der Mauerpfeffer Millionen goldener Sterne. Und das Rothschwänzchen und die weißbrüstige Wasseramsel bauten ihr Nest dazwischen.

Und Wendelin vergaß wieder die Schule und lag auf der Mauerbrüstung, auf dem braunen Moos, Tag für Tag, und schaute mit großer Begierde hinunter in die Tiefe. Drunten am Bachrand, an den wilden Dornen brachen tausend zarte Rosen hervor; jeder nickende Zweig war ein Kranz von Rosen. Zu Häupten Wendelin's aber blühte der Hollunder. Er umspann den Knaben ganz mit seinen weißen Fächerdolden und berauschte ihn mit süßem Duft. Da ward es Wendelin ahnungsvoll ums Herz: da gedachte er der schlohweißen Feen, die da drunten wohnen in krystallenen Palästen.

Und einmal erschrak er. Drunten in der Rosenhecke sah er einen fremden Vogel. Der hatte einen langen blutrothen Schnabel und goldgrün schimmerndes Gefieder. Nur einen Augenblick sah er ihn. Dann war er in der dunklen Tiefe verschwunden, wie ein grünflammender Blitz, den das schwarze Wasser verschluckte. Wendelin zitterte am ganzen Körper. Lange konnte er sich nicht von der Stelle rühren. Endlich that er sich Gewalt an und raffte sich auf, und lief fort zu den Leuten. Und fragte alle Welt, was das für ein Vogel sei mit dem blutrothen Schnabel und mit den Flügeln wie ein grüner Blitz.

Aber die Leute schüttelten die Köpfe. Einen solchen Vogel kannten sie nicht. Der Junge war wohl nicht recht gescheit.

Veit selber machte ein ungläubiges Gesicht. Es konnte wohl ein grüner Specht sein. Aber einen rothen Schnabel hatte der nicht.

Da kehrte Wendelin zurück zu seiner Brücke und ließ die Leute die Köpfe schütteln, so lang sie wollten. Er war mit sich im Reinen. Er wußte es nun, was das für ein Vogel war, den er gesehen hatte. Nichts anderes war's, als einer von den sieben Spechten, die die Springwurzel kennen und die bei den Wasserfräulein wohnen und ihnen Kunde bringen von dieser Welt.

Und Wendelin lag auf der Brücke, Tag für Tag, und wartete hoffend auf ein Wunder. Doch Wochen und Wochen vergingen, der grüne Vogel kam nicht wieder.

* * *

Nun war es um die Erntezeit. Die Menschen und alles Gesinde waren in den Kornfeldern hinter dem großen Wald.

Nur Frau Welte saß strickend am Scheuerrain.

Und Wendelin lag auf seiner Brücke. Das Kinn gestützt auf die Ellenbogen, so lag er bäuchlings auf der schmalen, wackeligen Brüstung, auf der goldbraunen Decke von Moos. Der Hollunder deckte ihn liebreich zu mit seinem Schatten.

Unverwandt blickte er hinunter nach der blühenden Rosenhecke und nach den Weiden am Wasser. Aber kein grüner Vogel zeigte sich. Nur Schwalben durchsegelten die Luft. Und auf den braunen Ufersteinen hüpften gelbe und blaue Bachstelzen schwanzwippend hin und wieder. Um die wilden Rosen summten goldene Käfer. Große braunrothe Schmetterlinge gaukelten um blühende Gaisblattranken und Engelwurzdolden, und über den Wasserlinsen und Teichlilien schaukelten sich glasflügelige Libellen.

An einer Ausbuchtung des Baches, zwischen Binsen und himmelblauen Vergißmeinicht, tummelten sich drei graue Gänse. Sie schlugen die Luft mit den Flügeln, sie schwenkten die Schwänze, sie tauchten den Kopf unter und warfen sich Wasser auf den Rücken, daß es nach allen Seiten herunterrann in silbernen Tropfen. Und sie schnatterten mit den Enten, die am Ufer auf dem Rasen lagen. Sie schienen auf kein Wunder zu warten.

Indessen lag es in der Luft wie Gewitterschwüle. Und wurde immer dumpfer und drückender. Am Scheuerrain Frau Welte strickte längst nicht mehr. Ihr Strickzeug war ihr entfallen, und ihre spitze Nase berührte fast das Knie, so war sie zusammengeknickt. Auch die Gänse waren ruhig geworden. Sie hatten den Kopf unter die Flügel gesteckt und standen auf einem Bein ohne Regung. Die Schwalben saßen müd auf der Dachrinne, sie piepsten nicht. Alle Stimmen des Lebens waren verstummt. Die Weiden selber ließen ihre Zweige schlaff herabhängen. Der Hahn auf dem Miste war eingeschlafen, und das Mühlrad drehte sich wie im Traum, träg und schläfrig. Und wie Fetzen eines verflatternden Traums taumelten Falter und Libellen über dem Spiegel des schlafenden Wassers.

Da überfiel es auch Wendelin. Und sein Kopf sank ihm nieder ins Moos, in den duftenden Thymian. Seine Augenlider wurden schwerer und schwerer . . . aber siehe, was war das?

Das war das erhoffte Wunder. Aus dem Wasser stieg der grüne Vogel. Dann saß er auf einem Zweig des Hollunders in funkelnder Pracht. Und mit menschlicher Stimme redete er zu Wendelin: „Du begehrst meine Königin zu schauen," sprach er, „Dein Wunsch soll Dir erfüllt werden, die Königin schickt Dir Gruß und Pferd."

Der grüne Vogel hatte kaum also gesprochen, da schwang sich ein Heupferd auf die Brücke, ein gewaltig großes, mit zwei himmelblauen und zwei hochrothen Flügeln, ein wundersames Thier. Wendelin erzitterte. Das Flügelthier sah ihn an mit großen, kugelrunden Augen. Und in seiner Ungeduld rieb es die langen, stacheligten Beine aneinander, und ein selsames Tönen ging davon aus, wie von Glas.

Wendelin wußte selber nicht, wie es geschah, er saß auf einmal dem Ungeheuer auf dem Rücken, zwischen den himmelblauen und den hochrothen Flügeln. Als Zügel

dienten ihm die Fühler. Das Pferd rieb seine stacheligten Beine aneinander, ein wundersames Tönen und Klingen zitterte durch die Luft, und fort ging's in sausendem Flug.

In den Weiden kamen sie an eine Höhle. Zwei blaue Ottern bewachten den Eingang. Dann ging die Reise im Finstern. Nur hie und da flackerte ein Irrlichtlein am Wege und leuchtete ein runder Klumpen von Glühwürmchen. In der Ferne sahen sie sieben Karfunkel wie rothe Sterne schimmern.

Zwei Thorflügel öffneten sich. Wendelin mußte die Augen schließen. Der Glanz blendete ihn. Die Wände waren von Krystall und alles funkelte und blitzte. Durch die Wände hörte man die Wasser rauschen und singen. So ging es fort durch weite Hallen. Endlich kamen sie in einen runden Saal. Hier saßen im Kreise die Wasserfräulein. Ihre Leiber, weiß wie Schlehenblüthe, schimmerten durch goldene Schleier. Auf dem Haupte trugen sie goldene Kronen. Sie spannen goldenen Flachs von goldenen Rocken. Die Faden drehten sie auf goldene Spindeln.

In der Mitte saß die Königin. Sie winkte Wendelin zu sich her, sie nahm ihn auf ihr weißes Knie. Sie faßte sein Gesicht mit ihren kühlen, lilienweißen Händen. Sie bog ihren rothen Mund zu seinem Mund. Ein süßer Schauer durchrieselte ihn . . . da . . . was war das? Das war ein dumpfes Aufplumpsen. . . .

Und verschwunden war alle Herrlichkeit.

Und Wendelin lag mitten im Bach. Die Gänse fuhren erschrocken aus dem Schlaf und reckten die Hälse. Frau Welte war auch erwacht. Sie erhob ein lautes Geschrei. Sie ballte die Faust: Der Taugenichts, der Tagedieb! schrie sie. Und Veit kam herzu, der treue Knappe, und sah, was geschehen war. Er zog den Wendelin aus dem Bache.

Der arme Wendel sah jämmerlich aus. Er hatte keinen trockenen Faden am Leib. Er triefte wie eine ersäufte Maus. Frau Welte zerrte ihn sofort in die Stube. Sie schalt: Dich lachen die Gänse aus.

In der That erhoben die Gänse ein überaus lautes Geschnatter. Auch die Enten kamen herbei und alle Hühner. Denn so was ereignete sich nicht alle Tage. Und das Geschnatter und Gegacker wollte kein Ende nehmen.

Nur der Hahn hielt sich fern in stolzer Vornehmheit. Er verließ seine hohe Stätte nicht, nämlich seine Düngerstätte, und unermüdlich forschte er und grübelte und grub nach des Düngers tief verborgenem Kern. Er fand auch eben wieder ein Körnlein, das trotz Wiederkäuens ein Ochs oder Esel nicht verdaut hatte. Und er ließ einen lauten Ruf ertönen. Aber seine Hühner hörten ihn diesmal nicht. Kein einziges sah nach ihm um. Ihr Gegacker war ihnen im Augenblick wichtiger.

Da ärgerte sich der Hahn gar sehr über den dummen Wendel. . . .

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Präsident Roosevelt als Schriftsteller.

Gleich bei seinem Eidschwur und Amtsantritt hat der neue Präsident der Vereinigten Staaten erklärt, daß er die Politik seines Vorgängers McKinley fortsetzen werde. Zu vielleicht nöthigen Einschränkungen einer so allgemeinen Erklärung war wohl die Zeit und Gelegenheit nicht geeignet. Indes liegen zwei vor kurzem veröffentlichte Bände vor, in denen der Schriftsteller Roosevelt, Offizier, Verwaltungsbeamter und Politiker, der die Gefahren des Kriegs und die Mißstände im öffentlichen Leben aus eigenster Erfahrung kennt, sich über mehrere wichtige Punkte in einer Weise ausspricht, die von der Auffassung seines Vorgängers und von derjenigen der Gesellschaftselemente, die ihn hauptsächlich stützten, und in ihm verkörpert waren, wesentlich abweicht. Diese beiden Bände heißen: The Strenuous Life — welches sich vielleicht durch „ein energisches und tüchtiges Leben" übersetzen ließe — und American Ideals. In beiden finden sich, neben der Monroe-Doktrin und Aehnlichem, das wohl auch von vielen anderen Amerikanern ausgesprochen werden könnte, eine Anzahl Stellen, die eine sehr selbständige Kritik gesellschaftlicher Zustände darlegen und von der Durchschnitts-Auffassung des regulären Politikers und erfolgreichen Geschäftsmannes sehr erfrischend abweichen. Von diesen sei Einiges hier ausgezogen.

Er hat wider gefährliche Demagogen gesprochen, von denen er indes prägnant sagt:

> „Der Demagoge ist in einem freien Gemeinwesen ein ebenso charakteristisches Element wie der Höfling in einem despotischen";

und er fährt fort:

> „Die Feinde der Ordnung sind ebenso schädlich durch das Beispiel ihres Lebens als durch die Maßregeln, die sie wirklich durchführen. Und ebenso steht es mit den nicht weniger schädlichen Verbrechern aus den wohlbegüterten Klassen. Der gewissenlose Spekulant, der seinen Reichthum erwirbt, indem er seine Mitmenschen beschwindelt, Richter betrügt und Gesetzgeber besticht und seine Lebenstage mit dem Rufe beschließt, einer der reichsten Männer in Amerika zu sein, übt auf das Gemüth der heranwachsenden Generation einen Einfluß aus, der noch schlimmer ist, als der des gemeinen Mörders oder Banditen. Denn seine Laufbahn blendet durch das Bild seines Erfolges und ist deshalb gefährlicher in ihren Wirkungen auf das Gemeinwohl . . . Die gewissenlose Brandstiftung des Arbeiteragitators kann unmöglich größeren Schaden verursachen als der engherzige, harte, selbstsüchtige Handelsmann oder Fabrikherr, der mit offenen Augen sich die Aufgabe setzt, die Arbeiter, die er verwendet, in eine solche Lage der Abhängigkeit herabzudrücken, daß es ihnen unmöglich werden soll, sich in ihrer Hilflosigkeit gegen ihn zu verbinden . . . In der ganzen Welt gibt es keinen unwürdigeren Charakter als den bloß gelderwerbenden Amerikaner, gleichgültig gegen jegliche Pflicht, gegen jeden edeln Grundsatz, nur danach strebend, ein Vermögen zusammenzuraffen und es dann auf die gemeinsten Zwecke zu verwenden, einerlei ob diese darin bestehen, in Aktien zu spekuliren und Eisenbahngesellschaften zu ruiniren, oder seinem Sohne zu erlauben, ein Leben voll thörichter Unthätigkeit zu führen oder seiner Tochter irgend einen Schuft von hoher gesellschaftlicher Stellung zu erkaufen."

Neben solch schneidender Denunciation spricht er von dem guten Einfluß, den ein richtig und edelgeführtes Leben eines Individuums auf den Geist und die Zukunft einer Nation auszuüben geeignet sei. So sagt er in American Ideals:

> „Jede große Nation verdankt den Menschen, deren Leben einen Theil der nationalen Größe hervorgerufen haben, nicht nur die materielle Wirkung ihrer Thaten, die Gedanken, welche sich in unserem Gesetzbuch krystallisirt haben, oder die Siege, die sie für uns errungen, sondern auch den unermeßlichen moralischen Einfluß, den ihre Worte und Thaten auf den Nationalcharakter ausgeübt haben . . . Ohne Washington hätten wir niemals unsere Unabhängigkeit von der britischen Krone erreicht; wir würden nur eine Gruppe von streitsüchtigen kleinen Gemeinwesen geblieben sein, die etwa dem Typus des ehemals spanischen Amerika anheimgefallen wären . . . Ganz abgesehen von den materiellen Ergebnissen unseres Bürgerkrieges sind alle, Männer des Südens wie des Nordens, unberechenbar reicher durch unsere Denkweise geworden, reicher durch jeden grimmigen Feldzug, durch jede hartdurchgefochtene Schlacht. Wir hegen in uns höhere Fähigkeit für alles Gute und Große, wir besitzen sie durch das unendliche Weh und Leiden und durch den glänzenden endlichen Sieg."

An einer anderen Stelle spricht er sich aufs stärkste für strenge Maßregeln gegen Excesse aus und führt aus, daß aller Fortschritt stufenweise gehen müsse und daß extreme Menschen ihm eher hinderlich als förderlich seien. Dann auf die Rolle des Staates in der menschlichen Gesellschaft übergehend, sagt er:

> „In dem Maße, in dem die Menschen in einem Staate mehr und mehr intelligent werden, mag der Staat eine größere Rolle in dem Gemeinwesen ausfüllen; aber es ist durchaus gefährlich, dem

Staate mehr als ein Minimum von Gewalt einzuräumen*), so lange er Massen von Menschen umfaßt, welche durch die Forderungen und Anklagen des heutigen Sozialistenführers hingerissen werden mögen. Es mag weise sein, Erbschaftssteuern einzuführen; und wo sich ein wirklicher Mißbrauch von persönlichem Reichthum findet, so muß man solchen ohne Verzug [promptly] beseitigen, was in unserem Lande auch gewöhnlich geschieht. Aber die erste Lektion, die dem armen Manne gelehrt werden muß, ist: daß der Reichthum, der sich im Gemeinwesen vorfindet, im Ganzen genommen, ein unbestreitbarer Vortheil für ihn ist . . . ."

„. . . . Es mag nöthig werden, mehr als dies bisher geschehen, die Rechte, welche aus Privatkontrakten hervorgehen, Einschränkungen zu unterwerfen; und der List ebenso Fesseln anzulegen, wie wir es für die Gewalt gethan . . . Heilmittel aber, welche alles kuriren sollen, sind dem politischen Körper ebenso schädlich wie dem physischen."

Ueber regelmäßige Theilnahme am öffentlichen Leben und die bekannte Zurückhaltung vieler Gebildeten von den amerikanischen Parteikämpfen, welche zur Ermunterung von gemeingefährlichen Organisationen dient, sagt Roosevelt, der Jahre lang den Staat New-York verwaltet hat und der Korruption entgegentrat, die im Staatsdienste sich ein breites Feld der Thätigkeit errungen hatte:

„In allen Aemtern, welche stätige Arbeit und Beschäftigung mit Details unumgänglich machen, wird der gewöhnliche Bürger, dem die Theilnahme am öffentlichen Leben eine unangenehme Pflicht ist, jedesmal durch die organisirte Armee der Berufspolitiker geschlagen werden, welche darin Pflicht, Vergnügen und Geldgeschäft sehen . . . Wir müssen unser Regierungssystem so einrichten, daß die Handlung des Stimmberechtigten so einfach und direkt als möglich sei, und daß sie so selten als möglich stattfinde."

Die letztere Bestimmung erinnert an die Erscheinung, welche Taine hervorgehoben hat, daß nämlich die Häufigkeit der Wahlhandlung in der französischen Revolution eine stete Verminderung der Wählerzahl hervorgerufen hat, wodurch die Wahlhandlung aufhörte der Ausdruck des Volkswillens zu sein.

In Bezug auf die obenerwähnte Monroe-Doktrin sei noch beigefügt, daß er nicht nur, wie deren Stifter die Ausdehnung eines europäischen Landbesitzes in Amerika verwirft, sondern auch den jetzigen Besitz beseitigen möchte. Er sagt wörtlich:

„Jeder wahre Patriot muß dem Tag entgegensehen, an dem keine europäische Macht eine Fußbreite amerikanischen Landes besitzen wird."

Und dies bezieht er ausdrücklich auf Canada.

Es sei noch erwähnt, daß Präsident Roosevelt außer den beiden Bänden Essays, aus denen die obigen Citate gezogen sind, mancherlei über Militär- und Marinefragen geschrieben hat, sowie über Jagden auf größeres Wild, über große Männer in der amerikanischen Geschichte, sowie ein Leben Oliver Cromwell's.

Eug. Oswald.

*) Es sei daran erinnert, daß „der Staat" hier nicht als ein abstraktes Wesen mit bureaukratischer Hierarchie und monarchischer Spitze aufzufassen ist, sondern als die, in jedem Stadium, aus republikanischer Volkswahl hervorgegangene Behörde, die zum erklecklichen Theil durch neueingewanderte Elemente beeinflußt ist, die mit der Tradition des Landes wenig bekannt sind.

Von der Noth der Landwirthschaft.

Ein mecklenburgischer Landwirth sendet uns folgenden Beitrag zum Kapitel der landwirthschaftlichen Noth:

„Als ich kürzlich einen mir bekannten Landwirth traf, der jetzt als Rentier lebt, sagte mir dieser, daß er für seinen Sohn ein Gut pachten wolle, aber nur mit 1/3 seines Vermögens. Er habe von drei Söhnen nur einen, der Landmann sei und sein Nachfolger werden solle. Deshalb wolle er nur den diesem zukommenden Antheil in der Landwirthschaft anlegen und die den anderen beiden Söhnen demnächst zufallenden 2/3 diesen jetzt schon reserviren. Er habe sich sein Vermögen selbst in der Landwirthschaft erworben und verlange von seinem Sohne, daß auch dieser nicht bloß von der Wirthschaft die Zinsen bezahle und lebe, sondern auch was zurücklege. Er — mein Freund — habe dies gekonnt! Allerdings habe er es nicht soweit gebracht, wie sein Bruder, der jedem seiner beiden Söhne etwa 1/2 Million hinterlassen habe, der als Bauer — Erbpächter — angefangen, als Rittergutsbesitzer gestorben sei.

Diese Verhältnisse waren mir bekannt; die Familie denkt nicht agrarisch! Ich erzähle diese Unterredung, um in Erinnerung zu bringen, daß auch in der Landwirthschaft sich recht wohl Vermögen erwerben lassen. Mir war das Gespräch mit meinem Freunde um so interessanter, als ich bei dieser Gelegenheit aus den Mittheilungen eines mitanwesenden entfernteren Verwandten desselben ein neues Beispiel kennen lernte, wie in der Landwirthschaft Vermögen nicht erworben werden.

Dieser Verwandte meines erfolgreichen Freundes hat von einem Herrn von X. eine bedeutende Wassermühle gepachtet, die er in schlechtem Zustande für billige Pacht übernommen, aber durch Aufwendung großer eigener Mittel leistungsfähig gemacht hat. Derselbe hat auch auf dem Gebiete des Herrn von X eine Molkerei auf eigene Kosten erbaut, um die auf täglich etwa 3000 Liter sich belaufenden Milchmengen, die er von Gütern des Herrn von X gepachtet hat, zu verarbeiten. Es hat ihm dies soviel gekostet, daß er ein Gut dafür hätte pachten können; er sagte aber, er befände sich so besser. Ich meinte, er müsse sich doch, um genügenden Nutzen zu haben, durch eine lange Pachtzeit oder sonstwie gesichert haben. Die Antwort war aber, daß der Pachtkontrakt nur 5 Jahre laufe, es sei dies für den Pächter vortheilhafter, da dann die Bedingungen leichter zu ändern seien, und bei einem etwaigen Aufhören der Pacht müsse der Verpächter ihm den Werth seiner Aufwendungen zurückzahlen. Dazu werde es aber kaum jemals kommen, der Edelmann habe dringendere Ausgaben. Schlimm oder gut, wie man es nehmen wolle, sei auch noch, daß er die Pacht schon jahrelang vorweg bezahlt habe.

Das ist die Noth der Landwirthschaft! Herr von X ist natürlich Mitglied des Bundes der Landwirthe! sein Pächter auch!

A. R.

Ludwig Thoma. Die Medaille. Albert Langen, Verlag. München.

Eine recht natürlich geschriebene Beamten- und Bauernkomödie, mehr im Stil von Gogol's „Revisor" und Tschechow's Novellen als in der Art von Hauptmann's „Biberpelz". Eine spezifisch bayerische Atmosphäre erhöht die Lebenswahrheit der kräftigen Charakterbilder, unter denen nur die Frau Bezirksamtmännin ziemlich konventionell bleibt. Als der deus ex machina der Posse, übrigens sehr gut vorbereitet, erscheint dann im schlimmsten Moment „er selbst", der Herr Regierungsdirektor, und schließt mit seinem beinahe ersten Wort, einem gedehnten „Soo?" die Festposse wirksam ab.

R. M. M.

Dieser Nummer liegt das Inhaltsverzeichniß über den abgelaufenen achtzehnten Jahrgang bei.

Ferner ist dieser Nummer ein Abdruck der von dem Herausgeber der „Nation" am 20. September in Nürnberg gehaltenen Rede über den Zolltarifentwurf beigelegt.

Für die Redaktion bestimmte Mittheilungen, Manuskripte, zur Rezension bestimmte Bücher und dergleichen bitten wir zu senden an eines der Mitglieder der

Redaktion

Dr. Th. Barth, W. Thiergartenstraße 37. Dr. P. Nathan, W. Zietenstraße 27.

Verantwortlicher Redakteur: Otto Böhme in Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.